image
not
available

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1834.

Zweiter Band.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ
„RUDOLFINUM"

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1834.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 8—12, literarische Anzeiger Nr. XVII—XXXXII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Digitized by Google

830.6
B
1834
July-Dec.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 182. — 1. Juli 1834

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Kunstreise durch England und Belgien, nebst einem Bericht über den Bau des Domthurms zu Frankfurt am Main von J. D. Passavant. Mit 10 Abbildungen in Kupferstich und Steindruck. Frankfurt a. M., Schmerber. 1833. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Bei seiner Reise nach England hatte Hr. Passavant vorzüglich den Zweck, alle dort vorhandenen Werke Rafael's kennen zu lernen, zum Behuf einer großen Arbeit über Rafael, mit welcher er beschäftigt ist. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit einigen der bedeutendsten Kunstsammlungen im Innern des Landes bekannt und erstattet nun nicht nur von diesen als Künstler und Kenner einen sehr schätzbaren Bericht, sondern auch von dem gegenwärtigen Zustande der Kunst in England überhaupt und vielen ältern Denkmälern derselben. Jeder Kunstfreund muß ihm für sein äußerst reichhaltiges, belehrendes Buch aufrichtigen Dank wissen, da es nicht Jedem, der die stolze Insel besucht, vergönnt ist, den goldenen Schlüssel oder die Wünschelruthe zu gewinnen, mit welcher man sich die Pforten zu den verschlossenen Kunstschätzen öffnet. Und Schätze, unermeßliche Schätze sind es, die in den prachtvollen Schlössern und Landsitzen der englischen Großen angehäuft sind und hier, wo sie häufig nur als fournitare betrachtet werden, selten das Auge des wahren Kenners erfreuen. Freilich hat Hr. P. nur einen kleinen Theil hiervon durch Autopsie kennen gelernt, und nach Schottland und Irland scheint sich seine Reise gar nicht erstreckt zu haben; er würde aber auch hier, wie wir nicht zweifeln, manche Ausbeute für seinen Zweck gefunden und uns manches Neue von dort mitgetheilt haben. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir aus der vorliegenden Schrift das Interessanteste ausheben und so auch Kunstfreunde und Sammler veranlassen, sich unverzüglich in den Besitz dieser „Kunstreise" zu setzen, welche in ihren Bibliotheken nicht fehlen darf.

Bei der Reise von Dover nach London fesselt natürlich den Verf. die Kathedrale zu Canterbury. Er gibt eine kurze Beschreibung derselben und charakterisirt bei dieser Gelegenheit die verschiedenen mittelalterlichen Baustyle Englands. Der älteste oder Rundbogenstyl heißt dort der sächsische und ist durch Schwerfälligkeit der Massen und Rohheit der Ausführung bezeichnet. Der darauf folgende Uebergangsstyl ist der normännische, der sich von dem vorigen durch schlankere Verhältnisse, öftere Anwendung des Spitzbogens und eigenthümliche Verzierungen unterscheidet. Der dritte ist der Spitzbogenstyl oder auch in England sogenannte gothische, dessen spätere Ausbildung, wo die bogenförmigen Glieder öfters in geschwungene Linien übergehen und Reichthum der Verzierungen vorherrscht, das florid gothic bildet. In diesem Style werden heutzutage wieder viele Schlösser, Landsitze, Kirchen und Kapellen in England aufgeführt.

In London angekommen, schreitet Hr. P. sofort zur Besichtigung der Kunstsammlungen, wobei wir ihm folgen wollen.

Den Anfang macht das britische Museum. Die Aufstellung der so reichen Antikensammlung in dem bisherigen Locale und namentlich der Elgin marbles, mußte jedem wahren Freunde des Schönen anstößig sein. Die Räume sahen allerdings „von Rauch geschwärzten Heuschobern" nicht ganz unähnlich; sie waren indessen nur provisorisch von den Kunstwerken eingenommen, welche jetzt in einem neuen von Sir R. Smirke erbauten Flügel des Museums ein sehr würdiges Local erhalten haben. Die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen ist zwar lückenhaft, doch füllt letztere, welche aus der Verlassenschaft des Richard Payne Knight und des Rev. Mordant Cratcherode herrührt, 18 Bände, und Hr. P. liefert (S. 221) ein Verzeichniß des Ausgezeichnetsten in dieser Sammlung. Ein von A. Dürer in Speckstein ge-

ſchnittenes Hautrelief, welches ſich dabei befindet, iſt äußerſt merkwürdig.

National Gallery. Dieſe einzige öffentliche Gemäldeſammlung des Staats iſt gegenwärtig noch in einigen wenigen Zimmern in Pall Mall aufgeſtellt, wird aber bald ein eignes, großes Local erhalten, welches, nach den Geldbewilligungen des Parlaments im Juli 1832, für ſie und die königl. Akademie in Charing Croß erbaut wird. Die Grundlage dieſer Galerie war die Angerſtein'ſche Gemäldeſammlung, wozu noch Vermächtniſſe und Schenkungen kamen. Unter ihren Bildern ſind beſonders ausgezeichnet ein Chriſtus mit den Schriftgelehrten von Leonardo da Vinci, eine heil. Familie von Correggio, ein herrlicher Bacchus mit der Ariadne von Tizian, die berühmte Auferweckung des Lazarus von Sebaſtian del Piombo; von engliſchen Meiſtern Hogarth's Marriage à la mode in ſechs Bildern und ſein eignes Portrait; von Wilkie der auch durch den Kupferſtich bekannte blinde Fiedler u. ſ. w.

British institution. In dieſer eigenthümlichen Anſtalt werden während des Sommers und Herbſtes Gemälde alter Meiſter, im Frühjahre Werke lebender Künſtler ausgeſtellt. Durch dieſe Einrichtung werden nach und nach die Kunſtſchätze im Beſitze des Königs, des Adels und anderer Privatperſonen dem Publicum leicht zugänglich und bekannt, und Künſtler erhalten Gelegenheit, nach alten Meiſtern zu ſtudiren, was ehedem in England mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Dulwich College. Drei engliſche Meilen von London entfernt, iſt dieſes College die Stiftung eines Schauſpielers aus Shakſpeare's Zeit zur Aufnahme der Armen und Dürftigen einiger benachbarten Pfarreien. Später wurde es durch Vermächtniſſe ſehr bereichert und erhielt endlich als Schenkung die Gemäldeſammlung des Sir F. Bourgeois, für welche dieſer hier ein eignes Local errichten ließ. Hr. P. gibt von den intereſſanteſten Bildern in dieſer ſchönen Sammlung Nachricht, erwähnt aber der drei ſchönen Landſchaften von Hobbema nicht, deſſen Werke überhaupt und ſelbſt in ſeinem Vaterlande ſo ſelten ſind.

Sammlung der königl. Akademie in Sommerſethouſe. Sie enthält von alten Meiſtern einiges Werthvolle, z. B. einige Cartons von L. da Vinci, M. Ang. Buonaroti, eine Copie in Oel vom Abendmahl des L. da Vinci durch Marco Uggioni u. ſ. w.

Hamptoncourt, eins der größten königl. Schlöſſer in der Nähe von London, welches Wolſey, nachdem er es erbauen und mit fürſtlicher Pracht hatte einrichten laſſen, an Heinrich VIII. ſchenkte. Dieſes Schloß beſitzt außer mehren ausgezeichneten Gemälden einen ſeltenen Schatz an den ſieben Tapetencartons Rafael's, welche durch die Kupferſtiche Dorigny's und Holloway's bekannt genug ſind. Nächſt dieſen Rafael'ſchen Cartons ſind hier noch neun Cartons von Andrea Mantegna, den Triumphzug Cäſar's darſtellend, ſehr merkwürdig, wiewol man ſie leider ſehr übermalt hat.

Windſor-Caſtle. Dieſer Lieblingsaufenthalt der engliſchen Könige iſt unter Georg IV. durch Sir Jeffry Wyatville auf das prächtigſte im altengliſchen (gothiſchen) Style ausgebaut worden, wozu das Parlament nach und nach die Summe von 900,000 Pf. Sterl. bewilligt hat. Die St.-Georgskapelle, in welcher ſich die Inſignien der Ritter des Hoſenbandes befinden, gehört zu den ſchönſten in England. Schade, daß das große, nach einer Zeichnung von B. Weſt gemalte Fenſter (die Anbetung der Hirten und der Könige) weder durch Compoſition noch durch Färbung ſeinem Zweck entſpricht. Schöne Bilder von Holbein, van Dyk u. A., die ſich im Schloſſe befinden, hat der Verf. angemerkt.

Palaſt zu Kenſington, von Backſteinen erbaut und unanſehnlich, aber von einem ſchönen Park umgeben, enthält mehre vortreffliche Gemälde. Unter dieſen iſt eins von Rafael (das Bruſtbild eines Jünglings), eins von M. Ang. Buonaroti (Venus von Amor geküßt), dem Hr. P. die höchſten Lobſprüche ertheilt, einige ſchöne Claude Lorrains, ſchöne Bilder von v. Dyk, Rembrandt, Mabuſe, Holbein und, wie der Verf. verſichert, das einzige echte Gemälde von A. Dürer (Bruſtbild eines jungen Mannes), welches er in England geſehen.

Buckingham-Houſe, oder der neue Palaſt. Georg IV. ließ dieſe Reſidenz ſeiner Mutter nach ihrem Tode durch ſeinen Liebling, den Architekten Naſh, für enorme Summen in eine Muſterkarte architektoniſcher Schnitzer verwandeln, um hier dereinſt zu wohnen. Man kann kaum etwas Abgeſchmackteres ſehen als dieſen Palaſt, der jetzt nicht bewohnt wird. Unter den Gemälden befinden ſich hier auch ſämmtliche Bildniſſe berühmter Zeitgenoſſen, welche Sir Th. Lawrence für den verſtorbenen König malte. Ueber einen wahren Schatz von Handzeichnungen gibt der Verf. (S. 234) ausführliche Nachricht.

Auf die königl. Schlöſſer folgen nun die Privatſammlungen in London, und hier macht Hr. P. den Anfang mit der Bridgewater-Galerie, auch Stafford-Galerie genannt, und von dem Herzog von Bridgewater auf den zweiten Sohn des Marquis von Stafford, Sir Francis Leveſon Gower, den Ueberſetzer des Göthe'ſchen „Fauſt", vererbt. Dieſe ausgezeichnete Sammlung enthält vier Gemälde von Rafael, unter welchen auch die neuerlichſt von Anderloni geſtochene Madonna del passeggio ſich befindet.

York- oder Gower-Hauſe, im Beſitz des Marquis von Stafford, nach Hrn. P. der ſchönſte aller neuen Paläſte in London, obwol an ſich betrachtet, nach des Rec. Meinung, noch lange kein Muſter ſchöner Baukunſt. Seine innere Ausſchmückung und Bildergalerie machen ihn indeſſen bewunderungswürdig.

Galerie des Lords Grosvenor, eine der reichhaltigſten und prächtigſten in England. Sie beſitzt herrliche Sachen von Rubens, van Dyk und andern niederländiſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Künſtlern.

Devonſhire-Houſe, mit einer auserwählten Sammlung alter Ringe und antiker Gemmen, Handzeichnungen, unter welchen das berühmte Liber veritatis von Claude-Lorrain, und ſchönen Gemälden.

Aſpley-Houſe, Stadtwohnung des Herzogs von Wellington, mit engliſcher Pracht und Eleganz und zum

Theil mit der vom Herzog gemachten Siegesbeute geſchmückt. Zu dieſer gehört die im Treppenhauſe aufgeſtellte koloſſale Marmorſtatue Napoleon's von Canova, und manches herrliche, an den Wänden prangende Bild, namentlich ein wunderſchöner Correggio, welcher nach der Schlacht bei Vittoria mit andern Koſtbarkeiten auf dem Wagen Joſeph Bonaparte's gefunden wurde, der dies Gemälde mit manchen andern aus dem königl. Palaſt in Madrid mit ſich genommen.

Der Marquis von Londonderry beſitzt in ſeiner Sammlung ebenfalls zwei Gemälde erſten Ranges von Correggio, welche ehemals dem Herzog von Alba, dann der Königin von Spanien, dann dem König Joachim von Neapel gehörten und aus dem Beſitz der Madame Murat in Wien durch Vermittelung des Fürſten Metternich in den Beſitz des Marquis von L. übergingen. Sie wurden beide auf 10,000 Pf. St. geſchätzt. Das eine iſt ein Ecce homo, das andere die Erziehung Amors durch Venus und Mercur.

Von andern Sammlungen beſchreibt Hr. P. mehr oder weniger ausführlich noch die des Herzogs von Grafton, des Hrn. Coesvelt, der unter Anderm die bekannte Vierge de la maison d'Albe von Rafael beſitzt, des Hrn Neeld, des Bankiers und Dichters Rogers, des deutſchen Bankiers Aders, bei welchem Bilder von van Eyk, Memling und niederrheiniſchen Malern ſehr ausgezeichnet ſind, des Grafen Cowper in Penſhangar mit zwei Rafael'ſchen Madonnenbildern, des Hrn. Hope, des Lord Garvagh, der die Rafael'ſche Madonna aus dem Hauſe Aldobrandini beſitzt, des Grafen Dudley, bei welchem ebenfalls ein äußerſt lieblicher Rafael (die drei Grazien), ehemals in der Galerie Borgheſe, und der Madame Sykes Witwe. Das Kleinod ihrer Sammlung iſt ein kleines Bild von Rafael, ebenfalls aus der Galerie Borgheſe, welches einen unter einem Lorber ſchlafenden jugendlichen Ritter mit zwei zur Seite ſtehenden allegoriſchen Figuren darſtellt. In der Sammlung von Handzeichnungen des verſtorbenen Malers Lawrence, welche ihm 40,000 Pf. St. gekoſtet haben ſoll und jetzt unzugänglich iſt, hatte Hr. P. noch Gelegenheit, den Schatz der Rafael'ſchen Zeichnungen zu ſehen, welcher aus angeblich 175 Stücken beſteht. Er führt uns dann noch in die bedeutendſten Kunſthandlungen Londons ein (Gebrüder Woodburn, Smith und Nieuwenhuys Sohn aus Brüſſel), in das an Curioſitäten reiche Muſeum des Architekten J. Soane und in das Muſeum der oſtindiſchen Compagnie.

Nun aber begleiten wir den Verf. in das Innere des Landes, wo in Schlöſſern und Villen ein unſäglicher Schatz der herrlichſten Kunſtwerke verborgen iſt. Ein eignes Werk von J. P. Neale: „Views of the seats of noblemen and gentlemen in England, Wales, Scotland and Ireland", welches 1818 begonnen, bis jetzt 10 Bände und vielleicht mehr zählt, gibt hierüber ausführliche, doch nicht ſtets zuverläſſige Nachrichten. Hr. P. theilt ein nach Neale, Spiker und Meidinger entworfenes und berichtigtes alphabetiſches Verzeichniß der Kunſtſammlungen in den Landſitzen Englands mit, welches dankenswerth iſt; von Dem aber, was er ſelbſt geſehen, empfangen wir einen ſehr intereſſanten Bericht, durch welchen die Sehnſucht nach dem Genuß jener Herrlichkeiten in den Kunſtfreunden gewiß ſchmerzlich geweckt werden wird.

In Stratton, dem Landſitz des Sir Thomas Baring, iſt des Schönen viel vorhanden. Villa und Gemäldeſammlung ſind prächtig. Der letztern freilich fehlt das Hauptbild, welches jetzt dem König von Baiern gehört. Es iſt ein unbezweifelt echtes Gemälde von Rafael, welches früher ſich im Escurial befand und dann von einem franzöſiſchen Commiſſair an Sir Th. Baring für 4000 Pf. St. verkauft wurde. Baring verkaufte es für 5000 Pf. St. an den damaligen Kronprinzen von Baiern, der es während ſeines Aufenthaltes in London ſah und davon entzückt ward. Dieſelbe Compoſition, für ein Originalbild ausgegeben und im Beſitz des Königs von Sardinien, iſt von Toschi unter dem Namen der Madonna della Tenda geſtochen. Noch iſt in Stratton das vielbeſprochene Bild der Viſion Ezechiel's von Rafael, das nachmals in die Galerie Orleans und dann um 800 Pf. St. an Lord Berwick kam. Obgleich man früherhin dieſes Exemplar dem unbezweifelten Originale im Palaſt Pitti an die Seite ſetzte, ſo wird es doch jetzt von keinem Kenner in England für Original gehalten.

In Wincheſter und Salisbury beſchreibt der Verf. die alten Kathedralen und beſucht dann das nahe bei Salisbury liegende Longford-Caſtle, den Landſitz des Grafen von Radnor, wo ſich eine Sammlung ſchöner Bilder befindet.

Wilton-Houſe, Landſitz des Grafen von Pembroke und Mongomery, drei engliſche Meilen von Salisbury entfernt, iſt ein wahres Muſeum von Kunſtwerken. Gebäude, Garten, die Eingangshalle mit den trophäenartig aufgeſtellten Rüſtungen, welche ein Graf Pembroke in der Schlacht bei St.-Quentin den Franzoſen abgenommen, und herrliche alte Bilder gewähren dem Beſchauer Beſchäftigung genug.

Von Salisbury aus beſucht Hr. P. auch Stone-Henge, den größten in England vorhandenen Druidentempel, von welchem Beſchreibung und Abbildungen beigefügt ſind.

Bowood, Landſitz des Marquis von Landsdown, mit einem reizenden, an hohen Cedern reichen Park und einem prächtigen Hauſe, welches viele Kunſtwerke und Gemälde enthält, unter welchen ein kleines Bild von Rafael, das Mittelſtück einer Predella zu dem Altarblatt von St.-Fiorenzo in Perugia, die Predigt Johannis des Täufers darſtellend, das merkwürdigſte ſein dürfte.

(Der Beſchluß folgt.)

Viel Lärmen um Nichts. Von Joſ. Freih. von Eichendorff. Und: Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter. Von Clemens Brentano. Zwei Novellen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1833. 8. 20 Gr.

Dieſe beiden Novellen, die ſchon vor längerer Zeit im „Geſellſchafter" erſchienen ſind, gehören zu dem Beſten, was unſere

novellenreiche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, und die Verlagshandlung hat sich daher kein geringes Verdienst durch den besondern Abdruck derselben erworben, der sie vor dem, allen ältern Journalblättern fast unvermeidlich drohenden Untergange schützt. Auch daß sie durch den Druck vereinigt sind, erscheint sehr passend, denn es ist nicht blos der Band, der sie verbindet, sondern auch das Band, das helle, farbig glänzende jener muthwilligen, launigen und launischen Phantasie, die diese in ihrem schwerfälligen Ernst oft so komische Welt mit zierlichem Spott umflattert. Dessenungeachtet stehen diese einem und demselben Gebiet der Poesie entkeimte Dichtungen gegen einander in einem vollkommenen Gegensatz. Die Eichendorff'sche Novelle neigt sich, indem sie die allgemeinen Erscheinungen und Verhältnisse der heutigen Poesie in phantastische Personen und Begebenheiten verwandelt, mehr zu einer märchenhaften Gestaltung. Die wahre Poesie, als Gräfin Aurora erscheinend, durchzieht in der Verkleidung eines schalkhaften Jägerburschen die Welt und wird zuletzt dem echten Dichterjüngling Willibald zu Theil, während Herr Publicum, der reiche dickköpfige Philister, dem die Schar der unechten Dichterlinge aller Farben in sklavischer Unterwürfigkeit schmeichelt, sich mit ihrer Kammerjungfer, der Pseudogräfin Aurora, vermählt. Tausend abenteuerlich phantastische Bilder und Scenen führen, immer bestrahlt vom hellsten Farbenglanz der Poesie, durch ein vielfach verschlungenes Labyrinth romantischer Begebenheiten zuletzt zu diesem Ziele, und Alles, wenn schon so leicht und durchsichtig gehalten, wie goldbeglänzte Morgenwölkchen, hat doch so sichere Gestaltung, so vollkommene Gegenständlichkeit, daß man in der üppig gaukelnden Märchenwelt wie in der realsten Wirklichkeit sich heimisch fühlt. Man glaubt in einem plötzlich zur Wahrheit gewordenen Wundergarten zu wandeln, von reizenden Elfen geliebkost und geneckt, angeweht vom Hauch der Poesie, der bald in süßer Schwermuth, bald in frischen Scherzen durch die Saiten gleitet. Jede Gattung der heutigen Afterpoesie und alle Arten und Abarten unserer unklaren Poesiefreunde finden ihre Repräsentanten in diesem Zauberhain der Dichtung, wo frischer harmloser Witz, wie glänzende Tropfen des Morgenthaus auf allen Blättern schimmert.

Verwandelt nun solchergestalt v. Eichendorff das Phantastisch-Ideale, gleichsam durch Condensation, in eine poetisch gestaltete Wirklichkeit, so wendet Brentano ein ganz entgegengesetztes Verfahren an, indem er die lebendige, greifliche Wirklichkeit, den Zufall als Instrument gebrauchend, der Phantasie zum muthwilligsten Spiel übergibt, wodurch sie denn gleichsam durch poetische Verflüchtigung unvermerkt in ein anmuthig komisches Märchen umgestaltet und mit allem Reiz naiver Poesie reichlich ausgestattet wird. Die Grundlage der Geschichte, die durch verkürzende Inhaltsangabe freilich allen Reiz verlieren muß, bilden die Abenteuer des Herrn Wehmüller, eines in Croatien und Siebenbürgen reisenden Malers aus Wien, der durch glückliche Portraitirung ungarischer Nationalgesichter bedeutenden Ruf und reichlichen Erwerb gefunden hat. Er führt nämlich immer an 50 solcher Gesichter vorräthig mit sich, läßt bei jedesmaliger Ankunft in einer Stadt bekanntmachen, daß er mit einem reich assortirten Lager wohl getroffener Nationalgesichter angelangt sei, und ladet diejenigen Personen, welche ihr Portrait wünschen, ein, sich solches für einen Dukaten selbst auszusuchen, fügt dann noch durch wenige Meisterstriche einige persönliche Züge und Ehrennarben oder die Individualität des Schnurrbarts hinzu, und läßt sich dann die Uniform, die er immer ausgelassen hat, nach Verhältniß des Reichthums und der Verzierung noch besonders bezahlen. So malt er die Leute mit aller Bequemlichkeit im Winter zu Hause und bringt sie dann in der schönen Jahreszeit zu Markte. Die Einträglichkeit dieses Gewerbes hat jedoch einen ihm persönlich sehr ähnlichen Kunstgenossen verlockt, dasselbe unter Wehmüller's Namen ebenfalls zu treiben und darauf zu reisen, und da nun überdies noch Jenerl, Wehmüller's Frau, die ihm ebenfalls sehr ähnlich sieht, durch sein längeres Ausbleiben drängstigt, ihn in den Mannskleidern, die er zurückgelassen, aufsucht, so entsteht durch die Aehnlichkeit dieser Personen und ihre wiederholte Verwechselung eine Reihe von Verwickelungen und Verlegenheiten, die durch einen aufgestellten Pasquill noch bedeutend vermehrt, endlich aber durch das Zusammentreffen der drei Wehmüller glücklich aufgeklärt und gelöst werden. Die kräftig frische Abbildung des höchst eigenthümlichen Nationallebens jener Gegenden, die hineingezeichneten Figuren dort hausender Deutschen, Franzosen, Italiener und Zigeuner sowie mehre treffliche Episoden verbreiten über das Ganze einen gewissen eignen, fremdartigen und doch natürlichen Reiz, der durch die ruhige, von aller Prätention und schriftstellerischen Schönthuerei entfernte Darstellungsweise des Verf. noch erhöht wird. Der Zufall ist hier gleichsam witzig, indem er immer neue Begebenheiten improvisirt, und die Begebenheiten bringen ihrerseits wieder wie zufällig eine seltene Fülle von Witz und Scherz hervor. Vor solchen aus der Tiefe dichterischen Sinnes eigenkräftig emporgetriebenen Novellenblumen treten alle unsere vielbeliebten modernen Erzählungen mit ihren sogenannten historischen Hintergründen und endlos breiten Localitätsmalereien erdrückend zurück. Es ist wirklich tief zu bedauern, daß Brentano's vollkräftiges Talent sich, der Himmel weiß, durch welche trübselige Geistesrichtung, der deutschen Kunst so ganz entzogen hat. Ueberhaupt aber ist es niederschlagend, daß Männer wie Brentano und Eichendorff in unserm jetzigen literarischen Gewühl und Gewimmel so ganz überschrien, so wenig gekannt, so selten genannt werden, was denn wirklich, wenn irgend etwas, den Verfall bekundet, in den unsere poetische Kunst immer tiefer und tiefer hinabsinkt. Wir unsererseits müssen mit wahrem Kummer gestehen, daß es jetzt in ganz Deutschland nur Einen noch gibt, der im Stande ist, in dieser Gattung etwas noch Besseres als die beiden vorliegenden Novellen hervorzubringen. 16.

Literarische Notizen.

Von P. A. Jaubert's „Élémens de la grammaire turke" ist die zweite Auflage erschienen.

„Oeuvres dramatiques de Shakspeare et de Schiller, précédées de notices historiques et littéraires sur leur vie et leurs ouvrages" von M. J. A. Havard ist auf 8 Bde. berechnet, die in 60 – 65 Lieferungen (die erste und zweite sind bereits ausgegeben) erscheinen sollen.

Von Mortonval erschien: „Mon ami Norbert. Histoire contemporaine".

Guyot de Fère gab heraus: „Statistique des lettres et des sciences en France."

Die erste Lieferung der „Oeuvres de Mirabeau," mit einer Einleitung über sein Leben und seine Schriften, von Mérilhou, ist erschienen.

D. J. Montagne, von dem 1831 ein Werk erschien: „Avantages pour la France de coloniser la régence d'Alger", hat kürzlich herausgegeben: „Physiologie morale et physique d'Alger".

Von „Voyage pittoresque dans la régence d'Alger, pendant l'année 1833. Par *C. Lessore* et *W. Wyld*; publié et imprimé par *Ch. Motte*" ist die erste Lieferung erschienen.

Von V. Fontanier erschien: „Voyages en Orient, entrepris par ordre du gouvernement français, de 1830 à 1833" (zweite Reise in Anatolien). 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 183. — 2. Juli 1834.

Kunſtreiſe durch England und Belgien, von J. D. Paſſavant.

(Beſchluß aus Nr. 182.)

In der Gemäldeſammlung des Hrn. W. Beckford bei Bath bewundert Hr. P. das köſtliche Bild der heil. Katharina von Alexandrien von Rafael, welches durch den Stich von Denoyers ſo bekannt iſt. Es ſoll vortrefflich erhalten ſein. An vielen andern herrlichen Gemälden fehlt es auch hier nicht.

In Cliſton bei Briſtol beſuchte Hr. P. die ausgewählte Bildersammlung des Hrn. W. Acraman, dagegen die des Hrn. Miles in Leight Court, in welcher ſich eine kleine Kreuztragung von Rafael befindet, bekam er wegen Abweſenheit des Beſitzers nicht zu ſehen.

In Blenheim, dem fürſtlichen Landſitze des Herzogs von Marlborough, welchen ihm die Nationaldankbarkeit verehrte, verweilt der Verf., uns die Beſchreibung des Schloſſes und Parkes erlaſſend, nur bei den Gemälden, in deren großer Anzahl viel Bewunderungswürdiges enthalten iſt. Mancheſter und Liverpool, ſo wichtig für Induſtrie und Handel, bieten dem Kunſtfreunde wenig dar; aber Hr. P. hatte das Glück, in letzterer Stadt noch den berühmten Roscoe am Leben zu finden und ſich der freundlichſten Aufnahme und Berathung bei dieſem würdigen Greiſe zu erfreuen. Chatsworth, jetzt im Beſitze des Herzogs von Devonſhire, hielt einſt Maria Stuart dreizehn Jahre hindurch in gefänglicher Haft. Der jetzige prachtvolle Palaſt, überall von Marmor und vergoldeter Bronze erglänzend, enthält ausgezeichnete Bildhauerwerke von Canova und andern Meiſtern, eine nicht ſehr große Bildergalerie, aber einen Schatz von Handzeichnungen, von welchen der Verf. (S. 249) einige der vorzüglichſten verzeichnet hat. Keddleſton-Hall, dem Grafen von Scarsdale, und Broughton-Hall, dem Herzog von Buccleuch gehörig, beſitzen außer den Gebäuden und dem Park manches intereſſante Kunſtwerk, ſtehen aber hierin dem Landſitze des Grafen Spencer, Althorp, beiweitem nach, deſſen koſtbare Bibliothek uns durch das Dibdin'ſche Werk: „Aedes Althorpianae" bereits bekannt iſt. Auch unter den Gemälden zu Althorp iſt manches Ausgezeichnete vorhanden.

Was uns der Verf. von Holkham erzählt, iſt zu merkwürdig und den Zuſtand der Kunſtſammlungen in England, wenigſtens wie er ehemals war, zu bezeichnend, als daß wir unſern Leſern hierüber nicht Bericht erſtatten ſollten. Holkham, in der Grafſchaft Norfolk, iſt der Landſitz des Grafen Leiceſter und gehört jetzt Hrn. Coke, dem Erben des Grafen Leiceſter, der aber dieſen Titel nicht führt, obgleich er alle Rechte darauf hat. Alles iſt hier in einem großen Style eingerichtet; die Staatszimmer ſind faſt alle mit koſtbaren Gemälden ausgeſchmückt, von denen Hr. P. mehre beſchreibt. Freunde Rafael's wird die Nachricht intereſſiren, daß hier der Originalcarton der belle jardinière vorhanden iſt. Was aber unſern Verf. vorzüglich nach Holkham zog, war die ſchon in Deutſchland erhaltene Nachricht, daß ſich dort ein Heft mit architektoniſchen Zeichnungen von Rafael befinde. Er fand dieſe Nachricht vollkommen beſtätigt und wird uns über dieſes merkwürdige Heft, welches einſt C. Maratta beſeſſen, ausführlichern Bericht in ſeinem Werke über Rafael geben. Ein eigenhändiges Manuſcript von L. da Vinci über die Natur, das Gewicht und den Lauf des Waſſers mit mehren erläuternden Federzeichnungen im Texte iſt nicht minder intereſſant. Doch jetzt zu dem Punkte, der die Bibliophilen des Continents mit Erſtaunen, mit Entſetzen, aber auch mit Neid erfüllen wird: Holkham beſitzt nämlich eine über 1000 Bände reiche Manuſcriptenſammlung. Dieſe Manuſcripte lagen ſeit 50 Jahren, da Hr. Coke Holkham erbte, wild durcheinander und unbeachtet in einem thurmartigen Gebäude, bis ſie hier der Aufſeher der königl. Kunſtwerke fand, welchen Hr. Coke hatte kommen laſſen, um über den wahren Werth ſeiner Bildergalerie Aufklärung zu erhalten. Ein Heft nach dem andern betrachtend, bemerkte Jener, daß häufig aus dem breiten Rande der Pergamentſchriften viereckige Stücke herausgeſchnitten waren, was ganz unbegreiflich ſchien, bis ſich Hr. Coke erinnerte, daß er in frühern Jahren öfters beim Kartenſpiel ſich ſolcher Pergamentſtücke bedient und ſie wegen ihrer Schönheit öfters von ſeinen Bedienten verlangt habe; auf dieſe Weiſe ſei er wol ſelbſt Schuld an der Verſtümmelung geweſen. Glücklicherweiſe war nur das Weiße des Pergaments zu gebrauchen, und ſo blieben die Texte unverſehrt. Hocherfreut, in ſeinen Kunſtwerken einen ungekannten Schatz gefunden zu haben, wurde er es ebenſo ſehr, als Roscoe auf ſeine Einladung zu ihm kam und

ihm über den Werth seiner Manuscripte Aufschluß gab. Schnell wurde nun beschlossen, auch diesen Schatz in guten Stand zu setzen und die Anordnung getroffen, daß Roscoe jährlich eine Kiste mit Handschriften nach Liverpool gesendet erhielt, um sie durchzusehen und köstlich binden zu lassen. So sind wir demnach dem edeln Roscoe nächst dem allerdings guten Willen des Besitzers die Rettung dieser jetzt vollkommen geordneten Schätze schuldig, welche Roscoe außerdem noch in zehn starken Foliobänden katalogisiet hat. Der Druck dieser Arbeit, welche R. zuvor noch mit einsichtsvollen Gelehrten durchsehen, berichtigen und vervollständigen wollte, ist jetzt durch den Tod Roscoe's, wenn nicht aufgegeben, doch wenigstens verschoben worden. Für Dantophilen wollen wir blos bemerken, daß in dieser Sammlung sechs Exemplare der „Divina commedia" vorhanden sind, zwei auf Pergament aus dem 14., die vier andern aus dem 15. Jahrhundert.

Was Hr. P. über Oxford und Cambridge berichtet, enthält nichts Neues. Früher schon hat Rec. in d. Bl. (Nr. 97, 98, 105 und 106 f. 1829) eine Schilderung von der Eigenthümlichkeit und dem Kunstreichthum dieser merkwürdigen Städte entworfen.

Den dritten Abschnitt unserer Kunstreise bildet ein „Ueberblick der bildenden Künste in England", in welchem der Verf. nicht nur die Künstler, sondern auch die Kunst der Briten mit Einsicht und Milde beurtheilt. Dieser reichhaltige und lehrreiche Abschnitt ist außerdem durch manche Anekdoten und Geschichtchen gewürzt, denen die meisten Leser gern zu begegnen pflegen. Wir entnehmen auch aus dieser Darstellung, daß die historische Malerei der Engländer noch viel, besonders was das poetische Element und die Erfindungsgabe anlangt, zu wünschen übrigläßt, wenn schon Männer wie Hilton, Eeastlake, Etty u. A. in vieler Hinsicht ausgezeichnet sind; daß dagegen die Genremalerei durch Wilkie, Chalon, Landseer u. s. w. mit vielem Glück und Beifall ausgeübt wird, ja hierin, nach unserm Verf., die Engländer durch einen gewissen Reiz der Farbe und des Helldunkels die andern Nationen öfters übertreffen; daß Landschafts- und Portraitmalerei, obgleich sehr im Schwange, durch die häufigen Versündigungen gegen Natur, Geschmack und Fleiß im Ganzen wenig Vollkommnes erscheinen lassen. Bedeutende Fortschritte hat die Bildhauerkunst seit Flaxman gemacht; Westmacott, Chantry, Gibson, Macdonald, Wyatt, u. A. sind ihre würdigen Repräsentanten. Von der Baukunst, welche in England unberechenbare Kapitalien verschlingt, läßt sich eben nicht viel Rühmliches sagen, doch werden Gebäude, namentlich Kirchen, die man neuerlichst im, obschon nicht immer wohlverstandenen Spitzbogenstyle aufgeführt hat, immer noch den Kunstfreund mehr befriedigen als solche, bei denen alle Style untereinander geworfen oder der italienische und antik-griechische Baustyl ungeschickt nachgeahmt worden sind. Von dieser Art ist z. B. die neue Kirche von St.-Pancras, Euston Square, eine genaue Nachbildung vom Tempel des Erechtheus in Athen, und ihr Glockenthurm durch eine doppelte Aufeinanderstellung des Tempels der Winde gebildet. Den Glockenthurm der St.-Philippskapelle und Regentstreet bildet das Monument des Lysikrates, welches man auf einen Uhrkasten gesetzt hat. Bei der Hanover-Kapelle sind die Glockenthürme zwei Würfel, welche, römischen Grabmonumenten nachgebildet, zu beiden Seiten eines ionischen Porticus angebracht sind. Alles Verrückte aber überbietet der Thurm der Allerseelenkirche am Ende von Regentstreet. Hier hat Hr. Nash über einem runden ionischen Tempel einen kleinen runden Aufsatz mit vierzehn korinthischen Säulen angebracht, aus welchem ein langer, in eine ganz feine Spitze verlaufender Kegel herausragt. Man hört diesen Thurm in London nicht selten Nash's extinguisher (Lichtdämpfer) nennen und sieht in Caricaturen auf seiner Spitze den Architekten als Wetterhahn angespießt. Es ist unglaublich, welche ungeheure Summen an dergleichen geschmacklose Bauten in neuester Zeit in London verschwendet worden sind.

Der vierte Abschnitt bringt uns „Kunstnachrichten aus Belgien und vom Niederrhein", in welchen der Verf. nur die Malereien der alten niederländischen Schulen berücksichtigt und hier die Resultate sehr schätzbarer Untersuchungen mittheilt. Dieser Abschnitt läßt keine Auszüge zu; doch wollen wir auf seinen reichhaltigen Inhalt aufmerksam machen. Ausführlich behandelt Hr. P. das an Kunstsachen so reiche Brügge, namentlich die dort vorhandenen Gemälde nicht Hemling's, sondern Memling's, wie man nach des Verf. Untersuchungen den Namen zu schreiben hat. Gent gibt Veranlassung zur Betrachtung und Würdigung der berühmten Eyk'schen Altargemälde, von denen ein Theil das berliner Museum schmückt. Antwerpen ist etwas dürftig weggekommen; von Privatsammlungen wird keine erwähnt. In Brüssel verweilt der Verf. vorzugsweise in der auch an altniederländischen Gemälden reichen Galerie des Prinzen von Oranien. Dann folgen einige Nachrichten „Ueber die niederdeutsche Schule in Westfalen", aus welcher Hr. P. einige Bilder, und zwar von der größten Schönheit bei Hrn. Regierungsrath Krüger in Aachen gesehen (Bruchstücke des großen Hauptaltars aus der Klosterkirche Liesborn bei Münster). Hieran schließen sich „Nachrichten über die alte kölner Malerschule", in welchen sehr interessante Untersuchungen über Meister Wilhelm, Meister Stephan (Maler des Dombildes), über den Meister der Passion (gewöhnlich Israel von Meckenen genannt) bei Hrn. Lyversberg, Meister Christoph, über den Meister der Glasfenster im Dom, und über Meister Gerhard, muthmaßlich ersten Baumeister des Doms, mitgetheilt sind. — Der fünfte und letzte Abschnitt enthält eine Abhandlung über den Bau des Domthurmes zu Frankfurt a. M. aus Urkunden und schließt mit dem patriotischen Wunsche, dieses unvollendete Gebäude in unsern Tagen völlig ausgebaut zu sehen.

Durchgängig hat sich der Verf. als ein Mann von Einsicht, Kenntniß und Geschmack in seinem Buche gezeigt. Kann dasselbe auch nicht auf Vollständigkeit und Fehlerlosigkeit Anspruch machen, so wird es doch vieler Notizen und schätzbarer Nachweisungen wegen jedem Kunstfreunde eine willkommene Erscheinung sein. Ein Register

erleichtert seinen Gebrauch. Die Abbildungen theils in Kupferstich, theils in Steindruck sind: 1) das Bildniß des Joh. Memling, in der Sammlung des Hrn. Aders. 2) Madonna nach Rafael, in der Sammlung des Lord Cowper zu Penshangar. 3) Eine Bank aus der Kathedrale zu Wincheſter. 4) Ansicht von Stone-Henge. 5 und 6) Zwei Umrisse nach den Altarbildern der Brüder van Eyk, wodurch eine vollkommene Zusammenstellung der jetzt theils in Gent, theils in Berlin befindlichen Bilder bewirkt wird. 7) Umriß von einem Gemälde des Dierick Stuerbout, in der Sammlung des Prinzen von Oranien. 8) Ansicht der ehemaligen Thürme des Doms zu Frankfurt a. M. 9) Tafel der Monogramme und Inschriften. 10) Tafel der Stempel auf Handzeichnungen. 15.

Blätter aus Prevorſt. Originalien und Leſefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorſt. Dritte und vierte Sammlung. Karlsruhe, Braun. 1832—33. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Geiſt und Tendenz dieſer Blätter, die unſere Leſer ſchon kennen, ſind ganz wie die der frühern Sammlungen: entſchiedene Hinneigung zum Myſticismus und Geſpenſterglauben, mit Vernachläſſigung der nothwendigen Kritik, ohne welche man ſich auf dieſem ſumpfigen Felde ſo leicht ins Bodenloſe, ins Märchenhafte, ja ins Abſurde verliert. Das Beſte iſt die Fortſetzung der „Aphorismen über Freiheit und inneres Leben" von Eſchenmeyer, die ſich durch beide Sammlungen hindurchziehen. Er ſucht hier das Princip der Freiheit und das aus ihm hervorquellende innere Leben theils populairer darzuſtellen, theils davon eine kritiſche Anwendung auf Hegel's Philoſophie zu machen. Das Erſte betreffend hat ſich Ref. ſchon an andern Orten und auch in dieſen Bl. darüber und zum Theil dagegen ausgeſprochen und beſchränkt ſich deshalb nur auf einige Bemerkungen. Der Grundgedanke von E.'s Lehre iſt dieſer: „Der erſchaffene und anfängliche Geiſt des Menſchen kann den unerſchaffenen und uranfänglichen Geiſt weder denken, noch begreifen, noch erforſchen. Die dem endlichen Geiſte anerſchaffenen Formen und Typen, ſeien es Ideen, Principien, Kategorien, Geſetze, Gleichungen, Eigenſchaften, können nie Maßſtab für den abſoluten Geiſt werden, das Geſetz des Selbſtbewußtſeins kann nie eine Anwendung auf den Schöpfer finden. Selbſt das Ebenbildliche, wovon die heilige Schrift redet, kann den unendlichen Unterſchied zwiſchen beiden nicht aufheben; es kann ſich gar nicht auf Ideen und Eigenſchaften, ſondern nur auf den göttlichen Funken der Freiheit beziehen, welchen Gott dem endlichen Geiſte mitgetheilt hat. Gott iſt die ewige Vorausſetzung von Allem. Das Gewiſſen iſt der angeborene Richter unſerer Handlungen, aber es mahnt uns zugleich an die göttliche Strafgerechtigkeit; die Ahnung iſt das aufgeſchloſſene Gefühlsleben für höhere Einflüſſe, zugleich aber die Andacht, die ihre Vereinigung mit Gott ſucht und das Herz ſelbſt zum Opfer bringt. Aber über Allem liegt das Schauen des Geiſtes. Wie das äußere Auge die Strahlen der irdiſchen Sonne empfängt, ſo öffnet ſich das innere Auge des Geiſtes den Strahlen einer himmliſchen Sonne, und damit gewinnt das Heilige eine ebenſo große Evidenz, wie das Wahre durch das Denken, das Schöne durch das Fühlen und das Gute durch das Wollen. Das Princip der Freiheit iſt nicht die Vernunft oder der Wille, ſondern der Menſch hat Vernunft und Willen, weil ihm Gott die Freiheit verlieh. In ihr hat die Philoſophie ihren Stolz und ihre Demüthigung nebeneinander. Der Wiſſende und Denkende ſteht immer höher als ſein Object, im Glauben aber ſteht das Object höher als das Subject. Der Glaube läßt Gott in ſeinem überſchwenglichen Werthe, im Wiſſen und Denken hingegen wird er herabgezogen in das Gebiet der Begriffe und Ideen, der Philoſoph ſetzt ſich als potenzirtes Selbſt an die Stelle Gottes. Die Idee Gottes iſt kein Erzeugniß unſers Selbſtbewußtſeins und unſerer Speculation, ſondern der Geiſt empfängt ſie wie einen höhern Strahl von oben. Der Proceß des Selbſtbewußtſeins, und dies iſt jede philoſophiſche Conſtruction, läßt ſich nicht anwenden auf einen Gegenſtand, der über das menſchliche Selbſtbewußtſein unendlich erhaben iſt. Mir iſt Gott der unerſchaffene Geiſt, was er iſt, auf einmal, und auf ewige Weiſe. Es iſt keine Entwickelung in ihm möglich, weil ihm keine Schranke entgegenſteht, die er zu überwinden hätte." Hr. E. ſcheint in dieſer Polemik gegen die Speculation die Waffen zum Theil gegen ſich ſelbſt zu richten. Zugegeben, daß die dem endlichen Geiſte anerſchaffenen Formen und Typen nie ein Maßſtab für den abſoluten Geiſt werden, das Geſetz des Selbſtbewußtſeins keine Anwendung auf den Schöpfer leiden kann; ſo würde doch dieſer Scrupel auf den Glauben ſelbſt zurückfallen. Denn auch der Glaube iſt ja eine Form des Bewußtſeins und kann nur ausgeſprochen werden in Formen des Geiſtes, in Sätzen und Urtheilen. Er darf auch nicht vom Denken getrennt werden, weil er ſonſt gedankenlos, blind, ſtupid und, ſofern er den Geſetzen des Denkens widerſtreitet, in ſich nichtig ſein würde. Und ein ſo ſchwacher und wirklich erbärmlicher Glaube ſollte die Leuchte und der Anker unſers Lebens in Nacht und Sturm ſein, in unſerm Unglück und Leiden uns beruhigen, tröſten, aufrichten, ermuthigen können? Das wäre der Wunder größtes! Soll das Denken und Wiſſen Gottes ein Herabziehen deſſelben ſein in das Gebiet der Begriffe und Ideen, ſo gilt dies auch von dem glaubenden Bewußtſein, ja man kann ſagen, im Glauben wird Gott noch menſchlicher als im Denken. Wer Gott blos denkt, der erfaßt ihn noch nicht mit ganzem Gemüthe, der Gläubige aber ſchließt ihn in ſein Herz, er iſt ihm gegenwärtig in der Fülle ſeiner Kraft, er fühlt ſich ſelig in dem Gottesbewußtſein, erhoben und geſtärkt zu allem Guten. Und wenn auch unſer Geiſt die Idee Gottes wie einen höhern Strahl von oben empfängt, ſo müſſen wir ſie doch zugleich als ein Erzeugniß unſers Selbſtbewußtſeins betrachten; unſere Vernunft muß ſie aufnehmen und nach ihren eignen Geſetzen zum vollen Bewußtſein entwickeln; ſonſt würde ſie gar nicht unſere Idee von Gott ſein, und außer allem Zuſammenhange mit unſern übrigen Gedanken ſtehen. Dies ſieht man ſchon daraus, daß dieſe Idee bei vielen Menſchen in ganz verſchiedenen Graden der Klarheit vorhanden iſt und bei Kindern und Ungebildeten aus einem dunkeln, chaotiſchen und traumartigen Zuſtande des Gemüths erſt durch mehre Stufenübergänge zum lichten Bewußtſein übergehen und auch dann durch ſpätere Einwirkungen wieder verdunkelt werden kann. Endlich ſehen wir nicht ein, warum das Ebenbild Gottes in uns ſich blos auf die Freiheit und nicht auch auf Ideen und Eigenſchaften beziehen ſoll, da ja Gott als Geiſt und als perſönliches Weſen gedacht werden ſoll, und folglich das Denken auch ein Attribut Gottes iſt. Und iſt denn nicht Freiheit auch eine Eigenſchaft des göttlichen Weſens? — Dagegen ſind wir mit Hrn. E. faſt ganz einverſtanden in ſeiner Polemik gegen die Hegel'ſche Philoſophie. Da Hegel nicht über das Wiſſen hinauskommt, ſo bildet der abſolute Begriff den innerſten Schwerpunkt der Vernunft, um den alle Begriffe und Syſteme wie um ihre Axe ſich bewegen. Sein Syſtem hat in ſeiner Keckheit etwas Großartiges; es iſt wie das göttliche Wort ſchaffend oder zernichtend und ahmt auf dem Katheder den Schöpfer in ſeiner unendlichen Sphäre nach. Die Selbſtvergötterung hat noch Niemand ſo weit getrieben wie er. Bei ihm gibt es drei unbegriffene Dinge: 1) woher ſtammt die Idee an ſich; 2) woher die entgegenwirkende Macht, und 3) woher die

*) Vgl. über die erſte und zweite Sammlung die Beurtheilung eines andern Mitarbeiters in Nr. 174 d. Bl. f. 1832 und Beil. 2 f. 1833. D. Red.

Kraft der Idee, um durch Processe hindurch zum absoluten Geiste zu werden. Sein absoluter Geist ist Gott; aber diese durch allerhand Processe und Gestaltungen zum Gott hinaufgeschraubte magere Idee ist denn auch nichts Anderes als ein elender Götze, dem er aus seinem Ich das An und für sich geliehen hat, und welchen Gott zu nennen Philosophie und Dogmatik sich schon lange hätten schämen sollen. Bei Hegel ist das Gottwerden der Proceß einer Idee, welche durch drei Gestaltungen sich zuletzt zum absoluten Geiste rectificirt. Unsere Philosophie braucht nur Einen Geist und Einen Gott. Bei Hegel aber kommen eine Menge Geister vor, als da sind ein subjectiver und objectiver, ein theoretischer und praktischer, ein natürlicher, concreter, sittlicher, ein Völker-, Menschen- und Weltgeist, und zuletzt ein absoluter Geist, und er scheint das Jenseits, das er verwirft, von Geistern ausgeplündert zu haben, um sie diesseits zu verwenden. Was ist das für ein Gott, der in dem allgemeinen Götzendienste sein Wesen offenbart, der im Despotismus und Fanatismus, in den ruchlosen Planen der Politik, in den großen Leidenschaften von Ruhm-, Ehr- und Eroberungssucht, welche die Welt verheeren, und durch die blutigen Kriege und Drangsale aller Art in den Individuen, Völkern und Staaten zur Selbstklarheit gelangen soll? Ein solcher Gott ist der Satan, als Geist und Fürst der Welt. Der stärkste Trug aber liegt in Hegel selbst, weil er nicht erkennt, daß er Dramatiker, Schauspieler und Zuschauer zugleich ist. Dramatiker ist er, indem er eine Idee in den Kreis stellt, die Acte und Factoren des Selbstbewußtseins nebst den allgemeinen Vernunftformeln und Kategorien in dieselbe hineinlegt und sie in verschiedene Processe und Situationen bringt; Schauspieler, indem er die Rolle des absoluten Geistes übernimmt und durchführt; Zuschauer endlich, indem er von Dichtung und Mimik abstrahirt und glaubt, die Idee habe die drei Processe von selbst vor seinen Augen entwickelt. Diejenigen unserer Leser, welche sich für diesen für unsere Zeit so wichtigen Streit über die Hegel'sche Philosophie interessiren, und eine tiefer eindringende Kritik des ganzen Systems wünschen, verweisen wir auf Bachmann: „Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie" (Leipzig, 1833).

Das dritte Heft enthält noch außerdem einen kleinen Aufsatz von Franz Baader: „Ueber eine Behauptung Schwedenborg's, den Rapport des irdisch-lebenden Menschen mit Geistern und Abgeschiedenen betreffend". S. behauptete nämlich, der Mensch könne auch schon hier auf eine magische Weise aus der höhern (innern) Region in die niedere (äußere) wie vom Centrum aus schauen und wirken mittels eines Rapports mit einem Wesen aus einer von jenen Regionen, sodaß also nur ein Individuum der Geisterregion dem irdisch-lebenden Menschen unmittelbar als Auge und Hand in jene Region dient, sowie nur ein individueller Mensch einem solchen Geiste Auge und Hand in diese äußere Region herein ist. Nach Baader's Meinung stimmt diese Behauptung S.'s mit der Lehre von dem, jeden Menschen durchs Zeitleben begleitenden Lichtgeist und Schattengeist überein; allein da dafür keine Beweise gegeben sind, so können wir dies übergehen. — Das folgende „Sendschreiben über Geist und Seele" als die angeblichen Offenbarungen einer Seherin streitet mit der Erfahrung und Philosophie viel zu sehr, als daß man ihnen besondern Glauben schenken sollte. Die Seherin sagt nämlich: „Der Mensch besteht nach dem Bilde der Dreieinigkeit aus drei Theilen, dem Leibe, der Seele und dem Geiste. Der Leib denkt für sich, fühlt für sich und hat seinen eignen Willen. Sein Denkorgan liegt im Gehirne. Er enthält aber einen unzerstörbaren Keim in sich, welcher sich erst recht im Tode entwickelt. Die Seele ist ein ätherisches Wesen, gebaut von Luft, sie denkt, fühlt und will für sich und ist dem Gehirne nicht unterworfen, sondern sie hat ein feineres Denkorgan. Der Geist endlich ist eine Kraft Gottes, welche den Leib und die Seele miteinander verbindet; sein Wesen Licht." Abgesehen von manchen Widersprüchen, die sich in den einzelnen Aeußerungen der Seherin finden, ist es zum wenigsten sehr befremdend, daß sie weder von der Seele noch von dem Geiste anzugeben vermag, welches ihre Organe sind, und wie sie sich in ihnen und im Verhältnisse zum Leibe äußern. Der folgende Aufsatz über den Hades, ermangelt ebenfalls der wissenschaftlichen Begründung. — Die Frage: „Ist es erweislich, daß es keine Geistererscheinung gibt?" verdiente allerdings eine Beantwortung, und man möchte wol mit Hamlet rufen: „Es gibt viele Dinge unter dem Monde, von denen sich Eure Philosophie nichts träumen läßt", aber sie müßte doch gründlicher ausfallen als in der kleinen Abhandlung, welche sich damit beschäftigt. Das „Wort über den unglücklichen Jüngling Kaspar Hauser", dessen Schicksal mit Recht die größte Theilnahme erregt hat, sowie die „Parallele zwischen K. H. und der Seherin von Prevorst" sind nach den Schriften von Feuerbach und Daumer unbedeutend.

In der vierten Sammlung sucht der Aufsatz: „Der magnetische Zug der Seelen und die Eingänge zur Hölle", von — y —, die Behauptung durchzuführen: daß der Mensch, wenn er sich der Sünde hingibt, immer tiefer sinkt und endlich einer völligen Verstockung, ja dem Schwerte der Gerechtigkeit anheimfällt. Zugleich soll dargethan werden, daß die Erzählungen der Alten vom Eingange zur Unterwelt keine Fabeln seien. Als Beleg wird ein Auszug aus dem Journale des englischen Schiffes Sphinx vom Jahre 1686 („Minerva", März 1811) mitgetheilt. Der Capitain desselben sah in Gesellschaft dreier anderer Capitaine auf Stromboli, einer der liparischen Inseln, zwei Männer sehr schnell durch die Luft auf sich zuschweben und sich mitten in die Flammen des Vulkans Stromboli stürzen. Der eine war der alte Herr Boothy, der Nachbar des Capitains zu Wapping, der an diesem Tage gestorben war. Dann machte ein gewisser Sir Gnesham unter Jakob II. eine Reise nach Italien. Als er mit acht Mann den Vulkan Stromboli bestieg, hörte er eine Stimme im Schlunde rufen: „Fort, fort, der reiche Antonia kommt!" und in Sicilien hörte er, daß Hr. Antonia, der reichste Mann in dieser ganzen Gegend, grade um diese Zeit gestorben sei. Der Verf. theilt diese Geschichtchen mit ohne den geringsten Zweifel an ihrer Wahrheit; daher wollen auch wir uns jeder Bemerkung enthalten und das Urtheil dem Leser überlassen. — Derselbe Verf. commentirt dann Hufeland's Bemerkungen zu den letzten Worten Göthe's: „Mehr Licht!" und meint, das sei nicht wahr, wie es Hufeland nimmt, als ob dem Sterbenden das hellere Licht, das er vermißte, nach dem Tode geworden sei, sondern es werde den dem Lichte befreundeten Seelen dasselbe schon auf der Grenze beider Welten zu Theil. Jene Worte Göthe's bezogen sich aber nur auf die zugemachten Fensterladen, und überhaupt sind die Aussagen der Zeugen über die letzten Worte dieses großen Geistes und die unmittelbar vorhergehenden Aeußerungen untereinander so abweichend, daß dadurch die historische Glaubwürdigkeit auch vieler anderer Ereignisse einen gewaltigen Stoß erlitten hat und die Beartheilung derselben doppelte Vorsicht erheischt. — In der folgenden Abhandlung: „Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens", wird erst über die tiefe Bedeutung mancher Träume gesprochen, welche wir nicht leugnen wollen, obgleich die hier gegebene Darstellung nicht befriedigend ist; dann werden einige Geschichten von Anmeldungen Verstorbener und von Todesahnungen erzählt. Die letzten sind ebenfalls nicht zu leugnen, ungeachtet der vielen Täuschungen, die in einzelnen Fällen vorgekommen sind. Die übrigen Nummern enthalten ähnliche Geschichten, die freilich alle auf Treu und Glauben nacherzählt werden, ohne ihre Quellen genauer zu prüfen und eine natürlichere Deutung der Ereignisse zu versuchen. Zu verwundern ist es nur, daß diese Geistererscheinungen jetzt so außerordentlich selten sind, da man doch denken sollte, die Geister der Abgeschiedenen hätten jetzt noch ebenso wichtige Gründe, mit den Lebenden und den zurückgelassenen Ihrigen in Verbindung zu treten wie vormals. G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 184. — 3. Juli 1834.

Italiens literariſche Verjüngung.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Visconti's Anſichten der Poeſie, wie ſie im „Vermittler" in der „Ragione poetica" mitgetheilt wurden, mochten Maroncelli früher bekannt geworden ſein, als Breme's philoſophiſch-chriſtliche Speculation, welche er erſt auf Spielberg durch ſeinen Leidensbruder Silvio Pellico kennen lernte. Aufgeregt hatte ihn indeß ſchon vorher in Venedig die Frage ſeines Mitgefangenen, des Grafen Giovanni Arrivabene: ob die claſſiſche oder die romantiſche Literatur den Vorzug verdiene?

Maroncelli muſterte in ſeinem Geiſte Zeiten und Völker, wie die Hindus, Perſer, Phöniker, Hebräer, Griechen und Lateiner, Mittelalter und neuere Zeit, und fand ihre Literaturen allzumal durch Geſelligkeit, mithin ſittlich, ſtaatiſch und religiös beſtimmt und begründet. Er fragte: was iſt der Menſch? was Geſelligkeit? was Heidenthum und Chriſtenthum? Die Antwort war: der Menſch iſt da, ſeine Eigenthümlichkeit durch Gemeinſchaft zu ergänzen mit Liebe, dieſem Triebe, mit Andern in Gemeinſchaft zu treten. Liebe iſt alſo allein das Geſetz aller Geſelligkeit, aller Zukunft, alles Fortſchreitens. Heidenthum iſt nur Selbſtſucht und Sinnlichkeit. Ihm ſagt Herrſchaft der Gewalt, des Reichthums, kurz alles Materielle zu, welches Alles nur mehr oder weniger Ausdruck und Entwickelung des ſinnlichen, ſelbſtſüchtigen Princips iſt. So fand er in der bibliſchen Literatur zwar Monotheismus als gemeinſames Element mit dem Chriſtenthum, aber in dem ſtarr erdwärts gebeugten Nacken der Juden einen ſcharfen Gegenſatz zu dem evangeliſchen Spiritualismus. Die ſelig geprieſene Armuth an Geiſte ſchlug alle Selbſtſucht, alle jüdiſche Plaſtik zu Boden. Auch die griechiſche und römiſche Literatur war ſinnlich, ſelbſtſüchtig, plaſtiſch, im Allgemeinen ganz profilartig, weil ihr das ernſte Princip fehlte. Entgegengeſetzt iſt die bibliſche Literatur, wenngleich plaſtiſch, und die chriſtliche, in welcher jedoch das Plaſtiſche dem geiſtigen Princip untergeordnet und erſt von dieſem gebildet iſt. Da Chriſtenthum Menſchenthum iſt, ſo muß dies ſein lauteres Princip auch bei nichtchriſtlichen Völkern durchblicken. Und ſo iſt es bei den Hindus und Hebräern und Mohammedanern. Wo es im Heidenthum auftritt, wie in Sokrates, Plato, den Alexandrinern und Stoikern bis auf Epiktet und Marc Aurel, da iſt es eben Gegenſatz des Beſtehenden und wirkt auflöſend, zerſtörend. Faßt man die Vergeiſtigung in dieſem Sinne als Beſeelung des Materiellen, als Vernichtung der Selbſtſucht auf, ſo iſt es offenbar irrig, dem Chriſtenthum vorzuwerfen, es ſei der Kunſt ungünſtig und vernichte ſie.

Vermöge des ſelbſtſüchtigen Princips iſt der Heide vereinzelt, abgeſchloſſen, und alle Strahlen des Kreiſes der Schöpfung müſſen in ihm als Mittelpunkte zuſammenlaufen. Die Schöpfung iſt für ihn nur ein mehr oder weniger glänzendes Hausgeräth, das ſeinen ſelbſtſüchtigen Zwecken ſo weit dient, als er es gewältigt. So iſt ihm die ganze Schöpfung nur ein Endliches wie ſein Ich, worauf er ſie bezieht. Die Kunſt iſt nur ihr Ab- und Ausdruck, den ſie nur mit den ihr beſchiedenen Mitteln hervorbringt, entweder im Raume angewendet, wo Malerei, Bildnerei und Baukunſt entſteht (Ausdehnung), oder in der Zeit (Aufeinanderfolge), woraus Poeſie und Muſik. Dieſer Ab- und Ausdruck iſt augenfällig Nachahmung, und ſomit iſt die ganze Geneſis heidniſcher Kunſt Nachahmung, als Urſprung, Wirklichkeit ihre Wirkung, Vergnügen ihr Zweck. Wie die Nachahmung nur endlich, ſo iſt es auch die Wirklichkeit und das Vergnügen oder der Genuß.

Der Chriſt dagegen betrachtet ſich als Glied eines größern Ganzen, das durch Harmonie, Liebe, Liebeshuld, Gleichheit, Verbrüderung zuſammengehalten wird. Alle Beſonderung iſt ihm Bruch des Ganzen. Für dies allein muß er wirken und ſchaffen. Eine ſolche ſich veredelnde menſchliche Einheit, wenn ſie in der Fülle der Zeit ihr Höchſtes erreicht, findet ſich eine andere Beſtimmung vorbehalten; und hiermit iſt nun eine Zukunft, hiermit eine dieſe Zukunft vertheilende Nothwendigkeit — Gott. So wie aber Liebeshuld und Harmonie auf Gott zurückführen, ſo gehen ſie auch von ihm aus. Gott aber iſt dem Chriſten Urheber des Alls, Alles iſt in Gott, nichts außer ihm; von ihm geht Alles aus, in ihn Alles zurück. Menſchheit, Individuum, Geſchaffenes iſt Offenbarung, ſein Bild von ihm, Aehnlichkeit mit ihm. Gott iſt Weſenheit, weil der Einzige, der durch ſich beſteht; Geſchaffenes iſt Form dieſer Weſenheit. Gott iſt das Gute,

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 177 u. 178 d. Bl. D. Red.

das Wahre, die Poesie; das Geschaffene ist schön, ist Kunst, ist Spiegel, der das Gute, Wahre und die Poesie zurückwirft, die göttliches Wesens sind. Wesen und Form sind somit nicht gesondert, sondern Einheit. Form ist nur durch Zeit und Raum bedingt; Wesen ist unbedingt.

War dem Heiden die endliche Natur Vorbild der Kunst, so liegt dem Christen ihr Vorbild im Ausdruck des Unendlichen, jenseits der Natur, und Natur ist nur Offenbarung, Form, Widerschein des Unendlichen. Christliche Kunst sucht Gott mittels der Form, Gott ist Zweck, Form nur Mittel. Heidnische Kunst sucht nur den Menschen, nicht die Menschheit, findet also auch nur das Ich, weil ihr das göttliche Wort, der Logos, mangelt, der allein diese Schranken bricht und den Suchenden in das Heiligthum einführt. In der christlichen Kunst verunendlicht sich, so zu sagen, die Natur, weil sie das Unendliche darstellen muß; in der heidnischen erniedrigt sie sich, weil sie ihren Mittelpunkt, auf den sie zurückkommen sollte, verläßt und dem endlichen Ich dient, statt Widerschein und Offenbarung des Unendlichen zu sein.

Es ergibt sich hieraus, daß die christliche Kunst ihr Urbild über der Natur nicht nachahmen, daß sie es nur ahnen, fühlen, anstreben, von ihm beseelt und begeistert werden kann. Begeisterung ist also für sie Ursprung, das Schöne Mittel und das Gute Zweck, nämlich Liebe, Liebeshuld, gesellige Harmonie als zu Gott führend, d. i. zum Guten, Wahren und Schönen.

Aber das Gute sich zum Ziel setzen, genügt noch nicht, um ein Kunstwerk, ein poetisches Werk hervorzubringen. Sonst würde das Evangelium, würde eine Predigt das trefflichste Kunsterzeugniß sein. Das Gute muß durch das Schöne vermittelt sein. Horazens Briefe mögen noch so schön versificirt sein, es bleiben immer baare Weltmannsansichten, poetische Weltansichten sind es darum noch nicht. Aber eine philosophische Weltansicht muß jede Dichtung durchdringen, und diese muß aus der Natur, aus dem Innersten des Gegenstandes hervorgehen, muß den Zweck in allen seinen Theilen aussprechen, nicht etwa didaktisch oder gelegentlich.

So wird denn die Poesie Staatenbildnerin, weil Liebe der Machtgrund beider ist. In dieser Hinsicht schienen die Ausdrücke: classisch und romantisch, Maroncelli nur von etwas Unwesentlichem auszugehen, das Wesen also jener Differenz nicht auszusprechen. Indem er nun in den Literaturen verschiedener Völker entweder Tiefe des Sinnes, Gedankens oder Gefühls, oder Oberflächlichkeit derselben als Grundzug gewahrte, so nannte er die erstere gemüthlich. So wenigstens möchte wol das cormentale am besten wiederzugeben sein, da es, aus cuore und mente zusammengesetzt, eine Geistesphase bezeichnen soll, wo Gedanke und Gefühl im Einklang sind und einander durchdringen, Gemüth aber das Innerste und Eigenste menschlicher Individualität, die Grundmacht des Geistes, das Ich als ewig gesetzt ist. Die zweite Gattung, die sich nur an das Aeußere, an die Oberfläche hält, ohne den geistigen Inhalt, die innere Fülle hervorheben zu wollen, nannte er die skizzenhafte, oder noch lieber die profilirende, die Gegenstände nur formell, in endlichen Umrissen, oder die endlichen Umrisse wiedergebend und darstellend. So ist ihm die gesammte biblische Literatur gemüthlich, die griechische und römische profilirend. Virgil, der eine Ahnung des Christenthums hat (?), ist ein Uebergang von der skizzenhaften zur christlichen Poesie. Auch Ovid hat, wenn er sich in die Leidenschaft vertieft, etwas Gemüthliches. Tacitus ist ganz gemüthlich, wie Dante, Petrarca, Arioſto, Guarino.

Offenbar ist der Zettel dieses Gedankengewebes deutsch und nur der Einschlag italienisch. Was ihm an Gehaltenheit und strenger Folgerichtigkeit abgeht, muß freilich fürs erste die südliche Glut ersetzen. Aber eben diese ist nöthig, und hier wenigstens für Italien, meinen wir, das tauglichste Mittel, diesen Gedanken Eingang zu verschaffen. Haben ja doch ebenso unter uns Giamb. Vico's Ansichten des Alterthums einen Anfangs ganz stillen und unbesprochenen Einfluß auf deutsche Forschungen gehabt, der erst später hervortrat, als Vico's Werk selbst durch eine Uebersetzung uns näher gebracht und bekannt wurde. Solcher lebendige Verkehr zwischen Geistern aus allen Völkern fördert und ist eben die angestrebte Gemeinschaft, wodurch das Einzelne mit dem Ganzen vermittelt wird, zu vollständigerer Ausbildung und Darstellung eines sittlichen Lebens.

(Der Beschluß folgt.)

Die Industrieausstellung zu Paris.

Erster Artikel.

Der französische Minister François de Neufchateau war der Erste, der eine Industrieausstellung in Paris veranstaltete. Sie begann am 19. Sept. 1789 auf dem Marsfelde und dauerte drei Tage. Seit dieser Zeit sah Frankreich sieben Ausstellungen, eine reicher und größer als die andere, in Intervallen von 4—8 Jahren. Die Restauration hatte eine momentane Stockung verursacht, aber nur die Zeit verlängert; als 1819 die Säle des Louvre auf Befehl des Königs die Erzeugnisse des Nationalfleißes wieder aufnahmen, übertraf die Sammlung Alles, was man bisher in der Art gesehen hatte, und das neidische England selbst sprach seine Bewunderung aus über die unglaublichen Fortschritte. Die „Times" sagten damals, der Triumph der französischen Industrie über die der Nachbarländer sei größer als der der Napoleonischen Armee; denn die Künste hätten im ganzen Lande Riesenschritte gemacht und die Manufacturen, welche fünf Jahre früher noch in der Kindheit gewesen, seien herangeblüht zu einem reifen Alter und machten den großbritanischen den Rang streitig.

Die letzte Industrieausstellung war im Sommer 1827 und füllte 28 Säle des Louvre; die Jury war genöthigt, aus Mangel an Raum eine große Anzahl interessanter Dinge abzuweisen und eine neue Ausstellung für 1830 anzusetzen, die aber unterbleiben mußte. Volk und Regierung waren damals mit ganz andern Schauspielen beschäftigt.

Das Doctrinairministerium, in allen Unternehmungen gern sich auszeichnend, hat mit der jetzt veranstalteten achten Ausstellung allen Wünschen entsprechen wollen. Nicht an Gelegenheit, nicht an Raum, nicht an einer zahlreichen Jury sollte es fehlen. Die Architekten erhielten Auftrag, vier große Pavillons, jeden mit drei großen Galerien, auf dem Concordiaplatz zu erbauen und die Einzelräume mit toscanischen Pilastern und Pfeilern abzutheilen. 400,000 Francs für Bretterbuden, die nicht einmal

nach zwei Monaten noch für Meßkramläden gebraucht werden können. Die Dächer sind mit Zink gedeckt, die hunderte Pfeiler der Fronten mit allen Gliedern verziert, und Portale und Fenster mit einer Solidität gefertigt, als ob sie eine Generation aushalten sollten.

Jeder Pavillon hat eine besondere Bestimmung. Der erste gehört ausschließlich den Maschinen und der Mechanik en gros, der andere der Mechanik im Kleinen, den Instrumentenmachern, Uhren-, Metall- und Glaskünstlern. Der dritte enthält die sogenannten Artikel von Paris, das Mode- und Galanteriewesen, die unnützen Kunstwerke und die Spielsachen, und der vierte die Manufacturproducte. In Allen zusammen befinden sich die Industrieerzeugnisse von 2400 Künstlern und Fabrikanten und über 200,000 Kunst- und Manufacturobjecte. Die Theilnahme hat sich demnach im Vergleich zu der Ausstellung von 1827 beinah verdoppelt. *)

Wollte ich eine vollständige und sachgemäße Beschreibung dieser Welt von interessanten Dingen geben, so müßte ich während der zweimonatlichen Dauer der Ausstellung täglich bei den 2000 Künstlern Visite machen und mir von jedem eine kleine Vorlesung halten lassen, was wirklich sehr bereitwillig geschieht, sofern ihre Erklärung nicht besonders gedruckt wurde; in diesem Fall würde mir aber, wie Göthe sagt, von alle den Belehrungen so dumm werden, als wenn mir ein Mühlrad im Kopf herumginge. Ich bin seit 14 Tagen noch fast täglich die Pavillons durchwandelt und habe viererlei Kataloge und Notizen und wenigstens ein hundert Specialerläuterungen eingesammelt; demungeachtet will sich das Chaos der Erscheinungen nicht zu einem Collectivbericht ordnen, und ich sehe wie im Traume spukhaft die tausendarmige mechanische Wissenschaft auf mich zuschreiten und mein profanes Referentengehirn verwirren.

Die Mechanik ist eine unermeßliche Kunst, denn sie hat ein unermeßliches Gebiet. Nie habe ich das so empfunden wie jetzt, da ich von ihren Fortschritten und den Erzeugnissen sprechen will, die um mich her sich regen und bewegen, zu Magazinen aufgeschichtet, zu Werkstätten im Kleinen und Großen verarbeitet sind. Unser Jahrhundert, unsere Zeit ist mechanisch geworden. Sie bewegt sich nach den Gesetzen der Schwere, durch künstliche Hebel, durch leichte Drähte, durch Ventile, durch ein complicirtes Räderwerk, durch Dampfmaschinen — o, es wird Einem dabei schwindelig! Ich habe mir schon oft die Frage gestellt: Was würde erst England liefern, wenn es seine Mechanik wie Frankreich jetzt auf einen Haufen legte? England, das da immerfort erfindet und verbessert und alle seine Kräfte darauf verwendet, die Menschen auf Erden überflüssig zu machen.

Wir sind in diesem Augenblicke so weit gekommen, daß wir uns nähren und kleiden können, ohne das Geringste dazu beizutragen. Die Wolle und Baumwolle wird roh verarbeitet durch eine Maschine, gesponnen durch eine Maschine, zu Zeuch verwebt durch eine Maschine und zu Strümpfen, Hosen, Mänteln und Shawls verarbeitet durch eine Maschine. Köchlin im Mühlhausen, der Mann ist Deputirter Frankreichs, hat eine Maschine erfunden, die Blumen mit Nadeln stickt — hundert Rosen, Nelken, Tulpen auf einmal — eine Maschine, die zählt, mißt, aufschreibt, und eine Maschine, die wie ein Schneider näht. Was wollt ihr noch mehr von der Mechanik, da sie auch die Schneider überflüssig — und die Köche entbehrlich macht? Ja, auch die Köche; denn hier in Paris hat ein Holländer Dampfmaschinen etablirt, die für jedermänniglich nicht blos die holländische Bouillon kochen, sondern auch braten, rösten, fricassiren und complett zur Tafel serviren. Man braucht blos zu einem von den verschiedenen Gefäßen zu sagen: bereite mir ein Ragout, ein Beefsteak, ein Boeuf a la mode, einen Gigot oder einen Plumppudding, so schließt es sich und läßt Dampf strömen, und kocht und siedet und röstet, wie man es haben will, ein Diner in einer Stunde, in einer halben Stunde, à la minute. Dazu reinigen sich die Gefäße von selbst durch Dampf aufs beste und schnellste, und der Esser braucht nicht zu fürchten, daß er ein Haar in der Sauce findet. Schon längst war die Rede von einer ambulanten table d'hôte in Paris. Dieselbe wird nun ins Leben treten und in einem besondern Omnibuswagen durch die Gassen fahren, damit sich jedes Haus seine Speisen brühwarm herausnehme. Wahrscheinlich hängt das Project mit der compagnie hollandaise der Bouillonboutiken und mit besagter Dampfküche zusammen. Ich fürchte nur, es wird eine Revolution geben unter den Köchen und Restaurants, da dieselben so wenig mit der Dampfküche concurriren können, als eine gewöhnliche Kanone mit einem Geschütz von Perkins. Die eine schießt so viele Braten als die andere Kugeln ins Publicum.

Ich will nicht so unästhetisch sein und mehr von den Fleischtöpfen Aegyptens reden, sonst ließ ich bei dieser Gelegenheit die neuen Bratspieße, Kaminroste und Uhrenkochtöpfe Revue passiren. Ihre Zahl ist groß und ihre Mechanik so lästig und schnarrend wie die alten karlistischen Vaudevilles. Was mich näher angeht, sind die der Welt im Allgemeinen nützlichen Erfindungen, besonders die neuen Pressen und Dampfpressen. Ihrer stehen im ersten Pavillon wol sechs- oder siebenerlei, mit größerer oder kleinerer Geschwindigkeit, mit Drehmechanismus und Dampfapparat. Ich habe eine darunter bemerkt, die nur 5000 Francs kostet, die Schwärze durch Walzen selbst aufträgt und wegen ihrer leichten Maschinerie mit größter Geschwindigkeit arbeitet. Ein Kind kann sie bewegen. Thonnelier heißt der Mechaniker. Ebenso bemerkte ich auch kleine und große lithographische Pressen, die die schönsten Abdrücke lieferten und sehr leicht bewegt wurden.

Niemand hat so viel Maschinen aufgestellt als der bereits erwähnte Köchlin. Sie nehmen den zehnten Theil des ersten Pavillons und einen Raum von wenigstens 4000 Quadratfuß ein. Eine kolossale Spinnmaschine, mehre Webmaschinen, worunter die merkwürdige Blumenstickmaschine, die mit hundert und hundert gefädelten Nadeln die verschiedenfarbige Seide wie eine Näherin durch den Stoff zieht und auf der Seite einen großen Blumenmesser hat, der nach jedem Stich die Maschine verändert; ferner verschiedene Meß-, Zeichen- und Glättmaschinen, Rollen, Kratz- und Blumendruckmaschinen. Letztere gleichen fast den großen typographischen Pressen, allein es sind die Figuren auf kupferne Walzen gravirt, die mit dem Zeuche in Berührung gebracht und nach jedem Umlauf neu gefärbt werden. Das Lobenswertheste dabei ist, daß Hr. Köchlin alle Walzen, Platten und Stühle mit in der Arbeit begriffenen Fabrikaten beziehen ließ und so auch dem Profansten die Sache aufs Deutlichste vor die Sinne brachte. Man sieht es handgreiflich, daß die Räder und Stahlstangen und Walzen malen, stechen, nähen, sticken, und man fühlt sich von Bewunderung erfüllt. Wie es hier Hr. Köchlin mit seinen Seiden-, Woll- und Kattunzeuchen, so macht es Hr. Gaussee mit seinen Cachemir-Shawlstühlen, die er von Jahr zu Jahr und endlich so vervollkommt hat, daß man seine Fabrikate von den indischen nicht mehr unterscheiden kann. Wir sehen zwei Künstler täglich die Maschinen bewegen, die Fäden durchziehen und die Blumen weben. Jeder arbeitet zugleich mit sechs Nadeln und schießt dieselben nach der Zeichnung durch die ganze Shawllänge, indem er eine Walze bewegt. Stundenlang kann man dabei stehen und zusehen und es nicht begreifen, daß so schöne Blumen dadurch entstehen. Das Gewebe verwirrt, man sieht nichts als die Fäden und die Klöpfel und die Walzen und die Nadeln und die Tücher, und am Ende geht man so klug weiter, als man kam, und bedankt sich nicht einmal bei dem Manne, der uns seine Kunst und sein Geheimniß offenbart.

Ich bin in Deutschland in Fabriken gewesen und konnte mir dazu nur die Erlaubniß auswirken, als ich umständlich bewies, daß ich weder ein Fabrikant noch ein Mechaniker sei.

*) Der Katalog dieses Jahres zählte nur 1795 Aussteller und etwa 120,000 Gegenstände.

Die Eigenthümer hatten eine kindische Furcht vor dem Copiren, Nachahmen und Veröffentlichen. Diese Angst kennt man hier nicht. Jeder Künstler und Fabrikherr macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, seine Maschinen und Instrumente zu zeigen, er weiß, daß, wenn er was Gutes, Besseres hat als Andere, dies nur seinen Ruf vergrößern kann. Wenn das nicht wäre, was sollte die Ausstellung, wo die ganze Welt sehen und nachahmen kann? Die Regierung ist ja da, um Patente zu ertheilen, wenn man was erfunden hat.

Es sind Dampfmaschinen aller Gattungen hier, sogar ein ganzes geöffnetes Dampfschiff mit einer neuen Vorrichtung und viel kleinerer Maschine als die bisherigen. Jene sind in gewöhnlicher Größe, zum praktischen Gebrauch, diese im verjüngten Maßstab wie die Modellenmaschinen. Der Mechaniker, der in Hinsicht letzterer besonders genannt zu werden verdient, ist Eugène Bourdon, welcher mit einer bisher nicht erlebten Virtuosität ganz kleine Modelle der complicirtesten Maschinen liefert, die im Kleinen dieselbe Bewegung machen wie die großen, und beiweitem belehrender sind als diese, indem sie auf einem beschränkten Fleck dem Auge Alles enthüllen, was es zu sehen wünscht, sogar das Innere der Röhren, Kessel, Druck- und Pumpwerke; denn sie sind von geblasenem Glase und in dem genauen Verhältnisse der Maschine. Der Dampf treibt darin mit derselben verhältnißmäßigen Kraft wie in der kolossalsten wirklichen Maschine. Herr Bourdon hatte die Gefälligkeit, mir in seinem Hause eine von diesen größern ganz neuen Modellmaschinen in Activität zu zeigen und bereitete uns dadurch ein ebenso belehrendes als angenehmes Schauspiel. Ein wenig Wasser und ein wenig Feuer, und im Nu entwickelten sich Dämpfe und trieben die Druckwerke und die Räder und Balken. Wir sahen jedes Glied der Maschine und gewahrten die Wirkung jeder Bewegung. Zwei Akademien haben über die Kunstwerke berichtet, die dieser Künstler zur Ausstellung sandte. Er ist auch der Erfinder einer neuen Art Lampen, die die bisherigen mit Uhren und Räderwerk ersetzen, von selbst Oel und Docht erhöhen und nähren. Wenigstens zehn Mechaniker haben ähnliche, aber stets in anderer Form und meist mit Rädern und einem großen Mechanismus geliefert.

Zwei andere Mechaniker, Leblanc und Philippe, erregen die Aufmerksamkeit des Publicums in der Kunstwelt durch Modelle rein industrieuser Art. Der Eine zeichnete, der Andere executirte, vielleicht aber arbeiteten sie Beide zusammen. Das Größte ist die bereits in England bekannte Papierfabrik mit Walzen und großem Fertigungsapparat (sie liefert die größten Formate vollendet aus der flüssigen Masse und nimmt nur einen kleinen Raum ein), das Bekannteste die neue Roth'sche Zucker- und Syrupfabrik mit messingenem Distillationskessel und eingelegten Schlangen, und das Imposanteste die Eisenbahn mit allem Fuhrwerke, wie sie in Liverpool existirt.

Die meisten dieser Maschinen sind auf Anlaß des Königs oder des Ministers der Culte für das Conservatoire des arts et métiers angefertigt worden.

In dem Theatermaschinenwesen hat Hr. Bertin, wie es scheint, wieder Fortschritte gemacht. Ich finde zwei Modelle mit doppelten Souterrains und doppelten Höhengängen, eine ganze Höllen- und Himmelsmechanik, zum Fliegen und Untersinken. Dieser Bertin hat es dahin gebracht, daß kein fester Punkt mehr auf der Bühnenwelt ist; überall kann man zu Grunde gehen, und im Fond versinkt nöthigenfalls die ganze Scene. Wahrscheinlich haben wir von seiner Kunst im nautischen Theater bald ganz neue Dinge zu gewärtigen. — Das Versinken im Wasser ist etwas schwerer, es kann dabei ein Tunnelbruch entstehen und Schauspieler ersäufen.

Es ist noch ein Theatermeister da, Namens Flamand, der die Maschinerie des jetzigen Théâtre français copirte. Er läßt den Voltaire darin mit allen neun Musen gen Himmel fliegen.

Hier fällt mir ein, daß ich zwei große Turnschulenmodelle unter den Maschinen gesehen habe. Der Major Cicalopier und ein Herr College sind ihre Verfertiger. Wenn ich jemals Leitern, Stricke, hölzerne Pferde und Spring- und Schwungstangen sah, so sind sie in diesen Idealen au grand complet. Eine von den Modellschulen ist eine Marineturnerei und daher mit Wasservergnügen verbunden. Ein Offizier, den ich um einige Auskunft über das französische Turnerwesen bat, versicherte mir, es habe bereits einen ordentlichen Schwung genommen und könne in Kurzem Epoche machen in der Armee. Wenn Altvater Jahn das wüßte! Die französische Regierung fürchtet nicht, daß die Turnerwuth die Studenten ergreift — sie weiß, daß keine Gallomanie unter ihnen ausbricht wie die Germanomanie in Deutschland; Frankreich ist ein Staat, ein Volk — es turnt blos zu seiner Glieder Wohl oder auf Befehl des Generals. Einstweilen hat der Erfinder der französischen Turnerei ein Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Nur zu, braver Schwimmer!

Ich komme vom Turnen auf die Nachttelegraphie. Es ist bekannt, daß die pariser Handelswelt sich deren seit einiger Zeit schon auf der Straße nach Havre bedient und dadurch mit der Regierung einen Proceß bekam. Diese will Alles zuerst wissen. Es geht mich aber nichts an, was die Regierung und der Telegraph miteinander haben, genug, derselbe existirt einmal, wie man sich auf dem Boulevard Montmartre täglich überzeugen kann, und er war so gütig, uns sein Portrait auf die Ausstellung zu schicken. Diesem gemäß ist die Maschine viel einfacher als der beflügelte Staatsbote, der einen beweglichen Balken mit zwei Armen hat; denn er besitzt blos einen Arm und reicht damit im Kreise herum, jedesmal acht Zeichen oder Winkel machend. Für diese Einseitigkeit besitzt er aber eine sehr nützliche Zweiseitigkeit, nämlich einen zweiten Standpunkt mit einem zweiten solchen Radius. Beide zusammen sind im Stande, Alles zu sprechen, was sie wollen, sogar des Nachts, wenn es stockfinster ist; denn alsdann zünden sie ihre Laternen an, nehmen sie in die Hand und beschreiben damit Kreis um Kreis. Die Bewegung der Doppelmaschine wird durch einen verbindenden Draht bewirkt, den ein Mann an einem gezackten Rade dreht, welches zwischen beiden Ständen errichtet ist und die Figuren vorschreibt. So oft der eine Arm steigt, kreuzt oder fällt der Andere. Das Uebrige ist mir Geheimniß.

Neben dem Nachttelegraphen steht ein großer Pharus zur Erleuchtung des Küstenhorizonts von Belle Isle (Morbihan), verfertigt von dem Optiker Soleil, père, mit Ellipsen, acht großen Brenngläsern und 382 Hohlspiegeln. Eine merkwürdige thurmähnliche gläserne Maschine, die mit einer gewöhnlichen Flamme ein Licht verbreitet, das fünf Stunden weit die Gegend erhellt. Der leuchtende Behälter ist zehn Fuß hoch und hat fünf Fuß im Durchmesser.

Zu den noch besonders bemerkenswerthen Maschinen und dahingehörigen Kunstobjecten des ersten Pavillons gehören außer den besprochenen noch das Modell einer Eisendraht- und Stangengußfabrik, mehre neuerfundene Wagen u. s. w., einige große Destillirapparate, das vollständige Modell einer Zuckersiederei, ein Thurmglockenspiel, große Thurmuhren, die Eisengußtreppenmodelle, neue Feuerlöschgeräthschaften, eine Maschine, um die Gebäude von Außen nach Belieben schnell zu erklettern, endlich eine neue Art Windmühlen mit acht Flügeln, die sich schließen und öffnen, je nachdem viel oder wenig Wind hineinbläst, eine neue Art Pflüge, eine Dreschmaschine, die zugleich die Frucht reinigt und abschüttet, eine neue Art Dachziegel, welche in schrägen Vierecken ineinander laufen, viel Sparkamine, neue Schornsteinschiote, eine in Paris sehr empfehlenswerthe Wasserfiltrirtonne und eine ganze Quantität Schlosser- und Schmiedearbeit. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 185. — 4. Juli 1834.

Italiens literariſche Verjüngung.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 184.)

Merkwürdig ſind nun die aus ſolchen Anſichten ſich ergebenden Urtheile über die frühern Stadien der italieniſchen Literatur. Es kann nicht fehlen, daß ſie gar ſehr von den gangbaren abweichen, daß manche Gefeierte aus dem Vordergrunde in den Hintergrund geſtellt, manche Zurückgeſtellte in den Vordergrund gerückt werden, und daß dies Anfangs als ein revolutionnaires Streben gar ſchwer eingeht. Aber dies ſteht nicht zu ändern, und wir haben unter uns ganz daſſelbe erlebt. Wir theilen daher zum Schluß die Maroncelli'ſchen Beurtheilungen etlicher Claſſiker mit, wovon oben bereits beiläufig Proben gegeben wurden.

Taſſo iſt ein gemüthlicher Dichter, hauptſächlich durch die geiſtreiche und vollherzige Charakterdarſtellung, wie ſie zuerſt hier in der neuen Literatur auftritt. Das iſt das urrigne und doch beinahe ganz unberückſichtigte Hauptverdienſt des „Befreiten Jeruſalems", welchem außerdem gar Manches fehlt, was ein Sänger der Kreuzzüge nach dem heiligen Lande bezwecken mußte. Nur das vorwaltende Gefühl für eine gefährdete Religion und einen gefährdeten Staat konnte den edeln, großartigen Wahnſinn der Kreuzzüge rechtfertigen. Das erſte gebührte dem chriſtlichen Dichter, das zweite dem bürgerſinnigen. Taſſo aber iſt ein gar bleicher, flauer Chriſt, was freilich wol aus jener mislichen Zeit erklärbar war, wo Luther's Einſpruch die alte katholiſche Einheit auflöſte; ſeine Religion iſt nicht begeiſtert, und der Eremit Peter iſt die letzte Figur in dieſem Epos. Taſſo iſt aber auch ebenſowenig ein Bürger, weil die Großherzigen jener Zeit dafür keinen Wirkungskreis hatten; eine veraltete knechtiſche Erziehung entnervte den Geiſt, und wenn der angeborne Adel ſich dagegen empörte, machte er ſich auf unziemlichen Wegen Bahn. Durch den ſchlechten Zuſtand der Zeit gezwungen, trat eine geweihte Minerva blind aus dem Heiligthum des Ich und gerieth in ihrer Blindheit auf ſchmutzige Kreuzwege. Nur völlig ſehend geworden, wird erſt dieſe Minerva grade auf ihren Zweck losgehen und die Befreiung der Einzelnen wie der Maſſen bewirken. Aber dann muß ſie auch gegen die religiöſe Fackel in der Rechten ankämpfen, welche die politiſche in der Linken anzündet und nährt.

Guarino, der große Guarino, iſt gemüthlicher Dichter durch die geiſtreiche Phantaſie und das Herz, welches er in die Schöpfung ſeiner Charaktere legt, wie durch die mechaniſche Einbildungskraft, die ihn eine neue dramatiſche Form erfinden ließ, vor Shakſpeare, die Shakſpeare doch anerkannte und annahm, wie alle große engliſche Dichter die großen italieniſchen anerkannten. Guarino hat außer der Gemüthlichkeit der Charaktere und der Form auch noch die der Rührung wie Keiner vor ihm.

Vincenzo Filicaja, der Sänger der Chriſtenſiege über die Türken, iſt der erhabenſte aller Lyriker in den vier Jahrhunderten von Petrarca bis auf Manzoni.

Andreini, Verf der Tragödie: „Adam", eines Werkes von rieſenhafter Erfindung und glücklicher Kühnheit. Es wurde in Mailand mit ungemeinem Entzücken aufgeführt. Milton ſah es und wurde davon zu ſeinem „Verlorenen Paradieſe" begeiſtert. Maria von Medici berief Andreini mit ſeiner Schauſpielergeſellſchaft an den franzöſiſchen Hof, wo er höchſt ehrenvoll aufgenommen wurde. Vor ſeinem Abgange nach Paris, im Jahre 1617, erſchien eine prachtvolle Ausgabe ſeines „Adam" mit Kupfern zu Mailand. Seitdem ward er vergeſſen oder verſpottet. Schöne Worte wurden ſchon damals wie nachher ſchönem Inhalte vorgezogen.

Carlo Gozzi, den Ausländer erſt wieder zu Ehren brachten, iſt ein ureigenthümlicher dramatiſcher Genius.

Angelo Poliziano, Lorenzo de' Medici, Sannazaro, Giamb. Giraldi Cintio, die beiden Buonarroti, Vittoria Colonna und Machiavelli bilden das zweite ſchöpferiſche poetiſche Zeitalter nach Dante. Alle übrigen Cinquecentiſten, die uns die Kunſtrichter für die größten Dichter angeben, ſind gar nicht Dichter. Marini, der weder ganz zu verwerfen noch ganz freizuſprechen iſt, wäre hundert Mal größer als Arioſt geweſen, meinen dieſe Herren, wenn er ſeinen Styl gehabt hätte. Alſo um Styl gälte es? Oder wäre nicht ſein Schöpfergeiſt organiſch fehlerhaft? Ich glaub's.

Metaſtaſio ſchrieb kein gemüthliches Drama; ſeine zuſammengereihten Scenen ſind noch weniger als profilartig; es ſind Programme oder Anlagen zu Dramen, hier und da mit kleinen artigen Oden ausgelegt.

Salvioli, ein ſehr guter Profiliſt, iſt der letzte Schwan Griechenlands in Italien. Alle Wolluſt, aller Wohlgeruch der helleniſchen Schule athmet bei ihm noch friſch wie Frühlingsroſen.

Chiabrera und Guidi, ohne Kopf und Herz Beide, konnten unmöglich Dichter ſein. Guidi fiel auf ein päpſtliches Homilienbuch, brachte es in Verſe und nannte dies Oden. Chiabrera ſtahl bald dem Pindar, bald dem Jeſaias einen und den andern Gedanken und machte daraus lyriſche Gedichte ins Unendliche, aber lauter leere. Er erfand Metra, ſo viel er nur wollte, aber alle gleich unglücklich, zumeiſt nach griechiſcher Weiſe. Er ſprach nur in verſchrobenen, dunkeln, widergrammatiſchen Ausdrücken, und kleidete ein ſchönes Nichts oder irgend etwas Fremdes in den ſchlechteſten Styl. Guidi vermied wenigſtens die Fehler der Secentiſten und die Worte waren ihm ein päpſtlicher Schmuck für die Homilien des Clemens.

Die bologner Schule ſtreute einen guten Samen aus, und Zanotti, Manfredi, Fabri, Ghedini pflegten ihn fleißig, einen Dichter aber kennt ſie nicht. Gaspar Gozzi hatte den Boden ganz umzuarbeiten angefangen, als Frugoni und Bettinelli kamen und vorübergingen; der Sturm fegte mit ſeinen ungeheuern Schwingen die umliegenden Felder. Zum Glück wurde der Schaden wieder gut gemacht und jetzt denkt Niemand mehr daran.

Alfieri's tragiſche Form ſtimmt ganz vorzüglich zu dem nackten Gedanken, den er auf die Bühne gebracht hat. Alfieri's Menſch gehört keinem Vaterlande, keinem Himmelsſtriche, keiner Zeit an. Nicht die Geſchichte eines Volks oder der Völker dramatiſirt er, es iſt der unbeſtimmte, metaphyſiſche, abſtracte Kampf zwiſchen politiſcher Freiheit und Knechtſchaft (?), oder wenn er zuweilen ſeine Aufgabe ändert, geſchieht es nur, um von einem ſittlichen Begriff zu einem andern überzugehen. Mirra, die göttliche Mirra, iſt die Blutſchande. Die ſanfte Alceſte iſt die eheliche Liebe und die Freundſchaft. Saul allein hört auf, ein fleiſch-, knochen- und nervenloſes Ich zu ſein gleich den Vorigen (?), ſondern nimmt menſchliche Geſtalt an in Zeit und Raum und formt und verdichtet ſich nach den wirklichen Umſtänden der Zeit, des Volks, der Sitten und des Glaubens, in welchen er auftritt. Abel iſt gleichfalls in dieſem Sinne aufgefaßt und verſelbſtet; und ſo mußte Alfieri jene Form aufgeben. Wie denn überhaupt die Form nichts Willkürliches, ſondern durch den Zweck des Dichters bedingt iſt, ſo iſt die von Guarino eingeführte, nachher von Shakſpeare auf eine Weiſe, von Lope, Cervantes, Calderon auf drei, von Schiller, Göthe, Kotzebue auch auf drei, von Andreini, Carlo Gozzi, Alfieri, Manzoni auf vier Arten, für das geſchichtliche Trauerſpiel die beſte Form, die äußern Umſtände der Zeit, des Orts u. ſ. w. dramatiſch darzuſtellen; für die pſychologiſche Tragödie Alfieri's und Pellico's, wo es gilt, die innern Wechſelzuſtände des Ich darzuſtellen, würde ſie ſehr ſchlecht ſein. Beide, an ihrer Stelle und zweckmäßig gewählt, können erhaben ſein. Es iſt gar nicht wahr, daß Alfieri die Ariſtoteliſche Form hat; die griechiſche Form iſt unvollkommen und genügt weder den innern noch den äußern Menſchen darzuſtellen (?), denn die Griechen profiliren beide nur, und ihre Formunvollkommenheit ergibt ſich ſomit als logiſche Folge. Ebenſowenig hat Alfieri die übereinkömmliche und barocke Form der Theaterſtücke zu Zeiten Ludwig XIV. und XV. Er hat zuerſt unter den Alten und Neuen den innern Menſchen dargeſtellt, und ſeine gewählte Form iſt mithin die ausgeſonnene unmittelbare, nothwendige, ſeinem Begriff gemäße, logiſche, eigne. Nun wollte er auch den Menſchen in Zeit und Raum darſtellen, und dazu brauchte er die Form nicht zu erſinnen, da Guarino ſie ſchon gefunden hatte. So ſei, meint Maroncelli, Alfieri niemals beurtheilt und darum ſcharf von In- und Ausländern getadelt worden, eben weil man ſeinen Zweck einer ſittlichen Wiedergeburt ſeines Vaterlandes und die demgemäße äſthetiſche Behandlung ſeines Gegenſtandes nicht erkannt habe. Unſere deutſchen Leſer werden hier freilich wol manche Unklarheit und vorurtheilige Einſeitigkeit nicht verkennen.

Pellico, der auch das Werk einer politiſchen Wiedergeburt, das Alfieri allein betrieb, mit Andern theilte, faßte das Innere, das Ich, von mehren Seiten und in mannichfaltigern Erſcheinungen auf. Seine „Franciſca von Rimini" iſt kein politiſches, ſondern das zarteſte Liebesgemälde. Größer iſt „Eufemio von Meſſina", eine andere Erſcheinung der Leidenſchaft, nicht einer zarten, ſondern einer verzehrenden, rohen. Die Liebe iſt da ein ungeheuerer Koloß, der zuſammenbricht und ein furchtbares Erdbeben bewirkt, worin Alles umher verſinkt. „Herodias" iſt die erhabenſte Charakterdarſtellung der gemüthlichen Schaubühne und übertrifft Alfieri's „Saul", wie Shakſpeare's „Hamlet" (?!), mit welchen er zu einer Gattung gehört. „Gismonda", „Leoniero von Dertona", „Eſter von Engaddi", „Iginia von Aſti" haben die äußere Form nur als beiläufig. Die ungedruckten: „Der Gegenpapſt", „Julius und Columbus", machen ſie zur Hauptſache, und ſo iſt es die Guariniſche, Shakſpeare'ſche.

Giambattiſta Nicolini, Dichter des „Nabucco", der „Polyxena", des „Antonio Foscarini", des „Giovanini Procida", iſt ein tiefer Denker, hat eine ſchmeichelnde Beredtſamkeit und ſchöne Verſe, worein er kühne Grundſätze, große patriotiſche Strebungen, ſittliche, großartige Geſinnungen einkleidet; aber ſeine Tragödien ſind weder pſychologiſch noch hiſtoriſch, ſind keine Dichtung, am wenigſten dramatiſche, wo Handlung, Verwickelung und Charaktere unerläßlich ſind.

Perticari gehört bekanntlich zu Monti's Schule. Tröſtlicher iſt es, von dem zarten Dichter der Ode auf den Tod der Sauli zu ſprechen, dem trefflichſten lyriſchen Gedicht. Dies iſt der Graf Aleſſandro Marchetti. Tommaſeo hat die Kritik ganz im Sinne des „Vermittlers" umgeſtaltet. In demſelben Geiſte hat Manzoni's Schwiegerſohn, Maſſimo d'Azeglio, den „Hektor Fieramosca" geſchrieben, ein friſches, reines, ureignes Werk.

Ein wahrer Dichter darf nicht wie Taſſo blos Das ſein, was ſeine Zeit, noch weniger darf er zurückſchreiten wie Salvioli. Er muß ſeine Zeit im Guten und Böſen kennen und ſeine Zeitgenoſſen entzündet auf eine höhere

Stufe der geſelligen Bildung mit ſich fortreißen. Legen wir dieſen Maßſtab an, ſo ſtehen Dante, Petrarca und Alfieri auf den erſten Stufen; ſie waren echte freie Maurer am Bau der italieniſchen Freiheit. Arioſt iſt ihnen, trotz ſeiner lieblichen Thorheit, ſeiner gemüthlichen Phantaſie nicht beizugeſellen; den Dichterberuf, ſein Volk umzubilden, hat er nicht. Eher möchte man ihm zurufen: „O Ludwig, wie entſittigſt du die Seele!“

Shakſpeare und Milton ſind unbeſtreitbar gemüthlich wie alle neuere engliſche Dichter, und wie Klopſtock, Schiller, Göthe, Boscan, Garcilaſo, Lope de Vega, Cervantes, Calderon, Vasco de Gama.

Unter den Griechen ſteht obenan Ariſtophanes.

Die Troubadours ſind nie gehörig gewürdigt worden. Die franzöſiſche Literatur wird ſtets ihrem gemüthlichen Corneille und Racine ihr Recht laſſen müſſen, auch neben den neuen Begründern Lamartine und Victor Hugo.

Wie „Der Vermittler“ ſeine Gegner und in Monti einen Unberufenen fand, der Eklekticismus predigte, als dieſer bereits gefallen war, ſo nahm dagegen Montani in Florenz den Faden der Zeitſchrift wieder auf in der „Antologia“, welche die Freiheit vertheidigte oder doch die verlorene beweinte. Aber auch Montani ſtarb.

Wie weit nun dies hier gehaltene Gericht auch gerecht ſei, ob nicht Männer, wie Alfieri, überſchätzt, die Alten aber zu ſehr in Schatten geſtellt ſeien, dies möchte von dem Urtheil über die geſammte äſthetiſche Anſicht Maroncelli's abhängen. Wir haben den Cormentaliſten wenig unterbrochen und ihn meiſtens ſeine Sprache reden laſſen, worin man, was das Aeußere betrifft, wol etwas Haltungsloſes, zuweilen Unklares, Abſpringendes und Weitſchweifiges trotz unſerer Abkürzung nicht verkennen wird. Das Innere anlangend, begnügen wir uns mit einigen Winken. Zuvörderſt fehlt es unbeſtreitbar dieſem Raiſonnement an ſpeculativer Tiefe. Manche an ſich gute Gedanken ſind aufgegriffen, nebeneinandergeſtellt, ohne daß ſie ihren innern Zuſammenhang rechtfertigen können. Sie verſchweben, werden wieder herbeigeführt, aber gewinnen dadurch nicht an innerm Leben und Bewegung. Die Gegenſätzlichkeit, folglich die Beziehbarkeit des Antiken und Modernen, weiß er nicht nur nicht zu ermitteln, ſondern ſie gilt ihm als ein ſtarrer Dualismus, ja er faßt die Glieder des Gegenſatzes nicht einmal treu und wahr auf. Es iſt gar bald geſagt, die Hellenenwelt profilirt, die Chriſtenwelt geſtaltet gemüthlich, oder jene haftet am Aeußern, dieſe erfüllt ſich mit dem Innern. Aber iſt denn damit auch nur im mindeſten der große, tiefe Zuſammenhang, die tief organiſche Bildung der griechiſchen Kunſt auch nur nach ihrer politiſchen, naturgemäßen Entwickelung, alſo nach einer Seite hin, auch nur profilirt, um des Cormentaliſten eignen Ausdruck auf ſein Raiſonnement überzutragen? Iſt hier nur eine Ahnung von der innerſten Folgerichtigkeit z. B. der drei griechiſchen Dramatiker, deren Werke uns die Zeit, ſo weit als es nothwendig war, gegönnt hat? Wie viel weniger war demnach zu erwarten, daß das Verhältniß griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft zur Vor- und Nachwelt entwickelt wurde? Davon keine Ahnung gehabt zu haben, dürfte allerdings Demjenigen vorzüglich zum Vorwurf gereichen, dem die Poeſie nicht als Blüte und Frucht geiſtigen Lebens und Webens überhaupt, ſondern als Magd und Duenna, oder Bonne des Staates, oder vielmehr gar nur einer beſtimmten Form deſſelben (der republikaniſchen) gilt; wodurch er offenbar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch tritt, da er zugleich das Didaktiſche verwirft. Und dieſe Trübung der Anſicht durch wüſten kosmopolitiſchen Parteiſinn muß man hier ganz beſonders beklagen. Daher eben jene allgemeinen an ſich guten, aber freilich nur verworrenen Gedanken, die ſich als ſolche beſonders in der Anwendung z. B. auf Alfieri erweiſen, dem die Fleiſch-, Knochen- und Nervenloſigkeit des Ich, der abſtracte, metaphyſiſche, unbeſtimmte Kampf zwiſchen politiſcher Freiheit und Knechtſchaft als weſentlich nothwendige Form zum Verdienſt angerechnet wird. Daher jenes Vorurtheil für die ſchon oben gerügte Verrothwelſchung Dante's und des Mittelalters durch Gabriel Roſſetti; daher jene ſchielenden Urtheile über Taſſo und Arioſto und Virgil wie Ovid.

Bei dieſen und andern Mängeln jedoch läßt ſich dieſem Verſuche, ſeine Landsleute aus dem Schlafe zu rütteln, eine gewiſſe Zweckmäßigkeit nicht abſprechen. Manches wird ſie verblöden, als Paradoxie, als Neuerungsſucht, was ſie ſpäterhin bei genauerer Einſicht doch nicht verwerfen werden können. Denn die Idee der Vergeiſtigung als Strebeziel des Menſchen, welche die Grundlage des Ganzen ausmacht, iſt ſo mächtig in ſich, daß ſie, mit dieſem Feuer ausgeſprochen, mit dieſem freien, unerſchrockenen Muthe vertreten und bewährt, gewiß allmälig tiefere Wurzeln unter ſeinem Volke ſchlagen wird. Die Zeichen der Zeit ſind allerdings ſchon da, und gewiß wird die urſprünglich adelige Natur dieſes Volks die Feſſeln brechen, die ſeine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Entfaltung hemmten; ein regerer Verkehr mit weiter geförderten Völkern wird es, nicht durch die Gewalt und Empörung, ſondern durch die ſtille, aber ſichere Macht des Geiſtes, des Logos, mit denen wieder verbinden und ihnen nähern, welchen ſie früher ſelbſt den Anſtoß gaben und vorleuchteten, hinter welchen ſie aber durch Pfaffenherrſchaft und Machiavellismus ihrer eignen Fürſtlein und Herrlein zurückblieben. Gönnen wir ihnen daher dieſe neugewonnenen Augen und Keime, welche durch das Märtyrerthum mancher edeln Geiſter gezeitigt wurden, die, wie ſich aus den mitgetheilten „Addizioni“ ergibt, doch nur als Sühnopfer für andere wilde, leidenſchaftliche Empörer fielen. Folge und Beharrung iſt ein beſſeres Bildungsmittel als Gewalt. Nur laßt uns nicht glauben, die Poeſie werde Völker und Staaten verbeſſern und heilen. Ihr Reich iſt und bleibt nicht von dieſer Welt. Sie aber war, iſt und wird immer der Aether ſein, in welchem ſich alles Wahre, Gute und Schöne bewegt. Sie wird ewig der Vorhimmel oder das Empyräum der Geſchichte ſein, ihre Auslegerin, aber weder ihr Motiv noch ihr Zuchtmeiſter und Erzieher.

96.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 186. — 5. Juli 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Dritter und letzter Artikel. *)

27. Melusina. Romantische Oper in drei Aufzügen von Franz Grillparzer. Musik von Konr. Kreutzer. Wien, Wallishausser. 1833. 8. 12 Gr.

Wie man auch über Grillparzer's dramatisches Talent urtheile, so ist wenigstens gewiß, daß er noch kein bedeutungsleeres Gedicht geschrieben hat, vielmehr ist ein allzu sichtbares Ringen nach Bedeutung, allegorischer, symbolischer Beziehung vielleicht grade Das, was seinem dramaturgischen Vermögen gewisse Grenzen setzt. So ist auch diese Dichtung, welcher er die Gestalt eines Singspiels gegeben hat, an Bedeutung so reich, daß sie eigentlich in dieser ihr Dasein hat. Der Gedanke, welcher den Kern des Gedichts bildet, ist: zu zeigen, daß wer dem Reiche des Wahren sich weiht, sich ihm ganz hingeben müsse, ohne Reue, ohne Verlangen nach der Wirklichkeit, jener oft ausgesprochene poetische Gedanke, den der Schlußchor im Gedicht also ausdrückt:

Wem sich höh're Mächte künden,
Muß auf ewig sich verbünden,
Oder nahen mög' er nie;
Halben Dienst verschmähen sie.

Das heißt: der Dichter soll sich mit den Gütern seiner phantastischen Welt begnügen; er verlange nicht nach Ansehen, Einfluß, Vermögen und irdischem Besitz. Diesem Gedanken ist eine anmuthige Gestalt gegeben, die in ihren einzelnen Theilen nur allzu sehr an Fouqué's „Undine" erinnert. Die Erfindung ist nicht reich, aber lieblich; das ganze Gedicht ist wohllautend und wie zur Musik geschaffen, und gefällt durch Ebenmaß und schöne Form. Unter allen lebenden Dichtern Deutschlands ist vielleicht keiner, der ein ähnliches darzustellen vermöchte. Hiermit bezeichnen wir jedoch nur die Eigenthümlichkeit, nicht den absoluten Vorrang dieses Dichters, den ein Uebergewicht von Verstand und eine zur Unzeit unterdrückte Begeisterung wol immer von dem höchsten Gipfel des Parnasses ausschließen wird. Grillparzer ist ein durchaus achtbarer Dichter; aber sein Blick dringt nicht jenseits der gewöhnlichen Species von Lebensformen und Charakteren; er beschränkt sich auf diese, ungleich seinem Rival Immermann, der in die Tiefe zu dringen bemüht ist, ohne Das, was die Oberfläche bildet, vollkommen erkannt zu haben. Dieser äußerlichen Schönheit ist er so treu als Raimund seiner geliebten Najade Melusina; er stürzt sich ihr nach in die Gruft. Aber Melusina ist die Dichtkunst.

Der Ausdruck ist nicht immer vollkommen glücklich, und tadelnswerth ist z. B. gleich der erste Chor der Jäger:

Es mag des Waidwerks edle Gewalt
Nicht das Wild des Waldes nur tödten;
Auch des Herzens Sorgen und Nöthen (!)
Erbleichen alsdald ....

*) Vgl. 139—141, 171 und 172 d. Bl. D. Red.

sowie Melusina's:

„Hier bin ich, Raimund, die du gerufst."

und Raimund's Antwort:

„Hin zu dir flieg' ich, wär's durch die Luft!"

auch anstößig sind, da man, wenn man einmal fliegt, doch nur durch die Luft fliegen kann. Indeß bedecken liebliche Gedanken und schöne Verse diese Uebel genug, um dieser Dichtung das Prädicat einer feinen und geschmackvollen zu gewinnen. Wollte der Himmel, wir besäßen viele solche Opern wie diese, und die deutschen Bühnen hätten nicht nöthig, nach solchen zu greifen wie „Robert der Teufel" und andere Teufeleien!

28. Dramatisches von J. E. Wand. Erster Band, enthaltend: Der verrückte Professor. Einleitendes Vorspiel. Sein Onkel und ihre Tante. Lustspiel in einem Act. Die Räuberbräute, Komödie in fünf Acten. Berlin, Jonas. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Den Preis des Witzes, feiner Satire und erquickenden Humors erkennen wir unter allen dramatischen Erscheinungen des Jahres dreist dem einleitenden Dialog zu, der uns unter dem Titel: „Der verrückte Professor", hier geboten wird. Etwas Feineres und Ergötzlicheres ist uns lange nicht zu Gesicht gekommen; es ist eine Arbeit, die einem Voltaire Ehre gemacht haben möchte. In der Form frischester, gedankenreichster und treffendster Ironie behandelt der Verf., dem man eine hohe Stellung in der Welt bald absieht, die Fragen nach Wesen und Bedeutung der dramatischen Kunst in der Zeit wie in der Vergangenheit, stellt die echten Urtheilsgründe heraus, zeigt, was am Volksgeschmack sei, und berührt alle die Verirrungen, zu denen Kunstforderung einerseits, Bedürfniß andererseits den Anlaß geben, auf eine so glänzende, ironisch-meisterhafte Art, daß wir beständig beide Seiten seines Urtheils sehen und immer fehl schießen, wenn wir seine Meinung erfaßt zu haben glauben. Dies glänzende Wortkunstwerk zeigt einen überlegenen Geist von Wissenschaft, tiefer Gesinnung, eindringendem Scharfsinn und einer Gewalt über den Ausdruck belebt, die wahrhaft selten sind, dabei von einer so neckenden Laune, so geschmackvoller Ironie, so feiner Beobachtung, daß manches Treffliche, was wir in dieser Hinsicht haben, dagegen in Schatten tritt. Schlag auf Schlag fällt, und nicht einer trifft fehl. Wo der Verf. Persönlichkeiten zu rügen fand, da geschieht es auf eine Weise, die in Deutschland völlig neu ist. Niemand hat Lob so in der Form des Tadels, Tadel so in der Form des Lobes gespendet als der Verf. dieses in seiner Art unvergleichlichen Dialogs. Niemand hat die hier sich eröffnenden Streitpunkte tiefer ergründet und launiger behandelt. Den wesentlichen Unterschied der antiken Tragödie von der modernen sucht der Verf. darin, daß, was bei den Alten Unglück war, bei uns als Schuld erscheint. Im Besitz einer idealen Bühne kann nur ein durchgebildetes Volk sein, wie die Griechen es waren. Die Bühne verlangt Freiheit, aber sie nützt ihr nicht, wenn sie wie bei den Franzosen den Leidenschaften dienen soll. „Aber die deutsche

Bühne", sagte ich, „wird nicht frei sein, bevor das Volk es nicht sein wird." „Was doch ein so loyaler Mann, wie Sie es scheinen, sich demagogisch aussprechen kann", sagte der Professor. „Mit nur geringer Paradoxie behaupte ich: das deutsche Volk ist frei und der Zustand der Bühne im Widerspruch mit dem seinen. Es wartet in manchen Theilen Deutschlands noch auf eine formelle Feststellung seiner Rechte; aber auch da sind diese Rechte factisch anerkannt. Aus Dem, was die öffentliche Meinung billigt und verwirft, spricht die Ansicht von diesen Rechten, und gegen diese Meinung ist nicht dauernd und ungestraft anzukämpfen. Mehr wird auch in Staaten, wo die Rechte der Bürger niedergeschrieben und beschworen sind, nicht erreicht. Das Antrotzen dort gegen das Gesetz, hier gegen die Meinung kann nicht verhindert, nur gestraft werden." „Ich bemerke aber nicht, daß die öffentliche Meinung irgend etwas über den Zustand der deutschen Bühne spricht." „Genug — und hauptsächlich durch Schweigen." „Sowie die Bühne jetzt ist, ist sie von ihr aufgegeben worden; ihre Theilnahmlosigkeit überliefert sie um so sicherer dem Untergange. Diese Passivität übt in Deutschland eine unbesiegliche, ernste Gewalt. Sie fehlt nie und erreicht ihr Ziel, indem sie ihre Mitwirkung versagt." (Große Wahrheit, belegt durch die Geschichte des ersten Decenniums unsers Jahrhunderts). Eine Probe von Laune sind wir dem Leser noch schuldig. Es ist die Rede von dem großen berliner Dramaturgen. „Er hat ja nicht blos so viele Dutzend Stücke geschrieben und alles gute, bühnenrechte Waare — das ist auch Andern gelungen; sondern er hat ja vielleicht zwanzig ganz neue Gattungen Komödien auf den Zettel gebracht." „Der aberwitzige Hamlet konnte sich nur über acht bis zehn lustig machen." „Sehn Sie, drum! So hat er uns vorwärts gefördert! Und alte Stücke, die für die jetzige Bühne gar nicht mehr brauchbar waren vor lauter Länge und Poesie, wie hat er sie mundrecht gemacht. Zwei Stücke zu einem, daß es eine Freude ist! Kein Schneider arbeitet Ihnen so gut ein Paar alte Kleider zusammen, und sind doch nur Kleider! Ein Blatt aus diesem, ein Blatt aus jenem, ein Stück von hinten nach vorn, ein Stückchen aus eignem Vorrath mitten hinein, und siehe da — es wird wie neu. Und lassen Sie solche Operation mit ein Paar alten Röcken vornehmen, jeder Schneider wird Ihnen dafür mehr fodern; er aber, als ein billig denkender Mann, nimmt trotz der vermaledeiten Arbeit nicht mehr dafür als für eins seiner Stücke — Nun am Ende... Zwiebel! rief der Professor. Ich will ihn hier vor Ihren Augen auseinanderlegen — eine Haut, wieder eine Haut und immer wieder eine, keine Spur von einem Kern oder Mark, und die Augen thränen einem".

Genug! Es war gewagt, daß der Verf. nach dieser meisterhaften Diatribe sein Rhodus selbst mit zur Stelle brachte. Er läßt ihr zwei Lustspiele folgen: „Sein Onkel und ihre Tante", Lustspiel in einem Act, gut, launig, unterhaltend, aber nicht neu, und im Vergleich zu der Feinheit, dem Witz und der Tiefe des Dialogs eher etwas unbedeutend. Der „Malade imaginaire" und „Die eingebildeten alten Junggesellen" sind viel zu oft dagewesen, und das Ganze ist eher eine Posse als ein Lustspiel. „Die Räuberbräute", Komödie in fünf Acten, haben Form und Zuschnitt eines echten Lustspiels und erinnern ein wenig an die „Schleichhändler". Die edlern Charaktere sprechen in reimfreien Versen, die andern in Prosa. Wir lieben diese Mischung um Shakspeare's willen; das deutsche Lustspiel verträgt sie nicht blos, es fodert sie; wir halten sie für die kunstgerechteste Form. Die Verwickelung hat etwas zu viel Breite und den Uebelstand der Duplicität. Aber Lust und Laune tragen das Ganze. Die Diener sind besser als ihre Herrschaften; Jean ist allerliebst, auch darin, daß er, der Komus des Stücks, wider seinen Willen zum Ziele wirken muß.

29. Charlotte Corday. Oder: Marat's Tod. Dramatisches Gemälde aus der französischen Revolution, in fünf Abtheilungen. Nach dem Französischen des V. Ducange frei bearbeitet von Ludwig Meyer. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Mit der Geschichte nimmt es der Verf. nicht genau; er möchte sie mishandeln, wenn dies nur zu poetischen Zwecken geschähe und ein dichterisches Resultat gewonnen würde. Dies ist jedoch nicht der Fall; die Tragödie bleibt in der Feder stecken, und das Stück kann nur als scène historique interessiren; eine solche aber verlangt strenge geschichtliche Wahrheit. Charlotte gibt dem Gelüste des verworfensten Tyrannen Hoffnung, um ihren verurtheilten Vater zu retten, und macht sich aus einer Heroine zur gewöhnlichen Person. Hiermit bricht das ganze tragische Gerüst zusammen. — Charaktere gibt es keine in diesem Stücke, denn Marat ist eine Fratze, ein Schemen, ein so albernes Subject, daß er seine Schlechtigkeiten sich immer selbst vorerzählt. Die andern Figuren sind Scheuchlappen, Strohmänner, die das preußische Landrecht „Scheusale" nennt. Charlotte selbst ist unter der Kritik. Das Stück ist in Prosa, endet mit dem Mord Marat's, der Charlotten eben in seine Schlafkammer einladet, und bezeugt, daß dem Verf. jede poetische Ader, Gesinnung und Geschmack auf gleiche Weise fehlen, und ist höchst prosaisch übersetzt. An solchen Stücken können wir lernen, daß ohne Gesinnung kein Drama geschrieben werden kann, und daß der tragische Dichter ein Ehrenmann — fast hätten wir gesagt: ein Edelmann sein muß.

30. Die Verlobung, oder: Der Bräutigam im Felleisen. Fastnachtsposse in einem Aufzuge. Ein Seitenstück zu „Unser Verkehr". Herausgegeben von J. Treuherz jun. Schwedt. 1833. 8. 8 Gr.

Eine alberne Judenkomödie, Nachahmung von „Unser Verkehr", aber nicht halb so ergötzlich. Der Verf. muß ein Jude sein, und die Mutter des Stücks ist, wie er naiv bekennt, die Langweile. Wie aber kommt ein Jude und die Langeweile zusammen? — Der ganze Witz besteht in einer jüdisch-deutschen Hochzeitsschlägerei, wo die Polizei: Frieden! ruft. Das Ding ist auf Subscription erschienen — kein Wunder, daß die deutschen Buchhändler niemals an Subscribenten verzweifeln!

31. Corinna. Dramatisches Phantasiegemälde in zwei Aufzügen von B. Kaim. Leipzig, Zirges. 1834. 8. 12 Gr.

Das vorhergehende Stück war die Ausgeburt der Langweile, dies ist eine Geburt der Verkehrtheit und noch schlechter als die schlechteste Judenkomödie. Etwas Wahnwitzigeres ist nie geschrieben worden. Corinna, aber nicht die Griechin, nicht die auf dem Capitol gekrönte, sondern irgend eine Corinna vergiftet sich selbst und ihren Vater dazu. Warum — das mag der Verf. sagen; wir haben es nicht ergründen können. Wie die Geschichte, so die Sprache. Auf jedem autorganisirten Gymnasium muß ein Tertianer heutzutage mehr Gedanken haben und mehr Stylübung. An solchen Sachen ist nichts wunderbar, als wie sie gedruckt werden können. Wie muß einem anständigen Setzer zu Muthe sein, oder einem Corrector, der solch Zeug lesen muß? Schade, um jeden Druckfehler, den er ausmerzt! Das Ding könnte nur durch spaßhafte Druckfehler gewinnen. So rein gedruckt, wie hier, ist es nur zur Schmach des deutschen Buchhandels da, denn steif und fest behaupten wir, daß in England und Frankreich kein Verleger zu solchem litterarischen Kehricht gefunden würde. Die größten Feinde des deutschen Buchhandels sind doch — die deutschen Buchhändler!

(Der Beschluß folgt.)

Victor Hugo, Alex. Dumas, das „Quarterly review", die „Revue de Paris" und der deutsche Mysticismus.

Die „Revue de Paris", die sonst so friedlich und behaglich ihre behagliche Literatur von sich gibt, befehdet in ihrer letzten Nummer das „Quarterly review", das den Franzosen freilich etwas derb zu Leibe gegangen. Bei Gelegenheit werden wir Deutsche mit in den Strudel des Kampfs gezogen. Classiker und Romantiker, A. Dumas und V. Hugo, das alte und das neue Drama, Ehebruchs- und Mordromane, kurz Alles, was in der letzten Zeit die literarische Welt aufgeregt, kommt dabei zur Sprache. Man muß zuweilen lachen und oft dem Briten Recht

geben, zumal da, wo er ſich über die unſittliche Tendenz der neueſten franzöſiſchen Literatur erboſt, weniger vielleicht, wenn er daraus auf den Verfall der Sitten bei den Franzoſen ſchließt; am allerwenigſten iſt ſeiner Anſicht beizupflichten, daß das einzige Rettungsmittel der poetiſchen Moralität in der dramatiſchen Cenſur zu ſuchen ſei.

Wir heben die frappanteſten Stellen aus dem Artikel des „Review" aus und fügen die Anmerkungen des Redacteurs der „Revue de Paris" bei, die wir unſererſeits gelegentlich commentiren werden.

„Es iſt ſonderbar, daß die franzöſiſche Literatur, welche der Revolution ſo thätig vorgearbeitet, ſo ſchwachen Einfluß auf ihren Fortgang, ſo geringen Antheil an ihrem Siege gehabt. Die Federmänner untergruben das ſociale und politiſche Syſtem des alten Frankreichs, allein ſie verbargen ſich vor den Pikenmännern und kamen blos wieder zum Vorſchein, um das Knie vor den Degenmännern zu beugen *), welche, nach dem natürlichen Laufe des revolutionnairen Cyklus, auf den Trümmern der vorhergehenden Regierungen eine Militairdespotie gründeten. Während dieſer langen Reihe von politiſchen Umwälzungen, wo ſo Vieles ſich anders geſtaltete, blieb die Literatur allein an ihren alten Ueberlieferungen haften; alle kritiſchen Dogmen aus dem Jahrhunderte Ludwig XIV. galten noch am Tage, wo Bonaparte fiel. Wir ſprechen hier nicht von der ſcientifiſchen, ſondern ausſchließlich von der poetiſchen Literatur, die ſich zunächſt an das größere Publicum wendet, von dieſem und von der Regierungsform abhängt. Das Drama, der Roman u. ſ. w. blieben in ihren alten Grenzen, unter der Republik aus Furcht, unter dem Kaiſerreiche in Folge eines etwas mehr bemäntelten, aber nicht minder gewaltſamen Zwangs: Napoleon's Allgewalt hat man ſehr richtig eine eiſerne Hand in einem ſammetnen Handſchuh genannt. Obgleich unter der Reſtauration die Preſſe etwas freier wurde, als ſie geweſen, blieb ſie dennoch unter der Cenſur der Regierung. Die Rückkehr der legitimen Dynaſtie mußte das Anſehen der literariſchen Lehren des ancien régime natürlicherweiſe befeſtigen. **)"

„Allmälig ward die politiſche Cenſur nachſichtiger, und nachdem Geoffroy Martainville und die andern Feuilletonsjournaliſten aus der alten Schule verſchwunden waren, fing die Literatur an von den betretenen Pfaden abzuweichen. Dieſe Abweichungen werden häufiger und auffallender, wie das Anſehen Karl X. ſank, und die Studenten, beſonders aber die jungen Literaten einſahen, daß ſie eine Macht im Staate ſeien. ***)"

„Die Claſſiker waren die Katholiken der Literatur; ſie beteten im Ariſtoteles und deſſen Nachfolgern eine Art päpſtlicher Unfehlbarkeit an; durch ſie wurde ein Syſtem lächerlich gemacht, welches auf Natur und Wahrheit gegründet, aber durch abſurde Regeln entſtellt war. Die Romantiker, wüthende Calviniſten, indem ſie der alten Schule ihren Flitterputz abriſſen, opferten zugleich mehre ihrer ſchönſten Draperien. Es verhält ſich mit der Literatur wie mit der Religion: in allen Dingen iſt ein mezzo termine, den wir Engländer Geſchmack genug gehabt, aufzufinden, und den wir vernünftigerweiſe beibehalten haben, während die franzöſiſche Nation, die einmal zu einem Juſte-milieu nicht taugt, ihre Literatur ſich in Claſſiker und Romantiker hat ſpalten ſehen, die man beſſer die pedantiſche und die extravagante Schule benennen würde." *)

„Von dieſer kurzen und unvollſtändigen Skizze des Ganges der modernen franzöſiſchen Literatur gehen wir zur Unterſuchung einiger der geprieſenſten Productionen des pariſer Theaters über. Wir beſchränken uns aufs Drama, weil dies die populairſte Gattung iſt, und da ſich darin der neue Geſchmack der Nation am deutlichſten zu erkennen gibt; obgleich in den Poeſien, beſonders im Roman, ſich dieſelbe Extravaganz, dieſelbe Abſurdität, dieſelbe Unſittlichkeit zeigt. **)"

„Zu dieſen Unterſuchungen haben uns weniger literariſche Zwecke als vielmehr moraliſche Motive bewogen. Das engliſche Publicum, das ſich wenig mit ſeinem eignen Theater beſchäftigt, bekümmert ſich noch weit weniger um das Theater unſerer Nachbarn; allein es liegt in dem heutigen Zuſtande des franzöſiſchen Dramas Etwas, das auf einen ſo abnormen Zuſtand der Geſellſchaft deutet, daß der Gegenſtand, der uns beſchäftigt, mehr in den Bereich der Politik als der literariſchen Kritik zu gehören ſcheint". ***)"

„Die beiden Schriftſteller, welche in ihren Romanen ****) und Theaterſtücken die Extravaganz am weiteſten getrieben und folglich die größte Popularität als dramatiſche Dichter ſich erworben, ſind Hugo und Dumas. Hugo debutirte mit „Hernani", Dumas mit „Heinrich III."; unſerm Urtheile nach ſind dies ihre beiden vorzüglichſten Leiſtungen geblieben. Dieſe Stücke haben ganz das romantiſche Gepräge: Unabhängigkeit von Zeit und Ort, Phantaſie, welche das Intereſſe in den äußerſten Grenzen des Wahrſcheinlichen aufſucht, extravagante Gefühle und außerordentliche Situationen, aber ohne jene grobe Verletzung des Anſtands, ohne jenes unſelige Aufſpüren der ſchändlichſten und ſkandalöſeſten Beweggründe menſchlicher Handlungen, welche ſich allmälig in den nachfolgenden Werken beider Dichter zeigen, ungefähr wie die Opiumeſſer, welche mit einer mäßigen Doſis von Hilarität beginnen und ſich allmälig bis zum Rauſche, zur Wuth, zur Erſchlaffung und zur völligen Sinnloſigkeit hinauf- und hinabtreiben. †) Wir bemerken hierbei, daß „Hernani" und „Heinrich III." der Reſtauration an-

*) Billigerweiſe hätte das „Q. review" hier einige Ausnahmen machen ſollen. Chateaubriand, Ducis, Ed. Nodier kann man des knechtiſchen Kniebeugens eben nicht beſchuldigen. (Anmerkung der „Revue de Paris".) — Billigerweiſe hätte hier Frau von Staël nicht übergangen werden ſollen, die eigentlich das Oberhaupt der politiſch-literariſchen Oppoſition gegen den Kaiſer war, und deren Macht der gefürchtete Machthaber fürchtete. Der Refer.

**) Der literariſche Proteſtantismus wurde von den Royaliſten gepredigt, und die Lehren des alten Regime waren die Bundeslade der liberalen Oppoſition. Dieſer Widerſpruch hätte dem engliſchen Journale nicht entgehen ſollen. Freilich fochten damals der „Conſtitutionnel" und die „Débats" unter derſelben kritiſchen Fahne; indeſſen war jenes das intoleranteſte der beiden Blätter; das „Journal des débats" verſtand ſich zuerſt, Shakſpeare eine kleine Niſche in ſeinem literariſchen Pantheon einzuräumen. („R. d. P.")

***) Was in aller Welt hat Karl X. mit den Romantikern gemein! Die Oppoſition war ja eben claſſiſch geſinnt. V. Hugo war ein heftiger Royaliſt; als 17jähriger Jüngling ſchrieb er eine Ode auf die Wiederherſtellung der Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-neuf. D. Ref.

*) Es iſt doch recht luſtig, dieſe Engländer zu hören, die uns die rechte Mitte in der Literatur und in der Politik predigen! Nach dieſem Tone der Mäßigung und der Verſchämtheit zu ſchließen, ſollte man glauben, der engliſche Rec. ſei einer jener keuſchen Profeſſoren von Cambridge oder Oxford, die ihren Magen mit Thee überſchwemmen, um ihm das claſſiſche Roaſtbeef verdauen zu helfen. „R. de P."

**) Es würde uns leicht ſein, ehrenvolle Ausnahmen aufzuſtellen; um uns aber nicht vom Theater zu entfernen, fragen wir den engliſchen Kritiker, ob er nicht in Leclerq's „Proverbes dramatiques" eine geiſtreiche und treue Schilderung der heutigen franzöſiſchen Geſellſchaft gefunden.

***) Sollte man nicht glauben, es handele ſich darum, dem Parlamente vorzuſchlagen, einen Sanitätscordon gegen Frankreich zu ziehen.

****) Dumas hat bis jetzt noch keinen Roman geſchrieben; wir trauen ihm allerdings ein großes Talent in dieſem Fache zu; er hat eine ſeltene Gabe: die Gabe zu erzählen. „R. de P." — Hr. Ancelot hat das Gräßliche noch weiter getrieben als die beiden Herren; auch haben die Gaité und Ambigu-comique Stücke gegeben, gegen welche „Marie Tudor" und „Angèle" roſenfarben, milde und ſüß ſind wie ein Roman von Lafontaine. D. Ref.

†) Der Vergleich iſt ein wenig hart; aber Hugo und Dumas mögen ſich tröſten und bedenken, daß ſeit Voltaire die Claſſiker hundertmal wiederholt haben, Shakſpeare ſei ein betrunkener Wilder. „R. de P."

gehören, und daß die Ungeheuer, mit welchen wir unsere Leser bekannt machen wollen, unter Ludwig Philipp's Regierung zur Welt gekommen sind *); ferner, daß das eine dieser Stücke in Prosa, das andere in Versen abgefaßt ist, daß aber allmälig beide Dichter die Fesseln der Versification und zugleich allen Regelzwang abgeworfen. Man findet, buchstäblich gesprochen, weder Reim noch Verstand in ihren neuesten Producten."

„Hugo gibt in mehren seiner Vorreden seine Bewunderung Shakspeare's zu erkennen; in dem Vorwort zu seinem neuesten Stücke: „Marie Tudor", legt er in folgenden Worten sein literarisches Glaubensbekenntniß ab. „Der Zweck des dramatischen Dichters muß vor Allem sein, wie Corneille das Große, oder wie Molière das Wahre zu suchen, oder besser noch, und das ist der höchste Gipfel, den der Genius ersteigen kann, das Große und das Wahre zugleich, das Große im Wahren, das Wahre im Großen zu erreichen. Shakspeare wie Michel Angelo hat dieses seltsame, absurd klingende Problem gelöst, zugleich in der Natur zu bleiben und sie zu überschreiten. Shakspeare treibt seine Personen über die gewöhnlichen Proportionen hinaus, aber er behält die Verhältnisse bei. Hamlet z. B. ist ebenso wahr als irgend einer unter uns, und weit größer; Hamlet ist kolossal, aber reell; Hamlet ist weder Sie noch ich, er ist kein Mensch, sondern der Mensch selbst".

„Wir begrüßen mit Freuden dieses Aufsteigen der Sonne des dramatischen Universums über die lange Nacht der französischen Kritik. Dieses Urtheil über Shakspeare würde allein hinreichen, um Hugo's hohes Talent zu bewähren; indessen sind bei aller dieser Antithesenpracht weder die Prämissen des Kritikers richtig, noch ist sein Schluß logisch. Der Unterschied, den er zwischen dem Großen und Wahren aufstellt, hat keinen Grund. Wie viel Schönes ist im Shakspeare, das nicht den mindesten Anklang von Größe hat. Hamlet scheint der Dichter gar nicht zu verstehen. In Hamlet ist durchaus nichts Kolossales; er ist ein Mensch, weiter nichts, und so weit von allen übergewöhnlichen Verhältnissen stehend, daß es grade zu den Verdiensten des Dichters gehört, ihm mehre auffallende Schwächen gegeben zu haben. Hugo verräth wenig Urtheilskraft, wenn er sagt, Hamlet sei der Mensch in abstracto, er ist im Gegentheil ein Individuum im stärksten Sinne des Worts. Wenn Hugo Englisch verstünde **), so würde er wahrscheinlich unsere Ansicht theilen."

„Diese Betrachtungen bezwecken lediglich, darzuthun, daß Hugo's dramatisches Dichten auf einem sehr verworrenen Begriffe vom Wahren und vom Großen beruht; er scheint sich in dem Wahn zu befinden, das Verbrechen sei groß, und um so größer, je mehr es empöre; er bildet sich ein, dieses Große mit dem Wahren zu vereinigen, indem er es unter alltägliche Begebenheiten, unter das Geplauder des gewöhnlichen Lebens mengt. Er bringt die Annalen des Assisengerichts auf's Theater, schildert den Ehebruch, die Blutschande, den Mord in ihrer ganzen Abscheulichkeit und glaubt dann den Punkt gefunden zu haben, wo das Große und das Wahre zusammentreffen."

Wir können dem englischen Kritiker in der nun folgenden Musterung sämmtlicher dramatischen Werke von Dumas und Hugo unmöglich folgen. Im Allgemeinen wirft ihnen das „Review" vor, daß sie sich öftere Verstöße gegen die Geschichte zu Schulden kommen lassen; daß sie sich zu ängstlich nach Knalleffecten umsehen und den Schrecken und das Mitleid, die wahren Elemente der Tragödie, vernachlässigen. „La mère coupable", sagt das englische Journal, „hat alle diese Dramen erzeugt. Beaumarchais verstand aber wenigstens die Kunst zu rühren; die heutigen Dichter überraschen nur mit ihren Kunstwerken, und abgesehen von ihrer unmoralischen Tendenz, so leiden diese Dramen an so bedeutenden Mängeln, daß wir sie hier übergehen können. Besonders ist die Erfindungskraft Beider so dürftig, daß sie häufig zu den nämlichen Charakteren und Situationen ihre Zuflucht nehmen mussen. Nichts ist weniger neu als ihre Neuerungen, nichts sklavischer als ihre Freiheiten. Die Verführung, die Nothzucht, die Blutschande als Motive, der Dolch, das Gift, die Prostitution als Mittel: das ist die ganze Tonleiter, deren bis zur Monotonie wiederholte Noten sie sich einander abborgen, ohne sie im geringsten durch neue Combinationen abzuändern."

„Unter den Frauen, welche in den Stücken Hugo's und Dumas' auftreten, finden wir acht Ehebrecherinnen, fünf Prostituirte von verschiedenem Range und sechs Opfer der Verführung, von welchen sechsen zwei beinahe auf der Bühne niederkommen; vier Mütter sind in ihre Söhne oder Schwiegersöhne verliebt, von diesen vieren geben sich drei ihrer verbrecherischen Neigung hin; elf Personen werden directer- oder indirecterweise durch ihre Liebhaber ermordet; in sechsen von diesen Stücken sind die Hauptpersonen Bastarde und Findelkinder. Wir wissen wohl, daß Verbrechen, und zwar die gräßlichsten zum Wesen der Tragödie gehören, daß die Häuser des Atreus und des Lajus in dem historischen und mythologischen Theater aller Völker erscheinen u. s. w.; indessen haben die meisten dieser Stücke einen moralischen Zweck; keines verletzt den Anstand, keines entflammt sträfliche Leidenschaften. In der ältern Zeit unsers Theaters kamen häufig grobe Redensarten vor und zu Zeiten wol auch eine etwas schlüpfrige Scene; allein der Geschmack der modernen Zuschauer hat sie längst verscheucht. Was uns am heutigen französischen Theater befremdet und bekümmert, ist, daß die Ausnahme hier zur Regel wird, daß man auf allen Theatern eines großen Volkes und in allen Schriften seiner populairsten Schriftsteller nichts als Schändlichkeiten erblickt; daß dergleichen Stücke funfzig bis sechzig Mal hintereinander aufgeführt werden, bis endlich der Verf., durch Gewinnsucht angetrieben, Zeit gefunden, ein ähnliches oder ein noch schlechteres Stück zu fertigen."

„Die Schlüsse, welche das „Quart. review" aus alle dem zieht, laufen darauf hinaus, darzuthun", sagt die „Revue de Paris", „daß die französische Nation die unmoralischste auf dem ganzen Erdboden sei. Es freut uns, daß wir den Kritikern jenseit des Kanals die Versicherung geben können, daß niemals unsere Literatur, besonders unser Theater, ein so untreues Bild unserer Societät gewesen. Uebrigens wissen wir, daß Männer von wahrem Talente, welche die dramatische Revolution bis zu ihrem 10. August und zu ihrem 21. Januar getrieben, selbst eingesehen, daß es Zeit sei, ihrer Energie Schranken zu setzen. Was den Geschmack des Publicums anbelangt, so ist die Reaction bereits eingetreten; wir sehen von Seiten der Reviews von London und Edinburg einer Ehrenerklärung in ihrer nächsten Nummer entgegen." 19.

*) Da kommt's; die Revolution von 1830 ist die Pest von Europa. Das „Quart. review" hat schon sechs Artikel in diesem Sinne gegeben. Die Julirevolution ist die delenda Carthago des englischen Journals, Ludwig Philipp der Hannibal, gegen welchen es unablässig Volk und Senat aufhetzt.

**) Wir glauben, daß in der That Hugo kein Englisch versteht; aber so unvollständig auch an und für sich eine Uebersetzung sein mag, so reicht sie doch hin, einen Charakter von Shakspeare verständlich zu machen. Uebrigens scheint es uns ebenfalls, daß Hugo sich hier geirrt, aber dazu trägt die Unkenntniß der Sprache im Grunde nichts bei. Es gibt Engländer, welche Corneille und Racine besser verstehen als gewisse Franzosen. Hugo ist in der Analyse von Hamlet's Charakter fehl gegangen, und er ist nicht der Einzige; und darin kann die Oeffentlichkeit dieser Discussion eines englischen Kritikers mit einem unserer Schriftsteller von Nutzen sein. Zu viele unserer Literatoren sehen Shakspeare durch die Träumereien des deutschen Symbolismus. Die Herren Schlegel und Andere haben einen systematischen Shakspeare erfunden, der nie existirte; sie haben sein naives Genie in ihrem gelehrten Mysticismus erstickt. Für sie ist beinahe der letzte Figurant in S.'s Dramen eine Mythe. Auf solche Weise hat wahrlich W. Scott den Gott nicht angebetet, von welchem seine Werke voll sind. „R. de P."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 187. — 6. Juli 1834.

Dramatiſche Bücherſchau für das Jahr 1833.

Dritter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 186.)

32. Robert der Teufel. Oper in fünf Aufzügen. Nach dem franzöſiſchen Texte von Scribe und Delavigne treu zur Muſik von Meyerbeer bearbeitet von Th. Hell. Dresden, Arnold. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Keine Gattung iſt ſo ſchlecht, daß Poeſie und Kunſt ſie nicht zu adeln vermöchten. Indeß iſt an dieſer Teufelsgeſchichte doch faſt Hopfen und Malz verloren, darum, weil die urſprüngliche Idee von der Art iſt, daß wir ſie weder als etwas Wirkliches, noch als Etwas, dem eine phantaſtiſche Wahrheit zukäme, faſſen können. Daß Einer der Sohn einer guten Fürſtin und des Teufels ſei, und daß ſein Vater ihn zu ſeiner Selbſterhaltung opfern will, iſt in der Natur wie in künſtleriſchem Betracht — Unſinn. Dabei iſt die Verwickelung ſo albern, daß man ſelbſt in dieſem Unſinn kaum ein letztes Ziel ſieht. — Die Ueberſetzung zur Muſik war gewiß eine wahre Geduldsprobe und iſt als ſolche geſchickt und gut. Wann aber wird in Deutſchland wieder einmal ein „Freiſchütz" gelingen, dieſe Krone aller Operntexte, von dem dieſer ein trügeriſches Abbild ſein ſoll?

33. Schauſpiele von Auguſt Trapel. Erſter Theil. Enthaltend: Frauengröße, Schauſpiel in fünf Acten. — Heinrich V., Melodrama in 3 Acten. Köln, Ritzefeld. 1832. Gr. 12. 20 Gr.

Der Verf., von dem wir gute Sentenzen geleſen haben, iſt, wie das Vorwort darthut, nicht zum dramatiſchen Dichter berufen. Seine Anſichten von dieſem Berufe ſind verworren und unhaltbar, und ſeine Schauſpiele liefern die Probe dazu. Das Drama: „Frauengröße", iſt eine Bearbeitung von W. Scott's „Waverley", und der Verf. verſichert, „daß er überall da von der britiſchen Dichtung Gebrauch machte, wo es ihm an eigner hiſtoriſcher oder geographiſch-geognoſtiſcher Kenntniß gebrach (!)". Ob der Verf. wol weiß, was geognoſtiſch heißt? Die Art von Freiheit, welche ſich der Verf. mit der Dichtung Scott's nimmt, wollen wir nicht tadeln, um ſo weniger, als eigentlich Alles auf Namensveränderungen hinauskommt, und als eine Novelle von dieſem Umfang nicht ohne große Abweichung in ein erträgliches Drama umzuwandeln iſt. Die Verwickelung, der Ausgang, die Charaktere ſind bekannt. Was die Sprache betrifft, ſo dient dem Verf. ein Gemiſch von Vers und Proſa zum Werkzeug ſeines Ausdrucks, der in beiden Beſtandtheilen unter der Würde der Tragödie bleibt. Weiter iſt an dieſer „Frauengröße" nichts zu bemerken, als daß die Frauen, Roſa und Flora, uns ziemlich klein vorkommen.

Ein noch wunderlicheres Product iſt: „Heinrich V. oder Falſtaff und ſeine Spießgeſellen". Man denke ſich eine Arbeit, halb aus Shakſpeare, halb aus Remieu und Alph. Royer zuſammengeſetzt — mulier formosa superne —, in welcher der Witz aus Shakſpeare, die Intrigue aus den franzöſiſchen Melodramenſchreibern entlehnt iſt. Dergleichen nur zu denken, iſt ſchon eine Entäußerung alles Kunſtſinnes, geſchweige denn es auf dieſe Art zu verwirklichen. Die Scenen im Wirthshauſe, mit einem Wort alle, worin Falſtaff, dieſer Schlauch aller Sinnlichkeit, dieſe Tonne voll unvergleichlichen Witzes, erſcheint, ſind wörtlich aus Schlegel ausgeſchrieben; die Verwickelung gehört den Franzoſen — dem Verf. bleibt nichts, als die Ehre, oder die Unehre dieſer Vermählung zweier heterogener Individuen zu einer monſtröſen Ehe.

34. Jakobe von Baden. Schauſpiel in fünf Aufzügen nebſt einem Vorſpiel: Die Verlobung. Von Joh. Bapt. von Zahlhas. Darmſtadt, Leske. 1833. 8. 16 Gr. und

35. Karl von Bourbon. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von Demſelben. Ebendaſelbſt. 1833. 8. 16 Gr.

Der Verf., der unſers Wiſſens ſelbſt Schauſpieler iſt oder war, und zwar einer der wenigen denkenden Schauſpieler, kann ſich der Foderung nicht entziehen, daß er uns vor allen Dingen bühnengerechte Stücke liefere; und in der That, ſind die beiden hier gegebenen als ſolche unverwerflich. Maß, Schicklichkeit und Wirkung ſind überall erreicht; es fehlt ſelbſt nicht an einer gewiſſen poetiſchen Stimmung und an dichteriſcher Geſinnung, ſo weit dieſe nämlich aus Beobachtung und Nachahmung guter Beiſpiele ſich erlangen laſſen. In den Situationen iſt ein gewiſſes Maß ſchöpferiſcher Kraft, in den Charakteren die Fähigkeit hiſtoriſcher Auffaſſung und poetiſcher Nachbildung und in der Sprache Studium, Geſchmack, Gefühl unverkennbar. Ob dem Verf. noch ſonſt etwas von Dem zukomme, was den tragiſchen Dichter bildet, mag ein etwas näherer Einblick in die vorliegenden beiden Arbeiten zeigen. Wir wenden uns zuerſt zu „Karl von Bourbon", als dem größern, hiſtoriſch und dramatiſch bedeutendern Thema. Offenbar iſt die Rivalität und der Kampf der Ehre zwiſchen Franz I. und Karl von Bourbon nicht nur an ſich ein würdiger, ſondern auch hier ein wohl aufgefaßter, gehaltreicher und poetiſcher Stoff. Zum Tragiſchen jedoch fehlt ihm ein weſentliches Erforderniß, der Untergang eines der kämpfenden Theile, als unmittelbare Folge des Kampfes. Zwar endet das Schauſpiel allerdings mit Bourbon's Tode vor Rom; aber dieſer Tod und Benvenuto Cellini's Geſchützkugel hat nichts mit der dramatiſchen Handlung, die uns hier vorliegt, gemein. Dieſem Mangel zum Trotz halten wir dies Schauſpiel für eine der beſten Erſcheinungen in der dramatiſchen Jahresliteratur, und zwar ſowol der trefflichen Charakteriſtik der beiden Helden als ſeiner anziehenden Handlung, ſeiner wirkungsvollen Situationen und ſeiner farbenreichen Diction wegen. Die Auffaſſung, in welcher Franz erſcheint, iſt hiſtoriſch und dichteriſch zugleich; ein Charakter, dem des Egmont ähnlich, ſtolz und leicht, menſchlich und erhaben zugleich, launig, froh, flüchtig, und doch voll tiefen Gefühls ſeiner eignen Würde. Ihm gegenüber iſt Bourbon ſchwer, ehrſüchtig, vaterlandsliebend, verletzbar und doch zur Umkehr geneigt auf den leiſeſten Wink ſeines Königs, den dieſer zu geben verſchmäht. Des Königs Mutter, Luiſe von Savoyen, die Verfolgerin Bourbon's verſchmähter Liebe wegen, iſt unſers Mitgefühls unwürdig; der Verf. hätte ſie edler halten ſollen; ihr gänzlicher Unwerth iſt einer der fühlbarſten Mängel ſeines

Stücks. Mit wenigen Zügen trefflich gezeichnet sind die Umgebung des Königs, der eitle Bonnivet, der Heerverderber Lautrec, Chabannes, Bayard, Duprat, Luisens Verbündeter. Auch Oranien, Bourbon's Freund, ist nicht müßig, und Francisca von Foix, des Königs Geliebte, ist eine Erscheinung, die etwas von dem Reize des Göthe'schen Klärchen mitbringt. Die Handlung durchläuft freilich eine Reihe von Jahren; aber die Hauptzüge treten gut hervor, und die Lücken füllen sich leicht aus. Der König weicht der Intrigue seiner rachbegierigen Mutter; Bourbon, bedroht, entflieht; Franz holt ihn ein, und Beide scheiden, um sich von nun an nur als Todfeinde zu begegnen. Franz wird bei Pavia Bourbon's Gefangener; der feige Lannoy entführt ihn nach Madrid; Bourbon siegt ohne Lohn, belagert mit einem deutschen Heere Rom und fällt, nachdem Franz wieder frei geworden. — Der Rahmen des Gemäldes ist groß, aber gut ausgefüllt; die Verwickelung spannt, die Lösung befriedigt, denn die Furie Luise endet gleich Lady Macbeth. Zwei Scenen mögen hier erwähnt werden. In der letzten des ersten Actes bestürmt Luise Bourbon's Herz durch alle Mittel, die einem Weibe zu Gebote stehen. Bourbon stößt ihre Liebe zurück; der Geist seiner verklärten Gattin erscheint ihm:

Verzeiht mir. Solche Träume hab' ich oft.
Sie ist dahin — doch bleibt sie stets mir nah.

Luisens Antwort: „Grüßt sie von mir, wenn Ihr sie wiedersehtl" ist hier von gewaltiger Wirkung; man glaubt in diesen Worten des Henkers Beil auf Bourbon niederrauschen zu hören. Die Scene, in welcher Franz gefangen wird, ist nicht minder eine ausgezeichnete: Franz weigert sich, Bourbon sein Schwert zu übergeben; da stürzen die Reisigen zu seinen Füßen, lösen ihm huldigend seine Sporen ab und rufen ihm ein Lebehoch.

Franz.

Seht der, Bourbon, lernt von geringen Leuten,
Wie man soll ehren ein gefallnes Haupt.

Bourbon.

Sie sehn mit ihren Augen, ich mit meinen.

Franz.

Unheilig steht, wer selbst unheilig ist.

Bourbon.

Selbst löst den Zauber seiner Heiligkeit,
Wer treue Dienste lohnt mit schwarzem Undank.

Auch Bayard's Tod ist schön und Bourbon's Reue; Recht und Unrecht aber ist zwischen ihm und Franz so kunstvoll vertheilt, daß aus dieser Gleichheit der Schuld vorzüglich das Interesse der Handlung hervorgeht; denn ohne die Schuld ist die moderne Tragödie so wenig zu denken, als die alte ohne die Götter ist.

Minder großartig als hier ist die Handlung in „Jakobe von Baden". Der Antheil, den dies Stück erregt, beruht wieder wesentlich auf der Charakteristik der Hauptperson. Jakobe, früher dem Grafen von Manderscheid verlobt, wird die Gattin Herzog Wilhelm's von Jülich und Berg. An dem düstern, ligistischen Hofe von Düsseldorf steht die freisinnige, mild denkende, heitere Jakobe bald allein. Die Schwester des Herzogs, Sibylle, verfolgt die Schuldlose mit den entwürdigendsten Anklagen; ihre Tugend siegt, und die beschämte Anklägerin gelangt bis zum Morde, den ein Ungefähr zugleich in ihren eignen Untergang verkehrt. Dies ist in der Kürze der Inhalt dieses besonnen und glücklich angelegten Schauspiels, an dem wir wieder nur ein Uebermaß moralischen Unwerths in der Verfolgerin zu tadeln haben. Viel Einzelnes darin ist vortrefflich und das Meiste wenigstens gut.

Jakobe ist ein Urbild von Liebenswürdigkeit an dem finstern, frömmelnden und jesuitischen Hofe Herzog Wilhelm's. Mit steigender Sorge sehen wir das Netz der Ränkesucht sie enger und enger umspinnen; sie hat das Volk für sich; doch dies kommt zu spät, sie aus den Krallen ihrer Verfolgerin Sibylle zu erretten. Von ihrem Dolch getroffen, stirbt Jakobe in den Armen ihres ersten Geliebten, während Sibylle zerschmettert in den Schloßgraben hinabstürzt. Dieser Ausgang erschüttert, ohne eigentlich tragisch zu sein, denn er ist das Werk des Zufalls, nicht der dramatischen Handlung, die sich selbst genug sein soll. Das höchste tragische Verständniß und die höchste tragische Kraft mögen daher dem Verf. abgehen; jedenfalls aber hat er mit diesen beiden Schauspielen eine Probe von Talent abgelegt, welche ihm für künftige Arbeiten ein günstiges Vorurtheil bei uns gewinnt. Seine Sprache ist rein und nimmt die verschiedensten Farben mit Leichtigkeit an, sein Vers ist wohllautend, sein Dialog dramatisch, und Stellen voll Gedanken und voll Empfindung zeugen von dem Dasein und von der glücklichen Beherrschung des reflectirenden wie des lyrischen Elements. Sind seine Vorzüge daher auch nur angeeignet, so sind sie doch Vorzüge.

36. Talassio oder allerlei Töpfe und Scherben für lustige Polterleute. Von Wilhelm Emil. Berlin, Reimer. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

In der That ein merkwürdiges Talent für geistreiche Polterabendgedichte, das sich in dieser Sammlung kundgibt und um so eigenthümlicher, als es ausschließlich diese Richtung festzuhalten scheint; wenigstens erinnern wir uns nicht, dem Verf. auf andern Gebieten begegnet zu sein. Auf diesem aber bewegt er sich in den mannichfaltigsten Formen, bald dramatisch, bald lyrisch, bald altdeutsch-naiv, bald modern-sentimental, hier humoristisch, launig, witzig, dort tief, gefühlvoll, zart, stets geistreich, frei, originell, anmuthig. Er zeigt sich, wiewol im Gelegenheitsgedicht festgebannt, als ein wahrer Dichter, er gibt uns einzelnes vorzüglich Schönes und erscheint nebenher als ein großer Vers- und Reimkünstler. Die „Narrenrede", im Hans-Sachs'schen Styl, und das romantische Vorspiel: „Was wir bringen", sind in dieser Gattung unbedenklich nicht blos Musterstücke, sondern fürwahr an wahrem poetischen Gehalt so reich, wie ganze Bände dramatischer Dichtungen, die wir kennen, es nicht sind. Wir wünschten, wir hätten Raum, dies Urtheil mit beweisenden Proben zu belegen, so geistreich tummeln sich in diesem Vorspiel Gelegenheit, Witz, Frohsinn, Musik, die Blütenkönigin und die Dämonen der Zwietracht umher. Der Witz besonders ist wirklich bei Shakspeare in die Schule gegangen; z. B. „Wenn ihr meine Spitze finden könntet, so hättet ihr mich nicht auf die Spitze getrieben. Ihr müßt wissen, daß man mich nur findet, wenn man mich nicht sucht und daß man mich verliert, wenn man in mir nichts sucht, als mich selbst. Was ich aber sein kann, kann ich nicht sein ohne die Gelegenheit". — „Elfenhuld", ein Feenschwank, „Gaben und Grüße", „Lebende Bilder", „Amor's Pfeile" sind nicht minder anmuthige Auffassungen derselben Verhältnisse durch die verschiedensten Charaktere und Gefühlsweisen. Besonders ist die Idee des letzten Stücks neu und geistvoll. Die Schüchternen, die Stelzen, die Spröden, die Philosophen, die Dichtenden, die Hagestolzen und so fort, von Amor's Pfeilen berührt, geben heraus, was sie fühlen.

Möge der Verf. sein erfreuliches Talent bald auf breiterer Bahn uns zur Schau vorführen! Auf dieser ist er ein Meister in theils graziösen, theils grotesken Luftsprüngen.

37. Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von A. von Kotzebue, herausgegeben von Mehren. Zweiunddreißigster Jahrgang. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Den vorliegenden Jahrgang eröffnet: „Der Liebe und des Zufalls Spiel, oder Maske für Maske", ein altes classisches Lustspiel von Jünger, nach Marivaux, neu bearbeitet von Lebrün. Alle Welt kennt dies Stück, und die neue Bearbeitung hat das Verdienst einer verjüngten Sprache. — „Der vierzigste Geburtstag", Lustspiel in zwei Acten von Prätzel, ist wenig mehr als eine sentimentale Langweiligkeit. Der Verfasser hat Laune, aber das dramatische Talent geht ihm ab. Den ersten Theil der Sentenz beweisen seine zahlreichen komischen Erzählungen in Prosa und in Versen; den letzten dies Drama, das gute Verse, witzige Einfälle, aber weder komische Situation, noch die Verknüpfung eines Lustspiels zeigt. — „Die Parlamentswahl", Lustspiel in einem Aufzuge von Lorbeer, ist irgend einem englischen oder französischen Original nachgebildet. Das

kleideten sie die mit äußerm Aufwande nothwendig verbundenen Stellen, mit denen den Armen nichts gedient ist, die man als Uebergangsstufen zur Procuratur anzusehen gewohnt war. Pisani ließ man alle Bräuche und Feierlichkeiten verrichten, die dem erwählten Procurator von S. Marco seiner Würde nach zukommen; als jedoch sein feierlicher Einzug vorbei war, wurde er nach Verona ins Gefängniß gebracht. Den Beweis zu führen, daß dieses eine Willkürlichkeit der Staatsinquisitoren gewesen, ist jetzt nicht mehr möglich. Ueberhaupt möchten nur Wenige im Stande sein, die Geschichte der venetianischen Staatshergänge von 1762—82 zu geben, und wäre der Verf. nicht ein Mann von sehr gemäßigtem Urtheil, so möchte der Gewinn dieses Buches zweifelhaft scheinen. Rednerisches Talent und Gelehrsamkeit war im großen Rathe von Venedig nicht selten. Die Reden sind noch vorhanden; aber mit Ausnahme der Eingänge sind sie in venediger Mundart, weil man ihrer sich bei den Verhandlungen bediente. Galle und Heftigkeit sprudeln in den Vorträgen über die Reformen oder Verbesserungen. — Die Republik, um sich des Schutzes der reichen Geschlechter gegen die Angriffe der Neuerer zu sichern, hatte 1774 wieder ihr goldnes Buch eröffnet und die Aufnahme von 40 Familien unter der Bedingniß gestattet, daß sie in Venedig heimisch und bedeutend reich seien; doch Liebe zum Vaterlande und Erziehung in den alten Erinnerungen sind nicht nothwendig mit Vermögen verbunden, und die aufgenommenen Geschlechter — kaum sechs, da nicht mehre sich meldeten — brachten nicht die Eigenschaften mit, die in den alten mit dem Freistaate herangewachsenen Geschlechtern heimisch waren und in den längst mit dem Adel verbundenen bleibende Wurzel gefaßt hatten. — Was das Geschrei gegen die Staatsinquisitoren anlangt, so möchte es alle damalige Staaten getroffen haben, da die Gesetze über peinliches Recht in Venedig an Mängeln litten, die damals in allen Ländern sich wiederfanden. Die lange Dauer des Freistaates kann als Beweis für die Tauglichkeit der politischen Einrichtungen gelten. Monarchisch regierte Länder fodern einen andern Zuschnitt, als unabhängige (?) Staaten. Streng waren in Venedig die politischen Gesetze doch so müssen sie in Freistaaten sein und rechtliche Leute beschweren darüber sich selten. Glücklich wer eine Zeit erleben wird, wo die Bildung so weit vorgeschritten ist, daß man die Menschen schmeichelnd regieren kann. Der Strenge glaubten die Venetianer es zu verdanken, daß in ihren Kriegen mit den Türken man lieber Feuer an die Pulverkammer der eignen Schiffe legte als sich ergab. Denn hätte das Gesetz den Patriziern die geringste Feigheit verziehen, so möchte der Türke leicht jetzt Herr von Europa sein."

Am 17. Jan. 1834 starb zu Mailand in einem Alter von 71 Jahren der Ritter Giovanni Aldini aus Bologna, der in der letzten Zeit für seine Asbestkleider der Feuerwehr den Montyon'schen Preis in Paris und die goldne Medaille der lombardischen Regierung davontrug und seinen Namen ganz Europa bekannt machte. Später haben Andere seine Vorschläge wesentlich verbessert und ihnen eine Anwendbarkeit verschafft, die selben in ihrer ersten Form abging. Zuerst Professor der Physik in Bologna, wurde er schon 1803 zum Mitgliede des italienischen Nationalinstituts mit Gehalte ernannt und später Staatsrath des Königreichs Italien. Stets beschäftigt, die Formeln der Wissenschaft auf die Praxis der Gewerbe und auf den Nothbedarf des Lebens überzutragen, war er den Machthabern seiner Zeit vielfach willkommen und die Denkschriften des Instituts zeigen, wie thätig er die Gesetze der Physik und Mechanik allgemein anwendbarer zu machen bemüht war. Neben seinen Feuerrettungsapparaten waren es besonders galvanische Versuche und Proben mit Gaslicht zu Erleuchtung der Leuchtthürme, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten. Durch Reisen in Deutschland, Frankreich und England mit den Erfindungen des Auslandes bekannter, verpflanzte er manche Maschinen dieser Länder in seine Sammlung, die er mit seinem ganzen in der Lombardei befindlichen Vermögen dem physikalischen Cabinete zu Bologna hinterließ. Seine Verwandten, seine Dienerschaft und die Armen seines Kirchspiels St.-Giorgio in Palazzo bedachte er mit nicht unbeträchtlichen Legaten.

Von den italienischen Sprachlehrern werden als Muster der leichten ungezwungenen Schreibart vielfach die Briefe Ann. Caro's empfohlen, die zu ihrer Zeit schon bewundernd von Hand zu Hand gingen und von dem eitlen Verf. alle mit dem Degen an der Seite geschrieben scheinen. Denn Caro wußte, daß man seine Briefe bewunderte und hatte es gern, wenn recht viele hineinschielten. Jetzt hat der gelehrte Gamba, der unermüdet die Bibliotheken Italiens durchforscht, von Franc. Berni aus Florenz, spaßhaften Andenkens, 26 Briefe zusammengebracht, die in ungeschmückter Natürlichkeit Alles überbieten, was Italien bisher in diesem Fache besaß. Sie sind in einem zierlichen Bändchen unter dem Titel: „Ventisei lettere famigliari, edite ed inedite, di *Franc. Berni*, fiorentino" (Venedig, 1833), mit gelehrten Bemerkungen von Gamba und Giac. Cento ausgestattet, erschienen und werden schon darum Sammlern von Wichtigkeit scheinen, weil diese sicher nicht vergaßen, wie nahe der muthwillige Berni in chronologischer und intellectueller Beziehung dem Meister Ariosto steht. 5.

Miscellen.

Wie sich sonst die sächsischen Fürstenschüler kleiden sollten,

oder besser, wie sich dieselben nicht kleiden sollten, ersieht man aus Kurfürst August I. „Schulordnung". Es ist ihnen geboten, „sich erbarer Kleidung zu gebrauchen", aber „nicht zerhacket, zerschnitten oder bunte Kleider" zu tragen; so besagen die Statuten, S. 192 in meiner Ausgabe der Schul- und Landesordnung von 1618. Fol. Indessen noch viel genauer ist diese allgemeine Vorschrift bereits in der Instruction für die Lehrer, Fol. 173, auseinandergesetzt: „Es sollen die Knaben nicht wie die Landsknechte, sondern erbar gekleidet sein, nicht zerhackte, sondern solche Kleider tragen, die bei frommen und erbaren Leuten gebräuchlich sind. Sie (die Präceptoren) sollen auch keinem gestatten, zerschnittene Bloderhosen, Federhüte, große, weite Sackermel, zerschnittene Schuh, und dergleichen zu tragen." Merkwürdig ist der Befehl S. 174: „Es soll auch keinem erlaubt werden, einen Dolch zu tragen, und wann sie Wehren (Waffen) mit sich in die Schulen bringen, sollen die Präceptores solche von ihnen abfodern und ihnen dieselben bis zu ihrem Abschied bewahren". Das Waffentragen mußte also damals so gewöhnlich sein, daß selbst gegen Schüler in der Art sehr glimpflich verfahren wurde.

Der Handel mit Vogelnestern.

In China gelten die Nester einer Schwalbenart, welche sich auf allen Inseln des indischen Archipels bis nach Neu Guinea anbauen, bekanntlich für eine Lieblingsleckerei der Reichen, aber merkwürdig bleibt es, welche Summen dadurch aus China bezogen werden. Java führt jährlich gegen 27,000 Pfund solcher Nester dahin aus; eine andere Insel liefert fast noch einmal so viel, und die ganze Menge wird nach einer Berechnung von Crawfurd auf 80,000 Tonnen veranschlagt, welche eine Summe von vielen Millionen in Umlauf bringen, denn die beste Sorte wird mit Silber aufgewogen, indem man für ein Pfund 185 Dollars bezahlt. Java allein bezieht jährlich für seine Sendungen 15,500 Dollars und der indische Archipel über 1,700,000. Was Madagaskar, Ceylon und andere Inseln senden, weiß man kaum. Alles aber wird für ein Nahrungsmittel bezahlt, das ebenso sonderbar, als seinen Bestandtheilen nach unerforscht ist. 86.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 188. — 7. Juli 1834.

Der Liberalismus auf dem merkwürdigen Landtage zu Darmstadt 1833. Freimüthig geschildert für Alle, denen es um Wahrheit und um Kenntniß des jetzigen deutschen Ständewesens zu thun ist. Gießen, Heyer Vater. 1834. 8. 10 Gr.

Im Anfange Juni d. J. wurde diese Schrift in Darmstadt ausgegeben, und schon erfuhr sie seit dieser Zeit die mannichfaltigsten Schicksale; zunächst mit Bezug auf ihren Verfasser. Dieser hatte sich auf dem Titelblatte nicht genannt; ebensowenig unter der Vorrede. Dagegen versicherte er in derselben, daß es ihm um die gute Sache, und zwar alles Ernstes zu thun sei, und daß er sich bemüht habe, seinen Gegenstand, wie er ihn als sorgsamer Augen- und Ohrenzeuge auffaßte, in möglichst getreuem Bilde wiederzugeben. Die gesperrt gedruckten Worte, in Verbindung mit dem Inhalte des Buchs, winkten nicht undeutlich, und wirklich nannte man sich auch, wenigstens als starke Vermuthung, im Publicum den Namen des Verfassers. Unterdessen erschien in den gelesensten politischen Blättern Deutschlands eine Erklärung der gewesenen Abgeordneten Jaup und Elwert, worin sie das Buch ein „Pasquill", eine „Schmähschrift" nannten, welche „ein Gewebe von Verdrehungen, Unwahrheiten und Verleumdungen gegen viele Mitglieder der zweiten Kammer der im November 1833 aufgelösten großherzogl. hessischen Ständeversammlung, und namentlich gegen sie" enthalte, und worin sie meldeten, daß sie sich wegen Nennung des Verf., um gegen denselben gerichtliche Klage einzuleiten, an den Verleger gewandt hätten. Abermals nicht lange Zeit, und Letzterer erklärte öffentlich, daß während seiner Abwesenheit in der Messe die fragliche Schrift seiner Druckerei übergeben, fertig gedruckt und ausgegeben worden sei. Der Verf. werde auch ohne sein, Hrn. Heyer's, Zuthun, seinen Namen nennen und über den Inhalt der Schrift Rede stehen. Zum Schlusse lehnte noch Hr. Heyer den Verdacht „feierlichst" ab, „als sei er fähig gewesen, mit Willen und Wissen einer Schrifft seine Firma zu leihen, die mit der nichtswürdigen Benennung eines Pasquills mit Recht hätte belegt werden können". Diese Erklärung stand etwas auf Schrauben, doch enthielt sie so viel, daß der Verf. mit dem öffentlichen Bekenntnisse seiner Autorschaft nicht wohl zurückbleiben konnte. Also nannte sich Hr. Oberstudienrath Schacht in Darmstadt als Verf. und versicherte dabei die Freunde politischer Lecture „offen und fest", „daß sie in genannter Schrift nichts finden werden als eine, von allen Beziehungen auf Privatcharaktere und Verhältnisse rein gehaltene, historisch-kritische Darstellung des neuesten Liberalismus, wie er besonders vor und auf dem stürmischen Landtage von 1833 sowol in politischen Ansichten, als in Verhandlungen und Discussionen sich gezeigt hat".

Ein halbes Dutzend anonymer Correspondenten suchte unterdessen, besonders in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" und im „Frankfurter Journal" die Trefflichkeit, das Geistvolle und die Richtigkeit des in jener Schrift Entwickelten weniger darzuthun als zu behaupten, und so wo möglich Dem entgegenzuwirken, was Jaup's und Elwert's Erklärung der Schrift vielleicht geschadet haben mochte. Daß die Schrift „reißend gelesen" werde, erfuhr man dadurch, und wer ganz böse über den aufgelösten Landtag war, durfte nun etwas freundlicher ihm lächeln, denn ein anderer Artikel sagte ja, daß, wie oft unbedeutende Ursachen wichtige Wirkungen im Gefolge gehabt hätten, auch hier der unbedeutende Landtag von 1833 die Veranlassung einer so ausgezeichneten Schrift sei.

Nachdem Hr. Schacht sich genannt hat, hält der Verf. dieser Anzeige für angemessen, daß er sich ebenfalls nenne.

In der Vorrede hatte Hr. Schacht angedeutet, daß er seinen Gegenstand, wie er ihn auffaßte, in möglichst getreuem Bilde wiederzugeben sich bemüht habe. Diese Andeutung war löblich. Denn er verzichtete dadurch auf die Prätension objectiver Tüchtigkeit seiner Darstellung; er gab damit zu, daß Viele, alle Andere, die nicht Schacht wären, die Sache anders ansähen, und gestand endlich ein, daß er selbst wol in seiner subjectiven Anschauung Unrichtigkeiten in das Bild gebracht habe. Schade nur, daß diese bescheidene Stellung schon auf der ersten Seite der Einleitung sich verlor. Kategorisch und imperatorisch tönen da die Behauptungen; es wird ohne Weiteres verworfen, verdammt, niedergetreten; man greift nicht nur die Handlungen der Kammeropposition an, schildert sie als dumm oder verbrecherisch, sondern man verdächtigt auch ihre Tendenz, sodaß selbst ein ganzer Abschnitt (S. 13—68) „Von der Tendenz der liberalen Partei in der Kammer" überschrieben ist und von ihr

handelt; man thut dies gegen eine Kammeropposition, welcher die jetzigen Verhältnisse keine vollständige Rechtfertigung erlauben, und alles Dieses nach der S. 2 der Einleitung gegebenen Versicherung: „Wir werden Persönlichkeiten, so viel es irgend möglich ist, vermeiden, sonst aber freimüthig und unparteiisch, nur auf Thatsachen gestützt, zu Werke gehen."

Allerdings, auch die Thatsachen und nicht blos das Raisonnement darüber

Sind roher Stoff nur in des Bildners Hand.

Besonders in einer politisch-aufgeregten Zeit wird es schwer oder unmöglich sein, die Handlungen der Gegner so unparteiisch anzusehen als die Handlungen der Freunde, und diesen letztern nicht eine besondere Vorliebe zu widmen. Um so weniger als solche Handlungen nicht vereinzelt stehen, als man sie selten ganz genau kennen lernt und somit die Neigung, die Combination, gestaltet nach der Neigung, sich gerne zwischen die Lücken setzt und dort in ihrem Sinne ausfüllt und ergänzt. Aber modus est in rebus, und dieser Spruch wird um so strenger angewandt, wo man mit einer gewissen inappellabeln Bestimmtheit auftritt und sogar für seine Sprüche den guten Glauben der Freimüthigkeit und Unparteilichkeit verlangt.

Geräuschvoll und vielgestaltig — sagt Hr. Schacht vom Landtag 1833 — lieferte er doppelt so lange Protokolle und Beilagen als sonstige Landtage, und leistete doch beinahe so viel als nichts, indem er mehr zum Nachtheile als zum Gewinn des Volks arbeitete. Eine mistrauische, feindselige Miene, ein stürmisches Wesen, ein neuerungssüchtiger Geist zeichnete ihn aus, sodaß man in Zukunft sich wundern wird, in der ständischen Geschichte des Großherzogthums Hessen plötzlich auf eine so fremdartige und widerliche Erscheinung zu stoßen.

Der Verfolg der Schrift liefert noch viele ähnliche Behauptungen oder soll der Commentar dazu sein. Insofern er namentlich unbedingt da der Wahrheit folgte, wo authentische Quellen vorhanden sind, z. B. die gedruckten Landtagsverhandlungen, und insofern er von Leidenschaft sich frei hielte, hätte ich wenig dabei zu erinnern, daß er ganz im Sinne der Minorität des Landtags von 1833 und insbesondere ihres Mitgliedes Schacht geschrieben wäre, dessen bloßer Name sich durch die Verhandlungen jenes Landtags die Bedeutung eines politischen Begriffs erworben hat.

Aber da wird unter Anderm die Majorität oder ihre Mitglieder, „in allen Stücken neu und keck", „voreilig", „blind", „grob und schmähend", „tölpelhaft", „keck" genannt; „die Ausschüsse wurden von Mitgliedern der Faction präsidirt"; es war, nach Hrn. Schacht's Behauptung, das Bestreben der Majorität, „von oben bis unten alle Stockwerke des Staatshaushalts argwöhnisch und scheltend durchzustöbern", „überall Unrath zu wittern und die Lärmtrommel des Widerstandes unter dem Volke zu rühren", „Rechte usurpiren zu wollen", „die Sache cavalièrement abzumachen"; es sind vorkommende Ausdrücke: „Partei", „Faction" (diese beiden Bezeichnungen sind stehend), „Parteigenossen", „Nachschlepp der Stimmführer", „Sturmmänner", „Lager des Mouvement", „zu hoch gestiegener Uebermuth", „Taumel", „der unersättliche demokratische Geist", „dreiste Stirn", „famöser Ausschußbericht", „demokratischer Gaumen", Vergleichung mit dem Ritter von La Mancha, „die Animosität der Partei", „eine solche Kammer", „schnödes, gebieterisches Gesuch" (an die Staatsregierung), „alte Sophisten Athens", „unverhohlene Lust, an Verfassungsartikeln zu deuteln", „Schießmaterial, um die Staatsregierung zu bewerfen und einzuengen", „bitterer, schneidender Ton", „heftige und unanständige Discussion", „queue der Partei", „Gift und Anzüglichkeiten", „offene See des Wortschwalls", „Redebandwürmer", „Schmach genug für die Kammer", „Wust undeutscher Ansichten und Begehrungen", „unsauberer Ton", „scurriler Ton", „viel perfider", „Keckheit und Insolenzen", „Trotz".

Wahrscheinlich genügen diese Proben, denen leicht noch andere beigefügt werden könnten, um meine obige Behauptung darzuthun: „Kategorisch und imperatorisch tönen da die Behauptungen; es wird ohne Weiteres verworfen, verdammt, niedergetreten." Das Füllsel, was zwischen jenem stärkern Gewürze des einzelnen prägnanten Ausdrucks mitteninne liegt, würde selbst in seiner summarischen Anführung hier einen zu großen Raum füllen. Denn es ist eine Kritik einzelner Vorfälle des Landtags von 1833, und insbesondere der Hauptfragen, welche ihn beschäftigten, z. B. der Bundesbeschlüsse, der Preßfreiheit, der Erweiterung des Petitionsrechts, der Verhaftungsgeschichte des Dr. Weidig, mehrer behaupteter Verfassungsverletzungen; es ist weiter eine Kritik des Benehmens der drei Ausschüsse. Indem ich mich bemühen würde, ins Einzelne gehend, des Hrn. Schachts Behauptungen zu prüfen und vielleicht zu widerlegen, könnte ich nicht verhüten, einem Theil des Vorwurfs auf mich zu laden, den ich ganz dem Hrn. Schacht mache, nämlich: bei Vielem zu kurz, zu compendiös zu sein und dadurch nicht in einer Ausdehnung angreifen zu können, wo der Nichtangriff einem Voraussgefühle des Geschlagenseins gleich steht oder doch so genommen werden kann und muß. Ich sage, einem Theil des Vorwurfs; denn ich prätendire nicht, eine Schrift mit diesen Zeilen abzufassen, sondern nur eine Kritik, eine Anzeige, oder wie man sonst kleinere, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machende Arbeiten dieser Art nennen mag.

Ich habe vorhin gesagt, daß Hrn. Schacht's Schrift nicht nur die Handlungen der Kammermajorität angreife, sondern auch ihre Tendenz verdächtige, und diese Behauptung mit Bezug auf einen ganzen Abschnitt des Buchs, welcher den entsprechenden Titel führt, belegt. Specielere Beweise hierfür sind aber noch folgende Stellen des Buchs:

Uebrigens war die Zahl der verblendeten Staatsdiener noch unbedeutend, und mit Ausnahme derer, die aus Schwäche der Urtheilskraft keine Gefahr in der Annahme der politischen Lehrsätze sahen, nur aus solchen bestehend, die sich im Avancement zurückgesetzt und gekränkt glaubten, oder die Befriedigung ihres Ehrgeizes von Veränderungen des höchsten Staatspersonals erwarteten (S. 20). — Was sich aber auch dadurch (durch Unterhandlung mit der Staatsregierung) erringen ließ, schien ihnen (den Stimmführern) zu gering, es blieb immer in den

dieses unsers Nebenplaneten von jeher schon Gegenstand deutscher Forschung waren, so würde man in der That sich wundern können, daß, seitdem optische Hülfsmittel durch deutsche Künstler so außerordentliche Vervollkommnung erfahren haben, die sichtbare Mondscheibe nicht ein Gegenstand der Forschung in neuester Zeit wurde, zumal Frauenhofer's ausgezeichnete Fernröhre nur zu sehr die Unvollkommenheit der frühern, mit unzuverlässigern Instrumenten ausgeführten Beobachtungen erkennen ließen. Allein wie es jedem Kenner oder auch nur Liebhaber dieses schönen und interessanten Zweiges der Astronomie bekannt ist, sind die Schwierigkeiten, die der Vollendung einer den jetzigen Erfodernissen entsprechenden Mondkarte sich in den Weg stellen, nicht gering, woher auch mehr als ein Unternehmen dieser Art theils unvollendet geblieben, theils gänzlich mislungen und verfehlt ward. Um so erfreulicher ist es, ein mit wahrhaft deutscher Sorgfalt und in echt scientifischem Geiste unternommenes Werk entstehen zu sehen, das nach seiner Vollendung unbedingt jedem Postulate der Wissenschaft entsprechen wird, wie meinen die kürzlich erschienene:

„Mappa selenographica totam lunae hemisphaeram visibilem complectens observationibus propriis secundum projectionem orthographicam, quatuor sectionibus, constructa et delineata etc. Auct. *Guil. Beer* et *J. H. Maedler*. Berlin, 1834.

Herr Beer hat auf seiner Villa nahe dem brandenburger Thore Berlins eine zwar kleine, aber mit vorzüglichen optischen Hülfsmitteln versehene, vom Major v. Oesfeld durch genaue Triangulirung bestimmte Sternwarte, aus welcher schon dessen (mit Hrn. Mädler) 1830 herausgegebene, vom Institut de France so rühmlich anerkannte „Beobachtungen über die Oppositionen des Mars" und andere von demselben in der berliner geographischen Gesellschaft vorgetragene graphische Versuche zur Darstellung unsers Nebenplaneten (vgl. Nr. 336 d. Bl. f. 1833) hervorgegangen sind. Mittels des in diesem Beobachtungslocale aufgestellten Frauenhofer'schen achromatischen Fernrohrs von 4½' Brennweite und 42 Dec.-Linien Apertur, das bei voller Schärfe des Bildes eine 300malige Vergrößerung gestattet, und dessen schon der Geheimerath Pastorff im 50. Bande der Bode'schen „Jahrbücher" mit großem Lobe erwähnte, haben sich nun auch Beer und Mädler seit dem Frühjahr 1830 den Beobachtungen der gesammten sichtbaren Mondoberfläche mit ununterbrochenem Fleiß unterzogen, als dessen Frucht gegenwärtig die erste Section einer nach vier Quadranten des Kreises eingetheilten, drei Fuß im Durchmesser haltenden, topographischen Mondkarte vor uns liegt.

Das Bedürfniß derselben hat sich in unsern Tagen um so fühlbarer gemacht, je größere Fortschritte alle Theile der astronomischen Wissenschaft mit Ausnahme der Selenographie sich erfreuen. Bekanntlich hat Schröter nur einzelne Stellen der Mondoberfläche darzustellen versucht, und dies auch nur wie sie in einem gegebenen Momente erschienen; Lohrmann hat schon auf erfreulichere Weise das Ganze, wie es ist, darzustellen angefangen, aber seit 10 Jahren von 25 Sectionen nur die leichtesten 4 geliefert. Bei vorliegendem Quadranten ist die Beendigung der Karte zu 1836 versprochen; der dritte Quadrant ist bereits größtentheils fertig gezeichnet, im zweiten sind bedeutende Flächenstriche vollendet, und im vierten ist auch schon etwas gearbeitet. Die ganze, dann aus vier Blättern zusammengesetzte Karte wird den Mond als eine Kugel von drei Fuß Durchmesser in orthographischer Projection zeigen. Der ganzen Darstellung liegen 106 gemessene, nach Enke's dazu gegebener Vorschrift berechnete Hauptpunkte zu Grunde. (Vom 19. April bis 22. Dec. 1831 wurden in 55 Nächten überhaupt 907 Messungen vorgenommen.) Aus diesen Punkten erster Ordnung wurden sodann nach andern Methoden eine Anzahl von Punkten zweiter und dritter Ordnung mit Vorsicht abgeleitet, und dies zusammen gab das Fundament für die Beobachtung und Zeichnung der Details ab. Der Maßstab ist hinreichend groß, um alles wünschenswerthe Detail aufnehmen zu können und ausführlich darzustellen, wobei wie bei Lohrmann auf Farbe der einzelnen Mondstellen und Täuschung der Abhänge sehr sorgfältige Rücksicht genommen wurde, und beides durch abweichende Bezeichnungen gut unterschieden. Die Mondlandschaften des vorliegenden Quadranten begreifen des Mare Crisium und Serenitatis, des Palus Somnii und Nebularum, des Lacus Mortis und Somniorum nach ihrem ganzen Umfange, den größten Theil des M. Tranquillitatis, Vaporum, Frigoris, des Sinus Medii, endlich angrenzende Theile des M. Foecunditatis und des Palus Putredinis. Im äußersten N. W. ist der in mittlerer Libration sichtbare Theil des Mare Humboldtianum dargestellt. Unter den Berglandschaften sind durch Namen ausgezeichnet: Appeninus, Alpes (beide nur zum Theil auf diesem Blatte), Taurus, Hämus, Kaukasus. Unter den Wallebenen und Ringgebirgen sind Manilius, Julius Cäsar, Plinius, Proklus, Kleomedes, Römer, Posidonius, Endymion, Atlas, Hercules, Eudoxus, Aristoteles, Aristillus und Autolykus die bedeutendsten und augenfallendsten. Eine sehr rühmliche Sorgfalt ist auch der höchst schwierigen Darstellung der Randgegenden gewidmet, und hier zeigt sich sehr viel Neues; aber auch in den mittlern Gegenden wird Vieles zum ersten Male sichtbar, weshalb die Bearbeiter genöthigt waren, eine Menge neuer Namen und für untergeordnete Gegenstände eine zweckmäßig gewählte Bezeichnung der Buchstaben anzuwenden.

Die Herausgeber versprechen übrigens noch vor Beendigung der Karte in einem besondern umfassenden Werke Rechenschaft über die angewandte Messungs-, Berechnungs- und Zeichnungstheorie zu geben, und besonders noch die mathematischen und physischen Resultate der von ihnen angestellten Beobachtungen, die Topographie der Mondlandschaften und eine leicht faßliche Darstellung der Verhältnisse des Mondes als Glied des Erd- und Sonnensystems zu liefern.

Uns will bedünken, daß wie für Selenographen die Aufgabe der Folgezeit sein wird, auf den Grund einer solchen Darstellung *einzelne* Mondlandschaften sorgfältiger und speciell zu untersuchen, so dürfen auch Geognosten, Geographen (Geologen überhaupt) nach einer solchen Darstellung des wichtigsten Himmelskörpers die Formen unserer Erde mit denen der Nachbarwelt vergleichen und Das, was bisher nur in seiner Isolirung als Absolutes gegeben war, unter dem Verhältnisse der Gegenseitigkeit auffassen, die Erde auf den Mond et vice versa studiren und dort, wo keine Spülung und Witterung die Denkmäler der Kosmogonie verwischt und unlesbar gemacht hat, die ursprünglichen Formen aufsuchen, die unser Planet nicht mehr darbieten kann. 73.

Literarische Notizen.

Am 1. Juli soll der 2. und 3. Theil der „Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre" erscheinen.

Lamennais' „Paroles d'un croyant" haben eine Menge Broschüren und fliegende Blätter, zu denen täglich neue kommen, in Prosa und Versen hervorgerufen. Eine Gegenschrift von bedeutenderm Umfang ist J. Auguste Chabo's „Paroles d'un voyant". Eine andere von Elizéare Ortolan führt den Titel: „Contre-paroles d'un croyant".

J. B. Rougier gab heraus: „Histoire de l'agriculture ancienne des Romains, considérée dans ses rapports avec celles des Gaules, de la Grèce et de l'Europe." 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 189. — 8. Juli 1834.

Der Liberalismus auf dem merkwürdigen Landtage zu Darmstadt 1833.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Ich habe soeben gesagt, was Hr. Sch. 1834 von der Preßfreiheit hält. Im nämlichen Jahre eifert er auch gegen die „censurlose französische Presse" (S. 16). 1831 rechnete er dagegen unter Das, was die Franzosen durch die Revolution (von 1789) „gewonnen" haben, namentlich: „völlige Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit, sodaß allein die unabhängigen Gerichtshöfe über schriftliche und gedruckte Vergehungen gegen Religion, Staat und Mitbürger urtheilen" (S. 417). Auf S. 453 wird unter den „aus alter Zeit geretteten, gegen die Eingriffe des Despotismus noch verstärkten und neu hinzugekommenen Hauptrechten der Engländer" genannt: „7) Abschaffung aller Censur von Druckschriften, d. i. allgemeine Preßfreiheit". Dann heißt's weiter: „Die Preßfreiheit, verbunden mit dem Herkommen, in Volksversammlungen Beschwerdeschriften ans Parlament abfassen zu dürfen, sichert den Engländern die gewissenhafte Haltung ihrer Rechte, indem zugleich der Regierung nichts, was im Volke vorgeht und gewünscht wird, unbekannt bleibt."

Was dagegen Hr. Sch. heutzutage von Volksversammlungen hält, sagt seine Schrift: „Der Liberalismus u. s. w." (S. 41):

Schwerlich bleibt es auch bei dem schon an sich verderblichen heimlichen Quertreibereien (wegen Unterschriften von Petitionen) im Lande; es liegt zu nahe, daß man nur mit der Menge reden müsse, um gleich ganze Massen für die Petitionen zu gewinnen. Und so bleibt das fortgesetzte Verlangen nicht aus, sich versammeln, öffentliche Reden halten, Associationen und Unionen stiften zu dürfen. Wie England und Frankreich an diesen Krebsschäden leiden, wie die Fabrikarbeiter sich oft in Masse gegen die Maschineninhaber bewaffnen, die Schneidergesellen sich republikanisch zusammenrotten und ihre Meister mit dem Bügeleisen bedrohen, als wäre es Simson's Eselskinnbacken, welche Excesse, welche Zerrüttungen davon die Folge sind, und wie die Staatsgewalt, der ihre Zeit und Kraft für alle nützliche Beschäftigungen kostbar ist, stets wachsam sein und Bekämpfungsmittel ersinnen muß — wer braucht noch daran zu erinnern!

Hr. Sch. war 1831 ein eifriger Freund der Republiken und sehr gegen die königliche Gewalt eingenommen; ja, er vertheidigte, er pries Revolutionen, aber doch was er nach seinem jetzigen Systeme nothwendig so nennen müßte. Die Beweise liegen im erwähnten „Lehrbuche der Geographie".

S. 59. Ihre (der Chatten oder Hessen) Liebe zu bürgerlicher Freiheit hat sich noch neulich ehrenvoll bewährt.

S. 63. Nach einer lebhaften, gedrängten Schilderung des Zustandes der alten Sachsen, und wie jeder freie Sachs auf Landtagen ein offenes Wort mitzureden hatte, heißt es:

Nunmehr sollten sie einem König unterthan und eingesetzten königlichen Beamten gehorsam werden, ohne freie Zustimmung, und in Kriegen, die ihrem Lande und Herzen fremd waren, sollten sie gezwungenen Herrndienst thun und den Zehnten nebst andern Abgaben entrichten. Das war ihnen zuwider.

S. 69. Braunschweig. Die Bürger der Stadt haben mehrmals und besonders neulich am 7. September 1830 ihre Tüchtigkeit und Liebe zu gesetzlicher Freiheit bewährt, indem sie, da kein anderes Mittel fruchtete, sich selbst Recht verschafften.

S. 78. Edler, freier Friese! war der schönste Gruß, womit ein friesischer Mann den andern empfing. Und als im Mittelalter fast überall in Europa die Bauern leibeigen wurden, wehrte er sich standhaft, sodaß nur einige Striche seines Landes dem benachbarten Adel dienst- und zinspflichtig wurden. Später ist er freilich unter fürstliche Herrschaft gerathen, aber noch immer ist er stolz darauf, Friese zu heißen, und hängt an dem Gedanken, wieder ein Freier zu werden.

S. 75. Bremen. Die Stadt gehört keinem Fürsten; die ehrenfesten Bürger regieren sich selbst.

S. 84. Heinrich IV. (der deutsche Kaiser) hatte sich die Feindschaft der Sachsen durch übles Betragen und wahrhaften Verrath selbst zugezogen; daß also Otto von Nordheim und andere sächsische Herren so hartnäckig den Kaiser bestritten, hatte dieser selbst verschuldet.

S. 87. Die Dresdner galten stets für Leute von feiner Bildung. Jetzt ehrt man sie auch als tüchtige Bürger, die sich neulich eine freiere und würdevollere Staatsordnung zu verschaffen wußten.

S. 98. Hamburg. Der reichste und wichtigste Handelsplatz unsers Vaterlandes, aber auch eine eigne Republik als freie deutsche Hansestadt, keinem Fürsten unterthan.

S. 103. Gleich den Friesen ging ihnen (den Dittmarsen) Erhaltung eigner Lebens- und Rechtsweise, und Unabhängigkeit von benachbarter Adels- und dänischer Königsgewalt über Alles. Ihre starken Arme hatte Jeder zu empfinden, der ihnen das Theuerste, die Freiheit, rauben wollte.

S. 107. Ruhmvolle Erwähnung der Hansa, die erst verfiel, als die Fürstengewalt überall in Europa größer wurde. Die meisten Städte des Bundes kamen unter fürstliche Herren und hörten dadurch auf, freie Glieder einer großen Hanse zu sein.

S. 453. Von der englischen Revolution 1689 heißt es:

Ohne Blutvergießen endete diese letzte, zur Vollendung der englischen Verfassung nothwendige Revolution.

In der Schrift von 1834 dagegen heißt es: Mit Recht ward in der obern Kammer (Hr. Sch. liebt nämlich, die erste Kammer die obere zu nennen und thut es noch mehrmals) bemerkt: Wenn es richtig stände, daß der Werth einer Verfassung nach der Menge der Volksrechte zu beurtheilen wäre, so müßten die Verfassungen am besten sein, die sich am meisten vom monarchischen Princip entfernten. Auf Entkräftung dieses Einwandes sich einzulassen, schien dem Berichterstatter der zweiten Kammer nicht gerathen (S. 44). — Wie rasch aber die Völker alsdann sich ausleben, wenn nicht das erhaltende Princip die Bewegung mäßigt und regelt, das haben antike und neuere Demokratien gelehrt. — Unsere erstern Landtage hielten sich wie von demokratischen Verirrungen so auch von demokratischem Schmuze rein. Erst auf dem Landtage von 1830 begann das Vorspiel eines unsaubern Tons, der auf dem letztern nur zu viel Anklang fand (S. 107). — Uns (Hrn. Sch.) ist ein monarchischer Souverain mit zwei Kammern unendlich lieber als die Rousseau'sche Souverainetät eines kanonengießenden, nichtsthuerischen, allerlei Einflüssen ehrgeiziger und speculirender Köpfe preisgegebenen Volkes, das sich am Ende, der innern Zerwürfniß müde, dem ersten besten Despoten in die Arme wirft (S. 97).

Während Hr. Sch. 1834 sagt: „Deutschlands Einheit — nichts als eine Phrase, und noch dazu mattherzig aufgetischt" (S. 105), klagt er im Werke von 1831 auf S. 116 bei Erwähnung der Tartarenschlacht bei Wahlstadt unweit Liegnitz (1241):

Er (der deutsche Kaiser) konnte nicht helfen, und leider waren die Deutschen kein einig großes Volk mehr; eine Menge Fürsten waren die Herren des in viele Stückchen gespaltenen Reiches.

Auf S. 162 schildert Hr. Sch. die Entstehungsgeschichte der Landeshoheit in Deutschland nicht sehr schmeichelhaft für die Fürsten. S. 426 sagt er:

So erwuchs für Deutschland erst die echte neuere Zeit, worin viele kraft- und bedeutungslos gewordene Reste des Mittelalters allmälig sich auflösten. Nur eins fehlte noch — der morsche abgelebte Reichskörper mußte verjüngt, Deutschland in seine alte Würde als eine der Hauptnationen Europas wiedereingesetzt werden. Was in dieser Beziehung die gewaltigen Kriege am Ende des vorigen und im Anfang des 19. Jahrhunderts, was die Erlöschung des Kaiserthums 1806, das Jahr 1813 und die jetzige Gestaltung des deutschen Bundes vorbereitet haben, muß die Zukunft lehren.

Allerdings ist der Ausdruck: die Zukunft, sehr unbestimmt, aber es läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß in Verbindung mit dem andern Angeführten dem Verf. hier Wünsche zugeschrieben werden dürfen, die mit seinen jetzigen An- und Absichten nicht im mindesten übereinstimmen; ebenso wenig als seine Thesis von 1831, S. 427: „Innere Angelegenheiten der einzelnen Staaten stehen nicht unter dem Bundestage". Ich schließe hier mit einigen in der Schrift von 1831 vorkommenden liberalen Sentenzen allgemeiner Art, S. 235: „Völker gleichen den Wassern; ist ihre Bewegung gehemmt, so werden sie faul und stinkend". S. 328: „Der (chinesischen) Regierung ließ man das Recht, den Unterthanen ihr Denken und Wissen zuzumessen."

Hr. Schacht hat in seiner Schrift von 1834 Widersprüche in einzelnen Aeußerungen der Majorität behauptet und sie dort nachzuweisen gesucht. Er wird also mein Bemühen, Aehnliches bei ihm zu thun, in Vorstehendem entschuldigen. Hoffentlich hat aber dies Bemühen zu entschiedenern Resultaten geführt als z. B. diese von ihm gerügte angebliche Inconsequenz. „So hieß es einmal", bemerkt Hr. Sch., „das natürliche oder Vernunftrecht hat die Vorhand". Ein andermal: „Alle Theorie muß hinter der Erfahrung zurückstehen"; wo mir außerdem ebenso wenig gewiß scheint, daß beide Aeußerungen aus dem Munde desselben Deputirten kamen, als der Text verbürgt; denn Hr. Sch. ist mit den Anführungszeichen nicht sehr genau.

Dieser Punkt ist wichtig. Er gibt Anlaß, darzuthun, daß Hr. Sch. sich oft nicht sehr an die Wahrheit hielt, und daß er doch den Schein eines solchen Haltens retten wollte. Nur wer die gedruckten Verhandlungen besitzt und nachschlägt, ist im Stande, das Publicum aufs Richtige aufmerksam zu machen und es zu warnen, Hrn. Schacht's thatsächlichen Angaben „als sorgsamer Augen- und Ohrenzeuge" so leichthin Glauben zu schenken.

Hr. v. Gagern z. B. sagte nicht, die Bundesbeschlüsse würfen unsern Staat (das Großherzogthum Hessen) vor 1820 zurück, wo wir noch gar keine constitutionnellen Einrichtungen hatten, sondern er sagte am 14. Juni 1833, daß sie, namentlich hinsichtlich des Steuerbewilligungsrechts, uns auf den Zustand des Edicts vom 18. März 1820 zurückführten. Dieses Edict hatte bereits viele constitutionnelle Rechte gegeben, aber hinsichtlich des Steuerbewilligungsrechts enthielt es mehre Modificationen, die später durch freie Vereinbarung zwischen Fürst und Ständen gelöst wurden. Der Unterschied zwischen dieser Aeußerung und der angeführten genirte jedoch Hrn. Sch. nicht. Er machte doch seine Anführungszeichen.

Sodann sagte Herr v. Gagern am 7. Oct. 1833, nachdem er von einer Möglichkeit des Verwerfens des Budgets gesprochen, nicht: „(Schacht'sches Anführungszeichen). Die Regierung mag sich hüten, daß dies nicht geschieht; sie mag so regieren (d. h. solche Concessionen machen), daß sie den Ständen wohlgefällig wird und bleibt!" sondern er sagte:

Der Abgeordnete Aull bemerkte sehr bezeichnend, das Steuerverweigerungsrecht stehe den Ständen rationell nicht zu, d. h. sie werden bei einem vernünftigen Zustand der Dinge, bei einem Zustande, wo Staatsregierung und Stände so einander gegenüber und nebeneinander stehen, wie sie immer sich gegenüber stehen sollten, von diesem Rechte nicht Gebrauch zu machen Veranlassung finden. Aber wenn es in die Vernunft der Stände geschoben ist, von diesem Recht den bescheidensten Gebrauch zu machen, so ist es auch überall der Staatsregierung in die Vernunft geschoben, mit den Ständen sich so zu vertragen und den Ständen gegenüber und im Einklang mit ihnen so die Staatsangelegenheiten zu leiten, daß diese niemals nur an die Möglichkeit erinnert werden, von ihrem Verwilligungsrechte den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Denn der Nichtrationalität der Anwendung dieses Rechts der Stände steht das Gebot der Rationalität der Staatsregierung gegenüber, und wenn die Stände einmal finden sollten, die Staatsregierung werde nicht mehr mit der Vernunft geleitet, wie es das Wohl des Staates erfodert, dann kann es selbst für die Stände ein Vernunftgebot werden, von dem Steuerverweigerungsrechte Gebrauch zu machen.

Auch eine angebliche Aeußerung des Abgeordneten Glaub-

rech iſt unrichtig von Hrn. Sch. angeführt. Erſterer ſagte in der Sitzung vom 2. Auguſt 1833 unter Anderm, es ſeien drei Wege, welche die Kammer im Fall einer Verfaſſungsverletzung durch den Miniſter einſchlagen könne: Beſchwerde beim Miniſter ſelbſt, oder Beſchwerde bei Sr. K. H. dem Großherzog, oder Anklage des Miniſters. In Beziehung auf den zweiten Weg bezog ſich nun der Redner, um zu beweiſen, daß er ein conſtitutionnelles Mittel ſei — was beſtritten worden war —, auf Fälle der Beſchwerde in der engliſchen und franzöſiſchen Geſchichte. Dabei kam dieſes vor:

Wir finden in der Geſchichte, daß ſchon unter König Karl I. die Kammer der Gemeinen ſich bei dem Könige gegen das Miniſterium beſchwerte, daß ſie das Miniſterium ein verderbliches Miniſterium nannte und dem König erklärte, das Miniſterium habe das Zutrauen der Nation verloren. Karl I. entließ aber das Miniſterium nicht und antwortete: er werde die Miniſter ſo lange behalten, bis ſie angeklagt und verurtheilt ſeien. Er behielt ſeine Miniſter gegen den Wunſch der Nation, und Sie wiſſen, welches Schickſal dieſer unglückliche König ſpäter erlitten hat.

Statt deſſen contrahirt Hr. Schacht, und, indem er abermals die Anführungszeichen nicht ſpart, führt er die Worte: „Man gedenke an das Beiſpiel des enthaupteten Karl I. von England", als eine der „Ausſchweifungen" jenes „merkwürdigen rhetoriſchen Actus" vom 1. und 2. Auguſt 1833 an. Heißt das genau und gewiſſenhaft?

Viele Unrichtigkeiten anderer Art, und doch mit vorſtehenden ſehr verwandt, wären vielleicht hier noch zu rügen. Wir bemerken nur einige.

S. 14 nimmt Hr. Sch. das hambacher Feſt als die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 veranlaſſend an. Wie bekannt, mit Unrecht. Die fraglichen Beſchlüſſe waren ſchon Anfang Mai 1832 vom Könige von England, als König von Hanover genehmigt geweſen. Das hambacher Feſt fand erſt am 27. Mai ſtatt.

Das Verbot des „Freiſinnigen" ſollte nicht — Hr. Sch. behauptet dies — eine „auf die Grundgeſetze des Bundes und auf die wiener Schlußacte geſtützte Verfügung" ſein, ſondern wie auch das fragliche Verbot ſelbſt enthielt, eine Anwendung des 1819 beſchloſſenen, 1824 erneuerten proviſoriſchen Preßgeſetzes.

S. 69 zur Note. Die Miniſter, welche in Frankreich und England zurücktreten, erhalten als zurücktretende Miniſter keine Penſionen. Die Vergleichung trifft alſo nicht ein.

Ob löblich genannt werden kann, daß Hr. Sch. aus einer ſtändiſchen Vorberathung, die er ſelbſt eine „freilich geſchloſſene" nennt, Aeußerungen ins Publicum gibt (S. 24), bleibe dem Gefühle ſeines Leſers überlaſſen.

Der Großherzog Ludewig I. von Heſſen gab nicht die Domainen her, wie Hr. Sch. S. 123 behauptet, ſondern, da Zweifel obwalteten, welche Domainen Staats-, und welche fürſtliche Domainen ſeien, ſo verſtändigten ſich Fürſt und Stände auf dem erſten Landtage dahin, daß ein Drittel der Domainen mittels allmäligen Verkaufs zur Tilgung der Staatsſchuld verwandt, und zwei Drittel derſelben das ſchuldenfreie unveräußerliche Familieneigenthum des großherzogl. Hauſes bilden ſollten. Die Einkünfte dieſes Familienguts ſollten jedoch im Budget aufgeführt werden. Heißt nun das Alles: die Domainen hergeben?

Der Landtag von 1830 erkannte nicht „die Verpflichtung des Schloßbaus in Darmſtadt" an, in dem Sinne, wie ihn der Verf. meint, als Ausbau und Vollendung.

Unwahr iſt, daß „dem Advokatenſtande angehörige Deputirte, die eifrigſten Verfechter des Mouvement, ſich augenblicklich in Stabilitätsmänner umwandelten, ſobald irgend einer Schmälerung ihrer Einkünfte zu Gunſten des von ihnen ſo geſchmeichelten Volks, namentlich des rechtſuchenden Bürgers und Landmannes, gedacht wurde". Denn von den Advokaten, die Abgeordnete waren, ſprachen drei für die, von der Staatsregierung ohne eine Anregung der Anwälte ſchon früher angeordnete Geſchloſſenheit der Advokatenzahl; ſie thaten dies mit Gründen, welche einer Widerlegung und keiner Verdächtigung werth geweſen wären. Zwei dagegen ſprachen und ſtimmten ausdrücklich gegen jene Geſchloſſenheit. Läßt ſich nun dieſe einzelne, ganz eigenthümliche Thatſache in jene allgemeine Behauptung mit Fug und Recht auflöſen?

Die zweite Kammer verwarf nicht (S. 70) die Propoſition der Staatsregierung in Betreff der Cultur der zu Viehweiden benutzt werdenden Gemeindegüter, ſondern ſie modificirte dieſelbe nur hinſichtlich der Art des Beſchluſſes. Auch die erſte Kammer hatte dies gethan.

An die Redaction des „Deutſchen Volksboten" erfolgten nicht einige „fruchtloſe Mahnungen", ſondern nur eine Mahnung, mit der ausdrücklichen Bemerkung, es ſei die erſte und letzte. Die Broſchüre: „Das Teſtament des deutſchen Volksboten", erſchien lange nach der eingereichten Beſchwerde und nicht früher, wie Hr. Sch. zu verſtehen gibt.

Nach Vorſtehendem bedarf es keines eigentlichen Zuſammenfaſſens meines Urtheils. Von der günſtigern Seite die vorliegende Schrift betrachtet, finde ich an ihr: Geiſt, mit deſſen Anwendung und Reſultaten ich jedoch großentheils nicht übereinzuſtimmen vermag; Kenntniſſe, beſonders geſchichtliche; Gewandtheit der Dialektik, die ſehr oft falſcher Schimmer und unrichtige oder zweideutige Darſtellung wird; anſchauliche Behandlung mit einem gefälligen Styl; überall Spuren einer reichen Bildung. Manche tadelnde Bemerkungen über das auf dem vorigen Landtage Geſagte gelten; z. B. daß bisweilen zu lang und zu viel geſprochen wurde; daß manche Arbeiten hätten mehr gefördert werden können; daß die Eitelkeit wol auch da oder dort mitgeſpielt habe u. dgl. Aber Menſchen ſind keine Götter; was Einzelnen im Einzelnen zur Laſt fällt, wird man nicht ohne Unbilligkeit Vielen und in Vielem ankreiden wollen, und überhaupt wird es noch ziemlich lange dauern, ehe man die conſtitutionnellen Stiefeln ausgetreten hat, beſonders, wo nicht in allen Stücken preiswürdige Geſchäftsordnungen dies Austreten hemmen.

Hr. Sch. ſchreibt Wirtemberg, während bekanntlich die officielle Schreibart Würtemberg iſt. Er läßt auf S. 60 den Bericht eine Definition von Geſetz, „wie ſie ihm eben paßt, zimmern", und „das Ding" mit eini-

the Mississippi River, and the Gulf of Mexico, and the Atlantic Ocean, and the Pacific Ocean, and the Arctic Ocean, and the Indian Ocean, and the Mediterranean Sea, and the Red Sea, and the Persian Gulf, and the Caspian Sea, and the Black Sea, and the Baltic Sea, and the North Sea, and the English Channel, and the Irish Sea, and the Bay of Biscay, and the Strait of Gibraltar, and the Strait of Magellan, and the Strait of Hormuz, and the Strait of Malacca, and the Strait of Bab el-Mandeb, and the Strait of Dover, and the Strait of Bosporus, and the Strait of Dardanelles, and the Strait of Messina, and the Strait of Sicily, and the Strait of Otranto, and the Strait of Corfu, and the Strait of Lepanto, and the Strait of Euripus, and the Strait of Thermopylae, and the Strait of Artemisium, and the Strait of Salamis, and the Strait of Plataea, and the Strait of Mycale, and the Strait of Eurymedon, and the Strait of Cyprus, and the Strait of Rhodes, and the Strait of Crete, and the Strait of Malta, and the Strait of Sicily, and the Strait of Messina

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 190. — 9. Juli 1834.

Imman. Kant's vorzügliche kleine Schriften und Aufsätze. Mit Anmerkungen herausgegeben von Fr. Ch. Starke. Nebst Betrachtungen über die Erde und den Menschen, aus ungedruckten Vorlesungen von J. Kant. In zwei Bänden. Leipzig, Expedition des Europäischen Aufsehers. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Wiederherausgabe der kleinern Kant'schen Schriften von einem Manne, der die Bedürfnisse der philosophischen Gegenwart nicht kennt, muß vielfaches Bedenken erregen, weil derselben die Prätension zum Grunde liegt, Kant's Hauptwerke, seine Kritiken der Vernunft und der Urtheilskraft, erfüllten noch das Bewußtsein des philosophischen Publicums der Gegenwart, genügten demselben und seien nicht im tiefern Fortgang des Gedankens als Negationen, wenngleich als nothwendige Negativitäten hingestellt. Die Werke eines Dichters, der in bereits fernliegenden Interessen, Anlässen und Beziehungen schrieb, werden sich immer noch als Eigenthum einer Nachwelt ohne alle Umgestaltung geltend machen, weil der Kunstgenuß ein Entschlagen gegenwärtiger Zeitanforderungen und das Eingehen in eine fremde schöne Persönlichkeit erheischt und bedingt. Bei philosophischen Werken, die noch nicht wie die der Alten ein philologisches Interesse erfüllen, kann so unmittelbar das Bedürfniß ihrer Erneuerung nicht rege sein, und nur wiefern die nachfolgende Philosophie die Sätze der alten in sich aufnimmt, verarbeitet und als nothwendige, positive oder negative Momente des ewig lebendigen Gedankens hinstellt, kann ein Philosophem dauerndes Eigenthum der Nation sein und jedem Zeitalter geistig präsent bleiben. Wenn es aber die naive Unwissenheit so weit treibt, die längst zur Ruhe gebrachten Geister der Altväter mit fälschlich prätendirten Ansprüchen an die verjüngte Welt auf dem Literaturmarkt auftreten zu lassen, so verläuft sich der Wirrwarr der wissenschaftlichen Interessen der Jetztwelt immer mehr ineinander, und der Kritik thäte ein doppelschneidiges Schwert noth, einmal um den heraufbeschworenen großen Geist der Vergangenheit abermals zu bekämpfen, und außerdem dem kleinen Geist, welcher der alten Heldengestalt zum falschen Wegweiser dient, sein sinnloses Handwerk zu legen. Kant ist aber entschieden widerlegt, seine Lehre ist als ein nothwendiger Durchgangspunkt, keineswegs jedoch als ein positiv dauerndes Element des modernen Philosophirens nachgewiesen. Wir brauchten blos zu citiren, um Kant für unsere Zeit als negativ zu erweisen; Hrn. Starke aber des längst geschehenen Fortschritts im Gedankengange und der Befriedigung tieferer Bedürfnisse zu belehren, verlohnt kaum die Mühe, denn die Vorreden und der dem zweiten Theile angehängte Excurs über das Studium der Kant'schen Schriften zeigen einen in diesem Studium Erblindeten und Verdumpften, und der Herausgeber steht zu seiner Zeit in demselben Verhältniß wie jener alte morgenländische Riese, der ein Jahrhundert in einer versteckten Höhle verschlafen hat und beim Erwachen Bedürfnisse und Ansichten äußert, denen die junge Zeit längst entwachsen ist. Kant's kleine zerstreute Schriften zu sammeln, war ein Geschäft des vorigen Säculums, ein Interesse, das bereits weit vollständiger durch Tieftrunk befriedigt ist. Sollte nun davon eine Auswahl getroffen werden zum Wiederabdruck von Kant's „vorzüglichen" kleinen Aufsätzen, so begreift man nicht, warum Hr. Starke grade den vorzüglichsten unter allen, der den eigentlichen Nerv der Kant'schen Lehre berührt, über den „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" v. 1763, aufzunehmen verschmäht hat. Es wäre unbescheiden, den selbst rathbedürftigen Herausgeber länger zur Rede zu stellen, und wir wenden uns zu einer andern Betrachtung, zu der eine Sammlung kleiner vermischter Schriften auffodert. Nur bemerken wir noch, daß Hr. Starke, wie sein Unternehmen überhaupt überflüssig, sich ganz besonders die Mühe hätte sparen können, aus Hippel's „Lebensläufen" angeblich Kant'sche Gedanken zusammenstellen zu wollen, wie er es im Anhang gethan. Diese Blüten einer metaphysischen Gefühlswelt verrathen in Farbe und Duft so wesentlich Hippel's Eigenthümlichkeit, daß der unwürdige Argwohn einer ungebührlichen Benutzung von Kant'schen Collegienheften, die beim Erscheinen der „Lebensläufe" noch ungedruckt waren, sofort verschwindet.

Die sogenannten kleinen Schriften einer bedeutenden Persönlichkeit sind als populaires Correctiv und als Ergänzung der in den größern Werken niedergelegten Fundamentalgedanken ebenso wichtig als an sich interessant, weil sie, in gesellschaftlicher Anregung und in ungesuchter, mannichfacher Form abgefaßt, die geistig fertige Gestalt

des Mannes leiblich ausprägen und zum vollen Bilde menſchlicher Individualität die eigenſten Züge liefern. Wir haben gern den ganzen Menſchen vor uns und ſuchen begierig nach den kleinen ſocialen Anläſſen, welche neben der tiefen Inbrunſt, die ſein eigentliches pſychiſches Lebenselement war, ſeine Thätigkeit kreuzten oder förderten. Iſt einer Perſönlichkeit wiſſenſchaftlich oder künſtleriſch irgend eine Bedeutſamkeit zuerkannt, ſo iſt dann auch der geringſte Beitrag zur Ausfüllung des Gemäldegrundes willkommen, derſelbe mag dem Stillleben der Familie oder der oft geheimen Werkſtätte anfänglicher wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen angehören.

In dieſer Hinſicht könnte eine revidirte Zuſammenſtellung von Kant's vermiſchten Schriften bedeutſam anregen, dieſe mögen nun bloße Apparate ſeines Philoſophirens, Anſammlung empiriſcher Materien, Gloſſen vom Rande ſeiner akademiſchen Hefte oder Verſtändigungen mit unverſtändigen und misverſtehenden Zeitgenoſſen geben, die noch im alten ſchlaffen Eklekticismus, der die vorkantiſche Zeit beherrſchte, befangen waren. Aber auch hier liefert Hr. St. des Neuen, Ungedruckten nur gar wenig, während von dem bereits durch Tieftrunk's Sammlung Bekannten Mehres, z. B. Schlettwein's ſpaßlich philiſtröſe Herausfoderung an Kant und deſſen Antwort, vermißt wird, wenn einmal der alte Denkheros unter den Dornen und Diſteln ſeiner Zeit wieder vor uns aufſtehen ſollte. Die gegenwärtig vom Herausgeber zuſammengeſtellten Aufſätze Kant's ſind aus dem Zeitraume von 1766, von wo ſich ſeine „Träume eines Geiſterſehers" datiren, bis 1798; die hauptſächlichſten fallen um 1796, eine Zeit, die dem alten kritiſchen Denker zu gelegentlichen Expectorationen mannichfachen Stoff bieten konnte, weil bereits von mehren Seiten her ſich Stimmen erhoben, die den Umſturz des ganzen Kriticismus predigten, wenn ſie auch noch nicht zu einer geſicherten Reform des ſpeculativen Gedankenſtoffes den Grundſtein legten. Jacobi hatte ſeine Briefe über Spinoza ſchon 1785 edirt; zwei Jahre ſpäter erſchien ſeine Schrift über den Glauben oder Idealismus und Realismus. Herder's „Metakritik" wurde erſt im letzten Jahre des vorigen Säculums gedruckt, allein ſeine Geſpräche über Gott und Manches von Hamann war längſt Eigenthum des Publicums. An Fichte, deſſen „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre" 1794 zuerſt erſchien, erlebte Kant erſt ſpäter den vollkommenen Abfall vom Kriticismus, der ſich in der nacherfolgten Umgeſtaltung der Wiſſenſchaftslehre ergab, in welcher Fichte aus dem abſoluten Sein Gottes, als dem einzig weſenhaften Realen, die Welt conſtruirte. Endlich hatte Schelling bereits 1795 ſeine „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" gegeben, und ſo waren denn ſchon verſchiedentlichſt aus dem innerſten Heiligthum des Geiſtes Räthſel an das helle Licht des Tages hervorgezogen, für die Kant's transſcendentaler Idealismus die Löſung ſchuldig blieb.

Wenn wir Kant's Verhalten zu dieſen lebhaft angeregten Fragen, die ſich dermalen dem Bewußtſein aufdrängten, in Erwägung ziehen und aus den jener Zeit angehörigen Aufſätzen den Zuſtand ſeiner Stimmung uns abſtrahiren, ſo tritt uns das Bild eines betagten Mannes vor Augen, der in einem von ihm ſchöpferiſch hervorgerufenen großen und einſeitig feſt ausgeformten Gedanken alt geworden, nur *in ihm* und in der Ueberzeugung von deſſen Unerſchütterlichkeit leben und ſterben kann. Er ahnt nicht, daß die Grundpfeiler ſeines Gebäudes mürbe geworden, und der Boden, auf dem er fußte, unterhöhlt iſt. Seine Thätigkeit geht nicht mehr in die Tiefe, nur in die Breite; der *eine* große Gedanke, den er für einen ewigen, für alle Zeit unantaſtbaren hält, wird von ihm raſtlos weitergeſponnen und ausgedehnt, um ihn aus der Abſtraction in die weiten Felder der Empirie hinüberzuführen, und gegen jede Prüfung Deſſen, was in ſeiner eignen Prüfung ſich bewährte, ſchließt er ſich ab in einem beharrlichen Schweigen. So ſehen wir den alten Weltweiſen in den neunziger Jahren des vorigen Säculums in einer raſtloſen Geſchäftigkeit, um ſich die Schätze aller Zweige der Wiſſenſchaft, ſelbſt die entlegenſten zu eigen zu machen, und um das geſammte Gebiet der Erkenntniſſe zu beherrſchen. Er hatte ſich dem Gedanken nach ausgelebt, denn ſein Gedanke hatte ſich fertig ausgelebt, und gleichwol war von ihm zur nächſten Stufe des Philoſophirens kein Uebergang zu finden. Nur ein Umſturz konnte im Gebiete des Denkens weiterführen, und für den ſich ſelbſt überlebenden Greis mußte es eine Wohlthat genannt werden, daß er, ſich in ſich ſelbſt verzweigend, gegen die mahnenden und drohenden Aufruhrſtimmen taub und ſtumm bleiben konnte. Während er ſich zur Ausgleichung des Dilemma, das ſich damals zwiſchen Theorie und Praxis ſo feſt verknöchert hatte, mit Garve in der Moral, mit Hobbes im Staatsrecht, mit Mendelsſohn im Völkerrecht verſtändigen konnte (ſ. die Abhandlung Th. I, S. 136 in vorlieg. Sammlung), behauptete er, größern Widerſachern gegenüber, das hartnäckigſte Schweigen. Die „Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie" ſchrieb er 1796, ohne zu ahnen, daß das ganze, ſicher gewähnte Fundament, auf dem er mit unverwüſtlichem Eifer ſeine Lehre mühſam errichtete, durch eine bisher ungekannte Macht der poſitiven Wiſſensluſt, die ſich durch einen (durch Schelling's) philoſophiſchen Gewaltſtreich in den Schoos aller geheimnißvollen Tiefen des abſoluten Daſeins hineinverſetzte, zuſammenbrechen würde. Kant lernte nicht begreifen, daß nicht an der menſchlichen Denkkraft, ſondern an den angewandten Mitteln, nicht an der Sehensfähigkeit des menſchlichen Auges, ſondern an den angeſetzten ſchlechten Fernröhren die Schuld läge, weshalb der Kern der Dinge dem forſchenden Subject verhüllt geblieben. Die aus der Empirie und der vorgefundenen alten formalen Logik entlehnten Verſtandesbegriffe, mit denen er natürlich vergebens auszog, um das Abſolute zu entdecken, hatte er nie prüfen können, ob ſie denn nothwendige oder auch nur taugliche Mittel ſeien zu dieſem geheiligten Zwecke. Daß die dem Geiſte ſelbſt inwohnende Geſetzmäßigkeit als Methode der Erkenntniß des Geiſtes aufzuſuchen ſei, daß das Maß zum Meſſen

der Dinge dem Inhalt der Dinge homogen sein müsse, und das Ich seine modificirte Göttlichkeit in sich zu entdecken habe, um die absolute Göttlichkeit zu finden und zu erkennen, das Alles mußte für Kant auch in der Ahnung fern liegen bleiben. Er glaubte, die Philosophie sei fertig und ihrem Princip nach geschlossen, weil er, allerdings evident und mit tiefer Weisheit, aufgezeigt hatte, daß mit den vorhandenen Mitteln der alten Verstandeskategorien das Urwesen alles Seins unerkennbar und das Subject dem Objecte gegenüber bleibe. Was Schelling als wesentliche Aufgabe der Philosophie setzte, mochte ihm als Taumelei, als Unphilosophie erscheinen, wenn es ihm nicht wie ein titanenhaft wahnsinniges Unternehmen vorkommen mußte, daß Schelling mit dem einen Gedanken: es gibt eine Einheit des Seins und Wissens, die beide ohne Gegensatz ungetrübt selig und allmächtig in sich weben und walten, und diese gegensatzlose Einheit ist Gott, mit diesem einen Postulat der Vernunft den bisherigen Gedankengang zu untergraben und der ganzen Philosophie einen neuen Ausgangs- wie Endpunkt zu verschaffen Miene machte. Kant blieb auch später für die neue Offenbarung unzugänglich, und es war nothwendig, daß er sich in sich selbst abgeschlossen erhielt, denn im entgegengesetzten Fall hätte er erblinden müssen wie der Jünger zu Sais, als der Schleier der Göttin plötzlich fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von E. Ferrand. Berlin, Stuhr. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

In einem dünnen zarten Bändchen präsentiren sich Gedichte, die um deshalb, weil sie gar keinen Anspruch machen, für Ref. den besten haben. Er kannte sie schon zum Theil aus dem „Freimüthigen" oder andern Blättern (auch im jüngsten Chamisso-Schwab'schen „Musenalmenach" ist Herr Ferrand bereits aufgetreten); aber den Dichter lernte er erst aus dieser Sammlung kennen und freut sich der Bekanntschaft. Es mag wol befähigte und geschmackvolle Leute geben, die darin blätternd eben nichts finden als in hundert andern Gedichtsammlungen von heute, Gefühlständeleien in einer blühenden gebildeten Sprache. Andere mögen von Nachklängen der Heine'schen Manier zurückgeschreckt werden. Weit davon entfernt, hier einen neuen Dichtergenius ankündigen zu wollen, räumt Ref. ein, daß es eben nicht mehr sind als Gefühlsspiele, und gibt auch zu, daß hier und da Heine'sche Art nachklingt; man sollte aber im Aufsuchen letzterer nicht allzustreng sein, und was die Gefühlsspiele anlangt, so streite man erst einer ganzen dagewesenen, gegolten habenden Lieder- und Dichtungsgattung das Recht, noch zu existiren, ab, bevor man unsern jüngern Dichtern verbietet, auch Schmerz und Lust zu singen, wie sie's empfunden, und nichts weiter. Hr. F. singt von sich selbst in dem Gedichte: „Die Knospen",

Nimmer schmücken meine Stirn
Des Gesanges Lorberkronen,
Nimmer seh ich euern Reigen,
Ihr, der Endlichkeit Entflohn'nen,
Die im hellen, wundervollen
Zauberland der Dichtkunst wohnen,
Deren Namen leuchtend rollen
Von Aeonen zu Aeonen.
Herz, vergiß die schönen Träume,
Die dir einst so süß gelogen!

und vergleicht sein Streben den Knospen, die, unbekümmert um Herbstwind und Winterflocken,

Sei's zum Blühen, sei's zum Welken,
Freudig streben sie ins goldne
Warme Licht des heitern Tages,
Ihrem dunkeln Triebe folgend.

und nun ruft der Dichter der Natur zu:

O Natur, du warst schon lange
Mir ein reicher Quell des Trostes!
Oeffne fröhlich denn, du Blume
Meines Liedes, auch die Knospen
In dem Strahl der ew'gen Sonne,
Der auch mich, auch mich getroffen!
Mögen eurem kurzen Blühen
Schloßenschwang're Wolken drohen,
Mag nach kurzem Sonnenscheine
Raub des Sturmes Flügel toben,
Mögt ihr unbeachtet welken
In den eis'gen Hauch des Nordes: —
Zögert nicht, euch zu entfalten,
Oeffnet schnell die bunten Kronen! —
Schon durchfröstelt mich der Winter —
Wird ein neuer Lenz ihm folgen?

Weder welterschütternde, noch das tiefste Innere der Menschenbrust herauskehrende Gedanken erwarte man hier zu Bildern und Tönen gestaltet, ja man denke lieber im strengern Sinne gar nicht an Gedanken, es sind nur Spiele allgemein menschlicher Gefühle, die auch ihren Witz haben. Wenn ich aber sage, daß diese Spiele auch nicht ein einziges Mal von den Tönen durchschauert sind und widerklingen, welche heute schneidend und lärmend die Welt durchtoben, und daß der Witz nicht ein einziges Mal widerhallt von Dem, worüber es Mode ist, zu witzeln, so werfen wol Viele die Gedichte sofort als veraltet bei Seite. Das sind sie nicht. Es sind zu drei Viertel Liebesklagen; weder sind neue Worte dazu erfunden, noch sind sie in neue Bilder gekleidet, weder ist es eine ursprüngliche Naivetät, ein neu angeschlagener Ton, noch sind es überraschende Wendungen, die ihr Verdienst ausmachen. Es ist der einfach natürliche Ton einer einfachen Empfindung, der, mit der vollkommen ausgebildetsten Sprache in seltener Harmonie, hier anspricht. Wir Deutsche haben nicht das Englische smooth, um den völligen Einklang des klaren Sinnes mit dem Fluß der Darstellung zu bezeichnen.

„Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!"

ist das gewählte Motto aus Uhland; aber das Wort: keck, könnte hier misdeutet werden, insofern es etwas Anderes bedeutet als die Aufforderung an den Dichter, nicht hinter dem Berge zu halten. Die Lieder sind nichts weniger als keck — ohne doch verschämt zu werden —, im Gegentheil der melodiöse Ausdruck von etwas im Gemüthe Durchempfundenen; es ist wenig Hartes, Abspringendes darin. Neben der Wahrheit der Empfindung wird uns das Künstlerische derselben klar; dieses ist aber nicht in einer Künstelei zu suchen, sondern in dem Fertig-, dem mit sich im Klaren sein des Gefühls.

Leise regt im alten Ticktack
An der Uhr der Pendel sich;
Doch die altbekannten Klänge
Wiegen nicht in Schlummer mich.

Auf mein fiebernd unruhvolles
Krankes Herz drück' ich die Hand,
Und ich zähle seine Schläge,
Ihnen lauschend unverwandt.

Ha! — die Uhr ist abgelaufen!
Schweigend ruht der Pendel nun,
Und mit leisem Grauen frag' ich:
Pochend Herz, wann wirst du ruhn?

Vieles wiederholt sich; wie sollte das bei einem Liebesdichter

nicht sein! In der Unerschöpflichkeit seiner Geduld, den einen Gedanken an die Eine hundertfach zu wenden und, ihr Bild von hundert Seiten betrachtend, immer Dieselbe in ihr zu finden, bekundet sich ja eben der Beruf. Wem das heut entwürdigend dünkt, wo dem Dichter würdigere Gegenstände als ein Mädchen überall entgegentreten, um sie zu feiern, der nehme kein Aergerniß daran, sondern halte den Dichter für einen Verirrten aus einer frühern Periode und registrire ihn dahin historisch zurück. Er wird nicht verlieren bei diesem Placiren. Auch wir wollen die Liebeständeleien dem Leser zum Seelenfriesen überlassen und ihn lieber auf andere Gegenstände verweisen, z. B. mit welcher einfach natürlichen Wärme er die tausendmal dagewesene Heimkehr ins Dörfchen schildert. Hört man es nicht noch immer gern:

Herüber aus dem Gärtchen weht
Der Blüten süßer Duft,
Und säuselnd spielt im Wallnußbaum
Die goldne Abendluft.

Und Alles grüßt mich wunderbar,
So heimatlich und traut,
Manch wonnig blüh'nder Kindertraum
Wird mir im Herzen laut.

O dürft' ich ruhn in jenem Thal,
Im eng begrenzten Raum,
O flöße dort mein Leben hin,
Ein langer süßer Traum

und viele Gedichte repetiren diese Empfindung. — Das elegische Element tritt, wie sich darnach denken läßt, besonders heraus.

O ihr schönen, schönen Tage,
Seid ihr ewig mir entschwunden,
Wo ich einst die höchsten Freuden
Dieser Erde heiß empfunden?
Wo ich, unter Rosen ruhend,
Von der Liebe Arm umschlungen,
Frühling, Rosen, Leben, Liebe,
Wein und Jugend einst besungen?

beginnt das „Der Dichter" überschriebene Gedicht und endet damit, daß die Rosen verblüht:

Und erloschen jene Flammen,
So die Lied' in mir entzunden.
Zu Papiere bring' ich flüchtig,
Was ich einst so tief empfunden,
Und im Schlafrock sing' ich ruhig
Erster Liebe Wonnestunden.

ein Schluß, der an die Heine'schen erinnern könnte, doch aber, natürlich an sich, nichts von deren Bitterkeit an sich trägt. An Heine's bessere Manier, seine sentimentalen Epigramme dürfte dieses mahnen:

Jenem Schmerz, der in mir tobt,
Worte muß ich ihm versagen.
Wähne nicht erstickt die Flammen,
Weil sie nicht zum Himmel schlagen.

Ruhig scheint auch der Vulkan,
Blumen sieht man auf ihm blühen;
Nichts gibt von den Lavaströmen
Kunde, welche in ihm glühen.

Besonders glücklich ist der Dichter, die passendsten Gleichnisse aus der nächsten ihn umgebenden Natur für den Seelenzustand aufzufinden, den er grade deutlich machen will. Sein Naturell bewährt sich auch eben darin, daß er nicht zu suchen scheint, daß ihm das Bild wie von selbst entgegenkommt. Weniger glücklicher als in diesen lyrischen Schilderungen, scheint er uns in den Balladen. Hier möchte bisweilen Mark fehlen. Ein Gedicht, zwischen Lied und Romanze in der Mitte: „Der Traum" (S. 91), möchte das beste sein. An versetzten fehlt es auch nicht; wir wollen sie indeß nicht aufsuchen. 76.

Beschreibung der Erde nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, ihren Erzeugnissen, Bewohnern und deren Wirkungen und Verhältnissen, wie sie jetzt sind. Ein Hand- und Lesebuch für jeden Stand. Bearbeitet von W. Hoffmann. Mit erklärenden Beilagen und Karten. Achtes bis eilftes (ersten Bandes achtes bis zehntes und zweiten Bandes erstes) Heft. Stuttgart, Schweizerbart. 1832 — 1834. Gr. 8. Jedes Heft 6 Gr.*)

Der Verf. schreitet, wenn auch etwas langsamer, als Anfangs zu erwarten war, doch rüstig und gleichmäßig auf der Bahn dieser Arbeit fort. Es ist der Weg der Vereinigung des allgemein Ansprechenden in Ritter's System mit einer bequemern, übersichtlichern Form und mit eignen Quellenstudien. Die Caricirungen, zu welchen unleugbar auch hie und da die Ritter'sche Methode namentlich nach der Seite der mathematischen Fassungen der Länder- und Terrainformen geführt hat, sind glücklich gemieden, und die Auswahl des Stoffes ist durchaus zweckmäßig zu nennen. Die elf vorliegenden Hefte umfassen die Geographie von Asien und den Anfang der Geographie Afrikas. 10.

Notizen.

Echt republikanische Aufschrift.

Unter einem Bogengange auf der piazza del Gran Duca in Florenz steht eine kolossale Judith, die im Begriffe ist, den Unterdrücker ihres Volkes zu enthaupten. Sie ist von Donatello in Bronze gegossen und hat die Unterschrift: „Publicae salutis exemplum cives posuere". Im Angesichte dieser Bildsäule wurden sonst die Großherzoge von Toscana gekrönt. — Für diesen letztern Umstand bietet übrigens auch Venedig einen Pendant dar. Auf der Treppe der sogenannten Giganten (weil die kolossalen Statuen des Neptunus und Mars daselbst stehen) wurden nämlich die Dogen mit dem Purpur bekleidet, und ebendaselbst ward einst der Doge Marino Faliери, weil er sich in eine Verschwörung wider die Verfassung des Staats eingelassen, hingerichtet.

Bekanntlich fingen erst im 14. Jahrh. selbst römische Päpste an, die zerstörende Hand an das Colosseum (das Flavische Amphitheater) zu legen. Nordische Pilger, die einst das großartige Gebäude noch in seiner Herrlichkeit sahen, riefen, hingerissen von dem erhabenen Anblicke, aus: „So lange das Colosseum steht, wird Rom stehen; wenn dies Gebäude fällt, wird Rom fallen, und fällt Rom, so geht die Welt unter!" Die Wahrheit des letzten Satzes dürfte jedoch billig bezweifelt werden; und was das Erste anlangt, so sind z. B. die Paläste Farnese und Barberini, zur Schande der Päpste aus diesen Familien, aus den Steinen des Colosseums erbaut worden. Schon im 10. Jahrh., als Rom durch innere Factionen verheert wurde, schufen die sich bekriegenden Familien unter andern Gebäuden des Alterthums auch das Colosseum zu einem der festesten Plätze Roms um. Im 14. Jahrh. erging sogar ein förmlicher Beschluß über die Vernichtung der alten Monumente. Noch ist im päpstlichen Archive der Brief aufbewahrt, in welchem die Häupter der Parteien sich die Ueberreste der erhabenen Baukunst zutheilten, mit dem Rechte, die Denkmäler niederzureißen und zu ihrem Nutzen zu verwenden. Unter andern lautete eine Stelle jenes Briefes im Betreff des Colosseums also: „Wenn übrigens Alle darin übereinstimmen, dann soll, was vom Colosseum losgerissen werden kann, oder daselbst ausgegraben wird, Gemeingut sein". Kann man sich nach solchen Grundsätzen und Thaten wol noch wundern, daß das heutige Rom wenig mehr als ein Schatten des alten ist? 17.

*) Vgl. Nr. 316 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 191. — 10. Juli 1834.

Imman. Kant's vorzügliche kleine Schriften und Aufſätze. Mit Anmerkungen herausgegeben von Fr. Ch. Starke.

(Beſchluß aus Nr. 190.)

Auch Jacobi gegenüber blieb er ſtumm, obwol in dieſer Beziehung der im zweiten Bande gegenwärtiger Sammlung abgedruckte, aus der „Berliniſchen Monatsſchrift" v. 1796 entnommene Aufſatz: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philoſophie", Kant's dermalige Stimmung ſeinen Widerſachern überhaupt gegenüber an den Tag legt. Er ſagt darin unter Anderm, es ſei neuerdings ſo weit gekommen, „daß ſich eine vorgebliche Philoſophie, bei der man nicht arbeiten, ſondern nur das Orakel in ſich ſelbſt anhören und genießen darf, um die ganze Weisheit, auf die es mit der Philoſophie abgeſehen iſt, von Grund aus in ſeinen Beſitz zu bringen, unverhohlen und öffentlich ankündigt, und dies zwar in einem Tone, der anzeigt, daß ſie ſich mit Denen, welche — ſchulmäßig — von der Kritik ihres Erkenntnißvermögens zur dogmatiſchen Erkenntniß langſam und bedächtig fortzuſchreiten ſich verbunden halten, in Eine Linie zu ſtellen gar nicht gemeint ſind, ſondern — genialmäßig — durch einen einzigen Scharfblick auf ihr Inneres, alles Das, was Fleiß nur immer verſchaffen mag, und wol noch mehr zu leiſten im Stande ſind". Kant ſpricht ferner dort von „vornehmthuenden Philoſophen der Anſchauung, die nicht durch die herkuliſche Arbeit des Selbſterkenntniſſes ſich von unten hinauf, ſondern ſie überfliegend durch eine ihnen nichtskoſtende Apotheoſe von oben herab demonſtriren", und nennt „dieſen gewiſſen myſtiſchen Takt, dieſen Ueberſprung (salto mortale) von Begriffen zum Undenkbaren, dies Vermögen der Ergreifung Deſſen, was kein Begriff erreicht", eine bloße Verſtimmung der Köpfe und Hinneigung zur Schwärmerei.

Es bleibt dahingeſtellt, ob dem alten Denkkünſtler hierbei vorzüglich Hamann oder Herder, Schelling oder Jacobi, oder Alle mehr oder weniger vor Augen ſtanden; nur in Betreff des Letztern ſei daran erinnert, daß freilich ſeine Schrift: „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen", im dritten Bande der Reinhold'ſchen „Beiträge" erſt ſpäter erſchien. Sonſt war aber ſchon in ſeiner Lehre vom Glauben, vom Vernehmen und Wiſſen der Wahrheit aus Vernunftinſtinkt und unmittelbarem Geiſtesgefühl der entſchiedenſte Widerſpruch gegen Kant hervorgetreten. Neben ihren glänzenden Außenſeiten productiver Darſtellung hat Jacobi's Polemik überhaupt auch dieſe Tiefe der abſoluten Wahrheit, daß mit dem Bewußtſein des Unendlichen auch ſein Sein weſentlich und ohne weitern Beweis ſchlechthin verbunden und geſetzt ſei. Ein Axiom, auf dem wir noch heute fußen. Weiter hat es freilich Jacobi's ſubjectiver Idealismus nicht gebracht, der ſich vielmehr im weitern Verfolg zur Ausgleichung des Seins und Denkens mit dem Aufgeben der Vernunftthätigkeit in der geoffenbarten Religion eine Stütze ſuchte; während Kant dieſe philoſophiſch-kernhafte Gediegenheit in ſich feſt behielt, die Vernunft, die raſtlos forſchend iſt und keinen Stillſtand, keinen Ruhepunkt, keine Autorität kennt, in ihrer abſoluten Unabhängigkeit zu wiſſen und zu bethätigen. Somit ſteht Kant's Vernunftkritik als ein ewiges, großartiges Moment in der Geſchichte der Philoſophie da, ſo ewig wie ein Negatives in dem Menſchendaſein überhaupt durch die Nothwendigkeit ſeiner Exiſtenz die Affirmation in ſich ſelber tragen kann. Aus Jacobi's Lehre konnte nichts als eine edelſchöne, aber bequemliche Theologie hervorgehen; Kant's Kritik gab den Anſtoß zur gänzlichen Umpflügung des Geſammtgebiets der Wiſſenſchaftlichkeit. Während ſich jedoch mit Jacobi jedes Gemüth noch heutzutage in Harmonie ſetzen kann, muß jeder Edle vor den Reſultaten der Kant'ſchen Forſchung zurückſchrecken oder durch dieſelben ſich gelähmt und zerknirſcht fühlen. Pſychologie und Theologie ſind überhaupt die beiden Regionen, in denen die Schwächen der Kant'ſchen Kritik am offenſten hervortreten. Kant war der größte philoſophiſche Scheidekünſtler. Seine pſychologiſche Analyſe war geiſtig ein chemiſcher Proceß, in welchem ein ätzendes Fluidum die Seelenkräfte ſchied und Alles kritiſch zerſetzte, was, im Geiſte organiſch unlösbar verwoben, nur mit dem Aufgeben des concreten Lebens voneinander läßt. Die in Wurzel, Blätter, Staubfäden und Blüten zerlegte Blume iſt nicht mehr die Blume. Dieſe zerſetzende und zerfreſſende Scheidekünſtelei ſollte aber in allen Disciplinen gleich ſehr Princip und Methode werden. In der Theologie brachte ſie Caricaturen von Dogmen hervor. Gott wurde als ſchlechterdings nothwendiges Weſen und auch als Geiſt anerkannt, allein

zur nähern Bestimmung seiner Wesenheit betrachtete man seine Eigenschaften, und nach Aufzählung aller seiner Qualitäten kam man dahinter, daß Er selbst gleichwol unerkennbar bleibe. Daß man nach solcher Entleerung seines Gottes auf ein Caput mortuum als Residuum, auf eine grauenhafte Leere stieß, fiel dermalen Niemand auf; bei der Kälte der Abstraction: Gott *hat* die Liebe, die Allmacht u. s. w. als Eigenschaften, erfror wunderbarerweise Niemand. Und doch ahnt ein harmlos-still in sich versinkendes Gemüth in dem einfach begnüglichen Satze: Gott *ist* die Liebe und die Allmacht, die ganze Fülle speculativer Weisheit, die es nur nicht formell und fertig zu verfolgen und zu gliedern vermag; es hat aber an dem Bewußtsein: Gott *ist* die Liebe, ein Abstractum, in dem die volle Tiefe des concreten Lebens sich birgt, für das harmlose Gemüth allerdings ein Geheimniß, dessen Offenbarung und Heraustreten zur Wissenschaft in Hegel's Philosophem zum ersten Mal vollzogen ist. Nach Schelling's Postulaten und nach Hegel's erfüllten Beweisen soll und darf es überhaupt keine abstracte Philosophie mehr geben. Der allerdings mit allen Schrecken der verwegensten Anmaßung gewaffnete Satz: die Vernunft *schreibe* der Natur und allem Dasein Gesetze *vor*, ist ein *Kant'scher* Satz. Paart sich mit diesem dann noch das Resultat aller Kant'schen Forschung: die Wesenheit der Dinge sei trotz dem unerkennbar verborgen, so ist mit dieser Widersinnigkeit die Verwirrung und Verirrung bis zur Verzweiflung gestiegen, die nur selbstmörderisch enden kann, wenn sie sich nicht ein Drittes zur eignen Rettung vor sich selbst aufsucht. Mit der „Kritik der reinen Vernunft" konnte auch Kant's Lehre nicht abschließen, und wenn in ihr Anmaßung in den Postulaten und Verzweiflung in den Resultaten sich zur gegenseitigen Verzehrung den Rang ablaufen, so sollte durch die „praktische Vernunft" dem armen geschlagenen und zurückgeschreckten Menschen mit seinem tiefen Drang nach Erkenntniß des Urwesens der Dinge eine ideal-moralische Welt eröffnet werden, welcher die Zeitgenossen Kant's um so eifriger zujubelten, jemehr sie sich durch die Skepsis der Vernunftkritik alles Inhalts entleert fühlten, und nach welcher auch Schiller als Dichter meta- und hyperphysicirte.

In diesem aller Physis, aller Weltlichkeit und zugleich aller geistig-gegenwärtigen Wirklichkeit entbehrenden Transscendentismus kann Niemand heutzutage mehr denken, dichten, leben und aushalten, seitdem Schelling zuerst wieder alle Fülle des Lebens und alle Wesenhaftigkeit in die Philosophie hineingebracht hat. Aller Stoff des Vorhandenen wird sich fortan immer geltend machen und sein Recht behaupten.

In Betreff der Kant'schen Aesthetik fodert uns der im zweiten Bande vorliegender Sammlung abgedruckte Aufsatz: „Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (aus dem J. 1764), zu einer Schlußbemerkung auf, damit nichts übergangen werde, das in der Kant'schen Lehre auf gegenwärtige Geltung noch Anspruch machen könnte. In der Aesthetik ist Kant dem speculativen Begriff am nächsten gekommen. Wie die Idee überhaupt nicht anders existirt als in den Dingen selbst, deren Wesen sie ist, so hat er wenigstens im Gebiete der Kunstkritik Das, was hier als Wahrheit gilt, das Idealschöne, nicht als ein fernes Abstractum und ein Schemen, nach dem blos zu ringen sei, sondern als das in seiner Wirklichkeit, d. h. den productiven Kunsterscheinungen, wesentlich Vorhandene anerkannt. Nirgends mehr ist das Abstracte die vollendete Ohnmacht, die Wahrheit nirgends mehr als beim Kunstschönen in den Erscheinungen selber, durch deren Gesammtheit die Idee nach allen ihren Seiten und Momenten praktisch manifestirt wird. Hier erlebt der Geist seine innigste Incarnation; alle Fülle des Fleisches, alle Figuration des Körpers ist hier Product und zugleich Erscheinung des Ideellen. Daß hiervon in Kant's Lehre vom Schönen ein Anklang sich findet, hat selbst Hegel anerkannt, der in der scharfen Dringlichkeit seiner Ausdrucksweise die kritische Philosophie, ohne ihre tiefe Bedeutsamkeit zu verkennen, einen „platten" Idealismus nannte. In Hegel ist überhaupt die vollendete und fertige Widerlegung *und* Anerkennung Kant's zu suchen.

F. G. *Kühne*.

Aus Florenz.

Silvio Pellico's Name ist in Aller Munde. Seine Leiden im Kerker, deren Erzählung er vor etwas mehr als anderthalb Jahren herausgab — ein Buch, dessen christliche Ergebenheit und Geist der Duldung und Philosophie tausendmal mehr Eindruck gemacht haben, als wenn es eine auch mit noch so viel Kunst und Talent ausgearbeitete Parteischrift wäre —, haben für diesen Mann in ganz Italien, dem getheilten, uneinigen Italien, in Frankreich, Deutschland, England, eine Theilnahme erweckt, wie sie selten einem Schriftsteller entgegengekommen. Nur ein guter, ein reiner Mensch konnte ein solches Buch schreiben. Ich erinnere mich sehr gut, daß Pellico für todt galt; man sagte es nicht nur, man schrieb und druckte es. Freilich war er todt für die Welt. Manchen war die zu Ende 1830 in Turin ausgegebene Ankündigung seiner „Opere inedite", der mit Thränen genährten Früchte lichtloser Tage, das erste Lebenszeichen; da drängte sich Alles um den Auferstandenen. Nun erschienen „Le mie prigioni", und nie vielleicht hat ein Buch so viele Herzen pochen gemacht, so viele Zähren des Mitgefühls, nicht der Sentimentalität, erpreßt. — Aus dieser Theilnahme läßt sich erklären, daß man Allem, was aus seiner Feder fließt, mit gespannter Erwartung entgegensieht. Und doch ist sein neuestes Trauerspiel. „Thomas Morus", fast spurlos vorübergegangen. In der Wahl des Stoffes, die eine geistreiche, vielleicht aber mit den Regeln und Erfodernissen der Kunst wenig vertraute Frau veranlaßt, liegt der vornehmlichste Misgriff; die Behandlung hat diesem nicht abzuhelfen vermocht. Der Versuch, in dem tugendreichen und standhaften Morus eine Apotheose des in England untergehenden Katholicismus zu feiern, ist ziemlich verunglückt; alle den Kanzler umgebende Personen sind unbedeutend und matt, obgleich Heinrich VIII. gewiß ein wirksamer Charakter für das Drama sein kann; und wir vermissen jene großartige Auffassung, welche uns eine gesammte Zeit im Spiegel vorführt, und welche vom echten historischen Schauspiel verlangt wird. Ueberhaupt kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß das eigentliche dramatische Element in Pellico nur schwach ist: er ist zu subjectiv und zu sehr Gefühlsdichter, wie schon das anmuthigste und glücklichste seiner Theaterstücke, „Francesca da Rimini", zeigt. Im Lyrischen hat er Rührend-Schönes geliefert: unter den noch ungedruckten dichterischen Erzeugnissen seiner traurigen Gefängniß-

jahre gibt es Mehres, das ihn als Dichter wie als Mensch gleich hoch stellt. — Seitdem hat er ein dünnes Bändchen: „Ueber die Pflichten der Menschen" bekanntgemacht; in Italien, wo die Ethik theoretisch und praktisch vernachlässigt worden ist, gewiß ein willkommenes Product. Es ist an einen Jüngling gerichtet; etwas Neues, etwas Umfassendes, etwas Tiefeingehendes muß man nicht darin suchen, wol aber gesunde Moral und vernünftige Lehren, frommen, geläuterten Sinn und religiöses Gefühl. Bei der Armuth des Vaterlandes des Verf. an solchen Schriften ist es ein treffliches Lehrbüchlein für die Jugend; nur der Name Pellico's dürfte ihm indeß zur Uebersetzung in fremden Ländern, deren Literatur an solchen eben keinen Mangel hat, verholfen haben. — Pellico lebt in Turin, wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner Talente geehrt und geliebt von Allen, die ihn kennen. Seine Gesundheit ist durch seine Leiden im Kerker sehr geschwächt. Es fällt mir dabei ein, daß man ihn in deutschen Anzeigen seiner Schriften zum Grafen S. Pellico von Saluzzo gemacht hat. Saluzzo hatte zwar seine regierenden Markgrafen, und über diese ist vor nicht langer Zeit ein Geschichtwerk in sechs starken Bänden erschienen; aber mit unserm Dichter hat's dieselbe Bewandtniß, wie mit Hoffmann von Fallersleben, Henne von Sargans, Meyer von Knonau, und er hat und macht ebenso wenig Anspruch auf diese Standeserhöhung als ein berner Uhrmacher auf die Auszeichnung, daß in einer kleinen schweizerischen Stadt die Thorwache unters Gewehr trat und militairische Honneurs machte, weil man bei Lesung seines Namens: „König von Bern", eine berner Majestät vor sich zu haben geglaubt hatte.

Das Trauerspiel Riccolini's: „Lodorico Sforza, detto il Moro", lange erwartet und vollendet, ist vor einiger Zeit erschienen. Der Verf. hat es nicht in Florenz, sondern zu Capolago im Canton Tessin drucken lassen, weil er, wie man sagt, von Seiten der Censur Schwierigkeiten befürchtete; aufgeführt worden ist es noch nirgends. Der Gegenstand desselben ist nicht die letzte Epoche der Herrschaft Ludwig Sforza's, welche u. A. Ranke mit so vieler Wirkung beschrieben, und welche sich im Kampfe der beiden Parteien, der Herzog an der Spitze der einen, Trivulz an der Spitze der andern, so dramatisch rundet, sondern die Zeit des Zuges König Karl's nach Neapel, sein Besuch am Siechbette Galeazzo Maria's im Schloß zu Pavia, die Intriguen des Oheims gegen den unglücklichen Neffen. Mit Ausnahme des „Fescarini" dürfte wol kein Werk Riccolini's so große Schönheiten aufzuweisen haben als das gegenwärtige: die edle Gesinnung, die Wahrheit und das Ergreifende der Situationen, die Kraft und der Wohllaut der Sprache sind hinreißend, und der Schluß großartig, obgleich durch den Sieg — wenigstens den momentanen Sieg, da wir in Isabellens Rede die Zukunft prophetisch erblicken — des Verbrechens die Absicht der wahren Tragödie vielleicht unerreicht bleibt. — Der neue Roman des Prof. Rosini zu Pisa, des Verf. der „Nonne von Monza", „Luisa Strozzi", macht viel Aufsehen und viel von sich reden. Die Epoche, der Anfang der Einzelgewalt zu Florenz unter Alexander von Medici, und die mit so vielen Verbrechen befleckte Regierung dieses Fürsten mußte hier schon des Localen wegen sehr interessant sein. Ein eigentlicher Roman ist es weniger als eine dialogisirte und ausgeschmückte Chronik. Die Stimmen für und gegen haben sich übrigens mit einer gewissen Heftigkeit ausgesprochen; denn in Italien wüthen Gelehrtenstreitigkeiten nicht minder als in Deutschland. Das hat man eben jetzt bei einem Kampfe zwischen Rosini und dem Bibliothekar des Herzogs von Modena, Cavedoni, gesehen, welche auf Veranlassung einer verdienstlichen und an historischen Resultaten reichen Schrift des Erstern über die wahren Gründe der Gefangenschaft Torquato Tasso's sich buchstäblich in die Haare gerathen sind, wovon ein ganzer Band „Cavedoniana" (Pisa 1834) und die nur zu bekannte „Voce della verità" Zeugniß geben, wobei freilich der Modenese keine sehr ehrenvolle Rolle spielt. Das Publicum würde natürlich nichts dabei verlieren, wenn dergleichen Zänkereien nicht vorfielen und man sich in Ruhe und Frieden verstehen wollte.

Unter Allem, was die Buchdruckerpressen in neuester Zeit in Italien hervorgebracht haben, dürfte wol durch Umfang und Wichtigkeit den ersten Rang einnehmen und die gegründetsten Ansprüche auf allgemeine Beachtung haben Rosellini's Werk über die ägyptischen Alterthümer („I monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal Dott. *Ippolito Rosellini*"). Es sind davon bereits zehn Lieferungen mit 93 in gr. Fol. Kupfertafeln und drei Bände Text in Pisa erschienen. Champollion's d. J. Tod hat die gelehrte Welt der neuen Mittheilungen dieses geistvollen Mannes und der Bekanntmachung seiner in Aegypten angestellten Forschungen beraubt (die „Lettres écrites d'Egypte par *Champollion* le jeune" sind nur Reiseberichte); sein Freund und Reisegefährte Rosellini hat sich nun allein dem schwierigen und riesenhaften Werke unterzogen, welches, sowie die ganze Expedition, dem Großherzoge von Toscana sein Entstehen verdankt und sowol dem Verf. als dem Lande alle Ehre macht. Soviel auch schon über Aegypten geschrieben worden, so fehlte es doch bisher gänzlich an einem systematischen Werke, welches allen und neuen Historikern und Reisebeschreibern zum Commentar dienen konnte. Wie manche Lücken und Irrthümer enthält selbst noch die prachtvolle Napoleon'sche „Description de l'Egypte". Die Entdeckungen für die alte Geschichte, welche die erste Abtheilung, „Monumenti storici", enthält, erweisen sich, wie das Unternehmen fortschreitet und die gesammelten Schätze allmälig zum Vorschein kommen, als überraschend groß und mannichfaltig (interessante Bemerkungen über den ersten Band enthält ein Aufsatz des Geh.-Leg.-Raths Bunsen in Rom im „Bullettino dell' instituto di corrispondenza archeologica", 1832. XII). Von noch allgemeinerm Interesse als der geschichtliche Theil ist die zweite Abtheilung des Werkes, von welcher unter dem Titel: „Monumenti civili" der erste Band kürzlich erschienen ist. Die Einleitung handelt von den großen Hülfsmitteln welche die ägyptischen Alterthümer zur Erläuterung des Lebens, der Beschäftigungen und des gesellschaftlichen Zustandes der Nation darbieten, und gibt dann eine Beschreibung der Nekropolen. Darunter, der libyschen oder westlichen Kette angehörend, jene von Dgizeh und Saqqárah, die Todtenstädte des alten Memphis und seiner Umgebung; jene der Berge von Syut, welche den Bewohnern von Likopolis diente, und die sehr ausgedehnte der Berge von Gurnah, welche die Leichen von Theben und der Thebais empfing. In der arabischen, auf dem rechten Nilufer sich erstreckenden Kette die Grabstätten von Zauyet-el-Meytepe und Kum-el-Ahmar, für die Heptanomis bestimmt, die von Beni Hassan, endlich die jenseit Theben im Gebirge El-Kab, zur Stadt Eilithyia gehörend. Diesen folgen im ersten Abschnitt die Erläuterung der Vogeljagd mit Netzen und Schlingen, und ein Verzeichniß der auf alten Monumenten abgebildeten Vögel; unter diesen von Raubvögeln der Neophron, von Waldvögeln der Lanius personatus, Coracias garrula, Alcedo, Troglodytes, Alauda, Columba turtur, von Ufervögeln der Struthio camelus, Otis tetrax, Ibis religiosa, Grus cinerex, von Wasservögeln die Fulica atra, Pelecanus onocrotalus, Anas clypeata, penelope, querquedula u. v. a. Sodann kommen wir im zweiten Abschnitte zur Jagd auf vierfüßige Thiere, mit Pfeilen, mit Netzen und Hunden, die Thiere meist Antilopen, Gazellen, Schakals, Wölfe, Giraffen, Hirsche u. s. w., überdies eine Menge phantastischer Thiergestalten. Der Fischfang kommt zunächst an die Reihe, sowol mit Netzen als mit zugespitzten und gekrümmten Instrumenten, welche der fuscina der Lateiner gleichen; hierauf die Krokodiljagd mit Lanzen, welche ins Genick der Thiere geschleudert wurden, sowie die Art des Zubereitens und Trocknens der Fische. Der dritte Abschnitt bringt Bemerkungen über Viehzucht und Viehartzneikunde — das Waten der Heerden bei hohem Wasserstande, wobei sie von den Hütern in

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 192. — 11. Juli 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 4 Thlr.

Dritter und letzter Artikel. *)

Der zehnte Abschnitt, S. 117—128, gibt eine gedrängte Uebersicht des bisherigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts und beweist, daß, je mehr sich der Gesichtskreis und die Thätigkeit des Volkes erweitert, auch die Empfänglichkeit für eine zeitgemäße Bildung überhand nimmt. Es handelt sich dabei freilich nicht allein um die Verbreitung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Kenntnisse, sondern fast noch mehr um die moralische, religiöse und politische Erziehung der Jugend, welche bisher völlig vernachlässigt war. Daß das Erziehungssystem und die Bemühungen des Präsidenten, welche von fern sehr viel Schein für sich hatten, diesen Bedürfnissen durchaus nicht genügten, hat der Erfolg gelehrt. Man kann selbst annehmen, daß das Erziehungswesen vor der Revolution, so sehr es auch äußerlich beschränkt zu sein schien, seinem innern Wesen nach auf einem bessern Wege war, als der vom Präsidenten eingeschlagene gewesen ist. Es ist allerdings wahr, daß unter ihm die Zahl der Elementarschulen bereits auf 60 angewachsen war, welche 10,000 Kinder aufgenommen haben sollen; allein man kennt fast gar keine Resultate, einmal weil die in diesen Schulen angenommene Methode des gegenseitigen Unterrichts ihrem Zwecke gar nicht entspricht, und zweitens weil es völlig an Lehrern fehlte, welche die Mängel der Methode zu ersetzen im Stande gewesen wären. Nach dem Ausgange des Präsidenten sind fast alle Elementarschulen verschwunden. Nicht besser steht es um die hellenischen Schulen, welche der Präsident eher niederzuhalten als zu vervollkommnen suchte. Die letzten Unruhen haben nur einige auf den Inseln überlebt; auf dem Continente wurde zur Zeit der gemischten Regierung blos die zu Nauplia wiedereröffnet; auch fing die Militairschule daselbst an sich wieder zu erheben; das Seminar für Geistliche auf Poros war in nichts versunken, und nur die hellenische Schule auf Aegina gedieh unter der Fürsorge des trefflichen Gennadios wieder zu einiger Blüte. Neben den öffentlichen Unterrichtsanstalten haben sich seit einigen Jahren Privatschulen für Elementar- und höhern Unterricht unter der Leitung englischer und amerikanischer Missionnaire aufgethan, welche jedoch, abgesehen von anerkannten Vorzügen in Inhalt und Methode des Unterrichts, den Nachtheil haben, daß es dabei vorzüglich mit auf Proselytenmacherei abgesehen ist, und daß sie Glaubenssätzen Eingang verschaffen wollen, welche mit denen der griechisch-orthodoxen Kirche nicht vereinbar sind und so die Jugend in den Strudel religiöser Zweifel und Controversen führen. Der Verf., ihre Vorzüge übrigens anerkennend, ist daher der Meinung, daß sie die Regierung zwar nicht gewaltsam, aber doch dadurch nach und nach entfernen müsse, daß sie sie verpflichte, in religiösen Dingen sich den Lehren der herrschenden Kirche zu accommodiren.

Noch wirksamer wäre es ohne Zweifel, wenn die Regierung die öffentlichen Schulen so zu heben wüßte, daß jene Privatinstitute mit ihnen nicht mehr in Concurrenz treten könnten. Die Mittel hierzu werden im folgenden Abschnitt, S. 129—146, zunächst in Bezug auf die Elementar- und die hellenischen Schulen angegeben. Hat man einmal die Elementarschulen theils auf der alten Grundlage wiederhergestellt, theils vermehrt, so ist die erste Pflicht, den Mangel zweckmäßiger Schulbücher und anderer Unterrichtsmittel so schnell als möglich zu ersetzen, dann einen genauen Plan des Unterrichts zu entwerfen und für die Bildung geschickter Lehrer zu sorgen. Letztere würde man am sichersten durch Errichtung von Normalschulen erreichen, in welche die tüchtigsten Zöglinge aufgenommen werden könnten. Die Unterrichtsmethode betreffend, so erklärt sich der Verf. zwar im Allgemeinen gegen die Lancaster'sche Methode, meint aber doch, daß man sie nur allmälig beseitigen könne, je nachdem man die Mittel zu einer bessern gewinnen werde. Am füglichsten würde die Elementarschule in zwei Abtheilungen zerfallen, von denen die eine Kinder von 5—8, die andere die von 8—14 Jahren aufnehmen sollte. Wären diese Schulen für die Bedürfnisse jeder Gemeinde berechnet, so würden die hellenischen dagegen vorzugsweise für den Bürgerstand bestimmt und in den Städten zu errichten sein, welche dazu Mittel und Neigung haben. Hauptgegenstände des Unterrichts müßten sein alt- und neugriechische und französische Sprache; Mathematik, worin man etwa in

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 129—131, 163—165 d. Bl. D. Red.

der Algebra bis zu den Gleichungen des zweiten Grades gehen könnte; ein Umriß der physischen und statistischen oder politischen Geographie und die Grundzüge der Geschichte, dann fortgesetzte Uebungen im Schönschreiben, Zeichnen, Gesang und endlich Religionsunterricht und gymnastische Uebungen. Die lateinische Sprache, welche in Griechenland nur etwa für Die wesentlich ist, welche zu den höhern Studien übergehen wollen, könnte nach ihren Anfangsgründen unter die Lehrgegenstände aufgenommen werden; zur Erlernung der neuern Sprachen muß Gelegenheit vorhanden sein. Für den Unterricht in den alten Sprachen bringt der Verf. Chrestomathien in Vorschlag. Die Methode des Unterrichts muß dem Alter der Zöglinge angemessen, allgemein faßlich und anregend sein. Freilich wird es hier, vorzüglich im Anfang, noch schwerer halten, passende Lehrer zu finden. Der Verf. erklärt daher die Errichtung einer Normalschule zu diesem Zwecke für das erste Bedürfniß und meint, daß die Regierung zuvörderst nur erst drei hellenische Schulen errichten solle, welche zum Theil mit deutschen Lehrern besetzt werden und den Gemeinden als Muster dienen könnten. Ueber Zahl und Besoldung der Lehrer, die durch Oertlichkeiten bedingten besondern Verhältnisse der einzelnen Schulen, die Disciplin, die Direction und die Oberaufsicht gibt der Verf. gleichfalls einige Andeutungen, welche natürlich nur so weit als Norm dienen sollen, als die jedesmaligen Verhältnisse gestatten. Was die weibliche Erziehung betrifft, so werden die für sie bestimmten Elementarschulen keiner wesentlichen Veränderungen bedürfen, während die Sitte, daß Mädchen zugleich mit den Knaben die hellenischen Schulen besuchen, auch wol für die Zukunft mehr Nutzen als Nachtheil bringen dürfte.

Wer sich dem Staatsdienste oder überhaupt einer gelehrten Laufbahn widmen will, wird nach gehöriger Vorbereitung in der hellenischen Schule zu den eigentlichen Gelehrtenschulen, den königlichen Gymnasien und Lyceen, übergehen, von denen der folgende Abschnitt, S. 147—164 handelt. Das Sprachstudium erhält hier den höhern Charakter des Studiums der Literatur, welches von den Dichtern zu den Prosaikern übergehen muß. Dabei wäre die Methode der Wort- und Sacherklärung zu befolgen; nicht Wort und Buchstabe, sondern Geist und Wesen des Alterthums sollen Gegenstand des Unterrichts sein. Der Besorgniß, daß das Studium der altclassischen Literatur zu sehr den republikanischen Geist unter der Jugend nähren möchte, begegnet der Verf. durch die Bemerkung, daß es nur darauf ankomme, durch eine tiefere Auffassung den wahren Sinn der alten Schriftsteller zu ergründen; in allen offenbart sich die Liebe zu gesetzlicher Ordnung und die Achtung vor Denen, welche die Gesetze aufrecht erhalten; und so kann die Regierung, welche durch monarchische Formen mehr Garantie in sich hat als alle Verfassungen des Alterthums, aus der Bekanntschaft der Jugend mit dem Alterthume selbst den größten Vortheil ziehen, sobald sie nur Recht und Gerechtigkeit vorwalten läßt. Mit dem Studium der Literatur ist natürlich das der Geschichte, der Poetik, der Rhetorik und der Anfangsgründe der griechischen Philosophie zu verbinden, welches seine praktische Anwendung durch verschiedene Stylübungen erhalten müßte. Der Religionsunterricht würde eine vorherrschend geschichtliche Wendung nehmen und die Mathematik auf das Gebiet der Geometrie übergehen, während die Elemente der Physik an die Stelle des naturhistorischen Unterrichts in den hellenischen Schulen treten könnten; die gymnastischen Uebungen könnten auf Reiten, Schwimmen, Fechten, Tanzen u. s. w. ausgedehnt werden. Die Wahl der Professoren wird um so schwieriger, da jedes Fach einen bestimmten Lehrer erfodert, der sich ihm ganz widmen könne. Für das Studium der vaterländischen Literatur gibt es deren in Griechenland, welche Ausgezeichnetes leisten werden; im Uebrigen ziehe man Deutsche herbei, bis der Bedarf durch Inländer befriedigt werden kann, welche an der Universität des Landes zu bilden sind. Im Peloponnes wären wenigstens drei, auf den Inseln zwei, und ebenso viel Gelehrtenschulen für das nördliche Griechenland zu errichten. Die Kosten müßten von der Regierung bestritten werden. Einige königl. Freistellen, welche nach einer Allen offenstehenden Prüfung an ausgezeichnete Schüler vertheilt würden, wären eine zweckmäßige Ermunterung. Läßt man hier und da einige durch Oertlichkeiten bedingte Modificationen eintreten, so werden Specialschulen für einzelne Bildungszweige leicht entbehrlich werden. Wie der Verf. bei seinen Ansichten über Organisation dieser Gelehrtenschulen vorzüglich deutsche Muster vor Augen gehabt hat, so glaubt er auch für das Universitätswesen und die etwa zu errichtende Akademie der Wissenschaften und Künste, wovon der nächste Abschnitt, S. 165—177 handelt, die deutschen Einrichtungen empfehlen zu können. Das Capital zur Gründung und Erhaltung der Universität, wozu für jene eine Million, für diese jährlich eine halbe Million hinreichen würde, könnte theils durch liegende Gründe, theils durch einen Antheil der Universität an den Interessen der durch den Verkauf von Nationalgütern gewonnenen Gelder und endlich durch Schenkungen, welche gewiß nicht ausbleiben würden, wenn die Regierung den Patriotismus reicher Griechen in Anspruch nehmen wollte, gedeckt werden. Der Verf. ist der Meinung, daß die Universität sogleich im ersten Jahre der Regentschaft und zwar gleichzeitig mit den hellenischen Schulen und den Gymnasien hätte errichtet werden müssen. Der Mangel an Professoren hätte durch Deutsche, Franzosen und Italiener ersetzt, und vorläufig das Waisenhaus auf Aegina dazu benutzt werden können. Später wird Niemand zweifeln, Athen zur Universitätsstadt des Königreichs zu machen. Und dann würde sich um so passender eine Akademie der Wissenschaften und Künste mit ihr verbinden lassen, deren vornehmlichste Thätigkeit der Erforschung des Landes in geographischer, historischer und antiquarischer Hinsicht, der Erhaltung und Restauration der vorhandenen Kunstwerke und der Belebung des Sinnes für Kunst und Wissenschaft überhaupt gewidmet werden sollte.

Zum Verständniß der kirchlichen Verhältnisse, bei deren Anordnung allerdings einige schwierige Fragen in Be-

ses neuen Verhältnisses ist, welches an die Stelle des alten gesetzlichen getreten, so ergibt sich von selbst die Beziehung auf die Stiftung desselben. Und wie bei der Einsetzung des Abendmahls Manches eine Anspielung auf die Gebräuche bei dem Passahmahle enthält, so findet sich hier auch der natürliche innere Vergleichungspunkt zwischen der Stiftung der irdischen particularen Theokratie, welche von der Befreiung der Juden aus der irdischen Knechtschaft und ihrer Vereinigung zu einer unabhängigen, selbständigen Volksgemeinde ausging, und der Stiftung der allgemeinen himmlischen Theokratie, welche von der Befreiung der Mitglieder derselben aus der geistigen Knechtschaft der Sünde und ihrer Vereinigung zu einer innerlich unabhängigen und selbständigen Gemeinde Gottes ausging. Wenn man nun Alles dieses in Paulinischem Geiste auffaßt, so versteht sich von selbst, daß Alles dieses nur in der lebendigen Gemeinschaft mit dem Erlöser, ohne welche nichts in dem christlichen Leben seine rechte Bedeutung hat, recht erfüllt werden kann. Und wie Paulus gewiß nicht annehmen konnte, daß eine von Christus zu einem bestimmten Zwecke eingesetzte Handlung demselben nicht entsprechen sollte, so mußte er gewiß mit der von Christus als Unterpfand seiner Gemeinschaft eingesetzten Handlung eine besondere Mittheilung dieser Gemeinschaft verbunden setzen. — In Beziehung auf die Art, wie er sich das Verhältniß des äußern Zeichens zu dem Leibe und Blute Christi dachte, ist wichtig die Form, in welcher er die Worte Christi anführt. Er sagt: „Dieser Kelch ist der neue Bund, welcher durch Vergießung meines Blutes gestiftet wird." Dies kann doch nur heißen: der Kelch stellt dar, versinnlicht euch die Stiftung dieses neuen Verhältnisses. Und nach der Analogie muß denn auch das erste τοῦτό ἐστι ebenso aufgefaßt werden, es stellt dar den Leib. Zwar sagt er gleich nachher, daß, wer dies auf eine unwürdige Weise thue, das heißt mit profaner Stimmung, nicht einer solchen, welche der Zweck der heiligen Handlung verlange, nicht eingedenk dieses Zwecks, sodaß er, wie Paulus selbst erklärt, Das, was den Leib Christi darstellen soll, von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln nicht unterscheide, ein Solcher versündige sich gegen den Leib und das Blut des Herrn. Aber aus diesen Worten läßt sich die Art, wie Paulus über das Verhältniß des Brotes und Weines zu dem Leibe und Blute Christi dachte, keineswegs bestimmen, denn die Versündigung, von der er hier redet, bezieht sich ja dem Zusammenhange nach offenbar nur auf das Verhältniß der Gemüthsstimmung zu dem heiligen Zwecke der Handlung. Von jedem Standpunkte, wo auch nur die symbolisch-religiöse Bedeutung des Abendmahls festgehalten wurde, konnte dies gesagt werden gegen Solche, welche das heilige Mahl wie ein gewöhnliches Mahl genossen". In diesen zweiten Theil des Werkes fallen indessen auch noch die historischen Darstellungen der apostolischen Wirksamkeit des Jakobus, Petrus und Johannes. Neander erklärt sich so gründlich als ausführlich gegen die namentlich von de Wette vertheidigte Meinung, als wenn in dem Briefe, den wir von Jakobus besitzen, ein absichtlicher Widerspruch gegen die Lehre des Apostels Paulus vom seligmachenden Glauben enthalten sei; da auch in der That die Auffassung des Glaubens, gegen welche Jakobus als gegen eine falsche ankämpft, aus einer das Wesen der Religion über der bloßen Form verkennenden jüdischen Grundrichtung hervorgegangen war, während namentlich die scheinbare Anspielung auf Paulinische Ausdrücke und Beispiele nichts beweist, weil Paulus selbst seine Ausdrucksweise aus dem jüdischen Sprachgebrauche nimmt. — Ueber Petrus verbreitet sich der Verf. mit einem echtprotestantischen freien Geiste, indem er nicht, wie dies häufig der Fall war, aus Opposition gegen die einseitigen Ansprüche der römischen Kirche den sogenannten Apostelfürsten degradirt und die ihm zugeschriebenen Reisen und Leiden von vorn herein als Fictionen dieser Kirche bestreitet; sondern er geht mit der anerkennungswürdigsten Unbefangenheit und Billigkeit zu Werke. So u. a. stellt er den bekannten Streit mit Paulus in Antiochia als einen vorübergehenden praktischen Irrthum, wobei dem Petrus das Bewußtsein der Pflicht hinter die Sorge um die Gemeinschaft mit den ängstlichen Judenchristen zurückgetreten sei, nicht als ein bleibendes theoretisches Vorurtheil dar, und geht in eine zurechtweisende Erörterung der scharfsinnigen Abhandlung eines jungen würtembergischen Theologen, Dr. Ellwert, über diesen Gegenstand ein. Den sogenannten zweiten Brief des Petrus erklärt er mit Recht für unecht. Die Ueberlieferung von dem Märtyrertode des Petrus in Rom ist seit der zweiten Hälfte des 2. christlichen Jahrhunderts allgemein verbreitet. Aber sie ist nicht entstanden, um das Ansehen der Cathedra Petri in Rom zu begründen, sondern wahrscheinlich, um in seinem Leben eine Lücke auszufüllen, und um die Vereinigung des Paulus und Petrus in Rom den Judaisten und Gnostikern entgegenzustellen. — Die Apokalypse des Johannes kann nicht nach der Voraussetzung des Kirchenvaters Irenäus von Johannes dem Evangelisten unter Domitian's Regierung geschrieben sein. Sie muß entweder von einem Presbyter Johannes, einem Schüler des Apostels herrühren, oder ist sie von einem Andern unter dem Namen des Apostels verfaßt, nicht um zu täuschen, sondern aus wohlgemeinten Gründen, und erst nach dem Tode Beider verbreitet. Die Zeit wird in dem Buche selbst nach dem Tode des Nero gesetzt. 77.

Notiz.

Ich habe immer mit großem Vergnügen den Enthusiasmus verfolgt, in welchen einige deutsche Schriftsteller, besonders aber Journalisten, über die Fortschritte der deutschen Sprache und Literatur im Auslande, namentlich in Frankreich gerathen; ich habe mich mit gefreut, wenn ich sah, welch' eine Aufregung in Deutschland entstand, wenn irgend ein unbedeutender Engländer oder Franzose in einer Reisebeschreibung ein Urtheil über Deutschland oder einzelne Deutsche zum Besten gab, welch ein Jubel und Entzücken über ein günstiges, welch eine Trauer, welch eine Erbitterung über ein ungünstiges, kurz, ich hoffte, daß, da ich in meinen jüngern Jahren keinen Nutzen davon ziehen könnte, mir wenigstens im höhern Alter vergönnt sein würde, eine Reise durch Europa zu machen, ohne ein andres als ein deutsches Wort zu sprechen. Darum will ich hier ein Scherflein geben zu der richtigen Schätzung des großen deutschen Triumphes. In Paris besteht eine Société de statistique universelle (natürlich!), welche eine große Anzahl deutscher Gelehrten zu Mitgliedern zählt, und in welche fast alle deutsche Fürsten gegen ein ziemliches Honorar als présidents honoraires aufgenommen sind. Diese gibt — ohne Uebereilung — ein „Journal des travaux de la société etc." heraus, in welchem auch die der Gesellschaft verehrten Bücher verzeichnet sind. So findet sich denn im Juli 1833 unter französischen und italienischen auch ein deutsches Buch unter folgendem Titel aufgeführt:

Die général Verfammlung des dirigirenden ubtheilung des landwirthschaftlichen verein vam 15 jaduar 1833. carlsruhe 1833.

Was soll man hier an der universellen Gesellschaft am meisten bewundern? Daß in der Hauptstadt der Welt, in welcher Tausende von Deutschen leben, in einer bedeutenden Druckerei weder Setzer noch Corrector ein Wörtchen Deutsch verstehen? Daß der Universalgelehrte, der den Titel eines ihm vorliegenden Buches abschrieb, nicht einmal die deutschen Buchstaben kannte? Daß die französischen Geographen nicht wissen, daß Carlsruhe eine Stadt ist, und daß Städtenamen in allen Sprachen groß geschrieben werden, daß sie nicht einmal herausbringen konnten, daß das Wort zwischen 15 und 1833 wol einen Monatsnamen bezeichnen möchte? u. s. w. Kurz, in welcher deutschen Winkeldruckerei könnte der Titel eines französischen Buches so mishandelt werden? 98.

Ebenso meldete neulich das „Journal des débats" und nach ihm der „Moniteur" aus Dresden, „der König" (also von Sachsen) „Louis" habe durch seinen Geschäftsträger dem Dichter „Luitieck" (Ludwig Tieck) mit einem Ordenskreuz geschmückt. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 193. — 12. Juli 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Einige Winke dazu enthält der nächste Abschnitt, S. 197—207. Die öfter in Anregung gebrachte Frage über die kirchliche Trennung des neugriechischen Staates von dem Patriarchate und der Synode zu Konstantinopel beantwortet der Verf. dahin, daß die kanonische Einheit und die Uebereinstimmung des Dogmas nicht ohne Gefahr eines nothwendig zu vermeidenden Schisma gestört werden würde; daß dagegen das neue Königreich in äußern kirchlichen Dingen unmöglich länger von einer Behörde abhängen dürfe, welche unmittelbar unter dem Einflusse der Pforte handeln würde. Es wird daher nöthig sein, dem Königreiche seine eigne Kirchenverwaltung dadurch zu sichern, daß es zufolge einer Uebereinkunft mit dem Patriarchen und der großen Synode zu Konstantinopel, wie Rußland, seine eigne Synode unter dem Vorsitze eines Primaten von Griechenland, welchem der Patriarch seine Rechte so weit abzutreten hätte, als sie sich auf die Provinzen des griechischen Staates beziehen, erhielte. Diese Synode würde, außer dem Primaten, aus drei Erzbischöfen, dem Minister des öffentlichen Unterrichts als königl. Commissair, dem Großrichter und dem Präsidenten des Staatsrathes zu bilden sein und übrigens verhältnißmäßig ganz dieselben Functionen und Einkünfte haben wie die Synode von Konstantinopel. Da sie natürlich den König als Oberhaupt der Kirche anerkennen müßte, so wäre zu wünschen, daß, ohne von dem jetzigen Könige irgend eine Religionsänderung zu verlangen, für die Zukunft die Nachkommen des Monarchen im Glaubensbekenntnisse ihres Volkes erzogen würden, zumal das Volk sie nur unter dieser Bedingung mit unbeschränktem Vertrauen als seine Souveraine anerkennen wird. Sind einmal diese Verhältnisse, welche jedoch nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten und Opfer geordnet werden dürften, genügend ausgeglichen, so wird auch die übrige Organisation des Kirchenwesens leichter von statten gehen. Man hat hier nur auf altem Grunde fortzubauen. Die Einkünfte und die Gerichtsbarkeit der höhern Geistlichkeit müßten auf angemessene Weise theils vermehrt, theils beschränkt werden. Die Klöster, deren Zahl während des Revolutionskrieges sehr abgenommen hat, müssen erhalten werden, so lange man von ihrer Nützlichkeit in einer oder der andern Weise überzeugt ist; jedoch muß die Verwaltung ihrer Einkünfte unter specielle Aufsicht gestellt und der etwaige Ueberschuß zu anderweitigen Bedürfnissen der Kirche verwendet werden. Die Landgeistlichkeit, einer der achtungswerthesten und in vieler Beziehung wesentlichsten Theile der Bevölkerung, kann zunächst vorzüglich dadurch gehoben werden, daß man sie durch eine gesicherte äußere Stellung in Stand setzt, ihre Würde zu behaupten; hierauf gründe man dann eine zweckmäßige Erziehung und Bildung junger Geistlichen, welche am passendsten in Seminarien bei den Erzbisthümern ertheilt werden würde. Aus den Seminarien könnten die Ausgezeichnetern auf die Universität übergehen, um sich theils für die höhern geistlichen Würden, theils für das akademische Lehramt im Fache der Theologie auszubilden. Auch in Bezug auf die Kirchendisciplin im Allgemeinen werden nach und nach bedeutende Reformen eintreten müssen, als: Verminderung der Feiertage, Beschränkung der Fasten, Abkürzung der Liturgien, Verbesserung des Kirchengesanges und eine den religiösen Sinn im Volke überhaupt mehr belebende Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes.

Man wird zugeben, daß diese Reformen gewiß nicht ohne günstigen Einfluß auf die übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben werden, deren Erörterung die folgenden Abschnitte gewidmet sind. Im sechzehnten, S. 208—212, macht der Verf. die Bemerkung, daß der Standesunterschied eines geistlichen und weltlichen Adels, welcher sich mit seinem kleinlichen Titelwesen als Rest der byzantinischen Hofordnung selbst unter dem Drucke der Osmanen erhalten hatte, durch die Revolution fast völlig in Vergessenheit gekommen und durch einen Beschluß der Nationalversammlung zu Trözene förmlich aufgehoben worden sei. Da jedoch dieser Unterschied eine weit festere geschichtliche Grundlage theils in dem bedeutenden Grundbesitze, theils in der erblichen Hauptmannschaft gewisser bevorzugter Geschlechter hat, so dürfte er sich, bei weiterer Ausbildung der monarchischen Formen, wol wieder auf eine Weise geltend machen, welche den gesellschaftlichen Interessen eher zuträglich als nachtheilig sein wird, wenn man nur neben dem Adel der Geburt dem Adel des Verdien-

ſtes gleiche Rechte einräumt. Die politiſche Organiſation der Geſellſchaft hängt jedoch in Griechenland hiervon weit weniger ab, als von der zweckmäßigen Geſtaltung der Gemeindeverfaſſung, welche im nächſten Abſchnitt, S. 213—227, beſprochen wird.

Es iſt neuerdings öfter und, wie wir glauben, mit Recht behauptet worden,*) daß die Municipalverfaſſung eigentlich die Seele des politiſchen Lebens der griechiſchen Nation und folglich auch die Grundlage ſei, worauf die monarchiſchen Formen der neuen Organiſation für die Zukunft ſicher ruhen würden. Dieſe Municipalverfaſſung iſt mit dem Familienleben der Neugriechen ſo eng verwachſen, daß jede weſentliche Veränderung an derſelben die Intereſſen der Familie ſelbſt auf die nachtheiligſte Weiſe angreifen würde. Nach unſerer Meinung war die Selbſtverwaltung und Selbſtregierung der Gemeinden, welche ſich formell nach und nach zur heutigen Demogerontie ausgebildet hat, eine natürliche Folge des allmäligen Verfalls des byzantiniſchen Reiches, wodurch die von der Hauptſtadt entfernteren Provinzen ſchon in ſehr früher Zeit in die Nothwendigkeit verſetzt wurden, für ihre Erhaltung ſelbſt Sorge zu tragen. Die Elemente dazu waren in Griechenland mehr vorhanden als irgendwo. Wir verſtehen darunter die wenigen Reſte der alten republikaniſchen Verfaſſungen, die Formen des römiſchen Municipalweſens, was jedoch im eigentlichen Griechenland wol nie überwiegenden Einfluß gewonnen hat, und endlich die vorzüglich urſprüngliche Gemeindeverfaſſung der ſlawiſchen Anſiedler, welche ihrem Weſen nach ſich ganz der Demokratie näherte. Wir werden Gelegenheit haben, die geſchichtliche Entwickelung der neugriechiſchen Demogerontie (im zweiten Bande der „Geſchichte Griechenlands", den wir bald geben zu können hoffen) weiter zu verfolgen, und namentlich durch unumſtößliche Thatſachen zu zeigen, daß ſie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bereits ſo beſtimmt organiſirt war, daß alle Stürme, welche Griechenland nach dieſer Zeit noch getroffen haben, nicht im Stande geweſen ſind, ihr Weſen zu vernichten. Der Verf. bemerkt, daß weder der osmaniſche Despotismus, noch die Unruhen des Revolutionskrieges ihr weſentlichen Nachtheil brachten, und daß es nur erſt Kapodiſtrias unternahm, die freie Gemeindeverfaſſung nach dem Ideal eines erkünſtelten Despotismus umzugeſtalten; mit welchem Erfolge, iſt hinlänglich bekannt. Gegenwärtig iſt Alles wieder in ſeinen vormaligen Zuſtand zurückgekehrt. Iſt dabei die Grundlage überall dieſelbe, ſo iſt dagegen die formelle Ausbildung je nach örtlichen Verhältniſſen ſehr verſchieden. Wo, wie z. B. zu Livadia, die Claſſe der reichen Grundbeſitzer vorherrſcht, hat die Demogerontie einen ariſtokratiſchen Charakter angenommen, während ſie anderwärts, wie in Chios, wo die ganze Bevölkerung faſt die gleiche Wohlhabenheit genoß, einer reinen Demokratie glich; die Inſel Pſara blieb fortwährend demokratiſch, während in Hydra ſchon ſehr frühzeitig das ariſtokratiſche Element die Oberhand gewann, und ſeit 1802 ſelbſt die Wahl der Demogeronten gänzlich unterlaſſen wurde. Vgl. S. 218—224. Um nun auf dieſer geſchichtlichen Grundlage eine Gemeindeverfaſſung zu errichten, welche mit der Monarchie im Einklange ſei, ſchlägt der Verf. vor, eine beſtimmtere Wahlordnung der Demogeronten zu entwerfen, der zufolge das Wahlrecht auf die drei Claſſen der Bevölkerung, der reichen Grundbeſitzer und Gelehrten (mit Einſchluß der Geiſtlichen), der Kaufleute und Schiffer, der Handwerker und Künſtler, zu denen die Fabrikanten gerechnet werden könnten, ſo zu vertheilen wäre, daß durch die Zahl der Wähler aus den verſchiedenen Claſſen den Mehrbegüterten eine billige Majorität geſichert würde. Dann müßten der Wirkungskreis, die Rechte, die Verpflichtungen und die Verantwortlichkeit der Demogeronten ſelbſt näher beſtimmt und dem Hauptmangel des ganzen Inſtituts der Demogerontie, dem Mangel der Controle, durch die Einſetzung einer gleichfalls freigewählten Prüfungscommiſſion abgeholfen werden. Was die Regentſchaft in dieſer Beziehung thun wird, mag die Zukunft lehren; einige Beſtimmungen über die Gemeindeverfaſſung ſoll ein zu Anfange dieſes Jahres erlaſſenes Geſetz enthalten, was uns bis jetzt noch nicht näher bekannt geworden iſt.

(Der Beſchluß folgt in der Beilage Nr. 8.)

*) Die vortrefflichſten Bemerkungen in dieſer Beziehung enthält das im vorigen Jahre erſchienene gediegene Werk Urquhart's: „Turkey and its resources, its municipal organisation and free trade, the state and prospects of english commerce in the East, the new administration of Greece, its revenue and national possessions." London 1833.

Iſaak Maus, der Naturdichter.

Ein Erinnerungsblatt.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche, noch aus dem vorigen Jahrhundert in unſere zerriſſene Jetztzeit herüberragend, die Senſe des Todes ſchnell nacheinander faſt in jedem Felde des großen Gebietes der Wiſſenſchaft und Kunſt wegmähete, verdient der poetiſche Bauersmann von Badenheim eine beſcheidene Stelle.

Wenn Iſaak Maus auch nicht zu den ſtrahlenden Sternen am ewigblauen Himmel der Poeſie gerechnet werden kann; wenn er auch nicht zu den Gefeierten unſerer Tage mehr gehört, ſo gab es doch eine Zeit, wo er allgemeine und wohlverdiente Aufmerkſamkeit erregte, und er muß den ſeltenen Menſchen beigezählt werden, denen der Himmel die Gabe der Poeſie in die Bruſt gelegt, unter Verhältniſſen und Einflüſſen, denen ſie ſonſt fremd iſt oder doch zu ſein pflegt — zu den Menſchen, deren tiefpoetiſche Natur die rauhen Schranken der Umgebung und äußern Lebensverhältniſſe nicht zu erdrücken vermochten, welche ſich vielmehr ſelbſtkräftig darüber erhob, ohne doch die Sphäre zu verlaſſen, in der ihr zuerſt die Sonne gelächelt. Ihm dies Denkblatt zu weihen, berechtigt uns eine genaue perſönliche Bekanntſchaft mit ihm, die eigne Mittheilung über ſeinen Bildungs- und Entwickelungsgang und ſo manche andere Verhältniſſe, welche wir füglich hier unberührt laſſen können. Daß wir dies Blatt in dieſen Blättern niederlegen, rechtfertigt Maus' Verhältniß zur Literatur. Wir glauben darum der Leſer Dank zu verdienen, wenn wir bei dem friſchen Hügel dieſes poetiſchen Menſchen ein „Sta viator!" ihnen zurufen.

In Badenheim, einem wohlhabenden Dorfe der Provinz Rheinheſſen, wurde Iſaak Maus am 8. Sept. 1748 geboren. Er brachte zum ſiebenten Male die Aelternfreude ins Vaterhaus. Iſaak's Vater war ein nicht unbemittelter Bauer, den

die Hufen väterlichen Erbtheils ausreichend nährten. Er war ein Mann von schlichtem, aber klarem, besonders praktischem Verstande; ein fleißiger Landmann, ein redlicher Mensch, ein treuer Vater und liebevolle Gatte, der des Rufes strenger Sittlichkeit und Einfachheit genoß und die ungetheilte Achtung der ganzen Umgegend besaß. Seine Mutter war eine sittliche, fromme Frau, welche ihrem Hause wohl vorstand und sich besonders durch ein wahres, tieffühlendes Herz auszeichnete. Die Armen vorzüglich hielten sie als Wohlthäterin werth, und nie ging ohne Gabe einer von ihrer Thüre. Der Aeltern Ehe hatte nicht, wie dies sonst in diesem Stande beinahe Regel ist, berechnender älterlicher Eigennutz gestiftet, sondern eine von Jugend auf genährte Zuneigung; darum war sie eine glückliche und das Familienleben von eben der patriarchalischen, harmlosen Art, die in Isaak's späterm Familienleben sich wieder abspiegelte. Isaak war ein blühender, kraftvoller Knabe, voll Leben und Munterkeit; aus seinen sonnenklaren, großen Augen sah, um mit Hebel zu reden, wie durch spiegelblanke Fenster ein hoffnungsvoller Insasse. Er verhieß ein braver Bauersmann zu werden nach des Vaters Vorbild, so recht vom alten pfälzer Schrot und Korn. Seine Jugend floß hin, wie die Jugend anderer Bauerkinder, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die braven Aeltern auf seine sittliche Bildung redlichen Fleiß verwendeten, sodaß er nicht wie ein Wildling aufschoß, und die fromme Mutter ihn früher zu dem Gotte hinleitete, dem er nach seinen eignen Worten „stets die innigsten Opfer des Herzens darbrachte".

Was die Schule seines heimatlichen Dorfes geben konnte, das lernte er ohne große Anstrengung. Des Vaters Wunsch war es aber, daß, obwol der Bauernstand sein Beruf war und bleiben sollte, der Knabe mehr lerne, als was ihm hier konnte geboten werden. — Darum ließ er ihn später auch die Schule eines Nachbarortes besuchen, deren Lehrer eines größern Rufes genoß. Was er mit seinem klaren Geiste erfaßt, hielt er mit seltner Gedächtnißkraft fest und verarbeitete es selbstthätig in sich.

Unter den Hülfleistungen bei dem Ackerbaue, zu denen ihn frühe der thätige Vater anhielt, und dem Schulunterrichte, welcher freilich mit dem Maßstabe jener Zeit gemessen werden muß, floß die Zeit bis zur Confirmation hin, welche bedeutungsvolle Handlung auf das weiche Gemüth des Knaben einen tiefen Eindruck zurückließ, von dem er oft noch in reifern Lebensjahren sprach.

Von sehr günstigem Erfolge für Isaak's geistige Ausbildung war nach seiner Confirmation die Heimkehr eines ältern Bruders, welcher sich dem Lehrerstande gewidmet hatte und, einer Anstellung gewärtig, einige Zeit im Vaterhause zubrachte. Isaak's Rechnenunterricht war lückenhaft. Hier half der Bruder redlich nach. Dadurch wurde ein besonderes Interesse für die Rechenkunst in ihm geweckt, das er selbstthätig pflegte, und dadurch befähigt wurde, sich mit den Anfangsgründen der Mathematik zu beschäftigen.

Bis jetzt war das in ihm schlummernde Talent ein verborgener Funke gewesen. Es äußerte sich zuerst in einer entschiedenen Vorliebe für die alten, seelenvollen Lieder des kirchlichen Gesangbuches, die ersten Producte der Poesie, welche ihm in die Hand kamen. Nur am Feierabend und an den Sonntagen blieb ihm Muße, sich mit ihnen vertrauter zu machen; aber nichts war auch im Stande, ihn davon zurückzuhalten. Stundenlang konnte er sich damit beschäftigen, den Sinn der poetischen Bilder sich zum Verständnisse zu bringen. Seine Vorliebe für diese Poesien wuchs stündlich mit dem Vertrauterwerden. Da aber erst, als er von dem Wahne zurückkam, sie seien höhere Offenbarungen, nicht menschliche Werke, als er erfuhr, daß verschiedene Dichter sie verfaßt, regte sich der Trieb, sie nachzubilden. Aus dieser Periode, kaum jenseits des Knabenalters, datiren sich seine ersten poetischen Versuche, welche er mit unüberwindlicher Scheu vor den Augen der Seinigen verbarg. Aber die Lust, auch andere Poesien zu lesen, war mit dem Bewußtsein, daß es ihm sogar möglich sei, Verse zu machen, rege geworden. Er wußte sich Hagedorn's Poesien, Gellert's Fabeln und Erzählungen zu verschaffen. Nun ging ihm eine neue Welt auf. Er waren ihm Heiligthümer, die er mit seliger Wonne genoß, wenn des Ackerbaus Geschäfte freie Stunden gönnten, oder der jetzt doppeltersehnte Sonntag kam. Nun wurden häufigere Versuche gemacht. Er eiferte seinen Vorbildern nach, ahmte sie nach und allmälig begann sein Geist selbstschaffend die Flügel zu heben.

Einige dieser Gedichte, welche er auf einen zusammengelegten Bogen geschrieben hatte, kamen in die Hände seiner staunenden Aeltern und Freunde. Sie wurden copirt und durch einen glücklichen Zufall geriethen sie in die Hände eines Kaufmanns von Kreuznach, Namens Schmerz, welcher sie zu würdigen verstand. Schmerz war ein sehr bemittelter Mann von ausgezeichneter Bildung und entschiedener Vorliebe für schöne Wissenschaften. Er besaß Kunstsinn und Geschmack. Mit ihm stand der biedere Götz, Superintendent in Winterburg, einem höchst romantisch gelegenen Dörfchen des Idar, in der engsten freundschaftlichen Verbindung. Götz war Dichter, hatte sich einen wohlbegründeten Ruf erworben und besaß ein edles, jedem Schönen und Guten offenes Herz. Ihm brachte Schmerz die Gedichte des Bauerknaben von Badenheim, und Beide erkannten das poetische Talent, das roh und unentwickelt in seinem Innern lag. Schmerz, voll eines freudigen Eifers, mit Götz gemeinschaftlich dahin zu wirken, daß dies Talent nicht verkümmere, begab sich selbst nach Badenheim, zog den poetischen Knaben durch liebevolle Aufmunterung zu sich und führte ihn zu Götz. Wie an der Sonne milderwärmendem Strahle sich die Blume erschließt, so erschloß sich Isaak's Gemüth am Herzen dieser Männer, und Beide faßten den schönen Entschluß, für seine Ausbildung auf der Schule gemeinsam zu wirken. Was Isaak nie zu hoffen gewagt, that sich plötzlich so herrlich vor ihm auf, die Aussicht, höhere Bildung und somit höhere Befähigung für seine, ihm von jetzt an unbeschreiblich theure Geistesbeschäftigung zu erlangen. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders. Isaak's Vater war leidend geworden; der Bruder hatte eine Anstellung erhalten; auf Isaak lag die ganze Sorge für den Ackerbau. Schon dies setzte seinen glühenden Wünschen eine unübersteigliche Schranke. Da raffte der unerbittliche Tod den Vater weg und — jede Hoffnung schwand. Von nun an war Isaak der Mutter einzige Stütze, der Familie Ernährer, der Landwirthschaft Seele. Wie schmerzlich auch ihm das Entsagen wurde — er erklärte mit Thränen im Auge seinen Gönnern den Entschluß, Das zu sein, wozu ihn eine heilige Pflicht rief, wozu ihn zunächst die Vorsehung bestimmt. Sie mußten den Entschluß achten und ehren und ihre Liebe für den bescheidenen, sinnigen, reichbegabten Jüngling blieb, ja sie wuchs. Enger zogen sie ihn an sich. In ihrem Umgange schliffen sich die schroffen Ecken der Außenseite ab; durch ihren Umgang und die von Götz freundlich geleitete Lectüre bildete sich sein Geist. Götz legte die Feile an seine Dichtungen, half ihm zurecht, machte ihn mit dem Versmaße und seinen Verhältnissen und kunstreicher Handhabung bekannt und leitete ihn so ein in die heiligen Hallen der Poesie, in denen er bald heimisch wurde.

Zu den geliebten Freunden trug er an freien Tagen die Poesien, welche die Zwischenzeit erzeugt, erbat sich und nahm willig, bescheiden, gelehrig Rath und Zurechtweisung an, änderte und verwarf. Neu gestärkt, aufs Neue ermuntert, kehrte er zum Pfluge heim und that freudig und unermüdet, was der Beruf heischte, war liebevoller Sohn und Pfleger der theuern Mutter.

Schmerz war es, der zuerst Maus in die Lesewelt einführte. Bei Schwan und Götz in Manheim erschien damals eine belletristische Zeitschrift: „Die Schreibtafel", welche ein ziemlich ausgebreitetes Publicum hatte. Hier und im „Deutschen Museum" ließ er Maus' Poesien abdrucken. Jetzt wurde man auf ihn aufmerksam. Es war eine zu seltene Erscheinung, der Dichter im Bauerkittel, der so tiefes Gefühl, eine so rein-

poetische Auffassung der Natur, ein so für alles Edle, Schöne und Wahre offenes und empfängliches Herz, einen so gebildeten Geist, eine so freie Behandlung der Sprache offenbarte, als daß nicht die Augen der Literaturen und Freunde des Schönen sich hätten auf ihn richten sollen. Viele kamen aus weiter Ferne, ihn kennen zu lernen. Hinter dem Pfluge, bei ländlicher Arbeit fanden sie den Dichter im einfachen, von seinen Standesgenossen in nichts unterschiedenem Kleide; aber sein Geist, sein Gemüth brach leuchtend, erwärmend hervor, sobald sich ihm verwandte Geister nahten. Mit vielen ausgezeichneten Männern stand er in brieflichem Verkehre. Und dennoch änderten diese Verhältnisse nichts in seiner Art zu sein und zu leben, in seinem bescheidenen anspruchslosen Wesen, in seiner Kleidung, in seinem Verhältnisse zu den Nachbarn. Fügte er sich auch doppelt wohl unter den Hochgebildeten, so war es ihm nicht minder behaglich unter jenen. Gern sprach er mit ihnen über landwirthschaftliche Gegenstände und gab Rath, den man sich gern bei ihm holte.

Anfänglich fiel den Einwohnern Badenheims das Kommen so vieler angesehener Leute zu Maus auf. Sie begriffen den Grund nicht. Als sie hörten, er sei ein Dichter, spotteten wol Manche; aber der Spott erstarb vor der Achtung, welche er ihnen abnöthigte durch seinen Fleiß, durch seine Ordnungsliebe, seine blühende Ackerwirthschaft und seinen tadellosen Lebenswandel. Zuletzt freuten sie sich seines Ruhmes und waren selbst stolz auf ihn.

Seine Gedichte, reine und volle Ergüsse seines Herzens und Geistes, schrieb er oft hinter dem Pfluge nieder in eine Schreibtafel, welche er stets bei sich zu tragen pflegte, um seine Gedanken und Gefühle zu fesseln, wie sie ihm kamen. Später, in stillen, heiligen Stunden, wo sein inneres Leben sich ungestört äußern konnte, verbesserte er sie. Anspruchslos, doch ohne Ziererei, las er sie Dem, der sie hören wollte, vor.

Im 28. Jahre wählte er sich die Lebensgefährtin, welche seine Tage verschönerte. Sie war ein reizendes, sanftes Bauermädchen, das seine ganze Liebe besaß. Sie schenkte ihm neun Kinder, sein höchster Schatz und Reichthum, und war stets eine liebevolle Gattin. Sein Leben war glücklich; besonders schön sein Familienleben. Aber jene Periode, welche auf dem linken Rheinufer die alten Formen und Verhältnisse zerriß, zersplitterte und Jammer in den Schoos Tausender von harmlosen Familien trug, sollte sich auch an ihm nicht unbezeugt lassen. Mancherlei bittere Unbill erfuhr er, sie stille tragend und muthig ausharrend in der Gefahr — doch als im kurzen Zeitraume eines einzigen Monats drei blühende, liebliche Töchter dahinstarben, da blutete das weichfühlende Vaterherz, da wurden des Geistes Flügel lahm und des Kummers Nacht umdüsterte ein Gemüth, dessen Grundton schuldlose Heiterkeit war

Langsam genas sein innerer Mensch von diesem Leiden, das ihn in seinen Grundfesten erschüttert hatte. Weithin noch, selbst als Lustren und Decennien hingeflossen waren, zitterte der Trauerton in den Saiten des Gemüths nach, wurden sie nur von ferne berührt.

Die Zeit äußerer Drangsale ging vorüber; der chaotische Zustand revolutionnairer Verwirrung klärte sich ab; die Ordnung trat an ihre Stelle und Maus' gefährdeter Wohlstand hob sich wieder. Mit ihm und dem zurückgekehrten äußern und innern Frieden hob sich des Geistes Schwungkraft und in Liedern und poetischen Briefen ergoß sich das Herz wieder wie früher.

Die Achtung seiner Mitbürger beurkundete sich schön und wohlthuend dadurch, daß sie ihn zu ihrem Bürgermeister erwählten; ein Amt, das er eine lange Reihe von Jahren bis zum Schlusse seines Lebens mit gleicher Auszeichnung von Seiten seiner Mitbürger als seiner Vorgesetzten führte.

Am 31. Dec. 1833 senkte der Engel seine Fackel. Umgeben von seiner zahlreichen Familie starb er sanft und gottergeben. Sein Tod verbreitete allgemeine Trauer. Sein zahlreiches Leichengefolge am 2. Jan. d. J. zeigte es am klarsten, wie er geachtet, wie er geliebt war.

Vieles hat Maus geschrieben. Selbst im Gebiete der Landwirthschaft bewies er seinen klaren Geist.

In dem „Deutschen Museum" und der erwähnten Zeitschrift: „Die Schreibtafel", finden sich viele seiner Dichtungen; manche, doch nicht alle sind in folgenden Sammlungen davon enthalten: „Gedichte und Briefe" (Mainz 1786); „Poetische Briefe" (Mainz 1819) — ein ziemlich getroffenes Bild des Dichters ziert diese Sammlung; das Letzte, was er herausgab, waren seine „Lyrischen Gedichte" (Mainz 1821).

Es war im August 1817, als wir auf einer Ferienreise durch die herrliche Pfalz, die Maus wol selbst einen Garten Gottes nannte, nach Badenheim kamen, um des Biedermannes Bekanntschaft zu machen. Es war gegen Abend schon, als wir uns dem Hause näherten. Maus saß in heiterer Ruhe vor seiner Thüre. Ein grünes, pelzverbrämtes Sammetkäppchen, wie es die reichen pfälzer Bauern zu tragen pflegen, deckte das Haupt, dessen dunkles Haar schlicht herabfiel. Ein einfaches, graues Wamms, kurze blaue Beinkleider machten die Bekleidung aus.

Er stand freundlich auf, nahm das Käppchen ab und reichte die Hand zum kräftigen Drucke. Sein Wesen war sehr einnehmend; die Züge von milder Freundlichkeit übergossen. Einfach und herzlich war die Aufnahme. Seine Sprache, rein und wohllautend, floß ungekünstelt dahin. Klar und geistvoll sprach er sich aus. Er führte uns ins Innere seiner Familie ein. Wohlthuend war die Pietät, womit man den „Vater Maus" (wie ihn seine Mitbürger nannten) behandelte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jedes Ohr lauschte dem beredten Munde des würdigen Mannes, der unwillkürlich sich jedes Herzens bemeisterte. Ein schöner, unvergeßlicher Abend entschwand blitzschnell, ebenso der andere Tag. Es war ein Sonntag, und wir konnten ihn ungestört mit Maus hinbringen, der gern seine Poesien den Jünglingen mittheilte und sich ihrer Liebe freute. Unsere Freundschaft war geschlossen, und oft noch führte ein günstiges Geschick uns zu dem Hause des Friedens und des Glücks, wo der poetische Bauer weilte und genußvolle Stunden gewährte.

Maus war offen, harmlos, rechtlich, bieder. Sein Geist reflectirte jede Erscheinung des Lebens in einem dichterischen Lichte. Sein tiefes Gefühl sprach sich in jedem Worte aus, und ungesucht, ohne es nur zu wollen, wurde die Rede zum Gedichte. Er war ein Liebling des Himmels.

Mit Wehmuth gedenken wir der Tage, die da waren. Mit Thränen standen wir an seinem frischen Hügel. Möge er dem edeln Herzen sanft sein! 74.

Literarische Notizen.

Edward Nares, Professor der Geschichte in Oxford, hat herausgegeben: „Man, as known to us theologically and geologically" London 1834.

Henry Francis Cary's „Pindar in english verse" (London, 1833) ist die erste gelungene englische Uebersetzung des griechischen Lyrikers.

„The Baboo, and other tales, descriptive of society in India" (2 Bde. London, 1834) gibt ungemein lebendige Schilderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse in Indien.

James Fraser, bekannt durch seine treffliche Reisen in Khorasan, hat in der gehaltvollen „Edinburgh cabinet library" (Nr. 15) geliefert: „Historical and descriptive account of Persia", eine treffliche Uebersicht. 7.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 8. 12. Juli 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 193.)

An die Organisation der Gemeindeverfassung knüpft sich von selbst die Einrichtung der Provinzialverwaltung, wovon im achtzehnten Abschnitt, S. 228—238, die Rede ist. Die alte Eintheilung in Diöcesen und Eparchien, welche zum Theil in den kirchlichen Verhältnissen des Landes ihren Grund hat, kann ihrem Wesen nach beibehalten werden; nur kommt es darauf an, die politischen Diöcesen und Eparchien mehr zu arrondiren. Für die Eparchien bringt der Verf. die Eintheilung nach der Begrenzung der alten Freistaaten in Vorschlag. Auch an der Verwaltung der Eparchien hat das Volk von jeher durch die freie Wahl der Provinzialdemogerenten Theil genommen, welche im Hauptorte der Eparchie vereint für die Provinzialpolicei, die Vertheilung der Abgaben, und überhaupt für Alles Sorge trugen, was dem gemeinen Besten ihrer Provinz frommen mochte. Ganz dieselbe Einrichtung kehrt dann auch für die Verwaltung der Diöcesen wieder. Für die Zukunft muß der Rath der Provinzial- und Diöcesandemogerenten mit dem Gouverneur und Präfect, und in geistlichen Dingen mit dem Erzbischof und Bischof in Gemeinschaft wirken. Beide müssen am Schluß jedes Jahres ihre Verwaltung einer freigewählten Prüfungscommission unterwerfen. Die oberste Provinzialbehörde ist der Civilgouverneur, welchem ein Provinzialrath und der Militairgouverneur zur Seite stehen. Die Kosten der Verwaltung werden natürlich von jeder Provinz selbst bestritten werden müssen. Kapodistrias hatte zu diesem Zwecke (Febr. 1830) durch ein Gesetz einen Theil der indirecten Abgaben bestimmt, welcher zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse hingereicht haben würde, wenn er nicht in seiner beständigen Finanznoth dies Geld sogleich zur Staatskasse geschlagen und zu andern Zwecken verwendet hätte. Dieses Gesetz müßte daher wieder in Kraft treten und wo möglich mit dem wachsenden Wohlstande der Provinzen eine Vermehrung der ihrer Verwaltung zugewiesenen Fonds eintreten. Man hat bisweilen die Besorgniß gehegt, daß das bisherige System der Selbstverwaltung die Rechte der Regierung beeinträchtigen würde, und daher geglaubt, die Demogerontie auf eine oder die andere der Regierung günstige Weise abändern und beschränken zu müssen. Allein man würde dabei nur zu leicht auf nachtheilige Misgriffe verfallen, während durch die angegebene Controle der Willkür der Demogeronten hinlänglich vorgebeugt ist, und der Regierung durch die Wahl des Provinzialgouverneurs und der ihm nöthigen Beamteten wie durch den militairischen Oberbefehl Mittel genug in die Hand gegeben sind, sich überall das nöthige Ansehen zu verschaffen und zu erhalten.

Ueberdies hängt in dieser Beziehung das Meiste von einer zweckmäßigen Organisation der Centralbehörden ab, worüber der Verf. im neunzehnten Abschnitt, S. 239—261, sich ausspricht. Den Mittelpunkt des ganzen Regierungssystems bildet der König mit dem Staatsrathe und den Ministern, von denen dann die genannten Provinzialbehörden ausgehen und abhängen. Dem Könige zur Seite wäre ein Senat zu errichten, welchem als oberster Prüfungscommission die Revision der Staatsverwaltung, die Bewilligung der Steuern und Antheil an der Gesetzgebung zukäme. Er würde aus zwei Sectionen bestehen, wovon die eine durch den König aus der höhern Geistlichkeit, dem Adel und dem angesehensten Theile der Gelehrten, Kaufleute und Fabrikanten etwa auf 12 Jahre, die andere, gleich starke, durch die in Wahlcollegien vereinten Demogeronten in den Provinzen auf sechs Jahre zu wählen wären, im Fall die Regierung die Erneuerung der Wahlen nicht früher für nöthig halten sollte. Die Zusammenberufung des Senats müßte gesetzlich jedesmal drei Jahre nach dem Anfange der letzten Sitzung stattfinden. Beide Sectionen müßten getrennt berathen und nur der Regierung das Recht zustehen, sie in außerordentlichen Fällen, wo eine Entscheidung nicht anders erlangt werden könnte, zu gemeinschaftlicher Berathung zu vereinigen. Zugleich würde der Senat die Befugniß haben, die Klagen von Individuen und Corporationen, namentlich der Municipalitäten und Controlebehörden, sobald diese anderwärts ohne Erfolg geblieben sind, anzunehmen und selbst die Minister vor dem obersten Gerichtshofe in Anklagestand zu versetzen. Jedenfalls würde eine solche Bildung des Senats ebensowol die Rechte der Nation wie die Privilegien der Krone garantiren können, zumal wenn man bei den nähern Bestimmungen über den Geschäftskreis dieser Kammern auf eine scharfe Feststellung ihres Antheils an der Administration bedacht ist. Denn gewiß kommt es in Griechenland vorzüglich darauf an, daß die allgemeinsten Principien der Verfassung und Verwaltung erst sicher und klar hingestellt werden, dann aber der Administration, namentlich Anfangs, im Einzelnen möglichst freie Hand gelassen werden muß. Eine unbefugte und oft völlig nutzlose Einmischung der Kammern in jede Kleinigkeit der Administration, die selbst in unsern ausgebildetern Staaten nur Verschwendung von Zeit und Kraft zur Folge hat, würde bei der Streitsucht der Griechen um so nachtheiliger wirken, da bei der Organisation des griechischen Staates schnelles und entschiedenes Handeln mehr als irgendwo nöthig ist. Und auch der Verf. ist der Meinung, daß die wahre Quelle der Volksfreiheiten nicht die Declamationen der Tribunen, sondern das Wachsthum der Bildung, der Erfahrung und der Tüchtigkeit im öffentlichen Leben sein werden. Man würde überhaupt sehr irren, wenn man sich durch einige formelle Aehnlichkeiten veranlaßt finden sollte, die vorgeschlagene Verfassung des neugriechischen Staates mit den Constitutionen des westlichen Europas in gleiche Linie zu stellen. Die Verschiedenheit der Elemente hat natürlich auch Verschiedenheit des Wesens zur Folge. Der Verf. geht zu diesem Zwecke S. 246 etwas auf die Erörterung der Fragen über den Adel, die Preßfreiheit und die Bewilligung der Steuern ein und zeigt, daß sie in Griechenland kaum in Betracht kommen, da hier ganz andere Verhältnisse stattfinden als die, welche in unsern constitutionellen Staaten die berührten Punkte zu Lebensfragen gemacht haben. Wie wenig Nutzen und welche Nachtheile überhaupt Griechenland die rücksichtslose Aufnahme der modernen europäischen Verfassungsformen gebracht habe, geht aus der gedrängten Darstellung des Ursprungs und der Folgen der Constitutionen von Epidauros (1822), Astros (1823) und Trözene (1827) hervor, welche der Verf. von S. 250 an gibt. Durch den Congreß zu Argos, im August 1829, erhielt zwar Kapodistrias den Auftrag, die Constitution von Trözene durch eine Commission revidiren und auf eine wirkliche nationelle Grundlage zurückführen zu lassen; allein die nach dieser Zeit eingetretenen Verhältnisse ließen weder ihn, noch die spätere gemischte Regierung zur Ausführung dieses Beschlusses kommen; und so beruht die junge Monarchie, deren Ursprung, wie der Verf. S. 255 fg. sehr treffend auseinandersetzt, weit weniger auf den Willen der Nation als auf einen durch Rücksichten der höhern Politik gebotenen Act zurückzuführen ist, immer noch auf der unsichern Grundlage der Constitution von Trözene, welche nothwendig eine den nationellen Elementen und den Erfodernissen der Monarchie entsprechende Umgestaltung erhalten muß. Der Verf. schließt diesen

Abſchnitt mit einigen Vorſchlägen zur zweckmäßigen Einrichtung von Nationalfeſten, welche mit der angegebenen Verfaſſung leicht dadurch in Verbindung zu bringen wären, daß man ſie alle drei Jahre vor Eröffnung der Berathung des Senats wiederholte. — Die Regentſchaft hat bis jetzt, ſo viel wir wiſſen, weder die Reviſion und endliche Feſtſtellung der Conſtitution, noch die Organiſation eines Volksrathes in angegebener Weiſe vorgenommen; mehr mag für die Organiſation der Provinzialverfaſſung geſchehen ſein; nur ſoll man auch hier, wie aus einigen eben nicht ſehr beifälligen Berichten aus Griechenland hervorzugehen ſcheint, weniger den vom Verf. angedeuteten Weg betreten, als die aus Baiern mitgebrachten Vorbilder befolgt haben; ob zum Vortheil oder Nachtheil der Sache, wird die Zukunft lehren.

Sollten wirklich einige Mißgriffe ſtattgefunden haben, ſo hat die Regentſchaft wenigſtens noch Mittel in Händen, durch zweckmäßige adminiſtrative Maßregeln den etwaigen übeln Folgen derſelben nach Kräften vorzubeugen. Ueber die verſchiedenen Zweige der Adminiſtration theilt der Verf. zunächſt im zwanzigſten Abſchnitt, S. 262—267, einige allgemeine Bemerkungen mit. Das größte Uebel der Kapodiſtrias'ſchen Verwaltung war die unverhältnißmäßige Menge meiſtens unfähiger Beamten, welche z. B. bei dem Zollamte in Syra bis auf 52 angewachſen waren und den ſonſt ſehr einfachen Gang der Geſchäfte völlig in Verwirrung gebracht hatten. Dieſem Mißverhältniß, welches überdies noch der Staatskaſſe zum größten Nachtheil gereichen muß, iſt ſehr leicht abzuhelfen, wenn man nur in oben angegebener Weiſe die Demogerontie in ein angemeſſenes Verhältniß zum Ganzen der Staatsverwaltung zu ſetzen verſteht. Die Provinzialverwaltung kann ihnen beinah ganz überlaſſen werden, und die Regierung hat nur für das Gouvernement der Eparchien und die Präfectur der Diöceſen zu ſorgen, welche beide ein geringes Perſonal erfodern würden. Ebenſo wird die höhere Staatsverwaltung, welche ſich in den Perſonen der Miniſter concentrirt, ſehr leicht vereinfacht werden können, wenn man einmal den Wirkungskreis der verſchiedenen Behörden näher beſtimmt haben wird. Der jetzt vorhandene Ueberſchuß an Beamten läßt ſich füglich anders verwenden, ſobald einmal durch das Wachsthum der Induſtrie der Thätigkeit neue Wege und dem Erwerbe neue Quellen geöffnet ſein werden. Ueberhaupt muß die Verwaltung mit beſtändiger Rückſicht auf die finanziellen Mittel des Landes organiſirt werden. Der Verf. gibt über dieſe im folgenden Abſchnitt, S. 268—284, die nöthigen Aufſchlüſſe.

Wie hoch ſich die Staatseinkünfte aus Griechenland zur Zeit der türkiſchen Herrſchaft belaufen haben, läßt ſich, bei dem Mangel aller geordneten Finanzverwaltung und Controle, nicht genau angeben; man hat ſie auf 15 Millionen Francs angeſchlagen, wovon 9 auf den Peloponnes kämen. Während der Revolution iſt theils das Abgabenſyſtem völlig verändert worden, theils ſind viele der frühern Hülfsquellen gänzlich verſiegt, und daher ſtand fortwährend die Staatseinnahme unter der angegebenen Summe. Kapodiſtrias, welcher in der Wahl ſeiner finanziellen Maßregeln ſehr unglücklich war, hat ſie im Durchſchnitt, wenn man die Subſidien und ſonſtige außerordentliche Zuſchüſſe abrechnet, kaum auf 5 Millionen gebracht und hatte daher beſtändig ein bedeutendes Deficit auf ſeinem Budget; obgleich wol hinlänglich bekannt iſt und durch des Verf. Angaben aus den beſten Quellen über allen Zweifel erhoben wird, daß die darüber vorhandenen officiellen Angaben des Präſidenten ſelbſt faſt eine bloße Fiction ſind, welche dem Chaos des Finanzweſens wenigſtens einige Geſtalt geben ſollte. Die gemiſchte Regierung, wie die Regentſchaft, welche ſich nur durch die Anleihe von 60 Mill. Francs halten konnte, fanden Alles in einer vollkommenen Auflöſung. Erſt nachdem die neue Ordnung der Dinge Feſtigkeit erlangt haben wird, läßt ſich etwas Beſtimmtes über die Staatseinkünfte ſagen. Im Ganzen kann man aber auch ſchon jetzt einen Ueberſchlag machen, wie ihn der Verf. S. 277 fg. zu geben verſucht hat, und welcher folgende Reſultate gibt:

Zehnten	5,000,000	Phönix.
Zölle	2,200,000	:
Salinen	225,000	:
Fiſchereien	200,000	:
Poſten	300,000	:
Pachtgelder von Mühlen . . .	100,000	:
Desgleichen von den der Regierung zugehörigen Häuſern, Kaufläden und Magazinen	190,000	:
Summa	8,215,000	Phönix.

Die indirecten Abgaben ſind hierbei deshalb nicht mit berechnet worden, weil von ihnen die Koſten der Gemeinden, Diöceſan- und zum Theil auch der Eparchatenverwaltung gedeckt werden müßten, welche dagegen auch auf dem Ausgabeetat gar nicht mit in Anſatz zu bringen wären. Gleichfalls ſind auch die Einkünfte für Päſſe, Schiffsdiplome und die Rechtspflege nicht in Anſchlag gebracht worden, weil dieſe den reſpect. Miniſterien zufallen, welche ſie beſondes zu berechnen haben werden. Die Finanzverwaltung ſelbſt erhält theils durch das einmal herrſchende Syſtem der Verpachtung, theils durch Hülfe der Demogerontien eine große Einfachheit. Unmittelbar von der Regierung werden nur die Zölle, die Poſten und die allgemeine Controle über das geſammte Finanzweſen zu beſorgen ſein. Und in gleicher Weiſe wird auch der unmittelbar von der Regierung zu beſtreitende Staatsaufwand nur die Hauptzweige der Civilliſte, der Armee, der Flotte, der Gerichte, der verſchiedenen Departements der höhern Adminiſtration und des höhern Unterrichtsweſens umfaſſen. Wie viel jeder dieſer Zweige ungefähr erfodern würde, gibt der Verf. gleichfalls an, nachdem er noch einige Bemerkungen über das Gerichtsweſen, die Armee und die Flotte vorausgeſchickt hat.

Die Grundlage der Rechtspflege vor der Revolution war, wie aus dem zweiundzwanzigſten Abſchnitt, S. 285—294, hervorgeht, ein Gemiſch von römiſchen aus den Baſiliken entnommenen Rechtsſätzen, einigen Dogmen des Korans und je nach Oertlichkeit gültigen Gewohnheitsrechten. Die Anwendung dieſes Chaos war den Gerichten der Biſchöfe und der zu Richtern ernannten Demogeronten und in außerordentlichen Fällen dem Kadi und dem Paſcha überlaſſen, wobei jedoch der Mangel aller Controle der Willkür, dem Betrug, der Beſtechung und Gewaltthat jeder Art völlig freie Bahn ließ. Während der Revolution machte der Congreß zu Aſtros die erſten Verſuche, die Rechtspflege dadurch zu verbeſſern, daß er Friedensrichter, ein Handelsgericht, ein Gericht erſter Inſtanz und ein Appellationsgericht einführte; für Civil- und Criminalſachen wurden die Baſiliken beibehalten, für das Militair und den Handel die franzöſiſchen Geſetzbücher angenommen. Die Neuheit der Sache, und vorzüglich der Mangel an Rechtskundigen machte jedoch die Anwendung des neuen Syſtems immer noch ſehr ſchwierig und der frühern Verwirrung ward dadurch nur wenig abgeholfen. Der Congreß zu Argos griff die Sache wieder auf und ermächtigte den Präſidenten Rechts- und Gerichtsweſen neu zu organiſiren. Unglücklicherweiſe traf man hier eine der ſchwächſten Seiſten Kapodiſtrias'. Bekanntlich überließ er die Sache ſeinem allgemein verhaßten Bruder Viaro und dem korſiotiſchen Advocaten Gennatas, welche aus den Trümmern der alten Rechtsinſtitute und einigen unreifen Ideen über die richterliche Gewalt des Staatsoberhauptes ein Rechtsgebäude aufrichteten, welches, wenn es wirklich zur Anwendung gekommen wäre, die größte Plage des Landes geworden ſein würde. Allein ſchon vor dem Ausgange der Familie Kapodiſtrias war es wieder in ſich ſelbſt zerfallen, und erſt zur Zeit der gemiſchten Regierung wurden durch den Miniſter der Juſtiz, Kionaras, abermals einige Vorſchläge zur Reform des Gerichtsweſens gemacht, welche vorzüglich darauf ausgingen, die Oeffentlichkeit der Verfahrens, die Friedensrichter und überhaupt die Unabhängigkeit der Gerichte herzuſtellen. Unter der allgemeinen Verwirrung blieb es beim Vorſchlage. Wie in der Verwaltung die Demogerontie, ſo muß

in der Rechtspflege das echt nationelle Institut der Friedensrichter die Grundlage bilden. Die Friedensrichter würden selbst in Criminalfällen die Einleitung des Processes besorgen müssen. Ihnen zur Seite wären die Gerichte der Bischöfe für Verwandtschafts-, Erb- und Ehesachen wieder in Kraft zu setzen. Uebrigens würde ein königlicher Gerichtshof hinreichen, in welchem immer zwei Eparchien durch einen Richter besorgt werden könnten. Dieser Gerichtshof würde seinen Sitz zwar in der Hauptstadt haben, aber jeder Richter müßte sich, in bestimmten Fristen, nach den Hauptorten der zu seinen Eparchien gehörigen Diöcesen begeben, um die von den Friedensrichtern eingeleiteten Sachen mit Zuziehung der Geschwornen zu beendigen. Bei Sachen, wo die Entscheidung drei Jahre Gefängniß oder den Verlust eines Vermögens von wenigstens 10,000 Drachmen zur Folge hätte, müßte Appellation an die Gesammtheit des königl. Gerichtshofes gestattet sein, welcher zu diesem Zwecke wieder in mehre Sectionen zerfallen könnte. Was der Verf. ferner über die Reform der alten Rechtsbücher sagt, ist, wie wir hören, bereits zum Theil ins Leben getreten, indem die Regentschaft eine Sammlung der aus den Basiliken stammenden noch gültigen Rechtssätze und der durch den Gebrauch als gültig erwiesenen Gewohnheitsrechte veranstalten läßt. Die förmliche Organisation des Gerichtswesens, welche so dringend ist, dürfte sonach bald zu hoffen sein.

Mit wenig Worten gibt der Verf. im folgenden Abschnitt, S. 294—300, die Grundzüge zur Organisation der Landmacht. Sie muß ihre nationale Grundlage dadurch erhalten, daß man nach und nach die ganze männliche Bevölkerung an den Gebrauch der Waffen und einen geordneten Dienst gewöhnt; man würde dieses am leichtesten durch Errichtung einer Nationalmiliz erreichen, welche unter ihren eignen Führern zu festgesetzten Zeiten zu Waffenübungen in den Hauptorten der Provinzen vereint und zum Theil mit zum regelmäßigen Dienste verwendet werden könnte. Die Dienstzeit dürfte jedoch zwei Jahre nicht übersteigen, da Kraft und Thätigkeit der Menschen noch anderwärts doppelt nöthig ist. Das stehende Heer würde theils aus irregulairen, theils regulairen Truppen zu bilden sein. Was hier über erstere gesagt wird, ist zum Theil bereits in Anwendung gekommen, indem man aus den ehemaligen Pallikaren mehre Bataillons leichte Infanterie und ein Gendarmeriecorps von 800 Mann gebildet, welches die Grenzwache und die Landpolicei zu besorgen hat; nur scheint man dadurch, daß man bei der Uniformirung und Bewaffnung die Gebräuche der Nation zu sehr aus den Augen gelassen, sich selbst unnöthige Schwierigkeiten gemacht zu haben. Man hätte wol eher die hochschottischen Nationalregimenter als die bairische Landgendarmerie zum Muster nehmen können. Auch in Bezug auf die Organisation der regulairen Armee ist bekanntlich der Weg eingeschlagen worden, welchen der Verf. für den zweckmäßigsten hält. Den Kern des Heeres soll nämlich das aus Fremden bestehende Truppencorps bilden, welches nach und nach durch Eingeborene vermehrt und recrutirt werden wird. Vorläufig wird man sich dazu der Werbung bedienen; später soll Conscription eintreten. Nach des Verf. Berechnung würde das stehende Heer etwas über 7000 M. betragen; nach den neuesten Nachrichten jedoch beabsichtigt der jetzige Kriegsminister von Lesuire eine Werbung, die es auf 15—20,000 M. bringen soll. Die Vertheidigung des Landes erheischt natürlich auch die Wiederherstellung oder neue Anlage von Festungswerken; vorzüglich müssen die Gebirgspässe der Nordgrenze an den Thermopylen, dem Makrinoros, Agrapha und Helikon, wie einige der bedeutendsten Inseln, Syra, Delos und die östlichsten Cykladen gute Schutzwerke erhalten. Einige der wichtigsten Seeplätze, wie Nauplia, Navarin, Negroponte, Missolonghi, Koron und Modon, sowie im Innern das bereits durch Kolokotronis befestigte Karythena und etwa die Positionen bei Valtezza, den Engpässen zwischen Arkadien und Lakonien und Kalamata wären gleichfalls in die regelmäßige Vertheidigungslinie zu ziehen.

Die Herstellung der Flotte, welche in den ersten Jahren der Revolution so schnell zur Blüte gedieh, dann aber aus Mangel an Subsistenzmitteln und endlich durch die Schuld des Präsidenten wieder ebenso schnell in die Nichtigkeit zurücksank, aus der sie hervorgegangen war, hängt freilich zu sehr von dem Zustande der Finanzen ab, als daß sie sogleich in dem Umfange betrieben werden könnte, welcher dem Bedürfniß entsprechen würde. Nach des Verf. Berechnung im vierundzwanzigsten Abschnitt, S. 301—305, wären zur Besetzung der Hauptstationen etwa 18 Corvetten, Briggs und Goeletten, 22 Felukken und 30 Kanonenböte mit fast 8000 M. Bedienung erforderlich; auch könnte man wenigstens drei Dampfschiffe zur Communication zwischen den verschiedenen Theilen des Landes nicht füglich entbehren. Zunächst muß man daher die vorhandenen Reste, etwa 20 kleinere schlechtbemannte Fahrzeuge, benutzen und nach und nach Handelsschiffe zur Kriegsmarine ziehen, welche nach einer gewissen Dienstzeit wieder entlassen werden könnten. Man gewönne dadurch noch den Vortheil, daß sich allmälig wieder eine Nationalmarine bilden würde, wie sie zur Zeit der Revolution bereits wirklich ins Leben getreten war. Nach diesen Bemerkungen glaubt der Verf. im folgenden Abschnitt, S. 306—314, die gesammte Staatsausgabe auf folgende Rubriken zurückführen zu können:

Staatsrath	300,000	Drachmen.
Oeffentlicher Unterricht und Kirche .	900,000	" "
Departement des Innern . . .	809,000	" "
Departement der Finanzen . . .	1,300,000	" "
Departement der Justiz	200,000	" "
Landmacht	3,500,000	" "
Flotte	1,200,000	" "
Civilliste	1,000,000	" "
Summa	9,209,000	Drachmen.

Obgleich hier das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nicht mit in Anschlag gebracht worden ist, weil nach des Verf. Meinung Griechenland nicht nöthig habe, in seinem gegenwärtigen Zustande kostspielige Verbindungen mit fremden Staaten zu unterhalten (bekanntlich erfodern aber allein die Gesandtschaftsposten zu Paris, London, Petersburg und Wien bereits unverhältnißmäßige Summen), so ergibt sich doch bei der von S. 315—318 gezogenen Bilanz gegen die oben angenommene Einnahme ein Deficit von 1,209,000 Drachmen. Zur Deckung desselben, meint der Verf., könne man sich füglich an den elften Paragraph des Tractats vom 7. Mai 1832 halten, dem zufolge der junge König nicht nur seine ganze Apanage als bairischer Prinz behalten soll, sondern auch der König von Baiern sich verpflichtet, ihm so lange eine angemessene Stellung zu sichern, bis das Land der Krone ein gehöriges Einkommen gewähren kann. Es versteht sich übrigens von selbst, daß hier gleichfalls die durch den Transport und Aufenthalt der bairischen Truppen, durch die Regentschaft, die Zinsen der Anleihe von 60 Mill. Francs und die noch aus früherer Zeit auf dem Lande lastende Schulden veranlaßten Ausgaben nicht mit angesetzt worden sind. Hierfür muß man die Anleihe in Anschlag bringen, welche so lange hinreichen wird, bis die Staatseinnahme selbst einen Ueberschuß zur Deckung außerordentlicher Ausgaben gewähren wird. Versteht man nur die Hülfsquellen des Landes recht zu nutzen, so glaubt der Verf. schon für 1836 die Staatseinnahme auf 14,000,000 Drachmen, und für 1840 auf 20,000,000 ansetzen zu dürfen, ohne selbst den Gewinn vom Verkauf der Nationalgüter in Anschlag zu bringen, welcher freilich im besten Falle auch noch 10—11 Millionen jährlich betragen könnte, worauf jedoch in den ersten Jahren nicht mit Bestimmtheit zu rechnen sei, der etwaige Gewinn auch wieder zur Deckung außerordentlicher Ausgaben verwendet werden müßte, welche in jedem Falle in Menge zu bestreiten sein werden. Ueberhaupt bleibt die Veranschaulichung des Finanzzustandes durch Zahlen, wie überall, so vorzüglich bei einem Lande, wo sich noch nicht einmal ein sicherer Calcul machen läßt, eine höchst problematische Sache. In der Wahrheit selbst bekommen die Sachen oft eine ganz andere

Gestalt. Tausend unvorhergesehene, anscheinend kleinliche Dinge machen sich geltend, wollen und müssen erledigt werden; diese oder jene Berechnung beruht auf einer Voraussetzung, welche gar nicht oder unter nachtheiligern Verhältnissen eintrat, als man gedacht hatte; man muß hier wegnehmen, um dort einem Bedürfniß abzuhelfen, dessen Befriedigung keinen Aufschub leidet; es treten neue Verwickelungen ein, welche den ursprünglichen Plan zerstören u. s. w.; genug, es bedarf einer großen Umsicht und selbst Mäßigung, um bei Wahrscheinlichkeitsberechnungen sich nicht zu weit von der Wirklichkeit zu entfernen, um bei einem Blick in die vielversprechende Zukunft nie Das aus dem Auge zu verlieren, was der sichere Besitz der Gegenwart bietet. Wir sind überzeugt, daß die Berechnung des Verf. auf der sichersten Grundlage beruht, die jetzt überhaupt möglich ist, und theilen daher mit ihm die freudige Hoffnung, daß Griechenland in wenig Jahren auch in finanzieller Beziehung eine Unabhängigkeit genießen wird, welche ihm unter den selbständigen Staaten einen ehrenvollen Platz sichern kann. Wir räumen aber auch ein, daß bis dahin der Finanzzustand des neugriechischen Staates noch so vielen Zufälligkeiten unterworfen ist, daß man wol Ursache zu gegründeten Besorgnissen haben dürfte. Sichere Resultate haben wir von der Regentschaft, wenn nicht früher, doch gewiß bei ihrem Abgange im Juli 1835 zu erwarten.

In einem Schlußcapitel, S. 319—325, „über die Art und Wichtigkeit der Verwirklichung der vorgeschlagenen Maßregeln", bringt der Verf. noch die Fragen über die Berufung einer Nationalversammlung, die Rechte der neuen Regierung, die Stellung der Regentschaft und Griechenlands Zukunft im Verhältniß zur Umgestaltung des Orients zur Sprache. Daß die Regentschaft bis jetzt ganz ohne Zuziehung der Nationalversammlung gehandelt hat, ist vielleicht eher aus bereits berührten Gründen zu entschuldigen als überhaupt zu billigen. Man hat schon früher, als man sich noch mit der Wahl des Prinzen Otto in dem Parlament zu London und den Kammern zu Paris beschäftigte, die Frage aufgeworfen, welche Garantien die neue Regierung dem griechischen Volke für die Erhaltung seiner Rechte, Freiheiten und politischen Institutionen überhaupt geben werde? Eine baldige Berufung der Nationalversammlung, welche bereits die Rechte des Königs anerkannt hatte und folglich nur Antheil an der Berathung und Sanction der legislativen und administrativen Beschlüsse der Regierung hätte in Anspruch nehmen können, wäre ohne Zweifel die genügendste Antwort auf jene Frage gewesen. Man hat dieses, wie gesagt, aus triftigen Gründen vermieden und schwebt daher immer noch in einer gewissen gegenseitig beengenden Ungewißheit, worüber der an sich schon provisorische Zustand der Regentschaft nicht ganz beruhigt. Auf der andern Seite hat das entschiedene und streng rechtliche Verfahren der Regentschaft überall die Anerkennung der Gutgesinnten gefunden, welche es als Gewähr für die glücklichere Zukunft ihres Vaterlandes betrachten mögen; und so wird ihre Aufgabe völlig gelöst sein, wenn sie bei ihrem Rücktritte sowol durch sichere politische Institute die junge Monarchie vor vernichtenden Stürmen bewahrt als auch durch eine zweckmäßige Belebung der gesammten Volksthätigkeit des Landes Wohlstand und Zufriedenheit fest begründet hat. Die Wahl der Mittel hierzu hängt freilich von den subjectiven Ansichten der Regentschaft selbst ab; allein schwerlich werden sich gegründete Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit derer erheben lassen, welche in unserm Werke mit so viel objectiver Wahrheit und mit der überzeugendsten Klarheit als die angemessensten bezeichnet worden sind.

Paris, im April 1834.

Wilhelm Zinkeisen.

Beiträge zur ältern deutschen Geschichte. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: **Geschichte der Grafen von Everstein und ihrer Besitzungen, aus Urkunden und andern gleichzeitigen Quellen zusammengestellt von Burchard Christian von Spilcker.** Arolsen, Speyer. 1833. 8. Subscript.-Preis 3 Thlr. 12 Gr.*)

Indem wir voraussetzen dürfen, daß den meisten Lesern dieser Bl., und zum Theil selbst solchen, welche der ältern deutschen Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben, die Familie, welcher die vorliegenden Untersuchungen gewidmet sind, nicht bekannt ist, erlauben wir uns zunächst einige Notizen über dieselbe mitzutheilen. Die Grafen Everstein auf der (bereits am Ende des 15. Jahrhunderts zerstörten) Burg Everstein am rechten Weserufer bei Holzminden werden zuerst im Anfange des 12. Jahrhunderts genannt; ihre Geschichte greift zwar nicht in die Begebenheiten der allgemeinen deutschen Geschichte ein, allein sie erscheinen doch als ein an der Weser, an der Leine, namentlich in der Gegend von Göttingen, an der Diemel und im Paderbornschen reich begütertes Geschlecht, und ihre Besitzungen werden bei der Verlobung der einzigen Tochter und Erbin des letzten (1413 sterbenden) Grafen mit dem Herzoge Otto von Braunschweig 1408 mit diesem Herzogthume vereinigt. Daß die Grafen von Everstein auf dem Schlosse Everstein unweit der Stadt Baden, welche zu derselben Zeit wie jene Grafen zuerst erwähnt werden, und deren Besitzungen nach dem Erlöschen des Mannsstammes 1660 an das markgräflich badensche Haus fielen, ihnen stammverwandt gewesen, wird vermuthet, kann aber nicht bewiesen werden. Auch spricht nur die Tradition und die Gleichheit der Wappen dafür, daß die in Pommern zuerst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erwähnten und 1663 in ihrem Mannsstamme erloschenen Grafen von Everstein Anverwandte der sächsischen gewesen sind, und die reich begüterten und angesehenen Grafen von Everstein in Dänemark sollen zu dem pommerschen Stamme gehören. Dagegen ist es gewiß, daß die im Vogtlande erscheinenden, bereits 1327 erloschenen Everstein'schen Grafen der sächsischen Familie dieses Namens angehörten. Nur auf diese Familie beziehen sich die vorliegenden Beiträge, welche ein Muster der sorgfältigsten und besonnensten urkundlichen Untersuchung genannt werden können. Der Verf. hat das Material seiner Arbeit hauptsächlich in Archiven gesucht, daneben hat er auch alle andern gleichzeitigen Nachrichten benutzt und auf solche Weise eine durchaus selbständige und gründliche Arbeit geliefert. Indem wir ein näheres Eingehen in das Einzelne derselben wegen des auf einen kleinern Kreis beschränkten Interesse des Gegenstandes an diesem Orte nicht für zweckmäßig halten, so begnügen wir uns nur noch zu bemerken, auf welche Art der Verf. das durch sorgfältige Nachforschung gewonnene Material geordnet hat. Er zählt zuerst die Güter des Everstein'schen Grafengeschlechts auf, erörtert auf eine sehr genaue Weise die Lage und die Verhältnisse derselben und gibt so einen sehr schätzbaren Beitrag sowol zur Geographie als auch zu den politischen und bürgerlichen Verhältnissen der Gegend, in welcher dieselben lagen; sodann entwirft er eine Stammtafel der Grafen, welche sich vor den von ältern Geschichtsforschern aufgestellten Stammtafeln durch größere Vollständigkeit und zugleich durch Zurückweisung jeder nicht hinlänglich begründeten Angabe auszeichnet, und zuletzt werden einzelne Vorfälle erörtert, an welchen Grafen von Everstein Theil genommen haben. Ein dem Werke hinzugefügtes sehr reichhaltiges Urkundenbuch enthält theils bisher noch ungedruckte Urkunden in nicht geringer Zahl, theils gibt es nur den Inhalt solcher an, welche sich auf den Gegenstand des Werkes beziehen, aber bereits gedruckt sind, und theilt mit, wo dieselben zu finden sind. 66.

*) Vgl. über den ersten Band: „Geschichte der Grafen von Wölpe" u. s. w. enthaltend, Nr. 115 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 194. — 13. Juli 1834.

Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der preußischen Städteordnung, Städteverwaltung und Communalverfassung. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von J. E. Th. Janke. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Vier Hefte. Potsdam, Riegel. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Schluß des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift gestattet nunmehr einen Ueberblick über ihre Wirksamkeit und Leistungen. Die Auffassung der Idee zu derselben verdient an sich schon eine ehrenwerthe Anerkennung. Die preußische Städteordnung und deren Einführung, wie sie eine in ihrer Art einzige und höchst wichtige Erscheinung war, hat sie zugleich die Bahn der politischen Wiedergeburt des preußischen Staates eröffnen helfen, welcher in seinen veralteten Einrichtungen verknöchert und gelähmt war, aber, ein Phönix, mit jugendlichen Schwingen und männlicher Kraft aus seiner Asche sich erhoben hat. Wenn einst die Geschichte verwundernd bei der Epoche anhalten wird, wo ein Staat in sieben Tagen von einem langgewohnten Glanze zur größten Ohnmacht herabsank, von dieser aber unter der argwöhnischen Beobachtung und dem Willkürdrucke seines lauernden Besiegers in sieben Jahren durch weise Einrichtungen sich dergestalt erholte, daß er der Schrecken seines Feindes und dessen Untergang wurde: so wird sie, eine solche Erscheinung nicht als eine zufällige Begebenheit, sondern als eine Wirkung vielfach verknüpfter Ursachen betrachtend und alle die Mittel anschlagend, durch welche die preußische Regierung die übriggebliebenen Kräfte sammelte, verband und befruchtete, mehr noch auf die moralische Kraft ihres Volkes als auf ihre physische Macht sich stützend und verlassend, auch die Städteordnung als eine der Einrichtungen ansehen, welche zum Gelingen des herrlichen Planes beigetragen haben. In diesem Sinne hat Hr. J. geschrieben, als ein Mann, der jene hohe Zeit durchlebt hat und, seine Bürgerpflicht in ihr erfüllend, von der Würde des preußischen Staatsbürgers durchdrungen ist.

Es ist ein doppelter Gesichtspunkt, aus welchem der Geist und die Wirksamkeit der Städteordnung aufgefaßt werden muß, nämlich der administrative und der politische. Was sie in jener Beziehung geleistet und unter den bestehenden Umständen leisten konnte, darüber, sollte man meinen, könne jetzt schon die Erfahrung absprechen. Indessen ist hierbei nicht zu vergessen, daß alle Anstalten und Einrichtungen, selbst wenn von Außen sich die Verhältnisse ihrer Ausführung und Handhabung nicht veränderten, schon nach dem Alter ihres innern Lebens einen sehr verschiedenen Charakter annehmen und äußern. Was, mit jugendlicher Lebendigkeit und Theilnahme aufgefaßt, oft zu den schönsten Hoffnungen den Anschein gewinnt, versinkt zuweilen mit fast unbegreiflicher Ueberspringung der Zeit männlicher Rüstigkeit durch Gewohnheit, Gleichgültigkeit, Mißbräuche oder durch die Entwickelung unbemerkter Fehler der ersten Anlage schnell in einen Zustand der Erschlaffung und Unbehülflichkeit, der es seinem Grabe mehr oder minder langsam zuführt. So hat es denn auch Manche gegeben, welche nach dem Erscheinen der Städteordnung ihre Zweifel geäußert haben, daß durch die Wiedereinführung einer alten Einrichtung der alte Geist der Städte wiedererweckt und zurückgerufen werden möchte. Sie haben vielmehr gemeint, daß, was von selbst, wegen seiner Unverträglichkeit mit dem übrigen bürgerlichen und gewerblichen Zustande, eingeschlummert und veraltet sei, sich nicht wieder verjüngen und zu einem selbständigen Leben werde bringen lassen. Sie haben besorgt, daß, wie in der ersten Zeit nach der Einführung der Städteordnung, der Mangel an Geschäftskunde, Sachkenntnissen und politischer Ueberlegung vielfältige Mißgriffe verursachen und vorzüglich das aus dem Interesse der Neuheit hervorkeimende Verlangen nach Neuerung manches bestehende Gute zerstören, an dessen Stelle unerprobtes Neue setzen und den Großsprechern und Geschäftskrämern einen nachtheiligen Einfluß auf die Verwaltung der Stadtangelegenheiten verschaffen werde, bald die Wahrnehmung und der fühlbare Druck dieser Uebelstände gegen die Einrichtung selbst einnehmen und die Unmöglichkeit der Erübrigung von Zeit und Kraft von einem thätigen Geschäftsleben zu obrigkeitlicher Emsigkeit die Theilnahme der meisten und besten Bürger erkalten und die Gemeindeverwaltung in größern Verfall bringen werde. Unwidersprechlich haben sich die Zeiten in Betreff des Städtewesens ganz und gar verändert. Wenn die Erbauung und Bemannung fester Wälle und Mauern die Entstehung der deutschen Städte veranlaßt hat, so ebnet man jetzt jene und reißt diese nieder, weil die heutige Kriegskunst sie für diesen Zweck unnütz gemacht hat und

die Gewerbefreiheit und die Verkehrsgleichheit keine Absperrungen dulden mag. Wenn sonst des Handwerks und des Handels goldner Boden dem Gewerbsmanne nur eine gemächliche Anstrengung verursachte, um im Wohlstande zu leben, und ihm Zeit vergönnte, ohne dessen Beeinträchtigung zu Rathhause zu gehen und für gemeiner Stadt Wohl mit zu rathen und zu thaten, so erheischt jetzt einerseits die zunehmende Mitbewerbung im Inlande und mit dem Auslande die anhaltendste Thätigkeit, um neben den Uebrigen zu bestehen, und der größere Einfluß, welchen das gewerbswissenschaftliche und das Betriebscapital auf den Gewerbbetrieb erlangt haben, vertheilt den Gewinn daraus immer ungleicher, sodaß immer Wenigere die Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu behaupten vermögen, welche die Mutter des echten Bürgersinnes ist. Wenn vordem die Städte die vornehmsten Stützen der fürstlichen Macht im Innern gegen einen ungebändigten Adel waren, deren Bewohner mithin zunächst auf die eigne gemeinsame Vertheidigung ihrer Wehr und die Erhöhung ihrer Macht angewiesen waren, in welcher jeder Einzelne hauptsächlich seinen Schutz fand, mithin Bürgersinn die Bedingung des eignen Bestandes war und alle Städte kleine Staaten im Staate vorstellten, so hat die Vergrößerung der stehenden Heere, vorüglich aber die Befreiung des Bauernstandes diese Bedeutsamkeit der Städte ganz vernichtet und das Auge der Städter, von der fürstlichen Macht selbst gegen die Anmaßungen ihrer Obrigkeiten oder Patricier beschirmt, mehr auf den allgemeinen Zustand und das Geschick des Landes als ihrer Stadt gerichtet, deren Einrichtungen und Leben jenem durchaus untergeordnet worden sind.

Wenn alles Dies einen schwer zu bemessenden Einfluß auf das Gemeinleben und die Verwaltung des Gemeinwesens in den Städten haben mußte, so ist auch zuzugeben, daß es ebenso viele Elemente zur Erschaffung einer entsprechenden Städteordnung waren, und daß Die keinen Tadel verdienen, welche deren reifliche Berücksichtigung darin foderten. Wenn nun ferner zwar nach 23jährigem Bestande der Städteordnung vom 19. Nov. 1808 eine Umarbeitung derselben für rathsam erachtet worden ist, diese jedoch in den wesentlichen Grundzügen nichts geändert, sondern nur einzelne Bestimmungen der Ausführung gemodelt hat; wenn überdies in das eigne Belieben der Communen gestellt worden ist, ob sie lieber die alte oder die neue Städteordnung bei sich einführen wollen, und wenn endlich der König selbst unterm 17. März 1831 das Zeugniß ertheilt: „der Zweck dieser Einrichtung sei zu Seiner besondern Zufriedenheit erreicht und sein wohlwollendes Vertrauen zu den Gesinnungen der Bürger nicht getäuscht worden", so wird man sich schwer die Voraussetzung versagen können, es müsse das Gesetz den Haupterfodernissen entsprechen, sich als angemessen erwiesen haben und dem Gedeihen der Städte den wünschenswerthen Vorschub geben.

Um so zweckmäßiger muß daher auch eine Zeitschrift über diese Angelegenheit erscheinen, deren angekündigte Aufgabe es ist, „das Organ zu werden, durch welches biedere Vaterlandsfreunde ihre Wünsche und Ansichten über diesen hochwichtigen Theil unserer Gesetzgebung und Verfassung zum Nutzen, zur Belehrung und Belebung aussprechen".

Dies kann nun geschehen I. im Allgemeinen durch Erklärung und Erläuterung des Gesetzes und seiner Vorschriften, durch Auffassung des Geistes und Zweckes der ganzen Einrichtung und ihrer einzelnen Theile, und durch die Aufklärung und Warnung vor Misdeutungen und falschen Anwendungen, damit eine richtige Erkenntniß immer mehr verbreitet werde und vorzüglich die Bürger selbst immer ausgebreiteter die Einsicht sich aneignen, wie Vieles der König in ihre Hand gegeben, wie viel ihrem Verstande und gutem Willen anvertraut worden sei, zu welchem Danke sie dem Urheber verpflichtet sind, und wie die Sache nur gedeihen könne, wenn sie mit Vernunft und regem Eifer ausgeführt wird. II. Im Einzelnen hat diese Zeitschrift den ausgedehnten Beruf, das Magazin der gesammelten Erfahrungen abzugeben, mithin die Nachrichten von dem Erfolge zu sammeln, welchen die Einführung der Städteordnung auf den Stadthaushalt überhaupt, und insonderheit auf den Schuldenzustand, den Ausgabetat, die Benutzung der Gemeindegüter, die Verwendung der Ersparnisse und die Communalabgaben gehabt habe; wie es um die Erhaltung, Förderung oder Anlegung der gemeinnützlichen Anstalten stehe; wie der Gemeinsinn sich bei den öffentlichen Wahlen und dem Geschäftsbetriebe, bei Opfern zum gemeinen Besten, ganz besonders bei den Gemeindeanlagen und den Einsprüchen dagegen offenbare; welche nähere Bestimmungen die allgemeinen Vorschriften durch die Statuten und Geschäftsreglements der einzelnen Städte erhalten; welche Reibungen zwischen einzelnen Theilen der Stadtgemeinden, zwischen den Stadtbehörden und zwischen diesen und den Staatsbehörden zum Vorschein und wie sie zum Austrage gekommen sind, aber auch welche Irrthümer, Misgriffe oder Unordnungen vorgefallen, oder welche Bedenken bei der Ausführung einzelner Anordnungen entstanden sind.

Je mehr die Oeffentlichkeit überhaupt in allen öffentlichen Angelegenheiten frommt, desto größer wird auch das Verdienst des Herausgebers sein, wenn er recht viele solcher Nachrichten auf zuverlässige Weise sammeln und sich zu dem Ende mit vielen glaubhaften und gescheiten Leuten verbinden wird. Bis jetzt sind die vorliegenden Abhandlungen mehr aus dem Gebiete des ersten allgemeinen Theils als des zweiten geschichtlichen. Das Uebereinkommen der Stadtverordneten zu Potsdam über ihr Verhalten bei ihren Versammlungen und ein Auszug aus den Annalen von Elberfeld sind das Einzige, was hieher gehört. Denn wenngleich das ganze erste Heft sich mit der im Drucke erschienenen statistischen Uebersicht der gestiegenen Bevölkerung Berlins von 1815—30 beschäftigt, so ist es doch nicht sowol das Ergebniß dieser Uebersicht selbst, als vielmehr die allgemeine Betrachtung über die Zweckmäßigkeit der Communalabgaben in Berlin, der Gewerbefreiheit und des Armengesetzes von 1804, die er darankünpft, was die Feder des Verf. beschäftigt hat.

spräche, denen es an Präcision und durchgreifender Grundidee fehlt; zu den Conversirenden gesellt sich die Statue Don Bernardo Palanjuez, aus der Kathedrale von Burgos, später Daufrio Palanjuez, Urgroßvater des Komthurs, und noch Andere sämmtlich als Statuen. Diese verkünden den Tod Anna's, der Tochter des Komthurs, und stimmen ein Gebet in lyrischen Strophen an, die Stellen aus Eckhartshausen's Gebetbüchern gleichen. Anna ist verdammt und Don Juan soll sie erlösen. Vater und Tochter ermüden den armen Teufel durch ihre langen Homilien, daß kein Wunder ist, wenn er sich bekehrt, um ihrer loszuwerden. Somit trauen wir dem schlauen Bösewicht nicht ganz, obschon uns Hans Werner versichert, einen Heiligen aus ihm gemacht zu haben. Wenn ihr einen Don Juan in den Himmel heben wollt, so müßt ihr euch vor Allem hüten, ihn zu ennuyiren; Hans Werner ist höchstens im Stande, einen Kapuziner zu bekehren. — „La bella Malcasada", eine spanische Erzählung wie viele andere; „Salluste", eine Studie von Lerminier, in seinem bekannten pathetischen Style, mit etwas hochtrabender und mitunter galoppirender Energie. — Den Schluß macht: „Voyage autour du monde", von James Holman, und „Chronique de la quinzaine".

Die „Revue de Paris", recht eigentlich ein Journal des gens du monde, ist kürzlich versteigert worden. Man versteigert hier ein Journal wie ein fond de café, de marchand de vin, wie ein estaminet, oder ein externat de jeunes demoiselles, auch verhandelt zu Zeiten ein Arzt seine Praxis. So viel Stück Fieberkranke, so viel Stück phthysische, wassersüchtige und chronische Patienten werden besonders gut bezahlt, und wenn es einem Praktiker gelungen, einige zwanzig Stück solcher Milchkühe in seinen medicinischen Stall zu treiben, so kann er ruhig schlafen, sein Glück ist gemacht. Aber da sind wir etwas von der „Revue de Paris" abgekommen. Hrn. Pichot hat man das Directionsscepter entrissen, worüber eine sehr heftige Correspondenz zwischen ihm und Hrn. Balzac entstanden, die Anfangs die Richtung nach dem bois de Boulogne nehmen zu wollen schien, indeß ganz friedlich verklungen ist. Drei Nummern sind unter der neuen Direction erschienen, in der ersten, vom 1. Juni, haben wir blos eine Erzählung von Balzac: „Séraphita", als ausgezeichnet anzuführen. In der zweiten, vom 8. Juni, findet sich: „Les Don Juan", von Marmier; „Les fiacres", von Jacob le Bibliophile, eine Geschichte, welche der „Gazette des tribunaux" entlehnt zu sein scheint, in welcher wir weit bessere gefunden, und endlich einen Artikel über die Industrieausstellung von Janin. In dem Hefte vom 15. Juni steht von demselben Schriftsteller eine geistreiche Schilderung der neuesten typographischen Producte von Paris, welcher wir Folgendes entnehmen: „Die Presse", sagt der immer witzige, aber nicht immer so scharfsinnige, so richtig wie hier urtheilende Berichterstatter, „ist unser Vaterland, unsere Kraft; das schönste Schauspiel für uns Schriftsteller ist eine Presse in Thätigkeit. Auch beneiden wir Niemand um seine Fahne, und um sein Aushängeschild, weder den Edelmann um sein Wappen, noch den Soldaten um seine Kanone, die Städte zermalmt, noch den König um seinen Thron aus vergoldetem Holze u. s. w. Wir haben etwas, das ruhmvoller ist als das adeligste Wappen, fruchtbringender als der Pflug, schrecklicher als le canon-monstre, königlicher als der Wille des größten Königs: wir haben die Presse! — — Eigentlich finden sich auf der diesmaligen Industrieausstellung nur Producte der Pressen von Everat. Didot druckt nur noch für Rechnung von Privaten; um die erste Stelle wiedereinzunehmen, wartet dieses Haus, bis das griechische Wörterbuch von Henri Etienne fertig ist. Rignoux, der so Schönes geliefert, der einstimmig für den ersten Typographen von Paris anerkannt worden, sucht, um sich zu zeigen, ein Werk von bedeutenderm Umfange, das aber schwer zu finden ist. Man druckt, man schreibt, man liest nichts mehr als Journale. Everat ist der einzige französische Typograph, der beides gleichmäßig fortführt, der Bücher und Zeitschriften druckt. Man muß seine Anstalt besuchen, um sich eine Idee zu verschaffen von Dem, was eine einzige gut geleitete Druckerei im Stande ist, hervorzubringen. Vier doppelte Schnellpressen, welche Tag und Nacht in Bewegung sind, drucken täglich 160,000 Bogen, = 48 Millionen jährlich. Was Everat dieses Jahr ausgestellt, ist meisterhaft; es sind compreß gedruckte Ausgaben der Classiker, die der Buchhändler Lefevre herausgibt. Jn jedem Band derselben ist der Inhalt von sechs gewöhnlichen Bänden. Molière und Racine machen zusammen nur Einen Band aus, Massillon und Bernardin de St.-Pierre jeder zwei (in gr. 8.). Dennoch sind die Typen sehr scharf ausgedrückt, der Druck äußerst deutlich und lesbar". Unter den übrigen Merkwürdigkeiten der diesjährigen Ausstellung führen wir noch ein Schießgewehr an, genannt fusil Robert, mit welchem ein geübter Soldat elf Mal in einer Minute schießen kann, es wiegt ein halbes Pfund weniger als eine gewöhnliche Flinte, die Batterie ist gegen die Nässe verwahrt, sodaß man es beim stärksten Regen gebrauchen kann; Taschenuhren von Bréguet, von der Größe eines Napoleons, 4000 Francs das Stück; ein Tempel aus Bronze, 600,000 Francs an Werth; zwei kolossale Spiegel von 150 Zoll Höhe u. s. w.

„Vieille France et jeune France" wird redigirt von Monard. Unter den genannten Mitarbeitern bemerken wir d'Arlincourt, Berryer, Bonald, Guiraud, Hennequin, Pastoret, Princesse de Craon, lauter illustre Namen, denen aber nicht zu trauen, indem solche literarische Notabilitäten ihre Namen leichter hergeben als ihre Feder. Der Zweck ist: „favoriser le retour des esprits vers l'étude morale de l'homme, rattacher le génie présent au génie ancien, renouer la chaine des intelligences, rompue par la violence et la dispute (!). Unter den Aufsätzen finden wir: „Etudes sur l'histoire de France", vom Grafen Pastoret; „La chronique de Rheims", von Louis Paris; „Monumens de la France"; „La conjuration d'Ardres", von dem Marquis A. de Jouffroy; eine Kritik der „Geschichte der französischen Revolution" von Thiers, vom Marquis de Valmy. Die äußerst bissige Recension schließt mit folgender Impertinenz: „Si Mr. Thiers n'a pas juré de tromper ses lecteurs, qu'il convienne n'avoir plaidé que la cause du crime et de l'erreur". Jn der „Chronique" erfahren wir, daß die Herren Bonnaire und Brindeau die „Revue de Paris" für 56,000 Francs an sich gekauft haben; ferner daß sich in Algier eine Bibliothek von elf Bänden befindet, deren Bibliothekar jährlich 5000 Francs Gehalt bezieht; ferner daß der Kriegsminister den Zöglingen der polytechnischen Schule verboten hat, chapeaux à la Bonaparte und Bärte à la Henri III. zu tragen. Zuletzt kündigt der Herausgeber seinen Lesern an, daß auf Ansuchen seiner meisten Abonnenten die politischen Discussionen vom Journale ausgeschlossen sind; daß das Unternehmen den besten Fortgang habe; daß „La vieille France et jeune France" in den Salons wie in den Akademien mit Enthusiasmus aufgenommen worden. 19.

Literarische Notizen.

Von Martin's „History of the colonies" ist der erste Band: „Asia", Bengalen, Madras, Bombai, Ceylon, Penang, Malakka, Sincapore u. s. w. enthaltend, erschienen.

James, der Verf. des „Richelieu", „Darnley", „Marie von Burgund", gab heraus: „The life and adventures of John Marston Hall" in 3 Bdn.

Von M. Culloch's „Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation" ist die zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage in einem starken Octavband kürzlich herausgekommen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 195. — 14. Juli 1834.

Abhandlungen über einige der wichtigſten Theile der preußiſchen Städteordnung u. ſ. w. von J. E. Th. Janke.

(Beſchluß aus Nr. 194.)

In Gemäßheit dieſer allgemeinen Anſicht des Gegenſtandes wenden wir uns nun zu der Anzeige und Beurtheilung der einzelnen Aufſätze. Der Verf. iſt, merkwürdig genug, in ſeiner eignen Erkenntniß und Meinung dem Wege gefolgt, den die Regierung ſelbſt ſeit 1807 gegangen iſt. Mit ganzer Hingebung hat er noch im erſten Hefte einigen theoretiſchen Lehrſätzen unbedingt gehuldigt, für welche er ſelbſt weiterhin Bedingungen und Einſchränkungen zugeſtanden hat. Nichts kann der Regierung mehr zum Lobe gereichen, als daß ſie, ſeit 1806 die Unhaltbarkeit der veralteten Formen und die Nothwendigkeit einer neuen Geſtaltung anerkennend, mit redlichem Eifer das Beſte zu ſchaffen befliſſen war, was ſie abzuſehen vermochte, und daß ſie eben deshalb ſich von der Wiſſenſchaft leiten ließ. Der damalige Standpunkt der Staatswiſſenſchaften und ſelbſt der damalige Aufenthalt der Regierung in Königsberg, von wo aus Kraus damals in jenen viel wirkte, konnten hiernach nicht ohne Wirkung auf die Geſetzgebung bleiben. Erſt ſpäter hat ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt mehr geläutert, iſt in manchen Stücken von dem Aeußerſten zurückgekehrt und hat ſich bemüht, die Grenzen und Bedingungen zu beſtimmen, welche bei allen Regeln in ihrer Anwendung beſtehen. Die Erfahrung iſt damit Hand in Hand gegangen und hat mit der Wiſſenſchaft in manchen Stücken angehalten. Ganz beſonders iſt dies in Betreff der Gewerbefreiheit geſchehen, welche in den neuerworbenen Provinzen einzuführen Anſtand genommen worden iſt. So fühlbar auch die Beſchwerden ſind, welche aus der Verſchiedenheit der Gewerbepolicei in angrenzenden Provinzen bei einem wenig beſchränkten Verkehr und bei einerlei Beſteurung unausbleiblich erwachſen müſſen, ſo iſt doch unſtreitig die Wiedereinführung von Schranken einer unbegrenzten Freiheit eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ſie nur mit großem Bedacht gelöſt werden mag. Wenn daher Hr. J. gegen den Magiſtrat von Berlin die Gewerbefreiheit im ganzen Umfange in Schutz nimmt, ſo geht er hierin weiter als dermalen die Geſetzgebung und übereifert ſich, indem er die Frage aufwirft: „was dem geſellſchaftlichen Beſſerwerden und Gedeihen zur Freiheit, zum Wohlſtands- und Reichthum mehr geſchadet haben möge, das Zunftweſen mit ſeinem Zwange oder das Adelsweſen in Ausübung der damit verknüpften Rechte?“ Alles, was er gegen die Zünfte anführt, betrifft nicht deren Weſen, ſondern nur deren Misbräuche und überlebte Gebräuche. Es iſt viel zu viel und eben darum nichts bewieſen, wenn es heißt:

Auch im geſellſchaftlichen Zuſtande muß doch dem Menſchen das Recht zuſtehen, Menſch zu ſein im vollſten und ausgedehnteſten Sinne des Worts; perſönlich frei zu ſein von der Willkür ſeiner Mitmenſchen, ſo lange er deren Freiheit nicht ſtört; von ſeinen geiſtigen und körperlichen Kräften den freiſten Gebrauch zu machen, ſich geiſtig und körperlich zu entwickeln und auszubilden, ſo viel er kann, und auf Gottes großer weiter Erde überall zu wohnen, ſich zu nähren und zu erhalten, und Leben und Kräfte bis zum natürlichen Ziele hin zu ſtärken und zu bewahren.

Hier iſt offenbar Willkür und Freiheit verwechſelt. Eine Freiheit ohne Regel, folglich ohne Bedingung und Einſchränkung, widerſpricht ſich ſelbſt. Bei jeder geſelligen Verbindung erlaubter Art muß der Menſch von ſeiner Willkür aufopfern, um an Freiheit zu gewinnen. Den Staat blos ſich als eine Rechtsanſtalt zur Abwehrung aller Angriffe auf die Freiheit und Rechte eines Jeden zu denken, würde ihm die eigne Lebensquelle abgraben, die Verpflichtung aller Bürger zu ſeiner Erhaltung und zu ſeinem Gedeihen, woraus die gegenſeitige Obliegenheit zur Beförderung alles Gemeinnützigen mit Hintenanſetzung der Eigenſucht von ſelbſt fließt. Maſſena's Antwort an die Bürger von Genua, die um Uebergabe der Feſtung wegen Hungersnoth baten: „Ich ſehe aber, meine Herren, gar nicht die Nothwendigkeit ein, daß ſie leben müſſen“, war nur in der Form hart, der Sache nach richtig. Jeder Bürger kann in die Lage kommen, ſich ſelbſt ſagen zu müſſen, du brauchſt nicht zu leben, du darfſt nicht leben wollen, wo dein Tod dem Staate frommt; alſo auch nicht ſo leben, nicht da leben wollen, wo ſolches mit gemeinnützigen Einrichtungen unverträglich iſt. Hr. J. erkennt es um deswillen ſelbſt an, „daß Niemand, welcher in ſeiner erworbenen Arbeitsgeſchicklichkeit im Staate ſich ernähren und eine Familie ſtiften will, bei der Ausübung der gewerblichen Freiheit durch Ungeſchicklichkeit, noch durch Uebervortheilung Andere verletzen dürfe, weder Einzelne noch die Geſammtheit, und daß er ebenſo wenig, weder Einzelnen noch Geſammtheiten die Verpflichtung aufbürden dürfe, ihn und ſeine Familie zu ernähren, wenn

er ſelbſt dazu nicht im Stande ſein ſollte.“ Er erachtet um deshalb auch das Armengeſetz vom 8. Sept. 1804 für unvereinbar mit der eingeführten Gewerbefreiheit und die Erlaſſung eines neuen Heimatsgeſetzes für ein unabweisliches Bedürfniß, indem er darin dem berliner Magiſtrate beipflichtet, daß ohne ein ſolches der Andrang Derer, die aufs Gerathewohl und mit weniger Anſtrengung als bei der Landarbeit den Städten zuſtrömen, nicht abzuhalten iſt, dadurch aber die Armenpflege zu einer unerſchwinglichen Laſt wird, unter welcher der Wohlſtand der Städte erliegt. Daß Berlin bereits an dieſem Gebrechen leide, iſt eigentlich der Hauptzweck der magiſtratualiſchen Darſtellung der ſtatiſtiſchen und finanziellen Verhältniſſe der Stadt geweſen.

Auch den Tadel, womit Hr. J. die Haus- und die Miethsſteuer in Berlin angreift, können wir nicht unterſchreiben. Daß eine Hausſteuer als Steuer fehlerhaft ſei, iſt leicht einzuſehen. Davon aber iſt auch hier die Rede nicht. Sie iſt ein bloßer Ausgleichungsbeitrag. Es gehört nicht hierher, zu erörtern, warum der Staat die Einquartierung als eine dingliche Beſchwerde der Häuſer fortbeſtehen läßt, womit die Erhebung des Realſervis in Verbindung ſteht. Als eine dingliche Laſt aber kann ſie nicht Andern aufgebürdet, noch können ſie dazu herangezogen werden; wol aber iſt es billig, unter den Belaſteten ſelbſt eine Ausgleichung zu treffen, wozu denn natürlich alle Hausbeſitzer nach dem Werthe ihrer Häuſer beitragen müſſen. Daß eine allgemeine Einkommenſteuer die Grundlage einer jeden ordentlichen Steuer abgeben müſſe und hiervon nur in außerordentlichen Vorfallenheiten abgegangen werden dürfe, wer wird das beſtreiten? Daraus folgt aber nicht, daß ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt und nur in dieſer erhoben werden dürfe. Vielmehr ſteht dem entgegen, daß es ſehr ſchwer iſt, die Größe des reinen Einkommens eines Jeden zu ermitteln. Mag dies immerhin in einer Stadt leichter ſein als in einem ganzen Lande; es bleiben immer noch unüberwindliche Schwierigkeiten übrig, wie die Menge der Beſchwerden gegen alle ſtädtiſchen Veranlagungen ergibt. Eben darum hat man getrachtet bei der Claſſenſteuer die Veranlagung zu vereinfachen, welche ja nichts Anderes iſt, als eine Einkommenſteuer nach Claſſen. Wo aber die Erhebung mit einiger Sicherheit geſchehen kann, zieht man es mit Recht vor, eine Selbſteinſchätzung vorzunehmen, indem man die Auflage auf ſolche Gegenſtände legt, die ein Jeder in der Regel nach Maßgabe ſeines Einkommens braucht. Allerdings iſt daher die Miethsſteuer eine Conſumtionsabgabe, ſoll aber auch nichts Anderes ſein. Deshalb gereicht es ihr auch nicht zum Vorwurf, daß ſie die Miethen erhöht; denn das ſoll ſie. Wer ſich einſchränken und Capitale ſammeln will, die doch dem Nationalvermögen zugutekommen, möge immerhin einen geringern Beitrag einſtweilen geben. Noch gerechter iſt es, daß der Gewerbtreibende den Wohnungsraum, den er zum Betriebe ſeines Gewerbes braucht, mit verſteuert, und daß überhaupt die kleinen Quartiere verhältnißmäßig höher angelegt ſind. Denn alle Steuern auf das Unentbehrliche zum Leben und zum Geſchäfte ſind bis zu einem gewiſſen Maße nur eine indirecte Abgabe, die von Dem, der ſie entrichtet, nur vorgeſchoſſen und auf den Lohn ſeiner Arbeit geſchlagen, mit dieſer aber von Dem wieder eingezogen wird, der ſie oder ihre Erzeugniſſe braucht und deshalb unausweichlich doppelt herangezogen wird, direct und indirect. Wir zweifeln gar ſehr, ob an die Stelle der Miethsabgabe in Berlin eine andere ausfindig zu machen wäre, welche gleichmäßiger alle Einwohner zu betreffen geſchickt wäre. Dagegen halten wir es mit dem Verf. für ein Hauptgebrechen im Haushalte dieſer Stadt, daß keine Alles umfaſſende Ueberſicht deſſelben, keine Hauptkaſſe und kein Hauptetat vorhanden iſt, welchem einzelne Specialetats zur Unterlage dienen möchten, aus welchem allein aber doch nur der Vermögenszuſtand der Gemeinde und ſeine Verbeſſerung oder Verſchlechterung erſichtlich werden kann.

Im zweiten Hefte findet ſich eine ſehr lobenswerthe Schilderung des Berufs eines preußiſchen Bürgers und Stadtverordneten nach der Städteordnung. Möchten doch die Meiſten nur ihn erfüllen! Möchte doch von Jedem, vom Einzelnen wie von jeglicher Obrigkeit, der treffliche Grundſatz beherzigt werden, daß Niemand ein Recht ohne eine entſprechende Pflicht im Staatsverbande zugeſtanden werden könne, keine Leiſtung ohne Gegenleiſtung, und daß Niemand auf die Einräumung eines Rechts Anſpruch habe, bevor er ſeinen bürgerlichen Obliegenheiten nachgekommen iſt!

Die Grundzüge zu einer ländlichen Communalordnung vom Staatsrath Krauſe ſind ebenſo erſchöpfend als praktiſch, inſofern ſie in einer Gegend eingeführt werden ſoll, in welcher die Landbeſitzer als ſolche in gleichem Rechtsſtande nebeneinander zu leben gewohnt ſind. Es iſt ſehr wahr, „daß der tüchtige Gemeingeiſt ohne Ausbildung nicht leicht herzuſtellen ſei, und daß dieſe in eine theoretiſch vorbereitende und eine praktiſche zerfalle, von welcher jene den Verſtand erhellt und ihn fähig macht, die Erſcheinungen des Lebens richtig aufzufaſſen und zu erkennen, wodurch ſie wieder eine Vorbereitung zu einer angemeſſenen ſtaatsbürgerlichen Bildung durch die praktiſche Einſicht wird, in welchem innigen Zuſammenhange ihr eignes Wohl mit dem gemeinen Wohle ſtehe.“ Nichtsdeſtoweniger können wir damit nicht übereinſtimmen, daß die Einführung der ländlichen Communalordnung in den Stammländern des Staats ſchon an der Zeit ſei, noch viel weniger, daß in derſelben die Gutsbeſitzer blos als größere Grundbeſitzer zu beachten, ſonach in allen Rechtsbeziehungen den übrigen Landleuten gleichzuſtellen ſeien. Da, wo die Revolution alle Rechte und alle Stände unter den Fuß getreten hat, mag dem wol ſo ſein. In Preußen aber, wo die Bauern eben aus der Hörigkeit ihrer Gutsherren getreten ſind, würde es ein arger Misgriff ſein, dieſe jenen auch ſchon politiſch gleichzuſtellen, ihre Stimme der Mehrheit jener zu unterwerfen, und jene als Ortsobrigkeiten über dieſe zu ſtellen. Die Staatsgeſetzgebung erkennt vielmehr noch die Rittergutsbeſitzer als einen beſondern Stand an mit eigenthümlicher Repräſen-

tation bei den Kreis- und Provinzialständen; sie würde sich selbst ungetreu werden, wenn sie diesen Unterschied auf der untersten Stufe des Communalwesens, wo er am wichtigsten ist, verleugnen wollte.

Die Blicke in die Städteverwaltung und das städtische Gemeinwesen im dritten Hefte, wie die Andeutungen über das Statut der Städte und was dahin gehört, enthalten viele nützliche Winke und Anleitungen. Hier kommt Hr. J. noch einmal auf die Unentbehrlichkeit und den Nutzen einer allgemeinen Stadtkasse, eines Hauptetats, der alljährlich aufzustellen ist, und einer Generalstadtrechnung.

In der Beurtheilung der Debatten in der französischen Deputirtenkammer wegen einer neuen Communalverfassung widerlegt der Verf. siegend die Besorgnisse, welche das französische Ministerium gehabt hat, den Communen eine größere Selbständigkeit zuzugestehen, und stellt ihnen die preußische Städteordnung gegenüber. Es ist indessen doch nicht zu übersehen, daß in der wichtigsten Angelegenheit der städtischen Verwaltung, nämlich der Feststellung des Budgets für das Verwaltungsbedürfniß, die Communen in beiden Ländern ziemlich auf gleichem Fuße stehen. Es kann auch kaum anders sein, da der wichtige Unterschied, welcher zwischen Körperschaften und bloßen Gesellschaften darin besteht, daß die Erhaltung und der Flor der erstern selbst eine Angelegenheit des Staats ist, es nicht möglich macht, sie ganz sich selbst und der Stimmenmehrheit der Stadtverordnetenversammlung zu überlassen. Der Rechtssatz, daß jede Körperschaft in die Classe derjenigen Personen gehöre, die ihren Angelegenheiten nicht selbst mit voller Freiheit vorzustehen vermögen, ist im Wesen derselben begründet. Es kommt nur darauf an, wie weit die Bevormundung gehen dürfe, und wie sie zu führen sei.

Auch das Schiedsmannsinstitut, obgleich dasselbe unmittelbar nicht die Städteordnung berührt, hat Hr. J. mit in seinen Kreis gezogen, weil es mit der letztern auf die Verbreitung des Sinnes für öffentliches Leben hinwirkt, und er liefert eine klare Darstellung seiner Einrichtung und weitern Ausbildung.

Vorzüglich lesenswerth ist die Abhandlung über die Verarmung der Nationen unserer Zeit. Er zeigt, daß dieselbe zum Theil nur eine eingebildete ist, insoweit sie in dem gesunkenen Geldpreise der Erzeugnisse beruht, welcher nur bei dem Ueberschusse des im Ganzen erhandelten edeln Metalles einen Unterschied macht, aber nicht in Dem, was an gleichmäßig wohlfeiler gewordenen Waaren ausgetauscht wird; daß aber eben jenes bei der Entrichtung der Abgaben in Gelde unvermeidlich drücken muß, und daß daneben noch das gleiche Erbrecht aller Miterben eines jeden Grades eine Verschuldung des unbeweglichen Vermögens unausweichlich nach sich ziehen müsse, sodaß es wenig unverschuldeten Grundbesitz geben könne. Er rügt mit Recht den Mangel von guten Spar- und Leihkassen, und macht es sehr klar, wie grade die Wohlfeilheit der Waaren den Luxus befördert, zu dessen vielseitiger Befriedigung dennoch die vorhandenen Mittel unzureichend sind. Aus diesem Zustande der Dinge entspringt nach ihm jene Unbehaglichkeit, welche die bemerkbare Unzufriedenheit mit der Gegenwart und das weit verbreitete Verlangen nach einer Umgestaltung derselben erzeugt. So weit stimmen wir Allem bei. Wenn aber der Verf. in der Einführung einer Rentensteuer eine Abhülfe hiergegen zu finden glaubt, müssen wir bemerken, daß dieselbe ja schon in der Classensteuer eingeschlossen ist. Eine nochmalige Beschatzung der Renten würde, abgesehen von den übrigen Nachtheilen, schon dem Grundsatze der Gerechtigkeit widerstreiten, dem ja auch der Verf. huldigt.

Außer den Fortsetzungen der schon erwähnten Abhandlungen und einer noch nicht ganz beendigten Parallele der alten Städteordnung mit den später darüber ergangenen Verordnungen, wodurch sie erläutert, modificirt oder abgeändert worden ist, einer verdienstlichen Arbeit, enthält das vierte Heft noch den Abdruck zweier Ministerialrescripte mit Betrachtungen darüber: „Zur Charakteristik der preußischen Communalgesetzgebung". Mit Freuden wird Jedermann das schöne Rescript vom 2. März 1831 lesen, worin das Ministerium die Regierungen ermahnt, mit der Erhöhung der Stadtanlagen zur Bestreitung von nützlichen Einrichtungen vorsichtig und mäßig zu Werke zu gehen, da es weder im Staate noch sonst möglich sei, alles für gut Erkannte auf einmal herzustellen, vielmehr solches nur so allmälig geschehen könne, als es der Ueberschuß der Mittel über den Bedarf gestatte. Ein altes Sprichwort sagt: das Beste ist der größe Feind des Guten im Leben.

33.

Romanenliteratur.

1. Erzählungen des Lauterbach'schen Hausfreundes. Gießen, Ricker. Gr. 12. 12 Gr.

Referent, der sich zu jener milden Form der Jurisprudenz bekennt, die nicht den Scheim im Menschen voraussetzt, sondern ihn erst dann dafür hält, wenn sie ihn auf der unrechtlichen That betraf, nimmt in dieser Gesinnung auch die Geständnisse der Autoren für wahr an, wenn er nicht auf das schlagendste vom Gegentheil überführt wird. So glaubt er auch dem Verf. des neuen „Hausfreundes", daß er diesen nur abfaßte, nicht um den alten, vorzüglichern zu verdrängen, sondern um neben ihm dem nach Neuem gierigen Publicum etwas Aehnliches darzubieten, zum Wechsel für eine Lecture, zu der man öfter zurückkehrt. Recht gut in den meisten Fällen ist die Manier Hebel's nachgeahmt, selten wird die Naivetät erkünstelt, noch seltner läppisch; der scheinbar unbefangene Erzählungston, hinter dem sich der Schalk verbirgt, macht auch unbedeutenden Stoff anziehend, der nur mit wenig Ausnahmen, allzu geringhaltig, kaum ein gleichgültiger Einfall ist. Am zierlichsten spitzt der Satir sein Ohr, neckt der Schalk mit heiterer Laune in den Abschnitten über Göthe, geeignet, die Oppositionsmänner nicht zu beschämen, Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit zu erregen, aber doch sie schweigsamer zu machen.

2. Herbstblumen, eine Sammlung Erzählungen von der Verf. der Bertha von Rosen u. a. Viertes Bändchen. Mohrungen, Rautenberg. 1833. 12. 8 Gr.

Ein Duell treibt einen deutschen Jüngling aus Archangel nach Spitzbergen und veranlaßt ihn in Briefen eine recht unterhaltende Robinsonade abzufassen. Weniger als „Albert und Chatinka", ist das Trauerspiel „Aleria und Agathe" geglückt, in welchem eine Ränkeschmiedin die einigermaßen erklärte Aehnlichkeit mit einer edeln Dame benutzt, diese zu verdrängen, An-

fangs mit leidlichem Erfolge, bis sie entlarvt wird und sich den Tod gibt. In der dramatischen Form scheint die Verf. ganz neu, sie gibt so häufige und so lange Anweisungen für den Schauspieler, daß das Schauspiel fast zur Erzählung wird.

3. Erzählungen und Phantasiestücke von F. Tieck. Mit einem Vorworte von Friedrich, Baron de la Motte Fouqué. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 1 Thlr.

Völlig à la Hoffmann und Weisflog, wobei dann und wann auch „der Geist sich auf der Wachtparade weist".

4. Der Fürstensohn oder der Zögling der Geheimnißvollen. Romantische Erzählung von Karl von Scharten. Zwei Theile. Berlin, Schröder. 1833. 8. 2 Thlr.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts suchten englische Schriftsteller, unter denen einige von entschiedenem Ruf, das Lehrgedicht eindringlicher, anmuthender zu machen, indem sie es in die Form der Fabel, des Märchens kleideten. Auch die Deutschen pflanzten diesen Zweig der Allegorie auf ihren Parnaß, wo er als Parabel, Mythe u. s. w. köstliche Früchte trug. Briten und Deutsche legten den Schauplatz ins Morgenland oder ins Unbestimmte, hielten auch darauf, entweder überall und immer gültige Lehren der Weisheit und Tugend durch Wort und Beispiel zur Erkenntniß zu bringen oder zeitgemäße Moral auf dem concreten Weg zu lehren. Nun ist unser Verf. in seinem „Fürstensohn" von der Bahn abgewichen, seine Weisen mit Einschluß des ewigen Juden treiben Schwarzkünsteleien, haspeln Tiraden ab, die außerdem, daß sie der in einer allegorisch didaktischen Erzählung so nothwendigen edeln Einfalt entbehren, auch Gegenstände verhandeln, die man bereits zum Ueberfluß und besser als hier gehört, z. B. das eben nicht neue Capitel der Herrscherpflichten. — Der Held, ein Sprößling des vertriebenen Königstammes, muß Zauber lösen, Feuer- und Wasserproben bestehen, mit Ungeheuern kämpfen und das unterdrückte Christenthum wieder erheben, ehe er den Thron besteigen und in ruhigem Behagen mit seiner Schönen liebäugeln kann. Es lärmt und erscheint vielerlei in dem Roman, aber wie in gewissen Spektakelstücken flößt das Alles keinen Antheil an den Personen ein, die, gegen die Scenerie gehalten, zuweilen blos Staffage sind. Ueber Ort und Zeit schwebt ein Dunkel, und das war gut; aber es ist auch von modernen Dingen, von grünseidenen Lichtschirmen die Rede, und das war nicht gut.

5. Dornenkranz der Religionsverfolgung. Historische Erzählung aus neuerer Zeit von C. F. W. Borck. Berlin, Schröder. 1833. 8. 1 Thlr.

Ein liederlicher Weinhändler in Andernach entflieht seinen Schuldnern in die neue Welt, kehrt, durch Zufall reich geworden, heim, sie zu bezahlen und dem Geschick seiner Familie nachzuforschen. Das Glück hat seine gemeine Gesinnung nicht geadelt, er verfolgt den trefflichen Versorger seines Sohnes mit wüthendem Haß, weil er ein Jude ist. Auch der Sohn, ein Arzt, erfährt des Vaters Zorn, weil er dem Pflegevater mit kindlicher Dankbarkeit, dessen Tochter in zärtlicher Liebe anhängt. Der junge Mann sowol wie der Jude und die schöne Sarah werden in Deutschland und Spanien von christlichen und jüdischen Pharisäern hart gedrangsalt, bis der Krieg vermittelnd eintritt und den Verfolgten den Hafen häuslicher Zufriedenheit in London erreichen läßt.

6. Der Zigeuner. Historischer Roman aus der Mitte des 17. Jahrhunderts von Jos. Vin. Massaloup. Drei Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 3 Thlr.

Diesmal ein studirter Zigeunerhauptmann, der sein Handwerk als Dilettant treibt, daher bald in ein anderes, in das des Kriegers für Karl Stuart übergeht, wobei es nicht auffällt, daß er zierliche und grimmige Reden drechselt, ohne den mindesten Anflug von Poesie. Im Handeln zeigt er sich bis zu seinem Tode durch Meuchelmord kräftiger, und daß er aus der Ehe mit der Halbschwester sich nichts macht, ist noch ein Rest von Zigeunersitte, um so mehr zu entschuldigen, als auch die Nichtzigeuner gar keinen Anstoß daran nehmen. Cromwell versteht sich auch hier aufs Handeln, im Gespräch und Reflectiren ist er zum gutmüthigen geschwätzigen Polterer geworden, dem seine Herzensmeinung von der Lippe läuft. Karl II. hingegen neigt sich dem Empfindsamen zu und pinselt allerlei Betrachtungen über Regentenpflichten her, die der wirkliche Karl schwerlich, oder doch gewiß mit mehr Geist und Humor anstellte. Um ihm eine großmüthige Entsagungsscene à la Scipio zu bereiten, kommt ein zweites Liebespaar vor, das, der Geschichte unbeschadet, wegbleiben können, da es weder an sich anzieht, noch in die Handlung wesentlich eingreift.

7. Der Leibeigne. Ein Seelengemälde aus dem Mittelalter. Dem Englischen nacherzählt von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1833. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Weniger gründliche veranschaulichende Darstellung des Wesens, der Eigenthümlichkeit der englischen Leibeigenschaft, als die Schicksale eines durch Gewalt und Tücke in die Hörigkeit eingeflochtenen Mannes, der bald frei, bald gefangen, bald verfolgt, bald angreifend, Anerkennung seines Werths erlangt, nachdem er einen nicht unerheblichen Theil an dem Volksaufruhr in England unter Richard II. genommen, welche Zustände lebendig uns vor die Augen gebracht wurden. 53.

Miscellen.

Die Mathematiker sind närrische Leute.

Mathematik ist jetzt ein Hauptgegenstand des Schulunterrichts. Man glaubt ohne dieselbe die Köpfe nicht aufräumen und zum richtigen Denken bringen zu können. Wir bescheiden uns gern, weder dafür noch dagegen Gründe aufzuführen; allein Göthe's Ansicht von den Vortheilen, die sie schafft, wenn von Cultur des Geistes die Rede ist, verdient mindestens historisch beachtet und pädagogisch geprüft zu werden. „Die Mathematiker sind närrische Leute" schreibt er an Zelter, als seine „Farbenlehre" von den meisten mit vornehmem Dünkel behandelt worden war. „Es wird bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist," bemerkt er dann noch ferner und beruft sich auf Voltaire, der einmal selbst gesagt hat: „La géometrie laisse l'esprit, où elle le trouve", sowie auch Franklin, welcher ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich fand. Die Mathematiker mögen sich deshalb rechtfertigen und im „Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter", I, S. 480 fg., selbst weiter lesen, was ihnen Göthe nachsagt.

Die alten Bauchredner.

Die Kunst des Bauchredens dient jetzt zum Scherz und vielleicht um den Zweck eines fahrenden Taschenspielers zu fördern. Aber sie muß uralt sein*) und mag im Alterthum bei den Orakeln eine wichtige Rolle gespielt haben. Nach Josephus („Antiq. Jud." IV, 15.) war die Hexe von Endor eine Bauchrednerin. Dem Jesaias scheint die Sache vollkommen bekannt gewesen zu sein, denn er bedroht (29, 4) Jerusalem, daß „seine Stimme wie die eines Zauberers aus der Erde werden solle", was vermuthlich auf die dem Scheine nach oft aus der Erde kommende Rede solcher Künstler Bezug hat. Die Griechen gaben ihrer Pythia grabezu den Namen ἐγγαστρίμυθος, d. h. Bauchrednerin, und manche Nachrichten lassen sich nur durchaus als Unwahrheiten betrachten oder müssen aus dieser Kunst abgeleitet werden. So redete ein Baum vor dem Apollonius auf Befehl eines Gymnosophisten in Oberägypten (Philostrat „De vita Apollonii" VI, 5), und sicher lag der Sprache der heiligen Eiche Dodona's dies Geheimniß zu Grunde. Auch den Negern ist diese Kunst nicht fremd. In St. Thomas ward zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein solcher verbrannt, den man für einen Zauberer hielt, weil er einen Topf und den Spazierstock eines Pflanzers sprechen ließ. 86.

*) Und konnte es sein, da sie fast allein durch eine individuelle Organisation bedingt wird, nicht aber ohne diese erlernt werden kann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 196. —. 15. Juli 1834.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise; nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdin. Wolf. Wien, Beck. 1833. Lex. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser lehrreichen Schrift erinnert durch vielseitige Kenntniß der romanischen Literatur, durch ausdauernden Sammlerfleiß und durch gründliches Studium der Sagen an Fr. W. Valentin Schmidt und scheint bestimmt, den Verlust zu ersetzen, welchen die Geschichte der Poesie durch den frühen Tod dieses trefflichen Mannes erlitten hat. Den Bestrebungen, welche die Ausländer auf die Erforschung ihrer ältern Literatur richten, widmet er eine rege und fördernde Theilnahme; er weiß die Ergebnisse derselben nicht nur zugänglicher zu machen, sondern sie auch durch den Ertrag eigner Studien zu befestigen und zu mehren, wobei er sich den Vortheil seiner Anstellung an einer großen Bibliothek wohl zu Nutze zu machen versteht. In Beziehung auf die vorliegende Schrift müssen wir nun zunächst die vermittelnde Thätigkeit dankbar anerkennen, welche die Fortschritte der Franzosen in Kenntniß und Herausgabe ihrer alten nationalen Gedichte uns anschaulich darlegt und um so verdienstlicher ist, je weniger die buchhändlerische Verbindung Deutschlands und Frankreichs eine allgemeinere Verbreitung zumal der kleinern Schriften dieses Fachs begünstigt, und je geringer gewöhnlich die Auflage ist, die von solchen Schriften veranstaltet wird, entweder weil eine sehr kleine Anzahl von Exemplaren in richtigem Verhältniß zu der Zahl der Leser steht, oder aus verkehrter Lust an Raritäten; nicht weniger dürfen wir jedoch von dieser und den künftigen Arbeiten des Verf. eine ersprießliche Rückwirkung hoffen.

Die Beschäftigung der Franzosen mit den Denkmälern alter vaterländischer Poesie ist bis auf die neueste Zeit theils in einseitiger Vorliebe für das weniger Wichtige befangen gewesen, theils hat sie sich nur selten über ungründliche Liebhaberei erhoben. Früherhin hielt man sich an die kurzen und kurzweiligen Fabliaux und trug nicht geringe Scheu vor dem langathmigen Epos; seit einigen Jahren hat sich die Aufmerksamkeit endlich auf die vernachlässigten epischen Gedichte gewendet. Mit dem Drucke derselben ist nun wenigstens ein Anfang gemacht worden, einzelne Abhandlungen zeigen, daß das Studium dieser Gedichte allmälig durch die Oberfläche hindringt, und es scheint eine rege Thätigkeit in diesem Fache erwacht zu sein. Ja, die Regierung hat neulich einen der Gelehrten, welche sich mit diesen Studien beschäftigen, Hrn. Michel, nach England gesandt, um die dortigen altfranzösischen Handschriften zu benutzen. So löblich nun die Begierde der Gelehrten, den Bestand des Vorhandenen zu umfassen, so dankenswerth die fördernde Unterstützung der Regierung ist, so bekennen wir doch, daß es uns noch größere Freude machen wird, wenn wir sehen, daß sich das Studium der altfranzösischen Literatur innerlich zu immer größerer Wissenschaftlichkeit consolidirt. Die Bibliotheken Frankreichs sind so reich an altfranzösischen Handschriften, und zumal in Paris liegt des Ungedruckten, ja Ungelesenen den Gelehrten eine so große Menge zur Hand, daß sich ernsterer philologischer und historischer Bearbeitung ein reicher Stoff darbietet. Wie wenige Quellen außer den im Druck allgemein zugänglichen standen dem Begründer der deutschen Grammatik zu Gebote, und aus dem mäßigen Vorrathe hat er mit scharfem Sinn und treuer Arbeit ein Werk gestaltet, durch welches die Erweiterung des Materials erst recht fruchtbar wird. Die Grammatik und Lexikographie der alten romanischen Sprachen ist noch weit entfernt von strenger philologischer Tüchtigkeit; kaum ein Beispiel gibt es von scharfer Kritik der handschriftlichen Texte. Ist nun eine nähere Bekanntschaft mit den neuern Leistungen in dem Gebiet der alten deutschen Literatur geeignet, die Lücken und Gebrechen der französischen Philologie deutlich erkennen zu lassen, so erscheint sie noch in anderm Betracht höchst wünschenswerth. Denn die Erläuterung der Sagen kann, auf die romanischen oder gar nur französischen Quellen beschränkt, zu keiner genügenden Tiefe und Vollständigkeit gelangen, und zu vollem Verständniß des Epischen dürften überhaupt die Franzosen einiger Hülfe von Außen benöthigt sein. So wenig das unfruchtbare Streben nach flacher Breite zu rühmen ist, das an keiner Stätte sich recht heimisch weiß und in unmittelbarem sichern Gefühle zurecht findet, so wenig frommt es, wenn Jemand sein Heimwesen mit hohen Mauern einengt, anstatt dem Hause, wo er wohnt und waltet, eine freie Aussicht in

Nähe und Ferne zu bereiten. Jede Einhegung eines Theils der Poesie des Mittelalters ist dem Verständniß derselben hinderlich, das einen ungehemmten Blick über das weite Feld erfodert. Indem nun der Verf. der vorliegenden Schrift aus deutschen Quellen und durch deutsches Wissen die Ergebnisse französischer Forschungen im Einzelnen ergänzt, trägt er hoffentlich auch im Allgemeinen zu der nöthigen Erweiterung des Studiums bei, dessen hohe Wichtigkeit nicht blos in literarischer Beziehung er richtig würdigt, indem er (S. 4) von der in Frankreich erwachten Liebe zu der alten Nationalliteratur sagt:

Wenn diese edle Leidenschaft nicht eine vorübergehende Mode ist, so wird der so vielfach verschriene Romanticismus selbst in politischer Rücksicht einen erfolgreichen und heilsamen Einfluß üben, denn er gibt dem Nationalgefühl eine solide historische Unterlage und bewahrt vor hohlen Theorien und den gefährlichen Versuchen mit leeren Formen, sowie er in literarischer Hinsicht dem Götzen der Pseudoclassicität in seinem Hauptsitze an der Seine selbst endlich die Alleinherrschaft streitig gemacht hat.

Schon vor 22 Jahren machte Ludwig Uhland in seinem Aufsatze über das altfranzösische Epos (in Fouqué's „Musen", 1812) auf die Wichtigkeit und den Werth der karolingischen Romane aufmerksam. In Frankreich scheint diese Abhandlung, die aus spärlichem Material wichtige Ergebnisse zu gewinnen weiß und die Eigenthümlichkeit der französischen Gedichte des karolingischen Sagenkreises getreu darlegt, ebenso unbeachtet geblieben zu sein als die Gedichte selbst. Die Freunde der Poesie des Mittelalters, die nicht in dem Falle waren, Handschriften zu benutzen, mußten sich bisher mit einzelnen Citaten begnügen, und Imman. Bekker war im J. 1829 der Erste, welcher größere Proben karolingischer Romane bekannt machte, indem er in der Vorrede und den Anmerkungen seiner höchst verdienstlichen Ausgabe des in denselben Sagenkreis gehörigen und auf einem französischen Original beruhenden provençalischen Fierabras, durch Mittheilung reichlicher Auszüge aus der pariser Handschrift des Gedichts von den vier Haimonskindern, aus Uhland's Abschrift des Gerhard von Viane und aus einer Hrn. von der Hagen gehörigen Handschrift, welche die Gedichte von Agolant, von Aubri dem Burgunder und von Meraugis le Portesguez enthält, ein bedeutendes Verdienst erwarb. Seitdem sind in Frankreich selbst die größern epischen Gedichte, mit Ausnahme des im J. 1827 von Plucquet herausgegebenen normannischen „Roman de Rou" von Richard Wace, sämmtlich bisher ungedruckt, zum Gegenstande literarischer Thätigkeit geworden, und die allmälige Herausgabe der Gedichte des karolingischen sowie des bretonischen Sagenkreises läßt sich nun mit Zuversicht hoffen.

Gedichte des karolingischen Sagenkreises sind es nun, über welche sich Hr. Wolf verbreitet, veranlaßt durch Paulin Paris' Ausgabe des „Roman de Berte aus grans piés" (Paris 1832) und durch Hrn. Monin's „Dissertation sur le roman de Roncevaux" (Paris 1832); auch benutzte er nebst andern Aufsätzen französischer Gelehrten des Hrn. Francisque Michel „Examen critique du roman de Berte", eine Recension, von der es nur 50 Exemplare gibt, sowie die Ausgabe des Gedichts nur in 220 gedruckt ist. Die Leistungen dieser Männer, denen er an umfassender Gelehrsamkeit offenbar überlegen ist, benutzt er mit so dankbarer Anerkennung ihres Verdienstes, mit so bescheidener Berichtigung ihrer Irrthümer; die ganze Schrift ist mit so ruhiger Klarheit abgefaßt, daß sie einen sehr erfreulichen Eindruck gewährt. In das Einzelne ihres Inhalts näher einzugehen verstattet weder der Raum noch der Zweck d. Bl.; wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen ihren Reichthum anzudeuten.

Ueber die Gedichte des karolingischen Sagenkreises herrschten ehedem verkehrte Vorstellungen, denen in Deutschland Uhland's Abhandlung ein Ende machte; in Frankreich dauerte sie fort, bis in den nächstvergangenen Jahren ein gründlicheres Studium ganz auf dieselben Resultate führte, welche Uhland längst gefunden hatte. Während die Gedichte der bretonischen Sage und die meisten kürzern Erzählungen in Versen von 8 oder 9 Sylben geschrieben sind, die sich paarweise reimen, sind die karolingischen Gedichte in epischen Langzeilen von 10 oder 12 und 13 Sylben mit einer Mittelruhe verfaßt. Erinnern nun die einzelnen Verse einigermaßen an den Rhythmus des deutschen Epos (den sogenannten Nibelungenvers), so unterscheiden sie sich von diesem dadurch, daß sie nicht in gleichmäßige Strophen zerfallen, sondern vielmehr in größere Abtheilungen, deren unbestimmter Umfang zuweilen über hundert Verse steigt, und die durch einen und denselben Reim zusammengehalten sind. In einigen Gedichten, z. B. im Gerhard von Viane, endigen sich diese Abtheilungen mit einem kürzern, klingend (weiblich) schließenden und reimlosen Verse. Das Gedicht holt nach der langen Reihe von Reimen gleichsam Athem. Schon die rhythmische Form bezeugt, daß diese epischen Gedichte (chansons de geste) wirklich abgesungen wurden; deutliche Aussagen, die zum Theil in ihnen selbst enthalten sind, bestätigen es. Obwol sie nun ganz besonders zur Erheiterung ritterlicher Feste gedient haben mögen, so ist es doch nach Hrn. Wolf's triftiger Bemerkung unstatthaft, ihre Bestimmung ausschließlich auf die Unterhaltung der Fürsten und Adeligen zu beschränken und ihnen die kleinen Erzählungen (fabliaux et contes) als die für das niedere Volk bestimmte bänkelsängerische Poesie entgegenzustellen. Um so weniger kann man sie aus den Kreisen des Volks entrücken, je unzweifelhafter es ist, daß sie gleich dem deutschen und jedem echten Epos aus Volkssagen und Volksliedern hervorgegangen sind. Die thörichte und schon von Uhland hinlänglich widerlegte Meinung, daß alle diese epischen Gesänge aus der Chronik des Pseudo-Turpin herzuleiten seien, kann vor näherer Betrachtung der Gedichte nicht bestehen und wird nun auch in Frankreich nicht mehr laut werden dürfen. In früherer Zeit, deren Bildung einer reinern Erkenntniß des Wesens epischer Poesie widerstrebte und auf die alten Denkmäler derselben mit dünkelhaftem Unverstande herabsah, war es natürlich, daß man die Verkehrtheit der Ansicht nicht empfand, welche die alten Gesänge aus dem stehenden Was-

ser lateinischer Mönchscompilationen ableitete statt aus dem frischen Quell der Sage. Die Fülle und Kraft der Sage gleicht der Kraft der Erde, aus welcher nach ewigen Naturgesetzen ein reiches Leben emporkeimt; jene lateinischen Bücher todtem Gestein, aus dem sich nichts Lebendiges erzeugt, und das nur willkürlich bearbeitet werden kann und endlich verwittert.

Nach den einleitenden Bemerkungen über das französische Epos wendet sich Hr. Wolf zu dem Dichter des Romans von Berta, Adans, oder im Diminutiv Adenès, der als Haupt der Hofdichter und Jongleurs oder als Wappenkönig den Beinamen le roi erhielt und um 1240 in Brabant geboren war. Heinrich III., Herzog von Brabant, ließ ihn erziehen und ernannte ihn zu seinem Hofdichter. Nach Heinrich's Tode erhielt er sich die Gunst seiner Söhne und Nachfolger Jean, Guyon und Godefroy und folgte ihrer Schwester Maria, Gemahlin des Königs von Frankreich Philipp III., nach Paris. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Dichter des „Buevon de Comarchis", eines Gedichts aus dem Kreise Wilhelm's des Heiligen, und der „Enfances Ogier", hat er fälschlich für den Verfasser aller Gedichte von Wilhelm und von Ogier dem Dänen gegolten, die größtentheils weit älter sind. Adenès ist einer der spätesten, welche karolingische Sagen in der oben bezeichneten epischen Form sangen. Außer den erwähnten Gedichten verfaßte er auch den „Cleomades", ein Gedicht in 19,000 Versen, dessen Begebenheiten, morgenländischer Ueberlieferung entlehnt, in Diocletian's Zeiten fallen. Der Abdruck dieses auch wegen seiner Episoden, z. B. vom Zauberer Virgilius, wichtigen Werks ist sehr zu wünschen; zahlreiche Handschriften erleichtern eine kritische Bearbeitung.

(Der Beschluß folgt.)

Umrisse einer allgemeinen Geschichte der Völker. Für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. von Braunschweig. Leipzig, Lehnhold. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Wenn der dem Titel des Buchs beigefügte Zusatz: „Für Staats- und Geschäftsmänner", uns zu der Erwartung zu berechtigen schien, daß uns von dem Verf. ein vornehmlich vom politischen Standpunkte aus entworfener Abriß der Weltgeschichte dargeboten werde, so erfuhren wir wenigstens sehr bald, daß wir uns durch jene Worte hatten irreleiten lassen, indem nämlich das Vorwort die überraschende Erklärung enthält, daß der Verf. hauptsächlich eine Geschichte des göttlichen Weltreichs in seinem Werke zu liefern beabsichtigt habe. Bei dem eigenthümlichen Charakter dieser Aufgabe müssen wir es indeß bedauern, daß der Verf. sich nicht auf eine schärfer bestimmte und verständlichere Weise über dieselbe ausgesprochen hat, als er es in dem Vorwort in folgenden Ausdrücken thut: „Sowie Sprache und Staat Institute der Menschheit sind, Bedingungen des Menschenlebens, nicht freiwilliges, durch Uebereinkunft erst hervorgerufenes Erzeugniß, so gibt es noch ein anderes, höheres göttliches Institut im Leben der Menschheit, ein ebenso sichtbares, alle Erscheinungen des Völkerlebens regelndes, das Diesseits mit dem Jenseits verknüpfendes — das göttliche Weltreich, insofern es sichtbar ist und Gegenstand der Geschichte. — Reich Gottes, insofern es in der Brust der Einzelnen unsichtbar als ewiger Lebensquell lebt und wirkt und schafft. Die Geschichte des göttlichen Weltreichs auf Erden ist der Kern der Geschichte aller Völker auf Erden, um den sich Alles lagert, der alle Geschichte stützt und trägt, und der die Geschichte wahrhaft zur Wissenschaft erhebt. — Die Geschichte von diesem Standpunkte aus aufzufassen und darzustellen, war der Vorwurf dieser Umrisse." Indem er aber in dem weitern Verlaufe seines Werkes (S. 63) bei der Erwähnung der Begründung des göttlichen Weltreichs durch Abraham bestimmter sich dahin äußert, daß in demselben die Aufhebung alles Uebels auf Erden und seiner Quelle, der Sünde, und das innig verbundene Leben mit Gott durch empfangene Offenbarung seiner unendlichen Liebe dem Menschen werden sollte, so müssen wir seinen Standpunkt, so sehr wir übrigens dessen Bedeutung an und für sich anerkennen, doch für nicht geeignet erklären, um von demselben aus eine Darstellung der allgemeinen Geschichte der Völker zu entwerfen. Ein solcher Zustand, wie er in jenem Weltreiche vorhanden sein soll, ist nur das unendlich weit entfernte Ziel, zu welchem langsam die Entwickelung der Menschheit hinstrebt; nur wenige einzelne Menschen haben das Bürgerrecht in diesem Reiche erlangt, nicht aber Völker. Wenn demnach die Geschichte desselben nur etwa eine Geschichte der religiösen und moralischen Cultur nebst einzelnen Biographien enthalten könnte, so muß dieser Inhalt der Ansicht des Verf. nach noch mehr beschränkt werden, indem er als die Grundlage des göttlichen Weltreichs die Offenbarung Gottes betrachtet, welche zunächst dem ersten Menschenpaare zu Theil geworden, aber durch den Fall desselben bald wieder verdunkelt sei, und welche sodann in dem alten und in dem neuen Bunde stattgefunden hat. Seine Darstellung hätte sich somit eigentlich auf die Entwickelung der religiösen Bildung des jüdischen Volks und die Geschichte der Begründung und der Einwirkungen des Christenthums beschränken müssen; indem er dieselbe aber zu einer „allgemeinen Geschichte der Völker" erweitert, so begibt er sich dadurch auf ein Gebiet, welches außerhalb der von ihm gesteckten Grenzen des göttlichen Weltreichs liegt.

In der vorherrschenden Ansicht des Verf. liegt der Grund, daß er sich mit besonderer Vorliebe bei der Geschichte der ältesten Culturvölker Asiens und Afrikas aufhält und besonders bei Betrachtung ihrer Religionen, ihrer Ansicht von der Schöpfung der Welt; daß er namentlich die Uebereinstimmung der letztern mit der in der Genesis enthaltenen Darstellung hervorzuheben sucht; daß der Inhalt dieses Buchs, welchen er als die heilige Sage bezeichnet, der Ausgangspunkt und die Hauptquelle für den Anfang seiner Geschichte ist; daß die Schicksale des jüdischen Volks die ausführlichste Berücksichtigung finden und stets sogleich im Anfange der einzelnen Abschnitte ihren Platz erhalten, und daß dagegen die Geschichte anderer, für die politische Geschichte viel bedeutenderer Völker oft im Verhältniß zu dieser Wichtigkeit sehr kurz und dürftig abgefertigt wird. Der Mangel an Kritik, welcher in dem Anfange der Arbeit hervortritt, fließt aus der unsers Bedünkens unklaren und sich widersprechenden Ansicht von der heiligen Sage. Sie ist ihm nämlich einerseits die Weise der Fortpflanzung der göttlichen Offenbarung, seitdem die Sünde verhinderte, daß dieselbe sich im unmittelbaren Gefühl und Bewußtsein fortpflanzte; allein er gesteht andererseits, daß sie Jahrtausende durch sündiger und gefallener Menschen Mund gegangen, ehe sie durch Moses aufgezeichnet worden sei; er räumt auf solche Weise selbst auf seinem Standpunkte die Unzuverlässigkeit derselben ein und hat doch einen solchen Respect vor ihr, daß ihr Inhalt ihm als etwas historisch Gewisses gilt.

Ueberraschender als diese Ansicht ist es indeß, daß der Verf. die Eintheilung der Weltgeschichte auf die Offenbarung Johannis begründet. Nach seiner Meinung zerfällt nämlich die ganze der Menschheit bestimmte Zeit in sieben Perioden, von welchen die erste bis zur Noah'schen Flut, die zweite bis zu Abraham's, die dritte bis zu Christi Geburt herabgeht, und in deren vierter wir leben; die sieben Epochen dieser vierten Periode findet er in den sieben Siegeln, welche in der Offenbarung selbst wer-

den, und in den Erscheinungen, welche nach der Lösung hervortreten, sieht er den wesentlichen Inhalt der Epochen verkündigt. Die siebente derselben, welche nach des Verf. Berechnung 1577 beginnt, und in welcher wir uns gegenwärtig befinden, theilt er nach den Posaunenstößen der sieben Engel wieder in sieben Zeiträume, für deren zweiten er die Zeit von 1648—1830 bestimmt. Die Dauer der folgenden sucht er zwar zu bestimmen, allein die Erklärung der sich auf diese beziehenden Bilder überläßt er der Folge der Zeiten. Mit dieser Eintheilungsweise, deren Beurtheilung wir Denen überlassen müssen, welchen es gelungen ist, tiefer in das Verständniß der Apokalypse einzudringen, als wir uns rühmen können, vereinigt sich auch das Bestreben, Zeiträume, Begebenheiten und einzelne Männer aus der Zeit des göttlichen Weltreichs während des alten Bundes und aus der Zeit des neuen Bundes zu vergleichen, und in den überraschenden Zusammenstellungen, zu welchen dieses Bestreben führt, z. B. Simson's und Otto's des Großen, Saul's und Kaisers Heinrich IV., haben wir ebenso sehr Veranlassung gefunden, uns über des Verf. Scharfsinn zu verwundern als in seiner Deutung der Apokalypse.

Sehen wir nun von der besondern Eigenthümlichkeit seines Werkes ab und berücksichtigen nur den historischen Inhalt desselben, so müssen wir allerdings das Bestreben des Verf. anerkennen, seine Darstellung über sämmtliche Völker der Weltgeschichte auszudehnen und nicht allein einen Abriß der Thatsachen, sondern zugleich und zum Theil mehr noch das innere Leben der Völker, die Zustände derselben und den Verlauf nicht allein ihrer religiösen, sondern auch ihrer sittlichen und geistigen Entwickelung zu bezeichnen; allein dennoch müssen wir zugleich mehrer Mängel der Darstellung gedenken. Erstens tritt nämlich in der Darstellung des innern Völkerlebens die Seite der politischen Entwickelung zu sehr in den Hintergrund, hauptsächlich in der Geschichte der römischen Republik, in welcher grade diese Seite besondere Berücksichtigung verdient hätte, und in der Geschichte des Mittelalters; zweitens veranlaßt die dem Verf. eigenthümliche und überdies sehr vielfache Theilung des Stoffes in größere und kleinere Zeiträume, daß der Verlauf der meisten Völkergeschichten grade an solchen Stellen durchschnitten wird, an welchen die engste Verbindung stattfindet, und daß manche derselben in so viele kleine Stücken zerfallen, daß dadurch die Uebersicht derselben und ihres Zusammenhanges sehr erschwert wird. Drittens finden sich in den Einzelnheiten nicht wenige Unrichtigkeiten, welche nur zum Theil für Druck- oder Schreibfehler angesehen werden können. Wenn man für solche auch (S. 282) Mycale (statt Mycenä), (S. 504) Palermo (statt Paterno), (S. 285) Conon (statt Lysander), Leontychides, Olinth u. s. w. halten wollte, so müssen dagegen andere Unrichtigkeiten für entschiedene Irrthümer erklärt werden, z. B. die Angabe, daß Kaiser Lothar im Vertrage von Verdun auch Aquitanien erhalten, und daß ein Graf Rudolf aus dem nördlichen Lothringen ein transjuranisches oder nördliches burgundisches Reich gebildet habe. Endlich wäre es aber auch wünschenswerth gewesen, daß der Verf. dem Style eine größere Sorgfalt zugewandt, denselben nicht bisweilen bis zum Unverständlichen vernachlässigt und Satzbildungen vermieden hätte, wie sich deren eine z. B. S. 347 findet: „Sertorius unterlag zuerst, bis 72 hatte er den vereinten Metellus und Pompejus widerstanden; gemeuchelmordet beim Mahle, wird nun erst der Krieg schnell beendet." 66.

Athene. Eine Zeitschrift u. s. w. Redigirt von Chr. Kapp. Drittes Heft.*)

Die drei Hefte der „Athene" sind auch u. d. T.: „Vermischte Aufsätze aus philosophischen und historischen Gebieten von mehren Verfassern, herausgegeben von Chr. Kapp" (Kempten, Dannheimer. 1833. Gr. 8.), zu einem Ganzen vereinigt worden. Wir haben es hier nur noch mit dem dritten Hefte oder S. 161—289 zu thun. Der Herausgeber eröffnet dieses Heft mit einer Vorlesung: „Die Grundzüge der Urgeschichte und die Einheit der religiösen Sagenkreise der Griechen" (geschrieben 1830). Was hier über die Allgemeinheit der großen (Sünd-) Flut, über das Entstehen von Menschenracen und Menschenkasten, welche letztere ursprünglich verschiedene Racen waren, von denen die kaukasische überall die herrschende blieb, was über die concrete Einheit gesagt wird, welche in der fast ins Unendliche zersplitterten Mythenwelt der Alten unleugbar sei, verdient alle Beachtung, wenn es gleich an Widerspruch nicht fehlen kann. Leider bricht die Vorlesung ab, wo der Verf. auf die griechische Mythologie insbesondere übergeht. Dagegen wird S. 169 eine neue Schrift: „Ueber die Bildung der Erdoberfläche und die Entstehung der Menschen und Völker nach den Gesetzen der physischen Welt", angekündigt. — Als zweiter Beitrag folgt von Lud. A. Feuerbach ein Aufsatz „Ueber den Ursprung des Bösen nach Jak. Böhme" aus seiner nun erschienenen „Geschichte der neuern Philosophie". Ob sich Viele dadurch zur Lecture jenes Mystikers werden veranlaßt fühlen, möchten wir fast bezweifeln. „Gott ist also nur durch den Teufel. — Eine Güte, die so zu sagen nicht den Teufel im Leibe hat, die nicht das Princip oder Moment des Bösen, das Feuer der Ichheit, Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit in sich hat, ist nicht die Güte des Geistes, sondern eine simpelhafte schläferige, breiartige, lederne Güte u. s. w." — Etwas breit vorgetragen, aber als ein minder bekanntes Land behandelnd sehr nützlich ist die Geschichte der Guiana's nach Ferdinand Denis von Werner, dessen Anfang schon im zweiten Hefte stand (191—224). Den Beschluß machen (S. 225—285) zwei Vorlesungen des Herausgebers über die Natur Mittel- und Unteritaliens, besonders mit reichhaltigen geognostischen Bemerkungen ausgestattet und mit Benutzung der neuesten Werke von Buch, Humboldt, Leonhard u. s. w. Die Schilderung des Vesuvs, den des Verf. Reisegefährte in Italien, Fr. Scholler, bestieg, ist aus dessen Reisebeschreibung entlehnt. — Die Abtheilung für Recensionen hat es diesmal mit den „Spaziergängen eines wiener Poeten" zu thun. 41.

*) Vgl. Nr. 79 d. Bl. f. 1833.

Literarische Notizen.

„Pensées d'un prisonnier" vom Grafen Peyronnet werden binnen kurzem erscheinen.

Von Capefigue's geschätzter „Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV." ist der 3. u. 4. Bd. erschienen.

J. F. Laharpe gab den ersten Theil von „Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne, avec des notes de diverses commentateurs" heraus.

Hr. de Barante hat eine Uebersetzung von Schiller's „Theater" u. d. T.: „Oeuvres dramatiques de *Schiller* etc." veranstaltet. Dieselbe wird in 25 Lieferungen, die 6 Bde. bilden, erscheinen. Die beiden ersten Lieferungen sind bereits ausgegeben und alle 14 Tage soll eine, 6—7 Bogen stark, herauskommen.

Den ersten Juli soll erscheinen: „Struensé, tragédie en 5 actes, par feu *Michael Berr* (!), trad. de l'allem. p. *Ferguson*, avec une notice sur *Mich. Berr* p. *Ch. Malo*".

Ein sehr verdienstliches neues Werk ist: „The bibliographers manual; being an account of upwards of 50,000 rare, curious and useful books, published in or relating to Great-Britain and Ireland etc. with biograph. and critical notes, by *W. Th. Lowndes*". 4 Bde. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 197. — 16. Juli 1834.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte u. s. w. Von Ferd. Wolf.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Von dem „Roman de Berte", der wie die meisten Gedichte dieser Zeit durch allzu große Breite hier und da ermüdet, aber durch Innigkeit, Einfachheit und Milde und durch Reinheit der Sprache und der Versification sich auszeichnet, gibt Hr. Wolf einen genügenden Auszug, besonders gegen das Ende sich größere Ausführlichkeit mit Recht erlassend, da Valentin Schmidt im dritten Bande von Roland's Abenteuern den Inhalt einer handschriftlichen Paraphrase dieses Gedichts genau und vollständig mitgetheilt hat.

Berta, die Tochter Floire's, Königs von Ungarn, und der Blanchefleurs (Flos und Blankflos), wird mit Pipin von Frankreich vermählt. Ihre Dienerin Margiste, die mit ihrer Tochter Aliste und ihrem Vetter Tybert sie nach Frankreich begleitet hat, beredet sie, in der Hochzeitnacht Alisten, die ihr ähnlich sieht, ihre Stelle vertreten zu lassen. Als am Morgen Berta Alistens Platz einnehmen will, verwundet sich diese mit einem Messer und beschuldigt mit lauter Wehklage, von welcher der König erwacht, Berta des Mordes. Margiste eilt herbei, stößt ihre angebliche Tochter Aliste (Berta) unter Verwünschungen aus dem Gemach und knebelt sie mit Tybert, damit sie den Verrath nicht entdecken könne. Hierauf bewegt die falsche Berta (Aliste) den König, den Mordversuch geheim zu halten, damit ihr eigner Ruf nicht durch das Verbrechen einer von ihr selbst nach Frankreich mitgebrachten Dienerin leide. Margiste erbietet sich zur Bestrafung ihrer angeblichen Tochter und übergibt sie Tybert und drei königlichen Dienstmannen. Diese bringen sie fünf Tagereisen weit in den Wald von Mans; hier will Tybert Berta ermorden, wird aber von Morans gezwungen, sie entweichen zu lassen. Das Herz einer Sau muß zum Wahrzeichen vollbrachter That dienen. Berta irrt unter mannichfachen Gefahren und Nöthen umher; in demüthiger Ergebung in Gottes Willen thut sie das Gelübde, nie zu offenbaren, wer und wem sie vermählt sei. So lebt sie im Hause eines Amtmanns, dessen Tochter sie schöne Webereien lehrt, neun und ein halbes Jahr. Unterdessen hat Pipin mit Alisten zwei Söhne, Rainfros und Hendri, erzeugt, Beide böse wie ihre Mutter. Boten haben jedesmal Berta's Aeltern die Geburt dieser angeblichen Enkel berichtet, und als die Geschwister Berta's sterben, bitten die trauernden Aeltern Pipin, ihnen seinen jüngern Sohn Hendri zu senden, an den die ungarische Krone fallen solle. Als Pipin dies Verlangen zurückweist, reist Blanchefleurs nach Frankreich, hört sich verwundert überall als Mutter der bösen Königin verwünschen und enthüllt endlich durch ihre Ankunft in Paris den Trug der Verräther. Berta wird späterhin aufgefunden, mit Pipin vereinigt und die Mutter Karl's des Großen.

In Hinsicht des Ursprungs und der Idee dieser Sage begnügt sich der Verf., auf Schmidt's scharfsinnige und gelehrte Entwickelung zu verweisen. Dagegen hat er durchgängig die übrigen Auffassungen der Sage mit Sorgfalt verglichen und über ihre Umbildung sehr feine und treffende Bemerkungen beigefügt.

Noch mehr eigenthümlichen Werth hat der folgende Abschnitt, welcher aus einer wiener Heldensage (Cod. philol. 42 (2795) Anonymi poema de Caroli M. origine et genealogia; sec. XV.) einen verdienstlichen Auszug gibt. Das in dieser Handschrift enthaltene Gedicht, wälschen Ursprungs, steht, wie Rother, Flos und Blankflos, Valentin und Namenlos und andere Erzählungen, nicht innerhalb der karolingischen Sage, sondern nur in einem äußerlichen Zusammenhange mit derselben, und Karl der Große erscheint nur zu Ende der Sage als Nachfolger eines Karlmann und der namenlosen frommen Königin, die nicht anders hieß als la bonne dame. Ein vollständiger Abdruck dieses Gedichts verlohnte sich der Mühe. Einige Stellen, die Hr. Wolf wörtlich mittheilt, zeigen eine gewandte und lebendige Darstellung.

In ähnlicher Aeußerlichkeit schließt sich an den fränkischen Sagenkreis die Sage an, welche in dem spanischen Prosaroman: „Historia de Enrique, fi de Olina, rey de Jherusalem, emperador de Constantinopla", von dessen erster Ausgabe (Sevilla 1498) das einzige bekannte Exemplar der kaiserlichen Bibliothek zu Wien gehört, enthalten ist. Dagegen steht in innerm Zusammenhang mit den karolingischen Sagen die ebenfalls prosaische „Hystoria de la reyna Sebilla" (Sevilla 1532). Von beiden gibt Hr. Wolf höchst dankenswerthe Auszüge. Die in der „Hystoria de la reyna Sebilla" erzählte Sage ist,

was hier nicht bemerkt wird, zum Theil auch in einem deutſchen Gedichte enthalten, das in Graff's „Diutiska", 3, 378 fg., aus einer wiener Handſchrift abgedruckt iſt. In den Worten mannichfach abweichend, iſt dies Gedicht auch in einer Handſchrift vorhanden, welche die Herren Meyer und Mooyer in ihren „Altdeutſchen Dichtungen" (Quedlinburg 1833) mit einer Genauigkeit haben abdrucken laſſen, der wir unſern ganzen Beifall durchaus nicht verſagen können, da der Text durch jedes Antaſten der Herausgeber ſehr gelitten haben würde. Denn die wenigen Anmerkungen, welche ſie den in ihrem Buche abgedruckten Gedichten beigefügt haben, bezeugen eine enorme und wahrhaft denkwürdige Unkenntniß der alten Sprache. In der von der „Historia de la reyna Sebilla" und dieſem deutſchen Gedichte bewahrten Sage iſt der Urſprung der Erzählung von dem Hunde des Aubry enthalten, worüber Hr. Wolf (S. 137) zahlreiche Nachweiſungen gibt, wie denn überhaupt ſein Buch eine Fülle von gelegentlichen Notizen inſichfaßt.

Der Verf. kehrt zu den Chansons de geste zurück, indem er den „Roman de Roncevaux" nach Monin's Abhandlung betrachtet. Das Vaterland der Sage von der Roncevalſchlacht iſt der Schauplatz der Begebenheit, das vaskiſche Land zu beiden Seiten der Pyrenäen. Von dieſem Stammſitze iſt die Sage ſowol nach Spanien übergetreten, wo ſie in Romanzen, zum Theil mit den Begebenheiten des Bernardo del Carpio vermiſcht, lange geſungen und zum guten Glück durch ſchriftliche Auffaſſung bewahrt wurde, während die alten Geſänge der Basken längſt verſchollen ſind, als auch nach Frankreich zu den Provenzalen und zu den Nordfranzoſen, unter denen ſie tiefe Wurzel ſchlug, und von denen ſie den Deutſchen überliefert wurde. Ob die Provenzalen oder die Franzoſen ſich dieſer Sage zuerſt bemächtigt, iſt in Frankreich ein Gegenſtand eifrigen Streites geworden. Hr. Wolf bemerkt mit gutem Grunde, daß wahrſcheinlich die Rolandsſage bei den ihrem Heimatlande nahen Provenzalen ebenſo früh als bei den Nordfranzoſen, wo nicht früher, ſich zu epiſchen Gedichten geſtaltet habe. Ueber dieſen Gegenſtand wird ſich hoffentlich Hr. Prof. Wilhelm Grimm in ſeiner erſehnten Ausgabe des Pfaffen Konrad verbreiten.

Sehr merkwürdig auch für die claſſiſchen Philologen, zumal die, welche ſich mit den Homer'ſchen Gedichten beſchäftigen und ſich nachgrade nicht mehr in ihrem Gebiete werden einhegen können, iſt es, daß nicht nur die beiden von Hrn. Monin benutzten Handſchriften des „Roman de Roncevaux" häufig von einander bedeutend abweichen, ſondern daß ſogar eine und dieſelbe Handſchrift eine Situation oft mehrmals hintereinander wiederholt, beſonders an Stellen, wo ein kräftiges poetiſches Moment eintritt. Dieſe Erſcheinung, die ſich in den Homer'ſchen Gedichten bei den Gleichniſſen oftmals findet, führt nothwendig auf Hrn. Monin's Anſicht, der dieſe Ueberfülle der Darſtellung aus der Zuſammenhäufung einzelner, einander oft paralleler Lieder zu einem Ganzen erklärt.

Möge Hr. Wolf, von dem wir mit Dank Abſchied nehmen, uns bald Gelegenheit zu neuer Begrüßung auf dieſem Felde darbieten. An Stoff fehlt es nicht. Den erſten Theil von Paris' Ausgabe des „Roman de Garin le Loherain" citirt er bereits ſelbſt. 45.

Das National- und Staatsvermögen und ſeine Bildung und Vergrößerung aus dem Boden und aus der gewerblichen Induſtrie. Aus dem Volksleben und dem Gange der Gewerbſamkeit entwickelt von G. F. Krauſe. Ilmenau, Voigt. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

Say ſtellt in ſeinem „Cours complet d'économie politique" die Frage auf, warum ſo viele ſchlechte Bücher über Staatswirthſchaft erſcheinen? und beantwortet ſie damit, daß viele Leute, die ein Buch leſen und dabei ihre eignen Einfälle haben, gleich damit zu Papiere eilen, weil ſie glauben, es ſei in dieſer Wiſſenſchaft Alles neu, Alles praktiſch nützlich. Hätte Say in Deutſchland gelebt, ſo würde er dieſem Grunde noch den hinzugefügt haben, daß die unwiſſendſten Schriftſteller noch unwiſſendere Recenſenten finden, welche das alltäglichſte Zeug zum Himmel erheben.

Dieſen Eingang mußte die Anzeige obiger Schrift ſich erlauben, denn Hr. Staatsrath Krauſe iſt ein Mann von guten Kenntniſſen und ſchönen Erfahrungen, und es iſt jammerſchade, daß er mit alle dem nichts Beſſeres erzielt als populaire Vorträge zu halten über Dinge, welche die Spertinge auf dem Dache abſingen können. Wer eine Schrift über National- und Staatsvermögen kauft und lieſt, iſt gewiß kein Better Michel, der nichts als den Kalender, die Fibel und die Bibel geleſen hat; und las er nur irgend ein Buch — etwa gar Krauſe's „National- und Staatsökonomie" (Leipzig 1830) — ſo weiß er Alles, was in dieſen wenigen Bogen ſteht. Der Inhalt iſt nichts als ein kurzgefaßtes Abc der politiſchen Oekonomie, ein umſchriebener Index des erſten beſten Schulbuches über National- und Staatswirthſchaft.

Der Verf. iſt laut Vorrede durch ein franzöſiſches Werkchen Fleury's, „De la richesse, sa definition et sa génération", zu ſeiner Abhandlung gereizt worden. Fleury berechnete das Vermögen nach den Genüſſen, welche der Menſch hat, daher er denn die Conſumtion nicht blos als Zweck, ſondern auch als Beſtimmgrund des Reichthums, der Production hinſtellt, ungenießbare Sachen zu bloßen Inſtrumenten herabſetzt (z. B. den Boden) und aus dem Vermögen ausſchließt. Der Verf. kennt aber dieſes franzöſiſche Werk gewiß nur aus der Anzeige im „Magazin des Auslands", denn ſonſt hätte er unmöglich dieſe Entgegnung für genügend halten können. Fleury hat es mit den neueſten Entdeckungen im Gebiete der politiſchen Oekonomie zu thun, z. B. daß der Preis nicht den Werth meſſe, daß das Einkommen der Grundbeſitzer, Arbeiter, Capitaliſten, als vom Preiſe herkommend, kein Bild des Nationaleinkommens gebe, daß der Werth der wichtigſten Productionsmittel unbemeßbar und unſtät ſei, daß auch das Wohlſein, das Vermögen für die Geſammtheit nicht vom Beſitz, ſondern vom Genuſſe herkomme u. ſ. w. Der Verf. nimmt von alle dem gar nicht Notiz; er ſieht den Franzoſen für einen ignoranten Phraſendreher und Windbeutel an und hält ihm eine Vorleſung, welche ſelbſt für einen Anfänger der Nationalökonomie zu ſehr von der Oberfläche geſchöpft wäre, obgleich ſie übrigens allerdings nichts als anerkannte Wahrheiten enthält. Sollte es jedoch Leſer geben, welche keine ſo ſtrengen Anforderungen an ſtaatswirthſchaftliche Schriften gelten laſſen wollen und einen populairen Vortrag über allbekannte Dinge auch der Mühe werth halten, ſo beſcheiden wir uns gern, ihnen gegenüber unſer Urtheil zu mildern. Wenn von dem wiſſenſchaftlichen Werth bei einer Schrift ganz abgeſehen werden darf, wenn die klare, ſchlichte, bedachte Auseinanderſetzung der in allen Lehrbüchern aufgeſtapelten Sätze zu dem

Volke bringen und es wirklich belehren kann, so hat in der That der Verf. einigen Anspruch auf freundlichere Beurtheilung. Obgleich nichts neu ist, so ist doch Alles so verständig wie folgende Stelle über das Geld: S. 35. „Als Beförderungsmittel des Umlaufs der Erzeugnisse für die Consumtion muß es mit der Menge der von diesen im Umlauf befindlichen Dingen, mit dem Ausflusse aus dem Vermögen in Verhältniß stehen, von dem es aber ganz verschieden ist; dieses Verhältniß richtet sich nach der Menge der umlaufenden Dinge, nach den Preisen, zu denen sie umlaufen, und nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs. Je mehr mit wachsender Bevölkerung die Bedürfnisse wachsen, und je mehr der zunehmende Wohlstand einer Nation die Consumtion und Production befördert, um so mehr Umlaufgeld wird erfodert. Eben dies ist der Fall, wenn entweder durch das Sinken des Geldwerthes oder durch andere Conjuncturen die Preise steigen, weil dann jedes einzelne Geschäft mehr Geld erfodert. In einem lebhaften Verkehr geht das Geld schneller aus einer Hand in die andere, der Umlauf erfodert dann weniger Geld." 79.

Die Industrieausstellung zu Paris.

Zweiter Artikel.*)

Wenn man von irgend einem Zweige der Industrie sagen kann, er habe sich erschöpft in Erfindungen und Kunstwerken, so ist es der der Uhrmacherei. Nachdem sich die Genfer eine Zeitlang darin übten, Cylinderuhren bis zur winzigen Größe eines Francstücks zu machen und die Neufchateller ihren Stolz darin suchten, größere und Haus- und Tafeluhren mit dem einfachsten Mechanismus zusammenzusetzen, kam jetzt gar ein Pariser, Namens Rebillier, und verfertigte ganz kleine Taschenuhren der allerschönsten und niedlichsten Art von Bergkrystall. Die von dieser Gattung ausgestellten Exemplare, welche Publicum und Jury in Erstaunen setzen, enthalten Bodenscheibe, Brücken, Unruhe und Nadelräder von durchsichtigem Gestein, nur die kleinen Räder sind von vergoldetem Kupfer. Alle Zäpfchen gehen in Rubinen, die Schraubenmuttern sind in den Stein gebohrt, sogar in Saphir, und das Echappement oder die Hemmung besteht aus feinem Stein und enthält eine goldene Spindel. Der merkwürdige Künstler hat von diesen Gesteinuhren vielerlei Stücke der heterogensten Art geliefert, und jedes mit anderer Arbeit, anderm Material, den Bergkrystall ausgenommen, der die Masse bildet. Ich fand zwei Chronometer zum Gebrauch für die Marine, eine einfache Uhr, eine Cylinderuhr und eine Repetiruhr à duplex. Die Räder der letztern sind von Achat, die feinsten Zähnchen einbegriffen, und alle Brücken glänzen stahlblau, ohne etwas Anderes zu sein als Saphir, blauer Saphir, der auf die unbegreiflichste Weise gebohrt, geschnitzt und mit dem ganzen Werk verbunden ist. Ich hatte schon alle Arten Uhren gesehen, ehe ich zu Rebillier kam, und mir mancherlei Erfindungen gemerkt, die jetzt in nichts verschwanden. Was sollen die Maschinen alle gegen diese Glas-, Stein- und Metallarbeit? Man braucht ein Glas, um nur zu sehen, was der Mann erschuf. Der Astronom Arago hat dabei gesagt: „Jetzt bleibt uns noch Eins übrig, nämlich Uhren von bloßem Stein, Diamantenuhren zu machen."

Mit den musikalischen Instrumenten verhält es sich fast ebenso. Die Erfindungen oder Verbesserungen sind so zahlreich als die Productionen. Wir haben Flöten von Krystall mit silbernen Klappen, Flöten vom feinsten Glas, in denen man gleichsam die Töne sehen kann, die geblasen werden, krumme Flöten, Halbklarinetten, neue Hörner, neue Fagotts und ein Dutzend andere complicirte Blas- und Saiteninstrumente, deren Aufzählung ich nicht versuche. Harfen aller Art stehen aufgeschichtet, und die Flügel und Pianos nehmen ein großes Appartement des Pavillons ein. Kaum ist eine Form derselben möglich, die nicht hier vorhanden wäre. Und damit das Publicum auf die Trefflichkeit der Instrumente aufmerksam werde, spielt wenigstens immer einer von den Ausstellern einen alten musikalischen Schmarren.

Das merkwürdigste neue musikalische Instrument, welches ich fand, ist eine Orgel zum Spielen für Nichtorganisten. Die Bälge sind unter den Pfeifen und werden vom Spieler mit einer leichten Fußbewegung regiert. Die Claviatur ist doppelt: zu unterst eine gewöhnliche für den Musiker, und darüber eine einfache, welche mit oberhalb der Claven bezeichneten Linien correspondirt. Wer nicht musikalisch ist, findet in diesen Linien untereinander die einfachen Griffe zu den gewöhnlichen Kirchengesängen dargestalt in Nummern und Zahlen angedeutet, daß er nur ein vorgeschriebenes Tempo zu halten und die Claven zu drücken braucht, um richtig zu spielen. Der Erfinder dieser Orgel hat dieselbe nach seinem Namen: Cabias, „Orgue Cabias simplifié" genannt. Doch genug von der Musik!

Wie weit es Frankreich in Luxusartikeln brachte, weiß man. Indeß lohnt es wol der Mühe, einmal herzukommen und den Bazar der mancherlei Schöpfungen anzusehen; nur diesen Spiegel von St. Quirin, ihr Damen, denn ihr habt gewiß noch keinen gesehen, der, eine einzige Scheibe, 150 Zoll hoch und 98 Zoll breit ist, oder dies Stahlboudoir von Frichot, welches für den König ausgeführt wurde, und wie ein Zimmer mit diamantenen Thüren, Schränken, Spiegeln, Kronleuchtern und Meubels aussieht. Gewiß, man würde, erwachte man plötzlich in einem solchen Gemach, sich entrückt fühlen in die unterirdischen Reiche der Gnomen und Elfen. Und das Alles, was das Auge sieht, es ist nicht Gold, nicht Demant, nicht Stein, sondern Stahl, auf tausendfältige Weise verarbeitet, geschliffen, gespitzt und polirt, es ist nichts als Trug und Täuschung, Kunst und Industrie. Frichot steht so hoch unter den Producenten seines Faches, daß es thöricht wäre, wenn ich mich bei ihnen aufhielte. Was soll mir der Pfennig des Armen bei diesem Millionair; er bringt statt ein paar Leuchter und Gefäße gleich ein ganzes Appartement wie aus Golkonda daher.

Auch so der Bijoutier Odiot, der ein Cabinet von Silber und Gold neben dem Stahlkünstler aufschlug. Den ganzen Tag hör' ich darin lüsterne Damen seufzen und inbrünstige Gebete zum Gotte Plutus schicken. Das ist doch gar zu hübsch. Stelle man sich, um kurz zu sein, eine Weinlaube von Silber vor, aber die Blätter so dünn wie in der Natur, und die Stengel ganz à proportion, dazu einen Tisch mit stattlichem Silberzeug, mit den allerschönsten Gefäßen, Sayers' Blumen in Metall, eine Landschaft von Ruysdael in Metall, eine Hasenpastete von Weenix in Metall. Das hat Odiot gemacht. Aber nun haben wir auch Sächelchen, die ebenso hübsch und kein Silber, sondern nachgemacht sind. Das Metall- und Brillantenfabriciren ist einer der bedeutendsten Industriezweige geworden. Die sogenannten Plaqués sind kaum mehr von den echten Bijouterien zu unterscheiden, und was die Diamanten anlangt, da ist Marchal, welcher einen Preis der Akademie bekommen, der hat Steine auf der Ausstellung, die durch ihr klares Wasser die Juweliere verführen. Er hat ein Patent, und ist so gescheit und verkauft sie auch nicht wohlfeil. Ich habe den Mann gesprochen und er sagte, die Kunst liege am Schleifen, und seine Steine seien gewöhnliche Krystalle. Mögen's die Götter wissen. Ein Anderer, dessen Namen ich vergaß, hat nicht weniger täuschend schöne Perlen erfunden und verpflichtet sich auch, dieselben von jeglicher Größe und Form zu fabriciren. Ist das nicht das Maximum, und dürfen wir nun noch sagen, der Stein der Weisen sei noch zu finden? Das Gold allein hat sich noch nicht recht nachmachen lassen.

Was die Spiegel und die Damentoiletten betrifft, so hat die Industrie ihnen Alles zu Liebe gethan. Sie ist sogar bis zur Zeit des Mittelalters zurückgegangen und hat gothische Bogen und Nischen erschaffen. Ich habe eine Toilette gesehen in der Form der alten dreigeflügelten flandrischen und nie-

*) Vgl. Nr. 184 d. Bl. D. Red.

derländischen Dombilder, die wie eine spanische Wand aufgestellt wird.

Von der königlichen Porzellanfabrik von Sevres ist wie billig nichts ausgestellt. Die Privatproducenten haben so viel Reichthum, daß man ihre Vasen und Gefäße wol vermissen kann. Alle Arten Bildwerk belasten die Tische; ganz allerliebste kleine Statuen und Gruppen, das köstlichste chinesische Porzellan mit Blumen, Laub, Palästen und Sonnenschirmen.

Beyer ist Bronzeur und hat uns außer Napoleon's Larve von Antomarchi auch eine zweite Auflage des Vendôme-Napoleon und der Magdalena von Canova gegeben. Der Gebilde von Metall sind mehre Hundert, sogar eine Mutter Gottes von geschlagenem Silber, die, wie ich glaube, von Bordeaux geschickt wurde und erst halb vollendet ist.

Ein paar Holzkünstler, Kartenmacher und künstliche Marmorfabrikanten haben lebensgroße Apostel, eine Venus, eine Nymphe und Statuen von Zeitgenossen geliefert. Die Tischler wollten nicht zurückbleiben und verfertigten gothische Meubels mit Karyatiden, Platten mit eingelegten Gemälden von Elfenbein, Eisendrahtbetten, Billards auf einem einzigen Fuße, Bettstellen aus einem einzigen Holzblock, welche wie eine kolossale oblonge Urne aussehen und vom König gekauft wurden. Zugleich producirten sie Tische und Wandmeubels von emaillirter Lava im pompejanischen antiken Styl, Spiegel von geflochtenem Holze, verschlungene Stühle und Kanapees, und Komoden und Schreibtische mit ganzen cabinets particuliers von Stein und Metall. Es ist kein Ende ihrer Productionen abzusehen. Abwechselnd dominirt bald das Antike, bald das Mittelalter.

Die Glas- und Krystallmanufacturen haben augenscheinlich ihre Force in den Kronleuchtern gesucht; Lampen und solche schockweise Kleinigkeiten gar nicht zu rechnen, befinden sich im Pavillon II über zwanzigerlei Arten Lustres u. dgl. Davon sind einige 15 Fuß hoch und die geringsten der Ehre werth, einen herrschaftlichen Saal zu zieren. Ich erwähne des Außerordentlichen, darum muß hier der Krystallwelt des Hrn. Payen und Bureau gedacht werden, die die kolossale Idee hatten, einen krystallenen Dreimaster zu bauen, der als Lustre dienen soll. Das Kunstwerk ist mehr als gelungen zu nennen, der Bauch des Schiffs, die Masten, die Taue, Alles bildet einen Theil des Kronleuchters, der an den drei Masten aufgehängt wurde und an den Tauen von Messing balancirt. Der Kiel ist aus lauter Krystallnadeln gebildet und das Verdeck mit Lichtern eingefaßt. Anderweitige Krystallgefäße bis zu den größten Schüsseln und Figuren sind aufgeschichtet. Die Lampen nehmen ein Appartement ein und zählen über hunderterlei Arten, davon viele mit Uhrwerken, und eine ganz neue lampe improvisée, welche mittels Quecksilbers und des leeren Raumes in den Glascylinderröhren von selbst das Oel heraustreibt und es wieder auf der Cylinderfläche unsichtbar herablaufen läßt.

Raum und Geduld fehlen mir, das Alles gehörig zu besprechen. Gehen wir jetzt weiter zu den Optikern und andern mechanischen Subtilkünstlern. Mehre von ihnen haben wichtige Erfindungen gemacht. Mit Uebergehung der zahllosen gewöhnlichen Instrumente, verweile ich bei den imposanten Werken von Lerebours und Jambon und den nützlichen von Tixier und Marcet, die den Himmel wie Giganten stürmen mit Fernröhren groß wie Mastbäume, und die Erde und ihre Herrlichkeiten im Fluge copiren, bald als Agathographen, bald als Diagraphen, und endlich noch uns mit Pharen statt mit Lampen beleuchten. Lerebours ist ein fürchterlicher Mechaniker. Er hat da eine Maschine, die einen Ochsen todtschlägt mit Elektricität, einen Tubus, gegen welchen die fameuse Feldschlange von Ehrenbreitstein nur ein Schützenbüller ist, anderer optisch-mechanischer Productionen nicht zu denken; denn er hält Markt mit Katalog und ist Lieferant der Sternwarte. Was Marcet betrifft, so kann ich noch gar nicht aus ihm klug werden. Er will Paris neu erleuchten nach einem bikatoptrischen Princip mit Ellipsen, Kegeln, Parabolen und Reflexgläsern oder Spiegeln. Der erste Versuch soll auf dem Carrouselplatz gemacht und mit einer einzigen Lampe das ganze Innere der Tuilerien erleuchtet werden. Das ist kein Spaß und könnte das Oel wohlfeil und das Gas überflüssig machen. Marcet hat bereits Pharen im Großen für einige Vorgebirge und Signalthürme gemacht, die sehr glücklich ausfielen; es unterliegt also keinem Zweifel, daß sie im Kleinen dieselbe Wirkung thun. Der Vortheil besteht in den Gläsern und der Strahlenbrechung und Verdoppelung. Das wichtigste neuerfundene Instrument ist vielleicht der Diagraph, der in verschiedenen Formen existirt, je nachdem er zu Lande oder Wasser, in der Höhe oder Ebene angewendet wird. Mittels dieses einfachen Werkzeugs kann Jedermann aufs genauste in beliebig kleinem Maßstabe nicht nur Landschaften und Gebäude, sondern auch Personen aufs Papier zeichnen, indem er blos dem vom Spiegel zurückgeworfenen Bilde nachfährt. Ich hatte mir vorgenommen, den Künstler in seinem Atelier aufzusuchen, um mich selbst eines Nähern darüber zu belehren, wurde aber bis jetzt daran verhindert.

Der Agathograph ist etwas Anderes, und der neuerfundene Verkleinerer auch. Sie können mit der merkwürdigen Erfindung des Diagraphen in keiner Hinsicht genannt werden.

Der Mechaniker Chevalier hat neue Theaterlunetten, Acliniques genannt, ein neues Mikroskop, Farbengläser seltener Art und ein Alambium zur Weinprobe erfunden, das die Jury honorirte. Ich habe außer seinen mancherlei Augengläsern und Perspektiven noch einige Hundert gefunden, die sich inzwischen freilich blos durch ihre Verzierung empfehlen. Wir können uns nicht beklagen, für die Augen ist auch gesorgt so lange sie sehen. Dem Blinden hilft keine Brille.

Was die Waffenschmiede belangt, so darf ich sie nicht vergessen. Außer im Museum der Artillerie habe ich mein Tage so heterogene Flinten nicht gesehen als in ihrem Quartier; damascirte Läufe nach Begehr, doppelt und vierfach, es gibt deren, die acht Kugeln schießen, man darf nur abdrücken. Und die Rohre schrauben sich los am Zündloch, und die Kolben sind so höflich wie Hofleute. Eine lange lange Wallflinte steht in einer Ecke auf einem Dreibein und sieht ganz barbarisch aus. Daneben stehen noch einige dicke Büchsen und Karabiner, Husarenblindschleichen. Die Pistolen sind ein Luxus. Man bezahlt 1000 Francs für ein paar blaublitzende Terzerolen und verlangt dafür, daß sie sich in die Westentaschen stecken lassen. Ebenso geht's mit den Dolchen; denn es wird Mode, Dolche zu tragen wie unter den Türken. Köstliche Säbel, Degen und Skanderbegs gibt es, die schönsten damascener, breite herrliche Scharfrichterklingen und nadeldünne Bratspieße. Wenn man aber den Fabrikanten glauben darf, so geht es sehr schlecht mit den Waffen, und es wäre hohe Zeit, daß irgendwo eine Revolution ausbräche oder Krieg ins Land käme. Pikea, Lanzen und solcherlei hohe Waffen hat die Jury von der Ausstellung ausgeschlossen. Dagegen fehlen die polnischen Sensen nicht, und die neuen Bauchaufreißer, die ein Italiener erfand; gewaltige Stahlseelen, aber unchristlich wie die Dampfkanonen. Man muß die Mordinstrumente vereinfachen, die Erfindungen sind unnütz.

Ich schließe diesen Artikel mit einer Bemerkung über die Emaillemaler; denn wahrlich, sie verdienen in Frankreich vor den andern Malern Lob. Da ist eine Madame Brochard, die hat auf Porzellan eine Mutter, mit einem schlummernden Kinde an der Brust, sehr schön gemalt. Es war ein Pendant zu diesem Gemälde auf der Kunstausstellung, das Portrait Rembrandt's. Ich habe außer diesem Meisterwerk noch andere kleine Fayencebilder gesehen, die nicht minder Beifall verdienten. Die Künstler malen auf die Uhrkapseln, in die Ringe Portraits so klein wie Erbsen. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 198. — 17. Juli 1834.

Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie. Nach des Herzogs eigenhändigen Briefen und aus den Acten und Urkunden der geheimen Staatsarchive zu Wien, Berlin, München und der vornehmsten Landesarchive des Königreichs Böhmen, von Friedrich Förster. Potsdam, Riegel. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Wallenstein ist durch Schiller's großartige Dichtung ein so bekannter und merkwürdiger Mann geworden, daß eine jede genauere Nachricht oder Aufklärung über ihn gewiß in Deutschland mit Dank entgegengenommen wird. Es ist dies aber um so mehr der Fall, da seit einer Reihe von Jahren die Geschichte des großen Feldherrn der Gegenstand mehrfacher Untersuchungen geworden und daher durch Zeitschriften und andere gelesene Blätter die Ansicht verbreitet worden ist, als ob Wallenstein lange nicht so schuldig gewesen sei, als man früher behauptete, und daß also seine wahre Geschichte ebensowenig mit der Schiller'schen Tragödie übereinstimme als die wahre Geschichte des Don Carlos mit dem Schiller'schen gleichnamigen Drama. Es kann allerdings ein eignes Zusammentreffen genannt werden, daß drei von Schiller's tragischen Charakteren, Don Carlos, Wallenstein und Maria Stuart (wir erinnern in Beziehung auf Letztere nur an die trefflichen Erörterungen Raumer's im zweiten Theile seiner „Geschichte Europas u. s. w."), durch spätere historische Forschungen in einem so ganz andern Lichte erscheinen, und es hat gewiß manchem begeisterten Freunde des unsterblichen Dichters wehe gethan, sich durch historische Kritik um eine ihm seit Jahren lieb gewordene Illusion ärmer gemacht zu sehen. Indessen läßt sich mit diesen neuern Forschungen und Entdeckungen doch die Schiller'sche Dichtung in Einklang bringen, ja, es bewährt sich jener prophetische Geist, den man an mehren Stellen des Dichters gefunden hat, auch in Auffassung solcher Gegenstände, deren wahre Verhältnisse er eigentlich nur ahnen konnte, die sich aber doch mit großer Klarheit seinem Dichterauge darstellten. Dafür sprechen auch Schiller's eigne Aeußerungen in einem Briefe an Böttiger („Minerva" f. 1811, S. 35 fg.). Jedoch davon kann jetzt hier nicht die Rede sein; wir wenden uns vielmehr zu Dem, was Hr. Förster für die Biographie seines Helden gethan hat. Das Eine wollen wir noch bemerken, daß derselbe nicht zu den Verkleinerern und Neidern Schiller's gehört, die jetzt hier und da ihr Wesen treiben, er ist im Gegentheil von einer lebhaften und aufrichtigen Bewunderung des großen Dichters erfüllt, die er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ausspricht.

Der Titel nennt die hauptsächlichsten Quellen, die Hr. F. benutzt hat. Ein besonderes Glück hat ihm lang verschlossene Archivschränke eröffnet, die Auffindung einiger Hundert eigenhändiger Briefe Wallenstein's im gräflich Arnim'schen Familienarchiv zu Boitzenburg befähigte ihn schon 1828 u. 29 zur Herausgabe dreier Bände von Briefschaften und Urkunden, die auch für das vorliegende Werk die Hauptquelle blieben; endlich unterstützten ihn theilnehmende Freunde (unter denen besonders Dr. Glückselig in Prag gerühmt wird) mit freigebigem Eifer. Was an gedruckten Schriften und zerstreuten Notizen benutzt werden konnte, ist treulich benutzt. Ref., der sich mit Wallenstein's Geschichte viel beschäftigt hat, vermißte nur wenig. Die Schrift von Joh. Sporschil (Leipzig 1828) ist wol wegen ihrer Unbedeutenheit nirgends aufgeführt worden, auch hätte sie nur Stoff zur Widerlegung dargeboten. Dagegen vermissen wir die Benutzung der Schrift von C. Jos. Czoernig: „Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Stadt Reichenberg" (Wien 1829), in der sich manche Notizen über Friedland als Landesherr finden, denn Reichenberg gehörte zum Herzogthum Friedland, sowie auch Chr. F. Schulze's „Geschichte der neuen Zeit", I, 474 fg., und Raumer's Darstellung der Geschichte Wallenstein's im „Historischen Taschenbuche für 1832" (die Ueberarbeitung im dritten Bande der „Geschichte Europas" konnte Hr. F. noch nicht benutzen) dem Verf. von Nutzen gewesen sein würde, nicht minder Löbell's anziehende Erzählung in Becker's „Weltgeschichte", IX, 120—130. Endlich hätte auch wol die schöne Stelle in Zedlitz's „Todtenkränzen" (St. 10—19) hier um so mehr eine Erwähnung verdient, weil sie grade von einem östreichischen Dichter herrührt. Hier und da sind die benutzten Quellen nicht ganz genau angeführt, wie sich wenigstens Ref. nicht erinnert, den auf S. 340 fg. berührten Entwurf einer ständischen Verfassung für das Herzogthum Friedland anderswo gelesen zu haben als in

Hormayr's „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte", 1830, S. 29 fg. Aus demselben (1831, S. 29) hätte auch über die Verheirathung von Wallenstein's einziger Tochter Maria Elisabeth mit dem Grafen Franz Rudolf von Kaunitz noch Einiges entlehnt werden können. Denn diese Maria Elisabeth ist ja die Schiller'sche Thekla, und nicht leicht sind für einen idealischen weiblichen Charakter mehr edle Herzen in Deutschland mit größerer Innigkeit eingenommen worden als für Wallenstein's „starkes Mädchen".

Indem wir uns zu der Biographie selbst wenden, so nehmen wir in derselben überall ein offenbares Bestreben wahr, den Herzog von Friedland zu vertheidigen, ihn von den meisten Beschuldigungen zu reinigen und ihn als einen treuen Diener des Kaisers darzustellen, bis in den letzten Wochen seines Lebens ihn die Sorge, das eigne Leben zu sichern und der ihn bedrohenden Gefangenschaft zu entgehen, nöthigte, Verbindungen mit den Feinden des Kaisers anzuknüpfen.

Alles — sagt der Verf. S. 319 —, was uns von seinen Gedanken und Thaten, von seinem Wollen und Vollbringen überliefert worden ist, bezeichnet den großen Mann; selbst seine Schwächen sind die eines ausgezeichneten Geistes. Ihm müssen wir zugestehen, daß er nicht allein wußte, was er wollte, sondern daß er es auch erreichte. Mit oberflächlichem Urtheil hat man von ihm gesagt: er sei der Mann des Glücks gewesen, der Alles der Gunst und dem Zufall verdanke; wir aber haben uns vielmehr überzeugt, daß, wenn er glücklich genannt werden darf, er seines Glücks eigner Schmied war. Dem Knaben schon geht die Ahnung von einer großen Zukunft auf; frühzeitig entscheidet er sich, welcher Partei er in dem weltbewegenden Kampfe angehören will. Als böhmischer Edelmann tritt er in den Dienst des Kaisers und der katholischen Kirche; tyrannische Gewalt und betrügerische Klugheit nehmen ihn gern als Bundesgenossen und Gehülfen an, allein an Gewalt und Klugheit wird er beiden so sehr überlegen, daß er nicht sowol im Dienste des Kaisers und der Jesuiten, sondern beide vielmehr in seinem Dienste stehen. Als unerläßliche Bedingung zu einem gebieterischen Eingreifen in das Schicksal seiner Zeit erkennt er die breitere Unterlage eines großen Besitzthums und den Rang, der ihn den Fürsten des Reichs gleichstellte. Durch Heirath, Erbschaft, Kauf weiß er das Eine, durch Hingebung und Tapferkeit das Andere zu erreichen; so wird er Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg. Sein Ehrgeiz ist nicht leere Aufgeblasenheit, sein Streben nach Besitzthum nicht eigensüchtige Geldgier; er weiß seine Würde zu behaupten und ist zu jedem Opfer bereit für die Sache, an die er Gut und Blut gesetzt hat. Welcher Selbstverleugnung er in dieser Rücksicht fähig war, bewies er vornehmlich bei der Abberufung vom Oberbefehl 1630 und bei der zweiten Uebernahme desselben im folgenden Jahre. Obwol er aber den Kaiser zum unumschränkten Gebieter in Deutschland, die katholische Kirche zur alleinherrschenden zu erheben bestrebt war, so war er doch keineswegs so sehr Ultra und Obscurant, daß er mit den hispanischen Beichtvätern und Gewissensräthen gemeinschaftliche Sache gemacht und den geistlichen und weltlichen Despotismus begünstigt hätte; er übersah den Kaiser, seine Räthe und Jesuiten so sehr, daß er sich nie von ihnen brauchen ließ, und indem er zuletzt durch den schändlichsten Meuchelmord fiel, so sehen wir nur, daß er eine zu ehrliche Gesinnung hatte, um an solche Verruchtheit und Untreue zu glauben.

Ref. kann sich trotz des großen Interesses, welches er an Wallenstein stets genommen hat, doch nicht mit den obigen Urtheilen übereinstimmend erklären. Was die eigentliche Ursache von Wallenstein's Ermordung, nämlich seine hochverrätherischen Plane anbetrifft, so wird allerdings nach den vorliegenden Acten und Urkunden der Verdacht von Wallenstein fast ganz entfernt, sich mit Schweden oder Frankreich in eine verrätherische Verbindung eingelassen zu haben. Es war also kaum ein genügender Grund zur rechtlichen Untersuchung, geschweige zur Ermordung eines so hochgestellten Mannes, und Ferdinand II. selbst äußerte nach Hormayr's Bericht („Beschreibung von Wien", IV, 2, 93), daß des Herzogs Verbrechen weit minder schwer gewesen sei, als es seine Feinde boshafterweise dargestellt hätten. So fiel er wol als ein Opfer geheimer Ränke und Intriguen, als ein Opfer der Feindschaft der spanischen Partei am Hofe zu Wien, wo Jesuiten, Hofleute und andere seiner Feinde jedes Wort und jede That belauschten, den frühern Argwohn durch einzelne, mitunter gemisdeutete Aeußerungen Wallenstein's stets rege erhielten und endlich einen Mordbefehl veranlaßten, zu dessen Beschleunigung auch wol Geld und Habgier das Ihrige beitragen mochten. Denn die meisten seiner Feinde am Hofe zu Wien und unter den Officieren seines Heeres waren neidische, unverständige, verächtliche Personen. Auf der andern Seite darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß Wallenstein selbst durch sein Betragen dem Kaiser hinlänglichen Grund zu Argwohn und gerechten Befürchtungen gegeben hatte. Seine Erhebung in den Fürstenstand, die reichen Dotationen, die er durch die Gnade des Kaisers erhielt, und die endlich gar zu Länderverleihungen wurden, waren die unvertilgbaren Wurzeln aller Misverhältnisse Wallenstein's und des Kaisers, und hatten in ihm selbst einen unglücklichen Zwiespalt erzeugt, durch den er keinen festen Halt gewinnen konnte. Der böhmische Edelmann und Soldat des Kaisers stand in keinem Verhältnisse zu dem souverainen Fürsten, wozu ihn zwar der Kaiser erhoben hatte, aber zugleich auch die Macht gegeben war, weiter zu streben und weit aussehende Plane zu hegen. Die Zeit war solchen Unternehmungen günstig. Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig hatten mit dem Degen in der Faust sich eigne Herzogthümer zu gründen gesucht, Gustav Adolf hatte das Bisthum Osnabrück seinem natürlichen Sohne, dem Grafen von Wasaburg, zugedacht und seinen Generalen und Staatsmännern in Schwaben und Franken eine große Anzahl von Städten, Abteien, Klöstern und Ortschaften als Mannslehn und unter schwedischer Oberherrlichkeit versprochen, ja er hatte wol noch größere Dinge im Sinne; warum sollte Wallenstein nicht auch den Plan hegen, in den Wirren seiner Zeit als eine selbständige und entscheidende Macht aufzutreten? Wenn solche Plane in seiner Brust reiften, so hat dies Schiller in jenem berühmten Monologe („Wallenstein's Tod", I, 4) sehr richtig geahnt, wenn er seinen Helden sagen läßt:

Es war nicht
Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken blos gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?

Aber solche Plane mußten auch geheim gehalten wer-

[illegible] [illegible] [illegible] [

tes sein, bis 1874, welche Epoche ihr vom Parlament festgesetzt ist, ihre Schuld abzutragen und dabei stets ihre Dividende zu vermehren. Keine Besorgniß über ihre zukünftige Stellung wird die Compagnie fernerhin abhalten, ihre übernommenen Verpflichtungen einzugehen; sie ist in dem Falle, allen britischen Unterthanen, die sich unter ihren Schutz begeben, kräftige Unterstützung angedeihen zu lassen; ein zahlreiches, kriegsgeübtes Heer steht in ihrem Solde; ihre diplomatischen Agenten sind seit langer Zeit mit den Localitäten, Sitten und dem Charakter der Nationen vertraut, mit welchen die englischen Speculanten verkehren; diese Behörden können ihnen daher die genauesten Nachweisungen ertheilen und sie gegen Täuschungen jeder Art verwahren.

Man macht sich überhaupt in Europa sehr falsche Begriffe vom Klima Indiens; man stellt sich darunter ein Land des Schreckens und des Todes vor, wo eine glühende Atmosphäre den Europäer verzehre. Es ist dem durchaus nicht so. Im District von Coimbatur, von Carnate, Mysore, auf den Abhängen des Himalaya, der blauen Gebirge, in den Thälern von Nerbuddah, überhaupt am Ufer der Ströme und ihrer Neben- und Seitenflüsse herrscht eine Temperatur, welche an die gemäßigten Himmelsstriche Italiens, der Schweiz oder Andalusiens erinnert, so heiter, erfrischend und lieblich weht dort die Luft. In manchen Regionen hat man freilich alles Ungemach der tropischen Temperatur zu erleiden, die aber dennoch meistens durch besondere Oertlichkeiten modificirt sind. Indien ist ein Land von der glücklichsten Beschaffenheit. Der Indus, der Ganges, der Djumna, der Dihlum sind mächtige Ströme, die sämmtlich einen Lauf von 12—1500 engl. Meilen haben und Schiffe von der stärksten Tonnenlast tragen. Die Ebenen des Ganges können für sich allein zehnmal mehr Zucker hervorbringen als sämmtliche Antillen zusammengenommen, das Land hat Ueberfluß an den allergemeinsten wie an den seltensten Producten, dabei findet man stets vielleicht etwas laue, aber willige Arbeiter. Die Provinz Bengalen hat jährlich zwei Ernten; die Erzeugnisse eines einzigen Jahres reichen hin, die ganze Bevölkerung zwei Jahre lang zu unterhalten, und diese Bevölkerung beträgt nicht weniger als 25 Mill. Menschen, und nur der achte Theil des Bodens ist angebaut! Zwischen den Provinzen Allah-Abad, Bahar und Nepal erstrecken sich die Wälder von Aude, welche von Elefanten, Rhinocerossen und Tigern wimmeln, und an deren Rande zahllose Heerden von Pferden, Büffeln und Schafe leben. In der Provinz Delhi trifft man Thalebenen, wo jährlich drei Reisernten gehalten werden; die Ebenen von Benares, die Districte von Patna und Malwa erzeugen jene ungeheure Quantität Opium, welche nach China ausgeführt wird. Auf der Küste von Malabar erstrecken sich herrliche Anpflanzungen von Pfefferstauden, reiche von Kokesbäumen umschattete Reisfelder oder dichte Wälder von Teek- und Sandelholzbäumen, deren Ertrag stets die Erwartungen der Pflanzer übertrifft.

Dieses gesegnete Land wird bald nicht weiter als 45 Tagreisen von den engl. Seehäfen entfernt sein. Männer vom Fache, welche die Oertlichkeiten aufs genaueste untersucht haben, betrachten jenes so vielfach bestrittene Project nicht mehr als eine Chimaire, durch Vermeidung der Umschiffung Afrikas Indien den europäischen Seehäfen näher zu bringen. Unter Mitwirkung des Vicekönigs von Aegypten wird dieses Project nächstens ins Werk gesetzt werden, den früher gefaßten Plan, den Euphrat schiffbar zu machen, hat England aufgegeben; Rußland, welches bereits die unerschöpflichen Waldungen des Taurus inne hat, brauchte nur einige mit Truppen bemannte Flosse den Euphrat hinabfahren zu lassen, und nach 8—10 Tagen würden sich seine Heere am Ufer des persischen Meerbusen befinden. Der sicherste Weg führt durch die Landenge von Suez. Die englischen Schiffe werden von Falmouth auslaufen, nach Malta steuern, von da nach Alexandrien, dann den Kanal hinaufschiffen, welchen Mehemet-Ali bauen läßt und der die Verbindung dieses Hafens mit dem Nil bewerkstelligen wird. Mittels eines Leinpfads würde dieser nur 45 Seemeilen betragende Weg in sechs Stunden zurückgelegt werden können; in drei Tagen wäre die Reise von Alexandrien nach Kahiro vollendet. Von dieser Stadt würden die Waaren auf Eisenbahnen nach Suez geschafft. Die Schifffahrt auf dem rothen Meere, welche so lange Zeit als gefährlich verrufen war, ist es durchaus nicht. Sir J. Malcolm, welchen die britische Regierung beauftragt, dieses Meer zu untersuchen, hat weder Gefahren noch Schwierigkeiten auf seiner Fahrt längs der Ostküste gefunden, und auf diesem Wege bedarf es nicht mehr als 45 Tage, um die Reise von Falmouth nach Bombay zurückzulegen. Neuerdings hat Waghorn diesen Plan der Genehmigung des Vicekönigs vorgelegt, welcher ihn gebilligt und die Versicherung gegeben, er werde ein Entrepot zwischen Kahiro und Suez, sowie Eisenbahnen zwischen diesen beiden Punkten auf eigne Kosten errichten lassen. Auf dieser Straße werden bald Auswanderer, Speculanten und Kaufleute in Menge nach Indien ziehen; unberechenbarer Profit wird aus den neu zu begründenten Handelsverbindungen mit China, Tonkin, Cochinchina, der östlichen Tatarei, den Philippinen u. s. w. erwachsen. Europäische Pflanzer werden in den Ebenen von Bengalen den Bau des Indigo mit weit größerm Erfolge betreiben als bisher die Hindus, oder in der Halbinsel des Ganges den Zuckerrohrpflanzungen die größtmögliche Ausdehnung geben; der Thee und der Ranking von China, die Gewürze der Molucken, die Firnisse von Japan werden um Vieles wohlfeiler in England werden. Dieser Zweig der englischen Handelsverbindungen mit Ostindien ist nicht der minder wichtige. Am Theehandel hatte die Compagnie einen jährlichen Gewinn von 1 Mill. Pf. St. Auch das Opium wird eine weit ergiebigere Quelle des Gewinnes werden, da im Allgemeinen das Interesse des Einzelnen thätiger und einsichtsvoller ist als das collective. Obgleich das Einführen des Opiums von der chinesischen Regierung aufs strengste untersagt ist, so macht es dennoch über zwei Drittheile des Handels zwischen China und Indien aus. Bisher hatte man keine genauen Nachweisungen über die Wichtigkeit dieses Handelszweiges. Nach den von der Compagnie bekanntgemachten Actenstücken betrug der Werth des von 1832—33 nach China ausgeführten Opiums 15,352,429 Piaster. Folgende Tabelle gibt eine vollständige Uebersicht der gegenwärtigen Lage der britischen Besitzungen in Ostindien

Politische Eintheilung.	Oberfläche in engl. Meil.	Bevölkerung. Weiße.	Farbige.	Heer. Engl. Tr.	Eingeborene.
Bengalen .	150,000	25,000	40,000,000		
Agra . . .	89,000	5000	32,000,000	16,000	10,000
Indien jens. d. Ganges .	50,000	800	1,000,000		
Madras . .	142,000	15,000	14,000,000	13,000	58,000
Bombay . .	64,938	10,000	8,000,000	8000	83,000
Ceylon . .	24,664	8000	900,000	1800	2000
Penang . .	160	500	60,000		
Malacca . .	800	300	34,000	70	500
Singapore .	330	200	22,000		
	521,892	66,500	96,076,000	38,870	103,500

Das Budget der Land- und Seemacht beläuft sich auf jährliche 10,700,000. Die Seemacht, welche ausschließlich unter der Präsidentschaft von Bombay steht, besteht in einer Fregatte, sechs Briggs mit 18 Kanonen, sechs Corvetten mit zehn Kanonen, zwei Dampfschiffen und einigen kleinen Fahrzeugen, welche die Küsten bewachen, das Personal begreift 12 Capitains, 14 Commandanten, 46 Lieutenants, 71 Cadetten und 500 Matrosen. Diese Flotille hat der Compagnie wichtige Dienste geleistet in den verschiedenen Kriegen, die sie bestanden; noch jetzt zeigt sie sich sehr nützlich, indem sie beständig auf die Seeräuber Jagd macht, welche das indische Meer und die Küsten von China beunruhigen. Ein Theil der Flotille ist nebstdem damit beschäftigt, die Kauffahrer zu leiten, welche in den bengalischen Meerbusen einlaufen, woselbst im April und October die Schifffahrt mit Gefahren verknüpft ist. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 199. — 18. Juli 1834.

Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg u. s. w. Von Friedrich Förster.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Die Erwerbung des Herzogthums Sagan ist von Hrn. Förster zuerst unter allen Schriftstellern über Wallenstein urkundlich dargestellt worden (S. 71—74). Man ersieht daraus, daß Wallenstein bereits im August 1627 mit dem Kaiser über den Ankauf von Sagan einig sein mußte. Der Kaufbrief über die Ueberlassung des Herzogthums Sagan und der Herrschaft Priebus für 150,850 Gulden 1 Heller ist den 1. September 1627 unterzeichnet, ein Lehnbrief vom Kaiser statt desselben vom 2. Januar 1628 ausgestellt. Die Besitznahme von Mecklenburg geschah 1628 und ist nach den eigenhändigen Briefen Wallenstein's und gedruckten Nachrichten erzählt. Daß die Verleihung widerrechtlich und die Besitznahme ungerecht war, stellt Hr. F. natürlich nicht in Abrede.

Der Feldzug Wallenstein's nach Niedersachsen 1625 und 1626 war bisher nur oberflächlich geschildert worden. Hrn. Förster's urkundliche Quellen fließen hier nur sehr sparsam, um so erfreulicher war es, diese Lücke in Fr. v. d. Decken's „Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg" (vgl. Nr. 8 d. Bl.) ausgefüllt zu finden, aus welcher Biographie der Verf. über den Bestand von Wallenstein's erstem Heere, über die diesem voranziehenden Zigeunerbanden, über seine Bemühungen, Tilly und Pappenheim die Herzogthümer Kalenberg und Wolfenbüttel zu verschaffen, um sich selbst in seinem Reichslande zu behaupten, in den Beilagen (S. 408—432) viele wichtige Notizen entlehnt hat. Zur bessern Einsicht in die Verhältnisse Wallenstein's und Tilly's dienten ebenfalls die angeführten Stellen, in denen Ref. jedoch die Notiz aus der Decken'schen Schrift vermißt hat, daß Wallenstein mit Hülfe der Jesuiten zu Wien das Herzogthum Mecklenburg bekommen und ihnen dafür die Restitution der geistlichen Güter versprochen habe.

Ein Vorwurf, der von jeher die Wallenstein'sche Kriegsführung entstellt hat, sind die furchtbaren Erpressungen seiner Soldaten in Freundes und Feindes Land gewesen. Hr. F. hat sich an mehren Stellen (S. 87—89, 142—147 u. a. O.) bemüht, den Feldherrn als einen wahren Freund strenger Mannszucht darzustellen, auch finden sich Briefe, in denen er diese dem General Arnim zur strengsten Pflicht macht, ihm befiehlt, einzelnen Obersten die Regimenter abzunehmen und sie selbst vor ein Kriegsgericht zu stellen, den Erpressungen und Betrügereien der obern Officiere zu steuern und über die Ehre des kaiserlichen Dienstes zu wachen; aber dies Uebel ward durch bloße Befehle nicht abgestellt, ebensowenig als die Armeebefehle Bonaparte's im italienischen Feldzuge 1797 (s. Thibaudeau's „Geschichte Napoleons", II, 33) die Habsucht der französischen Intendanten zu beschränken vermochten. Allerdings liegt für einen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges eine Entschuldigung in der Art der Kriegführung und in der wenig geordneten Verpflegung und Einquartierung der Soldaten, obschon wir in den französischen Kriegen mehr als einmal erlebt haben, daß Verwaltungsbehörden, Stadtverordnete und Landstände gegen die Erpressungen der Franzosen und den Uebermuth ihrer Befehlshaber ein nicht so wirksames Schutzmittel gewesen sind, als Hr. F. auf S. 142 meint; aber man kann doch auch unmöglich leugnen, daß die Art und Weise, mit der Wallenstein gekrönte Häupter und Fürsten behandelte, seine Soldaten nur mit einer geringen Achtung gegen die Unterthanen derselben und ihr Eigenthum erfüllen konnte. Wir wollen nur einen Brief an den alten Herzog Bogislav von Pommern vom 13. Jan. 1628 (in Förster's Briefsammlung, I, 272) als Beleg anführen. An diesen schreibt Wallenstein aus Prag:

> Wir können nicht unterlassen, Ew. Liebden zu benachrichtigen, weßmaaßen wir verständigt worden, daß Sie Bedenken haben, etliche General Proviantháuser in Dero Land zur Unterhaltung des kaiserlichen Volks anrichten zu lassen. Nimmt uns dahero nicht wenig Wunder, daß Ew. Liebden dergleichen Entschuldigungen anziehen mögen, denn dieselbigen privilegia sind allein zu Friedenszeiten zu gebrauchen, in Kriegszeiten aber hat es damit eine andere Meynung. Deßhalb versehen wir uns zu Ew. Liebden, Sie werden Ihre eigene Wohlfahrt in Acht nehmen und dieweil solches zur Conservirung und großem Nutzen Ew. Lande gereicht, es beliebig sein lassen, daß dieses in das Werk gesetzt und etliche Proviantháuser in Dero Lande angerichtet werden. Verbleiben demnächst Ew. Lb. zu angenehmer Dienstverweisung willig.

Ist das nicht ganz dieselbe Sprache, die ein Davoust, Vandamme und Daru, der Intendant mit dem ehernen Herzen (wie er sich selbst nannte), in Deutschland geführt haben? — Ob Wallenstein bei seinen Zügen stets ganz uneigennützig war und die Contribution nur in des Kaisers

Namen und zur Befriedigung der nothwendigſten Heerbedürfniſſe brauchte, wollen und können wir nicht entſcheiden. Der Verf. ſpricht ihn (S. 392) von dem Vorwurfe der Selbſtbereicherung gänzlich frei und will dies namentlich daraus beweiſen, daß Wallenſtein ſich ſo oft ſelbſt in Geldverlegenheit befunden und aus ſeinen Herzogthümern habe nicht blos baares Geld, ſondern auch Korn, Mehl, Bekleidungsſtücke, Waffen und Munition nach Niederſachſen und Mecklenburg nachſchicken laſſen, um die nothwendigen Bedürfniſſe zu decken, da er auf die Rückzahlung der Summen, die ihm der Kaiſer ſchuldete, ſo lange warten mußte und am Ende gar nichts erhielt. Daher verfährt er mit unnachſichtlicher Strenge gegen ſeine Rentbeamten und droht ihnen mehr als Ein Mal (S. 399—401), daß er ihnen würde die Köpfe abſchlagen laſſen, wenn ſie die geforderten Summen nicht herbeiſchafften. Dieſe Verordnungen gehören freilich in die Jahre 1631 und 1632, wo der Herzog vielfach gereizt und verſtimmt war, und inſofern mag Hr. F. Recht haben, dieſe Härte zu entſchuldigen. Ob aber Wallenſtein nicht auch früher ſchon in ähnlicher Weiſe geſchrieben hat, da er ſich auch in frühern Jahren in Geldverlegenheit befand (S. 386, 387 und in der „Briefſammlung", I, 173, 401), laſſen wir dahingeſtellt ſein. Wenigſtens iſt es unwahrſcheinlich, daß ein für den Wohlſtand ſeiner Länder ſo beſorgter Fürſt, wie Wallenſtein nach vollgültigen Zeugniſſen war, ſeine Unterthanen ſoll gedrückt und da mäßig und mild ſich betragen haben, wo er mit vollen Händen aus fremden Ländern nehmen konnte und nicht einmal in ſeinem eignen Namen zu befehlen brauchte. Napoleon, mit dem Wallenſtein wol verglichen worden iſt, ſchonte ſeine Franzoſen recht ordentlich auf Koſten der Deutſchen und anderer ihm feindlichen Völker.

Die Geſchichte der Belagerung von Stralſund bildet, wie der Verf. richtig bemerkt hat, ſowol in der Geſchichte Wallenſtein's als in der des dreißigjährigen Krieges eine wichtige Epiſode. Ref. kann jedoch hier auf dieſelbe nicht eingehen, da außer den vom Verf. früher bekanntgemachten Arnim'ſchen Briefen die Belagerung Stralſunds an Zober einen fleißigen und genauen Geſchichtſchreiber gefunden hat.

Die Verhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg, die Klagen der Fürſten über Wallenſtein, ſeine Entlaſſung vom Generalat, wozu Ferdinand II. nach S. 146 beſonders durch Furcht und Eigennutz beſtimmt ſein ſoll, Wallenſtein's Zurückgezogenheit auf ſeinen Schlöſſern zu Prag und Gitſchin enthalten nur einzelne neue Belege zu dem bereits Bekannten. Dagegen iſt aus ungedruckten Briefen und Actenſtücken das gute Vernehmen, in dem Wallenſtein in dieſer Zeit zum Kaiſer ſtand, geſchildert, ſeine auf kaiſerlichen Befehl mit Dänemark und Kurſachſen gepflogenen Unterhandlungen und die Nichtigkeit der Beſchuldigungen dargethan, die ſpäterhin der kaiſerliche Hof auf ihn häufte (S. 160—170), was Hr. F. bereits im zweiten Bande der von ihm herausgegebenen „Briefe Wallenſtein's" ausführlicher erörtert hatte. Ebenſo iſt der Bericht über Wallenſtein's zweite Uebernahme des Obercommandos vor den frühern Erzählungen durch neue Aufſchlüſſe (S. 171—180) ausgezeichnet, wie denn z. B. (S. 179) der gewöhnlichen Angabe widerſprochen wird, daß der Herzog von Friedland ſich die Anweſenheit des Kaiſers beim Heere verbeten habe. Es iſt bekannt, wie hochgeſtellt die Bedingungen waren, unter denen Wallenſtein das Commando übernahm. Mit Recht ſagt Raumer („Geſchichte Europas", III, 531), man könne zweifeln, ob Wallenſtein die Bedingungen aus Ehrgeiz oder Anmaßung ſo hoch ſtellte, oder ob ſie, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, in dieſer Art nothwendig waren, und belobt Richelieu's („Mémoires", VII, 18) richtige Anſicht, daß ſolche Bedingungen ihrem übermäßig begünſtigten Urheber leicht Gefahr bringen konnten. Will man den Herzog wegen ſeines Verlangens, „Generaliſſimus in absolutiſſima et optima forma" zu ſein (S. 180), entſchuldigen, ſo könnte man etwa einen Grund aus dem Umſtande hernehmen, daß er einem ſouverainen Feldherrn, der in jeder Beziehung „König war in ſeinem Heere", entgegenziehen ſollte. Grade die Abhängigkeit vom Hofkriegsrathe und andern kaiſerlichen Räthen in Wien ſcheute er, und wol mit Recht. Spätere öſtreichiſche Feldherren, Graf Seckendorf im Türkenkriege 1737, Laudon und Daun im ſiebenjährigen, ja ſelbſt der Erzherzog Karl bei mehren Vorfällen der franzöſiſch-öſtreichiſchen Kriege gegen Napoleon ſind beklagenswerthe Beiſpiele einer zu weit getriebenen Abhängigkeit. Dagegen waren die öſtreichiſchen Waffen um ſo glücklicher, als Prinz Eugen zugleich Oberfeldherr und Hofkriegsrathspräſident war.

Die Geſchichte des zweiten Wallenſtein'ſchen Feldzuges iſt nicht ohne neue Aufklärungen; die Schlachten bei Nürnberg und Lützen ſind gut geſchildert, Guſtav Adolf's Tod der Wahrheit gemäß erzählt. Nach der Schlacht bei Lützen gewinnt die Darſtellung eine beſondere Wichtigkeit, indem von jetzt an die Beſchuldigungen des Hochverraths und der Doppelzüngigkeit von Seiten der italieniſch-jeſuitiſchen Partei am Hofe zu Wien immer lauter werden. Hr. F. hat hier vorzugsweiſe die von ihm früher bekanntgemachten Briefe benutzt und daraus Wallenſtein's Schuldloſigkeit zu beweiſen geſucht. So viel geht hervor, daß die Unterhandlungen mit Sachſen und Brandenburg nur die Vertreibung der Schweden vom Reichsboden beabſichtigten und daß dabei nicht die Rede vom Abfalle vom Kaiſer war. Während aber Wallenſtein mit Arnim und dem Herzoge von Lauenburg unterhandelte, rüſtete er ſich aufs Neue und fiel über die ſicher gemachten Feinde her, ehe ſie es vermutheten. Dadurch entſtanden unter den Verbündeten Misverhältniſſe; alle Theile mistrauten ſich und auch wieder dem Herzoge Friedland, wozu auf S. 219 eine merkwürdige Stelle aus einem Briefe Arnim's vom 29. Sept. 1633 beigebracht iſt. Verdächtiger erſcheinen die Unterhandlungen mit Frankreich. Hier iſt (S. 221) zuerſt die Rede davon, daß ein Gerücht gehe, Wallenſtein wolle vom Kaiſer abfallen, und daß das franzöſiſche Cabinet verſprochen habe, den Herzog bei ſeinen Bewerbungen um die böhmiſche Königskrone zu unterſtützen. Die weitern Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Geſandten

Feuquières in Dresden führt Graf Kinsky, Wallenstein's Schwager, und wenn hier (S. 221—228) auch keine neuen Aufschlüsse gegeben sind, so wird man doch Hrn. Förster darin beistimmen müssen, daß sich nirgends eine Spur findet, auf die sich an Wallenstein's wirkliche und aufrichtige Theilnahme bei jenen Verhandlungen schließen ließe. Schiller hat diese Verhältnisse („Wallenstein's Tod", I, 3) mit wenigen Worten richtig angedeutet.

Wir können über die letzten Scenen aus Wallenstein's Leben, seine Unternehmungen in Schlesien, die Sendung des Hofkriegsraths Questenberg und die Geschichte des bekannten Revers der Generale zu Pilsen am 12. Januar 1634 (S. 240—259), sowie über die Intriguen zu Wien und des Kaisers doppelzüngiges Wesen, nachdem Wallenstein bereits in die Acht erklärt war, kurz hinweggehen, da Hr. F. an neuen Quellen hier nur seine Briefsammlung benutzt hat. Hiernach ist Alles ausführlich und für den unbefangenen Leser auch meist überzeugend geschildert. Wallenstein's Abreise von Pilsen, seine Ankunft in Eger, die Ermordung seiner treuesten Anhänger, endlich seine eigne Ermordung werden von S. 275—284 erzählt, Oberst Buttler erscheint am geschäftigsten bei der unmittelbaren Vollziehung der That. Seine und des Obersten Teufel, des Generallieutenants Gallas und Piccolomini *), und des Marchese di Grana Habgier und Eilfertigkeit, sich in die Beute zu theilen, ihre Zudringlichkeit am kaiserlichen Hofe, um aus Friedland's Nachlaß Herrschaften, Schlösser und Dörfer oder militairische Würden zu erhalten, ist wahrhaft empörend (S. 286—296) und könnte, wie bereits bemerkt, einen indirecten Beweis dafür abgeben, daß Wallenstein der Verbrechen nicht so schuldig war, als ihm seine geldgierigen Untergebenen andichteten. Die Untersuchung gegen die in Wallenstein's Sache verwickelten Officiere macht den Schluß der Erzählung aus, der in der Beilage (S. 443—460) das Inventarium über die zu Eger weggenommenen Papiere Wallenstein's, wie es der kaiserliche Commissarius, Justus Gebhardt, verfaßt hatte, beigefügt ist. Diese Originalconcepte sind aus dem friedländischen Archive entlehnt worden.

Von S. 307—320 ist Wallenstein's Persönlichkeit und seine äußere Erscheinung geschildert, meist nach Gualdo Priorato. Darauf wird er ein sorgsamer Gatte und Vater genannt und als Zeugniß eines zarten und traulichen Verhältnisses mit seiner Gattin einige Briefe derselben (S. 320—324), sowie des Herzogs letztwillige Verordnungen in Beziehung auf seine Hinterlassenen (S. 403 fg.) angeführt. Die Briefe sind allerdings herzlich und liebevoll geschrieben; man wird aber um so mehr wünschen, auch einige Briefe Wallenstein's zu lesen, wie man im umgekehrten Falle bei den neuerdings erschienenen Briefen Napoleon's an Josephine die Briefe der Letztern bei mehren Gelegenheiten ungern vermißt.

Von einem besondern Interesse ist die Charakteristik Wallenstein's als regierender Fürst und Landesherr, wozu der Verf. theils aus Schottky's Schrift, theils aus einzelnen Archiven und Urkundensammlungen die einschlagenden Notizen mit großem Fleiße zusammengestellt und einen großen Theil davon bereits in Raumer's „Historischem Taschenbuche" f. 1834 (S. 1—123) bekanntgemacht hat. Gleich nach Bildung seiner Herzogthümer Friedland und Sagan errichtet Wallenstein eine Kammer und Kanzlei, die Verwaltung wird einem Landeshauptmann übergeben, ein Entwurf zu einer landständischen Verfassung (S. 340—342) gemacht und ein „absonderliches Landrecht und Tribunal" aufgerichtet. Die katholische Kirche wird im Herzogthume überall wiederhergestellt, doch werden die Protestanten nicht zu hart behandelt und nicht mit gewaffneter Hand zum Uebertritt gezwungen (S. 356 fg.), während Augustiner, Dominicaner, Kapuziner und besonders Jesuiten sich im Lande ausbreiten. Der Herzog begünstigt Letztere ganz besonders, doch will er sie nicht zu hoch erhoben wissen.

Was ich Euch — schreibt er an seinen Landeshauptmann — wegen der Karthäuser resolvirt hab', werdet allbereit empfangen haben; ich begehre sie zwar nicht weg zu thun, sondern ich will ihnen nur die Zähne weisen (S. 347).

Als die Jesuiten durch ihre Bekehrungswuth Unruhen verursacht hatten, entscheidet der Herzog auf die Klage der Unterthanen (1626):

Werdens die Jesuiten gutt machen, so werden sie's gutt haben; ich begehre ihre impertinenzen nicht mit brachio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen seindt unerträglich. — Sensten gebt auf Alles gut achtung und von den Jesuiten laßt euch nicht bei der Nasen führen. Könnt ich mit 100,000 Gulden der Fundacion, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thät' ich's gern (S. 351).

Auch für die Schule der „adeligen Knaben" sorgt der Herzog mit landesväterlicher Milde.

Besonders thätig zeigt sich Wallenstein, wo es die Emporbringung des Gewerbfleißes, der Handwerke und der Landwirthschaft gilt. Nicht unwürdig steht er in dieser Beziehung Karl dem Großen und dem Hohenstaufen Friedrich II. zur Seite. Wiederholt befiehlt er in seinen Briefen und Decreten an die Kammer zu Gitschin, die sämmtlich 1623—1632 aus dem Feldlager erlassen sind, die Anlegung von Maulbeerpflanzungen, Brauhäusern, Eisenhämmern, Pulvermühlen, Salpeterhütten; er bekümmert sich um die Bestellung der Felder und Wiesen, bringt mit besonderer Vorliebe auf die Vervollkommnung der Pferdezucht und schreibt den Gärtnern vor, wie sie Gemüse und andere Gartengewächse pflanzen sollen. So wird dem Hauptmann zu Wehlisch befohlen (S. 365), er solle „die kranken, blöden Kapaunen und Hähnlein an die Vorwerke austheilen, damit sie an der jungen Grasweide wiederum gesund werden", und an seinen Feldmarschall Arnim schreibt Wallenstein am 2. Juli 1628, daß er „in der Mark kein Weißbier bekommen könne und also seinen Durst mit Wein löschen müsse" (S. 366). Ueberhaupt hält er sehr viel auf „einen Trunk guten Biers" und

*) Die Biographie Piccolomini's von einem Gleichzeitigen in der „Oestreich. milit. Zeitschr." 1821, Heft 9, S. 289, (die Hr. F. nicht angeführt hat), rühmt „seine Vernunft und Autorität bei der unter den kaiserlichen Waffen eingerissenen großen Unruhe".

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 200. ——. 19. Juli 1834.

Die Todesſtrafe.

1. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu ſtrafen. Zur Begründung einer philoſophiſchen und chriſtlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann. Karlsruhe, Groos. 1832. Gr. 8. 12 Gr.
2. Bitte und Frage an die landſtändiſche Verſammlung des Königreichs Sachſen, Dresden 1833. Für die Abſchaffung der Todesſtrafe von Demſelben. Dresden, Grimmer. 1833. Gr. 8. 3 Gr.

(Mit beſonderer Beziehung auf die Beurtheilung der Grohmann'ſchen Schriften, von J. F. H. Abegg, in den „Jahrb. für wiſſenſchaftliche Kritik", Nr. 66 f. 1833).

Der Unterzeichnete glaubt um ſo eher es wagen zu dürfen, in dem Gegenſatze zwiſchen Grohmann und ſeinem Beurtheiler in oben gedachten „Jahrbüchern" ein Wort mitzuſprechen, als er einerſeits mit dem Letztern in einigen Vorderſätzen übereinſtimmend denkt, andererſeits ſich jedoch überzeugt hat, daß ſie nicht zu dem Reſultate des Gegners, ſondern vielmehr zu dem Grohmann's führen. Der nächſte Wunſch für die nachfolgenden Bemerkungen müßte alſo eigentlich der ſein, zur Vermittlung zwiſchen Beiden etwas beizutragen, wenn anders Vermittlung ein Begriff iſt, an den ſich als Zumuthung überhaupt auch nur einige Hoffnung anknüpfen läßt, da er immer mehr oder weniger ſeiner Natur nach ein Abreißen der Entgegengeſetzten von ſich ſelbſt, eine Entäußerung, alſo wirklich ein Aufgeben ihrer Exiſtenz als ſolcher zu fodern genöthigt iſt. Verbietet es ſich deswegen aber auch ſchon aus ſubjectiven Rückſichten, dieſen Wunſch aufkommen zu laſſen, ſo kann doch dem Folgenden weniger verübelt werden, wenn es ſich unter der anſpruchsloſen Form eines Dritten gibt, und nur als weitere Auseinanderlegung einer anderswo ſchon kurz angedeuteten Anſicht (S. „Der Formalismus in der Lehre vom Staate", Stuttgart 1833, insbeſondere §. 55), die eben durch ihre Stellung zwiſchen den berührten Gegenſätzen noch einige Maßregeln zu ihrer Sicherheit, ſo gut ſie es vermag, zu nehmen ſich veranlaßt ſehen dürfte.

Wir ſind mit dem rühmlich bekannten berliner Gegner vollkommen einig in ſeinem Widerwillen gegen die Theorie, welche ganz gemäß dem Grundſatz von der abſoluten Mehrheit auch die Strafe auf einen Vertrag begründen will, da der Begriff des Vertrags ſo den Charakter der Zufälligkeit an ſich trägt, wie er unmöglich einer Sache, die gleich dem Strafrecht als heilig geachtet und nur in dieſer Eigenſchaft etwas nicht Sinnloſes iſt, zukommen kann. Wir ſtimmen ein in den Widerwillen gegen die ſogenannten relativen Theorien, ſofern dieſe etwas Selbſtändiges für ſich ſein wollen, und „nach welchen die Begründung der Strafe und die Vertheidigung der Todesſtrafe ebenſo viel Blößen darbot, wonach jede ſolche Theorie, indem ſie eines der mehren Erfahrungsmomente zur Sache ſelbſt, zum Begriff zu erheben ſtrebt, einen Gegner nicht nur an irgend einer andern ebenſo ſehr berechtigten Theorie hat, ſondern in ſich ſelbſt unhaltbar, von ihrem eignen Ausgangspunkt und deſſen Verfolgung angreifbar iſt." Wir ſtimmen mit dem Verf. ferner darin überein, daß er die Idee des Rechts zur Grundlage auch des Strafrechts gemacht, dieſes in jener enthalten und, wie ſich Hegel an verſchiedenen Orten ausdrückt, aus ihr nur „herauspräparirt" ſehen will. — Ebenſo kann nicht geleugnet werden, daß manche Gründe der Gegner der Todesſtrafe nur gegen mangelhafte Weiſen der Vollſtreckung gelten, was von dem Unterzeichneten ſchon vor längerer Zeit (Vgl. Naſſe's „Zeitſchrift für Anthropol." 1825, Heft 3) anerkannt wurde.

Allein mit alle Dem ſind wir doch noch nicht ſo weit in die Anſicht Abegg's hineingerathen, daß wir uns derſelben auf Gnade und Ungnade ergeben und ſein Reſultat unterſchreiben zu müſſen glauben. Er ſtellt die Gerechtigkeit, das Leben der Idee, des Unvergänglichen und Ewigen als den unmittelbaren Grund der Strafe hin, und eben darin mit ihm einſtimmen zu können freuen wir uns beſonders. Allein grade, wie dieſe die Todesſtrafe fodern, ja auch nur geſtatten könne, ſind wir ſelbſt durch die Gründe des Gegners uns nicht zu überzeugen im Stande. Könnte eine wahre Colliſion zwiſchen der Idee und dem Leben des Einzelnen eintreten, ſo wäre allerdings keine Frage, welches von beidem zu weichen hätte. Die Menſchheit, als allgemeiner Geiſt gedacht, könnte den Tod des Individuums fodern, ſofern gegenüber von jener dieſes ſchlechthin kein Recht, vielmehr nur in ihr ſein Recht, ſeine Perſönlichkeit hat. Allein grade der allgemeine Geiſt wird es nicht wollen, ſofern es vielmehr ſein Weſen iſt, ſich Daſein zu geben, ſich als Individuum zu beſtimmen, ſtatt zu vernichten, Daſein aufzuheben. Ueberdieß wird Abegg als guter Juriſt uns den Erweis nicht zumuthen wollen, daß eine ſolche Nothwendigkeit, das phyſiſche Leben der Idee aufzuopfern, nicht eintrete. Vielmehr gebührt Dem der Beweis, der mit dem Schwert des Todes in der Hand behaupten will, daß ſie wirklich eingetreten ſei, und der darauf den Anſpruch gründet, „das irdiſche Daſein zu vernichten, um das Geiſtige zu retten", der behaupten will, daß „das Unrecht ſich in ſeiner höchſten Potenz perſonificirt habe, ſodaß es ohne Widerſpruch nicht weiter beſtehen könne."

Man möge uns nicht übel deuten, um mit dem Letztern anzufangen, wenn wir, ohne perſönliche Beziehung auf den Rec., der wiſſenſchaftlichen Richtung, in deren Sinne ſich derſelbe auf eine gewiß eben ſo gewandte als würdige Weiſe ausſpricht, den Vorwurf, den man den Gegnern der Todesſtrafe ſo häufig macht, den der bloßen Declamation, hier zurückgeben. Denn wo iſt die höchſte Potenz des Unrechts anzutreffen, und wie iſt ſie, auch nur als relativ höchſte gedacht, womit ſich jedoch der Rec. auf ſeinem Standpunkte gewiß nicht begnügen wird, als ſolche nachzuweiſen? — Wir werden doch nicht — zu dieſer Frage muß ſich weiter unten eine zweite reihen — wir werden doch nicht die äußere Begebenheit ſtrafen wollen ſtatt des Willens, der und ſofern er ſich darin offenbart? — Wenn aber dieſen, wie beſtimmen wir dann die höchſte Stufe ſeiner Verkehrtheit? Wo iſt der Teufel, den die geheiligte Rache der Gerechtigkeit ſucht? — Jedenfalls kann, was hier fürs

Erste und mit besonderm Nachdrucke zu bemerken ist, für Diejenigen nicht, welche, wie die Freunde der Todesstrafe, den höchsten Zweck des Staats in die Erhaltung eines abstract Allgemeinen setzen, die Verletzung eines Besondern, der Mord als die höchste Potenz des Unrechts gelten; sie können wenigstens nicht mehr nach dem Kanon richten: „Wer Menschenblut vergießt ꝛc.“; sie müssen vielmehr consequent die Gefährdung der allgemeinen Merkmale des zum Staate vereinigten Volks als dieses Höchste setzen und würden damit einen ganz andern Maßstab des Verbrechens gewinnen, als den eben angeführten. Wollen wir, wie Hegel thut („Rechtsphilosophie“, §. 101) die Todesstrafe auf dem Gebiete der Privatsatisfaction rechtfertigen und demnach behaupten, das Leben sei der ganze Umfang des Daseins, die Strafe könne also hier nicht in einem Werthe, den es dafür nicht gebe, sondern wiederum nur in der Entziehung des Lebens bestehen, so hörte auf diese Weise die Todesstrafe eigentlich auf Strafe zu sein; fürs Andere würden wir uns hier in eine Verirrung der Rechtsvorstellungen, wie dies die Rache überhaupt ist, auch die sogenannte gesetzliche, verwickeln, da auf das Gebiet der Genugthuung etwas versetzt wurde, was überhaupt nicht unter den Gesichtspunkt des Werthes gestellt werden kann. Endlich drittens aber, wenn wir auch zugeben wollten, daß namentlich für ein ganz aufgehobenes Dasein eine Genugthuung in dem angegebenen Sinne noch als möglich und nothwendig erscheine, worauf man wenigstens durch die geschichtliche Erscheinung der Familienrache hingeleitet werden könnte; wenn wir ferner gelten lassen wollen, daß eine solche Privatausgleichung durch die Tödtung des Tödtenden wirklich bewerkstelligt werde, so ist doch das wol zu beachten, daß sich gar nicht absehen läßt, warum nach diesen Grundsätzen nicht auf gleiche Weise über die culpose, wie über die dolose Tödtung das Henkerbeil geschwungen werde. Ist einmal vorläufig die Ausgleichung als das Wesen der Gerechtigkeit angenommen, in irgend einem Falle der Grundsatz der blos intellectuellen Ausgleichung gebrochen und zu der specifischen die Zuflucht genommen, so ist die äußere Erscheinung zur Substanz der That erhoben, die That ist von ihrer Absicht, ihrem Vorsatz losgerissen und wird blos als Erfolg gewogen. Doch hiermit berühren wir einen andern Punkt, dessen wir gleich nachher weitere Erwähnung zu thun Gelegenheit finden werden. Sollte übrigens auf diesem Standpunkte die Todesstrafe wirklich als Strafe, d. i. als Aufhebung des Unrechts gelten, so müßte man uns freilich zu dem Obigen die einfache Frage gestatten: Ist denn das Leben das Unrecht, daß man glaubt, dieses nicht aufheben zu können, ohne jenes zu vernichten? — Denn dies scheinen die Extreme einer blos sinnlichen Ansicht der Sache, zwischen welchen man sich hier hin und her bewegt, daß man entweder in der unglücklichen Begebenheit oder in dem Leben Dessen, der sie veranlaßte, die Substanz des Unrechts gefaßt zu haben glaubt.

Allein auch dies Andere, als ob dadurch, daß man das Leibliche zerstöre, das Geistige gerettet werde — das Geistige, nach der Ansicht des Gegners hier wol nicht das des Individuums, sondern das allgemeine —, glauben wir uns nicht gefallen lassen zu können. Am wenigsten sollte dies eine speculative Ansicht geltend machen wollen, die einerseits eine innige Durchdringung beider, des Leiblichen und Geistigen behauptet, sodaß, sofern der Mensch lebt, Seele und Leib nicht geschieden, dieser vielmehr „das Dasein der Freiheit“ ist, andererseits aber ebenso entschieden anerkennt, daß „der Körper dem Geiste nicht angemessen sei“ (Hegel a. a. O., §. 48). Aus beidem aber wird, wie wir glauben, mit Recht gefolgert, daß den Körper zernichten wol die Rechtsidee verletzen, nicht aber das Individuum dem Geiste angemessen machen heißt. Gern geben wir zu, daß jedes Verbrechen eine Art Selbstvernichtung, ein Selbstmord des Verbrechers, ein Losreißen von seiner Substantialität sei; allein wenn wir die innere geistige Vernichtung durch eine äußere aufheben wollen, so machen wir uns nur der Vermengung zweier gänzlich verschiedenen Kategorien schuldig. Die erste Negation war eine geistige, und nur dadurch, daß sie als solche wieder negirt würde, stellte sich die Idee in ihrer affirmativen Substantialität her, nicht aber dadurch, daß man auch das Aeußere dazu vernichtet. Die Erscheinung war durch das Vergehen zum Schein herabgesetzt, aber es erwartet erst noch seinen Beweis, daß auch dieser Schein vollends vernichtet, statt durch Wiedererweckung des wesentlichen, idealen Moments zur Erscheinung wieder erhoben werden sollte, — daß „der furchtbare Widerspruch, den der Schuldige auch in sich selbst fühle“, nur durch den Tod gelöst werden könne. „Ist der Schuldige erwacht und zur vollen Einsicht seiner Schuld gelangt, vermag er sie nicht zu tragen“, dann ist, muß uns bedünken, in diesem Nicht-zu-Tragen-vermögen ein ganz anderer Weg zur Restitution des gekränkten Rechts angedeutet, als uns die p. G. O. Karl V. zu eröffnen gedenkt. Selbst das System, dessen Grundsätze der Rec. zu den seinigen macht, spricht in einem andern Sinne von der Versöhnung. Auch in dem Verbrecher ist die Idee nicht völlig verloren gegangen; sonst müßte überhaupt jedes Verbrechen mit einem Male den Menschen vernichten und würde der Halsgerichtsordnung die nachträgliche Mühe ersparen, gegen ein Wesen einen Proceß einzuleiten, das, wie bekanntlich auch berühmte Rechtslehrer behauptet haben, nichts mehr als Bestie wäre. Die Idee ist in ihm nur vorübergehend zurückgesunken, ohne deshalb aufzuhören Potenz zu sein, „der häßlichste Mensch, der Verbrecher, ein Kranker und Krüppel ist immer noch ein lebender Mensch: das Affirmative, das Leben, besteht trotz des Mangels, und um dieses Affirmative ist es hier zu thun“ (Hegel's „Rechtsphilosophie“, S. 324). Darum ist es aber auch der ungeheuerste Irrthum, wenn der Verbrecher durch Negirung seines Lebens sich rechtlich wiederherzustellen glaubt, und nur als ein solcher, nicht aber „als ein höchst tragisches Moment“ im reinen Sinne kann es auch angesehen werden, wenn „jene äußerste Nothwendigkeit sich in dem Gefühle des Schuldbewußten durch verübten Selbstmord ausspricht“. Grade dadurch sollte der wissenschaftliche Gang des Beurtheilers auf sich aufmerksam werden, daß er dem Selbstmord, und zwar dem Selbstmord des Verbrechers das Wort zu reden durch die Consequenz gedrungen wird. Diese Flucht aus dem Dasein ist nicht der Weg, den die lebensvolle Idee an die Hand gibt. Persönlichkeit ist das Recht als Resultat in dem Einzelnen gedacht in der Persönlichkeit aber liegt es nicht blos, zu wissen, sondern als wissend da zu sein, sein Geistiges als ein Abstractes zum vollen Sein zu ergänzen in dem Dasein. Wie nun aber doch ein Fall denkbar wäre, wo man im Namen des Rechts dieses Dasein aufhöbe, dies vermögen wir eben deswegen nicht einzusehen. Sollte etwa die Menschheit nur als Gattung erhalten werden, so fänden wir hierin nichts als den entschiedensten Widerspruch gegen die Persönlichkeit und folglich nach dem eben Angedeuteten gegen das Recht selbst. Denn wir verwahren uns zwar mit dem Rec. (S. 540) dagegen, daß man die Persönlichkeit über den Staat stelle, wie dies allerdings eine sehr einseitige rechtsphilosophische Ansicht thut, aber wir verwahren uns eben aus dem Grunde, weil wir uns keine Persönlichkeit außerhalb und vor dem Staate in einem abstracten Rechte zu denken vermögen, sondern vielmehr in dem Wesen der Persönlichkeit, sofern der Mensch nur als Person existiren kann, den Staat bedingt sehen, sowie umgekehrt den Staat als die Bedingung der persönlichen Wirklichkeit, ja — nur auf diese Weise den Staat der Zufälligkeit des Entstehens zu entreißen und in seiner substantiellen Nothwendigkeit zu befestigen wissen. Eine Verkettung, aus der sich uns ergeben muß, daß der Staat die Persönlichkeit zu sichern und zu bilden habe, anderseits aber in ihr nur sich selbst aufheben würde.

Können wir uns also nach dem Gesagten ebenso wenig der Voraussetzung hingeben, daß das für todeswürdig erkannte Verbrechen der höchste Punkt des Unrechts überhaupt sei, als wir das Geistige, von dem im Recht die Rede sein kann, bei der Todesstrafe erhalten sehen, so kommt jetzt aber auch noch weiter zur Sprache, daß das Wesen der Gerechtigkeit Vergeltung sein soll. — Zweierlei haben wir bereits in

[illegible] [illegible] [illegible] [

sen war, magst Du ungefähr aus all den schönen Liedern abnehmen, welche ich in jener Zeit dichtete, und die ich gewiß schon längst hätte drucken lassen, wenn nur ein Hund von Verleger sie hätte annehmen wollen".

„Goddam! der Ritter Toggenburg empfindsamen Andenkens, liebte nicht treuer wie ich; denn wer wenigstens den Trost hat, sein Liebchen alle Morgen und Abend im Negligé zu sehen, und wohl zu merken, kein anderes Mädchen — wahrhaftig, für den ist es keine Kunst, treu zu sein — sans comparaison, wie ein Pudel, recht bestialisch treu!"

In diesem Ton ist der ganze Aufsatz geschrieben, und läßt daher den Leser zweifelhaft, ob er mehr über die Leerheit der Gedanken oder über die kindische Form der Darstellung staunen solle.

An diese Reminiscenzen aus dem eigenen Stillleben des Verf. knüpft sich ein kleines Geschichtchen, welches den Titel führt: „Niemand kann seinem Schicksal entgehen", und sich durch nichts auszeichnet, als durch eine höchst plumpe Satire. Es wird nämlich ein schlechter Dichter als komische Figur eingeführt und mit den Vornamen Wilibald Alexis ausgestattet. Bekanntlich ist der Schriftsteller, welcher unter diesem Namen aufgetreten ist, einer von Denen, welche es gewagt haben, den modernen Weltheilanden, zu deren Fahne der Verf. schwört, zu widersprechen. Wir sind nicht geneigt, in diesem Streite Partei zu nehmen; doch steht jedenfalls außer Zweifel, daß Hr. L. die Sache seiner Vorkämpfer durch so stumpfe Waffen keineswegs zu fördern im Stande ist. Man sollte vielmehr aus der Art, wie jener Schriftsteller hier bespöttelt wird, fast schließen, daß es unserm Verf. ebenso sehr an Talent wie an Bildung fehle. Jene pikanten, wenn auch unwahren Bemerkungen, mit welchen Heine und Börne ihre Schmähschriften zu würzen wissen, fehlen hier ganz, und die Satire beschränkt sich fast ganz auf den Einfall, einer lächerlichen Figur jene Vornamen zu geben.

Außer den bereits erwähnten Arbeiten werden uns hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite, betitelt „Guiletta", ohne Zweifel die bessere ist. Sie ist zwar in der neumodischen, windbeuteligen Weise abgefaßt, welche einige französische Hohlköpfe unsere wißbegierige Jugend gelehrt haben, aber der Verf. zeigt hier wenigstens einige Gewandtheit der Darstellung, und überdies findet sich in dieser Erzählung keine handgreifliche Albernheit. Desto untergeordneter sowol in Beziehung auf Inhalt als auf Form ist die Erzählung, welche den Titel: „Die Freunde", führt. Ich will nur einen Zug aus dieser Novelle anführen. Ein Mädchen wird zuerst mit folgenden Redensarten begrüßt (S. 8): „Welche Anmuth und Züchtigkeit herrschte in allen ihren Bewegungen! und wie leuchtete das große lichtbraune Auge in ruhiger Pracht, und lächelte der etwas aufgeworfene, noch von keinem Glücklichen (?) berührte Mund!" — „Man hätte vor ihr niedersinken und anbeten mögen!" — Dieses anbetungswürdige Mädchen begeht nun aber folgende Streiche. Erstens verlobt sie sich mit einem Burschen, welcher absichtlich und mit großem Erfolge als die erbärmlichste Creatur unter der Sonne geschildert wird, und dies thut sie keineswegs aus irgend einem, auch nur scheinbar vernünftigen Grunde, sondern nur, weil sie nicht Kraft genug hat, den Bewerbungen des Gecken zu widerstehn, also wie ein Kind von fünf Jahren. Zweitens läßt sie sich am Tage ihrer Verlobung mit jenem Narren von einem Menschen verführen, welcher zwar ein Feuergeist genannt, aber als ein ganz gemeiner, geistloser Wüstling geschildert wird. Dabei geht es so gemein zu, daß man sich in eine Schenke versetzt glaubt. Das anbetungswürdige Mädchen nimmt die abgedroschensten Theaterphrasen für baare Münze und wird dafür nach abgemachter Sache mit Recht unwürdig behandelt. Alle diese Umstände sind nicht schmeichelhaft für diejenigen Mädchen, welche der Verf. etwa im Leben anbetungswürdig finden mag.

Es ist aber dies ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff schlechter Romanschreiber. Da sie nicht im Stande sind, wirkliche Charaktere und Seelenzustände zu schildern, so suchen sie die Gaumen des lesenden Publicums durch Erzählung von Niederträchtigkeiten und Albernheiten zu kitzeln. Da sie aber gehört haben, daß in einem Romane nicht alle Figuren entschiedene Bösewichter oder Narren sein dürfen, so werden einige Figuren im Anfange der Erzählung gelobt. Ob Das, was sie später thun, mit diesem Lobe übereinstimmt, das kümmert diese Herren nicht.

In Beziehung auf Form ist zu bemerken, daß der Verf. auch in dieser Erzählung Gewandtheit der Darstellung zeigt. Nur ist es ihm hier nicht gelungen, seinen Hang zu süßlich faden Witzeleien immer zu unterdrücken. Einige derselben sind so charakteristisch für seine Anschauungsweise, daß die Erwähnung derselben geeignet ist, das Bild, welches ich von den vorliegenden Arbeiten entworfen habe, zu vervollständigen. S. 7 heißt es: „Während sich die Gesellschaft in den offenen Gartensaal begibt, wo die Abendtafel ihrer *harrt*, will der Erzähler den *Versuch* machen, seinen Lesern, *so gut es geht*, die Portraits der beiden Paare zu entwerfen. Um *bei den Damen, wie es recht und billig*, anzufangen, u. s. w."

Die Nachlässigkeit der Schreibart in diesem Satze und der zierliche Bücking gegen die Damen am Ende desselben geben ein vortreffliches Bild von der Eigenthümlichkeit des Verf., oder genauer gesagt, von derjenigen, welche derselbe mit nur geringem Erfolge zu affectiren sich bemüht. S. 8 wird er in einer Art von Randglosse wahrhaft räthselhaft. Nachdem er nämlich die bereits angeführte Beschreibung jenes „anbetungswürdigen" Mädchens geliefert hat, fährt er also fort: „Wie alt sie war? — o mein Himmel! kann ein Mädchen, wie ich es beschrieben, älter sein als sechszehn, höchstens siebzehn Jahre...?" Der Verf. scheint also der Meinung zu sein, daß Mädchen mit lichtbraunen Augen und aufgeworfenem Mund nicht älter werden als sechszehn bis siebzehn Jahre. S. 64 endlich ist die Abgeschmacktheit auf den höchsten Punkt getrieben. 91.

Notiz.

Wir zahlen Steuern — sagt ein englischer Schriftsteller — für Alles, was in den Mund eingeht und den Rücken bedeckt oder unter den Fuß kommt; Steuern für Alles, was man gern sieht, hört, fühlt, schmeckt oder betastet; Steuern für Wärme, Licht und Bewegung; Steuern für Alles auf Erden, auf dem Wasser und unter der Erde, für Alles, was aus der Fremde kommt und daheim wächst; Steuern für rohe Arbeitsstoffe; Steuern für jeden neuen Werth, den der Gewerbfleiß einer Sache gibt; Steuern für die Saucen, die des Menschen Eßlust verderben, und für die Arznei, die ihn herstellt, für den Hermelin, der den Richter schmückt, und den Strick, mit welchem man den Verbrecher hängt, für des Armen Salz und des Reichen Gewürze, für die Messingnägel des Sarges und für die Bänder der Braut. Der Schulknabe peitscht seinen besteuerten Kreisel, der Jüngling reitet sein besteuertes Pferd mit einem besteuerten Zaume auf einer besteuerten Straße, und der sterbende Engländer gießt seine Arznei, die 7 Procent bezahlt hat, in einen Löffel, der 15 Procent bezahlen muß, wirft sich zurück auf seine Kattundecke, die 22 Procent bezahlt hat, macht sein Testament auf einem Stempelbogen von 8 Pf. Sterl. und stirbt in den Armen eines Apothekers, der 100 Pf. Sterl. bezahlt hat für das Privilegium, ihn zu tödten. Sein ganzes Eigenthum wird von 2 bis 10 Procent mit Abgaben belegt. Hohe Gebühren werden verlangt, wenn er sich in der Kirche begraben lassen will, wo seine Tugenden auf besteuertem Marmor der Nachwelt angepriesen werden, und er geht zu seinen Vätern, um sich nicht mehr besteuern zu lassen. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 201. — 20. Juli 1834.

Der Formalismus in der Lehre vom Staate. Ein rechtsphilosophischer Versuch von G. Mehring. Stuttgart, Cotta. 1833. Gr. 8. 18 Gr.

Was ist Formalismus? „Formen sind Grenzen, Grenzen sind Negationen, sind an sich Nichts, erhalten erst Werth und Existenz durch das Wesen, an dem sie zur Erscheinung kommen", sagt unser Verf. Wie kann das an sich Nichts Werth und Existenz erhalten? Wie kann es an einem Wesen zur Erscheinung kommen, da nur das Wesen erscheint, nicht das Nichts? Der Formalismus ist schwer zu begreifen, und er ist doch da; man dürfte sagen, er sei Hülse für den Kern, Haut für den Körper, und bei herausgeblasenem Kern und Körper hohl. Nun soll aber die heutige Politik, laut unserm Verf. (Vorr. S. VI) mit ihrem Formalismus in lauter Verneinung begriffen sein, das würde heißen in Verneinung des Kerns und Körpers, aber in Bejahung der hohlen Hülse und Haut. Ihr Ziel ist daher ihr Grab, heißt es, denn Hülse und Haut können für sich nicht leben; aber erst wenn sie dieses erreicht hat, schlägt sie um — vermöge des vortrefflichsten dialektischen Begriffsprocesses — „in ihr Anderes und wird zu neuem Leben wiedergeboren, zum Sein der sittlichen Idee", der Kern wird in die Hülse fahren, der Körper in die Haut. Welch Ungemeines ist der erwähnte dialektische Begriffsproceß! Er dringt in die Gräber, ist für Alles, was in ihnen schlummert, die Posaune der Auferstehung!

Freilich werden die praktischen Politiker dies als Ideologie verdammen, es ist aber eigentlich keine, sondern eine Begriffsbegebenheit. Ideen fahren nicht in die Gräber, sondern sind unsterblich. Der Verf. meint es auch nicht anders, denn er spricht von der Rechtsidee als einer solchen, die im Staat realisirt werden soll, der die Einheit der Kräfte persönlicher Individuen ausmacht. Er ist weder ein Organismus noch ein Mechanismus, das sind Begriffe, die für menschliche Kräfte nicht passen. Die Platonische Idee der Gerechtigkeit soll das bewegende Princip sein, die Einheit und Freiheit des Staates, und zwar keine physisch-formelle, sondern eine moralische, besteht darin, daß „jedes Individuum sein Dasein erfüllt in der Allgemeinheit aus dem Gesichtspunkt des Zusammenseins von Wesen, die in ihrem sinnlich-geistigen Dasein die Idee darstellen wollen".

Dies läßt sich verstehen, und der Verf. fährt fort: Freiheit und Einheit werden durch den Staat nicht erst erzeugt, jene ist Charakter aller Selbstbestimmung des Menschen, zu dieser führt das Naturbedürfniß. Physische Einheit des Staats baut ihren Thron auf Leichen, auf die Vernichtung des Einzelnen, und kann dennoch der moralisch-idealen Einheit nicht entbehren, macht den Gehorsam zur Pflicht, was schon Rousseau anmerkte. Allein nicht die oberste Gewalt macht das Recht, sondern das Recht macht die oberste Gewalt. Dies Recht ist kein blos mechanisch mathematisches Verhältniß, sondern eine Idee. Die Aufgabe der Lehre vom Staat ist, daß sie diejenige Form aufsucht, durch welche die Idee am vollkommensten erscheint. Der Staat fördert die Einheit, schützt die Freiheit, und knüpft sich durch die sittliche Idee an die geistige Gemeinschaft, die Kirche. Alle wissenschaftliche Verschiedenheit der Staatslehre, wie die Verschiedenheit der wirklichen Staatsformen, also die innere und äußere Entwickelung und Lebensgeschichte des Staats reducirt sich auf die Bewegung zwischen Einheit und Freiheit. Es gibt vier Abweichungen vom urbildlichen Staate. Einheit wird vorherrschen können, entweder physische oder moralische; es wird Freiheit vorherrschen können, und diese gleichfalls eine physische oder moralische sein. Vertheidiger der physischen Einheit sind Hobbes und Hugo. Platon's Lehre wäre die Vollendung aller Staatslehre, wenn er nicht alle Rechte Einzelner gegenüber von der Einheit aufgehoben, das Verhältniß des Staats zum ethischen Grundsatz schärfer bezeichnet und nicht Alles hätte zusammenfließen lassen. Spinoza und nach ihm viele der neuern Staatslehrer gehen aus von der physischen Freiheit, weniger von der moralischen.

In Bezug auf diese Auseinandersetzung, welcher Ref. Beifall gibt, läßt sich bemerken, daß die Menschen überhaupt der Idee, welche das Herrschende ist im Geiste, sich schwerer für ihre wissenschaftliche Darstellung bemächtigen als gewisser Begriffe, die gleich Scheidemünze zu gebrauchen und aus denen ein Rechenexempel zu machen ist. Die Theilung der Gewalten, die Aufzählung Derjenigen, welche an der Regierung Theil nehmen, und eine Unterscheidung der Staatsformen nach ihren Zahlverhältnissen nehmen daraus ihren Ursprung. Hiervor hütet sich der Verf. und macht eine andere Eintheilung der Staa-

ten nach ihren rechtlichen Merkmalen. Sie ſind entweder Rechtsſtaaten (Nomokratie) oder Gewaltſtaaten (Despotie). Die Nomokratie iſt zugleich Ariſtarchie, und letztere entweder ariſtarchiſche Monarchie oder Polyarchie. Die Despotie iſt entweder abſolut (Autokratie) oder relativ (Ariſtokratie) oder Ochlokratie. Darum werden die heutiges Tags ſo gewöhnlichen Gegenſätze zwiſchen Despotismus und Republikanismus, zwiſchen Monarchie und Demokratie verworfen, da entweder zwiſchen ihnen kein Gegenſatz, oder nur ein ſchiefer, oder blos eine numeriſche Verſchiedenheit der Staatsgewaltinhaber ausgedrückt iſt. Die Bemerkung iſt vollkommen treffend, und faſt entſchieden dürfte man behaupten, daß hinter jenen revolutionnairen Bewegungen unſerer Zeit ſich eigentlich despotiſche Geſinnung verſtecke, am meiſten bei den ſogenannten Demokraten und hambachiſchen Feſtrednern, alſo das Entgegengeſetzte, was als Freiheit im Munde geführt wird. Hierauf führt uns der Verf. die einzelnen Syſteme nach ihrer geſchichtlichen Entwickelung vor.

I. „Verhältniß der abſoluten Einheit und abſoluten Unmündigkeit. Patriarchie, Theokratie, Feudalherrſchaft". Hier vereinigt Einer in ſich die ganze Staatsgewalt, nur er iſt im Zuſtande politiſcher Mündigkeit, alle Uebrigen ſind unmündig. Das Lehenſyſtem bezeichnet ſich als vollkommenſter Formalismus, und würde nicht dieſer das Lehenſyſtem verurtheilen, das Lehenſyſtem verurtheilte ihn. Nicht das Recht ſchafft Geſetz, ſondern gewiſſe Perſonen ſchaffen Recht und Geſetz, die Staatsgewalt iſt nicht ein Attribut des Rechts, ſondern das Recht ein Attribut der Staatsgewalt.

II. „Verhältniß der abſoluten Mehrheit und der abſoluten Mündigkeit". Hier kommt die Gleichheit zur Sprache und der Geſellſchaftsvertrag ſowie der allgemeine Wille. Sähe man auch ab von allen Widerſprüchen, woran dieſe Lehre leidet, ſo brächte man es doch mit ihr nicht weiter als bis zu einem phoſiſchen Formalismus. Es iſt das Recht nichts Nothwendiges, ſondern rein zufällig, und ſchon Rouſſeau ſagt: „es gibt kein verbindendes Grundgeſetz für das geſammte Volk, auch nicht den Geſellſchaftsvertrag". Wie ſollte die bloße Fiction eines Geſammtwillens keinem Irrthum unterworfen ſein (Rouſſeau) oder Alle verpflichten (Rotteck)? Es iſt ein Cirkel, wenn es heißt: „alle Einzelnen ſind rechtlich verpflichtet, zu wollen, was herrſchende Richtung iſt; was aber Recht ſei, das ſagt die herrſchende Richtung". An die ſehr gute Auseinanderſetzung des Verf. iſt Jeder zu verweiſen, dem noch dieſe Fiction der neuern Zeiten im Sinne ſchwebt.

III. „Verhältniß der relativen Mehrheit und der relativen Vormundſchaft. Ariſtarchie". Dies iſt eigentlich, was der Verf. will. Würde in Allen die Rechtsidee lebendig ſein, ſo möchte die Souverainetät, wenn auch nicht ein Attribut, doch ein Depoſitum Aller ſein. Allein dieſe Vorausſetzung iſt unrichtig, die Ideen als Thatſachen im Bewußtſein ſind nicht angeboren, es muß eine längere Erregung des Geiſtes vorausgehen, um ihn zu derjenigen Stufe der Bildung zu erheben, wo die Idee nicht mehr blos als Natur in ihm wirkt. Auch muß die Idee in den Charakter übergegangen ſein. Wo dies der Fall iſt, da iſt Mündigkeit, im Gegenſatz der Unmündigen des Staates, und das Verhältniß zwiſchen beiden iſt Vormundſchaft. Letztere iſt nicht unbedingt, ſondern nimmt immer Rückſicht auf Selbſtändigkeit, alſo Unabhängigkeit Deſſen, über den ſie geübt wird. Auf ſolche Weiſe kann das patriarchaliſche Verhältniß, welches im Feudalismus bis zur Unnatur entſtellt war, in etwas veränderter Geſtalt wieder aufgenommen werden. Zwei Fragen ſind dabei zu beantworten: 1) welches ſind die äußern Merkmale der Mündigkeit? Antw.: rechtliche Erkenntniß und G.-ſinnung, welche ſich durch Sprache und Handlung offenbaren; 2) wie kann die Grenze beſtimmt werden, bis zu welcher ſich die Macht der Mündigen über die Unmündigen ausdehnt? Antw.: Keiner iſt an ſich ausgeſchloſſen von der Möglichkeit, in den Kreis der Mündigen einzutreten, Keiner wird aufgenommen, der nicht das äußere Kriterium der Legalität hat, jede Bevormundung kann nur inſoweit geſchehen, als dadurch die Bildung des rechtlichen Sinnes nicht gehindert wird.

Wir glauben, der Verf. habe hierdurch den wahren Grund der Gewalt im Staate angegeben und auch ihre Grenzen bezeichnet, ſo weit ſich dieſe im Allgemeinen angeben laſſen. Es iſt der Gedanke Plato's ausgedrückt: das Beſſere müſſe über das Schlechtere herrſchen. Wo es umgekehrt iſt, wird es gewiß allemal ſchlecht ſtehen, die Form der Einrichtungen ſei, welche ſie wolle. Ob aber nicht auf dieſe Weiſe die höchſte Gewalt in etwas Abſtractes, dem Leben Jenſeitiges gelegt ſei, das auf dieſes und ſeine Geſtaltung keinen Einfluß haben könne? So fragt der Verf. ſich ſelbſt, und beruft ſich auf die Unterſuchungen der neueſten Philoſophie, durch welche dargethan werde, wie das concreteſte Daſein, die Geſtaltung deſſelben eben die Idee ſei, wie das wirkliche Leben, eben um wirklich zu ſein, von der Idee zehre. Dieſes Zehren könnte in ein Aufzehren übergehen, und man möchte ſich lieber auf die Anſicht Plato's berufen, daß in der Welt der Abbilder Alles zurück ſich beziehe auf die Welt der Urbilder, der Ideen, und dadurch Vernunftbedeutung habe. Das blos Abſtracte iſt ein Gemächt des logiſchen Begreifens und Aufgreifens und geräth nach jener Philoſophie, welche der Verf. im Sinne hat, in eine dialektiſche Hetze, die ſich ſelber auffrißt. Ganz angemeſſen der Platoniſchen Staatslehre werden die Strafen und deren Zwang zum Beſſerungsmittel; nicht blos anwendbar, wo ſchon ein Verbrechen geſchehen, ſondern auch wo von Verhütung deſſelben bei naher Möglichkeit die Rede iſt. Letzteres meint der Verf. durch ein Geſchwornengericht am beſten auszumitteln, und der Gedanke iſt nicht grade zu verwerfen, nur liegt die Thätigkeit einer hohen Policei hier ſo nahe, daß die gewählten Heilmittel oft ſchlimmer ſein könnten als die Krankheit.

Verſchiedene Staatsformen ſind nach dieſer Anſicht rechtlich möglich, weil ſie hauptſächlich auf dem verſchiedenen numeriſchen Verhältniß der Mündigen zu den Unmündigen beruhen. Allein die Rechtsphiloſophie hat doch ein anderes Geſchäft, als blos ihre Zeit zum Gedanken

Bekanntmachung, betr. Einführung der Reichsmarine. Vom 1. Oktober 1898 ab wird die Kaiserliche Marine die Bezeichnung Reichsmarine führen. Berlin, den 30. September 1898. Der Reichskanzler. Fürst zu Hohenlohe.

Herstellung des rechtlichen Bewußtseins in demselben recurrirt und dasselbe voraussetzt. Ist aber der Verbrecher einmal erwacht, so wird er wol die Vernichtung seiner als des Verbrechers auf eine ganz andere Weise und besser in Ketten und Banden suchen, als durch den Tod. Romantischer mag es wol sein, wenn sich das Drama mit einem Selbstmord oder mit einem Act auf dem Rabenstein endigt, als die lange Buße eines Besserungshauses zu durchwandern, die selbst die Genugthuung des sinnlichen Mitleides und den Ruhm des Heroismus zu verweigern hart genug ist; allein es ist ja nicht Romantik, die wir suchen. Man provocire ja nicht auf die Nothwehr und den Krieg, auf Zustände, die außerhalb alles Rechts sind, bei denen das Recht temporair zurückgedrängt, aber bis zu welchen es noch nicht hindurchgedrungen ist, und bei denen der Tod nicht einmal als Mittel schlechthin gewollt wird. Aber wenn dies auch der Fall wäre, wie es bei dem bekannten Gesetze Solon's scheint, nach welchem Der mit dem Tode gestraft werden sollte, welcher in Zeiten bürgerlicher Zwistigkeiten keine Partei ergriffe, so enthält ein solches Gesetz eigentlich einen Widerspruch in sich, es gibt eine rechtliche Bestimmung für einen Zustand, der außerhalb des Gesetzes ist, es nimmt ein rechtliches Urtheil an auf dem Gebiete der Rechtlosigkeit.

Die Todesstrafe ist, wo sie sich findet in der Geschichte, ein Zeichen des noch nicht im ganzen Umfang seines Gebiets vollendeten, verwirklichten Staats, eine Negation des Staats im Staate selbst, ein Verhältniß von Naturkräften, deren eine ihr Bestehen durch Vernichtung der andern zu sichern bemüht ist. Der Staat gebraucht in der Todesstrafe seine Gewalt, aber nicht sein Recht. Bei jeder andern Strafe beschränkt der Staat seine Gewalt durch etwas Anderes als durch das Vermögen derselben, durch einen Gedanken, sei dieser auch nur eine untergeordnete Stufe der Entwickelung des Rechtsbegriffs, und erhält sich dadurch noch immer als ein Intelligentes, eine Person. In der Todesstrafe dehnt er aber seine Macht schlechthin so weit aus, als er kann. Er erklärt factisch: ich kann vernichten, und in die allgemeine Vernichtung der Substanz, der Person reißt er unter andern Accidenzen auch das Moment des einzelnen Unrechts, Verbrechens mit fort. Der Staat erscheint in der impotentia eines Tyrannen, der unfähig ist, unter den unendlichen Bestimmungen des Lebens ausschließend die des Unrechts zu negiren. — Was man auch gegen die relativen Strafrechtstheorien mit der vollsten Befugniß einwenden mag, als eine nothwendige Entwickelungsstufe in der Geschichte der Theorie erscheinen sie uns doch; sie lassen uns gleichsam in die Werkstätte des arbeitenden Gedankens blicken. Sie danken bald mehr bald weniger bewußt ihre Entstehung dem Gefühle, im Reiche der Vergeltung nicht zu Hause zu sein. Sie sind als das Herumschwärmen der noch als Trieb wirkenden Wahrheit anzusehen, Wahrheit, daß etwas, wie hier die Strafe, die Alles für das Recht zu sein vorgäbe, ohne dabei etwas für das Individuum zu sein, auch für jenes Erste aufhörte etwas zu sein, nichts würde, — ein Unrecht. Jene relativen Theorien sind die kritische Thätigkeit des Geistes auf diesem Gebiete, nicht blos absolut zweifelnd, d. i. verzweifelnd an dem Rechte, wie etwa Diejenigen thaten, die den Begriff der Strafe überhaupt nur für einen positiven erklärten, sondern die vom Zweifel angeregte und zum Suchen hingetriebene Thätigkeit. Grade aber ihre Menge ist ihr eigner Untergang, sie zehren sich dadurch, daß eine der andern Blöße und Aeußerlichkeit erkennt, unter einander selbst auf und weisen so zur Rechtsidee selbst zurück. Sie sind die einzelnen Momente der Erfahrung, die ihre Bestimmung erfüllt haben, wenn sie auf das Substantielle, die Idee hinleiten und in ihr sich aufheben. Diese soll erhalten, auch durch Wiederherstellung erhalten werden, also auch in dem Verbrecher. Nur darin hatte die alte Vergeltungstheorie gefehlt, daß sie dies verkannte, daß sie sich zum Arzt, Gott weiß, welches in ihrer Einbildung kranken Weltgesetzes berufen glaubte und darüber das Recht und seinen Gegner vergaß; daß sie die Wiederherstellung des Rechts durch eine reine Negation zu Stande zu bringen meinte, als ob das Recht nichts wäre als eine Negation; daß sie mit ihrem Urtheil in ein Jenseits eingreifen zu dürfen wähnte, ohne nur noch die Mittel der Gegenwart ganz erkannt und erschöpft zu haben. Ist es doch aber auch ein Lieblingsspruch jenes Meisters der Philosophie, das: hic Rhodus, hic salta.

Sollte man den Ausdruck Besserung relativer finden, als daß er seinen absoluten Inhalt bezeichnen könnte, sofern er allerdings mehr von dem Standpunkte des Verbrechers aus auf das Substantielle des Rechts hinweist, so lassen wir uns recht gern gefallen, daß man statt dessen die Versöhnung wähle, in deren Begriff aber Erhaltung, nicht Vernichtung liegt, Erhaltung zweier, deren Ungleiches, das aber nicht das Leben, sondern das Unrecht ist, aufgehoben wird, sodaß die Besserung nicht neben der Gerechtigkeit (Abegg S. 529), nicht neben dem Hauptzweck der Strafe, sondern wesentlich in ihm gegeben ist.

Trotz dem aber, daß wir uns also auf ein anderes Resultat geführt sehen, als der Gegner, so müssen wir uns doch immer freuen, wenn solche Vertheidiger des Alten auftreten, die mit ebenso viel Wissenschaftlichkeit als Mäßigung die gründliche Durcharbeitung der Sache fordern und so dem heraufsteigenden Neuen einen weit größern Vorschub leisten als oft selbst seine Freunde.

G. Mehring.

Literarische Notizen.

Von Ern. Desprez erschien in 2 Bdn.: „Les femmes vengées".

Die eben angekündigte „Histoire de France, ou exposé des faits principaux accomplis dans cette contrée depuis l'invasion des Francs sous Clovis jusqu'à l'avènement de Louis Philippe I." von Emil de Bonnechose wird 2 starke Duodezbände betragen, die nur 5 Francs kosten sollen.

X. M. Mabrolle schrieb: „Histoire secrète du parti et de l'apostasie de M. de la Mennais etc." Von einem Ungenannten erschien noch in Bezug auf die nur zu berüchtigte Schrift von Lamennais: „Paroles d'un mécreant".

Von Hippol. Bonnelier ist in 2 Bdn. erschienen: „Raiz Gilles de Laval etc."

Der Generallieutenant Delort, ehemaliger Chef des Generalstabs der afrikanischen Expeditionsarmee, hat „Notes sur l'ouvrage du général Berthezène: Dix-huit mois à Alger" herausgegeben.

„Sur l'oreiller" ist der Titel des neusten Werks des Vers. von „Entre onze heures et minuit".

Der Arzt Silvain Eymard in Grenoble tritt in einer Broschüre: „Un mot sur la bêtise du siècle et sur le charlatanisme homéopathique", gegen die neue Heilart auf.

In 2 Bdn. erschien: „A narrative of two expeditions into the interior of Southern Australia etc., by capt. *Charles Sturt*", mit Karten, schwarzen und colorirten Kupfern. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 202. — 21. Juli 1834.

Novellen von A. Freiherrn von Sternberg. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Lessing. Novelle. Stuttgart, Cotta. 1834. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Es war zu erwarten, daß ein so ausgezeichnetes Talent sich selbst nicht genügen würde, bis es einen Stoff gefunden, welchen ganz zu bewältigen und organisch auszubilden es Willen und Kraft in sich fühlte. Dies ist in der vorliegenden Novelle geschehen, die nach unserm Dafürhalten eines der besten Jahresgewächse in diesem Fache ist. Schon der Gegenstand der Dichtung ist vortrefflich gewählt. Der Verf. hat sich den Festmorgen der Wiedererweckung unserer deutschen Nationalpoesie zum Gegenstand genommen. Diese Poesie, ihre Verkündiger und ersten Verbreiter mit ihrem Heros an der Spitze, und die große, bewegte Zeit des eben beginnenden siebenjährigen Krieges mit ihren politischen, religiösen und literarischen Parteien und ihrem volksthümlichen König bilden Vor- und Hintergrund zu den mit der bekannten Erfindungsgabe unsers Novellendichters keck fingirten Begebenheiten. Um jenen gerühmten Organismus zu bewerkstelligen, nimmt sich der Verf. allerdings mancherlei chronologische und topographische Freiheiten, die jedoch so augenscheinlich sind, daß auch der böswilligste Recensent den Dichter wenigstens nicht den Vorwurf der Ignoranz machen kann, und welche wir in Verfolg unserer Analyse zwar anführen, jedoch keineswegs pedantisch rügen wollen. Und nun ohne weitern Aufenthalt zur Novelle selbst. Diese führt uns, ohne steife Einleitung, in mediam rem.

In der Gesindestube eines herrschaftlichen Schlosses erwartet die Dienerschaft an einem stürmischen Abende den alten, treuen Haus- und Kammerdiener Christian, der anstatt des kranken Postboten in das nahe Dörfchen hinabgeritten ist, um seiner jungen Herrschaft, den beiden Comtessen, die aus der fernen Residenz Berlin regelmäßig erwarteten Unterhaltungsbücher zum letzten Mal selbst zu holen; denn morgen bricht die ganze Familie nach jener Residenz selbst auf, um dort den Winter zuzubringen. Die bunten Gespräche drehen sich um diese Hauptstadt, ihr Vergnügen und Verderben und um den leidigen Krieg, in welchem das hübsche Kammermädchen, die kleine, das „jettliche Berlinerdeutsch" radebrechende Babet ihren Geliebten weiß, einen stattlichen Grenadier mit einem recht langen Zopf. Aus dieser Veranlassung erzählt der junge Andres die Geschichte vom todten Grenadier, durch welche uns der Dichter auf eine höchst wohlthätige Weise aus dem Bedientenzimmer in die Geisterhalle der Poesie versetzt. Sie ist kurz und kann deswegen ganz hier stehen:

Es war zu der Zeit der gottseligen Regierung des Vaters unsers gnädigen Herrn, als, ich weiß nicht, welcher große Krieg ausgebrochen war, der viele junge Mannschaft außer Landes brachte. Unter diesen befand sich auch ein junger Grenadier, der sein Mädchen, das er herzlich liebte, daheim zurücklassen mußte. Es geschah, daß bei Gelegenheit einer großen Schlacht der junge Soldat mit vielen andern getödtet und im fernen Ungarlande beerdigt wurde. Das Mädchen, das sich sein Ausbleiben nicht deuten konnte, brach in Thränen und bittere Klagen aus, wollte sich auf keine Weise zufrieden geben und rief unaufhörlich ihren Liebsten bei Namen. Nun wißt ihr aber, daß ein Todter in seinem Grabe nicht schlafen kann, wenn ein Lebender ihn immerfort und mit Thränen anruft; die Thränen durchnässen ihm das Leichenhemd, und er muß heraus, er mag wollen oder nicht. So war es auch hier; der kalte Mann, der keine Begier mehr nach Kuß und Umarmung hatte, muß fort, und zu dem Mädchen, das ihn ruft. Er schwingt sich auf ein wunderbares Pferd, das ihn aus dem fernen Ungarlande im Nu vor die Hausthür seines Liebchens bringt. Da ist es Mitternacht, und er muß lange warten, dabei ist's kalt, und der arme todte Mann hat keinen Hauch in der Brust, um in die Hände zu hauchen und sich zu erwärmen. Im Kämmerlein wacht das Liebchen und schnürt eben liebekrank und seufzend ihr Mieder los; da hört sie's so leise hantiren: mit einem halben Blick durch die schwarzen Scheiben lugt sie hinaus, da steht ganz nahe ein dunkles Auge sie an, und ein weißer Mantel flattert hoch auf. In ihrem gottesfrohen Schreck macht sie schnell auf, und bedenkt ihr loses Mieder nicht; aber der da draußen schielt nicht mehr nach eines Mädchens Busen, ihm ist nur darum zu thun, daß er bald wieder in Ungarn in seinem Grabe liege. Er muß ihr jetzt von Liebe sprechen und von Hochzeit und möchte ihr so gern gestehen, daß er längst schon todt und begraben sei. Endlich schwingt er sich mit ihr aufs Pferd, und wie sie so reiten, tritt am Himmel der Mond hervor und leuchtet ihnen. Es mag ein schauerlicher Ritt gewesen sein; der Großvater hat sie so durchs Dorf kommen sehen; vor keiner Schenke hielt er an, denn weder ihn noch sein Thier gelüstete nach irgend einer Erquickung; auch wurde die Reise immer wilder, je tiefer es in die Nacht ging. Es störte das Rößlein in seinem Lauf nicht Heckenzaun noch Fluß; ja zuletzt setzte es keinen Huf mehr auf und zog schaurig durch die Luft hin, dem blassen Monde nach, der sich vor den grauen, flatternden Morgenscheinen zu retten suchte. In der Frühe geht Alles zur Ruhe, was in der

*) Vgl. über den ersten und zweiten Band Nr. 119, 120 d. Bl. f. 1833 und Nr. 56, 57 f. 1834. D. Red.

Nacht geschwärmt hat: Kobold, Elf, Gespenst und Nix, denn die schönen Christengebete, die dann aus so vielen dankbaren Herzen frisch mit dem Dufte der Blumen zusammen gen Himmel steigen, säubern die Erde, wie die Hand des Meßners den heiligen Altar von Spinnweb und Staub. So wußte auch der nächtliche Ritter, daß er nicht lange mehr Bestand haben würde, und spornte sein Thierlein, daß es entsetzliche Sprünge machte hoch in den dämmernden Himmel hinein, daß die Morgenwolken erschraken und furchtsam zurückflatterten. Das arme Mädchen hing an ihm, die Arme um seinen Leib geschlagen, und obgleich ihr ahnte, wohin es ginge, so hätte sie doch nicht mögen von ihm lassen, so heftig sind die Wünsche einer Braut. Am Ende hat's nun eine gräßliche Erscheinung gegeben; er hat sich ihr gezeigt, wie er war, nämlich nichts als Bein, dürres Todtenbein, und als die Arme vor Schrecken hat sterben wollen, hat er ihr zugerufen: dieses sei die Strafe für ihr Rufen und Schreien; es solle kein Mädchen ihren todten Liebhaber herbeiwünschen, sondern soll ihn im Grabe, worin er liegt, ruhig schlafen lassen.

Wir wissen nicht, mit welchem Recht Sternberg Bürger's Lenore um halbes Jahrhundert rückwärts datirt; sicherlich aber darf sich seine mondnächtliche, ätherische, zugleich aus der Tiefe des Herzens ihre Schauer heraufholende Behandlung dieser Geistergeschichte Bürger's handfestern Gräßlichkeiten mit Kühnheit an die Seite stellen. Doch wir kehren von dieser Hauptprobe seines Dichtergeistes zur Fabel des Buchs zurück. Kaum ist die Erzählung zu Ende, so überrascht die Gesellschaft der polternde Christian, der zornig und ohne Bücher zurückkommt, und nicht lange darauf tritt ein junger Mensch von blühendem Aussehen, dessen Kleidung aber arg von Wind und Wetter zugerichtet ist, ins Zimmer. Er kommt, um den Gräfinnen vorzulesen, ergreift in der Verzweiflung, da er keine neuen Bücher findet, einen alten Tröster, in welchem er, obwol derselbe nach dem Küchenschrank riecht, einen theuern erkennt, und nachdem seine Toilette durch ein paar hochrothe Strümpfe und ein Festbeinkleid restaurirt worden, eilt er mit dem Folianten unter dem Arm zu den Damen hinauf, wird vorgelassen und findet die drei Bewohnerinnen des alterthümlichen Gemaches alle ihm zugewandt. Ein junges Mädchen, blühend wie der lächelnde Frühling, ruht auf ein paar Polster gelehnt auf dem Boden vor dem Kamin; seitwärts sitzt die zweite junge Dame an einer damals üblichen liegenden Harfe, über deren Saiten sich schwermüthig langsam die weißen Arme der Spielerin bewegen. Die dritte ist eine dicke, alte, fast immer schlafende Französin, die ihren Eleven das ganze Buch hindurch nur zu Folie dient. Von den Lippen der jüngern Gräfin, Leopoldine, tönt dem Eintretenden zuerst der Gruß entgegen, durch welchen wir ihn kennen lernen: „Herr Lessing spielt Reboute!" heißt es; und ihre ältere Schwester Clarissa kann gar nicht begreifen, warum der junge Freund, anstatt Voltaire's „Tancred" mitzubringen, ihr einen alten Pergamentband entgegenhält. „Es ist der Theuerdank", ruft Lessing, „das trefflichste alte Gedicht, das wir haben, eine herrliche romantische Sage, in der die zauberischen Farben echter Poesie auf das lebendigste durcheinanderspielen!" Nun zweifelt zwar Ref., ob der Hr. Verf. den Theuerdank aus eigner genauerer Anschauung kennt; er würde sonst schwerlich der steifen Allegorie, in welche die Jugendgeschichte Kaiser Maximilian I. von dem ehrlichen nürnberger Philister Melchior Pfinzing im 16. Jahrhundert eingekleidet worden ist, den Ehrennamen des trefflichsten, alten Gedichtes beilegen; inzwischen ist es gar nicht unmöglich, daß Lessing selbst seiner Zeit so gedacht und gesprochen; denn trotz ihrer anderweitigen Gelehrsamkeit und Kritik legten damals bei erst begonnener Wiederentdeckung oder Wiedererkennung der Denkmale altdeutscher Literatur auch die kenntnißreichsten und geistvollsten Gelehrten einen unverhältnißmäßigen Maßstab selbst an das Unbedeutendere. Genug, unser junger Lessing feiert den Triumph, mit seiner klangreichen Stimme die Verse so rein und in so schönem Ebenmaße vorzutragen, sie mit so glänzendem Auge, so erröthender Wange zu begleiten, daß, je länger er liest, desto farbenreicher und üppiger die Poesie vor seinen Zuhörerinnen sich erschließt. Clarissa beugt sich näher zum Buche; Polly vergißt die Flammen des Kamins zu schüren. Wie Lessing das Buch schließt, schlägt die Glocke elf. Nun soll er sich für den ganzen Winter von den holden Fräulein verabschieden. Den Vorschlag der Jüngern, sie auch zu Berlin im Hause des Oheims zu besuchen, weist Clarissa, im Gefühle ihres Standes (worin sich die alte Zeit vollkommen spiegelt), mit Unwillen zurück. Und doch ist es grade diese ältere Schwester, welcher der junge Lessing huldigt. Und nachdem sie ihn mit welchen Worten getröstet, daß, wo sie auch später sein mögen, das Band der schönen Dichtkunst sie vereine, deren innigsten Zauber sie in diesen kostbaren Stunden genossen haben, legt er das Buch zu ihren Füßen nieder und ruft, selbst auf den Teppich kniend: „O deutsche Poesie! so klar, so licht, so rein und so erhaben!". Clarissa lächelt. „Gut", ruft sie, „ich will sein, wozu Sie mich machen, und mit dieser Rose, dem Boden des herrlichen Gedichtes entwachsen (es war ein Monatsröslein, das sie vorher als Zeichen zwischen die Blätter des alten Buches gelegt), kröne ich Sie als meinen Dichter! Bei dem Angedenken dieser Stunde, Ephraim, zeigen Sie sich dieser Krone würdig!" Diese im Scherz gesprochenen Worte sind als Prophezeiung sinnvoll in den Eingang der Geschichte gestellt.

Lessing, vom Schlosse heimgekehrt, durchträumt in dem nahen Dörfchen, wo sein Vater Pastor ist, fast die ganze Nacht am Schreibepulte, und eine neue Scene führt mit der Morgenröthe seine alte Mutter leise über die Schwelle. Mit tiefer Innigkeit ist ihr redlicher Kummer über die Lebensweise des Sohnes und mit großer Wahrheit der Widerstand des Dichtergenius selbst gegen die mildesten Formen der Convenienz geschildert. Die Mutter wirft dem Sohne in liebevoller Klage vor, daß er seine Studienjahre in Leipzig nicht, wie er sollte, angewandt, daß er, von den Aeltern mit schwerem Herzen nach dem verderbten Berlin entlassen, dort die gottloseste Classe von Leuten, das Komödiantenpack, zu seinem Umgange aufgesucht, ja den elenden, verlorenen Menschen, den Freigeist Mylius, seinen Freund nennt. Die ganze Rede der Mutter ist ein Inbegriff von Liebe, Gemüth, klarem aber beschränktem Verstand und rührender, seelenvoller Einfalt bei gänzlicher Phantasielosigkeit; abschreckend, sobald sie von

[illegible] [illegible] [illegible] [

dem gerechten Ruhme eines wahren Dichters trefflich vorarbeiten, ja selbst auf die Entwickelung seines Genies belebend und schnellfördernd einwirken. In dieses Verhältniß stellte der Verf. den halbgenialen Philosophen und Humoristen Mylius zu unserm Lessing. Auch ist der Umgang mit dem leichtsinnigen, aber poetisch aufregenden und dabei gutmüthigen Freunde dem ernsten und sittlich schon ganz festen Jünglinge ein Bedürfniß, und ehe er selbst es sich versieht, hat Mylius ihn wieder am Arme, und der Garten der punschenden Theaterprinchpalin Goltzig mit ihren Mädchen, courmachenden Offizieren und armseligen Schauspielern öffnet den Freunden wieder die abendlichen Schattengänge.

Ein höchst anziehendes Charakterbild fängt jetzt an sich vor unsern Augen zu entfalten; es ist die junge, hübsche Sabine, die zur Bande gehört, und die wol auch diesmal nächst der Begeisterung für die Musen unsern jungen Dichter hierhergelockt hat. Er trifft sie im Garten auf einer Schaukel, während im Westen langsam ein Gewitter aufzieht. Aus dem erleuchteten Gartenhause ertönt die Musik und das Gelächter der Schauspieler. „Sie können sich nur freuen, wenn sie Wein und Speisen vor sich sehen", ruft Sabine; „und", setzt sie zu Lessing hinzu, „wo sind Sie denn indessen gewesen, Herr Ephraim?" „Zu Hause, bei meinen Aeltern", antwortet der Jüngling. „Ach! auch ich hatte ein Haus", seufzt das Mädchen, „ein Haus, wo ich ein glückliches Kind war. Es stand am Ufer eines Baches, der melancholisch seine Wellen unter überhängenden Birken dahinfluten ließ. Ach! laßt mich herab, ich will nicht mehr fliegen, die Erde ist doch schön! ich will nicht mehr fliegen!" Die Schaukel wurde angehalten, und indeß Mylius sich der Seile bemächtigte, glitt das erhitzte Mädchen in Ephraim's Arme. Ein dumpfer Donner rollte, und einzelne warme Tropfen fielen herab. Sabine hing sich an Lessing's Arm und sie gingen schweigend dem Hause zu.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Entgegengesetzte Wirkungen des Bergsteigens in den beiden Hemisphären.

Es ist eine merkwürdige von vielen Reisenden bestätigte Erscheinung, die aber noch nicht genügend erklärt worden, daß man auf den Bergen der südlichen Hemisphäre Zufällen unterworfen ist, die denjenigen, welche man auf den Höhen der nördlichen Erdhälfte verspürt, grade entgegengesetzt sind. Wer z. B. den Montblanc erklimmt, empfindet heftige Blutcongestionen nach dem Kopfe, die sich durch Anschwellen und Blauwerden des Gesichts und der Lippen, durch Ausströmen des Blutes aus Mund, Nase und Ohren äußern. Südlich vom Aequator hingegen zeigen sich, in gleicher Höhe, entgegengesetzte Phänomene: das Blut drängt sich nach den untern Theilen des Körpers; die Züge werden bleich und schlaff; es stellen sich Mattigkeit, Schwindel, Ohnmachten, Erbrechen ein. Die Mittel, durch welche man diese so verschiedenen krankhaften Zustände bekämpft, müssen natürlich ebenfalls ganz verschieden sein, ausgenommen das Ausstrecken in horizontaler Lage, welches stets von guter Wirkung ist. Die Reisenden auf den Alpen fanden ihr Uebelbefinden durch den Genuß geistiger Getränke stets vermehrt; statt ihre Kräfte zu erhöhen, steigern sie die apoplektischen Zufälle. Man schreibt diese der Verdünnung der Luft und dem verminderten atmosphärischen Drucke zu; warum aber bringen dieselben Ursachen in Süden andere Wirkungen hervor? Hier kennt man zwei verschiedene Zustände, welchen Diejenigen sich aussetzen, die an das Ersteigen hoher Berge nicht gewöhnt sind. Erstens stellt sich jene Schwierigkeit des Athemholens ein, welche man gewöhnlich auf allen Berggipfeln empfindet. Der zweite Zustand ist der soeben beschriebene und wird von den Peruanern Soroche genannt, weil sie ihn der Einwirkung des Sirocco zuschreiben, ohne daß sich dafür irgend ein triftiger Grund anführen lasse. Der geschickte englische Ingenieur, der die Bauten der großen Wasserleitung von Tacho in Peru leitet, Hr. Scott, schreibt diese Zustände dem Einflusse der Elektricität zu; er stützt sich auf die von ihm gemachte Bemerkung, daß auf verschiedenen Punkten der Cordilleren diese Zufälle weit bedeutender seien als in andern Gegenden, und daß auf jenen Punkten, welche nicht immer die höchsten, das Elektrometer bedeutend sinke.

Die beiden eben geschilderten, entgegengesetzten Zustände lassen sich leicht durch den merkwürdigen Umstand erklären, daß die elektrischen Pole auf den beiden Hemisphären verschiedene Punkte des Körpers einnehmen. Leconte, welcher zur Zeit der Gefangenschaft Napoleon's auf St. Helena als Lieutenant auf der Insel Ascension stand, hat zuerst auf diese Thatsache aufmerksam gemacht. Da die elektrische Materie im Norden den obern Theil, im Süden des Aequators den untern Theil des Körpers inne hat, so folgt daraus, daß dort das Blut nach dem Kopfe, hier aber nach den Extremitäten getrieben werden muß, abwechselnd apoplektische Symptome oder Ohnmachten hervorbringt. Auf diese Art läßt sich leicht erklären, wie die horizontale Lage beiden Zuständen abhilft, indem sie die Elektricität der verschiedenen Theile des Körpers wieder ins Gleichgewicht bringt. Noch muß ein Umstand bemerkt werden, der diese Ansicht bestätigt. Auf den Anden empfinden die Reisenden nicht das mindeste Ungemach, so lange sie zu Pferde bleiben, indem sie auf solche Weise durch das Hammelfell, auf welchem in dieser Gegend der Sattel liegt, von dem elektrischen Einflusse des Erdkörpers isolirt sind. Dr. Cunningham berichtet, daß, als er im Juli 1833 in Gesellschaft des Capitain Pope und einiger andern Personen eine Aussicht nach der Wasserleitung machte, welche in der Ebene von Chinchilla in einer Höhe von 14,000 F. über der Meeresfläche angelegt wird, Niemand die mindeste Unpäßlichkeit spürte, bis zum Augenblick, wo sie, zu den minder zugänglichen Punkten angelangt, gezwungen wurden abzusteigen. Sämmtliche Reisende, einen Einzigen ausgenommen, wurden auf der Stelle vom Soroche befallen. „Im Augenblicke, wo meine Füße den Erdboden berührten, empfand ich Schwindel, Ekel und allgemeines Zittern; ich befand mich in einem solchen Zustand der Schwäche, daß es mir unmöglich war, mich auf den Beinen zu erhalten, ich stieg wieder auf mein Maulthier und gelangte zur Stelle, wo wir Mittag machen wollten."

„Auch die Thiere sind dem Soroche unterworfen. Das erste Symptom, welches sich bei den Maulthieren äußert, ist heftiges Zittern, worauf beschleunigtes Athemschöpfen folgt und zuletzt Neigung zum Stillstehen. Läßt man sie in diesem Zustande, so sinken sie um und stehen oft nicht wieder auf. Sobald der Reiter die ersten Spuren des Uebelbefindens bei seinem Thiere wahrnimmt, läßt er die Zügel nach, damit das Thier den Kopf senken könne, wodurch es sich Linderung verschafft, die Maulthiere kennen die heilsame Wirkung dieses Kopfsenkens so genau, daß ein Thier, welches ich ritt, beim leisesten Anfluge des Soroche, sogleich eine Stellung zu gewinnen suchte, die ihm erlaubte den Kopf so niedrig als möglich zu halten. Die Peruaner vergleichen den Soroche mit der Seekrankheit, mit welcher er wirklich einige Aehnlichkeit hat." 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 203. — 22. Juli 1834.

Novellen von A. von Sternberg. Dritter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 202.)

Dort wird Leſſing's Entſchluß, ſich vom Theater zurückzuziehen, von der Truppe beim Punſch, den die Prinzipalin nicht am nüchterſten ſchlürft, übel aufgenommen und ihm ausgeredet; ein gimpelhafter Franzoſe, den ſie Marquis nennen, disputirt in luſtigem Deutſch über den echten, d. h. altfränkiſchen Geſchmack und wird von Mylius mit Lauge begoſſen. Eine leidenſchaftliche Scene folgt zwiſchen Leſſing und Sabine im nächtlichen Garten. Das Mädchen wirft ſich ihm an den Hals und gibt unter Schwüren und Flüchen dem Staunenden und nicht ganz Vorwurfsfreien ihre ganze raſende Liebe kund. Unter dem Wetter ruft ſie dem Blitze. „Was wir mit einander zu ſchaffen haben", erwidert ſie dem verleugnenden Jüngling mit ſtockendem Ton, „das will ich dir ſagen". Sie hebt ſich auf den Fußſpitzen bis zum Ohr des Jünglings und ziſchelt ſchnell und leiſe einige Worte hinein. Heftiger rauſchen die Gipfel der Bäume, wiederholte Donnerſchläge laſſen ſich hören. „Jetzt weißt du es", ruft ſie, indem ſie krampfhaft ſeine Hand drückt und verſchwindet.

Es folgt eine Scene zwiſchen Mylius und Leſſing, wie wir ſie oben haben ahnen laſſen. Erſterer appellirt an die Nacht, die Stille, den Gott großer Seelen, an die Schäferſtunden der Freundſchaft und ſpricht dann feierlich:

In dem großen, ſchlafenden Berlin ſind wir die Einzigen vielleicht, die da wachen und fühlen. Sieh, wie wir jetzt einträchtiglich miteinander wandern, ſo, ſagt mir eine innere Stimme, werden wir auch, zwei vereinte große Geiſter, durch kommende Geſchlechter ſchreiten: du, ein Dichter, ich ein Philoſoph. Leſſing! bei dem ſtillen mitternächtlichen Antlitz dort oben, das keinen großen Gedanken kleinlich verräth, Freund, bei all den Geiſteraugen, die dort aus fernen Welten auf uns niederſchauen, laß uns rüſtig auf der erwählten Bahn fortſchreiten, laß uns berühmt, laß uns groß werden!

Leſſing drückt mit Feuer die dargebotene Hand. Zwar vernichtet Mylius Alles wieder mit dem kälteſten Spott, aber ſowol ſein Freund als der Leſer fühlen wohl, daß ihm nur das Erſte Ernſt geweſen iſt.

In der fünften Scene des zweiten Acts werden Leſſing und Mylius wider ihren Willen in ein Geheimniß eingeweiht, das den Aberglauben, welcher in der großen Stadt neben dem Unglauben wohnt (denn wo keine Götter ſind, ſagt Novalis, da ſind Geſpenſter), treffend bezeichnet. Die Nacht führt ſie vor das erleuchtete Fenſter einer Hütte, in welcher zwei Damen ſich von einem alten Weibe Karten ſchlagen laſſen. In der einen erkennt Leſſing die zierliche Geſtalt Leopoldinens und in dem Wächter vor dem Hauſe den alten Chriſtian in fremder Livree. Die Damen verſchwinden. Eine Geſtalt im Mantel dringt ins Haus ein, ringt mit dem Weibe und einem großen breitſchultrigen Manne, der ihn überwältigt. Die beiden Jünglinge ſtürzen gleichfalls in das Haus und retten den Bedrängten. Es iſt ein Page aus den erſten Familien, der ſtille Liebhaber Leopoldinens, der Leſſing in räthſelhaften Worten erklärt, daß der edeln gräflichen Familie ein entſetzliches Unglück bevorſtehe.

Sechste Scene: Leſſing's „Sara Sampſon" wird gegeben. Der zagende Dichter ſieht von ſeinem Stübchen aus die Leute ins Theater wallen; in einem Wagen erkennt er Clariſſen. „Dem Himmel ſei Dank", ruft er, „mein geliebtes Kind wird nicht fremd einer fremden Menge entgegentreten; ſie iſt im Schauſpiel, ihrem zarten Ohr, ihrem gebildeten Auge wird kein edles Wort, keine ſchöne Beziehung entgehen. O möchte ſie empfinden, daß ihr Geiſt es war, der mich umſchwebte, als ich Sara's edle, weibliche Züge entwarf!" Er blättert in ſeinem Manuſcripte, bis das Theater aus iſt, denn die Angſt über den Erfolg läßt ihn das Schauſpiel nicht beſuchen, die Stube wird ihm eng; er gelangt unwillkürlich in die Nähe des Theaters. Hier findet er eine an ihren Früchtekorb zurückkehrende Höckerin weinend. „Was iſt Euch, warum weint Ihr?" fragt Leſſing. „I Gott, über das dumme Zeug, was ſie heute drin aufgeführt haben"; die Geſchichte ſei miſerabel, aber ſo tugendhaft und ſchön, wie ſie noch nichts erlebt; „aber ſo ein abſcheulicher Galan, wie im Stücke einer vorkommt, iſt mir noch nicht erſchienen; ich würde auch ganz anders mit ihm umgeſprungen ſein, als das liebe, ſanfte Weibsbild es thut." Dieſe anſpruchsloſe Kritik trägt der Alten einen Theil von Leſſing's Börſe ein; ihm ſelbſt bringt Mylius jubelnd die Nachricht vom allgemeinen Glück, welches das Stück gemacht, und ſtellt ihm zwei Weinflaſchen auf den Tiſch, die Madame Golzig dem Honorar voranſendet.

Eine neue Scene zeigt uns den Dichter in der großen Welt, im Salon des Grafen Felix, eines tonangebenden Großen der Hauptſtadt, der dem franzöſiſchen Ge-

ſchmack huldigt. Mit ſiegreicher Beredtſamkeit verficht Leſſing, dem der Beifall ſeiner „Sara“ geſtattet, aus der damals noch gar demüthigen Stellung eines deutſchen Schöngeiſtes etwas herauszutreten, ſeine überraſchenden Anſichten über das Erwachen einer deutſchen Nationalpoeſie gegenüber dem ſtolzen Manne mit der hohen Geſtalt und adeligen Stirn. Er ſetzt das Wunder des aufgeſchoſſenen Preußenreiches mit jenem andern Wunder in Parallele. Der Graf erwidert ſehr geiſtreich, doch ſelbſt nicht mit völliger Kenntniß der franzöſiſchen Literatur, denn er paralleliſirt den (damals) jungen Marmontel mit dem alten Dacier. Der angebliche Marquis miſcht ſich auf alberne Weiſe triumphirend in das Geſpräch, das eine große Zierde des Buches iſt (S. 91—107). Endlich iſt der ſtolze Ariſtokrat genöthigt, dem armen Poeten die Hand zu drücken und ihm für ſeine Offenheit zu danken. Ein nachläſſig gekleideter, langer, dürrer Mann erſcheint jetzt, von zwei ambraduftenden, jungen Herrn umäugelt, es iſt ein hochgefeierter Prinz, ein Roué des Jahrhunderts. Der Graf ſtellt ihm den Dichter vor. Nach einer Pauſe fragt der Durchlauchtigſte auf Deutſch: „Hat Er etwas bei ſich? ſo leſe Er vor“, und ſetzt ohne Antwort zu erwarten, das franzöſiſche Geſpräch fort. Beim Soupé ſitzt Leſſing neben einem corpulenten Landedelmann, der ihn zwar auch per Er tractirt, indeſſen mit gutmüthigem Ernſt ihn abmahnt, ferner Theaterſtücke zu ſchreiben, und ihm gegen freie Koſt und Wohnung anträgt, die Familienchronik auf ſeinen Gütern zu verfaſſen. Der übrige Theil der Tafel ergeht ſich in ärgerlichen Anekdoten, in Geſprächen des frechen Egoismus, der Atheiſterei und zugleich des blinden Geiſterglaubens, worüber der freigeiſtiſche Prinz plötzlich ohnmächtig wird. „Nun Gott Lob, Sie glauben noch an Geſpenſter“, ruft der fromme Landedelmann aus, „da iſt noch nicht alle Hoffnung verloren“. Beim Nachhauſegehen verirrt ſich Leſſing in das Schlafgemach des Grafen, trifft dort ſtaunend Clariſſens Portrait und ein Briefchen von ihrer Hand an den Grafen, den ſie bittet, ihre unglückliche Schweſter zu retten.

Der dritte Act der Novelle, den wir bei dem beengten Raume nur ſummariſch angeben können, löſt dieſes Räthſel. Unerwartet läßt Clariſſa den in Berlin von ihrem Kreiſe ausgeſchloſſenen Dichter zu ſich bitten; ſie vertraut dem theuern Hausfreunde an, daß der unbegrenzte Ehrgeiz ihrer Verwandten ſchon einmal ihr Haus dem Verderben nahe gebracht und auch jetzt wieder eine eitle Tante zu den verdammungswürdigſten Thorheiten treibt. Ein junger Prinz hat die heftigſte Leidenſchaft zu Leopoldinen gefaßt, die in ihrer Unerfahrenheit ſich ſelbſt einbildet den Prinzen ſchwärmeriſch zu lieben; die Tante hat den Grafen Felix mit ins Intereſſe gezogen; ein geheimer Briefwechſel wird unterhalten. Eine Kataſtrophe, eine Entführung naht heran, in welcher die ältere Gräfin nur die Schande ihrer Schweſter und ihres Geſchlechtes erblicken kann. Dieſer zuvorzukommen iſt Leſſing auserſehen; er ſoll Leopoldinen dahin bringen, wo weder der Prinz noch die Verwandten ſie vermuthen können, er ſoll der Verlaſſenen vornehmſte Stütze ſein. Der beglückte Dichter führt ſeinen Auftrag mit Beſonnenheit aus. In die Einzelnheiten können wir nicht eingehen und melden nur, daß eine zweite Pietiſtenſcene eingeflochten iſt, in welcher der Leinweber aus der traurigen Sekte austreten und zu ſeiner alten Luſtigkeit und Trübſalsfreude zurückkehren will; auch entſteht unter den gebildetern Mitgliedern ein ſehr intereſſanter Streit über den großen Friedrich und ſeine Tendenz. Die Scene endet ſtürmiſch, und der alte Kammerdiener Chriſtian mordet im Patriotengrimm ſeinen Zopf und wirft ihn den feindlich und unpreußiſchgeſinnten „Zopfträgern“ des Herrn zu Füßen. Indeſſen wird Leopoldine wider Willen gerettet; der glückliche Maths kommt zu einer durch Unſchuld gewürzten Prügelſuppe. In das Gartenhaus der Madame Golzig ſchlägt die Nachricht vom Einbruche des Königs in Sachſen ein und ſprengt die Theaterbande.

Vierter Act: Leſſing verläßt mit dem Edelmann die Reſidenz, und ſie beſuchen das Schloß einer Verwandten, auf welches ſich Clariſſa zurückgezogen. Er findet ſeine ſchöne Freundin blaß und angegriffen, aber das Werk iſt gelungen, Leopoldine, den Klauen ihres Verführers ganz entzogen, über ihr wahres Glück aufgeklärt, iſt auch auf dem Schloſſe und wird mit dem Pagen vereinigt. Hierauf folgen Scenen aus dem Volks- und Kriegsleben, in welchen der Dichter die Schilderung der Zeit mit ſeiner bekannten Meiſterſchaft vervollſtändigt. Hier begegnet Leſſing auch der ſeltſamen Sabine, die dem Heere in Männerkleidern gefolgt iſt. Er erhält in ihren Reden und ihrem tragiſchen Schickſal die verdiente Strafe eines etwas leichtſinnigen Verhältniſſes. Sie ſtirbt an einem Piſtolenſchuß, indem ſie muthig einen Spion verfolgt; der Schauplatz ihres Todes iſt zufällig ihr Geburtsort, und ſo wird ſie auf dem Spielplatz ihrer Jugend begraben. Ein enthuſiaſtiſcher Schauſpieler, der zu Berlin den Melkefont geſpielt, und ſeiner Sara, Sabinen, in den Krieg gefolgt, und den die Liebe mitten im Bombaſt natürlich macht, erzählt dieſes unſerm Leſſing, und da er ihn gerührt ſieht, umarmt er ihn mit den Worten: „Gott ſei gelobt, ſo iſt Melkefont nicht der Einzige, der um ſeine Sara weint! Ihr Andenken iſt gefeiert, ihre Manen ſind beruhigt. Nun fort in den Krieg!“ Inzwiſchen iſt auch der Grenadier zu ſeiner Babet unerwartet auf das Schloß gekommen, und der Dichter liefert eine ziemlich lüſterne Parodie von ſeinem eignen todten Grenadier; doch müſſen wir ihm bezeugen, daß dieſes die einzige Scene iſt, durch welche er ſich in dieſer Novelle mit ſeiner üppigen Sinnlichkeit abgefunden hat.

Wir eilen dem fünften Acte der Novelle zu, weil er zu ſchön iſt, um nicht ausführlicher abgehandelt zu werden. Bisher mußten wir dem Dichter, wenn er uns von Clariſſens Liebenswürdigkeit ſprach, faſt nur auf Treu und Glauben beipflichten, er erzählte uns von ihrer Schönheit und ihrem, in der Zeit allerdings vollkommen begründeten Adelsſtolz; aber wenn die erſtere für Leſſing's Liebe ein immerhin großes Gewicht in die Wagſchale legte, ſo mußte es der letztere wieder aus der Wage herausnehmen. Erſt am Schluſſe der Novelle erſcheint ſie in ihrer Seelen-

würde, um ihres Geiſtes und Gemüthes willen der Liebe eines großen Genius würdig, ſeine Muſe zu ſein. Clariſſa iſt, wie ſie ihrem Freunde ſpäter anvertraut, die Braut des Grafen Felix. Wir finden ſie in einem Wagen mit Leſſing, der Franzöſin und einem bisher nie aufgetretenen, dem Leſer bis jetzt unbekannten, ſanften, ältlichen Gelehrten in einem Reiſewagen, den Stoff zur Unterhaltung in einer geiſtreichen Folge fortführend. Man ſpricht über die Tendenz der Zeit, über ihre ſittliche und religiöſe Entwickelung. Der freundliche Gelehrte, bekannt wegen ſeiner tiefen und ungeheuchelten Frömmigkeit, ſpricht unumwunden, aber ſchonend ſeinen Widerwillen gegen die falſche Aufklärungsſucht aus; Clariſſa widerſpricht ihm hierin, Leſſing vermittelt und ſammelt als echter Dichter „aus zwei gleich herrlichen, duftenden Blütenkelchen" ihren Honig. Der Gelehrte erzählt einen Vorfall, der ſich vor Kurzem in ſeiner nächſten Umgebung und unter ſeiner thätigen Theilnahme ereignet, und der dazu dienen ſoll, die beiderſeitigen Anſichten zu vereinigen. Wir ſchweigen von dieſer ſehr rührenden Geſchichte, um für Clariſſens Erwiderung, die der Novelle die Krone aufſetzt, einen Platz zu erübrigen. Die Geſchichte handelte von einem Juden, der den Gelehrten, welcher ſein Pfleger auf dem Sterbebette war, durch die Demuth und Reinheit ſeiner Grundſätze beinah zum moſaiſchen Glauben bekehrt hätte. Ihr ſetzt Clariſſa folgende, von ihr ſelbſt erlebte Begebenheit entgegen, die wir leider nur im gedrangten Auszuge mittheilen können: Sie ſtand am Sterbelager ihrer geliebten Mutter, die Erbſtücke der Liebe zu empfahen, worunter ein einfacher, goldener Reif das hauptſächlichſte war. An dieſem alten Erbſtück der Familie haftete die Gabe, Diejenigen, die in ſeinem Beſitze waren, liebenswerth zu machen:

Und in der That — ſagt Clariſſa — meine gute Mutter zeigte hiervon den rührendſten Beweis. Welche von uns ſollte nun den Wunderring beſitzen? Ich geſtehe, daß wir untere nander, obgleich durch die innigſte Liebe verbunden, dennoch leydalt den Stachel der Eiferſucht fuhlten; doch war es öfters geſchehen, daß die älteſte Tochter ihn erhalten, und ſo trat ich denn, gleichſam auf dieſe hohe, rührende Ehre gefaßt, zu der Sterbenden... Ich empfing den Ring und triumphirte.... Wie geſchah mir aber, als ich nach der Mutter Tode bemerken mußte, daß meine Schweſtern ebenfalls mit dem Ringe prangten; auch ſie hatten ihn. Eine von der Andern nichts wiſſend, von ihr empfangen. Zorn und Unwillen brachen bei mir hervor...

Der Vater ſchlichtet den Streit der Schweſtern:

Meine Töchter erkennt die Liebe, die Gerechtigkeit, die Güte eurer Mutter.... Mir vertraute ſie das Geheimniß, welches ihr zärtlich beſorgtes Herz erfann; zwei Ringe ließ ſie verfertigen u. ſ. w.; nun gibt es allerdings ein Mittel, zu erforſchen, welche von euch den echten Ring beſitzt. ... Hat der Ring nicht die Kraft, ſeine Eigenthümerin liebenswerth zu machen? Wohlan, meine Kinder, da habt ihr den Schlüſſel zum Geheimniß. Welcher von euch wird's gelingen, der edeln Verklärten am ähnlichſten zu werden, welcher, als der Liebenswürdigſten, werde ich Glück wünſchen dürfen zum Beſitze des Wunderringes?

Clariſſa brachte nun eine Nacht voll der bitterſten Thränen zu; ſie ſtritt mit einem unbezähmbaren Charakter, und endlich ging ſie ſiegreich hervor. Dieſe Erzählung elektriſirt die beiden Männer, der Gelehrte ſpricht: „Ja, wenn die Macht, die Herzen ſich zu unterwerfen, eine Gabe des echten Ringes iſt, ſo ſind Sie in ſeinem Beſitz!" Leſſing hat ſtumm zugehört; jetzt hebt er begeiſtert ſeine Blicke zu der holden Geſtalt, die im Feuer ſeiner Rede hoch aufgerichtet daſaß, die bleichen Wangen von einem leichten Purpur überfloſſen. „Himmel", rief der Jüngling, „welche Worte, wie klar, wie ſicher, wie lebendig zeigen Sie mir mein eignes Denken und Empfinden, wie faſſen Sie in beſtimmte Bilder, was ſich nur unſicher und dunkel in meinem Geiſte zubereitete!" Dieſe ſinnvollen, köſtlichen Geſpräche werden in einem düſtern Walde rauh unterbrochen. Bärtige Soldatengeſichter umgeben die Kutſche. Ein Wachtpoſten verlangt grob und ungeſtüm Unterſuchung der Reiſenden, ſie werden aus dem Wagen herausgenöthigt. Der Gelehrte ſucht die nöthigen Papiere hervor und beſteht darauf, vor den Offizier geführt zu werden, der ſie verdrüßlich muſtert.

Plötzlich ging der finſtre Ausdruck des Leſenden in ein freudiges Staunen über; noch einmal muſterte ſein Blick die Umſtehenden, dann erhob er ſeine Stimme zur Frage: „Meine Herren, welcher von Ihnen iſt der Profeſſor Gellert?" „Ich bin es", entgegnete der Gelehrte. Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des Offiziers, ſeine Blicke glänzten; beſcheiden nahte er ſich dem ältlichen Manne, und indem er ihm eine militairiſche Verbeugung machte, ſagte er: „Mein Herr, wir haben Befehl, Sie ſowol als Ihre Begleitung ungehindert paſſiren zu laſſen; man weiß, daß Sie dieſe Straße bereiſen, und ich wollte eher mich ſelbſt der größten Gefahr ausſetzen als das mindeſte Ungemach einem Manne zufügen, den Jedermann achtet und ehrt. Steigen Sie ein, und erreichen Sie glücklich das Ziel Ihrer Reiſe!"

Allgemeines Staunen. Ein bärtiger Soldat tritt auf Gellert zu, und indem er eine ungeſchickte Verbeugung macht, ruft er:

Mit Erlaubniß des Herrn Offiziers wollten wir Ihn bitten, Herr Gelehrter, daß Er uns eine ſeiner Fabeln herſage. Es iſt nur, damit Unſerriner, kommt er einmal heim, zu Weib und Kind ſagen könne: ich habe auch den lieben, frommen berühmten Profeſſor aus Leipzig geſehen, und er hat uns eine Fabel vorerzählt. Halten's zu Gnaden, lieber Herr.

Gellert lächelte. „Ja, ja", rief der Reiter, „erzählt nur, ſonſt nehmen wir Euch doch gefangen!" „So muß ich wohl!" entgegnete der Fabeldichter und fing an auf dem Platze, vor dem noch geöffneten Wagen ſtehend, umſchloſſen von einem aufmerkſamen Kreis von Bauern und von Kriegern, die, auf ihre Gewehre geſtützt, den kleinen, blaſſen Mann in ihrer Mitte anblickten, mit lächelndem Munde und tönender Stimme eine ſeiner bekannteſten Fabeln herzuſagen. Es war die, welche mit den Worten beginnt:

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht u. ſ. w.

Als die Verſe geendet waren, drückten die Zuhörer auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme und Bewunderung aus. Die alten Krieger ſahen meiſtens ſtumm zu Boden nieder; Mädchen und Weiber, welche hinter den Soldatengruppen lauſchten, trockneten ſich mit den Schürzen die Augen; einige Bauern blickten andächtig gen Himmel, weil ſie meinten, das Vorgetragene ſei eine Predigt. Endlich trat, als der Gelehrte eben wieder in den Wagen ſteigen wollte, ein junger Rekrut auf ihn zu und rief laut ſchluchzend: „Na, leb' er wohl, Phylax!"

Der Wagen rollt jetzt ungehindert fort, und auch die geistreichen und begeisterten Gespräche folgen wieder ihrem Lauf. „O mein Vaterland", hören wir Lessing hier ausrufen, „wenn mein Name dereinst genannt würde, als der Name Dessen, der unwürdige Ketten zerbrach, den erlösten Geist einem freiern Leben entgegenführte!" Und Gellert, der Repräsentant der schwindenden, altfränkischen Schule, spricht die rührenden Worte:

So muß ich denn einsehen, daß ich, unter jugendlichen Geistern verweilend, selbst nur noch einer vergangenen, mächtig gealterten Zeit angehöre. Grünend sproßt eine Welt um mich her, aus deren Zweigen ein heftig treibender Frühling die bunten farbigen Blütenlichter hervorbläst. O meine Freunde, welch eine seltsame Sache ist's um eine Zeit. Viele Geister erscheinen zu früh, andere kommen zu spät, wenn grade Das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird. In ihrem unverstandenen Schmerze, wenn sie so dem Leichenzuge ihres Glückes folgen, erscheinen sie der Menge wol thöricht. So bin auch ich bestimmt, die alte, genügsame, zufriedene, beschränkte, in ihren Schranken sich glücklich fühlende Welt zu Grabe zu geleiten, und an mir vorüber schreiten die jungen Geister einem neuen überraschenden Lichte entgegen. Ja, wol hatte jener treuherzige Bursche nur zu sehr Recht, der mich Phylax nannte. Bin ich es denn nicht, der noch treu, still und ergeben auf der Schwelle des alten Hauses liegt, unermüdlich bewachend die Schätze des Hausherrn, und in dieser Treue nicht ahnend, daß unterdessen der alte Herr gestorben, daß eine neue glänzende Wirthschaft in den lieben bekannten Räumen eingerichtet worden?

Im Vaterhause wird Lessing unerwartet gut aufgenommen. Gellert's erhebende Anerkennung des jungen Dichters macht dem alten Lessing die größte Freude. Von seinem Freunde Mylius erhält er auch Nachricht. „Vergessen Sie nicht, theurer Freund", heißt es am Schlusse des Schreibens, „die großen Entschlüsse, die wir gefaßt haben". Selbst die Pietisten zeigen sich dem berühmten Manne gewogen. Und Clarissa, seine Geliebte, die stolze Grafenbraut, nimmt mit den Worten von ihm Abschied: „Vergessen Sie nie die Clarissa, welche Ihnen als jugendlich begeistertes Mädchen den Kranz der Weihe aufdrückte; ich werde nie den Mann vergessen, vor dem ich mich in Ehrfurcht entfernt halten müßte, wenn nicht ein wärmeres Gefühl als Ehrfurcht und Bewunderung mich ihm wiederum näher brächte". Sie drückt einen Kuß auf die Stirn des Dichters, seine stille Apotheose ist vollendet, und er geht hin, aus der Seele der Geliebten den „Nathan" zu schaffen. 3.

Grundriß der Sprachwissenschaft. Ein Versuch von Jak. Heinr. Kaltschmidt. Leipzig, Tauchnitz. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Die Sprachen und Sprachwissenschaften sind in neuern Zeiten nicht weniger eifrig und allgemein betrieben worden als andere Wissenschaften. Der Verf. der vorliegenden Schrift erkennt die Verdienste seiner Vorgänger dankbar an, glaubt aber nicht mit ihnen durch die Zerlegung und Wiederzusammensetzung ihres Begriffes von der Sprache und Sprachwissenschaft, sondern vielmehr durch Darlegung der Art und Weise der Gedankenbildung im Innern des Menschen und im innigen Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften die richtige Sprachwissenschaft zu finden. Und diese Aufgabe hat er in diesem Grundrisse zu lösen gesucht.

Insofern die Sprachwissenschaft dem Verf. die Kunde von den Gesetzen der Offenbarung des Geistes ist, ist sie ihm auch auf das Innigste mit der Philosophie verwandt und er leitet daher in seiner Einleitung, bestehend 1. aus der Stellung der Sprachwissenschaft, die Principien einzelner Vernunft- und Erfahrungswissenschaften nebst dem Princip der Sprachwissenschaft, 2. aus der Setzung der Sprachwissenschaft, welche die Gesetze und das Erscheinen der Sprache lehrt, die Eintheilung der Sprachwissenschaft ab und erklärt noch in einer Anmerkung die Bestandtheile eines Lehrgebäudes derselben. Daran knüpft er den Begriff und das Verhältniß der aprioriſchen Substanz, der Vorstellung und Darstellung und gibt hierauf 1. eine Uebersicht der objectiven Darstellung der Substanz oder der Lehre vom Worte und vom Laute, 2. eine Uebersicht der objectiven Darstellung der Substanz oder der Lehre von dem Satze und der Periode, und 3. eine Uebersicht der Darstellung für die Substanz oder der Lehre vom Vortrage. Dies sind die drei Haupttheile seiner Sprachwissenschaft, welche im Folgenden weiter entwickelt werden, und zwar wird im 1. Thle. die Substanz in dem Worte, nebst der Lehre von den Redetheilen, der Laut als die Form des Wortes, der Sprachlaut als Wurzellaut, der Wurzellaut als Wort oder Redetheil betrachtet. Der 2. Thl. behandelt die Substanz als redend, und zwar als sich selbst darstellend im Satze nebst Urtheilsform, Modeformen und Verbindung der Sätze. Im 3. Thl. endlich tritt die Substanz als angeredet auf, oder die Sprache als Mittel der Mittheilung und Einwirkung; die Sprachdarstellung wird eine Kunst und diese eine Wissenschaft, welche die verschiednen Formen der Dicht- und Redekunst lehrt. Dies ist in der Kürze des Verf. Ideengang und die Reihenfolge der behandelten Gegenstände. Bei seiner Entwickelung hat er nicht, wie es für die philosophische Sprachlehre hinreicht, die allgemeinen und nothwendigen Formen allein, welche die Grundbestandtheile aller Sprachen sind, sondern hauptsächlich die lateinischen und deutschen mit ihren grammatischen Benennungen zu Grunde gelegt. Weitere Bemerkungen verstattet der beschränkte Raum nicht. Das Ganze ist mit Sorgfalt geschrieben, und wie der Verf. mit bescheidenem Mistrauen in seine Ansichten beginnt, so beschließt er seine Schrift mit der Aufforderung zu gemeinschaftlicher Arbeit. Und schon hat er an Städtler („Wissenschaft der Grammatik". Berlin, 1833) einen Mitarbeiter gefunden. Dieser theilt aber die Sprachwissenschaft also ein: der erste Theil ist die Wissenschaft der Grammatik, oder die Betrachtung der Sprache an sich; der zweite ist die Wissenschaft der Literatur oder die Betrachtung Dessen, was sich in der Sprache darstellt; der dritte ist die Wissenschaft der einzelnen Sprachen in ihrer volksthümlichen Individualität. Der verschiedene Standpunkt und die verschiedene Ansicht beider liegt vor Augen. 50.

Notiz.

Wie unsere Zeit auch in andern Dingen, z. B. selbst in wissenschaftlicher Beziehung, sich bisweilen gar zu sehr zertheilt und zersplittert, sodaß nur disjecta membra poetae, um mit dem Dichter zu reden, sich vorfinden, so ist es auch auf dem Gebiete der Poesie selbst. Es war daher gar kein übler Vorschlag, der schon vor einigen Jahren (Nr. 9 d. Bl. f. 1830) gemacht wurde, einen Musenalmanach herauszugeben, wie der von Boie im Jahre 1770 u. folg., in welchem die einzeln und zerstreut in Deutschland erscheinenden guten Gedichte jährlich gesammelt würden. So würde vielleicht besser für die Musen gesorgt werden, als wenn man absichtlich nur darauf ausgeht, Originalgedichte in die erscheinenden Musenalmanache aufnehmen zu wollen. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 204. — 23. Juli 1834.

Neue Werke aus der hiſtoriſchen Literatur des Morgenlandes.

Abulfeda über die Zeit vor dem Islam. Tabari's arabiſche Annalen. Mirchond's Geſchichte der Gasneviden.

Zahlreich, umfaſſend und mannichfaltig ſind die in den gebildetſten Sprachen des Orients vorhandenen Jahrbücher und Lebensbeſchreibungen, zu welchen uns durch die ſorgfältigere Erforſchung der morgenländiſchen Sprachen jetzt immer mehr der Zugang geöffnet wird. Theils ganze Werke, theils Abſchnitte und Bruchſtücke dieſes Zweiges der orientaliſchen Literatur erſcheinen jährlich in Bearbeitungen, welche für das europäiſche Publicum, bald für das größere, bald zunächſt für das gelehrte beſtimmt ſind. Jene erſtere Claſſe von Bearbeitungen, welche das größere Publicum berückſichtigt, und ſich daher gewöhnlich damit begnügt, eine bloße Ueberſetzung zu liefern, wie z. B. viele der zu London herausgegebenen engliſchen Ueberſetzungen perſiſcher Geſchichtſchreiber, nimmt es mit dem Originale nicht ſehr genau. Den eigenthümlichen Geiſt, den Ausdruck und die Form des Originals einigermaßen beizubehalten, damit beſchweren die Ueberſetzer dieſer Art ſich gewöhnlich nicht. Sie kürzen die Originale faſt immer bedeutend ab, befaſſen ſich nicht mit kritiſcher Unterſuchung und Berichtigung der ihnen grade vorliegenden Handſchrift, laſſen weg, was blos der Darſtellung angehört, und verwiſchen das Fremdartige im Ausdruck, ſo viel ſie grade ohne Mühe thun können. Die zweite Claſſe von Bearbeitungen, welche zunächſt den Anforderungen gelehrter Leſer genügen will, verfährt mit dem Originale ſorgfältiger und gewiſſenhafter. Die Herausgeber dieſer Art liefern gewöhnlich Originaltext und Ueberſetzung, nebſt erläuternden Anmerkungen, welche theils die Sprache, theils die Sachen betreffen. Sie werden durch die Herausgabe des Originaltextes genöthigt, dieſem Texte Aufmerkſamkeit und Kritik zu widmen, ehe ſie ihn abdrucken laſſen. Denn es iſt faſt immer unmöglich, den Text mit gutem Gewiſſen ſo zu geben, wie er in der erſten, beſten Handſchrift ſich vorfindet. Alle Handſchriften ſind fehlerhaft. Nur durch Sprachkenntniß und Vergleichung anderer Handſchriften kann man einen mehr oder minder richtigen Originaltext herſtellen. Ueberſetzer dieſer Claſſe ſehen auch eher darauf, daß ihre Ueberſetzung vom Originale, welches ſie zugleich mit vorlegen, ſich nicht zu weit entferne. Man wird daher die morgenländiſchen Originale aus den Bearbeitungen der zweiten Claſſe in der Regel am genauſten und wahrſten kennen lernen. Aber der gelehrte Apparat, mit welchem dieſe Bearbeitungen verſehen ſind, führt ſie gewöhnlich nur in die Hände der Gelehrten. Daher kommt es, daß über den Charakter und die Schreibart der morgenländiſchen Hiſtoriker noch ſehr unklare und falſche Vorſtellungen verbreitet ſind. Ihre Darſtellung hält man gewöhnlich für geſchmacklos, ungenießbar, und das Ziel, welches ſie in der Darſtellung zu erſtreben ſuchen, faſt immer für Bombaſt. Daß bei den morgenländiſchen Hiſtorikern, wie überall, Völker, Zeiten und Individuen unterſchieden ſein wollen, bedenkt man bei ſolchen allgemeinen Urtheilen ſehr wenig. Man kennt auch das Material des Gegenſtandes in der Regel zu wenig, um dieſem Gedanken Raum geben zu können.

Die in unſerer Ueberſchrift genannten drei Bearbeitungen morgenländiſcher Geſchichtſchreiber ſind von Deutſchen geliefert und gehören der oben bezeichneten zweiten Claſſe an. Wir erhalten in ihnen nicht blos Ueberſetzung, ſondern auch Originaltext und Erläuterungen. Die drei Geſchichtwerke, welche ſie betreffen, haben wir in Bezug auf ihren Inhalt in chronologiſcher Ordnung aufgeführt; das erſtere, von einem Araber verfaßt, betrifft die Ereigniſſe vor Mohammed; das zweite, gleichfalls von einem Araber verfaßt, berichtet die unmittelbar nach Mohammed's Tode unter den Arabern eingetretenen Begebenheiten; das dritte, von einem Perſer geſchrieben, ſchildert eine, nach bereits erfolgter weiterer Verbreitung des Islam im öſtlichen Perſien herrſchende moslemiſche Dynaſtie. Wir wollen jedes einzelne der drei Werke etwas näher betrachten, und ich will durch Mittheilung einiger treu nach dem Original überſetzten Stellen die Art der Darſtellung jedes dieſer Werke genauer darzulegen ſuchen.

Abulfeda's Bericht über die Zeiten vor dem Islam, welchen uns Hr. Fleiſcher unter dem Titel: „*Abulfedae historia anteislamica*“, vor Kurzem mitgetheilt hat, war bisher noch nicht herausgegeben, obgleich der größere und wichtigere Theil des Werkes durch Reiske's Ausgabe längſt bekannt geweſen und für unſere Hiſtoriker eine Hauptquelle der Geſchichte des moslemiſchen Aſiens geworden iſt. Abulfeda war ein gelehrter arabiſcher Fürſt in Syrien im

7. Jahrh. der Hedschra. Aus frühern, ausführlicheren arabischen Annalen trug er seine Uebersicht der Weltgeschichte zusammen, deren Hauptvorzug darin besteht, daß sie sich über einen verhältnißmäßig langen Zeitraum erstreckt, und man daher in ihr die Geschichten vieler Dynastien vereinigt findet, welche sonst in verschiedenartigen arabischen Werken gesucht werden müssen. Die Ausführung des Werkes ist ganz die einer Epitome; Alles ist nur kurz und summarisch berührt. Die Darstellung kann sich deshalb nur selten zu einiger Lebendigkeit erheben. In dem von Hrn. Fleischer nun gelieferten ersten Theile des Werkes ist das Wichtigste Dasjenige, was Abulfeda über die alten Araber vor dem Islam erzählt; denn in diesem Punkte sind die Nachrichten der arabischen Schriftsteller natürlich original und vollständiger, als wir sie sonst irgendwo finden können. Ihre Berichte über Hebräer, Perser, Aegypter, Griechen sind dagegen leichtbegreiflicherweise mangelhaft und unklar. Wir wollen nun eine, von Abulfeda erzählte Begebenheit in der alten Geschichte der Araber als Beispiel nehmen. Diese Begebenheit ist die Dächesfehde, oder die Fehde wegen Däches und El gabra, welche vierzig Jahre dauerte und viele blutige Treffen herbeiführte. Däches war ein Hengst; sein Name bedeutet nach Ebn nobâta: der Eindringer, und er erhielt ihn wegen eines bei seiner Geburt eingetretenen Vorfalles, von dem Verbo dachasa, d. i. mit der Hand in etwas eindringen. Uebrigens könnte der Name auch bedeuten: der Scharrer, der mit dem Fuße scharrt. El gabra war eine Stute; ihr Name bedeutet: die Staubige, Staubfarbene. Die Rosse und Kamele spielen in der alten Geschichte und Sprache der Araber eine wichtige Rolle. Die alte Sprache ist durchdrungen von Ausdrücken, welche zunächst auf Wartung und Behandlung der Kamele sich beziehen, späterhin aber auch erweiterte Bedeutungen erhalten haben. Abulfeda erzählt nun S. 140 von Däches und El gabra also:

Zu den Königen der Araber gehörte auch der König Kais, der Sohn des Soheir, des Absiten, dessen oben gedacht worden. Kais hatte bereits Scharen versammelt zum Kriege wider die Amiriten, um die Blutrache für seinen Vater Soheir zu nehmen. Darauf aber ließ er sich in El hedschâs nieder und wetteiferte mit den Koreischiten. Später verließ er die Koreischiten, begab sich zu dem Stamme Bedr, welcher zu den Fesâriten und Dsobjâniten gehört, und wohnte bei dem Hodseifa den bedr. Kais hatte aus der Landschaft El hedschâs seinen Hengst Däches und seine Stute El gabra gekauft; doch sagen Einige, daß El gabra eine Tochter des Däches war, welche Kais vom Däches aufgezogen und nicht gekauft hatte. Hodseifa den bedr besaß zwei Pferde, genannt El chattâr (d. i. der Schweifschwenker) und El chansa (d. i. die Krummbeinige). Er wünschte, daß diese mit den beiden Pferden des Kais, dem Däches und der El gabra, in die Wette liefen. Kais schlug es ab und hatte einen Widerwillen gegen das Wettlaufen, weil er wußte, daß dabei nichts Gutes herauskomme. Doch Hodseifa bestand auf den Wettlauf. Also ließen sie die vier gedachten Pferde laufen an einem Orte, welcher Dsât el issâd (d. i. Thal der Schlucht) genannt wird. Die Rennbahn betrug ungefähr hundert Galwas; unter Galwa aber versteht man einen Schuß mit dem Pfeile, so weit man irgend reichen kann. Der Einsatz betrug hundert Kamele. Däches gewann deutlich den Vorsprung, und die Leute sahen es. Aber Hodseifa hatte am Wege der Rosse Leute versteckt, welche dem Däches wehren sollten, wenn er vorankäme. Diese Leute also wehrten ihm nun und schlugen ihn auf das Maul; deshalb blieb Däches zurück. Hierauf gewann auch El gabra den Vorsprung vor dem El chattâr und der El chansa. Aber Hodseifa leugnete dieses Alles und behauptete, den Vorsprung gewonnen zu haben. So entspann sich denn Zwist zwischen den Bedriten und Kaisiten. Früher schon waren Errebi den sijâd und Kais zwistig gewesen wegen einiger Harnische, welche Errebi dem Kais entwendet hatte; daher war dem Errebi die Freundschaft der Bedriten mit dem Kais unlieb. Als nun diese wegen des Wettlaufes zwistig wurden, da freute sich Errebi darüber. Nachdem die Sache zwischen ihnen böse geworden, erschlug Kais den Rodda den hodseifa (Hodseifa's Sohn). Es hatte aber Kais einen Bruder, genannt Mâlek den soheir, welcher bei den Dsobjâniten wohnte; sobald nun diese Rodda's Tod vernommen hatten, erschlugen sie den gedachten Mâlek den soheir auf hinterlistige Weise. Als diese Tödtung des Mâlek dem Errebi den sijâd hinterbracht ward, kränkte sie ihn sehr, und er wendete sich jetzt zu Kais und leistete diesem Beistand. Auch dichtete Errebi Verse auf die Tödtung des Mâlek, zu welchen folgende gehören:

Wer wegen Mâlek's Tödtung sich noch freuet,
Der geh' zu unsern Frauen früh am Tage;
Er wird die Frauen finden schon entschleiert,
Vor Morgenroth schon bei der Todtenklage.

Also kamen Kais und Errebi zusammen, versöhnten sich und umarmten sich. Kais sprach zu Errebi: „Nicht floh von dir, der zu dir flüchtete; nicht behalf sich ohne dich, der Hülfe bei dir suchte". Die Partei des Kais und des Errebi ergriffen darauf die Absiten; zur Partei der Bedriten aber wandten sich die Fesâriten und Dsobjâniten. Heftige Treffen fielen zwischen ihnen vor, welche unter dem Namen der Dächesfehde bekannt sind. Im ersten Treffen fiel Auf den bedr (Hodseifa's Bruder); die Fesâriten wurden geschlagen, und die Absiten richteten eine große Niederlage unter ihnen an. Darnach trafen sie zum zweiten Male zusammen; die Absiten siegten wiederum, und das Glück wandte sich gegen die Fesâriten; es fiel El hâreth den bedr. Lange noch dauerten die Treffen zwischen ihnen. Zuletzt, als die Fesâriten wiederum geschlagen worden, blieben Hodseifa und sein Bruder Hamal mit einem geringen Haufen allein und begaben sich zur Grube El hebât. Dort wurden sie eingeholt von den Absiten, unter welchen Kais und Errebi den sijâd und Antara sich befanden. Diese schnitten die Bedriten von ihrer Reiterei ab und erschlugen den Hodseifa und seinen Bruder Hamal, die Söhne Bedr's. Daher haben die Dichter viel gesungen von der Grube El hebât, und wie die Bedriten bei ihr gefallen. In diesen Treffen zeigte sich die Tapferkeit des Antara den scheddâd. Darnach aber, als so die Bedriten gefallen waren, erhielten die Fesâriten Beistand von vielen Stämmen, welche den Tod der Bedriten schwer empfanden. Da nun die Fesâriten stark geworden, verfügten die Absiten sich zu mancherlei Stämmen der Araber, verweilten aber bei keinem derselben lange. Endlich verlangten die Absiten mit den Fesâriten Friede zu schließen. Die Vorsteher der Fesâriten willigten ein, und der Friede kam zu Stande. Man sagt, daß, als der Stamm Abs sich zu dem Stamme Fesâra begab wegen der Friedensstiftung, der König Kais nicht mit ihnen gezogen, sondern sich von den Absiten getrennt habe; daß er Buße gethan und ein Christ geworden und im Lande umhergewandert sei, bis er nach Omân gelangte und eine Zeit lang dort als Mönch blieb.

So weit Abulfeda. Der Gang des Krieges war also dieser, daß Anfangs Diejenigen, welche durch ihren Betrug die Fehde veranlaßt hatten, nämlich die Bedriten, immer den Kürzern zogen, zuletzt aber, als die Sieger auf eine schonungslose Weise bei der Grube El hebât den Rest der Bedriten vertilgten, andere Stämme für die Ueberwundenen sich erhoben und dadurch den Frieden be-

wirkten. Abulfeda's Erzählung, obgleich nur epitomatoriſch, iſt wohl zuſammenhängend und ganz einfach und natürlich; von Bombaſt oder geſuchten Wendungen iſt keine Spur darin. Ich wüßte daher nicht, welche Urſache man hätte, ſie ungenießbar oder vernachläſſigt zu nennen. Wenn man den Styl der arabiſchen Hiſtoriker dieſer Art natürlich und unentſtellt wiedergibt, wird er keinem Leſer beſchwerlich fallen. Aber freilich kann man durch ungelenke Ueberſetzung jedes Original verzerren. Eine viel umſtändlichere und durch Hinzufügung vieler einzelner Umſtände lebendigere Darſtellung jener Begebenheit findet man bei den arabiſchen Schriftſtellern Ennoweiri und Ebn nobâte, in den von dem Dänen Rasmuſſen herausgegebenen Schriften über die alte Geſchichte der Araber.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Eroberung von Granada, ein epiſches Gedicht in vierundzwanzig Geſängen nach dem Italieniſchen des Hieronymus Graziani von C. M. Winterling. Zwei Theile. Nürnberg, Haubenſtricker. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir bewundern den Muth, der uns nach ſo vielen reſultatloſen Verſuchen ein mit ſorgſamem Fleiß gearbeitetes epiſches Gedicht in 24 Geſängen darbringt; ja, es iſt dahin gekommen, daß wir dieſen Fleiß bedauern würden, wenn der Verf. den Fehlgriff begangen hätte, denſelben auf ein freies, ſelbſtändig gewähltes Thema zu verwenden. Der einzige Weg, die Deutſchen jetzt noch zur Theilnahme für ein ausgeführtes Epos zu bewegen, iſt der, ſich auf ein fremdes Original zu ſtützen, ſei es nun, daß Die Recht haben, welche den Deutſchen die Bedingniſſe zur epiſchen Dichtung abſprechen, oder daß unſere Zeit zu flüchtig, zu ruhelos und zu epigrammatiſch iſt, um an einer Dichtung, deren Grundcharakter Ruhe und ruhende Schönheit iſt, ſich dauernd erfreuen zu können. Die Monotonie der Form mag ihren weitern Antheil an der Ungunſt haben, in der das epiſche Gedicht nun einmal bei uns ſteht, und die Behauptung rechtfertigen, welche d. Bl. ſchon oft ausgeſprochen haben, daß nur ein Epos in Balladenform in Deutſchland Glück machen könne. Wie dem auch ſei, für ein fremdes Original hat ſich der antheilnehmende Sinn unter uns erhalten, und noch jüngſthin hat unſers Verf. „Araucana" ſowol, als Gries' „Ricciardetto" gebührenden Beifall gefunden. — Dieſe Betrachtung mag Erſtern bewogen haben, ſeine dichteriſche, epiſche Stimmung lieber zur Umbildung eines fremden Originals als zur Darſtellung eines eignen Epos zu verwenden; denn nach den Proben poetiſchen Vermögens, die er in dieſer Umarbeitung des Graziani'ſchen Heldengedichts gibt, iſt es klar, daß ihm ein freigewähltes Thema und deſſen Ausarbeitung keinen Zuwachs von Schwierigkeit dargeboten haben würde. Vielmehr, die Arbeit wäre leichter, die Mühe geringer geweſen; denn die Umgeſtaltung, welche der Verf. mit dem alten Epos des modeneſer Staatsſecretairs vorgenommen hat, iſt total, ergreift nicht blos die Zufälligkeiten, ſondern das Weſen des Gedichts und erſtreckt ſich über alle Theile deſſelben. Alle Charaktere des Epos haben dieſe Umbildung erfahren; ſie ſind ſchärfer, folgerechter, feſter gezeichnet und haben ſich einer Steigerung in moraliſcher Würde und Adel unterworfen. Die Ausführung, die Folge und die Anordnung der Maſſen iſt des Verf. Werk; ebenſo ſind die Gleichniſſe, die Beſchreibungen, die Bilder ihm angehörig, und gegen das Ende hin iſt es ſelbſt der Gang der epiſchen Fabel, die Entwickelung des Verſchlungenen und der endliche Ausgang. Sonach iſt von den 26 Geſängen des italieniſchen Gedichts aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts wenig mehr in das vorliegende Epos übergegangen, als die Idee des Ganzen und fragmentariſch das Skelett der Fabel. Erweiterung und Verkürzung derſelben, Umbildung der hervorragendſten Charaktere, Allegorien, Reden, Wahl des Redeſchmucks, Motive der Handlung, neue Träger des Gedichts, Berichtigung des Zeitcoſtums, Vereinfachung der Maſchinerie und theilweiſe Hinüberziehung des Wunderbaren aus dem Gebiet hohler Allegorie in das lebenvollere des Volksglaubens und der Dämonologie — alles Dies gehört dem Verf. an und gibt dem Epos das Gepräge eines Originals. Für dieſe Freiheiten muß er Rede und Antwort geben, denn das Gedicht, wie es vorliegt, iſt ſein Gedicht.

Der Verf. wird die daraus erwachſende Verantwortung gern übernehmen. Denn in der That haben wir faſt nur zu loben. Graziani's Epos iſt ein ziemlich lockeres, ſtets ſteifes, trockenes, ungefälliges Gewebe von Verſen, denen wahre Begeiſterung faſt durchaus mangelt. Es ſcheint nicht aus dem Bedürfniß zu ſingen hervorgegangen, ſondern mehr zum Zeitvertreibe, als eine Sache eleganter Mode niedergeſchrieben zu ſein. Das Epos des Verf. iſt lebhaft, voll geiſtreicher Schilderungen, reich an Rückblicken auf die Gegenwart, von hellem dichteriſchen Schmuck, volksthümlich, oft aus dem Born wahrer poetiſcher Begeiſterung hergefloſſen. Mit einem Wort, die todte Maſſe, welche Graziani hinterlaſſen, erſcheint durch und durch begeiſtigt, belebt, in allen Theilen regſam, lebendig, antheilerweckend. Dies iſt mehr, als ſich von den meiſten epiſchen Verſuchen ſagen läßt, die ſich als freie Originale uns darbieten; es iſt mehr, als wir erwarteten, daß aus dieſer lebloſen Maſſe von Bauſteinen jemals zu bilden wäre. Dem verdienſtvollen Bearbeiter der „Araucana" iſt dies weit ſchwerere Werk gelungen; er iſt an Graziani's Thongebilde zum Prometheus geworden. Ja, trifft ihn ein Tadel, ſo iſt es der, noch zu viel von den unpoetiſchen Auswüchſen ſeines Originals verſchont zu haben. So hätten wir beiſpielsweiſe ohne Bedenken Omar's Beſuch im Palaſt der Politik als eine matte, poeſieloſe Allegorie hinweggeſchnitten und die Verbindung auf eine natürlichere Weiſe wiederhergeſtellt.

Arioſt, Dante, Milton, Spenſer bauten ihre Dichtungen auf phantaſtiſchem, Taſſo, Camoëns, Ercilla, Voltaire auf hiſtoriſchem Grunde auf. Der Verf. nähert ſich den Letztern mehr als den Erſtgenannten und folgt in der Miſchung von Geſchichtlichem und Phantaſtiſchem etwa der von Camoëns beſchriebenen Bahn. Das Vorbild iſt gut und die Nachbildung gelungen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen ſehen wir Inhalt und Führung des Gedichts etwas näher an und geben dem Leſer die poetiſche Einkleidung zu eigner Prüfung hin. Das Gedicht beginnt mit der Bedrängniß Boabdil's, der, in Granada belagert, Rath pflegt, wie dem Sturz des Reiches zu begegnen ſei. Die Rathsſitzung (erſter Geſang: der Divan) iſt ganz Taſſoiſch. Das Gedicht bewegt ſich in achtzeiligen Stanzen, jedoch ohne das ſtrenge rhythmiſche Maß und die feſtſtehende Reimfolge der Ottave rime. Hierdurch wird die Monotonie des Verſes zwar vermieden, obgleich freilich von dem Ernſt und der Haltung des epiſchen Gedichts etwas verloren geht. In ſolchen Verſen weiht der Dichter ſein Lied Ludwig und Thereſen:

Der königliche Held, den ich zu ſchildern denke,
Er gleicht an Tugend und Gerechtigkeit
So ganz, mein König, dir, daß deine Huld verzeiht,
Wenn ich in Demuth mich zu deinen Füßen ſenke ...

Doch ſteug mein Wunſch nicht nach zu hohen Zielen!
So wünſcht' ich wol, daß auch der Königin,
Der reichſten Gnadenſpenderin,
Die Verſe, die ich ihr geweiht, gefielen ....

Hierauf beginnt das Gedicht mit einer blühenden Schilderung Granadas. Das Vergnügen, das ſie gewährt, ſtört ein chronologiſcher Rechnungsfehler, den der Dichter hätte vermeiden ſollen.

Verfloſſen waren tauſend Jahre, ſeit
Die Mohren Afrikas in Spanien eingedrungen ...

Der Verf. wird wissen, daß es nur 700 Jahre etwa waren. — Der Divan versammelt sich; die Namen der Helden, Omar, Mussa, Ormuz, Almiren, Achmet, Reduan, welche die spätere Scene füllen, werden uns genannt. Hier kommt auch Alguazil vor; doch ist dies kein Name, sondern ein Amt. Der zürnende Almansor soll zurückgerufen werden. Omar wird in die Wildniß geschickt, wo der Held, Boabdil's Schwager, als Räuber haust, seitdem der Schimpf der Schwester ihn aus dem Alhambra vertrieben hat. Omar vollbringt seinen Auftrag und Almansor verläßt die Berge und sein wildes Lager, das malerisch beschrieben wird. Omar, heimkehrend, geräth durch ein Wunder in den unterirdischen Palast der Zauberin Politik, die an der Seite der Selbstsucht und des Argwohns thront. Hier treffen wir auf den ersten Fehler des Gedichts. Kalte allegorische Personificationen, wie die hier gegebenen, zerstören Wahrheit und Wirkung des Gedichts und müssen um jeden Preis vermieden werden. Warum verwandelte der Dichter die Allegorien nicht in Personen und ließ sie die Träger seiner Gedanken sein? Dies war unschwer. Politica konnte eine Zauberin sein; ein Motiv ihrer Handlungsweise war ohne Mühe zu erfinden, und unsere Theilnahme blieb gefesselt. In einem ähnlichen Fall würde Byron, Tegnèr, Puschkin, Mickiewicz und der Dichter der „Tunisias" eine verlassene Geliebte Boabdil's an die Stelle dieser kalter Personification gesetzt haben.

Wir haben bei diesem Punkt verweilt, um auf ähnliche Anstöße nicht wieder zurückkommen zu dürfen und zugleich dem Dichter zu beweisen, daß wir sein Gedicht mit Nachdenken durchlesen haben. Er wird uns diese Erinnerung danken, wenn er noch einmal die epischen Schwingen regen sollte. — Andeutungsweise windet sich das Gedicht nur durch die Versöhnung zwischen Boabdil und dem Helden Almansor (zweiter Gesang), der sich durch Sieg den Weg zu dem bedrängten König bahnt. Silvera von Aguilar ist die von ihm besiegte Heldin; zugleich erscheint Elvire, Boabdil's schöne Tochter, in einer reizvollen Schilderung:

Korallen überbeut der Lippen holde Röthe,
Sie schließen weiße Perlen ein
Und hegen Düfte, wie nur Blumenbeete
Des würzereichen Indiens sie verstreu'n.
Hier weht der Geist von allem Süßen,
Was Herz und Sinne je mit Wonnerausch erfüllt,
Hier bettet auch auf Sammt und Rosenkissen
Das holde Lächeln sich, das alle Sehnsucht stillt.

Den Parteikampf der Zegris und Abenzeragen erzählt der dritte Gesang; die Musterung, die Botschaft des Khalifen, die Liebe Gonsalvo's und Rosalba's der vierte bis zum achten Gesang; Ueberfall, Sturm, Schlacht sind die Ueberschriften des neunten, zehnten, elften Gesanges; der zwölfte erzählt den Raub des Wunderschwertes, das König Ferdinand den Sieg verleiht. Nach dieser glücklichen Erfindung läßt der Dichter im dreizehnten Gesang wieder mehre allegorische Gestalten auftreten: Verdacht, Argwohn, Eigennutz u. s. w., die der Leser ihm gern für eine seiner wohlgezeichneten weiblichen Heldinnen erläßt. Wir haben unsere Meinung über solche Gestalten bereits ausgesprochen und wiederholen nur, daß wir sie unwirksam und verwerflich finden, selbst wenn das Bild so gelungen sein sollte, wie dies bei der Eifersucht im funfzehnten Ges. Str. 16—19 der Fall ist. In diesem Epos nehmen solche Personificationen offenbar einen schon bedeutenden Raum ein, recht im Gegensatz zu Ariost, der sich ihrer höchstens zu Uebergängen und kurzen Unterbrechungen seiner Fabel bedient. Dies ist auch aller Gebrauch, der sich davon machen läßt.

Indessen schwankt der Kampf, und die Paare, Silvera und Almansor, Rosalba und Gonsalvo u. s. w., durchleben ihre Abenteuer, welche bald an Tasso's pathetischen, bald an Ariost's launige, heitre und wundervolle Erfindung erinnern, ohne daß wir hier den Raum fänden, in ihre Details einzugehen. In den drei letzten Gesängen lösen sich die Verwickelungen; endlich siegen Garcilasso, Altabrun sterbend, Mussa stürzt sich in sein eigen Schwert, Abdallah fühlt sich durch Großmuth besiegt und das Christenheer zieht in Granada ein, worauf Gonsalvo's und Rosalba's Hochzeitfest das Gedicht beendet.

Als eine glückliche Episode hat der Dichter im zweiundzwanzigsten Gesang den von der Entdeckung Amerikas heimkehrenden Columbus eingeführt. Mit wachsendem Vergnügen lasen wir diesen lebendigen, schmuck- und farbenreichen Bericht, welcher durch die Errettung der sturmgepeitschten Ritter Ferdinand's eingeleitet wird:

Seht ihr, ein holdes Spiel dem Morgenwind,
Die weißen Segel dort, die Wimpel und die Fahnen?
Er ist's, Columbo ist's! Auf nie beschifften Bahnen
Kehrt er aus einer neuen Welt . . . Geschwind
Geschwind ein Zeichen ihm von unsrer Noth gegeben . . .
Laßt doch das Kreuzpanier sich in die Luft erheben!
Wohl uns, er sieht's und naht im schnellen Lauf!

Hierauf beginnt Columbus, vor die Könige geführt, seinen Bericht, den eine stille Anmuth auszeichnet, und an dessen Schluß der Dichter ausruft:

Heil dir, Liguriens vielberühmtem Sohne!
Du bändigtest das nie besiegte Meer.
Bekränzt ihn, holde Frauen! Wer, o wer
Trug würd'ger je des Lorbers Ehrenkrone!
An seinen Glauben setzt er kühn das Leben,
Er sucht' und fand, was Keinem sich enthüllt —
Verwirklicht sicher das Gedankenbild,

Von seinem Genius ihm eingegeben.
Die Schranke fiel, die von der alten Welt
Die neue schied; ein unbesiegter Held
Drang er hindurch mit mächt'gen Ruderstreichen . . .
. . . . Tiphys, wie muß dein Ruhm
Vor dieses Namens lichtem Glanz erbleichen!

Diese wenigen Proben müssen uns genügen, von dem Geist, der in dieser nicht erhabenen und kolossalen, aber geschmackvollen und lieblichen Dichtung weht, wenigstens eine Vorstellung zu geben. Verwandten und empfänglichen Gemüthern, die, in unsern Tagen ohne Sammlung und voll Ungeduld und Unruhe, noch die Fähigkeit behauptet haben, sich an einem längern Gedicht dieser Form zu erfreuen, in welchem den Tagesleidenschaften kein Feld dargeboten wird, oder die den unharmonischen Klängen der Gegenwart in einem alten, edeln Eichwalde zu entfliehen Aufforderung in sich fühlen, empfehlen wir dies Gedicht als eine solche stille und heimliche Zuflucht, in der uns liebliche Gestalten, heitre Empfindungen der Phantasie, weiche, wohllautende Töne über die Stürme und den Wirrwarr täuschen, welche draußen toben. Denn nicht an Dichtungen, welche die Seele aufregen, wol aber an solchen, die sie beruhigen, indem sie mild täuschen und von der Gegenwart abziehen, scheint es unserer Zeit zu fehlen, die ihrer mehr bedarf, als irgend eine frühere. 52.

Literarische Notizen.

Sir Thomas Dick Lauder hat eine neue Ausgabe von Gilpin's „Forest scenery" mit reichhaltigen Zusätzen in 2 Bdn. (London, 1834) besorgt.

Henry Moseley Professor am King's College zu London gibt heraus: „A course of natural philosophy applied to the arts".

„The history of mohammedanism, and the principal mohammedan sects" (London, 1834) enthält eine Uebersicht der mohammedanischen Ueberlieferungen über den Ursprung der Islam, Darstellung des politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zustandes des Orients zur Zeit der Einführung des Mohammedanismus, Mohammed's Biographie und vollständige Nachricht über die mohammedanischen Sekten. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 205. — 24. Juli 1834.

Neue Werke aus der historischen Literatur des Morgenlandes.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Wir wenden uns zu Taberi's arabischen Annalen, deren ersten Band ich vor Kurzem herausgegeben habe und deren zweiter Band sich unter der Presse befindet. Dieses Werk gehört zu den ältern historischen Werken der Araber. Der Verfasser lebte schon im dritten Jahrhundert der Hedschra und wohnte zu Bagdad. Das Werk ist zugleich eines der ausführlichsten und füllte vollständig wahrscheinlich gegen zwanzig Foliobände. Nur einzelne Theile desselben sind bisher in europäischen Bibliotheken entdeckt worden; aber nirgends hat sich ein vollständiges Exemplar gefunden. Man muß nämlich dieses große arabische Originalwerk sorgfältig unterscheiden von den spätern Abkürzungen desselben, welche in persischer und türkischer Sprache geschrieben sind und sich häufig finden. Diese Abkürzungen haben den Inhalt des Originals auf seinen zehnten Theil reducirt; an manchen Stellen noch auf weniger. Die Reihefolge von Bänden, deren Herausgabe ich begonnen habe, hebt an mit den Ereignissen in Arabien, welche unmittelbar nach Mohammed's Tode eintraten. Taberi führt uns hier in einen ungestüm bewegten Volkszustand. Er schildert den ganzen Trotz und die störrische Freiheitsliebe der arabischen Stämme, ihre Widerspenstigkeit gegen die von dem eben verstorbenen Mohammed eingeführte neue Religion, die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen diese Religion wegen ihres Fortbestehens zu kämpfen hatte, die unerschütterliche Ruhe und Festigkeit des Nachfolgers Mohammed's, des greisen Abubekr, unter dem von allen Seiten auf ihn eindringenden Aufruhr und Zwiespalt. Kaum hatte Mohammed die Augen geschlossen, als fast alle Stämme der neuen Religion den Gehorsam aufkündigten. Zwei lästige Pflichten waren es, um welche es sich handelte, die täglichen Gebete und die Zehnten, welche in einer gewissen Anzahl von Kamelen abgetragen wurden. Zu den Gebeten verstanden sich noch manche Stämme; aber von den Zehnten wollte keiner etwas wissen. Taberi bedient sich in solchem Falle immer des Ausdrucks: der Stamm setzte einen Fuß vorwärts und einen Fuß rückwärts. D. h.: zum Gebet war er bereit, die Zehnten aber verweigerte er. Abubekr entgegnete solchen Vorschlägen immer: „Ich erlasse ihnen kein Kamel, auch nicht einen Riemen eines Kameles". Nur seiner Ausdauer verdankte es der Islam, daß er fortbestand. Durch Mohammed's Beispiel angefeuert, erhoben sich in vielen Gegenden Arabiens vorgebliche Propheten und Prophetinnen, welche neue Religionen promulgirten.

Taberi's Erzählungsart ist die der ältern arabischen Historiker. Sie besteht ganz aus einzelnen mündlichen Ueberlieferungen, deren Urheber immer angeführt und wo möglich bis in die Zeit der Begebenheiten zurückgeführt werden, sodaß man zuletzt bis zu einem Augenzeugen der Begebenheit gelangt. Darauf beruht die historische Autorität dieser Ueberlieferungen, und jene Anführungen der Ueberlieferer heißen daher im Arabischen: „die asânid", d. i. die Stützungen, welche den Bericht stützen, beglaubigen. Die darin genannten Ueberlieferer sind lauter bekannte Personen, deren Lebensgeschichten in eignen arabischen Werken aufgezeichnet sind; wenn dies nicht der Fall wäre, so würde das Anführen der Ueberlieferer keinen Nutzen haben. Diese Anführungen der Ueberlieferer sind daher ganz Das, was in unsern neuern historischen Werken die Citate der Gewährsmänner und Quellen sind. Daher beginnen denn die einzelnen Berichte bei Taberi fast immer in folgender Art:

Uns erzählte Ebn homeid und sprach: Uns erzählte Salama, welcher es von Mohammed ben isdak vernommen hatte, dem es Abdalla ben abi bekr, und Kethir ben abdalla und einige andere seiner Freunde berichtet hatten, welchen es von Abdalla ben el abbâs erzählt worden war.

Hierauf folgt nun der Bericht selbst, welcher durch jene Leute überliefert war; der zuletzt genannte Abdalla ben el abbâs war nun schon ein Zeitgenosse des Mohammed und berichtete als Augenzeuge. Die von Taberi mitgetheilten Berichte dieser Ueberlieferer sind in einer einfachen, etwas alterthümlichen Sprache, aber meistens mit einer lebendigen und anschaulichen Darstellung abgefaßt. Wir wollen einige Beispiele davon betrachten.

Sogleich nach Mohammed's Tode brach ein heftiger Zwist darüber aus, wer sein Nachfolger als Vorsteher der neuen Religion sein solle. Die angesehensten Anhänger Mohammed's theilten sich in zwei Classen. Die eine Classe hieß Anssâr, d. i. Helfer, und bestand in Medinensern, welche früh die Partei Mohammed's ergriffen hatten. Die andere Classe hieß Mohâgerûn, d. i. Aus-

wanderer, und bestand in Mekkensern, welche dem Mohammed gefolgt waren, als er von Mekka nach Medina auswanderte. Jede dieser beiden Classen behauptete nun nach Mohammed's Tode, daß sie die meisten Verdienste um den Islam habe, und verlangte, daß aus ihrer Mitte der Nachfolger Mohammed's gewählt werde. Die Verhandlungen darüber wurden zu Medina in der Vorhalle der Saediten geführt. Taberi theilt viele der dabei gehaltenen Reden mit. Die Anssâr beriefen sich darauf, daß sie die ersten Beschützer Mohammed's gewesen, und wollten daher aus ihrer Mitte den Saad ben obâde zum Nachfolger Mohammed's erheben. Die Mohâgerûn beriefen sich darauf, daß sie zu dem Stamme, oder zur Verwandtschaft Mohammed's gehörten. Saad ben obâde, nachdem er Gott Lob und Dank gesagt, sprach zu den Anssâr also, Taberi S. 32:

O Genossenschaft der Anssâr! Ihr habt einen Vorsprung in der Religion gewonnen und einen Vorzug im Islam, dergleichen kein anderer Stamm unter den Arabern besitzet. Denn Mohammed, welcher gegrüßet sei, verweilte unter seinem eignen Stamme länger denn zehn Jahre, ihn einladend zur Verehrung des Barmherzigen und zur Verwerfung der Götzen. Gleichwol glaubten an ihn aus seinem eignen Stamme nur wenige Männer. Es war, als vermöchten sie nicht den Gesandten Gottes zu schützen, noch seine Religion zu schützen, noch ein Gebrechen von sich abzuwerfen, welches sie blind machte. Endlich, als Gott euch den Vorzug beschied, da verlieh er euch die Gnade, und ihr erlangtet diese Gunst. Euch beschied er es, daß ihr glaubtet an ihn und an seinen Gesandten, daß ihr schützet ihn und seine Gefährten, daß ihr schäzet ihn und seine Religion, und daß ihr strittet wider seine Feinde. Ihr wurdet die furchtbarsten aller Menschen seinen Feinden; ihr stellt schwerer seinen Feinden als den ewigen. Also geschah es, daß endlich die Araber dem Gebote Gottes gehorchten, die Einen mit Lust, die Andern durch Zwang, und auch die Entfernten sich unterwarfen, bald freiwillig, bald gemüßigt. Demnach hat Gott, welcher gelobt und gepriesen werde, seinem Gesandten durch euch das Land unterworfen; durch eure Schwerter wurden die Araber ihm unterthan. Als darnach Gott ihn hinwegnahm, da war er mit euch zufrieden; auf euch blickte er freudig. So nehmet denn diese Herrschaft nun für euch allein, mit Ausschluß der Uebrigen; denn euch gehört sie, mit Ausschluß der Uebrigen. Da erwiderten dem Saad Alle: „Du hast Recht in deinem Rath; du sprachst wahr in deiner Rede. Nicht wollen wir weichen von Dem, was du für gut befunden. Dir übergeben wir diese Herrschaft. Denn du bist unter uns der hinlängliche Zeuge, der fromme Gläubige, der genügende Mann."

Doch gab es selbst unter den Anssâr gemäßigte Männer, welche dafür hielten, daß der Nachfolger Mohammed's aus den Mohâgerûn zu wählen sei, weil die Mohâgerûn zum Stamme der Koraischiten, d. i. zur Familie Mohammed's gehörten. Unter diesen gemäßigten Anssâr war Beschir ben saad; welcher also sprach, Taberi S. 38:

O Genossenschaft der Anssâr! Wir, bei Gott, wenn wir die Trefflichsten gewesen in der Bekämpfung der Götzendiener, und die Ersten in der Annahme dieser Religion, so haben wir doch dadurch nichts Anderes erwerben wollen als das Wohlgefallen unsers Herrn, Treue gegen unsern Propheten und Mühwaltung für unsere Seelen. Daher geziemt uns nicht, daß wir uns deshalb über die Leute erheben und deshalb Ehre von der Welt erlangen wollen. Denn Gott ist Der, welcher den Lohn dafür uns reichen wird. Mohammed aber, welchem Gott gnädig sei, war aus dem Stamme Koraisch, und sein Geschlecht gehört zum Stamme Koraisch. Diese sind näher berechtigt dazu und mehr befugt. Ich schwör's bei Gott! Nimmermehr soll Gott mich sehen als einen Räuber, der jenen diese Herrschaft entzieht. Drum fürchtet Gott! Widerstrebt jenen nicht! Beraubt sie nicht!

Als endlich die Wahl auf einen Mohâger, nämlich den Abu bekr, gefallen war, und die Leute ihm den Handschlag reichten zum Gelöbniß der Treue, ward auch der obengedachte Saad den obâde, der von den Anssâr aufgestellte Prätendent, aufgefodert, dem Abu bekr den Handschlag zu leisten. Aber Saad erwiderte finster grollend, Taberi S. 41:

Ich schwör's bei Gott! Bis daß ich auf euch abgeschossen haben werde, was in meinem Köcher ist von Pfeilen, bis ich die Spize meines Speeres gefärbt und mit meinem Schwerte wider euch gestritten haben werde, so lange meine Hand es faßt, bis daß ich mit den Männern meines Hauses und denen meines Stammes, welche mir gehorchen, euch bekämpft haben werde, thue ich jenes nimmermehr. Ich schwör's bei Gott! Wenn auch die Dämonen sammt den Menschen zu euch übertreten, ich leiste euch den Handschlag nicht, bis daß ich dermaleinstens euch vor Gott, meinen Herrn, vorgeführet und dort erfahren haben werde, was meine Rechnung sei.

Als dem Abu bekr der Handschlag geleistet worden war, sprach er, nachdem er Gott Lob und Dank gesagt, zu dem Volke also, Taberi S. 20:

Darnach nun, o ihr Leute, wisset dieses: ich bin euch jezt vorgesezet worden, und bin doch nicht der Beste unter euch. Darum, thue ich Recht, so helfet mir; thue ich schlecht, so bessert mich. Aufrichtigkeit ist Treue, Lüge ist Betrug. Der Schwache unter euch soll für mich ein Starker sein, auf daß ich ihm zu seinem Recht verhelfe, so Gott will. Der Starke unter euch soll für mich ein Schwacher sein, auf daß ich das Recht von ihm fordere, so Gott will. Keiner unter euch versäume es, zu streiten auf der Heerstraße Gottes. Denn kein Volk versäumet dieses, welches nicht von Gott mit Schmach geschlagen würde. Unter keinem Volke greift Verworfenheit um sich, welches nicht von Gott mit Mißgeschick gezüchtigt wurde. Gehorchet mir, so lange ich Gott und seinem Gesandten gehorche. Lehne ich mich auf wider Gott und seinen Gesandten, dann ist Niemand mir Gehorsam schuldig. Gehet hin zu euerm Gebet! Gott erbarme sich eurer!

Bald darauf hielt Abu bekr folgende Rede an das Volk, Taberi S. 44:

Gott, welcher gelobt und gepriesen werde, nimmt von den Handlungen nur diejenigen an, durch welche nur das Anschauen seines Antlizes gesucht wird. Darum suchet nur ihn durch eure Handlungen. Eure Handlungen aber, welche ihr für Gott vollbringet, bestehen in Gehorsam, welchen ihr ihm leistet, in bezwungener Sünde, in Gaben, welche ihr reichet, in Wohlthaten, welche ihr euch voransendet aus den Tagen, die vergänglich sind, in die Ewigkeit, welche dauert, für die Zeit da ihr derselben bedürfet und sie nöthig haben werdet (d. i. am jüngsten Gericht). Lasset euch warnen, ihr Knechte Gottes, durch Diejenigen unter euch, welche gestorben sind; denket nach über Die, welche vor euch waren. Wo waren sie gestern, und wo sind sie heute? Wo sind die Gewaltigen? Wo sind Die, welche den Ruhm der Schlacht und des Sieges erwarben an den Orten des Streites? Niedergeworfen hat sie die Zeit; sie sind Moder geworden. Nur der Ruf noch ist von ihnen übrig; der Schlechte verbleibt den Schlechten; die Schlechten verbleiben dem Schlechten. Wo sind die Könige, welche das Land umbrachen und blühend machten? Sie sind fern jezt; in Vergessenheit gerieth ihr Andenken; sie sind geworden wie nichts. Aber die Vergeltung hat Gott ihnen aufbewahrt, und die Lüste ihnen abgeschnitten. Sie gingen dahin, und die Handlungen blieben ihre Handlungen; ihr Weltliches aber ward das Weltliche Anderer. Wir nun sind ihre Nachfolger geworden. Lassen wir uns warnen

durch sie, so werden wir gerettet; lassen wir uns bethören, so werden wir ihnen gleich. Wo sind jetzt die Schönen, die reizend von Anlitz waren und stolz auf ihre Jugend? Erde sind sie geworden, und was sie versäumten, das beseufzen sie jetzt. Wo sind Die, welche die Städte bauten und sie befestigten mit Mauern und Wunderwerke in ihnen aufführten? Verlassen haben sie nun jene Städte Denen, welche nach ihnen kamen. Ihre Behausungen stehen wüste, und sie selbst liegen im Dunkel der Gräber. Spürst du noch einen von ihnen? Hörst du noch einen Laut von ihnen? Wo sind Die, welche ihr kanntet von euern Söhnen und von euern Brüdern, deren Lebensläufe vollendet worden? Sie sind hingelangt zu Dem, was sie vorangesendet haben; sie wohnen bei diesem und schmecken jetzt die Trübsal und die Freude, die nach dem Tode kommen. Wahrlich, nicht ist zwischen Gott, der keinen Genossen hat und irgend einem seiner Geschöpfe irgend ein Band, durch welches das Geschöpf seinem Herrn Liebes erweisen oder Uebles von ihm abwenden könnte, außer durch Gehorsam und Befolgung seines Gebotes. Wisset, daß ihr schuldigende Knechte seid, und daß, was bei Gott ist, nicht erlangt wird außer durch Gehorsam. Und fürwahr, nichts Gutes ist in einem Gute, auf welches die Hölle folgt; kein Uebel ist in einem Uebel, auf welches die ewige Wonne folgt.

Ein strenger Ernst, ein misgeleitetes, aber glühendes Religionsgefühl ziehen sich hin durch diese Reden und Geschichten der ersten Moslemen, welche uns Tabari aus dem Munde der Zeitgenossen überliefert. Der zweite Band schildert die ersten Feldzüge der Moslemen nach Babylonien und Syrien und erzählt lebendig und anschaulich, wie die nur wenig zahlreichen und halb nackten arabischen Reiterhaufen die schwergepanzerten Geschwader der Perser und des griechischen Kaiserthums zersprengten. Schon die ausgehobenen Stellen können das Urtheil rechtfertigen, welches Silvestre de Sacy über Tabari's Darstellung fällt, indem er sagt: „Aus keinem Werke kann man die Gesinnungen und Sitten und Verhältnisse der arabischen Stämme zu Mohammed's Zeit besser kennen lernen als aus Tabari's Berichten."

Gehen wir jetzt über zu Mirchond's Geschichte der Gasnewiden, welche Wilken uns soeben geliefert hat, so sehen wir uns in beträchtlich spätere Zeiten versetzt, nämlich in das vierte und fünfte Jahrhundert der Hedschra. Auch der Schauplatz ist hier ein anderer: das östliche Persien. Schon war die politische Macht des zu Bagdâd residirenden abbassidischen Chalifen, oder Nachfolgers Mohammed's und Vorstehers des Islam, sehr gesunken. In verschiedenen Gegenden seines weiten Gebietes hatten sich Emire und Sultane erhoben, welche erbliche Dynastien stifteten, die Oberhoheit des abbassidischen Chalifen anerkannten, aber in politischer Beziehung ihr Gebiet selbständig regierten. Zu diesen Dynastien gehörte auch die gasnewidische, so genannt von ihrer Hauptstadt Gasna in der Provinz Sabulistan, nicht weit von der Grenze Oberindiens. Die Gasnewiden sind besonders durch ihre Feldzüge in Oberindien merkwürdig; sie machten zuerst die moslemischen Waffen in einem weitern Umkreise in Indien furchtbar. Nach Multan und Lahor hin dehnten sie ihre Eroberungen aus. Die berühmtesten Fürsten der Dynastie sind die beiden ersten, nämlich der Stifter der Dynastie, Sebüktegin, i. J. d. Hedsch. 365—387, und Sultan Machmûd Gasnewi, i. J. d. H. 388—421, unter welchem Firdewsi das große historische Gedicht Schâhnâme oder Königsbuch verfaßte. Bei der Geschichte dieser beiden Fürsten verweilt Mirchond hauptsächlich. Auch Mirchond's Darstellung ist in dem beweitem größten Theile seines Werkes einfache und deutliche Erzählung. Ich entlehne als Probe eine Stelle, welche den Feldzug des Sultan Machmûd Gasnewi gegen den Tempel des indischen Gottes Sumnât betrifft, S. 76:

Als Sultan Machmûd im Jahre 416 das Heer in das indische Gebiet geführt hatte, und die Tempel zerstörte und die Götterbilder zertrümmerte, sprachen die Verehrer des Sumnât: „Sumnât zürnt jenen Götterbildern; wenn dies nicht wäre, so hätte er ihre Feinde vertilgt". Sobald diese ungegründete Behauptung zu den Ohren des Sultans gelangte, beschloß er den Marsch in jene Gegend. Er sagte: „Wenn die Indier von der Ohnmacht des Gottes Sumnât sich überzeugen, werden sie sich vielleicht zum Islam wenden". Am 10. des Monat Schabân im gedachten Jahre brach er auf nach Multân mit 30,000 rüstigen Reitern, außer den Freiwilligen, welche, ohne Fourage und Sold zu empfangen, nur zur Erlangung des göttlichen Lohnes dienen. In der Mitte des Monats gelangten sie nach Multân. Da nun eine Wüste ohne Wasser und Futter vor ihnen lag, so luden sie dort für einige Tage Wasser und Gerste auf. Man sagt, daß, obgleich die Soldaten Kost und Zehrung mit sich führten, der Sultan außerdem 20,000 Kamele mit Wasser und Gerste belud. Nachdem sie jene mörderische Steppe durchmessen hatten, erblickten sie am Saume der Wüste einige Burgen, welche mit streitbaren Männern und mit den Geräthen und Werkzeugen des Krieges gefüllt waren. Gott, welcher gepriesen werde, warf Schrecken in das Herz der Ungläubigen, sodaß sie jene Burgen sämmtlich übergaben.

Nur im Eingange neuer Abschnitte und in feierlichen Reden kommt dem Mirchond dann und wann ein Anflug der rhythmischen, geschmückten Prosa, welche bei einigen spätern Geschichtschreibern, besonders persischen und türkischen, sehr vorherrschend ist. Als Probe gebe ich folgende Stelle, in welcher Mirchond die Geschichte des Helden Sebüktegin eröffnet, S. 1:

Der Emir Nâsser eddin Sebüktegin war ein Sklave türkischen Geschlechts, ein Diener des Alptegin, des Oberfeldherrn von Choràssân, begabt mit der Fülle der göttlichen Gnade, geschmückt mit Dem, was sich gebührt zur Herrschaft und zur königlichen Würde. Am Tage der Schlacht war er wie der Löwe ganz Heftigkeit; im Augenblicke des Schenkens war er wie die Wolke ganz Freigebigkeit. Zur Zeit des Gerichtes rauschte er hin wie der Sturm über den Starken und über den Schwachen; zur Stunde der Gerechtigkeit leuchtete er wie die Sonne über den Niedrigen und über den Hohen. An Großmuth war er wie das Meer, welches im Schenken an Einschränkung nicht denkt; im Ungestüm glich er dem Strome, welcher vor Abhang und Anhöhe nicht zurückweicht. Sein Rath war unter dem Dunkel der Begebenheiten wie der pfadzeigende Stern; sein Schwert war unter den Gliedern der Feinde wie das knotenlösende Geschick.

Die Wolke, welche den befruchtenden Regenschauer herabsendet, steht in dem Rufe der Freigebigkeit bei dem Morgenländer, ebenso das Meer, weil es Perlen auswirft. Ueber einige andere vor Kurzem herausgegebene Stücke morgenländischer Geschichtschreiber werde ich in einem folgenden Artikel Einiges bemerken.

J. G. L. Kosegarten.

Gesetz betreffend die Ausführung des Artikels 7 Absatz 2 der Reichsverfassung. Vom 27. Juni 1873. (RGBl. S. 161.)

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reichs, nachdem der Bundesrath und der Reichstag Unsere Zustimmung dazu ertheilt haben, was folgt:

§ 1. Die Bestimmung des Artikels 7 Absatz 2 der Reichsverfassung, nach welcher Gesetze, welche bei der Abstimmung im Bundesrathe mit Stimmenmehrheit gefaßt sind, als abgelehnt gelten, wenn sich diese Mehrheit nicht aus der Mehrheit der Mitglieder des Bundesrathes zusammensetzt, findet auf Gesetze, welche Abänderungen der Reichsverfassung enthalten, keine Anwendung.

§ 2. Gesetze, welche Abänderungen der Reichsverfassung enthalten, gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich haben.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 27. Juni 1873.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst von Bismarck.

Gesetz betreffend die Ausführung des Artikels 78 Absatz 2 der Reichsverfassung. Vom 24. Mai 1880. (RGBl. S. 97.)

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reichs, nachdem der Bundesrath und der Reichstag Unsere Zustimmung dazu ertheilt haben, was folgt:

§ 1. Die Bestimmung des Artikels 78 Absatz 2 der Reichsverfassung, nach welcher Gesetze, welche bei der Abstimmung im Bundesrathe mit Stimmenmehrheit gefaßt sind, als abgelehnt gelten, wenn sich diese Mehrheit nicht aus der Mehrheit der Mitglieder des Bundesrathes zusammensetzt, findet auf Gesetze, welche Abänderungen der Reichsverfassung enthalten, keine Anwendung.

§ 2. Gesetze, welche Abänderungen der Reichsverfassung enthalten, gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich haben.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 24. Mai 1880.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst von Bismarck.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 206. — 25. Juli 1834.

Ueber die Reform der deutſchen Univerſitäten.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Als das Grundprincip unſers ganzen Univerſitätsweſens, von dem aus Alles, was dieſes betrifft, beurtheilt werden muß, haben wir im erſten Artikel unſers Aufſatzes (Nr. 73—75 d. Bl.) hingeſtellt: das Streben nach einer vernünftigen Freiheit des Geiſtes im Denken und Handeln, und haben einerſeits dieſen Satz als den allein richtigen und wahren Geſichtspunkt zu erweiſen geſucht, andererſeits aber auch uns bemüht, von ihm ausgehend, die Einrichtungen unſerer Univerſitäten in Bezug auf die wiſſenſchaftliche Seite ihres Lebens zu vertheidigen, ſowie die Reformpläne deſſelben, die mit der Erreichung und Realiſirung jenes Strebens unvereinbar erſchienen, zurückzuweiſen. Jedes geiſtige Streben nun, jede geiſtige Richtung wird in der Welt in einer gewiſſen Form des Lebens zur Erſcheinung kommen, und dieſe Form kann und wird niemals eine willkürliche ſein, ſondern ſtets beſtimmt werden von dem eigentlichen Weſen, dem geiſtigen Kern jener Richtungen. Es iſt daher nicht etwas dem Geiſte Fremdes, ihn gar nicht berührend, wenn man der Ausbildung ſeiner Form feindlich entgegentritt; man verletzt ihn ſelbſt in der Verletzung der Form, in der er im Leben ſich zur Erſcheinung gebracht hat, und die Behauptung: „Die Form iſt todt (gleichgültig), nur der Geiſt lebendig", iſt nur inſofern richtig, daß der Geiſt in ſeiner weitern Entwickelung auch ſtets eben wieder in dieſer Entwickelung entſprechenden neuen Formen ſich äußerlich manifeſtirt. So muß denn auch das Univerſitätsleben, als aus einer geiſtigen Richtung hervorgegangen, ſeine beſtimmten Formen haben, und wenn dieſe Formen allerdings veränderlich erſcheinen, ſo liegt das darin, daß auch der Geiſt ein veränderlicher, d. h. ein ſich entwickelnder iſt. Wie aber allen dieſen Entwickelungsſtufen einer geiſtigen Richtung etwas Allgemeines, ſich Gleichbleibendes zu Grunde liegt — hier: das Streben nach einer vernünftigen Freiheit des Geiſtes im Denken und Handeln —, ſo wird auch in allen Formen, die mit den verſchiedenen geiſtigen Entwickelungsſtufen hervorgehen, ſich etwas Allgemeines, ſich Gleichbleibendes finden, welches jenem Erſtern entſpricht. Wir haben nun jenes geiſtige, dem Univerſitätsleben zu Grunde liegende und ſtets ſich gleichbleibende Princip früher als Norm hingeſtellt für die Betrachtung der wiſſenſchaftlichen Seite jenes Lebens; es bleibt uns alſo jetzt übrig, auch jenes Allgemeine, ſich Gleichbleibende in der äußern Geſtaltung deſſelben aufzuſinden und als das Richtige zu erweiſen. Hiermit weiſen wir aber auch zugleich jedes Eingehen auf das Einzelne, wie es ſich grade jetzt geſtaltet hat, oder wie wir wünſchten, daß es ſich geſtalten möchte, zurück und verwahren uns ernſtlich dagegen, daß wir grade dieſes vertheidigen, ſondern wir ziehen es nur in den Kreis unſerer Betrachtung, inſofern es den von uns weiter aufzuſtellenden allgemeinen Formen feindlich iſt oder nicht.

Von den verſchiedenſten Seiten her hat man in neuerer Zeit in Abrede ſtellen wollen, daß das äußere Leben in den Univerſitäten einer ihm eigenthümlichen Form vis-à-vis des übrigen bürgerlichen Lebens, des Staates bedürfe; man hat behauptet, daß man mit Fug und Recht die Einrichtungen und Geſetze, welche in dieſem ihre Geltung erhalten haben, auch unbeſchadet des innern Weſens der Univerſitäten auf ſie übertragen und anwenden könne und ſolle, und es iſt den vereinten Bemühungen des Staates und Einzelner gelungen, zufolge dieſer Anſicht wirklich theilweiſe die alten eigenthümlichen Formen des Lebens der Univerſitäten zu brechen, obwol dieſe, Lehrer wie Lernende, ſich oft genug im Ganzen dagegen geſträubt haben. Während man aber bei der Durchführung und Anwendung glaubte und hoffte, hierdurch die Univerſitäten zu heben, ſie zur Erreichung ihrer eigenthümlichen Beſtimmung geſchickter zu machen, ſieht man ſich im Verlauf weniger Jahre durch den Zuſtand, in dem ſich die Univerſitäten jetzt befinden, ſchon genöthigt, von einer Radicalreform, wenn nicht von einer gänzlichen Umgeſtaltung oder, was dieſer gleichkommen würde, von einer Aufhebung derſelben zu ſprechen. So befremdend dieſes Reſultat der von jener Anſicht ausgegangenen Maßregeln auch jedem Betrachter erſcheint und ihn zur ſtrengſten Prüfung derſelben auffodert, ſo wenig ſcheint es ihre vermeinte Richtigkeit und innere Wahrheit erſchüttert zu haben. Auf andere Weiſe erklärt man ſich ſehr leicht jenes unerwartete Reſultat, indem man behauptet: nicht die Anſicht ſelbſt ſei falſch und irrig, es liege der Fehler nur darin, daß man ſie nicht durchgreifend und ſcharf,

*) Ohne unſre Schuld verſpätet. D. Red.

nicht consequent genug angewendet habe. Wir unsererseits geben nun gern zu, daß allerdings eine größere Schärfe und Strenge in der Anwendung jener Ansicht für jetzt durchzusetzen sein wird, daß auch scheinbar für die nächste Zeit die Uebel, über die man jetzt klagt, verschwinden werden; aber wir glauben, daß einerseits die Ursache der Uebel nicht entfernt, nicht gehoben, sondern nur in das tiefste Innere zusammengedrängt werden wird, von wo aus jene über kurz oder lang gefährlicher und zerstörender wieder von Neuem ausbrechen müssen; daß aber auch andrerseits das Wesen und die wahre Natur unsers Universitätslebens von Grund aus zerstört werden wird, welchen unersetzlichen Schaden Gott von uns abwenden möge.

Während im Allgemeinen der Knabe, sobald er sich dem Jünglingsalter nähert, die Schule verläßt und als Lehrling eines Handwerkers, Kaufmanns u. s. w. unmittelbar ins bürgerlich-praktische Leben eintritt, verbleibt der dem Studium der Wissenschaften geweihte Jüngling nicht allein noch weitere Jahre in der Schulzucht; er tritt, selbst von dieser entlassen, nicht alsobald thätig ein in den Kreis des Staatslebens, sondern es ist ihm noch eine Zeit geschenkt, in welcher er sich selbst leben kann und soll, die Zeit der Universitätsjahre. Es ist dieses eine Anerkennung der Eigenthümlichkeit der Geistesbildung, welche zu erreichen der Studirende bestimmt ist, denn sie soll eine höhere, freiere werden als die der übrigen Glieder des Staates. Wenn diese, jeder an seinem Theile wirken sollen im Kreise ihres einzelnen Berufs, so soll es sein Beruf sein, geistig frei zu werden und eben in dieser geistigen Freiheit den Zusammenhang jener einzelnen zu erkennen, das ganze Leben zu umfassen, damit er dereinst in dem Bewußtsein dieser Einheit bei der Leitung des Einzelnen im Sinne des Ganzen mitwirke; wenn jene mehr oder weniger gleich den Arbeitern sind im großen Lebenswerke, so soll er später zu den Lenkern desselben gehören, wie wir dieses im ersten Artikel schon zu zeigen versuchten.

Aus dieser Ansicht nun, daß die Bestimmung des Studenten auf der Universität das Erringen einer geistigen Freiheit ist, ergibt sich nun sogleich und naturgemäß der richtige Gesichtspunkt für die Betrachtung des äußern Universitätslebens, für die Untersuchung der diesem im Allgemeinen zu Grunde liegenden Lebensformen. Wessen Bestimmung es ist, geistig frei zu werden und sich durch dieses Arbeiten an sich selbst fähig zu machen für eine Stellung in den höhern, leitenden Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, der ist noch nicht geistig frei, der muß in dieser Beziehung noch als unmündig betrachtet werden. Diese Unmündigkeit ist nun als das leitende Princip für die Gestaltung des Universitätslebens im Gegensatz zu dem allgemeinen Staatsleben festzuhalten und in ihren Wirkungen zu erweisen.

Der Jüngling, der die höhere Schule verläßt, ist auf der einen Seite noch nicht fähig für ein thätiges Eingreifen in das höhere Staatsleben, während er auf der andern Seite auch nicht, seiner Bestimmung und seinem Willen nach, sich in die Kreise der praktisch-erwerbenden Stände hinabbegeben soll. Er fodert noch eine längere Zeit für seine weitere Bildung, er fodert ein ganz anderes Leben, diese zu erreichen, gehört aber hiermit für diese Zeit dem Staate noch nicht direct an. Nur den Mündigen nimmt der Staat in seine Gesellschaft als selbständiges Glied auf, nur diesen unterwirft er und kann er auch nur seinem Gesetz unterwerfen. Denn das ist der Unterschied zwischen Gesetz und Erziehung, zwischen Gesetz und Disciplin, daß ersteres den Uebertreter trifft, nur weil er gefehlt, weil er die Ordnung des Lebens verletzt hat, welche der Staat aufrecht halten will, während die Disciplin zwar auch straft, aber in der Bestimmung ihrer Strafe noch die Erziehung als Zweck der Strafe im Auge behält, die Strafe also auch wesentlich eine andere, andere Art und Natur werden muß. Wie nun für die frühere Jugendzeit Familie und Schule ein Verbindungsglied bildet zwischen dem Knaben, dem Jüngling und dem Staate, wie sie diesen gewissermaßen in der Erziehung vertreten, bis jene fähig sind, in dem Berufe, den sie sich erwählt, selbständig aufzutreten, so kann der Staat auch noch nicht Anspruch machen auf die directe Leitung der Studenten durch sein allgemeines Gesetz für seine mündigen Bürger, eben weil jene in dem Berufe, für den sie bestimmt, noch nicht mündig sind, weil sie noch nicht praktisch eintreten in das allgemeine Staatsleben, sondern es muß die Erziehung, die Disciplin fortdauern, und es kann das Gesetz nicht sogleich eintreten. Diese Erziehung nun übernimmt, sobald der Jüngling aus dem älterlichen Hause, aus der Schule entlassen ist, die Universität selbst, weil sie nun gewissermaßen die zweite Erziehungsanstalt ist, zu welcher der Jüngling geführet wird, damit er für seinen Beruf mündig, d. h. hier geistig frei werde.

Indem wir nun hiermit die innere Nothwendigkeit einer besondern akademischen Gerichtsbarkeit, die wesentlich Disciplin sein wird, im Gegensatz gegen die allgemeine des Staates für das Universitätsleben erwiesen zu haben glauben, können wir uns an diesem Orte nicht darauf einlassen, ins Einzelne hinein zu bestimmen, wie weitumfassend, und in welcher Art sie zu gestalten sei, da, wie schon früher erklärt, es nur unsere Absicht ist, im Allgemeinen die Grundformen des äußern Universitätslebens aus dem innern Wesen der Bestimmung der Universitäten nachzuweisen. Deshalb bestimmen wir hier diese akademische Gerichtsbarkeit nur noch durch zwei Beziehungen in etwas genauer, indem wir einerseits darauf aufmerksam machen, daß sie im Gegensatz zu dem Gesetze des allgemeinen Staatslebens Dinge in den Kreis ihrer Wirksamkeit wird ziehen müssen, die jenem fremd bleiben, wie Alles, was sich auf die Moralität des Einzelnen bezieht; andererseits aber im Gegensatz zu der Erziehung der Familie und Schule immer den Gesichtspunkt wird festhalten müssen, daß in ihrem Kreise durch größere äußere Freiheit auch eine größere innere, geistige Freiheit erstrebt werden soll; daß endlich auch in beiden Beziehungen eine engere und innigere Verbindung von Lehrern und Lernenden zu einem organischen Körper, eine häufigere Berührung beider Kreise als jetzt stattfinden müsse.

Diese akademische Gerichtsbarkeit nun, welche, aus dem Princip der Unmündigkeit hervorgegangen, das Studentenleben in einer Beziehung von dem allgemeinen Staatsleben trennt, bildet nun das eine Moment des so oft gebrauchten, so oft gemisbrauchten Begriffs der akademischen Freiheit, welche nach dieser Seite hin zwar ein Freisein ist von den Normen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzes, aber auch ein noch nicht Fähigsein, in dasselbe einzutreten, also gewissermaßen einen geringern Standpunkt als dieses hat. Das andere, ebenso wesentliche Moment der akademischen Freiheit haben wir schon oben berührt, es ist das Freisein der Studenten von der directen Theilnahme an dem allgemeinen Leben des Staates.

Indem der Student einerseits noch nicht die Bildung erlangt hat, in den höhern, leitenden Kreisen des Staates praktisch zu wirken, andererseits aber weder körperlich noch geistig gelernt hat, in andern bürgerlichen Sphären seine Beschäftigung wie seinen Unterhalt zu finden, so ergibt sich hieraus sogleich der Unterschied zwischen seinem und dem Leben der Staatsbürger, daß er ledig sein wird von jeglicher Sorge für des Lebens Unterhalt; daß er fern sein wird von jeder praktischen Thätigkeit des bürgerlichen Lebens; daß er überhaupt frei sein wird von allen Rücksichten, die in diesem sich finden. Wie nun dies ein nothwendiges Ergebniß der äußern Stellung des Studenten zu sein scheint, weil er noch nichts erwerben kann, so entspricht es aber auch ganz und gar der eigentlich innern Bestimmung, die er auf der Universität erreichen soll, und zwar in doppelter Beziehung, in wissenschaftlicher nämlich wie in moralischer, welches eben die beiden Momente sind in dem „Streben nach geistiger Freiheit".

Jede geistig zusammenfassende Thätigkeit erfodert zu ihrem Gelingen eine ruhige Sammlung der Seele, ein sich Abwenden von dem störenden Einfluß der praktischen Arbeit im Einzelnen; der Student aber hat ja die geistigste, die zusammenfassendste aller geistigen Arbeiten als die Hauptaufgabe des ganzen Universitätslebens, das Streben nach geistiger Freiheit. Dem Studium, der Betrachtung der reinen Wissenschaft, die sein Medium, durch welches die geistige Freiheit in ihm erreicht werden soll, gewidmet und hingegeben, strebt er, nicht das Einzelne in ihnen oder sie als einzelne zu erkennen, nein, er will auch jenes in seinem geistigen Zusammenhange, er will sie alle in ihrem Zusammenhange auffassen und begreifen; diese Gesammterkenntniß soll ihn dereinst das Einzelne richtig und im wahren Sinne des Ganzen praktisch zu behandeln und anzuwenden fähig machen. Die höchsten wie die tiefsten Fragen des menschlichen Lebens zieht er in den Kreis seiner Betrachtung; ihre lebendige Erkenntniß, hofft er, wird ihm die Erkenntniß des Einzelnen erst recht beleben; und indem er die Wahrheit an sich zu erfassen bemüht ist, ist es ihm bei Lehr- und Lernfreiheit der Universität vergönnt, in diesem Bemühen ganz dem Zuge seines individuellen Geistes zu folgen, wird es ihm bei gänzlicher Freiheit von praktischer Thätigkeit, die seinen Blick bald hierhin, bald dorthin wenden und zerstreuen würde, bei gänzlicher Freiheit von der Sorge für seinen Lebensunterhalt, die ihn bald zu jenem, bald zu diesem Rücksichtnehmen zwingen würde, möglich werden, seinem Ziele sich zu nähern. Das eben ist das herrlichste dieser Seite der akademischen Freiheit, daß sie den Jüngling für sein Streben ein völlig freies Feld läßt, ihn allein hierin seinem Willen, nicht aber äußern Verhältnissen überläßt.

Indem er nun die Wahrheit an sich erkennen will, dieses das Streben seines Lebens in der Universitätszeit ausmacht, so muß ihn hierin nicht Das stören, was dem noch nicht tiefer Schauenden als Unwahrheit des Lebens erscheint, jene Schlechtigkeiten des Lebens, deren nothwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen er noch nicht zu fassen vermag, die ihm daher nur als mächtige Negationen der in seinem Innern sich ausbilden wollenden Anschauung des Wahren erscheinen und oft ihn abziehen würden von dem rechten Wege, den er eingeschlagen. Aber wie diese ihm so entfernt bleiben müssen, damit sie nicht seinen Blick abwenden, bis er einen festen Stand gewonnen, so ist es auch nöthig, daß er bis dahin nicht abgezogen werde, wie es der Jugend so leicht geschieht, durch die mannichfaltigen Richtungen und Erscheinungen des Lebens, die, glänzend und frischen Genuß bietend, das ernste innere Streben des Geistes hindern und zurückdrängen, indem sie übermächtig die Seele des Jünglings fesseln und die Kraft seines Geistes, statt sie zusammenzuhalten, versplittern. Hierin nun haben die kleinern Universitätsstädte einen unschätzbaren Vorzug vor den größern, daß in ihnen weder jene Schlechtigkeiten des Lebens noch jene, der strengern wissenschaftlichen entgegengesetzten Richtungen desselben so mächtig wie in jenen hervortreten; daß in ihnen der Jüngling nicht so leicht, nicht so unwiderstehlich von seiner ernsten Bestimmung abgezogen wird, ein Vorzug, der wohl zu beachten sein und ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen sollte, wenn, wie in neuerer Zeit so oft, von einer Aufhebung der kleinen Universitäten die Rede sein sollte, welche aus leicht einzusehenden, hier nicht näher zu entwickelnden Gründen auch schon darum vorzuziehen sind, weil, wie wir es bis jetzt zu zeigen versuchten, eine Hauptbedingung der Natur und des Wesens des Universitätslebens ist, von dem allgemeinen Staatsleben getrennt zu sein, dieses aber, je mehr es in großen Städten hervortritt und die Hauptsache ist, um so mehr aber auch wirkt und selbst mit Recht fodert, daß sich das Universitätsleben ihm als dem dort vorherrschenden füge, was seine Anwendung auch auf die Gestaltung der akademischen Gerichtsbarkeit finden würde.

(Der Beschluß folgt.)

Das neue französische Drama, der „Constitutionnel" und das „Theatrical-magazin".

Die Engländer sind der romantischen Schule in Frankreich nicht gut, sei es aus literarischer Ueberzeugung oder aus neidischem Nationalstolze. Wir haben bereits über mehre zornige Ausfälle der englischen Reviewer gegen die pariser Poeten berichtet. Neuerdings erscheint das „Theatrical-magazin" in den Schranken. Dergleichen polemische Aufsätze interessiren wie das

Schauspiel eines jeden Kampfes; sie regen unser ganzes poetisches Innerste auf, wir selbst werden in den Streit gezogen, wir sind mitten im Getümmel, wir antworten Diesem und Jenem, wir danken hier, verhöhnen dort, stoßen ein Argument um, oder bekräftigen es, prüfen unsere kritischen Ueberzeugungen, indem wir nach den schwachen Stellen spähen; ein ergötzlicher und belehrender Kampf, wo der Besiegte nur Falsches einbüßt, und der Sieger stets nur das Bessere aufdringt, statt es zu nehmen, wie in andern Kriegen. Der Artikel des „Theatrical-magazin" ist um so zeitgemäßer, da der alte Streit zwischen den Romantikern und ihren Gegnern in Frankreich wieder lichterloh auflodert. Auch fällt der „Constitutionnel" sogleich darüber her und nagelt ihn als ein Siegespanier an sein Feuilleton und ruft triumphirend seinem Publicum zu:

„Die Literargeschichte nimmt ihre Stelle neben der politischen Geschichte ein, und ihre verschiedenen Phasen sind oft nicht minder belehrend für Jeden, der die Fortschritte des menschlichen Geistes aufmerksam verfolgt. So wird z. B. die Geschichte einer dramatischen Schule, welche die gänzliche Reform der Bühne u. s. w. ankündigte und nun in krampfhaften Zuckungen erlöscht wie ein durch das Delirium erschöpfter Kranker, gewiß für die Nachwelt vom höchsten Interesse sein".

Sollte man nicht glauben, die ganze romantische Dichterjugend Frankreichs sei verwelkt und vom Winde weggeweht, und V. Hugo sitze zu Charenton, und Alex. Dumas arbeite vielleicht gar selbst mit an dem Feuilleton des „Constitutionnel"? Heute, den 6. Juni, schreit der „Constitutionnel" den Tod seiner Gegner in die Welt hinaus, und vorgestern Abend wurde „Catherine Howard", ein neues Drama von Dumas, gegeben, und zwar tüchtig durchgezischt und durchgeklatscht, mit jenem stürmischen Ingrimm, der nie den Untergehenden verfolgt noch beschützt.

Man hat sich schon öfters darüber gewundert, daß in dem literarischen Streite, der eine Zeit lang durch die Julirevolution unterbrochen ward, die politischen Parteien die Rollen gewechselt, daß die liberalen Blätter starr und steif in den Schranken der alten Traditionen stehen bleiben, während die Anhänger des politischen Absolutismus der literarischen Freiheit das Wort reden. Höre man, wie schlau der alte „Constitutionnel" dies benutzt: „Man bemerke nur dies einzige Factum, daß der „National", der „Courrier" und der „Constitutionnel", die drei Hauptorgane der drei Hauptnuancen des französischen Liberalismus, auf der einen Seite stehen, während die Blätter unserer Gegner mehr oder weniger mit illiberaler Tendenz, aristokratischem, gegenrevolutionnairem Geiste befleckt sind. Eine Art Instinkt sagt Jedem, der aufrichtig die Freiheit unter einer bestimmten Form, in einem bestimmten Maße wünscht, daß deren Principien nie durch eine gemeine und sittenverderbende Literatur entwickelt und befestigt werden können, „daß es kein sichreres Mittel gibt, die Völker zu unterjochen, als sie zu demoralisiren".

Allerdings haben sich die Liberalen gegen Chateaubriand und Lamartine gesträubt, weil sie hinter diesen die Jesuiten und neben dem Kreuze den Teufel witterten. Die Romantiker sind in der That übel daran; man beschuldigt sie des Besten und des Schlechtesten; hier werden sie verstoßen, weil sie beten, dort weil sie Gotteslästerer sind; sie wollen die höchste, die wahre Freiheit, die Freiheit der Intelligenz, und sie werden geächtet im Namen der Freiheit. So war es wenigstens vor der Revolution, heutzutage hat sich das ziemlich geändert; die jüngere Generation drängt sich um V. Hugo's Fahne; „Charivari", „Caricature", die Erzfeinde des „Constitutionnel", sind die liberalsten aller französischen Blätter, und das „Journal des débats", über welches der große Ordensmeister des romantischen Corps unumschränkt verfügt, möchte wol seinen Liberalismus mit dem des „Constitutionnel" messen können. — Nach einer zu langen Skizze, da sie bis zum Homer hinaufgeht, mustert der Kritiker im „Theatrical magazin" die verschiedenen Theater Europas seit ihrer ersten Entstehung und gelangt nach geistvoller Wiederbelebung des Bekannten endlich zum heutigen französischen Drama.

„In Frankreich war die repräsentative Verfassung der Bühne eben nicht sehr günstig. Unter Bonaparte, bei dem Drucke des Militairdespotismus blühten die Theater. Eine neue Rolle, welche Talma geschaffen, war ein wichtiges Ereigniß. Man sprach mit gleichem Antheile von der Schlacht von Austerlitz und von einer neuen Tragödie. Kaum hatte Ludwig XVIII. die repräsentative Verfassung in Schwung gebracht, so wurden die Theater aus einer wichtigen Angelegenheit ein bloßes Amusement. Je kälter das Publicum wurde, je mehr breiferten sich die Theaterdirectoren es zu locken. Frau von Staël hatte in einem Anfalle ihrer deutschen Launen die lächerliche Abtheilung in classische und romantische Schule aufgestellt. Man bekümmerte sich wenig um den Sinn dieser Worte, die man als ein Schiboleth annahm. „Wie, wenn ich ein romantisches Theater eröffnete", rief ein Theaterdirector aus; „die Speculation wäre vielleicht so übel nicht"."

Sodann meistert der britische Recensent die Franzosen, daß sie sich nach Shakspeare bilden; wenn dies wirklich ein poetisches Vergehen wäre, so ziemte es keinem Briten, solches zu rügen. Sonderbar klingt, was er über Vigny's Uebersetzung des „Othello" sagt: „Das Publicum, angezogen durch einen Anstrich von Neuheit, füllte während der ersten Vorstellung das Haus; allein der Director des Théâtre français erfuhr auf seine Kosten, daß solche Werke ohne wirklichen Werth, ohne innere Kraft, kaum 15 Vorstellungen erreichen". Vigny's „Othello" ist aber die wörtliche Uebertragung des Shakspeare'schen Stücks, und in der That macht der britische Kritiker seinem großen Landsmann ein schlechtes Compliment. Dann geht es über die Nachbildungen der Shakspeare'schen Stücke von Voltaire und Ducis her. Auch Kotzebue kriegt sein Theil: „Anfangs war es die deutsche Schule, parodirt vom Dramaturgen Mercier, einige Stücke von Kotzebue voll falscher Sentimentalität, überfließend von hysterischen Thränen, welche sich der französischen Bühne bemächtigten. Während Arnault, Jouy und einige Andere die dem Seneca nachgebildeten Tragödien in Ehren zu erhalten suchten, strömte das Volk den Melodramen zu. „Menschenhaß und Reue" machte Furore. Es ist dies eines jener Stücke, die man als charakteristische Symptome einer Epoche betrachten kann. Alle moralischen Bande waren erschlafft, aller Glaube war zerstört. Es hatte sich eine Art Gefühlscultus gebildet; zu Gottheiten waren die jungen Mädchen auserwählt, welche Mutter geworden, oder weichherzige junge Frauen, welche ihre Männer hintergingen. Wie viel Thränen sind über diesem Drama geflossen! Vergebens protestirten der gute Geschmack und die Sittlichkeit gegen die schändliche Apotheose des sentimentalen Ehebruchs. Ganz Europa nahm Kotzebue's Drama auf; ganz Europa bewunderte Frau von Meinau und ihren guten Trepf von Ehemann, dem man zwei Kinder zuführt, die er umarmt, und seinen Zorn, seine beleidigte Ehre und seinen Menschenhaß vergißt. Die Frauen und deren Schmeichler fanden eine solche Rehabilitation der Tugend, zu welcher ein paar Thränen und einige Romanenphrasen hinreichen, höchst bequem."

„Die Kritiker stemmten sich indeß der von Frau von Staël und Benjamin Constant begünstigten germanischen Invasion entgegen. Die Classiker wichen nicht. Ohne alle Originalität, ohne alles Genie nahmen sie zu lächerlichen Mitteln ihre Zuflucht. Sie wendeten sich an die politischen Leidenschaften ihres Auditoriums. Germanicus von Arnault war Bonaparte; Tiberius war Ludwig XVIII. Auch Napoleon's Haar spielte in einer dieser Tragödien eine Rolle („Sylla" von Jouy). Dies ist denn doch höchst erbärmlich; kann das Drama tiefer sinken?"

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 206.)

Wir haben nun gezeigt, wie das Freisein von der directen Theilnahme an dem allgemeinen Leben des Staates eine wesentliche Bedingung ist für die Erreichung der Bestimmung des Universitätslebens in wissenschaftlicher und moralischer Beziehung, wie diese Seite der akademischen Freiheit eine ebenso innerlich und nothwendig begründete ist als die andere Seite derselben, die akademische Gerichtsbarkeit; es bleibt uns also nun noch übrig, die weitern äußern Formen des Studentenlebens aufzuweisen, welche, da der ganze innere Gehalt desselben ein anderer ist als der des allgemeinen praktischen Staatslebens, auch nothwendigerweise in anderer Art sich gestalten müssen.

Wenn wir zuerst im Allgemeinen den unterscheidenden Charakter des Universitätslebens von dem des Staatslebens schildern sollen, so wird er wol darin zu finden sein, daß eine heitere, frischere und mehr poetische Farbe sich in jenem zeigt, die bisweilen wol an das Phantastische grenzen kann. Die Jugend ist lebensfroh, und überhaupt schon weniger berührt von den Sorgen des Alters, genießt sie auf der Universität nicht allein, wie wir sehen, eine fast gänzliche Freiheit von aller praktischen Arbeit, von aller Sorge für des Lebens Unterhalt, die oft den Mann herabzieht, sondern sie ist auch dem Einfluß jener ältern, sorgenden Generation ferngerückt, sich selbst und ihrem Treiben mehr überlassen. Tausend Rücksichten, tausend Convenienzen, die im bürgerlichen Leben beobachtet werden müssen, und deren passendes Vorhandensein in jenem Kreise wir gar nicht anfechten wollen, fallen ab wie die Banden vom Körper mit dem Eintritt in die Universität. Frei bestimmt sich der Jüngling in seinem äußern Leben, in allen den kleinen und größern Einrichtungen und Gestaltungen desselben, er kann es ganz seinem individuellen Bedürfniß und seiner Einsicht gemäß gestalten, und in dieser eine Zeitlang ihm gewährten Freiheit liegt, unserer Meinung nach, ein nicht geringes Bildungsmittel des Charakters, des Gemüthes, mit Einem Wort, der moralischen Seite jener geistigen Freiheit, die auf der Universität erstrebt werden soll. Offenheit ist der Charakter der Jugend, sie erstrebt die Sache selbst geradeaus und verachtet und empört sich selbst schon auf der Schule gegen die kleinlichen Nebenrücksichten und Beschränkungen des bürgerlichen Lebens, deren Werth für dasselbe sie nicht erkennt, und deren phantastische Parodirung ihr oft ein Hauptergötzungsmittel auf der Universität wird. Findet nicht eben in dieser heitern, poetischen Gestaltung des Universitätslebens der Reiz seinen Grund, den für Alle die Erinnerung an die ersten Universitätsjahre wie an die erste Jugendliebe so mächtig hervorruft, selbst wenn wir über die Thorheiten lächeln, deren Andenken uns geblieben?

Nimmt man aber (wie es in der neuern Zeit fast überall dadurch geschehen ist, daß man das eigenthümlich abgesonderte Leben der Universität hinein- und hinabgezogen hat in das allgemein bürgerliche) so der akademischen Jugend den Tummelplatz dieser ihrer besondern Gestaltung des Lebens, so ist sie zwar äußerlich bald verbessert worden in Bezug auf das Lieblingswort „anständig", sie ist nicht mehr so oft äußerlich ins „Rohe" gefallen, aber ihr fehlt auch sicherlich jene Heiterkeit und Unbefangenheit des frühern Lebens, an deren Stelle jenes Rücksichtnehmen, jenes sich Richten nach äußern Convenienzen, nach dem Nutzen u. s. w. getreten sind, die ihre Stelle erst im bürgerlichen Leben finden sollten, wenn Geistes- und Herzensbildung in Freiheit schon gewonnen sind. Es hat an jener Stelle eine unfreie, unbequeme und unfrohe Stimmung unter den Studenten im Ganzen überhandgenommen, die nur sobald als möglich und so viel als möglich für den gewöhnlichen Amtsbedarf nothwendig zu lernen strebend, sich selbst von der Universität fortwünschen, um doch wenigstens die Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens zu kosten, deren Unannehmlichkeiten sie hier ohne jene empfinden. An ihren Früchten wird man den Nachtheil dieser Richtung nur zu klar erkennen. Nicht wenig hat auch hierin das Verlegen der Universitäten in große Städte geschadet, in denen natürlich das Universitätsleben als das untergeordnete Interesse sich fügen mußte, in denen jede über den gewöhnlichen Nutzen und Verstand hinausgehende Ansicht, jedes Gefühl und jedes äußere Leben der Art im Allgemeinen unbarmherzig als Phantasterei, wenn nicht gar als Narrheit verketzert wird. Es war auch nicht zu verlangen, daß die Bürger dieser Städte sich fügen sollten dem in mancher Hinsicht Unbequemen, welches für sie jenes Treiben der Jugend mit-

ſichbringt, während die Bürger kleiner Städte, faſt alle mit ihren Intereſſen an die Univerſität gewieſen, gern des größern Vortheils wegen den kleinern Nachtheil ertragen.

Wenn dieſes im Allgemeinen der nothwendige, in der Natur der Sache liegende, deshalb vortheilhafte, aber nicht zu unterdrückende, ſondern nur leiſe zu leitende Charakter des Studentenlebens iſt, ſo wird ſich dieſer noch in näher beſtimmten Formen des äußern Lebens bethätigen, welche wir hier gleichfalls ins Auge zu faſſen haben.

Jede Maſſe von einzelnen Menſchen, welche mit einem beſtimmten, gleichen Zweck neben- und miteinander zu leben beſtimmt ſind, fühlt den Trieb in ſich, zu einem organiſchen Körper zuſammenzutreten und nach einem allgemeinen für alle Einzelne gültigen Geſetz ihr äußeres Leben zu regeln. Derſelbe Trieb zu organiſcher Gliederung, zu dem Aufſtellen eines aus dem eignen Leben genommenen und ſelbſt gefundenen, nicht von außen aus einem fremden Kreiſe übertragenen Geſetzes hat ſich nun auch im Studentenleben geltend gemacht. Auch hier ging die Bildung dieſer Gliederung zwar aus der wahren Natur des ganzen Lebens hervor, aber nicht aus dem Hauptprincipe deſſelben, dem Streben nach geiſtiger Freiheit durch die Wiſſenſchaft, ſondern aus dem ihm untergeordneten Princip ihres äußern, geſelligen Lebens. Es hat dieſes darin ſeinen Grund, daß jedes geiſtige Streben zu ſehr der eignen Individualität anheimfällt, als daß es ſich einem engern Geſetz als dem des geſammten Univerſitätslebens in wiſſenſchaftlicher Beziehung unterwerfen könnte, auf der andern Seite aber für das äußere geſellige Leben ein ſolches Geſetz um ſo nöthiger war, je mehr der Einzelne in der Jugend Feuer geneigt iſt, für ſein Benehmen keine Schranke anzuerkennen als ſeinen Einzelwillen. Da nun, wo die Zahl der Einzelnen ſo groß war, daß durch ihre Vereinigung zu einem Körper der Zweck dieſer geſelligen Vereinigung ſich nicht erreichen ließ, theilte ſich die Maſſe in mehre organiſche Glieder: „Verbindungen", obwol dieſe Glieder dennoch ſich zuſammen als ein Ganzes fühlten, auch für das Ganze ein bindendes Geſetz aufſtellten, den ſogenannten Comment.

Indem wir nun das Daſein ſolcher Verbindungen zu rechtfertigen unternehmen, wiſſen wir recht wohl, wie Vieler Meinung und Anſicht wir hiermit ſchneidend entgegentreten, und rufen deshalb unſere im Eingange ausgeſprochene Verwahrung ins Gedächtniß der Leſer zurück, daß wir nur die allgemeinen Formen des äußern Studentenlebens hier betrachten, nicht aber ſie, wie ſie grade jetzt ſich geſtaltet haben, vertheidigen wollen. Dem Hauptvorwurfe gegen die Verbindungen nun, daß ſie viel zu wenig baſirt ſeien auf den eigentlichen Zweck des Studentenlebens, nämlich auf die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, haben wir ſoeben dadurch begegnet, daß wir gezeigt, wie das Streben in dieſen viel zu ſehr der Individualität des Einzelnen anheimfalle und ihr zu überlaſſen ſei, daß aber dagegen das geſellige Leben einer Regelung bedürfe. In dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben iſt nun die Familie die Baſis der Regelung des geſelligen Lebens, ſie aber verſchwindet auf der Univerſität; denn wenn auch dort der Umgang der Studenten mit und in Familien ſtattfinden wird, ſo wird er theils nur einer ſehr kleinen Anzahl derſelben möglich ſein, theils iſt es ja auch, wie wir früher aufgeſtellt haben, grade eigenthümlich und dem Jugendleben der Studenten angemeſſen wie nützlich, daß ſie von dem bürgerlichen Leben frei daſtehen. Es muß daher an die Stelle der Familie in dem Studentenleben eine andere Verbindung treten, ſoll der Einzelne ſich nicht in der Willkür verlieren und ſo aller ſchönen Früchte eines größern Zuſammenlebens verluſtig gehen. Abgeſehen von der Veredlung des Individuums, die es dadurch empfängt, daß es einem größern Geſammtleben, einer Verbindung angehört, deren allgemeine Lebensregel ſein Einzelleben trägt, hebt, fördert, aber auch beſchränkt, indem es ſein einzelnes Intereſſe einem allgemeinen unterzuordnen, bisweilen zu opfern nöthigt und ihm hiermit eine höhere Geſinnung einflößt, die in Freiheit fähig iſt, für ein Allgemeines ſein Beſonderes darzubringen, bringt dieſes akademiſche Verbindungsweſen die Jünger der verſchiedenſten Wiſſenſchaften, die verſchiedenſten Charaktere aneinander und beugt, indem es den geſelligen Umgang einer Regel unterwirft, der zügelloſen Willkür des Einzelnen vor; es kann ſo einen wichtigen und wohlthätigen Einfluß auf die ganze Bildung deſſelben ausüben. So wird die Verbindung die Familie, die ganze Sippe des bürgerlichen Lebens, und in ihr vertritt das Haupt gewiſſermaßen die Stelle des Vaters, die ältern Glieder die der ältern Brüder und Genoſſen. Uns ſind Beiſpiele vorgekommen, wo der wohlthätige Einfluß dieſer in Zurechtweiſung und Belehrung des ſittlichen Lebens auf das vortheilhafteſte wirkte.

Aus jedem nur einigermaßen ausgedehnten Umgange Einzelner wird eine ſolche Verbindung gar leicht entſtehen, was eben das Natürliche und darum Richtige derſelben beweiſt. Man will zu beſtimmter Zeit zuſammen ſein, man will an einem Orte zuſammen ſein, der Raum bietet für eine nur in etwas größere Anzahl, man vereinigt ſich in dem Beobachten gewiſſer Geſetze, und die „Verbindung" iſt geſchloſſen. So aber tritt ſie der übrigen Maſſe der Einzelnen oder auch den übrigen Verbindungen als Beſonderheit gegenüber, und da die Berührung in dem gemeinſchaftlichen Studentenleben gar vielſeitig iſt, muß ſich auch in Beziehung auf ſie ein beſtimmtes Geſetz bilden: der allgemein anerkannte Comment.

So weit nun, wird man meinen, wäre gegen dieſe Studentenverbindungen nichts einzuwenden; aber ſie ſind nach zwei verſchiedenen Seiten ausgeartet, ſodaß der Nachtheil den Vortheil weit überſteigt. Denn während in den ſogenannten Landsmannſchaften die Roheit und Unſittlichkeit des geſelligen Lebens alle Spur des wiſſenſchaftlichen Intereſſe getödtet, hat ſich in den hieran mehr freien Burſchenſchaften gar ein ſtaatsgefährliches, politiſches Treiben entwickelt, welches nicht minder wie jenes auszurotten Pflicht iſt; beide aber haben oft zu ſolchen Angriffen auf das Anſehen der akademiſchen Obrigkeit geführt, daß dadurch die Ruhe der Univerſität gar zu ſehr geſtört ward.

Wir geben all dieſes zu; folgt aber aus dieſen Ausartungen die Nothwendigkeit der Aufhebung von Verbindungen überhaupt? Was die Landsmannſchaften betrifft, ſo iſt allerdings die Beſchuldigung nicht ungerecht; wir ſind aber der Meinung, daß nicht wenig zu dieſer Verdumpfung ihres Lebens eben der Druck beigetragen hat, der allem akademiſchen, frei ſich bewegen wollenden, friſchern, luſtigern und wirklich poetiſchern Leben die Nerven abgeſchnitten hat; daß es nur einer leitenden und nicht zu ängſtlichen Aufſicht der akademiſchen Obrigkeit bedarf, um ſolcher Ausartung durch Auflöſung vorzubeugen, und daß vor allen Dingen ein freies, ein öffentlicheres Werdenlaſſen des Studentenlebens dieſes Uebel bald wird verſchwinden machen. Schon hat ſich die öffentliche Meinung der Studenten gegen ſolches Leben unzweideutig erklärt, und es würde im Falle, daß man neuen Verbindungen von Obrigkeitswegen freien Raum gäbe, durch dieſe ſelbſt jenem bald ein Ende gemacht werden. Denn dann würden auch innerlich kräftige, tüchtige Jünglinge, die ein geiſtiges Streben damit verbinden, ſich zu ihnen halten, ſie würden an die Spitze treten, und indem ſich dann in dieſen Corporationen ein Geiſt der Gemeinehre ausbildete, den zu verletzen der Einzelne ſich mehr hütet, als wenn er allein ſteht, möchten ſie, ſelbſt in eine gewiſſe Verbindung mit der akademiſchen Obrigkeit geſetzt, dieſer die Handhabung der Disciplin indirect nicht wenig erleichtern.

Was aber die politiſche Tendenz der Burſchenſchaft betrifft, ſo muß dieſe vernichtet werden auf unſern Univerſitäten, wo ſie durchaus nicht hingehört. Groß und herrlich war im Anfange die Tendenz dieſer Burſchenſchaft, und tüchtige Männer verdanken ihr mit eine geiſtige friſche Bildung; aber den Keim ihres Vergehens, der ſie jetzt zerſtört, trug ſie ſchon damals in ſich. Denn indem ſie über den Kreis des akademiſchen Lebens, der ſo viel als möglich von dem bürgerlichen ſeiner Natur nach geſchieden ſein ſoll, hinausging, ja ſelbſt thätig eingreifen wollte in das Staatsleben der Zeit, hat ſie gegen ſich nicht minder wie gegen jenes gefrevelt. Sie wollte handeln, wo ihr jede Bildung zum Handeln fehlte, und indem ſie davon ſprach und ſich brüſtete, ein höheres, wiſſenſchaftliches Intereſſe als Princip ihres Lebens inſichzutragen, trug ſie den Keim des unwiſſenſchaftlichen in ſich. Denn ſtatt Geſchichte, Jurisprudenz, Philoſophie, kurz, die Wiſſenſchaft ſelbſt tüchtig zu durcharbeiten, eilte ſie leider bald genug über dieſe hinweg und wollte ſchon in der Anwendung derſelben auf das praktiſche Leben arbeiten, ſie glaubte mündig zu ſein und war und blieb unmündig. So ward ſie dieſer Unmündigkeit wegen ein Werkzeug in der Hand Anderer, deren Strafe ſie jetzt mitbüßen muß.

Stimmen wir nun damit überein, daß das Verbindungsweſen der Univerſitäten reformirt werden müſſe, ſo ſind wir doch darin anderer Meinung und wünſchen dieſes ebenſo ſtark wie jenes, daß man nämlich nicht die Reformation zur völligen Vernichtung aller Lebenskeime des äußern Studentenlebens mache; daß man die eigenthümliche Stellung deſſelben gegenüber dem allgemeinen Staatsleben anerkenne, und deshalb beide von einander halte (alſo das Gegentheil von Dem, worin man bis jetzt Rettung geſucht), und daß man nicht eilig den Baum umhaue, weil Wucherſprößlinge an ihm gewachſen ſind. 21.

Das neue franzöſiſche Drama, der „Constitutionnel" und das „Theatrical-magazin".

(Beſchluß aus Nr. 206.)

Dieſe letzten Bemerkungen ſind ſehr richtig; um ſo drolliger iſt es, daß der „Constitutionnel" ſtolz auf einen ſolchen Verbündeten iſt, der ihn doch gradezu in den Grund ſchießt! Arnault und Jouy ſind ja eben die Koryphäen der Partei, die der Brite ſo herunterm acht. Von dieſen und ähnlichen Stellen thut freilich das hart bedrängte Blatt keine Erwähnung.

Aus der nun folgenden Parallele zwiſchen der claſſiſchen und romantiſchen Schule heben wir das Frappanteſte aus:

„Wenn uns Engländern in dem Streite zwiſchen dem Romanticismus und dem Claſſicismus ein Urtheil zuſtände, ſo würden wir dieſen Pedantismus, jenen Unſinn, Extravaganz nennen. Die Claſſiker vernichten das Genie, die Romantiker den geſunden Menſchenverſtand. Ihnen ſagen nur die Raſerei, der Atheismus und die Unſittlichkeit zu. Das Theater, das ſie romantiſch nennen, blühte zu einer Zeit mangelhafter Civiliſation; ſie ſchreiben ihm ab, nicht was es Großes, Sublimes, ſondern was es Willkürliches, Unſinniges u. ſ. w. hat. Alſo auf der einen Seite abſurde Puritaner in ihrer ſtarren Uebertreibung, auf der andern zügelloſe Libertins, denen nur im Rauſche wohl iſt."

Sodann kommen ſchon oft ausgeſprochene kritiſche, ſehr ins Einzelne gehende Bemerkungen über V. Hugo's und Alex. Dumas' ſämmtliche Stücke. Von der allgemeinen Verdammniß werden „Hernani" und „Henri III." ausgenommen. Aus einer Charakteriſtik der beiden Verf. ſtehe hier Folgendes: „V. Hugo iſt ein kräftiger Geiſt, ein lyriſcher Dichter vom erſten Range, eine wahrhafte Künſtlerſeele; er hat ein Drama für ein Jahrhundert ſchaffen wollen, wo keins möglich iſt. — Die Melpomene des Verf. der „Orientales" iſt echt ſpaniſch, voll lyriſchen Schwungs, ſublim, ſchnell vom Trivialen zur Emphaſe überſpringend. Dumas hat eine ganz bürgerliche Muſe, bei ihm bleiben der Ehebruch, der Inceſt, die Dolchſtiche, mit denen er ſo verſchwenderiſch umgeht, innerhalb des Speiſezimmers oder des Boudoirs. Seine Mythologie iſt die „Gazette des tribunaux". Meiſtens ſind bei ihm die Liebenden tolle Kerls, ihr Hauptverführungsmittel iſt die Nothzucht. Von Göthe und Schiller hat er jene gewaltſame Auflehnung gegen die Geſellſchaft geborgt, welche ſich in allen ſeinen Stücken in einem grimmigen, miſanthropiſchen Baſtarde perſonificirt. Es iſt das alte italieniſche Imbroglio, auf die Tragödie angewendet; indeſſen findet man von Zeit zu Zeit pathetiſche Auftritte u. ſ. w."

„So ſteht es um das franzöſiſche Drama", ſagt der Recenſent am Schluſſe ſeines Artikels. „Seine letzten Bewegungen ſind das krampfhafte Zucken einer galvaniſirten Leiche. Es bietet ein ſchaudererregendes Schauſpiel dar; es iſt eine Art Cultus, dem Verbrechen und dem Wahnſinne geweiht. Man glaube aber nicht, daß es um die übrigen Theater in Europa beſſer ſtehe; die Zeit des Dramas iſt in Europa vorüber (darum ſind auch in Paris jetzt blos noch 20 Theater, und würden deren wol noch mehre errichtet werden, wenn die Regierung die dazu nöthigen Privilegien ertheilen wollte). Nur das Melodram und die Oper haben noch einige Spuren des ehemaligen Einfluſſes erhalten. In London intereſſirt man ſich nur noch für den Glanz der Decorationen, für die ſo theuer bezahlten Fioriture der italieniſchen Nachtigallen. Vergebens haben einige

Literaten versucht, das Drama zu verjüngen, indem sie es in die Quelle der zur Zeit der Königin Elisabeth gesprochenen Sprache tauchten; eine Literatur durch Archaismen verjüngen wollen, ist ein thörichtes Unternehmen. Aus dieser Nachahmung der Dichter aus Shakspeare's Zeiten sind einige Pasticcies von Milman, Joanna Baillie, Lamb und Coleridge hervorgegangen; aber keiner dieser Versuche hat enthusiastischen Beifall gefunden. Das Publicum hat sein Klatschen und seine Schillinge für die zauberischen Ansichten, die Stanley's Pinsel geschaffen, aufgespart und für den wunderbaren Harlekin, der alle Jahre um Weihnachten unser Publicum durch seine Gaukeleien in Erstaunen setzt. Barry Cornwall hat Idyllen in Versen geschrieben, Sheridan Knowles einige rührende Auftritte gezeichnet; aber was sind diese schwachen Versuche gegen die großen und edeln Producte der alten Kunst. Wenn man aber unsern Dichtern affectirte Nachbildung der veralteten Sprachformen und falsche Sentimentalität schuldgeben kann, so sind sie wenigstens jener zerstörenden Wuth entgangen, welche sich des französischen Theaters bemächtigt hat und die auf die Gesellschaft, die Regierung und die Sitten mächtiger einwirkt, als man sich vielleicht vorstellt."

Wir wollten hier schließen, als uns eben der heutige „Constitutionnel" in die Hände fällt; hier finden wir einen Aufsatz, überschrieben: „Le Titan, par *J. P. F. Richter*, trad. par *M. Philar. Chasles*", eine der heftigsten Diatriben, welche Mad. Melasse-Mollasse-Potasse-Belasse Constitutionnel, wie ihn das „Charivari" nennt, gegen uns Deutsche geschleudert hat. Nach dem bereits Gesagten theilen wir den abgekürzten Artikel ohne alle weitere Bemerkungen mit.

„Als man den Kreuzzug gegen unsere alte Dichterschule predigte, war es zunächst auf Freiheit des Schaffens in der Kunst abgesehen. Die Häupter der Schule waren demnach gehalten, zu erfinden; man weiß, wie sie ihrer Sendung entsprechen, in wie kurzer Zeit ihnen die Wachsflügel geschmolzen. Und als sie sich so arm an neuen Ideen sahen, mußten sie sich dazu verstehen, nachzuahmen so gut wie Andere, und zwar haben sie nicht unsere Meister nachgeahmt, sondern die Fremden. Sie haben in Deutschland gebettelt, in Spanien und Italien, und gar in Nordamerika; aus den Lappen, die sie so von allen Seiten zusammengelesen und aufs Gerathewohl aneinandergeflickt, haben sie sich einen geborgten Rock gemacht. Will man Beweise? Wir verdanken Göthe den melancholischen, sentimentalen und phthisischen Roman, Hoffmann und Arnim die phantastische Erzählung, W. Scott die historischen Dichtungen, Lord Byron die satanische Poesie; L. Tieck und Sterne „le genre mêlé d'observation et de sarcasme". Unser ganzes heutiges Drama ist ein Mischmasch aus Schiller, Shakspeare und Kotzebue. Die tollen und hohlen Illuminationen endlich, die mit Träumen zerriebene Metaphysik, die bald unter der Gestalt kürzerer Aufsätze, bald in der schwerfälligen Hülle mächtiger Octavbände bei uns erscheinen, sind Ausflüsse jener großen deutschen Denker, Wieland, Lessing, Schelling, Herder, Friedrich Schlegel, J. P. F. Richter u. s. w. Man übersetze, man übersetze häufig, wir haben nichts dawider. Dadurch lernen wir unsere Literatur schätzen und Die, welche sie gemacht, diese klare, präcise, correcte, decente Literatur, indem wir sie gegen die fremde Phraseologie halten, die, bald abstract, bald brutal, immer gegen die unserige zurücksteht. Frankreich hat nie den Kampf versagt, selbst dann nicht, wenn ein kleiner Theil seiner rebellirenden Kinder zum Feinde übergangen! Mögen die Ueberläufer das Fremde preisen, mögen sie, um uns zu bekämpfen, sich in einen englischen oder deutschen Panzer hüllen! Zweimal ist der Boden unsers Vaterlands durch die Männer des Nordens, des Ostens und des Südens überschwemmt worden; sie haben unsere Denkmale verstümmelt, unsere Felder verwüstet und unter wildem Hurrahschreien ausgerufen: „Frankreich gehört uns!" Die bewaffnete Invasion ist vorüber, die literarische wird auch ihr Ende finden; beide haben uns etwas gekostet, aber unser Land ist reich, unsere Sonne so schön!"

„Die „Palingenesie" (des Hrn. Ballanche) ist nicht lange ein einzeln stehendes Product geblieben; bald haben sich ihr einige Schriften zugesellt, dunkele Corollarien des nebelhaften Theorems. Dahin gehört besonders „Ahasverus" von Quinet und die französische Geschichte von Michelet. Jenes ist die kosmogonische, dieses die chronologische Mythe, wie diese Herren sich ausdrücken. Nach ihnen sind andere Nachahmer gekommen, unterrichtete gewissenhafte Männer, welche bei vernünftigern Ansichten und unter besserer Leitung etwas Solides und Dauerhaftes würden zu Tage gefördert haben. J. P. F. Richter, über den wir noch zu berichten haben, hält sich gewöhnlich in weit minder abstracten Regionen auf als die obengenannten Schriftsteller. Alle Nachahmer übertreiben. Man findet in J. P. eher eine sociale Philosophie als Metaphysik, seine Portraits sind überladen, seine Localitäten idealisirt; er hört sich zu gern reden, erscheint zu oft selbst auf der Bühne und legt die geheimen Springfedern seiner ästhetischen Maschinerien absichtlich blos, anstatt sie zu verbergen; er ist geschwätzig, verworren, zuweilen erhebt er sich zum Komischen, fast immer zeigt er sich als einen unterrichteten gelehrten Mann. „Titan" ist die Biographie eines Systems, welches durch einige anziehende Persönlichkeiten belebt wird. Eine Gruppe von fünf Frauen, jede mit eigenthümlicher Physiognomie, ein Grieche, Dion, in dem die schönen Künste personificirt sind; der Bibliothekar Schoppe, le plus imperturbable plaisant qu' on puisse imaginer. J. Paul's größter Fehler ist Verworrenheit; er gibt sich die Mühe nicht, seine dramatischen Effecte in Zusammenhang zu bringen; er wirft damit um sich, wie sie sich ihm eben darbieten. Wie viel Achtung man sonst auch einem in Deutschland anerkannten Schriftsteller schuldig sein mag, so kann man dennoch behaupten, daß der „Titan" einige gute Capitel enthalte, ohne deshalb ein gutes Buch zu sein."

Schließlich haben wir die Freude, unsern Lesern die baldige Vorstellung eines mächtigen Vaudevilles anzukündigen, eines „Vaudeville-monstre", an dem die ganze romantische Schule arbeitet, und worüber der „Constitutionnel" schon im Voraus in Ach und Weh ausbricht. Nächstens ein Mehres. 19.

Notiz.

Sotheby's Ausgabe von Virgil's „Landbau" in sechs Sprachen hat Veranlassung zu folgender Berechnung gegeben, wodurch die Engländer ihre Sprache als diejenige geltend machen wollen, welche dem Urtexte sich am meisten zu nähern vermöge. In Versen hat das

	Lat. u. Deutsch.	Spanisch.	Englisch.	Italienisch.	Franz.
1. Buch	514	963	574	887	615
2. Buch	542	1045	637	945	654
3. Buch	566	1144	684	938	642
4. Buch	566	1089	632	939	646
	2188	4241	2477	3709	2557

In Sylben gestaltet sich aber das Verhältniß bei der ungleichen Verslänge anders:

Spanisch	4241	× 11	= 46,651
Italienisch	3709	× 11	= 40,799
Latein und Deutsch	2188	× 15	= 32,720
Englisch	2477	× 10	= 24,770
Französisch . . .	2557	× 12	= 30,684

Nach Worten bliebe indessen der lateinischen Sprache die Ehre der Kürze, denn auf 48 lateinische würden 65 englische, 72 deutsche, 81 spanische, 82 italienische, 97 französische gehen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 208. —— 27. Juli 1834.

1. Ueber den Urſprung der Feuerkugeln und des Nordlichts von Jul. Ludw. Ideler. Berlin, Enslin. 1832. Gr. 8. 12 Gr.
2. Unterſuchungen über den Hagel und die elektriſchen Erſcheinungen in unſerer Atmoſphäre. Nebſt einem Anhange über die Abnahme des Wärmeſtoffs im Luftkreiſe von Jul. Ludw. Ideler. Mit einer Figurentafel. Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 18 Gr.

Unſere Atmoſphäre iſt eine Sphinx, reich an ungelöſten Räthſeln, eine Zaubrerin, die immer neue Wunder in den Kreis des alltäglichen Lebens wirft, um ſpottend die Erklärung der frühern zu annulliren, eine Göttin, die immer von Neuem den Menſchen die ſinnliche Hand reicht und, wenn dieſe darnach greifen, unſichtbar in ihr kryſtallenes Schloß zurückſchlüpft. Wie oft iſt ſie auf ihren geheimſten Wegen belauſcht, in allen Geſtalten eingefangen, auf der chemiſchen Folterbank zerlegt worden, und wie wenige Geheimniſſe hat man ihr abgepreßt? Die Gelehrten haben zwar das Volk nach ein paar tauſend Jahren endlich ſo weit gebracht, daß es den Blut- und Feuerregen, die Steinfälle und Nordlichter recht kaltblütig und ohne Schauder betrachtet, aber die Kenntniß von der Natur dieſer Meteore iſt nur um einige Grade höher geſtiegen.

„Nach zwei Jahrtauſenden", ſagt Ideler ſelbſt in der erſten der hier angeführten Schriften, „kommen wir endlich auf Ariſtoteles' Meinung von den Meteorſteinen zurück." Dennoch muß man ſagen, daß auch die wenigen Schritte, welche die Wiſſenſchaft in der Kenntniß unſerer Atmoſphäre vorwärts gethan hat, ſo kunſtreiche und mühſame Eroberungen ſind, daß ihre Urheber nur Dank und Bewunderung verdienen. Die Reſultate aller Forſchungen, welche Kämtz in ſeinem „Lehrbuch der Meteorologie" neuerdings zuſammengeſtellt hat, ſind dazu ein erfreulicher Beleg.

In dem erſten der vorliegenden Schriftchen bietet der berühmte Ideler neue Materialien; denn Monographien von ſolcher Gründlichkeit ſind recht eigentlich als die nothwendigen und koſtbaren Bauſteine zu betrachten, aus denen allein allmälig das Gebäude der Wiſſenſchaft emporſteigen kann. Wohl der Wiſſenſchaft, zu deren Gebäude Männer wie Ideler die Bauſteine zurichten! Seine Werke zeichnen ſich bei der äußerſten Gründlichkeit und Gelehrſamkeit noch dadurch beſonders aus, daß ſie von einem tiefen Studium des Alterthums zeugen und auf daſſelbe fortwährend Rückſicht nehmen. So ſeine aſtronomiſchen Werke, ſo ſein „Lehrbuch der Chronologie", worin er unter Anderm (wie Münter's „Stein der Weiſen") die ganze chriſtliche Zeitrechnung um ſieben Jahre aufwärts rückt.

In der Meteorologie, in welcher ſich nun Ideler's Thätigkeit in den beiden letzten Jahren zeigt, machte ſchon früher ſeine „Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum" Aufſehen. In Beziehung auf dieſe und namentlich auf Ariſtoteliſche Meinungen ſetzt der Verf. auch die jetzt vorliegenden Schriftchen über Feuerkugeln, Nordlicht, Hagel u. ſ. w.

Nr. 1 handelt von den intereſſanteſten Atmoſphärilien. Feuerkugeln, Meteorſteine, Sternſchnuppen betrachtete man bis zu Chladni's Zeiten als ganz abgeſonderte Phänomene, welche nichts mit einander gemein hätten. Ueber den Urſprung derſelben hat man beſonders drei Hypotheſen. Lavoiſier und Volta glaubten, die höhern Regionen unſers Luftkreiſes ſeien mit einem brennbaren Fluidum angefüllt, welches der Sitz des Nordlichts und anderer feuerigen Meteore ſei, und zwar hielten ſie dieſes Fluidum für Waſſerſtoffgas. Auch Murray, Rynold, Dalton vermutheten, daß es in den höhern Regionen des Luftkreiſes Gasarten gebe, die ſelbſt, oder deren Grundſtoff wir hier unten nicht haben.

Nach Torbern Bergmann und Chladni hingegen ſind die Meteorſteine Maſſen, welche ſich im Weltenraum außerhalb des Bereiches unſerer Erdatmoſphäre bewegen, endlich in dieſelbe hineingerathen, dem Geſetze der Schwere zufolge zur Erdoberfläche hinabſtürzen, während ihres Falles aber die Luft comprimiren, dadurch einen bedeutenden Temperaturgrad hervorbringen, verbrennen, durch Entwickelung einer Menge gasförmiger Subſtanzen zerplatzen und ſo ſtückweiſe zur Erdoberfläche gelangen. In dieſem Sinne nennt Zach die Feuerkugeln kleine Erdkometen, und Farey die Sternſchnuppen kleine Erdtrabanten. Laplace endlich vermuthete, daß die Meteorſteine Producte der Mondvulkane ſeien, eine Anſicht, welche ziemlich allgemein wurde und von den franzöſiſchen Phyſikern fortwährend getheilt wird. Gegen alle dieſe Hypotheſen und beſonders gegen letztere, welche die Meteorſteine für lunariſche Maſſen hält, erhebt Ideler ſehr triftige Einwürfe,

deren Aufführung wir hier unterlaſſen müſſen. Er führt darauf mit großem Scharfſinn und durchgehender Conſequenz ſeine Meinung über den Urſprung der Atmoſphärilien durch.

Wir ſtehen hier — bemerkt er ſelbſt — auf einem ſchlüpfrigen Boden, dem der Hypotheſen, und müſſen befürchten, ein Luftſchloß aufzurichten, wenn wir nicht ſtreng alles Das, was auf wirkliche Beobachtungen gegründet iſt, von Dem abſondern, was, aus unzuverläſſigen Thatſachen geſchloſſen, dennoch als poſitives Wiſſen hingeſtellt iſt.

An der Spitze von Ideler's Unterſuchungen ſteht der Satz des Ariſtoteles: „Alle Körper erzeugen luftförmige Dünſte, welche in die Atmoſphäre übergehen, die flüſſigen ſowol als die feſten. Die Ausdünſtungen der letztern bringen durch ihren Niederſchlag Feuerkugeln, Meteorſteine, Sternſchnuppen, den Höhrauch und das Nordlicht hervor.“ Es wird dann nach einer Reihe von neuen Unterſuchungen das Daſein fremder Subſtanzen in unſerm Luftkreiſe außer den conſtituirenden Elementen derſelben dargethan. Der über dem Meere ruhende Theil unſerer Atmoſphäre enthält ſalzige Stoffe, namentlich Chlorſalze, welche bei der Verdünſtung des Meerwaſſers mechaniſch emporgeriſſen werden mögen. Dieſelben Theile findet man, wahrſcheinlich vom Winde fortgetrieben, auch weit von der Meeresküſte. Im Regen findet man Kohle, Kalk, Talkerde, Eiſen, Chlorwaſſerſtoff und andere fremdartige Subſtanzen (in 360 Unzen Regenwaſſer 275 Gran feſter Subſtanzen). Der Schnee enthält Kalk, Chlorwaſſerſtoff (in 27 Unzen Schneewaſſer fand Peſchier 68 Gran reinen, im Waſſer unauflöslichen Pulvers, Kieſelerde, Eiſenoxyd u. ſ. w.).

Mit den meiſten fremdartigen Stoffen geſchwängert iſt der Hagel. In ihm fand man ſteinigte Kerne, die dem Meteorſtein durchaus analoge Concremente enthielten (rothes Eiſenoxyd, Manganoxyd, Magneſia, Thonerde, Kieſelſäure, Schwefel u. ſ. w.). Im Nebel will man Phosphorſäure gefunden haben. Ebenſo geben der rothe Schnee, der rothe Hagel, der Staub, mit welchem unſere Atmoſphäre angefüllt zu ſein ſcheint, und der namentlich dann bemerkbar wird, wenn ein Sonnenſtrahl in ein wenig erleuchtetes Zimmer einfällt, Beweis für das Vorkommen heterogener Subſtanzen in unſerm, aus Sauerſtoff und Stickſtoff, als urſprünglichen, Waſſerdunſt und Kohlenſäure, als ſecundairen Beſtandtheilen, zuſammengeſetzten Luftkreiſe. Was nun die zu unterſuchenden Atmoſphärilien betrifft, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Meteorſteine nichts Anderes ſind, als auf die Erde herabgefallene Feuerkugeln; denn ſehr häufig, ja faſt immer hat man bei der Erſcheinung der Feuerkugeln Meteorſteine herunterfallen ſehen, nie und nirgend iſt dieſes ohne vorhergeſehene Feuerkugeln der Fall geweſen. Daß aber Meteorſteine und Sternſchnuppen identiſch ſind, läßt ſich nicht genügend nachweiſen. Was die Zeit betrifft, in welcher Feuerkugeln und Aerolithen erſcheinen, ſo iſt es wichtig, daß unter 60—70 Steinfällen faſt $\frac{1}{3}$ auf die Sommermonate Mai, Juni und Juli, unter 37 Steinfällen 30 auf die Zeit von Mittag zu Mitternacht kommen. Was die geographiſche Lage betrifft, ſo ſcheinen die Feuermeteore, Steinregen mitbegriffen, mit der Entfernung vom Aequator abzunehmen; in Schweden und Dänemark ſind noch keine beobachtet worden; zwiſchen Madera und der afrikaniſchen Küſte beobachtete Alex. v. Humboldt ungeheuere Maſſen von Sternſchnuppen, ſo Niebuhr in Arabien. Die Meteorſteine fallen oft aus einer Wolke, die ſich häufig nach der vorherrſchenden Farbe der aus ihr fallenden Aerolithen ſelbſt zu richten ſcheint. Eine, Feuerkugeln von Zeit zu Zeit ſpeiende Waſſerhoſe ward den 6. Juli 1822 zu Aſſenval, nicht weit von St.-Omer, beobachtet. Die Bahn der Feuerkugeln und der Aerolithen durch die Luft wird für parabeliſch gehalten; über die Höhe, in welcher die Feuermeteore entſtehen, läßt ſich nichts beſtimmen. Den herabfallenden Meteorſteinen muß eine Kraft inwohnen, die, wenn ſie auch der Schwere nicht gradezu entgegenwirkt, doch, je nachdem ſie dieſelbe mehr oder weniger beherrſcht, auch mehr oder weniger ihren Fall aufhält. Was den Cohäſionszuſtand der Aerolithen betrifft, ſo iſt eine große Menge der bisher beobachteten weich gefallen und erſt nachher, aber ſehr ſchnell, verhärtet. Bei Stannern fiel 1808 ein Stein auf den Fuß einer Bäuerin und drückte ſich wie Thon auf dem Boden platt. Die Farbe der Feuerkugeln iſt bald weiß, bald gelb, und wie der Verf. meint, rühren dieſe Modificationen von den verſchiedenen Graden der Glühhitze her. Die Beſtandtheile der Aerolithen ſind faſt immer Kieſelerde, Eiſenoxyd, Eiſenoxydul, Talkerde; faſt immer haben ſie Nickelgehalt, doch hat dieſer bei einigen Meteorſteinen, z. B. den bei Stannern gefallenen, auch gefehlt. Zu den vom Himmel herabgefallenen Steinen rechnet der Verf. auch unbedenklich die großen reguliniſchen Eiſenmaſſen mit meiſtens bedeutendem Nickelgehalt, welche man in Sibirien, bei den Esquimaux, in Neuſpanien und an vielen Orten findet, und von denen z. B. einer von Rio de la Plata in Südamerika ungefähr 30,000 Pfd. wiegen mag.

Alle dieſe Beobachtungen dienen dem Verf., die Annahme eines atmoſphäriſchen Urſprungs der Meteorſteine zu unterſtützen.

Geben wir — ſagt er — von dem allerdings nicht gänzlich erwieſenen, aber doch höchſt wahrſcheinlichen Satze aus, daß alle Körper an der Erdoberfläche verdunſten, ſo ſind alle Schwierigkeiten gehoben, und wir ſind im Stande, eine Theorie aufzuſtellen, welche mit allen obenerwähnten Erſcheinungen übereinſtimmt. Alle feuerbeſtändigen Metalle verbreiten bei höhern Temperaturgraden, oder, wenn ſie gerieben werden, einen Geruch, der keinen Zweifel darüber übrig laſſen kann, daß ſie einen expanſibeln Dunſt erzeugen. Eis, als feſter Körper, verdunſtet bei den niedrigſten Temperaturen. Der Analogie gemäß, können wir alſo ſchon ſchließen, daß dies bei allen Körpern der Fall ſein werde, und zwar deſto unmerklicher, je weiter ihre Temperatur von der ihres Schmelzpunkts oder gar ihres Siedepunkts entfernt ſei. Die eben angeführte Analyſe ergibt, daß die Meteorſteine aus den auf der Erdoberfläche am allgemeinſten verbreiteten Subſtanzen beſtehen. Nehmen wir alſo an, daß unſere Erde, außer den Sauerſtoff-, Stickſtoff-, Waſſergas- und Kohlenſäureatmoſphären noch mit einer fünften (oder unzähligen andern) umgeben ſei, welche aus expanſibeln, von den feſten Körpern unſerer Erdrinde entwickelten Dünſten beſteht (zu deren Bildung es nicht blos der Gichtfänge unſerer Hochöfen bedarf), ſo ſind wir berechtigt, eben ſolche Veränderungen in ihr anzunehmen, wie in der Atmoſphäre, welche der Waſſerdunſt, ein ebenfalls nicht permanentes Gas, bildet. Die

Existenz dieser fünften Atmosphäre wird durch die oben angeführten Analysen des Regenwassers außer allen Zweifel gesetzt. Verdunsten aber alle auf der Oberfläche sich befindlichen, theils feuerbeständigen, theils bei äußerst hohen Temperaturen schmelzbaren Körper, so wird auch die Erzeugung dieses Dunstes ein gewisses Gesetz befolgen, welches vielleicht dem, bei Verdunstung der flüssigen Körper obwaltenden analog ist, und Temperaturerniedrigungen werden allerdings im Stande sein, Niederschläge, denen des Wassers analog, hervorzubringen. Aber wenn die Temperatur zu niedrig ist, als daß flüssiges Wasser in der Atmosphäre so wenig als auf der Erdoberfläche bestehen kann, so sehen wir dasselbe in fester Gestalt und krystallinischen Gefüges niedergeschlagen werden. Dasselbe wird offenbar mit den Gasarten der Fall sein, die von Substanzen herrühren, deren Schmelzung eine so hohe Temperatur erfodert, daß dieselbe in unserer Atmosphäre nicht vorkommen kann.

Ueberraschende Aehnlichkeit findet sich zwischen den Gesetzen, welche die Hyetometrie darbietet, und den Erscheinungen, welche bei dem Fall der Meteorsteine obwalten. Der Verf. bemerkt: 1) Die meisten Steinregen kommen auf die Sommermonate und die Aequinoctialzeiten. Zur Zeit der Aequinoctien herrschen die heftigsten Regengüsse, im Sommer regnet es mehr als im Winter. 2) Die Häufigkeit der Steinfälle nimmt von dem Aequator nach den Polen zu ab. Die jährliche Quantität des Regens vermindert sich im Allgemeinen mit der mittlern Temperatur der Orte, obwol hier die Windrichtungen einen bedeutenden Einfluß haben. Wenn in den Aequinoctialgegenden Steinfälle selten vorkommen, so hat dies dieselbe Ursache, weshalb es so selten in der libyschen Wüste regnet. Von 32° n. Br. beginnt erst die Eisenregion und erstreckt sich nach den Polen, so weit Land vorhanden ist. Die größte Menge dieses Metalls findet sich zwischen 45 und 65° n. Br. Südlich vom Aequator gibt es, Südafrika ausgenommen, wo Burchell dies widerlegt hat, keine beträchtlichen Eisenmassen unter irgend einer Gestalt. Daher in der südlichen Halbkugel äußerst seltene Meteorsteinfälle vorkommen, mit Ausnahme einzelner gewisser Orte, z. B. Isle de France. 3) Das Entstehen der Meteorsteine aus einer Wolke, die noch dazu gemeiniglich mit ihnen die Farbe theilt, ist ganz analog dem Entstehen des Regens. Wie es aber nicht selten aus blauem Himmel regnet, so fallen auch Meteorsteine herab, ohne daß zuvor oder nachher eine Wolke sichtbar gewesen wäre. 4) Die Lichterscheinung und das donnerähnliche Getöse haben sicher keinen andern als elektrischen Ursprung. Keine Formveränderung geht ohne Bindung oder Freiwerdung von Elektricität vor sich. Die verschiedene Farbe der Feuerkugeln, die, während sie sich durch neue Niederschläge vermehren, fortwährend vom elektrischen Lichte erglänzen, mag immerhin von der verschiedenen Elektricität herrühren, welche bei ihrem Entstehen frei wird. Daß Meteorsteine ohne vorhergesehene Feuerkugeln herabfallen können, wird hiernach sehr wahrscheinlich; grade so, wie kein Blitz bei wässerigen Niederschlägen folgt, wenn die Temperatur der Luftsäule unter den Thaupunkt erniedrigt wird. 5) Daß Meteorsteine ohne jenes donnerähnliche Geräusch herabfallen, wird Den nicht Wunder nehmen, der zuvörderst die Entfernung bedenkt, in welcher jene elektrische Explosion erfolgt, welche noch überdem unbedeutend ist im Vergleich mit der beim Niederschlage der Wasserdünste erfolgenden, und des Wetterleuchtens als einer Erscheinung sich erinnert, welche ohne Donner selbst im Zenith stattfinden kann. Zur Begründung der Annahme eines atmosphärischen Ursprungs der Meteorsteine kommt noch eine Reihe anderer Thatsachen, z. B. die,

daß das äußere Ansehen, welches die Kruste der Meteorsteine darbietet, zu beweisen scheint, daß ihre Oberfläche sich im geschmolzenen Zustande befunden habe und bei der Erkaltung plötzlich verglast worden sei. Bei dem plötzlichen Rücktritt jener expansibeln Dünste in den festen Zustand wird eine solche Quantität Wärme frei, daß sie sehr wohl die Oberfläche der niedergeschlagenen Masse in geschmolzenen Zustand versetzen kann. Da aber die hierzu nöthige große Quantität Wärme bald an die umgebende Atmosphäre abgegeben wird, so läßt sich hieraus auch die Verglasung erklären.

Besonders wichtig sind auch des Verf. Bemerkungen über die nicht zu leugnende innige Verbindung der betrachteten atmosphärischen Erscheinungen mit den Veränderungen in unserm Luftkreise, und beide wiederum mit den im Innern unsers Erdkörpers vorgehenden Revolutionen (vulkanische Eruptionen, Erdbeben).

(Der Beschluß folgt.)

Die Industrieausstellung zu Paris.

Dritter und letzter Artikel. *)

Der Pavillon III, welcher den Manufacturisten allein überlassen worden, ist das Paradies der schönen Welt, der Bazar Chinas, Persiens, Indiens, wie er von den pariser und lyoner Fabrikanten erschaffen wurde. Tausende von Damen lassen hier täglich wie Göthe's Gretchen den Schmuck im Kasten Revue passiren und denken dabei: O wärst du mein, du holder Shawl, du schöne Blonde, du königliches Kleid. Die Schätze sind durch alle Gänge zu bunten Teppichen verwoben, hier als Gardinen, dort als Thronhimmel und drüben als Guirlanden aufgehängt.

Was die Shawls betrifft, so läßt sich mit allem Rechte sagen, daß die französischen Manufacturisten nicht nur den persischen und indischen ganz gleiche, sondern sogar schönere und bessere lieferten. In einigen Jahren hat der Kunstfleiß der Speculanten so viel erfunden als die alten Weber des Orients in vielen Jahrhunderten; denn sie blieben nicht stehen, sie suchten, verbesserten, entdeckten. Es ist unmöglich, die Shawls von Girard in Serres von denen des Orients zu unterscheiden, ausgenommen auf der Kehrseite, weil die Franzosen anders und leichter mit ihren Maschinen weben als die Indier; seine Dessins sind durchgehends schöner und gefälliger, seine Farben ebenso fein, ebenso haltbar. Und von derselben Vortrefflichkeit sind die Fabrikate Simon's in Paris, Ajac's in Lyon und Anderer, welche die Ausstellung mit diesen Producten bereicherten. Die königliche Familie hat auf ihrer Promenade durch die Galerie sich mehre dieser Shawls ausgesucht, und die Eigenthümer haben nicht ermangelt sogleich dieselben mit großen Zettein zu bezeichnen: Chale de la reine, chale de madame Adelaide, chale choisi par le roi etc. Es gibt viel reiche Frauen, die ein besonderes Gelüste danach verspüren, einen Shawl wie die Königin zu tragen, und da wäre der Fabrikant wol ein Narr, wenn er das Exemplar nicht einige Hundert Francs höher anschläge. Alle Welt weiß ja ohnehin schon, die Tibetaner und Pekinianer seien durch die französische Concurrenz jetzt so wohlfeil geworden, daß man nur aus Caprice noch sich welche kommen lasse, um 2000 Francs dafür wegzuwerfen, da man für 500 den schönsten persischen Shawl bei Girard kaufen kann; sehr schöne sind für die Hälfte zu haben.

*) Vgl. Nr. 184 und 197 d. Bl. D. Red.

Aber nun kommen die lyoner Sammet- und Seidenkünstler, die eine neue Art Shawls mit wunderbarlichen Blumen erfanden. Persisches Gold mit Indigoblau, Purpur, Karmin, Silber, was man nur Schönes und Glänzendes mag, die Weber webten es in ihre Zeuche und nannten es satin, velours, satin faconné. Die technischen Namen machen mich irre. Und was verlangen Beſter, Bouchard und Grozier für dieſe Koſtbarkeiten? Die Bagatelle von 100—200 Francs, ja für manche nicht einmal ſo viel. Und für dieſe Zeuche hätte zur Zeit ein türkiſcher Satrap ſeinen diamantenen Turban gegeben, ein verliebter franzöſiſcher König die Kaſſen ſeines Reichs geleert.

Das arme Lyon, wie ſehr iſt es zu beklagen bei allen ſeinen Herrlichkeiten, da die Leute, die ſie erſchaffen, ſich untereinander zerfleiſchen. Damit unſere vornehmen Damen ihre Satins, Shawls und Bänder ein paar Francs billiger bekommen, müſſen die armen Handwerker täglich ein halb Pfund Brot weniger eſſen. O, es iſt etwas Schrecklich-Schönes die Concurrenz im commerciellen Leben.

Ich ſpreche nicht von den Kattun-, Tuch-, Band-, Tüll- und Linnenmanufacturen, ihre Zahl iſt Legion; ich bemerke nur im Allgemeinen, daß ſich Mühlhauſen wie gewöhnlich auszeichnet, daß einzelne Manufacturiſten vermöge der Vortrefflichkeit ihrer Maſchinen Unbegreifliches leiſteten. Man bemalt die Stoffe faſt, wie man das Papier bemalt; man webt erhabene Blumen, wie man ſie mit der Nadel mühſam machte. Und was die Blonden betrifft, die ſind in Frankreich ſo en vogue gekommen, daß es mich nicht wundern wird, wenn ich an einem Abend Damen in Ballkleidern von puren Blonden antreffe. Conville in Paris ſcheint darauf hinzuarbeiten und ſtellte uns in einem großen Glasſchrank eine Schöne vorläufig zur Schau, die nichts als Spitzen auf dem Leibe hat, ein Kleid von Blonden mit großen Blumen, einen Shawl und einen Schleier von Blonden. Alles ſo durchſichtig wie das Glas, das ſie umgibt. Inzwiſchen trägt ſie ein blauſeidenes Unterkleid, da die Moralität die Freiheit der Blonden nicht weiter geſtattet.

Das einzige ſchlechtbebaute Feld der Induſtrie in Frankreich iſt das der Wolltuchmanufacturen. Man muß hier immer noch das dünnſte, ſchlechteſte und farbloſeſte Zeuch für Kaſimir und extrafeinen Kleiderſtoff bezahlen. An der Wolle liegt es wol nicht, ſondern an der Bereitung; denn ich finde im Pavillon der Manufacturiſten alle mögliche rohe Wolle und kein einziges Stück Tuch, das die Güte, Stärke und Schönheit der flandriſch-rheinpreußiſchen Fabrikate hat. Das Uebel liegt in der Unbekanntſchaft mit dem Auslande und dem unſinnigen Streben, nur Glänzendes, Luxurieuſes zu producîren. Die ſolide Arbeit wird nicht bezahlt, fällt nicht genug ins Auge.

Es iſt auch ſo mit den Hüten. In der ganzen Welt werden ſo ſchlechte Filze für ſo theueres Geld nicht gemacht wie in Frankreich, und der Deutſche, der vom Rhein kommt, wundert ſich höchlich, daß man ihm ſo viel für einen leidlichen ſeidenen Hut abverlangt, als er daheim für einen guten Filz bezahlt. Es ſind in der großen Stadt Paris — wer ſollte es glauben? — nur einige Hutfabrikanten, die gute und zugleich ſchöne Hüte verfertigen, die große Mehrzahl arbeitet den flandriſchen Jahrmarktfabrikanten gleich. Dagegen ſind Damenhüte aller Arten bis zur Ultrafeinheit und Zierlichkeit aufgeſchichtet, und es iſt bekannt, daß die Provinzen ihren ganzen Vorrath von pariſer Modiſten beziehen. Der Damenſchmuck wird beſſer bezahlt, erlaubt eine größere Variation und gibt den Fabrikanten Gelegenheit, ſich auszuzeichnen.

Der Pavillon IV. enthält die ſogenannten produits de Paris, mancherlei Unnützes, viel Neues und einiges Schöne. Die Kunſtgalerie nimmt einen großen Raum ein, auch die Pelzkunſtwerke. Ich finde eine Tapete von Katzenfellen mit jedmöglichen Deſſins, die 40,000 Francs koſtet, eine Fußdecke mit Pelzgemälden, die noch theuerer iſt. Das ſind ſehr unnütze Spielereien, nicht werth, daß ein Menſch Zeit und Arbeit dazu verwendet. Die Modiſtinnen nehmen ſich die Freiheit, 30 Meter weit ihre Kunden mit Corſets und Schleifen, Kämmen, Bändern und künſtlichen Körpertheilen zu bewillkommnen. Es gibt auch culs de Paris auf der pariſer Ausſtellung, ja ſogar Augen, Zähne und Larven. Der famoſe Zahnfabrikant und Zahndoctor Deſirabode hat ein ganzes Tableau von Kinnladen aufgeſtellt, die mit goldnen und ſilbernen Haken befeſtigt ſind. Wer ſich eine Naſe kaufen will, findet auch, was er ſucht.

In eine Ecke des Saals haben die ausgeſtopften Vögel und Thiere ſich hingeflüchtet, ganz allerliebſte Schooshunde und Papageis, und in einer andern ſitzt eine Dame wohlgefällig in einer neuerfundenen Dampfbadewanne, welche mit Wachstuch geſchloſſen und mittels eines meſſingenen Apparats geheizt wird. Wer die Maſchine beſtellt, kann ſich für 200 Francs auf ſeinem Zimmer, ſo oft es ihm beliebt, ein Dampfbad bereiten, indem er ein paar Maß Waſſer in den Siedkeſſel gießt und Spiritus darunter anzündet.

Ich habe einen Künſtler gefunden, der alte Gemälde, alte Statuen und alte Kleider neu macht. Die Bruchſtücke liegen wie im Muſeum der Archäologie um ihn gelagert und ſehen gar wunderbarlich alt und modern aus. Ein ſehr beſchmierter Kupferſtich z. B. gleicht einer Moske, die halb Mohr und halb Weißer iſt, und ein Basrelief einer Landſchaft, die halb im Schatten und halb im Sonnenſchein liegt. Es iſt ſchade, daß der Mann ſeine Kunſt nicht an den Menſchen ſelber erproben kann; ich hätte für mein Leben gern eine alte Frau geſehen, die auf der einen Seite 80 und auf der andern 20 Jahr alt, oben Grazie, unten Furie geweſen. Ich habe den Künſtler gefragt, wie viel er haben müſſe, um einen Tintoretto zu reſtauriren, und darauf erwiderte er ganz naiv: „Es kommt darauf an, ob er in der Sonne hing.“

Die Haarkünſtler haben auch ihre Hand auf der Ausſtellung, doch hat dies einige Streitigkeiten unter den Gelehrten veranlaßt. Die Jury war halb der Meinung, daß die Perückenmacher keine induſtrieuſen Menſchen ſeien, und wurde erſt vom Gegentheil überzeugt, als man ihr nachwies, daß der Haarhandel große Summen Geldes in Umlauf ſetze. Es ſind indeß nur einige unanſehnliche Locken producirt und großentheils Haarkunſtſtücke ausgeſtellt worden, damit der Platz für die Pomaden, Büchſen und Oele nicht verloren gehe. Wenn man in das Appartement derſelben kommt, ſo fühlt man ſich von allen Seiten parfumirt und eingeſeift. Die Eſſenzen, die das Haar wachſen machen und es vor dem Ausfallen ſchützen, ſind zahllos, hernach folgen Tincturen, Zahnpulver und alle möglîche Gebißinſtrumente es geht ins Weite. Alles Induſtrie! Der Menſch braucht entſetzlich viel.

Zuletzt folgt eine haushohe Karte von Paris, worauf jedes Haus verzeichnet und numerirt iſt. Ich war herzlich froh, als ich darin in die rue St. Honoré kam und langſam meinem Hotel zuwandern konnte. Sobald ich die Nummer erblickte, machte ich Katalog und Pavillon zu und ſagte für immer: „Fahre wohl, Induſtrie, wir ſehen nie uns wieder!“ 29.

Literariſche Notizen.

Dr. Ruſſell hat eine „History of the church in Scotland“, in 2 Bdn. (London, 1834) geliefert.

William Roberts gibt heraus: „Memoirs of the life and correspondence of the late Mrs. *Hannah More*.“

Frau Lee (früher Frau Bowdich) hat ſehr intereſſante „Memoirs of Baron Cuvier“ (London, 1834) herausgegeben.

Von Curtis' „Botanical magazine, or flower garden improved“ erſcheint eine neue vom Profeſſor Hooker in Glasgow beſorgte Ausgabe, mit einem Anhang von Samuel Curtis über die beſte Culturmethode. Sie wird in Lieferungen ausgegeben. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 209. — 28. Juli 1834.

1. Ueber den Urſprung der Feuerkugeln und des Nordlichts von Jul. Ludw. Ideler.
2. Unterſuchungen über den Hagel ꝛc. Von Demſelben.

(Beſchluß aus Nr. 208.)

Die ganze Theorie wäre nun ſo weit aufs beſte und bündigſte durchgeführt, und den Gegnern derſelben würde es nicht leicht werden, ſie zu bekämpfen, wenn nicht Hr. Ideler eine Waffe ihnen laſſen müßte, gegen deren Angriff er offene Bruſt hat. Während er nämlich alle die Meteorſteine begleitenden Phänomene mit großem Scharfſinn erklärt, iſt er nicht im Stande, das eine, höchſt wichtige, nämlich das Vorhandenſein von Nickel in den Meteorſteinen zu erklären. Er ſelbſt bemerkt ſehr richtig und unparteiſch, daß die Frage, woher dieſer Nickelgehalt komme, noch eine bedeutende Schwierigkeit gebe, und er weiß mit nichts zu beruhigen, als daß die analytiſche Chemie wol noch nicht ſo weit vorgeſchritten ſei, um jedem Körper, z. B. dem Nickel, ſeine einfachſten Beſtandtheile anweiſen zu können, und daß vielleicht einſt die Zerlegung des Nickels gelingen und dann ſeine Beſtandtheile, ſei es in der Atmoſphäre, ſei es an der Erdoberfläche nachgewieſen werden könnten. Indeß werden, ſo lange dieſes nicht der Fall iſt, immer die Vertheidiger des außeratmoſphäriſchen Urſprungs der Meteorſteine einen großen Vortheil im Kampfe gegen des Verf. Meinung voraushaben.

Eine Vermuthung über den Urſprung des Höhenrauchs geht dahin, daß derſelbe entſtehe, wenn die Atmoſphäre trockenen Dunſtes ihr Maximum von Dichtigkeit bei der beſtehenden Lufttemperatur in der Nähe der Erdoberfläche überſchreite.

Von den Sternſchnuppen ſucht der Verf. darzuthun, daß ſie Niederſchläge der in der Atmoſphäre befindlichen animaliſchen und vegetabiliſchen Stoffe ſeien.

Um nun endlich das Phänomen des Nordlichts zu erklären, beruft ſich der Verf. hauptſächlich auf folgende Erfahrungsſätze. 1) Die Erde hat zwei magnetiſche Axen, alſo vier Pole; die eine ſtärkere hat ihre Pole in Nordamerika und Neuholland; die zweite ſchwächere in Sibirien und der Nähe des Feuerlandes. Polarlichter ſieht man an allen dieſen vier Polen. 2) Der höchſte Punkt des Bogens liegt, wenigſtens in nicht ſehr hohen Breiten, ſtets im magnetiſchen Meridian, alſo in der Verticalebene, welche durch den magnetiſchen Pol geht. 3) Die Lichtſäulen ſind parallel mit der Richtung der reſultirenden Magnetkraft an jedem Orte. 4) Iſt das Nordlicht unruhig, ſo wird die Abweichungsnadel unruhig. 5) Ein fernerer Beleg für den Zuſammenhang der Phänomene des Polarlichts mit denen des Erdmagnetismus iſt der, daß kurz vor dem Erſcheinen des Nordlichts die Intenſität des terreſtriſchen Magnetismus bis zu einer ungeheuern Höhe ſteigen kann; daß ſie aber, ſobald das Nordlicht beginnt, in demſelben Verhältniſſe abnimmt, in welchem das Nordlicht lebhafter wird, indem es ſeine frühere Stärke nur ſucceſſiv, oft erſt nach Verlauf von 24 Stunden wiedererhält.

Indem nun der Verf. es als ausgemachte Thatſache annimmt, daß die Erſcheinung des Polarlichts in unſerer Atmoſphäre vor ſich gehe, macht er darauf aufmerkſam, daß höchſt wahrſcheinlich in den Wolken, alſo zwiſchen den atmoſphäriſchen Niederſchlägen und dem Nordlichte eine Verbindung ſtattfinde. Er beruft ſich dabei auf die Erfahrung der Nordländer, welche die Polarlichter beſonders ſtark finden, wenn nach ſtrenger Kälte plötzlich Thauwetter eintritt, und ſucht hiermit (freilich etwas ungenügend) auch die entgegengeſetzte Meinung, daß heftige Kälte und Nordlicht in Verbindung ſtehen, zu vereinigen. Hiernach wird als höchſt wahrſcheinlich angenommen, daß die Niederſchläge, welche in der oben angegebenen Atmoſphäre trockenen Dunſtes ſtattfinden, in dem Bereiche der magnetiſchen Pole unter der Form der Nordlichter vor ſich gehen. Sobald nämlich die Eiſentheilchen zur feſten Form zurückkehren, reihen ſie ſich um den magnetiſchen Pol in einer Ordnung, wie wir ſie beobachten, wenn wir einen Magnet in Eiſenfeilſpäne legen, wahrſcheinlich in der Form eines Kugelſectors. Von der, zufolge des Niederſchlags entbundenen Elektricität erglänzen die einzelnen Theilchen, welche, da ſie gute Leiter des elektriſchen Fluidums ſind, ſie an die äußerſten Theilchen abgeben, von wo aus ſie entweder allmälig in die Luft übergeht, oder plötzlich ſo, daß ein Durchbruch in Form eines Blitzes erfolgt. Der fortwährende Formwechſel bringt die überaus große Mannichfaltigkeit des Phänomens hervor. Daß aber der Umfang der Oberfläche des Kugelſectors ein Kreis ſein werde, geht daraus hervor, daß kein genügender Grund vorhanden iſt, weshalb die äußerſten Theilchen bei gleichen Bedingungen

des Niederschlags an einem Punkte weiter vom magnetischen Pole abstehen sollten als an dem andern.

Aus der ganzen Untersuchung ergeben sich demnach folgende Sätze:

1) Alle Körper, feste sowol als flüssige, erzeugen coercibeln Dunst bei jeder Temperatur, für welche derselbe ein Maximum von Dichtigkeit hat. 2) Wird dieses Maximum überstiegen, so erfolgt ein Niederschlag, und zwar: a) in Wolken — vielleicht die Cirri? b) in Nebeln oder in Wolken, deren untere Fläche mit der Erdoberfläche zusammenfällt — Höhenrauch; c) in Concrementen, theils durch fernere Condensation der Wolken, theils bei heiterm Himmel, theils ohne elektrische Explosionen — Meteorsteine, theils mit elektrischen Erscheinungen — Feuerkugeln —, theils in einzelnen kleinen Stücken, theils in größern, dem Hagel analogen Conglomeraten. 3) Dies gilt für die Gegenden außerhalb des Bereichs der magnetischen Pole. In der Nähe derselben werden die Niederschläge von diesen angezogen, und ordnen sich um dieselben unter beständiger Formveränderung im Reihen — Nordlicht. 4) Niederschläge können ferner durch dieselben Ursachen, welche einen Niederschlag der wässerigen Dünste bewirken, und mit diesen gleichzeitig hervorgebracht werden. — Heterogene Beimischungen des Regenwassers.

Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen von möglichen Einwürfen in Bezug auf die in den vorliegenden Blättern aufgestellten Sätze, und gehen sogleich zu der folgenden Schrift über, die mit dieser in einigem Zusammenhang steht.

Nr. 2. Der Verf. bezeichnet selbst diese Abhandlung als eines seiner Schooskinder, und das könnte uns fast mistrauisch machen, daß der Vater den Liebling nicht dem Feuer unparteiischer Prüfung ausgesetzt und ihn so genommen und geliebt habe, wie er ihm grade gefällt. Doch wir wollen sehen.

Der Abhandlung vorangestellt finden wir eine Theorie der atmosphärischen Elektricität, die wenig von der allgemein bekannten abweicht, aber mit großer Sorgfalt viele wichtige Beobachtungen zusammenstellt, die den Einfluß der Elektricität auf Niederschläge in der Atmosphäre nachweisen und dem Verf. als Belege zu seinem Beweise von dem Ursprung des Hagels dienen.

Regen erfolgt, wenn zwei nahe, mit Feuchtigkeit gesättigte Luftschichten von verschiedener Temperatur sich vermischen; er erscheint als stilles Gewitter, wie die Landleute sagen, wenn die Feuchtigkeit der zwischen der Wolke und der Erdoberfläche befindlichen Luftschicht hinreichend ist, um die Elektricität ohne Explosion abzuleiten.

Eigenthümlich aber sind die Phänomene, welche den Hagel zu begleiten pflegen, und die Bedingungen, unter denen er zu erscheinen pflegt. Der Hagel kommt zu allen Tageszeiten vor, bei Nacht und bei Tag, er kommt bei allen Temperaturen über 0° und selbst unter dem Gefrierpunkte vor. Was die Gestalt der Hagelkörner betrifft, so erscheinen sie nach den Beobachtungen von Delcroß sämmtlich als sphärische Pyramiden, das Ende meistentheils spitzig, häufig aber auch schon durch Schmelzen abgerundet; es hat sich bestätigt, daß die einzelnen Hagelkörner nur Fragmente einer größern Masse sind. Der kleinste innere Kern mit concentrischem Gefüge ist von einem zweiten umschlossen, der von undurchsichtigerm Weiß als das übrige ist und eine strahlige Structur hat. Die Masse, welche diesen ganzen Kern rings umgibt, hat ein strahliges Gefüge und ist fast bläulich wie dichtes Eis. Die Oberfläche ist nicht blos drusig, sondern erscheint mit zahllosen, verhältnißmäßig ungeheuern Pyramiden besetzt, deren scharfe Spitzen jedoch durch anfangende Schmelzung schon stumpf geworden. (Eine dem Schriftchen beigegebene Zeichnung versinnlicht das Alles sehr gut.)

Der Hagel ist ein den gemäßigten Zonen eigenthümliches Phänomen. In den Aequatorialgegenden, wo Alex. v. Humboldt alle Tage nach Culmination der Sonne ein Gewitter beobachtete, macht ein Hagelfall einen größern Eindruck auf das Volk als bei uns das Herabstürzen von Meteorsteinen.

In höhern Regionen über 350 Toisen dagegen ist Hagel nichts Seltenes, so z. B. auf den Bergen, welche die Rhonequellen umgeben. In den Polargegenden ist Hagel äußerst selten. Der Verf. glaubt, daß der Hagel bei bedeutendern Kältegraden nichts Anderes sei als gefrorne Regentropfen. Ferner: Regen und Hagel, Schnee und Hagel, ja alle drei Arten von Niederschlägen fallen oft zu gleicher Zeit zusammen herab. Bei dem Hagel findet häufig ein plötzliches Hervortreten der Wolke statt. Merkwürdig ist es, daß der Hagel offenbar als ein locales Phänomen erscheint. In Middelburg fiel 1783 nicht weniger als 24 Mal Hagel (14 Mal in den drei ersten Monaten), 1784 fiel daselbst 22 Mal Hagel u. s. w. In Würtemberg werden die an Wäldern reichen Gegenden vom Hagel verschont, während er in vielen wärmern, mit Getreide, Wein und Obstpflanzungen versehenen Gegenden viele Verheerungen anrichtet. Die Höhe der Hagelwolken ist gewöhnlich sehr niedrig; Hagel ist der gewöhnliche Begleiter der Wasserhosen u. s. w.

Nach Zusammenstellung dieser Erfahrungssätze gibt Hr. Ideler zuerst eine kurze, sehr interessante Recension der Haupttheorien über den Ursprung des Hagels, welche von Anaxagoras, Aristoteles, Seneca und Plinius bis auf Volney, Volta und Leopold v. Buch aufgestellt worden sind. Alle diese Theorien verwirft der Verf., indem er zu zeigen sucht, daß ihre Erklärungen, wie plötzlich ein Grad der Kälte entstehen könne, der Regen zu Eis gefrieren lasse, sämmtlich unhaltbar seien. Er widerlegt besonders ausführlich die ziemlich allgemein gültige Ansicht Volta's, daß die Sonnenwärme eine Verdunstung der sogenannten vapeurs vésiculaires, oder wenigstens der Oberfläche des sie umgebenden Häutchens bedinge und auf diese Weise den zur Bildung des Hagels erforderlichen Kältegrad hervorbringe, daß aber die Vergrößerung der Hagelkörner durch Oscillation derselben zwischen zwei elektrischen Wolkenschichten und hierdurch bedingtes längeres Verweilen in der obern Luft entstehe, wodurch ein Anziehen der Dünste und allmäliges Anwachsen des Kerns möglich gemacht werde. Der Verf. sucht die Unhaltbarkeit dieser Theorie zu zeigen, indem er sehr richtig darauf aufmerksam macht, daß nach derselben zwar Sonnenlicht zur Bildung des Hagels unumgänglich nothwendig sei, doch aber Hagel auch des Nachts, sogar kurz vor Sonnenaufgang falle, daß ferner eine Oscillation der Hagelkörner zwischen zwei Wolkenschichten nicht stattfinden könne, da Bellani nachgewiesen hat, daß, sowie die eine der beiden entgegen-

gesetzten elektrischen Platten, zwischen welchen zwei Körper im elektrischen Tanze hin- und hergeworfen werden, durch eine Flüssigkeit ersetzt wird, die elektrische Oscillation aufhört; er sucht vielmehr zu zeigen, daß Volta's Theorie auf einer durchaus falschen Ansicht von der Luftelektricität beruhe.

Unter allen bisher über den Ursprung des Hagels aufgestellten Theorien sagt dem Verf. am meisten die bekannte Ansicht Leop. v. Buch's zu, die schon von Aristoteles angedeutet und unter gewissen Modificationen sicherlich die richtige sei.

Von Buch's Theorie gründet sich auf das Princip des aufsteigenden Luftstroms. An Tagen, wo der Boden und die untern Luftschichten bedeutend viel Wärme absorbiren, werden letztere theils unmittelbar durch diese Wärmeverschluckung, welche eine Folge von Lichtextinction ist, theils durch die Wärmestrahlung des Erdbodens, theils durch die Mittheilung erwärmt und bilden auf diese Weise einen aufsteigenden Luftstrom, welcher die mehr oder minder mit Feuchtigkeit gesättigte Luft bis zu einer beträchtlichen Höhe führt, in welcher sie sich mit der umgebenden Luft in Gleichgewicht zu setzen vermag. Hier nun wird, und vielleicht schon früher in den niedern Regionen, eine Quantität des in Dunstgestalt vorhandenen Wassers niedergeschlagen, welche in Tropfen herabstürzt, die, indem sie durch wärmere Luftschichten hindurchfallen, verdunsten, gefrieren, neuen Dunst anziehen und condensiren, wieder gefrieren und so das Hagelkorn, einen halb aus Eis, halb aus Schnee bestehenden kleinen Gletscher bilden.

Die Erweiterung und festere Begründung dieser Theorie ist die eigentliche Tendenz der Abhandlung. Mit Recht wird bemerkt, daß bei Prüfung dieser Theorie vorerst die Frage zu beantworten sei, bei welchem Temperaturgrade durch Verdunstung eine Kälte hervorgebracht werden könne, welche die Gefrierung des Wassers bewerkstellige, und nach Gay-Lussac's Versuche über die Verdunstungskälte findet er, daß stets eine Verdunstung stattfinden könne, die bei dem gewöhnlichen hygroskopischen Zustande der Atmosphäre und einer Temperatur von 4° — 5° C. bis zum Gefrieren der Regentropfen gehen könne, und daß also die Regentropfen recht wohl den von Leop. v. Buch angegebenen Proceß erleiden, und seine Theorie gewiß die richtige sei. Jedoch will er dieselbe folgenden Restrictionen unterwerfen.

Die Hagelbildung geht in den höhern, unmittelbar unter der Wolke belegenen Schichten beim Durchfallen der Tropfen durch dieselbe vor sich, nicht durch die ganze verticale Luftsäule bis zur Erdoberfläche. Vorzüglich günstige Bedingungen für die Entstehung des Hagels sind: große Trockenheit in diesen Schichten, kältere Luftströmungen, welche wärmere Luftsäulen in bedeutender Ausdehnung unterbrechen, ein vent par rafales.

Die Resultate dieser Forschungen, deren Gang wir hier nicht näher verfolgen können, sind in folgendem Schema zusammengestellt:

I. Die Luft ist mit Wasserdünsten gesättigt, sodaß keine Verdunstung stattfinden kann. II. Die Expansivkraft der Dünste ist noch von ihrem Maximum bei der bestehenden Lufttemperatur entfernt. Verdunstung der Regentropfen. 1) Diese kann bei gehöriger Trockenheit der Atmosphäre so stark sein, daß die Regentropfen verschwinden. 2) Die Temperatur ist so hoch, daß die Verdunstungskälte nicht das Gefrieren der Regentropfen bewerkstelligen kann. Diese condensiren daher während ihres Niederfallens Wasserdünste und schwellen an. In dem Ombrometer an der Erdoberfläche findet sich daher mehr Regenwasser als in dem höher aufgestellten. 3) Die Temperatur der Schichten, durch welche die Regentropfen hindurchfallen, ist niedrig genug, damit sie durch die Verdunstungskälte gefrieren können — Hagel.

Verhehlen können wir nicht, daß Nr. 1 dieser Schriftchen uns durch Neuheit der Theorie und Klarheit des Vortrags mehr angesprochen hat als Nr. 2.

Eine lobenswerthe Zugabe zu dem Schriftchen ist die Untersuchung der schwierigen, oft verhandelten Frage über die Abnahme des Wärmestoffs in unserer Atmosphäre; eine reiche Zusammenstellung von interessanten Beobachtungen und scharfsinnigen Folgerungen sucht Gesetze aufzustellen für das Phänomen, nach welcher die Temperatur der Atmosphäre mit der Höhe abnimmt, indem zugleich aber auch gezeigt wird, daß alle bisher versuchten Erklärungen dieser Gesetze, selbst die von Alex. v. Humboldt aufgestellten, nicht genügend und eher widersprechend als beweisend seien. 20.

Ansichten der Zeit und des Lebens von Jules Janin, übersetzt von August Lewald. Zwei Bändchen. Quedlinburg, Hanewald. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Obwol anzunehmen ist, daß der größte Theil unserer Leser diesen geistreichen Schriftsteller Frankreichs bereits kennt, so halten wir es doch für zweckmäßig, mit einigen Worten seiner literarischen Wirksamkeit überhaupt zu gedenken, bevor wir einige Bemerkungen über das gegenwärtige Büchlein hinwerfen. Dies ist um so mehr an der Stelle, als einer der interessantesten der in diesem Buche gesammelten Aufsätze die eigne Lebensgeschichte des Dichters enthält. Er übergeht darin die zur Oeffentlichkeit gekommenen Momente, indem er sie als bekannt voraussetzt, zeigt uns aber auf eine sehr interessante Weise die innere Welt seines Strebens und Wirkens. Wir wollen jetzt Beides mit einander verknüpfen. Jules Janin wird für den geistreichsten humoristischen Schriftsteller des jetzigen Frankreichs gehalten; er ist 1804 zu St. Etienne geboren, also erst dreißig Jahr alt. Seine Verwandten glaubten ein ausgezeichnetes Talent in ihm zu entdecken und versuchten daher, ihn nach Paris auf das Königliche Collegium Ludwig's des Großen zu senden. Welcher Art sein Talent sei, hatten sie wol selbst nicht geahnt, ebenso gut wie es ihm verborgen geblieben war. Der Zufall gab ihm die Richtung zum Tagesschriftsteller, und als solcher machte er sich bald furchtbar durch seinen Witz wie durch die Schärfe und Eigenthümlichkeit seiner Kritik. Es ist leider eine betrübte Erscheinung, daß die Idee der Wahrheit durchaus keinen Werth mehr für die Franzosen zu haben scheint, und daß äußerliche und Parteizwecke so allgemein vorherrschend geworden sind, daß es der Ansicht von dem Werth eines Mannes in der öffentlichen Meinung gar keinen Schaden mehr thut, wenn er verrätherisch von einer Partei zur andern überspringt. Der Geist, statt Richter zu sein, begnügt sich mit der ungleich geringern aber einträglichern Stellung des Advocaten und kämpft nicht für das Recht, sondern für den Sieg. Diese Erscheinung sehen wir auch bei Janin, obgleich er sie auf spitzfindige Weise zu entschuldigen sucht, indem er behauptet, stets der Sachwalter der unterdrückten Partei gewesen zu sein. Indessen gab es eine Zeit, in Deutschland wollte man es freilich niemals glauben, wo er am „Figaro" und an der „Quotidienne" zugleich arbeitete; hier freilich, so vergeblich wie die Danaiden, dort mit einem Erfolge, den er selbst schwerlich zu übersehen im Stande war. Das persönliche Resultat, welches für Janin aus diesem Wirken hervorging, war ein glänzender schriftstellerischer Ruf, den er sich durch

Journalartikel erwarb und dadurch auch seinen größern Werken, worunter wir den Roman „Barnave" besonders auszeichnen, eine höchst günstige Aufnahme bereitete. So viel über seine allgemeine Wirksamkeit als Schriftsteller. Wir wenden uns jetzt zu dem vorliegenden Werkchen, welches eine Sammlung kleinerer Aufsätze enthält, die größtentheils aus einem jüngst erschienenen Werkchen: „Contes nouveaux", entlehnt sind, welche jedoch nicht Erzählungen in unserer Weise enthalten, sondern eher mit dem allgemeinen Titel: „Neueste Schriften", belegt werden dürften. Außerdem hat der Uebersetzer noch einige Artikel, halb Referate, halb Kritiken, aus dem „Journal des débats", an welchem Janin jetzt fleißig arbeitet, hinzugefügt und dem Büchlein eine eigne kleine Broschüre, nämlich die Lebensgeschichte des pariser Bajazzo auf dem Théâtre des funambules, Deburcau, einverleibt. Ueber ein Werk von so gemischtem Inhalt, von einer solchen Mosaik des Mannichfaltigsten zu urtheilen, ist fast unmöglich; man muß den Geist des Autors im Allgemeinen daraus abstrahiren, weshalb wir uns auch zur Basis mit Janin überhaupt beschäftigen. Wir wollen indessen wenigstens den Inhalt der beiden Bändchen angeben und bei Dem verweilen, was uns das Bedeutendste zu sein scheint. Der erste Aufsatz: „Aus meinem Leben", gibt uns die schon erwähnte Biographie des Dichters. Sie ist in der That mit Humor geschrieben, d. h. mit jenen tiefern Beziehungen des Scherzes und Witzes, die unter ihrer bunten Hülle den Ernst bedeutsam durchschimmern lassen. Es scheint wirklich, als sollte diese köstliche Pflanze (des Humors), die bisher nur auf englischem und deutschem Boden gedeihen wollte, sich auch nach Frankreich hinüberziehen lassen und, versteht sich mit einigen klimatischen Veränderungen, auch dort gedeihen können. Freilich werden erst die Verirrungen der neuern Romantiker untergehen müssen und wie ein verbranntes Waldbacheg nur dazu dienen, mit ihrer Asche den Boden für die neue Saat zu düngen. Was nun die Ansichten anlangt, welche Janin, sowol in diesem als in andern Aufsätzen ausspricht, so geben sie einen neuen anschaulichen Beweis von der Wahrheit, daß Geschichte und Volksleben sich im Einzelnen wiederspiegele, und er bedeutend, klar, einsichtsvoll hauptsächlich in Dem erscheint, worin seiner Zeit und Umgebung ähnliche Eigenschaften zuzusprechen sind. So ist Janin's Urtheil und Ansicht großartig zu nennen in Beziehung auf Das, was die Macht des Tages bildet, nämlich die Presse und insbesondere die Journalliteratur. Er zeigt ihre ungeheuere Gewalt auf alle Zustände des Lebens und zugleich die Massen von geistigen Kräften, die sie verbrauchen muß, um diese Gewalt zu behaupten, auf eine überzeugend erschütternde Weise. Diese Stelle seines Buches sollten manche Fürsten auswendig lernen, denn eine ersprießlichere und heilsamere Zurechtweisung von ihren Irrthümern, die sie theils begehen, theils noch in größerer Masse zu begehen in Begriff sind, wüßten wir ihnen wahrlich nicht zu geben. Geistreiche Urtheile, Auffassungen, Schilderungen über mannichfaltige Gegenstände sind in großer Zahl vorhanden, doch haben sie insgemein nur eine subjective Bedeutung und erheben sich nicht zu der objectiven Wahrheit, welche wir in obiger Beziehung angetroffen haben. Dahin gehören z. B. viele Urtheile über Kunst, Literatur, Wissenschaft u. s. w., welche der Autor mit großer Leichtigkeit herbeizuführen und einzustreuen weiß, freilich aber auch oft völlig ungerechtfertigt und ziemlich apodiktisch hinstellt. Sehr wohlthuend ist eine gewisse heitere Grazie der Erzählungsweise, welche der geschätzte Verf. besitzt, und besonders anziehend wird dieselbe da, wo sie sich der humoristisch-idyllischen Weise nähert, wie z. B. wenn er seine alte achtzigjährige Tante, die ihn so überaus liebt, schildert, wenn er von dem endlich ausgeführten Project, einen Hund anzuschaffen, spricht, von seinem Pferde erzählt und dgl. Sehr hervorstechend durch diese Eigenschaft ist der humoristische Aufsatz: „Der Kritiker auf dem Lande". Was Janin in eben erwähnten Beziehungen leistet, hat einige Verwandtschaft mit Jean Paul in gewissen ähnlichen Gebieten; doch näher steht es noch Dem, was die neuern Engländer, zumal Irving und andere weniger bekannte darin geleistet haben. Der vortheilhafte Einfluß überhaupt, welchen die ausländische Literatur, nachdem sie endlich durch die starren Schranken zu brechen anfängt, welche französische Unkunde fremder Sprachen und eitle Selbstüberschätzung bisher rings um Frankreich zogen, auf dieses Land geübt hat, wird auf sehr bemerkbare Weise in Janin's ganzer Bildung sichtbar. Dies beweisen mehre seiner Aufsätze über literarische Gegenstände, z. B. der über Lord Byron, über Crebillon den Sohn, über Freron und Voltaire, und manche andere. Am meisten aber gehört, was man nicht vermuthen sollte, der eigenthümliche Abschnitt dahin, welcher „Der Tod des Herzogs von Reichstadt" überschrieben ist. Abgerechnet, daß derselbe denkwürdige geschichtliche Verhältnisse der Gegenwart in einem ganz eignen Lichte betrachtet, so nimmt er auch die Gelegenheit wahr, über literarische Notabilitäten, die kein anderer Franzose ohne die prunkendste Eitelkeit als absolute Gottheiten hinstellen würde, mit großer Einsicht zu sprechen; er urtheilt über die drei vorzüglichsten Dichter der Gegenwart in Frankreich, über Lamartine, Chateaubriand und Beranger, und zwar mit großer Einsicht und strenger, als vielleicht jemals geschehen ist. Ebenso hat er sich mit Freiheit der Ansicht der Literatur des Kaiserthums gegenübergestellt, deren todte Kälte er nicht heftig genug angreifen kann. Wahrlich eine für einen Franzosen sehr seltene Erscheinung, da es bisher in Frankreich durchaus nicht anders üblich, ja gewissermaßen nicht anders möglich war, als über Männer, die einmal einen gewissen Ruf gewonnen hatten, mit prahlerischer Nationaleitelkeit zu sprechen. — Ehe wir jedoch unser Urtheil über dieses Buch beschließen, müssen wir noch eines Aufsatzes erwähnen, der, wie Alles, was Politik und Tagesgeschichte anlangt, in einer wahrhaft großartigen Ansicht geschrieben ist. Er führt den Titel: „Die Parodie". Hiernach sollte man nicht glauben, daß er, indem er mit einem Tadel gegen den Gebrauch der kleinen Theater in Paris, jedes ernstere dramatische Werk sogleich zu parodiren, beginnt, seine Wendung auf die denkwürdigsten Ereignisse unserer Tage nehmen könnte. Diese Abhandlung ist vielleicht die tiefste, welche sich in dem ganzen Buch befindet, und muß deshalb durch eine gewissenhafte Kritik auch besonders herausgehoben werden.

Somit wollen wir unsere Uebersicht über diese interessante Sammlung beschließen, können jedoch nicht umhin, noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Kann man es, so vermeide man es, die Uebersetzung zu lesen, und wende sich zum Original. Denn so viel Mühe der Uebersetzer sich gegeben hat, so anerkennenswerth die Grundsätze seines Verfahrens sind, so hat es ihm doch nicht gelingen wollen, die Leichtigkeit und Anmuth des Originals auf seine Arbeit zu übertragen, ein Vorwurf, der übrigens vielleicht Jeden treffen würde, der ein gleiches Unternehmen gewagt hätte. Denn es ist wahrlich nichts Leichtes, die eigenthümlichen Wendungen und Formen, deren ein so genialer Schriftsteller wie Janin für seine neuen Ansichten und Auffassungsweisen bedarf, in einer fremden Sprache genügend nachzubilden; denn nur der Dichter vermag den Dichter zu übersetzen, sodaß er unter einem andern Volke heimisch werden kann. 13.

Notiz.

Wir haben einen „Fürstenspiegel" von Engel; aber er dürfte für unsere Zeit kaum mehr genügen, und es ist auch neuerdings schon mehrmals auf die Nothwendigkeit einer geeigneten und ausreichenden Anweisung zur Fürstenerziehung hingewiesen worden. Bis auf Weiteres mag man sich indeß diesfalls an Friedrich II. „Versuch über die Regierungsformen" halten. Derselbe schrieb ihn 1781 als Greis, gleichsam als Bekenntniß und Ergebniß seines ganzen Regentenlebens, und Pölitz sagte vor nicht langer Zeit davon (in seinen „Jahrbüchern"), daß er bei keiner Prinzenerziehung übergangen werden und in keiner Bücherssammlung eines Staatsmanns fehlen sollte. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 210. — 29. Juli 1834.

Ueber den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

Zweiter Brief an einen Freund. *)

Briefe über Göthe's Faust. Von M. Enk. Wien, Beck. 1834. Gr. 8. 15 Gr.

Vergebens habe ich bis jetzt eine Antwort auf meinen frühern Brief erwartet, und fast scheint es, als wolle meine Ahnung und Besorgniß in Erfüllung gehen, ich werde jenes Schreiben mit allen seinen Fragen, Vermuthungen und Zweifeln selbst beantworten müssen. Aber so bald will ich dennoch meine Hoffnungen nicht aufgeben, und heut setze ich mich nur zu schreiben nieder, weil Briefe eines Dritten mir eine Diversion gemacht haben. Jene Mittheilungen berührten eine ganz andere Sphäre als die, in welche mich die Briefe, über die ich Dir ein Wort zu sagen denke, versetzt hat; und ich will Dir nur aufrichtig bekennen — es waren Gedanken, Einfälle, Grillen wenn Du willst, die mir in den stürmischen Nächten, an denen der letzte Winter so reich war, und die mich im Bett nicht schlafen ließen, durch den Kopf fuhren. Leicht möglich, daß sie die Farbe des verdrießlichen Zustandes, in dem sich ein solcher Sturmfeind wie ich in solchen Nächten befindet, an sich tragen. Ich habe noch gar Manches zurückbehalten, was wol noch mehr von dieser Farbe an sich tragen mag.

Die Briefe, über die ich Dir heut zu berichten denke — es sind ihrer sechs, ihr Schreiber ein mir sonst noch nicht bekannter Hr. Enk — haben mich, wie gesagt, in eine andere Region geführt, in die sittliche; und da will ich sogleich die Bemerkung vorausschicken: es ist dem Verf. sehr Ernst; man kann nicht ein paar Seiten der kleinen Schrift lesen, ohne davon überzeugt zu sein; er erscheint Einem, wie man weiter liest, höchst ehrenwerth; und Du kannst getrost die Furcht abweisen, die Dich von manchem Buche desselben Zwecks abgeschreckt hat, es sei ein Erguß des neuern, oft in so widerwärtiger Gestalt erscheinenden Pietismus, etwa der „Herolds Stimme" ähnlich, die uns zu so unwilligem Lachen reizte. Der Verf. ist so weit von dieser Verirrung entfernt, daß er sogar im ersten Briefe (S. 9) gradezu erklärt: „er habe mit der Theologie nichts zu schaffen und bewege sich nicht auf ihrem Gebiete". (Vgl. S. 43.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese „Briefe" sich vorzüglich mit dem ersten Theile des „Faust" beschäftigen mußten, und in der That ist unter den sechs vorliegenden nur der fünfte dem zweiten gewidmet. So ward ich denn freilich sehr getäuscht, als ich in der Hoffnung, von den mannichfaltigen Räthseln, die ich neulich berührte, wenigstens einige gelöst zu sehen, das Büchlein in die Hand nahm. Von der classischen Walpurgisnacht, von Homunculus, von der Helena ist in ihm nicht die Rede; und so wird denn gegenwärtiges Schreiben ein Abspringen sein, was Dich aber ja nicht abhalten soll, mir Deine Gedanken auch über diese Digression mitzutheilen.

Nachdem Hr. Enk im zweiten Briefe dargestellt hat, wie nach seiner Ansicht die drei Richtungen, nach welchen hin die menschliche Kraft ihre Beschränkung gewahr wird, die auf Erkenntniß nämlich, auf materielle und auf sittliche Lebenszwecke — wie alle diese drei Richtungen sich in Faust's Charakter finden, wie derselbe in Hinsicht auf sie alle frevelt, sich dem sittlichen Verderben hingibt und scheitert, entwirft er von Faust's Charakter und Gemüthsverfassung folgendes Bild (wobei ich nur bedauere, daß er nicht genau unterschieden hat, was Faust vor seiner Verbindung mit Mephistopheles war, und was nachher):

> Hochmuth und Genußgier sind die beiden Pole seines Wesens, und beide erzeugen nothwendig die Keime einer unheilbaren Entzweiung in ihm: dieser, indem er an die Schranken der menschlichen Erkenntnißkraft, jene, indem sie an die Schranken einer dürftigen und niedrigen Lage stößt. Mit wildem Ungestüm, mit feindseliger Verachtung wendet sich sein Unmuth gegen die menschliche Natur, und sein Groll findet allein noch darin Erleichterung, sie herabzuziehen und in den Staub zu treten; der unseligste Irrthum, in welchen der Mensch fallen kann, indem ihm in dem Begriff von der Würde innerer Natur zugleich die Idee einer sittlichen Weltregierung, in dieser aber jede sichere Bedeutung des Lebens, jeder freudige Muth zu wirken und zu schaffen, zu genießen und zu leiden untergeht, und sich ihm Alles in eine reine Verneinung auflöst. — Auf dem höchsten Punkte der innern Gährung zerreißt er zuletzt mit übermüthigem Hohn jedes Band, welches ihn noch an die Menschheit knüpft, und vernichtet mit der höchsten Willkür der Empörung sein moralisches Dasein, nachdem er Alles vernichtet hat, wodurch dieses, als ein solches, bedingt wird (S. 27, 28).

Ich muß diese Behauptungen dem größten Theile nach gelten lassen; ob aber das moralische Dasein Faust's

*) Vgl. Nr. 89 u. 90 d. Bl. D. Red.

ſo ganz und gar vernichtet iſt? Dieſe Frage möchte, ſo ſcheint es mir, wol etwas anders beantwortet werden, als Hr. Enk es ſich vorſtellt. Erlaube mir nur, Dir ein Bild von Fauſt vorzulegen, wie es ſich in mir nach wiederholter Lecture des Gedichts geſtaltet hat. Fauſt, von der Natur mit den herrlichſten Gaben und mit einem höchſt empfänglichen Gemüthe ausgeſtattet, hat als Kind alle dieſe Segnungen genoſſen, womit die ſchöne Natur und angeborene und gepflegte Frömmigkeit beglücken. Er hatte das Gefühl für die ernſte Sabbathſtille, das Gebet war ihm ein brünſtiger Genuß, und eine holde Sehnſucht trieb ihn durch Wald und Wieſen zu ſchweifen.*) Leider ward einer ſolchen Natur nicht die Erziehung, deren ſie zu freudiger Entfaltung bedurfte. Der Vater war ein Arzt, ein wohlgeſinnter, thätiger Mann, der aber, nach den Vorurtheilen und dem Aberglauben ſeiner Zeit, grillenhaft die Natur behandelte und, der Alchymie ergeben, von ihrem eigentlichen Weſen, ihrer Heiterkeit keine Ahnung haben konnte. Ihm geſellte ſich der Sohn; und wenn dieſer in Zeiten einer Peſt an der Seite des Vaters mit Liebe und Selbſtverleugnung heilend und pflegend die Wohnungen des Unglücks beſuchte (S. 70), ſo ward ihm doch auch die Arbeit in dem unſeligen Laboratorium nicht erlaſſen (S. 50). Noch feſt im Glauben, betend und faſtend, hoffte er das Ende jener Peſt vom Himmel zu erzwingen (S. 69). Wie hätte dieſer Glaube, dieſe Hoffnung erfüllt werden können?

Nun dürfen wir Fauſt in die Zeit der Reformation ſetzen, die, von den Banden des ſtarren Dogmatismus und des Aberglaubens in Religion und Wiſſenſchaft befreiend, die lebhaftern Geiſter auf neue, lockende Bahnen rief und ihrer Wirkung auf Fauſt nicht verfehlen konnte. Hat auch der Dichter dieſes Zeitalters nirgendswo ausdrücklich gedacht, ſo iſt es doch in der ganzen Anlage des Dramas nicht zu verkennen.

Nehmen wir einmal an, Fauſt habe eine andere Erziehung genoſſen, als die ihm zu Theil ward, ſein Vater habe ihn nach den echten, einfachen, für jedes Zeitalter gültigen Grundſätzen erzogen, nach denen, die uns in ſo manchem Göthe'ſchen Werke entgegenleuchten — Fauſt hätte den Kampf mit den ſich aufdrängenden neuen Ideen wol beſtehen können. Ich ſpreche von einem Kampfe; denn jede erweiterte geiſtige Anſicht ruft einen ſolchen hervor; und gefährlich wird er, wenn in der frühern beſchränkten nicht Grundſätze gewurzelt ſind, die über allen Anſichten ſtehen. Wie ſollten ſich dieſe in Fauſt gefunden haben! (Unter jenen ſich aufdrängenden Ideen verſtand ich nicht die religiöſen; auch bemerke ich noch, daß ſich ohne Zweifel die Ideen, die ich meine, in einem Geiſte wie dem des Göthe'ſchen „Fauſt" erzeugt haben würden auch ohne den Anſtoß, den die Reformation ſeinem Zeitalter gab.)

Wie finden wir nun Fauſt nach jener Revolution in ſeinem Innern? Er iſt Docent, hat Philoſophie, die Rechte, Medicin, Theologie, dies Alles ohne Zweifel in jenen ſcholaſtiſchen Formen ſtudirt und ſoll ſein Erlerntes nun dem jungen Anwuchs vortragen (S. 33). Dabei findet er ſich äußerlich in beſchränkter Lage (S. 34), die, wie tauſend Beiſpiele unſerer Tage lehren, grade dem losgebundenen, in weiten geiſtigen Fernen ſchweifenden Geiſte höchſt empfindlich iſt. Dieſer Contraſt wird ihm unerträglich. Bei dem Mangel an ſittlicher Haltung weiß er ihn in und durch ſich ſelbſt nicht auszugleichen; da er an den Glauben gemahnt wird (S. 54), muß er eingeſtehen, daß er für jenen kindlichen, befangenen keinen höhern gewonnen hat; er ergibt ſich, wie ſo Viele ſeiner Zeit, der Magie und hofft durch ſie befähigt zu werden, „ein Götterleben zu genießen" (S. 47), ein Leben, in welchem das höchſte Wiſſen mit dem höchſten Genuſſe gepaart iſt. Mit Proteſt zurückgeſchickt, iſt er in Verzweiflung, und ſchon berührt der Giftbecher ſeine Lippen, als die Geſänge des Oſterfeſtes die kindlich-frommen Gefühle in ihm aufwecken und ſo für den Augenblick ihn mit der Erde verſöhnen. Hier ſteht Fauſt noch einmal am Scheidewege, und der letzte, noch warnende, aber auch entſcheidende Augenblick iſt da. Wie glücklich, wenn er, der den Kinderglauben verloren, mit dem Höhern Das aufgenommen und geübt hätte, was der Chor der Engel ihm zuruft (S. 56). Aber auch in Hinſicht auf dieſes muß er das traurige Wort ſprechen:

Die Botſchaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube.

Die Einſicht in das wahrhaft Fromme und Sittliche iſt bei ihm ſchon getrübt, die Willenskraft nicht mehr jenem Streben nach dem Uebermenſchlichen gewachſen; und wie ſehr ihn die Erinnerung an den frühern beſchränkten Zuſtand bewegt hat, wie lebendig ihn das Gefühl der ſchönen Natur erfüllt — doch läuft dieſes in die ſehnſüchtige Trauer aus, daß zu des Geiſtes Flügeln ſich kein körperlicher geſellen wolle (S. 72), und an dieſe Trauer ſchließt ſich das Verlangen nach dem Zaubermantel an, deſſen Beſitz jeglichen andern Genuß überwiegen werde.

Ich geſtehe Dir, dieſe Partie des Gedichts und vor Allem die Oſterſcene hat mich von jeher vor allen andern angezogen; oft habe ich auch gefragt: würden unſere neuen Theologen jeglicher Art den Dichter ſo verdammen, wenn ſie zu faſſen vermöchten, was Göthe mit jenem Chor der Engel wollte?

Nun iſt der Augenblick gekommen, wo der böſe Geiſt ſich ihm nahen muß; und wem entginge es, daß Mephiſtopheles' Erſcheinung nur dichteriſche Darſtellung eines innern Geiſtigen iſt? Aber das haſt Du vielleicht noch nicht beachtet, daß das Wort: „Im Anfang war die That (S. 81)!" dieſen böſen Geiſt beunruhigt und Anlaß wird, daß er aus ſeiner Maske heraustritt. Ahnte er vielleicht, daß ſeine Künſte einſt an der That ſcheitern werden? So viel ſehen wir wenigſtens von vorn herein, daß der Dichter großes Gewicht auf die That legt.

Aber ich würde die Grenzen eines Briefes überſchreiten, wenn ich ſo von Moment zu Moment fortgehen wollte. Nur erinnere ich Dich noch, wie unter all' dem nun folgenden Zauberweſen Fauſt's beſſere Natur ſo oft wieder auftaucht, wie die ſchöne Welt, die er, einem Halbgott gleich, zerſchlagen (S. 101), ſich an ihm rächt und

*) Th. 1, S. 55. Ich citire nach der Taſchenausgabe. Tübingen 1808.

von Zeit zu Zeit aus unerreichbarer Ferne ihm ihre Lieblichkeiten zeigt. Und nun sage mir aufrichtig, ob der Faust, den ich Dir hier dargestellt, nicht einigermaßen sich von dem Bilde unterscheidet, das Hr. Enk uns von dem Standpunkte der rigoristischen Moral aus entworfen hat.

Unserm Aug' hat ihn des Dichters Kunst,
Auch unserm Herzen menschlich nah gebracht.
Denn jedes Aeußerste führt sie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück.

Und ist nicht hier die Kunst, wie die echte immer, mit der Wahrheit im Bunde? Womit ich indeß Hrn. Enk keineswegs tadeln, ebenso wenig Faust's Schuld bemänteln will. Er hat schwer gesündigt, er hat schwer gebüßt. Aber wenn der Allbarmherzige endlich die Gnade walten läßt, wenn er die Umstände berücksichtigt — sollen wir es nicht thun?

Doch es ist Zeit, daß ich, der Absicht meiner Briefe gemäß, auf den zweiten Theil des „Faust" komme.

Daß der Dichter — sagt Hr. Enk S. 59 — im fünften Acte darauf bedacht war, die zweite Hälfte seines Werks an die erste anzuschließen und sie mit derselben in Einstimmung zu bringen, nachdem er dieses vier Acte hindurch, so gut wie gänzlich, außer Acht gelassen, ist offenbar.

Ueber das „Außerachtlassen" hab' ich mich am Ende meines frühern Briefes geäußert und wünsche Dir genügt zu haben. Was das Bestreben, den zweiten Theil mit dem ersten in Einstimmung zu bringen, betrifft, so meint der Verf., „Göthe sei mit seinem eignen Werke in Widerspruch gerathen" (S. 61); „jeder Unbefangene müsse eingestehen, daß der zweite Theil weder für einen Abschluß des ersten gelten könne, noch auf irgend eine Weise sich ihm würdig anschließe" (S. 68); ja, er würde eine bessere Einheit in dem Werke gefunden haben, wenn dieses mit dem ersten Theile geschlossen hätte. Hier ist der Punkt, wo ich mit Hrn. Enk durchaus nicht einstimmen kann.

Ich muß den Faden der obigen Betrachtung wiederaufnehmen. Faust, an aller Erkenntniß und allem Glück verzweifelnd, kommt, nachdem er den Vertrag mit dem bösen Geiste abgeschlossen, zu einem Extreme, wie es nur ein völlig verkehrter, aus allen Angeln gehobener Sinn eingeben kann:

Von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen (S. 110).

Und welches ist nun der Vertrag, den er mit dem Teufel geschlossen? Dieser verpflichtet sich, Faust, so lange er lebt, zu dienen, Faust dagegen, dies drüben zu thun. Er fügt hinzu:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn (S. 106)!

Dieser Augenblick ist gekommen, wenigstens im Vorgefühl (denn das Werk, das Faust im Sinne hatte, zu vollenden, und dann über dem vollendeten jenes Wort auszusprechen, das ist ein zu Großes, als daß Sterbliche es erreichen sollten); Faust spricht das verhängnißvolle Wort aus, und Mephistopheles wähnt seine Wette gewonnen zu haben. Aber dies bleibt einem Zweifel, einer großen Frage unterworfen, die nur Gott, bei dem neben der höchsten Erkenntniß das Vorrecht der Herrscher, die Gnade, ist, entscheiden kann. Denn in ganz anderm Sinne ward das Wort: „Verweile doch! du bist so schön!" in der Stunde gesprochen, da Faust den Vertrag schloß, und in einem ganz andern spricht er dasselbe jetzt aus. Jenes gehörte der Verzweiflung, einem Wahnsinne an, dieses fällt in die Region der Sittlichkeit; die That hat es hervorgerufen; und hier sind wir wieder bei dem Worte, das uns oben so merkwürdig schien. Urtheile ich recht, so irrt Hr. Enk, wenn er sagt:

Mephistopheles hat seine Aufgabe gelöst; er hat wirklich diesen Geist innerhalb der Grenzen des Erdenlebens — und auf dieses war die Aufgabe wirklich gestellt — von seinem Urquell abgezogen (Th. 1, S. 28) und braucht vor dem Herrn des Himmels eben nicht beschämt dazustehen (S. 64).

Gottes Rathschlüsse erforschen zu wollen, ist für uns Menschen ein frevelhaftes Unternehmen; ich erlaube mir nur die Frage: ist es seiner unwürdig, Den, der sich von ihm losgesagt, der den von seiner Weisheit dem Menschen gesetzten Grenzen Hohn gesprochen, der Schuld auf Schuld gehäuft hat, der selbst am Ende seiner Tage von einem Jenseits, von einer Verbindung mit dem Himmlischen nichts wissen will (Th. 2, S. 315) — aber auch Den, den er selbst dem Teufel überlassen hat (Th. 1, S. 28), und überlassen hat auf Lebenszeit (S. 27) — ist es seiner unwürdig, diesen Menschen zu begnadigen? Ist es seiner unwürdig, in die Schale den Umstand zu legen als ein Gewicht, daß Faust am Ende sich sehnt, „die Magie von seinem Pfade zu entfernen und vor der Natur als Mann allein zu stehen" (Th. 2, S. 313, 314); daß er unter Dämonen, unter Teufeleien aller Art doch endlich in kühner That nach dem großen Ziele strebt: „auf selbstgeschaffnem freien Grunde mit freiem Volk zu stehn?"

Ich breche hier ab, obgleich ich noch viel über Hrn. Enk's Schrift zu sagen hätte. Er wollte nicht als Theolog, nicht als Aesthetiker reden, nur von dem Standpunkte des Sittlichen. Das hat er gethan, und, ich wiederhole es, sein Bestreben ist ein ehrenwerthes. Doch wünschte ich Deine Beistimmung, wenn ich meine, daß es mißlich sei, einen Charakter wie den des Göthe'schen Faust nur nach bestimmt ausgesprochenen einzelnen Grundsätzen, welche die Moral, von Principien ausgehend, gefolgert und hingestellt hat, beurtheilen zu wollen, nicht beachtend die Entwickelungsweise des Dichters, die Haltung, die er dem Ganzen gegeben.

In meinem nächsten Briefe denk' ich Dir ein Wort über Loewe's „Commentar zum zweiten Theil des Faust" zu sagen, welcher mehr Anlaß bieten wird, in meine eigentliche Aufgabe einzugehen. I.

[illegible] 1. [illegible] 1. [illegible] 1. [

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 211. —— 30. Juli 1834.

Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwickelung der Freiheit in den genannten Beziehungen, wissenschaftlich dargestellt von K. G. W. Matthias. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unsere Zeit liegt im Kriege, nicht der Schwerter, sondern der Gedanken, nicht der Völker, sondern der Einzelnen, von denen Jeder Jegliches besser wissen und darnach seine Umgebungen verändern, sich selbst aber als das Haupt der Gestaltungen beweisen will. Es kommt dadurch zu Extremen, zu Parteiungen; die Liberalen und Absolutisten zanken über den Staat, die Rationalisten und Supernaturalisten über Theologie und Kirche. Darum denn sind manche Philosophen, deren Geschäft ehedem eben nicht gewesen, den Krieg zu vermindern, sondern die ihn zum Theil ursprünglich veranlaßt, jetzt — gleichsam zur Sündenbuße für die Vergangenheit — eifrig bedacht zu versöhnen, und es ist das Wort Versöhnung ordentlich ein Lieblingswort philosophischer Schriften geworden. Ob es fruchten wird für die Welt? Vielleicht, wenn die Welt die Philosophen so gut verstände als diese sich selbst und Andere. Sollte Jemand am letztern zweifeln, so bedenke er, wie schwer es einst gewesen, Kant zu verstehen, und wie leicht dies jetzt geworden, indem man mit Hegel sich über Alles versteht, indem die Mißverständnisse zu nothwendigen Momenten des wahren Verstehens werden, ja ohne Mißverständnisse kein Verständniß verstanden werden kann.

Auch unser Verf. stellt als hohe praktische Aufgabe für die heutige Philosophie:

> Gegensätze zwischen Rationalismus und Mysticismus, Liberalismus und Absolutismus, überhaupt zwischen Vernunft und Tradition, welche in der Wissenschaft, im Staat und in der Kirche so verderbliche Zerwürfnisse veranlaßt haben, durch Zurückführung auf ihr gemeinschaftliches Princip zu versöhnen und zu ihrer Wahrheit zu bringen.

Inzwischen ist hierdurch keineswegs eine Mitte zwischen Extremen (juste milieu) gemeint, welche dem Verf. verächtlich dünkt; denn, sagte er, die Wahrheit von Vernunftbegriffen liegt nicht in der Mitte, sondern in der Tiefe, obwol die neuere Philosophie dahin arbeiten soll, Extreme überall zu verhüten. Nur fürchtet er nicht ohne Grund, es würden ihn die Rationalisten unter die Mystiker bringen und die Mystiker ihn des Rationalismus beschuldigen, weil er dem positiv Mystischen wie den Ansprüchen der Vernunft Gerechtigkeit widerfahren läßt, und aus ähnlichen Gründen würden ihn die Liberalen zu den Absolutisten zählen, diese zu jenen. Darüber darf sich Jemand trösten, wenn er weiß, daß er Recht hat und versöhnend zu Werke geht, ja eben für sein Rechthaben dürfte das Unrechtgeben und für seine versöhnende Tendenz die reichliche Anfechtung einen Beweis liefern. Schlimmer ist ein anderer in der Vorrede berührter Umstand, daß Hegel über eine Staatstheorie, welche gleich derjenigen des Verf. die Religion eines Volks zur Grundlage des Staats macht, und darum die Kirche in einem innern Verhältniß zum Staat begreift, ungemein bitter urtheilt; denn welche Versöhnung soll kommen, wenn sich die Versöhner entzweien, und welche Tiefe soll den Aufruhr der Oberfläche besänftigen, wenn er schon in der Tiefe vorhanden ist? Vielleicht müßte man noch tiefer gehen als diese Tiefe, welcher Gedanke aber absoluten Schwindel erregt, sobald man inne wird, wie tief schon die neuern Philosophen gegangen sind.

Ihre Tiefe nämlich ist keine andere als die der göttlichen Dreieinigkeit. Wiewol der dogmatische Lehrbegriff derselben einst unter den Kirchenvätern arge Streitigkeiten veranlaßte, so liegt doch in ihm die eigentliche Wurzel der Versöhnung für alle Zerwürfnisse. Man muß nur den rechten Schlüssel dazu besitzen. Jedes An-sich — mithin jeder Begriff — negirt sich selbst und wird dadurch zu seinem Andern; indem aber die Negation sich fortsetzt, wird es zum Andern des Andern und gelangt dadurch zum Sein für sich. So auch Gott setzt und bestimmt sich selbst, negirt sich und wird dadurch zu seinem Andern, der Natur, in deren Fortbestimmung sie zu ihrem Andern des Andern wird, und durch diese Rückkehr die absolute Wirklichkeit Dessen, was Gott an sich ist, für sich vermittelt. In diesem Processe bleibt jedoch Alles immanent, das Endliche im Unendlichen, die Besonderheit und Einzelnheit mangelt nicht dem Allgemeinen, das Allgemeine und Besondere nicht dem Einzelnen, das Absolute ist Eins. Dieser Schlüssel ist seit Hegel's Entdeckung desselben schon verschiedentlich gebraucht und wird durch öftern Gebrauch immer besser und leichter aufschließend. Auch unser Verf. kennt und gebraucht ihn, darin also,

d. h. in der Hauptsache, mit Hegel einverstanden. Wir lesen S. 74:

Wie der Geist ganz universell nur dadurch unendliche Subjectivität oder absolutes für sich Sein ist, daß er sich ewig als Natur unendliche Objectivität gibt, aus dieser Entäußerung seiner selbst aber in dem Einen unendlichen Geisterreich oder in der Menschheit des Universums ebenso wol ewig in sich zurückkehrt und dadurch erst wirkliche absolute Persönlichkeit oder erst wirklich für sich ist, was er an sich ist: so ist auch das Wissen nur dadurch absolutes Wissen, daß es seine Objectivität, Natur und Geschichte ewig überwindet und auf ideelle Weise in sich aufnimmt.

Das Wissen hat hierbei zwei Abwege zu vermeiden, nämlich 1) Gott mit der Welt zu identificiren, was der Pantheismus thut, und 2) — laut S. 20 ebenso geist- und sinnlos wie uncheistlich — Gott und Welt (auch Mensch) ganz zu scheiden. Der letztere Fehler wird allen neuern Theologen, den rationalistischen wie den supernaturalistischen vorgeworfen; gegen den ersten vertheidigt sich der Verf. an mehren Orten, damit man nicht behaupte, er mache sich desselben schuldig.

Es ist ein großer Unterschied, zu sagen: Alles ist aus Gott und steht in Gott, und: Alles ist Gott. Nur das Letztere ist jener verwerfliche Pantheismus, der in der That auch Atheismus ist, denn ein Gott, der Alles sein soll, ist ebenso sehr nichts mehr, weil ihm alle Bestimmung und Eigenschaft fehlt.

Dawider ließe sich nun wol erinnern, ihm fehle keine Bestimmung und Eigenschaft, wenn er eben jegliche habe in unendlicher Fülle und Totalität, auch hätten ja die Pantheisten zwischen natura naturans und natura naturata unterschieden, dies entspreche dem An-sich und dem durch Entäußerung gewordenen Für-sich u. s. w.; aber wir wollen hierüber nicht rechten oder mit dem philosophisch versöhnenden Verf. einen philosophischen Streit beginnen, nur für die Kenntniß des Schlüssels, den man gern in der Hand wendet, um ihn wiederholt zu betrachten, stehe dergleichen hier und für unsere Leser noch folgende Erläuterung:

Gott ist zu betrachten: 1) an sich, wobei sich herausstellt, daß der rechte Begriff Gottes als des absoluten Subjectes oder der absoluten Person wesentlich sich fortbestimmt zu einer Objectivität, die sich Gott ewig als die Voraussetzung zu seinem absoluten Fürsichsein gibt, d. h. wir haben 2) Gott als Weltschöpfer zu betrachten. Diese Entäußerung Gottes aber hat lediglich die Bestimmung, ewig wieder zurückzukehren zu der innerlichen Einheit des Geistes mit sich. Unmittelbar geschieht dies in der zunächst noch in der Natur stehenden Menschheit, die aber von ihrem Urwesen fortwährend zu ihrem Ziele hin, der absoluten Einheit mit Gott, geführt wird; d. h., wir haben 3) Gott als Weltregierer zu betrachten, als welcher er erst in seiner absoluten und wahrhaften Wirklichkeit begriffen wird, d. h. als der Eine unendliche und absolut persönliche Geist in dem unendlichen Geisterreiche oder dem Reiche der Menschheit des Universums, einem Reiche, das, in seiner Unendlichkeit aufgefaßt, ewig die Entwickelung hinter sich hat und darum in absoluter Wahrheit und Vollkommenheit dasteht (S. 319).

Die Lehre vom Vater, Sohn und Geist ist wol Jedem hierbei gegenwärtig, und es wird auch ausdrücklich darauf hingewiesen; nur soll Niemand bei dieser immanenten Bewegung der absoluten Idee an eine Entwickelung Gottes denken. Auf ähnliche Weise warnte einst die Naturphilosophie vor einer Entwickelung der Naturdinge und sprach von Einwickelung.

Tiefer, scheint es, ist nicht vorzudringen als in die Tiefen der Gottheit. Wir müssen also sehen, wie der Verf. über Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche urtheilt, wie er die streitenden Parteien versöhnt, den entdeckten philosophischen Schlüssel gebraucht und die Schatzkammern des Wissens öffnet. Wir sind überzeugt, die Leser werden viel Anziehendes finden und im Ganzen ihren Beifall nicht versagen, sobald sie weder dem einen noch andern Extrem unsers Zeitgeistes angehören.

Vorerst wird die Freiheit als ein Vermögen der Selbstbestimmung kenntlich gemacht, und zwar nicht blos für das Handeln als auch für das Denken, worin allerdings die Freiheit sich ebenso gut beweist und als ausgezeichnete Eigenschaft des Menschen betrachtet werden darf. Der Verf. sagt, es strebe dadurch das geistige Leben, sein Sein zum Fürsichsein, zum Bewußtsein zu bringen oder zu vernehmen (daher Vernunft), welches besonders bei der Aufmerksamkeit auf sich selbst gelten mag. Nun soll ferner der Begriff der Freiheit nicht abstract, sondern der Wirklichkeit angemessen betrachtet werden, und dann ist die Idee eines Reiches der Freiheit zum Grunde zu legen. Man unterscheidet aber bei jedem Begriff 1) das Wesen der Sache (Ideales und Formales), 2) ihre bestimmte Erscheinung (Reales, Endliches, Relatives), 3) ihre volle Wirklichkeit (alle Arten umfassend, Totalität des Begriffs, Einheit des Idealen und Realen, die Sache in ihrer absoluten und unendlichen Form). Sonach umfaßt das Reich der Freiheit an sich in seinem Wesen die ganze Menschheit; in seiner Erscheinung oder in realer endlicher Form beschränkt auf Ein Volk, ist es der Staat in Wechselwirkung mit andern Völkern und Staaten, und in seiner unendlichen Wirklichkeit oder in seiner absoluten Form die Kirche, worin die Mannichfaltigkeit der Völker und Staaten aufgehoben ist; sie sind durchdrungen vom heiligen Geist, schließen sich in Gott zusammen, das Wesen hat die Menschheit durchdrungen, und dies heißt das Reich Gottes auf Erden oder das Himmelreich. Ohne den mitgetheilten Schlüssel würde schwer einleuchten, warum das Wesen der Menschheit, als Totalität derselben gefaßt, nicht schon Wirklichkeit besitze und erst die unendliche Wirklichkeit von der Kirche zu erwarten habe. Allein das Ansich muß auch Fürsich sein. Die absolute vollkommene Freiheit ist dann zugleich Seligkeit.

In Absicht des Wissens gibt es ein starres objectives, auf prophetische Autorität gegründetes, dem Orient eigenthümliches, und ein wechselnd subjectives, auf Philosophie ruhendes, den Griechen eigenthümliches. Das wahre und absolute Wissen ist ein solches, dessen Inhalt ebenso sehr aus objectiver wie aus subjectiver Autorität gewahr wird, oder das ein göttliches ist, weil es rein menschlich ist, und umgekehrt, und dieses Wissen ist das im Christenthum auftretende. Christus ist weder Prophet noch Philosoph, und doch ist er auf absolute Weise beides, er ist durchdrungen vom Gottesgeiste, offenbart in Wort und

That seine eigenste Persönlichkeit, ohne darin auf endliche Weise befangen zu sein, indem er weiß, daß seine Individualität die absolute gottgleiche ist. Prophetie und Philosophie sind die ursprünglich zu einander gehörigen Formen einer und derselben Vernunft, welche dieselben in ihrer geschichtlichen Entwickelung zwar auseinanderfallen läßt, sie aber ebenso wol zu derjenigen Einheit zurückführt, in der sie ursprünglich stehen. Der Gegensatz eines blos religiösen und blos philosophischen Wissens hat damit im Christenthum seine Bedeutung verloren, und in diesem Sinne nimmt das Christenthum das Wort Glauben. Reicht euch also die Hände, ihr Supernaturalisten und Rationalisten, Propheten und Philosophen, indem ihr euch gegenseitig ergänzt durch Dasjenige, was euch mangelt, und dadurch Christen werdet! Wir fürchten nur, die Christen unserer Zeit werden sich am wenigsten dazu verstehen.

Sind es Katholiken oder Protestanten? Jene haben wiedergebracht im Christenthume die objective Autorität, diese die subjective. Beide Richtungen sind einseitig, das Princip der Prophetie wie der Philosophie, und je einseitiger es die Supernaturalisten und Rationalisten ausbilden, desto nothwendiger muß eine Wiedervereinigung beider Kirchen resultiren. Dasselbe gilt für die Erkenntniß wie für das Handeln, und da die Kant'sche Philosophie und der Rationalismus das protestantische Princip formell erfaßten, so mußte diese Subjectivität zu Dem gelangen, was sie an sich war, zu ihrer substantiellen Erfüllung und Wahrheit. Dies ist in der neuesten Philosophie vollbracht und mithin die beste Aussicht auf Seligkeit, denn die Seligkeit aus absoluter Autorität ist Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, wodurch der Mensch in theoretischer und praktischer Beziehung erst zu seiner wahren absoluten Freiheit gelangt. Diese Autorität ist nicht objectiv wie bei den Juden, nicht subjectiv wie bei den Griechen, nicht objectiv wie bei den Katholiken, nicht subjectiv wie bei den Protestanten, nicht objectiv wie bei den Supernaturalisten, nicht subjectiv wie bei den Rationalisten, sie ist Alles in- und durcheinander, weise machend und selig.

Hierbei rügt der Verf., es sei die Stellung des Begriffs und überhaupt des Wissens in der Hegel'schen Philosophie insofern verfehlt, als das Sichselbstbegreifen des Geistes so wenig das Ende des geistigen Lebens bei einem Individuum oder einem Volke ist — und so wird es dort genommen —, daß es damit erst seinen eigentlichen und wahren Anfang nimmt. Mit Hegel also sagen, daß das Aufkommen der Philosophie das Zeichen des Verderbens eines Volks sei, ist, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, vollkommen unrichtig.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 30. Juni 1834.

Wenn die politischen Zeitungsschreiber nicht von Krieg und Aufruhr, von Kammern und Budget und Ministern sprechen können, so zerfleischen sie sich untereinander und reißen sich die Epaulets, die Perücken, die Zöpfe, die Schlafmützen ab. Der „Constitutionnel" hat eine Schlafmütze wie der alte Baron im „Aschenbrödel", es versteht sich, daß er daher zuerst an die Reihe kam. Vierzig dramatische Schriftsteller, die ganze académie française des Vaudevilles ist gegen ihn zu Felde gezogen, um sich wegen verschiedener Angriffe, namentlich wegen des Dumas'schen „Antony" zu rächen, dessen Verbot im Théâtre français der Patriarch „Constitutionnel" als tugendhaft gewordener Greis rechtfertigte. Unglückseliger „Constitutionnel", warum hast du nicht bedacht, daß kein Gesetz dich vor der Bühnenpersiflage schützt, daß in Paris die Dichter und Schauspieler das Volk in Händen haben, daß dies Volk immer die Satire applaudirt, und daß nach solchem Applaus gar wohl deine ganze Austernbank, dein ganzer Rocher de Cancal zu Grunde gehen könnte? Es ist geschehen. Vergangene Woche erschien im Théâtre des variétés das vorlängst in den Wehen befindliche vaudeville monstre, „Der Thurm von Babel" genannt. Die 40 Hebammen des Parnasses assistirten, und eine ungeduldige Flut neugieriger Zuschauer brach über die Ufer und Barrièren, laut rufend: „Nous allons enterrer le Constitutionnel!"

Unterdeß lief der Gérant St.-Albin, der, wie ich glaube, keine Schlafmütze, aber eine grüne Brille und ein croix d'honneur trägt, von einem Ministerialbureau zum andern, dann zu Gisquet, unterthänigst vorstellend, daß er eine Verschwörung entdeckt habe, eine Verschwörung von 40 Completmachern, Dichtern, Vaudevilliſten, und als allerältester Verfechter des Repräsentativsystems in Gemäßheit der Charte Arrestation, Unterdrückung und Bestrafung der Meuterer verlange. Als Herr Gisquet das Wort Verschwörung hörte, rief er augenblicks nach Wache und Gendarmerie und retirirte hinter das Bollwerk seines Secretairs, hinter welchem er bald darauf ironisch lächelnd wieder hervorkam, sobald er hörte, daß das Complott weder ihn noch die Regierung betreffe. Was geht der „Constitutionnel" die Police an? Der „Constitutionnel" ist ein Journal, das sich aller Philisterei ungeachtet „Journal de l'opposition" nennt und schon mehrmals der Seinepräfectur eine publicistische Nuß auf die Zähne packte. So sah sich St.-Albin verlassen; man antwortete ihm zum Ueberfluß: Journale seien öffentliche Institute, dürften von Jedermann beurtheilt, bekrittelt, persiflirt werden und seien dieser Ehre zu jeder Zeit theilhaftig geworden.

Der „Constitutionnel" wurde seinem Schicksal überlassen. Ich war zugegen, als er in der Person seines vierschrötigen, doppelkinnigen Directors vor den Lampen des Orchesters erschien. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze mit einem Lampenschirm, auf der Nase eine grüne Brille, in der Hand einen langen Stock und in der großen Tasche des langen altmodischen Rockes eine lange Rolle Manuscripte — über die Industrieausstellung, Artikel: Klistire neuer Erfindung. Der arme „Constitutionnel" ist der imaginaire Kranke des Molière, der fest an das bekannte Recept hält: „Primo purgare, deinde clisterium donare". Hr. Alex. Dumas trieb die Plaisanterie so weit, mit ihm auf den Bretern über Kunst und Politik und Moral zu disputiren und ließ sich desfalls von einem Acteur copiren. Zuletzt läßt er seinem Feinde, der unter dem Namen Rococo operirt, aus der Loge des Proscениums ein Billet zuwerfen, worin sich 2 Francs befinden. Spaß oder Ernst, bei diesem Improviso ruft das Parterre: „Lisez le billet", und der „Constitutionnel", indem er gierig die 2 Francs in die Westentasche für eine Annonce einsteckt, brummt die Worte: „Monsieur, j'ai l'honneur de vous faire remarquer que votre journal est gros, gras et bête. - Je me desabonne". Das ganze Haus lacht, schreit Bravo und wirft noch eine Menge Desabonnementsbriefe auf die Bühne. Daß nach diesen täglich wiederholten Angriffen das Journal zu seiner Hellebarde griff und alle Redacteuren, Actionnairs, Garçons de Bureau und Herumträger bewaffnete, läßt sich denken. Während die Einen ganze Columnen gegen das Vaudeville schrieben, gingen die Andern ins Parterre, ins Orchester und in die Logen, pfiffen und pochten und riefen:

„A bas le Vaudeville, vive le Constitutionnel!" Dies machte den Witz interessant. Es entstand Kampf, die Parteien forderten sich heraus — und die Folge war, daß Rococo-Constitutionnel den Kürzern zog und das Feld räumen mußte. Alle Blätter bedauern den Gefallenen, aber mit Schadenfreude, und trösten ihn. Die „Quotidienne" ist außer sich vor Freude und ruft ihrem alten Feinde ins Gedächtniß, daß er sich in einem ähnlichen Falle sehr über ihre Niederlage gefreut, und daß sie damals so großmüthig und gescheit gewesen sei, nichts wider das Vaudeville zu schreiben, sondern es geduldig hinzunehmen.

Das vaudeville monstre begnügt sich inzwischen nicht mit dem „Constitutionnel", er ist nur ein Glied in seiner Kette. Der Anfang wird mit dem Obelisken und der Dampfwagen-Restauration gemacht, welche etablirt werden soll. Wir sehen eine Maschine über die Bühne fahren, groß wie die Wagen von Liverpool, und darauf steht hinten der Koch wie ein Steuermann am Compaß und ruft: Ventil der Braten auf! Klappe der Cotelettes zu! Kessel der Bouillon Feuer! Cylinder der Ragouts Sauce! u. s. w. Es bricht eine Revolution unter den Köchen und Köchinnen der rue Rivoli aus, und die Polizei muß sich für die Maschine ins Mittel schlagen, damit sie nicht zertrümmert werde. Nach dieser Dampfküche kömmt die elektrische Bürste des Physikers Lemolt, welcher die ganze Welt bürsten und elektrisiren will, und die Tanzanstalt à domicile. Seit der Musikdirector Musard sein ambulantes Orchester mit transportablen Virtuosen etablirte, damit sich die Leute nach Belieben Hausconcerte halten können, ist oft die Rede von ähnlichen Bällen und Tänzen gewesen. Das Unglück will, daß es bei festlichen pariser Anlässen häufig an Tänzern oder Tänzerinnen fehlt, daß man keinen Ball organisiren kann. Im Sommer ist es auch zu heiß zum Tanzen. Also — ein ballet ambulant, ein ballet d'abonnement. Die Tanzcompagnie bittet sich, nicht auf Actien, sondern auf Brinen und sie übernimmt die Verpflichtung, Jedermann so viel Paare und so viel Tänze und so mancherlei Tänze zu liefern, als er verlangt. Hernach wird die Rechnung gemacht.

Das neue „Théâtre nautique", welches für seine Mimen eine Nebenbeschäftigung sucht, soll im Ernste mit dieser Entreprise schwanger gehen. Die Actionnaires sehen, daß ihre Nymphen nicht blos vom Wasser leben können, das der nautische Director heraufpumpt. Das vaudeville monstre nimmt sich auch die Freiheit, die Naumachie in einem Fischbottich erscheinen zu lassen. Ein großer Fisch muß darin auftreten, Taback rauchen und Clarinette blasen, und hierauf erzählt uns der Director in eigner Person seine Geschichte. Er hat in England, wo die Menschen so stumm sind wie die Fische, die Bewohner des Meeres studirt und einige von ihnen so gezähmt wie der Tigerbändiger Martin seine Bestien. Seine Absicht ist daher auch vor der Hand nur, das Publicum mit Nixen und Najaden und Feen zu bewirthen; später, wenn er in sein Element kömmt, läßt er Wallfische und Haifische, Sägefische, Delphine und Alligatoren auftreten, Lustspiele und Vaudevilles aufführen und Couplets singen. Der Wallfisch, sagt er, sei so gelehrig wie ein Pudel und so mild und sanft wie der Löwe Atis, der Bengale. Außerdem gedenkt uns der Nautiker mit grönländischen Seehunden und Eisbären zu erfreuen.

Das Merkwürdigste im „Tour de Babel" ist aber Madam Babel. Die lustige Demoiselle Flora hat ihr alle Reize ihres Körpers geliehen und steigt damit aus der Grube, in welche der Obelisk gesetzt werden soll. Indem die Maurer dort graben, stoßen sie auf einige alte Kisten — eher auf alte Schaffots — und alte Steine des untergegangenen Babylon. Es blitzt und flammt und donnert, und Demoiselle Flora ist da und sagt: „Je suis Madame Babel, et je vais vous raconter des vielles choses remises en neuf". Ich habe nicht begreifen können, was sie damit sagen wollte, bis die Reihe an die Deputirten kam, die nach den neuen Wahlen aus der Urne stiegen. Die Geißel des schalkhaftesten Satirs kam über die Angestellten der Regierung. Die Regierung will aber zeigen, daß sie toleranter sei als der „Constitutionnel" und sagt großmüthig: Eure Pfeile treffen mich nicht. Die Regierung ist stark und der „Constitutionnel" schwach geworden. Aus der „Quotidienne" erfahre ich heute, daß der „Constitutionnel" vor Jahren ganz stolz und verächtlich auf seine Feinde geblickt und sie keiner Antwort gewürdigt habe — er zählte damals 28,000 Abonnenten und jetzt 6000.

Von dem Dampfvaudeville komme ich auf die neuen Dampfomnibus des Tausendkünstlers Diez, der in diesem Augenblicke seine Maschinen in Paris und mit ihnen immer ein halb hundert Zuschauer spazieren fährt. Wahrhaftig, wenn man diese leichtsteuerbaren Wagen sieht, wie sie über Pflaster und Erde dahinrollen, von einer Hand bewegt, gedreht und umgekehrt, so wird man überzeugt, daß die Eisenbahnen eigentlich ganz überflüssige Luxusanlagen sind, und daß man bei einiger Vervollkommnung mit Diezens Maschinen per Dampf über Stock und Stein fahren kann.

Diese Wagen sind ungefähr so groß und schwer wie unsere Diligencen, haben eine Kraft von 30 Pferden und gehen ohne Mühe so schnell, daß die Tilburys kaum hinter ihnen hergalopiren können. Gestern fuhr Hr. Diez übers Boulevard mit drei angehängten Omnibuswagen in die Champs-élysées und es war, als ob Parade, Revue wäre. Das Volk strömte herbei, aber blos um zu sehen; im Nu waren die Künstler mit ihren Höllenmaschinen davongeflogen. Ich höre, daß eine von der Regierung hingeschickte Jury der Fahrt in den Champs beiwohnte, daß man sie von dort auf den Platz des Obelisken zur Industrieausstellung führte, und ferner, daß diese Jury so sehr damit zufrieden gewesen, daß auf der Stelle ihre Stationirung auf der Straße nach Versailles befohlen worden. Wir werden in Folge dieser Einrichtung künftig gegen Abend nach der alten Residenz der Könige spazieren fahren und nach einem Spiel der großen Wasser zum Diner zurückkehren können. Die Versailler können sich darüber freuen, besonders die Wirthe und die Schloßinspectoren. Man sagt, die neue Galerie im Palaste werde nun bald geöffnet werden. Die Wagen des Hrn. Diez haben nur drei Räder, zwei zum Tragen der Maschine und eins zum Lenken mit niedrigem Gestell in der Mitte des Vorwagens. Die Räder sind nicht ganz von Eisen wie bei andern Maschinen, sondern mit Holz ausgelegt; oben auf dem Wagen ist eine Galerie, die ebenfalls mit Menschen gefüllt werden kann. Die Lenkung ist complicirt, aber so leicht und schnell wirkend, daß man im größten Galopp augenblicklich Halt machen, einbiegen, umlenken kann.

Raoul Rochette hielt diese Woche in der Bibliothèque du roi Vorlesungen über Mumien und ägyptische Alterthümer. Der Saal des Archäologen ist trefflich ausmeublirt mit antiken Vasen, mit etruskischen Gefäßen, pompejanischen Bronzen und steinernen Hieroglyphen, besonders aber mit Mumien. Der Professor der Mumien ist selber so blaß wie ein ausgegrabener Pharao; man sieht es seinem Gesicht an, daß es in der Bibliothek abgeschliffen, das Gesicht eines Bürgers der Fossilienrepublik geworden ist. Gleichwol ist es interessant und drückt Gelehrsamkeit aus. Ich habe Hrn. Rochette diesmal von den alten Schildern, von den Bildern der Ahnen, von den Zeichen und Figuren sprechen hören. Die Damen machten es hier, wie wir es in Deutschland im Collegium. Viele von ihnen schrieben Hefte, unterdeß das männliche Zuhörerpersonal keine Hand regte. Insbesondere waren da zwei hübsche Kinder, eine en capote anglaise, die andere en robe de Pompadour, welche wetteiferten im Schnellschreiben und Wort für Wort dem Schopf packten. Die Materie von den Schildern nahm die ganze Vorlesung ein, dann nahm der Professor einen rührenden Abschied mit dem Versprechen, das nächste Mal darin fortzufahren. Kein Jota von den Mumien, die da herumstanden. Es ärgerte mich; denn, um aufrichtig zu sein, ich war blos der Damen und der Mumien wegen gekommen. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 212. — 31. Juli 1834.

Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Von K. G. W. Matthias.

(Beſchluß aus Nr. 211.)

Ref. hält die irdiſche Seligkeit, welche, wenn ſie erreichbar wäre, allerdings durch das Chriſtenthum eintreten müßte, durch das Chriſtenthum weder erreichbar noch verkündigt, alſo auch nicht durch Philoſophie vollbringbar oder vollbracht, zumal da dieſe noch nicht mit ſich ſelber verſöhnt iſt und der Verf., trotz aller Predigt von Verſöhnung, des ſel. Hegel's Ende zum Anfang macht. So lange die Wortführer der Philoſophie mit ihren Gedanken ſtark auseinanderfahren, daß der Eine ſeine Wiſſenſchaft ein Zeichen des Verderbens nennt, der Andere ſie als Verkünderin der Seligkeit preiſt, gewahren wir nichts als das Ende des Anfangs. Inzwiſchen darf man ſich freuen, eine Stimme zu hören, welche den Rationalismus, den von Theologen und Philoſophen gegenwärtig verfolgten Spitzkopf, nicht gänzlich verdammt, ſondern ihn gelten läßt gleich ſeinem Gegner, dem Supernaturalismus, und ihnen beiden als Sündern eine Strafrede hält. Vielleicht bekehren ſich einmal alle beide und entſchließen ſich, ſtatt des ärgerlichen Zanks zu einem proviſoriſchen Frieden, zu einem juste milieu, welches der Verf. freilich verachtet, aber nur, weil er ſchon auf Erden den Frieden des Himmelreichs haben will. Beſſer erhellt aus der Ebenbürtigkeit beider, des Supernaturalismus und des Proteſtantismus, daß der letztere, ſobald er den Rationalismus, ſeinen alten Gehülfen, verleugnet, dadurch ſchwach wird wider ſeinen Gegner, den Katholicismus, und ihm mehr oder weniger in die Hände fallen muß, was der letztere ſehr gut weiß, wovon aber viele Proteſtanten und ganze proteſtantiſche Kirchenzeitungen und Conſiſtorien gar keine Ahnung haben.

Was iſt nun der Staat? Wenn man die Gemeinſchaft im Glauben, in der Liebe und Seligkeit Kirche, innere Kirche nennt, ſo iſt der Staat die äußere Kirche, welcher durch ſeine Inſtitute die innere Kirche ins Leben führen ſoll. Er hat ſeinen Grund nicht in ſubjectiver Willkür, ſondern in der abſoluten Freiheit, die nicht Sache des Einzelnen iſt. Heißt die letztere Religion, ſo folgt, daß Religion die tiefſte Wurzel des Staates, daß dieſer etwas Heiliges ſei. Nur iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als habe ein der Menſchheit äußerlicher Gott in vorgeſchichtlicher Zeit die Staaten geſtiftet, ſondern der dem Menſchengeiſt inwohnende, aber gleichwol göttliche Geiſt hat ſich aus abſoluter Nothwendigkeit dieſe Formen als weſentliche Geſtaltungen ſeines ſich verwirklichenden Lebens gegeben.

Geſetz iſt der allgemein objective Ausdruck der Freiheit, eine allgemein gültige Beſtimmung, wodurch der rechte Gebrauch der Freiheit geſichert wird. Recht iſt die Befugniß, in der Wechſelwirkung mit Andern ſeine Freiheit geltend zu machen, und zwar als theoretiſche Freiheit, Gewiſſensfreiheit, als praktiſche Freiheit, ſeinen Willen geltend zu machen, Eigenthum zu erwerben u. ſ. w., als abſolute Freiheit, ſich einer Kirche anzuſchließen. Dafür ſind drei Anſtalten vorhanden, Schule, Gerichtshof und Kirche.

Die geſetzgebende Gewalt iſt bei dem Volke, damit es in den Geſetzen den Ausdruck ſeines Willens ſehe; aber nicht bei dem Pöbel, ſondern bei einer Deputirtenkammer, gegen deren bewegliches Element der Geſetzgebung der Adel das ſtabile bildet. Die adminiſtrative Gewalt zur Vollziehung der Geſetze hat ihren Centralpunkt im Staatsminiſterium. Die abſolute Regierungsgewalt iſt die des Fürſten, und in ihr iſt der Gegenſatz der legislativen und adminiſtrativen Gewalt aufgehoben. Darum iſt die Regierung im höhern Sinne des Worts weſentlich monarchiſch und conſtitutionnell.

Die Gegenſätze der Staatsverfaſſung ſind nach dem Princip objectiver Autorität der orientaliſche Staat, nach ſubjectiver Autorität der griechiſche und römiſche, nach der abſoluten Autorität in der Idee des heiligen Geiſtes der chriſtliche. Den Staaten unſerer Zeit thut Frömmigkeit noth, durch Geſetze allein iſt das normale politiſche Leben nicht bedingt; der Menſch wird nicht gerecht durch das Geſetz, ſondern durch den Glauben. Das Reich Gottes iſt das Reich der Menſchheit, welches durch den Einen wahrhaften Geiſt der Menſchheit, d. i. durch den heiligen Geiſt, zu einem organiſchen Ganzen verbunden iſt, die Kirche im höhern Sinn des Worts. Die Kirche als Reich Gottes und des heiligen Geiſtes hat an den wahrhaften Staaten oder Völkerreichen zwar ihre Vorausſetzung, ſteht aber dadurch über dem Staat, daß ſie die abſolute Einheit aller Staaten zu dem Einen Reiche der in Gott aufgenommenen Menſchheit iſt.

Für diese Aufnahme steht noch Folgendes zu merken. Idee Gottes oder des heiligen Geistes ist, daß er ist der Eine ewige und unendliche Geist der Wahrheit, Liebe und Seligkeit, der als solcher äußerlich wirklich und wirksam ist in dem absoluten Geisterreich des Universums. Der Mensch ist seinem absoluten Begriff nach das Ebenbild Gottes; aber er ist nicht sogleich Das, was er in seinem Wesen ist, in zeitlicher Wirklichkeit. In ihm selbst ist ein negatives Princip zu suchen als im Gegensatz mit Gott, ein Anderssein als absolutes Verschiedensein, das böse Princip, der Teufel. Der unendliche Geist in seiner Aeußerlichkeit und Endlichkeit ist der Mensch. Faßt man nun die Aeußerlichkeit und Endlichkeit eines Dinges absolut, d. h. nicht mehr im Unterschiede von seiner Innerlichkeit und Unendlichkeit, so wird damit das Ding erst in seiner Wahrheit und Wirklichkeit gedacht. Nennen wir diese absolute Idee des Menschen oder den Begriff des Menschen in seiner Einheit mit Gott den Urmenschen, so folgt, daß in der Idee des Urmenschen der Gegensatz zwischen Gott oder dem abstract-unendlichen Geiste und dem Teufel oder dem abstract-endlichen Geiste erst wahrhaft aufgehoben ist. In dieser Bestimmung Gottes als des Menschen liegt richtig, daß er als die absolute Idee oder das Wesen des Geistes einerseits über dem endlichen Geiste stehe, und andererseits gleichwol im endlichen Geiste seine zeitliche und äußerliche Realität habe, oder daß die Menschheit aus und in Gott zu begreifen sei. Gott ist Vater der Menschen, heißt dem rechten Verhältniß nach: er ist der Urgeist, das Urleben, aus welchem zwar jeder endliche Geist, alles zeitliche Leben ist, wesentlich aber so, daß es zugleich seiner Wahrheit nach in ihm bleibt, daß alles endliche Leben nur die Verwirklichung des Urlebens ist für und zu sich selbst. Diesen Vater hat daher der Mensch nicht äußerlich, sondern in dem tiefsten Grunde seines innern Lebens zu suchen. Der Urmensch in seiner realen Form und Erscheinung, als welcher er sich der Menschheit offenbar macht, aber damit nur das Wesen und die Bestimmung der Menschheit selbst offenbar macht, ist Gott der Sohn. Der Urmensch in seiner absoluten Form oder absoluten Wirklichkeit, als welcher er erst in seiner vollen Wahrheit, nämlich in Einheit mit der Menschheit als seiner Gemeine, wirklich ist und gedacht wird, wiefern die Idee in allen ihren Individuen sich realisirt hat, ist der heilige Geist. Was Entwickelung bei dieser Bewegung der absoluten Idee ist, fällt nur in die Menschheit, ist selbst ihre Geschichte. In ihr geht das Reich des Vaters bis Christi Geburt, das Reich des Sohnes bis auf unsere Tage, und das Reich des heiligen Geistes, in seiner absoluten Wirklichkeit, wie es den Gegensatz überwunden hat, wird beginnen als Reich Gottes auf Erden.

Doch wir brechen ab, um unsere Leser nicht zu ermüden und, falls sie weiter sich zu unterrichten begehren, an das Buch zu verweisen, wobei sie denn auch entscheiden mögen, ob dies Pantheismus sei, dem es ähnlich sieht, oder nicht. Bei der Erwähnung des Teufels fiel Ref. Jak. Böhme's Lehre ein: „Der Teufel ist der Urkoch des Weltalls; ohne die Specereien, ohne das Gewürz des Teufels wäre Alles ein geschmackloser Brei; er ist das Salz der Natur oder Welt". 9.

Auszüge aus den zu Stockholm im Druck erscheinenden Handschriften, die ältere, neuere und neueste schwedische Geschichte, sowie auch geschichtliche Personen betreffend. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. C. v. S. Erster Band. Berlin, Mittler. 1833. 8. 1 Thlr.

„Eine Gesellschaft litterairer Männer in Schweden hat sich vereinigt", so sagt das Vorwort, „mehr oder weniger wichtige Originalhandschriften und interessante Anekdoten zu sammeln und zum Druck zu befördern, um die Vorgänge älterer, neuerer und neuester Zeit näher aufzuklären und die geschichtlichen Männer des schwedischen Reiches zu charakterisiren. Sieben Hefte dieser Sammlungen sind bereits erschienen, und da letztere manches auch für das deutsche Lesepublicum Interessante enthalten, so dürften Auszüge daraus in deutscher Uebersetzung nicht unwillkommen sein". — Gewiß nicht, insofern der Uebersetzer „die weniger wichtigen Mittheilungen" übergeht und nur bei den wichtigern verweilt. — Das Vorwort sagt ferner: „In den vier ersten Heften finden sich außer andern weniger erheblichen Handschriften: 1. Versuche einer charakteristischen Schilderung der beiden schwedischen Könige Gustav III. und Karl XIII., sowie des 1809 zum Thronfolger in Schweden erwählten Prinzen von Augustenburg, Karl August; 2. mehre, auf die in eben besagtem Jahre zu Stockholm ins Werk gestellte Revolution bezügliche Berichte und Documente. Wir geben diese zuerst mit Anmerkungen und authentischen Belegen, welche, wie wir glauben, volles Licht über die Darstellungen verbreiten werden, mit denen man nicht nur in jenen Schilderungen, Berichten und Documenten, sondern auch in andern Druckschriften die schwedische Nation und das auswärtige Publicum hinsichtlich der oberegten (sic) Revolution irre zu leiten und die gegen den König Gustav IV. Adolf und dessen durchlauchtigste Familie verübten Verbrechen und schreienden Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen gesucht hat".

Der Theil der neuern Geschichte Schwedens, welcher die Regierungsgeschichte der Könige aus dem Hause Holstein-Gottorp umfaßt, bietet wenig erfreuliche Seiten dar; selbst die hervorragenden Eigenschaften Gustav III. konnten den trüben Nebel, in welchem das unglückliche, immer mehr hinter dem Aufschwunge des Zeitalters zurückbleibende Volk versank, nicht erhellen. Die bekannte Ursache hievon lag in den Bevorrechtungen einiger Familien, welche die Machtbefugniß nur übten, um für den Sold auswärtiger Bestechungen das Heil des Vaterlandes zu verkaufen, in der Verworfenheit des Hofes, dessen Laster und entartete Weichlichkeit so verderblich auf das Volk wirkte, und in Regenten, die mehr nach abenteuerlichem Glanze als nach verdienstlicher Größe strebten. Mit dem Versuche einer charakteristischen Schilderung Gustav III. beginnen diese Mittheilungen, ohne durch dieselbe sonderliche Empfehlung zu erhalten, obgleich von vorn herein die Segel sehr angespannt werden, denn der Verf. beginnt:

„Je sorgfältiger die Untersuchung ist, die hierin angestellt wird, desto mehr wird man sich überzeugen, daß dieser König alle seine, ihrer in Erstaunen setzenden Thaten wegen berühmten Vorgänger an Geisteskraft, feiner Bildung und persönlicher Anmuth übertroffen hat". Anstatt sorgfältiger Untersuchung trifft man auf flache Raisonnements, deren Breite langweilt, nirgend auf vollständige Darlegung von Thatsachen, welche die Charakteristik eines Regenten motiviren; bestimmte Angabe der Zeit vermißt man oft, Nennung der betheiligten Personen immer. Wo der Verf. lobt, erscheint er haltungslos, wo er tadelt, parteistimmig; wo man Entwickelung eines Gegenstandes zu fodern berechtigt ist, springt er zu andern Dingen über; wenn

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, weil ich Ihnen sagen will, daß ich Ihnen nicht mehr schreiben werde. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, und Sie haben mir nichts mehr zu sagen. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen sagen wollte, und Sie haben mir alles gesagt, was Sie mir sagen wollten. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen sagen konnte, und Sie haben mir alles gesagt, was Sie mir sagen konnten. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen sagen durfte, und Sie haben mir alles gesagt, was Sie mir sagen durften. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen sagen mußte, und Sie haben mir alles gesagt, was Sie mir sagen mußten. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen sagen sollte, und Sie haben mir alles gesagt, was Sie mir sagen sollten

und, indem er den dänischen Befehlen zuwider das schwedische Kriegsheer nicht angriff, dessen meuterischen Marsch nach Stockholm, um den König Gustav IV. zu entthronen, möglich machte. —

Es folgen nun einige Denkschriften, in welchen bedeutende Theilnehmer der Verschwörung wider den rechtmäßigen König ihr schändliches Beginnen unmittelbar nach gelungener That (1809 und 1810) zu rechtfertigen suchen, aber mit so wenig Geschick, daß man sich verwundern muß, wie so ungeschickte Vertheidiger ihrer selbst Anhang finden konnten, als sie sich aufwarfen zur Rettung des Vaterlandes, unter welchem Vorgeben Hochverräther aus der höhern Adelsclasse und begünstigte Officiere, besonders von den Garden (den gewöhnlichen Pflegern der Verschwörungen), ihre schändlichen Plane zu beschönigen suchten. Wir finden: A. Adlerfparre's Bericht über die in Wermland ausgebrochene Revolution, unterzeichnet: Marienstadt, den 16. Dec. 1810; C. Adlerkreutz's Bericht über die zu Stockholm den 13. März 1809 vorgefallene Regierungsveränderung; den Bericht des Generals Silfversparre über den wirklichen Vorgang bei der Verhaftung des Königs Gustav IV. und was sich nachher zugetragen; einen gleichen vom Kanzleipräsidenten Baron von Ehrenheim; einen Brief des Kanzleirathes Karl Adlerfparre, vom 16. März 1809, und den Beschluß machen hierhergehörige Auszüge aus den Reichstagsverhandlungen wichtigen Inhalts; alle diese Mittheilungen hat der Uebersetzer mit zahlreichen Anmerkungen begleitet, wodurch freilich das Ganze eine schwerfällige Form erhält, und wie im Texte, so in den Zugaben häufig Wiederholungen veranlaßt werden. Den Beschluß macht ein Gutachten des Staatsrathes (hier „protokollirtes Bedenken" genannt) vom 30. Aug. 1809 über die Frage: ob mit Rußland Friede zu schließen unter Abtretung Finnlands bis Calix und der Insel Aland? — Hier heißt es im Eingang: „Ein Monarch, der durch sein Verfahren gegen Schweden ein ewiges Recht auf unauslöschlichen Haß der Nation erworben hat, dem mehr durch Mißgriffe und eigensinnig verfolgte unausführliche Plane einer Regierung, welche das schwedische Volk ganz kürzlich abgeworfen hat, als durch Tapferkeit seiner Heere es gelungen ist, seine Gewalt in dem kostbaren dritten Theile des schwedischen Reiches zu gründen, tritt nun unter dem äußern Schein einer betrügerischen Freundschaft mit der Foderung auf, ihm unbedingt die Insel Aland abzutreten und die Grenze seines Reiches bis Calix zu erweitern. Von der Antwort auf diese Foderung hängen Friede oder die Fortsetzung des Kriegs ab". (S. 294.) Zwei Seiten weiter heißt es: „Wenn nun die Aussicht in die Zukunft solchergestalt dunkel und niederschlagend ist, so muß sie doch die Aussicht auf glücklichere Zeiten nicht benehmen. Entweder wird die Nation selbst, nachdem sie Zeit gehabt, ihre Kräfte wieder zu sammeln, eine kräftige Gegenwehr gegen Rußlands heimliche Anschläge sowol als gegen dessen offenbare feindliche Versuche aufstellen, oder es wird auch der Tag kommen, an welchem die Donnerkeile, unsern heißen Wünschen gemäß, gegen Rußland gerichtet werden, welche dessen verhaßten Regierungsbau zerschmettern. Wenn von den Ufern des Niemen aus mit dem neugeschaffenen Polen die siegreichen französischen Heere in das russische Gebiet eindringen werden, dann ist der Augenblick da, mit dem ganzen Gefühle des Nationalstolzes, mit der vereinten Kraft eines selbständigen Volkes, mit dem in jeder Brust festgewurzelten Hasse und mit dem heiligen Willen, entweder zu siegen oder zu sterben, die ruhenden schwedischen Waffen wiederzuergreifen und in Verbindung mit Frankreichs Beherrscher eine blutige Rechnung mit Rußland abzumachen". — Bekanntlich erschien dieser Wendepunkt der in Europa gebietenden Staatsgewalt, ehe noch ein Lustrum verflossen war, aber er ward schwedischerseits nicht im Sinne dieser Andeutungen genutzt.

Als Hauptpunkte, welche durch diese Schrift beleuchtet und ins Licht gesetzt werden, bezeichnen wir folgende:

König Gustav IV., welcher Regierungsfehler er sich auch zu Schulden kommen ließ, handelte nach der ihm zustehenden Befugniß und verfocht ein System, das Schwedens Ruhm zum Zwecke hatte. Als er vom Thron gerissen wurde, waren die öffentlichen Angelegenheiten weder in so großem Verfall, wie man zur Beschönigung der Verschwörung vorgab, noch war die Revolution ein Werk der Nation, sondern weniger Hochverräther. Des Königs Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, war dem Neffen feindlich gesinnt und zeigte dieses offenkundig, indem er nach Niederlegung der vormundschaftlichen Regentschaft allen Staatsehrenämtern (als Großadmiral, Kanzler von Upsala u. s. w.) 1797 entsagte. Er nahm aus den Händen einiger, zu solcher Uebertragung nur durch frechen Hochverrath berechtigter Verschworenen nach der Verhaftung Gustav IV. die Regentschaft an und benutzte sie nicht zur Wiederherstellung des rechtmäßigen Königs (wenn auch unter beschränkten Rechten), sondern er selbst griff nach der entwürdigten, mit Verrath besudelten Krone. Karl XIII. Regierung war für Schweden nicht heilbringend, da er unter der Leitung schlechter Liedlinge, z. B. Reuterholm's, stand, und auch politische Parteiungen wie hessische Ränke freies Spiel trieben. (Näherer Aufklärung bedarf es noch, welchen Einfluß geheime Gesellschaften und Orden auf ihn hatten.) — Die Wahl des Prinzen von Holstein-Augustenburg zum Thronfolger scheint schon im Werke gewesen zu sein, ehe Gustav IV. entthront war, und in Verbindung gestanden zu haben mit dem abenteuerlichen Plane der Verschworenen, die Herrschaft Norwegens durch eine Revolution an Schweden zu bringen. In dem ganzen Verlaufe der Entthronung und ihrer Folgen werden nirgend Thatsachen sichtbar, daß die europäischen Regenten das Legitimitätssystem vertheidigten, nachdem in Schweden dasselbe vom höchsten Adel und Militair verrathen war. Selbst nach Napoleon's Falle wurde wenig Rücksicht auf Gustav IV. genommen. Seine Persönlichkeit kann hiervon nicht allein die Schuld tragen; man muß, um die rühmliche Consequenz der Verfechter dieses Systems nicht zu verdunkeln, annehmen, daß die Legitimität mit einem Makel behaftet war. Vielleicht, daß auch darüber die folgenden Bände Auskunft geben.

Der Uebersetzer ist wahrscheinlich ein geborener Schwede, kein Deutscher, und wol derselbe, welchem wir in den „Zeitgenossen" die Uebersetzung der Selbstbiographie des General's Armfelt verdanken; wenigstens unterzeichnet er sich auch dort unter den Anmerkungen wie hier auf dem Titel: E. C. v. S. Der deutschen Sprache ist er nicht ganz mächtig, wovon die schwerfälligen und verworrenen Perioden zeugen; auch an den einzelnen Worten muß man oft Anstoß nehmen, z. B.: „Mitglieder der königlichen Bereitung", S. 249; „er nahm Befassung mit den Kanzelei Geschäften", S. 252; „Landsteigung", S. 303, anstatt Landung. 25.

Literarische Notizen.

Balzac hat „Les Chouans, ou la Bretagne en 1799" in einer zweiten völlig umgearbeiteten Ausgabe (2 Bde.) wieder herausgegeben.

Von Demangeon's „Du pouvoir de l'imagination sur le physique et le moral de l'homme" ist die zweite Auflage erschienen.

Mad. de Martigné gab heraus: „Les six contes jaunes".

Von „Histoire générale de Pologne", nach den bedeutendsten polnischen Geschichtschreibern und andern Nationalschriftstellern bearbeitet, ist in Paris des ersten Theils erste Lieferung erschienen.

Paul de Musset gab „La tête et le coeur. Nouvelles équipées" heraus.

Von Napol. Landais erschien: „Une femme du peuple", 2 Bände.

Hierzu Beilage Nr. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 9. 31. Juli 1834.

Die neue Unsterblichkeitslehre. Gespräch einer Abendgesellschaft, als Supplement zu Wieland's „Euthanasia", herausgegeben von Fr. Richter. Breslau, Aderholz. 1833. 8. 10 Gr. *)

Ein sehr wohl zusammengesetztes Gespräch, wenn wir namentlich noch von einer oder der andern, aber im Ganzen doch sehr wenigen Stellen absehen, die etwas matter ausgefallen sind. Durch das Ganze zieht sich eine interessante Ironie hin, von der wir nur bedauern müssen, daß sie sich allzubald mit ihrem süßen Geheimniß verräth. Sie will nämlich darthun, wie wenig gerecht der scheinbare Vorwurf sei, den man der neuern (Hegel'schen) Philosophie mache, als ob sie dem Glauben an Unsterblichkeit, an ein Jenseits, an eine persönliche Fortdauer, zu nahe trete. Die Schrift nimmt deshalb trotz ihres kleinen Umfangs, und grade weil sie durch ihre Form für ein weiteres als blos wissenschaftliches Publicum berechnet ist, eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie zeigt fürs Erste aufs unumwundenste, versteht sich immer in ironischer Haltung, wie man das Bedürfniß, das sich im Gemüthe ausspricht, nur sehr schwach zum Bewußtsein bringen dürfte, um sich mit einer Quasi-Unsterblichkeit zu begnügen, mit einem Theilchen derselben, sodaß das der Wirklichkeit nach untergegangene Leben, als Differential in dem Andenken der Zeit mit fortschwimmend, eben so leidlich erhalten wird. Sodann gibt sie zu verstehen, daß diese Ansicht mit der christlichen Lehre nur sehr gezwungen und noch überdies nur so vereinigt werden könne, daß man die Hauptpunkte der letztern ignorire. — Um von dem ersten ein Beispiel zu geben, so bringen Einige aus der Gesellschaft gegen den Propheten der neuen Unsterblichkeitslehre die Zweifel vor (S. 56): „Wozu die vielen Welten im Himmelsraum, wozu die Abstufung verschiedener Himmelskörper überhaupt, wenn sie nicht für Wesen verschiedenen Ranges und verschiedenen Werthes sind? Was ist der Zweck der Erdenwelt, wenn der Mensch nicht unsterblich ist? Wie sollen wir über das Ende der Welt denken? Sie hat einen Anfang gehabt, sie wird ein Ende haben müssen. Wie rechtfertigen Sie die Gottheit darüber, daß bis heute her die Menschen an eine Unsterblichkeit haben glauben müssen, wenn dieser Glaube doch ein unbegründeter ist? Was sagen Sie zu dem wunderbaren Gang der Weltgeschichte, der so voll räthselhafter Krümmungen und Dunkelheiten ist, wenn wir nicht mehr hoffen sollen, es werde diese Nacht durch ein noch unbekanntes Licht in höhern Regionen erhellt werden? — Was ist denn das eigentlich für eine Seligkeit, die uns nach Ihrer neuen Unsterblichkeitslehre bevorsteht?" — Wahrhaft bewundern müssen wir hier die Feinheit, mit welcher die scharfe Schneide der Bedenklichkeiten jedesmal schon umgebogen ist, bevor man das gefährliche Werkzeug dem kindischen Propheten zum Spielzeug seiner dialektischen Künste überläßt. Und nun hierzu auch ein Pröbchen von Antwort (S. 64): „Die Menschen früherer Zeiten, die an eine Unsterblichkeit der Seele glaubten, mußten gewissermaßen diesen Glauben als eine Entschädigung behalten für Anstrengungen und Arbeiten, die wir fast nur noch dem Namen nach kennen (man muß sich erinnern, daß die Sprechenden vor „dampfenden Schüsseln und funkelnden Flaschen" [S. 75] sitzen. Ref.), deren Früchte aber uns und den Menschen überhaupt durch sie zu gute gekommen sind, so z. B. das Märtyrerthum, die Kreuzzüge, die ungeheuern Kirchenbauten, überhaupt die frommen Stiftungen. So gebildet waren jene Leute noch nicht, daß sie sich durch die gute That selbst belohnt, durch das sündliche Bewußtsein gestraft fühlten. Wenn sie sich für das allgemeine Beste aufopfern sollten, so wurde mehr erfodert, als der bloße Aufruf zur Aufopferung." Gleich Anfangs schon (S. 22) hatte sich eine Dame der Gesellschaft in einem leichten Anfall der Rührung also vernehmen lassen: „Denken Sie an eine Gebeugte, die ihren Gatten verloren. Gott! mein seliger Mann! So kurze Zeit nur haben wir die Wonne, uns zu besitzen, genossen." „Wahrhaftig, gnädige Frau", fügt darauf ein alter Kaufmann, die praktische Weisheit der Gesellschaft, hinzu, „glauben Sie mir, ich bin meiner seligen Bertha herzensgut gewesen, und bin es noch. Aber sie in einer andern Welt wiederzusehen, kann ich mir weder vorstellen, noch wünschen. Denn entweder wäre sie noch meine Frau, dann ist das Verhältniß wieder das alte und von einer solchen müßigen Repetition sehe ich so wenig einen vernünftigen Zweck ein, daß ich sie dem lieben Gott gar nicht zutrauen mag. (Das ist gewiß billig gedacht. Ref.) Oder sie wäre, wie der Herr Diacenus uns die Sache oft vorstellig zu machen gesucht, ein körperloser Geist". Wie köstlich diese spießbürgerliche Mattheit der Gefühle mitten in dem Kreise der lustigen Lebeleute! Wie unvergleichlich diese unbeholfene Alternative des alten Herrn, der trotz seines Unsterblichkeitsheroismus doch nach seinem letzten Wort kein allzuwarmer Freund des Körperlosen zu sein scheint. Und dies ist, wie gesagt, nur eine einzelne Probe von dem wundervollen Takte, mit welchem die Stimmen für die Unsterblichkeit herabgestimmt werden. Vgl. S. 26 f. über Tugend und Sünde. Ihre Krone aber setzt sich die Ironie mit eigner Hand aufs Haupt, da, wo (S. 50 f.) für den neuen Glauben, oder vielmehr für das neue Wissen, ein neuer Prophet geschaffen wird, und zwar, wie versichert wird, in allem Ernste. „Denn", wird zur Vertheidigung dieses immerhin wohl Ueberlegten gesagt: „es muß erlaubt sein, daß wir an Dem festhalten, was uns nach strenger wissenschaftlicher Betrachtung als wahr erscheint; aber es muß auch dafür gesorgt werden, daß die zum Denken weder aufgelegte, noch geschickte Menge ein System religiöser Vorstellungen habe, an die es gern glauben mag, die auch der Wahrheit entsprechen, und von welchen Jeder auf den ersten Anblick einsieht, er könne sich, sobald er sich nur Zeit nehmen und sich die dazu nothwendigen Mittel, den wissenschaftlichen Apparat, erwerben wolle, von der Richtigkeit der kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre sehr bald überzeugen. Diese Seite der Religion erfodert ebenso viele Kunst und fast noch mehr productives Genie als die Anordnung des eigentlichen Cultus. Der Prophet, der neue Lehrgebäude, neue Sitten, neue Gottesverehrung durchführen will, muß dieser Philosoph und Poet in einer Person sein". Es ist eine unvergleichliche Kunst der Laune, die ein Jenseits verwirft und dabei so unschuldig von einem Propheten, von einem Zustande, der erst werden soll, und der nur hier und da zerstreute Anfangspunkte finde, zu reden. (S. 52.) Trotz der gegebenen Versicherungen suchen denn doch die Vertheidiger der neuen Lehre, wie schon erwähnt, sich mit dem alten Glauben abzufinden, dessen Ritter, einen jungen Mann, der Prediger sein soll, ohne auch nur eine einigermaßen berichtigte Vorstellung vom Reiche Gottes zu haben, der Verf. offen mit einer unnachahmlichen Feinheit die alberndste Rolle in der ganzen Gesellschaft spielen läßt. (S. 13.) Er führt uns in ihm einen von den Rittern vor, die, was allerdings eine ganz naturgetreue Ironie ist, sich berufen fühlen für ihre Farben eine Lanze zu brechen, aber doch, sobald sie auf den Kampfplatz kommen, fortwährend im Sattel jucken, für Andre zum Schein, als wollten sie — in der That aber doch nur, weil sie noch nicht einmal den Schluß gefunden und also — nicht können. Es wird Manches a priori und ohne Weiteres einleuchtend gefunden, über das so manches Menschenkind doch noch ein klein wenig Licht sich erbitten müßte; es wird

*) Vgl. den Aufsatz von Fichte in Nr. 255 d. Bl. f. 1833. D. Red.

so Manches mythisch und neu-philosophisch gedeutet, wo ein besserer Exeget, als der Hr. Diaconus, sich doch nicht so ganz cavalierement würde gefangen geben. (Ein sehr piquanter Zug in den Reden des schwachen Hrn. Diaconus ist es, daß er von einem Wort Christi spricht: „Heute will ich mit dir im Paradiese sein".) Es wird z. B. über die Vereinigung des einzelnen Christen mit Christo, über die fortdauernde lebendige Wirksamkeit Christi in seiner Kirche, über die Wiederkunft Christi so überraschend leicht hingeschlüpft, daß uns die Gewandtheit in der Darstellung des Verf. wahrhaft mit Erstaunen erfüllt. Das Ganze schließt mit einem Inaugurations-Gesang der neuen Lehre und zugleich Parentation der Unsterblichkeit. Aus dem ersten nur das wunderschöne Verschen, aus welchem man das Liebäugeln wie Venus aus dem Schaume geboren werden sieht:

Da brauch ich keine Augen,
Gott selber sieht in mir,
Er lacht aus meinem Herzen
Voll Lieb' hinauf zu dir.

Doch, möchten wir fragen: hätte sich nicht Hr. R. vielleicht noch ein weit größeres Verdienst erworben, als ihm jetzt schon unstreitig gebührt, wenn er seine Fülle von echt Sokratischer Ironie einem andern Punkte des Lebens zugewandt hätte, da ja gewiß Keiner leugnen wird, daß die Gegenwart so reichliche Ironie in sich trage, daß wir nicht nöthig haben, sie aus dem Gebiete der Zukunft herzuholen; da insbesondere auch nicht leicht Einer sein wird, der den Stifter der neuen Philosophie in dem Grade zu verkennen vermöchte, daß er ihm die angeführte nicht Farben-, sondern Schattenlehre zuschriebe? Hat uns doch, um dessen zuerst zu gedenken, einer von den anerkannt gefeiertsten und noch von dem Stifter selbst gebührend gewürdigten Jüngern dieser Schule (Göschel, „Hegel und seine Zeit u. s. w." Berlin, 1832. Namentlich in der Vorrede) in dieser Hinsicht und unter obwaltenden Umständen vollständig beruhigen können. Betrachten wir aber zum wahren Ueberflusse ihn, den Meister selbst noch, so finden wir ja, daß es gerade der Vorzug seines Systemes ist, sich über den gemeinen Standpunkt der Vorstellung zu erheben, die Wirklichkeit im Denken vollkommen zu machen, oder, wie es auch sonst ausgedrückt wird, das öffentlich Anerkannte in seiner Wahrheit aufzufassen, den Glauben durch die speculative Vernunft weiter zu vermitteln. (Der Prophet der neuen Lehre in unserer Schrift dreht dies freilich gerade um, und will den Glauben vor den Richterstuhl des Verstandes ziehen. S. 16.) Er hat also das Gegebene schon, er hat insbesondere hier den Glauben an Unsterblichkeit schon im gemeinen Bewußtsein vorgefunden, und es könnte darum nichts den laut ausgesprochenen Grundsätzen dieses Systems Widerstreitenderes gefunden werden, als wenn es dieses so Gegebene grabehin ableugnen, oder auch nur dem Begriffe in seiner Wesenheit etwas derogiren, ihn gleichsam als eine Sache darstellen wollte, mit welcher man nicht recht wisse, was anfangen. Dadurch würde ja das Bekenntniß abgelegt werden, daß auch im absoluten Wissen ein irrationaler Rest übrigbleibe, welcher aller Vermittlung und Aneignung widerstehe; was aber gewiß unmöglich ist. Ferner würde aber auch durch eine Unvergänglichkeit dies des Gedankens das Denken von dem Denkenden und Gedachten auf einmal und zugleich geschieden, dem Sein gleichsam ein Abfall von dem Gedanken als möglich angenommen, was aber gegen die tiefsinnige Voraussetzung der Immanenz nur zu sehr sprechen würde, nach welcher das Denken das Sein in seiner ganzen Intensität, in seiner ganzen Lebensfähigkeit durchdringt, umfaßt, in sich erhält. Hierzu kommt endlich noch, daß alles Sein nach den Theorien dieser Lehre, für deren wirklichen und würdigen Schüler sich der Verf. gewiß gehalten wissen will, nur ein concretes ist, daß nur in der Individualität die Allgemeinheit sich ausprägt und erhält, wie jene in dieser, daß das abstracte, unbestimmte Sein = der absoluten Negation, dem wahren Nichts ist; daß also ein Sein, wenn es ist und sein soll, nur als concretes sein und bestehen kann.

Darum: „man lasse ihn", soll schon Plato in seiner „Republik" gesagt haben. (S. 11.) 12.

Schweizerische Annalen, oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Geschrieben von Karl Müller von Friedberg, gewesenem Landammann des Cantons St. Gallen. Ersten Bandes drittes Heft. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1832. Gr. 8. Pränum.-Preis des Bandes von vier Heften 1 Thlr. 20 Gr.

Wir haben bereits in Nr. 118 d. Bl. f. 1833 die zwei ersten Hefte dieser „Annalen" angezeigt und einige Hindeutungen über die Person des Verf. beigefügt. Das Wörtchen: „gewesenem", das wir auf dem Titel finden, ist bedeutsam; es ist die Lösung des Räthsels, dem wir diese Schrift verdanken. Hätte das St. Gallener Volk nur seine Verfassung verändert und den alten Landammann behalten, der sich, wie in so manche andere, auch in diese neue Rolle gefunden haben würde, es wäre uns gewiß nicht vergönnt „Schweizerische Annalen" aus dieser Feder und in diesem Geiste anzuzeigen. Dieses dritte Heft ist den Angelegenheiten Zürichs gewidmet. Voraus gehen „Allgemeine charakteristische Ansichten der Bewegung". Wir können darin wenig Charakter, am allerwenigsten den einer wahren, treuen, einfachen Forschung finden. Wenn der Verf. von den letzten Bewegungen der Schweiz zum Umsturze des Restaurationsmachwerkes von 1814 spricht, besitzt er noch Treuherzigkeit genug — wenn es nicht schlaue Absichtlichkeit ist, um sich einen Schein von Unparteilichkeit zu retten, um selbst die Quellen der Unzufriedenheit des Volkes zu nennen. So sagt er: „In den Seegegenden des Cantons Zürich herrschte, der franz. Revolution vorangehend, eine überwiegende Neigung für demokratisches Leben und fand in der immer zunehmenden Abneigung gegen ihre Gebieterin, die Stadt Zürich, üppige Nahrung. Befremden kann es nicht, wenn man den strebsamen Geist dieses Volkes mit den einstmaligen, in keiner Monarchie denkbaren Beschränkungen seiner industriellen Wirksamkeit zusammenhält. Es hätte sich unter einem Fürsten freier und glücklicher gefühlt und fand nur in politischer Gleichstellung Möglichkeit der Abhülfe". Und fragen wir, war diese Absicht des Volkes unrichtig, oder ist es zu tadeln, daß vorzüglich dieses Volk strebsamen Geistes am züricher See im Jahre 1830 u. 31 die politische Gleichstellung endlich errang? Nicht ohne Interesse haben wir gelesen, was über die Restauration von 1814 in Bezug auf Zürich erzählt wird, und aufs Neue, wol gegen des Verf. Absicht, die Belege der großen Erbärmlichkeiten gefunden, in denen die damaligen Staatsmänner versunken waren. Er benutzt die Gelegenheit trefflich, einem gegenwärtig im Rufe der größten Freisinnigkeit und in hohem Amte stehenden Manne, dem Bürgermeister Heß, einen fühlbaren Hieb zu versetzen, indem er in einer Note S. 270 erzählt, wie dieser für die züricher Zunft- und Spießbürgerschaft 1814 eine Protestation gegen die noch bestehende Mediationsregierung verfaßt und die Handwerker für ihre Zunftrechte begeistert hat. Aber solche Metamorphosen und Inconsequenzen, solcher Sinneswechsel ist ja in der Schweiz zu Hause; es fehlte schon ihren alten Staatsmännern an wahrer humaner Bildung und daher an tüchtigen Grundsätzen; Egoismus war stets ihre Haupttriebfeder, und das Beispiel der Alten wirkt noch gegenwärtig verderblich auf die Jungen. Wir könnten an der Darstellung des Verf. manche Ausstellungen machen und namentlich bieten uns seine eingestreuten Sentiments häufig Gelegenheit zu Bemerkungen dar, indem er eben gegen Alles eifert, was nicht in sein System, Festhalten an dem Bunde und den Verfassungen von 1814, paßt; aber wir halten seine ganze Schrift an sich für zu unbedeutend, als daß wir unsere Leser noch länger mit Ausstellungen langweilen wollten. Der ganze Inhalt läßt sich in wenigen Zeilen angeben: die Bürger der Landschaft Zürich

waren mit dem Regimente der Stadt, wie es 1814 festgestellt worden, unzufrieden; nach dem Julius verlangten sie erst leise, dann laut eine Veränderung; am 22. Nov. 1830 war von etwa 10,000 Bürgern Volksversammlung in Uster; darauf entsprach die Regierung den Wünschen des Volkes, es wurde eine neue nach den Grundsätzen der Volkssouverainetät, politischer Freiheit und Rechtsgleichheit entworfene Verfassung angenommen, und Hr. Müller von Friedberg wünscht dem Canton Zürich selbst Glück dazu. 68.

Der Formalismus in der Lehre vom Staate, von G. Mehring u. s. w. *)

Die jüngsten Staatsveränderungen haben zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland einen Unterschied zu Tage gebracht, welcher sich früher in der Richtung der Geister schon ausgebildet hatte. Eine leidenschaftliche Opposition erwachte gegen die nordischen Regierungen und gegen die nordischen Staatsgelehrten. Dabei wendete sich die ganze, um ihren Gegenstand gekommene Jesuitencongregationstürmerei gegen die Hegel'sche Schule. Man erhob die Rede von einer berliner Staatsphilosophie, welche ihre Proselyten über ganz Deutschland zu verbreiten strebe, und befliß sich einer seltsamen Wahrhaftigkeit, um diese Staatsphilosophie gehörig zu charakterisiren. Männer von Geist, wie die Redactoren des Menzel'schen „Literaturblattes" boten hierzu die Hand und überboten wo möglich einen Dr. Märkten, der in seiner pseudonymen „Geschichte unserer Tage" (Stuttgart 1831), S. 150 den „erhabenen berliner Philosophen" also redend einführte: „Nur eine absolute Regierung ist vernünftig, und in ihr stellen die Beamten den politischen Kopf dar, und das Volk hat nur zwei Hände nöthig, um den großen Magen des Staates zu füllen." So bezeichnete man Hegel's Rechtsphilosophie, welche doch mehr als jede andere den Staat in die Sphäre des Gedankens und der Freiheit setzt, die Volksvertretung, die Oeffentlichkeit der Gerichte, die Preßfreiheit nicht blos als Wehren und Waffen einer inhaltlosen Opposition, sondern als organische Formen der concret werdenden Rechtsidee darstellt. Unter diesen Umständen verdienen jene politischen Schriften Süddeutschlands, die sich von der angedeuteten Tendenz frei halten und wol gar an die norddeutschen Ideen sich offen anzuschließen wagen, doppelte Aufmerksamkeit.

Hr. Mehring, Decan zu Langenburg im Würtembergischen, tritt laut der Vorrede „von der ethischen Seite her" in den politischen Kampfplatz, um seine Lanze mit der geläufigsten Lehre vom Staate zu brechen. „Es ist — die politische Terminologie unserer Zeit —, als ob wir in die Geheimnisse einer neuen Zahlenmystik einträten. Sie dient, den Charakter der Zeit als einen formalistischen kennbar zu machen. Die heutige Politik ist durch und durch so in der Verneinung begriffen, daß sie ihre arme Existenz nur ihrem Gegensatze, dem Bestehenden, zu danken hat. Ihr Recht ist nur die Verneinung des Vorrechts, ihre Freiheit nur das hohle, grauenhafte Vermögen, leben zu können, wie man will. Darum kann auch ihr Ziel nur ihr Grab sein, und wenn sie dieses erreicht hat, schlägt sie um in ihr Anderes." Die specielle Aufgabe des Buches ist, die verschiedenen Staatsformen auf einem philosophischen Wege abzuleiten und dabei die inhaltlosen, die leeren Formen aufzudecken. Die Untersuchung ist durch Schön's „Staatswissenschaft" (Breslau 1831) angeregt, aber in einigen wichtigen Punkten, ohne es überall ausdrücklich zu bemerken, dagegen gerichtet. Der Ideengang ist ungefähr folgender: die beste Eintheilung der Staaten, die Aristotelische, macht schon ein numerisches Verhältniß zum wesentlichen; eine tiefere Begründung der Staatsformen ist daher sehr nöthig. Der Staat bezieht sich auf ein Zusammensein von Menschen; daraus ergeben sich als Kategorien Einheit und Vielheit, die durch den Charakter des Lebens in Einheit und Freiheit sich umsetzen. Jenachdem nun die Einheit und Freiheit blos physisch-formal (wie durch Hobbes, Spinoza, Rousseau), oder aber moralisch-ideal (wie durch Plato, Hegel) in ihrem Verhältnisse bestimmt werden, entstehen grundverschiedene Staatsformen, von welchen die erstern gehaltlos, leer, die andern aber vollgültig, sittlich und rechtlich sind. Aus der physisch-formalen Bestimmung der Einheit und Freiheit fließt der Gewaltstaat (Despotie), und dieser ist nach dem Verhältniß der Einheit und Vielheit: absolute Monarchie, Aristokratie oder Ochlokratie. Aus der moralisch-idealen Bestimmung von Einheit und Freiheit fließt der Rechtsstaat (Nomokratie), und dieser ist nach dem Verhältniß der Einheit und Vielheit entweder Monokratie (z. B. Patriarchie, Theokratie in sittlicher Reinheit gedacht) oder Polyarchie, jenachdem nach dem historischen Zustande eben erst in Einem oder bereits in Vielen die Rechtsidee und die Fähigkeit ihrer Realisirung, d. h. die Mündigkeit, sich ausspricht. Zur Herrschaft ist jeder solcher Mündige, aber auch nur dieser berufen; jede Herrschaft muß Aristarchie sein, deswegen ist keine Demokratie sittlich möglich, die Volkssouverainetät eine Unwahrheit und Täuschung. In allen angeführten Formen, sagt der Schluß S. 180, bewegt sich das Leben der Staaten. „Die Geschichte des Staates ist aber fast durchaus nur Geschichte des Despotismus in seinen verschiedenen Formen. Die reine Patriarchie und Theokratie geht wie der Zustand des reinen Individuums hinter die offene Geschichte zurück. Formalismus ist das Wesen der asiatischen Reiche. Die griechischen Staaten stellen uns den Despotismus dar, welcher nur den Schild verändert und statt der formalen Einheit die formale Vielheit heraushängt. Im Lehnsystem ist das alte Verhältniß in der directesten Umkehr begriffen. Von dem Territorialismus schreitet nun die Geschichte fort zum Princip der absoluten Vielheit, der Volkssouverainetät; sie soll den Despotismus in allen Formen versuchen. Hat diese Entwickelungsperiode sich aufgezehrt, so geht die nächste Stufe zur Souverainetät der Idee; monarchisch, als theokratische Patriarchie begann der Staat, und durch die Souverainetät der Idee wird er als theokratischer Gemeingeist sein Ziel finden. Schon mehr als einmal war Deutschland berufen, die Rechte des Geistes und der Idee zu retten; wenn abermals dieses Geschäft ihm vorbehalten wäre?"

Dieser Grundriß der Schrift deutet die wissenschaftliche Stellung des beifenen Verf. hinlänglich an. Was nun das Werk anlangt, auf welches die Schrift großentheils zu beziehen ist, so zeigt sich die entschiedenste Uebereinstimmung in der Auffassung des Rechtes, der Souverainetät, der Würdigung einiger historischer Formen. Die Verschiedenheit tritt erst da ein, wo die Herrschaftsformen in dem Rechtsstaate bestimmt werden sollen. Schön hat die Berufung zur Herrschaft auf die Fähigkeit gegründet, bei einem concreten Volke die zur Realisirung des Vernünftigen nöthige Autorität zu erhalten. Der Verf. will aber von keiner physischen Grundlage der Idee wissen und meint S. 168, daß man sich durch die Bestimmung der Herrschaftsformen nach dem speciellen Volksgeiste auf die Seite der revolutionnairen Rechtstheorie stelle. Ich habe jedoch durch seine Darstellung mich in der angegriffenen Ansicht nur befestigt gefühlt. Wenn man auch erklärt, daß nur die Realisirung des Vernünftigen eine Gewalt zur ordnenden erheben und ihr ein Zwangsrecht geben kann, so folgt doch nicht, daß die moralische Fähigkeit, das Vernünftige zu realisiren, auch die physische in sich schließe. Soll je bei einem Volke sich ein vernünftiges Dasein gestalten, so muß die Vernunft erst einen physischen Träger bekommen. Das Hervorbilden eines solchen physischen Trägers fällt ganz in den Umkreis der Geschichte, folglich des speciellen Volksgeistes und äußerer Umstände. Aus diesem Grunde kann die Lehnherrschaft, die Aristokratie nicht in der Weise des Verf. behandelt werden, so lange irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, daß auch die Lehnherrschaft, die Aristokratie das Vernünftige zu tragen vermöge. Daß freilich Unterschiede zwischen den Formen herrschen, daß gewisse Herrschaften in der Kindheit der

*) Vgl. eine umfassendere Anzeige der Mehring'schen Schrift in Nr. 201 d. Bl. D. Red.

Art. 4. Kein Gut darf aus einem Zollausschlusse in den Zollinländischen Verkehr übergehen, ohne daß es zuvor in die Zollabfertigung gestellt und die Zollgebühr entrichtet worden ist.

Art. 5. Die Zollgebühr wird nach dem Gewichte, Maße oder der Stückzahl des Gutes, und nach dem Tarife berechnet, welcher zur Zeit der Zollabfertigung gilt.

Art. 6. Die Zollgebühr ist von demjenigen zu entrichten, welcher das Gut in die Zollabfertigung stellt.

Art. 7. Die Zollgebühr ist bei der Zollabfertigung zu entrichten, oder sicherzustellen.

Art. 8. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 9. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 10. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 11. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 12. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 13. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 14. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 15. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 16. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 17. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 18. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 19. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 20. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 21. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 22. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 23. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 24. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 25. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 26. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 27. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 28. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 29. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 30. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 31. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 32. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 33. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 34. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 35. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 36. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 37. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 38. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 39. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 40. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 41. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 42. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 43. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 44. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 45. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 46. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 47. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 48. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 49. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 50. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 51. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 52. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 53. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 54. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 55. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 56. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 57. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 58. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 59. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 60. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 61. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 62. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 63. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 64. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 65. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 66. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 67. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 68. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 69. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 70. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 71. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 72. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 73. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 74. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 75. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 76. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 77. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 78. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 79. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 80. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 81. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 82. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 83. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 84. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 85. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 86. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 87. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 88. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 89. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 90. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 91. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 92. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 93. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 94. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 95. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 96. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 97. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 98. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 99. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Art. 100. Die Zollgebühr ist sicherzustellen, wenn das Gut in die Zollabfertigung gestellt wird, bevor es zur Zollabfertigung geeignet ist.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den Subscriptionspreis zu beziehen:

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig),
Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen.

Zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Erster Band in zwei Abth. (78½ Bogen): die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes, 4 Thlr. 20 Gr.

Zweiter Band (31 Bogen): die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln, 2 Thlr.

Dritter Band (40 Bogen): die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands, 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Literaturzeitung
vom Jahre 1834.

Halle bei C. A. Schwetschke und Sohn.

Eine kurze Anzeige des Inhalts der Monate Januar bis Juni d. J. wird am besten Zeugniss ablegen, dass das Institut den im vorigen Jahre gegebenen Zusagen nachgekommen ist.

An literar-historischen Uebersichten der Literatur aus den Jahren 1830—33 enthalten die bis jetzt erschienenen 6 Monate:

I. Uebersicht der encyclopädischen und literar-historischen Werke. Erster Artikel.
II. — — der Originalausgaben und neuern deutschen Uebersetzungen des Alten Testaments.
III. — — der systematischen Theologie. Erster Artikel.
IV. — — der wichtigsten Untersuchungen in der Lehre von der Wärme seit Anfang 1828 bis Anfang 1833.
V. — — der diplomatischen Literatur.
VI. — — der exegetischen Literatur des Neuen Testaments. Erster Artikel.
VII. — — der Literatur des katholischen und protestantischen Kirchenrechts.
VIII. — — der Literatur im Fache der medicinischen Gelehrsamkeit oder der Encyclopädie, Geschichte und Literatur der Medicin.
IX. — — der Literatur der alten Geographie.
X. — — der Literatur der Geschichte des Mittelalters.
XI. — — der Literatur der Kriegswissenschaften.

Auf 174 Nummern sind, mit Einschluss der in vorstehenden Uebersichten enthaltenen, beinahe 1000 Werke recensirt.

Das Intelligenzblatt enthält in 39 Nummern die neuesten Nachrichten des Archäologeninstituts in Rom in ununterbrochenen Fortgange (Archäologisches Intelligenzblatt), die Lectionscataloge sämmtlicher deutschen Universitäten, die neuesten literarischen Notizen, Personalchronik, Ankündigungen etc. etc.

Ueber den nicht minder reichen Inhalt der folgenden Monate werden wir s. Z. Bericht erstatten.

Alle gute Buchhandlungen und Postämter nehmen zu dem bekannten Preise von Zwölf Thaler für den Jahrgang Bestellungen an.

Halle, d. 1sten Juli 1834.

Expedition der allg. literat. Zeitung bei
C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Schule der Höflichkeit.
für
Alt und Jung.

Herausgegeben von

Karl Friedrich von Rumohr.

8. Brosch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Der Verfasser des allgemein bekannten „Geistes der Kochkunst" hat in dieser Schule der Höflichkeit mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinem Mitmenschen genießbar zu machen habe. Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren einer von den Werkzeugen der Höflichkeit oder von der Person des Menschen handelt, während im andern die Höflichkeit auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens angewendet wird. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr, als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.
Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Der Krieg Mohammed Alis in Syrien gegen die Pforte 1831—33. Nach Originalquellen. (Schluß.) — II. Der Feldzug 1810 zwischen Rußland und der Pforte an der untern Donau. Zweite Hälfte. Nach russischen Quellen. — III. Eroberung von Mainz durch die Verbündeten im Sommer des Jahres 1793. (Schluß.) — IV. Ge-

schichte des k. k. fünften Husarenregiments König von Sardinien. (Fortsetzung.) — V. Literatur: Des Freiherrn von Mathes Handbuch der Militairgeographie von Europa. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 dieser Zeitschrift von 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818—33 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ⅓ wohlfeiler.

Wien, den 15ten Juni 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

REPERTORIUM
der
königlich preußischen Landesgesetze.

Ein neues Hülfsbuch für sämmtliche königliche Beamte, den Bürger und Landmann, enthaltend eine alphabetische Zusammenstellung aller Gegenstände der Gesetzgebung mit den darauf bezüglichen noch gültigen Verordnungen und Erläuterungen. Von Optatus Wilhelm Leopold Richter, königlich preußischem Criminalrathe. IV. und V. Band. Gr. 8. Velinp. Preis à 2 Thlr. 12 Gr.

Dieses herrliche Werk geht ungestört fort, und wird von Seiten des Verfassers und der Verlagshandlung, in deren Händen ein großer Theil des Manuscripts bereits befindlich ist, mit großem Eifer betrieben. Nach genauer, durch Erfahrung der Redaction von 5 Bänden begründeten, Berechnung des Verfassers, wird das ganze Werk in 20 Bänden geliefert werden können. Wenn dieses Repertorium beendigt ist, dürfte es den meisten königl. Beamten und den Praktikern zur höchsten Nothdurft werden; wir erlauben uns deshalb darauf aufmerksam zu machen, daß der Ankauf in Bänden die Anschaffung sehr erleichtert und die Ausgabe dafür nicht fühlbar ist, und machen zugleich bekannt, daß wir den so äußerst wohlfeilen Preis für das herrlich ausgestattete Werk, nur noch einige Zeit bestehen zu lassen entschlossen sind, da die für die Subscription bestimmte Anzahl von Exemplaren bald vergriffen ist.

Architektonische Pläne
oder
Details, Grund-, Auf- und Profilrisse zu öffentlichen und Privatgebäuden, sowie zu andern zur Verschönerung, zum Vergnügen oder zum Nutzen bestimmten Bauwerken

für Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, Architekten und Freunde der schönen Baukunst, auch zum Behuf als Vorlegeblätter für Gewerbs- und andere Schulen. I. Heft. Entworfen und gezeichnet von *Friedrich Wilhelm Merker*, Architekt, Lehrer an der Sonntags- und polytechnischen Schule und Mitglied der polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig. 6 grosse in Kupfer gestochene Blätter. I. Heft. In gr. Fol. Preis 16 Gr.

Wir bieten hier ein außerordentlich billiges Mittel zum Unterricht und zur Belehrung des Gewerbestandes, welches um so besser aufgenommen werden wird, als der Verfasser dabei besonders von dem Gesichtspunkt der größten Deutlichkeit und des praktischen Nutzens ausgegangen ist. Die Entwürfe sind jedes Mal von den erläuternden Rissen und der sorgfältigen Darstellung aller Einzelheiten begleitet.

Nationalwerk der Deutschen.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Deutschland und seine Bewohner,
ein
Handbuch der Vaterlandskunde
für alle Stände.
Bearbeitet von
R. Fr. Vollrath Hoffmann.

Dritte Lieferung, 12 Bogen in ganz gr. 8. Preis 54 Kr. — 12 Gr.

Die vierte Lieferung dieses durch die vortheilhaftesten Recensionen rühmlichst bekannten Werkes erscheint in 14 Tagen, und schließt den ersten Band. Das Ganze (zwei starke Bände mit vielen artistischen Zugaben, Landkarten, Trachten ꝛc.) wird noch in diesem Jahre beendet; der Preis wird den früher angezeigten nicht erreichen, wohl aber hinsichtlich des innern Gehaltes und der äußern Ausstattung von Verfasser und Verleger streng, wie bisher, Wort gehalten werden.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen
von
A. Baron von Sternberg.

8. Velinpapier. Geheftet.

Erster Theil, enthaltend: **Die Zerrissenen.** Preis 2 Fl.

Zweiter Theil, enthaltend: **Eduard**, oder Fortsetzung der **Zerrissenen.** Preis 2 Fl. 24 Kr.

Dritter Theil, enthaltend: **Lessing.** Preis 3 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Aug. Hirschwald in Berlin erschien:

Repetitorium der medicinischen und operativen Chirurgie, ein klinisches Hülfsbuch nach den Handbüchern und mündlichen Vorträgen von Chelius, Dieffenbach, Dupuytren, von Gräfe, Kluge, Rust, Schönlein, von Walther, Cooper, Blasius etc. vollständig und systematisch bearbeitet von Dr. L. Golds. Kl. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Dies Werk ist in allen kritischen Blättern günstig beurtheilt und empfohlen worden.

Schultz, Prof. Dr. C. H., De alimentorum con coctione experimenta nova; cum adversa digestionis organorum valetudine comparata. C. tab. aeri incisa. Acced. oratio de physiologia veterum, etc. 4 maj. 1 Thlr. 10 Gr.

Sichel, Dr. J., Allgemeine Grundsätze, die Augenheilkunde betreffend, nebst einer Geschichte der rheumatischen Augenentzündung. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. P. J. Philipp. 8. 6 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keil, Dr. J. G., Lyra und Harfe. Liederproben. Mit Kupf. Gr. 8. 2 Thlr.

Der berühmte Herausgeber des Calderon gibt hier ein Bändchen Gedichte, welches die Freunde deutscher Poesie gewiß gern und freundlich empfangen werden.

Bahrdt, J. F., Dramatische Dichtungen. 1ster Band. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Enthält: 1) Die Liechtensteiner. 2. Die Grabesbraut. Beides Tragödien, die auf den ersten Bühnen Deutschlands bereits mit großem Beifall dargestellt wurden.

Briefe, Deutsche. I. 8. 1 Thlr.

Ungedruckte Briefe von Göthe, Dalberg, Buchholz, Th. Huber, Woltmann u. A. m., deren Werth und sinnige Zusammenstellung bereits in mehrern sehr geachteten Blättern rühmend erkannt wurde.

Gallenberg (Graf Hugo v.), Leonardo da Vinci. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Gewiß die vollständigste Schilderung des Lebens und der Werke des großen Meisters, geziert durch dessen schönes Portrait und viele Tafeln.

Dritte Subscriptionsanzeige.

ΣΟΥΙΔΑΣ.

SUIDAE LEXICON
GRAECE ET LATINE.
AD FIDEM EDITIONIS MEDIOLANENSIS EXACTUM
ANNOTATIONE CRITICA INSTRUXIT
GODOFREDUS BERNHARDY.

2 TOMI. 4 maj.

HALIS, SUMPTIBUS SCHWETSCHKIORUM.

Wir beeilen uns hiermit anzuzeigen, dass Gaisford's lang erwartete Ausgabe des *Suidas* gegenwärtig erschienen und uns noch vor der Mitte des Druckes unsers ersten Heftes zugekommen ist. Da Gaisford's Arbeit das reichste und zuverlässigste Material enthält, wodurch der Text des Lexicographen eine für mehr als ein Jahrhundert genügende Reinheit und Sicherheit empfängt: so wird der hallische Herausgeber sich angelegen sein lassen, diesen Apparat in seinem ganzen Umfange aufzunehmen und mehr noch, als der britische Gelehrte beabsichtigt hat, zu verarbeiten. Hierdurch dürften die Schätze der neuesten Ausgabe jedem zugänglich gemacht werden, ohne dass der Besitz des englischen Werkes in irgend einer Hinsicht künftig zu suchen wäre: und hiefür hoffen wir um so mehr die Anerkennung und den Dank des Publicums zu gewinnen, als der Preis des letztern, einem deutschen Privatmann unerschwinglich ist und unsere Ausgabe, bei einem um drei Viertel wohlfeilern Preise, auch noch den Vorzug der lateinischen Version haben wird.

Ueberhaupt setzt uns dieses glückliche Zusammentreffen mit Gaisford's Ausgabe in den Stand, unser Unternehmen von jetzt an mit weit mehr Kraft und Eifer fortzusetzen, als es ohnedies möglich gewesen wäre. Der zuverlässige Ueberblick des äussern Umfanges, welchen wir nun gewonnen haben, wird gestatten, neben dem ersten Bande noch im Laufe dieses Sommers den Druck des zweiten zu beginnen und beide gleichmässig fortgehen zu lassen, und dem gelehrten Publicum ist nun die gewisse und vor allen Wechselfällen, die ein so umfassendes Werk treffen können, völlig sicher gestellte Vollendung unbedingt verbürgt.

Der Umfang wird sich, nach der gegenwärtigen Schätzung, auf 8 bis 10 Hefte, jedes ein Alphabet stark belaufen, welche nach ihrer Vollendung zwei Quartbände bilden.

Der Subscriptionspreis für jedes Heft ist:

1 Thlr. 8. Gr., oder 1 Thlr. 10 Sgr.

und wird bei Ablieferung des ersten Heftes, welches wir im Juli an die Subscribenten versenden, zugleich für das letzte mit erhoben, sodass dieses dann unentgeldlich geliefert wird. Der Preis für die andern Hefte ist bei jedesmaliger Ablieferung derselben zahlbar.

Die Subscribenten machen sich für die Abnahme des Ganzen verbindlich.

Sammler von Subscriptionen erhalten auf 6 Exemplare das 7te frei.

Alle gute Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Halle, den 15ten Mai 1834.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Juni, oder Nr. 152—181, mit 2 Beilagen: Nr. 6 u. 7, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XIV—XVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Memoiren
eines ausgewanderten
Oestreicher
über
sein Vaterland, und seine Zeit
von
Hans Normann (Gross-Hoffinger).
Erster Band. 1 Thlr. 12 Gr.

Lit. Museum in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Finnische Runen.
Finnisch und deutsch
von
Dr. H. R. von Schröter.
Herausgegeben
von
G. H. von Schröter.
Mit einer Musikbeilage.
Preis 1 Fl. 12 Kr.

Der Herausgeber dieser Sammlung gibt uns aus dem unerschöpflichen Borne der Volksdichtung eine Auswahl der köstlichsten Lieder einer noch bis auf den heutigen Tag in ihrer Gesammtheit fortdichtenden Nation, deren Poesie nicht nur von überlieferten Schätzen zehrt, sondern sich beständig von Neuem aus sich selbst erzeugt, und ein gemeinsames Element, eine nothwendige Bedingung des Lebens für das Volk ist, das von einer kunstvollen, an aller Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks überreichen Sprache begünstigt, Proben seines dichtenden Geistes von uralter Zeit bis auf die neueste aufzuweisen hat. Mit Recht erwartet der Herausgeber, der in dieser Sammlung seinem Bruder, dem Uebersetzer, ein Denkmal errichtet, das in

der Unterstützung finnischer Freunde eine Hauptbürgschaft für seinen Werth aufweisen kann, daß diese wunderbare Liederquelle, von einem Deutschen zuerst zugänglich gemacht in unserm Vaterlande, das schon so viele ausheimische Gesangesströme liebend in sich aufgenommen, eine günstige Aufnahme finden werde.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen:

Von den Aristokratien:

den Geschlechts-, Geld-, Geistes- und Beamtenaristokratien und der

Ministerialverantwortlichkeit

in

reinen Monarchien;

mit Belegen aus der Zeitgeschichte. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

„Möge diese wichtige Schrift Eingang bei allen Gebildeten und Rechtlichen Deutschlands finden."

Haenel, Prof. D. Gust., *Dissensionis Dominorum* sive controversiae veterum juris Romani interpretum qui *Glossatores* vocantur. Ed. et adnotatt. illustr. Insunt Anonymi vetus collectio, codicis Chisiani coll. Hugolini diversitates quibus adcedunt excerpta e Roger. Summa cod., etc. Nunc primum e Codic. ed. et Indicibus locupiet. instr. 8 maj. (48 B.) stark. Schreibpapier 6 Thlr. Velinpp. 4 Thlr. 12 Gr.

Herrmann, D. Aem., *De Abolitionibus Criminum* ex sententia juris Romani. 8 maj. (5½ B.) Geh. 8 Gr

Dirksen, Geh. Just. Rath. D. H. E., *System der juristischen Lexicographie*. Gr. 8. (5½ B.) Geh. 12 Gr.

— — *Thesaurus latinitatis fontium Jur. civ. Romanorum specimen*. 8 *maj*. Geh. 12 Gr.

Nächstens erscheint:

Kittler, H. I., *Corpus juris criminalis academicum* secund. systema *A. de Feuerbach* digest. recens. et c. var. lect. sel. perpetua C. C. C. c. Bamberg. ac. Brandenb. comparat. indicibusque instructa. Etiam sub tit: Collectio omnium locor. qui in *A. de Feuerbach* elem. jur. crim. ex fontib. allegantur composuit, recens. et c. var. lect. etc. 8 maj.

ANTOLOGIA
MEDICA
DI
VALERIANO LUIGI BRERA M. D.

Consigliere di Governo di S. M. I. R. A. Professore Emerito Pensionato di Terapia Speciale e di Clinica Medica Superiore e Membro delle Facoltà Medico-Chirurgico-Farmaceutica dell' I. R. Università di Padova; Medico-Pratico in Venezia, e in Recoaro nella Stagione delle Acque; Professore Emerito di Patologia e di Medicina Legale della Pontificia Università di Bologna; Socio del Cesareo-Regio Istituto Lombardo-Veneto, e del Reale Istituto di Napoli; Uno dei Quaranta della Società Italiana delle Scienze residente in Modena; Membro della C. A. Accademia Medico-Chirurgica Giuseppina di Vienna, delle Reali Accademie delle Scienze di Torino, di Berlino, di Pietroburgo ec.

Diese Zeitschrift erscheint seit Januar 1834 in Venedig in Monatheften von 14 gr. 8. Bogen (auch mehr wenn das Material es erheischt) mit den betreffenden Kupfer- und Steindrucktafeln, sowie den gewünschten Venetianischen meteorologischen Ephemeriden.

Außer den im Prospectus angeführten Materien werden der 8ten Abtheilg. noch die ophthalmologischen Annalen des Hrn. Doctor Fario in Venedig angehängt und soll, nebst einem Blicke auf die ausgezeichnetsten Leistungen der in- und ausländischen Journalistik, jeden Monat eine analytische Uebersicht des neuen „Giornale per seroire al progresso della patologia e della materia medica dei Sigro. Dottori Busalini, Namias, Thiene, Zannini e Zeriotto" wie auf S. 282 des Märzheftes ausführlicher erwähnt, beigegeben werden.

Der Preis des Jahrgangs ist:
für Oestreich franco Wien 11 Fl. 20 Kr. C.-M.
für das Ausland franco Leipzig 8 Thlr. Sächs.
Halb- und Vierteljährig im Verhältniß.

Den Debit für Deutschland hat Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien, Steck-im-Eisenplatz Nr. 875, übernommen.

Den Herren Verlegern und Verfassern medicinischer, pharmaceutischer, und physikalischer Zeitschriften wird die Antologia zum Umtausche angeboten; literarische Beiträge zu derselben mit Vergnügen wahrgenommen. Correspondenzen und Versendungen in diesen Beziehungen geschehen gegenseitig franco. Erstere an den Herausgeber in Venedig, Piazza S. Marco, Procuratie Nr. 255; letztere unter derselben Adresse an das Postamt in Venedig (Alla spedizione centrale delle gazzette presso l' I. R. Direzione delle poste in Venezia).

In der Stuhr'schen Buchhandlung zu Berlin, Schloßplatz Nr. 2, ist erschienen:

Kennedy, Miß Grace, Jessy Allan, eine Erzählung für die Jugend. 2te Aufl. 16. u. 102 Seiten. Brosch. Preis 6 Gr.

— —, Anna Roß, eine Erzählung für Kinder. 2te Auflage. 8. 9½ Bogen brosch Preis 9 Gr.

Lesser, G. L., Abhandlung über die natürliche Beschaffenheit der Weine, ihre Behandlung und Pflege, ihre Geburtsorte, Krankheiten und deren Heilung sowie über Weinverfälschungen. 8. 11 Bogen. Preis 16 Gr.

Ferrand, E., Gedichte. 8. 276 Seiten. Velin, brosch. Preis 1 Thlr.

Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, L. Kosarsky, A. Rebenstein. 12. 112 Seiten. Velin, brosch. Preis 12 Gr.

Landständische Verhandlungen betreffend.

Die Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen, welche gegenwärtig versammelt sind, erscheinen in meinem Verlage und können auf Bestellung durch jede gute Buchhandlung bezogen werden.

Das erste Heft der Protokolle und das erste Heft der Beilagen ist bereits erschienen und der Druck der Fortsetzung wird dem Gange der Verhandlungen auf dem Fuße folgen. Ich bitte die Bestellungen bald zu machen, damit die Auflage danach berechnet werden kann und bemerke, daß die Verhandlungen des gegenwärtigen Landtags auf keine andere Weise mit einiger Vollständigkeit dem Publicum mitgetheilt werden. — Sämmtliche Sitzungsprotokolle, sammt dazu gehörigen Beilagen, sind auch einzeln zu haben.

Darmstadt, den 16ten Juni 1834.

Carl Wilhelm Leske.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Thiersch (Frédéric),
De l'état actuel de
la Grèce
et des moyens d'arriver
à sa restauration.

Deux volumes.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Encyklopädie der Freimaurerei,

nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, von *C. Lenning*. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen.

Drei Bände. 1822—23. Gr. 8.
Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt fünf Thaler.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniß
der
Verlags- und Commissionsbücher
und
Kunstsachen
von
Karl Wilhelm Leske in Darmstadt
von der Herbstmesse 1833 bis zu Johanni 1834,
welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Auszug aus den in der 2ten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen in Bezug auf die Beschlüsse der hohen deutschen Bundesversammlung vom 28sten Juni 1832 erstatteten Vorträgen. 8. 1833. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Beck, F. K. H., Das hessische Staatsrecht. IXtes Buch. Von dem Forstwesen. 1ster Band. Von der Forstorganisation und dem Forstdienst im Allgemeinen. Gr. 8. 1834. Ladenpreis 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr. Subscriptionspreis 1 Thlr. 2 Gr., oder 1 Fl. 52 Kr.

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. 3ter und letzter Theil. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Creuzer, Dr. Fr., Zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmahl der heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kurhessen. Eine archäologische Abhandlung. Mit 5 Kupfertafeln. Gr. 8. 1834. Geh. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Fenner v. Fenneberg (herzogl. nass. Geheimerath u. Brunnenarzt), Schwalbach und seine Heilquellen. 3te verbess. und verm. Auflage. Mit zwei Ansichten. 8. 14 Gr., oder 1 Fl.

Glaubrecht, Jos., Ueber die gesetzlichen Garantien der persönlichen Freiheit in Rheinhessen. Ein Beitrag zur Kenntniß der französischen Gesetzgebung in deutschen Staaten. 8. 1834. Geh. 10 Gr., oder 45 Kr.

Graff, G., Die wichtigsten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen des Alterthums für die reifere Jugend erzählt. 1stes Bändchen. 8. 1833. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Hausfreund, Der hessische, ein Volkskalender für das Jahr 1834. Zum Zwölftenmale herausgegeben. 4. Geh. 2 Gr., oder 8 Kr.

Hundeicker, Dr. J. K. (herzogl. braunschw. Educationsrath), Biblische Feierstunden für gebildete Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse. Ein Erbauungsbuch für das Haus. Zwei Bände. Mit königlich würtemberg. Privilegium. Gr. 8. Zweite wohlfeile Ausg. 1834. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 42 Kr.
Kleine Ausgabe in ordin. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.
Auch unter dem Titel:
Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 9ter und 10ter Band.

Kirchenzeitung, Allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche, nebst einer kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Urkundensammlung. Begründet von Dr. C. Zimmermann. Fortgesetzt von Dr. K. G. Bretschneider (Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent in Gotha) und Georg Zimmermann. 12ter Jahrg. 1833. 1stes und 2tes Semest. 13ter Jahrg. 1834. 1stes Semester. Gr. 4. Preis halbjährlich mit dem Literaturblatt 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr., oder 5 Fl., in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.
(Wird fortgesetzt.)

Larrey, J., Chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militairhospitälern. A. d. Franz. von Dr. Fr. Amelung. 3ter Band (den 4ten Bd. des Originals enthaltend). Mit 6 Abbildungen. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.
Für die Besitzer der berliner Uebersetzung der ersten drei Bände, von Dr. Sachs, auch unter dem Titel:
Beobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äußere Krankheiten.

Literaturblatt, Theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 9ter Jahrgang. 1833. 2tes Semester. 10ter Jahrgang. 1834. 1stes Semester. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.
(Wird fortgesetzt.)

Melodien zu Dr. C. *Weitershausen* 260 frohen Gesängen für Bürger und Landleute. Quer 8. 1833. 12 Gr., oder 48 Kr.
(Die 260 frohe Gesänge für Bürger und Landleute — kosten im Ladenpreis 8 Gr., oder 36 Kr. Bei Abnahme von 25 Exemplaren findet der Subscriptionspreis von 6 Gr., oder 24 Kr., noch statt.)

Militairzeitung, Allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militairbeamten. 8ter Jahrgang. 1833. 2tes Semester. 9ter Jahrgang. 1834. 1stes Semester. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. (In wöchentlicher oder monatlicher Lieferung.) [Wird fortgesetzt.)

Müller, Dr. *Joh.*, Erklärung der isochromatischen Kurven, welche einaxige, parallel mit der Axe geschnittene Krystalle im homogenen polarisirten Lichte zeigen. 4. 1834. 6 Gr., oder 24 Kr.

Norvins, Der Feldzug von 1813. 2 Bdchn. 1833. 16. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Pabst, H. W. (großherzogl. hess. Oekonomierath), Lehrbuch der Landwirthschaft. 2ter Bd. 2te Abth.
Auch unter dem Titel:
Landwirthschaftliche Betriebslehre. Gr. 8. 1834. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Pope, G., Der Mensch. Gedicht in 4 Gesängen übersetzt von

Hohlfeldt. Neue unveränderte Ausgabe. 1834. Gr. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Velinpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Sackreuter, L., Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen. 4te verb. Auflage. 4 Gr., oder 18 Kr.

(Bei Partien von 25 Exempl. werden 3, bei 50 Ex. 8, bei 75 Ex. 16, und bei 100 Ex. 20 Freiex. gegeben.)

Scheidler, Dr. K. H., Handbuch der Psychologie zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ster Theil. Gr. 8. Zweite sehr vermehrte Ausg. 1833. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Auch unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauch für Vorlesungen.

Schreib- und Geschäftskalender für das Jahr 1834. 8. Gebund. auf ord. Pap. 12 Gr., oder 48 Kr. — Auf fein Pap. in elegantem Bande 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Schulzeitung, Allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaft des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höhern und niedern Lehranstalten. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Erste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen, herausgegeben von K. Zimmermann. Zweite Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung, herausgegeben von Dr. L. Chr. Zimmermann. 10ter Jahrg. 1833. 2 Semester. Gr. 4. Preis eines Semesters 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr., in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.

Schulzeitung 1ste Abthl. für das allgemeine und Volksschulwesen. Herausgegeben von K. Zimmermann (großh. Hofdiakonus). 10ter Jahrg. 1833. 2tes Semester. 11ter Jahrg. 1834. 1stes Semester. Preis des halben Jahrgangs 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr. In monatlichen und wöchentlichen Lieferungen.

(Wird fortgesetzt.)

Schulzeitung, Allg., 2te Abthl. für Berufs- und Gelehrtenbildung. Herausgeg. von Dr. *L. Chr. Zimmermann*. In monatlicher Lieferung. Jahrgang 1833. 2tes Semester. Preis des halben Jahrgangs 3 Thlr., oder 5 Fl.

(Die zweite Abtheilung der allg. Schulzeitung hat mit dem Jahrgang 1833 aufgehört zu erscheinen.)

Schwabe, Dr. J. F. H., Selbstbekenntnisse, den sämmtlichen Amtsbrüdern im Großherzogthum Hessen statt eines Hirtenbriefes gewidmet. Gr. 8. 1833. 6 Gr., oder 24 Kr.

Dessen Predigten und Reden, welche auf Veranlassung des am ersten Weihnachtstage 1833 zu Darmstadt gefeierten Confessions-Vereinigungsfestes gehalten worden sind. Nebst einigen Nachrichten von der Feier selbst. 8. 1834. 4 Gr., oder 18 Kr.

Dessen erste Predigt gehalten in der Hauptkirche zu Darmstadt. 8. 1833. 3 Gr., oder 12 Kr.

Suckow, Dr. *G.*, System der Mineralogie. Ein Grundriss für akademische Vorlesungen. Nebst einem Anhange enthaltend die Beschreibung einiger Mineralien des grosh. mineralogischen Museums in Jena. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1834. 12 Gr., oder 54 Kr.

Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum, quas in itineribus suis per Italiam, Galliam et Britanniam factis exscripsit et partimque nunc primum ed. *Fr. Osann*. 1834. Fasc. X. Fol. 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl.

(Das nun vollständige Werk kostet cartonnirt 20 Thlr. 12 Gr., oder 36 Fl.)

Vereinszolltarif für die Königreiche Preußen, Baiern, Würtemberg und Sachsen, das Großherzogthum Hessen, das Kurfürstenthum Hessen u. s. w. zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle. 8. Geh. 5 Gr., oder 12 Kr.

Verordnung die Erhebung der Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle im Großherzogthum Hessen betreffend. Nebst dem Vereinszolltarif. Neue Ausgabe. Brosch. 8. 1834. 7 Gr., oder 30 Kr.

Wagner, G. W. J., Hessisches Volksbuch oder vaterländische Denkwürdigkeiten zur Warnung, Belehrung und Unterhaltung zunächst für Volksschulen und den Landmann. 8. 1834. 8 Gr., oder 36 Kr.

(Bei Einführung in Schulen, wenn wenigstens 25 Exempl. zusammen genommen werden, kosten solche gebunden 10 Fl.)

Weitershausen, Dr. C. (Lehrer an der großherzogl. Militairschule zu Darmstadt), Lehrbuch der Geographie mit besonderer Rücksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. Gr. 8. 66 Bogen. 1834. 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 48 Kr.

(Bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. zugleich findet ein Partiepreis von 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Statt.

Wolff (Prof. in Kassel), Beiträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Hauptheilen der griechischen Architektur. Roy.-8. Mit 28 Kupfert. 1834. Cartonnirt. 5 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl.

v. Zahlhas, J. B., Karl von Bourbon, historisches Schauspiel in 5 Acten. 8. 1833. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Dessen Jacobe von Baden. Schauspiel in 5 Acten. 8. 1833. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst (großh. hess. Oekonomierath und beständiger Secretair dieser Vereine). Jahrgang 1834. Gr. 8. Geh.

Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. J. F. G. Böhmer jun., Ph. Bopp und Dr. Jäger. 1ster Bd. 5tes und 6tes Heft. Gr. 8. Der vollständige erste Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Zimmermann, Dr. Chr. (königl. hannöv. Bergsecretair zu Clausthal). Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde; ein Handbuch für Reisende und alle, die das Gebirge näher kennen zu lernen wünschen; mit Nachweisungen über die Naturschönheiten desselben. In Verbindung mit Freunden unternommen. 1ster und 2ter Theil, mit 14 Kupfertafeln und einer Karte. Gr. 8. 1833. Geh. 4 Thl., oder 7 Fl. 12 Kr.

(Der erste Band wird einzeln à 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.; der zweite, auch unter dem Titel: Anleitung zur Bereisung des Harzes, mit der Karte und den Kupfern à 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr., abgegeben. Die Karte besonders kostet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Zollvereinigungsvertrag zwischen dem Großherzogthum Hessen, dem Königreich Preußen und dem Kurfürstenthum Hessen einerseits; dann dem Königreich Baiern und Würtemberg andererseits. Nebst dem Tarif zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle in den Vereinsstaaten. 8. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Kunstsachen und Landkarten.

Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und erläutert von *C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton*, als Supplement des *Stuart-Revett'schen* Werkes. Iste bis Vte und letzte Lieferung in 57 Blättern Royalfolio.

Subscriptionspreis cartonnirt mit dem Text auf Velinpapier 10 Thlr. 8 Gr., oder 18 Fl. 36 Kr. Auf ordin. Papier 8 Thlr. 6 Gr., oder 14 Fl. 51 Kr.

Der Text ist von Hrn. Dr. Wagner bearbeitet und kostet besonders 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Moller, Dr. *G.* (grossh. hess. Hofbaudirector und Oberbaurath), Beiträge zur Lehre von den Constructionen. 2tes Heft mit 6 Kupfertafeln. Royalfolio. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Müller, Dr. *F. H.*, Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in vierteljährigen Heften mit theilweise colorirten Steindrücken. 2ter Jahrgang. 1833. 1stes bis 3tes Heft. Gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Rondelet, J., Theoretisch-praktische Anleitung zur Kunst zu bauen. Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen über-

setzt, in 6 Bänden mit den 207 Kupfern der Originalausgabe. Royal-8. Die Kupfer Royal-Folio. 1ster Theil mit 8 Kupfertafeln. 2ter Theil mit 62 Kupfertafeln. Subscriptionspreis eines jeden Bandes 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr.

Bei Ablieferung des 1sten Bandes wird die Vorausbezahlung für den 2ten Band, bei Ablieferung des 2ten Bandes die für den 3ten und so fort geleistet und der letzte Band als vorausbezahlt gratis geliefert. Diese Bedingung ist zur Sicherheit, daß keine Exemplare der letztern Bände der Verlagshandlung als unvollständig übrig bleiben, nothwendig und unerläßlich. Wer nicht darauf eingehen will, hat den um ein Viertheil erhöheten Ladenpreis zu bezahlen, welcher nach Erscheinen eines jeden Bandes für denselben eintritt. — Der Ladenpreis des 1sten und 2ten Bandes ist 12 Thlr. 12 Gr., oder 22 Fl.

Weicker, L. J. (Schullehrer zu Großrohrheim). Kalligraphische Wandfibel der Currentschrift in methodischer Stufenfolge, zum Gebrauch in Schulen besonders für Elementarklassen. In 20 Tafeln mit 5 Zoll hoher Schrift. Gr. Fol. 1834. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

M. Tulli Ciceronis

DE OFFICIIS

libri tres

recensuit Rudolphus Stuerenburg.

Accedunt commentationes. In gr. 8. Velinpapier. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Wie sehr diese Ausgabe der Bücher de Officiis von allen frühern abweicht, wird man daraus abnehmen können, dass der Herausgeber kein Werk des Cicero für corrupter hält. Ausser dem kritisch berichtigten Text aber und der Vorrede enthält diese Ausgabe einen Brief an den Herrn Consistorialrath Dr. Ilgen, worin die trefflichsten Erörterungen dieses so gelehrten als scharfsinnigen Mannes über viele Stellen der Rede pro Archia mitgetheilt werden; endlich Abhandlungen über einen Theil der lateinischen Negazionen.

Wir verweisen hier auf die vielfache kritische Anerkennung, welche desselben Verfassers Ausgabe der Rede pro Archia unsers Verlags gefunden hat, und gewiss werden die Erwartungen, welche man von dessen fernern liter. Wirken hegt, durch dieses neue Resultat seines Talents und seines grossen Fleisses aufs Glänzendste gerechtfertigt werden.

J. M. Duncanii

NOVUM LEXICON GRAECUM

ex *Chr. Tob. Duncanii* Lexico homerico-pindarico vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractatum emendavit et auxit V. C. F. Rost, Ph. Dr. Prof. etc. 1352 Seiten in gr. 4. dreispaltig. Velinpapier. Gebunden. Preis 8 Thlr.

Dieses inhaltreiche, deutscher Gelehrsamkeit wahrhaft Ehre machende Werk, erscheint hier durch einen rühmlichst bekannten Philologen aufs Neue durchgearbeitet und viel vermehrt, da es die englische Ausgabe des Buchdrucker Duncan, welcher zuerst die alphabetische Ordnung eintreten liess, den alten Text des Damm aber Wort für Wort abdruckte, um nicht weniger als 300 Quartseiten an Stärke übertrifft.

Wir überlassen es der Kritik, ausführlich zu zeigen, inwiefern das Werk auf den Standpunkt des heutigen philologischen Wissens geführt worden ist, welche gründliche Arbeiten der neue Herausgeber dafür geliefert hat, und inwiefern es die nun daneben werthlose englische Arbeit übertrifft.

Das Werk ist auch äusserlich herrlich ausgestattet und zeichnet sich durch grosse Correctheit aus.

CORPUS JURIS CIVILIS

recognoverunt brevibusque adnotationibus criticis instructum ediderunt *Dr. Albertus et Dr. Mauritius Fratres Krigelii.* (Editio stereotypa). Opus uno volumine absolutum. Pars prior, Institutiones et digesta continens. Carton. 992 Seiten im grössten Lex.-8. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Bei fester Bestellung des ganzen Werks findet für dasselbe noch der Subscriptionspreis von 3 Thlr. 12 Gr. statt.

Diese Ausgabe ist durch die Kritik bereits hinlänglich und von der günstigsten Seite bekannt. Neben seiner wissenschaftlichen grossen Vorzüge, verweisen wir nur auf seine ausserordentliche Bequemlichkeit zum Handgebrauch, da eine eigne sinnreiche Einrichtung das Nachschlagen aufs Aeusserste erleichtert. Die Verlagshandlung fügt hinzu, dass sie nach Möglichkeit dafür sorgen wird, um diese schöne Ausgabe, trotz dem Unglücksfall des frühzeitigen Ablebens des ältern Herrn Verfassers, in kurzer Zeit zu einem erwünschten Ende zu führen.

Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schmid (Heinrich),

Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Pölitz, Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. 1834, 7ter Jahrg. 7tes u. 8tes Stück. (12 Stücke. 6 Thlr.)

Dieser Jahrgang enthält gewichtige Aufsätze von Zachariä, Wickes, Emmermann, v. Fulda, Holzhausen, Martin, v. Meseritz, Fr. und Karl Murhard, Muth, Schön, Schulze, v. Ulmenstein, von Weber u. A.

sind bei Hinrichs in Leipzig erschienen.

Populaire Astronomie.

Soeben wurde an die Subscribenten versandt:

Der Himmel,

seine Welten und seine Wunder,

oder

populaire Astronomie.

Ein Bildungsbuch

für alle Stände,

von

J. J. Littrow,

Director der k. k. östreichischen Sternwarte in Wien.

Mit elegant gestochenen Sternkarten.

4 bis 5 Lieferungen von 12 Bogen auf feinem Velinpapier. Preis jeder Lieferung 54 Kr. — 12 Gr.

Erste Lieferung.

Der Herr Verfasser, einer der gediegensten Astronomen unserer Zeit, gibt in dieser populairen Himmelskunde (dem wißbegierigen, jungen Manne zur Belehrung, sowie jedem Gebildeten zur belehrenden und geistreichen Unterhaltung) ein Werk, welches in dieser Tendenz, besonders aber in

dieser zweckmäßigen Ausführung, bisher von vielen Freunden der Volksbildung, von vielen Studirenden und Lehrern schmerzlich vermißt wurde. Littrow's Name ist in ganz Europa ein wohlbekannter und hochgeschätzter — obige populaire Himmelskunde wird seines Namens würdig sein! Der Verleger hat für die eleganteste Ausstattung dieses classischen Werkes gesorgt, durch Format, Schrift und Papier bildet es ein Seitenstück zu Wollrath Hoffmann's Geographie.

Der erste Band ist mit der im Juli erscheinenden zweiten Lieferung, der auch die Kupfer zu diesem Bande beigegeben werden, geschlossen; die Fortsetzung erscheint regelmäßig.

Karl Hoffmann in Stuttgart.

Bei Breitkopf und Härtel in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Zweites Heft.

(Amulet — Auskündigung.)

Subscriptionspreis Sechs Groschen.

Der Prospectus des Werkes wird in allen Buchhandlungen ausgegeben.

Leipzig, am 1sten Juli 1834.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keferstein, Chr., Die Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. 1r Bd. die Physiologie der Erde und Geognosie. 2r Band die Geologie und Paläontologie. Gr. 8. 82 Bogen. 5 Thlr. 12 Gr.

Schoenherr, C. J., Genera et Species Curculionidum cum Synonym. hujus familiae. Tom. I. p. 1. et 2. et Tom. II. p. 1. Gr. 8. 6 Thlr.

Wird in 4 Vol. vollendet sein.

Sternberg, Graf K., Versuch einer geognost.-botan. Darstellung der Flora der Vorwelt. 5s, 6s Heft. Fol. Mit 26 ill. Kupf. 10 Thlr.

Silbert, J. P., Vorhallen zur seligen Ewigkeit. Gr. 8. 24 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Clarus u. Radius, Beiträge zur praktischen Heilkunde, mit besonderer Rücksicht auf medizin. Geographie und Epidemiologie, 1r Bd. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Bhagavad-Gita das hohe Lied des Indus, übersetzt und erläutert von E. R. S. Peiper. 8. 20 Gr.

Platonis Convivium recens. Dr. A. Hommel. Cum Tab. II. Gr. 8. 30 Bogen. 2 Thlr. 6 Gr.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Niederländische Briefe

von

Carl Schnaase.

Gr. 8. Preis 3 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Neben dem, daß sich unsere Zeit allenthalben auf dem Gebiete der schönen Künste praktisch versucht, zeigt sich in ihr, im Zusammenhang mit dem historischen Geiste überhaupt, sichtbar das Streben, die Vergangenheit und die Gegenwart der Kunst aus dem ganzen Leben der Völker geschichtlich und geographisch zu begreifen. Wir glauben behaupten zu können, daß diese theoretische Richtung nicht leicht ein Werk hervorgebracht hat, das, bei ganz freier, ungezwungener Form und bei beständigem Bezuge auf die lebendige Gegenwart, so umfassende Ansichten und so geistreiche Winke der mannichfachsten Art enthielte, als das gegenwärtige. Während der Verfasser auf einer mit kurzen, aber lebendigen Zügen geschilderten Reise durch die Niederlande den Leser mit den vornehmsten Gemälden und architektonischen Monumenten bekannt macht, führt er ihn, je nachdem sich auf jenem reichen Kunstboden Anknüpfungspunkte darbieten, in die tiefsten Betrachtungen über die Philosophie der Kunst. Die Idee, daß die Kunst in allen ihren Richtungen das eigenste Product des Genius eines Volks, seiner äußern Schicksale, wie seiner innersten Anlage sei, findet sich geistreich von den verschiedensten Seiten beleuchtet; wie z. B. in den Abschnitten über das Wesen und die Genesis der Landschaftsmalerei, über Genremalerei als wesentliches Product der neuern Zeit, über die verschiedenen ästhetischen Charaktere des Innern und des Aeußern der Gebäude bei den Alten und bei den Neuern, über das Verhältniß der Kunst zu der Religion in der Geschichte, über die malerische Anlage bei den verschiedenen neuern Völkern u. s. w. Neben seiner Bedeutung für Geschichte und Philosophie der Kunst, erhält das Buch auch noch dadurch einen besondern Werth, daß es durch die jedem Brief beigegebenen Notizenblätter für Alle, welche Holland, Flandern und Brabant bereisen, zu einem trefflichen Kunstwegweiser wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Schmitthenner's, Dr. Fr., Deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie. Gr. 8. 24 Bogen, ganz enger Druck.

Der um die Wissenschaft, Literatur und Kunst hochverdiente berühmte Herr Verfasser hat darin den ersten Versuch gemacht, nach den Grundsätzen, welche er in der bei mir 1833 erschienenen deutschen Etymologie aufgestellt, alle Stammwörter der neudeutschen Sprache aus dem Altdeutschen zu erklären, und die Orthographie kritisch festzustellen. Die Ausdrücke, welche auf deutsches Recht und auf die Geschichte gehen, haben eine ausführliche Erläuterung gefunden. Sowol der Sprach- als der Geschichtsforscher werden darin überraschende Aufschlüsse finden.

Die zahlreichen Bestellungen, noch ehe das Werk erschienen, machten mir es möglich, den Subscriptionspreis von 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl., noch einige Zeit bestehen zu lassen, und bei Bestellung von 10 Exemplaren ein elftes unentgeldlich zuzusichern. Jede Buchhandlung ist dazu in den Stand gesetzt.

Darmstadt, Mai 1834.

Fr. Metz.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage. 8. Velinpapier. Preis 4 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Weit (Moritz),

Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henke (Adolph),

Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin.

Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin.

Fünfter Band.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Die ersten vier Bände dieses ausgezeichneten Werkes, erschienen in zweiter Auflage 1822—30, kosten 6 Thlr. 12 Gr.; sämmtliche fünf Bände nun 8 Thlr. 8 Gr.

Encyklopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis

mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde.

Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehrern praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

In alphabetischer Folge, mit vollständigem Sach- und Namenregister. Zwei Bände (ausgegeben in acht Heften). Gr. 8. 102 Bogen auf gutem weissen Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Die Tendenz dieses jetzt vollständig erschienenen Werkes ist vorzugsweise, dem jungen Praktiker ein Handbuch zum Nachschlagen zu liefern, welches in echt praktischem Sinne alles Dasjenige enthält, was dem Arzte am Krankenbette zu wissen Noth thut, und aus welchem er sich bei der grossen Masse des nothwendig Wissenswürdigen in jedem einzelnen Falle Raths erholen kann, ohne die Mühe zu haben, lange umherzusuchen in mehr oder minder vollständigen medicinischen Handbüchern, worin ausserdem nicht selten theils die einzelnen Artikel höchst zerstreut, theils zu weitläufig und mit zu vielem Hypothetischen vermischt, theils ohne gehörige Würdigung der neuesten Entdeckungen abgehandelt sind. Das Werk, worin auch der ältere Praktiker manchen Artikel mit Vergnügen lesen und manche Nachweisungen finden wird, ist demnach kein streng wissenschaftliches, und in der Regel Alles vermieden, was von rein historischem oder altliterarischem Interesse ist, sowie alles Hypothetische und Theoretische, insofern es nicht ganz einfach aus Thatsachen gefolgert werden kann, so selten als möglich berührt. Diese Encyklopädie umfasst daher folgende Gegenstände der praktisch-medicinischen und chirurgischen Doctrinen:

1) eine *ausführliche specielle Pathologie und Therapie aller innern acuten und chronischen Krankheiten*, mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie, Semiotik, Aetiologie, Diagnostik, und der bei der Behandlung bewährtesten Heilmittel und Arzneiformeln; daneben praktische Cautelen, Winke, kurze Mittheilungen aus eigner Erfahrung etc.;
2) eine *ausführliche medicinische Chirurgie*, mit Einschluss aller kleinern Operationen;
3) die *Geburtshülfe*, und
4) die *Ophthalmologie*, beide mit Berücksichtigung der meisten und am häufigsten vorkommenden Operationen;
5) eine *kurze generelle Pathologie und Therapie*;
6) die *allgemeine und ins Specielle gehende Heilmittellehre*;
7) die *allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten*.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. G. F. Chr. Greiner,

Der Arzt im Menschen oder die Heilkraft der Natur.

Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben. 2 Bände. (62 Bogen.) 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Literaturzeitungen und medicinischen Journale haben den Werth dieses Werks rühmlichst anerkannt, und überheben uns jeder weitern Anpreisung.

Directorium diplomaticum

oder

chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden, vom Jahre 704 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts von August Schultes. 2 Bände oder 8 Hefte mit Register in 4. 1820—25. Altenburg und Rudolstadt. Herabgesetzter Preis, so weit der Vorrath reicht, 6 Thlr.

Aug. Matthiä's,

vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. 1833. Gr. 8. (20½ Bogen.) 1 Thlr.

„Es kann für das wissenschaftliche, besonders humanistische Publicum nur erfreulich sein, hier alle Programme und sonstige Schulschriften des verdienten M., welche durch Wahl zeitgemäßer Themata ebenso sehr wie durch eine gründliche Ausführung sich viele Freunde erworben haben, vereinigt zu finden". (Leipz. Lit. Ztg. 1833. Nr. 297.)

Georg Spalatin und die Reformation der Kirchen und Schulen zu Altenburg, von J. Wagner. Gr. 8. Mit 1 Portr. 1830. Brosch. 14 Gr.

Literarische Anzeige.

Neuer Verlag von B. C. Ferber in Gießen.

Hauptober, Jos., Uebungsbuch für Anfänger in der lateinischen Sprache, enthaltend auserlesene deutsche Beispiele zum Uebersetzen ins Lateinische ꝛc., nebst 2 Tabellen. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 12 Gr., oder 54 Kr.

Die schönen, ganz dem Kindesalter angepaßten Beispiele, welche dies Uebungsbuch enthält, haben schon die Einführung der 1sten Auflage in vielen Schulen veranlaßt. Wahrhaft bereichert ist jedoch die hier angezeigte 2te Auflage, welche durch die neuerliche Anfügung der „Grundformen der deutschen und lateinischen Sprache, sowie der zwei Geschlechts- und Conjugationstabellen" eine so hohe Brauchbarkeit erlangt hat, daß nach dem Urtheil von Sachkennern jungen Lateinern kein besseres Anfangsbuch in die Hände gegeben werden kann. Bei directen Bestellungen in Partien werde ich die Einführung erleichtern.

Koch, Dr. A. L. Th., Weihestunden des Lebens. Mit einem schönen Titelkupfer. Broschirt 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Puchta, Dr. W. H. (Landrichter in Erlangen), Ueber die gerichtlichen Klagen, besonders in Streitigkeiten der Landeigenthümer. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Der berühmte Herr Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieses Werks unstreitig ein neues bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben, und dadurch eine gefühlte Lücke in der deutschen Literatur ausgefüllt. Wie glücklich Er seine Aufgabe gelöst, beweist schon jetzt gleich nach Erscheinen der außerordentliche Beifall des juristischen Publicums, daher dies Werk bei keinem Juristen vermißt werden sollte.

Snells, C. W. und F. W. D., Handbuch der Philosophie für Liebhaber. 1ster Band empirische Psychologie. 3te Auflage. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Das ganze Werk besteht aus 8 Bänden und kostet 9 Thlr., oder 16 Fl. 12 Kr.,

auf einmal genommen aber nur 7 Thlr., oder 12 Fl. 36 Kr.

Inhalt der übrigen Bände:

2ter Band: Aesthetik, oder Geschmackslehre. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. III. 1. Logik, oder Verstandeslehre. 3te Auflage. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr. III. 2. Metaphysik. 2te Auflage. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr. IV. Moralphilosophie. 2te Auflage. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. V. Philosophische Religionslehre. 2te Auflage. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. VI. Philosophische Rechtslehre. 1 Thlr 16 Gr., oder 3 Fl. VII. Einleitung in das Studium der Philosophie. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. VIII. Geschichte und Literatur der Philosophie. 2 Theile. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Abermals die dritte Auflage des 1sten Bandes eines Werks; so sehr geeignet, das für jeden nach Bildung strebenden Menschen, und namentlich für jeden Studirenden unentbehrliche Studium der Philosophie durch lichtvolle und faßliche Darstellung ungemein zu erleichtern, und dadurch das menschliche Wissen vielseitig zu fördern. Es sollte aber auch dies Werk in keiner höhern Schulanstalt mangeln, und habe ich zur leichtern Erreichung dieses Zweckes den an sich billigen Ladenpreis bei Abnahme aller Bände von 12 Thlr., oder 21 Fl. 36 Kr., abermals bedeutend ermäßigt. — Bei Einführung einzelner Theile werde ich bei directen Bestellungen den Schulgebrauch durch Partiepreise erleichtern.

Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß. Herausgegeben von Linde, Marezoll, v. Schröter. VII. Bandes 1stes, 2tes Heft. Gr. 8. Brosch. Preis des Bandes von 3 Heften 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Fortwährend sind auch vollständige Exemplare der ersten 6 Bände dieses hinreichend bekannten Werks zum Ladenpreis von 12 Thlr., oder 21 Fl. 36 Kr., zu erhalten. Des VII. Bandes 3tes Heft erscheint in der Kürze. Zu erhalten durch alle Buchhandlungen.

Gießen, im Juli 1834.

B. C. Ferber.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen (Wien, bei Gerold) zu haben:

J. L. von Pyrker's sämmtliche Werke. Dritter Band.

Auch unter dem besondern Titel:

Perlen der heiligen Vorzeit.

Gr. 8. Mit Titelvignette.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Den vielen Verehrern des gefeierten Verfassers dient zur Nachricht, daß mit diesem drittem Bande dessen sämmtliche Werke geschlossen sind. Auch glauben wir uns verpflichtet, zugleich zu bemerken, daß die „Perlen der heiligen Vorzeit" in dieser neuen Ausgabe sehr bedeutend vermehrt worden sind.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwurf

einer vollständigen

Executions- und Subhastationsordnung

nach preußischem Rechte,

durch

Zusammenfügung der Vorschriften der Gerichtsordnung und späterer Gesetze und Rescripte,

besonders

der Verordnung vom 4. März 1834.

Von

W. H. Jobst,

königlichem Justizrath.

Preis geheftet 12 Gr.

Stettin, Nicolai'sche Buchhandlung. Gutberlet.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

KRITISCHE BLÄTTER

für Forst- und Jagdwissenschaft, herausgegeben von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath und Professor, Director der königl. preuß. höhern Forstlehranstalt, Ritter des kaiserl. russ. St Annenordens 2. Classe ꝛc. 7ter Band 2tes Heft. 8. Auf Velinp. Brosch. Preis 1 Thlr.

Inhalt: I. 8 Recensionen. II. Abhandlungen. Ueber den lichten oder dunkeln Stand der Buchen-Besamungsschläge. — Kiefernsaat und Kiefernpflanzung — Insektensachen.

— Ueber den Begriff der Worte: Hoch- und Niederwald. — Ueber Brennholztaxen nach Brenngüte.

MAGAZIN

der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner und Deutschen, in der gesammten Gewerbskunde, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Landwirthe, mit vielen Abbildungen von Maschinen, Werkzeugen, Geräthen, Vorrichtungen und andern den deutschen Gewerbtreibenden nützlichen Dingen mehr. Herausgegeben von Dr. F. A. W. Netto, unter Mitwirkung des Kunst- und Gewerbevereins zu Leipzig. Neueste Folge. Erster Band. 12 Hefte mit 402 Abbildungen auf 12 Foliotafeln. Preis zu 8 Gr. das Heft.

Dieses seit 30 Jahren bestehende, für die Erweiterung der deutschen Gewerbsbetriebsamkeit bestimmte Werk, hat durch die zeitgemäße Einrichtung, welche dem ersten Bande der neuesten Folge desselben gegeben worden ist, und bei dessen so sehr wohlfeilen Preise, wodurch es jedem Gewerbtreibenden leicht anzuschaffen und für sein Gewerbe Nutzen daraus zu ziehen möglich wird, ohne daß es auf dem Titel besonders zu bemerken nöthig gewesen wäre, alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt, wodurch dasselbe als ein:

„DEUTSCHES GEWERBS-PFENNIGMAGAZIN"

zu betrachten ist. Für den unerhört wohlfeilen Preis von 4 Thlr. jährlich, lieferte es in dem vorliegenden Bande 160 Abhandlungen über neue nützliche Erfindungen u. s. w. Es wurden in demselben 155 neue Werke der Gewerbskunde angezeigt und 41 derselben rücksichtlich ihrer Nützlichkeit und ihres Werthes beurtheilt. Der demselben beigegebene „Sprecher" theilte höchst interessante Nachrichten über den hiesigen Kunst- und Gewerbsverein und mehreres Andere mit. Das Ganze begleiten 402 sauber gestochene Abbildungen.

Den sprechendsten Beweis der sorgsamsten und gemeinnützlichsten Anordnung liefert aber der Umstand, daß nach der auf dem Titelblatte eines jeden Heftes gegebenen Mittheilung, überhaupt die in diesem Bande gegebenen vielen Aufsätze, für: 169 und andere Gewerbtreibende von Nutzen und Interesse sind. Die große Anzahl der hier berücksichtigten Classen der Gewerbsbürger überhebt uns der weitern Anpreisung.

Kretschmar, Dr. K. J., Streitfragen aus dem Gebiete der Homöopathie.

(3½ Bog. in gr. 8.) Leipzig, Hinrichs. 1834. Geh. 6 Gr.

Ein denkender Arzt, Verehrer und Ausüber der homöopathischen Praxis, spricht sich hier über die Unsicherheit und Unstatthaftigkeit mancher Sätze der Hahnemann'schen Theorie freimüthig und unbefangen aus und zeigt dadurch, daß es wohl jetzt noch zu früh war, eine allgemeine, alleingültige Theorie des Heilverfahrens aufzustellen.

Bei Karl Curths in Berlin ist soeben erschienen:

Macrobiotus Hufelandii descriptus a Dr. C. A. S. Schultze. Mit Abbildung. 4. Geheftet. Pr. 8 Gr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rahel.

Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.

(Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.)

3 Theile. (113½ Bogen.) Geh. 3 Thlr.

Die Theilnahme, welche eine kleine Auswahl des geistigen Nachlasses einer der edelsten Frauen unserer Zeit bei seinem ersten Erscheinen im Freundeskreise gefunden, hat zugleich das allgemeinste Verlangen danach rege gemacht. Wir freuen uns daher, diesem Verlangen entsprechen und dem Publicum diese erweiterte Ausgabe in 3 Bänden übergeben zu können.

Duncker und Humblot in Berlin.

Oken's Naturgeschichte.

An alle solide Buchhandlungen ist versandt:

Allgemeine Naturgeschichte

für alle Stände,

von

Professor Oken.

Elfte Lieferung, Preis 18 Kr. — 5 Gr.

Die zwölfte Lieferung erscheint in 14 Tagen.

Ferner ist, hierzu gehörend, kürzlich erschienen:

Abbildungen

zu

Oken's Naturgeschichte.

Thierreich, erste Lieferung.

10 Tafeln Abbildungen, nebst 2 Bogen Text.

Gr. Folio, Velinpapier, Preis 1 Fl. — 15 Gr.

Beide Werke bedürfen keiner Empfehlung, sie sind durch unzählige Recensionen als höchst unterrichtend, als unerreicht erkannt und verbreitet.

Karl Hoffmann in Stuttgart.

(Neue Schrift.) Im Verlage der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen:

Chronologischer Abriß

der Geschichte der europäischen Staaten,

von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des Jahres 1833.

Erstes Bändchen: Frankreich.

236 Seiten, broschirt, Subscriptionspreis 48 Kr., oder 12 Gr.

Geographie für Schulen,

nach den neuesten Bestimmungen, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland,

von E. G. Kies, Professor.

Vierte, nach den gegenwärtigen Anfoderungen bearbeitete und vermehrte Auflage.

23½ Bogen. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Ahasverus.

Frei aus dem Französischen des *EDGAR QUINET.*

Elegant broschirt. Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Ueber den Werth dieser ganz eigenthümlichen Dichtung haben der Courrier français und die Revue de Paris sich ausführlich geäußert. Die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts in allen seinen tausendfachen Schattirungen findet sich darin in das Schicksal eines Einzigen — Ahasverus — zusammengedrängt, und in vier Tagen: der Schöpfung, der Leidenszeit, dem Tode und dem jüngsten Gericht — nach großen Umrissen zur Darstellung gebracht. — Wie in Frankreich, wird das, durch Originalität und Reichthum von Poesie ausgezeichnete

Werk auch bei uns enthusiastisches Lob und bittern Tadel, kurz, es wird das Schicksal alles Außergewöhnlichen erfahren; — und hierin liegt sein Interesse und seine beste Empfehlung.

Der erste und zweite Tag ist versandt und in allen Buchhandlungen vorräthig, der dritte und vierte, jeder ungefähr 9 Bogen stark, folgen in ein Paar Wochen nach.

Anzeige.

Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig erscheint und nehmen alle gute Buchhandlungen Bestellung an auf die

Pfennig-Ausgabe

(in Heften à 6 Gr., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr. Rhein.)

der

Geschichte des Preußischen Staates und Volkes,

für alle Stände bearbeitet

von

Dr. Eduard Heinel,

evangel. Pfarrer zu Tannsee.

Fünf Bände in gr. Octav.

Diese „Geschichte des Preußischen Staates und Volkes für alle Stände", wird, wie oben bemerkt, in fünf Bänden, in groß Octav mit schöner deutlicher deutscher Schrift auf gutem weißen Papier sauber und correct gedruckt, erscheinen; um nun dieses wichtige und gehaltvolle Werk, welches nicht für den gelehrten Forscher, sondern für die Gebildeten aller Stände zur belehrenden und zugleich angenehm unterhaltenden Lecture geschrieben ist, auch allen Ständen zugänglich zu machen, und selbst die Unbemittelten in den Stand zu setzen, sich dasselbe anschaffen zu können, wird es in Heften von 6—8 Bogen ausgegeben werden. Fünf bis sechs solcher Hefte bilden immer einen Band und der Preis eines Heftes ist 6 Gr., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr. Rhein., zahlbar bei Empfang.

Wer 6 Exemplare nimmt erhält ein Frei-Exemplar.

Der Druck hat bereits begonnen und wird ununterbrochen fortgesetzt. Alle 3—4 Wochen wird ein Heft ausgegeben; das Erste am 15ten September d. J.

Die Subscription gilt für das ganze Werk, und rechnet die Verlagshandlung auf eine bedeutende Theilnahme um so mehr, als das Werk, ein ebenso interessantes als belehrendes, einem lang gefühlten Bedürfniß abhilft, der Preis billig gestellt, und die Anschaffung durch das Erscheinen in Heften so außerordentlich erleichtert ist. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Bücheranzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Leben und Streben Samuel Hahnemann's,

des Erfinders und Begründers der homöopathischen Irrlehre, nach den besten Quellen geschildert

von

Dr. Johannes Mühlenthor.

Mit Hahnemann's Bildniß.

Gr. 8. Brosch. 6 Gr.

H. Vegler'sche Buchh. in Potsdam.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

The complete Works

of E. L. Bulwer, Esq.

Vol. 1. Pelham, Vol. 2. England and the English, Vol. 3. The pilgrims on the Rhine, Vol. 4. The Disowned.

Der Subscriptionspreis für jeden Band bei Abnahme des Ganzen ist 1 Thlr. Einzeln ist jeder Band, der stets ein vollständiges Werk enthält für 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Diese ebenso elegante, sehr correcte und überaus wohlfeile Octavausgabe des berühmten Schriftstellers, wird noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden und 8 bis 10 Bände füllen. Die Ansicht der fertigen Bände, welche man in jeder Buchhandlung erlangen kann, wird die beste Empfehlung des Dargebotenen abgeben.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fantasiebilder,

gesammelt am malerischen Ufer der Spree.

Von einem Unbekannten.

Gr. 12. 7 Bog. auf feinem Velinp. Geh. 20 Gr.

Berlin, im Juli 1834.

J. G. Hasselberg.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist soeben erschienen:

Ueber Eisenbahnen und Dampfwagen.

Aus dem Englischen übersetzt von Fr. Boldemann.

3 Bogen. Gr. 8. Geheftet. 8 Gr.

Bei der Theilnahme, welche die Erfindung der Eisenbahnen und Dampfwagen als vervollkommnetes Mittel der Communication und des Verkehrs, jetzt fast in allen Theilen Deutschlands findet; wird diese Schrift, als ein Mittel sich über diesen Gegenstand zu unterrichten dem Publicum willkommen sein.

(Große Bücherversteigerung.) Soeben hat die Presse verlassen und ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Verzeichniß von 5431 gebundenen oder broschirten Werken, welche vom 15ten October 1834 an in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart öffentlich versteigert werden.

Bücherfreunde werden in diesem systematisch geordneten Kataloge neben Werken, die durch Seltenheit höchst merkwürdig sind, eine Menge ebenso wichtiger als geschätzter Bücher antreffen, und wohl manches finden, was sie auf verschiedenen Wegen vergebens zu erhalten gesucht.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann (Karl Dietrich),

Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Prämie

von

vorläufig fünfhundert Thaler preuß. Cour.

Für eine Preisaufgabe dürfte es wol nicht leicht ein wichtigeres staats- und privatrechtliches Thema geben, als das einer möglichst gründlichen Aufklärung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses! Wenn die Wichtigkeit dieses Gegenstandes nicht so allgemein anerkannt wird, als sie es verdient; wenn der Bürger wähnt, es interessire ihn nicht, was zunächst den Bauer betreffe; wenn ferner die meisten Juristen diese ganze Sache mit einigen Gemeinplätzen und herkömmlichen Redensarten für hinlänglich beseitigt halten; ja wenn selbst Staatsmänner die Hebel verkennen, welche die erste und selbst (vermöge der von Neuem aufgeregten Besorgnisse,) die zweite französische Revolution dadurch erhielt: so weiß man in der That nicht, ob man mehr über die Gedankenlosigkeit und Unkunde, oder über den bösen Willen erstaunen muß! —

Das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß ist nicht allein die Quelle, woraus die Feudalaristokratie ihre Nahrung zog, sondern es ist auch die mittel- oder unmittelbare Grundlage des ganzen bisherigen Staats- und Civilrechts, so wie des Criminal- und Civilprocesses. Denn dasselbe bezeichnet ja — sobald man es näher beleuchtet und sich nicht durch den isolirenden Standpunct der bisherigen Vorurtheile irre machen läßt — den Charakter der vorherrschenden politischen Hauptelemente — nämlich der Feudalaristokratie inclusive Beamtenherrschaft und Hierarchie — und ihre Stellung zur Hauptmasse des Volks, mit einigen Modificationen und Variationen des städtischen Bürgerthums. — Producte und Ausflüsse dieses Verhältnisses sind daher nicht blos die Abgabenpflichtigkeit und Unterwürfigkeit des Volkes gegen einzelne Bevorrechtigte, sondern auch die Vorrechte, Exemtionen, Privilegien ꝛc. selbst, nebst der Verschiebung aller Eigenthums- und Social-Verhältnisse der Einzelnen, wie der Communen, ferner, als weitere Folge davon, fast alle Mängel in der Gesetzgebung und Rechtspflege, und des dadurch herbeigeführten Declarationenwustes, besonders hinsichtlich der Lehre des Besitzes, der Verjährung, des Lehnswesens, der Servituten, der Gemeinheiten und insonderheit aller, jenes Verhältniß selbst mittel- oder unmittelbar berührenden Materien. Ja selbst der Kampf gegen die wichtigsten Anforderungen der Zeit Hinsichts der Stände- und Communal-Verfassungen, der Oeffentlichkeit, Jury, Preßfreiheit, Abgaben- und Soldaten-Verminderung, Gleichheit vor dem Gesetze, freien Theilbarkeit des Eigenthums, Abschaffung der Patrimonialgerichte ꝛc. findet zuletzt nur seinen Schlüssel und offenen oder versteckten Anhalt in Vorwänden, welche aus der vorgeblichen Gestalt jenes Verhältnisses entlehnt sind und die resp. (wenn auch unter andern Formen,) dieselbe Bevormundung und hierdurch allmählige Beknechtung des Volkes zum Ziele haben. Es muß daher einem Jeden, wenn er auch nicht mit der unzertrennlichen Verbindung und Rückwirkung der verschiedenen Rechtsverhältnisse, wie sie durch Reverse, Recesse, Gesetze, rückwirkende Declarationen ꝛc., (welche die sogenannten Gutsherren den Landesherren abgerungen haben,) erst entstanden sind, bekannt ist, selbst schon nach dem eben Gesagten einleuchten, daß durchaus gar keine auf wahrhafte Rechtsprincipien gebaute Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege möglich ist, so lange als nicht jenes unglückliche Verhältniß vollständig erkannt und aufgeklärt wird. Bis dahin dienen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, — alle neue Zuthaten, welche Gesetzgeber, Doctrinairs und Beamte unter steter Wiederholung der hergebrachten Vorwände und Vorurtheile liefern, nur zu größerer Verwirrung und zum Unheil! — Die innige Ueberzeugung von der traurigen Wahrheit des eben Gesagten und die Unmöglichkeit, ohne gründliche theoretische Prüfung jenes Verhältnisses in der Praxis (wenn diese nicht blos ein blind unter Autoritäten herumtappendes Würfelspiel seyn soll) einen einzigen Schritt mit Sicherheit zu thun, veranlaßten den Unterzeichneten zu dem literarischen Versuche, jenes überaus wichtige, aber vielfach absichtlich verdunkelte Verhältniß aufzuklären *).

---

*) S. des Verfs. rechtshistor. Untersuchungen, das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in Deutschland betr., nebst einem kurzen Anhange über den Abzug an den gutsherrlich-bäuerlichen Leistungen wegen der westphäl.-preuß. Grundsteuer. 2 Thle. Bremen, bei Heyse, 1822. Der 3. Theil (auch unter dem selbstständigen Titel: Beiträge zur Charakteristik des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses, der Leibeigenschaft, der Reallasten, der un-

Dabei zeigte der Verf. unter andern, daß die rechtshistorische Natur desselben rein staatsrechtlich ist; daß die Vorfahren des Bauernstandes (das eigentliche Volk) ursprünglich und am längsten frei und die in der Rechtsgeschichte vorkommenden (nicht mit ihnen zu verwechselnden!) servi nur ihre Dienstboten waren; daß ferner nur der amtliche oder obrigkeitliche Verband die eigentliche Quelle und den Hauptcharakter jenes Verhältnisses bildete; daß der Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt (zunächst insonderheit durch den Heerbann u. s. w.) in dem Maße, als die früher vom Volke frei gewählten Obrigkeiten sich allmählig (insonderheit durch das verfehlte Beamtensystem Carl's des Großen unter dessen schwachen Nachfolgern,) unabhängig und erblich machten, die früher freiwilligen Abgaben des Volkes an sie nach und nach erzwang und erweiterte; daß erst hierdurch das Feudalwesen entstand und dieses, Deutschland in eine Menge kleiner Bezirks- und Territorial-Obrigkeiten zersplitternd, nicht blos die Mittelbarkeit des Unterthänigkeitsverhältnisses, sondern auch zugleich in den Zeiten des, hierdurch entstandenen, Faustrechts die Schutzbedürftigkeit der Schwächern und ihre Pflicht, sich schützen zu lassen, mit den hieraus folgenden verschiedenen Abgaben, Leistungen und dem ganzen Traditions- und sogenannten Beleihungs-Wesen, als bloßen Zeichen der Unterwürfigkeit, erzeugte. Der Verf. entwickelte ferner, wie eben deshalb die gutsherrlich-bäuerlichen Leistungen als solche in der Regel nur obrigkeitlich-schutzherrliche Abgaben (Steuern*)) sind, welche bald mehr die Farbe der einen, bald mehr der andern Entstehungsweise, gewöhnlich aber beider zusammen, an sich tragen. Er zeigte, wie allmählig diese Abgaben ganz auf gleiche Weise, wie die Landesherren, Landesobrigkeiten, die Steuern vermöge ihrer Landesherrschaft oder Landeshoheit erheben, auch von den sich ihnen, selbst dem Namen nach, zur Seite stellenden Gutsherren, Gutsobrigkeiten, vermöge ihrer Gutsherrschaft oder Gutshoheit als Personal-, Grund- und Gewerbesteuer u. s. w. gefordert und erhoben wurden; wie ferner die einträglichen Consense (Confirmationen) der Gutsherren (Gutsobrigkeiten) nur denen, welche jetzt von den Gerichten und administrativen Behörden ausgehen, correspondirten; ja wie auch selbst die glebae adscriptio nichts weiter war, als die jetzigen Auswanderungsverbote, und wie die sonstigen Beschränkungen der Freiheit nur denen entsprechen, welche auch jetzt noch die Staatsbürger als solche vielfach treffen; wie aber die Abmeierungen, Niederlegungen der Bauern u. s. w. nur die Mißgeburten eines fiskalischen, summarischen, vom eigenen Interesse geleiteten Prozeß- und Executionsverfahrens waren u. s. w. Verf. wies desgleichen nach, daß die gutsherrlich-bäuerlichen Leistungen als solche, eben deshalb zugleich als Ausflüsse der Leibeigenschaft erscheinen, indem die letztere (Eigenschaft) mit Subjection, Hörigkeit, Unterwürfigkeit (Unterthänigkeit, Erbunterthänigkeit, Eigenbehörigkeit u. s. w.) ursprünglich gleichbedeutend war und (obschon durchaus von dem Verhältnisse jener früheren servi verschieden) nur späterhin, nach dem Grade der Härte des Drucks, auch dem Worte eine härtere und andere Bedeutung gegeben ward, als es früher hatte. Verf. zeigte ferner, daß diese Leibeigenschaft in dem späteren härteren Sinne sich nicht etwa, wie gewöhnlich behauptet wird, nach und nach gemildert, sondern vielmehr erst durch die sogenannten Landfrieden ausgebildet und von dieser Zeit an bis auf die neueste täglich erschwert hat. Namentlich führte er in dieser Hinsicht an, daß insonderheit die sogenannten Gutsherren durch die einseitig von ihnen gehandhabte Gesetzgebung und Rechtspflege, so wie durch die von ihren Genossen und Creaturen geleiteten Regulirungen, Commissionen u. s. w. selbst noch in neuerer Zeit die bäuerlichen Leistungen vielfach erweiterten und vermehrten, dagegen sich den ihnen dafür obliegenden Gegenleistungen immer mehr entzogen. Er zeigte, wie sie ferner die Erschwerung jenes Verhältnisses auch dadurch bewirkten, daß sie die eigenen und resp. die durch Verabsäumungen ihrer Obliegenheiten erst entstandenen Lasten auf das Volk wälzten und dasselbe zwangen, die von ihnen verabsäumten obrigkeitlich-schutzherrlichen Gegenleistungen (obschon sie dafür fortdauernd von ihren sogenannten Unterthanen Abgaben und Leistungen forderten) den aufblühenden Landeshoheiten nochmals besonders zu versteuern; ja, daß sie zuletzt die rücksichtlich ihrer Belastung ihnen verbleibenden Unterthanen durch ähnliche Manipulationen vielfach nöthigten, sogar die Staatssteuern von den zu entrichtenden Prästationen — mithin Steuern von Steuern — zu zahlen! — Der Verf. erörterte desgleichen die Gründe, weshalb der durch solche (auf dem Papiere dem ohnerachtet als vorgebliche Erleichterungen angepriesenen! seine Lage immer mehr erschwerenden) Neuerungen mißtrauisch und tückisch gemachte Bauernstand zwar streng rechtlich gar keine Verpflichtung mehr habe, für Nichts jene obrigkeitlich-schutzherrlichen Abgaben ferner zu entrichten; daß auch eben so wenig durch Verjährung oder Veranschlagung der genannten Lasten bei den Taxen u. s. w. eine solche Verpflichtung begründet werden könne*); daß es

gemessenen Dienste ꝛc. in Deutschland, nebst einer Anwendung der neuern preuß. Gesetzgebung darauf) erschien 1830 zu Zerbst bei Kummer.

*) Ueber die rechtshistorische Bedeutung des Worts Steuern cf. des Verfs. R. U. Th. 3. S. 224. Anmerk. 200. Dadurch erklären sich von selbst mehrfache Mißdeutungen dieses vom Verf. zur nähern Bezeichnung gewählten Ausdrucks. cf. auch des Verfs. R. U. I. S. 8 ff. 81 ff. S. 120 ff. 202 ff. II. S. 34 ff. 125 ff. III. S. 38 ff. Anmerk. 30 u. s. w. Zusätze §. 27—36. 41—48. 78. Die älteste Steuer war der Zehnt (die meisten Kornabgaben waren aber ursprünglich Zehnten!). Auch ist die Natur des Zehnten als Steuer ganz unzweifelhaft, cf. R. U. I. S. 205 ff. Uebrigens sind unter der obigen Darstellung nicht blos die weltlichen Beamten und Obrigkeiten, sondern auch die geistlichen mit den Voigten (advocati) der Stifter, Klöster u. s. w. begriffen. Das Colorit der Abgaben an dieselben war nur verschieden, das Wesen derselben aber bei Beiden gleich. Den Mißbräuchen der weltlichen Beamten und Obrigkeiten correspondirten die der Geistlichen, der Erblichmachung aber die Errichtung von Stiftern, Klöstern u. s. w.

*) S. auch des Verfs. Schrift über die erwerb. Verjähr. Magdb. 1825, bei Heinrichshofen (besonders §. 32 ff. u.

insonderheit nichts Ungerechteres gebe, als die Präſtationspflichtigen noch obenein zu zwingen, die von ihnen abzugebenden Nutzungen für die Empfänger derſelben — für welche ohnehin eine Steuerexemtion nie rechtlich begründet war — zu verſteuern; daß indeß bei Auflöſung jenes gutsherrlich-bäuerlichen Nexus wohl die Billigkeit, einzelne Contractsverhältniſſe oder etwaige Zweifel über deren Exiſtenz für eine mäßige Entſchädigung der Berechtigten ſprechen. Er bemerkte indeß dabei, daß dafür aber unmöglich die ſogenannten Regulirungs- und übertrieben hohen Renten- und Ablöſungs-Sätze, Culturgeſetze, Gemeinheitstheilungsordnungen u. ſ. w. neuerer Zeit gelten können, ſo weit ihnen nicht eine unparteiiſche Rechtsprüfung vorherging. Er zeigte, daß vielmehr dadurch blos eine unendliche Erſchwerung und Verewigung der materiellen Sclavenfeſſeln mit dem Namen einer Aufhebung der Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit u. ſ. w., nebſt allen ihren Folgen (die man nichts deſto weniger fortbeſtehen läßt und erſchwert!) übertüncht werde. Verf. entwickelte, wie ſolches inſonderheit dadurch geſchehe, wenn jene Geſetze ohne vorgängige Prüfung des vorliegenden Verhältniſſes die rechtliche Begründung der ſämmtlichen bäuerlichen Präſtationen als ganz unzweifelhaft vorausſetzen, ja ſelbſt vielfach eine jede desfallſige Erörterung durch Vorurtheile, präjudiciell-befeſtigende Präſumtionen abſchneiden; wenn ſie ferner auf die Gegenleiſtungen und Steuerpflicht der Gutsherren wenig oder gar keine Rückſicht nehmen und die Präſtationsgeber zur Anerkennung eines Werths der Leiſtungen und Abgaben zwingen, welchen ſie nie vorher gehabt haben, und welchen die (für Principien, welche den Gutsherren vortheilhaft ſind, betheiligten) Commiſſarien und Behörden noch mehr ſteigern und übertreiben; ja, wenn ſie endlich die Präſtationsgeber nicht blos zur Ablöſung berechtigen, ſondern auch auf einſeitigen Antrag der Empfänger (ſelbſt gegen die Natur der Renten und Gülten!) dazu verpflichten, und indem ſie dabei wohl noch obenein die Erlegung des fünf und zwanzigfachen Betrages der übertrieben hoch abgeſchätzten jährlichen Leiſtungen fordern, dieſelben nicht ſelten dadurch verdoppeln und vervierfachen, und ſo die Berechtigten möglichſt bereichern! — (In Heſſendarmſtadt wurde daher nur der funfzehn- bis achtzehnfache jährliche Betrag als Ablöſungsſumme beſtimmt und in Baden hat man neuerdings dadurch noch mehr Billigkeit in die Ablöſung der Frohnden (auch der Zehnten u. ſ. w.) zu bringen geſucht, daß von den mittleren Preiſen der Dienſte ein Fünftel bis zwei Fünftel vorgängig abgezogen wird, und zu dem dann bleibenden achtzehnfach und reſp. zwölffach zu berechnenden Capitalwerthe die Pflichtigen nur ein halb und reſp. zwei Drittel beitragen, das Uebrige aber der Staat zulegt!)

Verf. verkannte zwar nie die Gefahr, welche er lief, indem er eine ſo durchaus neue, von den bisherigen Anſichten abweichende Theorie aufſtellte. Auch erwog er ſorgfältig Alles, worauf die früheren Meinungen ſich ſtützten. Allein nirgends fand er — wie er gleichfalls möglichſt gründlich erörterte, auch nur den mindeſten Anhalt für die letzteren. Vergebens ſuchte man nämlich jenem rein politiſchen Verhältniſſe in der neueren Zeit, als die immer mehr erſtarkende Landeshoheit die Gutsherrſchaft als ſolche ſich unterzuordnen ſuchte, einen privatrechtlichen Anſtrich und Anhalt zu geben. Indeß, daran hatte früher Niemand gedacht. Vielmehr würde hierin die Gutshoheit früher nur eine ſie im höchſten Grade beleidigende Beſchränkung gefunden haben! Es wurde zwar zu dieſem Behuf das Vorgeben erſonnen, daß die große Hauptmaſſe des Volks (d. h. die Vorfahren des jetzigen Bauernſtandes) früher eigenthumslos geweſen wäre und ſo lange mit ihrem Eſſen und Trinken gewartet hätte, bis ihnen alles dies erſt von den Zinnen und aus den Pforten der Ritterburgen und Klöſter gereicht, und ein beſiegelter Leihbrief für die Beſitznahme des Grundes und Bodens, ſo wie für ihre Betriebſamkeit ertheilt ſei, damit ſie dafür jenen Mächtigen dienen, ſteuern und gehorſamen möchten. Den Beweis für dieſes Märchen iſt man indeß natürlich ſchuldig geblieben, wenn gleich auch noch neuerdings (cf. H. L. Z. 1830. Nr. 166.) ein Recenſent die Stirn hatte, die vielen dagegen ſprechenden Beweiſe des Verf. mit der nackten Behauptung vernichten zu wollen: „Die erſten Anſiedler waren zuverläſſig (??) unſere Gutsherren!“ — Der einzige Anhalt für ſolche Behauptungen blieb nur der Umſtand, daß eine Autorität es der anderen gedankenlos nachgeſchrieben hat. Wenn man ſie alle bis zu ihrer letzten Quelle verfolgt, ſo beſtehet dieſe nur höchſtens in den Fabeleien der ſpeierſchen Chronik von Lehmann, obſchon ſelbſt dieſer noch nicht einmal an jenes Märchen dachte, ſondern nur Manches über die Entſtehungsweiſe der Leibeigenſchaft (und zwar, wie Verf. gleichfalls nachwies) ohne den mindeſten Beleg vortrug, was in das Reich jener von ihm erzählten wahrhaften Geſchichten, z. B. von dem Gaſtmahle gehört, welches ein Mönch, Albertus Magnus (?) dem Kaiſer Wilhelm (deſſen Schweſter nach derſelben Quelle 364 Kinder auf einmal geboren!) 1246 am 6. Jan. zu Cöln, in einem mit Schnee bedeckten Garten, gab, deſſen Bäume inzwiſchen plötzlich Blüthen und Früchte trugen! Gleichſam als wären die Obrigkeiten die erſten Menſchenkinder geweſen und nicht erſt aus der Mitte, ja anfänglich nur durch die freie Wahl des zahlreichen (ſelbſt in einzelnen Abtheilungen der Römermacht Trotz bietenden) Volkes hervorgegangen, wollte man ſie als die alleinigen urſprünglichen Beſitzer alles Grundes und Bodens betrachtet wiſſen, und in den ſogenannten Leihbriefen u. ſ. w. nicht die mit mönchiſcher Schlauheit dem ſchreibens- und leſensunkundigen Volke gegen tüchtige Gebühr in die Hände geſpielten lateiniſchen, oder ſonſt unverſtändlichen, faſt durchgängig verfälſchten Grundbriefe, Confirmationsurkunden (an deren Stelle die ſpäteren Hypothekenſcheine traten) erkennen.

---

§. 59 ff.), in welcher zugleich gezeigt iſt, welche Irrthümer jener gutsherrl. Einfluß auf die Geſetzgebung und Rechtspflege auch in dieſer Materie erzeugte und wie das der Verjährung einzig zum Grunde liegende Princip der ſtillſchweigenden Uebereinkunft zur Läuterung derſelben vor allen Dingen feſt zu halten iſt und die einzelnen Requiſite der Verjährung genauer zu beſtimmen ſind.

Indeß auch in dieser Beziehung glaubt Verf. hinreichend nachgewiesen zu haben, daß jene in der neueren Zeit ersonnene Hypothese durchaus aller Beweismittel entbehre; daß dafür einzelne zweideutige sogenannte Leihbriefe eben so wenig, als spätere einzelne Ueberlassungs- und Pachtcontracte gelten können; daß ferner Alles, was von den zeither ganz falsch dargestellten sogenannten Völkerwanderungen, Unterjochungen einzelner Völkerstämme, Ansiedelungen u. s. w. als historische Wahrheit übrig bleibt, auch nicht einmal einen Scheingrund für jene Hypothese liefere, und daß sie endlich gegen die unzweifelhaftesten rechtshistorischen Thatsachen verstoße!

So wie der Verf. aber das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß im Allgemeinen beleuchtete und zeigte, wie dasselbe insonderheit durch die einseitige Richtung der Gesetzgebung und Rechtspflege, durch zum Theil mißverstandene und unpassende, zum Theil absichtlich falsch angewendete römische Rechtsbegriffe, durch Possessoria, sogenanntes summarisches Verfahren (welches jede genauere Prüfung und die Advocaten zurückwies) u. s. w. erweitert und befestigt ward; eben so verfolgte er dasselbe Ziel auch in der Lehre von Gemeinheiten, Servituten und Gemeinheitssonderungen*). Er zeigte, wie auch hier sich vielfach jene feudal-aristokratischen Vorurtheile mit der ihnen verschwisterten und gleiches Interesse verfolgenden Aristokratie des Besitzthums gegen Wahrheit und Recht verbanden, um dem Volke das, was ihm zur Wohlthat gereichen sollte, zu verkümmern und zum Verderben umzuschaffen, Einzelne aber auch bei den Separationen, wie dort bei den Ablösungen ꝛc. noch einmal recht tüchtig auf Kosten des ärmern und unterdrückten Theils zu bereichern. Er entwickelte, wie die deshalb von den größern Gutsbesitzern und ihren Genossen ersonnenen und angewendeten Theilungsmaßstäbe nach der Durchwinterung, nach dem Viehstande ꝛc. eben so sehr der rechtshistorischen Bildungsweise der Gemeinheiten widersprechen, als unlogisch, unjuristisch und selbst unökonomisch sind, zugleich aber die Kosten, Schwierigkeiten und den Zeitaufwand der Separationen unendlich vermehren, alle Rechtsbegriffe verwirren, durch ihre Ungerechtigkeit die größte Erbitterung, ja processualische Streitigkeiten, an welche sonst nie gedacht sein würde, erzeugen, und die Vergleiche erschweren, eben weil sie bloße (noch dazu ganz verkehrte) Maßstäbe für das erst vorgängig zu erörternde Recht an die Stelle des Rechts selbst setzen. Er zeigte dabei unter andern, daß die durchwinternde Stallfütterung neuerer Zeit geradezu im Widerspruche mit der Weidenutzung stehe, von manchen Gegenständen, z. B. von Holz, Torf u. s. w. das Vieh nichts fresse, überdies auch jene willkürlichen Maßstäbe ganz gewaltige Sprünge von einer möglichen Benutzung bis zur wirklich stattgefundenen und von dieser einen noch größeren Sprung bis zum Nutzungsrechte machen. Verf. erörtert ferner, daß, und wie vor allen Dingen die Rechte des Eigenthums und Miteigenthums von den bloßen Nutzungsrechten und bei diesen wieder die aus einer Gemeinschaft reservirten Gerechtigkeiten von den eigentlichen Servituten zu trennen, auch dabei die Koppel- und die Mithut u. s. w. ganz für sich bestehend zu betrachten sind; daß ferner die Rechte der Mitglieder der Gemeinden (als der ältesten Genossen- oder Gesellschaften) unter sich vor allen Dingen nach den bestehenden eigenthümlichen Socialnormen und resp. nach den Grundsätzen des gemeinschaftlichen Eigenthums zu behandeln sind, so weit nicht specielle Contractsverhältnisse u. s. w. eine Ausnahme hinreichend begründen. Er zeigte, daß jede durch Rückwirkung jenen Socialnexus verletzende Gesetzgebung eben so unheilbringende Folgen und forterbenden Zwiespalt erzeugt, als die (besonders beleuchtete sogenannte) polizeilich-administrative, oder besser gutsherrliche Willkür, welche weder die früheren, noch die späteren Lasten und nachbarlichen Obliegenheiten beachtet, oder solche mit den Rechten im Einklange erhält und alle, selbst die eigenthümlichsten Verhältnisse über einen willkürlich erfundenen Leisten schlägt, oder ihnen z. B. durch das Ansinnen, ihre Socialnormen (Statuten) müßten schriftlich sein, wenn sie beachtet werden sollten, nur die Aepfel des Tantalus zeigt. Verf. erörterte ferner, wie die nur eventuell in Betracht zu ziehenden, eben so unentbehrlichen, als im höchsten Grade gemißbrauchten, Vermuthungen nur allein auf obigem Wege zu gewinnen sind und nicht allein durch allgemeine Rechtsgrundsätze, sondern auch durch die Rechtsgeschichte ihre volle Bestätigung erhalten; wie dagegen aber alle die zur Rechtfertigung jener willkürlichen Maßstäbe ersonnenen Fictionen eben so bodenlos sind, als der sich noch täglich erneuernden Sachlage geradezu widersprechen, wie z. B. das Vorgeben, wer mehr Aecker besitze, habe mehr zur Weidemasse eingeschossen, da grade umgekehrt die Aecker aus der Weide erst ausgerissen sind, also um so viel mehr derselben entzogen haben.

Kurz, auch hier stellte sich der Cardinalgrundsatz heraus, daß ohne vorgängige gründlich gerechte Aufklärung der Natur aller dieser Verhältnisse weder in der Gesetzgebung, noch in der Anwendung und Ausführung derselben von Gerechtigkeit die Rede sein könne! — Ja selbst die Geschichtsforschung — wenn sie nicht blos die feudal-aristokratische Dienerin einer Schule, welche sich vorzugsweise die historische nennt, bleiben soll — kann nur erst durch jene Aufklärung den richtigen Standpunct gewinnen, von welchem die verschiedenen historischen Erzeugnisse jener vorherrschenden politischen Elemente und die eigentlichen

*) cf. des Verfs. theoret. pract. Grundsätze über gemeinschaftliches Eigenthum, Gemeinheiten und Servituten, insonderheit als Grundlage für Gemeinheitstheilungen und Servitutenforderungen, nebst einer Beleuchtung der bisher in Deutschland vorgeschlagenen und beobachteten fehlerhaften Maßstäbe bei Feststellung der Theilnehmungsrechte. Magdeb. 1824, bei W. Heinrichshofen. — cf. ferner seinen Commentar zur königl. preuß. Gemeinh. Theil. Ordg. vom 7. Januar 1821, 1. Thl. Magdeb. 1824, bei W. Heinrichshofen — desgleichen seine Abhandlungen über verschiedene practisch-wichtige Rechtsmaterien, sowohl nach dem gemeinen, als nach dem französischen und preußischen Rechte, zur Förderung des materiellen Rechts bearbeitet. (Erste Abhandlung: über die vorzüglichsten Streitfragen, welche bei Separationen überhaupt und besonders in Stadtgemeinden vorzukommen pflegen, erläutert durch ein practisches Beispiel.) Magdeb. 1828, bei W. Heinrichshofen.

Triebfedern der einzelnen Erscheinungen gehörig zu erkennen und zu würdigen sind.

Der Unterzeichnete, als er vor zehn Jahren mit seinen obigen (hier nur Hinsichts einiger Hauptpuncte kurz zusammengestellten) Ansichten zuerst öffentlich hervortrat, war es sich sehr wohl bewußt, welche große Nachtheile ihm für sein Geschäfts- und Privatleben dadurch erwachsen würden, wenn er (und zwar aus Widerwillen gegen die Anonymität sich nennend) in ein Wespennest der ärgsten Vorurtheile und der herrschendsten Interessen zu stören wage. Indeß er hoffte doch auch auf der anderen Seite, nicht blos „die Unhaltbarkeit der bisher angenommenen Grundsätze erwiesen und dadurch Veranlassung gegeben zu haben, daß diese Angelegenheit, wie sie es verdient, ein Gegenstand allgemein wissenschaftlicher Erörterung werde," sondern auch für sein Streben nach Wahrheit bei „Männern, welche mehr Kenntnisse und mehr Muße, als er besitzen," vielfachen Anklang zu finden, damit sie, „sich dieser Sache annehmen und sie zur vollständigen Aufklärung der Wahrheit führen mögen." Indeß leider verwirklichte sich jene Besorgniß mehr und diese Hoffnung bei weitem weniger, als er erwartete. Er stieß vielmehr auf eine so große Erbitterung und Hartnäckigkeit der Gegner, so wie auf eine solche Lauheit und Gleichgültigkeit fast aller übrigen Juristen, daß er sich darüber hier jedes Urtheils enthalten, sondern solches dem strengen Richteramte der spätern Zeit überlassen will. Die verschiedenen (freilich überhaupt nicht zur gründlichen Prüfung einer ganz neuen Theorie geeigneten!) Recensionen seiner Schriften fanden bald in denselben „sehr brauchbare Beiträge zu einer höchst schwierigen Lehre," desgleichen „Scharfsinn und gründliche Forschung" und daß der Verf. „unparteiisch und besonnen auf dem Wege der Geschichte fortwandle," ja, daß sein „gründliches Werk Epoche macht" — „dessen genauestes Studium zu empfehlen ist;" desgleichen „eine durch scharfsinnige und gelehrte Behandlung belehrende Lectüre *);"

bald aber fanden sie nur von allem diesen das Gegentheil. Vorzüglich aber suchten die Gegner in der zufälligen Stellung des Verfs. als Anwalt den Beweis seiner Unfähigkeit, in dieser Sache eine Stimme abzugeben, die eben deshalb schon a priori nur einseitig und leidenschaftlich sein könne; auch sehe es, meinten sie, in dem deutschen Privatrechte (d. h. in den vom Verf. angegriffenen Compendiensätzen!) und in der Wirklichkeit (obschon aus dieser des Verfs. Theorie geschöpft war!) ganz anders aus, als er sich nach den von ihm „ausgekramten Ideen" einbilde. Dabei schrie man über die Arroganz, jene gefeierten Autoritäten nicht respectiren zu wollen, und verdrehete nicht allein des Verfs. Ansichten und Belege, sondern schob ihm sogar ganz andere unter und erlaubte sich dabei wahre falsa, Ehrenkränkungen und politische Verdächteleien. Selbst Menschen, welche vielleicht kaum etwas vom Verf. gelesen hatten, verschmäheten es nicht, seine Ehre anzutasten und von ihm zu reden, als hege er nur Ideen passend für eine Welt im Monde (die Lieblingsbenennung aller Ansichten, welche nicht den herrschenden Vorurtheilen und der ihnen willfährigen Compendienwelt huldigen!) Ja man suchte es sogar als verbrecherisch darzustellen, daß er die Frage aufwarf: ob die Ansprüche der sogenannten Gutsherren wirklich noch rechtlich begründet sind, und daß er auf gründliche Erörterung derselben drang!

Der Unterzeichnete kann es freilich nicht hindern, daß solche Leute nur ihrer Natur und ihrem vermeintlichen Vortheile folgen. Allein bedauern muß er es, daß solches auf Kosten der Wahrheit geschieht. Denn so wie er es sich wahrlich zur Ehre anrechnen würde, eine wahrhafte Belehrung und bessere Gründe gern dankbar anzuerkennen, so kann er aber auch wohl mit Recht fordern, daß man dagegen seine Gründe prüfe, da er nicht einen einzigen Satz aufstellte, den er nicht mit mehrfachen Gründen und Belegen unterstützte. Diese Gerechtigkeit hat man aber weder dem Verf. noch der Sache widerfahren lassen, sondern höchstens nur immer wieder von neuem ihm die unerwiesenen Vorurtheile als unbestreitbare Wahrheiten zu seiner vorgeblichen Widerlegung vorgeführt,

*) S. z. B. hall. A. L. Z. 1828. Nr. 229, 230. Hamburg. Corresp. 1824, Nr. 177. So heißt es auch ibid. 1839, Nr. 125; „Dagegen ist es zwar zu bedauern, daß man ihm Veranlassung gegeben hat, sich gegen die öffentlich erschienenen, zum größten Theil oberflächlichen und blos absprechenden Kritiken öffentlich zu vertheidigen, aber man kann es wahrlich dem redlich um Wahrheit und um gründliche Prüfung und Belehrung bemühten Manne nicht verargen." S. auch, trotz ihrer Ausfälle gegen den Verf., die Schlußworte der Recension in der jen. A. L. Z. 1831, Nr. 222. Hinsichts der das gutsherrliche Interesse nicht berührenden Abhandlung des Verfs. — In v. Rotteck's allgem. polit. Annalen B. 10. H. 3. heißt es S. 288. und 290. von den Rechtshist. Unterss. des Verfs.: „Diese Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit den bäuerlichen Verhältnissen und weist mit Scharfsinn und Gründlichkeit die völlige Unhaltbarkeit der bei der Aristokratie so beliebten Behauptung nach, daß der Bauernstand ursprünglich in Deutschland aus Sclaven bestanden, denen ein Adel, mit ungeheuerm Territorium ausgestatter, Grund und Boden als Allodium, Stift oder wohl gar schon als Erbpacht nach den heutigen gutsherrlichen Verhältnissen gegeben habe." — „Der edle Zweck des Verfs., durch diese vorliegenden Untersuchungen dazu beizutragen, daß endlich die rechtshistorischen Lügen, wodurch die wichtigste Materie, zu die Grundlage des ganzen deutschen Staats- und Privatrechts bisher auf eine fast unglaubliche Weise verwirrt und verschoben wurde, vor dem Lichte der Wahrheit zurücktreten möchten, ist, wie wir dankbar anerkennen, in reichem Maß erfüllt worden. Die Verstocktheit der selbstsüchtigen Grundherren und feilen Juristen wird er zwar nicht heilen durch seine lichtvollen Forschungen; aber er hat dadurch den Vertheidigern des wahren Rechts, und der politisch höchst dringenden Ansprüche der bisher so arg mißhandelten Bauern eine treffliche Waffe dargereicht, welche nicht ungebraucht bleiben wird." Verf. berührt diese und andere ehrenvolle Erwähnungen seiner Schriften, z. B. im allg. A. d. Deutschen 1833. Nr. 268. 269. nicht, um sich mit diesem Lobe zu brüsten, welches ihm eigentlich, so wie die heftigen Ausfälle gegen ihn auf der andern Seite, große Nebensache bleibt; sondern nur allein in der Absicht, um dadurch zur weitern Verfolgung seiner Forschungen nachdrücklicher aufzufordern. Nur hierum und um die dadurch zu befördernde Wahrheit ist es ihm zu thun! Daher steht er auch sehr gern bereit, Demjenigen, welchem die Anschaffung seiner Schriften zu schwer fallen sollte, und der sich deshalb persönlich an ihn wendet, dieselben unentgeldlich zukommen zu lassen. Nur aufdrängen mag er sich Niemandem damit! —

obschon gerade sie es sind, die Verf. aus sehr vielen und gewiß sehr erheblichen Gründen angriff. Ja selbst die wenigen Gründe und Belege, welche man, um den Schein gründlicher unbefangener Prüfung anzunehmen, gegen seine Ansichten vorbrachte, helfen unwillkürlich die letzteren nur noch mehr bestätigen, sobald man jene Belege nicht mit den Gegnern willkürlich aus ihrem Zusammenhange reißt. Auch auf diesen von ihm neben dem wörtlichen Abdruck solcher Recensionen gelieferten Nachweis *) sind seine Gegner nicht blos die Widerlegung, sondern auch selbst jede Antwort schuldig geblieben, welches um so weniger für sie sprechen kann, als es ihnen bei der Erbitterung, mit welcher sie seine Ansichten angriffen, gewiß nicht an dem Willen gefehlt hat, dem Verf. bessere Gründe entgegen zu stellen, wenn sie dergleichen gehabt hätten!

Subscriptus kann daher durch die Art und Weise, wie man bisher gegen seine Ansichten auftrat, sich unmöglich veranlaßt finden, dieselben aufzugeben. Dies um so weniger, als er doch schon Vieles davon, wenn auch auf Umwegen, als „practisch höchst wichtige" neue Entdeckungen, welche Andere gemacht haben wollen, ins practische Leben treten sah. Auch erfreuete es ihn nicht wenig, als er noch kürzlich durch mehrfache selbstständige ehrenwerthe Forschungen, z. B. in „Fleischhauer's Lehn- und Erbaristokratie" **) und in den Vorträgen über den Zehnten u. s. w. von der badischen Deputirtenkammer einzelne Ideen als unbezweifelte Wahrheiten aufgenommen fand, die er schon seit 1822 aussprach und weshalb er seit jener Zeit vielfach verketzert ward. Nur bedauert er, daß solche neuere Forschungen sich weniger mit dem Wesen des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses überhaupt, als mit einzelnen Erzeugnissen desselben beschäftigen und daß überall die laue Art, mit welcher dieser wichtigste Gegenstand der Jurisprudenz im Ganzen genommen behandelt wird, nur die traurige Aussicht erweckt, daß erst dann derselbe erkannt sein wird, wenn es zu spät ist! — Er wünschte daher gern seiner Seits noch mehr, als er es bereits gethan hat, zur vollständigen Aufklärung jenes Verhältnisses beizutragen. Allein theils ist es für die Sache selbst besser, wenn solches nicht immer nur von ihm allein geschieht, theils aber verstattet es ihm seine durch übermäßige Anstrengungen, Krankheiten und Leiden aller Art geschwächte Gesundheit nicht länger, neben seiner Praxis, die ihm doch stets näher liegt, auch noch diese höchst schwierige Arbeit, wie er es wohl wünschte, fortzusetzen.

Ueberhaupt verdiente wohl dieser Gegenstand mehr als jeder andre das Ziel einer Preisaufgabe zu sein, welche mehr Nutzen bringen dürfte, als noch so bedeutende Diäten, Reisegelder u. s. w. für Commissarien einer gewissen politischen Farbe. Es sei daher der Versuch gemacht, ob solches durch Privatkräfte zu bewerkstelligen ist. Der Unterschriebene will hierzu eine Subscription eröffnen. Da übrigens seine Schriften leider nicht blos die ersten waren, sondern auch die einzigen blieben, welche in solchem Umfange die über das vorliegende Verhältniß vorwaltenden gewöhnlichen Ansichten bekämpften, so nimmt er um so weniger Anstand, durch dieselben der Untersuchung eine bestimmtere Richtung zu geben, als er ja hierdurch eben so gut gegen den Irrthum in seinen Schriften, als überhaupt zur freien Entwickelung jeder entgegenlaufenden Ansicht auffordert und es nur für billig und nothwendig erachtet, daß vor allen Dingen auch dabei die Gründe erwogen werden, welche in dieser Angelegenheit eine von der bisherigen so verschiedene Bahn eröffneten.

Subscriptus bestimmt daher — um jenen Vorschlag gleich in's Leben treten zu lassen — hierdurch als Preis für die beste, gründlichste und unpartheiischste Widerlegung, Berichtigung oder Bestätigung der in seinen Schriften über das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß, über die Separationen und Ablösungen vorgetragenen Ansichten ein ihm gewordenes Legat von 500 Thlr., schreibe fünfhundert Thaler preuß. Courant, nebst Bancozinsen von heute an, indem gedachte Summe bereits bei der königl. preuß. Bank belegt ist und die darüber sprechende Obligation zu diesem Behufe bei dem Herrn Justizcommissarius und Notarius Lüdeke hierselbst deponirt wird. Die Bedingungen, welche er dabei macht, sind folgende:

1) Die Concurrenten reichen bis Ende des Jahres 1833 *)

---

*) S. seine Zusätze und Erläuterungen mit practischen Beispielen zu den theoretisch-practischen Grundsätzen über gemeinschaftliches Eigenthum, Gemeinheiten und Servituten u. s. w.; desgleichen zu dem Commentar der königl. preuß. Gemeinheitstheilungsordnung u. s. w. und zu der Schrift über die erwerbende Verjährung; nebst Beleuchtung der in den Anmerkungen vollständig abgedruckten Recensionen obgedachter Schriften. Magdeburg, bei W. Heinrichshofen 1827. S. auch die vorläufige Beleuchtung einer (die Ansichten des Verfs. ganz verdrehenden) Recension als Beilage zu s. S. über erw. Verjährung! — Zwar behaupten einige spätere Recensionen, der Verf. sei bereits hinreichend widerlegt. Indeß wo soll solches geschehen oder auch nur versucht seyn?! —

**) Obschon diese erst 1831 erschienene Schrift so sehr viel Uebereinstimmendes mit den Schriften des Verfs. hat, daß man leicht versucht sein könnte, zu glauben, Dr. Fleischhauer habe die letztern benutzt; so ist doch der Verf. diesem Ehrenmanne (im vollsten Sinne des Worts!) und der Wahrheit die Bemerkung schuldig, daß solches (wovon er später vollständige Ueberzeugung erhielt) durchaus nicht der Fall ist und F. auch nicht eine Zeile vom Verf. früher gelesen hat. Ein Gleiches vermuthet er von der gleichfalls erst später (1823) erschienenen Schrift über den Ursprung der Frohnen und über Aufhebung derselben von Ebel und von dem Aufsatze im Sophronizon Jahrg. 7. H. 3. Sollten solche Uebereinstimmungen nicht für die Sache selbst sprechen?! —

*) Dem Verf. war noch nicht eine einzige Erhöhung obigen Preises bekannt geworden; auch hatten alle Literatur-Zeitungen (obschon darin sonst jede noch so unbedeutende Preisstellung erwähnt wird!) die vorliegende Preisaufgabe mit Stillschweigen übergangen. Eben so brachte Verfasser mehrfach in Erfahrung, daß obige Anzeige nur sehr Wenigen bekannt geworden war, die Verlängerung der gestellten Frist aber von Mehren für räthlich gehalten wurde. Da nun des Verfs. Absicht dahin ging, Vermehrung der Concurrenz und gründlichen Arbeiten möglichst zu befördern, so verlän-

ihre Arbeiten, von fremder Hand ge- und mit einem Motto überschrieben, gehörig paginiet, geheftet und einen durchlaufenden Heftfaden mit unbekanntem Petschaft auf der letzten Seite angesiegelt, auch durch ein mit gleichem Motto überschriebenes und gleichem Petschaft kreuzweis versiegeltes Couvert verschlossen, bei dem Herrn Lüdeke unter einem besondern, an denselben adressirten Umschlag portofrei ein.

2) In einer an ihn gerichteten, aber nicht unterschriebenen, dagegen mit gleichem Petschaft untersiegelten, Anzeige geben sie pflichtmäßig und bei Verlust jedes Anspruchs auf die Prämie, der strengsten Wahrheit gemäß an, ob und in welcher nähern Beziehung sie zu den verschiedenen Universitäten und Facultätsmitgliedern Deutschlands stehen. Eine gleiche Anzeige erfolgt von ihnen nachträglich, wenn sich in dieser Beziehung bis zum Eingange des sub 5. zu erwähnenden Gutachtens etwas in ihren Verhältnissen ändert.

3) Jener Anzeige wird eine mit gleichem Petschaft wie ad 1. verschlossene Schedul beigefügt, in deren Innerem der Name und die Adresse des Verfassers angegeben, außerhalb aber nur das gewählte Motto wiederholt ist. Sie bleibt versiegelt und mit der Anzeige ad 2. in den Händen des Herrn Lüdeke.

4) Derselbe sendet, sobald sich mindestens drei Concurrenzschriften eingefunden, in den ersten Tagen des Jahres 1834 *) nur die sämmtlichen, von ihm nicht zu erbrechenden Packete sub 1. an diejenige deutsche Juristenfacultät, welche der Unterzeichnete (der mit keiner einzigen in nähern Verhältnissen steht) mit ihm gemeinschaftlich nach Einsicht der sub 2. gedachten Anzeigen demnächst bestimmen wird.

5) In dem Gutachten, welches dieselbe hiernächst über die zu remittirenden verschiedenen Abhandlungen dem Herrn Lüdeke einsendet, bescheinigen zuförderst pflichtmäßig alle Mitglieder der bezüglichen Facultät, daß der letzteren die gedachten Packete mit unverletzten Siegeln zukamen, desgleichen ob und welche Anzeigen oder dringende Vermuthungen sie Hinsichts der Verfasser jener Abhandlungen erhielten, oder nicht, und bestimmen hiernächst, unter möglichst gründlicher Abwägung des pro et contra sowohl Hinsichts der vom subscripto in seinen Schriften, als auch der von den verschiedenen Preisconcurrenten vorgetragenen Gründe, ob und welcher von den letztern (nach dem Motto zu bezeichnenden) Abhandlungen sie den Preis zuerkennen, von welchem hiernächst die von der Facultät zu berechnenden Kosten für ihr Gutachten abgehen.

6) Conditio sine qua non für eine solche Zuerkennung des Preises ist aber, daß die bezügliche Abhandlung nicht allein überhaupt das pro et contra sorgfältig erörtert, sondern auch insonderheit sämmtliche vom Vers. in seinen mehrfachen Schriften aufgestellten Gründe und Belege *) genau prüft und entweder als richtig anerkennt, oder sie gründlich widerlegt und resp. berichtigt.

7) Sobald als jenes Facultätsgutachten nebst den Abhandlungen an den Herrn Lüdeke eingegangen, wird in Gegenwart eines den Abwesenden zuzuordnenden Mandatars die Schedul, dessen Motto der Preis zuerkannt wird, eröffnet und der Preis, sobald allen Bedingungen genügt ist, der darin angegebenen Adresse, nach Abzug der Kosten, zugesendet.

8) Die anderen Scheduln bleiben uneröffnet und können nebst den Abhandlungen vom Herrn Lüdeke, nach einer, mit gleichem Petschaft versehenen Anweisung, ausgehändigt werden.

9) Die Abhandlung, welcher der Preis zuerkannt ist, nebst dem Facultätsgutachten gelangen, nachdem sie auch durch Notariatssiegel und Unterschrift des Herrn Lüdeke identificirt, in den Besitz des Unterzeichneten und werden nebst Anmerkungen, welche derselbe ihnen beizufügen für angemessen hält, damit auch die öffentliche Stimme der Mit- und Nachwelt darüber richte, jedenfalls abgedruckt und vom subscripto irgend einer Buchhandlung, bei welcher sich Jeder von der Uebereinstimmung des Drucks überzeugen kann, in Commission zum Vortheil des Preisgewinners gegeben **).

10) Sollten bis zum 1. Januar 1834 wider Erwarten weniger als 3 Concurrenzschriften einlaufen, so wird die Frist auf ein Jahr verlängert und solches in nachstehender Art bekannt gemacht. Nach fruchtlosem Ablauf auch dieser Frist fallen dagegen die Subscriptionen, eben so wie in dem Falle, wenn keine Schrift des Preises für würdig erklärt wird, nach verhältnißmäßigem Abzuge der Kosten, zur Disposition der Unterzeichner zurück.

Mögen öffentliche Blätter durch vollständige unentgeldliche Aufnahme dieser Bekanntmachung ihr möglichste Publicität verschaffen und recht viel Wahrheitsfreunde nicht blos die obige Prämie durch Subscription erhöhen (worüber im allgem. Anz. d. D. von Zeit zu Zeit Bericht ertheilt werden soll), sondern auch zur Aufklärung der Wahrheit durch zahlreiche Concurrenzschriften beitragen.

---

gerte er dieserhalb die obige Frist in seiner Bekanntmachung vom 30sten Mai 1833 (cf. allg. A. d. D. Nr. 166.) lieber bestimmt bis zum Ende des Jahres 1834, so daß dann aber die oben sub Nr. 10. erwähnte eventuelle Frist hiermit zusammen- und resp. wegfällt! —

*) Also jetzt wird dann 1835 die Absendung an eine Juristen-Facultät deutscher Zunge erfolgen!

*) d. h. so weit diese Gründe und Belege zur Unterstützung der in vorstehender Anzeige enthaltenen Grundsätze des Vers. dienen, indem es hier natürlich zunächst nur auf die Feststellung der Hauptsätze ankommt, die Folgerungssätze, oder die beiläufigen Nebenerörterungen und resp. naturrechtlichen Bemerkungen dagegen hierbei weniger in Betracht kommen.

**) Uebrigens bleibt es auch dem Preisgewinner überlassen, sich über ein festes Honorar mit einer Buchhandlung zu einigen, wenn ihm die Bedingungen, unter welchen er nach Abzug der Druckkosten die reine Einnahme mit einer solchen Buchhandlung theilen würde, nicht genügen. Der Verf. verzichtet natürlich Hinsichts seiner, der fremden Arbeit beizufügenden Anmerkungen auf jedes Honorar oder Commissionsgewinn! —

Schließlich noch der Wunsch, daß doch endlich diejenigen, denen die oben angedeuteten Ansichten nicht behagen, sich wenigstens schämen lernen mögen, noch länger im vornehm absprechenden Tone darauf zu schimpfen, anstatt auf diesem Wege die Wahrheit fördern zu helfen. Sind jene Ansichten wirklich leere Hirngespinnste, nun wohlan, so kann ja ihre gründliche Widerlegung nicht schwer fallen. Jedenfalls aber wäre es wohl besser, durch das Geld, welches für gedungene Scribler gezahlt wird, diese Prämie zu erhöhen!

Magdeburg, den 3. Mai 1832.

F. F. Weichsel.

Die vorstehend erwähnte Bankobligation von 500 Thlr. preuß. Courant ist unter den obigen Bedingungen bei mir vom Herrn Justizcommissarius Weichsel hieselbst deponirt worden.

Magdeburg, den 17. Mai 1832.

Der Justizcommissarius und Notarius
Lüdeke.

Vorstehende Bekanntmachung war fast wörtlich und Hinsichts der Bedingungen völlig gleichlautend (jedoch ohne die derselben jetzt hinzugefügten Anmerkungen) im Hesperus 1832, Nr. 126. 128. 129. 130. abgedruckt. Auch hatte dieselbe bald darauf der, für Wahrheit und Recht nicht minder stets bereitwillige Allg. Anz. d. Deutschen 1832, Nr. 282. 283. aufgenommen. Demohnerachtet fand sich auch noch nicht ein Einziger, welcher durch Subscription eines Beitrags obigen Preis erhöhet und dadurch eine größere Concurrenz der Preisschriften zu befördern gesucht hätte. Sollte wirklich den Deutschen der wichtigste Gegenstand des Rechts und der historischen Forschung so ganz gleichgültig seyn? Oder wäre etwa die Aufmerksamkeit noch nicht hinreichend darauf gelenkt? Möge daher Jeder diese Bekanntmachung (die auch auf Buchhändlerwegen von ihm unentgeldlich zu beziehen ist) nach besten Kräften zu verbreiten suchen! — Nachrichten in dieser Angelegenheit wird die sehr geehrte Redaction des Allg. Anz. der Deutschen gewiß stets sehr gern aufnehmen.

Vorrätig in allen Buchhandlungen:

Neuerschienen

Grand Guignol-Geschichten

Inhalt:

Der Mann mit der Maske. — Die Hand des Mörders. — Die Rache des Toten. — Der Mann, der nicht sterben konnte. — Der Mann, der sich selbst suchte. — Der Mann, der sich selbst fand. — Der Mann, der sich selbst verlor. — Der Mann, der sich selbst wiederf

Blätter für literarische Unterhaltung

1834

Nr. 1

Montag, den 1. Januar

Mit Beziehung auf die Ankündigung des Literatur-Blattes.

Mit Recht hat man es als ein Zeichen der Zeit betrachtet, daß in unserer Periode so viele Zeitschriften entstehen, und daß sie sich so schnell vermehren. Es ist dies ein Zeichen der Zeit, weil es beweist, daß die Menschen, welche sich in ihr befinden, sich nicht mehr mit dem begnügen, was ihnen die Vergangenheit bietet, sondern daß sie nach Neuem streben, und daß sie sich nicht mehr mit dem Alten befriedigen lassen. Es ist dies ein Zeichen der Zeit, weil es beweist, daß die Menschen, welche sich in ihr befinden, sich nicht mehr mit dem begnügen, was ihnen die Vergangenheit bietet, sondern daß sie nach Neuem streben, und daß sie sich nicht mehr mit dem Alten befriedigen lassen.

This study examines the relationship between urban green space accessibility and mental health outcomes in post-industrial cities. Using a mixed-methods approach combining spatial analysis of park distribution with survey data from 1,200 residents, we find that proximity to green space within 300 meters is associated with significantly lower reported stress levels, even after controlling for socioeconomic factors. The effect is strongest among residents who actively use parks for recreation rather than those who merely live nearby. These findings suggest that urban planning interventions should prioritize not only the creation of green space but also the quality and programming of existing parks to maximize public health benefits.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 213. — 1. August 1834.

KRANJSKI DEŽELNI RUDOLFINUM

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber den Roman „Scipio Cicala".

Es ist das natürliche Schicksal aller ungewöhnlichen Erscheinungen, daß sich das Urtheil über sie nicht schnell vereinigt. Bedürfte es eines Beweises hiefür, so könnte das Buch, welchem dieser Artikel gewidmet ist, solchen liefern. Von einer Seite her ist ihm der Rang unter den ausgezeichnetsten Erscheinungen der ganzen modernen Literatur angewiesen worden; von einer andern her hat man dasselbe nur für eine bunte Galerie neapolitanischer Geschicht- und Sittengemälde gelten lassen wollen. Jene Stimme hob es über alle Schriften von Walter Scott und versprach dem Leser Genüsse, wie man sie nur bei Cervantes zu finden gewohnt ist; diese gab den Rath, nach Zufall und Laune Einzelnes herauszulesen und sich daran zu ergötzen. Doch wurde den Dichtern beiläufig gerathen, sich den reichen Stoff, der hier unverarbeitet liege, zu Nutzen zu machen, indem sich aus mancher kleinen Episode ein ganzes poetisches Werk bilden lasse.

Beide Stimmen mögen zu weit gegangen sein; aber sonderbar bleibt es immer, daß die erste Stimme über ein Buch, das offenbar dem Norden von Deutschland angehört, aus Süddeutschland erklungen ist, während die zweite aus dem Norden kam. Jene wird sonst eben nicht sehr gerühmt wegen ihrer Nachsicht gegen schriftstellerische Schwächen und Mängel; diese ließ sich in einem Blatte vernehmen, wo man mit dem Weihrauch nicht sparsam ist. Weder Lob noch Tadel scheinen mit persönlichen Verhältnissen zusammenzuhängen. Offenbar hat der Kritiker aus Süddeutschland den Verfasser nicht gekannt; auch verhehlt er die Verschiedenheit der politischen Ansichten nicht, in welchen heutzutage so viele Menschen einander auf das schneidendste entgegenstehen. Daß auf den Tadel persönliche Stimmungen eingewirkt, könnte man höchstens aus der Gereiztheit schließen, mit der einige Aeußerungen des Verf. in der Zueignung an W. Scott behandelt sind. Denn der ganze Tadel des Werkes selbst läuft am Ende nur auf den Vorwurf eines zu großen Reichthums hinaus, den man bekanntlich in unsern Tagen Werken der Art nicht oft machen kann. Einer gründlichen Prüfung ist das Buch von beiden Kritikern würdig geachtet worden; sonderbarerweise hat es solche jedoch eher da gefunden, wo sie nicht zu erwarten war: in dem, für die Unterhaltung bestimmten Tagesblatt; denn das eigentliche kritische Literaturblatt ist so wenig in die Tiefe gegangen, daß man fast zweifeln könnte, ob der Kritiker das Buch ganz gelesen habe. *)

Ich will meine Ansichten von demselben an diese beiden Beurtheilungen knüpfen und die der übrigen Blätter unbeachtet lassen. Eine wie die andere gehen von dem Grundsatz aus, daß dasselbe eine Nachahmung der W. Scott'schen Romane sei. In der That scheint auch die blinde Verehrung gegen den schottischen Dichter, welche in der Zueignung ausgesprochen ist, solchen zu bestätigen. Die Lesung des Buches selbst hätte diese Ansicht sogleich aus dem Wege räumen sollen. In der That bedurfte es nur der flüchtigsten Aufmerksamkeit, um die Verschiedenheit des Geistes beider Dichter zu erkennen.

In dem „Cicala" steht die ganze Handlung offenbar nur auf einem leichten historischen Grunde. Sie selbst ist eine poetische Erfindung, und alle meine Nachforschungen nach der geschichtlichen Existenz der Cicalas haben nur auf Widersprüche geführt, in welchen genuesische und venetianische Seeleute, Malteserritter und Zöglinge des Serails so durcheinanderlaufen, daß am Ende blos die Existenz einiger türkischen Großwürdenträger, als mit den

*) „Literaturblatt" von Menzel, Nr. 22 u. 23 vom 25. Febr. und 1. März 1833, und berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Nr. 21—23, August 1833.

italieniſchen Cicalas zuſammenhängend, hiſtoriſch begründet übrigbleibt. Zum letzten Male kommt der Name bei einem Abenteurer vor, der, als türkiſcher Prinz Unterſtützung ſuchend, die europäiſchen Höfe bereiſt und am Ende als ein Betrüger entlarvt wird. Von ſämmtlichen, in die Handlung verflochtenen Perſonen ſind vielleicht allein der Vicekönig Pedro von Toledo und der Fürſt von Salerno hiſtoriſche Perſonen. Von dieſem, welcher übrigens in die größern Zeitereigniſſe nicht eingegriffen hat und auch in der Geſchichte ſeines Vaterlandes nur als einer der vielen aufrühreriſchen Vaſallen damaliger und früherer Zeiten bemerklich wird, finden ſich einige unbedeutende Notizen in der neapolitaniſchen Particulargeſchichte und einige andere, völlig unſichere bei Brantome. Letztere widerſprechen übrigens den Angaben des Romans, und der Verf. ſcheint dieſe Quelle gar nicht gekannt zu haben, da er den Umſtand, daß Brantome die Gemahlin des Fürſten von Salerno für eine Tochter des Vicekönigs Pedro von Toledo erklärt, gar nicht benutzt hat. Letzterer iſt ein bedeutender Charakter in der Geſchichte der neapolitaniſchen Staatsverwaltung. Sein Name lebt unvergeſſen im Lande fort, und ſein Bild in dem Buche kann vielleicht für eine ziemlich treue, poetiſche Reproduction eines hiſtoriſchen Charakters gelten.

Der Verf. ſpielt zwar hier und da auf beſondere Quellen an, die er benutzt haben will. Er hätte ſich dieſe Gaukelei erſparen ſollen. Auch die Anführung einiger Stellen aus Schriften in neapolitaniſcher Mundart darf uns nicht irre machen. Der Kunſtgriff iſt abgenutzt und war nie vom beſten Geſchmack, ob ihn gleich mehre ausgezeichnete Dichter nicht verſchmäht haben. Die Poeſie gewinnt nichts dadurch, daß man ſie zur Geſchichte machen will; glücklicher iſt die Geſchichte, die ſich in das Reich der Poeſie emporhebt. Die Anfänge aller Geſchichte ſind nichts Anderes; aber eben darum gehört dieſe Metamorphoſe auch nicht in die Zeit, in welcher die Dichtkunſt nicht mehr ohne Bewußtſein Deſſen wirkt, was ſie will.

Es mag noch dahingeſtellt ſein, ob die Handlung des „Cicala" eine wahrhaft poetiſche ſei; ich behaupte hier nur, daß ſie eine reine Fiction iſt. Allerdings lehnt ſie ſich an eine Reihe von wirklichen Begebenheiten an; aber auch dieſe ſcheinen mit einer ſo großen poetiſchen Freiheit zuſammengeſtellt, verknüpft und ergänzt, daß ſie mehr zu einer Art von Typus für unvernünftige, revolutionnaire Strebungen als zur Darſtellung einer, gegen die ſpaniſche Regierung angezettelten Verſchwörung beſtimmt ſein mögen. Daß es Unzufriedene genug in Neapel gab, iſt allerdings kein Zweifel. Es war eine ungerecht eingedrungene Fremdherrſchaft mit aller ſpaniſchen Einſeitigkeit, allem Eigenſinn und Hochmuth und mit aller Unduldſamkeit dieſes Volkes. Ebenſo gewiß waren auch im April und Mai 1547 Unruhen wie die geſchilderten in Neapel, und ein Thomas Aniello ſpielte darin eine Hauptrolle, wenngleich dieſer Name ein Jahrhundert ſpäter in größern Auftritten der Art wieder vorkommt. Aber daß dieſe Unruhen von 1547 mit auswärtigen Ereigniſſen, namentlich mit den Bewegungen in Oberitalien, mit Franz I. Tode, und beſonders mit einer Unternehmung der Türken zuſammenhingen, wird der Verf. ſchwerlich beweiſen können. Ja, ich ſtehe gar nicht an, zu behaupten, daß die gleichzeitige Erſcheinung des türkiſchen Geſchwaders an der neapolitaniſchen Küſte nur einer der gewöhnlichen damaligen ottomaniſchen Raubzüge war, und daß namentlich die ſchöne Türkin Narciſſe, deren launenhafter Einfall jede Mitwirkung des türkiſchen Geſchwaders lähmte, eine blos poetiſche Geſtalt iſt, ſcheint auf der Hand zu liegen. Was auch der Verf. (Bd. III, S. 53 u. fg.) zur Erklärung dieſer Erſcheinung ſagen mag, er hat ſie vielleicht als möglich, aber gewiß nicht hiſtoriſch gerechtfertigt. Deſto begründeter in der Wahrheit iſt die Landung der Türken im Jahr 1558, durch welche ſo großes Unglück über die Stadt Sorrent gekommen iſt. Ich habe zwar die Quelle nicht finden können, aus welcher der Verf. die nähern Umſtände geſchöpft haben mag. Ohne Zweifel gibt es beſondere Nachrichten über dieſes Ereigniß, und die wunderbare Befreiung der Nonnen aus türkiſcher Gefangenſchaft iſt mir ſelber von dem Geiſtlichen Don Francesco de Luca erzählt worden, deſſen Gefälligkeit ſo viele Reiſende ſchon erprobt haben.

Wie wenig auch den Leſern eines Romans an dem Grade der hiſtoriſchen Begründung deſſelben gelegen ſein mag, ſo waren dieſe Bemerkungen wenigſtens zu dem Beweiſe nöthig, daß der „Cicala", wenn er als hiſtoriſcher Roman betrachtet werden ſoll, in dieſer Beziehung in einem völlig umgekehrten Verhältniß zu den Scott'ſchen Romanen ſteht. In den letztern gehört die Haupthandlung immer mehr oder weniger der Geſchichte an und iſt der Grund, auf dem ſie ſteht, das Eigenthum des Dichters. Im „Cicala" hingegen iſt der Grund hiſtoriſch und die Handlung eine bloße Fiction. Man muß ſich durch die hiſtoriſchen Namen, welche den Perſonen umgeworfen ſind, nicht irre machen laſſen. Ich weiß wohl, daß der Volksglaube jener Zeit den berühmten Johannes von Procida noch immer fortleben ließ, ja, daß ſich mehre Nachkommen deſſelben in aufrühreriſchen Unternehmungen bemerklich gemacht haben; aber gewiß müßten dem Verf. beſondere Denkwürdigkeiten, von denen bisher keine Spur bekannt geworden iſt, zu Gebot geſtanden haben, wenn der eiſerne Republikaner, den er uns darſtellt, wirklich exiſtirt hätte. Meines Bedünkens kann er ihn auch gern der Poeſie überlaſſen; der alte Procida iſt eine Geſtalt, wie ſie länger in der Dichtkunſt als in der Geſchichte fortleben.

Man hat die behagliche Umſtändlichkeit, mit welcher mehre Scenen entwickelt ſind, als eine weitere Strafe der ſklaviſchen Nachahmung Scott's bezeichnet. Ich fürchte, daß man in dieſem Punkt dem Verf. nicht minder Unrecht gethan hat als dem ſchottiſchen Dichter. Soll denn die genaue Ausmalung von Charakteren und Scenen in einer ſchönen Sprache für nichts gelten? Iſt doch dieſe allein ſchon ein Vorzug, welcher einen Schriftſteller auszeichnen kann. Oder will man vielleicht das Geſpräch zum ausſchließlichen Eigenthum des Dramas machen? Zu-

verläſſig gewinnt es ſeine volle Bedeutung erſt in dem Romane, wo es zum klarſten Spiegel der handelnden Perſonen der gegenwärtigen That, ſowie der ganzen Vergangenheit und Zukunft wird? Sind dieſe Geſpräche nur treu in dem Charakter der Perſonen gehalten; ja, wenn dieſe ganz individualiſirt erſcheinen, wie dies z. B. in der Unterhaltung der Schiffer über den Magier Virgil (Bd. IV, S. 19 u. fg.) und in dem Gaſtmahl zu Salerno (Bd. II, S. 281 u. fg.) der Fall iſt, wo jeder der Unterredenden ſich gleichſam in ſeinem ganzen Lebens- und Charakterverhältniß darſtellt: ſo darf man in der That nicht über Breite klagen, ohne die Kunſt in die frühern engen Schranken zurückzuweiſen und alle ihre Geſtalten in akademiſche Gliedermänner zu verwandeln. In dieſem Punkte für einen glücklichen Nachahmer Scott's zu gelten, wäre kein unfeiner Ruhm. Shakſpeare ſelbſt beurkundet ſeine Größe niegends glänzender als auf dieſem Felde.

Noch ungerechter wäre es, wenn man die Genauigkeit, mit welcher ſich W. Scott in Beſchreibung von Sitten und Coſtumen ausläßt, im „Cicala" wiederfinden wollte. Ich für meinen Theil würde das tiefe Studium der Zeit, welches nöthig iſt, dem Verf. freilich gern zum Verdienſt anrechnen; denn dies iſt grade der Punkt, wo ich ihm nicht traue. Ich bin in dieſem Buche ſo frechen Sünden gegen die hiſtoriſche Treue begegnet, daß ich mir ſie nur aus einer beſondern Abſicht erklären kann, welche den Verf. geleitet. Dafür habe ich völlig neue Thatſachen gefunden, und unter ihnen manche von ſolcher Wichtigkeit, daß er uns die Angabe ſeiner Quelle nicht ſchuldig bleiben ſollte. Einer meiner Freunde, welcher gründliche Forſchungen deshalb angeſtellt hat, ſteht daher nicht an, zu behaupten, daß der Verf. ſeine Leſer mit allem dieſem nur zum Beſten habe. Es thäte mir leid, wenn er Recht hätte, obgleich ein ſtarker Grund weiter gewonnen wäre, um den Vorwurf der Nachahmung W. Scott's aus dem Wege zu räumen.

Eine ſehr weſentliche Verſchiedenheit finde ich aber in der ganzen Oekonomie des Plans von beiderlei Werken. W. Scott hat das Kunſtſtück, ſeine Leſer mit einem Sprung in die Mitte der Ereigniſſe zu ſtellen, durchaus verſchmäht. Ich weiß nicht warum; gewiß wär' es ihm leicht geweſen, wenn er nur gewollt hätte. Schwerlich hatte jemals ein Schriftſteller alle poetiſchen Mittel ſo ſehr in ſeiner Gewalt. Daß er über das Höchſte der Kunſt wie über ihre Mechanik reiflich gedacht hatte, davon würden ſchon ſeine „Romanendichter" zeugen, ein Werk, in welchem die Feinheit der Bemerkungen nur von ihrer Tiefe, und die Tiefe nur durch die Milde des Urtheils übertroffen wird. Die Art, wie W. Scott den Leſer in ſeine Romane einzuführen pflegt, erinnert an die Reden des Canzlers Brougham, welche ſich auch aus anſcheinend völlig unbedeutendem Anfang bis zur höchſten Macht über die Geiſter ſeiner Zuhörer zu entwickeln pflegen.

„Scipio Cicala" beginnt gleich mit der Scene, welche die Grundlage des ganzen Romans ausmacht. Im Augenblick ſeines Scheidens von Sorrent wird der junge Held Zeuge der Mishandlung einer Tochter ſeines Landes durch einen ſpaniſchen Soldaten. Ohnedies ſchon in der höchſten Spannung durch die Umſtände ſeiner Trennung, ruft er den Pöbel zur Rache auf, und der Spanier fällt als das Opfer derſelben. Dieſe kleine Scene von Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung iſt das Vorzeichen und der Grund aller übrigen Lebensverwickelungen des hochbegabten Jünglings. An ſie ſchließen ſich ſchnell alle andern Unregelmäßigkeiten, wenigſtens Ungewöhnlichkeiten ſeiner Abſtammung, ſeiner Erziehung, ſeiner Jugendbildung. Ein ſolcher Eintritt in das öffentliche Leben läßt die ſchwerſten Stürme erwarten, und der Muth des Verf. iſt zu loben, daß er ſich getraute, ein ſo ſtark angeregtes Intereſſe mit gleicher Kraft feſtzuhalten.

Noch ſtärker, und hier in der That zu ſeinem Vortheil, unterſcheidet ſich der angebliche Nachahmer von ſeinem Muſter in der Entwickelung des Ganzen. Wenn W. Scott irgendwo den Künſtler verleugnet, ſo iſt es in der unbekümmerten Eile, womit er ſeinen Roman zu Ende bringt. Iſt man mit ihm bis zur Auflöſung der Schickſalsräthſel gelangt, ſo wird man unwillkürlich an jene Schaugerüſte für große Feierlichkeiten erinnert. Der glänzende Act iſt noch nicht ganz vorüber, ſo fängt man ſchon an von hinten aufzuräumen. Noch eine kurze Weile, ſo verſchwinden die glänzenden Geräthſchaften, die bunten Teppiche, die reichen Vergoldungen, und das nackte Gerüſte zerſtört alle Illuſion der Erinnerung. Im „Cicala" löſen ſich alle Verwickelungen mit Ruhe, ja mit Würde auf; von den vielen einzelnen Knoten nicht zu ſagen, die im ganzen Gange der Erzählung unaufhörlich gelöſt und wieder geſchürzt werden. Der Verf. hat ſich hier den bekannten Rath von Jean Paul aufs beſte zu Nuze gemacht.

Dieſe Bemerkungen waren nöthig, um den falſchen Standpunkt darzuthun, welchen die meiſten Kritiker in der Beurtheilung des „Cicala" genommen haben. Man iſt dies vor allen Dingen dem ſchottiſchen Dichter ſelbſt ſchuldig, den eine gewichtvolle Stimme mit großer Ungerechtigkeit durch dieſes Buch für übertroffen erklärt hat. Wenn aber auch durchaus kein Zweifel obwalten kann, daß letzteres ohne die Leſung und Bewunderung der Scott'ſchen Romane nie geſchrieben worden wäre, ſo iſt es auch ebenſo gewiß keine Nachahmung derſelben. Ja, es wird noch eine große Frage ſein, ob der „Scipio Cicala" überhaupt nur der Scott'ſchen Schule beigezählt werden kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Kupferſtechkunſt in Rußland.

Der Staatsrath Hamel verlas in einer der letzten Sitzungen der kaiſ. ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg eine Abhandlung über den Nutzen, welchen die Einführung der Holzſchneidekunſt dem ruſſiſchen Reiche gewähren könnte. Wir entnehmen Einiges aus derſelben nach dem in polniſcher Sprache erſcheinenden Blatte „Tygodnik Petersburgski" (Petersburger Wochenblatt).

Nachdem der Verf. auf die Erneuerung und Verbeſſerung der Holzſchneidekunſt in neuerer Zeit durch die Gebrüder Thomas und Johann Bewick in England aufmerkſam gemacht und insbeſondere darauf hingewieſen hat, wie durch dieſelben zuerſt

die Holzschnitte mit dem Bücherdrucke verbunden worden seien, spricht er von dem Nutzen der englischen und deutschen Pfennigmagazine und fährt dann fort:

„In Rußland gibt es bis heute keine Holzschneidekunst. Um aber die Akademie auf den Zustand der Kupferstechkunst in unserm Lande aufmerksam zu machen, lege ich ihr einige von mir gesammelte Bogen ausgemalter vaterländischer Kupferstiche vor. In Petersburg, wo wir täglich die besten Kunsterzeugnisse fremder Länder erblicken, vergessen wir ganz, wie elende Bilder noch heute im Innern von Rußland allein zu haben sind. Ich bitte Sie, besonders die allgemeine Weltkarte zu beachten, welche eine Zusammenstellung der albernsten Vorstellungen ist. Bis jetzt circuliren dergleichen Erbärmlichkeiten bei uns in unzähliger Menge; besonders in den Städten, welche von Handwerkern bewohnt sind, habe ich alle Wände der Stuben damit behangen gesehen. Die Kupfertafeln selbst werden nach dem Abdrucke einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren von Neuem abgeschliffen und dann für einen sehr geringen Preis wieder aufgestochen. In Moskau sind sehr viele Hände mit dem Ausmalen oder vielmehr Beschmieren der Kupferstiche beschäftigt. Es gibt auch solche, auf denen außer den Bildern gestochene Beschreibungen enthalten sind, diese bestehen häufig aus lauter einzelnen abgetheilten Quadraten, werden zerschnitten und in Form von Büchern verkauft. — Es ist sehr zu wünschen, daß diese traurigen Erzeugnisse unsers Landes durch bessere verdrängt und dazu einige fremde Künstler herbeigezogen würden, welche unsere Jugend besonders in der Holzschneidekunst unterrichteten, denn diese gewährt, mit der Buchdruckerkunst verbunden, schon durch die Menge von Abdrücken, welche sie zu liefern im Stande ist, unstreitig die leichteste und zweckmäßigste Art, um nützliche Kenntnisse auch in die unterste Classe des Volks zu bringen. Einige Freunde der Volksaufklärung haben sich bereit erklärt, einen Auszug aus den Pfennigmagazinen des Auslandes in russischer Sprache zu veranstalten, aber dieser lobenswerthe Entschluß wird erst recht ersprießlich werden, wenn wir selbst Künstler besitzen, die vaterländische und den Verhältnissen unsers Volkes angemessene Gegenstände in Holz zu schneiden verstehen. Die Petersburger Akademie der Künste, das technologische Institut und die auf Kosten des Grafen Strogonow in Moskau angelegte Zeichenschule könnten, so scheint es, die Wiege dieser Kunst für Rußland werden. Auch hoffe ich, daß die von Herrn Demidoff ausgestellten Preise so Manchen veranlassen werden, grade dieser, so bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des Volks verheißenden Kunst seine Kräfte zu widmen". 26.

Notizen aus dem Leben Friedrich II.

Preuß hat in seiner schätzbaren Biographie des genannten Königs auch den letzten Lebenstagen desselben (im 4. Bde.) die gebührende Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit zugewendet. Jedoch hat derselbe eine Scene zu schildern unterlassen, die von einem noch lebenden Augenzeugen, dem Professor Fr. Buchholz in Berlin, im berliner „Historisch-Genealog. Taschenbuch" f. 1828 (S. 118) mitgetheilt worden ist. Wir erinnern uns überhaupt nicht, die gründlichen Aufsätze Wilken's und Buchholz's in diesen Taschenbüchern von Hrn. Preuß erwähnt gefunden zu haben. „Als Friedrich", so erzählt Hr. Buchholz, „schon von Schmerzen und Beängstigungen gequält, von seinem letzten Ausritte (nach Preuß, IV, 251, am 4. Juli) wiederkehrte, begleitete ihn wie gewöhnlich eine Menge von Berlinern in den innern Schloßhof, auf deren Gesichtern Betrübniß über das verfallene Aussehen des Königs lag. Friedrich stieg vom Pferde, und langsam, nicht ohne Anstrengung, ging er die Treppe hinauf. Als er oben angelangt war, drehte er sich um und sah die Menge unten in stiller Trauer und Theilnahme um ihn. Grüßend nahm er auf die bekannte Weise den Hut ab und wandte sich mit einem Blicke gegen sie, von dem der Berichterstatter sagt, daß er ihn nie vergessen werde. Und auch den andern Umstehenden schien es so ergangen zu sein, denn es erscholl kein lautes Rufen, kein „Es lebe der alte Fritz", sondern Alle gingen still aus dem Schlosse; sie ahnten es, daß sie ihren König zum letzten Male gesehen hatten. Und so war es auch; die Berliner hatten von ihrem Könige Abschied genommen, der diesen Tag nicht lange mehr überlebte."

Was Hr. Preuß auf S. 270 über das Zeugniß des Garde-chirurgus Rosenmeyer, der den entseelten Leichnam nebst zwei andern Chirurgen wusch, mit Spiritus einrieb und dann ankleidete, sagt, findet jetzt seine Bestätigung durch die mündlichen Aeußerungen des genannten Rosenmeyer, die Zelter im „Briefwechsel" zwischen ihm und Göthe, Th. III., S. 325 fg., angeführt hat.

Hr. Preuß hat mit Umsicht und Fleiß die Unterhaltungen Friedrich's des Großen mit denkwürdigen Personen zur Vervollständigung seiner Charakteristik benutzt. Dahin gehören auch die Unterhaltung des großen Königs mit der geistreichen Herzogin von Kurland 1784 (s. Tiedge's Leben derselben, S. 76 fg.) und vielleicht die Gespräche mit Casanova im neunten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" (S. 451, 469—474, 477).

Friedrich II. über militairische Halsbinden.

Es gehört zur Tagesordnung, über militairische Vorschriften und Aenderungen der Röcke, Kragen, Aufschläge u. s. w. zu spotten. Und doch erfreuen sich solche Spötter an einer gut und gleichmäßig uniformirten Truppenreihe und würden die Ungleichheit im Einzelnen nicht minder hart tadeln. Friedrich den Großen wird wol Niemand einer besondern Vorliebe für den kleinen oder Kamaschendienst beschuldigen; aber der große König hielt es auch ganz und gar nicht unter seiner Würde, sich um einzelne Theile des militairischen Anzuges seiner Truppen speciell zu bekümmern. Eine solche Ordre an den General von Tauentzien vom 7. Nov. 1778 finden wir im vierten Bande von Preuß's „Urkundenbuche", Nr. 42. Sie lautet: „Ich überschicke Euch hierbei die Façon von einer Halsbinde, wie Ich will, daß alle Meine Officiers derjenigen Regimenter, die weiße Binden tragen, sie haben sollen. Ich habe auch diese Proben bereits an die verschiedne Corps d'Armée gesandt, umb Meine intention bekannt zu machen, und ist bei den Corps des Erbprinz von Braunschweig Liebden nur das einzige Regiment Flemming, das weiße Binden hat. Ich trage Euch demnach hierdurch auf, gedachtem Regiment diese Probehalsbinde zuzuschicken und die Officiers desselben dahin anzuweisen, daß sie die Binden alle auf diese Art tragen sollen: Jedoch versteht sich von selbst, daß ein jeder Officier solche sich breit oder schmal machen lassen kann, nachdem er einen langen oder kurzen Hals hat: Nur müssen sie im Uebrigen von der nehmlichen Art, wie die hiebey erfolgende Probe, von der Façon gemacht werden: Welches Ihr also besorgen werdet."

Friedrich II. über die Heirathen seiner Officiere.

Es ist schon früher in d. Bl. erwähnt worden, wie ungern Friedrich der Große die Verheirathungen jüngerer Officiere sah, und wie ihm überhaupt dasjenige Regiment das liebste war, in welchem die wenigsten verheiratheten Officiere waren. Sehr originell ist in dieser Beziehung auch eine von Preuß, „Urkundenbuch", IV, 299, mitgetheilte Cabinetsordre an den Major von Luck (Potsdam, den 4. Sept. 1765): „Mein lieber Major von Luck. Nun Meinetwegen, so möget Ihr denn das Fräulein von Bonin heirathen. Ich ertheile Euch dazu auf Eure so dringend wiederholte Bitte vom 29. August Meine Einwilligung. Nur müsset Ihr vorhero dem General Major von Prittwitz, als Euerm General-Inspecteur, einen förmlichen, von Euch geschriebenen und besiegelten Revers ausstellen, daß Ihr Sie niemals, weder im Felde, noch Winter- oder Cantonirungs-Quartieren, mit Euch schleppen wollt: weil wir sonst große Unfreunde werden und Ich ganz zuverlässig nicht mehr sein würde Euer wohlaffectionirter König. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 214. — 2. Auguſt 1834.

Ueber den Roman „Scipio Cicala".

(Fortſetzung aus Nr. 213.)

II.

Wenn die Haupthandlung, welche dem Buche zu Grunde liegt, eine poetiſche Erfindung iſt, ſo muß ſie ſich als ſolche durch die Bedeutung des Gedankens rechtfertigen, welchen ſie ſich zum Ziel gewählt hat. Dieſer Gedanke iſt auch wiederholt in dem Werke ſelbſt angedeutet, und das Hinwirken auf ihn in ſeinem ganzen Gange von dem Verf. mit unerſchütterlicher Conſequenz verfolgt. Vielleicht muthete er den meiſten ſeiner Leſer zu viel zu, indem er Scipio am Ende des ſiebenten Buchs mit der verführeriſchen Türkin am Bord des ottomaniſchen Admiralſchiffs verſchwinden läßt. Sie mögen den Religionswechſel ſelbſt und die türkiſche Hochzeit vermiſſen. Dafür gibt er ein achtes Buch, worin er den Helden in reifern Jahren wieder auftreten läßt, nachdem der Abfall von Religion und Volk alle ſeine Früchte getragen hat.

Ohne Zweifel wäre es für das Werk als poetiſches Ganze nützlicher geweſen, hätte der Verf. das achte Buch, wenn nicht in der Feder, doch im Pulte behalten. Die Einbildungskraft des Leſers hätte ſich dann ſelbſt in eignen Fictionen ergehen und dem Helden wenigſtens die Möglichkeit der Rückkehr zum Beſſern übrig laſſen können. Aber nachdem dieſes achte Buch einmal da iſt, kann ich es nicht aufgeben. Es enthält eine ſolche Mannichfaltigkeit bedeutungsvoller Entwickelungen, pathetiſcher Scenen und tragiſcher Effecte, wie man ſie vielleicht in wenig andern Werken der Art in gleicher Höhe des Gehalts nebeneinander wiederfindet. Nirgends ſtellt ſich auch die große Verſchiedenheit zwiſchen dem Verehrer W. Scott's und dieſem ſelbſt ſo auffallend heraus. Die ſchaffende Kraft des poetiſchen Genius hat in dieſem letzten Buche ihre reichſte Fülle an den Tag gelegt, und wer nicht weiß, was dazu gehört, wenn ſeine Flügel am Ende von vier Bänden nicht matt geworden ſein ſollen, der leſe das Urtheil eines Mannes, welcher aus Erfahrung ſprechen und deſſen Zeugniß ſein Zeitalter nicht verſchmähen kann: „Des hommes capables de composer et de coordonner un ouvrage étendu, d'embrasser un système, de le soutenir avec art et intérêt pendant le cours des plusieurs volumes, il-y-en a très peu; cela demande une force judiciaire, une longueur d'haleine, une abondance de diction, une faculté d'application (et une verve darf man hinzuſetzen), qui diminuent tous les jours." Dies ſagt Chateaubriand, und er ſagt es bei Gelegenheit eines ſtreng hiſtoriſchen Werks, wo der Flug ſich weder ſo hoch zu heben, noch ſo ununterbrochen fortzugehen braucht.

Ich bin nicht der Meinung Derjenigen, welche die gelöſte Aufgabe politiſcher Lehrjahre in dem Buche ſehen wollen. Offenbar liegt dem Cicala kein anderer Gedanke zu Grunde, als zu zeigen: wie die guten und die böſen Mächte des Lebens um die ſchönſten und am reichſten begabten Naturen kämpfen, und dieſe gewöhnlich den letzten unterliegen, wenn ſie nicht durch eine tüchtige religiöſe und politiſche Erziehung gegen den Irrthum verwahrt ſind, in den Extremen der Dinge den gewöhnlichen Weltlauf zu erblicken.

Dieſer Aufgabe gemäß, erſcheint der Held des Buchs vom erſten Anfang an als eine höher begabte Natur. Schönheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers, die glücklichſten Anlagen des Geiſtes, Muth, Beſonnenheit und Entſchloſſenheit vereinigen ſich mit einer vorzüglichen Ausbildung und völliger ſittlicher Reinheit. Aber mitten unter den Bedingungen der vielverſprechenden Jugend bereiten ſich auch alle Gefahren ſchwerer Schickſale. Schon die Geburt in einer, nach den Begriffen der Zeit funeſten Ehe, die Abſtammung halb aus europäiſch-chriſtlichem, halb aus arabiſch-türkiſchem Blute erſcheinen als Vorzeichen ungewöhnlicher Lebensconſtellationen, und damit die herrlichſten Naturgaben keinen Halt gewinnen, vielmehr alle Gunſt einer ſorgfältigen und liebevollen Erziehung in ihren Reſultaten unſicher wird, verliert er ſchon als Kind ſeinen Vater durch eine Todesart von beſonders fataliſtiſcher Bedeutung und wächſt wie Achill nur unter Frauen auf. Unter ihnen befindet ſich freilich ein Weſen von ganz eigner Art. Es iſt die Amme von Scipio's Mutter; eine Erſcheinung aus völlig fremden Ideen- und Sittenkreiſen, ein Menſchenreſt früherer Jahrtauſende, eine Frau, welche die Kritiker bald eine begeiſterte Seherin, eine chriſtliche Medea, und eine Medea ohne Leidenſchaft, bald eine Prieſterin der Cybele und eine würdige Prieſterin der grauenvollen Hekate, bald eine altgriechiſche Zauberin, ja ſelbſt eine neugriechiſche Meg-Merrilies genannt haben. Melantho lebt nur in Donna Renata und in ihrem Sohne; ſie hat keinen andern Gedanken als Sci-

pio's Glück, weil sein Glück das Glück ihrer Milchtochter ist. Im höchsten Lebensalter, blind in Folge der grausamsten Mishandlungen, ist ihr inneres Leben nur desto kräftiger; ja seine Gewalt reicht bis zum Wunderbaren. Ihre Erhebung über alle Vorurtheile der Zeit, ihre ganze großartige Gesinnung, ihr kühner Muth, ihr tiefer Blick in gewöhnlichen Dingen wie in übernatürliche Verhältnisse geben dem kleinen Familienkreis seinen ganzen Halt. Aber diese Frau ist keine Christin, sie ist auch keine Türkin; sie ist eine Mainottin, in deren Seele mehr altgriechische Mythen und Denkungsweisen als christliche Ideen walten. Nur für die Liebe lebend, kennt sie keine höhere, ja keine andere Lebensbestimmung als die Liebe. Sie opfert ohne Bedenken Scipio's Weihe für den geistlichen Stand dem Eintritt in den Malteserorden und bricht diese Gelübde zuvor durch ein mysteriöses Band, welches sie in theurgischen Bräuchen um den Jüngling und seine Jugendgespielin schlingt, und wodurch sie Beider Verbindung gegen alle andere Gelübde und Fügungen zu sichern vertraut. Seine Mutter Renata, seine Geliebte Porzia, Beide gut und fromm, geben sich, wiewol mit innerm Widerstreben diesem unheimlichen Treiben hin, und als der junge Mann endlich von ihnen scheiden muß, segnet ihn die Mutter mit der ganzen Innigkeit christlicher Glaubenskraft, die blinde Seherin aber legt ihm einen uralten griechischen Talisman um den Arm, durch den sie ihn gegen die schwersten Schicksale gesichert glaubt, und stirbt, begleitet von erschütternden Zeichen der Sympathie von Thier- und Pflanzennaturen, jedoch ohne christlichen Brauch in Beichte und Absolution, in bloßen Erinnerungen an griechische Mythen und in lyrischer Verkündigung von Tasso's großer Zukunft.

Durch diese Erziehung ist dem Einfluß der bösen Mächte auf den herrlichen Jüngling freies Feld eröffnet. Seine religiöse Bildung ermangelt einer sichern Grundlage, und mit seinem Verhältniß zum Staat, über das ihm ohnedies nie weder Belehrung noch Anregung zum Nachdenken geworden ist, wird er beim ersten Eintritt in das öffentliche Leben unheilbar entzweit. Indem er im Augenblick seines Scheidens von dem heimatlichen Ufer, tief aufgeregt durch die Trennung von Mutter und Geliebten, Zeuge der Mishandlung eines Fischermädchens seiner Heimat durch einen spanischen Soldaten wird, ermuntert er den Pöbel des Hafens zur Rache. Mit einer schwerlich historisch zu rechtfertigenden Schnelle trifft ihn ein Todesurtheil und verwickelt sein ganzes Leben auf eine Weise, daß er von nun an den Zufällen und Einwirkungen der Umstände und der Menschen, in deren Bahn er geräth, völlig preisgegeben ist.

Aber auch die guten Mächte sind nicht unthätig, um den trefflichen Jüngling zu erhalten. Zwischen diesem Auftritt und seiner Strafe steht er unter dem Schutz zweier Großbeamten des Malteserordens, zweier Männer, die, wie verschieden auch in den Grundlagen von Nationalität und Sittlichkeit, doch wahre Heroengestalten von menschlicher und ritterlicher Tugend und von der tiefsten religiösen Innigkeit sind. Er hat das Glück, durch eine That von seltener Kühnheit, Besonnenheit und Entschlossenheit Beide vom Tod oder türkischer Gefangenschaft zu retten, und hebt sich so auf einmal aus der Obscurität gewöhnlicher glücklicher Jugendanlagen zur unzweifelhaften Bestimmung für eine große Laufbahn empor. Aber auch unter diesen glücklichen Ereignissen stellt sich ihm die Gefahr seiner Zukunft in einer Jungfrau von der ungewöhnlichsten weiblichen Schönheit und in allem Reiz des glänzendsten Geistes und des launenhaftesten Charakters auf den Weg. Die Erscheinung ist kaum mehr als augenblicklich; dennoch wird sie zur ersten Sünde gegen die reine Liebe seines bisherigen Lebens.

So sehen wir den Jüngling bei dem ersten Eintritt in die Welt von allen Gefahren umringt, die weiblicher Reiz, glänzender Erfolg und gerechtfertigtes Vertrauen auf das Glück selbst den reichsten Geistern gebracht haben. Vergebens warnen die guten Mächte in den Erinnerungen an seine Mutter und an Porzia, in den weisen Reden und Aufmunterungen seiner Gönner. Sie können ihn gegen das Todesurtheil nicht schützen; sie müssen ihm selbst zur Flucht rathen, bis sie dessen Zurücknahme erwirkt haben. Die Flucht führt Verwickelungen und Gefahren aller Art herbei, in welchen der Kampf des guten und des bösen Princips sich unaufhörlich erneuert, bis er endlich durch den Verrath an Liebe, Vaterland und Religion für dieses entschieden wird.

Auf seiner Flucht geräth der junge Mann abwechselnd in Klöster und an Höfe, in Hütten und Paläste, in Schenken und Gefängnisse. Ueberall stellen sich ihm die Extreme der Zustände in Erscheinungen und Situationen dar, welche durch ihre Neuheit und Fremdartigkeit ungemein überraschend sind. Wir folgen ihm nicht durch diesen bunten Wechsel von Lagen, deren eine bedeutender als die andere wird; nur muß der große Vorzug des Buchs bemerklich gemacht werden, welcher darin liegt, daß das gute Princip sich nie in Lehren und Sentenzen darstellt, sondern in edeln Thaten und herrlichen Vorbildern des seltensten Menschenwerths, und daß das böse Princip nur die hochherzigsten Neigungen und die unverschuldetsten und großartigsten Verirrungen zu seinen Hebeln benutzt. Läßt sich auch einmal ein Mephistopheles blicken, so ist es, weil sich die wirkliche Welt gar nicht ohne einen solchen denken läßt. Der Marchese Fuscaldi ist einer jener Teufel, die nun einmal die unvermeidliche Zugabe aller irdischen Macht scheinen und in den verschiedensten Potenzen unter einer mehr oder minder schimmernden Außenseite an allen kleinen und großen Höfen vorkommen. Es ist ein sehr schlimmer, aber kein gemeiner Mensch; wie denn dieses Buch überhaupt jede der mehr als hundert Gestalten, die es enthält, ohne sie darum der Wirklichkeit des Lebens zu entrücken, alles Schmuckes der Alltäglichkeit entkleidet und zur Würde poetischer Bedeutung erhoben hat. Dennoch ist unter den mannichfaltigen Maschinerien, die in dem Kampfe beider Principien thätig sind, zweier Elemente zu gedenken, welche demselben einen von allen andern Werken dieser Classe abweichenden Charakter aufdrücken. Ich möchte das Eine das fatalistische Element nennen, indem

es den Helden in einem steten und unvermeidlichen Schicksalsrapport mit andern Wesen zeigt, die seiner Laufbahn eigentlich fremd sein müßten. Am mächtigsten stellt sich hier ein wahnsinniges Mädchen dar, dasselbe, dessen brutale Behandlung durch den Spanier der erste Grund aller Verwickelungen seines Lebens geworden ist. Gegen alle Erwartungen hat die Todtgeglaubte schnell das Bewußtsein wiedergewonnen; aber sie wird durch den Verlust ihres Bräutigams, der im Sturme der nächstfolgenden Nacht zu Grunde geht, ebenso schnell aufs Neue getroffen. Ob die körperliche Mishandlung eine Verletzung ihres Geistes zur Folge gehabt — kurz, dieses Unglück stürzt ihn vollends um, und so bildet sich ein phantastischer Wahnsinn, in welchem sie gleichsam eine dunkle Erinnerung an Scipio's Erscheinung in dem Augenblick ihrer Rückkehr zum Bewußtsein mit dem Bilde ihres Geliebten vermischt und diesen in jenem erblickt, von den Meerfrauen in einen Meerfürsten verwandelt. Man könnte die Unglückliche eine in Liebe schwärmende Erinnys nennen; so heftet sie sich an die Fersen des Helden und erscheint immer in den Momenten, wo sich sein Schicksal bedeutend wenden will, um ihm plötzlich eine andere Richtung zu geben. Situationen des verschiedenartigsten Charakters, selbst bis zum Hochkomischen reichend, entstehen aus diesen jedesmal natürlich herbeigeführten, aber auch jedesmal überraschendern Begegnungen, und man muß sich am Ende gestehen, daß die wunderbare Schicksalsverwandtschaft Scipio's mit einem Fischermädchen seiner Heimat den Angelpunkt aller Entscheidungen seines Lebens bildet.

In ähnlichem fatalistischem Rapport steht der junge Mann noch mit andern Personen, denen er immer in den bedeutendsten Momenten, dem Einen zum Glück und dem Andern zum Unglück, begegnet. Diese Beziehungen sind nicht allein in den Launen des Zufalls gegründet. Bald ist es die gegenseitige Anziehungskraft verwandter Naturen, wo sich dann wie im Zusammentreffen mit dem Spanier Rodrigo ein überaus edles Verhältniß zwischen zwei Charakteren darstellt, die in gleichem Maße in den Bedingungen ihres innern Lebens übereinstimmen, wie sie sich in denen ihres äußern abstoßen müssen. Bald ist es eine tief begründete, kaum von Haß zu unterscheidende Antipathie der handelnden Personen, welche gleichsam alle Macht des Zufälligen unterjocht, um sich geltend zu machen. So lauert der spanische Wachtmeister auf allen Kreuzwegen von Scipio's Leben, um ihn in das Verderben zu stürzen. In der reinsten Höhe dagegen erscheint diese unwillkürliche Schicksalsfeindschaft in dem Charakter der Clarissenschwester Theresina. Sie ist ein wahrhaft himmlisches Werkzeug, um Scipio's Wiedervereinigung mit Porzia zu hindern. An ihrer Geistesklarheit und ihrer besonnenen und aufgeklärten Frömmigkeit, an ihrem heldenmüthigen Glaubensmuth scheitern alle Anstrengungen des jungen Mannes und seiner Freunde. Aber diese Tugenden sind auch der Anker, an welchem sich Scipio's Mutter und Geliebte festhalten, um nicht in ihrem grenzenlosen Jammer verzweifelnd unterzugehen. Man hat Narcissa eine veredelte Philine genannt; mit größerm Recht könnte man diese Theresina die sittlich-religiös verklärte Therese im „Wilhelm Meister" nennen.

Ebenso wunderbar, aber noch bedeutender stellt sich das fatalistische Element in dem Schicksalsparallelismus der Hauptpersonen dar. Unverkennbar findet solcher zwischen Scipio und Bottighella statt, zwischen diesem und Schilling, zwischen Schilling und Uludsch-Ali, ganz besonders aber zwischen den Procidas, welche den Gedanken der Vaterlandsbefreiung, in dem sie allein leben, so hoch gefaßt haben, daß Einer allein ihn nicht zu tragen im Stande ist, und Beide darum im nämlichen Augenblick, auf den entferntesten Punkten und unter den verschiedenartigsten äußerlichen Bedingungen zu Grunde gehen müssen. In welcher ahnungsreichen Tiefe schließt sich das Leben auf, wenn wir ähnlichen Schicksalsbeziehungen in wirklichen Lebensverhältnissen, die uns selbst genau bekannt sind, nachspüren und sie gewiß auch finden.

Begegnen wir diesen wunderbaren Beziehungen ja selbst zwischen Menschen und Thieren und sogar zwischen Menschen und leblosen Gegenständen. Melantho's titanische Existenz scheint an das Leben einer Schlange, und das Leben eines uralten Feigenbaums an Beider Existenz geknüpft zu sein. Selbst die Dogge des Marchese steht in der eigenthümlichen Beziehung zu Scipio's Schicksal, daß sie den schädlichen Einfluß von Melantho's heidnisch-theurgischen Arbeiten auf das Leben des christlichen Jünglings an ihr rächen und am Ende das für ihn bestimmte Gift verzehren muß, damit ihr Tod seine Rettung werde.

Ich kenne kein poetisches Werk, in welchem dieses fatalistische Element mit solch bedeutungsvoller Wahrheit und ungekünstelter Gewandtheit behandelt worden wäre. Es ist um so merkwürdiger, da der religiöse Gedanke, welcher das Ganze beherrscht, in seinem christlichen Charakter durchaus nicht verletzt ist. Auch das in dem Buche so mächtig wirkende Element des Wunderbaren, wie stark es das heidnische Alterthum reflectirt, läßt sich mit der religiösen Bildung der Zeit vollkommen vereinigen. Damit ist eine Gefahr vermieden, die auf solchem Boden immer zu scheuen ist; aber es blieb noch die größere übrig, daß das Wunderbare nicht in das Abenteuerliche, oder, eine Linie weiter, in das Lächerliche, wo nicht gar Abgeschmackte fiel.

In der That kann man sich nicht genug wundern über das Glück, mit dem diese Klippen vermieden sind. Es ist von dem Dichter auf so mancherlei Weise, im Geiste so verschiedener Zeitalter und Nationalitäten und besonders in einer solchen Progression von der realen Welt bis zu jener unsichtbaren Welt geheimnißvoller Geistermächte angewendet, daß die Ausstattung zu reich erscheinen müßte, wenn man sich entscheiden könnte, was aus dem Buche weggelassen werden sollte. Mehre Capitel beginnen mit Scenen, durch welche sich der Leser auf einmal in ein ganz anderes Zeitalter versetzt sieht. So das erste im zweiten Buche, wo die Parzen der Mythe erscheinen, und man sich in einer ähnlichen Ueberraschung befindet, wie Wilhelm in den „Wanderjahren" bei dem Anblick der heiligen Familie, der er auf dem Wege an dem Berge em-

vor begegnet. Das wahrhaft mythische Bild ist eine Veranstaltung Melantho's, wodurch ein drohendes Schicksal von dem liebenden Paare abgewendet werden soll, und knüpft sich ohne allen Zwang an die Handlung des modernen Lebens. Schwerer zu erklären, aber nicht schwerer zu glauben ist die Situation, womit sich das fünfte Capitel desselben Buches eröffnet. Melantho sitzt unter ihrem Feigenbaume mitten unter den verschiedenartigsten Thieren, welche jede Feindschaft in ihrer Nähe vergessen haben. Man könnte sich in ihr die hochbetagte Mutter des Menschengeschlechts denken, wenn der große Frevel, womit dasselbe begonnen, statt durch die Vertreibung aus dem Paradies der Unschuld, durch Zerstörung des Sinnes bestraft worden wäre, der in den meisten Verführungen zuerst thätig zu sein pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Herausgegeben von E. Burckhardt und A. Kaiser. Sechstes und siebentes Bändchen. Auch u. d. T.: Geschichte der griechischen Revolution, vom Jahre 1821 bis zur Thronbesteigung des Königs Otto I. Von Th. Kind. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, Literarisches Museum. 1833. 8. 16 Gr. *)

Daß in dieser mit Beifall aufgenommenen Sammlung die griechische Revolution um so weniger fehlen durfte, als sie die Grundlage eines neuen europäischen Staates, also mit einem beabsichtigten und glücklichen Ausgange gekrönt wurde (was bei den früher geschilderten Revolutionen nicht der Fall war), verstand sich von selbst. Zwar hat die neueste Zeit gezeigt, daß selbst mit König und Königreich der revolutionnaire Stoff nicht ganz besiegt worden ist, und nur sehr sanguinische Hoffnungen konnten und können dies von den nächsten Tagen erwarten; indeß ist doch die Revolution als äußere Erscheinung beendigt, und somit auch der Geschichte anheimgefallen. Die Darstellung ist gut gerathen, so weit eine so große Thatsache, in so kleinen Raum eingezwängt, und, wie der Verf. zu verstehen gibt, die gebotene Eile ein wirklich dankbares Bild entwerfen ließen. Indeß bleibt dem Ref. auch nach Veranschlagung dieser sehr hemmenden Bedingungen noch etwas zu wünschen übrig. Nach den unzähligen Zeitungsartikeln, nach der Masse von einzelnen Schriften über diesen Gegenstand, ja selbst nach den so gediegenen Rubriken in dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit", welche zusammengenommen noch mehr Raum füllen als diese zwei Bändchen, ist man schon sehr gesättigt und erwartet das fast sinkende Interesse durch eine kräftigere, minder Bekanntes enthaltende, Individuelles mehr hervorhebende, tiefer in das lebendige Treiben selbst hineinführende Schilderung wiederbelebt zu sehen. So aber würden wir vielleicht über den peloponnesischen Krieg oder die Unruhen der Gracchen etwas hinnehmen, oder über jeden Gegenstand, der mehr in dem Hintergrunde der Geschichte liegt. Der Vordergrund derselben aber muß überall lebhafter gehalten und ausgemalt sein. Man will Gruppen und Scenen aus dem Leben an das Leben sprechend, will einzelne Handlungen oder Aeußerungen, man will vor Athen, in den Thermopylen, in der Bucht von Navarin gleichsam mitkämpfen, aus Missolunghi sich herausschlagen, zu Argos oder Damala mit debattiren. Denn man weiß, daß zu einer Darstellung aus höherm historischen Standpunkte, die vielleicht solcher einzelnen Züge wieder entbehren kann, weil sie das innere Getriebe und Räderwerk, die Parteien und ihre Hebel, die diplomatischen Tiefen mehr aufzudecken im Stande sein wird, noch die Zeit nicht gekommen ist. Dann wird wol auch das Urtheil über Kapodistrias' Plane, welches hier noch ziemlich schroff auf absolute Herrschaft hindeutet, sich mehr motivirt und der historische Stoff sich so ausgeschieden haben, daß nicht mehr eine Aufzählung nach Jahren, wie hier, nöthig sein wird. Damit soll indeß der Schrift ihr Werth nicht abgesprochen sein. Immer wird sie Dem, der eine übersichtliche Belehrung über den Hauptgang und die wichtigern Ereignisse dieser Revolution braucht, gute Dienste leisten, und auch in dem Style, wenn auch keine ausgezeichneten Schönheiten, doch auch keinen Anstoß gewähren, da sie sich faßlich und geläufig über ihren Gegenstand auszudrücken weiß. Mit Vergnügen lasen wir, daß der Verf. dem Hofrath Thiersch, II, 109, eine Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm unerwartet selbst von Solchen vorenthalten wird, von denen man es am wenigsten glauben sollte. An der Entscheidung in Griechenland selbst hatte der deutsche Philhellene aus München, Friedrich Thiersch, der seit dem Sept. 1831 Griechenland bereiste, großen Antheil. Bemüht, die Parteien zu versöhnen, mußte er, da jene antinationale Herrschaft Alles aufs Spiel setzte, nur das, gegen diese Herrschaft wirkende und ankämpfende, nationale Element kräftig befördern und nur durch dieses allein Griechenland zu retten suchen. Allerdings ward auch Griechenland auf diesem Wege gerettet, und das griechische Volk hat den Antheil des Deutschen an dieser Rettung anerkannt, wenn ihm auch die Diplomatie ihre Anerkennung versagen sollte. Sein Streben galt nur dem griechischen Volke, nicht der Diplomatie. 41.

*) Vgl. Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Literarische Notizen.

Von Cyprien Desmarais ist erschienen: „Histoire des histoires de la révolution française, pour servir de complément à tous les écrits sur la même époque".

Die zwei ersten Bde. eines Werks: „Monsieur de Talleyrand", mit dem Motto: „Ni pamphlet, ni panégyrique", denen noch 2 folgen sollen, sind eben in Paris herausgekommen.

Charles Nodier hat herausgegeben: „Notions élémentaires de linguistique ou histoire abrégée de la parole et de l'écriture etc".

A. de Beauchesne's „Souvenirs poétiques" sind in einer dritten, mit einem neuen Buch vermehrten Auflage herausgekommen.

Von Hippol. Raynal erschien: „Malheur et poésie".

Basil-Hall's „Reise in Chile, Peru und Mexiko" ist in französischer Uebersetzung (2 Bde.) erschienen.

Der zweite Band der von Ad. Garnier herausgegebenen „Oeuvres philosophiques de Descartes, avec notices, sommaires et éclaircissemens" ist erschienen.

J. B. Monfalcon verbreitet sich in „Histoire des insurrections de Lyon, en 1831 et en 1834, d'après des documens authentiques" ausführlich über diese betrübenden Ereignisse.

Von Damiron's „Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19. siècle" ist die 3. verbesserte und mit einem Supplement vermehrte Auflage in 2 Bdn. erschienen.

Unter Redaction des Dr. A. J. L. Jourdan hat ein Verein von Aerzten mit Juli d. J. begonnen „Archives de la médecine homoeopathique" herauszugeben. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 215. — 3. August 1834.

Ueber den Roman „Scipio Cicala".

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Im ersten Capitel des dritten Buches erwacht der Held mitten in einer Gruppe mythischer Gestalten. Wo anders als in Amphitrite's Palaste könnte man die Augen zu solchem Anblick öffnen? Wenn aber auch die Täuschung bei dem Leser so weit nicht geht, so steht er doch ein wunderbares, optisches Räthsel vor sich, wie es nur in einem Lande möglich ist, wo die Wirklichkeit manchmal so nah an die Ideale der Poesie streift. Hier wäre für einen Künstler eine ebenso schwere als ruhmvolle Aufgabe zu lösen. Ein schöner Jüngling moderner Zeit, mitten unter den Spielen ihres badenden, jungfräulichen Gefolges in Amphitrite's Schoos erwachend. Sollte die Malerei nicht vermögend sein, die Scene so darzustellen, daß es für das Auge zweifelhaft bliebe, ob die mythischen Figuren in der Wirklichkeit oder nur im Marmor lebten? Die wundersame Beleuchtung der Grotte aus der Tiefe des Meeres herauf könnte die Möglichkeit der Täuschung vielleicht begünstigen.

Ich gehe ungern an der Rettung der Nonnen aus der Gefangenschaft der Türken vorüber; denn es ist ein Gemälde von hinreißender Glaubensmacht, und darum auch ohne andere Wunderkraft zu erklären, als die in dem menschlichen Geiste selbst liegt (Buch VIII, Cap. 2). Das furchtbare Gericht, welches die Ahnen Scipio's über ihn halten, als er eine Nacht in dem Schlosse seiner Väter zubringt, mag ein Traum sein, aber es ist eine schauervolle Warnung vor Abfall von Religions- und Standespflicht (Ebend. Cap. 3). Manchen hat die Erklärung der Harmonie der Sphären schwerer geschienen, welche die theurgischen Arbeiten Melantho's begleitet und später sich noch einmal vernehmen läßt, als der Held in gleich unheilvollem Beginnen in das Kloster der heiligen Clara eingedrungen ist. Dergleichen natürliche Aeolsharfen entstehen zuweilen, wo die Lianengewächse ungestört in der Fülle einer üppigen Vegetation wuchern können. Wie sollte der Glaube an die Harmonie der Sphären auch anders entstanden sein? Denn es gibt kein Gebild der schaffenden Phantasie, das nicht in der Wirklichkeit seine Wurzel hätte. Aber aus der Geisterwelt des Mittelalters tönt die Stimme von San Severino, welche sich immer vernehmen läßt, wenn der Jüngling den Blick in seine eigne Brust senkt und sich der Kampf der beiden Principien entscheiden will. Auch sie mag sich erklären lassen; doch wer fragt darnach, wenn er eine der Stellen liest, wo sie hörbar wird?

Es war eine unaussprechliche Sehnsucht, die jetzt in den sanften, aber unmerklich schwellenden Tönen lag und am Ende zu einer Gewalt anwuchs, die jede Fiber im Herzen des jungen Mannes aufregte. Allmälig schienen sie wie verklingende Saitentöne dahin zu sterben, aber der letzte Hauch derselben wiegte sich leise fort, wie auf den Geisterflügeln der Lüfte, und kehrte mit kaum bemerkbarem Wachsthum in immer mehr sich verengenden Kreisungen zurück, bis er sich am Ende völlig um den jungen Mann zusammenschloß. Wunderbar beseligend war diese geistige Nähe ferner Sehnsucht für diesen. Jede bessere Regung seines Lebens hob sich empor und verschmolz gleichsam mit ihr. Alles Nahe und Entfernte im Raum und in der Zeit vereinigte sich in dem wunderbaren Zauber. Schlaf und Wachen, Wirklichkeit und Traum flossen zusammen, und wir dürfen den jungen Mann ruhig den Genien der fernen Muttergebete und der jungfräulichen Liebessehnsucht überlassen, die ihn vielleicht in der geheimnißvollen Schicksalsstimme des Hauses San Severino umschweben.

In der That, wäre der Wechsel der Ereignisse und Situationen weniger mannichfaltig, so müßten sich so viele Erscheinungen aus der Civilisationsdämmerung aller Zeiten gegenseitig erdrücken. So ist noch Raum genug, um den ganzen Boden jener wunderreichen Gestade auszubeuten, auf heiterer Seefahrt die Thaten des Magiers Virgil zu erzählen, und in einem schauerlich römischen Nachtabenteuer den Nachklang der uralten Mythe von den Grären ertönen zu lassen. Das sind aber keine Erzählungen, wo der Erzähler seinen Faden selbst, immer zu schnell oder zu langsam für den Leser, ausspinnt. Sie stellen sich gleichsam dramatisch dar in dem Leben der handelnden Personen und können, wo sie auch seine Ungeduld aufzuhalten scheinen, nicht, ohne eine Wirkung der poetischen Kunst zu zerstören, entbehrt werden. Wer theilt nicht Narcissa's Grausen, als die Klageweiber durch eine boshafte Irrung, statt an das Lager einer Todten, an das Bette der schönen Türkin gewiesen, ihr Klagegeschrei mit dem mythischen Halbgesang abwechseln. Welcher Reiz des Naiven in den Aeußerungen der neapolitanischen Schiffer, wie sich in jedem von ihnen die Wunderthaten des römischen Dichterzaubereres auf eine eigenthümliche Weise reflectiren! Ein ganzer Codex des Wunderbaren wäre aus den Ansichten dieser Naturmenschen zu entwickeln.

Man hat dieſe Magie von wunderbaren Beziehungen aller Art für einen verſchwenderiſchen Aufwand poetiſcher Schöpfungskraft anſehen wollen. Und in der That reichen auch die meiſten Dichter mit weit Wenigerm aus. Aber man überſah ganz, wie damit der raſche Uebergang von einem ſchlechtbegründeten Chriſtenthum zum Islam und von der Gewohnheit einer unſchuldigen Liebe zur Unterjochung unter die Macht friveler Körper- und Geiſtesreize motivirt worden iſt. Der junge Mann wird durch Klöſter und Gefängniſſe durchgeführt, um überall das Laſter an der Stelle der Tugend und die Ruchloſigkeit ſtatt der Frömmigkeit zu finden. Freilich treten ihm auch Tugend und Frömmigkeit in ihren ſchönſten Glorien entgegen; der äußere Reiz iſt jedoch immer bei ihren Gegnern, und der Glanz des Erfolges blendet das Auge des Jünglings, daß es die ſtille Größe der Demuth und Reſignation nicht mehr erkennen kann.

Wie hätte der Held auch in der That widerſtehen mögen in einem Zeitalter ſolcher Verderbniß, von dem es einmal mit Recht in dem Buche heißt, daß es dazumal leichter geweſen wäre, das Heidenthum wiederherzuſtellen, als in den Tagen Kaiſer Konſtantin's ſolches vollends umzuſtürzen. Die Ungebildeten ſahen in dem Chriſtenthum nur einen ſinnlichen Dienſt, deſſen nothdürftige Ausübung jedes Laſter und Verbrechen rechtfertigte. Die Gebildeten ſpotteten entweder im tiefſten Unglauben über alle religiöſen Dinge, oder ſie ſuchten das Bedürfniß nach dem Uebernatürlichen durch den Glauben an eine niedrig potenzirte Geiſterwelt und die Möglichkeit einer Befreundung mit ihr durch magiſche Künſte zu befriedigen, oder daſſelbe durch die Annahme eines Fatums, einer Prädeſtination zum Schweigen zu bringen. Mehr oder weniger war alle Bildung dieſer Zeit ein unreifes Reſultat des wiedererwachten Studiums des Alterthums, und ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn der Umſturz aller religiöſen Ideen auch den der politiſchen herbeiführte und man, umgeben von Machtmisbräuchen aller Art, während man ſie ſelber ungeſcheut ausübte, von republikaniſchen Verfaſſungen ſchwärmte, um das dunkle Gefühl der Schmach, von dem man gequält war, zum Schweigen zu bringen.

III.

Was in dem vorigen Abſchnitt geſagt worden iſt, reicht allein ſchon zum Beweiſe hin, daß Göthe's bekanntes Wort: der Roman müſſe mehr Begebenheiten und Geſinnungen, das Drama mehr Handlungen und Charaktere enthalten, nicht auf dieſes Buch paßt. Zwar fehlen ihm jene beiden Hauptelemente nicht. Die Handlung ruht durchaus auf den Geſinnungen der Perſonen, und die Begebenheiten erſcheinen nur um ſo unabhängiger von ihnen, je gewaltiger ſich die Macht des Schickſals offenbart. Aber die Perſonen ſind auch nicht unthätig; ihr Charakter iſt in ſo ſicherer Individualität gehalten und in ſo plaſtiſcher Rundung dargeſtellt, daß das Werk vielleicht überhaupt nicht zur Gattung des Romans gezählt werden kann, wenn es ſich gleich ſelbſt dafür ausgibt. Nach unſern Theorien dürfte man vom Epos reden, wenn ein ſolches überhaupt noch möglich wäre. Denn iſt der Roman gleichwie das Drama aus dieſer Dichtart hervorgegangen, ſo koſtete die Doppelgeburt doch der Mutter das Leben. Man darf ſich nicht mehr ſcheuen, zu geſtehen, daß Alles, was nach Homer in dem Epos verſucht worden, mehr oder weniger ſklaviſche Nachahmung und kunſtgehorſame Arbeit nach den Regeln iſt, welche Ariſtoteles von dem ioniſchen Dichter abſtrahirt hatte. Nur die „Nibelungen" mögen hiervon eine Ausnahme machen.

In der That ſind auch die Zeitalter einer vorgerückten Civiliſation dem Epos im Geiſte der Alten gar zu ungünſtig. Sie liegen unter der Herrſchaft anderer Illuſionen als der poetiſchen, und wo die Dichtkunſt dieſe noch in ihren Bund ziehen kann, iſt es nur durch die Neigung zum Wunderbaren möglich, welche, dem ſchärfſten Verſtande zum Trotz, in den meiſten Menſchen mächtig bleibt. Dieſe Macht hat übrigens ihre engen Grenzen. Weſen aus einer höhern Welt, die ſich gleichſam verkörpern und unſichtbar eingreifen in das Räderwerk der Handlungen und Ereigniſſe, vermag ſie nicht zu ſchützen. Sie dürfen ſich nur verſpüren laſſen als verborgene Gewalten, ja, ihr Daſein muß auch dann noch zweifelhaft bleiben, wenn Alles von ihnen abzuhängen ſcheint. Dieſe Ungewißheit iſt das Element, worin die Wunder unſerer Tage noch allein leben können; aber ſie machte auch eine neue poetiſche Gattung möglich, welche vielleicht für die einzige Reproduction des antiken Epos in der modernen Zeit gelten kann.

Wie gewaltig dieſes Element in dem „Cicala" wirkt, iſt bereits gezeigt worden, und ſo dürfte die Frage, ob die Handlung deſſelben eine poetiſche ſei, für bejaht geachtet werden, wenn ihr Ausgang poetiſch minder befriedigend wäre. Hier iſt der Punkt, wo das Buch als Kunſtwerk am ſchwerſten angefochten werden kann. Der Gedanke, der durch das Ganze waltet, löſt ſich zuletzt in die Vollendung des innern Todes, in die moraliſche Selbſtzernichtung des Helden auf. Kann in einem ſo troſtloſen Untergange einer herrlichen Menſchennatur eine dichteriſche Erhebung gefunden werden? Darf in ihm das Ziel eines Kunſtwerks geſteckt? kann es auf ſolchem Wege erreicht werden?

Schwerlich hätte dieſer Vorwurf entſtehen können; wenigſtens wär' er leichter aus dem Wege zu räumen geweſen, wenn der Verf. das ganze achte Buch weggelaſſen, oder wenn er es lieber zur Eröffnung eines neuen Lebensſtadiums ſeines Helden gemacht und Verwickelungen in orientaliſchen Lebensſphären bis zur Rückkehr zum Beſſern daran angeknüpft hätte. Der Verf. beſitzt poetiſche Schöpfungskraft genug, um den Gefallenen auf der Höhe ſeines äußern Glanzes mit ſolcher Gewalt zu ergreifen, daß der Gedanke, wie gering ſein Gewinn gegen ſeinen Verluſt war, in einer Herrlichkeit durchbrechen mußte, die Alles verſöhnen konnte.

Ein ſolcher Ausgang würde dem Verf. gewiß mehr Freunde gewonnen haben; wie denn auch Diejenigen, die im wirklichen Leben Jedermanns Plage ſind, wenigſtens im Roman Alles glücklich ſehen wollen. Ob er dieſen

Erfolg mit Bewußtſein dahingegeben, wird man nur von ihm ſelbſt erfahren können; aber ich getraue mir die Schlußentwickelung, wie er ſie gewählt hat, zu rechtfertigen.

Daß ein nicht verſchuldeter Untergang des Menſchen das Ziel einer poetiſchen Darſtellung ſein kann, ohne daß ſie aufhöre poetiſch zu ſein, beweiſt die Tragödie der Alten, welche keine andere Entwickelung kennt. Es kommt nur darauf an, ob dieſer Untergang an ſich ein großer Gedanke, ob der Held, der unterliegen iſt, kraftvoll dagegen angekämpft, ob der Zuſchauer oder Leſer ihm auch in ſeinem Untergange die Theilnahme nicht entzogen.

Ich will den Kampf vorerſt noch unberührt laſſen und mich an die Theilnahme halten. Und in der That ſcheint es, daß der Renegat bei manchen ſeiner Leſer wieder verloren, was der chriſtliche Jüngling gewonnen hatte. Ob er die Gunſt der Uebrigen durch die Macht des Reizes behauptet, welcher, nach Göthe's Verſicherung (Werke, Ausgabe letzter Hand in 12., Bd. 37, S. 31) „den geſchiedenen Frauen und den Renegaten überhaupt" beiwohnt, mag dahingeſtellt bleiben. Sollte Winckelmann's Religionsveränderung wirklich „das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft" erhöhen, wie Göthe meint, ſo würde dieſe Theilnahme mit dem geiſtigen Intereſſe zuſammenhängen, das bei Männern von großem Verſtande allerdings durch Entſchließungen der Art geſteigert wird, die wir nur durch eine mit ihnen vorgegangene geiſtige Revolution erklären können. Geht hingegen ein hochbegabter junger Mann in dem Heiligſten des Menſchen zu Grunde, ſo ergreift uns der Verluſt ſo großer Hoffnungen mit einem ungeheuern Schmerz, und wir fühlen uns verſucht gegen die Vorſehung zu murren, daß ſie, wenn ſie ſo große Gaben austheilt, ſolche nicht auch zu einem glücklichen Ende führt.

Denken wir uns eine ſolche Schickſalsentwickelung in der Wirklichkeit, ſo kann über das Intereſſe, welches ſie uns einflößen muß, kein Zweifel ſein. Die Frage iſt nur: ob ſich ein ſolches Intereſſe auch durch eine Fiction hervorbringen läßt, und, wenn dies zugegeben wird, ob die Erweckung deſſelben, da es doch immer ein unangenehmes Gefühl bleibt, der Zweck eines Kunſtwerks ſein darf?

Was die erſte Frage betrifft, ſo iſt ſie ſchon durch die Theorie des dramatiſchen Schickſals beantwortet. Zwiſchen der Tragödie des Aeſchylus und der Wirklichkeit des athenienſiſchen Volkes zur Zeit des perſiſchen Krieges liegt gewiß eine größere Kluft als zwiſchen der poetiſchen Exiſtenz des Cicala und der Realität eines jungen Mannes, wie der Held des Buches in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Italien. Plato glaubte ſo wenig an die Mythe von Prometheus als wir und entging darum doch gewiß nicht dem Eindruck ihrer Darſtellung auf dem Theater. Zwiſchen realer und poetiſcher Wirklichkeit iſt der Unterſchied allerdings groß, und Niemand wird dies ſo ſehr inne wie der Dichter, wenn er unter der Fülle poetiſcher Stoffe, die zu ſeiner Auswahl zu ſtehen ſcheinen, doch ſo wenige findet, die ſich für ihn eignen. Aber hat er dieſen Fund gethan, und iſt es wirklich ein glücklicher Fund geweſen, dann kann er auch, wenn er ebenſo gut auszuführen als zu wählen verſteht, des Intereſſes ſeines Publicums verſichert ſein.

So kehrt die Frage auf den Punkt zurück, wo ſie oben ſchon ihre Antwort gefunden, und es bliebe nur zu entſcheiden übrig, ob ſich das Intereſſe, welches in dem „Cicala" geweckt iſt, inſofern es auf ein am Ende doch unangenehmes Gefühl hinausläuft, als das Ziel eines Kunſtwerks rechtfertigen laſſe?

Daß der allgemeine Begriff des Unangenehmen hier nicht hinreicht, liegt auf der Hand. Es iſt kein angenehmes Gefühl, mit welchem wir Laokoon mit ſeinen Söhnen den Schlangen zum Opfer werden ſehen, und noch weniger iſt es ein ſolches, wenn Oreſt den Mord ſeines Vaters an der Mutter rächt und den Furien verfällt. Mitleiden, ja Grauſen ergreifen die Seele des Beſchauers bei ſolchem Anblick; aber Niemand hat darum noch das plaſtiſche oder das poetiſche Kunſtwerk als ein ſchon in ſeinem Grundgedanken verfehltes verworfen.

Vergleichen wir dagegen den Eindruck, welchen der ſittlich-religiöſe Untergang eines jungen Mannes, in dem wir die Vereinigung der ungewöhnlichſten Anlagen zu einer für ein ganzes Volk bedeutenden Entwickelung erkannt haben, auf uns machen muß, ſo iſt es allerdings weder Mitleiden noch Grauſen. Es iſt mehr als beide; weil wir uns ſelbſt als Menſchen getroffen fühlen, wo der Menſch in ſo tiefer Unterordnung unter eine höhere Gewalt erſcheint. Alle großen Völkerſagen haben den nämlichen Gedanken zur Grundlage, indem ſie dem Menſchen in den furchtbarſten Schickſalen ſeines Geſchlechts die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte vorhalten, um ihm die Nothwendigkeit von Mäßigung und Demuth fühlbar zu machen.

Es iſt darum nicht jenes ſtarre blinde Fatum, das nach Laune ohne einen für uns auch nur zu ahnenden höhern Zweck den Menſchen dem Verderben weiht. Eine große Wahrheit iſt auch ein höherer Zweck, und was der Menſchheit über Alles Noth thut, kein geringerer. Wo Beide nun das nämliche ſind, kann die Aufgabe des Kunſtwerks, das ſie erfüllt, fürwahr keine unwürdige ſein.

Die Würde der Kunſt erfodert aber auch, daß der Held dem Schickſal nicht ohne Kampf unterliege. In ſolchem Kampfe beſteht der Widerſtand darin, daß er nie aufhöre ſich nach dem Beſſern zu ſehnen, nach dem Beſſern, und folglich nach dem Siege über das Schickſal zu ſtreben. Der Kampf kann nur ein höchſt ungleicher ſein; die alte Theorie geſtattet dem epiſchen Helden darum auch einen hinlänglichen Grad von Paſſivität. Aber die Beglaubigung der Würdigkeit zum Schickſalskampfe darf ihm nicht fehlen. Es muß die Beſtimmung für eine große Zukunft ſein; ob ſie nun erreicht werde, wie in Aeneas, oder verfehlt, wie in Achill, macht in der Hauptſache keinen Unterſchied. Schwerlich hätte Cicala mit größern Gaben ausgeſtattet werden können, wenn er für ſein Jahrhundert auch nur poetiſch möglich bleiben ſollte, und gewiß würde er ſein Schickſal überwunden haben, wenn er, ſtatt unter Frauen, unter Männern aufgewachſen wäre. Dieſe Umgebungen und Melantho's heidniſches Treiben

waren für ihn gleichsam die Ferse des Achilles, welche, unbenetzt geblieben von dem Wasser des Styx, den zur Unsterblichkeit befähigten Helden unter die Herrschaft des Todes stellte.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus der Türkei. Nach eigner Anschauung skizzirt von Maximil. Heine. Petersburg, Brieff. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es wird jährlich viel Verfehltes, viel Schlechtes gedruckt, aber ein Werk, welches mehr verkehrte Ansichten, mehr lächerliche Einseitigkeit, mehr Sittenlaxität, mehr trauriges Bestreben, Witz und Humor zu zeigen, bei völliger Armuth in diesen Dingen darlegt, findet man nicht oft. Der Verf. ist ein Deutscher und nennt sich einen Bruder von H. Heine. Ein Bruder an Geist ist er nicht, so viel ist gewiß. Er bestrebt sich durch das ganze Machwerk Rußland zu feiern und uns Deutschen einzureden, hier sei das Vorbild der Glückseligkeit zu suchen. Das Land Rußland hat in seiner ungeheuern Ausdehnung gewiß manches Vorzügliche, der Charakter der Völker in diesem weiten Gebiete zeigt ohne Zweifel manche achtungswerthe Eigenschaften; Hr. H. dürfte aber wie Kotzebue Papier und Dinte verschwenden, die jenseits des Niemen herrschende Glückseligkeit uns Westeuropäern begehrungswerth zu machen. Doch wir wollen den Mann, der hier die Kotzebue'schen Fußstapfen nachzustolpern sucht, näher betrachten. Hr. Max. H. ist ein Feldarzt, welcher mit dem Heere unter Diebitsch nach dem Balkan zog. Dies verschaffte ihm die Gelegenheit, ein Stückchen türkisches Land zu sehen, und die Bekanntschaft von bulgarischen und andern Bauern und Bäuerinnen, verschiedenen Türken, Zigeunern u. dgl. m. zu machen und dabei allerhand Liebesabenteuer, nicht von der Prima Sorte, zu bestehen und dies Alles mit großer Behaglichkeit und zuweilen mit musterhaft schlechten Versen untermischt zu berichten. Diesen dürftigen, zum Theil wenig saubern Schilderungen Abwechselung zu verschaffen, sind banale Lobsfloskeln auf einzelne Commandirende, lächerliche Ausfälle auf den Volkscharakter der Polen und Griechen und dergleichen Jämmerlichkeiten mehr eingewebt, dem Ganzen aber unter der Rubrik: „Das fünfte Armeecorps", eine Art von Marschgeschichte angehängt, welche in ihrer Art dieselben Vorzüge genießt, die man der Vorrede zusprechen muß, nämlich: aus den gewählten Floskeln und Redensarten sogleich erkennen zu lassen, weß Geistes Kind Hr. H. ist. Zum Schluß gibt der Verf. noch die tröstende Versicherung, in einem besondern Werkchen den letzten Krieg in Polen nach eigner Anschauung zu schildern. Nach dem hier Gegebenen darf man gewiß nicht zweifeln, eine Skizze zu erhalten, die in ihrer Art merkwürdig genug sein wird. Arme Polen! zu euern vielen Leiden wird sich auch noch das gesellen, von Hrn. Max. H. geschildert zu werden. 55.

Notizen.

Der Luxus, mit welchem der Fürst Adam Czartoryski, einst General von Podolien und kais. östreichischer Feldmarschall, der Vater des in neuester Zeit so bekannt gewordenen unglücklichen Fürsten, seine weitverbreiteten Güter bereiste, dürfte seines Gleichen nicht mehr haben. Immer begleiteten den Fürsten wenigstens 18 mit 7 Pferden bespannte Wagen, welche zum Theil mit Nahrungsmitteln, Wein und Gegenständen zu jeder Bequemlichkeit beladen waren. Unter den Hofleuten befanden sich ein Marschall, mehre Adjutanten, unter diesen der berühmte Schriftsteller Julian Ursin Niemcewicz, ferner der polnische Dichter Kalaznin und vier Secretaire, deren sich der Fürst zu seiner Correspondenz bediente, von denen einem jeden ein besonderer Zweig des Briefwechsels übertragen war; für die familiairen Briefe war der Dichter Franz Karpinski bestellt. Auch durften auf diesen Reisen des Fürsten Türke Ali und sein Mohr Démân nicht fehlen, welche beide nach damaliger Sitte zum Darreichen der Tabackspfeifen gebraucht wurden. Oft hatte der Fürst auch noch seine Bibliothek bei sich, mit welcher sechs Kameele beladen waren, die von türkisch gekleideten Reitknechten geführt wurden. Aus seinen Gütern in der Ukraine, insbesondere aus Granowo, entnahm der Fürst 50 Kosacken zur Bewachung des Zuges. Am liebsten übernachtete er auf freiem Felde; so oft es die Witterung erlaubte, wurden sofort Zelte aufgeschlagen, Küchen und Vorrathskammern eingerichtet, die wachhabenden Kosacken ausgestellt, und so gewann dann Alles das Ansehn eines Lagers. — Ganz Wien erstaunte über die Pracht, mit welcher der Fürst 1786 als Anführer der galizischen Garde auf der Parade erschien.

Am 30. Mai d. J. ertheilte die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg die von dem Kammerherrn von Demidoff ausgesetzten Preise. Es waren bei der diesjährigen Bewerbung 16 Werke über Geschichte, Statistik, Naturwissenschaften u. s. w. eingesandt worden. Der volle Preis wurde keinem Werke zuerkannt, doch erhielten 7 Werke den halben Preis. Es waren folgende: 1. Beschreibung der kurgisisch-kaisakischen Steppen (2 Theile), von dem Staatsrathe Lewszin zu Odessa. 2. Erzählungen des kurdischen Fürsten (2 Theile) von Ustrialow, Prof. an der Univers. zu Petersburg. 3. Plantarum novarum seu minus cognitarum, quas in itinere Caspico-Caucasio observavit D. Ed. Eichwald, fasciculus secundus. 4. Statistische Beschreibung der Provinz Nachiczew vom Hofrath Grygorjew. 5. Vorschriften zur Pflege der Weinreben in Südrußland vom Baron Bode. 6. Ueber die Ausbildung der Kinder aus höhern Ständen. Von Dr. Jastrebcow. 7. Feld-Fortificatien (mit einer Karte) von Polowcow. — Auch haben mehre Privatgelehrte, die auf Ansuchen der Akademie mit der Durchsicht der eingesandten Werke sich beschäftigt haben, zum Andenken goldene Medaillen erhalten.

Auf der Universität zu Pesth befinden sich in diesem J. 1666 Studirende, von denen sich 85 der Theologie, 224 der Jurisprudenz, 405 der Medicin, 390 der Chirurgie u. s. w. widmen. Seit 25 Jahren hat sich die Anzahl der Studirenden um 1000 vermehrt, besonders auffallend aber ist der Zuwachs der jüdischen Zuhörer: im J. 1820 befanden sich nur 55 Juden auf der Universität, während man in diesem J. 252 zählt.

Zur serbischen und krainschen Literatur.

Von dem Herausgeber der serbischen Volkslieder, Wuk Stephanowicz, wird nächstens eine Sammlung von Sprüchwörtern des serbischen Volkes erscheinen. — Die wissenschaftliche Societät: Die serbische Mutter, gibt eine serbische Zeitschrift „Lotopis srbskj" heraus, die auch in diesem Jahre in vierteljährigen Heften erscheint. Nach dem Tode des Professor Magaressewicz hat Theodor Pawlowicz die Redaction übernommen. Er hat jetzt einen Preis von 20 Dukaten auf den besten prosaischen und poetischen Artikel, den man ihm für seine Zeitschrift einsenden wird, ausgesetzt. — Michael Kastelitz wird den vierten und fünften Theil der von ihm herausgegebenen „Krainschen Biene" nächstens erscheinen lassen. Von dem ersten Theile hat er zugleich eine neue Ausgabe angekündigt. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 216. —— 4. Auguſt 1834.

Ueber den Roman „Scipio Cicala".

(Beſchluß aus Nr. 215.)

IV.

Wie bereits bemerkt worden, ſo hat man dem Buche insbeſondere ſeinen Reichthum an Perſonen und an Situationen vorgeworfen. Und in der That ſind auch beide in ſolcher Zahl, daß ein halbes Dutzend ähnlicher Werke damit auszuſtatten wäre. Inzwiſchen mag man ſich am leichteſten über den Vorwurf des Reichthums tröſten. Dem Verſchwender fehlen die Freunde nie, ſo lange er ſeinen Aufwand fortſetzen kann, und wir dürfen ruhig abwarten, ob der Reichthum des Dichters durch den „Cicala" erſchöpft iſt.

Ueber hundert Perſonen erſcheinen in dem Buche; alle mit größerm oder geringerm Antheil an der Handlung. Es iſt unmöglich, daß die meiſten davon wirklich in dieſelbe eingreifen, und nicht wenige hätten, dem Ganzen unbeſchadet, wegbleiben mögen. Man wird das Nämliche von den anerkannteſten ähnlichen Kunſtwerken ſagen können. Die Mannichfaltigkeit menſchlicher Individualitäten gehört zur Ausſtattung von Dichtungen, welche die Darſtellung großer Lebensverhältniſſe zum Zweck haben. Man dürfte ſie die Scenerie derſelben nennen; wenigſtens ſucht die Poeſie damit die Hülfsmittel der Malerei zu erſetzen. Gewiß erſcheint der Dichter mehr als gerechtfertigt, wenn die Perſonen, die er aufführt, in ihrem Charakter idealiſirt ſind, und jeder Charakter in das richtige Verhältniß zu ſeiner Nation und Zeit geſtellt iſt. Ohne Bedenken kann man dies von dem „Cicala" rühmen. Seine Perſonen gehören den verſchiedenen Ständen einer Epoche an, wo ſich ſolche im Ganzen und in ihren einzelnen Mitgliedern ſchärfer individualiſirten als in ſpätern Tagen. Eine große Zahl von ihnen iſt aus der Claſſe der Schiffer und Fiſcher. Die Erſcheinung derſelben kann auf dem Schauplatz der ganzen Handlung nicht auffallen. Es iſt der Meerbuſen von Neapel mit ſeinen Küſten. Zudem hat dieſe Claſſe durch ihren ſteten Verkehr mit den Elementen und ihr Leben in der freien Natur in Sprache, Sitten und Vorſtellungsweiſen eine Eigenthümlichkeit gewonnen, welche ſie vorzüglich für die Dichtkunſt eignet. Es ſind gleichſam die Hirten des Meeres, und das Idyll hat ſich ihrer auch in Neapel, wie bei den meiſten Küſtenvölkern, bemächtigt. Sie ſind die eigentlichen und einzigen Träger aller Volksideen jenes Landes, die Bewahrer ſeiner köſtlichſten Traditionen und ſelbſt ſeiner älteſten Sprachſchätze. Wenn von den letztern in dem Werke einer andern Zunge kein Gebrauch gemacht werden kann, ſo ſpielt ihr Wiederſchein doch oft mit Glück in die Reden dieſer Menſchen hinüber. Dafür belebt ſie eine deſto buntere Fülle von Nationalideen und Volksſagen. Wo fände man einen ſolchen Reichthum von Nachrichten über den Magier Virgil wie in dieſem Buche?

Die Erzählungen davon beſchäftigen allein die Unterhaltung der Schiffer auf der Ueberfahrt von Neapel nach der Inſel Ischia. Wer wenig von Virgil weiß, dem mag das Geſpräch leicht zu lang vorkommen; den Uebrigen ſchwerlich, und am allerwenigſten Denjenigen, welche nicht blos leſen, um das Ende eines Buches zu erreichen. Jeder der Mitredenden, wie wenig er übrigens in die Erzählung eingreift, individualiſirt ſich nicht nur in den Anſichten ſeines Standes, ſondern auch in ſeinem beſondern Verhältniß zu dieſem und in ſeinem perſönlichen, zu den allgemeinen menſchlichen Beziehungen. Hier iſt die größte Kunſt unter der einfachſten Natur verborgen, und auf keinen Theil des Buches möchte jener Ausruf des Künſtlers ſo gut paſſen: oh quanto difficile è questo facile!

Dieſes Geſpräch der Schiffer hat ein merkwürdiges Gegenſtück in dem Gaſtmahl von Salerno. Perſonen aus ganz andern Lebensſphären ſtellen darin den Geiſt der höhern Geſellſchaft jener Zeit dar. Man möchte glauben, daß der Hofmann (il cortigiano) des Grafen von Caſtiglione die Grundidee gegeben habe. In einer Zeit, wo die Lecture von Plato die Gebildeten des Landes beſchäftigte, durfte der Glanz geſelliger Bildung in einer hohen Potenz gefaßt werden. Lucian's Geiſt ſelbſt ſcheint mit Glück heraufbeſchworen, um über dem modernen Sympoſion zu walten, in welchem das Spiel vom Bohnenkönig die Folie bildet für die geiſt- und witzvolle Unterhaltung über Das, was der beſte König thun ſoll.

Wie Poeſie und Leben unaufhörlich an einander fortbilden, ſo geſchieht es, daß die Poeſie Geſtalten hervorbringt, welche gleichſam ein Recht an das Leben fodern und für alle Zukunft als Kanons einer ganzen Gattung ſtehen bleiben. Don Quixote und Sancho Panſa, Onkle Toby und Corporal Trim, Natalie und Philine, Rebecka und Meg-Merrilies, um nur dieſe Wenigen aus dem

leicht zu zählenden Reichthum der Literatur aller Völker zu wählen, sind so wahre Gestalten, daß sie Jedem lebendig vor Augen stehen und nie veralten können. Unser Roman darf sich mehrer ähnlicher Figuren rühmen. Melantho ist eine poetische Gestalt, welche nie untergehen wird. Man hat Narcissa mit Unrecht eine veredelte Philine genannt; beide sind Originale, die nichts von einander zu borgen brauchen. Die höchste Trefflichkeit im beschaulichen Leben personificirt sich in dem uralten Abte von Camaldoli und in der Clarissinschwester Theresina, sowie die erhabenste christliche Gesinnung und Thatkraft in dem Gefangenen Pomponio. Aber auch für das tiefste Herabsinken der menschlichen Gattung, ohne zur ekelhaften Caricatur zu werden, ist in dem Lazarone Tagliorecchi der Kanon eines menschlichen Ungeheuers, gleichsam zum Leviathan in dem Sumpfe neapolitanischer Volksaufstände geschaffen.

Unter den vielen andern Personen herrscht eine Mannichfaltigkeit der Charaktere und Verhältnisse, die einen hohen Begriff von der Productionskraft des Verf. gibt, und fast überall stellen sich solche in ihren Gegensätzen dar, von den höchsten bis zu den niedrigsten Stufen der Gesellschaft. Der Vicekönig Don Pedro von Toledo, ein Mann von großer Charakterkraft, gewaltig im Handeln und nicht selten von Leidenschaft zu unpassenden Reden und von dem Uebermaß amtlicher Macht zu ihrem Misbrauch hingerissen, aber doch immer wieder schnell zur Grenze politischer Klugheit zurückkehrend. Der Fürst von Salerno dagegen, obgleich als Unterthan des Königs von Spanien dessen Statthalter untergeordnet, doch der Verwandte seines Monarchen und sein erster Vasall, mit der Zierlichkeit und Gewandtheit fürstlicher Sitten in geselliger Rede und Benehmen, aber auch mit dem Schwanken und der Unbeständigkeit in Entschluß und That, den ersten Eindrücken zu leicht hingegeben, unzuverlässig und unfähig zu großen Dingen. Der Großprior von Pisa, ein echter christlicher Ritter, nicht nur fromm, sondern ligott und, wie rein auch in Gesinnung und Leben, doch den höchsten religiösen Gehalt seines Innern noch unter äußerliche Bräuche und Wunderglauben demüthigend; und neben ihm der Großbailiff von Deutschland, Georg von Schilling, ein durch Kraft des Geistes und höhere Bildung überragender Charakter, mit den geläutertsten Religionsbegriffen, und darum gerecht gegen die Reformation und vielleicht zum Protestantismus reif, wenn Männer von solcher Geisteshöhe das Wesen der Religion im äußerlichen Bekenntniß fänden. Beide die Tapfersten und Edelsten ihres Ordens und, wie höchst verschieden in Naturanlage und geistiger Entwickelung, die innigsten Freunde. Die Procidas, unerschütterliche Republikaner, keinen andern Gedanken kennend als des Vaterlandes Befreiung, und wenn auch gleich von dem umfassendsten Verstande und von eiserner Willenskraft, dennoch einander in einer gewissen Abstufung und Unterordnung gegenüberstehend. Beide zu jedem Verbrechen für ihre Plane fähig, haben sie fast nichts Menschliches übrigbehalten als die väterliche und die kindliche Liebe. Wie die Theilnahme für den Vater durch die ungeheuere Härte seines Lebensschicksals gesteigert wird, so ist sie dem Sohne gerettet durch die rührendste Innigkeit und ehrfurchtsvollste Hingebung gegen Jenen. Aber welche Contraste ganz anderer Art in dem Prior und in dem Guardian des Franziskanerklosters auf der Insel Ischia! In dem Ersten Geiz und Frömmigkeit in den merkwürdigsten Kämpfen, und die bessere unterliegend; in dem Guardian mehr als frecher Leichtsinn, ja Ruchlosigkeit und jene Verschmitztheit, die immer an dem Unvermögen, höhere Lebensmotive zu begreifen, scheitert. Ueberhaupt die ganze Reihe von Mönchen verschiedener Klöster in den mannichfaltigsten Ausartungen zum Guten und zum Bösen, von der höchsten Reinheit in der Praxis des beschaulichen Lebens durch alle Gradationen von ascetischem Eifer hindurch bis zu den graushaftesten Thaten des blutigen Wahnsinns und zur Unschuld des Blödsinns durch den gleichzeitigen Druck von Ketten der Liebe und der Klostergelübde. Ich würde lange fortfahren müssen, wenn ich die Charaktere des Buches sämmtlich auf gleiche Weise vertreten lassen wollte; und doch wäre damit das Köstlichste von Allem, der reiche Humor, der über sie ausgegossen ist, noch nicht geschildert.

Sowie das epische Gedicht sämmtliche Dichtarten allmälig in sich aufgenommen, um sie gleichsam in seinem Schooße für die Verherrlichung zu befähigen, die ihnen in einzelner, selbständiger Vollendung bestimmt war, so hat der Roman unserer Zeit die Zerstreuten wieder an sich gezogen, um sie mit allen Schätzen zu vereinigen, welche sich auf dem ganzen Felde des Aesthetisch-Darstellbaren für seine Ausstattung eigneten. Das vorliegende Buch hat in solcher Beziehung einen großartigern Charakter als irgend ein ähnliches Werk der neuern Zeit unsers Volks und verdient darum noch einige besondere aufmerksame Blicke.

Man braucht nicht auf die Geschichte zurückzukommen, die in ihren dramatisch-wichtigsten Bewegungen gleichsam zum Grunde dient, auf welchem das ganze Leben der poetischen Handlung steht. Die reiche Scenerie des schönsten Landes von Europa ist damit verschmolzen, und Alles mit dem Glanze der herrlichsten Erinnerungen aller Zeitalter beleuchtet. Aber auch die niedrigsten Lebenszustände der Schiffer und Fischer, der gemeinen Soldaten und der Handwerker sind von ihrer poetischen Seite humoristisch aufgefaßt und zu jenem bedeutenden Gesammtleben erhoben. Insbesondere ist jedoch der Reichthum an neuen und ergreifenden Situationen hervorzuheben, und so mögen denn zum Schluß noch einige von denjenigen bezeichnet werden, in welchen die verschiedenen Dichtarten entweder episodisch mit dem Ganzen verflochten sind, oder wenigstens ihre sämmtlichen Mittel, außer den rhythmischen Formen, zur Erhebung des Gegenstandes dargeliehen haben.

Nehmen wir z. B. das Idyll, welches in unserer Zeit ganz aus der Mode gekommen zu sein scheint. Kann es eine lieblichere Scene dieser Gattung geben als die Mittagsrast des schönen Pärchens bei der Bauerfrau, das Mutterglück der Letztern und dessen Ausdruck in jeder Ge-

dation der Sorge und der beruhigenden Gewißheit? (Fünftes Buch, erſtes Cap.) Und im nächſten Capitel darauf die Ruhe der Beiden an der Quelle, wo Narciſſa's bisher verborgene Leidenſchaft in kühnen Neckereien, und das unheimliche Gefühl einer Neigung, der ihr Stolz vergebens den Sieg beſtreitet, in allen Sprüngen jeden Augenblick wechſelnder Launen hervorbricht. Findet jenes ländliche Idyll ſein Gegenſtück in der Familie des Caſtellans der väterlichen Burg des Helden (im dritten Cap. des achten Buchs), wie ſie mit dem Abnehmen der Früchte von den Mandelbäumen beſchäftigt iſt, ſo mag der würdige Pendant des zweiten in dem letzten Capitel des ſiebenten Buches ſein, wo der junge Mann die ſchöne Türkin wiederfindet. Ohne Bedenken wird man dieſe vier Scenen zum Idyll rechnen dürfen, weil ſie den treuſten Ausdruck natürlicher Gefühle in einer Handlung aus dem täglichen Leben mit der höchſten Einfachheit und in ungeſchminkter Schönheit poetiſch darſtellen.

Inſofern ließen ſich vielleicht noch zwei andere Scenen hinzurechnen, die, obwol aus der Welt des Niedrig-Komiſchen gegriffen, doch auch den zarteſten Geſchmack nicht verletzen. Die eine iſt das Zuſammentreffen des reiſenden Paares mit den drei blinden Bettlern (drittes Buch, zweites Cap.), und die andere Scipio's Abenteuer mit dem Gärtner im Pack des Fürſten von Salerno (im fünften Cap. des fünften Buchs). Jenes mag allerdings durch das bekannte Gemälde von Breughel in dem Bourbon'ſchen Muſeum zu Neapel veranlaßt worden ſein; wie denn dieſe Scene überhaupt ſchon zu ihrer Zeit großes Glück gemacht zu haben ſcheint, da wir ſie auch in andern Gemälden, z. B. von Peter Aertzen und Hieronymus Boſch in der Galerie des Muſeums von Berlin, obwol tief unter Breughel gefaßt, wiederfinden. Gehört dieſe Scene vielleicht in das Reich des Burlesken, ſo iſt ſein Gegenſtand mit dem neapolitaniſchen Policinell, wie er in dieſem Lande, noch ehe er auf das moderne Theater kam, vielleicht ſchon in den atellaniſchen Spielen der Alten einheimiſch war, eine Groteske von einem eigenthümlichen dramatiſchen Intereſſe. Nicht leicht dürfte es ſein, der höchſten Ungeduld des epiſchen Helden ein Hinderniß entgegenzuſtellen, wo ſich die ſchwere Geduldprobe ſo unerwartet in eine ſchwankähnliche Täuſchung auflöſt.

Wenn ſich das Epos zu jeder Zeit gern mit dem Idyll vereinigte, ſo hat ihm die lyriſche Gattung wenigſtens inſofern mehr widerſtrebt, als ſie doch immer, wo ſie ſich auch hingab, ihre Selbſtändigkeit behauptet. In dem „Cicala" wurde ſie an Melantho's Sterbebette zur Handlung, und es iſt eine Fiction von ſeltener Schönheit und noch ſeltenerer Bedeutung, daß grade hier der Dichter Taſſo als ein vierjähriger Knabe ſchon in der ganzen Ahnung ſeiner künftigen Dichtergröße ſowol in der wunderartigen Frühentwickelung geiſtiger Gaben als in der Prophezeiung Melantho's erſcheint. Dieſer lyriſche Aufſchwung, womit die Seherin vom Leben ſcheidet, ſtellt die Macht jugendlicher Eindrücke dar, wie ſie, auch zurückgedrückt durch die Bewegungen eines gewaltigen Lebens, doch auf der Ausgangsſchwelle deſſelben wieder hervorbrechen und die chriſtlichen Ideen, die in dem hinterſten Grunde von Melantho's Seele geruht, neben, ja über die mythiſche Welt ſtellen, welche ſie ſonſt erfüllt. Man ſollte denken, es wäre in der Natur der epiſchen Gattung überhaupt, daß ihr die Schätze aller Religionen zugleich zugänglich und verfügbar blieben.

Es liegt in der Oekonomie des dramatiſchen Gedichts, daß es dem Roman nur den Dialog und einige Scenen von beſonders komiſcher oder pathetiſcher Wirkung leihen kann. Man hat dem „Cicala" von einer Seite her vorgeworfen, daß die Geſpräche das billige Maß überſchritten, während man von einer andern in denſelben „ein Schrot und Korn" gefunden hat, „das an das Trefflichſte von Cervantes erinnert und dem äſthetiſchen Gourmand über Alles behagt". Es wird hier ſehr auf die ſocialen Gewohnheiten der Leſer ankommen. Schwerlich werden ſich Diejenigen, welche Theegeſellſchaften und Maskenbälle für die Welt anſehen, durch die häusliche Scene in der neapolitaniſchen Kneipe (im zweiten Cap. des fünften Buchs) befriedigt finden. Die Erſcheinung des ſpaniſchen Caſtellans in der Villa auf Iſchia, die komiſchen Dienſttheorien des Caſſierers und des Hausmeiſters im Haushalt des Fürſten von Salerno würden, die erſte ein überraſchender Auftritt, die letzten pikante Ausſtattungen des Luſtſpiels ſein. Aber eine Scene des Hochkomiſchen, wo es in das Schauerliche übergeht, bilden die Klageweiber an dem Nachtlager der ſchönen Türkin. Die uralte Mythe, mit der ſie die Monotonie ihres Trauergeheuls unterbrechen, iſt durch einen eigenthümlichen rhythmiſchen Halbgeſang zu beſonderer poetiſcher Bedeutung erhoben, und es wird wichtig ſein, dereinſt von dem Verf. zu erfahren, wie weit hier Stoff und Form noch im Leben ſelber wurzeln.

Schwer iſt die Wahl unter den vielen Situationen, in welchen das Pathetiſche vorwaltet. Sie wechſeln in dem ſanft Rührenden, dem tief Ergreifenden und dem gewaltig Erſchütternden; ſie erheben ſich bis an die Grenze der tragiſchen Wirkung, wo das Grauſhafte in das Gräßliche übergeht. Welch eine Entfernung zwiſchen dem Aeußerſten der poetiſchen Welt in den Gefängnißſcenen des Jünglings und des erhabenen Dulders Pomponio und in der Begräbnißſcene in dem Garten des Karthäuſerkloſters (Cap. 5, Buch 4, und Cap. 3 u. a. des ſechsten Buchs). Jene hat das „Literaturblatt", „dem Rührendſten und Ergreifendſten, was je geſchrieben iſt", beigezählt. Dieſe ſteht auf der zarten Scheidungslinie des Grauſhaften und Gräßlichen, ohne darum den zarteſten Geſchmack zu verletzen. Noch weniger hat ſich der tragiſche Effect in der Kirche überboten, wo der Fanatismus in einen trüben Wahnſinn apokalyptiſcher und patriarchaliſcher Aufopferungen ausgeartet iſt (viertes Cap. des dritten Buchs); doch hat der Dichter es ungewiß gelaſſen, ob das Entſetzliche eine That der Wirklichkeit, oder das Phantom einer Viſion war, ohne Zweifel eingedenk der Lehre, daß Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater tödten darf, und weiſe vertrauend, daß das Zartgefühl des tragiſchen Theaters auch der epiſchen Darſtellung wohl anſtehe. Was iſt ergreifender als die Scene in dem Frauenkloſter zu Sorrent, als die Macht

des Heiligen den Entschluß des Renegaten lähmt, daß er die Geliebte, welche, die Monstranz in den Händen, in den Kreis ihrer betenden Schwestern kniet, nicht anzutasten wagt, bis ihn selbst eine Kugel zu Boden streckt? So bleibt uns freilich für den Helden keine Theilnahme mehr übrig in der ergreifenden Abschiedsscene von seiner Mutter, als er, die Hände triefend von dem Blute seiner sorrentinischen Mitbürger, und die Haare noch rauchend von dem Brande ihrer Wohnungen und Kirchen, wenigstens die letzte Planke heiliger Neigungen zu fassen sucht und der Mutter Herz in den Foderungen bricht, die er an ihre Liebe macht, und die ihr nur seinen hoffnungslosen Abfall vom Christenthum bestätigen. Aber damit so großer Verlust aus dem herrlichsten Reichthum des Glaubens vergütet werde, so stellen die Nonnen auf ihrer Flucht von der türkischen Flotte das herrlichste Bild der christlichen Glaubensmacht dar, und auf daß der Leser nicht ganz unversöhnt von dem verlorenen Helden scheide, so ist diesem in dem Tode der beiden Ordenshäupter noch die einzige That vergönnt, welche, dem Heroismus aller Zeiten und Religionen angehörend, Scipio zu jenen Größen des Alterthums reiht, die, gleich Virginius, ihre Liebe nur durch den Mord der Geliebten erproben können. 99.

Chronik des 19. Jahrhunderts. Neue Folge. Sechster Band. Von Karl Venturini. Auch unter dem Titel: Die neuesten Begebenheiten im pragmatischen Zusammenhange dargestellt. Das Jahr 1831. Leipzig, Hinrichs. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Das auf die Verheißung des pragmatischen Zusammenhanges bei einem Werke, welches so nahe stehende Begebenheiten erzählt, nicht viel zu geben ist, wurde schon früher bemerkt. Grade der Theil der Mittheilungen, mittels welcher Hr. V. für die Pragmatik etwas thun will, entfernt ihn von dem Beruf des Chronisten, der doch vorwaltend sein und bleiben muß. Auch bedeutende Raumersparniß wäre bei einfacher Erzählung der Thatsachen zu erreichen. Daß den Verf. das Bestreben, vorurtheilsfreie Ansichten zu verbreiten, nicht selten in Irrthümer verwickelt, haben die frühern Jahrgänge seiner Chronik schon bemerklich gemacht; das Jahr 1831 bietet neue Veranlassung dar, in jenen Fehler öfter zu verfallen. Wir wollen nur ein Beispiel anführen; S. 103 heißt es in Bezug auf Polen: „Auf solchem Wege mußte Rußlands Politik nothwendig eine Nation verlieren, die unauflöslich an sich zu ketten früherhin vollkommen von ihr abhing. Es blieb den Russen jetzt nur ein verheertes, seiner edelsten Bewohner beraubtes Land. Kurz, wo man nichts versteht als die Herrschaft der Gewalt, da sind alle Elemente eines erträglichen gesellschaftlichen Zustandes vernichtet". Je genauer man jeden einzelnen Satz dieses Gerebes ins Auge faßt, um so mehr vermißt man in demselben den getreuen Chronisten wie den einsichtsvollen Pragmatiker. Was Letzterer für eine Idee mit dem „unauflöslich an sich ketten" verband, ist schwer zu errathen. Wenn er unter den „edelsten Bewohnern", welcher Polen jetzt beraubt ist, die polnischen Flüchtlinge versteht, zu deren Charakteristik seit zwei Jahren so reichliche Beiträge bekannt geworden sind (wir verweisen hier nur auf die Schrift: „Die Polen in und bei Elbing u. s. w." Halle 1832), welche jetzt mit zahllosen Verbrechen beladen in Europa umherspuken, so wissen wir nicht, welche Bewohner Hr. V. zu den Nichtedeln zählen wird? Was der Verf. S. 160 Zeitungsprahlerei nennt in Betreff der Kriegsrüstigkeit Preußens, wie Das, was er von einer neuen Rothschild'schen Anleihe berichtet, zeigt von mangelhafter Sachkenntniß. Der schon früher in d. Bl. bemerklich gemachte Gebrauch unrichtiger Worte, worin sich der Verf. gefällt, hat auch in dieser Fortsetzung seines Werkes neue Beiträge erhalten. Diese Andeutungen sollen keineswegs die wiederholt ausgesprochene Ueberzeugung von dem Werthe der Venturini'schen Geschichtschronik als solcher gefährden, sondern nur beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit Ref. die Fortsetzung des Werks durchlas, und darauf hinweisen, wie leicht Hr. V. manche ihm vorgeworfenen Mängel seiner Manier beseitigen könnte. Mit besonderer Vorliebe erzählt der Chronist die constitutionellen Aufregungen von 1831 unter dankenswerthem Bemühen, die hierhergehörigen Verhandlungen möglichst vollständig zusammenzustellen. 25.

*) Vgl. Nr. 316 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Notiz.

Savigny über deutsche Universitäten.

Noch ehe Savigny 1833 seine bekannte Abhandlung zur Ehrenrettung und Erhaltung der deutschen Universitäten schrieb, hatte er sich bereits früher in seiner Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1814. 2. Aufl. 1828) über die deutschen Universitäten ausgesprochen, wenngleich nur im Allgemeinen und mit besonderm Bezuge auf das Rechtsstudium. „Jeder Irrthum über Das", sagt er nämlich S. 153 der zweiten Aufl., „was wahrhaft der Nation angehört und fälschlich als dem einzelnen Stamme eigen behandelt wird, bringt Verderben. Sehen wir um uns und suchen ein Mittel, wodurch das gemeinsame Studium (das Recht) äußerlich begründet und befördert werden könne, so finden wir ein solches, nicht mit Willkür ersonnen, sondern durch das Bedürfniß der Nation seit Jahrhunderten bereitet, in den Universitäten. Die tiefere Gründung unsers Rechts, und vorzüglich des vaterländischen, für welches noch am meisten zu thun ist, ist von ihnen zu erwarten, aber auch mit Ernst zu fodern. Allein damit sie diesem Beruf ganz genügen könnten, müßte ein Wunsch erfüllt werden, in welchen gewiß auch Diejenigen herzlich einstimmen werden, welchen bis jetzt unsere Ansicht (bekanntlich gegen die Abfassung von Nationalgesetzbüchern gerichtet) entgegengesetzt war. Oestreich, Baiern und Würtemberg, diese trefflichen, gediegenen deutschen Stämme, stehen (theils von jeher, theils gegenwärtig) mit dem übrigen Deutschland nicht in dem vielseitigen Verkehr des Universitätsunterrichts, welcher den übrigen Ländern so großen Vortheil bringt; theils Gewohnheit, theils beschränkende Gesetze hemmen diesen Verkehr. Die Erfahrung der letzten Zeit hat aber gezeigt, welches Zutrauen die deutschen Völker zu einander fassen dürfen, und wie nur in der innigsten Vereinigung ihr Heil ist. Darum scheint es an der Zeit, daß jener Verkehr nicht nur frei gestattet, sondern auf alle Weise begünstigt und befördert werde; für gefährlich kann ihn jetzt Niemand halten; und wie er wohlthätig für die Verbrüderung der Völker wirken könne, muß Jedem einleuchten. Aber nicht blos politisch würde dieser unbeschränkte und vielseitige Verkehr höchst wichtig sein, sondern auch noch mehr für den innern, wissenschaftlichen Werth der Lehranstalten selbst. Wie sich bei dem allgemeinen Welthandel ein irriges Münzsystem einzelner Staaten nicht halten kann, ohne bald in schlimmen Folgen empfunden und entdeckt zu werden, so würde eine mangelhafte Einrichtung einzelner Universitäten durch diesen erwünschten Verkehr bald erkannt und verbessert werden können; alle Universitäten würden sich gegenseitig halten und heben, und die Erfahrung einer jeden würde ein Gemeingut aller werden." Diese Einheit der Studien mittels der deutschen Universitäten hebt auch Schwarz in seiner Rede: „Unsere Nationalbildung" (1834), als besonders wünschenswerth hervor. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 217. — 5. Auguſt 1834.

Der Nibelungenhort. Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorſpiel von Ernſt Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr.

Wenn es die Aufgabe der Tragödie iſt, in dem Reiche der höchſten Sprache die zerſtreuten Elemente der äußern und innern, oder weſentlichen und handelnden Welt zuſammenzufaſſen; wenn alſo das Innere des Subjects, ewig verbunden mit der es bedingenden Natur der objectiven Aeußerlichkeit, die einzelnen Geſtalten oder Charaktere im wiſſenden Thun durch die Form der Sprache zur Anſchauung bringen muß, ſo kann der Dichter nur durch den Kampf des Helden mit etwas Unveränderlichem die tragiſche Wirkung hervorrufen. Dies Unveränderliche aber zeigt ſich entweder in einem Gegenſatze des Selbſt gegen die poſitiven Mächte des Lebens, oder es kann in einem über ſich ſelbſt hinausgehenden Streben nach einem nie zu Erringenden beſtehen, jedoch muß es der Held als Endlicher für das Unendliche oder nothwendig Freie halten, wenn er ſich auch darin dem Weſen nach getäuſcht haben ſollte, und ſo kann die Tragödie auch ſtets nur Einen Helden haben. Dieſer Eine Held iſt das bewegende Centrum des ganzen Vorgeſtellten, und neben ihm dürfen andere Erſcheinungen nur auftreten wie Planeten um die einzige Sonne, an welche ſie gebunden ſind, auch wenn dieſelbe dem Tage des Lebens ſchon untergegangen iſt, oder mit welcher ſie wenigſtens als im vorigen Bewegen angeſchaute untergehen müſſen. So kann auch jede Mythologie wol mehre Götter, aber im Hintergrunde nur Eine Gottheit haben.

Dieſe Anfoderungen kann nur der allſeitige Genius, nie das einſeitige Talent erfüllen, und ſo hat der Verfaſſer nie eine Tragödie geliefert.

Nie kann ein einzelnes tragiſches Moment, wofür gewöhnlich der Tod angeſehen wird, genügen, ſonſt müßte in der älteſten engliſchen Poeſie eine Tragödie wie „Ferrex and Porrex" eine wahre ſein, weil in jedem Acte der Todſchlag, das Reſultat der durch Monologe gezerrten Handlung wie ein durch Bellen erſchreckender Hund regiert; ſonſt müßte auch Müllner ein großer tragiſcher Dichter ſein und der ſchauende Menſch eine Blume, welche nur mit Blut begoſſen werden dürfte. Die einzelnen tragiſchen Momente bilden nur ein Surrogat für den aus ſich ſelbſt hervorgehenden tragiſchen Charakter, ſie können denſelben nur motiviren, nie erſchaffen, ebenſo wie ein kahl hingeſtelltes Schaffot, ohne das vorhergegangene Leben, ohne das uns wenn auch nur hingeworfene Pathos eines Menſchen, zwar eine Vorſtellung, doch nie etwas concret Wirkliches, nie die Kataſtrophe ſelbſt geben kann.

Ein Anderes iſt der Stoff der Tragödie, welcher von der Geſchichte, der Sage oder der Phantaſie des Dichters ſelbſt gegeben ſein kann.

Die geſchichtlichen Tragödien haben den Zenith ihrer Größe bei den Engländern durch Shakſpeare erreicht, deſſen, das Tiefſte des All wie das Stäubchen des Nichtigſten erſpähender Geiſt hierdurch ein dramatiſches Epos lieferte, wie es keine Nation, ſelbſt die griechiſche nicht, aufweiſt. Doch gehören ſie nicht hieher.

Unermeßlich groß iſt die Zahl der Trauerſpiele, welche in der Sage ruhen, ſodaß man geneigt wäre, zu ſchließen, dieſe ſei der glücklichſte, vielleicht auch der leichteſte Stoff für dieſe Gattung des Drama.

Die Sage, welche nicht wie der Mythus die Vorſtellung eines Volkes vom Göttlichen oder ein Ewiges ſo ausſpricht, daß der Gedanke mit dem dunkeln Gewande eines wirklich Geſchehenen bekleidet wird, wobei man oft die formale Erkenntniß vermißt, die Sage, welcher von dem Märchen der Glaube an das Wunderbare, an das willkürlich Schaltende, von der Geſchichte dagegen die zur völligen Gewißheit des Bewußtſeins gebrachte That mangelt, gibt die einzelnen Subſtanzen eines Volksgeiſtes, inſofern dieſer nach ſeiner ſittlichen Richtung ſeine verſchiedenen Elemente vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen bemüht iſt. Sie iſt dem Monde gleich, welcher das wahre Blau des Himmels hinter Wolken ahnen läßt und bis zur erfreuenden Wahrſcheinlichkeit ſteigert, während man nur mit großer Anſtrengung die Wolke des Mythus ſelbſt ſichten oder in die einzelnen hellen Tropfen der herrſchenden Idee verflüchtigen kann, ſowie auf der andern Seite das Märchen nur der überall herumgaukelnde, ſpielende Aether iſt, den auch die frühe Sonne der Geſchichte als anmuthigen Begleiter duldet.

An ſolchen Sagen ſind unſtreitig die alten Griechen vermöge ihrer Zerſplitterung in charakteriſtiſche Stämme und des ewigen Wechſels der Herrſcher auf den unterbrochenen Wanderungen das reichſte Volk, ſie ſind ihnen der

nie zu erschöpfende Quell der Dichtkunst überhaupt, sowie Mythus und Sage zugleich der einen Gattung, dem Epos, immerwährende Dienste leisteten; dies beweisen die Sagen von den Geschlechtern des Herakles, Atreus, Pelops, Laddakes im Drama und die Menge der Götter und Heroen in den Homer'schen Gesängen.

Obgleich nun aber die Sage und die Poesie unzertrennliche Verwandte sind, und somit dieselbe dem Drama übersättigende Nahrung bietet, so ist dadurch noch nicht gesetzt, daß die schon in eine Art der Poesie übergegangene, die schon im Concreten verarbeitete Sage als solche ein günstiges Element der Tragödie sei. Denn das langsam vorwärts schleichende, bei Schilderungen verweilende und die Natur zur Anschauung bringende Epos behandelt und verwandelt die Sage zu etwas ganz Anderm, als was die nur in der Gegenwart seiende, rasch fortgerissene und aus dem Innern des Menschen herausgewickelte Handlung der Tragödie zu ihrem nächsten Objecte verbrauchen kann. Nur darin ist der Grund zu suchen, weshalb eine Mode der neuern Zeit nur kränkelnde, an ihrer eignen Kraftlosigkeit verwelkende dramatische Erscheinungen zur Welt brachte, indem man es versuchte, aus dem modernen Epos, dem Romane, ein Drama zu construiren, es mochte demselben nun eine Sage zum Grunde liegen oder nicht; kurz, man kann aus dieser einen Form keine andere gießen, wie etwa Kinder die Modelle einiger bleiernen Bäume oder Thiere umschmelzen, um daraus etwas Anderes, wol gar einen Menschen zu erschaffen.

Zwar nicht derselbe, aber doch ein ähnlicher Versuch solcher Umformung ist die vorliegende Tragödie von Raupach. Auch hier hätte die Sage als solche der Gegenstand des Trauerspiels sein müssen, da die in das Epos gezogene und dort verwandelte weniger wirkt als die nackte, von der tragischen Muse allein umgeschaffene, abgesehen davon, daß zwei andere Erscheinungen einen noch weit nachtheiligern Einfluß auf das vorliegende Product haben. Aus isolirten, noch ungeformten Sagen, die man bisher Novellen zu nennen beliebte, ferner aus ungezwungen daliegenden historischen Ueberlieferungen schuf Shakspeare seine Kunstwerke und bildete wie die Griechen den rohen, in Aegypten sogar verehrten Klotz oder Stein zum plastischen Gotte, indem er seine bildende Schöpferkraft unter der schönen Form barg; so entstand Göthe's „Faust" nur aus den im Volke lebenden Sagen, nie aus einer vorhandenen Reimchronik.

Jenes Nachtheilige zeigt sich zuerst in der Beobachtung, daß unser Nibelungenlied, auf welchem doch Raupach's Tragödie als auf dem Hauptstrome schwimmt, nicht eine einzige Sage, sondern ein Cyklus aller deutschen, wenn auch nicht aller germanischen Sagen ist. Das germanische Volk ist nämlich das Totale *) dieser ganzen Sagenwelt, es ist nach dem Sturze des römischen das herrschende in der Geschichte und zerfällt in zwei sich wechselseitig ergänzende Massen, in die skandinavische, welche alle nordischen Stämme, und in die deutsche, welche den sächsischen, fränkischen und gothischen Stamm in sich aufnimmt, deren Abtheilungen erst später zu einzelnen Sagen gelangen. In den Nibelungen concentriren sich nun alle diese Flüsse zu einem großen Meere und zwar zuweilen so, daß man die Farbe der zusammengegossenen Gewässer wiedererkennt, woraus man freilich mit Unrecht auf historische Sicherheit schloß; jedoch kann deshalb auf demselben wol das breite Epos treiben, nur die mit elektrischer Kraft springende Tragödie muß an den Klippen zerschellen, vorzüglich da unter dieser Menge von Situationen, welche der Tragöde doch nicht alle gebrauchen kann, und welche sich immer durch einander bedingen, die rechte Wahl fast als eine Unmöglichkeit erscheint.

Hierzu tritt der Umstand, welcher auf einer andern Seite das Mißlingen dieser Tragödie befördert, daß eben die Quelle derselben, mithin das neue Geisteserzeugniß selbst, in zwei Theile zerfällt, deren jeder sich tragisch genug abschließt, um ein vollständiges Ganze zu sein. Unwiderleglich nämlich ist die Wahrnehmung, daß das Heldengedicht der Nibelungen in zwei ziemlich gleiche Abschnitte getheilt ist, deren erster mit Strophe 4305 (1229), mit dem Morde des Helden durch die Privatrache Brunhild's oder durch den Neid Hagen's und seiner Genossen endet, womit die Katastrophe schon so tragisch wurde, daß man aufhören mußte, deren zweiter aber mit einem neuen Leben, der Familienrache Chriemhild's, beginnt, um mit der Vernichtung aller Nibelungen, welches von nun an stets die Rheinfranken (rinvranken) sind, einen ganz öden Schauplatz zurückzulassen, worauf nicht mehr weiter gespielt werden kann. Durch dieses Doppelepos, welches in der Ursprache sogleich an Verschiedenheit der Darstellung erkannt wird, die im zweiten Theile bilderreicher, wärmer, ebenmäßiger erscheint, wird die Handlung so sehr gehäuft und zusammengenäht, daß auch Der uns kalt lassen würde, welchem es besser als dem Verf. zu Gebote stände, Handlung und Relation gleichmäßig zu vertheilen. Da nun jener erste Theil schon zu viel Inhalt hat, so geht dem Ende des Stücks eines der ergreifendsten Momente verloren, nämlich der Einzelkampf der Nibelungen bis zu ihrem sämmtlichen Untergange. Denn hier öffnet sich eigentlich die Welt aller geistigen Schöpfung, da überhaupt der Dichter sich zum Zwecke setzte, die menschliche Natur erst in ihren mannichfachen Umhüllungen zu zeigen, bevor er sie rein und in ihrer Blöße gab; hier erst sehen wir die Wahrheit der Individuen, wir bewundern staunend Hagen's Größe, wir werden Feinde Chriemhild's wegen ihrer unnatürlichen Rachsucht und blicken zagend auf den Todeskampf des liebenswürdigen Rüdeger, dessen Charakter das einzig Liebliche der wilden Sage ist, sowie wir trauernd seine feste Treue über den Schmerz des verletzten Gastrechtes den Sieg davontragen sehen.

Mögen aber auch, wie aus Manchem hervorgeht, das „Siegfriedslied" und die „Klage" *) Quellen gewesen

*) Man vergleiche darüber Mone „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache", Aachen, 1830.

*) Dies zeigt die Annahme im Vorspiele, daß die Nibelungen

Ehe, wenn sie selbst auf das Erbrecht am Lehen verzichtet hatten, ihre Kinder, die mündig waren, oder ihre Verwandten, wenn sie Kinder hatten. Es sollte nämlich dann das Lehen an den Lehnsherrn zurückfallen, damit dieser es nach Belieben einem Andern verleihen könne. Wenn aber die Kinder oder Verwandten, die mündig waren, sich dem Lehnsherrn anboten, um das Lehen zu empfangen, so sollte dieser es ihnen nicht verweigern können. Wenn aber Kinder, die noch unmündig waren, vorhanden waren, so sollte jenes gar keinen Eigenthümer haben, bis diese mündig geworden wären. Wenn aber Kinder, die mündig waren, vorhanden waren, und diese sich nicht um die Lehnsleistung meldeten, dann sollte das Lehen dem Lehnsherrn zufallen.

Als es Heinrich, um unbeschränkter Herr zu werden, darauf ankam, sich seiner gewaltigen Vasallen zu entledigen, machte er sich diese Bestimmungen zu Nutze, und es ist nicht zu verwundern, daß sie in der Folge auch Eingang in die Gesetzbücher anderer Länder fanden. Als er gestorben war, und sein Sohn Friedrich II. noch unmündig war, so sollte dieser nach dem Willen seines Vaters, wenn er mündig geworden wäre, von Niemand, der Lehnsleute von ihm besaß, mehr verlangen, als was dieser ihm zu leisten schuldig wäre. Wenn aber Jemand, der Lehnsleute von ihm besaß, gestorben wäre, und sein Sohn wäre mündig geworden, so sollte dieser ihm nicht mehr leisten, als was sein Vater ihm geleistet hätte. Es verordnete Friedrich ferner, daß Niemand, der Lehnsleute besäße, sie ohne Einwilligung ihrer Herren verkaufen könnte, und daß, wenn sie es thäten, sie ihr Lehen verlören. Wenn aber J

den und mehren angrenzenden Schlössern und Ortschaften. Wer eine Lustpartie zu Pferde und zu Esel machen, wer sich schießen, hauen, stechen will, der geht ins Bois de Boulogne. Nach einer Flasche frischen Biers oder einer sogenannten Bavaroise kann man ganz behaglich in die andere Welt reisen. Es war ehemals im Holz von Boulogne ein altes Schloß, das den Namen Chateau de Medicis führte und nach dem Mobell dessen erbaut ward, worin Franz I. in Spanien gefangen saß; auch war einmal eine Abtei darin, wohin die frommen Hofdamen, besonders die Maitressen, in der Charwoche wallfahrteten, welche Fahrt sie promenade de Longchamp nannten. Die Abtei hat sich nicht, wol aber der Pilgerzug erhalten; denn alljährlich in der Charwoche ziehen die Pariser, Herren und Damen, hinaus ins Holz und fahren und reiten und gehen und zeigen ihre Pferde, ihre Wagen und ihre Kleider. Und das heißt die neue Mode.

Es ist ein Vergnügen, wie es der Eselritt nach dem Schloß Bagatelle ist, das noch immerfort im Park liegt und die Neugierigen anlockt. Man sagt dieser Bagatelle nach, daß sie den Liebenden gefährlich sei, schon öfter ganze Paare zum Selbstmord verleitet habe. Doch dies gehört nicht zu den Volksvergnügen, von denen ich sprechen will, und ich glaube, daß selbst Robespierre — ja Robespierre hielt sehr viel aufs Holz von Boulogne. Er war dort der Moses im brennenden Busch und sah das höchste Wesen der Republik. Wie, das weiß ich nicht. Nun kam er eines Tages in den Convent und verlangte von ihm die Anordnung eines Festtags zu Ehren Gottes — im Bois de Boulogne. Abends vorher rannte männlich und weiblich hinaus und brach Zweige und Bäume ab, um in der großen Allee der Champs élisées den Tyrannen des Landes zu empfangen.

Nach der Revolution lebte das Holz von Boulogne ganz still bis zur Zeit der Invasion der Alliirten, von denen die Engländer sich seiner bemächtigten und im Schlosse la Muette, bei dem Dorf Boulogne, ihr Hauptquartier aufschlugen. Blücher war in St.-Cloud, vis à vis.

Das Publicum zerstreut sich im ganzen Park, versammelt sich aber am häufigsten in Ranelagh bei Passy, wo ein stattliches Theater und allsonntäglich Ball unter Zelten ist. Die vornehme Welt divertirt sich in den Hotels von Auteuil, die Seineufer entlang, oder weiterhin in Bellevue und St.-Cloud.

Wollte man vom Bois de Boulogne recta via nach dem Holze von Vincennes gehen, so hätte man drei Stunden zu machen. Mit den Omnibus fährt man für 12 Sous dahin und reist in dieser Zeit durch wenigstens dreißig Straßen. Da dasselbe jenseits der Vorstadt St.-Antoine etwas weit vom jetzigen Centralpunkt des pariser Lebens liegt, so findet man nur wenig Lustwandler darin. Die Vorstädter, echte Proletarier bekommen dort kein Getränk und bleiben darum lieber in Bercy, wo der Wein sehr wohlfeil ist.

Das Holz von Vincennes und sein Schloß sind alt. Es stand daselbst ein Baum, und unter diesem sprach der heilige Ludwig höchstselbst seinen Unterthanen Recht. Schade, daß der Baum nicht mehr steht, man hätte die Gerechtigkeit der französischen Könige conserviren und fortpflanzen sollen. Ich habe einen versteinerten Stamm im Palais royal gesehen, der zu einem Schreibtische verarbeitet und schön polirt wurde, vielleicht ist er ein Ueberbleibsel desselben, eine Fossiliengerechtigkeit.

Im Schloß von Vincennes wurde der große Condé während Ludwig XIV. Minderjährigkeit eingesperrt; im Schloß von Vincennes schrieb Mirabeau seine Briefe an Sophie *); in Vincennes sequestrirte Napoleon die Leute, die seiner Politik im Wege standen; in Vincennes wurde der Herzog von Enghien ermordet und in der Allee des Parks begraben; in Vincennes erhielt J. J. Rousseau **) von Diderot den Auftrag, gegen die Wissenschaften zu schreiben, und in Vincennes sagte Ninon de l'Enclos' Sohn zu seiner Mutter: Je t'aime, und wußte nicht, daß er ihr Sohn sei. Ja, ja, es ist nicht geheuer in Vincennes, die Bäume flüstern Geheimnisse, Diplomatie, Mord, Liebe, Philosophie, Alles untereinander. Und das wissen die Pariser, und darum gehen sie lieber an die Chaumières und nach Belleville und Tivoli und fröten Auber's Quadrillen.

Tivoli ist ein großer in der rue de Clichi gelegener Garten, worin man sich bestrebt, den Leuten, die dafür Geld bezahlen, jedes mögliche Vergnügen zu verschaffen. Das Essen und Trinken aber wird apart bezahlt, gehört nicht zu den Vergnügen. Zuerst ist da eine große Rutsch-, Fahr- und Segelmaschine, auf welcher man in kleinen Kähnen im Kreise durch die Luft schifft; dann sind da mehre Kinderspiele für Erwachsene, einige Turnanstalten, eine Pistolenschießanstalt, ein Luftballon- und Schnepfenflug — wird durch Gas getrieben —, eine Mobelleisenbahn, eine Katapulte, ein Ringspiel, der londoner Tunnel im verjüngten Maßstab von 1 zu 1000, ein Theater, worin Komödie gespielt wird, ein anderes, worin Grimassen und physikalische Experimente gemacht werden. Endlich wird im Freien getanzt, was man bal champêtre nennt, und ein Feuerwerk abgebrannt. Man muß die Illumination und die transparenten Gläser und Pariserinnen dazu rechnen, so läßt sich Alles einmal ansehen und als ein Zeitvertreib betrachten. Das Entree ist gewöhnlich 3, ungewöhnlich 5 und 10 Francs. Wenn 10 Francs bezahlt werden, ist das Vergnügen dasselbe, aber die Gesellschaft anständig. Ergo —

Das Vauxhall ist ungefähr wie Tivoli, dito die Chaumière am äußern Boulevard St.-Germain. Man hat Rutschberge, Ball im Freien, Spiel, Musik, grüne Erbsen und — Grisetten. Wer aber diese von der echten Sorte will, wage sich hinaus in die Vorstädte von Montmartre und Belleville, in die sogenannten Guinguettes oder kleine Gärten mit kleinen Häusern und großen Schildern. Da wo man liest: „Salle pour 200 couverts", wenn das ganze Haus nicht so viel Menschen faßt, da ists ganz gut, da tanzt die Welt auf den Köpfen, besonders um Fastnacht. Die pariser Vorstadttänze sind blos ein klein wenig üppig, aber voll Bewegung, voll Jovialität, voll Humor. Man muß das Leben auch in Pantoffeln kennen lernen.

Im Sommer schwitzen auch die Leute in diesen Localen wie Pappeln nach dem Regen. Aber das hindert sie nicht froh zu sein. Sie galoppiren bei 30 Grad Reaumur, als ob sie in Wien wären. Die Wahrheit ist, daß man jetzt hier die deutschen Walzer mit den deutschen Opern einführt. Das Drehen wird ihnen noch ein wenig schwer, weil sie der Contretänze auf unelastischem Boden gewohnt sind.

Es ist nicht gerathen, das Vorstadtvergnügen zu nah zu betrachten, sondern lieber sich auf die Novellen von Paul de Kock zu verlassen. Noch weniger erlaube man sich bei Gelegenheit deutsche Kirchweihfreiheiten; denn wenn auch die Policei nichts dawider hat, so protestiren die Herren in ihren Sonntagsröcken, welche den Hut auf einem Ohr, die Hände in den Hosentaschen und den Kopf in einer buntseidenen Schüssel tragen. Sie wollen ihr Hühnchen allein essen; und das Huhn, oder die Ente, oder die Gans hat allemal so viel Klugheit, nach sechs Werkeltagen, die sie in Geschäften zubrachte, den siebenten ihrem Liebhaber allein zu widmen.

Was die vornehme Welt anlangt, so sucht sie im Sommer an andern Orten Zerstreuung als in Paris, z. B. in der fernen Umgegend von Montmorency, Versailles, Meudon und St.-Germain. Die reichere Kaste fährt auf ihre Güter oder nach Havre, Dieppe und Boulogne, in die französische Schweiz und in die Bäder. Es ist wie in Deutschland, wie überall. Vom Winter läßt sich nur hinzufügen, daß er für sie die brillanteste Jahreszeit ist; denn in ihm gibt es Soiréen, Familienbälle, italienische Oper, große Opernredouten und Spiel. Das Spiel ist und bleibt die Pest der guten Gesellschaft, die größte aller Immoralitäten.

29.

*) Sophie Monnier.

**) Im Park.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 218. — 6. August 1834.

Der Nibelungenhort. Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel von Ernst Raupach.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Der Charakter als der personificirte Wille spricht sich durch Handlungen und Rede aus, er hat sein eignes Sprachidiom, das des Willens, vonnöthen; man fragt weniger, was er thut, als wie er es thut, und er braucht deshalb kein vollkommen Gutes oder Schlechtes im Reiche der Sittlichkeit zu sein, nur darf er nie Unvollkommenheit als Charakter, nie Mangel an der ihm zugemessenen moralischen Kraft darlegen. Jeder Charakter muß eine gewisse Einheit besitzen, er mag außerdem so bunt sein, als er will, die als Grundfarbe Alles beseelend verknüpft, und diese geistige Triebfeder muß bei seinem ersten Auftreten erkannt werden; alles Uebrige, was ihm von Außen zufließt, ist rein zufällig. Kann der Dichter dies nicht in dem ersten Erscheinen seiner Charaktere leisten, so erheben sich leicht alle Nebentöne zum Grundton, das Bild wird kein Gemälde, sondern ein in alle Farben schillernder großer Klecks, und man sieht keinen Maler, nur einen Farbenreiber.

Wir gehen zur Betrachtung einiger Charaktere und treffen zuerst auf Siegfrid.

Das Erhabene, was über dem epischen Siegfrid als dem Heros der Hauptsagen nothwendigerweise walten muß, hat sich durch die moderne Anschauung und Behandlung im Drama bis zum Seichten verflacht; der Siegfrid, welcher erst durch den Dichter der Nibelungen aus der uns halb mit Verehrung, halb mit Schreck erfüllenden Region des Wunderbaren und Ungeheuern in das rein Menschliche heruntergestiegen ist, der Siegfrid, welchem die Sage in der Allegorie der physischen Stärke alle psychischen Eigenschaften des Heldenwillens zutheilt, dieser wird hier zu einem Gemisch knabenhafter Unerfahrenheit, sich vergötternden Hochmuths, sentimentalen Schmachtens und süßlicher Liebelei, sodaß das Tragische um so eher verschwindet, je auffallender das Zerrbild eines zierlich liebenden Garçon hervortritt. Zu diesen zeichnenden Merkmalen des Helden, welche wie welke Blätter an einem dürren Stamme hängen, gesellt sich ein ohne die geringste Ursache auflodernder Jähzorn, wodurch der Charakter aus dem sich selbst Wissen heraustritt, um dem Bereiche des Albernen oder Rohen anheimzufallen, und wenn sich dazu noch Siegfrid's Sentimentalität mit einer jovialen Laune paart, besonders wo es gilt, „einen lust'gen Kampf mit einer schönen Maid bei dunkler Nacht zu bestehen", so wird man stets eine so lüsterne Naivetät für das Eigenthum eines galanten Zierbengels halten und sich gestehen, es sei selten ein tragischer Charakter so verfehlt als dieser. Man vergleiche darüber im Stücke S. 6, 7, 16, 17, 13, 14 und 15, 16, 19, 20, 35, 36, 51, 52, 67, 68 und 101.

Noch weniger glücklich ist der Verf. in Schilderung der Frauen, deren Charakter dadurch dem Dichter höhere Foderungen stellt, weil das Leiden weniger scharf abschattet als das Thun, und weil er mit Zurücklassung des Individuellen im Manne mehr in das Allgemeine zusammengeht, welches als Folie besondere weite Formen des Lebens, wie die des Häuslichen, der Jungfrau, der Gattin u. s. w., für die concretere Handlung einhüllen.

Chriemhild bildet ein ungemein getroffenes Seitenstück zum vorigen Siegfrid. Ursprünglich steht sie in der Sage als die sanfte Weiblichkeit, sie ist deshalb das Widerspiel Siegfrid's und Brunhild's; nur durch den hinterlistigen Mord ihres Gatten wird sie diesem schönen Kreise entrückt, sodaß sie von nun an die Rache für die verletzte Familie repräsentirt, und je näher sie ihrem eignen Untergange entgegeneilt, destomehr sinkt sie in unserer Achtung, sich vom Sittlichen beinahe stufenweise entfernend. In ihr liegt die tragische Entwickelung des ganzen Nibelungenliedes und ergreift um so stärker, weil aus einem trefflichen Boden das Gräßliche entspringt, angeregt durch menschliche, sie jedoch verletzende Interessen, deren fürchterliche Ausartung in der nichts schonenden Wuth sich zu rächen durch das alte nordische Recht der Blutrache bedingt ist. Dieser Charakter mußte mit den festesten Strichen, mit der sichersten Hand gezeichnet werden, wenn er nicht bis ans Unglaubliche grenzen soll, und so liegt er frei und offen im Epos da. Allein nur die Unbekanntschaft mit jedem tiefern Eindruck, nur die Unkenntniß einer psychologischen Foderung an den Tragöden konnte aus ihm ein Schäfermädchen schaffen, das sich, wie etwa in Geßner's Idyllen, „am Prophetenrufe des Kuckucks ergötzt", nur auf diese Weise könnte aus dem langräschen Weibe eine verzogene Närrin, ein der Etiquette mehr als dem eignen reinen Bewußtsein opferndes pari-

ſer Mädchen, eine bis zur Furie polternde Hausfrau werden, wie ſie die moderne Welt in Schenkzimmern und den Stuben der gewöhnlichſten Handwerker aufweiſt. Die Belege dazu findet man S. 9, 11, 65, 66, 73, 83 ꝛc. Auch daß Chriemhild ihrem Gatten, ehe er in den Tod geht, einen Eid ſchwört, ſich nie wieder zu verheirathen, was keine Sage gibt und als eine Erfindung des Verf. daſteht, kann weniger erheben, als ihren eignen Charakter herabſetzen. Durch dieſen Eid treten die eigentlichen Motive ihrer Handlungsweiſe in einen zu blaſſen Hintergrund, ſie muß nicht erſt lange genöthigt werden, ihre Hand dem Attila zu geben, um vollkommenen Erſatz für die ihr angethane Schmach zu erhalten, ſie mußte wie im Nibelungenliede leicht hinwerfen:

5057. Sie sprach ze Ruedigêre: het ich das vernommen,
Daz er niht waere ein heiden, so wäre ich gerne kommen,
Swaz er bete willen und naeme in zeinem man.
Do sprach der markgrave: die rede sult ihr vrouwe lân.

Durch dieſen leichten Einwand, der augenblicklich beſeitigt werden kann, täuſcht ſie ihre Feinde und macht ſie ſo ſorglos, daß ſie bald alle Minen ihrer Rache ſpringen laſſen kann.

In einer ganz andern Sphäre wandelt Brunhild. Ihre erſte Geſtalt ſpiegelt ſich in den eddiſchen Liedern, welche überhaupt in den Nibelungen faſt zu ihrem Gegenſatze gelangen. Daher iſt ſie in dem deutſchen Epos ſchon geſunken, weil hier eine andere Anſicht des Dichters ſtärker herrſcht als die verblaßte, nordiſche Sage, und nach ihrer Schwächung geht die dem Weibe eigenthümliche Natur aus der ruhigen Kraft, aus jener koloſſalen Energie in ein nichtiges, kleinliches Schaffen über, welches nur durch die Wuth, Siegfrid ſterben zu ſehen, einige Veränderungen erleidet. Unſtreitig nun war es weit poetiſcher, was wir oben andeuteten, Einzelnes dieſem zwar etwas fernliegenden Sagenkreiſe zu entnehmen, wie die beiden ergreifenden Momente, ihre Unterredung mit Siegfrid, nachdem das Geheimniß ihrer Entzauberung ans Licht gekommen, welche die Völſungenſage (c. 38) allein bewahrt hat, und ihr erhabenes ſtolzes Ende, indem ſie ſich mit allen ihren Schätzen und Frauen den Flammen opfert oder ſich allein mit dem Schwerte den Tod gibt; denn ſie hatte ja Siegfrid zuerſt geliebt. In Raupach's Tragödie iſt ihre frühere Bekanntſchaft mit Siegfrid gänzlich vergeſſen, und ihr Charakter iſt nur ſo lange erträglich gehalten, als ſie noch Königin in Iſenland iſt; in Worms aber ſehen wir ſie als ein zuweilen ganz gemein eiferndes Weib, als eine Miſchung von hämiſcher Schadenfreude und kindiſchem Trotz, als eine Thörin, welche ſich weder durch die einleuchtendſten Vorſtellungen noch durch die geſunde Vernunft belehren läßt, ſodaß ſie fähig iſt, zu Schimpfwörtern herabzuſteigen. Man vergleiche S. 64, 76, 79, 92, 115, 126 ꝛc.

Ein kurzes Wort ſei uns über Günther geſtattet. Er muß freilich vor dem tapferſten Heros Siegfrid zurücktreten, ihm mangelt der Ueberfluß an Mitteln, ſich ſo hoch zu erheben als dieſer; aber dabei bleibt er immer noch Held, immer noch König genug, um nicht durch zu große Schwäche die ſchrecklichſten Blößen zu geben, er iſt doch eine der epiſchen Welt noch nicht unwürdige Erſcheinung, ja, wir finden in ihm ſogar eine kaum erwartete Kraft, als er mit den Uebrigen in Etzel's Saale kämpft. Durch Raupach nun wird er der eminenteſte Schwächling, natürlich ohne allen Charakter, da ihm der Wille fehlt, und ſeltſam genug regiert ihn grade, wo ſein Geſchick warnend vor ihn tritt, der ungegründetſte Eigenſinn, wozu er nicht blos als Werkzeug, ſondern als Spielwerk Brunhild's, Chriemhild's und Hagen's iſt, das man in einen Winkel wirft, ſobald man es gebraucht hat; kurz, er iſt die Ironie auf einen König, ein wahres Nichts, welches blos mitſpielt, weil ſein Name grade gekannt war. Man ſehe S. 50, 59, Aufzug II, Scene 2, S. 82, 90, ꝛc. Eine ſolche Unnatur als wirkliche Unvollkommenheit, mithin Aufhebung ihres Weſens ſelbſt, ſoll überhaupt der Dichtkunſt, am meiſten der Tragödie und dem Epos fremd bleiben, da dieſe Schwäche die laue, ekle Auflöſung des innern Werthes, ja des Lebens iſt, wodurch eine Unterordnung unter das Häßliche, nicht einmal ein Häßliches ſelbſt zum Vorſchein kommt. Deshalb erregt Brakenburg in Göthe's „Egmont" beinahe Ekel und Fernando wird in deſſen „Stella" widerlich. Dieſe Willensſchwäche, eine wahre Erbſünde für das Gefühl, kennen weder die Tragiker der Alten noch Homer, denn ſogar des Letzten Paris und Therſites haben Stärke.

Zuletzt werfen wir unſere Blicke auf Hagen. Wenn die ſittliche Subſtanz ihrem Inhalte nach ſich in die beiden Mächte entzweit, welche als göttliches und menſchliches Recht erkannt werden, jenes aber auf der Familie, dieſes auf dem Staate beruht, ſo füllte den Kreis jenes Chriemhild aus, wogegen Hagen für dieſes da iſt. Ihm iſt das Höchſte ſein König, ſeine Vaſallentreue iſt die Triebfeder aller ſeiner Handlungen, und er wird deshalb immer ehrwürdiger, je näher er ſeinem unvermeidlichen Schickſale ſteht. Allein in ihm wohnt eine für jene Zeit ungeheure geiſtige Kraft, welche ſich in ſtetem Argwohn und Mistrauen zeigt und ſich nicht ſelten mit Neid paart, weil Siegfrid mit mehr körperlichen Mitteln und Reizen geſchmückt iſt. Halb ſieht er ein, daß die unbeſchränkteſte Nothwendigkeit Siegfrid's Mord gebiete; halb hält er denſelben wirklich für Recht, und Alles, was er thut, thut er gewiß mit Klugheit und aus Ueberzeugung. Auf dieſe Weiſe iſt er, obgleich Vaſall, das zur größten Energie heranreifende, das unerſchütterliche, das unabänderliche Element im Epos, und mußte es auch in der Tragödie ſein; ſein Schritt iſt eiſern wie der der Soldaten des Herzogs von Alba, nur Ein Gefühl beſeelt ihn, und dieſes iſt der Keim ſeines Unterganges. Durch Raupach wird er ein raffinirter Böſewicht; hier nimmt er aus bloßen Privatzwecken die Handlung des Mordes auf ſich, und doch iſt er im Stande zu ſprechen: „Wie ſchwer auch oftmals Treue drückt", als ſtoße er nur trauernd das Eiſen in Siegfrid's Schulter. Jedoch iſt dieſer Charakter der einzige im Stücke, den man in einigen Scenen

faſt gelungen nennen könnte, wäre ſein erſtes Auftreten nicht zu ſchwach, und ſtände er nicht ſchon in der Sage höher. Nur wer tiefer ſinnen und fühlen könnte, als es ein Volk in ſeiner Sage that, nur Dem würde es erlaubt ſein dürfen, dieſe Charaktere nach eignen Geſetzen mit Willkür zu behandeln und zu ändern.

Zum Schluß kann Einiges nicht übergangen werden, was die Handlung in der Tragödie betrifft. Da ſich das Leben auf doppelte Weiſe kundgibt, ein Mal als wirkliches, an ſich ſeiendes, das andere Mal als beſchautes oder für uns durch ein Anderes ſeiendes, ſo iſt auch hier die Handlung, welche an ſich als die Verkehrung des wiſſenden und gewußten Wollens in das Sein zu nehmen iſt, theils ein ſolches unmittelbares Verkehren der innern Subſtanz in ihr äußeres Weſen, theils ein durch gewiſſe Aeußerlichkeiten vermitteltes. Im erſten Falle haben wir die eigentliche Handlung oder Action, im zweiten die bloße Rede oder Relation, von denen die letzte im Drama bei Weitem über die erſte ſiegt; beide aber concentriren ſich im Culminationspunkte der Tragödie als in ihrem Focus. Wie nun die Lichtſtrahlen eines Seherohrs, wenn ſie zu ſehr ausgedehnt werden, ehe ſie zu ihrer Vereinigung gelangen, zu wenig Lichtſtärke geben, ſo ſchwächt ſich der geiſtige Eindruck in der Tragödie, wenn der Focus der Handlung weiter hinausgerückt wird, als es die Kraft der Gläſer verträgt. Solche in die Länge gezogene Situationen, denen nicht einmal etwas allgemein Wichtiges einen Halt gibt, treffen wir mehre in dieſem Stücke, wie der zweite Auftritt des Vorſpiels, die Scene vor dem Münſter, die dritte Scene des zweiten Aufzugs u. a. Am meiſten zu tadeln iſt die Scene vor dem Münſter, welche in der Sage, als „der Königinnen Zank" ein eignes Capitel einnimmt und im Epos deshalb erträglich iſt, weil dieſes die Pflicht hat, die Sitte ſeiner Zeit verweilend zu ſchildern. Dagegen durfte dieſer Gegenſtand in der Tragödie nur kurz in der Relation eines Andern hervortreten, oder mußte, wie in der nordiſchen Sage, einen der Welt verborgenen Dialog beider Frauen ausfüllen, da grade die Oeffentlichkeit, die Gegenwart des verſammelten Volkes dieſen mit wenig Decenz durchgeführten Streit bis an das Gemeinſte grenzen läßt.

Ferner iſt eine nicht von der Hand zu weiſende Eigenſchaft der Handlung ihr eignes Bedingtſein; denn das bewußtloſe, durch nichts bedingte Wollen iſt die Zügelloſigkeit der geiſtigen Natur, alſo Tollheit oder Eigenſinn. Ein auf dieſe Art Zwingendes fehlt dem Verſuche Raupach's, ſomit ſein eigentlicher Grund. Der Titel ließ, beſonders da der Verf. zuweilen der „Klage" gefolgt iſt, vermuthen, es ſei das Gold der Nibelungen der Hebel der Verwickelung, obgleich die „Klage" auch noch die Rückkehr des Verbrechens in Brunhild's Haus als wirkendes Element annimmt; allein eben dies Gold, was in jener Zeit für eine geheimnißvoll zerſtörende, von Zwergen bereitete Subſtanz galt, wodurch Hader und Untergang der Sterblichen herbeigelockt werden, ſpielt eine Nebenrolle, es wird im Vorſpiele nur angedeutet und blickt im Stücke ſelbſt ſelten hindurch. Nach dem Dichter der Nibelungen wäre es die Erfahrung, daß Liebe ſtets zu Leid führen müſſe, und unſtreitig würde dieſes Reſultat am meiſten in der Tragödie gewirkt haben, da es eine zwingende Idee iſt. Leider nun vermiſſen wir dieſes innere Bedingtſein der Handlung als eines Allgemeinen beſonders in Hagen und Chriemhild, welche meiſt aus bloßem Eigenſinn handeln; wenigſtens iſt es unmöglich, anzugeben, welcher geheime Druck dieſen Federn den Schwung gibt, wenn auch in manchen Scenen zu erkennen iſt, daß eine einzelne Leidenſchaft ſie zu der vollbrachten That getrieben habe. So gehen die Figuren nur wie in einem Schattenſpiele an uns vorüber, jeder iſt ihre bekannte Kleidung zugemeſſen, damit nur kein Ausrufer anzukündigen brauche, dies ſei Chriemhild und jenes Hagen. Die Schwierigkeit der Handlung ruht vorzüglich darin, die einfachſten, glücklichſten Momente derſelben herauszufinden; nur durch dieſe einfache Baſis entfaltet ſich eine freie Gliederung der Tragödie, die oft bis ins Dreiſte gehen darf; nur durch ein ſo Ergreifendes, das in der Form des Gedachten als ein Höheres auftritt, gewinnt das wirklich Poetiſche; ohne ſie ſchwanken alle Geſtalten auf ausgehöhltem, zitterndem Boden und fallen endlich als etwas Nichtiges in ihr dunkles Reich zurück. Dazu hat die relative Handlung oder Rede hier wenig Anſprechendes, vor Allem aber fehlt ihr die objective Gültigkeit; denn grade dadurch erhebt ſich die Poeſie zum höchſten Kunſtwerke, zu einer freien, göttlichen Schöpfung des Geiſtes, daß die Individualität des Dichters in ſeinen Erſcheinungen ewige Wahrheiten des Lebens ausſpreche. Auch in der Sprache iſt Vieles vernachläſſigt, Manches anſtößig, was Rec. mit Stillſchweigen übergeht, weil es der Raum d. Bl. kaum noch zu berühren geſtattet und überhaupt dieſer Gegenſtand von der Art iſt, daß man nicht nöthig hat, die Leſer auf dergleichen aufmerkſam zu machen. *) 32.

Neueſte engliſche Literatur.

„Babbles from the brunnens of Nassau. By an old man". London, 1834. Von dieſen heitern Skizzen iſt ſchnell die second edition nöthig geworden. Das „Morgenblatt" hat bereits ſeine Spalten damit gefüllt, und ſo enthalten wir uns jeder weitern empfehlenden Bemerkung. Als Verf. iſt jetzt Major Sir Francis Head bekannt geworden.

„The life and adventures of John Marston Hall, by the Author of „Henry Masterdon etc." Drei Bände. London, 1834. Der Titelheld iſt der kleine „Ball o'fire", deſſen in „Henry Masterdon" erwähnt worden iſt. Im Lager aufgewachſen, iſt er ganz zu einem ſo kecken und raſtloſen Krieger geworden, wie ſie zu den Zeiten der Fronde nicht ſelten waren. Die unſeligen Parteikämpfe jener Tage gruppiren ſich etwas breit, doch grade nicht ungeſchickt um die Geſchichte des eiferſüchtigen Herzogs von Villardin und ſeiner Gemahlin, die das Hauptintereſſe des Romans bilden. Das Benehmen der Frau Herzogin verdient indeſſen etwas gezwungen und unnatürlich genannt zu werden. Im Ganzen genommen läßt ſich von die-

*) Ueber „Robert der Teufel", romantiſches Schauſpiel, von demſelben Verf., werden wir in einer der folgenden Lieferung berichten. D. Red.

sem neuesten Werke des Hrn. James rühmen, daß die Spannung ziemlich glücklich bis ans Ende erhalten wird.

„Ayesha, the maid of Kars, by *James Morier*". Drei Bände. London, 1834. Diesmal hat sich der Verf. einen Europäer zum Helden seines Romans gewählt und das Anziehende seiner Schilderungen des morgenländischen Lebens dadurch wesentlich gehoben, sodaß leicht „Ayesha" eine noch günstigere Aufnahme finden könnte als ihre Vorgänger. Die Geschicklichkeit, eine an sich interessante Erzählung durch ihre Verwebung mit Schilderungen orientalischer Zustände noch anziehender zu machen, hat der Verf. des „Zohrab" auch hier bewährt. Nur selten dürfte ihm eine zu große Ausdehnung der beschreibenden Partien vorzuwerfen sein. Da die Uebersetzung wol nicht lange warten lassen wird, so reicht das Gesagte hin, die Aufmerksamkeit der Lesewelt darauf zu lenken.

Unter den neuesten Reisewerken mag „A voyage round the world, including travels in Africa, Asia, Australia, America etc. from 1827—1832, by *James Holman*". Erster Band. London, 1834, voranstehen. Der seit dem 25. Jahre erblindete englische Schiffslieutenant Holman legt darin dem Publicum die Erfahrungen vor, welche er durch das Gehör auf seinen großen Reisen einsammelte, zu denen ein unbesiegbarer Drang ihn seit dem Verlust des Augenlichtes veranlaßte. Daß er's an Fragen nicht hat fehlen lassen, dafür spricht allenfalls, daß ihn schon früher die argwöhnischen Behörden von Siberien und Kamtschatka als einen Kundschafter fortwiesen. H. verließ England 1827, und im vorliegenden Bande begleitet ihn der Leser über Madeira, die kanarischen Inseln, Sierra Leone, Fernando Po, die Insel Ascension nach Brasilien. Merkwürdig bleibt H.'s Unternehmen jedenfalls, ob ersprießlich, muß hier dahingestellt bleiben.

„Journey to the north of India, overland from England, through Russia, Persia and Afghaunistan. By Lieut. *Arthur Conolly*." Zwei Bände. London, 1834. Dieser Reisende verließ England im August 1829 und ging über Petersburg den gewöhnlichen Weg über den Kaukasus, nach Persien und weiter nach Indien. Seine Nachrichten über die unter persischer Hoheit stehenden und an das persische Reich grenzenden Völkerstämme erhalten dermalen besonderes Interesse durch die Verhältnisse, unter denen der nächste Herrscherwechsel in Persien stattfinden wird; auch ist dieser Gesichtspunkt vom Verf. nicht außer Acht gelassen worden. Rücksichtlich des vielbesprochenen Falles, Indien bald von Rußland angegriffen zu sehen, hält es C. nicht für zu schwierig, von der Ostküste des kaspischen Meeres aus mit einer angemessenen Macht während der günstigen Jahreszeit durch die Wüste nach Khiva zu marschiren und diesen wenig festen Platz einzunehmen, was als der erste Schritt nach Indien gelten kann.

„Egypt and Mohammed Ali; or travels in the valley of the Nile; by *James Augustus St. John*." Zwei Bände. London, 1834. Zwei dicke Bände, allein ohne sonderliche Ausbeute für den Leser. Der Verf. landete im Nov. 1832 in Alexandria, und der Besuch Aegyptens und ein Buch schreiben scheint bei ihm unzertrennlicher Gedanke gewesen zu sein. Hier und da eine charakteristische Anekdote, eine interessante statistische Angabe, eine gute Schilderung des Kriegs in Syrien, zu denen man freilich kein großes Vertrauen fassen kann, dürfte Alles sein, was in diesem Werke Nützliches zu finden ist.

„Journal of three voyages along the coast of China in 1831, 1832 and 1833, with notices of Siam, Corea, and the Loo Choo Islands. By *Charles Gutzlaff*." London, 1834. Der Verf. ist Missionnair und von Geburt ein Preuße. Unstreitig ist es das Vortheilhafteste, was man von seinem Werke sagen kann, daß es, man mag es wegen Aufklärung über Handelsverbindungen, oder Ausbreitung der Civilisation und des Christenthums zur Hand nehmen, überall gleich umfassende und wichtige Belehrung ertheilt. Ueber die Reise von 1832, welche auf dem in Kalkutta ausgerüsteten Amherst unternommen wurde, ist schon ein Werk vom Capitain Lindsay erschienen, und auch das englische Unterhaus ließ 1833 einen Bericht über diese, für den Handel mit China wichtige Reise drucken. Diese dritte Reise trat G. im Oct. 1832 an.

„Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary, and Persia; also, narrative of a voyage on the Indus, from the sea to Lahore, with presents from the king of Great Britain. Performed under the orders of the supreme government of India in the years 1831—33, by Lieut. *Alex. Burnes*." Drei Bände. London, 1834. Das wichtigste Reisewerk, das seit lange über das Innere Asiens erschienen ist. Der erste Band und ein großer Theil des zweiten ist der Expedition von Delhi, durch Punjab, Peschawur, Kabul, Balkh, Bokhara, die turkmannische Wüste, Khorasan, nach Persien und zurück gewidmet und umfaßt die Zeit vom Dec. 1831 bis Jan. 1833. „Ich werde nicht dabei verweilen", sagt der Verf., „mit welchem Gefühl ich nach einer so langen und schwierigen Reise den Fuß wieder nach Indien setzte. Beim Anfange derselben sah ich nur Interessantes und die Einbildungskraft Entflammendes vor mir; Baktrien, die Länder jenseit des Oxus, Scythien, Kharasm, Khorasan und Iran. Jetzt hatten wir alle diese Länder besucht, den größern Theil des Weges der Macedonier gemacht, den Hydaspes beschifft, den indischen Kaukasus überschritten, in der berühmten Stadt Balkh gewohnt; wir hatten den Schauplatz der Kriege Alexander's, der barbarischen Züge Dschengis Khan's und Timur's und der Heerzüge und Hoffnungen Baber's geschaut. Bei dem Wege nach der Küste folgten wir derselben Richtung, in der Darius von Alexander verfolgt wurde, und die Reise nach Indien führte uns an die Küste von Mekran und auf die Spur seines Admirals Nearchus." Der Titel überhebt einer weitern Inhaltsangabe; die besten englischen Blätter stimmen im Lobe und in der Empfehlung dieses Werkes überein. John Arrowsmith hat nach des Verf. Angaben und Beobachtungen eine Karte dazu entworfen, die aber besonders erschienen ist. 50.

Literarische Notizen.

„Biographie du général Daumesnil, surnommé la jambe de bois de Vincennes" ist kürzlich erschienen.

F. Rieu gab heraus: „Considérations sur l'état politique et moral de la France et sur l'avenir de la société".

Lottin de Laval gab in 2 Bdn. heraus: „Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII, d'après des manuscrits inédits du cardinal de Richelieu et d'un bénédictin. 1610—42".

Von Victor Ducange erschien in 2 Bdchn.: „Les moeurs. Contes et nouvelles".

Mad. Aimable Lebot gab „Paroles d'une croyante" heraus, und von den „Paroles d'un mécréant" erschien die 2. Auflage.

„Timon-Alceste, ou le misantrope moderne. Roman philosophique par M. *Charlemagne*, publié par *Jules Janin*" ist in 2 Bdn. erschienen.

Isambert gibt „Pandectes françaises, ou recueil des lois et de la jurisprudence" (vom 5. Mai 1789 bis 1. Jan 1835) heraus; selbst Verträge und diplomatische Actenstücke sind von dieser Sammlung nicht ausgeschlossen, die auf 30—36 Quartbde. zu 40 Bogen berechnet ist, deren erster am 31. Juli erscheinen, und dem alle Monate einer folgen soll. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 219. — 7. August 1834.

Ueber Handel und Handelsfreiheit von Mac-Culloch. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über die Nothwendigkeit unbedingter Freiheit des Verkehrs versehen von Joseph Gambihler. Nürnberg, Campe. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es gilt die Ueberschätzung ausländischer Schriftwerke in Deutschland noch gar sehr, und wir dürfen nicht leugnen, daß die Feier von Mac-Culloch's Namen ein neuer Beweis davon ist. Er hat sich als Professor der Staatswirthschaft gewiß große Verdienste erworben, aber seine schriftstellerischen scheinen uns nicht von gleichem Umfange. Seinen Ruhm gründeten die „Grundsätze der politischen Oekonomie" (übersetzt von Weber). Allerdings verdient er den Dank der gelehrten Welt, daß er den so gar abstracten und unsystematischen Ricardo durch sein Commentiren klar und populair gemacht hat, jedoch muß dem Schüler dieselbe Einseitigkeit und Halbwahrheit zur Last gelegt werden, die nach allgemeinem Urtheile dem Meister aufgebürdet wird. Die Engländer wußten nicht Worte genug zu finden, um M.-C.'s Anordnung des Stoffes nach den Kategorien der Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung des Reichthums gebührend zu rühmen; auf dem Continent ist aber diese Eintheilung der Volkswirthschaft schon ein Vierteljahrhundert in Gebrauch, und wir können davon nicht viel Aufhebens machen. Wir wollen zwar einzelne, äußerst richtige Bemerkungen M.-C.'s als reinen Gewinn in unsere Hefte eintragen, aber es hieße sich an Lotz oder Rau versündigen, wollten wir seine „Grundsätze der politischen Oekonomie" über ihre Handbücher setzen; denn die ganze Pflege der Volkswirthschaft, die ganze Lehre von der Besteuerung fällt bei ihm weg. Weit höher als Mac-Culloch der Theoretiker steht Mac-Culloch der praktische, populaire Schriftsteller. Wir stehen keinen Augenblick an, das „Handbuch für Kaufleute" über die erwähnten „Grundsätze u. s. w." zu stellen. Von geringerer Bedeutung ist die vorliegende, populaire Schrift, welche zur Belehrung des Handelsstandes und zur Verbreitung einer liberalern Handelspolitik abgefaßt ist; inzwischen mögen wir sie doch gern im deutschen Gewande willkommen heißen. Die ersten drei Capitel handeln von dem Begriffe, von den Gattungen und von den Mitteln des Handels. Hinsichtlich des Begriffes weicht M.-C. von Andern ab.

Der berühmte Graf Verri hat den Handel als Waarentransport von einem Orte zum andern definirt, und diese Bestimmung ist von Say angenommen worden. Allein das heißt offenbar Mittel und Zweck verwechseln; die Waarenbeförderung ist wol zur Förderung des Handels nothwendig, allein ohne Austausch sieht man nicht ein, wie ein solcher Transport als eine kaufmännische Operation gelten kann. Die von Say angenommene Definition des Handels ließ demselben auch die richtige Schätzung des Handelseinflusses verkennen. Er sagt: „im Handel finde eine ursprünglich eigenthümliche Hervorbringung statt, weil der Kaufmann die Waare in eine Lage gebracht hat, welche wirklich den Preis erhöhen mußte." Dies ist zwar wahr, aber nur theilweise. Man denke sich einen Hut- und einen Schuhmacher, jeder in seinem eignen Hause. Tauscht der Eine seine Hüte für die Schuhe des Andern aus, so wird der Staat zwar wenig durch Ortsveränderung, aber sehr viel dadurch gewinnen, daß zufolge des Austausches Jeder sich auf sein eignes Geschäft beschränken kann (S. 3).

Hinsichtlich der Gattungen des Handels bestreitet Mac-Culloch die herrschende Vorstellung, die eine Stufenleiter der Vortheile annimmt, und behauptet mit Recht, daß unter concreten Umständen jede Gattung des Handels die productivste sein könne. Vom ausländischen Handel, den die Merkantilisten überschätzten und die Smithianer herabsetzten, rühmt er S. 14, daß er 1) mit ausländischen Genußgütern versehe, 2) die inländischen Producte erweitere, 3) fremde Erfindungen und Entdeckungen bekannt mache, und 4) die Genußquellen vermehre, selbst durch Anregung des Ehrgeizes. Letzteres erhärtet er durch Sprüche französischer Schriftsteller. Mably sagt nämlich: N'est on que riche, on veut être grand. N'est on que grand, on veut être riche. Est on et riche et grand, on veut être plus riche et plus grand encore. Und Raynal bemerkt: le travail de la faim est toujours borné comme elle; mais le travail de l'ambition croît avec ce vice (vertu?) même!

Ueber die Handelswerkzeuge und Transportmittel sagt der Verf. wenig Erhebliches. Um die Vortheile der Geldpapiere zu erhärten, deutet er S. 32 an, daß, wenn in Großbritannien nur Gold in Umlauf wäre, die Umlaufskosten doch 3,250,000 Pf. St. betrügen. Die Namen der Maße werden S. 35 vom menschlichen Körper abgeleitet; z. B. die Klafter von Klaffen, Auseinanderspreizen der Arme. Die Gewichte werden vom Getreide abgeleitet, Gran von Granum. 1818 soll es in England und Wales 20,000, in den übrigen Ländern 95,000 engl.

Meilen Straßen gegeben haben. Der Straßenaufwand betrug für England und Wales 515,000, die Communicationsgelder 271,000, und die Zölle gaben 570,000 Pf. St., sodaß die Gesammtausgabe sich auf 1,356,000 Pf. belief. So S. 43; wie aber zum Kostenaufwand der Wegegeldertrag addirt und der Gesammtaufwand daraus gemacht werden könne, bleibt bei einem so klaren Schriftsteller ein Räthsel. Fast möchte man darin einen bösen Streich sehen, den die theoretischen Grundsätze dem Verf. spielten. Bekanntlich hält Ricardo's Schule dafür, daß zwischen dem Nationalinteresse und dem Privatinteresse kein Unterschied sei, und daß schon die Gesammtheit gewinne, was der Einzelne gewinnt. Es ist ganz consequent, weiter zu gehen und die Gesammtheit zahlen zu lassen, was überhaupt gezahlt wird. In der That, die Leser haben hier ein Beispiel von den Consequenzen der modern englischen Theorien, wenn anders der Uebersetzer sich kein Verfehen zu Schulden kommen ließ.

Das vierte, über ein Drittheil des Buches einnehmende Capitel verbreitet sich über die Handelsfreiheit und über die Handelsbeschränkungen, welche theils aus falschen Begriffen über die edeln Metalle, theils zur Beförderung der inländischen Gewerbthätigkeit, theils aus politischen Gründen entstanden sind. Was nur irgendwo für freien Handel als Grund einer vortheilhaften Territorialtheilung der Arbeit (Worte von Torrens) gesagt wurde, was nur immer gegen die Handelsbilanz, gegen das Emportreiben einheimischer Fabricationen, gegen das Streben merkantiler Unabhängigkeit gesagt werden kann, ist hier zusammengestellt. Dabei fehlt es nicht an höchst interessanten Beispielen. S. 75:

Wir entlehnen aus einer amerikanischen Zeitschrift folgende Auseinandersetzung. Sagen Sie mir, fragte uns neulich ein Herr, was wiegt mehr, dieses Federmesser oder diese drei Silber-Halbdollars? Ich nahm diese in die Hand und erklärte beides von gleichem Gewichte. Dieses Federmesser, sagte mein Freund, wurde in Pittsburg gefertigt. Es kostete 1½ Dollar, ist das Product amerikanischer Industrie, welches, wie Sie sehen, einem Stückchen Eisen und einem Stückchen Hirschhorn einen Werth gegeben, der seinem eigenen Gewicht in Silber gleich ist. Wie könnte nun über die Wohlthat, daß ein Land seine Federmesser selbst mache, noch ein Zweifel herrschen? Um dieser Thatsache eine andere entgegenzusetzen, zog ich aus meiner Tasche ein englisches Federmesser desselben Gewichts und Preises, beide nebeneinander legend, äußerte ich mich folgendermaßen: In dem pittsburger Federmesser sehe ich den Repräsentanten eines Theiles der amerikanischen Industrie. Ich habe das Product der Arbeit des Bergmannes, des Köhlers, des Schmelzers, des Fuhrmanns, des Eisenschmiedes, des Stahlverfertigers und des Messerschmiedes vor mir. Ich sehe ferner, daß dieses Messer grade so viel gekostet hat, als der Lohn eines Menschen auf drei Tage beträgt; daß, um dieses Federmesser in den Besitz der Nation zu bringen, ein Mensch drei Tage zu arbeiten habe. Nun sehe ich aber im englischen Federmesser ebenfalls einen Antheil der amerikanischen Industrie. Ich sehe in demselben das Product der Arbeit des Pflügers, des Seemanns, des Dreschers und eines Dutzend Anderer, die man braucht, um Mehl hervorzubringen und ins Ausland gegen Messer abzusetzen. Alles dieses ist amerikanische Arbeit und dies eine andere Art, Federmesser hervorzubringen. Diese Art hat den Vorzug vor den erstern. Wäre es nicht um den Zoll zu thun, so würde das englische Messer nur einen Dollar oder die Arbeit von nur zwei Tagen kosten! — S. 78: Bald nach Eröffnung des Handels mit Frankreich 1786 wurden französische Tücher in beträchtlicher Quantität eingeführt, denn kein Fashionable durfte sich ohne französisches Tuch sehen lassen. Was war die Folge? In zwei Jahren kamen unsere Manufacturen den französischen gleich, und obgleich französische Tücher noch immer in der Mode waren, so wurden sie doch auf englischen Stühlen bereitet. Die Seidenmanufactur liefert dagegen den Beweis der schädlichen Wirkung der Monopole. 1826 wurde von Grice im Unterhause deponirt: die Seidenwebestühle seien von der schlechtesten Bauart, und man möchte kaum glauben, daß der Webstuhl in Frankreich fünfmal mehr producire als der englische! — S. 81: Seit der größern Concurrenz ausländischer Seidenfabriken hat sich die englische Seidenmanufactur auffallend gehoben. Die Einfuhr des Seidengarns und roher Seide belief sich 1823 nur auf 2½ Mill., 1831 auf 4½ Mill. Pfund. 1823 wurde für 140,000, 1830 für 487,000 Pf. St. Seidenfabricat aus England ausgeführt!

(Der Beschluß folgt.)

Vorlesungen über die Naturlehre zur Belehrung Derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. Von Heinrich Wilhelm Brandes. Dritter Theil. Mit 6 Kupfern. Leipzig, Göschen. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. *)

Mit diesem dritten Theile ist ein Werk geschlossen, das in der populairen Darstellungsweise der Naturwissenschaften gewissermaßen Epoche gemacht hat. Denn obgleich nicht mit Unrecht darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß man einerseits von Jedem, den der Durst an die Quelle der Physik treibt, billigerweise erwarten könne, er habe seinen Magen erst mit einer Portion trockener Mathematik gestärkt und gereizt, und daß andererseits die Physik, die es fast blos mit Veränderungen in Zeit und Raum zu thun hat, kaum anders als in mathematischen Schalen verabreicht werden könne, so trifft doch diese Bemerkung mehr den Titel des Buches als den Inhalt desselben und trägt, insofern sie letzterm gilt, nur dazu bei, die große Geschicklichkeit des Verf. in Uebersetzung der gelehrten Sprache in die populaire in noch hellerm Lichte erscheinen zu lassen; wie denn überhaupt der praktische Sinn und die lichtvolle Klarheit, welche man in dem ganzen Werke findet, die dankbarste Anerkennung verdienen. Wem die Literatur der Naturwissenschaften nicht fremd ist, hat es ohne Zweifel bemerkt, wie Brandes mit dem vorliegenden Werke, dessen erster Theil 1830 erschien, nicht blos für seine Zuhörer eine Reihe von populairen physikalischen Vorlesungen eröffnete, sondern gar vielen gelehrten Herren das Signal zur Eröffnung und Veröffentlichung ähnlicher Vorlesungen gab, zu denen nunmehr nicht blos Studenten, sondern, wie von Fladung, Kries u. A. auch Damen und nebenbei das ganze Volk eingeladen wurde. Denn der allgemeine Beifall, den Brandes erntete, reizte zur Nachahmung, und das Beispiel des gelehrten Professors, der sich herabließ, in allgemeinverständlicher Sprache zu reden, erweichte manchen stolzen Aristokraten, sein mysteriöses Stubenpflänzlein auch in zierlichen offenen Körben auf den großen Markt zu bringen. Ueberhaupt können wir uns, nicht blos bei Hrn. Brandes, sondern bei unserer Zeit nicht genug bedanken, daß sie den Gelehrten ihren Dünkel, als könne ein gesunder Laienmagen nicht einmal die Brosamen von der Herren Tischen vertragen, benommen und sie überzeugt hat, es sei, auch wenn man Chaldäisch könne, doch keine Schande, mit andern vernünftigen Leuten Deutsch zu sprechen.

In dem ersten und zweiten Theile seiner „Vorlesungen"

*) Vgl. die Beurtheilung eines andern Mitarbeiters über die beiden ersten Theile in Nr. 250 u. 251 d. Bl. f. 1830 und Nr. 121 und Beil. 10 f. 1832. D. Red.

hatte der Verf. die Mechanik, die Geſetze des Gleichgewichtes feſter und flüſſiger Körper, die Akuſtik, die Chemie, Stöchiometrie, die Lehre vom Lichte, die Farbenlehre u. ſ. w. behandelt. Der vorliegende dritte Theil beſchäftigt ſich zuerſt mit der Lehre von der Wärme. Gleich hier erkennt man wieder den richtigen Takt, den der Verf. nicht blos in der Auswahl der zu behandelnden Sätze, ſondern beſonders auch in Anwendung derſelben auf Gegenſtände des alltäglichen Lebens bethätigt. Denn bei einem Werke wie das vorliegende darf es der Verf. nie vergeſſen, daß er den Kreis der Wiſſenden extenſiv vergrößern, nicht die Wiſſenſchaft intenſiv erweitern ſoll, und wenn dem Mann von Fach auch die größte Luſt anwandelt, dem Bau der Wiſſenſchaft ſelbſt aus eignen Mitteln noch ein Stockwerk aufzuſetzen, ſo iſt doch, ſobald er für Laien arbeitet, jeder Stein, den er vor ihren Augen neu aufſetzt, ein Verſtoß, der ihm als Mangel an Takt oder als Ueberfluß an Eitelkeit ausgelegt wird. Der Laie iſt kein Baumeiſter, und wenn er in den kölniſchen Dom einer Wiſſenſchaft kommt, die, wie jener, ſeit Jahrhunderten noch nicht hat ausgebaut werden können, ſo will er wie ein wißbegieriger Reiſender kurz und gut alle Hallen und Säulen und Kunſtwerke ſehen und bewundern, aber wenn ihm der Maurermeiſter von oben herab zuruft: Mein Herr, warten Sie, Sie können vier Wochen lang mit anſehen, wie kunſtreich ich an Hypotheſenſeilen ein paar neue Bauſteine heraufwiege und einpaſſe, ſo läuft der Herr vor langer Weile davon, denn das Maurerhandwerk iſt ſeine Profeſſion nicht. Ein guter Cicerone aber, wie Hr. Brandes, der ſeine Leute durch den großen Dom der Natur führt, weiß, daß er ihnen vor allen Dingen ſehen helfen muß, daß er ihre Augen öffnen und die gleichgültig ſcheinenden Dinge, vor denen die Reiſenden leicht blind und träumend vorübergehen, ihnen als kunſtreiche und nothwendige Theile des ganzen Meiſterwerks kennen lehren muß, und der Lehrer der Naturwiſſenſchaft thut ſchon Großes, wenn er ſeinen Jüngern das Beobachten lehrt und ihnen die Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens zu Erweckungen des Nachdenkens und zu Quellen neuer Kenntniſſe macht.

In dieſem Sinne erinnert Hr. Br. bei der Lehre von der Wärme, nachdem er im Allgemeinen einige Worte über Wärme und Licht und über den Begriff von Wärmeſtoff geſagt hat, an die gewöhnliche Erſcheinung, daß ein Glasſtöpſel ſich leicht in die Oeffnung der Glasflaſche hineinbringen läßt, wenn die letztere wärmer, jener dagegen kalt iſt, und daß es dann ſchwer hält die kalt gewordene Flaſche zu öffnen, und knüpft an dieſes Beiſpiel die Lehre von der ungleichen Ausdehnung der Körper bei ungleichen Temperaturen; denn offenbar iſt bei der erwärmten Flaſche die Oeffnung mehr ausgedehnt, dahingegen bei der wieder kalt gewordenen Flaſche die enger gewordene Oeffnung den Stöpſel ſo feſt umſchließt, daß derſelbe oft ſehr ſchwer wieder herauszubringen iſt, weil bei neuer Erwärmung der Flaſche nun beide Körper zugleich ſich erwärmen und ausdehnen. Ebenſo findet man, daß ein durch die Thür eines erhitzten Ofens hineingebrachtes kaltes Gefäß ſich erhitzt nicht wieder herausbringen läßt, wenn es vorhin nur mit geringem Spielraume hindurchging. So iſt es bekannt, daß bei den neuſten Fallverſuchen in dem freiberger Schacht eine heißgemachte Meſſingkugel auf das Loch einer Meſſingplatte gelegt wurde, das grade ſo groß war, um die Kugel, erſt wenn ſie abgekühlt war, hindurchfallen zu laſſen. Von der Ausdehnung der Körper, die bei flüſſigen Körpern bedeutender iſt als bei feſten, hängt die Einrichtung unſerer Thermometer ab, und es wird daher hier von den verſchiedenen Arten von Thermometern gehandelt. Queckſilber dehnt ſich von der Kälte des gefrierenden Waſſers bis zu der Temperatur eines Sommertages etwa um $\frac{1}{50}$ aus; zwiſchen der Gefrierkälte und Kochhitze des Waſſers dehnt ſich Eiſen ungefähr um 120, Stahl um 108—133, Blei um 290, Glas um 80—85, Platin um 98 Hundertauſendtel ſeiner ganzen Länge aus. Ein Glas zerſpringt, wenn man heißes Waſſer hineingießt; dies iſt der Erfolg der Ausdehnung des Glaſes, deſſen Theile nämlich an der plötzlich erhitzten innern Seite ſich auseinanderdrängen und, weil die noch nicht erwärmten Theile ſich noch nicht ausdehnen, ebenſo wie beim Beugen des Glaſes ein Zerſpringen bewirken. Das Abſpringen der dünnen Schichten feinern Holzes an unſern Mobilien hat oft eine ähnliche Urſache, ſowie das Krummziehen der Hölzer theils durch ein Längerwerden der dem Feuer zugewandten Seite, theils durch ein Eintrocknen dieſer wärmern Seite geſchieht. Das glühend um das Rad geſchlagene Eiſen muß es ſehr feſt umziehen, wenn es kalt geworden iſt. Als ein Seitenſtück zu des Verf. Angabe, mittels eines glühenden ſpitzigen Eiſens den Sprung eines Glaſes in beliebiger Richtung weiter zu führen, kann das Mittel gelten, gläſerne Gefäße beliebig abzukürzen. Füllt man z. B. ein Trinkglas bis zu der Stelle, wo es abgeſchnitten werden ſoll, mit Oel, läßt es abkühlen, taucht dann ein glühendes eiſernes Stäbchen $\frac{1}{4}$ Zoll tief ins Oel, ſo fängt die oberſte Schichte des Oels an zu brennen, und das Glas ſpringt ringsherum ab. Beſonders wichtig iſt die Ausdehnung feſter Körper bei den Pendeln und Spiralfedern der Uhren. Ein Pendel mit Stahlſtange kann vermöge der verſchiedenen Temperatur ſeine Länge um etwa $\frac{1}{2000}$ der ganzen Länge ändern und hierdurch wird die Zahl der Schwingungen in einem Tage um 30 Schwingungen vermindert, wenn die Wärme um ſo viel zunimmt. Man hat deshalb ſehr ſinnreiche Compenſationspendel erfunden; die einfachſte Einrichtung derſelben iſt die, daß am Ende der Pendelſtange ein Gefäß mit Queckſilber befeſtigt iſt. Iſt nun der Pendel bis auf den Boden des Gefäßes herab von Stahl und 38 Zoll lang, das Queckſilber aber 5 Zoll hoch, ſo erhält man folgende Rechnung. Der Pendel dehnt ſich um 12 Millionteil bei jedem Grade, alſo ſinkt der Boden des Gefäßes um 38mal 12 Millionteil Zoll = 456 Millionteil herab; das Queckſilber dehnt ſich bei einem Wärmegrade um 180 Millionteil aus, alſo rückt der $2\frac{1}{2}$ Zoll über dem Boden liegende Schwerpunkt um $2\frac{1}{2}$. 180 Millionteil = 450 Millionteil Zoll hinauf und die vorige Senkung iſt durch dieſe Hebung beinahe compenſirt. Verwickelter iſt die Compenſation bei den Unruhen der Federuhren; aber auch dieſe kann mit großer Sicherheit ausgeführt werden. Wir können nicht umhin, hier ein Beiſpiel von der wahrhaft bewunderungswürdigen Genauigkeit der neuſten Chronometer anzuführen. Unter den Chronometern nämlich, welche 1833 bei dem königlichen Obſervatorium zu Greenwich zur Preisbewerbung eingereicht und ein ganzes Jahr hindurch mit der äußerſten Genauigkeit beobachtet wurden, waren zwei, die am letzten Tag des Jahres noch um keine volle Secunde von ihrem Gange abgewichen waren. Wo der Verf. von Zurückweiſung und Brechung der ſtrahlenden Wärme ſpricht, erwähnt er Buffon's Verſuche, welcher ebene, miteinander verbundene Spiegel ſo ſtellte, daß alle das von ihnen zurückgeworfene Sonnenlicht auf einen Punkt warfen; 40 ſo verbundene Spiegel von 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit ſetzten ein getheertes Bret in 50 Fuß Entfernung in Brand, 117 Spiegel brachten Silber zum Schmelzen. Wol hätte bei der Rede von den Brennſpiegeln auch der berühmte Tſchirnhauſen'ſche (3 Ellen breit aus Kupfer), in deſſen Brennpunkte Eier im Waſſer kochten, Knochen und Ziegel ſich in Glas verwandelten und der Diamant ſeinen Glanz verlor, eine Erwähnung verdient. Wichtig ſind die Verſuche mit Brennſpiegeln, durch welche es ſich zeigt, daß auch die mit keinem Leuchten verbundene Wärme noch ebenſo zurückgeworfen wird. Wenn man eine nicht mehr im Dunkeln leuchtende, alſo keine uns ſichtbare Lichtſtrahlen mehr ausſendende Metallkugel oder ſelbſt nur ein mit kochendem Waſſer gefülltes Gefäß in bedeutender Entfernung von einem Hohlſpiegel aufſtellt und ein Thermometer in demjenigen Punkte anbringt, wo ein Licht, an die Stelle jener Kugel gebracht, ſein Bild darſtellen würde, ſo ſteigt dieſes Thermometer ſogleich, ſobald jene Kugel ihren Platz einnimmt, oder ſobald man einen den Zutritt der Wärme bis zu dieſem Augenblicke hindernden Schirm wegnimmt. Ueber die Fortpflanzung der Wärme führt der Verf. Fourier's ſinnreiche Unterſuchungen an. Mit vollem Rechte aber läßt er manche Gegenſtände lieber unerklärt, als ſie durch

Hypothesen zu erklären, so z. B. das Gesetz über die Wärmeabnahme in der Höhe, worüber selbst Ideler in seiner neusten Untersuchung („Ueber den Hagel und die Abnahme der Wärme") keine genügende Erklärung geben zu können gesteht, und worüber Brandes nicht einmal die bekannte Ansicht A. v. Humboldt's mittheilt. Ebenso bleibt die Erregung der Wärme durch Reiben, obgleich es selbst die Wilden kennen, wie das Feuerschlagen, im Ganzen unerklärt. Bei der Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren wird das bekannte Beispiel angegeben, daß eine hohle Eisenkugel von 15½ Zoll innerm Durchmesser und 2½ Zoll dicken Wänden vom Eise zersprengt wurde, daß also das Eis hier eine Kraft ausübte, die man auf Millionen Pfunde schätzen kann.

Die Betrachtungen über die Entstehung und Natur der Dämpfe leiten den Verf. auf die Dampfmaschine, deren Beschreibung man wol auch in dem von der Mechanik handelnden Theile hätte suchen können. So deutlich nun auch des Verf. Darstellung der allgemeinen Sätze, auf welchen die Mechanik der Dampfmaschine beruht, sein mag, so glauben wir doch, daß die nähere Beschreibung der Watt'schen Maschine einen der Sache ganz Unkundigen nicht vollkommen aufklären werde, besonders da auf der Kupferplatte die Winkelhebel, wodurch die Hähne zum Cylinder geöffnet und geschlossen werden, offenbar verzeichnet sind. Gehörig gewürdigt sind die Dampfmaschinen des Amerikaners Perkins mit hohem Drucke. Die Erklärung der Grundsätze, nach welchen man den Effect der Dampfmaschinen nach Pferdekräften zu bestimmen pflegt, ist sehr an ihrem Platze, da man gewöhnlich mit dieser Bestimmungsweise sehr vage Begriffe zu verbinden pflegt. Da die ersten Dampfmaschinen dazu gebraucht wurden, um die aus den englischen Kohlengruben Wasser oder Kohlen aufziehenden Pferde zu ersetzen, so ist auch hierauf die Bestimmung der Kraft einer Dampfmaschine gegründet worden. Edwards, Watt u. A. nehmen an, daß ein Pferd, stundenlang gleichmäßig fortarbeitend, ein Gewicht von 150 Pfund in einer Minute 220 Fuß hoch heben kann, oder: 150 . 220 = 33,000 Pfund in einer Minute 1 Fuß hoch. Smeaton und Andere tariren dagegen die Kraft eines Pferdes dahin, daß sie nur 23,000 Pfund in einer Minute 1 Fuß hoch heben könne. Eine Maschine in den Gruben von Cornwallis, deren Kolben 63 Zoll Durchmesser oder 3116 Quadratzoll betrug, hob in jeden zehn Sekunden 82,000 Pfund Wasser in einem Hube 16 Fuß hoch, also 6 . 82,000 = 492,000 Pfund in einer Minute 16 Fuß hoch = 7,872,000 Pfund in einer Minute 1 Fuß hoch; dieser Effect betrug also 239 Pferdekräfte (zu 33,000 Pfd.) oder 340 Pferdekräfte (zu 23,000 Pfund), und ersetzte, da die Maschine Tag und Nacht arbeitete, ein Pferd aber nur acht Stunden fortarbeiten kann, wenigstens 720 Pferde. Jetzt soll es Maschinen zu 600 Pferdekräften geben, und die von Perkins erfundenen sollen sogar 100 Mill. Pfund (der Verf. gibt 80 Mill. an) heben. Wir haben übrigens nirgends mehr als bei diesem Capitel des Verf. Enthaltsamkeit bewundert, mit welcher er nur das nothwendig in die Naturlehre Gehörende berührt, ohne sich von dem hinreißenden Thema zu einer ausführlichern Erörterung über die jetzt schon erzielten und künftig noch zu erwartenden Wirkungen der Dampfmaschine verführen zu lassen. Fast zu weit getrieben erscheint jene Enthaltsamkeit des Verf. da, wo er nur ganz obenhin vom unerklärten Ursprung des Hagels und Schnees spricht, ohne auch nur eine der gangbaren Theorien, selbst nicht die Leopold von Buch's, welche Ideler in seiner neusten Abhandlung modificirt und erweitert, zu erwähnen.

Auch bei der Lehre vom Verbrennen ergeben sich wieder mannichfache praktische Anwendungen. Es wird von der besten Weise der Erhitzung, von den zweckmäßigsten Oefen und Feuerherden und von der Verschiedenheit der Wärme, welche verschiedene Materialien hervorbringen, gesprochen; „Nußbaumholz gibt doppelt so viel Wärme als Birkenholz, Rothbuchen- und Weißbuchenholz ⅔ Mal so viel als Birke, Fichtenholz ⅔ Mal so viel als Birkenholz, die italienische Pappel dagegen nur ½ dessen, was Birkenholz gibt, nämlich Klafter gegen Klafter gerechnet." Dann wird von Gaserleuchtung, Davy's Sicherheitslampe, Döbereiner's Platinaschwamm u. s. w. hinreichende und interessante Erklärung gegeben. Zu dem Capitel: „Brewster's Mittel, große Hitze zu bewirken", hat seit Erscheinung des Buches die Erfindung eines Engländers einen äußerst wichtigen Zusatz gegeben. Es ist dies Rutter's neue Wärmeerzeugungsmethode, deren Erwähnung wir hier nicht unterlassen dürfen. Bekanntlich ist die Erscheinung des Rauches beim Verbrennen immer ein Zeichen, daß der Verbrennungsproceß nicht normal erfolgt, weil sonst das gesammte Brennmaterial durchaus nur zu Wärme und Licht, ohne allen Rauch, zersetzt werden müßte. Die Aufgabe ist daher, dem Kohlenstoff, der in den, vielen Rauch erzeugenden, fettigen Brennmaterialien vorherrscht, einen Körper hinzuzufügen, der eben diesen Kohlenstoff leichter verbrennlich macht und überdies viel Sauerstoff enthält, weil der Sauerstoff den Verbrennungsproceß mächtig befördert. Das Wasser mit seinem Wasserstoff und Sauerstoff erschien hierzu als der geeignetste Körper, und unsere Schmiede, die ihre Kohlen mit Wasser besprengen, wenn sie einen besonders hohen Hitzgrad erzeugen wollen, wenden dies Mittel schon lange an. Rutter ging aber weiter und brachte wirklich außerordentliche Wirkungen durch seine neue Einrichtung hervor. Zufolge derselben läßt er in eine durch Steinkohlen oder jedes andere beliebige Brennmaterial unterhaltene Flamme durch Röhren gleichzeitig einerseits einen dünnen Brei von Steinkohlentheer und anderseits Wasser einfließen. Beide Materien müssen immer gleichzeitig in der Flamme eintreffen, damit die Zersetzung des Wassers in seine Elemente und die Verbindung des freiwerdenden Wasserstoffgases mit dem Kohlenstoffe des Theers im nämlichen Augenblicke erfolgen können. Ist genau das rechte Verhältniß zwischen Theerbrei und Wasser getroffen, so findet gar keine Raucherzeugung mehr statt, und das gesammte zu verbrennende Material wird blos in Licht und Wärme zersetzt. Bei Anwendung dieser Methode brachte man mit 15 Pfund Theer, 25 Pfd. Steinkohlen und dem verhältnißmäßigen Wasser dieselben Wirkungen hervor, wie bei Anwendung der frühern Methode mit 112 Pfd. Steinkohlen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Napier's „History of the war in the Peninsula and in the south of France, from the year 1807 to the year 1814", ist der vierte Band erschienen, welcher die Begebenheiten der Jahre 1810 und 1811 und zum Theil 1812 enthält.

John Galt, der bekannte Verf. von „Lawrie Todd" u. a. Werke, sowie eines „Life of Byron", nimmt in seiner, voriges Jahr erschienenen Autobiographie Gelegenheit, zu bemerken: „Als ich Byron's Leben schrieb, hegte ich eine weit größere Meinung von seiner Originalität als jetzt. Dermalen sehe ich mich in die Alternative versetzt, ihn für den größten Plagiarius zu halten, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß er der Verf. eines vierbändigen Romans ist, aus dem Färbung, Begebenheiten, Namen und Charaktere seiner berühmtesten Werke entlehnt sind".

Angekündigt werden in London: „Familiar anecdotes of Sir W. Scott, by the *Ettrick Shepherd*".

Der berühmte Reisende und Philosoph Volney ersuchte Washington um Empfehlungsschreiben zu einer Reise durch die Vereinigten Staaten. Washington erfüllte seinen Wunsch und sandte ihm einen offenen Brief, welcher nur die Worte enthielt: ‚C. Volney bedarf keiner Empfehlung von Georg Washington'. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 220. — 8. Auguſt 1834.

Ueber Handel und Handelsfreiheit von Mac-Culloch. Aus dem Engliſchen von J. Gambihler.

(Beſchluß aus Nr. 219.)

S. 85 wird über die Schmuggelei bei hohen Zöllen aus Huskiſſon's Munde mitgetheilt, daß die verſteuerte Seide nicht über 5000 Pf. St. betrug, die zur Ausfuhr nach England in Frankreichs Zollſtätten angegebene aber 100—150,000 Pf. St. werth war. Die Bandanaſacktücher, heißt es S. 86, wurden von der oſtindiſchen Compagnie in großer Quantität zur Ausfuhr verkauft, ſie kamen aber alle wieder nach England zurück. Wie ſehr das Verbot der Einfuhr die Ausfuhr vermindert, beweiſt die franzöſiſche Weinausfuhr. Vor der Revolution betrug ſie jährlich 100,000 Fäſſer, 1820 nur 61,110, 1823 nur 51,529, 1826 nur 48,464 und 1827 immer nur 54,492 Fäſſer (S. 97). Auch die lyoner Seidenfabrication liefert Belege. 1824 waren noch 26,000 Stühle im Gange, 1830 nur noch 15,000 (S. 100). Ungeachtet des vielen Trefflichen iſt doch auch das Capitel über Handelsfreiheit mit bedeutenden Mängeln behaftet. Die engliſchen und franzöſiſchen Schriftſteller kennen nur zwei Handelsſyſteme, das Prohibitivſyſtem und das Syſtem ganz abſoluter Handelsfreiheit, und glauben, daß Alles, was gegen das Prohibitivſyſtem, für ganz abſolute Handelsfreiheit ſpricht. Das dritte und in concreten Verhältniſſen allein anwendbare Syſtem der bedingten Handelsfreiheit, wofür ſich Smith ſelbſt allein ausgeſprochen hat, überſehen ſie in der Regel. Mac-Culloch ſieht nun in Allem, was Schutz heißt, nichts als eine maskirte Prohibition. Er zieht daher S. 111 auf das heftigſte gegen Adam Smith los, weil dieſer die Schiffahrtsacte für ein weiſes Geſetz gehalten hat, obgleich ſie den Handel mannichfach beſchränkt habe. Auch der preußiſche Zolltarif entgeht ſeinem Verdammungsurtheile nicht. Er beruft ſich S. 73 auf den preußiſchen Geheimenrath Schmalz, der „in ſeinem trefflichen Werke über die Staatswirthſchaftslehre (Bd. I, S. 117) jede Fabrik für nachtheilig erklärte, welche einer Unterſtützung bedürfe" und fährt folgendermaßen fort:

So klar dieſe Grundſätze ſind, ſo handelt die preußiſche Regierung dennoch nicht nach denſelben. So ſonderbar es auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch Thatſache, daß dieſelbe Regierung gegenwärtig vergeſſen hat, was ihre Unterthanen früher aus denſelben Urſachen erlitten, als man ſich beſtrebte ein preußiſches, oder mit andern Worten ein Continentalſyſtem im Norden Deutſchlands herzuſtellen. Napoleon betrachtete daſſelbe blos als ein Mittel, England in die Enge zu treiben; allein die preußiſche Regierung ſcheint daſſelbe als eine Quelle des Wohlſtandes zu betrachten. Man hat durch Mauthreglements verſucht, verſchiedene Induſtriezweige ins Leben zu rufen. Die ungeheuern Zölle, z. B. des Zuckers, führten auf die Anlagen von Runkelrübenzuckermanufacturen. So weit glückte dieſes Syſtem; allein man betrachte die Folgen. Der fremde Zucker wurde vorzüglich mit ſchleſiſcher Leinwand bezahlt; die Ausfuhr iſt in dieſem Artikel ſo geſunken wie die Einfuhr des Zuckers. Die Folge iſt, daß die Hälfte der Ausgaben für Zucker dem Fabrikanten zugute kommt zu einem Geſchäfte, welches nicht einmal die Koſten abwirft. Capital und Arbeit Geſchäften entzogen werden, welche ohne beſondere Aufmunterung einen ſchönen Gewinn ſicherten! Dieſes iſt das Syſtem Preußens, welches nun mit aller Gewalt den kleinern Staaten aufgedrungen werden ſoll!

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß der preußiſche Zolltarif noch einige prohibitive Zollſätze enthalte, aber man muß der ganz abſoluten Handelsfreiheit zuſtreben, wenn man das preußiſche Syſtem für ein Prohibitivſyſtem ausgeben kann. Ein Prediger abſoluter Handelsfreiheit kann jedoch nur jener Schriftſteller ſein, in deſſen Argumentation ſich auch Stellen wie nachſtehende vorfinden (S 53):

Alle Einzelnen handeln unter der größten Verantwortlichkeit der beſtmöglichſten Sicherheit; ſie werden bei beſondern Umſtänden jenen Weg einhalten, auf welchem ihnen, folglich auch der Geſammtheit der meiſte Vortheil erwächſt. Wenn die Staatsgewalt gewiſſe Individuen von Verfolgung beſonderer Gewerb- oder Handelszweige abhält, um Andern aufzuhelfen, ſo — untergräbt ſie Recht und Eigenthum. — S. 67: Jedermann iſt Conſument, und Conſumtion iſt wol Zweck der Production. Daraus folgt, daß die Intereſſen der Conſumenten und der geſammten Geſellſchaft dieſelben ſind. — S. 89: Der Druck der Steuern iſt oft als Entſchuldigung angeführt worden; ſo lange aber die Beſteurung gleichförmig iſt, ſo lange ſieht man nicht ein, warum beſondere Reglements ein beſonderes Geſchäft begünſtigen ſollen. So lange der gleiche Druck auf Allen ruht, ſind Alle in die gleiche Lage verſetzt, und Keiner hat mehr Recht als der Andere, über fremde Concurrenz zu klagen. Es iſt in der That ganz unnöthig zu ſagen, daß alle Geſchäfte zu begünſtigen höchſt abſurd ſein würde. Dieſelbe Wahrheit gilt von dem verhältnißmäßigen Arbeitslohne. Man ſagt, daß Fremde den Vortheil niederer Steuern und Arbeitslohne benutzend, auf unſern Märkten den Vorrang gewinnen würden. Allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Handel nichts als ein Waarentauſch iſt; ferner, daß man unmöglich eine Einfuhr fremder Waaren machen kann, ohne ſie ſogleich wieder durch eine Ausfuhr einheimiſcher auszugleichen. Sicher werden uns gar keine fremden Waaren mehr zugeführt, wenn wir nicht mehr im

Stande sind, die Fremden mit Aequivalenten in wohlfeilern Preisen zu versehen. Es ist daher blos eitles Gerede, wenn man von Schutz spricht, den man den Landbauern und Manufacturisten angedeihen lassen will, weil sie durch den Druck schwerer Lasten unfähig seien, mit Fremden zu concurriren.

Die letzten sechs Capitel verbreiten sich über Handelsspeculationen, Handelsrevulsionen, Creditmisbrauch, Wuchergesetze, Prämien, Rückzölle, Handelsverträge, über den britischen Handel und die Ursachen seiner Größe, über die britischen Gesetze gegen die Fremden und zuletzt über den Gang der britischen Industrie von Eduard I. (1272) bis zum Tode der Elisabeth (1603). Unter Handelsrevulsionen versteht man ein schnelles, unerwartetes Weichen der Preise. Der Verf. bemerkt mit Grund, daß sie stets in Folge übertriebener Speculationen eintreten, deren Ursache bald in einer vermehrten Nachfrage nach einem Artikel, bald in sehr hohen Preisen eines Productes liegt. So wich in England der Getreidepreis höchst auffallend. 1800 und 1801 waren so hohe Preise, daß 1802 die Urbarmachungen sich verdoppelten. Alles Capital floß in den Ackerbau. 1804 wuchs der Vorrath des Getreides dergestalt, daß die Preise sehr fielen und eine Parlamentsacte die Concurrenz des fremden Getreides beseitigte. Die hohen Preise 1810—13 hatten dasselbe Resultat (S. 137). Man erkennt aus dem Gesagten von selbst, daß die Prämien, Prohibitivzölle u. s. w. am geeignetsten sind, Handelsrevulsionen hervorzubringen. Die Folgen einer fixen Zinstaxe machen sich auch in England bemerklich. Junge Kaufleute, welche kein baares Geld borgen können, da die Zinstaxe entgegensteht, borgen Waaren zu 15—20 Procent höhern Preisen, und gerathen dadurch am ehesten in den Bankrutt (S. 144). Die Ursachen der britischen Handelsgröße sieht Mac-Culloch nirgend anders als in der Vervollkommnung des Fabrikwesens, in der Vermehrung des Capitals und in den großen Anstrengungen, zu welchen die Steuern nöthigten und die Nationalfreiheiten aneiferten. Auch den Fremden gesteht er günstigen Einfluß zu und beklagt die harte Behandlung derselben. Auch in England war anfangs ein Fremder ein Feind. Bis auf Eduard III. (1327—77) mußte ein Fremder für Das büßen, was andere Fremde thaten (S. 179,! Eduard verbesserte das System, berief sogar Fremde, unter Andern den Gründer der Wollmanufactur, Johann Kemp. Beleidiger der Fremden wurden harten Strafen unterworfen. Eduard's Nachfolger überließen sich wieder den Vorurtheilen gegen die Fremden, von welchen sich nur Elisabeth noch losmachen konnte. Der Verf. gesteht, daß England noch weit hinter Hollands Liberalität zurücksteht und wünscht eine Aenderung. Das Gemälde des Handels der Engländer von 1272—1603 soll den Beweis liefern, daß der monopolistische Geist der Gesetze nichts als Abgeschmacktheiten zu Tage gefördert habe, und daß der Handel in der That nicht durch das Prohibitivsystem, sondern trotz demselben fortgeschritten sei. Der Verf. schließt mit Stevenson folgendermaßen:

Welch ein treffliches Gemälde stellt der gegenwärtige Handel dem unbegrenzten Wünschen und Begehren des Menschen vom Fortschreiten in Einsicht, Macht und Entwickelung, alles Folge seiner Wünsche, dar! Der Handel hat die Wohlthaten wiedererzeugt, welche er aus der Geographie erhalten hatte, er hat neue Industriequellen hervorgerufen, durch Einführung von Apothekerwaaren zur Gesundheit des menschlichen Geschlechts beigetragen, den eisernen Scepter der Unwissenheit und der politischen wie religiösen Vorurtheile zerbrochen. Unsere Erwartung ist weder widersinnig noch übertrieben, wenn wir die Zuversicht hegen, daß mittels des Handels die Ansichten und Wünsche der Menschen erweitert, Wissenschaft, Freiheit und das Glück Europas einst über die ganze Erde verbreitet werden!

Nachdem wir auf diese Weise des Werkes Inhalt auf das vollständigste besprochen haben, müssen wir einen Blick auf den Uebersetzer und seine Einleitung werfen. Die Uebersetzung liest sich sehr leicht, aber der Sinn ist wol nicht durchaus deutlich wiedergegeben. So ist das Wort: Competenz in der deutschen Sprache mit gesetzlicher Concurrenz der Fremden nicht identisch, und doch wird es fast auf jeder Seite in dieser Bedeutung angewendet. Die Einleitung ist ein gar sonderbares Product. Wir haben vom Uebersetzer bisher noch nichts gelesen, aber sein Lob in fast allen deutschen und in einigen französischen Blättern vernommen. Wir hielten ihn demnach für einen bedeutsamen Reihenführer der deutschen Liberalen. Wir konnten nun unsern Augen kaum trauen, als wir zu lesen anfingen wie folgt:

Neben dem Rechte zu existiren, zu sein — dem ersten aller Naturrechte, d. i. dem natürlichsten Rechte — steht sogleich ohne irgend ein Einschiebsel das Recht frei zu sein, das Recht der Freiheit. Es gibt keine ältere Erhebung einer bloßen Eigenschaft zu selbständiger Sächlichkeit, als die Erhebung dieses „Freisein" zur Freiheit und keine ältere Anreihung einer Selbständigkeit an die erste Selbständigkeit, von welcher jene Eigenschaft war; oder es gibt keine nähere, nothwendigere Eigenschaft eines Dinges als „frei", die nothwendig der Existenz beikömmt wie die Helle dem Lichte, das Finster der Nacht. Wer sagt: ich bin, der muß sagen können, ich bin frei, ich habe auf solches Sein ein Recht. Wo der Beweis? Positiver ist keiner, denn Freiheit ist absolut, alles Absolute ist aber so erhaben, daß es keines Beweises bedarf. Negativer ist, weil, wenn die Existenz nicht als absolut frei angesehen werden darf, dieselbe nicht leben, nicht athmen kann! Und man denke sich eine todte Existenz! Nun aber ist die Existenz eine doppelte, eine geistige und materielle. Letztere ist die Existenz des Verkehrs, des Handels u. s. w.

Wir gestehen, daß uns eine solche Deduction der Handelsfreiheit nicht anreizte, die Fortsetzung zu lesen. 79.

Vorlesungen über die Naturlehre ꝛc. von H. W. Brandes. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Sehr ausführlich und gründlich trägt der Verf. die Lehre von der Elektricität vor, indem er historisch verfahrend zuerst den Bernstein (electrum) erwähnt, von welchem die Elektricität ihren Namen erhielt, dann die frühesten Entdeckungen Gilbert's (um 1600), welcher fand, daß viele Körper, z. B. Edelsteine, Schwefel, Glas und harzige Körper durch Reibung anziehend werden, die spätern wichtigern Untersuchungen von Hawksbee, Grey, Dufay u. A., welche sämmtlich dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts angehören, die Versuche von Hausen (1742), Winkler, Franklin u. s. w. und endlich die immer höher gesteigerte Wirksamkeit der Elektrisirmaschine, die Erfindung der elektrischen Flasche und der elektrischen Batterie, bis zu van Marum's großer Maschine, die 24 Zoll lange Funken gab und einen 4 Zoll hohen und 4 Zoll dicken Cylinder von sehr festem Buch-

baumholz spaltete, — der durch präparirte Froschschenkel herbeigeführten Entdeckung Galvani's und der darauf gegründeten Erfindung der galvanischen Kette und der Voltaischen Säule. An diesen historischen Faden knüpft der Verf. die Erklärung aller wichtigen durch die Elektricität herbeigeführten Erscheinungen. Die Franklin'sche Theorie, die eine positive und eine negative Elektricität annimmt, verwirft der Verf. und neigt sich zu der schon von Symmer empfohlenen dualistischen Theorie hin. Es ist hier nicht der Ort, die Franklin'sche Theorie etwa in Schutz zu nehmen, doch ist es außer Zweifel, daß sich dieselbe, wie der Verf. selbst sagt, durch ihre Einfachheit sehr empfiehlt; und so lange noch die auf diese Theorie gegründeten Ausdrücke + E und — E gelten, wird eine sehr natürliche Gedankenverbindung immer wieder zu ihr hinleiten. Bei der Gelegenheit, wo der Verf. von der Elektricität handelt, spricht er natürlich auch von der Elektrisirmaschine des Himmels, dem Gewitter, und von dem elektrischen Funken derselben, dem Blitz, gegen den unsere elektrischen Experimente sich so lächerlich zwerghaft ausnehmen, wie des seligen Benavita Blank in Würzburg kunstreiche Landschaften, die nicht mit Farben, sondern aus lauter Naturstoffen, Sämereien, Blättern ꝛc. zusammengesetzt waren, gegen die Malereien unsers Herrn Gottes, die aus Erden und Sonnen, aus Bergen und Meeren gepinselt sind.

Die magnetischen Erscheinungen, zu denen der Verf. von der Elektricität übergeht, geben Stoff zu einem der wichtigsten Abschnitte des Buches, der um so interessanter ist, weil grade in unserer Zeit die Gelehrtenwelt mit besonderm Fleiße an der weitern Ausführung dieses Abschnittes arbeitet. Es ist hinreichend bekannt, daß man schon lange dahingekommen ist, die Erde selbst für einen Magnet zu halten, und zwar zeugen alle Erfahrungen dafür, daß es besonders vier Punkte der Erde sind, an denen die magnetische Kraft als besonders wirksam erscheint, oder daß, richtiger gedacht, die Erde zwei magnetische Axen und also vier magnetische Pole hat, die so ungefähr in der Nähe der wirklichen Erdpole liegen müßten. Beobachtet man nämlich eine Magnetnadel, so findet man erstlich, daß dieselbe, wenn sie grade im Schwerpunkt auf eine horizontale Axe gelegt ist, nicht in horizontaler Richtung schweben bleibt, sondern (in unsern Gegenden) mit ihrem Nordpole sich stark nach der Erde zuneigt. Diese Neigung wird immer unmerklicher, je näher man dem Aequator kommt, in dessen Gegend sie fast oder ganz horizontal schwebt, und die Neigung des Nordpols verwandelt sich in eine Neigung des Südpols der Nadel, wenn man den Aequator überschreitend in die südliche Halbkugel gelangt. Es ist offenbar, daß die Erde als magnetischer Körper diese Neigung hervorbringt. Ferner ist allbekannt, daß die magnetische Nadel nicht grade gegen Norden weist, daß also die magnetische Axe nicht grade im Erdmeridian liegt, sondern daß, nach der an einigen Orten westlichen, an andern Orten östlichen Abweichung der Magnetnadel zu schließen, neben der einen Erdaxe zwei magnetische Axen liegen müssen. Man könnte nun, die Sache obenhin betrachtet, es für kinderleicht halten, diese Axen und ihre Pole aufzufinden, denn keine Wegbaucommission kann so deutliche Wegweiser setzen, als wir im vorliegenden Falle haben. Man dürfte nur die Magnetnadel als Wegweiserarm betrachten und ihrer Weisung immer schnurstracks nachgehen, so müßte man, von unserer Gegend ungefähr nach Norden hin geführt, bemerken, wie die Nadel, die sich bei uns ungefähr in einem Winkel von 67 Graden aus der horizontalen Lage mit dem Nordpol der Erde zuneigt, immer tiefer herabgezogen würde, bis sie endlich senkrecht herabhängend auf den Punkt eines magnetischen Poles zeigte, über den man nur hinausgehen dürfte, um zu sehen, daß nun der Nordpol der Magnetnadel sich nach Süden wendete u. s. w., sowie Parry, als er sich nördlich von dem über Nordamerika liegenden Pole befand, den Nordpol der Magnetnadel wirklich gegen Südwest oder gegen Südost gekehrt sah, sowie es seine Lage gegen den aus andern Beobachtungen bekannten magnetischen Pol foderte. Es ließen sich dann, wenn man nur den Wegweiserarmen der Magnetnadel folgte, auch die drei übrigen magnetischen Pole bestimmen und ebenso leicht der magnetische Aequator, den man als eine Linie finden müßte, auf welcher überall die Magnetnadel in horizontaler Lage schwebte. Das Alles ließe sich ganz gut machen, sobald ein Luftschiff erfunden, einige Millionen Cannibalen todtgeschlagen, einige Eismeere geschmolzen wären, und so dem Reisenden kein Hinderniß mehr in dem Wege läge, der Leitung seiner Magnetnadel unbedingt zu folgen. Indeß liegt allerdings in dem Verfolgen dieser Wegweisung der einzige Weg, auf dem ein sicheres Resultat gewonnen werden kann, und den bewunderungswürdigsten Anstrengungen mehrer Reisenden (unter ihnen namentlich Parry und Roß, die kühnen Nordpolreisenden, Hansteen, der in Sibirien forschte, Ermann, der die ganze Erde mit einem magnetischen Netz zu umspannen suchte) ist es gelungen, die Materialien zu einer, wenngleich noch unvollständigen magnetischen Karte zu geben. Auch Brandes theilt eine solche Karte mit, auf welcher der ungefähre magnetische Aequator, die Linien gleicher Abweichung (isogonische Linien), die Linien gleicher Neigung (isoclinische), die Linien gleicher Kraft (isodynamische) und die vier Pole gezeichnet sind. Der eine Nordpol, der schon von Parry ziemlich genau (er sah 88½° Neigung der Magnetnadel) bestimmt ist, liegt über Nordamerika 100° westlich von Greenwich im 71° Norderbreite *); der zweite noch ziemlich unbestimmte Nordpol mag im unzugänglichen Norden über Sibirien ungefähr 140° östlich von Greenwich liegen; ebenso muß es zwei südliche magnetische Pole geben, den einen im 70° Breite grade südlich von Neuholland und einen in noch größerer Breite südwestlich von der südlichsten Spitze Amerikas.

Aber zu diesen eben angeführten Bestimmungen über die Austheilung der magnetischen Kräfte in der Erde kommen noch eine Menge von andern Beobachtungen hinzu, welche die Sache immer verwickelter zu machen scheinen. So ist z. B. die Neigung der Magnetnadel in unsern Gegenden nicht constant, sondern fortwährend im Abnehmen; in London betrug sie nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts 75°, jetzt ist sie nicht völlig 69½°, ebenso ist sie in Frankreich und in allen Gegenden von Deutschland im Abnehmen. „Die Linie ohne Neigung scheint nach den neuesten Beobachtungen ihre Durchschnittspunkte mit dem Aequator und ihre größte Entfernung vom Aequator etwas westlicher zu haben, als es nach den von Hansteen für das J. 1780 gesammelten Beobachtungen der Fall war. Dieses würde auf ein Fortrücken der magnetischen Erdpole nach Westen hinzuweisen scheinen. — — Noch auffallendern Aenderungen ist die Abweichung unterworfen. Sie ist in frühern Zeiten in unsern Gegenden östlich gewesen, ist dann westlich geworden und kürzlich hat die westliche Abweichung ihren größten Werth erreicht; jetzt ist sie noch immer westlich, aber abnehmend." Auch die Intensität des Magnetismus ist in unsern Gegenden im Abnehmen; alles scheint darauf hinzudeuten, daß der für unsere Gegenden wirksamste Pol sich von uns entfernt. Aber die Bestimmung solcher periodischen, sowie der täglichen und jährlichen Bewegung des Poles ist großen Schwierigkeiten unterworfen; Roß hat neuerdings wieder besonders darauf aufmerksam gemacht. Erschwert werden übrigens alle Beobachtungen noch dadurch, daß die Magnetnadel nie ganz allein von den Einwirkungen einer magnetischen Axe abhängt, sondern, daß immer auch die andere Axe noch mehr oder weniger Wirkung auf dieselbe übt. „Da wir demnach die genaue Lage der Erdpunkte der magnetischen Axen nicht kennen, so müssen wir die geographische Länge und Breite der wahren vier Pole als unbekannte, aus den Beobachtungen erst zu bestimmende Größen ansehen; und zu diesen acht unbekannten Größen kommen noch vier, nämlich die Tiefe der vier wirksamsten Endpunkte jener Axen

*) Noch genauer hat Roß diesen magnetischen Pol bestimmt, ohne ihn jedoch erreicht zu haben; doch behauptet er, es sei nunmehr leicht, auf diesen Punkt zu kommen, und drückt die Hoffnung aus, daß die englische Flagge bald auf diesem Pole flattern werde.

unter der Oberfläche der Erde und endlich das Verhältniß der magnetischen Kräfte beider Axen.“ Als leuchtende magnetische Erscheinung ist gewiß das Nordlicht zu betrachten; da viele Beobachtungen ergeben, daß die Magnetnadel bei einem Nordlichte ihre Richtung ändert und unruhig wird, daß ferner die Nordlichtbogen fast genau im magnetischen Norden ihre Mitte haben, daß die Lichtsäulen des Nordlichts mit der Neigungsnadel parallel liegen, und daß der eigentliche Sitz der Nordlichter (und Südpolarlichter) in der Nähe der vier magnetischen Pole der Erde zu sein scheint. Doch bleibt auch nach Ideler's neuester Theorie vom Ursprung des Nordlichts die eigentliche Natur desselben noch immer räthselhaft.

Ein neues Feld zu Entdeckungen öffnete der Oerstädt'sche Versuch mit der galvanischen Kette, wodurch die magnetischen Wirkungen der Elektricität klar und der Grund zu einem ganz neuen Theile der Elektricitätslehre gelegt wurde. „Die elektrischen Ströme ziehen sich einander an oder stoßen sich ab; sie werden vom Magnet angezogen und vom Magnet abgestoßen; sie zeigen unter der Einwirkung der Erde genau so, wie der Magnet, eine polarische Richtung gegen die Himmelsgegenden.“ Unter den fernern Versuchen hebt der Vers. mit Recht das nach Sturgeon's Vorgang von den Amerikanern Henry und Ten Eyck angestellte Experiment heraus. „Sie nahmen eine gehörig gekrümmte, 3 Zoll dicke, 30 Zoll lange weiche Eisenstange, 60 Pfd. schwer, und umwickelten dieselbe mit 26 einzelnen 31füßigen Kupferdrähten, sodaß die in Schraubengängen das Eisen umkreisenden Windungen 728 Fuß betrugen; die übrig bleibenden Enden wurden so zusammengelöthet, daß alle 26 den positiven Strom empfangenden vereinigt und ebenso alle 26 den positiven Strom wieder zur galvanischen Kette hinüberführenden Drähte vereinigt und zusammen an die Metalle gelöthet wurden, welche die Elemente der galvanischen Wirkung darboten. Wurden diese Drähte, die alle auf gleiche Weise in mehren Schichten über einander gewickelt waren, und zwar an den Enden des Eisens am dichtesten, mit einem Plattenpaare (Zink und Kupfer) von 4½ Quadratfuß durch Löthung fest verbunden und dieses Plattenpaar in gesäuertes Wasser getaucht, so konnte dieses (auf diese Weise zum Magnet verwandelte) Eisen 2000 Pfund tragen und war also stärker, als man nur je einen Magnet zu erhalten gehofft hatte.“ Von der größten Wichtigkeit sind Ampère's und Faraday's Versuche, die von der Erscheinung ausgehend, daß elektrische Ströme jedes Element des Magnetes umkreisen, nunmehr die Elektricität des Magnetes selbst außer Zweifel gesetzt und sogar magnetische Funken hervorgelockt haben.

Wir schließen diese Anzeige mit den Worten des verehrten Verf.: „An die Freude über Das, was wir besitzen, knüpft sich die Hoffnung auf immer reichere Kenntnisse, auf immer vollendetere Einsicht in die Natur, die, nie erschöpft, dem Menschengeschlechte immer neue Wunder darbieten wird. Möge nur diese vermehrte Einsicht auch durch weise Anwendung immer mehr zum Wohl der menschlichen Gesellschaft beitragen; möge dadurch die Zahl der Leiden, mit denen das menschliche Geschlecht umgeben ist, vermindert werden; aber möge auch nie die Demuth aus dem Herzen des Menschen entweichen, anzuerkennen, daß selbst die größte menschliche Weisheit nicht zu einer vollkommenen Herrschaft über die Natur führt, und daß wir die Heilung zahlreicher Leiden und Gebrechen, welche die Menschheit drücken, von keiner irdischen Hand erwarten dürfen.“ *). 20.

*) Ref. hatte vorstehende Anzeige eben beendigt, als ihn die Nachricht traf, daß der Vers. selbst einer höhern Vollendung entgegengegangen ist. Brandes starb den 17. Mai 1834.

Polnische Gedichte.

Poezye Juliana Korsaka. (Poesien von Julian Korsak.) Posen, 1833. 4.

Außer den angegebenen Gedichten enthält die zierliche Broschüre, welche sich den posener Ausgaben von Odyniec und Mickiewicz anreiht, einen Abdruck der zu Petersburg erschienenen Gedichte Leonhard Chodzko's, von denen bereits in Nr. 303 d. Bl. f. 1833 gesprochen worden. Die Zusammenstellung dieser beiden Dichter ist wohl motivirt; sie haben viel Aehnliches mit einander, doch wird Korsak von Chodzko an dichterischer Tiefe übertreffen. Auch Korsak gehört zu den jungen polnischen Dichtern, welche sich an den Genius der neuern polnischen Dichterschule, Mickiewicz, bald nach dessen erstem Auftreten zu Wilna aufs Engste angeschlossen haben. Seine Originalgedichte bestehen in lyrischen Stücken, poetischen Briefen, Elegien, Trinkliedern u. s. w. Unter ihnen stellen wir die Elegien am höchsten, die durch ihre Rundung, ihre liebliche Sprache und reizenden Bilder ansprechen, in den andern Gedichten herrscht zum Theil poetischer Schwung vor; Wortreichthum statt wahrer Poesie, was insbesondere von den poetischen Briefen gilt. Die Trinklieder bekunden eine kräftige Lustigkeit; das eine beginnt also:

Meine jedes Landes
Stellt mir auf die Tafel, —
Die burgunder Beere,
Die im klaren Glase,
Wie beim Hochzeitsmahle
Junge Braut, erröthet u. s. w.

Ein nicht geringes Verdienst dieser neuern Dichterschule besteht darin, daß die Polen durch sie fast ausschließlich mit den romantischen Dichtern Europas bekannt geworden sind, und es wäre nur zu wünschen, daß sich ein Berufener nach so vielen einzelnen Versuchen an die größern Werke Göthe's und Shakspeare's wagte; von des Letztern dramatischen Werken ist — so viel uns bekannt — noch keines ins Polnische übertragen. So ist auch ein Hauptverdienst Korsak's in seinen Uebersetzungen zu suchen, welche den Charakter des Originals treu bewahrend größtentheils leicht und fließend gerathen sind. Man findet darunter: Göthe's „Braut von Korinth“, einen Monolog aus „Faust“, bedeutende Bruchstücke aus Byron's Poesien, der überhaupt bei den Romantikern Polens sehr beliebt ist (von dem „Corsar“ ist sogar eine vollständige polnische Uebersetzung von Odyniec zu Paris erschienen), Mehres aus Moore u. s. w. Den Beschluß der Sammlung macht eine Reihe horazischer Oden, in gereimte Verse übersetzt. Die antiken Versmaße gestatten im Polnischen, wo jedes Wort, mit sehr geringen Ausnahmen, seinen Accent auf der vorletzten Sylbe hat, nur eine sehr beschränkte Nachahmung, auch Korsak hat sie nicht gewagt. 26.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Neunundzwanzigstes Heft.

Verstolk van Soelen bis Weber (Michael).

Auf weißem Druckpapier 6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, den 9ten Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 221. —— 9. Auguſt 1834.

Life of Sir Walter Scott, Bart.; with critical notices of his writings. By *George Allan*, Esq. Edinburg, 1834.

Dieſe Lebensbeſchreibung des gefeierten Briten wurde urſprünglich von William Weir unternommen, demnächſt aber, da derſelbe mitten in der Arbeit durch anderweitige Beſchäftigung davon abgerufen wurde, durch den auf dem Titel genannten Verf. fortgeſetzt und vollendet. In der Ueberzeugung, daß, um Wachsthum und Bildung eines ſolchen Geiſtes darzuſtellen, man keinen Umſtand übergehen dürfe, ſo geringfügig derſelbe einzeln betrachtet auch ſcheinen möchte, hat ſich der Verf. bewogen gefunden, alle Verhältniſſe und Ereigniſſe aus W. Scott's Kinder- und Jugendleben mit einer Genauigkeit aufzunehmen, die dem deutſchen Leſer, wie groß ſeine Theilnahme an dem Dichter auch ſein möge, doch unausbleiblich ermüdend und langweilig werden muß. Man kann leicht denken, daß ſolche Umſtändlichkeit mit den zunehmenden Jahren und dem ſteigenden Ruhme des Dichters dem Verf. noch viel nöthiger erſcheinen mußte, und ſo iſt denn das Ganze zu einem Umfange angewachſen, welchen vollſtändig zu umfaſſen jeglicher Geduld nicht zugemuthet werden darf. Doch dürfte bei der allgemeinen und wohlverdienten Theilnahme und Verehrung für den großen bekannten Unbekannten der nachfolgende Auszug vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Der Vater des Dichters war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, der bei mäßigem Vermögen zehn Kinder hatte; die Mutter, Tochter eines berühmten Arztes, Namens Rutherford, hatte in einer Penſionsanſtalt eine ſorgfältige Bildung erhalten. Späterhin wurde ihre Erziehung nach damaliger Sitte in einer Weiſe vollendet, die man heutzutage Steifheit nennen würde. So litt z. B. ihre Erzieherin nicht, daß ihre Zöglinge beim Sitzen jemals die Lehne des Stuhls mit dem Rücken berühren durften, welche Regel Mſtrs. Scott auch in ihrem 80. Jahre noch gewiſſenhaft beobachtete. Alle Geſchwiſter des Dichters ſind unbemerkt über die Erde geſchritten und werden außer der Anzeige ihrer Exiſtenz in ſeinem Leben nicht weiter erwähnt.

Sir Walter Scott wurde am 15. Auguſt 1771 zu Edinburg geboren. In ſeinem zweiten Jahre durch einen Schlagfluß am rechten Fuß gelähmt, blieb er, wie ſein großer Zeit- und Ruhmesgenoſſe Lord Byron, ſein Lebelang lahm. Obgleich verkrüppelt und ſchwach, wußte er doch ſchon als Knabe ſeine Rechte gegen die ſtärkern Brüder durch wirkſamen Gebrauch ſeiner Krücke mit Erfolg zu vertheidigen. An impoſanten Naturſcenen hatte er ſchon als Kind die höchſte Freude, ſodaß er ſich bei einem heftigen Gewitter im Garten auf den Rücken legte und dem leuchtenden Blitz jauchzend Beifall zuklatſchte, bis er von den beſorgten Dienern, obſchon von Regen triefend, doch zu ſeinem größten Verdruß ins Haus getragen wurde. Bald darauf wurde er zur Verbeſſerung ſeiner Geſundheit zu ſeinem Großvater väterlicher Seite, einem wohlhabenden Pachter in einer der ſchönſten Berggegenden Schottlands, gebracht. Die Eindrücke eines patriarchaliſchen Familienlebens, einer großartigen Natur und eines unerſchöpflichen Schatzes von Balladen und Legenden im Gedächtniß einer Tante, die ihn verzog, befruchteten hier den Boden ſeiner Phantaſie mit all den Keimen, aus welchen ſpäter die reichen und mannichfachen Bildungen ſeiner Poeſie emporwuchſen; ja ſelbſt das Original jener unheimlichen Zigeunerfürſtin Meg Merrilies erfüllte ſein kindliches Gemüth als ein übergroßes, im rothen Mantel verhülltes Weib mit geſpenſtiſcher Scheu. Nach dem Tode des Großvaters ging er mit der erwähnten Tante nach Kelſo, wo er die Schule beſuchte, bis er dann ſpäter, als die Nothwendigkeit des Gymnaſialunterrichts eintrat, in das väterliche Haus nach Edinburg zurückkehrte. Seine dortige Erziehung war ſtreng und dies beſonders in Hinſicht der Religion, deren Uebungen, in unausgeſetztem, unerläßlichem Kirchenbeſuch und häuslicher Andacht beſtehend, aufs pünktlichſte erfüllt werden mußten; auch war W. Scott, wie von mehren Zeugen bekräftigt wird, damals ein äußerſt frommer, andächtiger Knabe. Neben ſeinen faſt nur auf das Lateiniſche beſchränkten Studien gab er ſich leidenſchaftlich fremdartiger Lecture hin und zog, wiewol ſonſt munter und theilnehmend genug, dieſen Genuß jedem Knabenſpiele vor. Er las und ſtudirte gewöhnlich am Boden liegend und ſeinen lahmen Fuß als Lesepult benutzend, wobei die nöthigen Bücher und Papiere um ihn herlagen. Schon damals, er mochte 10—11 Jahre alt ſein, regte ſich in ihm der poetiſche Schöpfungstrieb, indem er ein leidenſchaftlicher,

unerschöpflicher und als solcher bei seinen Jugendgenossen sowol als selbst bei Erwachsenen sehr beliebter Märchenerzähler war, durch welche Gabe der Natur er uns an Göthe's Jugendjahre erinnert. Einige alte Hausfreunde seines Vaters, von originellem Charakter, prägten sich so tief in des Knaben Gedächtniß ein, daß er sie später in seinen Romanen als schätzbare Figuren nachbilden konnte. In dieselbe Zeit fallen seine ersten poetischen Versuche, die sich gleichsam unwillkürlich aus seinem Geist hervordrängten. Als eine Dame in der Theegesellschaft seiner Mutter sich über den vielen Regen beklagte, der kürzlich während ihrer Anwesenheit in den Hochlanden gefallen sei, gukte er, der eben unartig-knabenhaft unter dem Tisch herumspielte, unerwartet hervor und sagte: „das ist Caledonia, welche die Armuth ihres Bodens beweint". Von seinem ersten Versuch in der Poesie erzählt er Folgendes selbst:

In einer Periode meines Schulknabenlebens war ich so weit mir selbst überlassen, daß ich mich einiger Verse über ein Gewitter schuldig machte. Sie fanden vielen Beifall, bis die mißwillige Kritik in der Gestalt einer gelehrten Apothekersfrau sich dagegen erhob, indem sie behauptete, meine süße Dichtung sei aus einem alten poetischen Magazin gestohlen. Diese Bezüchtigung konnte ich ihr nie vergeben und fühle noch jetzt einige Erbitterung gegen ihr Andenken. Sie that mir wirklich Unrecht, wenn sie behauptete, daß ich den fertigen Besen gestohlen hätte, da es doch in der That nur die Ruthen waren. In jenen sechs Versen war freilich kein Gedanke und kein Wort original, wie es so frühreifen Poeten zu geschehen pflegt. Seit dieser harten Berufung machte ich zwar noch einen oder zwei vergebliche poetische Versuche, erhielt aber von einem oder dem andern Freunde jedes Mal den Rath, sie ins Feuer zu werfen, welchen ich denn mit blutendem Herzen befolgte.

Im Jahre 1783, also in seinem zwölften Jahre, bezog W. Scott die Universität seiner Vaterstadt. Man muß wissen, daß die schottischen Universitäten in Classen abgetheilt sind, von welchen die untersten mit unsern höhern Gymnasialclassen auf gleicher Höhe stehen, sodaß die Aufnahme so junger Studirenden uns nicht Wunder nehmen darf. Sein zunehmendes Alter erfoderte ernste Studien, aber eine gefährliche Krankheit warf ihn zurück in das Reich der Fictionen; denn da er auf seinem langen Krankenlager nicht einmal sprechen durfte, so blieb seine Beschäftigung auf das Lesen beschränkt, und völlig frei in der Wahl der Bücher, las oder verschlang er alle in der von dem berühmten Allan Ramsay gegründeten Bibliothek vorhandenen alten Dramen, epische Gedichte und Romane, deren Zahl Legion war, wodurch er denn unwillkürlich einen unerschöpflichen Schatz von Materialien sammelte, die in seinen Werken späterhin verbaut wurden. Hiervon endlich bis zum Ekel überfüllt, fing er an, in der Geschichte, in Memoiren, Reisebeschreibungen u. dgl. Gegenstände aufzusuchen, die in Beziehung auf das Wunderbare und Außerordentliche den Gebilden der poetischen Fiction sich näherten, vor diesen aber ein gutes Maß von Wahrheit voraushatten. Nachdem er seine Gesundheit bei einem wohlhabenden Onkel auf dem Lande wiederhergestellt hatte, auch hier alle seine Mußestunden mit Lecture ausfüllend, trat er bei dem Notariatsgeschäft seines Vaters zu Edinburg als Gehülfe ein, um sich für diesen Stand auszubilden. Man sieht, daß er philologische Vorstudien nur in sehr geringem Maße, eigentliche Facultätsstudien gar nicht gemacht. All sein Wissen bestand in dem Ertrag einer ausgebreiteten, mehr schöngeisterischen als gelehrten, übrigens völlig planlosen Lecture. Dieser Ertrag war zwar nur fragmentarisch, dennoch aber durch lebhafte Neigung und ein glückliches Gedächtniß sehr reichhaltig. Der praktische Weg, den er zu seiner Ausbildung in der Rechtswissenschaft verfolgte, ist ein in England sehr gewöhnlicher, auf welchem die ausgebreitetsten Kenntnisse und die höchsten Ehrenstellen erreicht werden können, wie es dort täglich geschieht. Aber auch in diesem Verhältniß wandte er mehr Fleiß und Zeit auf antiquarische Studien der alten englischen und schottischen Poesie als auf Das, was seines Amtes war, und sein sonst so strenger Vater duldete dies gewiß mit dem höchsten Widerwillen, blos aus Rücksicht auf die schwächliche Gesundheit des Sohnes. Zur Befestigung derselben machte er häufige Wanderungen zu Fuß und zu Pferde selbst durch die unzugänglichsten Gegenden des Landes und gewann durch stete Uebung hierin endlich solche Kraft und Ausdauer, daß er seiner Lahmheit zum Trotz zu Fuß 30 und zu Pferde bis 100 (englische) Meilen in einem Tage zurückzulegen vermochte. Auf diesen Wanderungen erlangte er die genaue Kenntniß des Landes, das er so hinreißend beschrieben hat. Inzwischen setzte er daneben auch seine abgerissene Studienweise fort. Schottland, welches damals schon in den Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht und in allen Fächern die berühmtesten Namen aufzuweisen hatte, war dennoch in der Literatur und Poesie sehr weit zurück und konnte außer Burns keinen einzigen berühmten Dichter sein nennen. Dennoch regte sich der Eifer auch für dieses geistige Gebiet; man suchte nach Stoff und Mustern, man wollte die Genien des Auslandes kennen lernen, und so lenkte die Aufmerksamkeit sich denn auch bald auf die deutsche Literatur. Scott verband sich mit sechs andern jungen Leuten, um Deutsch zu lernen. Dr. Willich erbot sich, sie zu unterrichten; und obgleich sie lieber gleich mit Schiller und Göthe angefangen hätten, so fand es doch der Lehrer angemessen, sie durch den „Tod Abel's", von Gesner in die Kenntniß der deutschen Sprache einzuführen. Aber die süßliche Sentimentalität Adam's und seiner Familie wollte den jungen Leuten so wenig behagen als der muntere Faun desselben Verfassers, der seinen schönen Krug zerbrach und dann ein Lied darüber sang; sie fanden Abel unleidlich und zogen in Betracht der Mannhaftigkeit Kain und selbst Lucifer beiweitem vor. Wenn die wiederholten Scherze über Gesner's schwächliche Poesie sie nicht mehr unterhielten, so thaten es die unaussprechlichen Töne eines mitlernenden Franzosen, welcher aus Oekonomie in diesen Lehrstunden Englisch und Deutsch zugleich zu lernen beabsichtigte und bei seinen Versuchen, die Kehllaute dieser spröden Idiome hervorzupressen, Töne von sich gab, wie sie niemals ein Menschenohr vernommen. Bei dem Allen erlangte Jeder mit der Zeit bei vielem Lachen

und wenig Fleiß denn doch einige Kenntniß, und W. Scott schüttete auch noch dieses Wissensfragment in den Abgrund seiner unzusammenhängenden Gelehrsamkeit. Endlich nach einer sechsjährigen Unterbrechung begann er seine Universitätsstudien von Neuem, deren Gegenstand nun das vaterländische Recht wurde, indem er noch dem Zweck getreu blieb, sich zum praktischen Rechtsgelehrten auszubilden. Zugleich trat er als Mitglied in die sogenannte „speculative Societät", eine Vereinigung junger Leute zum Zweck mündlicher Vorträge über politische, moralische und sociale Gegenstände, wodurch sich die Mitglieder zu ihrer künftigen Bestimmung als Redner in den Gerichtshöfen, öffentlichen Versammlungen und im Parlamente vorzubereiten suchten. In dieser Verbindung zeigte sich W. Scott höchst thätig; seine eigentlichen Berufsstudien aber in wissenschaftlicher Beziehung betrieb er ganz in seiner gewohnten Weise, sodaß sich seine Collegienhefte mehr mit carikirten Abbildungen des Vortragenden und der Zuhörer als mit dem Inhalt der Vorträge anfüllten. Im J. 1792 trat er in die Reihe der Advocaten, nachdem er seine, wie es scheint, nicht allzustrenge Prüfung überstanden und über den 24. Titel des 48. Buchs der Pandekten, welcher von der „Disposition über die Leichen der Verbrecher" handelt, lateinische Theses vertheidigt hatte. Seine Beschäftigungen vor den Gerichtsschranken scheinen nicht sehr anstrengend gewesen zu sein, denn bald darauf machte er eine ziemlich ausgedehnte Reise durch das Hochland. Indessen machte er doch bei dieser Gelegenheit sein Probestück als Advocat, indem er vor den Assisen zu Jedburgh einen Verbrecher vertheidigte. Er hatte sich mit diesem am Abend vorher im Gefängnisse besprochen und sagte zu einem Freunde, der ihn über den Befund befragte: „Schuldig, bei Gott!" Dessenungeachtet gelang es am folgenden Tage, die Geschworenen zu dem Ausspruch: „Nicht schuldig!" zu bewegen, worauf W. Scott sagte: „Es ist doch nicht übel gethan, einem solchen Galgenschwengel durchzuhelfen." Um die Sagen und Legenden, die er auf dieser Excursion von den Einwohnern hörte, zur Erleichterung seines Gedächtnisses festzuhalten, pflegte er ein Stückchen Holz oder einen Ast zu nehmen und darauf Merkzeichen einzuschneiden, so lange als der Erzähler sprach, und diese Runenstäbe füllten die Tasche seines Begleiters oft bis zur Unbequemlichkeit. Solche Reisen machte er in der Folge regelmäßig in jedem Herbste, wo er dann die Materialien zu seinen spätern Productionen reichlich einerntete. Während der Sitzungszeit hielt er sich jedoch fleißig zu den Gerichtshöfen. Ueberall zeigte er sich als einen treuen Anhänger der Tories, weshalb er denn auch als ein junger Mann von „guten Grundsätzen" gelobt, geschützt und gefördert wurde. In Ferien und Mußestunden setzte er eifrig seine Lecture sowie auch seine deutschen Studien fort. Während einer seiner Herbstreisen hatte eine geistreiche Dame zu Edinburg in der Gesellschaft eine Uebersetzung von Bürger's „Lenore" vorgelesen und damit den größten Eindruck gemacht, wie denn damals überhaupt die Vorliebe für deutsche Poesie in Schottland immer weitere Fortschritte machte. Als Scott zurückkam, waren alle seine Freunde noch ergriffen von der Wirkung dieses Gedichts, von welchem sie ihm Wunderdinge erzählten und einzelne in ihrem Gedächtnisse zurückgebliebene Strophen wiederholten, denn eine Abschrift des Gedichts hatte die Dame trotz aller Bitten nicht zurücklassen wollen. W. Scott, ohnehin schon ein eifriger Balladenjäger, ward höchst begierig, das Gedicht kennen zu lernen. Mit Mühe erhielt er endlich ein Exemplar von Bürger's Gedichten. Kurz vorher hatte Lewis sein jetzt vergessenes Gedicht: „Der Mönch", herausgegeben, welches in Form und Gehalt im Geschmack der damaligen deutschen Poesie abgefaßt war, und womit er außerordentliche Sensation machte. W. Scott hatte diesen Dichter persönlich kennen gelernt und gefunden, daß dessen Kenntnisse und Fähigkeiten beiweitem geringer waren als diejenigen, die er sich selbst zutraute. Alles dies bewog ihn, sich in ähnlichen Arbeiten zu versuchen. Er übersetzte die „Lenore" unter dem Titel: „Wilhelm und Helene", und da diese und einige ähnliche Nachbildungen seinen Freunden ungemein gefielen, so entschloß er sich, sie in einem dünnen Quartbändchen, jedoch anonym herauszugeben. Da indessen Uebersetzungen der Bürger'schen Gedichte von der Hand schon bekannter und beliebter Dichter gleichzeitig erschienen, so fiel sein Heftchen ganz unbeachtet zu Boden, und somit war sein erster Autorversuch total verunglückt. Dies schmerzte ihn tief, denn seine Begierde nach Beifall war damals ebenso groß als späterhin seine Gleichgültigkeit dagegen. Er ließ sich indessen dadurch von fernern poetischen Versuchen und Beschäftigungen nicht abschrecken, weil diese ihm selbst zur höchsten Freude gereichten. Später verschaffte er sich, wiewol mit großer Mühe die mehrsten Schriften von Schiller, Göthe und Fouqué. Er übersetzte „Götz von Berlichingen", aber diese erst nach einigen Jahren gedruckte Uebersetzung beweist zur Genüge, daß er weder die deutsche Sprache noch den Geist und die Schönheiten des Dichters hinlänglich verstand. Ein anderes Werk aus dieser Zeit war ein Drama, wozu er den Stoff aus einem Roman von Veit Weber borgte; indessen zeigte er auch hierin weder Geschmack in der Wahl des Materials, noch dichterische Kunst in der Bearbeitung, wiewol Einzelnes die trefflichen Anlagen des Dichters außer Zweifel setzt. Bald nachher dichtete er zwei Balladen: „Glenfinlas" und den „St.-Johannisabend", die, nur schriftlich verbreitet, ihm wenigstens in der Umgegend einigen Ruf machten. Der Herzog von Roxburgh, ein leidenschaftlicher Liebhaber und Sammler altschottischer Lieder, Legenden und Sagen nahm großen Antheil daran, lud den Dichter zu sich ein, eröffnete ihm seine Sammlungen und ermunterte ihn auf alle Weise. Hatte nun W. Scott schon durch die früher eingegangene Verbindung mit den Tories und durch seine eifrige Theilnahme an der Bewaffnung des Landes zu der Zeit, als dasselbe mit einer französischen Invasion bedroht schien, die Aufmerksamkeit der höhern Lenker des Staats für sich gewonnen, so bestätigte ihn der Beifall vornehmer Gönner noch mehr in seiner aristokratischen Richtung, für welche

er nun auf immer gewonnen war. Seine Advocaturgeschäfte, obgleich sie die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen auf ihn lenkten, brachten ihm indessen für den Augenblick wenig baaren Gewinn, um so weniger, als seine literarischen Beschäftigungen ihm weder bei den Parteien noch bei den Richtern und Beamten zu großer Empfehlung gereichten; denn diese messen den Werth des Advocaten nach der Zeit, die er in den Gerichtshöfen zubringt. Das väterliche Haus verlor mehr und mehr seine Reize für ihn, denn sein Vater, der durch unablässigen Fleiß Vermögen erworben, nahm Aergerniß an Dem, was er die Trägheit seines Sohnes nannte, wie denn auch dessen freiere gesellige Gewohnheiten und Sprache gegen die eingewurzelte presbyterianische Strenge des Vaters anstießen. Die väterlichen Ermahnungen über solche Gegenstände, in welche die ascetisch-religiöse Mutter treulich einstimmte, vergällten ihm mehr und mehr den häuslichen Aufenthalt. Hierzu kam, daß er sich durch seine geselligen Verhältnisse bei wenig eigner Geldeinnahme und kärglicher Unterstützung von Seiten des Vaters genöthigt gesehen hatte, Schulden zu machen, und die Mahnungen der Gläubiger seine Laune noch mehr verbitterten. Diesem Kummer machte endlich im J. 1797 der Tod seines Onkels, des Capitain Scott, ein Ende, der ihm das Gut Rosebank als Eigenthum hinterließ. Der Verkauf desselben befreite ihn von der Last seiner Schulden, brachte ihm aber wieder den Tadel und Miswillen seiner Verwandten zuwege, indem sie behaupteten, der Zweck des Erblassers, daß sein Name mit diesem Grundstück in der Provinz erhalten werden solle, sei hierdurch vereitelt. Solchen Verdrießlichkeiten entfloh W. Scott durch eine Reise nach Gilsland an der nördlichen Grenze von England. Hier lernte er seine nachherige Gattin, eine Miß Carpenter, kennen. In einer frühern Liebe soll der Dichter unglücklich gewesen sein, da ihm Gegenliebe versagt wurde, doch ist davon wenig bekannt geworden; überhaupt aber sieht man die innern Gefühle seines Herzens in seinen Werken nicht, wie dies bei so vielen andern Dichtern der Fall ist, durchschimmern. Er suchte sich möglichst objectiv zu halten; wo er aber in seinen Romanen hin und wieder unbelohnte Liebe gemalt hat, ist dies mit einer Wahrheit geschehen, an welcher die Erfahrung ihren Antheil zu haben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Frauen Koniecpolskie, von Alexander Bronikowski. Drei Theile. Auch unter dem Titel: Schriften. Funfzehnter bis siebenzehnter Theil. Dresden, Arnold. 1832—33. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Ueber die Eigenthümlichkeit des nun verstorbenen Schriftstellers als solchen noch etwas sagen, oder auseinandersetzen zu wollen, warum ihm, bei so vielen Fähigkeiten und Ansprüchen, dennoch das gewisse Etwas unerreichbar blieb, das ihm zum deutschen Walter Scott gestempelt hätte, wäre vergebene Mühe, indem solches öfterer, auch in d. Bl., genügend geschehen. Es bleibt daher nichts übrig, als zu sagen, daß dies unvollendet gebliebene Werk im Guten wie im Schlimmen die Familienähnlichkeit behauptet: lebendige Darstellung, zumal wenn polnische Oertlichkeit und Persönlichkeit der Gegenstand ist, gute Portraitirung, aber lockeres Verweben des Historischen mit dem Erfundenen und breite Weitschweifigkeiten, die im zweiten und dritten Theil in den Verhandlungen der polnischen Magnaten unter sich und mit dem Kosackenhäuptling und Schwedenkönig ins Unermeßliche sich ergehen, um so drückender, als weder Sache noch Personen uns so viel Theilnahme einflößen, daß wir um ihretwillen einige Langweile ertrügen.

Es handelt sich in diesem historischen Roman um die Streitigkeiten des ältern Koniecpolski mit dem zaporogischen Kosackenhetmann Bogdan, welcher Streit aus einer Privatsache zu einer allgemeinen, zum Kriege gegen Polen, zum Abfall der Zaporoger von diesem Reiche wird. Die Ansprüche des Nachfolgers der Königin Christine von Schweden auf die Krone Polen und wieder die Ansprüche Johann Kasimir's auf Schweden, die endlich zur hellen Kriegsflamme ausbrechen, machen mit jenen Händeln den historischen Theil des Buchs aus. Der erfundene besteht in der Liebschaft des jüngern Koniecpolski, Bruder des Kronbannerträgers, mit einem Fräulein in Utrecht, seinen dasigen Studentenstreichen und endlicher Heirath der Mechtildis, wobei ein weltkluger Jesuit, eine historisch verbriefte Person, behülflich ist, welcher, da er in Holland seine politischen Zwecke nicht erreicht, in Polen neue Machinationen anspinnt, die Scharte auszuwetzen und von Neuem sich seinen Obern unentbehrlich zu machen. Auf seinen Antrieb wurde bei der Trauung jenes Paars in der Form Einiges versehen, was jer doch nicht hinreicht die Ehe für ungültig zu erklären, sodaß, als Frau Mechtild wieder zu ihrem Vater heimkehrte, die Neigung erst lau wurde, dann völlig erkaltete, und Stanislas von Neuem für eine reizende Polin erglühte, die vorige Frau für todt ausgegeben werden muß, um zur zweiten Ehe schreiten zu können. Mechtild erfährt die Unthat, die den schnellen Tod ihres Vaters zur Folge hat, und Stanislas erhält bei der Taufe seiner Tochter einen ihn beängstigenden Brief, vermuthlich Mechtilden betreffend, womit der dritte Theil schließt, in welchem so wenig wie in den vorhergehenden die Frauen Koniecpolskie auf das Geschichtliche einwirken, was, wenn sie einmal die Heldinnen des Romans sein sollten, ihnen nicht den Platz auf dem Vordergrund schmälern und sie beinahe in den Hintergrund hätte verweisen dürfen. 53.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thaddäus Kosciuszko,

nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von

Karl Falkenstein.

Zweite, umgearbeitete, mit dem (schön lithographirten) Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko ereirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß. Lithogr. von L. Zoellner. Abdrücke auf chines. Papier in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 222. — 10. August 1834.

Life of Sir Walter Scott. By *George Allan.*

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Walter Scott's Neigung zu Miß Carpenter war keine romantische, sie führte ihn aber zu einer glücklichen Ehe. Er heirathete sie zu Ende des Jahres 1797. Diese Verbindung fand bei Verwandten und Befreundeten keinen sonderlichen Beifall, weil Miß Carpenter aus französischem Blute herstammte; weil sie nach einem leisen Gerücht, obgleich für die Tochter eines Kaufmanns ausgegeben, die natürliche Tochter des Marquis von Downshire, ihres angeblichen Vormunds, sein sollte und ein Fräulein Nicholson in ihrer Begleitung mitsichführte, welche man für ihre wirkliche Mutter hielt. Alles dies wurde von W. Scott nicht bemerkt oder nicht beachtet, weil sie gesund, jung, liebenswürdig und mit einem jährlichen Einkommen von 400 Pfund begabt war. Bald darauf wurde er Sheriff von Selkirkshire, eine Stelle, wodurch er bedeutendes Ansehen in der Provinz und 300 Pfund jährliche Einnahme gewann, ohne eine große Geschäftslast übernehmen zu dürfen. Diese Stellen sind beinahe Sinecuren, da die Geschäfte größtentheils durch Stellvertretung oder Correspondenz abgemacht werden können und der Sheriff nur einen kleinen Theil des Jahres persönlich in der Grafschaft anwesend zu sein braucht. Er lebte nun mehre Jahre sorgenlos bald in Edinburg bald auf dem Lande, und beschäftigte sich vornehmlich mit der Sammlung der alten Sagen, Legenden und Balladen des Landes, wozu er schon in früher Jugend in seinen ersten Universitätsjahren einen Grund gelegt hatte, und wobei er von einigen gleich eifrigen Freunden altschottischer Antiquitäten unterstützt wurde. Im J. 1802 gab er diese Gesänge in zwei Bänden unter dem Titel: „Minstrelsy of the scottish border", heraus, die so großen Beifall fanden, daß die Auflage im Lauf eines Jahres vergriffen war. Späterhin wurde noch ein Band, enthaltend moderne Nachahmungen in ähnlichem Geschmack, hinzugefügt. Bald nach dem Erscheinen der ersten Bände machte W. Scott auf einer seiner häufigen Excursionen in die Gebirge Bekanntschaft mit dem Schäfer Hogg, einem merkwürdigen Manne, der sein ganzes Leben hindurch ihm eng befreundet blieb. Dieser, ein Bauernsohn, war, wie es in Schottland auf dem Lande allgemein eingeführt ist, früh zur Schule gehalten worden, hatte in einem halben Jahre lesen und schreiben gelernt, mußte jedoch dann als ein armes Kind von sieben Jahren Kuhhirt werden, und später wurde ihm eine Heerde Schafe anvertraut. Nie betrat er wieder eine Schule, rührte keine Feder an und bekam außer der Bibel kein Buch bis zu seinem 18. Jahre zu sehen. In seinem 21. Jahre versuchte er Verse zu machen, die freilich keinen besondern Werth hatten. Ein Herr Laidlaw nahm sich seiner leitend, belehrend und ermunternd an, und die poetischen Arbeiten des Schäfers, der unter seinen Augen Versuche und Uebungen fortsetzte, verbesserten sich bald in dem Maße, daß er allmälig im Lande bekannt und genannt wurde. Hogg hatte die ersten Bände der „Minstrelsy" gesehen und dem Herausgeber mehre Balladen, die seine Mutter zu singen pflegte, aufgeschrieben und als Beitrag zu einem dritten Bande übersandt. W. Scott, der bei einigen dieser Gesänge die Echtheit bezweifelte, reiste, um Gewißheit hierüber zu erlangen, eigends nach Ettrick, wo Hogg wohnte. Er ließ sich von der Mutter desselben die Ballade von Old Maitland vorsingen und war nun vollkommen zufriedengestellt. Als er die alte Frau fragte, ob sie glaube, daß dies Lied schon ein Mal gedruckt worden sei, erwiderte sie: „Ei behüte, Herr, das Lied ist in der ganzen Welt niemals gedruckt worden, denn meine Brüder lernten es von dem alten Andres Moor, und der hat es von der alten Baby Maitland gelernt, die bei dem ersten Lord von Tushilaw Haushälterin war." „Die Geschichte ist also schon sehr alt?" sagte W. Scott. „Freilich", versetzte die Frau, „aber außer „George Watson" und „James Stewart" ist von meinen Liedern noch keines gedruckt worden, bis Ihr selbst sie gedruckt habt, und damit habt Ihr sie alle miteinander verdorben! Zum Singen sind sie gemacht und nicht zum Lesen; und nun sind sie weder richtig buchstabirt noch richtig aufgesetzt!" „Aha, Herr Scott", sagte Herr Laidlaw, der ihn begleitete, „laßt Euch das gesagt sein!" Scott aber antwortete blos durch ein herzliches Lachen und recitirte einen Vers, worauf die alte Frau ihm mit der Hand sanft auf das Knie klopfte und sagte: „Nun, das ist denn noch treu genug!" Durch Scott's Enthusiasmus für diese alten Bardengesänge wurde Hogg angeregt, sie nachzuahmen, und fand damit den lebhaftesten Beifall. Seine Gedichte wurden durch Scott's Em-

pfehlung und Unterſtützung gedruckt. Im J. 1807 erſchien ſein „Barde des Gebirges", welcher W. Scott in dankbarer Anerkennung gewidmet iſt, und ſeitdem wird Hogg neben Burns als ſchottiſcher Naturpoet aufs höchſte geehrt. Die von W. Scott veranſtaltete, mit einer trefflichen Einleitung und reichhaltigen Noten verſehene Balladenſammlung, welche ſeinen literariſchen Ruhm zuerſt gegründet hat, iſt eine der bedeutendſten und merkwürdigſten Erſcheinungen in der britiſchen Literatur. Sie hat viele Auflagen erlebt, und Scott hat an ihrer Vermehrung, Verbeſſerung und Erläuterung ſein ganzes Leben hindurch mit eifriger Vorliebe gearbeitet. In ein mit weißen Blättern durchſchoſſenes Exemplar trug er unausgeſetzt die neuen Lesearten und ſeine Bemerkungen ein. Im J. 1803, als die zweite Auflage dieſer Sammlung erſchien, faßte Scott, der, obgleich wohlhabend, doch bei anwachſender Familie ſich neue Hülfsquellen zu eröffnen wünſchte, den Entſchluß, ſeine Advocaturgeſchäfte, die ohnehin durch ſeine poetiſchen Neigungen bei den damals noch herrſchenden Vorurtheilen gegen die Schöngeiſterei der Geſchäftsmänner viel von ihrer Ergiebigkeit verloren, aufzugeben und ſich ganz der Schriftſtellerei zu widmen. Hierbei nahm er zunächſt den Grundſatz an, in der Geſellſchaft durchaus nicht ſeine Eigenſchaft als Gelehrter und Schriftſteller hervortreten zu laſſen, ſolche Beſchäftigungen vielmehr ganz in die Stille ſeines Studirzimmers einzuſchließen, dann aber auch den zweiten Grundſatz, jede Kritik ſtillſchweigend und ohne Antwort über ſich ergehen zu laſſen und literariſche Fehden gänzlich zu vermeiden. Beiden Grundſätzen und beſonders dem letztern iſt er bis an ſein Ende treugeblieben. Sein erſtes Werk auf dieſer nunmehr angetretenen Bahn war eine kritiſche, mit vielen Anmerkungen und einem Wortregiſter verſehene Ausgabe des „Sir Triſtram", jenes alten verſificirten Romans, deſſen Inhalt als Volksſage in ältern Zeiten faſt durch ganz Europa, in mancherlei Geſtalten den gleichen Urſtoff enthaltend, verbreitet war. Von dieſem Gedichte exiſtirte nur ein einziges Exemplar, welches mit andern Antiquitäten der Facultät der Advocaten zu Edinburg von Alexander Boswell geſchenkt wurde. Nach dieſem Manuſcript veranſtaltete Scott ſeine Ausgabe und ergänzte den fehlenden Schluß durch funfzehn Strophen von ſeiner eignen Erfindung. Merkwürdigerweiſe wurde aber das Werk, man weiß nicht warum, in ſo wenigen Exemplaren abgedruckt und zu einem ſo hohen Preiſe ausgegeben, daß nur wenige Perſonen deſſen Beſitz erlangen konnten.

Hierauf trat er als Verfaſſer eines eignen Gedichts: „Der Geſang des letzten Miniſtrel", hervor. Er empfing den Stoff als Aufgabe von einer vornehmen und, wie er ſagt, ſo engelgleich liebenswürdigen Dame, daß ihm auf ihren Befehl ein Gedicht auf einen Beſenſtiel gelungen ſein würde. Der Erfolg des Werks war glänzend, denn es erlebte in zwei Jahren ſechs Auflagen, auch wandte es ihm die Achtung ſelbſt des Königs und der Miniſter Melvil, Dundas, Pitt und ſelbſt Fox (obgleich derſelbe als Whig in politiſcher Geſinnung ſein Gegner war) in dem Maße zu, daß er bald darauf in ein ſehr gewinnreiches und wenig Arbeit erfoderndes Amt, nämlich das eines clerk of the sessions, oder Gerichtsſchreibers, wobei es nur darauf ankam, die Deciſionen der Richter niederzuſchreiben, einrücken konnte. Im J. 1806 gab er ſeine kleinern Lieder und Balladen in einem, und am Schluß deſſelben Jahres eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte in fünf Bänden heraus. Sein nächſtes Werk war „Marmion", ein epiſches Gedicht in fünf Geſängen, welches 1808 erſchien und ebenfalls den höchſten Enthuſiasmus erregte. Beſonders war Jedermann von der darin enthaltenen Beſchreibung der Schlacht von Flodden Field ſo ſehr ergriffen, daß alle Welt hinreiſte, um ſich das Schlachtfeld zu beſehen. Dies brachte einen Gewerbsluſtigen auf den Gedanken, daſelbſt einen Gaſthof anzulegen, und er bat W. Scott, ihm ein paar Verſe zu dichten, die er als Inſchrift über ſein Thor ſetzen laſſen könnte. Der Dichter antwortete ihm, er ſei hierzu jetzt zu ſehr beſchäftigt, wolle ihm aber rathen, zu dieſem Zweck einen Vers aus dem Gedichte ſelbſt zu benutzen, welcher durch Weglaſſung eines einzigen r vollkommen paſſend gemacht werden könne, nämlich den folgenden: „Drink, weary pilgrim, drink and p(r)ay" (Trink, müder Pilger, trink und „bete", welches letztere Wort aber, wenn das r daraus weggelaſſen wird, „bezahle" heißt). Bald nachher erſchien jener heftige, poetiſch-ſatyriſche Angriff Lord Byron's, worin dieſer, indem er ſeinem Unwillen gegen tadelnde Recenſenten Luft machte, ohne alle Veranlaſſung auch Scott und andere Dichter ſo witzig als unwürdig ſchmähte. Die Sache iſt aus Byron's Leben bekannt genug, ſowie, daß Beide ſpäter, als der Angreifer ſein Unrecht eingeſehen und ſchmerzlich bereute, die beſten Freunde wurden, auch einander ſo mündlich als ſchriftlich und im Druck, nicht minder durch gegenſeitige Geſchenke die größte Achtung erwieſen. Noch in dem nämlichen Jahre (1808) gab Scott die ſämmtlichen Werke Dryden's mit Anmerkungen und einer Lebensgeſchichte des Dichters in achtzehn Bänden heraus. Nachdem er im J. 1809 noch die Staatsſchriften und Briefe Sir Ralph Sadler's, welche für die Geſchichte der unglücklichen Königin Maria von Schottland von höchſter Wichtigkeit ſind, herausgegeben hatte, erſchien im J. 1810 ſeine „Jungfrau vom See", die W. Scott's poetiſchen Ruhm zur höchſten Stufe erhob. Noch im nämlichen Jahre beſorgte er eine Ausgabe der nachgelaſſenen Werke der Dichterin Miß Anna Seward in drei Bänden. Hat er nun neben allen dieſen dichteriſchen und literariſchen größern Arbeiten noch eine bedeutende Anzahl kritiſcher, antiquariſcher und anderer Aufſätze zu verſchiedenen Zeitſchriften geliefert, ſo entwickelt ſich hier eine ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit vor unſern Augen, die dem glücklichſten Talent, der reichſten Gelehrſamkeit und einem eiſernen Fleiße ſelbſt nur ſelten zu Gebote ſteht. Seine zunächſt folgenden poetiſchen Werke: „Die Viſion Don Roderich's" und „Rokeby", welchen hiſtoriſche Stoffe zum Grunde lagen, machten beiweitem nicht ſo großen Eindruck auf das engliſche Publicum als die frühern. Theils war der Inhalt weniger poetiſch, theils auch waren die

Leſer durch ihn ſelbſt und eine unendliche Schar von Nachfolgern der Melodie und des Styls ſeiner Verſe nun ſchon ziemlich überdrüſſig geworden. Deſſenungeachtet trat W. Scott im J. 1814 noch einmal mit einem größern, aus der altſchottiſchen Geſchichte entnommenen epiſchen Gedichte: „Der Herr der Inſeln", hervor, welches, wenngleich ſeine frühern Productionen an Schönheit nicht erreichend, doch einen Abſatz von 15,000 Exemplaren hatte, ſodaß er nach ſeinem eignen Ausdruck wenigſtens mit allen Kriegsehren vom poetiſchen Kampfplatz abtreten konnte. Einige ſpäterhin erſchienene Gedichte W. Scott's ſind nach dem allgemeinen Urtheil ſehr ſchwach, und es kann hiervon ſelbſt das Gedicht: „Waterlo", nicht ausgenommen werden, obgleich der Dichter eigens nach dem feſten Lande reiſte, um durch den unmittelbaren Eindruck des Schlachtfeldes ſeine poetiſche Darſtellung zu beleben. Ebenſo wenig Auszeichnung verdienen einige Dramen, worin er ſich in ſpätern Jahren verſuchte. Die beſten engliſchen Kritiker urtheilen von W. Scott's Poeſie im Allgemeinen, daß es ihr an Regelmäßigkeit, Reinheit und feinerer Ausbildung der Form ſehr fehle. Es komme ihm, ſagen ſie, vorzüglich darauf an, zu ergreifen und leicht und allgemein verſtändlich zu ſein. Nachläſſig und locker verbinde er glänzende Bilder und glühende Worte in ſeiner Diction, die bald mit Shakſpeare's nachläſſigem Reichthum, bald mit der alterthümlichen, rauhen Einfalt der alten Romanze, bald mit der heimlichen Behaglichkeit des Volksliedes und dem ſentimentalen Schimmer der allerneueſten Poeſie gefärbt, von dem naiven Scherz zur höchſten Erhabenheit in raſchem Wechſel überſpringe, bald ſorgfältig ausmalend, bald in energiſcher Kürze, zuweilen kunſtreich, oft nachläſſig, immer geiſtvoll und lebhaft. Seine Bilder dringen auf den erſten Anblick in jedes Gemüth, und niemals drücke er ein Gefühl aus, das nicht auch der beſchränkteſte Leſer ſofort ohne Mühe in ſich aufzunehmen vermöge. Durch den Ertrag dieſer poetiſchen Werke hatten ſich W. Scott's Vermögensumſtände anſehnlich verbeſſert. Neben einer großen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und einer überwiegenden Neigung zum Landleben hatte er einen großen Hang zum vornehmen Weſen. Seine Gewohnheiten, ſein Betragen und ſeine Wünſche waren entſchieden ariſtokratiſch. Er war ſtolz auf ſeine Abſtammung, fand großes Behagen an der Ausübung ſeiner amtlichen Geſchäfte und Berechtigungen in der Grafſchaft und ſtrebte eifrig nach dem Umgange mit vornehmern und höher geſtellten Perſonen, als er ſelbſt war. Der Stand eines Landedelmanns war das Ziel aller ſeiner Wünſche. Der Ertrag ſeiner Werke hatte ihn inzwiſchen mit bedeutenden Geldmitteln verſehen, und er verwandte dieſelben zum Ankauf eines ländlichen Grundſtücks am Ufer des Tweed, welches urſprünglich Cartley-Hole hieß, ſehr unfruchtbaren Boden und wenig Ertrag hatte. Er hoffte dies Gut durch bedeutende Verbeſſerungen ergiebig zu machen, legte ihm den Namen Abbotsford bei, ſteckte bedeutende Geldſummen hinein, und von nun an war ſein ganzes übriges Leben der Verſchönerung und Verbeſſerung dieſes Landguts gewidmet, indem er demſelben den größten Theil ſeiner Muße und ſeiner Einnahme zuwandte, ohne daß jedoch der Erfolg ſeinen Beſtrebungen und Erwartungen ſonderlich entſprochen hätte. Den gerichtlichen Verhandlungen wohnte er, ſeiner Amtspflicht als Seſſionsſchreiber gemäß, regelmäßig und pünktlich bei, ſeine Aufmerkſamkeit in den Sitzungen ſoll jedoch nicht eben geſpannt geweſen ſein. In einem wichtigen Rechtsfall, der vor dem Gericht verhandelt wurde, hielt Jeffries, ein berühmter Rechtsgelehrter, einſt eine glänzende und wegen der Theilnahme, die der Redner ſelbſt an der Sache nahm, ſehr lebhafte Rede, die nach und nach immer feuriger wurde. Ungeachtet dieſer redneriſchen Hitze wurde aber Jeffries' Aufmerkſamkeit doch durch die raſche Bewegung der Feder W. Scott's angezogen, die mit einer dem Fluge ſeiner Worte folgenden und immer zunehmenden Eile über das Papier hinflog. Nach Beendigung ſeiner Rede lehnte er ſich über die Schranke, welche die Advocaten von dem Tiſch der Gerichtsſchreiber abſondert, und bat ſich von ſeinem Freunde die Notizen, die er ſo eifrig und emſig niedergeſchrieben, zur Anſicht aus. Scott reichte ihm die ganze Handſchrift, worauf ſich denn ergab, daß es der vollſtändige Entwurf jener kriegeriſchen, geiſtanregenden lyriſchen Dichtung war:

Pibroch des Donnhuil Dhu,
Pibroch des Donnhuil,
Wieder wild raſend nun
Forte Glencoanel —

in welchem Entwurf auch nicht ein Buchſtab corrigirt war. Der Dichter verſicherte, die Lebhaftigkeit, mit der ſein Freund geſprochen, habe ihn, obgleich ihm von dem Inhalt ſeiner Rede auch nicht das Mindeſte bewußt geworden, durch die bloße Wirkung der Töne auf ſein Ohr zu einem immer ſteigenden Enthuſiasmus fortgeriſſen, bis ſein Lied vollendet geweſen ſei. Die wunderbare Begeiſterung, die in dieſem Liede vom Anfang bis zum Schluſſe immer wachſend vorherrſcht, iſt wohl geeignet, Jeffries' rhetoriſches Talent in einem glänzenden Lichte zu zeigen. W. Scott ſoll aber auch ſonſt noch häufige Beweiſe ſeiner Unaufmerkſamkeit abgelegt, bei Niederſchreibung der Verhandlungen öfters Verſtöße begangen und namentlich in einem Rechtsfalle, welcher in Gegenwart ſämmtlicher funfzehn Richter abgehört wurde, alſo zu den wichtigen gehörte, die Deciſionen in Ausdrücken niedergeſchrieben haben, welche das grade Gegentheil von Dem bezeichneten, was die Lords ausgeſprochen hatten. Glücklicherweiſe wurde die Verhandlung noch vor der Unterſchrift durchgeſehen, eine andere unter gemeinſchaftlicher Uebereinkunft der Agenten und Rechtsbeiſtände der Parteien zuſammengeſtoppelt und der Irrthum auf dieſe Weiſe berichtigt, ſonſt hätte der ganze Rechtsfall noch ein Mal vorgenommen werden müſſen. Oftmals ſaß er, ohne etwas zu thun, indem er blos auf eine unbeſchäftigte Weiſe um ſich blickte und die Unterlippe tief einklemmte, wodurch er zwar ein etwas ſtumpfes Anſehen bekam, das jedoch bei näherer Beobachtung deutliche Spuren einer tiefen, innern Gedankenbewegung zu erkennen gab. Zuweilen richtete er

auch seinen Blick auf die ihm gegenüberliegende Galerie, und wenn er dort irgend einen wunderlich aussehenden Bauer von etwas lümmelhafter Art gewahr wurde, so bewachte er die Bewegungen desselben eine ganze Weile, bis er endlich in ein herzliches Lachen ausbrach, wobei dann sein Gesicht einen eignen komischen Ausdruck annahm. Sein in Augenblicken der Ruhe sonst wenig belebtes Auge schien dann sein ganzes Gesicht mit einem lichten Schimmer von Humor zu beleuchten. Seine Augen waren von grau-blauer Farbe, klein, aber, wenn man hineinsah, von wunderbarer Tiefe und wie von einem brennenden Lichte glühend. Oft stand er während der Sitzung auf und ging nach dem obern Stockwerk in die Bibliothek der Advocaten. Saß er dort in einem Winkel, in irgend einem alten Foliobande blätternd und Notizen ausziehend, so sah man Gruppen von Fremden vor- und rückwärts durch die Bibliothek ziehen, um ihn mit Bequemlichkeit anzuschauen und seine Gesichtszüge ihrem Gedächtniß einzuprägen. Ging er weg, so eilten sie an den von ihm verlassenen Tisch, um die Federn, die er gebraucht hatte, als Reliquien anzubringen und aus dem Buche, in dem er geblättert hatte, wo möglich zu errathen, von welcher Art sein nächst herauszugebendes Werk wol sein möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der bisherige Kampf der französischen Republikaner gegen Ludwig Philipp, König der Franzosen. Von Johann Sporschil. Leipzig, Wigand 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Wollte man diese kleine, sicher gutgemeinte Schrift mit strengwissenschaftlichem Maßstabe messen, so würde man sie für entsetzlich weitschweifig und doch in der Hervorhebung des Resultates für nicht klar und scharf genug erklären müssen; inzwischen darauf war es wol nicht abgesehen, eine wissenschaftliche Wirkung, sondern mehr darauf eine populaire zu haben. Der Verf. ist bei der Betrachtung der französischen Zustände dazu gekommen, einzusehen, daß die öffentlichen Verhältnisse Frankreichs nach keiner Seite hin eine sittliche Basis haben, und er spricht diese Einsicht etwas declamatorisch aus und entwickelt sie, indem er die Begebenheiten der letzten Jahre mit seinen Bemerkungen begleitet. Ein natürlich richtiger Takt leitet ihn so, daß er die nächste Zukunft, die bei Abfassung seiner Schrift noch Zukunft war, nun Gegenwart ist, auch recht gut divinirt hat; sogar über die weitere Zukunft stimmen wir im Wesentlichen mit seinen Ansichten überein. Wenn er den Mangel einer sittlichen Basis als „Mangel an Achtung der großen Mehrzahl des Volkes vor der Regierung", als „Mangel an Achtung von Seiten dieser selbst vor legitim ausgesprochenen Wünschen des Volkes" bezeichnet, stimmen wir insofern recht gern auch überein, als damit überhaupt das politische Resultat des sittlichen Zustandes genannt, nicht aber insofern als dadurch dieser letztere erklärt werden soll; denn wäre dies letztere der Fall, so brauchten ja nur Volk und Regierung sich vorzunehmen, einander zu achten, und sie wären aus aller Noth; aber eben daß sie einen solchen Vorsatz gar nicht fassen können, daß die Verwüstung des religiösen, häuslichen, gemüthlichen Lebens, die Verwüstung der an den Worten hängenden Begriffe eine so gewaltige geworden ist, daß eine geistige Aussöhnung und Vergleichung der verschiedenen Parteien unserer Meinung nach unmöglich ist — dies ist das tiefere Problem, was jenem Resultat des Mangels an Achtung zu Grunde liegt. Es ist unter diesen Umständen nothwendig, daß jeder Versuch, eine strengere sittliche Basis zu schaffen, nur zu weiterer Auflösung eben der etwa noch vorhandenen Reste einer sittlichen Basis führt; denn jeder solche Versuch findet ja den heftigsten Widerstand bei Allen, die diese Basis auf einem etwas verschiedenen Terrain suchen. In Frankreich ist jetzt ein Kampf, wobei die Parteien weder Ruhe noch Kraft genug haben, zu der Tiefe vorzudringen, wo die Geister ihre Harmonie fühlen, die Individuen sich sittlich-organisch zusammenfinden und im Staate ergänzen; es muß also der Kampf nothwendig zu dem Gegentheil, zu immer entschiedenerm Losbinden der Individuen von einander und von den gegenseitigen religiösen, sittlichen und politischen Vorstellungen führen, d. h. also: zu Atomisirung des Volkes und Herstellung eines auf äußerlichem Wege durch willkürlichen Vertrag gewonnenen Gesetzes, d. h. zur mechanischen Demokratie. Die vollendete Demokratie wird dann wenigstens besser sein als die halben Mittelzustände, in denen man sich jetzt in jenem Lande bewegt. Das Zerreißen in mehre Fürstenthümer, oder vielmehr in mehre innerlich verschieden gestaltete Herrschaften würde nur denkbar sein, wenn noch in bedeutenden Massen des französischen Volkes ein allgemeines, sie sittlich wirklich verbindendes, einendes Band zu finden wäre, sodaß etwa die organisch-historische Auffassung in einer Gegend des Landes Heinrich V. und in einer andern einer auf organische Entwickelungen einsetzenden Republik die Herrschaft verliehe — daß dagegen, auf eine andere Gegend beschränkt, eine atomistisch construirte Demokratie und vielleicht auch irgendwo das constitutionnelle Justemilieu seinen Platz fände, und sich die verschiedenen Kreise dadurch purificirten, daß Jeder nun nach dem Quartier zöge, wo seine Ueberzeugung die herrschende ist. Allein bei näherer persönlicher Kenntniß französischer Royalisten wird sich fast überall finden, daß nur der Kampf, der Gegensatz, daß nur die Partei ihren historischen Royalismus nährt; auf ein Terrain beschränkt, wo nur Royalismus und nur Royalismus zu finden wäre, würde der Streit bald von Neuem auch in diesem Kreise beginnen und auf neue Atomisirung hinausgehen. Diese Republik mit atomistischem Inhalt ist zunächst der allgemeine Zielpunkt in Frankreich, auch für Die, die sich einbilden etwas Anderes zu wollen, und sobald von Frankreich allein die Rede ist, dürfte der Zeiger einer richtig gehenden Uhr nicht weit von la Mennais' Phantasien verbeizeigen. 10.

Göthe über — Pfennigmagazine!

Das wird Manchem unglaublich scheinen, aber es ist wahr und den Herren von Leipzig, die nicht blos übersetzen, sondern auch einsetzen, nämlich in solche Magazine, gewiß sehr erwünscht. Denn in dem Conflicte der Urtheile Gelehrter und Ungelehrter über Pfennig-, Heller- und andere derartige Magazine, ihren Vortheil und Nutzen, ihre Schädlichkeit und Trefflichkeit, wird eine solche Stimme wie Göthe's keine in der Wüste sein, man mag nun zu den Kerarn oder zu deren Antipoden gehören. Göthe's Geist schwebte ja oft über dem Wasser — Niemand finde hierin eine Beleidigung, sondern Jeder denke hierbei an Pindar's Ode zum Lobe des Wassers —, darum wird er auch diesmal mit seinem Ausspruche die Widerstreitenden vereinigen und beruhigen und somit zum Theil wahr machen, was Laube in den „Reisenovellen" sagt, daß Göthe's Leben die wichtigste Novelle der deutschen Literatur ist. Doch ich komme auf die Hauptsache und bitte die Leser des Dichters „Vögel" (Werke, 1817, X, 99) nachzuschlagen, wo sie Näheres über „die großen Krambuden der Literatur, wo Jeder einzeln sein Bedürfniß pfennigweise abholen kann", nachlesen, auch Hessegut und Treufreund ihnen praktisch deren Nutzen beweisen können. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 223. — 11. August 1834.

Life of Sir Walter Scott. By *George Allan.*

(Fortsezung aus Nr. 222.)

Daß W. Scott im J. 1814, wo „Waverley" erschien, anfing, seine Dichtungen in Prosa abzufassen, wollten Einige dem Umstande zuschreiben, daß die Aufnahme seiner metrischen Productionen schon kühler geworden, besonders auch, weil Lord Byron's aufgehendes Gestirn den poetischen Horizont sogleich mit ungetheilter Macht zu beherrschen begann. Hr. Allan hingegen stimmt dieser Meinung nicht bei, indem er vielmehr annimmt, daß die Menge des dem Autor zufließenden Stoffes damals schon zu groß geworden sei, um sie in Versen zu bewältigen. Der Dichter selbst sagt ganz einfach, seine jugendlichen Erinnerungen hochländischer Scenerie und Sitten hätten in der „Jungfrau vom See" in metrischer Form so großen Beifall gefunden, daß er sich versucht gefühlt habe, etwas Aehnliches auch einmal in Prosa zu versuchen. Die Gründe der als Verfasser seiner historischen Romane lange Zeit so streng bewahrten Anonymität waren, wie W. Scott sagt, eines Theils, daß er hier mit dem Geschmack des Publicums ein Experiment machte, das sehr leicht fehlschlagen konnte; andern Theils aber hielt er auch den Umgang eines Schriftstellers mit einer Gesellschaft, die seine Werke zu einem gewöhnlichen Gegenstand vertraulicher Unterhaltung macht, überhaupt für gefährlich, weil die selten parteilosen Urtheile der Umgebenden auf die freie Selbstbeurtheilung immer nachtheilig einwirken. Man kann in seiner Seele wol hinzufügen, daß er den bedeutenden Ruf, den er damals schon erlangt hatte, durch eine Unternehmung so neuer Art auf das Spiel zu sezen sich scheute. Die Kritiker waren in der That bei dieser Erscheinung im Anfang sehr verlegen, da sie ein von allem Vorhandenen und bisher für classisch Geachteten so gänzlich abweichendes Product in keine ihrer fertigen Rubriken einzureihen wußten, weshalb sie denn auch mit Aussprüchen von Lob und Tadel äußerst vorsichtig umgingen. Das Publicum nahm die Sache aber sofort in seine eignen Hände; es war ergriffen, brach in den lautesten Beifall aus und würde sich auch hierin durch keine misbilligende Kritik haben stören lassen. In zwei Monaten wurden 12,000 Exemplare von „Waverley" verkauft. In diesem Jahr, 1814, gab W. Scott abermals einen Beweis seiner wol von keinem andern Schriftsteller erreichten literarischen Thätigkeit, indem er im Lauf des Jahres außer dem „Waverley" nicht nur den „Herrn der Inseln", sondern auch eine Ausgabe von Swift's sämmtlichen Werken, nebst einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Lebensbeschreibung desselben, zusammen in 19 Bänden, ferner zwei Quartbände schottischer Antiquitäten, aus in Kupfer gestochenen Darstellungen antiquarischer Gegenstände mit beigedrucktem Text und einer weitläufig ausgearbeiteten Einleitung bestehend, endlich ein Werk unter dem Titel: „Erläuterungen über nordische Antiquitäten", ans Licht treten ließ. So erschien er als Romandichter, Poet, Biograph, Commentator und Alterthumsforscher zugleich mit einer Reihe von 26 Bänden in einem einzigen Jahre, und dies Alles war die Arbeit eines Mannes, der seinen Freunden niemals besonders beschäftigt vorkam, der einen Theil seiner Zeit in den Gerichtssitzungen zubringen mußte, auch in der Geselligkeit fortwährend seine Stelle einnahm, sich stark mit Agriculturverbesserung beschäftigte und noch Muße zu einer zweimonatlichen Gebirgsreise zu finden wußte. Nebenher streute er dann hin und wieder auch noch Gelegenheitsgedichte aus. Jedes Jahr brachte von da an zwei oder drei mehrbändige Romane des großen Unbekannten mit. Inhalt, Namen und Erfolge derselben sind zu allgemein bekannt, als daß wir ihrer hier noch zu erwähnen hätten. Die größte Wirkung von allen brachte wol „Rob Roy" hervor. Stadt- und Landstraßen füllten sich mit landläuferischen Dianen; celtische Clubs und Societäten wurden errichtet; die „Kriegspfeife" erhob von Neuem ihre wilde Stimme in Hallen und Straßen; schottische Zeuche verdrängten, Gloucestershire und Yorkshire mit Ruin bedrohend, das Tuch, und der Fürst wie der Bauer legten schottische Tracht an. Eine allgemeine Celtomanie bemächtigte sich des ganzen Landes. In Edinburg bildete sich ein celtisches Truppencorps, dem W. Scott eine Fahne zum Geschenk machte. Er sprach seine Anrede mit so schwacher Stimme, daß Niemand eine Sylbe verstanden hätte, wenn nicht eine Todtenstille die unermeßliche Versammlung beherrscht hätte. Als er schwieg und der kriegerische Pibroch ertönte, brach ein wolkenzerreißendes Jubelgeschrei aus, und hundert Freudenschüsse platzten durch die Luft, gleichsam mit Ungeduld den tödtlichen Kampf herbeifodernd. Von allen anwesenden Kriegern

aber hatte vielleicht keiner jemals eine gefährlichere Waffe geführt als den Gänsekiel, denn fast alle waren junge Advocaten oder Gerichtsschreiber. Mitten aus diesem Tumult hinkte der alte Mann, der all diesen Enthusiasmus veranlaßt hatte, unbeachtet hinweg wie Einer, der mit der ganzen Scene nicht in der entferntesten Verbindung gestanden hätte. Als die aus diesem Roman gebildete Oper in Edinburg gegeben wurde, war das Theater zwei Monate lang bis an die Thüren vollgepfropft; die dem Bankrott schon nahen Unternehmer wurden zu reichen Leuten, sodaß die hierbei betheiligte Mstrs. Siddons einen Fonds zur Unterstützung bedürftiger Schauspieler stiften konnte. Im J. 1820, unmittelbar nach der Herausgabe des „Ivanhoe", wurde W. Scott nach London berufen, um von seinem Monarchen, der ihm schon früher vielfältige Beweise seiner Werthschätzung gegeben und ihn, so oft er die Hauptstadt besuchte, zur Tafel gezogen hatte, in den Freiherrnstand erhoben zu werden. Bei dieser Gelegenheit machte der Bildhauer Chantrey die vortreffliche Büste von W. Scott, wovon wenigstens 4000 Abgüsse verbreitet worden sind.

Während W. Scott durch immer neue, unausgesetzt erscheinende Romane den nie ermüdenden Beifall des Publicums fortwährend steigerte, that er sich andererseits durch politische Schriften großen Schaden. Der im J. 1820 herrschende allgemeine Nothstand hatte in fast allen Gegenden des Königreichs unruhige Bewegungen erzeugt und den oft erneuten Wunsch einer Parlamentsreform in ungeduldige Anregung gebracht. Die verachtende Gleichgültigkeit der Regierung gegen alle Klagen trug das Ihrige bei, den Jammer des leidenden Volks fast bis zum Wahnsinn zu steigern. Die populaire Druckerpresse nahm einen bisher noch nie gewagten Ton von Dreistigkeit an, der durch die bisherigen gesetzlichen Mittel nicht mehr zu unterdrücken war. W. Scott ließ unter dem Titel: „Der Geisterseher", drei Aufsätze in die Edinburger Wochenzeitung einrücken und außerdem in Form eines Pamphlets in starker Anzahl durch das ganze Land vertheilen. Die Härte, mit welcher er die Vertheidiger der Parlamentsreform als Wahnsinnige oder Verräther behandelte und das Volk durch weitläufige Argumentation zu überzeugen suchte, daß die Noth, über die es klage, gar nicht existire, weil er sie nicht kannte oder nicht achtete, gehört zu den schlimmsten Beispielen, in welchen sich damals der Hochtorismus zu erkennen gab. Eine zu Anfang des Jahres 1821 erscheinende Zeitung: „Der Leuchtthurm", an deren Herausgabe W. Scott ebenfalls Theil nahm, ging, in demselben Sinne unternommen, sogar in Privatbeleidigung und Diffamation der Gegner über, was denn zu zahlreichen Processen und ernstlichen Kämpfen zwischen Menschen selbst höherer Classen Veranlassung gab. Der Ruf der Misbilligung gegen dieses Blatt wurde so allgemein und so laut, daß die Herausgeber dem Sturme weichen und es schon im September desselben Jahres wieder aufgeben mußten. W. Scott unterlag wegen seiner Theilnahme an diesem Blatte dem schärfsten Tadel, obgleich er sich von allen darin enthaltenen Persönlichkeiten öffentlich lossagte. Bei dem Besuch, den Georg IV. im J. 1822 in Schottland machte, erschien, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, der schottische Nationaldichter, der von dem Volk und dem Könige gleich hoch geachtet wurde, gleichsam als Wortführer und Dolmetscher zwischen beiden. Durch eine ungünstige Verkettung von Umständen begegnete es ihm bei dieser Gelegenheit, die persönlichen Gefühle des Monarchen unangenehm zu berühren. Unter andern Festlichkeiten hatte W. Scott eine Procession im höchsten Staatscostum vorgeschlagen, welche ganz in der Art stattfinden sollte, wie es zur Zeit der Unabhängigkeit der schottischen Krone üblich gewesen war. Es war Alles dazu vorbereitet, da der Gedanke von der Nation mit Enthusiasmus ergriffen wurde. Der König selbst aber erfuhr dies erst, nachdem alle Anordnungen vollendet waren, und äußerte sogleich den lebhaftesten Widerwillen dagegen. Das zur Anordnung der Festlichkeiten erwählte Committée gerieth dadurch in große Verlegenheit und veranlaßte W. Scott, die königliche Erlaubniß persönlich zu vermitteln. Obgleich nun der König sich gegen den Dichter sehr bitter darüber äußerte, daß er über diese Anordnung nicht vorher befragt worden sei, so bestand dieser doch fest auf der Ausführung, ja er sagte grade heraus, Se. Majestät könne nicht umhin, die vorgeschlagene Anordnung zu genehmigen. Hierdurch gelang es ihm denn zwar, die widerstrebende Einwilligung des Monarchen zu erpressen; er wurde jedoch von da an mit unverhohlener Kälte behandelt. Ein zweites Unglück begegnete ihm am Tage dieser von ihm angeordneten Feier selbst, als er mit seinem jüngsten Sohne unbemerkt hinter den Reihen der schon aufgestellten Procession weggehen wollte, um solche als Privatmann aus einem Fenster mit anzusehen, durch das Gedränge aber mitten in den Zwischenraum der beiden Reihen hineingestoßen und nun gezwungen wurde, seinen Weg durch die ganze lange Reihe der zur Procession gehörigen Personen fortzusetzen. Da er persönlich allgemein gekannt war, so wurde er von allen Seiten mit lautem Jubel begrüßt, woraus denn Viele Veranlassung nahmen zu sagen, Sir W. Scott's Procession komme noch vor der des Königs. Seine wirklich innerliche Bescheidenheit wurde hierdurch empfindlich verletzt, denn in der That suchte er sich jeder öffentlichen Auszeichnung angelegentlichst zu entziehen und äußerte niemals große Freude an den Schmeicheleien, die ihm verschwenderisch gespendet wurden. Nur Einen Beweis der ihm zu Theil gewordenen Volksachtung pflegte er mit freudigem Dankgefühl zu erwähnen. Bei der Krönung des Königs hatte er sich auf dem Rückwege nach seiner Wohnung schon eine bedeutende Strecke mit seinen Ellbogen durch die gepreßte Menge durchgearbeitet, als er sich endlich in einem undurchdringlichen Haufen so eingekeilt fand, daß er nun nicht mehr herauskonnte. In dieser Noth wandte er sich an einen nahestehenden Sergeanten der schottischen Grauen, der aber, seiner Pflicht gedenkend, das Haupt schüttelte und sagte: „Freund, ich kann Euch nicht beistehen". Der Dichter aber flüsterte ihm leise die Worte zu: „Könnt Ihr Eurem Landsmann Walter Scott

nicht helfen?" „Ja, Herr", erwiderte der Soldat, „Euch soll bei Gott geholfen werden, komme es, wie es wolle!" und sogleich schaffte er seinen berühmten Landsmann mit einer tüchtigen Escorte aus dem Gedränge. Als sich W. Scott im Jahre 1831 auf dem Kriegsschiffe Barham nach Neapel einschiffte, sagte ihm einer der Seeofficiere, daß mehre Seeleute ausdrücklich deshalb auf dem Schiffe Dienste genommen hätten, weil sie wußten, daß er mit demselben reisen würde. „Das ist schmeichelhaft", erwiderte W. Scott; „aber die größte Ehre hat mir doch ein Fischhändler in London erwiesen, denn als mein Bedienter etwas Stockfisch zu meinem Mittagsessen bei ihm einkaufen wollte, erwiderte er, es sei keiner mehr zu haben, weil es schon zu spät am Tage sei. Sobald er aber zufällig erfuhr, daß der Fisch für mich bestimmt sei, erklärte er sogleich, wenn in London für Geld und gute Worte ein Bissen Stockfisch zu erlangen sei, so solle er mir zu Diensten stehen." Wirklich gelang es ihm, den Fisch zu bekommen, und er ging damit den ganzen Weg von Billingsgate bis nach dem Susserplatz im Regent's Park

Als Sir W. Scott in Dublin war, ging er mit seiner Familie ins Theater. Nach kurzer Zeit entstand Bewegung und Lärmen auf der Galerie. Das Toben vermehrte sich, ohne daß man auf dem Theater und im Parterre die Ursache begriff, und brach endlich in ein so donnerähnliches Getöse aus, daß der Vorhang heruntergelassen werden mußte. Der Regisseur trat heraus und fragte demüthig, was den Herren beliebe, worauf ein paar hundert Stimmen die lakonische und echtirische Antwort gaben: „Sir Walter Scott!" Neue Verlegenheit und Verwirrung des Regisseurs. Verlangten sie, daß die ausgezeichnete Person auf dem Theater dargestellt werden sollte? Er trat ab, und Niemand wußte, was da zu thun sei. Endlich bemerkten Einige der Zuschauer im Parterre den Dichter in einer Loge und machten nun das ganze Publicum auf seine Anwesenheit aufmerksam, worauf alle Anwesende mit Einer Bewegung sich erhoben und ihn ehrfurchtevoll begrüßten. Er bedankte sich in kurzen Worten für diesen schmeichelhaften Beweis der öffentlichen Anerkennung und setzte sich unter wiederholten Beifallsbezeigungen wieder nieder. Allen Versuchen, ihn aus dem Dunkel seiner Anonymität hervorzulocken, widerstand er so geschickt als standhaft. Ein Bibliothekar, der ihn in der Bibliothek des heil. Grabes zu Dublin herumführte, sagte zu ihm: „Wissen Sie, Sir Walter, daß ich erst ganz vor Kurzem Zeit gefunden habe, Ihren „Redgauntlet" zu lesen?" „Ein solches Buch kenne ich gar nicht", erwiderte Scott. Als er an der Tafel des Prinz-Regenten saß, kam er in eine größere Verlegenheit. Denn dieser füllte ein Glas und trank die Gesundheit des „größten Genius seines Vaterlandes, des Verfassers von Waverley", worein die Gäste denn natürlich einstimmten. Man war neugierig, wie W. Scott sich hierbei benehmen werde. Dieser erhob sich und sagte, er nehme sich nicht heraus, die Meinung Sr. königl. Hoheit misverstehen zu wollen, und nehme die ihm bestimmte schmeichelhafte Aeußerung dankbar an; „allein", fügte er hinzu, „Ew. königl. Hoheit, ich bin nicht der Verfasser des Waverley", worauf der Prinz sogleich erwiderte: „Es macht mich sehr glücklich, dies zu hören, da ich nun zwei der größten Männer von Europa statt eines Einzigen zu meinen Unterthanen rechnen kann, denn so zählen wir nun Beide, den Dichter der „Jungfrau vom See" und den Verfasser des „Waverley" zu den unserigen." Von der Zeit an behauptete der Prinz, daß W. Scott diese Romane nicht geschrieben haben könne, weil er es für unmöglich halte, daß irgend Jemand sich die Freiheit nähme, ihn zu mystificiren, wogegen W. Scott seinerseits äußerte, der Prinz habe nicht das Recht gehabt, in sein Geheimniß einzudringen, welches er ihm zwar unter vier Augen wol anvertraut haben würde, jedoch in der Gesellschaft bekannt zu machen um so weniger geneigt gewesen sein, als sich in derselben Personen befunden hätten, die sich mit literarischen Dingen beschäftigten. Nach seiner Rückkehr aus Irland betraf den Dichter, dessen Lebensweg ihn bisher unausgesetzt aufwärts geführt hatte, jenes bekannte Unglück, das als der Wendepunkt seiner Laufbahn betrachtet werden kann. Seine Einkünfte hatten ihn bisher in den Stand gesetzt, ein glänzendes Leben zu führen. Alles war bei ihm auf den Fuß eines reichen Landedelmanns eingerichtet, und auf dem Lande wie in der Stadt übte er Gastfreundschaft im ausgedehntesten Sinne. Ueberdies verwandte er unglaubliche Summen auf die Cultur und Verschönerung seines Landsitzes, der zwar dadurch nicht einträglicher, aber auf eine ganz eigne Weise in einem originellen, romantischen Geschmack des Mittelalters großartig erbaut, verziert, verschönert und mit Seltenheiten aller Art erfüllt worden war. Bei alle Diesem konnte er sich, wiewol oft in augenblicklicher Geldverlegenheit, doch für einen reichen Mann halten. Dennoch täuschte er sich, indem er mit seinem Verleger, dem Buchhändler Constable, sowol als mit dem Drucker Ballantyne in das Verhältniß eines Handelscompagnons getreten war und den Credit beider Handlungen durch seine Namensunterschrift kräftig unterstützt hatte. Als Beide nun im J. 1825 Bankrott machten, sah sich W. Scott plötzlich als Schuldner einer Summe von 120,000 Pf. St. seinen Gläubigern gegenüber. Sehr leicht hätte er diese durch unmittelbare Zahlung eines sehr geringen Theils der Schuld dazu bewegen können, sich für abgefunden zu erklären; ja, einer von ihnen soll ihm einen in der Summe unausgefüllt gelassenen Wechsel auf die schottische Bank übersandt haben mit der Eröffnung, daß er nur den Betrag, womit er seine Gläubiger abfinden wolle, darin eintragen dürfe, womit diese jedenfalls zufrieden zu sein erklärt hätten, sodaß er dann mit Einem Male von all seiner Unruhe befreit gewesen wäre. Allein W. Scott wollte von keinem Vergleich etwas hören, keinen Beistand annehmen und foderte von seinen Gläubigern nichts als Zeit. „Meine Herren", sagte er zu ihnen, indem er sich eines spanischen Lieblingssprichworts bediente, „Zeit und ich gegen jede zwei! Lassen Sie mich die Zeit zum Alliirten nehmen, und ich glaube, ich

werde Sie bis zum letzten Heller befriedigen können.“ Er schränkte seinen Hausstand nach Möglichkeit ein; er gab sein Amt auf, um den damit verknüpften Zeitaufwand den einträglichern schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können; er begab sich nach Abbotsford und arbeitete 10, 12, oft sogar 14 Stunden täglich, und im J. 1830 hatte er schon die Hälfte seiner Schuld abgetragen. Durch die Untersuchung des Vermögenszustandes der Handlungshäuser Constable und Ballantyne war denn unvermeidlicherweise auch der Name W. Scott's als wirklichen Verfassers der sogenannten Waverleyromane ans Licht gezogen worden, und er hielt es nun nicht länger weder für möglich noch für rathsam, seine Autorschaft zu leugnen. Die von Mstrs. Siddons gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung nothleidender Schauspieler feierte ihr Stiftungsfest. Bei dem Mittagsmahle wurde seine Gesundheit ausgebracht, und in der Dankrede gab er sich öffentlich und feierlich als den Verf. jener hochberühmten Werke zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Jahr aus meinem Leben in St.-Petersburg. Treu und wahr erzählt von Auguste Schulze. Nordhausen, Selbstverlag der Verf. 1834. 8. 8 Gr.

Für die Treue und Wahrheit der Erzählung von Ereignissen, die überall herzliche Theilnahme und da, wo mit dem furchtbaren Einbruch der Cholera in St.-Peterburg uns in dem Verhalten der jugendlichen Verf. ein erhabenes Muster heroischer Aufopferung erscheint, hohe Bewunderung erweckt, bürgt die Einfachheit, womit diese wenigen, aber inhaltreichen Blätter geschrieben sind. Die Verf., jüngste Tochter des vor Kurzem zu Ellrich (in der früherhin zum Fürstenthum Halberstadt gehörigen, vormaligen Grafschaft Hohenstein gelegen) verstorbenen Stadtphysikus Schulze, eines Sohnes des ehemaligen Directors der Frank'schen Stiftungen zu Halle, hatte sich von Jugend auf der Pädagogik gewidmet und fühlte sich, nachdem sie im Vaterlande sowol als Lehrerin und Erzieherin in Familien, wie in größern Anstalten sich vorgeübt, nun berufen, einen bedeutendern Wirkungskreis sich im russischen Reiche zu eröffnen. Zwar suchten Viele sie durch ernste Vorstellungen zurückzuhalten, sie aber blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß. „Ob ich nun gleich“, schreibt sie S. 8, „nicht leugnen will, daß es eine Eigenheit meines Charakters ist, sich von einem, einmal von mir für gut und recht anerkannten Plane durch Nichts ablenken zu lassen, so muß ich doch erwähnen, daß diesmal noch ein anderer Beweggrund mich in meiner Festigkeit bestärkte. Es war nämlich merkwürdig, wie mir fast Alles, was ich in dieser Sache unternahm, glückte, sodaß ich bald die feste Ueberzeugung hatte: es sei Gottes Wille, daß ich diesen Weg einschlagen solle; und so ging ich muthig ans Werk u. s. w. Ich wußte endlich meine Lieben zu überzeugen, daß mein Schicksal mich dorthin rufe, und so überließen sie mich denn demselben.“ Am 6. Aug. 1830 ging die Reise von Berlin über Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Bromberg, Graudenz, Marienburg, Elbing, Insterburg, Tilsit, Memel, Polangen, Riga, Dorpat, Narwa, nach St.-Petersburg, das am 7. Sept. erreicht wurde. Die Reise war glücklich vollendet, aber nun am Ziele verfinsterte sich plötzlich der bisher heitere Himmel (S. 20). Die Hoffnung, bei einer öffentlichen Erziehungsanstalt sogleich Eingang zu finden, verschwand schon bei Ueberreichung des ersten, von Berlin mitgebrachten Empfehlungsschreibens, „weil (so lautete der erste Bescheid) die Landstöchter vor mir, der Ausländerin, den Vorzug hätten.“ Dennoch ließ die Verf. den Muth nicht sinken. „Das Vertrauen zum gütigen Lenker der Schicksale hielt den Muth aufrecht.“

Die Verf. erzählt nun, wie auch manche Versuche, vorerst in einer Familie eine Privatstelle zu erlangen, auf verschiedene Weise mißglückten. „So wollte (S. 23) eine vornehme Dame mich nicht anders, als recht alt oder abschreckend häßlich.“ — Um diese Zeit stürzte das Gerücht von der in Moskau eingebrochenen und gegen Petersburg anstürmenden Cholera Alles in ein namenloses Schrecken und nur der eine Gedanke, wie man sich retten möge, beherrschte die bleiche Einwohnerschaft. „Ich stand allein (S. 25); für mich sorgte Niemand. Ein Gedanke durchblitzte meine Seele. Ich suchte ihn auszuführen.“ Die heroische Jungfrau meldet sich bei Dr. Rauch, Leibarzt der Kaiserin, daß sie, wenn die Cholera die Stadt erreiche und Hospitäler errichtet würden, bereit sei, die Pflege der weiblichen Kranken zu übernehmen. Ihr Anerbieten wird freudig angenommen. Die würdige Vorsteherin der St.-Annenschule, wo Auguste unterdessen eine Anstellung erhalten hatte, erinnerte sie zwar an die Angehörigen in der Ferne, an alle drohende Gefahren. „Ich antwortete (S. 33), daß eine innere Stimme mich dringend aufriefe, meine geringen Kräfte zum Wohl des Ganzen anzuwenden und daß meine Familie erst dann Alles erfahren sollte, wenn ich es überstanden haben würde. Und daß ich es überstehen würde, glaubte ich fest. Ebenso bin ich aber auch jetzt noch völlig überzeugt, daß ich bestimmt selbst krank geworden sein würde, hätte ich bei dem großen Elend nicht hülfreiche Hand leisten können. Es ist nichts peinlicher, nichts schmerzlicher, als Jemand leiden zu sehen und nicht helfen zu dürfen.“ So trat denn die junge Heldin an der Hand des Dr. Lichtenstädt in das Cholerahospital der weiblichen Kranken ein, das im Lazareth der finländischen Garde eingerichtet worden war. „Durch gewölbte Gänge (S. 38) führte der Weg eine Treppe hinauf in die Zimmer der Schwerkranken. Sie waren stark besetzt. Eine zweite Treppe brachte uns hinauf zu den Zimmern der Reconvalescenten. Hier wurde der schreckliche Eindruck etwas gemildert, den der Anblick der Leidenden, das Gestöhn der Sterbenden — die angehende Dunkelheit erhöhte noch das Grauenvolle der Scene! — auf mich gemacht hatte.“ S. 39—50 schildern den sechswöchentlichen Aufenthalt im Hospital. Erschütternde und rührende Scenen! Am 21. (9.) Aug. war die letzte Kranke geheilt entlassen worden und Auguste trat zum ersten Mal wieder an die freie Luft. „Was ich damals empfand, schildern keine Worte! Mir war, als stiege ich aus dem Grabe herauf wieder in das frische Leben.“ — Das Verdienst blieb diesmal nicht ohne seine Kronen. Noch im Hospital (S. 46) hatte dessen furchtloser Inspector, Fürst Schachofskoi, der Verf. mit herzlicher Freude verkündigt, daß des Kaisers Majestät sie mit einer lebenslänglichen Pension von jährlich 1200 Papierrubeln begnadige (S. 46). Der Kaiserin Majestät beschenkte sie mit einem Brillantkreuz (S. 52), und der hochgeliebte Landesvater Friedrich Wilhelm (S. 53) that seinen Beifall kund durch ein huldvolles Schreiben, dem eine kostbare, schwere, goldene Kette beigefügt war. Hier gilt Schiller's Zuruf: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!“ 82.

Literarische Notizen.

In „Bent's monthly list“ wird angegeben, daß in Schottland jährlich mehr als 60,000 Bibeln verkauft werden. Die zwei Universitäten und die king's printers in England drucken jährlich an 240,000, was zusammen also 300,000 ergeben würde, außer einer fast gleichen Zahl Neuer Testamente und einer Masse Psalmen, Gebetbücher u. s. w.

Von Patrik Fraser Tytler's „History of Scotland“ ist nun der fünfte Band im Buchhandel. 50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 224. — 12. Auguſt 1834.

Life of Sir Walter Scott. By *George Allan.*

(Beſchluß aus Nr. 223.)

Die übermäßige Anſtrengung, der ſich Walter Scott unterwarf, um ſich durch den Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der ſchweren Verpflichtung gegen ſeine Gläubiger zu entledigen, untergrub ſeine Geſundheit; ſchon erſchöpfte ihn auch die mäßigſte Bewegung; ſeine Sprache veränderte ſich, ſein gelähmter Fuß verurſachte ihm große Schmerzen, und Alles deutete auf die Annäherung einer allgemeinen Paralyſe. Aerztliche Hülfe konnte wenig fruchten, denn dem Urſprunge nach hätte man ſein Uebel ein Gedankenfieber nennen können; nur durch Mäßigung der heftigen geiſtigen Bewegung wäre ihm zu widerſtehen geweſen. Als Dr. Abercrombie dem Dichter die Nothwendigkeit ſolcher Mäßigung aufs dringendſte vorſtellte, erwiderte er: „Wenn Molly den Waſſerkeſſel aufs Feuer ſetzt, mag ſie auch immerhin ſagen: Waſſer, Waſſer, koche nicht! Was hilft's aber?" Als ihm endlich mit dem Tode gedroht wurde, wenn er ſeine Thätigkeit in dieſer Weiſe fortſetzte, ſchrieb er einem Freunde: „Dr. Abercrombie droht mir den Tod, wenn ich ſo viel ſchreibe; wenn ich es aber ſo plötzlich aufgebe, wird es um ſo gewiſſer mein Tod ſein. Ich muß meinem Schwiegerſohn Lockhart noch ein wenig beiſtehen; er hat immer die Pflichten eines Sohnes gegen mich erfüllt. Auch muß die Ausgabe der Waverleynovellen, wie man ſie nennt, nothwendig gefördert werden. Außerdem aber darf ich freilich nun nichts ſchreiben, denn am Ende iſt der Tod doch eine Ceremonie, die man gern ſo lange als möglich aufſchiebt." Das ehrenwerthe Betragen W. Scott's gegen ſeine Gläubiger bewog dieſe zu dem in einer Generalverſammlung einſtimmig gefaßten Entſchluß, ihm die Bibliothek, Manuſcriptenſammlung, das Ameublement und das Silbergeräth von Abbotsford, welches Alles er ihnen ſeiner Inſolvenz wegen abgetreten hatte, zum Geſchenk zu machen. Es würde ihm nun unfehlbar gelungen ſein, die Laſt des Unglücks, das ihn betroffen hatte, ganz von ſich abzuwälzen, wenn nicht grade in der Zeit, wo ſeine Geſundheit ſchon ſo ſehr geſchwächt war, ein anderes Ereigniß zu mächtig auf ſein Gemüth eingewirkt hätte. Als ein Hochtory gewahrte er mit Schrecken und Abſcheu die Maßregel der Parlamensreform, die Lord John Ruſſel im März 1831 im Parlamente vorſchlug. In einer Verſammlung der Landeigenthümer von Roxburghſhire erſchien W. Scott mit aſchgrauem, ermattetem Geſicht, mit hohler, zitternder Stimme und verfallenem, gebeugtem Körper. Nachdem er die Reden der Miniſteriellen mit ſichtbarer Unruhe angehört hatte, erhob er ſich mit gewohnter Würde und ſagte der Verſammlung: er ſei zwar nur mit innerm Widerſtreben und großer perſönlicher Beſchwerde hierhergekommen, aber er würde, auch wenn er ſein Blut hier hätte vergießen ſollen, doch gekommen ſein und ſeinen letzten Athemzug verwandt haben, um ſich dieſer Maßregel zu widerſetzen. Nachdem er die Nachtheile derſelben entwickelt, ſagte er zum Schluß: „Ich nehme Abſchied von Ihnen, meine Herren, mit den bekannten Worten des Gladiators, der den Kaiſer anredete: morituri te salutat." Auf einiges Ziſchen, das ſich während ſeiner Rede erhob, ſchien er Anfangs nicht Acht zu geben; als dies aber auch bei der Antwort, die er auf die Rede des ihm zunächſt ſitzenden Herrn gab, wiederholt wurde, wandte er ſich plötzlich nach der Gegend, woher das Geräuſch kam, und ſagte: er kümmere ſich um dieſes Ziſchen ſo wenig als um das Geſchrei der Thiere des Feldes. Doch war ſein Gefühl ſo verletzt, daß er auf dem Rückwege Thränen vergoſſen haben ſoll, und gewiß hat dieſer Umſtand ſehr nachtheilig auf ſeine Geſundheit eingewirkt. Er machte bald nachher noch eine größere Anſtrengung, ſich jener gefürchteten Maßregel zu widerſetzen. Die conſervative Partei in ſeiner Gegend entſchloß ſich zu einer Adreſſe an das Ober- und Unterhaus, um die Parlamentsreform zu verhindern, und er wurde als Sherif der Grafſchaft gebeten, ſeine hochberühmte Feder zur Abfaſſung derſelben zu verwenden. Er arbeitete drei Tage daran und brachte ein Werk zu Stande, das an Umfang einem Bande ſeiner Romane wenig nachgab. Als er aber damit in der Verſammlung erſchien, erſchrak dieſelbe vor der Länge des Aufſatzes, und es bemerkte Jemand, daß ein ſo ausgedehntes Werk ſchwerlich geduldiges Anhören, noch weniger aber Annahme finden werde. Nach einigen Debatten wurde eine ganz kurze Adreſſe von dem Secretair der Verſammlung aufgeſetzt und angenommen, womit auch Sir W. Scott, nachdem er nun ſein Herz erleichtert hatte, nicht nur ſehr wohl zufrieden war, ſondern auch die Sache ſelbſt als eine ſcherzhafte Anekdote Jedermann erzählte. Von dieſer

Zeit an wurde seine Gesundheit mit jedem Tage schlechter, ja, auch seine sonst so heitere Laune wurde finster und miswillig, was wol vorzüglich der Besorgniß für das Glück seines Vaterlandes zuzuschreiben ist, welche die Zunahme und Verbreitung ihm so verhaßter revolutionnairer Gesinnungen ihm einflößte. Dennoch gab er in dieser Zeit noch mehre Bände Novellen heraus, die aber gewiß seine schwächsten Arbeiten sind. Zuletzt erklärten seine Aerzte, daß nur eine gänzliche Entfernung von aller geistigen Arbeit, und zwar auf lange Zeit, noch einige Hoffnung auf Rettung darbiete. Das beste Mittel hierzu schien eine Reise, und ein Aufenthalt in Italien ward als heilsam empfohlen. Da aber seine Kräfte einer Landreise nicht mehr gewachsen waren, so mußte eine zweckmäßige Gelegenheit zur See ermittelt werden. Eine nach Malta bestimmte Fregatte wurde eben ausgerüstet, und der König, von dem Zustande des Dichters und seinen Wünschen unterrichtet, gewährte ihm die freie Ueberfahrt für sich und seine Tochter. W. Scott hatte nur mit Widerstreben in die Reise gewilligt; er fürchtete und glaubte ein Vorgefühl zu empfinden, daß er fern von seiner Heimat begraben werden würde. Während seiner Krankheit zu Abbotsford hatte eine der größten Belästigungen der Familie in der Beantwortung der vielen Briefe bestanden, die von Personen aus allen Theilen von England, ja auch selbst vom Festlande aus dahin geschrieben wurden, um sich nach dem Befinden des Dichters zu erkundigen. Es sollen an dreihundert in jeder Woche gewesen sein, und alle wurden pünktlich und gewissenhaft beantwortet. Walter Scott's Empfang in Portsmouth und die bis zur Aengstlichkeit sorgfältigen Vorbereitungen zu seiner Einrichtung auf der Fregatte Barham waren eines Königs würdig. Ein fünftägiger Aufenthalt in Portsmouth schien seine Gesundheit sehr gestärkt zu haben; dennoch nahm er von Allen in einem Tone Abschied, der seine völlige Hoffnungslosigkeit verrieth. Auf der Seereise schien er an Geist und Kräften bedeutend zu gewinnen. Von dem Enthusiasmus der Einwohner bei seiner Landung auf Malta kann man sich keinen Begriff machen. Bei seinem Eintritt in die Stadt begrüßte ihn ein Beamter mit vielen Beiständen und hielt ihm eine lange Rede, worin er den Dichter bat, diese Insel dadurch (wie es hieß) „unsterblich" zu machen, daß er ihre Geschichte schriebe. Man bat ihn dringend, einem Künstler zur Anfertigung seiner Büste zu sitzen, und da er dies, angeblich wegen zu vieler Schreibgeschäfte, ablehnte, so stellte der Wirth des Dichters Schreibtisch der Thüre gegenüber, sodaß der Bildhauer das offengelassene Schlüsselloch zu seiner Arbeit benutzen konnte. Der Erfolg blieb unbekannt. Er ging mit demselben Schiffe nach Neapel und trat hier am 27. Dec. 1831 ans Land. Die ganze Schiffsmannschaft vergoß Thränen, als er Abschied nahm. Wie zuvorkommend und ehrerweisend ihm auch in Neapel Alles entgegenkam, kann man sich vorstellen. Als er am 12. Januar bei Hofe eingeführt wurde, beschloß er, einer wunderlichen Grille nachgebend, in der glänzenden Uniform der schottischen Schützen — jener erblichen Leibwache der Könige von Schottland — zu erscheinen, welche Tracht die Neapolitaner in ihrer Unschuld für eine Feldmarschallsuniform hielten und sich verwunderten, daß sein hoher Rang im britischen Heere bisher so gänzlich unbekannt geblieben sei. Die königliche Familie bezeigte ihm hohe Achtung, und der König befahl, daß man seinen etwanigen Wünschen und Anordnungen in Betreff neuer Nachgrabungen in Pompeji pünktlich Folge leisten solle. In Neapel verfaßte er seine letzte Druckschrift, nämlich jene ausführliche und interessante Vorrede zur zweiten Auflage von „Castle dangerous". Am 21. April traf er in Rom ein. Merkwürdig ist, daß er während eines vierwöchentlichen Aufenthalts daselbst, obgleich er alle andere dortige Merkwürdigkeiten mit Aufmerksamkeit betrachtete, auch nicht einmal den Vatican besuchte. Besondern Fleiß wandte er auf die Besichtigung der Villa des Cardinals York zu Frascati und sammelte mit ängstlicher Sorgfalt alle Notizen, die er über diesen Mann sich verschaffen konnte. Seine Rückreise von Rom aus hatte er dergestalt angeordnet, daß er über Wien, Prag, Teplitz, Karlsbad durch verschiedene deutsche Staaten, endlich von München aus nach Mainz reisen und von dort den Rhein hinabfahren wollte. Wahrscheinlich hatte ihn eine dringende Einladung von Göthe zu dieser Reisetour bestimmt; denn dieser hatte einem in Neapel befindlichen gemeinschaftlichen Freunde geschrieben:

> Versichern Sie ihn, daß er sich unter unserm Dache gewiß in jeder Beziehung heimisch finden und mit der Hochachtung und Aufmerksamkeit empfangen werden wird, die ihm nicht nur als dem Verfasser einer Unzahl bedeutender Werke, sondern auch als einem Rechtdenker, einem Mann von hoher Sinnesart gebührt, der sein Leben der Veredlung des Menschengeschlechts gewidmet hat. Und was mich selbst betrifft, so kann ich mit Wahrheit bemerken, daß dieses Gefühl durch den geistverwandten Verkehr, der so lange Jahre schon unter uns bestanden, noch höchlich verstärkt wird.

Aber schon in Rom erhielt W. Scott die Nachricht von Göthe's Tode. Ob und wie weit diese Nachricht auf seinen Zustand eingewirkt, kann nicht bestimmt werden; so viel ist aber gewiß, daß von dieser Zeit an seine Gesundheit in schnellster Abnahme zu schwinden begann, und daß seine ungeduldige Sehnsucht nach der Heimat mit jeder Stunde zunahm. Sechs Tage hintereinander blieb er täglich 17 Stunden auf der Landstraße; eine Ermüdung, der kaum der stärkste Körper gewachsen sein möchte, aber bei der fieberhaft-ängstlichen Sehnsucht, die ihn trieb, hielten die Seinigen jeden Widerstand für schädlicher noch als diese Eilfertigkeit. In Frankfurt a. M. kaufte er einige Landschaftsbilder, um sich die eben gesehenen Gegenden zu vergegenwärtigen. Der Kaufmann, der ihm die Bilder zeigte und ihn nicht persönlich kannte, ging endlich auch zu schottischen Landschaften über und sagte, auf eines der Bilder besonders hindeutend: „Eine Ansicht von Abbotsford!" „Von diesem Orte", erwiderte W. Scott trübläcbelnd, „habe ich schon ein sehr getreues Bild", und ging mit seinen gekauften Kupferstichen weg. Man hoffte, daß ihm die bequemere Schiffsreise auf dem Rhein wohlthuend sein werde; aber seine Ungeduld schien

mit der Annäherung an seine Heimat selbst zu wachsen, und schon am 4. Juni befiel ihn ein Schlagfluß, der gewiß unmittelbar tödtlich gewesen wäre, wenn ihm ein treuer Diener nicht sogleich zur Ader gelassen hätte. Schon acht Tage nachher befand er sich in London. Aerztliche Hülfe zeigte sich wenig wirksam, er blieb mehre Wochen bewußtlos, und nur in einzelnen Momenten schien eine Erinnerung sein Gesicht mit einem Lächeln zu erhellen, wo er dann zuletzt immer die Worte: „Abbotsford, Abbotsford!" ausstieß. Man fand es daher auch rathsam, ihn sofort mittels eines Dampfschiffs in die Nähe seiner Heimat zu bringen. Nach zweitägigem Aufenthalt in Edinburg konnte er seinem Arzte, Dr. Watson, die Hand schütteln und für seine Aufmerksamkeit danken, dann reiste er ab, und sowie er einen Ort erreichte, wo er Abbotsford von fern erblicken zu können glaubte, ließ sich seine Ungeduld, sich aufzurichten und um sich zu schauen, nicht hemmen. Endlich, an dem geliebten Orte angekommen, machte die heftige Erregung wieder einer völligen Apathie Platz, bis endlich sein alter Freund und Geschäftsträger, Hr. Laidlaw, an sein Bett trat, worauf er leise sagte: „Nun weiß ich, daß ich in Abbotsford bin". Nach einigen Stunden erwachte er und ließ sich nun bald in die Bibliothek, bald in die andern Zimmer, bald in den reichblühenden Garten tragen. Mehre Tage hindurch schien es besser mit ihm zu werden; er ließ sich sogar vorlesen und wählte hierzu die Gedichte von Crabbe, einem Dichter, der, wiewol jetzt überschrien und zur Schande unsers Zeitalters fast vergessen, doch alle heutigen englischen Dichter lange überdauern wird, und den auch der große Fox in seinen letzten Augenblicken abwechselnd mit der Bibel sich vorlesen ließ. Nach wenigen Tagen aber wurde Walter Scott wieder regungs- und besinnungslos und starb endlich am 21. September 1832. Als man ihn nach Dryburgh Abbey zu seiner Begräbnißstätte brachte, war in der Stadt Selkirk und in den Dörfern Darnick und Mellrose, die auf dem Wege liegen, alle Arbeit eingestellt; im letztern Orte stand die männliche Bevölkerung unbedeckten Haupts in tiefer Trauerkleidung in zwei Reihen aufgestellt, während die Glocken läuteten. Der Landmann verließ seine Feldarbeit und stellte sich längs dem Wege nach Dryburgh auf, der überall mit theilnehmenden Zuschauern bedeckt war.

Von der ganzen Schuld W. Scott's waren damals noch 53,000 Pf. St. rückständig. Er hatte aber sein Leben auf eine Summe von 22,000 Pf. St. versichern lassen, welche jetzt den Gläubigern zu gut kamen. Ferner hatten sich aus dem Ertrage seiner Schriften schon wieder 11,000 Pf. St. angesammelt, sodaß noch 20,000 Pf. zu decken waren, welche letztere Summe die Erben im Februar des nächsten Jahres zu bezahlen sich erboten. Die Gläubiger erklärten sich, indem sie dieses Anerbieten annahmen, für tiefdurchdrungen von dem ehrenwerthen Benehmen Sir Walter Scott's und von den Vortheilen, die er durch sein hervorragendes Talent ihnen zugewandt habe unter Schwierigkeiten und Unglücksfällen, die kein Anderer als er zu überwinden im Stande gewesen wäre. In seinem Testamente vom 4. Febr. 1831 hatte W. Scott bestimmt, in welcher Art aus den theilweise schon herausgegebenen und noch zu veranstaltenden neuen Auflagen seiner Schriften zuvörderst seine Gläubiger befriedigt und der Rest unter seine Familie vertheilt werden sollte. Gleich nach seinem Tode wurde von seinen Freunden und Verehrern in Edinburg eine Subscription zu dem Zweck eröffnet, um eine hinlängliche Summe zu einem für den Dichter in dieser Hauptstadt zu errichtenden Monument zusammenzubringen. Es kamen Anfangs zahlreiche und bedeutende Beiträge ein, und der Ertrag soll sich auf 6000 Pf. St. belaufen; hernach aber erkaltete der Eifer, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die sogenannte „Abbotsfordsubscription" soll so viel eingetragen haben, daß die auf diesem Landsitz haftende Schuld von 10,000 Pf. getilgt und die Besitzung den Erben schuldenfrei erhalten werden kann.

Der Biograph schließt mit einer Aufzählung sämmtlicher von W. Scott verfaßten Werke, deren Anzahl sich im Ganzen auf 131 Bände beläuft. In der eben jetzt erscheinenden Gesammtausgabe werden sie zwar nur 84 Bände einnehmen, es werden davon aber auch die „Geschichte von Schottland", die „Briefe über Dämonologie", die „Schottischen Antiquitäten" und seine Beiträge zu Journalen und Sammlungen u. s. w. ausgeschlossen bleiben, weil deren Verlagsrecht in verschiedenen Händen ist. Könnten diese mit abgedruckt werden, so würde die Sammlung bis zu hundert Bänden anwachsen.

Wir haben kein Bedenken getragen, aus dem Werke des Hrn. Allan hier einen etwas ausführlichen Auszug zu geben, da dasselbe im Ganzen das Gepräge der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit ansichträgt; das Leben des gefeierten, großen und wahrhaft genialen Dichters, der in allen Theilen der Erde und vorzugsweise in Deutschland zahlreiche Leser und Bewunderer hat, gewiß von allgemeinem Interesse ist; das Buch selbst aber wegen seiner ermüdenden Umständlichkeit und Weitläufigkeit schwerlich in Deutschland viel gelesen werden dürfte, weshalb wir denn auch eine Uebersetzung nicht anrathen können, vielmehr dieselbe durch vorstehenden, alles Wesentliche einschließenden Auszug überflüssig zu machen gesucht haben. 16.

Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Versuch bei Gelegenheit der zweiten Kunstausstellung herausgegeben vom Advokaten Detmold in Hanover. Hanover, Hahn. 1834. 8. 8 Gr

Ein höchst ergötzliches Büchlein, durch welches der ironische Verf. unstreitig wenigstens erreicht haben wird, das unerträglich eitle und prosaische Kunstgeschnatter, welches seit einiger Zeit, wie eine in den Hauptstädten abgesetzte Mode, in dem prosaischen Hanover angekommen ist und bei der Entrée zur Kunstausstellung daselbst gratis gegeben wird, einigermaßen gedämpft zu haben. Der Schalk vom Verf. erzählt uns in der Einleitung, daß, als ebenso plötzlich als unerwartet am 24. Febr. 1833 der Kunstsinn in Hanover erwacht sei, derselbe zwar eine Menge und zum Theil vortreffliche Bilder und Künstler gefunden, aber

den Mangel an Kunstkennern schmerzlich empfunden habe. Die wenigen hier etablirten hätten ohne Zweifel nicht zugereicht, um von allen Zudringenden gehört zu werden, Manche hätten vor den Thüren nur abgerissene Worte des Belehrenden vernehmen können. Er sucht nun zu zeigen, daß die Kunst nur um des Kunstkenners willen da sei, weshalb doch Jeder zu beklagen gewesen, der nicht als Kunstkenner die Ausstellung besucht habe; und diesem Uebel will er ein für allemal abhelfen, indem er den Laien eine Quintessenz fertiger Urtheile oder Ansprüche beliebter und wahrer Kunstkenner mittheilt. — „Es ist zwar gesagt", bemerkt er, „die Kunst sei da, damit der Mensch Vergnügen an ihr haben solle. Kein wahrer Kunstkenner aber wird an der Kunst selbst sich freuen; die ist ihm sehr gleichgültig; nur seiner Urtheile wegen ist sie ja da, und über die freut er sich und hat Vergnügen daran, nicht nur er selbst, sondern auch andere Leute." Von diesem Standpunkte aus darf der Verf., wie es scheint, bedeutende Fortschritte in der Cultur seiner Mitbürger erwarten. „Ich freue mich schon im Geiste", ruft er S. 11 aus, „auf die rührenden Erkennungsscenen, die das auf der nächsten Kunstausstellung geben, wie da ein Kenner den andern herausfinden wird. O das ganze Publicum wird eine schöne freudige Gemeinde sein, — lauter Kenner! Es ist schön und herzerhebend, zwei Kenner zu sehen, wie sie über ein Bild urtheilen, und man muß wirklich bei der Gelegenheit vor dem menschlichen Geiste Ehrfurcht empfinden."

In seiner Anleitung geht der Verf. sehr systematisch zu Werke, indem er erst die Grundbegriffe von Kunstkenner, Kunstfreund und Kunstliebhaber mit launiger Gründlichkeit definirt und explicirt (und dabei zu weiterer Belehrung auf Sulzer verweist, der jedoch „wegen der in seinem Werke durchgängig vorwaltenden Ironie" mit Vorsicht gebraucht werden müsse), dann aber sich über die Künste, auf die es hier ankommt, und ihren verschiedenen Werth verbreitet. Er bemerkt hier sehr gut, daß man schon aus dem Stoffe mit einiger Sicherheit auf den Werth des Kunstwerkes schließen könne. „Bei Bildwerken aus Marmor kann man präsumiren, daß dieselben nicht schlecht seien; man kann sie deshalb ohne große Gefahr loben ꝛc." — Auch über antike und moderne und über christliche Kunst belehrt der Verf. seine Laien. „Eine Jungfrau Maria", sagt er ihm „die nicht mehr Gewand an sich hätte als die mediceische Venus, würde gewiß sehr heterodox aussehen, und ich glaube nicht, daß jemals ein Künstler eine solche geliefert hat oder liefern wird. Indeß die Leute haben oft ganz absonderliche Ideen, und es ist wol möglich, daß einmal irgend ein genialer Preuße dergleichen zu Markte bringt." — Gewiß sehr lobenswerth ist die Vorsicht, welche der Verf. in Hinsicht auf Urtheile über Zeichnung empfiehlt. „Das Zeichnen ist nämlich", sagt er, „so verflucht schwer, daß selbst viele Künstler wenig oder nichts davon verstehen, und da solche äußerliche Merkmale, ob etwas gut oder schlecht gezeichnet, nicht anzugeben sind, so ist es gefährlich mit dem Urtheil über Zeichnung zu sehr ins Detail zu gehen. Wie zum Braten die Sauce, so gehört zum Worte: Zeichnung, das Wort: correct. Je nachdem nun ein Künstler Credit hat, oder nicht, spricht man von seiner correcten oder incorrecten Zeichnung. Auch ist „brav" ein gutes Beiwort zur Zeichnung; es drückt im Munde des Kunstkenners eine holde Mittelmäßigkeit aus, die jedoch aus Rücksichten nicht ganz verworfen werden soll, etwa weil der Künstler bedeutende Verwandte, Beschützer, Empfehlungen oder ähnliche Eigenschaften hat." — Ebenso ergötzlich ist die Eintheilung der Malerei, die Reflexion über die Historienmalerei („nach dieser muß der Kunstkenner stets eine ungeheure Sehnsucht zu empfinden scheinen und die Abnahme der historischen Bilder sehr bedauern") und über das Genre. — Doch, und das ist in diesem Büchlein hier und da der Fall, fällt der Verf. wieder aus seiner Rolle, wie er an andern Stellen hinter den Scherz blicken läßt und so die Wirkung seiner Ironie vernichtet, wie z. B. S. 30 über die Sehnsucht nach historischen Bildern und S. 35 über die Genrebilder. Man könnte sich dies fast so erklären, daß auch unser Verf. von der in Hanover grassirenden Kunstkennergrippe nicht frei geblieben sei. — Wo er aber zu portraitiren scheint, da ist er immer sehr glücklich; z. B. wo er selbst von den Urtheilen über Portraits redet und sich so erklärt: „Hüten muß sich der Kenner vor solchen Phrasen über ein Portrait, die alle Welt kennt und gebraucht. Nimmt er die in den Mund, so verliert er gewissermaßen seine höhere Würde und wird nur ein ordinairer Mensch. Ich rechne zu diesen Phrasen namentlich jene Lobeserhebungen eines Portraits: es trete zum Rahmen heraus, es kucke (sic?) Einen überall an, wo man auch stände u. dgl. m. Oft wird der Kenner freilich nicht umhin können, diese Ausdrücke zu gebrauchen, dann muß er sie aber stets neutralisiren, z. B. dadurch, daß er hinzusetzt, „wie man zu sagen pflegt", oder dergl. als: „ein vortreffliches Portrait! es tritt, wie die Leute wol sagen, ordentlich zum Rahmen heraus!" u. s. w." Zur Empfehlung der darauf folgenden Phraseologie, des Hauptheils des Büchleins, wird seines Orts gar sehr die Nachricht dienen, welche der Verf. wahrscheinlich aus dem Kreise seiner Erfahrungen S. 48 mittheilt: „Ich habe einmal gelesen, der berühmte Vaucanson habe außer seiner Ente, welche bekanntlich gegessen, verdaut und geschnattert, auch einen Kunstkenner angefertigt, der ebenfalls wie jene Ente, zwar nicht verdaut, aber doch geschnattert, grade wie ein natürlicher Kunstkenner; derselbe war auf sieben Kunsturtheile gesetzt und soll so täuschend gemacht gewesen sein, daß ihn viele Leute nicht blos für einen wirklichen, sondern auch für einen lebendigen Kunstkenner gehalten. Späterhin, nach Vaucanson's Tode, soll sich derselbe emancipirt, sogar den Titel Commerzrath und einen Orden erhalten, in bedeutendem Ansehen als Kenner gestanden haben und von Niemanden für ein Automat erkannt worden sein. Ich glaube diese Geschichte nur theilweise".

Es folgt nun wirklich die Kunstphraseologie, bestehend aus einem Schock Urtheilen, mit deren rechter Handhabung man den Ruhm eines Kunstkenners erlangen kann; „aber", setzt der Verf. mit Nachdruck hinzu, „blöde darf man nicht sein". Schade ist es, daß Hr. D. auch hier das wirkliche Belehren (so z. B. aus Sulzer S. 60; ferner S. 61, und die Expectoration über die Idee S. 62) nicht immer lassen konnte.

Doch wir glauben unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir einige der hier empfohlenen Urtheilsformeln ihnen vorführen.

„10. Ueber die Aehnlichkeit muß ich mich des Urtheiles enthalten, da das Original mir unbekannt ist; doch sieht das Ganze so individuell aus, daß man mit Grund auf Aehnlichkeit schließen darf. Die praktische Art zu malen verdient lobender Erwähnung. Der Kopf ist mit großem Talente, zart und doch markig und sehr modellirt gemalt. Der Fleischton ist warm und doch zart. Die Haare sind zweckmäßig behandelt, besonders zu loben ist das duftige Helldunkel in den Nasenlöchern. Das Costum ist vortrefflich arrangirt und die Reflexe der blanken Rockknöpfe mit vielem Gefühl aufgefaßt und wiedergegeben."

„24. Dieses Bild ist mit vielem Geschmack und Talent behandelt und berechtigt zu großen Erwartungen von dem jungen Künstler, der jetzt auf einer Kunstreise in Italien begriffen ist, wozu ihm die hohe Gnade unsers kunstliebenden Fürsten auf meine Empfehlung die Mittel gegeben hat." (Wäre doch cum grano salis anzuwenden!)

„30. Der Preis von 25 Louisd'or ist für dieses Bild viel zu hoch. Anmerkung: das Taxiren von Bildern ist ein Lieblingsgeschäft der Kenner. Das läßt sich nun freilich nicht so beibringen; doch merke man sich: will der Kenner ein Bild verkaufen, so ist das Taxat hoch; will er es kaufen, muß es niedrig sein." — Man sieht, daß der Herr Advokat in Hanover ein advocatus diaboli ist. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 225. — 13. Auguſt 1834.

Robert der Teufel. Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von Ernſt Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr.

Wenn dem Verfaſſer bei dem „Nibelungenhort" (vgl. Nr. 217 und 218 d. Bl.) in Betreff der unglücklichen Wahl ſeines Stoffes ein gerechter Vorwurf gemacht wurde, ſo ließe ſich vielleicht bei dem vorliegenden Drama derſelbe Vorwurf wieder zu ſeinen Gunſten und zu ſeiner Rechtfertigung wenden. Allerdings iſt der für das Drama eigenthümliche Boden und deſſen wahrhafte Heimat die Weltgeſchichte, weil die Geſchichte zu ihrer Wirklichkeit die ihrer ſelbſt bewußte That hat, das Drama aber eben die That des Einzelnen als Individuum im Conflict mit entgegenſtrebenden Mächten vorſtellen ſoll. Darum iſt der Fehlgriff, wenn aus dem wirklichen Epos ein Schauſpiel oder Trauerſpiel gemacht wird, ein ganz offener und leicht widerlegbarer, weil die Heimat des Epos nicht die Geſchichte, ſondern die Sage und das Mythiſche iſt. Am entſchiedenſten und äſthetiſch-unverzeihlichſten muß nun freilich dieſer Fehlgriff da hervortreten, wo das Epiſche ſich zu einem wirklichen Sagenkreiſe abrundet, wo das Bewußtſein der Völker, der ganzen Vorzeit, wo alle Kreiſe des Lebens ſelbſt ganz in dieſem großen Cyklus hereintreten und, als durch ihn, den Alles umſchließenden, bedingt, in ihm ihren geiſtigen Ausdruck und die Keime ihres Daſeins vorgezeichnet finden. Dies iſt die wirkliche epiſche Zeit, welche eben unter Anderm dies Eigenthümliche hat, daß in derſelben das Drama noch unmöglich iſt und zwar deshalb, weil das menſchliche Individuum ſich noch nicht von dem Subſtantiellen, als der noch äußerlich zwingenden Macht, befreit hat, ſodaß entweder die mythiſche übermächtige Götterwelt, oder das einfache göttliche Weſen des Chriſtenthums nur als die geglaubte Macht über Allem ſchwebt und Alles bindet. Da wo ſich dies epiſche Bewußtſein der Völker zu einem einfachen großen Gedicht erſchöpfend zuſammenſchließt wie in dem Homer'ſchen oder in dem Epos der Nibelungen, da ſind die Elemente jener Vorzeit am entſchiedenſten ausgeprägt und am unendlichſten vorhanden, und es kann deshalb an dieſer abgeſchloſſenen Welt der epiſchen Sage nicht gerüttelt werden, ohne das darin vorhandene Leben in ſeiner Bedeutung, die darin waltenden Mächte und Menſchen in ihrem innerſten Weſen und Charakter zu zerſtören. In und durch ihr Beſtimmtwerden durch die Mächte, an die ſie glauben, erhalten jene Helden der epiſchen Welt ihre Größe, Würde, ihre unverwüſtliche Kraft, in und durch dieſen unmittelbaren Glauben an die über ihnen ſich befehdenden Götter, an den ehernen Willen des Donnerers und an das Alles zwingende Verhängniß ſowie an die geheime Macht des Kreuzes, welches im Kampfe ſteht mit den heidniſchen Naturgöttern, und an den fabelhaften Schatz des unſeligen Goldes, welcher tief verborgen in der Erde leuchtet: in dieſem Gebundenſein durch Das, was doch die Wahrheit iſt, dadurch erhalten jene menſchlichen Geſtalten ihre Bedeutung und die rieſenhafte Ausdehnung ihrer Willens- und Thatkraft; aber eben dadurch empfangen ſie auch ihre Starrheit, ſpröden Trotz und bei ungeheuern äußerlichen Mitteln jenen Mangel an freier Intelligenz, welcher ſie nur das Aeußerliche ihrer That, nicht den Kern ihres Daſeins erkennen läßt. Dieſes geiſtige Schickſal iſt in aller Kürze das Verſunkenſein des Subjects in ſeine Subſtanz, das zwingende Uebergreifen der wahren, aber unerkannten Mächte des Lebens in den innern Zuſtand des Individuums. In dieſem Feſthalten der Subſtanz, jedoch als eines Fremden und Fernen, liegt aber eben die Unfreiheit des handelnden Subjects, welche das Charakteriſtiſche der epiſchen Zeit iſt.

Wenn nun bei dieſer Unſelbſtändigkeit der epiſchen Helden, welche im Gegenſatz zu dem Ungeheuern ihrer Perſönlichkeit eben den Widerſpruch ihres Weſens bildet, der Wunſch, ſie auch im Drama handeln zu ſehen, ein unüberlegter, ſowie das Beſtreben, ſie dahin überzuführen, ein Mangel an poetiſcher Einſicht iſt, weil in dem Drama der handelnde Held die ihn beſtimmende Macht als ſein Weſen weiß, mithin hier die Ausgleichung der Subſtanz und des Subjects ſchon vollbracht iſt, ſo ſcheint vielleicht jenes Beſtreben in Betreff derjenigen epiſchen Stoffe zuläſſig, welche einerſeits die geiſtigen Elemente ihrer Zeit weniger ausgeprägt enthalten, indem darin mehr eine gewiſſe Richtung einer beſtimmten Nationalität als eine Entwickelungsſtufe des allgemeinen Bewußtſeins der Welt bezeichnet wird, andererſeits, ſich an beſtimmte menſchliche Individuen knüpfend, deren Daſein und ſeltſames Wirken die Sage mit allem Phantaſtiſchen und Abenteuerlichen ausſchmückt, von Haus aus beſchränkter,

ſelbſtändiger und der dramatiſchen Behandlung fähiger erſcheinen. Dieſer Gattung des Epiſchen gehört das normänniſche Epos an, welches als eine Abzweigung des nationalen nordfranzöſiſchen ſich vollkommen an die Einzelheit eines menſchlichen Weſens anſchmiegt und in ſeinem poetiſchen Verlauf nur die mannichfachen Beziehungen darlegt, womit dieſes außerordentliche, ſchon vor ſeiner Geburt von den unterirdiſchen Mächten umſtrickte Weſen ſeiner Zeit und ſeinem Volke angehört. In dieſem Epos iſt darum nicht mehr die unmittelbare Innerlichkeit, die reine Geiſtigkeit des geſammten Volkes vorhanden, ſondern es ſcheidet ſich die abenteuerlich hervortretende Perſon des fabelhaften Helden wieder von der Beſonderheit ſeines Volkes ab, wodurch das Verhältniß Beider zu einander ſelbſt zu etwas Aeußerlichen wird. Um dieſer Aeußerlichkeit willen — weil der epiſche Held ſeiner eignen Zeit entfremdet und das Bewußtſein Beider nicht mehr gleichartig iſt — tritt dieſes Epos auch der Form nach in einen andern Kreis hinüber; der Held, weil er ſeinem Weſen nach ſich von dem Volke abgeſondert hat, muß ſich in der Art und Weiſe, *wie* ſein Leben geſchildert wird, ihm wieder nähern, und in dieſem Uebergange vom reinen Epos zum Volks*roman* bleibt der vorhandene Stoff nur als wunderbare Geſchichte des ungewöhnlichen Individuums, welche in eben dem Maße populair und ergreifend wird, als ſie von dem wüſten ausſchweifenden Helden das Seltſamſte und Furchtbarſte berichtet. So ſehen wir das normänniſche Epos in die Spitze *einer* Perſönlichkeit auslaufen, nämlich in der Sage von Robert dem Teufel, von welcher die von ſeinem Sohne Richard Ohnefurcht nur der zweideutige Nachklang iſt, worin ſich der finſtere Ernſt des Geiſterſpuks ſchon in das neckiſche Spiel der Ironie auflöſt, ein Moment, welches allerdings auch in dem ältern Roman ſchon enthalten iſt.

Die Sage nun von Robert dem Teufel, neuerdings zu verſchiedenen Malen von dem aneignenden deutſchen Sinn hervorgezogen, bildet das Sujet des vorliegenden Drama von Raupach, welches derſelbe ein „romantiſches Schauſpiel" nennt. Inwiefern der Verf. in der neuen Bearbeitung der alten wohlbekannten Mähr treu geblieben, wird die kurze Angabe des Inhalts ſeines Drama, die zunächſt hier ſtehen mag, am beſten zeigen. Der Verlauf des Raupach'ſchen Stücks iſt folgender.

Hubert, Herzog von der Normandie, und ſeine Gemahlin Mathilde haben einen Sohn, Robert, der an Wildheit und Bösartigkeit nicht ſeines Gleichen findet. Er ſpricht allem göttlichen und menſchlichen Geſetz Hohn, raubt in den Wäldern, brandſchatzt die Städte, ſengt und brennt und mordet als der Anführer einer ruchloſen Räuberbande. Nachdem alle Anſchläge, den Böſewicht zu bekehren, fehlgeſchlagen, beruft Hubert auf täglich wachſende Klagen des beeinträchtigten Volks einen heiligen Mann, Hilario, welcher es übernimmt, in dem Frevler „die Reue zu erzeugen, die zur Beſſerung führt". Mitten in das Räuberleben Robert's hinein begibt ſich alſo der Eremit mit zwei ſeines Gleichen, tritt unter das ſchwelgende Geſindel, ſchildert Robert die Unſeligkeit ſeines Zuſtandes und fodert ihn zur Beſſerung auf. Der aber verhöhnt die frommen Reden, läßt für die heiligen Männer einen Scheiterhaufen zurichten und ſie verbrennen. Hier geſchieht nun das Wunder, das Robert auf den Pfad der Tugend zurückführt. Denn die heiligen Männer, obgleich verbrannt, ſingen doch ihre Bekehrungslieder immer fort; rechts, links, von allen Seiten dringen die mahnenden Stimmen auf den erſchrockenen Sünder ein, bis er ſelbſt ganz zerknirſcht niederſtürzt, die Worte der frommen Männer wiederholend und betend:

Herr! Herr! vergib die grauſe Schuld!
Auch mich errette deine Huld
Vom ewigen Tod —

Hiermit ſchließt ſich der erſte Act. Der zweite zeigt uns Hilario's Einſiedelei in einem Walde unweit Rom. Hierher kommt der büßende Robert in Pilgerkleidern gewallfahrtet, hergeſendet vom heiligen Vater, der ihm ſtreng befohlen hat, alle Prüfungen zu vollenden, die ihm Hilario auferlegen werde. Dieſer belehrt ihn, daß nur die tiefſte Erniedrigung und Erduldung jeder Schmach ihn zur wahren Beſſerung führen könne, und ſendet ihn mit einem Schreiben an Aſtolf, König von Italien, wo ſeine Buße beginnen ſoll. Das geſchieht auch ſogleich; denn kaum betritt er den Wald, wo der König jagt, und findet Gelegenheit, die ſchöne Tochter des Königs, Cynthia, aus Banditenhänden zu befreien und dadurch ein Bubenſtück zu vereitlen, welches Oſorio, ihr feiger Liebhaber, angeſtiftet, als ihm auch ſogleich dieſe That von dem Feigling Oſorio und ſeinem Geſellen Scapa vor ſichtlichen Augen weggeſtohlen wird. Obgleich in heißer Liebe für die ſchöne Königstochter entbrannt, darf er doch nicht murren und muß die Ohnmächtige in Oſorio's Händen laſſen, die dieſen für ihren Retter halten ſoll. So gelangt endlich der ſcheinbar blödſinnige Fürſtenſohn vor den König, der ihn zu ſeinem Narren erwählt und mit der Schellenkappe bekleiden läßt. Er muß die Qual erdulden, die Prinzeſſin als Oſorio's Braut zu ſehen, und darf auch die leidenſchaftliche Liebe, welche Cynthia zu ihm ſelbſt gefaßt, nicht merken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dizionario geografico fisico storico della Toscana, contenente la descrizione di tutti i luoghi del Granducato, Ducato di Lucca, Garfagnana e Lunigiana, compilato da *Emanuele Repetti*. 1. Bds. 1.—3. Heft. Florenz, 1833—34. 8.

Calendario Lunese per l'anno 1834. Fivizzano. 16.

Was im Großherzogthum Toscana in jüngſter Zeit für Erdkunde und Statiſtik geſchehen, hatte Ref. unlängſt Gelegenheit, in einer Anzeige des ſchönen Werkes von Zuccagni Orlandini: „Atlante ec. del Granduc. di Toscana" (Nr. 50 d. Bl. 1833) anzudeuten. Mit Freuden berichtet er nun über das Beginnen einer neuen fleißigen Arbeit, welche als unentbehrliche Ergänzung der obigen, ſowie überhaupt als nützlichſter Commentar und Nachſchlagebuch bei Leſung geographiſcher, ſtatiſtiſcher und hiſtoriſcher Schriften über dieſen Theil Italiens gelten kann. Das geographiſch-phyſiſch-hiſtoriſche Wörterbuch von

Toscana, von Repetti, auf 3 Bände (in 18 Heften) berechnet, gibt nicht nur einen geordneten Auszug alles Dessen, was bisher in zahlreichen Schriften über diesen oder jenen Gegenstand, diesen oder jenen Punkt des Landes und seiner Geschichte gesagt worden ist, sondern bietet, auf vielfache und fleißige neue naturwissenschaftliche Untersuchungen, wie auf Nachforschungen in Urkundenarchiven (namentlich im diplomatischen Archiv zu Florenz) gestützt, eine Menge bisher unbekannter Notizen, Kenntniß neuer Thatsachen und Verhältnisse, sowie in nicht wenigen Fällen Berichtigung und Ergänzung früherer Angaben. Der Theil der Halbinsel, dessen Beschreibung und Geschichte das gegenwärtige Werk beabsichtigt, umfaßt nicht nur das jetzige Großherzogthum mit den dazu gehörigen Inseln, sondern, dessen politische Grenzen überschreitend, einen Theil der Romagna und Massa Trabaria, das ganze Magrathal, die modenesische Lunigiana und Garfagnana, nebst dem Herzogthum Lucca.

Es ist ein großer Vorzug dieses Werkes, daß es sich nicht auf bloße Beschreibung des Bestehenden beschränkt, sondern mit der Gegenwart die ganze Vergangenheit umfaßt. Dazu trägt in Bezug auf die Gesammtübersicht die Vergleichung der Bevölkerung in verschiedenen Epochen, von der Zeit Cosmus I. bis zu der des regierenden Großherzogs, wesentlich bei. So finden wir z. B. in der Gemeinde von Anghiari im Tiberthal (das Städtchen selbst mit 1449 Einwohn.) im Jahre 1551 4385 Seelen; im J. 1745, 3387; im J. 1833, 6417 (in 25 Ortschaften); in der Gemeinde von Arcidosso (Flecken im Val d'Orcia, in der untern sienesischen Provinz mit 2816 Einwohn.) im J. 1640, 2606; 1745, 2317; 1833, 4365 Seelen; in der Gemeinde von Arezzo im J. 1551, 22,698; 1745, 17,610; 1833, 30,029, wovon auf die Stadt (mit 15 Pfarren) 10,402 (im J. 1551, 7750), der Rest auf die 62 Pfarren der Umgegend kommen. Eines der sehr seltenen Beispiele von Abnahme der Bevölkerung gibt die im rauhen Casentinergebirge gelegene Gemeinde Badia Tedalda, ein altes Lehn der Grafen von Montefeltro, mit einer Oberfläche von beinahe 48 □Miglien, welche im J. 1551, 3734; 1745, 1908; 1833, 1925 Einw. zählte.

Ein anderer, nicht minder beachtenswerther Punkt ist die physische Geographie, welche vom Verf., der naturwissenschaftlichen, namentlich mineralogischen und geognostischen Studien besondere Vorliebe zuwendet, sehr ausführlich und genügend behandelt wird. So finden wir u. A. eine sehr interessante Zusammenstellung der Mineralwasser, eingetheilt nach der Beschaffenheit und Structur des Bodens, aus welchem sie hervorsprudeln, nebst Angabe ihrer Bestandtheile und der Schriftsteller, welche ihre chemischen Analysen geliefert haben. Die berühmtesten unter denselben sind die Thermen von Lucca, aus dem schichtenförmigen Erdreich des Appennins entspringend, als deren Hauptbestandtheile kohlensaures Gas, kohlensaurer Kalk und Magnesia, schwefelsaure Magnesia und Alaun, hydrochlorsaure Soda und Magnesia zu bezeichnen sind, und deren Temperatur bei den verschiedenen, im Umkreis einer halben Miglie liegenden Quellen 24—45° R. beträgt. Nächst diesen sind zu nennen: die Quellen von Bagno in Romagna, mit Wasserstoffgas, kohlensaurem Gas, Schwefelwasserstoffgas, hydrochlorsaurer und schwefelsaurer Soda, Temperatur 32—35° R.; die Bäder von San Giuliano bei Pisa, aus vulcanischem Boden quellend, mit einer überwiegenden Menge von kohlensaurem Gas und einer Temperatur 33° R.; die Bäder von San Casciano, im Val di Paglia, nicht weit von Radicofani, mit kohlensaurem Gas, schwefelsaurem Wasserstoffgas, kohlensaurem Kalk und Magnesia, schwefelsaurer Magnesia und Ammoniac, Temperatur 30—36° R.; die Bäder von Monte Catini, zwischen Pistoja und Pescia, welche viel besucht und gebraucht sind u. s. w. — Es ist hier der Ort zu bemerken, daß der Prof. Giuli zu Siena, dem man die schätzbare „Statistica agraria della valle di Chiana" verdankt, sich auf Veranlassung der großherzogl. Regierung bereits seit längerer Zeit mit einer chemischen und medicinischen Beschreibung sämmtlicher toscanischen Heilquellen beschäftigt, von welcher der erste Band unter dem Titel: „Storia naturale di tutte l'acque minerali di Toscana, ed uso medico delle medesime" (Florenz, 1833) erschienen ist. Die darin behandelten Quellen sind: das Bad von Giunco Marino, in untern Arnothal, 14 Miglien von Pisa entlegen; die Mineralwasser bei Monte Cerboli in der Maremma (im Volterranischen, am Wege von Volterra nach Massa), wo sich, wie bei dem nahen Castelnuovo, die merkwürdigen Lagoni und Fumacchi *), oder vulcanischen Seen und Ausdünstungen befinden, welche eines der wichtigsten Phänomene dieser in naturwissenschaftlicher Hinsicht so interessanten Gebirgsgegend bilden, und endlich die bereits genannten Bäder von Monte Catini im Val di Nievole, bei denen besonders der medicinische Theil sehr ausführlich behandelt ist.

Die Notizen über die vormalige Benutzung der Bergwerke, namentlich der Silbermine (Argentiera) in der Nähe von Pietrasanta, zeigen, daß noch großer Reichthum ungenutzt und verborgen unter der Oberfläche des Bodens liegt, und der neulich in Anregung gebrachte Plan einer Wiederbelebung der Minenarbeiten mit Gewißheit auf günstigen Erfolg rechnen kann. Die genannte Argentiera wurde bereits im Mittelalter ausgebeutet: nach einer Urkunde vom Mai 1203 ward der Gewinn unter die Markgrafen Malaspina, den Bischof von Luni und einige Lehenbesitzer der Umgegend vertheilt; 1348 kam sie an die pisanische Republik. Cosmus I. begann die liegengebliebene Arbeit mit neuem Eifer, und sie wurde unter seinen Nachfolgern Franz und Ferdinand fortgesetzt, bis man am 18. Sept. 1592 das ganze Werk aufgab, indem der Gewinn angeblich zu gering, oder null war. 1565 lieferte die Mine 85,500 Pfund silberhaltiges Bleierz, woraus 188 Pf. Silber gewonnen wurden, während die Unkosten sich auf 27,975¹³ toscan. Lire beliefen; im J. 1574 lieferten 41,000 Pf. Erz 208¹⁰ Pf. Silber. — Das Kohlenbergwerk von Caniparola in Modenesischen, in der Nähe von Sarzana, wird seit Kurzem fleißig bearbeitet und gibt schon einen ansehnlichen Ertrag, der sich bald bedeutend steigern muß.

*) Diese Quellen, gewöhnlich Bagno a Morba genannt, etwa 800 Braccien über dem Meere liegend, wurden der florentin. Republik von den Volterranern am 13. April 1389 auf 28 Jahre um 10 Goldgulden jährlichen Miethzinses verpachtet. Die Republik wollte damals großartige Gebäude daselbst errichten lassen und die Bäder mit Wohnungen und Mauern umgeben, und ein geschickter Arzt, Maestro Cristoforo di Giorgio Brandolini, sollte die Aufsicht führen. 1472 kamen die Bäder mit dem ganzen volterranischen Gebiet an Florenz; im 16. Jahrhundert sanken sie fast völlig in Ruin und Vergessenheit. Endlich 1608 u. folg. wurden sie wiederaufgebaut. Die Zahl der Quellen beläuft sich auf 14. Ein Theil der obenbezeichneten Lagoni liegt bei dem Flecken Castelnuovo, ehemaligem Lehen der Familie Albizzi, dem volkreichsten im Volterranischen, mit der Umgegend 1500 Seelen zählend. Diese Lagoni sind größere oder kleinere Aushöhlungen, von wenigen bis 50 Braccien, im Boden, gefüllt mit schwärzlichem, kochendem Wasser, aus welchem fortwährend Gas emporsteigt. Die größern liegen auf den Abhängen des Berges. Bei denselben gibt es auch Löcher im Boden, aus denen kein Wasser, wol aber Dämpfe aufsteigen, und die daher vom Volke Fumacchi genannt werden. Die wirklichen Krater in diesen Höhlungen sind meist rund, von 6—12 Zoll im Durchmesser, mit festen Rändern. Der Boden umher scheint von immerwährendem Erdbeben bewegt zu werden. Die Temperatur des Wassers der Lagoni ist sehr bedeutend: ein Reaumur'sches Thermometer, welches 20 Grad über dem Siedepunkt des Wassers angab, reichte nicht hin sie zu bestimmen. Um den Rand herum findet man namentlich in der warmen Jahreszeit mineralische Concretionen und salinische Substanzen: krystall. Schwefel, Schwefeleisen, Schwefelkalk, Schwefelammoniak u. s. w. Der Schlamm, welcher die Lagoni des nahen Monte Cerboli füllt und in rheumatischen Leiden schon mit Erfolg angewendet worden ist, enthält Schwefel und Kieselerde in überwiegender Quantität (56%), schwefelsaure Magnesia und Kalk, kohlensauern Kalk, Borarsäure, Alaun und Eisenhyperoxyd. Die dort angelegte Borarfabrik beschäftigt viele Arbeiter und liefert reichen Ertrag.

Der Arno, als der namhafteste Fluß des Landes, verdiente wol eine eigne ausführliche Beschreibung. In einer Höhe von 2320 Braccien über dem Meeresspiegel, aus zwei aus den Steinmassen der Falterona entspringenden Quellen entstehend, 18 Miglien von den Tiberquellen, nicht über 25 Miglien von Florenz entfernt, nimmt dieser Strom im Casentinothale eine Menge kleiner Flüsse und Bäche auf, unter denen die Staggia, der Archiano, der Corsalone und die Rassina die bedeutendsten sind, drängt sich durch das enge Thal von Subbiano, erreicht, sich nach Süden wendend, die Ebene von Arezzo, und fließt dann in einer seiner frühern fast entgegengesetzten Richtung, auf der südlichen Seite des Pratomagno auf Florenz zu. Auf dieser Strecke nimmt er die Gewässer der Chiana, der Ambra, des Cerboli, der Sieve u. a. auf. Wichtiger sind die Nebenströme auf der Strecke von Florenz nach Pisa: die Greve, der Bisenzio, der pistojesische Ombrone, die Pesa, Orme, Elsa, die beiden Pescia, die Nievole und Era. Die gegenwärtige Gestaltung des Flusses läßt fünf verschiedene Becken erkennen, zwischen denen sich bei Subbiano, Imbuto, Incisa u. s. w. engere Thäler befinden. Der Fall des Arno auf den einzelnen Strecken wurde vom Pater G. Inghirami, dem Verf. der prächtigen großen Karte, trigonometrisch berechnet. Er beträgt von der Quelle bis zur Brücke von Stia im Casentino (7 Miglien Laufs) 1493 Braccien (213 Braccien auf 1 Miglie); von Stia bis zur Brücke von Bibbiena (12 Miglien) 273 Braccien; von Bibbiena bis zur Brücke von Caliano (11 Migl.) 146 Braccien; von dort bis zur Mühle von Imbuto (10 Migl.) 94 Braccien; von der Mühle bis Figline (18 Migl.) 146 Braccien; von da bis zur Mündung der Sieve (14 Migl.) 84 Braccien; von der Sieve bis Florenz (13½ Migl.) 45 Braccien; von Florenz bis zum Meere (62 Migl.) 75 Braccien. Die Gesammtlänge des Laufs beträgt 140½ Miglien.

Da Toscana in seinen meisten, ja in fast allen seinen Theilen ein Gebirgsland ist, so muß dies Gebirge die besondere Aufmerksamkeit des Geographen und Geologen wie des Militairs auf sich ziehen. Die Schilderung desselben in verschiedenen Beziehungen und unter verschiedenen Gesichtspunkten ist von so allgemeinem Interesse, daß ein Auszug daraus hier wol passend erscheinen dürfte, zugleich um eine Probe der Art zu geben, in welcher Repetti seinen Gegenstand behandelt. Da es vorerst nöthig ist, zu bestimmen, welche Strecke der großen italienischen Gebirgskette unter der Benennung der toscanischen Apenninen zu verstehen ist, so stehe hier die Bemerkung, daß der Verf. darunter diejenige Berglinie begreift, welche vom Kamm des Gottaro und den Quellen des Flusses Varo, des westlichsten Nebenstroms der Magra, sich bis zu der Alpe della Luna erstreckt, wo der durch die Romagna strömende Metaurus seinen Ursprung hat. Dieser Gebirgszug läuft in mehr oder minder krummer Linie von Nordosten nach Osten, in einer Ausdehnung von mehr denn 170 toscan. Miglien, zwischen 27° 22′ und 29° 52′ L., 43° 37′ und 44° 28′ Br. Der Kamm desselben dient geographisch als Naturgrenze nördlich zwischen Toscana und der Lombardei, nordöstlich zwischen demselben Lande und den Provinzen Romagna und Urbino. Die bedeutendste Höhe, Camporaghena, bei Fivizzano, ist 3424′ florent. Braccien (6153 franz. Fuß) über dem Niveau des Meeres; der Paß der Heerstraße oberhalb Fivizzano liegt 2367′ Braccien hoch.

Was die physische Structur des Gebirges betrifft, so laufen vom Kamm, wo die nach beiden Meeren zuströmenden Gewässer sich scheiden, rechts und links zahlreiche Verzweigungen ab, von denen auf toscanischer Seite einige sich bis an den Meeresstrand erstrecken, die Thäler der Magra, des Serchio, des Arno, der Cecina, des Ombrone und das obere Tiberthal einschließend, ohne die Nebenthäler zu rechnen. Es muß indessen bemerkt werden, daß nicht alle Höhenlinien, mit denen der größte Theil des toscanischen Continents bedeckt ist, derselben geologischen Formation angehören, wie sie sich auch nicht immer mit der Hauptkette verbinden. Denn wenn die Kette, welche dem toscan. Apennin zum Kamme dient, in ihrer Bildung und der Beschaffenheit ihrer Steinarten (fester, schichtenförmiger Kalkstein, Mergelthonerde, Sandstein verschiedener Gattungen) beinahe gleichförmig genannt werden kann, so sind darin sehr abweichend im Gange, in der Form und der Gattung des Gesteins jene Berge, welche beinahe unabhängig von der obern Kette zwischen angeschwemmtem Erdreiche sich unterbrochen in der Richtung von Westen nach Südosten, von der Alpe Apuana bis zum argentarischen Vorgebirge (bei Orbetello) erheben. Solcherart sind die Berggruppen der obengenannten Alpe, des Pisanerberges, die der Grafschaft Gherardesca (Maremmen), bei Campiglia, Massa marittima, Montieri, Roccastrada, Orbetello. Diesem Systeme schließen sich östlich an: die Erdarten der ausgebrannten Vulkane längs dem Flusse Fiora, der Trachit von Monte Amiata und die Lava von Radicofani, während südlich die Granit- und Serpentinmassen der Inseln Elba und Giglio aus dem Meere emporsteigen. — Es geht daraus hervor, daß viele Thäler Toscanas durch zwei Bergreihen verschiedenartigen Ursprungs begrenzt werden: von den unmittelbaren Antheilen der schichtenförmigen Centralkette des Apennin, während die andere Reihe den massenförmigen Gruppen der zuletzt beschriebenen Gebirge angehört. Die am vollständigsten entwickelte riesige Masse letzterer Gattung ist die Alpe Apuana (Petra Apuana) zwischen Lucca und Luni und den Thälern des Serchio und der Magra, deren höchste Spitze, der Monte Pisanino, 3503 Braccien über dem Meeresspiegel liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Was ist die augsburgische Confession.

Sie ist 1. der Grundstein der lutherischen Kirche; 2. die Scheidewand zwischen ihr und der päpstlichen; 3. die Wurfschaufel auf ihrer eignen Tenne; daher 4. falschen Brüdern ein Dorn im Auge; hingegen 5. der Augapfel aller Rechtgläubigen; 6. ihr Glaubensschild, an welchem alle feurigen Pfeile auslöschen, und 7. ein schützendes Heiligthum. So hat Harms in einer 1830 gehaltenen Predigt seine Zuhörer belehrt; ob auch erbaut, steht zu bezweifeln.

Literarischer Mordsinn.

Der Streit Rich. Bentley's mit Charles Boyle, dem nachmaligen Grafen Orrery, über die Echtheit der sogenannten Briefe des Phalaris in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts ist bei gebildeten Engländern in noch frischerm Andenken als bei uns die Streitigkeiten Lessing's mit Klotz und Götze. Die Anhänger Boyle's traten unter lächerlich-schreckhaften Drohungen gegen Bentley auf. Sie sagten nämlich, sie gehörten zu einer Körperschaft, deren Rache unsterblich wäre, und drohten unter Anderm, sein ganzes Leben hindurch monatlich gegen ihn ein Buch zu schreiben, ein ordentliches Buch und zwar ein lateinisches, um an allen Universitäten Europas seine Schande kund zu thun.

Friedrich II. in Rom.

Daß il gran Federico noch jetzt im Munde der Italiener sei, ist neuerdings in den „Briefen eines Lebenden" (I, 258 fg.) erwähnt und auch von Preuß in seiner Biographie Friedrich II. (II, 295 fg.) wiederholt worden. Schon Göthe hat erzählt, daß die Italiener ihn für katholisch hielten (Werke, XXVII, 183). So erschien der König denn auch noch ganz kürzlich auf dem Theater Pallacorda in Rom in einem nach ihm benannten Lustspiele in rothen Unterkleidern, mit einem blau und schwarzen Ordensbande, an dem der Stern mit einer Stahlkette befestigt war. Dazu trug er einen langen Galanteriedegen mit weißer Scheide. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 226. —— 14. Auguſt 1834.

Robert der Teufel. Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von E. Raupach.

(Fortſetzung aus Nr. 225.)

So durch die folgenden Acte hindurch windet ſich von Grad zu Grad die unnatürliche Buße. Von dem Narren Scapa verhöhnt, von der leidenſchaftlichen Cynthia geliebkoſt, muß er zu beidem ſchweigen oder darf nur ſchalen Unſinn reden und wie ein Hund bellen. Zum zweiten Mal ſchnappt ihm, als er die Prinzeſſin von einem wüthenden Löwen errettet, Oſorio den Ruhm und Lohn der That hinweg; er muß ſeinen Antheil daran verhehlen und ſehen, wie dem Zeugniß der immerfort an ihn glaubenden Geliebten widerſprochen wird. Endlich erſcheint ihm auch noch das blutende Geſpenſt eines alten ruchloſen Raubgeſellen und will ihm auf etwas plumpe Manier den Weg zum Guten verſperren, aber die ſingenden Stimmen in den Lüften laſſen ſich vernehmen und ſtärken ihn, ſeinen Weg fortzuwandeln. Als nun aber zuletzt die Sarazenen zu Tauſenden in das Land des Königs einfallen, Heerſcharen zur Gegenwehr aufgeboten werden, die mörderiſche Schlacht beginnt, ſchon die Scharen des Königs alle geſchlagen ſind, Oſorio feig aus der Schlacht entflohen iſt, da fühlt ſich Robert vom Geiſt getrieben, den Kampf zu entſcheiden. In weißer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſir ſtürzt er unter die Kämpfer, beſeelt Alles mit ſeinem Muthe, ſammelt noch ein Mal die zerſprengten Haufen und ſchlägt die Sarazenen völlig aus dem Lande. Demüthig, nachdem er dies vollbracht, legt er das Ritterkleid ab, verbirgt es in einem hohlen Baum und ſteckt ſich wieder in ſeine Narrentracht. Jetzt läßt aber der dankbare König aller Orten den verſchwundenen Retter ausbieten und ſchwört, ihm ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben. Cynthia, in dem feſten Glauben, Niemand könne der Heldenmüthige ſein als der Geliebte, willigt mit Freuden ein. Aber inzwiſchen hat ſich Oſorio hinterliſtig der abgelegten Rüſtung Robert's bemächtigt und damit bekleidet und erſcheint nun in den Schranken vor dem verſammelten Hofe, um ſein angemaßtes Recht geltend zu machen. Mit Entſetzen erkennt ihn, als er das Viſir öffnet, Cynthia. Ruhig muß ſich Robert noch einmal ſeine ſchönſte That entwenden ſehen. Der König hat ſein Ehrenwort gegeben; mit Gewalt zwingt er die widerſtrebende Tochter, ſich zur Hochzeitsfeier mit Oſorio zu ſchmücken. Voll Liebe und Verzweiflung entſchließt ſich nun Cynthia zu dem Letzten: ſie begibt ſich — was freilich das tragiſche Pathos etwas derb handhaben heißt — zur Nachtzeit vor die Hundehütte, wo der vermeintlich blödſinnige Robert hauſt, und beſchwört ihn mit Liebesſeufzern, ſeinen furchtbaren Wahnſinn, der ihr das Herz bricht, abzuſchütteln und ihr liebeglühendes Herz zu verſtehen. Da vergißt ſich der arme Gequälte, was ihm allerdings kein Vernünftiger verdenken wird; er umfaßt die Geliebte glühend und geſteht ihr ſeine Leidenſchaft:

> Ich liebe dich mit aller Liebeskraft,
> Die ungeweckt ſo lang' im Herzen ſchlief.
> Denn nie hab' ich geliebt und nichts geliebt,
> Du erſt erſchließeſt mir den ird'ſchen Himmel.

Bald aber beſinnt er ſich, ſchilt ſich verzweifelnd einen Mörder, ſpricht im Wahnſinn und fängt wieder an hündiſcherweiſe zu bellen. Vor dieſem „verfluchten Laut" entflieht Cynthia entſetzt, was ihr ebenfalls Niemand verdenken kann. Hierauf erſcheint dem armen Robert wieder der Höllengeiſt Drogo und will ihn abermals verführen. Jener aber nimmt ſich zum letzten Mal zuſammen, gebietet ihm im Namen Gottes, und der Spuk verſchwindet.

So ſteht denn nun die Prüfung auf der Spitze, und es iſt Zeit, daß ſie zu Ende kommt. Der Hochzeitmorgen, der Cynthia mit dem verhaßten Oſorio vereinen ſoll, bricht heran; vor der ganzen Verſammlung ſoll ſie ihm die Hand reichen, und eben iſt der wüthende König im Begriff, den halbwahnſinnig ſich Weigernden ſein Schwert ins Herz zu ſtoßen, eben ſpringt Robert außer Faſſung dazwiſchen und ſchleudert dem König die Waffe aus der Hand — da erſcheint Hilario fürerſt noch „nach hinten unſichtbar", und ruft grade zur rechten Zeit: es iſt vollbracht! Darauf ſowol von vorn als von hinten ſichtbar, führt der würdige Mann Robert's Aeltern, Hubert und Mathilde, hervor, führt ſie dem Sohn entgegen, entlarvt Oſorio's und ſeines Geſellen Scapa Betrügereien, wirft dem nun völlig Bewährten die überſelige Braut in die Arme, und dem verzeihenden Könige bleibt als Ende vom Lied nur die Schlußthat aller erweichten Väter übrig, nämlich ſeine weinenden Kinder zu ſegnen. Oſorio und Scapa werden verbannt. Beſſer wäre es geweſen, wenn

man ſie gehängt hätte. Die Schlußſentenz iſt für ein „romantiſches" Drama zu moraliſch und gewöhnlich:

Der Weg der Tugend führt durch kurze Pein
Auf Erden ſchon zu einer Himmelspforte.

Daſſelbe hat ſchon vor 40 Jahren der ſelige Lafontaine geſagt in vielen Romanen.

Um aber auf das Thema zurückzukommen, von welchem ausgegangen wurde, ſo iſt ſchon aus den mancherlei Seitenſprüngen, welche die dramatiſche Behandlung ſich erlaubte, und die man füglich Verirrungen nennen kann, ſichtbar, daß auch dieſer epiſche Stoff nicht völlig geeignet war, um daraus ein romantiſches Schauſpiel im modernen Sinne zu formiren. Daß etwas Vorzüglicheres als das Vorliegende geleiſtet werden konnte, iſt damit allerdings nicht in Abrede geſtellt. In dieſem begegnet uns leider nur eine von theatraliſcher Seite nicht ungeſchickte Scenerie, ein Aggregat hintereinander eingeſchobener Auftritte, welche, gleich dem Bilderkram eines Gukkaſtenmannes, nur dem Zufall nach zuſammengehören, und wo ebenſo gut ein Frühſtück des Paſcha von Aegypten wie das brandenburger Thor vorgeſtellt werden kann. Das Aeußerliche, das Beiweſen der Sage iſt beibehalten, aber das Innere, die Seele iſt weggelaſſen, und die Perſonen ſchwanken gleich „wolkigen Schattengeſichtern" in dem unangenehmen Zwielicht einer modernen Dichtart, welche in ihren Abnormitäten romantiſch zu ſein behauptet. Wenn einmal eine beſtimmte Sage zum Sujet eines Dramas gemacht werden ſoll, ſo iſt doch unſtreitig die einfachſte und natürlichſte Anfoderung, die hierbei gemacht werden kann, die, daß eben dieſe Sage in ihrer Beſtimmtheit aufgefaßt und auf die beſondere, ihr eigenthümliche Weiſe durchgeführt werde, daß ſie ihres angeborenen Weſens in der neuen Form nicht verluſtig gehe. Dies iſt aber in dem vorliegenden Gedicht ganz und gar nicht der Fall. Denn wo iſt jener finſtere Ernſt und die leiſe ſich hindurchziehende Ironie über denſelben geblieben, welche das wirkliche Volksbuch bezeichnen? Wo iſt jene trübe, unterirdiſche Gährung der ganz aufgeregten Geiſterwelt? wo iſt jene ahnungsvolle Nachtſeite der Natur ausgedrückt, welche der Roman ſo treu und ehrlich wiedergibt? wo iſt in dem wirklich verunglückten Drama jener Fluch der unterirdiſchen Mächte ausgedrückt, der den teufliſchen Sohn ſchon vor der Geburt anhaftet? wo iſt überhaupt das Diaboliſche ſeiner Natur? wo iſt endlich jenes kunſtvolle, dämmernde, ſchauerlich-düſtere Colorit, welches den Volksroman zu einem wohlgeſchloſſenen Cyklus ineinandergreifender Nachtſtücke macht? Statt deſſen begegnet uns ein geſchraubtes Pathos, welches, hohl und geiſtlos, nur ein Publicum erfreuen kann, welches, dem nährenden Mark des Lebens entfremdet, ſich an das matte Gewürz moderner Effecte allmälig gewöhnte, eine ſchale Heftigkeit der Perſonen ohne wahrhafte innere Leidenſchaft und eine naive Natürlichkeit, in welcher aller Reiz der Ironie vollkommen ausgetilgt und nur das Siechthum einer ausgedörrten moraliſchen Reflexion übriggeblieben iſt. Von einer Geiſterwelt, von einem beſtrickend-ſchauerlichen Walten verborgener Mächte iſt in dem Raupach'ſchen Stück gar nicht die Rede; ſtatt deſſen erſcheint das ſteifleinene Geſpenſt eines ordinairen Räuberhauptmanns (in Drogo), der ſo bleiern-plump von Haus aus iſt, daß er ſich nicht einmal an die Fineſſen der Hölle gewöhnen kann. Die Natur in ihrer Dämmerung, in ihrem vielgeſtaltigen Aufruhr, in ihrer böſen Liſt und mitternächtigem Grauſen, welche in dem Volksroman ſo bedeutend und ergreifend iſt, iſt in der Raupach'ſchen Bearbeitung gar nicht vorhanden, wo überhaupt alles Wunderbare und Tiefe ganz erloſchen iſt. Es iſt eine Oellampenhelle, wie ſie am Theaterabend das Parquet und Parterre beſcheint. Der Mond und die Sonne ſind nur von Goldpapier und erinnern lebhaft an den Rüpel in Shakſpeare's „Sommernachtstraum", welchen

Als wohlgehörnten Mond d' Latern' z' erkennen gibt.

Wie es einfach in dem alten Katechismus heißt: Waſſer thut's freilich nicht, ſo thut es auch hier nicht Blitz und Donner, grüner Wald und offne Heide. Dieſe Wälder ſind nur gemalt, dieſe Blitze ſind nur Colophonium, in dieſem Löwen ſteckt nur ein Statiſt, und dieſe ganze vorgeſtellte Welt iſt nur eine Decoration, über welche man beim hellen Tageslicht lachen muß. Wenn es einmal galt, aus dem vielgeſtaltigen Epos ein Drama und nicht blos einen Haufen zuſammenhangsloſer Scenen zu machen, ſo mußte wol jene Wunder- und ſchwüle Zauberwelt, jener dunkle Grund, auf welchem, wie der Dichter ſagt, gleich dem Regenbogen der Genius ſein zartes Gedicht zieht, vor Allem bewahrt werden, und der einfache Glaube an dieſe ſchrecklich-pulſirenden Naturgewalten, wie er in der alten Sage lebt, durfte nicht jenem ekeln Rationalismus der Poeſie Platz machen, für den es keine Tiefe gibt, und welcher Alles auf ſo nüchterne Weiſe hinſtellt, wie das Leben Derer iſt, die aus der Theaterloge zu ihrem Abendeſſen gehen und, körperlich wie geiſtig im Sande wohnend, die Bezauberung nicht kennen, die den empfänglichen Geiſt in einem pyrenäiſchen Felſenthal oder in einer Waldſchlucht der Normandie anwandelt. Daß die Bühne die Welt bedeute, iſt ein tiefes Wort; aber wenn dem verarmten Geiſt die Welt weiter nichts geworden iſt als eine Bretterbühne, und der maleriſche Blick des Künſtlers in die Ferne ſich zu einem bloßen Theaterproſpect heruntergebracht hat, dann wird der Dichter zum Maſchiniſten, die Charaktere werden zu Automaten, und das geheime Wort des Lebens, welches die Poeſie zu deuten hat, verwelkt zum tonloſen Souffleurgeflüſter, welches die Zuſchauer zu ennuyiren pflegt. Einer ſo ausgeleerten Phantaſie tritt freilich die ſtille, heilige Sage der Vorzeit hart und feindlich entgegen, gleich der Rieſenjungfrau von Erz, die den Verbrecher umarmt und ſeine erbebende Bruſt zum Geſtändniß zwingt.

Freilich iſt und bleibt es eine undankbare und unnöthige Mühe, Klagelieder über den Verfall der Welt, der Sitte, der Kunſt oder irgend eines Beſtehenden anzuſtimmen. Undankbar, denn es läßt den Trauernden leicht verkannt werden, ſo als ob er aus kurzſichtiger Schwäche an allem Daſein verzweifle; unnöthig, weil jetzt die Kunſt ſelbſt zur „Klagefrau" wird und ſich grade in Dem, was

man dafür ausgibt, unbewußt am hülfloseſten bejammert. Aber wem, ſo viel er vermag, noch irgend eine Umſicht verſtattet und die Jugendfriſche des Geiſtes, welche an den ewigen Quellen des Lebens ſaugt, noch nicht verwelkt iſt, der möge immer auf den Trümmern von Karthago ſitzen, nicht weinend wie Marius, ſondern Diejenigen herzlich beklagend, welche auf den wüſten Steinhaufen und zwiſchen morſchen Balken noch immer gleich Volkstribunen die Hoheit eines Staates vertreten wollen, der nur noch Vergangenheit iſt. So iſt es mit dem Drama. Die Tragödie iſt geſtorben, und wer ſie am wenigſten wieder ins Leben rufen wird, das ſind unſere Trauerſpieldichter. Das aber ſteht zu erwarten, daß die ewige Frühſonne auch über dieſer Memnonsſäule anbrechen und ſchönere Klänge dem ſchweigenden Stein entlocken werde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dizionario geografico fisico storico della Toscana, da *Emanuele Repetti*. 1. Bds. 1.—3. Hft.

Calendario Lunese per l'anno 1834.

(Fortſetzung aus Nr. 225.)

Zwiſchen beiden bezeichneten Linien gibt es ein drittes Syſtem, zur Natur des Erdreichs des höhern Meeranſatzbodens gehörig, von welchem man den größten Theil der niedern apenniniſchen Höhen und Hügel überdeckt findet, welche ſich an vielen Orten an die Flanken der zu einem der genannten Syſteme gehörigen Berge lehnen und dieſe bisweilen überziehen. Dies dritte bildet eine Intermediairzone zwiſchen der Centralkette und den Berggruppen der Niederungen, von den Quellen der Arbia und des ſieneſiſchen Ombrone bis nach Chiuſi und zum Fuße von Monte Amiata, während es von Siena aus, nach den Quellen der Elſa und Eva ſich wendend, die beiden Thäler derſelben bis zum untern Arnoufer und von da über die piſaniſchen Hügel bis zum Meere deckt. — Das Erdreich der Hauptkette des Gebirges gehört alſo ſeiner Structur nach größtentheils dem Schichten- und Lagerförmigen an, obgleich durchſchnitten von kryſtalliniſchen und maſſenförmigen Gängen, deren Beſchaffenheit jener der Gebirge des Küſtenſtrichs und der Inſeln ſehr ähnelt. Der bedeutendſte dieſer Gänge (von denen die meiſten von Serpentin ſind) iſt derjenige, welcher in der Richtung von Südweſten nach Nordoſten das Gebirge durchläuft, in das ſich das obere Tiberthal eröffnet, und ſich vom Fuß von Montauto bis Viamaggio auf der nördlichen Seite der Alpe della Luna erſtreckt. Solche Gänge ſchließen häufig Metalladern, namentlich Eiſen, Kupfer, ſilberhaltiges Blei, Eiſenerzbul u. ſ. w. in ſich, welche Subſtanzen (da, wo es noch nicht der Fall iſt) einen wichtigen Zweig der Induſtrie und des mineralogiſchen Reichthums bilden könnten.

Was Bergwerke und Minen betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß in der innern Linie des Apennin keine Marmorbrüche vorkommen. Zwei reiche Gypslager finden ſich zu Saſſalbo auf der Alpe von Camporaghena im Magrathal und bei Corſino im Serchiothal. Minen fehlen der Centralkette, wenn man nicht die unbedeutenden Verſuche, zu Pitegio im Limathal Silber und zu Montauto im Tiberthal Kupfer zu gewinnen, ſowie ein paar andere noch geringfügigere als ſolche bezeichnen will. Reich an Metall- und Marmoradern ſind dagegen die mehrerwähnten Berggruppen und die im Meere ſich erhebenden. Seit lange bekannt ſind die Marmorbrüche von Luni, Campiglia, im Piſanerberg, zu Caſtana u. ſ. w., während die unerſchöpflichen Eiſenminen der Inſel Elba, die bei Campiglia u. ſ. w., die Blei- und Silberminen von Verſiglia, bei Montieri, Maſſa marittima, Batignano u. ſ. w., die Kupferbergwerke in der Gegend von Maſſa, im Thal der Cecina und Merſa u. ſ. w. bereits in den älteſten Zeiten berühmt waren. Der Centralapennin iſt nicht reich an Mineralwäſſern, wenn man jene ausnimmt, welche an ſeinem Fuße in Berührung mit Erdarten hervorſprudeln, die von ſeinen vorwaltenden Steingattungen verſchieden ſind. Ueberfluß an Thermen, an ſaliniſchen, ſchwefelhaltigen und gasförmigen Subſtanzen haben dafür die niedrigern Apenninenhügel, die mit Conchylienmergel bedeckt ſind, ſowie die kryſtalliniſchen Berggruppen.

Das äußere Gerippe der Zweige, welche der Apennin nach dem adriatiſchen Meere hinſtreckt, beſteht vorzüglich aus leichtſpaltender Töpfererde, aus glimmerigem, kalkhaltigem Sandſteinſchiefer in ſehr flacher Lage, ſelten von apenniniſchem Kalkſtein unterbrochen. Dieſe Erdarten modificiren ſich allmälig zum Mergel und zur bläulichen Töpfererde, wie die Berge ſich verflachen und in die Ebene hinabſenken. Die Verzweigungen des Apennin nach dem Mittelmeere zu beſtehen gewöhnlich aus ſchichtenförmigem Kalkſtein von grauer oder hochblauer Farbe, mit Spath geädert. Dieſe Erde wechſelt oder, häufiger noch, deckt ſich mit glimmerigem Sandſchiefer und Glimmerkalkſchiefer. Die niedrigern Stellen längs den Thälern ſind nicht ſelten mit tiefen Lagern von Kies und Wäldern von ſpitzkeimenden, in Kohlenblende oder Ligniten verwandelten Pflanzen bedeckt. Letzteres findet ſich am häufigſten am Fuße der von maſſenförmigen oder kryſtalliniſchen Felsarten durchzogenen oder damit bedeckten Berge, namentlich an den äußerſten Weſt- und Oſtgrenzen der Alpe Apuana, zu Caniparola und bei Caſtelnuovo in der Garfagnana, bei den Bergen der Grafſchaft Gherardeſca, zu Saſſo Fortino bei den Serpentinmaſſen von Rocca Tederighi u. ſ. w.

Zu den merkwürdigſten Phänomenen in dieſem Gebirge gehören die Gasfeuer bei Pietramala (an der Straße von Bologna), die an Boraxſäure reichhaltigen Dämpfe der ſchon erwähnten Lagoni bei Monte Cerboli.

Der Rücken des Apennin, obgleich mehr flach als ſpitz, bietet keine Ausdehnung dar, welche auf den Namen einer Fläche Anſpruch machen könnte. Von unbedeutender Zahl und geringem Umfang ſind die kleinen Seen, welche man auf der Nordſeite des Gebirges findet, dort wo einige Flüſſe der Lombardei ihre Quelle haben, wie der Lagoſanto auf Monte Orſajo, die Seen Verde und Squincio auf der Alpe von Camporaghena u. ſ. w. — Obgleich die Apenninenkette im Allgemeinen als die Waſſerſcheide bezeichnet werden kann, ſo kommt doch das Beiſpiel vor, daß ein Strom von einer Seite auf die andere überfließt, wie es mit dem bologneſer Reno der Fall iſt, welcher auf der Mittagſeite des Gebirgs von Piſtoja entſpringt und ſich durch die niedrigſten Bergſchluchten bis zum nördlichen Abhange ſeinen Weg bahnt.

Die Seitenthäler des Apennin, ſowol auf der toscaniſchen als lombardiſchen und romagniſchen Seite, beſchreiben im Durchſchnitt eine mit der Hauptkette ſchräglaufende Linie, mit Ausnahme jener des Serchio, der Sieve und des Santerno. Der erſtere Strom wird auf dem rechten Ufer von der Alpe Apuana eingeſchloſſen, während die Sieve und der Santerno genöthigt ſind, eine bedeutende Strecke lang zwiſchen der Centralkette und den Verzweigungen zu ſtrömen, welche jener auf der Rechten in einer perpendiculairen, hierauf parallelen Linie folgen. Eine dieſer letztern, welche ſich bis zum obern Arnothal zwiſchen Arezzo und dem Caſentino erſtreckt, nöthigt den Arno, nach 30 Miglien Laufs in einem ſpitzen Winkel umzukehren.

Die bedeutendſten Nebenketten des toscaniſchen Apennin ſind jene, welche ſich vom Montepiano und von der Falterona aus erſtrecken. Die erſte ſteigt in ſenkrechter Linie zwiſchen den Thälern des Biſenzio und der Sieve hinunter, läuft dann von Weſten nach Oſten längs letztgenanntem Streme und begleitet ihn bis zu ſeiner Mündung in den Arno. Hier endet auch der Berg von Fieſole, deſſen Verzweigungen ſodann jenſeit des Stromes ſich an das Gebirge anſchließen, welches das obere Arnothal vom Chianti ſcheidet. — Die größte Gruppe,

welche man den Centralknoten nennen könnte, ist jene, in welche die verschiedenen Verzweigungen der Gebirge des Casentino oberhalb der Einsiedeleien von Camaldoli zusammenstoßen. Zwischen den Quellen des Arno und des Bidente erhebt sich die Höhe Scali, von welcher Arioste beide Meere erblickte, und mehr nach Westen die Falterona, welche durch die Consuma und den Pratomagno beinahe zu den Thoren von Arezzo reicht. Eine andere Kette, auf der entgegengesetzten Seite vom Gipfel des Trivio sich ablösend, scheidet nach Süden durch die Berge von Alvernia, Catenaja und von Cortona die Gewässer der Tiber von jenen des Arno und der Chiana. Von demselben Gipfel aus erstrecken sich nach Norden der Monte Comero, nach Nordosten der Monte Coronaro und die Balze, welche mittels des M. Feltro und der Alpe della Luna an die Gebirge von Urbino und Gubbio reichen.

Die Bergpässe, welche zu allen Jahreszeiten, den tiefsten Winter wegen des Schneefalls ausgenommen, von Fußgängern und Reitern benutzt werden können, gibt es viele. Die besuchtesten Saumstraßen sind: die über den Berg San Pellegrino, die des Saltello oberhalb Varga; der Paß des Ospitaletto oberhalb Siliano, welcher sich mit der neuen Heerstraße von Fivizzano bei Castelnuovo de' Monti verbindet (beide letztere Winters unbrauchbar); die Straße von Fanano im Pistojesischen, die alte Straße von Scarperia im Sievethal; der faentiner Weg; der von Forli, welcher über den Berg San Godenzo führt und sich längs dem Montone nach San Benedetto hinabzieht; die Straße von Bagno in Romagna, welche dem Strome Corsalone im Casentino zwischen Camaldoli und Alvernia folgt; die von Alvernia; die von Viamaggio und Cafate, welche, die Alpe della Luna übersteigend, zwischen dem Tiberthal und denen des Metauro und der Marecchia eine Verbindung bilden. Zu den Heerstraßen gehören: die Straße der Gisa oberhalb Pontremoli; die von Fivizzano, welche zwischen der Alpe von Campdraghena und dem Memmio übers Gebirge führt *); die lucca'sche Straße von Monte Fegatesi, welche über die Höhe delle Tre Potenze führt und sodann dem Strome Scoltenna folgt; die modenesische, welche von Pistoja nach Bosco lungo geht; endlich die von Florenz nach Bologna. Eine neue große Straße von Florenz über die Höhen San Benedetto und San Godenzo nach Forli ist gegenwärtig in Arbeit. — Die in alten Zeiten am häufigsten besuchten Straßen sind die von Pontremoli, im Mittelalter Via francesca oder romea geheißen, vielleicht eine Fortsetzung der des Aemil. Scaurus; die Straße, welche aus dem Sievethal über die Futa und Barigazza nach Bologna führte, wahrscheinlich in der Richtung der alten Via Cassia, von der sich dann ein anderer Zweig längs dem Lamone nach der Aemilia hinzog. Der höchste Punkt der erstern beträgt 1783, der zweiten 1560, der dritten 1555 Braccien über dem Meere.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese neue, für die Verbindung zwischen der Lombardei und der Küste des Mittelmeers wichtige Straße führt durch die Schlucht von Sassalbo (wie gesagt, 2357 Braccien über dem Meere) von Reggio aus bis zur genuesischen Straße unterhalb Sarzana. Obgleich Bergstraße, ist sie doch für Fuhrwerke bequem, indem ihr Fall nur selten und auf kurze Strecken zu 9 auf's hundert steigt. Das Material läßt nichts zu wünschen übrig. Der Vortheil würde für die großherzogl. Lunigiana noch bedeutender sein, wenn die Mauthsysteme der benachbarten Staaten minder hinderlich wären und sich zwischen Genua und Livorno ein Hafen befände. — Von dem Städtchen Fivizzano aus ist gegenwärtig eine Straße nach Pontremoli in der Arbeit, welche sich mit der letztgenannten verbindet und den Verkehr der einzelnen Theile dieses Gebirgslandes sehr erleichtern wird. Der viele Schnee ist freilich auf diesen Straßen ein großes Hinderniß. — Die Vollendung der Straße von Borgo san Sepolcro nach S. Angelo in Vado und Urbino, wodurch die Verbindung mit der Mark Ancona so sehr gefördert werden wird, ist sehr zu wünschen.

Bildermagazin für allgemeine Weltkunde. Oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Häfen, Paläste, öffentlicher Gebäude, Denk- und Grabmäler, Schlösser, Ruinen, Kirchen, Plätze, Brücken und anderer Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. Nebst einer ausführlichen Beschreibung derselben und mit Nachrichten von den neuesten Entdeckungen ausgezeichneter Reisenden; Darstellungen der Lebensweise und Gebräuche verschiedener Völker und Forschungen über die wunderbarsten Schöpfungen der Thier- und Pflanzenwelt. Jedes Heft enthält 3 Bogen Text und ebenso viele Stahl- oder Kupferplatten mit 6—9 Abbildungen. Erstes und zweites Heft. Leipzig, Hartleben's Verlags-Exped. 1834. Kl. Fol. Subscript.-Preis eines Heftes 12 Gr.

Der Eifer, mit dem mehre angesehene Buchhandlungen zugleich jetzt für allgemeine Volksbildung durch Unternehmungen wie die vorliegende thätig sind, kann nicht anders als erfreulich sein; der Unterricht kann nicht leicht zu vielfältig und reichlich werden. Daher ist der oben genannten ehrenwerthen Buchhandlung, deren Namen längst schon einen so guten Klang gehabt hat, und die in ihrer doppelten Wirksamkeit an der Donau und an der Pleiße eine bedeutsame Stellung einnimmt, glücklicher Erfolg von einer mit Einsicht und mit Aufgebot der tauglichsten Mittel begonnenen Unternehmung zu verheißen. Die vorliegenden zwei Hefte enthalten von Ansichten: I. London von der Waterloobrücke gesehen; das Börsengebäude in Paris; der Börsensaal. II. Lissabon in zwei (reizenden) Ansichten. III. Gegend bei Feldkirch; die Hängebrücke in den elysäischen Feldern zu Paris; Florenz. IV. Rio Janeiro; Aussicht vom Corcovado über die Bai von Rio Janeiro. V. Isola Bella (mehr aus der Nähe als die gewöhnlichen Ansichten); Coliseum in Regentspark zu London; Cornwallterrasse daselbst. VI. Sapienza und der Hafen von Modon; Napoli di Romania. Der Text enthält außer der erläuternden Beschreibung der ungemein netten Stiche mehrerlei anziehende Aufsätze, z. B. Bilder aus Ostindien, Skizzen aus England (von Arrian), über die im Jupitertempel zu Olympia entdeckten Skulpturreste, die Ruinen von Balbek u. s. w. Wir rufen Glückauf und sehen mit Verlangen den fernern Lieferungen entgegen. 10z.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die achte Lieferung dieses Werks (welche 42 Bogen enthält) ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 14. August 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 227. — 15. August 1834.

Robert der Teufel. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von E. Raupach.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Wenngleich es nach solchen Betrachtungen, die sich dem unbefangenen Beurtheiler des Vorliegenden von selbst aufdringen, keine belohnende Mühe sein kann, die sogenannten Charaktere, oder besser: Personen dieses „romantischen Schauspiels" im Einzelnen durchzunehmen, so glauben wir dennoch diese Mühe (in möglichster Kürze) deshalb übernehmen zu müssen, weil sich das Verfehlte, Unzusammenhängende und Ungenügende des Ganzen aus der Charakteristik dieser Nichtcharaktere am sichersten ergeben wird. Denn wiewol sich diese nicht auf all' die agirenden Ritter, Knappen, Fräulein, Pagen, Räuber, Banditen und Löwen erstrecken kann, so wird sich doch auch die „vornehme Gesellschaft" dieses Dramas ohngefähr so zusammengestellt zeigen, wie sich gleichgültige Reisende in einem Wirthshause begegnen, die sich so lange bei Bier und Imbiß von Diesem und Jenem unterhalten, bis Einer dem Andern unangenehm und so die ganze, übernächtige Versammlung nach Nord und Süd auseinandergesprengt wird.

Um mit den fürstlichen Personen den Anfang zu machen, so sind Hubert, Herzog von der Normandie, und Astolf, König von Italien, echte Regentenfiguren in dem beliebten Raupach'schen Genre. Es sind Fürsten, die man sich nicht anders denken kann als von ansehnlicher Leibesstatur, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem Scepter in der rechten und dem Reichsapfel in der linken Hand, in einem Purpurgewande, welches dem Theaterentrepreneur viel Geld kostet. Sie sitzen auf dem Thron mit Würde und Anstand oder bewegen sich langsam in wohlconstruirten Kreisen. Sie sprechen viel schöne Worte und berufen sich, wenn es darauf ankommt, Effect zu machen, auf Adam und Noah und alle Erzväter des alten Testaments. Handeln sieht man sie wenig, weil das diese Art von Würde in Verlegenheit setzt, und wenn sie wirklich in die Handlung eingreifen, so geschieht es häufig, daß sie ihren eignen Pomp auf das lustigste blamiren. So in der Schlußscene des dritten Acts der König Astolf. Als ihn Osorio zurückhalten will, sich selbst in den gefährlichen Kampf mit den Sarazenen zu wagen (ein Einwand, der an sich schon unstatthaft und für die Vorzeit sowie bei solcher Gefahr für jede Zeit durchaus unwahr ist, denn wir haben in der neuesten Zeit edle Fürsten mit Unwillen solche Vorstellungen der Ihrigen zurückweisen sehen), da ruft König Astolf begeistert aus: „Ich führe selbst das Heer!" Dies erwartet natürlich Jeder, weil es unter tausend Fürsten kaum Einen gibt, der nicht ebenso sprechen würde. Allein wenn nun Osorio einwirft: „Bedenke, Herr, dein Alter", und der König sich hierauf in folgende pathetische Worte ergießt:

> Der König altert nicht. Er steht zu hoch,
> Um das gemeine Menschenloos zu theilen;
> Die große Pflicht, die Liebe zu dem Volk,
> Das sind in ihm der ew'gen Jugend Mächte.
> Er kennt nur einen Preis, um den er wirbt,
> Ein glücklich Reich dem Sohne zu vererben,
> Und wie das Volk für seinen König stirbt,
> So weiß der König für sein Volk zu sterben —

so erwartet eine solche Sprache bei einer solchen Gelegenheit kein vernünftiger Mensch. Das ist ein Theaterkönig, der so spricht; das ist der leere, hohle Pomp, den schon Shakspeare in seinem „Hamlet" verhöhnt hat. Die Wirklichkeit lehrt es anders. Denn als im J. 1813 deutsche Fürsten ihre Völker zum Kampfe aufboten, da führten sie eine andere Sprache und achteten sich nicht „für zu hoch, um das gemeine Menschenloos zu theilen". Wenn unsere Tragödiendichter sich auf solche berechnete Stellen etwas zu gute thun, so mögen sie sich's gesagt sein lassen, daß heutzutage ein deutscher Fürst ein anderes Bewußtsein hat als dieser ungeschickte Astolf.

Besonders bezeichnend für die Fürsten in der Raupach'schen Tragödie sind zwei Elemente ihres Charakters, die sich, stets wiederkehrend, in den meisten vorfinden: das erste ist ihre weinerliche Milde zur unrechten Zeit, das zweite: ihr ängstliches Bestreben, sich überall gehörig zu repräsentiren. In die letzte Kategorie gehört Astolf, in die erstere Hubert. Ersterer ist ein ganz äußerliches und leeres Subject; er hat zu gar keiner andern Person eine innere Beziehung, nicht einmal zu der Tochter. Ueber eine solche Gestalt, die durchaus gar nichts Inneres offenbart, läßt sich im Grunde auch nichts sprechen, es müßte denn von seiner Nase oder Bart, von Rock oder Beinkleid die Rede sein. Aber dem Schöpfer solcher Figuren wäre ein tiefeingehendes Studium Shakspeare's sehr zu wünschen, um so mehr

als bei ihm die Lecture Shakſpeare'ſcher Dramen ganz unfruchtbar geweſen zu ſein ſcheint, wie ſich aus der geiſtloſen Nachahmung ergibt. Shakſpeare hat in einigen ſeiner Stücke auch ſolche blos repräſentirende Figuren, die, wie A. W. Schlegel richtig ſagt, eigentlich nur da ſind, um das Ganze einzurahmen, ſo z. B. Theſeus und Hippolyta im „Sommernachtstraum". Aber dieſe Perſonen ſind in ihrer Einſeitigkeit und abſtractem Weſen ſelbſt ganz vollendet und ſtellen die äußerliche Seite des Fürſtenthums ſo vollkommen dar, daß ihr Benehmen völlig wahr und natürlich bleibt. Bei Raupach dagegen zeigt ſich nur die hochfahrende Abſicht, welche am Ziel vorbeitrifft, die ängſtliche Unbeholfenheit, welche die Sache nicht verſteht und ſich lächerlich macht, ganz auf dieſelbe Weiſe, wie ein plumper Menſch, der den Stutzer ſpielen möchte, ſich in ſeinen eignen Putz nicht finden kann. Dagegen ſollen nun in unſerm Drama Hubert, der Fürſt der Normandie, und ſeine Gemahlin Mathilde mehr Seele und Gemüth zeigen. Es kommt aber bei dieſem Beſtreben nur zu weinerlichen Reflexionen und einer ſentimentalen, weichlichen Weltbetrachtung, wie ſie allerdings ſchwächlichen Perſonen eigen iſt, die allerlei Hauskreuz zu erdulden haben. Hubert und Mathilde betragen ſich deshalb nicht wie Fürſten, die in dem Geſchicke, einen von Gott und allen Heiligen verfluchten Sohn zu haben, die Gewalt eines dunkeln Verhängniſſes und den furchtbaren Einfluß unterirdiſcher Mächte erkennen, eine Auffaſſung, die dem Geiſte des alten Epos nicht unangemeſſen wäre, ſondern ſie benehmen ſich wie zwei bürgerliche Eheleute aus dem Mittelſtande, die eine Range von Kind haben, bei dem weder Hunger noch Ruthe mehr hilft, was ſie gutmüthig im chriſtlich-häuslichen Sinne für eine Prüfung vom lieben Gott halten, der Jedem ſein Maß austheilt und den Einen mit ungezogenen Kindern, den Andern mit einer böſen Frau begabt. Eine ſolche Anſicht aber, wo man, um ſich im Chriſtenthum zu befeſtigen, das Geſangbuch oder die „Stunden der Andacht" zur Hand nimmt und dann ruhiger ſein Tagewerk treibt und Herzeleid duldet, iſt dem Geiſt der alten Sagenwelt ganz fremd, und zeugt von der Unfähigkeit, ſich in jenes ſtärkere, ergrimmtere, rauhere und, obgleich weniger frömmelnde, doch tiefere Bewußtſein zu verſetzen. Denn der Glaube des Mittelalters mit ſeinen trüben Sagen iſt nicht der Spinnrockenglaube alter Weiber von heute, welche mit Hexen, fliegenden Drachen und Zauberei deshalb nichts zu thun haben wollen, weil es das „Noth- und Hülfsbüchlein" verbietet, ſondern dieſer Glaube iſt ſo felſenfeſt und ſtark, daß er die ganze Natur mit allem Licht und Schatten umfaßt und ſie zu beſeelen weiß, daß er in das Mark der Erde ſelbſt dringt und ſeine Zwerge, Rieſen und Geſpenſter hervorgräbt. Er weiß dieſe feindlichen Naturmächte als ſein eignes Wiſſen und Weſen, mit denen er zu kämpfen hat, und kann ſich deshalb nicht ruhig und läſſig mit in den Schoos geſchlagenen Händen dem ſchläfrigen Bewußtſein überlaſſen, daß er geprüft werde und ſich in Geduld fügen müſſe, ſondern nur in dem Kampfe, den er beſteht, und in der Stärke des Ertragens, wenn er gezwungen der Gewalt weicht, findet er die Gottheit — an der er zu ſeiner Zeit auch zu verzweifeln verſteht — wieder. Hubert und Mathilde nun, in ihrer frommen Schläfrigkeit reflectirend und Betrachtungen anſtellend, übergeben Robert den Teufel den Händen des frommen Eremiten ganz in derſelben Stimmung, wie etwa heutiges Tages ein verlegener Vater ſein ſauberes Söhnchen einer Anſtalt für ſittlich-verwahrloſte Kinder anvertraut. „Wir vermögen es nicht", rufen ſie aus, „unſer Kind zu ziehen, aber dieſe Leute werden es verſtehen und ſind darauf eingerichtet." Der fromme Hilario, ein Mann, der dazu eigens aus England verſchrieben worden iſt, thut auch den Aeltern den Gefallen, blos weil ſie ſo fromm ſind, und nimmt den Böſewicht in Empfang. Hierauf wird das Vertrauen der fürſtlichen Aeltern ſo felſenfeſt, daß ſie ſich unter Ausſtellung einer Generalvollmacht an den heiligen Mann gänzlich von der Affaire und damit auch von dem Schauplatz der Handlung zurückziehen, wo ſie auch, genau betrachtet, von nun an ganz überflüſſig ſind. Erſt am Schluſſe des Ganzen kommen ſie wieder, um das gebeſſerte Pfand von dem wunderthätigen Magus zurückzuempfangen und ſich über ſeine Verwandlung mit gebührendem Weinen zu erfreuen. Bevor aber die Kritik von ihnen Abſchied nimmt, ſtehe hier eine Stelle aus dem Stück, welche einen ſattſamen Blick in den Hausſtand der in Rede ſtehenden Perſonen verſtattet und beweiſen wird, wie außerordentlich ordinair dieſe vornehmen Perſonen miteinander ſchwatzen.

Hubert.

Laß uns nicht murren wider Gottes Fügung!
Denn auch das Böſe dienet ſeinem Rath,
Wir ſind nicht ohne Schuld; und ob wir ſie
Schon abgebüßt, weiß nur der Herr der Gnade.
Seh' auch die frommen Patriarchen an:
Den größten fiel ein gleiches Jammerloos,
Denn Adam war des erſten Mörders Vater,
Und Noah zeugte den ſchamloſen Ham.

Mathilde.

Laßt, lieber Herr! der Menſch iſt nicht ſo ſchlecht (?),
Daß fremdes Leid ihm Troſt gewähren könnte.
Es gibt auch keinen zwiſchen Erd und Himmel
Für unſer Leid; ein ungerathnes Kind
Iſt ein Geſchwür im Innerſten des Herzens,
Das jeden Pulsſchlag uns zur Hölle macht.

Hubert.

Muth, liebes Weib! nur Muth u. ſ. w.

Wenn das nicht ſalbadern heißt, ſo wüßten wir nicht, was ſo zu nennen wäre. Man überſetze einmal dieſe markloſen Jamben in eine gewöhnliche Proſa, man ſchreibe anſtatt Hubert und Mathilde: Veit und Roſine, und dann frage man ſich aufrichtig, ob eine ſolche Mishandlung der Poeſie, ein ſolches Verſemachen ins Blaue, eine ſolche Verlaſſenheit von allen Göttern und Muſen, ein ſo verwelktes Gefühl für alles Schöne, ob eine ſo ganz triviale Sprache und dieſe durch Mark und Bein gehende Verhöhnung der alten tiefen Sage zu ertragen und zu vertheidigen ſind.

Ueber die langweiligen Perſonen des Prinzen Oſorio

und des Eremiten Hilario kann die Beurtheilung sehr schnell hinweggehen. Der Erstere ist eine vollkommene Null; er ist so außerordentlich unbedeutend, daß man ein König Astolf sein muß, um über ihn aufgebracht zu werden. Daß die Prinzessin Cynthia ihn nicht zum Gemahl wünscht, ist ihr nicht zu verdenken, aber zu verwundern ist, wie sie sich überwinden kann, ihn nicht zum Narren zu haben. Der heilige Mann Hilario macht ungefähr denselben Eindruck wie die stummen Isispriester in Mozart's „Zauberflöte" mit den langen weißen Röcken und hohen Mützen, d. h., seine ganze Heiligkeit besteht nur aus einer hohlen Würde und äußerlichen Repräsentation, die zwar Köpfen wie Astolf und Hubert imponiren mag, den Leser aber gleichgültig läßt. Wie bei allen Charakteren dieses Dramas, so ist auch seine Beziehung zu der Sache eine ganz äußerliche; das Wunder, das er verrichtet, berührt ihn selber kaum, geschweige daß es als Hauch des Göttlichen sein ganzes Wesen durchdringen sollte. Er verrichtet es wie eine ganz indifferente Handlung, wie wenn ein Mensch sein Sonntagskleid an- und ablegt. Statt der innern Weihe hat er nur lange Reden über Tugend, Reue und Gnade, welche sehr nahe mit dem Geschwätz unserer modernen Sittenprediger verwandt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Dizionario geografico fisico storico della Toscana, da *Emanuele Repetti*. 1. Bds. 1.—3. Hft.

Calendario Lucese per l'anno 1834.

(Beschluß aus Nr. 226.)

In Bezug auf die Vegetation ist das Aussehen des Apennins im Durchschnitt einförmig. Während weniger Monate bleibt der Schnee liegen, am häufigsten auf der Mittagseite. Das Gebirge ist größtentheils von jenen Buchen- und Tannenwaldungen entblößt, die dasselbe einst bedeckten. Die Striche, welche eine Ausnahme machen, sind Boscolungo im Gebirge von Pistoja, die Gegend von Castel Guerrino und Casaglia zwischen den Flüssen Sunterno und Lamone, und die von der Falterona bis Camaldoli, die Königin aller Apenninenwaldungen, welche das Schauspiel der großartigsten und reichsten Waldnatur bietet. Auf den höhern, aber minder unzugänglichen Theilen des Gebirges finden sich die besten Weideplätze, und eine Menge heilsamer Kräuter und Pflanzen sprossen zwischen dem Gesteine. Die Kastanie ist der in der Hälfte der Höhe und auf den in die Thäler sich hinabziehenden Bergrücken am meisten fortkommende Baum und liefert neben der Kartoffel und dem spärlichen Getreide dem größten Theil der Bewohner seine Hauptnahrung. Die Waldungen von Eichen, Buch- und Steineichen, welche die südlichen Abhänge deckten, erscheinen jetzt selten und verstümmelt im Mugello, wo gegenwärtig Apfel, Pflaume, Nußbaum, Fichte, Cypresse, Maulbeer-, Oelbaum, Weinrebe an deren Stelle getreten sind. Die Rebe scheint, im Mugello sowol als im Casentino, in vorigen Jahrhunderten von den Apenninbewohnern mit mehr Sorgfalt denn heutzutage bebaut worden zu sein. Was in Bezug auf das Klima merkenswerth erscheinen darf, ist der Umstand, daß man im frühen Mittelalter auf dem Apennin der Garfagnana, auf der Falterona und bei Camaldoli, Rebe und Oelbaum findet, wo der gegenwärtige Zustand der Atmosphäre das Wachsthum derselben nicht mehr gestattet.

Die fetten und reichen Weiden der Schweizer-Alpenthäler fehlen dem toscanischen Gebirge. Die nicht zahlreichen Heerden, welche im Sommer auf den Gipfeln und Abhängen der Höhen weiden, werden des Winters in die Maremmen hinuntergetrieben. Die Zahl angelegter und gepflegter Weideplätze, wie im Mugello, ist nur gering; doch macht die Viehzucht daselbst Fortschritte. Zu den der Industrie nützenden Hausthieren rechnet man in verschiedenen Theilen die Schweine und zahlreiches Geflügel. Die Bären sind ganz ausgerottet, Füchse, Wölfe und Marder kommen ziemlich häufig vor, Eber und Rehböcke finden sich in den Maremmenwaldungen. Von Raubvögeln sind im Gebirge von Camporaghena und der Alpe Apuana der Königsadler und der rothgeschnäbelte Alpenrabe (Pyrrhocorax alpinus) einheimisch; in andern Theilen Falke, Sperber, Eule, Rabe u. s. w. Ueber diese gefiederte Einwohnerschaft gibt das schöne Werk des Prof. P. Savi zu Pisa: „Ornitologia toscana" (3 Bde. mit vielen Abbildungen), genügenden Aufschluß.

Diese Notizen mögen hinreichen, von dem Inhalte und der Behandlungsweise des Repetti'schen Buches einen Begriff zu geben. Das, was schon jetzt geliefert ist, steht als ein Denkmal ausdauernden Fleißes da, und nach der Vollendung werden wenige Länder eine so umfassende und nützliche Arbeit in dieser Gattung aufzuweisen haben. Die sardinischen Staaten, wo in neuester Zeit für Geschichte und Topographie so viel Lobenswerthes gefördert wird, haben auch in diesem Falle nicht zurückbleiben wollen. Der Prof. G. Casalis zu Turin hat die Bearbeitung eines ähnlichen Werkes unternommen, wovon das erste Heft unter dem Titel: „Dizionario geografico storico-statistico-commerciale degli stati di S. M. il Re di Sardegna", vor Kurzem in Turin erschienen ist. Piemont besaß bereits ein Werk dieser Art von Onorato Derossi, und Savoien das „Historisch-literar.-statist. Wörterbuch der Departements des Montblanc und Leman", vom Abbé J. L. Grillet; beide aber konnten gegenwärtig nicht mehr genügen, und so war das neue Unternehmen um so wünschenswerther, als es die Insel Sardinien umfaßt, welche in mancher Hinsicht gewissermaßen noch eine terra incognita ist, und in Bezug auf welche ihr wackerer Geschichtschreiber, der Chev. Manno, dem Verf. obengenannten Wörterbuches, dem alle amtlichen Mittheilungen zu Gebote stehen, thätig an die Hand geht. Das Geschichtliche ist in diesem Werke, welchem sechs Karten — das Königreich und dessen einzelne Theile enthaltend — beigegeben werden sollen, mit Vorliebe behandelt. — Um wieder auf Repetti zurückzukommen, so wäre es ungerecht, wenn man demselben einzelne Irrthümer, welche hier und da vorkommen mögen, zur Last legen wollte. Wie oft man da, wo es auf genaue Bestimmung des Factischen ankommt, noch im Dunkeln umhertappt, wo man es kaum vermuthen sollte, zeigt, um nur ein Beispiel anzuführen, der Umstand, daß Hr. Zuccagni bei einem Besuche der Insel Elba zum Behufe seines mehrgenannten Atlas über 40 Irrthümer der bisherigen Karten entdeckte, obgleich die Inghirami'sche schon erschienen war und so Vieles festgestellt und berichtigt hatte.

Einem solchen Mangel abzuhelfen, sind nur genaue topographische Arbeiten über einzelne Provinzen und Districte im Stande; und es wäre sehr zu wünschen, daß bald mehre Gegenden eine so umsichtige und interessante Beschreibung erhielten, wie Girolamo Sargiolli sie in dem kleinen Werkchen, welches in der Ueberschrift dieser Bemerkungen angeführt ist, unter dem bescheidenen Titel eines Almanachs der Lunigiana für die beiden Gemeinden Fivizzano und Casola geliefert hat. Diese bilden einen Theil der schon genannten toscanischen Provinz, welche großentheil vom Flusse Magra durchströmt wird, der auf dem M. Orsajo entspringt und nach einem Lauf von 36 Miglien in das Mittelmeer fällt. Sie liegen unter dem 27° 41′ 20″ und 27° 55′ L., 44° 6′ 20″ und 44° 21′ 30″ n. Br. Der Umfang der erstern beträgt 79^{67} □Migl., der der zweiten 15^{16}. Das Land ist meist gebirgig, indem es auf zwei Seiten von der Hauptkette des Apennin und der Alpe Apuana begrenzt wird. Hier liegt der höchste Punkt der toscanischen Gebirge, die mehrerwähnte Alpe von Camporaghena. Die Berge, die höhern Spitzen ausgenommen, sind meist bewachsen;

die Kastanienwaldungen (21,565 Quadrate einnehmend, deren beinahe 803 auf eine toscanische □Migl. gehen) reichen bis zur Höhe von 1620 florent. Bracc. über dem Meere; die Weinrebe (mit dem Oelbaum auf 9031 □) zu 1100, der Oelbaum zu 900 Bracc. Die Tanne, welche einst die Höhen bekleidete, ist verschwunden; die Waldung nimmt 13,047 □ ein. Der Schnee verschwindet gewöhnlich vom Apennin gegen Ende Aprils, selten bleibt er in den tiefsten Schluchten der Alpe di Mommio den Sommer über liegen. Die Bergströme sind viele an der Zahl und zum Theil fischreich, und sie vereinigen sich meist mit der Aulella und dem Rosaro; ihr Wasser ist frisch und hell. Das Klima ist im Sommer gemäßigt, im Winter weniger rauh, als die hohe Lage vermuthen lassen sollte. Der Schnee bleibt selten länger als 3 Tage in den Thälern und auf den Hügeln liegen. Von den Winden ist der Nordost der lästigste und nachtheiligste; die Temperatur ist im Ganzen sehr unbeständig, sodaß Brust- und Lungenleiden sowie Entzündungen häufig sind.

Die Hauptorte der beiden Gemeinden sind: Fivizzano, ein Städtchen mit 1800 Einw., auf einem Hügel auf dem linken Ufer des Flusses Rosaro, Sitz eines königl. Vicars und der Gemeindeverwaltung; Casola, ein Flecken am Zusammenfluß des Stromes Tassonara mit der Aulella. Die erstere Gemeinde hat 42, die andere 9 Pfarren, neben verschiedenen kleinen Dorfschaften und Häusergruppen. 1815 betrug die Bevölkerung 13,783 Individuen, 1833: 15,149, wobei zu bemerken ist, daß 1816—18 die Zahl sich durch Hungersnoth und Typhus um 2460 verminderte und 1830 und 31 die Kinderblattern herrschten. Die mittlere Zahl der zu einer Familie gehörenden Individuen ist 5^{03}; auf die □Migle kommen im Durchschnitt 159^{66} Individuen. Jährlich wandern etwa 1700 Männer auf 2—3 Monate nach den Niederungen der Lombardei (dem Brescianischen und Mantuanischen), den Maremmen und der Campagna di Roma, nicht wie die Abruzzesen aus Mangel, sondern aus Gewinnsucht. Für die Provinz ist dies ein offenbarer Nachtheil, wenn auch Manche, die im Durchschnitt jährlich dadurch einkommenden 60,000 Lire betrachtend, das Gegentheil zu glauben versucht sein möchten. Bringt man in Anschlag, daß das Land keineswegs übervölkert ist, daß es sowol der Industrie als dem Ackerbau an Händen fehlt, daß man Pflüger und Schnitter aus der Lombardei holen muß; bedenkt man noch dazu, daß viele ihre Gesundheit oder gar das Leben in jenen ungesunden Strichen einbüßen (des der Moralität erwachsenden Nachtheils nicht einmal zu gedenken), so wird man bald einsehen, daß jener Gewinn nur imaginair ist.

Das Verhältniß der Landbauer zur Bevölkerung ist wie 1 : 3. Ackerbau und Landwirthschaft wie die Viehzucht im Besondern werden aber ziemlich sorglos betrieben, sodaß der Ertrag bei weitem nicht so bedeutend und so gut ist, als er sein könnte und sollte. Die Leichtigkeit des Erwerbs von den Kastanienwaldungen (welche im Durchschnitt 101,044 flor. Scheffel liefern, wovon etwa 23,000 nach dem Genuesischen und der Lombardei versandt werden und 69,000 Lire einbringen) verleitet zur Unthätigkeit, wobei namentlich Wein und Oel (jener jährlich 53,500 Faß zu 140 Pfd., welche nicht für den Bedarf reichen; dieses 4777 Faß zu 90 Pfd., wovon der Ertrag der Ausfuhr auf 43,000 Lire angeschlagen werden kann) leiden. Hanf wird im Durchschnitt 96,750 Pfd. gewonnen, wovon 18,000 in den Handel kommen. Einer der Hauptzweige des Verkehrs ist der mit Fellen und Leder. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Getreide, Wein, Flachs, Butter u. s. w.; das Passivum des Handels beläuft sich auf 53,784 Lire, könnte aber durch größere commercielle und industrielle Thätigkeit leicht ausgeglichen werden. In die Viehzucht sind keine der zahlreichen neuern Verbesserungen eingeführt worden; die numerische Quantität des Viehs beläuft sich auf 42,623 Stück, deren Capital 770,706 Lire und jährlicher Ertrag 247,265 Lire.

Mancher möchte glauben, alle diese Details seien, im Betracht eines kleinen abgelegenen Gebirgslandes, das wenige deutsche Meilen im Umfange hat, wenn nicht überflüssig doch lästig; man bedenke aber, daß es Bausteine zum großen Ganzen sind, und daß Statistik und Nationalökonomie ohne solche Details keine feste Begründung haben können. Lobenswerth ist daher der Fleiß, mit welchem der Verf. alle diese Angaben zusammengestellt und vergleichende und Uebersichtstabellen entworfen hat, neben passenden Lehren zur Verbesserung einzelner Industriezweige. Dank muß man ihm auch wissen für den vorurtheilslosen Freimuth, mit dem er manche Gebrechen aufgedeckt hat, um deren Abhülfe zu bezwecken. Es ist freilich traurig zu sehen, daß die Zahl der die Schulen Besuchenden sich zur Bevölkerung wie 1 : 70 verhält, während in deutschen Staaten das Verhältniß sich wie 1 : 7 stellt. In den letzten 11 Jahren war die Zahl der Verbrechen im Durchschnitt jährlich 18, also war deren Verhältniß zur Einwohnerzahl wie 1 : 760. Zwei Drittel davon sind Verwundungen, Ermordungen und sonstige Gewaltthätigkeiten.

Dieses Jahrbüchlein, welches in Toscana allgemeines Aufsehen gemacht und lebhafte Anerkennung gefunden hat, soll auch künftig fortgesetzt werden, nicht nur für den großherzoglichen Antheil der Provinz, sondern auch für den modenesischen u. s. w., der in Bezug auf die Chorographie wol noch mehr Interesse haben dürfte. Die nächste Lieferung wird die Gemeinden Bagnone, Filattiera, Albiano, Terrarossa und Greppoli umfassen. *) 85.

Die alten Franken. In historisch-romantischen Bildern geschildert von Lommel. Erstes und zweites Heft, mit zwei Kupfern. Nürnberg, Campe. 1832—33. 8. 16 Gr.

Die für Würzburg und seine Freiheiten und Gerechtsame entscheidenden Jahre von 1525—28, wo es den, ihrer Wiedergewinnung wegen mit dem schwäbischen und fränkischen Landvolke zu Schutz und Trutz geschlossenen Bund endlich mit dem Blut seiner tapfersten Bürger nutzlos bezahlen mußte, dienen zum Rahmen der frühern Geschichte des Frankenvolkes, welche der patriotische Verf. in anziehenden Partien darin vertheilt hat. Zuerst führt er uns an einem Märzabende des Jahres 1525 in ein würzburger Wirthshaus. In bewegten Zeiten findet sich das Volk beim Kruge zusammen und theilt sich seine Sorgen und Hoffnungen mit. Haben wir hier vernommen, wie es um die Gehorchenden beschaffen ist, so lehrt uns der zweite Abschnitt, wie man im Cabinet des regierenden Bischofs denkt, und der dritte endlich, was die tollsten Köpfe von Würzburg beabsichtigen. Bis dahin liest sich Alles wie ein Roman von Walter Scott. Der vierte Abschnitt bewegt sich in der Zelle des aufgeklärten Augustinermönchs Ambrosius, der zugleich als Pfarrer Friedrich den Bauern das Evangelium verkündet und daheim Vorlesungen zu halten scheint, denn in seiner Zelle sieht es aus wie in einem Auditorium. Wirklich finden sich Schüler ein, und Pater Ambrosius docirt nun deutsche Geschichte. Er thut das mit beredtem Munde; seine Darstellung der Vorzeit bis zum Frankenkönig Pharamund ist interessant, körnig, oft wahrhaft gediegen; allein wir besorgen, viele Leser der ersten Abschnitte werden sie hier nicht erwartet haben und überschlagen. Die Episode ist etwas zu lang gerathen. Die folgenden Skizzen: „Der sterbende König", „Die beiden Nebenbuhler", „Der fränkische Brutus", sind nicht minder trefflich und zugleich kürzer; sie werden leichter Eingang beim großen Publicum finden und des Verf. Weise Freunde gewinnen, was sie so sehr verdient. Als gelungene populaire Behandlung der vaterländischen Geschichte können die beiden vorliegenden Heftlein nicht genug empfohlen werden. Daß wir auch die Ausstattung rühmen können, macht uns Freude. 30.

*) Diese fünf Gemeinden umfassen einen bedeutenden Theil des Magradals und zählten (1832) auf 43 Quad.-Miglien 8667 Einwohner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 228. —— 16. Auguſt 1834.

Robert der Teufel. Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von E. Raupach.

(Beſchluß aus Nr. 227.)

Am meiſten unter allen Perſonen des Stücks iſt zu ſagen und zu rügen über den Helden ſelbſt, über Scapa und Cynthia, wiewol von der Letztern geſagt werden muß, daß ſie — Vieles bei Seite geſetzt — noch die gelungenſte Figur des Stücks iſt. Denn ſie beſitzt mindeſtens einen Schein von Leben, Selbſtändigkeit und Jugendfeuer, wenn auch ihr romantiſches Weſen etwas nach der Galanterie des 19. Jahrhunderts und ſeiner Verbildung ſchmeckt. Dabei zeigt ſich jedoch in ihrer Art zu lieben eine gewiſſe rohe Heftigkeit, wie ſie ſelbſt dem frühen Alter der Sage fremd war. Es kommt ſo heraus, nicht als ob ein innerer, mächtiger und geheimnißvoller Zug ſie an den unglücklichen Büßenden feſſelte, ſondern als ob ſie im Sinne einer unartigen und verzogenen Tochter einmal ihren Kopf darauf geſetzt hätte, den beſtenden Unhold und keinen Andern zu lieben. Um dieſen Eindruck zu vermeiden, hätte der Dichter ſchicklichere Motive zu dieſem Verhältniſſe wählen müſſen. In dem Stück aber erzählt nur die Prinzeſſin ihrer Vertrauten Camilla, welche eigentlich nur da iſt, um die Monologe zu verhindern, wie ſie einen Traum gehabt von einem ſchönen Prinzen, der aber etwas verrückt geweſen, in ſchlechter Kleidung einhergegangen ſei und immer wie ein Hund gebellt habe. Als nun der büßende Robert erſcheint, erkennt ſie ihn an dieſen Merkmalen auf der Stelle und antwortet auf ſein hündiſches Hau Hau ſogleich mit einer begeiſterten Rede, worin ſie ſagt, daß ihr Traum nun erfüllt ſei:

> Lebendig wird mein Traum; er war's, er war's,
> So Zug für Zug, ſo edel die Geſtalt,
> Die ſelbſt unwürd'ge Hülle nicht verhüllt,
> So reich an geiſt'gem Glanz ſein Feuerauge,
> So tiefer Ahnung voll der Stimme Klang u. ſ. w.

Eine wirklich kühne Rede, wenn mit den letzten Worten das Bellen bezeichnet werden ſoll.

Durch das ganze Stück hindurch ſchwankt Cynthia von einem Extrem zum andern über, von ungeſtümer Heftigkeit und verzweifelndem Trotz zu weichlicher Zärtlichkeit. In dem letztern Genre iſt z. B. die Scene gehalten, wo ſie zum erſten Mal Robert ſich zu nähern wagt und ihm den unwiderſtehlichen Zug offenbaren will, der ſie zu ihm treibt (Act 3, Sc. 5). Hier zeigt ſich ganz unverkennbar die gezwungene Nachahmung Shakſpeare's in „Romeo und Julia", die ſich ſogar bis auf die gereimten Schlußverſe erſtreckt. Die Scene ſoll wie dort in jenem ewigen Trauerſpiel im zarten Dufte der Schwermuth ſich halten, und ſo löſt ſich denn Cynthia ganz auf in Liebesklagen. Erwägt man aber, daß ſie ihr Inneres nur tauben Ohren entfaltet; bemerkt man die hündiſche Unterwürfigkeit Robert's, welcher hier wieder eine Copie des Edgar in „König Lear" iſt, wie er ſich nicht als ein Wahnſinniger, ſondern wie ein getretener Wurm, wie ein verächtliches Thier am Boden herumkrümmt, ſo wird der ganze Auftritt widerlich, die Spannung in einem ſolchen Contraſt unnatürlich, und man muß die doppelte Nachahmung um ſo mislungener nennen. Ueberhaupt mochten unſerm Dichter bei dem Erſchaffen dieſes Charakters mehr als eine Shakſpeare'ſche und ſelbſt Schiller'ſche Geſtalt durch den Kopf gehen. Cynthia hat auch etwas von Desdemona, z. B. in der vierten Scene des fünften Acts, wo ſie aber, ganz unangemeſſen ihrem höchſt verzweifelten Zuſtande (denn es iſt eben der Augenblick, wo ſie ſich zur Hochzeitfeier mit Oſorio anſchicken ſoll), aus dem träumeriſchen Sinnen in eine lange Reflexion über ihr eignes Fleiſch und Blut verfällt, wie ſie etwa ein Profeſſor der Pſychologie im Zuſtande der Hingeriſſenheit auf dem Katheder geben könnte. Sie weigert ſich, den Schmuck anzulegen, womit Camilla ſie bekleiden will, nur das Haar will ſie ſich recht hoch, „wie einen Thurm von Babel" bauen laſſen, weil

> Mit des Menſchen Leibesgröße wächſt
> Auch ſeines Worts Gewicht.

Aber der Leib, meint ſie, müſſe nicht geſchmückt werden, weil er ein Joch, eine Kette ſei, die feſſelt und erniedrigt; ein „ſchmuz'ger Boden" der des Laſters Unkraut hervorbringt, „ein finſterer Götze", dem man Ehre und Tugend opfert u. ſ. w.

Das iſt Alles recht ſchön und gut, allein ſind es denn Betrachtungen für ein junges Mädchen, die am Grabe aller ihrer Hoffnungen ſteht, und gehören denn dieſe abſtracten Tiraden im Geringſten in den Zuſammenhang des Ganzen? Wenn dem Dichter bei dieſer Scene jene berühmte Auskleidungsſcene zwiſchen Emilia und Desde-

mona vorſchwebte, ſo hat ſich Shakſpeare's unwilliger Geiſt an ihm ſchwer gerächt. Ebenſo finden ſich in dieſem vielfach zuſammengeſetzten weiblichen Weſen Reminiſcenzen aus Schiller. Wir heben nur eine Stelle heraus, wo Cynthia ein Vorgefühl der trüben Ereigniſſe hat:

Ich fühl' ums Haupt ein ſeltſam ſchaurig Wehen,
Ich höre was, wie rauhen Flügelſchlag;
Mich dünkt, die Sterne kann ich wieder ſehen,
Und Nacht verhüllt den kaum gereiften Tag.

Wer denkt hier nicht an Thekla's: „Es ſchleicht ein finſterer Geiſt durch dieſes Haus", und fühlt nicht das Unklare dieſer Nachbildung?

Ueber den Charakter des Helden in unſerm Drama iſt bereits oben das Allgemeinere bemerkt worden. Es wäre noch hinzuzufügen, daß er der unmotivirteſte von allen iſt. Das Hauptſächliche in ihm, nämlich die Wendung von der tiefſten Sündhaftigkeit nach dem Heile hin, durch ein göttliches Wunder bewirkt, iſt ſchlechthin gar nicht bezeichnet. Vielmehr ſieht man nur das Spiel des Zufalls und ein Ereigniß, wobei man, weil ihm eben wieder das Innere fehlt, fragen muß: Wie geſchieht das? Vom Böſewicht zum reuig Büßenden wird Robert der Teufel in einem Nu. Es geſchieht wie ein Blitzſchlag, der den Leſer ſelbſt verblüfft, und gleicht in etwas dem Schickſal einer deutſchen Schriftſtellerin, welche einſt die Treppe hinabfiel und von dem Augenblicke an zu dichten anfing. Dem Dichter hätte doch ſein Gefühl ſagen müſſen, daß der dürre Umſtand, daß die drei Eremiten in den Flammen nicht verbrennen, zu einem dramatiſchen Motiv und überhaupt für eine ratio ſufficiens durchaus unzulänglich iſt. Jener innere Kampf des Diaboliſchen in Robert mit der Macht des Heiligen mußte weit entſchiedener und durchgreifender ausgedrückt werden als in dem matten Dialog Robert's und Hilario's (Act 2, Sc. 2), eben darum, weil das Diaboliſche in Robert eine Art von Prädeſtination, eine angelegte Tücke der finſtern Dämonen iſt, welche in der Sage den bedingenden und begrenzenden Hintergrund bilden. Dieſes Nächtliche und Unterirdiſche, dies Subſtantielle und Bedeutende hat aber eben (wie ſchon oben bemerkt) Raupach ganz weggelaſſen. In den Scenen, welche die Metamorphoſe des Wahnſinns vorſtellen, tritt der Charakter ebenfalls aus ſeinem Begriff heraus. Hier ſchwebten dem Bearbeiter wieder Shakſpeare'ſche Geſtalten vor, deren gigantiſche Schattenbilder aber in den engen Rahmen nicht hineinpaßten, weshalb denn als Reſultat abermals nur eine wäſſerige Nachahmung eines Größern übrigblieb. Als Beweis hiervon diene nur die Stelle (Act 2, Sc. 11):

Aſtolf. Wer biſt du?

Robert. Hau, hau, hau!

Aſtolf. Iſt das dein Name?

Robert. Ich habe keinen Namen; ich habe ihn weggeworfen, weil er ſchlechte Geſellſchaft liebte. Jetzt heiße ich Namenlos.

Aſtolf. Doch woher biſt du? wer ſind deine Aeltern?

Robert. Mein Vater iſt der große Hund oben am Himmel, und meine Mutter war eine Regenwolke.

Scapa. Das iſt eine feuchte Abſtammung, und auf dieſe Weiſe iſt dein eigentlichſtes Weſen hündiſches Waſſer.

Robert. Das iſt beſſer als ein wäſſerichter Hund u. ſ. w.

Hier läßt es ſich dem Verf. recht Schritt für Schritt nachrechnen, wie mühſam und ganz auf gewöhnlichem Wege ſich bei ihm die Atome dieſes vermeintlichen Humors zuſammenfügten. Dieſe Scenen gleichen dem Puppenſpiel eines herumziehenden Gauklers, wo ein einziger Blick hinter die papiernen Couliſſen hinreicht, um den ganzen, einförmigen Mechanismus zu verrathen.

Der das äſthetiſche Gefühl am meiſten empörende unter ſämmtlichen Charakteren des Stücks iſt Scapa. Bei dieſem zeigt ſich die Unſelbſtändigkeit des Verf. und ſeine mislungene Nachahmung höherer Geſtaltungen am augenſcheinlichſten. Scapa nämlich iſt mit Abſicht von dem Dichter zu einer ſogenannten humoriſtiſchen Figur angelegt, und hier ſchwebten denn natürlich die humoriſtiſchen Charaktere Shakſpeare's als entſchiedene Muſter vor. Scapa iſt aber nur ein ganz mattes Surrogat geworden, und iſt in dieſer Beziehung für das Raupach'ſche Stück daſſelbe, was etwa die Cichorie für den Kaffee. Was Shakſpeare in dieſem Genre Großes und Tiefes hervorgebracht, das mag bei der Empfängniß dieſer höchſtſeltſamen Perſon dem Verf. durch den Sinn gegangen ſein; ſeine clowns Jacques und Coſtards, ſein Fallſtaff, Nym und Piſtol, alle dieſe ſo durch und durch individuellen Geſtalten mögen bei der Geburt dieſes Scapa als Taufzeugen geſtanden haben; aber wie ſonſt wol gütige Feen ihrem kleinen Pathen ſchöne Gaben verleihen, ſo haben jene unwillig ihre milde Hand abgewendet, und ſo iſt aus Dem, der wol die Freude ſeines Erzeugers war, nichts geworden als ein kleines Ungeheuer, ohne alle Conſiſtenz und Inhalt. Dem Scapa iſt von dem Verf. die doppelte Rolle aufgegeben, erſtlich den Narren im Allgemeinen zu ſpielen, ſodann als Begleiter und Stallmeiſter des feigen Oſorio die noch nichtswürdigere Folie für dieſen abzugeben. Weil er aber außerdem für ſich noch ſchlecht, feig, niederträchtig ſein ſoll und ſich bei ſeiner obligaten Stellung außerdem noch als ſelbſtändiges Individuum verhalten ſoll, ſo ſoll wieder jenes Ironiſche in ihm in den Schatten treten und ſeine eigenthümliche Schuftigkeit das Letzte bleiben. Bei dieſen durcheinanderſpielenden Richtungen wird aber die Figur ſelbſt zu einem ganz hohlen caput mortuum, und was ihn bezeichnet, ſind nur eingelegte Reminiſcenzen. Seine Späße ſind nur abgedroſchene Redensarten; ſeine Ironie iſt um ihrer völligen Plumpheit willen nicht mehr Ironie, und ſeine Selbſtändigkeit iſt nur die reine Erbärmlichkeit, die in keiner Hinſicht poetiſch iſt. Unſtreitig iſt ein gänzliches Misverſtehen von dem Charakter des Fallſtaff bei dem Verf. vorzüglich an dieſer Misgeburt ſchuld. Denn Fallſtaff iſt von ihm copirt worden, ohne als individuelles Weſen begriffen zu ſein. Der Verf. hat nur die Eigenſchaften ſeines Originals, als etwa die Feigheit, die gemeine Denkungsart, die Gewiſſenloſigkeit u. ſ. w., auf abſtracte Weiſe herausgenommen und ſie in einen leeren

Körper hineingepflanzt, sodaß dieser weiter nichts als ein Behälter für gewisse stehende Laster ist, die sich hier zufällig zusammenfinden. Daß der Humor in Falstaff das wahrhaft Ewige und Poetische ist, mußte freilich bei der wundervollen Plastik dieses Charakters auch der nachahmende Dichter fühlen; allein daß dieser überhaupt unfähig ist, den Humor zu verstehen und darzustellen, das eben war die Klippe, woran jeder diesfallsige Versuch scheitern mußte. Ein solcher Humor, wie ihn Scapa zeigt, ist kein Humor. Nicht ein Funke von diesem gewaltig ergreifenden Hebel aller Poesie, nicht ein Zoll von diesem riesenhaften Vermittler des Endlichen und Unendlichen ist in dem ganzen Charakter vorhanden. Der Humor ist das Innerlichste, was eine Brust beseelen kann; er ist kein schwankendes Gefühl, das vom Winde hin- und herbewegt wird, sondern das tiefste Denken und Erinnern, die bewußteste, triumphirende Concentration aller Gegensätze, welche die Welt zertheilen, in der einzigen eignen Brust des Menschen. Dies ist Shakspeare's Humor, und nur aus dieser Fülle des Geistes können Gestalten wie Falstaff hervorgehen. Dieser Humor ist das wahrhaft Vernichtende in der Poesie und deshalb ohne ihn keine Ironie zu denken, und so wirkt auch Falstaff. Wiewol ganz plastisch, sogar in die gemeine, lustige Wirklichkeit ausgearbeitet, ist dennoch diese Stärke der Negation in ihm auf die unendlichste Weise vorhanden, und darum verschont dieser ausgelassene Scherz — der aber doch der tiefste Ernst des Lebens ist —, dieser unaussprechliche Hohn nichts im Himmel noch auf Erden, sogar sein eignes Wesen nicht; Scapa aber, der von dieser jauchzenden Ironie gar nichts weiß, bezieht sich blos mit Späßen eines Hanswursts auf äußerliche Dinge und einzelne Vorgänge, treibt gleich dem Kasperle in der deutschen Puppenkomödie seine rohen Scherze aus dem Stegreif mit allen Leuten, die des Weges ziehen, nur daß er — weit unbedeutender als Kasperle — nicht wie dieser das „unsterbliche Gelächter" eines guten und fröhlichen Volks, sondern blos seine eigne, ganz particulaire Narrheit ausdrückt. Wirklich möchte in keinem andern Schauspiel durch die dramatische Literatur aller europäischen Völker hindurch ein verunglückterer Buffo aufzutreiben sein als dieser. Denn auch der spanische Leporello und der deutsche Larifari in den Operntexten stellen noch etwas Allgemeines vor, dieser aber manifestirt gar nichts als seine von aller allgemeinen Wirklichkeit abgeschlossene Lächerlichkeit. Wenn das vorliegende Drama je zur Aufführung gelangen sollte, so müssen die Augenblicke, wo dieser Scapa die Bühne verläßt, für die Zuschauer wahrhaft kostbar sein.

Da die Bemerkungen über das vorliegende Drama vielleicht schon den zugemessenen Raum überschritten haben, so erläßt uns der Leser wol um so eher ein ausführlicheres Verbreiten über die Charaktere, deren Verfehltes wenigstens im Hauptsächlichen aufgezeigt wurde. Weil aber das Stück dem ernsten und vorurtheilsfreien Leser so gar wenig Erfreuliches bietet und eine so tiefe Verirrung von dem wahren Sinn und Geist des Dramatischen zeigt, so möchte hier am Schluß die Betrachtung nicht abzuweisen sein, welche jetzt jeder folgende Tag immer mehr als wahr und gewiß bekräftigt, daß nämlich in aller Wissenschaft sowie Kunst und besonders in den Zeitabschnitten ihrer mindern Blüte und einreißenden Verfalls eine gewisse rationalistische Fertigkeit des sogenannten Talents sich aufthut, welche mit ihrer verblendeten Behendigkeit stets bei der Hand ist, sich an Alles wagt, Alles zu leisten und zu sein behauptet, und jede Heiligkeit und Tiefe des Geistes, die ewigen Palladien der Poesie, die innersten Räthsel des dichtenden (und denkenden) Bewußtseins zu einer ordinairen Hausmannskost, zu einer Jedermannssache macht, die wie ein wässeriger Brei jeden tiefern Geist anekeln muß. Wie jener schalen und ärmlichsten Richtung innerhalb der Grenzen der Wissenschaft bereits tüchtig zu Leibe gegangen wird, kehrt zur Freude der Edlern die Gegenwart; in der Poesie aber sind hierzu nur noch die allerersten Anfänge vorhanden, und ein denkendes Gemüth muß mit Sehnsucht die kommenden Decennien erwarten, welche, wie zu hoffen steht, den Schein und die Lüge des Geistes erschütternder brandmarken und das wahrhaftige Wesen glorreicher zu Tage fördern werden. 32.

Die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche. Von Eduard Herzog. Augsburg, Kollmann. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unsere Zeit ist Liebhaberin der Caricaturen. Von dem Mutterlande derselben, England, sind sie hinübergewandert nach Frankreich und hängen hier zahllos in den Boutiquen oder ziehen auf tausend Schleichwegen umher, bald frech und widerlich, bald komisch und treffend, — aber fast immer politisch. Seit der Julusepoche hat der französische Wind viele der Frazenbilder auch zu uns getragen, aber wir Deutschen waren, bei aller Empfänglichkeit für schlagenden Witz, bisher entweder zu gutmüthig oder zu furchtsam, um ihnen eine Heimat oder gar Geburtsstätte zu geben. Jetzt aber ziehen auf einmal von der alten freien Reichsstadt aus Caricaturen durch den Buchhandel, und zwar „Karikaturen d.r von Jesus Christus gestifteten Kirche".

Schaudere nicht, frommer Leser, bei dem Gedanken, daß die heilige Kirche ihre armen Mißgestalten, von den Geißelhieben des Spottes zerfleischt, von der Lange des Witzes begeifert durch alle Märkte zerren lassen müsse zum Gelächter des profanen Pöbels, zum Schmerze zarter Seelen. Verfluche noch nicht die Hand, die, wie du vielleicht nach dem Titel glaubst, frevelhaft der Kirche die uralten heiligen Gewänder abreiße und das Volk herbeitrommle, damit es unter Grauen und Lachen die nackten Krüppel und Ungeheuer schaue. — Ich bin fromm wie du, lieber Leser, und ein wenig geschaudert habe ich wol auch bei dem argen Titel des Buches; aber näher betrachtet, — der Titel ist wahrhaftig nicht übel. Die Grenze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen ist ja so fein gezogen, und das Göttliche in menschlicher Hand, wie leicht kann es zur Caricatur werden, wie oft ist es dazu geworden! Deswegen soll es Niemand Wunder nehmen, wenn auch in der ernsten Kirche lächerliche Gestalten wandeln, und Niemanden soll's verdrießen, wenn die Satire die Lächerlichen überall, wo sie solche findet, selbst in der Kirche aufgreift und sie, gehörig drapirt, in einer Caricaturensammlung aufstellt. Die Satire kann ein trefflicher Lehr- und Zuchtmeister sein, von dem selbst die Kirche profitiren kann. Und — gestehen wir — eine reiche Sammlung des Lächerlichen ließe sich wol aus den weiten Vorhöfen des christlichen Tempels zusammenlesen. „Ka-

rikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche" — man darf das Aushängeschild nicht lange betrachten, so sieht man schon im Geiste es wimmeln dahinter; wenigstens mir ging es so, als ich freiwillig wartend vor der augsburger Bude stand, ohne sie zu öffnen. Welche Galerie ließe sich erwarten im Innern der Bude: liebenswürdige Candidaten, auf Bällen und in Boudoirs, politische und brüetristische Federn in der Hand; hungernde Pfarrer, gebeugt von Sorgen, matten Blicks, bäurischer Geberde; Seelenhirten mit krampfhafter Hand die Beicht- und Taufpfennige zählend; Krähen auf den Kanzeln, brüllende Ebwen in der Gemeinde, Heidengeplapper unwissender Pfaffen; sinnloses Kniebeugen der Weihwasserbesprengten; Schlaf- und Eßanstalten faulenzender Mönche, große Handelsbuden voll heiligen Heus, heiligen Holzes und heiliger Knochen; offene Märkte der Allerweltssündenvergeber; heilige Kutten mit Fauncnblicken an den Thüren unschuldiger Mädchen; und weiter lange Reihen verzückt blinzelnder Beter, in frommen Gefühlen schwimmender Weiber, gravitätisch schreitender Buchstabengläubigen, stolz raisonnirender Nichtsgläubigen, — und alle versammelt auf dem weiten staubigen Tummelplatz theologischer Faust- und Hahnenkämpfe, wo ums Christenthum gefochten wird, während die Perle des Christenthums im Sande unter den stampfenden Füßen der Kämpfer liegt. Ich halte ein und weiß nicht, ob ich einem Hogarth den Griffel geben möchte, daß er die Misgestalten mit herzzerreißender Gräßlichkeit male, oder einem Bunbury, daß er sie in seinen Sonntagsvergnügungen herumführe. Aber bei ihrem Anblicke anders zu lächeln als mit tiefem Schmerze, vermag ich nicht, und wie jener treffliche Jude, der nicht eher zum Christenthume zu bekehren war, bis er das Christenthum in seiner tiefsten Erniedrigung, in der heiligen Sündenstadt Rom, unter den Händen lasterhafter Priester sah, so möchte ich bewundernd ausrufen: Wahrlich, die Lehre, die unter solchen Verunstaltungen noch die Welt und die Menschen beherrscht, muß eine Gotteskraft besitzen, die über alle Menschenmacht erhaben ist.

Doch werde nicht ernsthaft, lieber Leser; es kommt ein gewaltiger Spoß. Ich öffne die Caricaturenbude, laß dich hineinblicken, und — du bist häßlich dupiert: unter allen Caricaturen, die du erblickst, steht — dein Name. Wer du auch sein magst, bist du gebildet genug, um diese Bl. zu lesen, so bist du auch unnachsichtlich der Caricaturensammlung verfallen.

Wir müssen die Sache näher erläutern. Von dem Titel verleitet, erwarten wir in dem Buche die Gebrechen der Kirche carikirt, und — wir finden ihre Tugenden als Caricaturen ausgeschrien; wir machen uns bereit, über pfäffische Dummheit zu lachen, und werden aufgefodert, über die göttliche Vernunft zu schimpfen. Witz erwarten wir, und müssen allen Schmuz und Kehricht einer erbärmlichen Trödelbude durchsuchen, ohne ein Körnlein Salz zu finden. Gleich der Eintritt, die hochanhebende Einleitung gibt einen Vorschmack: „Es ist eine Thatsache — und leider, daß sie in der That besteht (also gibt es auch Thatsachen, die nicht in der That bestehen), daß Alles, was vom Menschen ausgeht, auch wieder vom Menschen selten so aufgenommen wird, als es vielleicht aufgenommen zu werden verdient, selten einen solchen Fortgang hat, als es seiner Natur oder Beschaffenheit nach haben könnte, und daher eben einer steten Misdeutung unterworfen ist, bis in dem Veränderten oder Gedeuteten oder Gemisdeuteten kaum mehr die wahre, anfängliche Gestalt erkannt werden kann". Keinem Schulmeister ist's zuzumuthen, ein solch Gewimmel von sprachlichen Schnizern zu corrigiren, geschweige dem geehrten Leser d. Bl., die Reinigung des Augiasstalls mitanzusehen. Durch das halbe Buch voller Unsinn, durch Authoritäten (fortwährend so geschrieben), Principien u. dgl. muß man sich hindurcharbeiten, bis man endlich erfährt, was der Verf. eigentlich will: „Alles, was sich außer der Kirche (d. h. der katholischen) bildet, sind — Misgestalten und Misgestaltungen ohne Zahl", oder „sie erscheinen im Gegensatze der Kirche als kirchliche Caricaturen, Zerrbilder des menschlichen Schöpfungsgeistes". Alles, was auf Verbesserung der Religion zielt, ist Caricatur, aber „vergeblich ist der Kampf des Philosophismus und Sophismus gegen das Holz" (i. e. das Kreuz); kurz immer: extra ecclesiam nulla salus, oder extra ecclesiam lauter Caricaturen. „Keine philosophische Schule, die Kirche ist sich selbst Schule genug!" Ein Meisterstück ist der Beweis für die Unfehlbarkeit der Kirche: „Irrt der heilige Geist, so kann auch die Kirche irren, im Glauben, in der Lehre, in der Wegweisung, in der Anbietung der Heilsmittel; da jenes unmöglich ist, so ist auch die Unmöglichkeit eines Irrthums der Kirche bewiesen". Mit echt pfäffischer Furchtsamkeit meint aber der Verf., „man solle den schlafenden Löwen nicht wecken", und schimpft daher, ohne Jemand beim Namen zu nennen, immer wacker in den Tag hinein, auf alle Aufgeklärten, auf den „menschlichen Freigeist ꝛc."; nur einmal spielt er witzig an auf „den Paulinischen Scharfsinn, aber nicht auf den Apostolischen", nennt dann leise die Rationalisten als die scheußlichsten Caricaturen, die wissenschaftliche Bibelerklärung als einen „Greuel an heiliger Stätte, in der Exegese nämlich", erwähnt schüchtern die „Nebenkirche der Häretiker, die ihr Stolz nie zur Verzagtheit und (zum) Kleinmuth kommen lasse", spricht von „ihrem großen Meister im 16. Jahrhundert" und zieht dann, als ob er schon die Schläge der Stolzen fühlte, schleunig ab.

Es bedarf keines Wortes weiter über diesen verunglückten Feldzug gegen alle gesunde Vernunft. Leicht zu verstehen, ist es, in welchem Sinne wir oben sagen konnten, der geehrte Leser dieser Blätter finde sich in diesem Buche als Caricatur; denn jeder Gebildete, die göttliche Vernunft selbst ist dem Verf. eine Caricatur. In Wahrheit aber ist das Buch selbst nichts als eine große Caricatur, nur nicht als Bild, sondern als Original.

Wichtig aber und für Jeden, der den Stand der Zeit überhaupt und der Kirche insbesondere beobachtet, höchst merkwürdig ist dieses Monument einer theologischen Bildung und Sinnesart, bei dessen Anblicke wir die Aufgeklärtern unter den Katholiken bemitleiden mögen, daß noch solche Instrumente an dem Heil ihrer Kirche arbeiten. 20.

Mehemed-Ali, Pascha von Aegypten, dargestellt von Aug. Lebr. Herrmann. Leipzig, Hartleben. 1833. Gr. 12. 12 Gr.

Von des Verf. bewährter Feder war nur Gutes und Zweckmäßiges zu erwarten, wie wir es auch gefunden haben. An zwei einleitende Capitel, welche von Aegypten erzählen, wie es in der Vorzeit war, und wie es ist, schließt sich die merkwürdige Geschichte des frühverwaisten Sohnes eines türkischen Befehlshabers in Macedonien, der sich zum gefürchteten Nebenbuhler des Sultans durch schlaue Beharrlichkeit emporgeschwungen hat. Die Erzählung geht bis zur Schlacht von Konieh (21. Dec. 1832). Des Verf. Ansicht von Mehemed Ali spricht sich in Folgendem aus: „Wie Peter der Große faßte er den Gedanken, der Reformator eines Volkes zu werden, das in einen geistlosen Stumpfsinn versunken, oder durch Weichlichkeit, Trägheit und Hochmuth für jede geistige Anregung unempfindlich war. Welch ein Muth gehörte zu einem solchen Entschlusse, und welche Ausdauer, um nicht alsbald zu ermüden! Mehemed hat beides gezeigt und dadurch den Beweis einer starken Seele geliefert." Dem entgegen steht freilich die Behauptung Anderer, daß es dem Pascha nie um die Rolle eines Civilisatoren zu thun gewesen, sondern daß er in der Einführung europäischer Dinge nur ein Mittel für seine persönlichen Absichten gesehen habe.

Das muß auch unser Verf. zugeben, daß die niedere, besonders die ackerbauende Bevölkerung, unter entsetzlichem Drucke seufzt. Ein schweres Zeugniß ist es, daß die Einwohnerzahl seit 30 Jahren eher ab- als zugenommen hat. Ein Portrait des Pascha würde eine erwünschte Zugabe der interessanten Schrift gewesen sein. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 229. —— 17. Auguſt 1834.

Syſtem der Metaphyſik, entworfen von Chriſtlieb Julius Braniß. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Name der Metaphyſik, den das vorliegende Werk an ſeiner Spitze führt, iſt ein in der neuern deutſchen Philoſophie faſt obſolet gewordener. Weder Kant noch Jacobi, weder Fichte noch Schelling haben in ihren Syſtemen Platz für einen Theil gefunden, auf welchen dieſer Name recht paſſen wollte, und wenn Hegel zuerſt unter den Neuern wieder eine Wiſſenſchaft aufſtellte, die ihrem äußern Anſehen und auch ihrem Inhalte nach Dem zu entſprechen ſchien, was man ſonſt unter Metaphyſik vorzuſtellen gewohnt war, ſo vermied er es doch ausdrücklich, dieſen Namen dafür zu gebrauchen. Nur in äußerlich populairer, nicht in ſtreng wiſſenſchaftlicher Rede pflegt dieſer Denker, und pflegen die meiſten philoſophiſchen Schriftſteller ſeit ihm ſich gelegentlich noch dieſes Wortes zu bedienen, um dadurch Dasjenige zu bezeichnen, für welches Hegel die Worte „Logik“ und „das Logiſche“ ausgeprägt hat. In ſtreng wiſſenſchaftlichem Zuſammenhange hat man den Verſuch gemacht, den Namen Metaphyſik zu einer hiſtoriſchen Bezeichnung für jene abſtracte Verſtandesphiloſophie der Leibnitz-Wolfiſchen Schule umzuprägen, gegen welche das Unternehmen der Kant'ſchen Vernunftkritik gerichtet war. Indeſſen fahren unſere Nachbarvölker, die Engländer, die Franzoſen und die Italiener, fort, nach wie vor mit dieſem Worte Alles und Jedes zu bezeichnen, was in das Gebiet der ſpeculativen Philoſophie, oder auch ſelbſt nur, was in das Gebiet einer über das unmittelbar gegebene Empiriſche einigermaßen hinausgehenden Abſtraction einſchlägt. Auch unter uns erhebt ſich von Zeit zu Zeit ein Verſuch, dem Namen ſein altes Recht zurückzugeben und die Metaphyſik in die von Alters her ihr gebührende Stelle unter den philoſophiſchen Disciplinen wiedereinzuſetzen. So hat Herbart unter dieſem Namen eine Wiſſenſchaft aufgeſtellt, für die es ſchwer halten würde, einen andern geeignetern aufzufinden; ſo ſehen wir jetzt Hrn. Braniß mit einem „Syſteme der Metaphyſik“ hervortreten, von dem wir alle Urſache haben, zu vermuthen, daß es ſeine Oppoſition gegen manche der jetzt geltenden philoſophiſchen Syſteme ſogleich durch den Namen, den es ſich gibt, hat ausſprechen wollen.

Der Gebrauch oder Nichtgebrauch eines in dem Laufe von Jahrhunderten in der Wiſſenſchaft einheimiſch gewordenen Wortes iſt nicht eine ſo gleichgültige, von reinem Zufall oder Willkür abhängende Sache, als man vielleicht meinen könnte. Meiſt pflegt die in einer gewiſſen Periode ſich beharrlich zeigende Abneigung gegen ein ſolches Wort, oder die ſich einſtellende Verlegenheit und Unſicherheit in dem Gebrauche deſſelben mehr oder weniger ein Zeichen zu ſein, daß mit dem Worte auch die Vorſtellung, der Begriff wankend geworden iſt, den man früher an das Wort knüpfte. Umgekehrt pflegt ſeine Wiederaufnahme durch Einzelne ſelten das Werk einer eigenſinnigen Wahl, häufiger die Folge einer offenern oder verſteckтern Rückkehr zu dem alten Begriffe zu ſein. Wenn aber ein Wort, trotz der beharrlichen Ungunſt, die ein ganzes Zeitalter darauf geworfen hat, ja trotz der ausdrücklichen Anſtrengungen, die eine Reihe von Syſtemen machte, es auszumerzen, ſich dennoch nicht blos im Andenken, ſondern auch im Gebrauche erhält, wenn wiſſenſchaftliche Forſcher und Selbſtdenker immer von Neuem darauf zurückkommen, um Lücken, die ſie in dem gleichzeitig Gegebenen finden, durch ein Neues, was ſie mit dieſem Namen bezeichnen, auszufüllen: dann kann man faſt mit Zuverſicht ſchließen, daß unter dieſem Namen ſich ein Begriff von mehr als blos vorübergehender Bedeutung verbarg, ein Begriff, der wol zwar in gewiſſen Perioden der Gedankenentwickelung auf eine Zeit lang in Hintergrund geſtellt oder von andern, ihm nahe verwandten Ideen abſorbirt, nie aber völlig aus der Reihe der wiſſenſchaftlichen Probleme vertilgt werden konnte.

In dem hier zuletzt angegebenen Falle befindet ſich, wie es uns ſcheinen will, das Wort und der Begriff der Metaphyſik. So ſehr es den Anſchein haben kann, als ſei dieſes Wort ein völlig gleichgültiges, ein ſolches, mit welchem die verſchiedenartigen philoſophiſchen Anſichten und Standpunkte Lehrgegenſtände, die vielleicht gar nichts unter einander gemein haben, nach Willkür bezeichnen oder auch nicht bezeichnen können, ſo hat ſich nichtsdeſtoweniger eine Bedeutung an daſſelbe geknüpft, die auch in der ſcheinbar verſchiedenartigſten Anwendung allenthalben hindurchblickt, für deren Ausdruck man kein anderes, ſo vollſtändig, ſo verſtändlich und ſo rein bezeichnendes Wort hat; eine Bedeutung endlich, deren Inhalt in gewiſſen geſchichtlichen Perioden der philoſophiſchen Entwickelung

zwar in den Hintergrund treten, oder von gewissen Richtungen des philosophischen Denkens scheinbar verschlungen werden konnte, aber nie aus der Philosophie sich ganz hat verdrängen lassen. Wir glauben nämlich, daß Alles, was man jemals unter dem Namen der Metaphysik verstanden oder gegeben hat, sich zurückführen läßt auf die gemeinschaftliche Vorstellung eines wissenschaftlichen Inbegriffs alles Dessen, was sich über die gegenständliche Welt unabhängig von aller Erfahrung, durch den reinen Begriff, oder, wie man sonst häufiger als jetzt zu sagen pflegte, a priori, erkennen läßt. Bekanntlich bildet die Frage, ob und in wie weit eine solche Erkenntniß möglich sei, den Ausgangspunkt der Kant'schen Vernunftkritik. Die Wendung, welche Kant der Beantwortung dieser Frage gab, erklärt es, wie bei diesem Denker so viel von und über Metaphysik gesprochen wird, ohne daß es doch zu einer wirklichen Metaphysik (höchstens zu „metaphysischen Anfangsgründen" solcher Disciplinen, die ihrem übrigen Inhalte nach nicht mehr rein metaphysische sind) kommt. Wie es aber zuging, daß nach Kant der Name und Begriff der Metaphysik auf eine Zeit lang ganz abhanden kam, läßt sich leicht nachweisen. Der Idealismus Fichte's verlegte alle Objectivität in das Subject; die Wissenschaft von den Objecten ward zur Selbsterkenntniß, zur Erkenntniß der subjectiven Denkgesetze, durch welche der Geist zu der Vorstellung von Dingen, von einer gegenständlichen Welt, genöthigt wird; die Metaphysik verwandelte sich in „Wissenschaftslehre". Schelling, als er die Realität, das Für-sich-sein des Objectes wiederherstellte, that dies auf eine Weise, wodurch in der Erkenntniß dieses Objectes jeder Unterschied der aprioriſchen oder reinen Begriffserkenntniß, und der aposteriorischen oder Erfahrungserkenntniß aufgehoben ward. Wenn dieser Denker die Grunderkenntniß von der absoluten Identität des Objects und des Subjects intellectuelle Anschauung nannte, so ist damit nicht etwa blos ein anderer Ausdruck für Das, was wir sonst reinen Begriff und reines Denken nennen, gegeben. Schelling sprach damit wesentlich dies aus, daß diese Anschauung nicht ursprünglich in dem subjectiven Geiste enthalten, sondern eine reale Vereinigung desselben mit dem Wesen der gegenständlichen Welt, und daher auch in jedem Einzelnen durch eine vorangehende großartige und umfassende Erfahrung des Weltlebens bedingt sei. Darum ward von ihm auch in der Entwickelung des absoluten Inhalts dieser intellectuellen Anschauung jeder Schritt an die Wahrnehmung und Erfahrung irgend eines wirklichen Gegenstandes der Natur oder der Geisteswelt geknüpft. Licht und Schwere, Magnetismus und Elektricität, Chemismus und Organismus bezeichnen die ersten Stadien seines systematischen Philosophirens, wie dieselben sonst durch die abstracten, aber gleichfalls auf objective Geltung Anspruch machenden Kategorien der Ontologie bezeichnet worden waren. Was endlich Hegel betrifft, so läßt sich zwar nicht leugnen, daß die Wissenschaft, die bei ihm die Grundlage und den Ausgangspunkt und zugleich (denn diese eigenthümliche Wendung hat er ihrem Begriffe gegeben) den innersten Kern des gesammten Systems der Philosophie ausmacht, die Wissenschaft der Logik, als Wissenschaft des reinen Begriffs oder des reinen Denkens, die zu ihrem Inhalte eben jene abstracten Kategorien hat, welche von Schelling und allen Naturphilosophen ganz bei Seite gelegt worden waren, in allem Wesentlichen Dem entspricht, was wir soeben als den Begriff der Metaphysik bezeichneten. Hier zuerst kann man eine Rückkehr zu jener alten Vorstellung bemerken, nach welcher es von der gegenständlichen Welt eine doppelte Wissenschaft gibt, eine Wissenschaft des reinen Begriffs und eine Wissenschaft der vom Begriffe durchdrungenen, aber über den Formalismus des Begriffs hinausgehenden Erfahrung. Nichtsdestoweniger bleibt aber auch hier das ausdrückliche Vermeiden des Wortes Metaphysik charakteristisch. Auch Hegel noch hält an jener, zuerst von Schelling gefaßten Ansicht fest, daß der speculative Begriff, das reine Denken, weit entfernt, gegen den Inhalt der Erfahrung ein minus zu enthalten, der Erfahrung nur zur abstracten Grundlage, zur Formeinheit zu dienen, vielmehr die höchste, die vollendetste Zusammenfassung jenes Inhalts, gleichsam die Quintessenz der empirischen Wirklichkeit ist. Nicht zerstören, nicht verleugnen wollte Hegel durch seine Logik die intellectuelle Anschauung Schelling's, sondern ihre Wahrheit erweisen und ihren Inhalt auf eine Weise, die von besondern Erfahrungsgegenständen zwar unabhängig, dagegen aber der höchste Inbegriff der in aller Erfahrung wesentlich enthaltenen Wahrheit ist, auseinanderlegen. Für dieses Unternehmen schien ihm der Ausdruck Metaphysik darum ungeeignet, weil sich an denselben die Vorstellung eines Abstracten, Schematischen, leer Formalen knüpft, die Vorstellung, als sei die so benannte Wissenschaft ärmer als diejenige, welche ausdrücklich aus der Erfahrung schöpft. Dieser Vorstellung, die durch den äußerlichen Anblick des, nach Hegel's eignem Ausdrucke, farblosen, Grau in Grau gemalten Inhalts dieser Wissenschaft nur zu auffallend genährt wird, wollte Hegel auf keine Weise Raum geben. Darum zog er es vor, seine Metaphysik „Logik" zu nennen, hiermit nicht nur die durch ihn erfolgte Aufnahme der bisher mit diesem Namen benannten Denklehre in die Grenzen jener Wissenschaft, sondern zugleich dies bezeichnend, daß der Inhalt der Logos ist, die göttliche Vernunft, welche über dem All schwebt und die ewige und reine Wahrheit des All in sich hält.

Nach diesem Allen wird es nicht mehr befremden, wenn wir in dem in unserer Zeit bemerkbaren Wiederhervortreten des Namens der Metaphysik ein Zeichen erblicken, wie einerseits die Standpunkte überwunden sind, welche in dem Idealismus Fichte's alle objective Wahrheit in der subjectiven aufzuzehren, in der Identitätslehre Schelling's reine Speculation und Empirie ununterscheidbar ineinander zu verschmelzen, oder vielleicht auch nur beide durch einander zu verunreinigen drohten, und wie andrerseits jene unbedingte Erhebung der Speculation über die Empirie, des Begriffs über die Realität, welche bei Hegel vorherrscht, nicht mehr genügt, und man nach dem früher anerkannten, durch den letztgenannten Denker gewaltsam umgekehrten Verhältnisse zwischen jenen Gegen-

sätzen zurückstrebt. Daß das Bedürfniß einer objectiven Wissenschaft des reinen Begriffs, einer Wissenschaft, die unabhängig von aller bestimmten Erfahrung in der reinen Nothwendigkeit des Denkens ein Wissen über die allgemeine Beschaffenheit, über das Was des Weltinhalts findet, von Neuem geweckt, daß der Weg zu einer, der Höhe, zu welcher die philosophische Einsicht durch die frühern Systeme gesteigert worden, entsprechenden Begründung dieser Wissenschaft gezeigt worden ist, dürfen wir als das Werk, als die philosophische That Hegel's betrachten. Daß aber die Ausführung, die Hegel dieser Wissenschaft gegeben, nicht nur überhaupt als unzureichend angesehen wird, sondern daß man näher noch die Stellung, welche in dem Systeme dieses Philosophen dieselbe gegen die übrige Erkenntniß einnimmt, für unhaltbar erkennt, daß man die Logik Hegel's zur Metaphysik zurückzubilden sich beflissen zeigt: darin gewahren wir den unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Geist des Zeitalters selbst, der sich, jenen großen, epochemachenden Systemen gegenüber, durch die er sich in gleich unberechenbarem Maße nach einer Richtung hin gefördert, nach einer andern gehemmt findet, auf die mannichfaltigste Weise bethätigt.

Zu den philosophischen Zeiterscheinungen von der in Vorstehendem kürzlich charakterisirten Tendenz gehört nun auch vorliegendes Werk eines schon aus frühern Schriften als scharfsinniger und selbständiger Denker rühmlich bekannten Verfassers. Unter sichtlichem Einflusse der Hegel'schen Logik und ihrer dialektischen Methode abgefaßt, hin und wieder mit polemischen Hinblicken auf jenes Werk durchflochten, tritt es recht eigentlich in die Mitte der philosophischen Gegenwart herein, und versucht, die höchsten Probleme auf eine im echten Sinne des Wortes zeitgemäße Weise zu lösen. Dabei muß es jedoch auffallen, wie der Verf., um den richtigen Faden des wissenschaftlichen Fortschritts wiederaufzunehmen, einige Schritte im Verhältniß zu der geschichtlichen Ausbildung der Philosophie rückwärts zu thun nöthig findet. Nicht nur nämlich, daß er mit einer (ungemein klaren, treffenden und in jeder Hinsicht beifallswerthen) Kritik des Kant'schen Kriticismus beginnt — was er allerdings, ebenso wie Hegel die auch von ihm in seiner Logik fortwährend genommene Rücksicht auf Kant'sche Philosopheme, dadurch motiviren konnte, daß die Philosophie Kant's noch immer den Grundstamm der philosophischen Bildung des größern Theils der Zeitgenossen bildet —, so ist auch das Princip, von welchem er ausgeht, der Begriff des absolut freien Thuns, offenbar eins und dasselbe mit dem Principe der spätern Fichte'schen und, einigermaßen modificirt, der frühern Schelling'schen Philosophie. Der Verf. begründet dieses Princip in der (126 Seiten von den 373 des ganzen Buches einnehmenden) Einleitung zu seinem Werke durch eine Darstellung, der wir in jeder Beziehung denselben Beifall ertheilen müssen wie der vorangehenden Abhandlung über den Kriticismus. Er stellt dort das Bewußtsein der Vernunft dem sinnlichen und dem verständigen (reflectirenden) Bewußtsein gegenüber und zeigt, wie das Erstere in Gestalt eines freien Entschlusses zum reinen Denken, welches seinen Inhalt schlechthin in sich trägt, und daher unmittelbar durch sich selbst zugleich reines Thun oder Schaffen ist, aus den Widersprüchen des Letztern, als deren einzig mögliche Lösung, hervorgeht. In der Art und Weise dieser Begründung erkennt man deutlich die Combination der phänomenologischen Ideen Hegel's mit der Stellung des Gegensatzes, in welchen Fichte und Schelling das freie speculative Denken zu dem unfreien, reflectirenden setzten. Wir sagen dies nicht in der Absicht, um den Verf. des Eklekticismus, oder gar des Plagiats zu beschuldigen — vor diesem Vorwurfe schützt ihn die selbständige und gründlich durchdachte Verarbeitung des allerdings nicht von ihm neu Erfundenen —, sondern nur, um die Stellung des Werkes inmitten der gegenwärtigen Philosophie zu charakterisiren. In gleichem Sinne müssen wir als das Resultat einer ähnlichen Combination den Begriff und die Eintheilung der Philosophie bezeichnen, welche der Verf. hierauf in dem Eingange zu der eigentlichen Darstellung der Metaphysik, S. 127—150, gibt. Die Eintheilung in Idealphilosophie oder Metaphysik und Realphilosophie entspricht der Hegel'schen in Logik und Philosophie der Natur und des Geistes, und unterscheidet das System des Verf. von den Systemen Fichte's und Schelling's, in denen eine solche Eintheilung, wie oben bemerkt, nicht stattfindet. Dagegen weicht die Bezeichnung des Inhalts der Philosophie wesentlich von der Hegel'schen ab und nähert sich jenen frühern. Eben durch diesen veränderten Begriff des Inhalts erhält nun aber auch jene Eintheilung nothwendig eine andere Bedeutung, als sie bei Hegel hat. Weil in diesem Begriffe die Seite des Inhalts, von welcher betrachtet er der freie ist, vor jener vorherrscht, von welcher betrachtet er der nothwendige ist, so werden diejenigen Wissenschaften, welche das freie Thun und Schaffen in der empirischen Fülle seines Inhalts zeigen, die höhern und inhaltvollern sein, als jener, der sich mit dem reinen, aus bloßer Denknothwendigkeit geschöpften Begriffe dieses Thuns beschäftigt; welches bei Hegel sich umgekehrt verhält.

Wir glauben mit der vorstehenden Bemerkung, die wir nicht von dem Verf. entlehnten, sondern in unserm eignen Namen machten, dem Verf. einen Dienst geleistet und seine Darstellung des eigentlichen Systemes der Metaphysik vorläufig entschuldigt zu haben, wenn man ihr etwa, insbesondere der Hegel'schen Logik gegenüber, den Vorwurf der Armuth und des Mangels an erschöpfender Tiefe und Fülle der Begriffsbestimmungen machen sollte. Offenbar fällt, nach dem Verf., wenn er es auch nirgends ausdrücklich sagt, das eigentliche Gewicht und der Reichthum des speculativen Gehaltes in die Realphilosophie (deren Darstellung er uns später zu geben verspricht). Die Idealphilosophie kann, insbesondere wenn man die Einleitung davon abrechnet, die doch wol keinem von beiden Theilen für sich angehören möchte, fast nur für eine vorläufige Verzeichnung des Schematismus, in welchem sich die Realphilosophie einherbewegt, gelten. Zwar handelt sogleich der erste Theil der Metaphysik, die „ideelle

Theologie" (S. 151—205), von dem höchsten Gegenstande alles Denkens, von Gott, in der Dreiheit der Momente seines Begriffs, als absolutem Thun oder Erzeuger seiner selbst, als absolutem Sein oder Erzeugtem seiner selbst und als absolutem Bewußtsein oder Begriffe seiner selbst. Der Verf. setzt sich hiermit in ausdrückliche Opposition gegen den abstracten Hegel'schen, in einer langen Anmerkung von ihm bekämpften, Anfang vom reinen Sein, welches dem Nichts gleich ist; und es könnte den Anschein gewinnen, als solle grade umgekehrt seine Metaphysik die inhaltreichere und concretere Wissenschaft gegen jene Logik werden. Allein der Gott, von welchem der Verf. hier spricht, ist noch ein sehr abstracter, er ist in Wahrheit kein anderer als das Fichte'sche „reine Ich". Daß ihm noch weitere Prädicate, daß ihm namentlich, worin eigentlich die Gottheit Gottes besteht, das Prädicat der Güte zukommt, kann nach dem Plane des Verf. nicht in diesem, sondern durchaus nur erst in spätern, concretern Zusammenhange erwiesen werden. Eingeleitet, aber nicht eigentlich ausgeführt finden wir diesen Zusammenhang, den Zusammenhang einer im höhern Sinne theistischen, das pantheistische Moment nicht äußerlich zur Seite liegen lassenden, sondern in sich aufgehoben tragenden Weltansicht, allerdings in dem zweiten Theile der Metaphysik, der „ideellen Kosmologie". Diese stellt sich nämlich in das von sämmtlichen bisherigen Theorien der neuern Philosophie, und am meisten von der Hegel'schen, abweichende Verhältniß zu dem ersten Theile, daß sie, von dem Begriffe des freien Schaffens eines Andern anhebend, den Begriff der Welt entwickelt, wie er unter der Voraussetzung, daß Gott sich freiwillig zum Schaffen derselben entschließe, dem Begriffe dieses Entschlusses und des schöpferischen Thuns zufolge, sein muß. In zwei Abtheilungen sucht der Verf. diese Entwickelung zu vollbringen, deren erste (S. 215—313) er die „Ontologie", die zweite (S. 314—373) die „Ethikologie" nennt. Die Ontologie enthält, was man sonst die Deduction der Kategorien zu nennen pflegt, die Ethikologie aber enthält die Lehre von dem Schöpfungszwecke, sofern dieser nämlich, in Folge des Begriffs vom göttlichen Schaffen, in der Erhebung der Welt zur Gottgleichheit besteht; weshalb denn diese letzte Abtheilung des Werkes eine, die Haupt- und Grundzüge der neuern Naturphilosophie treu und verständig wiedergebende Verzeichnung der Stadien enthält, auf denen sich der Weltinhalt vom todten, massenhaften Sein aufwärts zur organischen Lebendigkeit, zur Geistigkeit und zur selbstbewußten Einheit mit dem Göttlichen erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die indianischen Sprachen Amerikas. Aus dem Englischen des Nordamerikaners Hrn. John Pickering übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj. Leipzig, Vogel. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Der Name Talvj hat durch die Uebersetzung und Bearbeitung serbischer Lieder in der neuern deutschen Literatur ein nicht geringes Interesse erhalten und sich einer besondern Belobung durch Goethe (im Nachlaß VI. 324 und im „Briefwechsel" mit Zelter IV, 43) sowie durch Jak. Grimm („Götting. gel. Anzeigen" 1826, Nr. 192) zu erfreuen gehabt. Die unter diesem Namen auftretende Schriftstellerin (Fräulein Therese von Jakob) hat seit 1829 Deutschland verlassen und ist ihrem Gatten, dem Professor Robinson, in die neue Welt, erst nach Andover bei Boston, dann nach Boston selbst gefolgt. Manche schöne Erwartung, welche theilnehmende Freunde von ihrem ausgezeichneten Talente und ihrer gründlichen, die gewöhnlichen Kenntnisse einer Dame weit überragenden Gelehrsamkeit hegten, ist durch diese Uebersiedelung vereitelt worden, indem die nüchterne und kalte Prosa Amerikas ihren dichterischen Productionen wol nicht günstig sein konnte. Um so erfreulicher ist es, aus der vorliegenden Schrift zu ersehen, daß sie sich zu einem andern Zweige der Literatur gewendet und auch literarisch sich auf einen Boden einzubürgern gesucht hat, den sie nun einmal für jetzt als ihre Heimat zu betrachten genöthigt ist. Die Beschäftigung mit den indianischen Sprachen ist unstreitig noch weit schwieriger als die mit dem serbischen Idiome, aber gewiß nicht weniger verdienstlich und bei dem jetzigen Eifer für vergleichende Grammatik eine sehr erfreuliche Erscheinung. Außer den Philologen werden aber auch Missionnaire und Heidenbekehrer in dieser Schrift einen nützlichen Ueberblick von den Sprachen der indianischen Stämme, denen sie das Evangelium bringen wollen, erhalten, und die Leser der Cooper'schen Romane dürften nicht ohne Interesse hier die Sprache der nordamerikanischen Völker kennen lernen, von denen Cooper sie so oft unterhalten hat.

Die Schrift selbst, deren Uebersetzung vorliegt, ist ursprünglich als Anhang der „Encyclopaedia americana" erschienen, aber als besonderes Buch nicht in den Buchhandel gekommen. Um so zweckmäßiger war also eine deutsche Bearbeitung, da auch, wie die Verfasserin nicht umhin kann mit freudigem Stolze zu bemerken, auf diesem Felde der Wissenschaft Deutsche das Meiste und Beste gethan haben. Namentlich befindet sich in Bethlehem, dem Hauptsitze der Herrnhutter in dem Vereinigten Staaten, eine ganze kleine Bibliothek von Handschriften, Wörterbüchern, Sprachlehren u. s. w., die von den Missionnairen der Brüderschaft verfaßt und zur Bekehrung der jüngern Brüder niedergelegt sind. Diese Sammlung und die immer mehr hervortretende Wichtigkeit einer grammatischen Kenntniß der indianischen Sprachen zogen 1816 die Aufmerksamkeit der amerikanischen philosophischen Societät der Wissenschaften zu Philadelphia auf sich, in deren Auftrage sich besonders Du Ponceau glänzende Verdienste um diesen Zweig der Sprachkunde erwarb. Was nach ihm Luis Cas, Elliot, Williams, Heckewelder, Zeisberger u. A. beobachtet und zusammengestellt haben, ist von Pickering in dem vorliegenden Abrisse benutzt und durch eigne Forschungen vermehrt worden. Die Uebersetzung ist noch mit werthvollen Anmerkungen versehen, die theils dem „North american review" entlehnt, theils das Eigenthum der Uebersetzerin sind. 14.

Bemerkung.

Man hat treffend — sagte neulich ein französischer Kritiker — den historischen Roman wegen seiner ungemeinen Gedeihlichkeit mit der Kartoffel verglichen. Sieht man, wie dieses neue literarische Erzeugniß in jedem Boden Wurzel faßt und sich vermehrt, so muß man unwillkürlich an jenes Knollengewächs denken, das in wenigen Jahren ganz Europa bedeckte. Man baut überall den historischen Roman an, diese allbeliebte Frucht, diese wohlfeile Nahrung, die so kostbar in theurer Zeit ist. Die verschiedensten, sich feindlich entgegenstehenden Völker setzten sich an einen Tisch und alle aßen Walter Scott, ohne seiner überdrüssig zu werden. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 230. — 18. Auguſt 1834.

Syſtem der Metaphyſik, entworfen von Chriſtlieb Julius Braniß.

(Beſchluß aus Nr. 229.)

Indem wir nun das bedeutende Verdienſt des Verf. in der Darſtellung dieſer von ihm ſo eigenthümlich gefaßten Aufgabe ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinen Scharfſinn, ſeine Klarheit und ſeine Gründlichkeit in der methodiſchen Durchführung derſelben, ſowie das Tiefe, Lebendige und Geiſtreiche der dieſer Darſtellung im Hintergrunde liegenden und durch ſie begründeten Weltanſicht freudig anerkennen, ſo können wir jedoch nicht umhin, die Frage aufzuwerfen, wiefern ſeine Arbeit grade Das leiſtet, was auf der gegenwärtigen Stufe geſchichtlicher Entwickelung der Philoſophie für die Idee der Metaphyſik zunächſt gefodert ſein möchte, oder mit andern Worten, wiefern ſie im Stande ſein wird, ſich innerhalb der von ihr umſchriebenen Sphäre als einen wirklichen Fortſchritt der Wiſſenſchaft geltend zu machen. Es iſt, wie man ſieht, die wirkliche Bedeutſamkeit des Werkes und die Stellung, in die es ſich ſelbſt zur Philoſophie der Gegenwart und der nächſten Vergangenheit ſetzt, was uns nöthigt, dieſe Frage aufzuwerfen. Bei einem Buche von geringerm Verdienſte der wiſſenſchaftlichen Darſtellung würden wir es nicht der Mühe werth achten, uns auf dieſelbe einzulaſſen; bei einem ſolchen aber, welches ſich ausdrücklich als einer beſtimmten philoſophiſchen Schule zugehörend ankündigte, würde ſie ohnehin wegfallen. Hier nun müſſen wir zuvörderſt den Umſtand bedenklich finden, daß dem Verf., ſo ſichtlich er unter dem Einfluſſe des Princips der Hegel'ſchen Dialektik gearbeitet hat, doch die eigentliche Tiefe und Bedeutung dieſes Princips unverſtanden geblieben iſt. Daß dem ſo ſei, erhellt für Jeden, der Hegel's Logik wirklich begriffen hat, unwiderſprechlich aus des Verf. Polemik gegen Hegel's Lehre von der Identität des reinen Sein mit dem Nichts (S. 157 fg.). Es iſt hier nicht der Ort, dies zu erweiſen, oder Hegel gegen die Einwürfe des Verf. zu vertheidigen. Für Diejenigen, die Hegel verſtanden haben, bedarf es deſſen, wie geſagt, nicht; wer aber ihn nicht verſtanden hat, muß anderswoher als aus der Anzeige eines einzelnen philoſophiſchen Werkes ſolches Verſtändniß zu gewinnen ſuchen. Freilich mag Hegel's Ausdrucksweiſe grade hier nicht ganz außer Schuld ſein an den Misverſtändniſſen, die ſie durch unſern Verf. erfahren hat; wiefern ſie etwa dies iſt, wird Ref. an einem andern Orte das Seinige thun, den Grund dieſer Misverſtändniſſe hinwegzuräumen. — An die Rüge dieſes Misverſtändniſſes müſſen wir aber ſogleich die Frage reihen, ob ein wirklicher Fortſchritt der ſpeculativen Idee von einer gegebenen Geſtaltung aus durch einen Andern als durch einen Solchen vollbracht werden kann, der dieſe Geſtaltung vollſtändig in ſeinen Geiſt aufgenommen hat und ſelbige nach allen ihren Hauptzügen frei aus ſeinem Innern zu reproduciren fähig iſt?

Die Braniß'ſche „Metaphyſik" geht, wie oben bemerkt, in der unverkennbaren Abſicht, um über die Hegel'ſche Logik hinauszukommen, einige Schritte rückwärts, zu dem von Fichte und Schelling aufgeſtellten Principe des abſolut freien Thuns als des allein wahrhaften Seins zurück. Auch Hegeln iſt der Begriff dieſes Thuns nicht fremd; es iſt bei ihm der abſolut-dialektiſche Proceß, in welchem ſich zunächſt die reine Idee als Totalität und höchſte Einheit der logiſchen Kategorien, ſodann aber der geſammte Weltinhalt in ewigem Kreislaufe bewegt. Der eigentlich weſentliche Unterſchied der Metaphyſik unſers Verf. von der Hegel'ſchen Logik beſteht darin, daß, während dieſe die Geſammtheit der Kategorien als ſchlechthin nothwendige Momente von Ewigkeit her in der Idee enthalten ſein läßt, unſer Verf. dagegen dieſen Kategorien (unter welcher Benennung wir hier, nach Hegel's Vorgang, ſowol die Beſtimmungen, welche der Verf. in der Ontologie, als auch diejenigen, welche er in der Ethikologie zuſammenfaßt, gemeinſchaftlich begreifen), nur eine hypothetiſche Nothwendigkeit und Geltung zuſchreibt, eine Geltung nicht für die Idee als ſolche, ſondern nur für die Aeußerlichkeit der Idee, für die Schöpfung. Hierdurch erhält die wiſſenſchaftliche Betrachtung bei dem Verf. einen Charakter, den Hegel im tadelnden Sinne einen abſtracten nennen würde. Was den Anſtoß und den fortleitenden Faden dieſer Betrachtung gibt, iſt nicht das anſchauende Bewußtſein von der abſoluten Wahrheit und Nothwendigkeit der Kategorien als ſolcher, ſondern die Zergliederung, die Analyſis eines vorausgeſetzten und als vorgefunden aufgenommenen Begriffs, des Begriffs der Schöpfung. Es bedarf keiner umſtändlichen Auseinanderſetzung (wenigſtens für Diejenigen nicht, die einen Blick in die Tiefe Deſſen, was Hegel den „reinen Begriff"

nennt, gethan haben), wie durch dieſe Wendung der eigentliche Nerv der logiſchen Betrachtung zerſtört, die Kraft und Bedeutung der einzelnen Kategorien abgeſchwächt wird. Die ganze Metaphyſik erſcheint hier, ſtatt als eine auf ſich ſelbſt beruhende, die ihr eigenthümlich angehörende Wahrheit erſchöpfende Wiſſenſchaft, vielmehr nur als ein unvollkommener Nothbehelf für die concrete Weltwiſſenſchaft. Denn läge die Schöpfung nach ihrem ganzen Umfange und ihrem ganzen Inhalte ausgebreitet vor uns, ſo bedürfte es, um ihre Wahrheit zu faſſen, nicht einer mühſeligen Zergliederung ihres abſtracten Begriffes, nicht jener matten Schemen, die doch nur erſt in ihrer lebendigen Ausführung durch Licht und Farben ihre Wahrheit erlangen können.

Vielleicht wird das Unbequeme der Stellung, in welche der Verf. den Inhalt ſeiner ideellen Kosmologie bringt, deutlicher noch erhellen, wenn wir es ſo ausdrücken. Die Kategorien der Ontologie und die Begriffs- und Zweckbeſtimmungen der Ethikologie, gelten ſie, haben ſie Wahrheit und Bedeutung nur für die Geſchöpfe, oder auch für den Schöpfer? Iſt die Wahrheit, die der Verf. durch ihre Darſtellung ausſpricht, nur eine ſubjective; die Nothwendigkeit, mit der wir dieſe Begriffe zu denken gezwungen ſind, nur die Geſetzlichkeit des menſchlichen Verſtandes; die Freiheit, mit der wir ſie produciren, nur die beſchränkte der endlichen Creatur, — oder ſind dieſe Begriffe nicht zwar in ihrem zufälligen Ausdruck, aber doch ihren weſentlichen Grundzügen nach die eignen Gedanken Gottes, die abſolute Geſetzmäßigkeit der göttlichen Vernunft und die Realität der göttlichen Freiheit; ihre Wahrheit alſo die objective und unbedingte? In des Verf. Darſtellung ſehen wir uns vergebens nach einer genügenden Antwort auf dieſe Fragen um. Zwar kann nach S. 121 kein Zweifel darüber ſein, daß ihm die Methode des Fortſchritts in ſeiner Wiſſenſchaft nur für ein logiſches Geſetz des Verſtandes, nicht für ein abſolutes der Vernunft, die Kategorien als ſolche daher (den Begriff, der von Gott ſelbſt gegeben wird, mit eingeſchloſſen) unſtreitig nur für Verſtandesbegriffe, alſo für ſubjective und endliche, nicht für Vernunftbegriffe, für objective und abſolute gelten. Er ſagt nämlich dort, daß „der Geiſt, als theoretiſcher, ſein freies Denken der Idee dem logiſchen Geſetze des Verſtandes unterwirft und hiermit eine, nach Verſtandesmomenten ſich gliedernde und im nothwendigen Fortſchritt ſich zu einem organiſchen Ganzen oder zum Syſtem vollendende Erkenntniß der Idee, d. h. die Wiſſenſchaft des Unbedingten, oder die Philoſophie entwickelt". Wie aber dies möglich ſei, wie „in dieſer Bewegung das Unbedingte nicht zum Bedingten wird, ſondern ſich als frei bewährt", darüber iſt er uns die nähere Erklärung ſchuldig geblieben. So ſchwebt denn, von einer Seite betrachtet, ſein Syſtem in der Luft, weil wir über das Verhältniß der endlichen Form zu dem unendlichen Inhalte, und wie ſich der letztere nichtsdeſtoweniger in jener offenbaren könne, im Unklaren bleiben. Wie anders bei Hegel, wo gleich von vornherein die Kategorien als ſchlechthin nothwendige und unbedingte, ſich durch ſich ſelbſt bewahrheitende, als das göttliche Gefäß für den göttlichen Inhalt (oder freilich vielmehr als das Gefäß, das ſich ſelbſt ſein Inhalt iſt) auftreten! Dort wiſſen wir, woran wir ſind, und wofür wir Das, was gegeben wird, zu nehmen haben, während wir bei unſerm Verf. überall nur mit Abſtractionen hingehalten werden, die ſich zwar bei der Gründlichkeit und Tiefe, mit der er ſeinen Gegenſtand gefaßt hat, von ſelbſt und ſo zu ſagen wider ſeinen Willen im Verlaufe der Darſtellung als die ihrem Inhalt adäquate, als die wahre und objective Form für ihren Inhalt geltend machen, die aber von ihm doch nicht ausdrücklich in dieſer Bedeutung gegeben werden. Würden ſie für Das gegeben, was ſie in Wahrheit ſind, ſo würden ſie, gleich dem ebenfalls rein formalen, aber nichtsdeſtoweniger ewigen und abſoluten Gegenſtande der Mathematik (deſſen Verwandtſchaft zu dem Gegenſtande der Metaphyſik noch gar nicht genug erwogen iſt), ein von ihrem concreten Inhalte unabhängiges, nur ihnen ſelbſt und nicht unmittelbar dem Inhalte geltendes Intereſſe in Anſpruch nehmen. Sie würden, auch wenn wir mit dem Verf. die Schöpfung als freie That und nicht, wie die meiſten neuern Syſteme, als Nothwendigkeit der Natur Gottes faſſen, nichtsdeſtoweniger nicht als mit der Schöpfung zugleich erſchaffene, ſondern als mit Gott und in Gott ewige, als die eigne Form des Göttlichen, ſowie als die ſchlechthin nothwendige alles von Gott etwa zu ſchaffenden weltlichen Daſeins erſcheinen.

Ref. weiß wohl, daß ihm von dem Verf. und von Denen, die ſich etwa mit demſelben auf gleichem Wege befinden, entgegnet werden wird, dieſe hier von ihm angedeutete Behandlungsweiſe des Gegenſtandes der Metaphyſik führe nothwendig auch zu den Hegel'ſchen Reſultaten, führe darauf zurück, den reinen Begriff als ſolchen zu vergöttern und alle Realität des Daſeins in dem dialektiſchen Proceſſe des abſoluten Wiſſens und der logiſchen Idee zu verflüchtigen. Es mag ſein, daß dieſer Einwurf ſo lange als noch nicht vollkommen beſeitigt angeſehen werden kann, als der Verſuch noch nicht wirklich gemacht und gelungen iſt, ein Syſtem der Metaphyſik in dem Sinne, wie ihn Ref. hier angedeutet hat, aufzuſtellen, als Lehre von den abſoluten, ſchlechthin nothwendigen und objectiven und für Gott ſelbſt nicht minder wie für den menſchlichen Geiſt wahren und gültigen Formen des Seins. Aber der Verſicherung, in der ſich auf gleiche Weiſe Anhänger und Gegner Hegel's gefallen mögen, daß ein ſolches Syſtem, welches mit ſtrenger und vollſtändiger Anwendung von Hegel's Methode doch auf andere, ja entgegengeſetzte Reſultate als die Hegel'ſche Logik kommen müßte, zu begründen und auszuführen unmöglich ſei, darf Ref. mit mindeſtens gleichem Rechte die Verſicherung entgegenſtellen, daß ſolches allerdings möglich und nur die Zeit, welche die Reife eines ſolchen Unternehmens bedingt, abzuwarten iſt. Nur in der Löſung dieſer Aufgabe bekennt Ref., einen wahrhaften Fortſchritt der philoſophiſchen Speculation über Hegel hinaus, ſo viel wenigſtens die metaphyſiſche Seite betrifft, finden zu kön-

nen. Was wirklich an Hegel's System neu und wahr, was in Wahrheit die speculative Entdeckung dieses Philosophen ist, will ganz und ungetheilt aufgenommen sein, ebenso wie jede wahrhafte Entdeckung früherer Zeit von Hegel und von allen andern solchen Philosophen, durch welche die Wissenschaft wirklich vorwärts gebracht wurde, ganz und ungetheilt aufgenommen worden ist. Die dialektische Methode Hegel's aber, wie unser Verf. und mit ihm manche andere ehrenwerthe philosophische Zeitgenossen thun, nur zur Verbesserung, zu einem etwas straffern Anziehen des alten analytischen Denkverfahrens anwenden, heißt neuen Most in alte Schläuche gießen. Was daraus hervorgeht, kann, so trefflich gemeint es auch in Bezug auf die dabei intendirte oder zum Grunde gelegte Weltansicht, und so wohlausgeführt es von seinem eignen Standpunkte aus sein mag, in streng wissenschaftlicher Hinsicht doch nur für einen Rückschritt gelten.

Durch diese Bemerkungen soll indeß dem hier besprochenen Buche und seinem achtungswerthen Verfasser die verdiente Ehre keineswegs entzogen werden. Für das Gedeihen der philosophischen Speculation ist — dies hat seit geraumer Zeit nur noch der entschiedenste Parteigeist verkennen können — nicht nur successiv im Laufe der Geschichte, sondern auch gleichzeitig, Aufnahme und Durchführung der allerverschiedensten Standpunkte nothwendig. Die geschichtliche Entwickelung der Philosophie erfolgt nicht in grader Linie, sondern in einer schwierig zu berechnenden Curve; auch Rückschritte sind hier oft unvermeidlich, und wer in einer oder der andern Beziehung einen solchen begeht, hat dadurch mit nichten den Anspruch verwirkt, in den Reihen selbstthätiger Förderer der Wissenschaft mitzuzählen. Nicht selten hat die Philosophie auf frühern Standpunkten Versäumtes nachzuholen und darf sich dem Werke solcher Ergänzung des Vorhandenen nicht entziehen, wenn sie sich zu einem wirklichen Schritte nach vorwärts rüstet. Und auch selbst wenn sich das Bedürfniß eines von einem bestimmten untergeordneten Standpunkte aus begonnenen Unternehmens nicht ausdrücklich nachweisen ließe, so kann noch immer in der Art und Weise seiner Ausführung, in der Darstellung, der wissenschaftlichen und sprachlichen Ausprägung des Gedankenganges ein Verdienst liegen, welches sowol von der Neuheit der Grundideen als auch selbst von ihrer Angemessenheit zu der bereits erreichten Höhe der Speculation unabhängig ist und die anmaßlichen Verdienste unselbständiger Nachtreter oder unberufener Neuerer weit überflügelt. C. H. Weiße.

Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit, herausgegeben von Ludwig Lange und Ernst Rauch. Mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Georg Lange. Zweites bis viertes Heft. Darmstadt, Lange. 1833—34. Gr. 4. Jedes Heft im Subs.-Preis 8 Gr.*)

Das Unternehmen, die bekanntesten Städte Deutschlands und ihre wichtigsten Gebäude in Abbildungen zu geben, hat durch das bereits erschienene erste Heft, Darstellungen aus Frankfurt a. M., Beifall erhalten, den auch die jetzt bekannt gemachten Blätter vollkommen verdienen; sowie dort, so treffen wir auch hier gute Wahl der Standpunkte, aus denen eine Uebersicht der Stadt oder eines größern Theils derselben vorgelegt wird, schöne, malerische Ansichten, richtige Auffassung einzelner Gebäude, ihren Charakter, ihr Eigenthümliches dem Auge zu zeigen. Alle diesem entspricht auch die gute Bearbeitung der Stahlstiche; zart und geschmackvoll behandelt sind alle Gegenstände, und es ist, was besonders zu rühmen, die Luft natürlich und nicht durch übertriebene Sucht nach Wirkung bearbeitet, ohne sogenannten Knalleffect, durch den die Engländer und die sie nachahmenden Deutschen ihre Bilder zu heben vermeinen.

Die Beschreibungen, welche die Abbildungen erklärend unterstützen, theilen das Vorzüglichste der Geschichte der Gebäude mit, richtig aufgefaßt, gedrängt und faßlich erzählt, wodurch das Ganze vor manchen andern ähnlichen Büchern, die jetzt herauskommen und zuweilen sehr unrichtige Angaben aufstellen, vortheilhaft sich auszeichnet. Bei dem Bestreben der Unternehmer, mit der sorgfältigen Wahl der Ansichten der Städte und ihrer vorzüglichsten Gebäude eine so vollkommene Ausführung zu verbinden, wie wir sie jetzt vor uns sehen, und gleiche kritische Behandlung der Beschreibungen ihnen beizufügen, kann das Werk zu einem classischen sich erheben, den Freunden der Kunst wie der Geschichte gleich willkommen; nicht als Bilderbuch zu dienen, wie die meisten Werke, die jetzt dem Publicum Abbildungen von Gegenden, Burgresten, Städten, Gebäuden und ähnlichen Gegenständen vorlegen.

Hat das erste Heft uns nach Frankfurt a. M. geführt, so kommen wir jetzt, in dem zweiten Hefte, nach Würzburg, dann bringt uns das dritte und vierte nach Nürnberg.

Würzburg, ehemals der Sitz eines Bischofs, aus welchen Zeiten noch so beträchtliche Werke der Kunst des Mittelalters sich erhalten haben, breitet sich in einem freundlichen und fruchtbaren Thale aus, umschlossen von ansehnlichen Gebirgen und Weinbergen, durch den Main in zwei ungleiche Hälften getheilt. Von allen Höhen ringsherum vortheilhaft sich darstellend, gibt es vorzüglich eine malerische Ansicht von dem durch seinen Wein berühmten Steinberge. Diese Ansicht ist auf der ersten Tafel dargestellt. Ueber Felder und Gärten hinweg erblickt man die Stadt, prangend mit mancherlei Gebäuden und vielen Kirchen, unter denen der Neumünster, der Dom und die Liebfrauenkapelle sich auszeichnen. Nahen wir dem Main, so befördert die darüber geführte steinerne Brücke die Verbindung mit dem andern Theile der Stadt, wo die Burkhardskirche nebst mehren andern Kirchen und Gebäuden das Thal einnimmt, über welche das Bergschloß Marienberg sich erhebt.

Das zweite Bild gibt uns das fürstbischöfliche Residenzschloß, das sich auf einem großen, freien Platze ausbreitet und als ein schönes, sehenswerthes Gebäude zeigt. Im J. 1720 vom Fürstbischof Franz von Schönborn zu bauen angefangen, wurde es von seinem zweiten Nachfolger, Karl von Schönborn, 1744 vollendet. Die Liebfrauenkapelle, auf der dritten Tafel, 1377 gegründet und nach altdeutscher Bauart im guten Style erbaut, fällt angenehm in das Auge, das vorzüglich gern auf dem reichverzierten Hauptportale verweilt. Bei dem vollen Schmucke der altdeutschen Kunst zieht vorzüglich die gut erhaltene erhobene Sculpturarbeit über der Thüröffnung an, das jüngste Gericht darstellend, wo der Papst, Bischöfe, Mönche, Klosterfrauen und Ritter vom Satan in die Hölle gezogen werden. Eine zu dem übrigen alten Baustyle unpassende Veränderung erhielt die 1713 vom Blitz getroffene und abgebrannte Thurmspitze, die nachher durch eine schwerfällige, mit steinernen Bildsäulen verzierte Kapelle ersetzt wurde.

Das wichtigste alte Gebäude der Stadt ist der Dom, von dem wir hier auf der vierten Platte die vordere Seite erblicken, welche am Ende der Domstraße entgegensteht und diese verschließt, sodaß an beiden Seiten des Doms der Weg in den da-

*) Vgl. Nr. 355 f. 1832. D. Red.

hinter liegenden Theil der Stadt führt. Im byzantinischen Style, 923 vom Bischof Dietho errichtet, nachdem der ältere, 862 angelegte Dom abgebrannt war, erhielt er durch mehre Bischöfe, vorzüglich durch Bruno den Heiligen, verschiedene Veränderungen und Erweiterungen, früher im byzantinischen, dann von spätern Bischöfen im deutschen Style fortgesetzt, worunter der schöne Kreuzgang und die Begräbnißkapelle merkwürdig. Endlich kamen, in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch den Baumeister Neumann mehre Anhänge hinzu im neuitalienischen Style, welche das treffliche Alte verdecken. Zu gleicher Zeit und noch später wurde ebenfalls das Innere durch neumodische, geschmacklose Zierden verunstaltet.

Nürnberg, dem zwei Hefte gewidmet sind, das dritte und vierte, nicht nur durch ausgebreiteten Handel und Gewerbfleiß berühmt, beförderte auch mit ungemeiner Thätigkeit die Kunst, und was es für diese wirkte, verkündet sich noch in mannichfaltigen Resten. Zuerst finden wir hier eine Totalansicht der Stadt, wo dieselbe eine sanft aufsteigende Pläne einnimmt, welche durch Gruppen von Bäumen und Häusern unterbrochen wird. Auf dem höchsten Punkte erscheint das Schloß, dann zieht sich ein Theil der Stadtmauer hin, mit ihren viereckigen Thürmen, unterbrochen von den mächtigen runden Thürmen am Laufer- und Frauenthore. Weiterhin werden wir vor der St. Sebaldskirche vor andern Gebäuden vorbei nach der Lorenzkirche geführt, da denn endlich eine Gruppe von Gebäuden die Ansicht schließt.

Das zweite Bild gibt den ältesten Theil der Stadt, vom nördlichen Thurme der Lorenzkirche aufgenommen. Ueber den Hauptmarktplatz der Stadt hinweg sehen wir zuerst die daselbst befindliche Frauenkirche, auf Kaiser Karl IV. Veranlassung gebaut, auch die Kaiserkapelle genannt, ferner das in italienischem Style gebaute Rathhaus, und vor demselben die Sebaldskirche, sowie mehre alte Gebäude. Im Hintergrunde wird die Aussicht von der Burg beschränkt, dem ehemaligen Reichsschlosse, mit seinen mannichfachen Thürmen, von dem man hier einen ziemlich vollständigen Ueberblick gewinnt, das jedoch auch von andern Seiten malerische Ansichten darbietet. Zu sehr verschiedenen Zeiten durch mehre Gebäude vergrößert, ist sein ältester Theil unstreitig im 10. Jahrhundert entstanden unter Kaiser Konrad I., und es erhielt im Ganzen die gegenwärtige Gestalt unter Kaiser Friedrich I. Der Thurm, der hier sich zeigt, und dem in diesen Blättern eine besondere Abbildung gewidmet ist, trägt zur Verzierung rohe Bilder, die man für heidnische Götzen hielt und ihm den Namen Heidenthurm gaben. Im Innern dieses Thurmes befinden sich zwei übereinanderliegende Kapellen, die untere der heiligen Margaretha geweiht, die obere die Kaiserkapelle, fälschlich Johanneskapelle genannt.

Eine besondere Darstellung ist dem Hauptmarktplatze zu Nürnberg gewidmet. Rechts liegt die Frauenkapelle, unter Kaiser Karl IV. durch die Baumeister Georg und Fritz Rupprecht und dem Bildhauer Sebald Schonhofer ausgeführt, jetzt dem katholischen Gottesdienste eingeräumt. Dann sehen wir hier den mit Recht sogenannten schönen Brunnen, ein herrliches Denkmal deutscher Kunst, durch die Künstler der Frauenkirche errichtet. Andere hier sich befindende Gebäude erinnern an frühere Jahrhunderte, durch verzierte Giebel, Thürmchen, Erker, womit sie besetzt sind.

Wie man erwarten konnte, so befinden sich hier zwei besondere Abbildungen der Kirche zu St. Sebald und von St. Lorenz. St. Sebald ist aus ältern Zeiten und ihr vorderer Theil im byzantinischen Style erbaut, der über das Schiff hochemporragende Chor aber unter Kaiser Karl IV. hinzugefügt. Die Lorenzkirche, das vorzüglichste der heiligen Gebäude Nürnbergs, stammt aus der Blütenzeit der deutschen Baukunst. Ihr vorderer Theil mit dem prächtigen Hauptportal entstand unstreitig in der Mitte des 13. Jahrhunderts, späterhin wurde der Chor erneuert und wie bei St. Sebald weit über das Schiff erhöht.

Was wir hier ferner sehen, ist der Erker am Pfarrhof zu St. Sebald, der sich durch angenehme Formen und durch reiche, gut gearbeitete Zierden auszeichnet. Ein romantisches Ansehn hat das sogenannte Haus Nassau, mit seinen kleinen Erkern, die es bekrönen, und den dazwischen liegenden Zinnen, die ihm das Ansehn einer Ritterburg geben.

In einfacher Gestalt, von bescheidenem Ansehn und ungeschmückter Form zeigt sich zuletzt ein Gebäude, das nur dadurch von hohem Werthe wird, weil es Dürer's Wohnhaus war. Im Aeußern ohne allen Schmuck, trug es, nur an der Ecke auf einem Pfeiler ruhend, einen Erker, der aber vor mehren Jahren abgebrochen wurde, was um so mehr zu bedauern ist, da, der Ueberlieferung nach, in dem Erker Dürer's Arbeitsstube sich befand. Jetzt ist dieses Haus städtisches Besitzthum, dem Albrecht-Dürers-Verein zur Benutzung eingeräumt, der hier seine größern Versammlungen in einem vom Architekten Heideloff nach altdeutscher Art decorirten Zimmer hält. **Stieglitz d. Aelt.**

Literarische Anekdoten.

Dr. Alexander Wood, ein geschickter und sehr beliebter Arzt zu Edinburg, der daselbst unter dem familiairen Namen „Lang Sandy Wood" allgemein bekannt war, zeichnete sich nicht minder durch seine Excentricität als durch einen höchst menschenfreundlichen und wohlwollenden Charakter aus. Zu seinen Eigenheiten gehörte eine affectirte Strenge des Gemüths, von der grade das Gegentheil wirklich in seinem Charakter lag und jeden Augenblick wider seinen Willen zum Vorschein kam. Als die berühmte Schauspielerin Mstrs. Siddons auf dem Theater in Edinburg erschien, trat der Eindruck ihres Spiels auf diesen Sonderling in einer höchst lächerlichen Weise hervor. Jeden Abend, an dem sie auftrat, konnte er der Versuchung, das Theater zu besuchen, nicht widerstehen, und von dem Augenblick an, wo sie auf der Bühne erschien, bis zum Schluß des Stücks war Wood in einem fortdauernden, stets fruchtlosem Kampfe mit sich selbst begriffen, um seinen gewöhnlichen Anschein einer satirischen Gleichgültigkeit zu behaupten. Mstrs. Siddons trat einst als Desdemona auf, und das Stück war schon bis zu der Scene vorgerückt, wo Othello sie erstickt, als Dr. Wood die Entdeckung machte, daß er wirklich — weine. Beschämt und erzürnt, daß er sich zu einem solchen Ausbruch des Gefühls hatte verleiten lassen, beugte er sein Haupt tief hinab, wischte sich ungeduldig die Thränen aus den Augen, und nun hörte man, wie er es versuchte, sich durch Vernunftgründe zu einer schicklichern Haltung zu ermahnen. „Verfluchter Unsinn das!" sagte er, „alles verdammter Unsinn! Weiß ich denn etwa nicht, daß alles Unsinn ist? Dies ist ja eben nur das edinburger Theater, ich bin Sandy Wood, und die da, nun ja, die ist eben die — die — die H...e Mstrs. Siddons!"

Ein Schmidt in einem Dorfe in Northamptonshire, welcher Richardson's „Pamela, oder die belohnte Tugend" besaß, pflegte in den langen Sommerabenden, auf seinem Amboß sitzend, aus diesem Romane laut vorzulesen, wobei ihm dann ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium niemals fehlte. Das Buch ist lang genug ausgesponnen, aber die Geduld der Zuhörer war ebenso groß als die Weitläufigkeit des Autors, und sie hörten Alles bis ans Ende getreulich an. Als nun zuletzt durch die glücklichste Wendung der Geschicke Held und Heldin vereinigt und die Zuhörer benachrichtigt worden waren, daß beide noch lange und glücklich mit einander gelebt hätten, so war die Versammlung so entzückt, daß sie in einen allgemeinen lauten Jubelruf ausbrach, sich sofort der Kirchenschlüssel bemächtigte und ihre Freude an diesem Ereigniß durch ein langes und lebhaftes Läuten der Thurmglocke zu erkennen gab. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 231. — 19. August 1834.

Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands, herausgegeben von Blum, v. d. Borg, Bunge, Friedländer, Goebel, Kruse, Neue, Rathke, Struve, Walter. Jahrgang 1833. Ersten Bandes erstes bis viertes Heft. Riga, Frantzen. Gr. 8. Pränumerationspreis 3 Thlr.

Jedes Fädchen mehr in dem großen Netz, welches die europäische Literatur zu einem geistigen Föderativfreistaat zu vereinigen anfängt, wird von uns gern beobachtet und mit Willkommen begrüßt; besonders aber werden es die seit einiger Zeit sich mehrenden Versuche, welche im Westen des russischen Reiches gemacht werden, einerseits die russische Literatur uns näher zu bringen, andererseits Rußland selbst mit den in Deutschland erwachenden und reifenden Ideen zu nähren und zu kräftigen. Diese Versuche sind nicht hoch genug zu würdigen, nicht dankbar genug anzuerkennen; denn vor ihnen wird allmälig der Damm sich ebenen, den Sprache, Vorurtheil und nationale Verschiedenheit, den Ursprung, Geschichte und Sitte zwischen den beiden Nachbarvölkern jetzt noch aufrecht erhalten. Daß Rußland dabei der gewinnende Theil sei, wird vorerst Niemand leugnen, auch werden diese Versuche ja in Rußland gemacht; aber auch Deutschland kann nicht gleichgültig dabei bleiben, welche Würdigung seinem Geiste, seiner Wissenschaft, seiner Kunst in einem unermeßlichen Reiche zu Theil wird, dessen Bevölkerung zum Theil deutschen Ursprungs ist, und dessen Geschmacksbildung fast ganz auf deutschen Grundlagen beruht. So empfangen wir denn auch diese kritisch-literarische Zeitschrift, welche, mit achtbaren Kräften ausgestattet, sich zum Ziel setzt, die oben angedeutete engere Verbindung zwischen Rußland und Deutschland ins Leben zu rufen und gleichsam eine große Heerstraße für den geistigen Verkehr beider Völker zu bilden, mit Theilnahme, und dies um so mehr, als die Russen im Ganzen genommen wol ein Recht haben, über die Gleichgültigkeit Deutschlands gegen ihre literarischen Bestrebungen bis jetzt Klage zu führen. Zuvörderst ist bei diesem Unternehmen der deutsche Buchhandel aufs höchste betheiligt, der, von dem allgemeinen und höhern Interesse der Humanität abgesehen, erwarten darf, den nächsten Ertrag davon zu ziehen. Die Erscheinungen in Deutschland werden in dieser Zeitschrift bekanntgemacht, beurtheilt werden. Dem Schriftsteller, dessen Name bisher am Niemen verhallte, eröffnet sich die Aussicht in einen erweiterten Wirkungskreis, und von jenseit her werden uns die Namen zugerufen werden, von denen die junge, aber schon blütenreiche russische Literatur Ruhm und Gedeihen erwartet. Wir werden von ihren Fortschritten nicht mehr fragmentarisch, gleichsam zufällig, sondern dauernd und in richtiger Folge unterrichtet werden.

Die russische Regierung erlaubt diesen belebtern Verkehr; aber sie erlaubt mehr. Das Vorwort beweist, daß sie freisinnige Unternehmungen, freisinnige Aussprüche keineswegs mit dem Auge des Argwohns belauscht. Ohne Arg läßt sie es aussprechen, daß Zeitschriften die Krater des geistigen Vulkans sind, der sich unter jedem Lande hinzieht, und der es mit furchtbaren Erschütterungen, mit Erdbeben bedroht, wenn man diese Abzugskanäle ihm nicht eröffnet. Ohne Arg läßt sie es aussprechen, daß erleichterter Druck der Zeitschriften den Druck der Zeiten erleichtert, und daß es so thöricht sei, dem Austausch der Ideen begegnen zu wollen, als es wäre, Mutter Erde zu bitten, daß sie den Reben keinen Wachsthum gebe, weil ihr Saft einzelne Trunkenbolde macht. „Wo keine Bewegung ist, herrscht der Tod", darf eine russische Zeitschrift getrost ausrufen, und in diesem Ausruf deutet sie uns zugleich befriedigend den Geist an, der in ihren Blättern walten soll.

Die Wissenschaft ist der Hebel alles Staatslebens, sagt das Vorwort ferner. Die Entzweiung ist nothwendig, um zum Wissen zu gelangen; gegen Geistesrichtungen ist jedes Gewaltmittel unzulänglich, und wie der Mensch des Athmens, so bedarf der Staat der geistigen Anstrengung, welche die Wissenschaft gebiert, des Zweifels, des Streits. Blüte wahrer Wissenschaft ist Blüte des Staats und seiner Macht. „Erkenne dich selbst", ist das Orakel, das unsere Zeit dem Staate zuruft, und die Lehrer dieser Selbsterkenntniß sind — die Zeitblätter. Hierauf geht das Vorwort in eine geistreiche, treffliche Silhouette Rußlands über, welche mit einem Ueberblick der verschiedenen Literaturen innerhalb seiner Grenzen, der georgischen, tartarischen, armenischen, persischen und slawischen, endet, und nächst welcher eine Uebersicht der Entwickelungsgeschichte der russischen Civilisation diese Einleitung schließt, indem sie andeutet, was für dieselbe noch zu thun übrig

bleibt — engſte Anſchließung nämlich an die geiſtigen Fortſchritte Europas.

Dieſe Analyſe des reichen und würdigen Vorworts zu den „Jahrbüchern" wird genügen, den Geiſt und die Tendenz dieſer Zeitſchrift allen beſonnenen Leſern zu empfehlen. In der That, die Geſinnung, welche ſich darin kundgibt, überraſcht uns. Von der Verleumdung bleibt immer etwas haften, und keine Regierung iſt in neueſter Zeit ſtandhafter und kühner verleumdet worden als die ruſſiſche. Immerhin mußten wir glauben, daß jede freiſinnige Aeußerung ihr ein Greuel, jeder dreiſte Mund ihr ein Feind ſei, den ſie ausſtoße. In dieſer Vorrede zeigt ſich ein Anderes, und nach dieſem Vorgange dürfen wir getroſt erwarten, daß dieſen „Jahrbüchern" gelingen werde, noch manches andere Vorurtheil gegen das nordiſche Macedonien, das jetzt laut genug ſpricht, allmälig zum Schweigen zu bringen. Wir können nicht umhin, dieſen möglichen Erfolg für einen ſegensreichen und erſtrebenswerthen zu erklären; denn in dem allgemeinen Fortſchritt zum Ziel der Humanität iſt nichts hemmender als Haß oder Vorurtheil gegen ein einzelnes Glied der europäiſchen Völkergeſellſchaft. Eine nähere Anſicht des Inhalts dieſer „Jahrbücher" wird zeigen, auf welchem Wege und durch welche Bemühungen der Verein dorpater Gelehrten das wohlbegriffene Ziel zu erreichen gedenkt, das er nach dem Vorangehenden ſich geſteckt hat.

Der erſte umfaſſende, im Geiſte wiſſenſchaftlicher Kritik gefaßte Aufſatz behandelt die neue Sammlung und Redaction der ruſſiſchen Geſetze, welche ſoeben beendet iſt. Der Bericht des Geh. Raths von Speranſky, Vorſtand der Redactionscommiſſion, iſt über das Materielle der Sammlung zum Grunde gelegt. Die ungeheure Arbeit der Commiſſion, welche am 1. April 1830 unter dem Titel: „Vollſtändige Sammlung der Geſetze des ruſſiſchen Reichs", 45 Theile, in 48 Bänden 4., 6000 Bogen ſtark (500 Rubel Bc.) erſchien und 30,600 verſchiedene Geſetzesnormen umfaßte, flößt ſchon durch ihren Umfang Erſtaunen ein. Dieſe unermeßliche Sammlung der Rechtsquellen Rußlands war jedoch nur eine vorbereitende Arbeit. Aus ihr wurden nun nach den Materien des Rechts die einzelnen Swoden (codes) entlehnt, erläutert, geordnet und nach Syſtemen zuſammengetragen. So erſchien 1832: Der Swod der Civilgeſetze des ruſſ. Reichs, 15 Bde. 8. (100 Rubel Bc.), in 1499 Capiteln und 42,198 Artikeln. Sieben geſonderte Commiſſionen nämlich zogen aus der großen Rechtsquellenſammlung die bürgerlichen, die peinlichen, die adminiſtrativen, die Policei-, die Verwaltungsgeſetze aus, und ſammelten dieſe in beſondere acht Swoden: 1) Ueber Verfaſſung; 2) über öffentliche Laſten und Dienſtbarkeiten; 3) über Finanzweſen; 4) über die Stände; 5) die bürgerlichen und Meſſungsgeſetze; 6) die ſtaatswirthſchaftlichen; 7) die Policeigeſetze; 8) die peinlichen Geſetze, zuſammen 15 Bände, und jede Materie in einzelnen Unterabtheilungen. Das kaiſerliche Manifeſt vom 31. Jan. 1833 beſtimmte die geſetzliche Kraft des Swod vom 1. Jan. 1835 an. Beide Sammlungen, die der geſammten Rechtsquellen und die des Swods, ſollten als zwei verſchiedene Formen derſelben Geſetzgebung dergeſtalt gelten, daß die erſte größere Sammlung zur Erläuterung, zur Auslegung und als Mittel zum richtigen Verſtändniß des Swod dienen ſollte, indem bei jedem Zweifel auf die Rechtsquelle ſelbſt zurückgegangen würde. Der Vortheil, den das ruſſiſche Volk aus dieſer Sammlung ſeiner dunkeln und verworrenen Geſetzgebung entlehnt, iſt unermeßlich, und die doppelte Form, in der dieſe Sammlung erſcheint, muß jedes Bedürfniß befriedigen. Sie zeugt zugleich ſelbſtredend für die Sorgfalt, den eifrigen, redlichen Wunſch der Regierung nach Feſtſtellung einer durchaus zweifelloſen Geſetzgebung. Streifen wir einmal jedes Vorurtheil ab. Vergleichen wir Rußland mit — England. Hier wie dort, daſſelbe Bedürfniß, tief und allgemein gefühlt — nur in England ſchon ein halbes Jahrhundert länger gefühlt —, nach Sichtung einer verworrenen, zerſtückelten, ſyſtemloſen, ſelbſt den Eingeweihten dunkeln Geſetzgebung. England mit ſeinem Ober- und Unterhauſe, mit ſeinen vielgeprieſenen Grand-Juries, ſeinen Parlamentsdebatten, kann einem tief und dringend gefühlten Bedürfniß des ganzen Volks nicht abhelfen. Egoismus und Eigennutz ſtemmen ſich dagegen, und nicht der König, nicht die Miniſter, nicht das Parlament, nicht der Volkswille in den Grand-Juries, in den Clubs vermag ſie zu beſiegen! In Rußland zeigt ſich kaum das Volksbedürfniß; der Monarch befiehlt und eine unermeßliche Arbeit iſt vollendet, völlig volksmäßig und jede Anfoderung befriedigend vollendet. Dies Beiſpiel iſt belehrend — wie das Beiſpiel Frankreichs, das kein Municipalgeſetz erlangen kann, es iſt — denn in der That, es handelt ſich dabei um nichts Geringeres als die Herſtellung eines geſetzmäßigen Zuſtandes in den beiden größten Reichen der alten Welt.

Der Geiſt wiſſenſchaftlicher Prüfung, ernſter und eindringender Kritik zeigt ſich nicht minder in den folgenden Aufſätzen. Sogleich der nächſte deutet auf die rege Aufmerkſamkeit, welche der Verein der deutſchen Kritik widmet. Der Aufſatz in Mittermayer's „Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft": „Ueber Gewohnheitsrecht und Codification in Rußland", wird analyſirt, berichtigt, erläutert. Merkwürdig iſt, wie laut in dieſem Aufſatz dem öffentlichen Rechtsverfahren, wenngleich mit Gründen, die bei einem Profeſſor des Rechts (ein ſolcher iſt der Verf.) mehr als oberflächlich erſcheinen müſſen, das Wort geredet wird. Der Abſchnitt: „Schöne Literatur" liefert eine Kritik von Puſchkin's „Boris Godunow", gründlich, tief eindringend und gegen Knorring's Ueberſetzung gerichtet. So viel iſt gewiß, daß Puſchkin in dieſer großen Dichtung den Baum echt tragiſcher und nationaler Dichtung in Rußland gepflanzt hat, den wir mit des Dichters eignen Worten:

Er blühe fort, und ſeine jungen Zweige,
O möchten ſie den Erdkreis überſchatten —

bewillkommnen. Neu und dankenswerth iſt der Aufſatz: „Konſtantinopel in mediciniſcher Hinſicht", von Dr. Seidlitz in Pera. Die Abhandlungen der petersburger Akademie im erſten Halbjahr 1833, der Univerſitätskatalog und ein trefflicher Bericht Struve's über Rathke's „Reiſe in der Krimm", ein Schreiben des armeniſchen Patriar-

chen Joannes und eine Uebersicht des russischen Staatshaushaltes im J. 1832 füllen den Rest des ersten Heftes. Der Inhalt des zweiten läßt an Reichthum und Mannichfaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Einen dankenswerthen statistischen Beitrag liefert zunächst die Schilderung der freien Landgemeinden von Zernagora (Montenegrien), Poglizza und andern, von Reutz, lehrreich und wohl geschrieben. Der folgende Aufsatz: „Wissenschaftliches Leben in Kasan", stattet über eine Menge wichtiger Reiseunternehmungen, unter welchen wir nur die von Eversmann längs dem kaspischen Meere und von Kowalewskij nach Pecking ausheben, Bericht. Die Zeitschrift: „Der Kasaner Bote", folgt sehr aufmerksam den völkerschildernden Erscheinungen im übrigen Europa; für Reiseunternehmungen in Asien selbst aber hat kein anderes Volk so viel Geschick und darin so viel Erfolg als die Russen. Ihnen allein verdanken wir das Wenige, was wir über das innere China, Chiwan, die Tartarei wissen, und nur sie können diese mangelhafte Wissenschaft vervollständigen. Ein lehrreicher Aufsatz über den Zustand der Medicin in Petersburg, die Fortsetzung des medicinischen Aufsatzes über Konstantinopel, interessant besonders in Betreff des Studiums der Arznei unter den Türken, welche in jüngster Zeit darin so vorgeschritten sind, daß neuerlich erst ein Handbuch der Anatomie mit Steindrücken von Schani-Zade erschien, während Dr. Maroty, der Vorsteher aller Medicinalunterrichtsanstalten in Konstantinopel, eine Chirurgia castrensis in türkischer Sprache schrieb und Anatomie nach Cloquet, Klinik nach Martinet vor türkischen Zöglingen liest; dann eine Reihe sibirischer Briefe und eine Statistik der Verbrechen, an denen Verwiesene in Sibirien Theil genommen; ein Aufsatz über die Heilung von Geisteskranken im Hospital A. Leidenden zu Petersburg und eine sehr erfreuliche Abhandlung über das armenische Institut in Moskau, welches sich besonders um den Unterricht in den asiatischen Sprachen (Persisch, Türkisch, Arabisch) Verdienste erwirbt und von dem Archimandriten Mich. Salantean trefflich geleitet wird, bilden mit Nekrologen, wissenschaftlichen Miscellen u. s. w. den Inhalt des zweiten Heftes.

Aus dem dritten und vierten Heft heben wir hervor den schon in den ersten Heften begonnenen Bericht: „Wissenschaftliches Leben in Kasan", diesem Leipzig Rußlands, von F. v. Erdmann. Dieser Aufsatz bietet eine reiche Uebersicht statistischer, historischer, wissenschaftlicher Nachrichten aus entfernten Theilen Rußlands dar. Ihm folgt die „Enumeratio plantarum, quas in China boreali collegit Dr. *A. Runge*. 1831" (Petersburg 1833) von Ledebour. „Konstantinopel in medicinischer Hinsicht" von Dr. Seidlitz ist vorzüglich der neuen Beobachtungen über die Pest wegen merkwürdig. „Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinz Livland, Esthland und Kurland, von J. v. d. Recke und Napiersky" (Mitau 1827—32), von Neus. Prof. Rathke's zweiter Bericht an die Universität Dorpat über seine Reise in der Krimm. Dubois' „Mittheilungen aus dem Kaukasus". „Ueber den Salzsee Tusly bei Sak in der Krym". „Briefe aus Sibirien und den russ. Niederlassungen in Amerika", von der Bar. von Wrangell; sehr anziehend und über den Länderstrich von Jakutzk bis Ochotzk äußerst lehrreich. Literarische Notizen über die Bildungsanstalten im Gouvernement Jakutzk, statistische Nachrichten aus dem Gouvern. Moskau und über die katholische Akademie zu Wilna u. A. m. Diese zum Theil trefflichen Aufsätze, besonders der über Konstantinopel und die sibirischen Briefe werden im vierten Heft fortgesetzt. Dasselbe enthält ferner über die Verfassung und die Rechtsinstitute der Montenegriner einen anziehenden Aufsatz. Die russ. Entdeckungsreisen von 1790, 1801, 1807, 1815, 1826—1830 von Schlegel, 9 Bände. Schöne Literatur der neuesten Zeit. Chronik der Universität Moskau, das Demidow'sche Lyceum zu Jaroslaw. Uebersicht der Militairunterrichtsanstalten in Rußland 1831. Literarisch-statistische Nachrichten anderer Art.

Reichthum an Originalarbeiten und rege wissenschaftliche Theilnahme für die Erzeugnisse unsers Vaterlandes empfehlen uns die „Dorpater Jahrbücher". Möge es ihnen gelingen, den Damm zu durchbrechen, der Rußland bis jetzt von dem lebendigen Antheil an den wissenschaftlichen Fortschritten des übrigen Europas so oft zurückgehalten hat. 100.

König Erich und die Geächteten. Ein Zeit- und Sittengemälde aus den letzten Tagen des 13. Jahrhunderts. Von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen. Drei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1834. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Eine lobenswerthe Bescheidenheit, vielleicht auch die Ahnung von der Unzulänglichkeit seiner Leistung vermochte wol den Verf., das vorliegende Werk nicht einen Roman, sondern ein Zeit- und Sittengemälde zu nennen. Wir vermissen darin alle künstlerische Idee, alle Einheit. Begebenheit reiht sich an Begenheit, Scene an Scene, Gespräch an Gespräch, und das allgemeine, von Anfang bis zu Ende aufgespielte Thema ist versuchter und fehlgeschlagener Königsmord. Die Charakteristik bleibt nur negativ. Kein einziger dargestellter Charakter ist durchgeführt, erscheint handelnd, wird anschaulich, sichtbar, lebendig. König Erich, der interessanteste von allen, erscheint doch nur als ein Nebelbild; wir möchten ihn gern kennen lernen, aber unser Verlangen bleibt unbefriedigt, wir erfahren nichts Bestimmtes über sein Wollen und Wirken, das freilich auch, der wirklichen Geschichte gemäß, nur ein sehr ohnmächtiges war. Des Königs Günstling Drost Aage verdiente um seiner Inconsequenz und Unmännlichkeit willen kein Kammerjunker, viel weniger ein Drost und Gesandter in einer hochwichtigen Angelegenheit zu sein. Ritter Kagge ist ein ungestaltetes Zerrbild. Der Erzbischof ist ins Schwarze gemalt, um die Hierarchie recht an den Pranger zu stellen; er war aber wol nicht halb so dumm und schlecht, als er geschildert wird. Ritter Palle ist die gelungenste und, als eine wahrhafte, die erfreulichste Gestalt des ganzen Buches. Weibliche Charaktere sind eigentlich gar nicht darin geschildert. Die zwei einzigen, die gefangenen Töchter des hochverrätherischen Marschalls Sti, bleiben im Hintergrunde; von der ältesten weiß man sich gar kein Bild zu machen, die jüngste ist eine naiv-eitel-übermüthige Mädchennatur, wie sie uns schon in vielen romanhaften Büchern vorgekommen. Herzog Christopher, des Königs Bruder, ist nicht übel, doch nicht bestimmt genug geschildert, er sollte mehr hervortreten; indessen ging dies freilich nicht an, denn der Verf. will nicht

wissen lassen, daß er ein Bösewicht blieb, er stellt eine Versöhnungsscene zwischen den beiden Brüdern an, und so erscheint am Ende der Herzog Christopher fast wie ein Mörder aus Hypochondrie, der etwa durch ein Abführungsmittel plötzlich zur Besinnung und augenblicklichen Besserung gebracht worden ist. Man interessirt sich für Niemand in diesem Sittengemälde als für den tollen Ritter Hilmar Blaa und für den erbärmlichen aber gemüthlich gezeichneten Ritter Palle, welcher ein besseres Schicksal verdient hätte, als ihm bereitet wird, denn sein Tod ist eine poetische Ungerechtigkeit. Der Verf. läßt übrigens Manches fallen, was er wieder aufzunehmen wol anfänglich beabsichtigte, und gibt mehr als ein Zeichen der Uebereilung und all zu leichter Arbeit kund. Nichtsdestoweniger wird das Buch mit Interesse gelesen werden, es enthält manche gelungene Schilderungen und Darstellungen, Spannung und Neugier werden mit Geschick erregt und unterhalten. Der Uebersetzer hat es sich, besonders mit den eingeflochtenen Versen, leicht gemacht und ist wahrscheinlich kein Deutscher, was wir aus mehren fehlerhaften Wortstellungen namentlich im ersten Theile schließen. So sagt man z. B. nicht wie Th. 1, S. 246: „Du vergißt dein Frühstück über der Messe", nicht wie Th. 3, S. 134: „Die Tollheit erinnere ich wol", sondern: der Tollheit erinnere ich mich u. s. w. Ferner finden wir zu bemerken, daß der Kardinal Isarnus mit Unrecht durchweg Eminenz genannt wird, da diesen Titel bekanntlich erst Urban VIII. 1631 der Kardinalwürde beilegte. 51.

Literarische Notiz.

In „Medwin's Unterhaltungen mit Lord Byron" ist von einem Gedichte die Rede: „Auf das Begräbniß des General Moore", worüber der große Dichter mit Lob, und mit sehr verdientem, spricht. Aus Medwin's Aeußerungen müssen wir schließen, Byron habe die Ehre, Verfasser des Gedichts zu sein, nicht abgelehnt; und wirklich befindet es sich, vielleicht auf Anlaß jener Aeußerung, in der Brönner'schen Ausgabe von Byron's Werken unter den „Miscellaneous poems", S. 650. Jetzt, wie man uns berichtet, hat man in England eine Sammlung von Gedichten eines irländischen Geistlichen Charles Wolf, unter denen sich jenes befindet. Man hat uns ein anderes aus derselben Sammlung mitgetheilt, welches wir hier abdrucken lassen, überzeugt, die Leser dieser Blätter werden uns danken; und wenn wir eine Uebersetzung zufügen, so ist dies blos für deutsche, des Englischen unkundige Leser. Wer das Original versteht, wird sie nicht lesen; denn die Zartheit, Anmuth und Leichtigkeit desselben ist unerreichbar.

If I had thought thou couldst have died,
I might not weep for thee;
But I forgot, when by thy side,
That thou shouldst mortal be.
It never through my mind had past,
The time would e'er be o'er,
And I on thee should look my last,
And thou should be no more.

And still upon that face I look
And think, 't will smile again;
And still the thought I will not brook,
That I must look in vain.
But when I speak, thou doest not say,
What thou ne 'er leftst unsaid;
And now I feel as well I may,
Alas! that thou art dead.

If thou wouldst stay, e 'en as thou art,
All cold and all serene —
I still might press thy silent heart
And where thy smiles have been.

While e'en thy chill bleak corse I have,
Thou seemest still my own;
But there I lay thee in thy grave —
And now I am alone.

I do not think, wher' e'er thou art,
Thou hast forgotten me,
And I, perhaps, may soothe my heart
In thinking too of thee.
Yet there was round thee such a dawn
Of light ne 'er seen before,
As fancy never could have drawn,
And never can restore.

Dacht' ich, du könnest sterben, je,
Dann weint' ich nicht um dich;
Doch ich vergaß in deiner Näh',
Daß du ein Mensch wie ich.
Die Zeit, sie könnte stille stehn —
Ziel das mir jemals ein?
Ich sollt' ein letztes Mal dich sehn?
Und du, ach! nicht mehr sein?

Noch schau' ich dir ins Angesicht,
Ob's nicht noch lächeln kann;
Und den Gedanken trag' ich nicht,
Ich schau' umsonst es an.
Doch sprech' ich — du sprichst jetzt nicht mehr,
Wie sonst, was Liebe bot. —
Nun fühl' ich, ach! es gar zu schwer,
Daß du, Geliebte, todt.

Bliebst du, wie jetzt, wenn auch erbleicht,
Ganz kalt und ganz so mild:
Ich drückte stets dies Herz, das schweigt,
Dies liebe, stumme Bild.
So lang' ich todt auch nur dich hab',
Erscheinst du mir noch mein;
Doch sieh! da leg' ich dich ins Grab —
Und nun bin ich allein.

Wo du auch bist, ich weiß, daß du
Nicht hast vergessen mich;
Und mir vielleicht auch kehret Ruh'
Ins Herz, denk' ich an dich.
Doch warst mit solchen Lichtes Macht
Du ringsum angethan,
Wie Phantasie es nie erdacht,
Nie wiederschaffen kann. 1.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henke (Adolph),

Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin.

Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin.

Fünfter Band.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Die ersten vier Bände dieses ausgezeichneten Werkes, erschienen in zweiter Auflage 1822—30, kosten 6 Thlr. 12 Gr.; sämmtliche fünf Bände nun 8 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 232. — 20. August 1834.

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8. 4 Thlr. 12 Gr. *)

Wo sich das Starke mit dem Zarten, männliche Verstandesschärfe und Kraft mit weiblicher Gefühlsinnigkeit paart, da gibt es einen guten Klang. Leider vernehmen wir ihn hier zum letzten Mal, denn keiner unserer Schriftstellerinnen ist die Mischung des Starken und Zarten in dem vollendeten Ebenmaß gelungen wie der verstorbenen Huber. Wie schmilzt bei ihr Handlung und Betrachtung in Eins, wie versteht sie es, das Allgemeine zu individualisiren und umgekehrt! Männliche Gedankentiefe und weibliche Feinheit leuchten aus jeder ihrer Erzählungen hervor, aus jeder spricht eine Grundidee, und die Foderungen, welche die Schriftstellerin als solche an sich machte, ihr Takt war nicht ohne Bewußtsein, sie wußte, was sie leisten wollte, und fast immer, was sie leisten konnte. Hat sie nun dem größten wie dem kleinsten ihrer Erzeugnisse den Stempel ihres geistigen Vermögens aufgedrückt, so hat wieder ein jedes sein Eigenthümliches, wie wir aus den ersten wie aus diesen letzten Theilen ersehen, die alte gute Bekannte uns vor die Seele führen und für Anderes, uns Neues unsern Dank, unsere Liebe gewinnen.

„Familienzwist" handelt nicht die gemeinen Interessen des Alltagslebens ab. Ein junger Mann, wankelmüthig, mit sich entzweit, reuig, aber ohne Kraft, dem Müssen das Können folgen zu lassen, wandert aus, erst nach England, dann nach Nordamerika, wo er zu einiger Selbständigkeit gelangt, aber noch immer leidend und strebend, in der Erziehung der einzigen Tochter auf Irrwegen sich verliert und Ursache ist, daß Dina des Weibes schönste Tugend, liebenden Gehorsam, Herzensdemuth, erst als Mutter ausübt und empfindet. Franks, des Auswanderers, Rückkehr gleicht Spannung unter seiner Familie aus, sein Beispiel führt einen ihm moralisch Verwandten auf die rechte Bahn und lehrt den Uebrigen Duldung. — „Die Geschwister" lieben sich, ehe sie sich als solche erkennen; vorsorglich ebnet die ältere Schwester das Ungleiche auf des Bruders Lebensgang in echter Selbstvergessenheit und Ergebung, ohne Aufhebens davon zu machen. Der Kinder endliches Geschick sühnt das traurige Dasein der Aeltern; wundersame Begebenheiten, eine alte Seherin und so manches Andere, was an der Klippe des Romanhaften, Abgenutzten stranden könnte, ist hier wahr, originell, harmonisch durch Stellung und Zusammenhang. Das richtige Urtheil, der Scharfblick der Verf. läßt sie „Die Frau von vierzig Jahren" nicht mit dem Jugendgeliebten vermählen, dem sie wie ihren Stiefkindern ihre Geschichte erzählt, aus welcher hervorgeht, wie oft im Leben selbst von edeln Gemüthern Irrthum mit Schuld verwechselt wird, und jener diese zu büßen hat, wie Mißverständnisse und Weichlichkeit gegen sich nicht selten die ärgsten Feinde werden, schlimmer als Bosheit und List, und wie endlich Trotz, der Ungerechtigkeit gegenübergestellt, die gefährlichste Waffe in des Weibes Hand ist, die immer zuerst sie selbst schlägt. — „Der Wille bestimmt die Bedeutung der That" ist besonders mit Aufmerksamkeit zu lesen. Flüchtig durchblättert, dürfte es scheinen, als solle der Zweikampf und das Concubinat gerechtfertigt werden; aber mit Einsicht, mit Nachdenken gelesen, erhellt gar bald das Gegentheil: Selbstvorwürfe quälen Die, welche sich an den Gesetzen der Menschlichkeit eines falschen Begriffs von Ehre wegen vergingen, und Die, welche einem Wahnbild der Liebe Alles opferten und gegen Sitte und Herkommen frevelten. Der Richter in der eignen Brust und die Meinung verdammen sie; ein tadelloser Wandel, die gewichtigsten Entschuldigungsgründe für die That, der leidliche Ausgang, welchen sie genommen, beschwichtigen endlich den Dämon, in die neue Welt klingt das Urtheil aus der alten nicht mit hinüber; wenige Ansiedler hatten so gegründete Ursache zu ihrer Auswanderung als der wackere Forbig und die Seinen, die zu sehr anziehenden Personen gestaltet sind.

„Alte Liebe rostet nicht" verräth durch den Titel den Inhalt; Ref. hat daher blos zu versichern, daß die wehmüthig-herzliche Empfindung darin nie zur hohlen Empfindelei wird, und daß das Paar, was durch Tücke der Menschen und des Zufalls auseinandergehalten, erst im Spätsommer des Lebens sich verbinden konnte, noch so jugendlich warm fühlt bei gereiftem Verstand, der nicht die leiseste Ahnung von Lächerlichwerden zuläßt, daß es

*) Vgl. Nr. 121 und 309 d. Bl. f. 1831, wo andre Mitarbeiter über die vier ersten Theile berichteten. D. Red.

so würdig und achtbar erscheint, um jeden Verdacht eines kühlen, langweiligen Ehestands von betagten, abgestumpften Personen niederzuschlagen. Einigermaßen scharfsichtige Leserinnen werden es schon bei der Aufschrift wegbekommen, daß „Die Häßliche" ihrer übrigen vortrefflichen Eigenschaften willen feurig geliebt wird, und aus Ironie des Schicksals grade von Dem, welchen zuerst ihr Aeußeres am meisten zurückstieß. Die Verfn. treibt die Ironie jedoch weiter als die Leserinnen; sie läßt den Geliebten nur dann erst zum Liebenden in aller Form und absonderlich zum beständigen werden, nachdem er erblindete.

„Die früh Verlobten", welche den sechsten Theil eröffnen, stellen unter scheinloser Hülle einfacher Begebenheiten psychologische Phänomene auf, tiefsinnige Räthselfragen des Denkers, beantwortet von dem Kinderglauben eines unschuldigen, aus Naturtrieb das Rechte thuenden Gemüths. Das eine Paar, verliebt, reizend, eine Welt voll Entzücken träumend, erwacht bald aus seinem Sinnenrausch; der egoistische Mann, schnell gesättigt, fühlt sich durch die Frau in dem Götzendienst seines Ichs beeinträchtigt, wird gleichgültig; sie, in ihrer Oberflächlichkeit eitel und verwöhnt, meint den Verdruß, sich vernachlässigt, Das, was sie für Liebe hielt, so bald verraucht zu sehen, durch einen Strudel von Vergnügungen zu betäuben. Fühlender als der Mann, unzufrieden mit sich und der Welt, begeht sie Thorheiten, welche die Meinung dagegen sie aufbringen, wo sie nur Mitleid verdiente. Die Unklarheit ihres Wesens verschwindet mit ihren Kräften, sie erkennt ohne Haß und Bitterkeit den Irrthum, an dem sie scheiterte, da Liebe zu wähnen, wo nur Taumel, Verblendung und klügliche Berechnung war. Die Schwester, bizarr sich gegen die Liebe und vor Allem gegen den Verlobten sträubend, der ein heißes Herz unter der Außenseite des ruhigen, thätigen, rechtlichen Geschäftsmanns verbirgt, wird endlich doch gewahr, daß Das, was sie für Freundschaft ausgab, die helle baare Liebe ist; das Seltsamliche, was wie eine fremde Tracht sie maskirte, fliegt ab; was sich zu fliehen schien, zieht sich nun an; sie, vortreffliche Tochter, Schwester, Freundin, wird nun auch liebende Gattin, die herbe jungfräuliche Sprödigkeit in ihr zur Liebe verklärt. — „Die Geächteten" führen abermals Auswanderer heim, schlichte, redliche Leute, die mit ihrem Weltbürgersinn nicht großthun, nicht jenseits des Weltmeeres ein Eldorado, nicht in dem alten Bestehenden nur morsches Gerüll, giftigen Staub sehen. Der Auswanderer, geächtet wegen jugendlichen Uebereilungen, wird nun als Mann von einem frühern Bekannten von gemeiner Gesinnung verfolgt und die Freunde, welche ihn aufnahmen, verdächtig gemacht. Die Biederkeit, der vorurtheilsfreie Blick des Untersuchenden durchschauen die plumpen Gewebe des Trugs, der Tücke; die Redlichkeit der Angeklagten wird anerkannt und der Angeber nicht bekehrt, aber durch die Stellung zu der Familie auf den Indifferenzpunkt getrieben, von dem abzuweichen gegen sein eignes Interesse sein würde. Da es so leicht war, ins Carikiren zu verfallen, bei Lohn und Strafe ins Ueberschwengliche zu gerathen, breiweiche oder philosophirende, langathmige Sentenzen einzustreuen, so ist die Mäßigung im Ausmalen der Charaktere, der Begebenheiten, der schlichte Erzählungston dieser Novelle vorzugsweise anzuerkennen. — „Der Traum des Lebens", allegorisirendes Märchen, nicht so aus Einem Guß wie die Geschichten aus der Wirklichkeit. Viele Tonarten sind angeschlagen: die der Phantasie, des Spottes, des berechnenden Verstandes, der kindlichen Heiterkeit; allein die Uebergänge sind schroff und dringen sogar an einigen Stellen den Glauben auf, als seien es nur Versuche, um die passendste Tonart aufzufinden. Auch in „Die Büßenden im Jurathale" läßt sich etwas Absichtliches, Gemachtes spüren, ein Tasten und Wählen zwischen dem Ton kindlich-frommer Einfalt oder glühender Begeisterung, in welchen die Legende vorzutragen ist. Versteht sich, daß nur der aufmerksame Leser, der die höchsten Anfoderungen an eine Schriftstellerin von solchem Werthe macht, dies wahrnehmen, das Märchen und die Legende den Erzählungen unterordnen wird. — „Der verlorene Sohn", nicht der der biblischen Parabel, sondern, ganz unsigürlich genommen, ein durch den eignen Großvater geraubtes Kind, dem der erstarrte, jeder liebenden Regung baare Aristokrat nicht die Rechte der Erstgeburt gönnen will; aber der verlorene Sohn, ein Arzt, gewinnt die Zuneigung seiner Aeltern und Schwestern, deren eine ihn mit innigerer Liebe umfaßt, obgleich er nur brüderlich für sie empfindet und der reinen Jungfrau, die mehr das Glück Anderer als das eigne sucht, vertraute, wie er die Enkelin des Ministers insgeheim liebt, nicht ohne Hoffnung, von Mathildens schönem Herzen verstanden zu sein u. s. w. Außer den übrigen Verdiensten dieser Erzählung ist die Zeichnung der beiden Mädchencharaktere als besonders gelungen zu erwähnen. Die sich selbstvergessende Elisabeth mit ihrer großartigen und wieder so zarten Gemüthstiefe ist die Hervorragendste; allein schwieriger waren die Umrisse der kindlichen Mathilde; wie selten, daß unbefangene Unschuld ganz frei von der manierirten Grazie einer Theaternaivetät bleibt, ohne daß dumme Albernheit unter der schönern Firma verkauft wird. — „Ehestandsleben vom Landmann", im engen Raum ein köstliches Kleinod, ein Musterbild, wie das Dürftige in den Lebensverhältnissen der Niedern zu veredeln sei, ohne ins leere Idealisiren zu verfallen, ohne von der Wahrheit auch nur um ein Pünktchen abzuweichen. Die echte Art des Rührenden, dessen man sich hinterdrein nicht zu schämen braucht, stellt auch diese kleine meisterhaft gelungene Erzählung als Typus auf. Mit ihr schließt sich di Sammlung, aber nicht der Wunsch, noch Einiges von der geistreichen Frau zu lesen. Sollte die Hoffnung täuschen, daß noch hier und da in Zeitschriften und Taschenbüchern sich von ihr etwas auffinden ließ? Eine strenge Sichtung war bei der Herausgabe überflüssig, denn selbst das Mindergelungene ist nicht ohne Interesse, als Zeichen, auf welche Weise ein ausgezeichnetes Talent sich verirren konnte.

53.

Die Politik der Interessen.

Auszüge.*)

Eine gute Regierung befolgt weder den Willen des Alters noch den der Jugend, sie geht den Mittelweg zwischen beiden, zwischen zu langsam und zu schnell. In diesem Fall entfernt sie sich wenigstens nicht von dem Nationalwillen und bleibt populair.

Der Nationalwille ist an tausend Symptomen zu erkennen, die mit den Sitten, der Zeit, der Gegend übereinstimmen. Die gewöhnlichsten sind Stillschweigen, Klagen, Verachtung der Autoritäten, Bewegungen, Widerstand und Weigerung der Abgaben. Alle Organe der Publicität manifestiren die Unzufriedenheit, und sie sind eben darum die Sicherheitsventile der Regierungen, welche die Gefahr anzeigen. — Eine repräsentative Regierung ist am ehsten im Stande, die Wünsche der Gesellschaft zu erkennen. Die Gesetzgeber, welche der Ausfluß des allgemeinen Willens sind, unterrichten es. Inzwischen kann das Ministerium auf neue Schwierigkeiten stoßen, wenn das Wahlgesetz, das die Basis zur Repräsentation ist, nicht alle würdigen und fähigen Bürger zur Abstimmung berechtigt.

Die Freiheit der Presse ist das Palladium des öffentlichen und Privatwohls. Man muß aber nicht das Recht mit der Willkür, die Freiheit mit der Ausgelassenheit verwechseln. Es gibt keine Freiheit, wo Ausschweifung ist, denn diese ist allemal ein Eingriff in die Freiheit eines Andern. — Die freie Discussion kann einzig und allein den allgemeinen Willen aufklären, läutern. Je mehr Licht im Staatsgebäude, desto weniger ist es möglich sich zu verirren, im Finstern zu wandeln. — Das Uebel, welches schlechte Schriften hervorbringen, kann nur durch gute geheilt werden. Wenn eure Fackeln schlecht leuchten, ersetzt sie durch bessere. Ihr könnt sie nicht entbehren. Für den Irrthum gibt's nur Ein Mittel: die Wahrheit. Wahrheit und Licht sind das Geheimniß der Regierungen civilisirter Nationen. Je mehr Civilisation, desto mehr Fähigkeit braucht's, um zu regieren.

Ein König muß populair sein wie Ludwig XII. und Heinrich IV. Das Gemeinwohl erfodert nichtsdestoweniger, daß er seine Würde behaupte, daß ihn heilige Achtung umgebe und jeder Bürger ihn erblickend sage: „Von seiner Existenz hängt unsere Ruhe, unser Glück ab. — Um populair zu bleiben, ist es nöthig, daß der König von populairen Männern umgeben und weder der Sklave noch der Feind der öffentlichen Meinung sei. Ist er der Sklave derselben, so hat er das Schicksal aller Favoriten; ist er ihr Feind, so kann er fallen durch ihre Waffen.

Die beste Regierung hat ihre Feinde. Eine gute hat zu Feinden die Feinde jeder Regierung, die Lasterhaften, die Verbrecher, die Trägen, die Elenden und alle Diejenigen, die Wohlgefallen an Unordnung und Unruhen haben oder Hoffnungen darauf bauen. Man muß ihnen die Utopisten zugesellen, die immer und immer das absolut Gute, die beste Welt, die beste Staatsverfassung suchen und ihr Heil auf das dieses Wechsels bauen. — Eine schlechte Regierung hat zunächst alle Feinde, die eine gute hat, zu denen sich noch eine ansehnliche Menge besserer Bürger gesellt. Mit jedem neuen Fehler verdoppelt sich die einmal bestehende Unzufriedenheit, und zuletzt handelt der Haufe und stürzt das Gebäude ohne Widerstand. Wenn die Masse der Guten gewähren läßt, so hat die Masse der Schlechten leichtes Spiel. — Man hat Tyrannen sich mit den Misvergnügten der untersten Classen verbinden sehen, um ihre politischen Zwecke zu erreichen. Robespierre und Nero stützten sich auf den Janhagel, aber sie fühlten auch, daß diese Stütze nicht sicher sei.

Der Republikaner Aristoteles sagte von den Demagogen: „Diese öffentliche Pest zeigt sich nur da, wo der Scepter des Gesetzes gebrochen wurde. Der Demagoge und der Hofmann bedienen sich derselben Mittel, indem sie sagen und immer wiederholen: „Das Volk müsse Alles durch sich selber thun."

Die gesellschaftliche Freiheit besteht in dem Rechte, Alles zu thun, was das Gesetz nicht verbietet. Der Staat sagt demnach zu jedem Mitgliede: „Du hast Erlaubniß zu thun, was dir beliebt, vorausgesetzt, daß du Niemanden wehe thust. Wenn du deinen Nächsten beeinträchtigst, strafe ich dich; wenn dein Nächster dich beeinträchtigt, strafe ich ihn". Ein Mensch ist des andern Richter in der Gesellschaft der Menschen. — Das Gesetz gibt die Grenze an zwischen Gefahr oder Schaden. Die Grenze aber darf nur den Bösen belästigen, wenn er wirklich Böses thun will. Freiheit ohne Grenzen bezeichnet nichts, es sei denn Ungebundenheit für die Schlechten und Unterdrückung für die Guten. — Die Grenzen des Gesetzes müssen erweitert oder verengt werden nach Zeit, Ort, Sitten und dem Zustande der Aufklärung oder geistigen Volksbildung. Geschieht dies nicht, so belästigen und drücken sie die Gesellschaft im Ganzen. Allgemeine Regel ist: Man opfere das Gute nicht den Bösen und bewahre das Interesse einer großen Zahl auf Kosten der Laune Einzelner, die sich nicht fügen wollen. — Der Böse findet immer Gelegenheit, die Grenze des Gesetzes zu überschreiben. Die Gesetzgebung kann nichts thun als ihm die Ausführung seines Vorhabens möglichst zu erschweren.

Individuelle Freiheit ist das Recht, kraft dessen Niemand darf verfolgt, verhaftet oder gerichtet werden als in den durch das Gesetz vorgeschriebenen Fällen und nach den bestimmten Formen. Die Verfassung soll diese Freiheit gewährleisten und ganz besonders schützen, nicht blos gegen die Magistratur, sondern auch gegen die Regierung und ihre Irrthümer und Schwächen. — Das Institut der Jury ist eine Bürgschaft gegen die Willkür und Parteilichkeit der Magistratur oder Regierung, die Freiheit der Presse eine ähnliche für die persönliche Freiheit überhaupt.

Jedes Individuum hat seine Sitten, jede Familie die ihrigen, jedes Volk die seinigen. So oft die Bedürfnisse wechseln, wechseln die Gewohnheiten, die Sitten. Wenn die Sitten schlecht sind im Lande, so gibt es viel Verbrecher, und wenn es viel Verbrecher gibt, müssen Gesetze sie zähmen, bessern. Wenn die einzelnen Familien tugendhaft sind, so ist es auch das Volk, daher kann man an den Gesetzen die Stufe der Civilisation der Nationen erkennen, bei denen sie gelten.

Es ist leichter die Gesetze als die Sitten, leichter die Sitten als den Geist eines Volkes zu verändern. Dieser geht vom Vater auf den Sohn, vom Greise auf den Mann, vom Manne auf das Kind über, er steckt im Blute, in der Luft, in den Kleidern — es ist das nationale Ich, das unveräußerlich fortlebt. — Ungeachtet aller Revolutionen erkennt man noch jetzt den französischen Geist an dem Portrait, das Montesquieu von ihm entwarf: „Laßt ihn ernsthaft die unwichtigen und lustig die ernsthaften Sachen betreiben".

Der gesellschaftliche Körper macht und bricht nach Belieben seinen gesellschaftlichen Contract. Es ist aber niemals möglich, daß Alle ihn unterzeichnen. Abgesehen davon, daß zwei Drittel vielleicht nicht ihren Namen schreiben können, bleiben noch Kinder, Verbrecher und zahllose andere Individuen ausgeschlossen. Sie geben stillschweigend ihre Zustimmung und unterwerfen sich den Befähigten, oder mit einem bessern Ausdruck der Masse von Individuen, die etwas haben und etwas sind. Von ihnen kann vernünftigerweise allein die Constitution, der Grundvertrag ausgehen. — 1789 wollte keine Partei in Frankreich den Sturz des Königthums. Die allgemeine Zustimmung sanctionirte die repräsentative Monarchie. Niemals war dies der Fall mit der Republik. Das Volk war geblendet, irregeleitet, experimentirte nur und warf sich mit Freuden Napoleon in die Arme, als er der Vielregiererei ein Ende machte. Das Bedürfniß von Sicherheit und gesetzlicher Ordnung begründete das Kaiserthum. Sobald es diese Tugenden nicht mehr hatte, verließ es die Masse und wandte sich zu Ludwig XVIII. Dieser erkannte das Bedürfniß, die politischen Interessen, gab eine Charte und wurde unterstützt.

*) Politique des interets, par un travailleur devenu propriétaire. Paris 1836. Das Werk wird dem Minister Thiers zugeschrieben.

Ein Wille, Eine Regierung, Ein Staatsoberhaupt. Dies ist die Regel, die bis dahin galt. Der König ist der erste Bürger, primus inter pares, aber er befiehlt Allen, weil sie ihn Alle wollten. Und sie wollten ihn nicht für ihn, sondern für sich, und er befiehlt nicht in seinem Namen, sondern im Namen der Gesellschaft, die er repräsentirt. — Das Staatsoberhaupt ist das lebende Organ der Nation, es hat als solches die Pflicht, dem gesellschaftlichen Körper zu dienen, wie dieser ihm dient; doch ist es frei und handelt nur durch die Repräsentanten des Landes, welche es nach Maßgabe ihrer Popularität in sein Cabinet zieht.

Die Erblichkeit der Königswürde hat in der Theorie viel gegen, in der Praxis viel für sich. Ein erblicher Monarch identificirt sich mit der Nation, wird Eins mit ihr. Er steht so hoch und allein, daß er nicht verlangt nach der Würde und dem Ruhm seiner Generale und Minister, und er ist so unantastbar, daß diese nicht gelüsten dürfen nach seiner Krone. Wenn er stirbt, so bilden sich keine Unheil und Krieg bringenden Factionen, die Regierung geht still in die Hände seines Sohnes über und die gesellschaftliche Ordnung, die Ruhe wird erhalten. Ueberdies ist ein Wechsel der Personen wie der Namen den politischen Interessen gleichgültig. König oder Präsident, Sohn oder Vater — was vermögen sie zu ändern, wenn die Nationalinstitutionen, wenn die Gesetze da sind, und alle Macht ihre Grenze hat?

Eine gute Diplomatie ersetzt Armeen. Ein Gesandter von Talent und Einfluß bewirkt sehr oft, was ein langer und barbarischer Kampf nicht bewirkt haben würde. Man wähle nur zu Diplomaten immer Diejenigen, die die Eigenschaft haben, zu gefallen und zu überzeugen. — Mit den Fortschritten der Civilisation macht die Diplomatie die übrigen, sie gewinnt den Sieg über den Degen, oder mit andern Worten: die Vernunft wird einmal die Stärke beherrschen. Die Philosophie ist in die Gesetze übergegangen. Sie thut noch einen Schritt, sie besucht die Congresse.

Alle Verschwörungen, alle Aufstände sind im Namen des Gemeinwohls unternommen worden, im Namen des Gemeinwohls bestrebten sich ebenfalls die Regierungen dieselben zu unterdrücken. Das Gemeinwohl war der Verwand zu allen Ungerechtigkeiten der Regierenden gegen die Regierten und umgekehrt. Ehre, Vaterland, Vertrauen, Freiheit, Alles opferte man dem Gemeinwohl. Einige Republikaner sehen dasselbe in einer freien Verfassung mit einem wählbaren Präsidenten, andere in einem Nationalconvent, der das Werk der Regeneration da wieder anfange, wo es Marat verließ; ein Kartist kennt kein anderes Gemeinwohl als in der Rückkehr Karl X. und in Vollstreckung seiner Befehle, ein Legitimist in der Person Heinrich V., ein Napoleonist in der Wiederkehr der kaiserlichen Dynastie. Unterdessen aber erkennen die ruhigen Bürger, daß das Gemeinwohl in den Gesetzen und in der Erhaltung des Friedens und der Ordnung, in dem Schutz des Eigenthums und der Personen besteht, und sie betrachten die Regierung nicht als Zweck, sondern als Mittel, die Gesellschaft weiter zu fördern.

Jede Revolution ist eine Krankheit des socialen Körpers. Zuweilen befindet er sich besser danach, aber dann ist die Genesung lang und drückend. — Um eine Revolution zu verhüten, braucht die Regierung sich nur mit dem allgemeinen Willen in Harmonie zu setzen. Verstehe oder wollte sie das nicht, so macht die Nation Versuche auf Versuche in mancherlei Intervallen, bis sie eine Regierung entdeckte, die ihr entspricht. Eine solche Regierung hat keine Armeen noch Ausnahmsgesetze nöthig; denn die Conspirationen beweisen ihr, daß das Volk sie unterstützt, indem sie fehlschlagen, und die Nationalmiliz ist da, ihr Stärke gegen Außen zu verleihen und macht den Militairstand überflüssig.

Jede Insurrection läßt sich so definiren; „so viel Todte, so viel Verwundete, so viel Gefangene, so viel Verurtheilte, so viel Freigesprochene, so viel neue Präventiv- und Repressivgesetze und so viel mehr im Budget". Wenn Die wüßten, was aus der Bewegung folgt, die sie unterstützen, sie würden in ihrem eignen Interesse davon ablassen. Napoleon, als er von Elba zurückkehrte, dachte nicht nach Waterloo zu gehen; Polignac, als er die Ordonnanzen zeichnete, sah nicht, daß er sein Todesurtheil unterschrieb und den Bourbons einen Thron verlor. — Jede Revolution ist das Resultat eines Irrthums, sei es auf Seiten der Regierenden oder der Regierten. Wollt ihr in ihrem wahren Interesse wirken, so belehrt sie über Das, was sein kann, und Das, was kommen wird. Glücklich die Völker, die ihr Loos zu verbessern wissen ohne es zu wagen. Es ist fast unmöglich einem Lande zu rathen, rathet den Fürsten. 29.

Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Geologie von Reinhard Bernhardi. Eine von der Teyler'schen Stiftung zu Haarlem gekrönte Preisabhandlung. Haarlem. 1832. Gr. 4.

Die Teyler'sche Gesellschaft stellte 1828 die Preisfrage: welches der dermalige Zustand der Geologie sei, wobei zugleich die Berücksichtigung einer Menge von Punkten vorgeschrieben wurde. Hr. Bernhardi gewann den Preis und seine Abhandlung wurde in dem 21. Bande der Verhandlungen der Teyler'schen Gesellschaft abgedruckt. Sie ist eine sehr fleißige und umfassende Arbeit, die wegen ihrer sorgfältigen und mit vieler Kritik gemachten Zusammenstellung und wegen ihrer vielen literarischen Nachweisungen allen Geologen und Freunden der Geologie empfohlen zu werden verdient; allein da die Abhandlung bereits 1830 abgeliefert wurde, so konnte Hr. B. nur bis dahin den Fortschritten der Wissenschaft folgen, und obgleich sie erst 1832 gedruckt ist, so mußten doch sehr wesentliche Fortschritte der Geologie (vgl. Nr. 239 und 240 d. Bl. f. 1831, Nr. 252 f. 1832 und Nr. 112 f. 1834) unberücksichtigt bleiben. 58.

Notiz.

Ueber päpstliche Hirtenbriefe der neuesten Zeit.

Die in Zürich (bei Orell, Füßli u. C.) bereits in 2. Auflage (1833) erschienene Schrift: „Die Stellung des römischen Stuhls, gegenüber dem Geiste des 19. Jahrhunderts", enthält freimüthige Betrachtungen über die neuesten Hirtenbriefe des Papstes Gregorius XVI., nämlich des an alle Bischöfe vom 15. August 1832 und des an die Bischöfe Polens vom Juli 1832. In Betreff des ersten Rundschreibens heißt es in jenem Schriftchen (S. 5): „Ein alter, schöner und ehrwürdiger Gebrauch bringt es mit sich, daß jeder Nachfolger auf dem Stuhle Petri, nachdem er feierlich darin eingesetzt worden, durch ein Kreisschreiben an alle Bischöfe der katholischen Welt die Grundsätze, nach denen er sich in seiner Wirksamkeit zu richten gedenke, und die Bedürfnisse der Kirche bemerklich macht, damit auf solche Weise das Band der Einigkeit in der Kirche befestigt werde. Die jetzigen kritischen Zeitumstände, die alles Bestehende in Frage stellen, hatten die Erwartung aufs höchste gespannt, wie der neu erwählte Papst Gregor XVI. sich bei diesem Anlasse äußern werde. Sein Hirtenbrief ließ lange auf sich warten; um so mehr durfte man auf eine Frucht reifer Ueberlegung sich gefaßt machen. Aber nun! dürfen wir uns über ihn freuen, oder müssen wir trauern?" Diese Frage kann sich ein Jeder, der den Hirtenbrief liest, leicht beantworten. Wann aber wird einmal ein Hontheim, Scipio Ricci oder Wessenberg auf den päpstlichen Thron kommen? und könnte man über die Art ihrer diesfallsigen Hirtenbriefe in Zweifel sein? Daß die Cardinäle getäuscht werden können, lehrt das Beispiel Sixtus V. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 233. — 21. August 1834.

Die Pilgrime am Rhein. Von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen übersetzt von Louis Lax. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: E. L. Bulwer's sämmtliche Werke. Siebenter und achter Band. Aachen, Mayer. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Wanderer am Rhein. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer. Stuttgart, Weise. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Die Periode der langen Romane scheint sich ihrem Ende zuzuneigen; die drei- bis vierbändigen Erzählungen machen allmälig kürzern Platz, deren mehre in einem Bande Raum haben. Diese Erscheinung ist erfreulich für Den, welcher viele jener Romane hat lesen müssen. Es ist nichts öder und trauriger als eine solche ungeheuere Sandwüste, auf deren spärlichen und unbedeutenden Oasen kaum so viele Vegetation zu finden ist als auf wenigen Quadratfußen fruchtbaren Landes. In der That sind die Kunstgriffe, welche man anzuwenden pflegt, um einen Inhalt, welcher vernünftigerweise auf dreißig Seiten hätte erzählt werden sollen, bis zu drei Bänden auszudehnen, jetzt schon so verbraucht, daß selbst die flüchtigsten und gedankenlosesten Leser allmälig anfangen, sie zu durchschauen und sich daran zu ärgern. Als zeitgemäß erscheint es daher, daß auch Bulwer, welcher in den letzten Jahren die Lesewelt so fleißig mit zwei- und dreibändigen Romanen versorgt hat, nun anfängt, dem Principe der kurzen Erzählungen zu huldigen.

Bulwer nimmt in den Augen des größern Publicums vielleicht den ersten Rang unter den neusten Erzählern ein. Das vorliegende Buch wird allgemein als die beste seiner bisherigen Arbeiten betrachtet; und da es überdies vorzugsweise charakteristisch für die Anschauungsweise des Verf. ist, so haben wir mehr als Einen Grund, ihm besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Buch besteht nämlich aus mehren kleinen, theils ernsten, theils launigen Erzählungen, welche durch eine romanähnliche Einkleidung nur ziemlich locker zusammengehalten werden. Diese Einkleidung ist seltsamerweise eine doppelte, deren beide Stücke fast gar nicht im Zusammenhange miteinander stehen. Das erste derselben ist die Geschichte zweier Männer und eines Mädchens, welche den Rhein hinaufreisen; die zweite erzählt uns von einigen Elfen, welche dieselbe Reise machen und mit jenen Sterblichen nur insoweit in Berührung kommen, als sie dieselben mitunter bedauern und zuletzt eine Grabstätte für das erwähnte Mädchen weihen.

So geringfügig nun auch der poetische Inhalt der ersten dieser nebeneinander hinlaufenden Reisebeschreibungen ist, so ist derselbe doch ergiebig für die Charakteristik des Verfassers. Dieser schildert nämlich darin eine Periode aus seinem Leben; er schildert Empfindungen und Verhältnisse, welche er selbst erlebt hat, und der Held dieser romantischen Reisebeschreibung ist ein Selbstporträt, dessen Treue uns durch die Besonderheit sämmtlicher Schriften Bulwer's verbürgt wird. Die Heldin der Geschichte ist ebenfalls eine wirklich verstorbene Geliebte des Verf., welche sogar in der Wirklichkeit denselben Vornamen geführt hat, uns aber wenig Interesse abgewinnt, weil von ihr fast nichts Anderes berichtet wird, als daß sie an der Auszehrung leidet und zuletzt langsam dahinstirbt. Für sie ist die ganze Reise eigentlich nur ein allmäliger Tod und der Bericht davon sehr einförmig und inhaltleer. Der Verf. hat dies gefühlt und sucht es zu entschuldigen, indem er II, 197 (ich citire nach der aachner Uebersetzung) sagt:

> Es wird jedem meiner Leser einleuchten, daß, da ich bei diesen Ereignissen in Trevylyan's Geschichte weniger die Mittheilung eines Romans als die einer Episode aus dem wirklichen Leben übernommen habe, es äußerst schwer halten muß, ein anderes Interesse als das der einfachsten, ruhigsten Art darzubieten. Allerdings war für Trevylyan jeder Tag, jede Stunde reich an Vorfällen. Aber welchen Werth haben diese Vorfälle für Andere? Eine Wolke am Himmel, ein Lächeln auf Gertrudens Lippen war für ihn ereignißschwerer als die buntesten Scenen seines frühern, abenteuerlichen Lebens; aber die Geschichte des Herzens ist nicht leicht in Worte zu kleiden, und die Welt wird ihre Angelegenheiten nicht bei Seite legen, um die Veränderungen auf der Wange eines sterbenden Mädchens zu beobachten.

Ein sehr mißliches Geständniß! Wenn der Verf. selbst der Meinung war, daß die hier erzählten Begebenheiten keinen Werth „für Andere" haben würden, so hätte er freilich wohlgethan, dieselben gar nicht zu erzählen. Und wenn er nicht vermag, „die Geschichte des Herzens

*) Drei andere Uebersetzungen desselben Werks erscheinen bei Gebr. Schumann in Zwickau, bei Metzler in Stuttgart und bei Hanewald in Quedlinburg. D. Red.

in Worte zu kleiden", so sollte er vor allen Dingen keinen Anspruch auf den Namen eines Dichters machen. Er entschuldigt sich, daß er nicht bunte, verwickelte Scenen vor das Auge des Lesers bringe, und scheint also nicht zu wissen oder zu verlangen, daß der vernünftige Leser auch ruhige, einfache Scenen interessant finde, wenn sie nur geistvoll erzählt sind. Der wahre Dichter weiß auch den einfachsten Begebenheiten „Werth für Andre" zu verleihen, und nur der schlechte sucht seine Blöße durch künstliche Verwickelungen und Unwahrscheinlichkeiten zu verdecken. Freilich müssen jene einfachen Scenen dann auch wirkliche Bilder sein, denen ein eigentliches, mannichfaltiges Leben einwohnt, und nicht abstracte Erinnerungen eines Menschen, welcher zwar Verstand hat, aber mit Einbildungskraft nur sehr dürftig ausgestattet ist. Die gute Gertrude liebt ihren Bräutigam außerordentlich, gibt dies in vielen, zwar dem Wortsinn nach verschiedenen, aber der innern Bedeutung nach durchaus einförmigen Redensarten zu erkennen und stirbt; das sind so ziemlich alle Züge, welche der Verf. dieser Herzensgeschichte abzugewinnen gewußt hat. Das Portrait indessen, welches der Dichter bei dieser Gelegenheit von sich selbst entworfen hat, müssen wir genauer betrachten, da es als Grundlage für die Beurtheilung der gesammten schriftstellerischen Thätigkeit seines Urbildes dienen kann. I, 15 fg. schildert der Verf. seinen Helden so:

Trevylyan hatte eine entschlossene, kühne, thätige Natur. In seinem 16. Jahre in die Welt gestoßen, hatte er seine Jugend abwechselnd in Vergnügungen, Reisen und einsamen Studien verbracht. In dem Alter, in welchem der Mann am wenigsten für ein leichtes Verhältniß und vielleicht am meisten für die Leidenschaft empfänglich ist, verliebte er sich in das lieblichste Geschöpf, das je in der Phantasie eines Dichters aufgetaucht ist. Ich sage dies ohne Uebertreibung, denn Gertrude Vane besaß in der That die Schönheit, aber die vergängliche Schönheit eines Traumes. Es ist höchst eigen — aber Trevylyan war ein eigner Mann —, daß er, dessen Neigungen so schwer zu erregen waren, sich auf den ersten Anblick in ein Mädchen verlieben mußte, dessen bereits ausgesprochene Kränklichkeit jedes andere Herz abgeschreckt haben würde, seine Schätze einer Barke anzuvertrauen, die so ganz unhaltbar für die Lebensreise war. Die Auszehrung — aber in ihrer schönsten Gestalt — hatte bereits ihr Siegel auf Gertrude Vane gedrückt, als Trevylyan sie zum ersten Male sah und sogleich liebte. Er kannte die Gefahr der Krankheit; er täuschte sich nur auf Augenblicke; er kämpfte gegen die neue Leidenschaft, aber so kräftig auch seine Natur war, er konnte sie nicht bezwingen. Er liebte, gestand seine Liebe und Gertrude erwiderte sie. — In einer solchen Liebe liegt etwas unsäglich Schönes, es ist die Poesie der Leidenschaft — die Begierde wird durch die Furcht geheiligt; und da es ihr nicht vergönnt ist, sich auf dem gewöhnlichen Wege der Sinne Luft zu machen, so bricht sie in jenes unbestimmte Sehnen aus, in jenes erhabene Verlangen, welches nach dem Lichten, dem Fernen, dem Ungewissen schmachtet. Es ist der Flug der Motte nach den Sternen, es ist die Liebe der Seele.

Diese Stelle ist höchst charakteristisch für die beschränkte und einseitige Anschauungsweise des Hrn. Bulwer. Alle Menschen nämlich, denen es an wahrem Sinne für das Schöne gebricht, und welche dennoch, meist auf Antrieb der Eitelkeit, das Bedürfniß der Liebe fühlen, halten die gesunde und kräftige Schönheit für gewöhnlich und unbedeutend, weil es ihnen an der nöthigen Feinheit des Sinnes gebricht, um die Derbheit und Frische mancher alltäglichen Schönheit von der feinern und zartern Gesundheit wahrhaft geistvoller Gemüther zu unterscheiden, und sie daher die letztere ebenso geringschätzen wie die erstere. Solche Menschen wenden sich nun, weil sie sich doch durchaus von dem großen Haufen entfernen wollen, an das Krankhafte und glauben dann wunder was für Seltenheiten sich ausgesucht zu haben. Diese Krankhaftigkeit der Seele ist nun freilich nicht immer wie hier mit Kränklichkeit des Leibes verbunden, wol aber wird sie und die Vorliebe für sie immer durch jenes leere Sehnen nach dem Unendlichen, „dem Lichten, dem Fernen" charakterisirt und durch verächtliches Herabblicken auf jede Art der Liebe, welche sich an das Gegenwärtige, an das Gegebene hält. Eine solche Liebe erscheint jener leeren Empfindsamkeit immer nur als „der gewöhnliche Weg der Sinne", während sie selbst sich für die allein wahre „Liebe der Seele" erklärt. Durch diese Blasphemie auf die allseitige Verehrung des Schönen macht Hr. Bulwer sich zum Chorführer jener schlechten modernen Empfindsamkeit, welche den Gipfel der Vollkommenheit erklommen zu haben meint, wenn es ihr gelungen ist, von allem Natürlichen und Gesunden zu abstrahiren, und welcher eben darum auch der Geist entgeht, welcher nun einmal auf dieser Welt nicht von seiner Erscheinung zu trennen ist. Diese Empfindsamkeit ist dann auch meist nur ein vorübergehender Rausch, welchem die damit Begabten sich einige Jugendjahre hindurch mit großer Heftigkeit hingeben, den sie aber abschwören, sobald der Ernst des Lebens mit seinen Foderungen an sie herantritt. Dann gehen sie meist mit demselben Ungestüm in das andere Extrem über, werfen alle Verehrung des Schönen über Bord und stürzen sich mit ebenso einseitiger Wuth in eine sogenannte Berufsthätigkeit. So auch unser Verf. und sein Held. Diese Aenderung soll nun freilich hier durch den Tod Gertrudens gleichsam geheiligt erscheinen; aber vor dem Richterstuhle der Vernunft kann ein Gemüthszustand wie der hier geschilderte nur bemitleidet, allenfalls entschuldigt, jedenfalls als der eines verkehrten, für das Schöne nicht empfänglichen Geistes betrachtet werden. Am Ende des Buches nämlich wird folgende Schilderung von der Gemüthsverfassung des Helden nach dem Tode der Geliebten gegeben:

Trevylyan kehrte nach einem langen Aufenthalte auf dem Continente nach England zurück. Er stürzte sich in geschäftiges Treiben und wurde, was man in diesem Zeitalter kleinlicher Namen einen ausgezeichneten, bedeutenden Mann nennt. Aber was in seinem spätern Wesen besonders auffiel, war seine rastlose Unruhe. Er ergab sich eifrig allen, selbst den verschiedenartigsten und abweichendsten Beschäftigungen — dem Staatsleben, den Wissenschaften, dem Ehrgeiz, dem Vergnügen. Er duldete keinen Ruhepunkt auf seiner Bahn; was Andern die Sorge, war ihm die Muße. Er lebte in der Welt wie andere Leute, er erfüllte ihre Pflichten, richtete sich nach ihren Neigungen und folgte ihrem Laufe. Aber in ihm hatte sich Alles schwer und winterlich verändert: der Sonnenschein seines Lebens war dahin; der Reiz der Phantasie war von der Erde entschwunden; der Stamm hielt noch wie immer gegen den Sturm, aber das grüne Laub war auf ewig von ihm ab-

gefallen und der Vogel hatte seine Zweige verlassen. Einst hat er den Reiz der Poesie, die Herrlichkeit und die Begeisterung verehrt, welche die Gedanken erhebt, die nicht von gemeinem Staube sind; aber der Born des Enthusiasmus war versiegt, und die goldne Schale war am Quell gesprungen. Mit Gertruden entwich die Poesie des Lebens; es schwebte keine Harmonie mehr über der Schöpfung, und mochte auch die Barke noch ebenso schnell dahinsegeln, der Strom seine Wellen noch ebenso stolz dahinrollen, so war doch ein Etwas verstummt, welches die Saiten des Herzens bewegte, und der Zauber der Reise war nicht mehr.

Mit einem so ausgebrannten Herzen und Geiste kann allenfalls ein Mann, welcher nichts Anderes als sogenannte Geschäfte treibt, sich genügen lassen; aber für einen Dichter ist der hier geschilderte Gemüthszustand freilich ein höchst kläglicher. Und doch beurkunden die Schriften des Hrn. Bulwer nur allzudeutlich, daß ihres Urhebers Gemüth eine Schlacke ist. Denn in ihnen ist allerdings kein „Sonnenstrahl des Lebens". Peinliche Verwickelungen, erkünstelte und unerfreuliche Situationen, abschreckende oder doch ungenügende Lösungen bilden hauptsächlich den Inhalt derselben; keine feische, tüchtige Leidenschaft, kein anmuthiger, unbefangener Scherz erfreuen den Leser, und jenes jugendliche Feuer, welches der wahre Dichter meist noch im Greisenalter sich bewahrt, hat sich niemals in den Werken unsers Verf. ausgesprochen.

Zwei Züge, welche sehr bezeichnend sind für die Classe von Menschen, zu welcher Hr. Bulwer gehört, will ich hier noch erwähnen. Der erste derselben ist Geringschätzung der Frauen.

Diese — heißt es S. 86 — nehmen so selten Theil an unsern bessern und höhern Bestrebungen. Ihr Ehrgeiz dehnt sich nicht auf große Dinge aus; sie begreifen den Drang nicht, der „Genuß verschmäht und arbeitsvolle Tage liebt" (!!). Wenn sie uns lieben, verlangen sie gewöhnlich zu viel. Sie sind eifersüchtig auf den Ehrgeiz, dem wir so reichlich opfern, und der uns von ihnen trennt, und sie überlassen die ernste Leidenschaft großer Geister der Einsamkeit, welche die einzige ist, die die Liebe nicht zu theilen vermag.

Man hört hier den beschränkten Parlamentsredner, welcher nichts für groß und wichtig hält, was nicht in die Form einer Bill gebracht werden kann, und welcher sich dadurch sogar verleiten läßt, die Aufopferungsfähigkeit der Frauen, welche bekanntlich viel größer ist als die unserige, zu leugnen. Und doch ist nichts natürlicher, als daß ein Mensch, welcher keinen Sinn für die höhere, feinere Schönheit hat, die Beschaffenheit des großen Haufens für die des Geschlechtes überhaupt nimmt. Ein solcher mag auch immerhin ein guter Geschäftsmann sein, er sollte nur sich nicht einfallen lassen, den Dichter zu spielen.

Der zweite jener bezeichnenden Züge besteht darin, daß Menschen dieser Art Jeden für gefühllos erklären, welcher seine Empfindungen nicht ganz in derselben Weise wie sie äußert. Unser Verf. leiht seinem Helden bei dem Tode seiner Geliebten eine bis zur Verrücktheit gesteigerte Verzweiflung; und da der Vater des Mädchens sich nicht ebenso toll geberdet, so behandelt der junge Mann ihn auf eine ganz empörende Weise. Die Scene ist in der That mit vieler Wahrheit gezeichnet (S. 241 fg.), aber doch unerfreulich, weil man deutlich aus ihr sieht, daß der Verf. das Empörende in derselben und das Verkehrte in der Anschauungsweise seines Helden gar nicht gefühlt hat, sondern daß er vielmehr der Meinung ist, der Schmerz eines wohlorganisirten Gemüthes müsse sich auf ähnliche Weise äußern.

Jene zweite neben der ersten herlaufende Einkleidung, welche von einigen den Rhein hinaufreisenden Elfen berichtet, ist sehr unbedeutend. Der Verf. hat, wie er sich ausdrückt, einen Versuch gemacht, sich in den Geist der deutschen Romantik hineinzustudiren. Es ist ihm aber durchaus nicht gelungen, irgend etwas Poetisches in seine Nachbildungen deutscher Märchen hineinzubringen. Vielmehr tischt er uns statt dessen alle Kleinlichkeiten der englischen feinen Gesellschaft auf, und er hätte seine Elfen und Feen lieber gradezu Lords und Ladys nennen sollen. Auch macht er ganz unpoetische Versuche, seinen Abgott, den Verstand, mit dem Wagniß, von diesen fabelhaften Wesen zu sprechen, auszusöhnen. Er führt ganz ernsthaft Gründe an, welche die Thorheit solcher Dichtungen für den Verstand mildern sollen. Wer sich mit einigem Glücke in den Sinn der Volksdichtung hineingearbeitet hätte, dem müßten dergleichen philisterhafte Erklärungsversuche natürlich fremd bleiben.

Doch wir gehen nun zu der Betrachtung der einzelnen Erzählungen über, welche Hr. Bulwer uns bietet. Sie sind von sehr verschiedenem Werthe. Die erste derselben führt den Namen: „Das Mädchen von Mecheln". Ein blinder junger Mann wird von einem ihm unbekannten Mädchen wohlwollend behandelt, entbrennt in zärtlicher Neigung zu ihr, zieht ihr aber, als er das Gesicht wiedererhält, ein schöneres Mädchen vor, heirathet dasselbe, lebt aber nicht glücklich mit ihr, zieht in den Krieg, wird in Aegypten von unheilbarer Blindheit befallen und heirathet nun, da inzwischen seine Gattin gestorben ist, jene erste Geliebte, welche ihm fortwährend treu geblieben ist. Diese Begebenheit, welche wahrscheinlich wirklich vorgefallen ist, wäre einer poetischen Behandlung durchaus fähig und werth. Die Zärtlichkeit des jungen Mannes gegen ein Mädchen von tiefem Gemüthe, aber geringer Schönheit, die Art, wie sie diese Liebe erwidert, sodann der Kampf zwischen Treue und Dankbarkeit auf der einen, und der Vorliebe für ein Mädchen, welches natürlichen Anfoderungen in höherm Grade entspricht, auf der andern Seite, sind Aufgaben, welche, geistreich behandelt, sehr anmuthige Bilder hätten werden können. Hr. Bulwer aber verdirbt schon dadurch die ganze Geschichte, daß er jenes schönere Mädchen als eine ganz herzlose Kokette schildert. Dadurch würdigt er den Jüngling herab, welcher dieselbe einem Mädchen, dessen Gemüth sich ihm bewährt hat, vorzieht; und hierdurch wird selbst dieses Mädchen und ihre Liebe in den Staub der Gewöhnlichkeit herabgezogen; ein ungeschicktes, die Gegenstände verdunkelndes Streiflicht unbewußter Ironie wird über das ganze Bild ausgebreitet und diesem dadurch der poetische Reiz gänzlich entzogen. Es läßt sich

nicht beschreiben, wie unendlich prosaisch Hr. Bulwer dieses Thema aufgefaßt hat. Er scheint es für unziemlich gehalten zu haben, einem einigermaßen vorzüglichen Mädchen die Neigung, den jungen Mann für sich zu gewinnen, zuzuschreiben, und doch würde grade hierdurch die Erzählung erst poetisch geworden sein. Nicht nur die Liebe des Jünglings wäre dann menschlich begründet und nicht, wie hier, eine unverzeihliche Geistlosigkeit, sondern auch das Mädchen wäre zur erfreulichen Gestalt geworden, wenn ihr einige tiefere Empfindungen und einiger Verstand geliehen worden wären. Die prosaisch-philisterhafte Beschränktheit, mit welcher der Verf. diese Erzählung angelegt hat, spricht sich nun auch in der Ausführung fast immer mit großer Entschiedenheit aus, besonders aber dann, wenn er vom Wunderglauben spricht. Die Heldin der Geschichte unternimmt unter Anderm eine beschwerliche Wallfahrt, um durch ihr andächtiges Gebet die Heilung des Geliebten zu erbitten. Dieses Unternehmen konnte, wenn es unbefangen und mit tiefem, poetischem Sinne geschildert wurde, zu sehr anmuthig-rührenden Scenen ausgebildet werden. Statt dessen hält es der Verf. für Pflicht, seine Leser gleichsam um Entschuldigung zu bitten, daß er seiner Heldin einigen Aberglauben zuschreibe. Er sagt, sie sei nun einmal in einem katholischen Lande aufgezogen worden, und in Folge dessen sei sie, obgleich sie sonst von kräftigem, gesundem Verstande gewesen sei, doch einigermaßen von dem unter ihren Umgebungen herrschenden Wahne angesteckt worden, und nun wird die ganze Wallfahrt mit einem so prosaisch dummen Mitleiden erzählt, daß man sieht, der Verf. habe nicht den geringsten Sinn für das Erhebende in diesem Glauben, und sein Zweck sei hauptsächlich gewesen, sich vor seinen aufgeklärten Engländern gegen den Verdacht, daß er den Aberglauben einigermaßen in Schutz nehme, zu rechtfertigen. Wir Deutschen sind seit dreißig Jahren über diese alberne Aufgeklärtheit hinaus; aber in England grassirt sie noch ziemlich stark neben der bornirtesten Orthodoxie.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Narrenhaus zu Kahiro.

Die europäische Cultur hat zwar bereits günstig auf die Sittigung Aegyptens eingewirkt; die Resultate haben sich aber noch nicht auf die Hospitäler für Geisteskranke erstreckt, wie aus folgender Beschreibung des Narrenhauses zu Kahiro leicht zu ermessen ist. Uebrigens wundere man sich darüber nicht. Wer die Geschichte solcher Anstalten genau durchgegangen, wird sich überzeugt haben, daß die Verbesserung des Looses der Geisteskranken eines der spätesten Resultate der Cultur ist. Die Zeit ist noch nicht sehr fern von uns, wo der seines Verstandes beraubte Mensch in ganz Europa als beinahe unter den Thieren stehend betrachtet und mit derselben grausamen Härte wie die reißenden Bestien behandelt wurde.

„Aus dem Kloster", sagt ein Reisender, „verfügten wir uns nach dem Narrenhospitale, welches in einem Flügel der großen Moschee liegt. In jedem Lande ist der Anblick einer solchen Anstalt stets demüthigend und Abscheu erweckend; an keinem Orte der Welt aber findet sich vielleicht ein so schreckliches, ekelhaftes Hospital für Verrückte wie in Kahiro. Nach dem wilden grausamen Anblicke der Aufseher und dem Zustande der mit Wunden bedeckten Schlachtopfer zu schließen, gehen hier Marterscenen vor, vor denen die Feder zurückbebt. In der Mitte des Hofes befindet sich ein viereckiger Wasserbehälter, den man mit dem Namen Brunnen beehrt, eigentlich eine stinkende Cisterne. Mauern und Pflaster sind mit einer grünen und feuchten Substanz bewachsen, der Ringmauer des Hofes gegenüber bemerkt man eine Anzahl Oeffnungen, welche mit viereckigen eisernen Thüren versehen sind, man würde sie für Behälter von Raubthieren halten, sähe man nicht in jeder, an das Gitter gelehnt, ein Wesen in Menschengestalt, gewöhnlich völlig nackt. Eine schwere Kette ist an dem massiven eisernen Ring befestigt, in den sein Hals gepreßt ist. Diese Kette geht durch das Gitter, läuft längs der Mauer bis an die Oeffnung des benachbarten Behälters, wo sie gleichfalls an dem Halsbande eines andern Narren befestigt ist, sodaß die Bewegung, welche der eine macht, nothwendigerweise von dem andern wiederholt werden muß.

In der ersten Zelle, rechts, sahen wir einen jungen Araber in einem Zustande der Schlaffucht, aus dem ihn nichts bringen konnte. Er wendete die Augen, als wir eben an ihm vorübergingen, sonst hätte man ihn für eine Statue halten können. Der zweite war ein Soldat, welcher auf der Insel Candia wahnsinnig und von Mehemed Ali hierher geschickt worden, um daselbst sein Leben zu beschließen. Er saß neben dem Gitter, völlig nackt, die Arme kreuzweise über die Brust haltend, mit geschlossenen Augen, als wenn er träume. Als wir ihn beim Namen riefen, kam er zu sich und öffnete langsam die Augen. Als einer von uns ihm eine Blume reichte, roch er daran und lächelte, ohne ein Wort zu sprechen; da wir ihn verließen, verfiel er sogleich wieder in seine Lethargie. In der nächstfolgenden Zelle lag in eine Decke gehüllt ein Individuum, welches, beim Namen gerufen, auffuhr, uns einige Zeit mit dem starren, erloschenen Auge ansah und sich hierauf wieder in seine Decke wickelte. Sein Nachbar war ein armer junger Mensch von 18 Jahren, der gewaltsam von den Seinigen getrennt und vom Heimweh wahnsinnig geworden war. Den scheußlichsten Anblick vor allen diesen Unglücklichen gewährte ein Mann aus Kahiro, der, obgleich einer sehr achtbaren Familie angehörig, ein schändliches Leben geführt hatte; sein Leib war über und über mit Wunden bedeckt, mager, ausgedorrt, seine Augen loderten im Fieberfeuer. Bei ihm saß ein Musselin, der, als er entdeckte, daß wir Franken seien, uns mit Schimpfen und Schelten anfiel. 19.

Literarische Anzeige.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen

bearbeitet von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Erster Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier.

2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 234. — 22. August 1834.

Die Pilgrime am Rhein. Von E. L. Bulwer. Aus dem Engl. übersetzt von Louis Lax. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 233.)

„Die Wanderschaft der Tugenden, eine philosophische Erzählung", ist als Schwank recht ergötzlich, aber der Name: „philosophische Erzählung", ist eine Anmaßung; denn die Philosophie, welche darin gelehrt wird, ist ziemlich alltäglich. Die Tugenden wandern nämlich zuerst in Gemeinschaft und zanken sich fortwährend. Der Muth verachtet die Demuth, die Vorsicht tadelt, was die Großmuth und die Barmherzigkeit thun u. s. w. Da sie nun sehen, daß sie sich nicht in Harmonie miteinander setzen können, so trennen sie sich, und jede einzelne wandert nun allein weiter. Nun wird natürlich Alles noch schlimmer. Die Großmuth wird zur Verschwendung, der Muth zur Rohheit, die Bescheidenheit zur Schwäche. Hieraus wird denn der sehr unbestimmte Schluß gezogen, daß die Tugenden „ihre Göttlichkeit verlieren, wenn nicht die Weisheit ihre Schritte nach dem Sitze, den sie bewohnen sollen, und zu den Anlagen lenkt, die sie leiten sollen". Die verschiedenen Misverhältnisse, in welche die unverständigen Tugenden gerathen, sind mit Laune geschildert, aber auch mit Uebertreibung. Die Tugenden benehmen sich gar zu albern. Die Großmuth z. B. fährt in die Frau eines Lieutenants, welcher kaum zu leben hat, läßt sie Fünfpfundnoten an den nächsten Bettler verschenken und leitet sie überhaupt zu einer Aufführung an, welche ihr Gemahl mit Recht herzlose Liederlichkeit nennt. Die Gerechtigkeit will in Indien die Kasten plötzlich abstellen und dergleichen Thorheiten mehr. Ein tieferer Geist würde seinen Zweck besser erreicht haben, indem er die einzelnen Begebenheiten feiner und würdiger angelegt hätte. Uebrigens ist grade diese Erzählung charakteristisch für den Verf., denn seine Figuren sind meistens in dem Falle, in welchen die Tugenden hier versetzt werden. Hr. Bulwer hat nämlich mehr als andere, sogar schlechtere Dichter den Fehler, daß seine Figuren fast sämmtlich nur eine Eigenschaft aufzeigen, und freilich ist grade das für das größere Publicum Anziehende in ihnen die Einseitigkeit und Schroffheit, mit welcher sie diese vereinzelten Eigenschaften äußern. Zuweilen jedoch koppelt der Verf. auch zwei Eigenschaften zusammen, aber diese widersprechen einander so unversöhnlich, oder sind doch so schlecht untereinander verbunden, daß sie einander hin- und herschleppen wie ein Paar Katzen, deren Schwänze ein muthwilliger Straßenbube zusammengebunden hat. In einem der Romane des Hrn. B. kommt z. B. ein Mann vor, welcher seinen Bruder aus Habsucht hat ermorden lassen, welcher aber zugleich ein so exemplarischer Mann ist, daß er sich für diese That mit Freuden dem Schaffot überliefern würde, wenn er nicht unglücklicherweise zugleich ein ausnehmend zärtlicher Vater wäre und, um seiner Tochter nicht Schande zu machen, der Strafe zu entgehen suchen müßte. Ein anderer Held ist zugleich ein empfindsamer Liebhaber und ein Straßenräuber, und diese Berufszweige gehen so unbefangen neben einander her, als wäre das eben der ganz gewöhnliche Verlauf der Dinge.

Die folgende Erzählung: „Die Seele im Fegefeuer", ist eine sehr artige ironische Legende. Eine Frau hat im Fegefeuer keinen größern Kummer, als daß ihr noch lebender Mann sich allzusehr über ihren Tod abhärmen werde. Unter der Bedingung, tausend Jahre länger im Fegefeuer zu bleiben, erhält sie die Vergünstigung, dem Gemahle durch einen Besuch einigen Trost zukommen zu lassen, und findet ihn in den Armen einer andern Frau. Hr. Bulwer verdirbt auch diese Erzählung dadurch, daß er den Gemahl als einen ganz gewöhnlichen, herzlosen Wüstling schildert und dadurch die Ironie, welche allerdings in der Sage liegt, bis zum plumpen Spotte herabsetzt. Allerdings wird er hierdurch auf den größten Theil seiner Leser einen günstigern Eindruck machen, als wenn er sich einer feinern und würdevollern Ironie bedient hätte, wie wir sie an ältern Meistern und unter den Neuern vorzüglich an Tieck bewundern.

„Meister Fuchs als Freier", ein Thiermärchen, wurde, wie der Verf. versichert, entworfen, damit der englische Leser einen Begriff von einer Art Erzählung erhalte, welche bei ihm nicht naturalisirt ist, nämlich von Erzählungen, „in denen Thiere die einzigen Personen sind, deren Charaktere jedoch mit denselben scharfen und feinen Schattirungen und mit derselben Abwechselung und Mannichfaltigkeit gezeichnet sind, als ob es Geschöpfe einer civilisirten Welt wären". Der Begriff, welchen die Engländer von dem Thiermärchen der Deutschen durch diese Erzählung erhalten, ist so gut als gar keiner. Denn sowie die Elfen, so sind auch hier die Thiere nichts Anderes als Masken

für Figuren aus der englischen feinen Gesellschaft. Der Vogel Greif konnte Herzog A. heißen, das Kätzchen Miß B., die Elster Lady C. u. s. w. Ein gutes Thiermärchen kann nur Der schreiben, welcher mit Innigkeit und tiefem poetischen Sinne sich in die Eigenthümlichkeit verschiedener Thierclassen hineinstudirt hat und diese Besonderheiten nun mit Anmuth und Feinheit wiederzugeben vermag. Hr. Bulwer verfährt aber hier nach seiner Weise sehr grob und prosaisch. Der Fuchs ist allerdings listig, der Hund ehrlich, die Elster geschwätzig; aber das ist auch Alles, was wir von diesen und andern Thieren erfahren, denn die Katze und einige andere Nebenpersonen haben gar keinen Charakter, sondern sind ganz gewöhnliche Engländer. Der Vogel Greif und die Schlangenkönigin sind überdies ganz und gar nicht hierhergehörige Gäste aus einem andern Gebiete der Märchenwelt. Nichtsdestoweniger ist dieses Märchen ergötzlich; es hat nämlich außer dem bereits angeführten höhern Reize noch den untergeordneten, welcher durch contrastirende Zusammenstellung menschlicher Empfindungen mit Aeußerlichkeiten der Thiernatur entsteht, z. B. in den Redensarten: „Er drückte ihm brüderlich die Pfote", oder: „welche zarte Kralle" u. s. w. Dieser Art des Scherzes hat der Verf. sich mit um so mehr Erfolg bedient, da er auch die conventionellen Rücksichten der englischen Geldaristokratie, reiche Aussteuer, achtbare Familie, Ahnen u. dgl. in die Thierwelt hineinbringt. Dadurch wird diese Erzählung, obgleich es ihr an poetischem Reize gebricht, doch fast die ergötzlichste in dem vorliegenden Buche. Um aber die prosaische Anschauungsweise des Hrn. B. noch anschaulicher zu machen, will ich den Schluß dieser Erzählung abschreiben.

I, 224. „Ich wette, gnädiger Herr", sagte Nip muthwillig, „daß der Hund und die Katze nachher sehr vergnügt zusammenlebten. Das Ehestandsglück von Hund und Katze ist sprüchwörtlich geworden."

„Ich denke", antwortete der Prinz, „daß sie miteinander lebten wie jedes andre verheirathete Paar auch."

Und das sagt ein verliebter Elfe in Gegenwart seiner Herzenskönigin! Und das soll deutsche Romantik sein!!

Die erste Erzählung des zweiten Theils: „Der gefallene Stern oder Geschichte einer falschen Religion", soll nun wieder eine philosophisch-symbolische Erzählung sein, und zwar nimmt Hr. B. den Mund diesmal sehr voll. Es wird pomphaft verkündigt, es fehle uns vielleicht kein Buch so sehr als eine wahrhaft genügende Religionsgeschichte. Als eine Art von Vorbereitung zu einer solchen wird nun diese Erzählung geliefert und ausdrücklich hinzugefügt, sie sei eine der besten des Verfassers. An eine Geschichte der Religion wird unter Anderm die Anforderung gemacht, daß sie „ohne das seichte Geschwätz der Franzosen und ohne die zaghafte Sektirerei der Engländer" abgefaßt sei. Diese letztere Anforderung hat nun aber der Verf. selbst keineswegs erfüllt, vielmehr findet sich in dieser Erzählung der allerbeschränkteste Sektengeist, die allerstarrste, protestantische Engbrüstigkeit, wie man sie jetzt fast nur noch in England findet. Der Inhalt dieser Geschichte einer falschen Religion ist folgender. Zuerst spielt die Begebenheit im Himmel. Wir sehen die Sterne versammelt, welche beauftragt sind, die Geschicke der Sterblichen zu leiten. Einer dieser Sterne murrt gegen die göttliche Anordnung, welche ihm die Leitung roher Völkerschaften zutheilt, und es wird ihm erlaubt, aus der Mitte dieser Völker einen Mann zu erwecken, welcher sich und seine Umgebungen durch Geisteskraft und Bildung in eine den Wünschen des Sternes angemessene Lage versetze. Sodann steigen wir auf die Erde herab, und was oben beschlossen worden ist, geschieht nun wirklich. Ein Mann von kühnem Geiste und vielem Verstande, aber zugleich von dem niedrigsten Ehrgeize geplagt, schwingt sich durch allerlei List und Verbrechen zum Hohenpriester und Lenker seiner Landsleute auf und führt sodann eine theokratische Tyrannei ein, welche zwar Kenntnisse und Bildung unter dem Volke verbreitet, aber doch als eine Herrschaft des Schreckens und der Abscheulichkeit geschildert wird. Zuletzt werden wir wieder in den Himmel versetzt. Lucifer frohlockt darüber, daß jener übermüthige Stern ihm gedient habe und holt ihn von seinem Strahlenthrone herab in die Wohnungen der Verdammten, und an die Stelle des Verlorenen wird ein jugendlich-milder, glanzreicher Fremdling von Stern gesetzt, der Stern der Hoffnung, welcher den Menschen statt der Religion der Furcht die der Liebe lehren soll. „Und immerdar", so schließt die Erzählung, „weilt der Stern der Furcht bei Lucifer und der Stern der Liebe wacht im Himmel."

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Religion der Furcht der Katholicismus ist, und die Religion der Liebe die moderne protestantische Orthodoxie. Mithin spricht sich in dieser Erzählung jene jetzt ziemlich gewöhnliche, geistlose Ansicht aus, welche das ganze Mittelalter als eine zufällige Verirrung des Menschengeschlechts, als eine Zeit des Rückschreitens, mit Einem Worte als ein Reich Lucifer's betrachtet. Diese ungeschichtliche Anschauungsweise spricht sich nun noch viel stärker in den Einzelnheiten der Geschichte aus. Jener Religionsstifter ist nämlich ein ganz gemeiner Betrüger, es belebt ihn durchaus keine erhebende, begeisternde Idee, sondern nur der leere Wunsch, sich Auszeichnung und Macht zu erwerben, ist die Triebfeder seiner Handlungen; er ist also beiweitem nicht so ehrenwerth als Mohammed, geschweige denn als die von glühendem Glaubenseifer begeisterten Männer, welche hier so unwürdig repräsentirt werden. Er weiß sich daher auch nur der plumpsten Kunstgriffe und der sinnlosesten Verbrechen für seinen Zweck zu bedienen. Er wendet sich nicht etwa an eine unter seinen Umgebungen schon unbewußt lebende Sehnsucht nach dem Bessern und dem Ueberirdischen, wie in der Wirklichkeit freilich jeder bedeutende Stifter oder Förderer einer Religion gethan hat, sondern er verblüfft seine Landsleute einzig und allein dadurch, daß er Manches thut, was der staunenden Menge als übermenschlich erscheint.

Man lächelt vornehm und verächtlich, wenn man etwa in dem Buche eines eifrigen Katholiken Luther und seine Freunde als Diener des Teufels und Widersacher

Gottes und der Menschheit bezeichnet sieht. Aber ist denn der Katholikenhaß, welcher sich in dieser Erzählung ausspricht, nicht ganz ebenso einfältig als jene wunderlichen Schmähungen, und laufen denn nicht die plumpen Allegorien des Hrn. B. grade auf dasselbe geistlose Gespött und denselben sinnlosen Zorn hinaus? Man lacht, wenn man hört, daß z. B. in Spanien Protestanten nur für halbe Menschen gehalten werden; und doch ist diese protestantische Verblendung gegen Alles, was im Katholicismus wahrhaft Religiöses ist, ganz ebenso lächerlich, ja noch viel lächerlicher, weil diese Protestanten sich zugleich einbilden, der gebildetere, einsichtsvollere, duldsamere Theil zu sein. Freilich sind sie meist zu träge und zu philanthropisch gesinnt, als daß sie mit Feuer und Schwert für ihren Glauben kämpfen sollten, aber sie kämpfen, wenn auch mit minder wirksamen, doch ebenso verkehrt angewendeten Waffen, mit Achselzucken und mitleidigem Lächeln. Diese Beschränktheit ist ein Schimpf für die protestantische Welt, und jeder echte Protestant sollte es für seine Pflicht halten, gegen dieses Unwesen zu protestiren.

Die Form der Darstellung, deren der Verf. sich in dieser Erzählung bedient, ist sehr nachlässig. Um zu zeigen, wie bequem er es sich in dieser Beziehung macht, mag folgendes Beispiel dienen. Er hat es für zweckmäßig erachtet, die hier erzählten Begebenheiten in eine sehr frühe Zeit hinaufzurücken. Um nun diese Zeit zu bezeichnen, läßt er unter Andern einmal gelegentlich ein Mammouth aus einem Walde hervorbrechen und, ohne daß es irgend in die Geschichte eingreift, sich wieder in den Wäldern verlieren. Diese Episode ist so ganz ungehörig, daß der Verf. selbst sich veranlaßt sieht, sie gleichsam zu entschuldigen, indem er in einer Anmerkung sagt: „Der Kritiker wird bemerken, daß eine Schilderung des Thieres, dessen Geschlecht untergegangen ist, nur die frühe Periode bezeichnen sollte, in welche die Erzählung verlegt ist.“ Diese Anmerkung ist wirklich sehr nothwendig, denn die Ankunft jenes Ungeheuers wird mit so gewichtiger Miene und mit so vielen Ausrufungen des Schreckens verkündigt, daß man glauben muß, es nahe sich irgend ein entscheidendes Ereigniß, welches den Charakter der ganzen Erzählung bedingen werde, und es nimmt sich daher sehr lächerlich aus, daß das Ungeheuer plötzlich wieder abzieht und spurlos verschwindet. Nichtsdestoweniger wird natürlich durch jene Anmerkung die Nachlässigkeit des Verf. nicht gutgemacht; sie wird vielmehr noch auffallender, da man sieht, daß er das Unschickliche dieser Episode gefühlt und es doch nicht der Mühe werth gehalten hat, seinem Zwecke durch ein passenderes Mittel näher zu kommen.

Die Erzählung: „Die Brüder, eine Rheinsage“, ist der bekannten Sage von den einander gegenüberliegenden Burgen Liebenstein und Sternberg nachgebildet. Hr. Bulwer hat die Sage also aufgefaßt. Eine Waise, welche in Gesellschaft zweier Brüder auferzogen worden ist, wird von beiden geliebt, entscheidet sich aber für den jüngern, obgleich der ältere von entschieden edlerer Gesinnung ist. Dieser zieht nun trauernd in das gelobte Land mit einem Kreuzheere und erwirbt gewaltigen Kriegsruhm. Der jüngere wird durch die kriegerischen Nachrichten, welche aus dem gelobten Lande zu ihm gelangen, endlich zu dem Wunsche aufgeregt, ebenfalls an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen; er reist ab, man hört aber von seinen Kriegsthaten nichts. Der ältere kehrt zurück und stellt sich, als wisse er ebenfalls nichts von seinem Bruder. Doch bald ist das Geheimniß der trauernden Braut nicht mehr zu verschweigen. Ihr Geliebter ist gar nicht in das gelobte Land gekommen, sondern hat in Konstantinopel ein schwelgerisches Leben geführt, sich mit einer Griechin verheirathet und kehrt nun mit dieser auf seine Burg zurück. Die Braut verhindert den ältern Bruder, den jüngern wegen seines Treubruchs zur Rechenschaft zu ziehen, weist aber auch die erneuerten Anträge des ältern zurück und begibt sich in ein nahes Kloster. Der jüngere Bruder wird von seiner Frau betrogen, bereut seinen Leichtsinn und stirbt bald darauf; der ältere dagegen erreicht ein höheres Alter und fällt endlich ehrenvoll, indem er die Geliebte in ihrem Kloster von einem räuberischen Anfalle befreit.

Diese Geschichte hat nur dann poetischen Reiz, wenn sie würdig gehalten wird und namentlich die Hauptpersonen als sehr tiefe, edle Gemüther geschildert werden. Hrn. B. ist dies nicht gelungen. Er schildert namentlich den jüngern Bruder als einen ganz gewöhnlichen schwächlichen Menschen, ohne Charakter und Besonnenheit. Hierdurch zieht er nun wieder die ganze Begebenheit in den Kreis der Gewöhnlichkeit herab; wir finden uns unter ganz gewöhnlichen Menschen, deren Leiden durchaus keinen tragischen Reiz haben. Die Heldin der Geschichte wird geradezu lächerlich dadurch, daß sie einen leichtsinnigen Burschen einem edeln Ritter vorzieht und somit auf eine ganz einfältige Weise ihr späteres Ungemach herbeiführt. Der Verf. hat dies selbst gefühlt, und diese unbehagliche Ahnung hat ihn zu allerlei Sprüngen verleitet, welche höchst bezeichnend für seine Anschauungsweise sind. Zuerst hat er geglaubt, der Vorliebe der Heldin für den jüngern Bruder ein besonderes Motiv geben zu müssen. Und welches Motiv! „Ich sah Otto weniger in meiner Kindheit“, sagt das Mädchen (S. 120), „und darum schien seine Freundlichkeit später mir besonderer als die deine.“ Läßt sich wol ein elenderer, geistloserer Beweggrund zur Liebe auffinden? Ich sage nicht, daß dieser Beweggrund unnatürlich sei, vielmehr findet er sich nur allzuhäufig bei gewöhnlichen, charakterlosen und stumpfsinnigen Menschen; aber eben darum ziemt er nicht sehr den Heldinnen tragischer Geschichten. Außerdem aber läßt Hr. B. die Heldin des mehrfach erwähnten romantischen Reiseberichts, welcher diese Geschichte erzählt wird (S. 163), sagen: „Gewiß hast du an der Wirklichkeit geändert; denn wie wäre es möglich, daß Leoline mit dem Herzen eines Weibes Otto mehr geliebt hätte als Warbeck.“ Sie wird aber folgendermaßen zurechtgewiesen: „So denken die Frauen, wenn sie eine Liebesgeschichte lesen und das ganze Herz nackt vor sich sehen; anders aber handeln sie im wirklichen Leben, wenn sie nur die Oberfläche

eines Charakters sehen und nicht in seine Tiefen eindringen, als bis es zu spät ist.“ Hier ist also ausdrücklich zu lesen, daß der Verf., indem er diese Geschichte schrieb, oberflächliche und geistlose Menschen im Sinne hatte. Da nun aber die ursprüngliche Begebenheit wirklich unter Menschen von tiefem Gemüthe vorgefallen ist, so kommt Hr. B. mit seiner Ordinairheit nicht selten in Verlegenheit; er versteht die Handlungen, die er erzählen soll, nicht und legt ihnen daher falsche Motive unter. Auffallend wird dies besonders, als die Heldin, nachdem Otto sie einer Andern wegen verlassen hat, die erneuerten Bewerbungen Warbeck's zurückweist. Diese Handlungsweise ist sehr natürlich für ein tiefes, zerrissenes Gemüth, welches, einmal getäuscht, glaubt, jeder ähnlichen Hoffnung entsagen zu müssen. Besonders aber ist dieser Schritt, und daß sie sich darauf in ein Kloster begibt, ganz im Geiste der Zeit, in welcher die Begebenheit vorgefallen ist. Hr. Bulwer legt aber seiner Heldin folgende Antwort auf den Antrag Warbeck's in den Mund: „Nein, nein! Was würde die Ritterschaft, deren Stolz du bist, was würden sie von dir sagen, wenn du dich mit einer verrathenen Braut verbändest, die jahrelang auf einen Andern geharrt hat und dir nur ein Herz zubrächte, welches er verschmäht hat?“ Wie kleinlich und wie gespreizt! Dieses moderne: „Was werden die Leute dazu sagen?“ ist in diesem Falle um so lächerlicher, da jene Ritterschaft gar nicht so empfindsamer Natur war und namentlich von dem Eheweibe weit mehr Gehorsam und die Erfüllung ihrer Pflichten als erhabene, ungetheilte Liebe verlangte. Man sieht, daß der Verf. hat verfeinern wollen, weil er die einfache, natürliche Größe seines Stoffes nicht verstand, und daß er mithin das Erhabene lächerlich, das Einfache gespreizt dargestellt hat. Das ist übrigens hier um so mehr zu bedauern, da diese Sage sehr anmuthig und sinnreich ist und daher einer wahrhaft poetischen Darstellung wol würdig wäre. Eine solche müßte freilich beide Brüder als gleich edel und geistreich schildern, ja, sie könnte vielleicht den jüngern, welcher seine Braut verläßt, grade als den Geistvollern schildern und dadurch die Wahl der Heldin sowie ihr späteres Abweisen jedes fernern Familienglücks rechtfertigen. Erst dann würde Das eine poetische Begebenheit, was hier eine ganz gewöhnliche Untreue eines leichtsinnigen Burschen gegen ein leichtgläubiges Mädchen ist.

Blicken wir auf das Gesagte zurück, so findet sich, daß Hr. Bulwer auch in dieser Arbeit wie in allen frühern zwar Verstand und Gewandtheit des Geistes zeigt, aber nicht jenen tiefern Sinn, welcher den wahren Dichter charakterisirt. Er hat allerdings das Talent, einzelne Züge aus dem Leben aufzugreifen und mit Schärfe darzustellen, aber er stellt sie vereinzelt und schroff hin, ohne die Mannichfaltigkeit, welche eine reiche, wahrhaft fruchtbare Einbildungskraft auch in das Unbedeutendste hineinzubilden weiß. Alles, was er uns bietet, hat daher etwas Trockenes, abstract Verständiges, Gespreiztes, und wir erhalten nur dann Erfreuliches von ihm, wenn er zufällig ein Thema wählt, zu dessen Behandlung Verstand und gute Einfälle ausreichen. 6.

Zur Charakteristik Valenti's.

Des Dr. de Valenti in Basel pietistisch-mystische Litaneien und gelegentliche, den Machthabern zugeflüsterte, kleine Verdächtigungen Derer, welche dem monarchischen oder dem aristokratischen Absolutismus nicht hold sind, auch fest an religiöse, wie an politische Perfectibilität glauben, sind sattsam bekannt. Von dieser Seite liefert uns also das neueste (12.) Heft des „Grauen Mannes“ (Nürnberg, Raw. 1833. 8. 4 Gr.) nichts Neues. Aber als Augenzeuge des traurigen Zwistes zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft äußert der „Graue Mann“ denn doch manches Bemerkenswerthe, was der Geschichtsfreund, der Mühe nirgend scheuen darf, aus dem übrigen wunderlichen Gerede ausscheiden wird. Wenn V. von den Ursachen redet, welche ein so großes Unglück über Basel gebracht haben, so zählt er als solche auf: 1) die besonders in der Landschaft vom Satan inspirirte höllische Idee der „absoluten Volkssouverainetät“, welche die hohe, göttliche Idee der „Majestäten und der Herrschaft“ [nämlich auch der Stadt Basel über die Landschaft] von dem „alten, geschichtlichen Rechte“ lostrennt und den Mörder Karl Sand zum Vorläufer hat. 2) Die zu Basel, noch mehr aber in der Landschaft, gemachten Versuche, das reine, lautere Evangelium [nämlich was V. und Consorten darunter verstehen] zu verdrängen und Lehrer, nach denen die Ohren jücken, sich aufzuladen. 3) Die freudige Aufnahme der polnischen und anderer Demagogen. 4) Den Kiltgang. Nun! was dieser Kiltgang, wie er nach V.'s Versicherung besonders in der baselschen Landschaft geübt wird, betrifft, so muß man denselben allerdings für ein schauderhaftes, Religiosität, Sittlichkeit und bürgerliche Wohlfahrt untergrabendes Unwesen erklären. Man höre! „Sobald ein Mädchen confirmirt ist, glaubt es das Recht erworben zu haben, des Nachts einen Burschen zu sich in die Schlafkammer einsteigen zu lassen. Deshalb wird denn auch die Confirmation selbst im frevelhaften, scherzhaften Doppelsinne „die Erlaubniß“ genannt. Noch jetzt werden diese heidnischen Orgien in allen Dörfern des Baselgebietes, wo sie recht eigentlich zu Hause sind, gefeiert. Sonnabends und Sonntags Abend laufen die jungen Bursche mit ihren Leitern in den Dörfern umher und steigen bei den Mädchen in die Kammern ein. Dieses ist also die Vorbereitung auf die Predigt des kommenden Sonntags! Was nun die Aeltern betrifft, so wissen diese sehr wohl darum und sehen es sogar gern, wenn ihre Töchter solche Besuche bekommen, besonders dann, wenn die Kiltgänger Söhne wohlhabender Aeltern sind. Es würde den Aeltern gar nicht einmal lieb sein, ja, sie würden sich sammt ihren Töchtern schämen, wenn diese keine solche Besuche erhielten u. s. w.“ 5) Das überhandnehmende Kirschwassertrinken, womit schon kleine Kinder vergiftet werden.

Zum Schlusse wird auch den Deutschen der Text gelesen, daß auch sie ihren Kiltgang haben, wenn nämlich junge Leute beiderlei Geschlechts in die Kunstsäle geführt werden, um hier mit oder ohne Lorgnette und Operngucker die obscönsten Gemälde und andere Bildwerke schmuziger, grober Nacktheit gemeinschaftlich zu beschauen, wo dann die Folgen nicht ausbleiben werden. Zuletzt kommt noch der Rationalismus an die Reihe und wird als das System des natürlichen Menschen [des erbsündlichen] und des Unglaubens, und als in sich tragend das Element des Zerstörens, also auch der Empörung und des Aufruhrs (hört!) bezeichnet. 82.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 235. — 23. August 1834.

Die Systeme der Staatswissenschaften von Say, Jacob und Pölitz nach ihren Hauptmomenten, und mit besonderer Rücksicht auf die sogenannte Nationalökonomie vergleichend und kritisch nebeneinandergestellt durch F. F. A. von Diederichs. Nebst Ideen zur neuen, sachgemäßen Begründung und Behandlung der berührten Materien. Köln, Bachem. 1833. Gr. 8. 16 Gr.

Diese Schrift hat ein doppeltes Interesse, ein statistisches und ein politisches. Denn ihrer ganzen Form und Behandlung nach ist sie sicherlich die Probearbeit eines jungen Mannes in dem sogenannten großen Examen in Preußen, d. h. in derjenigen Staatsprüfung, durch welche die Befähigung zum höhern Staatsdienste und mindestens zum Rathe bei einer Provinzialbehörde ausgewiesen wird. Sie gewährt also in einem Beispiele eine Ansicht davon, was für Aufgaben hier gestellt werden, und in welcher Art jenen Ausweis zu liefern sich bestrebt wird. Wir würden unsers Ortes dem Lande Glück wünschen, in welchem kein höherer Staatsbeamter in seinem Fache weniger zu Hause ist und weniger vermag, als diese Arbeit ergibt. Nichtsdestoweniger trägt sie in Form und Materie noch das Gepräge des Werks eines jungen Kämpen auf diesem Kampffelde an sich. Denn obgleich besonders der logischen Strenge und dem Scharfsinne desselben großes Lob gebührt und nicht zu leugnen ist, daß die Begründung und Feststellung wissenschaftlicher Begriffe dadurch gefördert worden sei, so ist die Arbeit doch lange im Ganzen nicht genug durchdacht, noch vielseitig genug gehalten, als daß nicht ebenfalls dem Verf. so manches Menschliche begegnet sein und der Leser nicht auch hin und wieder auf offenbar unrichtige oder ungenügende Behauptungen und auf Widersprüche in der Ausführung stoßen sollte. Der Beweis hiervon wird sich finden. Vorzüglich aber ist der absprechende, meisternde und bisweilen unschickliche Ton, in welchem sich das Urtheil des Verf. verkündet, zu tadeln. Die Wissenschaft erkennt zwar kein Ansehn der Person und ist an kein Alter gebunden; es hat deshalb unbedenklich auch Derjenige, der den ersten Gang in derselben macht, das Recht, zu verwerfen und zu berichtigen, was ihm dazu angethan erscheint; aber doch immer mit der Bescheidenheit, welche gern den Verdiensten Anderer huldigt und, sich selbst mistrauend, das eigne Urtheil nur als die unvermeidliche Folgerung aus den vorgetragenen Gründen verlauten läßt. Ohne mit dem Verf. darüber zu rechten, daß er ein eifriger Verehrer von Jacob ist und dagegen von Pölitz weit weniger hält, hat es uns weh gethan, über des Letztern System der Staatswissenschaften zu vernehmen, „daß das Ganze ein wunderbares Gemisch von Gelehrsamkeit und Naivetät, von Liberalität und Vorurtheilen sei", womit noch S. 130 zu vergleichen. Besonders oft braucht der Verf. den Ausdruck: naiv, in seinen Urtheilen, was übel ansteht.

Eigentlich ist die Aufgabe vorliegender Abhandlung eine kritische Vergleichung der nationalökonomischen Lehren von Say, Jacob und Pölitz. Von den übrigen Staatswissenschaften ist nur die Rede, in so weit eine Einleitung in die Lehre der Nationalökonomie davon handeln muß, um selbst die Stelle zu finden und den Raum zu bestimmen, der ihr unter jenen zukommt. Dabei erweist nun von vorn herein der Verf. dem seligen Jacob zu viel Ehre, wenn er demselben nachrühmt, daß er in seiner Finanzwissenschaft das erste vollständige System der Staatswissenschaften aufgestellt habe. Das hat schon von Bielefeld und Schlözer versucht. Wenn aber der Verf. weder das Jacob'sche, noch das Pölitzische System für richtig anerkennen will, so hat er dazu allerdings gute Gründe, wenngleich nicht Alles Probe hält, was er dagegen vorbringt. So z. B. ist der Grundsatz, von welchem Pölitz ausgeht: „Recht und Wohlfahrt seien die beiden höchsten Bedingungen alles Staatslebens", ihm nur darum anstößig, weil er scharf an dem Ausdrucke: Bedingung, hält, da doch kein Zweifel sein kann, daß genauer dafür das Wort: Aufgabe, gebraucht worden wäre, und diese auch damit nur gemeint sein soll. Allerdings leidet die Pölitzische Erklärung vom Staate, „er sei eine vertragsmäßig gestiftete Gesellschaft freier Wesen, in welcher die Herrschaft des Rechts unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges begründet und gesichert werde", daran, daß der gemeinsamen Beförderung der Wohlfahrt nicht gedacht ist, die er doch selbst in den Staatszweck eingeschlossen hat. In dieser Beziehung hat unbedenklich die vom Verf. nach Jacob gebildete Definition den Vorzug: „der Staat sei eine Gesellschaft von Menschen, welche zu dem Zwecke zusammengetreten sind, um durch die Gesammtheit ihrer gemeinschaftlichen

Kräfte für jeden Einzelnen die Erreichung alles Desjenigen möglich zu machen, was derselbe als moralisch sinnliches Wesen begehren, was er aber durch seine einzelnen Kräfte nicht erreichen kann." Es ist für die Wissenschaft von der höchsten Bedeutung, gleich von vorn herein sich zu überzeugen und zu erkennen, daß zwar die Verwirklichung des Rechts die höchste, aber nicht die alleinige Aufgabe des Staats sei, sondern daß sein Ziel überhaupt die Beförderung des Lebenszweckes der Menschheit durch die Vereinigung der Bestrebungen aller Mitbürger dafür ist, so weit eine solche Mitwirkung rechtlich zu begründen, als eine Obliegenheit zu erzwingen ist. Denn eben diese angefügte Bedingung führt dahin, die Begriffe von Staatswohl oder Gemeinwohl, von bürgerlicher und politischer Freiheit und von der Begrenzung der Staatsgewalt in ihrer Herrschaft über die Willkür aller Verbündeten zu läutern und ins Klare zu bringen, worüber in Theorie und Praxis noch so viele Verwirrung und Widerspruch besteht. Es ist deshalb in doppelter Hinsicht nothwendig, das Merkmal der rechtlichen Gestaltung des Zwanges in den Begriff vom Staate aufzunehmen, weil sowol innerlich als äußerlich ein solcher Zwang rechtlich begründet sein muß. Es muß entweder ausdrücklich, oder, wo dies nicht geschehen ist, nach den Grundsätzen der Vernunft, denen jeder Mensch zu huldigen nicht umhinkann, festgestellt werden und sein, sowol was von der Staatsgewalt geboten oder verboten und erzwungen werden darf, und was außer dem Bereiche ihrer Einschreitung liegt, als auch wie das Gesetz verbindliche Kraft erlangt und der Zwang sich gestaltet, und wie die Macht gebraucht werden darf. Es gehört zur Entwickelung des Begriffes, dies Alles auszumachen; aber es darf in dem Begriffe selbst nicht die Bestimmung fehlen, daß solches ausgemacht worden sein oder werden müsse. Dieser Mangel macht die vom Verf. gegebene Erklärung vom Staate unvollständig. Er hat ganz Unrecht, wenn er dies um deshalb für unnöthig erachtet, weil jeder Vertrag an sich ein Zwangsrecht begründet, mithin in dem Dasein eines jeden Gesellschaftsvertrages die Zuständigkeit eines rechtlichen Zwanges von selbst eingeschlossen sei; denn es steht ja nichts im Wege, durch die Vereinbarung selbst allen Zwang, oder doch gewisse Arten desselben auszuschließen, wie umgekehrt es da, wo ein Gesellschaftszwang bestehen soll, nöthig und nützlich ist, dessen Anwendung näher zu bestimmen, da das Naturrecht nur lehrt, daß und wenn, und wie weit er statthabe, aber nichts über die Art der Vollstreckung, und grade hierüber zwischen dem Zwingenden und Gezwungenem leicht Händel entstehen. Es ist hiernach auch ebenso unrichtig, daß alle Gesellschaften Staaten im Staate seien, als daß Volk und Staat einerlei Begriffskreis haben sollen. Der Verf. widerspricht sich gradezu selbst, wenn er (S. 85) darthut, daß auf die Größe der Gesellschaft bei der Erkenntniß des Wesens der Staatsverbindung nichts ankomme, und schon auf der folgenden Seite alle übrigen Gesellschaften gleich einander umgebenden Kreisen in den größten, den Kreis des Staatslebens, einschließen will. Das gemeinsame Merkmal aller Gesellschaften ist Herstellung eines Gemeinwillens und Unterwerfung des eignen Willens aller Verbundenenen unter denselben. Aber wie dieser Gemeinwille geschaffen und erkannt und befolgt werden, und worauf er gerichtet sein solle, dadurch unterscheiden sich die Gesellschaften charakteristisch, und es gibt deren so verschiedenartige, als es verschiedene Triebfedern und Zwecke des menschlichen Willens gibt. In der Ehe ist die Liebe, angefacht durch den Geschlechtstrieb, die Grundlage des Gemeinwillens und die Verschmelzung der Lebensereignisse der Zweck. In der väterlichen Gesellschaft ist Ehrerbietung und Dankbarkeit der Beweggrund des kindlichen Gehorsams und das Bedürfniß der Erziehung der Menschen die Quelle und die Grenze der älterlichen Gewalt. Völker leben in einer natürlichen Verbindung, in welche sie durch gemeinschaftlichen Ursprung, Sinnesart, Sprache und Bedürfnisse gesetzt werden; aber sie bilden deswegen noch keinen Staat. Das Volk der Griechen und der Germanen ist nie zu einem Staate vergesellschaftet gewesen. Die einzelnen deutschen Stämme zu Tacitus' Zeit lebten zwar schon in bürgerlichen Gesellschaften, die aber noch lange keine Staaten waren. Diese beiden Gesellschaften kommen zwar darin überein, daß gegenseitige Rechtsverbürgung ihre Grundlage und ihr nächster Zweck, Zwang aber das Mittel der Ausführung ist; aber der Staat unterscheidet sich von der bürgerlichen Gesellschaft noch darin, daß er sich sowol über jenen Zweck ausdehnt und die wechselseitige Unterstützung im Lebensberufe Aller in den Kreis der Bürgerpflicht hineinbringt, als auch darin, daß der Staat eine gegliederte bürgerliche Gesellschaft ist, in welcher ein Organ des Gemeinwillens, verschieden von dem ganzen Gesellschaftskörper, besteht, durch welches der Gemeinwille ausgesprochen und der Gesellschaftszwang ausgeübt wird. Die allermeisten Staaten sind aus dem Volksleben durch die bürgerliche Gesellschaft zu ihrem Bestande vorgeschritten und mußten es, weil die Vernunft selbst zu dieser Entwickelung des geselligen Lebens treibt. Allein es ist von Wichtigkeit, die wesentlich verschiedene Beschaffenheit beider im Auge zu behalten. Der Wille des Bürgers darf sich nur dem Beschlusse der versammelten Gemeinde unterwerfen; er darf selbst den Ausspruch eines jeden Ausschusses oder der Unterabtheilungen derselben schelten; wo Jemand nicht mit rathet, da darf er auch nicht mit thaten; Strafen, willkürlich bestimmte Uebel, würden im Widerspruche mit der Bürgerehre stehen; nur eine Schätzung des angerichteten Schadens ist der Beschädiger zu gewähren verpflichtet; und die höchste Strafe der Nichterfüllung der Bürgertreue und des Bürgergehorsams ist die Acht, die Ausschließung aus dem Bunde der Wechselverbürgung. Im Staate aber erweitern sich mit den Ansprüchen der Bürger an die Gemeinde auch ihre Obliegenheiten gegen die Gesammtheit, und mit dem Berufe der öffentlichen Gewalt steigen ihre Befugnisse, entsteht aber auch die Nothwendigkeit der Formen ihrer Thätigkeit zur unentbehrlichen Begrenzung nach dem Gebote der Bewahrung und Achtung der individuellen und bürgerlichen Freiheit, welche sonst einer Collision mit der Staatsgewalt nicht entgehen kann.

Iſt ſolchergeſtalt der Begriff des Staats gefunden, ſo kann es nicht ſchwer halten, anzugeben, was unter den Staatswiſſenſchaften zu verſtehen und was darunter zu begreifen iſt. Unleugbar gehört dahin Alles, was aus dem Begriffe des Staats folgt, was deſſen Verwirklichung angeht, was die Erkenntniß der Entſtehung, der Ausbildung und der Handlungsweiſe des Staates umfaßt, ſowol in der Speculation als in der Wirklichkeit, und in letzterer wiederum im Raume der Gegenwart, oder in der Entwickelung der Geſchichte. Weiter wird die Staatsweisheit, oder der philoſophiſche Theil der Staatswiſſenſchaften, zuſammengeſetzt werden aus reinen Vernunfterkenntniſſen über das Weſen, die Begründung, den Zweck, die Erforderniſſe und die Gegenſtände der Einwirkung des Staats und aus den Regeln der Klugheit, welche bei der Ausübung aller jener Erkenntniſſe zu beobachten ſind, und welche theils aus der Sache ſelbſt oder aus den Lehren der Erfahrung ſich entnehmen laſſen. Der Verf. tadelt auch hierbei mit Unrecht Pölitz, daß derſelbe die Politik der Geſetzgebung und die Politik der Verwaltung getrennt hat; er hat nicht minder Unrecht, wenn er Staatswiſſenſchaft und Staatskunſt einander dergeſtalt gegenüberſtellt, daß beide einander ausſchließen, und jene überhaupt die Lehrerin von dieſer, dieſe die Ausübung von jener ſei. Möge immerhin Politik (πολιτικὴ τέχνη) urſprünlich die Bedeutung von Staatskunſt gehabt haben, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß daſſelbe Wort längſt verſchiedene andere Bedeutungen angenommen hat, ſodaß man ſich vorſehen muß, in welcher von denſelben es jedesmal gebraucht wird. Sei es, daß die Staatskunſt ſich vorzüglich in den auswärtigen Verhandlungen offenbart hat, oder daß bei der Verwaltung überhaupt bisher mehr auf die Gebote der Klugheit als des Rechts geachtet worden iſt, genug, man verſteht unter Politik heutzutage die Regeln des Verfahrens beim Verkehr der Staaten untereinander; man verſteht darunter die ganze Policeiwiſſenſchaft; man verſteht darunter überhaupt die Klugheitslehre, und ſpricht von einer Politik des Handels, des Adels, der Demagogen u. ſ. w. Wenn es nun eine Menge Regeln für die Staatskunſt unleugbar gibt, und wenn dieſe Regeln in eine ſyſtematiſche Verbindung gebracht und entweder auf Grundſätze zurückgeführt oder in weiterer Anwendung zerlegt und ausgeführt werden, ſo iſt dies unbeſtreitbar eine Wiſſenſchaft, welche ſich von denjenigen Staatswiſſenſchaften ſehr unterſcheidet, die rein aus der Idee des Staats abgeleitet worden ſind. Ferner ſind Geſetzgebung und Geſetzausführung oder Verwaltung verſchiedene Handlungen, welche im Staatsleben nicht einmal zuſammenfallen dürfen, ſondern der Zeit, den Organen und den Formen nach verſchieden ſein müſſen. Für dieſe unterſchiedlichen Handlungsweiſen muß es daher auch eine unterſchiedliche Politik geben.

Darin aber iſt der Verf. zu loben, daß er die eigentlichen Staatswiſſenſchaften, welche den Staat ſelbſt und ſeine Thätigkeit angehen, von den Grundwiſſenſchaften der Staatsweisheit unterſcheidet, welche für ſich beſtehen und den Staat ſelbſt nicht berühren, jedoch der Staatsweisheit ſo unentbehrlich ſind, daß dieſe ohne jene gar nicht fortkommen könnte, weil ihr die Kenntniß von der Natur und Beſchaffenheit derjenigen Gegenſtände abgehen würde, mit denen ſie ſich am meiſten zu beſchäftigen hat. Durch dieſe Unterſcheidung hat ohne Zweifel das von dem Verf. den Syſtemen der von ihm kritiſirten Autoren entgegengeſtellte Syſtem der Staatswiſſenſchaften gar ſehr an Licht und Conſequenz gewonnen. Aber es würde noch beſſer gerathen ſein, wenn derſelbe theils einige Irrthümer vermieden, theils ſich alle Beziehungen vergegenwärtigt hätte, in welchen das Leben der Staaten aufzufaſſen iſt. Doch, um dies zu erweiſen, müſſen wir den Leſern dieſes Syſtem ſelbſt vor Augen legen. Er theilt die Staatswiſſenſchaften ein in

I. Grundwiſſenſchaften; 1) Philoſophiſche Rechtslehre oder Natur- und Völkerrecht, die Lehre von den ſittlichen Verhältniſſen der Menſchen; 2) Güterlehre oder Nationalökonomie, die Wiſſenſchaft von dem Weſen der Güter. II. Erfahrungs-Staatswiſſenſchaften, welche zeigen, wie nach der Erfahrung die zur Verfolgung des Staatszwecks nöthigen Anſtalten am beſten getroffen werden können. A. Innere Politik; 1) Verfaſſungslehre; 2) Wiſſenſchaft der Geſetzgebung; 3) Finanzwiſſenſchaft; 4) Policeiwiſſenſchaft. B. Aeußere Politik; 1) Wiſſenſchaft der äußern Politik und 2) Diplomatie, die Kenntniß der Formen, ſo bei der Ausübung jener beobachtet werden müſſen.

Zuerſt fällt hierbei auf, daß die eigentlichen Staatswiſſenſchaften durchweg Erfahrungswiſſenſchaften ſein ſollen, was ſie doch nicht ſind, ſo wenig als die angewandte Logik oder Mathematik, da ſie ihre Lehren nicht aus der Erfahrung begründen, wenngleich ſie zum Theil durch dieſelbe darauf geleitet worden ſein mögen, oder ſie auf Gegenſtände derſelben anwenden. In jeder Wiſſenſchaft läßt ſich ein reiner und ein hypothetiſcher oder angewandter Theil unterſcheiden, in welchem unterſucht wird, wie die Lehren des erſten Theiles ſich bewähren, geſtalten, gebrauchen laſſen, oder modificirt werden müſſen, wenn ſie in einem angenommenen Zuſtande zur Anwendung gebracht werden ſollen. Dabei Zuſtände anzunehmen, welche keine Wirklichkeit haben, wäre eine Spielerei, höchſtens eine Uebung der wiſſenſchaftlichen Urtheilskraft. Von praktiſchem Gehalte ſind ſolche Annahmen nur, wenn ſie wirkliche Zuſtände der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft angehen. Daher müſſen alle Staatswiſſenſchaften ihren reinen und angewandten Theil haben, und es iſt durchaus unnöthig, jenen von dieſem zu trennen. Thut man dieſes jedoch deshalb, weil jeder Theil für ſich von dem Umfange iſt, daß er eine große Menge geordneten Wiſſens in ſich begreift, ſo muß man darüber doch ihr wahres Verhältniß und ihren Zuſammenhang nicht überſehen. Man kann den erſten Theil die Grundwiſſenſchaft nennen und dem andern den Namen geben, welchen ſein Gegenſtand mit ſich bringt; aber man darf nicht vergeſſen, daß ſie ein Ganzes ausmachen, welches nothwendig dieſe beiden Theile enthält. So iſt das Naturrecht der reine, das Staats- und Völkerrecht der angewandte Theil, und in gleicher Art die Güterlehre (Oekonomie) der reine, die National- und Staatswirthſchaftslehre der angewandte. Grade bei letzterer hat der Verf. dies nicht einmal Wort haben wollen und darum irrigerweiſe Die angegriffen,

welche es behauptet haben. Er selbst gibt zu, daß (S. 95) in der Güterlehre besondere Bestimmungen eintreten müssen, sobald von ihrer Anwendung auf den Verkehr Mehrer die Rede ist, die aus gemeinschaftlichem Interesse gemeinschaftliche Sache machen, namentlich bei ganzen Völkern und im Staate. Für letztern treten noch ganz besondere Betrachtungen ein, theils inwiefern die Einrichtungen und höhere Zwecke im Staate die Regeln der Güterlehre anders bestimmen oder wol gar umkehren, theils was von der Staatsgewalt in deren Hinsicht sowol bei dem eigentlichen Staatshaushalte, als rücksichtlich der Gewerbepolicei zu beobachten ist. Der Verf. beschränkt an sich schon die Güterlehre auf einen zu engen Kreis, indem er sie nur von dem Wesen der Güter handeln lassen will und die ganzen Abschnitte von ihrer Vertheilung, Bewegung und Verzehrung wegstreicht (S. 132). Allein, wie alle Staatswissenschaften von praktischer Tendenz sind, so auch die Staatswirthschaftslehre. Sie hat es daher nicht blos mit dem Wesen und den darin enthaltenen Eigenschaften der Güter, sondern auch mit ihren natürlichen und überhaupt mit ihrem Dasein zu thun und muß lehren, wie die Menschen und der Staat auf dasselbe durch Erzeugung, Erhaltung, Benutzung und Verzehrung der Güter einzuwirken vermögen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Charakteristik des Königs Ferdinand I. von Neapel.

Herr Fr. Cramer hat im neuesten Hefte der „Zeitgenossen" (dritte Reihe V. H. 1, 2) mit Geist und Leben die Biographie des Königs beider Sicilien, Ferdinand I., geschrieben. Nicht minder ist die Unparteilichkeit zu loben, mit welcher der Verf. unter Benutzung guter Quellen verfahren ist, wobei wir auch mit Vergnügen wahrgenommen haben, daß der Verf. weit entfernt ist, der viel geschmähten Königin Karoline von Neapel so viele Schändlichkeiten aufbürden zu wollen, als man bis auf die neueste Zeit nicht müde geworden ist ihr aufzubürden. Hat doch erst kürzlich die Herzogin von Abrantes („Denkwürdigkeiten" II, 193 fg. der deutsch. Uebers.) die Königin angeklagt, den Mord der französischen Gesandten nach dem Congresse zu Rastadt veranlaßt zu haben! Da ist Hr. Cramer weit gerechter. Er verheimlicht nicht die Fehler und Mißgriffe, welche durch der Königin Verschulden begangen wurden, er bemäntelt nicht ihre eheliche Untreue, ja er nennt sie sogar einmal „eine böse Frau"; aber er verkennt doch auch nicht den Muth und die Energie der Fürstin, sowie er die bedenkliche Lage, in der sich die 15jährige Fürstin gleich nach ihrer Vermählung befand und noch dazu an der Seite eines solchen Gemahls, in der Geschichte ihres spätern Lebens nicht außer Acht gelassen hat. In diesem Mißgeschick, welches Karoline mit ihrer Schwester Marie Antoinette (obgleich Ludwig XVI. ein besserer Mensch war als Ferdinand I.) theilte, liegt eine große Entschuldigung für viele Verschuldungen der spätern Regierungszeit, und wir glauben, Hr. Cr. hätte dies vielleicht noch mehr hervorheben müssen. Auch Kaisertöchter sind nur Menschen, und die Versuchung, zu herrschen und zu gebieten, ist zu groß, als daß immer die Kräfte zu einem so schweren Unternehmen gehörig erwogen werden könnten. Das tritt besonders in der Geschichte der so beklagenswerthen Maria Antoinette, die als Weib und Gattin weit höher und reiner dasteht als ihre Schwester, so deutlich hervor, daß man sich wundern muß, dies so wenig von ihren Biographen berücksichtigt zu sehen. Jetzt, nach vierzig Jahren, sollte doch wol die Stimme der Parteiwuth verstummt sein. Doch wir wenden uns zu König Ferdinand.

Hr. Cr. hat gleich zu Anfang seiner Biographie mit edelm Unwillen die Verwahrlosung geschildert, welche Ferdinand durch die Pflichtvernachlässigung seines Erziehers, des Fürsten Santo Nicandro, erfuhr. Die elende und geistlose Art, wie man ihn zu belustigen suchte, tritt aus seinem S. 11 geschilderten Benehmen bei dem Absterben der ihm bestimmten Braut, der Erzherzogin Josephe von Oestreich, recht deutlich hervor. Damit stimmt auch die Erzählung überein, welche Casanova (hier wol ein glaubwürdiger Zeuge) in seinen Denkwürdigkeiten, XI, 506—509 von den Belustigungen des jungen, damals 19jährigen Königs in Portici gegeben hat. Hrn. Cr. ist dieselbe wol bei dieser Gelegenheit nicht eingefallen. Ferdinand bekam nämlich Lust, sich wie Sancho Pansa prellen zu lassen, und zwar auf dieselbe Art wie jener, mittels eines großen Tuches, das an den vier Ecken von vier stämmigen Personen durch gleichzeitiges Anziehen in die Höhe geschnellt wurde. Nachdem er sich dies Vergnügen gemacht hatte, that er der Königin den Vorschlag, seine Stelle einzunehmen, die sich aber wie ihre Hofdamen standhaft dagegen wehrte. So kamen denn mehre alte und junge Hofleute an die Reihe, worüber sich Casanova ausführlicher verbreitet.

Den französisch-neapolitanischen Krieg v. 1798 hat Hr. Cr. meist nach Botta geschildert. Interessante Details gibt Courier als Augenzeuge in seinen „Denkwürdigkeiten" (I, 32—125 der deutsch. Uebers.), mit denen die aus Pignatelli's und Anderer Papieren verfaßte „Geschichte des Königreichs Neapel" (Darmstadt, 1828), S. 14, 25, 29, 45, verglichen werden kann. Die Greuel- und Blutscenen v. 1799 hat der Verf. mit der tiefen Empörung eines Ehrenmannes über solche Schlechtigkeiten und Treubrüche geschildert. Die Passivität des Königs war nicht das kleinste Unglück Neapels. Es ist dem Ref. von einem angesehenen und glaubwürdigen Manne ein Zug Ferdinand's mitgetheilt worden, der deutlich zeigt, daß Neapels vulkanischer Boden und das Feuer seines Vesuvs zu gewissen Zeiten selbst anscheinend ruhige Charaktere entzündet. Bekanntlich wurden unter den angeblichen Anhängern der Franzosen und der neugeschaffenen parthenopeischen Republik auch Kinder von 12 bis 14 Jahren ohne Mitleid hingerichtet. Für einen Knaben dieses Alters, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er patriotische Lieder gesungen, die er von seinem Vater gehört hatte, bat ein Minister bei Ferdinand um Gnade. Der König verweigerte sie. Als der Minister mehr in ihn drang, sprang er von seinem Sitze auf, eilte zu einem Crucifixe und hielt es dem Minister mit den Worten entgegen: „Ich habe alle meine Rache in den Wunden Christi begraben, aber dieser Knabe muß sterben". Und das Kind ward wirklich hingerichtet.

Eine solche Mischung von Bigotterie und Blutdurst (die fast dem Fanatismus eines Robespierre gleichkommt) zeigt sich doch bei der Königin nicht. Freilich kann sie wegen mancher Greuelscenen nur auf das härteste getadelt werden, die sie wol hätte verhindern können. Außer den Schilderungen Hr. Cr.'s erinnern wir hier noch an die italienische „Reise" der Lady Morgan, IV, 156—170, die zwar ihren Demokratismus auch hier nicht verleugnen kann, dann an die Skizzen aus dem Leben einiger Neapolitaner in den Bran'schen „Miscellen der neuesten ausländ. Literatur", 1821, III, S. 337 fg., und an die literarischen Nachweisungen Böttiger's zu Elisa von der Recke „Tagebuche", III, 33 fg. 85 fg., 284 fg. Auch die Frau von Genlis spricht in ihren „Memoiren" (III, 42 fg.) über sie; aber in den (angeblichen) „Memoiren der Markgräfin von Anspach" sowie in dem französischen Romane „Fragoletta" ist nur vages und seichtes Geschwätz über die Königin Karoline. Nicht ohne Interesse wird man dagegen aus Montholon's „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Frankreichs unter Napoleon" (IV, S. 180 fg.) den diplomatischen Verhandlungen folgen, welche die Königin auf dem Congresse zu Udine betrieb, und die Foderungen kennen lernen, die sie damals an Frankreich machte. *) 14.

*) Die Geschichte des Königs nach seiner Vertreibung aus Neapel bis zu seinem Tode befindet sich in dem eben erschienenen 3. u. 4. H. des fünften Bandes der „Zeitgenossen". D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 236. — 24. August 1834.

Die Systeme der Staatswissenschaften ꝛc. von F. F. A. von Diederichs.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Indem der Verf. nun den hypothetischen Theil der Staatswissenschaften empirische benannte, hat er darüber wirklich die ganze Zahl der Erfahrungs- und der gemischten Erkenntnisse vergessen, welche aus der Verbindung der Speculation mit der Empirie erwachsen sind. Er hat selbst bei den philosophischen Wissenschaften nur unvollständig den Kreis derselben angegeben, indem er insonderheit durch das Naturrecht alle sittlichen Verhältnisse des Menschen umfassen läßt, da doch dasselbe eine von der Moral nothwendig zu unterscheidende Wissenschaft ist. Ebenso nöthig ferner, als es ist, das Wesen und die Bedingungen des Vorhandenseins der Güter als Staatsmann zu kennen, noch viel nöthiger, sollte man meinen, müsse es sein, die Menschen und deren Natur, Eigenschaften, Kräfte, Triebfedern, Neigungen und Handlungsweise auf das genauste zu kennen, da der Staat doch zunächst aus Menschen besteht, und diese die wesentlichen, die Güter aber nur die accessorischen Bestandtheile eines jeden Staats ausmachen. Vielleicht ist grade diese Vernachlässigung Schuld daran, daß in allen Theilen der Staatswissenschaften so gewaltige Fehlgriffe gemacht worden sind, und daß zur Zeit man noch überall sich um die materiellen Güter weit mehr kümmert als um die immateriellen. Selbst die Politik endlich kann nicht blos in so viele einzelne Theile zerfallen, als Gegenstände ihrer Beschäftigung vorhanden sind; sie hat ebenfalls ihren allgemeinen Theil, in welchem die überall durchgreifenden Regeln ihrer Bethätigung entwickelt werden. Nach diesen Erfoodernissen möchte sich das System der Staatswissenschaften wol so gestalten:

I. Grundwissenschaften: 1) Anthropologie, Kenntniß der Natur des Menschen, besonders seiner geistigen; 2) Tugendlehre, mit Einschluß der Erkenntniß der Bestimmung und des Berufs aller Menschen; 3) Naturrecht und Metaphysik des Rechts; 4) Güterlehre (Oekonomie, einschließlich der Volkswirthschaftslehre); 5) Allgemeine Welt- und Spezialgeschichte. II. Eigentliche Staatswissenschaften. A. Philosophische. A. Staatsverfassungslehre, enthaltend 1) die Lehre von dem Wesen des Staats, der Staatsgewalt und den Formen ihrer Repräsentation; 2) die Lehre von der Organisation des Volks und der Körperschaften in ihm; 3) die Lehre von dem Organismus der Staatsdienerschaft und deren Pragmatik. B. Staatsverwaltungslehre: 1) Allgemeiner Theil derselben, oder Politik überhaupt; 2) Philosophie und Politik der Gesetzgebung; 3) Policeiwissenschaft; 4) Staatswirthschafts- und Finanzlehre; 5) Diplomatie, welche die Politik der auswärtigen Verhandlungen, wie die Kenntniß der Formen ihrer Behandlung umfaßt. B. Empirische Kenntnisse. A. Statistik. B. Geschichte der Verfassung, Cultur und des politischen Zustandes des eignen Landes, und zur Vergleichung möglichst vieler andern Länder. C. Geschichte der Staatswissenschaften selbst und ihrer Literatur. D. Diplomatik, Kenntniß der Staatsverhandlungen mit ihren Ursachen und Folgen, sowie der Kennzeichen der Urkunden in den verschiedenen Zeiten. C. Vermischte Wissenschaften. A. Staats- und Völkerrecht. B. Pragmatik der Geschichte, oder Erkenntniß der Gründe und der Wirkungen der Erscheinungen in der Geschichte. C. Regimentslehre (doctrine ou esprit du régime et des lois), oder Erkenntniß der Ursachen und Wirkungen der Veränderungen in den Staatseinrichtungen aus ihrer Natur selbst und den Umständen ihrer Wirksamkeit.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß in einer Wissenschaft, welche nun schon so lange und so vielfältig bearbeitet worden ist, wie die Güterlehre, noch die ersten und einfachsten Grundbegriffe so im Argen liegen, daß über deren Bedeutung und sachgemäße Bestimmung noch kein Einverständniß zuwege gebracht werden konnte, wie dies der Fall ist mit den Begriffen von Gut, Reichthum, Werth, Preis, Arbeit und Capital. Man kann dem Verf. nicht streitig machen, daß er zu deren Aufklärung viel beigetragen habe, obschon man ihm in mehrfacher Beziehung nicht beipflichten kann. Mit Recht tadelt er an Say, daß dieser nur den Tauschwerth und nicht auch den Sachwerth der Güter betrachtet hat. Mit Recht zeigt er, daß letzterer nicht blos von der Brauchbarkeit der Dinge selbst, sondern hauptsächlich von der menschlichen Anerkennung ihrer Brauchbarkeit abhänge. Mit Recht thut er dar, daß zur Beilegung eines Tauschwerthes noch zwei Bedingungen hinzutreten müssen, nämlich Entbehrung des Guts von der einen Seite und ausschließlicher Besitz mit dem Vermögen der Verfügung darüber auf der andern Seite. Mit großem Rechte vertheidigt er mit Pölitz gegen Jacob den Capitalwerth der immateriellen Güter und rechnet ihre Besitzer zu Denen, die ein productives Vermögen besitzen, was wol alle Die unwiderleglich beweisen, die blos durch ihren Kopf zu Vermögen, Ansehen und Ehre gelangt sind.

Daß aber der Tauschwerth sich immer auf den Sach- oder Bedürfnißwerth gründen müsse (S. 41), das ist sehr

zu bestreiten, wenn man nicht die Launen oder Phantasien aller Derer, welche irgend Etwas zu haben wünschen, mit zu Werthsmessern machen will. Auf den Preis der Dinge und den sich darnach richtenden Tauschwerth üben sie einen gar gewaltigen Einfluß; jene weichen aber eben darum nach ihren Launen mehr oder weniger von dem Sachwerthe häufig ab und kehren sich nicht daran. Ebenso wenig ist abzusehen, weshalb es tadelnswerth sei, daß Pölitz den Sachwerth der Dinge als die Größe ihrer Brauchbarkeit, also im Verhältnisse zur Brauchbarkeit der übrigen Dinge, bezeichnet. Daß weder der Maßstab, noch die Bestimmung der Größe selbst angegeben wird, thut der Richtigkeit der Erklärung nicht den mindesten Eintrag. Werth ist an sich ein Beziehungs- oder Verhältnißbegriff, zu welchem erst noch die Bestimmung des Verhältnisses angegeben werden soll. Es ist daher ganz richtig, zu sagen, der Werth jeder Sache richte sich nach der Größe ihrer Brauchbarkeit für menschliche Zwecke. Daraus folgt ganz von selbst, daß die Dinge, welche dem Gebrauche entzogen werden, so lange oder in dem Verhältnisse werthlos werden, als dieser Zustand dauert. Sie können durch ihre veränderte Bestimmung einen andern Werth bekommen, der sich aber nach dieser und nicht nach ihrer ursprünglichen Brauchbarkeit richtet.

Wir können uns durch den Spott des Verf. nicht abhalten lassen, mit Pölitz der Meinung zu sein, daß eine in Wahrheit günstige Handelsbalance ein Land reicher, eine ungünstige es ärmer mache, und wir vermögen nicht einzusehen, wie das Gegentheil möglich sei, so lange Geld der Repräsentant des Preises aller Dinge bleibt, so lange in der Regel nicht unter dem Erzeugungspreise verkauft wird, und so lange es wahr ist, daß ein Capital um so vortheilhafter sei, je vielfältiger es angelegt werden kann. Wir können uns nicht überreden, daß England durch seinen vortheilhaften Handel arm geworden sei, und erkennen den Hauptgrund davon eben darin, daß alle andern Gegenstände der Einfuhr zum mehr oder minder schnellen Verbrauche bestimmt sind, und daß in der Regel nur aus dem Geldüberschusse Capitalien zurückgelegt werden.

Die Zeit, wo man meinte, außer dem Gelde gebe es kein Capital, ist längst vorüber, und es wird wol kaum Jemanden geben, der darauf zurückkommen könnte. Aber, wie es so zu gehen pflegt, die Leute springen gar zu gern von einem Extrem ins andere; aus bloßem Eifer, den erkannten Irrthum zu vermeiden, gehen sie so weit, daß sie in den entgegengesetzten verfallen. Es ist ebenso unrichtig, wie der Verf. mit Andern thut, zu behaupten, daß jeder Vorrath von Gütern ein Capital sei, und daß das erste Capital in dem Vorrathe von Lebensmitteln bestanden habe, welche Jemand zu seiner Sättigung einsammelte für die Zeit, wo die Natur ihm nichts lieferte; denn kein Mensch nennt die Vorräthe seiner Speisekammer oder seines Weinkellers, die zum eignen Verbrauche bestimmt sind, ein Capital. Ueberhaupt heißt Nichts ein Capital, was schon seine Bestimmung des Verbrauchs und selbst des unproductiven Gebrauchs erhalten hat, weder eine Gemäldesammlung, noch eine Bibliothek, noch ein Lustgarten, eine goldene Kette. Wol steckt Capital darin, und eben darum kann es in der Regel auch wieder, zum Theil wenigstens, herausgezogen werden, aber nur durch Veränderung ihrer Bestimmung der Sache nach, oder doch rücksichtlich ihres Besitzers durch deren Vertauschung. Ebenso wenig ist ein Scheffel voll der schönsten Diamanten in der Hütte eines Indianers in den noch unzugänglichen Anden, oder eine Million alter Käse, die eine fliehende Armee in einem Magazine liegen läßt, ein Capital. Außer den vom Verf. angegebenen Erfodernissen wird also ein Vorrath von Gütern nur dadurch zum Capitale, daß solcher zur productiven Anwendung bestimmt ist, sei es durch seinen Gebrauch selbst (stehendes Capital), oder durch den Umtausch gegen ein künftiges Bedürfniß (umlaufendes Capital), und daß also auch eben dieser Umtausch vorhersichtlich ist, sowol in Betreff der Verfügungsberechtigung des Besitzers als auch der Nachfrage Anderer darnach. Ein Fideicommißcapital ist für den Nutznießer nirgends ein Capital; für die Familie nur in den Ländern, wo es ihr erlaubt ist, die Fideicommißeigenschaft durch einen Familienschluß aufzuheben; überall aber für den Schuldner, von dem Ersterer die Zinsen bezieht. Hieraus folgt von selbst, daß Die ganz richtig urtheilen, welche gesagt haben, daß die Bestimmung der Capitale nur durch ihren Gebrauch selbst erfüllt und verwirklicht werde; mithin bei allen umlaufenden Capitalen nur durch ihre Veräußerung; und daß, so lange ein Capital todt liegt, mithin für die Production nicht wirkt, es nicht zu den Productionsquellen zu rechnen ist, nämlich unmittelbar, vermöge seiner Subsistenz. Aber einen mittelbaren Nutzen verschafft es dennoch seinem Besitzer; und dieser ist es, der allerdings übersehen worden ist, und welchen unser Verf. gespürt hat, ohne sich jedoch seiner zu bemächtigen. Jeder Capitalbesitz sichert nämlich in dem Bewußtsein des Besitzers und aller Derer, die davon Kenntniß haben, das Vermögen der zweckmäßigen und vortheilhaften Anlegung desselben; dieser Bestandtheil seines gesammten Vermögens ist zwar nur ideell, in seinen Wirkungen aber sehr reell, indem er mittels dieses Credits den Besitzer in den Stand setzt, durch seine Benutzung über den Betrag Dessen zu verfügen, was er werth ist, was er geschätzt wird. Aus dem Unterschiede eben dieser Schätzung und dem Betrage des Capitals selbst entspringt die Verschiedenheit des Real- und Nominalwerthes der Capitalverschreibungen mittels Umkehrung des natürlichen Verhältnisses zwischen dem Sach- und Tauschwerthe. So lange aber noch irgend etwas auf diesen Credit gegeben wird, besteht dadurch neben dem materiellen Capitale noch ein ideales und in demselben eine Vermehrung des Vermögens selbst. Da der Verf. den Credit nicht in seine Untersuchungen gezogen hat, müssen wir diese ungemein fruchtbare Bemerkung hier verlassen, indem wir einen verwandten Gegenstand aufnehmen, wobei er länger verweilt hat.

Zur Schlichtung des Streites nämlich, ob es überhaupt immaterielle Güter gebe, führt der Verf. seine Leser darauf zurück, daß ja alle an sich nützlichen Dinge nur erst durch die Erkenntniß ihrer Brauchbarkeit Güter

werden, mithin die Entstehung eines jeden Guts in einem rein geistigen Acte beruhe. Allein er macht selbst weiterhin darauf aufmerksam (S. 88), daß dies nichts für die Entdeckung der Quellen des Reichthums, des Inbegriffs der Güter, austrägt, weil jene Erkenntniß nur die Bedingung ist für die Eigenschaft der Güter als solcher, d. h., daß sie ohnedem nicht für Den als Güter gelten würden, dem jene Erkenntniß abgeht, daß sie aber gar nichts zu dem Dasein, der Entstehung und der Natur der Güter thut, vermöge deren die Anerkennung der in ihnen enthaltenen Brauchbarkeit möglich wird. Ebenso beweist der Verf. viel zu viel, wenn er die Materialität aller Güter darum in Abrede stellt, weil es überhaupt keine Schöpfungen in der Natur gebe, sondern alles Entstehende nur eine Veränderung in der Form von etwas schon Vorhandenem sein könne, und eben diese Veränderungen nur durch Kräfte hervorgebracht werden, welche selbst nichts Materielles sein können. Dies führt die Güterlehre ganz aus ihrer Sphäre. Der Philosoph, der das Wesen der Dinge untersucht, muß wol erkennen, daß am Ende jedes Ding eine Erscheinung der Wirkung einer oder mehrer Kräfte sein muß; aber der Staatswirth hat es nicht mit dem Wesen der Dinge, nicht einmal mit ihrer Natur überhaupt, sondern nur mit der Eigenschaft an ihnen zu thun, vermöge welcher sie Güter werden können und wurden. Auch der Philosoph muß sich eingestehen, daß es zwei ganz verschiedene Arten von Erscheinungen gibt und geben muß, geistige und körperliche, welche darum, weil ihre Wirksamkeit für Andere allemal nur durch den Sinn wahrnehmbar ist, doch weder von einerlei Natur, noch für den Oekonomisten von gleichem Gehalte sind. Sobald der Philosoph aus dem rein speculativen Theile in das Praktische übergeht, muß er das Nebeneinanderbestehen des Immateriellen und Materiellen, also die Wirklichkeit und die Verschiedenheit beider als ausgemacht und bekannt mit hinüberbringen und in der Art von den Dingen handeln. Wenn er nun den Inbegriff alles Materiellen unter dem Namen der Natur zusammenfaßt, jedoch mit Ausscheidung Dessen, was sich ihm lediglich als das Werkzeug geistiger Wesen darstellt, des Körpers der Menschen; so unterscheidet er nothwendigerweise auch die menschliche Thätigkeit und Kraftäußerungen von den Wirkungen der Natur. Der Staatswirth nimmt aber letztere in einem noch engern Sinne, indem er dem Menschen und seiner Thätigkeit auch alles Das beilegt, was durch dieselbe mit oder ohne Benutzung der Naturkräfte schon erzeugt worden ist, und der Natur nur zuschreibt, was sie ohne Einwirkung der Menschen erzeugt, mögen Letztere dabei auch der Wirksamkeit ihrer Kräfte zu Hülfe gekommen sein. Was also auf der Erde wächst, was sie in ihrem Schoose birgt, was im Meere sich bewegt, das ist an sich Naturproduct, wenngleich bei der Ermittelung des Reinertrages dasjenige ihm als eine Schuld zur Last geschrieben werden muß, was von Menschen darauf gewendet worden ist.

Diejenigen, welche sonach die Kräfte der Natur, der Menschen und des Capitals (des Gesammelten aus dem schon Erzeugten) als die drei Quellen aller Gütererzeugung anführten, haben wohl gewußt, was sie gewollt, und weshalb diese Eintheilung von Wichtigkeit ist, weil jede dieser Quellen ihre Eigenthümlichkeiten hat. Grundfalsch dagegen ist es, die Arbeit des Menschen für die alleinige Urheberin aller Güter auszugeben, wie gleich daraus sich ergibt, daß die hierzu erfoderlichen Kräfte, das Vermögen zu arbeiten, doch gewiß ein großes Gut, schon vor aller Arbeit da sein muß. Selbst zur Aneignung der äußern Güter ist nicht immer menschliche Mitwirkung erfoderlich. Der Nil befruchtet Aegypten ohne ihr Zuthun; Vögel tragen den Samen der Fische in Teiche und Seen und vom Obste in Feld und Wald; das Lamm, das Fohlen wird geworfen ohne Hülfe des Menschen.

Aber eben von der Arbeit hat der Verf. ganz unrichtige Vorstellungen und hätte grade durch Pölitz sich auf den richtigern Weg bringen lassen sollen, anstatt ihn zu tadeln. Denn nicht jede Arbeit ist willkürliche Thätigkeit, und nicht jede willkürliche Thätigkeit Arbeit. Das Schiff, das gegen die Wogen kämpft, die Mühle, die vom Winde oder Wasser bewegt, ihre Verrichtung thut, arbeiten; es arbeitet der Esel auf vier und auf zwei Beinen, welcher nur aus Zwang vollbringt, was er muß; es arbeitet das Blut in den Adern bei jedem Affecte; es arbeitet der Sklave. Umgekehrt arbeitet der Faule, der auf dem Großvaterstuhle den ganzen Tag die Daumen über dem Bauche im Rade bewegt, nichts; es ist keine Arbeit, spazieren zu gehen, zu essen, zu küssen, oder einen Roman zu lesen; selbst von dem Boten, der für Geld seine Füße bewegt, sagt man nicht, daß er arbeite, auch von Demjenigen nicht, der zwar etwas Nützliches vollbringt, was ihm jedoch gar keine Anstrengung kostet, sondern was nur als Zeitvertreib und Erholung getrieben wird. Deshalb wird das Stricken der Damen und die Aufsichtsführung der Gutsbesitzer, die nur eben dabei thun, was ihnen bequem ist, und zu dem Uebrigen sich ihren Verwalter halten, oder die ernste Lectüre des Gebildeten, die er nur zu seiner geistigen Ergötzlichkeit treibt, keine Arbeit genannt. Am wenigsten aber ist die Thätigkeit des Seiltänzers, des Spielers, des Schwelgers, des Diebes eine Arbeit. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, seine Thätigkeit muß daher eine vernunftgemäße nach Zweck und Mitteln sein, wenn sie Anerkennung finden soll. Sie muß auf die Hervorbringung irgend eines Guts gerichtet sein, und zwar eines Guts, das nicht durch die darauf verwendete Thätigkeit selbst wieder verzehrt wird, wenn sie den Namen der Arbeit verdienen soll, und es muß die Thätigkeit selbst nicht blos ein Spiel, sondern eine Anstrengung der dazu erfoderlichen Kräfte sein. Denn unproductive Thätigkeit, sei sie noch so mühsam, ist allerdings keine Arbeit (S. 94). Wer ebenso viel oder mehr durch und bei seiner Arbeit verzehrt, als er schafft, hat die Masse der für die Menschheit vorhandenen Güter um Nichts bereichert, also nutzlos sich bemüht, keine Arbeit vollbracht.

Ob aber der Ueberschuß am Werth, den die Arbeit schaffen und zurücklassen muß, um Arbeit zu sein, ein geistiges oder körperliches Gut sei, das ist für die Sache gleichgültig, dafern es nur Etwas ist, das die Vernunft,

oder auch nur die Sitte, die im leiblichen Leben deren Stelle vertritt, für etwas Nützliches anerkennt, für Etwas, wodurch Deren Zustand, denen es zugänglich ist, verbessert und ihnen sittlicher Genuß verschafft wird. Dadurch, aus dem Verhältnisse, in welchem sachgemäß der Genuß des Schönen zu der Beschaffung des Nöthigen und Nützlichen nach Maßgabe der Bildungsstufe und des Reichthums jeden Ortes und jeder Zeit stehen sollte, bestimmt sich denn, wenn auch nicht nach Bruchtheilen, in wie weit Künstler aller Art, Schauspieler, Maler, Musiker, Dichter, der arbeitenden Classe angehören, oder dem Luxus. Daß ein ganzes Volk nicht bestehen könnte, wenn es blos aus Künstlern bestände, begreift sich leicht; auch ist es nicht schwer zu erkennen, daß, wenn die Schauspiele das Volk der Arbeit entziehen, und es dahin kommt, daß die Ruhe des Landes von der Befriedigung des Geschreies nach Schauspiel und Brot abhängt, die Wohlfahrt des Staats nicht groß sei. Ein Verhältniß muß also durchaus bestehen, und es kommt nur darauf an, die Kennzeichen ausfindig zu machen, an denen die Richtigkeit desselben abzunehmen ist. Doch gehört dies nicht in die Staatswirthschaftslehre, sondern in die Policeiwissenschaft.

Wenn nun die Willkürlichkeit der Thätigkeit kein wesentliches Merkmal der Arbeit ist, so fällt damit schon das Argument über den Haufen, durch welches der Verf. alle Arbeit in die Reihe der geistigen Dinge gestellt hat, weil die Willkür nur vom Geiste ausgehen könne. Ebenso wenig aber ist es wahr, daß die Vollbringung aller Arbeit nur mittels des Körpers geschehen könne, mithin körperlicher Natur sei. Wer über die Gesetze der Welt-, der sittlichen und bürgerlichen Ordnung nachdenkt, den Schlaf entbehrt, um darüber ins Klare zu kommen, und seinen Verstand darüber aufklärt; wer in seinem Gemüthe den Lauf seines Lebens betrachtet und erwägt, was er Gutes und Böses verübt hat, aus jenem Freudigkeit und aus diesem ernste Reue schöpft, die ihn bessern und heiligen; wer die Schöpfungen seiner Phantasie auf den Prüfstein der Vernunft und der Aesthetik bringt, dieselbe dadurch regelt und sie befähigt, ihren Flug zu machen, ohne in das ikarische Meer zu versinken, der hat gewiß eine große Arbeit vollbracht, wenn auch nur allein Gott und er selbst darum weiß. Ueberhaupt aber läßt sich die Arbeit nicht in geistige oder körperliche nach den Werkzeugen eintheilen, womit sie vollbracht oder wahrgenommen wird, sondern nur nach den Gegenständen, worauf sie gerichtet ist, nach den Gütern und Capitalen, die sie schafft. Da wäre nun ein Feld gewesen, das noch wenig bearbeitet ist, und wo auf frischem Boden viele Früchte zu erbauen gewesen wären, zu entwickeln nämlich den Unterschied der geistigen und der leiblichen Güter, und das Verhältniß, in welchem die geistig-sinnliche Menschheit darnach zu trachten habe. In ihrer höchsten Ausbildung müssen alle Wissenschaften auf ein Endziel auslaufen, bei welchem auch die Moral und die Güterlehre sich begegnen. Jene lehrt, daß es die Güter sind, welche die Motten nicht fressen, die einen unschätzbaren Werth haben; diese aber hat zu zeigen, daß sie überhaupt das Eigenthümliche haben, durch den Gebrauch nie verbraucht, nicht einmal abgenutzt werden zu können, und daß sie eben darum durch Mittheilung und Austausch nicht blos den Besitzstand verändern, sondern sich dadurch vervielfältigen und vervollkommnen. Welch ein überschwenglicher Reichthum ohne Armuth ist da möglich!

55.

Belgium and western Germany in 1833; including visits to Baden-Baden, Wiesbaden, Cassel, Hanover, the Harz-mountains etc., by Mrs. *Trollope*, Author of „Domestic manners of the Americans". 2 Bde. London, 1834.

Es war zu erwarten, daß es der Verf., welche vom edinburger Review zu den detractors der Amerikaner gerechnet wird, in Deutschland besser gefallen habe als jenseit des Oceans. Zur Beruhigung unserer Landsleute melden wir daher vor allen Dingen, daß Mistreß T. meistens mit Bewunderung von ihnen spricht und ihnen beinahe nur „das abscheuliche Tabackrauchen" zum Vorwurf macht. Die Tour der Verf. berührt meistens sehr bekannte Gegenden, neue Wahrnehmungen darf man daher nicht bei ihr suchen; indessen gehört ihr das Verdienst anmuthiger und lebendiger Darstellung. Von Belgien bemerkt unsere Engländerin: „Ich glaube, die ganze britische Nation muß stets ein inniges und großes Interesse an dem liebenswürdigen Fürsten nehmen, der zur Annahme der belgischen Krone vermocht wurde. Unmöglich kann vergessen werden, wie nahe er England angehörte, und wie frei von jedem Vorwurf sein Wandel gewesen ist. Mit solchen Gefühlen der Achtung und Anhänglichkeit für König Leopold kann man nicht umhin, die Stellung zu beklagen, in der er sich jetzt befindet. Was ich aus den zuverlässigsten Quellen von ihm erfuhr, überzeugte mich, daß er werth sei, über ein ihm mehr ergebenes Volk zu herrschen, als die ehemaligen Unterthanen des holländischen Königs vielleicht je sein werden. Ich glaube nicht, daß Jemand einen Monat in Belgien im Verkehr mit allen Ständen verbringen kann, wie ich gethan, ohne gewahr zu werden, daß der König von Holland noch die Herzen der Mehrzahl besitzt, und daß, käme es auf der Belgier eignen Willen an, auch die erlauchteste Person, welche das Werkzeug der ländertheilenden Demagogen geworden, sich schwerlich behaupten könnte. Daß Misbräuche sich unter König Wilhelm's Verwaltung eingeschlichen hatten, und daß man unklug auf vexatorischen Abgaben bestand, die solcher Beharrlichkeit gar nicht werth waren, sowie daß zwischen den Belgiern und Holländern einige Eifersucht bestand, kann sehr wahr sein; allein zur Rechtfertigung einer Revolution und der Aufrechthaltung ihrer Resultate reicht das nicht hin. Viele vom Aufstand mit Fortgerissene denken jetzt so, davon bin ich überzeugt, und ihre Zahl nimmt eher zu als ab."

In Brüssel waren politische Duelle so gewöhnlich, daß sie ganz unbeachtet blieben, und selbst nach dem traurigsten Ausgange einige Tage Entfernung aus der Stadt Alles war, was für den Ueberlebenden daraus erfolgte. Mit Pistolen nach dem Ziel schießen gehörte zu den täglichen Uebungen der Leute von Stande, und der Deputirte von der Opposition, Gendebien, hatte es zu einer solchen Sicherheit darin gebracht, daß er eine Biene im Fluge erlegen konnte. In einem Duell, das er mit dem Deputirten Rogier bestand, bestimmten die Secundanten deshalb die Distance auf 36 Schritt; dennoch verwundete er seinen Gegner in den Mund.

30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag — Nr. 237. — 25. August 1834.

Neues deutsches Theaterleben in Dresden, oder Briefe über die Bühne der Residenz. Von Theodor Hell. Erster Band. Mit Bildnissen von Devrient, Tichatschek, Wachtel und Schröder-Devrient. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 2 Thlr.

Ich bin nicht gewohnt, mich mit Buch-Recensionen zu befassen, und habe auch jetzt keine Lust, obgleich Hell, schon in seinen frühern Schriften, mir nicht ganz unbekannt ist, und ich ihn persönlich recht gut leiden mag. Aber ich habe mich einmal über das Buch geärgert, und da ich, wie Sie wissen, nicht gern ärgerlich bin, so will ich meinen Aerger in Ihren Busen ausschütten, damit er sich da verliere. Ich habe nämlich das Buch gelesen, und zwar mit Aufmerksamkeit, weil ich mich für Theater interessire, und weil ich Hell für einen Mann halte, der Geist und Witz hat, und weil ich wissen wollte, was er über Dresden und seine Bühne sagen würde. Ich habe mich aber geärgert, weil ich nichts darin gefunden habe, was mich interessirt hätte, und weil ich Hell für einen Mann halte, der Geist und Witz hat, und weil ich wissen wollte, was er über Dresden und seine Bühne sagen würde.

Ich habe mich

unbedeutende Dinge? Wie kann man immer oder doch häufig Kraft zeigen, ohne zu reizen? Was ist Ausdauer? und wie lange ist die Ausdauer der Ausdauer? — Noch schwierigere Frage! Die Ansichten werden darüber so verschieden sein als die Urtheile über Den, der sich diese oder jene Ansicht zum Handeln bildet. Fragen wir: Was hat die neue zweite Kammer bereits Positives geleistet? so stehen wir schon auf einem weit deutlichern, markirtern Boden. Wir haben nicht mehr den Willen und den Muth und die Klugheit und die politische Rücksicht und die Aengstlichkeit als denkbare Substanzen des einen oder andern Verfahrens gegen einander abzuwägen, sondern die Motive abgeschüttelt, steht das nackte Factum da. Da begegnen wir einmal einem erklärten Anschließen an die aufgelöste Kammer durch Wiederholung von deren wichtigern Beschlüssen bei den Propositionen der Staatsregierung und als neue Anträge, sodann einem recht herzlichen Verhalten zwischen Rheinhessen und Althessen, wie es schon auf dem vorigen Landtage war, und natürlich bedingt durch gleiche oder ähnliche politische Ansicht. Noch Detaillirterm können wir hier nicht folgen; vielleicht dürften wir's auch nicht."

Die Abgeordneten selbst folgen dann von S. 8—50 in alphabetischer Ordnung und unangesehen Rang oder politische Ansicht auf einander. Bei Jedem ist das bürgerliche Geschäft, Wohnort, Gewaltgeber (welcher Wahlbezirk oder dergl.?) und sodann weiter angeführt, ob er zur Majorität oder Minorität gehöre. Der Verf. versicherte in der Vorrede, daß er seine Ansicht in der Schrift gebe; er erklärte dabei, daß er zu einer politischen Partei gehöre und zu ihr gehören müsse wie Jeder, der über politische Angelegenheiten schreibe; und die Einleitung, wie der Verfolg der Schrift verräth (dieses darf wol der Unterzeichnete sagen, ohne in eine Beurtheilung der Schrift zu verfallen), daß jene politische Partei die der Liberalen sei, womit Mäßigung im Ausdrucke, ohne dadurch in eine jammervolle Unbestimmtheit zu fallen, allerdings in Verbindung zu bringen ist.

Als Probe der Darstellung und der Behandlung folge hier, was über einen der bekanntesten der Abgeordneten des Großherzogthums Hessen in der Schrift gesagt ist:

„E. E. Hoffmann,

Gemeinderath in Darmstadt, Abgeordneter des Wahlbezirks Langen, Mitglied der Majorität.

Hr. E. E. Hoffmann ist der Sohn des Geheimenraths Hoffmann in Darmstadt, wo er 1785 geboren wurde. Er erlernte die Handlung und errichtete 1806 ohne eignes Vermögen in seiner Vaterstadt ein Detailspecereigeschäft, das er späterhin, nachdem er in günstigere Verhältnisse gekommen war, wieder aufgab. Er übernahm nun Lieferungen, besonders fürs Militair, hatte Verkehr in Staatspapieren und machte Bauanlagen, auch trieb er lange einen ausgebreiteten Handel mit Waldsämereien. Seit den letzten zehn Jahren ungefähr hat Hr. E. E. Hoffmann eine Militairvertretungsgesellschaft errichtet, welche, obgleich sie unterdessen Nebenbuhler erhielt, doch noch großen Zugangs sich erfreut und ihrem Unternehmer einen ansehnlichen Gewinn und eine Masse von Verbindungen und stets neuen Bekanntschaften abwirft."

„Seit 1815 war Hr. E. E. Hoffmann mit den Ereignissen der Zeit immer in einem lebendigen Zusammenhange. So bei der Ausrüstung der freiwilligen Jäger, bei Errichtung der Landwehr, den Hungerjahren von 1816 und 1817, bei der Philhellenenexpedition von 1822. 1826 kam Hr. E. E. H. in Untersuchung wegen indicirter Majestätsbeleidigung, weil er ohne Auftrag in vielen lithographirten Schreiben gerathen hatte, zu der hessischen Ständeversammlung unabhängige Männer zu wählen, indem man dadurch dem Wunsche des Großherzogs und dem Besten des Landes Genüge leisten würde. Diese Untersuchung wehrte auch Hrn. E. E. H. den Eintritt in die Kammer von 18$\frac{3}{4}$, zu deren Mitgliede er um die Zeit der beginnenden Untersuchung gewählt worden war. Am 29. Aug. 1829 sprach ihn das großherzogl. Hofgericht in Darmstadt von dem angeschuldigten Verbrechen und von sämmtlichen Untersuchungskosten frei. Nun endlich war ihm sein wichtigster Wirkungskreis eröffnet. Hr. E. E. H. trat als Mitglied der bald darauf abermals eröffneten Ständeversammlung ein."

„Hier entwickelte er eine große Thätigkeit: als Antragsteller, als Theilnehmer an der Discussion und als Ausschußmitglied. In der ersten Beziehung brachte er bald eine Masse Gegenstände zur Sprache. Wir führen nur folgende vom Nov. 1829 an: die Sperrgelder in der Residenz, die Wahllisten der Abgeordneten, das Armenrecht, die Preßfreiheit in inländischen Angelegenheiten, die Aufhebung des Salzbetriebs zu Theodorshall, die Aufhebung der darmstädter Classenlotterie, die Verwandlung der fiscalischen Zehnten in Grundrenten, die Abänderung einer Verordnung, welche von den Bürgschaften der Eheweiber handelt, die Fleischbeschau in Darmstadt. Welche Mannichfaltigkeit!"

„Als Theilnehmer an der Discussion hatte man anfänglich von Hrn. E. E. H. im Publicum höchst unbedeutende Erwartungen. Es war bekannt, daß er geringe wissenschaftliche und selbst geringe Schulkenntnisse besitze, daß sein Styl mangelhaft sei, daß er die Worte nicht wäge. Aber wie besser gestaltete sich das, von dem frischen Hauche eines eminenten Talents belebt! Der Styl des Sprechers ist schon an sich besser als der des Schreibers, weil man bei größern Schwierigkeiten eine größere Bequemlichkeit ihm statuirt; was die Stadtschule nicht gethan, that die Lebensschule; war der Ausdruck oft auf eine Art populair-kräftig, welche an der Grenze des populair Zulässigen knapp hinstreifte, so verfehlte sie doch nicht diese Grenze, sondern sie schien um so erstaunenswerther, als sie klug wagte. Dabei waren bald Verstand und Gedächtnißkraft des Hrn. E. E. H. thätig, ihm eine große Masse Kenntnisse in der Administration und selbst im Gesetzwesen zu erwerben; was er nicht wußte, ließ er sich sagen; wo er der Beihülfe durch die Schreibfeder bedurfte, sprach er ebenfalls zu. Das hat er oft ausdrücklich eingestanden, und diese Eingeständnisse waren lobenswerth."

„Zur Gewandtheit und zur Kenntniß gesellte sich aber auch noch die Kunst, die Theilnahme der Zuhörer zu fesseln. Es unterstützten ihn darin eine kräftig schallende Stimme, lächelnde Beziehungen, scherzhaftes oder ernstes Tirailliren gegen die Ministerbänke oder gegen den Collegen, den er bestritt, Kürze und doch eine Masse Detail, Kenntniß des Geschmacks seines Publicums, welches in den Ideen nicht zu hoch geflogen haben wollte, aber hinsichtlich der materiellen Beziehungen und der Oertlichkeiten ein gewisses festes Auftreten gerne sah und ein Eingehen auf Dinge, wofür er in seiner ganzen Persönlichkeit wie ein Privileg zu haben schien."

„Als Mitglied des ersten Ausschusses erwarb sich damals Hr. E. E. H. einen großen Ruf durch seinen Bericht über die Propositionen der Staatsregierung wegen Apanagen und Civilliste, und noch mehr durch seine Vertheidigung der Anträge dieses Berichts bei der Discussion. Denn diese Vertheidigung war unbedingt die feinige, voll Spannkraft und eindringliches, kühnes Vorwärtsgehen."

„Zum Landtag von 18$\frac{3}{3}$ war Hr. E. E. H. abermals und zwar nach und nach von sechs Bezirken gewählt worden. Doch sah die liberale Partei seinem Eintritte in die Kammer mit ziemlich gemischten Empfindungen entgegen. Nach wie vor hielt sie ihn zwar für einen „nothwendigen Mann", sie vergaß nicht undankbar das von ihm Geleistete — aber Hr. E. E. H. hatte seit dem Schlusse des vorigen Landtags „durch mancherlei vielleicht gutgemeinte, aber übel angebrachte öffentliche Handlungen" das Vertrauen und die Zuneigung von Vielen derselben verloren, und darin war man wol selbst einstimmig, daß ein Landtag, den Hr. E. E. Hoffmann beherrsche, nicht wünschenswerth sei, daß vielmehr eine tüchtige Summe Intelligenz seine titanische Kraft und seine Neigung, Viel und Vieles zu sein, in den erforderlichen heilsamen Schranken halten müsse. Wirklich blieb auch, obgleich Hr. E. E. H. alsbald nach der

Verfügung ist Schritt über schweizerisches Gebiet unter der Bedingung gestattet, daß die Truppen weder Waffen noch Munition mit sich führen, daß sie sich jeder Feindseligkeit gegen die Schweiz enthalten und daß sie sich unmittelbar nach Ankunft an der Grenze der Schweiz entwaffnen lassen. Die Truppen werden in Pontarlier ausgeladen und in Verrières entwaffnet. Die Offiziere behalten ihre Waffen. Die Truppen werden in Frankreich interniert. Die Kosten des Transports werden der Schweiz vergütet. Die Schweiz hat das Recht, Kriegsschiffe, welche sich ihren Gewässern nähern, zu verfolgen und zu entwaffnen. Die Kriegsschiffe werden in einem französischen Hafen interniert. Die Kosten

Schlachten, neben Krieg in den Provinzen, die Belagerung von Rom, Sturz des Vitellius, Triumph des Vespasian und des Titus, Zerstörung Jerusalems, Tod des Vespasian, Titus Regierung, Tod des Titus, Domitian, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin, Marc Aurel, Commodus, Pertinax, Didius Julianus, Septimius Severus, Caracalla, Geta, Macrinus, Heliogabalus, Alexander Severus, Maximinus, Gordianus, Philippus, Decius, Gallus, Aemilianus, Valerianus, Gallienus, Claudius, Aurelianus, Tacitus, Probus, Carus, Numerianus, Carinus, Diocletianus, Maximianus, Constantius, Galerius, Maximinus, Severus, Maxentius, Licinius, Constantinus, Crispus, Constantinus, Constantius, Julianus, Jovianus, Valentinianus, Valens, Gratianus, Valentinianus, Theodosius, Arcadius, Honorius, Theodosius, Valentinianus, Marcianus, Leo, Zeno, Anastasius, Justinus, Justinianus, Justinus, Tiberius, Mauritius, Phocas, Heraclius, Constantinus, Heraclonas, Constans, Constantinus, Justinianus, Leontius, Tiberius, Justinianus, Philippicus, Anastasius, Theodosius, Leo, Constantinus, Artabasdus, Constantinus, Nicephorus, Michael, Leo, Michael, Theophilus, Michael, Basilius, Leo, Alexander, Constantinus, Romanus, Constantinus, Romanus, Nicephorus, Basilius, Constantinus, Romanus, Romanus, Nicephorus, Zimisces, Basilius, Constantinus, Romanus, Romanus, Basilius, Constantinus, Romanus, Constantinus, Romanus, Nicephorus, Botaniates, Alexius, Comnenus, Johannes, Comnenus, Manuel, Comnenus, Alexius, Comnenus, Andronicus, Comnenus, Isaac, Angelus, Alexius, Angelus, Alexius, Ducas, Murtzuphlus, Theodorus, Lascaris, Johannes, Ducas, Vatatzes, Theodorus, Lascaris, Johannes, Ducas, Vatatzes, Michael, Palaeologus, Andronicus, Palaeologus, Andronicus, Palaeologus, Johannes, Palaeologus, Manuel, Palaeologus, Johannes, Palaeologus, Constantinus, Palaeologus, Mahomet, Bajazet, Mahomet, Amurath, Mahomet, Bajazet, Selim, Soliman, Selim, Amurath, Mahomet, Achmet, Mustapha, Osman, Amurath, Ibrahim, Mahomet, Soliman, Achmet, Mahomet, Mustapha, Achmet, Osman, Mustapha, Mahmud, Osman, Selim, Mustapha, Mahmud, Abdul Hamid, Selim, Mustapha, Mahmud, Abdul Medschid, Abdul Aziz, Murad, Abdul Hamid, Mahomet, Mahomet, Mahomet

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. Nr. 238. 26. August 1844.

Berliner Kirche. Predigt zur Einweihung der Kirche — Hand- und Hilfsbuch zu Predigten. — Das Leben Jesu. — Das Leben Jesu. — Das Leben Jesu.

Auf die alte Hauptstadt Rom ist vorzüglich in unserer Zeit die Aufmerksamkeit gerichtet, und es ist nicht zu verwundern, daß sie manchen Fremden anzieht. Diese Lust ist zu bew

Die Ehre sich vor sich selbst, Ehre vor sich selbst, Ehre vor sich selbst, Ehre

und erfüllenden Thaten und andere Werk abgethan, und Gott in und durch sie wirket, Gal. 2, 20. Phil. 2, 13. Joh. 14, 10. Wie nun aber Gott seinen Segen und Gnade nicht allein in das Wort, sondern auch in die Sakramente gelegt hat, also wirket er auch durch dieselben, und ist nicht allein in dem Wort, sondern auch in den Sakramenten, und theilet sich durch beyde, das Wort und Sakrament, uns mit. Denn das Wort ist ja nicht anders, denn ein Mittel, dadurch Gott seine Gnade und Gaben in uns bringet, und wir sie durch Hören und Lesen des Worts annehmen. Also ist auch das Sakrament ein Mittel, dadurch Gott eben dieselbige Gnade und Gaben in uns bringet, und wir sie durch Brauch des Sakraments annehmen. Wie nun das Wort, wenn es gepredigt, gehöret und gelesen wird, nicht allein ein todter Buchstab ist, sondern Gott selbst und sein Geist mit und durch das Wort wirket, was er durch das Wort will: also ist auch das Sakrament nicht allein ein äußerlich Zeichen, sondern Gott selbst wirket es, was er durch das Sakrament will. Denn wo Gott nicht selbst wirket, da ist weder Predigt noch Sakrament nütze, sondern ist alles todt und verloren, wie wir droben gehört haben. Also ist nun die Taufe nicht allein ein äußerlich Wasser, sondern sie ist gefasset und verbunden mit dem Wort Gottes, und ist selbst das Wort Gottes, und Gott selbst wirket durch sie, was er will. Ist nun die Rede recht gefasset, daß die Taufe nicht allein Wasser, sondern Wasser, das Gottes Wort und Gebot hat, und Gottes Wort ist, so haben wir eine feine Summa, kurz und gut, die uns alle Mühe und Arbeit, so wir sonst haben möchten, in Lesung der Bücher, Sammlung der Sprüche und Nachdenken, wie wir diese Sache reden und handeln sollen, abnimmt und erspart. Denn wir haben gnug, wenn wir diese Summa wissen und behalten, und dürfen keiner Bücher, Sprüche noch Nachdenkens, wie wir sie reden sollen. Denn wir haben hier die Schrift selbst, die uns alle Sprüche, Bücher, Lehre und Weise, reden und handeln, anzeiget und darreichet, daß wir nicht mehr bedürfen, denn daß wir sie annehmen und brauchen. Wer nun diese Summa fassen kann, der hat gnug, und darf nicht mehr, denn daß er Gott danke und lobe, und sich darin übe. Wer sie aber nicht fassen kann, der wird auch nimmermehr Bücher noch Sprüche gnug finden, noch Nachdenkens gnug haben, sondern wird immer irre gehen, wie die Rotten und Sekten alle gethan haben, die ohne Zweifel viel gelesen und gedacht haben, aber darum nicht gelehrter noch gottseliger geworden sind, sondern ihre Kunst und Weisheit hat sie nur desto ärger verführet, daß sie sich von der Einfalt des Worts und Sakraments gewendet haben, und wollen klüger und weiser sein, denn alle Welt, und alles, was Gott in seine Kirche gesetzet hat, verachten und verlachen müssen, wie denn alle Rotten thun müssen, die aus dem Teufel geboren sind.

Solche Summa, Kurz, Gut, Fein, Leicht, Gewiß, Sicher, Reich, Gnug, Nützlich, Heilig, Selig, Trostlich, Lieblich, Lustig, Freudig, Ehrlich, Löblich, Edel, Theuer, Werth, Hoch, Groß, Mächtig, Ewig, Himmlisch, Göttlich, Allmächtig, Unaussprechlich, Unbegreiflich, Unüberwindlich, Unzerstörlich, Unsterblich, Unverweslich, Unverwelklich, Unverderblich, Unbefleckt, Unschuldig, Unsträflich, Unverdammlich, Unverlierlich, Unverrückt, Unwandelbar, Unfehlbar, Unbetrüglich, Unverführlich, Unverlogen, Unbetrieglich, Unverleumdet, Unverlästert, Unverspottet, Unverlacht, Unverachtet, Unverschmäht, Unverjagt, Unverstoßen, Unverlassen, Unverschlossen, Unverborgen, Unverdunkelt, Unverfinstert, Unverhindert, Unverstellt, Unverkehrt, Unverwirret, Unverschwiegen, Unverschwiegen, Unverschwiegen

Abendstunden, da dann zum Schlusse Allgemeiner Gesang und Tanz folgt. Eine besondere Freude verursachten Studenten und Studentinnen der Universität Wien, welche sich zu Ehren des Tages in ihre Studentenuniform geworfen hatten. Sie kamen in Gruppen, Studenten und Studentinnen, und brachten ihre Glückwünsche dar. Es waren meistens sehr junge Leute, welche sich in ihrer Uniform sehr gut ausnahmen. Ein Student hatte sich sogar in seine Uniform eingekleidet, welche ihm aber viel zu groß war, und so sah er darin recht komisch aus. Er hatte sich nämlich in seiner Uniform photographieren lassen, und da er sich nicht viel Geld verschaffen konnte, so ging er zu einem Photographen, der ihm die Uniform für 2 fl. verlieh. Der Photograph verlangte dafür 2 fl. Da gab der Student dem Photographen 1 fl. und sagte, er solle ihm die Uniform für 1 fl. leihen. Der Photograph war damit einverstanden, und so kam es, daß der Student in einer viel zu großen Uniform photographiert wurde. Als er dann seine Photographie sah, war er sehr unzufrieden, weil er darin so komisch aussah. Er ging zu dem Photographen und verlangte sein Geld zurück. Der Photograph aber sagte, er habe ihm die Uniform für 1 fl. geliehen, und nicht das Geld zurückgegeben. Der Student aber sagte, er habe ihm gar nichts geliehen, sondern er habe ihm 1 fl. gegeben, damit er ihn photographiere. Der Photograph aber sagte, er habe ihm die Uniform geliehen, und so kam es zu einem Streite, der vor Gericht ausgetragen wurde. Der Richter aber sagte, er könne nicht entscheiden, wer recht habe, und so mußte der Student 1 fl. bezahlen, damit er seine Photographie bekam.

Gedicht.

(Wiener Localton.)

Ich freue mich, daß ich heut' hier bin,
Und freue mich, daß ich heut' hier bin,
Ich freue mich, daß ich heut' hier bin,
Und freue mich, daß ich heut' hier bin.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 239. — 27. August 1834.

Die Lusiaden des Luis de Camoens. Verdeutscht von J. J. C. Donner. Stuttgart, Löflund. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Sehr beifällig ward der erste Gesang der vorliegenden Verdeutschung (Stuttgart, Gebr. Franckh, 1827) aufgenommen; diesen hat der Verf. seitdem, laut der Vorrede, nebst den etwas später im Drucke mitgetheilten weitern Proben nach seiner veränderten Ansicht von der Behandlung des Sylbenmaßes umgestaltet, und so erhalten wir endlich von einem Verleger, der sich der höhern Uebersetzungsliteratur mit sehr löblichem Eifer angenommen hat, typographisch schön und sogar glänzend ausgestattet, ein Werk vieljährigen Fleißes von einem durch classische Arbeiten dieser Art seit langer Zeit mit Ruhm anerkannten Gelehrten.

Hr. Donner gibt dem portugiesischen Nationalepos seinen alten und allein echten Titel zurück: „Die Lusiaden" („Os Lusiadas"), d. h. die Söhne des Lusus (eines angeblichen Genossen des Ulysses), die Lusitanier, die Portugiesen, die länderentdeckenden Helden; ein epischer Titel wie „die Argonauten" des classischen Alterthums. Bouterwek in seiner „Geschichte der portugiesischen Poesie und Beredtsamkeit" nennt zwar das Gedicht noch „die Lusiade", macht aber selbst schon auf das Irrige dieses Namens aufmerksam und bemerkt, daß Camoëns unschuldig daran ist, daß die Herausgeber seines Gedichtes jenen, freilich ungewöhnlichen Titel nach der Analogie der Benennung anderer Heldengedichte (Iliade, Aeneide) abgeändert haben. Auch vor der Ausgabe mit dem Commentar des Faria y Sousa von 1636 (nach Andern 1639) ist der Titel, wie B. bemerkt, noch der alte: „Lusiadas"; im Buche selbst aber liest man schon öfters Lusiada. Auch in den lissaboner Ausgaben von 1607, 1609, 1633, 1651, 1669, 1670 steht constant Os Lusiadas. Den Namen Lusiadä trägt das Gedicht, ob zum ersten Mal, können wir nicht mit Gewißheit sagen, in den Ausgaben J. G. Ferreira's (Neapel 1731 und Rom 1732). Inzwischen irrt sich Hr. D., wenn er in den Anmerkungen behauptet, der ursprüngliche Titel finde sich zuerst wieder in der vor ihm liegenden Ausgabe des Gedichtes, die zu Rio de Janeiro 1821 erschienen ist. Schon die Sedezausgabe aus der Universitätsdruckerei von Coimbra von 1800 hat auf dem Titel „Lusiadas de Luis de Camoens", und der Titel der besten, kritischen Ausgabe, welche Dom Joze Maria de Souza-Botelho zuerst 1817 in Quart besorgt und 1819 wiederholt hat (Paris, F. Didot) ist: „Os Lusiadas, poema epico de Luis de Camöens". Diese treffliche Ausgabe enthält nicht nur eine an literarhistorischen Notizen sehr reiche „Advertencia", sondern auch ein ausführliches Leben des Camoens; und wir müssen sehr bedauern, daß sie dem Uebersetzer unbekannt geblieben ist; dieselbe hätte ihm in Verbindung mit den ziemlich vollständigen biographischen Nachrichten, die sich bei Bouterwek (IV, S. 143—150) finden und auf welche Hr. D. zu verweisen sich begnügt, hinreichenden Stoff zu einer Darstellung der Lebensumstände des Dichters gegeben, welche der Mehrzahl der Leser nicht nur willkommen gewesen wäre, sondern beinahe unentbehrlich sein dürfte. Mit Recht sagt Bouterwek, daß das Leben des Camoens ein wesentlicher Theil der Geschichte der portugiesischen Poesie sei, und daß man, um seinen ganzen Werth zu empfinden, ihn wie den Homer im Geiste seiner Nation und seines Zeitalters verstehen lernen müsse. Ebenso richtig ist die Bemerkung desselben Gelehrten, daß, so weit Camoens der portugiesische Homer genannt werden darf, er diesen Namen dem poetischen Auszuge aus der Geschichte seines Vaterlandes verdankt; dieser Auszug sei eine rasche Folge von Gemälden, die vor Jedem, der ihre historische Grundlage nicht kennt, nur wie Schatten vorüberschweben, weil der Dichter überall einen Leser erwartet, den es besonders freut, zu sehen, wie die Kunst bekannte Begebenheiten aus der wirklichen Welt in die Region der epischen Dichtung hinaufhebt. In dieser steten Beziehung der Poesie auf die Geschichte findet auch unser herrlicher Tieck den Hauptvorzug des Gedichtes, wenn er in seiner neuesten Novelle: „Der Tod des Dichters", die ausschließlich der Verherrlichung des portugiesischen Dichters gewidmet ist, einem begeisterten Bewunderer des Camoens die Worte in den Mund legt:

> Jeder Portugiese findet sich und seine schönsten Wünsche, sein edelstes Streben in jedem Verse wieder, und Alles ist Wahrheit, nicht Fabel; Geschichte, nicht Erfindung; das Erlebte, was nun so leuchtend wie die wirkliche Natur, mit Meer und Gebirge, aus der Nacht und dem Glanz des Morgenroths schöner wie ein Traum in das verklärende Licht der erwachenden Natur hineintritt.

Es wäre mithin sehr zu wünschen gewesen, daß der

Ueberſetzer die große Mühe, die er ſich mit dem Epos ſelbſt gegeben, dadurch gekrönt hätte, daß er vor allen Dingen eine Biographie des Dichters vorangeſtellt und ſodann einen kurzen, aber lebendigen Umriß der portugieſiſchen Geſchichte, ſoweit ſie von dem Gedicht umſchloſſen wird, demſelben beigegeben hätte, denn die fragmentariſchen Erläuterungen in den Anmerkungen geben zwar das Allernothdürftigſte zum unmittelbaren Verſtändniſſe der betreffenden Zeilen her, tragen aber zur Veranſchaulichung der im Gedichte kaum angedeuteten hiſtoriſchen Gemälde nur Weniges bei. Auch Inhaltsanzeigen der einzelnen Geſänge vermiſſen wir nur ungern; ſie wären bei einem Dichter, von welchem der Literarhiſtoriker noch 1805 ſagen konnte, daß derſelbe dieſſeits der Pyrenäen, ſo oft auch ſein Name genannt und geſchrieben worden, doch noch immer nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt ſei, gewiß nichts Ueberflüſſiges geweſen. Es iſt vielleicht zu viel verlangt, wenn wir zu alle dieſem auch noch eine Abhandlung über den Gebrauch der griechiſchen Mythologie in unſerm Heldengedichte vermiſſen. So viel iſt aber gewiß, daß der gewöhnliche Leſer ſich ohne eine Art von Apologie ſchwerlich mit dieſem ſeltſamen Gebrauche wird zu befreunden wiſſen. Bouterwek hat Vieles zur Vertheidigung des Dichters beigebracht, was ſchon einen Auszug verdient hätte; aber es hebt keineswegs alle Zweifel. Auch Tieck klärt uns nicht vollſtändig auf, wenn er in dem genannten Gebrauche der Mythologie die bedeutſamſte und tiefſinnigſte Darſtellung der Allegorie findet, indem ſie ſo behandelt ſei, daß wir ſie als Wahrheit und Wirklichkeit betrachten können. Das Anſtößige beſteht unſerer Meinung nach nicht darin, daß gelegentlich hier und da ein heidniſcher Gott als Perſonification zum Vorſchein kommt und Venus, Bacchus, Jupiter als handelnd auftreten, ſondern daß ſie, die heidniſchen Götter, das regierende Weltſchickſal, die einzig wahrhaftigen Herren der Welt ſind, und der Chriſtenglaube, ganz parallel mit dem Mohammedanismus, nur als eine heilige Chimäre die außerhalb der Menſchenköpfe keine Weſenheit hat, erſcheinen muß. Inſoweit hat daher gewiß Voltaire, ſo Vieles und Unverſchämtes er auch ſonſt über Camoens, ſein Leben und ſein Gedicht dahertügt *), in den Augen des unvorbereiteten Leſers Recht, wenn er in ſeinem „Essai sur la poésie épique" ſich ſo herausläßt:

C'est un mélange déraisonnable des dieux du paganisme avec les objets de la religion chrétienne. Vasco dans une tempête adresse ses voeux à Jésus-Christ; c'est cependant Vénus qui vient à son secours. Les héros sont chrétiens, et le poëte est payen. Le principal dessein qu'on prête aux Portugais, est de répandre le christianisme. Cependant Jupiter, Bacchus et Vénus président à toute la conduite du voyage et à l'entreprise de Vasco.

Eine Abhandlung der gewünſchten Art müßte vorzüglich auf die kühne Ironie aufmerkſam machen, mit welcher der Dichter ſein ganzes mythologiſches Gebäude über den Haufen wirft, indem nicht er ſelbſt, wie Tieck ſagt, ſondern die Muſe ſelbſt zu Vasco de Gama, nachdem Thetis ihn auf der von Venus geſchaffenen Wunderinſel mit dem Genuß ihrer Liebe beglückt und ihre Nymphen ſeinen Genoſſen gegönnt hat, und während ſie mit ihm an der Tafel ſchwelgt, mit ganz ernſthafter Miene alſo ſingt (X, 82):

— ich, Saturn und aller Götter Schar
Samt Jupiter, ſind eitle Fabeleien,
Die blinder Wahn der Sterblichen gebar.
Wir dienen blos dem Liede Reiz zu leihen;
Und, bot uns Menſchenwitz ein Beſſ'res dar,
War's dies, daß ihr uns zu den Sternen ſtellet,
Und dieſen unſre Namen zugeſellet.

Dieſes Citat hat uns der Ueberſetzung zugeführt, die wir nun auch nicht mehr verlaſſen wollen. Dieſelbe wird im Ganzen Jeden, der nicht das Unmögliche verlangt, befriedigen und iſt, was Fleiß und Geſchmack betrifft, unſern beſten Verdeutſchungen der epiſchen Dichter Italiens, den Ueberſetzungen eines Gries und Streckfuß, an die Seite zu ſetzen. Der Ueberſetzer hat die größte Sorgfalt auf die Harmonie der Stanze verwandt, was jeder Leſer finden wird, der ſich die Mühe nimmt, die nächſte beſte Strophe zu zergliedern und ihren Wohllaut dadurch zu prüfen, daß er ſich dieſelbe laut vorlieſt. Wer ſelbſt jemals Verſuche im Ueberſetzen gemacht hat, kann beurtheilen, wie unendlich viel Schwierigkeiten zu überwinden ſind, bis der Wortſinn verſtändlich wiedergegeben, der Periodenfall nachgebildet, der nachdrucksvolle und reine Reim, dem Originalreime nach Möglichkeit entſprechend, aufgefunden iſt, ohne daß unter dieſen mannichfaltigen Bemühungen der poetiſche Hauch, der das gegliederte Ganze beſeelt, aus dem Körper der Strophe ſchwindet. Allen dieſen Foderungen ſcheint uns der Ueberſetzer im Durchſchnitt entſprochen zu haben, und wir ſind ihm das Zeugniß ſchuldig, daß dieſe Ueberſetzung der „Luſiaden" des Camoens iſt, was jede wahre Uebertragung eines Gedichtes ſein ſoll, nämlich Nachdichtung. Unſer Tadel wird ſich daher nur auf Einzelheiten beſchränken, deren Verbeſſerung uns bei einer künftigen Ueberarbeitung durch Hrn. D. nicht unmöglich ſcheint. Ueber die techniſche Behandlung der Stanze des Camoens gibt er ſelbſt in der Vorrede genügende Rechenſchaft. Er hat nach frühern Schwanken zuletzt die Regel des unverbrüchlichen und gleichförmigen Wechſels der weiblichen und männlichen Reimendungen aus dieſen Gründen befolgt: An den Stanzen der ſüdlichen Dichter nehmen wir vor Allem vollkommene Gleichförmigkeit in Hinſicht der Reimfolge wahr. Im ganzen Taſſo finden ſich durchaus nur weibliche Reime; in den 37 Geſängen der „Araucana" des Ercilla kommt nicht ein einziger männlicher oder gleitender Reim vor; ebenſowenig in den Stanzen bei Calderon und Cervantes, was um ſo auffallender iſt, da die Spanier an männlichen Reimen ſehr reich ſind; Arioſt hat unter 5000 Stanzen vielleicht nur fünf mit gleitenden oder männlichen Reimen; Camoens miſcht hin und wieder, obwol nicht häufig, männliche und gleitende Reime ein. Dieſe ſeltenen Ausnahmen beweiſen eben die Regel. Der Ueberſetzer ſpricht ſich nun (und nach un-

*) Der Ignorant behauptet ſogar, Camoens, welcher erſt um 1524 geboren iſt, habe 1497 den Vasco de Gama aus Freundſchaft auf ſeiner Entdeckungsreiſe begleitet!!!

serer Ansicht mit vollem Rechte) dagegen aus, bei der deutschen Nachbildung der südlichen Dichter gleichfalls lauter weibliche Reime zu gebrauchen. Die Italiener, die Spanier, die Portugiesen haben weibliche Reimendungen auf alle mögliche Worte; in unserer Sprache hat die tonlose Sylbe nach der betonten fast immer nur ein e, welcher Vocal überdies beträchtlichen Antheil an den Längen hat, und unsere weiblichen Reime gehen meist auf en aus. Was sind die wenigen auf ig, iss, ung, am ausfallenden Reime gegen jene ungeheure Menge? Lauter weibliche Reime müssen daher im Deutschen nothwendig eine viel größere Eintönigkeit als in den südlichen Sprachen hervorbringen, zumal bei Gedichten von einigem Umfange. Männliche Reime dagegen hat unsere an Jamben und einsylbigen Längen so reiche Sprache auf alle möglichen einfachen und zusammengesetzten Vocale. Und warum sollten wir die ganze größere Hälfte der uns vergönnten Reime auf einmal außer Dienst setzen? Um nun aber die oben erwähnte Gleichförmigkeit des äußern Baues der Stanze so viel als möglich zu erreichen, schien es Hrn. D. nothwendig, die weiblichen und männlichen Reime regelmäßig auf gleiche Weise alterniren zu lassen, während jede Willkür dem epischen Charakter gänzlich widerspräche. Deswegen fürchtet er auch nicht den Einwurf, daß der lusitanische Wohlklang, höher als der italische, die ununterbrochene Beibehaltung des weiblichen Reims fodere, um die süßen, weichen Töne des Urbildes, die wie auf Meerhauchen einherschweben, wenigstens von ferne nachzutönen, um dem Nachbilde „wenigstens einen Schatten des weichen Anklanges" mitzutheilen, welcher dem Urbilde so eigenthümlich ist. Mit Recht glaubt der Uebersetzer, daß jenes Ziel auch auf anderm Wege, wenigstens annähernd zu erreichen sei. Auch unserer Sprache ist neben der Kraft ein hoher Grad des Wohllautes eigen, und im Rhythmus eifert sie ihrer hellenischen Schwester nach.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Maler Bonaventura Genelli.

Der einsame reiche Geist, über welchen ich Ihnen etwas mitzutheilen versprach, ein Künstler, der uns, wenn auch nicht durch seinen Namen, doch durch deutsches Vaterland und deutsche Lebensanschauung mit seiner Verwandtschaft schmeichelt, ist der nach zwölfjährigem Aufenthalte in Italien und Rom von dort zurückgekommene und gegenwärtig in Leipzig lebende Bonaventura Genelli aus Berlin.

Im Geisterreiche treten wie aus der verhüllten Werkstatt der Natur zuweilen Phänomene hervor, über welche es für eine gewisse Zeit kein Urtheil gibt, weil es an ihres Gleichen fehlt. Mangel an Geschichte derselben und die Unmöglichkeit einer Vergleichung nöthigen uns alsdann solche Erscheinungen als Gattungen zu betrachten und ohne Klügelei von späterer Erfahrung zu erwarten, ob sich höhere oder tiefere Arten zu ihrer Erklärung finden werden oder nicht.

Wenn man aber, um mit einem Manne zu reden, welcher selbst zu den unerklärten Räthseln unsers Geschlechtes gehörte, dennoch die Kühnheit hat, über das Unergründliche zu sprechen, so kann man nur dessen Dasein bestimmen wollen, nicht dessen Tiefe. Glauben Sie also nicht, daß ich Genelli'sche Werke, soviel ich deren gesehen, nach Inhalt und Werth beurtheilen wolle, nur von dem Dasein eines einzigen und zwar seines letzten will ich reden und dabei sagen, was der Künstler selbst bedeute.

Jedes echte Werk der Kunst ist als ein Inbegriff unzähliger in den Dienst einer einzigen Idee gestellter Motive etwas Unergründliches, und der Ursprung sowie die wachsende Ausgestaltung desselben muß, das Bewußtsein der Technik abgerechnet, dem wahren Genius bei aller Besonnenheit nicht weniger unbegreiflich sein, als beides gewiß uns Andern ist. Soll aber nichtsdestoweniger geurtheilt werden, so kann sich verständigerweise das Recht der Kritik einem Originalwerke gegenüber nicht weiter erstrecken, als zu fragen: ob historisch ein Maß vorhanden sei, nach welchem dessen Größe ausgemittelt werden könne? Ist eins zu finden, nun so wird sich eine Proportionalbestimmung geben lassen; ist aber das Werk von der Vergangenheit seiner Art so völlig unabhängig und für die Zukunft so gebietend, daß es selbst Maß werden zu wollen scheint, so stecke die Kritik ihr Messer in die Scheide, und es schaue nur das Auge und freue sich das Herz.

Genelli's letztes Werk ist eine aus 60—70 Figuren bestehende, als großes Wandgemälde in einem Palast gedachte, in Farbe ausgeführte Composition, vorstellend die Europa in dem Momente, da der in einen Stier verhüllte Kronide Zeus mit ihr aus dem Kreise ihrer Freundinnen und Gespielen hinweg von dem hohen Gestade in die tiefaufrauschenden Wellen des Meeres stürzt. Amoren, die Jupiters Attribute tragen, und Hymen mit Fackeln umschweben den göttlichen Stier, sodaß schon dadurch diese mittelste Gruppe etwas besonders Reiches und Spirituoses erhält. Europa, auf des olympischen Verführers Rücken sitzend, streckt, noch nicht auf Sicherung vor Gefahr bedacht, zurückgewendet beide Arme nach den Begleiterinnen aus, ungewiß, ob sie zur Nachfolge einladen oder um Hülfe flehen soll. Rechts, im Rücken der Hauptbegebenheit, jedoch im Vordergrunde, von dem Mirakel verschiedentlich betroffen, stehen, staunen und fliehen die zurückgebliebenen Jungfrauen und machen in den verschiedenartigsten Gruppen die Eine große Masse des vielbelebten Ganzen aus. Hinter ihnen zurück auf einem zweiten höhern Plane liegt der blütenstreuende Gigant Zephyr, linde Lüfte auf den fruchten Brautweg nach Kreta sendend, wohin Poseidon, als Chorführer der ihn umgebenden Nereiden und Tritonen, wovon letztere, den Zug eröffnend, auf langgewundenen Muscheln Brautgesänge blasen, wellenbesänftigend die ganze Fahrt geleitet. Voran im Aether fliegen Komus und Mercur als Boten und bilden nebst den genannten meergeborenen Wesen die zum Gleichgewicht dieses bewundernswürdigen Bildes erfoderliche andere große Masse.

Leute, die etwas Griechisch verstehen, oder auch andere, die sich der mit einer trefflichen metrischen Uebersetzung von Manso begleiteten Ausgabe der Idyllen des Moschus, von welchem dieser Gegenstand besungen ist, bedienen wollen, werden (S. 122) finden:

— o das Mädchen, auf Zeus' Stierrücken hielt mit der einen
Hand an dem ragenden Horne sich fest und zog des Gewandes
Purpurne Falten empor mit der andern —

und werden dem Künstler diese wie viele andere Abweichungen von dem Dichter zum Vorwurf machen wollen. Allein der Dichter, der im fließenden Medium der Sprache den Fortgang einer Handlung recht wohl vor das episch-überschauende Geistesauge des Lesers zu bringen im Stande ist, kann dem seiner Mittel kundigen Künstler, wiefern derselbe eine Begebenheit nur in Momenten fassen kann, viel seltener, als es empfohlen wird, in der Motivenwahl als Gewährsmann dienen. Ja, aus so unkünstlerisch unfreier Anhaltsamkeit an das Wort erklärt sich auch, warum derselbe Gegenstand, von beträchtlichen Malern oftmals behandelt, in der Hauptsache weiter nichts hergegeben hat als einen mühselig durch die Wellen watenden Stier, auf dessen Rücken halb aus dem Wasser tauchend ein Mädchen sitzt, welche bangend vor der sehr unpoetischen Gefahr zu ertrinken, sich mit der einen oder andern Hand fest an die Hörner klammert. Genelli hat sich demnach, indem er unabhängig von Vorgängern

und vermeintlichen Autoritäten den Lebenspunkt dieses Gegenstandes in einen andern Moment als Andere, und zwar in den mittelsten der Begebenheit setzte, vor welchem Alles Grund und hinter welchem Alles Folge war, als freien und urkräftigen Meister seines Stoffes bewiesen.

Ueberhaupt ergibt sich aus einer Vergleichung der mehren Genelli'schen Compositionen, die sich im Besitze der Herren Härtel, Friedrich Brockhaus, Wrigel, Hauser in Leipzig u. A. befinden, zur Charakteristik des Künstlers Folgendes:

Der Standpunkt, von welchem aus er die Welt als Inbegriff alles Kunststoffes betrachtet, ist direct demjenigen entgegengesetzt, welcher, so lange Nicht- und Afterkünstler über die Aufgabe der Kunst philophunkelt haben, für den allein richtigen von ihnen ausgegeben worden ist, nämlich: daß die Kunst vor Allem Schönheit darzustellen habe. Genelli dagegen spricht in seinen Werken aus, daß des Künstlers tiefere Absicht zuvederst auf Wahrheit und Charakteristik gerichtet werden müsse. Die Schönheit betrachtet er als eine, einem Kunstgebilde zwar unerläßliche, doch demselben so unausbleiblich zuwachsende Eigenschaft, daß er sich nicht grade sehr darum bekümmert, wo sie bei der Erziehung seines Gegenstandes herkommen werde. Vielmehr erwartet er mit der Zuversicht eines Gläubigen, der im rechten Verstande zuerst nach dem Reiche Gottes strebt und dabei gewiß ist, daß ihm das Andere zufalle, es werde sich zur Wahrheit eines einmal als poetisch brauchbar befundenen Stoffes ungesucht auch Schönheit finden, gleichwie die Glückseligkeit, obwol als sittliches Motiv verwerflich, doch ein unabweisliches Resultat der Tugend und in ästhetischem Betracht ein Inhärens derselben ist, welches, um genossen oder angeschaut zu werden, nicht als etwas Fremdes herbeigeführt, sondern nur als Folge in Verhältniß zu dem Grunde begriffen oder entwickelt zu werden braucht.

Und in der That, die hohe, den Genelli'schen Gebilden gleichsam eingeborene, nicht übergezogene Schönheit stellt sich überall nur als Accidens des in ihnen zurückliegenden Gedankens dar, nur als die wohllautende Aussprache eines blühenden Urdialekts des Menschengeistes, d. i. der Poesie.

Hiernach erscheint die antike Sparsamkeit, mit welcher Genelli seine Mittel braucht, weniger als eine Eigenschaft einzelner seiner Bilder, sondern sie ist ein Merkmal seiner ganzen künstlerisch-classischen Persönlichkeit; denn nur ein mit habitueller Resignation verbundenes Verlorensein an die Idee, oder eine bis zur Andacht heraufgestimmte Gewissenhaftigkeit gegen den Charakter seines Gegenstandes kann die Ursache sein, warum Genelli, was bei seiner Fülle von Mitteln und Kräften mehr als verzeihlich wäre, dennoch nirgends ein Verschwender ist.

Ja, selbst Vernachlässigungen von Unwesentlichkeiten sind von diesem Stande aus in Genelli's Bildern significant, und es sei dem Künstler eine naive, oft launenhafte Nichtachtung in solcher Hinsicht um so freundlicher gegönnt, je ernster und bewußter er überall die Hauptsache accentuirt.

Nicht also die Schönheit, wie sie an sich es überhaupt nicht kann, sondern der Wahrheitsgrund, d. i. der breite beziehungsreiche Grund des lebendigen Lebens und Gedankens, auf welchem die Schöpfungen dieses Künstlers ruhen, ist es, was ihnen Dasjenige verleiht, was allen Werken der Kunst, der Bildnerei und Dichtkunst, deren Intention auf ein tieferes Bedürfniß der menschlichen Natur als auf Vergnügen geht, Bestand für ewige Zeiten sichert, nämlich Bedeutsamkeit für Jedermann, obwol wir glauben, daß die tausendfache Gliederung dieser reinmenschlichen Beziehungsfähigkeit seiner Werke ebenso wenig jemals in seiner Absicht liege, als sie den Urhebern anderer bis jetzt classisch gewordenen Geistesproducte nach ihrem ganzen entwickelbaren Umfange im Bewußtsein gelegen haben mag.

Denn könnten die Alten redend von der Absicht ihrer Werke zeugen, sollten des Griechenthums kindgesinnte Mythenschöpfer, sollten Rafael und Michel Angelo, Dante, Göthe, Shakspeare von dem Inhalt ihrer Poesien reden, wir würden hören, daß sie soviel damit sagen zu wollen sich nicht bewußt gewesen, als wir Alle darin finden. Und sie können dies gestehen, denn Niemand kann ihnen um des Rechts an Grund und Boden willen die Ernte streitig machen, die nur von Andern auf ihrem Eigenthum erzogen worden; das sind die Himmelsseher, die eine Sternenbahn bestimmen und dabei unbewußt zahllose Multiplications- und Divisionsexempel rechnen; die Baumeister, die ihre Dome in die Wolken richten und nicht um die Zahl der Bausteine wissen; mit einem Worte, das ist der Geist, der, des Inhalts durch Instinct gewiß, großblickend nur die Grenzen mißt.

Genelli's Künstlerschaft besteht nicht blos in dem Talente, gutgedachte oder nur correctgezeichnete und wohlangestrichene Bilder vorzustellen; er wäre, wie Mozart ohne Instrumente und Rafael ohne Pinsel, ein großer Künstler, ohne daß er malte: er ist ein Dichter. Der Geist, der nie Beweise gibt, der Sinn, der seine Richtung nicht entschuldigt, das feste Auge, das vor keiner Größe erschrickt, der Zaubergriff, selbst das Gemeine durch Charakteristik und Verknüpfung ungemein zu machen, die Zartheit, die feine Empfänglichkeit, die an ihm nie als Schwäche, sondern stets als freibeschränkte Kraft erscheint, die urquellige Machtvollkommenheit, sich jedes Mittels zu seinen Zwecken zu bemeistern, kurz Alles dieses und eine metaphysisch-religiöse Lebensanschauung setzt ihn auf die Höhe eines Originalpoeten, auf welcher er füglich nur mit Shakspeare verglichen werden kann. Shakspeare's Werke sind Thaten, wie es Genelli's Bilder sind, und beide sind in der Wahrheit und Schönheit ewigem Schwesterreiche modestürzende verachtende Eroberer.

Unstreitig ist dieser Genius in seinem Fache zur Gesetzgebung berufen, und da das Genie, das nach Jean Paul die Wirklichkeit zu erstatten im Stande ist, auch eine Vergangenheit restituiren kann, so dürfen wir an das Dasein dieses Künstlerfürsten die schöne Hoffnung knüpfen, daß er das durch die gesteigerte Intelligenz der neuern Zeit gleichmäßig erweiterte und vertiefte poetische Gedankenmaterial immer fleißiger und entschiedener nach seiner antiken Art verwenden, die Gegenwart mit der Vergangenheit verschmelzen und durch diese Einimpfung des Lebens in den Tod für die historische Kunst eine alte Zeit erwecken — mit einem Wort — ein neues Alterthum begründen werde. Werden auch, da sich Ausnahmen von gewissen welthistorisch gangbar gewordenen Ungezogenheiten unsers Geschlechts von dem Einzelnen nicht gut prätendiren lassen, die Zeitgenossen ihn nicht in diesem neuen Reiche regieren lassen wollen, die Nachwelt wird für seine Krone kämpfen. Fahre er, wie es bisher die Aufeinanderfolge seiner Thaten zeigt, nur tapfer fort, sein eigner siegender Nebenbuhler zu sein, so schwer ihm auch sein Siegen über so viele Kräfte und Reize werde.

Ueber die Compositionen, welche, wie vernommen wurde, in dem Dr. Härtel'schen Hause zu Leipzig al fresco ausgeführt werden sollten, sowie über eine Serie von 18 Folioblättern, „Lebensmomente eines Wüstlings", woraus sich der zwischen dem dichtenden Künstler und Shakspeare gestellte Vergleich anschaulicher ergeben wird, soll weiterer Bericht in Kurzem folgen. 103.

Literarische Notizen.

Von William J. Thoms erscheinen in London „Lays and legends of various nations". Der erste Theil gibt Lays and l. of Germany, der andere of France, der dritte of Ireland.

Von Zschokke's „Goldmacherdorfe" ist eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Goldenthal", erschienen; die englischen Blätter können das Werkchen nicht genug rühmen.

Robert Southey, der Hofpoet, ist mit einem Leben Cowper's und der Herausgabe der sämmtlichen Werke dieses Dichters beschäftigt. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 240. —— 28. Auguſt 1834.

Die Luſiaden des Luis de Camoens. Verdeutſcht von J. J. C. Donner.

(Beſchluß aus Nr. 239.)

Hr. D. gibt nun noch weitere Rechenſchaft von ſeinem Thun; er ſelbſt weiſt die in ſeiner Ueberſetzung vorkommenden unreinen Reime, die bei angeſtrengter Mühe nicht zu vermeiden waren, nach; aber es ſind deren — nur zwei. Geſ. 3, Str. 6 reimt er regieret und frieret mit berühret, und Geſ. 4, Str. 34 Reihe mit Leue und bedräue. Im Uebrigen bemerkt er, daß er Reime wie Verſtändniß — Erkenntniß, wohnt — Mond (die Aeltern ſchreiben Mohnd, und urſprünglich hieß es Maan, Moon), Bette — Städte u. ſ. f. nicht für unrein erkenne, wie denn dieſe Reime nicht für das Auge, ſondern für das Ohr ſind. Auch Reime, wo die Verſchiedenheit der Ausſprache kaum hörbar iſt, wie in Saiten — Zeiten, Ehre — wäre u. ſ. w., können für echt mitgehen. Ebenſo ließ er Reime, wie hin und an, die in einigen Landſchaften gedehnt, in andern geſchärft ausgeſprochen werden, bald auf Schien, Bahn u. ſ. w., bald aber auch auf Sinn, ſann u. ſ. w. reimen. Die ſogenannten reichen Reime ſchloß er nicht aus; ein gleicher Reim (4, 103) entſchuldigt ſich durch einen in der unmittelbar vorhergehenden Strophe auch bei Camoens vorkommenden gleichen Reim; für die Mannichfaltigkeit des Reimes hat er ebenfalls geſorgt und gibt auch dafür ſeine Grundſätze an. Eine Strophe hat er von Voß, einige Verſe von A. W. Schlegel entlehnt; das von Letzterm in den „Blumenſträußen italieniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie" überſetzte Bruchſtück, das lauter weibliche Reime enthält (Geſ. 6, Str. 38—71), erwähnt er. Dagegen ſchweigt die Einleitung von dem Verſuche Fichte's, welcher in dem „Pantheon" von Büſching und Kannegießer die rührende Epiſode vom Tod der Ines de Caſtro (3, 118 fg.) verdeutſcht hat. Auch Fichte überſetzt mit lauter weiblichen Reimen, um deren Reinheit er ſich aber wenig bekümmert. Ueberhaupt können wir Hrn. D.'s Verdienſt nicht beſſer ins Licht ſetzen, als wenn wir einige Strophen aus dieſer Zwiſchenerzählung von beiden Ueberſetzern dem portugieſiſchen Original gegenüberſtellen. Der Dichter läßt bekanntlich Vasco de Gama dem Könige von Melinde unter Anderm das Trauergeſchick der mit dem Prinzen Pedro heimlich vermählten Ines de Caſtro, „die nach dem Tod errang die Königskrone", erzählen. Hier macht er dem Amor folgende Vorwürfe (V. 119):

Tu só, tu puro Amor, com força crua,
Que, os coraçoes humanos tanto obriga,
Deste causa á molesta morte sua,
Como se fora perfida inimiga
Se dizem, fero Amor, que a sede tua
Nem com lagrimas tristes se mitiga,
He porque queres, aspero e tyranno,
Tuas aras banhar em sangue humano.

Donner überſetzt:

Du, Lieb' allein, du, die voll herbes Zwanges
In ihren Kreis die Menſchenherzen bannt,
Du wareſt Urſach' ihres Unterganges,
Als ob ſie treulos dir ſich abgewandt.
Wenn nicht der Zähren Bitt're deines Dranges
Grauſame Macht zu bändigen verſtand;
So willſt du nur voll rauhen Herrſchermuthes
Dich ſättigen im Bad des Menſchenblutes!

Man vermißt hier vielleicht einige Schattirungen des Originals und wünſcht hier und da eine kleine Zuthat hinweg; aber aller dieſer Tadel verſchwindet, wenn man dieſe Strophe mit der weit willkürlicheren und minder harmoniſchen Ueberſetzung Fichte's vergleicht. Dieſer überſetzt ſo:

Allein durch dich, durch dein allmächtig Sehnen,
O reine Lieb', erſtarb der Zeiten Zierde;
Als dürfteſt du ſie deine Feindin wähnen,
Die treue, der dein ſchönſter Lohn gebührte.
Wol ſagt man, Amor, daß durch bittre Thränen
Geſtillt nicht werde deine grimme Gierde;
Soll Menſchenblut nun ſtrömen vom Altare
Zur ſüßen Augenweide dir, Barbare!

Die Strophen, welche das Flehen der Ines enthalten, findet man portugieſiſch auch bei Bouterwek; wir führen ſie daher nur in der Ueberſetzung ganz an, und zwar von Donner, theilweiſe von Fichte und Camoens.

Donner (V. 126 fg.):

Wenn wilde Thiere, die zu rohem Hange
Der Grauſamkeit ſchon die Natur erzieht,
Wenn Raubgevögel, die in heißem Drange
Nach Beute nur durchziehn der Luft Gebiet,
Zu zarten Säuglingen mitleidig bange
Die Neigung fromm beſorgter Liebe zieht,
Wie man von Ninus' Mutter hat verkündet
Und von den Brüdern, welche Rom gegründet:

Schwarz-Gelben, 3ul. 4:0, auf welchen Siegerlisten die Namen der Turnbrüder Hoffmann, Hr. Weiser, Schlegelmilch, Hr. Hoffmann, Hr. Schwarz, Hr. Schmidt, Hr. Hoffmann, Hr. Hoffmann, Hr. Hoffmann

geben den Namen fünf-, nicht vierfolbig. 91: „der Trägheit Frohne“ (?). 98: „ein böser Sohn“. Man merkt nicht gleich, daß das Beiwort sich gar nicht allgemein auf den Charakter des Geschilderten beziehe, sondern nur auf das Verhältniß zum Vater. Im Original ist es ganz deutlich: o filho pouco obediente. 120: de teus annos, „der Jahre“, undeutlich; der Sinn ist: deiner jungen Jahre, deiner Jugend. 127: piedade sua, e minha, „ihre Zartheit und meine“; Sinn: ihre Liebe zu mir, und meine Liebe zu ihnen. 131: die Construction ist nicht ganz klar. 142: „die gleich dem Antlitz der Medusa schreckt“; nach dem Sinn des Originals sollte es verwandelt heißen.

Gesang IV, 27: „wo süßen Cider Bacchus der Traub' entzog“; das portugiesische mosto und besonders tira ist verständlicher. 38, 39 wiederholt sich das Wort brechen zu schnell. IV, 41: „der Beller giert“, Voß'sche Manier; cao ist „Hund“ schlechtweg. 54 und 58, Schluß, sind unklar. IV, 66 fg. Don Manoel's Traum liest sich vortrefflich in der Uebersetzung. IV, 72: „Alpheus“ zweisolbig, ist falsch (Ἀλφειός). 102 fg. ist merkwürdig als Nachahmung der bekannten Horaz'schen Stelle, Od. I, 3, 9 fg.

Gesang V, 5: die dritte Zeile ist nicht ganz verständlich. 21 wird vom Blutegel gesagt, er dehne sich aus „im raschen Muth“. Diesem komischen Ausdruck entspricht das schlichte grandamente keineswegs. V, 19 fg., 27 fg.: ganz vorzüglich gelungen sind hier die Beschreibungen der Wasserhose und des ersten Wilden, der Gama begegnet; ebenso trefflich wiedergegeben ist, Str. 37—60, die grandiose Erscheinung und Prophezeihung Adamastor's, des personificirten Caps der guten Hoffnung, und 62 fg. die Schilderung der Aethiopen.

Gesang VI, 6: „des Morgenlandes Wogen“ (?) VI, 8 fg.: erquickliche Uebersetzung der vom Dichter so herrlich geschilderten Grotte Neptun's; ebenso die Beschreibung des Triton, 16 fg. VI, 14 ist am Schluß die Antithese des Originals ganz verwischt. 38: „düstrer Nacht Gestalten“ — was soll das heißen? Im schlichten Urtext steht gar nichts dergleichen. 40: que de amores, „als von Lieb' und Scherzen“. Die Scherze passen nicht herein. 44: nicht Alles verständlich. 61: „schnelle“ statt schnell. 65: Schluß ist nicht ganz deutlich. 70 fg.: der Sturm nimmt sich auch in der Uebertragung herrlich aus. VI, 95—99: die für Camoens' Persönlichkeit sehr merkwürdigen Verse sind trefflich wiedergegeben.

Gesang VII, 2: no amigo curral de quen, „in dem Stalle des Hirten, welcher —“ das lautet doch nicht würdig genug im Deutschen. 4 fg.: es sei uns vergönnt, auf dieses merkwürdige Urtheil des Camoens über die Reformation hier gelegentlich aufmerksam zu machen. 78 fg.: merkwürdige Digression auf das Loos des Dichters.

Gesang VIII, 20: exalta, „erhub er ohne Wanken“, Flickwort. 21: Sem-pavor sollte als Zuname geschrieben sein „Sonder-Bangen“. 37: dem Mohre (Dativ). Mohr ist unsers Wissens kein Heterokliton. 64 fg (man bemerke die gar christlichen Reden, die Venus dem Vasco ins Herz gibt). VIII, 87: in dem köstlichen Spiegelgleichniß ist nur das „auf andern Flächen“ unklarer als das n'outra parte des Textes. 88: „insgeheim“, provinciell statt ingeheim. 91. Der Schluß ist dunkel.

Gesang IX, 3: de que tinha proveito etc., „wie große, goldne Vortheil' offenbaren dem Sultan“. Soll wol heißen: die u. s. w. IX, 17: der Schluß dürfte weniger steif sein. 22: die herrliche Zeile, in welcher die Nymphen heißen: gloria dos olhos, dor dos coraçoes, ist vollendet wiedergegeben: „der Busen Schmerz und heller Augen Lust“. 18 fg. und 54 fg. (das Gaukelspiel der Venus wetteifert im Original mit Armida's Zaubergarten im Tasso; in der Uebersetzung mit jener Stelle bei Gries). 25 fg. (Amor's Krieg gegen die unnatürlichen Liebhabereien der Menschen nimmt sich auch in der Uebersetzung trefflich aus). IX, 33 ist nicht ganz klar. 59: os passaros inicos, „feindliche Sperlinge“, (iniqui passeres) können wol auf der holden Zauberinsel sein, aber keine „rohe Gevögel“ (st. Vögel), was Hr. Donner daraus macht. 82: „in reiner Liebe“, em puro amor, kann hier wol nur heißen: in voller, lauterer Liebe.

Gesang X, 9: die höchst rührende Ahnung seines Todes, die der Dichter hier ausspricht, ist auch in der Uebersetzung trefflich wiedergegeben. 18: „zum siebten Male“, statt siebenten, ist schwerlich deutsch, aber durch das Sylbenmaß entschuldigt. 24: „doch rächt' ich mich“, unklar; aber freilich der Text: mas vingo-me, que etc., ist nicht klarer. 59. Das doppelte „doch“ kann nicht richtig sein; entweder: doch — noch, oder: doch — hoch. Der Text gibt keinen Fingerzeig. 77: „wo der Götter Fuß gewebt“. 113: „Ihr Oberhaupt, das in des Busens Weiden Trugfäden webt“. Diese schiefe Bildercomposition findet sich nicht im Texte; da heißt es ganz einfach: que ao peito traz os fios. 109 fg. (Episode vom Ap. Thomas). 128 fg. (Prophezeihung auf das Schicksal der Lusiade). 145 fg. (Grimm des Dichters über die Mitwelt). Alles dies ist trefflich, voll Kraft und Würde wiedergegeben.

Der Leser kann sich überhaupt wol denken, daß Ref. sich nicht die Mühe genommen haben würde, obige Einzelheiten anzumerken, wenn er das Ganze der Uebersetzung nicht für höchst gelungen hielte; und dies aufrichtige Lob sei denn auch hier am Schluß unserer Anzeige wiederholt. S.

Nachtstücke aus dem Drama der französischen Revolution. Nach dem Französischen. Stuttgart, Hallberger. 1834. 8. 1 Thlr.

Man kann nicht zwei Seiten in diesem Buche lesen, ohne zu merken, daß dasselbe keineswegs, wie der Titel sagt, aus dem Französischen übersetzt, sondern vielmehr von einem unserer deutschen, literarischen Lohndienten abgefaßt ist. Denn selbst der geistloseste und nichtswürdigste Franzose kann schwerlich so plump und formlos werden, wie der Verf. dieser sogenannten Nachtstücke sich in denselben erweist. Außerdem aber hat der Verf. oder der Verleger selbst dafür gesorgt, daß der Titel der

Lüge gezogen werde. Auf dem ersten Blatte jedes Bogens nämlich, da wo sonst eine abgekürzte Wiederholung des Titels sich zu finden pflegt, stehen diesmal nicht die Hauptworte des Titels, sondern vielmehr die Worte: „Seybold's Bildnr". Man ersieht hieraus, daß der Verleger ein industrieller Kopf ist. Erstens will er durch den Zusatz: „Nach dem Französischen", gedankenlose Leser für sein Machwerk gewinnen. Zweitens weiß er auch den Bücherwurm zu benutzen, um durch den Namen eines bekannten Vielschreibers eine andere Abtheilung der Menge herbeizulocken. Sollten aber diese „Nachtstücke" wirklich von dem bekannten Publicisten Seybold verfaßt sein, so würde die Zurückhaltung, mit welcher er seinen Namen hier angebracht hat, zeigen, daß er sich dieses Erzeugnisses seiner fleißigen Finger einigermaßen schämt. Wenn dies der Fall sein sollte, so müßte man eingestehen, daß ihn diesmal ein richtiges Gefühl geleitet hat. Denn obgleich die Bücher, welche uns unter dem Namen des genannten Schriftstellers vor die Augen gekommen, nur von geringem Werthe sind, so ist doch keines unter denselben so ganz unsinnig und unlesbar wie das vorliegende. In jenen andern Büchern zeigt der Verf. zwar nicht das geringste politische Talent, aber doch hin und wieder einigen Verstand; aber hier ist auch von diesem keine Spur zu finden. Es sind aber noch einige andere Gründe vorhanden, welche es wahrscheinlich machen, daß diese Scenen nicht von dem erwähnten Schriftsteller niedergeschrieben sind. Es ist nämlich nicht unbekannt, daß derselbe ein sogenannter Liberaler ist, das ist ein Feind des Adels und jedes historisch-begründeten Unterschiedes; unser Verf. dagegen neigt sich sehr auf die entgegengesetzte Seite, er macht mit großer Milde auf die nicht wegzuleugnenden Fehler aufmerksam, durch welche Ludwig XVI. und seine Umgebungen ihren Untergang beschleunigten, und verweilt dagegen mit ironischem Ergötzen bei den Thorheiten und Ausschweifungen der Republikaner. Ferner ist fast Alles, was hier gesagt wird, namentlich der Inhalt des ersten Theiles dieses Buches, schon in Seybold's Roman: „Royalisten und Republikaner", viel besser als hier zur Anschauung gebracht. Und es wäre nicht nur eine Betrügerei, sondern auch eine unglaubliche Albernheit gewesen, wenn der Verf. jenes Romans auf eine so plumpe Weise einen Nachdruck dieses seines Buches veranstaltet hätte. Es ist daher anzunehmen, daß irgend ein ganz schlechter Lohnschreiber, welcher im Dienste des Verlegers steht, sich erkühnt hat, seinen Lohnherrn wie das Publicum und Hrn. Seybold zu betrügen und aus einem mittelmäßigen Romane ein ganz verwerfliches Drama zu machen. Denn in Wahrheit, es ist gar nicht zu begreifen, was der Verf. mit diesen seinen „Nachtstücken" bezweckt hat, deren größter Theil höchst langweilige Auszüge aus damaligen Zeitblättern enthält; ein anderer Theil ist ein Flickwerk von ganz sinnlosen Redensarten, welche in keinem Zusammenhange mit der Begebenheit stehen, ein dritter und letzter Theil schildert Roheiten und Dummheiten nicht mit dem Humor eines Dichters, sondern mit der Treue eines Menschen, welcher selbst Theil an denselben hätte nehmen können, ohne etwas seinem Charakter Widersprechendes zu unternehmen. Indem ich mich anschicke diese Beschuldigungen durch eine Probe zu rechtfertigen, gerathe ich in einige Verlegenheit; denn der Charakter des Buches besteht nicht darin, daß eben ganz unerhörte Dummheiten vorkämen, sondern darin, daß man 20—30 Seiten lesen kann, ohne auch nur auf einen halb vernünftigen Gedanken zu stoßen. Um dies recht augenscheinlich zu beweisen, müßte ich wenigstens so viel Seiten hier abschreiben, und das würde denn freilich die Mühe nicht lohnen; ich muß daher Denjenigen, welcher sich von der Langweiligkeit und Verstandlosigkeit dieser „Nachtstücke" einen vollständigen Begriff machen will, auf das Buch selbst verweisen. Für Den, welcher sich begnügt, aus einer einzigen Seite den Grad von Gemeinheit kennen zu lernen, in welchem unsere Vielschreiber sich behaglich fühlen, möge folgende Probe hier stehen (S. 219).

„Sechste Scene. 5. September, Morgens 7 Uhr.

Vorstadt St.-Antoine, der Force gegenüber. — Ein großer Leichenwagen, mit Leichnamen angefüllt, rollt langsam hin unter dem Jauchzen der Menge. Er enthält mehr als 50 nackte Leichname. Vornan auf ihm sitzt ein Weib, mit verwirrtem Haupthaar, das Gesicht mit Blut befleckt, die Augen roth von Trunkenheit, mit schäumendem Munde. Die Lumpen, womit sie bedeckt ist, triefen von Menschenblut. Sie hält einen Säbel in der Hand, heult patriotische Gesänge und schlägt dazu den Takt auf den nackten Leichnamen. Mehre Weiber stehen um einen Brunnen.

Erstes Weib. Heda! Rose! Das war einmal ein Tag!... Er ist auch ziemlich einträglich gewesen....

Rose (eine Suppenschüssel in der Hand). Du, was willst du sagen? Du kannst ja kaum ein Hühnchen abthun. Es ist mir auch so gegangen, mein Täubchen, aber das war gut für das alte Regiment. Eine gute Patriotin muß Herz haben.... Komm, ich will dir Lection geben.

Erstes Weib. Und wohin so früh mit deiner Suppe?

Rose. Ich bringe unsern Leuten zu essen; sie arbeiten in der Force.

Rigogne (aus einer Schenke kommend, Hände und Gesicht noch mit Blut befleckt). Ho! Laß sehen, was es noch zu thun gibt.

Rose. Gibt's noch zu arbeiten, so arbeitet.....

Rigogne. Sie hat Recht, das Mütterchen (reicht ihr den Arm). Laß dich führen, Schatz. Es ist nicht weit hin in den Winkel, wo kein Ausgang ist.

Rose (zu ihrer Gefährtin). Komm doch!... Die einfältige Hand!.. Sie ist freilich erst vom Lande gekommen.

Rigogne (Rose um den Leib nehmend). He! sie hat gleichwol ein volles Brustwerk, der kleine Höllenbrand!

Rose. Laß mich, du garstige Maske, oder...

Rigogne. Ich glaube gar, du bist auch so eine Aristokratin, du. Wer wird es denn in den jetzigen Zeiten so genau nehmen? Die Menschen sind frei und hernach.... Verstehst du mich? (Sie kommen in den Straßenwinkel und stoßen auf Leichname.) Ei, die sind ja schon wieder an der Arbeit,..... und mir sagen sie nichts davon, die Schufte! — Vorwärts, Ohnehosen! (Zu einem Weibe, die einen soeben Ermordeten auszieht:) Ein Wort, Bürgerin, ist sie schon abgethan, die Kleine?

Weib. Wer denn?

Rigogne. Die Hure des Königs Nero, die Lamballe?

Weib. Noch nicht; man holt sie eben. Da ist sie ja u. s. w."

Man sieht, der Mann bildet sich ein charakteristisch und kühn zu zeichnen, wenn er gemeine, sinnlose Worte niederschreibt. Es ist ganz unbegreiflich, wie ein Buchhändler solches abgeschmacktes Gewäsch drucken lassen kann. Die französische Revolution ist ohnehin schon so häufig gemißbraucht worden, daß die meisten Leser, selbst die gedankenlosern, schaudern, wenn sie ein neues Buch in die Hand nehmen, welches Scenen aus dieser Zeit enthält. Und in Wahrheit kann nur eine geistreiche Darstellung das schon hundertmal Gelesene noch einmal genießbar machen. Auch ist die französische Revolution trotz der hundert und abermals hundert Bücher, in welchen sie historisch oder romantisch mißhandelt wird, noch so wenig in ihrem eigentlichen Wesen erfaßt, daß in diesem Punkte noch sehr viel zu thun ist und mithin jede neue Darstellung dieser Begebenheiten Erwartungen aufregt, welche durch sinnlose Caricaturen wie die vorliegende freilich grausam getäuscht werden.

Schließlich muß freilich auch bemerkt werden, daß in dem Wuste von leeren Worten, aus welchem dieses Buch besteht, sich denn doch hin und wieder ein interessanter Zug findet, wie ein vereinzeltes Fetzenge auf einer Spitalsuppe. Wer eine historische Epoche, über welche so reiche Quellen vorliegen, zum Gegenstande der Darstellung wählt, müßte es freilich auch sehr künstlich anfangen, wenn er seine Schilderung von interessanten und bedeutungsvollen Zügen ganz frei erhalten wollte. G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 241. — 29. August 1834.

Sir Isaak Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes. Mit Newton's Portrait und einer Kupfertafel. Leipzig, Göschen. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Nature and nature's laws lay hid in night,
God said: „Let Newton be", and all was light.

(Natur und der Natur Gesetz waren in Nacht gehüllt
Gott sprach: „Es werde Newton!" und das All ward licht-erfüllt.)

Diese Worte liest man auf einer weißen Marmortafel in dem Zimmer, in welchem einst Newton geboren wurde, und sie stehen nicht unpassend als Motto über dem Leben jenes außerordentlichen Mannes, der den Lichtstrahl auf seinem unsichtbaren Wege festhielt und in seine Farbentheile zerlegte, der den Weltbaumeister selbst nicht vergeblich nach den geheimen Gesetzen seines Himmelsmechanismus fragte und die unsichtbaren Kräfte ergründete, welche den Welten Bewegung geben, der den Anfang der Geschichte zu bestimmen, in die Tiefen der Religion zu dringen suchte und die ganze Natur mit seinem Wissen zu umfassen schien. Im vorliegenden Buche tritt uns der große Verstorbene, aber ewig Lebende an der Hand zweier selbst ausgezeichneten Männer entgegen. Der treffliche Brewster hat Leben und Wissenschaft des Mannes mit dem sorgsamsten Fleiße und großer Kenntniß aus allen vorhandenen Materialien zu einem großen Ganzen aufgebaut, das er nun, mit eigner tiefer Ehrfurcht vor dem erhabenen Baue, dem Publicum darstellt. In England ist Brewster's Werk mit großem Beifall aufgenommen worden, und da Newton's Leben nicht blos den Engländern, sondern der ganzen civilisirten Welt gehört, so hatte Brandes Recht, eine deutsche Uebersetzung desselben zu veranlassen und diese mit seinen eignen Anmerkungen zu begleiten.

Grade ein Jahr nach dem Tode Galilei's (am 25. Dec. alten Styls 1642) ließ der Himmel, dem es eben damals ganz besonders um große Astronomen zu thun war, den größten Ersatzmann des verlornen Italieners, Sir Isaak Newton, in England geboren werden. In dem Dörfchen Woolsthorpe in Lincolnshire erblickte das Kind, ein unglücklicher Posthumus, dessen Vater wenige Monate nach der Verheirathung gestorben war, das Licht der Welt. Der Lebensfunken, an dem sich die Fackel entzünden sollte, die leuchtend in die noch dunkeln Räume des Himmels drang, glimmte so schwach in dem neugebornen Kinde, daß die pflegenden Frauen stündlich sein Verlöschen erwarteten; der Körper, der das Gefäß des großen Geistes zu sein und selbst die biblischen Grenzen des menschlichen Lebens zu überschreiten bestimmt war, erschien so klein, daß man ihn, wie seine Mutter selbst bemerkte, in einen Viertelskrug (a quart mug) hätte bringen können. Die Mutter, die von dem Ertrag ihres Landguts Woolsthorpe und eines andern Grundstücks, die ihr zusammen jährlich nur 80 Pfd. einbrachten, spärlich lebte, wachte über ihren zarten Pflegling bis zum dritten Jahre; dann vertraute sie ihn der Sorgfalt ihrer eignen Mutter und verheirathete sich mit einem Pfarrer Smith zu North-Witham. In seinem zwölften Jahr kommt nun Newton nach Grantham zu einem Apotheker Clark in die Kost und betritt in der dortigen öffentlichen Schule, nach der Weise großer Geister, seine Laufbahn mit etwas Faulheit und Unaufmerksamkeit, wodurch er den Ehrenplatz unter den Untersten der Schule erhielt. Erst als der Knabe, der über ihm saß, ihm eines Tags einen empfindlichen Stoß in den Unterleib beibrachte, fing der kleine Isaak aus Rachsucht an so fleißig zu werden, daß er bald über seinen Stimulanten kam und in Kurzem auch der Erste unter allen Schülern wurde. Das hervorbrechende Talent wendete sich nun vorzugsweise auf mechanische Versuche, und bald sah man auf dem Dache des Apothekers Clark in Grantham als Signalflagge des künftigen großen Mannes eine kleine Windmühle sich drehen, die der kunstfertige Knabe Newton zu allgemeiner Bewunderung verfertigt hatte, und die bald durch Wind, bald auch durch eine Maus getrieben wurde. Eine Wasseruhr in Newton's Kammer und ein mechanischer Karren, der von einer darin sitzenden Person in Bewegung gesetzt wurde, waren ebenfalls Producte des erwachenden mechanischen Genies. Dabei verfertigte er für sich und seine Gespielen künstliche papierne Drachen und Laternen von Papier und ward bei seiner liebsten Gespielin, dem Fräulein Storey, mit welcher er sechs Jahre in einem Hause lebte, durch Verfertigen von kleinen Toiletten, Schränken und Puppenspielzeug um Freundschaft und später um Liebe.

Nur die beschränkten Vermögensumstände Beider scheinen später eine Vollendung ihres beiderseitigen mit den Kindern aufgewachsenen Glücks verhindert zu haben.

In seinem 15. Jahre wurde Newton von seiner Mutter, deren zweiter Mann eben gestorben war, nach Woolsthorpe gerufen, um die Landwirthschaft zu lernen; aber wenn der junge Philosoph des Sonnabends, von einem treuen Diener begleitet, nach Grantham auf den Markt geschickt wurde, um Kaufen und Verkaufen zu lernen, schlich er regelmäßig, unbekümmert um alle Handelsgeschäfte, in die Dachstube des Apothekers Clark und studirte in den alten Büchern desselben. Endlich sah man ein, der junge Mann sei auf dem Wege, der schlechteste Landwirth von der Welt zu werden, und bestimmte ihn zum Studiren. In seinem 18. Jahre bezieht nun Newton, weniger vorbereitet als Andere, aber gekräftigt durch gesunde Ruhe seiner Seele, das Trinity-Collegium in Cambridge. Die Begierde, das Wesen der Astrologie zu erforschen, trieb ihn zum Studium der Mathematik. Ohne Beihülfe eines Lehrers studirte er die Geometrie des Descartes; mit besonderm Fleiß besuchte er Dr. Barrow's Vorlesungen über die Optik, und 1669 folgte er demselben in der Professur der Mathematik und betrat nun die glänzende Bahn seiner Entdeckungen.

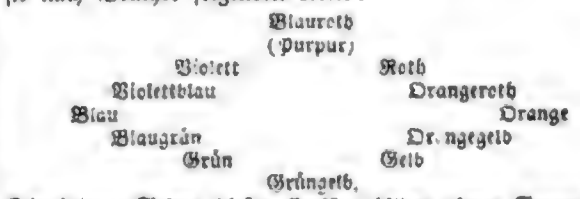
Schon vor dieser Zeit hatte sich Newton mit dem Schleifen hyperbolischer Linsen beschäftigt, Experimente mit dem Prisma gemacht und die Zusammensetzung des weißen Lichtes und die verschiedene Brechbarkeit der Strahlen, aus welchen es zusammengesetzt ist, entdeckt. Am wichtigsten waren aber in dieser Zeit seine Versuche zur Verfertigung von Teleskopen. Nachdem er das Unternehmen, die Refractionstelescope zu verbessern, aufgegeben hatte, verfertigte er 1668 zwei Spiegeltelescope, die ersten, die jemals verfertigt und gegen den Himmel gerichtet worden sind. Das eine dieser Instrumente wurde der königlichen Societät vorgelegt, dem Könige gezeigt und wird noch jetzt in der Bibliothek der königl. Societät zu London aufbewahrt. Aber welche ungeheuern Fortschritte hat die Wissenschaft gemacht von jenem, damals hochbewunderten sechszolligen Rohre Newton's an bis zu dem Riesentelescope Herrschel's von 40 Fuß Länge mit einem Spiegel von 49¼ Zoll im Durchmesser!

Um 1672 erregte Newton neues und größeres Aufsehen, indem er mit seiner nachmals so berühmt gewordenen und lange wie ein Evangelium betrachteten Farbentheorie hervortrat. Nach der durch ihn aufgestellten Lehre von der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen, bestimmte er, daß ein Strahl des weißen Lichts, als von der Sonne ausgegangen, aus sieben verschiedenen Farben bestehe, die verschiedene Grade von Brechbarkeit haben. Er maß die verhältnißmäßige Ausdehnung der Farbenräume und bestimmte die dabei stattfindenden Proportionen. Die Theorie, nach welcher sich N. die Entstehung der Farben durch Zerspaltung des weißen Lichtstrahls dachte, läßt sich durch folgendes Beispiel versinnlichen.

Wenn man Eisenfeilicht von sieben verschiedenen Graden von Feinheit nimmt und es untereinandermischt, so kann man diese Masse auf zweierlei Art zersetzen, oder, was dasselbe heißt, die sieben verschiedenen Arten von Feilstaub von einander sondern. Wenn man diesen Staub durch sieben Siebe von verschiedener Feinheit durchläßt, sodaß durch das engste nur der feinste Staub durchgeht und alle übrigen Arten zurückbleiben, durch das nächste minder feine Sieb wieder der feinste von den zurückgebliebenen Arten durchgeht und die übrigen zurückbleiben u. s. f., so ist es einleuchtend, daß alle diese Staubarten gänzlich von einander gesondert werden können. Werden wiederum alle diese Feilstaubarten untereinander gemischt, auf einen Tisch geschüttet und man hält darüber eine platte Magnetstange so hoch, daß noch nichts von dem Feilstaube angezogen wird, bringt aber den Magnet allmälig näher, so kommt man zu einem Punkte, wo der feinste Staub angezogen wird u. s. w. — Die erste dieser beiden Methoden mit den Sieben mag den Proceß der Zersetzung des Lichts verstellen, wodurch gewisse Strahlen weißen Lichts verschluckt oder unterdrückt, oder bei dem Durchgange durch Körper angehalten, während gewisse andere durchgelassen werden. Die andere Methode mag den Proceß der Zersetzung des Lichts durch Refraction verstellen oder durch Attraction gewisser Strahlen, die weiter als andere von ihrer ursprünglichen Richtung abweichen.

Newton setzte fest, daß die sieben verschiedenen Farben des Spectrums ursprünglich oder einfach seien, und kam dadurch zu dem Schluß, daß die weiße Farbe oder das weiße Licht aus allen sieben Farben des Spectrums, nach den bestimmten Proportionen, zusammengesetzt sei, und durch verschiedene Methoden suchte er dies zu beweisen, d. h. die Wiederherstellung des weißen Lichts aus den sieben Farben zu bewirken. Kaum waren N.'s Entdeckungen bekannt geworden, als auch die heftigsten Widersprüche dagegen laut wurden. Der Jesuit Pardies, der Holländer Lukas, Hooke, Huygens u. A. schrieben dagegen, und der Streit wurde mit solcher Erbitterung und von Seiten der Gegner N.'s theilweise mit solcher Unkenntniß geführt, daß N. in tiefstem Unmuth daran dachte, sich gar nicht mehr mit physikalischen Untersuchungen abzugeben, um nicht seine Ruhe aufzuopfern.

So unhaltbar aber auch die meisten Einwürfe jener ersten Gegner der Newton'schen Farbentheorie waren, so wenig konnte sich diese Theorie selbst gegen die fortschreitenden Entdeckungen der neuesten Zeit halten. Brewster selbst hat die Irrthümer dieser Theorie nachzuweisen gesucht, und er und Brandes haben ihre nähern Ansichten über diesen Gegenstand dargelegt. Ganz neuerdings (wahrscheinlich später als Brandes schrieb) hat Beuther („Ueber Licht und Farbe, die prismatischen Farben und die Newton'sche Farbenlehre", Kassel 1833) den klaren Beweis geführet, daß N.'s Farbentheorie unrichtig sei. Während nach N. die Farben in folgender Reihe stehen: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett —, bilden sie nach Beuther folgenden Kreis:



Die beiden Seiten dieses Kreises bilden einen Gegensatz: auf der einen Seite herrscht die rothe und gelbe Farbe, auf der andern die blaue und violette vor. Die sieben

Farben entstehen nicht, wie N. behauptete, aus einer einfachen Zerspaltung der im weißen Licht enthaltenen Farbenstrahlen, sondern nur aus einer Zusammensetzung der beiden Farbengegensätze.

An der Grenze zwischen einem entschiedenen Weißen und Schwarzen zeigt sich, wenn das Weiße in der Richtung der Brechung voranliebt, die orangerothe und gelbe Farbe, deren chromatische Gegensätze aber, nämlich die blaue und violette Farbe, wenn das Schwarze in der Richtung der Brechung voranstrebt.

Die höchste Spitze seines Ruhms erreichte Newton durch seine astronomischen Entdeckungen. Brewster führt recensirend die großen Vorarbeiter der Newton'schen Entdeckung an: Kopernikus, der die Sonne still stehen ließ und der Erde ihre dünkelhafte Meinung, daß sie der Mittelpunkt des Weltalls sei, nahm; Kepler, der in seinem physischen Elend den Grund zur physischen Astronomie legte; Galilei, der durch sein Fernrohr zum ersten Mal die himmlischen Körper sich der Erde zu nähern zwang, aber noch in seinem 70. Lebensjahre von der Inquisition zur schimpflichen Abschwörung seiner Lehre sich zwingen ließ und zur Erklärung, daß die Erde im Mittelpunkt stehe und die Sonne sich um sie bewege. So vorbereitet waren weitere astronomische Entdeckungen, als 1666 Newton, von der Pest aus Cambridge vertrieben, allein in dem Garten zu Woolsthorpe saß und über die Natur der Schwere nachdachte. Es wird hier in einer besondern Excursion die Wahrheit der Erzählung erhärtet, daß ein zufällig herabfallender Apfel der erste Hebel der Newton'schen Reflexionen gewesen sei und ihn auf die Frage führte, weshalb der Mond nicht ebenfalls auf die Erde herabfalle. Bald schwebte ihm der Gedanke vor, daß eine doppelte Kraft, die Centripetal- und Centrifugalkraft, den Mond und die Planeten in ihren Bahnen bewegen müsse, aber erst nach mehrjährigen Untersuchungen bewies er den Satz, „daß ein Planet, auf den eine mit dem Quadrate der Entfernung in umgekehrtem Verhältniß stehende Kraft wirkt, eine elliptische Bahn beschreibt, in deren einem Brennpunkte die Anziehungskraft befindlich ist"; und als er 1679 diese Wahrheit durch neuangestellte Berechnungen bestätigt fand, gerieth er in einen solchen Zustand von Nervenreizbarkeit, daß er nicht im Stande war, die Berechnung fortzusetzen. 1683 wurden diese Entdeckungen, die N.'s Unsterblichkeit begründen, der königl. Societät in London vorgelegt. Aber auch diese Entdeckungen verwickelten N. wieder in heftige Streitigkeiten, und zwar mit Hooke und Halley, bei welcher Gelegenheit sich N. nicht frei von Empfindlichkeit zeigte. Es erschien indeß 1687 N.'s Hauptwerk, seine „Principia", „eins der gehaltreichsten und schönsten Blätter in den Urkunden des menschlichen Verstandes".

Die große Entdeckung, welche die „Principia" charakterisirt, ist die des Princips der allgemeinen Schwere, als aus der Bewegung des Mondes und aus den drei großen durch Kepler entdeckten Facten oder Gesetzen hergeleitet. Dieses Princip ist, daß jedes Theilchen der Materie von jedem andern Theilchen derselben mit einer mit dem Quadrate ihrer Entfernungen in umgekehrter Proportion stehenden Kraft angezogen wird oder zu ihm strebt.

Bekannt sind die weitern Anwendungen dieses Satzes. Wir hätten übrigens erwartet, hier eine Schwierigkeit erwähnt zu finden, die in neuerer Zeit durch die Entdeckung der Doppelsterne entsteht. Man hat nämlich auf Newton's Gravitationslehre eine Menge von Hypothesen gebaut, welche dahin zielen, die Bewegung der Planeten um die Sonne aus der Lichtempfänglichkeit, und die sie alle regierende Schwerkraft der Sonne aus ihrer Lichtkraft herzuleiten. Aber diese ganze Theorie erhält einen gewaltigen Riß durch die Entdeckung der Doppelsterne, die man für nichts Anderes halten kann als für Sonnen, die beide gleiche Lichtstärke haben und die beide sich um einander bewegen.

(Der Beschluß folgt.)

Oestreichisch-Italien und Tirol. Reisebilder, Sittenschilderungen, Rückblicke, Anekdoten, Meinungen und Ansichten, von Friedrich Mercey. Aus dem Französischen von A. Kaiser. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 1834. 8. 2 Thlr.

„Es ist ein kleiner Theil von Europa, so originell, allein minder gekannt wie die Schweiz, den ich bereist, und wo ich beobachtet habe. Das Resultat dieser Reise biete ich hier dar, ohne ihm einen höhern Werth beilegen zu wollen als den, welchen der Leser die Güte haben will, darin zu finden. Im Grunde ist es nur eine Reihe von Studien an Ort und Stelle, planlos aufgenommen, wie der Zufall es wollte" (Vorrede III). In der That nur das; aber gleichwol so interessant, daß Ref. den Leser auffodern darf, ihn auf dem Wege, den er an der Hand des Verf. durch dies Gebiet machen will, zu begleiten.

Von der Simplonstraße, wo wir den Reisenden zuerst finden, nichts; sie ist tausendmal beschrieben worden; aus demselben Grunde ebenso wenig vom Monte Rosa als die uns neue Bemerkung, daß er seinen Namen von den vielen Gipfeln hat, welche sich wie die Blätter einer Rosenknospe um die Hauptspitze gruppiren. An der Wirthstafel von Saviolo ward nur politisirt, die vorherrschende Gesprächstendenz in diesen Gegenden. „Europa scheint am Vorabend einer Katastrophe; seine unzufriedenen Völker verständigen sich miteinander auf den Landstraßen, und ermuthigen oder trösten einander in den Gasthäusern". Aber ist man denn im östreichischen Italien materiell unglücklich, oder was erregt sonst die Unzufriedenheit der Leute, was fehlt ihnen? (S. 13) „Freiheit oder vielmehr Freiheiten. Die Freiheit zu schreiben, Gedankenfreiheit, Lesefreiheit, Reisefreiheit: Alles ist ihnen entrissen; und doch vermögen die Völker ohne dieses Alles heutzutage nicht mehr zu existiren." Vielleicht kommt es eben daher, daß der Name Napoleon's jetzt in diesen Gegenden häufiger widerhallt als während der schönsten Tage seiner Siege: „im Volke lebt eine Art gläubiger Verehrung für ihn." In Sondrio sah der Reisende viel Geschirr von Lavezstein. Dieser Stein kommt weich aus dem Bruche, und ist dann leicht zu bearbeiten. Aus einem runden Block von etwa 1½ Fuß im Durchmesser z. B. bringen die Arbeiter Blumentöpfe von immer abnehmender Weite zu Stande; erst wird der größte Topf abgetrennt, dann ein zweiter kleinerer u. s. w., bis endlich ein kleines Gefäß von wenigen Zollen die letzte Ausbeute wird. Es gibt nichts Poetischeres als eine Fahrt auf dem Pusclaver-See (Graubündten). Die düstern und nackten Gipfel der Berge, das prächtige Dunkelgrün der Föhren, welche hier eine Höhe erreichen wie vielleicht an keinem andern Orte der Welt, die Ruhe und Durchsichtigkeit des dunkeln und tiefen Gewässers bringen einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Die Bevölkerung des Addathales und der das Veltlin und die Landschaft

Bormio bildenden Seitenthäler beträgt gegen 80,000 Köpfe; aber der Menschenschlag ist mittelmäßig. Noch mittelmäßiger sind die Gasthöfe; unter der Thüre begegnet man gewöhnlich einem großen Manne mit rothem Angesichte und einigen Köpfen. Freilich nicht einladend. An diese Schilderung reiht der Reisende historisch-politische Betrachtungen über Graubündten, die wir gern ganz mittheilten, wenn es der Raum gestattete. Besonders werden über die ehemaligen Verhältnisse der Familie von Salis zum Lande interessante Aufschlüsse gegeben. Der Einfluß der französischen Revolution auf diese Gegenden scheint nicht überflüssig gewesen zu sein. Beim Uebergange nach Tirol überrascht den Verf. der Anblick der herrlichen Ortlesspitze. An der hier herrschenden Landestracht, welche uns Deutschen bekannt genug ist ergötzt sich der französische Reisende sehr. Dann kommt er nach Landeck, wo „Alles lebt und webt"; seine Beschreibung des niedlichen, gewerbreichen tiroler Dörfchens ist gleich lebendig, wie denn diese Lebendigkeit überhaupt einen besondern Reiz seiner Schilderungen abgibt. „Von Zirl nach Innspruck geht es durch eine herrliche Ebene, wo sich die Ueppigkeit und Cultur des Bodens in ihrer ganzen Pracht zeigt; in dem hier gegen eine Stunde breiten Thale ist auch nicht ein unangebautes Fleckchen zu sehen." Innspruck selbst hat Aehnlichkeit mit Bern. Von den Tirolern entwirft der Verf. eine treue Schilderung und zeigt recht gut, wie es zugeht, daß das Volk in einer gewissen Befangenheit erhalten wird, welche vielleicht sein Glück ausmacht, da die Erfahrung wenigstens bis jetzt noch nicht gezeigt hat, daß die unbedingte Emancipation das Volksglück wesentlich erhöhe. Ueber diesen Punkt wäre viel Zeitgemäßes zu sagen; wir fürchten nur, uns dadurch eben nicht zu insinuiren. Ebenso wird der tiroler Freiheitskrieg mit der kräftigen darin auftretenden Figur Hofer's anziehend dargestellt. Ich kann mich nicht enthalten, eine Anekdote daraus mitzutheilen. „Bis Innspruck waren die Baiern bei Wiedereroberung des Landes ohne sonderlichen Widerstand gekommen; und wir gaben, so erzählt ein bairischer Offizier den Vorfall, wenig auf die Gerüchte von den kriegerischen Gesinnungen der im Passe über den Brenner verschanzten Tiroler. Ein kleines Corps derselben machte uns den Eintritt lebhaft streitig; indeß zog es sich, von überlegenen Kräften gedrängt, doch endlich zurück. Wir Baiern folgten, gegen 4000 Mann stark. Wenig Schritte weiter hörten wir von einem Felsen herabrufen: „Stephan, soll Alles losgelassen werden?" — „Noch nicht!" erklangs von der entgegengesetzten Seite. Bestürzt machten wir Halt, ein Befehl trieb uns aber vorwärts. Im engsten Theile der Schlucht angekommen, rief's plötzlich über unsern Köpfen: „Hans, ist Alles bereit?" — „Ja!" ward geantwortet; und ehe ich meinen Blick noch wiedererheben konnte, fanden sich schon etwa vor mir Tausende meiner Kameraden unter einer Last von Bäumen und Steinen zerschmettert, welche man im Nu auf sie herabgelassen hatte"." Brixen, wohin der Reisende nun gelangt, genießt einer so angenehmen Lage, wie sich selten eine Stadt rühmen kann: in der Mitte eines weiten und schönen Thales ist sie grade weit genug vom Gebirge entfernt, um seine Nachbarschaft zugleich mit den Vortheilen der Ebene genießen zu können. Auf den anmuthigen, gegen Morgen gelegenen Höhen sind freundliche Dörfer und lachende Wohnungen vertheilt, und über denselben ragen die waldigen Gipfel des schönen Plößberges empor. Bevor man dann zur Brücke bei Gossmann (auf der Straße nach Bozen) kommt, wird die Gegend immer wilder und nimmt einen sehr großartigen Charakter an. „Rechts fällt hoch vom Gebirge ein schäumender Wildbach, überspringt in weitem Bogen die weißen Granit- und braunen Porphyrfelsen und schießt dann pfeilschnell dahin. Die Umgebungen dieses Wasserfalls tragen dabei den Charakter der Zerstörung, welches, zusammengenommen mit dem gigantischen Ansehen der Landschaft, eine Idee von Kraft und Gewalt erweckt, wie ich nirgend anders wiedergefunden habe. Bozen selbst ist schon ganz italienisch. Der Reisende verläßt es bald und eilt nach Trient. Hier verschwindet alles noch übriggebliebene Deutschthum, und italienische Sitte und italienisches Leben tritt an dessen Stelle. Die zahllosen Gebäude, Paläste, Terrassen, platten und violetten Dächer u. s. w. der völlig südlichen Stadt füllen das ganze Thal; ein altes Schloß dominirt diese Gebäudemasse, und eine italienisch glühende Sonne hängt über dem Ganzen." Folgt eine lange Digression über das berüchtigte hier gehaltene Concilium, welche wir aber übergehen, um mit dem Verf. nach Roveredo zu eilen. Mit der Annäherung an diese Stadt wird die Vegetation immer üppiger: Quitten, Aepfel, Birnen, Maulbeerbäume, von dichten Rebengewinden untereinander verbunden, scheinen sich das Terrain streitig zu machen und geben dem Thale das Ansehen eines großen Obstgartens. Die Stadt dagegen ist Fabrikstadt und die zahlreiche Classe der Fabrikarbeiter hat viel Aehnlichkeit mit der von Lyon. Das Geräusch der Maschinen und Werkstätte und überhaupt der ganze betäubende Lärm der Industrie, der Einem hier von allen Seiten in die Ohren dröhnt, wird bald sehr lästig, und der Reisende, welcher mehr ein Freund des Poetischen und Malerischen als des Prosaischen ist, thut daher wohl, nicht lange in Roveredo zu verweilen. Auch eilt er dem Gardasee zu, welcher sich freilich poetischer präsentirt. „Beim Herabsteigen zu demselben glaubt man in ein anderes Land versetzt zu sein, einen andern Boden zu betreten. Die kahlen Felsen, welche die Landschaft einnehmen, ihre rauhen, graufarbenen, finstern Abhänge, welche sich von der einen Seite senkrecht in den See tauchen, von der andern aber in langen, geneigten Terrassen stufenweis zu seinen herrlichen Fluten hinabsteigen, die aus größerer Ferne hervorschimmernden lombardischen Hügel, welche wie dunkelazurne Streifen erscheinen: dies Alles bildet wirklich ein bezauberndes Schauspiel, und der majestätische Anblick entlockte mir Ausrufungen enthusiastischer Bewunderung." Dann geht es von Riva nach Arco; der See, von diesem neuen Standpunkte aus, wird sammt der Schlucht und dem Wasserfall von Ponal besichtigt und nach Verdienst gelobt, und der Reisende besteigt sodann das diese Gewässer seit einiger Zeit befahrende Dampfschiff und endigt damit seine Beschreibung, von welcher wir als kritisches Resultat unserer gewissenhaften Vergleichung versichern zu dürfen glauben, daß sie zu den interessantern Erscheinungen der neuern itinerarischen Literatur gehört. 87.

Literarische Anzeige.

Neuester Roman von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo
oder der letzte Assassine.
Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Der im Jahre 1832 erschienene Roman „Scipio Cicala" (Vier Bände. 8. 6 Thlr.) erfreute sich der ausgezeichnetesten Aufnahme von Seiten der Kritik wie der Lesewelt; in einem noch höhern Grade dürfte diese der „Belagerung von Gozzo" zu Theil werden, in welcher die Resultate großer Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind. — Auch der nächste Jahrgang des Taschenbuchs „Urania" wird mit einem trefflichen Beitrage des Verfassers: „Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert", ausgestattet sein, worauf ich vorläufig aufmerksam mache.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 242. —— 30. August 1834.

Sir Isaak Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes.

(Beschluß aus Nr. 241.)

Interessant ist die Darstellung des bekannten bittern Streites, der zwischen Newton und Leibnitz über die Erfindung der Fluxionenrechnung geführt wurde. Brewster legt alle dahin einschlagenden Actenstücke vor und beweist daraus, daß N. die Methode der Fluxionen wenigstens zehn Jahre vor Leibnitz erfunden hat, daß einige von N.'s Briefen, die sich auf diese große Entdeckung beziehen, zwar von dem deutschen Mathematiker gelesen worden waren, daß man aber nicht den geringsten Beweis besitze, Leibnitz habe seine Differentialrechnung daraus entlehnt. Es ist also entschieden, daß beide große Männer unabhängig von einander auf dieselbe Idee gekommen sind, und daß N. Recht hatte, die Beschuldigung des Plagiats, die ihm von Leibnitz gemacht wurde, mit Unwillen zurückzuweisen. Dagegen wird dem deutschen Philosophen der Vorwurf gemacht, er habe als kleinlicher Rival sich gezeigt und, indem er N. bei der Prinzessin von Wales, der großen Gönnerin N.'s, verleumdet und die Philosophie desselben als falsch und religionsgefährlich darzustellen gewagt habe, „seinen Namen mit einem Flecken beschmutzt, den alle seine Talente als Philosoph und alle seine Tugenden als Mensch nimmer zu vertilgen im Stande sein werden."

Von dem gelehrten Streite wurde N. auf die Arena der öffentlichen Angelegenheiten gerufen. Er wurde zu einem der Abgeordneten gewählt, welche sich den Eingriffen widersetzen sollten, die sich Jakob II. in die Privilegien der Universität Cambridge erlaubt hatte. Jakob gab in Folge der ihm gemachten Vorstellungen sein Vorhaben auf.

Eine der merkwürdigsten, aber zugleich dunkelsten Stellen in der Lebensgeschichte N.'s war bisher die Nachricht von einem temporairen Wahnsinn, welcher ihn ergriffen haben sollte. Man konnte sich psychologisch schwer erklären, wie dieser gewaltige Geist plötzlich in wirre Nebel zerfließen konnte, und Viele waren nicht abgeneigt, von jenem momentanen Getrübtsein seiner Seele einen Schatten rückwärts auf alle seine leuchtenden Entdeckungen fallen zu lassen. Was die Ursache des Wahnsinns anbelangte, so war man nicht einig darüber, ob ein Hund, oder ob die Religion das Licht des großen Geistes ausgelöscht habe. Nach Brewster's gründlichen Untersuchungen ergibt sich aber nunmehr Folgendes. N. hatte ein Lieblingshündchen, Diamant, das aber die Studien seines Herrn so wenig zu schätzen wußte, daß es einst (1692) während der Abwesenheit N.'s ein brennendes Licht umwarf und dadurch mehre kostbare Manuscripte, die Resultate von vieljährigen angestrengten Untersuchungen und kostbaren Experimenten, in Feuer aufgehen ließ. Der Anblick dieser Zerstörung muß auf N. den heftigsten Eindruck gemacht haben; es ist wenigstens ausgemacht, daß er in einem hohen Grade beunruhigt wurde und erst nach einem Monate wieder zu sich kam und zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurückzukehren vermochte. Dagegen hat man durchaus keine Beweise einer wirklichen Geistesverwirrung; nur ist es wahr, daß N. noch 12 Monate lang in einem Zustande der Kränklichkeit und Nervenreizbarkeit war, in welchem er selbst über Mangel an Appetit und Schlaflosigkeit sowie über eine große geistige Abgespanntheit klagte. Dieser Zustand läßt sich leicht aus dem angestrengten und übertriebenen Studiren N.'s herleiten, denn sein Kammerdiener traf ihn oft noch des Morgens in derselben meditirenden Stellung, in welcher er ihn am Abende verlassen hatte. Ganz ohne Grund aber setzten N.'s Feinde diese geistige Abspannung, oder, wie sie es nannten, Geistesverwirrung, mit seinen religiösen Beschäftigungen in Verbindung.

Auch N.'s äußere Verhältnisse waren zu jener Zeit nicht die wünschenswerthesten. Während ihn Europa bewunderte und die Engländer ihn für den Stolz ihres Landes hielten, war ihm noch kein Zeichen der Nationaldankbarkeit zu Theil geworden; er schien von König und Ministern unbeachtet und hatte noch in seinem 53. Jahre keine andern Einkünfte als den Gehalt seiner Professur und die kleinen Renten seines väterlichen Erbgutes. Endlich übernahm es N.'s ehemaliger Schüler, der Kanzler des Finanzministeriums, Graf Montague, die englische Nation vor dem Schimpf der Undankbarkeit gegen einen ihrer größten Männer zu retten. Durch Montague wurde N. 1695 Aufseher der Münze, und 1699 Münzmeister mit den damals sehr bedeutenden Einkünften von 1500 Pfund. 1703 wurde er Präsident der königl. Societät zu London, die ihn die übrigen 25 Jahre, welche er noch

lebte, jährlich von Neuem wählte. 1705 verlieh die Königin Anna ihm die Ritterwürde, und dem weltberühmten Geiste, dem sich die Räume des Himmels erschlossen hatten, öffneten sich nun auch allmälig die glänzenden Säle des königl. Hofes. Er war am Hofe Georg I. geachtet, und mit besonderer Vorliebe suchte die hochgebildete Prinzessin von Wales, nachherige Königin und Gemahlin Georg II., N.'s Unterhaltung. Leibniz suchte vergeblich in seinen Briefen an diese Prinzessin seinem Rivalen die Gunst derselben zu entziehen.

Auf die Bitte der Prinzessin geschah es auch, daß der Abbé Conti einen handschriftlichen Auszug von N.'s System der Chronologie erhielt, welchen Conti, trotz seinem Versprechen, dasselbe geheim zu halten, verstohlenerweise in Frankreich drucken ließ zugleich mit einer Widerlegung von Freret. N., der über die Bekanntmachung dieses unvollendeten und noch mangelhaften Entwurfs nicht wenig entrüstet war, vertheidigte sich in einer besondern Schrift und beschleunigte nun auch die Ausarbeitung seines größern Werkes über Chronologie, das aber erst nach seinem Tode im Druck erschien.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in N.'s Leben ist die entschiedene Hinneigung seines Geistes zu theologischen Forschungen, eine Neigung, die gegen das Ende seines Lebens immer stärker wurde. Man hat den Astronomen oft nachgesagt, daß sie Alles am Himmel fänden, nur Gott nicht, und man ist nicht abgeneigt gewesen, die Naturwissenschaft als den Weg zum Materialismus oder Atheismus zu bezeichnen. Jedenfalls ist die Frage, in welchem Verhältnisse echte Naturwissenschaft zu echter Religiosität stehe, für den Psychologen ebenso interessant als schwierig; die Gegensätze, welche der Aberglaube eines Tycho de Brahe und der Atheismus eines Lalande bilden, sind oft wiederholt, aber noch nicht erklärt. Was N. anbelangt, so hatte sein religiöses Leben gewiß den Grund in einer ihm inwohnenden Frömmigkeit, die er von Jugend auf zeigte. Auch seine theologischen Forschungen, die er schon vor der Zeit seiner angeblichen Geistesverwirrung begann, mochten ihren Grund in dem Streben haben, über die Körperwelt hinauszudringen und den Urgrund alles Seins und aller Bewegung zu finden. Er war so bescheiden, den Himmelsmechanismus, den er aufgebaut hatte, für das Werk eines Höhern zu halten. Die Beweise, die er aus dem Dasein der Weltkörper für das Dasein Gottes herleitete, sind echt philosophisch und echt christlich. Aber seine jahrelang fortgesetzten Studien über die Prophezeiungen des Daniel und der Offenbarung Johannis tragen, so viel Scharfsinn sie auch zeigen, doch ein mystisches Gepräge. Der große Astronom muß sich gefallen lassen, belächelt zu werden, wenn er den Traum Daniel's von den vier Thieren dahin erklärt, daß er eine Prophezeiung über die vor- und nachchristlichen Reiche enthalte, und daß z. B. die zehn Hörner des vierten Thieres die zehn Reiche bedeuten, in welche das westliche Reich um die Zeit, als Rom von den Gothen erobert wurde, sich theilte, nämlich das Reich der Vandalen und Alanen in Spanien, das Königreich der Sueven in Spanien, das Königreich der Westgothen u. s. w. Das elfte Horn bedeutet die römische Kirche. Uebrigens unterschreiben wir den Satz Brewster's:

Daß er, welcher unter allen Männern seiner Zeit die höchsten intellectuellen Kräfte besaß, nicht blos ein gelehrter und tiefdenkender Theolog war, sondern auch ein fester Gläubiger an die großen Lehren der Religion, ist einer der stolzesten Triumphe des christlichen Glaubens.

Von N.'s unermeßlicher Thätigkeit und von der bewundernswerthen Universalität seines Genies geben auch seine kleinern Entdeckungen und Erfindungen Zeugniß: seine Forschungen über die Wärme, über das Feuer und die Flamme, über die Wahlanziehung, über die Structur der Körper, über die Erregung der Elektricität in Glas, sein vor 1700 erfundener Spiegelsextant, sein Spiegelmikroskop, sein prismatischer Reflector an der Stelle des kleinen Spiegels der Spiegelteleskope, seine Experimente über den Eindruck des Lichts auf die Retina, die er mit Gefahr seines eignen Auges anstellte u. a. m. Merkwürdig ist, daß man an N. nicht ohne Grund eine Neigung zur Alchymie vermuthete; er studirte fleißig Jakob Böhme's Schriften und soll in seinem frühern Leben Oefen errichtet und mehre Monate lang „die philosophische Tinctur" gesucht haben.

Während man aber mit Verwunderung das Genie eines der größten Männer betrachtet, fühlt man sich von einem nicht minder wohlthuenden Gefühl ergriffen bei Betrachtung der Tugenden, welche N. als Mensch besaß. Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die er durch sein ganzes Leben zeigte, die ungemessene Wohlthätigkeit, die er besonders gegen seine Verwandten bewies, die Offenheit, mit welcher er Jedem entgegenkam und selbst gethanes Unrecht ohne Rückhalt bekannte, sind herrliche Attribute seines großen Namens. Wahrhaft ehrwürdig aber erscheint er in dem Schleier der Bescheidenheit, den er immer selbst über den Glanz seines Ruhmes warf. Nie fand man an ihm eine Spur von Eitelkeit. Er selbst erklärte, daß, was für Dienste er auch dem Publicum geleistet hätte, dieselben nicht von einem außerordentlichen Scharfsinne herrührten, sondern blos von einem fleißigen und ausdauernden Nachdenken; und so richtig er auch die ganze Wichtigkeit seiner Entdeckungen für die Wissenschaft erkannte, so legte er doch noch kurz vor seinem Tode das Geständniß ab:

Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine; aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatten Kiesel oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt.

Newton war bekanntlich nie verheirathet und blieb, so streng als irgend ein Ordensgelübde es fodern kann, der geistigen wie der physischen Liebe fremd. Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens, die er in London zubrachte, ward sein Hauswesen von seiner schönen und gebildeten Nichte besorgt, die zuletzt zugleich mit ihrem Manne (Conduit) in N.'s Hause wohnte. N. hatte das 80. Jahr erreicht, als seine Gesundheit den ersten ernstlichen Angriff, durch Steinbeschwerden herbeigeführt, erlitt.

Durch ſtrenge Diät friſtete er aber ſein Leben noch bis zu ſeinem 85. Jahre, wo er (20. März 1727) unter den heftigſten Schmerzen mit der Stärke und Ruhe eines wahren Weiſen ſtarb. Sein Leichnam wurde in der Weſtminſterabtei beigeſetzt; der Lord Oberkanzler, zwei Herzöge und drei Grafen trugen das Leichentuch. N.'s Verwandte ließen ihm im anſehnlichſten Theile der Abtei ein herrliches Denkmal errichten; und 1755 ließ Dr. Robert Smith auf ſeine Koſten ein prächtiges Standbild N.'s in Lebensgröße aus weißem Marmor in der Vorhalle des Trinity-Collegiums errichten. Das hohe kräftige Alter N.'s, das er trotz dem anhaltenden und angeſtrengten Studium, womit er ſein Leben füllte, erreichte, iſt gewiß eine ſeltene Erſcheinung. N. trug niemals eine Brille und verlor „in ſeinem ganzen Leben nur einen einzigen Zahn".

Newton's Zerſtreutheit, eine Folge ſeines ununterbrochenen tiefen Studiums war ſo groß, daß er oft die Mahlzeit vergaß und daran erinnert werden mußte. Bekannt iſt die davon zeugende Anekdote, deren Glaubwürdigkeit übrigens Brewſter nicht verbürgen will. Dr. Stukeley, N.'s innigſter Freund, kam einſt in deſſen Speiſezimmer, wo das Mittagseſſen ſchon ſeit einiger Zeit aufgetragen war, und verzehrte heimlich das gebratene Küchlein, das, wie er, auf N. wartete. Als nun gleich darauf N. eintrat, nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſich an den Tiſch ſetzte und nichts als Knochen erblickte, ſagte er: „Wie ſind wir Philoſophen zerſtreut, ich dachte wirklich, daß ich noch nicht gegeſſen hätte." 20.

Die Baiern in Rußland; oder: Beſchreibung der Kriegsthaten und Schickſale des bairiſchen Heertheiles bei der großen Napoleon'ſchen Armee im Feldzuge von 1812 gegen Rußland. Commentar des großen Obelisks auf dem Karolinenplatz in München von Joſeph Hofreiter. Landshut, Krüll. 1833. Gr. 12. 14 Gr.

Dieſes kleine Büchlein mit einem großen Titel hat 152 halbe Seiten Text und ebenſoviel halbe Seiten Noten. Lieſt man den Text ohne die Noten, ſo iſt das Büchlein unverſtändlich ſelbſt für Die, welche die Geſchichte kennen; lieſt man die Noten allein, ſo verſteht man ſie auch nicht. Wir bemerken dies nur, um daraus den Schluß zu machen, daß beide Theile des Werks genau zuſammengehören, und daß es daher wol zweckmäßig geweſen ſein dürfte, der Verf. hätte beide Theile ſo in einander verarbeitet, daß der Leſer nicht erſt mühſelig aus beiden getrennten Hälften ein Ganzes zu machen brauchte. Herr Hofreiter war Brigade-Auditor bei der 30,000 Mann ſtarken bairiſchen Armee, die mit Napoleon nach Rußland zog, und hat ein gewiſſenhaftes Tagebuch über die Quartiere, Märſche und Affairen der bairiſchen Armee geführt. Dieſes Tagebuch bildet den Text. Die aus andern Schriften, Tagsbefehlen über den bairiſch-ruſſiſchen Feldzug genommenen Erläuterungen und Erklärungen bilden die Noten. Man begreift, daß eine in Rußland im Winter 1812 erfrorene Feder nicht viel aufzeichnen konnte, und daß mithin der Noten viele werden mußten. So ſehr wir nun die Gewiſſenhaftigkeit des Verf. loben, die es verſchmähte, Fremdes für Eignes auszugeben, ſo ſehr tadeln wir die Geſchmackloſigkeit der Trennung. Der Geſchichtſchreiber wird immer in der Lage ſein, die Quellen ſich aneignen, ſie gleichſam individualiſiren zu müſſen, und man freut ſich, wenn dies auf geſchickte Weiſe geſchah, und iſt zufrieden, die Verweiſung auf die Quelle in einer Note zu leſen. Flugſchriften wie dieſe, ausgehend von einer allerdings der Aufmerkſamkeit würdigen Gelegenheit, müſſen mundrecht geſchrieben ſein, wenn ſie den gewünſchten vortheilhaften Zweck erreichen ſollen.

Wir würden uns über dieſen Mißgriff des Verf. kaum geäußert haben, wenn wir nicht aufrichtig bedauerten, daß ein Mann, ſo befähigt wie Hr. H., die Errichtung der Denkſäule aus Kanonenmetall, durch welche das vorliegende Schriftchen veranlaßt wurde, durch ein „monumentum aere perennius" zu feiern, ihn gethan habe. Ja, wir ſind ſogar überzeugt, daß in dem kleinen Büchlein ein hinreichendes Material angebrütet und zugleich Beweiſe gegeben ſind, daß der Verf. einen Styl, ſehr geeignet zu hiſtoriſchen Darſtellungen, ſchreibe. Bemerkenswerth iſt, daß der Feldzug in Rußland einen tiefen Ernſt allen uns bekannten Schriftſtellern darüber eingedrückt hat, und wie die Geſchichte dieſes Feldzuges vom Grafen Ségur grade durch dieſen Ernſt jenen claſſiſchen, jenen antikrömiſchen, koloſſalen Charakter erhielt, ſo erhält ihn auch der Styl dieſes Schriftchens in allen Schilderungen, welche durch lebhafte Erinnerung des Verf. eignes Gemüth beim Niederſchreiben erſchütterten. Wir erlauben uns, ihm dieſe Wahrnehmung zum Bewußtſein zu bringen, weil wir wünſchen, daß ein wackerer deutſcher Mann endlich den Anfang mache, eine gute Particulargeſchichte eines deutſchen Heertheiles der großen franzöſiſchen Armee in Rußland zu liefern. Tagebücher haben wir genug! Tagebücher, dieſe trocknen Gerippe des größten Ereigniſſes unſerer Zeit! Grade das bairiſche Armeecorps verdient vorzugsweiſe einen würdigen Geſchichtſchreiber, denn kein anderes deutſches war in jenem Feldzuge ſo großartig und ſelbſtändig thätig als das bairiſche. Die Rollen des öſtreichiſchen und des preußiſchen Armeecorps waren während dieſes Feldzuges untergeordnete, ſecundaire. Große Schlachten ſchlug allein das bairiſche Heer; die andern deutſchen Armeecorps verloren ſich in der franzöſiſchen Armee.

Mancher, welcher die Geſchichte des bairiſchen Heeres in Rußland nicht kennt, möchte vielleicht die Errichtung eines Denkmals auf die größte Niederlage, die je ein ſieghaftes Heer erlitt, bedenklich finden, und wir haben Stimmen vernommen, welche in dem vorliegenden Schriftchen eine Entſchuldigung für die Errichtung jenes Obelisken finden wollten. Wir ſind dieſer trivialen Meinung nicht. Die Thaten des bairiſchen Heeres in Rußland ſind der Bewunderung würdig; zu keiner Zeit haben Baiern unter Napoleon's Panier ſo ruhmvoll gefochten, zu keiner Zeit unter dieſem Panière eine ſo treffliche Mannszucht gehalten als in Rußland. Mag nun die Noth, welche ſich bald dem großen Heerzuge anſchloß, mag der Trieb der Selbſterhaltung, ja, wie Einige wollen, mag ein rein-militäriſcher Inſtinct von Gehorſam, mag die beharrliche Treue und Ausdauer der Baiern, mag ſelbſt die feſte, phyſiſche Beſchaffenheit des bairiſchen Menſchenſchlages Theil an jenen Thaten haben: unverkennbar ſpringt aus jeder einzelnen Heldenthat ſtets das Gefühl weſteuropäiſcher Ueberlegenheit über aſiatiſch-europäiſche Bildung hervor.

Möchte die Denkſäule auf dem Karolinenplatz in München, ein großes, rieſenhaftes Ausrufungszeichen wegen des Vergangenen, auch ein ungeheuerer Gedankenſtrich für die Zukunft werden! Möchte das deutſche Volk den Stolz bewahren, mit welchem jene 30,000 Baiern ſich gegen Ruſſen ſchlugen und ſelbſt noch, bis zu einer Handvoll halber Leichen eingeſchmolzen, als Arrièregarde der weiland großen Armee den Scharen des Nordens Achtung und Zurückhaltung geboten! Und, möchte ein Geſchichtſchreiber ſich finden, welcher, wie einſt der tapfere Wrede die Ueberreſte ſeines ſchönen Heeres zum fortgeſetzten Widerſtande gegen den Feind, die zerſtreuten Monographien über den Feldzug der Baiern in Rußland ſammelte und dadurch das deutſche Volk in dem Gedanken vereinigte, daß es in der Einheit ſeiner Kraft, ſeinen Ruhm und ſeine Geſchichte wiederfinden müſſe. 23.

Digitized by Google

Romanenliteratur.

1. Der arme Joseph. Novelle, nach den Mittheilungen eines Criminalbeamten. Erzählt von H. C. R. Beland. Neuhaldensleben, Eyraud. 1834. 8. 18 Gr.

Ein Beispiel unter vielen, wie trügerisch der Schein sei, und wie der gerechteste, mildeste Richter in den Fall kommen kann, nach scheinbar sichern Kennzeichen den Unschuldigen zu verdammen. Hier entdeckt sich der Irrthum noch zu rechter Zeit; die wahren Thäter des Mords, dessen man Joseph beschuldigte, werden entdeckt und diesem mit der Freiheit auch anderes Gute gegeben. Er und seine Marie haben nur Gattungszüge, aber Joseph's Vater, mit seiner unbeugsamen Rechtlichkeit, dem soldatischen Ehrgefühl, der festen, selbst starren Religiosität, ist eine treffliche Portraitfigur, die bedeutendste der in Spannung haltenden Geschichte.

2. Gift gegen Langeweile. Eine Sammlung von Erzählungen. Herausgegeben von Georg Harrys. Zwei Theile. Celle, Schulze. 1834. 8. 2 Thlr.

Aus fremden Kräutern gebraut und, wenn das eine, Ref. bekannte Beispiel: „Der Musicus von Augsburg", aus einem ältern „Forget me not", Norm für alle sein kann, ohne weitern Zusatz. Das Gift mundet und vertreibt Langeweile, sogar da, wo die Bestandtheile heterogener Art sind, vermuthlich also zusammengesetzt, um durch Neuheit zu verblüffen. — „Die Perle von Brabant" ist die wohlbekannte Geschichte von Quintin Matsys, dem antwerpner Schmied und Maler. Seine Liebesgeschichte wird kurz, aber nicht bündig abgefertigt, länger dabei verweilt, wie er in Rom einem von Banditen Ueberfallenen das Leben rettet, und dieser Ueberfallene ist Rafael!! Die „Episode aus der Regierung Maria Theresia's" macht die erhabene Frau zu einer herzlosen Ränkesüchtigen, hart gegen ihre Töchter, die sie zu Spiongeschäften misbrauchen will. Das Körnchen Wahrheit in der Erzählung ist in viel Spreu verborgen; übertriebener Religionseifer veranlaßte die Kaiserin, einer ihrer Töchter zuzumuthen, die Nacht in der kaiserlichen Gruft zu wachen, um ihr, der Braut des Königs von Neapel (nicht Erzherzogs von Parma, wie es hier heißt), die Vergänglichkeit alles Irdischen zu lehren. Der Verf. legt der Kaiserin rachsüchtige Beweggründe unter, sie will die Tochter bestrafen, weil diese nicht das Späherhandwerk treiben wollte. Die kürzlich beigesetzte Leiche war die der Gemahlin Kaiser Joseph's, nicht die der Erzherzogin Karolina, welche, nach der ältern Schwester Tod an den Blattern, ihre Nachfolgerin, die bekannte Königin von Neapel wurde. Wie viel Irrthümer auf wenig Seiten!

3. Der Financier Law. Historische Erzählung von F. Th. Wangenheim. Zwei Theile. Braunschweig, Mayer sen. 1834. 8. 2 Thlr.

4. Historische und Phantasie-Gemälde von Demselben. Enthält: 1. Der Christabend. 2. Das Innerstegrab. 3. Das Vermächtniß. 4. Signor Rana. - Ebendaselbst. 1834. 8. 1 Thlr.

Eine leibliche Abfertigung erhält jener berühmte und berüchtigte Mann durch diesen neuesten Biographen. Die gerechtere Nachwelt sieht in Law weniger einen Schwindler und Betrüger als einen Mann mit guten Absichten, dessen weitfliegende Plane aber des festen Grundes entbehrten, weil er sich über den Boden, in dem sie wurzeln sollten, täuschte. Hier erlebt er Romanhaftes, ist im Begriff, sich mit der Tochter zu verbinden, verschwindet nach deren Vergiftung aus Frankreich, nachdem er den Untergang der Bourbons prophezeit hat. Orleans, der Regent, ist nicht allein ein Wüstling, auch ein Dummkopf, über welche Anschuldigung er den Verleumder noch von jenseits belangen könnte. Dubois ist ganz der Nichtswürdige, wie die Geschichte ihn kennt.

Die erste der vier kleinen Erzählungen desselben Verf. beginnt traurig, endet aber wider Vermuthen fröhlich. Die zweite läßt die Schuld der Aeltern schrecklich von den Kindern verbüßt werden. Die dritte ist wieder ein düsteres Nachtstück, in dem Leichtsinn gleich dem Verbrechen gestraft wird. Die vierte endlich berührt von Neuem, daß Humor und Witz eigensinnige Dämonen sind, die nicht auf jeden Ruf erscheinen, statt ihrer verkappte Diener senden, deren Unechtheit Jedem, nur dem Beschwörer nicht, gleich auffällt.

5. Die geheimnißvolle Familie. Eine Novelle von H. Stahl. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr.

Die Hauptperson dieser Familie, ein schönes junges Mädchen, gibt der Badegesellschaft in Ems viel auf zu rathen über Namen, Abkunft und Stummheit. Am eifrigsten beschäftigt sie einen Kammergerichtsreferendar, der sich in sie verliebt, seine Braut darob verliert, die schöne nicht Stumme einer bejahrten Verwandtin entreißt, in viele Drangsale geräth, Reisen zu Land und Wasser unternimmt und, als er die mit Mühe erlisteten Papiere, das Eigenthum der reisenden Dame, ihr endlich einhändigen kann, sie nicht als seine Verlobte, sondern als die eines Andern wiederfindet. So sehr Heck besagter Referendar auch ist, hinterläßt sein Gefopptwerden doch ein unbehagliches Gefühl, bei aller Abgeschmacktheit ist er ein grundehrliches Blut, dem man nicht so mitspielen sollte. Aber sein Stutzerwesen ist verjährt, schmelzend, süßlich, ganz gegen Brauch und Sitte der neusten Elegants, bei denen widerhaarige, ungeberdige Anmaßlichkeit die Blüte des guten Tons ist. Auch seine Tante ist ohne den Jargon der feinen Gesellschaft, der hier nothwendig war und sich recht wol mit Leerheit, Unwissenheit und gemeiner Denkart verträgt; ein Fehler, den man angern in der artigen Novelle bemerkt.

6. Erheiterungen für Winterabende von Ernst Schubert. Zwei Theile. Leipzig, Lauffer. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unterhaltende Familiengeschichten, die den Verstand beschäftigen, dem Gefühl die angemessene Stelle und Rede gönnen, in welche der Humor in hübschen Streiflichtern spielt. Die eine, in welcher der Ernst vorherrscht, „Aepfel und Nüsse", erhöht ihr poetisches Interesse dadurch, daß das Geschick der Liebenden und Leidenden und ihrer Familie durch Wallenstein und Max Piccolomini bedingt wird, daß Questenberg ein Wörtchen darein spricht, Hauptmann Deveroux nicht allein geleitetes Werkzeug des bösen Princips, sondern hier dies selbst ist. Da in Familien die Weihnachtszeit Epoche macht, in vielen der einzige Glanzpunkt des Hauses ist, so ist sinnreich in den meisten Erzählungen Weihnachten und Christbescherung zur Mitte gemacht, von der jeder Faden ausläuft und zu der er sich zurückfindet. Die eine, „Der Pfefferkuchen", eine artige Neckerei ist ein Gegenstück zu Abu Kasem's Pantoffeln, mit dem Unterschied, daß der Unheilstifter nur einigen bald gehobenen Verdruß bei dem Liebespaar veranlaßt, keinen reellen Schaden wie die Pantoffeln des alten Geizhalses. 53.

Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen deutschen Diplomaten über die großen Fragen des Tages am Ministercongresse. I. Preßfreiheit. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 8. 9 Gr.

Der ungenannte Verf. dieser mit Einsicht und Sachkunde abgefaßten Schrift erklärt sich gegen die Censur, für völlige Preßfreiheit, mit angemessenen Strafen gegen den Misbrauch der Presse. Zu dem Ende schlägt er ein Preßgericht, aus berufsebenbürtigen und kenntnißreichen, durch Charakter und Stellung unabhängigen, dem Staate jedoch ergebenen Mitgliedern bestehend, vor. Ein solches Gericht soll in jedem deutschen Bundesstaate organisirt werden, alle zusammen aber unter einem Oberbundespreßgerichte stehen. Die weitere Ausführung dieses Vorschlages mögen die Leser in der mit Klarheit und Unparteilichkeit abgefaßten Schrift selbst nachlesen, die zugleich ein erfreuliches Zeugniß von dem gesunden politischen Urtheil des Verf. ablegt. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 243. — 31. August 1834.

Ueber das deutsche Universitätswesen.

1. Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens; nebst einer Apologie der kleinern Universitäten und Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte. Von C. H. Scheidler. (Aus der „Minerva" abgedruckt.) Jena, Bran. 1834. 8. 12 Gr.

2. Ueber den revolutionnairen Geist auf den deutschen Universitäten. Eine Antrittsrede, gehalten am 18. Dec. 1833 von Nepomuk Ringseis. Zweite Auflage. München, Cotta. 1834. Gr. 8. 6 Gr. *)

Die Zusammenstellung dieser beiden Schriften bietet insofern eine erfreuliche Erscheinung dar, als sie, obgleich in politischer, religiöser und philosophischer Hinsicht von gänzlich verschiedenen Standpunkten ausgehend, doch in der Vertheidigung des in der neuern Zeit so vielfach angegriffenen und verdächtigten deutschen Universitätswesens vollkommen zusammentreffen und dadurch die Thatsache von Neuem recht anschaulich machen, daß die hohe Bedeutung und die Zweckmäßigkeit der deutschen Universitätsverfassung bei allen Denen vollkommene Anerkennung finden müsse, welche nur das Wesen der Wissenschaft kennen und die hohe Würde derselben zu achten fähig sind.

Kant hat sich die Geschichte dafür entschieden, daß grade diese Form der Universitäten, grade diese Vereinigung aller Wissenschaften in Einer Lehranstalt, einer Universitas, diese corporative Selbständigkeit und Abgeschlossenheit, diese gesellschaftliche Autonomie, diese akademische Freiheit in Hinsicht der Lehre, des Lernens oder Studirens und des gesellschaftlichen Lebens der Studirenden dem gesunden Gedeihen der Wissenschaft am besten diene; daß grade durch diese Einrichtungen die Universitäten im Mittelalter zu dem Glanze und der Würde emporstiegen, die sie erreichten, daß sie dadurch die Mittelpunkte der ganzen, nicht allein wissenschaftlichen, sondern Bildung überhaupt wurden, daß das deutsche Volk hauptsächlich der Erhaltung dieser ursprünglichen freien Verfassung seiner Universitäten es verdankt, unter allen Völkern Europas als das wissenschaftlich gebildetste dazustehen, während bei den andern Völkern, wo diese freie Universitätsverfassung großentheils unterging, auch die Wissenschaft weit hinter der deutschen zurückblieb und in die Knechtschaft der Politik oder Industrie versank.

Wollte man hiergegen einwenden, daß die Universitäten, wenn sie auch bisher günstig für die Wissenschaft gewirkt haben, doch gegenwärtig veraltet und nicht mehr zeitgemäß seien, weil sie wesentlich ausgeartet, oder weil die vorgeschrittene Wissenschaft höhere Ansprüche mache, die in den bisherigen Anstalten nicht mehr hinlängliche Befriedigung fänden, oder daß die aus dem Alterthum ererbten Verfassungsformen mit den neuern politischen Verhältnissen nicht mehr vereinbar wären, oder daß die neuere Staatskunst die Formen der Universitäten zweckmäßiger einzurichten verstehe als bisher, so möchten sich alle diese Sätze schwerlich beweisen lassen; vielmehr läßt sich aus dem Wesen der Wissenschaft, mithin aus dem Zweck der Universität selbst, klar darthun, daß diese ihren wesentlichen Bestandtheilen nach grade diese Verfassung nothwendig verlange, die sie in Deutschland bis jetzt behauptet hat. Daß die Wissenschaft Ein Ganzes von Erkenntnissen ausmache, deren Theile in einer unauflöslichen Wechselwirkung stehen, daß die wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniß eben diejenige sei, welche alles Einzelne aus dem Gesichtspunkt der Einheit aller Erkenntnisse oder des Princips zu betrachten versteht, ist eine Wahrheit, die von keinem Urtheilsfähigen bestritten werden kann. Eben deswegen aber müssen auch in den wissenschaftlichen Lehranstalten alle Wissenschaften in Einem Ganzen vereinigt sein, sie müssen wahre universitates literarum sein, weil sonst das Bewußtsein jener Einheit der Wissenschaft unmöglich geweckt werden kann. Sobald man die wissenschaftlichen Lehranstalten in Specialschulen zerspaltet und so einzelne Theile der Wissenschaft aus ihrem organischen Zusammenhange mit dem Ganzen herausreißt, so geht, wie die Geschichte und die Natur der Sache bezeugt, der wahrhaft wissenschaftliche Geist verloren und artet in einen todten Mechanismus aus. Mehr noch als diese Vereinigung aller Wissenschaften verlangt aber die Natur der Wissenschaft für ihre Lehranstalten Selbständigkeit und Freiheit derselben; denn wissenschaftliche Erkenntniß ist durchaus freie Erkenntnißthätigkeit, sie kann nur durch einen freien Geistesact mitgetheilt und aufgenommen werden, jeder Zwang ist mit ihr gänzlich unverträglich und zerstört ihr innerstes Wesen. Soll also die Universität wirklich eine Anstalt der Wissenschaft, d. h. freier Erkenntniß sein, soll sie nicht blos der mechanischen Abrichtung zu einem künftigen Staatsdienst oder sonstigem Geschäft dienen, so muß sie durchaus auf eine freie Verfassung Anspruch machen, die ihr eine gewisse corporative Selbständigkeit, eine Autonomie für ihre innern Angelegenheiten, eine Unabhängigkeit von der unmittelbaren Leitung und Einwirkung der höchsten Verwaltungsbehörden sichert. Durch diese freie Verfassung müssen der Universität namentlich jene drei Bestandtheile der akademischen Freiheit: Lehrfreiheit der Universitätslehrer, Lern- oder Studirfreiheit und Lebensfreiheit der Studirenden gegen Eingriffe der Staatsgewalt geschützt sein, weil ohne sie Freiheit der Wissenschaft in der Mittheilung wie in der Aufnahme derselben ganz unmöglich ist. Misbrauch dieser akademischen Freiheit ist freilich möglich und hat, wie gar nicht geleugnet werden kann, wirklich stattgefunden; aber ist nicht selbst das Beste und Heiligste dem Misbrauch ausgesetzt? und ist es nicht, wie längst anerkannt ist und doch in diesem Falle so wenig berücksichtigt wird, thöricht, um des Misbrauchs willen die Sache selbst zu verwerfen?

Von allen diesen hier entwickelten nothwendigen Bestandtheilen der Universitätsverfassung ist wol keines bei der gegenwärtig mit Wahrscheinlichkeit bevorstehenden Reformation der Universitäten der Gefahr der Zerstörung mehr ausgesetzt als die zuletzt erwähnte sogenannte Burschenfreiheit oder Freiheit der

*) Vgl. die Correspondenznachricht aus München in Nr. 8 d. Bl. D. Red.

Studirenden in ihrem gesellschaftlichen Leben, die man als die Quelle der verderblichsten sittlichen, hauptsächlich aber politischen Verirrungen verschreie. Zwar hat es nicht an Angriffen auch gegen die übrigen Elemente der Universitätsverfassung gefehlt, nicht an Vorschlägen, diese ihrem ganzen Umfang nach und von der Wurzel umzugestalten; aber daß man diesen im Wesentlichen Gehör geben werde, ist beiweitem weniger zu fürchten. Man hat die Universitäten in bloße Specialschulen zu zersplittern und so die Einheit aller Wissenschaften zu zerreißen gesucht; man hat gegen die corporative Selbständigkeit und Autonomie als veraltete Formen angekämpft und den Universitäten eine unmittelbare Beaufsichtigung durch die höchste Staatsbehörde aufdringen wollen; man hat zu wiederholten Malen versucht, selbst die Lehrfreiheit, den Grundstein der Freiheit der Wissenschaft, durch religiöse oder politische Verdächtigungen anzutasten; man hat durch vorgeschriebene Studienpläne, Examina und Zeugnisse über vorgeschriebene Collegia die Studirfreiheit zu beschränken gesucht; man hat endlich durch den Vorschlag, die Universitäten aus den kleinern Städten in die Residenzstädte zu verlegen, die corporative Abgeschlossenheit der Universitäten mehr aufzulösen und sie überhaupt in eine größere Abhängigkeit von der Regierung zu versetzen gewünscht; aber schwerlich dürfte zu fürchten sein, daß diese Bestrebungen im Ganzen ihr Ziel erreichen werden, weil sie einen Grad von Unkunde von dem Wesen der Wissenschaft und ihrer Anstalten, oder selbst von absichtlicher Ungunst gegen die freie wissenschaftliche Bildung verrathen würden, der bei den deutschen Regierungen unmöglich vorausgesetzt werden kann. Daß letztere in ihrem Verfahren gegen die Universitäten sich durch politisches Interesse bestimmen lassen; daß sie so weit, als dieses mit dem rein wissenschaftlichen, das freilich hier allein oder doch zu oberst entscheiden sollte, in Widerspruch geräth, das letztere dem erstern aufopfern werden, wie schon geschah; daß sie also z. B. auch da, wo die Furcht vor den — größtentheils eingebildeten — Gefahren für den Staat sie treibt, den Anklagen gegen die Universitäten Gehör schenken und sich zu theilweisen und vorübergehenden Beschränkungen der Universitätsfreiheit bestimmen lassen werden, ist wol denkbar. Daß sie hingegen den erhabenen Zweck der freien Wissenschaft ganz aus den Augen setzen und feindselig gegen ihre Anstalten als solche auftreten werden, daß sie sich offenbare Gewaltstreiche gegen die rechtlich bestehenden Universitätsverfassungen erlauben, die Grundverfassung derselben antasten und so den Stolz und das Heiligthum der deutschen Nation, die Anstalten der freien Wissenschaft, zerstören werden, dies zu glauben ist durchaus kein Grund vorhanden. Namentlich ist zuversichtlich zu hoffen, daß wenigstens der Freiheit der Lehre keine bleibende Fessel angelegt werden wird, denn es leuchtet zu klar ein, daß es damit um echte Wissenschaft sogleich gänzlich geschehen sein müßte, und daß dies in der Absicht einer deutschen Regierung liegen könne, hält Ref. für undenkbar. Mögen auch einzelne beklagenswerthe, theils directe, theils indirecte Eingriffe in dieses heilige Recht der Lehrfreiheit der Universität (durch Absetzung oder sonstige Verfolgung freisinniger Universitätslehrer, oder durch die traurige Maßregel des Universitätsbannes) stattgefunden haben, welche jener Hoffnung zu widersprechen scheinen; wir zählen diese Fälle gern zu denjenigen, in denen die Furcht vor politischer Gefährlichkeit wissenschaftlicher Theorien über den bessern Geist der Regierungen Herr geworden ist, nimmer können wir uns der Besorgniß hingeben, daß dieses in einzelnen Fällen stattgefundene Verfahren bleibender Grundsatz werden könne.

(Der Beschluß folgt in der Beilage Nr. 10.)

Ueber Göthe's „Iphigenia" und einen wünschenswerthen Nachtrag zu Göthe's Nachlaß.

Es kann nicht mein Zweck sein, die zahlreichen Beurtheilungen und Lobpreisungen der Göthe'schen „Iphigenia" noch um eine zu vermehren, vielmehr will ich hier versuchen die Aufmerksamkeit auf einen meines Wissens ganz unbeachteten Umstand nicht nur in Hinsicht auf „Iphigenia", sondern auf mehre der bedeutendsten Erzeugnisse Göthe's zu leiten, um so mehr da auch die Herausgeber des Göthe'schen Nachlasses, in welchem doch wahrlich Manches aufgenommen ist, was nur die leidenschaftlichsten Verehrer des großen Mannes für der Aufnahme würdig halten können, auf diesen Umstand gar keine Rücksicht genommen haben. Derselbe Fall ist es bei allen Denen, welche vor und nach Göthe's Tode über ihn und seine Schriften geschrieben haben, und dies ist vielleicht nur dadurch erklärlich, weil man geglaubt hat, der Dichter selbst habe sich in seiner Lebensbeschreibung, seiner „Italienischen Reise" u. s. w. genügend darüber ausgesprochen. Von einem solchen Manne ist freilich Alles wichtig, und es läßt sich begreifen, daß seine Zeit- und Lebensgenossen zunächst lieber Nachricht geben von dem Menschen als von dem Dichter Göthe; allein wenn Göthe als Mensch das Ziel mannichfacher Angriffe gewesen ist und vielleicht bleiben wird, so steht er doch als Dichter in seinen größten Werken unantastbar da. Darum wäre es höchst wünschenswerth, wenn wir genauer erfahren könnten, wie ein solcher Dichter gearbeitet hat, es wäre wünschenswerth für jeden Deutschen, aber besonders lehrreich für jeden gegenwärtigen und künftigen Dichter — und das ist der Umstand, von welchem ich sprechen will. Wenn ein Dichter wie Schiller in der Blüte seiner Jahre stirbt, so finden sich gewöhnlich Entwürfe, Bruchstücke, Vorarbeiten zu künftigen Werken vor, und es ist uns vergönnt, dadurch einen Blick in die geheime Werkstätte ihres Geistes zu thun *); aber wenn ein Dichter so alt wird wie Göthe, so ist dies entweder weniger der Fall, oder die Erben ziehen es vor, diese Vorarbeiten dem größern Publicum vorzuenthalten, denn bei einem Manne, der so viel Großes und Ganzes gegeben hat, dessen Leben gleichsam abgeschlossen vor uns liegt, bedarf es nicht des Vorzeigens seiner Bestrebungen, oder Dessen, was er erst noch hat leisten wollen. Allein nur das Interesse ist verschieden, an sich bleibt die Sache dieselbe und von großer Wichtigkeit. Ich habe an einem andern Orte zu zeigen versucht, wie Luther bei seiner Bibelübersetzung zu Werke gegangen ist, und will hier versuchen, eine gleiche Aufmerksamkeit auf Göthe's „Iphigenia" und dadurch vielleicht auf andere Werke desselben zu lenken. Schon Lessing hat in den „Literaturbriefen" (Br. 19, Werke Th. 26, S. 80) in Beziehung auf die zweite Ausgabe von Klopstock's „Messias" mit vollem Rechte ausgesprochen: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studirt zu werden. Man studirt an ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln!" ein Ausspruch, aus dessen Anwendung unsere Philologen großen Nutzen ziehen könnten. Was aber von Veränderungen und Besserungen, sei es auch vor der Herausgabe gilt, das gilt in noch höherm Maße von der Vergleichung des ersten Entwurfes mit der spätern Vollendung. Mit welchem Interesse betrachten wir die Vorarbeiten, Studien, Cartons großer Maler, zumal wenn es uns vergönnt ist, die ausgeführten Meisterstücke damit zu vergleichen! Und sollte die Betrachtung der Studien, Entwürfe u. s. w. großer Dichter weniger lehrreich und anziehend sein? Es wird allerdings von Lope de Vega und von Shakspeare erzählt, sie hätten nie ein Wort verändert oder ausgestrichen; allein es gibt auch Leute, welche meinen — selbst von Shakspeare meinen —, es wäre doch besser, wenn sie

*) So sagt auch Göthe (Nachlaß V, S. 220 der Duodezausgabe): „Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Geldunterhaltung Schiller's über den projectirten und angefangenen „Demetrius" entgegenkommen, welches schöne Document prüfenden Erschaffens uns im Gefolge seiner Werke aufbewahrt ist." — Schon zu wissen, welchen Stoff ein Schiller zu einem Trauerspiele gewählt hatte, ist anziehend und lehrreich.

es gethan hätten.*) Von unsern großen Dichtern aber, Klopstock, Wieland, Schiller, Göthe, ist es zum Theil aus eignen Geständnissen bekannt, daß sie langsam und mühsam **) gearbeitet haben, daß sie den Entwurf größerer Werke Jahre lang mit sich umhertrugen, daß die Frucht ihres Geistes (wie „Iphigenia", „Faust" ꝛc.) langsam reifte, ja daß sie einzelne Werke schon vor der Herausgabe gänzlich umarbeiteten. Von „Götz von Berlichingen" erzählt Göthe ausdrücklich („Aus meinem Leben" Th. 3, S. 202 fg.), daß er die erste Handschrift in ihrer Urgestalt noch besitze, und der Vergleich derselben mit der ersten Ausgabe müßte höchst lehrreich sein, ebenso wie die Erweiterungen des „Werther" in der zweiten Ausgabe. Diese Handschrift oder wenigstens Proben daraus mitzutheilen, steht freilich nur der Familie des großen Dichters zu, aber es würde eine solche Bekanntmachung gewiß Beifall finden, wenigstens wäre dieselbe wichtiger als die Mittheilung mancher unbedeutenden Briefe und anderer Sachen in der neuesten Ausgabe. Von Göthe selbst ließ sich eine solche Mittheilung nicht erwarten, das überließ er billig Andern. Ob dergleichen erste Entwürfe oder Bearbeitungen von Göthe sonst noch in Anderer Besitz gekommen oder überhaupt noch vorhanden sind, weiß ich nicht; mit Bestimmtheit kann ich es nur von der „Iphigenia" sagen, von welcher mir eine Abschrift des ersten Entwurfes — oder vielmehr der ersten Bearbeitung — vorliegt; es ist möglich, daß Das, was ich mittheilen will, Einigen bekannt ist, es verdient aber Vielen bekannt zu sein.

Göthe spricht in seiner „Italienischen Reise" oft von seinen damaligen dichterischen Arbeiten, namentlich von „Iphigenia" und „Tasso"; vom letztern äußert er (B. I, S. 278) nach Vollendung der erstern: „Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein; zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüßt' ich nun, was ihr zu Iphigenia sagt, so könnte mir dies zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen noch der Plan noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft". Nach diesen Worten müßte „Tasso" freilich weit formloser gewesen sein als die erste Bearbeitung der „Iphigenia", von der Göthe öfters spricht (namentlich in den Briefen vom 8. Sept., 19. Oct. 1786 und 6. Jan. 1787, „Italienische Reise" I, S. 25, 166, 244 fg., 248 fg.), und aus seiner Erzählung können wir uns eine ungefähre Vorstellung von der Art machen, wie er arbeitete. Die entscheidendste Stelle ist die erste, wo er (S. 26) aus dem Karlsbade schreibt: „Herder suchte mich zu überreden, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir (nach Italien) nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wol verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung, es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wol andern Sylbenmaßen ähnelt. Dies thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. — Jetzt sondere ich Iphigenien aus dem Paket und nehme sie mit in das schöne warme Land als Begleiterin" ꝛc. Die Ausarbeitung begann er schon am Gardasee (S. 245) und vollendete sie während seines Aufenthaltes in Rom; am 6. Jan. 1787 lagen zwei Exemplare des Werkes vor ihm, und der Umgang mit Moritz hatte an der Gestaltung in Verse nicht geringen Antheil (S. 248).

Was nun die vorliegende Handschrift der „Iphigenia" anbetrifft, so ist sie sehr sauber und zierlich, sie besteht aus fünf Bändchen in Folio, von denen jedes einen Act enthält, und umfaßt 121 beschriebene Seiten; die Namen der sprechenden und erwähnten Personen sind mit rother, die schönen Sentenzen aber mit grüner Dinte überaus sorgfältig unterstrichen, daher es wahrscheinlich ist, daß die Abschrift von der Hand Vogel's herrührt, dessen Göthe so rühmend gedenkt (a. a. O., S. 25: „Die ungedruckten Schriften besaß ich schon längst in schönen Abschriften von der geschickten Hand des Secretairs Vogel" ꝛc.); ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie dasselbe Exemplar ist, aus welchem Göthe in Karlsbad sein neues Werk vorlas und das ihn nach Italien begleitete. Die Beschreibung Göthe's paßt genau: „Das Ganze ist zwar in Verszeilen geschrieben, aber es finden sich nur einzelne wirkliche jambische Verse", und das ist um so auffallender, da sich viele Zeilen finden, die durch eine kleine Aenderung leicht und ungezwungen in Verse verwandelt werden konnten. Viele Verse und namentlich Wechselreden sind im Entwurfe wie in der spätern Bearbeitung, die Abtheilung der Scenen, der Wechsel des Gespräches sind ganz dieselben geblieben, ja auch die Zahl der Verse in der spätern Bearbeitung weicht nicht bedeutend von der Zahl der Zeilen in der ersten ab (der erste Act hatte 536 Zeilen und hat jetzt 560 Verse). Die eigentliche Dichtung war also in Deutschland schon vollendet, die Gestaltung in Verse erhielt sie erst in Italien, ja Göthe selbst nennt die spätere Gestalt nur eine neue Bearbeitung und besorgt sogar, daß einige Freunde die alte der neuen vorziehen könnten („Italienische Reise" II, S. 25). „Mich freut, daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterschied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran gethan habe, und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude ist, das Gute zu genießen, so ist es mir eine größere, das Bessere zu empfinden, und in der Kunst ist das Beste gut genug", und (S. 53): „Ich sehe wol, daß mir im Grunde Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. Doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf ich ihn ins Feuer; aber ich will bei meinem Entschlusse beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderliches Werk daraus machen" ꝛc. Wahrscheinlich dachte Göthe damals nicht an Das, was er selbst so schön im „Werther" (in dem Br. vom 15. Aug.) gesagt hat (oder er hielt den Fall für einen andern): „Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß".

Aus der Vergleichung der ersten und der zweiten Bearbeitung sieht man übrigens ohne mein Erinnern — aber es kann nicht oft genug daran erinnert werden —, welchen großen Einfluß der regelmäßige Versbau auf die Vollkommenheit eines ganzen Gedichtes und auf den Ausdruck der Gedanken hat, daher man es neuern Schauspielen (z. B. schon Körner's) gar zu sehr ansieht, daß sie gleich in Jamben nachlässig niedergeschrieben sind. Es läßt sich ferner folgern, daß, wenn Göthe seinen „Egmont" nach seiner italienischen Reise und nach seiner Bekanntschaft mit Moritz geschrieben, wir wahrscheinlich auch diesen Werk in Jamben erhalten hätten, oder die Verse hätten, wie in Shakspeare'schen Stücken, mit Prosa in

*) Daß sich in den spätern Ausgaben Shakspeare'scher Schauspiele viele Veränderungen finden, ist bekannt genug. Darüber sagt Göthe bei Gelegenheit des Wiederabdrucks der ersten Ausgabe des „Hamlet" (Nachlaß B. V, S. 58 fg.): „Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke späterhin ertheilt, und was für Abweichungen er auch beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzuderbe Naivetäten ausgelöscht."

**) Man halte diesen Ausdruck nicht für zu stark; sagt doch Göthe selbst eben von der „Iphigenia" („Italienische Reise" I, S. 248), „ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet", sowie auch Friedrich der Große von sich sagt („Oeuvres" VII, S. 74): „Je répolis ces vers au point de m'énerver".

den Volksscenen abgewechselt; denn daß ein ähnlicher jambischer Rhythmus wie in dieser ersten Bearbeitung der „Iphigenia" sich auch an vielen Stellen des „Egmont" zeigt, daß sich ganze fünffüßige Verse finden, hat schon Schiller in seiner bekannten Beurtheilung des letztern Stücks dadurch angedeutet, daß er eine dieser Stellen als Verse abdrucken ließ. Aehnlich ist es Schiller selbst ergangen (z. B. in dessen Entwürfen zum „Demetrius", wo man leicht einzelne Verse erkennt), obgleich dies keines Nachweises bedarf, denn es weiß wol Jeder, der irgend einmal Verse gemacht hat, wie ungesucht sich jambische Fünffüßler einfinden.

Nach dem oben Gesagten, ja nach den eignen Worten Göthe's fürchte ich nicht eine Entheiligung zu begehen, wenn ich Proben aus der ersten Bearbeitung der „Iphigenia" zur belehrenden Vergleichung mittheile; der Dichter hat sein Werk in dieser Gestalt so zu sagen öffentlich vorgelesen, er hat dasselbe Andern abschriftlich mitgetheilt, und somit mag die Bekanntmachung der folgenden Probe entschuldigt sein.

Als Probe aber gebe ich ohne weitere Auswahl die erste Scene des ersten Actes, weil mehre kleinere Stücke zur Vergleichung weniger dienlich scheinen.

Erster Act.

1.

Iphigenia (allein).

Heraus in eure Schatten ewigrege Wipfel
Des heil'gen Hains; hinein ins Heiligthum
Der Göttinn, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer;
Und meine Seele gewöhnt sich nicht hieher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter Euch verborgen!
Und immer bin ich, wie im Ersten fremd...
Denn mein Verlangen steht
Hinüber nach dem schönen Lande
Der Griechen!
Und immer möcht' ich über's Meer hinüber
Das Schicksal meiner vielgeliebten theilen.
Weh dem, der, fern von Aeltern und Geschwistern,
Ein einsam Leben führet!
Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen!
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Wohnung,
An jene Stellen, wo die goldne Sonne
Zum ersten Mal den Himmel vor ihm aufschloß;
Hin, wo die Spiele der Mitgebohrnen
Die sanften liebsten Erdenbande knüpften....
Der Frauen Zustand ist der schlimmste
Vor allen Menschen!
Will dem Mann das Glück, so herrscht Er,
Und erficht im Felde Ruhm;
Und haben ihm die Götter Unglück zubereitet,
So fällt Er..
Der Erstling von den Seinen
In den schönen Tod...
Allein des Weibes Glück ist enggebunden;
Sie dankt Ihr Wohl stets andern, öfters Fremden;
Und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift,
Führt Sie aus rauchenden Trümmern
Durch der Erschlagenen Liebsten Blut
Der Ueberwinder fort!
Auch hier an dieser heil'gen Stätte
Hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverey!
Wie schwer wird's mir, dir wider Willen dienen
O Ewigreine Göttinn! Retterinn!
Dir sollte — Dir mein Leben
Zum ew'gen Dienst geweyht seyn!
Auch hob' ich stets auf Dich gehofft!
Und hoffe noch, Diana! die du mich —
Verstoßne Tochter des größten Königes
In deinen heil'gen sanften Arm genommen!
Ja! Tochter Jovis!
Hast du den Mann, des Tochter du solltest,
Hast du den Göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Hast du den glücklich von dem Felde
Der umgewandten Troja
Mit Ruhm nach seinem Vaterlande
Zurückgeleitet?
Hast du meine Geschwister
Elektern und Orest den Knaben
Und unsre Mutter — Ihm zu Hause
Den schönen Schatz bewahret....
So rette mich — ..
Die Du vom Tode mich gerettet!
Auch von dem Leben hier,
Dem zweyten Tode!

98.

Notizen.

Es ist wol für Den, der aus den Zeichen der Gegenwart die Ereignisse der Zukunft deutet, nicht abzuleugnen, daß der Orient, und namentlich die europäische Türkei, wie sich dieselbe nach den politischen Ereignissen der neuesten Zeit darstellt, über kurz oder lang einer bedeutenden Katastrophe entgegengehe; und es ist wol auch ebenso gewiß, daß, wenn diese eintritt, das neugegründete Königreich Griechenland dabei nicht gleichgültig bleiben könne. Vielmehr scheint die Vorsehung dessen Errichtung grade zu rechter Zeit, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, zugelassen und gewollt zu haben. Das neue Königreich muß auf jene Katastrophe schon jetzt Bedacht nehmen, im Innern und nach Außen sich dazu kräftigen und so stellen, daß es dann der ihm beschiedenen Rolle auch wirklich gewachsen sei. Selbst die Gesinnungen und der Glaube der Griechen entsprechen dieser, von der Politik vorgezeichneten Richtung. So erzählt Thiersch von gewissen Wünschen in Griechenland, welche, gleichsam ausgehend von dem ehemaligen griechischen Kaiserreiche, auch noch jetzt nach jener Seite hingerichtet seien. Man frage, sagt er, einen Griechen aus der untersten Classe des Volkes: welches die Hauptstadt Griechenlands sei? und er wird — Konstantinopel nennen; man frage ihn: wann wird eure Revolution zu Ende sein? und er wird erwidern: wenn das griechische Kreuz auf dem Sophientempel zu Konstantinopel glänzen wird.

Erfreulich ist es und verdient laute Anerkennung, wenn Regierungen wissenschaftliche, dem Staatszwecke ersprießliche Unternehmungen zu fördern suchen. Dies ist neuerdings der Fall mit dem von Alex. Müller redigirten „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" (vgl. Nr. 278 d. Bl. f. 1832) von Seiten mehrer deutschen Regierungen; und auch die Könige von England und der Niederlande haben für Hanover und Luxemburg die angemessenste Unterstützungszusicherung ertheilen lassen.*) Verdient jenes „Archiv" diese Auszeichnung, so ehren sich auch die Regierungen selbst, welche ein so verdienstliches Unternehmen fördern. 17.

*) In der desfallsigen Verfügung des hanöverschen Cabinetsministeriums heißt es schließlich: daß ein solches Archiv von großem Nutzen sein und vielfaches Interesse gewähren werde, wenn sämmtliche Mitarbeiter stets den Grundsätzen treu bleiben, von welchen der Herausgeber stets ausgehen zu wollen erklärt hat. —

Möchte nur noch die Zahl der Mitarbeitern zunehmen, die durch Gründlichkeit der Kenntnisse und des Urtheils wie durch Unparteilichkeit dem Unternehmen wahrhaft nützen und den Werth desselben erhöhen. Des fünften Bandes zweites Heft ist soeben bei Osterrieth in Frankfurt erschienen. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 10. 31. August 1834.

Ueber das deutsche Universitätswesen.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Gerechter hingegen ist die Besorgniß, daß die sogenannte Burschenfreiheit der Gefahr der Vernichtung oder doch wesentlichen Beschränkung ausgesetzt sei. Denn theils ist die hohe Bedeutung dieser Einrichtung unserer deutschen Universitäten und der enge Zusammenhang derselben mit dem Zweck der wissenschaftlichen Ausbildung hier weniger unmittelbar einleuchtend, theils sind in Beziehung auf sie am sichtbarsten starke Ausartungen derselben hervorgetreten, welche im Allgemeinen eine ungünstige Meinung gegen sie begründet haben; theils endlich, und dies ist der gefährlichste Umstand, hat sie am meisten den Schein politischer Gefährlichkeit gewonnen und ist so Hauptgegenstand jener Furcht und des Unwillens der Regierungen wegen politischer Gefahren geworden, welche als ein so starkes Motiv für das Verfahren der Regierungen sich gezeigt hat. Aber so sehr auch der Schein gegen diese Burschenfreiheit spricht, so sehr auch insbesondere die Verirrungen der politischen Schwärmerei gegen sie zu sprechen scheinen, so behauptet dennoch Ref. unverhohlen, daß diese so verschriene und verdächtigte Burschenfreiheit wesentlich mit der Idee und den wahren Zwecken der Universität zusammenhängt und ohne entschiedenen Nachtheil für die echte wissenschaftliche und allgemein menschliche Bildung nicht aufgehoben werden dürfe, sowie daß jene höchst traurigen und zum Theil sehr strafbaren Ausbrüche politischer Schwärmerei unter den studirenden Jünglingen nicht der akademischen Freiheit, sondern vielmehr einer durchaus fehlerhaften und von starken Vorurtheilen befangenen Behandlungsweise der Studenten als Schuld zuzurechnen seien. Zu diesen Vorurtheilen ist hauptsächlich die weit verbreitete Meinung zu zählen, daß die Universitäten ausschließlich nur der wissenschaftlichen Bildung dienen sollen; wir müssen dagegen behaupten, daß die praktische Bildung des Charakters, die moralische, religiöse, die politische, vorzüglich aber die Ausbildung zur Selbständigkeit des Wollens ebenso nothwendig zum Zweck der Universitätsbildung gehört als die intellectuelle. Diese praktische Ausbildung des Charakters ist es ja, von der einst die rechte Anwendung der auf der Universität gewonnenen Kenntnisse im Leben abhängt, auf die es doch bei den meisten Studirenden, die nicht unmittelbar der gelehrten Laufbahn, sondern dem Staatsdienst oder Geschäftsleben sich widmen, vorzüglich abgesehen ist. Ohne diese Ausbildung zum selbständigen und sittlich edeln Charakter wird die Universität, wenn sie auch noch so viele Kenntnisse einpflanzt, doch nur blinde, mechanische Arbeiter in der Staatsmaschine, aber keine selbständig wirkende Glieder oder Elemente in dem Staatsorganismus bilden können; und um diese letztern wird es doch hoffentlich zu thun sein. Doch auch das reine Interesse der Wissenschaft selbst fodert, den Zweck der Charakterbildung mit in die Universitätsbildung aufzunehmen; denn es ist schon psychologisch unmöglich, die Eine Seelenkraft losgerissen von der andern mit Glück auszubilden, da die eine immer durch die andere bedingt ist, mithin auch die wahrhaft wissenschaftliche Ausbildung einen gewissen Grad der Selbständigkeit und Reinheit des Charakters voraussetzt. Diese Selbständigkeit des Charakters, diese Festigkeit und Kraft des Willens aber, wie kann sie gewonnen werden ohne Freiheit, wie wäre sie möglich für den Studirenden, wenn jeder seiner Schritte und Tritte auch auf der Universität durch einen gängelnden Schulzwang und durch engherzige Zucht geleitet werden sollte? Einmal in seinem Leben muß der Mensch, und vorzüglich der wissenschaftlich Gebildete, sich selbst zu bestimmen und frei zu handeln lernen, und dies ist die hohe Bestimmung des freien Zusammenlebens so verschiedenartiger studirender Jünglinge, die Bestimmung der sogenannten Burschenfreiheit.

Wenn man nun, diesem Lob der Studentenfreiheit gegenüber, auf die beklagenswerthen politischen Verirrungen der studirenden Jugend hinweist, sie als die traurigen Früchte jener gerühmten Freiheit bezeichnet und nun als Heilmittel des Uebels Verstopfung dieser Quelle und Einführung einer strengen Aufsicht und Zucht der Studenten empfiehlt, so leugne ich erstens, daß die Studentenfreiheit die Ursache jener politischen Schwärmerei sei, und zweitens, daß die Aufhebung dieser Freiheit ein zweckmäßiges Heilmittel derselben sein werde. Ist es denn etwa die studirende Jugend allein, die in unserer Zeit so lebhaft von politischem Geiste aufgeregt ist? oder ist dies nicht vielmehr ein Geist, der durch alle Classen der Gesellschaft verbreitet ist? Hat sich die studirende Jugend allein politischer Vergehen schuldig gemacht? gewiß nicht. Oder ist die studirende Jugend etwa, wo jenes Institut der Burschenfreiheit, und überhaupt der freien Universitätsverfassung nicht stattfindet, wie z. B. in Frankreich, von dem revolutionnairen Geist frei geblieben? waren es nicht vielmehr die Schüler der polytechnischen Schule in Paris, die als Vorfechter der Julirevolution hervortraten und später an mehren Emeuten Theil nahmen? Warum also den Universitäten und ihrer Einrichtung, der Freiheit, als Schuld aufbürden, was doch nicht in ihnen allein vorkommt? Und von welcher Zeit her schreiben sich denn jene Klagen über den politischen Schwindelgeist der studirenden Jugend? Haben nicht die Universitäten mit ihrer Studentenfreiheit, und zwar in ausgedehnterer Weise als jetzt, schon seit Jahrhunderten bestanden, ehe noch ein Wort dieser Klagen laut geworden ist? Erst als seit den deutschen Befreiungskriegen ein politischer Geist in Deutschland überhaupt wieder wach geworden ist, hat er sich auch den für das Gute und Rechte leicht empfänglichen Gemüthern der studirenden Jünglinge mitgetheilt. Dieser politische Geist, wie er sich in den burschenschaftlichen Vereinen entwickelt hat, hat sich durchaus rein, gemäßigt und gesetzmäßig erhalten so lange als man ihn sich selbst überließ, als man ihm Freiheit gestattete. Sobald man hingegen, seit dem Wartburgsfest, mit Druck und Verfolgung dagegen auftrat, so verwandelte sich der vorher loyale Geist der Burschenschaften mehr und mehr in einen revolutionnairen, und die politische Schwärmerei wucherte empor unter dem Schutze des Geheimnisses. Nicht die Freiheit des Studentenlebens also, sondern vielmehr die Störung derselben hat das Verderbliche in dem Geiste der studirenden Jugend hervorgerufen und genährt. Und so wird denn auch nicht Zwang und Zucht, sondern vielmehr Freiheit das beste Heilmittel dieses Uebels sein. Allen politischen Geist, alle Gefühle für Freiheit und Vaterland wird man ohnehin nie durch Zwang aus den Gemüthern der Jünglinge austreiben können und es auch vernünftigerweise nicht wollen. Also gestatte man ihnen freie Aeußerung und Entwickelung, und man wird ihnen das Gift des Geheimnisses und der Widersetzlichkeit nehmen und sie dadurch unschädlich machen. Durch wahre, gründliche politische Bildung suche man die falsche zu bekämpfen; man begünstige also jede ernste Beschäftigung mit politischen Studien, statt sie mistrauisch zu stören. Dies sei namentlich in Beziehung auf die so hart verfolgten burschenschaftlichen Verbindungen gesagt. Man verfolgt sie, blos weil sie eine politische Tendenz haben, als ob dies irgend Jemanden zum gerechten Vorwurf gereichen könne. Man begünstigt dagegen an vielen Universitäten die sogenannten Landsmannschaften, weil sie einer solchen Tendenz entbehren. Ob sie eine andere schädliche oder schlechte Tendenz haben, ob sie sittliche Rohheit und Gemeinheit, Unfleiß und sinnliche Ausschweifungen in ihrer Mitte hegen und pflegen, scheint beiweitem weniger

Anstoß zu geben, als die geringste Spur von politischer Aufregung. Schützt ja doch diese niederer, den Genüssen ergebene Denkart gegen die Verirrungen politischer Schwärmerei, denn wo keine Idee und keine Begeisterung für eine solche ist, da ist auch keine Schwärmerei möglich. Doch es soll darin durchaus nicht eine Beschönigung oder Rechtfertigung der Ausbrüche politischer Schwärmerei liegen, die aus den burschenschaftlichen Vereinen hervorgegangen sind; vielmehr muß strenge Untersuchung und Bestrafung so strafbarer Unternehmungen wie die zu Frankfurt vollkommen gebilligt werden. Wünschenswerth ist jedoch, daß die Bestrafung sich nur auf die der Schuld Ueberwiesenen beschränke, und man sich nicht dadurch zu allgemeinen Maßregeln bestimmen lasse, und so nicht blos den Misbrauch hindere, sondern auch unendlich viel Gutes zerstöre.

Beurtheilen wir nun aus dem Gesichtspunkte der vorausgegangenen Bemerkungen die oben genannten beiden Schriften, so müssen wir der erstern nicht nur hinsichtlich der Ausführlichkeit und Vollständigkeit, sondern auch des freien, vorurtheilslosern Urtheils wegen einen bedeutenden Vorzug vor der letztern einräumen. Herr Ringseis ist schon durch den engen Raum einer Rede zu sehr beengt, als daß er seinen Gegenstand erschöpfend und vollständig hätte ausführen können, sodaß man es ihm wol verzeihen kann, wenn er seine Behauptungen häufig ohne alle Begründung nur hinstellt oder andeutet; aber Vieles würde auch bei der weitesten Ausführung doch keiner Begründung fähig sein. Die Rede zerfällt in zwei Haupttheile. Im erstern geht er von der Voraussetzung als einer unbestreitbaren Thatsache aus, daß ein verderblicher revolutionnairer Geist auf den deutschen Universitäten herrsche, der aber auch zugleich schon seit Jahrhunderten unsere ganze Zeit beherrsche. Um diese Ansicht zu begründen, ergießt sich Hr. Ringseis in eine höchst bittere Anklage unserer ganzen Zeit, in politischer, moralischer, religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht. Es würde sich der Mühe wenig lohnen, die heftigen Strafreden gegen den Liberalismus und Nationalismus, gegen die Lehre von der Volkssouverainetät, die Verdammungsaussprüche gegen alle neuern Staats-, Völker- und Naturrechtstheorien und die ganze neuere Philosophie überhaupt (nur Schelling ist der Alleinrechtgläubige der neuen münchner Orthodoxie), sowie gegen die rationale Theologie, dann die salbungsreichen Lobpreisungen der altgermanischen Staatsverfassung in dem lieben Mittelalter, mit seinem Unterschied der Stände, seinen Privilegien, Innungen und dem besondern Stand des Klerus, dessen Ehelosigkeit eine außerordentliche, in alle Staatsverhältnisse aufs tiefste eingreifende Bedeutung zugeschrieben wird (S. 11), ausführlich mitzutheilen oder gar zu bestreiten. Dies ist um so weniger hier an seiner Stelle, da es für die Universitätsfrage selbst gar nicht darauf ankommt, ob man über unsere Zeit wie der Verf., oder ganz entgegengesetzt urtheilt. Daher kann man auch, ungeachtet dieser großen Meinungsverschiedenheit, dem Verf. im zweiten Theile der Rede, die sich mit der Vertheidigung der Universitäten beschäftigt, in der Hauptsache mit Beistimmung folgen. Gegen den Hauptgedanken, den er hier ausführt, daß nämlich nicht die Universitäten die Urheber jenes (allzuschwarz gemalten) revolutionnairen Geistes, sondern vielmehr nur von der Macht des Geistes der ganzen Zeit mit ergriffen worden seien, wird sich wol nichts Erhebliches einwenden lassen, und mit vollem Recht sagt er daher (S. 25): „Es ist somit Irrthum und Unrecht, Alles, was Groß und Klein gesündigt, den Universitäten allein aufzubürden; es ist somit unleugbar, daß weder durch Zerstörung der Universitäten, noch durch ihre Verwandlung in Specialschulen der revolutionnaire Geist zu hemmen ist" u. s. w. Für die Bewahrung der deutschen Universitätsverfassung erklärt er sich erstlich aus dem Interesse der Wissenschaft selbst, welche durchaus Freiheit fodere. In dieser Beziehung erklärt er sich entschieden gegen die Aufhebung der Lehrfreiheit, Einführung gebotener Lehrbücher, Vernichtung der corporativen Selbständigkeit. „Eine solche Beschränkung der freien Lehre", sagt er (S. 26), „erklären wir nicht blos für ungenügend, sondern für thöricht, positiv schädlich und gefährlich, für unrecht und revolutionnair." Im Gegentheil zeigt der Verf., daß grade die Verirrungen der Zeit die Beibehaltung der Universitäten nöthig machen. Denn „die Darstellung der wahren religiösen und politischen Doctrinen und die siegreiche Bekämpfung des Irrthums ist Aufgabe der Universitäten, diese Aufgabe aber nur lösbar bei freier Behandlung der Wissenschaft. Ueberzeugung läßt sich nicht zwingen, die freie Ueberzeugung des Lehrers erobert die freie Ueberzeugung des Hörers, ohne Freiheit würde die schon begonnene Restauration der Wissenschaften neuerdings unterbrochen, dies einzige sichere Mittel der Rettung vernichtet!" Die Erhaltung der Universitätsverfassung fodert der Verf. auch zweitens aus dem politischen Interesse. Zwar können wir den Corporationen im Allgemeinen beiweitem nicht einen so hohen Werth für die Staatsverfassungen beilegen wie der Verf.; denn dieser übertreibt offenbar im Interesse des von ihm verfochtenen Aristokratismus, wenn er behauptet, „daß der vollkommene Staat nur corporativ sich gestalte" (S. 31), und die corporative Gliederung als die Grundlage jedes Bestandes der Staaten betrachtet (S. 32). Allein es liegt allerdings eine wohl zu beherzigende Wahrheit darin, daß in der corporativen Verfassung das freie organische Leben des Staates sich darstelle, in dem centralisirten hingegen mehr das mechanische. Ohne jedoch auf diese allgemeine Frage wegen der Bedeutung der Corporationen weiter einzugehen, und ohne mit dem Verf. jede Aufhebung corporativer Verhältnisse überhaupt für revolutionnairen Frevel zu halten und dagegen Wiederherstellung aller ehemals bestandenen, aber abgestorbenen corporativen Verhältnisse, blos weil sie eben corporativ sind, also z. B. der verschiedenen Stände, des Klerus, ja selbst der kirchlichen Körperschaften der Mönchsorden u. dgl., zu verlangen, so stimmen wir doch darin vollkommen bei, daß für die Universitäten eine corporative Verfassung, die ihnen eine gewisse Unabhängigkeit von der Staatsgewalt sichert, nothwendig sei. Und zwar nicht um des Corporativen an sich willen, sondern wegen der in den Universitäten wirklich vorhandenen eigenthümlichen Lebenssphäre (der wissenschaftlichen), die auch eine eigenthümliche äußere Gestaltung fodert.

Mit hellern Ansichten, mit klarerer Besonnenheit und Umsicht sehen wir Hrn. Scheidler die Universitätssache beurtheilen. Wissenschaftlich und politisch freisinnig, doch ohne von einseitigen Parteiinteressen oder vorgefaßten Parteivorurtheilen geblendet zu sein, zieht er die Frage wegen Aufhebung oder Reformation der Universitäten nach den verschiedensten Seiten in Erwägung. Die ganze Broschüre zerfällt in zwei Artikel, deren erster den Vorschlag einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens im Allgemeinen prüft, der andere den Vorschlag der Verlegung der kleinern Universitäten in die Residenzstädte noch speciell untersucht. Nachdem der Verf. in dem ersten Artikel im ersten Abschnitt den „Stand der Sache" dargelegt hat, und im zweiten Abschnitt sich im Allgemeinen „über eine totale Reform des deutschen Universitätswesens" ausgesprochen hat, so unterwirft er im dritten Abschnitt diese Reform zuerst einer Prüfung „nach den Grundsätzen des Rechts" und sucht darin darzuthun, daß dieselbe sowol der Form als dem Gehalt nach mit dem Rechte unvereinbar sein würde. Allein Ref. muß gestehen, daß ihn diese rechtliche Deduction am wenigsten befriedigt hat. Er kann sich nämlich nicht überzeugen, daß die bestehenden Rechte der Corporationen ganz in der Weise den Privatrechten Einzelner gleichzuachten seien, daß nie eine Einwirkung der Gesetzgebung auf sie stattfinden dürfte. Corporationsrechte müssen freilich durchaus unantastbar sein von Seiten der Justiz- und Verwaltungsbehörden; aber wie solche Rechte immer erst begründet werden können auf dem Wege der Gesetzgebung, so müssen sie auch auf demselben Wege wieder verändert werden können. Wie die Landesverfassung selbst oder die Verfassungen besonderer Gemeinschaften, der Kirche, der Schule, der Gemeinden u. s. w., durch die gesetzgebende Gewalt im Staate abgeändert und umgebildet werden dürfen, so doch wol auch die Verfassung der Universitäten. Demgemäß ist der Satz wol ganz unbestritten,

den der Verf. voranstellt (S. 37): „Bestehende Rechte können nicht willkürlich aufgehoben werden" (nicht durch bloße Verwaltungsverordnungen); aber der Zusatz: „nur freier Vertrag oder Verschuldung kann erworbener Rechte verlustig machen", gilt nur für Privatrechte, nicht für Corporationsrechte. Müßte die unbedingte Unveräußerlichkeit aller bestehenden Corporationen anerkannt werden, so hätte man auch die Verfassungen der Handwerksinnungen, so verderbliche Fesseln sie auch der Industrie anlegten, unberührt stehen lassen müssen; man würde ferner auch die Corporationen der Mönchsorden u. dgl. nicht berühren dürfen, sondern müßte geduldig warten, bis sie selbst so gescheit würden, sich den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit zu fügen, worauf man lange genug würde warten müssen. Daß eine Umgestaltung der Universitätsverfassung nicht als Strafe gegen die Universität betrachtet werden dürfe, versteht sich von selbst, da, wie der Verf. ganz richtig darthut, eine rechtliche Verschuldung oder ein Verbrechen einer Corporation als solcher gar nicht möglich ist, mithin auch keine rechtliche Bestrafung derselben, sondern immer die einzelnen Mitglieder der Corporation, wenn auch alle Einzelnen, ein Verbrechen begehen und bestraft werden können. Ebenso wahr zeigt auch der Verf., daß eine Verschuldung der Universitäten gar nicht constatirt sei und auch nicht wohl constatirt werden könne, indem nämlich jener politische Schwindelgeist, dessen man die Universitäten beschuldige und der keineswegs in Schutz zu nehmen sei, doch nicht den Universitäten ausschließlich zum Vorwurf zu machen sei, sondern in der Zeit überhaupt seinen wahren Grund habe und nicht allen Mitgliedern der Universitäten, sondern nur einem verhältnißmäßig kleinen Theil derselben angehöre. Aber einer solchen juridischen Ueberführung einer Schuld der Universitäten bedarf es gar nicht, denn die Frage wegen ihrer Umgestaltung ist keine rechtliche, sondern eine politische im höhern Sinne des Wortes, wonach auch die Zwecke der Wissenschaft mit in die Zwecke des Staats aufgenommen werden. Von diesem politischen Standpunkt aus beurtheilt Hr. Scheidler im vierten Abschnitt die Reform des deutschen Universitätswesens, und wir können diesen Abschnitt für gelungener halten als den vorhergehenden. In folgenden neun Punkten sucht er zu zeigen, daß die Reform des deutschen Universitätswesens mit einer gesunden Politik im Widerspruch stehe. Sie ist, sagt er, 1) ihrer bloßen Form nach verwerflich, insofern sie eine Neuerung, welche immer ein Wagspiel ist (ein schwacher Grund); 2) jede Reform der Universitäten würde doch nur eine halbe Maßregel bleiben, so lange man ihnen nicht die akademische Freiheit nähme, und diese zu nehmen würde mehr als Reform, würde der Aufhebung gleich sein; sie erscheint 3) als eine politische Verfolgung, der sich keine rechtliche Regierung schuldig machen wollen wird; 4) sie hat die öffentliche Meinung wider sich, eine heutzutage bedeutende Macht, welche bei der Handlungsweise der Regierungen große Berücksichtigung verdient; sie verletzt 5) am empfindlichsten den Stand der Gelehrten, welche, als die vorzüglichsten Inhaber von Kenntnissen, eine nicht geringe öffentliche Macht bilden, die man nicht zur Opposition gegen die Regierung aufreizen soll; 6) sie unterliegt dem Verdammungsurtheil der Geschichte (die Weltgeschichte ist das Weltgericht); sie ist 7) nicht zeitgemäß; sie arbeitet 8) dem Parteigeist in die Hände, und 9) statt, wie man beabsichtigt, den politischen Schwindelgeist zu vernichten, wird sie ihn nur noch mehr anregen und verstärken. Hieran schließen sich dann (in einem fünften Abschnitt) noch „Schlußfolgerungen" in Beziehung auf die muthmaßliche Entscheidung, welche die Universitätsfrage auf dem versammelten Ministercongresse zu gewarten haben möchte. Der Verf. spricht hier dieselbe Ueberzeugung aus, die auch Ref. in den vorausgeschickten Bemerkungen ausgesprochen hat, „daß unsern Universitäten keine Aufhebung oder Verwandlung in Specialschulen bevorstehen wird, da eine solche extreme, widerrechtliche und zweckwidrige Maßregel von der Mäßigung, dem Rechtssinne und der Weisheit unserer deutschen Regierungen durchaus nicht zu besorgen steht", und daß ihnen ebenso wenig nur „eine totale Reform, ja überhaupt nur eine Reform (?) bevorstehen möchte". Indem er aber zugleich zugibt, daß allerdings „die einzelnen deutschen Universitäten (in concreto) zeitgemäßer Reformen bedürfen", empfiehlt er sehr treffend vorzüglich drei Maximen; 1) daß man, um sich zuvörderst eine möglichst genaue Kenntniß der Uebel und Mängel selbst zu verschaffen, welche abgestellt werden sollen, sich des Rathe der Professoren der Universitäten, die am besten davon unterrichtet sein müssen, bediene, wodurch Einseitigkeit sowol als der verderbliche Anschein von Gewaltthätigkeit vermieden würde; 2) daß die Regierungen ganz besonders gegen die Universitäten, die ihrer Eigenthümlichkeit nach so wenig Zwang vertragen, dem überhaupt in der Politik sehr zu empfehlenden Grundsatz des Wohlwollens und des Zutrauens folgen mögen; und 3) daß man die (nur sehr allmälig zu erwartende) Verbesserung der Universitäten hauptsächlich auf die innere organische Kraft dieser Anstalten selbst gründe und deshalb dieser möglichst freie Bewegung gestatte. Von dieser letzten Bemerkung bahnt er sich den Uebergang zu dem zweiten Artikel, indem er nachzuweisen unternimmt, daß eben diese organische Selbstentwickelung am ungestörtesten in den kleinern Universitäten vor sich gehen könne.

Nach einer kurzen Einleitung (Abschnitt 1) zeigt er zuerst im zweiten Abschnitt die „Nichtigkeit der Vorurtheile gegen die kleinern Universitäten". Dazu gehört 1. in Hinsicht des wissenschaftlichen Elements und zwar 1) in Hinsicht der Vorlesungen die Meinung, daß auf den kleinern Universitäten nicht alle Fächer vollständig besetzt seien, oder doch nicht die nöthige Concurrenz darböten. Diesem setzt der Verf. den sehr richtigen Grundsatz entgegen, daß es für das zweckmäßige Universitätsstudium gar nicht auf die große Zahl der Collegia und die Vollständigkeit aller Fächer ankomme, sondern hauptsächlich darauf, daß der wissenschaftliche Geist der Studirenden im Allgemeinen geweckt werde, was oft durch Ein oder wenige geistvoll und zweckmäßig vorgetragene Collegia besser erreicht werde, als durch die größte Vollständigkeit. Scheinbarer ist der Vorzug der größern Universitäten vor den kleinern in Hinsicht der wissenschaftlichen Hülfsmittel und Anstalten, wie der Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen, medicinischen Kliniken ꝛc. Allein auch hier schwindet ein Theil dieses Vorzugs durch die Betrachtung, daß es auch in Rücksicht dieser für den wahren Nutzen der Studirenden weniger auf den Reichthum der Hülfsmittel, als auf die geschickte Benutzung derselben durch die Lehrer ankommt, die an kleinern Universitäten ebenso gut stattfinden kann als an größern. Was 2) das Privatstudium betrifft, so ist es, wie der Verf. zeigt, einleuchtend, daß in dieser Hinsicht die kleinern Universitäten vor den größern bedeutende Vorzüge haben. Diese beruhen auf der Leichtigkeit des nähern Umgangs der Studirenden mit den Lehrern und der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Studirenden untereinander und der Freiheit von vielen Störungen. II. Rücksichtlich des akademischen Lebens herrschen die größten Vorurtheile gegen die kleinern Universitäten, namentlich beschuldigt man sie am meisten des Mißbrauchs der sogenannten studentischen Freiheit und ihrer Ausartung in Sittenrohheit, Zügellosigkeit, in das ungeschlachte „renommistische", „burschikose" Wesen oder vielmehr Unwesen ꝛc. Hiergegen geht der Verf. näher auf eine richtigere Würdigung der Studentenfreiheit ein, deren hohe Bedeutung für die Bildung der Selbständigkeit des Charakters er nachdrücklich und überzeugend darthut. In dem dritten Abschnitt wird dann von der „Zweck- und Rechtswidrigkeit einer Verlegung der kleinen Universitäten in die Residenzstädte" gehandelt. Hier geht der Verf. zu sehr in das Einzelne ein, als daß wir ihm weiter darin folgen könnten; Manches enthält auch nur Wiederholungen Dessen, was er im ersten Artikel über die Zweck- und Rechtswidrigkeit der Reformen der Universität überhaupt gesagt hatte, nur angewendet auf die Verlegung derselben.

Daß der Verf., abgesehen von dieser rechtlichen Beurtheilung, seinen Gegenstand im Ganzen sehr richtig aufgefaßt habe, wird schon aus diesen Mittheilungen deutlich geworden sein. Die

Wärme aber und die Begeisterung, von der er für seine Sache durchdrungen ist, der Reichthum der Beobachtung und eigner Erfahrung über diese Angelegenheit, die Belesenheit, die sich in zahlreich eingeflochtenen Kraftstellen der besten Schriftsteller ausspricht, der Nachdruck und die Lebendigkeit der Darstellung, dies sind Vorzüge, die nur bei eigner Lectüre wahrgenommen werden können und durch die der Verf. gewiß Viele für seine Sache erwärmen wird. Mögen denn also die hier ausgesprochenen Ansichten namentlich bei Denen Beherzigung finden, in deren Händen jetzt vorzüglich das Schicksal unserer deutschen Universitäten liegt.

5. Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform von W. A. Huber. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 16 Gr.

Von einer klaren, historisch und philosophisch gleich wohl begründeten Idee des Universitätswesens ausgehend, beurtheilt der Verf. mit einer durchdringenden Sicherheit und besonnenen Freimüthigkeit die gegenwärtigen Zustände desselben und die dadurch veranlaßten irrigen Ansichten darüber. Seine Hauptansicht faßt er S. 6 darin zusammen: der Grund des Uebels, woran unsere Universitäten leiden, ist nicht positiver, sondern negativer Art, d. h. es besteht nicht in positiv verdorbenen Elementen, nicht in einem bösartigen politischen Geist oder verderblichen politischen Bestrebungen und Planen, sondern in einem Mangel oder in der Schwäche gesunder Elemente, Organe und Kräfte des Universitätslebens. Daher ist das Uebel nicht durch repressive, beschränkende, unterdrückende Mittel zu heilen, sondern vielmehr durch stärkende, belebende, auferbauende. Die Universitäten müssen wieder selbständige, mit eignem innern Leben begabte Organismen werden, um die ihnen fremdartigen und schädlichen, von Außen aus dem allgemeinen politischen Leben eingedrungenen Elemente kräftig von sich ausstoßen zu können. Diese Idee führt der Verf. mit Schärfe und Lebendigkeit näher aus und vertheidigt sie siegreich gegen die ihr entgegenstehenden Vorurtheile. Er erkennt vollkommen das Gewicht der Thatsachen an, worauf sich die Vorwürfe gegen die Universitäten gründen; es sind zum Theil entschiedene politische Verbrechen. Aber er weist nach: 1) daß man aus der Ausübung solcher Verbrechen durch Studenten zu voreilig schließe, daß Studenten als solche Urheber derselben seien, mithin die Universitäten die Schuld derselben tragen; 2) daß man aus dem bösartigen Charakter der Symptome mit Unrecht auf denselben Charakter des Uebels selbst schließe, und so das Wahre und Gute in der zu Grunde liegenden Gesinnung verkenne; 3) daß man also verkehrterweise dieselben Mittel gegen den ganzen Zustand anwenden wolle, die man gegen die Symptome anwende. Diese drei Punkte führt er vortrefflich näher aus. Der politische Sinn unter den Studirenden, sagt er, ist im Allgemeinen nicht verwerflich, ebenso wenig der jugendliche Uebermuth und die leichtsinnige Kühnheit derselben. Die Studentenverbindungen sind an sich aus dem natürlichen und nothwendigen Trieb des Organismus entsprungen, ohne den jede größere Gemeinschaft sich in Barbarei und Rohheit auflösen muß. Der Misbrauch der Elemente ist mehr aus Unterdrückung als aus zweckmäßig geleiteter Freiheit entsprungen. Er zeigt hierauf die Zweckwidrigkeit, den revolutionnairen Geist durch Zerstörung der corporativen Organisation der Universitäten zu bekämpfen, da doch grade diese ein heilsames Gegengewicht gegen den nivellirenden, auflösenden, atomistischen Geist der Revolution sei. Er beweist ferner die Unmöglichkeit, die akademische Jugend durch äußere Maßregeln ganz nach dem Sinne der Staatsgewalt zu gängeln, und noch mehr die, die Wissenschaft selbst so zuzustutzen, oder mit einer so zugestutzten, unfreien, künstlich gemachten Wissenschaft auf den Geist der Jünglinge einzuwirken. Er nimmt dann die Zweckmäßigkeit der akademischen Gerichtsbarkeit in Schutz, deren Aufhebung mit viel größern Nachtheilen verknüpft sein würde, als die dadurch gewonnenen Vortheile. Ueberhaupt weist er nach, wie das System der Verfolgung und Unterdrückung grade den Geist der Opposition wecke, wie durch die Verdächtigungen und Untersuchungen politische Verbrechen und geheime Verbindungen hervorgerufen und künstlich gemacht werden, und macht auf die gefährlichen Folgen aufmerksam, welche dieses Verfahren in seiner größern Ausdehnung in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien hervorgebracht hat, wo die Jugend dem entschiedensten Republikanismus, Jakobinismus und Atheismus ergeben ist. Indem er sich hierauf zu einer allgemeinern Entwickelung seiner politischen Ansichten wendet, nach welchen er den modernen Liberalismus zugleich mit dem modernen Absolutismus verwirft und freie Bildung selbständiger Organe für jedes besondere gesellschaftliche Verhältniß fodert, mithin den Corporationsgeist als die Grundlage eines gesunden, organischen, politischen Lebens aufstellt, fodert er in diesem Sinne die Regeneration der Universitäten von Seiten der monarchischen Staatsgewalt, also nicht zerstörend und auflösend, sondern schaffend und schützend. Am Schlusse sucht er noch darzuthun (was ihm Ref. jedoch nur bedingt zugestehen kann), daß der liberale oder revolutionnaire Geist auf den Universitäten entsprungen sei aus Mangel an wahrem Geist oder Geistlosigkeit, nämlich aus dem Geist der gemeinen Praxis und Industrie, im Gegensatze des echten Geistes der Wissenschaft.

Beiweitem von geringerer Bedeutung ist:

4. Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen deutschen Diplomaten über die großen Fragen des Tages am Ministercongreß. II. Universitäten und Mittelschulen. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 8. 9 Gr.

Der Verf., der sich einen deutschen Publicisten nennt, ist, wie deutlich aus der Schrift hervorgeht, Professor an einer Universität und scheint zwar von dem guten Willen belebt zu sein, den Universitäten alles Billige zuzugestehen, allein er geht dabei so wenig von einer klaren und entschiedenen Idee des Universitätswesens aus, läßt sich so häufig durch äußere, zufällige, politische Umstände in seinen Urtheilen und Vorschlägen bestimmen und zeigt überdem so wenig aus eigner Erfahrung geschöpfte Sachkenntniß, daß er in seltsamen Widersprüchen zwischen der Vertheidigung der Universitäten und Concessionen an die angeblichen politischen Bedürfnisse hin und her schwankt. So spricht er sich zwar gleich Anfangs für die Erhaltung der bestehenden Verfassung der Universitäten aus, schlägt aber dann doch mehre gar nicht unwesentliche Umänderungen dieser Verfassung vor und neigt sich sehr zu jenen repressiven, negativen, unterdrückenden Maßregeln hin, deren Falschheit Huber treffend nachgewiesen hat. Er behauptet (und zwar, wie Ref. glaubt, irrthümlich), die Universitäten seien nur Unterrichtsanstalten, räth aber dennoch auch Erziehungsmaximen mit ihnen zu verbinden, und namentlich die Studirenden einer strengen disciplinarischen Aufsicht und Leitung zu unterwerfen; er gesteht, daß die Universitäten Deutschlands hinsichtlich des Unterrichts vortrefflich eingerichtet seien, und spricht sich entschieden für den Grundsatz der Lehrfreiheit im ganzen Sinne aus; aber er räth doch, daß die Staatsbehörden sich in die Anordnung des Lehrplans einmischen, daß manche politisch bedenkliche Vorlesungen, z. B. über neueste Geschichte und Politik, entweder ganz verboten oder nur zuverlässigen (?) Männern allein übertragen werden, ja, er findet sogar die Abfassung officieller Handbücher zweckmäßig und billigt es sehr, wenn die Regierungen Männer, deren Grundsätze ihnen anstößig sind, nicht anstellen oder entfernen, und überträgt den Curatoren der Universitäten die Befugniß und Pflicht, die Hefte der Professoren zu untersuchen u. dgl. m. Aehnliche Vorschläge macht er in Hinsicht der Disciplin, wohin wir den wunderlichen Vorschlag zählen, dem Duell dadurch entgegenzuwirken, daß man jeden Duellanten gesetzlich für wahnsinnig erkläre und zwar auf eine vorausbestimmte Zeit (!!). Wenn das „Erhaltung der bestehenden Verfassung der Universitäten" heißt, so bewahre uns Gott vor solcher Erhaltung, und wir hoffen, daß bei dem nun beendigten Ministercongreß Männer waren, die besser als der Verf. gewußt haben, was Wissenschaft sei, und was Anstalten der Wissenschaft erheischen. 104.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neuester Roman von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo

oder der letzte Assassine.

Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Der im Jahre 1832 erschienene Roman „Scipio Cicala" (Vier Bände. 8. 6 Thlr.) erfreuete sich der ausgezeichnetesten Aufnahme von Seiten der Kritik wie der Lesewelt; in einem noch höhern Grade dürfte diese der „Belagerung von Gozzo" zu Theil werden, in welcher die Resultate grosser Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind. — Auch der nächste Jahrgang des Taschenbuchs „Urania" wird mit einem trefflichen Beitrage des Verfassers: „Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert", ausgestattet sein, worauf ich vorläufig aufmerksam mache.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Ein Buch für Jedermann.

In allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Der homöopathische Arzt

als Hausfreund; oder kurzgefaßte und deutliche Anweisung, wie man sich bei allen Krankheitsvorfällen sowol Erwachsener als Kinder nach homöopathischen Grundsätzen zu benehmen habe. Aus eigner Erfahrung und nach dem Studium der besten Schriftsteller für alle diejenigen zusammengestellt, welche nützliche Belehrung wünschen, oder sich vorkommenden Falles nicht sogleich ärztlichen Rathes erfreuen können; nebst einer Uebersicht der wichtigsten diätetischen Vorschriften für Gesunde und Kranke. Von Dr. L. B. Weickart. Leipzig, 1834, bei Leopold Michelsen. Preis geheftet 1 Thlr.

Die täglich von Allopathen erscheinenden populair medicinischen Schriften schienen dem Verfasser ein hinreichender Grund zur Herausgabe dieses Werkes zu sein; es hat dasselbe vor den ihm ähnlichen Schriften den großen Vorzug, daß in demselben die unterscheidenden Krankheitszeichen so vollständig aufgezählt werden, daß es selbst dem Laien leicht wird, jede Krankheit zu erkennen und daß es nicht blos Recepten von Heilmitteln enthält, sondern auch die Umstände genau angibt, unter denen jedes einzelne Mittel mit Nutzen gereicht werden kann. Die diätetischen Vorschriften sowol für Gesunde als für Kranke geben über alle hinsichtlich dieses Gegenstandes zu stellende Fragen die genügendste Auskunft und ebenso sind die Ursachen der Krankheiten und die nöthigen Maßregeln, um denselben vorzubauen, mit der größten Sorgfalt angegeben worden; — als ein wahrer Hausfreund entspricht gewiß dieses Werk für Jedermann allen gerechten Ansprüchen.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rheinisches Taschenbuch für 1835.

Herausgegeben von Adrian. Mit 8 feinen Stahlstichen. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Durch den allgemeinen Beifall, welchen das gebildete Publicum dieser literarischen Gabe zuwendete, ermuthigt, wurde diesem neuen Jahrgange eine Ausstattung gegeben, welche ihm einen ausgezeichneten Rang unter ähnlichen Gaben des Vaterlandes und des Auslandes sichern muß. Die Stahlstiche sind von den berühmtesten deutschen und englischen Künstlern in einem vollendeten Style gearbeitet und empfehlen sich den Kunstfreunden durch Neuheit der Erfindung und Genialität der Ausführung. Der literarische Theil enthält Beiträge von L. Storch, W. Blumenhagen, Adrian und E. Duller.

Phantasiegemälde für 1835.

Herausgegeben von Eduard Duller. Mit einem Kupfer von Fleischmann. Elegant gebunden. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Unter diesem Titel liefert der bereits ehrenvoll bekannte Verfasser die Fortsetzung eines von Georg Döring durch mehrere Jahre mit allgemeinem Beifall fortgeführten Unternehmens. Die Novelle: Das tönende Bild, welche den Inhalt dieses neuesten Jahrgangs bildet, vermag gewiß durch das Interesse der Handlung und durch die Lebendigkeit der Charaktere jedermann zu fesseln. Die Verlagshandlung hat ihrerseits durch eine elegante Ausstattung nichts versäumt, um diesen Jahrgang als entsprechendes Geschenk für Damen und Gebildete mit vollem Recht empfehlen zu dürfen.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Erläuterungen der Staatswirthschaftslehre

durch allgemein verständliche Erzählungen. Aus dem Englischen der Henriette Martineau. Nr. I. — Leben in den Wüsteneien. Eine Erzählung. Brosch. 140 Seiten in 12. Preis 9 Gr.

Noch zu keiner Zeit wurde die Nationalwirthschaft auf eine so leichte und angenehme Art gelehrt als hier. Der Gedanke der Miß Martineau dieselbe in ein romantisches Gewand

zu kleiden, fand einen unerklärten Beifall, sodaß sie die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zog und von ihrem Werke in ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig wurden. Es sind von dieser Sammlung in England bereits 24 Bändchen erschienen; jeder derselben enthält einen Zweig des Gemeinwesens, durch eine Erzählung erläutert. Wir verweisen zur sichereren Beurtheilung der Zwecke des Werks und seiner Einrichtung auf die Vorrede des deutschen Uebersetzers. In unsern Zeiten sind staatswirthschaftliche Begriffe für Jedermann von der höchsten Nothdurft und gewiß wird deshalb eine Frau, die von völliger Unbekanntschaft sich plötzlich der Aufmerksamkeit selbst des deutschen Ministeriums würdig machte und welche der englischen Zeitschriften ein Phänomen nennen, auch in Deutschland mit Interesse gehört werden.

Dr. Caspari's Taschenbuch für Neuvermählte

zum Selbstunterrichte über die Zeichen und Zufälle der Schwangerschaft, der Niederkunft und des Wochenbettes; nebst den Regeln zur Behandlung der Kinder; als Geschenk junger Ehemänner an ihre Frauen nach dem Hochzeittage. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Dr. F. Hartmann. Cartonnirt. Preis 12 Gr.

Dieses nützliche Büchelchen erscheint von Neuem in veränderter Gestalt; es ist nunmehr aus dem rein homöopathischen Gesichtspunkte abgefaßt. Dasselbe wird seinem Titel entsprechend stets mit dem größten Nutzen zu Rathe gezogen werden und empfiehlt sich deshalb als ein passliches Hochzeitgeschenk.

Dr. Caspari's homöopathisches Dispensatorium

(homöopathische Pharmacopoe)

für Aerzte und Apotheker, worin nicht nur die bis jetzt bekannten, sondern auch die in Hofrath Hahnemann's neuestem Werke, die in Hartlaub's und Trink's Arzneimittellehre und klinischen Annalen und die in dem Archive für homöopathische Heilkunst enthaltenen Arzneien aufgenommen worden sind. Herausgegeben von Dr. F. Hartmann. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Brosch. Preis 12 Gr.

Der Werth dieses Werks ist längst erwiesen und geht von neuem aus der schnellen Vermehrung der Auflage hervor.

Die Medicin unserer Tage

in ihrer Vervollkommnung durch das homöopathische Heilsystem; oder nöthiges Wissen für allopathische Aerzte sowol als gebildete Nichtärzte in Absicht auf ebenso glückliche als segensreiche Ausübung der homöopathischen Heilmethode; mit einer vollkommenen Anweisung zur zweckmäßigen und besten Bereitungsweise homöopathischer Arzneien. Ein Wort des Friedens und der Versöhnung an Deutschlands Aerzte und ihre Kranken gerichtet von Dr. J. Braun. Brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Wir liefern hier ein höchst inhaltvolles Werk, welches nicht verfehlen wird, das Interesse aller Aerzte jeder Schule im höchsten Grade zu erregen. Ein erleuchteter Mann tritt als gründlicher Beobachter zwischen die Partein, um den heillosen Streit unter den Bekennern beider Systeme schlichten zu helfen, Frieden zu stiften und dadurch der Medicin im Allgemeinen das frühere Zutrauen der Welt, welches dieser Zwiespalt immer mehr erschüttert — wieder zu gewinnen. Dieses Werk gibt eine solche Masse Stoff, daß wir behaupten dürfen, dasselbe biete eine homöopathische Encyklopädie in einer Gabe und mache eine bedeutende Anzahl homöopathischer Werke völlig entbehrlich.

Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge

im Hotel-Dieu zu Paris, gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein. Für Deutschland bearbeitet von den DD. der Medicin Emil Bech und Rudolph Leonhardi. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. Mit 4 Kupfern. In gr. 8. Velinp. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der 2te und letzte Band dieses äußerst wichtigen chirurgischen Werks ist unter der Presse.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Juli, oder Nr. 182—212, mit 2 Beilagen: Nr. 8 u. 9, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVII—XIX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Universitäten und Hochschulen

in

auf Intelligenz sich gründenden Staate.

Eine wissenschaftliche Abhandlung von G. Osw. Marbach, akad. Dr. in Leipzig. Gr. 8. 1834. Geh. 12 Gr.

ist soeben bei Hinrichs in Leipzig erschienen und zu finden in allen Buchhandlungen.

Anzeige

für Naturforscher, Bibliotheken, Antiquare ꝛc.

Folgende gut conditionirte, meist ganz neue Prachtwerke, sind um beigesetzte verminderte Preise gegen Baarzahlung zu verkaufen.

1) Guérin Iconographie du regne animal de Mr. Cuvier. Livr. 1—34, jede 10 ill. K. 8. à 5 Thlr. netto. 170 Thlr. 113 Thlr. 8 Gr.
2) Ehrenberg Symbolae physicae. Berol. 1830. 7 fasc. jed. m. 10 ill. K. Roy. Fol. à 11 Thlr. 12 Gr. 80 Thlr. 12 Gr. 53 Thlr. 8 Gr.
3) Roux Crustacés de la Mediterranée. Paris 1828. Livr. 1—9, jede mit 5 ill. Lithogr. (vom Verf. sehr gut), in 4. à 2 Thlr. 16 Gr. 24 Thlr. 16 Thlr.
4) Temminck Monographie de Mammalogie I (mehr erschien nicht). Gr. 4. Paris 1825. Mit 25 Fol. K. 15 Thlr. 10 Thlr.
5) Boisduval Lepidoptères d'Amerique. Livr. 1—8. M. ill. K. in 8. Paris. 8 Thlr. 5 Thlr. 8 Gr.
6) Meckel vergleichende Anatomie. 1—6 Bd. Halle. 8. (So weit erschienen) 16 Thlr. 16 Gr. 10 Thlr.
7) Eschscholtz zool. Atlas. 5 Hefte complet m. ill. K. à 2 Thlr. 12 Gr. 12 Thlr. 12 Gr. 8 Thlr. 8 Gr.
8) Montagu Ornithological Dictionary 2 ed., by Rennie. London 1831. Gr. 8. Mit sehr schönen Holzschnitten. 7 Thlr. 10 Gr. 5 Thlr.
9) D'Alton die Skelette der Vierhänder. M. K. Fol. Die Skelette der Straussvögel. 15 Thlr. 10 Thlr.
10) Gravenhorst Ichneumonologia. Vratislav. 1829. 8. 3 vol. 15 Thlr. 10 Thlr.
11) Wagler Icones Amphibiorum. 3 fasc. Tab. 1833. Fol. 11 Thlr. 12 Gr. 7 Thlr. 16 Gr.
12) Geoffroy Cours de l'histoire naturelle des mammifères. Paris 1829. 8. M. K. 3 Thlr. 2 Thlr.

Digitized by Google

13) Wood Index entomologicus or a complete illustrated Catalogue of the Lepidopt. Insects of Great Britain. Nr. 1—3. Roy. 8. Jed. m. 3 ill. Tafeln (jed. zu 36 Fig. u. Text.). Cinzig in seiner Art, auch wegen der Ausführung. 11 Thlr. 8 Gr. 7 Thlr. 12 Gr.

14) Carus Lehrbuch der Zootomie. M. 20 Kpf. Lpzg. 1818. 12. 6 Thlr. 16 Gr. 3 Thlr. 8 Gr.

15) Lesson manuel de Mammalogie. Paris 1827. 12. 2 Thlr. 8 Gr. 1 Thlr.

16) Blumenbach Handbuch der vergleich. Anatomie. 5te Auflage. 1824. 8. (Zahlt K. 1 u. 4.) 2 Thlr. 8 Gr. 1 Thlr.

17) Cuvier et Valenciennes Histoire naturelle des Poissons. Paris. 8. Tom. I—IX. M. ill. K. 67 Thlr. 12 Gr. 45 Thlr.

18) Nordmanns micrographische Beiträge. Berlin 1833. 4. M. ill. K. 6 Thlr. 4 Thlr.

19) Ehrenberg Organisation etc. der Infusionsthierchen. I. u. II. Beitrag. Berlin 1830. 32. Fol. M. ill. K. 7 Thlr. 4 Thlr. 16 Gr.

20) Kuhl Beiträge zur Zoologie. Fr. a. M. 4. 4 Thlr. 12 Gr. 3 Thlr.

Man wende sich in portofreien Briefen an Dr. Thon Privatdocenten in Jena.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Helene.

Ein Roman

von

Marie Edgeworth.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

5 Bände. 8. Geh. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Der Verlagshandlung gereicht es zur besondern Genugthuung, ihren Ausgaben vorzüglicher Romane dieses ausgezeichnete Werk der berühmten englischen Schriftstellerin hinzu fügen zu können. Gebildete Mütter werden dieses, durch seinen Inhalt ebenso anziehende als lehrreiche Buch gerne ihren erwachsenen, wie ihren heranblühenden Töchtern zum werthvollen Geschenk bestimmen.

„Aus diesem Spiegel strahlt der Wahrheit Licht.“

In unterzeichneter Verlagshandlung ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Hand- und Hülfsbuch

für

den kleinen Gutsbesitzer und Landmann

von

J. G. Elsner.

Preis 2 Fl. 30 Kr.

Inhalt: I. Vorbereitung des Landwirths zu seinem Berufe. — Theorie und Praxis. — Wie man sich Theorie erwirbt. — Mißgriffe der Theoretiker. — Wozu Theorie dienen soll. — Was von beiden (Theorie und Praxis) das Beste? — Praxis insbesondere. — Welche Lehrzeit die beste sei für den Landwirth zur Vorbereitung zu seinem Fache. — II. Erwerb des Grundeigenthums. — Wie man dazu gelangt. — Lehren und Vorsichtsmaßregeln. — Wie der Werth des Landguts zu beurtheilen. — Er ist absolut und relativ. — Worin der absolute und relative Werth bestehe. — Seine Gebäude hat Jeder vor dem Ankauf zu prüfen. — III. Einrichtung des Landguts. a) Gebäude, Vieh- und Wirthschaftsgeräthe. — Die Wirthschaftsgebäude. — Der Hofraum. — Nöthiges Wasser — Viehstämme. — Arbeitsvieh. — Rindvieh. — Pferde. — Schafe. — Schweine. — Acker-, Fahr- und andere Geräthe. b) Einrichtung der Aecker und Wiesen. — Futterbau. — Die Wiesen. — Das Schröpfen der Wiesen. — Die Wässerungen. — Die Düngung der Wiesen. — Einrichtung der Aecker. — Futterbau auf den Aeckern. — Getreidebau. — Feste Systeme. — Freie Wirthschaft. — IV. Betrieb der Oekonomie. Kultur der Aecker im Allgemeinen. — Gute Zugthiere. — Gute Ackerwerkzeuge. — Der Pflug. — Die Egge. — Die Dienstboten. 1) Der Ackerbau insbesondere: 1. Der Grund und Boden. — 2. Die Bearbeitung des Ackers. — 3. Die Bereicherung des Bodens. — 4. Die Besamung des Ackers oder der Anbau. — Allgemeiner Begriff hievon: a) Das Getreide. b) Die Blattfrüchte. c) Die bedeckten Früchte. d) Die Handelsgewächse. e) Die Futterkräuter. — 5. Abernten der Früchte. — Das Getreide. — Der Hülsenfrüchte. — Der Knollengewächse. — Der Handelsgewächse. — Der Futterkräuter. — Von Feimen. — 2) Der Wiesenbau: Einleitung. — Die künstlichen Wiesen. — Die natürlichen und deren Kultur. — Abernten derselben. — 3) Von den Hutweiden. — 4) Von der Viehzucht: Das Arbeitsvieh. — Das Nutzvieh. — V. Das Hauswesen: Einleitung. a) Von den häuslichen Geschäften. — Das Dreschen. — Die Arbeiten auf dem Speicher. — Die Beschäftigungen im Stalle und Keller. — Aufsicht bei der Schafschur. — Instandhaltung der Gebäude. — b) Vom Kauf und Verkauf der Producte. Einleitung. — Verkauf. — Einkauf. — c) Das Rechnungswesen. — Im Allgemeinen. — Die Geldrechnung. — Die Naturalrechnung. — Der jährliche Entwurf (das Project). — Der jährliche Hauptabschluß. — VI. Guter Rath für den Landwirth in einigen besondern Fällen. — Bei gegenwärtiger drückender Conjunctur. — Versicherung gegen Feuer, Hagel und Wasser. — Der Landwirth muß mit der Zeit fortgehen. — Er soll nicht ohne Prüfung plötzlich von Einem zum Andern übergehen. — Separation der Grundstücke. — Rath beim Einkauf des Guts.

Die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit dieses für den Landmann unentbehrlichen Werkes geht aus dem angeführten Inhalt schon so deutlich hervor, daß wir uns jeder weitern Empfehlung enthalten.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen und Phantasiestücke.

Von E. Duller. 2 Theile. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Die Feuertaufe.

Eine Erzählung von E. Duller. 2 Theile. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Der geistreiche Verfasser zeigt in diesem seinem neuesten Werken den freundlichen Lesern eine Fülle der buntesten Aus- und Ansichten. Ein frischer Hauch des Lebens und der Phantasie belebt seine Erzählungen und Phantasiestücke. Der Leser findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtstück à la Höllenbreughel. In der „Feuertaufe“ führt der Verfasser seine Leser in die Zeiten des furchtbarsten Aberglaubens, in das Gebirt der Hexenprozesse, zugleich aber läßt er den ersten Vertheidiger der Vernunft und Menschenwürde gegen dies Unwesen, den edeln Jesuiten Friedrich Spee auftreten, einen wahren Schutzgeist seines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchsten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns diese beiden äußerst interessanten Schriften allen Freunden einer geistreichen Unterhaltungslectüre zu empfehlen.

Der Diplomat.

Von L. Storch. Novelle. 1 Thlr. 18 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Erzählungen

Von L. Storch. 4 Theile. 5 Thlr. 8 Gr., oder 9 Fl.

Die Lesewelt erhält in dieser Novelle und den Erzählungen des allgemein beliebten Verfassers eine reiche Galerie von Darstellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, sowie durch ihre gelungene Form und treffliche Behandlung gewiß das Interesse zu fesseln vermögen. Der Verfasser hat es in diesen kleinern Novellen, wie in seinen größern Romanen, verstanden, den Leser geistreich zu unterhalten; und wir hoffen, das Niemand unbefriedigt diese Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen sich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein sicherer Takt, die Spannung vom Anfang bis zum Ende rege zu erhalten, sowie überhaupt alle wackern Eigenschaften, wodurch sich der Verfasser die Gunst des Publicums erworben, aufs Neue vortheilhaft dargethan finden.

Galerie zu Byron's Werken.

Erste Lieferung in 11 Blättern. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Diese Galerie ist besonders auch zur Ausschmückung der deutschen Ausgabe von Byron's Werken geeignet, weshalb denn auch hauptsächlich der Preis so außerordentlich billig gestellt wurde. Die meisten der Stahlstiche gehören zu den ausgezeichnetsten und vorzüglichsten Kunsterzeugnissen, weshalb sie auch mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Eine nähere Ansicht wird das Gesagte bestätigen.

Byron's sämmtliche Werke,

herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtei. Geh. Auf geglättetem Velinp. 8 Thlr. 12 Gr., oder 14 Fl. Auf weißem Druckpap. 6 Thlr. 18 Gr., oder 11 Fl.

Soeben ist in der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Halling, Dr. K., Geschichte der Deutschen. 1ster Band. Geschichte der Skythen 1ste u. 2te Abthl. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Kayser, Ed., Beschreibung der Mineraliensammlung des Herrn Medicinalrath Bergemann zu Berlin. 1ste u. 2te Abtheil. Mit 3 Kpfrn. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Kayser, Dr. Ed., de Cyclo quodam legum duodecim, secundum quas crystalli generum Feldspathi familiae singulariorum gemitatim coniunctae inveniuntur. Dissert. inaug. Acced. tabulae aneae. 8 maj. Brosch. 6 Gr. (7½ Sgr.)

Lhardy, Dr. H., de Demade oratore Athenienci. 8 maj. 12 Gr. (15 Sgr.)

Schramm, C. L., Handbuch der Geographie des preuß. Staats, ein Leitfaden für Divisionsschulen und zur Selbstbelehrung für diejenigen, welche sich zum Officiereramen vorbereiten wollen. 12. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Schulze, Dr. K., Englische Sprachlehre, enthaltend das vollständigste Lehrgebäude einer richtigen Aussprache mit kritischer Hinsicht auf die besten engl. Sprachforscher als: Murray, Walker, Mavor, Perry u. A. 2te verb. Aufl. Gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Tausk, Aug., Vollständige Anweisung zum Zuschneiden und Anfertigen aller Art von Damenkleidung nach dem Maße. Für den Selbstunterricht nach einer neuen und leichtfaßlichen Methode entworfen, und durch viele Figurentafeln anschaulich dargestellt. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Wohlers, Chr. Fr., Grundriß eines stufenweise zu erweiternden Unterrichts in der Erdbeschreibung, vorzüglich für die Elementarclassen in den königl. preuß. Cadetteninstituten. 3te Aufl. 8. Geh. 6 Gr. (7½ Sgr.)

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Der Feldzug 1811 zwischen Rußland und der Pforte an der untern Donau, bis zum Friedensschlusse vom 28sten Mai 1812. Nach russischen Quellen. Mit dem Plane der Stellungen bei Rustschuck. — II. Geschichte des k. k. fünften Husarenregiments König von Sardinien. (Schluß.) — III. Militairverfassung des deutschen Bundes. — IV. Literatur: Reigersteins Geschichte der militairischen Ereignisse in Belgien in den Jahren 1830—32. — V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 von 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1816—33 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 19ten Juli 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In Berlin bei Herbig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu bekommen:

Achte berichtigte, verbesserte und vermehrte Auflage
von

Reichard's Passagier auf der Reise

in Deutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Paris und Petersburg. Mit besonderer Berücksichtigung der Badeorte, der Reise nach dem Harz und Riesengebirge, der Donau- und Rheinfahrt.

Ein Reisehandbuch für Jedermann.

1834. 708 S. 8. Auf feinstem Pat.-Velinp. mit einer neuen und sauber ill. Postkarte; geb. und in Futteral 3 Thlr. 8 Gr. Mit einer Beilage, bestehend aus 4 sehr sauber in Kupfer gest. Kärtchen,

3 Thlr. 12 Gr.

Nach Verlauf von drittehalb Jahren ist wieder eine neue Auflage dieses Reisehandbuches nöthig geworden, unstreitig der beste Beweis für dessen Brauchbarkeit. Es ist als der am zweckmässigsten geordnete und sicherste Führer auf Reisen anerkannt, und in dieser achten Auflage unter der Mitwirkung Mehrerer berichtigt und verbessert und um 90 Routen vermehrt worden.

Eisenbahnen aber keine Dampfwagen.

Vielleicht ein Wort zu seiner Zeit. Mit 1 Kpfrt. 10 Gr.

Collisionsanzeige.

Von dem soeben in London erschienenen Werke:

Belgium and Western Germany in 1833, by Mrs. Trollope. 2 vols.

ist eine deutsche Uebersetzung von Louis Lax bei mir unter der Presse und wird nächstens ausgegeben.

Aachen, den 26ten Juli 1834.

J. A. Mayer.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),

Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.

Hoffmann von Fallersleben,

Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versendet:

Die achte Lieferung der Allgemeinen deutschen Realencyklopädie, Conversations-Lexikon in der achten Originalauflage,

durch welche der 4te Band dieses Werks, die Buchstaben F und G umfassend und 66 Bogen stark, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conv.-Lexikons besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Es bedarf wol nur dieser einfachen Andeutung, um darauf hinzuweisen, wie sehr sich das in meinem Verlage erschienene Conversations-Lexikon vor so vielen unter gleichem und ähnlichem Titel herausgekommenen encyklopädischen Werken auch durch seine Wohlfeilheit auszeichnet, während zugleich die stete Theilnahme des Publicums bewiesen hat, daß die fortwährenden Bemühungen dem Werke durch die Gediegenheit seines Inhalts einen unbestrittenen Vorzug vor ähnlichen Unternehmungen zu sichern, den günstigsten Erfolg gehabt haben.

Leipzig, 15. August 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Im Verlag von H. Schmidt und v. Cossel's Rathsbuchhandlung in Wismar ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meyer, H., Dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 1stes Bdchn. Eleg. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Dasselbe enthält vier aus dem Französischen und Italienischen übertragene Lustspiele, die bei dem Mangel deutscher Originallustspiele den Theaterdirectionen ebenso sehr als dem Publicum willkommen sein werden. — Es war daher auch wohl vorauszusehen, daß bereits einige Stücke wiederholt mit Beifall gegeben wurden.

Meinhold, A., Doctamedikus — Gedichte in plattdeutscher Mundart. 1stes Heft. Geh. 9 Gr.

Sengebusch, Dr., Herz und Welt. 2 Lieferungen. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

„Finsterer Ernst und trauriges Entsagen sind aus dem heitern Dienste der Tempel verbannt, in denen hier geopfert ward."

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Sechsundsechzigster Band. 1834, oder April, Mai, Juni.

Inhalt des sechsundsechzigsten Bandes.

Art. I. Voyage de l'Arabie pétrée, par Léon de Laborde et Linant, publié par Léon de Laborde. Paris 1830.

II. *Memoirs of Doctor Burney*, by his Daughter *Madame d'Arblay*. London 1832.

III. *Le Romancero françois*. Histoire de quelques anciens Trouvères, et choix de leurs chansons. Le tout nouvellement recueilli par M. *Paulin Paris*. Paris 1833.

IV. Mithriaca ou les Mithriaques. Mémoire sur le culte de Mithra, son origine, sa nature et ses mystères, envoyé au concours de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres de Paris en 1825 par le Chev. *Joseph de Hammer*, publié par J. Spencer Smith etc. Paris 1833.

V. Handbuch der Geschichte der Literatur. Von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Drei Theile. Leipzig 1833.

VI. 1) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. — Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, nach Originalquellen des königl. Archives zu Hannover; von Friedrich Graf von der Decken. Zweiter Theil. Hanover 1834.

2) Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner. — Von F. von der Decken. Hanover 1832.

VII. *Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque Etrusque et Romaine*, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*. Première Partie. Cycle Heroïque 1833.

Inhalt des Anzeigeblattes.

Ueber Marokos militairische Verhältnisse. Vom Herrn Hofrathe von Pflügl.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Literarischer Artikel, aus Nr. 79 der osmanischen Staatszeitung vom 10ten März 1834.

Ueber Einheit und Würde der Gesellschaft.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Sikler, Dr. *F. K. L.*, *Handbuch der alten Geographie* für Gymnasien und zum Selbstunterricht, mit steter Rücksicht auf die numismatische Geographie, sowie auch auf die neuesten bessern Hülfsmittel bearbeitet und mit Hülfe eines genauen Index als ein ausführliches geographisches Wörterbuch zum Nachschlagen eingerichtet. 2te sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 2 Theile nebst 5 lithograph. Karten. Kassel, 1832. 6 Thlr.

Die Vorzüge der zweiten Auflage dieses, schon früher in den vorzüglichsten kritischen Zeitschriften von berühmten Alterthumsforschern und kritischen Pflegern der alten Geographie empfohlnen und von dem übrigen gelehrten Publicum beifällig aufgenommenen Werkes, vor der ersten vom Jahr 1824, bestehen: 1) in einer durchgängigen Berichtigung der frühern, nunmehr gänzlich vergriffenen Ausgabe, besonders in Hinsicht auf die Bestimmung der alten geographischen Namen durch die, neben denselben erfolgte Angabe der neuern geographischen Benennungen, mit Berücksichtigung der neuesten Aufklärungen und der ausgezeichneten tauglichen Arbeiten über die alte classische Geographie; 2) in einer fast mehr als doppelten Erweiterung und Bereicherung des Inhalts, was sowol durch ein vollständiges Alphabet über die frühere Bogenzahl, als auch durch einen sehr compressen Druck, bei möglichster Sparung des Raumes, mit Eleganz bewerkstelligt ward; 3) in einem ausführlichen Index oder Namensregister, das der Herr Verfasser besonders dadurch sehr nutzbar gemacht hat, dass von ihm die richtige Aussprache eines jeden geographischen Namens, deren sichere Angabe man in allen bisher erschienenen grössern geographischen Werken noch gänzlich vermisste, durch die Ton- oder Längenzeichen über die Sylben genau bestimmt, und hiermit einem wesentlichen, wohl allgemein gefühlten Bedürfnisse, dessen Beseitigung bedeutenden Schwierigkeiten unterlag, nunmehr abgeholfen worden ist. Dieser Index umfasst nicht weniger als *zwölftausend und mehrere hundert Namen* der alten classischen Geographie, wonach der Reichthum des vorliegenden Handbuchs, die darauf verwendete Mühe, desselben Nutzen und Werth für den Lehrer, Pfleger und Freund der gesammten Alterthumswissenschaft wohl zu bemessen sein dürfte, vorzüglich da es hierdurch zugleich als ein geographisches Wörterbuch eingerichtet ward, und somit den Vortheil einer im gehörigen Zusammenhange gewonnenen vollständigen Belehrung über jeden einzelnen nachgeschlagenen Gegenstand gewährt, einen Vortheil, der durch die bisher gelieferten geographischen Wörterbücher, dem jetzigen Stand und Studium dieser Wissenschaft gemäss, nicht gewährt worden ist, noch auch gewährt werden konnte.

J. J. Bohné's Buchhandlung in Kassel.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Abbildungen und Beschreibung aller bis jetzt bekannten GETREIDEARTEN

mit Angabe ihrer Kultur und Nutzen, in acht Heften.

Zur Förderung der wissenschaftlichen Kenntniß, Gleichförmigkeit des Systems und der Benennungen dieser ersten ökonomischen Gewächse unternommen von Johann Wilhelm Krause, Prediger zu Taupadel, Rodigast und Jenalöbnitz, im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, und die Originalzeichnungen nach der Natur gefertigt von Dr. Ernst Schenk, akademischem Zeichenmeister in Jena. Zweites Heft, enthaltend die Familie: Triticum turgidum. Zehn Arten auf sechs colorirten Kupfertafeln, in gr. Folio. Preis 2 Thlr.

Der Hauptzweck dieses deutschen Pracht- und Originalwerks ist die noch sehr mangelhafte Kenntniß aller Getreidearten auf einem leichten und sichern Wege allgemeiner zu machen und alle Irrungen und Widersprüche darin endlich einmal zu beseitigen. Es enthält sonach getreue Abbildungen aller bekannten Hauptformen und Hauptvarietäten aller Getreidearten, — naturgemäße Benennung derselben unter Hinzufügung der Provinzialnamen in deutscher, französischer, englischer und lateinischer Sprache — botanische Beschreibung aller Theile derselben — Bemerkung über Anbau, Qualität und Benutzung derselben.

Dem zu 8 Heften berechneten Werke soll ein Commentar: Anweisung zur Kenntniß und Benutzung der sämmtlichen Getreidearten enthaltend, folgen.

Den Grund des Vorauserscheinens des 2ten Hefts findet man in der Vorrede.

Das Werk erscheint auf feinem Velin in gr. Folio und die fein in Kupfer gestochenen Blätter sind prachtvoll colorirt.

Aus der Beschreibung des Innern und Aeußern des herrlichen Werks, wird man auf dessen wissenschaftlichen sowol, als Kunstwerth schließen können, und gebildete Landwirthe werden sich gewiß geneigt fühlen, sich dasselbe in der nächsten Buchhand-

lung vorlegen zu lassen, um sich von dessen großer Nützlichkeit zu überzeugen. Den Bibliotheken naturforschender und ökon. Gesellschaften ist der Ankauf unerläßlich.

Praktische Zeichnungen von Meubles

im neuesten und geläutertsten Geschmacke mit beigefügtem Massstab für Architekten, Tischler, Vergolder, Bildhauer und überhaupt für alle sich diesem Fache widmenden Künstler; mit besonderer Rücksicht auf leichte Ausführbarkeit, auch als Vorlegeblätter für Sonntags- und Industrieschulen anwendbar. Elftes Zimmer. (Vollständiges Ameublement.) Von F. W. Merker. Mit 6 Tafeln in 4. 26 Gegenstände enthaltend. Preis 8 Gr.

Die Mappe des Bautischlers

oder Ideen zu Thorwegen, Hausthüren, Doppelthüren, Vorsetzern, Stubenthüren, Gewölbthüren, Glasthüren, Bogen- und andern Fenstern, mit ihrem vergrössert dargestellten Grund- und Profilriss und dem beigefügten Massstabe; mit besonderer Rücksicht auf leichte Ausführbarkeit, auch als Vorlegeblätter anwendbar. Von F. W. Mercker. Viertes Heft. Mit 6 Tafeln in 4. Preis 8 Gr.

Obige beiden, den Gewerbetreibenden nützlichen Werke, sind bereits zu vortheilhaft bekannt, um noch einer besondern Empfehlung zu bedürfen; sie paaren Neuheit der Ideen mit einem guten Geschmack.

Ideen-Magazin

für Architekten, Künstler und Handwerker, die mit der Baukunst und ihren Einzelheiten zu thun haben, als Maurer, Zimmerleute etc., wie auch für Bauherrn und Gartenbesitzer, eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen zu Gebäuden aller Art und Bestimmung, mit ihren Theilen und Grundrissen, als: zu Stadt-, Land-, Gewächs- und Badehäusern, Tempeln, Capellen, Cabinetten, Balcons, Balustraden etc. Herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann. Neue vermehrte Auflage. 1ster Band. 10tes Heft, zu sechs Blättern in gr. 4. Preis 8 Gr.

Dieses schöne Werk, welches in fein ausgeführten Kupferplatten besteht, gewinnt sich immer mehr Freunde. Wohl schwerlich ist zu so wohlfeilen Preise ein so schönes Werk jemals geboten worden.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu haben:

Begleiter zu den landschaftlichen Fresken unter den Arkaden des Hofgartens in München, welche auf Befehl Sr Maj. des Königs Ludwig von Baiern von K. Rottmann im Jahre 1830 begonnen und im Jahre 1834 vollendet wurden. Von G. H. 8. Brosch. 30 Kr.

Freskogemälde, Die, unter den Arkaden des königl. Hofgartens zu München. Enthält: I. die historischen Fresken, II. die landschaftlichen Fresken. Mit dem Portrait Sr. Maj. des Königs. 8. Eleg. cartonnirt. 2 Fl.

Jedem Beschauer dieser schönen Bilder werden diese Werkchen um so willkommener sein, da sie geschichtlich, statistisch und topographisch dieselben erklären.

Göthe's Kunst und Alterthum

zu einem sehr ermäßigten Preise.

Um den Verehrern Göthe's und den zahlreichen Freunden des Studiums der Kunst und des Alterthums eine ebenso angenehme als interessante Lectüre zu einem äußerst niedrigen Preis zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, das in unserm Verlag erschienene Werk:

Göthe, Ueber Kunst und Alterthum. 8. Brosch. 6 Bände in 18 Heften mit Kupfern,

auf unbestimmte Zeit für 12 Fl., oder 7 Thlr. Sächs., abzulassen. Der bisherige Ladenpreis war 44 Fl. 12 Kr., oder 24 Thlr. 20 Gr. Bestellungen hierauf werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen, indem wir dieselben durch den im Buchhandel üblichen Rabatt in den Stand setzen, obiges Werk zu dem bemerkten Preis abzugeben. Von uns wird dasselbe nur auf buchhändlerischem Wege versandt, da wir kein Detailgeschäft haben.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift für die historische Theologie, in Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. *Chr. Fr. Illgen.* Gr. 8. Bd. IV Stück 2. 1 Thlr. 12 Gr.

Die frühern Stücke, von denen immer 2 einen Band bilden, haben alle denselben Preis. Das erste erschien im März 1832.

Soeben ist bei uns erschienen:

Helwing, Dr. E. (Professor an der Universität zu Berlin), Geschichte des preußischen Staats. Ersten Bandes 2te Abtheil. 2te Liefer. (Geschichte des brandenburgischen Staats vom Aussterben der ballenstädt. Dynastie bis zum Anfange des 30jährigen Krieges.) Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieser 2te Theil, bei dessen Ausarbeitung der Verfasser durch Mittheilung sehr wichtiger Papiere von Seiten mehrerer hoher Staatsbeamten, namentlich Sr. Excellenz, des Hrn. Justizministers von Kamptz, gütigst unterstützt wurde, enthält außer den Regierungsgeschichten der während des angegebenen Zeitraums lebenden Kurfürsten, zwei besondere ausführliche Capitel über die Bildung und Erweiterung des Territoriums, einen großen Abschnitt über die Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg und eine, zwölf Bogen füllende Abhandlung über Verfassung und Verwaltung. Da hiermit der erste, in 2 Theile geschiedene, Band gänzlich vollendet ist, so wird jetzt das Publicum im Stande sein, bei Vergleichung mit allen frühern allgemeinern Bearbeitungen der Gesch. des preuß. Staats, über denselben ein bestimmtes Urtheil zu fällen.

Lemgo, im Juli 1834.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind im Jahre 1834 folgende neue Werke erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. F. Bonorden, Die Syphilis, pathologisch-diagnostisch und therapeutisch dargestellt. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Fr. Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 19ter Bd. (Historisches Taschenbuch 16ter Jahrgang. 1ste Abth.) Begebenheiten des Jahres 1830 12. Brosch. 2 Thlr.

Fernando Cortes, Generalcapitains von Neuspanien, drei Berichte an Kaiser Karl V., a. d. Spanischen übersetzt, mit

einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von K. W. Koppe; mit einer Karte und einem Fragment des in Hieroglyphen abgefaßten altmexikanischen Tributregisters. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr.

J. F. Dieffenbach, Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. 3te, 4te Abth. mit 4 lithogr. Taf. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

J. B. Friedreich, Systematische Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Psychologie. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

J. F. C. Hecker, Der englische Schweiss, ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Homiliarium patristicum, coll. annot. crit. exeget. et histor. instr., et H. F. Rheinwald & C. Vogt, Vol 1 fasc. 4 et ult. 8. maj. 15 Gr.

Fr. Klug, Jahrbücher der Insektenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlungen des königl. Museums in Berlin. 1ster Theil. Mit 2 illum. Kupfern. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 6 Gr.

Ph. A Pieper, Das wechselnde Farbenverhältniss der verschiedenen Lebensperioden des Blattes, nach seinen Erscheinungen und Ursachen; mit 4 lithogr. Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr.

Joh. Nep. Rust, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde, 1ster Bd. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

— Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschluss der syphilit. und Augenkrankheiten, in alphab. Ordnung. 10ter bis 13ter Band, Ini—P. Gr. 8. Prän.-Preis eines Bandes 3 Thlr.

Der 15te Band wird das Werk schliessen.

Tacitus, Sämmtliche Werke, übers. von Wilh. Böttticher, 3ter Bd. Historien 1stes—3tes Buch. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

— — 4ter Bd. die beiden letzten Bücher der Historien und die kleinern Schriften. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Complet in 4 Bänden 6 Thlr. 12 Gr.

Zeitschriften:

Fr. Buchholz, Neue Monatschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. 14ter Jahrg. 1834. 12 Hefte. Gr. 8. 8 Thlr.

J. F. C. Hecker, Wissenschaftliche Annalen der gesammten Heilkunde. 10ter Jahrgang. 1834. 12 Hefte. Gr. 8. 8 Thlr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 3ter Jahrgang. 1834. Fol. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

SILVIO PELLICO.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau erscheint eine vollständige und höchst elegante Ausgabe von

Silvio Pellico's sämmtlichen Werken in Einem Bande.

Uebersetzt von Dr. A. L. Kannegiesser und Hier. Müller.

Subscr.-Preis: 2 Thlr. 16 Gr. = 4 Gulden Conv. = 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sauber cartonnirt und mit Pellico's Portrait in Stahl gestochen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Monarchie nehmen Subscription darauf an, und haben ausführliche Anzeigen davon vorräthig.

Soeben hat unter dem Titel:

Olla Potrida von F. Seybold

die 2te Auflage der so berühmt gewordenen

„Erinnerungen aus Paris v. 1831 von einem Süddeutschen"

die Presse verlassen. Der Verfasser war genöthigt, aus dieser 2ten Auflage alle diejenigen Stellen, welche durch gerichtliches Erkenntniß für gesetzwidrig erachtet wurden, hinwegzulassen; hat aber dem Publicum dadurch einen reichlichen Ersatz gegeben, daß er dem gegenwärtigen Werkchen:

„seine Vertheidigungsschrift, interessant durch die Vergleichungen der verpönten Stellen seiner Schrift mit Stellen aus den Schriften Börne's, Pfizer's und Hundt-Radowsky's; sodann

„eine sehr gelungene Uebersetzung des famösen Preßprocesses der (pariser) Tribune mit der Deputirtenkammer, und endlich die längst mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, bisher jedoch nur im Auszuge bekannt gewesenen, nun aber vollständig gegebenen

Reminiscenzen eines würtembergischen Constituirenden"

beigefügt hat.

Der allbekannte Name F. Seybold's überhebt uns aller Anpreisungen des angekündigten Werkchens, und wir bemerken daher nur noch, daß dasselbe zu dem Preise von 2 Fl. durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten ist.

W. Willmann.
(Herder'sche Buchhandlung.)

Anzeige.

Von dem

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter

ist soeben der fünfte Band (1828 bis 1830 Juni) erschienen, und in allen Buchhandlungen für 2 Thaler zu haben. — Bd. 1—4 kosten 8 Thlr.

Duncker und Humblot in Berlin.

Uebersetzungsanzeige.

Von den in London herausgekommenen:

Traditions of Portugal; by Miss Pardoe. 2 Vol.

erscheint ehestens eine gute Uebersetzung im Verlage der

Gebr. Schumann in Zwickau.

Collisionsanzeige.

Von dem vor kurzem in London erschienenen Roman:

Allan Breck, by the Author of „The Subaltern". 3 vols.

wird nächstens eine deutsche Uebersetzung, von einem anerkannten Sachkenner, bei mir herauskommen.

Aachen, den 28sten Juli 1834.

J. A. Mayer.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Neunundzwanzigstes Heft.

Verstolk van Soelen bis Weber (Michael).

Auf weißem Druckpapier 6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thaddäus Kosciuszko,

nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von

Karl Falkenstein.

Zweite, umgearbeitete, mit dem (schön lithographirten) Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß. Lithogr. von L. Zoellner. Abdrücke auf chines. Papier in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

DAS WEIB

oder:

Thron und Hütte.

Drama in fünf Acten. Nach dem Englischen des James Sheridan Knowles für das deutsche Theater bearbeitet von Wilhelm Gerhard. In gr. 8. Auf Velinp. Brosch. Preis 18 Gr.

Das eminente Talent des englischen Verfassers veranlaßte uns zur Herausgabe dieser Bearbeitung. Die vornehmste kritische Instanz in England, die Literary Gazette, nennt ihn den ersten jetzt lebenden dramatischen Dichter und schreibt ihm ein mächtiges Genie und große innere Selbstständigkeit zu.

In englischer Sprache ließen wir bisher von ihm erscheinen: The Hunchback. Unter der Presse sind: The Wife Virginius etc.

M. H. Rosenmüller's

MITGABE

für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt. Siebente Auflage. Durchgesehen, berichtigt und vermehrt von Chr. Niemeyer, Pfarrer zu Dedeleben bei Halberstadt. 266 Seiten auf Velinp. mit 1 Stahlstich und 2 Holzschnitten in allegor. Umschlag. Preis 16 Gr.

Dieses vortreffliche, vielverbreitete Buch, hat durch die Bearbeitung des bekannten Verfassers des Heldenbuchs, des Buchs für die Jugend ꝛc. an innerm Werth ebenso gewonnen, als es das äußere neue Gewand den geschmackvollsten Erscheinungen des Tages anreihet.

Vr BAND DER BIBLIOTHEK UNTERHALTENDER WISSENSCHAFTEN.

Entdeckungen und Abenteuer in den

POLAR-SEEN

nebst Erläuterungen über Clima, geologische Beschaffenheit und Naturgeschichte dieser Gegenden sowie auch einem ausführlichen Bericht über den Wallfischfang. Von den Professoren Leslie, Jameson und Hugh Murray. 426 Seiten in 8. mit 1 Karte und 15 Abbildungen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Zweck des vorliegenden Werks ist ein vollständiger zusammenhängender Ueberblick sämmtlicher, von den frühsten Zeiten bis auf den heutigen Tag in den Polargegenden unternommenen Reisen, Capt. Ross's Reise mit eingeschlossen, der jedoch später ein eignes Bändchen geweihet werden wird. Die Zusammenstellung ist geistreich und von der angenehmen Seite aufgefaßt.

Zeitschriften auf das Jahr 1834

im Verlage der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Der Tempel, zur Erbauung für alle Christen, von F. Ludw. Würkert. Wöchentlich 2 Nummern, halbjährlich 1 Thlr.

Abendzeitung, nebst literarischem und artistischem Notizenblatt, von Th. Hell und C. A. Böttiger, wöchentlich 9 Nummern, halbjährlich 5 Thlr.

Constitutionelle Staatsbürgerzeitung und Insel Rügen, von F. Philippi. Wöchentlich 5 Nummern, halbjährlich 2 Thlr. 12 Gr.

Landtagblatt. Zu Mittheilung der ständischen Verhandlungen im Königr. Sachsen. Herausgegeben von E. W. Krause. 8te Lieferung. Nr. 306 bis 350, mithin 45 Nummern 1 Thlr. Alle 350 Nummern statt 8 Thlr. 6 Thlr.

Polizeiliche Mittheilungen, zunächst für das Königr. Sachsen. Wöchentlich 2 Nummern, halbjährl. 1 Thlr.

Zeitung der homöopathischen Heilkunst für Aerzte und Nichtärzte, von Dr. G. A. Schweikert. Wöchentlich 2 Nummern, halbjährl. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Allöopathie. Beleuchtet von den homöopathischen Aerzten Dr. Trinks und Dr. Helbig. Wöchentlich 1 Nummer. 24 Nummern 1 Thlr.

Allgemeines Volksblatt, zunächst für Sachsen, zur Belehrung für den Bürger und Landmann, von Dr. Schweitzer und H. Schubarth. Wöchentlich 1 Bogen, halbjährl. 20 Gr.

☞ Für Freunde interessanter Unterhaltungsliteratur.

Von der in unterzeichneter Verlagshandlung erscheinenden Sammlung historisch-romantischer Erzählungen und Geschichten von F. W. Lips

hat vor Kurzem der dritte Band die Presse verlassen, und wurde an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt. Dieser dritte Band enthält die sehr interessante Erzählung:

Gui de Saint Flour.

Eine Novelle aus den Zeiten des französischen Hugenottenkrieges.

8. Brosch. 264 Seiten. 1 Thlr. 16 Gr., od. 2 Fl. 48 Kr.

Haben schon die beiden ersten Bände dieser Sammlung des geschätzten, lange Zeit unbekannt gebliebenen Herrn Verfassers, dessen Name nunmehr in der Reihe der neuern deutschen Novellisten eine ehrenvolle Stelle einnimmt, bei den Freunden anziehender Unterhaltungslecture einer sehr günstigen Aufnahme sich zu erfreuen gehabt, so wird der Inhalt der in dem vorstehenden dritten Bande enthaltenen größern Novelle: „Gui de Saint Flour" gewiß dazu beitragen, das Interesse der Leser in erhöhtem Grade für diese Novellensammlung zu erwecken und zu begründen. Die Erzählungsweise des Hrn. Verfassers, Geist und Gemüth gleich ansprechend, und stets die reine Moral im Auge behaltend, gewinnt ihm von Tag zu Tag mehr Freunde.

Von den beiden ersten Bänden, sowie von dem soeben erschienenen dritten Theile, sind durch alle Buchhandlungen Exemplare zu beziehen.

☞ Leihbibliotheken und Lesezirkel, sowie alle Freunde der belletristischen Literatur, mache ich auf diese anziehende Novellensammlung besonders aufmerksam.

Frankfurt a. M., im Juli 1834.

J. D. Sauerländer.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von M. DuMont-Schauberg in Köln sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu haben:

Ahn, Dr. F., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. 8. Geh. 6 Gr. — 27 Kr. Rhein.

Bleibtreu, L., Denkwürdigkeiten aus den Kriegsbegebenheiten bei Neuwied von 1792—97, im übersichtlichen Zusammenhange mit gleichzeitigen Kriegsereignissen in den Rhein- und Niederlanden ꝛc. ꝛc. nebst Beilagen. Zum Besten der Armen Neuwieds herausgegeben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Hagen, des Meisters Godefrit, Reimchronik der Stadt Köln aus dem dreizehnten Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handschrift zum ersten Male vollständig herausgegeben von E. von Groote. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Hoegg, Fr. X., Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Deutsche, in methodischer Stufenfolge. 1ster Theil. Für die Sexta eines Gymnasiums. Zweite, verbesserte Auflage. 8. 10 Gr. — 45 Kr. Rhein.

Jahrbücher der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in beiden Welten. Aus dem Französischen übersetzt von Mehrern und zum Besten der Missionen herausgegeben von Dr. J. J. Ritter in Breslau. Jahrgang 1834. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

Moore, Thomas, Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion. Mit Noten und Erläuterungen. Aus dem Englischen. Dritte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Neumann, P., 28 Bilder, zur Erleichterung des ersten Lesenunterrichts aufgestellt. Qu. 4. Cart. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 20 Kr. Rhein.

Pabst, Dr. J. H., Ein Wort über die Ekstase. Veranlaßt durch die Schrift: „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen des gottseligen A. K. Emmerich. Sulzbach, 1833", und eine über dieselbe ergangene Recension. Gr. 8. Geh. 4 Gr. — 18 Kr. Rhein.

In der Buchhandlung von Karl Curths in Berlin ist soeben erschienen:

Berlin wie es ist und — trinkt von Ad. Brennglas. 5tes Heft; „Berliner Fuhrleute". Mit 1 Titelkupfer. 8. Brosch. Preis 3½ Sgr.

Subscriptionsanzeige.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint im October dieses Jahres die

Zweite Auflage
von
Th. Körner's sämmtlichen Werken
in einem Bande.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von

Karl Streckfuss.

Auf Maschinenvelinpapier mit dem sauber in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters.

Mit königl. würtembergischem Privilegio.

Subscriptionspreis, bis zum Erscheinen des Werks gültig. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein. (Späterer Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr. Rhein.)

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscription auf diese mit der größten Sorgfalt ausgestattete Ausgabe an, und wird durch dieselben in kurzem eine ausführliche Ankündigung, welche zugleich als Druckprobe dienen soll, gratis zu erhalten sein.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Im Verlage der Herder'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle übrigen Buchhandlungen Deutschlands, Leipzig bei K. F. Köhler, zu beziehen:

Allgemeine geschichtliche Betrachtungen über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts zur vernünftig geordneten Freiheit. Als zeitgemäße Einleitung in das Studium der Weltgeschichte für alle Stände. Bearbeitet von Dr. J. A. Kaltschmid. 23 Bogen in 8. Brosch. 2 Fl. 45 Kr.

Der Verfasser dieses Buches, ein Schüler und Verehrer Rotteck's, welchen er, ohne dies verdierstlosen Nachbeter zu werden, mit so viel Glück, als irgend einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen, nicht nur in der Methode der Darstellung, sondern vorzüglich in der Gründlichkeit derselben zu erreichen gestrebt hat, beantwortet mit dem Ernste, den die Würde des Denkers und sein Gegenstand, der unsere heiligsten Interessen berührt, fodern, viele der wichtigsten Fragen, welche sich bei jedem Blick auf den heutigen politisch-gesellschaftlichen Zustand dem aufmerksamen Beobachter aufdringen. Mit Unbefangenheit entwickelt

er, gestützt auf die Ergebnisse der Geschichte, die Idee einer vernünftigen gesetzlichen Freiheit. — Recht, Freiheit, Vaterland — sind die Sterne, von deren Glanz er sich nicht verblenden, wohl aber auf dem noch wenig betretenen und kümmerlich erhellten Pfad, welchen er ging, leuchten ließ.

Für Jeden, der mit seiner Zeit lebt und der den Kampf des bisterischen mit dem vernünftigen Recht, des Lichtes mit der Finsterniß, der Unterdrückung mit der Freiheit seiner Aufmerksamkeit würdig hält, wird das angezeigte Buch das lebhafteste Interesse haben.

Neue schöngeistige Schriften.

Dr. J. Nürnberger, Erzählungen. 2 Theile. 2 Thlr. 4 Gr.

F. Mannstein, der Schwedenkönig Gustav Adolph. Rom. kriegerisches Gemälde in 2 Theilen. 1 Thlr 21 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen im vorigen Jahre:

Des Schmalkaldischen Bundes Untergang und Rächer. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herzog von R..... Mit dessen Bildniß. 2 Theile. 1 Thlr. 21 Gr.

A. v. Tromlitz, sämmtliche Schriften. Taschenausgabe. Zweite Sammlung. 1ster—9ter Band. 3 Thlr. 12 Gr. Prän. Von der ersten Sammlung von 36 Bänden sind noch Exemplare zu 14 Thlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis ist 18 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und an die resp. Subscribenten versandt worden:

Valentini, Fr., gran Dizionario grammatico-pratico italiano-tedesco, tedesco-italiano, composto sui migliori e più recenti vocabolarii delle due lingue, et arricchito di circa 40,000 voci, e termini proprii delle szienze ed arti, e di 60,000 nuovi articoli. Vol. II. Italiano-tedesco. M—Z.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bände ist auf weissem Druckpapier 16 Thlr. 16 Gr.
auf feinem, ganz weissen Velinpap. 21 Thlr. 20 Gr.
auf Rauchschem Patentvelinpap. 24 Thlr. 16 Gr.
und besteht bis zur Beendigung des ganzen Werkes. Jede Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an. Der 4te Bd.; Deutsch-Italienisch M—Z, ist ebenfalls seiner Vollendung nahe

---

Im Verlage von
Georg Friedrich Heyer, Vater,
in Gießen ist eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Schmidt's (Dr. J. E. C.), Handbuch der christlichen Kirchengeschichte 7ter Band, fortgesetzt von Prof. Dr. Rettberg in Göttingen. 39 Bogen in gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl. 3 Kr.

Bis jetzt nur mündliche aber höchst achtbare unparteiische Urtheile von Männern des Faches versichern mich, diese gediegene Arbeit beurkunde aufs Erfreulichste, daß die Fortsetzung und Vollendung des Werks in die rechten Hände gekommen sei. Möge nun das verehrliche Publicum, welches sich bereits im Besitze der ersten 6 Bände befindet, mit Vertrauen diese Fortsetzung sich aneignen, und meinem Muthe, das achtbare Werk nicht unvollendet zu lassen, Anerkennung schenken!

Der Schulwächter, eine Zeitschrift für das Schul- und Erziehungswesen, insbesondere des Großherzogthums Hessen, von J. P. Spieß, 4tes und 5tes Heft, die Nummern 14 bis 39 enthaltend, Subscriptionspreis 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Alle Buchhandlungen und die Postämter besorgen diese Zeitschrift um den angegebenen Preis durch wöchentliche Lieferung, und es ist auch noch ein kleiner Vorrath der Hefte 1, 2 und 3 im Preise von 2 Fl. 24 Kr. zu erhalten.

Wilbrand (Dr. J. B.), Die natürlichen Pflanzenfamilien in ihren gegenseitigen Stellungen etc. Gr. 8. 8 Gr., oder 36 Kr.

Gießen, im Juli 1834.

G. F. Heyer, Vater.

Sonntags-Magazin.

Zweiter Jahrgang. 52 Lieferungen mit 300 Abbild. Preis 2 Thlr. Sächs.

Die vier ersten Nummern des zweiten Jahrgangs werden am 1. Octbr. d. J. in allen Buchhandlungen vorräthig sein.

Dieser zweite Jahrgang wird den ersten sowol an Schönheit der Abbildungen, wie auch an Reichhaltigkeit des Textes weit übertreffen.

Die fünfte Auflage des ersten Jahrgangs ist, mit vielen neuen Abbildungen versehen und in allen guten Buchhandlungen zu finden zu

2 Thlr. — Gr. Sächs. in losen Blättern,
2 „ 6 „ „ brosch., und
2 „ 12 „ „ cartonnirt.

Leipzig, im August 1834.

Expedit. d. Sonntags-Magazin.

Neuer Verlag von Aug. Hirschwald in Berlin.

Bluff, Dr. M. I., Die Leistungen und Fortschritte der Medicin in Deutschland. 2ter Jahrgang, das Jahr 1833 umfassend. Gr. 8. 476 Seiten. Brosch. n. 1 Thlr. 20 Gr.

Der erste, 1832 umfassende Jahrgang dieses Auszuges aus der Gesammtliteratur der Medicin, Chirurgie etc. der angegebenen Jahre, ist ebenfalls noch zu haben. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Denkwürdigkeiten, medicinische, aus der Vergangenheit und Gegenwart. In monatlichen Lieferungen herausgegeben von Dr. Alb. Sachs. 1ster Band 1stes Heft. Preis des Bandes von 6 Heften 1 Thlr. 18 Gr.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

XII Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Fr. Silcher. IVtes Heft. 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt:

1) Schwäbisch's Liebesliedchen. 2) Ade! 3) Baierisches Volksliedchen. 4) Zum Ausmarsch. 5) Herzensweh (altdeutsches Minnelied). 6) Tanzlied (würtembergisch). 7) Die Trauerente. 8) Der Jodelplatz (Tyrolerlied). 9) Aus Tieck's Genoveva. 10) Robin Adair (irländisches Volkslied). 11) Herr Ulrich. 12) Oestreichisch.

Neue Reisetaschenbücher.

Taschenbuch für den Besuch der sächsischen und böhmischen Schweiz. 3te sehr verbess. Auflage. Von Lindau und Wiemann. Mit Kupfer u. Karte. eingeb. 16 Gr. Mit 31 Kupfern von L. Richter 1 Thlr. 22 Gr.

Tharand und seine Umgebungen, von B. C.. Mit Kupfer und einer neuen Karte von Tharand und der Umgegend. Taschenformat und eingebunden 12 Gr.

Hierzu:

Die sächsische Schweiz, ein großes Blatt mit 19 großen und kleinen Ansichten, von L. Richter. 1 Thlr. 8 Gr., nach der Natur colorirt 3 Thlr. 12 Gr.

Dresden und seine Umgebungen, ein großes Blatt mit 18 großen und kleinern Ansichten, vom Pr. Richter. 1 Thlr. 8 Gr., nach der Natur colorirt 3 Thlr. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

In der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Sammlung ausgewählter Handlungsbriefe. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Eine vollständige Anleitung zur gründlichen und leichten Erlernung des französischen kaufmännischen Briefstyls; bearbeitet nicht nur für den Schulunterricht, sondern auch ganz vorzüglich für Diejenigen, welche sich bereits der Handlung gewidmet haben, mit den erforderlichen französischen Wörtern und Redensarten ꝛc. von Dr. D. Gies. 8. Brosch. 1 Fl. 12 Kr.

Von demselben Verfasser sind ebendaselbst früher erschienen:

Vorbereitende Uebungen zur französischen Sprachlehre. 8. 54 Kr.

Ueber das Wesentliche und den Umfang der Mittelwörter (Participes) in der französischen Sprache. 2te verb. Aufl. Gr. 8. Brosch. 40 Kr.

In Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst wie auch in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Das Pferd,

naturhistorisch und technisch dargestellt
für Pferdezüchter, Cavallerieofficiere, Bereiter und Thierärzte,
von
Joseph Hörmann,
o. ö. Professor der Veterinairkunde an der k. k. Universität zu Grätz, und Mitglied des Centralausschusses der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft von Steyermark.

Gr. 8. Brosch. 14 Gr. Ausgabe auf feinem Papier 16 Gr.

Die allgemeine Verbreitung der Pferdekenntniß ist das wirksamste Mittel zur Verbesserung der Pferdezucht, welche für den Züchter sowol, als für jeden Liebhaber von der größten Wichtigkeit sein muß. Diese nützliche Kenntniß kann aber nicht durch den Umgang mit dem Pferde allein erworben werden, sondern es ist eine wissenschaftliche Bildung darin ebenso nothwendig wie in andern Fächern, die erst in der praktischen Anwendung ihren wahren Werth erhalten.

In obigem Schriftchen hat der Herr Verfasser seine Erfahrungen in diesem Fache niedergelegt, welche durch eine klare Darstellung und Beibehaltung jener Ordnung, nach welcher man das Pferd auf dem Musterplatze untersuchen soll, den guten Zweck sicher erreichen werden.

☞ Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Vorher, Während, Seitdem.

Bilder und Darstellungen aus der Zeit von 1790—1830.
3 Bde. Brosch. 8. 2 Thlr.

Altenburg.

Expedition des Eremiten.

Noth- und Hilfbuch für alle Stände.

Von der 6ten sehr vermehrten und verbesserten Auflage von

J. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache, zum Verstehen und Vermeiden derselben ꝛc.

ist das 6te Heft erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Das Ganze besteht aus 8 Heften in 2 Bänden, welche bis Michael d. J. vollständig erscheinen werden.

Bis dahin ist das Buch noch für 3 Thlr. 12 Gr. zu bekommen und auf 10 Exemplare wird das 11te frei gegeben. Der spätere Ladenpreis beträgt 4 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, den 15. Juni 1834.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rückblicke auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung von Friedr. Wilh. Carové. Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

Verzeichniß einer sehr ansehnlichen Mineraliensammlung zum Selbstunterrichte und für höhere Schulen passend nach Werner geordnet. Hamburg, Herold. 8. 2 Gr.; ist durch alle Buchhandlungen zu haben.

Diese Sammlung soll im Ganzen verkauft werden.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht dieses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen; die ungewöhnlichen Vortheile, die darin geboten werden, gelten nur bis Ende December 1834.

Nr 238. Kritische Blätter. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit. Von Theodor Mundt. Band Ludwig Rellstab. — Gedichte von Adelbert von Chamisso. Zweite Auflage. — Notiz.

239. Die Lusiaden des Luis de Camoens. Verdeutscht von J. J. C. Donner. — Ueber den Maler Bonaventura Genelli. — Literarische Notizen.

240. Die Lusiaden des Luis de Camoens. Verdeutscht von J. J. C. Donner. (Beschluß.) — Nachtstücke aus dem Drama der französischen Revolution. Nach dem Französischen.

241. Sir Isaak Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen von Sir David Brewster. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes. — Oestreichisch-Italien und Tirol. Reisebilder, Sittenschilderungen, Räthsel, Anekdoten, Meinungen und Ansichten von Friedrich Mercey. Aus dem Französischen von A. Kaiser. Zwei Bände. — Literarische Anzeige.

242. Sir Isaak Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen von Sir David Brewster. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes. (Beschluß.) — Die Baiern in Rußland; oder: Beschreibung der Kriegsthaten und Schicksale des baierischen Heertheiles bei der großen Napoleon'schen Armee im Feldzuge von 1812 gegen Rußland. Commentar des großen Obelisks auf dem Karolinenplatz in München von Joseph Hofreiter. — Romanenliteratur. (1. Der arme Joseph. Novelle, nach den Mittheilungen eines Criminalbeamten. Erzählt von H. E. N. Delani. 2. Gift gegen Langeweile. Eine Sammlung von Erzählungen. Herausgegeben von Georg Harrys. Zwei Theile. 3. Der Finanzier Law. Historische Erzählung von F. Th. Mangelheim. Zwei Theile. 4. Historische und Phantasie-Gemälde von Demselben. 5. Die geheimnißvolle Familie. Eine Novelle von H. Stahl. 6. Erheiterungen für Winterabende von Franz Schubert. Zwei Theile.) — Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen deutschen Diplomaten über die großen Fragen des Tages am Ministercongresse. I. Preßfreiheit.

243. Ueber das deutsche Universitätswesen. 1. Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens; nebst einer Apologie der kleineren Universitäten und Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte. Von C. H. Schreiber. 2. Ueber den revolutionnairen Geist auf den deutschen Universitäten. Eine Antrittsrede, gehalten am 16. Dec. 1833 von Nepomuk Ringseis. Zweite Auflage. 3. Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform von B. A. Huber. 4. Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen deutschen Diplomaten, über die großen Fragen des Tages am Ministercongreß. II. Universitäten und Mittelschulen.) — Ueber Göthe's Iphigenia und einen wünschenswerthen Nachtrag zu Göthe's Nachlaß. — Notizen.

Beilage Nr. 10. Ueber das deutsche Universitätswesen. (Beschluß.)

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den Subscriptionspreis zu beziehen:

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig),

Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Erster Band in zwei Abth. (78½ Bogen): die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes, 4 Thlr. 20 Gr.

Zweiter Band (31 Bogen): die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln, 2 Thlr.

Dritter Band (40 Bogen): die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands, 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),

Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.

Hoffmann von Fallersleben,

Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe.

24 Bände in Taschenformat mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt und geheftet, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpap. 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Um dem Publicum eine Uebersicht der Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der schriftstellerischen Leistungen der berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verschiedenen Lieferungen mit.

I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen. — II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen. — III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile. — IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Die ersten drei Lieferungen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Die vierte Lieferung wird noch vor Ende des Jahres ausgegeben.

Frankfurt a. M., im August 1834.

J. D. Sauerländer.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Encyklopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis

mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde.

Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehrern praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

In alphabetischer Folge, mit vollständigem Sach- und Namenregister. Zwei Bände (ausgegeben in acht Heften). Gr. 8. 102 Bogen auf gutem weissen Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Die Tendenz dieses jetzt vollständig erschienenen Werkes ist vorzugsweise, dem jungen Praktiker ein Handbuch zum Nachschlagen zu liefern, welches in echt praktischem Sinne alles Dasjenige enthält, was der Arzte am Krankenbette zu wissen Noth thut, und aus welchem er sich bei der grossen Masse des nothwendig Wissenswürdigen in jedem einzelnen Falle Raths erholen kann, ohne die Mühe zu haben, lange umherzusuchen in mehr oder minder vollständigen medicinischen Handbüchern, worin ausserdem nicht selten theils die einzelnen Artikel höchst zerstreut, theils zu weitläufig und mit zu vielem Hypothetischen vermischt, theils ohne gehörige Würdigung der neuesten Entdeckungen abgehandelt sind. Das Werk, worin auch der ältere Praktiker manche Artikel mit Vergnügen lesen und manche Nachweisungen finden wird, ist demnach kein streng wissenschaftliches und in der Regel Alles vermieden, was von rein historischem oder altliterarischem Interesse ist, sowie alles Hypothetische und Theoretische, insofern es nicht ganz einfach aus Thatsachen gefolgert werden kann, so selten als möglich berührt.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1834
Sept.

1834.

Monat September;

vollständig

30 Blätter: Nr. 244—273, 1 Beilage: Nr. 11, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXIII—XXVI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 244. Zur Nachricht. — Italien sage es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai. Zwei Theile. — The dramatic works and poems of James Shirley, now first collected. With notes by the late Will. Gifford, and additional notes, and some account of Shirley and his writings, by the Rev. Alexander Dyce. Sechs Bände. — Literarische Notizen.

245. Die Idee der Gottheit. Eine philosophische Abhandlung. Als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion. Von C. H. Weiße. — Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp, bei Rheinberg, nebst Notizen aus einer alten geschriebenen Urkunde, welche die Abtei und Umgegend betreffen. Von Fr. Michels.

246. Die Idee der Gottheit. Von C. H. Weiße. (Beschluß.) — Friedrich von Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Heinrich Döring.

247. Geschichte Alexanders d. Großen. Von Joh. Gust. Droysen. — Novellen, Sagen, Geschichte und vermischte Schriften von Hans Hermann. — Literarische Anzeige.

248. Briefe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Akten. Herausgegeben durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Freiherrn Karl August, Herzog von Sachsen u. A. dargestellt von seinem letzten Amtsgenossen C. Beaulieu. — Neue Beiträge zur innern und Völkerkunde von Nordamerika. — Märchen vom Volke der Kosmanen. — Literarische Notizen.

249. Briefe in amtlichen Verhältnissen. Von C. Vogel. (Beschluß.) — Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Nordamerika. (Beschluß.) — Die neuen Sieben. Ein geographisch-statistisch-historisches Taschenbuch für Geschäftsmänner und Reisende, wie zum Gebrauch aller Stände von L. von Zedlitz.

250. Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geistigen Entwickelung des französischen Volkes. Von W. A. Huber. (Beschluß.) — Der Herzog von Reichstadt. Fragmente aus dem Französischen des Ferdinand Mannstein. Zwei Theile. — Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei von J. C. C. Oertel. — Literarische Anzeige.

252. Kleiderluxus. Von Victor Aimé Huber. — Das Ganze der Gymnastik, oder ausführliche Lehrbuch der Leibesübungen nach den Grundsätzen der bessern Erziehung; zum öffentlichen und besonderen Unterricht bearbeitet von J. C. L. Werner. — Literarische Notizen.

253. Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band. Von J. P. Klein. — Ueber einige Vorträge der neuesten Zeit. — Notiz.

254. Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band. Von J. P. Klein. (Fortsetzung.) — Denkwürdigkeiten aus den Kriegsbegebenheiten bei Neuwied von 1792—97 in übersichtlichem Zusammenhang mit gleichzeitigen Kriegsereignissen in den Rhein- und Niederlanden u. s. w. Zum Besten der Armen Neuwieds herausgegeben von Leopold Wiesbrock. — Literarische Anzeige.

255. Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band. Von J. P. Klein. (Beschluß.) — Romanenliteratur. 1. Lodoiska und Alexander, oder Patriotismus und Liebe. Dichtung und Wahrheit aus dem letzten polnischen russischen Kriege von Karl Altmann. — Heimat der Großmutter oder das Mooshäuschen. Historisch-romantische Erzählung aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von dem Verf. der Romantiken. — Bilder aus der Wirklichkeit von Moritz Schaufe. 4. Miniaturen. Schilderungen aus dem Leben und Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Zum Vergnügen und zur Bildung der weiblichen Welt. Von der Verf. der Bilder des Lebens. Zwei Theile. 5. Die Geschwister, oder die Kroaten in Altenburg. Romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. 6. Werkstatt-Erzählungen. Neue Folge der Erzählungen Daniels des Steinschneiders. Von Michel Masson. Aus dem Französischen übertragen von B. Kruse. Erster Theil. 7. Leopold von Oestreich und die Goldhumer. Eine historische Erzählung aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts von A. Berg, und zwei Erzählungen von F. A. Grassell.)

Nr. 256. Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Reinsberg. — Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neuesten englischen Originalausgabe.

257. Schule der Höflichkeit ꝛc. Von K. F. von Reinsberg. (Beschluß.) — Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

258. Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von Eduard Müller. Erster Band. — Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. (Beschluß.)

259. Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von C. Müller. Erster Band. (Beschluß.) — Der Dichter Gottlieb Pfeffel und seine Freunde. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von einem Unbefangenen. — Joh. Faust. — Literarische Notizen.

260. Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Theodor Bechers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede von Schelling. Von C. H. Weiße. — Bilder der Wunderkunst und des Aberglaubens. Die Verurtheilung der sogenannten Zauberbücher von Alberto Magno, Dr. Faust, Paracelsus, Trithemius, Agrippa u. A. m. Herausgegeben von R. Grabner.

261. Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von H. Bechers. Von C. H. Weiße. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

262. Das Buch vom Rübezahl. Eine vollständige Sammlung aller Volksmärchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser. — Ueber Bundesverfassung und Bundesreform, über Bildung und Grenzen der Bundesgewalt, zunächst in Beziehung auf den Schweizerbund und die Schriften ꝛc. Zschokke's über denselben. Von G. S. Bunsen. — Literarische Anzeige.

265. Das Buch vom Rübezahl ꝛc. Von J. Lyser. (Beschluß.) — Johann Berckmann's stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verlorenen gegangenen stralsundischen Chroniken, nebst einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte Stralsunds enthaltend. Aus den Handschriften herausgegeben von C. Ch. F. Mohnike und E. H. Zober. — Ueber die Pest in Konstantinopel.

266. Schleiermacher. (1. Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. Von Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. 2. Ueber die Lehrmethode Schleiermacher's. Ein Vortrag, in der pädagogischen Gesellschaft zu Berlin den 14. Juni 1834 gehalten von F. L. W. Diesterweg.) — Erzählungen von allen Farben. Deutsch von F. B. Rhode. Zwei Theile.

267. Schleiermacher. (Beschluß.) — Das Befreiungsjahr. Ein Tagebuch der Vertheidigung Hamburgs gegen das französische Heer unter Marschall Davoust im Jahre 1813. Aus den Originalien von J. B. Buek. — Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Ersten Bandes erstes und zweites Heft.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 244. —— 1. September 1834.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai. Zwei Theile. Leipzig, Wigand. 1834. 8. 3 Thlr.

Endlich, endlich sind uns die Augen über Italien geöffnet, und wir kennen es nun, wie es wirklich ist. Thöricht haben wir diesem Lande unserer Sehnsucht von jeher Reize zugeschrieben, die durchaus nicht vorhanden sind. Andächtig dahin pilgernd haben Dichter dieses Eldorado besungen, Künstler und Gelehrte es verherrlicht, aber Alle, Alle sind Betrüger oder Betrogene und haben — gelogen. Italien ist am Fuße Europas nichts weiter als der alte, abgetragene, hundertmal gestickte Stiefel, den selbst der Bettler in den Kehricht wirft. Glücklich unsere Zeit, der diese große Entdeckung vorbehalten war, und Ehre dem Manne, der sie gemacht hat.

Unsere Leser werden begierig sein, zu erfahren, wer der interessante Mann sei, der vor den hesperischen Gefilden, auf denen er nur Unflath, Verwesung und die Fülle alles Ekelhaften findet, seine Warnungsstimme ertönen läßt und mit herostratischer Hand einen Tempel anzündet, in welchem seit Jahrhunderten die Gebildeten aller Völker ein schöner Cultus vereinigt hat. Leider wissen wir hierüber nichts zu sagen, auch sind uns keine testimonia auctorum über diesen Schriftsteller bekannt.*) Böse Recensenten, gegen welche Hr. Nicolai schon im Voraus sehr entrüstet ist, könnten sein Buch einem über Nacht vor einem schönen Garten aufgewachsenen Pilze und seine Stimme dem Quaken der Frösche oder andern unangenehmen Dingen vergleichen wollen, was wir zu thun weit entfernt sind. Alles, was wir von Hrn. N. wissen, verdanken wir dem gefälligen Zeugnisse, welches er sich selbst ausstellt. Nach diesem Zeugniß steht er in der Blüte des männlichen Alters und ist „ausgestattet mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl". Schade nur, daß fast jede Seite seines Buches diesem Belobungsatteste widerspricht. Jene gerühmte Empfänglichkeit, jene glühende Einbildungskraft zeigt sich in diesem Reisebericht bis zur Nullität gesunken, dagegen aber allerdings ein sehr lebhaftes Gefühl für — Flohstiche. Mit diesen verfolgt der Verf. fast auf jeder Seite den schonungslos behandelten Leser, der endlich schadenfroh in den Flöhen die Werkzeuge der Nemesis verehren lernt. Sie haben Italien redlich an Hrn. N. gerächt und mögen dafür nun ihren Theil von dem Sprudel seiner Verwünschungen hinnehmen.

Man setzt natürlich voraus, daß Jemand, der über ein Land schreibt und dasselbe, wie es wirklich ist, zu schildern unternimmt, sich längere Zeit in demselben aufgehalten habe, um es etwas mehr als einseitig kennen zu lernen. Gewiß hat Hr. N. hierin das Mögliche geleistet. Am. 1. Mai 1833 fährt er zum potsdamer Thore Berlins hinaus, geht über Wien nach Italien bis Neapel, kehrt durch die Schweiz zurück und trifft aller Flöhe u. s. w. ungeachtet wohlbehalten am 14. August 1833 in der preußischen Residenz wieder ein. Welch ein Zeitaufwand und welche Geldverschwendung für einen so ehrbaren Mann, der in jedem Falle besser gethan hätte, auf seinem Posten bei den Fleischtöpfen Aegyptens und seinem vaterländischen Weißbier zu bleiben, als das widrige „Gesöff" (er liebt diesen Ausdruck) der italienischen Weine zu kosten! Dann würde er sich die herzbrechende Klage erspart haben: „Ja, Italien, du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört!" (I, 113.) Er glaubt nun zwar mit seiner Warnungsstimme wie der getreue Eckart vor dem Venusberge zu stehen und sich durch die

*) Durch eine Notiz in der Vossischen „Berliner Zeitung" erfahren wir soeben, daß Hr. Nicolai königl. preuß. Divisionsauditeur ist.

von den hüpfenden Quälgeistern erlittene Tortur eine Art Märtyrerkrone und ein unsterbliches Verdienst um die enttäuschte Menschheit errungen zu haben, doch fürchten wir sehr, daß dieselbe mit dem Danke etwas im Rückstande bleiben wird.

Allerdings hat Italien sich gegen Hrn. N. schwerer Sünden schuldig gemacht und büßt nun dafür mit Recht. Warum hat das fatale Land auch nicht den mäßigen und billigen Erwartungen entsprochen, mit welchen Hr. N. es betrat! Er scheint ja nichts weiter erwartet zu haben, als ein Land, in welchem sogleich nach Ueberschreitung der Alpen die Citronen- und Pomeranzenwälder mit Palmenhainen wechseln, wo den tiefblauen Himmel kein Wölkchen trübt und der ewige Frühling nicht durch Stürme und Regen gestört wird; wo die Städte, schon von weitem durch goldene Kuppeln sich ankündigend, nur aus Palästen bestehen, und die Dörfer durch rothe Dächer und hübsch weiß angestrichene Häuser ins Auge fallen; wo die Menschen, in phantastische Nationalanzüge gekleidet, durchgängig schön sind; wo der Unfug der Flöhe und Bettler policeilich verboten ist, und das gemeine Volk, obwol roh, doch die Civilisation und Bildung des liebenswürdigen Reisenden zu schätzen weiß und ihm seine Reisebeschwerden durch Achtungsbeweise aller Art vergilt. Aber wie so ganz anders hat es Hr. N. gefunden! Lange lassen die Orangenbäume, die nie zu Wäldern werden, auf sich warten, von Palmen ist fast keine Spur, und das ewige Einerlei der Weinreben, die sich auf den Feldern von Ulme zu Ulme ranken, höchst ennuyant. Die goldenen Kuppeln, die der Verf. zuerst in Venedig, dann wieder in Neapel schon aus der Ferne zu erblicken hofft, zeigen sich nirgend, die Paläste, oder was man in Italien so nennt, sind meistens verfallen oder doch räucherig und unfläthig, Dörfer und Städte, ganz ohne rothe Dächer, sind nur schmuzige Herbergen der Bettelhaftigkeit und Müßiggängerei, wo (entsetzlich!) die Handwerker auf der Straße arbeiten, und weil der Sommer 1833 wie allenthalben auch in Italien unfreundlich war (kein Reisebeschreiber hat noch in Italien die Beständigkeit des Tropenklimas gefunden), so müssen dort nach unsers Verf. Logik Luft und Himmel nicht anders als trübe, Sturm und Regen einheimisch, und die Wärme, wenn sie sich einmal spüren läßt, lange nicht so bedeutend sein wie in Wien. Und glaube doch nur Niemand, daß die von jeher dort angestaunten Ruinen und andere Denkmäler der Vorzeit wirklich der Zeit, aus welcher man sie datirt, entstammen! Hr. N., der sie mit verdienter Geringschätzigkeit kaum eines Blickes würdigt, gibt mehrmals deutlich zu verstehen, daß sie nur „angeblich alt" und sämmtlich in viel späterer Zeit fabricirt sind. Ganz unausstehlich sind ferner die großen Oelbaumpflanzungen, das nackte, braune Erdreich, die reizlosen, nur durch ihre „Fremdartigkeit" auffallenden Gegenden, unter welchen namentlich das Arnothal und selbst Neapel mit seinen Umgebungen keine Gnade finden, „da über Neapel (risum teneatis) in der neuesten Zeit, besonders durch — Auber's „Stumme von Portici" eine süße Täuschung verbreitet worden ist!" Es ist eine harte Zumuthung für einen Gebildeten, der aus Berlin kommt, daß ihm die thürartigen, mit Balkonen versehenen Fenster gefallen sollen, die dreiten Betten und vollends die abscheuliche Küche, die alles in Oel siedet, ihren Ueberfluß schmählich verdiebt, zum Frühstück kaum ein „Klückchen" Butter und sauern Kloß statt Brotes liefert und nur durch die Schlechtigkeit des Weines noch überboten wird; ist ja doch auch Lacryma Christi nur ein schlechtes Gesöff. Unter den Frauen (hört es, ihr Maler und Alle, denen dort das Gegentheil erschien!) findet sich auch nicht Ein schönes Gesicht, und man muß es Hrn. N. glauben, der ja, wie wir schon wissen, die innigste Empfänglichkeit für das Schöne besitzt. Zur Verzweiflung bringen unsern märkischen (Courrier-) Reisenden die Paßquälereien, die Douanen, die prellenden Gastwirthe, die schnöden Cameriere, die unverschämten Bettler, die betrügerischen Postmeister und Postilione und mehr als Alles die Flöhe, die es zu ahnen schienen, daß der Verf. ein Buch gegen sie schreiben würde. Häufig jedoch hat es den Rec. bedünken wollen, als ob alle das Gesindel, welches auf den Poststationen den Wagen des Hrn. N. gaffend, bettelnd oder sonst beschwerlich fallend umgab, dies zum Hohne that, wenn es nicht zuweilen diesen Hohn selbst sehr unzweideutig äußerte, da der kluge Italiener es dem Forestiere sehr leicht anmerkt, weß Geistes Kind er ist. Nach diesen schlimmen Collisionen mit der Hefe des Volkes erwartet der Leser, den Verf. einige Entschädigung bei den Gebildeten suchen zu sehen. Aber nirgend im ganzen Buche wird erwähnt, daß er irgendwo mit gebildeten Geschäftsmännern, Gelehrten, Geistlichen, Künstlern u. s. w. die geringste Berührung gehabt habe; die einzigen Repräsentanten italienischer Bildung sind ihm — die Lohnbedienten, von denen der römische sehr witzig stets Mossiou und der neapolitanische C'estädire genannt wird. Aber selbst Mossiou, wie Hr. N. sehr naiv erzählt, ließ ihn Hohn und Verachtung merken, wenn er sich gleichgültig gegen Alterthümer und andere Merkwürdigkeiten zeigte, und Beide mögen wol die Ehre ihres Vaterlandes an ihm mit mehr als doppelter Kreide gerächt haben. „Nein", ruft der Verf. öfters aus, „einem edeln Gemüthe kann Italien nicht gefallen!" und ergänzt durch diese Exclamationen das oben über sich selbst ausgestellte Zeugniß. Wir müssen ihn nämlich jetzt gar noch für einen edeln Menschen halten, wobei wir freilich nicht entscheiden können, ob er ein Edler aus der edeln Sippschaft Iffland's oder Kotzebue's ist.

In Mailand wird dem armen Italien zu guter Letzt der Stab auf eine Weise gebrochen, daß gewiß die Lust dahin zu reisen künftig nicht leicht wiederaufkommen wird. An der Wirthstafel des bekannten Reichmann'schen Gasthofes trifft nämlich Hr. N. mit mehren ebenfalls zurückkehrenden, gleichgesinnten, zum Theil „sehr geistvollen" (!!) Reisenden zusammen, deren „Unwille sich nicht beschreiben läßt". Der Ausspruch dieser edeln Junta (denn gewiß bestand sie aus dem Verf. ebenbürtigen Edeln) lautet nun dahin, „daß nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände (wo

mag Hr. N. diese rari nantes angetroffen haben?) den Erwartungen entsprächen, die man sich davon zu machen pflege; daß Genua allein aber dieselben noch übertreffe, und daß im Uebrigen Alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge oder lächerliche Uebertreibung sei." Da haben wir's! daß dieses Dictum ein Interdictum für Italien werden wird, bewährte sich auf der Stelle, wo Mehre von der Tischgesellschaft, die Italien erst bereisen wollten, sofort ihren Reiseplan änderten und sich entschlossen, nach Südfrankreich zu gehen. Buon viaggio!

Es wäre vergebliche Mühe, Hrn. N. begreiflich machen zu wollen, daß Italien, wie es ist, noch gar Manches besitzt, was der Reisende während des Galopps auf den Heerstraßen nicht bemerkt, aber auch bei jahrelangem Aufenthalte nicht bemerken wird, wenn ihn nicht eine gewisse Organisation des Geistes, Kenntnisse und gebildeter Geschmack über die engen Grenzen der Alltäglichkeit und Gemeinheit erheben. Vor allen Dingen muß er den Philister zu Hause lassen, unvermeidliche Uebelstände und Unbequemlichkeiten übersehen und ertragen und dem fremden Volke, welches er besucht, sich durch Unbefangenheit, auch durch Sprachkenntniß accommodiren können. Hr. N. freilich ist anderer Meinung. „Ganz mit Unrecht", sagt er, „verlangt man vom Reisenden, er solle die Nationalität des fremden Volkes, den Geist des fremden Landes erst erforschen und in diesem Geiste das fremde Land beurtheilen. Das heißt ja befangen urtheilen" (I, 140). Hiernach ist das erste Requisit für den Reisenden die Schneiderelle der lieben Mama, womit er auf Alles, was sich nicht daran messen läßt, tüchtig losschlagen kann. Solch eine Elle wird dann der Zauberstab, welcher auch die Hesperidenfrüchte in — Pferdeäpfel verwandelt.

Aber wie ist es nur zugegangen, daß man Italien von jeher so gefeiert hat? Der Verf. gibt hierauf eine sehr befriedigende Antwort, die zugleich als Zeugniß für seine ästhetische und literarische Bildung dienen kann. Wir wollen ihn selbst reden lassen und bis auf einige Ausrufungszeichen alle Anmerkungen, wenngleich mit Mühe, zurückhalten. Man höre ihn! Ex ungue leonem!

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, besonders von Engländern, die Wahrheit schon ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden, als Göthe in Deutschland über Italien seine Stimme erhob und weniger die Wahrheit als die Schönheit der darstellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an sich selbst dachte (!), nicht darauf ankommen, ob er im Interesse seiner Landsleute schrieb. Bald tummelten, durch Göthe angeregt, auch andere Dichter ihre Phantasie in den hesperischen Gefilden, wiewol sie dieselben gewöhnlich nie selbst gesehen hatten. In der Nebelschwebeperiode (!), durch Tieck (!), Novalis und Wackenroder begründet, entstand eine überspannte Verehrung für die Kunstsammlungen Italiens, Kunstschwärmerei und schwärmende Kunstphilosophie; mit derselben aber die krankhafte Sehnsucht nach dem Süden, welche seit Jean Paul's „Titan" in Manie ausartete. Von dieser Manie sind jetzt alle Künstler angesteckt. Haben diese nun das Land ihrer Sehnsucht erreicht, so sehen sie entweder aus Enthusiasmus falsch, oder sie vermeiden, im Dankgefühl für das einzelne Schöne, welches ihnen dort geboten wird, die Schattenseiten Italiens aufzudecken. Antiquitätenkrämer aber fühlen sich an jedem Orte überselig, wo sie in alten Schutthaufen umherkriechen können. Wo fänden sie deren mehr als in Italien? Mit dem Livius oder Florus (!) in der Hand starren sie dort süß wonnig (!) die Steinklumpen an, die ihnen italienische Schlauheit für Ueberbleibsel der alten Zeit ausgibt; beim Anblick Roms gerathen sie in Verzückung. So also, denken sie, war die Stadt beschaffen, aus der die Römer weithin herrschten über den Erdball! Von dem alten Rom ist aber kaum noch eine Spur vorhanden; was man davon zeigt, ist meistens in viel späterer Zeit längst vielfach verändert, ja zum Theil nur Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des Mönchthums. Wie leicht wird der Enthusiast getäuscht! Wie gern verbreitet er Täuschung!

Durch alle Qualen seiner „merkwürdigen Reise" hat Hr. N. nichts weiter gewonnen als die Ueberzeugung, daß Italien ein bloßer Schmutzpfuhl und an Schönheit mit Deutschland gar nicht zu vergleichen sei. Nur wo sich einige Aehnlichkeit mit Deutschland zeigt, findet er es erträglich, und die borromäischen Inseln nur deshalb schön, weil sie so nahe bei Deutschland liegen. Diese Art von Patriotismus steht mit dem Kunstsinn des Verf. auf gleicher Höhe. Unser theueres Vaterland weist jedes auf solche Weise gewonnene Lob zurück und jeden unberufenen Ritter, der aus La Mancha zu seiner Vertheidigung oder Verherrlichung herbeieilt. Rohe Angriffe spießbürgerlicher Anmaßung und Ignoranz auf ein edles, verschwistertes Land muß sich Deutschland zu seiner Ehre verbitten. Sollen wir vielleicht das geschwisterliche Verhältniß beider Länder Herrn Nicolai näher nachweisen und, um von einer poetischen Anschauung auszugehen, uns vor Overbeck's reizendes Gemälde: Italia e Germania, stellen? O nein! Wir wollen uns durch solchen Ernst den Spaß nicht verkümmern und ertappen uns zur rechten Zeit auf diesem Abwege. Darum danken wir zum Schluß Hrn. N. für die hohe Belustigung, die es uns gewährte, ihn an der Hand der leibhaften „Musen und Grazien aus der Mark", die wir längst im Hospital zu Werneuchen verstorben glaubten, durch Italien wandern oder vielmehr fliegen zu sehen.

15.

The dramatic works and poems of *James Shirley*, now first collected. With notes by the late *Will. Gifford*, and additional notes, and some account of Shirley and his writings, by the Rev. *Alexander Dyce*. Sechs Bände. London, 1833.

Dies ist die erste Sammlung der Werke eines Dichters, welcher der letzte Minstrel der alten englischen Bühne war, und mit dem erlosch, was passend die Schule Shakspeare's genannt werden kann. Gifford, der Herausgeber von Massinger, Ben Jonson und Ford, durch seinen 1826 erfolgten Tod verhindert, dem Publicum selbst vorzulegen, woran er so lange gesammelt, fand in A. Dyce einen würdigen Nachfolger, der den Druck und die Noten der letzten zwei oder drei von den gegebenen 32 Stücken besorgte, dem sechsten Bande Shirley's Gedichte und Masken anfügte und Nachrichten über des Verf. Leben mittheilte, soviel seine emsige Nachforschung auftreiben konnte. Leider ist so wenig davon bekannt wie von dem der meisten seiner poetischen Brüder. Arm an Begebenheiten scheint es nicht gewesen zu sein, aber diese stehen isolirt da und werden von keiner Bekanntschaft mit seiner persönlichen Denkungsart und seinem Charakter erläutert. In seinen Gedichten sprechen sich nur

seine politischen Ansichten aus. Gewiß würde die ausführliche Geschichte eines talentvollen Mannes jener Zeit höchst anziehend sein, der aus einem protestantischen Geistlichen ein Glied der römisch-katholischen Kirche und ein beliebter Bühnendichter wurde, mit den meisten Literaten seiner Zeit auf vertrautem Fuße lebte, Strafford's Gunst genoß, persönlicher Anhänger Newcastle's war, endlich, von den stürmischen Ereignissen wieder zum Schulmeister gemacht, zuletzt an einem Joch mit Ogilby zog und mit ihm durch Dryden's Satire unvergänglicher Schmach preisgegeben ward. Shirley war von guter Familie, wurde 1596 in London geboren und kam nach erhaltener Schulbildung in St.-John's College nach Oxford. Bei Anerkennung aller Talente des jungen Mannes hielt ihn doch der damals an der Spitze der Anstalt stehende Laud für ungeeignet zum Geistlichen, und zwar wegen eines großen Maales, das Shirley's linke Wange verunstaltete. In Cambridge war man anderer Meinung, denn dort erhielt S. die Weihen und bekam dann in oder bei St.-Albans eine Pfarrei. Allein schon hatte die süße Sünde der Poesie seine Einbildungskraft gefangen genommen und ohne Zweifel seine geistlichen Studien beeinträchtigt. Bereits war sein erstes Werk: „Echo, or the unfortunate lovers", ein Gedicht, gedruckt. Sein Gemüth zerfiel mit sich — in jenen Tagen wilder Religionsstreitigkeiten keine Seltenheit —, gerieth unter den überwiegenden Einfluß der Phantasie und führte ihn so der katholischen Kirche zu, der er später treu blieb. Natürlich verlor er seine Stelle, wurde aber Schullehrer in St.-Albans. Die Nähe der Hauptstadt eröffnete jedoch einem poetischen Talente bessere Aussichten, und vielleicht während er noch seine bescheidene Stelle bekleidete, machte er mit dem Lustspiele „Love's tricks", den ersten Versuch für die Bühne. Seine Lebendigkeit und satirischen Hiebe auf einige Modethorheiten, die affectirte Sprache und lächerliche Ziererei der Zeit scheinen ihm trotz mangelnder Originalität Erfolg verschafft zu haben, und wahrscheinlich entschied dieser Umstand über Shirley's Zukunft. Er zog nach London, besuchte Gray's Inn und ward Theaterdichter.

Mehre Jahre nacheinander schuf nun sein erfindungsreicher Geist in ununterbrochener Folge neue Stücke. Auf eine Einladung des vom Tanzmeister zum Theaterintendanten des Vicekönigs von Irland, Grafen Strafford, emporgekommenen Ogilby, ging Shirley 1637 nach Dublin, um die dortige Bühne mit seinem dramatischen Talente zu unterstützen, und auch hier wurden in den zwei Jahren seines Verweilens mehre neue Stücke von ihm aufgeführt. Von zwei Frauen, über deren Herkommen nichts Zuverlässiges bekannt ist, hatte S. mehre Kinder. Er genoß des Wohlwollens vieler ausgezeichneten Personen, und die Königin Henriette Maria nahm ihn zu ihrem Diener an, sodaß er sein ansehnliches Auskommen hatte. Es scheint ihm jedoch nicht gegeben gewesen zu sein, diese Gönnerschaft nach Höflingsart zu benutzen. Nach London zurückgekehrt, störten ihn bald die Stürme der Zeit aus seiner literarischen Ruhe auf. Der 1642 vom Parlamente zur Unterdrückung der Schauspiele erlassenen Acte, die nicht genau befolgt und häufig umgangen wurde, folgten 1647 strengere Maßregeln. Die Magistratspersonen erhielten Vollmacht, alle Theater einreißen zu lassen, die Schauspieler wurden zum öffentlichen Auspeitschen verurtheilt, das eingenommene Geld sollte zum Besten der Armen weggenommen, jeder Zuschauer mit fünf Schillingen Strafe belegt werden. Die natürliche Folge war, daß sich Alles zur königlichen Partei schlug, was mit dem Theater in Verbindung stand. Shirley schloß sich dem Schicksale des ritterlichen, allein wankelmüthigen und excentrischen Newcastle an, dem er schon ein Stück: „The traitor", zugeeignet hatte. Nach dessen Niederlage bei Marston Moor und seiner Abtrünnigkeit schlich sich Shirley wieder nach London und erwarb sich in seiner Verborgenheit die Gönnerschaft von Thomas Stanley, Herausgeber des Aeschylus und Verf. einer Geschichte der Philosophie, eines Mannes von viel höherm literarischen Range als Newcastle. Da er indessen den größern Theil seines Unterhalts sich verdienen mußte, war er froh, wieder eine Schule eröffnen zu können. Der Nachfolger von Massinger und Fletcher, wo nicht gar ihr Nebenbuhler, dessen Genius so oft einen verfeinerten Hof ergötzt hatte, reimte jetzt die lateinischen Conjugationen.

Nach der Restauration erhielt S. seinen vollen Theil von der Vergessenheitsacte, welche, wie der Spott sagte, vom Könige zum Besten seiner Freunde erlassen wurde. Seine Stücke wurden wieder vorgesucht, er selbst aber blieb bei der Schule und büffelte in übel gewählter Gemeinschaft mit Ogilby über jenen gewaltigen Bänden, den Uebersetzungen von Virgil und Homer, die dermalen in ungestörter Ruhe auf den höchsten Brettern der Bibliotheken thronen. Gewiß war es das Bewußtsein Dryden's, der dasselbe Feld bearbeitete, als Uebersetzer weit über jenen Beiden zu stehen, sowie der falsche Geschmack seiner Zeit für die gereimte Tragödie und das liederliche Lustspiel, was ihn darüber verblendete, daß er dem letzten Jünger Shakspeare's als dramatischer Dichter weit nachstehe.

Shirley's bewegtes Leben nahm ein tragisches Ende. Beim großen Brande zu London verlor er mit seiner zweiten Gattin sein Obdach; Beide flüchteten nach St.-Giles, damals noch in the fields, und niedergebeugt von Schreck, Mangel und Kummer über den erlittenen Verlust, gab das alte Paar an einem Tage den Geist auf und ward in eine Gruft gesenkt. Als dramatischer, besonders als tragischer Dichter betrachtet, spricht sich in Shirley deutlich aus, daß er der letzte einer großen, allein fast erschöpften Schule war. Er ist der Abend, jedoch der heitere, schöne Abend eines glorreichen Tages. Sein poetischer Genius ist keineswegs so scharf ausgeprägt wie bei den meisten seiner Vorgänger, allein er ist auch dem manierirten Wesen der meisten fremd geblieben. Zeichnet ihn keine hervorstechende dramatische Eigenschaft in seiner Schule aus, so vereinigt er dagegen mehr von Allen zusammengenommen als die meisten andern, mit Ausnahme der größten. Unmöglich ist es, die Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit nicht zu bewundern, mit der er sich, zwar mit weniger kräftigen und sichern Schritten, dafür aber leicht und anmuthig in jedem Gebiete des Dramas bewegt, vielleicht selten heftige und innige Gemüthsbewegungen bewirkt, allein kaum verfehlt, Interesse zu erwecken und festzuhalten und die Phantasie zu vergnügen. Der hervorstechendste Zug in Shirley's poetischem Charakter ist die Lebendigkeit und Thätigkeit seines Gemüths und die Fruchtbarkeit seiner Erfindungsgabe. Unter den in diesen sechs Bänden enthaltenen Stücken sind wenige, in denen das Interesse, wenn auch wunderlich und unwahrscheinlich, nicht bis zuletzt lebendig erhalten wird; wenige, die nicht Scenen und Stellen von ungekünstelter Schönheit enthalten, wie sie in solcher Fülle nur ein wahrer Dichter schaffen konnte. Seine andern Dichtungen sind nicht so ausgezeichnet, wie man erwarten sollte, und man erhält bei ihnen am Ende des sechsten Bandes die Ueberzeugung, daß sein Genius mehr dramatischer als lyrischer Natur war. 30.

Literarische Notizen.

Boitard's „L'art de composer et de décorer les jardins" (Paris 1834) ist das beste Werk, das die französische Literatur über die Gartenkunst besitzt. Es hat 120 Abbildungen.

Sainte Brune hat einen Roman: „Volupté" (2 Bde. Paris 1834), herausgegeben, der eine gute Aufnahme gefunden hat.

Eine interessante Erscheinung sind: „Antiquités mexicaines; rélation des trois expéditions du capitaine Dupaix". Dieses Werk liefert die Ergebnisse der 1805—7 auf Kosten der spanischen Regierung unternommenen Reise zur Untersuchung der Alterthümer in Mexico, besonders in Mitla und Palenque. Es erscheint in 12 Lieferungen, wovon 5 bereits ausgegeben sind. Die 235 Abbildungen des Werkes sind nach Zeichnungen von Castaréda . 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 245. — 2. September 1834.

Die Idee der Gottheit. Eine philosophische Abhandlung. Als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion. Von C. H. Weiße. Dresden, Grimmer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Jedes System, als eine im Denken den Zusammenhang suchende Darstellung des Universums nach seinen verschiedenen Dimensionen, durchwandert seine eignen Lebensperioden. Die erste ist die Periode seiner Dunkelheit und seines Wachsthums, und es kommt ganz auf die Kraft seines Urhebers und selbst auf manche andere noch zufälligere Umstände, oft weniger auf seinen Antheil an der Wahrheit an, daß es die zweite Stufe, die seines Glanzes erreicht, auf welcher es fast nur Anbeter hat und auch Die, welche ihm gern weniger geneigt sein möchten, seine Bekanntschaft wenigstens nicht verleugnen dürfen, wenn sie nicht als der bloße Ballast in der geistigen Bewegung, als „die Mode vom vorigen Jahr, ein bonmot von vorgestern" angesehen sein wollen. Die ganze Thätigkeit ist nun darauf gerichtet, sich in das Verständniß einzuarbeiten, und die Jünger der neuesten Wahrheit sonnen sich, je nachdem sie mehr oder weniger vom Geiste des Systems in sich gesogen und geschickt sind, das Aufgefaßte wieder auszustrahlen, im Ruhme ihres Meisters. Die dritte Periode beginnt, wenn der Geist das ihm neu aufgeschlossene Gebiet völlig erfüllt hat und nun eigentlich, zum Resultate seines Strebens gekommen, ruhen müßte. Aber sein Wesen ist der grade Gegensatz der Ruhe, das System hat aufgehört ihm als Wunder gegenüberzustehen, es tritt in das Blut des Betrachters selbst über, es wird zu einer Weise, zu einer Form seiner geistigen Thätigkeit, in die er sich vollkommen fügt, in der er sich in allen vorkommenden Fällen mit Leichtigkeit bewegt. Mit einem Worte: das System wird ihm natürlich. Aber eben indem das System auf diese Weise volles Eigenthum des Individuums oder der Zeit, als einer nur höhern Persönlichkeit wird, so fangen nun tausend Stimmen von außen, eben von jenen vorkommenden Fällen erregt, aber innerlich zum Bedürfniß gesteigert, an sich zu regen; sie machen Foderung, sie wollen ohne Befriedigung sich nicht mehr abweisen lassen. Einzelne oraculöse Dunkelheiten, ebenso häufig sub- als objectiven Ursprungs, reichen nicht mehr hin, eine solche Befriedigung mehr vorzuspiegeln als zu gewähren; der Nimbus ist verschwunden, die Wolke zerrissen. Wohlbedächtig wandert der Geist mit diesem und jenem unabweisbaren Bedürfniß in allen Räumen seines Hauses umher; aber er findet nirgends ein Ruheplätzchen grade für dieses Interesse, nirgends eine Stelle, wo er seine Penaten passend aufstellen könnte. Das Leben ist größer als die Systeme; das Leben dehnt sich und — die Schale springt. So setzt sich denn sogleich der Geist der Stelle, auf der er noch eben sich befand, seinem eignen Sitze kritisch entgegen. Gelingt dieses Streben, dann ist die dritte und letzte Periode des Systems eingetreten; es wird der Geschichte übergeben, und hiermit nicht begraben, sondern als Capital in das Hauptbuch der großen intellectuellen Industrie eingetragen. Sollen wir dem Worte eines der unbefangenern Schüler des in seiner Mittagssonne, in seiner Glanzperiode stehenden Systems glauben, so wird auch dies dem Gestirne seines Tages nicht gebieten können, stille zu stehen. Gans sagt in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Hegel'schen „Rechtsphilosophie" (S. XVII):

Vielleicht wird es (dieses Buch), wie das ganze System, nach vielen Jahren in die Vorstellung und das allgemeine Bewußtsein übergehen; seine unterscheidende Kunstsprache wird sich verlieren, und seine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann ist seine Zeit philosophisch um und es gehört der Geschichte an. Eine neue aus denselben Grundprincipien hervorgehende fortschreitende Entwickelung der Philosophie thut sich hervor, eine andere Auffassung der auch veränderten Wirklichkeit.

Ob wir gleich bei solcher Rede den Finger des Meisters sich erheben sehen, mahnend an den Standpunkt des absoluten Wissens, über welchem es ja doch wol nach Form und Gehalt keinen Comparativ geben sollte, so scheint doch die vorliegende Schrift, mit der Weissagung in einem Jahr entstanden, sie sehr früh erfüllen zu wollen. Wenigstens sagt der Verf. gleich in den ersten Zeilen, daß es ihm bei jedem Schritte, den er in der Ausbildung seines Systems (er nennt es also wirklich schon eines, nicht das System) vorwärts thue, klarer werde, daß es nicht, wie er Anfangs glaubte, das nur theilweise modificirte Hegel'sche, sondern daß es ein von Grund aus, unter strenger Anwendung nur der Methode, deren Entdeckung das unsterbliche Verdienst des genannten Systems bleibe, neu zu gestaltendes sei. Und er fügt hinzu:

Nicht absichtlich, sondern durch die Nothwendigkeit der Sache gedrungen, finde ich mich, den Anhängern Hegel's gegenüber, in dem Falle, zu handeln wie die Sibylle mit dem Tarquinius;

einmal verschmäht, biete ich ihnen zum zweiten und dritten Male eine immer geringere Masse Dessen, was ihnen für Wahrheit gilt, um den wiederholt gesteigerten Preis immer höherer Zugeständnisse.

Das Wort ist sehr kühn, und wir halten uns verpflichtet, den Leser vor Allem durch den Versuch einer übersichtlichen Darlegung des Inhalts der vorliegenden Schrift in den Stand zu setzen, sich ein selbständiges Urtheil darüber zu bilden, wiefern die Aufgabe hier wirklich ihre Lösung gefunden.

Die gegenwärtige Schrift schließt sich unmittelbar an die „Aesthetik" des Verf. an, in welcher er den Punkt zu haben glaubt, der, als außerhalb der Gottheit und unabhängig von ihrer Gegenwart für den menschlichen Geist vorhanden, den Begriff der Gottheit für diesen Geist erst vermitteln könnte. Diese Schrift ist demzufolge bestimmt, den ersten Theil der speculativen Theologie auszumachen, der auf einen zweiten, die Philosophie der Religion, und auf einen dritten, die religiöse Ethik, hindeutet, in welchen beiden die Idee der Gottheit nur ihre dialektische Fortbestimmung findet. Von den Beweisen für das Dasein Gottes geht die wissenschaftliche Untersuchung als von ihrer historischen Grundlage aus. Sie reihen sich in der Aufeinanderfolge als der ontologische, der kosmologische und teleologische oder physikotheologische (also in einer andern Folge als bei Hegel, welcher den kosmologischen = Sein, den teleologischen = Leben, den ontologischen = Geist aneinanderfügt) zu einem Ganzen zusammen und stellen, der erste den Pantheismus, der zweite den Deismus, der dritte die Idee der Gottheit dar, sofern nämlich in diesem dritten die beiden ersten aufgenommen, im eigentlichen Sinne der Dialektik aufgehoben werden. Was nun *fürs erste* den ontologischen Begriff der Gottheit anbelangt, so macht die Einsicht, daß ohne diesen Beweis die Erkenntniß in einen subjectiven Idealismus zusammenschwinden würde, ihn zu einem wesentlichen Momente in der Entwickelung der Philosophie, und das Dasein oder die Existenz, die der ontologische Beweis von Gott prädicirt, ist der Begriff der *philosophischen Wahrheit*. Allein da die Theologie die Idee der Wahrheit und der Schönheit schon zu ihrer Voraussetzung hat, so tritt das dialektische Zusammenbringen dieser beiden Momente hiermit an die Stelle des bisherigen ontologischen Beweises für die Existenz Gottes. Dasein = speculativer Wahrheit, und Vollkommenheit = Schönheit müssen speculativ aufgelöst werden in den Begriff der Gottheit. Da nämlich jene das allgemeine Sein, diese die besondere Lebendigkeit ausdrückt, so sind sie im Widerspruche, der nach dem Typus des Verfahrens der dialektischen Wissenschaftlichkeit überhaupt aufzulösen ist, sodaß man zurückgeht auf denjenigen Begriff, der unter den sich widersprechenden der erste und also der aufgehobene ist, und durch Negation der Negation, d. h. durch Aufhebung des zweiten, in dem er aufgehoben ward, ihn wiederherstellt. Das Wiederhergestellte ist aber nicht mehr dasselbe, was es vor seiner Aufhebung und Wiederherstellung war; die Wahrheit nicht mehr die abstracte Einheit des Daseins in dem Erkennen, sondern die durch die Aufhebung der Schönheit in ihr der letztern gleichartig, also real und concret gewordene Einheit. Diese Einheit ist die erste Bezeichnung Gottes als der Idee des Guten. Sie erscheint als Postulat, aber im umgekehrten Sinne, wie bei Kant, der den Inhalt des Guten voraussetzt, um darauf das Postulat der Substanz zu gründen, während hier der Inhalt zugleich mit der Substanz selbst postulirt wird. Diese Hypostase kann zunächst als eine Verselbstigung der Wahrheit als solcher oder der Gesetzmäßigkeit des speculativ erkennenden Geistes gefaßt werden, auf dessen absolute Einheit und Substantialität die Besonderheit des Schönen überhaupt als Attribut, die Einzelheit der schönen Gegenstände als Modus bezogen werden soll. Die metaphysischen Formbestimmungen und Kategorien, welche das wesentliche Instrument jenes Erkennens, die Form und Gestalt der reinen Wahrheit sind, erhalten die Bedeutung einer realen Substanz, in die alle endlichen Substanzen aufgehen, und welche der absolute Organismus ist, der die gesammte Natur und endliche Geisteswelt als seine Gliederung in sich hält. Die Berechtigung zu dieser Hypostase gibt eben die Aufhebung der concreten Substanz der Schönheit, d. h. des Genius, in jener Allgemeinheit, die, weil sie eine unmittelbare ist, alle Begriffsmomente der ästhetischen Idee dergestalt von dieser letztern prädiciren läßt, daß die Substantialität der Wahrheit als eine und dieselbe mit der Substantialität des Schönen, aber ausdrücklich unter der Gestalt der Allgemeinheit, absoluten Einfachheit und Untheilbarkeit gesetzt, erscheint. So wird die Substanz zu einer andern, und eine Substitution der ethischen Prädicate für die ästhetischen nothwendig. In ihrem Verhältniß zur Welt kann die Idee des Guten bezeichnet werden als die Idee der Wahrheit, nicht wiefern sie, gleichgültig gegen alle besondere Verwirklichung ihrer einzelnen Momente, dieselben als reiner Begriff oder als ewig sich gleichbleibendes Wesen des Erkennens in sich hält und innerhalb dieser idealen Einheit sie ihren ins Unendliche sich wiederholenden Kreislauf vollbringen läßt, sondern wiefern sie diese Momente, d. h. eben die Begriffe der besondern Dinge oder Weltwesen, ausdrücklich mit der Bestimmung zur Schönheit aus sich herausetzt. Die schöpferische Kraft oder das Princip dieses Herausetzens ist eins und dasselbe mit jenem Einheitsprincipe der weltlichen Dinge, welches im Gegensatze der Begriffseinheit ausdrücklich Dasjenige in ihnen, was über den Begriff hinausgeht, die erscheinende Wirklichkeit, zur Einheit verknüpft. So kann Gott der Weltgenius, oder das Band der Liebe genannt werden. Sittliche Weltordnung aber ist Gott, und als solche erst recht eigentlich Einheit der Wahrheit und Schönheit, sofern er in dem Einzelnen das Gesetz ist, durch dessen freies, d. h. mit der edlern Selbstheit dieses Einzelnen identisches Walten das Individuum sich in der schönen Totalität des Weltwesens seine Stelle sichert. Hierzu muß aber noch erwähnt werden, daß, während der ontologische Begriff Gott außer dem Raum, der Zeit und der Zahl setzt, die Metaphysik, von der hier ausgegangen wird, diese Begriffe ausdrücklich in Gott setzt. Dies ist Ewigkeit

Gottes, nicht aber Außerzeitlichkeit. Man wird darauf geführt durch die Reflexionsbestimmung des Grundes. Kein speculativ erfaßter Allgemeinbegriff kann deshalb als Grund der wirklichen Existenz eines unter seiner Kategorie enthaltenen Einzelwesens gedacht werden; denn wiefern er solcher Grund wäre, müßte ihm selbst eine innerhalb der Zeit bestimmte Existenz zukommen. Es ist ausdrücklich das Bedürfniß, eine geistige Einheit, die höher ist als der speculative Begriff und dennoch die Totalität aller speculativen Begriffe in sich faßt, als den Grund auch der zeitlichen Wirklichkeit denken zu können, was überhaupt zu dem Begriffe der Gottheit hingeführt hat. Man kann nicht von Dem, was die Wirklichkeit des Wirklichen, das Leben des Lebendigen sein soll, die Bedingung alles Lebens und aller Wirklichkeit wegnehmen.

Wie der ontologische Beweis den Begriff der Gottheit unmittelbar und ohne Negation aus Dem ableitet, was ihm die philosophische Wahrheit ist, so zieht der kosmologische aus den Widersprüchen Dessen, was der Standpunkt der Reflexion zunächst für Wahrheit und Wirklichkeit nehmen muß, die Foderung einer höhern und jenseitigen Einheit. Allein es ist mehr nur die einfache Foderung eines Höhern als eine concrete Entwickelung des Begriffs von dem Inhalte sowol der Reflexionsbestimmungen, als auch, diesem Inhalte gegenüber, der Einheit, die jenseits der der Reflexionsbestimmungen liegt. Der Begriff der Nothwendigkeit wird allzu schnell für den Begriff der Gottheit selbst genommen. Jene unmittelbare Einheit der Wahrheit und Schönheit, welche der ontologische Begriff gefunden hatte, und wie sie eben um des Widerspruchs willen durch beide Ideen gefodert wird, bleibt, sofern beide Ideen in ihr zugleich erhalten werden sollen, eine unmögliche und muß verneint werden. Man muß eine höhere Einheit des Wesens suchen, welches als solches die gemeinschaftliche Substanz der Wahrheit und der Schönheit bildet, zu allem einzelnen Wahren und Schönen aber sich als der geistig absolute Grund verhält, der sich, ohne seine Einheit und Selbstheit aufzugeben, in die Welt der erscheinenden Existenz als in das äußerlich unendliche, auseinandergezogene Gegenbild seiner innerlichen und allenthalben schlechthin gegenwärtigen Unendlichkeit verkehrt. Der hier angedeutete dialektische Proceß des Uebergangs aus dem ontologischen Begriffe der Gottheit in den kosmologischen kann betrachtet werden als der Beweis für die außerweltliche, oder vielmehr die überweltliche Existenz Gottes. Sofern die höchste Einheit des Geistes eine Einheit des Selbstbewußtseins sein muß, so kommt ihm auch diese, Persönlichkeit' zu, und es unterscheidet sich dadurch gegenwärtige Ansicht von der des Pantheismus, der es nicht weiter als bis zu einem Bewußtsein bringt; denn der absolute Geist ist auf dieser abstracten Stufe noch eine Allgemeinheit oder ein rein Innerliches, welches als Bewußtsein wesentlich Bewußtsein eines Andern ist. Somit wäre die Hauptstütze, die wir für diesen neuen Standpunkt der speculativen Theologie gewinnen, die, daß die Welt nicht in Gestalt des Allgemeinbegriffs, sondern in Gestalt ihrer unendlichen Besonderheit und Einzelheit Gegenstand der göttlichen Erkenntniß und Erzeugniß der göttlichen Thätigkeit ist, und daß nur eine Substanz und ein Selbst von innerlich unendlichem, selbständigem, in der Welt als solcher keineswegs aufgehendem Inhalte sich, der realen Unendlichkeit der Welt gegenüber, als Realgrund und als ideale Einheit dieses Unendlichen behaupten kann.

Der höchste Standpunkt ist der des teleologischen Begriffs. Der Begriff der göttlichen Persönlichkeit, einmal auf dialektischem Wege gewonnen, kann nicht bei der äußerlichen Reflexionsbestimmung stehen bleiben, sondern er ist selbst fortan die höhere und eigentliche Substanz des geistig Absoluten, die als solche Gegenstand einer selbständigen, das Vorangehende neu umgebildet in sich aufnehmenden Betrachtung wird. Die Philosophie des ontologischen Standpunkts hatte den Zweckbegriff überhaupt für unwahr erklärt, die bisherige, von den Begriffsbestimmungen des Deismus aus- und in dieselben zurückgehende Physikotheologie zwar den Begriff wiederhergestellt, aber die Zweckmäßigkeit der Weltordnung nicht in die Idee der Gottheit selbst, sondern aus derselben heraus in die nur außer Gott gesetzte und nicht zugleich in ihm enthalten bleibende oder in die Einheit mit ihm zurückgenommene Creatürlichkeit verlegt. Die Ethikotheologie hebt den so wiederhergestellten Zweckbegriff nur dialektisch auf, aber sie zerstört ihn nicht; sie verleibt ihn vielmehr durch dieses Aufheben der göttlichen Idee selbst ein, und läßt Gott nicht nur subjectiv für das menschliche Erkennen — denn dies thut auch der Deismus — sondern an sich und in der göttlichen Wahrheit Gott sein, nur wiefern er Das, was sein unmittelbares Dasein ausmacht, die Idee des Guten, als einen durch freie, creatürliche Thätigkeit zu realisirenden Zweck aus sich herausstellt, d. h. seine Gottheit, oder abstract ausgedrückt, seine Unsterblichkeit, mittheilt. Der Begriff des Ethischen verhält sich hier zum Begriff Gottes wie früher der ontologische Begriff zum Begriff eines vollkommensten Wesens. Ist Gott aber Person, so kann er es nur sein, wenn er nicht blos Eine Person ist; denn die Person ist nur dadurch Person, daß sie andere Personen gleichen Wesens und gleicher Substanz sich gegenüber hat. Nun muß nach einem Zwecke göttlicher Thätigkeit gefragt werden; dieser Zweck aber kann nach allen Begriffsbestimmungen der Lehre vom absoluten Geiste nur immanent sein, Gott objectivirt sich selbst, und hiermit hätten wir die zweite Persönlichkeit Gottes. Allein dies würde nur auf einen absoluten Dualismus führen, wenn wir es verschmähen wollten, gemäß jener allgemeinen logischen Wahrheit noch ein drittes Moment in Gott zu setzen, gleichfalls in Gestalt und Bedeutung der Persönlichkeit, in welchem sich die Einheit der Substanz jener beiden ausdrücklich bewährt und bethätigt. Die Dreiheit der Personen in Gott wäre zwar, auch wenn es keine Welt noch Schöpfung gäbe; allein weil der jetzt gewonnene Begriff der Gottheit unmittelbar keine andere Ausführung zuläßt als eine solche, welche in seiner Zurückbeziehung auf dieselben Begriffe besteht, aus denen die theologische Idee für die Wissenschaft erwachsen ist, so kommen wir wieder auf den Begriff der Welt-

schöpfung. Sie wird aber auf diesem teleologischen Standpunkte gefaßt als das Werk einer Selbstentäußerung der zweiten göttlichen Persönlichkeit an den Weltbegriff, und dies wird näher so bestimmt, daß der Begriff der creatürlichen Freiheit überzugehen hat in eine Schöpfungstheorie, nach welcher die Schöpferthätigkeit Gottes zunächst als Grund nur der Möglichkeit, aber nicht der Wirklichkeit der Geschöpfe zu fassen ist. Auf diese creatürliche Freiheit bezieht sich die Vorsehung Gottes, in welcher sich die göttliche Weisheit so bethätigt, daß durch sie allenthalben nur solche Geschöpfe zum Heraustreten in das Dasein ersehen werden, deren Entstehung durch die Umgebung der vorhandenen möglich gemacht, und deren Existenz ebenso sehr den vorhandenen förderlich ist, wie sie selbst durch diese gefördert werden. Vom Begriff der Welterlösung kann hier nur unvollkommen die Rede sein, da dieser weltgeschichtliche Proceß den Inhalt einer eignen philosophischen Wissenschaft bildet. Der Begriff des Bösen ist kein anderer als der Begriff jenes, als allgemein und nothwendig zugestandenen Gegensatzes der Creatur zu ihrem Schöpfer oder des Heraustretens der erstern aus dem letztern: sofern dieses Heraustreten und hiermit das Fürsichsein der Creatur als ein Bleibendes und Letztes, und nicht als ein durch eine darauf folgende Negation der Negation, durch ein Wiedereintreten in die Substanz des Schöpfers, wiederum Aufgehobenes gesetzt wird. Das allgemeine philosophische Moment des Begriffs der Welterlösung läßt sich demnach aussprechen in dem Satze, daß gleich dem Hervorgehen der göttlichen Ebenbildlichkeit in Gestalt der absolut geistigen Persönlichkeit auch die Güte der Schöpfung im Ganzen und Allgemeinen eine in der Idee der Gottheit als solcher von vorn herein erhaltene Gewißheit und Nothwendigkeit sei.

Dies wäre ungefähr der Gedankengang, so viel möglich mit den eignen Worten des Verf. wiedergegeben, wie er in der vorliegenden Schrift sich findet, deren Sprache übrigens im Allgemeinen ziemlich schwerfällig und ungelenk, insbesondere unaufhörlich durch Parentheſen sich selbst unterbricht, und überhaupt einen Mangel an Vollendung kundgibt, wie wir ihn von einem Aesthetiker nimmermehr erwartet hätten. Ueberdies dienen die vielfach eingeflochtenen historischen Darstellungen, wenn wir es offen bekennen sollen, zwar dazu, die Schrift auszudehnen, aber oft weit weniger den Gang der Untersuchung zu fördern als aufzuhalten, weit weniger die Begierde zu reizen als abzuspannen, weit weniger zu verdeutlichen als den Ueberblick des Zusammenhangs zu erschweren. Dabei ist auch Manches mituntergelaufen, was noch sehr in Abrede gezogen werden darf, und man muß z. B. fast gleich großes Bedenken tragen, Leibnitz als den Repräsentanten des Deismus aufgeführt zu sehen, auch in dem Sinne, wie der Verf. diese Ansicht umgewandelt und dem kosmologischen Beweise entsprechend genommen wissen will, — als man staunen wird, Platon mit seiner Idee des Guten auf dem Standpunkt des Pantheismus aufgeführt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp *), bei Rheinberg, nebst Notizen aus einer alten geschriebenen Urkunde, welche die Abtei und Umgegend betreffen. Von Fr. Michels. Mit einer lithographirten Abbildung der abteilichen Gebäude. Crefeld, Funcke. 1832. 8. 12 Gr.

Der Verf. dieser Monographie wählt ein ihm eigenthümliches Mittel, die Trockenheit einer gewöhnlichen Klostergeschichte dadurch zu beleben und zu erfrischen, daß er (wie er in der Vorrede schreibt) jedem Abschnitte einige Gedanken religiöser, sittlicher oder kosmologischer Tendenz hinzufügt; und er wird bei manchem Capitel seinen Zweck erreicht haben. So verbindet er mit dem vierzehnten Capitel folgende beifallswerthe Betrachtungen: „Auch ohne dieses Ereigniß (die Revolution) würden die Klöster kein halbes Jahrhundert hindurch mehr sich erhalten haben. Denn während es rund um sie her Licht wurde, blieb der größte Theil von ihnen in der Finsterniß, wollte das Licht nicht erkennen und suchte die Finsterniß zu erhalten und zu nähren. Dadurch bereiteten sie sich selbst den Untergang. In der allgemeinen Auflösung konnte keine Ausnahme einzelner Corporationen, welche (wie Camp) dem Geiste der Zeit gemäß, ihren Instituten eine allgemein wohlthätige Richtung zu geben anfingen, stattgeben."

„Welchen Grund man nun aber auch immer dafür angeführt oder gehabt haben mag, alle Güter der geistlichen Corporationen rein als Staatseigenthum zu erklären, so war es doch Schade, daß wenigstens nicht ein Theil dieses ungeheuer großen Fonds zu wohlthätigen Anstalten, zu Dotirung armer Kirchen, zu Errichtung nöthiger Schulen, zu Armenverpflegung u. dal. angewendet wurde. Es würde auf diese Weise der Wille der ursprünglichen Stifter, wenigstens dem Sinne nach, in etwas erfüllt worden sein. Wenn durch bessere Einsicht Klosteranstalten für unsere Zeit als unnütz anerkannt sind, so wäre es doch angemessen und billig gewesen, wenigstens einen Theil der Güter dauernd zu solchen Anstalten festzustellen, welche für immer der Menschheit Noth thun und unentbehrlich sein werden."

Zu dem „dauernd" unsers Verf. setzen wir hinzu „bestimmt"; nämlich an eine besondere Klosterkasse, wie es deren ehedem in manchen evangelischen Ländern gab, vielleicht auch noch gibt, gewiesen und von einer speciellen Behörde verwaltet, welche über Einnahme und Ausgabe öffentlich Rechnung ablegt. Denn in den großen Finanzkassen zu den übrigen Staatseinnahmen geschüttet verschwinden bekanntlich die Klostergelder, und bei Ansuchungen um Hülfe für die vom Verf. obengenannten Zwecke erfolgt nur zu oft die kurze Antwort: „Es ist jetzt kein Fonds vorhanden!"

Zwei Anhänge liefern ausführliche Nachrichten über 1) die Fossa Eugeniana, einen Kanal, den 1626 die Statthalterin der Niederlande, die spanische Prinzessin Isabella Eugenia Clara begann, wodurch der Rhein und die Maas, zwischen Rheinberg und Venlo vereinigt und die Holländer hinsichtlich ihres Handels bedeutend belästigt werden sollten. Auch Napoleon nahm die Ausführung dieses Werkes wieder auf, ließ aber, als Holland mit Frankreich verbunden wurden, davon ab. „Bei der jetzt eingetretenen Trennung Belgiens von Holland (schreibt der Verf. S. 111) war von der Wiedereröffnung dieses Kanals in der Kammer zu Brüssel nochmals, aber zu frühzeitig und unüberlegt die Rede. Holland wird, so lange es nicht ohnmächtig und gezwungen ist, ebendieswegen, damit diese Verbindung der Maas mit dem Rheine nie stattfinden könne, das rechte Ufer der Niedermaas und die Festung Venlo nie abgeben." Der zweite Anhang betrifft das Treffen bei Kloster Camp und den heldenmüthigen Opfertod des französischen Ritters d'Assas, vom Regiment Auvergne, am 16. Oct. 1760. 82.

*) Im vormaligen Amte Rheinberg, des Erzstifts Köln, und in der jetzigen preuß. Provinz Jülich-Kleve und Berg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 246. — 3. September 1834.

Die Idee der Gottheit. Von C. H. Weiße.

(Beſchluß aus Nr. 245.)

Doch dies nur gelegentlich. Weit bedenklicher erſcheint uns, um die Bemerkungen, die wir uns zu der obigen Auseinanderſetzung hinzuzufügen erlauben, mit einem Blick auf den innern Bau der Abhandlung zu beginnen, die ganze Eintheilung, wenn dieſe nämlich die Stufenfolge der Entwickelung der Idee der Gottheit darſtellen ſoll. Mit dem Pantheismus fängt ſicherlich die Religionsphiloſophie nicht an, und hat auch laut der Geſchichte der Philoſophie damit nicht angefangen, ebenſo wenig als der ontologiſche Beweis der erſte iſt, auf welchen der philoſophirende Geiſt gekommen. Ein Einzelnes für Gott zu nehmen lag dem Denken ebenſo weit näher als ein Allgemeines, wie von einem Einzelnen, und zwar von einem einzelnen Empiriſchen auf Gott hingeführt zu werden näher, als von einem abſtracten Begriffe. Es gehörte ſchon ein ſehr tüchtiger Fortſchritt der Speculation, ein Ueberwinden einer Reihe von Gegenſätzen dazu, um in der Religionsphiloſophie ſich bis zu dieſem Standpunkte emporzuarbeiten, wo er alle Gegenſätze des Seins verſchwinden läßt. Der Verf. überhebt uns auch der Mühe, dies genauer zu belegen, da er ſelbſt ſich genöthigt ſieht, in dem zweiten Hauptſtück, das den kosmologiſchen Begriff oder den Deismus enthalten ſoll, noch einmal zu dem Pantheismus zurückzukehren. Hiermit wird denn freilich Etwas in dieſen Abſchnitt hereingemiſcht, worüber man nicht nur den Begriff der Gottheit nach der urſprünglichen Anlage des Buchs auf dieſer Stufe bereits erhaben glauben ſollte, ſondern zugleich Etwas, was durchaus nicht unter die gegebene Ueberſchrift ſich zuſammenfaſſen läßt, ihr vielmehr gradehin widerſpricht. Und dies führt uns alſo auf einen andern Punkt, nämlich den, daß der Verf. die Vorausſetzung von der unbedingten Wahrheit jener Dialektik annimmt, die der Meinung iſt, daß die dialektiſche Veränderung des Begriffs durchaus und in allen Fällen nur eine dreifache, nicht mehr und nicht weniger, ſein dürfe. Da dies bei dem Verf. Vorausnahme iſt, ſo müßten wir über die Grenze, die er ſich ſelbſt geſteckt hat, hinausgehen, wenn wir über die Bedingtheit oder Unbedingtheit dieſes dialektiſchen Grundſatzes rechten wollten. Aber ſo viel iſt gewiß: entweder der dialektiſche Grundſatz iſt ein allgemein und unbedingt wahrer, und dann hätte ſich der Verf. nicht begnügen ſollen, nur die Titel dreier Entwickelungsſtufen aufzuſtellen, aber unter dem zweiten zwei ſo ganz entgegengeſetzte Begriffe zu vereinigen, die unmöglich unter den gemeinſchaftlichen Begriff des Deismus zuſammengefaßt, ſondern vielmehr ihrem Gehalte nach nothwendig in zwei beſondere Stufen zerlegt werden müſſen, ſodaß ſie alſo, die unbedingte Wahrheit jener Dreigliedrigkeit vorausgeſetzt, nur den Beweis liefern können, die von dem Verf. angenommene dialektiſche Fortbildung ſei noch nicht die richtige. Oder die von ihm angeführte Stufenfolge hätte ſich ihm nach einem andern Princip als dem des angeführten dialektiſchen Geſetzes als die wahre ergeben; und dann hätte er wenigſtens mit größerer Vorſicht bei der Vorausnahme jener dialektiſchen Methode zu verfahren gehabt.

Gehen wir näher auf den Inhalt der Schrift ſelbſt ein, ſo könnte es uns befremden, ſchon in der Vorrede zu finden, daß (S. v) „das Sittengeſetz, ſowie auf entſprechende Weiſe ſchon das religiöſe Gefühl und der Glaube, die unmittelbare Gegenwart Gottes in dieſem Geiſte" ſei, daß wir aber doch nun, ſtatt ihn in dieſer Unmittelbarkeit, in welcher er ja ſchon unſer Eigenthum iſt, feſtzuhalten, thun ſollen, als hätten wir ihn nicht, und ihn auf langem Umwege erſt ſuchen, gleichſam der Wiſſenſchaft zu Liebe, mit der man ja ohne dies nicht wüßte, was anfangen, und die erſt bei ſolchem Suchen etwas werden muß, aber eben doch leider ſo nichts mehr werden könnte als ein bloßer und großer Umweg. Der Verf. wird es uns nicht geſtatten, daß wir ihn dadurch vertheidigen, zu ſagen, durch das Wiſſen müſſe Gott erſt zur vollen Wirklichkeit erhoben werden, und jene unmittelbare Gegenwart ſei nur eine unvollkommene Weiſe der Exiſtenz. Denn dies eben iſt es ja, daß Hr. Weiße die Gottheit durch das Ethiſche über die Immanenz des Wiſſens hinauszuheben ſucht, alſo in dem Wiſſen an ſich, getrennt von dem Aeſthetiſchen, nur etwas Abſtractes und Unvollkommenes, nicht aber die höchſte Weiſe der Exiſtenz ſieht. Allein entweder iſt das Aeſthetiſche, das Schöne, auch ein Wiſſen, und dies muß uns als das näher liegende erſcheinen, wenn wir es der dialektiſchen Behandlung unterworfen ſehen, was doch wol nur mit einem Wiſſen als ſolchem geſchehen kann; — wenn wir ferner Wahrheit und Schönheit einander nur wie allgemeines Sein und beſon-

dere Lebendigkeit gegenübergestellt finden (S. 47 fg.), denn auf dieſe Weiſe würde ſich ja ihr Unterſchied auf den der Kategorien der Allgemeinheit und Beſonderung reduciren. Dürfen wir aber dies annehmen, ſo ſtehen wir mit dieſer Anſicht ganz an derſelben Stelle, wo wir ohne ſie ſtanden; wir haben einzelne Momente des Wiſſens, durch deren relativen ſich in einem höhern aufhebenden Gegenſatz, durch deren Vermittelung man zum höchſten Wiſſen kommt, das zugleich das höchſte Sein, die höchſte Weiſe der Exiſtenz iſt. Oder wir ſetzen den andern Fall: das Aeſthetiſche ſei kein Wiſſen, und dann fragen wir wol nicht ohne Grund, wie es denn doch in das Wiſſen hereingeflochten, oder wenn es ganz entgegengeſetzter Natur iſt, gleichſam auf daſſelbe nur aufgeklebt werden ſoll, und wie es auf dieſe Weiſe überhaupt nur zu einer wirklichen Einheit kommen könne; ja, wir fragen, wie dieſe Einheit auf dem jetzt einſeitigen Wege der dialektiſchen Bewegung erzweckt, wohin überhaupt der Weg der Wiſſenſchaft mit einem Etwas, das kein Wiſſen iſt und auch nicht in ein ſolches verwandelt werden darf, führe? Hiermit würde ſich gleich Anfangs durch dieſes Hereinziehen eines dem Speculativen gradehin Widerſprechenden ein Uebelſtand ergeben, den das Syſtem, über welches weggeſchritten werden ſoll, nicht kennt, der aber die vorliegende Unterſuchung, wie er ihr auf dem erſten Schritte begegnet, in dem ganzen Verlaufe nicht wieder verläßt. Das Dilemma, deſſen wir eben erwähnten, entwickelt ſich vielmehr und bildet ſich ſogleich noch weiter fort. Wir ſehen auf eine Weiſe, wie dies kaum jemals in der Geſchichte der Wiſſenſchaft mit größerer Strenge geſchehen iſt, Gott und die Welt von einander getrennt; es wird die Außerweltlichkeit und Ueberweltlichkeit Gottes (S. 157) behauptet, freilich auf eine Weiſe, gegen die wir bei den nun einmal angenommenen Vorderſätzen unſer Bedenken nicht zurückhalten können. Es ſoll darauf nämlich der kosmologiſche Begriff führen. Allein machen wir an dieſen eine ſolche Foderung, daß er wirklich ein Sein begründen ſolle, welches von demjenigen, von welchem man ausgeht, mehr als durch eine dialektiſche Denkbeſtimmung, abſolut und realiter verſchieden wäre, dann unterliegen wir unausweichbar abermals den Inſtanzen Jacobi's, die Hegel in jener den Meiſter der Speculation in ſo hohem Grade beurkundenden, und auch von dem Verf. gebührend anerkannten Abhandlung über die Beweiſe für das Daſein Gottes auf die ſcharfſinnigſte Weiſe von ſich abgelehnt hat. Der Inſtanz nämlich würden wir nun abermals nicht entgehen können, daß das als Beweisgrund Vorausgeſetzte, hier das Wahre und Schöne, eben weil es Grund nicht blos in ſubjectivem Sinne, und das Erſchloſſene das durch daſſelbe als ein anderes Geſetzte wäre, das Höhere, das in unmittelbarer Wahrheit Gegebene, oder, ſofern es, wie hier, aus andern Gebieten der Wiſſenſchaft herübergenommen wird, wenigſtens das dieſer Wahrheit Nähere, in ihr Beſtehende ſein müßte; während das Erſchloſſene und durch den Schluß Geſetzte gegen jenes Vorausgeſetzte immer das Niedrigere und Abhängige bliebe. Dieſer nicht abzuweiſenden Conſequenz entgeht Hegel nur dadurch, daß er den Beweis nur als Uebergang von einer Gedankenbeſtimmung eines und deſſelben Seins in die andere aufzeigt, in welchem Proceß ſich das Zufällige (die contingentia mundi) nicht als ſein eignes Sein, ſondern nur als das ſeines Andern darſtellt, oder wie er (Vorl. 12, S. 404) auf eine ſo ſchöne Weiſe ſich ausdrückt:

> Der Geiſt erhebt ſich aus der Zufälligkeit und äußern Nothwendigkeit, und findet Befriedigung in dem Gedanken der abſoluten Nothwendigkeit, weil dieſe der Friede mit ſich ſelbſt iſt. In ihr iſt das Andere vergangen, ſie iſt unendlich und gegenwärtig in ihr ſelbſt.

Es iſt leicht erſichtlich, daß unſerm Verf., da er ein außer- und überweltliches Daſein will, da bei ihm das Andere nicht vergangen iſt, ſondern ſtehen bleibt, alles dies nicht zugute kommt, vielmehr als ein nicht überwundenes Hinderniß ſeinen Weg durchſchneidet. Jedoch er begnügt ſich nicht einmal mit dieſer einfachen Außerweltlichkeit, ſondern er geht ſo weit, zu ſagen (S. 295): „Die Schöpferthätigkeit Gottes werde zunächſt als der zureichende Grund nur der Möglichkeit, aber nicht der Wirklichkeit der Geſchöpfe zu faſſen ſein.“ Hierbei bekennen wir, daß es uns fürs Erſte ſehr ſchwer denkbar zu machen ſcheint, die Möglichkeit auf eine andere Weiſe in einen Gegenſatz gegen die Wirklichkeit zu bringen, als wenn wir unter jener den Anfang und unter dieſer den Fortgang, die Entwickelung denken. Müſſen wir uns dies aber ſo denken, und Anfang und Fortgang auf gewaltſame Weiſe auseinanderreißen, ſo iſt damit der encykliſche Gang jener dialektiſchen Methode, deren Wahrheit der Verf. vorausnimmt, und nach welcher jeder Punkt des ewigen Fluſſes ebenſoſehr Anfang als Fortgang ſein kann, gebrochen. Es iſt etwas Abſtractes, was nur als Moment des Seins gilt, und außer dieſem Zuſammenhang nichts iſt, als ein Sein für ſich genommen. Doch, wollen wir auch über dieſen hier ziemlich unpaſſend gebrauchten Ausdruck der Möglichkeit hinweggehen, ſo iſt doch fürs Andere jedenfalls auf dieſe Weiſe die Kluft, welche das Syſtem, aus welchem der Verf. heraustritt, zu ſchließen ſich bemüht, von Neuem geöffnet, die zwiſchen Idealität und Realität, zwiſchen einem An-ſich und der Wirklichkeit, zwiſchen Denken und Sein. Die Identität beider hat aufgehört Reſultat zu ſein, ſie ſinkt wieder auf den Standpunkt der bloßen Vorausſetzung zurück, ſofern das Sein, das der Wirklichkeit entzogen, dennoch ein Sein ſein ſoll, nichts Anderes ſein kann als ein nur gedachtes, ein vorgeſtelltes, ein abſtracter Begriff. Wir wollen weiter nicht fragen, woher, wenn das Geſchöpf nur ſo abſtract, nur in ſeiner Möglichkeit von Gott geſetzt wird, deſſen Wirklichkeit denn kommen ſoll; aber ſo viel ſcheint auch auf der andern Seite nicht widerſprochen werden zu können, daß, weil des Geiſtes überhaupt, alſo auch des endlichen Geiſtes Sein das Denken iſt, je mehr alſo der Geiſt denkt, d. i. wirklich wird, er um ſo weiter ſich entfernt von Dem, was nur der Grund ſeiner Möglichkeit ſein ſoll, nämlich von Gott. Ich erreiche ihn nicht denkend, ſondern ich entziehe mich vielmehr denkend meinem Grunde, und werde wirklich. Die weiteſte Entfernung von Gott wird das höchſte Denken, die Wahrheit im Syſteme, die

Philoſophie. Ganz auf gleiche Weiſe wird dann weiter Gott in die Nebelferne der Möglichkeit hinausgerückt, ſofern er überhaupt etwas von der Wirklichkeit des Subjects Abſtrahirtes, alſo etwas blos Gedachtes, etwas blos Mögliches iſt. Das Verhältniß der Möglichkeit wird excrok und Das, was ich als den Grund meiner Möglichkeit hinter mir zurücklaſſe, wird dadurch zu meinem Sein ſelbſt in das Verhältniß der bloßen Möglichkeit geſetzt. Auf dieſe Weiſe iſt aber das Sein Gottes faſt noch auf eine ſchwankendere Baſis geſtellt, als es durch das Poſtulat Kant's zur Realiſirung des höchſten Guts geſtellt wurde, und es bleibt nur zu wundern, wie das Buch uns doch noch von dieſem auf einmal wieder ſo transſcendent gewordenen Weſen Gottes ſo Vieles zu ſagen weiß, ſo viel, daß es namentlich auch die Perſönlichkeit Gottes dialektiſch entwickelt. Freilich kann es nach ſolchen Vorderſätzen hierbei ganz ohne Magie nicht abgehen, denn theils nimmt die Schrift ſtillſchweigend an, theils beruft ſie ſich wirklich bei dieſem Wiſſen auf die Analogie. Jenes grade bei der Perſönlichkeit Gottes, die Hr. Weiße nach der Analogie der rechtlichen Perſönlichkeit entwickelt, und von der er deshalb auch ſagt, daß ſie nur ſtattfinden könne, wo von einer Mehrheit die Rede ſei, ohne, wie es ſcheint, gehörig zu bedenken, daß man die Spitze ſeiner Folgerungen umdrehen und gegen ihn, gegen ſeine Darſtellung des göttlichen Weſens kehren könne. Das Andere, die förmliche und ausdrückliche Berufung auf die Analogie findet ſtatt, wenn er z. B., wie das Präformiren Gottes in das wirkliche Schaffen des Präformirten umſchlage, aus der Analogie mit dem äſthetiſchen Schaffen erklärt wiſſen will. Aber Analogie! Gewiß kann es kein bedenklicheres Wort geben für eine ſpeculative Methode, wie diejenige iſt, deren Wahrheit hier vorausgeſetzt wird. Ueberdies wird grade durch dieſe Analogie mit der menſchlichen Perſönlichkeit ebenſo wenig einer Endlichkeit dieſer Perſonen gegen einander als dem Vorwurfe eines Tritheismus auszuweichen ſein, ſofern es eben in dem Weſen einer menſchlichen Perſönlichkeit liegt, daß ſie ſich als Etwas für ſich gegen jede andere abgrenzt. Zwar ſucht die vorliegende Schrift einerſeits ein Band zwiſchen der erſten und zweiten Perſon durch die dritte herzuſtellen, wodurch dieſe aber entweder, wenn ſie nur Band wäre, d. h., wenn wir uns dieſen bildlichen Ausdruck verdeutlichen ſollen, Etwas, das nur in den beiden andern als ein Gleiches beſtünde, aufhören würde von gleicher Perſönlichkeit wie die beiden andern zu ſein, oder dem Vorwurf ſich ausſetzen müßte, den man auch ſchon der Dreieinigkeit des Hegel'ſchen Syſtems gemacht hat, daß die dritte Perſon über die beiden andern erhaben, und in derſelben die beiden erſten zuſammengefaßt, ebendamit aber, wenn der Kanon, den der Verf. aufſtellt, gelten ſoll, da es kein Gleiches ſich gegenüber hätte, aufhören müßte Perſon zu ſein. Auf der andern Seite jedoch dürfen wir nicht verſchweigen, daß Hr. Weiße noch von einer höhern Einheit ſpricht, in der alle drei Perſonen aufgenommen werden, von einer Einheit, „die dem abſoluten Geiſte angehöre und ſeine Subſtanz ausmache" (S. 272). Abgeſehen aber davon, daß wir hier den Ausdruck „Angehören" ziemlich unphiloſophiſch finden, ſo könnte dieſe höhere Einheit doch nicht wohl eine andere ſein, als gleichfalls nach der Analogie der rechtlichen Perſönlichkeit wie etwa die des Staats gegenüber von den Rechtsſubjecten, oder wie die Zeruane Akerene des Zendaveſta. Bei beiden Annahmen aber würde ein viertes, der chriſtlichen Lehre völlig fremdes Princip hereingemengt.

Wollen wir, gedrängt von den Widerſprüchen, in welche uns dieſe ſcharfe Scheidung Gottes von der Welt und das Wiſſen ſeiner ganzen Innerlichkeit geführt hat, auf den Gegenſatz des Dilemmas uns wenden, ſo ſtellt ſich uns dieſer mit der Frage entgegen: wie weit wir denn mit der Idee des Guten, die die Schrift mit der Idee der Gottheit identiſch ſetzt, kommen? Die Wahrheit ſowol als die Schönheit haben beide ein immanentes Sein, da ſie ſich verhalten ſollen wie die Kategorien der Allgemeinheit und Beſonderheit. Ihre Antinomie führt dann in dialektiſcher Fortbewegung zu der Idee des Guten, oder der Gottheit. Wir wollen hierbei nicht von Neuem mit dem Verf. darüber rechten, ob die Momente, aus welchen er die Gottheit zuſammengehen läßt, Das geben, was dieſen Namen verdient, ob ſie überhaupt etwas mehr ſei, nur mit verändertem Namen und theilweis abgeſtumpfter Schärfe und Conſequenz als Das, was die Hegel'ſche Philoſophie die Idee nennt. Aber ſo viel ſteht doch feſt, daß, wenn dieſer dritte Begriff wirklich durch dialektiſche Fortbewegung gewonnen wird, er gleichfalls etwas Immanentes und über die Natur der Begriffe, die er zu ſeinen Vorausſetzungen hat, und über die Natur des Wiſſens ſelbſt nicht Hinausgehendes iſt. Die Abhandlung gibt dies auch ſelbſt zu, wenn ſie die Gottheit den Weltgenius, die ſittliche Weltordnung nennt (S. 63 u. 64). Dies wird auch wol ſelbſt, wenn wir alle die Vorausſetzungen zugeben, die zum Theil auf einem Gebiet, das jenſeits der Grenzen dieſer Schrift liegt, ihre Begründung finden, — dies wird das Aeußerſte ſein, was die dialektiſche Kraft, welche der Verf. hier anwendet, erreichen kann, der Standpunkt, welchen auch Fichte's Gottheit durch einfache Hinwegräumung der ehrwürdigen Inconſequenz Kant's einnahm, der uns aber noch nicht über die Welt, am allerwenigſten zu einer lebendigen, ſelbſtbewußten Gottheit, wie doch ſpätere Weiterbildung dieſer Richtung vermochte, gebracht hat. Geſtattet man ſich ein ſo unbefangenes Hin- und Herbewegen zwiſchen den zwei Gliedern eines ſich mit der dialektiſchen Fortbewegung ſelbſt immer fortſpinnenden Dilemmas, dann wird es freilich möglich, manches bedeutende Reſultat für ſich in Anſpruch zu nehmen, das jedoch bei genauerer Unterſuchung weder auf dem Gebiete der Dialektik, noch auf irgend einem andern nach ſeinem ganzen Umfange mit allen ſeinen Prätenſionen zu Hauſe iſt, die mit dem fortſchreitenden Gang der Betrachtung in immer wachſender Menge und Kühnheit auftreten. Dann wird es auch ſehr erklärlich, wie die überraſchendſten, nur allzu menſchlich ſich geberdenden Behauptungen in dem Grade zunehmen müſſen, als ſich der Begriff der Gottheit der Anſicht des gemeinen Menſchenverſtandes nä-

hert. Hierher rechnen wir die Behauptung, daß die Dreiheit in Gott wäre auch ohne Schöpfung (S. 269), daß die Wirklichkeit Gottes nicht nur dem Begriffe, sondern auch der Zeit nach der Welt vorangehe, daß in der Wirklichkeit Gottes die Gesammtheit aller weltlichen Gestalten schon vor ihrem creatürlichen Dasein vorhanden, und durch die Allmacht des göttlichen Willens abwechselnd an den Tag des Schauens emporgehoben oder in die Nacht des bloßen Wissens zurückversenkt wird; — daß aus diesem Schauen seiner selbst in Gott der Entschluß zur Entäußerung seiner selbst hervorgehe, ein Entschluß, von dem man keck behaupten dürfe, daß die göttliche Weisheit ihn aus der selbstbewußten Gegenüberstellung des Möglichen und des Wirklichen in Gott geschöpft habe (S. 303). Fürwahr ein recht menschlich begreifliches Besinnen! Hierher rechnen wir ferner, daß auch die Möglichkeit des Mislingens bei Gott stattfinden soll (S. 327), und daß Gott etwas Unmögliches erstrebe (S. 358), daß der Begriff des wirklichen Bösen ein Begriff von substantiellem, geistig absolutem Inhalte sei (S. 364). Billig enthalten wir uns noch zur Zeit über diese immerhin bedenklichen Sätze, von welchen namentlich die letzten Abschnitte des Buchs getränkt sind, ein Urtheil abzugeben, da sie erst in der Religionsphilosophie, die den zweiten Theil der speculativen Theologie ausmachen soll, ihre vollständige Begründung finden müßten; wenn anders der Verf. nicht, gedrängt von dem Dilemma, dessen Unabweisbarkeit ihm bei jedem Fortschritte der Untersuchung immer peinlicher werden muß, sich veranlaßt sieht, zum Anfang zurückzukehren.

Jedenfalls wird so viel erhellen aus gegenwärtiger Schrift, daß sie Interessen zur Sprache bringe, die nicht unmittelbar auf dem Boden der Speculation erwachsen sind, daß aber dieser Inhalt solcher Form sich völlig unangemessen zeige, ihn auf allen Seiten überrage; daß sie also in dieser Beziehung wol als eine kritische Mahnung für jene Form gelten könne, noch zur Zeit aber ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach die Consequenz und Dichtigkeit derselben durch ihre sibyllinischen Drohungen ungefährdet lasse. 12.

Friedrich von Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Heinrich Döring. Zeiz, Webel. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herausgeber dieser Briefe sagt im Vorwort: „Absichtlich ist in diese aus mehr als 400 Briefen bestehende Sammlung nur Dasjenige aufgenommen worden, was auf Schiller's äußeres und inneres Leben, auf seinen Charakter als Mensch und Dichter ein entschiedenes Licht wirft.“ Gegen eine solche Sammlung wäre in der That nichts einzuwenden; ja, sie ist wünschenswerth, da wir noch immer kein Werk besitzen, das uns diesen Mann, diesen seltenen, auf den Deutschland stolz zu sein Ursache hat, wie auf wenige, in seiner Eigenthümlichkeit, seiner völligen Größe darstellte; ihn, dessen angeborene sittliche und geistige Kraft anfangs durch Lage und äußere Verhältnisse beschränkt und dadurch, auf eine freilich nicht erfreuliche Weise, gesteigert wurde, der dann in der Philosophie ein versöhnendes Mittel fand, das aber dem Dichter nicht zu Gute kam, in welchem endlich, besonders durch Göthe's Freundschaft, die Philosophie mit der Kunst so vermählt wurde, daß Werke entstanden, die kein Deutscher sich entreißen lassen möchte.

Ob aber Hr. D. seine Aufgabe zu Befriedigung der Verehrer Schiller's gelöst, das ist eine andere Frage, die ein echter Verehrer des großen Mannes wol schwerlich mit Ja beantworten möchte. Bei weitem die größte Zahl der Briefe, deren 405, sind aus allbekannten und vielgelesenen Sammlungen und aus Biographien Schiller's ausgewählt, aus dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe“, dem Anhang zu Schiller's Werken in der Taschenausgabe (wir meinen die Briefe an W. H. von Dalberg), der Sammlung Schiller'scher Briefe an W. von Humboldt, dem Leben des Dichters von Körner und Fr. von Wolzogen; andere Briefe fanden sich einzeln abgedruckt, oder in geringerer Zahl in verschiedenen Journalen oder andern Schriften; schwerlich enthält Hrn. Döring's Buch etwas bisher ganz Unbekanntes. Alle Briefe sind in chronologischer Folge gegeben, was zu loben ist. Sehr erwünscht wäre es gewesen, wenn ein Mann von Geist, vertraut mit Schiller's Eigenthümlichkeit, die eigentlich charakterisirenden Briefe ausgewählt, diese nach den verschiedenen, so merklich sich bezeichnenden Epochen in dem Leben des Schreibenden abgetheilt, und dem Leser durch eingestreute Urtheile und Bemerkungen einen Faden gegeben hätte, an dem er sich durch diese in Hinsicht auf Schiller so merkwürdigen 25 Jahre hätte durchfinden können. Aber eignes Urtheil einfließen zu lassen, lag nicht in der Absicht des Herausgebers, und so dürfen die Leser es nicht fodern. Wäre nur die Auswahl sorgfältiger getroffen! Hier fehlt es der Sammlung. Um nur Ein Beispiel zu geben: Von S. 189 an bis zum Schlusse des Buches, S. 426, sind bei weitem die meisten Briefe aus dem von Göthe besorgten Briefwechsel genommen. Sie sind ohne Zweifel die wichtigsten unter allen; und doch fehlt z. B. der vortreffliche, für Schiller so charakteristische Brief vom 2. Juli 1796; wogegen andere weit weniger bedeutende aufgenommen sind. Wie widerwärtig klingt bei solchen Unterlassungen das Wort in der Vorrede: „Schwerlich kann irgend einem Leser etwas gelegen sein an der Mittheilung von allerlei Grüßen, Complimenten, unbedeutenden Aufträgen, von Klagen über die verspätete Ankunft der zwischen Weimar und Jena hin und wieder wandelnden Botenfrauen u. s. w.“ Bei einem solchen Seitenblick auf ein in der deutschen Literatur höchst bedeutendes und ehrenwerthes Werk hätte Der, der ihn warf, etwas ganz Anderes leisten sollen, als er gethan, damit man ihn entschuldige oder ertrage. Aber, abgesehen von andern Schwächen und Misgriffen — übel nehmen sich Briefe, wie z. B. einige an Luise Brachmann (S. 352), in einer Sammlung aus, der ein Brief wie der obenerwähnte fehlt, in einer Sammlung, die, wie das Vorwort verheißt, ein entschiedenes Licht auf das äußere und innere Leben des Dichters werfen soll.

Hätte Hr. D. in dem obenangedeuteten Sinne eine Sammlung veranstaltet, er würde sich den Dank des Publicums verdient haben; aber die, die er gab, können wir nur als eine Compilation, eine leichtfertige und leicht gefertigte — dem von Göthe chronologisch redigirten „Briefwechsel“ allein sind gegen 250 Briefe entlehnt worden — ansehen. Derjenige, der Schiller in seinem Wesen studiren will, kann die größern, vollständigen Briefsammlungen u. s. w. nicht entbehren; für ihn ist die gegenwärtige nichts; der Leser, der einen minder bedeutenden Zweck hat, der aber doch etwas Gediegenes, mit Geist und Sinn Zusammengestelltes will, erhält durch sie auf der einen Seite viel zu viel, auf der andern viel zu wenig. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 247. — 4. September 1834.

Geschichte Alexander's des Großen von Joh. Gust. Droysen. Mit einer Karte. Berlin, Fincke. 1833. Gr. 8. 4 Thlr.

Mögen wir Andern, die wir nicht Philologen sind, uns auf Schule und Universität auch fleißig genug mit den Geschichten und Schriftstellern des classischen Alterthums beschäftigt haben: über kurz oder lang müssen wir inne werden, daß die innigere Bekanntschaft mit ihnen, ihr Auferstehn in uns zu wahrhaftem Leben an ein Quellenstudium, an einen steten Verkehr, ein langes Hineinleben in ihr Sein geknüpft bleiben, die für sich allein die volle Kraft eines Menschen fodern und sich selten oder nie mit einer andern uns erfüllenden Geistesthätigkeit vereint erringen lassen. Dann blicken wir wol mit einem aus Misgunst und Ungeduld gemischten Gefühl hinüber zu den Philologen und meinen, sie hätten nach mehrhundertjähriger Arbeit mit offnern Händen gezeitigtere Frucht bieten, reichlicher vergelten und erstatten können, was ihrem Studium aus allen Werkstätten des Geistes fördernd zugeflossen. Und müssen wir endlich ihrer Arbeit, wie jeder des menschlichen Geistes, das Recht zugestehen, um ihrer selbst willen da zu sein, sich selbst Ziel und Zeit zu setzen, so ist uns Der um so willkommener, in dessen Zeit und Individualität es gelegt worden, irgend eine Reihe von Vorarbeiten zum Abschluß, zu den allgemein begehrten und annehmbaren Resultaten zu führen.

Schon einmal hat Droysen uns ein solches höchst wichtiges Resultat seiner griechischen Studien vorgelegt. Seine Uebersetzung des Aeschylus (Berlin 1832) ist das erste Werk, aus dem wir, auch ohne vertraute Bekanntschaft mit den Originalen, den Geist des alten Dichters zu begreifen vermögen in seinen noch unverletzten Schöpfungen, in den Trümmern der untergegangenen, in den nachrichtlichen Entwürfen der ganz, längst verlorenen, die ganze hohe Persönlichkeit mitten in der freudigen Hochzeit jugendlichen Freiheitskampfes, auf der von uns angeneideten Höhe jener Bühne, um die das Denken und Empfinden der größten Geister, das Mitfühlen und Mitleben des Volks, das heitere Spiel der Künste und die hereinschauenden Sagen der Nation, ihr Selbstbewußtsein und ihre Gottesfeier zu Einem höchsten, einigsten Act des Nationallebens zusammenfloß, in dem wir uns wol mit begriffen wähnen, von dem aus jene Nachrichten des längst Verlorenen in schönem Täuschungstraumt fast zu Entwürfen, Planen des noch Werdenden, Bevorstehenden sich umwandeln.

So führt uns nun jetzt der Verf. auf den zweiten Hochpunkt des Griechenlebens, den höchsten und letzten für jenes allangestaunte und allgeliebte Jugendvolk, den höchsten des classischen Alterthums — zu Alexander. Von welcher Seite wir auch, zumal in unserer Zeit, diesen Moment der Geschichte betrachten, er erscheint uns als ein begehrenswerther, gebotener, nicht zu missender. Fragen wir nach dem Ziel jenes reizend-erhabenen Griechenlebens, nach der Erfüllung seiner überreichen Jugend? sie sind in Alexander gegeben. Erwägen wir, was in jener ersten Hälfte der Weltgeschichte, vor Christus und den ihm allein zugehörigen Vorgängern erreichbar gewesen? Das in Alexander vollendete Griechenthum gewinnt uns den ersten, verweilendsten Blick ab; — und achten wir jene eisern consequente, welteinstrickende, weltdurchherrschende Roma nach allem Vermögen und Rechte, — nie doch hat die Geschichte einen Menschen, ein großes Volk in Einer Persönlichkeit, so vollendet und hoch hingestellt, als wieder in jenem angebeteten Menschengott Hellas und des Morgenlandes die Erfüllung und Einigung beider. Haben wir in unserer Jugend jenen größten Kämpfer vorüberziehen sehn, oder hat der Nachhall mindestens seines Heeerestritts in unsere Knabenzeit hineingebebt: nur Alexander's Zug gibt uns ein Gegenbild so reichen, fabelhaft unbegrenzten Heldenlebens. Und wenn der erschütternde Fall des Corsen, wenn die wuchtvollen, Schlag auf Schlag treffenden Mahnungen neuester Geschichte uns nachdenkliche sorgliche Frage abdringen nach der in den Geschichten verschleiert ruhenden Offenbarung des höhern Willens mit dem Menschen: so ist es wiederum natürlich und nothwendig, daß wir die nächste Belehrung über jene Vollendungs- und Gipfelpunkte begehren, bei denen ein langes Geschichtsbild vollständig aufgerollt erscheint zu zusammenfassendem Ueberblick, zur gedankenreichsten und lehrreichsten Concentration des in ihm sichtbar gewordenen Geistes. Wir begehren die Geschichte solcher Tage, voll und vollständig, um mitzuleben und mitzuprüfen. Aber es ist nicht um die Masse der Begebenheiten, um die Vollzähligkeit alles Geschehenen, sondern um den Geist zu thun, der sich darin für uns offenbart. Und nachdem

uns die vollständigsten Convolute des Geschehenen oft genug dargeboten worden, daß wir sie im Besitz jedes Gebildeten voraussetzen dürfen, ist uns Der vorzüglich willkommen, welcher uns auf die Höhenpunkte zu führen und von da alle Hügelzüge und alles Gethal anschaulich, begreiflich zu machen weiß.

Was ist's denn nun um das Menschenleben? um das Dasein und Dagewesensein eines Volks?

Wenigen Menschen und wenigen Völkern — heißt es in der Einleitung — wird das Vorrecht zu Theil, eine höhere Bestimmung als die Existenz, eine höhere Unsterblichkeit als zeitloses Vegetiren, als das Nichts der körperlosen Seele zu haben. Berufen sind Alle; aber Denen, welche die Geschichte zu Vorkämpfern ihrer Siege, zu Werkmeistern ihrer Gedanken auserwählt, gibt sie die Unsterblichkeit des Ruhmes, in der Dämmerung des ewigen Werdens gleich einsamen Sternen zu leuchten.

Wessen Leben also über die öde Dämmerung der Zeitlichkeit emporsteigt, Dem ist der Friede des Lebens und der Genuß der Gegenwart versagt, und auf ihm lastet das Verhängniß einer Zukunft; seine That wird ihm zur Schuld, seine Hoffnung zu einsamer Sorge und rastloser Arbeit um ein Ziel, das doch erst sein Tod erfüllt; und noch die Ruhe des Grabes stören die lärmenden Kampfspiele um seine Heldenwaffen und ein neues, wilderes Ringen der aufgerüttelten Völker.

Also drängt sich das Chaos des Menschengeschlechtes Flut auf Flut; über den Wassern weht der Geist Gottes, ein ewiges Werde, eine Schöpfung ohne Sabbath.

Und wie an dem ersten Schöpfungstage Gott das Licht von der Finsterniß schied, und aus Abend und Morgen der erste Tag ward, so hat der erste Tag der Geschichte die Völker aus Abend und Morgen zum ersten Male geschieden zu ewiger Feindschaft und dem ewigen Verlangen der Versöhnung; denn es ist das Leben der Geschaffenen, sich aufzuzehren und zurückzusinken in die alte friedliche Nacht des ungeschaffenen Anfangs; drum ringen die Völker aus Abend und Morgen den Kampf der Vernichtung; sie sehnen sich nach endlicher Ruhe.

Diese Sehnsucht der Völker ist ein verlorenes Paradies; aus seinem Paradiese trieb den Sohn des Morgenlandes die Angst des erwachten Gedankens, der umsonst nach Freiheit rang; gebannt in die weitlagernde Einöde von Höhen und Tiefen, umflutet von den heimatlosen Horden der Urzeit, die er nur zu knechten, nicht zu ordnen vermochte, verdammt zum ewigen Arhimaroskampfe des Gesetzes und der Ohnmacht, zog er umsonst gen Abend, gegen die Völker der Freiheit.

Dieselbe Sehnsucht ist das Märchen von der goldenen Zeit, von der der Grieche träumte und sang und nicht müde wurde zu dichten; denn da herrschte der Friede der seligen Götter, und die Menschen lebten fromm und glücklich und wandelten mit den Göttern im heiligen Haine, ihr Himmel war auf Erden und der Freude kein Ende. So dichtete der Grieche, und seine Sehnsucht gestaltete sich zu den Kämpfen und Leiden der Heroen, zur Freiheit der Kraft und des Willens, seine Welt ward die Bühne eines steten Ringens, die Palästra des Gedankens, sein Leben dem großen Kampfspiel der Zukunft geweiht, dessen Siegespalme jenseit des Meeres, jenseit des erkämpften Perserreichs an den stillen Ufern des Ganges grünt. Dann ist die Zeit erfüllt, dann kämpft und siegt der Heldenjüngling mit seinen Getreuen, dann jauchzen und frohlocken die Völker vom Aufgang bis zum Niedergang; er aber kehrt ohne die Palme des Ganges zurück, und um sein frühes Grab flutet ein neues, wilder gährendes Chaos.

Denselben Kampf wiederholen die Jahrhunderte unablässig; dieselbe Angst treibt die Völker Asiens gen Westen, dasselbe Verlangen den Abendländer zum heiligen Grabe, zu den Schätzen Golkondas, zum verschollenen Golde des Altai; mit allen Waffen der Gewalt und List, der Wildheit und Bildung, des Glaubens und Wissens, der Masse und des Gedankens treten neue und neue Völker in die Schranken, und nur die Potenzen ihrer Gewalt unterscheiden sie. Schon nistet Asien nah am Herzen Europas, schon hat Europa die Thore des hohen Asiens erbrochen; wer kennt die Zukunft? Aber einst, wenn aus Abend und Morgen der letzte Kampf entschieden ist, dann wird die Ruhe des schweigenden Anfangs wieder sein und die Geschichte hinwegeilen in eine neue Welt. Beginn und Ende dieses Kampfes der Jahrhunderte hat die Veste der alten Welt in ihrer geographischen Bildung präformirt; es scheidet sich Asien und Europa im griechischen Meere, es vereint sich in den weiten Steppen der Wolga.

Dies ist die gedankenschwere Antwort unsers Verfassers auf die inhaltschwere, stets neu erhobene Frage. Damit zeigt er zum andern Male in Alexander den Vollender und Löser der hellenischen Bestimmung, jenen Helden, in dem sich erfüllen und hinausführen sollte, was dem Lebensfaden beider Völkermassen von Anfang eingewebt war, an Kolchis Strand und am Fuße des Ida seine märchenhaften Knabenvorspiele geübt hatte, zur Jünglingsthat hervorsprang unter Darius und Xerxes' aufrührendem Scepter. Aeschylus, der mitgekämpft und mitgesiegt, wurde es von gnädiger Gottheit verliehen, in seiner Persertrilogie die erhabenste Siegesfeier zu beginnen und nicht zu vollenden (Droysen's „Werke des Aischylos", II, 55), da der Anblick der wahren Vollendung, an die sich denn Zerrüttung und Untergang lehnen muß, ihm entzogen war. Von jenem Aischyleischen Morgenhymnus, über Alexander's heißen Tag, hinüberstreifend über die Heereszüge der Kreuzfahrer, die den auferstandenen Herrn noch im Grabe des Morgenlandes suchten und nicht fanden; von der Länder- und Völkerspaltung, die dem Morgen- und Abendlande an den Mittelmeeren und Küsten gesetzt ist, hinweg lenkt er unsern Blick auf jene weiten Länderstrecken des nachbarlichen Ostreichs, dem für unsere und kommende Tage die Bestimmung zugefallen scheint, abermals europäischen Geist über Asiens Völker waltend zu ergießen.

So gewaltig und hoch jene Frage, um die der Held des Abend- und Morgenlandes rang, aus der Urzeit und seinen Tagen in unsere hinüberragt, so unwiderstehlich ist der zweite an sie geknüpfte Reiz, sie ganz verwirklicht zu finden in der Geschichte, ja in der Persönlichkeit ihres Helden. Geboren für den Thron des einzigen noch gesund-kräftigen, frischen Theils von Griechenland, Erbe des von Philipp erlisteten und errungenen und durchaus mit Recht besessenen Primats von Hellas, sollten schon seine Geburt, die Visionen seiner Mutter vorbedeuten sein Schicksal.

Schön, verschlossen und voll glühender Leidenschaftlichkeit (so schildert sie unser Vers.), war sie dem geheimnisvollen Dienste des Orpheus und Bacchus und den dunkeln Zauberkünsten der thracischen Weiber eifrigst ergeben; in den nächtlichen Orgien sah man sie vor Allen in wilder Begeisterung, den Thyrsus um die Schlange schwingend, durch die Berge stürmen; ihre Träume wiederholten die phantastischen Bilder, deren ihr ahnendes Gemüth voll war; sie träumte in der Nacht vor der Hochzeit, es umtose sie ein nächtiges Gewitter, und der Blitz fahre flammend in ihren Schoos, daraus dann ein wildes Feuer hervorbreche und in weit und weiter zehrenden Flammen verschwinde. — Und wenn die Sage berichtet, daß außer vielen andern Zeichen in der Nacht, da Alexander geboren wurde, der Dianentempel zu Ephesus (nach griechischer Ansicht das eigentlich mor-

genländische Heiligthum) niedergebrannt sei, daß König Philipp die Nachricht von der Geburt des Sohnes zu gleicher Zeit mit dreien Siegesbotschaften erhielt, so spricht sie bedeutungsvoll den Sinn des reichsten Heldenlebens und den großen Gedanken eines Zusammenhangs aus, wie ihn die Geschichte nachzuweisen sich oft umsonst bemüht und öfter überhoben hat.

Diese frühesten Sagen sollten sich im Glauben der Völker an ihren Helden bestärken, als er vom eroberten Aegypten, beladen mit Siegeskränzen, zu dem Tempel der Wüste beschloß zu ziehen und große Dinge den großen Gott zu fragen.

Was aber wollte er fragen? Die Macedonier mit ihm erzählten sich wunderbare Geschichten aus früherer Zeit; damals von Wenigen geglaubt, von Vielen verlacht, von Allen gekannt, waren sie durch diesen Zug von Neuem angeregt worden; man erinnerte sich der nächtlichen Orgien, die Olympias in den Bergen der Heimat feierte; man wußte von ihren Zauberkünsten, um deren willen sie König Philipp verstoßen; er habe sie einst in ihrem Schlafgemach belauscht und einen Drachen in ihrem Schoos gesehen; vertraute Männer, die er darum gen Delphi geschickt, hätten ihm des Gottes Antwort gebracht, er möge dem großen Ammon Zeus opfern und ihn vor allen Göttern ehren; man meinte, auch Herakles sei einer sterblichen Mutter Sohn gewesen; man wollte wissen, daß Olympias ihrem Sohne auf dem Wege zum Hellespont das Geheimniß seiner Geburt vertraute. Vieles der Art besprachen die Macedonier, aber des Königs Willen wußten sie nicht; nur wenige Truppen sollten ihm folgen.

Von Alexandria brach der Zug auf und wandte sich zunächst längs der wüsten Meeresküste gen Parätonium, der ersten Ortschaft der Cyrenäer, deren Gesandten und Geschenke Alexander freundlich empfing, indem er sie als Griechen und Bundesgenossen ehrte. Von hier führte der Weg südwärts durch wüste Sandstrecken, über deren eintönigen Horizont kein Baum, kein Hügel hervorragt; die Luft voll Staubwolken, der Sand so lose, daß jeder Schritt unsicher war; nirgend ein Grasplatz zum Ruhen, nirgend ein Brunnen oder Quell, der den brennenden Durst hätte stillen können. Regenwolken, die bald, ein Geschenk der Jahreszeit, wiederholentlich Erquickung gaben, galten für eine Wundergabe des Gottes in der Wüste. So zog man weiter; keine Spur bezeichnete den Weg, und die niedrigen Dünen in diesem Sandmeer, die mit jedem Winde Ort und Form wechseln, vermehrten nur die Verwirrung der Führer, die schon die Richtung zur Oase nicht mehr zu finden wußten; da zeigten sich an der Spitze des Zuges ein paar Raben, sie erschienen wie Boten des Gottes, und Alexander befahl, im Vertrauen auf den Gott, ihnen zu folgen. Mit lautem Krähen flogen sie vorauf, sie rasteten mit dem Zuge, sie flatterten weiter, wenn das Heer weiter zog. Endlich zeigten sich die Wipfel der Palmen, und die schöne Oase des Ammon Zeus empfing den Zug des Königs.

Alexander war überrascht von der Heiterkeit dieses heiligen Bezirkes, der, reich an Oliven und Datteln, an krystallischem Salz und heilsamen Quellen, von der Natur zu dem frommen Dienste des Gottes und dem stillen Leben seiner Priester bestimmt schien. Als der König darauf das Orakel zu hören verlangte, begrüßte der älteste der Priester ihn im Vorhofe des Tempels, gebot dann seinen Begleitern allen, draußen zu verweilen, und führte ihn in die Zelle des Gottes. Nach einer kleinen Weile kam Alexander heitern Gesichts zurück und versicherte, die Antwort sei ganz nach seinem Wunsche ausgefallen. Dasselbe wiederholte er in dem Briefe an seine Mutter: Wenn er sie wiedersähe bei seiner Rückkehr, wollte er ihr die geheimen Orakel, die er empfangen, mittheilen. Dann beschenkte er den Tempel und die gastfreundlichen Bewohner der Oase auf das reichlichste und kehrte nach Memphis in Aegypten zurück.

Alexander hatte die Antwort des Gottes verschwiegen, desto lebhafter war die Neugier oder Theilnahme seiner Macedonier; die mit im Ammonium gewesen waren, erzählten Wunderbares von jenen Tagen; des Oberpriesters erster Gruß, den sie Alle gehört hätten, sei gewesen: „Heil Dir, o Sohn!“ und der König habe erwidert: „o Vater, so sei es; Dein Sohn will ich sein, gib mir die Herrschaft der Welt!“ Andere verlachten diese Märchen; der Priester habe Griechisch reden und den König mit der Formel „Paidion“ anreden wollen, statt dessen aber, mit einem Sprachfehler „Paidios“ gesetzt, was man wahrlich für „Sohn des Zeus“ nehmen könnte. Aus sämmtlichen Erzählungen bildete sich endlich folgende Sage: Alexander habe den Gott gefragt, ob Alle, die an seines Vaters Tode Schuld hätten, gestraft seien; darauf sei geantwortet: er möge besser seine Worte wägen, nimmermehr werde ein Sterblicher Den verletzen, der ihn gezeugt; wol aber seien die Mörder Philipp's, des Macedonierkönigs, alle gestraft. Und zum zweiten habe Alexander gefragt, ob er seine Feinde besiegen werde, und der Gott habe geantwortet, ihm sei die Herrschaft der Welt bestimmt, er werde siegen, bis er zu den Göttern heimgehe. Diese und ähnliche Erzählungen, die Alexander weder bestätigte noch widerrief, dienten ganz dazu, um seine Person den geheimnißvollen Schein zu verbreiten, der dem Glauben der Völker an ihn und seine Sendung Reiz und Gewißheit lieh und selbst den Blick der Hellenen zu blenden vermochte.

Solche Sagen umrauschten von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert bis in unsere Tage *) den Namen des Helden, dem man (auch unser Verf. S. 48) die sehr überflüssige Klage nachgesprochen, daß ihm — als wär' er ein anderer Achill! — nur ein Homer gefehlt. Und wenn vor allen Großen der alten Welt wiederum Alexander es war, dem in Morgen- und Abendlande göttliche Ehren, Anbetung dargebracht worden, so sollte in diesem stärksten Ausdrucke das Gefühl der Nationen wiedertönen, daß in dieser Persönlichkeit das höchste Ringen und Gelingen, der höchste Sieg und die allumfassendste Versöhnung, die ihnen verheißen war, offenbar geworden. Olympias' Traum hatte sich erfüllt; die Flamme ihres Schooses, von der sie in der Brautnacht geträumt, hatte die Länder der Welt entzündet, und in einer Feuersbrunst alle Vergangenheit, alle Schranken niedergebrannt, daß der Feuerschein bis in die Wüsteneien des Nordens und in die stillen Wälder des Ganges wiederleuchtete.

Wie nun dieser Held der Sage und der Geschichte von unserm Verf. in voller plastischer Persönlichkeit und Thatsächlichkeit dargestellt ist; wie er sich vor unsern Augen aus den Wechseleinflüssen beider Aeltern, aus der läuternden und stählenden Zucht des Stagiriten, aus den Bedrängnissen des den Vater ihm abwendenden Hofes herausbildet, von Feinden umlagert allerwärtshin siegt, die Barbaren im Norden beugt, die Hellenen gewinnt und hält, vom Grabmal Achill's bis zum Nil hinab sich seine Feste baut, um von dieser Operationsbasis aus den Keil seiner Siege durch Asien bis zum Ganges zu treiben; wie er, unter den Kühnen der Kühnste, unter den Gebietenden der Mildeste und Strengste, im abgehärteten, vielgeprüften Heer der Ausdauerndste, wagender und beson-

*) In tausend Sagen und Gesängen ging im Morgenlande die Erinnerung an den Helden Iskander von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie von Aegypten her mit der neuen an den jüngsten Eroberer, an den „Sultan aus Abendland“ (Bonaparte), zusammentraf, S. 546.

nener als die Heftigsten und als die ergrauten Feldherrn, mit Achilleischer Heldenthümlichkeit das unendlich höhere Bewußtsein des Heerführers, mit dem Vollbesitz hellenischer Bildung jenes geniale Ahnungsvermögen vereint, das dem mühsamen Calcul vorausfliegt und die Wissenschaft späterer Jahrhunderte aus sich allein zu ersetzen weiß, — in welcher lebendigen Anschaulichkeit, mit wie tiefer Kenntniß und Beurtheilung endlich unser Verf. das ganze überreiche Bild ausführt, die Schlachten und Belagerungen, den unermeßlichen Schwung der Siegeszüge, die Weisheit der Feldzugspläne, den Zustand der Völker und Länder, die Charaktere und Verhältnisse des Heeres, der Fürsten und Helden darstellt und entwickelt: das und vieles Andere foderte und verdiente wol die ausführlichste Würdigung, wenn es nicht zunächst Absicht dieses Aufsatzes wäre, auf das Interesse des Werks für die ganze theilnehmende, gebildete Mitwelt hinzudeuten. 106.

Novellen, Sagen, Gedichte und vermischte Schriften von Hans Normann. Leipzig, Fest. 1833. 8. 15 Gr.

Im Vorworte bezeichnet der Verf. diese Arbeiten als Jugendsünden und versichert, er gebe sich hier, wie er schon lange nicht mehr sei, vielmehr sehe sein Gemüth jetzt „erstarrt wie die Salzsäule Loth auf das Flammenmeer zurück, in welchem seine Jugend unterging.“ Hiernach sollte man vermuthen, daß diese Arbeiten viel Leidenschaftliches, Wildes, ja vielleicht Frevelhaftes enthielten; wer aber dieser Vermuthung Raum gäbe, befände sich entschieden im Irrthume. Die Jugendsünden des Verf. sind sehr unschuldiger Art; man sollte sie lieber Kindereien nennen. Nichtsdestoweniger sind sie lesbar und keineswegs das Schlechteste, was geschrieben worden ist. Ja, man kann behaupten, daß keine handgreifliche Thorheit und keine entschiedene Verhöhnung des guten Geschmacks darin zu finden ist, was bei dem gegenwärtigen Stande unserer Literatur immer schon recht lobenswerth ist. Dagegen fehlt es diesen Arbeiten freilich durchaus an Charakter, an Eigenthümlichkeit. Die sogenannte Novelle, welche sowol der Bedeutung als dem Raume nach den Hauptheil des Buches ausmacht, erzählt zwar manche Schrecknisse, aber in einem ziemlich nüchternen Tone. Sie ist eine ganz gewöhnliche Criminalgeschichte, mit einigen Ahnungen, Wahnsinn und ähnlichem Zubehör ausgestattet. Ein junger Mann ermordet seinen Vater und wird dafür ebenfalls von seinem Sohne erschlagen. Das Romantische in der Geschichte besteht nun aber darin, daß diese beiden Vatermörder eigentlich ganz vortreffliche Menschen sind, welche daher auch natürlich nach der That in eine ungeheure Zerknirschung gerathen und ihr Leben unter Büßungen und Seelenleiden enden. Einen großen Raum in dieser Geschichte nehmen die Beschreibungen der Oertlichkeiten ein, in welche ein Theil der Begebenheit verlegt ist. Eine Gegend in den Pyrenäen, die Verhältnisse ihrer Bewohner, die Gefahren, mit welchen Gletscher und Lawinen dem Wanderer drohen, sind umständlich und im Ganzen recht anschaulich geschildert. Dasjenige dagegen, was den Hauptinhalt der Erzählung machen sollte, die Beweggründe, die Leidenschaften, das ist ziemlich dürftig behandelt, und die Geschichte bietet von dieser Seite nur den untergeordneten Reiz des Räthselhaften, des Unerklärlichen dar. Das Räthsel wird überdies zuletzt auf eine sehr unbefriedigende Weise gelöst, denn es findet sich, daß der Knoten der Begebenheit durch die Rachsucht eines Kammerdieners, welcher ein ziemlich gewöhnlicher Teufel ist, geschürzt wurde, und obendrein ist die Handlung, auf welcher die Verwickelung des Ganzen beruht, nämlich der erste Vatermord, höchst unwahrscheinlich; das Ganze wankt daher in seinen Grundvesten. Dagegen ist der Ausdruck ziemlich gewandt und fließend, die Erzählung liest sich daher leicht.

Die zweite Abtheilung dieses Buches ist überschrieben: „Alle vier Winde“; eine Bezeichnung, welche ich durchaus nicht verstehe. Wahrscheinlich soll sie aber weiter nichts bedeuten als: Allerlei. Wir finden hier zunächst ein lyrisches Gedicht in Prosa, betitelt: „Des Sängers Weihen“, dessen Hauptgedanke sinnvoll und dessen Sprache meist würdig, doch zuweilen ein wenig gezirrt und mit Prachtausdrücken, als Chorusgesängen und Sphärenharmonien, überhäuft ist. Nach einem Beisatze des Titels zu schließen, wäre es aus dem Isländischen übertragen. In ähnlichem Style abgefaßt, aber ohne poetischen Inhalt, ist das folgende Stück der Sammlung: „Der Seeräuber“ (Fragment). — „Der Aelpler in den Glariden“ ist dagegen eine sehr poetische Volkssage, welche der Verf. einfach, aber etwas trocken erzählt. Die nun folgenden Gedichte sind noch unbedeutender; sie riechen stark nach Uhland und athmen nebenbei einige moderne Zerrissenheit. Das erste derselben, welches überschrieben ist: „Ich bin ein Dichter!“ und eine Art von Glaubensbekenntniß sein soll, schließt also:

Wenn Alles schäkernd um mich lacht,
Dann wein' ich still in meiner Nacht,
Ich bin ein Dichter.

Es ist leicht einzusehen, daß dies nur Redensart, Grimasse ist, denn dergleichen vage, triviale Ausdrücke kommen nicht aus der Brust herauf. Aehnlich sind alle andern Gedichte, ein Geklingel mit den herkömmlichen Redensarten, welche um so bedeutungsloser sind, da sie aus der dritten, vierten Hand kommen.

Eine „Prosaische Nachlese“, welche das Buch beschließt, enthält zunächst „Physiognomische Spaziergänge“, welche ziemlich inhaltleere Satiren auf Könige, Gelehrte und Staatsbeamte sind. Es wird darin weiter nichts gesagt, als daß die Könige meist Sklaven des Cerimoniels, die Gelehrten häufig zerstreut und die Beamten zuweilen einfältig sind. Das weiß aber jeder Leser bereits. Zuletzt macht der Verf. unter der Aufschrift: „Kritische Aphorismen“, einen Ausflug in das Gebiet der philosophischen Betrachtung, und hier zieht er nun plötzlich Steifstiefeln an. Er beginnt also: „Die Kritik ist eine der wichtigsten Gegenstände der Philosophie, sie ist der Culminationspunkt der logisch vollendeten Ausbildung des Verstandes, sie ist das klarste Bewußtsein der Verhältnisse der Form zur Materie, der wichtigste Commentar der großen Räthsel der Natur. Sie entsteht durch das contemplative Auffassen der idealen und körperlichen Objecte u. s. w.“ In ähnlicher Weise wird Göthe's „Faust“ und die Tonkunst besprochen und eine Lobrede auf Paganini gehalten. 6.

Literarische Anzeige.

Soeben sind erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die zweite und dritte Lieferung der
Sämmtlichen Schriften
von
Johanna Schopenhauer.
Wohlfeile Ausgabe im Taschenformat.

24 Bände. Geh. Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. — Die letzte Lieferung wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben.

Frankfurt a. M., im August 1834.

J. D. Sauerländer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 248. — 5. September 1834.

Göthe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Acten, besonders durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Großherzog Karl August, Geh. Rathe v. Voigt u. A. dargestellt von seinem letzten Amtsgehülfen C. Vogel. Jena, Frommann. 1834. Gr 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn uns die Selbstbiographie Göthe's, dessen Briefwechsel mit Schiller und Zelter, die Briefe an Lavater und so manches in „Kunst und Alterthum" und andern Werken Zerstreute Göthe'n als Menschen überhaupt, dann insbesondere als Dichter und Forscher auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft kennen lehrten, so sehen wir ihn hier aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet, oder werden ihn aus einem solchen zu betrachten veranlaßt, worauf uns indeß schon der 32. Band von Göthe's sämmtlichen Werken und zwei treffliche Reden des Kanzler von Müller: „Göthe in seiner praktischen Wirksamkeit" und „Göthe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", vorbereiteten. Es ist der Geschäftsmann, der uns in dem vorliegenden Buche dargestellt wird, der Mann als wirkendes und bedeutendes Glied eines Staates. In seinen Bekenntnissen sagt Göthe, von Klopstock und Gleim redend:

Das Selbstbewußtsein beider Männer, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbei. Darf man beide Männer, nach ihren geistigen Wirkungen, unbedenklich groß nennen, so bleiben sie gegen die Welt doch nur klein und, gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußern Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang, und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten und geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth. — An ihren Briefen indeß belehre man sich, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann. („Aus meinem Leben", I, 2, S. 455—57.)

Was Göthe bei jenen Männern vermißte, das erlangte er selbst, ein Liebling des Glücks, in hohem Grade; wobei wir nicht vergessen dürfen, daß er das Glück zu ergreifen wußte, daß er es reichlich verdiente durch Hingebung an einen Fürsten, welcher werth war ein Fürst zu sein, durch treues Festhalten an einem weder großen noch reichen Staate, durch ununterbrochene mehr als funfzigjährige Wirksamkeit für denselben, und zwar in einer sehr bewegten Zeit, einer Zeit, die besonders durch ein Streben in das Weite und nach Höherm und Glänzendem charakterisirt wird.

Wenn wir oben äußerten, Göthe sei in dem vorliegenden Werke aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, so wollten wir nicht damit sagen, es sei ein anderes Licht auf ihn gefallen; vielmehr finden wir auch hier den Mann, den wir kennen, den großen Verstand, die unermüdliche Thätigkeit, die höchste Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit, die treueste Anhänglichkeit an den selbsterwählten Fürsten und dessen Haus, dies Alles in Verbindung mit einem angebornen und ausgebildeten Aristokratismus der Gesinnung.

Dieses Wort könnte bei Manchem Bedenken erwecken; aber wir scheuen uns nicht es stehen zu lassen, wie es aus der Feder floß; ebenso wenig scheuen wir uns zu erklären, daß wir etwas Großes und Ehrenwerthes darin finden. Es ist hier nicht zunächst von einer Verschiedenheit zwischen Ständen, nicht von einer politischen Partei die Rede; und wenn auch G. in Urtheil und Wirksamkeit nicht ganz sich von politischen Parteien fern halten konnte, so ist gewiß von einem Aristokratismus nichts zu fürchten, der sich äußert wie G. im J. 1790:

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrogne;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

Göthe's Aristokratismus beruhte auf dem Glauben, daß, wie die Natur große Geister geschaffen und kleine, die letztern bestimmt seien, an jene sich anzuschließen, ihnen zu gehorchen, diese aber, ihre Vormünder zu machen, in geistiger und leiblicher Hinsicht; auf der Ueberzeugung, daß, wer regieren wolle, auch den Verstand und die zum Regieren erforderliche Einsicht sich erworben haben müsse, und der Ausübung dieses Grundsatzes; und — wenn auch von Ständen die Rede sein soll — auf der Ueberzeugung, daß auf die Dauer ein Staat ohne vorragende, in höherm Ansehen stehende Geschlechter nicht denkbar, daß es eine Wohlthat für denselben sei, wenn der im Staat Geringere den Höhern ehre, dieser aber den größern Einfluß zum Besten jenes anwende. Welche Mängel bei solchen

Verhältnissen sich finden mochten — sie achtete er wol geringer als den Vortheil, den sie gewähren sollten und konnten; und in sich selbst hatte er die Zuversicht und die daraus fließende Beruhigung, daß das Verhältniß, in welchem er zu den in den verschiedenen Rücksichten ihm Untergeordneten stand, ein solches sei, wie es Natur und Recht wollten.

Man hat — sagt Hr. v. Müller in einer der oben erwähnten Reden — Göthe'n oft vorgeworfen, daß er an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes wenig Interesse genommen. Es lag allerdings nicht in seinem Naturell, nach einer politischen Wirksamkeit zu streben. Von der Höhe seines Standpunktes erschien ihm die Geschichte nur als ein ewig wiederholter, ja nothwendiger Kampf der Thorheiten und Leidenschaften mit den edlern Interessen der Civilisation; er kannte zu gut die Gefahren unberufener Einmischung, und wollte das reine Element seines Denkens und Schaffens nicht durch die wirren Erscheinungen des Tages trüben lassen.

Eine solche Natur konnte auch an dem Streben nach ständischen Verfassungen, das sich seit dem J. 1814 kundgab, keine große Freude haben; auch ist es nicht zu verwundern, daß, wie Hr. Vogel (S. 321) sagt, „in öffentlichen Blättern und Privatbriefen auf das hämischste über seine Stellung zu dem weimarischen Landtage abgeurtheilt ward".

Allerdings wendete G. Alles an, um von der Befolgung des ihm nach 53jähriger rühmlichster Dienstzeit und im 81. Lebensjahre zum ersten Male ernstlicher gestellten Ansinnens, dem Landtage verfassungsgemäß die Oberaufsichtsrechnungen vorzulegen, dispensirt zu werden. Er konnte den bei der öffentlichen Stimmung des J. 1831 leicht begreiflichen Gedanken, sich am Ende seiner Laufbahn vielleicht diesgestellt zu sehen, nicht ertragen.

Indeß wurden die Verhandlungen hierüber nicht förmlich geführt, und es läßt sich keineswegs behaupten, daß G. nicht dem Befehl seines Fürsten Folge geleistet haben würde.

Sein Tod machte einen solchen überflüssig, und die Anerkenntniß, welche der Landtag nach Einsicht der Rechnungen der Dienstführung des Verewigten officiell und öffentlich angedeihen ließ, beweist, wie wenig Ursache G. hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwilligst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Aber es ist Zeit, daß wir zu einer Darlegung des eigentlichen Inhalts unsers Buches übergehen. Der erste Abschnitt stellt in Kurzem Göthe's Dienstlaufbahn dar (S. 1—5). Er ward am 11. Juni 1776 als Geh. Legationsrath mit Sitz und Stimme in das Geheime Concilium eingeführt, wobei der Herzog sich genöthigt sah, die hier und da lautgewordene Mißgunst durch eine eigenhändige Erklärung zu den Acten zum Verstummen zu bringen. Die Worte: „Einen Mann von Genie an anderm Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen", und: „die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und der Welt rechtfertigen zu können" (S. 1, 2), sind zu merkwürdig, als daß wir sie nicht unsern Lesern mittheilen sollten; und nehmen wir dazu, daß der Herzog die Worte des von einem Andern aufgesetzten Bestallungsschreibens: „in Betracht dessen zu Unserer eignen Kenntniß gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabnissen und Wissenschaften, wie auch aus besonderer gegen denselben hegender Gnade und Affection", eigenhändig in folgende umwandelte: „wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit" — dann haben wir den Grund, auf dem sich das einzigschöne, so unendlich fruchtreiche Verhältniß zwischen Karl August und Göthe erbaute; wir sehen hier die schönste Erscheinung auf Erden: den Geist, und einen Fürsten, der denselben zu ehren und zu nutzen wußte.

Am 5. Sept. 1779 ward G. zum Geh. Rath befördert (Kammerpräsident ist er nie gewesen, wie man geglaubt hat; aber wol war er von seinem Fürsten autorisirt, von Zeit zu Zeit berathend den Sitzungen des Kammercollegiums beizuwohnen und den Sitz des Fürsten einzunehmen); am 1. Mai 1791 übernahm er die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters, die er im J. 1817 abgab; überdies war er in frühern Jahren Dirigens mehrer Commissionen, namentlich der Kriegs-, Wasserbau- und Bergbaucommissionen. In spätern Jahren beschränkte G. seine amtliche Thätigkeit immer ausschließlicher auf die obere Leitung der mannichfaltigen großherzoglichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, bei deren Verwaltung, besonders in Betreff der weimarischen sehr bedeutenden Bibliothek und des Münzcabinets, ihn der Minister von Voigt unterstützte. Als dieser im J. 1819 starb, führte G. allein die Oberaufsicht, unter ihm sein Sohn und nach dessen 1830 erfolgtem Tode der Hofrath und Leibarzt Vogel, Verfasser des Werks, das wir anzeigen. Dieses und jenes Institut, die eine und andere Sammlung für Wissenschaft und Kunst verdankt G. ihre Gründung, alle ihren Bestand und ihre dem Genius der Zeit, den Fortschritten in Wissenschaft und Kunst gemäße Vermehrung und Ausbildung.

Erwägen wir die großen Leistungen Göthe's des Dichters, des Forschers in den höchsten Regionen des Wissens, seine vielen Reisen, den reichen Umgang mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit, dazu die so ungeheuern politischen Ereignisse, welche störend einwirken mußten, da sie ihn endlich „in Haus und Garten" heimsuchten — erwägen wir dieses Alles, dann staunen wir, daß Ein Mann, selbst bei einem langen Leben, so viel in jenen Zweigen zu leisten vermochte; unsere Verwunderung wächst, wenn wir in dem vorliegenden Buche lesen, wie vielseitig G. noch sonst als Mann im Staate beschäftigt war. Wie viel hat ihm die einzige jenaische Bibliothek zu schaffen gemacht! Und seine Oberaufsicht war eine eigentliche; überall war er zugegen, sein Ohr hörte, sein Auge sah. Aber freilich, „der Tag ist lang, und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten"; und was durch Ordnung und gehörige Benutzung und Eintheilung der Zeit zu bewirken ist, grenzt an das Unglaubliche. Hierin war Göthe ausgezeichnet groß; auch hörte man, was den großen Sinn charakterisirt, bei all seiner Thätigkeit nie eine

Klage über Bedrängniß, über Mangel an Zeit, nie hat man eine Hast bei ihm wahrgenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Nordamerika.

Wir machen hier auf folgende drei Schriften, die jenen, für uns Bewohner der alten Welt fortwährend an Wichtigkeit steigenden, nördlichen Theil Amerikas beleuchten, aufmerksam: „Adventures on the Columbia River, including the narrative of a residence of six years on the western side of the Rocky Mountains, among various tribes of Indians hitherto unknown; together with a journey across the American continent. By *Ross Cox.* (2 Bde. London, 1831). 2) Six months in America. By *Godfrey Vigne.* (2 Bde. London, 1832). 3) Letters from Nova Scotia, comprising sketches of a young country. By Capt. *Moorson* (London, 1830). Was zuerst die Abenteuer am Fl. Columbia (der zwischen Neugeorgien und Neualbion, an der Westküste Nordamerikas, sich in die Südsee ergießt) betrifft, so wurden sie dadurch veranlaßt, daß unternehmende nordamerikanische Kaufleute einen Theil des Gewinnes, den die Hudsonbaycompagnie und die Nordwest-Compagnie vom Pelzhandel zogen, in ihren Beutel abzuleiten hofften und deshalb zu Neuyork (1811) eine neue „Pelzwerkcompagnie für das stille Meer" errichteten und zwei Schiffe ausrüsteten, auf deren einem, dem Biber, Cox nach dem neuen, der Hoffnung erschienenen Eldorado unter Segel ging. Zuerst wurde das Cap Horn umsegelt, dann die Südsee durchschifft, auf den Sandwichinseln neuer Vorrath von Lebensmitteln eingenommen, und nun ging es in leichten Fahrzeugen den Columbiastrom aufwärts. Nachdem man 170 engl. Meilen eine waldige Landschaft durchschifft hatte, wurde die Gegend offen, trocken und sandig. Die Eingeborenen erwiesen sich im Allgemeinen sehr freundlich. Die Gesellschaft setzte von hier aus die Reise zu Lande fort. Die Lebensmittel nahmen ab, und man mußte sich an Pferdefleisch halten. Zwar waren Pferde sehr wohlfeil zu erhandeln, aber man mußte, da es an Holz fehlte, das Fleisch meistentheils roh speisen. Der Stamm Walla-Walla bewohnte diese Landschaft, war gastfrei, bescheiden und sittsam. Die Gesellschaft trennte sich hier in zwei Theile, um das Land auf mehren Seiten zu durchforschen und an den verschiedenen, in den Columbia mündenden Flüssen Handelsstätten zu gründen. Cox nahm mit einigen eine nordöstliche Richtung, um zu dem Stamme der Spokan zu gelangen. Die Gegend war mit braunem Grase, das von Klapperschlangen wimmelte, bedeckt. Es war August, und die Hitze nicht zu ertragen. Am 17. d. M. hatte Cox das Unglück, von seinen Genossen abzukommen, und seine Trübsale begannen. Er war eine Strecke an einem lieblichen Flüßchen hingewandelt und hier zu einem höchst anmuthigen Plätzchen, umschattet von Sumach- und Kirschbäumen, Rosen, Geißblatt und Johannisbeeren, gekommen, das durch Aehnlichkeit mit einem heimischen Lieblingsorte ihn so bezauberte, daß er sich hier in Träumereien verlor, entschlummerte und erst gegen Abend wiedererwachte. Er eilte nach dem Sammelplatze zurück; aber Alle waren davongezogen. Keine Spur von Menschen und Pferden weitum zu erblicken. Er rief nach allen Seiten hin, bis ihm die Stimme versagte. Er konnte sich die schreckliche Wahrheit, allein zu sein in dieser Wüste, ohne Waffen, ohne Lebensmittel, ohne hinlängliche Kleidung, nicht verhehlen. Welch eine Aussicht für Einen, der ausgezogen war, um mit schnellem Griff ein fürstliches Vermögen zu erobern! Es blieb ihm nichts übrig, als am Boden die Spur seiner Gefährten aufzustöbern. Aber sie verlor sich gar bald im flüchtigen Sande. Er erstieg eine Höhe, die eine weite Aussicht über die Landschaft eröffnete; aber menschenleer Alles und öde! Die Nacht mit schwerem Thau nahte heran. Und er war, weil er in der Hitze des Tages alle überflüssige Kleidung bei dem Gepäcke gelassen, ohne Mantel und Hut. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in das hohe Gras niederzuwerfen. Durchnäßt vom Thau bis auf die Haut, erwachte er beim Aufgange der Sonne. Nachdem er den ganzen Tag in einer nördlichen Richtung gelaufen war, entdeckte er zu seiner höchsten Freude in der Ferne zwei Reiter, die er für seine Reisegenossen erkannte. Er rief, er schrie, bis er heiser war; aber sie hörten ihn nicht. Er riß sich das Hemd vom Leibe und wehte damit über seinem Kopfe; aber sie sahen es nicht und ritten davon. Wie wahnsinnig lief er ihnen nach, bis sie ihm aus den Augen verschwanden und er halbtodt niederstürzte. Ein neuer Schreck erweckte ihn aus der Ohnmacht. Eine ungeheure Klapperschlange rasselte heran. Er raffte sich auf, und es glückte ihm, sie durch einen Steinwurf zu tödten. Sein Nachtlager war abermals das hohe Gras. Am folgenden Tage fehlte es an Speise. Die glühende Sonne brannte ihm so heftig auf das unbedeckte Haupt, daß ihm zuweilen war, als habe sich das Gehirn in Feuer verwandelt. Er stieß auf einen See, wimmelnd von Fischen und Wasservögeln; aber es fehlte ihm das Mittel, sich derselben zu bemächtigen. Endlich am 20. Aug. entdeckte er wilde Kirschen und hielt ein fürstliches Mahl. In der Nähe wählte er eine Höhle zu seinem einstweiligen Wohnplatze, von wo aus er die Umgegend zu erkundigen gedachte; aber ein großer Wolf trat ihm, als älterer Besitzer, aus derselben entgegen. Er zwang denselben zwar durch einen glücklichen Steinwurf zum Rückzuge, fand aber doch eine Fortsetzung des Kampfes bedenklich, räumte das Feld und setzte seine mühselige Irrfahrt über Flüsse und durch Wälder unter unsäglichen Trübsalen fort. Die nackten Füße waren zerrissen und ein Theil der Beinkleider mußte verwandt werden, um sie zu verbinden. In den Nächten brachten ihm die Bären mit brummendem Baß und die Wölfe mit scharfem Gebrül Serenaden. Mit den Wölfen kam es öfters zu offener Fehde; aber durch eine feste, kühne Stellung, wo Cox seinen Stab, wie ein Gewehr, auf die Feinde richtete, schüchterte er sie jedesmal ein, daß sie sich zurückzogen. Die Schlangen fertigte er mit dem Knüttel oder Steinwürfen ab. So hatte er unter unsäglichen Beschwerden und schaudervollen Gefahren bald in nördlicher, bald in östlicher Richtung die Wildnisse bis zum letzten Tage des Augusts durchwandert, da — entdeckte er einen von Pferden und Menschen betretenen Pfad, folgte demselben und wurde zu der Wohnung einer Familie von Indianern geführt, die ihn nicht nur menschenfreundlich aufnahm, sondern ihn auch zu seinen Reisegenossen führte, die ihn längst verloren gegeben hatten. Die Compagnie gründete nun Handelsstätten am Zusammenflusse der Pointed heart- und Spokanflüsse und theilte sich in mehre Parteien, um ihrer Nebenbuhlerin, der Nordwestcompagnie, die in der Nähe Handlung trieb, den Rang abzugewinnen. Cox und Farnham wurden zu dem Stamm der Flatheads gesandt, wo sie, unterwegs von Pferdefleisch und Reis zehrend, durch die tiefbeschnittene Landschaft im November anlangten, ein Blockhaus errichteten, Pelzwerk einhandelten und sich die Langeweile durch Jagd und Fischerei verkürzten. Cox kehrte dann zu dem Stamm der Spokan zurück, der sich durch Friedlichkeit und Ehrlichkeit auszeichnete, so lange man es verhütete, daß nicht der Branntwein die alte Wildheit und Blutgier erweckte. Der vortheilhafteste Tauschhandel geschah durch Gewehre und Tuch. Für ein Gewehr, 6 Thlr. an Werth, gaben sie Pelzwerk, 150 Thlr. an Werth, und für 2 Ellen Tuch konnte man Felle, 50 Thlr. an Werth, eintauschen. Die Spokans haben aber bereits Fortschritte in der Cultur gemacht und seitdem größtentheils die Jagd aufgegeben. Ihr Hauptreichthum besteht in Pferden. Spiel ist ihre Hauptleidenschaft. Leute, die Hab und Gut verspielen, sind gar nicht selten. Die Begräbnißplätze sind mit Häuten von Pferden, Büffeln, Hirschen u. s. w., die beim Leichenmahl geschmaust sind, mit Stücken und Streifen Tuch, mit Waffen u. dgl. geschmückt; denn sie glauben, daß der Hingeschiedene von allen diesen Sachen in der Welt der Geister Gebrauch mache. Leider machte der Ausbruch des letzten Krieges

zwischen dem nordamerikanischen Freistaat und England es der Gesellschaft unmöglich, frische Zusendungen aus Neuyork zu erhalten. Sie mußten deshalb ihre Geschäfte einstellen und sich zum Theil der ältern Nordwestcompagnie anschließen. Letzteres wählte denn auch Cox und hauste seit dieser Zeit unter den Flatheads, die noch nicht so civilisirt sind, wie die Spokans. Bei ihnen werden die Gefangenen, selbst gefangene Frauen, noch grausam zu Tode gemartert, wobei besonders die Frauen sich auf eine gräßliche Weise thätig bezeigen. Hauptfeinde der Spokans sind die Schwarzfüßler, obgleich selbige ebenso wenig schwarze Füße haben, wie die Flatheads Plattköpfe. Wenn man ihnen Vorwürfe über ihre Grausamkeit machte, entgegneten sie: „Es ist dieses nun einmal Brauch bei uns rothen Kriegern. Wir können euch weißen Menschen, euch thörichten Weiberherzen zu gefallen, der Lust der Rache nicht entsagen!“

Uebrigens sind sie ehrlich im Handel, tapfer, ihren Häuptlingen gehorsam, und die Weiber sind treue Gattinnen und zärtliche Mütter. Beide Geschlechter sind schön, wohlgebaut, schlank, die Farbe ist etwas heller, als ganz neues, gescheuertes Kupfer. Die Männer tragen lange Beinkleider und lederne Ueberwürfe, deren lose herabfallende Aermel bis zu den Knien niederhangen. Auch die Frauen sind mit solchen Ueberwürfen bekleidet, die bis zu den Füßen herabreichen und mit Borten, Perlen, Glöckchen und Schellen verziert sind. Mittels Pfeifenthon wird dieser lederne Anzug stets sehr schmuck erhalten, und Jeder hat 2 oder 3 Anzüge zum Wechseln. In schlechtem Wetter tragen sie eine Art Oberröcke von Ochsenhäuten. Die oberste Häuptlingswürde ist erblich. Zu Kriegsführern jedoch werden die Tapfersten und Einsichtsvollsten durch jährliche Wahl erkoren. Daheim hat der Kriegsherzog kein besonderes Ansehen, sondern ist dem erblichen Häuptling unterthan. Brechen aber die Krieger zu ihren Jagdzügen nach den Büffelebenen auf, so übernimmt er den Oberbefehl und übt selbigen bis zur Rückkehr mit despotischer Gewalt. Sein Amtszeichen besteht in einer langen Peitsche mit dickem Handgriff und mit Federn und Scalps verziert. Diese Peitsche trifft Jeden, der gegen die vorgeschriebene Ordnung sündigt, sehr hart. Der damalige Kriegsherzog war schon zum fünften Male wiedererwählt, war 35 Jahr alt und hatte in den verschiedenen Schlachten 20 Schwarzfüßler erlegt, deren Kopfhäute, als Trophäen, auf einem Pfahl vor seiner Hütte prangten. Ihm selbst aber war die Gattin in Gefangenschaft gerathen, und wenn ihm der Gedanke an dieses Unglück durch die Seele fuhr, entfernte er sich in das Dickicht der Wälder, hing seinem Kummer nach und rief zu dem Geist seiner Frau, wieder zu erscheinen und Rache über die Feinde zu bringen. Diese Indianer glauben an einen mächtigen guten und einen bösen Geist. Gute Menschen kommen nach dem Tode in ein Land, wo ewiger Sommer blüht, böse aber in Gebirge, mit ewigem Schnee bedeckt. Haben sie daselbst ihre Sünden abgebüßt, so werden auch sie in das Sommerparadies aufgenommen. Hauptcapitel ihres Moralgesetzes sind: Ehrlichkeit, Tapferkeit, Gehorsam den Häuptlingen, Liebe zu Aeltern, Gatten und Kindern. Interessant ist, was Cox von dem Häuptlinge eines bedeutend civilisirten Stammes erzählt, einem Philosophen und Astronomen, der aber dabei, wiewol er sehr ernst und kriegerisch ist, sich durchaus weiblich kleidet und geschmückt trägt. Nächstdem wird man höchst anziehend finden, was Cox von der Fehde erzählt, die zwischen den Walla-Walla und den britischen Pelzhändlern auszubrechen drohte, indem die Walla-Walla schon schlachtfertig heranrückten, aber der gefährliche Handel noch durch einen jungen, sehr beliebten Kriegsfürsten, den „Morgenstern“, durch eine in der That bewunderungswürdige Rede, die er an das Heer hielt, friedlich beigelegt wurde.

Schließlich gibt Cox von einem vornehmen Irländer, Johnson, Nachricht, der, nachdem er sein unglückliches Vaterland verlassen und eine Indianerin geheirathet hat, einen mächtigen Stamm als Häuptling befehligt, zu europäischer Cultur herangebildet und durch seine Beobachtungen, Erfahrungen und Sammlungen einmal viel zur Kenntniß des innern Amerika beitragen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Märchen. Vom Verf. der Novantiken. Weimar, Gräbner. 1832. 8. 20 Gr.

„Mustapha, oder der Geisterkampf, Zauberbilder nach dem Arabischen“, „Die drei Brüder, eine russische Volkssage“ und „Theobald vom Berge“ heißen die drei Wunder- und Zaubergeschichten, welche hier nach moderner Weise erzählt werden; für welchen Kreis von Lesern ist freilich die Frage. Es ließe sich mancherlei über den Unterschied zwischen Sage und Märchen bemerken, den der Verf. nicht anzuerkennen scheint; auch dürfte sonst noch viel gegen seine Weise einzuwenden sein, wenn diese nicht selbst zu harmlos erschiene, um mehr nöthig zu machen, als die Versicherung, daß dergleichen nicht mehr an der Zeit ist. 30.

Literarische Notizen.

Michaud und Poujoulat geben eine „Nouvelle collection complète des mémoires pour servir à l'histoire de France“ von dem 13. bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts mit Noten und Erläuterungen heraus. Geoffroi de Ville-Hardouin und Joinville sollen die Sammlung eröffnen, der Duc von St.-Simon sie schließen. Das Werk ist auf 20 Bände zu 50 Bogen berechnet und erscheint in Lieferungen, deren je vier einen Band betragen.

Von Arlincourt's „Le brasseur roi“ ist bereits die fünfte Auflage erschienen.

August Ricard gab heraus: „Celui qu'on aime“, vier Bändchen.

Von Mad. Sophie Gay erschien in zwei Bänden: „La duchesse de Chateauroux“.

Den „Etudes sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Egypte et sur l'inscription de Rosette“ des Grafen Rebiano ist ein „Essai sur la langue punique“ angehängt.

J. Klaproth ließ drucken: „Lettre à M. le baron A. de Humboldt sur l'invention de la boussole“.

„Paul et Emilie, ou de l'éducation“ von C. B. Chardon soll in zwei Bänden erscheinen.

Von Marryat's „Peter Simpel“ lieferte Defauconpret eine französische Uebersetzung.

Von dem Baron de Morogues erschien: „La politique basée sur la morale, et mise en rapport avec les progrès de la société, ou Constitution morale du gouvernement“.

Schön's „Allgemeine Geschichte und Statistik der europ. Civilisation“ ist von J. G. Dumont ins Französische übersetzt worden.

A. M. Madrolle gab heraus: „Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur, et d'une réforme fondamentale dans la littérature, la philosophie, les lois et le gouvernement“.

Von De Laroche St.-André erschien: „Une nuit de 1793“.

Mad. Elise Voiart hat die von Vuk Stephanowitsch gesammelten „Serbischen Volkslieder“ nach der Uebertragung der Talvj ins Französische übersetzt. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 249. — 6. September 1834.

Göthe in amtlichen Verhältnissen. Von C. Vogel.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Eine andere Bemerkung drängt sich hier auf. Sieht man auf die Größe des Göthe'schen Geistes, so hätte man der Wirksamkeit desselben einem größern Raum und Kreis gewünscht, und man zweifelt nicht, er würde denselben ausgefüllt haben. Aber — abgesehen davon, daß dies seinen dichterischen Leistungen Abbruch gethan haben würde — Göthe handelte in dem Sinne, den er so schön ausspricht:

Weißt du, wie auch der Kleine was ist? Er thut das Kleine Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

Man gedenkt, wenn man sein Wirken und den Gegenstand desselben betrachtet, gern jenes Besiegers des Perseus, der, als man seine Sorgfalt und sein Geschick in Anordnung eines Mahles bewunderte, die gewichtigen Worte aussprach: „Es ist derselbe Geist, der eine Schlacht anordnet, und der ein Fest bereitet"; wir gedenken des Worts, das Göthe selbst sprach: „Wäre es meine Aufgabe, diese Streusandbüchse, die eben vor mir steht, immerfort auszuschütten und wieder zu füllen — ich würde es mit unermüdeter Geduld und genauester Sorgfalt thun" („G. in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", S. 15). Und was er von seinem Herrn sagt, das kann man auch auf ihn anwenden:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

In ihm hatte der Herr den Diener gefunden, dessen er bedurfte. Wir gebrauchten übrigens das Wort klein nur im Vergleich mit großen Staaten, und Stiftungen, wie sie solchen gemäß; der Kundige weiß, wie wenig Weimar eine Parallelisirung mit solchen in Hinsicht auf Ausdehnung und Geleistetes zu scheuen hat.

Das Buch, welches wir hier anzeigen, wird der Bemerkung nicht entgehen, daß es ein etwas fragmentarisches Ansehen hat. Dies rührt daher, daß es großentheils aus Acten zusammengesetzt ist, die natürlich nur bruchstückweise mitgetheilt werden konnten; dann vorzüglich von dem Umstande, daß der Verf. Göthe's Amtsgenoß nur in den letzten Jahren war, und nur in der Oberaufsicht über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Dagegen ist es grade sehr erfreulich und ein Zeugniß für die Wahrheit des Dargestellten, daß Actenstücke mitgetheilt sind, erfreulich, daß ein Amtsgenoß Göthe's das Werk verfaßt hat. Und derselbe hat beachtet, was er in der Vorrede äußert: „Wahre menschliche Größe wird durch offene Darlegung ihrer Unvollkommenheiten nicht geringer, nur glaubhafter. Deshalb habe ich Göthe's Fehler nicht verheimlicht". Uebrigens wäre eine Mittheilung über die frühere Amtsthätigkeit Göthe's, da er noch lebendiger und vielfältiger in die Räder des Staats eingriff, höchst wünschenswerth gewesen. Welche Jahre müssen das gewesen sein, von welchen G. dem Kanzler von Müller sagte:

Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Märchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung, durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen, ernstliche Studien neben verwegensten Unternehmungen sich bethätigten — mir selbst schon als ein mythologischer vor („G. in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", S. 7).

Heben wir einzelne Züge aus den Bemerkungen heraus, die Hr. Vogel über Göthe's Amtsthätigkeit macht. Er war bedächtig, ja oft umständlich; Ausbrüche eines thätigfrohen Uebermuths in amtlichen Verhältnissen kamen auch in frühern Jahren nur selten vor (S. 56); so vermißte man auch öfters an ihm Gewandtheit und Entschlossenheit, was von der momentanen Stimmung herrührte (S. 57); dagegen legte er zu Zeiten Kühnheit und raschen Entschluß an den Tag (S. 58); wenn in frühern Jahren ein unbedingtes Streben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, in ihm bemerkbar war, so lernte er, je später desto mehr, gesetzliche Schranken achten und sich von jeder Einmischung in fremde Wirkungskreise fern zu halten (S. 59). Ebenso wenig duldete er ein Eindringen in seine eignen; noli turbare circulos meos, war seine beständige Hauptmaxime. Dessenungeachtet war er keineswegs so eigensinnig, alle und jede Einwirkung anderer Behörden auf seinen Geschäftskreis abzuweisen; wo die Sache dabei gewinnen konnte, unterwarf er sich selbst einer Beschränkung seiner Amtsbefugnisse (S. 65). Wollte er etwas durchsetzen, und es gelang nicht sogleich, dann ermüdete er nicht; „man muß niemals verzweifeln", belehrte er seinen Sohn (S. 51). Sein Geschäftsstyl war klar; nur drückte er sich, je älter er wurde, weniger be-

ſtimmt und entſchieden aus; auch früher verſtattete er ſeiner Rede einen reichlichern Fluß. Er band ſich wenig an die vorgeſchriebenen Formen und geſtattete ſich wohl, einen dienſtlichen Erlaß mit einem gar nicht zur Sache gehörigen Poſtſcript zu ſchließen; wie z. B. eine Nachſchrift zu einem amtlichen Schreiben lautete:

Wollten Sie gelegentlich, wenn ſich geſunde, eßbare Schwämme in Ihren Gebirgen finden, ſo auch, wenn die Schafkäſe ihre Reife erlangen, an mich denken, ſo würde ich die Auslagen gern erſtatten und dieſe guten Biſſen nicht ohne Dank genießen (S. 40).

Alle ſchriftlichen Aufſätze von größerm Umfang war er gewohnt zu ſchematiſiren, wovon ein Beiſpiel, den jenaiſchen Bibliothekar betreffend, in extenso mitgetheilt wird (S. 41—51), was zugleich als Probe ſeines Geſchäftsſtyls angeſehen werden kann. Wie ſehr G. die Ordnung liebte, ſo fanden ſich doch ſeine Acten nie im Stande bequemer Brauchbarkeit; er hatte ſich nicht gewöhnt, die Voracten dabei zu Rathe zu ziehen (S. 34).

Zu bewundern war ſeine Ordnungsliebe; aber in dieſer ſprach ſich ein höherer Geiſt aus, „er beſaß die entſchiedenſten Eigenſchaften eines vortrefflichen Ordners wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Sammlungen: Sachkenntniß, Klarheit, Ueberblick, Beharrlichkeit, Conſequenz, unabläſſig perſönlich anregenden Eifer, Anſehen und Geſchmack" (S. 67). Er mochte lieber aus kleinen Anfängen jedes Inſtitut ſich folgerecht entwickeln laſſen, als von vorn herein nach dem Impoſanten ſtreben; es war ihm nicht um den äußern Schein und Prunk zu thun, ſondern daß es in jedem Fache nicht an Gelegenheit und zweckmäßiger Anleitung ſich zu bilden fehle („G. in ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit", S. 31).

Natürlich machte ihn dieſe Ordnungsliebe auch zum guten Haushalter in Hinſicht auf ſein eignes Vermögen und beſonders auf öffentliche Fonds (S. 118 fg.). Dabei war er keineswegs karg gegen ſeine Untergeordneten; vielmehr ſorgte er väterlich für ſie, wie er jedes aufſtrebende wahre Talent zu fördern ſuchte. Er hatte den Grundſatz: viel, nur nichts Unmäßiges, und ernſtlich zu fodern, aber das Geleiſtete auch gehörig zu vergelten; wo Geld nicht angebracht war, oder nicht geſchenkt werden konnte, da ward Ehre erwieſen. Eine Menge Beiſpiele ſind aufgeführt, aus denen Göthe's liebevoller, gütiger Sinn, die echte Liberalität der Geſinnung, die er ſo oft preiſt, hervorleuchtet. Nur Anmaßung, namentlich bei Untergebenen, Mangel an Ehrfurcht gegen Höhere konnte er nicht ertragen, und dieſer Widerwille machte wol einmal, daß er die Grenze der Gerechtigkeit überſchritt, wovon S. 333 ein Beiſpiel vorkommt. Das Verhältniß zu ſeinen Amtsgenoſſen war das wünſchenswertheſte; wie man denn die Documente davon zu ſeinem nächſten Collegen, dem trefflichen Miniſter von Voigt, mit beſonderm Intereſſe leſen wird. Sehr billig und mit gerechter Anerkennung iſt dieſem würdigen Manne hier (S. 255 fg.) ein Denkmal geſtiftet worden.

Was aber in dem intereſſanten Buche das Intereſſanteſte ſein möchte, iſt der Abſchnitt, „Göthe in amtlicher Beziehung zu dem Großherzog Karl Auguſt" überſchrieben (S. 164—254). Die hier mitgetheilten Schreiben des Fürſten und des Unterthanen ſind von durchaus eigenhändigen in den Acten befindlichen Originalen copirt. Mit vollem Rechte ſagt von ihnen Hr. Vogel:

Sie erweiſen ſich als herrliche Denkmale tiefer und vielſeitiger Sachkenntniß (auch des Großherzogs), ſeltener Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils, ſowie großartiger Geſinnung und freundlicher Milde auf Seiten des Fürſten, als ehrenhafte Zeugniſſe beſcheidener Freimüthigkeit auf Seiten des mit Vertrauen, Huld und Gunſt beglückten Dieners, als höchſt anziehende Documente liebenswürdig heiterer Gemüthlichkeit und inniger, geiſtreichſter Theilnahme.

Wir ſetzen hinzu: was Göthe in „Kunſt und Alterthum" (5, 1, S. 182) und in „W. Meiſter's Wanderjahren" als den Grund alles wahrhaft Sittlichen, als das Einzige preiſt, was allein der jetzt in ſittlicher Hinſicht ſo ſchwankenden, ſo zerrütteten Welt wieder einen Halt geben kann — die Pietät, dieſe finden wir hier in der Wirklichkeit, von Perſonen gegenſeitig geübt, die aus der Welt ſcheiden konnten mit dem Vorgefühl, die Ehrfurcht aller kommenden Jahrhunderte werde ihr Andenken begleiten, mit dem Bewußtſein, ſie haben dieſelbe verdient.

Als würdiger Schluß dieſes Abſchnitts dient ein Brief, den G. nach dem Hinſcheiden des Großherzogs Karl Auguſt von Schloß Dornburg aus, wo er ſich während der Leichenfeier des geſchiedenen Herrn und Freundes und noch einige Zeit nachher aufhielt, an den Oberſten von Beulwitz ſchrieb. Der jetztregierende Großherzog hatte die Nachricht von dem Ableben ſeines Vaters in St.-Petersburg erhalten, wohin er mit ſeiner Gemahlin gereiſt war; er beauftragte Hrn. von B., ſeinen Generaladjutanten und Kammerherrn, ſich nach Göthe's Befinden zu erkundigen und ihm die huldvollſten Verheißungen zu eröffnen. G. antwortet in dem erwähnten Briefe, der in dem Sinne abgefaßt ward, daß er dem Großherzog vorgelegt werde. Und gewiß, wer dieſes Schreiben mit Aufmerkſamkeit, mit Sinn und Gemüth lieſt, wird Hrn. Vogel beiſtimmen in dem Urtheile, es ſei einer der trefflichſten Aufſätze, die jemals aus Göthe's Feder gefloſſen. Die tiefſte Trauer ſpricht ſich in ihm aus über den Verluſt eines Herrn und Freundes, mit dem er 53 Jahre lang gelebt, genoſſen, gelitten und gewirkt; aber der Troſt iſt zur Hand, und ein Troſt, wie er Göthe'n, wie er dem Verfaſſer von „Meiſter's Lehrjahren" geziemt und gemäß iſt. G. überſchaut Anlagen, Bauten, Fluren, für die der Geſchiedene, von ihm unterſtützt, ſo lange Sorge getragen, die kräftig gediehen, blühend daſtehen; der Gedanke an Vorfahren und Nachfolger ſchließt ſich an.

Konnte mir, ſagt er (S. 251), ein erwünſchteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edeln Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeins und genießenden Behagens einleiten und ſichern? Dieſes mußte mir alſo zu einer eignen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das Alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag: die vernünftige Welt ſei von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Thun entſchieden angewieſen. Wo nun der menſch-

liche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, so Freude als Schmerz — wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben — an Andern wie an sich selbst — zu erwarten habe.

Und mit diesen Worten schließen wir — welche Bemerkung würde nicht matt neben ihr erscheinen? — und fügen nur noch hinzu, daß der letzte Abschnitt, als Anhang zu dem ganzen Werke, eine Sammlung interessanter Geschäftsaufsätze und Briefe von Göthe enthält, die letztern an Batsch, Succow, Döbereiner, von Münchow, Lenz, sämmtlich in Jena, Staatsrath Schulz in Berlin, Hüttner in London, den Bildhauer Rauch u. A. gerichtet. 1.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 268.)

2) Bigne, ein britischer Rechtsgelehrter, wird sich besonders bei Denen Dank erwerben, welche das nordamerikanische Gerichtswesen und manche wichtige Punkte der Verfassung und Verwaltung überhaupt genauer kennen zu lernen wünschen. Reich aber ist das gutgeschriebene Buch auch an Notizen andrer Art. Wir heben nur einige wenige aus, z. B. über Pennsylvanien. Durch eine neue dortige Stadt, Philippsburg, am westlichen Abhange des Alleghanigebirgs, wird mittels Kanälen und Eisenbahnen nun bald eine Verbindung zwischen Philadelphia und Pittsburg am Ohio zu Stande gebracht werden. Da der Ohio in den Missisipi mündet, so wird dann Philadelphia sowol mit den westlichen Staaten als auch mit dem Golf von Mexiko, wohin der Missisipi ausströmt, in ununterbrochenen Zusammenhang treten. Bei Philippsburg kauft man den Acre unabgeräumten Landes noch für 1—5 Dollars. Ansehnliche Landgüter gibt es weder in Pennsylvanien, noch in den andern Staaten des Vereins; denn es findet kein Vorrecht der Erstgeburt statt, sondern Alles wird getheilt; eine Einrichtung, welche, wie Bigne richtig bemerkt, sich wol für Republiken, nicht aber für monarchische Staaten eignet. Die Missethäter werden hier zu Lande in einsame Zellen gesperrt. Es dauert nicht lange, so bittet ein solcher Einsiedler um eine Bibel und um — Arbeit. Die Bibel erhält er, Arbeit aber nicht. Diese Unthätigkeit eben macht ihn dann mürbe. Zuweilen besucht ihn ein Geistlicher, und die sonntägliche Predigt können alle Gefangene in ihren Zellen hören. In solcher Lage lernt mancher verwilderte Mensch vielleicht zum ersten Male über sich selbst nachdenken und auf die Stimme des erweckten und Gehör gewinnenden Gewissens achten. Von angelegtem Eigenthum zahlt der Pennsylvanier vom Tausend einen Dollar. Die Angabe muß Jeder beschwören und nöthigenfalls seine Papiere vorlegen. Diese Steuer wird willig bezahlt, da ein Jeder weiß, das Geld werde so verwandt, daß jeder Staatsbürger davon Nutzen habe, nämlich nicht zu unverdienten Pensionen, überschwänglichen Besoldungen u. s. w., sondern zu Kanälen, Eisenbahnen u. dgl. Die öffentliche Schuld des Staats Pennsylvanien beläuft sich auf 14½ Mill. Dollars (Neuyork hat 9 Mill. Schulden). Hieraus ersieht man, daß, wenn nun auch die allgemeine Schuld des ganzen Staatenvereins in Kurzem wird abbezahlt sein, doch die einzelnen Staaten immer noch besondere Schulden behalten, die aber für örtliche Zwecke gemacht und so lange fortdauern werden, wie man mit Verbesserungen fortfährt. Die mit jedem Jahre an Einträglichkeit zunehmenden Durchgangszölle werden indessen dazu helfen, daß auch diese Schulden abbezahlt und dann die derselben wegen noch stattfindenden Steuern hinwegfallen werden. In den Staaten der Westgrenze geht man damit um, die eingeborenen Stämme immer weiterab zu entfernen. So möchte man jetzt in Georgien gern die Dscherokis bewegen, auszuwandern und sich in einem entfernten Landstrich anzusiedeln. In dem Bezirke, den sie jetzt bewohnen, hat man Goldminen entdeckt. Eine Partei der Staatsmänner, den beredten Clay an der Spitze, widerspricht noch aus Grundsätzen der Humanität und allgemeiner Gerechtigkeit jenem Verdrängungssystem; eine andere aber, deren Wortführer Präsident Jackson selbst ist, hält dafür, daß man hierbei allein das Staatsinteresse berücksichtigen müsse. Bedenklicher aber ist noch eine andere Partei, Nullifiers genannt. Diese behauptet, daß, wenn der Congreß ein Gesetz durchgehen lasse, welches irgend einem einzelnen der Staaten nachtheilig sei, dieser dasselbe, kraft eigner Autorität, innerhalb der Jurisdiction seiner Staatsgrenzen für ungültig erklären könne (nullify). An der Spitze der Nullifiers steht Calhoun. Gewinnt diese Partei, so muß das Verbindungsglied zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union zerbrechen. Samen der Uneinigkeit und Verwirrung überhaupt gibt es genug in den dortigen Institutionen; nur wird dessen Wachsthum vorjetzt noch durch die lebhafte, commercielle Geschäftigkeit, dieses Universalmittel gegen politische Krankheiten, gedämpft. Das Land ist schön, reich an Hülfsmitteln und erst dünn bevölkert (nach der damaligen Zählung nur 13 Millionen, worunter 2 Mill. Sklaven). So lange nun dem Volke nichts mangelt, wird keine wahre Ursache zum Misvergnügen vorhanden sein. Dieser Zustand wird fortdauern, so lange noch Grund und Boden zur Cultur übrigbleibt. Arme gibt es zwar auch in Amerika; aber es sind deren doch nur wenige und jeder hat die Hoffnung, sich noch einmal Eigenthum erwerben zu können. Ebenso ist das fast einem Jeden zustehende Stimmrecht gegenwärtig noch eine bloße Hyder im Embryo. Wenn aber das Land einmal erst dicht bevölkert sein wird, dann wird es sich zeigen, ob eine Demokratie auch unter dem Drucke des Mangels werde bestehen können; ob Diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, nicht der Gnade Derer, welche nichts haben, sich werden preisgegeben sehen; ob die politische Gleichheit der Einzelnen nicht den Gedanken an Berechtigung zu Gleichheit der Güter erwecken werde; ob unter so veränderten Umständen man sodann nicht eines stehenden Heeres bedürfen werde, um innere Unruhen zu dämpfen; ob zu dessen Unterhaltung nicht werden erforderlich sein Steuern, und ob wiederum diese nicht ruhestörend wirken werden? Dieselben Freiheitsfreunde, welche die amerikanische Republik so leicht haben erbauen können, erbauten auch in England (unter Hampden, Cromwell u. s. w.) eben eine solche Republik; diese aber war nur von kurzer Dauer, wurde durch Waffengewalt umgestürzt, und der Sohn des enthaupteten Königs kehrte, von allen Classen der Gesellschaft mit Jubel begrüßt, zurück. Fast in jeder Stadt der Vereinigten Staaten gibt es bereits eine Aristokratie und gewiß 4 oder 5 besondere Gesellschaftszirkel. — Die Damen betreffend, so stehen sie zwar in Kunst und Wissenschaft den britischen nach, sind aber sehr hübsch, sauber im Anzug, rein an Sitten, munter in der Unterhaltung. Auch wohlerzogene Männer findet man in immer größerer Zahl überall.

Ueber die Verfassung, besonders die canadische Justizverfassung, gibt Bigne gute Nachrichten. Merkwürdig ist auch manches, was er über die eingeborenen Stämme meldet, z. B. über Logan, einen berühmten Häuptling derselben in den Landen am Alleghanigebirge, der, auf Befehl seines Stammes, vom Neffen erschossen wurde, weil er so schön zu reden wußte, daß, wenn auch der ganze Stamm eine Unternehmung beschlossen hätte, Logan durch die Kraft seiner Rede dennoch für seine entgegengesetzte Meinung eine Stimmenmehrheit gewonnen haben würde.

3) Auch die Briefe über Neuschottland (vom Capitain Moorsom) sind ungemein reich an mannichfachem Stoffe. Die Regierung besteht aus dem königl. Statthalter und einem Ober- und Unterhause, die im Januar und Februar ihre Sitzungen halten. Die Staatseinkünfte bestehen im Zoll von eingeführten

Waaren, da man in ganz Nordamerika gegen alle directe Steuern den äußersten Widerwillen hegt, auch in der That bei indirecten Steuern es weniger merkt, was man zahlt. Die Bevölkerung der Provinz besteht noch zum Theil aus eingeborenen Indianern, die mit unsern Zigeunern so ziemlich auf gleicher Linie stehen. Entweder aus Liebe zur Unabhängigkeit oder aus Furchtsamkeit oder Argwohn sind sie noch immer nicht in lebhaften Verkehr mit den Ansiedlern getreten. Sie gehören zum ruhigen Stamme der Micmacs und bekennen sich zum Katholicismus, da die ersten Missionnaire Jesuiten waren. Einige wenige haben Hauswirthschaften eingerichtet, jedoch nur aus Noth, weil sie einsehen, daß sie sonst im Kurzen gänzlich von ihrem Boden würden verdrängt werden. Auch sind ihre wenigen Wirthschaften in kläglichem Zustande und nur auf den Gewinn des täglichen Brotes berechnet. Jagd und Wanderleben bleiben ihnen noch immer das Liebste. Gleich den Zigeunern suchen sie im Sommer die Nachbarschaft der Städte, schlagen in einem Gebüsch, das Schutz gewährt, ihre elenden, zuckerhutförmigen Hütten auf, wo ein patriarchalischer Alter das Regiment führt, beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei und die Weiber besonders mit künstlichem Flechtwerk aus Holz, Rinde, Haaren, Federn u. dgl., bringen diese Artikel dann in ihren Kähnen von Birkenrinde zu Markte, schmausen sorglos, wenn es zu essen gibt, und hungern und verhungern, wenn der Vorrath aufgezehrt ist. Auch für die neuschottischen Ansiedler selbst gehört Jagd, besonders die des amerikanischen Hirsches, zu den Lieblingsvergnügungen, ob es gleich dabei sehr hart hergeht. Denn die Jagdgesellschaften durchstreifen auf Schneeschuhen, wie Grönländer, und auch verhüllt wie diese, mehre Tage lang die verschneiten Wälder und Gebirge unter Beschwerden und Gefahren, vor denen der Europäer zurückschaudern würde und die uns Moorson sehr anschaulich schildert. Gleichfalls wird auf schwarze Bären Jagd gemacht.

Die niedern Classen der Ansiedler befinden sich sehr behaglich. Das Klima ist besser als das britische. Der Ackerbau blüht. Und mit den Ackerwirthschaften auf dem Lande ist dann auch, da die Höfe einzeln und zerstreut liegen, öfters Gastwirthschaft verbunden. Man muß jedem Aristokraten als eine Cur zur Besserung es wünschen, daß er solch eine Herberge besuche. Der letzte Peitschenknall, der in England wie durch einen Zauber die Kellner und Hausknechte an die Thür lockt, erstirbt in den amerikanischen Wäldern ganz unbemerkt. Der Reisende sieht sich etwas verblüfft um, nach ihm aber sich Niemand. So mag denn der Herr eintreten, falls es ihm beliebt; denn obgleich Niemand da ist, der ihn einladet, so ist doch auch Niemand da, der ihn zurückweist. Es zeigt sich nun wol auch die Wirthin und führt ihn in eine kleine, hübsche Stube. Ist er sodann ferner höflich und gesprächig, so geht Alles gut; wo nicht, so mag er gehen, wie er gekommen ist. Bei seinen Reisen durch Neuschottland besuchte der Verf. denn auch eine merkwürdige Niederlassung an der St.-Marien-Bay. Die Ansiedler, 2500 Seelen, sind französischer Abkunft. Abbé Sevigné, der Pfarrer, ist in der Revolutionszeit hieher ausgewandert und nun Priester und Gesetzgeber seines Völkchens. Er schlichtet alle Streithändel. Das Völkchen lebt wie eine große Familie beisammen. Verliert eine Frau den Mann, so treten die Nachbarn zusammen, beackern ihr Land, scheuern die Ernte ein. Verwaiste Kinder werden in die Familien der Verwandten aufgenommen. Ein Hain von Ahornbäumen liefert Zucker. — Moorson sah auf seinen Reisen auch Ebenen, wo Waldbrände gewüthet hatten. In 15 Stunden war von Yarmouth bis Annapolis, eine Strecke von 100 engl. Meilen, Alles niedergebrannt, Bäume und Wohnungen. Halifax war zur Zeit eines solchen Waldbrandes mehre Tage in Wolken von Dampf eingehüllt und doch war das Feuer noch 35 Meilen entfernt. Eine Waldung, worin das Feuer gewüthet hat, gewährt einen unaussprechlich traurigen Anblick. Die geschwärzten Stämme, Basaltsäulen gleichend, sind theils niedergestürzt, theils lehnen sie sich noch aneinander. Der Boden ist versengt. Die grauvolle Stille des schwarzen Schauplatzes erinnert an die verbrannte Stadt der „Tausend und einen Nacht". Merkwürdig ist es, daß der nach einiger Zeit sich zeigende junge Aufschlag anderer Art ist als das frühere Gehölz. Auf Nadelholz folgt Laubholz, und umgekehrt. Es läßt sich dieses wol am besten daraus erklären, daß Wälder von einer bestimmten Holzart keine andere species aufkommen lassen. Man darf aber annehmen, daß ursprünglich der Boden doch auch Samen von andern Bäumen in sich enthalten habe. Das Wachsthum von beiden zu gleicher Zeit vertrug sich nicht. Hat nun aber das Feuer den bisher an der Herrschaft gewesenen Bäumen ein Ende gemacht, so werden die verborgenen Samen, von ihren bisherigen, unduldsamen Unterdrückern freigeworden, nun wieder belebt und dringen mit aller Kraft der neuerdings gewonnenen Freiheit hervor. 82.

Die freien Städte. Ein geographisch-statistisch-historisches Taschenbuch für Geschäftsmänner und Reisende, wie zum Gebrauch aller Stände, von L. Freiherrn von Zedlitz. Hamburg, Campe. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die vier, als solche noch bestehenden freien Städte Deutschlands: Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt, sind die Trümmer einer großen Vergangenheit und gehören einer historischen Epoche an, bei deren Betrachtung der Blick des Geschichtsforschers gern verweilt. „Aus dem Halbdunkel des Mittelalters schimmert die Hanse in ihrer merkwürdigen Organisation mit einem ganz eigenthümlichen Glanze hervor, und man kann nicht ohne Verwunderung eine Verbindung von Städten betrachten, welche, blos mächtig durch den Handel, Jahrhunderte lang auf den Meeren gebot und von Völkern und Königen geachtet und gefürchtet wurde." Andere Jahrhunderte aber, andere Bedürfnisse des Völkerlebens; und schon seit dem 16. Jahrhunderte war das der Hanse verwandte reichsstädtische Wesen in Deutschland zu einem barocken Philisterthum ausgeartet, welches mit der Zeit und ihren Foderungen in einem grellen Widerspruche stand. Ein letzter Hansetag hatte bereits 1630 statt; reichsfrei blieben aber 1803 nur noch Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg; und als letzte Reste beider Institutionen finden wir jetzt nur noch die vier ersten jener sechs Städte, mit welchen sich unser Werk beschäftigt.

In der That gewährt dasselbe eine ebenso lehrreiche als interessante Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes, der Merkwürdigkeiten u. s. w. dieser vier Städte und wird seinem Plane gemäß also zunächst den Reisenden gewiß befriedigen. Wir gestehen aber, daß wir etwas mehr gewünscht hätten, welches freilich nur in einem größern Umfange des Buches zu erreichen stand. Die in der geschichtlichen Einleitung gegebenen historischen Erörterungen über die Hanse nämlich sind dürftig, und machen nur lüstern nach tiefer Eingehendem. Warum benutzte der Verf. diese so nahe liegende Veranlassung nicht zu einer Geschichte der Hanse, für welche noch so viel zu thun scheint? Was sich darüber in den allgemeiner zugänglichen Werken findet, befriedigt nicht; selbst der Artikel: „Hansa", in der sonst so wohl ausgestatteten Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" ist, relativ, zu kurz gehalten und ohne literarische Nachweisungen. Hr. v. Z. kann sich also bei einer zweiten Auflage seiner sonst so sorgfaltigen Arbeit ein wahres Verdienst um gründlichere Leser erwerben, wenn er diesen Abschnitt mit größerer Ausführlichkeit behandelt. In den Archiven der drei Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, besonders aber letzterer als ehemaliger Hanse-Haupt- und Quartierstadt, müssen sich die reichhaltigsten Materialien dazu vorfinden. 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 250. — 7. September 1834.

Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geiſtigen Entwickelung des franzöſiſchen Volkes. Von V. A. Huber. Leipzig, Brockhaus. 1833. 12. 20 Gr.

Der Umſchwung, den die franzöſiſche ſchöne Literatur ſeit etwa zehn Jahren genommen, und die Invaſion der Romantik in ihr Gebiet hat längſt auch bei uns in Deutſchland Aufmerkſamkeit, ja ſelbſt Staunen erregt; aber, obgleich wir dem Einfluſſe unſerer eignen Literatur wenigſtens mittelbar einen Antheil an dieſem Phänomene zuſchrieben, ſo beſann man ſich doch über das Ganze der Erſcheinung wenig und betrachtete dieſelbe in Beziehung auf ihre innern Veranlaſſungen faſt wie eine Urſache ohne Wirkung, oder wie eine Art von unerklärlichem Veitstanz, der anfängt und aufhört, man weiß nicht wie und warum. Die vorliegende Schrift hat das Verdienſt, tiefer in den Zuſammenhang der Sache einzudringen; ſie iſt überdem mit einem ſo hohen Ernſte der Geſinnung geſchrieben, enthält einen ſolchen Reichthum von Ueberzeugung, daß ſie eine genauere Analyſe wohl verdient.

Kunſt und Poeſie iſt dem Verf. die Blüte des Völkerlebens; die einzelnen Momente dieſes Lebens können nur aus ihr erkannt werden; aber umgekehrt wird auch die Entwickelung und das Weſen dieſer Blüte nur begreiflich durch ihren Zuſammenhang mit vorhergehenden, gleichzeitigen und nachfolgenden Begebenheiten, als dem Grund und Boden des Klimas und der Atmoſphäre, aus denen die Pflanze des Volkslebens und ihre Blüte, die Poeſie, erwachſen iſt (S. 1, 2).

Nach dieſer vorläufigen Erklärung wendet ſich Herr Huber ſofort der hiſtoriſchen Forſchung zu und überläßt ſich einer geſchichtlichen Erläuterung der Romantik des Mittelalters, die er ganz richtig als eine Modification des römiſchen Elements bezeichnet, welche durch die Auflöſung und Amalgamation der chriſtlich-römiſchen und der heidniſch-germaniſchen Welt in den Fluten der ſogenannten Völkerwanderung ſtattfand. Die beiden Keime, in deren Entwickelung die allgemeinſte Bedeutung des Mittelalters liegt, ſind ihm der Kirchenſtaat und der Lehnſtaat, beide herangebildet durch ihren vereinten Kampf gegen ein drittes, feindſeliges Element, die mohammedaniſch-arabiſche Welt; aber zugleich auch durch den heftigen Kampf gegen einander. Auf dem Gebiete des politiſchen Lebens war die Aufhebung jener beiden Gegenſätze nie möglich; im Gebiete des geiſtigen Lebens aber, namentlich in Kunſt und Poeſie, finden wir grade die gegenſeitige Durchdringung der beiden Elemente, die Aufhebung ihres Gegenſatzes zu einem großen Geſammtcharakter ausgeſprochen und in gewaltigen Dichtungen und Bauwerken dargeſtellt. Dieſes, vom Verf. S. 10—12 trefflich dargeſtellte Streben iſt der Geiſt der romantiſchen Poeſie in Frankreich wie im ganzen Abendlande, nur jedesmal durch Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters u. ſ. w. modificirt. In Frankreich erſcheint das römiſche und germaniſche Element am früheſten, innigſten und gleichmäßigſten gemiſcht, und der Dualismus des Mittelalters tritt daher am wenigſten hervor, der Kampf iſt weniger großartig heftig; die gemeinſame Richtung geht nach außen (Kreuzzüge); das innere geiſtige Streben geht mehr auf philoſophiſche Selbſterkenntniß des concentrirten, mittelalterlichen Geiſtes (Scholaſtik), als auf die (in Deutſchland vorherrſchende) Thätigkeit der poetiſchen Kräfte. Auch die frühere Entwickelung des Ritterthums aus dem germaniſchen Helden-, Gefolgs- und Lehenweſen gehört zu den Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Bildung im Mittelalter, die beſonders in der Poeſie ſo entſchieden hervortritt (S. 3—14).

Nachdem der Verf. einen Blick auf den Untergang dieſes romantiſchen Mittelalters geworfen, auf das, aus der Zerſetzung des Lehenſtaates ſich nährende, republikaniſche Element des Städteweſens, auf den Uebergang des Lehenſtaates ſelbſt in die deutſche Reichsverfaſſung, und auf die Befreiung der niedergedrückten Individualitäten in der Kirche durch die Reformation (S. 14—22), bleibt er ſofort bei Frankreich ſtehen, wo bei früher Reife auch die Symptome der Auflöſung ſich früher gezeigt, die Individualitäten ſich früher geltend gemacht (Provenzalenpoeſie, Märchen, Fabeln, bald auch Memoiren). Nach der Reformation konnte in Frankreich weniger als irgendwo davon die Rede ſein, eine wirkliche geiſtige Einheit innerhalb der Schranken der katholiſchen oder irgend einer andern Kirche zu behaupten, denn der Kampf zwiſchen jener und dem Katholicismus wurde ſofort zum erbitterten Bürgerkrieg, wodurch beide Elemente zur höchſten Energie geſteigert und durch allgemeine Verwilderung immer mehr getrennt wurden. Nur Richelieu's gewaltige Hand verhinderte die gänzliche Auflöſung der franzöſiſchen

Monarchie in politischer und religiöser Hinsicht, sie vereinigte die altmittelalterlichen Gegensätze der geistlichen und der weltlichen Gewalt, aber gewaltsam und deswegen nur scheinbar. Die geistigen Individualitäten blieben in der That fesſellos; aber sie benutzten ihre Freiheit nicht. Von den vielen Elementen und Richtungen, in welche sich der Gesammtgeist des Mittelalters zersplittert hatte, erhielten bald nur die beschränkten und beschränkenden die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der höhern Bildung, die eigentliche Volksbildung wurde der Gegenwart durchaus fremd, und nur höhere Stände herrschten mit ihrer starren Form, der man, und nicht mit Unrecht, den Namen des classischen Elementes *) im Gegensatz zu dem romantischen Charakter der mittelalterlichen Bildung gibt (S. 22—29). Inzwischen folgt aus der Hinneigung dieser modernen Bildung zu den humanistischen Studien noch nicht, daß classische und antike Bildung eins und dasselbe sind, vielmehr wurde jene nun das Resultat des in einer ganz heterogenen Zeit nothwendigerweise sehr einseitigen, beschränkten, mangelhaften, oft völlig verkehrten, meistens todten, dürren Studiums, also eigentlich völligen Misverständnisses der Alten. Dies führt Hr. Huber schön und überzeugend aus (S. 29—34), indem er uns das echte, antike Leben in seiner Glorie zeigt. An seine Stelle war jetzt das Christenthum getreten, das uns anstatt jener heitern Ansicht des Erdenlebens, welche dessen Jammer wenigstens zurückdrückte (vgl S. 34), den Abgrund des menschlichen Elends als furchtbare Thatsache zeigt, aber auf der andern Seite den Blick zu der höchsten Herrlichkeit und Seligkeit des Himmels eröffnet. Der Verf. weist nun die unermeßlich viel größere Ausdehnung des christlichen Stoffes im Gebiete der Dogmatik wie der Ethik, gegenüber vom Stoffe des Heidenthums, nach, woraus freilich auch vielleicht die Unmöglichkeit für den menschlichen Geist hervorgeht, diesen Stoff so zu durchdringen und zu beherrschen, wie es zur mehr oder weniger vollständigen Reproduction in Philosophie, in Kunst und Poesie nöthig war. War dies dem concentrirten Mittelalter nicht möglich, so thaten es die befreiten Individualitäten noch weniger. Die einen dieser Geister zogen sich mit selbstgefälliger Sicherheit in die Schranken der Alten zurück, die andern trieben zwar das Leben christlich, aber die Kunst classisch, noch andere wären weder classisch noch christlich. In Frankreich aber traten diese Richtungen immer mehr in den Hintergrund, und der erstarrende Einfluß der sogenannten classischen Bildung siegte mit Ludwig XIV. über alle poetischere Elemente seit Malherbes und seiner Schule, was besonders auch in den Kunstwerken jener Zeit fühlbar wird. Ludwig XIV. sah in der Abhängigkeit des Parnasses vom Hofe ein Mittel mehr, den Glanz des Königthums zu verherrlichen, und die Poesie, namentlich das Drama, erhielt einen officiellen Charakter. Wo diese neue Classik nicht hinzureichen vermochte, wo der Stoff zu heterogen war, oder wo ein anderer Geist ihr entgegentrat, da wurde das Gebiet der Poesie für geschlossen erklärt, und das volksthümliche Element flüchtete sich in das Gebiet des Volkslieds, der Chansons, des Vaudevilles und der komischen Erzählungen (S. 34—44). Nachdem Hr. H. das Wesen des modernen französischen Classicismus noch näher beleuchtet, kommt er auf die neueste Zeit und macht auf das unbegreiflich erscheinende Verhältniß jener philosophischen oder classischen Epoche zu den ungeheuern Ereignissen der Revolution aufmerksam, die freilich nicht aus so dürftigen Kräften zu erklären ist; denn die philosophische Bildung des 18. Jahrhunderts hatte zwar einen sehr wesentlichen, aber mehr negativen als positiven Antheil an jener Umwälzung. Den positiven Hebel der Revolution sieht Hr. H. mit Recht in den durch die Leiden der Völker aufgeregten Kräften der Volksmassen und einzelnen aus ihnen hervorgegangenen Charakteren, in denen die ganze furchtbare Energie des Elementes: Volk, concentrirt, personificirt erscheint; Kräften, von welchen die Philosophie keine Ahnung hatte, und deren Verschiedenartigkeit von ihr sich auch bei manchen Gelegenheiten entschieden genug aussprach.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieser Name ist nicht von den Classen der gelehrten Schulen entlehnt, vielmehr von den Censusclassen, in welche das römische Volk abgetheilt war, hergenommen. Classici hießen vorzugsweise die Bürger der ersten Classe, d. h. die reichsten und daher angesehensten. Davon trug ein römischer Schriftsteller (Gellius „Noct. Att." 15, 8) das Wort auf die angesehensten Autoren der Nation über: classicus aliquis scriptor, non proletarius.

Genesis des Strafrechts von J. D. Romagnosi. Aus dem Italienischen von Heinrich Luden. Zwei Bände. Jena, Bran. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Unsre Leser sind keine Gesetzgeber und Criminalisten, werden daher schwerlich das etwas dickleibige und weitschweifig vortragende Werk des Italieners durcharbeiten. Es erschien zuerst 1791 und ist noch 1823 neu aufgelegt worden, was für seinen Inhalt spricht, und der Verf. erwarb sich damit Beifall und Bewunderung unter seinen Landsleuten. Romagnosi war eine Zeitlang Prätor in Trient, dann Advocat, später Professor des Rechts auf der Universität Parma, dann Mitglied der Gesetzgebungscommision in Mailand unter der vicekönigl. Regierung, dann als Patriot gefangen in Venedigs Kerkern, wo aber sich nichts gegen ihn ergab und er seine Freiheit wiedererhielt. Selbst erfahren hatte also der Verf. das Leiden einer Criminalanklage und der Untersuchung.

Seit Menschen in bürgerlichen Verhältnissen leben, hat man Verbrechen bestraft, ohne immer zu wissen, was Verbrechen und Strafe sei. Beides sind Begriffe, und diese werden erzeugt, geboren, wachsen auf gleich Menschen, und kommen mit den Jahren zur bessern Selbsterkenntniß. So ein homunculus von Begriff ist Anfangs ein Unbestimmtes, der etwas ganz Anderes scheint, als er ist, dann kommt er nach seiner Geburt vielleicht in die Flegeljahre, endlich wird er Mann und darf froh sein, wenn die Schwäche des Alters sich nicht zu früh einstellt. Den Strafbegriff z. B. wird man kaum erkennen in der Blutrache wilder Völkerschaften, im lebendigen Rösten der Feinde; späterhin kommt er mit Rad und Galgen, dann aber mildert er sich bei höherer Selbsterkenntniß und möchte sich gar mitleidig für das Beste des Verbrechers zeigen, mit welchem er sonst seiner Natur nach in blutiger Fehde steht. Man muß es solchen Lebensstufen des Begriffs zuschreiben, daß in Deutschland die Galgen verschwunden sind, und daß man selbst in England nicht mehr jeden Dieb

aufknüpft, sondern ihn zur Bevölkerung neuer Welttheile über das Meer sendet.

Hierdurch ist nun eine philosophische Wissenschaft des Strafrechts entstanden, welche angibt, auf welcher Stufe der Selbsterkenntniß sich der Strafbegriff befindet, und die Gesetzgebungen zeigen ihn dem Volk. So sah Athen einen doppelten Strafbegriff in der Drakonischen und Solonischen Gesetzgebung, und der letzte war milder als der erste, da er von der Heftigkeit seiner Jugend verloren. Es kann aber kommen, daß die Gesetzgebung einen Begriff einfängt, der im Laufe der Zeit an seiner Selbsterkenntniß zunimmt, dann gegen die Gesetzgebung allerlei vorbringt und verlangt, sie solle ihn in andrer Gestalt dem Volke zeigen. Solches Begehren werden die Philosophen unterstützen, welche seinen innern Zustand kennen. Dies war der Fall im verflossnen Jahrhundert und zu der Zeit, als Romagnosi auftrat. In den Gesetzgebungen steckte der Begriff, wie er zu Kaiser Karl V. Zeit mit Marterwerkzeugen einhergeschritten, aber er hatte sich im Weltverkehr geändert, hatte sein grausames Wesen abgelegt und wollte an der Aufklärung des Jahrhunderts Theil nehmen. Da schrieben Filangieri und Beccaria über Gesetzgebung und Strafen und zeigten den Strafbegriff im Unterschied von bestehenden Gesetzen zwar ernst, aber nicht hart; wie er sich ein Gewissen daraus mache, Blut zu vergießen, Menschen das Leben zu rauben, wie ihm die Besserung der Verbrecher am Herzen liege, wie es ihm leid sei, durch Hinrichtungen die Staatsbürger in übertriebene und unnöthige Schrecken zu versetzen. Deutschlands Criminalisten hießen die Erscheinung willkommen und lobten den Fortschritt der Selbsterkenntniß; ehe jedoch die Gesetzgebungen dahin gelangten, dies dem Volke offenbar zu machen, gestand sich der Strafbegriff, er sei zu sentimental geworden, er müsse doch drohen und abschrecken, und dazu brauche er die Furcht vor dem Tode, weil die Menschen, und besonders Verbrecher, an nichts stärker hängen als am Leben, und erst dann recht erschüttert werden, wenn es ihnen an den Hals geht.

Inzwischen ist bis auf die neuesten Zeiten der Strafbegriff mit sich selber nicht ganz einig geworden, wie es oft auch Menschen bei dem Zuwachs ihrer Erkenntniß zu gehen pflegt, und die Philosophen nennen dies einen Streit der Strafrechtstheorien, wobei sie zum Theil verzweifeln ganz ins Reine zu kommen. Der Uebersetzer Romagnosi's zweifelt am letztern nicht und gibt in der Vorrede den Umriß der Theorie des Italieners. Sie lautet: Strafe ist ein wegen begangner Missethat zugefügtes Uebel. Dazu muß es ein Recht geben. Aber alle Menschen haben ein Recht auf Wohlbefinden, und Jeder darf sich wehren gegen das Uebel, welches man ihm zufügen will. Eine Rechtsüberlegenheit erlangt ein Angegriffner nur durch die Nothwendigkeit, sich gegen einen ungerechten Angriff zu vertheidigen. Dasselbe gilt von der Gesellschaft; ihr Recht dauert aber nur, wie bei dem Einzelnen, so lange, als der Angriff dauert. Sie kann sich daher nie in der Nothwendigkeit befinden, gegen einen bereits vergangenen Angriff ihr Vertheidigungsrecht in Ausübung zu bringen. Strafrecht ist Vertheidigungsrecht: soll die Gesellschaft ein solches haben, so muß nachgewiesen werden, daß jeder vergangene Angriff der Gesellschaft eine gegenwärtige Gefahr bringt. In ihr sind stets Veranlassungen und Reize zu ungerechten Angriffen oder Verbrechen enthalten. Nur die Furcht vor einem gewissen Uebel, welches auf das Verbrechen folgen wird, kann jenen Veranlassungen und Reizen das Gegengewicht halten. Damit aber der zu Strafende nicht sein eignes Selbsterhaltungsrecht dem Strafrechte der Gesellschaft gegenüberstellen könne, muß die Rechtsüberlegenheit der letztern durch ein begangnes Verbrechen vorhanden sein. Jedes begangne Verbrechen gibt daher Gelegenheit, das Strafrecht in Ausübung zu bringen, obgleich der Zweck desselben lediglich auf die Zukunft gerichtet ist, nämlich die Gesellschaft gegen Verbrechen zu vertheidigen, die in der Zukunft ohne Gegengewicht gegen die verbrecherische Neigung gewiß eintreten würden.

Hier hat sich der Strafbegriff erkannt als Vertheidigungsrecht, und befugt zur Ausübung eines psychologischen Zwangs, nach welchen beiden Eigenschaften er schon durch Theorien deutscher Schriftsteller bezeichnet ist. Aber gibt es Handlungen der zum Staate selbst gehörigen Menschen, welche die Existenz des Staats in solche Gefahr bringen, daß er für seine Selbsterhaltung sorgen muß? Kein Verbrecher will die Gesetze umstürzen, sondern nur eine Ausnahme machen für sich selbst. Manche Gesetze kommen ohnehin außer Gebrauch, und der Staat besteht dennoch. Wäre aber auch Gefahr durch das Verbrechen vorhanden, sie ist vorüber mit dem Verbrechen selbst. Viele Verbrechen bleiben unentdeckt, und der Staat geht nicht zu Grunde. Romagnosi vermeidet diese Schwierigkeiten dadurch, daß er freilich den Staat strafen läßt aus Nothwehr, aber nicht weil er von dem Verbrechen für Existenz und Gesetze fürchtet, sondern weil die Gesellschaft in einen schlechten Zustand gerathen müßte, wenn nicht gestraft würde. Vor einem solchen Zustande will er durch Einfluß der Strafdrohung auf die menschliche Willensbestimmung bewahren. Hierdurch rühmt er sich der Feuerbach'schen Theorie vom psychologischen Zwange. Man konnte durch die letztere zu den härtesten Strafmitteln geführt werden; Romagnosi gibt ihnen das Maß durch die Nothwendigkeit der Vertheidigung, sodaß jede Strafe ohne diese Nothwendigkeit aufhört gerecht zu sein. Der Uebersetzer urtheilt deshalb, die Lehre Romagnosi's sei als eine Ergänzung der Theorie der Nothwehr und des psychologischen Zwanges anzusehen. Auch die Zweckmäßigkeit der Strafe erhellt dadurch, daß sie ein Mittel ist, den Zustand der Strafbarkeit aufzuheben, welcher gefährliche Zustand von der Gesellschaft abgewendet werden soll. Der Uebersetzer entscheidet dennoch lieber für eine andre Ansicht, nach welcher die Strafe stellvertretend für Selbsthülfe und Rache des Verletzten eintritt, und nennt sie eine veredelte Rache, oder eine Verwandlung der subjectiven Rache in die objective. Sehr gut verbindet er hiermit die Entwickelung und Fortbildung der Strafen, denn, je mehr sich die Menschen dem Zustande ihrer vollkommenen moralischen Freiheit nähern, desto geringer wird das Gefühl nach Rache sein, desto gelinder das stellvertretende Strafübel.

Wollte Ref. gegen Romagnosi etwas einwenden, so wäre es hauptsächlich, daß er das Policeigebiet nicht hinreichend vom Criminalgebiet unterscheidet. Nach ihm bezieht sich das Vertheidigungsrecht im weitern Sinne sowol gegen schädliche physische Ursachen als gegen moralische (Th. I, S. 34), und an mehren Orten werden auch wirksame Vorkehrungen der Wachsamkeit gegen mögliche Verbrechen gefodert. Alles Mögliche fällt aber in die Sphäre der Policei, was der Uebersetzer am Schluß seiner Vorrede sehr richtig anmerkt, und nur wirkliche Verletzungen unterliegen der Criminalgewalt. Auch ist die Sicherung gegen schädliche physische Ursachen unbestritten genug der policeilichen Wirksamkeit in den Staaten anvertraut.

Todesstrafen gestattet Romagnosi, sofern die Tödtung zur Vertheidigung der Rechte des Menschen nothwendig ist. Die Gesellschaft erlangt das Recht dazu, nicht weil das Recht des Angegriffnen auf sie übergeht, sondern wegen ihres eignen Rechts.

Er empfiehlt psychologische Untersuchungen über die Quellen der Missethaten, um dadurch auch die Art und das Maß der Strafen zu bestimmen. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Versuch zum Verbrechen gewidmet, und wie eine Ausführung desselben auf verschiedene Weise gehindert werden kann, sowol durch moralische Beweggründe, als durch äußere Zufälle, als durch Unvermögen. Letzteres entsteht entweder durch einen unüberwindlichen Widerstand, oder durch die Gewalt einer höhern Macht, oder durch den Mangel an Kraft. Den Unterschied erläutert der Verf. durch eine Erzählung aus dem Dichter Saadi. Ein starker Mann ging im Vertrauen auf seine Kräfte auf Reisen, um sein Glück zu machen. Er verlangt Eintritt auf einem Schiffe, den der Schiffsherr verweigert. Der Athlet wirft diesen sogleich ins Meer. (Unvermögen des Schiffsherrn, im Schiff zu bleiben, durch Gewalt entstanden.) Der Schiffsherr wird aus dem Wasser gezogen; es entsteht ein Sturm, man

kommt in die Nähe eines Pfahles, der mitten im Wasser steht. Der Steuermann sagt, Alles sei verloren, wenn nicht Jemand auf den Pfahl springe und das Schiff daran befestige. Der Athlet springt hinaus, der Steuermann kappt das Tau, und jener bleibt allein auf dem Pfahl. (Unvermögen, welches durch Widerstand entsteht.) Von Schwäche übermannt, sinkt er ins Meer, rettet sich aber dennoch ans Ufer. Eine Quelle suchend, findet er viele Menschen um einen Brunnen versammelt. Er will mit Gewalt Wasser erzwingen, wird aber von der Zahl überwältigt. (Unvermögen durch einfachen Widerstand, zu welchem Gewalt hinzukommt.) Er schließt sich endlich an eine Caravane, verspricht sie gegen Räuber zu schützen, durch reichliche Nahrung und Getränk, welches man ihm bietet, schläft er ein. Weil Jemand der Reisenden Mistrauen gegen ihn erregt, macht sich die Caravane davon während seines Schlafs. Bei seinem Erwachen findet sich der Athlet allein, irrt umher und beklagt mit Hunger und Müdigkeit sein Schicksal. (Unvermögen, weiter zu reisen, aus Mangel physischer Kraft entstanden.)

Romagnosi nennt vier Schulen, welche unvollkommene Grundsätze über moralische und gesellschaftliche Vernunftordnung aufgestellt haben: die fabelnde, die transscendentale, die fingirende und die pseudotheologische. Die fabelnde Schule denkt sich eine Unabhängigkeit, die es nie gegeben hat, worauf die Menschen verzichteten, um in die Gesellschaft zu treten. Man denkt sich einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Gesellschaftsverein. In der transscendentalen Schule verschwindet der Mensch so sehr, daß er nur als ein Wesen erscheint, welches einem andern ähnlich ist. Nur sollen die Menschen nicht wie Sachen, sondern als Personen behandelt werden. Man trennt die Moral von der Politik, und die eine und die andre vom Rechte. Ein Luftgebild, kategorischer Imperativ genannt, übt seine Herrschaft aus ohne Interesse und ohne Macht. In der fingirenden Schule werden factische Einrichtungen gesetzt. Dann schreitet man durch Fictionen, Metaphern und Aehnlichkeiten fort, um das Factum mit dem Recht zu verbinden. Die pseudotheologische Schule stützt sich nicht auf Offenbarung und positives Ansehn, sondern gibt eine vorgefaßte Meinung, ohne dieselbe mit Nothwendigkeit zu begründen, für die göttliche Vernunft aus. Unser Verf. will sich zur philosophischen Schule — im Wesentlichen von der wahren theologischen nicht verschieden — halten. Sie sucht die göttliche Weisheit zu ergründen, schließt jede willkürliche Annahme aus, und hält sich nur an Das, was bewiesen und nothwendig ist, sei es wegen der menschlichen Eigenschaften und Bestrebungen, oder wegen des Einflusses der Zeit. — Romagnosi erklärt sich bei der Gelegenheit gegen Bentham und seinen Begriff des Nützlichen, welches dieser gleichstellt mit demjenigen des Epikur.

Die gemeinsten und beständigsten Ursachen der Verbrechen sind: Mangel an Unterhalt, Mangel an Erziehung, Mangel an Wachsamkeit, Mangel an Gerechtigkeit. Gewiß, könnte man diese Mängel alle heben, es wären wenig Verbrechen zu fürchten.

Durch das Uebermaß der Strafe sind die Verbrechen nicht zu verhindern, vielmehr werden sie häufig dadurch hervorgerufen. Man soll subsidiarische Gesetze geben, durch welche die nächsten Veranlassungen und die unvorhergesehenen schwer zu vermeidenden Mittel zu Verbrechen entfernt werden, z. B. Gesetze gegen den Müßiggang und Umhertreiberei. Unter diesen subsidiarischen Gesetzen sind offenbar policeiliche Anordnungen gemeint, und unstreitig wird man sie neben den Criminalgesetzen und Bestrafungen anwenden müssen, nur daß dabei nicht selten Grenzstreitigkeiten sich erheben, und bei zu weit ausgedehnter Policeibefugniß die persönliche Freiheit der Staatsbürger in Gefahr geräth.

Die verbrecherische Neigung kommt bei dem Strafmittel in Betracht. Sie kann aber, wie andre lebende Kräfte, nicht genau gemessen werden, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen. Daher muß den Richtern vom Gesetzgeber ein gewisser Spielraum gestattet sein.

Müssen die Strafen für Alle gleich sein? Der Verf. verneint es; schon Alter und Geschlecht machen einen Unterschied; aber wenn Geld- und Ehrenstrafen von Einigen verschieden für Reiche und Arme gesetzt und für die letztern statt infamirenden Strafen andre gewählt werden sollen, so streitet der Verf. dagegen, denn der Arme sei gleichfalls für Ehre sehr empfindlich. — Kann sein, kann nicht sein; das Ehrgefühl ist ungemein individuell.

Unleugbar sind durch neuere Straftheorien — und wahrscheinlich auch in Italien durch die einstigen Arbeiten des Verf. — die Criminalgesetzgebungen der neuern Zeit verbessert und der Denkweise des Jahrhunderts anpassender gemacht worden. Aber es dürfte bei dem Scharfsinn, womit diese Theorien sich geltend machen und vertheidigen, der Gedanke entstehen: wie, wenn der Strafbegriff einmal zur Erkenntniß käme, er sei der Substanz nach Vergeltung, Uebel für Uebel, Schaden für Schuld? Die göttliche Weisheit, deren Erforschung Romagnosi empfiehlt, würde nicht im Widerspruch damit stehen, denn es heißt: „ich will vergelten", spricht der Herr. Mit der göttlichen Gerechtigkeit ist Vergeltung übereinstimmend, und Gerechtigkeit darf der Strafbegriff ja nicht verleugnen. Daß die Menschen nicht im Stande sind zu vergelten wie Gott, weil sie die Größe des Verbrechens und der Schuld nur unvollkommen erkennen, und weil sie auch keine Hölle zur Verdammniß haben so wenig wie einen Himmel zur Seligkeit, darum würde sich der Strafbegriff in seiner Selbständigkeit nicht kümmern. Aber die Menschen haben doch Bewußtsein der Schuld, und wie gerecht es sei, nach dem Werth ihrer Thaten gerichtet zu werden. Fürchten sich die Strafrechtslehrer vor dem Gedanken der Rache, und sprechen lieber von Selbstvertheidigung, Garantie der Drohung, Abschreckung und Besserung, so steht zu bedenken, daß die Leidenschaft der Rache sehr unvollständig den Begriff der Vergeltung einwickelt und daher nie mit demselben gleichgesetzt werden darf. Wenn der Uebersetzer vorliegenden Werks von der Strafe als von einer veredelten Rache spricht, so unterstützt dies unsre Bemerkung; eigentlicher aber müßte es heißen: der Begriff von Vergeltung soll rein hervorgehen aus seiner Einwickelung und soll alle Spuren der Rache verlieren, welche als solche nicht bei der Strafgerechtigkeit wohnen kann. Oder man möchte in neuerer philosophischer Sprachweise sagen: der Begriff der Rache muß dialektisch umschlagen in sein Gegentheil, die Vergeltung; er muß durch diese Vernichtung seiner Selbst fähig werden einzugehen in den Gottesstaat und dadurch auch im Menschenstaat nicht geächtet sein, weil er zu seinem Andern geworden ist, und als dieses Andre nicht mehr ist, was es war, mithin die Gerechtigkeit gewonnen hat, welche vor der Philosophie gilt. 9.

Literarische Notiz.

Vor Kurzem starb zu London Richard Heber Esq. der berühmte Bibliophile, der Sir Walter Scott bei seiner Sammlung der alten schottischen Balladen und Lieder so hülfreich und wirksam unterstützte, und an welchen der fünfte Gesang von dessen „Marmion" in Form einer poetischen Epistel gerichtet ist. Sein Haus zu London, in welchem er starb, war von oben bis unten mit Büchern angefüllt, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Durchgang war mit Bücherſäulen überhäuft. Er besaß in Broadway ein zweites Haus, das vom Hausflur bis zum Dachboden hinauf mit merkwürdigen Büchern vollgepfropft war. Er besaß eine Bibliothek in Oxford, eine in Hodnet, eine andere von ungeheuerm Umfange in Paris, eine in Antwerpen, eine in Brüssel, mehre andere an verschiedenen Orten in den Niederlanden und in Deutschland. Ein londoner Journalist hat berechnet, daß, wenn alle diese Büchervorräthe versteigert werden sollten, der Verkauf nach einem mäßigen Anschlage 365 Tage dauern würde. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 251. —— 8. September 1834.

Die neuromantiſche Poeſie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geiſtigen Entwickelung des franzöſiſchen Volkes. Von V. A. Huber.

(Beſchluß aus Nr. 250.)

Daß dieſe Revolutionsperiode der Poeſie nicht günſtig war, bedarf keines Beweiſes (S. 44—59). Auch das Kaiſerreich konnte, mit ſeiner ſo großartig und erfolgreich praktiſchen Richtung und ſeiner Tendenz, die claſſiſchen Nachzügler der Zeit Ludwig XIV. zum Behufe einer neuen Hofliteratur um den Thron zu verſammeln, die poetiſche Bildung nicht befördern, und es konnte auch hier von einer freien, ſelbſtändigen, kühnen Entwickelung der Individuen keine Rede ſein (S. 59—69). Von der Reſtauration ließ ſich auf den erſten Blick mehr erwarten; allein die unmittelbaren praktiſchen Intereſſen des Tages nahmen zu ſehr die öffentliche Meinung und die ausgezeichneten Fähigkeiten in Anſpruch, als daß die äußere Freiheit jene innere hätte fördern können, die überdies noch gar nicht vorhanden war. Verſchmelzung und Verſöhnung der gemäßigten Elemente und Intereſſen und Ausſchließung der Extreme war Bedingung und Zweck der Reſtauration, deren officieller Charakter daher neben einem katholiſchen Ceremoniel in religiöſer Hinſicht philoſophiſcher Indifferentismus war; auf dem Gebiete der poetiſchen Literatur vereinigten ſich ſonderbarerweiſe beide politiſche Parteien zu gemeinſamer Verachtung und Verfolgung aller anticlaſſiſchen Beſtrebungen, und die literariſchen Perſönlichkeiten unterſtützten dieſe Stabilität auf alle Weiſe. (Vortreffliche Würdigung Béranger's, der als einer der erſten Durchbrecher dieſer Feſſeln bezeichnet wird.) (S. 69—88)

Jetzt iſt der Verf. an der Geſchichte der neuromantiſchen Poeſie in Frankreich angekommen, von deren Ketzereien vor zehn Jahren kaum zu Paris erſt die Rede war. Die Neuerer ließen ſich damals den auszeichnenden Unnamen Romantiker gern gefallen; ſie ſuchten einen Zuſammenhang zwiſchen ihrem Streben und den Werken ſchon gefeierter, ſelbſt von der officiellen Kritik geduldeter Schriftſteller, eines Chateaubriand, der Stael und Lamartine's. Mit beſonderer Verehrung aber nannten ſie André Chénier, ein Name, der ihnen indeſſen in der öffentlichen Meinung am wenigſten half. Förderlicher waren ihnen die obengenannten Notabilitäten, auf welche ſie ſich wegen ihrer mittelalterlichen wie wegen ihrer chriſtlichen oder doch unphiloſophiſchen Tendenz berufen konnten. Gelang es nun aber der Reſtauration ſogar, Chateaubriand von ſich zu entfernen und ihm eine liberale Popularität zu geben, ſo kann es nicht befremden, daß die ſtrebende Ungeduld jener jungen Männer, die ſich mit unwürdigen Waffen bekämpft ſahen, ſehr bald in entſchiedenen Gegenſatz mit der Staatsgewalt gerieth, und ihre Vereinigung mit den tüchtigſten Elementen des Liberalismus kann, nach dem Verf., unter den vorbereitenden Urſachen des Sturzes der Reſtauration nicht hoch genug angeſchlagen werden. Uebrigens führte die anfangende Enttäuſchung über die conſtitutionnelle Monarchie leicht zu mehr oder weniger republikaniſchen Anſichten, und ſo wiederholte ſich in der Vereinigung dieſer damals noch mehr wiſſenſchaftlichen als politiſchen Beſtrebungen und den urſprünglich royaliſtiſchen Neigungen der neuromantiſchen Poeſie auf einem erfreulichern Wege die Erſcheinung, die ſchon früher in den Kerkern des Kaiſerreichs ſtattgefunden hatte, wo der glühende, ſtarre Republikaner und der fromme, treue Vendeer ſich kennen und achten lernten. Das Organ dieſer vereinten Elemente war ſeit 1824 der „Globe". Die wunderbare Bekehrung der öffentlichen Meinung zu dieſer romantiſchen Schule hängt, wie Hr. H. bemerkt, mit einem Zuge des franzöſiſchen Nationalcharakters zuſammen, der ſehr weſentlichen Einfluß auf die ehrenvollſten ſowol als auf die ſchimpflichſten Momente der franzöſiſchen Geſchichte gehabt hat, nämlich mit der Anſchließungstendenz der öffentlichen Meinung an die ſtärkere Anziehungskraft und der Zuſtimmung der Majorität zu der wirklich oder ſcheinbar überwiegenden Gewalt. So wandte ſich die Meinung den früher von ihr verachteten Romantikern zu, ſobald ſich dieſe an Witz, Gründen, Citaten, Thätigkeit, Productivität und Streitfertigkeit ihren Gegnern, den Claſſikern, offenbar überlegen zeigten (S. 88—101).

Dieſe neue geiſtige Entwickelung iſt übrigens noch erſt im Entſtehen, und die Romantiker ſelbſt verfallen zuweilen noch in die ſeltſamſten Widerſprüche, wenn ſie die Vorurtheile der claſſiſchen Schule mit ihren eignen friſchen poetiſchen Lebenskeimen zu verſöhnen ſuchen. Namentlich aber darf man die neue Schule nicht nach ihren kritiſchen Bekenntniſſen, oder nach ihren und ihrer Freunde Modethorheiten, ſondern nur nach ihren dichteri-

schen Werken beurtheilen, und darnach erscheint sie als ein sehr bedeutender Fortschritt des geistigen Lebens des französischen Volkes. Der Name Romantik ist übrigens nicht im mittelalterlichen Sinne, sondern nur im Gegensatze gegen die modernen Classiker zu nehmen. Nur so viel hat sie mit der alten Romantik gemein, daß auch sie das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höhern Bildung überhaupt wiederum hineinziehen will. Da aber die Tendenz nach freier Entwickelung der Individualitäten, in der sich die gemeinsamen Richtungen des Mittelalters zersplitterten, noch immer fortdauert, so kann bei der romantischen Poesie unserer Zeit, insofern sich die Zeit in ihr aussprechen soll, nicht von gemeinsamen Richtungen, von innerer geistiger Einheit die Rede sein; vielmehr vindicirt sie jedem menschlichen Geiste das Recht, Alles, was an Gestalten, Körpern und Geistern, Begebenheiten, Gefühlen, Ansichten zwischen Hölle und Himmel wirklich und lebendig vorhanden ist, nach seiner Individualität aufzufassen, es, so gut oder schlecht seine Kräfte erlauben, zu bewältigen und poetisch wieder zu schaffen. Allerdings muß dabei für Einzelne die Gefahr des gänzlichen Verderbens sowol in sittlicher als in poetischer Hinsicht um so größer sein, je weitern Umfang der Geist zu durchforschen wagt, je grauenvollere Gebiete dieser Umfang einschließt, nach welchen die Natur und unsere Zeit die Geister vorzugsweise hinführen wird, während die andere Seite der christlichen Erkenntniß, die Kunde von der Versöhnung und von dem Reiche Gottes, ihnen wol noch lange fremd bleiben mag. Die neuere französische Poesie ist, mit Göthe zu reden, eine Poesie der Verzweiflung. Aber weder Philosophie und Rationalismus noch sittliche Werkheiligkeit (wie sie zumal bei uns Deutschen zu Hause ist) haben ein Recht, auf diese Poesie als auf einen Rückschritt des menschlichen Geistes herabzusehen. Historische Digression. Die Revolution, als Stoff der Poesie betrachtet: ihr Resultat muß allerdings Verzweiflung sein, indem dieselbe die Nichtigkeit menschlicher Tugend und Weisheit, die unauflösliche Verschlingung des Edelsten mit dem Entsetzlichsten, des Erhabensten mit dem Gemeinsten auf Erden anschaulich macht und jede selbstgefällige Täuschung zerstört; aber sie ist auch am meisten geeignet, das Bewußtsein der eignen Hülflosigkeit, die Sehnsucht nach höherer Hülfe zur Lösung dieser ungeheuern Räthsel hervorzurufen, welche allein durch die lebendige Erkenntniß der segenvollen Thatsachen des Evangeliums gestillt werden kann (S. 101—122). So entfernt auch in Frankreich die Zeit einer solchen Erkenntniß noch sein mag, so ist doch in dem Streben der romantischen Schule nach nackter, historischer Wahrheit auf allen Gebieten des Lebens ein wesentlicher Fortschritt in der geistigen Entwickelung nach dem christlichen Standpunkte hin zu finden, denn dieser ist das unvermeidliche Ziel der fortgesetzten Forschung und Anerkennung historischer Wahrheit. Aus demselben Streben entspringt aber zugleich die poetische Bedeutung der Schule (S. 122—127).

Der Verf. bestrebt sich nun hauptsächlich, darzuthun, daß der Vorwurf, den man gegen die romantische Schule namentlich auf dem Gebiete des Romans und des Dramas erhoben hat, daß sie vorzugsweise durch die Darstellung einer entsetzlichen oder lüsternen Wirklichkeit heftige Wirkungen hervorzubringen suche, weder von dem religiös-sittlichen noch von dem poetischen Standpunkte aus viel bedeuten könne. Ihm scheint, daß der einzige sittliche Maßstab, der an ein Dichtwerk gelegt werden kann, die Absicht sei; denn nur durch die Absicht wird das Gedicht zu einer Handlung. Auch wirkt in der Regel nur die Absicht und nicht der Gegenstand verderblich. Was die poetische Seite betrifft, so hat schon die bloße, treue Darstellung jeder Art von Wirklichkeit ihren künstlerischen Werth, und der Dichter darf der Welt gar wol auch die tiefsten Abgründe der Sünde und des Elends zeigen, wenn er sie nur wahrhaft schildert. Ueberdies beschäftigt sich die romantische Schule nicht blos mit dem Gräßlichen, sondern theils im Roman, theils in der Lyrik nicht ohne besondere Vorliebe mit den einfachsten, alltäglichsten Verhältnissen und Gefühlen, denen sie aber durch Wahrheit und durch allgemeinere Auffassung eine poetische Bedeutung gibt. Als einen wesentlichen Vortheil betrachtet der Verf. die durch die neue Schule gegebene Möglichkeit, sich nach drei scheinbar heterogenen Seiten des Volkslebens zugleich auszubreiten, nach der Seite des Christenthums und der Kirche, nach der Seite des politischen Liberalismus, endlich nach der Seite des populairen Heroismus (Napoleoniaden) (S. 127—136).

Inzwischen verwahrt sich Hr. H. sehr ernstlich gegen den Vorwurf, in der neuern französischen Poesie schon ein vollendetes Resultat sehen zu wollen, und hebt die Nachtheile und Mängel dieser poetischen Bildung schonungslos hervor, sowie er den sittlichen Zustand Frankreichs als nichts weniger denn befriedigend schildert, jedoch auf einzelne sehr tröstliche Erscheinungen im Gebiete der Literatur hinweist (S. 136—144). Er verspricht uns für eine andere Schrift eine ausführlichere Kritik der neuern französischen Dichter und nennt hier nur die Namen eines Lamartine, A. de Vigny, V. Hugo, St.-Beuve, A. und E. Deschamps, Soumet, A. de Musset, Barbier, Nodier, Balzac, Merimée u. s. w. Sodann spricht er von Denen, welche die neue Bildung mittelbar, oft unbewußt, oft sogar gegen ihren Willen beförderten, und von Denen, welche mit Bewußtsein und Absicht an der neuen Entwickelung und Richtung der poetischen Bildung Theil genommen haben. (Ueber Frau von Stael, über den Einfluß der englischen Poesie, den Dante's, über Chateaubriand und Lamartine.) (S. 144—158.) Dann folgt eine Untersuchung über den Einfluß der romantischen Schule auf die Entwickelung der französischen Sprache und der poetischen Formen (S. 158—176); endlich über den störenden Einfluß der Julitage auf die gesunde Entwickelung der romantischen Elemente, mit großer Bitterkeit gegen das System der pensée immuable (S. 176—Ende).

Wir glaubten die Grundideen dieser trefflichen Schrift in ihrem eignen Zusammenhange darlegen zu müssen, weil

sie in einer bisher fast gar nicht beleuchteten Materie die Bahn gebrochen hat. Begreiflich mußten wir eine Menge Seitenansichten und Zwischengedanken überspringen und müssen es dem Leser des Buches selbst überlassen, sich an der Fülle geistreicher und ins Wesen der Sache eindringender Bemerkungen zu erfreuen, die er hier zusammengestellt findet. Der Hr. Verf. wird aus der Ausführlichkeit dieses Auszuges wol ersehen können, wie sehr uns seine Ansicht interessirt hat. Namentlich hat seine religiöse Betrachtungsweise der Welt- und Literaturgeschichte auf uns den wohlthätigsten Eindruck gemacht; er wird uns daher nicht zu den selbstgefälligen Werkheiligen zählen, wenn wir über die auch nur mittelbare christliche Tendenz jener neuesten französischen Producte noch immer einen Zweifel nicht zu unterdrücken vermögen. Ref. kann sich nämlich, so oft er sich in den neuesten französischen Novellen, Romanen und Dramen ergeht, des Gefühls nicht erwehren, daß die Verfasser, statt überschauend über der Corruption des geselligen Lebens, das sie zu schildern unternehmen, zu schweben, von dieser Verderbniß selbst ergriffen und angesteckt sind, und daß sie das Laster und die menschlichen Verkehrtheiten, wenn auch weit entfernt von der Absicht, sie zu vertheidigen, doch con amore ausmalen. *) Und so hätte er sich an der theosophischen Zueignung der „Consolations" von St.-Beuve an Victor Hugo, die S. 144 fg. mitgetheilt ist, gern ohne Mistrauen ergötzt, wenn er es hätte vergessen können, daß uns derselbe Schriftsteller mit derselben metaphysischen Richtung der Phantasie und des Gefühls in einem lyrischen Gedichte in das Boudoir einer pariser Lustdirne einführt. Wie stimmet Christus mit Belial? Das Christenthum ist freilich nichts weniger als bloße Sittenlehre; aber dennoch glauben wir, daß, wo dasselbe in einem Volke zum Durchbruche kommen soll, es zuerst im Herzen und Leben der Edelsten der Nation sein Läuterungswerk begonnen haben muß, und daß nur sehr wenig gewonnen ist, wenn es allmälig Object der Literatur eines Volkes zu werden beginnt, ehe es Substrat derselben geworden ist. Daß Chateaubriand und Lamartine von diesem unserm Zweifel ausgenommen sind, darf wol nicht erst bemerkt werden. Vermißt haben wir im Buche unter den Vorgängern christlicher Tendenzen in Frankreich den ältesten, edelsten und tiefsten, den Theosophen Saint-Martin. Schwerlich zwar hat wol dieser irgend einen bedeutendern Einfluß auf die neuesten französischen Romantiker ausgeübt; um so mehr hätte er als ein Phönix Erwähnung verdient, und wer weiß, was aus seiner Asche entstehen wird.

B.

*) Diese Zeilen waren geschrieben, als Ref. in einem französischen Blatte Auszüge aus einem Aufsatze des „Edinburgh Review" fand, welcher dieselbe Materie, wie Hr. D., behandelt. Nach diesem Auszuge sagt das englische Blatt unumwunden, daß die meisten modernen französischen Productionen sich durch einen „Mangel an Gewissen und Sittlichkeit" entehren. Eine Hauptstelle der Abhandlung mag hier in der französischen Uebersetzung stehen. Sie bildet einen sonderbaren Contrast mit unsers Verf. Ansicht, der übrigens auf solche Urtheile S. 127 fg. seiner Schrift bereits Rücksicht genommen hat. „Depuis quelques années", sagt der englische Kritiker, „la France a vu naître une littérature ephémère, echo des mauvaises passions et des préjugés de chaque jour, soulevant toutes les idées, mêlant tous les styles, jetant toutes les couleurs au hazard, lubrique comme l'Arétin, stoique comme Zénon, courant à l'aventure et riant comme une folle d'un vrai rire de désespoir; proclamant elle même avec impudence son néant et sa folie, se lamentant sur ses vices sans les corriger, et doublant ainsi la dose de mépris qu'elle mérite; triste littérature dont le mot d'ordre semblait être: n'espérer rien, ne croire rien."

Der Herzog von R..... und seine Freunde, von Heinrich Ferdinand Mannstein. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Das Titelblatt dieses Werks, dem ein Portrait vorgeheftet ist, welches wahrscheinlich den Helden des Dramas vorstellen soll, verspricht nichts weniger als einen Roman. Mit unverhaltener Begierde fiel Schreiber dieses über das Werkchen her; allein wenn ihn auch der Inhalt desselben angezogen hat, so war ihm die Täuschung doch bitter genug, um ein halbes Jahr lang in ihm die Lust zu unterdrücken, einige Worte über Das zu sprechen, was er in diesem romantischen Lust- und Irrgärtlein gefunden hat.

Napoleon's hoffnungsvoller, einziger rechtmäßiger Sohn ist der Held des Stücks. Wir erblicken ihn in dem Momente, wo er die Nachricht von der glorreichen Revolution des Juli 1830 empfängt und seine Freunde auf seine Person Plane bauen. Er selbst, ein edler Jüngling, ist seinem Alter vorausgeschritten. Das Schicksal, die Geschichte, besonders aber die Warnung durch den Fall seines Vaters haben ihn weise und enthaltsam gemacht. Er resignirt auf den Thron Frankreichs, weil er die Franzosen nur als seine Brüder liebt. Seine Freunde theilen sich in reinpersönliche und in republikanisch mit seiner Person speculirende und haben eine geheime Gesellschaft organisirt, deren Spitzen mit den entsprechenden Verbindungen in Frankreich in Beziehung stehen.

Gegen den Prinzen machinirt ein General Spinelli, ein Kammerherr Wandau und Andere, welche ebenfalls eine geheime karlistisch-jesuitische Gesellschaft bilden. Ein Pole befindet sich in der letztern und ist das treuste und das feurigste Mitglied der erstern; durch ihn sind des Prinzen Freunde trefflich bedient, und der Prinz wird vielfach gewarnt vor den Gleisnern, die seine officielle Umgebung bilden. Spinelli besorgt seine Erziehung und versucht Alles, den Prinzen, dem er mistraut, seine innersten Gesinnungen zu entlocken.

So wandelt die Geschichte zwischen den lebhaftesten Machinationen der Parteien die Periode der Aufregung in Frankreich, Belgien und Polen hindurch. Geheime Gänge, Tapetenthüren, Versammlungsplätze fehlen nicht, um die Phantasie mit Abenteuerlichkeiten zu ergötzen. Eine Liebschaft zu einer schönen liebenswürdigen Polin, der Schwester des vorhin erwähnten Polen, erhöht in dem Leser die Vorliebe für den Prinzen, der in allen seinen Aeußerungen sich als einen sanften, zum Entsagen entschlossenen, zum Handeln ebendeshalb nicht kühnen Menschen offenbart. Endlich gelingt es der karlistischen Verbindung, den Großvater des Prinzen, dessen Liebling er bis dahin war, gegen denselben einzunehmen. Die Flucht des Prinzen wird beschlossen; sie mißglückt, und Wandau, der über der Belauschung des Prinzen seine Gesundheit durch ein paar Degenstiche eingebüßt hat, rächt sich nun durch Gift, an welchem der Prinz jämmerlich vergeht.

Dies ist das Gerippe dieses Romans; die über den Herzog von Reichstadt verbreitet gewesenen Gerüchte haben ihn höchstwahrscheinlich geboren, nebst der lebhaften Theilnahme Vieler

an dem endlichen Geschick dieses Prinzen. Als literarische Spekulation betrachtet, trauen wir dem Werkchen nicht grade ewige Dauer, aber gewiß ein temporaires Interesse zu, so lange die Lebenden, und besonders das minder unterrichtete Publicum, Geschichte aus historischen Romanen studiren zu können wähnen; wie z. B. in der blühenden Periode des Walter Scott jede Kammerjungfer über schottische und englische Geschichte zu sprechen wußte, so würden diese Damen hierdurch einen Blick in die geheime Geschichte der Höfe, der politischen Parteien und ihrer Verzweigungen mittels geheimer Verbindungen durch ganz Europa erlangen. Der Schleier, ja das geheimnißvolle, tiefe Dunkel, welches bis jetzt über der Erziehung, Entwickelung und dem Tode des Herzogs von Reichstadt geschwebt hat, ist unwiderleglich gelüftet, denn der gutmüthige Mensch ist immer geneigt, zu Gunsten seiner stillen Schützlinge Andern das Aergste zuzutrauen.

Uebrigens ist der Roman gut geschrieben, hat eine leidliche sittliche Haltung und ist empfehlenswerth als eine unschädliche Lecture. Der Verf. hat manche Ansicht darin ausgesprochen, die den Unaufgeklärten belehren und sein Urtheil berichtigen kann. 23.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei, von F. S. Chrismar. Pesth, Kilian jun. 1834. 8. 1 Thlr.

Es kann bei jetziger Lage der Dinge nicht fehlen, daß die Reiselust aller Art von den Ostländern Europas täglich stärker in Anspruch genommen wird, und daß immer mehr und mehr Reisende nach der Türkei es vorziehen, den Weg dahin — wenigstens großentheils — zu Lande zu machen; ja, es ist sicher vorauszusehen, daß wir binnen den nächsten zehn Jahren eine Menge von Reisebeschreibungen ins europäische Morgenland, ähnlich der vorliegenden lesen werden. Nicht blos die ottomannische Pforte selbst ist durch die neuern Zeitereignisse weit interessanter und zugänglicher geworden, sondern auch die Zwischenländer, welche sie vom civilisirten Europa zunächst trennen, namentlich Ungarn, Siebenbürgen, Wallachei, sind jetzt mit weit weniger Beschwerde und Gefahr zu durchreisen als sonst. So schnell und sicher man aus jedem Theil Europas nach Wien gelangen kann, so rasch und verwahrt vermag man von da aus mittels der bis Galacz regulirten Dampfschiffahrt auf einen Punkt zu gelangen, von wo aus man nur eines günstigen Windes bedarf, um nach einigen Tagen in Konstantinopel zu landen. Hierzu kommt, daß die genannten trennenden Länder, vordem wenig oder doch unvollständig bekannt und durchforscht, mit jedem Strahle der wachsenden Aufklärung an Interesse gewonnen haben und noch gewinnen, und daß selbst die Kohlen der verloderten Kriegsflamme da vielen Orts noch jetzt eine Hellung verbreiten, welche dem Reisenden die Beschauung erleichtert. Handel und Wandel haben jetzt auf der Donau, soweit sie schiffbar ist, freien Verkehr, und wer sich in Ulm ihren Fluten vertraut, kann nach einigen Wochen im Bosporus einlaufen.

Der jugendmuthige Verf. dieser Reiseskizzen (dem Vernehmen nach ein Maler) zog es jedoch vor, den Weg von München, wo er am 1. April 1833 abreiste, bis Galacz über Wien, Pesth, Szegedin, Temesvar, Hermannstadt, Kronstadt und Bukarest zu Lande zu machen, und traf doch nach mehrtägigem Verweilen in Wien, Pesth, Bukarest und Galacz am 29. Mai 1833, also an dem Tage in Konstantinopel ein, an welchem 380 Jahre vorher die Stadt von den Türken erstürmt wurde. Als Passagier des Eilwagens von München bis Ofen war er nur als flüchtigster Erzähler in Anspruch zu nehmen, und doch kann man mit seinen im Fluge gemachten Bemerkungen zufrieden sein, wonächst er, als von da an langsamerer, jedoch stets eiliger Reisender immer interessanter skizzirt. Der Verf. ist zwar freilich weder ein gelehrter noch artistischer Reisender, welcher größere wissenschaftliche Zwecke verfolgt, noch zeigt er sich als tiefdenkender Staatsmann oder Philosoph, und scheint auch der solidern Vorkenntnisse zu entbehren, welche solchen Skizzen ein höheres Interesse allein verleihen können; aber er reist und skizzirt als lebensfroher, genialer, mit reicher Phantasie begabter Gentleman und offenbart aller Orten das Talent eines anmuthigen Erzählers, welcher seine Wahrnehmungen in einem blühenden Style unter Decoration mit sinnigen und ansprechenden Motive und Dichterstellen und mit so preiswürdiger Bonhomie wiedergibt, daß sein gutes Herz und seine wohlwollende Lebensphilosophie gestissentlich und sichtlich allen Gelegenheiten zu galligen Expectorationen ausweicht. Die interessantesten Partien der Skizzen sind die von Pesth bis Kronstadt (S. 27—78) und von da über Bukarest bis Galacz und an die Mündung der Donau (S. 79—137), weil da viel terra incognita passirt und zuletzt caravanenweise gereist wird. Auch erwecken die kurzen Notizen über die Gestade des Bosporus und über Konstantinopel Sehnsucht nach reicherer Schilderung der so reizenden und interessanten Gegenstände. Doch der Verf. wollte und konnte nur skizziren, und hat gewiß ein Büchlein geliefert, welches seinen Zweck, eine kurze angenehme Unterhaltung, sicher erreicht und demnächst als geistreicher guide de voyageur von Keinem ungelesen bleiben mag, welcher dem heitern Zugvogel seinen Ausflug gen Osten nachzumachen gedenkt. 105.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes drittes und viertes Heft.
(XXXV—XXXVI.)
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Ferdinand I., König beider Sicilien. Von Friedrich Cramer. Dritte Abtheilung.
Johann Heinrich van Swinden.
Golenischtscheff Kutusoff, Fürst Smolenski. Von Heinrich Döring.
Dr. Johann Christian Ludewig Hellwig.
Desmoulins. Von Friedrich Brömmel.
Biographische Andeutungen.
Marchese Luigi Cagnola.
Johann Gustav Magnus von Strandman.
Miscellen.
Fürst Talleyrand.
Robespierre.
Lafayette.
Morellet.
Mirabeau.

Das fünfte Heft des fünften Bandes erscheint im September 1834.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 252. — 9. September 1834.

Kerkerblumen. Von Victor Amad Coremans. Zürich, Geßner. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Benennung „Kerkerblumen" ist nicht ganz passend; denn das Wort „Blumen" deutet auf einen poetischen Inhalt und täuscht mithin, da wir hier nur Abhandlungen, oder besser gesagt: raisonnirende Zeitungsartikel finden. Kerkerluft dagegen weht den Leser wirklich aus dem Buche an, denn es sprüht von Gift und Galle. Nichtsdestoweniger ist der Verf. minder widerwärtig als die meisten andern Freiheitsprediger unserer Zeit und namentlich diejenigen, welche die Ohren der Menge am meisten in Beschlag genommen haben. Er hat den großen Vorzug vor diesen Schwätzern, daß die Sache, für welche er schreibt, ihm wirklich ernstlich am Herzen liegt. Wir finden daher in diesem Buche nicht jene faden, künstlich zugespitzten Witzeleien, jene geist- und gemüthlose Ironie, jene lächelnde Menschenverachtung, welche zeigen, daß es diesen Schriftstellern gar nicht wirkliches Herzensbedürfniß ist, diese oder jene Sache zu vertheidigen, sondern daß sie nur mit ihrem Witze und ihrer Gewandtheit prunken wollen, und daß sie mit demselben Eifer für den Absolutismus kämpfen würden, wenn sie erwarten könnten, die Lacher alsdann noch mehr auf ihrer Seite zu haben. Unser Verf. dagegen wird fast poetisch dadurch, daß er in seinen Declamationen entschiedenen, unerkünstelten Haß und ebenso naive Vorliebe äußert. Obgleich er daher uns keine Kunstwerke liefert, so stellt er sich doch selbst als ein ergötzliches Genrebild dar, dessen nähere Betrachtung Gelegenheit gibt, interessante Beiträge zur politischen Dogmengeschichte unserer Zeit zu sammeln.

Unter der Aufschrift: „Entschluß", spricht der Verf. sich sehr unumwunden über die Beweggründe seines Treibens aus; er sagt: sein Schutzgeist habe ihm einst zwei „Aussichten der Zukunft" dargeboten; auf der einen Seite habe er ihm gezeigt: „ein ruhiges Leben, dahinfließend einem freundlichen Bache gleich, Ehren, wenn auch in beschränktem Maße, Friede, Freude"; auf der andern Seite dagegen: „ein stürmisches Meer, Leiden ohne Zahl, Verkennung, Verfolgung, keine Ruhe, keine Sicherheit; aber ein großes Ziel, die Aussicht auf Ruhm, Ehren, auf Fortleben nach dem Tode in der Menschen Gedächtniß, kurz auf Jegliches, was nach des Ehrgeizigen Wunsch ihm die Lebenswelle zuführen soll." Ich betrachte dieses Geständniß keineswegs als beschämend für den Verf., denn Freude und Ehre sind Güter des Lebens, nach denen jeder Mensch natürlicherweise strebt und daher auch streben soll. Es ist vielmehr sehr lobenswerth, daß der Verf. die Heuchelei der meisten andern Freiheitsprediger, welche vorgeben, daß sie sich für das Heil der Völker aufopfern, indem sie die Goldstücke für ihre Schmähschriften einstreichen, nicht theilt, sondern vielmehr die natürlichen Beweggründe seines Handelns offen der Welt vor die Augen legt. Außerdem aber hat dieses Geständniß auch etwas Rührendes. Es scheint nämlich, als hätte der Verf. wirklich Friede und Freude und ein behagliches Leben haben können, wenn er dieses Alles nicht „um des Ruhmes willen" von sich geworfen hätte. Da nun dieser Ruhm bis jetzt noch sehr dürftig ausgefallen ist, da nur einige Handwerksgesellen und Studenten die Verkünder desselben sind, während die Verständigen lächeln oder zürnen, so kommt man freilich zu dem Schlusse, daß der Verf. wahre Lebensgüter für ein nichtiges Phantom dahingegeben habe. Käme er nun selbst zu dieser Einsicht, so würden Reue und Verzweiflung die unausbleibliche Folge davon sein; daher ist es wieder erquicklich, zu sehen, wie weit entfernt von dieser Einsicht er ist, mit welcher Behaglichkeit er sich einbildet, er habe einen europäischen Ruf, eine zahlreiche Volksclasse sehe mit unerschütterlichem Vertrauen zu ihm auf, als zu ihrem Beschützer und Erhalter, wie er sich schmeichelt, er habe eine Schule von Politikern gebildet, welche natürlich Alles enthält, was Deutschland an guten Köpfen und an tüchtigen Gemüthern besitzt. Wie sicher er ist, daß es ihm nie an Anhängern, an Coremanianern, wie er sie selbstgefällig nennt, fehlen wird, geht besonders daraus auf eine ergötzliche Weise hervor, daß er es sich sehr angelegen sein läßt, Diejenigen, welche ihn nicht ganz verstehen, aus dem Kreise der Seinigen fortzuweisen.

> Viele Leute — sagt er unter Anderm — nennen sich meine Anhänger, Coremanianer, Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit; allein nicht Jeder, welcher diesen Namen annimmt, ist wirklich mein Anhänger, hat begriffen, was ich will; wer mich nur für einen Aufwiegler, einen Freund der Unordnung hielte, wäre mein Feind, nicht mein Freund sein, und dessen Anhänglichkeit aus diesen Gründen möchte ich nicht für eine solche gelten lassen.

Bekanntlich begegnet es allen großen Männern, daß unter ihren Anhängern sich immer einige finden, welche die Lehren des Meisters misverstehen und misbrauchen. Wer sich nun echten Ruhmes und echter Größe nicht ganz sicher bewußt ist, der unterläßt es wol gern, gegen die Ausschweifungen seiner Anhänger zu protestiren, damit er die Menge derselben nicht vermindere. Unser Coremans dagegen kennt so kleinliche Rücksichten nicht, er spricht sich ohne Rückhalt selbst gegen seine Anhänger aus, denn er ist seiner Sache und seines Ruhmes gewiß. Dagegen benimmt er sich auch gegen Diejenigen, welche sich ihm als echte Anhänger bewährt haben, wahrhaft edelmüthig. Dies beweist besonders das Ehrendenkmal, welches er hier einem Schreinergesellen setzt, welcher in der bekannten nürnberger Revolution: „Freiheit und Coremans!" schrie und dafür erschossen wurde. Das Denkmal lautet, wie folgt:

Edler Jüngling, edel, obschon du nur ein Schreiner warst, was du wolltest, was Die wollten, welche dem Tode entgegenzogen, nun verkrüppelt dahinsiechen, das wissen Tausende, werden es nie vergessen, werden in bessern Zeiten dir ein Den'mal weihen, dir, der nur ein Schreiner war, aber in dessen Busen ein reines Herz empfindlich für das Höchste im Leben schlug. „Ich bin nur ein Schreiner", sagtest du ja zur Geliebten einst, „aber Tell war nur ein Hirte, und befreite sein Vaterland". — Unglücklicher! Der, dessen Namen du vereint mit dem der Freiheit in den letzten Augenblicken deines Lebens nanntest, ruft im Kerker dir zu: Ruhe sanft neben dem schlichten Bürger, den entfernt vom Kampfe der Söldner Wuth feig mordete. Wie dein, schreit auch des Letztern Blut um Rache an seinen Mördern!

Noch entschiedener als in der Vorliebe ist nun aber unser Verf. im Hasse, und dies ist zugleich die Seite, von welcher er sich am praktischsten zeigt; er hat etwas von der derben Mannhaftigkeit und von der tief ingrimmigen Erbitterung gegen alles Bestehende, welches die Verfechter der sogenannten Altdeutschen zu ihrem Vortheile von den jetzigen Demagogen unterschied. Natürlich sind zunächst die Könige Gegenstand seines Hasses und unter ihnen vorzugsweise der König von Baiern. Im Conflicte mit diesem hat nun der Verf. eine große Freude erlebt, und zwar bei Gelegenheit eines nürnberger Volksfestes, welchem der König beiwohnte. Hier hatten nämlich „niedere Sklavenseelen" den Monarchen glauben gemacht, die Frau des Verf. werde um Begnadigung ihres Gatten bitten, und man hatte diese Bitte gewähren wollen, weil man glaubte, daß dies einen guten Eindruck auf die Menge machen würde. Die Frau erschien nun aber natürlich nicht, und der König soll mit einiger Verwunderung nach ihr gefragt haben. Der Verf. freut sich nun ausnehmend darüber, daß es ihm einmal gelungen ist, dem Tyrannen einen kleinen Strich durch die Rechnung zu machen und seinen Trotz gewissermaßen Mann gegen Mann an ihm auszulassen. Auf dieses Ereigniß verfertigt er nun vier Epigramme, welche deshalb merkwürdig sind, weil sie so recht deutlich zeigen, wie sehr der Verf. sich gedrungen gefühlt hat, seine Erbitterung und seine Schadenfreude auf das Papier auszuschütten, obgleich es ihm an den nöthigen Gedanken, um diese Empfindungen zu äußern, durchaus fehlte. Jene Epigramme enthalten nämlich vier Antworten auf die Frage des Königs nach der Frau, welche alle nur denselben Gedanken in verschiedenen, Erbitterung athmenden Worten wiedergeben. Sie lauten so: 1) Du ja hast Unrecht, Fürst; bitten soll, wer da gefehlt. 2) Nein, zu gemein ist der Schluß; würdig nun ende das Stück. 3) Schuldige bitten Dich, Fürst, Schuldlose müssen's verschmähn. 4) Besser ist's, Ketten des Ruhms tragen, als Ketten der Schmach.

Indessen wird Hr. C. in seiner Erbitterung zuweilen auch wirklich witzig. So ist z. B. viel Wahrheit in seiner Vergleichung gewisser Riesenmächte, welche trotz ihrer scheinbaren Größe auf schwachen Füßen stehen, mit der Rafflesia Patma, deren übelriechende Blüten drei Fuß breit werden, während die Pflanze nur als Schmarotzer auf andern Pflanzengattungen wurzelt. Außer den Königen und ihren Anhängern haßt nun aber der Verf. gelegentlich auch die Menschheit überhaupt; er fühlt nämlich dunkel, daß die Einrichtungen, welche er eingeführt sehen möchte, keineswegs ersprießlich sein würden, so lange die Menschen so bleiben, wie sie nun einmal sind. Da man nun nicht verlangen kann, daß er hieraus den Schluß ziehe, jene Einrichtungen seien schlecht, so ist es ganz natürlich, daß er annimmt, die Menschen seien verworfen und erbärmlich, weil sie zu jenen Einrichtungen nicht passen und sich dieselben auch nicht aufdrängen lassen wollen. Daher findet er unter Anderm, daß, um einen wahren Staat zu gründen, bessere Menschen fast ebenso nöthig seien als bessere Gesetze, und einen Aufsatz, in welchem er erzählt, er fürchte zuweilen, wahnsinnig zu werden, schließt er mit folgenden emphatischen Worten: „Ich werde nicht wahnsinnig, denn die Menschen sind nicht werth, daß man über ihr Thun wahnsinnig wird". Indessen versichert er doch auch, er meine nicht alle Menschen, sondern nur seine Feinde, wie er es denn überhaupt sich sehr angelegen sein läßt, Billigkeit zu zeigen.

Obwol nun der Verf., wenn er auf den Zustand Europas blickt, nur wenig Erfreuliches bemerkt, und namentlich Frankreich, dessen glorreiche Julirevolution so viel Schönes versprach, ihm, weil „die Gemäßigten" jetzt dort herrschen, viel Kummer macht, so gibt es doch ein Land, welches alle seine Hoffnungen verwirklicht, welches die wahre Freiheit, oder wie er sich ausdrückt, „die Freiheit für Alle und in Allem" erworben hat, und welches daher nächstens sich als das glücklichste Land der Welt ausweisen wird, und dieses Land ist nicht etwa England oder Nordamerika, sondern — Belgien. Es ist ganz unglaublich, wie kurzsichtig unser Verf. erscheint, wenn er von diesem Lande und seiner Freiheit spricht. Da dort nämlich die Priester, weil sie ihrer Herrschaft über die Gemüther gewiß waren, den Liberalen allerdings mehr scheinbare Concessionen machen konnten, als in andern Ländern möglich ist, so glaubt unser Verf., welcher diese todten Formen für das Wesen der Staatsverfassung hält, die wahre Freiheit sei dort zu Hause, und geht in der Oberflächlichkeit seines Urtheils so weit, daß er behauptet, es liege in den Formen der belgischen Verfassung die

Bürgschaft, daß sie nie von den Machthabern verletzt werden könne. Allerdings, von den scheinbaren Machthabern, den Ministern und dem Schattenkönige, kann sie nicht verletzt werden, so lange die wahren Machthaber nicht für gut finden, das Spielzeug wegzuwerfen.

Um nun noch eine Probe von dem eigentlichen Inhalte der Ansichten des Verf. über den Staat zu geben, mag hier der Anfang des „Fragments eines constitutionnellen Katechismus" Platz finden.

Frage. Was ist eine Verfassung?

„Es ist die gesetzliche Feststellung gewisser Grundsätze, nach welchen die Machthaber ein Land regieren müssen." (!)

Welches sind die Vorzüge einer Verfassung?

„Die Vorzüge einer Verfassung sind, daß Jeder weiß, wie er regiert wird (?), was er thun darf, was er zu unterlassen hat, und wie er sich benehmen muß, um friedlich oder gesetzlich frei zu leben."

Wird durch jede Verfassung dieser Zweck erreicht?

„Nein, nur durch diejenigen, welche die Gewalt der Machthaber so feststellen und dieser Gewalt solche Gegengewichte geben, daß sie es nicht vermag, Uebergriffe zu machen und in die Rechte der Bürger frevelhaft einzugreifen."

Gibt es Menschen, die keine Verfassung wollen?

„Es gibt deren".

Was wollen diese Menschen?

„Die Herrschaft der Willkür".

Was versteht man darunter?

„Eine Regierungsform, unter welcher Niemand seines Eigenthums, seines Vermögens, seiner Freiheiten sicher ist, indem die Gewalthaber zu jeder Zeit sein Vermögen entreißen, ihn selbst aber in den Kerker werfen und hinrichten lassen können" u. s. w.

Man sieht, daß der Verf. sehr billige Anfoderungen an eine gute Verfassung macht. Zu verwundern ist nur, daß er durch diese Ansichten sich nicht veranlaßt fühlt, mit den Verfassungen sämmtlicher Staaten Europas außerordentlich zufrieden zu sein; denn selbst in der Türkei existiren die Uebelstände kaum, welche er als das Wesen einer Willkürherrschaft bezeichnet. Und wo sollte es in dem cultivirten Theile Europas wol einen Staat geben, in welchem Niemand sicher wäre, seines Eigenthums von den Machthabern beraubt zu werden?

Doch es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, um die wissenschaftliche Nichtigkeit einer solchen Theorie, welche sich nur in den schon tausendmal gehörten Gemeinplätzen bewegt, zu beweisen, und wir wollen daher Abschied nehmen von dem großen Parteihaupte, welches glücklich genug ist, mitten unter den schrecklichsten Verfolgungen und in einem Kerker, in welchem es nur durch die besondere Güte der Frau Landrichterin mit Licht und Erfrischungen versorgt wird, sich das Bewußtsein zu erhalten, „daß er stets die Wahrheit dem Volke verkündigt, daß er für Freiheit mit festem Willen geschrieben und, was ihm Unrecht dünkte, keck bekämpft und zur Freiheit die Menschen aufgefodert habe, obgleich diese der Freiheit unwerth, so entwürdigt seien, daß bei ihnen die (Coremans'sche) Freiheit nimmer könnte weilen." 6.

Das Ganze der Gymnastik, oder ausführliches Lehrbuch der Leibesübungen nach den Grundsätzen der bessern Erziehung; zum öffentlichen und besondern Unterricht bearbeitet von J. K. L. Werner. Mit einem Titelbilde und 274 Figuren. Meißen, Gödsche. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Diese Schrift — gewiß eine zeitgemäße Erscheinung, mögen wir auf das Bedürfniß oder das Interesse des Gegenstandes in unserer Zeit sehen — verdient vor vielen andern eine Stelle in d. Bl., wenn anders die Körper- und Gesundheitspflege als die Grundlage des physischen und geistigen, des geselligen und bürgerlichen Wohlseins, als die Quelle des Frohsinns und die erste Bedingung alles Erdenglücks betrachtet werden muß. Die Bekanntschaft mit den Fortschritten der physischen Erziehung ist um so interessanter, als grade die Körperbildung bis jetzt auf eine unglaubliche Weise bei uns vernachlässigt worden ist, und diese unverzeihliche Nachlässigkeit durch eine allgemeine Schwäche und Kränklichkeit, welche schon mit der Jugend anfängt, sich empfindlich an uns gerächt hat. Vergeblich haben bis jetzt einzelne achtungswerthe Aerzte und Schulmänner dafür gesprochen, vergeblich selbst Anweisungen, wie Dr. Fuller, Dr. Frank u. A., dazu geschrieben; unserm Zeitalter war es vorbehalten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen hochwichtigen Gegenstand zu lenken und das Interesse der Regierungen dafür zu erregen. Unstreitig wäre dies schon früher geschehen, wenn die sogenannte Turnkunst nicht durch ihren Hauptlehrer, den sonst verdienstvollen Jahn, eine mehr politische als rein menschliche Tendenz erhalten hätte. Davon ist aber jetzt keine Rede, sondern es handelt sich um das höhere Interesse rein menschlicher, harmonischer Entwickelung des ganzen Menschen, wenn auch der Staat für die Einführung der Gymnastik in Anspruch genommen wird, wie dies unter Andern Bresen in seiner Schrift: „Die öffentliche Erziehung aus dem Gesichtspunkte des Staats" (1831), gethan hat. Der Verf. des vorliegenden Werkes, vortheilhaft durch seinen „Versuch einer theoretischen Anweisung zur Fechtkunst im Hieb" (Lpzg. 1824) bekannt, hat die Gymnastik auch nur aus dem rein menschlichen Gesichtspunkte betrachtet und bearbeitet, was aus der Einleitung über den Nutzen der Gymnastik im Allgemeinen und Besondern, sowie aus der Durchführung des ganzen Werkes hervorgeht. Was er in dieser Rücksicht sagt, ist recht gut und lesenswerth; allein interessanter und gründlicher ist doch Koch's treffliche Schrift: „Die Gymnastik aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychologie" (Magdeburg, 1830). In der Einleitung hat Hr. W. von den Uebungsplätzen, von den Erfodernissen des Lehrers und von der Kleidung der Gymnastiker gehandelt. Der Einleitung geht noch die Geschichte der Gymnastik alter und neuer Zeit voraus. Es werden daselbst die vornehmsten Leibesübungen der Griechen und Römer, wie der Deutschen im Mittelalter und die Bemühungen unserer Turner, mit den nöthigen literarischen Nachweisungen, in der Kürze beschrieben. Darauf folgt die Literatur der Gymnastik, nach den Gegenständen geordnet und so sorgfältig gesammelt, daß man nur einige ältere und neuere Schriften vermißt, als: „Anfangsgründe der Fechtkunst, nebst einer Vorrede über den Nutzen der Fechtkunst und die Vorzüge dieser Anweisung von Kahn" (Göttingen, 1750); „Lehrbuch der Gymnastik von Bornemann" (Berlin, 1814); „Handbuch der Gymnastik" (Kopenhagen, 1828); „Gymnastique medicale par *Londe*" (Paris, 1821); Heppe's „Anweisung zum Schießen mit der Schrotflinte"; „Die Reitkunst" von Cavendish und Beyer u. a.; die Haupttheile, aus denen dieses Ganze der Gymnastik besteht, sind die Turnkunst, das Voltigiren, das Baden und Schwimmen, das Fechten auf Hieb und Stoß, das Lanzenfechten, das Schießen und das Reiten. Die stufenweise Anleitung will Hr. W. in folgenden 14 Abtheilungen geben, 1. erste Ausbildung des Körpers; 2. Fortbewegung des Körpers von der Stelle; 3. militairische Exercitien mit der Flinte und dem Bayonnet; 4. Uebungen auf dem Schwebebaum; Klettern, Steigengehen, Schlittschuhlaufen;

5. Balanciren fremder Körper; 6. Springen und Schwingen über Weltigiren; 7. Baden und Schwimmen; 8. Fechten auf Stoß; 9. Fechten auf Hieb; 10. einige Bemerkungen über das Fechten zu Pferde mit Säbeln und gerade Waffen, ohne Glocke und Stange; 11. Lanzen- oder Stangenfechten; 12. Zielschießen; Zielwerfen u. s. w.; 13. Reiten; 14. Anstandsbewegungen. Man sieht aus dieser Uebersicht, der Verf. folgt Jahn, welcher in der Vorrede zur „Deutschen Turnkunst" (Berlin, 1816), Folgendes sagt: „Es ist aber lange noch nicht Alles abgehandelt, was zur Turnkunst gehört; — nur die ersten und wesentlichen Vor-, Grund- und Hauptübungen sind aufgestellt. Auf ein größeres Werk über die Turnkunst müssen wir jetzt Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, die Kriegsübungen für die Jugend, Kopf- über- oder Luftspringen und Schlittschuhlaufen versparen". — Hr. W. hat nicht nur alle diese Gegenstände, sondern auch noch viele andere abgehandelt und sie ebenso ausführlich beschrieben als deutlich gelehrt. Dessenungeachtet soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich noch vieles Mangelhafte in der Anordnung und Beschreibung der Gegenstände vorfindet, was auch in der Vorrede unverhohlen gestanden wird. Es fehlt zuerst der Begriff und die Eintheilung der Gymnastik nach demselben. Daher kommt es, daß weder eine regelmäßige Stufenfolge, noch ein innerer Zusammenhang unter den Uebungen stattfindet. Koch sagt: „Die Gymnastik ist die Kunst der Leibesübungen als ein Inbegriff geregelter Fertigkeiten und Kenntnisse, deren Zweck kein anderer als die Körperbildung selbst ist". Darnach würde die Gymnastik in Leibesübungen 1. mit dem ganzen Körper, 2. mit den einzelnen Gliedern desselben und 3. mit andern Gegenständen in Verbindung zerfallen. Haltung, Bewegung und Stellung des Körpers und seiner Glieder im Allgemeinen und Besondern mit Rücksicht auf den Anstand müßten also den Anfang machen, und die Anstandsbewegungen, welchen Hr. W. den letzten Platz angewiesen hat, als die nöthigsten und leichtesten allen übrigen vorangehen. Die erste Ausbildung des Körpers enthält allerdings Vieles davon; allein der Verf. geht dann sogleich zum Balanciren und zu den Wendungen, in der 2. Abthl. zum Gehen und Marschiren über und knüpft daran die verschiedenen Märsche, Schwenkungen und Laufarten. Darauf kommt er, bei den militairischen Exercitien, in deren Beschreibung alles Bezügliche erwähnt wird, noch einmal auf die verschiedenen Märsche zurück. Diese Wiederholung wäre bei einer bessern Anordnung vermieden worden. So kommt auch in den Uebungen auf dem Schwebebaume, mit denen das mancherlei Klettern, Stelzengehen und Schlittschuhlaufen verbunden wird, das Balanciren auf einem liegenden Baume vor. Hierauf folgt in der 5. Abthl. das Balanciren fremder Körper, das Heben, Ziehen, Ringen nebst den Reck- und Barrenübungen, welchen sich das Springen und Schwingen mit den mannichfachsten Veränderungen anschließt. Hier verwirft zwar (S. 195) Hr. W. die Schwungbreter, fällt aber in den Fehler, zu viele Hülfen anzurathen. Zwischen dem Voltigiren und Fechten hat der Verf. das Baden und Schwimmen eingeschoben. Die 10. Abthl. mit den Bemerkungen über das Fechten zu Pferde konnte füglich als rein militairisch hier wegbleiben und dafür vielleicht zweckmäßiger Einiges vom Bayonnetfechten in der 11. Abthl. beim Lanzenfechten aufgenommen werden. Beim Zielwerfen und Zielschießen ist das Schießen mit der Infanteriesiinte zugleich angegeben, was füglicher ein Gegenstand der militairischen Exercitien gewesen wäre. Die Regeln über Behandlung, Reinigung und Schonung der Gewehre mögen hier wol an ihrer Stelle sein; was der Verf. aber von den Regeln auf der Jagd, von der Kleidung des Jägers, von einer englischen Verbesserung an den Zündlöchern, von einer Erfindung zur leichtern Einführung der Percussionsgewehre bei den Armeen u. s. w. sagt, scheint uns nicht in eine Gymnastik zu gehören. Nachdem Hr. W. in der 13. Abthl. Einiges über die Entstehung und Verbreitung der neuern Reitkunst, über das Vergnügen und den Nutzen des Reitens gesagt hat, lehrt er den Gliederbau des Pferdes genau kennen, spricht dann von den verschiedenen Sattlu-, vom Auf- und Absatteln, von den verschiedenen Zäumen und ihren Theilen, vom Auf- und Abzäumen, vom Auf- und Absitzen, von der Körperhaltung des Reiters, von der Führung und Stellung des Pferdes, von der Abrichtung und Behandlung desselben und schließt mit Bemerkungen über die Verschiedenheit und den Lauf der Pferde. Daß hier die Bereiter, wie die Fechtmeister beim Turnen und Fechten, nicht in allen Stücken mit ihm übereinstimmen, ja Manches als fehlerhaft tadeln werden, ist ebenso natürlich, als er sich mit ihren Anweisungen in gleichem Falle befinden würde. Eine andere Weise ist darum keine falsche, wenn es auch grade keine bessere ist, so lange sie nur der Natur und Bestimmung des Gegenstandes nicht widerstrebt. Am weitesten ist der Verf. unstreitig in der 14. Abthl. über die Grenzen seines Gegenstandes hinausgegangen, indem er, nach den Anstandsregeln für Haltung, Stellung und Bewegung des Körpers und seiner Glieder, noch einem langen Auszug über die Höflichkeit im Umgange mit Personen verschiedenen Geschlechts, Standes und Alters, beim Besuchen, Begegnen, Spielen, Essen und Trinken aus Dolz's „Anstandslehre" liefert. Indessen schadet dies der Brauchbarkeit des Buches nichts und ist Manchem vielleicht lieb, wenn es auch nicht zur Sache gehört. In einem Anhange ist Einiges über das Pleau-Schlagen gesagt, und in den Zusätzen folgen noch einige Stimmen über den Werth der Gymnastik vom Dr. Hahnemann und dem Schuldir. Heyse, wobei Nikolai („Einige Worte zur Empfehlung des Turnwesens". Altona, 1816) hätte angeführt werden können. Viel Interessantes über Gymnastik findet sich auch in Heydenreich's „Orthopädie oder Werth der Mechanik" (Berlin, 1827) sowie in Delpech „Orthomorphie par rapport à l'espèce humaine ou recherches anatomico-pathologiques" (Paris, 1828. Deutsch, Weimar, 1830), ferner in Fr. von Liebenstein's Schrift: „Ueber stehende Heere und Landwehr" (Karlsruhe, 1817) und in Arndt's „Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung" (Leipzig, 1815).

Was die 274 lithographirten Figuren als Erläuterungen betrifft, so sind sie zwar nicht schlecht, aber doch ziemlich steif und keineswegs als gelungen zu betrachten; wiewol sie immer noch besser sind als andere in ähnlichen Büchern und ihren Zweck gewiß erfüllen werden. Vergleichen wir nun das ganze Werk mit den frühern Schriften über denselben Gegenstand, so ist nicht zu leugnen, daß es diese nicht nur an Umfang übertrifft, sondern sie auch in der Anweisung hinter sich zurücklässt, wenn auch zugestanden werden muß, daß man diese Leibesübungen mit dem Buche allein durchaus nicht lernen und lehren kann. Das gilt aber von allen Büchern und theoretischen Anweisungen: nur Diejenigen, welche die Sache schon verstehen, können sie als Hülfsmittel benutzen. Der Verf. verdient gewiß alles Lob und aufrichtigen Dank, ein so umfassendes Werk mit solcher Sorgfalt und Mühe geliefert zu haben. 50.

Literarische Notizen.

Von W. Godwin ist erschienen: „Lives of the necromancers".

Der 12. Band von Ritchie's Romanbibliothek gibt eine Uebersetzung von Spindler's „Jesuit".

In zwei Bänden sind zum ersten Mal gesammelt erschienen: „The poetical works of Mrs. *Anna Radcliff*."

Von den „Curiosities of literature by *J. d'Israeli*" ist die neunte verbesserte Ausgabe herausgekommen.

Bulwer's nächstes Werk wird „The last days of Pompeji" heißen.

Das längst erwartete „Life of Mistress Siddons" von Thomas Campbell ist nun in zwei Bänden erschienen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 253. —— 10. September 1834.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band. (IV. Völkerleben. V. China.) Leipzig, Cnobloch. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Der Orient ist das goldne und geheimnißvolle Uhrwerk, dessen äußeres Blatt die westliche Bildung darstellt. Die Sonne selbst leuchtet als Rad in dem Getriebe oder ist der Diamant, auf dem es geht; und wie unser Planet nach dieser Richtung hinstrebt, muß das ganze äußere und geistige Leben seinen Umschwung um jenes östlich centrale halten. Im Innersten feiern die Culturen eine solche Rotation, Anschauung und Reflexion wallfahrten nach dem heiligen Lichte, und jedes Erschaffniß und Bestreben ist mit diesem morgenrothen Pilgerkreuz bezeichnet. Denn es ist unabweislich wahr, jede Frucht unserer persönlichen und geschichtlichen Entwickelung, wenn du sie spaltest und in ihr Inneres schaust, bietet dir die goldnen Körner dar, verborgene Keimbilder gleichsam des Gestirnes, an das jegliches Erdenleben geknüpft und befestigt ist. Was ist denn an That und Gebilde, ja, wie dürften sie nur möglich sein, ohne diese innere religiöse Bedingung, diesen gläubigen Hinblick auf den Ur- und Mutterquell? Ist die Sonne nicht der leuchtende Blutpunkt, in dem das Leben aller Entwickelungstypen schlägt, und hat sie nicht ebenso alles Geistige zu offenbarender Erleuchtung angeregt? Von ihr ist jede Segenslehre ausgegangen; Ormuzd, Fo, Brama nur berührend, erblicken wir, bei den uns Nähern, die Stirne des einen Heroldes strahlend vom Botenglanze, eine schimmernde Taube ihr Licht ausgießen auf ein anderes erlesenes und erlösend Haupt. Von dort herüber hat die Sonne mit vollen Händen die Samen des Heils und Glaubens ausgeworfen. Und wie man annehmen darf, daß jede Lust, die wir genießen, eine Erhellung ist und Auflösung in Licht, mit dieser Wahrheit sonach jenes Hinstreben nach Licht und Sonne besiegelt werde, und alles Leben für sich schon Anbetung sei und Religion; was uns mithin als Gedanke, Schönheit und geistiges Gebild erfreue, sich um so mehr als Andacht und tiefsinnigem Cultus offenbare: nicht anders, glauben wir, ist jedes geistige Labsal eine innerliche Erbauung, ein stilles Gebet und wirkliches Hinwenden nach der heiligen Kaaba. Dieser Zug, diese Vertiefung nun in den bewegenden Mittelpunkt des Lebens ist zugleich das stille Verlangen nach dem Ursprung, der tiefe Zusammenhang mit dem Orient. Ebenso wahr ist es, wie uns däucht, daß gleichwie Manche die Erde für eine umrindete Sonne halten, wonach jedes Erschaffene auf ihr nach innen und außen eine Beziehung zum Lichtquell hätte, sodaß während die Blüte sich in ihm verzehre, sie gleichwol mit der Wurzel Nahrung aus ihm gewinne, alles Materielle sohin seine Strenge und Starrheit im Spielen mit dem Licht einbüße, in dessen Umgang sich gleichsam verweichliche, bis es, ganz sein eigen werdend, in ihm aufgehe und verfließe; daß ebenso alle geistigen Mühsale die Schale strenger Forschungen für den Genuß des poetischen Leichtsinnes lösen, dem es allein vergönnt scheint, mit Dem zu spielen, was große Anstrengungen ans Tageslicht gebracht und was den Kern des Lebens bildet. Diese Seligkeit des anschauenden Genusses aber ist deshalb eine so himmlisch begünstigte, weil sie allein das Leben ist, und was für sie gearbeitet und herbeigeschafft werden mag, an sich nichts als das in Dammerde Zerfallene darstellt, wohinein sie ihre Kräfte als Wurzeln ausstrahlt und woraus nur sie die zerstreuten Lebensbedingungen lichtloser Momente zum Schöngebilde zusammenfaßt und entfaltet. Erst auf den Flügeln des gaukelnden Genusses wird der fleißige Schulstaub gelehrten Grübelns zum schimmernden Lichte. Uns scheint daher das Wahrzeichen der Poesie diese anmuthige Sorglosigkeit, diese spielende Lichterzitterung zu sein, ein erhabener, heiliger Leichtsinn, den dasselbe Sinnbild wie das der Psyche bezeichnet. Sowie hinwieder dieser göttliche Sinn dort vergebens gesucht werden würde, wo kein Verständniß eines solchen süßen Spiels und mystischen Tändelns anzutreffen wäre, dessen Abgang und Mangel das lediglich Geistreiche durch die Heftigkeit innerer Entladungen umsonst zu verleugnen und wie einer heimlichen Gewissensunruhe in abgebrochenen Funken loszuwerden strebt, keine Empfänglichkeit dagegen kundgibt für jenes stillanmuthige, in sich lebendige Licht. Das mag vielleicht mit Ursache gewesen sein, warum der größte künstlerische Bildner unserer Zeit hier und da Verkennung und Sprödigkeit erfahren hat. Er warf sich nicht vor dem oder jenem Zeitidole nieder; die goldnen Götzen, die Andere umsprangen, gestaltete und heiligte er spielend zu idealer Bildnerei. Wie in Chosru Parwi's Hand wurde das Gold in der seinigen gleich dem Wachse formsam und weich, und nie hat ein Dichter sich schöner zum seligen Genuß vergeistigt, weswegen eben er uns als reinstes Dichterbild erscheint. Am lieblichsten aber spricht uns seine Persönlichkeit im „Westöstlichen Divan" an; nicht als ob uns sein Wesen hier am wunderbarsten entfaltet schiene, nein, der Divan mahnt uns nur wie ein duftendes Ruhelager des liedtrunkenen Sängergreises, dem nichts als weiße Locken fehlten für Schiras Rosen. Und Niemand sicherlich schließt sein Wesen in so gefälliger Verwandtschaft jenen östlichen Sternen an. Drängt sich uns hier auf die rohe Ungebühr, mit der dieser ambrosischen Ruhe und Heiligkeit begegnet worden, so würden wir selbst den schönen Gegenstand zu beflecken glauben, wenn wir sie an diesem Orte in ihrer Heftigkeit angreifen und uns mit ihr in einen kritischen Messerkampf einlassen wollten. Wir können nur auf das oben Angedeutete hinweisen und uns auf unsere gewisseste Ueberzeugung berufen, daß jene Verunglimpfung, um niedrigere Triebfedern zu verschweigen, ihre eigentliche Wurzel in dem Ungefühl des Lebens wahrer Poesie verberge, welches denn, wie es sich von selbst versteht, nie zum tieferschaulichen Verständniß der orientalischen Dichtung gelangen kann, als deren Geist und Seele wir jenen mystischen Taumel, jene stammelnde Genußseligkeit aussprechen müssen, die von weissagenden Lippen tändelnde Lehren wie Perlen fallen läßt. Dies Blut nun fühlen wir im „Divan" leben,

*) Vgl. über den 3. Band die Anzeige eines andern Mitarbeiters in Nr. 267 d. Bl. f. 1832. D. Red.

daſſelbe ſchöne Trunkenthun, daſſelbe reizende Weisheitslallen. Wobei wir noch der ſchüchternen Anmuth des weſtlichen Sängers gedenken, der ſeine großen Muſter nicht nur anerkennend bewundert, ſondern demüthig-prieſterlich ihrer Unerreichbarkeit huldigt. Seine Selbſtthinſtellung zu ihnen können wir nicht richtiger bezeichnen als durch die Worte Eſſedi's:

Der Mond das Licht der Sonn' entnimmt
Und ſteht zu ihrem Dienſt gekrümmt.

Was hierauf in Deutſchland als öſtliche Verſuche berühmt geworden, iſt mit dem „Divan" in Fülle und Reinheit nicht vergleichbar. Der Jüngſte, der öſtliche Weiſen anſchlug, war Stieglitz. Seine Leiſtungen, was man immer von ihrem innern Werthe halten mag, ſind aus einem ganz erfüllten und begeiſterten Herzen hervorgedrungen. Es iſt kein bloßes Nachklingen und Mitbeben; die geſtellte Aufgabe iſt jedenfalls merkwürdig durch den umgreifenden Ueberblick. Von einer bloßen Nachbildung orientaliſcher Dichter iſt, wir behaupten es mit voller Beſtimmtheit, ſchlechthin keine Rede. Ja, ſtände auf dem Titel nicht: „Bilder des Orients", was Manche, die Bücher, wie Ornithologen die Vögel nach Schnabel und Klaue, d. h., nach Ueberſchrift und Namen claſſificiren, verleitet haben mochte, dem Dichter, ohne in den Inhalt weiter einzugehen, Nachahmung und Abſchattung orientaliſcher Dichter zur Laſt zu legen, — ſtänden, ſagen wir, auf dem Titel dieſe unſchuldigen Wörtlein nicht, wäre es, wir ſind gewiß, Niemanden eingefallen, ſechs oder ſieben Namen überſetzter Orientalen als triumphirende Zähne zu weiſen, und die deutſche Journaliſtik wäre um eine herbe und anmaßende Diatribe verkürzt worden, die ſich aus jenen paar Titelworten herausſchrieb und gleichſam aus dem abgeworfenen Geweih für ihr Jagdmeſſer den Griff gewann, um dem gedrängten Wild auf den Leib zu gehen. Nichts aber kommt uns dürftiger und beklagenswerther vor als jene Geiſtesenge, die dem Dichter ein Nah und Ferne aufrücken und ihre kritiſchen Ruthen zum Käfig umbiegen möchte, worin er zu ihrer lieben Freude ſingend ſich erluſtigen könne, oder etwa auch, wie in beſonderer Nachſicht und Connivenz, ihm gern geſtatten will, ſelbſt das fernabliegende Schöne, da es doch Gemeingut, ein immer und überall Gefälliges ſei und dergleichen, ihrer Herablaſſung vorzutragen. Die Stellung des Bildenden zur Zeit haben wir uns an einem andern Orte anzugeben bemüht. Hier berühren wir blos, daß der Dichter vor Allem die Völkerharfe iſt, deren Saiten vom Todeshauche eines ſich umbildenden Lebens erzittern. Und gewiß, wer im Gebirg einen Baum vom Beilſchlag fallen hörte und das ſeinem Sturze nachklagende Echo oder einen Waldſtrom niederbrauſen, wie er gleichſam ſein Todtenhemd ſich anſchäumt und ſich ſelber hinſingt ſein Sterbelied; wer ſie erhorcht hat die Muſik zuſammenſtürzender Größe, dem wird es kein bloßes Bilderſpiel bedeuten, wenn wir ſagen, daß, wie die Bienen ſingend bauen, es auch gebe einen liederſüßen Untergang; ja, daß die Harmonie in ihren Tiefen ein ſich zurücknehmendes Bauen ſei, eine aus dem Ebenmaß ſich erlöſende Symmetrie, welcher Gedanke ſeine Anſchaulichkeit in der gothiſchen Kunſt erhält, die uns wie eine in ihrem Verzittern aufgehaltene Muſik erſcheint; ſie erhebt ſich uns als ein zwiſchen Starrheit und Geſang ſchwebendes Gebild, als melodiſcher Dämmerbau geiſtiger, im Vergehen zur Ruine rhythmiſch zerbrochener Töne. Wir ſagen, wer ganz ſich eintaucht in die Bedeutung muſikaliſchen Weſens, wird es begreifen, daß Tod und Muſik völlig eins ſei und der Geſang das aus der Geſtalt zurücktönende Leben; ihm wird das Geheimniß der Mythe ſich erklären, wie Cygnus der Sänger eines großen kosmiſchen Schreckens ward und der im Griechiſchen durchſpielende Gedanke eines ſich ſingend verhauchenden Lebens. Es erweiſt ſich daraus, daß jedes zuſammenbrechende Völkerelement in der Liedesverherrlichung melodiſch verklinge und, den aufgegebenen Geiſt in die Hände des Sängers legend, in deſſen Tönen ſein Vollendungslied und zugleich die Ruhe der Seligen finde. Allein ſelbſt nach dem Maßſtabe zeitigen Hinweiſens den Standpunkt unſers Dichters betrachtend, erkennt man leicht, wie der jetzige Zuſtand des Oſtens ihn verlangen und fodern mußte. Der als unwandelbar und unbeweglich bezeichnete wird ſo auffallend von allen Punkten in ſeinen Gründungen ſelbſt angegriffen und wankend gemacht, daß es Jedem offenbar wird, der Zeitpunkt liege nicht ſo gar fern ab, wo dieſe wurzelfeſte Verharrung ſich dem weſtlichen Geiſte werde aneignen müſſen. Denn wie die alten Wälderſäulen vor dem menſchlichen Leben ſich lichten und die ſtillen Schreckniſſe eines ſich deſpotiſch verdunkladen Pflanzenwuchſes vor dem Planſpruch edlerer Entwickelung nicht beſtehen können, wird auch zuletzt jenes Grundgebirge von der allmälig, aber ſicher wirkenden Beweglichkeit unterhöhlt und erſchüttert werden. Wir erlebten es in unſern Tagen bereits, daß nicht nur europäiſche Verſuche als Civiliſationspunkte hier und dort ſich feſtſetzten, ſo tief innerlich puliren die Kataklysmen, ſo rühren ſich die Maſſen zum Aufbruch und Losgang; Umgeſtaltung und Wiedergeburt entſprießen ſo mächtig aus dem Schooſe der Gewaltherrſchaft ſelbſt, daß der Deſpotismus des Oſtens wie ſeine Vulkane auszubrennen in Gefahr ſteht, und die granitnen Herrſchergipfel ſich beugend die Umwälzungen begrüßen. Mehmed Ali und Mahmud II. ſind ſie nicht Reformatoren? Wirkt nicht das unaufhaltſame Vordringen der Ruſſen auf die Völker Mittel- und Hochaſiens? Huldigt in Perſien nicht der Sohn ſogar des Herrſchers entſchieden dem Europäismus? Und in Indien, wie fallen da die alten Götter? wie droht durch Miſſionen, durch Betrieb und aneignende Verbreitung eines alluberflügelnden Volkes, mit Einem Worte, durch den vollen Anmarſch weſtlicher Geſittung und Uebermacht, der alten Brahmanenlehre reißende, lebensſittlich, handelsbezüglich und politiſch der unabwendbare Stoß! Schon wankt die alte Caſtentheilung; ſchon beſchäftigen ſich Brahmanen nicht mit dem Verſtändniß allein, ſelbſt mit Abfaſſung chriſtlicher Religionsſchrift für ihre Landesgenoſſen. Wir erinnern nur an den kürzlich verſtorbenen Ram Mohum Roy, der unabläſſig bemüht war, unter den Brahmen geläutertere Begriffe von dem Weſen Gottes zu verbreiten. Ja, ſelbſt China, dieſes vorweltliche Rieſenthier, wird über kurz oder lang ſeinem Schickſale nicht entgehen. So untergräbt ſich mehr und mehr der alte Bau, einſt unerſchütterlich erſcheinend, und mahnt vor ſeinem Sturze den Geſtaltenden zum Feſthalten des Dageweſenen, zu nachrufenden Hymnenſchlägen eines zu ſeiner Zeit blütenſeligen und geprieſenen Geltens.

Wir weiſen in unſerm Dichter zunächſt auf eine durchdringendere Verſchmelzung öſtlicher und weſtlicher Elemente. Denn wenn in den Modhabebat Tapferkeit, Gaſtfreundſchaft, Redefeuer, dennoch aber nur die poetiſchen Rudimente und Anſchlaglaute nomadiſcher Einfachheit und Beſchränkung angetroffen werden, ſo glühte er nicht ohne Abſicht ſeinem Arabien eine zärtlichere Färbung an, welche ſpäterhin, nachdem ſich jene Stämme weſtlich ergoſſen hatten, von ſelbſt herausblühte und aufbrach, das Romantiſche meinen wir, das in den arabiſchen Gebilden wie geiſtiges Mondlicht ein raſtlos durchglühtes Leben träumeriſch überzittert. So löſt ſich das Düſtre, Harte, Wilde und Blutige der alten Weiſe abwechſelnd in das Süße und Schwärmeriſche auf, indem es in des Dichters Sinn und Abſicht lag, die Uebergänge der Zeiten- und Sittenverfließung durchſchimmern zu laſſen und auf das Merkwürdigſte eben in dem Völkerſchickſal, das Ineinanderaufgehen ſich fortbildender Sittigung, tiefhiſtoriſch hinzudeuten. Dieſe zarte Verfließung aber der innern und äußern Geſchichtsepochen vermag der Geſtaltende nur durch Bild und Stimmung zu bezeichnen. Es iſt alſo das Weichliche in ihm ein weſentliches Moment der Hinüberführung in die gewordene Entfaltung, welches indeſſen immer doch gleich einer Palme im arabiſchen Glutſande ſchwankt; und weit entfernt, ein müßig Sentimentales zu ſein, weiſſagt dieſes Gefühl der Liebe namentlich die einſthin aus dem Islam aufblühende Romantik. Uns ſcheint daher „Melek und Maiſuna" und innerhalb dieſes „Maiſuna im Zelte" ein Vorklang der ganzen arabiſchen Einwirkung auf chriſtliches Leben und die Ahnungsblüte dieſes im Mittelalter in ſchönſter Geiſtigkeit aufgegangenen Weſens.

So Persien, beginnend mit „Persepolis", um dessen Trümmer die Reste urzeitlicher Herrlichkeit und des Parsen-Lichtdienstes gesammelt werden, während in dem darauffolgenden „Schah und Schenke" sich mehr das Sassanidische Mittelalter darstellt, sogar mit Andeutung des Sturzes, der in den „Schlachtfeldern von Nehawend" mit den überflutenden Arabern hereinbricht; dann „Die Dichterhalle", aus der Vermählung mit dem Islam hervorgehend, in der an uns die königlichen Dichter Persiens, jeder in seiner Wesenheit aufgefaßt, vorüberziehen. Dieser schließt sich in reichster Blütenfülle das Buch der „Liebe" an, bis in dem „Tag in Ispahan" eine nähere Gegenwart und Lebenswirklichkeit ausbricht, lebhaft erinnernd an die glorreiche Periode unter Schah-Abbas dem Großen.

Noch sichtbarer schlägt die historische Ader durch die Osmanen. Die zwischen dem „Heldenbuch", dem epischen Vorgrunde, und den „Türken und Griechen", dem lyrischen Nachworte, als Gipfel- und Scheidepunkt zweier Zeiten stehende Tragödie: „Selim III.", gibt sich als das eigentliche Schicksalsspiel des osmanischen Reiches kund. Wir sehen einen Fürsten, der die Zündreifer der Vorzeit zu einem Verjüngungsfeste zusammenträgt; er krümmt die Janitscharenklinge zum stählernen Ring, das Alte mit dem Neuen zu umschließen, und muß auch dieser wie jeder große Vermittlungsversuch büßend bluten, fällt doch der Sachführer eingealterter Sitte, das tödtende Schwert, vor ihm zersplittert nieder. Eine Fürstin sehen wir, die in großartiger Persönlichkeit darstellt, was als Idee über dem Ganzen schwebt. Sie ist gleichsam ein Fingerzeig des Weltgeschicks, der Moment der Umgestaltung sei gekommen, die königliche Hieroglyphe auf dem Grabmal der Vergangenheit: Sultana und Christin zugleich, ist sie der geschichtphilosophische Mittelpunkt der Tragödie. Aber noch ein drittes Element thut sich hervor, Kabaktschi Ogly, ein orthodoxer Türke, schlau, aufrührerisch, anzettelnd, verwegen und an sich selber possenhaft-blutig.

Es läßt sich demnach ebenso leicht erkennen als erweisen, daß ein historisches Element des Fortbildens eine jede bis jetzt hervorgetretene Partie durchwebt, daß diese Gebilde nicht so nur hingepinselt sind, daß sie vielmehr ein tiefsinniger Faden zusammenhält. Die Anregung eines der Auffassung nach so großen Gegenstandes wurde dem Leser vom Dichter selbst einfach und klar dargelegt; er schloß sein Herz in der Vorrede auf, und seltsam auch darauf wurde von dreister Hand wie auf eine Blöße hingewiesen. Uns aber wäre es unerklärlich wie die Anschauung in ein scheinbar Fremdes und Entlegenes sich so habe versenken und vertiefen können, wenn die „Bilder" doch weiter nichts als bloße Versuche und Nachahmungen darbieten sollten. Und nur in dem völligen Aufgehen in Stoff und Conception, dem Grundbedingnisse poetischen Gestaltens, sehen wir die Möglichkeit einer so planvoll gegliederten Vollführung. Scheint uns nun jedes menschliche Regniß bedeutsam genug, um in seinen Triebfedern enthüllt zu werden, so wissen wir es einem sinnigen Künstler um so mehr Dank, wenn er seine Sendung und den ersten göttlichen Aufruf an ihn (denn das ist doch wol jenes innere Erschrecken des Dichters vor der rufenden Stimme) so innig und kindlich mittheilt, als Stieglitz that. Wer in die Kirche tritt und, den Kopf gegen die Brust geneigt, ein vorbereitendes Gebet für sich hinspricht, sagt sich deshalb keine leisen Complimente vor; er verbeugt sich nicht vor sich selbst, weil er sich sammelt und zusammennimmt. Vielmehr ist der Pelikan, der seine Brust öffnet, Sinnbild der Pietät, jedes Dichterbekenntniß ein herzliches Verbluten, und das zitternde Mittheilen innerer Verkündigung eine dem Künstler zu gönnende Seligkeit. Diese tiefe Sehnsucht allein, dieses unablässige, durch das Ausströmen einer vollen Liederbrust nur zu stillende Heimweh macht es begreiflich, wie jeder Puls, jede Faser des Herzens dem Gedanken entgegenschlug, das geistige Schauen ganz in Chiser's Quell zu vertiefen und die Fülle der Töne, die auf dem Grund der Seele zittert, in das Licht des Ostens als Opferguß zu mischen. Jeder Unbefangene aber muß gestehen, daß diese Begeisterung und Wärme die „Bilder des Orients" durchdringt, die keinen Vormustern nachgekünstelt, sondern aus der Lebensmitte des Herzens selber hervorgebrochen, von Studium und Hülfsmitteln geleitet, umfaßt und beschlossen, als stille Sterne und klare Perlen in Arabien schimmern, dann nach Persien wie volle Rosen überglühen und endlich die Vermischung des Morgen- und Abendglanzes mit Selim wie mit einem blutigen Insiegel beschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Verträge der neuesten Zeit.

Von den neuesten Ergänzungsbänden, 12 und 13, des „Recueil des traités etc." von Martens und nun von Saalfeld, in welchem seit 40 Jahren von dem Ertrage der diplomatischen Arbeiten so zu sagen Rechnung gehalten wird, vernehmen unsere Leser wol nicht ungern etwas, und besonders was Gutes. Alles, was in unserer innern Verwaltung von Staat zu Staat sich ausgleicht und gleichzustellen strebt, geht den diplomatischen Gang, und es ist Preußen geglückt, ihn weniger schwerfällig und ungleichmäßig zu machen, als er vor der Zeit, worüber die beiden vorliegenden Bände von 1825—31 lauten, gewesen war. Nach dem Antrage und in der Form, welche Preußen aufstellte, kam ein gemeinschaftliches Verfahren wider den Büchernachdruck zu Stande, und das wirkte auch in Würtemberg, obgleich es dort nicht angenommen war. Von den Beitrittserklärungen sind hier nur ein Paar aufgenommen, diese aber ihrer ganzen Länge nach, obgleich die preußische Gesetzsammlung sich zu der vollständigen Nachweisung aller darbot, und obgleich zur Kenntniß ihres Inhalts der vollständige Abdruck einer einzigen Beitrittserklärung genügt hätte, wie es auch schon Martens mit den Abschoßverträgen gemacht hatte. Noch glücklicher als wider den Büchernachdruck war die preußische Diplomatik in der Bekämpfung des größten und sichtbarsten Uebels, welches für den deutschen Handel und Gewerbbetrieb aus den vielfach gespaltenen Verwaltungsgebieten und ihren Zöllen entstand. Zehn Jahre hatte Preußen mit aller Mühe und Aufopferung kaum auf einigen Meilen jenseits der Reichsgrenze seinem Wunsche Gehör verschafft, in Zollgemeinschaft mit ihm zu treten; da half endlich der allgemeine Unwille über das Unheil der innern Absperrung und der Drang nach Vereinigung der zerrissenen Vergliederung, und da gelang der vorbereitende Hauptschritt: der Handels- und Zollvertrag vom 27. Mai 1829 von Preußen und Großherzogthum Hessen mit Baiern und Würtemberg bahnte den Weg zu ihrem jetzigen Zoll- und Handelsverbande, während die Verhandlungen zwischen Sachsen, Hanover, Kurhessen, Oldenburg, Nassau, Braunschweig und Bremen scheinbar zu der Handelsübereinkunft vom 11. Okt. 1829, in der That aber zu der Ueberzeugung geführt hatten, daß man einander nur Verluste und keine Gewinne anzubieten hatte, wie denn Kurhessen auch schon unterm 25. Aug. 1831 zu Preußen trat und dadurch gleichfalls den eben geschlossenen engern Vertrag mit Hanover, Oldenburg und Braunschweig auflöste. Sein Vertrag mit dem Großherzogthum Hessen vom 27. Mai 1829 hätte nicht abgedruckt, sondern nur nachweisend angezeigt zu werden brauchen, weil er durch die Vereinigung beider Staaten in den preußischen Verband alle Wirksamkeit verloren hat und kaum in einer ausführlichen Zollgeschichte beiläufig zu erwähnen sein möchte. Dagegen scheint es eine Auslassung zu sein, daß die Berufungsurkunde des Königs der Franzosen nicht aufgenommen ist, weil sie eine Auslegung und nicht grade eine buchstäbliche Dessen enthält, was in den Verträgen mit oder ohne Frankreich über und für die dortige Krone bestimmt und beabsichtigt worden. Martens hat die Erklärung der französischen Republik nicht, weil sie die damaligen Verträge gar nicht berührte; er hat aber alle ihre Gesetze, welche sich auf Verträge beziehen. Sie stehen im sechsten Bande, und es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, sich in guter Ruhe zu erinnern, daß schon die Nationalversammlung eine Untersuchung der bestehenden Verträge anordnete, aber doch

noch am 29. Dec. 1791 erklärte: Frankreich verlangt von den Völkern Achtung für seine Ruhe und hat die ewige Verpflichtung übernommen, nie die ihrige zu stören; und daß im nächsten Jahr, am 17. Dec. 1792, der Nationalconvent seine Anweisung über das Verfahren der Generale im Auslande mit den Worten anfing: die Grundsätze der Volkssouverainetät erlauben nicht, irgend eine Einrichtung anzuerkennen, welche dawider anstößt.

Schließlich führen wir die Leser zu einem Erstlinge, zu dem Handelsvertrage zwischen Oestreich und Nordamerika vom 27. Aug. 1830, welchen sie mit Interesse betrachten werden, sei es wegen der Gründe, wodurch der Abschluß eines öffentlich bekannten Vertrags zwischen diesen beiden mächtigen Staaten bei allen Combinationen ihrer thätigen Diplomatik so lange verschoben worden, oder der Umstände wegen, die nun dazu geführt haben, oder sei es zur Vergleichung mit dem Handelsvertrage, welchen Oestreich am 21. Dec. 1829 mit England geschlossen hatte. Letzterer steht hier französisch und englisch, und da über dem französischen „nach amtlicher Abschrift", und über dem englischen „dem Parlamente vorgelegt" angemerkt ist, ohne beizufügen, welches von beiden Uebersetzung ist, so wird man entweder unrichtig das Englische für die Urschrift nehmen, oder es richtiger für überflüssig halten, da das Original vorliegt. Uebrigens gehört dieser Vertrag zu dem Systeme von Handelsverträgen, welches man das Canning'sche nennen könnte, und das „gegenseitig allen Unterschied in der Besteuerung der Schiffe und Erzeugnisse des einen Staates in den Häfen des andern aufhebt", wie der Eingang des Vertrags lautet. Der Inhalt beschränkt sich aber nicht auf diesen negativen Grundsatz, sondern gibt gegenseitig das Recht, Alles bei dem andern ein- oder auszuführen, was auf dessen eignen Schiffen ein- oder ausgehen darf, und davon die Prämien, Rückzölle und Vortheile gleich ihnen zu beziehen, überdem soll weder mittelbar noch unmittelbar irgend ein Vorzug bei dem Kaufe wegen der Verladung auf den Schiffen des einen oder des andern von ihren Landeserzeugnissen und Gewerbwaaren gegeben werden. Der Vortheil ist klar, den die Engländer haben, wenn sie mit gleichem Rechte als die Oestreicher Seide in der Lombardei und Wolle in Ungarn aufkaufen und in ihren Schiffen ausführen dürfen; nicht so klar möchte sein, was die Oestreicher in England aufkaufen könnten. Die Freiheit, die den Oestreichern vortheilhaft wäre, die Freiheit, nach den Colonien zu handeln, behalten die Engländer für sich: der Vertrag lautet ausdrücklich nur auf die britischen Besitzungen in Europa, und selbst davon sind noch die im Mittelmeere ausgeschlossen, und nur wegen des Handels mit den ionischen Inseln ist die allgemeine Bestimmung des Art. 7 in dem pariser Vertrage zwischen den Großmächten vom 5. Nov. 1815 aufrecht erhalten. Dort haben es die Engländer nicht mit ihrem sonst so lieben Handel, sondern mit riesenhaften Festungsbauten zu thun, die Einwohner sind entwaffnet, und die Häfen auch in dem ebenerwähnten Vertrage ausdrücklich (Art. 7) der britischen Gerichtsbarkeit in Betreff der Ehren- und Militairrechte unterworfen. Der Handel ist folglich dort nur so, wie er sich mit dem Dienste und der Ordnung von Kriegshäfen verträgt, und der erwähnte Artikel gewährt den Oestreichern nicht viel, wenn er ihrem dortigen Handel auch dieselben Vortheile und Erleichterungen als dem englischen zusagt. Schließt ferner das Benannte das Unbenannte aus, so sind durch die Benennung der ionischen Inseln die ungenannten englischen Stapelplätze für Colonieware im Mittelmeere, Malta und Gibraltar, von dem Handelsvertrage ausgeschlossen; auf gleiche Weise das britische Westindien, denn nicht dieses, sondern nur Ostindien wird darin genannt; dorthin mögen die Oestreicher gleich den begünstigtsten Fremden handeln; bekanntlich begünstigen die Engländer aber dort nur sich selbst, und nicht dort, wol aber in Westindien würden östreichische Ladungen von Mehl und Maccaroni einen vortheilhaften Markt finden.

Der Handelsvertrag zwischen Oestreich und Nordamerika hat nicht als Einleitung, sondern als Grundbestimmung die wechselseitige Handels- und Schiffahrtsfreiheit an der Spitze, wovon nur die Küstenfahrt, Art. 7, ausgenommen ist, wol nur zu Gunsten von Oestreich, da Nordamerika eine Flotte im Mittelmeere, Oestreich aber keine in den nordamerikanischen Gewässern hält. Der Grundsatz wird klar und bündig durchgeführt, sowol untereinander als in Rücksicht auf die Dritten, denen keiner von beiden etwas gewähren will, ohne es nicht unter gleichen Bedingungen auch dem Andern zu gewähren. Verklausulirte Gedanken sind überall nicht bemerkbar, und noch weniger ist ein Verweigertes als ein Verwilligtes eingekleidet. Der Art. 11 über die Freizügigkeit von Eigenthum und Nachlaß hat zu Gunsten Oestreichs den Vorbehalt aller dortigen Gesetze gegen die Auswanderung, welcher aber dadurch reichlich aufgewogen wird, daß über streitiges Eigenthum die Gerichte, unter denen es liegt, entscheiden sollen, weil die Amerikaner sich auf die östreichischen, die Oestreicher aber nicht auf die amerikanischen Gerichte verlassen können, deren arger Zustand noch nicht ruchbar war, als der Art. 10 des Vertrages zwischen Preußen und Amerika vom 10. Sept. 1785 zu Berlin berathen wurde, welcher fast wörtlich mit dem östreichischen Art. 11 übereinstimmt. Es läßt sich nicht verkennen, daß überhaupt der östreichische Vertrag das Seitenstück des preußischen ist, allerdings in beschränkter Form, weil er nur den Handel zum Gegenstande hat; aber grade deswegen konnte seine Form desto leichter correct gehalten werden und selbst elegant erscheinen. Er ist zwar im Deutschen und Englischen ausgefertigt, aber ursprünglich englisch abgefaßt, welches nach Art. 13 zur Richtschnur bei der Auslegung dient. Er steht hier nicht blos im Englischen, wie die nordamerikanischen Verträge mit den Indianern, sondern auch nach der wiener Zeitung im Deutschen; und mit Recht, weil seine genaue Kenntniß bei Handels- und Rechtssachen einer Menge von Personen nützlich sein kann, denen weder das Englische geläufig noch die wiener Zeitung zugängig ist. Beiläufig sei noch erwähnt, daß er von dem östreichischen Consul zu Neuyork, Freihrn. von Lederer, und dem amerikanischen Staatssecretair von Buren unterhandelt und wol der erste Vertrag ist, den ein Consul zur kaiserlichen Unterschrift ausgefertigt hat. Die Hauptsache ist, daß durch die Uebereinstimmung des preußischen und östreichischen Vertrags und in ihrer Verbindung Deutschland endlich zu einem gemeinschaftlichen Handelsrechte, und einem guten, mit Nordamerika gelangt ist, welches leicht Folgen haben kann, die mehr als Geldes werth sind und zugleich die wohlverdiente Strafe für die gleisnerischen Verräther einer falschen Handelsfreiheit werden. 38.

Notiz.

Die Wirksamkeit der londner Policei.

Ein Schriftchen: „The metropolitan police", gibt über die Wirksamkeit der londner Policei sehr günstige Auskunft. Nach frühern Schätzungen erlitt das Publicum in und bei London durch kleine Diebereien, Einbruch und Straßenraub einen jährlichen Verlust von 999,000 Pf. St. 1832 konnte dieser Schaden nur auf höchstens 20,000 Pf. veranschlagt werden. Nicht minder wichtig stellt sich das Resultat in Hinsicht der Verhinderung und Löschung von Feuersbrünsten, die sich von 380 im J. 1830 auf 252 in 1832 verminderten. — Die Zahl der Verhaftungen betrug 1831 72,824 Personen, und stieg 1832 auf 77,543. Die Folge dieser vermehrten Vigilanz war die verminderte Nothwendigkeit, Verhaftungen vorzunehmen, so daß 1833 nur 69,959 Personen in Gewahrsam gebracht wurden. Die Zahl der Verurtheilungen wuchs dagegen, wegen vollständigerer Kenntniß des Thatbestandes durch die Policei. Von 3672 Angeklagten wurden 2646 verurtheilt, also mehr als zwei Drittel, während dies früher kaum mit einem Drittel der Fall war. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 254. —— 11. September 1834.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

Mit dem vierten Theile eröffnet sich uns eine neue Darstellung und ein neues Talent. Bis dahin sehen wir den Dichter mit dem Osten völlig einverstanden, die Sonne wie eine Monstranz den andächtigen Regungen seines Herzens vorhaltend. Nun aber scheint er sein Meßkleid abgelegt zu haben und, Apostat seiner eignen Aufgabe, als wilder Harlekin das unermeßliche China zu durchstreifen. Bevor wir uns aber in diesen Mummenschanz hineindegeben, erfodern es Absicht und Anlegung des Dichters von dem Völkerleben, das den Tanz eröffnet, ein Wort zu sagen.

Das Talent des Verf. scheint uns dadurch bemerkenswerth, daß er die Gestaltungen in Masse, in ganzen Zügen gleichsam ergreift, die geschichtliche Physiognomie großer Völkerglieder lebendig auffaßt, sowie das bunte Marktleben und Volksgewühl originell und bedeutsam darstellt. Man erlaube uns, dies Talent ein lyrisch-historisches oder ethnodrastisches zu nennen. Auch hier in diesem Vorrennen zu China treffen wir ihn von „Ostlands Westgrenze" die „Kaspische Pforte", den „Kaukasus" vorüber durch die mongolischen Steppenhorden mit reißender Gewalt sich gleichsam durchschlagen bis zum äußersten Ostrande. Was das mikroskopische Auge des Geschichtschreibers verwirrt und unleserlich erblickt, darüber wirft der metrische Stürmer auf seinem wilden Bacchuszuge das Vollicht seines Schildes, und wir sehen Blitze die tiefe Völkernacht beleuchten. Diese Stamm- und Hordenglieder, die dem Historiker zerfallen und zerworfen erscheinen, schließen sich für das dichterische Schauen gleichwie die zerstückelte Schlange in Göthe's Märchen zum Diamantenkreis. Heftig wie ein Schlachtenangriff wirft sich mit den ersten Versen der Dichter an die Wolga:

Bis zur Wolga will ich schweifen,
Wandernd mit Karakalpaken,
Mit Bukharen übergreifen
In die Steppen der Kosaken u. s. w.

Mit Isfendiar's Glutdrang klopft er an die „Kaspische Pforte". Der „Kaukasus", der Völker wie Ströme ausgegossen, wird als Hort und Grundstein begrüßt „freier Thatkraft". Die auf Pfeil und Bogen, noch mehr aber dem Klippenwalle und Felsenthor vertrauenden „Lesghier" kündigen sich als „Wächter in den Päßen" an. Abasen stürzen ins Land der Mingrelen, um schöne Frauen werbend „mit Eisen und Stahl". Die „Osseten" aber lockt der Markt zu Tiflis. Der Dolch ist ihre Münze:

Es möcht' ihr Zugend Blinken
Blut trinken.

Durch diese ineinanderkämpfenden Völkerstreifen Bahn erringend, sammelt sich die Phantasie an „Baku's Feuerherd", dem Centralelement der Hordensplitter, dem Pulse des östlichen Lebens. Ein stillfeierliches Lied:

Ormuzd durchdringt die Brust,
Wenn sich der Park umhüllt;
Brama in Schöpferlust
Des Inders Herz erfüllt;
Allah in Flammenpracht
Hellet des Moslims Nacht u. s. w.

„Araben" werfen Netze aus, das Uebrige dem Wanderer überlassend. Kundurewsche Tataren, freie Hüttenkörner ziehen vorüber. Die wilden verderblichen „Usbeken" hetzen sich zu blutigem Hordenzug. Trotzbietend begegnen ihnen die „Turkmanen", sich feststellend auf ihre Kraft, wie denn der Dichter dieser Horde besonders gewogen scheint. Wie ein ruhiger See glänzt „Chiwa's Markt" vor uns. Ein schönes Gedicht, reich, prächtig, abgemessen und besinnlich. „Die Geister der Kobi" sind für eine Wüste dosthaft genug. Mit blutriesenden Händen greift der Mongole nach einem Schlauch, aus dem er auf eine sanfte und idyllische Weise, mit Milch nämlich, sich zu neuen Morden begeistert. Dafür besaufen sich die Kalmücken mit mehr Logik. Der Kalmückengeist ist ein weitläufiger Vetter von Kümmel:

Hingelagert qualmen, trinken,
Bis die Sterne niedersinken,
Das heißt gläubiges Entzücken
Bei den taumelnden Kalmücken u. s. w.

Trefflich ist der „Kalmückenknabe". Ein künstlerischer Zug vom Dichter, als Milderung des Vorigen, das thierisch Wilde und Häßliche in dem Knaben veredelt und gleichsam gezähmt zu zeigen, die schöne Wahrheit bekräftigend, daß das Verwildertste selbst im Jüngling eine gewisse Idealität erlebe. Ein „Kirgisisch Frühlingslied" kann natürlich kein Kleist'sches sein, aber eben deswegen gut. Im „Sturmlied" zeigen sich die Kalmücken nicht ohne Phantasie. Es donnert, heißt auf Kalmückisch: Die Geister der Lüfte

— reitend heulend
Auf wilden Drachen,
Die sperren blitzend
Weit auf den Rachen.
Und wenn sie brüllend
Im Zorne großen,
Dann hört der Wandrer
Den Donner rollen.

Eines der schönsten ist das folgende. Die Apostrophe an den Patriarchen und Erzvater „Altai" ist kühn und ergreifend. Wie Semiramis dem Berge Bagisthan prägt ihm die Phantasie des Dichters ihr Bildniß gewaltig auf. Die Worte hallen um ihn wie Donner. Des Altai Trauer, weil er seine Söhne, die Songaren, im Stiche ließ, ist eine erschütternde Verstummung. „Der Saisan-See" und Dschingischan, der aus ihm entsprang, legen nicht viel Ehre mit ihren Enkeln ein:

Wurden denn zu dürren Resern
Eures Ruhmes Enkel nur?

Wir treffen hier wieder auf ein Gedicht, das wir meisterhaft nennen dürfen: „Die Tschuden-Gräber". Reißend aus ihren

Bändern und Nieten läßt die geborstene Glocke ihre letzten Klagelaute wie Zähren auf gesunkene Völker fallen. Ein tiefaufklagendes dies irae, ein würdiges Völkerrequiem.

„Das Fest im Irgone-Thal" ist voll Drang und Kraft. Das Gedicht: „Der Sajan", ist das Völkerleben in nuce, der Kern gleichsam zersprungener Krystalle, der Mittelstock abgerissener Säulen. Die Tungusen versichern:

In den Steppen, in den Wüsten
Sind wir Herrscher, sind wir frei.

Man muß es glauben, wenn man ihr „Jagdlied" hört. „Weltirisch Grablied" erinnert an die „Nadowessische Todtenklage". Die „Dauren" sind, gegen die übrigen gehalten, philosophische Einsiedler. Die „Mandschus" weisen auf ein stolzes Wappen mit zuversichtlich stolzer Rede. „Nördlich vom Altai". Die Kehrseite der wilden Kraft. Wir sind bei den Pygmäen. Diesseits waren die Völker selbst abgebrochene Trümmer des Gebirges, Felsenstämme, die mit ihm um Starrheit rangen. Jenseits aber abgebröckeltes Gerölle. Völkerzwerge, Grubengnomen:

Elagernat verkrüppelt Leben
Zeigt des Ostlands hoher Norden.
Kümmerlich am Boden kleben
Willenlose Völkerborden.

Wahr ist, was der Burät spricht:

Besser taub und blind geboren,
Als der Bleigebirge Knecht.

„Barabinzen", eine Art heimlicher Juden oder Moriskos, die die Inquisition des Molla fürchten; sie bitten ihren Götzen Kudai um Gotteswillen:

Kudai, nicht laß uns entgelten,
Wenn auch die Priester dich schelten.

Mit den „Ostiaken" ist nicht zu spaßen. Sie sind gesonnen, ihre Geister durchzuprügeln, wofern sie ihnen nicht zu guter Jagd verhelfen, versprechen ihnen aber auch Fische, Brei, Tabak und was außerdem frugale Geister in der Wirthschaft brauchen mögen, wenn sie ihr Bestes thun:

Daß mit Zobeln, Füchsen, Bären
Wir beladen heimwärts kehren.

In der Feier eines Trauermahls um den hingeschiedenen Jagdgenossen bewähren jene Ostiaken einen tiefen menschlichen Sinn. Das Gedicht ist wie alle übrigen in wenigen Zügen bezeichnend, voll Farbe und Wahrheit. Wir halten uns für überzeugt, daß sich ein ostiakischer Bär nicht zur Landesreligion bekennt. Der Bärenjäger bittet um Entschuldigung, daß er ihm den Pelz über die Ohren zieht, und tröstet ihn mit dem Seligwerden. Wir könnten hierin eine Ironie finden, wäre uns die Treue des Völkerzeichners nicht bekannt, und wüßten wir nicht, wie frappant er trifft. „Die Samojedenbraut". Einer solchen Perfidie ist nur eine Somojedin fähig. Wer hat jemals von unsern Bräuten gehört, daß sie in solchem Falle eines Rennthiers bedurft? Es fragt sich, ob es besser ist, ein todter Ostiake oder ein todter Samojede zu sein. Jenem wurde ein Schlitten über das Grab gestürzt, diesem als „Todtenopfer" ein Kessel über den Kopf. Der samojedische Heide hat wenigstens den Vortheil, daß er für die Hölle seinen Bratkessel gleich bei sich führt. „Jakutisch Wanderlied". Tisch und Zubehör eines Jakuten sind einfach und appetitlich:

Ein Bär, eine Otter,
Ein guter Fisch;
Ein Reiher, ein Wiesel,
Eine Ratze frisch u. s. w.

Ein eifersüchtiger Koräke fährt so los:

Bändigt' ich oft den wilden Wolf doch,
Oft auch den grimmen Bär,
Sollte mein eigen Weib nun
Trotzen mir ungestraft?!

Dagegen macht ein Tschuktsche, oder wie der Mensch heißt, schon einen solidern Lärm um ein gestohlenes Rennvieh. Ein lobenswerther Ehemann ist „Der Kurile", mit dem die Frauen, im Gedichte wenigstens, zufrieden sein müssen. Dabei macht er sehr hübsche Verse. „Die neue Atlantis". Es könnte nicht schaden, wenn man die Bambuswand in ihre Rohre zerlegte, um dergleichen zusammengerollte Staatenigel und Murmelthiere aufzuwecken. Die Persiflage ist mild durch ihre ethnographische Schärfe. Das scheinbar Wollige der Nessel sind brennende Härchen. Der Dichter versteht mit weichem Fuchsschwanz Funken zu entlocken und welche der Katze zu entziehen, selbst wenn er das Fell abwärts streicht. „Eine Nacht auf Kamtschatka" gehört, streng genommen, nicht in diesen Kreis. So hübsch das Gedicht an sich ist, hätten wir es missen mögen. „Das Licht des Nordens" besiegelt das Völkerleben. Eine schöne Feuersäule läßt der Dichter den armen Völkern in jenen starren Wüsten vorleuchten. Dieses mystische Feuer ist der Nimbus gleichsam der eisigen Schauer, ein stillglühendes Ueberneigen der Mutter über ihr schlummerndes Kind, eine heimlich in tiefer Nacht auflodernde Gluth, Gott selbst brennend in den eisigen Zacken wie das Feuer im Dornbusch. Dem Dichter genügten in verständiger Beschränkung die einfachen Worte:

Doch ein Funke des Erbebens
Trifft sie in des Nordlichts Schein.

So haben denn Buräten, Kurilen, Ostiaken, Jakuten, Samojeden, und wie sie alle heißen, die, wie ausgestoßen aus Gottes Welt, vor der Thüre seines Hauses zusammengekauert frieren, auch ihren Erbarmer in einem deutschen Poeten gefunden, der mit der Fackel des Epimenides in die finstere Erstarrniß hineinleuchtete und die Verkümmerten an seinen Herd aufnehmend ihre schauernden Glieder durchwärmte mit der Glut des Herzens und der Dichtung.

Nun entwickelt sich uns aber eine ganz andere Scene. So rasch wie Stieglitz hat sicher kein Eroberer den Orient durcheilt, und rühmlich hat er sein Heftschuan überstanden, durch die stählerne Völkerkette gefeit, deren erste Ringe am alten Kaukasus hängen, deren letzte wie elektrische Glieder unter dem stillen Meere fortziehen. Wir bitten aber den Leser, nicht zu erschrecken, als spielten wir im Voraus auf einen bevorstehenden Aufbruch nach Amerika an. Da sei Gott für! Auch die Phantasie des Dichters stürzt sich wie jener abenteuerliche Held in den Lichtquell, nach dem er gedurstet. Bevor er es aber thut, sieht er sich im alten China verwundert um und scheint mit Vergnügen zu bemerken, wie das ungeheuere Reich, dessen Bewohner das seltne Glück genießen, der Sonne zuzusehen, wie sie ihr goldnes Hemd anlegt, mit so wohlgenährten Pedanten gesegnet ist. Er sieht sich das Treiben dieser fetten Hieroglyphen an und fragt sich, ob Sina nicht vielleicht ein weitläufiges Nürnberg sei, ob diese Civilbeamten, diese Mandarine, diese Bambusse denn wirklich leben oder nur ein chinesisches Schattenspiel seien, worüber der liebe Gott unmäßig lacht, oder gar der Jahr- und Weihnachtsmarkt des Teufels? Fällt ihm aber ihr räthselhaftes Alterthum ein, ihre Bildnerei, ihre Erfindungen, die durchsprengten Gebirge, die ungeheuern Anlagen, ihre Straßen, Kanäle, Bogenbrücken und Thürme, ihr Moorbirse und Weißkohl; betrachtet er Peking, Nanking, Soe-tscheou-fou, Hoei-Theou und Kanton, die weisen, großen Stifter, Kaiser und Gesetzgeber, die ganz das Widerspiel jener geschichtlichen Fossilien scheinen, dann ist es ihm unmöglich, sie für bloße Porzellanpuppen zu halten. Und so überblickt er nochmals das seltsame Land und die verkehrte Teppichseite der Geschichte glaubt er vor sich zu sehen. Medusisch scheint der Boden einzuwirken. Die mineralische Gewalt der Erstarrung überragt und verzaubert alles Leben. Der Einzige, der Bewegung und frische Lebendigkeit verräth, ist der Bambus. Um ihn rankt sich noch ein bischen elastische Thatkraft, aus ihm schlägt noch einiges Leben aus. Er stellt allein das Gegengewicht und Correctiv des chinesischen Verharrens und, ein bitterer Todfeind von allem Sitzfleisch, das wahre Princip der Bewegung vor. Im ganzen Reich ist er der einzige Chinese, der lustige Streiche ausführt. Er ist der Stengel von der „Blume der Mitte" und bildet ganz allein des Kaisers Generalstab, der als allgemeiner Kleiderputzer mit ihm die alten

chinesischen Lumpen auskleopft. Nicht umsonst aber, meint der Dichter, habe Gott dieses Volk geschaffen, und so ganz umsonst wollte auch er nicht die äußersten Enden und Salbänder Asiens begaffen. Wenigstens lasse sich aus diesen Chinesen eine Komödie herauspaßen zu Nutz und Frommen einheimischer Altschelme. Denn das Starrpedantische, das dort wie in voller Blüte ausgebrochen, ist ja dasselbe, was bei uns manchem büßenden Waller, der fortschreitet, als spitzer Stein den Fuß verletzt. Ist nun dieses Sina ein Stein- und Mineralreich, eine Art Fingalshöhe, wo die Thränen der Geschichte selbst sofort erstarren, so ist in unserm scheinbar fließenden Wasser die versteinende Kraft blos aufgelöst. Allenthalben setzen sich im reichen organischen Leben Verknöcherungspunkte an, und nicht genug, daß das Beharrliche und Alte ein festes, gesundes inneres Baugerüste abgebe, soll es wie bei Amphibien und Mollusken zum Schildgehäuse werden, unter welchem das Staaten- und Entwickelungsleben als Pietist, als Camarilla, als Mönch, als Minister u. s. w. nach allen Richtungen und in jedem Sinne hinkriecht. Selbst wo es noch am besten hergeht, darf, wie halberhobene Arbeit, die Plastik ganz nach den Regeln der Antike sich nicht völlig runden und, sich loswickelnd von der Hinterwand, einen freien Fortschritt gewinnen. Allein sämmtliche Mühlsteine, die aus lauter Zärtlichkeit an dem Halse des Zeitgeistes, damit er nicht gar so eile, als Thränen vergossen und in das viel zu schnelle Schiff als Ballast hineingeweint werden, sie werden überflügelt von dem Drange, der das Jahrhundert aufruft, von den offenen Segeln und Blätterfahnen, von dem unhaltsamen Wort, das selbst da, wo es unter Falkenhaube auf der Schreibfaust sitzt, gleich diesem edeln Vogel nur um so höher fliegt. Seine Zeit also und insbesondere sein Vaterland im Auge, ahmte unser Dichter dem fürstlichen Poeten Amraikais nach, der sich, auf die abgelegten Kleidungsstücke badender Schönen setzend, dieselben nur unter der Bedingung ihnen ausliefern zu wollen den Schwur that, wenn sie den abgeschälten Kern ihrer Reize ihm präsentirt hätten; auf den geblümten Atlas der Mandarine setzt er sich, und in voller Blöße stehen vor uns die schönsten europäischen Pedanten. Dem Teufel ähnlich in den pariser Diablerien, der eine wohlbeleibte Dame conterfeit, zugleich aber mit dem Schweife hinten an die Wand eine andere Frage hinmalt. Wenn man uns aber fragt, wie das mit obigem Ballaste zusammenhängt, erwidern wir, daß außer jenem ein ganz anderer noch Deutschlands Schiff beschwert, derselbe nämlich, den in Stieglitz „China" Shihoangti über Bord wirft. Nicht abgeneigt scheint uns der Dichter, anzunehmen, daß es für Deutschland namentlich eben kein besonderes Unglück wäre, einige Tausend Folianten weniger und ein wenig heitern freithätigen Lebensgeist mehr zu besitzen. Welches jedoch gewiß nicht im buchstäblichen Wortverstande zu nehmen, wie es seiner Phantasie im Bunde mit historischer Ueberlieferung darzustellen beliebt hat, wiewol wir ihm keine recht brüderliche Liebe und Freundschaft für die Folianten zutrauen. Wir dagegen hegen vielmehr die Gewißheit, daß alle innern Staatsübel, als da sind: lebhafte, feurige Gedanken, das Nachtwachen des Themistokles, die Blöße des Cassius, Brutus' Träumereien, Washington's Schwert und der Dolch des Pätus Thrasea, in diesen ehrwürdigen Büchern wie Merlin in seinem Grabe durch ihren eignen Zauber eingesargt und gebunden ruhen. Wie viel Bastilleeroberungen, einundzwanzigste Januare und September, Barricaden, große Wochen und Freiheitsbäume liegen nicht in ihnen wie eingedörrte Blumen zwischen Fließpapier vertrocknet und geistberaubt? Aus wie vielen unruhigen Jünglingsseelen, die sonst gleich Wicleff und Mirabeau gestürmt hätten, ragt nicht ein Foliant als Leichenstein heraus? Ja, der einzige Aristoteles, mit dem Kaiser Friedrich II. Europa beschenkte, bildete den besten Damm und Wall gegen ähnliche Tollkühnheiten, wie die Kreuzzüge waren. Alle Krankheiten werfen sich aus dem innern Staatskörper nach außen, blättern sich als Ausschlag in Folianten wie in Krusten und Borken ab, in ihnen eine wahre Exfoliation erleidend; mit Einem Worte, was in den Geistern Verworrenes, Tolles und Gefährliches spukt, wird hinein in diese Gräber besprochen und gebettet. Es sind dieselben Teufel, so einst in die Schweine, in deren Häute nämlich, gefahren sind. Und vollends ein deutscher Gelehrter hinter seinem Foliobaud macht uns das Herz aufgehen, wenn wir sie betrachten; unwillkürlich werden wir an den Florentiner in Dante's „Hölle" erinnert, der sich mit einem Drachen auf eine wunderliche Weise verwandelt, so nämlich, daß sie, ihre umschlungenen Individuen gliedweise auswechselnd, sich mit und gegen einander vertauschen: was zuvor Mensch gewesen, ein gehörntes Unthier wird; was Drache gewesen, sich zu räuspern anfängt und zu reden. Die nämliche Metamorphose nun sehen wir mit großem Vergnügen zwischen Professor vorgehen und Folianten; und so vollkommen ist die Verwechslung, daß man in Verlegenheit kommt, welches eigentlich der lederne Gelehrte ist, und wen man citiren soll. Hier können wir ferner die Bemerkung nicht unterdrücken, wie großes und schreiendes Unrecht einem Institute widerfährt, das, vielfach verkannt und gemisachtet, im Verborgenen seine stillen Wohlthaten ausübt. Wir sprechen von der Censur, einer ebenso scharfsinnigen als rühmlichen Anstalt, die Das geheim und allmälig zu Stande bringt, was man von ihr am wenigsten erwarten sollte. Wie jeder Zweckssichere und Zielbewußte geht sie ihrem Merkpunkt ernstbedächtig entgegen und verfolgt, unbekümmert, was Schreihälse über sie toben und lärmen mögen, ihre Aufgabe mit stillem Bewußtsein und edler Sicherheit. Diese Aufgabe ist keine andere als die Befreiung Deutschlands. Denn wäre dem nicht also, wie könnte man, fragen wir, sich es erklären oder nur begreiflich machen, daß sie in einem fort nachdrücklich und unermüdet, voll Selbstverleugnung und nur heimlich lohnendem Pflichtgefühl übt, was ihres Amtes, so unverdrossen, so lange und so beharrlich, bis eine Schrift von ihrem überflüssigen Fett gereinigt, und die dicksten Gedanken so zahm und geschmeidig geworden wie abgerichtete Schlangen? Deshalb nur brennt sie glänzende Einfälle aus liberalen Lumpen aus, um sie für sich auf die Seite zu legen, auf nichts Anderes ausgehend, als ein schönes Sümmchen freisinniger Gedanken einzustreichen, das sie dann selbst zu seiner Zeit anzulegen und zu verzinsen denkt. Wäre es sonst, verhielte es sich anders, möglich, daß sie nicht in Betrachtung zöge, was ein Foliant ist und wie viel er wiegt? Einleuchten müßte ihr, daß eine Censurlücke ja gar nicht ins Gewicht fällt, das Gestrichene dagegen in Kurzem zu einem erfreulich dicken Bande anschwellen könnte, welcher dann, dem von der Last so manches andern Bandes gekrümmten Germanien auf den Hals gebunden, sicherer als irgend was bezwecken würde, daß sich genanntes Land mit jeder Masse weniger aufzurichten, geschweige denn aufzustehen vermöchte. Es ist demnach ins Auge springend und völlig offenbar, wie jene Brüll- und Alouettenaffen, jene Schreier um Preßfreiheit, die wahren Unterdrücker derselben sind, dahingegen dort, wo der größte Censurzwang herrscht, Deutschlands Emancipation still, aber gründlich vorbereitet wird, sodaß die neuesten desfallsigen Bundesbeschlüsse selbst im Grunde und wesentlich nichts als verkappte und verlarvte Marseillaisen sind. Um so größer ist unsere Freude, den Dichter hierin mit jenem trefflichen Institute einverstanden zu gewahren, dieweil er auf eine schöne und poetische Weise jenes in dem stillen Walten obangeregten Collegiums nur bescheiden und gleichsam in christlicher Demuth wirksame Princip im Shihoangti und seiner großen Feuercensur in eclatanter Enthüllung, in völligem Ausbruch und gewissermaßen zuerst einleuchtend darstellt. Wir wagen also zu behaupten, der Dichter habe Deutschland von Herzensgrunde einen Shihoangti angewünscht. Und da zugleich dieser große Fürst das früherhin unter vielen schwächlichen Tyrannen zerfallene Reich, sowie mit der Mauer Van-Li-Asching, mit dem eisernen Walle seiner Kraft umschloß, konnte der Dichter nebenbei die Frage über die Einheit Deutschlands als miterledigt ansehen. Bevor er aber seinen Metallkönig rein, gediegen und klangreich hervorläutert, schöpft er den Schaum ab und wirft ihn vom satirischen Sprengwedel auf dem Markte

umher, jedoch so, daß die Anspielung nur selten auf Kosten der Sittenwahrheit Platz greift. Ueberall ist ihm vielmehr die Volksphysiognomie das Wesentliche und Erste; nur bietet der Stoff so viel Aehnlichkeitspunkte dar, daß die Flecken der neuen westlichen Haut unter dem alten Schlangenbalg überall hervorsehen. Hier und da zeigt freilich der Dichter mehr nackte Dornen, zuweilen sehen wir aus dem Myrthenbündel das blanke Messer fallen; wir wollen aber deshalb mit dem Künstler nicht rechten, wenn er sich manchmal von Nebenblicken bestimmen ließ und, das Kind der Zeit während der Arbeit auf dem Schooße badend, einige Züge desselben in sein Gemälde mitaufnahm.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus den Kriegsbegebenheiten bei Neuwied von 1792 bis 1797 in übersichtlichem Zusammenhang mit gleichzeitigen Kriegsereignissen in den Rhein- und Niederlanden u. s. w., nebst Beilagen, darstellend die Belagerung und Gefechte von Mainz u. s. w., die standhafte Behauptung Ehrenbreitsteins und andre gleichzeitige Begebenheiten, mit besondrer Beziehung auf das hierbei rühmlich betheiligte kurkölnische Regiment und andre Reichstruppen. Zum Besten der Armen Neuwieds herausgegeben von Leopold Bleibtreu. Köln, Dumont-Schauberg. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei diesem breiten Titel (der aber doch das vor andern allzukurzen voraushat, daß er dem Leser sagt, was er zu suchen und zu finden hat) könnte man leicht versucht werden, das mit den Beilagen 412 Seiten starke Buch für eine jener Compilationen zu halten, welche durch die wohlthätige Absicht, der sie ihr Dasein verdanken, allein ihre Entschuldigung vor dem Publicum finden, oder doch zu finden hoffen, an denen leider unsere Literatur nicht arm ist; allein dem ist nicht so. Den Armen Neuwieds etwas zufließen zu lassen, war nicht der Zweck des Buches, sondern der Verf. hat eben durch seine Schrift ihnen etwas wollen zufließen lassen. Ihm schwebte, wie er sich in der bescheidnen Vorrede äußert, ein höherer Zweck vor. Nur dürftig fand er die Kriegsbegebenheiten, welche sich in dem Zeitraume von 1792—97 am Mittel-, Ober- und Unterrhein zutrugen, in größern Werken erwähnt, deren Bedeutung wol eine umfassendere Würdigung verdiente. Er selbst war Augenzeuge Dessen, was sich in und um Neuwied damals ereignete, hatte treue Tagebücher geführt, sorgfältig später gedruckte und ungedruckte Nachrichten darüber gesammelt und fand sich am Ende auf diese Weise in den Stand gesetzt, einen nicht unwichtigen Beitrag zur rheinischen Geschichte und zur Kriegsgeschichte der neunziger Jahre überhaupt zu geben.

Unverkennbar und auf eine erfreuliche Weise regt sich seit den letzten zehn Jahren am Rheine ein sehr reger Eifer, die Geschichte der Rheinlande zu erforschen. Insbesondere ist dies in den preußischen Rheinlanden zu bemerken. Seit Hontheim, Günther, Bärsch, Simon Dahl und Andere dazu in früherer und neuerer Zeit den Anstoß gegeben, regt sich das frischer und kräftiger in der Generation, die den verbesserten Unterrichtsanstalten Preußens ihre Bildung verdankt. Wer die particularistische Zerrissenheit der Rheinlande, hauptsächlich des linken Ufers kennt; wer es weiß, wie die Kriegsereignisse des 17. und 18., auch wol zu Anfang des 19. Jahrhunderts zerstörend und zersplitternd auf historische Denkmale und archivalische Sammlungen eingewirkt haben; wer endlich bedenkt, wie durch jene Particularität und die Mißachtung der französischen Behörden gegen alle Ueberreste der Vergangenheit die Quellen der rheinischen Geschichte theils weithin zerstreut, theils gänzlich zu Grunde gegangen sind, der kann es ermessen, wie schwierig die Behandlung der rheinischen Geschichte ist, und wird darum jede Monographie auf diesem Gebiete willkommen heißen, wenn sie anders nur den historischen Anforderungen genügt.

Solche Monographien sind von dem größten Werthe für eine künftige umfassende Geschichte. Sie tragen die disiecta membra zu einem zu hoffenden Ganzen zusammen, sammeln die Bausteine, reinigen, bearbeiten und legen sie zum künftigen Baue zurecht, wenn nur ein kritischer, unbefangener Geist dabei waltet im Bunde mit Localkenntniß, Geschick, Fleiß und Lust und Liebe. Die preußische Regierung förderte dieses Streben recht sehr durch die Gründung zweier Provinzialarchive in Koblenz und Düsseldorf, als Centralisirungs- und Rettungsanstalten für die zerstreuten Documente, die vielleicht in kurzer Frist ihrem gänzlichen Untergange entgegengingen. Diese Anstalten und jene rege gewordene Liebe für vaterländische Geschichte gebaren bereits zwei historische Zeitschriften, die sich vieler Theilnahme erfreuen, und fördern wesentlich das Studium der Spezialgeschichte. Zu dieser liefert, wie bemerkt, das vorliegende Werk einen nicht unwichtigen Beitrag. Auf Reck's treffliche Geschichte Neuwieds und seines Fürstenhauses sich gründend, gibt der Verf. eine kurze Geschichte der Stadt in früherer Zeit und geht dann auf die Begebenheiten der Jahre 1792—97 über. Damals in Neuwied lebend und in vielseitige Berührung mit den handelnden Personen kommend, war er ein scharfer, nüchterner Beobachter der Ereignisse, über welche er ein sorgfältiges Tagebuch führte. Dieses läßt uns zuerst Blicke in das Leben und Treiben der Emigranten thun, die sich damals dort zahlreich aufhielten und ihre Regimenter zur Wiedereroberung des Throns der Voyageurs à Coblence bildeten. Neuwieds Lage verflocht später, als die republikanischen Heere sich nach dem unglücklichen Zuge nach der Champagne des Rheinstroms bemeisterten, den Ort vielfach in die Kriegsbegebenheiten, und die Rheinübergänge der Franzosen gaben ihm eine keineswegs beneidenswerthe Bedeutung. Der Verf. theilt aus dieser Zeit das Bemerkenswerthe mit, indem er zugleich in den, dem Text beigegebenen, Noten viele interessante Züge und Einzelheiten liefert, welche man indessen noch vermehrt wünschen muß. Er setzt die Begebenheiten aber auch in den nothwendigen Zusammenhang mit den allgemeinern Ereignissen jener Zeit, die den Rahmen für sein Gemälde gleichsam bilden. Auch die Beilagen, welche die größere Hälfte des Buches einnehmen und meistens aus ungedruckten Nachrichten bestehen, welche sich auf die Vertheidigung des Ehrenbreitsteins und der Festung Mainz und ihrer Eroberung durch Custine und Wiedereinnahme durch die Verbündeten beziehen, sind von vielem Interesse, und manche dieser Tagebücher tragen eine solche Frische, eine so ausgeprägte Individualität, daß sie, selbst abgesehen von ihrem historischen Interesse, mit Theilnahme gelesen werden.

Für die rheinische Geschichte ist das Buch, wie bemerkt, von Werthe; allein auch als Beitrag zur allgemeinen Kriegsgeschichte jenes Zeitraums ist es der Beachtung würdig. T.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis vierter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 24 Thlr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 255. — 12. September 1834.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Der „offene Platz" wird auf ergötzliche Weise mit der „Begegnung" eröffnet, einer echt chinesisch-feierlichen Devotion. Gleich an der Schwelle schüttet der Dichter sein Füllhorn aus, und herausstürzen: Bettler, Kaufmann, Hanswurst, Matrose. Ein Kriegsmandarin schließt die Anrede an seine Truppen folgendermaßen:

Greift an den Feind nach eurer Väter Satzung.
Nach eurer Väter Satzung folgt dem flücht'gen.
Nach eurer Väter Satzung nehmt die Schatzung,
Nach eurer Väter Satzung laßt ihn zücht'gen.

Als Sina paradisiaca: Thee nämlich, Talg, Campher, Seife:

Ja, selbst für Prügel
An jedem Hügel
Des Bambus Stängel
Für alle Mängel.

Aus dem Zauberkessel steigen dann hervor: Pastetenbäcker, Bilderhändler, Koch, ein Denker, zwei Karrenschieber. Voltaire, als er im Heraustreten von Friedrich II. gegen Maupertuis stieß und die bedeutenden Perrücken stäubend aneinander geriethen, hat sich gewiß von seinem Pudercollegen nicht mit solcher Courtoisie wegcomplimentirt, als diese gegeneinanderrennenden Karrenschieber thun. Ferner wird heraufbeschworen: ein schwermüthiger Candidat, dergleichen es in China nicht wenige gibt, ein Abgedankter, moderne Bücherkrämer, ein Trompeter mit einem Wunderthier. Kritik und alle Musen! wie kommt nun der nach China! In allen Reisebeschreibungen und geographischen Handbüchern suchen wir dergleichen Thier vergebens. Fast will es uns bedünken, als schaue hinter dem chinesischen Kaftan der piquirte Poet hervor. Die Schneide aber, die aus dem Futteral vorgukt, wird den Führer selbst verletzen; wir fürchten, es wird die Angriffsklinge aus des Dichters eignem Hauer Funken schlagen. Fragen wird man: paßt das? Darf der Dichter ein Volk wie das chinesische seinem Privatinteresse opfern? Wo ist die Reinheit der Ausführung, wo bleibt die objective Wahrheit? Wo ... halt, verwandelt sich nicht Schreiber dieses unter der Hand selbst in ein solches Wunderthier? er wende schnell um und entspringe dem Trompeter. Ein „Bibliomane" wird von ihm umgerennt, der selbst voll Furore über den Platz rennt, er läuft sodann einem Antiquar vorüber, bis er bei einem Diener Fo's stehen bleibt. Der Mann spricht acht vortreffliche Verse. Aber die Philosophie des Karrenschiebers ist auch nicht übel:

Die Welt geht immer vorwärts jeden Tag;
Ich schiebe meinen Karren fleißig nach.

Ein Bonze schimpft das Volk tüchtig aus und verspricht ihm für ein Goldstück goldne Berge, ja sogar scharfe Martyrnägel. Die Bonzen treffen von jeher die Nägel auf den Kopf, so lange die Köpfe vernagelt sind.

Laternen werden angezündet. In größern von digetränktem Papier zeigen sich ombres chinoises. Ein Civilbeamter, nicht als Schatten, sondern in leibhafter Wichtigkeit, der inzwischen ein großer Mann, d. h. um einen Grad befördert worden, schickt zum Schneider Janze und läßt sich als Abzeichen seiner Person und Würde einen Papagei auf die Schulter nähen. Nun treten er und die andern Leider zurück, und wir bekommen ein Schattenspiel zu sehen:

Seht, dort der Herr in Geld
Das ist der Kaiser selb,
Daneben der in Grün
Sein Obermandarin,
Der Dritte da in Weiß
Kaut trauernd seinen Reis.

Dito ein „Gukekastenmann". Wir gukten lange hin und her, und immer flirrer und bunter wurde es uns vor den Augen. Hätte ein Schüler nicht die besondere Güte gehabt, drein zu sprechen, woraus zu entnehmen, daß der Gukekastenmann sich auf Allegorie verlegt, wir wüßten nicht einmal so viel. Das Ding gleicht einem Bleiguß, den sich eine alte Jungfer zu Weihnachten in den Tiegel gießt, um aus den wunderlichen Figuren zufälliger Erstarrungen und Krystallchen Mancherlei für das kommende Jahr sich herauszudeuten. Hier und dort stäubte es uns wie Blitzpulver entgegen oder Samenstaub aus der Momordica elaterium (Eselsgurke), konnten aber nicht ganz hinter das Geheimniß kommen. Allein auf dem Grunde liegt eben der Sand, der in die Augen gestreut wird. So viel wir entziffern konnten, ist es eine Staatsaction. Es scheint übrigens, dem Kastenmann sei das Beste in der Kehle stecken geblieben. Auch kommt es uns so vor, als habe die Prinzessin eine Ohnmacht blos fingirt, um nicht noch Schlimmeres und Neuestes anhören zu müssen. Der Gukkastenmann, der die Frechheit hatte, sich für einen Diplomaten auszugeben, wirft zuletzt die Maske ab und zeigt sich als Hanswurst. Endlich läßt ein „Sittenprediger" sich vernehmen, dessen ethisches Princip höchst plausibel und kein anderes als Shandy's argumentum baculinum ist.

Was bisher vorkam, waren mehr Volksscenen und Sittengemälde; nun aber wickelt sich der Dichter aus seinen Verpuppungen heraus, um endlich dramatisch beflügelt zu erscheinen. Und auch wir wollen, nach eroberten Vor- und Außenwerken, da bereits oben unsere Ansichten durch Seitenmanöver entwickelt worden, diese nunmehr zusammenfassen und mit einem Centralangriff uns auf die Mitte werfen. Eine nochmalige Reinigung, ehe der klare Guß sich zeigt, nimmt der Dichter an dem Orte vor, der „Anderer Platz" überschrieben. Näher seinem dramatischen Zwecke, tritt er hier immer nur noch als falscher Prophet auf, der dem echten vorangehen soll, wie das im Großen denn und überall der Fall sein mag. Auf das Falsche ist es hier wesentlich gemünzt. In einem falschen Tyrannen, d. i. ein Volkverderber, kann sich ein falscher Theaterpoet, der auch nichts Anderes ist, sittenbildlich spiegeln. Denn Beide morden, Beide hinken, jener auf einem natürlichen

Klumpfuß, dieser auf künstlichem Jambus. Jener rühmt seine hundert Schlachten, dieser kann hundert Trauerspiele aufweisen; jener lehnt sich jeden Augenblick an eine andere Säule, auf blutige Rache sinnend, dieser an die ersten dramatischen Säulen: Schiller, Shakspeare, Calderon. Tamerlan will seinen größten Feind, Bajazet, zuvörderst an den lichten Galgen hängen, der Theaterkhan nagelt seinen besten Freund, das Publicum, an sein Marterholz. Wir fügen noch bei, daß der Mongole im Vorspiel viele Stimmen für sich hat, indem eine passabel rebellische und vernünftige Stimme, die gegen einen vom Kaiser vergessenen Versfuß sich als dessen gewissenhafte Verfechterin auflehnt, von mehren andern zur Ruhe verwiesen und niedergestimmt wird. Daß es aber dem Dramentatar an Stimmen nicht fehle, zumal wenn man über Andere scrutinirt, darüber jammern nicht Wenige. In Verzweiflung stürzt von dem Unfug „ein Theaterfreund" davon, aus dem die Sühngeister des Aristoteles und Boileau um Rache schreien. Er ist nahe daran, sich über Thespis' edle Kunst die Haare auszuraufen, und faßt deswegen einen schaudervollen Vorsatz: die Reichsannalen will er lieber studiren und Grammatik dazu, als so seine Zeit verderben. Ein „Zettelträger" aber faßt ihn beim Schopf und rettet ihn von Untergang und Grammatik. Theaterfreund, wie er ist, plärrt ihn der Zettelträger doch wieder in seine Bude hinein, nachdem er ihm kurz und geschmackvoll die Exposition vorgetragen: ein Geschäft, das man jedes Mal diesem lakonischen Manne überlassen sollte. So succinct faßt er sich, daß wir nichts Besseres zu thun wissen, da uns ein ähnliches Amt obliegt, als diesen unsern Collegen sprechen zu lassen:

Die erste Scene präsentirt drei Herrn,
Die möchten an den Kragen gar so gern
Als wohlbestallte strenge Richter
Um ein paar Verslein einem jungen Dichter.
Und nicht etwa nur als Censoren kamen
Zusammen sie für ein gelehrt Examen.
Noch wen'ger für ein kritisches Journal;
Nein, nein, die Sache handelt baar und kahl
Sich um das Lebensglück des Angeklagten,
Den gern sie fort aus seinem Amte jagten,
Damit es einem Andern sei verliehn.
Der erste Richter, Weiquei nennt man ihn,
Gelehrt und ebenso verschlagen ist er,
Zugleich ein guter Freund der Herrn Minister.
Den zweiten, Ling, reich, schlau und angesehn,
Seht Hand in Hand ihr mit dem Ersten gehn;
Der Dritte, Yang, mocht' gern in allen Ecken
Gefällig sein, doch lieber noch sich decken.
Der Dichter Yalo, daß ihr's kürzlich wißt,
Verliebt in des Herrn Weiquei Tochter ist;
Der Vater, auch Tyrann der schönen Fanfi,
Bestimmt ihr So, Ling's einz'gen Sohn zum Mann. Sie
Hängt, trotz dem Spruch der zürnenden drei Richter
Und trotz dem Hasse So's, an ihrem Dichter.

Doch ist das nicht Alles:

Denn Manches, um das sich's vornehmlich handelt,
Kommt noch hinzu, das sehr den Gang verwandelt.

Und ist damit blos die Privat- und Hausintrigue gegeben, die als Nonnius die Höhe Shihoangti aufs genaueste bestimmen soll. Aus diesem Urfels fließt das Feuer des Bücherbrandes als belebende Naphtha, und an diese in der chinesischen Geschichte berüchtigten Ordalien — wie denn Poeten gleich dem Tiresias ihren prophetischen Stab und Scepter gern in die Mitte liebender Umschlingung stellen — knüpfte unser Dichter ebenfalls eine Liebschaft. Der Funken zu jenem Brande nämlich entsprang aus dem Haupte des Dichters Yalo, der, Poet und verliebt zugleich, um so mehr wegen der Qual und Pein, die zur Amtserfähigung Bücher und Studium ihm verursacht hatten, durch folgende Verse „halb in Scherz, halb mit erhitztem Blut" seinen Aerger zu kühlen suchte:

Fänd' ein ge[illegible]
Doch Ling[illegible]
Und holt' [illegible]
Den Qua[illegible]
Verspeist'[illegible]
So man[illegible]
Womit sich [illegible]
Dann wärd' es neu [illegible]

Von diesen Versen, die sich im heimlich[illegible] befinden, bekommen nun die Mandarincensoren auf welche Weise, an deren Spitze Weiquei soll, nungsurtheil auf 15 Jahre und 17 Wochen de[illegible] der ersten Scene dem Censurcollegen Yang unter v[illegible] Reverenzen zur Weiterbeförderung übergibt. Fanfi, naives, liebes Wesen, die in ihrem väterlichen Käfig mit süßen Liedern und gewissenhaften Wiederholungen de[illegible] Geliebten ihr Vorgesungenes hindringt und kindisch und zär[illegible] die besorgliche Wärterin Schefujin beschwatzt, erfährt das [illegible] glück durch ein Schreiben Yalo's, der aber nicht alle Hoffnung aufgibt, sondern an den Kaiser denkt, welcher große Fürst mit seinem Feuer die Petrificate um sich her durchdringen, das hölzerne Gerüst wegbrechen und den Lehmmantel herunterschlagen möchte von seinem Volksgebild; für sich allein stellt er das veredelte und aus seinen Hemmungen gleichsam ausgeschälte China dar. Und wenn auch die Geschichte das wahre Motiv des sonderbaren Auto-da-fé's nicht enthüllen kann, so mag wol die Dichtung, die gleich dem jungen Tag die Höhen zuerst beglüht, mit jenem Brande wie mit einem Huldigungskissen vor Shihoangti knien. Wir sehen ihn in der dritten Scene, einen Löwen, die königliche Tatze an die Eisenstäbe alter Satzungen legen. Von Musik und Sängerchören wird er im Park von Singanfu empfangen und mit dem Gesang ahnherrlicher Großthaten begrüßt. Wir wissen vom Alexander, wie das mundet. Auch Shihoangti fragt:

Ist keine That
In meinem Siegeslauf werth des Gesanges,
Daß stets von Neuem ihr die alten preist?

Gelegenheitlich rückt Wangyuen auf Ministerpfoten mit dem Blatt hervor, das Yalo's Verdammniß enthält und auf des Kaisers Bestätigung wartet. Der aber sieht den Affenschwanz hinten hervorguken und meint, es sei

Ein seltsam eigner Fall, so neu als neckisch,

denkt sich nicht zu übereilen, händigt das Blatt seinem Narren ein und will die Sache überlegen. Hier schon schließen Narr, Kaiser und Dichter unbewußt den wunderlichen Bund, in welcher Dreiheit, die den Grundfaden der Komödie bildet, dem Narren die Rolle des Geistes zufällt, der gemäß er auch bald nachher — inzwischen hatte der Kaiser seine staubigen Pergamentrollen, die Minister, noch ein paar Mal durchgeschüttelt — Yalo's Verse, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, dem Kaiser in feurigen Zungen meldet. Das ist der Moment, wo unser großer Vulkan, der gleich dem Pic auf Teneriffa ganz China überragt, die ersten Funken wirft. Das Blatt, worauf die Verse stehen, hält er wie eine Feuerfahne; er ruft:

Der alte Wurm muß aus der Kernfrucht raus.

Aengstlich will Lisid jetzt diesen Versatz dem Furchtbaren als höchstdero Spaß aufschmunzeln, der aber versichert:

Mit dem Kopf
Soll büßen Jeglicher, der irgendwie
Sich unterfängt, ein Buch zu unterschlagen,
Gelt's welcher Art es sei!

Nichts bleibt den Ministern übrig, als ihm mit offenem Munde nachzusehen. Der Narr bezeigt ihnen sein unterthänigstes Beileid.

Der zweite Act führt uns in das chinesische Familienleben ein. Kaum hatte das arme bange Mädchen, die Fanfi, sich gesagt: „Nie werd' ich von dir, mein Yalo, lassen", als der papierne Hausdrache, ihr Vater, hereintritt. Das gibt eine

hübsche Scene. Weiquei, nachdem er das Töchterchen mit einigen Vorbereitungen geängstigt und gequält, meldet ihr die Freudenpost ihrer noch heute mit Jo zu feiernden Verlobung. Das zitternde Mädchen besteht auf ihrer Herzenswahl; der Drache schüttelt und räuspert seine Papierschnitzel, rafft sein bischen Wuth zusammen, schilt das arme Geschöpf als wohlfürsorglicher Hauspedant tüchtig aus und fährt mit einem langen Schweif von Imprecationen ab. Die Beklagenswerthe hat keinen andern Trost als unter Thränen ihre Liederchen zu singen, von denen das:

Zwei Vöglein kamen gezogen u. s. w.

zu dem Süßesten gehört, womit nur ein verliebtes Seelchen tändeln mag. Bald aber gießt die Freude über sie ihr volles Morgenroth; denn Schifujin bringt die Zeitung vom kaiserlichen Gebot, die Bücherverbrennung betreffend, in welchem Prachtfeuer sie sogleich ihre und des Geliebten Namensschiffer verschlungen erblickt, und freudetobend nennt sie den Kaiser:

Du Sonne mit den morgenrothen Streifen!

Eine herrliche Tafelscene bietet die folgende. Mit vielem Geist und treffender Wahrheit schildert der Dichter diesen Verlobungsschmaus. Sich selbst huldigender Amtesrespect, ceremoniöse Kriecherei, um sich leckender Dünkel, schmarotzerische Frechheit, schadenfroher Schwachsinn, hämische Albernheit und zechlustige Verhöhnung reichen hier einander brüderlich die Hände und scheinen sich überbieten zu wollen. Sehr wohl that der Dichter daran, daß er Chinesen Wein trinken ließ; wie hätte sonst Bräutigam Jo aus einem vernünftigen Schaf ein tolles werden und so herumkreisen können?

Die Suppe würzt die Petersilie,
Auf Feldern blüht die gelbe Lilie,
Und ist der Reis nicht gut gewürzt,
Wird meinem Koch der Lohn gekürzt.

oder sein verehrlicher Papa, Herr Obercensor Ling, zu solchen Reimen sich begeistern?

Was einer lernt, das weiß er,
Wer viel studirt, der weiß viel;
Und wer recht viel zusammenflickt,
Schafft sich gar bald ein Manuscript.

Wenn das grüne Holz Das kann, was erst das dürre? und was für trübe Laternen werden dies, wenn ein nüchterner Athem das Flämmchen Wein in ihnen ausbläst? Was bleibt stehen, wenn der betrunkene Silenus von seinem Esel herabfällt?

Mit Kapaunen, Puter, Rakpistazien und eingesteckten Gäbelchen kommen aber die Gäste noch nicht weg. Herr Kaiser Weiquei, wie ihn einige sattgefütterte und taumelnde Stimmen aus Dankbarkeit nennen, gibt ihnen als Dessert Tanz, Gesang, einen Director und Hanswurst zum Besten, welcher auch hier als Gesandtschaftsharlekin einige statistische Pritschenhiebe austheilt. Für unser Fassen aber war er auch diesmal zu schlüpfrig, und wir haben auch hier seine Züge hinter der Halbmaske aus Galläpfeln, Eisensalzen und indischem Schwarz nicht deutlich erkannt. Es ging uns jedoch wie den Gästen alsbald ein Licht auf, als er, zur Saalthür hereinspringend, den Herold ankündigt, den Ueberbringer des kaiserlichen Mandates und etlicher Scheiterhaufen. Da rufen denn die Stimmen plötzlich ausgenüchtert:

Es wär' um uns geschehn, wenn's Wahrheit wäre.

Und wieder stehen die Chinesen da mit offenem Munde. Nun aber wird sie endlich gefeiert die Bücherhekatombe, das merkwürdigste aller Holokauste. Und da sitzt er denn, der küssenswerthe Tyrann, dem Fürsten der Finsterniß vergleichbar, auf seinem feurigen Throne, ein glühender Pic im Sonnenuntergang des dritten und letzten Actes. Nicht in roher Wildheit und verderblicher Wuth, wie ihn die Geschichte schildert, steht er vor uns da; nein, Dank sei es dem Dichter, wie an ein heiliges Werk schreitet er und rüstet und gürtet sich mit Feuer! Ein erquickender Freigeist, ein majestätischer Schalk, heiter, erhaben, genial, humoristisch wie ein Kaiser, in kolossaler Laune läßt ihm wie ein gratiöses Schönpflästerchen dieses Brandmal, und furchtbar aufgeräumt ruft er aus:

Brich an denn, Schlachttag ohne Blut!

Gleich dem arabischen Vogel machen ihn die Gluten, worauf er sitzt, unsterblich, und wenn Flammen je ein helles Gelächter aufschlugen, ist es hier, und dazu läutet der Narr mit allen Glocken seiner Schellenkappe, und der Witz läuft wie ein Salamander im Feuer hin und her und sieht uns an mit lustigen Augen. Kurz, die Scene ist nicht mit Geld aufzuwiegen, und ein Gewissen müßten wir uns machen, sie wie ein Dieb stückweise auszuziehen und als Beleg unsers Urtheils einige Lappen von dem schönen Purpur abzureißen. Wendet man den Blick vom Jupiter Fulminans auf den Jammer nebenn, um und unter ihm, erreicht der Spaß seinen Gipfel. Chor- und Solowelse winseln die Gelehrten. Wie indische Witwen möchten sie sich den Geliebten nachstürzen; wie bei Meleager's Feuerscheit fühlen sie die eignen Leiber brennen. Nicht so die Landleute; diese betrachten die Glut nicht minder heilsam und segensreich als die Flamme, die ein Saatgefild zu besserer Befruchtung überbrennt. Dankerfüllt preisen sie den wohlthätigen Tyrannen. Aber auch Feuerbeständiges reinigt sich in dieser Bücherprobe, das schlechte Erz wird herausgeleckt, und desto gediegener fließt das edle und gleichsam huldigend zu des Kaisers Füßen, der ja selber als alchymistischer Drache und gekrönter Löwe dasitzt. Astronomen, Aerzte, Naturforscher, Geschichtschreiber feiern und begrüßen ihn vorüberziehend mit Fackelzügen, grünen Zweigen und wehenden Tüchern, wobei der Narr, welcher nicht weniger seine Witzapotheose und Lustverklärung in diesem Brande hält und seine mola salsa mit vollen Händen in die Gluten wirft, den Kaiser an den Poeten erinnert, von dem doch der gute Einfall ausgegangen war.

Wir befinden uns darauf abermals in Weiquei's Haus, allein die Flamme hat das Blatt gewendet. Fansi erfährt vom Vater, der ihr gegenüber noch bedrohlich thut, im Grunde aber sich ausnimmt wie ein Gespenst, so man in der Nähe als einfältiges langes Hemd erkennt, daß ihr Schwiegervater und zugedachter Ehegespons von wegen verheimlichten Bücherkistchens gefänglich abgeführt worden sind. Schefujin kommt sodann mit der Nachricht, sie habe Fansi's Liebsten in einer kaiserlichen Sänfte nach dem Reichspalaste bringen sehen. Und wirklich zeigt die dritte Scene den Kaiser im Innern seines Palastes, das Manuscript von Yalo in der Hand, das Lied nämlich, das unter andern Papieren Fansi weggenommen worden und das der Dichter vorlängst zu Ehren des Kaisers gesungen hatte. Inzwischen bis Yalo selbst erscheint, wird Minister Lisgö seiner unrichterlichen Albernheit wegen beim Ohr gefaßt, als Demjenigen, was an seiner Excellenz excellirt. Nun tritt Yalo vor, dessen Worte, die wie anbetende Sterne an dem Kaiser niedersinken, diesen vollends erkennen lassen, daß Held und Dichter sich wie Leib und Seele verhalten, und der Gesang die Triumphpforte sei, durch welche die That zur Verklärung und Unsterblichkeit einzieht. Diese Doppelperson überstrahlt im Narren der ironische Witz als geistiger Verband. Alles löst sich kaiserlich und schön.

J. L. Klein.

Romanenliteratur.

1. Lodoiska und Alexander oder Heldenmuth und Liebe. Dichtung und Wahrheit aus dem letzten polnisch-russischen Kriege von Karl Niemann. Leipzig, Rein. 1834. 8. 20 Gr.

Ein klein wenig Roman, in dem schlechte Verse — es sind deren nicht viele — vorkommen, treue Nacherzählung von Zeitungsberichten, aus Blättern, den Polen günstig, doch ohne blinde Parteilichkeit. Das Titelpaar, das ringsumher Verwandte und Freunde sterben sieht, läßt sich am Bierwaldstätterser häuslich nieder, welche Gegend dem Verf. ein Unschuldsland, von patriarchalischen Sitten ist, in welche Ansicht nicht

Jeder, der in der Schweiz reiste, einstimmen dürfte, weit eher in den Wunsch, daß viele Ausgewanderte gleich jenen eine zweite Heimat finden möchten, eine bessere als die, welche sie aufgeben mußten.

2. Ditmar von Cromsdorf oder das Moosweibchen. Historisch-romantische Erzählung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts von dem Verf. der Novantiken. Weimar, Gräbner. 1834. 8. 12 Gr.

In einer namhaften Stadt stellte ein Musiklehrer der Logier'schen Methode ein öffentliches Concert an, in dem sich seine Schüler auf 16—20 Flügeln hören ließen. Als man Jemand, der dem Concert beigewohnt, nach dem Erfolge fragte, meinte er, den Müttern habe es leidlich gefallen, und die, deren Kinder öfter mitspielten, seien auch bis zum Schlusse geblieben, die übrigen Anwesenden hätten sich gleich nach dem ersten Stücke entfernt. Ungefähr so möchte es den Lesern dieser Rittergeschichte gehen, deren einziges Verdienst ihre schlanke Taille ist. Wer die Oertlichkeiten kennt und liebt, blättert sie wol bis ans Ende durch, alle Andere haben schwerlich länger Geduld als bis zum dritten Absatz.

3. Bilder aus der Wirklichkeit von Moriz B. Schauke. Breslau, Verlagscomtoir. 1834. 8. 18 Gr.

Diesmal spricht der Titel wahr, nichts Eingebildetes, Wirklichkeit, der echtesten, d. h. trivialsten Art, Studenten, die aufs Schuldenmachen und Verlieben erpicht sind, flache Burschen und geschwätzige Barbiere, die sich für Witzbolde ausgeben und durch ihre Sprachweise die Ironie in schlechten Ruf langweiliger Anmaßlichkeit bringen: solcher Leute gibt's allenthalben, manchmal reden sie auch ganz vernünftig, wenn sie nichts vorstellen wollen; sind sie jedoch spaßhaft, nehmen sie die Miene des Wüstlings an, so geht man ihnen im Leben wie im Buche gern aus dem Wege.

4. Mnemosyne. Schilderungen aus dem Leben und Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Zum Vergnügen und zur Bildung der weiblichen Welt. Von der Verf. der Bilder des Lebens. Zwei Theile: Nannina. — Die stille Alpe am Vierwaldstättersee. Briefe über den Beruf und die Bildung der Frauen. Aarau, Sauerländer. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Eine der besten Frauenschriften, den Kreis nicht überschreitend, innerhalb welchem Frauen Gutes leisten können, und dieses Gute auf die rechte Weise anfassend, ohne falsche Logik, gehäufte Raisonnements und Gefühlskoketterie. Die Naturschilderungen in „Nannina" und in „Die stille Alpe am Vierwaldstättersee" sind keine eiteln, faden Pinseleien, die mit vielen Worten doch kein Bild geben; die Gewalt der Liebe verklärt sich durch Sittlichkeit, ohne der Wärme und Wahrheit zu ermangeln, und die Ergebung ist keine breiweiche Apathie ohne kräftiges Anstreben. Ebenso vorzüglich wie die Erzählungen sind die „Briefe über den Beruf und die Bildung der Frauen"; sie geben eine klare, unparteiische Uebersicht der heutigen Frauenbildung, mit Rückblick in die Vergangenheit, welche sie nicht zurückschrauben, aber das Gute der Erziehung unserer Großmütter auch auf die jetzige Frauenwelt übertragen wollen, ein wirksamer Talisman gegen Ver- und Ueberbildung, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, gedankenlose Tändelei und gefährlichen Hang zu glänzen, Talente und Kenntnisse nur als Spiel der Eitelkeit anzusehen.

5. Die Geschwister oder die Kroaten in Altenburg. Romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dürfte man auch festere Umrisse, eine kräftigere Gestaltung des männlichen Personals vermissen, so wird man doch die Gewandtheit rühmend anerkennen, mit der eine Dame die große Schwierigkeit besiegte, Kriegs- und Pestscenen auszumalen, ohne der Wahrheit und der Abneigung ihres Geschlechts gegen Rohheit, gegen Alles, was moralisch und körperlich Ekel erregt, zu nahe zu treten. Sind gleich der ehrliche Schmiedegesell Konrad und noch mehr seine verschämte Elsbeth, die er nach vielen Hindernissen, worunter auch die stille, dem Mädchen selbst unbewußte Neigung zu einem Andern gehört, endlich heimführt, als Nebenpersonen, gelungener als die Geschwister, so kann man auch mit diesen zufrieden sein: der Jüngling ist einer der interessanten, kränklichen, sich aufopfernden Schwärmer, wie ihn die Schriftstellerinnen lieben, die Schwester in ihrer Zerrissenheit, ihrem Kampfe zwischen Liebe und Vernunft anziehend, und der Gegenstand eine ursprünglich edle Natur, die an Vorsehung und Menschen zu zweifeln, durch gräßliches Zusammentreffen tragischer Motive entschuldigt wird; auch diesen Gesunkenen portraitirt die Verf. so leidlich, als es eine weibliche Hand, die das Fratzenhafte scheut, mit Teufeln und ihren Verbündeten sich ungern befaßt, nur immer vermag. Bei alledem möchte man ihr doch empfehlen, durch die glücklich besiegte oder umgangene Schwierigkeit sich nicht zu ähnlichen Versuchen verlocken zu lassen, statt Teufelsanhänger, wüste, verwilderte Kriegsgurgeln abzuconterfeien, ihr angenehmes Talent lieber auf Scenen häuslichen Stilllebens zu wenden, wo mit geringer Anstrengung ein Naturgemäßeres, Gediegeneres zu erreichen ist.

6. Werkstatt-Erzählungen. Neue Folge der Erzählungen Daniels des Steinschneiders. Von Michel Masson (Michel Raymond). Aus dem Französischen übertragen von L. Kruse. Erster Theil. I. Die Fabrik. II. Die blödsinnige Anna. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. fährt fort, Einheimische wie Ausländer über Zustände und Verhältnisse des eigentlichen Bürgerstandes in Frankreich zu belehren. Für uns Deutsche ist die Vergleichung der bürgerlichen Lebensweise in Frankreich mit der unsrigen von Interesse; Prahlerei, Verschwendung straft sich dort wie hier, Fleiß, Genügsamkeit, redliche, liebevolle Gesinnung empfangen ihren Lohn in zufriedenem Selbstbewußtsein, dauernder Behaglichkeit und erwiderter Neigung. Kein so beruhigendes Ergebniß bietet die zweite Geschichte, die nach Nürnberg verlegt ist und in einem grellen Widerspruch mit deutscher Volksthümlichkeit steht. Hier triumphirt das Laster, die leidende Unschuld klagt sich eines Verbrechens an, aus irregeleiteter Mutterliebe, und der Urheber ihres Jammers bricht selbst den Stab über sie. Wahrscheinlich hat der deutsche Bearbeiter Manches gelindert, aber auch so endet die Erzählung mit einem schrillenden Mißlaut.

7. Leopold von Oestreich und die Solothurner. Eine historische Erzählung aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts von A. Werg, und drei (zwei) Erzählungen von F. A. Krasselt. Neuhaldensleben, Eyraud. 1834. 8. 1 Thlr.

Menschlichkeit, gegen den Feind geübt, bringt Segen und vereint entzweite Gemüther: dies die Moral der ersten Erzählung, nach einem wahren geschichtlichen Vorfall. „Der Wildschütze" ergreift in seiner schlichten Lehre, dem schlagenden Beispiel einer an sich ehrlichen und wohlwollenden Natur, die durch Umstände verwilderte und gegen Gesetze der menschlichen Gesellschaft frevelte, aber gerettet wurde, weil billige Menschen den nothgedrungenen Verbrecher nicht verstießen und die Befehlenden nicht nach dem kalten Buchstaben, sondern nach dem Gesetz der Liebe richteten. Die dritte Erzählung: „Der Geburtstag", ist eine Auslegung des Spruches: „Ihr gedachtet es übel mit mir zu machen u. s. w." Nicht von so rührender Einfalt wie obige Geschichte, nicht so auf einen Punkt zusammengedrängt, der Gläubigkeit des Lesers Manches zumuthend, aber durch Herzlichkeit gewinnend, die, wirklich aus der Brust entquellen, beiden Erzählungen, die Gunst gefühlvoller Leser erwerben wird. 58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 256. — 13. September 1834.

Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Büchlein konnten wir, die Ausbeute nach den bisherigen Leistungen des Verf. im Voraus anschlagend, mit guten Erwartungen in die Hand nehmen. Als sinnbegabter und vielgeübter Genuß-, Lebens- und Kunstfreund hat Hr. von Rumohr vom Anbeginn seiner Laufbahn sich immer zunächst an Das gehalten, was den körperlichen Sinn befriedigt, den idealen Inhalt aber, wovon jenes nur der Träger oder das Symbol sein soll, zwar geahnt und eingeräumt, ihn jedoch als etwas mystisch Geheimnißvolles, welchem nicht zu viel unmittelbarer Einfluß zuzugestehen sei, möglichst in weite Ferne zu schieben und, entweder scherzhaft darüber hingleitend oder ihn, wenn auch im Ernst, doch unsicher und unbestimmt berührend, zu beseitigen gesucht. Dieser Richtung gemäß behandelte er zuerst die Kochkunst als die Befriedigerin desjenigen Sinnes des Menschen, welcher seiner geistigen Bestimmung am fernsten liegt, und war hierin glücklich, indem er in dem ganz materiellen Gegenstande geistige Beziehungen genug zu finden und in ihn hineinzutragen, das Geistige in die Behandlung zu legen und durch den Contrast des materiellen Stoffes mit seiner idealen Behandlung einen gewissen ironischen Reiz hervorzubringen wußte, dem es nicht an Wirkung fehlte. Eine größere noch ließ sich von dem jetzt gewählten Gegenstande hoffen, da derselbe der Richtung unsers Verf. entschieden zusagen muß. Die Höflichkeit ist nämlich von allen Lebensformen, in welchen der Mensch sich als ein sittliches Wesen kundgibt, die alleräußerlichste; sie liegt an der Spitze, wo die Magnetnadel des geistigen Lebens nach dem Materiellen hinweist, grade da, wo Hr. von R. in Kunst und Leben seinen Wohnsitz genommen hat, und man durfte daher wol erwarten, daß derselbe über diesen Gegenstand etwas Gründliches, Tiefeindringendes in seiner bekannten fein ausgearbeiteten Weise aufstellen würde. In dieser Erwartung finden wir uns jedoch nicht befriedigt; ob durch unsere Schuld, möge der Leser beurtheilen, wenn wir ihm den Inhalt des Höflichkeitsbüchleins kurz und treu werden vorübergeführt haben. Der Verf. theilt sein Werk in zwei Bücher, deren erstes von den Werkzeugen der Höflichkeit, das andere von der Anwendung der Höflichkeit auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens handelt. Billig sollte nun wol der Begriff der Höflichkeit gleich am Eingange des Werks entwickelt sein, damit man sich mit dem Verf. darüber verständigen könnte, was Höflichkeit eigentlich sei, und was zur Erlangung und Anwendung dieser Eigenschaft erfodert werde. Diesem Verlangen entspricht der Verf. jedoch nicht, sondern verweist damit auf das zweite Buch mit der Bemerkung, ein vorsichtiger Künstler werde sein Werk nicht beginnen wollen, ehe das Geräth beisammen sei. Hierbei vergißt er aber, daß der Künstler zuvörderst über das Wesen des hervorzubringenden Werkes mit sich selbst einig sein muß, ehe er die dazu nöthigen Geräthe auch nur bestimmen, geschweige denn beschaffen kann. Unter den Werkzeugen der Höflichkeit versteht Hr. v. R. nach Capitel 1 „den Körper nach seinen Theilen, die Seele aber in ihrem Ganzen", wodurch wir denn mit Erstaunen den ganzen Menschen, das Ebenbild Gottes, in ein Höflichkeitsinstrument verwandelt sehen. Schon hieraus blickt hervor, was sich späterhin noch deutlicher ergibt, daß Hr. v. R. den Begriff der Höflichkeit zu weit ausdehnt. Denn wenngleich der Mensch, wenn er Höflichkeit übt, allerdings, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele dabei sein muß, so ist dies doch nicht bei der Höflichkeit allein, sondern auch bei jeder andern menschlichen Kunstausübung und Lebensäußerung, in welcher das Sittliche in äußern Formen und Bewegungen hervortritt, ebenso sehr der Fall. Was der Verf. in den nun folgenden neun Capiteln von dem Gebrauch der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers anführt, paßt daher, wenigstens theilweise, so sehr in viele andere Disciplinen als in die Höflichkeitslehre, und vieles von ihm Angeführte hat mit der Höflichkeit gar nichts zu schaffen. Hierher gehören mancherlei rein kosmetische und diätetische Regeln und Bemerkungen, wie z. B. die über die Erhaltung und Pflege der Augen, obgleich dieselben an sich sehr richtig und nützlich sind. Einiges aus diesem ersten Buche anzuführen sei uns zur Andeutung der Tendenz des Verf. erlaubt. Im zweiten Capitel wird die Regel gegeben, bei allen körperlichen Bewegungen den Schwerpunkt gehörig zu beobachten und stets das Gleichgewicht zu bewahren. „Hiergegen", sagt Hr. v. R., „begehen viele Personen ihre eigenthümlichen Verstöße, deshalb das à plomb beim sich Niederlassen für eines der

sicherſten Kennzeichen gebildeter und edler Sitten gilt.“ Ueber die Haltung des Oberleibes wird mancherlei erwähnt, was ſich zuletzt auf die allbekannte Regel unſerer Reit-, Tanz-, Fecht- und Exerciermeiſter reducirt: „Schultern herein, Bruſt heraus, Leib zurück!“ Dieſen Kernſpruch erklärt Hr. v R. für das Ergebniß des Nachdenkens vieler Zeitalter (!). In Hinſicht der Uebung der Gelenke bemerkt er, daß es zweckmäßig geweſen ſei, die Gymnaſtik der Alten unter dem Namen der Turnkunſt wiedereinzuführen. Dies habe jedoch dadurch Anſtoß gegeben, daß man die körperliche Gelenkigkeit auf Koſten der geiſtigen habe üben wollen. Der Anſtoß beſtand aber nicht hierin, ſondern im Gegentheil darin, daß die Turner bei der Befreiung des Körpers von ſeiner natürlichen Ungelenkigkeit, zugleich auch dem Geiſte eine gewiſſe freie und kräftige Beweglichkeit mittheilen wollten, die ſeine Lenkſamkeit innerhalb gewiſſer Schranken zu erſchweren ſchien und daher zu Beſorgniſſen Anlaß gab. In dem Capitel „vom Gebrauch der Beine“ heißt es:

Aufſtehen iſt, vom Sitzen oder Knien zum eigentlichen, oder auf den Füßen Stehen übergehen oder zurückkehren. Das Aufſtehen erfodert anfänglich eine gewiſſe Anſtrengung, welche gegen den Ablauf der Handlung allmälig nachlaſſen ſoll. Denn, um völlig ſich aufzurichten, bedarf, wer einmal auf ſeinen Füßen ſteht, keines fernern Kraftaufwandes, und gibt es ein häßliches Anſehen, wenn man nach beendigtem Aufſtehen gewaltſam ſich dehnt und reckt; welche ſeltſame Aufführung, nach der etymologiſchen Weiſe unſers Sprachgebrauchs, den unholden, ungeſchlachten Leuten den Beinamen der Reckel oder Rekel zugewendet hat.

Daß nun eine ſo wortreiche Belehrung über eine beim Aufſtehen zu vermeidende Ungehörigkeit, die nicht einmal deutlich vor Augen geſtellt iſt und vielleicht nur in Fällen ſeltener Tölpelhaftigkeit noch zur Erſcheinung kommen mag, dem Höflichkeitsſchüler zu ſonderlichem Nutzen gereichen könne, muß billig bezweifelt werden. In Betreff der Arme wird gelehrt, man ſolle ihre Stellung um der Anmuth willen zuweilen abwechſeln laſſen, wozu die äußern Umſtände vielfältige Gelegenheit darbieten würden. Sollte aber zufällig einmal hierin eine gewiſſe Einförmigkeit eintreten, ſo möge man dieſe Lücke durch freie Erfindung ausfüllen. „Man lege die Hand auf die Stirn, als fühle man einen leichten Kopfſchmerz; man ſchlage in die Luft, gleich als ein Inſekt zu verſcheuchen, oder ſchneppe ein Stäubchen von ſeinem Kleide u. ſ. f.“ Wir wünſchten wol, die Höflichkeitsſchüler unſers Verf. einmal in der Einübung ſolcher Bewegungen zu beobachten. In einer dramatiſchen Poſſe mit Geſchicklichkeit angebracht, dürfte eine ſolche Scene den Zuſchauern zu nicht geringer Ergötzlichkeit gereichen. Aufrichtig geſagt aber halten wir dieſes eher für eine Anweiſung zur Geckenhaftigkeit als zur Höflichkeit. Dergleichen freie Erfindungen erſcheinen uns vielmehr als Unhöflichkeiten, da ſie den Perſonen, in deren Geſellſchaft man ſich befindet, Etwas vorſpiegeln, was in der Wirklichkeit nicht ſtattfindet, die ſchuldige Achtung aber und mithin die Höflichkeit durch nichts ſo ſehr verletzt wird als durch abſichtliche Unwahrheit ſelbſt in gleichgültigen Dingen. In dem Capitel von dem Gebrauch der Hände und Finger findet unter Anderm auch das Streicheln Erwähnung, und wird darüber beiläufig bemerkt: „Seine Gattin oder Geliebte ſtreichele man nicht ſo grob, daß für ihre Schönheit daraus ein Nachtheil entſtehen könnte, wie's eintritt, wenn man ihre Geſichtszüge quetſcht und knetet, was demnach unterbleiben muß.“ Seltſame Höflichkeitsregel, die kürzer ausgedrückt etwa ſo lauten würde: mishandle nicht deine Gattin oder Geliebte!

Nachdem ſolchergeſtalt alle Theile des Körpers als Werkzeuge der Höflichkeit des Breitern, wiewol ſehr unergiebig, abgehandelt worden, wird dann in dem zehnten kurzen Capitelchen auch der Seele als eines ſolchen „Geräthes“ erwähnt, jedoch nur um die Foderung, daß nun auch von dieſer nach ihren einzelnen Kräften und Fähigkeiten, als: Phantaſie, Gedächtniß und Urtheilskraft, geſprochen werden ſolle, mit der Bemerkung abzuweiſen, daß dergleichen Abſonderung nur in der Reflexion über die Seele, nicht aber in ihr ſelbſt exiſtire, und demnächſt anzuführen, daß in Beziehung auf die Höflichkeit die Seele nur als ein Ganzes und zwar in ihrer Geſtaltung „als Gemüth, als Wille“ in Betrachtung komme und zwar der Wille in ſeiner „Richtung auf das Gute, Wahre und Schöne“, womit dieſes Geräth denn abgefunden iſt. Im erſten Capitel des zweiten Buches endlich kommt der Verf. auf den Begriff der Höflichkeit und definirt ſie: „als die Gewohnheit und Kunſt, in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden wie im Handeln, ſtets den zu treffenden Ton zu finden und anzuſchlagen“. Dieſe Definition nun müſſen wir als zu viel umfaſſend, alſo unrichtig, als unbeſtimmt und ſogar als fehlerhaft im Ausdruck gänzlich verwerfen. Fehlerhaft im Ausdruck iſt ſie, weil der zu treffende Ton doch am Ende kein anderer iſt als der zu findende, der Verf. alſo fodert, daß der zu findende Ton gefunden werde. Soll aber der Ton angeſchlagen werden, ſo muß er zuvor gefunden ſein, das „zu finden“ iſt alſo überflüſſig. Welches iſt nun aber der Ton, der getroffen oder gefunden werden muß, und was verſteht er überhaupt unter dem Worte: Ton. Dies ſagt der Verf. nicht, ſeine Definition iſt alſo unbeſtimmt. Freilich wird er einwenden, er könne keinen andern Ton gemeint haben als eben den beſten. Dann fragt ſich aber wieder, welches der beſte ſei, und worin dieſer beſtehe; und da uns der Verf. hier in der Unbeſtimmtheit ſtecken läßt, ſo wollen wir dieſem ſelbſt nachforſchen. Unter Ton (in Beziehung auf den Umgang) verſtehen wir nach dem allgemeinen Sprachgebrauch die Art, wie wir im geſelligen Leben unſere Geſinnungen und Gefühle redend und handelnd ausdrücken. Der Ton modificirt ſich alſo theils durch dieſe Geſinnungen und Gefühle ſelbſt, theils durch unſere ſubjective Ausdrucksweiſe derſelben und theils durch unſer Verhältniß zu den Perſonen, an welche der Ausdruck derſelben gerichtet iſt. Tragen wir nun in die Definition des Verf. Dasjenige, was er darin aus- oder unbeſtimmt gelaſſen hat, hinein, ſo verſteht er unter Höflichkeit nichts Anderes als: die Gewohnheit und Kunſt (beſſer: die zur Gewohnheit gemachte Ausübung der Kunſt), in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden wie im Handeln (beſſer: im Umgange mit Men-

schem) die schönsten, wahrsten und edelsten Gesinnungen in der schönsten, wahrsten und edelsten Weise so auszudrücken, wie es unserm jedesmaligen Verhältnisse zu den Personen, mit welchen wir umgehen, am angemessensten ist. (Denn etwas Anderes wird sein zu treffender Ton nicht sein können, wenn es der beste Ton sein soll.) Mag der Verf. immerhin die Umschreibung, die wir seiner Definition gegeben haben, der Weitläufigkeit zeihen; die richtige Auffassung derselben wird er nicht bestreiten können, denn unsere Interpretation gründet sich theils auf den sprachgebräuchlichen Sinn des Wortes: Ton, und theils auf seine eignen Aeußerungen über den auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten menschlichen Willen als Instrument der Höflichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neunten englischen Originalausgabe. Karlsruhe, Groos. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Der Uebersetzer verdient für diese schwierige und gelungene Uebertragung einer Darstellung, welche nicht nur den ganzen Charakter und das Streben der Regierung Englands in der innern und äußern Politik enthüllt, sondern auch über die wahre Stellung eines Ministeriums zu der Volksrepräsentation einen sehr beachtungswerthen Aufschluß gibt, den wärmsten Dank. In England selbst wird diese Schrift als eine authentische Arbeit des Ministeriums selbst, als ein freiwilliger Rechenschaftsbericht desselben allgemein angesehen, ist mit der größten Anerkennung ihrer Trefflichkeit aufgenommen worden, wird, wie die Anklagen beweisen, vom Volke fast verschlungen und von den Gegnern des Ministeriums unangefochten gelassen. Mit dieser actenmäßigen Zuverlässigkeit, mit dieser Genauigkeit in den Angaben der Thatsachen und Zahlen, mit dieser Deutlichkeit in der Entwickelung der Absichten und der Wahl der Mittel dazu und mit dieser bestimmten Andeutung Dessen, was weiter noch im Hintergrunde liege, konnte nur ein Mann schreiben, der selbst Antheil an der Verwaltung des Ministeriums genommen, in dessen Plane ganz eingeweiht und in der Uebersicht des Ganzen war. Man möchte sagen, daß diese Arbeit dem vollbrachten Werke die Krone aufsetze. Sie enthält größtentheils nur eine nüchterne Erzählung der Thatsachen, eine ganz einfache Angabe der Bewegungsgründe und eine klare Vorstellung des Zweckes einer jeden Unternehmung, weniger Ausführungen, noch weniger Rechtfertigungen, keinen Streit, gar keine Ruhmredigkeit. Was nicht hat durchgesetzt werden können, was noch wird geschehen müssen, das ist als frommer Wunsch mit Gründen, die dessen Erfüllung hoffen lassen, hingestellt. Der ganze Bericht stellt sich als eine Antwort auf die Frage des Herzogs von Wellington während der Debatten über die Parlamentsreform dar: „Ich möchte den Grafen Grey fragen, wie irgend ein Ministerium in Zukunft im Stande sein möchte, die königliche Regierung zu leiten mit einem Parlamente, wie es diese Bill gestalten will?" Es wird diese Antwort durch die Darstellung Dessen gegeben, was das Ministerium mit dem reformirten Parlamente gleich im ersten Jahre ausgeführt hat, und es folgt daraus ganz von selbst das Ergebniß, daß 1) alle jene Befürchtungen von einem in demselben zur Herrschaft gelangenden Revolutionsgeiste, oder doch von Einmischung in die Geschäfte der Regierung, von Ueberhebung und von Oppositionssucht völlig grundlos gewesen sind; daß 2) im Gegentheile „dieses Parlament die Macht des Ministeriums erhalten und erweitert und im Grunde selbst seine Macht ausgemacht hat, und daß es diese Macht nicht verlieren werde, so lange es sich derselben würdig zeigt und selbst davon erfüllt ist, daß es sie länger auch nicht behalten dürfe; aber nicht die Macht eines Gebieters, sondern eines Führers und Leiters in der Verwaltung des Staats."

Wol nie hat ein Ministerium das Staatsruder unter schwierigern Umständen übernommen als das des Grafen Grey. In der äußern Politik aus der Rolle gefallen, die ihm unter den Staaten des ersten Ranges zukommt, war es auf dem Punkt, an mehren Orten sein Ansehen zu verlieren und gegen sein Interesse und Neigung in Krieg verwickelt zu werden. Im Innern hatte die Reibung der Parteien durch die homöopathische Behandlung der mannichfaltigen Krämpfe bereits zu einem heftigen Entzündungsfieber sich gestaltet, dessen Krisis nahe bevorstand. „Da erst traten 1830 die Tories ab und überließen das Staatsschiff in der höchsten Gefahr den Whigs, es umzulegen und zu retten." Es ist gerettet worden und schwimmt jetzt auf ruhigem Meere, weil Graf Grey die große Lehre der Staatskunst kannte, daß die Verenthaltung nothwendiger Reformen Revolutionen bereitet, und daß diesen nur durch jene vorgebeugt werden mag. Der Geschichte gehören die Worte an, die er selbst hierüber bei Vorlegung der irischen Kirchenreformbill zu den Pairs sprach: „Wir waren auf jenem Standpunkte, da eines der beiden Regierungsprincipien den Vorzug erhalten mußte. Entweder mußten wir den verwegenen, ich möchte sagen den verhängnißvollen Entschluß fassen, allen Geist der Reform durch strenge Zwangsmittel niederzudrücken, oder wir mußten, uns nach dem Geiste und der Stimmung der Zeit richtend, Alles aufbieten, jene Mißbräuche abzuschaffen, mit denen die Verfassung und verschiedene Einrichtungen des Landes behaftet sind. Das erste dieser Principien enthält solche politische Züge, die jede Regierung ablegen sollte; wir konnten uns nie einem Systeme anschließen, das unfehlbar zur Errichtung einer neuen heiligen Allianz führen muß, in der Absicht, den Geist der Freiheit durch ganz Europa zu vertilgen. Dies wäre auch ein eitles, fruchtloses Unternehmen. Es blieb uns daher blos die andere Alternative. Die von uns in Vorschlag gebrachten Reformmaßregeln beruhen streng auf erhaltenden Grundsätzen. Es soll dadurch die schwache Seite der Regierung gedeckt und gegen die Angriffe ihrer Feinde befestigt, die Zuversicht ihrer Freunde aber gesichert werden; weggeräumt soll werden, worüber gegründete Klagen vorwalten; zugleich aber soll man sich jenen einsinnigen, überspannten Entwürfen kräftig widersetzen, die, Friede und Freiheit versprechend, sich in Despotismus oder Anarchie auflösen müssen. Dies ist das Wesen unserer Politik, bei welcher wir, nur das wahre Wohl unseres Vaterlandes im Auge habend, fest auf die Seelengröße und auf die Anerkennung unserer Mitbürger bauen." Sie ist ihnen geworden diese Anerkennung, die sich so laut, so ehrenvoll und so wirksam bei der Abdankung dieses Ministeriums wie in der Unterstützung und Uebereinstimmung des von ihm reformirten Parlaments ausgesprochen hat.

Ueberaus beachtungswerth ist eben diese Eintracht in jenem durch die entgegengesetzesten Parteien, Meinungen und Interessen aufgeregten Lande zur Zeit einer furchtbar sich verkündenden Spannung und fast ohne alle Anwendung irgend einer Gewalt, durch die alleinige Kraft der Ueberzeugung. Vergleicht man hiermit die Vorgänge in mehren Staaten Deutschlands, dieses schwer verhaltene Mistrauen, diese feindlichen Bitterkeiten, dieses gegenseitige Versagen und Entgegenwirken, kann man da wol umhin, sich nicht nach der Ursache dieser entgegengesetzten Erscheinungen umzusehen? Es ist grade dies das Wichtigere, das Ersprießlichere, das Segensreichere, und höher anzuschlagen als all das Einzelne, was in dem Raume eines Jahres für die Gesetzgebung, Verwaltung und den bürgerlichen Zustand Großbritanniens erwirkt worden ist, so unermeßlich viel, groß und fruchtbar dieses ist. Ein gedrängter Auszug aus dem vorliegenden Rechenschaftsberichte wird die Bewunderung unserer Leser mit der unserigen vereinigen und das Bekenntniß hervorrufen, daß nur ein außerordentlicher Eifer, die angestrengteste Thätigkeit, die hingebendste Aufopferung, eine heldenmü-

thige Vaterlandsliebe und eine überwiegende Geisteskraft dies zu leisten vermochte.

Nur im Anhange ist der amtliche Bericht des Herzogs von Richmond über die durch ihn als Generalpostmeister eingeführten Verbesserungen im Postwesen beigefügt, damit das amtliche Wort von der nur als Privatwerk gelieferten übrigen Schilderung getrennt bleibe. Er enthält eine lange Aufzählung von Einrichtungen zu dem Zwecke, durch Vermehrung der Communicationsmittel und Kostenersparung dem Verkehre Zeit und Geld zu erübrigen. So löblich dies ist, so ersieht man doch nicht, wie sich diese Verbesserungen zur gesammten Einrichtung verhalten. Das überhohe Briefporto in England ist keins der unbedeutenden Landesgebrechen.

Die Ausführung des Hauptwerkes theilt sich natürlich in zwei Hauptabtheilungen für die Verwaltung der innern und äußern Angelegenheiten.

A. Für das Innere sind wiederum folgende Abschnitte gemacht worden: 1) Für Irland wurde die Zwangsbill, die irische Kirchenreformbill, die Großjurybill, die Jurybill und die Zehentbill durchgesetzt, und eine Commission zur Untersuchung des Zustandes der Körperschaften niedergesetzt. — Nach der ermittelten Menge der unternommenen Verbrechen bestand in Irland fast gar kein Rechtszustand mehr. Eine radicale Hülfe konnte nur aus der Herstellung eines moralischen Zustandes der Gesellschaft erwartet werden, wozu vor Allem die Unterdrückung der Gewalt und Eigenmacht, welche die Masse des Volkes sich angemaßt, mittels der concentrirten größern Staatsgewalt erforderlich war. Es ist indessen nur nöthig gewesen, die hierauf abzweckende Zwangsbill in der einzigen Grafschaft Kilkenny zu proclamiren, wo sie die Wirkung hatte, daß die Zahl der Gewaltthätigkeiten, die im Jan. 196 betrug, im Febr. auf 178, im März auf 144, im April auf 47 und im Mai auf 15 herabstieg. Einer der zur Volksunzufriedenheit am meisten beitragenden Uebelstände wurde durch die angeordnete Kirchenreform und das Zehentengesetz abgestellt. „Diejenigen, welche mit Ungeduld ebenfalls einer Verbesserung in der englischen Kirche entgegensahen, erblickten darin zugleich eine Richtschnur der Gesinnungen und des Benehmens des Ministeriums für dieses größere und schwierigere Geschäft." — Die Großjury war in Irland entartet und vorzüglich durch die Selbstveranschlagung der Communalanstalten dem Eigennutze verfallen. Die Art der Auswahl der Geschworenen und die Verschüchterung der Zeugen hinderte die Unparteilichkeit der Jury. Beidem ist abgeholfen worden.

2) Abschaffung der Sklaverei. Mit dem 1. Aug. 1834 hört alle Sklaverei in allen Besitzungen Englands auf, indem den Sklavenbesitzern dafür eine Entschädigung von 20 Mill. Pfd., anstatt der erst geforderten 44, gereicht wird, und die Sklaven ihren Herren noch durch sechs Jahre für den bisherigen Unterhalt wöchentlich 45 Stunden arbeiten müssen, damit sie sich allmälig an den Gebrauch der bewilligten Freiheit gewöhnen und mittlerweile die Eingehung freiwilliger Arbeitsverträge zu Stande komme. Die Ausführung im Einzelnen ist den Gesetzgebungen der Colonien anheimgestellt; aber Commissarien des Mutterlandes beaufsichtigen sie, daß sie in Gemäßheit der Anordnungen der Bill vor sich gehe.

3) Die Finanzen Großbritanniens werden durch Verminderung des Aufwandes, vorzüglich durch die Einziehung unnöthiger Stellen und durch Gehaltsverminderungen, durch Abschaffung oder Ermäßigung mehrer Steuern, durch Ersparungen bei der Oekonomie der See- und Landmacht zum Vortheil der Abgabepflichtigen beschränkt, und es wird durch die angeordneten Commissionen für die Untersuchung der Accise und der Militairanstellungen noch ein Mehres vorbereitet, die strengste Controlirung aber durch die Vereinfachung und unbedingte Offenlegung aller Rechnungen des ganzen Staatshaushaltes ermöglicht und gesichert. — Von den 50 Mill. Pfd., die das Reineinkommen Britanniens beträgt, sind 35 zu stehenden Ausgaben bestimmt, bei denen keine Einschränkung zu machen ist, mithin alle Ersparungen nur bei den übrigen 15 Mill. anzubringen. In diesem Verhältnisse hat es daher etwas auf sich, daß in den drei Jahren der Grey'schen Verwaltung das Staatsbedürfniß alljährlich um eine Million herabgesetzt worden ist, wodurch der Patronat, welchen das Ministerium auf Kosten des Schatzes geübt und dadurch seinen Einfluß auf das Parlament vordem gesichert hat, von diesem Hülfsmittel entblößt wurde. Allein dieser ministerielle Patronat wurde schon durch die Reformbill selbst in der Wurzel angegriffen, und die Schöpfer jener haben deshalb gern auf die sonstigen Aushülfsmittel verzichtet. Bei der Wahl der möglichen Finanzveränderungen ist dem Grundsatze nachgegangen worden, vorzüglich solche Industriezweige zu erleichtern und zu unterstützen, die von der Last der Besteuerung am meisten gedrückt erscheinen, und die sich durch diese Begünstigung allein merklich gehoben haben. Die Accise befindet sich leider in einem solchen Zustande unübersehbarer Verwaltungsregeln und Gewohnheiten, daß nur erst in Gemäßheit der Aufklärungen der hierzu angeordneten Commission tiefer eingegriffen werden kann; doch ist ein kräftiger Anfang dazu gemacht worden bei den Artikeln von Thee, Wein und Bier. Ueber die Einrichtung der ganzen Staatsbuchhalterei hat der Radicale und ewige Ersparer Hume das Zeugniß gegeben: „daß jeder Punkt von Ausgaben zur beliebigen Prüfung vorgelegt werde, sodaß es kein Fach gibt, in welchem die Mitglieder des Hauses sich nicht umsehen könnten, und keine Art von Rechnung, die mit den Finanzen des Landes in Verbindung steht, hat der edle Lord vorenthalten. Das Haus ist nun so bestellt, daß mit geringer Mühe von jedem ehrenwerthen Mitgliede irgend eine Seite der Staatsfinanzen beleuchtet werden kann." Mit den Gehaltsverminderungen haben die Minister bei sich selbst und ihren nächsten Umgebungen angefangen.

4) Die Erneuerung des Bankprivilegiums. Eine Lebensfrage, deren Entscheidung um so schwieriger war, da die entgegengesetztesten Ansichten und Interessen sich bekämpften. Die Unentbehrlichkeit eines großen Geldinstitutes zur Unterstützung der Regierung wie zum Anhalte des Credits im ganzen Lande hat der Erneuerung des Privilegiums der Bank von England und der Begünstigung, daß ihre Noten als gesetzliche Zahlungsmittel gelten, außer bei ihren eignen Verpflichtungen, das Wort geredet, indem dieselben vermöge ihrer gesicherten Realisirung niemals entwerthet werden können. Doch ist neben der Bank von England die Concessionirung anderer Privatbanken im Lande nachgelassen und für alle insgesammt der Grundsatz festgehalten worden, daß ihr Fonds nicht ein blos eingebildeter, sondern ein solider und durch die Anlegung eines bestimmten Antheiles in den Staatsfonds mit der Sicherheit des Staats selbst eng verbunden sei. Mit diesem Gegenstande in der engsten Verbindung steht die von dem Hause der Gemeinen selbst ausgegangene Maßregel zur Sicherstellung des Münzfußes gegen alle Entwerthung des Curantgeldes.

5) Die Erneuerung des Privilegiums der ostindischen Compagnie. Der Handel mit China, bisher ein Monopol derselben, jedoch mit ihrem Bestande nicht wesentlich verknüpft, wurde davon ganz getrennt und freigegeben. Aber die Fortdauer oder Auflösung der Compagnie selbst brachte ganz andere Rücksichten auf die Bahn. Durch ihre Erhaltung und die dabei gemachten Bedingungen sind die Inhaber des indischen Grundcapitals die Gläubiger des Landes von Indien geworden, dessen Verwaltung ihrer Sorgfalt unterstellt worden ist, jedoch unter der ausgedehnten Controle und Einwirkung der Regierung des Mutterlandes. Die einzelnen zur Sprache gekommenen Misbräuche der Verwaltung sind zugleich abgestellt worden, namentlich die verderbliche Vereinigung von Regierungsämtern und ökonomischen Verrichtungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 257. — 14. September 1834.

Schule der Höflichkeit ꝛc. Von K. F. von Rumohr.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Man sieht aber nun sogleich, daß seine Definition, wenn sie irgend etwas enthält, nichts Geringeres als das ganze Gebiet der Sittlichkeit umfaßt, welche eben nichts Anderes ist, als die im Umgange mit Menschen in Reden und Handlungen nach außen tretende Wahrheit, Schönheit und Güte der menschlichen Seele, und daß also, wenn diese Definition richtig wäre, Sittlichkeit und Höflichkeit synonym sein würden. Dies wird noch deutlicher durch die weitere Ausführung seiner Erklärung der Höflichkeit, indem er ganz ernstlich behauptet, der Höflichkeit wären untergeordnet die Begriffe: Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anstand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienstwilligkeit, Ehrerbietung und (!) jener allgemeine Ton, welcher alle vorgenannte Eigenschaften gleich einem musikalischen Grundton miteinander verknüpfe und harmonisire. Diese Eigenschaften sind nun aber (mit Ausnahme der Behaglichkeit und der Behendigkeit, die wol ganz andern Gebieten angehören möchten) wirklich der Sittlichkeit untergeordnet, insofern sie nämlich einzelne Formen ihrer Erscheinung sind; von der Höflichkeit aber sind sie völlig unabhängig, ihr sind sie nur coordinirt, doch keineswegs subordinirt. Was aber unter jenem „allgemeinen Ton", der hier so unbestimmt sich wieder hören läßt, verstanden werden will, ist nicht zu begreifen, wenn nicht dem Verf. hier ein dunkles Gefühl der Sittlichkeit im Sinne gelegen hat, ohne daß er selbst sich dessen bewußt geworden ist. Weiterhin deutet er an, die Höflichkeit bleibe in ununterbrochener Uebereinstimmung mit Dem, was man theils die Sittlichkeit und theils die Klugheit nenne. Warum denn mit Dem, was man so nennt? warum nicht gleich mit der Sache selbst? Oder sollte man diese Dinge vielleicht anders nennen? Hier scheint es nun wieder, als betrachte Hr. v. R. die Höflichkeit und die Sittlichkeit, die doch nach seiner Definition (freilich ihm unbewußt) eigentlich zusammenfallen, als zwei verschiedene Gegenstände, ja er fügt demnächst noch hinzu, daß die bestgefaßte und abstracteste Höflichkeitsvorschrift bald das Ansehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengesetzes annehmen werde, und daß dieser scheinbaren Begriffsverwirrung nun einmal nicht auszuweichen sei, worauf sich der Leser gefaßt halten müsse. Diese Begriffsverwirrung ist jedoch keineswegs eine blos scheinbare, sondern eine wirkliche, die des Verf. eignes Werk ist und sehr leicht zu vermeiden gewesen wäre. In der That ist es auffallend, wie derselbe bei so eifrigen Studien, bei so langer aufmerksamer Betrachtung der Welt und des Lebens einen so einfachen Begriff, als der der Höflichkeit ist, nicht zu umschreiben vermocht hat, und mit Bedauern sieht man, wie er, mit fruchtloser Anstrengung neben der Wahrheit herumtappend, bald hierhin, bald dorthin seine Gedanken fallen läßt, ohne jemals den rechten Punkt zu treffen. Versuchen wir, ob uns dies besser gelingen wird. Die Sittlichkeit, die allerdings ein untheilbares Ganze ist, tritt je nach den verschiedenen Verhältnissen, in welche wir den Menschen versetzt sehen, der Reflexion in immer verschiedenen Formen entgegen, denen wir denn auch verschiedene Namen geben. So entstehen jene mannichfaltigen Tugenden, von welchen einige der Verf. genannt hat, und zu diesen Tugenden gehört auch die Höflichkeit. Jede derselben hat ihren eignen genau begrenzten Begriff, der dem allgemeinen Begriff der Sittlichkeit untergeordnet ist. Untereinander sind sich diese Begriffe aber nicht untergeordnet, und man kann also nicht, wie Hr. v. R. sagen, daß z. B. die Dienstwilligkeit ihrem Begriffe nach der Höflichkeit untergeordnet sei. Da wir dem Menschen überhaupt Sittlichkeit zumuthen, so fodern wir auch von ihm die Ausübung aller dieser Tugenden, und sie erscheinen daher in dieser Beziehung als ebenso viele Pflichten. Eine der hauptsächlichsten unter diesen Pflichten ist nun auch die Achtung, die der Mensch seinem Mitmenschen zu erweisen hat, dieser mag nun höher oder niedriger gestellt sein als er selbst. Die Höflichkeit ist nun aber nichts Anderes als der Ausdruck dieser Achtung. So einfach ist der Begriff der Höflichkeit, und nur dadurch, daß der Verf. so viel Fremdes unnöthig hineingetragen, hat er diesen Begriff verwirrt und die Auffassung desselben sich und seinen Lesern erschwert. Der Ausdruck der Achtung ist nun theils ein natürlicher, theils ein conventioneller; für jenen lassen sich keine bestimmte Regeln geben, da er aus den jedesmaligen so unendlich verschiedenen besondern Umgangsverhältnissen als nothwendig hervorgeht. Er ist Das, was man nach einer der französischen Sprache entlehnten Bezeichnung die Höflichkeit des Herzens nennen könnte, und läßt sich höchstens

durch Beispiele erläutern. Dieser hingegen, der conventionnelle Ausdruck, hat durch die allgemeinen geselligen Verhältnisse sich nach und nach seine festen Normen gebildet, welche für die verschiedenen Menschen- und Altersclassen, Nationen u. s. w. je nach ihrer Lebensart, Gewohnheiten und Sitten verschieden sind. Diese Normen und Vorschriften sind allerdings der Aufzeichnung und Ueberlieferung fähig, welches denn, nächst der Erläuterung der natürlichen Höflichkeit durch passende Beispiele, die Aufgabe Dessen ist, welcher eine Schule der Höflichkeit ans Licht zu stellen beabsichtigt. Aus dem Angeführten erhellt, daß eine jede Höflichkeitsvorschrift zugleich ein Sittengesetz sein muß, da die Höflichkeit die Erfüllung einer sittlichen Pflicht, also eine Tugend ist. Erscheinen solche Vorschriften nun zugleich als Klugheitsregeln, so liegt dies in dem einfachen Umstande, daß in der Erfüllung der Pflichten die höchste Klugheit liegt, und die Verletzung derselben unausbleiblichen Nachtheilen unterliegt. Man wird gegen den von uns aufgestellten Begriff der Höflichkeit nicht etwa einwenden, daß der Mensch im geselligen Verhältniß doch auch gegen solche Menschen höflich sei und sein müsse, die er wegen ihres unsittlichen Charakters nicht zu achten vermag, wenn man bedenkt, daß auch dem unsittlichsten Menschen gegenüber die Achtung, die man seiner Stellung im Staate, in der Familie oder in der Gesellschaft schuldig ist, nicht verletzt werden darf, ja daß auch in dem größten Verbrecher, selbst wenn er schon verurtheilt ist, zuletzt noch der Typus der Menschheit, unter dem er bis an die Grenzen seiner Existenz vor uns erscheint, geachtet werden muß, weshalb denn auch gegen diesen ein, wenn auch geringer Grad von Höflichkeit noch immer zu beobachten sein wird.

In den folgenden zwölf Capiteln handelt der Verf. nun von der Höflichkeit in verschiedenen menschlichen Verhältnissen. Er spricht von der Höflichkeit der Eheleute, der Aeltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und Vagabunden, der Tagelöhner, der Bauern, der Mechaniker und Handwerker, der Künstler (mit Inbegriff der Poeten), der Gelehrten. Im 13. Capitel faßt er unter der sonderbaren Benennung der Freizünftigen mehre Menschenclassen zusammen, deren Zustände, wie er sich ausdrückt, „zu vereinzelt oder vorübergehend sind, um eine eigne rechtschaffene Classe zu bilden". Hier spricht er von den „Aspiranten", worunter er „die Auscultatoren, die sogenannten Praktikanten, die angehenden Aerzte, die Cadetten und Subalternoffiziere und so viele Andere begreift, die in der Hoffnung auf künftige Beschäftigung, Belohnung und Auszeichnung die gegenwärtige Langeweile möglichst wohlanständig zu überstehen bemüht sind"; dann von den Liebesbewerbern, Postillonen, Flurschützen, Policeidiedienern, Fuhrleuten, Postmeistern, Zöllnern und andern Grenzbeamten; ferner von Gastwirthen, Kellnern und Lohnbedienten, vom Handelsstande, von Landwirthen und endlich von Studiosen. Wie nun die Zustände solcher Leute, als Fuhrleute, Post-, Policei- und Zollbeamte, Gastwirthe, ja der Mitglieder des Handelsstandes und der Landwirthe dem Verf. als vorübergehend oder vereinzelt haben erscheinen können, da doch eben sie es sind, die mit allen andern Mitgliedern der Gesellschaft in steter Berührung und Wechselwirkung, also nie vereinzelt stehen, zugleich aber in einer steten Einförmigkeit ihrer gewiß nicht vorübergehenden Beschäftigung ihr ganzes Leben hindurch verharren, deren Höflichkeitsnormen also vor allen Andern einer genauen Festsetzung fähig sind, dieses würde uns Wunder nehmen, wenn nicht schon aus dem Vorgesagten und aus der Ansicht des ganzen Werkes die Willkür, die Unsicherheit, Unklarheit und Flüchtigkeit in der Behandlung desselben hervorginge. Im 14. Capitel wird nun noch von der „Höflichkeit in dafür besonders festgesetzten Stunden und Zeiten" gesprochen, wo denn über das Benehmen der Frauen und Manner bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Festlichkeiten, besonders aber in Salongesellschaften manches Artige beigebracht und von der äußern Erscheinung einer solchen Gesellschaft ein feines und belebtes Bild gegeben wird. Daß hierbei, weil eben nur von äußern, leeren und nichtigen Formen die Rede ist, Geist und Gemüth völlig unberührt und unbefriedigt bleiben, ist nur des Gegenstandes, nicht des Verf. Schuld. Im 15. Capitel endlich werden noch einige Höflichkeitsregeln für constitutionnelle Staatsbürger und deren Stellvertreter beigebracht, welche Regeln, entkleidet von der weitläufigen Hülle, in der sie von dem Verf. vorgebracht worden, darauf hinauslaufen, daß die Volksvertreter in der Kammer ihren Mitständen und sonstigen Theilnehmern keine Langeweile machen, daher nicht von Dingen mitreden sollen, welche sie nicht verstehen, demnächst aber auch beim Vortrage solcher Gegenstände, von welchen sie die nöthige Kenntniß haben, sich vor gesuchter Wohlredenheit und wässeriger Ausbreitung hüten mögen. Zuletzt werden sie auch vor sophistischer Kunst und Frechheit gewarnt, als wodurch sie ihren Mitständen einen Verdruß bereiten und somit gegen die Höflichkeit anstoßen würden. Das zuhörende Publicum wird zur Ruhe, Aufmerksamkeit und Parteilosigkeit ermahnt.

Wollte unser Verf. sein Höflichkeitsbüchlein als eine „Schule", d. h. als ein für Jedermann brauchbares Lehrbuch darbieten, so mußte er zuvörderst, nach kurz und richtig aufgestelltem Begriff der Höflichkeit die allgemeinen Grundsätze derselben angeben, die von Jedem zu befolgen sind. Hiernächst aber waren die besondern Regeln in objective und subjective zu theilen, da das Betragen des Menschen sich theils nach den Verhältnissen Derer, mit denen er umgeht, theils aber nach seinen eignen persönlichen richtet. Statt dessen hat Hr. v. R. die Höflichkeitsregeln fast allein von ihrer subjectiven Seite aufgefaßt, das Objective nur hin und wieder, wie der Zufall es mit sich brachte, oberflächlich berührend. Aber auch in Beziehung auf das Subjective kann das Werk nicht anders als unvollständig, ja dürftig genannt werden. Wie viel Schönes, Wahres und grade für unsere Zeit so besonders Wichtiges wäre zu sagen gewesen über die gegenseitigen Höflichkeitsverhältnisse des Krieger- und Bürgerstandes, der Regierenden und Regierten, der Adeligen und Bürgerli-

chen; und die Gesellschaftsclassen, von denen er spricht, wie sind sie doch mit einer so genügsam lächelnden Armuth abgefertigt, die sich den Schein klug zurückhaltenden Reichthums zu geben sucht. Und dicht neben diesem sichtbaren Mangel findet sich wieder ein unnützes Zurschaustellen überflüssiger, der Höflichkeit völlig fremder Gegenstände, die augenscheinlich nur aufgenommen sind, um den Scharfsinn, die Weltkenntniß und Lebensweisheit des Verf. ins Licht zu stellen. Alles dies aber ist die Folge der unglücklichen Begriffsverwirrung, von der er ausgeht. Ihm, der seiner Neigung und Gesinnung nach den Sitz der Hochgestellten als das Centrum des Lebens betrachtet, erscheint die Höflichkeit als oberstes Gesetz, welchem jede Lebensäußerung anheimfallen muß, und so verirren sich denn Vorschriften aus ganz andern Gebieten der Sittlichkeit und Lebensklugheit, die an sich ihr Ersprießliches haben mögen, in eine Schule, wo sie nicht gesucht werden und für das Nothwendige den Raum beengen. Statt eines organischen, wohlgefügten Systems sieht eine willkürlich in Fächer getheilte, folgewidrig geordnete Registratur vor uns, in welcher der Verf. seine abgerissenen, heterogenen, nicht immer richtigen, zuweilen dem strengen Sittlichkeitsgesetz sogar widersprechenden Lebensregeln bewahrt hat. In solches Labyrinth von Irrthümern hat ihn nur der Mangel an Selbsterkenntniß geführt. Hätte er erkannt, daß sein schätzbares Talent sich auf einen scharfen Blick für die äußerlichen Formen der Erscheinung und auf eine mehr technisch geschickte als künstlerisch durchgebildete Fertigkeit in gefälliger Darstellung geselliger Lebensverhältnisse beschränkt, so würde er vermieden haben, einen nicht unwichtigen Theil der Ethik systematisch vortragen zu wollen und sich hierbei sogar in das Gebiet der Speculation zu verlieren. Hätte er sein Büchlein bescheidentlich als eine kleine Sammlung von vermischten Anstands-, Klugheits-, Gesundheits- und Höflichkeitsregeln, Bemerkungen und Ansichten über das gesellige Leben dargeboten, so hätte man sich dasselbe zur flüchtigen Lecture in müßigen Nebenstunden gefallen lassen, wiewol auch bei solchem Gebrauche die vornehm auftretende, elegant gestutzte, ironisch lächelnde, gefällig herablassende Sprachweise, durch welche der Verf. seine natürliche literarische Physiognomie fast schon in eine stehende Maske verwandelt hat, ungemein störend einwirkt. Die Ansprüche, mit denen es jetzt auftritt, kann die Kritik nicht anders als streng zurückweisen. 16.

Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

6) Dem Handel wurde durch die Theebill, durch Verringerung der Abgaben auf mehre Consumtionsgegenstände, vorzüglich solche, welche die inländische Industrie verbraucht, durch die Niederlegung des Zuckers unter Königs Verschluß, durch die Factorybill und durch die Ausbringung von Commissionen für den Handel und für die Factory die Vorsorge der Regierung bewiesen, dessen Ausdehnung zugleich aber dadurch befördert, daß ihm durch Tractaten mit andern Staaten über die wechselseitige Beobachtung liberaler Maximen ein weiteres Feld seiner Betriebsamkeit eröffnet wurde. Eine Sammlung aller geltenden Handelsvorschriften in einem Bande setzt den Handelsstand in den Stand, zu wissen, was er zu thun und zu lassen hat. — Durch die Erörterungen der Wissenschaft sind die Nachtheile des Prohibitivsystemes und der Monopolisirung ins Licht gesetzt worden. Aber die Praxis besinnt sich gewöhnlich noch eine Zeitlang, bevor sie der Theorie folgt, theils aus Gewöhnung und Vorliebe fürs Alte, theils aus Besorgniß oft erfahrener Verirrungen der Theorie. Erst seit des unsterblichen Canning's Zeit brach sich die wissenschaftliche Aufklärung Bahn ins Ministerium und durch dieses, jedoch mühsamer, ins Parlament. „Erkennend, daß die weiseste Regierung nicht unmittelbar den Handel vergrößern, die schwächste aber ihn hemmen, ja vernichten könne, und daß sein Gedeihen wesentlich auf dem Vertrauen zur Herrschaft des Gesetzes über die Gewalt, also auf Sicherstellung beruhe", war die Bewältigung der Furcht, welche der Torysmus und Radicalismus einflößten, durch den Gang einer besonnenen und allmälig vorschreitenden Reform selbst die kräftigste Aufmunterung des Handels. Eine nähere Unterstützung wurde der Fabrication durch den Erlaß mancher sie drückenden Abgaben gewährt. Besonders aber wurde der Zustand der Fabrikarbeiter beherzigt, und auf der einen Seite ihnen ein auskömmlicher Verdienst gesichert, andererseits aber auch nicht aus den Augen gesetzt, daß bei der Menge von Arbeitern die Benutzung der Arbeitszeit ein Hauptelement des Fortganges der Fabrication durch die Preisbestimmung der Waaren ausmacht. Um deswillen bestand die Regierung auf die gesetzliche Bestimmung der Arbeitszeit auf 12 Stunden täglich, da das Parlament mit zehn Stunden sich begnügen lassen wollte, wogegen rücksichtlich der in den Fabriken arbeitenden Kinder darauf Rücksicht genommen worden ist, daß sie nicht zu sehr angestrengt werden, und daß besonders ihr Unterricht und Erziehung nicht vernachlässigt werde. Merkwürdig ist, daß das zur Untersuchung der angeblichen Handelsnoth niedergesetzte Committee über seinen Befund keinen Bericht hat erstatten wollen, da es doch in der Mehrzahl aus Leuten bestand, die vorher am lautesten ob dieser Noth geschrien hatten. Die Schiffahrtslisten, die eine ansehnliche Vermehrung der Rhederei nachweisen, widerlegen dies schon allein.

7) Die Justizverwaltung. Die Anordnung der Statuten durch eine besondere Commission, die Vorbereitung zur Verbesserung des bürgerlichen Rechts, die Umgestaltung des Kanzleigerichts, die Trennung der politischen und richterlichen Function des Lordkanzlers durch die Kanzleigerichtsbill, die Einführung eines selbständigen Oberappellationsgerichts, die zweckmäßige Einrichtung der Bevormundung der für verstandlos Erklärten, die Abschaffung der Todesstrafe bei einigen Verbrechen, die Sicherung des Eigenthums durch die Beschränkung der Nachklage, ferner durch die Abstellung der Lehn- und Ablösungsberechtigungen, endlich durch die Art, die Beschränkungen des Erbrechts und des Heirathsgutes zu heben, das Verbot der Gefangensetzung wegen Schulden, und die Maßregeln zur ernsten Einschränkung der kirchlichen Gerichtsbarkeit sind die ausgeführten Verbesserungen, wogegen ein Theil der Umgestaltungen des Kanzleigerichts aufgegeben werden mußte, und eine Bill zur Einführung einer Hypothekenordnung im Unterhause sowie eine Bill zur Einführung von Localgerichten im Oberhause durchfielen. Unter allen Verwaltungszweigen liegt die Justizverwaltung in England im Aergsten. „Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß für diese in dem einen Jahre mehr geschehen ist als in dem ganzen vorigen Jahrhunderte". Die Weitschweifigkeit und Kostspieligkeit der Rechtspflege hat die Maxime ins Leben gerufen, auf geringere Ansprüche lieber zu verzichten als deshalb klagbar zu werden. Der Proceßgang aber hat durch die Einführung zweier einfacher Maßregeln bedeutend gewonnen: durch die richterliche Feststellung des Streitgegenstandes und der Streitpunkte, und dadurch, daß die Untheilbarkeit der in der Form oder im Ausdrucke begangenen Fehler angestellt worden ist. Die Rechtsungewißheit selbst ist eine unmittelbare Folge der unübersehbaren Masse einzelner in Gültigkeit verbliebener Verordnungen und deren gerichtlicher Auslegung, verbunden

mit der Maxime des Festhaltens am Wortsinne. „50 Bände Statuten und 300 Bände Präjudicien übersteigen das Maß aller menschlichen Gelehrsamkeit um das Zehnfache, sodaß kein Verstand reicht, sie zu fassen, und selten ein Vermögen, sie nur anzuschaffen". Das Bedürfniß einer Justinianischen Sammlung ist daher ein längst ausgesprochenes, und der erste Schritt dazu ist gethan durch die Ernennung einer Commission zur Ordnung der Statuten des peinlichen Rechts, womit der Anfang zur Herstellung eines Nationalgesetzbuches von der Regierung gemacht worden ist. Die Einrichtung der Gerichtshöfe ist das dritte unübersteigliche Hinderniß einer guten Rechtspflege. Mit Ausnahme der geistlichen Gerichte, vor welche zur Ungebühr auch alle Testamentsangelegenheiten und mehre peinliche Sachen gehörten, deren Abnahme jetzt im Werke ist, wogegen ihnen die vorenthaltene Befugniß zur Zeugenvernehmung verliehen wird, ferner der Friedens- und Herrschaftsgerichte, die in einigen geringfügigern Sachen eine Gerichtsbarkeit üben, sind es die drei königlichen Gerichtshöfe zu London, welchen die Rechtspflege im eigentlichen England zusteht, und welche solche durch ihre reisenden Richter in den Provinzen verwalten lassen, neben ihnen aber der mächtige Gerichtshof des Lordkanzlers. Es würde daher offenbar ein großer Gewinn für die Rechtspflege gewesen sein, wenn Localgerichte, wenigstens für alle Sachen von nicht ganz besonderer Erheblichkeit eingeführt worden wären. „Der Plan hierzu war einstimmig von allen Mitgliedern der Gemeinrechtscommission, anerkannt ausgezeichneten Rechtsverständigen und größtentheils politischen Gegnern des Ministeriums, gebilligt worden, wurde aber dennoch verworfen, weil wohlfeile Rechtspflege ein schädlicher Unfug sei, und weil die Richter mit nicht 5000 Pfd. jährlichem Einkommen, die im Lande leben müßten, untaugliche Rechtsgelehrte und bestechliche Richter sein würden." Welch eine Charakteristik in diesen wenigen Worten! So mußte auch der Kanzler Brougham einen großen Theil seines Plans zur Verbesserung seines Kanzleigerichtshofes, dem zwar nicht gradezu widersprochen, bei dessen Prüfung aber von den Commissarien die Absicht der Verzögerung bis ans Ende der Sitzung an den Tag gelegt wurde, aufgeben, um nur das Uebrige durchzubringen. Zwei große Uebelstände machten die Justizverwaltung dieses Gerichtshofes fast zu einem Trugе, nämlich das Verfahren in demselben selbst und die Vereinbarung beider Instanzen in der Person des Lordkanzlers. Denn die Appellation von dem Kanzleigerichte geht an den Geheimenrath des Königes, in welchem sie wieder dem Lordkanzler anheimfällt, ohne irgend eine Gewähr gegen die Vermengung seiner politischen Stellung als Minister und als Richter. Dies ist nun geändert. Dieser Geist der Reform, der solchergestalt die eigne Macht und Ansehen zu bezähmen wußte, ist auch in die Mißbräuche des Kanzleigerichts gefahren und hat es gewagt, dessen verjährtes Recht auf diese Mißbräuche anzutasten. Die Form des gangbaren Verfahrens in demselben war augenfällig eine Geldschneiderei, indem unnöthige, aber kostspielige Proceduren und Formalitäten in Menge beobachtet werden mußten, damit nicht nur die sämmtlichen Beamten dieses Gerichtshofes ein Erkleckliches an Sporteln genossen, sondern auch viele Sinecuren mit schönem Einkommen von zusammen 24,476 Pfd. versehen werden konnten, welche, sämmtlich zur Verfügung des Kanzlers stehend, seinem Patronate eine absonderliche Ausdehnung gaben. Auf dieses verzichtend und seinen eignen Antheil opfernd, hat der Lordkanzler nun dem rechtsuchenden Publicum eine Steuer von 96,470 Pfd. jährlich erspart, und das Diensteinkommen der Kanzleibeamten, ihrer Arbeit angemessen, auf 2800 Pfd. reducirt. Auffallend ist allerdings, daß grade der Lordkanzler, obgleich er die gröbsten Mißbräuche angegriffen und die rühmlichste Resignation dabei gezeigt hat, doch der Minister war, der nächst dem Premierminister den meisten Widerstand erfahren hat. Um deswillen läßt sich auch der Bericht auf eine Beleuchtung der desfallsigen Triebfedern ein und macht darauf aufmerksam, wie die Beschämung seiner Vorgänger, deren Einsicht, Thätigkeit und Uneigennützigkeit in jedem neuen Verbesserungsvorschlage einen verdienten Vorwurf empfinden muß, nicht minder das gekränkte Interesse aller Derer, die dadurch in ihren Aussichten und Hoffnungen gestört werden, nebst ihrem Anhange, ihm viele Widersacher erwecken müssen. Der Geburtsstand und die rücksichtslose, derbe Sprache Brougham's mögen auch das Ihrige beitragen.

8) Die Körperschaften. Durch lange Selbständigkeit der Gemeinden und ermangelnde Beaufsichtigung ihrer Obrigkeit haben sich nach und nach eine solche Zahl von Mißbräuchen eingeschlichen, daß schlechte Verwaltung des Gemeindeguts und üble Anwendung der obrigkeitlichen Macht eine baldige Reform dringend nothwendig machen. Um jedoch das Uebel erst in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, und zwar mit allen Eigenthümlichkeiten jedes Orts, sowie auch die nach Maßgabe der besondern Verhältnisse passendsten Abhülfsmittel wurde eine eigne Commission eingesetzt.

9) Für Schottland ist die Einrichtung der Wahlburgerschaften und die Einstellung der Selbstwahlen, die Verordnung einer eignen Commission zur Ausrottung der Municipalmißbräuche und einer zweiten zur Untersuchung des ganzen Zustandes der Rechtspflege, endlich die unmittelbare Unterordnung der schottischen Erhebungsämter unter die Schatzkammer zu London zu Stande gebracht worden. Bis dahin flossen nämlich die Kroneinkünfte dieses Landes in eine untergeordnete Schatzkammer zu Edinburg, von welcher sie an die londoner abgeliefert wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Jules Lapierre hat eine neue Uebersetzung von Wyß „Schweizerischem Robinson" in vier Bändchen geliefert.

R. Wood's Werk über Eisenbahnen ist mit Noten und Zusätzen von den Ingenieurs F. de Menricher und E. de Franqueville und H. de Ruols aus dem Englischen übertragen worden.

Auf die vielen Gegenschriften, die seine bereits in fünfter Auflage erschienenen, nur zu berühmt gewordenen „Paroles" veranlaßten, antwortete Lamennais mit einer kurzen „Replique", die jetzt ein Hr. H. F. J**** mit „Deux mots" (1 Bogen) erwidert hat. Eine neue, eben herausgekommene Schrift führt den Titel: „Encore quelques paroles d'un croyant". 48.

Literarische Anzeige.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Jürgen Wullenwever von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen durch F. W. Barthold. II. Fürstenleben und Fürstensitte im sechszehnten Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums. Von Dr. Heinr. Leo.

Die fünf ersten Jahrgänge kosten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 258. — 15. September 1834.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von Eduard Müller. Erster Band. Breslau, Max u. Comp. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist gleich anziehend wie unserer wissenschaftlich geförderteren Zeit würdig und angemessen, mit der Fackel der Wissenschaft auch die Zeit zu beleuchten, welche, je productiver und werkthätiger in Kunst, eben darum an Kunstwissenschaft und Kritik verhältnißmäßig zurück war. Denn kann und muß man dies Letztere fast als naturgesetzlich begründet auch zugestehen, so hat doch die oberflächlich leere, oder überschwenglich erhitzte Bewunderung der modernen Zeit auch hier die richtige Mitte verfehlt und, indem sie eine vor allen beglückte Zeit und Nation, die Griechen, pries, ihre Erzeugnisse und Leistungen mehr für Aeußerungen eines seligen Rausches oder schlafwacher Hellsichtigkeit angesehen als für Werke reifer Besonnenheit und kunstgemäßer Ausführung, als hätte die Gottheit ihnen Alles im Schlafe verliehen und sie ihr Leben in holdem Wahnsinn dahingaukeln lassen. Dergleichen Vorstellungen, welche schon ein tieferes Eindringen in die Erzeugnisse selbst und ihren Bau widerlegt, entstehen freilich nur aus einer Trennung der ursprünglichen Einheit, welche überall zwar, wo es Sache und Wahrheit gilt, den Blick trübt, in Kunst aber grade am unstatthaftesten ist, da diese eben das Band ist zwischen Himmel und Erde, Natur und Geist, oder wie man jenen Gegensatz, den sie tilgt, oder gar nicht kennt, bezeichnen mag. In der That zeigt schon dieser erste Band des vorliegenden tüchtig gearbeiteten Werks — und seine Folge wird es noch mehr zeigen, da mit allmälig erlöschender Kunst das Wissen sich hebt — nicht nur, welch' hohe Idee von Kunst überhaupt jenen Alten vorschwebte, welche Würde und innige Verschmolzenheit mit den tiefsten Anliegen des Menschengeistes sie an ihr anerkannten, sondern zugleich, wie sorgfältig sie Alles in Zucht und Maß zu halten strebten, um die Reinheit der Kunst zu bewahren und wiederzuspiegeln in der Seele und dem Auge der Schauenden. Man denke nur an Begriffe wie Polyklet's Kanon, an die Fortbildung des Tragödienbaues bis zu Sophokles, und man wird es nicht allzu befremdlich finden, wenn man auf eine Parallele oder Analogie in der Kunst wie in der Wissenschaft hingewiesen wird, welche zwar allerdings naturwüchsig und organisch genannt werden muß, wie bei keinem andern Volke, dabei aber doch als geistige Schöpfung nicht etwa lediglich einer Krystallisation gleichzusetzen sein möchte. Das Wunderbare und Geheimnißvolle solcher Entwickelung ist am Ende nur dies, daß ein so durchgebildetes Ganze nur eben aus einem Ganzen, Innern hervorgehen kann, wie denn diese Ganzheit sich in Mythus und Geschichte der Griechen unverkennbar ausspricht.

So viel schien nöthig der Anzeige eines gründlich gearbeiteten Werkes vorauszusenden, welches, auch ohne es zu beabsichtigen, dazu beitragen könnte, was allerdings nicht genug zu wünschen ist, den Uebermuth und Genieдünkel unserer Zeit etwas dämpfen zu helfen, der in Wissenschaft, Kunst und Politik ungemein zu sein wähnt, wenn er die unverstandenen und unverdauten Ideen einer großen Zeit, wie er sie, gleich Shakspeare's Narren ein dem Weisen abgehorchtes kluges Wort, ihr oder Andern abgelauscht, willkürlich, keck und frech und zur Unzeit ausprudelt. Solche Nichtigkeit und paustende Erbärmlichkeit geht freilich wol in sich selbst zu Grunde; aber es ziemt auch der immer weiter gedeihenden Wissenschaft und Freiheit, dies unnütze Hummel- und Drohnenvolk ihrerseits abzuwehren und zu vertreiben. Doch wir gehen zu dem Werke selbst über.

Sehr richtig unterscheidet der Verf. gleich in der Einleitung das künstlerische Bewußtsein, wo das Gesetz des künstlerisch waltenden Genius das objective der Kunst zugleich ist, von dem philosophischen, welches die Kunst ausdrücklich zum Gegenstande der Betrachtung macht. Wenn daher gezweifelt werden sollte, ob die Alten, namentlich Griechen, dieses philosophische Bewußtsein wirklich gehabt, so führt dagegen der Verf. den echten, ihnen angeborenen Kunst- und Schönheitssinn, der sie doch wol vor Verirrungen in Kunsturtheilen und Ansichten bewahrt haben möchte, führt die unbefangene Rücksichtslosigkeit eines Plato namentlich und Aristophanes an, und endlich die gemeinsame Benennung der schönen Künste als nachahmende, um das Gemeinsame in der Auffassung der Kunstidee als eines Nothwendigen und Gebundenen, nicht einer freien willkürlichen Thätigkeit darzuthun. Sehr gut heißt es S. 6:

> Mit je vollkommnerer Schöpferkraft die Alten in der That begabt waren, desto weniger wußten sie um dieselbe. Die Schnelligkeit, mit der die Gedanken bei ihnen Gestalt und Körper erlangten, verhinderte, daß sie sich des Freien und Schöpferischen in dieser Thätigkeit bewußt wurden; in jedem Zustande,

in dem sie sich nur beobachten konnten, schwebten ihnen schon so feste geistige Gestalten vor Augen, daß sie nur als Nachahmer des Gegebenen sich zu fassen wußten, während bei den Neuern der Zustand der unentschiedenen geistigen Gährung, aus der sich noch nichts Klares entwickeln will, gewöhnlich so lange dauert, daß sie das Bewußtsein ihrer schöpferischen Willkür in sich zu nähren, hinreichende Zeit und Ursache haben. Daher denn die schöpferische Phantasie in der neuen, besonders deutschen Kunstlehre statt der Naturnachahmung auf den Thron gesetzt werden mußte.

Indem nun zur Geschichte der Kunsttheorie übergegangen wird, beginnt der Verf. mit natürlichem dialektischen Scharfsinn, welcher durch das Ganze geht, die Vorstellungen der Dichter selbst von der Dichtergabe als einem göttlichen Walten und einer menschlichen Thätigkeit, Abgezogenheit des in sich thätigen Geistes, nach Homer darzulegen. Hesiod und Pindar betrachten dieselbe als Musenbegeisterung, Erbtheil der Natur, nicht Erlerntes, sondern Angeborenes, beherrscht durch die größte Besonnenheit, von heiligendem, sittlich reinigendem Einfluß, weshalb Pindar auch die Kunst als Wahrheit begeistert preist und verehrt. Sie mit klarem Bewußtsein zu durchdringen, fühlte jedoch erst Sophokles das Bedürfniß, wie sich aus seiner Schrift über den tragischen Chor, seinem Tadel des Aeschylus und seinem eignen verschiedenen Style erweist, indem er des Aeschylus' Schwulst, das Derbe und Gekünstelte eigenen Redeprunks abgelegt und endlich den besten gewählt hatte, den naturwahren Ausdruck der Regungen und Stimmungen des Gemüths. Ebenso hatte er auch über das Verhältniß der Künste untereinander nachgedacht.

Von den Kunstansichten der Dichter geht nun der Verf. zu denen der Philosophen über, wie Pythagoras, Demokritus, dem die Poesie nicht ein Werk der Kunst, sondern des Genius und von ihm herrührender göttlicher Begeisterung war; dann zu denen der Sophisten, wie Gorgias. Sokrates' Ansichten sind ziemlich ideenlos, und den bildenden Künsten scheint er abhold gewesen zu sein.

Bedeutender aber ist Plato, der somit auch ausführlicher behandelt wird, und zwar so, daß zuvörderst nach ihm die Kunst an sich, dann bezüglich auf Wissenschaft und höhere Lebenskunst, endlich als Mittel zu ethisch-politischen Zwecken ins Auge gefaßt wird. Es kann hier nur im Allgemeinen Das, was diese Augpunkte auszeichnet, mitgetheilt werden, und die Leser werden uns eher Dank wissen, wenn wir sie an die nähere Erörterung des Verf. selbst verweisen. Grund des Ganzen ist die Lehre von der gesammten schönen Kunst, nur die Baukunst ausgenommen, als Nachahmung, d. i. Hervorbringung von Scheinbildern der Dinge, von wesenlosen Schemen, die weit verschieden von ihren Urbildern, von dem Wirklichen der schöpferischen göttlichen Kunst, ja Trug und Täuschung sind. Dichter selbst und Musiker sind solche Scheinbildner. Mit dieser Ansicht ist es Plato allerdings Ernst, wenngleich er die Würde und Autokratie der Philosophie gegen Uebermuth und Anmaßung eine Dichtersekte vertheidigt. Wenn auch die nachahmende Kunst die kunstreichste und anmuthigste Art des Spieles sei, so verfolge doch die Kunst, wie sie gewöhnlich geübt werde, den ernstern Zweck nicht, der auch diesem Spiele zum Grunde liege. Alle Künste sind so, selbst die Tragödie, nur Schmeichelkünste, nützen nichts, ja schaden oft durch Aufregung der Leidenschaften. Die Geringschätzung solcher nachahmenden Künste war eben darin begründet, daß Plato, gleich Dichter wie Philosoph, erfüllt von der Idee des an und für sich Schönen, des ewigen und Urschönen, auf sichere Einsicht und Erkenntniß des Wesenhaften drang. Denn wohl unterschied er das reinbegriffliche, bis auf die tiefsten Gründe zurückgehende Erkennen — Geist als Vernunft — von dem sinnlich-geistigen mittels Begriffsbildern und Voraussetzungen, wie in der Mathematik; ferner von der Auffassung der sinnlichen Dinge, dem Glauben, und endlich von der Auffassung der Ebenbilder oder Phantasmen. Wenn nun dieser Herabsetzung der Dichter die Ansicht von der gepriesenen Begeisterung, dem göttlichen Wahnsinne, der Dichtern wie Wahrsagern eigen, zu widersprechen scheint, so bemerkt der Verf., daß diese Lehre nur eine Accommodation an den Volksglauben sei, dem er eine Seite abgewinne, von welcher aus grade das Ansehen der Dichter gestürzt und der Philosoph gehoben wurde.

Aber auch in den nachahmenden Künsten soll sich nach Plato das Schöne offenbaren, welches ihm in Mäßigung und Ebenmäßigkeit (*μετριότης καὶ ξυμμετρία*) besteht und mit dem Guten wie mit dem Wahren identisch ist. Er unterscheidet aber die sinnliche Schönheit, als die niedrigste, von der Seelen- oder Geistesschönheit. Diese ist ihm ein Einiges, Ungemischtes, Lauteres und Reines, darum von den schönen Dingen, welche zwischen Sein und Nichtsein schwanken, zu Sonderndes, die wahre aber in der Gottheit, welche das Urschöne ist, wovon sich die nachahmenden Künste zu weit entfernen. Dennoch und eben darum sollen sie zur Bildung des Sinnes für das Schöne benutzt werden. Indem er nun Poesie und Musik für unzertrennlich hält, unterwirft er beide einer Prüfung durch obrigkeitliche Personen, welche die in engerm Sinne nachahmende Poesie zu verbannen haben, d. h. die Schauspielkunst und das Drama, weil beide ein Anähnlichen der Gestalt und Stimme Anderer sind, weil sie die Dinge nicht nach ihrem wahren Sein oder der Idee, sondern ihrer erscheinenden Gestalt nach darstellen, dabei der Kunst, die Dinge zu gebrauchen, unkundig seien; weil sie durch Schilderung des leidenschaftlichen Uebermaßes die Seele zu Grunde richten; denn der wahrhaft gefaßte und gehaltene ruhig Weise und Gerechte ist nicht darstellbar. Darum nennt er die Dichter Sprößlinge weichlicher Musen, welche demnach unter Staatsaufsicht zu nehmen, sodaß der Inhalt ihrer Dichtungen nicht leere Fabel, sondern der Wahrheit ähnlich und Alles sittlich würdig gefaßt sei. Auch die Tragödie konnte er nur als Darstellung großer und erhabener, leidenschaftsloser, vom Unglück nicht zu erschütternder Charaktere zulassen, die Komödie nur als spottende Nachahmung geistiger und leiblicher Häßlichkeit durch Rede, Gesang und Tanz, blos als Gegensatz zu Ernst und Würde, ohne persönliche Satire jedoch, oder doch ohne zornige Aufregung. Hinsichtlich der Musik, deren Elemente

Rhythmus und Harmonie sind, als Ausdruck geordneter Bewegungen, den Umläufen der Seele verwandt, nimmt er nur das dorische und phrygische Tonsystem für zulässig, weil in ihnen Männlichkeit oder Mäßigung, Bescheidenheit und Besonnenheit sich aussprechen, keineswegs die weichlichen ionischen und lydischen, oder die klagenden mixolydischen und syntonolydischen. Dies that er nun besonders mit Bezug auf die damaligen Verirrungen dieser Kunst, wodurch ihr Charakter verloren ging, wie wieder in unsern Zeiten. Darum dürfe, sagt Plato, auch in den Spielen der Jugend nicht ewiger Wechsel stattfinden, als welches auf die Charakterbildung zu viel nachtheiligen Einfluß habe; vielmehr seien gewisse, für einzelne Feste bestimmte Tänze und Gesänge religiös zu sanctioniren. Nie dürfe eine Theatrokratie der Menge einreißen, sondern durch frühe Gewöhnung an das Schöne und Treffliche in Poesie und Musik, durch das unbestochene Urtheil der Einsichtigen solle die Jugend und die Masse sich des Guten und Schönen freuen und ihre Lust nur Dem, was dessen werth sei, zuwenden lernen, wodurch die künftige richtige Einsicht vorbereitet werde, mit welcher das Gefühl übereinstimmen müsse. So bereitet Plato schon die Lehre von Reinigung der Leidenschaften durch Poesie und Musik vor. Wie aber Musik und Gymnastik ihm innig verbunden sind, so gehört letzterer der Tanz und der Ringkampf zu. Der Tanz aber ahme einerseits die musische Darstellung vermöge der Rede nach, andererseits habe er die gute Haltung, Gewandtheit und Schönheit der Gelenke und Glieder des Leibes zum Zwecke. So konnte neben der wahrhaften Welt der Ideen, worin allein unsere praktische, Ideen nachbildende Thätigkeit Wurzel fassen kann, eine willkürlich, selten dem wahren Wesen der Dinge gemäß gebildete Welt des schönen, meist nur gleißenden Scheins, die mehr als Schein sich dünke, vor Plato nicht Gnade finden; vielmehr züchtigte er diese Scheinbilder und Phantasmen, wiewol er dabei, das Abstracte überschätzend, selbst den Begriff des wahren Kunstideals zu finden verhindert ward.

Antisthenes nach Plato wollte allen schönen Schein vollends vernichtet wissen, den dagegen die Cyrenaiker wieder, bis zu den empörendsten Behauptungen getrieben, vertheidigten. Von den Platonikern ist nur Polemo, Schüler des Xenokrates, merkwürdig, welcher, alle Kunstrührung verschmähend, der einfachen, ernsten, ja herben und strengen Schönheit, wie sie besonders in Sophokleischen Tragödien, woran ein bissiger molossischer Hund mitgearbeitet habe, den Preis zuerkannte. Da er somit die ernste, ruhige, allen falschen Schein verschmähende Größe als das Höchste der Kunst ansah, so nannte er Homer einen epischen Sophokles, Sophokles aber einen tragischen Homer. Sein Anhänger Krantor dagegen stellte Homer und Euripides zusammen, wegen der mit dem lebendigsten Ausdrucke des Gefühls und tragischer Kraft vereinten Schärfe in der Begriffsbezeichnung.

(Der Beschluß folgt.)

Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament.

(Beschluß aus Nr. 257.)

10) Armenwesen. An diesen Augiasstall zu gehen, ist ein herkulisches Unternehmen. Es ist begonnen, aber noch nichts beschlossen und ausgeführt; und deshalb rechtfertigt der Bericht dieses zögernde Verfahren, indem er die Lage der Dinge entwickelt und dadurch erweist, daß die Minister noch nicht mehr thun konnten. Der berühmte Pitt, in seiner Vorliebe für das System der Bevölkerung, ist der Vater der Bill von 1795, durch welche den Ortsobrigkeiten die willkürliche Verwendung des Kirchspielvermögens zur Unterstützung der Armen in jeder Gemeinde, ohne Unterscheidung der Ursachen ihrer Dürftigkeit, eingeräumt wurde. Dies ist die Quelle des schrecklichen Zustandes der Armenpflege in England. Bald machten sich die bösen Folgen fühlbar. Das deshalb 1817 niedergesetzte Committee erstattete einen schauderhaften Bericht darüber. Eine dadurch veranlaßte Acte verordnete dagegen 37 verschiedene Maßregeln, an sich heilsam, aber unwirksam gemacht durch hinzugefügte Bedingungen und Einschränkungen. Seitdem stieg die Noth mit jedem Jahre, und das Geschrei darüber wurde immer lauter; aber das Uebel war bereits so groß, daß die Regierung nicht mehr wagte, Hand daran zu legen, bis 1830 der empörte Ingrimm des Volks sich durch zahllose Brandfackeln verkündete. Da verzichtete das Ministerium Wellington und überließ die Regierung und die Gefahr dem Ministerium Grey. Obgleich nun dieses die Unterlaßlichkeit einer Umgestaltung der Armengesetzgebung wohl erkannte, so mußte es doch erst all seine Thätigkeit auf die Reformbill selbst verwenden. In dieser und deren Durchführung lag eine solche Kraft der Besänftigung, daß wenigstens die Feuerbrünste von selbst aufhörten. Mittlerweile hatte sich das Ministerium überzeugt, daß die bisdin eingezogenen Nachrichten über den Zustand des Armenwesens und der Hülfsmittel bei weitem nicht ausreichend, nicht genug ins Einzelne eingehend und nicht völlig unparteiisch waren. Es mußten deshalb 1832 erst Districtscommissionen eingerichtet werden, welche diese Nachrichten an Ort und Stelle sammelten, und diese sowie die freiwillig eingehenden Mittheilungen mußten von einer Centralcommission geordnet, zusammengestellt und geprüft werden. So weit war das Geschäft bis zum Schlusse der Parlamentssitzung gediehen; man sah dem Hauptberichte entgegen und hatte vorläufig schon die Ueberzeugung gewonnen, daß auf diesem Wege ein besseres Resultat erzielt werde als durch ein Parlamentscommittee. Unterdessen war wenigstens für Die, welche aus Mangel sicherer Beitzung ihrer durch die Sparkassen gesammelten Ersparnisse dieselben gar nicht oder schlecht anzulegen bewogen werden konnten, eine Einrichtung durch die Regierung zu sichern Leibrentenkäufen, vorläufig bis zu 20 Pfd. jährlich, getroffen worden.

Das sind denn die einjährigen Ertragnisse der Verwaltung dieses Ministeriums im Innern. So belohnend sie unstreitig sind, so ist dieses doch weit entfernt, sie sich allein beizumessen, sondern es schreibt der Mitwirkung des Parlaments gern den ihm gebührenden Theil zu. Es rühmt demselben vorzüglich nach seine Ausdauer in der Abwartung der Parlamentssitzungen (9 Stunden täglich und 142 Tage), Fleiß, Geschicklichkeit und Mäßigung in den zahlreichen Committees (505 Tage) und vor Allem den Gemeingeist, der die Geschäfte hauptsächlich nur aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Wohlfahrt behandelte. In ihm ist auch die Triebfeder zu der bewunderungswürdigen Eintracht zwischen Ministerium und Parlament enthalten, indem das letztere ersteres, ohne Patronat oder andere Kunstmittel, fast durchgängig unterstützt und, man möchte sagen, ihm geholfen hat, das Oberhaus zu bezwingen. Unstreitig lag in der Verbindung des Hauses der Gemeinen mit dem Ministerium zur Behauptung der Whiggrundsätze gegen die überwiegende Torypartei des Oberhauses an sich schon ein viel vermögender Erklärungsgrund. Ein Ministerium, das gegen die herrschende Meinung in der Nation angekämpft hätte, würde wol einen

andern Stand gehabt haben. Wir haben aber auch erlebt, daß häufig Parteimänner mit dem Ministerium gestimmt haben, und daß wenigstens alle Parteien dem Ministerium haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Diesen entschiedenen Sieg scheint das Ministerium durch die Befolgung folgender Maximen gewonnen zu haben.

a) Es hat bloße Theorien in Discussion zu bringen sich möglichst gehütet, weil die Streitigkeiten über diese die Gemüther am meisten und unnöthigerweise erhitzen, indem in der Anwendung die entgegengesetztesten Theorien sich häufig begegnen. Es hat b) eben darum möglichst abgesonderte Gegenstände zum Gegenstand der einzelnen Erörterungen gemacht und nicht gern Vieles auseinmal zusammengefaßt, immer aber sich mit Dingen befaßt, wo das Verlangen nach gesetzlicher Einschreitung schon rege geworden war. c) Es hat dem Parlamente sowol in Vorlegung der nöthigen Informationsmittel, nicht minder bei der Bildung der Committees die vertraulichste Offenheit bewiesen, indem in diesen stets die entschiedensten Gegner der Regierung Plätze bekommen haben. Sowie es hierdurch Vertrauen erzeugt hat, so hat es d) die Ueberzeugung dadurch geleitet, daß es sich selbst erst volle Gewißheit darüber verschaffte, worin die Uebelstände bestanden, wie ihnen abzuhelfen, und was dagegen ins Werk zu setzen sei, und daß, nachdem die Minister sich selbst solches deutlich gemacht hatten, sie darüber auch klare Vorträge halten und genaue Auskunft geben konnten. Endlich haben sie e) sich nicht beikommen lassen, das Parlament zu bemeistern, es geringschätzig zu behandeln, oder gar ihm Verweise zu geben, sondern sie haben die gesetzliche Gleichstellung der gesetzgebenden Körper auch in der Form geehrt und sich selbst durch mißfällige Abstimmungen nicht aufdringen lassen. Umgekehrt ist ihnen vorgeworfen worden, daß sie mitunter sich allzu nachgiebig bewiesen und nicht genug auf ihrer Meinung bestanden hätten. Darauf antworten sie schlagend: „Dies sei eine unausweichliche Folge der Reformation des Parlamentes selbst, von dem man begehre, daß es nach seiner Ueberzeugung redlich handeln solle, und dessen Ueberzeugung man deshalb auch achten müsse. Jedenfalls gehöre dieser Tadel zu denen der seltensten Art. Hohe Ideen von sich selbst, Gleichgültigkeit bei dem Rathe Anderer und anmaßendes Vertrauen auf eigne Klugheit und Wissen wären sonst wol die gewöhnlichen Begleiter der Machtinhaber. Bescheidene Aufmerksamkeit auf die Eingebungen der Freunde, ja selbst der Feinde, und kluge Nachgiebigkeit könne wenigstens nicht schaden. Ein Haus, das aus Parteigängern bestand, wo jede Rede und Stimme Theil eines Systems war, wo man sich für oder wider Maßregeln erklärte, nicht um ihrer Zweckmäßigkeit willen, sondern weil sie dem Vorschlagenden zum Nutzen oder Schaden gereichten, da konnte es die Pflicht einer von Selbstsucht und Unlauterkeit umgebenen Regierung erfodern, ihre Pläne im Geheim zu schmieden und sie mit Starrsinn durchzusetzen, wohl wissend, daß, so gut auch etwas sein möge, es doch aller Wahrscheinlichkeit nach angegriffen werden und jeder Verbesserungsvorschlag nur auf ihren Nachtheil berechnet sein würde. Dieses elende System los zu werden, war die Aufgabe der Reformbill. Sie hat es vernichtet. Die Majorität des Hauses der Gemeinen besteht noch immer aus Parteigängern, aber keiner Partei, sondern der guten Regierung".

B. In den auswärtigen Angelegenheiten. Unleugbar ist es in Ansehung dieser zu interessant, die Ansichten des Cabinets von London kennen zu lernen, als daß wir die eignen Worte nicht möglichst beizubehalten versucht sein sollten. In drei unerledigte Welthändel verflochten, ohne doch irgendwo eine entschiedene Stellung angenommen zu haben, hinterließ das abgegangene Ministerium England dem nachfolgenden.

I. Griechenland. Für die Begründung dieses neuen Staates hatten Oestreich, England und Rußland sich verbunden, aber dessen Begrenzung so schlecht bestimmt, daß innerhalb derselben keine Sicherheit für ihn zu finden war. Durch Stratford Canning's Bemühungen wurde die Pforte vermocht, die neue Grenze zuzugestehen. II. Belgien. Als die Revolution von Brüssel von den Niederländern nicht bezwungen werden konnte und König Wilhelm von seinen Verbündeten Hülfstruppen begehrte, verweigerte solche das Ministerium Wellington. Die Folge davon war die Verdrängung der Niederländer vom belgischen Gebiete und das eigne Gesuch ihres Königes um Anordnung eines Waffenstillstandes durch die Conferenz. Es geschah, und eben damit war zugleich die Constituirung Belgiens zu einem selbständigen Staate ausgesprochen. Aber der Starrsinn des Königs von Holland wollte die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht ganz erfüllen; er wollte von Antwerpen aus den belgischen Handel vernichten. Die Mächte mußten ihn bezwingen. Der Vorschlag Englands, Belgien für jede Woche des Verzuges der Rückgabe Antwerpens von einer Million Gulden seines Beitrages zur gemeinschaftlichen Schuld zu entbinden, wurde von den drei andern Mächten der Conferenz nicht angenommen. Sonach blieb nur Gewalt übrig. Die Wegnahme Antwerpens und das Embargo führten zur Convention vom 21. Mai, durch welche alle Hauptpunkte der Trennung Belgiens entschieden wurden, und nur noch die Schuldentheilung und die Zolleinrichtungen zu reguliren geblieben sind. III. Portugal. So lange dort nur die Parteien unter sich kämpften, hat die Regierung von England strenge Neutralität beobachtet. Als aber Spanien an der Grenze eine Armee zusammenzog, um damit zur gelegenen Zeit für Don Miguel zu handeln, schickte England den Admiral Parker in den Tajo und nahm die Stellung, jene Einmischung zu verhindern. Die Sache ist hierdurch ihrer Entscheidung nahe gebracht, und Donna Maria hat ihren Thron eingenommen. Das Ergebniß dieses Sieges ist von hoher Wichtigkeit. Der Zwist war nicht blos zwischen Donna Maria und Don Miguel. Portugal war als der Kampfplatz zu betrachten, auf welchem die große europäische Schlacht durch auserlesene Kämpfer sollte geschlagen werden. Die moralische Wirkung des Sieges wird sich durch ganz Europa verbreiten. Während solchergestalt die Aufmerksamkeit auf den Westen von Europa gerichtet war, entspann sich IV. in der Türkei der Krieg in Syrien, kein gewöhnlicher Aufstand eines Satrapen, sondern ein Kampf um das Dasein des Reiches selbst. Die Pforte ist der Gefahr entgangen, Mehemed Ali und ihrem Schutzverbündeten wehrlos in die Hand zu fallen. Englands Obliegenheit ist die Verhütung eines Rückfalles der Art. Rußland nennen, heißt V. an Polen denken. Dahingestreckt liegt das gefallene Opfer vor den Füßen seines Eroberers. England konnte es nicht hindern, ohne einen allgemeinen Krieg zu entzünden, nicht zum Heile der inzwischen von Rußland, Oestreich und Preußen völlig aufgeriebenen Polen, sondern höchstens um sie zu rächen. Jetzt ist die polnische Nation nicht todt, wenngleich gelähmt. Endlich VI. in den Angelegenheiten Italiens und Deutschlands hat sich die englische Regierung darauf beschränken müssen, zu warnen und zu rathen, wie es den Grundsätzen einer freien Regierung und der Achtung vor der Unabhängigkeit anderer Mächte ziemt.

Die Einigkeit Englands und Frankreichs hat Europa den Frieden erhalten. Einig in ihren Grundsätzen, sich verständigend über ihre Interessen, ohne Eifersucht, schlingt dieses Freundschaftsband sich immer fester. Ein allgemeiner Krieg würde nur ein Kampf sein, in welchem England und Frankreich, verbündet mit dem Volke jeder Gegend von Europa, sich auf die eine, die unumschränkten Regierungen mit ihren Armeen auf die andere Seite stellen würden. Der Ausgang könnte nicht zweifelhaft, das Ergebniß furchtbar sein. England wird einen solchen Sturm nie begünstigen; die unumschränkten Regierungen sind zu klug, ihn zu wünschen. Englands Aufgabe ist solchergestalt: den Frieden als eine gute Gewohnheit zu schirmen. 33.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 259. — 16. September 1834.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von E. Müller. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Wichtiger als diese sind die Kunstansichten des Aristophanes, ja den Platonischen an die Seite zu stellen. Sie betreffen nur die Dichtkunst, beiläufig nur die Musik, und bringen die Einheit des Sittlichen und Aesthetischen zu lebendiger klarer Anschau. Daher sein Stolz auf die Würde seiner Kunst — denn der Dichter ist Lehrer der Erwachsenen —, sein Schelten des Ungeschmacks und Mangels an Einsicht im Volke. Denn Verklärung des Lebens und der Natur ist ihm Zweck der Poesie. Von der Tragödie fodert er, daß sie das wahrhaft Edle und Erhabene würdig, d. i. in edler und erhabener Darstellung zur Anschauung bringe. Diese Gesetze zeigt er freilich nur andeutend auf in Entwickelung der tragischen Idee auch im Prolog, dann im Chorgesang, in der Diction und in der Wirkung der Poesie.

Gefährlich und verwerflich ist ihm nämlich der Charakter der Euripideischen Tragödie, während er Aeschylus immer mit Achtung behandelt, trotz leichten Spottes und Tadels. Jener ist ihm Repräsentant aller Gemeinheit, Liebling der zügellosen Jugend, ja Schützling der Beutelschneider und ähnlichen Diebsgesindels. Dasselbe Princip tadelt er an Sokrates. Daher tadelt er des Euripides grundlose Sophistik, naturphilosophische Weisheitskrämerei, Neugläubigkeit und Unglauben, ja Ruchlosigkeit (er bringe Gebärende auf die Bühne, habe Lust an Klagen und Vorwürfen gegen die Götter), kurz seine ganze vorwaltende sophistische Dialektik. Er habe das Alltagsleben und Alltagsmenschen zum Gegenstande seiner tragischen Kunst gemacht, wenn er auch Götter, Könige und Heroen aufstelle, wie Telephus; ja, er wähle die anerkannt Nichtswürdigsten darunter aus, wie schlechte, unzüchtige Weiber, Melanippe, Phädra, Sthenoboia; führe bewußte beschönigte Ruchlosigkeit ein, wie das Liebesverhältniß zwischen Makareus und Kanake; suche durch Jammergestalten zu rühren, wie den lahmen Bellerophon und Telephus, den lumpigen Oeneus, Phönix, Philoktet, Thyest, die an den Füßen aufgehenkte Ino und Helena. Dagegen zu kämpfen schien ihm Aeschylus der Mann, wiewol er auch diesen in einer Manier befangen achtet, daß er nämlich den Zuschauer zu oft in Staunen zu setzen beabsichtige, daß das Herbe und Strenge in seiner Poesie vorherrsche, und Kriegersinn zu wecken ihm höchste Kunstaufgabe sei, daß er durch Fremdartiges, Phantastisches, wie Roßhähne, Greifadler, die Hörer verblüffe und eine Vorliebe für das Wilde und Ungeheure hege.

Hinsichtlich des Organismus der Tragödie trifft der Spott des Aristophanes die unkünstlerischen Prologe des Euripides mit ihren müßigen, spruchreichen Erzählungen; sein Behagen an raschem Glückswechsel, die Vermischung des Komischen mit dem Tragischen, das Vorwalten von List und Ränken, die leeren Theatercoups, das Einmischen des Gemeinen in das Erhabene, den Einheitsmangel in den Monodien, die falsche Erhabenheit; in den Chören den Unzusammenhang, die weichlichen, weibischen, begeisterungslosen und unharmonischen Weisen. Den Aeschyleischen Chören werden gewisse wiederkehrende Refrains vorgeworfen, inwiefern sie mehr betäubten und niederschmetterten als rührten und menschlich bewegten; ein Behagen an äußerm Gepränge wie Zitherklänge, obwol sehr verschieden von den Euripideschen Sinnesreizen; die derbe Natürlichkeit, die Sucht, durch äußere Mittel, kühne Metaphern, gewaltige Bilder und Worte, Stierworte mit gewaltigen Augenbrauen und Helmbüschen, popanzähnliche, prunkbündelartige zu imponiren.

In der Euripideischen Darstellung werden die Abmagerung der Tragödie, das Leichte, Luftige, die Abschweifungen gerügt, aus sophistischen und naturphilosophischen Büchern, die Geschwätzigkeit, die öftere Wiederholung eines Worts, die Zuspitzung der Gedanken zu antithetischer Schärfe, deren Hin- und Herwenden nach allen Seiten, das Splittergekräusel, die Sägespäne der Worte, das Possengekitzel, die Gedankengehaltlosigkeit, die übergroße Verdeutlichung, die räthselhaften Ausdrücke und Wechselreden, das Scharfe und Ueberwürzte der Rede, wodurch er sich eitel selbst lobpreise, das Frostige, Unnatürliche, die etymologischen Namenerklärungen.

Dies Alles tadelt Aristophanes wegen des verderblichen Einflusses auf Sitten und Staat, wegen seiner unpraktischen, unsittlichen und unwahren Rathschläge, wegen der gänzlichen Umkehrung der Wahrheit und Natur in Verhältnissen der Pietät.

Nicht ungerügt von Aristophanes bleibt ferner an dem nicht ganz verdienstlosen Agathon das Weichliche, Weibi-

sche, ja Buhlerische, Zungenspielerische, die poetische Charakterlosigkeit, das Kunstdichterische ohne innere Nöthigung, das willkürliche Walten, die erzwungene Begeisterung mit leerem Gesumme und Gedröhn, ohne innere Lebenswärme, die Schönrednerei, das Sentenzenschmieden, das Kleinliche und Schwächliche seiner ganzen Poesie ohne bedeutende Fortbewegung in den Liedern.

Dagegen werden wieder des Phrynichus Chöre, des Sophokles Poesie, Heiterkeit und stiller Friede, hohe Ruhe und Milde, fein über den Gegensätzen des Begriffs und Lebens schwebender Geist gepriesen, und nur leicht die untragische Verwandlung des Tereus in den Vogel Wiedehopf, der Prokne in eine Nachtigall, hier und da eine nüchterne Sentenz, ein seltsam gebrauchter Ausdruck bespöttelt.

Entschieden schlechte Dichter, wie den kleinlichen Karkinos mit seinem Sohne Xenokles, den frostigsten aller Tragödiendichter, Theognis, den galligen Philokles und seine Söhne Mossimus und Melanthius, den unschmackhaften, flauen Sthenelus behandelte er mit völliger Verachtung. Machte ja doch Aristophanes an sich selbst die höchsten Foderungen und schrieb der Komödie eine gar ernste Tendenz zu, das Gerechte auszusprechen ohne Schmeichelttrug, Böse zu schelten, die Verderben über den Staat bringen wie Kleon, Nichtswürdige, in Sündenschlamm Versunkene zu brandmarken, immer neue Ideen auszusinnen mit großartigen Intentionen; nicht mit schalen Possenreißereien sinnlich zu kitzeln, durch zweck- und haltungslose Vertraulichkeiten mit den Zuschauern Lachen zu erregen, nicht unzüchtige Tänze einzuflechten oder unzeitige Späße, sondern durch das Sinnreiche und Bedeutsame der Erfindung, das Großartige der Gedanken und das Kunstreiche der Darstellung zu wirken. Nur an Kratinus, sonst seiner Trunkliebe wegen getadelt, wird seine hinreißende Redegewalt, an Krates die witzige, artige, freilich auch allzu bequeme und kunstlose Erfindsamkeit anerkannt. Wieder wird der bombastisch sich ankündigende und blos groß zu sein wünschende, wesen- und gestaltlose, dunkle Dithyrambendichter Kinesias verspottet mit seinen schmückenden, unverbundenen Beiwörtern, auffallenden und doch bedeutungslosen Gleichklängen. Ebenso der spielende und tändelnde Philoxenus. Ueberall steht Aristophanes als Verfechter des Echten, Gesunden und Würdigen da, der sich mit Kraft und Entschiedenheit den krankhaften Verirrungen des Kunsturtheils und Geschmacks seiner Zeit entgegenstellt.

Die Dichter der alten und mittlern Komödie spotteten ebenfalls der Tragödie, besonders des Euripides. So Strattis, Eubulus, Eupolis, Alexis, Antiphanes, Anaxandrides, Axionikus.

Unter den Rednern findet sich für die Kunsttheorie nur bei Isokrates Einiges, daß nämlich die Beredtsamkeit wie die Poesie schöpferisch sei, nur der dem Gegenstand entsprechend Redende und in Allem Neue vollkommener Künstler sei; nur daß Isokrates dabei zu viel Accent auf das Blühende, Harmonische, Rhythmischgefällige der Darstellung legt, die Dichtermythen und die dramatische Darstellungsart zu sehr auf Ergötzung der Menge berechnet glaubt und der Komödienfreiheit abhold ist. Lykurg dagegen bezeugt seine Achtung gegen die Dichter Aeschylus, Sophokles, Euripides.

So weit der erste Theil dieser Geschichte, dem noch Erörterungen und Beleuchtungen einzelner Gegenstände angehängt sind. Unsere Leser werden aus dem Wesentlichen, das wir ihnen gedrängt mitgetheilt haben, die kritische Umsicht, die lebendige Dialektik, die gründliche Sachkenntniß und die eigne wissenschaftliche Selbständigkeit ahnen, womit der Verf. durchaus fortschreitet und woran wir sie verweisen. Sie haben keine Stäudlin'sche Geschichte irgend eines zeitlich aufgefaßten wissenschaftlichen Begriffs zu erwarten, worüber verschiedene Meinungen ohne Halt und Mittelpunkt aneinandergereiht werden, wie wir deren so viele bekamen. Möge dann die Folge dieses Werks recht bald erscheinen! Dürften wir etwas wünschen, so wäre es, daß es dem geist- und kenntnißreichen Verf. gefallen haben möchte oder gefiele, seiner Geschichte eine noch weitere Ausdehnung — sie ist nur bis auf Aristoteles geführt —, bis auf die Alexandrinischen Grammatiker und die Scholiasten, zu geben, theils weil es ihnen nicht an kritischer Spürkraft und Takt fehlt, theils weil sie noch manche zu neuen Forschungen anregende Ueberlieferungen enthalten, welche für die Geschichte der Kunsttheorie nicht unbedeutend sind. Ref. hat auch in dieser Hinsicht mit Freuden an der Gruppe'schen „Ariadne", welche von einem andern Freunde in d. Bl. besprochen wird, gesehen, welche Ausbeute sich einem gesunden und scharfen Blicke bietet; wie denn überhaupt die gleichzeitige Erscheinung dieser beiden Werke, deren letztes freilich gar manchen Männern vom Fache ein Greuel und Aergerniß sein wird, sehr erfreulich ist. Müller's Klage, der neuern, auf seinen Gegenstand bezüglichen Literatur nicht mächtig gewesen zu sein, beweist seinen Fleiß wie sein edles Streben, er kann sich aber bei seiner sorgfältigen Forschung in der alten wol trösten. 96.

Der jüdische Gilblas. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von einem Unbefangenen. Leipzig, Friese. 1834. 8. 21 Gr.

Bekanntlich wird heutzutage Alles, was in erzählender Form aufgefaßt ist, Roman oder Novelle genannt, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der Verf. dieser Notizensammlung ebenfalls glaubt, einen Roman geschrieben zu haben. Wollten wir dieses Buch nun wirklich als Kunstwerk beurtheilen, so könnten wir ihm kein anderes Prädicat als das der höchsten Erbärmlichkeit zuerkennen. Indessen der Verf. versichert in der Vorrede selbst, „die romanhaften Ingredienzien des Buches bildeten nicht die Hauptsubstanz desselben", und wünscht es hiernach beurtheilt zu sehen. Noch richtiger wäre sein Buch bezeichnet, hätte er gesagt, es seien überhaupt gar keine (wahrhaft) romanhaften Ingredienzien darin, denn dasselbe ist weiter nichts als ein trockener Bericht über Begebenheiten und Verhältnisse, welche er entweder selbst erlebt hat, oder denen er wenigstens nahe stand oder steht. Einiges Hinzuerdichtete macht sich sogleich durch entschiedene Charakterlosigkeit und Ungeschicktheit bemerklich.

Indem wir nun aber das Buch als Memoire beurtheilen,

müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf zwei Dinge richten, zuerst auf den Ton, in welchem das Ganze abgefaßt ist und auf die aus demselben sich ergebende Gesinnung des Verf., und sodann auf den Inhalt der Notizen, welche uns hier mitgetheilt werden.

Die Gesinnung, welche der Verf. in dem Buche ausdrücken wollte, ist in folgendem Motto, welches wir auf dem Titelblatte lesen, gegeben: „Dulden ist das Erbtheil unsers Stamms. Shakspeare." Wäre der Verf., wie dieses Motto andeuten soll, von einem tiefen Gefühle der bürgerlichen und moralischen Erniedrigung, in welcher sein Volk schmachtet, durchdrungen, so wäre es ihm leicht gewesen, ein erschütterndes und wahrhaft poetisches Gemälde dieser Versunkenheit zu geben, da es ihm nicht an Bekanntschaft mit den hierher gehörigen Thatsachen fehlt. Statt dessen zeigt er uns nur, daß es ihm überhaupt an jedem tiefern Gefühle fehlt, und daß er nicht im Stande ist, irgend einen Gegenstand mit Ernst und Würde zu betrachten. Daher befleißigt er sich jener flachen Unparteilichkeit, welche, da sie die in der zu behandelnden Sache liegenden Gegensätze nicht zu vermitteln weiß, zu gar keinem Resultate gelangt. Noch unangenehmer als durch diese Flachheit wird der Verf. durch die faden Witzeleien, mit welchen er seinen Vortrag aufzupuzen wähnt. Diese geist- und kraftlosen Späße machen seine Gesinnung selbst dann verdächtig, wenn er richtige Bemerkungen macht oder auf merkwürdige Thatsachen die Aufmerksamkeit des Lesers leitet; denn sie beweisen augenscheinlich, daß nicht wahres Interesse für den Gegenstand, sondern wol nur der Wunsch, einiges Honorar zu erhalten, ihn bewogen hat, das Buch zu schreiben. Ich will einige Proben dieses widrig witzelnden Tones geben, um so mehr, da dieser Ton in neuester Zeit unter unsern Vielschreibern beinahe modisch geworden ist, und es daher um so nothwendiger ist, die Abgeschmacktheit desselben anschaulich zu machen. S. 56 läßt der Verf. sich also vernehmen:

„Der Tandelmarkt besteht schon so lange als die Intoleranz der prager Bürgerschaft gegen die Erbfeinde Christi, nämlich Jahrhunderte. Weil nun die böhmischen Juden nicht im Besitze bürgerlicher Rechte sind, dürfen nur die bemittelten Individuen eine Wohnung oder einen Kaufladen außerhalb des Judenbezirks und des Tandelmarktes miethen, d. h. wenn sie mit den Magistratsbeamten und den Viertelsmeistern vorher sich verständigt haben. Indem nun eine Amtsperson gar viele Dinge des Jahres über vorzunehmen hat und die Actenstöße das kleine Gehirn gar bald voll machen, vergessen die Herren nicht selten die an die einzelnen Individuen aus dem Stamme Jakob's ertheilten Verrechte; daher ist es eine längst bestehende Sitte, vierteljahrsweise die sogenannten Verständigungen zu erneuern. Kaiser Joseph II. meinte zwar auch, der Jude sei ein Sohn des Vaterlandes und sollte daher, wie billig, auch sein Blut für die heimatliche Erde verspritzen. Seit jener Zeit wird auch dem jüdischen Greise der sein Alter pflegende Sohn aus den Armen gerissen und kann, wenn er Roland'sche Bravouren unternimmt, bis zum Offizier graduiren. Seine Brüder dürfen deshalb, weil sie blos Landeskinder, aber keine Bürger sind, noch nicht wohnen und Geschäfte machen, wo es ihnen beliebt. Der größere Theil der prager Judenschaft denkt wenig nach über die ihm verweigerten Menschenrechte, läßt seine Söhne ihr Blut für ein Vaterland vergießen, das sie nie hatten, und läßt sie es wieder nicht vergießen, so lange noch ein Gulden in seinem Säckel ist, um den Militärarzt, Visitator, Conscriptionsbeamten und Consorten zu bestechen, welche als gute Patrioten, sobald sie das Portrait ihres geliebten Landesvaters in mehren Exemplaren von gediegenem Silber vor die Augen bekommen, ihre Sehnerven mit dem Beschauen der niedlichen Brustbilder dermaßen anstrengen, daß auch die ihnen vorgeführten Jünglinge von der kräftigsten Natur als Schwächlinge, Commisbrot zu kauen unfähig, erscheinen. Der Losgekaufte eilt freudig nach Hause, empfängt die Glückwünsche seiner Verwandten, und dessen vom Gelde ausgeschälter Papa steht im Tandelmarkte vor seiner Gewölbthüre, reibt sich die Hände, denkt: Geld verloren, nichts verloren, räth seinen Nachbarn, wie sie es anzufangen haben, wenn an ihre Kinder die Reihe kommen sollte u. s. w. So verstreicht ein Decennium nach dem andern,

Geschlechter entstehen, Geschlechter vergehen,
Der Tandelmarkt aber wird ewig bestehen
Und Juden im Drucke man immer sehen."

Hier ist zunächst die Gedankenlosigkeit zu rügen, mit welcher der Verf. so harmlos von einem Gegenstande auf den andern überspringt. Der Tandelmarkt steht durchaus nicht in Zusammenhang mit der Conscription, und der Verf. hätte mit demselben Rechte eine Abhandlung über Wetter und Wolken einflechten können. Sodann macht die auffallende Nachlässigkeit des Styls, welche wahrscheinlich liebenswürdige Ungezwungenheit sein soll, einen unangenehmen Eindruck, und endlich zeigen die trivialen Witzeleien, daß der Verf. trotz seines gezierten Philanthropismus den Ernst seines Gegenstandes keineswegs zu würdigen versteht und statt dessen nur darauf ausgeht, durch Seiltänzersprünge den großen Haufen an sich zu locken. In demselben Sinne macht er S. 60 folgende Bemerkung: „Die Natur, viel toleranter als die Bekenner des Christenthums, hat die seltsame Laune, zuweilen auch den Töchtern Zions schöne Formen zu ertheilen". Hiernach sollte man nun meinen, der Verf. lasse sich nur durch eine etwas kindische Erbitterung gegen die Christen zu diesen schlechten Witzen verleiten. Aber dies ist keineswegs der Fall; auch die Juden werden gelegentlich auf ähnliche Weise bespöttelt. Unter Anderm wird S. 95 erzählt, der Chef des prager Beerdigungsvereins trage, wenn er Leichenzüge begleite, einen Kamm als Zeichen seines Amtes, und hierzu wird unter dem Texte die Anmerkung gemacht: „Das Werkzeug, womit die Haupthaare der Leiche nach dem Waschen geschlichtet werden. Risum teneatis, lectores". Man sieht, daß auf sehr kindische Leser gerechnet ist; denn ein vernünftiger Mensch findet hier keinen Anlaß zum Gelächter. Ebenso scheint der Verf. auf Leser gerechnet zu haben, welche den Ekel wenig zugänglich sind; denn S. 17 sagt er: „Die Kost in Benjamin's Hause konnte mir weniger munden, sobald meine Blicke auf das stets schmuzige Tischtuch hingleiteten, oder ich bemerkte, wie der gute Benjamin, welcher zur Ehre des Sabbaths dem für die Freitagsabendmahlzeit bestimmten Karpfen selbst den Bauch aufschnitt, mit der Spitze jenes Messers in kleinen Zwischenpausen die unruhige Einwohnerschaft auf seinem Scheitel zur Eintracht und Ordnung verwies; oder wie die nur am Freitage ebenfalls zur Ehre des Sabbaths ausnahmsweise mit dem Küchenwesen beschäftigte Hausfrau mit ihren vor Krätze starrenden Fingern die Torte und die Sabbathsrote selbst zubereitete, knetete und buk". — Und doch ist diese Art der Ungebundenheit jenen faden Späßen immer noch vorzuziehen.

Einen großen Theil des Buches nehmen Raisonnements über die in neuester Zeit so vielfach besprochene Emancipation der Juden ein. Diese Frage gehört zu den schwierigern, und der Verf. trägt nichts dazu bei, sie der Beantwortung näher zu führen; denn sein Raisonnement hierüber ist sehr oberflächlich. Er ist natürlich für die Emancipation, da er überhaupt jener flachen modernen Anschauungsweise anhängt, welche alle historischen Unterschiede durch ein Machtwort vernichten zu können wähnt. In Beziehung auf die bürgerlichen Rechte der Juden hört man gegenwärtig hauptsächlich zwei Meinungen. Diejenigen, welche durch die List und den Handelsgeist der Juden in ihrem Gewerbe beeinträchtigt werden, wünschen, daß diese Nebenbuhler, wenn nicht ganz verjagt, wenigstens noch mehr beschränkt werden, als sie es schon sind, und lehnen sich daher gegen jede Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden eifrig auf. Dieser Ansicht stellt sich jene modern philanthropische entgegen, welche für die Juden unter dem Namen von Menschenrechten bürgerliche Gleichstellung verlangt. Obgleich jene erste Meinung ihren Ursprung allerdings zunächst dem Eigennutze verdankt, so ist doch von einem höhern Standpunkte aus nicht zu leugnen, daß sie ebenso viel für sich hat als die

entgegengesetzte, und daß mithin auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt, wobei denn freilich die Schwierigkeit, die wahre Mittellinie aufzufinden, um so entschiedener ungelöst bleibt, da vielleicht in jedem Staate Europas diese Frage auf eigenthümliche, durch örtliche Verhältnisse bedingte Weise gelöst werden muß. Ueberdies will der echte Jude gar nicht emancipirt sein, weil er einsieht, daß in Folge einer vollständigen Emancipation das jüdische Volk aufhören würde, seine Eigenthümlichkeit zu behaupten, und der sogenannte gebildete Jude, welcher die bürgerliche Gleichstellung meist in Folge einer freilich verzeihlichen Eitelkeit wünscht, ist wesentlich schon Christ, wenigstens in dem Sinne, in welchem jetzt die meisten Christen es sind, und erkennt daher nur Etwas, was innerlich ohne sein Zuthun da ist, äußerlich an, wenn er auch formell zum Christenthume übertritt. Mithin ist die Frage wegen der Emancipation der Juden nicht so dringend und so wichtig, als sie häufig genommen wird. Werfen wir nun schließlich noch einen Blick auf den eigentlichen Inhalt des Buches, d. h. die Verhältnisse und Thatsachen, über welche in demselben berichtet wird, so ist anzuerkennen, daß wir hier manche interessante Belehrung finden. Der Verf. erzählt meist Selbsterlebtes, und daher schildert er trotz seinem Hange zur Oberflächlichkeit meist treu und mitunter Merkwürdiges. Namentlich zeichnet sich der Abschnitt: „Bilder aus dem prager Tandelmarkte", durch Wahrheit und Lebhaftigkeit der Schilderung und durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände aus; ferner ist der Bericht über die Wegemauthverpachtung in Böhmen kurzweilig genug. Auch von dem Geschmacke der prager Ladendienerinnen wird ein interessanter Zug berichtet. „Das Favorit-Trauerspiel der meisten unter ihnen", heißt es S. 64, „ist Don Carlos. Bietet man ihnen ein Taschenbuch oder einen flachen Romanschriftsteller des Tages, so werfen sie das Buch verächtlich bei Seite mit der Bemerkung: es gebe darin nur trockenes Märchengeschwätz, sie aber wollten lieber Erhabenes".

Unter den Anmerkungen, mit welchen das Buch ausgestattet ist, sind einige zwar, wie bereits bemerkt, ganz überflüssige und selbst kindische Ausrufungen, einige andere aber sind nicht ohne belehrenden Inhalt. In einer derselben werden z. B. einige Sagen mitgetheilt, welche sich unter der prager Judenschaft gebildet haben. Eine derselben, welche besonders charakteristisch ist, mag hier noch Platz finden (S. 21).

„Als einst eine Kinderseuche in der prager Judenschaft arg wüthete und der Rabbi Liwa die Ursache des göttlichen Zorns gern ermitteln wollte, gebot er dem Synagogendiener, gegen Mitternacht sich nach dem der Altneuschule benachbarten Leichenfelde zu verfügen, wo er gewiß die jüngst verstorbenen Kinder bemerken werde, wie sie, ihren Gräbern entsteigend, die Todtenkleider von sich werfend, einen Ringeltanz beginnen würden. Eines dieser Todtenhemden sollte er wegstehlen und dem Rabbi überbringen. Der Bote that, wie ihm geheißen, bemerkte Alles, worauf er von dem Kabbalisten vorbereitet worden, und überbrachte eines der Todtenhemdchen. Der kleine Eigenthümer desselben errieth, als er wieder in die Gruft steigen wollte und es vermißte, sogleich dessen neuen Besitzer. Das gespenstische Kind rannte blitzschnell nach der Wohnung des Kabbalisten, der schon, aus seinem Fenster schauend, den kleinen Schreier erwartet hatte, und rief hinauf: „Rabbi, gib mir meine Thachrichim wieder." Der Rabbi aber erwiderte lächelnd: „Diese bekommst du eher nicht, als bis ich erfahren, weshalb wir mit der Seuche heimgesucht werden?" Nun ergab es sich, daß der Skandal, welchen zwei Ehemänner mit ihren Weibern trieben, indem sie jede Nacht ihre Lagergenossinnen austauschten, den Zorn des Himmels über die prager Judenschaft gebracht hätte. Der Rabbi stellte dem kleinen Vielwisser das Seinige wieder zu, schickte jedoch sogleich in die bezeichneten Häuser, wo die beiden Liebespaare auf frischer That ertappt und der verdienten Strafe überliefert wurden. Alsbald hörte die Pest auf." Bemerkenswerth ist hier besonders die Sicherheit und Vertraulichkeit des Rabbi im Verkehre mit der Geisterwelt.

Joh. Falk — Ad. Müllner.

Sollte man nicht glauben, daß sich bisweilen Dichter in einzelnen Schilderungen nur copirt haben? Und doch ist der Gedanke, die Zusammenstellung der Bilder oft so natürlich und leicht, daß jene Annahme gradezu einen Zweifel am Verstande oder an der Phantasie des einen wie des andern Dichters enthalten würde. Aber unwillkürlich ist mir, als ich Falk's Satire: „Der Misanthrop und der Dichter" („Neueste Sammlung kleiner Satiren, Gedichte u. s. w.", 1804, S. 134) las, Müllner's „Schuld" eingefallen. Jener singt von der Erstürmung einer Stadt:

Dort liegt die Königsstadt mit ihren steilen Thürmen,
Die Mitternacht bricht ein: kommt laßt sie uns erstürmen!
Setzt eure Leitern an! Zieht die Gammaschen aus!
Erwürgt die Schläfer dort u. s. w.
Büßt viehisch eure Lust auf rauchenden Ruinen,
An Jungfrau'n bald entseelt, würgt, sengt und brennt, und dann
— Besudelt noch von Blut, stimmt — ein Te Deum an!

Dieser im vierten Act der „Schuld", vierte Scene, in gleicher Beziehung:

Vor den Mauern fester Städte
Pflanzte sich das Brandgeräthe u. s. w.
Und am Abend, wenn der Sieger
Hat gedändigt seine Tiger u. s. w.
Werden Lampen angezündet
Und „Herr Gott, dich loben wir!"
Weint aus halbverbranntem Tempel.

In beiden Stellen herrscht Satire, aber doch wie sehr verschieden. 90.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Harangue d'Eschine et de Démosthènes sur la couronne", berichtete P. A. Plougoulm durch Uebertragung dieser beiden Reden die Uebersetzungsliteratur der Franzosen. Ebenso übersetzte und erläuterte Fr. Thurot Platon's „Gorgias".

Von Ch. M. D. de Blainville erscheint: „Manuel d'actinologie ou de zoophytologie", in drei Lieferungen, deren beide erste bereits ausgegeben sind, mit 100 Kupfern.

Saulnier, ehemaliger Secretair im Polizeiministerium, hat eine kleine Broschüre herausgegeben: „Eclaircissemens historiques sur la conspiration du general Mallet, en oct. 1812".

Von F. J. Receveur erschien: „Essai sur la nature de l'ame, sur l'origine des idées et le fondement de la certitude".

R. Bergnaud gibt in sechs monatlichen Lieferungen mit schwarzen und colorirten Kupfern heraus: „L'art de créer les jardins".

„The complete works of Washington Irving" gibt der pariser Buchhändler Baudry in einem Großoctavbande mit gespaltenen Columnen heraus. 43.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 260. —— 17. September 1834.

Victor Couſin über franzöſiſche und deutſche Philoſophie. Aus dem Franzöſiſchen von Hubert Beckers. Nebſt einer beurtheilenden Vorrede von Schelling. Stuttgart, Cotta. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

Man wird ſeit einiger Zeit nicht müde, uns von gewiſſen Seiten her unaufhörlich zuzurufen, daß in der Wiſſenſchaft die Perſon gar nichts, die Sache Alles gelten ſoll. Wir wollen nicht unterſuchen, ob Die, welche ſo eifern, auch an ihrem Theile ausſchließlich der Sache leben, oder ob ſie nicht vielmehr in den Feſſeln Einer Perſönlichkeit dergeſtalt gefangen ſind, daß ſie dieſe mit der Sache ſelbſt verwechſeln und dieſer zu dienen meinen, wenn ſie alle andern Perſönlichkeiten dieſer Einen zum Opfer bringen. Lieber bekennen wir grabehin, daß uns allerdings auch in der Wiſſenſchaft, in der Philoſophie die Perſon etwas gilt; daß wir mit geſpannterer Aufmerkſamkeit den Worten des bewährten Meiſters als denen des Neulings lauſchen; daß die Rede des Letztern nur dann ein geneigtes Ohr bei uns findet, wenn ſich in ihr außer dem Gewicht und dem Reichthum des objectiven Inhalts auch ein Charakter, eine gehaltvolle, perſönliche Eigenthümlichkeit ausſpricht; daß aber der Meiſter allein es vermag, durch ſeine Perſönlichkeit die Lücken des von ihm Gegebenen auszufüllen und die kurzen Worte, die er zu uns ſpricht, von uns mit gleicher Sorgfalt durchdacht und erwogen zu ſehen, wie dem Anfänger nur eine vollſtändig ausgeführte Leiſtung das Recht dazu erwirbt. In kurzen Worten hat — zum erſten Male nach zwanzig Jahren tiefen Schweigens — über die allgemeinern Grundprincipien der Philoſophie Schelling zu uns geſprochen; aber wir glauben es verantworten zu können, wenn wir dieſen Worten eine Beachtung widmen, wie ſie ſelbſt bändereiche Werke nicht allezeit uns abgewinnen mögen.

Nicht blos aber das Intereſſe, mit welchem wir an das obgenannte Büchlein herantreten, iſt in der angedeuteten Weiſe ein perſönliches und nur durch Vermittelung der Perſönlichkeit ein ſachliches, auch durch den Inhalt deſſelben finden wir uns unmittelbar auf perſönliche Beziehungen hingeführt, und das Intereſſe, welches wir an dem Perſönlichen nehmen, gerechtfertigt. Es iſt recht eigentlich eine perſönliche Veranlaſſung, durch welche ſich Schelling hat bewegen laſſen, den Schleier, der die neuverjüngte Geſtalt ſeiner Philoſophie ſo geheimnißvoll umhüllt, zwar nicht ganz abzuwerfen, aber doch ein wenig zu lüften. Es galt ihm, den Mann, der es neuerdings unternommen hat, die franzöſiſche Nation mit deutſcher Philoſophie bekannt zu machen und ſelbſt ein Syſtem zu gründen, welches, ſeinem Gedankeninhalte nach dem deutſchen, ſeiner Form nach dem franzöſiſchen Geiſte entſprechend, zwiſchen beiden Volksgeiſtern vermittelnd eintreten könnte — dieſen Mann auf eine ſeiner würdige Art auch in Deutſchland einzuführen und ſein Streben uns in ſeinem rechten Lichte vorzuzeigen. Sogar die Abſicht blickt nicht undeutlich durch (S. XXVII), dieſen Mann gegen die Verunglimpfungen einer Partei ſicherzuſtellen, die, eine Zeitlang ihn für den Ihrigen haltend und als ſolchen mit voreiligem Jubel begrüßend, jetzt ihn, enttäuſcht, mit ebenſo blinder Schmähung überſchüttet. Daß aber das Intereſſe, welches der Verf. der Vorrede an Couſin nimmt, inſofern mehr ein perſönliches als ein ſachliches iſt, als es nicht etwanigen neuen Wahrheiten gilt, die man durch Hrn. Couſin entdeckt zu ſehen ſich Hoffnung machen könnte, noch weniger (wenn man auch dieſes Intereſſe ein ſachliches zu nennen belieben wollte) den durch Schelling eben jetzt neu entdeckten oder zu entdeckenden, durch Couſin in der Weiſe eines nachſprechenden Jüngers zu verbreitenden Wahrheiten, ſondern einzig und allein der Hoffnung eines durch Couſin's perſönliche Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit zu eröffnenden, für beide gleich erſprießlichen, philoſophiſchen Gedankenverkehrs zwiſchen zwei Nationen, zur Zeit noch ohne Rückſicht auf den ſo oder anders beſtimmten Inhalt dieſes Verkehrs: dies hat Schelling ſelbſt auf das Unzweideutigſte und Vernehmlichſte ausgeſprochen. Es iſt ein perſönliches, ein menſchliches Intereſſe der ſchönſten Art, nämlich ein ſolches, in welchem die wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beziehungen auf das innigſte ſich mit den allgemeinern, geiſtigen und gemüthlichen vereinigt und ſelbſt die Geſtalt eines lebendig Perſönlichen angenommen haben, was Schelling in Couſin's Sache das Wort zu nehmen bewogen hat. Couſin — der mit ſo herzlicher, wahrhaft liebenswürdiger Pietät und Selbſtverleugnung der Deutſchen, von denen er gelernt hat, gedenkt, der ſich, ſeinen Landsleuten keineswegs zum Dank, laut und allenthalben als den Schüler der Deutſchen bekennt, da es doch in ſeiner

Macht ſtand, ſich mit der angeeigneten (aber auch in Wahrheit angeeigneten, nicht blos, was in Deutſchland oft für Aneignung gilt, angelernten und nachgeſprochenen) Weisheit vor ſeinen Landsleuten als mit einer ſelbſt erfundenen zu brüſten — war es wol werth, daß in Deutſchland eine gewichtige Stimme ſich ſeiner annahm. Daß dieſe Stimme eine unbeſtochene iſt, unbeſtochen auch durch das eigne Lob, welches freilich Couſin reichlich auch Schelling ſpendete, daran wird Keiner zu zweifeln wagen, der die Art und Weiſe kennt, wie Schelling ſonſt mit unberufen ſich an ihn drängenden Anhängern und Lobhudlern zu verfahren gewohnt iſt; zum Ueberfluß aber wird es noch durch den Umſtand bekräftigt, daß Couſin in dieſer Schrift und ſonſt allenthalben den Ruhm Deſſen, den Schelling jetzt als ſeinen Gegner behandelt, in ganz gleichem Maße wie Schelling's eignen feiert. *) Es verſteht ſich aber, und kann bei einem Geiſte wie Schelling nicht anders erwartet werden, daß dieſer Act einer perſönlichen Anerkennung in der Art, wie er ihn ausübt, eine allgemeinere Bedeutung gewinnt. Wir finden in der zunächſt zu dieſem Zwecke abgefaßten Vorrede bedeutſame Winke niedergelegt über die Beſchaffenheit der Foderungen, die wir Deutſche an mitphiloſophirende Ausländer, die doch ihrerſeits in einen geſchichtlich gegebenen und nicht mit Einem Male unter gewaltſamer Verletzung der Stetigkeit, die jede geſchichtliche Entwickelung fodert, abzubrechenden Zuſammenhang einer nationalen Denk- und Forſchungsweiſe eintreten, zu ſtellen berechtigt oder nicht berechtigt ſind; über den Nutzen, den wir unſererſeits aus der Theilnahme ziehen können, welche das Ausland für deutſche Philoſophie zu zeigen beginnt, wenn wir davon Veranlaſſung nehmen, auch der Form der Darſtellung, dem klaren, einfachen und wohlüberlegten Gedankenausdrucke einen Werth in der Behandlung philoſophiſcher Materien beizumeſſen und uns deſſen zu befleißigen. Der ganze Aufſatz hat ſichtlich die Tendenz, im Gegenſatze der ſcholaſtiſchen, die leider von deutſcher Philoſophie bisher faſt unzertrennlich ſchien, eine urbane Behandlungsweiſe dieſer Wiſſenſchaft (im altclaſſiſchen Sinne, wo unter Urbanität nicht etwa ein höfliches Geltenlaſſen auch des Schlechten verſtanden wird) anzuempfehlen und dafür ein Beiſpiel zu geben. Wir freuen uns dieſer Tendenz um ſo lebhafter, je überraſchender ſie Vielen erſcheinen wird, die Schelling nur aus ſeinen Jünglingswerken kannten, und je mehr ſie aus dieſen, die, oberflächlich betrachtet, zum Theil ſelbſt einen ganz entgegengeſetzten Schein geben, nur der tiefer eindringende Blick auguriren konnte.

Vor Allem aber mit der größten Begierde ergreifen wir die Aufſchlüſſe, welche uns, wenn auch ſparſam und meiſt nur andeutungsweiſe, über Schelling's neu umgeſtaltete philoſophiſche Denkweiſe in dieſer Vorrede geboten werden. Wir finden uns, dieſen Aufſchlüſſen gegenüber, in dem eigenthümlichen, wol nur ſelten vorkommenden Falle, dieſe neuen Reſultate der Forſchung des Meiſters vergleichend mit Dem zuſammenſtellen zu müſſen, was wir, ſeine Jünger, während des langen Zeitraums, da der Meiſter ſchwieg, auf dem Grunde des früher von ihm Ueberkommenen, ſei es von anderer Seite her uns angeeignet, oder durch eignes weiterforſchendes Streben gewonnen haben. Daß in einem ſolchen Falle, mit ſo hoher Freude wir das Zuſammentreffen in vielen Hauptpunkten, ja vielleicht in allen, die wir für die eigentlich weſentlichen halten, gewahren mögen, doch ſich dem vollſtändigen gegenſeitigen Verſtändniſſe Manches entgegenſtellt, liegt in der Natur der Sache. Kaum dürfen wir uns wol noch ausdrücklich die Verzeihung des Meiſters erbitten, wenn wir es wagen, mit gleicher Offenheit ſowol bei den Punkten unſerer Uebereinſtimmung dieſe als eine freie, in ihren Reſultaten auch von unſerer Seite durch ſelbſtändige Forſchung gewonnene auszuſprechen, wie auch in den Punkten, bis zu welchen unſere Ueberzeugung ihm noch nicht hat folgen können, unſer Bedenken nicht zurückzuhalten. Er ſelbſt hat uns eben durch ſein Schweigen emancipirt, und wenn er jetzt allmälig mit den Ergebniſſen ſeiner Forſchung hervorzutreten ſich anſchickt, ſo thut er es unſtreitig in der Erwartung, ebenſowenig nur blind nachſprechenden Schülern als hartnäckig widerſtrebenden Gegnern, ſondern beſonnen erwägenden und verſtändig berathenden Mitforſchern zu begegnen.

Wir können in dem Berichte, den wir jetzt von dem wiſſenſchaftlichen Inhalte der vorliegenden Schrift zu geben haben, ſogleich Das, was Couſin, und Das, was Schelling angehört, einander gegenüberſtellen, da der Letztere Schritt für Schritt dem Erſtern folgt und alle ſeine Bemerkungen an das von Couſin Geſagte anknüpft. Zuvor aber noch die kurze Notiz, daß Couſin's hier überſetzte Abhandlung im Original die Vorrede zu der 1833 erſchienenen zweiten Ausgabe ſeiner „Fragmens philosophiques" bildet; Schelling's als Vorrede erſcheinender Aufſatz aber zuerſt als Anzeige jener Abhandlung in dem Literaturblatte der „Bairiſchen Annalen" erſchienen war, jetzt aber zum Behufe dieſer ſeiner neuen Beſtimmung gänzlich umgearbeitet worden iſt. Couſin eröffnet ſeinen Aufſatz mit der Bemerkung, die ihm neuerdings in Deutſchland ſo bittere Feindſchaft zugezogen: daß alle philoſophiſche Forſchung ihm wie ſeinen nächſten Vorgängern in Frankreich von der Pſychologie ausgehe, und daß er das Verfahren der neuern deutſchen Philoſophen, welche gleich von vorn herein mit dem Objectiven, dem Abſoluten beginnen, zu dem ſeinigen zu machen nicht vermöge. Er ſucht auf dem Wege der Selbſtbeobachtung, der empiriſchen Betrachtung ſeeliſcher und geiſtiger Phänomene, einen Eingang in das Bereich dieſes Objectiven und Abſoluten, und findet ſolchen in dem Begriffe der Vernunft. Die Vernunft nämlich ſtellt er als das Dritte jenen zwei andern Seiten oder Grundvermögen des Geiſtes entgegen, die er Senſation oder Paſſivität, und Activität oder Wille nennt, deren Betrachtung

*) Und doch hat man uns neuerlich das Gegentheil verſichert und daran die Inſinuation gegen Couſin geknüpft, er beabſichtige Schelling's Gunſt durch Herabſetzung Hegel's für ſich zu gewinnen! Der Leſer vergleiche Couſin's eigne Worte (S. 37 fg.) und urtheile dann.

den ausschließlichen Inhalt der bisherigen französischen Philosophie bildete, nämlich die Sensualität der altfranzösischen, die Activität der schottischen Schule, unter deren Gliedern in Frankreich Cousin mit besonderer Auszeichnung Royer-Collard und Maine de Biran als seine Lehrer, sowie unter den Sensualisten in gleicher Beziehung Laromiguière nennt. Im Gegensatze dieser beiden geistigen Wesenheiten, welche reinpersönliche oder subjective sind (die Activität nennt Cousin ausdrücklich auch Personalität) ist die Vernunft der allgemeine oder unpersönliche, der in die Individuen zwar eingehende, aber nicht durch die Individualität beschränkte Geist. Durch die Vernunft sind wir im Besitze der Allgemeinbegriffe, die uns aus unserer Subjectivität heraus zur Erkenntniß eines objectiv und an sich Wahren, eines Absoluten führen. Von diesen Allgemeinbegriffen sind es nun weiter namentlich die Begriffe der Substanz und der Ursache, mit denen sich Cousin beschäftigt; er glaubt aus ihnen das Dasein einer Außenwelt und einer überweltlichen, schöpferischen Gottheit beweisen und somit eine Ontologie, wie er es nennt, d. h. überhaupt eine objective Philosophie begründen zu können. Als das Charakteristische seiner Philosophie von der neuern deutschen, mit der er übrigens in Bezug auf den Inhalt durchaus einig zu sein behauptet, gibt er daher an: den Fortschritt von der Psychologie zur Ontologie, während die deutsche umgekehrt von der Ontologie, von der vereinigten Physik und Metaphysik, zur Psychologie, zur Lehre vom Geiste nicht als Erfahrungsgegenstand, sondern nach seiner absoluten Wahrheit fortschreite.

In Bezug nun auf diese Aeußerungen Cousin's läßt sich auch Schelling zuvörderst auf die Frage ein, wiefern die Philosophie auf Psychologie zu begründen oder nicht zu begründen sei. Mit Schärfe unterscheidet er, was Cousin nicht unterschieden, sondern unkritisch vermengt hatte, eine subjective Vorbereitung, Einleitung zur Philosophie von einer eigentlichen objectiven Begründung dieser Wissenschaft auf Empirie, auf empirische Psychologie. Letztere verwirft er, wie sich für uns von selbst versteht; was aber erstere betrifft, so nimmt er keinen Anstand, zuzugestehen, daß für das Individuum, für das Subject die Thatsache des philosophischen Denkens eben auch eine Erfahrung sei, daß also insofern, subjectiv, die Philosophie allerdings von Erfahrung ausgehe, auf Erfahrung beruhe. Dieser Punkt habe keine Schwierigkeit und könne keine Differenz zwischen deutscher und französischer Philosophie begründen; ebensowenig der zweite, daß jeder Philosophie gewisse Ueberlegungen und selbst gewisse formelle Grundsätze vorausgeschickt werden müssen, und keineswegs dieselbe mit ihrem Anfange vom Himmel fallen könne. Hier nun aber, wenn nach der näheren Beschaffenheit dieser Ueberlegungen und Grundsätze gefragt wird, tritt nach Schelling folgende Alternative ein. Es gibt eine ganze Hauptrichtung der Philosophie, und diese nennt Schelling jetzt die rationalistische, welche ihrem absoluten Anfange weiter nichts vorausschickt als nur die einfache Reflexion, daß angefangen werden müsse von dem nothwendig zu Denkenden, von dem nur nicht nicht zu Denkenden. Der Anfang sei dann der Begriff dieses Nothwendigen, dieses nicht nicht zu Denkenden selbst. Für diese Philosophie bestehe daher die Schwierigkeit, welche sie zu vorläufigen Reflexionen vor ihrem eigentlichen Anfange vermögen könne, nicht sowol darin, diesen Anfang, als vielmehr den Fortgang zu finden. Allein der Rationalismus pflege es sich mit diesem Fortgang leicht zu machen. Entweder — und dies thue Spinoza — er versichere blos, daß es einen solchen Fortgang gebe, daß aus dem Begriffe des schlechthin Nothwendigen die Totalität des Wirklichen mit gleicher Unfehlbarkeit wie aus dem Begriffe des Dreiecks die Gleichheit seiner Winkel mit zwei rechten folge, er versichere dies blos, aber zeige es nicht; oder aber er entlehne ein Princip des Fortschrittes anderswoher, aus der empirischen erfüllten Wirklichkeit des Erkennens, und behaupte dann, die Wirkung dieses Princips sei die Selbstbewegung des reinen Begriffs, die eigne, immanente Entfaltung jenes schlechthin Nothwendigen. Dies Letztere, gibt Schelling zu verstehen, habe Hegel gethan; er habe den absolut realen Proceß der Subject-Objectivität, die eigenthümlichste Entdeckung der Naturphilosophie, seiner positiven, factischen Natur entkleidet, in einen vermeintlich-dialektischen Proceß des logischen Begriffs als solchen verwandelt und so verunstaltet für seine eigne Erfindung ausgegeben. Der bloße Rationalismus also bedürfe einer wissenschaftlichen Einleitung solcher Art, wie sie Cousin in seiner Einleitung beabsichtige, nicht; aber es gereiche ihm auch nicht zur Ehre, ihrer nicht zu bedürfen. Anders die wahre, die positive Philosophie. Diese sei weder bloßer Rationalismus noch bloßer Empirismus; hier sei gleich von vorn herein die Frage an ihrem Platze: wie komme ich dazu, etwas, das weder in unmittelbarer Erfahrung gegeben, noch auch reine Nothwendigkeit ist, wissen zu wollen? Hier könne auch jener Cousin'schen Psychologie ein gewisser propädeutischer Nutzen nicht abgesprochen werden, doch lassen sich noch andere weit zweckmäßigere und umfassendere Einleitungen auffinden. Schon die Alten, Pythagoras und Platon, haben solche gegeben; insbesondere aber habe der Geist der neuern geschichtlichen Entwickelung besser als alle ausdrücklichen Bemühungen dafür gesorgt. Dieser Geist habe in den verschiedenen philosophischen Systemen, wie sie aufeinander folgten, seine Lehrjahre zurückgelegt und in Rationalismus und Empirismus seinen höchsten Gegensatz hervorgebracht; hier gelte es, in solcher Weise, wie Cousin sie durch das Wort Eklekticismus bezeichnet, von dem Gange dieser Entwickelung einen Auszug zu geben und ihre Resultate zur Einleitung in die wahrhafte, die positive Philosophie zusammenzufassen.

So weit Schelling, dessen Worte zwar nicht durchgehends, aber dessen Sinn wir in Vorstehendem treu wiedergegeben zu haben uns bewußt sind. Es ist in diesen kurzen Bemerkungen eine große und wichtige Wahrheit ausgesprochen, welche, der (jetzt auch von Schelling so genannten, im Gegensatze der philosophischen Zukunft, die

er uns verheißt) „gegenwärtigen" Philosophie gegenüber, gar nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden kann: die Wahrheit, daß die absolut-philosophische Methode, in deren Besitze, und zuerst unter allen übrigen Philosophien, zu sein diese gegenwärtige sich rühmen darf, daß diese, um in ihrer Wahrheit erfaßt und angewandt zu werden, noch einer Begründung und Verständigung bedarf, die sie in der bisherigen Philosophie noch nicht erhalten hat. Mag man die Betrachtung, durch welche zu dieser Verständigung über die Methode zu gelangen ist, mit Cousin eine psychologische, oder nach Schelling's hier gegebenen Andeutungen eine geschichtliche nennen: jedenfalls wird sie vor die eigentliche, objective und progressive Philosophie fallen und nach Schelling als eine regressive zu bezeichnen sein. Es wird nämlich in ihr zurückgegangen zu dem tiefsten thatsächlichen Wesen, zu der innersten freien, wiewol auf ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit beruhenden Natur des Denkens und Erkennens, aus der allein der Aufschluß über die Wahrheit und die Bedeutung jener absolut progressiven Methode, welche Hegel die dialektische genannt hat, zu schöpfen ist. Es ist nicht wahr, daß es der reine, der logische Begriff als solcher sei, der sich in dieser Methode einherbewege; nur eben der Mangel jener höhern Verständigung über die Methode konnte dieses, von Schelling als Rationalismus bezeichnete Misverständniß herbeiführen. Der Begriff als solcher ist das absolut Negative, also, wie Schelling mit vollem Rechte bemerkt, das Starre, Todte, Unbewegliche; Bewegung und Fortschritt kann in ihn einzig durch das freie Thun des Geistes kommen. Eben darum aber, weil das Thun dem Geiste angehört und nicht jenem abstracten Gegenstande, mit dem er sich im Beginne der objectiven Philosophie zunächst beschäftigt, eben darum muß der Geist auch wissen, was er thut, und nicht in der voreiligen Zuversicht, von dem Begriffe als solchem geführt zu werden und, geht es gut, zuletzt wol auch durch ihn zum Bewußtsein seiner selbst und dieses seines Thuns zu gelangen, blind darein tappen. Hätte die Hegel'sche Philosophie auch kein anderes Verdienst, so kommt ihr wenigstens dieses zu, ein warnendes Beispiel zu geben, wohin dieses Dareintappen auf gut Glück und ohne Bewußtsein über die Bedeutung des wissenschaftlichen Thuns nothwendig führt. (Freilich hatte bei Hegel ursprünglich die später von ihrem Verfasser wenigstens in Ansehung dieses Zwecks für überflüssig erklärte „Phänomenologie des Geistes" die Bestimmung, solches Bewußtsein zu eröffnen, aber sie genügte dieser Bestimmung nicht, und Hegel sah sich genöthigt, in seiner Logik ebenso auf gut Glück von vorn zu beginnen, wie er in der „Phänomenologie" auf diese Weise begonnen hatte.)

(Der Beschluß folgt.)

Bilder der Wunderkunst und des Aberglaubens. Mit Berücksichtigung der sogenannten Zauberbücher von Albertus M., Dr. Faust, Paracelsus, Trittheim, Agrippa u. A. m. Herausgegeben von K. Gräbner. Mit 20 bunten und schwarzen bildlichen Darstellungen. Weimar, Gräbner. 1834. 8. 1 Thlr.

Das kleine Buch ist das überflüssigste, das wir uns denken können, und würde schwerlich einen Verleger gefunden haben, wenn dessen Verf. einen andern dafür aufsuchen müssen als sich selbst. Es ist nichts Gutes davon zu sagen, als daß es keinem Aberglauben und Vorurtheil das Wort redet; sonst aber können höchstens einige bunte und geschmacklose Bilderchen das Auge einen Augenblick beschäftigen. Denn es enthält nichts, als was seit den Zeiten Spee's und Thomasius' in unzähligen ernsten und unterhaltenden Schriften ungleich besser und belehrender gesagt und in Jedermanns Händen ist. Magische und astrologische Grillen sind mit ihrer ganzen Sippschaft aus allen Kreisen der gebildeten Welt verschwunden, und treiben irgendwo betrogene Betrüger ihr heimliches Wesen damit, so werden sie im Allgemeinen verspottet, im Einzelnen bestraft. Wir leugnen keineswegs, daß die Kunde der Entstehung, Fortpflanzung und Verbreitung dieser Irrthümer Aufmerksamkeit verdient; dann aber muß sie mehr als oberflächlich sein, nicht blos Namen nennen, sondern umständliche geschichtliche Auskunft ertheilen und durch Darlegung gesunder Vernunftgründe und wissenschaftlicher Naturlehren vor der Uebereilung warnen, eine nicht gleich erklärliche Wirkung aus übernatürlichen Ursachen abzuleiten. Von alledem leistet das Buch nichts, wird keinen Abergläubigen bekehren, keinem nicht ganz Unbelesenen Neues erzählen. Wer Unterhaltung sucht, den fällt es vor Langerweile aus der Hand. Was sollen ihm die Planetensiegel, die Recepte des Nothhemdes und der Waffensalbe? Was sollen ihm die flüchtigen Andeutungen der Wünschelruthe, der Berg- und Wassergeister, des Zauberkreises u. s. w.? Wären noch beglaubigte Erzählungen damit verbunden! So viel über die erste Abtheilung, „Wunderkunst" überschrieben. Die zweite und beste, vom Aberglauben, enthält einige nicht unwitzige Bemerkungen über thörichte Vorurtheile; wir entsinnen uns jedoch, sie bereits in der einst allgemeingelesenen „Gestriegelten Rockenphilosophie" gefunden zu haben, und sie sind wahrscheinlich aus ihr entlehnt. Die dritte, Erzählungen von Geister- und Gespenstererscheinungen, mit eingestreuten natürlichen Erklärungen, schöpft aus achtungswerthen, aber bekannten und zugänglichen Quellen, die sie nicht verdrängen wird, und kann dem Vorwurfe leerer Buchmacherei nicht entgehen. Jung Stilling's fromme Leichtgläubigkeit hat zureichende und gründliche Widerlegung gefunden, und der redliche Schwärmer Swedenborg ist weit über den Verdacht absichtlicher Betrügerei erhaben. Die Fragmente über politisch-religiöse Sekten und Mystiker sind vollends unter aller Kritik. Wer über den Orden der Jesuiten, als Freund oder Feind, nur eine einzige Seite anzufüllen weiß, kann keines Menschen Begriffe bestimmen. Ueber die Illuminaten ist viel, schwerlich mehr Irriges gedruckt, als hier auf drei Seiten geschieht. Nicht einmal die Namen derselben weiß der Verf. richtig zu schreiben: aus Weishaupt ist Weiß, aus Costanzo Constanza geworden. Von einem Unterschiede alter und neuer Rosenkreuzer läßt er sich nichts träumen. Ebenso falsch und ungenügend sind die kurzen Nachrichten über Schrepfer, den er Schröpfer nennt, und über Cagliostro. Nur über die kranke Seherin von Prevorst schreibt er etwas mehr aus neuen Druckschriften ab. Den Schluß machen einige Sagen über den Prinzen von Hohenlohe. Wir sind überzeugt, daß jeder Kenner dieses Erzeugniß noch werthloser finden muß als wir. 57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 261. — 18. September 1834.

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von H. Beckers.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Die logische Selbstbewegung des Begriffs (und welches Begriffs!) hielt, wie vorauszusehen, so lange vor, als das System innerhalb des blos Logischen fortging; sowie es den schweren Schritt in die Wirklichkeit zu thun hat, reißt der Faden der dialektischen Bewegung gänzlich ab; eine zweite Hypothese wird nöthig, nämlich daß es der Idee — man weiß nicht warum, wenn es nicht ist, um die Langeweile ihres blos logischen Seins zu unterbrechen — beigeht oder einfällt, sich in ihre Momente auseinanderfallen zu lassen, womit die Natur entstehen soll. Die erste Voraussetzung der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft oder Natur hat, von selbst in sein Gegentheil umzuschlagen (sich gleichsam überzustürzen), um dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen; was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken noch imaginiren, sondern eben nur sagen kann. Das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffs, von sich selbst war eine zweite Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer sein möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem rein rationalen System keine Kategorie gibt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. *)

So bezeichnet Schelling, schlagend in der That, die Resultate jener unkritischen Anwendung der dialektischen Methode, vor denen nur ein mit Besonnenheit und umsichtiger Benutzung sowol des geschichtlich als auch des psychologisch Gegebenen durchgeführter regressiver Theil der Philosophie (wie Ref. sich ausdrücken würde, eine vollständig durchgeführte Wissenschaft der Logik in dem von Alters her diesem Worte allein zukommenden subjectiven Sinne) schützen kann.

In der Foderung dieser propädeutischen Wissenschaft, die zu ihrem ausschließlichen Zwecke hat, den Begriff der progressiven, philosophischen Methode zum vollständigen Bewußtsein des Geistes zu bringen, darf also Ref. sich mit Schelling einstimmig erklären und seinerseits sich dieses Uebereintreffens seiner auf anderm Wege (nicht ohne Einfluß der Philosophie seines Freundes, J. H. Fichte, doch auch nicht in vollkommener Uebereinstimmung mit dieser) gewonnenen Ueberzeugung mit der gegenwärtigen Lehre Schelling's freuen. Eben diese Uebereinstimmung erstreckt sich auch noch auf einen andern, ungleich wichtigern Punkt. Der Gegensatz, dessen Bezwingung und Aufhebung aller positiven wissenschaftlichen Philosophie vorangehen muß, der Gegensatz von Rationalismus und Empirismus, kehrt in einem höhern Sinne innerhalb der Philosophie selbst wieder, und die Vereinigung beider in diesem Sinne, wie sie bisher nicht zu denken war, wird von Schelling als das Ziel bezeichnet, dem die philosophische Speculation eben jetzt entgegenstrebt. Durch die positive Erklärung der Wirklichkeit, welche uns von dieser Speculation verheißen wird, wird mit nichten „der Vernunft das große Recht entzogen, im Besitze des absoluten Prius, selbst des der Gottheit (von Schelling selbst unterstrichen) zu sein; ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältniß emancipirte und ihr die Freiheit gab, die erfoderlich ist, um selbst die positive Wissenschaft als Wissenschaft zu besitzen". Dieses Prius aber ist „das schlechthin Allgemeine und Nothwendige (als das überall nicht und in nichts nicht zu Denkende), das negativ Allgemeine, Das, ohne welches nichts ist, wiewol nicht Das, wodurch irgend Etwas ist". Die Wissenschaft von diesem Prius (wie Ref. es sonst ausgedrückt hat, die Wissenschaft des negativ Absoluten), der Inbegriff aller „negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften" wird (dies glauben wir aus jenen Aussprüchen Schelling's inferiren zu dürfen) einen integrirenden Theil des Systems der Philosophie bilden; ihr Princip, das höchste Gesetz des Denkens, wird dort „von einem und demselben Begriff als höchster Quelle sich herleiten, von welchem andererseits der positive Inhalt der höchsten, allein eigentlich (sensu proprio) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet".

Diese Aussprüche Schelling's sind für Alle, welche bemüht waren, die Philosophie der Gegenwart den Bereicherungen entgegenzubilden, die sie von diesem Denker

*) Ref. kann nicht umhin, auf die vollkommene Uebereinstimmung dieser Schelling'schen Bemerkungen mit der Art und Weise aufmerksam zu machen, wie er selbst, übrigens in einem ganz andern Gedankenzusammenhange und völlig unabhängig von Schelling, bereits 1828 jene Hegel'sche (nach Schelling's gegenwärtiger Bezeichnung) »Hinterthür des Andern« oder sich Untreuwerdens der Idee, durch welche das vorn abgewiesene Empirische wieder eingeführt wird, charakterisirt hat in seiner Schrift: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft", S. 183 fg., S. 188 u. a.

zu erwarten hat, von der allerhöchsten Wichtigkeit. Zwar konnte nach dem gesammten frühern Entwickelungsgange von Schelling's Philosophie durchaus keine andere Gestaltung ihres Fortgangs als eben diese erwartet werden. Nichtsdestoweniger bekennt Ref., in dieser wohlbegründeten Erwartung einigermaßen irre gemacht worden zu sein durch zwei treffliche Schüler Schelling's, Stahl und Sengler, deren Erstérer wenigstens diese negative oder aprioriſche Seite der Philosophie des Meisters offenbar übersehen und viel zu einseitig Alles auf den willkürlichen Rathschluß und Schöpferwillen Gottes zurückgeführt hatte. Jetzt tritt Schelling selbst auf und lehrt klar und unzweideutig — was auch wir mit ihm als das Endergebniß der bisherigen Entwickelung der Philosophie betrachten mußten, sodaß, wenn es falsch wäre, die ganze Geschichte der Philosophie der Vergessenheit und ihre Denkmale den Flammen übergeben werden könnten; es müßte denn sein, daß man sie neben andern Misgeburten in einem Monstrositätencabinete aufbewahren wollte —, er lehrt, daß es eine ewige und absolute Nothwendigkeit gibt, die auch für Gott dies ist und dem göttlichen Schöpferwillen als unverbrüchliches Gesetz bei der Weltschöpfung vorschwebte (aber, dürfen wir unstreitig mit Leibnitzens Worten hinzusetzen, „eine glückliche Nothwendigkeit, ohne die Gott weder weise wäre noch gut"); eine Nothwendigkeit endlich, die durch reines Denken a priori erkannt wird, und deren Erkenntniß die erste, wiewol darum nicht die einzige oder die höchste Aufgabe aller methodischen Philosophie ausmacht. Ref. darf sich rühmen, in dieser Lehre des großen, stets von ihm auf das innigste verehrten Meisters die schönste Beglaubigung seines eignen Strebens zu finden, welches, wie schon seine erste philosophische Schrift bezeugt, darauf gerichtet war, die Nothwendigkeit, das Negative und Aprioriſche von dem Positiven, dem Freien und Thatsächlichen auszuscheiden und jenes als die absolute, obgleich für sich nichtige oder blos potentiale Bedingung und Daseinsform des Letztern erkennen zu lehren; ein Streben, worin er sich durch keine ihm begegnende Schwierigkeit, durch keinen von der einen oder der andern Seite her allzureichlich erfahrenen Widerspruch oder Misverständniß hat irre machen lassen. Eben darum aber, weil Ref. in diesem Streben sich von vornherein durchaus auf sich gewiesen fand und, jeder leitenden Hand entbehrend, sich selbständig auf dem Grunde des Vorhandenen seine Ueberzeugung bilden mußte, wird es ihm Keiner verargen, wenn er auch jetzt nicht durch einiges den bisher gewonnenen Resultaten allerdings, so scheint es, Entgegenlaufende, was er bei Schelling findet, sich allzuschnell in dem bisher beharrlich Festgehaltenen irre machen läßt; wenn er vielmehr den Andeutungen Sch.'s, sobald sie ihn aus dem Kreise seiner bisherigen Ueberzeugung herausführen wollen, nur Schritt für Schritt und zögernd folgt. Auf dieselbe Ansicht von dem, nicht durch das Wegwerfen des einen Gliedes, sondern durch ein gemeinschaftliches, höheres Princip zu versöhnenden Gegensatze zwischen Rationalem und Empirischem, zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, die Sch. jetzt schlechthin nur in Opposition gegen Hegel mit unbedingter Wegwerfung des von diesem Geleisteten geltend macht, ist Ref. durch das Studium des Hegel'schen Systemes selbst geführt worden. Von vorn herein, von dem Momente an, da ihm zuerst das Verständniß von Hegel's „Logik" aufging, sprach er dieselbe zwar nicht für Das, wofür sie ihm gegeben ward, für die Wissenschaft von der absoluten, positiven Idee, von der über- und innerweltlichen Gottheit an, wol aber für etwas Anderes, auch so noch Hohes und Wichtiges, nämlich für die Wissenschaft eben von jenem negativ Absoluten, dem absoluten Prius, nicht blos der Welt, sondern auch der Gottheit, welches, wie wir soeben auch Schelling laut bekennen hörten, allein durch reine Vernunft, in aprioriſchem Denken erfaßt werden mag. Zwar hat er bei genauerer Prüfung gefunden, daß die veränderte Ansicht von der Stellung dieser Wissenschaft nothwendig auch eine veränderte Durchführung derselben zur Folge hat; daß Hegel's „Logik" in der Gestalt, wie sie vorliegt, unfähig ist, auf den Boden eines positiven und wahrhaft progressiven Systems gleichsam mit Stumpf und Stiel verpflanzt zu werden, ja daß es vielleicht nicht zu hart ist, wenn man diese Gestalt in ihrer nackten Unmittelbarkeit, wie sie jetzt zum zweiten Male gedruckt, oder gar als Gerippe, wie sie in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" zu schauen ist, ein Ungeheuer schilt. Dennoch sind wir bisher der Meinung gewesen und können sie auch jetzt noch nicht aufgeben, daß in der dialektischen Methode Hegel's — auch wenn wir sie nicht mehr, was sie ein für alle Mal nicht ist, noch sein kann, für die eigne Selbstbewegung des Begriffs gelten lassen — eine eigenthümliche und zwar eine epochemachende Entdeckung liege, eine Entdeckung, durch welche allein die wirkliche Darstellung, die Ausführung jener Wissenschaft des Negativen möglich wird, und welche auch auf die Ausführung und Darstellung der eigentlichen Wissenschaft des Positiven nicht ohne Einfluß bleiben kann. Die Rüge zwar, mit welcher Schelling jene Beschuldigung der Hegelianer gegen die Naturphilosophie, als entbehre dieselbe aller und jeder Methode, brandmarkt, seine Bemerkung, wie das erste Verdienst der Erfindung jener progressiven Methode, aus welcher die dialektische erst entstanden und, was ihre Anwendung bei Hegel betrifft, nicht ohne Verunstaltung entstanden ist, eben der Naturphilosophie gebühre, muß jeder Kenner der neuern Philosophie unbedingt wahr und begründet finden. Allein die Hegel'sche Dialektik bleibt doch insofern etwas Anderes und Neues, eine wirkliche Vervollkommnung des naturphilosophischen absoluten Processes und Uebertragung desselben in den Zusammenhang, wohin er eigentlich gehört, als sie, und nur sie, bis zu dem Begriffe der absoluten Negativität zurückgeht und diesen Begriff, das eigentliche Prius aller und jeder Wirklichkeit, für das treibende Princip des Fortschritts erkennt. Dies vornehmlich der Grund, weshalb wir allerdings auch jetzt noch dabei beharren möchten, die Philosophie Hegel's für etwas mehr als nur für eine „Episode in der Geschichte der neuern Philosophie" zu halten. Freilich wirkt dieses Princip subjectiv nur

in dem erkennenden Geiste, objectiv nur in dem Positiven und Wirklichen, welches auch nicht sein kann, und nur darum ist, weil ein selbstbewußter Wille es (zunächst oder vor allem Andern sich selbst) zum Dasein bringt; und der ungeheure Irrthum jenes Systems besteht, wie gesagt, darin, dem Negativen als solchem (denn dies bleibt ein für allemal der reine Begriff) Bewegung und Leben zuzuschreiben. Aber wenn das Daß der Methode, d. h. ihre Realisirung, sei es im Sein oder im Erkennen, der freien Wirklichkeit angehört, so gehört das Wie derselben (nämlich jenes allgemeine Wie, welches in dem Fortschritte durch die Negation hindurch zur Negation der Negation, oder zur concreten Position, besteht — die näher bestimmte Gestalt dieser concreten Position fällt auf dem Gebiete der Wirklichkeit, noch nicht freilich auf dem aprioristischen selbst, dann wiederum unter die Wirksamkeit des freien Princips) der Nothwendigkeit an; die Methode ist eine a priori bestimmte, wenngleich weder ihre objective Actualität im Sein der Natur, noch ihre subjective im Erkennen des Geistes ein rein Aprioristisches ist.

Ueber den nähern Inhalt der Wissenschaft von dem negativ Absoluten und ihr Verhältniß zu der eigentlich positiven Wissenschaft können wir aus Schelling's hier Angedeutetem freilich so gut wie gar nichts entnehmen. Das Wenige, was er darüber fallen läßt, könnte, aufrichtig gesagt, fast eher uns zu verwirren als uns aufzuklären dienen. So, wenn er diesen Inhalt als „das Seiende selbst (αὐτὸ τὸ ὄν)" bezeichnet und dabei sich schneidend gegen Hegel erklärt, insofern dieser an die Stelle des Seienden das Sein (τὸ εἶναι) setzt. Ref. bekennt, ebensowenig zu verstehen, wie der Ausdruck: das Seiende, welcher doch wol recht eigentlich ein Positives bezeichnet, vorzugsweise sich eignen könne, das Negative als solches auszudrücken, welches zwar in gewisser, aber nur in gewisser Beziehung ein Seiendes (und auch so noch ein Wesenloses, ein Unwirkliches), jedoch gewiß nicht im Gegensatze des Positiven, als wäre dies weniger ein Seiendes, genannt werden mag; wie andererseits, welcher Vorwurf für eine Wissenschaft des Negativen darin liege, mit Hegel ein Sein ohne Seiendes zu setzen. Dieser Vorwurf, wäre er ernstlich gemeint, möchte wol kaum begründeter sein, als wenn man die Arithmetik tadeln wollte, daß sie von Zahlen spricht, ohne zuvor Etwas, das gezählt wird, zu haben, oder die Geometrie von Linien, Flächen und Körpern, ohne einen wirklichen, physischen Körper. Die Wissenschaft des Negativen will ja gar nichts Anderes setzen als nur leere Formen oder Begriffe (Kategorien), die zu einem Seienden erst durch das frei hinzukommende und sich in sie hereinin gestaltende Positive werden. Vielmehr bekennt Ref. sich geneigt, die rein aprioristische Vernunftwissenschaft recht eigentlich als Wissenschaft von Sein, im Gegensatze des Seienden, zu bezeichnen. Eine Wissenschaft ist sie, weil der Begriff des Seins keineswegs schon mit diesem einfachen Worte abgethan ist; weil, um zu sein, mehr dazu gehört, als nur zu sein. Es liegt ihr eben die Beantwortung der Frage ob: was will dies sagen, zu sein, dazusein, Wesen, Wirklichkeit zu haben? Daß diese Frage a priori durch reines Denken beantwortet werden kann, darin eben besteht das große, wahrhaft göttliche Vorrecht des Menschengeistes, wodurch er erst zur Aufnahme, zum Verständniß auch der positiven Offenbarung des Göttlichen fähig wird. Ihre Beantwortung selbst aber ist bereits ein dialektischer Proceß, und der Begriff dieses in seiner actualen Verwirklichung freien Processes, als der schlechthin nothwendigen Form, als des Urgesetzes alles Seienden, durch welche Form, kraft welches Gesetzes das Seiende erst ist, ist das nothwendige objective Resultat dieser Wissenschaft (subjectiv muß dieser Begriff, wie oben bemerkt, schon vor ihr gewonnen sein). Dies nun, daß der Begriff des Seins dialektisch zu jener absoluten Form entfaltet wird, in welcher das Wort Sein erst eine Bedeutung gewinnt, da es sonst nur ein leeres Wort bleibt, und daß das Gesetz dieser Entfaltung (aber nicht die Entfaltung selbst, insofern sie Erkennen, also lebendiges Thun des Geistes ist) selbst in diesem Begriffe liegt, konnte Hegel vernünftigerweise allein meinen, wenn er von einer Selbstbewegung des logischen Begriffes sprach; und in diesem Sinne hat sonst wol auch Ref. dieses Ausdrucks sich bedient, den er jetzt wegen der Mißverständnisse, die sich daran geknüpft haben, für ungehörig erkennt.

Doch genug, und vielleicht schon zu viel von den Zweifeln, denen Schelling's gegenwärtige Aussprüche etwa noch Raum geben möchten. Diese Zweifel können natürlich erst dann ihre eigentliche Lösung finden, wenn theils Schelling mit der Ausführung seines nunmehrigen Systemes hervortritt, theils die Forschungen, welche von Hegel's „Logik" ihren Ausgang genommen haben, vollständiger und klarer, als jetzt noch der Fall sein dürfte, dem Publicum vorliegen. Lieber kehren wir jetzt zu den noch übrigen Punkten der vorliegenden Schrift zurück, in Bezug auf die wir nur wenige Bemerkungen beizufügen haben. Es ist ein schöner und großartiger Zug, wenn Schelling über die empirische Philosophie der Franzosen und der Briten nicht in dem gehässigen Tone unserer modernen Scholastiker abspricht, sondern sie als eine durch den nicht minder einseitigen Rationalismus der Deutschen in gewissem Grad berechtigte Einseitigkeit behandelt und eine dereinstige gegenseitige Verständigung, wenn auch noch in der Ferne erblicken läßt. Die Wendung, durch welche Cousin den Eingang zur Ontologie, zur eigentlichen Wissenschaft und Metaphysik zu gewinnen sucht, obgleich sie, wie Schelling nicht verkennt, von einem wahrhaft speculativen Verständnisse der ewigen und schlechthin objectiven Natur der Vernunftbegriffe zeigt, tadelt Letzterer doch insofern, als sie auf dem bloßen Syllogismus beruhe und überall sich mit dem bloßen Daß genüge (z. B. daß eine höchste Ursache der Welt sei), ohne sich um das Wie zu bekümmern. Er beschuldigt sie darum, nicht über das Maß der frühern vorkantischen Schulmetaphysik hinauszugehen und das Eigenthümliche der neuern deutschen Philosophie nicht ganz vollständig zu würdigen, indem sie

daſſelbe, ſtatt, wie ſich gebühre, in der Methode, nur in dem Materiellen der Sätze finde. Es ſind goldne Worte, die Sch. hier (S. xxiv, xxv) von dem Unvermögen einer blos empiriſch, als pſychologiſche Thatſache erfaßten Vernunft, vor ſich ſelbſt die objective Gültigkeit ihrer Begriffe zu rechtfertigen (als welche Rechtfertigung doch nicht das bloße Gefühl der Nöthigung, ſie zu denken, noch weniger das bloße Nicht-abhängig-ſein von Sinnlichkeit und Perſönlichkeit gelten kann), ſagt:

Die Vernunft, wie ſie im Subjecte (in uns) iſt, bedarf der Erklärung, wenn ihr zugleich wahre Objectivität (nicht blos im Kant'ſchen Sinne) zugeſchrieben wird. Dieſe Erklärung kann, wie leicht zu ſehen, nur darin gefunden werden, daß ſie ſelbſt vom Object abſtammt, freilich nicht durch Vermittelung der Sinnlichkeit, die einzige Art, wie man dies bis jetzt zu denken gewußt hat, ſondern daß ſie nur das ſubjectiv geſetzte, aus der Objectivität in die urſprüngliche Priorität und Subjectivität wiederhergeſtellte Prius ſelbſt iſt. Jedenfalls ſetzt dieſe Erklärung einen Proceß voraus u. ſ. w.

Ref. glaubt nicht zu irren, wenn er in dieſen Worten eben jene Foderung einer objectiven, aprioriſchen Begründung des progreſſiven Erkenntnißproceſſes ausgeſprochen findet, von der er vorhin bemerkte, daß ſie nach ſeiner Ueberzeugung am vollkommenſten durch eine Umarbeitung der Hegel'ſchen „Logik" erreicht werden wird. Denn wenn das eigenthümlichſte Thun der Vernunft, wie Schelling unſtreitig ſelbſt behauptet, eben dieſer Proceß iſt, worin ſonſt könnte dann jenes Prius, welches die Vernunft vor ihrem ſubjectiven Daſein geweſen ſein ſoll, geſucht werden, wenn nicht in dem Begriffe dieſes Proceſſes? Zwar iſt, wie Schelling weiter oben bemerkt hatte, die Vernunft, oder vielmehr der erkennende Geiſt überhaupt — der Name der Vernunft wird vorzugsweiſe jener Seite der Nothwendigkeit oder Negativität des Erkennens vorzubehalten ſein — der freie, der mit dem Bewußtſein beginnt, „nicht das bloße Seiende zu wollen, ſondern das Seiende, das Iſt oder exiſtirt". Aber eben dieſe ſeine Freiheit iſt ſein Sein, ſein abſolutes Prius; denn die Nothwendigkeit iſt gar nichts Anderes als die Foderung des Freien; die Wiſſenſchaft des Negativen hat zu ihrem Reſultate eben dies, daß nur das Freie, das ſein Sein Wollende iſt, das Unfreie aber eben nicht iſt, noch actu exiſtirt, ſondern in der Negativität, in der bloßen Potenz verſchloſſen bleibt.

Weniger bekennen wir, Schelling zu verſtehen, wenn er gegen Couſin's Darſtellung den Einwand erhebt, daß ſie zu der Vernunft, die ihr erſt allgemeine Begriffe und Principien gibt, ſelbſt nur mit Hülfe ſolcher Begriffe und Principien gelange. Es iſt wahr, die Begriffe der Senſualität und der Perſonalität und das Verhältniß beider zu der Vernunft können nicht ohne fortwährend dabei gemachten Gebrauch der Allgemeinbegriffe von Subſtanz, Exiſtenz, Urſache u. ſ. w. erörtert werden.

In der reinen Thatſache — ſo lautet Schelling's gründliche und tiefſinnige Bemerkung — kommt nichts von einem Vermögen vor, ſondern immer nur Actus; der Schluß von der reinen Thatſache auf ein Vermögen ſetzt den Grundſatz und alſo den Begriff der Subſtanz voraus; denn was iſt ein Vermögen anders als eine cause en soi, eine ruhende Urſache, eine Urſache in der Potenz (ſo nämlich hatte Schelling kurz vorher den Begriff der Subſtanz definirt), und was führt auf den Begriff des Vermögens als der Grundſatz, daß den accidentellen Aeußerungen und Erſcheinungen, die man im Bewußtſein findet, ein Beharrliches, Weſentliches zum Grunde liege, das zu ihnen ſich als Subſtanz (id quod subetat) verhält?

Aber warum ſoll es nicht erlaubt ſein, auch Begriffe, die erſt in einem nachfolgenden Zuſammenhange ihre Erläuterung und wiſſenſchaftliche Begründung fanden, ſchon in einem vorangehenden ſubjectiv anzuwenden? Der Betrachter, nach Couſin, befindet ſich unſtreitig ſubjectiv gleich von vorn herein auf dem Standpunkte der Vernunft, wiewol ihm objectiv der Begriff der Vernunft erſt nach den Begriffen der Senſualität und der Perſonalität zum Bewußtſein kommt. Warum ſoll er nicht Begriffe, in deren Beſitze er eben vermöge ſeiner Vernunft iſt, getroſten Muthes anwenden dürfen, auch ohne noch über ihre Natur und Berechtigung Rechenſchaft gegeben zu haben, dafern ſich nur dieſe Rechenſchaft aus der weitern Folge ergibt? Etwas Anderes freilich wäre es, wenn Couſin ſeinen Vernunftbegriff auf die Begriffe der Senſualität und der Perſonalität begründen wollte; dann nämlich müßte die Gewißheit jener beiden erſtern Vermögen unſtreitig eine von Vernunftbegriffen unabhängige ſein. Aber ſeine philoſophiſche Eigenthümlichkeit beſteht, ſeinen Landsleuten entgegen, ja eben darin, die Selbſtändigkeit der Vernunft, gegenüber der Senſualität und der Perſonalität zu behaupten.

Die Schlußbemerkung Schelling's, in welcher er, was Couſin über ſein Verhältniß zur katholiſch-theologiſchen Schule in Frankreich ſagt, zur Beherzigung auch in Deutſchland empfiehlt, können wir, obgleich ſie offenbar nicht in dieſer Beziehung gemacht iſt, doch nicht umhin, Denen zur Beachtung zu empfehlen, die, ſei es in Frankreich oder in Deutſchland, etwa ſich geneigt finden möchten, den Inſinuationen einiger frechen Verleumder ein williges Ohr zu leihen.

C. H. Weiße.

Literariſche Anzeige.

In meinem Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Keyserlingk (Hermann von),

Kritiſch-geſchichtliche Ueberſicht

der

Ereigniſſe in Europa

ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß zu Verona.

Gr. 8. Auf gutem weißen Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 262. — 19. September 1834.

Das Buch vom Rübezahl. Eine vollständige Sammlung aller Volksmärchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser. Mit sechs feinen (!!) Kupfern. Leipzig, Wigand. 1834. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Das Unternehmen, die Sagen vom Rübezahl möglichst vollständig zusammenzustellen, ist ein durchaus dankenswerthes, und der Verf. würde eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt haben, wenn er mit mehr Ernst und gesundem Sinne und mit weniger Frivolität an dieses Geschäft gegangen wäre. Obgleich er nämlich im Vorworte sagt, diese Märchen seien für Solche, „die der Kindlichkeit noch nicht entfremdet", so fehlt ihm selbst doch diese Kindlichkeit nur allzusehr, und er glaubt die Sage genießbarer zu machen, wenn er sie auf seine Weise auseinanderzerrt und mit faden Witzeleien herauspuzt. Freilich hat schon Musäus, aus dessen Sammlung von Volksmärchen die meisten und besten der hier mitgetheilten Erzählungen entlehnt sind, der Volkssage durch mehr oder minder schlechte Witze und Anspielungen auf die fremdartigsten Dinge einen Reiz zu verleihen geglaubt, aber so abgeschmackt wie der neueste Bearbeiter ist er doch nicht zu Werke gegangen. Daß Letzterer ganz ohne Sinn und Verstand sich an die Arbeit gemacht, geht schon aus folgender Stelle des Vorworts hervor:

Wenn es wahr ist, daß ein ganzes Arsenal von Unwahrscheinlichkeiten und Geisterspuk nicht hinreichend ist, ein Märchen hinzustellen, wenn ihm nicht ein tiefer ernster Sinn zu Grunde liegt, so glaub' ich, daß meine Arbeit einiges Verdienst hat; ich bin mir wenigstens bewußt, redlich darnach gestrebt zu haben, daß meinen Märchen jener tiefere Sinn nicht fehle.

Ich will mich nicht bei dem Mangel an logischem Zusammenhange aufhalten, welcher die erste Hälfte dieses Satzes fast sinnlos macht, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß der Verf. dieser Aeußerung zufolge geglaubt hat, es stehe in seiner Gewalt, den von ihm bearbeiteten Märchen, die er lächerlicherweise die seinigen nennt, erst einen „tiefern Sinn" zu geben. Leider hat es in seiner Gewalt gestanden, den allerdings tiefen, oder wenigstens anmuthigen Sinn, welcher diesen Märchen ursprünglich einwohnt, durch seine Bearbeitung möglichst herauszutreiben. Wir werden indessen bald sehen, daß Hr. L. es sich wirklich mitunter hat einfallen lassen, in die Sage einen „tiefen Sinn" hineinzulegen, welcher gar nicht in ihr liegt, was denn natürlich sehr erbärmlich ausfällt. Da nun aber diese Märchen auch in der gröbsten Verunstaltung immer noch mehr Werth haben als tausend Bände beliebter Moderomane, so werde ich sie einzeln betrachten, um auf die Anmuth der ursprünglichen Sage und auf die Misgriffe dieser Bearbeitung und mitunter auch der von Musäus aufmerksam zu machen.

Das erste der hier mitgetheilten Märchen ist dasjenige, welches Menzel dramatisch behandelt hat, nämlich die Geschichte, welcher Rübezahl seinen Namen verdankt. Musäus hat dieses zu vielfältigen Qualen verdammte Märchen schon sehr unwürdig behandelt. Um den Ton, in welchem er die Sage travestirt hat, der Vergleichung wegen nicht ganz unrepräsentirt zu lassen, will ich den Anfang seiner ersten sogenannten „Legende" vom Rübezahl hier abschreiben.

Auf den oft und matt besungenen Sudeten, dem Parnaß der Schlesier, hauset in friedlicher Eintracht neben Apollo und seinen neun Musen der berufene Berggeist, Rübezahl genannt, der das Riesengebirge traun berühmter gemacht hat als die schlesischen Dichter allzumal. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen im Umfange, mit einer Kette von Bergen umschlossen, und theilt dies Eigenthum noch mit zwei mächtigen Monarchen, die sein Condominium nicht einmal anerkennen. Aber —

Und in diesem süßsauern Tone geht es nun fort, und dennoch ist dieser viel vernünftiger als der des Hrn. Lyser. Auch finden sich bei Musäus namentlich in diesem ersten Märchen noch einige anziehende und sinnvolle Züge der ursprünglichen Volkssage, welche der neueste Bearbeiter nicht verstanden und folglich weggelassen hat. Hierher gehören besonders die Schwierigkeiten, welche Rübezahl zu überwinden hat, ehe es ihm gelingt, die gewünschte Empfänglichkeit für die Reize der badenden Königstochter zu erlangen. Dieser Zug ist sehr sinnvoll. Der Geist hat eine unbestimmte Ahnung von einem Entzücken, das er noch nicht kennt; er fühlt, daß er, um dieses Entzücken ganz zu empfinden, sich eine Gestalt geben müsse; aber in seiner Unerfahrenheit glaubt er noch, es sei gleichgültig, was für eine Gestalt er sich gebe, und verwandelt sich also in einen Vogel. Aber dadurch verfinstert er seine Empfänglichkeit nur noch mehr, denn es kommen ihm

aus der Natur des Vogels allerlei untergeordnete Wünsche, welche ihn in der Betrachtung der Schönheit stören. Daher ergreift er nun das rechte Mittel zu seinem Zwecke; er verwandelt sich in einen schönen Jüngling. — Ein anderer, wol nicht ganz so sinnvoller, aber ebenso anmuthiger Zug, welchen Hr. L. ebenfalls verworfen hat, ist die Beschreibung der Art, wie die geraubte Prinzessin dem Geliebten Botschaft sendet; dadurch, daß erzählt wird, die beiden ersten Boten, eine Biene und eine Grille, seien unterwegs aufgezehrt worden, wird die Verlegenheit der Gefangenen und die Schwierigkeit, den Ihrigen Nachricht zukommen zu lassen, auf eine so anmuthige und echt märchenhafte Weise geschildert, daß Hr. L. schon durch Weglassung dieses Zuges verräth, wie entschieden es ihm an Sinn für Märchenwelt und Volksdichtung, ja für Poesie überhaupt gebricht. Ebenso ist hier der soeben erwähnte Geliebte, der Fürst Ratibor, ganz weggelassen, und schon dadurch sind dem Märchen drei Viertheile seines Reizes entzogen. Denn wenn die Prinzessin keinen Liebhaber hat, so interessirt man sich kaum dafür, daß sie dem Geisterfürsten, der sie so ehrfurchtsvoll behandelt, entkomme. Es wird hier also statt eines anmuthigen Märchens nur das Skelett einer ganz gewöhnlichen Ueberlistungsgeschichte gegeben. Der Gnome wird geprellt und flucht ein wenig darüber. Das ist Alles! Und nun müssen wir doch auch die Zierathen betrachten, womit uns Hr. L. für die Anmuth der ursprünglichen Sage zu entschädigen gedenkt. Man höre die Beschreibung des Mädchenraubes, S. 8:

Der Berggeist fuhrte, wie gesagt, seine schöne Beute auf die Riesen- oder Schneekoppe. So kahl und öde selbige nun aber von jeher war und noch bis auf den heutigen Tag ist, so kostete es dem Herrscher doch nur ein Wort, und inmitten eines duftenden Frühlingsgartens erhob sich ein Palast, wie ihn der türkische Kaiser (der doch viel auf Pracht, Ueppigkeit und Wolchlichkeit hält) sich nicht schöner wünschen könnte. — Prinzessin Livia war unterwegs in Ohnmacht gefallen, wie das so Sitte ist bei jungen Mädchen, wenn ihnen eine unerwünschte Ueberraschung wird. Der Berggeist, der sich auf Ohnmachten ganz und gar nicht verstand, glaubte, seine geliebte Entführte schlafe nur und legte sie deshalb auf einen prachtvollen Divan; dann setzte er sich neben sie, küßte ihre weiße kleine Hand und harrte geduldig, bis sie den „dunkeln Franzenvorhang" ihrer braunen Augen wieder aufziehen und ihm sein unermeßlich Liebesreich aufs Neue strahlen würde (!). Endlich erwachte Livia, aber ihr Erwachen war beiweitem nicht so erfreulicher Art, als der Gnom es sich gedacht hatte. „Wo bin ich?" war ihre erste Frage. Der Geist nahm diese Frage buchstäblich und versetzte treuherzig: „Auf dem Sepha!" (!!) Das war aber der schönen Livia nicht genug u. s. w.

Hat man je so ausbündigen Unsinn vernommen? Und ist nicht die Bearbeitung des Musäus noch vortrefflich im Vergleich mit diesen Albernheiten?

Aber nicht nur die Anmuth, sondern auch den „tiefern Sinn" des Märchens ersetzt uns Hr. L. auf seine Weise. Dies fängt er besonders künstlich an, und zwar bringt er eigentlich eine doppelte Moral in die Sage hinein. Die erste steckt in folgendem Zusatze von seiner Erfindung:

Es begab sich, daß nach einer guten Anzahl Jahren die Prinzessin Livia einsam in ihrem Garten lustwandelte und der entschwundenen Jugendzeit gedachte und dazu ein bischen stark seufzte. Da fiel plötzlich etwas dicht vor ihr nieder, sie bückte sich, es aufzuheben, — es war eine welke Rübe, und nicht ohne Betroffenheit erkannte Livia sie für eine solche, wie sie nur in Rübezahl's Zauberfelde wachsen. Als sie aber aufblickte, stand er selber vor ihr, noch ganz der göttergleiche, schöne Jüngling wie vor dreißig Jahren, und er sprach lachend: „Habe Dank, Livia! Ich habe kein Weib mehr geliebt".

Hiernach würde die Moral der Geschichte sich etwa so ausdrücken lassen: „Mädchen, wenn ein Gnome euch holt, so seid ja nicht spröde gegen ihn, damit ihr nicht etwa euch später dem Spotte desselben aussetzt". Damit es aber hier ja nicht an „tiefem Sinn" fehle, hat Hr. L. noch einen versificirten Epilog hinzugefügt, in welchem sich unter Anderm folgende Zeilen finden:

Wehe dem Höherbegabten,
Wenn äußere Schöne
Das Herz ihm bestrickt!
Denn gerade die Schönsten, sie haben
— Glaubt mir! — geringen Verstand.

Damit man diese Zeilen besser verstehe, muß ich daran erinnern, daß Hr. L., wie aus unzähligen Anspielungen in seinen Schriften hervorgeht, selbst einst von einem Mädchen, das er liebte, schnöde behandelt worden ist, und daß er hieraus folgert, die Schöne habe „geringen Verstand". Ich will es dahingestellt sein lassen, ob das gute Mädchen dadurch, daß sie keinen Geschmack an Hrn. Lyser fand, nicht vielmehr grade ihren gesunden Sinn bewährt hat; jedenfalls ist es zu beklagen, daß der Verf. die Märchen vom Rübezahl verdreht, um sie zu Spiegelbildern von Ereignissen aus dem eignen Leben herabzuwürdigen.

Ueber die folgenden Märchen müssen wir uns kürzer fassen. Das zweite ist eigentlich keins, sondern besteht aus zwei bis drei Schwänken, welche meist schon bei Musäus zu finden und ganz in demselben leichtfertigen Tone erzählt sind wie das erste Märchen. Das dritte ist die von Musäus ebenfalls erzählte sehr hübsche Geschichte von dem Bauer, welcher hundert Thaler von Rübezahl borgt. Hier erzählt Hr. L. fast besser als Musäus, wenigstens kürzer. Er hat das Märchen beinah auf die Hälfte des Raumes zusammengedrängt, welchen es bei Musäus einnimmt, und der einfache, rührende Ernst seines Inhalts hat beide Bearbeiter ein wenig würdiger gestimmt; doch fehlt freilich noch sehr viel dazu, daß die Sage ihrem kindlich erhabenen Charakter gemäß erzählt wäre. Das vierte Märchen führt diesen Namen wieder mit Unrecht. Es ist eine schlechte Dutzendgeschichte, welche irgend ein reisender Schulknabe erfunden hat, um auch sein Scherflein zu den Volksmärchen des Riesengebirges beizutragen. Einer von den Rübezahl untergebenen Gnomen macht ein Mädchen ihrem Liebhaber durch Zauberkünste abspenstig und wird dafür von seinem Gebieter tüchtig ausgescholten. Der Satan in eigner Person ist auch dabei, verhält sich aber nur als Zuschauer, weshalb man gar nicht einsieht, wozu er überhaupt da ist. Auch ist es ganz gegen den Geist der Sage, daß ein untergeordneter Gnome hinter dem Rücken seines Meisters so eigenmächtige Handlungen begehe. Man sieht, daß Hr. L. auch das Reich der Gnomen zu demagogisiren wünscht. Uebrigens ist er in die-

sem sogenannten Märchen so recht in seinem Elemente. Greuliche Caricaturen, gemeine Redensarten, plumpe Späße — das erquickt ihn!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Bundesverfassung und Bundesreform, über Bildung und Grenzen der Bundesgewalt. Zunächst in Beziehung auf den Schweizerbund und die Schriften von Troxler und Zachariä über denselben. Von C. T. Welcker. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Von einem so hochverdienten Rechtslehrer als Welcker läßt sich nur etwas Gediegenes erwarten. Aber wenige Schriften entsprechen so sehr der gehegten Erwartung als diese. Da ist keine Declamation oder andere Kunst der Ueberredung, sondern die nüchternste, deutlichste und folgerichtigste Auseinandersetzung des Gegenstandes. Ausgehend von der Erwägung, „daß eine logisch-richtige Eintheilung und Charakterisirung der verschiedenen Gattungen überall und in jeder Wissenschaft den Anfang und die wesentliche Grundlage jeder wahren wissenschaftlichen Erkenntniß und Theorie ausmache", daß aber im Staatsrechte von den berühmtesten Autoren über die Unterscheidung der verschiedenen Staatenvereinigungen noch sehr verworrene und die entgegengesetztesten Vorstellungen zu Markte kommen, beschäftigt sich der Verf. zuerst damit, den genügenden und entscheidenden Theilungsgrund ausfindig zu machen. Wie alles Recht nothwendigerweise entweder aus dem Begriffe der Persönlichkeit, der Dinglichkeit oder der überkommenen Verpflichtung hervorgehen, folglich in drei große Abtheilungen des persönlichen, sachlichen und Verpflichtungsrechts zerfallen muß, so waltet auch dieser Unterschied ob in dem Verhältnisse der Staatenvereinigungen und theilt dieselben in drei natürliche Classen des Staatenvereins, des Staatenbundes und des Bundesstaats. Ein Staatenverein (Allianz) ist ein Gesellschaftsvertrag mehrer selbständiger Staaten zu einem bestimmten gemeinschaftlichen Zwecke, mithin, wo die positiven Abreden nicht ausreichen, überall nach dem natürlichen Obligationenrechte zu beurtheilen. Ein Staatenbund ist eine durch Vertrag erzeugte Gemeinschaft, ein Miteigenthum der Anwendung oder des Gebrauchs der jedem einzelnen Theilnehmer im Uebrigen ausschließlich vorbehaltenen Souverainetät zu dem Zwecke gegenseitiger Gewährleistung derselben, mithin, da in dieser nur die Erhaltung und Sicherstellung des Ganzen neben der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Theilnehmer enthalten sein kann, lediglich völkerrechtlicher Natur, so sehr, daß das innere Staatsrecht der einzelnen Verbündeten wesentlich aus der Bundesvereinigung ausgeschlossen ist, nur vermöge freier Uebereinkunft einzelne Bestimmungen desselben als Staatsservituten demselben angehangen werden können und alle Ergänzungen und Erklärungen der genommenen Abreden aus dem natürlichen Sachenrechte geschöpft werden müssen. Der Bundesstaat endlich drückt es schon durch seinen Gattungsbegriff aus, daß er, das Wesen und den ganzen Zweck des Staats an sich tragend, eine juridische Person ist, deren Bestandtheile nur als Glieder zu ihr sich verhalten, mithin ihre eigne Selbständigkeit der Selbständigkeit, Erhaltung und innern Ausbildung des Ganzen unterordnen, beschränken und aufopfern müssen, so weit solches für diesen Zweck erforderlich ist, daher auch das ganze Rechtsverhältniß auf dieses Personenrecht zurückzuführen ist. Aus dem Unterschiede dieser Verbindungen folgt dann von selbst, daß bei einer Allianz es gar keiner Bundesbehörde bedarf; daß hingegen ein Staatenbund zwar einer solchen nicht entbehren kann, welche jedoch keine Obrigkeit, sondern nur einen Congreß der Repräsentanten der verbündeten Staaten vorstellen darf; daß endlich ein Bundesstaat ohne Obrigkeit aufhören würde, sein Wesen zu behaupten; daß aber auch eben darum, weil dasselbe aus zwei besondern Elementen zusammengesetzt ist, beide Elemente nothwendigerweise in demselben vertreten werden müssen, sowol die Souverainetät der vereinigten Staaten, als auch die staatsrechtliche Einheit aller Staatsgenossen zur Erreichung des Staatszweckes.

Als den bis jetzt mit der vollkommensten Organisation ins Leben getretenen Bundesstaat führt der Verf. die Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Er zeigt ferner, daß der Schweizerbund nach seinem Ursprunge und seiner Geschichte zu den Bundesstaaten gerechnet werden müsse, daß aber in seiner gegenwärtigen Constitution unverkennbare Mängel und Gebrechen vorhanden sind, ohne deren Abhülfe jene keinen Bestand haben, noch weniger zur Vervollkommnung gedeihen kann. Auch Deutschland hatte sich durch die Ausbildung der Landeshoheit zu einem Bundesstaate ausgebildet. Gegenwärtig ist dasselbe aber vermöge der Bundesacte kein solcher, sondern vielmehr ein Staatenbund, wie dies auch nicht nur vom Bundestage selbst, sondern ganz besonders noch durch die Schlußacte ausdrücklich ausgesprochen ist.

Es ändert hierin nichts, daß nach der ausdrücklichen Erklärung der alliirten Mächte und fast aller deutschen Fürsten, bis auf zwei, es die Absicht war, zu Wien die Veränderungen der deutschen Reichsverfassung zu Stande zu bringen, welche der Abgang des Reichsoberhauptes nach sich zog, und daß hierüber die längste Zeit unterhandelt wurde. Denn es kommt nicht darauf an, was früher beabsichtigt wurde, sondern was wirklich geschehen und abgeschlossen ist. Indem Baiern und Würtemberg auf der Behauptung der vollen Souverainetät dergestalt bestanden, daß die Regierungsverwaltung in ihren Ländern durchaus keiner fremden Einsprache unterliege, handelten sie nur consequent, daß sie auf den rein völkerrechtlichen Charakter der Bundesacte und darauf drangen, daß alle Bestimmungen des Staatsrechts der sämmtlichen verbündeten Staaten nicht in dieselbe gehören. Da die übrigen Staaten, um nur noch vor dem zweiten französischen Kriege einen Bund in der Eile zu Stande zu bringen, jenen nachgaben, so ist die Absicht der letztern durchgesetzt und in der That nur ein Staatenbund zu Stande gebracht worden. „Nicht also vermöge Ableitung aus dem Bundeszwecke, sondern durch besondere positive, folglich streng auszulegende Vereinbarungen sind einzelne staatsrechtliche Bestimmungen dem Bundesvertrage angehängt worden, entweder als staatsrechtliche Servituten, als vertragsweise eingegangene Beschränkungen des Hoheitsrechtes, oder zur Bemerkstelligung weiterer allgemeiner Vereinbarung über sie, wofür natürlich die Vermuthung streitet. Daher dürfen, wie sich von selbst versteht, auch hierbei, wenn solche Vereinbarungen und Beschlüsse rechtsgültig sein sollen, die Regierungen niemals die grundvertrags- und verfassungsmäßigen Einwilligungsrechte ihrer Bürger und Stände verletzen. Insofern es sich also nicht blos von einseitigen Verfügungen über die den Regierungen zustehenden Hoheitsrechte handelt, oder insofern Rechte der Bürger gemindert werden sollen, bedürfen selbst neue oder veränderte Grundgesetze oder authentische Auslegungen der schon vorhandenen der Zustimmung der Betheiligten oder ihrer Repräsentanten. — „Da der Begriff voller Souverainetät der einzelnen Bundesstaaten der Bundesacte zum Grunde gelegt worden ist", heißt es deshalb wörtlich in der provisorischen Competenzordnung des Bundestages von 1817, §. 223, „so liegt unbezweifelt jede Einmischung der Bundesversammlung in die innern administrativen Verhältnisse jener außerhalb der Grenzen ihrer Competenz." — Im Widerspruche mit dieser aus der Natur der Sache selbst fließenden und anerkannten Grundregel sind inzwischen allerdings grade durch die Einwirkung der verschiedenen Richtungen in der Bundesgesetzung unleugbar Widersprüche und Zweideutigkeiten zu Tage gekommen und dadurch große und bedenkliche Collisionen, welche die ganze deutsche Nation in Bewegung gesetzt haben, entstanden. Diese werden sich nimmer glücklich schlichten, bis entweder alle bisherigen und zukünftigen, die Natur des Staatenbundes überschreitenden und die Grundverträge und Staatsgerechtsame der Bürger der ein-

zelnen Länder angreifenden Verfügungen beseitigt und aufgeschlossen werden, oder bis in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen und Wünschen der Nation, den ersten Verheißungen von Kalisch gemäß, der blos völkerrechtliche Staatenbund, unter Mitwirkung einer Nationalrepräsentation, zum staatsrechtlichen Nationalbunde ausgebildet werden wird. Sicher nur auf die eine oder die andere Weise wird der immer größer werdende traurige und gefährliche Zwiespalt friedlich beseitigt werden."

Es folgt aber daraus, daß die verbündeten deutschen Staaten ihre volle Unabhängigkeit sich gegenseitig anerkannt und gewährleistet haben, im allerentferntesten nicht die Unbeschränktheit ihrer Regierungen, ein unbegrenzter Despotismus und ein Willkürrecht. Grade von den beiden Regierungen, welche mit Erfolg jede äußere Einwirkung in ihre Landesangelegenheiten abgelehnt und ihre volle Unabhängigkeit durchgesetzt haben, hat Baiern sich vorzüglich beeilt, sein inneres Staatsrecht durch eine geschriebene Verfassung zu ordnen, und Würtemberg hat sich darüber mit seinen Landständen verglichen. Ebenso hat Sachsen, das auf der Benennung eines souverainen Fürsten in der Bundesacte nachdrücklich bestand, die Rechte seiner Landstände nie angetastet, sondern mit ihrer Zustimmung die Landesverfassung abgeändert. Weder eine Regierung für sich, noch ein Volk für sich macht einen Staat aus. Der Staat ist vielmehr die Gemeinschaft der Bürger unter ihrer eingeführten Obrigkeit, also in dieser Vereinigung. Die Souverainetät des Staates umfaßt folglich auch beide und wird von dem Oberhaupte desselben verwaltet, wie überhaupt alle Staatsangelegenheiten. In welcher Art, Maß und Form dies geschehen soll, das eben bestimmt die Verfassung des Landes, woraus von selbst erhellt, daß die Souverainetät niemals einen Rechtstitel oder Vorwand der Beeinträchtigung oder Uebertretung der Verfassung abgeben kann. Ebenso wenig folgt daraus, daß die Bundesacte und die Beschlüsse des Bundestages nur sehr wenig aus dem deutschen Staatsrechte enthalten, daß es außerdem kein solches mehr gebe. Die ausgesprochene Absicht der großen Mächte, „alle Willkür aus Europa zu verbannen", und deren Verheißung „einer zeitgemäßen Wiederherstellung des frühern deutschen Rechtszustandes, hervorgehend aus dem ureignen Geiste der deutschen Nation und aus gemeinschaftlichem Zusammenwirken von Fürst und Volk", sowie die von den deutschen Fürsten selbst anerkannte „Nothwendigkeit der Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte aller Einzelnen und aller Classen der Nation", das Alles ist zwar nicht in Erfüllung gegangen; es ist darüber keine Einigung zu Stande gekommen. Eben darum ist aber auch darüber nichts abgesprochen, nichts aufgegeben, auf nichts verzichtet worden. „Aus dem Bundesvertrage kann daher zum Vortheile der Regierungsgewalt kein allgemeines, staatspoliceiliches Sicherungsrecht und niemals irgend eine Aufhebung oder Gefährdung natürlicher oder positiver Freiheits- oder Verfassungsrechte der Unterthanen abgeleitet werden. Denn die ausgesprochene Absicht aller besondern, der Bundesacte beigefügten Bestimmungen war nach allen Entwürfen wie nach ihrer jetzigen Fassung stets die, den Unterthanen wenigstens ein Minimum von Rechten zu verbürgen, nie aber ihren Rechtszustand zu beschränken oder unsicher zu machen. Nur die Fürsten wollte man hierdurch binden und, wie man ganz ausdrücklich erklärte, das Mehr ihnen und den Landesverfassungen frei lassen. Sogar mit Verachtung wiesen die Gründer der Bundesacte selbst den Schein zurück, als wollten sie untereinander, mit Verletzung aller Rechtsgrundsätze, über die Rechte ihrer Stände und Unterthanen ohne deren Einwilligung zu ihrem Nachtheile verfügen und ihnen so nicht etwa blos rechtsgültig Rechte zugestehen, sondern rechtsungültig einseitig Rechte entziehen."

Wenn der Verf. auf solche Weise den Zustand des deutschen Staatsrechtes beleuchtet, so untersucht er in Beziehung auf die Schweiz weiter, was ihr zur weitern Vervollkommnung ihres öffentlichen Zustandes und der Verbesserung ihrer Verfassung von 1815 fehle. Er gibt der Troxler'schen Vorstellung durchaus Recht, daß Alles in dem Mangel der Nationalrepräsentation zusammenlaufe, und daß, um eine tüchtige Verfassungsurkunde auszuarbeiten, es unerläßlich sei, dieselbe nicht im Schooße der Tagsatzung, sondern durch einen eigends dazu zu erwählenden und einzusetzenden Verfassungsrath anfertigen zu lassen. Er beschwört die Schweizer, die hierzu günstige Zeit nicht vorübergehen zu lassen, damit sie wieder das Volk werden, das sie waren.

Wenn wir bisher nur referirend dem Verf. folgten, müssen wir schließlich ihm noch in einigen seiner Ansichten widersprechen. Denn 1) Elemente oder Körper, die sich nebeneinander gleichzeitig in eigenthümlicher Kraft und Beschaffenheit bewegen, fodern darum noch nicht immer ein Gemeinsames. Ja, so oft sie einander mit gleichnamigem Pole begegnen, stoßen sie einander sogar ab. Es hilft dagegen noch nicht, ihnen blos eine hemmende Einwirkung (ein Veto) zu gestatten; denn das Nichtthun ist im Leben oft schlimmer als das Thun. Das Bedürfniß entscheidet, ob das Handeln oder Unterlassen vorzuziehen. 2) Kann der Bundesstaat niemals ein vollkommner, geschweige der vollkommenste Staatszustand werden, sondern nur ein Uebergang zum einfachen Staat oder zur Anarchie, je nachdem die Träger der Souverainetät der einzelnen Bundesglieder zu wahrhaften Aristokraten unter der Souverainetät des Bundeshauptes werden, oder diese letztere zur Ohnmacht und Auszehrung bringen. Eins von beiden muß geschehen, und das Ringen darum stört die politische Sicherheit und Ruhe, die das erste Erforderniß eines vollkommenen Staates ist. Ein Souverain kann ohne alle Beeinträchtigung seiner Souverainetät beschränkt sein in der Ausübung seiner Gewalt, aber nicht selbst einer andern Souverainetät unterworfen. Diese zu theilen ist eine ebenso große Chimäre als die Vereinzelung der in ihr enthaltenen Staatsgewalten. So wenig Verstand, Urtheilskraft und Vernunft in einem denkenden Kopfe sich trennen lassen, ebenso wenig die Staatsgewalten. Jede muß um ihrer selbst willen der andern mächtig zu werden, sich mit ihr zu vereinigen streben. 3) So wahr es ist, „daß bei einer guten Organisation für jede Hauptverrichtung ein eignes, möglichst angemessenes Organ vorhanden sein muß", so brauchen doch darum nicht drei oberste, selbständige und einander hemmende Staatsbehörden zu bestehen, weil jeder Regierungsentschluß im Grunde ein Urtheil sei, mithin der Obersatz, der Untersatz und der Schlußsatz besonders gefunden werden müßten. Der Ober- und Untersatz werden nicht gefunden, sondern sind gegeben durch das Bedürfniß und die Staatsweisheit; nur das Urtheil soll gefunden werden von jeder Staatsgewalt. Diese Auffindung aber ist eine nach den innern Denkgesetzen nothwendige, nach der äußern Fassung aber ganz freiwillige Handlung, und diese letztere kann blos durch die Vervielfältigung der Willkür nicht geregelt werden. 88.

Literarische Notizen.

Von Boiste's verdienstlichem „Dictionnaire universel de la langue franç." besorgt jetzt Ch. Nodier die achte, von ihm durchgesehene, berichtigte und vermehrte Auflage. Es wird in 68 rasch aufeinander folgenden Lieferungen ausgegeben.

„Souvenirs, mémoires et lettres du général Maxim. Lamarque, publiés par sa famille" werden 3 Bde. betragen, deren erster in der Mitte Septembers herauskommen wird.

Unter dem Titel: „Brises du soir", hat Mad. de Labesges, geb. von Villars, Poesien herausgegeben.

Vom Baron Mortemart-Boisse erschien: „Histoire, voyages et scènes intimes". 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 263. — 20. September 1834.

Das Buch vom Rübezahl ꝛc. Von J. Lyser.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Das fünfte Märchen, welches wieder sehr anmuthig ist, hat Musäus viel besser erzählt. Es ist nämlich die Geschichte jener Frau, welche durch ihre Mutterliebe und durch ihr tüchtiges Wesen den Berggeist so für sich einnimmt, daß er die Blätter, welche sie im Walde gesammelt hat, in Gold verwandelt und ihren Mann, welcher sie zuweilen rauh behandelt, durch allerhand Neckereien demüthigt. Diese Frau ist bei Hrn. L. eine gewöhnliche, empfindsame Romanheldin, dagegen bei Musäus eine kräftige, gesunde Gebirgsbewohnerin von tüchtigem Verstande und sogar nicht ohne Witz. Einige Züge, welche Musäus entweder unmittelbar aus dem Munde des Volkes entnommen, oder wenigstens vortrefflich erfunden hat, will ich mittheilen, um zu zeigen, wie oberflächlich unser Bearbeiter wieder seine Quelle benutzt hat. Auf die Bemerkung Rübezahl's, sie hätte lieber gar nicht heirathen sollen, antwortet die Frau bei Musäus, S. 133:

Mag wol sein! Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heiratsgut. Da kam er zu mir und begehrte mich zur Ehe, gab mir einen Wildemannsthaler auf den Kauf, und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder abgenommen, aber den wilden Mann habe ich noch. Der Geist lächelte. Vielleicht hast du ihn wild gemacht durch deinen Starrsinn. Die Frau: O, den hat er mir schon ausgetrieben! aber Steffen ist ein Knauser; wenn ich ihm einen Engelgroschen abfodere, so rasaunt er im Hause ärger als Ihr zu Zeiten im Gebirge, wirft mir meine Armuth vor, und da muß ich schweigen. Wenn ich ihm eine Aussteuer zugebracht hätte, wollt' ich ihm schon den Daumen aufs Auge halten.

Das ist echt poetisch und zugleich doch ganz aus dem Leben gegriffen! Wie schwach und blaß ist dagegen Hrn. L.'s Schilderung! Die besten Züge sind verschwiegen, und an den erzählten das Kindliche, das Wahre, Natürliche abgeschliffen. Auch der wichtige Umstand, welcher dieses Märchen so anmuthig zu einem Idyll im Geiste der bessern niederländischen Maler abrundet, nämlich der, daß der Glashändler, nachdem seine Waaren zerschmettert sind, sich selbst eine Ziege und einige Zicklein stehlen will, um seiner Frau nicht seinen Unfall eingestehen zu müssen, ist nicht der Beibehaltung werth erachtet worden.

Das sechste Märchen ist unbedeutend; es scheint allerdings auf einer dunkeln Volkssage zu beruhen, aber diese hätte einer poetischen Ausführung bedurft. Hr. L. behelligt uns hier zwar nicht mit seinen Witzeleien, hat aber doch nicht viel aus den ihm gegebenen Andeutungen zu machen gewußt. Rübezahl soll nämlich ein Dorf zu Grunde gerichtet haben, weil die Bewohner desselben allzuschwelgerisch lebten. Diese abstract moralische Tendenz ist dem Berggeist fast ganz und gar nicht eigen, und es ist daher zu vermuthen, daß die Sage irgend einen bestimmtern Sinn hat, welcher dem Bearbeiter entgangen ist.

Das siebente Märchen ist das auch von Musäus erzählte, in welchem ein Schneidergesell von Rübezahl eines Mordes verdächtig gemacht, aber auf Verwenden seiner Geliebten gerettet und mit dieser vereinigt wird. Dies Märchen ist schwer zu erzählen, weil es necklischer und gnomenhafter ist als die andern; Hr. L. hat sich dadurch wieder verleiten lassen, einige seiner faden Witzeleien anzubringen. Auch hat er wieder einige angenehme Züge, die sich bei Musäus finden, ausgelassen, namentlich in der Erzählung des Mädchens. Ich wähle absichtlich den unbedeutendsten dieser Züge als Probe, weil es hier grade auf den rechten Sinn für Kleinigkeiten ankommt. Musäus begründet nämlich die etwas umständliche Art, wie Rübezahl den Schneidergesellen rettet, dadurch, daß er sagt, der Berggeist habe „den Herren von Hirschberg den Spaß nicht verderben wollen, einen Actus ihrer verjährten Criminaljurisdiction auszuüben; denn der Magistrat hatte sich durch die sträckliche Gerechtigkeitspflege bei ihm in guten Credit gesetzt". Dieser Zug ist allerliebst, denn er ist außerordentlich bezeichnend für den Charakter des wackern, rüstigen Berggeistes. Bei Hrn. L. dagegen sieht man nicht ein, warum Rübezahl seinen Schützling nicht gradezu aus dem Gefängniß herausholt.

Das achte Märchen ist ganz unbedeutend. Ein Mensch gibt sich für den Rübezahl aus, um zu rauben, und wird dafür von dem echten Berggeiste bestraft. Es ist eine Thorheit, daß der neueste Bearbeiter diese Begebenheit aus der sehr passenden Stelle, die sie bei Musäus einnimmt, herausgerissen und zu einem eignen Märchen verarbeitet hat. Wenn er aber dies einmal that, so mußte er wenigstens die Lebensgeschichte des Pseudorübezahl's nicht weglassen; sowie das Märchen hier steht, ist es ganz kahl und sinnlos.

Das neunte Märchen ist eine schlechte Liebesgeschichte,

welche auf eine ungeschickt verarbeitete, sagenhafte Ueberlieferung gegründet ist. Die Ausschmückungen des neuesten Bearbeiters werden hier wieder so ungeheuer fratzenhaft, daß ich, um ihn wo möglich zu beschämen und dadurch vielleicht einige Besserung vorzubereiten, wieder eine derselben abschreiben will. S. 80 wird davon gesprochen, daß ein Mädchen die Annäherung des Geliebten gewöhnlich durch das Geschrei seines Esels vorauserfahren habe. Da heißt es nun weiter:

Die Liebe macht Alles gleich, und so magst du, sehr geehrter Leser, nicht lachen, wenn ich dir sage, daß Mariens Herz höher schlug, sowie sie durch den Wald den Esel Expen Martin's ya'en hörte. Es ist wahr, das Schreien eines Esels klingt nicht sonderlich; aber verkündigt es das Nahen des Geliebten, dann tönt es der Lieben wol oft so süß wie die Weise der „Sultanin Nachtigall". — Ich kenne einen jungen Menschen, der sonst ein ganz leidlicher Musiker, entzückt aufsprang, wenn Abends der alte betrunkene Nachtwächter des Städtchens an zu schnarren und zu grölen fing; der junge Mensch nämlich war in des Nachtwächters bildschönes Töchterlein verliebt und wenn der Alte auf der Straße schnarrte und grölte, so war es das Zeichen, daß Klärchen nun allein, und der glückliche Liebhaber hinüberhuschen konnte zu ihr ins trauliche Stübchen. Ha! und der Glückliche war ich! Ich wollte aber von Amadeus und Marien erzählen u. s. w.

Wenn Hrn. L. einiges Schamgefühl einwohnt, so erröthet er ohne Zweifel selbst über solchen Spaß, mit welchem er Märchen, die er doch selbst kindlichen Gemüthern empfiehlt, herausputzt. Man sieht zuweilen Stadtmauern und öffentliche Gebäude durch den Muthwillen der Straßenjugend bemalt und verunglimpft, aber diese Verzierungen sind meist noch viel anmuthiger als diejenigen, welche uns hier geboten werden.

Das zehnte Märchen ist das von der freigeistigen Dame, welche durch das Riesengebirge reist, vom rechten Wege abgeführt und darauf von Rübezahl stattlich bewirthet wird. Es ist zwar kein Volksmärchen, aber ein angenehmer Scherz. Uebrigens erzählt es Musäus viel besser als der neueste Bearbeiter, welcher eine Hälfte desselben abreißt und zu einem besondern Märchen verarbeitet; nämlich die bereits erwähnte Geschichte von dem Versuche eines Räubers, den Rübezahl zu spielen. Das Märchen wird grade dadurch anmuthig, daß die gewöhnliche Wirklichkeit, in welcher jene Dame sich mit so vieler Sicherheit bewegt, sich ihr feindlich erweist und ihr alle Schrecken der Gespensterwelt aufdrängt, während umgekehrt die Geisterwelt die Maske der modernen höflichen Gewöhnlichkeit annimmt und dadurch gleichsam zeigt, daß sie, wenn sie nur wollte, wol im Stande wäre, sich ganz in die Formen der so gerühmten modernen Cultur zu kleiden. Hr. L. witzelt übrigens in diesem Märchen zwar auch noch hinlänglich, aber doch nicht auf ganz so unausstehliche Weise als in manchen andern. Der Gegenstand verträgt sich hier etwas besser mit süßlichen Witzen.

Das elfte Märchen ist das einzige von Bedeutung, welches Hr. L. nicht aus Musäus geschöpft hat; es ist in der That angenehm und recht bezeichnend für Rübezahl's Weise. Ein Landmann nämlich, welcher seine Frau und Kinder sehr hart behandelt, wird von Rübezahl dadurch gebessert, daß er in die Gestalt seines Weibes hineingezaubert und nun von dem Geiste in seiner eignen Gestalt ebenso behandelt wird, wie er sich früher gegen sein Weib betragen hat. Der Einfall ist in der That Rübezahl's würdig. Wenn man das Märchen liest, so ärgert man sich fast darüber, daß Aehnliches sich in der Wirklichkeit kaum ausführen läßt; denn wo nur noch ein Funke von menschlichem Gefühl sich vorfindet, müßte dieses Besserungsmittel allerdings wirksamer sein als alle möglichen Ermahnungen und Strafen. Hr. L. erzählt dies Märchen leidlich; wenigstens hat er einige anmuthig rührende Züge, welche die Sage ihm bot, nicht unbenutzt gelassen und den Witz diesmal mehr als sonst gespart. Doch kann er sich der Rohheit nun einmal nicht ganz entschlagen, und Ausdrücke wie: „er gab ihm eine Maulschelle aus dem fi", erinnern uns immer wieder daran, mit wem wir es hier zu thun haben.

Das zwölfte Märchen ist ein unbedeutender, aber ergötzlicher Schwank, der ebenfalls nicht bei Musäus zu finden ist. Ein Pfarrer versagt einem Jäger eine Verwandte und wird auf Rübezahl's Rath dadurch gezwungen, seine Einwilligung zu geben, daß er in Gefahr gesetzt wird, von seinem Esel abgeworfen zu werden. Der Spaß soll nun darin bestehen, daß grade die zierlichen Mützenschwenkungen des Bittenden das Thier wild machen. Damit nun der Esel wieder einen vernünftigen Schritt gehe, ergibt der Alte sich. Das Märchen gehört deshalb nicht eben hierher, weil gar nichts darin ist, was Rübezahl besonders charakterisirte; es ist leidlich erzählt.

Das dreizehnte Märchen ist ebenfalls nicht bei Musäus zu finden und würde als eine angenehme Zugabe zu betrachten sein, wenn es nicht durch fremdartige Bestandtheile verunstaltet und ungebührlich gedehnt wäre. Ein Platz im Riesengebirge heißt Rübezahl's Kegelspiel, und man hat eine Sage über denselben, welche aber schwankend und fast verloschen ist. Hr. L. erzählt sie so: Ein Landmann ergibt sich dem Teufel, um als der beste Kegelspieler in seinem Dorfe anerkannt zu werden. Der Teufel soll ihn holen, sobald er heirathet. Die Liebe bringt ihn aber dahin, daß er sein wüstes Leben und mithin noch mehr jenen Vertrag mit dem Teufel bereut. Dieser läßt sich gefallen, um die Seele des Landmanns mit ihm zu kegeln, und wird mit Hülfe Rübezahl's besiegt. Die Sage ist nicht ohne Sinn, obwol nicht in dem alten, guten Styl der Rübezahlsagen; man möchte fast behaupten, sie habe zu viel Sinn, wie fast alle Sagen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Die Moral liegt in ihnen gewöhnlich zu klar und trocken vor Augen. Hr. L. gibt sich in diesem Märchen wieder einmal seinem Hange zu Fratzen und Frivolitäten ganz hin. Im Vorwort entschuldigt er sich wegen der Gotteslästerungen, welche er dem Teufel in den Mund legt. Diese Entschuldigung möchte wol nur ein sehr beschränkter Leser für nothwendig halten. Dagegen hätte Hr. Lyser die vernünftigen Leser deswegen um Verzeihung bitten können, weil er den guten Geschmack lästert, indem er die Märchenwelt durch seine Fratzen verunstaltet.

Indem wir das vierzehnte Märchen aufschlagen, glänzen uns sogleich folgende Zeilen entgegen:

Ich bin zwar selber, Gott Lob, in meinem Leben noch nicht verliebt gewesen; aber ich kannte einen Freund, der hatte einen Vetter, dessen Großvater mütterlicher Seite sich in seiner Jugend dergestalt verliebt haben soll, daß er nahe daran gewesen, sich todtzuschießen — er hat es aber nachher doch sein lassen, und das ist ein großes Glück für die Familie gewesen.

Hiernach läßt sich schon ungefähr beurtheilen, in welchem Geiste dieses Märchen gehalten ist, denn jene Zeilen werden nicht etwa, wie man vermuthen könnte, irgend einem albernen Gecken in den Mund gelegt, sondern der Verf. bringt sie in seinem eignen Namen als zierlich witzige Randglosse an. Und wirklich ist dieser Theil des Buches ein Muster plumper, geistloser Ironie. Ein Schreiber und ein adeliges Mädchen werden von dem Vater in einer verfänglichen Situation ertappt und aus dem Hause geworfen. Rübezahl nimmt sich ihrer an, schickt aber den Schreiber erst unter die Soldaten, damit er wenigstens den Schein eines Mannes gewinne. Alle diese Figuren sind von so unsäglicher Erbärmlichkeit, wie nur Hr. L. sie ertragen und schildern kann. Dieses sogenannte Märchen habe ich, wenn ich nicht irre, schon irgendwo gelesen. Jedenfalls war es des Wiedererzählens nicht werth.

Die beiden letzten Märchen sind ganz von der Fabrik des Bearbeiters, daher natürlich keine Märchen, sondern schlechte Witze. In dem ersten derselben erzählt ein „junger feiner Gesell", in welchem der Verf. mit Wohlgefälligkeit sich selbst abschildert, die Geschichte seines Lebens, in welcher dann wieder jenes Mädchen, welches statt „den Höherbegabten" zu lieben, sich einem schlichten Erdensohne in die Arme geworfen hat, eine Rolle spielt. Als das Resultat dieses Lebens wird eine absolute Menschenverachtung angegeben. Wenn Hr. L. könnte, so äße er das sämmtliche Menschenpack auf, um nur nicht länger von ihm gelangweilt zu werden.

Das zweite dieser selbsterfundenen Märchen ist wo möglich noch sinnloser. Es enthält zunächst ein Gespräch zwischen einem Buchhändler und einem schlechten Dichter, worin Letzterer verspottet wird. Dann kommt Rübezahl dazu, schilt den Dichter ebenfalls aus und verspricht dem Buchhändler, ihm seine eigne Geschichte, welche einer seiner Freunde abfassen werde, in Verlag zu geben. Dieser Freund wird nun auf der letzten Seite des Buches auf folgende Weise eingeführt:

Indem ging die Thüre auf, und herein stolperte eine seltsame verschrobene Figur, der dicke Kopf stak ihr tief zwischen den Schultern, unter der Mütze starrte rothes struppiges Haar hervor, und ein paar kleine graue Augen schossen unheimliche Blitze aus tiefen Höhlen. Unter der gleich einem Habichtsschnabel gebildeten Nase zog sich das breite Mohrenmaul von einem Ohr zum andern; gleich unter'm Kopf begann die Brust, und gleich unter der Brust fingen die säbelartig gestalteten Beine an.

Um seinen Namen befragt, sprach das kleine Ungeheuer: „Ich heiße Jean Pierre Lysér".

So schließt das Buch! Nach diesen Proben möchten Manche nicht abgeneigt sein, Hrn. Lyser dieselben Worte zuzurufen, welche er gegen einen andern Schriftsteller gebraucht. Er läßt nämlich den von ihm so gröblich mißhandelten Rübezahl folgende Anrede an einen Versmacher halten:

Du willst ein Dichter sein? ein Gottbegabter, der das Heiligste und Erhabenste in sich trägt, und dessen Werth nur um so heller strahlt, jemehr der Pöbel ihn verkennt — ? o du Balg, der du nur die Masse von jeher im Auge hattest, der du mit Massen seichter Verse sie zu zwingen dachtest, dessen höchstes Ziel nicht die Wahrheit und die Reinheit war, sondern hohles Wortgetön und ein gutes Honorar! — erkenne deine Thorheit, wenn du es noch kannst, und bessere dich!

Ja wohl: „wenn du es noch kannst"! Denn es ist allerdings zu fürchten, daß Hr. Lyser, durch den Beifall einiger Gleichgesinnten in seinem Wahne bestärkt, seine Manier für schön und sich für geistvoll und gebildet hält.

6.

Johann Berckmann's stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen stralsundischen Chroniken, nebst einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte Stralsunds enthaltend. Aus den Handschriften herausgegeben von G. Ch. F. Mohnike und E. H. Zober. Mit zwei Steindrücken. Stralsund, Löffler. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Wichtig für die Geschichte der Verhältnisse der Stadt und des Landes. Berckmann war im letzten Viertheil des 15. Jahrhunderts, vielleicht zu Stralsund, wenigstens in dessen Nachbarschaft geboren und lange vor dem Ausbruch der Reformation Augustinermönch und Prediger im Johanniskloster, vielleicht auch Beichtiger der Augustinerinnen zu St.-Annen. Bald nach 1520 ging er zu Luther's Lehre über, sodaß er Augenzeuge und Theilnehmer der Begebenheiten war. Anfangs flüchtete er nach Neubrandenburg, ward dort von der Fürstin geschätzt, aber von der hohen Geistlichkeit verfolgt, und kehrte am Schlusse des J. 1524 nach Stralsund zurück, wo er auch 1525 die erste Kirchen- und Schulordnung mitunterschrieb und als Prediger angestellt ward. 1549 war er ein erklärter Gegner des Interims, 1555 ward ihm seine Stelle aufgekündigt und nichts gelassen als freie Wohnung. Man schützte sein Alter und seine Leibesschwachheit vor, vermuthlich aber vertrieb den beliebten Kanzelredner der Neid seiner Amtsgenossen. Er starb 1560 im hohen, vielleicht achtzigjährigen Alter. Candor, pietas et inclyta virtus werden ihm nachgerühmt. 1548 fing er an seine Chronik zu schreiben, die er vom Erbauungsjahre der Stadt, 1230, bis 1559 fortführte. Sie erscheint hier zum ersten Male gedruckt, hatte sich selten gemacht und verdiente den Abdruck; denn es fehlt ihr weder an Aufrichtigkeit, noch an Anschaulichkeit, obgleich des Verf. rücksichtlose Unzufriedenheit mit den Machthabern und seine demokratische Gesinnung unverkennbar ist. Aber eben dadurch gewinnt sie besondern Werth, denn alle übrigen stralsundische Annalisten waren Mitglieder oder Beamte des Magistrats und Vertreter der Optimatenpartei. Er liebt es, die Dinge aus religiös-moralischem Gesichtspunkte zu betrachten und erlaubt sich humoristische und satirische Seitenblicke. Er erzählt viele Specialien, die man sonst nirgends findet, und Sitten- wie Reformationsgeschichte erhalten willkommene Erläuterung. Unter allen bekanntgewordenen Geschichtsbüchern Pommerns ist dieses allein in reiner sassischer Mundart abgefaßt und sorgfältig abgedruckt. Die Begebenheiten, welche vor 1510 fallen, sind aus frühern schriftlichen Nachrichten entlehnt, von dem Zeitpunkt an spricht B. als Augenzeuge. Seinem Zeitbuche folgen des 1577 verstorbenen Bürgermeisters Busch Auszüge aus stralsundischen Chroniken, von 1280—1521. Daran schließen sich acht katholische Spottlieder gegen die Reformation,

von 1524—27, die ihr beim Volke wenig geschadet haben werden, da sie nicht einmal witzig und launig sind. Alles beschränkt sich auf Schimpfreden gegen die neuen Lehrer, weil sie sich verheirathet hatten; nur eins erwähnt tadelnd oder rühmend bedeutender Handelsstädte an der Ostsee, je nachdem sie sich der Reformation geneigt oder abgeneigt bewiesen. Gegen eine, erst im Anhange mitgetheilte Beschwerdeschrift des katholischen Archidiakons Stenwer, von 1524, der von protestantischen Einwohnern höhern und niedern Standes unfreundlich behandelt worden, ist eine 1525 abgefaßte Rechtfertigungsschrift des Reformators Ketelhodt und seiner Amtsgenossen eingerückt. Daran schließt sich: die erste stralsundische Kirchen- und Schulordnung des Johann Aepinus, der nachher zu Hamburg in großem Ansehen stand, von 1525, deren Bekanntmachung durch den Magistrat und die Unterschrift von acht Predigern; Bugenhagen's Visitationsrecess und Kirchenordnung von 1535; ein Schreiben des Superintendanten Knipstrow an den Magistrat von 1555; dessen Kirchenordnung für die Stadt, vom nämlichen Jahre; einige Ergänzungen der Chroniken. Ungemein brauchbar wird das Buch durch Hrn. Z.'s chronologisches Verzeichniß ihres Inhalts, eine Tabelle über Sonntagsbuchstaben und Ostersonntage, ein alphabetisches Verzeichniß der Heiligenfeste und ein Glossar, minder bekannte plattdeutsche Worte und Redensarten erklärend. Die Schicksale der Stadt und des Landes, auch der Fremde, insofern sie auf jene Einfluß hatten oder allgemeines Aufsehen erregten, die Verhältnisse des Magistrats und der Bürgerschaft unter sich und gegen ihre Landesfürsten, die Einrichtungen in Kriegs- und Friedenszeiten, die Abgaben, die Naturbegebenheiten, die Preise der Bedürfnisse, der Stand der Witterung, des Handels und der Gewerbe, die Criminalfälle, deren leider nicht wenig sind, und deren Verminderung durch die Religionsveränderung nicht bewirkt worden zu sein scheint, und was sonst für eine taugliche Chronik sich eignet, haben die mitgetheilten redlich ins Auge gefaßt. Von zwei Steindrücken zeigt der erste das Bildniß des verdienten Reformators Ketelhodt, der andere das Facsimile von Stenwer's Handschrift und von der Namensunterzeichnung der acht evangelischen Prediger von 1527. Der billige Leser weiß, was er zu suchen hat, und wird hoffentlich nicht selten mehr finden, als er erwartet. 57.

Ueber die Pest in Konstantinopel.

Die in den „Dorpater Jahrbüchern" (vgl. Nr. 231) mitgetheilten Berichte des Dr. Seidlitz über Konstantinopel in klimatischer und medicinischer Hinsicht enthalten so neue und seltene Beobachtungen über das große medicinische Geheimniß, die Pest, daß wir mit der folgenden auszugsweisen Mittheilung aus dieser trefflichen Abhandlung hier willkommen zu sein glauben.

„Schon", sagt Dr. Seidlitz, „habe ich den Irrthum Derer gerügt, welche die Unsauberkeit der Stadt und ihrer Bewohner als die Quelle der Pest ansehen. Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung, selbst der Wohnung ist für die Türken eine religiöse und sittliche Pflicht, und das Innere ihrer Wohnungen steht an Sauberkeit den holländischen kaum nach. Die Schuhe werden stets vor der Thür zurückgelassen, die Dielen sind mit Teppichen oder Matten bedeckt; nur eines fehlt ihnen — Leibwäsche, und sie schlafen in einem Theil ihrer Kleider. Unreinlichkeit ist aber überhaupt keine Ursache der Pest; vielmehr verbreitete sich die furchtbare Pest von 1721 in Marseille nur in den offenen, saubern Stadttheilen und verschonte die schmutzigen, und unter Karl II. öffnete man in London die Cloaken, worauf die Pest sogleich aufhörte. — In halb Europa ödten sich der Pest günstigere Localverhältnisse dar als in Konstantinopel, wäre Unreinlichkeit ihr Quell. Ueberhaupt aber ist die Krankheit hier gar nicht primair. Sie ist stets entweder ägyptischen oder levantischen Ursprungs, und die aus Trapezunt und Sinope kommende ist bei weitem die schrecklichere. Die Krankheit ist freilich contagiöser Natur (wie die Cholera), aber sie haftet nur zu den Zeiten epidemischer Constitution. Diese herrscht nur in den ersten Sommermonaten, im Mai, wann die Wassermelonen (Melongenen, Patlidshans) reifen, und der trockene Nordostwind weht, wenn alle Brunnen versiechen, das Wasser schlecht wird, die Wiesen verbrennen und eine allgemeine Disposition zur Synocha erzeugt wird. Ist das Wetter dagegen unbeständig, feucht, wechseln die Winde, so bringt selbst ein ganz angesteckes Schiff keine Pest hervor. Oft rafft die Pest eine einzelne Straßenseite weg und verschont die gegenüberliegende, wenn sie der Südwind trifft. Meistens ist daher schon eine Wohnungsveränderung auf die entgegengesetzte Seite der angesteckten Straße ein Rettungsmittel. Noth und Mangel ist auch kein Quell der Krankheit, wol aber stellt sie sich gern ein, wenn Ruhe und Ueberfluß herrschen; der Krieg vertreibt sie, die Wohlfeilheit der Lebensmittel lockt sie an. Plötzlicher Wechsel von der Hitze zur Kälte, oder umgekehrt, thut ihren Fortschritten Einhalt; doch ist ihr Ausbruch von Frost oder Hitze unabhängig. Mit zunehmendem Monde wächst sie, mit abnehmendem fällt sie; das Umspringen des Windes verscheucht sie. Oelverkäufer und Trunkenbolde sollen von der Ansteckung frei sein, wie die Dragomane der Pforte. — Die Türken fürchten die Ansteckung gar nicht, verlassen nie ihre Kranken und änderten in ihrem Verkehr mit Andern bis vor einigen Jahren nicht das Mindeste. Erst seit dem russischen Kriege brauchen sie Vorsicht — eine Mitgift fortschreitender Civilisation. Auch bei den christlichen Bewohnern der Stadt sind die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln so gut wie keine. Man wirft das Geld ins Wasserbecken und damit genug, aber man trägt ohne Scheu die Kleider der Verstorbenen. Selbst die türkischen Aerzte, welche die Krankheit nie zu behandeln bekommen, da ein Arzt, der die Pest heilen wollte, unfehlbar alle Reputation verlöre, glauben, sie müsse an einem bestimmten Tage aufhören, oder verliere wenigstens ihre Ansteckungskraft. Gewiß ist, daß die Krankheit nur in gewissen Stadien contagiös ist, und daß man in andern sich zu dem Kranken ins Bett legen kann, ohne angesteckt zu werden. Daher blindes Vertrauen und Prädestinationsglaube, obschon diese Launenhaftigkeit der Krankheit nichts beweist, als daß es Umstände gibt, die der Ansteckung wehren. Dagegen gibt es andere Zeiten, wo die meisten Kranken aus dem Zusammenfluß epidemisch-constitutioneller Ursachen erkranken, und wo alle übrigen Krankheiten in die Pest aufgehen und schweigen, so lange sie herrscht. In solchen Zeiten sichert natürlich auch die strengste Absonderung nicht. (Dies war auch der Fall mit der Cholera in Europa.) In solchen Zeiten hat man Mücken, Fliegen und Flöhe in Verdacht genommen, die Ansteckung zu verbreiten! Es gibt aber eine wahre sporadische Pest, auch als Recidiv einer schon bestandenen, und dergleichen Fälle mögen in Konstantinopel beständig vorhanden sein, wiewol es äußerst schwer ist, sie zu beobachten." Nur im griechischen Hospital konnte Dr. Seidlitz drei solche Fälle (zweifelhaft genug indeß) zu Gesicht bekommen. Alle drei Patienten genasen.

Da die türkischen Aerzte sich nie mit Heilung der Pest befassen und fremden der Zutritt zu den Kranken sehr schwer gemacht wird, so ist die Diagnose dieser Krankheit noch immer ein Geheimniß. In Konstantinopel antwortet man Jedem, sie habe keine eigenthümlichen Symptome und trete unter allen Gestalten auf, sie sei eine ganz charakterlose Krankheit. Pusteln, Petechien und rheumatische Schmerzen werden hier Pest genannt, zu andern Zeiten soll Schwindel, Kopfschmerz, belegte Zunge schon als Pest gelten. Ebenso wenig ist das Heilverfahren im Geringsten geregelt. Aderlässe, Brech-, Schweißmittel, Hautreize werden durcheinander mit Amuleten angewendet, bewähren sich hier und versagen dort. Nur in dem einen Punkt sind alle Stimmen einig: daß es kein sicheres Heilmittel gibt, und daß das Wasser alles Contagium neutralisirt. 100.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 264. — 21. September 1834.

Schleiermacher.

In ihm ist eine so außerordentliche Erscheinung vor den Mitlebenden gestanden, daß es ein ebenso thörichtes als verwegenes Unternehmen wäre, ihn schon jetzt in seinem ganzen vollen Werthe für die Wissenschaft und Kirche der Mit- und Nachwelt schildern zu wollen. Nach mehrern Jahrzehnden erst, vielleicht erst in einem Jahrhundert läßt sich die Bedeutung und der Einfluß eines solchen Mannes, in welchem Plato und Paulus, Calvin und Spinoza vereinigt zu sein schienen, überschauend beurtheilen. Indessen ist es, zumal bei dem frischen Schmerze um den Verlust des Unersetzlichen, ganz in der Ordnung, daß nicht nur anerkennende und preisende Stimmen über ihn laut werden, sondern auch die eine und andere sich in einer Schilderung seines Wesens und Verdienstes versucht, sowie nun eben der Eindruck derselben in dieser oder jener Richtung des geistigen Lebens im gegenwärtigen Geschlechte vorliegt. Wir haben das tiefempfundene und in jeder Linie die Wahrheit verkündigende Wort Hoßbach's an heiliger Stätte, auf der Kanzel des großen Vollendeten selbst über dessen geistliche Rede und Wirksamkeit in seiner christlichen Gemeinde vernommen. Die Vorträge von Strauß, Pischon und Steffens, jeder eigenthümlich in der Auffassung seines Gegenstandes, haben das Zeugniß von Freunden, obwol im Gebiete der Wissenschaft andern Bahnen folgenden Freunden, aber treugesinnten, und welche den tiefen wissenschaftlichen Geist und christlichen Sinn und das gewaltige Einwirken des Hingegangenen auf seine Zeit verstanden haben, abgelegt. Aber es müssen auch andere Urtheile, auch aus der Ferne sich vernehmen lassen, die nicht von den unmittelbaren Freunden und Lebensgenossen ausgesprochen, und welche zugleich auf weitere Kreise der Thätigkeit, als die zunächst bei dem Vollendeten ins Auge fallen, gerichtet sind. Von jenem vorlauten Worte eines Unwissenden oder Undankbaren, dem ersten, welches die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg über Schleiermacher zu lesen gab, ist nicht die Rede; die Erfahrung der jüngsten Zeit ist ohnehin nicht arm an jugendlichen Verunglimpfungen der edelsten und wahrhaft freisinnigen Männer, welche sich gegen die Foderungen einer gewaltsamen Weltverbesserung auszusprechen wagen. Wir legen dagegen hier zwei Gutachten vor, welche für ihre Verfasser wie für ihren Gegenstand gleich ehrenvoll sind. Doch scheint bei dem einen das Interesse mehr auf der Persönlichkeit Dessen, der das Urtheil fällt, bei dem andern mehr auf dem Urtheile selbst zu ruhen.

Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. Von Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Jena, Frommann. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Einer der geistreichsten und selbständigsten Theologen unserer Zeit läßt sich vernehmen:

Schleiermacher und ich, wir haben uns nie gesehen, und kaum, daß einige flüchtige Zeilen uns einander näher gebracht haben. Platonische Studien, denen ich einige frühre Jahre gewidmet hatte, und die Schriften Schleiermacher's führten mich in der Jugendzeit zu ihm hin. Ich bin ihm in seinem Wirken und in seinen Schriften von da an ununterbrochen gefolgt. Das Wenige, was von mir in der Literatur bekannter geworden ist, hatte den Weg zu ihm und die Gunst Schleiermacher's gefunden. Ich weiß, daß er nicht aufgehört hat, mein als eines seiner Gleichgesinnten freundlich zu gedenken. So lege ich denn diese Blätter auf das Grab meines edeln Meisters. Mögen sie verdienen bekannt zu werden und für spätere Zeiten zu bleiben. Und mögen sie dann bezeugen, daß auch in unserer Zeit „das Geheimniß der Freundschaft" bestanden hat, und es noch Freunde gegeben habe, deren Verbindung im Tode blieb, und die sich im Leben nie gesehen haben (Vorw., S. III fg.).

Die einleitende Idee der Schrift ist diese, daß Schleiermacher zu den großen Männern gehöre.

Derselbe, dessen gelehrter Name in Schriften und Wort weit über die Grenzen seines Volks und seiner Sprache getragen wurde, löste mit Einsicht und Klarheit Aufgaben der Staatskunst, und wieterum hat er auch das Kleinste um sich her erwogen und aufgeklärt. Der bewunderte Dialektiker war auch ein erbauender Volkslehrer, die Weisen fördernd und erhebend, Allen aber zugänglich und klar. Der mächtige Geist war auch ein freundlicher Lehrer der Jugend. Und welch ein ungeheures Feld des Wissens lag klar und bereit vor ihm ausgebreitet! Zwar wollte er keine Schule stiften, aber er steht in der Mitte einer großen und auserwählten geistigen Gemeine, die er gebildet hat. Soll endlich auch das als ein Merkmal des großen Mannes gelten, daß er seiner Zeit oft ein Räthsel sei: auch dieses hat sich, wir wollen nur noch nicht entscheiden, ob durch ihn selbst, an Schleiermacher vielfach bewährt.

Da nun gleichwol die geistige Gestalt dieses außerordentlichen Mannes vor Vielen nur in unbestimmten Zügen dasteht, Andere ihn nur theilweise kennen, Etliche wol auch einzelne Seiten seiner Erscheinung absichtlich verstellt und verborgen haben, so lag darin für den Verf.

ein Ruf, darzustellen, was Schleiermacher war, was er gedacht und gelehrt hat, seine Bildung und den Erfolg seines Lebens und Wirkens.

Zuerst wird eine Physiognomik seines Geistes und seiner Schriften zu geben versucht und behauptet, daß, wenn Geist und Kraft, jener aneignend und nach innen ziehend, diese nach außen gerichtet und sich ausbreitend, die Elemente seien, welche das innere Leben vollziehen, und wenn bei den gewöhnlichen Menschen die eine oder andere dieser Richtungen einseitig vorhanden sei oder mißbräuchlich vorherrsche, Schleiermacher zu den seltenen, ausgezeichneten Wesen gehört habe, in welchen sich das Intelligente und das Praktische, Geist und Kraft, gleichmäßig und im Einklange miteinander entwickelt haben. Wenn ferner tief im Innern des Menschen ein zwiefaches Interesse wohne, in welchem alles Edle und Würdige beruht, das sich in jedem hohen Streben und in jedem heiligen Drange offenbart: das Interesse für die Wahrheit und das für die Religion und die Tugend oder das Heilige, und wenn auch diese Richtungen im gewöhnlichen Menschenleben mehr oder weniger getrennt erscheinen, so war auch hier die Vereinigung und Vollendung beider in Schleiermacher wahrzunehmen. In Beziehung auf die Ausbildung des intelligenten Elementes aber ist ein treffliches Wort gesagt:

Weit mehr als der wissenschaftliche Stoff hat der Gedanke für seinen Geist Interesse und Bedeutung. Dieses hat ihm als Lehrer jene unersetzliche Vollendung gegeben, in welcher er die Geister, ihnen vordenkend, sie beherrschend und leitend, entwickelt hat; und dieses gab ihm auch jene Hinneigung zur Dialektik, zu der freiesten, reinsten Auffassung der Gedanken, und die Kraft, welche er in derselben dargelegt hat. Die Dialektik hat, seitdem Aristoteles die alte, edle Bedeutung des Wortes abgeändert hatte, einen übeln Ruf in den gewöhnlichen Schulen gehabt. Auch Schleiermachern ist ihr Gebrauch oft verübelt worden, oder man hat ihn wenigstens eines Mißbrauchs derselben durch Uebertreibung angeklagt. Wie man die Dialektik früher der eigentlichen Wahrheitsforschung entgegensetzte, so meinte man, daß Schleiermacher, indem er oft nur den Begriffen an sich folgte, ihren logischen Werth und ihre Anwendung prüfte, oder oft nur mögliche Gedankenreihen, Hypothesen, bisweilen auch unvollendet, verfolgte, wenigstens häufig seine Erörterungen des Gehalts oder des Resultats beraube. Man erwog nicht, welche Entwickelung der geistigen Kraft, wie die Begründung aller wissenschaftlichen Forschung in dieser dialektischen Art und Kunst liege; daß es etwas Anderes um sie und um die Spitzfindigkeit sei, welche die Schwierigkeiten, die sie lösen will, erst in die Gegenstände hineinträgt, und daß sich die Richtigkeit der Form, die Wahrheit des Begriffes und die des Gedankens wechselseitig bedingen (S. 7 fg.).

Seine Auffassung jedes Stoffes war durchaus geistreich und tief eigenthümlich. Damit hing auch die große Gabe höherer Kritik zusammen, die er bei den Werken des Alterthums in Anwendung brachte, während es ihm weniger um die Einzelnheiten einer vorliegenden Schrift zu thun war, sodaß er eben auch in dieser sogenannten niedern Kritik oft weniger glücklich war. Dagegen die Beurtheilung der alten Schriftdenkmale im Ganzen, des Echten oder Unechten, der Stellung und Bedeutung derselben, dieses zog seinen Geist vorzüglich an. Doch hat er auch hier nicht herrschen, nur aussprechen und anregen wollen.

So hat sein Talent sich in dem berühmten Werke hervorgethan, in welchem die Weisheit und Herrlichkeit Platon's zuerst unserer Sprache und so einem größern Kreise bildungsfähiger Leser näher trat. Mit den Dialogen Platon's stand es seit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften und der neuen Akademie zu Florenz schlimmer als in den ältern Zeiten und zu Alexandria. Die Tradition nahm ohne Unterschied Wahres und Falsches, selbst lächerlich Falsches, wie es die meisten angeblichen Briefe des Philosophen sind, auf; die Anordnung der Schriften geschah unter den beschränktesten Gesichtspunkten, bald nur nach Dem, was äußerlich zu passen schien, bald nach dem Lehrinhalte derselben, wie man ihn in ihnen allen als ihren eigentlichen Endzweck voraussetzte, und sowie man ihn meistens theologisch auffaßte. Schleiermacher's Geist hat zuerst in dieser Masse geleuchtet, geschieden und geordnet; seit seinem Werke gibt es eine höhere Kritik der Platonischen Schriften. Nur daß wir ein, nicht nur in der Uebersetzung, sondern auch in den noch bei den Büchern vom Staate verheißenen Beigaben über Platon, seine Philosophie und Kunst, unvollendetes Werk empfangen haben. Und wie sehr muß man es beklagen, daß ihn sein Lebensgeschäft nicht auch zu der Kritik der Aristotelischen Schriften hat gelangen lassen, über welche er nur allenthalben zerstreute Andeutungen gegeben hat, aber deren durchgängige Unsicherheit und Verfälschung von Altersher bekannt und entschieden ist, und für deren Beurtheilung man noch immer nicht einmal Principien und Normen gefunden hat (S. 11 fg.).

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen von allen Farben. Deutsch von F. L. Rhode. Zwei Theile. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Für Liebhaber von Ragouts wird durch diese Sammlung recht zweckmäßig gesorgt; denn die kleinen Erzählungen, welche sie enthält, repräsentiren ziemlich vollständig die verschiedenen Manieren, deren die neuesten Modeschriftsteller sich befleißigen. Diese theilen sich bekanntlich in eine ältere und eine neuere Schule, von denen die erste Walter Scott zu ihrem Chorführer hat, die andere hauptsächlich aus den französischen sogenannten Romantikern und einigen Nachahmern derselben besteht. Jene erste Schule wird hier hauptsächlich durch Erzählungen von Walter Scott selbst, von Washington Irving, Neele und einigen andern Scottianern repräsentirt; die zweite durch Erzählungen von Jules Janin, von der berüchtigten Sand und von dem im Ganzen dieser Schule sich anschließenden Engländer Bulwer. Das Büchlein ist daher Denen zu empfehlen, welche nur wenige Zeit auf das Lesen verwenden können und sich doch einen Ueberblick der Eigenthümlichkeiten der genannten Modeschriftsteller verschaffen möchten. Dies ist aber ziemlich der einzige Reiz, den die Sammlung hat, denn die mitgetheilten Erzählungen selbst sind meist sehr schwach, namentlich die des ersten Theils.

Den Reihen beginnt eine Erzählung von Washington Irving: „Die Legende von der Rose des Alhambra.“ Der Inhalt derselben würde sich in einer Romanze recht angenehm ausnehmen, aber für eine Erzählung ist er zu unbedeutend. Ein Page verliebt sich in ein in dem Alhambra wohnendes Mädchen, erhält aber von seinem Vater nur erst dann die Erlaubniß, sie zu heirathen, als das Mädchen mit Hülfe einer Zauberharfe, welche sie von einer gespenstischen Prinzessin erhalten hat, den König von einer Gemüthskrankheit befreit und dadurch zu großen Ehren gelangt. Der Verf. hat versucht, der Erzählung durch eine detaillirte Beschreibung des Alhambra und seiner Umgebungen Reiz zu verleihen, aber die Wirkung derselben dadurch nur geschwächt; denn je großartiger diese Oertlichkeiten dem Leser erscheinen, desto armseliger nimmt die unbedeutende Begebenheit sich aus, welche in ihnen sich ereignet. Auch verstößt der Verf nicht selten gegen den Romanzenton, in welchem

das Ganze gehalten sein sollte, namentlich indem er zuletzt erklärt, die Saiten jener Wunderharfe seien dieselben, mit denen später Paganini's Geige bezogen worden sei.

„Das tapezirte Zimmer oder die Lady im Sack" von Walter Scott ist eine ganz gewöhnliche Gespenstergeschichte, wie man deren Tausende hat. Sie keinen andern Reiz als den des Unerklärbaren; und dieser ist denn freilich ein sehr untergeordneter. Sie gibt nicht einmal der Phantasie Nahrung, weil sie in der That allzu einfach ist. Eine Frau erscheint als Gespenst. Das ist das ganze Factum, das hier erzählt wird. Der einzige Zug, welcher dieser nackten Thatsache mehr Besonderheit verleihen soll, nämlich, daß die Erscheinung große Aehnlichkeit mit einem Ahnenbilde hat, welches der von ihr Heimgesuchte vorher nicht kannte, ist ebenfalls sehr gewöhnlich und verfehlt daher seinen Zweck. Die Form der Darstellung ist die bekannte wortreiche und gedankenarme Manier Walter Scott's.

„Die beiden Duelle" von Jules Janin repräsentiren die Leichtfertigkeit der französischen Schule vortrefflich. Zwei Freunde duelliren sich aus einer Ursache, welche der Erzählende — selbst einer der Duellanten — vergessen hat. Einer schießt den Andern durch den Hut und bittet ihn mit scheinbarer Empfindsamkeit, denselben statt des seinigen behalten zu dürfen, benutzt aber diesen Homerischen Tausch nur dazu, dem Andern eine Operntänzerin abspenstig zu machen. Und dieser schließt seine Erzählung, indem er sagt, er habe also bei dieser Gelegenheit einen bessern Hut gewonnen und Fanny verloren und überdies die Erzählung von dem zweiten Duell in den Kauf erhalten. Dieses zweite Duell steht nämlich mit dem ersten durchaus nicht im Zusammenhange; die Geschichte desselben wird nur erzählt, weil einmal von Duellen die Rede ist. Dieses Alles wird mit der Hasenfüßigkeit eines Menschen berichtet, welcher, um mit dem Verf. zu sprechen, das Leben für einen bittern Scherz erkennt, d. h. welcher ohne Zweck und Ziel durch das Leben taumelt.

„Der spukende Kopf" von Walter Scott spielt im 16. Jahrhundert und läßt König Franz I. und Benvenuto Cellini auftreten, zeigt aber in Wahrheit weder von der Eigenthümlichkeit jener Zeit noch jener beiden Männer etwas auf. Die Geschichte ist übrigens die bekannte, welche Cellini in seiner Lebensbeschreibung erzählt, daß einer seiner Gehülfen ein Mädchen im Kopfe einer kolossalen Bildsäule versteckt habe, und daß ihn dies der Zauberei verdächtig gemacht. Das wird nun hier dadurch erweitert, daß jenes Mädchen zuerst mit Hülfe des Königs in Allerhöchsteigner Person entführt werden muß, wodurch die Geschichte zwar an Länge, aber nicht an poetischem Reize gewinnt.

„Das zwiefache Versehen" von Jules Janin ist ohne Zweifel die unterhaltendste Erzählung in dem ersten Theile. Zwei Liebespaare, ein junges und ein altes, werden aus Versehen so getraut, daß die junge Braut den alten, die alte Braut den jungen Bräutigam erhält, und erst als die beiden Alten sterben, können die Jüngern sich heirathen. Diese an sich höchst unwahrscheinliche Verwickelung wird so erzählt, daß man sie zuletzt wirklich glaublich findet. Ueberdies werden die wunderlichen Sitten im Verhältnisse einer von aller Welt entlegenen Colonie recht gut veranschaulicht.

„Ceubren yr Eiyll oder die Braut von Nant Gwrtheyrn" von Walter Scott ist ein recht guter Stoff zu einer Ballade, zwei oder drei Seiten wären ein hinlänglicher Raum dafür; statt dessen ist die Geschichte 40 Seiten lang. Natürlich werden auch hier die Oertlichkeiten so genau beschrieben, daß diese Schilderung eine für einen Roman hinlänglich breite Unterlage bildet und mithin das Dürftige der Begebenheit nur um so mehr herausstellt. Eine Braut verschwindet nämlich spurlos am Hochzeitmorgen, und erst nach langer Zeit entdeckt man, daß sie in einem hohlen Baume, in welchen sie sich zum Scherze versteckt hat, verunglückt ist. Indessen sind die Schilderungen der einsamen, vom Meere und von Bergen eingeschlossenen Gegend, in welcher diese Begebenheit vorfällt, und der Sitten und Verhältnisse ihrer Bewohner recht anmuthig, wie denn Walter Scott fast nie ohne Anmuth ist, wenn er das schottische Hochland und seine Bewohner schildert.

„Crebillon oder die Glocke", ein ganz unbedeutender Schwank, schließt den ersten Theil. Der zweite Theil, welcher im Ganzen interessanter ist als der erste, beginnt mit einer ebenfalls ziemlich unbedeutenden Criminalgeschichte: „Die Warnung" von R. P. Gillies. Die Frau eines Kaufmanns hat, als ihr Mann eine Reise anzutreten im Begriff ist, einen beängstigenden Traum, und der Kaufmann, welcher hierdurch sich von seiner Reise nicht abhalten läßt, hat nun wirklich mancherlei Gefahren zu bestehen. Für Diejenigen, welche die leere Verwunderung lieben und dergleichen Geschichten wie eine Prise Taback genießen, ist die Erzählung recht gut, denn auf kleinem Raum werden hier gar mannichfache Schreckniße zusammengedrängt.

„Der Geist des Sturmwindes" von Mistreß Norton ist auch nur eine Anekdote. Ein junger Officier stiehlt, um seine Schwester vom Hungertode zu erretten, und wird dafür ausgepeitscht. Sein Tod wird durch einen Orkan beschleunigt, welcher übrigens auch ebenso gut hätte wegbleiben können. Ja, es wäre viel poetischer gewesen, wenn Gram und Verzweiflung den Entehrten getödtet hätten, statt daß es nun zweifelhaft bleibt, ob nicht vielmehr ein zusammenstürzendes Haus ihn erschlagen hat. Auch ist es ganz lächerlich, die lange Beschreibung eines Orkans an das Ende einer Erzählung zu setzen, deren Inhalt durchaus in keiner Beziehung mit dieser Naturerscheinung steht. Auch die Wahl des Titels zeigt von der Geistesschwäche der Verfasserin. Denn er ist von dem geringfügigen Nebenumstande entlehnt, daß die bereits erwähnte Schwester des Helden von dem Sturme an einen einsamen Ort geschleudert und daselbst, als sie sich wiedererholt, von einigen Vorübergehenden für den Geist des Sturmwindes gehalten wird, ohne daß jedoch dieser Wahn irgend eine Folge hätte. Diese Erzählung ist ohne Zweifel die schwächste der ganzen Sammlung.

„Cora" vom Verfasser der „Indiana" ist wieder ein recht bezeichnendes Probestück der modernen französischen Romantik. Ein junger Mann, welcher in einem Landstädtchen ein empfindsames Verhältniß mit einer jungen, schönen Frau anknüpfen will, wird von der Geliebten und ihren Angehörigen für verrückt gehalten und nach einigen komischen Scenen fortgejagt. Hier wird natürlich, wie in einer Posse, Alles, was geschildert wird, zugleich lächerlich gemacht. Auf der einen Seite wird die Empfindsamkeit verhöhnt, auf der andern die Unbefangenheit des gesunden Menschenverstandes; aber auf eine so hohle Weise, daß nicht etwa, was in beiden Gutes ist, zur Anschauung gebracht wird, sondern nur eben das Verkehrte und Beschränkte in beiden Sinnesarten. Jene Unbefangenheit erscheint eigentlich als kleinstädtsche Bornirtheit, die Empfindsamkeit als versteckte Sinnlichkeit im Vereine mit geistloser Ueberbildung und gänzlichem Mangel an gesundem Sinne. In diesen Schilderungen wird aber das Costum so wenig beibehalten, daß namentlich die Empfindsamkeit, so lächerlich sie sich auch meist ausnimmt, sich doch zuweilen ganz so ausdrückt, wie der Verf. selbst es nur vermag, wenn er sich besonders zeigen will. Das Ganze läuft also auf eine Selbstverspottung hinaus, wie dies sich so häufig in den Werken dieser modernen Romantiker findet. In diesem Sinne wird denn auch die Erzählung durch folgende leichtfertige Phrase beschlossen: „Einige Jahre später reiste ich wieder durch jenes Städtchen. Cora hatte eine etwas verlängerte Nase, abgemagerte Lippen, etwas rothe Augen, eingefallene Wangen und einige Zähne weniger." Es ist einer der gewöhnlichen Kunstgriffe dieser Romantiker, das Schöne dadurch zu ironisiren, daß sie es als den Gesetzen der irdischen Natur unterworfen und folglich auch der Hinfälligkeit nicht entnommen aufzeigen. Sie glauben durch diese Ironie die Herrschaft ihres Geistes über den Gegenstand der Schilderung darzuthun, und derjenige Leser, welcher keiner wahren Begeisterung fähig ist und ihrer nicht bedarf, kann auch wol diese Aeußerungen einer hohlen Geisteskraft bewundern; in dem verständigern Leser dagegen erregen sie nur ein Lächeln über die Selbstgefälligkeit, mit welcher

die Geschmacklosigkeit sich hier aufputzt, und ein Bedauern darüber, daß Köpfe, denen eine gewisse Schärfe und Tüchtigkeit des Geistes nicht versagt ist, ihren Bestrebungen keine würdigere Richtung zu geben wissen.

„Der Unbekannte" von E. L. Bulwer ist eines der bessern Erzeugnisse dieses Dichters. Derselbe befleißigt sich hier freilich auch sehr stark jener flachen, an Aeußerlichkeiten haftenden Ironie, welche durch die pariser Elegants jetzt modisch geworden ist; aber er wird wenigstens hier nicht, wie sonst häufig, bitter und offenbar ungerecht. Seine Spöttereien gegen die Aristokratie, gegen welche diese Erzählung gerichtet ist, sind vielmehr heiter, fast harmlos und lesen sich mithin gut. Auch ist die Aristokratie nicht die einzige Zielscheibe des Witzes, sondern die Thorheiten anderer Stände in Beziehung auf die Vorrechte des Adels werden ebenfalls auf eine ergötzliche Weise lächerlich gemacht, und zwar ebensowol die übertriebene Ehrfurcht des schlichten Kleinstädters gegen die höhern Stände als auch der ebenso verkehrte Haß des von Flachheit und Anmaßung strotzenden Radicalen. Ein empfindsames Mädchen nämlich findet in einem Walde einen hübschen jungen Mann, welcher sich über die Qual beschwert, welche die seit vierhundert Jahren in seiner Familie erblichen Würden ihm bereiten. Sie verliebt sich augenblicklich in ihn, und auch ihr Vater ist sehr erfreut über den vornehmen Schwiegersohn. Der junge Mann ist aber nur erblicher Scharfrichter, und dieses Mißverständniß führt eine Menge ergötzlicher Scenen herbei, namentlich auch mit einem radicalen Schriftsteller, welcher die edle Uneigennützigkeit nicht genug rühmen kann, mit welcher der junge Bevorrechtete sich gegen die Vorrechte und erblichen Würden erklärt.

„Pepita, eine mexikanische Anekdote", nach Morier, ist sehr unbedeutend. Eine Kammerjungfer rettet ihre Herrschaft aus den Händen einer Räuberbande. Die Geschichte ist ganz in dem Geiste der Morier'schen Romane erzählt, welche bekanntlich sich recht angenehm lesen, aber genauer betrachtet, weder historischen noch poetischen Werth haben, weil sie weder mit Treue schildern, noch auch die Gegenstände der Schilderung in ihnen zu bedeutungsvollen Gesammtheiten vereinigt sind.

„Der Karthäuser von Val-Dieu" ist ebenfalls ganz unbedeutend. Eine Nonne entflieht aus dem Gefängniß, lebt einige Zeit hindurch als Mönch in einem Karthäuserkloster wird endlich entdeckt und verbrennt sich. Diese Thatsachen werden fast so nackt erzählt, wie ich sie hier angegeben habe. Keine Empfindung, kein Beweggrund, keine Leidenschaft wird geschildert oder auch nur angegeben. Zuletzt, als die Heldin sich verbrannt, sehen wir ebenfalls nichts von der Begebenheit als den Rauch und die halbverbrannte Leiche. Es gehört ein eigenthümliches Talent dazu, eine Begebenheit, in welcher Menschen handelnd auftreten, so zu erzählen, daß man das eigentlich Psychische in derselben ganz hinwegläßt. Aber auch hier soll die vorausgeschickte Schilderung der Oertlichkeiten, wie es scheint, vorzugsweise Wirkung machen, wenigstens nimmt sie ungefähr die Hälfte des Raumes der ganzen Geschichte ein; aber sie ist keineswegs so anziehend, daß man darüber die Reizlosigkeit der erzählten Begebenheit vergessen könnte.

Die folgende Erzählung: „Die Abtei von Montbuisson", ist dagegen eine der anziehendern der Sammlung, obgleich sie nicht frei von der modernen französischen Geschmacklosigkeit ist, welche das Empörende gern in den Vordergrund des Gemäldes stellt. Ein junges Mädchen soll Nonne werden, läßt sich aber aus dem Kloster von einem Verwandten entführen, heirathet ihn und lebt lange und glücklich mit ihm. Eine Freundin aber, welche diese Flucht erleichtert hat, aber zurückbleibt, muß dafür leiden. Sie wird zwar ziemlich gelind bestraft, befindet sich aber in Folge dieses Urtheils grade im Gefängniß, als das Kloster aufgehoben wird. Man vergißt sie zu befreien, und sie stirbt mithin den Hungertod. Ihre Freundin ehrt ihr Gedächtniß, indem sie bis an ihren Tod jährlich einmal jenes Gefängniß betend und weinend besucht. Diese Geschichte ist reich an anmuthigen Zügen; namentlich ist ein Brief, in welchem die Nonne ihre Schicksale nach der Flucht der Freundin berichtet, sehr anziehend. Ein zartes, tiefes Gemüth spricht sich darin mit vieler Wahrheit und Naivetät aus. Am Schlusse wird nun freilich der Zustand, in welchem die Leiche der Verhungerten gefunden wird, genauer beschrieben, als nöthig und geschmackvoll wäre.

„Der Ball am Bord des Majestiks" ist wieder ganz in der barocken Manier der neuesten französischen Dichter abgefaßt, oder, genauer gesagt, diese Manier ist hier bis zur Caricatur gesteigert. Die Erzählung schreitet mit wahrhaft convulsivischen Bewegungen fort. Ein junger, französischer Officier, dessen Geliebte einem englischen Marineofficier verlobt wird, fordert den Nebenbuhler zum Zweikampfe, wird gefährlich von ihm verwundet und behält eben nur noch so viel Kraft, um auf einem Balle, welchen der englische Admiral auf einem Linienschiffe gibt, zu erscheinen und sich mit der Geliebten in das Meer zu stürzen. Die schlechte Kunst des Verf. im Erzählen dieser Begebenheit besteht darin, daß er die Helden derselben trotz ihrer verzweifelten That doch als ziemlich gewöhnliche Menschen schildert, den Liebhaber als einen Trotzkopf, die Geliebte als ein charakterloses Geschöpf, welche sich in das Meer hineinziehen läßt, obgleich sie den Engländer fast ebenso gern heirathet, als sie mit dem Franzosen sich vermählt hätte. Die unbestimmte geistlose Empfindsamkeit, mit welcher früher ähnliche Begebenheiten meistens erzählt wurden, möchte ich freilich nicht zurückwünschen; aber man glaube doch ja nicht, daß man, indem man in das entgegengesetzte Extrem übergeht, ein besseres Theil erwählt hat. Beide Manieren sind ungefähr gleich geistlos, und die neuere kann nur Dem annehmlich erscheinen, welcher sich an dem ungesalzenen Brei der ältern den Magen verdorben hat und nun „etwas Saueres" der köstlichsten Speise vorzieht. Eine Menge von Einzelnheiten, welche die Verkehrtheit dieser neuesten Manier darthun, könnten erwähnt werden. So werden z. B. die Vorbereitungen zu dem Balle des Admirals mit einer Vorliebe und einer gleichsam prahlenden Ausführlichkeit erzählt, welche zu dem Tone, in welchem eine ernste Begebenheit erzählt werden mußte, durchaus nicht paßt. Von dem Duell zwischen den beiden Nebenbuhlern wird berichtet, es sei fürchterlicher Natur gewesen, ja, es habe sich ein Gerücht verbreitet, daß dasselbe zwölf Stunden gedauert habe. Ein zwölfstündiges Pistolenduell! Dergleichen Uebertreibungen finden nur in der Parodie ihre Stelle.

„Die Geisterfahrt" von H. Neele hätte wie einige andere der hier mitgetheilten Erzählungen eine Ballade werden sollen. Man glaubt heutzutage Alles in jede beliebige Form gießen zu können, und namentlich die Form der Erzählung, weil sie die bequemste ist, muß sich für allerlei Inhalt hergeben. In dem melancholischen Tone der schottischen Balladen würde die hier erzählte Begebenheit sich ohne Zweifel recht gut ausnehmen. Der ritterliche Befehlshaber eines Belagerungsheeres liebt nämlich ein Mädchen in der belagerten Stadt und vertraut ihr, daß er mit Hülfe von Verrath in die Stadt einzudringen gedenke. Sie verräth das den Ihrigen; der Angriff wird abgewehrt, der feindliche Heerführer gefangen und hingerichtet. Das Mädchen wird wahnsinnig und auch nach ihrem Tode läßt ihre Gestalt sich noch auf dem Schauplatze der Begebenheit sehen. Mehre Einzelnheiten, welche ich hier übergehen mußte, machen diese Geschichte zu einem der anmuthigsten und reichsten Balladenstoffe, die ich kenne. Aber so verwässert, wie sie hier erscheint, theils durch schwülstige Redensarten, theils durch Plattheiten und Nachlässigkeiten, macht sie keinen erfreulichen Eindruck.

Wenn wir nach dem Gesagten die vorliegende Sammlung nicht als durchaus werthlos bezeichnen können, so müssen wir doch bedauern, daß der Herausgeber bei der Wahl der aufzunehmenden Erzählungen nicht mit noch mehr Umsicht verfahren ist. G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 265. — 22. September 1834.

Schleiermacher.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Nach einem Blick auf Schleiermacher's Wirken im praktischen Leben und Beruf, auf seinen Antheil an den Schicksalen und Entwickelungen des Vaterlandes, von seiner öffentlichen Thätigkeit im kirchlichen Amte lenkt der Verf. auf dessen sittliche und fromme Gesinnung ein, welche von so Manchen verdächtigt worden ist, welche, eingerostet in der alten Theorie, den Aufschwung seiner Kritik und Lehre über das bisher mit Aengstlichkeit Festgehaltene mit dem christlichen Ausdruck seines Systems und seiner kirchlichen Vorträge zu vereinbaren außer Stande waren. Es war dies die letzte, aber unehrlichste Waffe der Ueberwundenen, der Pfeil der Verleumdung.

Wir trennen weder bei Schleiermacher noch sonst bei einem Manne seiner Art und Sprache die Gesinnung und ihre Aeußerung im Leben; gewiß war Schleiermacher so wie er sich gab, und wie viele innige Zeugnisse hat dieses nicht gefunden! Kaum würde es jetzt noch eine Erwähnung verdienen, da es doch in der sittlichen Denkart dieses Mannes auch als Vorwurf viel zu isolirt stehen würde, wenn es nicht die Leichtfertigkeit in der Person des Herrn H. Heine jüngst aufgegriffen hätte, um einen großen Namen dem Auslande preiszugeben: daß es eine Zeit gegeben, da von Schleiermacher „Vertraute Briefe über Fr. Schlegel's Lucinde" geschrieben worden seien. Man würde diese Erscheinung (die Abfassung jener Briefe durch Schleiermacher vorausgesetzt) wenigstens in einer andern Weise erwähnt haben, wenn man Zeit und Verhältnisse erwogen, oder wenn man auch nur das getadelte Buch selbst gekannt hätte.

Die Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts kündigte sich in der deutschen Literatur mit großen Bewegungen, großer Gährung an. Es trat, aber in einer höhern Potenz und unter weit kräftigerm Ringen und stärkern Schlägen, bei den Begabtern wieder eine solche Auflehnung ein gegen das Bestehende in Meinung und Denkart, als gegen Todtes, Rohes, Beschränktes, wie in der Epoche, in welcher vormals Göthe auftrat. Dieser Gegensatz schlug freilich jetzt auch noch offenbarer in übertreibende Richtungen und Aeußerungen um. Das war auch die Zeit des „Athenäum" und die Art seiner Stifter, besonders Friedrich Schlegel's. Schleiermacher war ihnen, wie bekannt, wiewol immer mit Mäßigung und mit tieferm Verständnisse, in der freien Regung, in der Lebendigkeit des Geistes eng verbunden. Es ist gewiß, daß jene „Lucinde" eben eine solche Uebertreibung im Sinne jener Oppositionen war, daß sie, wie viel Licht und Glanz der Phantasie in sie gelegt worden sei, ein unedles, undeutsches Erzeugniß gewesen; und gewiß ist auch Das, daß jene „Briefe" so wenig wie ähnliche Schriften aus derselben Veranlassung eine rechtfertigende Darstellung des ursprünglichen Sinnes des Buchs haben sein sollen. Sie waren eine Entschuldigung des Freundes und des deutschen Volkes, indem sie eine möglich geistige, sittlichere Tendenz der Schrift entwickelten; und um den Sinn des Verfassers zu erkennen, muß man das Für und Wider, wie es in den Briefen kunstreich dargestellt wird, zusammenfassen, man muß auf Dasjenige wohl merken, was in den vertheidigenden Briefen nicht entschuldigt wird; aber denkt man an Schleiermacher, so muß man vor Allem erwägen, daß diese Briefe in dieselbe Zeit der Abfassung fallen, in der sich unter Anderm die hohe Sittenlehre seiner „Monologen" ausgesprochen hat (S. 17 fg.).

Im zweiten Abschnitte werden, freilich nur zu gedrängt, Schleiermacher's Lehren vorgetragen. Er hat das große Verdienst, der Religion ihr eigenthümliches Gebiet im menschlichen Gemüthe ausgemittelt und das Gefühl als die Quelle desselben nachgewiesen zu haben. Sodann schied er Religion und Philosophie und setzte den Forschungen und Beweisen der Speculation die Erfahrung des Glaubens und das im christlichen Gemüth vorhandene Bewußtsein der Gemeinschaft mit dem Erlöser gegenüber. Der Pantheismus, dessen man ihn beschuldigt hat, war mehr eine Bestreitung der gewöhnlichen Vorstellung der Gottheit, welche der Theismus vorträgt und welche im Grunde purer Anthropomorphismus ist. So hat er auch in der Unsterblichkeitslehre nur Das ausgesprochen, daß die gemeine Vorstellung nicht immer die geistig-würdige, und wiederum (wie in der Einleitung zum „Phädon"), daß die ideale Vorstellung von der Unsterblichkeit in dem Geiste Vieler mehr nur die von höherer, bleibender Würde des Geistes gewesen sei. Aber es ist einleuchtend, daß grade die vorherrschenden Ideen der Schleiermacher'schen Lehren, die von der Durchbildung der sittlichen Persönlichkeit, daß auch schon der edle Geist seiner Lehren, um nichts von den christlichen Ueberzeugungen zu sagen, auch würdigere Zweifel an der Idee der Unsterblichkeit nicht haben neben sich dulden können (S. 27). Und wie demüthig, aber vertrauend spricht er sich grade in Beziehung auf Das, was nach dem Tode sein wird, in so vielen derjenigen Predigten aus, welche in die letzten Jahre seines Lebens und seiner Wirksamkeit, in die Zeit größerer häuslicher Verluste und politischer Besorgnisse fallen; ein Aussprechen, welches weder behaupten noch zweifeln, sondern nur warten will, aber an der Verheißung Christi sich aufrichtet, daß eine

nur noch unbekannte, aber herrliche Entwickelung des geistigen Lebens bevorstehe.

Schleiermacher's Bildung für sein Leben und Wirken wird im dritten Abschnitte einerseits im gründlichen Studium des classischen Alterthums und der griechischen Philosophie, andererseits in der Liebe zur Kirche, die sich in der Liebe zu Christus concentrirte, aufgezeigt und auf seine Erziehung in der Brüdergemeinde hingedeutet, deren Fesseln er zwar in jugendlichem Muthe abwarf, ohne jedoch auch späterhin die Achtung gegen den Geist dieser Gesellschaft aufzugeben. Ja, es muß bei einem tiefern Verständnisse zugestanden werden, daß in ihm durch sein geistiges Naturell unter den Einflüssen der jugendlichen Umgebung der Geist Spener's auferstehen sollte, aber gepaart mit dem dialektischen und geläutert durch das kritische Talent, um dem wahren Wesen des Pietismus die Richtung und Geltung zu verschaffen, die ihm gebührt, und die demselben entsprechende Gesinnung zur Seele der Theologie und des kirchlichen Lebens zu machen.

Ueber die Lehrmethode Schleiermacher's. Ein Vortrag, in der pädagogischen Gesellschaft zu Berlin den 14. Juni 1834 gehalten von F. A. W. Diesterweg. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 4 Gr.

Wenn die vorbezeichnete Schrift zwar nicht wenig durch ihren Inhalt, aber noch mehr durch berühmte Persönlichkeit ihres Verfassers anzieht, der das offene Geständniß vor der Welt ablegt, er habe zu den Füßen dieses Meisters gesessen, von dem er schreibe, so gewinnt der von dem rühmlichst bekannten Pädagogen Diesterweg ausgehende Vortrag vorzugsweise durch den Gegenstand und dessen Beziehung. Hier zeigt sich die Wirkung eines großen Mannes auf seine Zeit am deutlichsten. Schleiermacher, dessen Schriften und Predigten dem Gebildeten die angestrengteste Aufmerksamkeit abfoderten, und über dessen verwickelten Satzbau Mancher klagt, der sich nicht die Mühe geben mag, die Architektonik seiner Sprache und seiner Gedanken zu studiren, wird von einem der tüchtigsten Schulmänner Deutschlands seinen Berufsgenossen als das Muster der Lehrmethodik auch im eigentlichen Schulunterrichte vorgestellt.

Der gewöhnlichen akroamatischen Methode des akademischen Unterrichtes, welche, synthetisch von den Principien ausgehend, sich in die einzelnen Richtungen und Gebiete herabbegibt, steht in Schleiermacher die dialektische gegenüber:

Sobald Schleiermacher nach Ablauf des „akademischen Viertels", das seinen Zuhörern oft recht langsam verfloß, mit jugendlich-raschen Schritten das Katheder bestiegen, sich auf dem Lehrstuhl niedergelassen und eine kleine zusammengedrehte Papierrolle entfaltet oder ein beschriebenes Papierstreifchen oder auch gar nichts herausgenommen hatte, begann er mit leiser Stimme seine Rede. In der ersten Stunde des Semesters oder auch in mehren beschäftigte er sich mit dem Begriffe des Gegenstandes und dem Worte, das ihn bezeichnete. Dieses nahm er zuerst in dem Sinne und in der Geltung, die es im gemeinen Leben hat, um auf dem Standpunkte anzuknüpfen, auf welchem der Zuhörer stand. Fast alle in den Umtrieb des Lebens übergegangenen, ursprünglich wissenschaftlichen Ausdrücke haben eine Bedeutung, in der sie in den weiter ausgebildeten Wissenschaften oder in dem Gedankenlaufe eines einzelnen wissenschaftlichen Forschers gar nicht mehr vorkommen, sodaß ihr populairer Begriff dem Begriff in der Wissenschaft nicht mehr adäquat ist. Anstatt nun, wie die Systematiker leider es lieben, eine gemachte, auf wissenschaftlichen Voraussetzungen, die aber nicht vorliegen, ruhende Schuldefinition zu geben, suchte Schleiermacher die Verschiedenheiten in der Bedeutung des Wortes auf, stellte sie fest und zeigte die abweichenden Ansichten, die darin verborgen liegen. Wie alle tüchtigen Lehrer, war er in der Namengebung äußerst genau, scharf, beinahe ängstlich, und er warnte vor einseitiger Auffassung und leichtem Gebrauch der Terminologie. Darum legte er gleich auseinander, in welchem Sinne er ein Systemwort, z. B. Politik, Psychologie, Seele u. s. w. vorab gebrauchen wolle, da den ganzen Inhalt des Wortes erst die ganze Untersuchung bringen könne. Willkürliche Begriffs- und Namenbestimmung vermied und tadelte er. Der Wissenschaftner habe sich, meinte er, möglichst genau und getreu an den herkömmlichen Sprachgebrauch zu halten und nur da von ihm zu entfernen, wo die Sache es erfodere, solches aber jedesmal genau anzugeben. Die in einem Worte liegenden Verschiedenheiten waren zunächst der Anhalt, den er festhielt. Er verfolgte dieselben consequent weiter, zeigend, wie sie auseinandergingen, wohin sie führten, oder was sie voraussetzten. So gelangte er in der Regel an die Extreme der Ansichten über einen und denselben Gegenstand, stellte dieselben fest und einander gegenüber, verglich sie und gelangte so zur Bestimmung eines Maximum oder Minimum, welches Doppelte in seinem Gegensatz und in seiner höhern Einheit, wie seine Zuhörer wissen, in seinen Vorlesungen eine fast durchgreifende Rolle spielte und überall wiederkehrte.

Begreiflicherweise ließ sich bei dieser Divergenz, da er nichts Positives, viel weniger Wissenschaftliches, sondern nur das Bewußtsein der alltäglichen Erfahrung voraussetzte, nicht Alles gleich vollständig erörtern und begründen. Denn Alles hängt mit Allem zusammen. Eines ist durch das Andere, und das Eine muß mit dem Andern gedeihen und reifen. Er blieb daher bei vorläufigen Bestimmungen stehen, indem er zeigte, wie die Sache auf dem Standpunkte, den er mit den Zuhörern einnahm, aussah und sich feststellen ließ, machte die Fragen namhaft, die sich dem Nachdenken von selbst präsentirten, und welche beantwortet sein müßten, bevor sich eine vielseitigere Entwickelung des zu erörternden Gegenstandes geben lasse, und ging zur nähern Untersuchung einer solchen über, das bereits Festgestellte benutzend und auf dasselbe fußend. Da er der entwickelnden, untersuchenden, kritischen Methode folgte, so löste sich Alles in einzelne Fragen auf, die er nach einander behandelte, indem er jede bis zu ihren Extremen verfolgte, die Gegensätze hervorhob und ihr Verhalten zu einander zeigte. Dadurch kam er von einer Frage auf die andere, ging von der einen zu der andern über, jede Entwickelung bildete für sich ein kleines Ganze, hing aber mit andern zusammen, zu welchen er nach gewisser relativer Vollendung der einzelnen fortschritt. So nahm der ganze Vortrag die Form eines Netzes an, das aus einzelnen Maschen bestand, von welchen jede in mehre andere eingriff. Da jede Entwickelung zuerst nur eine vorläufige war, und er sie als solche hinstellte, so fand keine zuerst eine bestimmte, abgeschlossene Vollendung, sondern er kehrte zu den vorläufig erörterten, sobald eine neue Entwickelung gegeben war, zurück, um die schon besprochenen Gegenstände durch das neu gewonnene Licht zu beleuchten. So knüpfte er das Spätere immer wieder an das Frühere an, Eines durch das Andere der Vollendung der Ansicht allmälig entgegenführend. Dabei hatte er die Eigenthümlichkeit, das Folgende nicht blos mit dem unmittelbar Vorhergehenden, die einzelne Masche des Netzes mit denen, in die sie direct eingriff, zu vergleichen und den Zusammenhang und ihre gegenseitige Bedingtheit nachzuweisen, sondern jene Hauptfrage mit dem ursprünglich festen, erfahrungsmäßigen, unmittelbar Gewissen zu verbinden, die Reihe der Entwickelung also überall von vorn an zu beginnen. Dar-

um glich auch das Ganze seines Vortrags einem Kreise, die einzelne Entwickelung einem Radius des Zirkels, welchen er nicht von dem gemeinschaftlichen Centrum nach der Peripherie zog, sondern umgekehrt von einem einzelnen Punkte des Umkreises nach dem Mittelpunkte zu. Dem Wesen, dem Innern und Mittelpunkte der Sache, dem eigentlichen Grundprincip der Wissenschaft näherte er sich dadurch auf den verschiedensten Wegen, in der mannichfaltigsten Weise. In solcher Art entfaltete sich vor den Augen des Zuhörers allmälig und langsam und unter den vielfachsten Vorbereitungen das verbundene Ganze der Wissenschaft, die niedern Einheiten verknüpften sich zu immer höhern, bis die ganze Fläche des Kreises beschrieben und das mühsam gesponnene Netz in seiner Vollendung dem geistigen Auge vorlag. Hatte er so alles Einzelne untersucht, den Zusammenhang desselben mit allem Uebrigen nachgewiesen und von den verschiedensten Seiten her den Mittelpunkt gefunden, so war der beiweitem größte Theil der Zeit, den er einem Gegenstande widmete, verflossen, der Grund zu dem System war gelegt, die allgemeine Einleitung, wie er es nannte, vollendet. Aber es war viel mehr als dies geschehen und gegeben. Das ganze System selbst lag in seinen Einzelheiten vor, und es bedurfte nur geringen Zeitaufwandes und verhältnißmäßig geringer Anstrengung, um die Gliederung der Theile aus dem Mittelpunkte, dem aufgefundenen allgemeinen Princip, aufzustellen und nachzuweisen. Die bisher regressive Methode ging nun in die constructive über. Ein denkender, in den Geist des Meisters eingehender Schüler konnte dieses Geschäft selbst vollziehen, und er selbst betrachtete die Mitgabe desselben nur als die minder wichtige Aufgabe seines Lehrgeschäfts (S. 12—16).

Diese treffliche Entwickelung mußten wir mit den wenigsten Auslassungen ganz mittheilen, um den Werth dieses Schriftchens darzuthun, welches mit derselben Wahrheit und Lebendigkeit auch über den individuellen Lehrton Schleiermacher's spricht und seine Methode der des Sokrates vergleichend gegenüberstellt, mit dem Bedeuten, seine Methode sei die Sokratische gewesen, in ihrer zeitgemäßen Anwendung auf die Wissenschaften der Gegenwart in den Hörsälen der Universitäten des 19. Jahrhunderts. Er war der Sokrates der Studenten; wie jener die Zuhörer fragte und sie antworteten, so fragte Schleiermacher sich selbst und den Menschengeist, und — er antwortete. Aber das Fragen und Antworten in seiner formellen Erscheinung ist nicht die Hauptsache, sondern der lebendige Denkproceß, das Werden der Gedanken in der Werkstätte des menschlichen Geistes, sodaß, „wer von ihm nicht denken lernte, es nirgends lernen konnte". 77.

Das Befreiungsjahr. Ein Tagebuch der Vertheidigung Hamburgs gegen das französische Heer unter Marschall Davoust im Jahre 1813. Aus dem Englischen von F. G. Buek. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 12. 1 Thlr.

Das lebhafte, anschauliche, unentstellte Gemälde einer merkwürdigen Zeit und eines Schauplatzes, welcher damals die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich zog. Es schildert zwar nur eine Episode aus dem letzten verhängnißvollen Jahre des deutschen Freiheitskriegs, aber diese Episode vereinigte mehr oder weniger alle Nationen, welche Theil daran nahmen, und der Maler verstand ihren Sinn und ihr Benehmen wiederzugeben. Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Milde, Menschenkenntniß und Menschenliebe machen ihn zu einem Geistesverwandten Sterne's, ohne die Nachsicht in Anspruch nehmen zu müssen, welche dieser bei strengen Sittenrichtern zuweilen kaum entbehren kann. Nur ein gebildeter und fleckenloser Mann konnte sich zu einer Philosophie des Lebens erheben, in der man freilich den Engländer nicht verkennt, aber auch um Vieles nicht vermissen möchte. So dürfte jedes Volk, jeder Stand und jedes Geschlecht wünschen, vom Auslande beurtheilt zu werden. Die Uebersetzung bewährt einen Verdeutscher, der beider Sprachen kundig ist und sich das Verdienst erworben hat, kleine Irrthümer und Verstöße der Urschrift, die auf Mißverständnissen und falschen Nachrichten beruhten, mit kurzen Worten zu berichtigen. Das Büchelchen ist ein fortlaufendes, unterhaltendes, nie weitschweifiges Tagebuch, gewiß nicht in schriftstellerischer Absicht unternommen, und gibt den Eindruck des Augenblickes treulich wieder; daher die mancherlei Erscheinungen, die heitern und trüben Erfahrungen, die Furcht und Hoffnung, die täglich und stündlich abwechselten, rasch und unaufhaltsam an uns vorübergehen und einen ruhigen Blick auf eine höchstbewegte Vergangenheit gestatten. Keine Zeit liegt so fern, kein Verhältniß ist so groß oder so klein, daß wir nicht an ihnen zu lernen hätten. Der Brite betrat Hamburg Anfangs April und begrüßte dort die Niederlage des Generals Morand in Lüneburg, worüber die Freude freilich zu bald getrübt ward durch die Nachricht von der Annäherung des ungleich gefürchtetern Marschalls Davoust. Die Vorkehrungen, welche dagegen getroffen wurden, die Erwartungen fremder Hülfe, die Kunde von gewonnenen und verlorenen Schlachten, die dadurch veranlaßte Stimmung muß der Leser begreiflicherweise im Buche selbst aufsuchen, wenn sie ihm Genuß gewähren sollen. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen von bleibender Erheblichkeit. Mit Recht behauptet der Verf., jede Eroberung einer fremden Macht werde Hamburg nach kurzer Zeit in eine Caserne oder in ein Armenhaus verwandeln. Die Reichen würden mit ihren Gütern und Waaren in einen andern Winkel der Welt flüchten, dort einen Freistaat anlegen, den Handelsruhm des Usurpators austrocknen und ihm einen Bankrott zum Lohn lassen. Vortrefflich und mit unverkennbarer Theilnahme und Empfänglichkeit für die beseligenden Gefühle der Natur und der Sittlichkeit ist die Schilderung der Bäuerinnen um Hamburg, die für das Ideal flamändischer Schönheit gelten können, sich blos mit Garten- und Landbau beschäftigen, ihren Stand nicht zu verbessern begehren und Gesundheit und Zufriedenheit in einem Grade genießen, der auf Erden wahrscheinlich selten erreicht, sicherlich nicht übertroffen wird. Ohne gegen die Reize der dienenden Schwestern städtischer Gesellschaft unempfindlich zu bleiben, welches ja auch sündlich wäre, verweilt er doch mit vorzüglicher Verehrung bei der Sittenreinheit, bei dem merkwürdig mildherzigen, treu und rechtlich gesinnten Wesen deutscher Frauen. „Sie halten die Ehre des Geschlechts aufrecht und hüten auf schöne Weise den Schatz der Volkssittlichkeit. Selbst so oberflächliche Kenntniß, als ein Fremder von ihrem häuslichen Leben erwerben kann, bringt den Eindruck hervor, daß die Frauen ebenso freundlich als gut sind, vielleicht die besten Eigenschaften für das häusliche Leben." Auch ist ihm das innige Band zwischen Aeltern und Kindern in Deutschland nicht entgangen, „die einfache Vertraulichkeit, die sich mit beiderseitiger Pflichterfüllung vollkommen verträgt. Das alternde Haupt des Hauses wird mit einer Art patriarchalischer Verehrung angesehen, die es mit patriarchalischer Zuneigung erwidert. In England trennen sich die Familien plötzlich, zerstreuen sich im Leben, als wären sie durch eine Pulverexplosion auseinandergesprengt, und fliegen aus in alle Enden der Welt, um nie wieder zusammenzukommen. Die glücklichern Verhältnisse in Deutschland gestatten, daß alle Zweige der Familie sich in der Regel nahe beieinander niederlassen: Söhne und Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, Kinder und Kindeskinder sammeln sich unter dem Schatten des Familienerbstocks. Ein Kreis reiht sich um den andern, und der alte Vater in ihrer Mitte, gleich Jakob mit Joseph's Söhnen auf seinen Knien, wird geliebt und geehrt, freut sich seiner grauen Haare und seines hohen Alters,

...ge 1 der Bekanntmachung vom 1. Juli 1889 (Reichs-Gesetzbl. S. 193) ist dahin zu verstehen, daß die Bestimmungen der §§ 1 bis 3 und 5 bis 7 der Bekanntmachung vom 1. Juli 1889 (Reichs-Gesetzbl. S. 193) auf Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, keine Anwendung finden.

Berlin, den 15. Juli 1889.

Der Reichskanzler.
In Vertretung: Boetticher.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Besteuerung des Zuckers vom 9. Juli 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 233).

Auf Grund des § 1 Absatz 2 des Gesetzes über die Besteuerung des Zuckers vom 9. Juli 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) wird bestimmt, was folgt:

§ 1. Die Bestimmungen der §§ 1 bis 3 und 5 bis 7 der Bekanntmachung vom 1. Juli 1889 (Reichs-Gesetzbl. S. 193) finden auf Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, keine Anwendung.

§ 2. Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, sind unter amtlicher Aufsicht herzustellen.

§ 3. Wer Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, herstellen will, hat dies der Steuerbehörde seines Bezirks vorher anzumelden.

§ 4. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 5. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 6. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 7. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 8. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 9. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 10. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 11. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 12. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 13. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 14. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

§ 15. Die Steuerbehörde kann die Herstellung von Zuckerwaaren, welche Stärkezucker enthalten, in Räumen, welche zu Wohnungszwecken dienen, untersagen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 266. — 23. September 1834.

Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Von Heinrich Schmid. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die meisten unserer Leser sind gewiß mehr oder weniger Psychologen gewesen, sind es noch und werden es bleiben. Denn sie sind aufgewachsen unter Aeltern und Geschwistern, haben vielleicht selber Kinder zum Erziehen und kommen bis an ihr Ende nicht aus der menschlichen Gesellschaft heraus, wobei ihnen nie ganz gleichgültig wird, was andere Menschen denken, empfinden und wollen, die Erkenntniß desselben aber in einem Gesammtbilde nur durch psychologische Kenntniß eines bestimmten Characters zu Stande kommt. Manche sind wol gar fähig — gleich den Astronomen mit dem System des Copernikus — das scheinbar Wechselnde und Unzusammenhängende des Benehmens durch gute Hypothesen zu erklären, und wenn diese sich als angemessen zeigen, auch das Künftige, was Einzelne vornehmen werden, vorauszusagen, und sich darnach zu richten. Ref. wenigstens sucht längst eine Copernikanische Hypothese für alle Sonnen- und Mondfinsternisse und Kometenbahnen der Völker- und Hausgeschichte, und meint, wenn diese gefunden, habe man die Erzpsychologie, von welcher die bisherigen Psychologien nur schwache Vorbilder gewesen.

Dergleichen ließe sich auch eine Metaphysik der innern Natur nennen, nach dem Titel vorliegender Schrift. Physik wäre dann die aus Beobachtung erwachsene Kenntniß Desjenigen, was im Innern vorginge, und Metaphysik die Erklärung, warum es so vorginge. Man hätte dadurch keine Pneumatologie, d. h. keine Lehre von den Geistern, wie dieselben ohne Körper wirken, worüber durch Seherinnen und Seher neuerdings manche Mittheilungen gemacht worden, sondern eine Lehre, wie Menschen in ihren irdischen Verhältnissen geistig erscheinen durch ihre Wirkungen, und in welcher Ordnung und welchem Zusammenhange sich die letztern entwickeln. Dies stimmt überein mit der Aeußerung unsers Verf.: „Die äußere Naturwissenschaft hat fast nie etwas Anderes gewollt, als die Erscheinungen, die Thatsachen der Körperwelt erklären aus allgemeinen Naturgesetzen. Grade dies ist aber auch für die Psychologie als innere Naturlehre die wahre einzige Aufgabe.“

Wer Lust hat, mit besonnener Forschung diese Aufgabe zu verfolgen, dem wird unser Verf. ein sehr achtbarer Führer. Freilich muß dann die Phantasie Verzicht leisten auf allerlei Nachrichten aus dem Geisterreich, erfährt nichts von der Bekleidung einzelner Geister, nichts von dem Spuk, den sie anrichten im Hause und unter dem Hausgeräth, nichts von ihren besondern Erkenntnissen und Fortschritten in denselben, worüber neuerdings die ungemein treffende Bemerkung gemacht worden, man solle sich die Geister ja nicht zu geistreich denken, weil sie ohne Körper nicht viel anders geworden wären als mit Körper und deswegen allerlei Dummheiten von ihnen zu erwarten ständen. Wie gesagt, des Verf. Metaphysik der innern Natur weiß hievon nichts.

Selbstbeobachtung ist für ihr Wissen die eigentliche Quelle und zwar besonders die psychologische, welche sich von praktischer Menschenbeobachtung, sowie von sittlicher und religiöser unterscheidet. Hier zeigen sich Körper und Geist in Wechselwirkung, jener gibt sinnliche Anregung, dieser wirkt auf den Körper durch den Willen. Körper und Geist sind verschiedenartige Dinge, denn sie beruhen auf ursprünglich verschiedenen Wahrnehmungsweisen, darum müssen die Systeme des Materialismus und Spiritualismus verworfen werden, denn sie wollen Eins aus dem Andern erklären. Vielmehr läßt sich jede Lebensäußerung des Menschen als einer Einheit sowol materialistisch aus körperlichen, als spiritualistisch aus geistigen Ursachen erklären.

Da die Kategorien (nach Kant und Fries) die Principien aller menschlichen Erkenntniß sind, so sind sie auch die höchsten Begriffe der Metaphysik und finden ihre Anwendung auf die Gesetze der innern Natur. In dieser gibt es eine Vielheit von Thätigkeiten, die alle dem einen Ich als Subject derselben angehören. Die Metaphysik der innern Natur ist durchaus an die Einzelheit des Einen Ich gebunden. Das Beharrliche, das Wesen, dem alle innern Zustände zukommen, bezeichnet man mit dem Wort Seele. Sie ist mit Thätigkeiten erfüllt, ein Subject derselben, ein Thätiges. Das ist ihre eigenthümliche Beschaffenheit. Der Uebergang von Möglichkeit zur Wirklichkeit der Thätigkeit geschieht durch Erregung oder Reiz. Als Ursache ihrer Thätigkeiten ist die Seele nicht Kraft, sondern Vermögen; denn jene ist für sich zureichende Ursache einer Veränderung, dieses steht unter Bedingungen der Anregung, ähnlich etwa

darin einer latenten Kraft. Sinnlichkeit entspricht der Empfänglichkeit, sie wird also vorkommen bei den Grundvermögen, welche beinah mit allgemeiner Uebereinstimmung als Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Thatvermögen festgesetzt werden. Der Verf. hat in dieser Beziehung Einwendungen abzuwehren, welche in neuerer Zeit gegen den Begriff eines Seelenvermögens und besonders gegen eine Mehrzahl von Vermögen gemacht worden sind, und er bemerkt mit vollem Fug, daß der Anstoß daher gekommen, wenn man die Einheit des Seelenlebens gleichsam in mehre selbständige Wesen zerrissen halte, oder auch überhaupt voraussetze, das Wesen der Seele an sich solle dadurch erklärt werden. Die Mannichfaltigkeit der Seelenthätigkeiten soll dadurch nur unter gewisse Begriffe zusammengefaßt sein, und über das wahre Wesen der Seele erstreckt sich die Untersuchung nicht, sondern nur auf die allgemeinen und nothwendigen Bedingungen, unter denen das Seelenwesen zur Erscheinung wird.

Es gibt eine niedere und eine höhere Lebenseinheit; jene ist eine unwillkürlich bestimmte Form, diese eine willkürlich bestimmte. Zu jener gehören Gedächtniß und Einbildungskraft. Gedächtniß wiederholt eine vor dem Bewußtsein verdunkelte Thätigkeit, Einbildungskraft wirkt nach Ideenassociation, daß Thätigkeiten, welche innerlich vorhanden sind, sich auch blos innerlich, ohne neue Anregung von außen, gegenseitig wiedererwecken. Ein Vermögen der productiven Phantasie wird vom Verf. geleugnet. Er sagt: trotz des Widerspruchs, den schon Kant dagegen erhoben, hat eine mystisch phantastische Schule noch weiter dies entwickelt und ausgemalt. „Nichts konnte dieser Schule willkommener sein, als ein von der Ordnung und den Gesetzen der innern Natur, von der sinnlichen Bedingtheit wie von den Formen des Verstandes und der Vernunft unabhängiges freischaffendes Vermögen; denn hier konnte man am sichersten die Quelle einer höhern intellectuellen Anschauung, eines über Reflexion und Vernunft erhabenen idealen Vorstellens, eines innern Lichts oder einer göttlichen Erleuchtung nachweisen.“ Schade um das Himmelreich — so mannichfaltig, als der ewige reine geistige Strahl sich in der Zeitlichkeit bricht (nach Heinroth's Beschreibung) —, welches dadurch verloren geht, indem der Verf. ein Vermögen der productiven Einbildung und auch ein besonderes Vermögen für innerliche Vorstellung übersinnlicher Gegenstände leugnet. Man spricht sonst wol von Philosophen, als von Menschen ohne Phantasie, welche daher auch nicht wüßten, was diese sei, und die Gegner könnten dem Verf. dies vorwerfen; indessen steht dawider einzuwenden, daß neuerdings gar nicht Phantasie den Philosophen fehle, sondern die meisten so reichlich davon haben, um gewöhnlichen Geistern unmöglich zu machen, ihrem Gedankenfluge nachzukommen; daß ferner Phantasie etwas recht Unentbehrliches sei für alles Philosophiren, dessen speculativste Abstractionen lediglich durch Smuggelphantasie ein artiges Aussehen erhielten und sich dadurch einem gläubigen Volk empföhlen. Der Verf. meint selber: „Die reinste Vorstellung von Gottes Wesen, sobald sie über die bloße Verneinung des Endlichen hinaus einen positiven Gehalt sucht, was ist sie anders als ein gröberer oder feinerer Anthropomorphismus, durch den wir die menschliche Vollkommenheit zu einem Bilde Gottes zusammenweben?“ Ein unvermeidlicher Anthropomorphismus aber zugleich, und gibt es denn eine andere als anthropomorphistische Philosophie? Ja es läßt sich annehmen, in dem gemeinsten prosaischen Denken stecke so viel Phantasie und mithin auch Poesie, daß es ungemein schwer halte, die wahre Prosa darin zu finden, oder sich und Andere vor Poesie zu bewahren. Unser Verf. ist inzwischen kein Leugner der Phantasie, sondern nur ihres vollkommenen Neuschaffens, dahingegen er ihre freibildende, nicht blos nachbildende Thätigkeit anerkennt.

Zur höhern Lebenseinheit gehört die Kraft der Selbstbeherrschung oder Selbstbestimmung, die wahrhaft menschliche Kraft der Seele. Ihre Wirkung erstreckt sich über das ganze innere Leben, als Aufmerksamkeit für das Erkennen, als Rückerinnerung, als Dichten, als Denken für Zwecke der Wahrheit. Hier nennt der Ref. den Verstand als jene Kraft der Selbstbeherrschung, während Andere die Vernunft nennen möchten, und es ist das Streiten über Vernunft und Verstand alt genug in der Philosophie, um es nicht von Neuem anzuheben und sich darüber zu vernünftigen oder zu verständigen. Die Kraft der Selbstbeherrschung ist kenntlich und unentbehrlich im geistigen Leben; aber Ref. geräth immer in einige Verlegenheit, ob er sie vernünftig oder verständig nennen soll. Das erste müßte sie sein, wenn der Mensch sich dadurch vom Thierischen unterscheidet; das zweite aber auch, weil eine unverständige Vernunft sich selbst den Abschied gibt. Und doch sehen wir oft Menschen ganz verständig überlegen und Vorstellungen vergleichend combiniren; sobald es aber zur Selbstbeherrschung durch dieselben kommt, fehlt es ihnen, also nicht am Verstande, sondern vielleicht an der Vernunft. Umgekehrt betragen sich Manche ganz vernünftig und wissen ihre Ansichten und Urtheile beifallswürdig zu entwickeln; sobald es aber unter den Vorstellungen zur Selbstbeherrschung kommt, verstehen sie nicht das Richtige derselben zu finden, es fehlt ihnen also nicht an Vernunft, sondern vielleicht am Verstande. Wenn es ferner an Selbstbeherrschung oder Selbstbestimmung fehlt, so entspringt Unvernunft und Unverstand; sind beide nun dieselben, oder verschieden? Es gibt eine Logik des Irrenhauses, ist sie blos unvernünftig oder blos unverständig?

Diese Kraft der Selbstbeherrschung gilt, ganz angemessen ihrer Bedeutung, als Freiheit. Aber dies ist keine metaphysische oder ideale Freiheit, die im Willen die Fähigkeit haben soll, ohne allen Grund und unabhängig von innern Bestimmungsgründen sich zu entschließen, und im Denken unabhängig vom natürlichen Zusammenhange der Vorstellungen von einem Gegenstande zum andern übergehen und ganz neue Vorstellungen aus sich selbst schaffen soll. Die metaphysische Freiheit ist Unabhängigkeit der Causalität von der Naturnothwendigkeit überhaupt; die psychologische Freiheit ist Unabhängigkeit der innern Natur als Causalität von äußerlich bedingten Verhältnissen. Noch unterscheidet der Verf. zwischen Selbstthätigkeit und

Selbstbestimmung. Jene ist die Anlage selbst, oder das Vermögen der Seele, nach eignen Gesetzen thätig zu sein. Hingegen Selbstbestimmung der Seele besteht in einem Vermögen, sich selbst innerlich zur Thätigkeit zu bestimmen, und dies Vermögen gehört nur der Selbstbeherrschung an. Auf dem Gebiet des Erkennens soll der Verstand nach dem Verf. die Stelle der Selbstbeherrschung, die Vernunft die der Selbstthätigkeit einnehmen.

Doch wir verlassen diese scharfsinnigen, unsern Lesern vielleicht nicht ganz zusagenden Untersuchungen, um noch die Bildungsstufen bemerklich zu machen, welche der Verf. für jede menschliche Geistesbildung feststellt. Unterste Stufe ist die der Sinnlichkeit, ein Naturstand des Menschen, dessen Charakter theils Unschuld, theils Rohheit ist. Zweite Stufe ist die der Gewohnheit und der Phantasie. Sie wird durch die unwillkürliche Association oder die niedere Lebenseinheit bestimmt. In diesem Zustande befindet sich das Leben der Völker von erstarrter Ausbildung, wie das der meisten asiatischen Völker, vorzüglich der Chinesen. Sicherheit und Ruhe wird das Leben solcher Völker weit über die beständige sinnliche Bewegung der Wilden erheben; aber der Geist freier Fortbildung gebricht ihnen noch, sie sind Sklaven der Tradition, des Aberglaubens, des Gebrauchs und der religiösen Ceremonie. Tritt hingegen die Thätigkeit der freibildenden Einbildungskraft als die vorherrschende hervor, so sehen wir das Seelenleben einen freiern, phantastischern, poetischern Charakter annehmen. Vaterlandsliebe, Freiheitsliebe, Religion herrschen, und daneben tritt die Dichterkraft hervor, wie bei den Griechen in ihrer Heroenzeit und bei den germanisch-europäischen Völkern im Mittelalter. Die dritte Bildungsstufe ist die der Freiheit oder des Verstandes, ihr gehört jede freie selbständige Bewegung im Denken und Handeln, wo die Fesseln des Herkommens, der Gewohnheit und Tradition zerbrochen werden. Der Rationalismus ist dieser Geist der Freiheit im Gebiet des Wissens, der Liberalismus im Gebiet des Handelns. Er tritt in Gestalt der Reformation hervor, wo es ihm gelingt, der Formen der Gewohnheit friedlich Herr zu werden und sie zum Bessern umzubilden; in der Gestalt der Revolution, wo jene Formen der Gewohnheit sich dem Fortschritt zum Bessern nur hartnäckig widersetzen, und so nichts übrig bleibt, als sie zu zerschlagen und zu zertrümmern.

Diese Bildungsstufen des Verf. weichen ab von den gewöhnlich angenommenen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft; widersprechen ihnen aber nicht, da sie nur die Form der Seelenentwickelung angeben, jene andern aber auch den Gehalt derselben bestimmen sollen. Nun aber lassen sich für den Gehalt der Entwickelung des Seelenlebens gar keine allgemeinen Gesetze und Stufen bestimmen, weil es dafür nur auf die zufälligen Verhältnisse der Anregung von außen ankommt. Obendrein hat der Verstand gar keinen eigenthümlichen Gehalt der Erkenntniß, sondern sein Wesen besteht nur in der eigenthümlichen Form der Erkenntnißthätigkeit, und wenn daher Sinnlichkeit und Vernunft als materielle Bildungsstufen gelten sollen, so kommt der Verstand zwischen sie wie Saul unter die Propheten. Uns hat von des Verf. Stufen die zweite der Gewohnheit und Phantasie sehr treffend und bedeutsam geschienen, weil die Bildung der meisten Menschen psychologisch auf dieser Stufe sich befindet, und das China der Tradition, der Gewöhnungen, der Phantasie u. s. w. sich nicht blos über Asien, sondern auch über Europa theilweise erstreckt, ja sogar noch in die dritte Bildungsstufe hineinwirkt, da eine Freiheit des Verstandes — welche für sich schon vielen Einwendungen Raum gibt, da der Verstand nur ein Gegebenes versteht und also gebunden ist an das Gegebene — kaum unter den Völkern ohne mannichfaltige Spuren von Fesseln der Tradition, des Herkommens, der Phantasiegewöhnung angetroffen wird, worüber der Ausspruch des Dichters gilt: „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Fesseln spotten". Selbst Rationalismus und Liberalismus, welche dieser Stufe angehören sollen, werden dadurch zur Tradition und zum Herkommen, und namentlich der Liberalismus unserer Zeit ist ordentlich in Chinesengestalt vorhanden, nämlich als zu erstarrter Ausbildung gewordene Unruhe und Leidenschaft des Zerschlagens, Zerstörens und Revolutionirens. Nur eine andere Phantasierichtung könnte diesen widerhaarigen Verstand zu Verstande bringen.

Wäre manchen psychologisch Wißbegierigen die vorliegende Schrift zu arm an neuen Resultaten, an Aufschlüssen über Sein und Wirken der Seele und der Seelenwelt, so dürfen sie bedenken, daß eine besonnene Philosophie stets viel ärmer ist als eine unbesonnene, und daß die größten Schätze dem Menschen nur im Traum erscheinen. Wer sich wie unser Verf. an Kant und seine Kategorien hält, der erfährt mehr oder weniger das Schicksal des Kantisch philosophirenden trefflichen Schriftstellers Rehberg. Dieser versuchte („Sämmtliche Schriften" Bd. 1, S. 128) Grundlinien einer metaphysischen Psychologie zu entwerfen und war damit auf fünf Octavblättern fertig. Sich verwundernd über die Magerkeit derselben, hält er dennoch die Erforschung derselben für heilsam, indem aus der Speculation selber erhelle, warum mit ihr so wenig auszurichten stehe. Das Uebrige möge dann der empirischen Psychologie überlassen bleiben, die recht wohl thue, jene magern allgemeinen metaphysischen Ansichten festzuhalten. 9.

Poésies de *V. A. Galloix*. Genf, 1834.

Galloix war ein unglücklicher junger Mann; ein Mann, so zu sagen, geboren um unglücklich zu sein, den seine Melancholie, seine unbefriedigt gebliebene Sehnsucht nach Ruhm, Ehren und Reichthum frühzeitig ins Grab stürzten. Alle seine Versuche, sich als Dichter oder Literator auszuzeichnen, hatten keinen Erfolg. Seine in Genf herausgegebenen „Méditations lyriques" blieben unbeachtet, sein „Dialog zwischen Napoleon und S. Ignaz" ward mit Hohn aufgenommen, seine zu Genf gehaltenen Vorlesungen über Literatur wurden der Gegenstand des Spottes flacher Schöngeister, die ihre Armseligkeit nicht besser zu verhüllen wissen, als indem sie über Das, was sie nicht verstehen, alberne Scherze machen. Einzelne Männer freilich sahen Blitze des Genies in diesen Vorträgen, aber sie bildeten nur eine schwache, wenn auch ehrenvolle Minorität.

Entmuthigt floh Galloix nach Paris, hoffend den Ruf zu finden, in dem er das Glück zu sehen wähnte. Dort erkannten zwar einige ausgezeichnete Männer, namentlich Ch. Nodier und Victor Hugo, die seltenen Fähigkeiten dieses Jünglings, sie zeigten lebhafte Theilnahme, Achtung sogar für denselben; aber was er suchte, der Ruf, blieb ihm zu lange aus, und die Menschen, wie er sie geträumt hatte, fanden sich auch in Paris nicht. Ekel über das Weltgetreibe, Verachtung desselben, Verzweifelung an Gottheit und Menschheit, an seinen eignen Fähigkeiten erfüllte seine Seele; er verfiel in völlige Entmuthigung und starb halb wahnsinnig am 27. Oct. 1828. Niemand dachte mehr an den armen Schreibmeisterssohn aus Genf, als im J. 1834 Victor Hugo sich plötzlich seiner erinnerte und einen Brief von ihm herausgab, einen einzigen, herrlichen Brief der mit lebhaften, fast möchte man sagen, mit blutigen Farben die Leiden eines Menschen schildert, bei welchem das Gefühl den Verstand überwand. *) Dieser Brief zieht plötzlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf Ymbert Galloix. Man spricht von ihm in allen tonangebenden Gesellschaften Frankreichs und der Schweiz. Sein Ansehen steigt täglich. Die Mode bringt es mit sich, daß die Genfer ihres Landsmannes sich rühmen. Einzelne seiner Gedichte gehen in Abschriften von Hand zu Hand. Ganz erstaunt hört der Verleger der „Méditations" und des „Dialogs" nach diesen Ladenhütern fragen, die er längst mit ungünstigen Augen betrachtete. Kurz, Galloix wird berühmt, mit Lamartine verglichen, zu einem der ersten französischen Dichter unserer Zeit erhoben. Der zehnte Theil des Rufes, der nun als Cypresse sein Grab umkränzt, würde als Rose, um seinen Lebensbecher gewunden, ihn vor der Verzweifelung bewahrt haben, die ihn tödtete.

Die eben erschienene Sammlung, der wir gegenwärtige Zeilen widmen, enthält nur diejenigen Gedichte, die der Herausgeber für würdig erachtet hat, der Nachwelt überliefert zu werden. In der sehr gut geschriebenen Einleitung spricht sich so viel Freundschaft, eine so zarte Achtung für den in den Lebensstürmen Untergegangenen aus, daß wir den Beruf des Herausgebers zu einem solchen, sichtlich von Liebe geleiteten Geschäfte nicht bezweifeln wollen, obschon ihn unsers Wissens noch keine bisherigen Leistungen desselben dargethan haben.

Das Charakteristische der Poesie Galloix's ist eine tiefgefühlte Melancholie. Mit einem eigenthümlichen düstern Charakter geboren, fehlte eine Hand, ihn auf der Bahn zu leiten, die er mit Ruhm zu durchschreiten berufen war; es fehlte ihm Jemand, um ihn zu verstehen, ihn aufrecht zu erhalten in Widerwärtigkeiten, mit ihm siegreich den Kampf wider die Leidenschaften zu bestehen, ihn gegen die Enttäuschung und den derselben sich anreihenden Ekel zu schützen, der wirklichen Welt näher zu bringen und seiner so kühnen und lebhaften Einbildungskraft einen heilsamen Impuls zu geben. „Im Alter der Täuschungen und Hoffnungen", äußert Coremans in seiner Uebersetzung der Hugo'schen Notiz über Galloix, „entzückte ihn die Schönheit der Natur; er fühlte den Werth der Liebe und strebte nach Ruhm; allein schon litt er, der immer gelitten. Bereits mit seiner Geburt begann sein Misgeschick, wie er in folgenden Zeilen so schön ausdrückt:

Helas! pour qu'il fût dit que l'ange de souffrance
Dès mon premier soupir présidât à mon sort,
Une femme en pleurant me donna l'existence,
Je lui donnai la mort.

Seine Gedichte zeichnen sich durch eine eigne, jetzt seltene Vereinigung von Erhabenheit und Einfachheit in den Empfindungen, Reinheit des Styls und Harmonie in dem Rhythmus aus. Seine Verse fließen leicht dahin, wie ein sanfter Bach, von Trauerweiden umschattet. In seinen Phantasiegebilden, Wünschen und Träumen paart Natürlichkeit mit Grazie sich; man versteht ihn, fühlt mit ihm und schließt bald innig sich ihm an. Die Bilder sind meist ebenso gut gewählt als schön ausgedrückt und zeugen von einem großen poetischen Talente." Mit Recht könnte man ihm vielleicht einige Einförmigkeit in der Wahl des Stoffes und in dem Ausdrucke vorwerfen; das ist aber eine nothwendige Folge seines Seelenzustandes selbst. Eine einzige Idee war es, die in ihm vorherrschte, und seine Wehmuth begeisterte ihn. Auch haben seine Schwingen sich nicht kräftiger entfalten können, da so frühe die Hand des Todes sie berührte. Man lese die Gedichte: der Adler und das Kreuz, die Klage, der Selbstmord, die weißen Vögel, Trauer über das Vergangene, und urtheile dann über den poetischen Werth derselben. Gewiß, wenn er länger gelebt hätte, würde er mehr sich ausgebildet, Größeres geleistet haben; aber auch wie er ist, darf immerhin die Schweiz dieses Dichters sich rühmen, und die Schweiz ist nicht reich an Dichtern, denn so poetisch die Natur im freien Alpenlande ist, so selten ist eine poetische Richtung bei seinen Bewohnern, welche besonders jetzt zu viel in der wirklichen Welt zu thun haben, um häufig Ausflüge nach dem Reiche der Träume zu unternehmen. 107.

*) Eine Uebersetzung dieses Briefes, nebst der Einleitung und dem Nachworte Victor Hugo's zu demselben, ist bei Jenni in Bern erschienen. Der Uebersetzer (Coremans) hat den Brief möglichst treu wiederzugeben gesucht und das, leider durch einige sinnstörende Druckfehler etwas entstellte Schriftchen mit Anmerkungen begleitet.

Notiz.

Wer ist der Dichter und der Componist des „God save the king"?

In einem Schriftchen, welches bei Gelegenheit des jüngst in London gehaltenen großen Musikfestes herausgekommen ist und den Titel führt: „The mortalities of celebrated musicians; with an appendix, containing anecdotes and brief sketches of the lives of those of the deceased, whose musical works and attainments are most generally known; by *Georg Farren*", ist folgende Notiz enthalten: „Dr. John Bull, Organist der Königin Elisabeth und erster Professor am Gresham-College, Componist des Nationalliedes „God save the king". Die über diesen Umstand waltenden Zweifel hat Richard Clarke nach achtjährigen Untersuchungen dahin gelöst, daß Ben Jonson den Text, Bull die Melodie lieferte. Gesungen wurde das Lied zuerst in Merchant Taylor's hall von der königl. Kapelle vor König Jakob, zur Feier seiner Rettung vor der Pulververschwörung". Schon Dr. Burney führt an, das Lied habe ursprünglich „God save great James our king" geheißen, bezieht es aber auf Jakob II. 30.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Homöopathie und Herr Kopp.

Eine Kritik der Schrift des Letztern über erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinalrath, Ritter Dr. Clarus

von

Dr. *L. W. Sachs*,

ord. Prof. der Medicin zu Königsberg.

Gr. 8. 18 Bogen. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 267. — 24. September 1834.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Vierter Band. Berlin, Reimer. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Warum dieser vierte und letzte Band der zwischen den beiden Freunden gewechselten Briefe den schon 1829 erschienenen drei Bänden so spät nachfolgt, wird in dem Buche selbst nicht erläutert, und Ref. ist nicht im Stande, den Lesern darüber Auskunft zu geben. Was über jene ältern Bände in Nr. 191 u. 192 d. Bl. f. 1832 gesagt worden, ist Ref. so ganz aus der Seele geschrieben und paßt auf den vorliegenden so vollkommen, daß hier darauf Bezug genommen werden und eine gedrängte Inhaltsanzeige mit wenigen begleitenden Bemerkungen genügen kann. Dieser Band beginnt mit dem Jahre 1801, also wenige Monate vor J. Paul's Vermählung, die er seinem Freunde mit den Worten meldet:

Der Ehemann an einen! Ich habe Dir wenig zu sagen, wenn Du nicht neben mir sitzest. An Zeit ist nicht zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich eben zufrieden bin, indeß bin ich wenigstens selig.

Mit einem Billet von J. Paul vom 20. Oct. 1825 schließt der „Briefwechsel"; es war das Letzte, was der Dichter nicht nur an seinen Freund, sondern überhaupt geschrieben. Daß nun ein so langer Zeitraum eine so geringe Briefausbeute gewährt hat, liegt in dem Umstande, daß vom J. 1804 an beide Freunde in Baireuth vereinigt waren und also einander nur noch während vorübergehender Trennungsperioden Briefe schrieben. J. Paul nahm als Ehemann seinen Aufenthalt zuerst in Meiningen und war mit demselben ungemein zufrieden.

Ich glaubte nie — schreibt er — daß ein Fürst mein Freund werden würde; und das ist beinahe der Herzog, ob ich gleich, so oft ich will, seine zu häufigen Abendeinladungen verneine — fast sechs in jeder Woche. Er kommt oft zu uns; neulich aß er sogar bei uns, freilich ließ er, weil's schnell ging, sein Essen auch gar herholen.

Aus der Beschreibung einer Reise, die J. Paul mit dem Herzoge nach dem Oberlande machte, hebe ich folgende artige Scene heraus:

In Neuhaus gab uns ein Liebhabertheater von vier Bauern eine kurze Komödie; den Tag vorher wurde das Stück dreimal gegeben, weil man wegen des zu kleinen Dach- und Theaterbodens immer die ältesten Bauern hinaus- und frische hineinlassen mußte. Das Fräulein wurde von einem Kutscher erträglich gemacht, die Bewegungen ausgenommen, wenn man scharf sein will. Am besten aber wurde der alte Baron gegeben von einem Menschen, der eher aufs Theater als ins Zuchthaus sollte, wohin er doch nach einigen Tagen, Meineids wegen, bestimmt war. Von Zeit zu Zeit wurde dem Herzoge, dem Prinzen von Hessen-Philippsthal und dem fürstlichen mitbesitzenden Gefolge ein Krug gutes Bier gebracht, das unter uns hinauf- und hinablief.

Unerachtet dieser günstigen Verhältnisse fand J. Paul sich dennoch bewogen, im J. 1803 nach Koburg zu ziehen. Der Briefwechsel gibt keine Auskunft über die Ursachen, und J. Paul sagt darüber nur:

Der Herzog bleibt mein alter ungestörter Freund und schließt sich immer wärmer an; und es thut mir weh, daß ihm meine Flucht wehe thut, die er sich und ich ihm nicht erklären kann.

Otto war inzwischen Regimentsquartiermeister bei einem preußischen Regiment geworden, welches Verhältniß er, wenngleich es ihm eine sichere und auskömmliche Lage gewährte, dennoch wegen großer Beschränkung der ihm zu eignen Geistesarbeiten übrigbleibenden Zeit drückend fand. Auf seine darüber erhobene Klage erwidert aber J. Paul:

Die Hauptsache ist, daß man Dein praktisches Talent einsehe, was bedeutender ist, als Du meinst. Es ist Deine Stärke sowie meine Lücke. Selber Dein Geschichtstalent ist dessen Kind. Jeder sollte das Heilige in sich aufsuchen, worin Gott den Schatz seiner Kräfte niedergelegt. Setze mich auf Bonaparte's Thron und schau den Lump.

Auch in Koburg stand J. Paul sowol mit dem Hofe als dem Minister Kretschmann in den günstigsten, vertraulichsten Verhältnissen, die sich indessen doch späterhin trübten und 1804 seinen abermaligen Umzug nach Baireuth veranlaßten. Auch hierüber äußern sich seine Briefe lakonisch und dunkel, sodaß die eigentlichen Ursachen unbekannt bleiben. Da die Freunde nun vereinigt waren, so hört der Briefwechsel im Juni 1804 auf und fängt erst mit dem Dec. 1806 wieder an. Hier erzählt Otto in einer Reihe von Briefen die Begegnisse, die ihn im Gefolge der Schlacht von Jena als Regimentsquartiermeister betrafen. Wie sich bei einer so furchtbaren, allgemein verderblichen Katastrophe die Schicksale des einzelnen darin Verflochtenen bald unheilbringend, bald noch günstig genug, stets gefürchtet und doch fast immer unerwartet gestalten, dies pflegt der Erzählung solcher Ereignisse einen besondern Reiz mitzutheilen, und die Darstellung Otto's gibt ein belebtes Bild solcher individuellen Formen einer allgemeinen Calamität. Nachdem er auf seiner Flucht von Auerstedt, aller seiner Habe verlustig,

allen Gefahren mühsam entrinnend, doch durch den Zufall ungehofft begünstigt, endlich nach Königsberg gelangt war, fand er hier, ohne es zu suchen, das unerwartete Glück, bei dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs, als geheimer Secretair angestellt zu werden und in dieser Eigenschaft die verhängnißvollste Zeit in einer vor vielen andern begünstigten Lage verleben zu können, in welcher ihm persönlich nichts als der Mangel an Nachrichten von den Seinigen und von Jean Paul drückend sein konnte. Aus diesen in vielen Beziehungen anziehenden Schilderungen heben wir folgende Stelle aus, weil Otto darin eine ebenso schöne als richtige und durch spätere Erfolge bestätigte Ansicht über das zu jener Zeit hereingebrochene und von Vielen damals für unheilbar erachtete Verderben ausspricht.

Mein fester Glaube ist es, daß gegen die erstarrende Kälte des Zeitalters nichts helfen und retten konnte und kann als unendliches Leiden. Wie man aber auch die Menschen da, wo es überstanden ist, heiter, klar, beruhigt und satt bedenmäßig findet, das ist so erquickend, daß man dem Urheber dieser Leiden, wie er es selber thut, als unserm europäischen Schicksale, eine Lobrede halten kann.

Alles ist verbesserlich und Untergang ist Leben. Dieses ahne ich im preußischen Staat; er wird sich gewiß mit Kraft und Energie aus dieser fürchterlichen Katastrophe herausarbeiten. Im preußischen Regentenhause herrscht etwas wirklich unsterblich Glorwürdiges, ein wahrer königlicher Familienstolz, an den ich immer mit Achtung denken werde. Nach diesem gebührt es sich für einen preußischen Prinzen, die und jene Aufopferung zu bringen, Wohlthaten auszuüben, daraus nichts zu machen und keinen Dank zu fodern. Aus diesem Grunde vertrauen sie auch darauf, daß ihr Name, als trage er die Bedeutsamkeit von Thaten in sich, imponiren müsse. Davon ein schönes Beispiel, das ich Dir mittheilen will.

Als nach der Schlacht von Friedland die ganze geschlagene preußische und russische Armee im eiligsten Rückzuge begriffen war, diente ihr eine einzige Schiffbrücke in Tilsit zum Uebergange über die Memel. Es drängte sich Alles, um zuerst hinüberzukommen, und es entwickelte sich dabei zwischen beiden Parteien mancher Haß, so sehr, daß ein russischer Soldat einen preußischen, der den Vorsprung gewinnen wollte, niederstieß. Der Prinz Wilhelm kam auch geritten, und ein russischer Offizier, der ihn nicht kannte, wollte ihm den Uebergang versagen. Der Prinz ritt ruhig fort, und die Russen machten Anstalten, ihn mit Gewalt anzuhalten, sowie sein Gefolge, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Kampf war im Beginnen; da wendete sich der Prinz (Einige meinten nämlich, er sei wol unerkannt für seine Person, doch wenigstens ein hoher Rang an ihm sichtbar gewesen) und rief mit donnernder Stimme: „Ich bin ein Prinz von Preußen!" Der russische Offizier wollte große Entschuldigungen machen, der Prinz aber ritt stillschweigend fort und ahndete, noch gedachte er jemals des Vorfalls.

Die glorwürdigen Thaten der preußischen Ahnen haben gleichsam einen Abglanz über dieses Haus verbreitet, daß sie unter allen Verhältnissen selbstbestimmend und selbstherrschend erscheinen. — —

An den Krieg und seine Gefahren gewöhnt man sich leicht, ja man erstarkt in beiden; fürchterlicher als der Krieg und ein Gefecht und die dabei brennenden Städte und Dörfer und das Geschrei der Plünderung, fürchterlicher als alles dieses ist die Ruchlosigkeit, wenn sich ein Staat auflöst und von den Schlechtesten als schon aufgelöst angesehen wird. Einen Tag lang sah ich nach der Flucht aus Tilsit diesem fürchterlichen Wesen in allen seinen Aeußerungen zu.

Von nun an finden wir nur noch Briefe J. Paul's, die er in großen Zwischenräumen auf verschiedenen Erholungsreisen an seinen in Baireuth zurückgebliebenen Freund geschrieben hat. Sie enthalten manches Interessante, z. B. die Schilderung eines kurzen Zusammenlebens mit F. H. Jacobi im Jahre 1811, ein Zusammentreffen mit den beiden Schlegel 1818 u. a. m. Richter's letzte schriftlichen Worte, ein Billet an Otto vom 20. Oct. 1825, lauten:

Mein lieber Otto! Mein dem Horizonte immer mehr sich näherndes Auge erlaubt mir nichts als einen Gruß an Dich. Beistehende Frage beantworte am Rande. Sünde wär' es, bei diesem Wetter und bei Deiner Gesundheit, der Wunsch Deiner Gegenwart. Lebe wohl!

Otto erfüllte die in diesen Worten enthaltene Bitte und besuchte seinen geliebten Kranken, wo sie denn ihr letztes zusammenhängendes Gespräch miteinander hatten. Otto erinnerte sich immer mit der höchsten Rührung an diesen Abend, wo Gespräche über Unsterblichkeit und andere erhabene Gegenstände den vom Leben sich Ablösenden verklärten, und an dem die Abendröthe der Vergangenheit und das Morgenroth der Zukunft für Beide hereindämmerte. Hiermit war denn auch das Leben beider einander so gleichen und so lange treuen Freunde geschlossen, denn Otto vermißte den Seelen- und Jugendfreund zu sehr, und sein kurzes Nachleben war von da an nur noch dem Ordnen und Herausgeben der Papiere des Verewigten geweiht.

Als Anhang finden wir noch eine Reihe von Briefen an Amöne, ebenfalls eine Jugendfreundin J. Paul's und nachherige Gattin Otto's, die beide Freunde überlebt hat. Diese Briefe gehören zu dem Zartesten und Innigsten, was aus des Dichters Feder geflossen ist. Dieser sanften, leisen, wohlthuenden und doch zugleich belehrend stärkenden und erfrischenden Berührung eines so fein gewobenen und leicht verletzbaren weiblichen Charakters war nur J. Paul's Meisterhand, geleitet von seinem unergründlich liebevollen Herzen, fähig, und wir scheiden von dem verewigten Dichter mit dem schönsten Eindruck, den seine Feder auf uns machen konnte. Wie verschiedene Stimmen sich auch lobend und tadelnd über J. Paul haben vernehmen lassen, darin müssen Alle übereinstimmen, daß er das edelste, reinste Herz war, das jemals in Deutschland geschlagen, und dessen Pulse in seinen Schriften wie süße Glockentöne durch sein Vaterland immer wiederhallen werden. 16.

Stephan Kay's Reise in das Kafferland.

Die afrikanischen Stämme, welche unter der allgemeinen Benennung Hottentotten und Kaffern bekannt sind, verdanken diese Namen dem Zufall, der Unwissenheit der Reisenden und den unvollständigen Nachweisungen, die man über ihre Sprache, Vorstellungsweise und Sitten hatte. Das Wort Hottentott hat in den Landessprachen durchaus keine Bedeutung; die Eingeborenen haben diesen Namen von den Holländern erhalten, und diese ihn beibehalten, wähnend, er gehöre der Sprache der Eingeborenen an. Kaffer kommt von kafir, ungläubig, her; so nennen die Orientalen vorwurfsweise die Völker, die sich nicht zum Islam bekennen. Alle Stämme an der Südostküste, welche die Mo-

hammedaner nicht hatten bekehren können, werden Kafirs geheißen. Die ersten europäischen Seefahrer entlehnten diese Benennung von den Mauren und Arabern der Nordostküste Afrikas. Die Eingeborenen des Landes finden sich beleidigt, wenn man sie Kaffern heißt; dieses Wort beleidigt sogar ihr Ohr durch einen ungewöhnlichen Laut; der Buchstabe f kommt sehr selten in ihrer Sprache vor, der doppelte Buchstabe ff aber nie, und das r ist ihnen gänzlich unbekannt.

Der wahre Name der Völkerschaften, die wir Kaffern und Hottentotten nennen, ist Quaequae; Barrow ist der erste Reisende, der dieses Namens erwähnt. Er war es auch, der zuerst auf den zwischen den Kaffern und Hottentotten bestehenden Unterschied aufmerksam machte. Vor ihm hatten Tunberg und Sparrmann Einiges über die in der Nähe des Cap wohnhaften Völkerschaften mitgetheilt; ihre Nachrichten sind aber auf einen sehr engen Kreis beschränkt. Was sie zunächst im Auge hatten, war die Bereicherung der naturhistorischen Wissenschaften. Levaillant schlug einen andern Weg ein; seine Reisebeschreibung ist ein Roman; selbst da, wo der Grund der Erzählung wahr ist, weiß er diese so aufzustutzen und zu färben, daß es unmöglich wird, Dichtung und Wahrheit von einander zu unterscheiden. Barrow, der das Kafferland leider zu schnell durchwanderte, schilderte diese Stämme mit festern, richtigern, obgleich minder glänzenden Zügen als Levaillant. Er besuchte sie in ihren Hütten und sah sie nicht blos auf offenem Felde wie sein Vorgänger. Die energische Freimüthigkeit, mit welcher er die Grausamkeiten der ersten holländischen Ansiedler aufdeckt, ist lobenswerth. Prof. Lichtenstein, sein Nachfolger, bestätigte Alles, was er berichtet, entdeckte den Stamm der Bechouanas und suchte nicht ohne Erfolg, darzuthun, daß ganz Südafrika durch diese Race bevölkert worden. Sämmtliche Bewohner dieser Gegenden sprechen dieselbe Sprache, oder doch einen Dialekt derselben; sie verstehen sich alle untereinander. Burchell und Thompson, die Missionnairs Campbell, Philip, Moffat, Kay stimmen Alle hierin überein. Letzterer hat die Geographie dieser Länder durch wichtige Mittheilungen um ein Bedeutendes erweitert. Seine Beobachtungen beziehen sich besonders auf die großen Stämme Amakosa, Amatembou und Amapouba, welche das ganze Land von der Ostgrenze der Colonie bis in die Nähe von Port Natal innehaben; diese drei Stämme, die man mit dem allgemeinen Namen Kaffern bezeichnet, bilden eine sehr schöne Race. Sie sind von hohem Wuchse, kräftigem und regelmäßigem Körperbau; durch die Form ihres Kopfes und ihre Gesichtsbildung nähern sie sich mehr den Europäern als Hottentotten oder den Negern von Westafrika; wolliges krauses Haar, kupferfarbiger, durchsichtiger Teint. In ihrem ganzen Wesen ist etwas Zutrauliches, Offenes und Edles, das sehr für sie einnimmt. Die Frauen sind minder von der Natur begünstigt; sie haben meistens einen untersetzten Wuchs und unregelmäßige Gesichtsbildung, sind aber äußerst munter und aufgeweckt. Auch die häßlichsten haben in der Regel schöne Zähne.

Der Anzug der Kaffern besteht aus gegerbten Thierhäuten. Alle tragen den Ingoubo, eine Art griechischen Mantel, der um die Schultern geworfen wird. Die Oberhäupter haben überdies prächtige Tiger- oder Pantherhäute, die sie sich durch ihre Sklaven nachtragen lassen. Sonst trugen sie eine Art Schurz um die Lenden, welchen man aber als zu weibisch abgeschafft hat. Der Kaffer setzt seinen Stolz darein, nackt vor seinem Feinde zu erscheinen; einige Stämme im innern Afrika haben indessen die Schurze beibehalten.

Die Weiber haben eine etwas complicirtere, anständigere und dabei anmuthigere Garderobe. Auch sie tragen den Ingoubo; die Brust bedecken sie mit dem Imbeka, welches sie nur ablegen dürfen, wenn sie krank sind oder ihre Kinder säugen. Der Kaio, ein kleiner lederner Schurz, und das Ipouri, eine Kopfbekleidung, vollenden den Anzug einer Kafferndame. Dieses Ipouri ist eine Art von Turban, aus dem blauen Fell der Antilope, die gleichfalls Ipouri heißt, verfertigt; er ist mit blauen oder weißen Glaskorallen besetzt. Zu den reichsten Bijour gehören die elfenbeinernen Armspangen, durch welche die vornehmen Frauen sich von den untern Classen unterscheiden; ferner eiserne und kupferne Ringe, welche um die Arme und an den Füßen getragen werden; kupferne und gläserne Ohrringe und endlich Halsketten, die sie oft in beträchtlicher Anzahl umhängen. Kay berichtet, daß er oft Frauen gesehen, die sich mit 150 Glaskorallenschnüren beladen hatten.

Das Inhbou oder die Hütte des Kaffern ist ein wahres Loch, weit schlechter gebaut als die Hütte des Bechouana. Sie ist blos aus Baumästen zusammengeflochten und hat weder Thüre noch Fenster, die größten haben 15 Schuh in der Länge, manche nur 6. Ein Dutzend solcher Hütten bilden ein Dorf, Oumz, deren jedes sein Ouboublanti hat, eine Art Versammlungsort, auf dessen gesunde und bequeme Lage der Kaffer viel hält. Er lebt meistens im Freien, in seine Hütte zieht er sich nur zur Nachtzeit oder während des schlechten Wetters zurück. Viehzucht ist seine einzige Beschäftigung; er denkt von den ersten Jahren der Kindheit bis ins Greisenalter nur an seine Heerde; er kennt die Gebrechen und Vorzüge, das Alter eines jeden Stück Viehes; nimmt ihm das Oberhaupt, seine Gewalt misbrauchend, die Lieblingskuh, so weint er; sein Auge bleibt trocken, wenn ihm die Frau oder ein Kind stirbt. Die bei den Kaffern gebräuchlichen Tauschwaaren sind Knöpfe, Draht und Glaskorallen; das Elfenbein, dessen man sich ehemals blos bediente, um Ringe und Armspangen daraus zu fertigen, ist jetzt ein Ausfuhrartikel geworden. Vor zehn Jahren waren Ochsen und Kühe ihr ein einziger Reichthum; jetzt ist noch das Schaf, die Ziege und das Pferd bei ihnen einheimisch. Mehre Engländer haben jüngern Oberhäuptern Renner von vorzüglicher Race zum Geschenk gemacht, die sie aufs sorgfältigste pflegen. Das Amahachi, so heißt bei ihnen das Pferd, ist ihnen fast so theuer geworden als der arabische Hengst den Sheiks der Wüste. Die alten Krieger, die auf die Gebräuche ihrer Vorfahren halten, betrachten diese Neuerung als eine Entartung: „Ehemals, sagen sie, war es anders; so lange der Ihamsi jung war, schritt er einher wie ein Held; unsere Kinder lassen sich tragen wie Kranke".

Die Lebensart der Kaffern ist höchst einfach; saure Milch, welche sie in schmuzigen ledernen Säcken aufbewahren, macht ihre Hauptnahrung aus, welches sie Amuraz nennen. Aus dem guineischen Korne (holcus sorgum), welches sie Amazimbre nennen, bereiten sie einen Brei, der in kleinen Körben aufgetragen wird, in welche sämmtliche Gäste ohne Umstände mit den Händen fahren; auch bereiten sie daraus kleine Kuchen. Fleisch wird selten gegessen. So nährt sich eins der robustesten Völker der Erde! Schweinefleisch, Fische, Geflügel und Eier betrachten sie als unrein, sowie das Fleisch der Elefanten. Das einzige bei ihnen bekannte geistige Getränk ist aus Honig zubereitet; an Festtagen pflegen sie sich darin zu berauschen.

Die Kaffern sind ein Hirtenvolk; in der Viehzucht sind sie ebenso bewandert wie ein englischer Jockey in der Kunst, die Pferde zu behandeln. Der kleinste Fleck auf der Haut eines Ochsen entgeht der Aufmerksamkeit eines Kaffern nicht. Ein Incos ouculou (mächtiges Oberhaupt), wie groß auch die Anzahl seiner Diener und Vasallen sein möge, führt selbst seine Heerde auf die Weide; er gefällt sich darin, den Hörnern seiner Kühe allerlei seltsame Formen zu geben; er zieht sie groß mit derselben Sorgfalt, wie der Jäger seine Hunde dressirt; oft stellt er Wettläufe unter ihnen an; der Sieger wird im Triumphe nach Hause geführt.

Der Kaffer versteht die Kunst nicht, das Eisen zu schmelzen, wie die Bewohner des mittlern Afrikas; aber er schmiedet es mit vielem Geschicke und hat dabei nur einen Stein als Ambos und einen Stein als Hammer. Seine Waffen sind die Hassagai, Wurfspieß, eine Keule, ein Schild, der mit Ochsenhaut bedeckt ist; mit dem 6—7 Fuß langen Wurfspieß vermag der Krieger in einer Entfernung von 60—70 Schritt einen Menschen oder eine Antilope durch und durch zu bohren. Die Kriege sind im Ganzen nicht sehr blutig; die meisten Streitig-

keiten sind mit einigen leichten Verwundungen abgethan. Die Regierungsform ist wie bei den schottischen Clans und den Horden des Kaukasus patriarchalisch; die Oberherrschaft ist erblich, allein es steht dem Vater frei, seinen Nachfolger unter seinen Söhnen auszuwählen. Die Adeligen heißen Ampagati; man fragt sie bei schwierigen Angelegenheiten um Rath; ihr Ansehen dient der übrigen unumschränkten Gewalt des Oberhauptes zum Gegengewichte.

Die Rechtspflege ist unentgeltlich; den Weibern ist der Zutritt zu den Kraals, wo die Rechtssachen verhandelt werden, untersagt. Oft werden lange Reden bei den Verhandlungen gehalten; das Urtheil erfolgt im äußersten Falle am fünften oder sechsten Tage. Der Kaffer spricht mit Ernst und Würde. Die Todesstrafe wird äußerst selten ausgesprochen; Diebstahl, Mord und Ehebruch werden durch Geldbußen bestraft. Die Kaffern sind Fetischanbeter; ihre Religionsbegriffe sind ziemlich schwankend. Dudahli, der Donnerer, flößt ihnen Schrecken ein. Der gute Geist, Tiko, ist durch die Missionnaire in Dutiko umgeschaffen worden; Dutiko heißt der gute allmächtige Geist. Unter diesem Namen beten sie gegenwärtig den neuen Gott an, den man sie jetzt verehren lehrt. Tikaloski ist der böse Geist der Weiber; dieser treibt sie zur Untreue und Unzucht an und stört den Hausfrieden. Männer, die sich über ihre Frauen zu beschweren haben, stürzen auf eine leere Hütte, wo der Tikaloski haust, und reißen sie nieder unter großem Freuden- und Triumphgeschrei. Wenn die Mannbarkeit eingetreten, findet die Beschneidung statt, nach welcher die Jünglinge unter die Männer aufgenommen werden. Die Leichen der niedern Volksclassen werden den Hyänen preisgegeben, die Oberhäupter und ihre Weiber im Kraal beerdigt. Die Zauberer haben noch immer großen Einfluß, trotz der Gegenwart der Missionnaire. Das Commandosystem, welches darin besteht, daß man die Dörfer plündert und sengt und brennt und die Eingeborenen ins Innere des Landes treibt, wird noch immer in Anwendung gebracht. Hr. Kay beschreibt mehre solcher Mordscenen, welche durch die Engländer und Holländer veranstaltet worden. Der mächtigste Fürst im Innern des Landes ist jetzt Tschako, welcher ein Heer von 15—16,000 Mann befehligt und den Lauf seiner Siege verfolgt. 19.

Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, Hasselberg. 1834. Gr. 12. 20 Gr.

Dieser Unbekannte ist kein großer Unbekannter; gleichwol kann man sich für manche Gabe seiner Muse interessiren. Hinter der Melancholie, wenn sie Sprache gewinnt, liegt immer ein tieferer Grundzug; der Schmerz ist ein Bergmann, er steigt bis in die Eingeweide des innern Menschen. Wir sehen zwar keine ungewöhnlichen Motive, die die Trauermuse unseres Unbekannten anregen, aber es ist ein in conventionellen Verhältnissen sich bedrückt fühlendes Gemüth, das sich auf ergreifende Weise Luft verschafft. Wir werden nachher von der Persönlichkeit des Dichters näher sprechen, sofern sich dieselbe aus den Gedichten selbst ergeben dürfte; vorher theilen wir aus dem Gedichte: „Ermannung", die beiden Schlußstrophen mit, um dem Leser eine Probe der Dichtungsweise des Unbekannten zu geben:

Auf, mein Geist, vom Staube dich zu retten,
Dort am Himmel leuchtet ja der Tag!
Sieh, er ruft dir zu: brich deine Ketten,
Spotte deiner Erdenbande Schmach!
Ist die Welt wol würdig einer Klage?
Länger sei nicht ihr Triumph dein Schmerz!
Zum Gerichte wandern ihre Tage,
Zur Unsterblichkeit ein edles Herz.
Nun, so laß die kleinen Stürme toben
Und den Kampf um eine Hand voll Staub!
Wende feuriger den Blick nach oben;
Was die Erde gab, das bleib' ihr Raub!
Weh' ihm, der, sich beugend ihren Rechten,
Himmlisches dem Irdischen vertraut!
Hohn gesprochen sei des Staubes Mächten,
Und die Ewigkeit sei deine Braut.

Auch das Sonett: „Grabschrift eines Unbekannten", ist tief gefühlt, wenngleich es dem Leser in allen Schmerzenstönen nicht recht gelingen will den Quell derselben ahnend zu entdecken. Eine bloße Trauer um das Dasein im Allgemeinen ist ein Motiv, das noch einer nähern Bezeichnung der Seelenstimmung bedarf, um Antheil zu erwecken. Wir müssen, um der Persönlichkeit des Verf. näher zu kommen, noch folgendes Gedicht mittheilen, um dann die Vermuthung, zu der uns die Lecture bewog, anzudeuten.

Die vornehme Versammlung.

A. Sieh', wie so blendend sich die weiten Hallen schmücken,
Dem Himmelszelte gleich sind sie von Sternen voll.
B. Vom Himmel, lieber Freund, kann ich zwar nichts erblicken,
Den Thierkreis aber seh' ich wol!

Der Verf. muß, wie der Titel schon vermuthen läßt, in Berlin, wenigstens momentan leben; ein höherer Staatsdienst mit lähmenden, lästigen Formen hemmt den freien Aufschwung des Gemüthes, gibt ihm aber zugleich diese hinbrütende Richtung. Der Verf. versteht Russisch, nach den Liedern von Karamsin und Schukowsky, die trefflich übersetzt sind, zu urtheilen. Möchten die diplomatischen Leiden unseres Dichters ihm Muße gestatten, dem deutschen Publicum, in dessen Sprache er so heimisch ist, mehr Uebersetzungen aus dem Russischen zu bieten. Die in Moskau lebende Karoline v. Jänisch hat in dem ersten Bändchen ihres „Nordlichts" von Alexander Puschkin Proben aus dem Trauerspiel „Boris Gudunow", aus seinen „Zigeunern", außerdem eine Erzählung und einige lyrische Gedichte mitgetheilt, welches alles unsere Gaumen nur kosten ließ und auf vollständige Kost begierig macht. Wer des Russischen mächtig ist und so vollauf der deutschen Muse huldigt, wie unser Unbekannter, der kann sich in der That um die deutsche Literatur ein Verdienst erwerben. Auch auf Schukowsky, von dem der Autor zwei Lieder übertragen hat, sind wir als auf den russischen Hölty aufmerksam geworden. Batjuschkow ist der Tibull, Wiasemski der Martial Rußlands genannt, und es müßte von ihnen Uebersetzungen zu erhalten ebenso interessant sein, als Uebertragungen vom Fabeldichter Krilow, dem Volksdichter Dmitrieff oder von Glinka, wenn der Autor sich nicht sogleich an Puschkin's größere Stoffe machen wollte. Gleichwol möchten wir bemerken, daß lyrische Accorde wol die größten Schwierigkeiten von allen Dichtungsarten für die treue und doch wortfreie Uebertragung bieten möchten, und die tragische Diction Puschkin's gewiß leicht im Vergleich gegen seine Lieder sich übersetzen lasse.

Unser Autor hat auch nach Dem, was er aus dem Italienischen und Dänischen in vorliegendem Hefte gegeben, einen unverkennbaren Beruf zum Uebersetzer. Die Uebertragung seines „Stabat mater" ist die vorzüglichste, die wir je lasen; die von Tieck ist eigentlich nur eine Paraphrase und rührt aus einer Zeit, wo die lyrische Diction des großen Meisters etwas mittelalterlich kokettirte. Von den eignen Gedichten heben wir noch „Die Todtenbraut", „Bei Jung Stilling's Tode" und „Rückkehr des Zweiflers zur evangelischen Wahrheit" hervor, können aber nicht verschweigen, daß die Wahl des Titels, den der Dichter der Sammlung gab, ziemlich unglücklich ist. Was hat die Spree mit all seinen dichterischen Interessen gemein, und „Fantasiebilder" ist ebenso unpassend, da hiermit eigentlich nichts gesagt ist. 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 268. — 25. September 1834.

Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers. Herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Welcher Zeitpartei redet der Verfasser das Wort? Zu welcher Farbe bekennt er sich? In welchem Sinn ist somit das Buch geschrieben? Ist der Autor ein Absoluter, ein Liberaler, oder ein Justemilieumann? — Dies sind die Fragen, womit die Leser den Kritiker sogleich bestürmen möchten, der die obgenannte interessante Schrift ihnen hiermit vorstellen und empfehlen will, und es könnte ihm dem Anschein nach auch zur Pflicht gemacht werden, hierauf unumwunden einzugehen, um den Autor zu bezeichnen, damit Jedermann von vorn herein wisse, mit wes Geistes Kind er zu thun habe. Die Sache stellt sich jedoch ganz anders, und es thut Noth, eine vorläufige Bemerkung vorauszuschicken, um uns über die Aufgabe des vorliegenden Werkes und den Standpunkt seines Autors zu den politischen Parteien der Zeit orientiren zu können.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob ein Schriftsteller überhaupt, zumal aber ein solcher, der in den Zeitinteressen und dem Parteistoffe der Gegenwart sein Thema sucht, aus seiner Gesinnung herausschreibt, oder ob sein Werk eine Production seines Talentes ist. Börne und Menzel sind z. B. Männer, die kein anderes Ziel haben, als ihre Gesinnung an den Tag zu legen. Ihr Talent ist die Dienerin ihres Zweckes, und ihr Zweck ist, ihrer Meinung in allen Elementen des Lebens Bahn zu brechen. Wie sie sprechen und schreiben, gilt ihnen gleich; der Eifer, das für wahr Anerkannte zu verkünden, wird sogar oft zu einer Hast, die sich und Das, was erzielt wird, überbietet. Es sind Schriftsteller von Charakter, sie wollen nur das Eine, selbst wenn es ein Einseitiges sein sollte. Sie sind Apostel, künstlerische Zwecke erzielen sie nie, denn sie sind durchaus kritische Naturen. Es gibt aber auch eine andere Kritik, die eine gewisse Vogelperspective zum Standpunkt hat, es ist die Kritik des Talentes. Sie gibt nicht ein bloßes Schiedsurtheil über das Dilemma, das sich zu Tage kehrte, sie lebt alle Ansichten in sich durch und gibt in einem Kunstwerke die Geschichte der Meinungen. Jene Kritiker wollen ethisch oder politisch wirken, und sie haben dies voraus, daß sie bestimmte Wendepunkte in der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Bewußtseins über Kunst und öffentliches Leben markiren. Der Kritiker der zweiten Gattung arbeitet oft nur nach Stimmungen, denn der Poet regt sich vorherrschend in ihm, und wie anmuthig seine Production auch mit Schmuck und Farben geziert sein mag, in diesem Falle erringen jene dorisch festgefugten Naturen, die aus ihrer Gesinnung heraus produciren, einen überwiegenden Vortheil. Hat er aber das Object in allen Elementen in sich aufgenommen, sodaß er in sich selber dessen ganzes Leben sich allseitig regen fühlt, so schafft der Kritiker des Talents dagegen etwas viel Höheres, als jene erzielen: er gibt ein Kunstwerk der bedeutendsten Gattung, eine Genesis aller Stimmungen. Die Scheidelinien, die sonst den Poeten und den Denker isolirten, sind für unsere Zeit für aufgelöst anzusehen. Ein Philosoph, der nicht künstlerisch zu produciren vermag, wird kaum noch Gehör finden; er muß zur Schönheit beten, um die Wahrheit zu finden; und ein Dichter, der den Kreis unserer Reflexionen nicht beherrscht, war in Deutschland nie recht geachtet. Wir werden aber noch immer mehr einen genußsuchenden und spendenden Eklekticismus um sich greifen sehen, der das geistige Leben allerdings bedeutend erhöhen und bereichern muß. Hüten wir uns nur, in der Philosophie bloße Gutschmecker zu werden und auf Seiten der Poesie das körnige Fleisch des unmittelbar natürlichen Daseins aufzugeben.

In vorliegendem Werke haben wir ein Kunstwerk der Kritik; der Verf. gehört zu den Kritikern, die ich vorzugsweise Kritiker des Talents nannte. Er hat die Stimmungen der Zeit mit der Wärme des Dichters in sich durchgelebt und mit der Sicherheit des klarsten Denkens aus ihnen ein Resumé gezogen. Somit hat er ein Werk der Phantasie geliefert, das dem Bewußtsein der Vernunft das Wort redet. Zugleich benimmt seine Darstellung uns den Glauben — ich möchte fast sagen: den schönen Wahn —, daß die Gegensätze des politischen Lebens sich historisch und thatsächlich für unsere Zeit zur Entscheidung bringen könnten. Es ist ein Buch aller Parteien und keiner einzigen; es läßt uns bis zum Ueberdruß in allen Richtungen schweigen. Als die Parteien sich noch scharf und keck gegenüberstanden, da konnte man wähnen, es werde sich noch gebären und könne in die Erscheinung treten. So lange

Börne diabolisch wetterte, Heine listig stachelte, Menzel barsch debattirte, und Jarcke, Ranke, Görres nebst ihren Anhängern die Wahrheit in dem Festhalten der absoluten Staatsformen nachwiesen, ließ sich noch hoffen auf eine geschichtliche Geburt, auf eine allgemeine Gährung, aus der sich Factisches entwickeln konnte. Das obgenannte Werk räumt aber die Einseitigkeiten fort, es beweist, daß wir Deutsche bleiben, daß wir unsere Geschichte auch fortan innerlich erleben und die Gegensätze der politischen Formationen auch gegenwärtig in der Reflexion überwinden können und müssen. Mit einer glänzenden Dialektik entfaltet uns der Autor die gesammten Zeitrichtungen, zeigt in jeder die helle und die dunkle Seite, interessirt den Leser für das liberale, das absolute, wie für das Justemilieuprincip und läßt ihn gleichwol an jeder der drei Richtungen verzweifeln. Der Verf. nennt in der Vorrede das Buch „resultatlos wie unsere Zeit"; allein das möchte das Ergebniß des Werkes eben sein, daß der Deutsche, seiner angeborenen denkenden Natur getreu, nur ideell die Contraste des äußern Lebens zu überwinden habe. Das Werk hat über alle Einseitigkeiten triumphirt, es ist ein Cabinetstück der Dialektik. Hat der Verf., ohne es zu wollen, uns völlig den Glauben genommen an ein werdendes politisches Deutschland, so hat er dem literarischen Vaterlande seine Elemente mit einer Rüstigkeit und Frische der Zuversicht wieder gesichert, daß uns der alte Lebensathem gereinigt und gesäubert erscheint. Mit diesem Buche kann Deutschland seine politischen Wehen für überwunden ansehen; die Parteimänner hatten sich ohnedies bereits erschöpft, und so stehen diese „Lebenswirren" als ein wichtiges Document der Reflexionsklarheit in der Geschichte des deutschen Bewußtseins da. Es war noch vor Kurzem eine schwüle Luft in Deutschland, aber, einiges Wetterleuchten ausgenommen, wollte es nicht gewittern. Jeder fühlte die Lähmung, man war zum alten literarischen Handwerk träge. Inzwischen hat man sich reflectirend Luft gemacht, die Köpfe tauchen wieder auf, das alte Treiben ist nur episodenartig gestört, und der Autor zeigt den Leuten nun, daß der Teufel unter den Krähwinklern nur joci causa gespukt und in den Gehirnkammern der gemüthlichen Deutschen sich ein Späßchen gemacht hat.

Wie aber dieser Spaß als der tiefste Ernst behandelt werden könne, beweist der Verf. in der trefflichen Durchführung seines Themas. Das Werk besteht meist aus Briefen eines jungen Mannes, in dem wir die Schattirungen des deutschen Volkscharakters in einer gelungenen Mischung antreffen. Er hat eine Zeitlang studirt, eine Zeitlang Müßiggang getrieben, geträumt, gedichtet und, unzufrieden mit sich und der Welt, vor der er die Schätze seines Geistes vergräbt, in „Kleinweltwinkel" die Stelle eines K. Salzschreibers übernommen. Sein ganzes inneres Leben ist einer entfernten Freundin geweiht, an die er auch seine Briefe richtet, und die, ein ruhig begrenztes, sanftes Wesen, ihm wie ein stiller Stern friedfertiger Seelenruhe von ferne begehrenswerth entgegenwinkt. Er ist durch und durch ein malcontenter Mensch, denn seine äußere Dürftigkeit und der Reichthum seines innern Menschen, der sich vergeblich zu entwickeln sehnt, stehen im geradesten Gegensatz. Sein Denken und Fühlen schleppt er unorganisch mit sich herum, und unter den Kleinweltwinklern kann ihm Niemand bei den Geburtswehen seines Gedankenlebens beispringen. Da erscheint ihm der Teufel in Form eines durchreisenden geheimnißvollen Diplomaten, der sogleich an der satirischen Laune unsers Misvergnügten Gefallen findet und ihm sein inneres Unwohlsein, das er mit dem Namen „Zeitpips" bezeichnet, zu curiren anhebt. Der Diplomat erzählt ihm von seinen Reisen durch die constitutionnellen Staaten Deutschlands, wie er überall die heraufsteigende Dämmerung eines neuen Lebenstages begrüßt habe, der auch für Deutschland nicht mehr fern sei. Der gute „Seeliger" ist über dies Evangelium der Freiheit, das ihm der Räthselhafte verkündet, vor Freude außer sich und ergießt alsbald in einer schönen Extase an seine Freundin alle jugendlichen Hoffnungen und Wünsche, die sein Herz beleben und dem frühern Chaos seiner Meinungen und Stimmung ein Ende machen. Er wird ein Liberaler, liest Zeitungen und hat nur Noth, seinen neuen Adam in Kleinweltwinkel nicht toll werden zu lassen. Er weiß nicht, soll er die Mittwochsressource der Krähwinkler aufwiegeln, die Jugend revolutionniren oder Manifeste in alle Welt senden. Dem buntscheckigen Menschen macht der Liberalismus schon allerlei Noth und Gene; da verlacht ihn der fremde Herr „von Zodiacus" mit bittern Spott und löscht mit seiner sophistischen Beredtsamkeit das liberale Heldenfeuer in seiner Seele total aus. Er verdächtigt ihm den Liberalismus in einer meisterhaften Rede und begeistert ihn für das absolute Staatsleben.

Verständigen wir uns nur, guter Salzschreiber! sagt der beisere Diplomat zu ihm. Ist denn das eigentliche Element des Lebens, worauf wir fußen sollen, die Zukunft? Mit nichten, mein Freund! Es ist die Vergangenheit, auf der Alles ruht! Die große heilige Vergangenheit der Geschichte, ist sie nicht der feste mütterliche Boden der Geschlechts, auf dem es sein Dasein in den tiefsten Wurzeln gegründet, aus dem es die stärksten Lebenskeime seiner nationellen Fortdauer zieht? Sie sprechen, lieber Seliger, von der bräutlichen Hoffnung der Geschichte! Ja freilich wollen die Liberalen die Braut erst erobern. Ihre Braut ist die ungewisse, nebligte Zukunft. Und ich zweifle auch noch, daß die Meisten unter ihnen die wahre Liebe je gehabt haben; Viele wollen sich erst verlieben und werfen den Verlöbnißring ihrer Treue, wie der Doge von Venedig in das bräutliche adriatische Meer, so in ein nicht minder wildes und wüstes Meer ihrer gedankenlos geträumten Zukunft! Ich bitte Sie, Salzschreiber, was ist denn der Mensch, dieser Windhauch, der nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, was ist der Mensch, daß er so kühn in die Zukunft zu greifen sich unterfange? Nein, da sind die Absoluten doch andere Leute! Sie wissen, was sie wollen, sie kennen ihre Geliebte, und ihre Liebe ist daher die tiefste und einzig wahre. Ihre Braut ist das Bestehende, ihre Liebe ist der Besitz, ihr Fahnenbild, ihr Symbol ist die alte Treue! Sie haben einer großen, ruhmvollen Vergangenheit treu zu bleiben, und diese Idee der Treue stärkt und ermuthigt sie und gibt ihrer Partei ein hochherziges Princip des Kampfes. Darum schwärmen sie für ihre Geliebte, die alte Zeit; darum vertiefen sie sich sinnend in die Vergangenheit der Geschichte, um aus der Aufzeigung der Dinge, wie sie immer gewesen, die Gründe herbeizuholen, die den unerschütterlichen

Besitz ihrer alten Liebe rechtfertigen sollen; darum sind sie begeistert und gedankenvoll in ihrem Schmerz (denken Sie nur an Chateaubriand); darum sind sie scharfsinnig, wie die Liebe zu sein pflegt, wenn auch freilich wieder blind, wie diese! u. s. w.

Dieser Teufel kann beredt sprechen wie ein Gott, und doch bleibt er Teufel; in die Weisheit, die er predigt, mischen sich immer Streiflichter des Truges. Dieses Zwielicht seiner Rede wirft er nun auf alle Erscheinungen im Bereiche eines absoluten Staates, und der spatzenhaft aufhorchende Salzschreiber vernimmt die Mähr, wie Kunst und Wissenschaft eigentlich nur unter der Aegide eines absoluten Thrones gedeihen könnten. Dann zeigt ihm der heisere Diplomat eine Galerie bedeutender Männer, die diesem Princip huldigen, Metternich, Chateaubriand, Steffens, Görres, auch Ludwieg Tieck gehen an seinem Geiße vorüber, und ihre mächtigen Gestalten wirken besonders auf die Umwandlung seiner politischen Gesinnung. Sehr treffend ist auch Tieck als Vertreter dieser Richtung bezeichnet, und wir heben als besonders neu und interessant das über ihn Gesagte stellenweise hervor:

In Tieck war nie auch eine Spur von demokratischer Bürgergesinnung, und seine Künstlerironie, mit der er das Leben sich gruppirt und beleuchtet, setzt ihn immer auf einem vornehm gesonderten Höhepunkt des Betrachtens voraus. Er ist kein Dichter des Volkes, er ist ein Dichter der Gebildeten, der Auserwählten der Nation. Ein bereits gereifter Kunstverstand, eine vielfältig gewiegte Bildung, ja selbst eine gewisse höhere Lebenserfahrung gehören dazu, um ihn, vornehmlich in seinen herrlichen Novellen, wahrhaft genießen zu können. Deshalb sind die bewundernswürdigsten Schöpfungen seines Genius so wenig ins Volk übergegangen, so wenig allgemein verstanden worden. Sie gehören der Aristokratie der Geistreichen an. Aber sie werden, in ihrer tiefen Erfindung, in ihrem unnachahmlichen Humor, in ihrer feinsinnigen Ausspinnung und Contrastirung, in ihrer volltönenden Herzensberedtsamkeit, in ihrem weisen Denken und Träumen über hieroglyphischen Lebenswundern, sie werden ewig dauern, so lange von einer deutschen Literatur die Rede sein wird. Auch mir ist Ludwig Tieck einer der größten deutschen Dichter. Er ist Royalist, er ist Absolutist! Tieck kann sich überhaupt keinen bedeutenden Dichter anders denn als Royalist denken. An Shakspeare, an Camoens, wie er sie in Novellen darstellt, hat er vor Allem diese Seite mit Vorliebe und Begeisterung herausgehoben. Es gehört ihm mit zur Romantik des Poetenlebens, einen verherrlichten Königsthron, in dem sich die Nationalliebe concentrirt, im Hintergrunde des Dichtens zu haben.

Der camäleonartige Salzschreiber schillert jetzt ganz in absoluten Farben. Es regt sich in ihm ein altes poetisches Gelüst, das eigentliche Urelement seines Wesens, er will dichten und sich selber leben, was allerdings nur im Schooße des absoluten Staates möglich ist. Einige Nachklänge von der Hegel'schen Philosophie, die er auch einmal en passant studirt hat, summen ihm das alte metaphysische Lied in die Ohren: das Absolute ist die Wahrheit! und so schreit er denn in ergötzlichem Jubel von seinem Apfelbaum, in dem er sein Reflexionsnest hat, in die weite Welt, er sei ein Absoluter, denn er sei ein Dichter.

Jetzt, Kind — schreibt er bald darauf seiner Esperance —, stehe ich auf einem andern Punkte. Im Absolutismus liegt eigentlich ein wahrer Don Juan des Genießens versteckt, und in der absoluten Philosophie, ist es da nicht die zum Titanengelüst erwachsene Unersättlichkeit des menschlichen Geistes, welche sich mit dem Höchsten und Fernsten so eng und so brünstig zusammenzuschließen trachtet? Wie aber so der Absolutismus nach dieser geistigen Seite hin eine kühne Wollust des Gedankens ist, so lockt er auch, auf die äußern und irdischen Formen des Lebens übertragen, zum feurigsten Ergreifen jeder reifen und schmackhaften Blüte. Alles muß ja sein werden, weil er Alles ist, und so bricht er jede schwellende Knospe, weil sie in ihm erst als Frucht sich herausschält. Daher diese Genußsucht und Sinnenschwelgerei, welche durch das ganze ancien régime geht.

Ein Riese ist in die kleine Seele des Salzschreibers gestiegen; dieser Gedanke, den er jetzt in sich durcharbeitet, dehnt seinen Geist nach allen Weiten. Er steht in einem Brennpunkte, in welchem Himmel und Hölle ihre Strahlen und Feuer zusammenwerfen, und in welchem dem forschenden Geiste die Lichtsäule einer absoluten Offenbarung auflodert. Es ist der Höhepunkt des Geschlechtes, von wo aus der Wissensdrang und die Genußsucht sich alle Gebiete des Lebens unterwerfen. Alle Philosophie und Poesie kann nur zum Ziele haben, den Menschen zur Anerkenntniß seines innern Reichthums und der tiefen Fülle des Lebens zu nöthigen. Schwelgend beherrscht er dann das Reich des Geistes und des Fleisches, dessen réhabilitation zur Ergänzung der deutschen absoluten Philosophie vom Westen aus gepredigt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Lebensgeschichte des Chorherrn und Professors Aloys Gügler. Herausgegeben von Jos. Laur. Schiffmann. Zwei Bände. Augsburg, Kollmann. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vielmehr Erbauungsbuch als Biographie. In ersterer Rücksicht wird es Geistesverwandten des Frühentschlafenen mannichfachen Genuß gewähren; in letzterer ist es nur gelehrten Theologen ganz verständlich, und Solchen, die mit den religiösen und politischen Verhältnissen der Schweiz und Luzerns vertraut sind. Den protestantischen Laien kann es überreden, der Verewigte sei ein unterrichteter, wissenschaftlich gebildeter, streng rechtschaffener, ehrbarer Mann gewesen und aus inniger Ueberzeugung, ohne eigennützige Beweggründe, ein eifriger Anhänger der römischen Kirche und des päpstlichen Stuhls. Diese Erfahrung ist zu einer Zeit nicht unbedeutend, die sehr geneigt ist, Menschen nach ihren Meinungen und nach der Partei, welcher sie angehören, nicht nach den Gefühlen ihres Herzens und nach ihrer Sittlichkeit zu beurtheilen. Gügler ward 1782 in Udlingenschwyl, einem Pfarrdorf des Kantons Luzern, von frommen, wohlhabenden, nicht ungebildeten noch unbelesenen Landleuten geboren, die diesen einzigen Sohn, außer welchem sie nur noch einige Töchter hatten, zum Besitzer und Verwalter ihres Landwesens bestimmten. Dafür aber besaß er weder Sinn noch Geschick, war schüchtern, still und in sich gekehrt, ward in keine Schule geschickt, lernte vom siebenten Jahr an von seinem Vater Lesen und Schreiben, Rechnen durch eignes Nachdenken und Uebung, fand besondere Freude an der heiligen Schrift und wußte im 12. Jahr einen großen Theil derselben auswendig. So lebte er aus eigner Wahl unter den Seinen im Hause, das er nur an ihrer Hand und immer ungern verließ. Kehrte er aus der Kirche und Kinderlehre zurück, so wiederholte er mit Begeisterung den Vortrag des Geistlichen. Zuweilen nahmen ihn die Aeltern mit nach Maria Einsiedeln, wo der Wunsch in ihm entstand, ein Klostergeistlicher zu werden. Dem widersetzten sich die Aeltern drei Jahre hindurch und gaben endlich

seinem beharrlichen Vorsatze nach. Im 13. Jahre betrat er die Schule des gedachten Klosters, rückte dort vor bis in die Syntax und erwarb durch Frömmigkeit und Fleiß die Liebe der Lehrer. Von jetzt an, wie durch das ganze Buch, theilt die Biographie seine prosaischen und poetischen Herzensergießungen mit, worunter sich sogar Beichten befinden. Im 16. Jahre schickte ihn der Fürstabt ins Benedictinerkloster Petershausen bei Konstanz, wo er bald seine fähigsten Mitschüler übertraf. Musik sprach ihn besonders an. Seit 1799 kamen die Franzosen häufig in jene Gegend und richteten so viel Unheil an, daß des Jünglings Gemüth heftig gegen sie entbrannte und sich den Oestreichern zuwandte. Im 19. Jahre ging er nach Solothurn, um Philosophie zu studiren. Das setzte er ein Jahr später in Luzern fort unter dem Franciskaner Pater Geiger, der sie völlig nach Kant lehrte, und Anfangs 1802 betrat er, von seinem Vater begleitet, mit seinem Schulfreunde Widmer die hundert Stunden von dort entlegene Universität Landshut. Hier waren besonders Sailer und Zimmer seine Lehrer, durch welchen Letzteren er Fichte's und Schelling's Systeme gründlich kennen lernte. Welche Ansicht er sich angeeignet, wird aus seinen Bekenntnissen dargelegt. Dankbar ehrte und benutzte er die Aufschlüsse der Philosophie, aber sie bestärkten ihn in der Vorliebe und Treue für die Lehren seiner Kirche. Schon damals war er ein eifriger Gegner des geistlichen und weltlichen Zeitgeistes und erwartete alles Heil einzig von strenger Kirchenzucht. Im Herbst 1804 kehrten G. und Widmer in die Heimat zurück, und G. ward in Konstanz vom Generalvikar Wessenberg zum Diakon geweiht. Unteressen hatten G.'s Aeltern ihre Besitzung einer verheiratheten Tochter überlassen und waren in die Gegend von Luzern gezogen. 1804 ward Widmer Professor der Philosophie, 1805 G. Professor der Exegese zu Luzern. Dieser gehorchte pflichtmäßig dem Ruf, wäre aber lieber Klostergeistlicher und Prediger geworden. Seine mit großem Beifall aufgenommene Antrittsrede ist eingerückt. Bald darauf ward er zum Priester geweiht und las seine erste Messe, was ihn überselig machte. Seine Schriften werden gerühmt und gesagt, G. habe das Ewige dem Zeitlichen, das wahre Christenthum dem Anti- und Afterchristenthum entgegengesetzt. Gegen den bischöflichen Priester und Stadtpfarrer Thaddäus Müller, welchem Dalberg und Wessenberg das Zeugniß echtkatholischer Rechtgläubigkeit ertheilten, trat G. in Druckschriften auf. Die Regierung erklärte sich für Müller, und der kleine Rath entsetzte Gügler am 12. Dec. 1810 seines Lehramtes. Das hatte der edelmüthige Müller nicht begehrt und protestirte sogar dagegen. Noch übler waren die Stutzenten damit zufrieden, und auch Widmer foderte seine Entlassung. Der große Rath vermittelte, der kleine ließ sich endlich an der leichten Erklärung genügen, G. habe Müller nicht persönlich beleidigen wollen, und jener ward wiedereingesetzt. So blieb die Sache ohne weitere Folgen, wenn nicht etwa die dahin gerechnet werden kann, daß G. eifrig strebte, die Kirche seines Cantons der bisherigen Abhängigkeit vom Bisthum Konstanz zu entziehen und unmittelbar dem päpstlichen Stuhl in Rom zu unterwerfen, und daß G. 1816 eine bittere kritisch-satirische Lauge über den Pfarrer Lutz von Laufelfingen ausgoß. Der Biograph schreibt ihm auch die Gabe des Komischen zu, welche wir jedoch in den mitgetheilten unanstößigen, aber nicht selten langweiligen Proben nicht zu entdecken vermögen, und vermuthlich nur katholisch-theologischem Scharfblick einleuchtet. G.'s Polemik wird gerühmt und beurtheilt, welches letzte zu thun unsere Kenntnisse uns nicht befähigen. 1816 ward Gügler Chorherr in Luzern, mit Beibehaltung seiner Professur, bezog seinen eignen Chorhof und nahm seine bejahrten Aeltern zu sich ins Haus. Auch ward er Mitglied des geistlichen Examinationscollegiums und trotz seines Widerstrebens 1822 Schulpräfect, aber auf wiederholtes dringendes Ansuchen nach zwei Jahren dieser Bürde enthoben. Gegen nichtapprobirte Bibelübersetzungen war er früher sehr nachsichtig, in der Folge ihr entschiedener Widersacher, und mißbilligte sogar das Bibellesen der Laien, welches doch auf seine Kindheit so wohlthätig gewirkt hatte. Der erste Stellvertreter Christi, der heilige Petrus, behauptete er, habe schon Unvorbereiteten das Lesen der Sendschreiben des heiligen Paulus untersagt. 1814 erschien der erste Band seiner „Heiligen Kunst, oder der Kunst der Hebräer". Der Biograph zieht sie Herder's „Geist der hebräischen Poesie" weit vor. Dieser sei rein ästhetisch, psychologisch und historisch; ihm fehle die alles durchdringende religiöse Ansicht, die Folgerichtigkeit speculativer Philosophie; sein Protestantismus habe sich zu reinem Indifferentismus geläutert. G. dringe in die Tiefe des Gemüths und in die Nacht der Ewigkeit. Für alte classische und neue romantische Poesie besaß G. viel Empfänglichkeit. Dem Nibelungenliede war er vor Allem hold und machte dasselbe zum Gegenstande ernster Forschung. Spee's „Trutznachtigall" sprach ihn sehr an. Mehr als Milton und Tasso galten ihm Dante, Cervantes, Calderon, vorzüglich Ariost, den er übersetzt haben würde, wenn er sich so viel Sprachkunde zugetraut hätte. G. ist nicht der erste reine und aufrichtige Mystiker, an dem wir diese Vorliebe bemerken. Der vielumfassende Dichter muß Reize besitzen, die den blöden Augen der Kinder dieser Welt verborgen bleiben und sich nur dem Seherblick der Kinder des Lichts offenbaren. Geht es Shakspeare, den heiligsten Büchern, den gepriesensten Philosophemen nicht ebenso? Ihre Freunde zerfallen und befehden sich über sie untereinander, indeß sie gemeinschaftliche Gegner mit Achselzucken abfertigen. Wieland's „Oberon" las er gern. Göthe verehrte er hoch. In Schiller erkannte er einen Seelenverwandten. Tieck, Novalis, beide Schlegel, Hoffmann gewannen ihn für die Romantik. Seinen eignen Gedichten, von denen das Buch geistlich lyrische enthält, obgleich nicht immer zu erkennen ist, welche dem Biographen gehören mögen, schadet, wie Letzterer willig eingesteht, nicht selten der Mangel an Klarheit und die Nachlässigkeit des Vortrages und der Ausarbeitung. Er sündigt gegen das Versmaß, den Reim, den Rhythmus und die Sprachrichtigkeit. Unter seinem Nachlasse finden sich Bruchstücke von Schauspielen, Heldengedichten, Romanzen, Balladen, Oden, Hymnen, Elegien und Epigrammen, die der Biograph des Druckes würdig hält. Seit 1807 lehrte G. auch Pastoraltheologie. Von Görres' „Deutschland und die Revolution" sagte er: „Das ist ein Buch, das man anbeten sollte, wenn sein Geist es nicht verböte". 1826 starb sein 81jähriger Vater, bald darauf seine Mutter, und am 28. Febr. 1827 er selbst im 45. Lebensjahr an gallichter Brustentzündung. Seine letzten vollendeten literarischen Arbeiten waren ein satirisches Drama, dessen Zweck ist, die eigennützigen Bemühungen vorgeblicher Griechenfreunde zu verhöhnen; eine Abhandlung gegen die Errichtung einer protestantischen Kirche in dem bis dahin ausschließlich katholischen Canton Luzern, und eine Recension in der Kerzischen „Literaturzeitung", worin G. zu erweisen suchte, wie viel Unheil die Reformation angerichtet habe, da sie die ununterbrochene Ueberlieferung der Kirche von der christlichen Religion getrennt und diese an den bloßen todten Buchstaben der Schrift geheftet habe, der bei jedem Leser das stets erneute Wunder göttlicher Eingebung voraussetzt. Er trennte sich vom Leben gern, sanft und ruhig, in unverständlichem Gebete. Auf seinem Todbette ließ er die Arzneien, denen er an sich wenig Heilkraft zutraute, von einem geistlichen Seelsorger einsegnen und darüber beten. Dies sind die äußern Umrisse seines Lebens; die innern, die eigentlich charakteristischen seines Geistes muß man im Buche selbst aufsuchen und wird, wie man auch über die Meinungen und Ansichten des Menschen entscheiden mag, seinem Herzen, seinem Verstande und seiner Sittlichkeit ehrenvolle Anerkennung schwerlich versagen. 57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 269. — 26. September 1834.

Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers. Herausgegeben von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Unser Salzschreiber hält auch hier nicht aus; sein Gemüth schlägt allmälig wieder zusammen wie ein Taschenmesser, und noch in der Begeisterung, die er vom Apfelbaum herunterposaunt, fühlt er sich als beschränktes Einzelwesen. „Sich selbst hervorzubringen; weiter bringt es kein Mensch!" Das ist der Refrain seines Liedes; er will sich auf die Dichtkunst beschränken und sich selbst in ihr produciren, bis auch diese Stimmung vom Versucher benutzt wird, neue Reformen in ihm hervorzurufen. Bringt es nun der Einzelne nicht weiter als zu einer Production seiner selber, so fragt sich doch auch, wozu es unsere Zeit bringe, und was der Grundtypus sei, der sich auch für die nächste Zukunft in ihr ersichtlich machen dürfte. Der Tendenz des Werkes entgegen, das allen Richtungen ihr Recht auf äquivalente Weise zugesteht, wagen wir deshalb eine bestimmte Anschauung der Zeit in Kürze hinzustellen, da wir eben einen vorherrschenden Grundzug in den Elementen unsers Daseins wahrnehmen möchten. Unsere Ueberzeugung geht dahin, daß sich das Geschlecht jenen obgedachten Brennpunkt der Intelligenz, in welchem sich Wissensdrang und Genußliebe so wunderbar zur gegenseitigen Erfüllung des Daseins begegnen, auch für weitere Zeiten zu erhalten suchen wird. Im Vertreter des letzten Stadiums deutscher Philosophie, in Hegel, hatte sich blos Alles zu einem Corpus zusammengefaßt, was im allgemeinen Gedankenleben bereits gefördert war. Eine Philosophie, die alle Schätze der gesammten frühern Gedankenwelt in sich combinirt, die Das zum Genuß bietet, oder mindestens in die Scheuern zusammenrafft, was die geistige Arbeit von Jahrhunderten zu Stande brachte, kann aber nicht, wie es in vorliegender Schrift heißt, eine Philosophie des Todes genannt werden. Sie ist vielmehr Product des Lebensherbstes, der, wie in den socialen Zuständen und im Völkerleben, so auch im Gebiete des Gedankens für das Geschlecht herangereift ist. Das System mit seinen Fachwerken und ängstlich abgegrenzten Kammern wird bald nur noch wie ein wunderbares Bauwerk eines ägyptischen Fleißes, den die Welt nicht mehr kennt, angestaunt werden; allein in den Principien dieser Philosophie hat sich der absolute Gedanke, der es in ihr bis zum Genuß seiner selber gebracht hat, weiter gelebt, und wenn die Errichtung eines stabilen Systems Sache der Persönlichkeit war, so gehörte das Princip der Zeit an und wird als geistiges Resumé Gemeingut werden, wie dies das Loos einer jeden wahren Philosophie gewesen ist. Das Gegenstück dazu bietet der St.-Simonismus in Frankreich. Man wird kaum noch den Namen nennen dürfen, aber die Grundzüge dieser Lebensanschauung, die in dieser bestimmten Form zu Caricaturen wurden, werden sich den gesellschaftlichen Verhältnissen incarnirt haben. Von beiden Erscheinungen wird das Barocke verschwunden sein, aber die geistigen Principien sich gesellig ineinanderarbeiten, um den vollen Reichthum des innern und äußern Lebens genießlich zu machen. Es kann kaum noch darauf ankommen, wie bald sich dieser oder jener absolute Staat constitutionire, da jedwede Verfassungsform, die sich in unserer Zeit hervorthut, doch nur dazu da sein wird, um dem Volke einen Zustand dauernder Ruhe zu sichern, unter deren Aegide das gesammte Dasein in der ganzen Tiefe und der vollen Breite seiner Ausdehnung wie eine reichbesetzte Tafel zum Genusse einladet. Das Justemilieu scheint allerdings nur ein Nothbehelf von Staatsregiment zu sein; allein es bezeichnet recht eigentlich den Charakter der Zeit, in der der Geist des Aufruhrs noch hervortauchen möchte, allein eine Caricatur wird, sobald er sich zeigt, weil ihm die wahre Kraft entschwunden ist. Die Form der Republik liegt den europäischen Zuständen völlig fern. Es gehört zu ihr eine stählerne Römerkraft der Gesinnung, die uns sämmtlich fehlt. Unsere Zeit ist eine unendlich reiche, aber keine große, denn zur Größe gehört Einseitigkeit. Keine Staatsform, bin ich der Meinung, ist aber mehr geeignet, die herbstliche Ruhe, die die Völker wünschen, stabil zu machen, als ein constitutionnelles Königthum, das in mäßiger innerer Bewegung nie aus seinen Bahnen und Grenzen schwanken kann. Selbst ein Thronwechsel kann widerrechtlich und in Folge eines momentanen Aufruhrs möglich werden, ohne daß die Flut aus ihren Ufern schäumt. Die reife Kraft des Gedankens hält Alles in ruhigen Massen gebunden; es schleift und rundet sich milde ab, ohne daß die Welt in Bewegung geräth: das ist die Diplomatie Europas geworden. Um eine Handbreit Landes, wie früher, selbst um einen

Thron wird die blutrothe Fahne des Krieges nicht mehr aufgesteckt. Selbst Rußland huldigt dem Friedenssyſtem und bändigt den Drang zum Umſichgreifen; es nimmt geiſtig in ſich auf und hält ſeine langſame Verdauung. Die Ruſſen werden nie Europa überfluten, ſie werden nie ein welteroberndes Volk werden, weil der ſlawiſchen Natur überhaupt die active Productionsluſt fehlt. Da die Franzoſen es nicht werden konnten trotz dem bedeutenden Anlauf, den ſie unter dem großen Führer dazu nahmen, wird es keinem Volke beſchieden ſein, denn es iſt der Macht der Intelligenz entgegen. England hat die Periode ſeiner Meerherrſchaft überlebt, es ſteht, wie Rom einſt, auf dem Punkte, ſein altes Princip zu verlaſſen, denn es wendet ſich von außen nach innen. Auch Oſtindien hängt nur noch locker am alten Bande, und mit ihm iſt Englands Größe geſtürzt Deutſchland und Frankreich werden die Hauptpotenzen im europäiſchen Staatenſyſtem werden; ihre Principien werden ineinanderarbeiten, Deutſchland geiſtig hinübergreifen, während es von dort in allen Beziehungen empfängt, welche das ſocielle Leben betreffen. So werden die Nationalitäten in ruhigen Maſſen langſam in einander aufgehen, ganz Europa wird eine große Familiengemeinſchaft ausmachen. Eine Herbſtſonne beleuchtet die ganze Fläche, die Friſche des jungen Lenzes fehlt, aber des dürren Laubes gewahrt man kaum vor den reifen, glänzenden, ſchmackhaften Früchten, welche die Völker ſich gegenſeitig bieten. Eine mächtige Stille wird über dem Ganzen herrſchen, aber überall doch ein geſchäftiges Hin- und Herüberwogen, eine raſtloſe Friedensarbeit in geiſtiger und äußerer Beziehung. Die materiellen Künſte des Lebensbedarfs werden allerdings hier und da ſich vorherrſchend geltend machen, aber der Friede war noch immer der Vater der Intelligenz, und ſomit wird die Poeſie ſammt allen geiſtigen Künſten, die das Leben ideell verſchönen, fortan gehegt und gepflegt werden. Die Schaffensluſt wird uns nicht ausgehen, wir werden einen freundlichen Nachſommer halten und wohlthätig ſchöne Tage haben.

Dem heiſern Diplomaten, den der Verf. mit ſo gewichtiger Dialektik ausſtattet, muß es überlaſſen bleiben, auch dieſer Anſchauung unſerer Zeit eine Kehrſeite entgegenzuhalten, die wol den Lebensmuth, der ſich dieſer Richtung hingibt, ſchwächen, aber ſeine Baſis nicht umſtürzen kann. Und es kam hier weſentlich auf den Verſuch an, den wandelbaren *Lebensſtimmungen*, die ein poetiſches Individuum im Werke durchläuft, mit einer beſtimmten *Lebensanſicht* zu begegnen. Man kann die Zuverſicht, die der Gedanke gibt, der Poſitives ſucht und feſthält, an dem Buche vermiſſen; allein es ſollte auch als Kunſtwerk eine andere Beſtimmung haben, es ſollte eine Geſchichte der Gefühle, eine genetiſche Hiſtorie der Zeitempfindungen ſein. Und ſo konnte denn ein Individuum wie der Salzſchreiber, der jede Stimmung der Zeit, der Alles in ſich erlebt, nur mit dem Nichts, der Verzweiflung an Allem endigen. Der Diplomat nimmt nämlich die poetiſche Aufregung, zu welcher dies Gefühl eines abſoluten Geiſtesgenuſſes den Seeliger geführt hat, alſobald wahr, macht ihm auf ſeiner Giebelſtube die Viſite und treibt ihn durch ſeine Dialektik abermals weidlich in die Enge. Er zeigt ihm die traurigen Zuſtände der Literatur in der Gegenwart, verleidet ihm ſeine Kunſtbegeiſterung und verweiſt ihn wieder auf die Politik. Aber nicht das Liberale, das naſeweis die Zukunft erſchnüffeln, noch das Abſolute, das nach der Vergangenheit blind tappen müſſe, ſei das Princip des Heils für die Gegenwart, ſondern die goldene Mittelſtraße des Juſtemilieu. Caſimir Périer wird als Held dieſer Richtung gefeiert, die der Diplomat ſo ziemlich plauſibel macht, obwol ihm die von uns oben angedeutete Baſirung derſelben im deutſchen wiſſenſchaftlichen Leben entgeht. Der Teufel iſt hier etwas ſchwächlich in der Durchführung ſeines Themas; die beiden frühern Richtungen des Lebens hatte er glücklicher vertreten. Dagegen fährt in den Salzſchreiber alle diaboliſche Gewalt eines blasphemirenden Humors, indem er gegen das Juſtemilieu in einer vortrefflich gehaltenen Rede opponirt, die wir theilweiſe folgen laſſen.

Er hielt hier inne, ich aber erhob mich feierlich, ſtreckte die Hand gegen ihn aus, hielt mit der andern meinen Schlafrock zuſammen und ſagte: Ich bitte ganz ergebenſt um das Wort! Laſſen mich Ew. Excellenz auch einmal reden, und ich will Ihnen freimüthig bekennen, was ich von dieſem vermaledeiten Juſtemilieuſyſtem halte, das ich mir, ungeachtet Ihrer in Ehren zu reſpectirenden Empfehlung, dennoch gehorſamſt zu verabſcheuen die Freiheit nehme. Ich bin ein armer Menſch aus Kleinweltwinkel, Bewohner dieſer erbärmlichen Giebelſtube, wie Sie ſehen; meine Tage ſind gezählt wie die Haare auf meinem Haupte, Niemand iſt hier, der mich liebt, meine einzige Freundin iſt nicht meine Frau, der Freuden blühen wenige, und Urſach zum Uebermuth iſt nicht da. Es geſchieht daher aus reiner, ruhiger Ueberzeugung, wenn ich, der ich in ſolcher bin, hier vor Ihnen auftrete, ſehr excellenter Herr, und Sie auch einmal mit einer Rede behellige, mit einer tiefempfundnen Rede gegen das nichtswürdige, dreimaldreimal in den Abgrund der Hölle verfluchte Juſtemilieu. Verzeihen Sie dieſen ſalbungsvollen Ton Ihres unterthänigſten Dieners, der Ton gehört zur Sache. Sagen Sie ſelbſt, mein Herr, wer Sie auch ſein mögen, der obern oder untern Götter einer, hat ſich die Menſchheit darum ſo lange mit dem Funken des Prometheus, der in ihr fortgeglüht, ſehnſüchtig gequält, um nun auf dieſer Sandbank der richtigen Mitte wie ein geſtrandeter Perlenfiſcher kleben zu bleiben? Ich gebe Ihnen gern zu, weil ich es muß, daß das Juſtemilieu ein durch die Geſinnung der Zeit unterſtütztes Princip iſt. Ja, es hängt mit einem philoſophirenden Zug der Zeit zuſammen: es iſt das Reflectirprincip der Zeit, das Hemmende, das Läſtige, die Feſſel der Zeit, die wir Alle peinlich fühlen; es iſt die ſich ſelbſt bewachende Selbſtreflexion, an der heut alles Leben untergeht, ſiech und unproductiv wird und den Muth verliert, den göttlichen, ohne den man nicht exiſtiren kann! — Das Juſtemilieu iſt der Fluch jener Vielſeitigkeit, nach der Alles in unſerer Zeit trachtet, und durch welche die große Heuchelei, welche man Bildung nennt, in die Geſellſchaftszuſtände verpeſtend ſich einſchleicht. Das Juſtemilieu iſt dieſelbe flache und nivellirende Converſationsbildung in der Politik, welche aus dem heutigen geſelligen Leben mich längſt angeekelt hat. Es iſt derſelbe unausſtehliche *gute Ton* in der Staatsverwaltung, der überall ein langweiliges Gleichgewicht hervorbringen will, wie er in der Geſellſchaft jedes Aufkommen einer tiefern Eigenthümlichkeit hindert. — Niemand will mehr irren, Niemand will mehr klagen, man ſchämt ſich ſeiner Schmerzen, man gewöhnt ſich ſeine Leidenſchaften ab, weil beide einem heiter gebildeten Menſchen nicht geziemen, und in dieſer richtigen Mitte des Benehmens vertrocknet endlich alle Strömung des Daſeins.

Diese heitere Maske der Bildung hat das Privatleben versteinert, sie tritt als gleißendes Justemilieu in der Geschichte auf. Der große Geist der Geschichte steht jetzt grollend über der Menschheit still, nachdem sich das feige Geschlecht, um nicht mehr zu irren, um nicht mehr zu kämpfen, in diesen Nothhafen des Justemilieu zurückgeflüchtet hat. Mein Herr, ich vertheidige die Extreme! Extreme sind flotte Bursche, das Justemilieu ist der Philister im Staate. Extreme sind geborne Helden, das Schicksal gönnt ihnen einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde; das Justemilieu ist ein dürftiger Tugendheld aus einem weinerlichen Drama, er hat kein Talent und stirbt an Charakterschwäche im Hospital. Extreme sind schwarze Husaren, mit einem Todtenkopfe als Cocarde, sie geben keinen Pardon; das Justemilieu ist ein kriechender Hofmann, der keine Meinung hat und immer: sehr wohl! sagt. Extreme sind Ritter der Wahrheit, Justemilieus sind arme Ritter, im Fett der Lüge gebraten. Extreme sind Tödter der Langeweile, Justemilieus sind Neuntödter, die alle neun Musen aus dem Leben hinwegtödten. Das bleierne Zeitalter der Prosa bricht an. Doch genug, ich fühle, ich habe mich erschöpft, mein Eifer reißt mich zu stark zu Metaphern hin, es wird mir die Lunge trocken und mein Kehlkopf entzündet sich! Nur das muß ich noch sagen, daß es am meisten die große Tugendhaftigkeit ist, welche mich an dem Justemilieusystem so sehr verdrießt, und hierin klingt es ebenfalls wieder einen längst bemerkbaren Grundzug unserer Zeit an. Daß unser Zeitalter doch gar zu tugendhaft ist, wird Jedem, der keine Duckmäusereien liebt, wol eingeleuchtet haben. Vor gar zu großer Tugend können wir nicht mehr zu einem erklecklichen tragischen Laster kommen, die Tragödie stirbt aus unter dem deutschen Volke, und die eingerissene Prüderie des Lebens zerstört alle Gedichte der Gegenwart. Es ist eine fürchterliche Tugend, an der wir leiden. Es wagt Niemand mehr ein derbes naturkräftiges Wort zu seinen Mitmenschen zu sagen, aus Furcht, daß man ihn nicht für tugendhaft halten möchte. Alle Gesellschaftszimmer stecken gepfropft voll von Tugend, tugendhaft strickende und nähende Frauen, tugendhaft über ein Nichts plappernde Männer und Jünglinge, tugendhaft langweilige Greise. Diese schreckliche Tugend ist eine Folge unserer ungeheuern Bildung, wir müssen es uns eingestehen. Und dieselbe laue Tugendbildung finde ich auch an dem gottverlassenen Justemilieu wieder, weshalb es mir, selbst auf die Gefahr hin, nicht für tugendhaft angesehen zu werden, noch einmal gütigst erlaubt sein mag, dies System dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen ergebenst zu verfluchen!

Während der Salzschreiber also flucht und teufelt, ist der Teufel vor ihm sogar eingeschlafen, so sehr ist die Rolle der Ironisirung der Lebensinteressen auf jenen übergegangen. Trotz dem fühlt der Arme nach kurzer Frist sich zum Justemilieu, zur Tugendhaftigkeit und zum Philosophiren geneigter, er hält „dem letzten Philosophen Deutschlands" im Traume eine tiefgefühlte Leichenrede, und eine Flötenuhr muß ihm wieder frische Lebenslust zuspielen. Seeliger wird immer wirrer, seine politischen Wirren werden philosophische, er weiß zuletzt gar nicht mehr aus und ein und endet mit radicalem Nihilismus. Alle Sphären des Gedankens hat die Skepsis durchgelebt und sich consequenterweise auf nichts reducirt. Wir sahen aber das psychologische Schauspiel vor uns, wie alle Töne der Lebensharfe sich auf den Saiten einer einzigen Seele abspielten; nur müssen wir gestehen, daß die letzten Uebergänge im Gedankenleben des Salzschreibers, namentlich sein Uebertritt zum Justemilieuprincip weniger motivirt scheint. Allen Tendenzen entsagend, verläßt nunmehr das perpetuum mobile, Seeliger, den Schauplatz seines Denkens und wird Schulmeister am Institut der Freundin. So straft der Verf. an diesem seinem Doppelgänger auf dem Soccus, in dem er sich selbst ironisirt zu haben scheint, die Skepsis seines Denkens; er belohnt ihn aber auch für die überstandenen innern Leiden und Mühsale, denn ihm winkt das Auge der Freundin, und die Freundin heißt für ihn Esperance. Der kleine ideelle Talleyrand ist gewohnt, allen Dingen, wenn ihre Stunde geschlagen hat, den Rücken zuzuwenden; möchte er nun in der Liebe zu Esperance das Dauernde und das Positive heraussuchen lernen, das in der Politik und in der Philosophie seiner Zeit seinem quecksilberartigen Denken immer wieder entwischte.

Der Einfall, den Mephistopheles in der Gestalt eines reisenden Diplomaten vorzuführen, ist so originell, daß wir seiner noch nachträglich gedenken müssen. Der Teufel ist, wie der Verf. ihn sagen läßt, heutzutage kein metaphysischer Dämon mehr, wie ihn Göthe im Verhältniß zu Faust auffaßte, er hat nunmehr seine einzige Lust an publicistischen Tendenzen, und als Politiker wirkt er erst recht als der Geist des Widerspruchs, als der Gott aller Parteien. Zodiacus nennt er sich, als Thierkreis der Zeit, den alle Parteien durchlaufen. Die rückwärtsgehenden Legitimen sitzen bei ihm im Zeichen des Krebses, die stößigen Liberalen im Widder, die Justemilieumänner in der Alles abmessenden Waage. In der Magd des diplomatisirenden Teufels, der Olympia, sehen wir eine wunderbare allegorische Gestalt, welche die Idee des Katholicismus, der Aristokratie und der Romantik als Einheit gewordene Figur repräsentirt. Für frühern Hochmuth muß sie nun viel leiden, und der Teufel behandelt sie so schlecht, daß selbst seine Großmutter sich ihrer erbarmen möchte. Aus der Umgebung des Salzschreibers in Kleinweltwinkel treten manche komische Gestalten uns entgegen; vor Allen ergötzt der Copist Mundus, ein travestirter Philosoph von der absoluten Schule, und der Candidat Flitzbogen, ein aus Hambach verjagter Demagoge. Ein anderer von seinen Freunden, über dessen Backenbart der Salzschreiber so viel Lärm macht, kommt schlechter fort. Haß und Liebe, Spott und Gemüthlichkeit, spielender Leichtsinn und phantasiereicher Tiefsinn, Lachen und Weinen, jubelnder Uebermuth und trauernder Todesschmerz, alle Töne der Menschenbrust spielen im Werke wie auf einer Orgel ein volles, reiches Concert ab. Viele werden an dem Buche einen Lebensgefährten, einen Gesellschafter gefunden haben, der mit unerschöpflicher Laune einen unerschöpflichen Lebensmuth predigt; Manchen wird es ein Handbuch werden, um sich mit Bequemlichkeit auf den Standpunkt der Ironie gegen alle Lebensrichtungen zu stellen; nur Wenige werden hindurchfühlen, daß die wahre Skepsis nicht die Elemente, die sie durchläuft, sondern sich selbst vernichtet. Mit dem Werke ist uns im Einzelnen keine Richtung verkümmert, und im Allgemeinen ein frischer Lebensathem und ein schwellender Kern für unser ideelles Dasein erhalten.

Dr. F. G. Kühne.

esammelte Blätter von R. O. Spazier. Zwei Bändchen. Hildburghausen, Knopf. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir nicht zu Denen gehören, die irgend einer Partei in der Literatur des Tages sich zugesellen, um die andere anzufeinden, so gehören wir doch zu Denen, die der schöngeisterischen Literatur nicht unbedingt das Wort reden. Eine zahllose Menge halbgebildeter, mit etwas Phantasie und Rhetorik ausgerüsteter junger Männer hat in dieser Zeit sich der öffentlichen Organe bemächtigt und eine Halbheit und Seichtigkeit des Geschmacks befördert, die wir, gewöhnt unser Ohr nur dem Classischen zu leihen, nicht ohne Mißvergnügen überhand nehmen sehen. Aus diesem Grunde hat Hrn. Spazier's Vorwort, womit er das Erscheinen dieser beiden Bändchen beim Publicum einleitet, uns gefallen, denn er bekennt darin ganz unumwunden, daß er sich das Urtheil der Seichtigkeit durch seine Aufsätze, die er in Journale geliefert, zugezogen habe.

Wir sind entschieden der Meinung, daß dieses vom Verf. als „naiv" bezeichnete Urtheil in der angegebenen Beziehung nicht ganz ohne Grund sei; denn Hr. S. hat uns eine lange Zeit gar unschmackhafte Speisen vorgesetzt und erst in neuerer Zeit sich eine körnigere Küche zugelegt. Deshalb nun hat er vielleicht nicht ganz wohl gethan, seine „Tuchherren von England" im ersten Bändchen dieser Sammlung nochmals aufzuwärmen, nachdem sie längst vergessen waren. Hätte Hr. S. die hohe Bedeutung völlig begriffen, welche die Whigs in England in der Geschichte dieser Nation erlangt haben, er hätte diese Novelle sicherlich umgearbeitet, oder sein gereifteres Urtheil hätte ihn gewarnt, ihr mehr als einen ephemeren Werth beizumessen. Sie unterhält, weil man immer eine großartige Entwickelung erwartet, und läßt leer, weil diese nicht eintritt. Ein sicherer Beweis, daß der Dichter selbst nicht voll von seinem Gegenstand war.

Die drei in das erste Bändchen nochmals aufgenommenen Aufsätze: „Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen", „Ueber die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik" und „Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmärchen" sind, soviel wir uns erinnern, nicht ganz unbeachtet geblieben, als sie zuerst in verschiedenen Blättern erschienen. Sie behandeln so wichtige Fragen, daß man ihnen ein noch dauerndes Interesse nicht absprechen kann, sind aber etwas schwerfällig geschrieben. Die Oper, dieser Liebling des Tages in ihrer universellen Verständlichkeit, ist ohne Zweifel ein Bildungsmittel dieser Zeit, dessen sich eine frühere nicht rühmen kann. Freilich hat der Verf. der Aufsätze Recht, gegen die Seichtigkeit eines Rossini und Cons. zu eifern, aber er scheint uns dagegen dem romantischen Schwung Weber's nicht Gerechtigkeit genug widerfahren zu lassen. Freilich fehlt die poetische Unterlage im Text, und ebendeswegen haben Weber und seine Nachfolger zum Feenmärchen ihre Zuflucht nehmen müssen, um für ihre süßen Melodien nur einigermaßen passende Leisten finden zu können. Ob der Dichter und Componist von seiner Zeit gebildet werde, oder ob er sie bilde, d. h. zum Verständniß ihrer selbst führe, kann unsers Erachtens lediglich den Maßstab für die höhere Kritik abgeben, nicht aber, ob er ein Genie im Sinne dieses oder jenes Vorgängers sei. Deshalb halten wir Vergleichungen zwischen Mozart, Gluck und Weber für sehr müßig und leben nur, daß Hr. S. es endlich versucht, in einem vierten Aufsatz sich über Weber's „Oberon" herzumachen und über Bau und Zusammensetzung der einzelnen Theile dieser Composition mehres Gute zu sagen.

Im Ganzen liest man diese Aufsätze gern, weil in jedem ein ziemlich scharf begrenzter Gedanke vorgetragen und eine ästhetische Wahrheit abgehandelt wird, und wir möchten wünschen, daß die Zeit bald vorüber wäre, wo dieses leidige Thema: die Oper und die Opernwuth, die belletristischen Blätter zum Rasendwerden ekelhaft macht. Denn zu leugnen ist nicht: das deutsche classische Theater ist mit der romantischen Poesie und Musik in den Hintergrund getreten, und eine unersättliche Abgeschmacktheit hat sich an die Stelle des guten Geschmacks aufgepflanzt. Was sind die Phantasmagorien einer Zauberoper gegen „Don Juan" und „Iphigenie"; was Raupach's schönste Stücke gegen das geringste der deutschen, englischen und spanischen Classiker! und endlich die Posse! die Posse!

Nun, nur zu! die Possenreißerei werden wir auch noch lernen, wenn wir erst den Vater derselben, Aristophanes, verstehen! Verstanden aber werden Satiriker erst dann, wenn Das, was einem Volke heilig bleiben sollte, damit es fortbestehe, profanirt werden darf. Gut, daß die Wässerigkeit der Posse dieser Zeit noch nicht den nahen Fall verkündet, und daß unsere Satiriker noch für Humoristen gelten können. Opern und Ballets erinnern an den Verfall des römischen und griechischen Schauspiels und an ähnliche sinnliche Ersatzmittel für die ehedem geistreiche Unterhaltung. Wir rechnen die Musik für das Mittelding zwischen sinnlicher und geistiger Unterhaltung und lassen sie daher gern gelten; ihre Ausschließlichkeit hat aber keine vortheilhaften Veränderungen in unserm Nationalgeschmack hervorgebracht, und mit Unrecht verdrängt sie die classische Tragödie.

Für die Wiederholung der humoristischen Novelle: „Die Taschenbücher", womit Hr. S. das zweite Bändchen beginnt, kann man ohne Ungerechtigkeit nicht undankbar sein. Sie ist eine wirklich geistvolle Conception und ihretwillen lassen wir die ganze Sammlung passiren. In einer etwas unruhigen Stimmung gelesen, thut sie Wunder; sie beruhigt, und man liest sie hartnäckig bis ans Ende, ohne aufzustehen. Der Humor wird mit jeder Seite flüssiger, und wenn er Anfangs etwas gezwungen erscheint, ist er am Ende frei und ausströmend. Jedenfalls verräth diese humoristische Novelle, daß Hr. S. Talent hat und uns Gewöhnliches wie „Die Tuchherren" nicht aufzutischen brauchte.

Der Anhang dieses Bändchens: „Rhythmisches", macht uns mit zwei kleinern Dichtungen des Polen Adam Mickiewicz bekannt, die wiederum das hohe dichterische Talent dieses Patrioten beurkunden. Sehr wäre uns eine vollständige Uebersetzung seiner Werke zu wünschen, wodurch die polnische Literatur völlig einheimisch bei uns gemacht würde. Vielleicht hätte Hr. S. nach den beiden hier gegebenen Proben dazu Geschick, und der treffliche Dichter würde ihn gewiß dankbar unterstützen. Ueber die kleinen poetischen Proben von des Hrn. S. Talent sagen wir nichts; doch verschwinden sie neben den Gedichten des Mickiewicz völlig. 25.

Literarische Notizen.

In Kopenhagen ist eine Autobiographie, „Wilhelm Zabern" betitelt, herausgekommen, die viel neue Nachrichten vom Tode Christian II. enthält.

Von einer dänischen Uebersetzung der sämmtlichen dramatischen Werke Shakspeare's von H. C. Wosemose ist als erstes Heft „Hamlet" erschienen.

1833 kamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 275 Originalwerke heraus, von 23 derselben sind bereits englische Nachdrücke erschienen und angekündigt.

Friedrich Schlegel's „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte" wurden ins Englische übersetzt.

Nach Ritchie's Vorgange kommt nun auch eine Bearbeitung der alten Geschichte unter dem Titel: „The romance of ancient history", in London heraus; die ersten 2 Bde. enthalten Aegypten. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 270. —— 27. September 1834.

Ueber das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen.

Es iſt nicht zu leugnen, daß in der Komik, die es eigentlich nur mit dem Komiſchen zu thun haben ſollte, auch das Lächerliche vorkommt. Je auffallender dieſe Erſcheinung iſt, um ſo mehr bedarf ſie einer nähern Prüfung.

Wir ſtellen deshalb die Fragen auf: Kann und ſoll in der Komik das Lächerliche nicht ganz vermieden werden? Läßt es ſich nicht ſtreng vom Komiſchen trennen und abſondern? Worauf beruht im Komiſchen der Gebrauch des Lächerlichen? Iſt eine Verwechſelung die Urſache, oder was ſonſt?

Forſchen wir nach dem Unterſchied, ſo finden wir, daß in der Kunſt das Lächerliche auf der Oberfläche, das Komiſche aber in der Tiefe liegt. Das Lächerliche bezeichnet etwas Ungereimtes in der unmittelbaren Erſcheinung, wo die Vorſtellung das Unpaſſende nur nach der Wirkung auffaßt, ohne auf Bedeutung, Grund und Urſache hingeleitet zu werden. Das Komiſche hat eine tiefere und entferntere Beziehung. Dieſe belebt den Widerſpruch, indem ſie auf zwei (zuſammentreffende) Gegenſätze hinweiſt, nämlich auf Freiheit und Natur. Die Freiheit mit ihrem Irrthum und Wahn gibt den Menſchen dem Gelächter preis, wenn wir gewahr werden, daß die Natur mit ihm handelt, während er ſelbſt nur zu handeln meint. Indem wir dies aber bemerken, werden wir einer höhern Freiheit uns bewußt, die uns in Fröhlichkeit verſetzt.

Das Lächerliche trägt dieſe Merkmale entweder gar nicht, oder nur in einem ſehr geringen Grade an ſich. Ueber eine alte Frau, die, mit Roſen geſchmückt, noch jung ſein will, werden wir lachen; aber es iſt nicht jenes fröhliche Lachen, welches das Komiſche gewährt. Sie ſelbſt iſt keine komiſche, ſondern eine lächerliche Erſcheinung. Auffallende Contraſte im Anzuge können uns an und für ſich ſchon zum Lachen reizen, aber es fehlen ihnen die geiſtigen Beſtandtheile des Komiſchen, ſo lange ihnen jene Beziehungen auf Freiheit und Natur fehlen. Ein kleiner Mann mit einer thurmhohen Mütze bildet eine lächerliche Figur, aber er tritt dem Komiſchen ſchon näher, wenn wir deutlich darin ein Streben nach Anſehen, alſo die Freiheit in ihrem Wahn gewahr werden, wobei die Natur widerſetzlich erſcheint. Oft aber widerfährt auch dem Menſchen Etwas, das ſeinen Zuſtand in ein lächerliches Licht ſetzt, ohne daß er dabei etwas verſchuldet, z. B. wenn bei einer ernſten Handlung der Wind ſeinen Hut oder ſeinen Mantel in die Lüfte führt. Betrachten wir nämlich das Lächerliche nach allen Seiten, ſo bemerken wir, daß es ſowol activ als paſſiv zum Vorſchein kommen kann. Von der letzten Art iſt jenes Beiſpiel mit Hut und Mantel, von der erſten jenes von der alten Kokette. Es verbirgt oder verdunkelt ſich dabei bald der Antheil der Natur, bald der Antheil der Freiheit, oder es ſtehen auch beide in keinem beziehlichen Verhältniſſe. Gehen wir von der Erfahrung auf die Kunſt und beobachten hier die Anwendung des Lächerlichen, ſo gelangen wir zu der Regel, daß das Lächerliche in der Komik noch ſo lange gebraucht werden kann, als es noch irgend eine Spur jener Beziehungen auf Freiheit und Natur anſichträgt, und daß es ſich immer mehr dem Komiſchen nähert, je nachdem dieſe Spur deutlicher hervortritt. Dies bedingt alſo ſeine Brauchbarkeit, und auf die Frage: warum iſt in der Kunſt der Gebrauch des Lächerlichen erlaubt? dürfen wir antworten: weil das Lächerliche dem Komiſchen verwandt iſt. Ohne eine ſolche Annäherung und Verwandtſchaft wäre eine Einmiſchung deſſelben ebenſo unbegreiflich als unverzeihlich. Ganz verwerflich iſt ſie nur, wenn jene Beziehungen entweder bis zur Unkenntlichkeit verſchwinden oder dieſe unter ſich kein Verhältniß haben (wie beim Trauernden mit emporgewehtem Mantel, der damit ſehr lächerlich erſcheinen kann). Dreierlei macht ſich beim Gebrauch des Lächerlichen noch beſonders bemerklich, 1) daß die Annäherung des Lächerlichen zum Komiſchen in unendlich verſchiedenen Graden geſchieht; 2) daß das Lächerliche zuletzt in das Komiſche übergehen, und 3) daß das Komiſche auch bei ſchlechter Behandlung in das Lächerliche zurücktreten kann. Letzteres ſehen wir ſchon bei jeder Uebertreibung. Und warum wird hier das Komiſche lächerlich? Weil dabei Freiheit und Natur allmälig ihren Antheil verſagen und das Lächerliche nur in der Erſcheinung zurückbleibt, ſodaß wir, dahinter ſchauend, uns nicht mehr mit der Vorſtellung eines Spiels der Natur mit dem Menſchen täuſchen können.

Viel kommt dabei freilich auf die Phantaſie, auf die Anſicht und den Geiſt des Zuſchauers an. Mancher ſieht

im Komiſchen nur das Lächerliche und ſpricht, wenn er gelacht hat: es iſt dummes Zeug! Er bleibt bei dem Ungereimten in der Erſcheinung ſtehen, während Andere den Sinn und die Bedeutung von dem Komiſchen empfinden, das dahinter ſich begibt. Ebenſo kann Mancher wol dem Lächerlichen ſelbſt noch eine Bedeutung abgewinnen, die es ihm alsdann zu etwas Komiſchem macht. Unlängſt wurde in einer Unterſuchung über den Unterſchied zwiſchen dem Lächerlichen und Komiſchen folgendes Beiſpiel angeführet „Ein Prediger, der auf die Kanzel geſtiegen war, und der, als er eben zu reden anfangen wollte, ſechs Mal hintereinander nieſen mußte, ward von der ganzen Gemeinde ſchonungslos ausgelacht.“ Dieſer Fall, wird behauptet, ſei blos lächerlich, weil dies dem Prediger rein zufällig begegne und mit ſeinem Willen in keiner Berührung ſtehe. Ganz gewiß: die Beziehungen auf Freiheit und Natur fehlen hier zur Hälfte und haben auch kein Verhältniß zu einander. Dies Ereigniß gehört zu den Fällen, wo das Lächerliche paſſiv entſteht, und Viele in der Kirche werden es ſicher ſehr ungern ſehen, daß ein bloßer Zufall ihren Prediger lächerlich machen und ihn auf einen Augenblick ſeiner Würde berauben mußte. Es wäre aber doch möglich, daß ſich Perſonen in der Kirche befänden, die den Fall allgemeiner und höher auffaßten, indem ſie ſich im Allgemeinen einen Menſchen vorſtellten, der feierlich reden will und von der Natur durch Nieſen dabei zum Beſten gehabt wird. Hier (in dieſer Vorſtellung) wäre denn die Sache nicht mehr blos lächerlich, ſondern wegen des Antheils der Freiheit komiſch. Noch mehr aber rückt das Lächerliche in das Komiſche hinüber, wenn wir uns einen Prediger denken, der mit eignem Stolz und Dünkel ganz beſonders pathetiſch zu ſein ſtrebt. Hiermit verſtärkt ſich der Antheil der Freiheit, der bei jenem zu fehlen ſchien. Deutlich ergibt ſich aus den Modificationen dieſes Beiſpiels der Satz: das Komiſche verlangt, daß die Natur mit dem Willen (der Freiheit) in Berührung trete. Dieſe Berührung kann aber bald näher, bald entfernter geſchehen, und darnach wird bald das Komiſche, bald das Lächerliche vorwalten oder in der Vorſtellung als vorherrſchend empfunden werden. Oft iſt aber auch die Paſſivität nur ſcheinbar. Selbſt das Zufällige entſcheidet dabei nicht. So werden wir z. B. lachen, wenn ein Menſch im Graſe ſchlummert und eine Kuh oder ein Eſel kommt, ihn mit der Naſe zu berühren. Nur zu deutlich wird hier der Freiheit des Menſchen mitgeſpielt, wenn ſie ſich auch nicht regt, und wir erſehen daraus, daß zum Komiſchen nicht immer ein offenbares Widerſpiel gehört, ſondern daß es ſchon genügt, wenn nur in der Vorſtellung die ſich berührenden Gegenſätze zum Bewußtſein kommen. Schwächen wird ſich die Beziehung auf die Freiheit, wenn der Schlummernde ein Kind iſt, aber ſteigern wird ſie ſich, wenn wir ſchlafend einen Betrunkenen erblicken und der Rüſſel eines Schweins über ihn hinſtreift. In einem ſolchen Zuſammentreffen iſt die Beziehung der Gegenſätze (Freiheit und Natur) auf einander ſo angemeſſen und entſprechend, daß es keineswegs etwas Ungereimtes hervorbringt, weshalb es denn auch wirklich komiſch genannt werden kann.

Bald fällt das ſtärkere Gewicht auf die Seite der Natur, bald auf die Seite der menſchlichen Freiheit. Kann jenes nun das paſſiv Lächerliche veranlaſſen, ſo führt dieſes nach Gelegenheit das activ Lächerliche herbei. Stellen wir uns z. B. einen Prediger vor, dem nicht wie jenem durch plötzliches Nieſen, oder durch eine Schwalbe in der Kirche, oder durch eine Maus auf der Kanzel mitgeſpielt wird, ſondern der ſich ſehr poſſirlich geberdet, indem er ſich rechts und links hinüber und herüber wirft, dann ſich wieder in die Höhe ſtreckt u. ſ. w., wird nicht Jedermann einen ſolchen Prediger und ein ſolches Benehmen lächerlich finden? Er begeht etwas Ungereimtes, indem er mehr Bewegungen macht, als nöthig ſind, und dieſe gar nicht der Empfindung anpaßt. Nun fragt ſich, wenn wir wirklich über ihn lachen, iſt nicht doch etwas an dieſem Lächerlichen, das dem Komiſchen angehört? Und das ſcheint in der That, weil die vielen Bewegungen eben dadurch, daß ſie mit der Empfindung nicht recht zuſammentreffen, uns an die mancherlei Mittel erinnern, deren ſich der Menſch bedient und deren er bedarf, um Eindruck zu machen; es iſt, als ob der Prediger die Geſticulationen überhaupt perſiflirte und den Menſchen damit in ſeiner Bedürftigkeit, in ſeiner Abhängigkeit von der Natur zeigte. Dieſe Vorſtellung, obgleich nur dunkel angeregt, iſt es eigentlich, was das Lachen in uns erwecken kann und uns zum Lachen berechtigt. Es iſt hier nicht blos das Betragen (die Freiheit), was die Wirkung des Lächerlichen gibt, ſondern zugleich auch die Natur, die den Menſchen in gewiſſen Schranken hält und ſo ihre Macht mittelbar beurkundet. Nur inſofern dieſes mehr im Dunkeln bleibt, werden wir den Fall mehr zum Lächerlichen als zum Komiſchen rechnen. So geht es in der Kunſt mit vielen Charakteren, die nicht komiſch, ſondern lächerlich und doch nicht ganz zu verwerfen ſind, wie z. B. der Geck, der verliebte Alte, der geſpreizte Hochmüthige, der übertrieben Empfindſame. Es iſt kein rechter Grund, es iſt etwas Uebertriebenes in ihrem Betragen, das entfernt ſie von der Natur und verdunkelt die Beziehung auf dieſelbe. Das Urtheil, was über einen ſo lächerlichen Menſchen ausgeſprochen wird, iſt gewöhnlich: er iſt ein Narr! Seine Brauchbarkeit zum Komiſchen wird ſich aber immer noch bewähren, wenn er mit andern Narren, die in der Welt für vernünftig gelten, noch Aehnlichkeit behält, oder ſeine Narrheit doch einigermaßen auf etwas Natürliches ſich gründet. Iſt dieſes nicht, ſo wird der Narr unausſtehlich, der Geck läſtig, der verliebte Alte widrig. Der Geſchmack muß entſcheiden, ob dergleichen Charaktere, die ohnehin ſchon auf der Grenze des Komiſchen ſtehen, ſich nicht zu weit davon entfernen. Man muß ſie immer wieder an die Natur anknüpfen und alle Täuſchungsmittel, die ihr Betragen beſtimmen können, zu Hülfe nehmen, wenn ſie in der Komik zuläſſig ſein ſollen.

Daß das Lächerliche, wenn auch in ſehr verſchiedenen Graden, mehrentheils noch ſeinen Antheil am Komiſchen

behalte, das sehen wir nicht nur an dem unwillkürlichen, sondern auch an dem willkürlichen Narren, an dem Possenreißer, der Grimassen macht, der Gesichter schneidet, was sowol aus Laune und Neigung als aus besonderm Vorsatz geschehen kann. Hier tritt der Scherz ein, der nicht selbst komisch ist, sondern nur das Komische von Andern abspiegelt. Der Lustige zeigt im poetischen Uebermuth durch eine Menge von Bewegungen, wie die Natur den Menschen auf mancherlei Weise zwickt und zwackt, und wie er sich dabei unfrei geberdet. Er selbst gibt sich als eine lächerliche Erscheinung preis; aber aus dem Lächerlichen seines lebhaften Betragens spricht zugleich das Komische, worauf jenes sich gründet. Ist er im Stande, treffende Züge zu wählen, dann nähert er sich dem Komiker, verfehlt er sie und bleibt nur im Streben darnach, dann wird er zum bloßen Spaßmacher und sein Scherz zum Spaß. Fast das Nämliche gilt von Dem, der ein solches Spiel mit Mienen und Geberden künstlerisch treibt, von dem Grimassier. Er spiegelt auch die Hantirung der Natur mit der Freiheit des Menschen zurück, aber er wird nur so lange komisch wirken, als er wahrhaft ist, als er den Erscheinungen der Wirklichkeit sich anschließt und Täuschungen hervorbringt, sodaß wir uns in einen komischen Zustand versetzen können. Gewöhnlich verdirbt er aber sein Spiel durch zu große Uebertreibungen sowol als dadurch, daß er einen Ausdruck durch den andern wieder auslöscht. Durch den Ueberfluß von Grimassen wird er grell und geistlos. Durch sein handwerksmäßiges Gesichterschneiden entfernt er sich wieder von der Kunst, der er sich zu nähern trachtet. Durch sein absichtliches Streben erinnert er an den Spaßmacher, sinkt aber ohne Heiterkeit und Laune noch unter ihn herab.

Da nun aus allen diesen Betrachtungen erhellt, daß das Lächerliche nur insofern unter dem Komischen sich geltend macht, als es etwas vom Komischen ansichträgt, dieses aber in sehr verschiedenen Graden geschieht, so kann eine Theorie des Komischen nicht im Voraus zwischen dem Komischen und Lächerlichen eine Grenze ziehen und das Lächerliche ganz ausscheiden wollen, sondern sie muß sich damit begnügen, den Unterschied von beiden im Allgemeinen nach den wesentlichen Merkmalen anzugeben, die Anwendung in einzelnen Fällen aber der Kritik überlassen, die darüber zu wachen hat, daß das Lächerliche sich nicht zu weit vom Komischen entferne. Zu verwerfen ist indeß auf jeden Fall das blos Ungereimte, d. h. Alles, was nichts weiter als ungereimt ist, und worin das Lächerliche auf der niedrigsten Stufe und im allerstrengsten Sinne besteht. St. Schütze.

Memoiren eines ausgewanderten Oestreichers über sein Vaterland und seine Zeit von Hans Normann. Erster Band. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Unternehmen, vorliegendes Buch zu beurtheilen, ist nicht ganz gefahrlos, denn der Verf. spielt seinen Recensenten übel mit; einen Mitarbeiter an d. Bl., welcher gewagt hat, einige Angaben in einem frühern Werke des Verf. zu bezweifeln, nennt er einen „hündischen Buchhändlerknecht.“ Zum Glücke ist aber in der gegenwärtig anzuzeigenden Arbeit fast ebenso wenig zu tadeln als zu loben. Denn sie trägt recht eigentlich den Stempel der entschiedensten Mittelmäßigkeit. Der Verf. fragt sich am Anfange dieses Buches: „Was soll ich thun? — Was soll ich beginnen mit diesem stürmischen Element des Unfriedens in mir, mit dieser form- und richtungslosen, vulkanischen Gewalt des Geistes?“ Und hiermit charakterisirt er sich nur allzutreffend; denn obgleich es ihm nicht eben an Verstande fehlt, so ist derselbe doch „form- und richtungslos.“ Hiervon gibt dieses Buch auf jeder Seite Zeugniß. Dasselbe enthält zunächst eine ziemlich weitläuftige Schmähschrift auf den Frieden und auf die gegenwärtige Zeit. Es wird hier indessen wenig gesagt, was nicht schon oft genug gesagt und gelesen worden wäre. Nur durch Einflechtung eigenthümlich östreichischer Zustände erhält diese Schilderung der Zeit etwas Originelles; denn in der That finden die Uebelstände, welche der Verf. als Zeichen der Zeit und als Folgen des Friedenszustandes überhaupt bezeichnet, fast nirgends in so hohem Grade statt als in Oestreich; namentlich die entschiedene Unmöglichkeit, anders als auf den durch die Gewohnheit vorgeschriebenen, oft unwürdigen Wegen zu einer angemessenen Wirksamkeit zu gelangen, die Steifheit des Zunftwesens in allen Zweigen des öffentlichen und Privatlebens, die Ungerechtigkeiten des Connerionswesens u. dgl. m. Naiv bis zum Komischen erscheint indessen hierbei die Unerfahrenheit des Verf., mit welcher er als allgemeine Zustände bezeichnet, was Folge veralteter Regierungsmaximen in seinem Geburtslande ist. Aber auch Uebertreibungen läßt er sich zu Schulden kommen. Eine solche ist es z. B., wenn er ganz allgemein behauptet, es gebe jetzt „nur ein Mittel für die freie Kraft des Geistes, Raum zu gewinnen, gewaltsamer Eingriff, Vertreibung, Beraubung, Unrecht, Verbrechen“; dergleichen Uebertreibungen sind ganz in der Weise dieser form- und richtungslosen Gemüther, welche vermöge der ihnen selbst inwohnenden, unter keiner Bedingung zu beschwichtigenden Unruhe sich niemals behaglich und befriedigt fühlen können. Als der Verf. noch in seinem Vaterlande war, konnte er sich mit den dort herrschenden Einrichtungen so wenig befreunden, daß er sich zum Auswandern aufgeregt fühlte, und nun, da er sich in fremden Ländern befindet, ist er wieder unzufrieden damit, daß er hier nicht Alles antrifft, was ihn in seinem Vaterlande lieb und werth war. Solche Menschen, die recht eigentlich nicht wissen, was sie wollen, sollten doch die Ursache ihrer Unzufriedenheit in ihrer eignen Brust suchen. Dann würden sie entweder Mittel zur Abhülfe ihres Unglücks entdecken, oder, wenn sie sich von der Unheilbarkeit ihrer Krankheit überzeugten, in ausbrechender Verzweiflung ihrem Leben ein Ende machen, was denn sowol für sie als für die überlebende Welt ein Vortheil wäre.

An die erwähnte Abhandlung über die Nachtheile des Friedens schließt sich nun eine im Ganzen recht verständige Darstellung der öffentlichen Meinung und der Volksbildung Oestreichs zur Zeit Joseph II., sodann der Art, wie dieser Monarch auf die Gesinnungen seines Volkes eingewirkt hat, und der Unwirksamkeit und Unvernunft einiger spätern Maßregeln, durch welche man die aufkeimende Bildung unterdrücken zu können meinte. Interessant ist in dieser Beziehung folgende Stelle, über den Erfolg der Bücherverbote, welche hier zugleich als Probe der Darstellungsweise des Verf. einen Platz finden mag. S. 61. „Je mehr die Regierung bemüht war, den unter Joseph erwachten Geist des Widerspruches zu unterdrücken, je mehr sie dies durch zahlreiche Bücherverbote, welche sich auch auf ältere im Lande selbst erschienene Schriften erstreckten, desto größer wurde die Begierde nach dem Verbotenen, denn nitimur in vetitum cupimusque negata. Es kam so weit, daß man fast keine im Lande erschienenen Schriften kaufen wollte und nur nach den „verbotenen“ begierig war. Der „Catalogus librorum prohibitorum“, welcher von dem Bücherrevisionsamte in Druck gegeben wurde, diente dieser Sucht zur bequemsten Auswahl; denn weil man gewohnt war, darin vorzügliche Werke geistreicher Männer

zu finden, so gewann man bald die Ansicht, daß alle darin enthaltenen Schriften sich durch vorzüglichen Werth auszeichnen müßten. Ich kenne eine Person in Wien, welche sich mit einem sehr bedeutenden Kostenaufwande eine ganz complette Sammlung librorum prohibitorum anlegte und sich darauf capricirte nichts als diese zu lesen. Die Censur fand sich daher am Ende bewogen, selbst den „Catalogus librorum prohibitorum" zu verbieten, was in Wien viel zu lachen gab."

In einem zweiten Capitel schilt der Verf. zunächst auf Diejenigen, welche Oestreich als ein Land der Verfinsterung und des Aberglaubens schildern, und namentlich auf eine Stelle in Venturini's „Chronik des 19. Jahrhunderts", die allerdings manche Uebertreibung, manche unrichtige Folgerung und manchen schlechten Spaß zu enthalten scheint; doch eben darum wollen wir uns bei ihr nicht aufhalten, und auch der Verf. hätte sie kürzer abfertigen können. Dieser führt uns nun bei einem östreichischen Baron ein, welcher recht achtbare Justemilieugrundsätze vorträgt und unter Anderm dem Verf. das Auswandern sehr angelegentlich abräth. Den Beschluß des Capitels machen sehr unbedeutende Schilderungen der Stimmung der untern Classen in Wien. Es werden uns durch allerlei vorbereitende Bemerkungen von Studium der Gesinnungen des Volks in allen Räumen der Gesellschaft u. dgl. m. große Erwartungen erregt, aber später ganz und gar nicht befriedigt. Ein Soldat zeigt einen Kupferstich von Napoleon's Grab; das ist Alles, was wir „von den Gesinnungen des Volks" erfahren.

In dem dritten Capitel ergeht der Verf. sich zunächst wieder in seinem Zorne gegen Diejenigen, welche den Oestreichern nicht wohl wollen, und zwar läßt er sich diesmal zu sehr naiven und bezeichnenden Aeußerungen verleiten. Zuerst nämlich sagt er sehr richtig: „Man verspottet mit Recht gewisse in Oestreich waltende Regierungsmaximen, aber man wendet plumpe Sarkasmen mit Unrecht auf die Oestreicher an. Man nennt jeden Oestreicher einfältig, dumm, roh, ungebildet und gibt nur wenige Ausnahmen zu. Ueberall in Deutschland offenbart sich selbst unter den Aufgeklärtesten eine entschiedene Verstimmung und eine unverhohlene Geringschätzung gegen alles Oestreichische." Obgleich er nun diese Stimmung natürlich für sehr unbegründet und thöricht hält, so legt er es doch recht absichtlich darauf an, als Einer zu erscheinen, welcher von gleicher Thorheit befangen ist. Denn zwei Seiten später sagt er: „Ich versichere, daß mir z. B. weder die Türken noch die Mohren, weder die Engländer noch die Franzosen so zuwider sind als die Norddeutschen." Das ist denn doch auch wol entschiedene Verstimmung! Weiter unten heißt es sogar: „Es ist eine gräßliche Kluft zwischen dem Nord- und Süddeutschen, u. s. w."

In Folge dieser gräßlichen Kluft schilt nun der Verf. sogar auf Diejenigen, welche die Oestreicher „Deutsche" nennen; er schwört feierlich alle Gemeinschaft mit dem deutschen Volke ab; er will nur Oestreicher sein, und wir können ihm dieses Vergnügen wol gönnen. Hierauf wird die belgische Revolution besprochen, ohne daß jedoch irgend etwas Merkwürdiges über dieselbe beigebracht würde. Etwas ergiebiger, obgleich auch nicht eben neu, sind die darauf folgenden Mittheilungen über die polnische Revolution. Der Verf. beginnt mit der ersten Theilung Polens und beweist, was freilich hinlänglich bekannt ist, daß Maria Theresia Anfangs nicht habe in diesen Gewaltstreich willigen wollen. Aber die Lobsprüche, welche der frommen Kaiserin in Folge dieser Weigerung gezollt worden, dürfte nicht Jeder gutheißen. Abgesehen davon, daß die Theilung Polens als historisch und politisch nothwendig erscheint, so ist jedenfalls der Umstand, daß die Kaiserin trotz ihrer Gewissenhaftigkeit dennoch zuletzt einwilligte, eine Charakterlosigkeit und ein Zeichen jener Halbheit, welche überhaupt manche östreichische Regierungsmaßregeln charakterisirt. Der Verf. schließt diese Betrachtungen mit einer recht verständigen Beschreibung des Zustandes Galiziens und der Stimmung seiner Bewohner bei dem Ausbruche der polnischen Revolution. Er zeigt, daß die Galizier der östreichischen Regierung manche zweckmäßige Einrichtung verdanken, und daß sie deshalb durchaus nicht geneigt zu einem Aufstande waren, obgleich sie die Bewohner des russischen Polens gern unterstützten. Eine kleine recht anziehende Geschichte, welche fast eine Novelle genannt werden könnte, veranschaulicht diese Stimmung recht gut. Das vierte Capitel handelt von Tirol. Hier wird vor allen Dingen wieder ein Reisebeschreiber ausgescholten, nämlich der Engländer Inglis, welcher in seiner Schrift über Tirol und Baiern einige von dem Verf. dieser Memoiren als unwahrscheinlich bezeichnete Geschichten erzählt. Sodann folgt eine weitläuftige Apologie Hofer's. Es wird besonders auf Hrn. v. Hormayr geschimpft, weil dieser gesagt habe, Hofer sei ein Werkzeug der östreichischen Regierung gewesen. Hiergegen wird die Behauptung aufgestellt, Hofer sei ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, und namentlich von „hoher Frömmigkeit" gewesen, ohne daß jedoch genauer erörtert wird, inwiefern diese Behauptung jener des Hrn. v. Hormayr widerspreche; Hofer selbst würde wahrscheinlich das Prädicat eines Werkzeugs der östreichischen Regierung für sehr ehrenvoll gehalten haben, da er ja, wie der Verf. selbst berichtet, auf den Antrag, er möge in französische Dienste treten, geantwortet hat: „Ich bleibe für immer dem Hause Oestreich und meinem guten Kaiser Franz getreu u. s. w." (S. 203). Zuletzt wird in diesem Capitel noch über die Macht geklagt, welche die Pfaffen noch über die Tiroler ausübten, und zum Belege dieser Klagen eine recht hübsche Geschichte von einer Frau erzählt, welche nach mancherlei Tollheiten endlich durch den Ochsenziemer wieder zur Vernunft gebracht wird. Beiläufig kann bemerkt werden, daß die vorher so hoch gerühmte Frömmigkeit Hofer's, wie aus einem hier abgedruckten Briefe dieses Mannes hervorgeht, denn doch auch ziemlich stark nach dieser dem Verf. so widerwärtigen Pfäfferei riecht.

Das fünfte und letzte Capitel dieses Bandes handelt von den Bewohnern des östreichischen Italiens, gegen welche der Verf. sehr aufgebracht ist. Wie übereilt er indessen hier urtheilt, mag folgendes Beispiel zeigen. Er findet auf der Straße in Wien einen Mann, welcher hülfsbedürftig scheint, aber nach mancher Unterstützung von Seiten des Verf. sich als einen Betrüger ausweist. Sofort wird der Schluß gezogen, dies sei der Charakter der Italiener, ohne daß der Verf. sich die Mühe gibt, das Volk in seiner Heimat selbst zu beobachten. Freilich wird er in Vorurtheilen sehr durch die Aussagen der östreichischen Beamten in Italien bestärkt, welche alle darüber einig sind, es gebe kein verworfeneres Volk als die Italiener. Aber diese Herren bedenken nicht, daß ihre eigne Pedanterie, ihre Unkunde italienischer Verhältnisse und ihre Unfähigkeit, den Geist und die Bedürfnisse eines fremden Volks zu durchschauen, den bessern Theil der Italiener von ihnen entfernt und sie dagegen mit Abenteurern zusammenführt, welche freilich nur darauf ausgehen, die Unbehülflichkeit der Fremden möglichst zu benutzen, um sie zu plündern und ihnen das Leben schwer zu machen. Daher glaube ich gern, daß den östreichischen Beamten in Italien die Behauptung, die Erwerbung dieses Landes sei eine Last für die Monarchie, recht aus dem Herzen kommen mag. Sehr richtig dagegen äußert unser Verf., daß eine Regierung wie die Napoleon's für die Italiener passe. Aber Napoleon war nicht nur streng, sondern er handelte auch zweckmäßig, er wußte, was er wollte. Und das ist grade, was der östreichischen Regierung fehlt, und deswegen wird sie trotz aller Milde und trotz der besten Absichten niemals die Italiener zufriedenstellen. Ueberdies führt der Verf. selbst eine Menge zum Theile sehr drückender Uebelstände an, über welche die Italiener sich zu beschweren hätten, und zur Entschuldigung derselben weiter nichts, als daß die meisten derselben auch in den übrigen Provinzen der östreichischen Monarchie zu finden seien. Wahrlich, ein schlechter Trost!

Nach dem Gesagten dürfte das Urtheil gerechtfertigt erscheinen, welches diese „Memoiren", obgleich sie nicht ganz des verständigen Inhalts entbehren, dennoch für ein form- und richtungsloses Machwerk erklärt. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 271. — 28. September 1834.

Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Leipzig, Weygand. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Sonderbar, daß so viele Schriften über diesen Gegenstand anjetzt anonym erscheinen! Schämt sich der Vater seines Kindes, oder besorgt er, daß sein Name demselben nachtheilig werden möchte? Wenn aber auch der Name des Verfassers unbekannt bleiben soll, so ist doch dessen Denkungsweise aus diesen gedruckten Gedanken leicht abzunehmen, indem sie sich an verschiedenen Orten deutlich an den Tag legt. In theoretischem Betrachte kann hierzu füglich folgende Aeußerung dienen, S. 24:

Ehe K. L. von Haller seiner undankbaren Mitwelt die Fackel einer gründlichern Erkenntniß angezündet, wagte kaum vielleicht hier und dort ein einsamer Denker sich selbst als leises Bedenken die Verschiedenheit der Landstandschaft und der vertretenden Standschaft einzugestehen. Blinder Glaube an die Wirklichkeit und an die Vortrefflichkeit von Delolme's Zerrbild der englischen Verfassung oder an die geistreiche Flachheit Montesquieu's hielt Alle gefangen, deren Sinn und Gefühl für ständisches Wesen und Leben nicht in der Bewunderung der Regierungsweisheit Napoleon's untergegangen war.

Weiß man hieraus nun hinlänglich, wes Geistes Kind der Verf. ist, so werden uns einige Stellen auch seine Gesinnung und politische Praktik zu erkennen geben:

In der churhessischen Constitution erstreckt sich das Privilegium der Unantastbarkeit der Ständemitglieder nicht blos auf die Zeit des Landtages, sondern gilt auch noch sechs Wochen vor und nach demselben. Die reellen Nachtheile solcher Dispositionen haben bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, sich fühlbar zu machen; wenn aber jemals der Fall einträte, daß eine Regierung sich in die Unmöglichkeit versetzt sähe, ein freies Geleit dieser Art zu respectiren (??!), so würde die schwere Anklage auf treulosen Bruch feierlicher Versprechungen den Nachtheil unbedachter Gelübde aufs Neue in das hellste Licht zu setzen geeignet sein. — Nach der bairischen Verfassungsurkunde darf ohne den Beirath und die Zustimmung der Stände kein allgemeines neues Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, noch ein schon bestehendes abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden. In vielen Fällen wird es bei dieser so allgemeinen Fassung der entscheidenden Norm allerdings bestritten werden, ob ein Gesetz die Freiheit der Unterthanen betreffe oder nicht, und ob es mithin nur unter Zustimmung der Stände oder kraft einseitigen, landesherrlichen Befehls erlassen werden könne? Allein gemildert und in ihren Folgen unschädlich gemacht wird diese Unbestimmtheit durch den Umstand, daß die Regierung es ist, welche die Gesetze vorlegt und mithin im Voraus, ohne Zuziehung der Stände, über die obwaltende oder nicht obwaltende Nothwendigkeit, sie den Ständen zur Einwilligung vorzulegen, allein zu entscheiden hat. Die Landesregierung ist hiernach in der günstigen Lage (??!), daß auf ihre richtige Theorie nicht weniger als Alles ankommt, und sie wird daher, wozu sie nach einer richtigen Auslegung der betreffenden Stelle vollkommen befugt ist (??!), unter Anderm alle Gesetze, die sich auf die öffentliche Sicherheit, den gemeinen Frieden und den den Unterthanen zu gewährenden Schutz gegen Störungen beider beziehen, mit dem entschiedensten Rechte den Wechselfällen der parlamentarischen Discussion entziehen dürfen. — Daß auch in der Charte Ludwig XVIII. von 1814 ein Vorbehalt zu Gunsten der Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs enthalten war, kraft dessen derselbe alle Verordnungen, die die Sicherheit des Staats nothwendig machte, ohne Mitwirkung der Kammern erlassen durfte, hat den ältern Stamm der Bourbons nicht gegen Hochverrath und Empörung geschützt, als er in der Noth zu diesem, ihm grundgesetzlich gewährleisteten Rechte griff (1??).

Den Zweck der Schrift hat der Verf. selbst dahin angegeben, daß er darin hat zeigen wollen,

in welcher gefährlichen Mitte zwischen der landständischen Verfassung und dem Repräsentativsystem die meisten deutschen Verfassungsurkunden stehen, zugleich auch den völligen Ungrund der unberechenbar schädlichen Meinung aufzudecken: daß das Repräsentativsystem eben nur eine andere zeitgemäße Form der alten, historisch gebildeten, ständischen Verfassung sei, oder daß, wenn beide auch wirklich auf verschiedenen Principien beruhten, beide Systeme je nach den Umständen und Zeitverhältnissen von gleichem Werthe seien, sodaß es der Gegenwart frei stehe, nach ihrer Neigung und sonstigen Convenienz zwischen beiden zu wählen.

Er fügt die schwerwiegenden Worte hinzu:

Allerdings liegt diese Wahl, trotz aller falschen bereits gethanen Schritte und ihrer unvermeidlich nachtheiligen Folgen auch jetzt noch in unserer Freiheit; aber Das, was für eine bloße Form ausgegeben wird, ist die Sache selbst, und es ist nicht eine Wahl zwischen zwei relativ guten Einrichtungen, sondern zwischen Recht und Unrecht, zwischen Vernunft und Thorheit, zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwischen rechtmäßiger fürstlicher Herrschaft und alter ständischer Freiheit auf der einen Seite und Dem, was zur pseudo-philosophischen Republik, zur Auflösung, zur Gesetzlosigkeit und demnächst zum heillosesten Despotismus führt, auf der andern. Wer noch nicht an Deutschlands Ende glaubt, kann sich von der Hoffnung nicht lossagen, daß der richtige Takt, der trotz aller ungünstigen Einwirkungen von außen der deutschen Gesinnung noch geblieben, diese Wahl zum Heile von Deutschland und von ganz Europa zu treffen wissen werde.

Daß diese süßen gleisnerischen Worte verzuckerter Arsenik sind, daß sie, die ganze Dosis mit Wohlgefallen zu verschlingen, anreizen sollen, das ist freilich erst zu erkennen, wenn man ein gutes Stück hinein das Buch selbst

gelesen und vorurtheilsfrei das Vorgetragene geprüft hat. Denn auch wir unterschreiben jene Worte aus voller Ueberzeugung, aber in einem ganz andern Sinne und in fast entgegengesetztem Bestreben als das, worauf der Verf. ausgeht. Letzteres ist, mit dürren Worten ausgesprochen, die Wiederherstellung des Ansehens und der politischen Vortheile des Erbadels. Das nächste Mittel dazu ist die Wiedereinführung der Landstände und die Unterdrückung derjenigen politischen Gleichstellung aller Stände, welche durch die bestehenden Verfassungen begünstigt wird, folglich deren Vernichtung. Die Hülfsmittel zu diesem Zwecke sind die gewöhnlichen, Zwietracht zwischen Fürsten und Volk, durch Vorspiegelung des graden Weges zum Republikanismus und durch Schmeichelei der Souverainetät bis zu dem Grade, daß nicht blos aus Lust, sondern um der Selbsterhaltung und Regentenpflicht willen alle Bande gebrochen, alle Zusicherungen für unverbindlich erklärt und alle Beschränkungen abgestreift werden müssen. Je weniger auf Seiten des Volkes sich Bereitwilligkeit hierzu erwarten läßt, desto mehr sollen sich, nach der Ausführung des Verf., die Fürsten Deutschlands um ihrer Souverainetät willen dazu berufen fühlen, dies aus der ihnen zustehenden Macht und eignem Rechte zu thun, indem keine Constitution und keine dabei eingegangene Verpflichtung sie davon abhalten könne, als Mitglieder des deutschen Bundes sich mit ihren Verbündeten über Alles zu vereinigen, was nach ihrem Ermessen zur Ruhe und innern Sicherheit Deutschlands gereicht, wie damit in der Schlußacte bereits von Rechtswegen der Anfang gemacht worden, weil der Bundesvertrag älter ist als die Einführung aller Verfassungen. Es ist allemal heilsam zum Verständnisse der Wahrheit, alle Einkleidungen, Schmuck und Schminke, womit sie zur Schau gestellt wird, abzunehmen und sie in ihrer eignen Gestalt zu betrachten. Unstreitig gibt es der Rathgeber mehre, welche jetzt auf gleiche Weise rathen und schüren, und man möchte fast argwöhnen, daß die Literatur selbst nur zum Werkzeuge gebraucht werde, um wo möglich diese Vorstellungsweise zu insinuiren und dafür Empfänglichkeit zu gewinnen. Denn welcher Gedanke wäre so verkehrt, daß er nicht noch Anhänger fände! Wie viel mehr mag eine Ansicht sich geltend machen, in der so viel Wahres unter das Falsche gemischt, das Verderbliche und Fluchwürdige unter so trefflichen Grundsätzen und Absichten versteckt, der wahre Zweck so kunstreich verborgen und Alles mit so vieler Salbung vorgetragen ist. Wir brauchen aber nur an die Eingangs ausgezogenen Stellen zu erinnern, um den rechten Sinn des Verf. auch hier erkennbar zu machen, und wir haben solche eben darum gleich zu Anfange, gleichsam als Wegweiser, aufgestellt.

Der Verf. gehört zu den geschicktesten Werkzeugen seiner Art. Er weiß vortrefflich die Grundsätze, die ihm eine sichere Unterlage geben, unvermerkt unterzuschieben und sich hierbei nicht lange aufzuhalten, damit weder ihre wahre Beschaffenheit noch die Bedingungen ihres Gebrauches genau untersucht werden, sondern die beliebige Anwendung in seiner Gewalt bleibe. Er versteht hiernächst daraus mit scheinbar großer Consequenz diejenigen Folgerungen zu ziehen, die ihm zu seiner Beweisführung dienen, und es steht ihm eine ungemeine Gewandtheit der Sprache zu Gebote, welche seine Ausführung dergestalt mit Aussprüchen der Gerechtigkeit, der Tugend und des Eifers der Vaterlandsliebe verbrämt, daß große Aufmerksamkeit erfoderlich ist, zu erkennen, wie dieser Prunk nur aufgeklebt, nicht aus der Haut hervorgewachsen ist, und daß man es mit einem ganz andern Thiere zu thun habe, als das Pelzwerk glauben machen soll.

Auch wir sind längst schon der Meinung gewesen und haben sie rückhaltslos ausgesprochen, daß das Princip von der Theilung der Staatshoheit und der Staatsgewalten in der Theorie unrichtig und in der Praxis verderblich sei; auch wir erkennen mit dem Verf., daß die Einführung dieses Grundsatzes in alle bestehende Constitutionen die Quelle vieler verderblichen Einrichtungen und mancherlei ärgerlicher Erscheinungen abgebe; auch wir halten dafür, daß es die Aufgabe aller Staatsregierungen sei, diesem Uebelstande auf recht- und verfassungsmäßigem Wege abzuhelfen und auf solche Weise an einer Umgestaltung der Verfassungen zu arbeiten; auch wir sind überzeugt, daß der erste und unerläßliche Schritt hierzu der sei, die Nation hierüber vollständig aufzuklären und sie zu der Einsicht zu bringen, daß eine solche Aenderung des gesellschaftlichen Zustandes zu ihrem eignen Frieden und Heile gereiche, damit der Wille, durch die Erkenntniß geleitet, Bereitwilligkeit zu Dem erzeuge, was die Vernunft nicht zu verleugnen vermag. Dazu sind aber zwei Bedingungen so unerläßlich, daß ohne deren treuliche Erfüllung die Aufgabe unauflöslich, bei ihrer vollständigen Gewährung hingegen gar nicht sehr schwierig ist. Sie sind: A) alle Täuschung, sowol die Selbsttäuschung als die Täuschung Anderer zu vermeiden, vielmehr die Wahrheit so lauter, einfach und bündig zu predigen, wie sie das redliche Forschen zu Tage gebiert, und wie sie noch überall die Ueberzeugung des Volks regiert und beherrscht hat; B) alle Verleugnung der Selbstsucht, die für sich nach Vortheil und Macht trachtet und in dem Maße der eignen Bereicherung das Vermögen des Andern beeinträchtigt; vielmehr das aufrichtige Darbieten sicherer Bürgschaften für die Sicherheit, die Ehre und die Freiheit Aller und unumwundene Huldigung der Regel: daß nicht das Volk um des Fürsten willen, sondern der Fürst für sein Volk da sei, welche der Anfang, die Mitte und das Ende aller Politik des Staatsrechts werden und sein muß, wenn es gut stehen soll.

Wem es nur möglich ist, von einem Despotismus des Gesetzes zu reden, wie der Verf. wiederholentlich thut, und nicht etwa in der materiellen Beziehung des Bestehens unvernünftiger und ungerechter Gesetze, sondern in der formellen Beziehung der Unverbrüchlichkeit und der Allgewalt des Gesetzes, der ist selbst noch von dem Verständnisse des Rechts so fern, daß ihm allein um deswillen aller Beruf zu dessen Verkündung abzusprechen ist. Ebenso gut läßt sich von einem Froste der Hölle, von einer Verdammniß der Seligkeit und von einer Verruchtheit

des Heiligen reden als von einem Despotismus des Gesetzes. Aber darin liegt eben das Verderben, daß der Verf. nicht weiß oder nicht hat wissen wollen, was eigentlich Despotismus, Souverainetät und Regiment ist, was willkürlich gebieten, herrschen und regieren heißt, was ein Staat ohne oder mit Verfassung, noch wodurch sich dies Alles wesentlich unterscheidet? Vielmehr werden alle diese Ausdrücke beliebig gebraucht, wie es eben die beabsichtigte Nebenbeziehung an die Hand gibt. Gleich mangelhaft und unklar sind die Vorstellungen von Landstandschaft und Repräsentation, obgleich es das Vorhaben des Verf. war, deren Verschiedenheit ins Licht zu stellen. Insonderheit wird der Begriff der letztern lediglich abgezogen von derjenigen Gestaltung, die sie in den vorliegenden Verfassungen bisher angenommen hat, als wenn diese die einzig mögliche, die nothwendige, die unabänderliche wäre. Das Vernunftähnliche im Menschen urtheilt wol nach dem Satz: was mit einander da ist, ist durch einander und um einander willen da; aber die Vernunft verscheucht solche Irrlehren. Geschichtlich unwahr ist es, „daß das landständische System Jahrhunderte lang bei allen christlich germanischen Völkern lediglich durch die Natur der Verhältnisse, ohne alle künstliche Stützen in Uebung geblieben sei, das Repräsentativsystem hingegen in allen Ländern, wo es eingeführt worden, nach wenigen Jahren sich selbst zerstöre"; denn kein germanisches Land hat irgend jemals eine rein landständische Verfassung ohne irgend eine Beimischung von Repräsentation gehabt. In den beiden Ländern, in denen die uralte Verfassung sich am wenigsten gemodelt erhalten hat, in Schweden und England, hat von jeher ein Hauptbestandtheil des Reichstags aus Repräsentanten bestanden und besteht noch daraus. Auch in Deutschland war die Repräsentation älter als irgend eine Landstandschaft. Nur weil die jene bezweckenden Einrichtungen Karl's des Großen mit so vielem Andern von seinen schwachen Nachfolgern vernachlässigt wurden, weil die Ministerialen wieder die Herren ihrer Herren wurden, und der Geist des Lehnssystems alle bürgerliche Ordnung überwältigte, sodaß die Könige ohnmächtig und von ihren Vasallen abhängig wurden, kein Recht aber vor der Gewalt bestand, war es möglich, daß ein allgemein rechtloser Zustand eintrat, in welchem der größte Theil der Staatsbürger um ihr Staatsbürgerthum kam, und nur noch die Standesgenossen, die sich selbst zu schirmen vermochten oder doch gleichen Schirm genossen, gemeinschaftliche Sache machten und zusammenhielten, anfänglich nur zur Erhaltung ihres Rechtszustandes, aber bald im Bewußtsein der Bevorzugung zur Erweiterung derselben auf Unkosten aller Uebrigen. Umgekehrt, je mehr der Rechtszustand in ganz Deutschland sich verbessert, je mehr die Landeshoheit sich daneben ausgebildet, je mehr die Kenntniß des Rechts sich erweitert hat, desto mehr haben überall, ohne Gewalt oder künstliche Mittel, die Landstände ganz von selbst an Ansehen, Einfluß und Macht verloren, sodaß, nach den eignen Worten des Verf.: „was von ständischer Verfassung gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in den deutschen Territorien noch übrig war, eine Ruine aus vergangenen, längst verklungenen Zeiten zu sein schien". Merkwürdig genug dabei ist, daß in jenen Ländern, in denen der Bauerstand frühzeitig eine gesetzmäßige Repräsentation erhielt, derselbe niemals hat so unterdrückt und zu so einer politischen Null herabgebracht werden mögen als im größten Theile von Deutschland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise von Paris nach Lyon.

I.

Eine Reise von Paris in die Provence wird bald nur eine Promenade sein. Die großen Heerstraßen, die schiffbaren Flüsse, die Kanäle und Eisenbahnen reichen sich die Hände. Dampfwagen à la Diez sollen von der Barrière du trône nach Orleans, Dampfschiffe von dort auf der Loire bis Roanne oder Nevres und weiter wieder Dampfwagen über St.-Etienne an die Rhone fahren. Die Eisenbahn zwischen dieser Fabrikstadt und Lyon, welche im vorigen Jahre vorläufig ohne Dampfmaschinen durch die Höhe von Mulatiere die Waarenballen und Steinkohlen brachte, fand ich jetzt mit diesen Maschinen schon in voller Arbeit, kolossale Transporte fortwälzend. Eine neue Postdiligence, die mit Laffitte und notre dame des Victoires in Concurrenz trat, hatte uns auf einer neuen Poststraße durch Troyes nach Burgunds Hauptstadt Dijon, und von dort abermals eine neue Unternehmung in nächtlichem Dunkel, schlafend, an die Ufer der Saone gebracht. Hier fanden wir bald die ersten gefärbten Trauben und auf den Aushängeschildern der Wirthshäuser die einladenden Worte: „Bourgogne mousseux". Ich habe aus Achtung für den Juliminister eine Flasche moussirenden Laffitte *) in Macon an Bord genommen.

Die Saone ist eine so sittsame, stille, sanftfließende Dame, wie man sich nur eine wünschen kann. Ihre Ufer sind langgeschweifte Rebenhügel, die gegen Frankreichs Mitte höher und höher aufsteigen und den Namen Côte d'or tragen. Auf der Sonnenseite wächst der köstliche Wein, und auf der Kehrseite wachsen köstliche Kartoffeln, und die Leute, die sie pflanzen, sind arm und tragen hölzerne Schuhe und breite Rockschöße. Wenn es mich ein dicker Herr in der Kajüte nicht versichert hätte, schwerlich würde ich bei dem Anblick der mit Villen und freundlichen Dörfern besäten Gegend der Goldküste einen so schlechten Hintergrund zugetraut haben.

In der Champagne, welche ebener ist, findet man gleiche Contraste, und man kann dieselbe wie Arabien füglich in die glückliche und steinige Champagne eintheilen. Jene erstreckte sich dann die Marne entlang von Rheims bis Epernay und weiterhin die Seine auf von Bar sur Seine bis Chatillon, während diese die Gegenden von Tonnère bis Troyes und die Ardennen umfaßt, in denen noch immer fast mehr Jäger als Winzer hausen und stattliche Eber die Tafel belasten. Ach, es gibt keine traurigere, stillere und ländlichere große Stadt als eben dies Troyes. Seine ärmlichen grauen Häuser gleichen der großen kreidigen Ebene voll Kohl und Hanf und Früchte, in der es liegt, und man sieht es den gelbbleichen Gesichtern an, die darin wohnen, daß die Zeit der Einheit Frankreichs nicht seine Blüte- und Erntezeit genannt werden kann. Gleichwol war Troyes einmal eine ansehnliche Stadt und trieb großen Verkehr mit dem Elsaß und mit Burgund, und es hatte einen gefürsteten Bischof und eine Geschichte und stattliche gewappnete Häuser mit gothischen Gitterfenstern und Altanen, auf denen ritterliche Fräuleins Provenzerlieder sangen.

Es ist mir recht von Herzen lieb, daß ich in Troyes war; denn ich habe seinen Dom gesehen, und während meine Reisegesellschaft forttafelte, eine Viertelstunde in einem zierlich geschnitzten antiken Chorsessel die wunderbarlich gewürfelten und geblümten Fenster betrachtet. Wahrlich, so schön, so groß, so

*) Es gibt Bordeaux-Laffitte und Bourgogne-Laffitte.

reich und so zahlreich sind diese Glasgemälde, daß es Einem leid thut, sie in dem öden und von der Kunstwelt und den reisenden Bewunderern verlassenen Orte anzutreffen. Im Rheingau, in der Schweiz, in Paris, in Rom müßte solch ein Tempel des 12. Jahrhunderts stehen und seine Sonnenkrystallbilder auf weißem Marmorboden tausendfarbig spiegeln. Die Notre dame von Troyes ist ein vollständiges gothisches Gebäude im Styl der pariser Kathedrale, allein sie ist von zierlicherer Arbeit und, däucht mich, jünger und besser. Ihre Größe ist von jener nicht verschieden, auch nicht ihr Kreuz und ihr Chor. Man bemerkt im Innern viele Theile, die mit den niederländischen Kirchen und dem kölner Dome Aehnlichkeit haben. Dieser ist auch vielleicht das einzige gothische Gebäude, das etwas Aehnliches von Fensterglasmalerei aufzuweisen hat. Und doch, wer spricht von der Notre dame von Troyes, wenn er der Merkwürdigkeiten des Mittelalters und insbesondere der alten Glasmalerei gedenkt? Nicht von Hunderten hat Einer sich nach der isolirten Hauptstadt der Champagne verirrt. Es ging kein Postcours durch ihre gewürfelten Straßen, und man fand in den Nachbarstädten ein regeres Leben und schönere Häuser und besser geputzte Weiber.

Ein Brite hat für ein bemaltes altes Glasfenster des kölner Domes eine große Summe geboten und zur Antwort bekommen, die Waare sei nicht mehr verkäuflich. Ich rathe demselben in Troyes sein Glück zu versuchen, wo das Geld seltener und die hier und da zerrissenen Strohdächer mit dem Purpur des Domes in grobem Widerspruche sind; denn dort strahlen alle Fenster des Tempels im heiligen antiken Farbenfeuer, und kein Blick des Tages gelangt in seiner Klarheit zu dem Altar, der im Chor wie in einer Zaubergrotte von kolossalen Prismen prangt und wehmüthig-andächtige Gefühle weckt. Ich phantasirte mir einen imposanten Orgelklang und Chorgesang in das Bild und verließ es dann mit trunkenen Blicken wie eine Geliebte, oftmals mich umwendend und Lebewohl winkend. Von nun an werde ich sagen: Wollt ihr gothische Glasgemälde in ihrer vollkommensten Schönheit und von größter Wirkung sehen, so geht nach Troyes, ihr Bewunderer, denn was ihr anderswo seht, ist nur Stückwerk und kein Ensemble.

Sobald wir die Hauptstadt der alten Champagne verlassen hatten, sahen wir auch wieder Weingärten und Hügel. Die einen waren ganz goldig, die andern so niedrig und rundlich, daß die darauf gebauten Dörfer in ihrem grünen Kleide kaum hervorblickten. Die Seine glitt an ihrem Fuße hin und bediente sich der Kette als eines Schutzwalls gegen die Nordwinde. Weiter gen Chatillon kommen die solchergestalt geschlängelten Berge und Gewässer einander näher und endlich so nahe, daß die Straße und der Fluß kaum sie scheiden. Es war ein Maler bei uns, der in die Alpen zog, der versicherte, man könne eine solche Vermählung der Berge und Thäler und Gewässer romantisch nennen. Uebrigens wuchs Champagner auf beiden Seiten, und die Dirnen, die uns Obst an den Wagen brachten, sahen nicht mehr bleich und gelb aus, wie die Mumien der Ebene, sondern frisch und einladend wie ihre Früchte.

Bei Chatillon, das wir leider des Nachts passirten, verliert sich die Seine wie die Rhone, aber nicht wie diese in einem Felsenschlunde, sondern im Sande. Nachdem der Fluß allmälig einsickert wie durch ein Filtrirtuch, sodaß das Bett ganz trocken ist, kommt er eine Viertelstunde abwärts wieder auf dieselbe Weise zum Vorschein und setzt seinen Lauf fort. Die Landeseinwohner, die uns diese mir unbekannte Geschichte der Seine erzählten, versicherten, es gäbe oft Tage, an denen der Sand im leeren Flußbette sich wie Wellen bewege, und dies sei ein Beweis, daß Stürme nahten und schlechtes Wetter folge. Ist die Seine groß, so geht wie an der perte du Rhone das Wasser über und unter dem Sande weg, und der neugierige Wanderer, der dahin kam, das Naturschauspiel zu bewundern, erblickt nichts als die Seine in ihrem gewöhnlichen Bette.

Ehe wir nach Dijon kamen — und dies geschah bergabwärts in gestrecktem Trabe in Gesellschaft einer constitutionnellen Dame, die eine solche Furcht vor dem Winde hatte, daß sie uns aus Mangel an frischer Luft beinahe erstickten ließ —, erblickten wir in einer unendlichen Ausdehnung das Juragebirge mit dem Eckflügel der savoyischen Alpen, dem Montblanc, der in horizontaler Linie noch 50 Lieues von Dijon entfernt ist. Seine Contouren, nur bei ganz heiterer Luft sichtbar, glichen einem silberlichen Wolkenstreife, der abwärts in Duft verschwindet. Der Duft füllt die Kluft aus zwischen dem Jura- und Genfersee. Vor uns erhoben sich die Thürme der burgunder Stadt und die einzeln an den Hügel gebauten Landhäuser, nichts als Weinberge und ein Thal von Wiesen und Feldern, die Wohlstand versprachen.

Bevor ich weiter reise, muß ich eines industrieusen Deutschen erwähnen, der einige Stunden von Dijon eine große Anlage machte und nunmehr einer großen Zahl von Menschen Brot und Beschäftigung gibt. Schneider heißt der Mann und ist der ursprüngliche Erfinder der bekannten großen Papierfabrikmaschine, worauf man dies Product in endloser Länge fortwälzt. Ich habe auf der diesjährigen Ausstellung das Modell derselben bewundert, aber nicht gewußt, daß der Franzose, der es fertigte, nur der Usurpator der Erfindung sei. Unsere windscheue Reisegefährtin war so gütig, dem deutschen Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und am Ende bemerkte sie noch zu Unterstützung ihrer Meinung, daß Schneider den Nachahmer seiner Erfindung belangt und ein ehrliches französisches Urtheil erhalten habe.

In der guten Stadt Dijon bin ich schon vor mehren Jahren gewesen, als ich nach Rom pilgerte und der alte König Karl Bourbon noch in diesem Lande regierte. Damals waren die geistlichen Herren sehr hoch gestiegen, und die Jesuiten hatten im Lande Noviziate, so viele sie wollten, und Missionnaire, wo sie sie brauchten. Ich fand ein großes Kreuz vor dem pariser Thore und vor dem Kreuz allerlei Zahlen und Inschriften nebst mehren alten Weibern, die beteten und Weihwasser sprützten. Und dies Kreuz nannten sie das Missionskreuz, und die frommen Väter hatten es gepflanzt am Tage ihrer Wiedergeburt. „Wo ist das Kreuz der Gesellschaft Jesu hingekommen?" fragte ich meine Nachbarin und nahm mit der Frage Anlaß, ihr Kutschenfenster herabzulassen, das sie bis jetzt fest verschlossen hielt. „Monsieur", war die Antwort, „la révolution de juillet l'a amenée." Die arge Jugend spielte Ball auf dem heiligen Platze, und eine neue Promenade war darum angelegt, in welcher muntere Mädchen wandelten und den kommenden Abend heranwünschten. Hier und da gesellte sich eine Uniform zu ihnen und sprach wie Göthe's Faust zu Gretchen: „Schönes Fräulein, darf ich's wagen?" Welches die Franzosen übersetzt haben: „Plait-il, Mademoiselle?"

In Dijon ist ein neues Theater mit schlechten Vaudevillisten, die wie in Deutschlands Provinzialstädten zugleich den Rossini und den Voltaire aufführen — Scribe wird zugegeben —, ferner ein Appellationshof, ein Präfect, ein Militairdivisionsstab und eine Universität. Was das ist, eine französische Universität, insbesondere eine departementale, will ich ein ander Mal erzählen, wenn kein Schirmeister mich mit den Worten weckt: „Monsieur, la voiture est prête". Nicht satt essen kann man sich wegen dieser verwünschten Mementos, viel weniger satt schreiben.

In Dijon ist die schönste Kirche aus der Zeit der Regeneration der Baukunst, ihr Name: St. Michel. Wenn ich vielleicht der Erste bin, der ihrer Façade einen größern Werth beilegt als den lombardischen Kirchen der Epoche, so bin ich doch gewiß nicht der Erste, der das Wesen der Kunst in dem Eindrucke sucht, welchen das Ganze auf die Sinne hervorbringt. Ich habe mir in einem Augenblicke die Umrisse des Gebäudes in mein Portefeuille gezeichnet und schreibe daher diese Zeilen gegenüber dem Portrait.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 272. — 29. September 1834.

Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Man kann füglich den Anfang des 19. Jahrhunderts für die deutsche Geschichte als die Epoche des Ueberganges der Landeshoheit zur Staatshoheit bezeichnen. Aus den Provinzen und Ländern des deutschen Reichs sind Staaten, aus den Reichsfürsten sind Monarchen, aus der Landstandschaft derselben beim Reichstage ist die Souverainetät hervorgegangen. Aber um zu wissen, was letztere rechtlich ist und sein kann, darf man freilich nicht blos bis auf die deutsche Bundes- oder die Rheinbundsacte zurückgehen, da beides nur hervortretende Ereignisse in der neuesten Zeit sind, deren Rechtmäßigkeit und Rechtsbedeutung nur aus dem Rechtszustande beurtheilt werden kann, aus dem sie hervorgegangen und in den sie eingetreten sind. Alle Deutsche hatten ihr Staatsrecht, bevor der römisch-deutsche Kaiser seine Krone vom Haupte nahm, und Niemand sich damit wieder schmücken mochte. Deutschland hat schon längere Interregna gesehen als die seitdem verflossene Zeit; aber wenn auch jene Kaiserkrone ganz werthlos geworden ist, so ist doch mit ihr nur das Capitel des deutschen Staatsrechts erloschen, welches sie anging, nicht alle übrigen Capitel desselben. Im Fortleben der Staaten kann es nie einen Zustand gänzlicher Rechtlosigkeit geben, weil Rechtlosigkeit und Staat einander ausschließende Begriffe sind. Allein zwischen dem Staatsrechte, das zuweilen in der Wirklichkeit besteht, und dem, was dem Rechte nach bestehen sollte, ist ein ebenso großer Unterschied als zwischen den Regierungen de facto und de jure, wie sie das Völkerrecht anerkannt. Dies wußten auch die deutschen Fürsten auf dem Congresse zu Wien sehr wohl, und darum handelte es sich dort, das gesammte deutsche Staatsrecht so zu ordnen, daß der Rechtszustand aller Deutschen durch die neue Verbindung nicht nur in alter Würde erhalten, und ihm für die eingehenden Garantien von Kaiser und Reich andere Gewährleistungen gegeben, sondern auch die Verheißungen erfüllt würden, welche ihnen verkündigt worden waren. Die obhabende Verpflichtung hierzu hat kein einziger Fürst in Abrede gestellt, und wenngleich über die Art und Weise, derselben vollständig zu genügen und selbst über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Aufnahme in den Bundesvertrag unter den drängenden Umständen kein allgemeiner Beschluß zu Stande gebracht werden konnte, so ist doch ebenso wenig irgendwo behauptet worden, daß durch die Bundesacte derselben Genüge geleistet worden sei. Vielmehr ist solche ausdrücklich nur als der Anfang und die Einleitung derselben genehmigt und abgeschlossen worden. Daraus erhellt von selbst, daß die Bundesacte nicht als eine Quelle von neuen Gerechtsamen der Fürsten über ihre Unterthanen, noch als das Fundament eines unumschränkten Herrscherrechts derselben angezogen werden darf, das ihnen außerdem nicht zustand. Im Gegentheil war eine der wichtigsten Bürgschaften, zu denen sich die Fürsten anheischig machten, die allgemeine Einführung landständischer Verfassungen, wobei sich sonach ganz von selbst verstand, daß solche nicht von der Willkür irgend Jemands abhängig sein, sondern jenem Zwecke entsprechen, also nicht nur die in jedem einzelnen Lande noch gültigen ständischen Gerechtsame aufnehmen, sondern auch noch diejenigen hinzuthun sollten, die den Ersatz für Kaiser und Reich und die Erfüllung des Verheißenen gewährten. Wie nun dies in den einzelnen Ländern in Ausführung gebracht worden sei, gehört nicht hierher; nur so viel folgt daraus, daß die Bundesacte den rechtlich eingeführten Verfassungen nicht entgegengesetzt werden kann, daß Niemand aus jener einen Vorwand entnehmen kann, diese zu übertreten, zu umgehen, zu deuteln, oder auf irgend eine Art seine darin geleistete Zusage zu brechen. Unbestreitbar würde, wenn in irgend einem Lande durch die neue Verfassung Einrichtungen getroffen worden wären, die dem bestehenden und nur in Ansehung des Reichsregiments abgeänderten Staatsrechte Eintrag thaten und die Gesammtheit gefährdeten, der Bundestag dagegen Einsprache zu thun wol befugt gewesen sein; allein dies ist nicht nur nicht geschehen, sondern im Gegentheil derselbe hat die Gewährleistung übernommen, so oft er darum angegangen worden ist, und dadurch eben die Grundsätze anerkannt, welche in den sämmtlichen Verfassungsurkunden durchgängig die regierenden sind. Ueberdies würde eine Intervention des Bundestages gegen irgend eine Verfassungsbestimmung noch etwas ganz Anderes sein als eine mit derselben unvereinbare Abstimmung eines Bundesgliedes, zumal organische Bundesbeschlüsse ja nur vermöge Einhelligkeit zu Stande kommen können. Wer also den Rath gibt, die einge-

führte Verfassung von irgend einer Seite nicht zu achten, sondern sich darüber einseitig unter dem Vorwande der gemeinen Sicherheit und des allgemeinen Besten hinwegzusetzen, worunter Alles zu bringen wenig Geschicklichkeit hinreicht, den sollte man als einen Versucher zum Meineide und als einen Unruhstifter unter wackern Leuten nicht dulden.

Es ist wol von Nutzen, die ausdrücklichen Erklärungen der angesehensten deutschen Fürsten auf dem Congresse selbst in Erinnerung zu bringen, um darzuthun, daß Alles dies ihre Meinung und Wille ohne alle Zweideutigkeit gewesen ist.

In den Art. 1 ein vom 16. Oct. 1814, als der von Oestreich, Preußen und Hanover übergebenen Grundlage des deutschen Bundes, wird der Zweck desselben dahin angegeben. Derselbe ist die Erhaltung der Ruhe und Unabhängigkeit und die innere Schonung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Classe der Nation. Oestreich erklärte am 20. ejusd., daß eine Festsetzung der staatsbürgerlichen Rechte aller Unterthanen der deutschen Nation schlechterdings nothwendig sei, indem in der vorigen Verfassung den deutschen Unterthanen gewisse Rechte zugesichert gewesen, in den letztern Zeiten aber in einzelnen Staaten solche Bedrückungen eingetreten seien, wider welche die Unterthanen in der Zukunft nothwendig gesichert werden müßten. Der Regent von Hanover erklärte: Er könne den Satz nicht anerkennen, daß, selbst nach den Veränderungen, die in Deutschland vorgegangen sind, den Fürsten ganz unbedingte oder rein despotische Rechte über ihre Unterthanen zustehen. Es lasse sich keineswegs zugeben, daß der Verfall der deutschen Reichsverfassung auch den Umsturz der Territorialverfassung im rechtlichen Sinne nach sich ziehe. Ein Repräsentativsystem sei in Deutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen. In vielen Ländern beruhten dessen nähere Bestimmungen auf förmlichen Verträgen zwischen den Landesherren und ihren Unterthanen, und selbst in den Ländern, wo keine ständischen Verfassungen erhalten waren, hätten die Unterthanen gewisse und wichtige Rechte, welche die Reichsgesetze nicht allein bestimmt darlegten, sondern auch schützten. Ebenso wenig hätten die zwischen mehren deutschen Fürsten und Napoleon geschlossenen Verträge den Rechten ihrer Unterthanen de jure etwas vergeben können, da sie kein Gegenstand derselben sein durften. Kein Fürst würde wünschen, in dem Lichte sich darzustellen, als hätte er mit einem fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine Unterthanen eingehen wollen. Endlich hätten auch die späterhin mit den alliirten Mächten geschlossenen Verträge, in denen die Souverainetätsrechte der beitretenden Fürsten gesichert worden, denselben vorhin nicht gesetzmäßig über ihre Unterthanen besessene Rechte weder beilegen können, noch wollen, indem solche Rechte weder einen Gegenstand der Transaction ausmachten, noch eine Idee der Despotie in dem Begriffe der Souverainetät liege. Der König von Großbritannien sei unleugbar so souverain als jeder andere Fürst in Europa, und die Freiheiten seines Volkes befestigten seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben.

Dieser Erklärung traten nicht nur Oestreich und Preußen unterm 22. ej. „als demjenigen Sinne der alliirten Höfe entsprechend bei, nach welchem die Sicherung der althergebrachten Rechte der Unterthanen im Verhältniß zu ihren Landesherren zu beschaffen sei"; sondern Oestreich fügte auch noch besonders hinzu:

daß darum dem Gebrauche des Worts: Regierungsrechte, vor dem ausländischen Ausdrucke: Souverainetät, der Vorzug zu geben sei, weil man in neuern Zeiten despotische Rechte, dergleichen man nicht begehren könne, mit dem Worte: Souverainetätsrechte, confundirt habe, da doch letztere nur Regierungsrechte enthielten.

Am 29. ej. äußerte Preußen nochmals: „daß die alte Verfassung der einzelnen Theile von Deutschland darum nicht aufgehört habe, weil der Kaiser auf seine Krone Verzicht geleistet". Am 7. Nov. wiederholte Oestreich:

Wenngleich es damit einverstanden sei, daß den Fürsten in Deutschland ihre Souverainetätsrechte zu lassen seien, es gleichwol auch der Zweck sei, einen deutschen Bund und einen großen deutschen Staatskörper zu bilden, mithin in den Fällen, wo die politische Existenz eines Individuums wider den Bundesvertrag oder die Constitutionen gekränkt und selbige in den Rechten der Deutschheit gefährdet werde, dem Bunde das Recht zustehen müsse, diese Verletzungen abzustellen.

Die sämmtlichen 29 deutschen Fürsten und Städte, welche nicht zum Comité gehörten, bezeugten am 16. Nov.:

wie sie damit namentlich einverstanden wären, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch die Einführung landständischer Verfassungen, wo solche noch nicht bestehen, vorgebeugt werde.

In einer Note vom 22. ej. machte Oestreich nochmals bemerkbar:

Die Frage vom deutschen Bunde kann keineswegs als von der Willkür der Pacisccenten in der Maße lediglich abhängend angesehen werden, daß es einem deutschen Fürsten frei stehen sollte, dem Bunde beizutreten oder nicht, oder daß es anderer als der Vortheile, die für das Ganze der deutschen Nation aus dem Bunde entspringen werden, bedürfte, um die Entsagungen zu leisten oder die Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen befördern. Der Zweck der großen Allianz zu Europas Befreiung ist in Ansehung Deutschlands durch die alliirten Mächte feierlich und öffentlich ausgesprochen worden: Aufhebung des Rheinbundes und Wiederherstellung der deutschen Freiheit und Verfassung unter gewissen Modificationen. Für diesen Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und die Staaten, welche der Allianz beitraten, erklärten sich durch ihren Beitritt allein schon für diesen Zweck.

Nach langen Verhandlungen erklärte Preußen am 10. Februar 1815 nochmals:

Die Errichtung einer deutschen Verfassung ist nicht blos in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebenso sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig, die in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangene Reichsverbindung von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt.

Auch die übrigen sämmtlichen souverainen Fürsten und Städte wiederholten am 22. März ej.:

daß sie nochmals darauf dringen müßten, daß unverweilt die wesentlichsten Grundlagen eines die Rechte aller Theile sichernden Bundesvertrags in gemeinsame Berathung genommen, ein solcher Vertrag wirklich abgeschlossen und darin nicht blos das rechtliche Verhältniß der Bundesgenossen unter sich im Allgemeinen bestimmt und ihre Selbständigkeit und Integrität garantirt, sondern auch zu gleicher Zeit den deutschen Staatsbürgern eine freie, geordnete Verfassung durch Ertheilung gehöriger staatsbürgerlicher Rechte gesichert werde.

Als endlich vermöge der Landung Napoleon's die Bundesacte zu Stande kam, unterzeichnete Hanover solche nur mit der ausdrücklichen Verwahrung:

daß, da dieselbe die Erwartungen der deutschen Nation nur zum Theil erfüllen könne und die Absicht, durch dieselbe nicht blos ein politisches Band unter den verschiedenen Staaten, sondern zugleich, im Begriffe älterer Verfassung, eine Vereinigung des gesammten deutschen Volks zu Stande zu bringen, durch

die Nichterschöpfung mehrer wichtiger Punkte nicht vollständig erreicht worden sei, die Unterzeichnung nur in der Ueberzeugung geschehe, wie es wünschenswerther sei, einen unvollkommenen deutschen Bund einzugehen als gar keinen, und weil der Bund, wie er beliebt worden, keine Verbesserung im obigen Sinne ausschließe.

Gleichergestalt erklärte sich ausdrücklich Preußen, Luxemburg, Hessen, Mecklenburg.

Hiernach steht historisch fest, daß die Souverainetät der deutschen Staaten gegenseitig anerkannt, dieser Anerkennung selbst jedoch die Bedingung der constitutionnellen Regierungsform unterstellt, und daß die Einführung der jetzt vorhandenen Constitutionen rechtmäßigerweise vollzogen worden ist, woraus von selbst folgt, daß jedes Entgegenhandeln ein Treubruch sein würde. Ebendeswegen haben auch die meisten Fürsten bei der Verkündung der Bestimmungen der Schlußacte ausdrücklich die Misdeutung abgelehnt, daß sie durch ihren Beitritt zu derselben irgend etwas in ihrer verfassungsmäßigen Stellung und Rechtssphäre abzuändern gemeint gewesen wären. Da nun unser Verf. die Acten des wiener Congresses nicht aus der Welt schaffen, noch in Abrede stellen konnte, daß sein Vortrag sich nicht mit Dem vertrage, was dort verhandelt worden, so hilft er sich damit, die versammelt gewesenen Minister zu beschuldigen, sie hätten selbst nicht recht verstanden, was sie betrieben (S. 24). „Klare Erkenntniß der obersten Grundsätze und der leitenden Ideen sei nicht immer das Eigenthum Derer gewesen, deren Beruf sie an das Steuerruder der Geschäfte führte". Unstreitig würde ein Mitglied der Adelskette ganz andere Ideen gehegt haben. So machen es diese Herren! So lange die Fürsten und Minister ihnen willfährig sind, schmeicheln sie ihnen gern und reden von der Unbeschränktheit ihrer Macht, deren Gebrauch sie auf mancherlei Wegen ihren Plänen anzupassen verstehen. Wenn aber diese unumschränkte Gewalt gegen sie gebraucht wird, wenn ein denkender und weiser Fürst oder Minister den Misbräuchen ihrer Privilegien und Anmaßungen keinen Vorschub, sondern sogar Einhalt thun will, dann ist das Wenigste, was sie zu dulden haben, daß sie als Unwissende verschrien werden. In der Regel ist der thätliche Widerstand, ja blutige Meuterei nicht weit davon. Man schlage die Geschichte auf, ob irgend ein Königsmord ohne Mitwirkung des Adels vorgekommen ist, die meisten sogar auf alleiniges Anstiften desselben? Je unbeschränkter die Monarchen gewesen sind, und je weiser und edler, desto mehr sind sie den Gewaltthätigkeiten der Großen des Reichs ausgesetzt gewesen. Jakob I. von Schottland könnte statt aller andern Beispiele dienen. Aber Schweden und Rußland liefern deren noch mehre.

(Der Beschluß folgt.)

Reise von Paris nach Lyon.

(Beschluß aus Nr. 271.)

Man stelle sich die erste Etage des strasburger Münsters vor, drei Portale, drei Bogengewölbe mit Bildnerarbeit, zwischen ihnen attische Säulchen mit neuen Gesimsen und Statuen und Dachungen. Darüber ein Hauptgesims, welches die beiden Thürme mit dem zwischenliegenden Schiffgiebelfeld und allen Fenstern abschneidet und isolirt. Eine imposante Masse. Aus diesem Piedestal des Domes wachsen die Thürme mit ihren Thürmchen, neu, originell, Kinder der Gothik und Kinder Athens, wie gigantesque Bäume fünf Etagen hoch. In jeder Etage befinden sich von Säulchen getragene Bogenfenster — Halbzirkel, keine Spitzbogen —, und auf allen zuoberst ruht eine Galerie mit dem Krönungsgesims, andeutend, daß des Thurmes Mauerwerk aufgehört habe und der Helm beginne. Die Helme sind aber auch Mauerwerk, haben noch eine Etage in achteckigter verminderter Form, und laufen endlich in einem babylonischen Gewölbe am Knopfe zusammen. Wesentlich verschieden von den beiden Thürmen ist die Mittelschifffronte, die, beiläufig gesagt, nur mit dem Krönungsgesims bis an die vierte Thurmetage reicht und dann in einem Giebelfelde mit Pyramiden ausläuft. Man sieht darin ein Thürmchen, dessen Licht wie in einen Trichter herab ins Hauptportal fällt, dann zwei große Bogenfenster und höher viele aneinandergereihte kleine Fenster, die sämmtlich mit Säulchen verbunden wurden und Galerien durchlassen. Es wird kein Gott enträthseln, warum der Meister das Alles so und nicht anders machte und warum es trotz aller Unordnung voll Ordnung und dem Auge wohlthuend ist. Ich will nicht den Styl, nicht die Kunst des Gebäudes vertheidigen. Sein Schöpfer lieh von Allen und schwankte zwischen den Extremen einfacher Schönheit und Ziererei. Die Gothik hatte für ihn wie für uns zu viel Schönes, als daß er sich hätte davon trennen können, und die Antiken, die er für farblos hielt und aus Ruinen zusammenlas, däuchten ihm allein zu arm. Im Innern der Kirche ist der Styl strenger, mittelalterlicher, daher auch wol von älterer Hand. Man sieht die gewöhnlichen Spitzbogen und Kreuzgewölbe.

Der Castellan von St. Michel hat mir von einem letztjährigen Mirakel erzählt, das ich seiner Spaßhaftigkeit wegen nicht übergehen kann. Ich glaube, es gab damals noch patres des Ordens Jesu. Es war an einem Sonntage, die andächtige Menge hatte sich auf Strohstühlen um die Kanzel versammelt und hörte den Worten des Predigers zu. Der Zufall wollte es, daß der Text im Evangelium lautete: „Und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei"; da nun das Gerücht ging, eine Baucommission habe die Gewölbe des Domes untersucht und dahin berichtet, daß die Risse sich in Betracht der von der Regentraufe untergrabenen Fundamente bedeutend erweitert hätten und Gefahr des Einsturzes vorhanden sei, so zündeten wie ein Blitz die biblischen Worte. Ein Stuhl krachte, das war das Gewölbe; kein Zweifel, der Tempel riß entzwei. Ehe sich's der Priester versah, waren alle seine Zuhörer davongeflogen, und nur noch ein Lahmer und ein Blinder tappten wehklagend herum und wiederholten als Echo der Menge die Losung: „Sauve qui peut!" Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß die Regierung alle Fundamente unterfangen und besondere Dachtraufkanäle anlegen ließ.

Die maitres de poste, welche allerwärts auch die Meister der Reisenden sind, hatten in Erwägung der Mittagshitze in den Hundstagen die directe Verbindung mit Chalons und Lyon auf dieser Route aufgehoben, wodurch wir genöthigt wurden bis gegen Abend Dijon zu bewundern und zu Mittag zu essen. Ich war darob seelenvergnügt, ging in die Kirchen, machte die Bekanntschaft einer Gastwirthstochter und behielt noch einen Vierteltag übrig, um nichts zu thun, d. h. dem in Burgund üblichen Ballschlagen schäkernder Mädchen zuzusehen. Nebenher erfuhr ich von einem alten bezopften Kartisten, der in scientiis bewandert, die Specialgeschichte der guten Stadt Burgunds und sammelte ihre Genies und Helden wie Blumen für mein Herbarium. Obenan notirte ich Bossuet, dessen Bekanntschaft ich schon im Saale des Instituts zu Paris machte, als dort der ältere Dupin zum ersten Male das apfelgrüne Kleid eines Akademikers anzog und Louis Philipp zum König der Philologen machte. Nach ihm setzte ich Crebillon, den Dichter, dessen Talent ich tics par renommée und aus einigen

Citaten anderer Schriftsteller kenne. Ein Pariser würde sagen: Es ist genug für eine Provinzialstadt, wenn sie zwei solche Männer dem Vaterlande gebar; denn angenommen, es walte an allen Orten dasselbe Verhältniß in der Production, was bliebe dann der Hauptstadt Paris, die in neuester Zeit ein Monopol für große Männer usurpirte und dieselbe stück- und dutzendweise ins Innere absetzt.

Von Dijon nach Chalons ist ein so langweiliger Weg, daß ich der Wagenadminstration dafür danke, daß sie uns denselben Nachts zurücklegen ließ. Ich war überdies so glücklich, an die Seite einer Dame zu kommen, die ihre dritte Reise nach Amerika absolvirt und in Java eine Pflanzung begründet hatte. Ich habe nicht gesehen, wie alt sie war, und welche Verwüstung die Sonne des tropicus cancri in ihrem Gesichte angerichtet hatte, dagegen ward ich vollkommen überzeugt, daß ihre Beredtsamkeit nicht Schiffbruch gelitten und ihre Vorliebe fürs männliche Geschlecht sich von den Passatwinden nicht hatte verschlagen lassen.

Es war drei Uhr Morgens, als wir am Saoneufer des schön- und breitgebauten Chalons anlangten. Ich sah zwei lange Quais, zwei lange Reihen von Häusern und einige Gruppen von Menschen, die wie Schleichhändler im Dunkeln Kisten und Päcke forttrugen. Dies waren die Dampfschiffknechte und Strandleute, welche die von vier Seiten Ankommenden wie Militairvedetten überfielen und statt: qui vive? nichts riefen als: „Où allez vous?" Auf meine Antwort: „à Lyon", bemächtigte sich alsogleich ein Kerl, stark und groß wie der Riese Antäus, meines Koffers, hieß mich ihm folgen und brachte mich an Bord des Stromboots: die Schwalbe. Hier rauchte bereits der Schlott und der Kessel siedete, und der Steuermann stand am Ruder, und die Menschen beiderlei Geschlechts liefen untereinander wie die sieben Farben des Regenbogens und sprachen in allen Zungen wie die Apostel am Pfingstmorgen. Nach einer Viertelstunde ward das Abfahrtsignal mit der Schiffglocke gegeben, welches die Räder in Bewegung, die Maschine in Thätigkeit setzt. Ein Druck eines Cylinders und 200 Menschen reisten mehr fliegend als fahrend dem Vorgebirge des Jura zu.

Wir haben auf der Schwalbe einen Morgen erlebt, wie man ihn nur dichten kann. Sonnenaufgang, Aurora, Juraberge, die Goldküste, Macon's Promenaden und Brücke und der Silberstrom der Saone, gepeitscht von des Dampfboots Eisenschaufeln, eine große bunte, lustige Gesellschaft und — ein Abenteuer, Unglück genannt. Das mußte so kommen, um etwas Variation ins Thema zu bringen. Das Unglück war ein Auflaufen des Bootes auf den Sand, welches mich in der Kajüte aus dem Schlummer weckte und meine Nachbarin in der Lesung von Paul de Kock's „Pucelle" unterbrach. „Ai", rief sie und strauchelte bei dem Stoß über meine Leiche; Ai, nous allons nous perir." Ich rieb mir die Augen, that wie ein Betrunkener und replicirte gleichgültig: „Est-ce que nous sommes engravés, Mademoiselle?" Ueber uns trippelten die Beine in ängstlicher Beklommenheit, und neben uns quälten sich die Räder vergeblich das Schiff fortzuwälzen. Die Anstrengung schien uns nur noch fester zu setzen. Ich ging aufs Verdeck, dort trieb man die Heerde bald auf den Vorder- und bald auf den Hintertheil, um eine Bewegung zu erzwingen. Aber vergeblich, der Kiel saß auf dem Trockenen. Zu meinem Troste bemerkte ich in einiger Entfernung ein anderes Dampfschiff, das dieselben Krämpfe hatte und sich mit vorgespannten Pferden wieder auf die Beine zu helfen suchte. Da sonach unser Zustand bedenklich zu werden drohte, so fing ich an Reflexionen zu machen über Kesselplatzen und Lichten und Landtransporte. Ich erinnerte mich, daß einmal ein Dampfschiff des Rheins drei Tage auf einer Bank bei Mühlheim lag, und dachte mit Bangigkeit an eine Verzögerung meiner Reise und hundert andere Uebel. Der unverständige Capitain hatte nicht einmal ein Boot mitgenommen, um Leute auszusetzen, und es mußte ein Matrose durchs Wasser gehen, um das Tau ans Land zu bringen, das uns forthelfen sollte. Es half aber ebenso wenig als Stangen und Haken und Dampfräder. Nur ein Mittel blieb, aber ein gefährliches, und dies wandte der Conducteur an, ohne uns um Erlaubniß zu fragen. Er beschwerte die Sicherheitsventile und ließ prestissimo dampfen, um die Maschine zu forciren. Dies Mittel half. Die Passagiere konnten nicht begreifen, daß wir ohne alle äußere Gewalt plötzlich über den Sand wegglitten und wieder ins Fahrwasser trieben, und Viele riefen: „Hat die Saone auf einmal ihre Schleusen aufgethan?" Ich aber merkte, was geschehen war, freute mich der überstandenen Gefahr und sagte zum Capitain: „Monsieur, j'espère que vous n'oserez pas nous sauver encore une fois comme à présent", worauf mich der Palinurus auslachte und eine Cigarre anbrannte. 29.

Literarische Notizen.

E. L. Bulwer's neuer Roman in drei Bänden: „The last days of Pompeji", ist erschienen.

Angekündigt ist in London: „The trial of William Shakspeare for deer-stealing", nach Originalpapieren abgedruckt.

Weit's (Schreivogel's) Bearbeitung des Lustspiels „Donna Diana" nach Moreto ist ins Dänische übersetzt worden.

Der „Hobarttown almanac for 1834" gibt die Bevölkerung von Vandiemensland zu 31,551 Seelen an; der Zuwachs 1833 betrug 4800, darunter 2729 Deportirte.

Ein polnischer Flüchtling hat Bronikowski's „Polen im 17. Jahrhundert" ins Englische übersetzt.

In Cooper's „Letter to his countrymen" heißt es von den englischen Parteien: „Ein englischer Tory ist ein Anhänger der Oligarchie, ein Whig nichts weiter als ein Aristokrat; ein Liberaler bedeutet einen Mann, der rationelle Grundsätze geltend machen und das Volk zur Basis will; Radicale endlich sind Leute, welche Alles über den Haufen zu werfen und von Neuem anzufangen wünschen".

Von Fr. Soulié ist in Paris ein neuer Roman: „Le magnétiseur", herausgekommen.

Ein neuer Roman von George Sand ist unter dem Titel: „Jacques", in zwei Bänden erschienen. 30.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Encyklopädie
der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis
mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde.

Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehrern praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

In alphabetischer Folge, mit vollständigem Sach- und Namenregister. Zwei Bände (ausgegeben in acht Heften). Gr. 8. 102 Bogen auf gutem weissen Druckpapier.

Subscriptionspreis 6 Th'r. 16 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 273. — 30. September 1834.

Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Ueberhaupt behalten die Herren aus der sogenannten historischen Schule sich die Freiheit vor, nur auf das Geschichtliche zurückzukommen, was in ihren Kram paßt. Auch der Verf. setzt gewöhnlich: „historisch-rechtlich", zusammen, als Gegensatz gegen das Speculative, gegen welches er declamirt, um durch jenes anzudeuten, daß Beides gleichbedeutend sei, das Historische und das Rechtliche. Nach Hegel's Lehre ist allerdings alles Wirkliche gut und recht. Zum allerwenigsten muß hieraus doch folgen, daß Alles, was aufhört wirklich zu sein, auch aufhört gut und recht zu sein. Da nun nach des Verf. eigner Angabe die alten Landstände in Trümmer zerfallen sind, und da die Leibeigenschaft überall aufgehoben worden ist, so können beide dermalen nicht gut und recht sein. Dennoch hat die ganze Schrift des Verf. die Aufgabe, in Ansehung jener das Gegentheil darzuthun, und gegen diese trägt er kein Bedenken, sich auszudrücken, „daß die Abhängigkeit der Bauern vom Grundadel auf gewaltsame und unzeitige Weise gelöst worden". Ein abermaliger Beweis, wie es mit der geheuchelten Achtung vor den souverainen Gesetzgebern steht! Doch am klarsten wird dies aus der gegebenen Beschreibung der fürstlichen Machtvollkommenheit selbst, die der Verf. als die historisch-rechtliche schildert.

Ebenso falsch als das Axiom der Trennung der Gewalten ist auch die andere Vorstellung, daß das Recht, Gesetze zu geben, eine vorbehaltene Befugniß der Centralgewalt, ein charakteristisches Merkmal der Souverainetät, und daß in dieser, der Natur der Sache nach, das volle Maß des absoluten Gesetzgebungsrechts über alle Dinge begriffen sei. Jeder Mensch hat die natürliche Macht und das Recht, in der Sphäre seines Rechts und innerhalb der Schranken desselben auf eine für Andere verbindliche Weise seinen Willen zu äußern, mithin Gesetze zu geben. (Schön so weit! Aber nun weiter.) Nach dem christlich-germanischen Staatsrechte galt ebenfalls der Grundsatz: der Landesherr verfügt selbständig und ohne an fremde Einwilligung gebunden zu sein über Alles, was in die Sphäre seines Rechts fällt und seiner freien eignen Anordnung unterworfen ist, obwol er auch hierüber häufig den Rath und das Gutachten seiner höhern Diener oder seiner Stände anhören zu wollen erklärt hatte. Dagegen ist die Einwilligung des Berechtigten erforderlich, wenn er seine Disposition auch über fremde Rechte erstrecken will.

Auch dieser Satz wäre, richtig ausgelegt und angewendet, zuzugestehen. Denn eben darum handelt es sich, die Regeln für die Collision der Rechte der Staatsgewalt und der angeborenen und erworbenen Rechte jedes Einzelnen zu bestimmen und die Einwilligung der letztern bei den Verfügungen der erstern darüber zu regeln. Allein von angeborenen Rechten wissen die historischen Herren nichts; das sind bloße Erfindungen der Speculation ohne geschichtlichen Boden; was ein Recht sein soll im Staate, muß auf einer geschichtlichen Einräumung beruhen, „nicht auf vagen theoretischen Sätzen, sondern auf ausdrücklichen Verträgen und zu Recht bestehenden Uebungen und Gewohnheiten von Alters her". Es gibt hiernach im Staate nur besondere, nur Vorrechte, keine allgemeinen Rechte; nur jene muß der Regent achten und darf sie nicht antasten, wogegen in Ansehung dieser Alles seinem Wohlgefallen und freiem Belieben unterworfen ist. Daher können auch nur Diejenigen im Staate einen Stand ausmachen, welche durch die Eigenthümlichkeit ihrer Rechtssphäre zur absonderlichen Bewahrung derselben berufen sind,

welche durch die Sonderung und Verschiedenheit ihres Lebensberufs eine innere Nothwendigkeit der Anerkennung als eigenthümlicher Stand bedingen. — Wo sich im Verlaufe der Zeit auf naturgemäße Weise ein freier Bauernstand bildete, liegt in der Natur der Landstandschaft an sich kein Hinderniß, ihm ebenfalls eine ständische Vertretung seiner besondern Interessen zu verwilligen.

Also nur durch Verwilligung, nicht aus demselben naturgemäßen Rechte wie die übrigen Stände können die Landeigenthümer, die nicht adelige Güter besitzen, zur Standschaft gelangen. Uebrigens ist eben diese Standschaft auch eine gleichgültige Sache,

da die drei Stände der Geistlichkeit, des Adels und der Städte die gesammten materiellen Interessen des Landes vertreten, und jede dieser Beziehungen des irdischen Besitzes zugleich auch ihre geistige und ideale Seite hatte. Die Geistlichkeit vertrat den Glauben und die höhere Wissenschaft, die ewigen Interessen des Geistes; der Grundadel, als Nutznießer eines großen an die Familie gefesteten Landbesitzes, die Vergangenheit und die Zukunft seines Geschlechts, das Bleibende und über den Augenblick hinaus Dauernde im Volke und dessen Ehre in der Geschichte; die Städte die technische, betriebsame Gewandtheit und den klugen, praktischen, auf das Interesse der Gegenwart gerichteten Weltverstand.

Man kann diese Phantasien auf sich beruhen lassen; nur das ist zu bemerken nöthig, daß unter dem Stande

der Städte nicht etwa die Städter, die Bürgerschaft zu verstehen sei, sondern nur die Stadtmagistrate, weil die Stadtobrigkeiten befugt und berufen wären, für die Städte bei den Landständen zu erscheinen. Alle übrigen Landeseinwohner, die nicht zu den Landständen gehören, machen das Volk aus (nicht populus, sondern plebs, sentina), „welches keine juristische Person, wie die Landstände, sondern ein mystisches Gedankenwesen ist, ein bloßes Aggregat von Individuen, keine organisirte Körperschaft, welche eben darum selbst, so wenig als eine Versammlung von Vertretern desselben, ein Gewissen hat". Wie daher das Volk keinen eigenthümlichen Stand ausmachen kann, so stehen ihm auch keine besondern Rechte zu, in Rücksicht deren es einer Vernehmung mit demselben bedürfte. Vielmehr ist dasselbe in allen Beziehungen der uneingeschränkten Entschließung und Verfügung des Landesherrn unterworfen, auf dessen Boden es sich ernährt, und welchem es deshalb durchgängig passiven Gehorsam zu erweisen gehalten ist.

So weit also die Vorrechte der begünstigten Classen von Einwohnern gehen, thut es der Souverainetät keinen Eintrag, daß deren Ausübung von der Einwilligung der Bevorrechteten abhängig ist, um so größere Unumschränktheit wird ihr ja in Ansehung der ganzen übrigen großen Menge zugestanden. Hier aber würde sie zu sein aufhören, wenn sie von irgend etwas Anderm abhängig wäre als von ihrem eignen Willen; wenn sie genöthigt wäre, irgend eine andere Regel und irgend ein anderes Ansehen (Autorität) zu achten und zu beobachten als Gott und ihr eignes Gewissen (S. 212).

Daß der Fürst selbst fremde Rechte aller Art achte und heilig halte, dafür gibt es keine andere Bürgschaft als den religiösen Glauben an die Rechenschaft, die alle Herrscher dereinst einem höhern Richter zu geben haben. Selbst wenn der Fürst, wie in der ältern Reichsverfassung, sich einem äußern Gerichte in den Rechtsstreitigkeiten mit seinen Unterthanen unterworfen hat, setzt diese Einrichtung immer den Willen, das Recht des Andern zu achten, voraus, und der Richterspruch, weit entfernt ein äußerer, roher und materieller Zwang zu sein, dient vielmehr nur dazu, den Irrthum über das Recht zu beseitigen und Dasjenige auszusprechen, was grade in diesem Falle Rechtens ist.

Diese ganze Tirade ist gegen die Bestimmungen der Verfassungsurkunden gerichtet, durch welche dem Falle einer streitig werdenden Auslegung, oder einer Verletzung der Verfassung vorgesehen worden, und welche der Verf. ebenfalls für Eingriffe in die Souverainetät erachtet, weil mit dieser jede Unterordnung und regelnde Bestimmung des Willens unverträglich sei. Souverainetät ist hiernach die Macht und Befugniß zur Willkür.

Aber in eben dem Lande, woher jenes fremde Wort stammt, für welches die deutsche Sprache keinen, den ganzen Begriff erschöpfenden Ausdruck hat, was sehr gegen den heimischen Ursprung der Sache zu sprechen scheint, hießen die höchsten Gerichtshöfe Cours souveraines, und niemals hat dort Souverainetät etwas Anderes bedeutet, als Unabhängigkeit von dem Gebote und Befehle eines Andern in seiner Function, keineswegs Gesetzlosigkeit, Regellosigkeit oder Willkür. Im Gegentheil besteht die Souverainetät grade in dem Vermögen, den Anfoderungen seines Berufes nach den dafür rechtmäßig bestehenden Vorschriften zu genügen und daran durch keine Macht behindert werden zu können. Sonach fällt die Souverainetät ganz mit dem allgemeinen Bestreben der Zeit, das kein sehendes Auge verkennen kann, und mit der Aufgabe aller Constitutionen zusammen, von welcher Art sie von jeher haben sein, und wie mangelhaft sie dieselbe haben lösen mögen. Denn nach den eignen angezogenen Worten der Fürsten ist das gerechte Verlangen der Völker nach dem blutigen Befreiungskampfe kein anderes gewesen als die Verscheuchung alles Despotismus, die Verhinderung aller Willkür, die Herrschaft des Rechts und des Gesetzes, die Anerkennung und Heilighaltung aller jedem Einzelnen durch seine Geburt, Menschenwürde und Deutschheit, wie vermöge des Verlaufs der Thatsachen zustehenden Rechte und eine solche Gestaltung der politischen Einrichtungen, daß Jedermann dessen gewiß sei, daß auch die Macht sich scheuen müsse, einen Eingriff zu thun; daß auch die Fürsten und deren Gehülfen im Regimente das Gesetz unverbrüchlich halten, also nicht über, sondern unter dem Gesetze stehen, welches ihnen nur kraft ihres eignen Willens zur Richtschnur ihrer Regierungshandlungen dient.

Weder die Wirklichkeit, noch die Rechtmäßigkeit dieses Bestrebens möchte wol bestritten werden können. Aber über die Art und Mittel der Verwirklichung desselben waren verschiedene Ansichten unausbleiblich, und in dieser Verschiedenheit liegt die Ursache des Haders; doch nicht sowol in ihr selbst, als in der Unlauterkeit und Leidenschaftlichkeit, womit großentheils der Streit geführt worden ist. Wäre von Hause aus die Schar selbstsüchtiger Begierden und verderblicher Neigungen abgehalten, wäre mit der Sprache rein herausgegangen und listiger Politik keine Einwirkung gestattet worden, die gesunde Vernunft und der redliche Wille würden sich längst über Vieles verständigt haben. Man blicke nur hin nach dem Lande, von wo, zu großem Unglück, alle constitutionnelle Weisheit auf das feste Land von Europa gebracht worden ist. Denn wäre in Deutschland nicht sowol nachgeahmt worden, was sich dort vorfand, sondern hätte sich der nüchterne deutsche Verstand selbst die Aufgabe klar zu machen gesucht, worauf es ankomme, d. h., was nöthig und nützlich für die Erreichung jenes Zweckes sei, und wie aus dem Bestehenden der Uebergang dahin ohne Selbstzerstörung der Mittel zu finden sei, so würden wir sicher weiter und niemals auf den Grundsatz der Theilung der Staatsgewalt gekommen sein, der seiner Natur nach den Kampf zur Wiedervereinigung des Zusammengehörenden herbeiführen mußte. Was jedoch fortschreitende Einsicht, aufrichtiges Wohlwollen, wechselseitiges Vertrauen und ehrenwerther Gemeinsinn in einem Lande vermögen, das unter eben diesem langdauernden Kampfe bis an den Rand des Verderbens gebracht war, und wo die lichte Flamme der Empörung materiell und spirituell schon aufschlug, das zeigt England deutlich unter den Ministerien Canning und Grey. Haben nicht auch die Amerikaner laut erklärt, daß nur der Egoismus, Hochmuth und Starrsinn der Tories ihre bekannte Anhänglichkeit an die Krone von

England erstücke und sie dahin bringe, der ungerechten Gewalt Widerstand zu leisten? Die schlimmsten Rathgeber der Fürsten sind immer die Tories in allen Ländern gewesen, zumal diejenigen, welche das Volk für zu dumm gehalten haben, ihre arglistigen Pläne zu durchschauen.

Wir müssen uns darauf beschränken, solchergestalt die leitenden Ideen und Lehrsätze des Verf. in ihrer eigentlichen Bedeutung gezeigt zu haben, was zur richtigen Würdigung seiner Schrift genügen wird. Wollten wir ins Einzelne eingehen und alles Unrichtige, noch mehr alles nur halb Wahre und alles versteckt Falsche ausziehen und widerlegen, könnten wir keine Seite des ganzen Buches überschlagen. Selbst eine kritische Beurtheilung der Merkmale, durch welche der Verf. die wesentliche Verschiedenheit der landständischen und repräsentativen Verfassung darthun will, würde weit über den verstatteten Raum hinausführen. Nur daran erinnern wir nochmals, daß beide unabhängig sind von dem Grundsatze der Theilung der Staatsgewalt und deren gegenseitiger Entmächtigung (des Veto), und daß beide Systeme sich damit geschichtlich vertragen haben.

Nach dem Verf. soll nun der Unterschied darin bestehen, daß

1) die Landstandschaft die Verantwortlichkeit der Landstände in ihren ständischen Verrichtungen nicht ausschließt, die Repräsentation aber dieselbe bis zur Unverletzlichkeit der Ständemitglieder aufhebt; 2) die erstere soll sich mit der Mittheilung des Ergebnisses der Verhandlungen begnügen, die andere deren ganze Veröffentlichung erheischen; 3) bei jener soll ihre Einberufung und Wirksamkeit ganz von dem Ermessen des Regenten abhängen (indem er nur ihre Rechte zu schonen und ihre Hülfe nicht in Anspruch zu nehmen braucht (S. 115)), wogegen solche bei dieser gesetzlich angeordnet sein müssen; 4) dort steht die Disciplin über die ganze Versammlung dem vom Fürsten ihr vorgesetzten Marschalle zu, hier der Majorität der Versammlung selbst; 5) jene haben in der Regel die Gesetze nur zu begutachten, und nur dann bedarf es ihrer Einwilligung, wenn solche ihre eignen Gerechtsame betreffen; die Zustimmung dieser, als Mitgesetzgeber, ist allezeit unerläßlich; 6) jene haben wol eine Petitionsbefugniß, diese aber das Recht der Initiative; 7) den Landständen steht blos das Recht der Beaufsichtigung ihrer Bewilligungen zu, wogegen Domainen, Regalien und indirecte Abgaben ohne ihre Einmischung der landesherrlichen Verwaltung lediglich überlassen bleiben; die Repräsentation regulirt und controlirt den ganzen Staatshaushalt; 8) jene mochten Landesbeschwerden vor den Thron bringen, die Minister blieben nur dem Fürsten verantwortlich; diese ziehen die Minister selbst zur Rechenschaft.

Als die Ausbeute des Repräsentativsystems endlich gibt der Verf. Folgendes an:

a) Unversöhnlichen und tödtlichen Haß gegen alle Besonderheit und Selbständigkeit im öffentlichen wie im Privatrechte, mithin gegen jede historisch-rechtliche Existenz; b) Kampf auf Leben und Tod zwischen den Stellvertretern des Volks und dem Reste der fürstlichen Herrschaft, der nur mit dem Siege des Republikanismus oder der Alleinherrschaft sich endigen kann; folglich Verbreitung des republikanischen Sinnes im Volke; c) Preßfreiheit und durch dieselbe Vernichtung des ganzen auf uns vererbten Capitals von altem Glauben, Sitte, Zucht und Gehorsam (S. 17). (Des kann sich der Verf. doch nur freuen; wie hätte sonst eine solche Schrift gegen alle Landesgrundgesetze erscheinen können?) d) Herabziehung der Staatsangelegenheiten aus den geheimen Cabineten der hohen Landesbehörden auf den Markt des öffentlichen Lebens, was denn weiter die Wirkung hat, daß (S. 224) durch diese Veröffentlichung selbst (a) die Unbefangenheit der Volksvertreter bei den Verhandlungen und Abstimmungen in ihrer Versammlung aufgehoben wird; (b) daß eine fieberhafte Aufregung im ganzen Volke unterhalten wird und jeder für dasselbe zugestutzten Chimäre Eingang verschafft werden kann; ferner (c) daß durch das Vorbringen einer Masse von Klagen über die Verwaltung in dem Mittelpunkte der Volksgemeinschaft die Sache jedes Einzelnen zur Sache Aller gemacht und dadurch allgemeine Unzufriedenheit und Unlust erregt wird; endlich (d) die Oberherrlichkeit „der öffentlichen Meinung des gebildeten, d. h. des Journale lesenden Mittelstandes" (S. 215), Steigerung des Einflusses der Demagogen darauf und Unterwerfung der Volkswahlen selbst, folglich auch der Majorität der Volksvertretung, mit einem Worte der ganzen Staatsregierung unter dieselbe.

Wir haben nicht angestanden, die Vorstellungen des Verf. in aller der Stärke anzuführen, womit er Furcht und Grauen davor zu erwecken gemeint hat. Wer an solche Gespenster glaubt, der fürchtet sich davor, man mag ihm immerhin noch so deutlich machen, daß es Blendwerk sei. Wer hingegen die Geschichte kennt und weiß, daß weder jene angebliche Unterscheidungen wesentliche oder auch nur natürliche Eigenschaften sind, noch daß die daraus gezogenen Folgerungen schlußgerecht erscheinen, dem brauchen wir nicht erst auseinanderzusetzen, daß wir des Kampfes gegen solche Phantome entübrigt sein können. Nützlicher scheinen die letzten Zeilen dazu angewendet, die wahre Verschiedenheit der Landstände und Landesvertreter deutlich und bestimmt anzugeben. Die erstern sind aus eignem Rechte oder vermöge der Vollmacht der Selbstberechtigten dazu berufen, die Interessen ihres Standes bei der Wirksamkeit der Staatsregierung in so weit wahrzunehmen, als diese vermöge eigner oder verfassungsmäßiger Achtung der ständischen Erklärung darauf zu achten gehalten ist. Diese hingegen sind eine Auswahl aus der Gesammtheit des Volkes zu dem Zwecke, die in diesem verbreitete Intelligenz bei der Gesetzgebung und die Menge seiner Sinneswerkzeuge bei der Beaufsichtigung der Verwaltungsbehörden zur freiwilligen Unterstützung der Einsicht und der Entschließungen der Staatsregierung zu benutzen und über die Beobachtung der Staatsgrundgesetze zu wachen. Wie nun auch immer die eine oder die andere von diesen Einrichtungen gestaltet werden möge, um sie ihrer Vollkommenheit möglichst nahe zu bringen, so ist offenbar so viel ausgemacht, daß A) in der Volksvertretung überall keine Triebfeder und keine Veranlassung enthalten ist, sich der Regierung gegenüberzustellen und deren Absichten entgegen zu sein, so lange dieselbe nicht den Grundgesetzen entgegenhandelt und den Argwohn selbst erweckt, ihr Regiment in eine Willkürherrschaft umbilden zu wollen; ferner B) daß bei keiner Landstandschaft eine Vertretung der allgemeinen Landeswohlfahrt, sondern immer nur eine Vermittelung des Interesses der einzelnen Stände gedenkbar und möglich ist.

Unser Verf. zwar erhebt hiergegen den Einwand, es sei unwahr, wenn man diesem Systeme den Vorwurf mache, daß es die Zwietracht der einzelnen Stände des Volkes und den Egoismus der Einzelnen hervorgerufen und begünstigt habe. Die Treue und Liebe für den besondern Kreis des Le-

bens, dem der Mensch angehört, und der in seiner Weise auch ein Allgemeines ist, könne unmöglich Egoismus gescholten werden. Kann doch der Einzelne nur dann tüchtig und recht für das Allgemeine wirken, wenn er den besondern Platz, auf den die Vorsehung ihn gestellt hat, mit rechter Liebe als seine Welt betrachtet und sich in ihm, als auf dem eigentlichen Grund und Boden seines Lebens, wohl und heimisch fühlt.

Das soll jeder Einzelne! Aber darum bedarf es keine Stände. Nie hat es eine Körperschaft ohne Corporationsgeist, nie einen besondern Stand ohne Castengeist gegeben. In diesem Castensinne sind überall Gemeinsinn, Bürgertugend und Vaterlandsliebe untergegangen; er kann nicht anders, er muß davon zehren, um sich zu ernähren. 33.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Zehnter Jahrgang. 1832. Zwei Theile. Ilmenau, Voigt. 1834. 8. 4 Thlr. *)

Wir haben diesmal unsern alten Freund Nekrologus recht zeitig erhalten, und recht spät zu einer genauern Bekanntschaft mit seinem diesmaligen Inhalte kommen können, und doch möchten wir so lange von ihm und für ihn sprechen, bis er über uns selbst sprechen wird. Möge er dann ein freundlicher Todtenrichter sein!

Wir Deutschen sind doch höchst indolente Menschen. Kein Unternehmen ist in allen Blättern sowie dieses ohne Ausnahme gelobt worden, und doch klagt unser Verleger fortwährend über den baaren Schaden, den er an dem Unternehmen habe. Bücher werden doch noch gekauft und theurere und schlechtere. Aber noch eine andere Indolenz ist sichtbar. Ref. hat selbst mehre Bekannte angegangen, über einige sie nah angehende Todte einige Zeilen, die er zu fassen und gratis einzusenden sich erbot, niederzuschreiben. Er hat aber wie Antonius den Fischen gepredigt!

Von den 1401 Verstorbenen, die unser Coroner uns vorführt, haben tausend nur kurze Notizen erhalten können, und darunter sind Namen wie Althof in Dresden, General Beckers in München (konnte denn von 1500 bairischen Offizieren nicht Einer von ihm mehr als 12 Zeilen sagen?); der Educationsrath Blasche in Schnepfenthal ist auch mit wenigen Zeilen weggekommen; dem armen dienstfertigen Oberst Verlohren hätte ein ganzes diplomatisches Corps ein Denkmal setzen können. Vom Altschultheiß von Wattenwyl in Bern erfahren wir nicht einmal Alter oder Geburtsjahr. Doch wir brechen solche Klagelieder gern ab. Der Herausgeber trägt keine Schuld als höchstens für ein paar Druckfehler, wie Civitale statt Cirtale u. s. w. Aber wir selbst sollten es uns Alle zur Pflicht machen, etwas für uns selbst niederzuschreiben und unsere Angehörigen zu verpflichten, es nach unserm Tode nach Ilmenau zu senden. Von den 391 etwas ausführlichern Lebensbeschreibungen können 246 als Originalarbeiten betrachtet werden; 145 sind aus früher gedruckten Notizen entlehnt.

Den Reigen dieser ausführlichen Biographien führt nach Stand und Würden der Herzog von Reichstadt an, wiewol er im „Nekrolog" einen der letzten Plätze einnimmt, nach Montbel, über dessen Schrift bekanntlich selbst noch das Urtheil getheilt ist. Indeß läßt sich nicht immer Alles schreiben, was man weiß. Dann kommen 12 Minister, Gesandte, Hofmänner, Staatsräthe u. s. w., 79 Juristen, Staatsdiener und Beamte, 31 Militairs, 2 Bischöfe, 92 Geistliche und Theologen, 19 akademische Lehrer (darunter 15 Schriftsteller), 11 Gymnasiallehrer, 13 Volksschulmänner, 9 Naturforscher, 13 Bürgermeister, 6 Buchhändler, 10 Kaufleute, 12 zeichnende, 5 dramatische Künstler, 5 Componisten, 2 Dichter, 6 Landwirthe, 5 Israeliten u. s. w. Nach den Landsmannschaften gehören zu den ausführlich Nekrologisirten 127 aus der preußischen Monarchie, 50 aus dem Königreich Sachsen, 33 aus den Groß- und Herzogthümern, 46 Mecklenburger, 31 Baiern, 19 aus Holstein, Schleswig und Lauenburg, 19 aus Hanover, 10 Oestreicher (welcher Abstand mit Preußen, welche terra incognita noch!), 9 Würtemberger, 7 Schweizer, 6 Badner, 6 Hamburger, 9 außer Deutschland verstorbene Deutsche u. s. w. Diese Verhältnißzahlen wären nicht uninteressant, wenn nicht die Zufälligkeit, keine Correspondenten und Mitarbeiter gefunden zu haben, hier obwaltete.

Sehr erfreulich war es dem Ref., daß Hr. Voigt seinen Plan, ein Generalregister zu den 20 Bänden seines „Nekrologs" zu geben, nicht vergessen hat; es soll noch 1834 erscheinen, und Generalnamenregister, dann nach Staaten und Provinzen, nach Wohnorten und endlich nach Stand, Amt und Beruf eingerichtet sein. — Als umfassendere und interessantere Biographien zeichnen wir aus: Karl Ferdinand von Kügelchen, de Marées, Könitz, Iwanowitsch, Victor von Bonstetten, Haugwitz, Ernst Zimmermann, Dahler in Strasburg, Nelte, Schreyvogel, Hediger, Fonck (Schade, daß eine neuerdings seine Unschuld bestätigende Aussage nicht berücksichtigt werden konnte), von Droste-Hülshoff, Zach, Christ. Ernst Weiße, Krause (angeblich das Opfer des Hasses der Freimaurer), Meyer in Weimar, Johann Julius von Voß, General v. Zeschau, Schmidt-Phiseldeck, Stenger (zu weitläufig für das Interesse), Rudolphi, Chr. Daniel Beck, Füßli, Wiarda, Ludw. Devrient, Göthe und sein Zeitalter, Strombeck, Unzelmann, Bischof v. Sailer, von Gentz u. A. Mitunter finden sich Behauptungen, welche kaum erweislich sein möchten, z. B. daß des Hauptmanns v. Pirch Nachforschungen über K. Hauser in Nürnberg, die in Hitzig's „Annalen" abgedruckt wurden, „die weitern Forschungen Feuerbach's über den nämlichen Gegenstand vorbereiteten" (II, 485), oder wie es um 1800 in Nürnberg einen königl. baierischen Stadtgerichtskanzelisten geben konnte. Zu den interessantesten Biographien gehört die des berühmten Freiherrn Cotta von Cottendorf, wenn auch seine Verwandtschaft mit dem großen Cäsar und den Consuln Cotta nicht so zweifellos sein sollte, als sie behauptet wird. Die Entstehung der „Allgemeinen Zeitung" wird hier ausführlich nachgewiesen. Wir haben diese Skizze, die sehr verständig aus den vielen schon gedruckten biographischen Notizen zusammengetragen ist, mit wahrem Interesse gelesen. Zwanzig solche Skizzen in Einem Jahrgange des „Nekrologs" würden denselben völlig unentbehrlich machen. Doch damit kommen wir auf unsern alten, längst geäußerten Gedanken zurück, daß der Herausgeber von der Universalität mit der nächstbeginnenden Serie oder Decade abgehen möge. Sie ist nicht durchzuführen oder nur höchst relativ. Und gewiß, es ist dies nicht unsere alleinige Meinung, sondern die manches achtbaren Mannes. Bei größerm Umfange könnte in das eigentliche biographische Element, in die Psychologie eingegangen werden; es würde an einem Menschenleben das vieler andern mit gelernt und würde fürs Leben gelernt werden. Aber was können wir machen, wenn uns der Herausgeber von seinem „Nekrolog" wie jener große Jesuitenordensgeneral von seinem Orden sagte: „sit ut est, aut non sit". Die Portraits (von Göthe, Hediger, B. Schimonski, Devrient) sind freilich keine Meisterstücke, und könnten vielleicht künftig ganz wegfallen. 41.

*) Vgl. über den neunten Jahrgang Nr. 277 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Suum cuique.

In Nr. 208 und 209 d. Bl. sind zwei Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts recensirt, die mir, dem Verf. des „Handbuchs der Chronologie", beigelegt werden. Sie gehören aber, ebenso wie die zugleich erwähnte „Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum", meinem Sohn, dem Dr. Julius Ludwig an. Damit keine Verwechslungen dieser Art weiter stattfinden mögen, bitte ich auf den ersten Vornamen zu achten, den er nicht mit mir gemein hat.

Berlin, den 11. Sept. 1833. Ludwig Ideler.

Hierzu Beilage Nr. 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 11. 30. September 1834.

Die Burgen Rheinstein und Reichenstein mit der Clemenskirche am Rhein. Historische Schilderung von J. K. Dahl. Nebst einer Beilage, die in der Burg Rheinstein aufbewahrten Alterthümer und Kunstwerke betreffend, und einer lithographirten Ansicht der bemeldeten Burg. Mainz. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Unter den Burgen des Rheinufers, die noch wie zerfallene Grabsteine einer bald überschätzten, bald rücksichtslos verdammten, jedenfalls gewaltigen Zeit in unsere kleine Gegenwart herüberragen, hat in der neuesten Zeit die Burg Fautzberg, jetzt unter dem Namen Rheinstein bekannt, vorzügliche Bedeutung erhalten. Zog sie früher als eine der schönsten Ruinen am Rheine die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers oder auch nur des Freundes jener mittelalterlichen Ueberreste auf sich, so geht jetzt gewiß kein Reisender an ihr vorüber, seit der kunstliebende Prinz Friedrich von Preußen, Neffe des Königs, den schönen Gedanken faßte, diese imposante Ruine auf ihrem herrlichen Felsen, wo sie wie ein Adlernest thront, ganz im Sinn und Geist der ursprünglichen Anlage aufzubauen, im Geiste ihrer Zeit einzurichten und auszuschmücken. Mit dieser Burg, ihrer nächsten verrufenen Nachbarin und der leer und öde unter Rheinstein stehenden, nach dem Dorfe Drechtlingshausen gehörenden Kirche des heiligen Clemens beschäftigt sich die vorliegende (wol letzte) Schrift des verstorbenen wackern Dahl.

Als Ref. die Schrift zur Hand nahm, hoffte er, der kenntnißvolle, in reichem Besitze historischer Quellen sich befindende Verf., den eine besondere Vorliebe zur rheinischen Specialgeschichte hinzog, werde nicht allein die Vergangenheit der Burg aufhellen, sondern auch ihrer Gegenwart durch Beibringen der historischen, namentlich kunsthistorischen Notizen über das Viele und Bedeutende aus dem Gebiete des Alterthums und der Kunst, was hier, zu einem sinnigen Ganzen vereint, zu schauen ist, gedenkend, ein vollkommener Führer des Reisenden werden und mit seinem Schriftchen zugleich dem Gedächtniß in der Ferne noch einen Dienst leisten. Dem ist nicht so. Nur die magere, trockene, auf wenigen Urkundenvesten schwankend ruhende Geschichte wird uns geboten, und ein kleines, nur Andeutungen enthaltendes Verzeichniß des Sehenswerthen in der Burg ist kaum mehr, als was der ununterrichtete Führer an Ort und Stelle bietet. Diese Unzulänglichkeit des Dahl'schen Werkchens hat einen rheinpreußischen Schriftsteller veranlaßt, eine kleine, mit einigen vorzüglichen Ansichten der Burg in Kupferstich ausgestattete Schrift zu verfassen, welche die Geschichte der Burg in gefälligem Gewande geben, sich aber vorzüglich mit der Burg in ihrem jetzigen Zustande und ihren reichen, interessanten Kunst- und Alterthumsschätzen befassen soll, um als Führer dem Reisenden zu dienen und eine bleibende Rückerinnerung des Gesehenen zu vermitteln. Der Verf. verarge uns nicht, wenn wir seiner Schrift, auf die wir hier aufmerksam zu machen nicht versäumen wollten, noch vor ihrem Erscheinen durch eine Skizze der Beschreibung der Burg Rheinstein vorgreifen.

Offenbar war es die imposante Schönheit der Ruine Fautzberg (jetzt Rheinstein), ihre herrliche Lage auf einem der schönsten und wildesten Felsen, die man sehen kann, und zugleich das im Verhältniß zu den übrigen rheinischen Burgen noch vorzügliche Erhaltensein der Ruine, was den Prinzen veranlaßte, sie aus dem Besitze eines Herrn v. Eis anzukaufen und demnächst nach dem ursprünglichen Plane durch einen talentvollen jungen Architekten (Wilh. Kuhn aus Koblenz) 1825—1829 wiederaufbauen zu lassen. Sie steht jetzt als eine Zierde des Rheingestades da, und ihr Inneres lohnt reich der Mühe des Ersteigens. Der sinnige Prinz sorgt unablässig für ihre fernere innere Ausschmückung.

Ein bequemer Weg, der dem Besuchenden den herrlichen Felsen, auf dem die Burg ruht, fast stets von anderer Seite zeigt, führt hinan. Burgthor mit Fallgatter und Zugbrücke mahnen kräftig an die Zeit, wo der Befehdete hinter solchen Mauern Schutz suchen mußte. Es fällt die Zugbrücke nieder, und wir treten in den schmalen Burghof. Links vom Thore wohnt der gefällige Burgwart in einem neuen massiven, dem Baustyle der Burg aber ganz conformen Gebäude. In diesem Hofe, obgleich man schon innerhalb der Burgmauern sich befindet, steht dennoch das Burggebäude auf dem schroffsten Felsen in schwindelnder Höhe über uns. Wir folgen dem Hofe und kommen auf der südwestlichen Seite des Felsen abermals an ein äußerst wehrhaftes Bohlenthor, neben welchem wieder ein Gebäude, zur Wohnung von Dienstmannen bestimmt, doch wehrfest auch wieder zur Vertheidigung dieses Thores dienend, sich befindet, und treten durch dasselbe auf der Südseite in einen besondern Hofraum, den die hohe Burgmauer gegen den Abgrund begrenzt, neben welchem eine breite, sehr bequeme Stiege zum Hauptportale des Gebäudes führt. Dieses Portal, aus Sandstein in Spitzbogenform, ist ein Meisterstück. Von kräftigen Epheuranken umgeben, ruht über dem Eingang ein Wappenschild und Helm darüber, den Adler Preußens in alterthümlicher Form führend, und der fromme, sinnige Spruch: „Gott mit uns", der Wahlspruch einer an Tapferkeit reichen Vergangenheit, grüßt bedeutungsvoll den Eintretenden. Wendet man sich von diesem Portale rechts, so steigt man auf eine kleine vorspringende, zur Vertheidigung dienende Terrasse, welche sich vor einem niedrigen Thurme befindet, dessen unterer Theil eine Halle bildet, wo jetzt mehre kleinere Geschütze stehen. Der obere dagegen ist zu einem Gemache verwendet, zu dem aus der vor dem Rittersaale sich befindenden Terrasse eine in kühnem Bogen geschwungene Stiege aus Eisenguß führt. Zu dieser zweiten Terrasse, die gegen den Rhein hin sich öffnet, gelangt man auf einer, diesen Thurm außen, über einer entsetzlichen Tiefe umwindenden Steinstiege.

Tritt man durch das Hauptportal ein, so fühlt man sich abermals eigenthümlich überrascht. Zwei alte Bänke von besonderer Form mit Rück- und Seitenlehnen stehen an der Wand der Thüre gegenüber. Zu beiden Seiten hängen Brustharnische und Pickelhauben, und gewaltige Hellebarden lehnen an der Seite dieser Harnische der Dienstmannen oder Reisige, die nur eben ihren Platz hier verlassen zu haben scheinen, um sogleich wieder zur Wache zurückzukehren. Der Raum, in den wir eintreten, ist eine längliche Halle, deren ganzen Höhen- und Breitenumfang gegen Südosten ein Bogenfenster einnimmt, das zunächst die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, denn es zeigt in Glasmalerei eine herrliche Madonna mit der Krone auf dem Haupte, das Jesuskind auf dem Arme, und den rechten Fuß dem Geiste der Finsterniß und der Sünde auf das grinzende Haupt setzend, daß er sich im Gefühle der Vernichtung zur Erde beugt. In Zeichnung und Farbenpracht trefflich, bereitet diese schöne Composition auf die verwandten Schätze vor, welche uns weiter oben in reichem Maße erwarten. Im Hintergrunde dieser Halle führen einige Stufen zu der zwar kleinen, aber hellen, freundlichen Schloßküche und eine Stiege in das erste Burggeschoß.

Schon die Thüre des Vorplatzes zum Rittersaale, wie die, welche nach der erwähnten, mit einem grünen Rasenplatze geschmückten größern Terrasse führt, ist mit sehr schönen Glasmalereien geschmückt. Es sind zum größern Theile Wappen, mit sehr schönen, sinnvollen Arabesken und ähnlichen Verzierungen umgeben. Durch eine schöne Thüre, deren altes, kunstreiches Schloß beachtet zu werden verdient, tritt man nun in den hohen,

geräumigen Rittersaal. Der bekannte Decorationsmaler Pose aus Düsseldorf hat die Wände sinnig und einfach, in Spitzbogenfelder, Fenstern und Thüren entsprechend, verziert. An der Decke hin laufen kleinere Wappenschilder, dem großen preußischen Reichswappen angehörend, umher. Sie sind so behandelt, daß sie, von unten gesehen, freiabspringende Stuccaturarbeit zu sein scheinen.

Zuerst fesselt uns hier, rechts von der Thüre, in der Mitte der Westwand des Saales, ein grandioser Kamin, der aus Köln stammt. Er ist aus feinem Sandstein und mit meisterhaften Basreliefs, die Zerstörung Trojas darstellend, bedeckt. Alles dazu gehörige Feuergeräthe trägt den alterthümlichen Charakter. Obwol frühern Jahrhunderten angehörend, hat dieses schöne Stück plastischer Kunst kaum gelitten. Richtet man das Auge auf die Wände des Saales, so stellen sich geschmackvoll geordnete Waffen aus alter Zeit dar, die sich in jedem Felde je um eine Ritterrüstung theils mehr, theils weniger vollständig gruppiren. Man sieht hier Kampf- und Turnierschwerter, geradeklingige und Flamberge, Armbrüste, künstliche Gewehre alter Zeit und allerlei Waffenstücke, Panzerhemden, Helme, Schilde; auch sarazenische Waffen und einige 1814 auf dem Schlachtfelde von Chalons sur Marne, wo der Burgherr als Reiterführer im Kampfe war, erbeutete Trophäen. Diese sich stets mehrende Sammlung verspricht einst ein vorzügliches Ganze zu werden, ob es gleich schwer, ja fast unmöglich wird, daß sie sich jemals mit der in ihrer Art einzigen und unübertrefflichen des Grafen Erbach wird messen können, worauf es auch nicht angelegt zu sein scheint, da es blos die Ausschmückung des Saales im Geiste jener Zeit gilt, welcher Zweck schon jetzt höchst beifallswerth erreicht ist.

Aus Hirschgeweihen geformt, hängt an einer ehernen Kette ein Leuchter inmitten des Saales. Ob er gleich dem im Gemache des Herzogs von Nassau auf dem Jagdschlosse Platte bei Wiesbaden an Schönheit nicht gleichkommt, verdient er doch beachtet zu werden. Wie in diesem Saale der Culminationspunkt des Schlosses sich findet, so ist auch hier das Herrlichste von gebranntem Glase in Thüren und Fenstern zu schauen. Es sind meist große Compositionen, um die sich, trefflich geordnet, Bildwerke, biblische Geschichten darstellend, reihen und so ein Ganzes bilden, das vortrefflich genannt werden muß. Sehr oft kehrt hier die Geschichte des Tobias wieder, wie auch in den Schnitzwerken im Schlafclosette der Burgherrschaft, beurkundend, wie grade dies zarte Idyll dem alten, frommen Künstlerherzen zusagte.

Das erste große Fenster zunächst der Thüre enthält eine ausgezeichnet schöne Familiengruppe. Es ist ein zweiflügeliges Votivbild, von den dargestellten Personen wol einst einer Kirche geweiht. Links kniet die Mutter und hinter ihr die Tochter, Alle mit gefalteten Händen; rechts ebenso der Vater und die Söhne. Die Gesichter sind trefflich ausgeführt und tragen unverkennbare individuelle Aehnlichkeit. Von sehr schöner Wirkung ist das tiefgesättigte Violett im Gewande der Mutter, an dem Schattirung und Faltenwurf gleich preiswürdig ist. Das andere Fenster hat im linken Flügel eine Madonna, im rechten das Bild des Jüngers, den Jesus lieb hatte. Er ist in dem Momente dargestellt, wo er, der kirchlichen Sage nach, über den Giftbecher die segnende Hand hebt, und nun das Gift als Drache dem Becher entflieht. Der Adler, sonst das charakteristische Epitheton des Johannes, fehlt. Farbenpracht und tiefe Glut desselben ist außerordentlich schön. Das südliche Fenster ist eine Thüre, die auf einen Balcon führt; es enthält wieder eine große, herrliche Composition, auch ein Votivbild eines Ritters von Coudenz (Koblenz). Was wir von den vorigen gerühmt, das kommt noch in fast höherm Grade diesem Bilde zu. In der südlichen Ecke befindet sich ein Glasschränkchen in der Mauer. In ihm erblickt man eine kleine Sammlung römischer Münzen und Gefäße sowie einige alte Waffenreste, die man in der Burg selbst fand; sodann ein köstliches Becken nebst Kanne, aus Elfenbein gearbeitet, sicher eins der schönsten Stücke aus Elfenbein, die man aus früherer Zeit besitzt. Die Basreliefs des Beckens, Noah, den ersten Winzer, darstellend, sind von seltener Schönheit. Mit dem Rittersaale durch eine Thüre verbunden ist ein kleines Gemach, das ein nach Westen gehendes, mit schönen gebrannten Gläsern ebenfalls wieder reichgeschmücktes Fenster erleuchtet. Der Maler hat die Wände mit besonderer Kunst behandelt. Täuschend ähnlich und nach den Lichteffecten des Fensters kunstvoll berechnet, läuft hohes, oben in Schnitzwerk ausgehendes Eichengetäfel umher. Man muß genau sehen, um nicht die Malerei für wirkliches Getäfel zu halten. Vorzugsweise ist hier ein Wandschrank zu beachten, welcher eine schöne Sammlung alter Trinkgefäße in edeln Metallen, Glas und anderm Material enthält, mitunter von einer Größe, die dem eminenten Zecher Hasper a Spada den Angstschweiß auf die Stirne hätte treiben können. Ein Deckelkrug, aus Medaillen zusammengesetzt, ist der Solitair der Sammlung. Altes, mit den schönsten Schnitzwerken bedecktes, vorzüglich erhaltenes Schreinwerk findet sich hier wie in allen übrigen Wohnräumen der Burg.

Eine zwar schmale, aber bequeme Wendeltreppe führt in den zweiten Stock der Burg und zunächst in das Schlafgemach der Burgherrschaft. Vorzügliche Glasmalereien schmücken das Fenster, unter denen ein Cardinal mit einem zinnoberrothen Gesichte eine seltsame Wirkung hervorbringt. Schöne Schnitzwerke hangen an der Wand; aber das grandiose Himmelbett, mahnend an das zum seldritt Lager bestimmte (?) Bett des bekannten Doppelgatten, des Grafen von Gleichen, mit seinen schweren Damastgardinen fesselt das Auge. Täuschend ahmt die Malerei die alten glänzenden Seidendamasttapeten nach. Das gesättigte Grün der Wände, das Zwielicht der gebrannten Gläser in dem Fenster und die jedem Lichtstrahle wehrenden schweren Damastgardinen sichern einen ungestörten Schlaf. Von hier tritt man in ein größeres Gemach mit rother Wandmalerei, ähnlich der im Schlafclosette. Auch hier zeigen die Fenster sehr schöne alte Glasmalereien. Ein altes interessantes Gemälde schmückt die Wand. Auch hier verdient das Schreinwerk Aufmerksamkeit. An dieses reiht sich ein blaugemaltes, ungemein freundliches Gemach mit alten Glasmalereien im Fenster. Die hintere Wand zeigt ein neues Gemälde von Zimmermann, die Burgherrschaft darstellend im Costum unserer Zeit. Es wirkt störend und hat nach unserm Bedünken kein ausgezeichnetes Verdienst. Länger weilt der Blick auf einem mildfreundlichen Engelsgesichte, das aus kleinem Rahmen herabschaut. Es ist Luther's liebe Käthe. Dieses Antlitz ist der Spiegel reiner Weiblichkeit, und man begreift leicht, warum Luther's großes Herz so fest an ihr hing und zu ihrem Preise so oft überströmt. Ein Thurmstübchen schließt dieses Stockwerk der Burg. Es ist ein Lieblingsplätzchen der Burgherrin. Es weht uns ein milder, freundlicher Geist daraus an. Auch dies kleine Fenster zeigt ein treffliches Glasgemälde, und an der Wand hängt ein altes, sehenswerthes Madonnenbild. Aus diesem Stockwerke, welches die Gemächer der Prinzessin enthält, steigt man in das dritte, die Wohnung Sr. königlichen Hoheit, des Burgherrn. In dem ersten der Gemächer befinden sich die einzigen neuen Glasmalereien der Burg. So schön sie sind (das eine stellt ein einfaches preußisches Adlerwappen dar, das andere eine Rosette), so treten sie doch begreiflicherweise vor den alten Meisterwerken, die sich hier in so reicher Auswahl finden, sehr in den Schatten. Es fehlt jene tiefe Glut des Schmelzes, jenes unaussprechliche Feuer der alten Gläser. Mehre interessante alte Bilder findet man hier. Unter andern einen Lucas Kranach, Kurfürst Friedrich den Weisen darstellend, und ein altes Bild Franz von Sickingen's im Knabenalter; es stammt von des Helden Lieblingssitz, der Ebernburg bei Kreuznach, wo nach Ernst Münch's trefflichem Werk einst ein so herrlicher Kranz großer Geister sich um den deutschen Ritter ohne Furcht und Tadel reihte. Spricht die Sage Wahrheit, so schoß in seltsamer Laune der Starke oft mit Bolzen nach seinem eignen Bilde; Spuren dieser Art zeigt wirklich das Bild. Zwei Thurmstuben, die noch übrigen wohnlichen Räume, sind in gleichem Geiste ausgeschmückt. Aus diesem letzten Stockwerke steigt man auf die Zinnen der Burg. Eisengußstiegen führen zu den beiden Eck-

thürmchen, von wo man eine, obwol beschränkte Aussicht in das Rheinthal genießt. Unten braust in der Tiefe der Rhein, und es dröhnt der Wellenschlag des Bingerloches zum Ohre. Rasch und wild rauschen die Dampfschiffe vorüber, träge schleichen Segelschiffe vorbei. Hohe Berge bilden einen abgeschlossenen Thalkessel, oben bewaldet, am Fuße mit Reben umgrünt. Rechts liegt das Dörfchen Aßmannshausen jenseits, diesseits ein einsames Haus im Rebengrün. Links schaut ernst und öde die Clemenskirche herüber. Der Rhein bildet einen See. Wenn irgend ein Ort zu sinniger Beschauung in Zurückgezogenheit vom eiteln Welttreiben geeignet ist, so ist es Rheinstein.

Wenden wir uns nun nach dieser Abschweifung zu Dahl's Schrift, die im Auftrage des Prinzen geschrieben und ihm gewidmet ist. Der Verf. stellt uns schon von vorn herein auf den Standpunkt, von dem aus wir sie zu betrachten haben. Sie soll blos eine historische Darstellung sein, und um nicht zu arm an Stoff zu sein, nahm er die Burg Reichenstein, die etwas abwärts von Rheinstein liegt, und die alte Clemenskirche mit in das Werkchen und gibt, was historisch von ihnen einer sturmvollen Zeit entging. Die Geschichte der Burgen überhaupt ist, wie das des verdienstvollen Gottschalk's bekannte Sammlung zeigt, mit seltnen Ausnahmen mager. Wenige Urkundenreste, die ihrer gedenken oder, auf Lehenverhältnisse sich beziehend, von ihnen aus datirt sind, bilden oft die einzigen Haltpunkte des Historikers. So auch hier. Im Vorworte gibt der Verf. ein Verzeichniß aller zwischen Mainz und Köln sich findenden Burgen, bei dem zu erinnern ist, daß die Lorch gegenüberliegende Burg nicht Fürsteneck, sondern Fürstenberg heißt, und der Verf. die im Thale von Steeg bei Bacharach liegende schöne Ruine Stahlberg übersah. Der Ursprung der Burg, den Dahl in das 12. oder 13. Jahrhundert setzt, liegt in tiefem Dunkel. Sie wird in den Urkunden Fautzberg, Voitsberg, Votsberg, Vogtsberg genannt. Erst um 1267 kommen eigne Burgmannen von Fautzberg vor. Wahrscheinlich verdankte die Burg ihren Ursprung der einst mächtigen Familie der Rheinboten von Bingen, deren erste Erwähnung in das J. 1148 fällt. Die Burg wurde darauf mainzisches Lehen, kam im 16. Jahrhundert in den Lehensbesitz der Familie von Wildberg und als Erblehen in den der Freiherrn von Eis, von denen der Prinz sie an sich brachte. Der Verf. sucht der Burg Rheinstein die makelloseste Reinheit von Raub und Wegelagerung zu vindiciren, gegen eigne frühere Angaben, indem er diesen Makel auf das nahe Reichenstein und Sonneck wirft, welche beide der große Habsburger in gerechtem Grimme zerstörte. Reichenstein wie Rheinstein waren im ungetrennten Besitze der Rheinboten von Bingen, und es ist zu vermuthen, daß sie auch später schon der Nähe wegen ein ungetrenntes Lehen bildeten. Abgesehen davon, daß sich urkundlich gar nicht erweisen läßt, daß Rheinstein nicht eine Raubburg gewesen, möchte schon die Lage, die Bauart sie in gleichen Rang mit Reichenstein setzen, wie dies Müller von Mainz in den „Hessischen Blättern" 1831 gethan. Ja, betrachtet man Reichensteins Lage und die Rheinsteins dagegen auf seinem unersteiglichen Felsen, so wird man unwillkürlich versucht, Rheinstein für das Raubnest, Reichenstein für die Burg des Friedens zu halten. Wir möchten es als höchst wahrscheinlich annehmen, daß, als auf des kräftigen Waldboden Antrieb der rheinische Städtebund Reichenstein zerstörte, auch Rheinstein zerstört wurde aus gleichem Grunde, später aber durch Diether von Isenburg aus seinen Trümmern wiedererstand und es in der Zeit noch nicht aufgebaut war, als Rudolf von Habsburg Reichenstein und Sonneck zerstörte. Aus einem Lehensverzeichnisse von 1786, wo Rheinstein, oder damals Fautzberg, ein „zerfallenes" Schloß genannt wird, den Schluß zu ziehen, es sei per injuriam temporum in Trümmer zerfallen, ist jedenfalls ungenügend. — Des Verf. Sammlerfleiß, sein Scharfsinn bewähren sich auch in dieser Schrift, deren Styl aber etwas steif und trocken ist. 74.

Die vollkommene Association, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftstaates und der Lehre Jesu. Ein Beitrag zur ruhigen Lösung aller großen Fragen dieser Zeit. Von Fr. Tappehorn. Augsburg, Kollmann. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Von jeher ist die noch ungelöste Aufgabe aller Staatsweisheit die gewesen: wie es zu bewerkstelligen sei, daß die freie und ungehinderte Benutzung der Kräfte jedes Einzelnen nicht eine Ungleichheit des Vermögens zuwege bringe, welche die Ruhe und Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft gefährdet? Diese Aufgabe ist darum so sehr schwer, weil nach natürlichen Gesetzen jede Kraft ein Vermögen gibt; weil jedes Vermögen, zweckmäßig angewendet, von selbst wiederum Vermögen schafft; weil das äußerliche Vermögen etwas Relatives ist, dem das Unvermögen Andrer zur Seite stehen muß; weil solchergestalt Reichthum und Armuth in gleichmäßiger Progression fortschreiten müssen; weil der Einzelne nur reich werden kann, wenn Viele arm werden, und um so reicher, je Mehre arm und je ärmer sie geworden sind, weil in dem Vermögen die Kraft, abhängig zu machen, und in der Armuth die Fähigkeit, abhängig zu werden, enthalten ist; weil die Abhängigkeit die Kräfte der Armen zur Verfügung der Reichen stellt; endlich aber, weil auch Armuth und Abhängigkeit, wie alles Irdische, ihre natürliche Grenze haben und über diese hinaus die Dürftigkeit die Abhängigkeit abstreift und die Kräfte der Mehrheit gegen den Vermögensbesitz wendet. Alle Mittel, die bis hieher ersonnen worden sind, dies zu ändern, haben sich als unzulänglich erwiesen; natürlich, weil der Mensch vergeblich die Gesetze der Natur umzukehren, oder sich davon loszumachen unternimmt. Wol aber vermag er gegen ihre Wirkungen durch Benutzung anderer Kräfte sich zu schirmen oder sie abzuleiten, wie die Blitzableiter die Macht der Elektricität in der Luft unschädlich machen. Wer nur ein Franklin wäre!

Daß ein Theil der laut gewordenen Unzufriedenheit des lebenden Geschlechtes mit der Gegenwart in dem oben angedeuteten Verhältnisse seinen Grund habe, mag schwerlich geleugnet werden. Doch zweifeln wir, daß er von allen zusammenwirkenden Ursachen die gewichtigste sei. Die Gefährdung weit höherer und näher liegender Interessen scheint von viel mächtigerm Einflusse zu sein. Sei dem indessen, wie ihm wolle, so würde schon viel gewonnen sein, wenn nur jenem Uebelstande abzuhelfen wäre, der durch die Veränderlichkeit des Geldwerthes, und durch dieselbe des Preises aller Erzeugnisse und aller Bedürfnisse, noch beträchtlich vergrößert wird.

Einsehend, daß die Regierungen ohne eine der gefährlichsten Revolutionen des ganzen Bestandes der Dinge und aller Rechtsverhältnisse dazu wenig thun können, ist man an verschiedenen Orten und in verschiedener Art auf den Gedanken gekommen, durch freiwillige Einrichtungen von unten her dem Uebel zu begegnen. Amtsrath Albert hat zu dem Ende den Vorschlag gemacht, das Gesindelohn in den Landwirthschaften in einen Ertragsantheil umzuschaffen. In England hat Babbage empfohlen, eben dies System in den Fabriken anzuwenden und dadurch die Arbeiter selbst an den Bestand der Fabriken zu binden. St. Simon in Frankreich hat eine allgemeine Gemeinschaft nicht blos des Eigenthumes, sondern aller Arten von Vermögen einführen wollen. Dies hat indessen nur wenigen Anklang gefunden, und grade die Aufhebung des Eigenthumes und der Untergang des Familienlebens sind die Steine des Anstoßes gewesen. Mit Vermeidung dieser Klippen hat nun Charles Fourier ein anderes System aufgestellt, welchem er die Grundidee von Babbage untergelegt, dieselbe nur verallgemeinert, das Eigenthum jedes Einzelnen geachtet und, das Familienleben erweiternd, dasselbe zum Vorbilde der ganzen bürgerlichen Gesellschaft aufgestellt hat. Nach ihm soll dieselbe sich in lauter freiwillige größere Erwerbsgesellschaften zertheilen, welche, alle Zweige der Industrie umfassend, vorzüglich aber die Landwirthschaft betreibend, in

Gemeinden von mittlerer Größe zusammenleben und ihr Vermögen zu gemeinschaftlichem Erwerbe dergestalt zusammenschießen, daß Alles, was nicht baar Geld ist, zu Gelde taxirt, und das Gesammtvermögen der Gesellschaft nach Actien den Theilnehmern verbrieft, das Arbeitslohn aber durch Abrede festgestellt und auf die Dividende vorgeschossen, der Zuwachs an stehendem Betriebscapitale wiederum in Actien verwandelt, der Ueberschuß des Reinertrages endlich nach Berichtigung der Zinsen unter alle Actionnairs jährlich vertheilt wird. Doch nicht blos der Erwerb, sondern auch die Befriedigung der Bedürfnisse des Hausstandes, namentlich die Mahlzeiten sollen gemeinschaftlich sein. Jede solche Association bildet hiernach für sich eine Gewerbsrepublik, in welcher nach der Zahl der Actien über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten abgestimmt wird, besonders auch deren Leiter, Vorsteher, Cassirer und Obrigkeiten erwählt, alle Streitigkeiten aber durch Schiedsrichter abgethan werden.

Dies ist das Wesen des Planes, dessen Beweggründe unstreitig lobenswerth sind, und dessen Ausführung im Einzelnen auch nichts im Wege steht. Vorzüglich ist er empfehlenswerth für alle Unternehmungen, deren Gelingen davon abhängt, die dazu erfoderlichen Betriebsmittel und die Arbeitskräfte zusammenzuhalten, weil sie nach Ort und Zeit unersetzlich sind, z. B. bei neuen Colonisationen und Auswanderungen. Schwerlich aber möchte dieser Plan zur allgemeinen Ausführung gelangen und sich eignen. Der Erfinder und mit ihm unser Verf. sind zwar entgegengesetzter Meinung und erwarten, daß, wenn nur erst mit der Ausführung der Anfang gemacht wird, wie dies in Frankreich geschehen, die Vortheile der Association sich praktisch bald so sehr geltend machen werden, daß Jedermann sich wird dazu drängen müssen, um nur noch mit ihnen fortzukommen. Denn durch den fabrikmäßigen Betrieb alles Gewerbes, auch des Landbaues, und durch die Benutzung der Maschinen in ihm, müsse die Erzeugung und der Verdienst eben so sehr gesteigert werden, als die Ersparung an Zeit und Kräften, die in den einzelnen Haushaltungen verschwendet werden, beträchtlich sein müsse. Indem Jeder dazu gebraucht werde, wozu er das meiste Geschick habe, werde die Arbeit um Vieles erleichtert und verbessert werden. Dem Eigennutze und der Unredlichkeit der Einzelnen, welche auf Kosten ihrer Nebenmenschen sich zu ernähren und zu bereichern suchen, werde dadurch die Veranlassung und der Beweggrund entzogen. Die Erziehung der Kinder werde durch Unterricht, Beispiel und Beschäftigung sich verbessern. Durch das gemeinsame Interesse, durch das gegenseitige Bedürfniß und durch Gewöhnung müßten die schroffen Abstufungen des Privatvermögens abgestumpft und vorzüglich die Lage der Armen dadurch verbessert werden, daß der Arbeitslohn nicht auf den niedrigsten Satz der Concurrenz herabgedrückt werde. Die ganze Menschheit gehe dadurch der Versittlichung und Veredlung entgegen, indem der Grundsatz der Unterstützung und Liebe den des Eigennutzes und der Habsucht praktisch verdrängen werde. Selbst der Staatsorganismus vereinfache sich von selbst dadurch, daß jede Association sich selbst regiere und ihren Beitrag zu den Staatslasten von ihrem Gesammtvermögen abtrage, mithin es nur einer einfachen directen Steuer ferner bedürfe.

Diese Aussichten wären sehr einladend, wenn sie nicht allzu sanguinisch wären. Käme die Sache zur ausgebreiteten Ausführung, so würden ebenso viele Republiken im Staate entstehen, als sich Associationen bilden, folglich alle Staaten zu Bundesstaaten werden. Wenn nun die politische Unterordnung des Willens und der Freiheitssinn schon im einfachen Staate in eine Menge von Collisionen gerathen, wie viel mehr dort! Die Selbstsucht oder die Liebe können die Menschen nur vermögen, ungezwungen die eigne Selbständigkeit aufzugeben und sich einer Gemeinschaft unterzuordnen. Wenn nun die Liebe, welche dies bewirken soll, noch nicht vorhanden ist, scheint es, als wenn die Sache verkehrt angefangen sei, zuerst die Anstalt ins Leben zu stellen, die auf ihr beruhen soll, und blos von ihrem Dasein zu erwarten, daß jene daraus hervorgehen werde. Ueberhaupt möchten Erwerbsbetriebsamkeit, angefacht durch Aussicht auf Gewinn, und Liebe, die sich in Hingebung und Verzichtleistung kund gibt, im Principe schwerlich zu vereinigen sein. Daß die Mitglieder einer jeden Erwerbsgesellschaft unter sich in dem Verbande stehen, nicht von einander gewinnen zu können und zu wollen, ändert die Sache nur so weit, daß sie um so mehr als Gesellschaftsgenossen darnach trachten müssen, weil die Associationen als mystische Personen in den Gewerbskampf treten. An sich ist ferner die Landwirthschaft weniger dazu geeignet, durch fabrikmäßige Einrichtung höhern Gewinn zu bringen, weil die Arbeiten nach den Jahreszeiten wechseln und die Arbeitstheilung weniger anwendbar ist. So viel möglich werden die größern Wirthschaften schon fabrikmäßig betrieben. Ueberdies passen für diese Gesellschaften ja nur die Erwerbsleute, alle übrigen nicht. Der ganze Lehr- und Wehrstand, alle Rentiers, alle Müssiggänger, ja selbst nur alle Träge, die nicht mehr thun, als sie eben müssen, d. h. die Mehrzahl der Menschen, bleiben Sonderleute, und es möchte in dieser Sonderung selbst ein gefährliches Element enthalten sein. Vermöchte man aber die Menschen so umzuschaffen, daß der Geist der Liebe und der Thätigkeit die Oberhand gewönne, dann würden die vorgeschlagenen Associationen weder das einzige, noch das wirksamste Mittel ihrer Bethätigung sein und bleiben, sondern sich hundert andere Wege dazu offenbaren. Mit einem Worte, um dem Verf. sein eignes Bild zurückzugeben, die Menschheit muß und soll sich in ihrem eignen Charakter und Wesen ausbilden, aber die Menschen nicht ein Stück darin suchen, den Dintenfischen ähnlicher zu werden.

So weit daher auch die Geschichte reicht, sind alle Versuche zur Begründung ähnlicher Einrichtungen durch äußern oder innern Zwang, durch Gesetzgeber oder durch die Gewalt religiöser Begeisterung, bewirkt worden und haben sich nicht länger erhalten, wann jene Triebfeder erschlaffte. Jene germanischen Stämme, welche den Boden im gemeinschaftlichen Eigenthume behielten und ihn alljährlich unter sich vertheilten, sind früh verschwunden. Mit der Zucht hörten die öffentlichen Mahlzeiten der Spartaner auf. Die Freijahre und die Halljahre des Moses haben nirgends freiwillige Nachahmer gefunden. Paraguay ist uns noch ein unbekanntes Land trotz der Beschreibung des Bruder Charlevoix, und seine Abgeschlossenheit selbst der untrüglichste Beweis, daß seine Einrichtungen sich mit einem durchaus christlichen Sinne nicht vertragen. Wo sind die Liebesmahle der christlichen Kirche geblieben? Bischöfe und Domherren verpraßten, was den Armen dargebracht worden war. Am meisten kommen die Herrnhuterniederlassungen mit den Fourier'schen Gesellschaften überein; aber die Zahl derselben bestätigt am besten unser Urtheil, daß einzelne Unternehmungen der Art sehr gut glücken können, und daß sie überaus lobenswerth sind, hingegen eine allgemeine Verbreitung nicht thunlich sei.

Wenn indessen auch Hr. T. uns nicht davon überzeugt hat, daß die Fourier'sche Idee alle die großen Fragen der Gegenwart zu lösen fähig sei, so hat er doch bei deren Empfehlung eine andere eigne Idee sehr gut ausgeführt. Vergeblich begehrt und erwartet man von den Regierungen, daß sie die unleugbare Spannung und die allgemein geäußerte Unbehaglichkeit heben sollen. Es ist dies darum nicht möglich, weil dieselbe ihre Wurzel nicht allein in den politischen Einrichtungen, sondern weit mehr noch in dem sittlichen Zustande der Menschen hat, dessen Verbesserung nur von der Wiedererweckung des Geistes des Urchristenthums unter den Menschen, der reinen Nächstenliebe, ausgehen kann. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Im Verlage der **Buchhandlung G. P. Aderholz in Breslau** *sind im Laufe des Jahres* **1834** *nachstehende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:*

1) Der vollständige Sekretair
für
Schlesien und die Ober-Lausitz
oder
theoretisch-praktische Anleitung
zur
vollständigen Kenntniß der Staats- und Provinzial-Verfassung
so wie zur
Abfassung aller Arten schriftlicher Aufsätze.

Ein Handbuch für das Geschäftsleben.

Nebst einem Anhange:
Fremdwörterbuch
enthaltend:
die Verdeutschung und Erklärung der im gewöhnlichen Leben, in der Kunst- und Gerichtssprache vorkommenden fremden, so wie die Erklärung der in der Gerichtssprache vorkommenden deutschen Ausdrücke.

5te völlig umgearbeitete, um ein Drittheil ihres früheren Umfanges vermehrte Auflage.

gr. 8. 42 Bogen. Preis mit Anhang 1 Rtl. 20 Sgr.
Preis ohne Anhang 1 Rtl. 10 Sgr.

Inhalts-Verzeichniß:

Vorwort. — Inhalts-Verzeichniß. — Erklärung der Ordens-Bezeichnungen. — Verbesserungen und Veränderungen während des Druckes. —

Allgemeiner Theil,
welcher die Darstellung der nöthigen Vorkenntnisse enthält.

Kap. I. Ueber den Styl, oder die beste Art und Weise, sich vollkommen gut schriftlich auszudrücken. — Regeln des Styls. —

Kap. II. Ueber die äußere Form bei schriftlichen Ausarbeitungen, und die zu beobachtenden Vorsichts- und Klugheits-Maaßregeln.

1) Ueber die äußere Form und das Schreibmaterial. 2) Vorsichts- und Klugheits-Maaßregeln bei schriftlichen Aufsätzen, um sich gegen möglichen Nachtheil zu sichern. 3) Sympathetische Tinten. 4) Geheimschrift mit Chiffern. 5) Mittel gegen Verfälschung der Schriften.

Kap. III. Darstellung der Staatsverfassung, der Staatsverwaltung und der Staatskräfte Preußens.

A. Der preußische Regentenstamm und das königliche Haus. — Titel und Wappen. — Der Hofstaat des königl. Hauses. — Die Orden.

B. Die Staatsverfassung und landständische Verfassung Preußens.

a) Die Staats-Grundverfassung. b) Die landständische Verfassung. 1) Die Provinzial-Landtage. 2) Die Kommunal-Landtage. 3) Die kreisständischen Versammlungen.

C. Politische Eintheilung des Landes und der Einwohner nach Ständen.

a) Politische Eintheilung des Landes. b) Eintheilung der Bewohner nach Ständen. 1) Der Adelstand. 2) Der Beamtenstand. 3) Stand der Rittergutsbesitzer. 4) Der Bürgerstand. Die beiden Städte-Ordnungen. 5) Der Bauernstand.

D. Die obersten Staatsbehörden.

I. Der Staatsrath. II. Das Staats-Ministerium. III. Das Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. IV. Das Ministerium des Innern für Handels- und Gewerbe-Angelegenheiten. V. Das Ministerium des königlichen Hauses und der königlichen Familie. VI. Die Staats-Buchhalterei. VII. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. VIII. Das Kriegs-Ministerium. IX. Die beiden Justiz-Ministerien. X. Das Ministerium der Finanzen. XI. Das Ministerium des Innern und der Polizei. XII. Die Hauptbank zu Berlin. XIII. Die Ober-Rechnungs-Kammer zu Potsdam. XIV. Das General-Post-Amt. XV. Die Haupt-Verwaltung der Staats-Schulden. XVI. Die Seehandlung.

E. Von dem Kirchenwesen des Preußischen Staats.

F. Die Militair-Verfassung Preußens.

G. Die Staats-Einnahmen u. Ausgaben. Die Steuern.

H. Die Staats-Schulden.

Kap. IV. Darstellung der äußern und innern Verfassung, so wie der Behörden der Provinz Schlesien und der Ober-Lausitz.

I. Geschichtlicher Ueberblick. — Titel und Wappen des Königs in Bezug auf die Provinz. — Die Erb-Aemter. — Die Standesherrn.

a) Geschichtlicher Ueberblick. 1) Schlesien. 2) Die Ober-Lausitz. b) Titel und Wappen des Königs in Bezug auf die Provinz. c) Die Erb-Aemter. d) Mediat-Fürsten und Herzogthümer. e) Freie Standesherrschaften. f) Minder-Freie Standesherrschaften.

II. Politische Eintheilung der Provinz.

a) Der Regierungs-Bezirk Breslau. b) Der Regierungs-Bezirk Liegnitz. c) Der Regierungs-Bezirk Oppeln.

III. Ständische Angelegenheiten.

a) Die Provinzialstände. b) Kreisstände.

IV. Militair-Behörden der Provinz.

a) Das General-Kommando, die Divisionen und Brigaden. b) Das Auditoriat. c) Die Militair-Geistlichen. d) Die Militair-Aerzte. e) Die Intendantur. f) Uebersicht der in dem Jahre 1833 in Schlesien, Glatz und der Ober-Lausitz dislocirten Truppen.

V. Civil-Behörden.

A. Der Ober-Präsident. B. Das Provinzial-Konsistorium und Provinzial-Schul-Kollegium zu Breslau. C. Das Medizinal-Kollegium zu Breslau. D. Das Provinzial-Archiv zu Breslau. E. Die Regierungen zu Breslau, Liegnitz und Oppeln. F. Unter-Behörden der Regierungen. a) Die Landräthe und landräthlichen Kreise. Instruktion über die Wahl der Landräthe. b) Die Kreis-Kassen. c) Die Kreis-Physiker, Wund- und Thier-Aerzte. d) Die Domainen-Pacht-Aemter. e) Die Rent-Aemter. f) Die Forst-Verwaltung. g) Die Flößen-Administration. h) Die Bau-Beamten. i) Die Eichungs-Behörden. G. Das Provinzial-Steuer-Direktorium zu Breslau. H. Das Ober-Berg-Amt zu Brieg. I. Die General-Kommission und das Revisions-Kollegium zu Breslau. K. Die Provinzial-Post-Behörden.

VI. Gerichtliche Behörden von Schlesien und der Ober-Lausitz und deren Ressort-Verhältnisse.

A. Die Ober-Landes-Gerichte. B. Die Inquisitoriate. C. Unter-Gerichte. 1) Im Departement des Ober-Landes-Gerichts von Schlesien. 2) Im Departement des Ober-Landes-Gerichts von Glogau. 3) Im Departement des Ober-Landes-Gerichts von Ratibor. D. Die Kreis-Justiz-Kommissionen. E. Justiz-Kommissarien und Notarien.

VII. Das Kirchenwesen Schlesiens und der Ober-Lausitz.

A. Evangelische Konfession. B. Katholische Konfession. 1) Kirchliche Einrichtungen. 2) Geistliche Gerichtsbarkeit. a) Das bischöfliche Konsisterium. b) Das General-Vikariats-Amt. c) Das fürsterzbischöfliche Kommissariat der Ollmützer Diöces zu Katscher.

VIII. Das Schulwesen der Provinz Schlesien.

a) Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission für Schlesien und das Großherzogthum Posen. b) Gymnasien und Schulen. c) Schullehrer-Seminarien.

IX. Die Universität zu Breslau.

Einrichtungen und Stiftungen der Universität Breslau zum Besten der Professoren und Studirenden.

X. Der landschaftliche Pfandbriefs-Verband der Provinz Schlesien.

§. 1. Natur der landschaftlichen Pfandbriefe. §. 2. Personen und Güter, welche zur Ausstellung von Pfandbriefen qualificirt sind. §. 3. Von den landschaftlichen Kollegiis und deren Einrichtung. §. 4. Von der Vollziehung der landschaftlichen Verfügungen. §. 5. Ausfertigung der Pfandbriefe. §. 6. Aufnahme der Taxen und wie dabei zu verfahren. §. 7. Von der Einzahlung der Intressen von den landschaftlichen Pfandbriefen. §. 8. Von Auszahlung der Interessen. §. 9. Beitreibung der rückständigen Interessen. Sequestration. Subhastation. §. 10. Von der zu verstattenden Nachsicht. §. 11. Von Aufkündigung der Pfandbriefs-Kapitalien. §. 12. Von den eigenthümlichen Fonds der Landschaft und deren Administration. §. 13. Vom Verluste, Beschädigung und Aufgebote der Pfandbriefe.

XI. Anstalten für höhere Berufsbildung.

1) Die Divisionsschulen der 11ten und 12ten Division zu Breslau und Neisse. 2) Die Kunst-, Bau- und Handwerksschule in Breslau. 3) Die Gewerbeschulen zu Oppeln, Neisse, Gleiwitz und Glogau. 4) Medicinisch-chirurgische Lehranstalt zu Breslau.

XII. Anstalten für gemeinnützige Zwecke.

1) Das Bankkomtoir zu Breslau. 2) Das königl. Landgestüts-Depot zu Laubus. 3) Die Provinzial-Irren-Hilfanstalt zu Laubus. 4) Die Irren-Versorgungs- und Siechen-Anstalt zu Plagwitz. 5) Die Irren-Anstalt zu Brieg. 6) Die Taubstummen-Anstalt zu Breslau. 7) Das Blinden-Institut daselbst. 8) Die schlesische Dominial-Land-Feuer-Societät. 9) Die Provinzial-Land-Feuer-Societät.

XIII. Vereine zu wissenschaftlichen und gemeinnützigen Zwecken.

1) Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. 2) Der Künstler- und Kunstverein zu Breslau. 3) Die pharmaceutische Gesellschaft zu Breslau. 4) Die ökonomische Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. 5) Der landwirthschaftliche Verein schlesischer Dominial-Gutsbesitzer. 6) Der oberschlesische landwirthschaftliche Verein. 7) Der Special-Verein schlesischer Dominial-Besitzer im Militscher Kreise. 8) Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaft zu Görlitz. 9) Der Gartenbauverein zu Breslau. 10) Verein für Pferderennen und Thierschau.

XIV. Anstalten für wohlthätige Zwecke.

1) Die Schummelsche Schullehrer-Kasse. 2) Die allgemeine evangelische Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Unterstützungs-Kasse der Provinz Schlesien. 3) Die allgemeine Pensions-Anstalt für katholische Schullehrer-Wittwen und Waisen. 4) Das Fräulein-Stift zu Barschau im Wohlauischen. 5) Das Fräulein-Stift zu Ober-Tschirnau. 6) Das Fräulein-Stift zu Radmeritz im Görlitzer Kreise. 7) Die v. Schnettersche Stiftung zu Rutschütz. 8) Das Waisenhaus der schmerzhaften Mutter Gottes zu Breslau. 9) Das Waisenhaus zum heiligen Grabe in Breslau. 10) Das Neustädtische Knabenhospital in Breslau. 11) Das Neustädtische Erziehungs-Institut zu Breslau. 12) Das Churfürstliche Waisenhaus zu Breslau. 13) Das Waisenhaus zu Bunzlau. 14) Das Waisenhaus zu Wüstewaltersdorf. 15) Das Waisen- und Wohlthätigkeits-Institut zu Reichenbach. 16) Das Waisenhaus zu Görlitz. 17) Das v. Buchsische Waisenhaus zu Hirschberg. 18) Das Lauban'sche Stadt-Waisenhaus. 19) Das Leobschützer Waisenhaus. 20) Die Erziehungs-Anstalt für Verwahrloste in Grünberg. 21) Das Glogauer Waisenhaus. 22) Die Mädchen-Fundation zu Liegnitz. 23) Das Fürstliche Hatzfeldsche Waisenhaus zu Trachenberg. 24) Das Waisen- und Wohlthätigkeits-Institut zu Schweidnitz. 25) Die Waisen-Fundation zu Brieg. 26) Die Konvente der Barmherzigen Brüder. 27) Die Kranken-Anstalt der geistlichen Elisabethinerinnen. 28) Kloster der Ursulinerinnen. 29) Central-Kloster zu Liebenthal. 30) Das Kloster Maria Magdalena der Büßerin zu Lauban. 31) Domus emeritorum zu Neisse. 32) Verein zur Erziehung sittlich verwahrloseter Kinder in Goldberg. 33) Das Haus-Armen-medicinische-Institut zu Breslau.

XV. Straf- und Besserungs-Anstalten.

1) Das Priesterhaus auf dem Kapellenberge bei Neustadt. 2) Das königliche Land-Armenhaus zu Kreuzburg. 3) Das Armen- und Arbeitshaus in Breslau. 4) Das Besserungs- und Strafhaus zu Brieg. 5) Das königliche Korrektionshaus für Schlesien in Schweidnitz. 6) Das Strafhaus zu Jauer.

XVI. Von den Sparkassen Schlesiens.

XVII. Von dem Institute der Schiedsmänner.

XVIII. Die städtische Kommunal-Verfassung der Provinz.

XIX. Dorf-Kommunal-Verfassung der Provinz.

1) Gemeinde-Verfassung. 2) Verhältnisse zu dem Gutsherrn. 3) Vom Schulzen (Scholzen) und den Dorfgerichten.

Kap. V. Von der Titulatur.

Allgemeine Vorbemerkungen.

A. Titulatur der regierenden Fürsten, der Mitglieder regierender Häuser und des Hofstaats. B. Titulaturen der Staats-Behörden. a) Weltliche Behörden. b) Geistliche Behörden. C. Titulatur der Privatpersonen. D. Titulatur der Frauen. E. Alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Titulaturen.

Besonderer Theil,

welcher die Belehrung zur Anfertigung der verschiedenen Gattungen schriftlicher Aufsätze nebst Beispielen und Schemata enthält.

Kap. VI. Von Briefen.

Äußere Form derselben. Innere Einrichtung und Inhalt der Briefe. a) Die kaufmännische und Geschäfts-Korrespondenz. b) Briefe, deren Inhalt ein Ansuchen, einen Wunsch, eine Bitte, Bewerbung und Mahnung ausspricht. c) Briefe, welche Schilderungen, Gefühle, Gesinnungen ausdrücken. d) Briefe, welche Anzeigen, Berichte und Mittheilungen enthalten. e) Briefe, welche Ansichten aussprechen und Belehrungen enthalten. f) Gemischte Briefe.

Kap. VII. Von Gesuchen, Vorstellungen, Bittschriften, Eingaben und Beschwerden.

1) Allgemeine Vorerinnerungen. 2) Einreichung des Gesuchs an die betreffende Behörde. 3) Ueber die unmittelbar bei Sr. Majestät dem König und den Ministerien anzubringenden Bittschriften und Beschwerden. 4) Erörterung der einzelnen Gattungen dieser Art von schriftlichen Aufsätzen. a) Pro Memoria. b) Die Eingabe. c) Die Bittschrift (Supplik). d) Die Vorstellung. e) Der Bericht, das Gutachten. f) Die Beschwerde.

Kap. VIII. Von Klagen und gerichtlichen Vorstellungen und Gesuchen.

a) Von Klagen. b) Gesuche und Vorstellungen im Laufe des Prozesses und in der Exekutions-Instanz.

Kap. IX. Von dem Hypothekenwesen nach preußischem und französischem Rechte.

Kap. X. Von dem Depositalwesen.

Kap. XI. Von öffentlichen Anzeigen und Bekanntmachungen in Privat-Angelegenheiten.

Geburts-, Verlobungs-, Heirathes-, Todes-Anzeigen; Abschieds-Anzeige bei Wechselung des Wohnorts; Bekanntmachung glücklicher Ankunft; Gesuche um ein Anerbieten und Unterkommen; Aufruf zur Wohlthätigkeit.

Kap. XII. Von Verträgen aller Art.

1) Von der Form der Verträge. A. Schriftliche Abfassung. B. Gerichtliche Abfassung. C. Gerichtliche Abfassung oder von einem öffentlichen Notar. D. Abfassung vor Dorfgerichten und Magistraten. Handlungen, zu deren Gültigkeit landesherrliche oder justizministerielle Genehmigung nothwendig ist. 2) Inhalt der Verträge. Persönliche Fähigkeit der Kontrahenten. Einzelne Verträge.

1) Kauf- und Verkaufs-Geschäft. 2) Tausch-Vertrag. 3) Cessions-Vertrag. 4) Erbschaftskauf. 5) Leibrenten-Kontrakt. 6) Darlehns-Vertrag. a) Von der einfachen Schuldverschreibung. b) Von der hypothekarischen Schuldverschreibung. 7) Vom Lieferungs-Vertrage. 8) Vom Schenkungs-Vertrage. 9) Von Vollmachts-Aufträgen. 10) Von der Bürgschaft oder Expromission. 11) Von Quittungen und Amortisationen. 12) Die Anweisung, Delegation und Scontration. 13) Vom Vergleiche. 14) Vom Societäts-Kontrakt. 15) Der Miethe- und Pacht-Kontrakt. 16) Der Erbzins-Kontrakt. 17) Der Erbpachts-Kontrakt. 18) Der Ehe-Kontrakt. 19) Der Adoptiv-Kontrakt. 20) Der Erbe-Kontrakt. 21) Der Gesinde-Vertrag. — Gesinde-Ordnung für die preußische Monarchie.

Kap. XIII. Von Zinsen und deren Berechnung. Zins-Tabelle.

Kap. XIV. Von Wechseln und dem Wechselrechte. Von Protesten.

Kap. XV. Von letztwilligen Verordnungen.

§. 1. Testamentarische und gesetzliche oder Intestat-Erbfolge. Testament, Kodicill, Erbvertrag, Legat. §. 2. Von der persönlichen Fähigkeit, letztwillige Verordnungen zu errichten. §. 3. Von dem Inhalte letztwilliger Verordnungen. Substitution. Pflichttheil. Enterbungs-Ursachen. §. 4. Von der Form der Testamente und Kodicille. §. 5. Von der Aufhebung und dem Widerrufe der Testamente. §. 6. Von Erbverträgen. §. 7. Entsagungs-Verträge über Erbschaften. §. 8. Einige besondere Bemerkungen über die Ausschließung des richterlichen Einschreitens bei Erbfällen durch testamentarische Anordnungen. Schemata: 1) Ein gewöhnliches Testament. 2) Wechselseitiges Testament zweier Eheleute. 3) Erbvertrag zwischen zwei Vettern. 4) Ein Erbrecess.

Kap. XIV. Die Stempel-Steuer. Der Stempel-Tarif.

Kap. XVII. Die Maaße und Gewichte. Geldgewichts-Tabelle.

Kap. XVIII. Die Münz-Verfassung.

Kap. XIX. Von den Staatspapieren, deren Verzinsung und Realisirung.

---

2) Der vollständige Sekretair

für das

Großherzogthum Posen. 2te Aufl.

3) Mark Brandenburg und die Nieder-Lausitz. 2te Aufl.

4) Herzogthum Sachsen und die Alt-Mark. 3te Aufl.

5) Provinz Pommern. 3te Aufl.

6) Provinz Westphalen. 3te Aufl.

7) Provinzen Ost- und West-Preußen und Litthauen. 3te Aufl.

8) Rheinprovinzen. 2te Aufl.

***Inhalts-Verzeichniss** bei diesen übrigen Provinzen wie beim schlesischen Sekretair mit Ausnahme von Kapitel IV., pag. 73—176, welches die Darstellung d äussern und innern Verfassung, so wie der Behörden jeder der genannten Provinzen in derselben Ausdehnung wie bei Schlesien, enthält. Also der nützlichste und unentbehrlichste Rathgeber für alle Bewohner der preussischen Staaten.*

Der Preußische

Mandats-, summarische und Bagatell-Prozeß,

nach der Verordnung vom 1. Juni 1833 und der Ministerial-Instruktion vom 24. Juli 1833, so wie der später erlassenen Gesetzbestimmungen.

Erläutert und hauptsächlich zum Gebrauch für Richtjuristen bestimmt, so wie mit Formularen für die von den Partheien einzureichenden Schriftsätze versehen.

gr. 8. Geheftet 22½ Sgr. (18 Gr.)

Die Schriften, welche seit Publication der Verordnungen vom 1. Juni 1833 über den durch dieselbe angeordneten Mandats-, summarischen und Bagatell-Prozeß erschienen sind, waren nur für Rechtsgelehrte bestimmt. Wir dürfen daher eine willkommene Aufnahme für die vorstehend angezeigte Schrift hoffen, deren Zweck es zunächst ist, den Nichtjuristen eine Anleitung für das Verständniß des Gesetzes und der mit Bezug auf dasselbe erlassenen Verordnungen zu geben. Die angehängten Formulare dienen zur Erläuterung, und sind um so zweckmäßiger, als das Gesetz vom 1. Juni 1833 keineswegs den Partheien verschränkt, ihre Schriftsätze selbst anzufertigen, wohl aber sie nur dann berücksichtigt wissen will, wenn sie auf gesetzlich vorgeschriebene Weise abgefaßt sind, so daß also eine Anleitung zu deren Abfassung sehr wünschenswerth seyn muß.

Bereits haben sich mehrere Recensionen über dies Werk auf das Günstigste ausgesprochen. Gersdorf's Repertorium der gesammten deutschen Literatur empfiehlt es auch den praktischen Juristen als höchst brauchbar.

Entwurf

einer vollständigen

Gebührentaxe für Justizkommissarien

in dem

Mandats-, summarischen und Bagatell-Prozesse.

Zum Gebrauche der Gerichte, Sachwalter und der prozeßführenden Parthei.

Folio. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

System des preußischen Erbrechts

mit vergleichender Hinweisung

auf das römische und gemeine Erbrecht;

nebst einem Anhange:

den Erbschafts-Stempel betreffend,

von

L. Erelinger,

Ober-Landes-Gerichts-Rathe.

gr. 8. Velin-Druckpapier. Preis 1 Rthl. 20 Sgr.

Die Verordnung

über

das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde

vom 14. December 1833.

In ihrem Zusammenhange mit den Vorschriften der Gerichtsordnung dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von

L. Erelinger,

Ober-Landes-Gerichts-Rathe.

gr. 8. Geh. 12½ Sgr.

Die Verordnungen
über
die Execution in Civilsachen
und über den
Subhastations- und Kaufgelder-Liquidations-Prozeß
vom 4ten März 1834.

In ihrem Zusammenhange mit den Vorschriften der Gerichtsordnung dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von

L. Crelinger,
Ober-Landes-Gerichts-Rathe.

2 Hefte. gr. 8. Geh. 1 Rtl. 5 Sgr.

Erstes Lesebuch
nach der Lautlehre
des Seminar-Direktors Hientzsch
und unter Leitung desselben ausgearbeitet von

K. Bretschneider, G. Klose,
K. Elsner, D. Linke,
G. Gnerlich, K. Neugebauer,
K. Herrfurth, E. Pötschel,
Elementar-Lehrer in Breslau.

8 Bogen. Preis: roh 2½ Sgr., gebunden 4 Sgr.; bei Abnahme von Parthien in der Verlagshandlung auf 10 Exemplare das 11te frei.

Dieses Buch soll namentlich die richtige Aussprache der Laute, so wie Genauigkeit im Lesen erzielen, und zeichnet sich sowohl durch seine Menge von Lesestoff, als durch einen, auf Jahre lange Erfahrung begründeten und bewährten, streng systematisch geordneten Stufengang aus. Zu gleicher Zeit soll Denjenigen, denen Herr Direktor Hientzsch im hiesigen Seminar Unterricht in der Lautlehre ertheilt hat, der längst gehegte Wunsch erfüllt werden, ein Lesebuch zu besitzen, was dieser Lautlehre entspricht.

Den Freunden und Beförderern des Lesebuches kann ich die angenehme Nachricht mittheilen, daß es bereits in vielen Schulen Eingang gefunden hat. Der berühmte Pädagog Diesterweg nennt es in einem Briefe an Hrn. Dir. Hientzsch das beste und zweckmäßigste, welches bis jetzt erschienen sei, er will es selbst in seinem Wirkungskreise einführen und nächstens öffentlich darüber berichten.

Wandtafeln
vorzugsweise zu dem
„Ersten Lesebuche"
nach der Lautlehre
des Seminar-Direktors Hientzsch
und unter Leitung desselben ausgearbeitet von

K. Bretschneider, G. Klose,
K. Elsner, D. Linke,
G. Gnerlich, K. Neugebauer,
K. Herrfurth, E. Pötschel,
Elementarlehrer in Breslau.

13 Bogen größtes Lexikon-Format. Preis 12½ Sgr.

Schärfe der eigends dazu gegossenen Lettern, Größe des Drucks, zeichnen diese Wandtafeln vor allen bis jetzt erschienenen aus. Was die Zweckmäßigkeit und Vorzüge derselben anbetrifft, so möge sich Jeder durch Ansicht und Prüfung selbst überzeugen, die Herren Herausgeber haben die Wünsche und Ansichten Vieler mit genauer Erwägung des Nützlichen und Guten umsichtsvoll benutzt.

Die Statuten der Stadt Breslau,
mit beigefügtem Kommentar,
nach der Bearbeitung des verstorbenen Justiz-Kommissions-Rath und Notariats-Direktor Uber.

8. Geh. 20 Sgr.

Gesanglehre.

Ein Leitfaden zum Gebrauche in den beiden obersten Klassen der Stadtschulen, und in den beiden untersten Gymnasial-Klassen, so wie für solche, die sich zur Aufnahme in Schullehrer-Seminarien vorbereiten wollen.

Verfaßt und herausgegeben von
Karl Julius Adolph Hoffmann,
Musik-Direktor in Oppeln.

gr. 4. 10 Bogen. Geh. Preis 15 Sgr.

Vorstehendes Werk, nachdem dessen Zweckmäßigkeit und Werth vielfach geprüft, wurde auf die Empfehlung des hochwürdigsten Bischof von Kulm Hrrn Dr. Sedlag, mit solch lebhafter Theilnahme aufgenommen, daß allein in Oberschlesien noch vor Beginn des Druckes gegen 700 Exemplare bestellt waren. Ich habe bei einer eleganten Ausstattung den Preis so billig als möglich gestellt; um die Einführung in Schulen und Gymnasien jedoch so viel als möglich zu erleichtern, setze ich denselben bei direkter Bestellung von Parthien zu 12 Exemplaren auf 10 Sgr. fest, und bin gern bereit, Exemplare zur vorherigen Durchsicht abzugeben.

Katechismus für die katholische Jugend,
welche zum erstenmale
das heilige Sakrament des Altars
empfangen soll.

Von Joseph Sauer,
Doktor der Theologie und Curatus zu St. Anton in Breslau.
Mit Genehmigung des Hochw. Fürstbischöflichen General-Vikariat-Amtes in Breslau.

2te gänzlich umgearbeitete über die Hälfte vermehrte Auflage.

8. Preis 7½ Sgr. (In Parthieen billiger.)

Fremdwörterbuch
enthaltend:
die Verdeutschung und Erklärung der im gewöhnlichen Leben, in der Kunst- und Gerichtssprache vorkommenden fremden, so wie die Erklärung der in der Gerichtssprache vorkommenden deutschen Ausdrücke. 2te verbesserte u. vermehrte Auflage.

gr. 8. Geh. 15 Sgr.

Das Holzdiebstahl Gesetz
vom 7. Juni 1821,
mit Commentar, Ergänzungen und Beilagen.
Handbuch für Forstrichter,
Forstbeamte und Wald-Eigenthümer aller Provinzen.
Von
L. W. Hahn,
Justiz-Rathe.

gr. 8. Geh. 17½ Sgr. (14 Sgr.)

Das Schlesische Provinzial-Recht
von Friedr. Wilh. Pachaly,
Königl. Preuß. General-Fiskal von Schlesien.
Nebst einem Auszuge aus den Bestimmungen des statutarischen Rechts der Stadt Breslau.

8. Preis 1 Rtl.

Dies für jeden Juristen höchst wichtige Werk war bis jetzt nur in Handschriften vorhanden. Der Abdruck desselben, von vielen Seiten dringend verlangt, ist durch einen praktischen Juristen, nach mehreren davon existirenden Handschriften genau revidirt und ergänzt, veranlaßt worden. Wie häufig solche Abschriften durch den mechanischen Abschreiber gänzlich sinnentstellend und daher bei den so häufig vorkommenden Fällen unzuverläßig gemacht werden, ist Jedem bekannt, und daher dies Werk auch den Besitzern solcher Abschriften gewiß eine höchst willkommene Erscheinung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versendet:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch
zur Verbreitung
gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.
In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

In vier Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen Druckpapier mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, deren jede im Subscriptionspreise 6 Gr. kostet.

Ersten Bandes zweite Lieferung. Bogen 9—15.

Ameisen bis Armbrüste

mit den Holzschnitten:

der Ameisenbär; der Ameisenlöwe; Jh. F. v. Ammon; mehre Ammonshörner; Amor; das Amphitheater zu Rom, Coliseum genannt, und die Arena zu Verona; das Rathhaus und die Börse zu Amsterdam und das Haus Peter des Großen zu Zaardam; Blätter, Blüte und Frucht des Anacardiumbaums; die Ananas; Ansicht von Ancona; Michel Angelo; der Anker; Anna, Kurfürstin von Sachsen; Ansicht von Annaberg; acht Antilopenarten; Marie Antoinette, Königin von Frankreich; Anton, König von Sachsen; der Dom zu Antwerpen; Anubis; Apollo; Arabeske; Ansicht von Aranjuez; Ansicht des Ararat; ein Archimandrit; die Brücke von Arcole; Ariosto; Ansicht des Vorgebirges Arkona; verschiedene Arten Armadille

und den

in Kupfer gestochenen Karten der Regentschaft Algier, Amerikas, der drei Herzogthümer Anhalt nebst den Ansichten der Stadt Algier und des Schlosses zu Ballenstedt in Anhalt.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Bei E. Frantzen in Riga sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorpatische evangelische Blätter für das Herzens- und Erfahrungschristenthum und die christliche Literatur. Herausgegeben von Dr. F. Busch. Dritter Jahrgang. 1834. 52 Nummern. Gr. 4. 5 Thlr.

Einleitung, Geschichtliche, in das Corpus juris des russischen Reichs. Dargestellt aus der im Archive der zweiten Abtheilung der eignen Canzlei Sr. K. Majestät aufbewahrten Originalacten. Uebersetzung aus dem Russischen. Gr. 8. 1833. Geh. à 1 Thlr. 6 Gr.

Erdmann, Dr. J. E., Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. 1. Bds. 1. Abth. enth. Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Gr. 8. 1834 (in Commission). à 1 Thlr. 16 Gr.

Gedächtnissfeier der 1300jährigen Dauer der Gesetzeskraft der Institutionen und Pandecten des römischen Rechts, begangen zu Dorpat am 30. December 1833. Gr. 4. 1834. à 1 Thlr.

Hagemeister, J. v., Russlands Territorialvergrösserung von der Alleinherrschaft Peters des Grossen bis zum Tode Alexanders I. geschichtlich dargestellt. Gr. 8. 1834. Geh. à 9 Gr.

Jahrbücher, Dorpater, für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Russlands. Herausgegeben von Blum, v. d. Borg, Bunge, Friedländer, Göbel, Kruse, Neue, Rathke, Struve und Walter. Zweiter Jahrgang. 1834. Gr. 8. 12 Hefte. 6 Thlr.

Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae; oder kurzer Auszug aus derjenigen Urkundensammlung, welche für die Geschichte und das alte Staatsrecht Liv.-, Esth.- und Kurlands bei E. E. Ritterschaft des Herzogthums Livlands aufbewahrt wird. Auf Veranstaltung und Kosten der verbundenen Ritterschaften Liv.-, Esth.- und Kurlands herausgegeben. 2 Bände. Fol. 1833 (in Commission). à 13 Thlr. 8 Gr.

Sartorius, Dr. E., Bemerkungen über die jüngst erschienene Vertheidigung des Rigaischen Gesangbuches. Gr. 8. Geh. à 3 Gr.

— — Gutachten über das jetzige deutsche Gesangbuch in Livland. Gr. 8. 1833. Geh. à 6 Gr.

Tiling, Dr. R., Ueber Syphilis und Syphiloid. Gr. 8. 1833 (in Commission). à 8 Gr.

Ueber Göthe. Vorgelesen in der allgemeinen Versammlung der kais. Academie der Wissenschaften zu St.-Petersburg den 22. März 1833 von dem Präsidenten der Academie. Aus dem Französischen. Gr. 8. 1833 (in Commission). à 10 Gr. Velinpapier à 12 Gr.

Walter, D. P. U., Von der Wendung auf die Füsse bei vorgefallenem Arm. Eine geburtshülfliche Abhandlung. 8. 1834. Geh. à 12 Gr.

Von der Wochenschrift:

Die Allöopathie, von Dr. Trinks und Dr. Helbig, sind bereits 10 Nummern erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden. 24 Nummern kosten 1 Thlr.

Die durch Verbreitung des homöopathischen Heilverfahrens veranlaßten Angriffe durch allöopathische Aerzte machten ein gegenseitiges Organ dringend nothwendig. Der Zweck dieser Zeit-

Act 1 of 1978, as amended, and the Regulations made thereunder, the Minister of Health has approved the following Regulations.

Regulations

1. These Regulations may be cited as the Health Services (Fees) Regulations, 1978.

2. In these Regulations, unless the context otherwise requires—

"Act" means the Health Services Act, 1978;

"Minister" means the Minister of Health.

3. The fees specified in the Schedule to these Regulations shall be payable in respect of the matters specified therein.

SCHEDULE

1. Application for a licence to establish a private hospital	$100
2. Application for a licence to establish a private nursing home	$50
3. Application for a licence to establish a private clinic	$50
4. Application for a licence to establish a private dispensary	$25
5. Application for a licence to establish a private laboratory	$25
6. Application for a licence to establish a private blood bank	$25
7. Application for a licence to establish a private ambulance service	$25
8. Application for a licence to establish a private medical practice	$10
9. Application for a licence to establish a private dental practice	$10
10. Application for a licence to establish a private pharmacy	$25
11. Application for a licence to establish a private optical practice	$10
12. Application for a licence to establish a private physiotherapy practice	$10
13. Application for a licence to establish a private occupational therapy practice	$10
14. Application for a licence to establish a private speech therapy practice	$10
15. Application for a licence to establish a private psychological practice	$10
16. Application for a licence to establish a private social work practice	$10
17. Application for a licence to establish a private nutrition practice	$10
18. Application for a licence to establish a private health education practice	$10
19. Application for a licence to establish a private environmental health practice	$10
20. Application for a licence to establish a private veterinary practice	$10
21. Application for a licence to establish a private agricultural practice	$10
22. Application for a licence to establish a private forestry practice	$10
23. Application for a licence to establish a private fisheries practice	$10
24. Application for a licence to establish a private wildlife practice	$10
25. Application for a licence to establish a private tourism practice	$10
26. Application for a licence to establish a private hotel practice	$10
27. Application for a licence to establish a private restaurant practice	$10
28. Application for a licence to establish a private bar practice	$10
29. Application for a licence to establish a private casino practice	$10
30. Application for a licence to establish a private lottery practice	$10
31. Application for a licence to establish a private betting practice	$10
32. Application for a licence to establish a private gaming practice	$10
33. Application for a licence to establish a private amusement practice	$10
34. Application for a licence to establish a private entertainment practice	$10
35. Application for a licence to establish a private sports practice	$10
36. Application for a licence to establish a private recreation practice	$10
37. Application for a licence to establish a private cultural practice	$10
38. Application for a licence to establish a private religious practice	$10
39. Application for a licence to establish a private educational practice	$10
40. Application for a licence to establish a private research practice	$10
41. Application for a licence to establish a private consultancy practice	$10
42. Application for a licence to establish a private advisory practice	$10
43. Application for a licence to establish a private management practice	$10
44. Application for a licence to establish a private administrative practice	$10
45. Application for a licence to establish a private clerical practice	$10
46. Application for a licence to establish a private secretarial practice	$10
47. Application for a licence to establish a private typing practice	$10
48. Application for a licence to establish a private shorthand practice	$10
49. Application for a licence to establish a private bookkeeping practice	$10
50. Application for a licence to establish a private accounting practice	$10
51. Application for a licence to establish a private auditing practice	$10
52. Application for a licence to establish a private taxation practice	$10
53. Application for a licence to establish a private insurance practice	$10
54. Application for a licence to establish a private banking practice	$10
55. Application for a licence to establish a private investment practice	$10
56. Application for a licence to establish a private stockbroking practice	$10
57. Application for a licence to establish a private real estate practice	$10
58. Application for a licence to establish a private property management practice	$10
59. Application for a licence to establish a private valuation practice	$10
60. Application for a licence to establish a private surveying practice	$10
61. Application for a licence to establish a private engineering practice	$10
62. Application for a licence to establish a private architectural practice	$10
63. Application for a licence to establish a private town planning practice	$10
64. Application for a licence to establish a private landscape architecture practice	$10
65. Application for a licence to establish a private interior design practice	$10
66. Application for a licence to establish a private graphic design practice	$10
67. Application for a licence to establish a private photography practice	$10
68. Application for a licence to establish a private film production practice	$10
69. Application for a licence to establish a private video production practice	$10
70. Application for a licence to establish a private audio production practice	$10
71. Application for a licence to establish a private publishing practice	$10
72. Application for a licence to establish a private printing practice	$10
73. Application for a licence to establish a private binding practice	$10
74. Application for a licence to establish a private bookbinding practice	$10
75. Application for a licence to establish a private paper manufacturing practice	$10
76. Application for a licence to establish a private ink manufacturing practice	$10
77. Application for a licence to establish a private chemical manufacturing practice	$10
78. Application for a licence to establish a private pharmaceutical manufacturing practice	$10
79. Application for a licence to establish a private cosmetic manufacturing practice	$10
80. Application for a licence to establish a private soap manufacturing practice	$10
81. Application for a licence to establish a private detergent manufacturing practice	$10
82. Application for a licence to establish a private paint manufacturing practice	$10
83. Application for a licence to establish a private varnish manufacturing practice	$10
84. Application for a licence to establish a private lacquer manufacturing practice	$10
85. Application for a licence to establish a private adhesive manufacturing practice	$10
86. Application for a licence to establish a private rubber manufacturing practice	$10
87. Application for a licence to establish a private plastic manufacturing practice	$10
88. Application for a licence to establish a private glass manufacturing practice	$10
89. Application for a licence to establish a private ceramic manufacturing practice	$10
90. Application for a licence to establish a private metal manufacturing practice	$10
91. Application for a licence to establish a private wood manufacturing practice	$10
92. Application for a licence to establish a private textile manufacturing practice	$10
93. Application for a licence to establish a private clothing manufacturing practice	$10
94. Application for a licence to establish a private footwear manufacturing practice	$10
95. Application for a licence to establish a private leather manufacturing practice	$10
96. Application for a licence to establish a private fur manufacturing practice	$10
97. Application for a licence to establish a private feather manufacturing practice	$10
98. Application for a licence to establish a private bone manufacturing practice	$10
99. Application for a licence to establish a private horn manufacturing practice	$10
100. Application for a licence to establish a private shell manufacturing practice	$10
101. Application for a licence to establish a private coral manufacturing practice	$10
102. Application for a licence to establish a private pearl manufacturing practice	$10
103. Application for a licence to establish a private gem manufacturing practice	$10
104. Application for a licence to establish a private jewellery manufacturing practice	$10
105. Application for a licence to establish a private watch manufacturing practice	$10
106. Application for a licence to establish a private clock manufacturing practice	$10
107. Application for a licence to establish a private instrument manufacturing practice	$10
108. Application for a licence to establish a private musical instrument manufacturing practice	$10
109. Application for a licence to establish a private toy manufacturing practice	$10
110. Application for a licence to establish a private game manufacturing practice	$10
111. Application for a licence to establish a private sporting goods manufacturing practice	$10
112. Application for a licence to establish a private camping equipment manufacturing practice	$10
113. Application for a licence to establish a private fishing equipment manufacturing practice	$10
114. Application for a licence to establish a private hunting equipment manufacturing practice	$10
115. Application for a licence to establish a private firearm manufacturing practice	$10
116. Application for a licence to establish a private ammunition manufacturing practice	$10
117. Application for a licence to establish a private explosive manufacturing practice	$10
118. Application for a licence to establish a private fireworks manufacturing practice	$10
119. Application for a licence to establish a private pyrotechnic manufacturing practice	$10
120. Application for a licence to establish a private signal manufacturing practice	$10
121. Application for a licence to establish a private flare manufacturing practice	$10
122. Application for a licence to establish a private rocket manufacturing practice	$10
123. Application for a licence to establish a private missile manufacturing practice	$10
124. Application for a licence to establish a private aircraft manufacturing practice	$10
125. Application for a licence to establish a private helicopter manufacturing practice	$10
126. Application for a licence to establish a private glider manufacturing practice	$10
127. Application for a licence to establish a private balloon manufacturing practice	$10
128. Application for a licence to establish a private airship manufacturing practice	$10
129. Application for a licence to establish a private spacecraft manufacturing practice	$10
130. Application for a licence to establish a private satellite manufacturing practice	$10
131. Application for a licence to establish a private space station manufacturing practice	$10
132. Application for a licence to establish a private lunar module manufacturing practice	$10
133. Application for a licence to establish a private command module manufacturing practice	$10
134. Application for a licence to establish a private service module manufacturing practice	$10
135. Application for a licence to establish a private lunar rover manufacturing practice	$10
136. Application for a licence to establish a private space suit manufacturing practice	$10
137. Application for a licence to establish a private life support system manufacturing practice	$10
138. Application for a licence to establish a private oxygen manufacturing practice	$10
139. Application for a licence to establish a private nitrogen manufacturing practice	$10
140. Application for a licence to establish a private hydrogen manufacturing practice	$10
141. Application for a licence to establish a private helium manufacturing practice	$10
142. Application for a licence to establish a private argon manufacturing practice	$10
143. Application for a licence to establish a private neon manufacturing practice	$10
144. Application for a licence to establish a private krypton manufacturing practice	$10
145. Application for a licence to establish a private xenon manufacturing practice	$10
146. Application for a licence to establish a private radon manufacturing practice	$10
147. Application for a licence to establish a private carbon dioxide manufacturing practice	$10
148. Application for a licence to establish a private carbon monoxide manufacturing practice	$10
149. Application for a licence to establish a private nitrous oxide manufacturing practice	$10
150. Application for a licence to establish a private ozone manufacturing practice	$10
151. Application for a licence to establish a private water manufacturing practice	$10
152. Application for a licence to establish a private ice manufacturing practice	$10
153. Application for a licence to establish a private steam manufacturing practice	$10
154. Application for a licence to establish a private heat manufacturing practice	$10
155. Application for a licence to establish a private light manufacturing practice	$10
156. Application for a licence to establish a private sound manufacturing practice	$10
157. Application for a licence to establish a private electricity manufacturing practice	$10
158. Application for a licence to establish a private magnetism manufacturing practice	$10
159. Application for a licence to establish a private gravity manufacturing practice	$10
160. Application for a licence to establish a private motion manufacturing practice	$10
161. Application for a licence to establish a private time manufacturing practice	$10
162. Application for a licence to establish a private space manufacturing practice	$10
163. Application for a licence to establish a private matter manufacturing practice	$10
164. Application for a licence to establish a private energy manufacturing practice	$10
165. Application for a licence to establish a private force manufacturing practice	$10
166. Application for a licence to establish a private pressure manufacturing practice	$10
167. Application for a licence to establish a private density manufacturing practice	$10
168. Application for a licence to establish a private mass manufacturing practice	$10
169. Application for a licence to establish a private weight manufacturing practice	$10
170. Application for a licence to establish a private volume manufacturing practice	$10
171. Application for a licence to establish a private area manufacturing practice	$10
172. Application for a licence to establish a private length manufacturing practice	$10
173. Application for a licence to establish a private distance manufacturing practice	$10
174. Application for a licence to establish a private speed manufacturing practice	$10
175. Application for a licence to establish a private velocity manufacturing practice	$10
176. Application for a licence to establish a private acceleration manufacturing practice	$10
177. Application for a licence to establish a private momentum manufacturing practice	$10
178. Application for a licence to establish a private inertia manufacturing practice	$10
179. Application for a licence to establish a private friction manufacturing practice	$10
180. Application for a licence to establish a private work manufacturing practice	$10
181. Application for a licence to establish a private power manufacturing practice	$10
182. Application for a licence to establish a private horsepower manufacturing practice	$10
183. Application for a licence to establish a private watt manufacturing practice	$10
184. Application for a licence to establish a private joule manufacturing practice	$10
185. Application for a licence to establish a private calorie manufacturing practice	$10
186. Application for a licence to establish a private kilocalorie manufacturing practice	$10
187. Application for a licence to establish a private British thermal unit manufacturing practice	$10
188. Application for a licence to establish a private therm manufacturing practice	$10
189. Application for a licence to establish a private kilowatt-hour manufacturing practice	$10
190. Application for a licence to establish a private megawatt-hour manufacturing practice	$10
191. Application for a licence to establish a private gigawatt-hour manufacturing practice	$10
192. Application for a licence to establish a private terawatt-hour manufacturing practice	$10
193. Application for a licence to establish a private petawatt-hour manufacturing practice	$10
194. Application for a licence to establish a private exawatt-hour manufacturing practice	$10
195. Application for a licence to establish a private zettawatt-hour manufacturing practice	$10
196. Application for a licence to establish a private yottawatt-hour manufacturing practice	$10
197. Application for a licence to establish a private ronnawatt-hour manufacturing practice	$10
198. Application for a licence to establish a private quettawatt-hour manufacturing practice	$10
199. Application for a licence to establish a private bronnawatt-hour manufacturing practice	$10
200. Application for a licence to establish a private sagawatt-hour manufacturing practice	$10
201. Application for a licence to establish a private megasagawatt-hour manufacturing practice	$10
202. Application for a licence to establish a private gigasagawatt-hour manufacturing practice	$10
203. Application for a licence to establish a private terasagawatt-hour manufacturing practice	$10
204. Application for a licence to establish a private petasagawatt-hour manufacturing practice	$10
205. Application for a licence to establish a private exasagawatt-hour manufacturing practice	$10
206. Application for a licence to establish a private zettasagawatt-hour manufacturing practice	$10
207. Application for a licence to establish a private yottasagawatt-hour manufacturing practice	$10
208. Application for a licence to establish a private ronnasagawatt-hour manufacturing practice	$10
209. Application for a licence to establish a private quettasagawatt-hour manufacturing practice	$10
210. Application for a licence to establish a private bronnasagawatt-hour manufacturing practice	$10
211. Application for a licence to establish a private sagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
212. Application for a licence to establish a private megasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
213. Application for a licence to establish a private gigasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
214. Application for a licence to establish a private terasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
215. Application for a licence to establish a private petasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
216. Application for a licence to establish a private exasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
217. Application for a licence to establish a private zettasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
218. Application for a licence to establish a private yottasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
219. Application for a licence to establish a private ronnasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
220. Application for a licence to establish a private quettasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
221. Application for a licence to establish a private bronnasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
222. Application for a licence to establish a private sagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
223. Application for a licence to establish a private megasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
224. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
225. Application for a licence to establish a private terasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
226. Application for a licence to establish a private petasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
227. Application for a licence to establish a private exasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
228. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
229. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
230. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
231. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
232. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
233. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
234. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
235. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
236. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
237. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
238. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
239. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
240. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
241. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
242. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
243. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
244. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
245. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
246. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
247. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
248. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
249. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
250. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
251. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
252. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
253. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
254. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
255. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
256. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
257. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
258. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
259. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
260. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
261. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
262. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
263. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
264. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
265. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
266. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
267. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
268. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
269. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
270. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
271. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
272. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
273. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
274. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
275. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
276. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
277. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
278. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
279. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
280. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
281. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
282. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
283. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
284. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
285. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
286. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
287. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
288. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
289. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
290. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
291. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
292. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
293. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
294. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
295. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
296. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
297. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
298. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
299. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
300. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
301. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
302. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
303. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
304. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
305. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
306. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
307. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
308. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
309. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
310. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
311. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
312. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
313. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
314. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
315. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
316. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
317. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
318. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
319. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
320. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
321. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
322. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
323. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
324. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
325. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
326. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
327. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
328. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
329. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
330. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
331. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
332. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
333. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
334. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
335. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
336. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
337. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
338. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
339. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
340. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
341. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
342. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
343. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
344. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
345. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
346. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
347. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
348. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
349. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
350. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
351. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
352. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
353. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
354. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
355. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
356. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
357. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
358. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
359. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
360. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
361. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
362. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
363. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
364. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
365. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
366. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
367. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
368. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
369. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
370. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
371. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
372. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
373. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
374. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
375. Application for a licence to establish a private bronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
376. Application for a licence to establish a private sagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
377. Application for a licence to establish a private megasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
378. Application for a licence to establish a private gigasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
379. Application for a licence to establish a private terasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
380. Application for a licence to establish a private petasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
381. Application for a licence to establish a private exasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
382. Application for a licence to establish a private zettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
383. Application for a licence to establish a private yottasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
384. Application for a licence to establish a private ronnasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice	$10
385. Application for a licence to establish a private quettasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagasagawatt-hour manufacturing practice

serbau, nebst Anhang über einige Lehren der Arithmetik und Geometrie; ein Handbuch für Zimmerleute und Baulieb haber. Mit 21 großen Steindrucktafeln. Gr 8. Pränum.-Preis bis Ende d. J. 3 Thlr., Ladenpreis 4 Thlr.

---

* * * Von der 3ten sehr vermehrten und verbesserten Originalauflage von

J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, in das Deutsche übertragen von Dr. **Wöhler**,

sind von den vier ersten Bänden bereits 11 Hefte erschienen. Mit dem 16ten Hefte ist auch die 2te Pränumeration von 10 Thlrn. ganz geschlossen. Der nachherige Ladenpreis beträgt 12 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Mit Benutzung des geheimen Staatsarchives zu Berlin, den nachgelassenen Papieren des Grafen von Seckendorff und anderer öffentlicher und Privatsammlungen. Von Dr. Friedrich Förster. 2 Bde. Gr. 8. Auf fein weiß Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinpapier 5 Thlr. 12 Gr.

Es ist dies die erste vollständige Lebens- und Regierungsgeschichte des Vaters Friedrichs II., welche in Buchhandel kommt, und werden sich, außer den Besitzern des Werkes von Preuß über Friedrich den Großen, alle Freunde der Geschichte dafür interessiren, da es über die Geschichte der damaligen Zeit die wichtigsten Aufschlüsse enthält, nicht minder zur nähern Kenntniß des großen Friedrich's wesentlich beiträgt.

Wallenstein (Herzog in Mecklenburg, Friedland und Sagan als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie. Nach des Herzogs eigenhändigen Briefen und aus den Acten und Urkunden der geheimen Staatsarchive zu Wien, Berlin, München und der vornehmsten Landesarchive des Königreichs Böhmen von Dr. Friedrich Förster. Gr. 8. 2 Thlr., auf Velinpapier elegant cartonnirt 3 Thlr.

Paris oder das Buch der Hundert und Eins. Aus dem Französischen übersetzt von Theodor Hell. 6 Bände, womit die deutsche Ausgabe dieses geistreichen und interessanten Werkes geschlossen ist. Elegant broschirt 4 Thlr. 15 Sgr.

In einer guten Lesenanstalt dürfte letzteres Werk nicht fehlen.

Potsdam, im August 1834.

Ferdinand Riegel.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die deutsche Geschichte

für Bürger- und Volksschulen, wie auch für den Selbstunterricht.

Von

G. E. A. Wahlert,

Rector der höhern Bürgerschule in Elberfeld.

Düsseldorf, bei J. H. Schaub.

207 Seiten. 8. 12 Gr., oder 54 Kr.

Der Verf. dieses äußerst zweckmäßigen Werkchens beginnt mit der Schilderung unsers Vaterlandes vor 1800 Jahren und führt dessen Geschichte durch alle Perioden bis auf die neueste Zeit fort. Alles Ueberflüssige ist entfernt, und von dem Wesentlichen vermißt man nichts; auch auf die benachbarten Völker werden, wo sie mit den Deutschen in Collision gerathen, lichte Blicke geworfen. Das Schriftchen ist daher Lehrern, sowie Jedem, der die deutsche Geschichte rasch überblicken und auf diesem soliden Fundament weiter fortbauen will, zu empfehlen.

Der Druck ist gut und der Preis billig.

Wichtige Schrift für Naturforscher.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeschichte der Insekten,

besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände als Larven und Puppen.

Von P. F. Bouché,

Mitgliede der Gesellschaft naturf. Freunde in Berlin ꝛc.

1ste Lieferung mit 10 Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In meinem Verlage ist soeben fertig geworden:

Höpfner, Dr. L. (Beisitzer der Juristenfacultät), **Zehn Relationen nach der Separationsmethode mit Hinsicht auf Chr. Martins Anleitung zu dem Referiren über Rechtssachen.** Gr. 8. Preis 12 Gr.

Leipzig, im Septbr. 1834.

Gust. Schaarschmidt.

In der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen und ist an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

R O M

im Jahre 1833.

Mit einem vollständigen Grundriss der Stadt Rom.

Preis 3 Fl.

Der Verfasser hat in diesem Werk nur eigne Wahrnehmungen niedergelegt und redlich gestrebt, Vorurtheile und falsche Ansichten zu berichtigen.

Ihm schwebte Göthe's Schilderung als Ideal vor. Er wollte denen, welche die Romfahrt nicht machen können, ein deutliches Bild des römischen Lebens, den Heimgekehrten eine freundliche Erinnerung, denen, welche hinreisen wollen, manchen nützlichen Wink geben.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Johann Velten in Karlsruhe sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Griesselich, Dr. L., **Kleine Frescogemälde aus den Arkaden der Heilkunst.** 1ster Band. Gr. 8. Velinp. Brosch. 1 Thlr.

— — **Vollständige Sammlung der Verhandlungen über Homöopathie in den Kammern von Baden und Darmstadt.** Gr. 8. 15½ Bog. Velinp. Brosch. 1 Thlr.

— — **Die Homöopathie im Schatten des gesunden Menschenverstandes.** Vorzutragen am 1sten April 1835 in der Versammlung des ärztl. Vereins zu Deutsch-Peking. Von Hoang-fu-tse, Nachkommen des neupers. Zoroasters u. emigrirt. Mandarin. (Entgegnung auf Dr. Härlin's „Homöopathie im Lichte des gesund. Menschenverst.") Gr. 8. Velinp. Brosch. 6 Gr.

Wichtige Anzeige
für
Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde.

In der Renger'schen Verlagshandlung in Halle ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen entweder gleich oder bald nach Bestellung zu erhalten:

Kruse, Chr., Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung bis zu den neuesten Zeiten. Zur Erleichterung der Verständlichkeit aller Schriften, welche die Geschichte unsers Welttheiles betreffen und zum Gebrauche beim Unterrichte der studirenden Jugend. Nach den besten Quellen bearbeitet. Von dessen Sohne Fr. Kruse von neuem durchgesehen und fortgesetzt bis zum Anfange des Jahres 1834.

5te Ausgabe mit verbesserten Tabellen und Karten. Roy.-Folio. (17 illum. Karten in Kupferstich und 36 Tabellen.)

Preis auf Schreibpapier 13 Thlr. 16 Gr.
mit Karten auf holländ. Papier 14 - 16 -

* Die beiden letzten Tabellen, Tab. 35 u. 36, die Jahre 1824 bis Anfang 1834 umfassend, sind für die Besitzer der frühern Auflagen apart zu dem Preise von 8 Gr. zu haben; sowie Tabelle 34, die Jahre 1816—23 enthaltend, zu dem Preise von 4 Gr.

Ueber die Fortsetzung
eines ausgezeichneten Prachtwerkes
unter dem Titel:

Bilder-Magazin
für
allgemeine Weltkunde,

oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Häfen, Paläste, öffentlicher Gebäude, Denk- und Grabmäler, Schlösser, Ruinen, Kirchen, Plätze, Brücken und anderer Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. Nebst einer ausführlichen Beschreibung derselben und mit Nachrichten von den neuesten Entdeckungen ausgezeichneter Reisenden; Darstellungen der Lebensweise und Gebräuche verschiedener Völker, und Forschungen über die wunderbarsten Schöpfungen der Thier- und Pflanzenwelt.

Mit den feinsten Stahlstichen.

Dieses Bilder-Magazin ist nun zur vierten Lieferung gediehen. Man wird den Herausgebern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die in der ersten Ankündigung gegebene Verheißung „dasselbe zu einer Fundgrube des Anschauens und Wissenswerthesten im weiten Gebiete der Länder- und Völkerkunde zu gestalten" treu erfüllt wurde. Wir sind im Fortgange des Unternehmens zu einer Erweiterung seiner Tendenz geleitet worden, indem wir zu den obenbenannten Gegenständen in den Abbildungen auch Scenen aus dem Leben fremder Völker beifügen. Ferner soll die Statistik und Literatur der Reisen, die geographischen und naturhistorischen Entdeckungen und ihre Resultate, wie denn auch die Reisenden und Naturforscher selbst unausgesetzt berücksichtigt werden. Was die durch die Ungunst der Zeiten untergegangenen geographischen Ephemeriden lange Zeit für das geographisch-gelehrte Publicum waren, soll unser Magazin für die deutsche gebildete Welt überhaupt werden; und da nach dem berühmten Ausspruche unsers Jean Paul's „Reisen Leben ist", so möge das Bilder-Magazin lebendige Darstellung des Lebens werden.

Das Bilder-Magazin erscheint in hohem Quartformat in monatlichen Heften, jedes besteht aus drei Stahl- oder Kupferplatten mit 6—9 Ansichten und 3 Bogen Text auf Velinpapier in Umschlag geheftet und kostet nur 12 Gr.

Inhalt des eben erschienenen 3ten und 4ten Heftes.

Ansichten. Oporto und Villanova. — Bordeaux. — Edinburgh. — Einfahrt in den Hafen von Monembrasi. — Mistra. — Boa Vista nächst Rio Janeiro. — Der Bögelteich am Rio de St. Francesco. — Elefanten in 3 Bildern. — Navarin und seine Bai.

Text. Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk. — Nachrichten von geographischen Gesellschaften. — John James Audubon. — Das Anzascathal in Piemont. — Nekrolog berühmter Reisenden. — Reise durch die Pampas nach Potosi. — Text zu den Bildern. — Miscellen.

Leipzig, im August 1834.

Hartleben's Verlagsexpedition.

Wichtiges naturhistorisches Werk.

Bei dem Unterzeichneten ist zu haben, und durch alle Buchhandlungen von demselben zu beziehen:

Mycographie Suisse, ou description des Champignons qui croissent en Suisse, par L. Secretan, membre de la Société helvétique des Sciences naturelles. Genève 1833. 3 Bände. Gr. 8.° Gegen 140 Bogen stark. 9 Thlr.

L. Fort in Leipzig.

Bücher-Auction in Bremen.

Montag, den 29. Sept. u. folg. Tage d. J. wird eine Sammlung Bücher aus allen Fächern der Wissenschaften durch den Unterzeichneten öffentlich den Meistbietenden verkauft werden. Das 14 Bogen starke Verzeichniß der Sammlung ist zu erhalten: in Leipzig bei Herrn A. G. Liebeskind, in Gotha in der Expedition des allgemeinen Anzeigers, in Frankfurt a. M. in der Hermann'schen Buchhandlung und bei Herrn Schmerber, in Nürnberg bei Herrn Auctionator Boerner, in Halle bei Herrn Auctionator Lippert, in Cassel bei Herrn Krieger, in Göttingen bei Herren Vandenhoek und Ruprecht, in Hanover bei Herrn Auctionator Cruse und bei Herrn Antiquar Gellius, in Osnabrück bei Herrn Buchhändler Rackhorst und bei

Ludwig Wilhelm Heyse,
Auctionator in Bremen.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Novellenbuch;
oder
Hundert Novellen,
nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen
bearbeitet von
Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Erster Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. Gr. 8. Auf weißem Druckpapier. 9 Thlr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugethiere und Vögel, der zweite (1832, 54 Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische und der dritte (1834, 40 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.) die Mollusken.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Verlags-Anzeige.

Im Laufe des Jahres 1834 sind in unserm eignen oder Comissionsverlage folgende Werke erschienen, welche allgemeine Beachtung verdienen. Sie sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Nürnberg, im August 1834.

Riegel und Wießner.

Acta Apostolorum;

ein Hülfs- und Lesebüchlein aus den Landtagsverhandlungen einer ältern Zeit (hauptsächlich und wörtlich aus den Landtagsverhandlungen von 1429—1518 nach Krenner). In Taschenformat. 156 S. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

Ammon's, K. W. (k. Gestütmeister in Rohrenfeld),

Nachrichten von der Pferdezucht der Araber

und den arabischen Pferden. Nebst einem Anhange über die Pferdezucht in Persien, Turkomanien und der Berberei. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Mit Achtung gegen den Herrn Verfasser, dem wir schon ein sehr fleißiges Werk

Ueber die Verbesserung und Veredlung der Landespferdezucht

durch Landgestütsanstalten mit besonderer Rücksicht auf Baiern. 3 Thle. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.

danken, werden alle Freunde der edeln Pferdezucht erfüllt werden, wenn sie den Inhalt dieses neuen Werkes kennen lernen, das aus den achtbarsten Quellen Aufschlüsse über die Pferdezucht der Araber gibt, welche sich nirgends so vollständig finden. Abermals ein Beweis, was deutscher Fleiß und Beharrlichkeit vermögen!

Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters

herausgegeben unter freier allgemeiner Mitwirkung von Freih. v. Aufseß und Prof. Mone. 3ter Jahrg. 1834. Gr. 4. Fein Druckvelinpap. 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 54 Kr.

Bildersaal, Der königliche,

aus der alt-, ober- und niederdeutschen Schule in der St. Moritzkapelle zu Nürnberg. Mit 3 Kupf. Gr. 8. Brosch. in Umschlag. Mit Kupf. 9 Gr., oder 36 Kr., ohne Kupf. 6 Gr., oder 24 Kr.

Blumröder's, C.,

12 vierstimmige Grabgesänge

auf verschiedene Fälle. Part. u. Stimmen. Kl. Fol. Gebund. 20 Gr., oder 1 Fl. 15 Kr.

Correspondenzblatt,

homiletisch-liturgisches. In Verbindung mit mehrern evangel. Geistlichen herausgegeben von Christ. Philipp Heinrich Brandt. 1834. 4. 2 Thlr. oder 3 Fl.

Dürsch, W. A. Freih. v.,

Mathematische Denkübungen

als Leitfaden des Lehrers und zur Selbstprüfung des Schülers. Mit einer Sammlung von freigewählten und geordneten Aufgaben mit ihren Resultaten als Anhang. 1stes Heft, mit 6 Abbildungen berühmter Mathematiker. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl.

Fikenscher, Dr. K. (Hauptprediger),

das Gebet des Herrn,

erläutert in zehn Predigten. Gr. 8. Brosch. 1834. 16 Gr., oder 1 Fl.

Diese Vorträge haben Tausende von Zuhörern mächtig angesprochen, und segensreich gewirkt.

In gleichem Geiste sind dessen im vorigen Jahre erschienene

Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien des Kirchenjahrs.

2 Thle. Gr. 8. Ladenpreis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

bearbeitet und bedürfen keiner besondern Empfehlung.

Hebenstreit, A.,
neuer französischer Sprachcursus
oder höherer Unterricht in der franz. Sprache mit Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung. Gr. 8. 1834. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Heideloff, C.,
der Bau- und Möbelschreiner
oder Ebenist, ein Handbuch für das Schreinergewerke und für Bauliebhaber, insbes. für den geschmackbildenden und techn. Theil in der polyt. Schule zu Nürnb. bearbeitet. 3tes Heft. Quer Fol. 1834. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.
Desselben 1stes und 2tes Heft mit 32 Kupfertaf. Quer Fol. 1833. Brosch. Jedes 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Höck, Dr. J. D. A.,
Geschichte und Beschreibung
der in dem
k. b. Rezatkreis liegenden Stadt
Bayersdorf und der Ruine Scharfeneck,
nebst einer Autobiographie des Verfassers. Mit 1 Titelk. Gr. 8. 1834. Preis 10 Gr., oder 40 Kr.

Jahresbericht, vierter, des
historischen Vereins für den Rezatkreis.
Gr. 4. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Lang, C. H. Ritter v.,
Literarisch-historische Zeitschrift,
in zwanglosen Heften.
Erstes Heft. 1834. Gr. 8. Brosch. in Umschlag. 8 Gr., oder 30 Kr.

Löffelholz, Freih. Fr. v.,
der Anbau des Flachses
und die Zurichtung desselben zum Handelsgut. In katechet. Vortrage, besonders für den baltischen Landwirth bearbeitet. Mit 1 Kupf. 8. Brosch. 6 Gr., oder 24 Kr.

Röser, C. G.,
Sammlung von Musterbildern
verschiedener Zusammenstellungen für Buchbinderarbeiten mit besonderer Rücksicht auf Büchereinbände. Auf Stein graviert. 1stes—3tes Heft. Gr. Fol.
Durch dies Werk, dem gleich wir keines besitzen, wird einem großen Bedürfnis abgeholfen; es zeigt dies auch der lebhafte Absatz, den es bis jetzt gefunden hat. Der billige Subscriptionspreis von 4 Thlr., oder 7 Fl., für die 7 Hefte, welche es bilden, dauert noch fort. Einzelne Hefte kosten 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Soden, v.,
Historisch-topographische Beschreibung
der uralten Kapelle zu Altenfurth
bei Nürnberg.
Mit einem Grundriß und drei Ansichten. Gr. 8. 1834. Brosch. 9 Gr., oder 36 Kr.

Stark's, G. N.,
vermischte Gedichte
ernsten und heitern Inhalts. 1stes Bochn. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Franz v. Elsholtz.
Auf Velinpap. in sauberm Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 6 Gr.
Früher erschienen von demselben Verfasser:
Ansichten und Umrisse
aus den Reisemappen zweier Freunde.
2 Theile, geh. 3 Thlr.
Nach dem einstimmigen Urtheil in den öffentlichen Blättern nimmt dieses Werk einen der bedeutendsten Plätze in der Reiseliteratur Italiens ein. Es verdient besonders denen empfohlen zu werden, welche, gleich dem Verf., ohne Anspruch wie ohne Ueberfluß, nur mit sehr mäßigen Mitteln die Reise nach Italien unternehmen können. Der Reisende und jeder Leser überhaupt, wird in dem Buche nicht blos eine genaue Kenntniß des Landes und des Volkes, sowie des Sehenswerthen und Merkwürdigen daselbst, sondern auch eine Fülle von treffenden Beobachtungen und neuen Ansichten finden, wodurch er sich ebenso wohl angemessen belehrt, als auf das Angenehmste unterhalten fühlen wird.
Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In der Richter'schen Buchhandlung in Zwickau ist soeben erschienen:
Geognostische Beschreibung des zwickauer Schwarzkohlengebirges und seiner Umgebungen, von A. von Gutbier. Nebst Karten, Abbildungen und Tabellen. Brosch. 2 Thlr. 16 Gr.

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Preis per Jahrgang 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 21 Gr. Sächsisch.
Herausgegeben
von
der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg.

Um einem schon seit geraumer Zeit vielfach laut gewordenen Wunsche zu entsprechen, wird die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, in Verbindung mit den Gesellschaften für Beförderung der Gewerbe und für Verbesserung des Weins, sowie der Obstcultur, vom ersten April an, ein, je am Sonnabend in Stuttgart erscheinendes

Wochenblatt

für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel, herausgeben. Die Redaction desselben hat Herr Professor Riecke an dem landwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim übernommen.

Dieses Blatt soll in dem weiten Gebiete, das sein Titel bezeichnet, das Wissenswürdige mit besonderer Beziehung auf Würtemberg schnell verbreiten, während das mit seinem Inhalte verwandte, auch größere Aufsätze und Abhandlungen liefernde Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins in zweimonatlichen Heften erscheint.

Das Wochenblatt wird in angemessener Kürze Nachrichten, Vorschläge und Belehrungen geben, über Verbesserung bestehen-

der Einrichtungen und Betriebsarten, über Einführung neuer Kulturen und Gewerbe, sowie über Benutzung neuer Werkzeuge, Maschinen oder Verfahrungsarten, über Erfindungen und Erfahrungen, die im Lande und anderwärts gemacht werden. Diesen Mittheilungen werden von Zeit zu Zeit Abbildungen von Maschinen u. s. w. beigefügt werden.

Bei Auswahl des Stoffes für die einzelnen Blätter wird die Redaction, unterstützt von den im Eingange genannten Vereinen, auf einen den besondern Interessen der verschiedenen Classen von Lesern entsprechenden Wechsel Rücksicht nehmen.

Das Blatt dürfte demnach für diejenigen, welche Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, wie für diejenigen, welche Obstkultur und Waldwirthschaft treiben, für Gewerbsleute jeder Art, wie für die Handelsleute, für die Gemeindebehörden, wie für die Regiminal- und Finanzbeamten; überhaupt für alle, die an dem Gedeihen des Nationalwohls Antheil nehmen, sich empfehlen.

Diejenigen, welche zu regelmäßiger Lieferung von Aufsätzen, namentlich zu periodischen Berichten über den Felderertrag einzelner Bezirke, über die Preise der Früchte, des Viehes u. s. w. sich anheischig machen wollen, werden gebeten, sich darüber bald gegen die unterzeichnete Stelle zu erklären. Auf Verlangen wird sowol ihnen für ihre Arbeit, als denjenigen, welche einzelne bedeutendere Aufsätze liefern, für diese ein der Größe des aufgenommenen Artikels entsprechendes Honorar ausgesetzt werden.

Stuttgart, den 24sten Januar 1834.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins.

Bekanntmachung der Verlagshandlung.

Unter Bezugnahme auf die obige Bekanntmachung der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe, sowie der Gesellschaft für Verbesserung des Weinbaues und derjenigen für Verbesserung der Obstkultur, ladet die unterzeichnete Verlagshandlung zur Bestellung auf das Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel hiermit ein.

Da die Herausgabe dieses Blattes nicht auf Gewinn berechnet, sondern ein patriotisches Unternehmen ist, für welches die oben genannten Vereine und Gesellschaften selbst pekuniaire Opfer bringen, so wird der Jahrespreis des — je in einem halben Bogen in Quart erscheinenden Wochenblatts mit Einschluß der lithographirten Abbildungen, für die Unterzeichner auf Einen Gulden dreißig Kreuzer Rheinisch, oder 21 Gr. Sächsisch und für das Jahr 1834, weil es nur in drei Quarten desselben erscheinen wird, auf Einen Gulden und acht Kreuzer, oder 16 Gr. Sächs., innerhalb der Grenze Würtembergs festgestellt. Uebrigens wird, sobald es die Umstände zulassen, darauf Bedacht genommen werden, dem Blatte, unter Beibehaltung des obigen Preises eine größere Ausdehnung zu geben.

Die Bestellungen auf das Blatt können bei allen Buchhandlungen Deutschlands, und bei allen löblichen Postämtern des Königreichs und des Auslandes gemacht werden, welche erstere die Nummern des Wochenblatts posttäglich und portofrei an alle Abonnenten des Inlandes zu den oben angegebenen Preisen abliefern.

Stuttgart, den 22sten Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue wissenschaftliche Schriften.

Dr. C. A. Albrecht, Die Stellung der römischen Aequitas in der Theorie des Civilrechts, mit Rücksicht auf die zeitgemäße Frage der Codification. Gr. 8. 12 Gr.

Galerie homiletischer Geistesproducte sächsischer Prediger. Herausgegeben von Dr. L. S. Jaspis. 1stes Heft. Gr. 8. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei A. Baumann in Marienwerder ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
für
Theorie und Praxis des preußischen Rechts
in seinem ganzen Umfange
herausgegeben von
Dr. J. F. L. Bobrik, Tribunalsrath und Dr. H. F. Jacobson, Professor in Königsberg.

1stes Heft. Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Heft enthält Abhandlungen und Aufsätze von den Herren Herausgebern, sowie von den Herren: Prof. Dr. Voigt, Prof. Dr. Schweikart und Prof. Dr. v. Buchholz.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Haag, M. E., Lectures françaises, morceaux choisis des meilleurs auteurs dans les différens genres de Littérature. Ouvrage destiné aux Ecoles supérieures, aux Instituts de Commerce et aux Pensionnats. Gr. in 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Allen Gymnasien, höhern Classen von Bürgerschulen und Handelslehranstalten wird diese mit grösster Sorgfalt gewählte, durch die umfassende Mannichfaltigkeit der Stoffe vor allen andern ähnlichen auf das vortheilhafteste ausgezeichnete Sammlung hiermit zur Einführung, deren sie sich gleich nach ihrem Erscheinen mehrfach zu erfreuen gehabt, dringendst empfohlen. Parthieen von 25 Exemplaren erlässt der Verleger, obschon ihr Preis sehr billig gestellt ist, um ihrem Wirkungskreise seinerseits förderlich zu werden, bei portofreier baarer Einsendung für 24 Thlr.

DER FREIMÜTHIGE
oder BERLINER CONVERSATIONSBLATT,
redigirt von *W. Alexis.* (Dr. *W. Häring.*)
XXXIster Jahrgang.

Die fortdauernde Theilnahme des Publicums an diesem von Kotzebue begonnenen, von Merkel, Dr. Kuhn und nach dessen Tode von W. Alexis (dem Verf. des Walladmor, Cabanis, Herbstreise durch Skandinavien, Schattenrisse aus Süddeutschland u. s. w.) fortgesetzten Journal, beurkundet dessen Werth; die bedeutendsten Belletristen Deutschlands nehmen den thätigsten Antheil und unterstützen das Streben der Redaction, dieses Journal als eines der geachtetsten in Deutschland zu erhalten; wie weit ihr dieses gelungen, zeigen die anerkennenden, selbst schmeichelhaften Beurtheilungen im Vaterlande, denen sich die geachtesten französischen und englischen Blätter angeschlossen haben.

Allen Lesezirkeln, Resourcen, überhaupt den Kreisen, wo wahre Bildung heimisch ist, dürfen wir mit Recht dieses Journal; welches Unterhaltung mit Belehrung zu vereinen sucht, und der Tagesgeschichte sowie der Correspondenz einen weiten Raum geöffnet hat, empfehlen.

Wöchentlich erscheinen 5 halbe Bogen in gr. 4., nebst literarisch-artistisch-musikalischem Anzeiger (welcher zu Erwiederungen, Ankündigungen u. s. w. offen steht). Der Preis für den Jahrgang ist 8 Thlr. Pr. Cour., oder 12 Fl. C. M., oder 14 Fl. Rh., wofür dieses Journal durch

alle solide Buchhandlungen und resp. Postämter zu beziehen ist.

Den neu hinzutretenden Abonnenten überlassen wir den halben Jahrgang vom 1sten Juli an für 4 Thlr. Pr. Cour., und das 4te Vierteljahr vom 1sten October an für 2 Thlr. Pr. Cour., oder 3 Fl. C. M., erbitten aber schleunigst die Bestellungen, da wir sonst die erstern Nummern nicht nachliefern könnten.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Soeben ist in der Unterzeichneten erschienen und wird demnächst in allen soliden Buchhandlungen zu haben sein:

COUSIN, VICTOR,

über

französische und deutsche Philosophie.

Aus dem Französischen

von

Dr. Hubert Beckers,

Professor der Philosophie am königlichen Lyceum zu Tübingen.

Nebst einer beurtheilenden Vorrede

des

Herrn Geheimeraths v. Schelling.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Fl.

Cousin's Abhandlung ist für Deutsche interessant, weil sie zeigt, wie weit der Verfasser in deutsche Ideen eingedrungen, und weil sie gewissermaßen dessen philosophische Konfession enthält, besonders auch über seine persönlichen Verhältnisse zu den ersten deutschen Philosophen. Schelling's Vorrede bezieht sich zwar natürlich zunächst auf die Abhandlung von Cousin, enthält aber, wenn auch in nervöser Kürze, die wichtigsten Andeutungen über seinen Standpunkt in der Philosophie und kann als würdige Vorbereitung seiner demnächst erscheinenden größern philosophischen Werke angesehen werden. Man hat vielleicht erwartet, daß Schelling in seiner ersten Schrift über Verschiedenes sich erklären werde, was ihm entgegen gesetzt worden. Man wird in dieser Erwartung sich nicht getäuscht finden, aber sich wundern, mit wie einfachen Mitteln und wenigen Zügen die völlige Richtigkeit des vielleicht für das Wichtigste Gehaltenen gezeigt worden. Es sind wenige Worte, aber völlig schlagende.

Stuttgart und Tübingen, im August 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. K. F., Schulgrammatik der deutschen Sprache. Gr. 8. Dritte neu bearbeitete Ausgabe. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Welchen Gewinn für das Sprachstudium überhaupt und für die Begründung eines wahrhaft bildenden Unterrichts in unserer deutschen Muttersprache insbesondere die Forschungen Becker's gewährt haben, ist allen Sachkundigen zur Genüge bekannt. Drei starke Auflagen, die von der Schulgrammatik im Verlauf einiger Jahre nöthig wurden liefern den Beweis, wie sehr der Werth der Becker'schen Methode auch für deren praktische Anwendung anerkannt wurde.

Die 2te Auflage folgte zu schnell auf die 1ste, sodaß es damals dem Verfasser nicht möglich war, eine neu bearbeitete Ausgabe zu liefern. Dies ist aber bei der jetzt erscheinenden 3ten Auflage der Fall. Durch diese neue Bearbeitung hat dieses Lehrbuch noch mehr an Deutlichkeit und Zweckmäßigkeit gewonnen, und hoffen wir daher mit Recht, daß es den Herren Lehrern in seiner jetzigen Gestalt um so willkommener sein werde.

Damit verbinden wir die wegen vielfacher Anfragen nöthige Anzeige, daß der Herr Verfasser gegenwärtig damit beschäftigt ist, die größere deutsche Sprachlehre, welche als Handbuch für die Schulgrammatik zum eigentlichen Gebrauch für den Lehrer bestimmt ist, und in 2 Bänden erscheinen wird, neu zu bearbeiten. Obgleich derselbe seiner überhäuften Geschäfte wegen nicht im Stande ist, diese Arbeit so rasch zu fördern, wie er es selbst wünscht, so hoffen wir doch den 1sten Band dieses Werkes zur nächsten Ostermesse, den 2ten aber einige Monate nachher ausgeben zu können.

Der Organism der Sprache, wovon sich die Auflage gleichfalls vergriffen hat, wird unmittelbar darauf von ihm neu bearbeitet und erscheint später.

Ferner erschien bei uns neu:

Wachler, Dr. L., Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 1ster Band. Gr. 8. 2te berichtigte und vermehrte Auflage.

So allbekannt es ist, wie viel der ebenso gelehrte als geistvolle Verfasser dieser Vorlesungen, für die Literaturgeschichte überhaupt, und durch obiges Werk für die Geschichte unserer vaterländischen Literatur insbesondere geleistet hat, und in so hohem Ansehen seine Schriften bei allen Gebildeten stehen, so war doch in Bezug auf das gegenwärtige Buch der seitherige allzu hohe Preis desselben (3 Thlr. 16 Gr. für 2 Bde.) ein Hinderniß für Manche, welche sich sonst gern dies classische Werk angeschafft hätten. Wir haben uns daher bei dieser 2ten Ausgabe entschlossen den Preis möglichst niedrig anzusetzen, so zwar, daß bis zum Erscheinen des 2ten stärkern Bandes, welcher in Zeit von 2 Monaten nachgeliefert werden wird, ein Subscriptionspreis von 2 Thlr. — oder 3 Fl. 36 Kr., für beide Bände bestehen soll, wofür bis dahin jede Buchhandlung dies Buch zu liefern im Stande ist. Mit dem Erscheinen des 2ten Bandes erlischt aber dieser billige Subscriptionspreis und tritt dann der Ladenpreis von 3 Thlr. — oder 5 Fl. 24 Kr., für das Ganze ein. Beide Theile werden nicht getrennt.

Frankfurt a. M., den 1sten September 1834.

J. C. Hermann'sche Buchhandlung.

Bei Rubach in Magdeburg ist soeben fertig geworden:

Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Herausgegeben von Dr. Fr. W. Genthe.

2te Abtheilung: Die italienischen Dichter. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Des 1sten Bandes 1ste Abtheilung: Italienische Prosa kostet 2 Thlr. — des 4ter Bandes 1ste Abtheilung: Französische Prosa 2 Thlr. 8 Gr.

Eugène Sue's neuester Roman:

Die Seewarte von Koat-Ven übersetzt von R. Richter. 3 Bände. Gr. 8. à 3 Thlr. 12 Gr.

ist soeben bei uns erschienen.

Leipzig.

Kayser'sche Buchhandlung.

Soeben sind erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die zweite und dritte Lieferung der

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe im Taschenformat.

24 Bände. Geh. Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. — Die letzte Lieferung wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben.

Frankfurt a. M., im August 1834.

J. D. Sauerländer.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Jürgen Wullenweber von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen durch F. W. Barthold. II. Fürstenleben und Fürstensitte im sechszehnten Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums. Von Dr. Heinr. Leo.

Die fünf ersten Jahrgänge kosten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem erscheinen demnächst an Fortsetzungen:

1. Agassitz, recherches sur les poissons fossiles, 3me livr.
2. Grammaire nationale. 2e livr.
3. Thesaurus graecae linguae, ed. Hasé et Dindorf. No. 7.
4. Wash. Irving's complete Works in One volume. Part. 2.
5. Shakspeare by Singer. Vol. 9, 10. Hiermit ist diese Ausgabe beendigt.
6. Poetische Erinnerungen an Italien. Zweite Lfg. mit 10 Stahlstichen kl. 4.
7. Glöckler, C., Die Evangelien d. Marcus, Mathäus u. Lucas in Uebereinstimmung gebracht. Zweite und letzte Abthlg.
8. Univers pittoresque. } Zweite Serie.
9. Gemälde der Länder und Völker. }

☞ Für die erste Serie dieses Werkes tritt dann ein erhöhter Ladenpreis ein.

Frankfurt a. M.

S. Schmerber.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gräfin Ulfeld. Oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. 2 Bände. 2 Thlr. 18 Gr.

Den ersten historischen Roman des berühmten Novellisten übergeben wir um so zuversichtlicher seinem zahlreichen Publicum, als derselbe mit den anerkannten, allgemein geschätzten Vorzügen des originellen Dichters — Reichthum der Situationsmalerei, Lebhaftigkeit der Beschreibung, Gemüths- und Gedankentiefe — die Darstellung eines historischen Stoffes aus der dänischen Geschichte verbindet, der sowol an sich vom höchsten Interesse, als auch für die Gegenwart Dänemarks bedeutsam und beziehungsreich ist.

Berlin, September 1834.

Veit und Comp.

BESCHREIBUNG DER STADT ROM,

von

Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell.

Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Eduard Gerhard und Emiliano Sarti — Zweiter Band. Das vatikanische Gebiet und die vatikanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung, oder: der Beschreibung zweites Buch. — Mit einem Bilderhefte, enthaltend Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Band gehören. Gr. 8. Text 5 Fl. Das Bilderheft in gr. Quart in Portefeuille, 13 Blätter, 10 Fl. 48 Kr.

Die eben erschienene zweite Abtheilung des zweiten Bandes dieses gründlichen Werkes beschäftigt sich allein mit dem reichen Kunstinhalte des Vatikans und liefert ein vollständiges Verzeichniss sämmtlicher darin befindlichen Antiken, eine Geschichte und Beschreibung der vatikanischen Bibliothek und des Archives, und ausführliche Nachrichten über die vorzüglichsten Handschriften und Miniaturen, sowie über die bei der Bibliothek befindlichen altchristlichen Denkmäler und antiken Vasen. Ein besonderes Hauptstück ist den Tapeten Rafael's und der vatikanischen Gemäldesammlung gewidmet. Die angehängten Nachträge zu den frühern Theilen beweisen, dass die Herren Herausgeber keine Mühe gescheut haben, ihren Angaben die grösste Zuverlässigkeit zu verschaffen. Auch wird die Zweckmässigkeit der Anordnung, durch welche es leicht ist, das Wichtige von dem Unwichtigern zu unterscheiden, jedem Wunsche genügen. Wie dieses aus langen und gewissenhaften Forschungen entstandene Werk als eine reiche Quelle für die Special- und Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu betrachten und daher jedem Geschichts- und Kunstkenner unentbehrlich ist, so wird es auch ein zuverlässiger Führer für Jeden sein, der die Merkwürdigkeiten Roms mit Nutzen betrachten will; es wird daher weder in Gelehrten- noch in Reisebibliotheken fehlen dürfen.

Unter den Kupfern werden der mit der grössten Genauigkeit entworfene Plan von Rom und die Blätter über

den ältern und neuern Zustand der Peterskirche, sowie die geologische Darstellung des römischen Bodens besondere Aufmerksamkeit erregen. — Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt soll, einer Ankündigung der Herausgeber zufolge, wo möglich in Einen Band zusammengedrängt, im nächsten Jahre erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Wichtige Anzeige für Philologen und Historiker.

Herabgesetzter Preis.

Des

C. Cornelius Tacitus

sämmtliche Werke

übersetzt

und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. Fr. H. Kritzlefs.

Vier Bände in groß Octav.

1825 bis 1827.

Bisheriger Preis	6 Thlr. 14 Gr.
Herabgesetzt auf	Drei Thaler.
Jeder Band einzeln	Einen Thaler.

Zu obigen billigen Preisen wird nunmehr diese treffliche Uebersetzung des Tacitus durch alle Buchhandlungen zu beziehen sein.

Oldenburg, im September 1834.

Schulze'sche Buchhandlung.

In der von Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Cours de correspondance commerciale, suivi de modèles des actes et transactions du commerce de terre et de mèr, telsque contrat d'assurance, charte-partie, connaissement, lettres de change et billets. Par M. Deley-Termoz. 2me Edition. 8. 25 Bogen. 1 Thlr.

Die Urtheile sprachen sich beim Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Werkes so günstig über dasselbe aus, daß wir nicht anstanden diese neue Auflage ganz unverändert zu lassen.

Ankündigung.

Vom 1sten October d. J. an wird in meinem Verlage erscheinen:

Die Sonntagsfeier,

wöchentliche Blätter

für Kanzelberedsamkeit und Erbauung,

im Vereine mit mehrern berühmten Kanzelrednern

herausgegeben

von

Karl Zimmermann,

großherzoglich hessischem Hofdiakonus.

Mit vielen Abbildungen.

An jedem Sonntage erscheint in gr. 8. Format auf feinem Papiere eine Nummer, welche außer einer vollständigen Predigt, jedesmal eine Casualrede oder zuweilen einen ausführlichen Entwurf enthalten wird. Jedes Monatheft soll mit Vignetten und größern religiösen Bildern verziert werden. — Eine ausführliche Ankündigung, welche in jeder Buchhandlung ausgegeben wird, gibt davon eine Probe.

Der Subscriptionspreis eines ganzen Jahrgangs soll dessen ungeachtet nur 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl. Rhein. sein, um welchen dasselbe jede gute Buchhandlung Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz liefern wird. Sammler von Unterzeichnungen erhalten auf zehn Exemplare ein Freiexemplar. — Möge es gelingen, für diese Erbauungsschrift, für welche viele der berühmtesten Kanzelredner Deutschlands ihre Mitwirkung zugesichert haben, dieselbe Theilnahme zu finden, welche in frühern Zeiten den Stunden der Andacht zu Theil wurde und so in dem dieser Zeitschrift angewiesenen Wirkungskreise zur Erweckung des Sinnes für religiöse Erbauung beizutragen und segensreich zu wirken.

Die Versendung geschieht nach Verlangen, sowol wöchentlich, als in Monatheften. — An den Orten, wo sich keine Buchhandlung befindet, können die Bestellungen durch die löbl. Postämter besorgt werden.

Darmstadt, den 19ten August 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes drittes und viertes Heft.

(XXXV—XXXVI.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Ferdinand I., König beider Sicilien. Von Friedrich Cramer. Dritte Abtheilung.

Johann Heinrich van Swinden.

Golenitschtscheff Kutusoff, Fürst Smolenski. Von Heinrich Döring.

Dr. Johann Christian Ludewig Hellwig.

Desmoulins. Von Friedrich Brömmel.

Biographische Andeutungen.

Marchese Luigi Cagnola.

Johann Gustav Magnus von Strandman.

Miscellen.

Fürst Talleyrand.

Robespierre.

Lafayette.

Morellet.

Mirabeau.

Das fünfte Heft des fünften Bandes erscheint im September 1834.

Leipzig, im August 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

K. E. A. von Hoff's Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. IIIter Theil. Preis 3 Thlr.

Je größere Aufmerksamkeit schon die beiden ersten Theile dieses eigenthümlichen Werkes erregt haben, desto mehr verdient die durch diesen dritten bewirkte Vollendung desselben die Beachtung der Geologen, Geographen, Physiker und überhaupt aller Freunde der Natur und der Erdkunde; da es nicht blos für Gelehrte vom Fache geschrieben, sondern für jeden Ge-

bildeten verständlich gefaßt ist. Daß der dritte und letzte Theil erst eine Reihe von Jahren nach dem zweiten erscheint, schadet weder den darin abgehandelten Sachen, noch der Form der Darstellung und hat noch erwünschte Gelegenheit gegeben, eine große Zahl neuer, zum Theil sehr interessanter Thatsachen und Wahrnehmungen, als Zusätze zu den beiden ersten Theilen beizugeben. Ein Register über alle drei Theile verleiht dem Ganzen zweckmäßige Brauchbarkeit.

Commentar
zu
Goethe's Werken
von
Carl Friedr. Göschel
unter dem Titel:
Unterhaltungen zur Schilderung
Goethe'scher Dicht- und Denkweise.
Ein Denkmal
von
Carl Friedr. Göschel.

2 Bände, gr. Octav, gedrängten Drucks. Preis 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

„Bei den alten, lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten:
Die neuen glaubt man blank zu versteh'n,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht geh'n."

Mit diesen Worten leitet der Verfasser eine Reihe erklärender Abhandlungen ein, die zu den herrlichsten und gediegensten gehören, welche die Literatur über den großen Genius unseres Vaterlandes aufzuweisen hat. Was Müller und Falk für das äußere Verständniß Goethe's sind, das ist der geistreiche Verfasser, dessen Namen allein schon hinreicht nur Treffliches erwarten zu lassen, für das innere. — In die tiefsten Geheimnisse des Goethe'schen Geistes steigt der sinnige Führer mit uns hinab und wie seinem hellen Blick nichts entgeht, so wirft die Klarheit seiner Darstellung ein überraschendes Licht selbst auf die dunkelsten und schwierigsten Erzeugnisse des großen Meisters, und wir lernen immer mehr, wie groß der Reichthum der Offenbarungen ist, die der Dahingegangene der bewundernden Nachwelt hinterlassen hat.

Schleusingen, im September 1834.

Buchhandlung von Conrad Glaser.

Frankfurt a. M. bei Siegmund Schmerber und in allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Archiv
für
Geschichte und Literatur.
Herausgegeben
von
Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht.
I. — III. Band, gr. 8.

Auf unbestimmte Zeit **herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr.**

Diese drei Bände des Archivs, über 70 Bogen stark, enthalten eine Reihe höchst interessanter Abhandlungen, deren Ueberschriften nur anzuführen, deren Verfasser zu nennen sind, um sowol Gelehrte, als solche, die nur belehrende Unterhaltung wünschen, auf dieselben aufmerksam zu machen. Herr Hofr. Schlosser, führt als ein Kundiger uns durch das Paradies von Dante, nachdem Hr. Kortüm uns die merkwürdige Geschichte Ezzelino's da Romano aus dem 12. Jahrh. gegeben. Dann macht Herr Dr. Bercht uns mit dem Oberintendanten Fouquet und seinem Processe unter Ludwig XIV. Regierung bekannt und beleuchtet die dunkle Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske. Mit anerkannter Meisterhaftigkeit verbreitet sich Herr Hofr. Schlosser über die Entstehung der den Franzosen des 18. Jahrh. vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze, — schildert Frau von Staël und die Frau des Ministers Roland, und würdigt das Benehmen Napoleon's von Anfang der Revolution bis zum Jahr 1800 gegen dessen „neueste Tadler und Lobredner." Außer diesen größern Abhandlungen enthalten die 3 Bde. noch mehre kleine von Hrn. Dr. Bercht, Hrn. Prof. Aschbach und den Hrn. Rommel und Gervinus, den ebensowol ein bleibender Werth nicht abgesprochen werden kann.

Neue politische und historische Schriften.

Von J. Scheible's Verlagsexpedition in Leipzig wurde soeben an alle Buchhandlungen versandt:

Julius Schneller's Ideen
über
Literatur und Kunst, nebst ausgewählten Dichtungen. Statistische Briefe; Biographien und Charakteristiken. Aus seinen hinterlassenen Manuscripten und zerstreuten Aufsätzen ꝛc. gesammelt und herausgegeben von Ernst Münch. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Julius Schneller's Ansichten
von
Philosophie und Geschichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum ꝛc. Aus seinen hinterlassenen Manuscripten und kleinen Schriften gesammelt und herausgegeben von Ernst Münch. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Briefe vom Rhein
von
J. Weitzel.
8. 532 Seiten stark. Preis 3 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 6 Gr. Sächs.

Der
Flagellantismus und die Jesuitenbeichte.
Historisch-psychologische Geschichte
der
Geisselungsinstitute, Klosterzüchtigungen und Beichtstuhlverirrungen aller Zeiten. Nach dem Italienischen des Giovani Frusta. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

In der von Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Eutropii breviarium historiae Romanae. Mit kritisch geprüftem und möglichst correctem Text, genauer Interpunction, erläuternden Sprachbemerkungen für Anfänger und einer Mantissa observationum criticarum, von Fr. Herrmann. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. 18 Bogen. 4 Gr.

Der frühere, so sehr hohe Preis von 20 Gr. machte die allgemeinere Einführung dieser ausgezeichneten Ausgabe nur in wenige Lehranstalten möglich, wir hoffen uns daher den allgemeinen Dank zu erwerben, wenn wir zur Erleichterung der Einführung den Preis so bedeutend herabsetzen.

Einladung zur Subscription.

PFENNIG-AUSGABE
der
Tausend und Eine Nacht.
Arabische Erzählungen.
Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt
von
Max Habicht, F. H. von der Hagen u. Karl Schall.

15 Bändchen, mit Titelvignetten.
Auf feines Velin-Druckpapier.

Bedingungen der Anschaffung.

Um die Anschaffung zu erleichtern und Jedem möglich zu machen, erscheint diese Ausgabe:

1) in 5 Lieferungen, jede von 3 Bändchen, auf feinem Velin-Druckpapier und sauber geheftet;

2) zu folgenden ungemein wohlfeilen Preisen, als

für die 1ste Lieferung in 3 Bändchen von 52½ Bogen: 21 Gr.
" " 2te Lieferung in 3 Bändchen von 46 Bogen: 21 Gr.
" " 3te Lieferung in 3 Bändchen von 47 Bogen: 21 Gr.
" " 4te Lieferung in 3 Bändchen von 48½ Bogen: 21 Gr.
" " 5te Lieferung in 3 Bändchen von 60½ Bogen: 1 Thlr.

Zusammen 254 Bogen zu 4 Thlr. 12 Gr.; wofür selbst keine der durch Druckfehler und Auslassungen verunstalteten Nachdruckerausgaben zu haben ist.

3) Die Zahlung geschieht für jede Lieferung einzeln, bei deren Ablieferung.

4) Jeder Subscribent wird aber zur Abnahme aller 5 Lieferungen verpflichtet.

5) Einzelne Lieferungen können nicht abgelassen werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Die 1ste und 2te Lieferung ist bereits erschienen, und die 3te Lieferung wird mit dem 15ten September, an alle die Buchhandlungen, welche die Fortsetzung verlangt haben, versendet.

Buchhandlung Josef Max und Comp.
in Breslau.

Wessenberg's Dichtungen.
Zweiter Band.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Sämmtliche Dichtungen
von
Freiherrn von Wessenberg.
Zweiter Band.
Subscriptionspreis 45 Kr.

Den Inhalt dieses Bandes bilden: 1) Franz und Paul oder die Wehen im Thale, ein Gedicht, dessen Stoff der französischen Revolution entnommen ist. 2) Eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht: des Pilgers Traum. 3) Zugabe: Friedrich Spee's auserlesene Gedichte.

Das dritte und vierte Bändchen dieser Sammlung der auserwählten besten Dichtungen des gefeierten Verfassers werden in möglichster Kürze folgen und das ganze Werk schließen. Nach Vollendung des Drucks tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seyffarth, Dr. *G.*, Beiträge zur Kenntniss der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. 6tes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. Brosch. Franz. Velinp. 1 Thlr., gegl. Schweizervelinp. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Unser Alphabet ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ☽ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ am 7ten September des Jahres 3446 vor Christus. Angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eignen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithograph. Tafel. Gr. 4. Brosch. Druckp. 18 Gr.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Der Staat und die Industrie.
Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei,
von
Prof. Friedrich Bülau.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr. Conv.-M., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

Mit allgemeinem Beifall wurde das frühere Werk des Verfassers: „der Staat und der Landbau" aufgenommen. Noch höheres Interesse gewährt dieses neueste Werk, dessen höchst wichtiger Inhalt in folgenden Haupttheilungen besteht: Die Zustände der Bevölkerung. — Die Gewerbsfreiheit. — Gewerbsbildung. — Das Schutzsystem. — Die Armenpflege.

Medaillen und Münzen aus dem Mittelalter und der neuern Zeit.
(In Abdrücken von Selen Bronze.)

Die unterzeichnete Buchhandlung, im Besitz von vielen Tausend Exemplaren der schönsten Abdrücke von Medaillen in Selen Bronze hat davon nach sorgfältiger Auswahl mehrere kleine Sammlungen veranstaltet und offerirt solche, sauber in Kästchen verpackt mit 16 bis 25 Medaillen, nach der Verschiedenheit ihrer Größe und des Werths zu dem Preise von 1 bis 2 Thlr. — Proben davon sind in allen Kunsthandlungen niedergelegt, woselbst auch ausführlichere Ankündigungen zu haben sind.

Magdeburg, im September 1834.

Die Rubach'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Dreißigstes Heft.
Weber (Wilhelm) bis Zedlitz.

Auf weißem Druckpapier 6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),
Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis vierter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 24 Thlr.

Keyserlingk (Herrmann von),
Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß zu Verona. Gr. 8. Auf gutem weißen Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

In der von Rodden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Französisches Lesebuch, für die mittleren Classen in Gymnasien und die obersten Classen in Bürgerschulen von L. Roquette. 2te Ausgabe. 8. 20 Bogen. 12 Gr.

Die gut getroffene Auswahl des Inhalts hat dem Buche Eingang verschafft. Der häufig gegen uns ausgesprochene Wunsch veranlaßte uns, den frühern Preis von 16 Gr. zu ermäßigen.

Für Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Hundeiker, Dr. J. P. (herzogl. braunschweigischem Educationsrath). Biblische Feierstunden für gebildete Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse. Ein Erbauungsbuch für das Haus. Zwei Bände. Mit königl. würtemberg. Privilegium gegen den Nachdruck. Gr. 8. Zweite wohlfeile Ausg. 1834. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. In ord. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Auch unter dem Titel:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 9. und 10 Band.

Da die Gründe beseitigt sind, welche die Veranlassung dazu gaben, daß der rühmlichst bekannte und allgemein geachtete Verfasser dieses Werks, solches ohne Nennung seines Namens erscheinen ließ und der Verleger dasselbe möglichst unter allen Verehrern und Bekennern des Christenthums zu verbreiten wünscht, so erscheint dasselbe jetzt in einer bedeutend im Preise herabgesetzten Ausgabe.

Er hofft, daß dieses Erbauungsbuch als eine Fortsetzung der Stunden der Andacht, welche Jesuiten und engherzige Frömmler ebenso sehr schmähen, als Tausende von erleuchteten Christen sich täglich daraus erbauen, recht weit verbreitet werden und recht segensreich die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit fördern werde.

Zur Weihnachtszeit sind auch schön gebundene Exemplare auf Bestellung zu haben.

Bei J. A. Mayer in Aachen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

O'Neill oder der Rebell
und
Arasmanes.

Zwei Erzählungen von E. L. Bulwer,
Verfasser von:
„Pelham", „die Pilgrimme am Rhein" ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt
von
O. von Czarnowski.
8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Das Genie, welches Herrn Bulwer über die Dichter seiner Zeit erhoben, und ihn zum Liebling des ganzen gebildeten Publicums gemacht hat, beseelt auch diese beiden Erzählungen, die sich durch Schwung der Phantasie, tiefe Beobachtung und reizende Einkleidung empfehlen. In ihrer saubern Ausstattung bilden sie eine freundliche Gabe, die überall willkommen sein wird.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges
Handbuch für Reisende
durch die
gesammte Schweiz.

Nach den neuesten Ansichten und besten Quellen historisch, statistisch, topo- und ethnographisch bearbeitet durch Ad. von Schaden.

Mit 14 Kupferstichen und 1 schönen Karte. Gr. 8. Elegant cartonnirt.

In Futteral 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl 48 Kr.

Bei G. Bethge in Berlin ist soeben erschienen:

d'Arlincourt, Vicomte, der Brauerkönig. Historischer Roman des vierzehnten Jahrhunderts. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Bände. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Vorstehender Roman des berühmten Verfassers ist mit zu den gelungensten und anziehendsten zu zählen und kann der gebildeten Lesewelt um so mehr empfohlen werden, da die Uebersetzung von sehr geübter Hand ausgeführt wurde.

Bei F. Char in Clere ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die freie Maurerei
in
drei Gesängen

Preis geheftet 10 Gr., oder 12½ Sgr.

Wer sich über den Zweck und Ziel der wahren freien Maurerei belehren will, wird in diesem circa fünf Bogen starken Werke, gewiß mehr Befriedigung finden als in den meisten über diesen Gegenstand erschienenen Büchern.

---

520 Artikel des Buchstaben A!

(man schließe daraus auf die Vollständigkeit des Werkes)
liefert das bei Schuberth u. Niemeyer erschienene:

Musikalische Conversations-Lexikon.

Encyklopädie der gesammten Musik-Wissenschaft.

6 Hefte 1 Thlr. 8 Gr. bei Vorauszahlung. Für Abnehmer der Orig.-Bibl. gratis. Ladenpreis 2 Thlr.

Wenn gleich es üblich, Subscriptions-Werken durch pomphafte Ankündigungen Eingang zu verschaffen, so ziehen wirs jedoch vor, eine einfache Inhaltsanzeige an das Publicum zu richten. In unserm Lexikon findet sowol der Musiker, als jeder Gebildete:

1) Authentische Nachrichten über ausgezeichnete Componisten, Virtuosen, Instrumentenmacher, Dilettanten, nebst Beurtheilung ihrer Leistungen ꝛc.
2) Erklärung der musik. Fremdwörter und Erläuterungen in Bezug auf Compositionslehre.
3) Beschreibung aller Instrumente mit ihren Erfindern, nebst einem Abriß der Geschichte der Musik.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jameson, Mrs., Frauenbilder, oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakspeare's Dramen. Deutsch von Dr. Adolph Wagner. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 12 Gr. Ausgabe auf fein Papier, gebunden 3 Thlr. 6 Gr.

Die ungemeine Verbreitung des unsterblichen dramatischen Dichters Englands in Deutschland, die sich immer erneuernde beifällige Aufnahme jeder neuen Ausgabe desselben, ist sichere Gewähr günstiger Beachtung dieses Werkes aus der Feder einer der ausgezeichnetsten und geistreichsten britischen Schriftstellerinnen. Der Bearbeiter hat, in treuer Wiedergabe des Originals, der deutschen Literatur eine sehr willkommene Gabe gebracht, die keine gebildete deutsche Frau in ihrer Büchersammlung fehlen lassen sollte, und die ebenso für jeden andern Freund und Leser des noch unerreichten Shakspeare ein Mittel mehr bietet, seinen Geist recht zu erfassen und ihn gründlich zu verstehen.

Für Schulmänner.

Bei Friedr. Aschenfeldt in Lübeck erschien soeben:

Kunhardt, Dr. und Prof. H., Beispiele zu syntaktischen Uebungen nach dem Leitfaden der durch Ramshorn veranstalteten 25sten Ausgabe der kleineren Bröder'schen Grammatik, für Schüler der unteren und mittleren Classen entworfen. Gr. 8. 3te verbesserte Auflage. 16 Gr.

Sowol die Erscheinung einer 3ten Auflage, als auch der Antheil, den ein Ramshorn fortwährend der Bröder'schen Grammatik widmet, überheben uns der Empfehlung dieses trefflichen lateinischen Uebungsbuchs, welches in öffentlichen und Privatschulen schon lange mit Nutzen gebraucht wird.

Bei J. A. Mayer in Aachen erschienen soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Belgien
und
Westdeutschland
im Jahre 1833.
Von
Mstrs. Trollope,
Verfasserin der „Häuslichen Sitten der Amerikaner".

Aus dem Englischen übersetzt
von
D. von Czarnowski.

2 Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat durch ihr erstes Werk über die Verein. Staaten sich einen so allgemeinen Beifall als scharfsichtige Beobachterin und als gewandte und witzige Erzählerin erworben, daß diese Schilderung unsers eignen Vaterlandes aus derselben Feder das gespannteste Interesse erwecken muß. Die belgischen und deutschen Zustände sind mit Lebendigkeit und Laune in diesem Buche aufgefaßt, das, wenn nicht überall belehrt, doch immer angenehm unterhält.

Für Militairs.

Herabgesetzter Preis von:

Reinhold, Fr. (königl. dän. Artillerieofficier) Allgemeines Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegskunstsprache. Ein Handbuch für den praktischen Officier. Gr. 8.

Erster oder deutsch-französischer Theil. Sonst 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr., jetzt 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Zweiter oder französisch-deutscher Theil. Sonst 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl., jetzt 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Beide Theile 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Dieses Werk wurde bei seiner Erscheinung mit Beifall aufgenommen und in allen Kritiken als sehr brauchbar anerkannt. Es wird demnach allen Militairs, welche sich gerne belehren wollen, die Anzeige willkommen sein, daß sie sich dieses vorzügliche Wörterbuch, das vollständigste in seiner Art, um einen so höchst billigen Preis anschaffen können.

Alle Buchhandlungen verschaffen dasselbe um den angezeigten Preis.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Bei Unterzeichneter ist unter der Presse und wird recht bald erscheinen:

Lehrbuch
der
englischen Sprache
nach
Hamiltonischen Grundsätzen
von
Dr. Leonhard Tafel,
Oberreallehrer an dem Gymnasium in Ulm.
Zweiter Kurs.

Das Werk besteht 1) aus einem Vorwort über die verschiedenen Bildungsfächer des Schulunterrichts und einer Apologie der analytischen Lehrmethode; 2) aus Gesprächen und einer kurzen, populairen Geschichte Englands mit zwischenzeiliger Uebersetzung; 3) aus dem englischen Texte beider ohne Uebersetzung; 4) aus einer vergleichenden katechetischen Grammatik.

Um den Schüler eines Theils in den Formen der Umgangssprache heimisch zu machen und nebst dem Texte des ersten Kurses einen Uebergang vom Leichtern zum Schwerern zu geben, beginnt der erste Kurs mit Gesprächen über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse; um sie sogleich in die Geschichte des Volkes einzuführen, dessen Sprache sie studiren, ist Hort's kurze englische Geschichte zu Grunde gelegt; und um endlich die Repetition zu erleichtern und Stoff zu Sprachübungen zu geben, sind die englischen Fragsätze über den Inhalt der einzelnen Perioden beigefügt. Unter dem Texte ist der Uebergang von der in der Uebersetzung gegebenen Grundbedeutung auf die im Kontext erfoderliche abgeleitete Bedeutung, wo sie sich nicht schon von selbst aus dem Zusammenhang ergibt, nachgewiesen. Bei Wörtern, deren Abstammung aus dem Französischen oder Deutschen nicht von selbst in die Augen fällt, ist solche gleichfalls angemerkt. Weil in deutschen Wörterbüchern und Grammatiken die so nahe Verwandtschaft des Dänischen mit dem Englischen oft gar nicht berücksichtigt wird, ist auch diese überall angedeutet.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reglement

für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler. Fol. 6 Gr.

Von dem „Théâtre français moderne, publié par *J. Louis*", ist soeben die 6te Lieferung der IIIten Serie, enthaltend:

Catherine Howard,

Drame en cinq actes et en huit tableaux, par Alex. Dumas in unserm Verlage erschienen und bei uns und in allen soliden Buchhandlungen in- und außerhalb Deutschland (in Leipzig zunächst bei Karl Drobisch) zu haben. Preis einer Lieferung 6 Gr., bei Abnahme vollständiger Serien von 12 Lieferungen, jede 4 Gr.

Den 31sten Aug. 1834.

Hofbuchdruckerei in Dessau.

Neues mathematisches Lehrbuch für Gelehrte-, Militair- und polytechnische Schulen:

J. H. van Swinden's

Elemente der Geometrie

übersetzt und vermehrt von

C. F. A. Jacobi, Professor in Pforta.

86 Bogen gr. 8. Mit 405 Figuren auf 21 Tafeln. Ladenpreis 3 Thlr.

Der große holländische Mathematiker, dessen Biographie das neueste Heft der Zeitgenossen enthält, hat in der hier übersetzten zweiten Auflage seines vortrefflichen Lehrbuchs alle Erfahrungen und Verbesserungen, welche ihm ein 25jähriger Lehrgebrauch und fortgesetzte Studien an die Hand gaben, benutzt und der Herr Uebersetzer — einer der ausgezeichnetsten Lehrer an der berühmtesten Gelehrtenschule Deutschlands — mit seltner Anspruchlosigkeit die Resultate vieljähriger eigner Forschungen und die Ausbeute wichtiger vom Holländer nicht benutzter Quellen (z. B. der Gergonne'schen Annalen), welche allein einen tüchtigen Band hätten füllen können, in die jedem Abschnitte hinzugefügten Anhänge verarbeitet.

Es umfaßt dies Lehrbuch aber nicht die Geometrie allein, sondern auch so viel von der Arithmetik als auf den meisten Schulen Deutschlands in den Lehrplan gehört, und folgt streng der synthetischen Methode so, daß es vom sachkundigen Lehrer nach eigner Auswahl des für jede Classe Zweckmäßigen als Leitfaden beim Unterrichte von Anfang bis zu Ende benen kann und außerdem als das reichhaltigste Repertorium aller wissenschaftlich und praktisch wichtigen geometrischen Sätze betrachtet werden muß.

Die Gedrängtheit des Vortrags und ein, der Deutlichkeit unbeschadet, sehr ökonomischer aber reiner und correcter Druck haben es möglich gemacht, den reichen Inhalt in einen mäßigen Band zusammenzupressen und diesen sammt den vielen zugehörigen Figurentafeln für einen so billigen Preis zu verkaufen. — Ueberdies werde ich jeden Buchhändler in Stand setzen, die Einführung in Schulen durch billige Partiepreise zu erleichtern.

Jena, im September 1834.

Fr. Frommann.

Für Aerzte und Wundärzte.

Larrey, J., Chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militairhospitälern. Aus dem Französischen von Dr. Fr. Amelung (großh. hess. Medicinalrath). 3ter Band, den 4ten Band des Originals enthaltend, mit 6 Abbildungen. Gr. 8. 1 Thlr. 8. Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Der 1ste und 2te Band dieser Uebersetzung, in welchen beiden Bänden die 3 Bände des Originals in einem mit Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitetem Auszug zusammengedrängt sind, ist in den Jahren 1830 und 1831 erschienen und der Preis derselben 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. Der des vollständigen Werks 6 Thlr., oder 10 Fl. 24 Kr.

Für die Besitzer der in Berlin erschienenen Uebersetzung der drei ersten Bände, in welcher der später erschienene 4te Band nicht aufgenommen wird, ist diese von Dr. Amelung besorgte Ausgabe desselben besonders zu haben, unter dem Titel:

Beobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äußere Krankheiten. Mit 6 Abbildungen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. J. G. Brillowski; Auswahl von Fabeln des Phädrus und Elegien aus d. Trauerbüchern d. Publ. Ovidius Naso; mit Anmerk. und einem Wörterbuche. 8. 16 Gr.

A. J. Friedemann, Gründl. und faßl. Rechenbuch zum Selbstunterricht. 1ster Theil. Gr. 8. 1 Thlr.

Dessen algebraisches Kopfrechnen, oder: Meier Hirsch algebr. Aufgaben f. d. Gleichungen des ersten Grades. 1stes Bändchen. 8. 12 Gr.

Dr. E. Heinel, Tobias. Eine idyllische Erzählung in 5 Gesängen nach d. heil. Urkunde. 8. 10 Gr.

Dessen Pfingstfest. Eine erzählende Dichtung in 3 Gesängen. 8. Sauber gebunden 1 Thlr.

Prof. J. F. Herbart. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 3te Aufl. Gr. 8. 1 Thlr.

Dessen Lehrbuch zur Psychologie. Neue Aufl. Gr. 8. 16 Gr.

Prof. Dr. C. A. Kähler, Christliche Sittenlehre. 1ster Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

J. G. Kohl, Deutschen Mundes Laute. Gr. 8. 12 Gr.

Dessen Kindergeschichten und Nichtgeschichten. 8. 10 Gr.

— Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen mit 10 Steindrucktafeln. Gr. 8. 1 Thlr.

Prof. Wilh. Traug. Krug, System d. theoret. Philosophie. 1ster Theil. (Logik) 4te Aufl. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Dr. Alfred Nicolovius, Die bischöfliche Würde in Preußens evangel. Kirche. Ein Beitrag z. Geschichte des evangel. Kirchenrechts. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Prof. Dr. Ohlert, Die höhere Bürgerschule. 8. 8 Gr.

Prof. Dr. Herm. Olshausen, Commentar über das Neue Testament. 1ster, 2ter Band. Neue Auflage. Gr. 8. Subscript.-Preis 6 Thlr.

Dessen, Die zwei neuesten Schriften des Herrn Prediger Diestel beurtheilt. Gr. 8. 4 Gr.

— Lehre und Leben des königsberger Theosophen Joh. Heinr. Schönherr. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte. Gr. 8. 6 Gr.

Prof. Dr. E. Rosenkranz, Hegel. Sendschreiben an den Prof. C. F. Bachmann in Jena. Gr. 8. 16 Gr.

Dr. J. S. Rosenheyn, Ueber den deutschen Unterricht in d. Gymnasien. 8. 12 Gr.

C. G. Sämann, Der Kirchengesang unserer Zeit. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

E. Tegnér, Die Nachtmahlskinder. Aus d. Schwedischen von Oloff Berg. 2te Aufl. 16. 6 Gr.

Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie, gehalten in der Physikal. ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. 1ster Band mit Vorträgen von Argelander, v. Baer, Bujack, Dove, Dulk, M. H. Jacobi, Ernst Meyer, C. Moser, herausgegeben vom Prof. Dr. K. E. v. Baer. 1 Thlr. 8 Gr.

Am 1. October erscheint bei uns:

Königlich Sächsisch concessionirter

Pfennig-Kalender für das Jahr 1835.

In gr. 4. mit 40—50 Bildern zu 4 Gr. und ist, mit oder ohne Kalendertabelle zu haben.

Die Herausgabe dieses Kalenders ist von der deutschen Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse bewerkstelligt.

Die Verleger
des Sonntags-Magazin.

In der Schöne'schen Buchhandlung in Eisenberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Declamirbuch, Neues, für die Jugend. Erster und zweiter Abschnitt für Kinder von 5—10 Jahren. 8. 2te Auflage. 8 Gr.

Dinter's Vermächtniß, als Führer zur Glückseligkeit. Ein Erbauungsbuch, worin Alle, welche Wahrheit und Tugend lieben, Trost und Beruhigung finden. Von H. F. W., einem Verehrer Dinter's. 8. 12 Gr.

Wohlfarth, Dr. J. F. Th., Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Hinsicht auf Kirchen- und Menschenthum. Zur Feier des 19hundertjährigen Jubiläums der letzten Ereignisse im Leben Jesu und der Stiftung der christlichen Kirche im Jahr 1834. 8. Brosch. 15 Gr.

Zeitschrift für evangelisches Christen- und Kirchenthum, für Geistliche und gebildete Verehrer Jesu. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von Fritzsche, Jacobi, Gieseler, Klein, Schuderoff sen., Schuderoff jun., Schwabe und Wohlfarth. 1. Bd. 1tes—6tes Heft 1 Thlr. 12 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue rheinische

Kinderbibliothek,

oder

moralische Erzählungen zur Veredlung des Herzens,

gesammelt

von einem katholischen Geistlichen.

Mit einer lithographischen Abbildung zu der Erzählung „der Kuchen".

16. Elegant gebunden. Preis 6 Gr., oder 27 Kr.

Für Mineralogen und Chemiker.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Suckow, Dr. *Gustav* (Prof. in Jena), *System der Mineralogie.* Ein Grundriss für akademische Vorlesungen. Nebst einem Anhange, enthaltend *die Beschreibung einiger Mineralien* des grossh. mineralogischen Museums in Jena. Mit 2 Figurentafeln. 8. 1834. 12 Gr., oder 54 Kr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Uebersicht der Mineralkörper nach ihren Bestandtheilen; in Tafeln entworfen. Gr. 4. 1831. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Die chemischen Wirkungen des Lichts. 8. Geh. 1832. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Im Verlage von Friedr. Aschenfeldt in Lübeck erschienen:

Geibel, Karl (Pastor zu Braunschweig), Predigten. 23 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Kanzelreden verbreiten nicht allein helleres Licht wie bisher über die „Braunschweigische Kirchenangelegenheit", und beurkunden dabei das treffliche Rednertalent des Verfassers (s. Gersdorf Repertorium der Literatur, 1834, Nr. 11), sondern sie tragen auch zugleich einen so reichen Schatz wahrer Religiosität in sich, daß sie jedem Gebildeten als echtchristliches Erbauungsbuch noch besonders empfohlen werden können.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Homöopathie und Herr Kopp.

Eine Kritik der Schrift des Letztern über erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinalrath, Ritter Dr. Clarus

von

Dr. *L. W. Sachs,*

ord. Prof. der Medicin zu Königsberg.

Gr. 8. 18 Bogen. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

ANZEIGE.

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

Deutsche Jahrbücher

zur Aufnahme und Förderung

eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Wissenschaft, Kunst und Leben.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.

Erstes Heft.

gr. 8. Preis für drei Hefte oder einen Band auf gutem weißen Druckpapier und sauber broschirt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

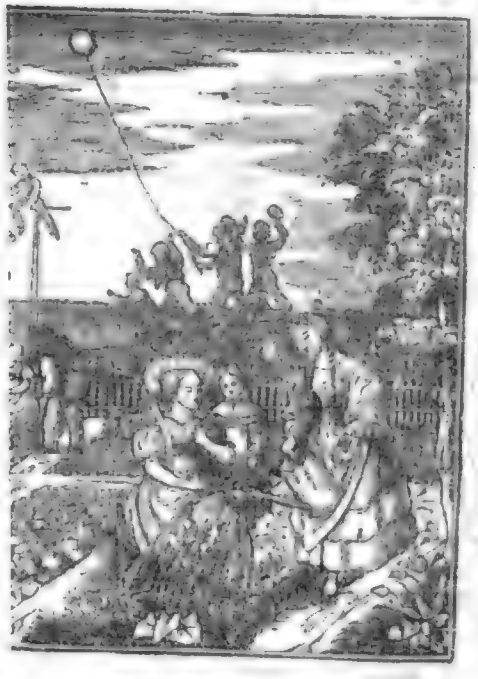
Unter diesem Titel erscheint bei dem Unterzeichneten von dem Jahre 1835 an eine periodische Schrift, deren erstes Heft als Probe bereits jetzt ausgegeben wird. Eine Anzahl von Gelehrten in allen Theilen von Deutschland hat sich vereint, den Disciplinen der Wissenschaft und Kunst, die mit dem öffentlichen Leben in engerem Bezuge stehen, eine kritische Repräsentation zu geben und zu versuchen, diesen Bezug stets enger zu knüpfen, mit gleicher Rücksicht auf die allerstrengsten Forderungen ächter Wissenschaftlichkeit, wie auf die wahren Zeitbedürfnisse und Interessen der Nation. Die Männer, die bereits in diesem Verbande stehen, glaubten es ihrer Stellung in der bürgerlichen und literarischen Gesellschaft nach sich selbst und dem Vaterlande schuldig zu sein, bei dieser Unternehmung, deren Schwierigkeit schon an und für sich in einem Volke das kaum erst seine öffentlichen Interessen zu verstehen anfängt außerordentlich ist, gleichwohl in ihren Statuten die Schwierigkeiten eher häufen, als vermeiden zu müssen. Es ist

ungen

er Stände

ur erheiternden Unterhaltung

d Gewerbsinnes.



ld Erzieher.

Heft 27 kr. rhein. oder 6 gr. sächs.

Stuttgart 1834

J. Balz'sche Buchhandlung.

ihr allgemeinstes Gesetz, daß nur das Bedeutendste und Wirkungsreichste in der Literatur, und nur die wichtigsten Fragen des Lebens einer Erörterung unterworfen werden sollen, damit endlich doch Eine Zeitschrift in Deutschland wieder beginne, auf Würde der Wissenschaft und deren Förderung durch das Gute mehr als durch das Viele zu richten, damit gleich mit dem Beginne jeder Seichtigkeit und Oberflächlichkeit gewehrt und jede Verwechslung der Tendenz dieser Blätter mit den gewöhnlichen Zwecke unserer Journale vermieden werde. Wenn die Herausgeber, gleich entfernt von dem kleinlichen und blinden Getriebe unserer unruhigen Köpfe, wie von den eigensinnigen Grillenhaftheorien der Gegner, manche theure Angelegenheit des Vaterlandes, mit fraufer Gradheit besprechen, so werden sie sich überall auf die Resultate der Wissenschaft und geschichtlichen Erfahrung stützen, überall das hohle Raisonnement ausschließen, und sie wissen daher, daß sie das Geschrei der Bewegung, dessen sie sich vielleicht versehen müssen, nicht irren kann und dessen dieser auch, daß sie kein literarischer Zwang von eben der irren Richtung vor dem Bestehenden irren wird.

Der Unterzeichnete versendet diese Zeitschrift in Heften deren je drei einen mäßigen Band von etwa 15 Bogen ausmachen werden, deren im Jahre wohl vier erscheinen werden. Er hofft, daß ein so gemeinnütziges und der Nation ehrenvolles Werk lebhafte Theilnahme und Unterstützung finden wird und hat es seinerseits an nichts fehlen lassen, selbst mit großen Opfern für den Anfang, die ersten Gelehrten und Staatsmänner für die deutschen Jahrbücher zu gewinnen.

Leipzig, im August 1834.

Wilhelm Engelmann.

Digitized by Google

Beſchäftigungen

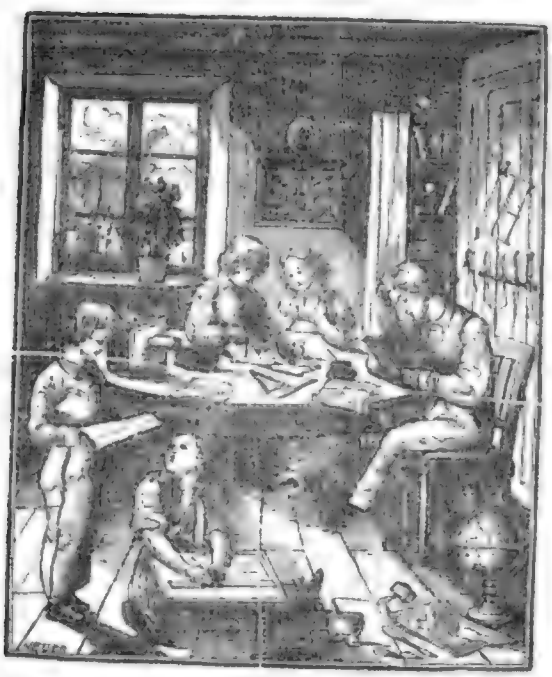
für

die Jugend aller Stände

zur Gewöhnung an zweckmäßige Thätigkeit, zur erheiternden Unterhaltung

ſo wie

zur Anregung des Kunſt- und Gewerbſinnes.



Von

einer Geſellſchaft Gelehrter und Erzieher.

Einſtweilen in zweimonatlichen Heften, mit Bildern. Jedes Heft 27 kr. rhein. oder 6 gr. ſächſ.

Stuttgart 1834

V. Balz'ſche Buchhandlung.

Noch immer unterliegen eine Menge Kinder dem traurigen Loose, daß ihr lebhafter Geist durch unzweckmäßigen Unterricht abgestumpft, und ihre rege Begierde nach Thätigkeit durch eine Ueberfüllung mit ungeordneten Kenntnissen getödtet wird. Solche Armen auch noch außer ihren Unterrichtsstunden mit Lesen und nur mit Lesen beschäftigen zu wollen, ist der Zweck dieser Jugendschrift nicht. Unsere Jugendschrift will vielmehr die Kinder anleiten und gewöhnen, sich selbst auf eine nützliche Art zu beschäftigen. Die ungemein starke Verbreitung der Pfennigmagazine und anderer Unterhaltungsblätter ist uns ein Beweis, daß ein Verlangen nach Beschäftigung allgemein ist, und daß das Bedürfniß derselben insbesondere für die Jugend stark gefühlt wird. Aber das Urtheil der Verständigeren über diese Compilationen ist auch bereits gefällt, daß durch dieselben, anstatt einer gründlichen Erklärung, Oberflächlichkeit und Seichtigkeit in Kenntnissen verbreitet wird. Besonders aber wird auf solche Weise die Jugend an Zerstreuung, diese Störerin der Aufmerksamkeit, gewöhnt. Die Absicht der Herausgeber dieser periodischen Schrift ist daher, von jeder Wissenschaft, welche in das weite Gebiet der sogenannten Realien gehört, nach und nach ein vollständiges Bild zu geben, so weit es für das jugendliche Alter etwa bis in das 14te und 15te Jahr zweckmäßig ist. Es wird daher in die schwereren Theile der Wissenschaft, z. B. in die Naturlehre, in die Mechanik, Chemie u. dgl. durch unterhaltende Belehrungen über mechanische und physikalische Kunststücke nach und nach eingeleitet, die leichteren hingegen, z. B. Erd-, Länder- und Völkerkunde, werden im Zusammenhang, jedoch im anziehendsten und immer abwechselnden Gewand und auf die der Jugend faßlichste Weise vorgetragen. Bei jeder Mittheilung aber ist die Haupt-Rücksicht, den Kindern damit eine Anleitung zu weiterer nützlicher Beschäftigung und zu zweckmäßiger Anwendung ihrer müßigen Stunden zu geben. Der Botanik voran geht daher eine Anleitung zum Pflanzeneinlegen, Gartenarbeiten u. dgl. Eben so Anleitung zu Anlegung von Herbarien, Mineraliensammlung, Schmetterlingssammlung u. dgl.

Dabei wird die Verlagshandlung mit der Redaktion in den folgenden Heften immer Bedacht darauf nehmen, um in der Mitgabe von Bildern auch nicht hinter den beliebten Bildermagazinen zurück zu bleiben, aber dabei den Grundsatz festhalten, daß nicht der Text zu den Bildern, sondern die Bilder zu dem Texte gegeben werden.

Von dieser Jugendschrift sind bereits zwei Hefte erschienen, welche in allen guten Buchhandlungen eingesehen werden können. Eltern, Lehrern und Kinderfreunden, welche ihren Lieben ein schönes Geschenk machen wollen, von bleibendem Werthe, können wir dieses Werkchen mit vollem Vertrauen empfehlen. Dasselbe erfreut sich einer immer mehr steigenden Theilnahme, also, daß vom 1. Heft bald ein zweiter Abdruck veranstaltet werden muß.

Die zwei ersten Hefte enthalten:

I. Heft: Einleitung. — Unterhaltungen aus dem Gebiete der Pflanzenkunde. (Anleitung zum Trocknen der Pflanzen und zur Anlegung von Kräutersammlungen.) — Werkzeuge und Materialien, welche zu allerlei kleinen Arbeiten nöthig sind. — Leim und Kleister insbesondere. — Der fliegende Drache. — Der Luftballon. — Die Kunst Schmetterlinge zu fangen, und das Suchen der Raupen und Puppen. — Die netten mehrfarbigen Windröschen. — Wie junge Mädchen alte Stickereien leicht und schnell in neue verwandeln können. — Das Guirlandenspiel, ein Spiel im Freien. — Das Rasenspiel. — Zauberlaterne und Geistererscheinungen. — Die dunkle Kammer. — Mathematische Abendunterhaltungen. — Unterhaltungen aus dem Gebiete der Gärtnerei.

II. Heft: Geographie. Von Pfarrer Hochstetter. — Auf vergoldetes oder versilbertes Glas Kupferstiche, Zeichnungen ꝛc. zu copiren. — Das Mineralreich. Von Dr. Kurr. — Thiere von Holz, welche auf einer ganz schmalen Unterstützungsfläche stehen und sich bewegen. — Der Springbrunnen mittels einer Flasche. — Der gewöhnliche Springbrunnen, wie er sich am besten für Christgärtchen eignet. — Die leichteste und beste Art, Tüll und anderes feines Zeug zu waschen. — Baden und Schwimmen. Von Dr. Poppe. — Anleitung zum geometrischen Zeichnen. — Eine Walze, die von selbst bergauf rollt. — Unterhaltungen aus dem Gebiete der Gärtnerei. (Das Veredeln der Gewächse durch das sogenannte Oculiren oder Aeugeln (Anschilden). Von Ed. Schmidlin, Gärtner.

Bestellungen nehmen an alle gute Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

Nr. 256. Deutsch und Deutschland seit unsern Tagen. Von Hillebrand. Fünfter Band. Enthält: Geschichte der Deutschen unter Friedrich Wilhelm IV. Erste Abtheilung.

267. Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Dritter Band. — Stephan Born's Briefe an den Professor Otto. — Jean Paul's Briefwechsel mit Amerikanern über der Dichter. Von einem Amerikaner.

268. Moderne Lebensbilder. Briefe und Zeitabschnitte eines Staatsmannes. Herausgegeben von Theodor Mundt. Von Dr. F. W. Rühne. — Lebensgeschichte des Thorwaldsen und Verzeichniß seiner Werke. Herausgegeben von Just. Christian Lyser. Zweiter Band.

269. Moderne Lebensbilder. Briefe und Zeitabschnitte eines Staatsmannes. Herausgegeben von Theodor Mundt. Von Dr. F. W. Rühne. Zweiter Band. — Schleswig-Holstein von Th. G. Pfizer. Zwei Bändchen. — Literarische Notizen.

Nr. 270. unter das Verbannen und Absichtigen zum Kaiserthum. Von St. Schütze. — Memoiren eines aufgewandelten Ostreichers über sein Vaterland und seine Zeit von Hans Ungenannt. Erster Band.

271. Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Von L. Haus. Zweiter Band.

272. Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Fortsetzung. Von Ludwig Haus. (Schluß.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

273. Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. (Beschluß.) — Neuer Verlag der Deutschen. Zweiter Jahrgang. 1847. Zum Theil. — Neue Ausgabe.

Die Beilage Nr. 11 zu den Blättern literarischer und Kunstberichte, und der Gesellschaft, in Wien. — Philosophische Erläuterung von A. E. Biese. — Die naturwissenschaftlichen Studien. — Die Bedeutung der Kunst und Kunstwissenschaft und der Natur Poesie. — Die Bedeutung der religiösen Lösung d. Die großen Fragen dieser Zeit. Von Fr. Jungmann.

Neuester Roman von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo
oder der letzte Assassine.
Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Die im Jahre 1842 erschienene Roman „Scipio Cicala" (vier Bände. 8. 6 Thlr.) erfreute sich der ausgezeichnetsten Aufnahme von Seiten der Lesewelt, so daß schon damals viele Leser die „Belagerung von Gozzo" zu lesen wünschten, in welcher die Resultate großer Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind. — Auch der nächste Jahrgang des Taschenbuchs „Urania" wird mit einem trefflichen Beitrage des Verfassers, „Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Kroazien in sechszehnten Jahrhundert", ausgestattet sein, womit es wahrlich auffallend anders bestellt.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henke (Adolph),
Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin.
Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin.
Fünfter Band.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Die ersten vier Bände dieses ausgezeichneten Werkes, erschienen in zweiter Auflage 1832—30, kosten 5 Thlr. 12 Gr.; sämmtliche fünf Bände nun 8 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versendet:

Die achte Lieferung der Allgemeinen deutschen Realencyklopädie, Conversations-Lexikon

in der achten Originalauflage,

durch welche der 8te Band dieses Werks, die Buchstaben F und G umfassend und 66 Bogen stark, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conv.-Lexikons besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 1 Thlr. 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Es bedarf wol nur dieser einfachen Andeutung, um darauf hinzuweisen, wie sehr sich das in meinem Verlage erscheinende Conversations-Lexikon vor so vielen unter gleichem und ähnlichem Titel herausgekommenen encyklopädischen Werken auch durch seine Wohlfeilheit auszeichnet, während zugleich die stete Theilnahme des Publicums bewiesen hat, daß die fortwährenden Bemühungen dem Werke durch die Gediegenheit seines Inhalts einen unbestrittenen Vorzug vor ähnlichen Unternehmungen zu sichern, den günstigsten Erfolg gehabt haben.

Leipzig, 15. August 1834.

F. A. Brockhaus.

Im Meinem Verlage ist soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von Karl Falkenstein.

Zweite, umgearbeitete, mit dem schön illuminirten Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko ersten Papiergeldes des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, wie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß Lithogr. von C. Zeliner. Abdrücke auf Chines. Papier in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

130.c
B
1834
Oct.

1834.

Monat October;

enthaltend
31 Blätter: Nr. 274—304, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXVII—XXXII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

Nr. 274. Der Psalmist. — 1812. Ein pikantischer Roman aus d. Freiheits-Krieg. Vier Bände. — Deutsches Nationalmuseum. — Das Leben des Feldherrn Napoleon, ein Lehrbuch auf Natur- und Erfahrungsbasis geschildert. Ein Denkmal für Fürsten und Volk, für die bis heutige Zeit in Europa so hoch gestiegene Civilisation, mit Rücksichtnahme auf Nationalcharakter. — In Verbindung mit Fürsten unternommen von Christian Immermann. Zwei Bände.

Nr. 275. 1812. Ein pikantischer Roman von d. Freiheits-Krieg. Vier Bände (Fortsetzung.) — Napoleon Buch und Karte. — Immermann auf Reisen. Deutsche Nationalmuseum. — Im Alterthume der Karthager Epoche Hannibal von Schimmel Bücherlagen.

Nr. 275. 1812. Ein pikantischer Roman von d. Freiheit. Vier Bände (Fortsetzung.) — Deutsches Nationalmuseum. Buch- und artiger Zeit. — Verwaltung. Literarische Anzeige.

Nr. 277. 1812. Ein pikantischer Roman von d. Freiheits. Vier Bände. (Schluß.) — Deutsches Nationalmuseum. Buch- und Kunsthandlung. Vom Freiheits-Krieg. Zweiter Band. Vor der Thronbesteigung und der Verheirathung mit Marie Louise. Der französischen Kaiserwürde hat auf das Leben der Fürsten. Mit Napoleon's Gefangennehmung. Nach seiner Abdankung. Verbindet sich Klemenswerk. Weiter zum Klemenswerk. Verbindet sich Klemenswerk. Weiter zum Klemenswerk. Literarische Anzeige

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 274. — 1. October 1834.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 8 Thlr.

Schon die übernommene Aufgabe, einen Zeitraum von so tiefer historischer Bedeutung wie das Jahr 1812 in die abgesteckte Kunstgrenze der epischen Dichtung zusammenzufassen, diese Zeit in ihren Ereignissen, Bewegungen, Gährungen und Prämissen, in ihrem ahnungsvollen und prophetischen Wesen ebensowol als in ihrer Gegenwärtigkeit zum Inhalt eines Romans zu machen, schon diese Aufgabe stellt Denjenigen, der sie übernimmt, auf einen Platz, von wo aus er den Anfechtungen der Kritik, dem negativen Verhalten der Leser und Beurtheiler mehr als irgend ein gleichartiger Schriftsteller ausgesetzt ist. Denn es handelt sich bei einer solchen Aufgabe nicht allein um die richtige und denkende Auffassung des historischen Stoffes, welcher vorliegt, sondern, was mehr ist, um die Verwandlung desselben in etwas subjectiv Künstlerisches, um eine einsichtsvolle Verpflanzung desselben auf einen andern Boden. Es ist dabei nicht genug, daß der Dichter dem Maler gleiche, welcher die historischen Bilder treu auf die Leinwand nimmt und folgerecht aneinanderfügt, sondern die Dichtung ist hierin mehr als Gemälde, daß man an sie die Foderung zu erheben berechtigt ist, sie solle das geschichtliche Ereigniß, dessen Eigenthümlichkeit es ist, sein Wesen oft zu verhüllen, klar und offenbar durch die Kraft der Poesie zum allgemeinen Verständniß bringen.

Das Jahr 1812 ist aber deshalb besonders innerlich so bedeutend, weil in seinen gewaltigen Ereignissen zugleich der Wendepunkt jener ganzen Zeitperiode liegt, welche von den Anfängen der französischen Revolution anhebt und mit der Vereinsamung Desjenigen, der ihre nächsten Resultate in die Spitze seiner furchtbaren Persönlichkeit zusammenzufassen wußte, mit seiner Verstoßung auf einen einsamen Felsen im Weltmeer endigt. Das Jahr 1812 bezeichnet für diese Zeitepoche die unüberwindliche Entscheidung des Verhängnisses und bringt äußerlich dem Auge der Völker zur Erscheinung, was in den Riesenplänen, in dem alle Schranken überschreitenden Einzelwillen des Usurpators längst bedingt und vorbereitet war. In dieser Hinsicht dürfte also, auch wenn eine andere Macht als die furchtbare Naturmacht, auch wenn wahre geistige Ueberlegenheit und die Intelligenz der Gegner das Heer des Uebermüthigen vernichtet und diesen Wendepunkt seines und des Weltenschicksals bewirkt hätte, dürfte diese darum auf diesen Sieg nicht stolzer sein, als es die Eisfelder Rußlands, als es die empörten Wogen der Beresina, als es Hunger und Kälte sein dürfen. Denn diesen schlug nur der ewige Gedanke selbst, dessen Odem in der Weltgeschichte weht, und nur der allgemeine Geist der Welt, welcher sich offenbart in Allem, was geschieht, war sein Richter. Und dieser eben ist der Vertilger, Zerschmetterer und Versöhner, welchen der Ausdruck des Volks oft mit Gedankenlosigkeit als die rächende Nemesis bezeichnet. Selbst die liebenswerthe Begeisterung unserer deutschen Jugend von 1813 darf nicht stolz sein auf ihren Sieg; denn das wahre historische Ende und der wahre Titanensturz Bonaparte's ist nicht die Völkerschlacht bei Leipzig, sondern der öde Moorgrund von Waterloo, wo es ganz entschieden zu Tage kam, daß Den, der sich so ganz einzig an den unterirdischen Mächten des Völkerlebens verging, alle seine Götter und Gestirne verließen.

Als ein innerlich kochendes und gährendes kündigt sich das Jahr 1812 gleich bei seinem Aufgang durch ganz Europa an. In dem ersten Drittheil dieses Jahres begegnen uns fast nichts als Verträge, Unterhandlungen, gewaltsame Friedensvorschläge, geheime, sich durchkreuzende Machinationen im Innern der europäischen Cabinete. Die

Aufträge, mit welchen der Herzog von Baſſano nach England geht, um mit dem feinen Lord Liverpool zu unterhandeln, klingen wie ein unbeſchreiblicher Hohn über den Lauf der Weltgeſchichte, wenn man erwägt, wie groß der Schein war, mit welchem der umſichtigſte Mann des Jahrhunderts den armen John Bull und ſeine Stellvertreter täuſchen wollte, und wenn man erwägt, wie an Dem, was bereits damals in Betreff Spaniens von ihm vorgeſchlagen wurde, ſich manches blutige Jahr vergebens abarbeiten mußte, nachdem dem Arme und Geiſte Bonaparte's längſt ein Ziel geſetzt war. In den diplomatiſchen Verhältniſſen Preußens, Oeſtreichs und Frankreichs zueinander, in ihren gegenſeitigen Auseinanderſetzungen gab es ſo viel Geheimes, und die Verpflichtungen der erſtern Mächte gegen die letztere trugen und *mußten* tragen ſo viel Dunkles und Zweideutiges, daß ſchon damals hinlänglich bedingt war, was ſich nach der Vernichtung der großen Armee erſt ereignete. Alles ſchien ſich zu ſpannen gegen den Norden, gegen Rußland, welches gleich den übrigen Mächten ſeinem ſtillen Brüten abermals nur durch geheime Verträge mit Schweden und Norwegen Luft machte. Aber dieſes Drängen und Drohen nach Rußland hin war wieder nur ein großer furchtbarer *Schein*, den zu vernichten wenige Monden hinreichten. Endlich die unterdrückte, kaum noch zurückgehaltene Gährung im Herzen Polens, die Sehnſucht, mit welcher das verwaiſte Volk ſeine Arme nach Frankreich ausſtreckte, und die verlangende, glühende Angſt der Erwartung, womit ſeine Söhne wie ſeine Töchter der Entſcheidung entgegeneilten und hofften; eine Angſt, welche, wenngleich in ganz andern Verhältniſſen, vielleicht in gleichem Maße die nachdenkenden Gemüther Deutſchlands theilten. Der Tag der Zuſammenberufung des polniſchen Reichstags milderte von einer Seite und für den Augenblick wenigſtens die drückende Schwüle, welche über dieſen gährenden Maſſen gelagert war, und der 23. Juni, der Tag, an welchem das franzöſiſche Heer über den Niemen ging, öffnete endlich dem verhaltenen Strom den Ausgang und bezeichnete die Verwandlung der innern Vorbereitung zum äußern blutigen Ereigniß.

Fragt es ſich nun, ob ſich der hiſtoriſche Inhalt dieſes in der Geſchichte dieſer Zeit kräftig hervortretenden Jahres für eine *poetiſche* Behandlung, ob er ſich insbeſondere für die Behandlung im *Roman* eigne, ſo kann hierauf eine entſcheidende Antwort geben das literariſche Geſchick eines hiſtoriſchen Werks, das in dieſen Zeitraum gehört und Niemanden, der ſich nur im Entfernteſten für neuere Geſchichte intereſſirt, unbekannt iſt. Dies Werk iſt Ségur's „Geſchichte des ruſſiſchen Feldzugs". Mit welchem Enthuſiasmus daſſelbe von der theilnehmenden Leſewelt aufgenommen ward, iſt bekannt, ebenſo ſein innerer Gehalt, den nur der Hiſtoriker und wiſſenſchaftliche Kritiker recht zu würdigen weiß, und der es für die in Rede ſtehende Epoche zu einem wahrhaft claſſiſchen macht. Was nun dieſem Werke eine ſo allgemeine begeiſterte Anerkennung verſchaffte, iſt keineswegs blos die Zeit ſelbſt, von der es handelt, und ihr freilich höchſt ausgezeichneter Inhalt, ſondern im hohen Grade die ganz kunſtvolle Behandlung dieſes Stoffes von Seiten des Verfaſſers, die tiefe Einſicht, womit er demſelben die ihm immanente Darſtellung abgewonnen und hervorgebildet hat. Jeder unbefangene Leſer erkennt darin, wie klar ſich der Stoff ſondert, wie er ſich kunſtvoll in ſchöne Gruppen abtheilt; wie dieſer ſchönen Gruppirung doch das Band der Einheit, wie ihr das gemeinſame Colorit, der gleichartige Ton nicht fehlt. Jedermann bewundert eine Darſtellung, in welcher keine Maſſe ſchneidend hervortritt, ſondern alle vorkommenden Perſönlichkeiten, aller Drang und Sturz der Begebenheiten ſich gegenſeitig heben, ausgleichen, ergänzen und motiviren. Mit Einem Wort, Jeder erkennt auf den erſten Geſammtüberblick das *Poetiſche*, das Individuelle, das Geſchaffene und Künſtleriſch-Objective dieſer Geſchichtſchreibung. Woher aber kam dem Verfaſſer dieſes Werks jene Weisheit und künſtleriſche Weihe? Wäre ſie möglich geweſen, wenn nicht die Sache ſelbſt, der Stoff ſich einer gewiſſen Poeſie der Geſchichtſchreibung und jener *epiſchen Form*, welche in dem Ségur'ſchen Buche unverkennbar iſt, geneigt gezeigt hätte? Es mag manchem unſerer Leſer dieſe Behauptung übertrieben ſcheinen; allein es zeigt ſich bei dem *Studium* dieſes Werks in der Behandlungsweiſe, namentlich einzelner Gruppen, ſowie in der Schilderung einzelner Perſönlichkeiten (z. B. des Marſchall Ney) eine große Verwandtſchaft deſſelben mit dem Homer'ſchen Epos. Dieſe würde und könnte ſich aber nicht ergeben, wäre nicht der Stoff ſelbſt ein poetiſcher und vorzugsweiſe *epiſcher*.

Und dies iſt es, was man anerkennen muß, und woraus ſich für unſern Dichter eine große Berechtigung ergibt, daß er aus einer Epoche der neuern Weltgeſchichte einen Roman machte. Dieſer ganze Heereszug vom tiefen Süden herauf nach dem hohen Norden, unter dieſen Verhältniſſen, dieſem Führer, dieſen Genoſſen, Helden und Conflicten hat etwas auffallend Epiſches. Zuvörderſt iſt Napoleon Bonaparte ſelbſt im ſtrengſten Sinne ein *epiſcher* Held, und darum hat es ein neuerer Dichter ſehr übel verſtanden, wenn er aus einem Abſchnitt ſeines Heldenlebens ein Trauer- oder Schauſpiel machte, welches „Napoleon, oder die hundert Tage" heißt. Die ganze Kraft und Energie von Napoleon's Geiſt erſtreckt ſich nach Außen; in ihm iſt nichts Inneres, nichts Gedanke, was nicht ſogleich zum Aeußern, zur That wird, welche ebenſo ſehr, ja noch mehr die Welt angeht wie ihn ſelbſt, und eben jene Blitzesſchnelle, womit ſich in dieſem Geiſte der Gedanke in die That verwandelt, eben dies iſt ja das Bewundernswürdige und Einzige deſſelben. Der dramatiſche Held muß in gewiſſem Maße beſchränkt ſein, ja ſich ſelbſt beſchränken; er muß, um ſo zu ſagen, der Große, der Bedeutende ſein, wie er ſich ins Kleine reflectirt. Aus dieſer Reflexion bildet ſich oft das tragiſche Leiden in höchſter Schönheit hervor, und ſo iſt z. B. Egmont weit mehr ein dramatiſcher Held als Wallenſtein und Guſtav Adolf. Ferner erliegt der dramatiſche Held in der Tragödie ſittlichen Mächten, welche ihm gegenüberſtehen, ihn vernichten, zugleich aber in die Beſonderheit

der Verwickelung als besondere mit einbegriffen sind. Beides aber findet auf einen Charakter wie Napoleon keine Anwendung; denn für diesen gibt es keine Schranke, und ihn richtet deshalb kein Interesse gegenüber kämpfender Mächte, sondern auf echt epische Weise die Weltgeschichte selbst. Ferner geschieht es auf epische Weise, wie die Natur in die Geschichte dieses Feldzugs hineinspielt. Es ist ein Heereszug vom Süden nach dem Norden, von französischem Boden, wo Alles mild und romantisch ist, nach russischem Schnee, wo Alles starr entgegentritt; schon dieses Streben ist gigantisch, massenhaft, der furchtlose Hohn einer Nibelungenschar. Und wie nun endlich die Natur um dieses Hohnes willen die vorschnelle Schar den Todtengöttern weiht und selbst zerstört, wie sie ihren Geist aufgeben „unbegraben, unbeweint", wie ihre Leichname den Raben preisgegeben liegen, wie sie sich stoßen, drängen und würgen um die kleinen lodernden Feuer, welche die durchfeistesten Glieder erwärmen sollen, und wie doch der Geist Dessen, der sie führt, fast unwandelbar die jammervolle, verzweifelnde Schar belebt, und ein kühner, herrlicher Diomedes, eine unverwüstliche, freie und klare Heldennatur in dem Marschall Ney ihren Rückzug deckt und hütet — dies Alles sind großartige, fast sagenhafte und vollkommen epische Züge.

Und so die meisten der ihn begleitenden Marschälle und Generale, wie lebhaft erinnern sie an Homer'sche Helden! Berthier, ein Nestor, freilich ohne Weisheit, wie ein deutscher Schriftsteller sagt; Caulaincourt und Rapp, zwei Kämpfer, die an kühnem Muthe dem Telamonier nicht weichen; Eugen Beauharnois, der menschliche Held, in welchem Ritterthum und Milde sich vereinigen wie in Hektor's Gemüth; oder Murat, der Achill des Heers, so erfüllt von Durst nach Ehre, von Kampfeslust, von ungestümem Drange, jede Schlacht selbst zu durchkämpfen, von überströmendem Unwillen über jeden Plan, der den blutigen Streit verzögert. Und wie diese edeln Häupter sich alle versammeln um das Gezelt eines ganz einzigen Agamemnon, welcher durch die Gewalt seiner Ueberlegung sie alle um sich fesselt und eint, und dessen Rath und Geist, gleich einem Demiurgen, ihre widerstrebenden Gemüther in Eintracht bindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christian Fürchtegott Gellert.

Schüchtern, resignirt, kränklich, den rauhern Berührungen des Lebens stets die weichste Seite bietend, lebte Gellert in dem geräuschvollen Leipzig ein Stillleben, wie es in unsern Tagen ein Professor der Philosophie, stimmte es auch sonst mit seinen Wünschen und Neigungen überein, schwerlich führen könnte. Sein Leben, von seinem Freunde Johann Andreas Cramer schon 1774 ziemlich ausführlich und erschöpfend dargestellt, hat einen neuen Beschreiber gefunden in Heinrich Döring: „Christian Fürchtegott Gellert's Leben. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt." Zwei Theile. Greiz, Henning. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Wir verdanken bekanntlich Hrn. D.'s rüstiger Feder nicht allein Schiller's, Herder's, Klopstock's und Bürger's Leben, sondern auch ein Gesammtbild der gelehrten Theologen Deutschlands und eine „Galerie deutscher Dichter und Prosaisten seit der Mitte des 12. Jahrh. bis zur Gegenwart" (Gotha 1831). Dem Plane, seine Helden, wo es möglich und thunlich war, selbst redend einzuführen und die Echtheit der gegebenen Nachrichten durch briefliche Mittheilungen zu verbürgen, ist er auch bei Gellert's Leben treu geblieben. Erfahren wir in diesem Buche nun auch Manches, was Cramer, den die engsten Freundschaftsbande an G. knüpften, über den Freund nicht mittheilt, und gewährt das Lesen dem Psychologen hin und wieder einen Blick in G.'s Herz und Gemüth, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Literarhistoriker darin eine geringe Ausbeute macht, und dies mag seinen Grund vorzüglich in dem Umstande haben, daß der Verf. aus den ältern und neuern Briefsammlungen G.'s solche Mittheilungen ausgewählt hat, die mehr den Menschen als den Gelehrten darstellen. In einem Anhange findet sich zwar ein chronologisches Verzeichniß seiner Schriften, deren 51 aufgezählt sind, und am Ende des zweiten Theils werden auch auf einigen Seiten seine Werke besprochen, jedoch mehr hinsichtlich des Eindrucks, den sie auf das Publicum machten, als hinsichtlich des literarischen Werths, den ihnen die gelehrten Zeitgenossen beilegten, und der Stelle, die sie etwa jetzt einnehmen würden. Einen bedeutenden Theil, wenn nicht den bedeutendsten, machen die Mittheilungen aus G.'s Correspondenz mit Demoiselle Lucius aus Dresden aus, geschöpft aus Ebert's „Briefwechsel G's. mit Demoiselle Lucius" (Leipzig 1823), wobei es auffallen muß, daß der Biograph, der zu G.'s sämmtlichem brieflichen Nachlasse Zugang hatte, nicht lieber Auszüge aus Briefen an Gelehrte oder von denselben gemacht hat. Manche Bruchstücke konnten füglich ganz wegfallen; so werden über eine Krankheit zwei Briefe gegeben, und über unbedeutende in jedes Leben fallende Dinge, die zur Charakteristik desselben nicht das Geringste beitragen, weitläufig gesprochen. Zu seiner Charakteristik gehört zunächst seine Weiberscheu, die sich in seinen poetischen Erzählungen hin und wieder bekundet und in seinem Leben nicht selten gar possirlich erscheint. So ist der Versuch, den er (Thl. II, S. 12) machte, eine Verbindung zwischen seiner zarten Correspondentin, der Demoiselle Lucius, mit dem Cantor Doles an der Thomasschule zu Stande zu bringen, höchst spaßhaft, wenn man sich ihn als Weiberfeind denkt. Zu rechter Zeit scheint ihm jedoch noch beizufallen, daß sich solches Unternehmen für einen Mann in seiner Stellung und von seinem Charakter nicht zieme, und der bereits geschriebene Brief, der ihr die Partie plausibel machen soll, wird nicht abgeschickt. Den Ovid ganz zu lesen, konnte der delicate Mann über seine fast mädchenhafte Züchtigkeit nicht gewinnen. J. J. Rousseau fand ebenso wenig Gnade vor seinen Augen; er widerräth der anfragenden Lucius, den „Emil" zu lesen und verweist sie auf — Basedow und — Mosheim! Klagen über seinen schlechten Gesundheitszustand ziehen sich wie ein dunkler Faden durch all seine brieflichen Mittheilungen an Jung und Alt, an Hohe und Niedere. Die hypochondrische Selbstanklage wegen seines Kaffeetrinkens und Tabackrauchens nöthigen dem Leser ein Lächeln ab. Ebenso spaßhaft ist die Geschichte eines ausgezogenen Zahns (Thl. II, S. 118). „Ich litt", erzählt er der Lucius in einem Briefe aus Karlsbad, „bald durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbarn schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über diesen Verlust wol geweint haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Sein Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen ihres Amts verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten,

und zwang mir eine neue Reihe von Zähnen mörderisch ein. Ich duldete Alles, ging unter vielen Schmerzen zu Tische, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreien und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte." Wie rührend ist dagegen die Liebe zur Mutter, sowie der weiche, wohlthätige Sinn, mit welchem er jeden Hülfesuchenden, jeden Nothleidenden und besonders seine dürftigern Geschwister umfaßt; wie edel die Resignation auf jeden sinnlichen Genuß und seine Mäßigkeit. „Ein wenig meißner Wein", schreibt er als Erzieher der beiden Söhne des Herrn von Lüttichau unweit Dresden, „mit etwas Brot erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendet hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." Die Mehrzahl der Briefe von seinen Lieben liest er nicht ohne nasse Augen; er bebt; er betet; die Empfindung tödtet ihn fast. Jede edle Handlung, die er liest oder erzählen hört, begeistert ihn mit hoher Liebe zur Tugend. Der entschiedenste Haß gegen das Laster und jede Gemeinheit macht sein sonst so sanftes Auge flammen. Die Wohlthaten und Geschenke, die er aus der Hand unbekannter Verehrer empfängt, machen ihn dankbarer gegen Gott und steigern die Gefühle frommer Demuth in seiner Seele. Der Beifall der Einfalt wie der Kunstrichter über seine Schriften thut seiner Bescheidenheit nicht den geringsten Eintrag. Die Schmerzen eines siechen Körpers mahnen ihn täglich an die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, stärken seine Geduld und Ergebung, weisen ihn auf Den, der den guten Tag gibt neben dem bösen, der Wunden schlägt und wieder heilt, und richten das Gemüth aus dem Irrsal der Zeit auf Das, was droben ist und ewig währt. Er sieht in dem Beifall einer Postmeistermagd und einer Prinzessin, in den naiven Aeußerungen eines Feldwebels über seinen Autorwerth wie in der schmeichelhaften Aufmerksamkeit seines jungen Landesherrn für ihn nur die Wirkungen einer Kraft — der Gnade und Liebe Gottes. Die große Welt mit ihrem Geräusch und ihrem Wortgeklingel läßt ihn kalt. Seine vornehmen Bekanntschaften in Karlsbad und die Huldigungen, die ihm da werden, vergißt er bald und gibt sie gern auf, wenn er nur wieder in sein stilles Museum flüchten und sich im stillen Heiligthum seiner Innenwelt ergehen kann. So war, so dachte, so fühlte Christian Fürchtegott Gellert, dessen Andenken wir den Lesern d. Bl. um so lieber zurückrufen möchten, da es uns fast bedünken will, als werde dasselbe nur noch in deutschen Chrestomathien kümmerlich gefristet. 108.

Das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert. Ein Handbuch für Reisende und Alle, die das Gebirge näher kennen zu lernen wünschen, mit Nachweisungen über Naturschönheiten. In Verbindung mit Freunden unternommen von Christian Zimmermann. Zwei Theile. Mit 14 Kupfertafeln und einer Karte. Darmstadt, Leske. 1834. Gr. 8. 4 Thlr.*)

Daß der Harz in jeder Hinsicht, sowol für den Berg-, Hütten- und Forstmann, Geologen, Mineralogen, Zoologen und Botaniker, als auch für den Freund schöner Gegenden ein höchst interessantes Gebirge sei, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Daher ist denn auch die Literatur des Harzes sehr reich, und noch neuerlich haben sich Männer wie Hausmann, Zincken, Keferstein, Gottschalk (dessen bekanntes „Reisetaschenbuch" neuerlich die vierte Auflage erlebt hat) um dieselbe verdient gemacht. Immer fehlte es aber noch an einem umfassendern Werke über den Harz, weshalb wir es Hrn. Zimmermann, der besonders Gelegenheit gehabt hat, denselben kennen zu lernen, danken müssen, daß er diese schwierige Aufgabe unternommen hat. Was nun die Art ihrer Lösung betrifft, so müssen wir gestehen, daß sie im Allgemeinen sehr gut und gelungen zu nennen ist. Ausstellungen lassen sich an solch einem Buche immer machen, was bei der Mannichfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes gar nicht zu vermeiden ist. Allein dies kann der Vorzüglichkeit des Werkes durchaus keinen Abbruch thun; wir empfehlen es daher dem Publicum mit der Versicherung, daß es Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, und daß eine Masse von Kenntnissen über einen sehr wichtigen und interessanten Theil unsers deutschen Vaterlandes daraus zu erlangen sind. Wir müssen uns hier begnügen auf das besonders Interessante aufmerksam zu machen. Der erste Abschnitt des ersten Theils ist eine geographisch-orographisch-statistische Einleitung; sie handelt von der Lage und allgemeinen Form, von den Grenzen und der Trennung des Gebirgs von andern; von den Höhen der Grundfläche, den Ansichten, Abfällen und Presilen; von der Form der Berge, der Gruppirung und den Abtheilungen des Gebirges; den Thälern, den Höhlen und Fundorten von Knochen urweltlicher Thiere; den Erdfällen, Flüssen und Quellen; dem Klima und allgemeinen physikalischen Erscheinungen, und endlich folgt eine statistisch-geographische Uebersicht. Der zweite Abschnitt ist der geognostischen Beschaffenheit gewidmet und mit besonderer Umsicht und mit beständiger Berücksichtigung der neuesten Beobachtungen und Ansichten bearbeitet. Der dritte Abschnitt handelt von der Mineralogie des Harzes, der vierte von den Thieren und Pflanzen und der Jagd, der fünfte von den Wäldern und ihrer Benutzung, der sechste von den Erzlagerstätten und ihrer Benutzung. Dieser Abschnitt, der in lichtvoller Klarheit die großartigen Anlagen des harzer Bergbaues darstellt, Anlagen, die den überall bewunderten Werken Großbritanniens dreist an die Seite gestellt werden können, ist besonders den vielen oberflächlichen staatswirthschaftlichen Schriftstellern und den Sprechern mancher Ständeversammlungen zu empfehlen, die in ihrer anmaßenden Unwissenheit in Dingen, die außerhalb der Grenzen ihrer beschränkten Kenntnisse liegen, blos deswegen den Bergbau herabsetzen, weil er, mit tausendfachen Schwierigkeiten, mit den wohlfeilen Blei-, Kupfer- und Eisenpreisen in England, Spanien u. s. w., mit Grenzsperren u. s. w. kämpfend, keine Quelle mehr ist, woraus die Staatskassen gefüllt werden, welche jenen Schreibern und Sprechern reichliche Besoldungen und Diäten zufließen lassen. Unsere Behauptung durch Beispiele beweisen zu wollen, eine minder schwierige als entfernt liegende Aufgabe, würde hier natürlich zu weit führen. Man nehme doch dem Harz seinen Bergbau und Hüttenbetrieb, man beschränke ihn, man gebe die Eisenhütten Privatleuten in die Hände, und man wird sich bald überzeugen, daß der Zweck des Bergbaues ein höherer ist, als lediglich einige Tausende baarer Ueberschüsse zu geben: ein Satz, der von sachvertrauten Männern und erst neuerlich von Hausmann für den Harz und von Weißenbach für Sachsen auf das Klarste bewiesen worden ist. Der siebente Abschnitt handelt von den Hüttenwerken und einigen andern Betrieben zur Benutzung der Mineralien und Metalle.

Der zweite Theil des Werks ist allgemeinern Inhalts und zerfällt in vier Abschnitte. Der erste handelt von den Harzreisen überhaupt, der zweite von den Naturschönheiten des Harzes, und diesem Abschnitte sind 14 Kupfertafeln, verschiedene Ansichten des ganzen und einzelne Partien des Ober- und Unterharzes recht treffend darstellend, beigegeben. Der dritte enthält Reiserouten und Bemerkungen über die darauf zu beobachtenden Gegenstände, und der vierte endlich Nachweisungen über die Orte, welche zu längerm Aufenthalte zu wählen sind, und über ihre Umgebungen. Die diesem Bande beigegebene Karte liefert ein klares Bild der geognostischen Verhältnisse des Harzes. 58.

*) Der zweite Theil führt auch d. T.: „Anleitung zur Bereisung des Harzes".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 275. — 2. October 1834.

1812. Ein hiſtoriſcher Roman von L. Rellſtab. Vier Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 274.)

Wenn nach dieſen Andeutungen der Verf. unſers Romans in Betracht der Aufgabe, die er ſich geſtellt, wirklich berechtigt erſcheint, ſo gab es doch eine doppelte Weiſe, wie er dieſe Aufgabe löſen konnte. Auf der einen Seite konnte nämlich das Objectiv-Hiſtoriſche in der Behandlungsweiſe dergeſtalt vorherrſchen, daß ſich Alles, was in dem Roman Begebenheit ſein ſollte, an die Bedeutung der geſchichtlichen Perſonen knüpfte, die als die Helden dieſes Zeitraums erſcheinen. Hier kam es darauf an, alle Plaſtik der Kunſt aufzubieten, daß dieſe Perſönlichkeiten in ihrer ganzen Größe, in ihrem gegenſeitigen Verhältniß, in ihrer Verſchiedenheit, in ihrem ganzen innern Sein und Weſen begriffen und dargeſtellt wurden. Sie mußten Jeder mit ſeinem geiſtigen Selbſt den Focus bilden, in welchem alle Ausſtrahlungen der Dichtung zuſammenfloſſen. Hier hätte der Leſer nun mehr als ein bloßes treues Portrait jener Männer des Jahrhunderts empfangen, es wäre ihm vergönnt geweſen, weil eben der Dichter mehr als der Geſchichtſchreiber in das Eigenthümliche ihres Charakters, in das Poetiſche ihres Weſens hinabgeſtiegen wäre, dieſes ihr Weſen auf totalere und individuellere Weiſe zu erkennen und zu genießen. Denn in der rein hiſtoriſchen Darſtellung ſondert ſich der Held nicht von ſeiner That; in einer wahrhaft poetiſchen aber leuchtet der Kern des Individuums, ſein ganzes Innere ſelbſtändiger und anmuthiger hervor. Allerdings bedurfte es, weil dies einmal der Begriff des Romans ſo fodert, dabei noch beſonderer Verwickelungen und Verhältniſſe ſolcher Perſonen, welche nicht als hiſtoriſche Helden, ſondern auf allgemein menſchliche Weiſe durch die Intereſſen einer Zeit, die Alles ergreift, in die geſchichtliche Begebenheit verflochten werden; allein dieſe vermittelnden, rein poetiſchen, unmittelbar aus der Dichtung entſprungenen wären dann weniger hervorgetreten und hätten in dem großen Welt- und Zeitgemälde freilich nur die Nebenfiguren ſo großer Hauptgeſtalten bilden müſſen. Die ſo bezeichnete Anlage wäre — wiewol nur entfernt — der Conſtruction des „Kenilworth" von Walter Scott zu vergleichen geweſen, obgleich ſie hier von weit größerer Wirkung geweſen ſein würde, um der reichern Anzahl der hiſtoriſchen Perſonen willen und durch das entſchiedener Energiſche und Charakteriſtiſche ihres Weſens.

Nicht zu leugnen iſt es, daß dieſe Behandlungsweiſe ſeines Sujets dem Verf. unendliche Schwierigkeiten gemacht haben würde. Nur mit der größten poetiſchen Kunſt hätte er eine gewiſſe Eintönigkeit vermeiden können, weil ja die meiſten der hiſtoriſchen Helden dieſes Zeitraums, als geborene Krieger, eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben. Denn obgleich Menſchen wie Eugen, Murat, Ney als menſchliche Charaktere untereinander ſehr verſchieden ſind, ſo entwickelt doch die Aufgabe, welcher ſie hier ihre geiſtige Kraft weihen, eben dieſe Kraft nur ſo weit, als ſie ihrer bedarf, und die Begebenheit iſt es mithin ſelbſt, welche ihren Wirkungskreis bedingt und begrenzt. Jene Aufgabe iſt der Kampf, und die Helden ſind deshalb vor Allem Kämpfer. Nur eine höchſt kunſtvolle Conſtruction, in welcher eine Fülle der Mannichfaltigkeit hätte erſcheinen müſſen, würde hier über die Schwierigkeit des Stoffs geſiegt haben. Und nur, was ebenſo wichtig iſt, einem von der Kenntniß der Begebenheiten ganz abgetrennten Studium des Perſönlichen in den innern und äußern Verhältniſſen jener Helden würde es gelungen ſein, in der Darſtellung derſelben das Poetiſche mit dem Weltgeſchichtlichen zu vereinen: ein Studium, für welches die Mitwelt dem Romanſchriftſteller ſich ſelten dankbar beweiſt.

Wenn alſo unſer Dichter für ſein Sujet die zweite Behandlungsweiſe vorzog, ſo läßt ſich ihm daraus kein Vorwurf machen, um ſo weniger, als er im entgegengeſetzten Falle einer Freude verluſtig gegangen wäre, welche ſich der Dichter ungern verſagt und in eben dem Grade nicht verſagen darf, als er vom Geiſte der Poeſie durchdrungen iſt. Jene Freude nämlich, aus der Fülle der eignen Phantaſie ſelbſtändige und neue Geſtalten hervorzubringen und darzuſtellen. Dieſes Verdienſt und dieſe Freude wären nicht vollkommen geweſen, wenn der Verf. in ſeinem Buch die hiſtoriſchen Perſönlichkeiten hätte vorwalten und von ihnen alles Beſondere der poetiſchen Verwickelungen und Verhältniſſe hätte ausgehen laſſen. Daß er dies empfunden, bevor er an ſein Werk ging, iſt bei der Beſonnenheit, welche in der Conſtruction deſſelben ſichtbar iſt, anzunehmen, und deshalb zog er es vor, das Intereſſe der Begebenheit als das Hauptſächliche an-

zunehmen, dieſes zur Schranke ſeines Gedichts zu machen und von dieſem das Intereſſe ſowol als die Bedeutung ſeiner ſelbſtändig erſchaffenen Romanhelden abhängig zu machen. Es erheben ſich alſo im Laufe der Geſchichte Charaktere, deren Verhältniß, wie ſchon bemerkt, ein allgemein menſchliches iſt, welche auf dem eignen Grund und Boden des Poetiſchen hervorgewachſen ſind, und die darum eine freiere und allgemeinere künſtleriſche Beurtheilung ihrer ſelbſt zulaſſen. Ihr Intereſſe iſt zwar vollkommen in das allgemeine Intereſſe ihrer Völker und ihrer Zeit gelegt, allein ihr Weſen geht nicht in und mit dieſem Intereſſe auf, vielmehr entſpringt eben daraus ihr eigenthümliches Leiden und Schickſal, daß ſie, zum Theil als die Unberufenen, auf zufällige Weiſe unter dem Widerſpruch ihrer Geſinnung und Denkweiſe, ja wol gar als Hülf- und Rathloſe in das Getriebe der Zeitereigniſſe verflochten werden, für welche ihre Natur eigentlich nicht gebildet worden. Dieſe (um mit einem Ausdruck der Schlegel'ſchen Schule zu bezeichnen) idealiſchen Perſonen und ihr verſchiedenartiger Reflex in die Alles bewegenden Zeitverhältniſſe ſind es nun, um welche ſich das eigentliche Intereſſe der Dichtung dreht, und dagegen bilden die Helden der Zeit ſelbſt, die hiſtoriſchen, nur einen Hintergrund würdiger Geſtalten, welche auf untergeordnet epiſche Weiſe als ſolche, die von der Zeit ſelbſt unzertrennlich ſind, erwähnt und geſchildert werden. Weil aber, eben vermöge des Geiſtes jener Zeit, die idealiſchen Perſonen der Dichtung oder die Helden des Romans in gewiſſen Nationalitäten wurzeln mußten, und in ihnen eben eine Verſchiedenheit des nationalen Bewußtſeins der Völker damaliger Zeit ſich abſpiegeln mußte, ſo finden wir den in unſerm Roman auftretenden Familienkreis nicht einſeitig einem einzigen Volke angehörig, ſondern wir ſehen, daß er ſich bildet aus Angehörigen grade derjenigen Völker, die das lebendigſte und innerſte Bewußtſein über jenen Zeitraum in ſich bergen; bei welcher Bemerkung wir es dahingeſtellt laſſen, ob eine gewiſſe Vorliebe für die polniſche Nation den Dichter vermochte, grade aus ihr die meiſten ſeiner poetiſchen Charaktere zu entnehmen. So repräſentirt ſich deutſches Intereſſe in der Familie Ludwig's und in dem Maler Bernhard; das polniſche in Raſinski und ſeinen Freunden Boleslav und Jaromir, in der Gräfin, Raſinski's Schweſter, und der liebenswürdigen Lodoiska. Das franzöſiſche Volk liefert für dieſen Kreis in dem General Reynard einen kühnen und edelmüthigen Krieger, dem doch das Gepräge ſeines Volks nicht fehlt, und in der Opernſängerin Françoiſe Aliſette ein ſo ganz nationaleigenthümliches Naturell, daß es, ebenſo fein nuancirt als charakteriſtiſch, für ein vollkommen entſprechendes Nationalportrait gelten kann. Derſelbe glückliche Blick in die Art und Weiſe fremder Nationalität offenbart ſich in der Charakterſchilderung des ruſſiſchen Grafen Dolgorow und ſeiner Gemahlin, ſowie die wohlgelungene Verſchmelzung zweier Volksbeſtimmtheiten zu einem Weſen in dem Gemüthe der urſprünglich deutſchen Feodorowna nicht zu verkennen iſt.

Indem es aber darauf ankommt, näher auf die Hauptcharaktere unſers Romans einzugehen, um ganz zu erforſchen, welcherlei ihr Weſen ſei, nehmen wir uns vor, wie es einer unbefangenen Kritik geziemt, und eben darum weil wir die Dichtung des Verf. für mehr als einen gewöhnlichen Dutzendroman halten, wie deren jede Meſſe bringt, in Betreff ihrer ganz aufrichtig zu ſein und ſie nach dem Maßſtab des Künſtleriſchen zu meſſen, ſoweit er uns zu Gebote ſteht, in ſeiner ganzen Conſequenz und Bedeutung. Ein Verfahren, welches ebendeshalb auf ſo viele ſeinſollende Dichtungen dieſer Art gar nicht angewendet werden kann, weil ſie den Namen einer Dichtung von Haus aus nicht verdienen. Wo aber Beſonnenheit, Liebe und künſtleriſcher Sinn ein Gedicht, das dieſen Namen verdient, hervorgebracht, da eben geziemt es der Kritik, in gleichem Maße ſorgfältig und der Sache getreu zu erſcheinen. Um ſo mehr und um ſo berechtigter dürfen wir an dieſer Stelle dies Beſtreben zu unſerer Hauptaufgabe und die Kritik der Charaktere zur Hauptſache machen, da bereits in andern kritiſchen Blättern der Werth des vorliegenden Romans anerkannt und im Allgemeinen beſprochen worden, auch wol über den Verlauf deſſelben als Geſchichte Hinreichendes zur Kenntniß des Publicums gebracht worden iſt.

Unſtreitig mit der meiſten dichteriſchen Vorliebe ſind von dem Verf. die Charaktere Bernhard's und Raſinski's behandelt worden. Um den Erſtern, den der Verf. nicht ohne Grund zu einem deutſchen Künſtler machte, recht zu würdigen, bedarf es einen Blick auf deutſche Art und Kunſt im Allgemeinen. Es iſt nämlich ſeit der Kunſtepoche, welche ſich von Jean Paul datirt, in der deutſchen Poeſie Mode geworden, die Weltbetrachtung, welche dieſem vor Allem eigenthümlich war, und welche ſeine Werke im Ganzen wie im Einzelnen charakteriſirt, dieſe Denkweiſe, die wir als den modernen Humor bezeichnen, in die Einzelheit beſonderer Geſtalten, in eine beſtimmte Kategorie von poetiſchen Geſchöpfen ausſchließlich hineinzubilden, woraus die ſogenannten humoriſtiſchen Figuren entſtanden, womit Deutſchland von ſeinen Dichtern einſt wahrhaft überſchwemmt wurde. Dieſe humoriſtiſchen Figuren, je mehr ſie ſich in der Zeit vervielfältigten und je beſonderer ſie von der Eigenthümlichkeit einzelner Dichter ausgeprägt und dargeſtellt wurden, begannen allmälig von dem Jean Paul'ſchen Kunſttypus abzuweichen und eine neue Originalität anzunehmen, welche conſequenter von der Stimmung und Verſtimmung der poetiſchen Zeit ausging. Und ſo begegnen uns bis auf die neueſte Zeit herab in den epiſchen Darſtellungen unſerer Dichter Geſtalten, welche, mit Abſicht zum Humoriſtiſchen geſtempelt, nur noch eine leiſe Familienähnlichkeit mit denen Jean Paul's, unter ſich aber eine ſehr bedeutende Charakterverwandtſchaft haben, die von der allgemeinen Bildung der modernen Welt ausgeht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe von Paris nach Lyon.

II. *)

Etwa ſechs Stunden oberhalb Lyon wechſelt wunderbar plötzlich der Charakter der Gegend und der Menſchen. Die Gebäude, wie in Mittelitalien an und auf die Hügel gebaut, erſcheinen nicht mehr mit großen Giebeln und unförmlichen Kaminen, ſondern mit platten Appenninendächern, Terraſſen, Arcaden und übergedeckten ſchattigen Schobern, und die Weiber legen die burgundiſch-pariſiſche Tracht ab und tragen kürzere Mieder und kleine platte Hauben, überhaupt vielfarbige Kleider des Südens. Man ſieht überall ſtufenweis erhöhte Dörfchen, die in einem Walde von Reben, von Ulmen, Kaſtanien und Obſtbäumen liegen und meiſt im Hintergrunde von waldigen Hügeln gedeckt ſind. Endlich ſind dieſe Hügel ſelbſt nicht mehr die goldig-grünen des maconſchen Weinlandes, ſondern pittoreske Juramaſſen, die die heißen Winde Afrikas wie Borromeo's Inſeln mit höherm Farbenreize ſchmücken. Denkt man ſich hierzu das immer reger werdende Fabrikleben im Vergleich zu dem ſtillfriedlichen der Winzer von der Goldküſte, die zehn Eiſendrahtbrücken, welche daſſelbe induſtriöſe Leben über die Saone ſpannte, groß, herrlich, koſtbar und maleriſch, ſo wird man mich begreifen, wenn ich ſage, daß ich bei dem Anblick des Städtchens Trevoux ausrief: „O che bel paese quello di Firenze". Mich däuchte, ich gondele auf den Wellen des Arno der Küſte von Livorno zu. Und wirklich wüßte ich kein lieblicheres, friedlicheres Hügelſtädtchen in Italien als eben dies Trevoux, von dem ich in Deutſchland höchſtens einmal den Namen hörte, wenn zufällig ein Stabsoffizier die Echtheit ſeiner Epaulettfranzen vertheidigte. Trevoux lebt blos von Gold und Silber, alle ſeine Einwohner machen Treſſen und Franzen und Metalldraht, und ſie verſenden dieſe Fabrikate durch die ganze Welt. In Paris wird kein Miniſter ernannt, der nicht durch die Ateliers dieſes Ortes wanderte, welcher darum auch ſehr wohlhabend iſt. Die Kaufleute bewohnen in dieſem Elyſium zugleich Villen und Fabriken, ihre Induſtriegebäude gleichen Luſtanlagen, und dieſe Luſtanlagen befriedigen zugleich alle phyſiſchen Bedürfniſſe, da köſtlicher Wein, gutes Obſt und Gemüſe mit jedmöglichem Getreide darin wächſt, und Holz und Steinkohlen in der Nähe ſind. Unterhalb Trevoux verbirgt ſich die Saone mehr und mehr in das Juravorgebirge, die Ufer werden immer maleriſcher und die Eiſendrahtbrücken immer häufiger. Man ſieht die Richtung der Stadt nicht wieder, bis die Woge den Kahn der Inſel Barbe zuträgt, und der Fluß dort plötzlich das Felſengebirge dergeſtalt durchbricht, daß nur dieſes Eiland dem Andrange Widerſtand leiſtet. Ehe wir bis an dieſe den Schiffen gefährliche Stelle kamen, ließ unſer Capitain der Schwalbe ſtopfen und ſein Boot umkehren. Ein kleines leichtes, und zu dem Behuf beſonders beſtimmtes Fahrzeug lag am Ufer, uns zur Weiterfahrt mit vier Pferden erwartend.

Ich habe eben Béranger's „Soirées provençales" zur Hand, um mich zu überzeugen, daß ich nicht der Einzige bin, der bei Collonge, Fontaines, Saint-Cyr und dem Burgfelſen der Römer, genannt Pierre Scize, poetiſch geſtimmt wurde. Der Dichter ſagt, die Thäler von Arkadien ſeien nur berühmter und verliebter als die der Saone, aber keineswegs ſo ſchön, ſo reich, ſo duftig, ſo friſch, ſo idealiſch. Das Merkwürdigſte im Vergleich zu den berührten Naturſchönheiten Griechenlands iſt aber die Miſchung der Kunſtinduſtrie mit dem Land- und Weinbau; denn da iſt kein Springquell und kein Bach, der nicht Mühlen und Maſchinen treibt, kein Raſen, der nicht von Farbſtoffen glänzt, und keine Hütte, darin nicht ein Webſtuhl klappert. In Arkadien haben die Menſchen höchſtens Strohhüte fabricirt, aber weder Seide noch Shawls noch Goldſtoffe.

Es iſt nur eine Stunde von Lyon bis an das Dorf St.-Rambert und die Inſel Barbe, von der ich eben ſprach, und dieſe Stunde vergeht in Betrachtung der impoſanteſten Kunſt- und Naturſchönheiten, indem man das linke Saoneufer hinaufgeht. Man hat auf dieſer Promenade abwechſelnd den Berg St.-Irenée, den Felſen Pierre Scize und den Mont d'Or im Auge, um deren drei von dem Fluß gebadete Baſen ſich Gärten, Weinberge und Straßen winden. Reiſende beſteigen gewöhnlich den letztern Berg zuerſt, um daſelbſt Grenoble und die Provence zu überſehen, auch etwa Molken wie auf dem Rigi der Schweiz zu trinken, und gehen dann von ſeinem Kulm herab in Karl's des Großen Haus, das jetzt ein gewiſſer Herr Delon bewohnt. Die Sage geht, der Kaiſer der Deutſchen und Franzoſen habe einſt dem Abte des auf der Felſeninſel Barbe gelegenen Kloſters einen Beſuch gemacht und den Aufenthalt und den Ort ſo ſchön gefunden, daß er beſchloſſen, dort den Ueberreſt ſeines Lebens in Einſamkeit und Ruhe zuzubringen. Die kaiſerlichen Angelegenheiten haben die Realiſation dieſes Wunſches aber nicht zugelaſſen, und die Lyoner ſahen anſtatt ihres Monarchen nur ſeine Bibliothek, von der die Mönche behaupten, ſie habe viel ſeltene Manuſcripte enthalten. Die Calviniſten haben ſie 1562 mit der Abtei der Inſel verbrannt und nichts von den alten Heiligthümern übrig gelaſſen als die Felſen. Doch in dieſe Felſen flüchtete ſich mit Andern der heilige Martin zur Zeit der Chriſtenverfolgung, und ſie vertheidigten und verbargen ſich lange und begründeten darob das Kloſter.

Man ſieht jetzt verſchiedene Ruinen und Mauern auf der obern Inſel, einen Thurm, eine Kirche und Wirthshäuſer. Gegen Lyon hin iſt die mit Linden und Pappeln bepflanzte Fläche zu einem Tanzplatz eingerichtet und mittels einer Eiſenzußbrücke mit beiden Ufern verbunden worden. Die Herren Roux und Gauthier ſind die Beſitzer der Abtei, wegen ihrer Inſchriften und ihres Alters merkwürdig, und die Herren Raymond und Charmy die der über tauſend Jahr alten Kirche von St.-Loup und unſerer lieben Frau. Wer ſie beſehen will, frage aber nicht nach den Orten, wo man betet, ſondern wo man zecht und ſpielt und tanzt, nach dem Vauxhall, Mon-Joujou und Charmione, denn ſie ſind die Erben und Enkel dieſer heiligen Orte. Kein Mädchen in Lyon, das nicht weiß, wo Mon-Joujou iſt; denn alljährig am Pfingſtfeiertage halten die Städter eine große Promenade nach dem Eiland und bringen daſelbſt ihre neuen Kleider und Equipagen zur Schau, wie in Paris in der Charwoche. Sie nennen dieſen Pilgerzug daher auch Longchamps lyonnais.

Wenn man von der Ile Barbe — der Name kommt von insula barbara, der Felſeninſel — zurück nach dem Faubourg Vaiſe fährt, ſieht man auf einer Anhöhe die Landhäuſer der reichſten Patricier Lyons, das Schloß Clavière, das Karl IX. öfter bewohnte, und den ſogenannten „Thurm der ſchönen Deutſchen".

„Voici la tour de la belle allemande, de votre aimable compatriote", ſagte eine gewitzigte Lyoneſerin zu mir, als wir von dem Eiland hinab dem Pierre Scize zuſteuerten. Und ich fragte natürlich bei Anblick dieſes auf der Höhe ſtehenden und mit einem Kreuze verſehenen Thurmes, was dieſe Benennung zu bedeuten habe, worauf ich denn Folgendes erfuhr: „Es war einmal ein Lyoneſer, der nach Deutſchland reiſte und dort ſehr reich und in zwei blaue Augen ſehr verliebt wurde. Die blauen Augen gehörten einem armen Bürgermädchen, das zweifelsohne noch mehr Schönheiten beſaß, und ſie blickten ſo wunderholb in das Herz des Kaufmanns, daß er ſich entſchloß, gegen alle Etikette ſein Liebchen zu heirathen. Hierob empörte ſich das deutſche Handelspatriciat gewaltig, und die Töchter der Großen und die Frauen der Bürgermeiſter und Schöppen zogen ſich zurück aus dem Hauſe ihrer Hoffnung und wiegelten ihre Männer und Brüder gegen den Neuvermählten auf. Sein Credit ſank, und er wurde genöthigt ſeine Läden zu ſchließen und außer Landes wieder ſein Glück zu ſuchen. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß er heimkehrte in die Stadt ſeiner Väter, viel Goldes in der Taſche und noch reicher an Erfahrung. Er wurde mit Ehren aufgenommen und mit ihm ſeine Gemahlin; denn ſie war ſchön und liebenswürdig, und der Provenzale war nicht ſo ſpießbürgerlich wie der Bewohner deutſcher Lande. Wer da aber ein ſchönes Weib hat, ſagt der heilige Anaſtaſius oder Criſpinus, der verwahrt das Feuer, das ſein Haus in Brand ſteckt,

*) Vgl. Nr. 271 d. Bl. D. Red.

denn die ganze Welt will sich der Sonne erfreuen. Es war ein schlanker Diener im Hause des Kaufmanns, der gefiel der Deutschen; denn er war ihr Landsmann und hatte auch blaue Augen und blondes Haar, und sie hatte lange keinen Sproß ihres Landes gesehen. Ehe der Mann es gewahrte, war das Band der Ehe gebrochen, und der Jüngling von jenseit des Rheins genoß insgeheim seines Bettes Freuden. Aber er kam hinter den Betrug und rächte sich und strafte gewaltig. Hoch auf den römischen Felsen von Pierre Scise setzte der Magistrat den Verbrecher, und hoch auf die Zinnen des Thurms, der in seinem Gute erbaut war, versteckte der Kaufherr sein Weib. Und sie starb in Trauer und Einsamkeit. Die Chronik will wissen, daß der Geliebte wie Leander sich des Nachts einmal von seinem Felsen herab in die Saone gelassen habe, um durch Schwimmen das Ufer und die Wohnung seiner Braut zu erreichen, daß aber die Wachen des Castells ihn bemerkt und im Wasser in dem Augenblicke erschossen hätten, in welchem er, dem Signal der Thürmerin folgend, mit gewaltiger Kraft die Wogen getheilt habe. Der Thurm befindet sich jetzt in dem Landgute des Herrn Bury, der ihn für immerdar zu erhalten gedenkt."

Es gab auch einen andern Deutschen in Lyon, der sich unsterblich machte, aber durch seine Wohlthaten und seine Liebenswürdigkeit als Mensch. Sein Name ist Johann Gieberg, gewöhnlicher genannt „le bon Allemand". Er verwendete alle Jahre große Summen auf die Ausstattung neuvermählter Paare und stiftete Institute. Hierfür waren denn die Lyoneser dankbar und ehrten sein Andenken durch die Errichtung seiner Statue auf einem Felsen von Bourg-neuf und ein Fest, an welchem diese Statue in Procession herumgetragen wurde. Am 24. Juni 1820 wurde eine neue Statue des homme de la roche angefertigt.

Als ich von der Insel Barbara den Fluß herabglitt, erregte kein Gegenstand mehr meine Aufmerksamkeit und Neugier als der bereits erwähnte Pierre Scise, dessen Felsenbollwerke jetzt geschleift und uferwärts mit einer Kaserne bebaut sind. Agrippa ließ diesen Felsenberg spalten, als er die Straßen in Gallien anlegen ließ, die man Militairstraßen nannte, und davon eine gegen den Rhein, die andere gegen die Pyrenäen, die dritte gegen den Ocean und Marseille führte. Wahrscheinlich ließ er zugleich ein Fort auf diese Höhe bauen, die damals der Stadt gegenüberlag und jetzt mehre Ruinen von römischem Mauerwerk enthält, und lieh ihr dann den Namen. Die Chronik weiß nicht viel mehr davon als heutzutage jeder Lyoneser, daß nämlich das Schloß des Pierre Scise in früherer Zeit der Sitz der Erzbischöfe, und während der Ligue das Asyl der des Royalismus verdächtigten Stadtnotablen gewesen sei. Die Sage geht, es habe sich einer dieser Patricier mit einem seidenen Strick die Felsen herabgelassen, den seine Frau ihm in einer Flasche beigebracht hatte. Später wurde der Herzog von Nemours hier eingesperrt und rettete sich auf ähnliche listige Art, indem er seinen Kammerdiener für sich im Fort ließ. *)

Wie der Felsen jetzt aussieht, ehrwürdig grau, voll Mauerruinen und Thürme, von unten gesprengt, um das Thal und die Passage geräumiger zu machen, sollte man glauben, er sei ein von Naturrevolutionen aus der Schweiz hereingewälzter Block ungeheurer Dimension. Die Gebäude zu seinen Füßen sehen winzig klein dagegen aus, und geben nur als Vordergrund des Bildes eine imposante Staffage. Ich lese, daß man das großartige Project hat, das halb von der Natur gebildete Monument nächstens durch eine unvergleichliche Fontaine zu verschönern, und daß dazu das reiche Wasser einer Quelle des Felsens selber dienen soll, die mehre hundert Fuß über der Saone sprudelt und, ins Thal geleitet, eine Fontaine gleich dem Jet géant von St.-Cloud und Wilhelmshöhe nähren kann. Es würde alsdann ein riesiger Steinlöwe auf den überragenden Felskopf zu liegen kommen, und dieser Löwe würde aus seinem Rachen über die unterlaufende Straße hinweg einen mächtigen Wasserstrahl ins Thal senden. Einstweilen sind zahllose Arbeiter auf der Höhe des Gebirges, und zwar in der ganzen Richtung bis zur Rhone, mit der Reconstruirung der römischen Arcaden beschäftigt, um moderne Festungswerke damit zu verbinden. Die Regierung hat die Hartnäckigkeit der auf dieser Linie gelegenen Croix rousse in den letzten Apriltagen empfunden, und will sich für ähnliche Fälle besser vorbereiten. Wo die alten Römer waren, da haben sie uns gewöhnlich ganz prächtige Basalte zurückgelassen. Ich habe gestern jenseit St.-Irenée, einer andern Vorstadt auf der rechten Saoneseite, die das älteste Lyon einmal enthielt, etwas Aehnliches durchs Fernrohr auf dem für die Neugier angelegten Observationsthurm bemerkt; denn von dieser Seite her leitete der Triumvir Marcus Antonius das Wasser wie in Rom auf meilenlangen Aquäducten in das alte Lugdunum, das bekanntlich kurz nach Cäsar's Tode vom Consul Munatius Plancus erbaut wurde und hundert Jahr nachher abbrannte. Man sieht die Arcaden hoch und majestätisch gleich denen Roms noch jetzt in der Richtung von St.-Etienne ganze Strecken weit.

Die Römer hatten nach Seneca in Lyon mehre Tempel, unter andern einen zu Ehren August's, zwei Marktplätze — die Vorstadt Fourvières scheint aus forum vetus entstanden — und eine Akademie, worin besonders Rhetorik getrieben wurde. Lyon war die Vaterstadt des Kaisers Claudius, dem es auch seinen Titel „Colonia Romanorum" verdankt, und erfreute sich ganz besonders der Gunst Seneca's, auf dessen Veranlassung Trajan die abgebrannten Straßen mit größerm Glanz wiederaufbauen ließ. Es gab außerdem noch zwei römischen Kaisern, Marc Aurel und Caracalla, und dem Abutius Liberalis Germanicus, den Tiber aus Eifersucht ermorden ließ, das Dasein. Es ist merkwürdig, daß es in Lyon wie in Rom eine aqua Claudia gab. Dieser Kaiser hat viele Wasserleitungen anlegen lassen, die bis auf unsere Zeit kamen; denn noch bedient man sich an der Tiber wie an der Rhone dieser Quellen, und noch bewundert man die kühnen und großen Brückenbogen, die beide Anlagen, hier bei Beaunont, enthalten. Zu den wichtigern alten Ruinen dieser vorfränkischen Epoche Lyons kann man noch das Theater, dessen Ueberreste sich im Klostergarten der Franciskaner im Quartier St.-Just befinden *), und die eines Bades zählen, das die Archäologen in dem Ursulinerinnenkloster desselben Winkels entdeckt haben wollen. Ich bin auch dahin gegangen, aber nicht der Antiquität, sondern des Klosters wegen. Man zeigte mir eine Art Gewölbe mit Röhren, durch welche das Wasser lief, und daraus ließ sich nicht viel für die Existenz römischer Bäder beweisen. Ich möchte die Grube eher für einen Wasserbehälter — Reservatorium — halten, in der Art der Cento Camerelle in Rom, sofern diese solche Behälter waren. 29.

*) Cinq Mars, der berüchtigte Verschwörer unter Richelieu, und Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, gehören auch zu den berühmten Gefangenen von Pierre Scise.

*) Man hat eine Tafel darin gefunden mit der Inschrift: „Grotten des Sarasins". Die Mauren haben das Gebäude also wol zerstört.

Eleonore von Toledo. Poetische Erzählung nach dem Italienischen des Marchese Cesare Boccella von Sigmund Schlesinger. Wien, Beck. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Konnte mit beiden Dedicationssonetten und dem Vorworte des Verf. füglich ungedruckt bleiben. Dem Stoffe liegt eine Episode aus der „Nonne von Monza" zum Grunde und ist in schleppenden Ottaverime auf 31 Seiten ausgesponnen. Die Uebersetzung zeigt eines Anfängers Unbeholfenheiten. 108.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 276. — 3. October 1834.

1812. Ein hiſtoriſcher Roman von L. Rellſtab. Vier Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 275.)

Was dieſe humoriſtiſchen Geſtalten bezeichnet, iſt nun im Allgemeinen die Zerriſſenheit ihres Weſens, der einfache Umſtand, daß ſie nichts Ganzes ſind; allein in dieſer Zerriſſenheit ſelbſt finden wieder allerlei Nuancen ſtatt, dergeſtalt, daß jene Figuren im Einzelnen ebenſo verſchieden ſind, als ſie ſich einander gleichen. Denn die Einen unter den Dichtern haben den Humor dahin verſtanden, daß er die Spitze jener Ironie bilden ſoll, welche alle Dinge in der Welt für nichtig erklärt, an der Totalität überhaupt verzweifelt und nur in dem ärmlichen Bewußtſein ſich wohl fühlt, daß es dieſe Oede und Einſamkeit in der Welt aushalten kann, und dieſe wären als die eigentlichen poetiſchen Skeptiker der modernen Welt zu bezeichnen. Andere Dichter hingegen verlegten den Humor nicht in die Zerriſſenheit des abſoluten Verzweifelns, ſondern in die Einſeitigkeit der menſchlichen Bildung, in den wiederum ſehr einfachen Umſtand, daß ſich das Individuum ein Aggregat von Meinungen und Weltanſichten bildet, hinter welchen es ſich wie hinter einer Wagenburg verſchanzt. In dieſer Abgeſchloſſenheit, die das Individuum durch die einſeitige Macht ſeiner Subjectivität vollbringt, wird es unverrückbar, felſenhart und ſpröde und würde ganz ungenießbar ſein, wenn es nicht in ſeinem Innern ein fühlendes Herz bärge, welches ebenſo allgemein Menſchenleid und Menſchenfreude theilt, überhaupt auf alles Menſchliche ebenſo empfindend eingeht, als ſich der Verſtand einſeitig und hochmüthig in ſeine eignen abſtracten Weltanſichten beſondert. Aus dieſem Widerſpruch des guten, empfindenden Herzens, welches es für das Höchſte achtet, ein Menſch zu ſein, und des weltbeleuchtenden Verſtandes, der ſich in ſeinem abſurden Denken wohlgefällt, entſteht eben das Barocke dieſer Geſtalten, daß ſie ihrem Innern in lauter Seltſamkeiten Luft machen, daß der ſpröde Verſtand dem guten Herzen immer nicht Raum verſtatten will und das Individuum ſo weit bringt, ſich der Ausbrüche ſeines menſchlichen Gefühls zu ſchämen und, wenn ſich dergleichen zeigen, ſchnell durch ein Poſſenſpiel, durch eine Sophiſterei und Paradoxie die Sache auf ein kälteres Feld, auf einen härtern Boden zu ſpielen. Dieſes gegenſeitige Herüber- und Hinüberſpielen vom Herzen zum Verſtand und vom Verſtand zum Herzen iſt aber eben die Halbheit und Einſeitigkeit der Bildung ſelbſt, welche nicht anerkennt, daß in dem wahren und ganzen Menſchen Beides, Denken und Fühlen, verſöhnt iſt, dergeſtalt, daß das gute Herz mit ſeiner milden Empfindung ſich nicht fürchten darf, auf der That ertappt zu werden, und anderntheils jener ſteife Stolz des Verſtandes ſich nicht einbilden darf, mit ſeinen barocken Welt- und Lebensanſichten das Vorzüglichere zu ſein. Entweder nun iſt in einem ſolchen Individuum der Verlauf der, daß der falſche Humor ſich in dieſem allgemeinmenſchlichen Bewußtſein, worin Denken und Gefühl Eins ſind und die Totalität der Weltverhältniſſe anerkannt iſt, wirklich auflöſt und das Individuum ſolcherweiſe zum Frieden mit ſich und zur Freude am Wirklichen gelangt, oder daß es, auf das Extrem der Punctualität und Paradoxie ſich treibend, in ſeinem Innern immer mehr und mehr verödet und abſtirbt, bis der wirkliche Tod es von der unerträglichen Bürde des Lebens befreit, oder mit andern Worten: dieſer rechtloſe Stoicismus des Verſtandes endigt mit dem Spleen, in welchem das Individuum freiwillig auf die oder jene Weiſe den Tod über ſich verhängt.

Ein ſolcher in ſeiner Bildung unvollendet gebliebener einſeitiger Charakter iſt nun Bernhard. Mit Recht machte ihn der Dichter zum Maler, zum bildenden Künſtler, denn die bildende Kunſt grade begünſtigt eine gewiſſe Einſeitigkeit der Bildung, und jene Schiefheit der Lebensanſichten, aus welcher wir phantaſtiſche Köpfe aller Art hervorgehen ſehen. Weil der Mangel an Erziehung, die zu frühe Verwaiſung in der Jugend, inſofern ſie den Menſchen zu zeitig zum Sich-ſelbſt-erziehen führen, leicht den erſten Grund zur Verſchobenheit des Charakters legen, ſo läßt ihn der Dichter als ein Weſen in der Welt herumſtreifen, das, ſich ſeiner Herkunft nicht bewußt iſt und frühe ſchon älternlos, durch Drang und Zwang der Verhältniſſe ſich hat hindurcharbeiten müſſen. Durch das Unbequeme und Widerwärtige einer ſolchen Lage, durch die Art und Weiſe, wie er ſchon in früher Jugend auf ſich allein zurückgewieſen wird, gewöhnt ſich der Charakter Bernhard's bald daran, die Welt ſich ſchroff gegenüberzuſtellen, und wie ſeine Exiſtenz ſelbſt eine einſame iſt, ſo vereinſamt in dieſer ungleichartigen Welt auch ſein

Denken und Meinen, und es kommt zu jener Ataraxie des Bewußtſeins, welche das Eigenthümliche des Stoicismus iſt. Aber in dieſem auf ſich ſelbſt zurückgewieſenen Innern zeigt ſich auch ein fühlendes Herz, welches der Mittheilung, der Liebe bedürftig iſt, in welchem der Drang vorhanden iſt, Dasjenige auszugleichen, was die misgeleitete Reflexion trennt. Dieſes gute, edle Herz iſt nun gegen den ſpröden Trotz des Denkens vielmehr das Flüſſige und Schmiegſame, welches mit jenen Mächten, von denen der Verſtand ſich hinwegwendet, grade verſöhnt ſein möchte, und dieſe Entgegenſetzung iſt der Beginn des Widerſpruchs, durch deſſen Unangemeſſenheit das Individuum trotz allem Schein der Charakterſtärke zum leidenden Weſen herabſinkt, dem es innerhalb deſſelben nicht wohl werden kann. Worin ſich aber jener Schein der Stärke, jene Ataraxie zeigt, iſt nun die barocke Form, das Schneidende des Betragens, der ſogenannte Humor, welcher es für ein point d'honneur hält, ſich vom Schmerz nicht übermannen zu laſſen, ſondern jedesmal da, wo die Empfindung ihn zu überwältigen droht, in eine friſche Reflexion, in eine kalte Paradoxie, in ein verächtliches Abſchütteln der Verhältniſſe, in Hohn und beißenden Scherz, in ein luſtiges bon mot verfällt. So nimmt ſich in Bernhard's Weſen jede Empfindung aus. Rauh und ſchneidend in ſeiner ungenießbaren Rede, läßt er nur da die Macht der Empfindung durchblicken, wo es zu handeln gilt; denn in ſeiner That glaubt der ſtoiſche Menſch keines Schleiers mehr zu bedürfen, weil er ſie für ein Anderes hält als ſein unglückliches Bewußtſein, und eben deshalb glaubt er in ihr ſein gutes Herz nicht zu verrathen, was aber ſeine Freunde beſſer wiſſen, die ihn grade nach der That, nicht nach ſeinem gleichgültigen Wort beurtheilen. Wenn deshalb der deutſche Maler in ſeinen Reflexionen über geſellige Verhältniſſe, über die politiſche Bedeutung der Zeit, über Freundſchaft und Weiblichkeit, über ſeine Kunſt, über ſein Leben und Schickſal nur die kecke Schärfe ſeines Humors ſpielen läßt, ſo bleibt er dagegen innig und treu dem Freunde in Schlacht, Unglück und Gefahr zugeſellt, und wie leichtſinnig er von Politik ſpricht, ſo ernſt und würdig erſcheint er in den Reihen der Kämpfer. Er rettet, hilft, rathet, greift ein, wie es einem Manne geziemt; nur wenn Herz gegen Herz ſich beſprechen, ſich erleichtern, ſich tröſten will, da verſchließt er ſich kalt in ſein Inneres und läßt die beſorgte Freundſchaft nur errathen, was darin vorgeht. Dieſes ſtoiſche Gemüth nun, welches ſelbſt bei den ergreifendſten Scenen des Kampfes und der Niederlage kaum mit einem Laut ſein tiefes Gefühl zu erkennen gibt, welches bitterer und bitterer den Gram verbeißt, den es über den Verluſt der Freunde, bei den Unglücksfällen der Geliebten empfindet, dieſes, gute aber böſe Herz, welches endlich zu zerbrechen droht, dieſes aufzuſchließen, zu entfalten, menſchlich und frei zu machen, dies wollte der Dichter. Und dies zu bewirken, benutzte er den allgewaltigen Hebel für alle Jugend, dem endlich doch alles Panzerwerk der verhärteten Bruſt weichen muß — die Liebe. Denn wiewol Bernhard, noch gefliſſentlicher als den allgemeinen Schmerz, den beſondern Gram ſeines ſich in Liebe verzehrenden Herzens verbarg; wiewol es ſelbſt der treue Gefährte niemals merkt, wie innig der Freund der Schweſter zugethan iſt, ſo kommt doch auch dieſe Empfindung endlich ans Tageslicht, nachdem der Mann entfernt iſt, welchem Mariens Herz ſich heimlich zugeſchworen hatte. Raſinski, der die Scheidewand zwiſchen Bernhard und Marie geweſen war, muß dem eiſernen Gebot der Pflicht folgen, die ihn der Geliebten auf immer entreißt, und das betrübte Weib merkt erſt in den Zeiten der Trauer über den Verlorenen, wie theuer ihr auch der andere ſei und wie er ihr mit jedem Tage theurer werde. In dieſem Nähertreten der Geliebten, in dieſem leiſen Uebereinſtimmen mit ihr löſt ſich aber das Spröde in Bernhard's Charakter auf, das Herz erringt den Sieg über den trotzigen Verſtand, und in dem Maße, wie des phantaſtiſchen Menſchen innerſter Gram geſtillt wird, verſöhnt ſich ihm die Welt und alles Daſein.

Ihm zunächſt ſteht der polniſche Oberſt Raſinski, eine ganz verſchiedene Natur, faſt den Südpol zu jenem Nordpol bildend, aber eben um dieſer Polarität willen ihm im Innerſten gleichartig. Von Seiten der Nationalität, d. h. der volksthümlichen Beſonderheit, kann Raſinski's Charakter vergriffen ſcheinen, denn er iſt kein ganzer Pole; allein von Seiten des Allgemeinmenſchlichen gewiß nicht, denn er iſt ein ganzer Menſch. Raſinski dient im franzöſiſchen Heere, er wird von den Führern vor Allen gekannt und ausgezeichnet; aber Raſinski iſt auch ein geborener Soldat, der ſich allem Heldenthümlichen, wenn es hervorglänzt, auf der Stelle befreundet und aſſimilirt. So iſt es gekommen, daß bei der Entwickelung dieſes Charakters auf ihn die umgebenden Geiſter der edeln Führer, eines Ney, Murat, Eugen ꝛc., bildend einwirkten und er in einzelnen Zügen wie im Ganzen ihnen allmälig zu gleichen anfing. Weil er aber ebenſo innig, wie an dieſe hiſtoriſch-glänzenden Perſonen, ſich an den eignen und jenen fremden Familienkreis anſchließt, womit ihn das Zuſammentreffen der Verhältniſſe verbunden hat, ſo iſt er zwiſchen dieſen beiden Extremen recht eigentlich als der vermittelnde Geiſt zu betrachten, der um ſeines klaren Bewußtſeins, um ſeiner ſtets ſichern und feſten Entſchließung willen den vom Kampf entfernten, theilnehmenden Lieben zu ihrer Beruhigung ganz unentbehrlich iſt. Daß dieſe ihn bei den andern Freunden als ihren Vorgeſetzten, Gefährten und Rathgeber wiſſen, dies iſt es, was ſie tröſtet. Um den Charakter in dieſem Werth zu erhalten, mußte und durfte ihn der Dichter niemals aus den Augen laſſen, er mußte dieſe beſonnene, tapfere Ruhe und Unerſchrockenheit als den Leitſtern darſtellen, welcher die andern kämpfenden Freunde durch die Nacht des Kampfes hindurchführt, und um welchen ſich der ganze Kreis der getrennten Verbundenen immer ſammelt und wiederfindet. Für Alle wird deshalb R. zu einem ebenſo ſehr objectiven als individuellen Weſen, und in dieſer Objectivität erhält ihn auch der Dichter bis ans Ende, indem er ihn, nachdem Alles geendigt, nachdem das harte Leid der Schlachten und des ſchmachvollen Rückzugs durchgekämpft iſt, noch keine Ruhe im Schooſe ſeiner Familie finden und genießen

läßt. Sondern weil das Schicksal des Volkes, dem er mit Leib und Seele, Gemüth und That angehört, noch nicht entschieden ist, so reißt ihn die Unruhe und die Sehnsucht für dieses sein Volk aufs Neue in den Kampf, und so muß bei dieser großartigen und unendlichen Sehnsucht die stillere Angelegenheit des Herzens zurücktreten. Er muß Marien, die Geliebte, lassen und verlassen, und der Dichter läßt ihn die Resultate des Kampfes von 1813 mild und weise nicht erleben, sondern da seinen Untergang finden, wo auch sein Führer und Freund, der tapfere Poniatowski, verzweiflungsvoll endigte.

(Der Beschluß folgt.)

Moralische Briefe, geschrieben aus unserer Zeit. Strasburg, Heitz. 1832. Gr. 8.

Der ungenannte Verf. sagt in der Vorrede: „Ich habe moralische Briefe aus unserer Zeit, für unsere Zeit geschrieben. Ich biete sie dem Publicum an, ja, ich lege sie auf dem Altar unsers Vaterlandes nieder, der mir heilig und ehrwürdig ist. Ich bin mir der besten Absicht bewußt: Was ist das höchste Bedürfniß unserer Zeit, des deutschen Volks? Der Grund der höchsten Güter ist Tugend, sie ist der Anfang dazu. Unsere Zeit schreit nach Freiheit, nach Gerechtigkeit. Sind beide ohne Sittlichkeit denkbar? Hat der Entnervte, der Kraftlose, der Schlechte Ernst und Muth, seinen Ansprüchen gemäß auch seinen Theil von Pflicht zu übernehmen und den hohen Worten, die in seinem Munde so gar leer sind, Nachdruck zu geben? Christus sagt: Erkennet die Wahrheit, so wird sie euch frei machen. Ich stimme den Gemeinplatz an: Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein. Ich sehe, daß nur die Guten den Muth haben, das Höchste zu erringen; ich behaupte aber, wenn das Gute nicht allgemein werde, so sei nichts gewonnen. Darum habe ich moralische Briefe geschrieben, und man halte es für keine Ungereimtheit, wenn ich hinzusetze, ich sei Theolog. Die Politik, wie wir sie unserer Tage weit und breit hören, geht mich nichts an. Einer sittlichen Denkart fähig zu sein, oder wenn dies nicht wäre, sich fähig zu machen, darin finde ich die Würde des Menschen. Das Leben aus dem sittlichen Gesichtspunkt zu betrachten, ist ein Gedanke, der durch seine Schönheit, Erhabenheit, Göttlichkeit unsere Seele rührt. Unser Geist erreicht nichts Höheres, jener Gedanke ist die Bedingung zur Menschlichkeit, aber er scheint der Menschheit verloren gegangen zu sein. Ob sie ihn wiederverlange, davon hängt es ab, daß sie nicht selbst verloren gehe. Der Mensch irrt sich, wenn er meint, sein Geschlecht sei ohne Bedingung und ohne ein Gesetz geschaffen. Er hat vergessen, wenn er jenes Gesetz mit Füßen trete und dem Schöpfer trotze, daß er dieses auf seine eignen Kosten thue; er hat vergessen, daß die Folgen eines Gesetzes, er mag es befolgen oder verletzen, in beiden Fällen unabänderlich sind und in keines Gottes Macht stehen. Ich habe die Schicksale eines einzelnen Menschen in diese Briefe verflochten. Ich kann mich darüber so wenig entschuldigen als Rechenschaft geben. Welcher redliche Mann kann sagen, daß sein Herz ruhig schlage, daß er mit sich selbst, geschweige mit Dem, was um ihn vorgeht, im Einklang sei? Ist doch unsere Zeit so grundschlecht, so ehrlos und unwürdig, daß selbst der Greis nicht mit Kummer, sondern mit Erbitterung in die Grube fährt."

Die letzten Worte dieser traurigen Schilderung könnten an dem Briefsteller in Erfüllung gehen, wenn nicht eine Art psychologisches Wunder an ihm geschieht, dessen Möglichkeit und Modificationen zu berechnen vielleicht dem Scharfsinn eines Heinroth schwer fallen möchte. Seine leidenschaftliche Unzufriedenheit ist Anlage seiner innern Natur, die sich von Allem nährt und stärkt, was irdische Verhältnisse anzubieten vermögen. Er ist Eingeborener eines protestantischen Staats im nördlichen Deutschland, der weder mächtig noch glänzend, aber geachtet ist, mit Milde verwaltet wird und sich durch Duldung und Ordnung auszeichnet, welche die geistige Bildung weder übereilt, noch hinter ihr zurückbleibt. Er hat Theologie studirt, sich aus Neigung dem Schullehrerstande gewidmet, Anstellung und sicherlich kein Hinderniß gefunden, die einfachen Wahrheiten der christlichen Sittenlehre der ihm angewiesenen Jugend einleuchtend und angenehm zu machen. Das Verhältniß sagte ihm nicht lange zu, er gab es auf und ist ein freier Mann, ohne augenblickliche Nahrungssorgen, ohne Ehrgeiz, ohne Eigennutz, ohne unglückliche Liebe, ohne Anfechtungen der Sinnlichkeit, unbescholten, unverfolgt. Die Welt steht dem Unverehlichten offen, die weite Welt hat nichts, das ihn befriedigt. Er besitzt einen vieljährigen, zuverlässigen, verständigen Freund, gemäßigter und bescheidener in seiner Denkart und in seinem Betragen, unerschöpflich an Nachsicht und Langmuth gegen ihn. Aber das Motto der Rückseite des Titelblatts ist buchstäblich wahr: Cuncta terrarum subacta — praeter atrocem animum! So etwas ist freilich nicht ohne Beispiel; doch sind uns so viel unvereinbare Widersprüche auf so wenigen Bogen noch nicht vorgekommen, und wir erlauben uns einige derselben nebeneinander zu stellen, damit der Leser entscheide. (S. 15) „Dies wird Ihnen sagen, wie zufrieden ich mit mir bin. Ich habe jetzt mein Schicksal mir selbst bereitet, und brauche meine Ehre nicht unter das Joch der Illiberalität zu schmiegen, unter welches alle Köpfe und Herzen gezwängt sind." (S. 21) „Ich mag blicken, wohin ich will, was sehe ich als Träume? ich mag denken, was ich will — Zweifel! jeder groß genug zur Verzweiflung." (S. 24) „Als ich die Welt sah, wie sie ist, und keinen Ausweg wußte, und die Trümmer über mich hereinzustürzen drohten, wo da Gott, mein Gott blieb? Lieber Freund, wenn man Gott dahin erniedrigt, den Erhabenen unter das Vergängliche und Ungöttliche, so mißbraucht man seinen Namen. Ich konnte in dem Chaos der Welt weder Gott noch Göttliches entdecken. Wol spürte ich die Gewalt der Schicksalsmächte, und zu diesen ist das Bestreben nach Frömmigkeit elend genug. Widerstrebe ihnen, murre wider sie, und hüte dich, daß du zu ihnen dich hinwendest und von Gott abwendest." (S. 29) „Schwinge dich hinauf zur Besinnung, Unglücklicher, dem Besonnenen helfen die Götter, die dem Wahnsinnigen fern sind, und was ist der Trost dieser Besonnenheit?

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Es ist meine aufrichtige Meinung, lieber Freund, und ich meine dies einfach und ohne Schalksinn — wer in unserer Zeit dies aussprechen kann, der hat viel erreicht und Wünschenswerthes erreicht. Wer so viel Steine des Anstoßes überstanden hat, daß er bis zu dieser Philosophie sich erhebt, den möchte ich einen Helden, wenigstens unserer Zeit nennen. Aber nun bitte ich Sie, was für eine Zeit muß diese Zeit sein, welche — nicht die Feigheit zum Heldensinn erhebt (es wäre Unrecht, wollte ich dies sagen), aber in welcher wirklich Heldensinn und Heldenkraft dazu gehört, um es nur zu einer solchen verzweifelten Feigheit und Erbärmlichkeit zu bringen?" (S. 31) „Hierüber will ich Ihnen nächstens einen Commentar schicken, der soll überschrieben sein: Objective Schurkerei, d. h. ein großer Bund von vielen subjectiven Schurken, geschrieben von einem subjectiven Narren." (S. 42) „Sie sind mein guter lieber Freund, ja grade herausgesagt, Sie sind ein vollkommener Mensch, bis auf Das, daß Sie nicht oft genug in dem alten Bibelbuch lesen. Sehen Sie nur, was für ein rebellischer Geist darinnen herrscht: der Mose ist ein Rebell an Pharao, das ganze jüdische Volk rebellisch gegen Jehovah und gegen alle seine Unterjocher (das wäre zu viel zu erzählen), und der Jesus ein Rebell, daß ich kurzweg red', gegen den alten Bund; und wie er gegen die Römer gesinnt gewesen, das steht nach meiner Exegese, die etwas alt ist und so ziemlich auf den Geist geht, nicht so ganz klar zu lesen. Wenigstens wollte sich anfänglich seine Lehre nicht zu einer

Staatsreligion schicken, und der Konstantin muß entweder nicht gescheit gewesen sein, oder ein schlechter Patriot. Sie war für das römische Reich ein lockeres Band, sie war vielmehr ein Loch, das immer weiter riß. Aber allmälig hat man ihren rebellischen Geist gedämpft. Der Fluß ist in sein Bett zurückgewichen, und nur der stille Wanderer kennt das Thal, wo er fließt, ruht an seinen Ufern, badet, schöpft aus seinen Wellen, und wandert zu den Quellen des Flusses, welche lauter und rein strömen." (S. 44) „Sie Unchrist Sie! Sie Politiker! Sie Patriot, und was für Schimpfnamen und verbrecherische Namen ich noch wüßte! Was geht Sie Deutschlands Schicksal an? Ach, wie will das werden, wenn keine Religion mehr etwas gilt! Ist es denn möglich, ohne ein einziges religiöses Gefühl, ohne Sittlichkeit und Sitten und ohne Kraft Muth und Vertrauen zu haben? Werdet ihr dann, um wie ein langweiliger Pfaff zu predigen, den Willen Gottes thun? Aber die Lotterbuben, welche man deutsche Schriftsteller nennt, welche Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit schreien oder nicht schreien, die die Sitten ihres Volks verderben, die sollte man zu allererst zum Henker jagen. Ist nicht Tugend die größte Gleichheit? aber hat sie je gelitten, daß das Laster ihr gleich sei? Sie gehen fleißig zu Ihren unchristlichen Pastoren in die Kirche, um wenn Sie noch etwas menschliches Gefühl hätten, es dort sitzen und durch Nullum zu Null werden zu lassen." (S. 45) „Sie betheuern auf Ehre, daß Sie nicht in Ihre Kirche gehen, nicht einmal, und sich der Sünden Derer theilhaftig machen, die dort ihr Wesen treiben. Lieber Freund, durch diese Versuchung haben Sie mich am allermeisten beschämt." (S. 48) „Ich bin der ruhigste Mensch. Ich habe Ersatz für Alles, worauf ich Verzicht geleistet. Habe ich denn etwas verloren? etwas mir nehmen lassen, was ihr hingeben müßt? Ich stehe ganz unverletzt da. Meine Ehre, mein Recht, meine Kraft, an wen hätte ich von alle dem einen Gran verkauft? welchem Seelenkäufer, welchem Hundsfott hätte ich den Pantoffel geküßt? welchen Schleicher hätte ich nicht über den Haufen gerannt?" (S. 49) „Ich bin Theolog. Das Wohl der Kirche liegt mir am Herzen. Die Theologie ist eine ernste, heilige Wissenschaft. Aber was für ein Heil bringen uns die herz- und kraftlosen Professores der Theologie?" (S. 57) „Ich verkündige Gottes Zorn und Gericht, und euch verkündige ich es mit. All' eure Exegese, all' euer Unglauben, all' euer Verrath an der Religion unserer Väter, all' euer Spott über das Kreuz Christi und über die Zuversicht und Predigt der Apostel soll euch nicht um den jüngsten Tag bringen. Der bin ich, der will ich sein; glauben Sie aber nicht, daß dies mich glücklich macht." (S. 63) „Glauben Sie nicht, daß Süddeutschland ein Mittel gewähre, nicht einmal ein schlechtes Mittel, zu einem guten Zweck; glauben Sie nicht, daß Sie irgend etwas auffinden, was eine glückliche Zukunft zeige." (S. 64) „Wir wollen nichts mit dem Treiben unserer Zeit zu thun haben, unsere Polemik soll sein, daß wir keine Polemik üben." (S. 73) „Die allgemeine Zufriedenheit, die jetzt herrscht, zeigt genug, auf wie viele hunderttausend Schufte der Teufel rechnen konnte. Das heißt jetzt Weltton, daß die Schlechten vollkommen zufrieden sind!" u. s. w. bis ins Unendliche.

Quid causae est, merito quin illi Jupiter ambas
Iratus buccas inflet? 57.

Bemerkung.

Die Aeußerungen des Abgeordneten Richter von Zwickau auf dem Landtage zu Dresden, daß es sehr zweckmäßig sein würde, wenn die jungen katholischen Geistlichen Sachsens ihre Ausbildung auf der Landesuniversität finden könnten und nicht mehr, wie bisher, in das wendische Seminar zu Prag gehen müßten, haben eine kleine Schrift des Prof. Krug veranlaßt: „Ueber Errichtung einer katholisch-theologischen Facultät in der Universität Leipzig" (Leipzig, Kollmann. 1834. Gr. 8. 4 Gr.). Der Verf. schlägt vor, neben der evangelisch-theologischen eine katholisch-theologische Facultät in Leipzig zu errichten und zu dotiren. Seine Gründe dafür sind, daß auch in andern Staaten die von der Hauptreligion des Landes abweichenden Religionsparteien die Begünstigung eigner Universitäten oder Facultäten genössen, daß im Seminar zu Prag die nöthige zeitgemäße Bildung nicht erlangt werden könne, daß eine solche Facultät nicht gleich im größten Style brauchte errichtet zu werden, und daß endlich (was allerdings für Landtagsabgeordnete als eine sehr wichtige Rücksicht gelten muß) die Geldmittel zur Errichtung einer katholischen Facultät vorhanden wären. Unter diesen Gründen scheint uns der, welcher von der unzureichenden Bildung im prager Seminar hergenommen ist, allerdings der wichtigste. Eine Abstellung dieses Uebelstandes ist also gewiß nothwendig. Muß aber deshalb gleich eine eigne Facultät errichtet werden? Die Zahl der katholischen Geistlichen ist ja im Königreiche Sachsen so klein, daß eine mit nicht unbedeutenden Kosten für sie zu begründende Lehr- und Unterrichtsanstalt nicht nothwendig zu sein scheint. Vielmehr würde es zweckmäßiger sein, wenn die Studirenden eine andere deutsche Universität, Bonn, Breslau, Paderborn oder die Akademie in Münster, besuchten, wo bereits eine hinlängliche Anzahl von Lehrern angestellt ist, deren Einkommen durch einen Zuschuß von sächsischer Seite unstreitig sich verbessern würde, sodaß sie auch den sächsischen Theologen größere Aufmerksamkeit zu widmen im Stande wären. Das Abkommen, welches die nassauische Regierung in dieser Beziehung mit der bandverischen und hessischen Regierung geschlossen hat, scheint nachahmungswerth zu sein, um so mehr, da sich diese Einrichtung als nützlich und vollkommen ausreichend bestätigt hat. Auch können wir aus Erfahrungsgründen der Ansicht des Hrn. Krug darin nicht bestimmen, daß zwei Lehrer für die neue Facultät hinreichen würden, da ja die katholischen Studirenden übrigens die Vorlesungen protestantischer Lehrer besuchen könnten. Wer aber katholische Universitäten, etwa Bonn oder Paderborn, kennt, der weiß, wie sorgsam die Generalvicare und bischöflichen Ordinariate darüber wachen, daß die jungen Theologen so viel als möglich nur die Vorlesungen katholischer Lehrer hören. Eine Ausnahme findet fast nur bei philologischen Collegien statt, oder wenn die Aussicht auf zu bestehende Staatsprüfungen die jungen Leute in den Hörsaal irgend eines protestantischen Lehrers führt. Und in dieser Hinsicht werden die Katholiken wol noch lange bleiben, wie sie gewesen sind. Darin sind wir jedoch mit Hrn. Krug einverstanden, daß Proselytenmacherei in Leipzig jetzt wol nicht zu befürchten wäre. Ist doch auf der Universität zu Bonn, in einem fast ganz katholischen Lande, eigentlich nur ein Beispiel dieser Art zur öffentlichen Kunde gekommen! Auch von geheimen Versuchen wissen die Bewohner jener Gegenden nichts zu erzählen. 14.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Dreißigstes Heft.
Weber (Wilhelm) bis Zedlitz.

Auf weißem Druckpapier 6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 277. —— 4. October 1834.

1812. Ein hiſtoriſcher Roman von L. Rellſtab. Vier Bände.

(Beſchluß aus Nr. 276.)

Wenn es aber ſelbſt dieſer ganz tüchtigen und reichen Natur beſtimmt war, in der Reſignation zu enden, ſo wäre es befremdend, die untergeordneten Charaktere Jaromir's und Boleslav's in ihren Hoffnungen, Träumen und Anſprüchen reuſſiren zu ſehen. Das Bewußtſein dieſer Beiden begründet ſich und ſchließt ſich gänzlich ab in zwei einſeitigen und ſich widerſprechenden Mächten, im Kampfe und in der Liebe. Lodoiska, die Verwandte Raſinski's, iſt der Stern, der ihnen in den Verwirrungen der Schlacht vorwärts, aber nicht zurück in eine friedliche, glückliche Heimat leuchtet. Die Liebe dieſer Drei iſt ganz eigenthümlich nuancirt. Boleslav, ein ernſter, verſchloſſener Polencharakter, liebt nur und wird nicht geliebt, denn Lodoiska's jungfräuliche Neigung hat ſchon ihre Beſtimmung in dem Jugendfreunde und Kindheitsgefährten Jaromir gefunden, einem lebenskräftigen, aber leichtſinnigen Jünglinge. Boleslav trägt ſein Liebesleid um Lodoiska ſo tief verſchloſſen in der Bruſt, wie Bernhard das ſeinige um Marien. Die verſchmähte Liebe, die den glücklichern Freund beneiden muß, wird nicht zur trennenden Eiferſucht, ſondern Beides, Freundſchaft und Liebe, erweiſt ſich in Boleslav treu bis in den Tod. Erſt im Sterben verräth er dem Freunde und Allen ſeine tiefe und unwandelbare Neigung, die in dieſem lange zurückgehaltenen Bekenntniß nur einen neuen Grund finden, ihn deſto ſchmerzlicher zu betrauern.

Anders und viel trauriger endigt die belohnte Liebe Jaromir's; hier hat der Dichter ein anderes, reizendes Weib zu dem feindlichen Dämon gemacht, der mit der Kraft jenes ungeheuern Leichtſinns, welcher das Böſe ſelbſt iſt, die beiden innig verbundenen Weſen trennen muß. Die anmuthige Hetäre Françoiſe Aliſette glüht in ihrer franzöſiſchen Weiſe für den ſchönen Polenjüngling. Alle Hinderniſſe überwindend, folgt ſie ihm und dem immer weiter vorrückenden Heere bis in die Stadt der Zaren. Hier an dem Tage des furchtbaren Brandes begegnen ſich Beide wie zufällig, und mitten unter dem Getöſe der einſtürzenden Burg, zwiſchen den ringsum Alles verſchlingenden Flammen weiß die liſtige Buhlerin den Sieg über das treue Herz zu erringen. In einer ſchaurigen Schäferſtunde verliert der Jüngling ſeine Reinheit, ſein gutes Gewiſſen, ſeine Liebestreue gegen die verlobte, innigſt geliebte Lodoiska. Aber noch furchtbarer treffen ihn Reue und Gewiſſensbiſſe, als er die Gewißheit erhält, daß Diejenige, die ihn vom Pfade der Treue und Ehre abwendig machte, ſeiner Neigung ganz unwürdig, daß ſie längſt die erklärte Buhlerin eines ältern, ihm am Range überlegenen Kameraden war. Bei den hieraus erfolgenden gegenſeitigen Erörterungen, welche die Schuld Jaromir's aufklären und ſeine Reue durch die bereitwillige Vergebung der Geliebten tilgen ſollen, entſtehen immer unglücklichere Misverſtändniſſe und Verwirrungen, welche in den Augen des Schuldigen ſelbſt das Vergehen immer rieſenhafter und ehrloſer erſcheinen laſſen. Aller Leichtſinn der Jugend verwandelt ſich nun bei ihm zu dem einzigen, ungeheuern Schuldbewußtſein, das an ſeinem Herzen nagt, ſeine Jugendkraft, ja ſein Denken und Bedenken untergräbt und in ſeinem ganz verwandelten Gemüth den Wahnſinn vorbereitet. Auf dem traurigen Rückzuge, da die Natur und alles äußere Elend, was Menſchen treffen kann, noch hinzukommen, um den ſchon geiſtig geſchwächten Sinn des Unglücklichen ganz zu zerſtören, kommt dieſer Wahnſinn wirklich zum Ausbruch, und da endlich die ſchmerzlich bekümmerte Gräfin mit der von Angſt um den Geliebten ganz zerfleiſchten Lodoiska den rückkehrenden Freunden nach Wilna entgegeneilt, da iſt dem unglücklichen Schuldigen, dem nur auf Augenblicke die Beſinnung auf Vergangenes zurückkehrt, nichts mehr vergönnt, als in den Armen der treuen Geliebten, die ſein Wahnſinn ganz verkannte, zu verſcheiden. Dieſe ganze Liebesepiſode, mit Allem, was dazu gehört: Lodoiska's ſpäterm Hinſterben in Gram und Sehnſucht, ſowie dem jammervollen Ende der franzöſiſchen Buhlerin, welche die ſtrafende Hand des Verhängniſſes auf den eiſigen Steppen Rußlands erreicht, iſt trefflich, und mag um der einſichtsvollen und treuen Darſtellung der Motive und Gemüthszuſtände willen, leicht für die ſchönſte Partie des Ganzen gelten.

Nichtsdeſtoweniger findet ſich auf dieſem Felde, wo wir das eigenthümliche Talent des Verf. ſehr hoch ſchätzen müſſen, doch etwas Verfehltes, und dies iſt der Charakter Mariens. Marie, die Geliebte Bernhard's und Raſinski's, ſoll ein deutſches Mädchen ſein. Sie ſoll aber nicht blos die Innigkeit, Gemüthlichkeit und ſchüch-

terne Tiefe des deutſchen Weibes abſpiegeln, ſondern ſie ſoll das deutſche Weib des ſogenannten mittlern Standes, des Standes, in welchem vorzugsweiſe die Entfaltung des innern weiblichen Gemüthslebens möglich und bemerkbar iſt, repräſentiren: eine weibliche Bürgerlichkeit, in äußerm Betragen, in Geſinnung, Bildung, in dem ganzen jungfräulichen Weſen. Wäre nun des Verf. Dichtung ein gewöhnlicher Roman, auf Unterhaltung und das ſogenannte Anſprechende berechnet, ſo ließe ſich, was hierüber zu ſagen wäre, mit Stillſchweigen übergehen, weil einem ſolchen Roman ein Charakter wie Mariens Ehre machen würde. Allein der Verf. ſtellt die Kritik in ſeiner Dichtung ſelbſt auf einen andern und weit höhern Standpunkt, und eben darum muß die Kritik nicht ſevil ſein und, was ihr wirklich Gebrechen ſcheint, für voll annehmen. Daß ſich in einem ganz beſchränkten Familienkreiſe ein weibliches Gemüth in ſeinem ſchönſten Reichthum, in ſeiner innerſten Tiefe und wahren geiſtigen Glorie entfalten könne, hat am allermeiſten Göthe gezeigt in ſeinen „Wahlverwandtſchaften". Hier ſind ganz enge beſtimmte Grenzen feſtgeſteckt. Es bilden den Kreis, in welchem das Schönſte und Herrlichſte hervorblüht, grade nur ſo viel Perſonen, als ihn zu formiren unumgänglich nöthig ſind. Es ſind ſehr gewöhnliche Verhältniſſe; natürlich und Allen verſtändlich; allem Außerordentlichen und Phantaſtiſchromantiſchen mit Abſicht enthoben iſt die Baſis des Ganzen. Es iſt ein deutſcher Familienkreis, nicht bedeutender als jeder andere, in welchem Seele uns geiſtiges Leben möglich iſt. Und doch entzündet ſich an dieſem anſpruchloſen Verhältniſſe die tiefſte Seele deutſcher Art und Weiblichkeit. Dieſe Bemerkung enthält den Beweis, daß es für den Romanſchreiber keiner weiten Ausholungen bedarf, keiner geſuchten Verhältniſſe, keiner geſchraubten Intereſſantigkeit der zu Grunde liegenden Umſtände, um etwas Großes, Würdiges, geiſtig Bedeutendes hervorzubilden. Allein dieſer — eigentlich nur ſo zu nennende — deutſche Familienkreis, in welchem Marie ſchaltet und waltet, dieſer iſt zu beſchreiden und nimmt ſich zu geringfügig aus. Er iſt eigentlich nur das Verhältniß der Mutter zur Tochter, zum Theil in Beziehung auf den entfernten Sohn. Um die zu dürftige Natur dieſes Verhältniſſes aufzuheben, muß der Dichter die Mutter ſterben laſſen und Marien in einen andern Kreis einführen, wo das Leben bedeutender und mannichfaltiger iſt. Offenbar nun war es die Aufgabe des Verf., in Marien ein weibliches Gemüth darzuſtellen, das ſich in der Stille bildet und in dieſer einſamen Entwickelung bis zur vollkommenen Selbſtändigkeit und geiſtigen Energie gelangt. Bei dieſer Aufgabe, die aus dem Ganzen hervorleuchtet, liegt die Vergleichung ihrer mit Ottilien in den „Wahlverwandtſchaften" ganz nahe; allein eben in dieſem Vergleich muß Marie ſehr verlieren. Bruderliebe, Mutterliebe, Liebe zu dem Geliebten, Begeiſterung für ihr Vaterland, Sorge und Bekümmerniß um den Ausgang, und zwiſchen allen dieſen Intereſſen hindurch das eigne Weben des Gemüths, dies Alles nimmt ſich in Marien ganz abſtract aus, es kommt nicht zur wahren Erſcheinung; es wird zwar geſagt und mit Worten ausgedrückt, allein der Sache ſelbſt fehlt der Ausdruck. Und dann ergibt ſich aus dem Vergleich mit jenem Göthe'ſchen Charakter noch ein Zweites: Ottilie nämlich iſt durchaus tragiſch, Marie aber iſt blos ſentimental, ohne tragiſch zu ſein. Dies reflectirt auf den ganzen Familienkreis, dem ſie angehört, nicht günſtig. Es ſtellt ihn anſtatt als einen geiſtig gebildeten, vielmehr als verbildet dar. Um der Sache noch näher zu kommen: Marie iſt ein Weib aus der Jean Paul'ſchen Schule. Von allen Geiſtern, welche dieſer Schule angehörten oder huldigten, hat es keiner ſo recht verſtanden, ein innerlich bedeutendes, geiſtig ſchönes Weib darzuſtellen. Daß unſer Verf. dazu das Talent habe, beweiſt eben Lodoiska in dieſem Roman. Um ſo mehr muß der Fehlgriff befremden, daß er grade da, wo er mit Abſicht in das Innere des weiblichen Gemüths eindringen wollte, weniger Erfreuliches geleiſtet. Während Lodoiska das wahre, treue, innige Abbild einer liebenden Jungfrau iſt, in allen Partien durchaus naturgemäß und ſchön geſchildert, dabei mit vollkommen nationalem Gepräge, läßt ſich dagegen von Marien nur ſagen, daß das Abſichtliche in ihr zur Kälte und Ungenießbarkeit, und das Göthe'ſche Sich-Bilden in der Stille bei ihr zur räthſelhaften Verſchloſſenheit wird. Vielleicht hat das moderne Princip der Entſagung, welches der Verf. in den Charakter hineinſpielte, deſſen beſſeres Weſen erkältet und das Ganze verdorben. Das haben lediglich unſere ſchriftſtellernden Damen zu verantworten, welche um ſo mehr auf dem Papier die Reſignirenden in der Liebe ſpielen, je weniger ſie im wirklichen Leben in dieſe Verlegenheit kommen. Offenbar iſt Marie von allen in unſerm Roman vorkommenden weiblichen Charakteren der unbedeutendſte und ungenießbarſte; nur der Umſtand, daß Bernhard und Raſinski ſich um das kalte Weſen bemühen, gibt ihr für den denkenden Leſer Bedeutung.

Viel ſchöner, tiefer und wahrer als ſie iſt Bianka oder Feodorowna. Hier iſt wieder treues Anſchmiegen an die Wirklichkeit, Entfaltung des Gemüthslebens, keine bloße Schilderung von Zuſtänden. Die Darſtellung, wie Bianka durch alle Hinderniſſe, äußere Gefahren und Schreckniſſe, im Getrenntſein, bei völlig widerwärtigen Familienverhältniſſen ihre Liebe zu Ludwig bewahrt; wie ſie ſtandhaft und geduldig alles Elend des Rückzugs miterfährt und durchduldet, glücklich in dem Gedanken, daß der Geliebte ſie begleitet mit ſeiner Sorge und Liebe, dieſe Darſtellung iſt Zug für Zug ſchön und ergreifend, und die Weiblichkeit, welche ſich in dieſen Zügen offenbart, hat nichts gemein mit jener Zurückhaltung Mariens, welche die Gefühle ihres Herzens mit falſcher Reſignation zurückdrängt und das Schönſte im Weibe, die offene Hingebung an den geliebten Mann, einem Scheinbild weiblicher Ehre aufopfert.

Nachdem wir ſo das Hauptſächliche in den vorzüglichſten Charakteren des Romans berührt und unſere Bemerkungen nach beſter Einſicht und Ueberzeugung motivirt haben, darf es uns ſchließlich nicht entgehen, auf ein Hauptverdienſt des Verf. und ſeines Buchs aufmerkſam

zu machen, welches in den Schilderungen der einzelnen Partien beruht. Diese gehören zu dem Vorzüglichsten, was in dieser Gattung geleistet werden kann. Ueberall, seien es Scenen aus der freundlichen Natur, wo sich der Darstellende in eine anmuthige Breite verlieren darf, oder des bewegtern gesellschaftlichen Lebens, wo grade ein heiteres, bequemes Verweilen das Hauptsächliche ist, oder Schilderungen des Kampfes der Schlacht, der Schreckniß und Gefahr — überall zeigt sich bei dem Verf. in dieser Darstellungsweise ein seltenes und ausgezeichnetes Talent. Ganz vorzüglich gelungen aber sind in unserm Roman diejenigen Partien, wo das Grausige oder Piquante des kriegerischen Lebens in bestimmten, scharfbegrenzten Gruppen hervortritt, oder diejenigen, wo das allgemein Menschliche als Leidwesen mit vorzüglicher Energie in die Rauhheit der Kriegsscene hereinschreitet. So z. B. die Scene, wo die leichtsinnige Alisette auf dem furchtbaren Eisfelde zu Grunde geht, und sie, die unnatürliche frevelnde Mutter, von dem gerechten Schicksal erreicht wird. Oft grenzen solche Schilderungen an das Höchsttragische, und diese sind alsdann von dem Hauche echter Poesie durchdrungen. Bei diesen erhebt sich auch die Darstellung auf eine hohe Stufe der Kunst, wie dies z. B. der Fall ist bei der Schilderung von Jaromir's Tode in den Armen Lodoiska's. In dieser ganzen Scene des schmerzlichsten Wiederfindens zweier ganz innig Verbundenen und des schmerzlichern Verlustes in demselben Momente — in dieser waltet das tragische Pathos ganz voll und rein, und dieses Ende einer solchen Liebe, sowie die Darstellung dieser Liebe selbst läßt in künstlerischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Viele der einzelnen Partien des Buchs ließen sich noch auszeichnend hervorheben, wie z. B. die Scene des Brandes von Moskau selbst, die des Uebergangs über die Beresina u. a. Allein dies Alles im Einzelnen zu finden und zu genießen, muß dem Leser selbst überlassen bleiben, der überhaupt an dem Buche, wenn er es sorgfältig liest und von andern seines Genre zu unterscheiden versteht, noch manche vorzügliche Seite finden wird, die ihm auch die theilnehmende Kritik nicht anticipiren kann. 32.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Von Friedrich Rehm. Zweiter Band. Von der Thronbesteigung der Abbassiden und der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums bis auf das Emirat der Seldschuken, den Investiturstreit und die Kreuzzüge. Zweite Abtheilung. Geschichte des Morgenlandes. Mit 10 Stammtafeln. Kassel, Krieger. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Es ist vor acht Jahren (Nr. 277 u. 278 d. Bl. für 1825) über den ersten Band und des zweiten erste Abtheilung berichtet. Wir wollen den Leser nicht auffodern, zu betrachten, was in dieser Zeit geschehen ist. Aber diese Reichhaltigkeit und Flüchtigkeit der Zeit, diese fortgehende consummatio seculorum ist langsam vorschreitenden, gründlich erschöpfenden Studien über das Mittelalter nicht günstig. Man lebt aus der Hand in den Mund, aus dem Tages- und Zeitungsblatt in den Kopf. Hr. Rehm, dessen historischen Verdiensten schon damals volle Gerechtigkeit widerfahren ist, hat den Willen nicht, seinen Stoff dem großen Publicum recht mundrecht zu machen. Der Leser seines Buchs soll es studiren, soll nachdenken, Gelesenes wiederholen, sein Gedächtniß anstrengen, aus dem Buche selbst Quintessenz herausziehen, die er sich lieber auf Zucker vortröpfeln ließe; soll vor Allem in Zeiten sich versetzen, die den unserigen vielfach fremd geworden sind. Am wenigsten wird aber der Leser, wir fürchten selbst der gebildete, sich mit der Form der Darstellung, die im Vergleich mit den frühern Bänden wenigstens nicht gewonnen hat, befreunden können, während der Gelehrte vom Fache über dem Werthe des Gewonnenen und der wissenschaftlichen Bereicherungen die Form leichter übersieht und, wie er an schlechte Handschriften gewöhnt ist, auch einen schwerfälligern Styl verträgt. Aber der Leser, der etwa eben von Luden's bestechender Umständlichkeit, von Pölitz's stylistischer Abrundung, von Raumer's ideenreichem Wortflusse herkommt und so viele Perioden mit Parentheſen von Verweisungen auf anderswo Gesagtes, mit doppelten Zeitrechnungsangaben mohammedanischer und christlicher Aera, die ja, wie Hammer thut, auf dem Rande fortlaufen konnten, mit Uebersetzungen orientalischer Titel und Namen durchhackt und angefüllt findet, oder lange ineinander geschachtelte Perioden mehr als einmal lesen und construiren muß, wird, wie bei einer schwer zu verschluckenden Latwerge, Gesicht schneiden und unmuthig werden. Wir belegen dies nur mit zwei Perioden, die wir unter vielen herausheben, und fragen, ob jeder gebildete Leser den Inhalt derselben gleich nach dem ersten Durchlesen vollständig gefaßt habe. S. 13: „Dagegen dauerten nicht blos die Raubthier fort, sondern der sich für einen der großen Propheten, in denen sich, gleichwie in den Vorläufern des Islam, die Gottheit verkörpere, ausgebende Schwärmer, Hakem Ben Ala (oder nach Andern Ebn Faschem), genannt al Mokanna (d. i. der Verschleierte, weil er, nachdem er seinem Gerberhandwerk entsagt hatte, sein häßliches einäugiges Gesicht stets unter einer Larve verbarg), stiftete in Chorasan und Mawaralnahr eine neue Partei, erbaute sich eine Burg Sena (auf dem Gebiete von Kasch, jenseits des Oxus), wurde von den Bewohnern der Umgegend in derselben belagert (H. 165, d. i. 779. 80 n. Chr.) und tödtete sich und seine Weiber durch Gift." Oder S. 87: „Dies beweist, wenn auch die Erzählung von dem durch Abheb ed Daula nach Konstantinopel gesendeten und seinem Herrn durch eine untergeschobene Weissagung, die er an dem Orte, wo er sich die Erlaubniß zum Bau eines Hauses ausgebeten hatte, in die Erde vergrub, daß die Bauleute dieselbe bei dem Legen des Grundsteins auffinden mußten, für einen andern Salomo ausgebenden Kaufmanne und den auf den in einen Teich geworfenen schriftlichen Befehl des Emir schweigenden Fröschen ein orientalisches Märchen sein mag, die historisch erwiesene Sendung des Kadi Abu Bekr Muhammed Ben Jajeb, Ibn el Bakelon (d. i. Sohn des Krautgärtners) genannt, an den Kaiser Basilius II. (H. 371, d. i. 971. 72 n. Chr.) mit dem Samaniden Mansur I. Ben Nuh abschloß, nach welchem der Erstere jährlich 150,000 Dinar zu zahlen versprach, Letzterer sich mit einer Tochter Abheb ed Daula's vermählte." Auch Formen wie: über es verhängt, der vorhinnige Sklave, der die Linke gleich der Rechten brauchen könnende Mann u. s. w. dürften auffallen.

Gegenwärtiger Band könnte eigentlich ein Lückenbüßer genannt werden, da er laut der Vorrede die Lücke auszufüllen bestimmt ist, welche zwischen der ersten Abtheilung des zweiten Bandes (1824) und der von dem Verf. 1831 begonnenen „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen", oder „Handbuch" dritter Band erste Abtheilung (vgl. Nr. 293 d. Bl. f. 1832) entstanden war. Ebenso war vorher (1826) ein „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters", erster Band (vgl. Nr. 148 d. Bl. f. 1827) erschienen, und auch dieses führte bis auf den Anfang der Kreuzzüge. Es sollte blos die Resultate der Forschung enthalten, während das „Handbuch" denselben Stoff weiter auszuführen und gewissenhaft zu begründen bestimmt war. Ob der Hr. Verf. durch diese Unterbrechungen seinem Hauptwerke genutzt, ob er nicht Manchen über den ganzen Plan und Fortgang irregemacht habe, lassen wir dahingestellt sein.

Aber unsere volle Anerkennung des Werthes dieses Werkes für den Gelehrten müssen wir nach diesen kleinen Mäkeleien um so aufrichtiger aussprechen, weil uns die Schwierigkeiten grade dieses Theiles der mittelalterlichen Geschichte sehr wohl bekannt sind. Dieser Band behandelt nämlich das Morgenland, von der Thronbesteigung der Abbassiden 750, bis auf das Emirat der Seldschuken 1058; obgleich diese Grenze nothwendig nicht ganz festgehalten, sondern mehrfach überschritten werden mußte, wenn grade das Ende einer Dynastie nicht zu fern lag. Es ist also nur das zweite Capitel des dritten Buches (nicht das vierte, wie in der Inhaltsanzeige fälschlich steht). Der erste §. des Capitels behandelt auf 110 Seiten (für solchen Umfang wählt man wol die Bezeichnung §. gewöhnlich nicht) das Khalifat der Abbassiden zu Bagdad; der zweite gibt die mehr geographisch als chronologisch geordnete Uebersicht der daraus hervorgegangenen Dynastien in Asien, z. B. Thaheriden, Soffariden, Samaniden, Buiden u. s. w., der Dynastien in Mesopotamien und Syrien, dann der in Arabien; der dritte der in Afrika, Edrisiden, Aglabiden u. s. w.; der vierte das Khalifat der Ommaijaden in Spanien; der fünfte das macedonische Kaiserhaus in Byzanz (S. 399—496); der sechste die tatarischen Völker, Bulgaren, Gazaren, Petschenären, Uzen und Kumanen. Nur die Türken sind des Zusammenhanges wegen für das folgende Zeitalter verspart worden, wo auch von dem erneuerten bulgarischen Königreiche und den selbständiger werdenden südöstlichen slawischen Staaten zwischen Ungarn und Byzanz die Rede sein soll.

Der Verf. verkennt selbst die Trockenheit seines Gegenstandes nicht und ist deswegen bemüht gewesen, da es an einer Volksgeschichte in jenen orientalischen Staaten eigentlich ganz fehlt und fehlen muß (Folge des Despotismus; siehe die schönen Bemerkungen S. 115), durch Scenen aus dem Leben der Herrscher und der Höfe die Darstellung etwas zu beleben. Doch fehlen Culturabrisse oder Darstellungen über Handel, Wissenschaft und Kunst jener Völker keineswegs. Immer aber bleibt das Hauptverdienst tüchtige Quellenforschung (wovon nicht blos die bei jedem §. angeführten Büchertitel, sondern alle Seiten des Textes sprechende Beweise geben) und Herstellung einer richtigern Chronologie, welche grade bei der Geschichte orientalischer Völker und Staaten höchst schwierig und verwickelt ist. Heeren's Parallele zwischen dem Emir al Omrah und den Majordomen vor Pertz's „Merowingischen Hausmeiern" und Fallmerayer's „Geschichte Moreas im Mittelalter" erinnern wir uns nicht angeführt gefunden zu haben, sowie überhaupt auf das eigentliche Griechenland weniger Rücksicht genommen ist. Eine sehr schätzbare Zugabe (außer dem schönen Papier) sind zehn größere genealogische Tabellen (die kleinern in den Text eingedruckten nicht mitgerechnet).

Eine der schönsten eingestreuten Betrachtungen erlauben wir uns hier aus S. 115 mitzutheilen: „Staatsunfähig waren nach dem Gange ihrer Bildung und der Stufe derselben die Völker des Orients mehr als je zuvor, seit die Formen des Islam sie beengten. Die beste der Stadtverfassungen des Alterthums oder der Staatsverfassungen der neuern Zeit würde nicht vermocht haben, sie glücklich zu machen, ihren nicht hineinpassenden Körper gekleidet haben wie der Schmuck der Hofdame die Bäuerin, und die zurückgegebene Freiheit ihnen ebenso wenig genutzt haben wie einem seinem Käfig, in dem er geboren, entronnenen Vogel. Von großem Umfange können unter solchen Völkern gestiftete Staaten werden, mächtig auf das Ausland wirken und in hohem Glanze des Hofes strahlen, nie aber ihrer Bewohner wahres Glück befördern, im Innern kräftig und von langem Bestand sein. Stets sind nicht die nach Außen glänzenden Reiche die im Innern glücklichsten und stärksten gewesen, sondern die kleinen Staaten, die nicht einem Phantom von Ehre nachjagten, sondern ihre wahre Volksehre bewahrten. Für ein großes Reich ist die Erwerbung einer neuen Provinz stets ein neuer Schritt zum Untergang, eine Last, mit welcher sich der Riesenkörper behängt und die ihn zu Boden ziehen hilft. Volksehre bringt nur der Vertheidigungskrieg, nie der Angriffskrieg. Der Knabe David erschlug den Riesen Goliath und die Genien besiegten Spanien."

Wer eine Musterkarte von Todesstrafen haben will, findet hier reiche Ausbeute. Verdursten oder verhungern, oder erfrieren lassen, in Tüchern oder Betten, oder in frisch getünchten Kellern ersticken, durch Fußtritte auf die Zeugungsglieder tödten, kommt häufig vor. Grauenvoll ist S. 296 die Beschreibung einer Hungersnoth in Aegypten. Man nagte die Leichen der gekreuzigten Missethäter bis auf die Knochen ab; die Speisewirthe verkauften zubereitetes Fleisch erwürgter Weiber und Kinder; eine wohlbeleibte Frauensperson klagte, daß man sie in eine niedrige Hütte geschleppt und ihr Stücke Fleisch aus den Schenkeln geschnitten habe. Der Khalif ritt statt auf seinen 10,000 Pferden endlich nur noch auf einem geborgten Maulthiere und lebte von Almosen, und seine Weiber liefen mit aufgelösten Haaren unter kläglichem Geschrei aus dem Harem und fielen vor den Thoren der Stadt entseelt nieder u. s. w. Ueberhaupt war viel glänzend übertünchtes Elend im Orient, und selbst die gefeierten Mamun, Harun, Mansur zum Theil Mörder und Alle Despoten. 41.

Wybór pism Klementyny z Tańskich Hofmanowéj. (Ausgewählte Schriften von Clementina Hofman, geb. v. Tańska.) Zehn Theile. Breslau 1833. 10 Thlr.

Die Verf., eine Madame Genlis in ihrem Vaterlande, schon längst neben den vorzüglichsten polnischen Schriftstellern gepriesen, hat hier eine Sammlung ihrer bisher erschienenen Werke veranstaltet. Ein ziemlich bedeutender Theil derselben handelt über Erziehung der weiblichen Jugend. Der erste Theil enthält: „Pamiątki po dobréj matce" (Die letzten Rathschläge einer Mutter an ihre Tochter), in denen die treffendsten und feinsten Bemerkungen, wie sie nur Ergebnisse weiblicher Beobachtung sein können, ein verständiger Ueberblick aller Verhältnisse des Lebens und eine tüchtige und kräftige Gesinnung neben der tiefsten und zartesten Weiblichkeit hervortreten. Vaterlandsliebe ist auch der Verf., wie allen Polinnen, die Grundlage des Seins. Gleichfalls der Pädagogik gewidmet sind die vier letzten Theile, die theils moralische Erzählungen, theils kleinere Abhandlungen, meist nach deutschen und französischen Mustern enthalten. Besonders interessant ist die Verf. aber als Erzählerin. Der zweite bis vierte Theil umfassen Erzählungen aus der polnischen Geschichte, insbesondere der ältern Zeit, und Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Polen und Polinnen, z. B. der Königin Maria Leszczynska, der Dichter Karpinski, Felinski, u. s. w. Zu solchen Ausführungen ist die polnische Geschichte bisher noch wenig benutzt worden. Der Verf. Darstellungen sind nun nicht etwa romanhaft, sondern ganz einfach und historisch treu gehalten; nur selten erhebt sie sich, lebhafte Schilderungen gelingen ihr wohl, gewöhnlich aber ergeht sie sich ruhig, immer mit Geschmack und Anmuth. Die reizenden Gegenden im Süden Polens, die Umgebungen von Krakau, Pulawy, Nieborowo und Arkadia (Besitzungen des Fürsten Radziwill) u. s. w. weiß sie (im fünften und sechsten Theile der Sammlung) gar anschaulich darzustellen, ihre Reisen unterhaltend zu erzählen. Manche Gegend Polens hat sie freilich mit den Augen einer Polin angeschaut, die, wie sie selbst, über die Grenzen des Vaterlandes nicht gekommen ist.

Jedem Theile ist eine Lithographie beigefügt; dem ersten ein lebensvolles, daher gewiß sehr ähnliches Portrait der Verf., aus dem allein schon eine Polin von kräftigem Geiste und Gemüthe zu erkennen ist. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 278. — 5. October 1834.

Deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. von Chamiſſo und G. Schwab. Sechster Jahrgang. Mit G. Schwab's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch diesmal können wir das äußerlich und innerlich ſo wohlbegabte Büchlein mit einem Eindruck heiterer Befriedigung aus der Hand legen. Denn abgeſehen von dem Genuß, den uns ſein reicher Inhalt gewährt, gereicht uns ſeine Erſcheinung auch in ihrer Beziehung auf den Zuſtand der deutſchen Poeſie im Allgemeinen zu gerechter Freude. Die ältern Meiſter haben es an köſtlichen Gaben aus dem Ertrag ihrer wohlbeſtellten Fluren nicht fehlen laſſen; jüngere Dichter, ſchon durch frühere vielverſprechende Beiträge bekannt, zeigen durch neue Erzeugniſſe fortdauernde Liebe zur Poeſie und treuen Fleiß, und auch ſolche, die bisher noch ganz unbekannt waren, treten mit Erſtlingen auf, die des Kreiſes, in dem ſie erſcheinen, nicht unwürdig ſind. So wird der Leſer denn noch mild genug geſtimmt ſein, um auch manches weniger reife Gedicht, das die vielleicht zu weit getriebene Nachſicht der Herausgeber in dieſen Jahrgang mit einſchleichen ließ, duldſam an ſich vorübergehen zu laſſen. Daß auch ihn wieder König Ludwig von Baiern mit Verſen eröffnet, in denen „Liebe und Dichtung" verherrlicht werden, iſt ein ſchöner Beweis, daß beide in unſerm Vaterlande auch auf dem höchſten Gipfel des geſelligen Lebens tief und dauernd Wurzel gefaßt haben. Von dort aus können ſie ihre ſegenvollen Wirkungen am ſicherſten verbreiten, dort vielleicht ſo manche Bewegung der Strenge mildern, die, wenn ſie auch einzelne Schuldige unabwendlich erreichen muß, um ſolcher willen doch niemals ganze Claſſen, nie die geſammte Jugend, am wenigſten die junge Genoſſenſchaft der Muſenzöglinge treffen ſollte. Denn dieſe wird zu Liebe und Dichtung, zur Erkenntniß und Treue nur durch Einwirkung auf ihren innern Sinn, durch äußern Zwang wol ſchwerlich je zu führen ſein.

Uhland's jetzt leider ſo ſelten ertönende Leier läßt uns diesmal nur ein Gedicht: „Die Bidaſſoabrücke", hören. Ἓν τὰ, ἄλλὰ λέοντα, das Eine wiegt ſo ſchwer als viele andere.

Nikolaus Lenau. Fragmente aus einem epiſch-dramatiſchen Gedichte „Fauſt". Die unerſchöpflich tiefe Sage vom Doctor Fauſt iſt ein Rahmen, in welchen jede poetiſche Individualität ihr Gewebe einſpannen und immer neue, ſchöne Bilder darauf einwirken kann. So dürfen wir denn auch das Gedicht, aus welchem dieſe Fragmente entlehnt ſind, nicht voreilig für eine Ilias post Homerum anſehen. Sie ſind glänzend und bedeutend, dieſe Bruchſtücke, voll üppigen, farbenglühenden Lebens, voll hinreißender Bewegung und Kraft, keck und ſicher hingeworfen. Der Tendenz nach ſcheinen ſie mit der Göthe'ſchen Dichtung zwar ſehr nahe verwandt, die Behandlung aber iſt beiweitem materieller gehalten, namentlich verhält ſich das weibliche Weſen, das in Lenau's Dichtung den Lüſten Fauſt's zum Opfer fällt, gegen Gretchen's zarte Erſcheinung gehalten, wie ein Ankertau zu einem ſeidenen Faden. Dennoch behaupten dieſe Bilder in ihrer ſinnlichen Derbheit auch neben denen des ältern Meiſters eine tüchtige Originalität. Guſtav Pfizer. Von ihm finden wir 17 Gedichte, worunter eine Reihe von 12 Ghaſelen, alle anziehend durch leichte, glückliche Behandlung der Form und Reichthum an ſinnigen Gedanken und wohlgewählten Bildern, alle auf der Reflexion ruhend, ſelbſt da, wo dieſer ein factiſcher Inhalt zum Grunde gelegt iſt. Die Reflexion hat aber als Stoff für die Poeſie ebenſo hohen Werth wie jeder andere, und grade in der Behandlung dieſes Stoffs liegt Pfizer's poetiſche Kraft. Freilich darf die Speculation nicht als ſolche im Gewande der Poeſie erſcheinen, vielmehr ſoll das Reſultat der erſtern, die Idee, in der Poeſie verkörpert als unmittelbare, ſinnlich erſcheinende Wahrheit auftreten, und dieſe Foderung hat Pfizer in frühern Gedichten zuweilen unerfüllt gelaſſen, hier aber hat er ihr vollkommen genügt. Vorzüglich werth iſt uns unter dieſen Gedichten „Die unbeſtellte Botſchaft", und wir bedauern, ſie wegen Beſchränkung des Raumes dem Leſer nicht mittheilen zu können. Wolfgang Menzel. „Bilder aus der Schweiz", in antik-epigrammatiſcher Form. Nicht von großer Bedeutung. Der naturgewaltige Stoff will ſich ſo leichter Behandlung nicht fügen. Das Metriſche bleibt noch immer ungelenk.

— ⏑ ⏑
Gott hält den

als Daktylus zu gebrauchen und dagegen aus

— — — —
Das ſüß duftend aus,

als fünf aufeinanderfolgende Längen gebraucht, die erste Hälfte eines Pentameters zu bilden, ist für ein richtiges prosodisches Gehör völlig unerträglich, selbst bei der größten Nachgiebigkeit, die man für die freiere Behandlung der antiken Sylbenmaße im Deutschen erwarten kann. Eduard von Schenk. Neun Gedichte, die in wohlklingenden Versen, angenehmen Bildern und correctem Ausdruck Gefühle und Betrachtungen des Dichters aussprechen. Ihr Eindruck ist nicht tief, aber gefällig. Aus welchem Grunde der Verf. sie Epoden nennt, ist weder aus dem Versmaß noch aus dem Inhalt zu entnehmen. Ferdinand Freiligrath. Eine höchst eigenthümliche und in ihrer Art vorzügliche poetische Erscheinung. Die Kraft der hier mitgetheilten vier Gedichte besteht in der zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erhobenen Virtuosität in der poetischen Malerei. In dem ersten wird das luxuriöse Leben eines reichen amerikanischen Pflanzers von dem Lieblingssklaven desselben, „Scipio", nach welchem das Gedicht auch benannt ist, in der sklavisch-schmeichlerischen und prahlenden Weise des Negers mit den kräftigen Zügen und brennenden Farben seiner südlich-sinnlichen Phantasie dem Herrn selbst vorgemalt und somit zugleich dem Leser. Jede Strophe fängt mit den Worten an: „Massa (Herr), du bist sehr reich", und beschreibt dann einen oder einige der üppigen Besitzthümer und Genüsse des überreichen Pflanzers. Die letzte Strophe heißt:

Massa, du bist sehr reich! Wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch.
Doch ein Gericht fehlt dir, o Herr, dein Mahl zu krönen,
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!

Das zweite Gedicht: „Löwenritt", führt uns in die afrikanische Wüste und bringt uns durch ein ebenso keckes und bis zur Beängstigung lebenswahres Bild in die Nähe eines Löwen, der eine Giraffe überfällt, auf ihr reitend sie durch die Wüste jagt, bis sie, unter seinen Bissen niederstürzend, zerrissen und verschlungen wird. Jene ganze schreckenswilde Natur kommt in dem gewaltigen Bilde zur Anschauung. In dem dritten Gedicht, „Moosthee" überschrieben, befinden wir uns in Island. Wir sehen die ganze ungebändigte Natur dieses eis- und glutgemischten Bodens und dessen wichtigstes Product, das isländische Moos, in seiner erhitzenden, Berserkerwuth erregenden, aber heilkräftigen Wirkung auf einen brustsiechen Jüngling. In dem vierten Gedicht endlich hält der Dichter sich nicht mehr in den Grenzen der irdischen, wirklichen Natur. Seiner Phantasie die Zügel verhängend, malt er uns den Zustand, der eintreten würde, wenn die Erde von einem übermächtigen Kometen in seinem Umschwunge ergriffen und mitfortgerissen würde. Er beschreibt das grenzenlose Elend, wenn sie nun bald in unermeßliche Weiten von der Sonne fortgerafft, von Eiskälte und undurchdringlicher Nacht umhüllt, bald wieder, allzu nahe zur Sonne hingetrieben, von unsaglicher Glut verzehrt werden und zuletzt in loher Flamme, ein ungeheurer Glutball, aufgehen würde. Das Gedicht schließt:

Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole;
Die Berge stürzen sich mit Zischen in die Seele
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch,
Und — doch dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten —
Ich zitt're; mit der Hand bedeck' ich Stirn und Aug'.

Um nun für diese Beschreibung des grausenvollsten Phantasiebildes einen zum Vergleich geeigneten Anhaltspunkt zu gewinnen, beginnt der Dichter mit einer Schilderung der Scene, wie Chlotar II. die Königin Brunhild, an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, durch das Lager der Franken schleifen läßt. Dieses Bild aber macht in seiner genauen Ausmalung eben durch die zu große Wahrheit und Deutlichkeit eines an sich so empörenden Gegenstandes einen widerwärtigen Eindruck, und hier eben zeigt sich klar der Unterschied zwischen Virtuosität und Kunst. Einen solchen Gegenstand malen zu können, beweist Kraft; ihn malen zu wollen, Mangel an reinem Kunstsinn. Dennoch ist eine so glänzende Begabung, wie sie hier zu Tage liegt, sehr hoch zu stellen. Diese Gedichte sind Idyllen in höchster Potenz und als solche einzig in ihrer Art. Natur-, Länder- und Völkerkunde, in dieser Weise dargestellt, würden als die schönste Vereinigung von Wissenschaft und Poesie eine Welt der unschätzbarsten Anschauungen aufschließen, und welcher unerschöpfliche Stoff bietet sich hier dem Dichter zur reichsten Ernte dar! Franz Freiherr Gaudy. Wie sich im Orient alles Historische sogleich sagenhaft gestaltet und jede Begebenheit von dem Erzähler nach seinem phantastischen Belieben in ein der Nationalität seines Volkes entsprechendes Poem verwandelt wird, so hat auch Bonaparte's wundersames orientalischer Feldzug in der arabischen Wüste schon jene poetische Gestalt angenommen, in welcher der Held sich als „Buonaberdi" von einer schönen Circassierin aus Ali Bei's Harem, die unter keiner andern Bedingung die seinige werden will, zum Islam bekehren lassen muß. Diese Sage hat der Dichter in wohlgetroffener Farbe des morgenländischen Himmelsstrichs lebendig und blühend dargestellt. An sich selbst hat sie als poetischer Stoff keinen Vorzug vor so vielen andern orientalischen Sagen und Märchen und mag den Dichter nur durch den Reiz angezogen haben, der mit der Person des unserer Zeit und unserm Lebenskreise so nahe stehenden großen Mannes unzertrennlich verbunden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Blicke eines Briten auf den gegenwärtigen Zustand der Literatur seines Vaterlandes.

Funfzig Pfennig- und Halbpfennigschriften für Junge und Alte, für Religion, Jurisprudenz, Medicin, Geschichte, Politik, Oekonomie, Kunst, kurz für Literatur aller Art — auf einmal angezeigt; eine in der That bemerkenswerthe, bedeutsame Erscheinung!

Ueberschauen wir den Gang des Bücherwesens seit einer Reihe verflossener Jahre! Der werthvollen und bleibenden

Schriften sind in Vergleich mit den werthlosen und vergänglichen in allen Landen von jeher wenige gewesen. Man betrachte nur, Deutschland anbetreffend, die berühmte leipziger Messe, für welche alljährlich eine Menge neuer Schriften in Stand gesetzt werden, grade wie man Hornvieh, Pferde, Schafe und Schweine für ähnliche Märkte in England aufzieht. Aber von den 500,000 Büchern, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland ans Licht getreten sind, wie wenige haben es vermocht, sich am Lichte zu erhalten! Ganz so schlimm dürfte es um die englische Literatur wol nicht stehen.

Wer genau zuschaut, wie es im Reiche der Bücher hergeht, wird bemerkt haben, daß eines einzelnen Schriftstellers ausgezeichneter Erfolg sofort eine Menge Nachahmer ringsumher hervorruft, deren einige ihm gleichkommen, einzelne ihn wol gar übertreffen, während der große Haufe der Nachtreter in unermeßlicher Ferne hinter ihm zurückbleibt. Man denke nur Mrs. Radcliffe und Sir Walter Scott! Eine zweite Bemerkung ist folgende: Seit dem Frieden ist in England und Schottland die Literatur mehr als früherhin ein Handelsgeschäft geworden. Früherhin setzte sich der Autor nieder und schrieb nach freier Eingebung seines Geistes sein Werk, indem es ihm einen innigen, wonnevollen, mit keinem andern Vergnügen zu vergleichenden Genuß gewährte, seine Gedanken und Kenntnisse ans Licht treten zu lassen, zu ordnen, zu gestalten und sich ein Denkmal zu errichten, das er sein eignes nennen konnte. Er gab demselben das Gepräge seines eigenthümlichen Charakters und Styls, glättete es mit allem ihm zu Gebote stehenden Geschick und dachte dabei nie an den Buchhändler und die Presse, bis er mit seiner Arbeit zum Schlusse gekommen war. Konnte er dann auch einen Geldvortheil dafür erlangen, desto besser! Kein hartes Feilschen von seiner Seite. Er ließ, weniger besorgt um Käufer als um Ehre, sein Werk erscheinen. Während dieser Lage der Dinge war des Schriftstellers Geist sein eignes Reich, er selbst war Herr darüber, war unabhängig und glücklich, die Gedanken entströmten einer reinen, edeln Quelle, die Sprache blühte in jener natürlichen Anmuth, wodurch eine Schrift so anziehend wird.

Aber seit nicht gar langer Zeit hat sich das Ganze jenes oben bezeichneten Ganges umgekehrt. In sehr vielen Fällen ist der Buchhändler die ursprünglich bewegende Kraft geworden und an die Stelle des Geistes der Schriftsteller getreten. Ein Buchhändler bemerkt z. B., daß ein gewisses Werk, vielleicht ein besonderer Zweig der Novelle, bedeutenden Abgang gefunden und folglich bedeutenden Gewinn eingetragen habe, und er entdeckt nun einen Schriftsteller von Genie, der bisher aber in andern Fächern der Literatur beschäftigt gewesen ist, so macht er ihm den Vorschlag, auch so ein ähnliches Buch wie das beliebt gewordene und von demselben Umfang, etwa drei oder vier Bände, binnen einer gegebenen Zeit für ein gewisses Honorar zu schreiben. Bei dieser Art von Verkehr kommt nun eben nichts darauf an, ob der so gedungene Schriftsteller besonderes Genie für die Novelle habe oder nicht. Er nimmt, weil er eben Geld nöthig hat, den Auftrag an, versieht sich mit einem Ries Papier und stimmt, so gut es gehen will, seinen Kopf zu der neuen Arbeit. Da es kaum irgend einen Gegenstand gibt, den ein geschickter Mensch nicht mit einigem Grad von Erfolg sollte handhaben können, so werden die besagten Bände wie auf Commando während der bestimmten Zeit angefertigt. Sie werden dann mit den besten Typen auf feines, gepreßtes Papier gedruckt, rasch broschirt und gewinnen so schon äußerlich eine gewisse Frische, welche für alle Besucher der Lesecirkel eine besonders anziehende Kraft hat. Der wirklichen Ausgabe besagten Buches schreitet dann aber noch ein regelmäßiges Regiment von Anzeigen voraus, dessen erstes Glied in Grenadierbuchstaben, welche die ganze Linie eines Zeitungsblattes einnehmen, aufmarschirt.

Man läßt das Publicum sich sodann einige Tage verwundern, was diese Buchstaben doch wol möchten zu bedeuten haben? Ist auf solche Weise die Neugier besagten Publicums hinlänglich erregt und gespannt, so erscheint mit einer schlauen Miene irgendwo in einem Zeitblatte wie von ungefähr eine kleine Anzeige, die mit einer Art von Flüstern und mit geheimnißvollen Winken den vermuthlichen Inhalt des so räthselhaften Werkes enthüllt. Unglücklicherweise treten nun aber dem raschen, ersehnten Erscheinen des Buches einige Hindernisse in den Weg, z. B. die ungeheure Menge schon bestellter Exemplare hat Verzögerungen veranlaßt, oder andere dergleichen wahrscheinliche Ursachen. Diese betrübende Kunde gibt Gelegenheit zu einem neuen Trompetenstoß, der von einem Ende des Königreichs bis zum andern schmettert. Endlich aber wird der wichtige Tag bestimmt, und das Werk erscheint unter einem neuen Geschmetter des tönenden Erzes. Kein Wunder, daß in Folge solcher Vorbereitungen die neue Novelle allgemein gesucht und allgemein bewundert wird, — so lange nämlich es schwer hält, derselben in einer Buchhandlung oder Lesebibliothek habhaft zu werden. So lange die Leute von Ton sagen können: Ich habe dies oder das Buch gelesen, bevor es in die Hände des großen Leserhaufens gekommen ist, so lange wird man dessen Verdienst möglichst übertreiben, weil man damit zugleich sich selbst höher zu heben meint. Kurz, die Speculation gelingt. Die ganze Auflage wird verkauft. Nach und nach aber, wenn der Einband ein wenig verschießt und die Frische der Presse von den Blättern verschwindet, fangen allgemach auch einige ruhigere Leute an zu lesen, durchforschen die Masse des bedruckten Papiers und finden es beiweitem nicht so unterhaltend, als sie gehofft hatten. Demnächst fällt das Buch gar einem unerkauften oder unerkäuflichen Recensenten, dem die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, in die Hände. Er setzt seine scharfe Brille auf, gewahrt die äußerste Werthlosigkeit des bestellten Machwerkes und enttäuscht die betrogene Leserwelt. Was ist davon die Folge? Ada liegt im nächsten Jahre gänzlich vernachlässigt im dunkeln Winkel. Die zweite, in Erwartung neuer Nachfrage bereits gedruckte Auflage wird — als Maculatur verkauft!

Nach diesem System ist während der letzten 15 oder 20 Jahre die Literatur unsers Landes geführt worden. Wir möchten gern ehrerbietig vom Andenken Walter Scott's sprechen, können aber doch, da wir nun einmal jenen Gegenstand berührt haben, es nicht verschweigen, daß der Erfolg einiger seiner frühern Werke ihn in eine Versuchung führte, welcher, nach unserm aufrichtigsten Wunsche, er widerstanden haben möchte. Hätte er sich mit dem ordnungsmäßigen Gewinn eines erfolgreichen Schriftstellers begnügt, so würde er nie nach Antheilen an Ballantyne's Presse und Constable's Buchhandel gehascht haben. Indem er zu viel begehrte, verlor er sein Vermögen und hinterließ seine Kinder hauslos. Die Welt sah in ihm einen Mann von großem Genie und einnehmendem persönlichen Charakter, der durch den zauberischen Talisman, den er in seiner Hand hielt, sich einen wunderschönen Landsitz, wohl versehen mit allen geistigen Schätzen und von reicher Besitzung umgeben, erschaffen hatte, wozu der ihm wohlgewogene Monarch noch die Würde eines Baronets fügte. Aber kaum hatte er seine letzte, mit allen Verschönerungen der Kunst geschmückte Novelle ausgesandt, als man entdeckte, daß sein eignes Leben die „ergreifendste Fabel" unter allen seinen Werken sei, und daß von allen seinen Schöpfungen sein anscheinendes Glück die wenigste Realität habe. Man sah ihn, einen Autor, als ein Opfer von Schulden *) sterben, welche selbst einen König unter den Kaufleuten niedergedrückt haben würden. Wer mag nun noch leugnen, daß Sir W. Scott mit der Literatur Handel getrieben habe? Es ist kundbar, daß er alle seine seit 1825 geschriebenen Werke unter dem peinvollen Drucke einer Last, welche er selbst über sich gebracht, und mit der übrigens ihn sehr ehrenden Aussicht, diese Last möglichst zu vermindern, geschrieben hat. Ohne Zweifel war es auch die herbe Noth dieser Umstände, welche ihm die Art, wie er hinsichtlich seiner Schriften Handel trieb, aufzwang. Geschäftskundige wissen, daß, wenn eine sei-

*) Die Schuldenmasse belief sich auf 80,000 Pfd. St.

ner Novellen den Herausgebern in London zugesandt wurde, sie von einem Anhange unverkauft gebliebener Werke begleitet war, welche der unglückliche Londoner mitzunehmen und dann für den bestimmten Preis zu bezahlen gezwungen war, ehe er das Privilegium erhielt, den neuen Roman in London auszugeben. Dieses schlimme Princip des Handels hat nun aber auch alle übrigen Arten der Literatur durchdrungen. So ward z. B. Moore's „Lalla Rookh" ursprünglich in einem ungeheuern Quartbande für fünf Guineen ausgegeben; denn während des Kriegs und einige Zeit nachher waren die Preise aller Sachen und so auch der Bücher ins Ungeheuere gestiegen. Die Buchhandlungen bildeten ausgedehnte Anstalten, die mühsam sich noch bis 1825, diesem für alle künstlichen Glücksgebäude verhängnißvollen Jahre, aufrecht erhielten, und sie sahen sich demnach nothgedrungen, einstweilen noch auf die hohen Preise der vorigen Tage zu halten. Um dieselben aber zu schirmen, wurden Zeitschriften angelegt, deren Hauptzweck schon seit längerer Zeit gewesen war, zu Gunsten der neu erscheinenden Schriften ins Horn zu stoßen. Die Folge davon war, daß manche Prosa und Poesie zur Weltkundigkeit, wenn auch nicht zur Berühmtheit forcirt wurde, bis das Publicum endlich dieser Umtriebe müde ward und die theuern Bücher nicht mehr kaufen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet, von L. Wiendarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Ist der Titel und Inhalt dieser wenigen Bogen mehr als Neckerei? Wir wissen es nicht; denn seit einem Menschenalter werden Ironie und Humor so willkürlich gehandhabt, daß der Leser, welcher sich erlaubt, empörende Aeußerungen eines Schriftstellers zu misbilligen oder zu rügen, von den Freunden des Angefochtenen für einen Dummkopf erklärt wird, der Scherz und Spott für baare Münze nehme. Da jedoch die Rechtsregel nicht aufgehoben werden kann, daß der Sprachgebrauch über den Sinn der Worte entscheidet, mag erlaubt sein auch diese für Ernst zu nehmen. Die Vorrede behauptet, die Patrioten Niedersachsens hätten bisher über die Kluft der Stände, über die Rohheit und Unempfänglichkeit des Volks bittere Klagen geführt; Hr. W. wolle ihnen handgreiflich machen, die plattdeutsche Sprache sei die Wurzel alles Uebels, der Hemmschuh des Bessern. Gleich darauf beginnt die Abhandlung selbst mit dem ehrlichen Geständnisse, der niedersächsische Handwerker spreche das Hochdeutsche reiner und dialektloser als der geborene Frankfurter, der Würtemberger, der würzburger Professor, der badische Deputirte, oder der Bewohner der Provinz Meißen. „Nur", setzt sie hinzu, „ist diese Reinheit eine abstracte und keine lebendige, da er sein Hochdeutsch erst gelernt, nicht aber durch lebendige uralte Tradition von Mund zu Mund empfangen hat." Welche Provinz, welcher Bezirk, nicht blos Deutschlands oder Europas, sondern aller Welttheile, hat nicht ihre besondere Mundart, die von der geschriebenen des gesammten Sprachstammes und der gereinigten der gebildeten Gesellschaft mehr oder minder abweicht? Das hat nicht menschlicher Eigensinn, das hat unmittelbar die Natur gewollt und ist noch viel weiter gegangen. Sie hat zu einer Zeit, die keine menschliche Sage und Ueberlieferung erreicht, die Hauptsprachen der verschiedenen Menschenstämme so verschieden gemodelt, daß weder das Auge noch das Ohr eine Verwandtschaft unter ihnen entdeckt, und nur der scharfsinnige Grammatiker mit großer Anstrengung den Faden auffindet und festhält, der ihn durch das Labyrinth so befremdlicher Töne und Zeichen leitet. Was aber den bequemen Verkehr erschwert, bildet den Geist, wie vielleicht sonst nichts zu thun vermöchte, und mit Recht behauptete Karl V., der Mensch nehme so viel Seelen in sich auf, als er sich Sprachen aneigne. Wo die Natur offenbar etwas Anderes bezweckt als die menschliche Weisheit, ist diese sogenannte Weisheit, trotz ihres Dünkels, übertünchte Sophisterei. Von dem Niedersachsen wird keine Aufopferung begehrt, um mit der traulichen Mundart seiner Heimat und der gebildeten der Schrift und der guten Gesellschaft gleich vertraut zu werden. Schon der Umstand kommt ihm zu statten, daß seine Mundart jedem Selbstlauter und Mitlauter einen festbestimmten, mit keinem andern verwechselten Ton ertheilt und es ihm Mühe kosten würde, ein Wort nicht auszusprechen, wie es buchstabirt wird. Hochdeutsch und Niederdeutsch sind ihm von Kindheit an geläufig, beide hat er spielend vernommen und nachgeahmt und gebraucht sie nicht selten mit beneidenswerthem Glück. Wir haben biblische Sprüche und Liederverse aus dem Munde der Niedrigsten und Geringsten im Volke so treffend anwenden hören, daß wir uns angenehm überrascht fanden; aus dem Munde der Höchsten Herzenserleichterungen und Zusprachen in der Mundart des Landes, deren Innigkeit keine hochdeutsche Redensart zu ersetzen vermöchte. Schlechte und gute Menschen gibt es unter allen Völkerschaften, Ständen, Geschlechtern und Verhältnissen auf dem weiten Runde der Erde; aber im Ganzen und in der Regel ist der Niedersachse weder roher noch unempfänglicher als irgend ein Landbewohner, und wenigstens ist seine Sprache nicht Schuld daran, wenn er es ist. Doch da wir von unsern eignen Brüdern und Schwestern reden, so enthalten wir uns, das Bewußtsein laut werden zu lassen, das in unserm Herzen nicht ersterben kann, und berufen uns auf schriftliche und mündliche Aussagen unbefangener Ausländer. Die Ausrottung der niedersächsischen Sprache würde zu Folge haben, daß Dichterfreunde, Geschichtforscher, Rechtsgelehrte und Geschäftsmänner mühsam und unvollkommen erlernen müßten, was ihnen jetzt nicht die geringste Anstrengung kostet, handschriftliche und gedruckte Denkmale aller Jahrhunderte, die früher sind als der Anbeginn des 17., zu verstehen und zu gebrauchen, und ihnen die Kunde der nördlichen und nordwestlichen Schwestersprachen der sassischen, mit deren Eingeborenen die hohen und niedern Stände der Herzogthümer Schleswig-Holstein am häufigsten, liebsten und einträglichsten verkehren und sich in unglaublich kurzer Zeit verständigen, unendlich erschweren. Hildesheim's hochverdienter Reimann zog treffliche Schüler, indem er ihnen die erhaltenen Denkmale des ionischen Dialekts durch Anwendung des Niedersächsischen erläuterte und deren Verwandtschaft bemerklich machte. Vielleicht ließe sich die Odyssee in keine andere Sprache glücklicher übertragen, und Voß hat in seinem Aristophanes Gebrauch von ihr gemacht. Doch wir fühlen weder Lust noch Beruf, eine Flugschrift Schritt vor Schritt zu begleiten, die der Widerlegung in Schimpf oder Glimpf weder würdig noch bedürftig scheint, und erwähnen nur der Schlußworte: „Wer soll helfen gegen das Plattdeutsche im Volke? Alle Welt, nur der Staat nicht. Was der Staat gegen das Plattdeutsche thun konnte, hat er gethan, indem er es aus der Kirche verbannte und vom Gerichtshofe ausschloß." Da sei Gott vor! Es gibt hoffentlich keinen Richter im Lande, der so ungewissenhaft verfährt, Dem, der eine ihn betreffende hochdeutsche Redensart nicht hinlänglich versteht, welches sich freilich selten zutragen mag, diese nicht in seiner eignen Mundart zu verdeutlichen. „Wäre ich Schullehrer auf dem Lande, so würde ich fürs Erste nur ein Ziel kennen: mein Dorf zu verhochdeutschen. Eine Bürgerkrone würde ich glauben verdient zu haben, wenn man mir nachrühmte: er hat diesen Flecken, sein Dorf, das sonst so dunkle, dumpfe, plattdeutsche Nest, mit der Kette der Civilisation in Contact gesetzt durch Ausrottung des Plattdeutschen und Einführung der Bildungssprache Deutschlands." Auf unserer Scholle wächst eine solche Bürgerkrone nicht für ihn, und wir beneiden den Flecken und das Dorf nicht, in dem ihm gelingen mag die Mundart unserer Väter auszurotten. Di meliora pii, errorem hostibus illum!

57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 279. — 6. October 1834.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab. Sechster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Victor Strauß hat eine Scene aus der Julirevolution im elegischen Versmaß behandelt. Zwei Jugendfreunde, bisher durch die brüderlichste Liebe verbunden, entzweien sich durch politische Meinungsverschiedenheit, sodaß sie in Zorn und Haß voneinander scheiden. Die Julitage brechen an. Der Republikaner geht in den Kampf gegen die Truppen des Königs, stößt auf seinen unter denselben dienenden Jugendfreund, tödtet ihn im Zweikampf und fühlt nun die ganze Last einer That, deren Bewußtsein Alles aufwiegt, was durch den glücklichsten Freiheitskampf für ihn errungen werden konnte. Der Gegenstand ist ergiebig genug für die Poesie, auch von dem Dichter würdig aufgefaßt und besonnen ausgeführt; einestheils aber ist die elegische Form einer glücklichen Behandlung desselben an sich schon ungünstig, anderntheils hat der Dichter sich doch nicht lebhaft genug in die gewaltsamen und leidenschaftlichen Zustände zu versetzen gewußt, aus welchen ein solches Ereigniß wie die hochaufbrausende Welle aus einem empörten Weltmeer auftaucht. Seine Darstellung leidet daher hin und wieder an reflectirter Kälte, auch fehlt es ihr an der plastischen Anschaulichkeit, die uns eine Begebenheit, als geschähe sie wirklich, vor Augen stellt. Adelbert von Chamisso hat sich bewogen gefunden, denselben Gegenstand unter der Aufschrift: „Der Republikaner nach Victor Strauß", auf seine Weise in Terzinen zu behandeln, und allerdings hat die Darstellung an Faßlichkeit und Energie ungemein dadurch gewonnen. Hier tritt uns das Ganze in den kräftigen Zügen bestimmter Individualität mit allen Glanzlichtern und Schlagschatten eines von Bewegung erfüllten Schauplatzes hell und anschaulich entgegen. Dennoch will uns die Abweichung von dem Original nicht in allen Punkten zusagen. Strauß läßt die beiden Jünglinge als begeisterte, zornglühende Kämpfer gegeneinander auftreten und den Royalisten erst nach länger zweifelhaftem Kampfe fallen, während Chamisso die Begebenheit so darstellt, als biete derselbe seine Brust wehrlos und vertrauend auf das Gefühl der alten Freundschaft dem Anfall des Republikaners dar und falle gleichsam als freiwilliges Opfer. Dort entscheidet das Schicksal über den Ausgang einer von beiden Seiten für edel gehaltenen Handlung, während hier der Eindruck durch die Beimischung unreiner Motive getrübt und der siegende Republikaner unter der Schuld einer rohen, unedeln Handlung als ein durch gekränktes Selbstgefühl gereizter rachsüchtiger Mörder dargestellt und zuletzt, unter dem Gefühl des Schmerzes und der Reue schon erliegend, dadurch noch härter bestraft wird, daß ihm der laute Volksruf: „Hoch lebe, hoch der König der Franzosen!" ins Ohr tönt, sodaß die Ermordung seines Freundes, die er als ein der Freiheit gebrachtes Opfer beschönigen konnte, durch die bitterste Ironie des Schicksals für ihn auch noch vergeblich wird.

Auch hier hat sich der Dichter, wie es scheint, seiner eigenthümlichen Neigung, durch möglichst dunkle Schatten die Wirkung zu verstärken, nicht erwehren können; und wir halten es in diesem Punkt mit Strauß, der seinen Alfred nur als unglücklichen Sieger in einem, wenn auch frevelhaften, doch nicht unedeln Kampfe leiden läßt. Solcher Wettkämpfe unter Dichtern haben wir uns in jedem Fall zu freuen, da sie unterhalten, belehren und bei öfterer Wiederholung das poetische wie das kritische Bewußtsein zu erhöhen sehr geeignet sind. Unter den übrigen Gedichten von Chamisso zeichnen sich „Mäßigkeit und Mäßigung" und „Die alte Wäscherin" vorzüglich aus. In diesem Kreise tritt seine glückliche Dichtergabe in ihrer ganzen natürlichen Anmuth und ruhigen Kraft ohne alle Anstrengung und leidenschaftliche Uebertreibung hervor, und diese beiden Gedichtchen sind musterhafte poetische Sittenbilder. In dem Gedichte: „Vetter Anselmo", bewährt Chamisso sein vorzügliches Talent in der poetischen Erzählung an einem altbekannten Märchen, und auch „Die Kreuzschau" gehört zu seinen besten Gedichten in der erzählenden Gattung. Karl Simrock, den wir lange vermißten, beschenkte den Almanach mit einigen lieblichen, auf einer Schweizerreise entstandenen Gedichten, in deren leichten, naiven Tönen eine gesunde Heiterkeit, dem Genuß der schönsten Natur entkeimt, sich ausspricht, wogegen in einer Reihe von Gedichten von Wilhelm Wackernagel ein wehmüthiges Lebensgefühl in einer eigenthümlichen, schmerzlich resignirten Weise hervortritt. Diese Gedichte haben das Eigne, daß sich der

innere Kummer an die Betrachtung der äußern umgebenden Natur anschließt und die Erscheinungen derselben gleichsam in seinem Sinne umdeutet, in welcher Gestaltung des Gefühls etwas ungemein Wahres und Rührendes liegt. Eines dieser Gedichte, von dem wir uns besonders angesprochen fühlen, dürfen wir, da es kurz ist, hier mittheilen:

Sei auch ein Tropfe nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte, bis die Flur
Der Tag versengt;
Am Blatt, das heute währt
Und morgen fällt,
Und vor dem Winde fährt
In alle Welt;
Sei nur ein Tropfen auch
Dein ganzes Sein,
Und werd' ein leichter Rauch
Am Sonnenschein:
Du schaust die Sonne doch,
Weil du verdirbst,
Und sankest schöner noch
Und strahlst und stirbst.
Nur eine Thräne bin
Ich Armer ganz:
O Sonne, nimm sie hin
In deinen Glanz!

Hier ist das tiefste Gefühl mit dem einfachsten Bilde durch den zartesten Ausdruck vollkommen eins geworden und so ein Gedicht entstanden, wie sie den besten Dichtern nur selten gelingen. Die Landschaftsgedichte von Karl Mayer, so viel Reiz und Wahrheit in vielen derselben auch liegt, werden, indem sie nach und nach zu einer großen und gleichartigen Menge anwachsen, zuletzt doch monoton, mitunter auch unbedeutend, wie z. B. folgendes bequeme Morgengedicht:

Das Windgeheul, der Wellenbraus,
Die Sorg' um Weib und Kind zu Haus,
Die haben diese lange Nacht
Zu Drei mich um den Schlaf gebracht.

Anastasius Grün. „Fürst Lubomirski." Dieser heitere Fürst, von dem man sagt, er habe nie geweint, zieht mit Johann Sobieski, dem Befreier Wiens, in diese Residenz und läßt seinen Muthwillen in vielen fröhlichen Scherzen über die öde, traurige Gestalt der sonst so lusterfüllten Stadt ergehen. Dieses Damals mit dem heutigen Jetzt vergleichend, schließt der Dichter, nachdem er den jetzigen heitern Anblick von Wien beschrieben, mit folgenden Versen:

Straßen blinkend voll Paläste,
Keller voll von süßem Wein,
Schenken voll Musik und Gäste!
Darfst um uns besorgt nicht sein!
Doch zur Ferne sieh nach deinem
Schönen, armen Vaterland,
Und du kennst im Grab das Weinen,
Das du lebend nie gekannt.

Gedanke und Wendung sind sehr glücklich, die Ausführung aber doch wol etwas zu flüchtig und gedehnt. Joseph von Eichendorff. „Todtenklage um ein verlornes Kind" und „Das kranke Kind". Wenn fromme, tiefe, kindliche Wehmuth zu unserm Herzen sprechen will, so wählt sie Eichendorff's Mund. D. W. Landfermann. Zwei wackere, derbe Lieder, die einige Schwächen der Zeit zwar unsanft, aber mit guter Wirkung berühren. Söltl. „Lätitia Buonaparte." Diese moderne Niobe, die Mutter so vieler entthronten Könige, die Europas Herrschaft wie im Traum durch die Hände ihres Geschlechts gehen sah, ist unter allen jetzt lebenden historischen Personen vielleicht diejenige, deren Schicksal den ergiebigsten Stoff für die Poesie darbietet. Dieses hat Hr. Söltl gefühlt, ist jedoch über dieses Gefühl nicht hinaus und mit seinem glücklichen Funde in das Reich der Poesie nicht hineingekommen, in welchem Reich das in magnis voluisse sat est schlechterdings nicht als ein gültiger Paß angenommen wird. Ludwig Giesebrecht. Einige frischkräftige, lebenswarme Gedichte von einem unserer ältern Sänger, der nur zu selten sein schönes Talent in Uebung und Erinnerung bringt. Karl Streckfuß. „Drei Gnomen", wohlgedachte Sinnsprüche in wohltönenden Versen. Graf Alexander von Württemberg. „Sultan Alb Arslan." Ein sehr geschickt zur Ballade gestalteter orientalischer Stoff. Die daraus gebildete Dichtung berechtigt, wenn sie zu den Erstlingen des Verf. gehört, zu den schönsten Erwartungen. Joh. Gabr. Seidl liebt, in seiner milden, menschenfreundlichen Weise ernste und tiefe Lehren in anmuthige Lebensbilder zu kleiden, deren zwei uns hier erfreulich begegnen. Friedrich Rückert beschenkt uns mit einer Reihe idyllischer Reisebilder, voll gesunder Lebensweisheit und sinniger Betrachtung der äußern und innern Natur, alle reizend durch seine sprachgewandte Weise, in der die höchste künstlerische Ausbildung in der Gestalt einer natürlichen Fertigkeit auftritt. Die „Romanze vom Kuhhirten" hat uns durch ihre einfache, naturwahre Darstellung und die poetische Betrachtung über die Einsamkeit (Nr. 16) durch die Tiefe des Gedankens vorzüglich angesprochen. Fr. Reinick. Seine Poesie führt kein hohes, aber ein gesundes Leben. Er hält sich in einem beschränkten poetischen Kreise, in dem er sich aber ganz nach eignem Geschmack so wohnlich und behaglich eingerichtet hat, daß man ihn gern darin besucht.

August Kopisch. Sein „Pflaumis und Puras", worin die Entzweiung und Versöhnung zweier matrosischer Kapitanis dargestellt wird, ist einer der ausgezeichnetsten diesjährigen Beiträge. Die leidenschaftliche Wildheit und Kraft, mit der sich bei jenen Naturmenschen Habsucht, Haß, Rachsucht, Tapferkeit und dann auch wieder Edelmuth und Liebe rasch hintereinander in lebendiger That entwickeln, ist in der ruhigen, einfachen, ungeschmückten, epischen Dichtung ebenso poetisch als naturwahr dargestellt. Was das zweite Gedicht desselben Verf.: „Das Negerschiff", betrifft, so trägt es etwas von der Kälte seines Ursprungs an sich, indem es dabei auf eine jetzt ziemlich in den Modegeschmack übergehende politische Warnungslehre abgesehen ist. Die auf dem Transport begriffenen Neger eines Sklavenschiffs sind so glück-

lich gewesen, die weißen Ungeheuer, die sie in Sklaverei führen wollten, zu überwältigen und zu tödten. Diese nach den Grundsätzen des „Berliner politischen Wochenblatts" durchaus unrechtmäßige Selbstbefreiung muß natürlich durch einen furchtbaren Sturm bestraft werden, in welchem die unwissenden schwarzen Radicalen, da sie den Steuermann umgebracht haben, mit Mann und Maus untergehen. Wir unsererseits sind der Meinung, daß die Neger hierbei, trotz dem unglücklichen Ausgange, doch noch immer das edelste und beste Theil erwählten, da sie eine lange qualvolle Sklaverei durch einen raschen Tod als freie Männer abkauften. Gustav Schwab. Von diesem fruchtbaren Dichter finden wir fünf erzählende Gedichte, die wiewol wacker, doch nicht zu den vorzüglichsten Erzeugnissen seiner Muse gehören. Wohlthuend bleibt bei Allem, was Gustav Schwab hervorbringt, der fromme, rein sittliche Sinn, der jede seiner Dichtungen durchdringt und ihn, trotz den Einwendungen, die gegen ihre künstlerische Gestaltung oft mit Recht zu erheben wären, höchst liebenswürdig macht.

Am Schluß finden wir unter der Ueberschrift: „Nachhall", noch ein schönes, tiefrührendes Gedicht von Chamisso, ein Lied des Abschiedes, ein poetisches Testament, entsprungen aus einem ahnenden Gefühl, das, wie wir hoffen, den Dichter täuscht.

Es regt sich kein Lied in meiner Brust,
Und müßig auf der Harfe ruht die Hand,

sagt er und weiß nicht, ob der Frühling ihn noch einmal zur Liederlust erwecken werde. Er dankt dem Saitenspiele, das mit seinen Blüten ihn geschmückt, und in dem Bewußtsein, daß sein Name nicht verschallen werde, bevor das werdende Geschlecht erlischt, dankt er auch dem deutschen Vaterlande, das unverhofft ihm Ohr und Herz geliehen. Dann mahnt er die jüngern Sangbegabten an die Heiligkeit der Poesie, warnt sie, ihre Gaben nicht zum Gewinn von Ruhm und Gold zu misbrauchen und schließt mit folgenden Worten, die wir, da sie der Kritik nicht minder als der Poesie zusagen, auch als unsere Schlußworte hierhersetzen:

Es singe, wem Gesang gegeben ward,
Im deutschen Dichterwald, doch nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang!
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb;
Eßt euer Brot, das in der Menschen Loos,
In eures Angesichtes Schweiß; dem Tage
Gehöre seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Noth es von euch heischt;
Wenn aber schlägt die Abendfeierstunde
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Gewölbe, schüttelt
Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen;
Ruft in den Schlafenden die Töne wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt;
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

16.

Blicke eines Briten auf den gegenwärtigen Zustand der Literatur seines Vaterlandes.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Constable zu Edinburg, ein gescheiter, wenngleich heißblütiger Mann, sah 1826 die Veränderung der Umstände im Buchhandel klar genug voraus, pflegte mit Scott, Hall und andern gelehrten schottischen Freunden Rath und hoffte durch einen ausgedehnten wohlfeilen Verkauf von ansprechenden Werken mehr zu gewinnen als auf dem beschränkten Markte der theuren Bücher und entwarf demnach den Plan zu seinem „Miscellany". Die drei ersten Bände (Capt. Hall's Reisen) zu ½ Guinee, da die Originalausgabe deren 4 gekostet hatte, machten den Anfang und lieferten den Maßstab, wonach die Herabsetzung im Geldpreise der Literatur hinfort geregelt wurde. Diese erste Unternehmung glückte. Um dieselbe Zeit hub die Society for the diffusion of useful knowledge gleicherweise an, kleine Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände und Aufsätze gemeinfaßlicher und unterhaltender Art auszugeben. Murray übernahm in Verbindung mit andern Buchhändlern zuerst die „Entertaining library", die aber dann auf Knight überging, worauf Murray nun seine „Family library" erscheinen ließ. Auch Longman u. Comp. wollten sich von diesem wohlfeilen Markte nicht ausschließen lassen und unternahmen mit Hülfe Dr. Lardner's die „Cabinet cyclopaedia", nach dem Grundsatze, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Neuerdings haben auch Oliver und Boyd zu Edinburg die „Edinburgh cabinet cyclopaedia" ans Licht treten lassen.

Während diese verschiedenen Unternehmungen miteinander wetteiferten, verpflanzte Ackermann, ein Deutscher, die deutschen Taschenbücher, geschmückt mit hübschen Kupfern, kürzern Gedichten und Erzählungen, auf den englischen Boden und gewann Beifall. Schnell, wie es zu gehen pflegt, legten nun auch andere Häuser ihre Capitalien für solche Unternehmungen an und die Annuals erhoben in reißendem Fortschritte sich zur Vollkommenheit in ihrer Art. Man kann es nicht leugnen, daß Talent und Geschick, auf die Verschönerung dieser Büchlein gewandt, den schönen Künsten in England einen bedeutenden Aufschwung gegeben und den englischen Stichen einen hohen Ruhm erworben haben. Auch hat sich die Kunst seitdem nicht auf die Stahlplatte allein beschränkt, sondern auch auf Portraits, Landschaften und besonders auf Gegenstände des Stillebens ausgedehnt, an denen England früherhin arm war. Nicht minder hat die beinahe erstorbene Stickemaillerei wieder einiges Leben gewonnen. Noch eine wohlthätige Folge der Almanache ist die bedeutende Preisverminderung vortrefflicher Stiche. Durch die Stahlplatte hat die Anzahl guter Aperücke zugenommen. Außerdem hat der angewachsene Vorrath von Platten im Besitz der bedeutenderen Verleger dieselben veranlaßt, die Platten zu billigen Preisen an die geringern Kupferstichhändler entweder zu verkaufen oder für eine gewisse Anzahl von Abdrücken zu vermiethen, sodaß man nun Kupferblätter, welche vor zehn Jahren nicht unter acht Schill. zu haben waren, für sechs Pence kauft. Daraus entspringt nun der große Vortheil, daß Geschmack für die schönen Künste sich auch unter den Mittelclassen verbreitet.

Betreffend die Verdienste aller bisher genannten periodischen Werke muß nun aber freilich auch eingestanden werden, daß deren Einwirkung auf das Ganze auch die gewesen ist, den Maßstab für literarische Erzeugnisse bedeutend herabzustellen. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß unter den obenerwähnten Ausgaben nicht auch mehre Bände von ausgezeichnetem Werthe gefunden würden; doch waren dieses größtentheils nur die wohlfeilern Ausgaben bereits rühmlich bekannter, aber bisher theurer Werke; originale Schriften befanden sich darunter nur wenige. Das Hauptübel liegt indessen in dem Principe, was überall vorherrscht, und dieses ist, daß sie auf Befehl geschrieben sind. Sie sind, zum größern Theile wenigstens, nicht die freien Ergüsse reicher, übersprudelnder Geister, sondern aus-

gearbeitete Aufgaben. Besonders ist in der Literatur der Almanache alsbald ein rascher Rückschritt bemerkbar geworden. Es scheint etwas Unverträgliches zwischen gesundem und kräftigem Schaffen des freien Genius und dem auszehrenden Andlick dieser heißgepreßten Blätter stattzufinden. Auch haben ersichtlich manche Gedichte oder Erzählungen zu Begleitern der Bilderchen, also auf Befehl, geschrieben werden müssen. Andere hinwiederum rühren von vornehmen Herrchen oder Studenten her, die sich gern wollten gedruckt sehen, und machen meistentheils eine sehr klägliche Figur. Wahrhaft berühmte Dichter ziehen sich zurück. Im Allgemeinen ist der Styl der Almanachspoesie und Almanachsprosa von jener affectirten Art, welche den Verfall des classischen Geschmackes im römischen Reiche einst bezeichnete.

Nun aber die obenerwähnten funfzig Pfennig- und Halbpfennigschriften! Diese beinahe plötzliche Erschaffung einer neuen Classe von Zeitschriftchen, hervorgeschossen wie die Pilze, erfüllt mehre Leute mit Besorgniß. Jedoch muß man einige dieser neuesten Erscheinungen mit Beifall begrüßen, namentlich Chamber's „Edinburgh journal"; das „Pfennigmagazin" der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntniß; das „Sonnabendmagazin", mit guten Holzschnitten, und Pinnock's „Führer zu Kenntnissen". Ein Drittheil der 50 sind in Kurzem wieder erblichen, und die meisten der noch überlebenden werden den Verstorbenen in Kurzem nachfolgen.

Endlich haben wir noch von den Encyklopädien, Geographien, geschichtlichen Schriften, Novellen u. s. w., welche gleichfalls anjetzt in wöchentlichen Ausgaben nach dem Pfennigsystem erscheinen, zu berichten. Unter denselben zeichnet sich Partington's „Britische Cyklopädie" aus. Wann aber wird man damit zum Schlusse kommen? Vor 20 Jahren wol schwerlich. Könnten die Käufer nur auch zugleich auf ein langes Leben subscribiren! Wahrscheinlich werden auch diese Speculationen ihren letzten Tag erleben und dann mehre derselben, gleich den Pfennigschriften, bei den Lichtziehern und Dütendrehern zu Grabe gehen.

Nun fragen wir nach diesem allen: Was hat man unter solchen Umständen für Aussichten anbelangend echte Literatur? Die Aussicht ist erfreulicher, als die Meisten denken mögen. Die Wirkung jener wohlfeilen Schriftchen kann man mit den geiergentlichen Anschwellungen des Nils über die gewöhnlichen Grenzen hinaus vergleichen. Manche der kleinern Thiere, auch einige Dörfchen sammt deren Bewohnern werden freilich durch die ungewöhnliche Flut hinweggeschwemmt und manche Interessen beschädigt; aber der Nachtheil ist doch nur ein theil- und zeitweiser, während die allgemeinen und dauernden Folgen wohlthätige sind. Bei ihrem Sinken lassen die Gewässer einen fetten Schlamm hinter sich, verwandeln dürre Strecken in reiche Fruchtfelder, und goldene Saaten bedecken die früherhin öde Wüste. So wird es auch in unserer Literatur zugehen. Die entschiedene Tendenz aller jener wohlfeilen Schriften ist, einen Geschmack für Lectüre auch in den mittlern und untern Classen der Gesellschaft zu erwecken. Die Leser werden sich eine Zeit lang an dem schwachen Schimmer, den jene Schriftchen ihnen senden, begnügen. Man lasse aber ihre Wißbegier nur erst erweckt sein, so werden sie dann mit diesem Kinderbrei der Pfennigschriften nicht mehr zufriedengestellt werden können, sondern kräftigere Nahrung in höhern Regionen suchen; und diese wird ihnen dann um billigere Preise als in früherer Zeit gereicht werden. Sie werden bald genug wahrnehmen, daß Männer von wahrem Talent und Wissen ihre Zeit nicht einem Pfennigjournale widmen können oder wollen. Eine bessere Zeit wird eintreten, wenn dann, nachdem man sowol von den ausschweifend hohen Preisen des vorigen, wie von dem lumpigen Pfennigthum des heutigen Tages abgegangen ist, alle Parteien sich über einen freundlichen, ehrlichen Vertrag vereinen werden. Das bloße Handelsprincip wird durch sein mißfälliges Ausrufen, durch seine wiederholten Versuche, Bücher als einen Handelsartikel den Erzeugnissen der Eisen- und Baumwollenmanufacturen zu assimiliren, und durch die zahllosen Bankrotte, die es hervorgebracht hat, sich selbst zerstören, und das alte und einzig gesunde Princip im Bücherwesen wird seinen Einfluß wiedergewinnen. Diejenigen, welche die Literatur um ihrer selbst willen lieben, werden das heilige Feuer des Genius in dessen eignen Tempeln wieder verehren. Die Begabten werden wieder nach eigner Eingebung schreiben. Bücher werden nicht deshalb, weil sie erforderlich sind, den Handel aufrecht zu erhalten, sondern deshalb, weil sie es werth sind, gelesen und bewundert zu werden, ans Licht treten. Der Markt wird nicht überfüllt, aber die Ehre der Literatur wird aufrecht erhalten, und ihr Caracter wird wie die Flagge Britanniens als die Bürgschaft eines freien, hochgesinnten und erleuchteten Volkes hochgeachtet werden. 82.

Literarische Notizen.

In „De l'homoeopathie" verbreitet sich Dr. Duringe über den Nutzen und die Gefahren dieses neuen Systems der Heilkunst.

Anatole de Mont-Gray gab heraus: „Longtems après. 1912 — 1830".

Vom Abbé D. Vital erschienen: „Paroles d'un catholique, ou défense de l'ordre social".

Unter dem Titel: „Recueil de notices historiques", hat Quatremère de Quincy eine Sammlung seiner in den öffentlichen Sitzungen der Akademie gehaltenen Vorträge veranstaltet.

Von V. F. Angelet's „Sommaire des législations des états du nord etc." sind nur 100 Exemplare gedruckt, von denen 50 in den Buchhandel gekommen sind.

Von Ezinski's und Demolière's „Le grand duc Constantin, ou les Jacobins polonais" ist der zweite Band erschienen.

Der Grieche Rizo Nerules hat vor kurzem der 1828 zu Genf erschienenen „Histoire moderne de la Grèce etc." eine „Histoire de l'insurrection grecque" folgen lassen.

Angekündigt wird: „Histoire générale de la Corse depuis les premiers temps jusqu'à nos jours etc." von J. M. Jacobi, in zwei Bänden. 48.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. Gr. 8. Auf weißem Druckpapier. 9 Thlr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische und der dritte (1834, 40 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.) die Mollusken.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 280. — 7. October 1834.

Genius. Imagination. Phantaſie. Ein Cyklus von zwanzig Bildern, nach Entwürfen Ihrer königlichen Hoheit der Frau Landgräfin von Heſſen-Homburg, geborenen Prinzeſſin von England, gezeichnet von J. H. Ramberg. Mit erklärenden Sonetten von Minna Witte. (Zum Beſten der Armen.) Hanover, Hahn. 1834. Royal-4. 5 Thlr. 8 Gr.

Wenn Schiller ſagt, der König und der Dichter gehen zuſammen auf der Menſchheit Höhen, ſo verſteht er unter Demjenigen, was den König dem Dichter, und dieſen jenem beigeſellt, den Adel des Geiſtes, die hochgeborene Geſinnung, den unvergänglichen Genius. Denn ſo wenig der arme Dichter dem reichen Könige in der äußern Stellung gleichkommt, ſo wenig der König dem Dichter ohne Kraft des Talents und ohne Würde des Gemüthes. Es iſt demnach eine der erfreulichſten Erſcheinungen der Zeit, wenn die am höchſten in der äußern Wirklichkeit geſtellten Familien den zufälligen Stand durch das Verdienſt erworbener Bildung zu ehren ſuchen. Das ausgezeichnete productive Talent, welches der König von Sachſen, Don Pedro von Braganza und der jüngſtverſtorbene Fürſt Radziwill zu Berlin, das ſeltene ausübende, welches die Großherzogin von Weimar in der Muſik beurkundet; die bewundernswürdige Fertigkeit, welche die Kaiſerin Mutter, Maria von Rußland, im Stempelſchneiden beſaß; die von den Akademien zu Rom und Madrid anerkannte Malerkunſt der Königinnen von Spanien und Neapel, und die poetiſchen Ergießungen des Königs Ludwig von Baiern, der ſich freiwillig unter die Reihen der Mitarbeiter des deutſchen Muſenalmanachs ſtellt, geben vielfachen Beleg, daß nicht nur Liebe zum Schönen und Edeln, ſondern auch ein bethätigender Eifer und ein ſinnvolles Studium der Kunſt in den Paläſten heimiſch ſind. Einen nicht unwichtigen Beitrag hierzu liefert auch das vorliegende Werk, deſſen Idee und Entwurf einer hochverehrten deutſchen Fürſtin angehört, welche darin einen ſeltenen Grad geiſtreicher Reflexion und poetiſcher Weltanſicht zu Tage legt.

Der Grundgedanke, welcher ſich durch dieſe gezeichnete Dichtung hindurchzieht, iſt einfach dieſer. Das Talent wird von zwei verſchiedenartigen Elementen bewegt und geleitet; das eine, nach Außen und Oben treibend, das andere nach Innen ſammelnd; jenes in unbefriedigtem Verlangen ſehnend, ſuchend, ſtrebend und erfindend, dieſes mit ſtiller Beſonnenheit feſthaltend, ordnend und das Geſchäft vollendend; jenes der Gefahr des Selbſtverlierens preisgegeben, dieſes mit ruhiger Kraft und weiſem Vertrauen die Gefahr abwendend und den Frieden bewahrend. Wenn die eine dieſer Begleiterinnen des Genius Phantaſie, die andere Imagination genannt wird, ſo iſt dies freilich eine große Willkür, ſofern Beides nur derſelbe Name, dort im Griechiſchen, hier im Lateiniſchen für Dasjenige iſt, was wir die Einbildungskraft zu nennen pflegen. Indeſſen einer Dame wollen wir keine etymologiſche Vorleſung halten und uns lieber gewöhnen, für diesmal bei dem griechiſchen Wort an die aufſtrebende, bewegliche und flatternde, bei dem lateiniſchen an die ſammelnde, ruhige und beſonnene Schweſter zu denken.

Beide, Phantaſie und Imagination, jene durch die ſchwebende Haltung, Flügel am Haupte und den wallenden Schleier, dieſe durch den ruhigern und ſanftern Ausdruck bezeichnet, finden an der Straße den kleinen beſchwingten Genius, welchen Phantaſie alſogleich mit liebender Inbrunſt an ſich zieht, während die ſorgſame Imagination mit treuen Händen ihn zu unterſtützen weiß. Dies die erſte Scene. In der zweiten ſchwebt die Phantaſie mit dem göttlichen Kinde hinweg von der gewohnten Endlichkeit in ſeligere Räume und beſtreut mit Roſen die Bahn ihrer Reiſe; dem Kleinen aber hat ſie, um ſeinen erinnernden Blick gegen die Tücken und Wirren der Erde zu verſchließen, die Augen verbunden. Aber angelangt an dem beglückendern Orte, findet ſie — auf dem 3. Blatte — bereits die Schweſter ruhen, die dem Genius die Augen frei macht. Aber die Welt iſt ihm neu und wunderbar. Er muß erſt ſehen und gehen lernen. Da müht ſich Imagination und führt ihn am Gängelbande durch den Reiz der Blumen und Schmetterlinge ſeiner Umgebung. Dies auf dem 4. Blatte, worauf das 5. die Lehrerin kniend vor ihrem Zögling darſtellt, der nun auf ihr Geheiß, aber auch nicht ohne ihre Warnung den freien eignen Flug von ihrer Hand aus verſuchen ſoll. Aber kaum hat er den Flug aus eigner Kraft und Liebe begonnen, als ihn Phantaſie mit Blumenſeilen fängt und ſeine Richtung leitet; ſo die 6. Scene. Darauf müde von dem angeſtrengten Fluge, will er ruhen am Felſenquell; ſie nimmt eine Feder aus ihren Schwingen und kitzelt ihn unter ſeinen Locken; aber wie er ſich nach ihr

umwendet, so blendet ihn jetzt der Glanz ihres Auges (7. Blatt). Rathlos über dem sichtbaren Hinschwinden der Kräfte des geliebten Zöglings eilt sie, die Schwester aufzusuchen. Aber ehe die Beiden ihm erscheinen, sucht der Genius selbst sich aufzumachen und dem Lichte, das ihn geblendet hatte, zu entfliehen; da fällt er in die Höhle der Unwissenheit und Thorheit, welche mit ihren Ketten ihn umschlingen (8. Blatt). Er aber, seine Schmach erkennend, erspäht den Augenblick, in welchem er den Feindinnen entrinnen kann, und befreit sich (9. Blatt). Er führt die in ihren eignen Fesseln Gefangenen seiner treuen und ihn suchend bekümmerten Meisterin, der Imagination, entgegen (10. Blatt). Und nun beginnt der weitere Unterricht und die höhere Entwickelung des Genius. Die Phantasie winkt ihm zur Erde, die früchteleer unter ihm ausgebreitet liegt, und streut den Samen künftiger Ernte in den Schoos des Bodens, während Imagination ihm den Pflug bespannt und ihn anweist, den Samen mit der Erde zu bedecken (11. Blatt). Im Winter vertreibt er seine Stunden, spielend mit dem Jocusstabe, den er, flüchtig aus der Thorheitshöhle, mit sich genommen hatte. Aber schon wollte er den Stab wegwerfen, weil eine Spinne sich in ihm eingewoben hatte, als Phantasie herbeieilt und ihm zeigt, wie er an dem Gespinnste sich vergnügen möge (12. Blatt). Zur Spindel verwandelt sich sodann der Jocusstab, indem Imagination, herbeigeflogen, ihn selbst zur Nachahmung anhält (13. Blatt). Sodann holt ihm Phantasie vier Blätter, die, am Stiele verbunden, ihm unterhaltenden Scherz bereiten, während Imagination zur Seite das verwandte Modell der Windmühle bildet (14. Blatt). Der Winter ist vergangen; am Ufer sieht der Genius einen hohlen Baumstamm; die Phantasie hebt ihn hinein und hält ihren Schleier zum Segel hin; die Imagination aber ruft ihm zu, er soll Muth fassen und vertrauen, daß diese Brücke kein Sturm zerschellen werde (15. Blatt). Darauf bringen ihn (16. Blatt) die Schwestern in eine Tropfsteinhöhle, wo er die Natur als Bildnerin walten sieht, und Imagination ihm Meisel und Hammer anbeut, um ähnliche Gestalten aus dem naheliegenden Steinblock hervorzuzaubern. Von der Bildhauerkunst wird er sodann zur Zeichnung (warum nicht umgekehrt?) geführt. An einer Mauerwand, über welche Phantasie ermunternd herabwinkt, zeichnet er den Schattenumriß des Kopfes und der Gestalt eines Kindes, welches Imagination ihm zurechthält (17. Blatt). Endlich kommt die Schöpfung der Poesie (18. Blatt). Der Genius, durch die Lüfte schwebend mit freigeschwungener Fackel, läßt einen Strahl daraus auf das erwählte Haupt fallen. Der Dichter hält mit der Linken die beschriebene Rolle empor, und mit der Rechten umfaßt er die vor ihm angelehnte Lyra, in deren Saiten ein kleiner Genius mit seiner Lehrerin greift, während zu beiden Seiten Phantasie beseligt, Imagination sinnend zuhören.

Diesen achtzehn Blättern sind zwei vorausgesendet, das eine mit dem Medaillon des Herzogs von Cambridge, Vicekönigs von Hanover, welchem das ganze Werk von seiner erlauchten Schwester gewidmet ist. Das andere Blatt stellt eine Verherrlichung des Vaters der fürstlichen Künstlerin, Königs Georg III. von England, durch die vereinigten Künste dar. Die Sculptur meiselt an seiner kolossalen Büste, Poesie redet von ihm, Malerei hat seine Züge auf der Leinewand entworfen, Musik greift bei dem Anblick seines Bildes in die Leier. Vor seiner Büste aber sitzt die Mutter mit zwei Kindern, eine Charitas, und spricht:

> Ihr mögt den Hohen feiern, mögt ihm singen,
> Sein ähnlich Bild der fernen Nachwelt bringen,
> Ich hab' in Aller Herzen es gegraben.

Das Wohlbedachte und Tiefempfundene, das Sinnvolle und Geistreiche dieser an sich so einfachen und in ihrem Zusammenhange so mannichfaltigen Compositionen kann keinem aufmerksamen Beschauer entgehen, und mag dieser Cyklus wol zu dem Trefflichsten gezählt werden, was wir aus jüngster Zeit im Gebiete der allegorischen Zeichnung besitzen. Die einzelnen Gruppen sind mit ungemeiner Wahrheit entworfen, und man muß dem technischen Geschicke der Anordnung wie dem erfinderischen Talente der Ideen und Motive die Gerechtigkeit gleicher Ehre widerfahren lassen. Die letzten Blätter sind in dieser gedoppelten Hinsicht besonders anziehend; die darin gegebene Genesis der Erfindungen und Künste ist theilweise ganz eigenthümlich, wie z. B. das Blatt mit der Windmühle und das andere mit der Tropfsteinhöhle beweisen. Ueber die eigne Ausführung der Künstlerin läßt sich freilich kein Aufschluß gewinnen, da blos die Skizzen ihr angehören, die vorliegende Zeichnung aber von einem bekannten deutschen Künstler herrührt. Nur ist zu bedauern, daß Ramberg auch hier des edeln Styls einer natürlich wahren Darstellung ermangelt, wiewol einzelne Blätter — Genius am Gängelbande, die darauf folgende Entsendung des Zöglings durch Imagination u. a. m. — besser ausgefallen sind.

Die Sonette von Minna Witte sind gut gearbeitet und fließen leicht. Wer die Schwierigkeit dieser Versweise kennt, wird der Gewandtheit und Leichtigkeit der Dichterin anerkennen. Die Ausstattung des Werkes ist, seinem Gegenstande und seiner Urheberin angemessen, prachtvoll. 62.

Der Scharfrichter von Bern, oder das Winzerfest, von Fenimore Cooper. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 16. 18 Gr. *)

Der Henker, oder das Winzerfest. Roman von Fenimore Cooper. Aus dem Englischen von Joh. Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1834. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr.

Cooper's Gemälde des Lebens in den Urwäldern und Prairien Amerikas und seine Seegemälde sind unübertrefflich in ihrer Art, hinreißend durch ihre Frische, ihre Lebendigkeit und Originalität, und der elegische Ton, der oft durch die wildesten Schilderungen bebt, ergreift das Herz in seinen innersten Tiefen. Er weiß einen Zauberreiz über diese eigenthümlichen Gemälde auszubreiten, daß, wie auch lose und locker die Fabel, breit und gedehnt die Ausführung sein mag, man über jenem

*) Auch unter dem Titel: Sämmtliche Werke. 76.—81. Bändchen.

Reize diese Fehler gern vergißt, wenn sie nur nicht zu unerträglich werden, wie in den „Ansiedlern".

Cooper liebt es, unter Gestalten, die Schmach und Verachtung niederdrückt, das Edelste und Herrlichste zu verbergen, und ist sicher, in diesem Zwiespalt zwischen Lohn und Verdienst seiner Leser Theilnahme zu gewinnen. So tritt im „Spion" die erhabenste Vaterlandsliebe, im „Bravo" die aufopferndste Kindesliebe, im wilden „Jäger der Steppe" das tiefste, reinste und edelste Gefühl, im „Freibeuter" ein edles, für Freiheit glühendes Herz, und im vorliegenden Roman die Verklärung der reinsten Aelternliebe, die fleckenloseste Tugend bei der empörendsten Erniedrigung hervor.

Man könnte Cooper's Werke in europäische und amerikanische theilen; letztern gebührt aber jedenfalls der Preis. Sind unter ihnen die „Ansiedler" und „Lionel Lincoln" die schwächsten, so müssen von den europäischen die „Benedictiner" sehr kümmerlich bezeichnet werden, und nur der „Bravo" und unser „Scharfrichter" erscheinen wieder bedeutender, ohne darum jene zu erreichen. Weder der deutsche Geist noch die deutsche Vorzeit ist von C. recht begriffen worden. Glaubte etwa der Nordamerikaner, als er in dem Abte und in Emich von Leiningen in den „Benedictinern" zwei Heldenfäuser schilderte, ein echtdeutsches Bild aus der Zeit der Reformation gemalt zu haben? Man sollte das fast vermuthen, da das Saufduell der Glanzpunkt jenes Romans ist. Besser als dieser ist der „Scharfrichter von Bern". Wir finden bei den eigenthümlichen und, wie es scheint, liebgewordenen Fehlern des Dichters viele seiner Vorzüge, die hier eigenthümlich motivirt hervortreten. Es gilt die Schilderung eines schuldlos und edeln Leidenden; es gilt die Schrecken eingerosteter Vorurtheile, eingefleischten Aberglaubens und brutaler Rohheit, gegenüber der reinsten Tugend und Vortrefflichkeit, die, äußern Lohnes entbehrend, ihn nur in sich selbst, mit einem thränenden Blicke nach oben findet; es gilt, männlich kräftige Charaktere, edle Weiblichkeit, verkannte Tugenden zu schildern — das ist des Seelenmalers Feld, da ist C. zu Hause; aber es handelt sich auch darum, eine großartige Natur in ihren wildesten Erscheinungen, See- und Alpenstürme, eine liebliche Landschaft mit ihrer reichen Staffage zu malen — das ist des Naturmalers herrliches Feld, auch da ist C. zu Hause.

Wir haben die Idee bereits angedeutet, die den Verf. bei diesem Romane vorschwebte. Die unverdiente Schmach, die auf dem edeln Scharfrichter und seiner Familie ruht, drückt dem Ganzen wieder jenen ergreifenden, elegischen Charakter auf, den wir an C. kennen, wie heiter auch der Knoten sich löst; allein bei allen Vorzügen, welche das Talent hier wieder entfaltet, trägt der Roman doch auch wieder alle jene Mängel in sich und in nicht kleinem Maße, welche so oft an C.'s Schriften gerügt worden sind. Wir finden zwar einen kunstvoller geschlungenen Knoten als sonst manchmal; aber eine Weitschweifigkeit der Darstellung und Beschreibungen, die grade da und recht störend eintritt, wo sich die Handlung den entscheidendsten Momenten nähert und die Theilnahme lebhaft erregt ist. Es scheint fast, als wollte der Dichter den Leser zwingen, Vieles zu überschlagen. Wir finden die bekannte, ermüdende Breite des Dialogs, der den Faden der Geduld so dehnt, daß er nothwendig reißen muß, ohne daß der Dialog der Zeit, in welcher die Handlung vor sich geht, noch der Bildung und dem Stande der Personen immer angemessen wäre. Er herrscht dieselbe Ueberladung von Nebenpersonen, die als Ballast zu betrachten sind, deren Erscheinung und Gerede die Handlung stört; dieselbe Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten, wie in mehren frühern Werken des Verf. Im Hafen von Genf, etwa hundert Jahre früher, als C. sich dort aufhielt, eröffnet sich die Scene. Der Vordergrund des Gemäldes ist sehr belebt, und wir lernen nach und nach mit gehöriger Muße alle Helden und Statisten des Dramas mit wenigen Ausnahmen kennen.

Im Hafen liegt ein Schiff, der Winkelried (nach Vevai bestimmt, wo das Winzerfest stattfindet), das uns von Innen und Außen in behaglicher Breite beschrieben wird, das wir mit seinen Masten, Planken, seiner Takelage und seinen Raaen, nebst den lateinischen Segeln genugsam kennen lernen, um es im Nothfall bei wiedervorkommenden Schiffsabconterfeiungen auf den ersten Blick wiederzuerkennen. Die Fracht ist eingenommen bis auf die edelste, die menschliche, und diese sammelt sich eben jetzt. Es ist früh am Morgen; der Thorwächter, eine Art Seelenmauthner, steht auf seinen Posten wie ein Argus, um die Päße zu revidiren und die Reisenden zu mustern, ob nicht Contrebande darunter sei. Man glaubt sich fast in die jüngste Zeit versetzt! Daß diese policeiliche Vorsicht an dem Thor stattfindet, durch welches die Reisenden aus der Stadt zum Hafen gehen, ist nun allerdings etwas unpolitisch. Man darf aber den Unterschied nicht vergessen, der zwischen der Policei in einem Romane und der etwas lästigen in der Wirklichkeit ist, um sich mit dem Umstand auszusöhnen, der höchstens den Amerikanern Stoff zum Lachen über die schweizerische Einrichtung geben wird. Ob der Verf. dies beabsichtigte, muß unentschieden bleiben. Wir unsers Orts möchten lieber eine kleine romantische Sünde annehmen. Hier gibt es burleske Scenen. Alle kommen so ziemlich glimpflich durch; doch hindert das nicht, daß der Unterredungen mancherlei vorkommen, die die Sache gehörig ins Breite ziehen. Plötzlich, man weiß und erfährt nicht wie, regt sich's im Haufen. Die Sage wird laut, Balthasar, der geächtete Scharfrichter von Bern, werde die Reise mitmachen. Jetzt entsteht Tumult. Niemand will mit dem Verfluchten reisen, der Aller Untergang herbeiführen muß, und ehrliche Leute und Spitzbuben, wozu namentlich ein neapolitanischer Possenreißer, Pippo, und ein deutscher Pfuscher, welcher das eclatante Geschäft treibt, für anderer Leute Sünde nach Rom und Loretto zu wallfahren, gehören. Während nun die Sippschaft aus eigner Autorität ein neues policeiliches Triumvirat installirt, auf die Person Balthasar's zu invigiliren, entsteht eine neue Scene. Wie dort die menschliche Natur leidenschaftlich erregt ist, so wird es hier die bestialische. Ein Augustiner vom St. Bernhard's Hospiz und ein unbekannter, nicht ganz unverdächtiger Seemann, der sich später als genuesischen Schleichhändler kundgibt, führen Hunde edler Rasse. Jener, der alten Uberto, den renommirtesten Hund des Hospizes, dieser einen Neufundländer, Nettuno. Beide fallen sich an, sodaß fast Adelheid von Willading, die Tochter des Freiherrn aus dem Canton Bern, der auch mitreist, Gefahr läuft. Die Herren der Hunde trennen sie. Uberto ist ohne Zweifel historisches Portrait, während Nettuno ein romantischer Charakter ist. Alles geht endlich an Bord, beruhigt über das Nichterscheinen des Scharfrichters, der jedoch durch die List des Rheders Baptist bereits unerkannt sich im Schiffe befindet. Bei dem Freiherrn von Willading befindet sich, wie bemerkt, dessen Tochter und ihr Geliebter, ein junger Schweizer in östreichischen Diensten. Willading will in der späten Jahreszeit nach dem Feste in Vevai, nach Italien, weil das rauhe Klima Berns dem leidenden Gesundheitszustande seiner Tochter nicht zusagt, an dem jedoch die Liebe zu dem namenlosen edeln Sigismund die einzige Ursache ist. Nachdem nun endlich die Reisenden an Bord sind, wo die ungewöhnliche Fracht Bedenken erregt, blähen sich die Segel — ? — Doch nein; das ginge zu schnell. Ein neues Hinderniß. Grimaldi, der Doge von Genua, der aber incognito reist, kommt an das Thor. Alle Spitzbuben u. dergl. sind passirt. Er darf nicht, weil eine Formalität im Passe vergessen ist. Viele Redensarten! Endlich hört Grimaldi, daß Willading, der Freund seiner Jugend, den er in Vevai zu finden hofft, im Schiffe ist. Er wird gerufen; doch gibt sich Grimaldi nicht zu erkennen, und der Freiherr soll ihm durchhelfen. Auch hier Redensarten in Fülle! Endlich folgt die Erkennungsscene mit Umständen. Was hilft's, er darf nicht in das Schiff. Endlich besinnt sich der alte Italiener, daß er eine Urkunde bei sich trägt, die ihn als Dogen ausweist. Jetzt endlich ist die Einschiffung vollendet. Die Scenen haben die reichsten Elemente in sich, um höchst interessant zu sein; allein sie sind endlos breit. Der

Grund dieser Breite aber ist kein anderer, als dem Abend näher zuzukommen, des Nachtsturmes wegen. Die Einschiffung muß nothwendig bis Mittag gedauert haben, wenn man die Zeit zusammenzählt, die zwischen der Abfahrt und dem Abende liegt.

Die größte Aufmerksamkeit nehmen nun Grimaldi und Willading in Anspruch, deren Gesellschaft, zu der Sigismund gehört, das aristokratische Hintercastell des Schiffes eingenommen hat, während die Plebejer auf dem Vordercastell hausen, und der Steemann, der sich als Maso, oder auch il Maledetto, introducirt, steht hoch auf dem Gepäcke, sich von Allen absondernd, wie auch Hr. Müller, ein sinniger, bescheidener sanfter Charakter, der Niemand anders als der verkappte Scharfrichter ist. Jetzt gibt es zwischen Grimaldi, Willading und seiner Tochter Unterredungen. Dazwischen beginnt Pippo seine Possenreißereien, der Humor und Witz wird aber wieder durch zu breites Raisonnement und Reflexionen verdeckt. Diese Scenen wie die im Hafen hätten herrliche Frescogemälde werden können, wenn der Verf. ökonomischer gewesen wäre; doch fehlt es an ergötzlichen Einfällen nicht, wozu besonders ein reicher berner Bauer, der mit Käsen das Schiff übermäßig belastet hat, den Pippo veranlaßt. Die Aristokraten werden zuletzt mit in den Kreis gezogen. Grimaldi's Aufmerksamkeit fesselt besonders Maso und der Scharfrichter, der sich ihnen, nachdem er sie durch seine sinnige Art und sein leidendes Wesen für sich eingenommen, zu erkennen gibt. So kommt der Abend. Die Sonne sinkt; unter Gesprächen ist der Tag verflossen, ohne daß Jemand an das Essen denkt, diesen so bedeutenden Act für Aristokraten und Canaille. Das Gemälde der Landschaft und des Sees in der Abendbeleuchtung ist wahrhaft plastisch. Eine lebhafte Phantasie vermöchte fast es sich so vorzuzaubern, daß das Auge es wirklich zu sehen vermeinte. Aus dieser meisterhaften Schilderung werden wir aber plötzlich in den Sturm hineingerissen, der mit aller Macht losbricht, indem die Nacht schnell Alles mit ihrem Trauermantel bedeckt. Auch hier zeigt sich wieder der alte Meister, den wir bereits aus ähnlichen Schilderungen kennen. Die Gefahr wächst durch die übermäßige Fracht und die Kopflosigkeit des Patrons. Jetzt tritt Maso an das Ruder. Seiner überwiegenden moralischen Kraft sind Alle unterthan, und schnell wandert die Ueberfracht in des Sees Tiefe. Hier sind die dadurch erregten Leidenschaften wieder mit tiefer Wahrheit gemalt. Mit einem Ballen sinkt rettungslos der westfälische Sentimentale hinab, und im Kampfe der Wuth folgen ihm der berner Landwirth und der Patron, noch im Tode ringend miteinander, bis Ein Grab ihren Zwist endet. Ueberall herrscht Verwirrung, nur Maso steht unerschüttert. Da zeigt sich plötzlich der Aberglaube in fürchterlicher Gewalt. Das Volk erfährt, daß Balthasar an Bord ist. Von der religiösen Zerknirschung und Demuth plötzlich zum Fanatismus übergehend, ergreifen sie ihn, um ihn über Bord zu schleudern. Sigismund rettet ihn; aber im Gedränge werden Willading und Grimaldi in den See gestürzt. Sigismund stürzt nach. Jetzt entwickelt Rettuno seinen Instinkt mit fast überbestialischer Klugheit. Sie werden gerettet, und das Schiff läuft in den Hafen.

Diese Scenen im buntesten Wechsel sind voll Frische, Kraft und Leben. Der Dialog ist weniger breit und mehr Handlung im Ganzen. Jetzt, wo der Dank gegen den edeln Sigismund die Herzen der alten Herren erfüllt, enthüllt Adelheid von Willading ihr Herz. Zwischen aristokratischem Verurtheile und edler Gesinnung kämpft Willading, bis letztere siegt; aber an der Schwelle des Glücks bekennt Sigismund, daß er des Scharfrichters Sohn ist. Auch Maso zeigt sich als sehr edel; er schlägt den Lohn Grimaldi's aus und bittet in hervorbrechendem Gefühl um seinen Segen, was Grimaldi noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß er sein verlorener Sohn sei. Das nun folgende Fest in Vevai unterbricht wieder die Handlung störend, weil es zu ausführlich so beschrieben wird, wie es 1838 der Verf. sah. Ob es vor hundert und mehr Jahren so ausgesehen, ist eine Frage, welche zweifelhaft ist. Neue Schmach häuft sich hier auf den Scharfrichter und seine unglückliche Familie; denn das Festbrautpaar ist ein Vevaier, Namens Collis, ein habgieriger Mensch, und Balthasar's engelgleiche Tochter Christine. Er verschmäht sie, als durch Pippo ihr Ursprung entdeckt wird. Adelheid von Willading zeigt sich edel, indem sie sich Christinens annimmt und sie beredet, morgen mit ihr nach Italien zu reisen. Diese Reise über den St.-Bernhard folgt nun. Auch hier entfaltet Cooper wieder sein Talent. Die großartigen Erscheinungen der Alpennatur weiß er mit großer Kunst zu schildern, besonders einen Schneesturm, aus dem die Reisenden doch gerettet werden; aber ein neues Intermezzo folgt. Collis, von der Schmach verfolgt, hat sein Vermögen zu sich genommen und will nach Italien fliehen. Pippo und der Pilger Konrad ermorden ihn und verbergen den Leichnam im Leichenhause, wo sich auch der Scharfrichter befindet, der noch einmal seine Tochter sehen und ein Geheimniß von seinem Herzen lösen will. Er wird als Mörder verhaftet, doch im Verhöre freigegeben, das der herbeigeholte Cantonsrichter hält; jetzt ist Maso verdächtig, da die Juwelen, die Collis bei sich trug, bei seinem, zum Schleichhandel abgerichteten Hunde sich verborgen finden. Alles stimmt zusammen, ihn als Mörder zu bezeichnen. Er soll verurtheilt werden, da erklärt er sich für Grimaldi's Sohn. Dieser nennt sich als Doge von Genua, und der Cantonsrichter ist nicht abgeneigt, ihn laufen zu lassen, weil er Grimaldi's Sohn ist. Arme Schweizerjustiz, wie werden sich die Amerikaner erbauen, bei denen doch noch einige falsche Eide nöthig sind, um die wächserne Nase zu drehen! Jetzt tritt der Scharfrichter vor und thut sein Geheimniß kund, daß Sigismund der echte Sohn Grimaldi's ist. Zweifel und Schwanken; endlich Gewißheit! Er ist's, und Maso ist zwar auch Grimaldi's Sohn, aber ein illegitimer, der deswegen dennoch frei ausgeht von der Strafe, was gut ist, da Pippo und Konrad die Mörder sind, die den Hund benutzten, um die Juwelen zu verbergen, was curios ist, da Maso in seiner Lobrede auf den Hund sagt, er sei kein Schmeichler und Schmarotzer. Item Adelheid wird Sigismund's Gattin. Der Kampf der Aeltern-liebe ist trefflich hier geschildert, und mit tiefer Wehmuth sehen wir das Scharfrichterpaar den Berg hinabsteigen mit ihrer Schmach und ihren edeln Herzen, um ein glückliches Kind ärmer und von einem unglücklichen durch das auf ihnen lastende Elend getrennt. Wir haben im Vorhergehenden die Fehler wie die Schönheiten der Cooper'schen Dichtung nachzuweisen versucht, die sehr gelungen genannt werden könnte, wenn sie im Ganzen weniger breit, Manches besser motivirt und der Wahrscheinlichkeit minder Eintrag geschehen wäre. Gern zollen wir unser Lob noch Cooper's keuscher Muse, die viele unserer deutschen Novellisten beschämen muß. Die vorliegenden Uebersetzungen sind lobenswerth. 74.

Literarische Notizen.

Die jüngst erschienene dritte Auflage von Bulwer's „England and the English" ist mit „A view of the late events and the late changes" vermehrt worden.

„Forty years residence in America, or the doctrine of a particular providence exemplified in the life of Grant Thorburn, seedsman, New York" (London 1834), ist die Autobiographie des Originals zu dem Romane: „Lawrie Todd", von John Galt, der auch eine Einleitung dazu geschrieben hat. Grant Thorburn landete vor 40 Jahren als ein junger Mensch, eines Nagelschmieds Sohn, mit 3 Cents in der Tasche und ohne alle Bildung, in Neuyork, und befindet sich jetzt in glänzenden Umständen. Der Roman Galt's ist übrigens nicht minder wahr und liest sich zehnmal besser.

In Paris sind Paul de Kock's Werke, in 78 Bänden gesammelt, erschienen. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 281. — 8. October 1834.

1. Geschichtliche Darstellung der niederländischen Finanzen, vom Anfange des Jahres 1830 bis Ende des Jahres 1833 Mit einigen Betrachtungen über das niederländische Grundgesetz von F. H. Osiander. Stuttgart, Brodhag. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
2. Ueber die Finanzen des Königreichs Hanover und deren Verwaltung von J. G. L. W. Ubbelohde. Hanover, Hahn. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Europas politisches Geschick ist unverkennbar an seine Finanzen geknüpft. Darin liegt ein Hauptunterschied der alten und modernen Civilisation. Bei Griechen und Römern spielte das Budget keine Rolle; der Senat ordnete den Staatshaushalt fast auf eine absolutistische Weise. Die Deficits wurden ohne vieles Aufheben gedeckt. Wie ganz anders gleich beim Beginne der neuern Ordnung. Sobald sich die germanisch-romanischen Staaten consolidirten und die Domainen und Regalien für die Bedürfnisse der Oberhäupter nicht mehr zulangten, wurde das Budget der Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen und die unwillkürliche Quelle aller politischen Freiheit und — Unfreiheit. Die Gewalt der unbedingten Besteuerung wurde das geheime Ziel aller monarchistischen Bestrebungen; ohne diese Gewalt ist ein Ludwig XIV., ein Karl XII., ein Friedrich II. so gut wie unmöglich. Aber die Stände fühlten auch das ganze Gewicht des Besteuerungsrechts und hielten auf ein Mitsprechen in dieser Sache. In England entstand aus dieser financiellen Collision das Unterhaus mit dem ausschließenden Rechte der Budgetsbewilligung. Man wußte, daß die Communen lieber zahlen als die Lords. In andern Ländern geschah es leider, daß die Stände ihr Recht nur dazu gebrauchten, sich Privilegien über Privilegien beizulegen und alle Lasten auf die unvertretene Masse des Volks zu wälzen. Nur das Deficit in den Staatskassen bewog die Gewalthaber, sich diesen Steuerprivilegien entgegenzustellen und der Aristokratie den Handschuh hinzuwerfen. Reform der Verfassung mußte so die Losung werden. Das französische Deficit bekam eine welthistorische Bedeutung, denn es trug unendlich viel zu dem Weltumschwunge bei, den wir die französische Revolution nennen. Seit der Zeit hat jedes Deficit noch der politischen Freiheit gefruchtet; der heilige Vater wird durch den Anblick seiner leeren Kassen genöthigt, die Bannstrahlen gegen die spanischen Oberhäupter zurückzuhalten, und Oestreich verschmerzt aus Finanznoth selbst die Quadrupelallianz, die den Westen Europas für immer dem constitutionnellen Principe überweist.

Diese Reflexion möge den geneigten Leser einladen, die zwei vorliegenden finanzgeschichtlichen Werke seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, welche wir mit dem besten Gewissen empfehlen können. Auch diese Schriften enthalten die Darstellung von Deficits!

Die Schrift von Osiander ist eine helle Fackel, die ein sehr grelles Licht über die holländische Regierung verbreitet. Man hat in Norddeutschland die belgische Revolution nur verabscheut, denn man sah die Regierung als eine erleuchtete, milde, wohlthätige an und erblickte in der belgischen Opposition nichts als katholische Pfaffen und Finsterlinge, adelstolze Junker und französirende Advocaten. Man wäre kaum angehört worden, wenn man behauptet hätte, daß die holländische Regierung bei allem liberalen Wesen doch ein falsches Spiel mit den Finanzen spiele, ein alles Mark verzehrendes Budget durch tausend Kunstgriffe Jahr für Jahr durchdringe, den Belgier als den Esel ansehe, der die enorme holländische Staatslast auf seinen Rücken nehme und par ordre des wiener Congresses bis ans Ende der Tage tragen müsse. Diese Schrift von Osiander muß aber jedem Unparteiischen die Ueberzeugung einflößen, daß der Ruhm der holländischen Verwaltung in der That kein sehr verdienter sei. In welchem constitutionnellen Staate duldete man ein Amortisationssyndicat, welches den Schleier über seine Operationen ziehen darf, und von welchem allgemein die Rede geht, daß es seinen Credit blos zur Deckung der Deficits der Verwaltung benutzt, und daneben eine ostindische Kasse, welche ebenfalls in Dunkel gehüllt operirt und nicht selten mit der Amortisationskasse Versteckens spielen soll? Wo würde man ein Deficit von 100 Millionen Gulden anschwellen lassen dürfen? wo einen neuen Credit begehren dürfen, ohne über 27 Millionen Rechenschaft abgelegt zu haben, die man kurz vorher bewilligt erhielt? In welchem Staate sprechen die trockenen Zahlen so ungünstig: 1,129,000,000 verzinsliche Schuld, 816,000,000 unverzinsliche Schuld, Zins- und Tilgungsaufwand à 39,000,000 und — die gesammten Staatsrevenuen: 45,000,000 holländische Gulden? Man muß die Reden lesen, welche Hol-

länder aus der Opposition über die Noth des Landes, über den furchtbaren Druck der Abgaben hielten, um die Haltung des holländischen Cabinets gegen Belgien würdigen zu können. Der Haß gegen Belgien hat das Durchbringen der letzten Budgets möglich gemacht; aber das eifernde Volk fühlt nicht, daß es anfange sich zu verbluten. Noch einige Jahre solche Deficits, solche Ueberspannung aller Kräfte, und Holland ist am Rande des Abgrundes. Man lasse den Enthusiasmus verrauchen, der die Holländer ergriffen hat, und es wird gegen die bestehende Verwaltung eine Opposition zu Tage kommen, die weder an Heftigkeit noch an Gewalt der frühern belgischen nachstehen dürfte. Hr. Ossander geht noch weiter:

Wirft man einen Blick auf die eigentliche Lage des niederländischen Staatshaushalts, so wird man den Gedanken wol schwerlich ganz unterdrücken können, daß Diejenigen, welche denselben bis jetzt geordnet und geleitet, keine Ursache haben, die schleunige Zurückkehr von Frieden und Ruhe, bei deren Genuß die Nation sich der Betrachtung der innern Angelegenheiten widmen kann, zu wünschen. Und sollte man nicht hieraus mit Grund folgern, daß solche Verhältnisse einen entscheidenden Einfluß auf die in London gepflogenen Unterhandlungen äußern konnten, ja vielleicht wirklich geäußert haben? (S. 171.)

Eine furchtbare Insinuation, die eine böse Stimmung der holländischen Opposition verräth. Ja, wäre Hrn. Ossander zu glauben, so kann nur eine Umänderung des Grundgesetzes das Schwert befestigen, das an einem Haare über Holland schwebt; denn nach dem Verf. gibt es in der holländischen Verfassung zweierlei gar nicht: keine wahre Vertretung des Landes und keine Verantwortlichkeit der Verwaltung. Es gibt keine wahre Vertretung des Landes, weil die Stadt- und Gemeinderäthe allein die Mitglieder der Provinzialstände erwählen und diese wieder die Repräsentanten in die Generalstaaten senden. Die Stadt- und Gemeinderäthe werden freilich von den Bürgern ernannt, aber so, daß gewisse Bürger in versiegelten Zetteln sogenannte Wähler ernennen und Letztere endlich die Stadt- und Gemeinderäthe wählen. Die Wahlen geschehen durchaus nicht öffentlich, und so ist nicht einmal eine Garantie, daß die Grundwahlen von den Bürgern wirklich ausgingen. Es gibt ferner keine wahre Verantwortlichkeit der Verwaltung, weil die Colonien ganz der Controle der Generalstaaten entzogen wurden und sohin ein umfassender Versteck für tausend Ausgaben und Einkünfte existirt. So sehr sei man auch einer Verantwortlichkeit der Minister abgeneigt, daß der Chef der Finanzen nicht anstand, den Repräsentanten zu sagen: die Verantwortlichkeit im Haushalte beruhe nur auf dem Gewissen des constitutionnellen Fürsten (S. 226). Ja, es sei vorgekommen, daß ein Finanzminister, von Profession Sachwalter, den gratulirenden Freunden sagen konnte: er betrachte die Ernennung zu dem anvertrauten Posten für ein großes Unglück, weil er von demselben gar nichts verstehe (S. 205). Gewiß ist ein solcher Ausspruch der beste Beweis, daß keine wahre Verantwortlichkeit herrsche!

Ein freundlicheres Bild stellt Hr. Ubbelohde auf. Nicht als ob die hanöverischen Finanzen eine sehr große Ordnung, eine große Wissenschaftlichkeit ihrer Behandlung bekundeten; es ist vielmehr der hanöverische Haushalt ein ziemlich altväterischer, durch alte Steuerprivilegien beschränkter. Aber durch das Buch weht ein wohlthätiger Geist, der eine freundliche Zukunft verspricht. Die hanöverische Regierung hat dieses Buch ausgehen lassen, um den Discussionen der jungen Stände einen sichern Leitfaden an die Hand zu geben. Es wird daher fast bis ins Kleinste die gesammte gegenwärtige Einnahme und ihre Verwaltung dargestellt und zugleich überall der Grund der Einrichtungen, die Möglichkeit oder Unthunlichkeit einer Veränderung besprochen. Wahrlich, auf solche Weise allein läßt sich eine fruchtbare Discussion über die Finanzen vorbereiten, und jede Geheimthuerei und Versteckung der Etats kann nur die Stände von der praktischen Richtung ablenken und in den Strudel haltloser Theorien und Finanzideale hineinstürzen. Man fühlt sich bei Durchlesung des ruhigen und gründlichen Buches so sehr von der Schwierigkeit bedeutender Finanzreformen durchdrungen, daß man dasselbe für ein wahres Präservativ gegen Verbesserungsparoxysmen ausgeben darf. Wie in jedem altväterischen Staate, bilden in Hanover noch die Staatsgüter die Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte. Es wird nun allerdings nachgewiesen, daß die Staatsgüter weniger abwerfen als ähnliche Privatgüter; doch wird gegen ein hitziges Veräußern und Verpachten eine warnende Stimme erhoben. Es gibt ganz eigne Ursachen, die den Ertrag schmälern. So haben die Domainen einen Bauaufwand von 200,000 Thalern und einen noch viel bedeutendern Magazinirungsaufwand fürs Land zu bestreiten, der aus historischen Ursachen an sie gelangt ist. Die Forsten leiden unter dem Plänter- und Grasungsrechte der Unterthanen und müssen außerdem noch sehr viel sogenanntes Deputatholz zu $\frac{2}{3}$ geringerm Preis an sie abliefern. Auffallen wird es, daß der Bergbau nicht 150,000 Thaler abwirft. Inzwischen darf weder auf schlechte Verwaltung noch auf Räthlichkeit der Verpachtung geschlossen werden. Der Bergbau wird mit sehr großer Einsicht geleitet, was die Bleiproduction am besten beweist. Durch die Entdeckung der spanischen Bleiwerke von Malaga sind 600,000 Centner Blei in den Handel gebracht worden; natürlich erdrückte diese Concurrenz den Bleibau vieler Gegenden. Der hanöverische Bleibau konnte aber fortgehen, weil das Bleierz einen erklecklichen Silbergehalt inschließt. Private könnten sich auf einen nachhaltigen Bergbau gar nicht einlassen, und es ist eine schlagende Thatsache, daß sich immer mehr Privattheilnehmer von den Kuxen zurückziehen. Die Steuerpartie ist in Hanover wie überall im Einzelnen einer bedeutenden Umgestaltung fähig und bedürftig. Die Zölle — Land- und Wasserzölle — haben beiweitem nicht die Bedeutung wie in andern Ländern, sie tragen etwa 600,000 Thaler; die Kosten belaufen sich auf ungefähr 25 Procent. Die Sporteln werden nur zu 111,000 Thaler berechnet; freilich kommen noch die Gebühren des Oberappellationsgerichtes dazu. Die übrigen Steuern gründen sich auf das Gesetz vom 1. Nov. 1817 und seine Ausführung von 1822. Es sind an directen Steuern wie überall Grundsteuern, Haus-

steuern, aber auch Steuern von decorirten Räumen, Personen-, Einkommensteuern. An indirecten sind Getränke-, Salzsteuern, Mahl- und Schlachtlicent, Stempelsteuern u. s. w. Die Nomenclatur deutet schon manche Mängel an. Die Grundsteuer ist von 1826. Sie gründet sich nicht auf ein eigentliches Kataster, sondern nur auf eine geometrische Ueberschlagung des Grundbesitzes und auf eine Declaration von Seite der Grundbesitzer. Zur Abschätzung der Ertragnisse sind sehr liberale Principien aufgestellt und Reclamationen wegen Ueberschätzung nachgegeben worden. Demzufolge wurde die Grundsteuer nur auf 1,350,000 Thaler angeschlagen. Die Kosten der Veranlagung der Grundsteuer beliefen sich bis zum Zeitpunkte ihrer wirklichen Einführung schon auf 782,570 Thaler. 1827 wurde die Steuerfreiheit der adeligen Grundstücke aufgehoben und den Besitzern eine Entschädigung vom vierten Theile der Grundsteuer gegeben. Die Haussteuer wird nach dem Capitalwerth in einem steigenden Maßstabe entrichtet und beträgt die im Vergleiche zur Grundsteuer sehr starke Summe von einer halben Million Thaler. Die Steuer für decorirte Räume ist bei den Remissionen der Grundsteuer in Folge der Ueberschwemmungen von 1825 zu 8 Groschen per Zimmer aufgelegt worden und bringt nur 18,000 Thaler. Die Personensteuer ist nach gewissen Classen angelegt und liefert an 600,000 Thaler. Die Einkommensteuer soll die Rentirer treffen; sie bringt aber nur etwas über 60,000 Thaler. Man sieht, daß die Steuer überall leichter auf den Kopf als auf den Rücken (das Vermögen) sich legen läßt, wenn nicht politische Einrichtungen wie bei den Alten zu Hülfe kommen. Die indirecten Steuern zeichnen sich im Allgemeinen durch einen ziemlich niedrigen Satz aus, wenn sie gleich nicht immer glücklich gewählte Objecte haben. Die Branntweinsteuer wird nach dem Maischbottichraume, und zwar 9—10 Pf. per 24 Quartier Maischbottichraum erhoben. Das führt bedeutende Beschränkungen der Brennerei mit sich; es darf nur an declarirten Tagen, zu bestimmten Tagesstunden, in bestimmten Gefäßen, nach bestimmter Reihenfolge gebrannt werden. Einfacher ist jedenfalls die preußische Regulirung nach der Maische. Die Biersteuer ist ziemlich billig, sie wird nach Tonnen (4 Gr. per Tonne) berechnet, wobei seit 1827 keine gewisse Quantität Malz für eine Tonne angenommen ist; die 13. Tonne wird freigelassen, um den Abgang des Bieres beim Auffüllen zu ersetzen, und alles zu eignem Gebrauche producirte Bier ist steuerfrei. Die Salzsteuer ist besonders mäßig; ein Thaler Salzsteuer kommt nämlich erst auf zwanzig Köpfe, während ein Thaler Salzsteuer in Preußen schon auf zwei Köpfe kommt. Der Licent für Fleisch und Brot ist eine modificirte alte Abgabe, deren Einführung Spittler zu den glücklichsten Ereignissen Hanovers zählte, weil doch in ihr eine bestimmte, auf alle Einwohner vertheilte, dem Reichthum von selbst nachfolgende Steuer enthalten sei. In der That ist der Licent ziemlich liberal und unlästig eingerichtet. Kleine Quantitäten Brot können frei in die Städte eingehen, ebenso alles unzubereitete Getreide; die Schlachtsteuer wird nach der Stückzahl entrichtet. Von den Zöllen separirt sind die Eingangsabgaben für Kaufmannswaaren. Das Merkwürdigste ist, daß diese Abgaben durchaus nach dem Bruttogewichte (8 Gr. per 100 Pf.) regulirt sind. Der Handelsstand hat sich diese Regulirung als die unlästigste erbeten und der Regierung eine Einnahme von 300,000 Thlr. garantirt. Auch die preußische Verwaltung hat gefunden, daß die Regulirung nach dem Gewichte der Waaren die thunlichste und vortheilhafteste sei. Der Stempel bringt nur 133,000 Thlr.; das beweist schon seine Milde. Besonders bemerkenswerth ist, daß die inländischen Zeitungen stempelfrei sind. Der gesammte Ertrag der Staatsgüter und Steuern wird etwas zu sehr zerstückelt verwaltet. Es gibt eine ziemlich große Zahl selbständiger Kassen mit eigenthümlichen Einkünften und Ausgaben, selbst mit eigenthümlichen Schulden. Insbesondere sind ganz geschieden die königlichen Kassen und die Landeskassen. Die königlichen Kassen beziehen und verrechnen 2,335,000 Thlr., die Landeskassen 3,000,000 Thlr. Die Ausgaben übersteigen gegenwärtig die Einkünfte um 29,000 Thlr. Dieses Deficit läßt sich vielleicht durch Prüfung des Budgets der Ausgaben oder Einkünfte schon heben. Jedenfalls darf es keine Furcht erregen, da in der Zukunft 198,000 Thlr. jetzige Ausgaben wegfallen müssen, nämlich an Pensionen für die Geistlichen aufgehobener Capitel 46,000 Thlr., an Pensionen für aus dem Dienst entlassene Militairs 97,000 Thlr. u. s. w. Die hanöverischen Stände berathschlagen eben über die Finanzen. Mögen sie an dem Leitfaden, den das Ministerium in diesem Buche ihnen bot, ruhig und gründlich in die Sache eingehen und das Vertrauen rechtfertigen, welches Ministerium und Volk in sie setzt. Factionen zerreißen die Kammern; mögen die Stände nur auf Facta hören! 79.

Romanenliteratur.

1. Neueste gesammelte Erzählungen von A. von Schaden. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1834. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Gewandtheit, Geschick, die Handlung zusammenzuhalten, guter Conversationston in der Erzählung und im Dialog, Verständniß des Effects im guten Sinne, das sind Vorzüge dieser Erzählungen. „Die Liebe ist blind" bezieht sich buchstäblich auf die Neigung dreier reizenden Mädchen zu drei jungen Männern, die im Krieg zu Invaliden wurden, und metaphorisch auf die blinde Eifersucht des Hauptliebhabers, der überall Verrath wittert, dabei aber so gehalten ist, daß man an seine Beschämung und Bekehrung, auch über die Novelle hinaus, glaubt. Eingeschaltet ist eine für sich bestehende Geschichte: „Die Rache", die wieder mit jener zusammenhängt. Der tragische Schluß von „Anna's Hochzeitfeier" war im Voraus angedeutet und darauf fortgebauet. Die lustige Krähwinkeliade: „Die Sensenmänner", ist so anspruchslos erzählt, daß man unmöglich über ihre Wahrscheinlichkeit rechten kann, ihr vielmehr danken muß, daß sie so geschickt Runzeln zu glätten weiß und über eine verdrüßliche Viertelstunde wegbülft.

2. Die schwarze Garde, oder Lips Tullian mit seinen Raub- und Blutgesellen. Historisch-romantische Criminalerzählung von J. K. von Train. Drei Bände mit zwei Titelbildern. Meißen, Goedsche. 1834. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Fast blos Actenstücke, auch das Hinzugedichtete auf sicherm Boden haftend, keine edelmüthige Schufte des Melodrams und

gewöhnlichen Räuberromans, die sich grimmige Mienen und noch grimmigere Reden anzwingen, die Teufel unter ihnen entsetzlich prahlen, alle pfuschermäßig zu Werke gehen, und denen man anmerkt, daß sie nur Räuberdilettanten sind, des leidigen Zeitvertreibs wegen. Hier ist bitterer Ernst, Lips Tullian, von nichtswürdigen Aeltern zu allem Schlechten durch Beispiel und Lehre angeleitet, ist verdorben, ehe er nur das Böse vom Guten zu unterscheiden fähig war, kein Genie, aber mit jeder Gabe des Gauners und Räubers ausgestattet, Frechheit, Geistesgegenwart, Pfiffigkeit, Tollkühnheit, persönliche Kraft und Schöne. Ein tugendhaftes Mädchen gibt ihm den Glauben an Zufriedenheit in ruhig sittlichen gesetzlichen Verhältnissen; aber die Ehe mit dieser, durch schreiende Willkür und wilde Begierde getrennt, dauert kurz, und fast ist anzunehmen, daß der wüste Herumschwärmer, der stillen Lebensweise der züchtigen Josephine bald überdrüßig worden, nach dem Treiben im Walde, nach seinen Buhldirnen sich zurückgesehnt hätte. Für Diejenigen, welche gern Sittenschilderungen vergangener Zeiten lesen und keine großen Ansprüche machen, ist das Buch wol nicht uninteressant.

3. Kornblumen. Gesammelte Novellen von H. G. Zehner. Zweiter Band. 1. Der Engel von Goa. 2. Feizi. Hanau, Edler. 1834. 8. 1 Thlr.

Auch hier begegnet man Teufeln in Menschengestalt, zumal in der ersten Geschichte: „Der Engel von Goa", der Pinto heißt und von habsüchtigen Verwandten, die sich Christen nennen, verfolgt wird, während er, der Jude geblieben, eigentlich die Blüte, das Gesetz der Liebe jeder Religion in sich aufgenommen, durch seine Engelsseele Alles überwindet, die Bösen zu Glauben an das Gute nöthigt, Haß in Liebe verwandelt, Alles um sich her beglückt, verschönt, veredelt. Dabei ist dieser Pinto so rein menschlich dargestellt, daß man die Möglichkeit eines solchen Charakters ohne Makel nicht bezweifelt und über manches Verworrene und Abenteuerliche in der Geschichte leicht hinweggeht. Liebe und Poesie siegen in der zweiten kürzern Erzählung: „Feizi", deren Schauplatz Indien ist, über Gewalt, Herrschsucht und Lüge, Alles löst sich in Wohlklang auf. Die Diction erinnert an Jean Paul, doch ohne Nachahmerei; es sind die Ergießungen eines edeln Geistes.

4. Hector Fieramosca, oder der Zweikampf bei Barletta. Historischer Roman von Marimo d'Azeglio. Aus dem Italienischen frei übersetzt. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 2 Thlr.

Walter Scott à l'Italienne, die Manier gut abgeguckt, aber nicht den Geist, nicht das Verarbeiten des Gegebenen und Erfundenen zu einem Körper, dem der lebendige Odem eingeblasen, der keine Narben trägt, welche das Geschäft des zusammenflickenden Wundarztes verrathen. Auch das Individualisiren, das Eindringen der Nebenhandlung in die eigentliche gelingt dem Verf. nicht ganz, manche Personen sind überflüssig, oder nur von augenblicklichem Interesse, wie die Maurin Zeraide. Cäsar Borgia ist einer der Leiter der Geschichte, und mit diesem Namen verbindet sich sogleich ein Gewebe von Abscheulichkeiten, Nothzucht, Mord, Verleumdung. Am ärgsten speit er sein Gift gegen den Titelhelden, welcher den Ruhm italienischer Tapferkeit gegen spöttelnde Franzosen aufrechthält, einer der Theilnehmer des großen Kampfs, welchen gefangene italienische Ritter gegen französische ausfochten, eine Ehrensache, die feierlich mit Zustimmung, selbst richterlicher Theilnahme der obern Gewalten behandelt wurde. Dies geschichtliche Ereigniß ist mit einem romantischen verbunden, von dem manche ältere italienische Novelle erzählt, dem wahrscheinlich eine Thatsache unterliegt. Der Liebende erweckt seine Geliebte, einem ihr unwürdigen Manne vermählt, in der Gruft aus dem Scheintod; auf Trugschlüsse sich stützend, glaubt er sie frei und nennt sie die seine. Hier wähnt überdies die Erweckte den Gemahl todt, begibt sich in ein Kloster, woraus sie Cäsar rauben läßt, sich ihrer bemächtigt, worauf ihr wirklicher Tod und das Verschwinden Hector's folgt. Unter den schändlichen Dienern eines abscheulichen Herrn, die mit Kopf oder Arm ihm gewärtig sind, befindet sich ein Deutscher, welchen der italienische Verf. noch ärger mitspielt als der schottische Autor in seinen Romanen: Meister Martin ist ein echter deutscher Held, Säufer, Fresser, feig, habsüchtig, dumm. Einer Entschuldigung, die am Schluß den Franzosen wegen der Repräsentanten ihres Volkes gemacht wird, hält d'Azeglio uns nicht werth; wir sind ihm Barbaren, die danken sollten, daß uns erlaubt ist, zu existiren.

5. Kränze von Moritz Bachmann. 1. Frühlingsblumen. Rintein, Osterwald. 1834. 8. 15 Gr.

Keine aromatisch-duftende Rosen und Maiblumen, artige Himmelsschlüsseln, drollige Maßliebchen, denen sich hier und da ein Veilchen, ein vorlautes Schneeglöckchen, eine beißende Nieswurz beimischt. Mannichfaltigkeit dem Kranze gewährend. Die aus fremden Gärten verpflanzten zeugen für die geschickte Hand des Gärtners. „Elise", eine Erzählung in Prosa, von Freimund Waller, berichtet die Entstehung des Heilquells von Elisen.

58.

Aphorismen.

Parallele.

Bourrienne, von Napoleon sprechend, sagt („Mémoires", V, 31, der pariser Ausgabe): „C'était un principe invariable de son gouvernement, qu'un prince doit le moins possible changer ses ministres, et ne le doit jamais faire que pour de graves motifs." Und Tacitus, in seiner meisterhaften Charakteristik des Tiberius („Annal.", I, 80), bemerkt: „Id quoque morum Tiberii fuit, continuare imperia, ac plerosque ad finem vitae in iisdem exercitibus aut jurisdictionibus habere."

Grabschrift.

Man kennt die Dienste, welche der berühmte Marschall von Sachsen Frankreich leistete. Unter den Projecten zu seiner Grabschrift findet sich folgende, welche wir hierher setzen, da sie, so viel wir wissen, nicht bekannt geworden ist:

Rome eut dans Fabius un guerrier politique;
Dans Annibal Carthage eut un chef héroique.
La France, plus heureuse, eut dans ce fier Saxon
La tête du premier et le bras du second.

Diese Grabschrift zeichnet gut.

Christliche Demuth.

Frau von Mailli war die Geliebte Ludwig XV. gewesen, und hatte sich, verlassen vom Könige, in die Arme der Religion geworfen, welche ihr einen stärkern Schutz gewährte. Eines Tages begab sie sich in die Kirche Notre-Dame, kam aber etwas spät, und störte mehre Personen, ehe sie zu ihrem Sitze gelangen konnte. Verdrüßlich hierüber rief ein junger Mann überlaut: „Eh! voilà bien du bruit pour une putain." Frau von Mailli aber drehete sich gegen ihn um und sagte mit sanfter Stimme: „Monsieur, puisque vous me connaissez si bien, faites-moi la grace de prier Dieu pour moi."

Ahnung.

Depping, in seinen zwar nicht tiefen, aber anziehenden „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris", erzählt folgendes merkwürdige Beispiel von Todesahnung. Ein pariser Bankier besaß dicht vor den Thoren der Hauptstadt einen äußerst reizenden Landsitz, wo er die Sommertage zuzubringen pflegte. Plötzlich bemächtigte sich seiner der Gedanke, daß, wenn er diese Besitzung nicht bald veräußere, er darin sterben werde. Vergebens ist alles Zureden seiner Freunde, vergebens der Anblick des landschaftlichen Reizes. Der Bankier, von der Todesahnung gequält, besteht auf dem Verkaufe. Endlich findet er einen Käufer, soll aber in acht Tagen räumen. Nun ist er ruhig und fängt an einzupacken. Aber am siebenten Tage wird er darüber vom Schlage getroffen, kann nicht mehr weggebracht werden und stirbt am achten Tage, also am letzten des bedungenen Termins, in eben dem Landhause, welches er hatte verlassen wollen, um nicht darin zu sterben.

87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 282. — 9. October 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Erſter Artikel.

Zacharias Werner war eine zu originelle, wie in einer ganz beſondern Atmoſphäre aus eigner Triebkraft aufgewachſene, in einem eignen Dunſtkreiſe ſich bewegende und endlich aus religiöſer Fieberglut geiſtig abſterbende und verdorrende, überhaupt in allen Beziehungen eine ſo ganz eigenthümliche Natur, daß wol Jedem ein neuer Beitrag, der ſein inneres Weſen mehr enthüllt und neue Blicke in die geiſtige Welt ſeiner Seele eröffnet, erwünſcht kommen muß. Die hier mitzutheilenden Briefe ſind an einen Mann gerichtet, gegen den er ſich am freiſten und offenſten aufſchloß; vielleicht hat ſich Werner gegen keinen andern Menſchen ſo völlig ohne allen Rückhalt ausgeſprochen ſowol in Rückſicht ſeiner Privatverhältniſſe als über ſein ganzes Seelen- und Gemüthsleben. Man weiß aus Scheffner's Selbſtbiographie, mit welcher Reihe von Dichtern und Gelehrten ſeiner Zeit er theils perſönlichen Umgang hatte, theils durch briefliche Mittheilungen in Berührung ſtand. Werner hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Königsberg ihm weniger genähert aus Gründen, über die er ſich nachmals in ſeinen Briefen ſelbſt ausläßt. Wie aber bei ihm Alles anders war, ſo zog erſt die weite Entfernung ihn näher zu Scheffner hin; erſt von Warſchau aus ſchloß ſich ihm ſeine Seele in allen ihren Falten auf, und erſt von dort aus faßte er zu Scheffner, ſo völlig verſchieden auch deſſen ganze Natur und Geiſtesrichtung war, ein Vertrauen, wie er es ſonſt wol gegen Niemand in der Welt hatte. Werner's Seele, überfüllt und überſtrömend von Gefühl und Phantaſie, ſchien beſonders in der Zeit, als er ſeine „Söhne des Thales" dichtete, einer andern, wenngleich auch nicht wahlverwandten Seele — denn eine ſolche fand er nicht —, zu bedürfen, um ſich in ſie zu ergießen. Es liefern uns daher dieſe Briefe die intereſſanteſten Mittheilungen und Aufſchlüſſe über Werner's religiöſe Anſichten und Stimmungen, über ſeine Meinung und Ueberzeugung vom Weſen des Katholicismus, ſowie über die Beſtimmung ſeines Lebens, zu welcher er ſich von einer höhern Hand berufen glaubte, über die Tendenz ſeiner Dichtungen, der „Söhne des Thales", des „Kreuzes an der Oſtſee", der „Weihe der Kraft" u. ſ. w. Sie geben über verſchiedene Einzelheiten in dieſen dichteriſchen Schöpfungen, wie nicht minder über ihre Geſchichte im Ganzen ſo mannichfachen Aufſchluß, daß der Leſer ſie gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ueberhaupt wird jeder in ihnen einen ſchätzbaren Beitrag zu Werner's geiſtiger Lebens- und Seelengeſchichte finden. 109.

1.

Warſchau, den 13. Nov. 1804.

Vergebens würde es ſein, mich bei Ew. Wohlgeborn zu entſchuldigen, daß ich der Pflicht, Ihnen zu ſchreiben, ſo lange nicht genügt habe. Ich füge alſo außer einer herzlichen Bitte um Verzeihung nichts weiter hinzu, um Ihnen den Ennui zu erſparen, eine Menge holperichter Variationen über ein und daſſelbe Thema zu leſen. Ungleich ſchmerzlicher wird es mir, Ihnen nicht die Dankbarkeit in vollem Maße ſchildern zu können, die mich, ſo oft ich an Sie denke, durchſtrömt. Sie haben mein Inneres mit meiner Vaterſtadt, die mich oft über Verdienſt gekränkt hat, ausgeſöhnt, haben durch Ihre Güte es veranlaßt, daß ich nach Königsberg oft mit einer Sehnſucht zurückdenke, die nur durch die mehr als proſaiſche Kälte des dortigen Klimas wieder abgekühlt wird. Das kann ich Ihnen auf Ehrenwort verſichern, daß meine Frau mir unzähligemal zugeſchworen hat, noch nie eine Perſon ihres Geſchlechts gefunden zu haben, die ſie ſo herzlich verehrt und geliebt, ſich ſo innigſt zu ihrer Freundin gewünſcht hätte, als Ihre Frau Gemahlin, und daß letztere grade der einzige Gegenſtand iſt, der ſie an Königsberg feſſelt. Da nun meine Frau theils ſich lieber todtſchlagen ließe, ehe ſie eine Schmeichelei (deutſch: eine Lüge) ſagte, auch das Glück der Bekanntſchaft Ihrer Gattin nur wenig genoſſen hat, ſo kann ich mir die Sache pſychologiſch nur ſo erklären. Meine Frau hat, ohne einen Schatten von Dem, was man feine Erziehung nennt, doch grade den feinen Tact von Mutter Natur empfangen, der ſie ohne Unterricht die Grenzen des Schicklichen gelehrt hat. „Si je ne suis pas reine", kann ſie mit der weiland durchlauchtigen Gräfin von Artois ſagen, „je suis du bois, dont on les fait." Dabei hat ſie eine Maſſe des Gefühls, die nicht oben auf, aber tief in ihr verborgen liegt und bei der leiſeſten Berührung Funken gibt. Dieſen feinen Sinn fürs Schickliche beſitzt Ihre würdige Gemahlin unſtreitig in um ſo höherm Grade, als er durch Welt und Schickſal gebildet iſt.

Je weiter ich ſchreibe, je weniger werde ich fertig. Das iſt überhaupt mein Fall; ich werde nicht fertig weder mit einem Briefe, noch mit meinem Studium, noch mit einem Kunſtwerke, noch mit meinem Leben. Es iſt die traurige Geſchichte meines Erdenſeins! Ich habe von meinem neuen Trauerſpiele immer nur erſt zwei Acte fertig. Zwar habe ich den erſten ſo umgearbeitet, daß er ſo gut wie neu iſt, und ihn in Metrum, Ideengang u. ſ. w. ganz dem Charakter des rohen Preußenvol-

kes amalgamirt. Aber bei alledem ist das doch ein Schneckengang! Was mich verhindert, ist wol nächst meinen Dienstgeschäften, Privatcorrespondenzen und Rechnungen, welche letztere ich, so klein sie sind, doch sehr exact führe, auch die Ueberzeugung, daß man nicht blos schreiben, sondern auch immer lernen muß. Das enfilirt mich denn in allerlei Lecture, die mir einige neue Ideen gegen viel Zeit kostet. Zudem haben mir auch ein paar bedeutende Recensirinstitute die Ehre ihrer Mitgliedschaft angetragen; ich muß also viele Zeit, die ich zur Kunstarbeit verwenden könnte, dem leidigen Recensiren opfern. Ueber alle diese Allotria werde ich alt — künftigen Sonntag zähle ich, will's Gott, 36 Jahre —, das Bischen poetische Flamme verglimmt, ich sterbe und habe am Ende umsonst gelebt. Doch tröstet mich wieder der Gedanke, daß ich thue, was ich kann, und daß, wenn ich einmal, trotz meines so sehnlichen Wunsches, im Schooße der Natur und ganz für die Kunst nicht leben soll, auch das Gottes weiser Rathschluß ist. Den Muth lasse ich mir doch nicht nehmen, und der Gedanke, daß ich Alles, was ich thue, mit für mein treffliches Weib thue, befeuert mich noch mehr. Ich habe versucht, ihren sehr tiefen und bedeutenden Charakter in einer der Hauptpersonen meines Stücks zu malen; wenn's gelingt, so wird es eine meiner besten Zeichnungen.

Mein officielles Leben ist, wo möglich, noch unbedeutender als mein künstlerisches Erdenwallen; doch vernachlässige ich es wenigstens nicht. Die Basis, worum es sich dreht — 450 Thlr. Gehalt ohne alle Accidenzen —, ist freilich sehr schwach. Hätte ich einen Freund, der ein Landgütchen in einem von Gott nicht verwahrlosten Klima, z. B. in der Mark, in Schlesien u. s. w., besäße und mich mit meiner Frau dort für ein mäßiges Jahrgeld aufnehmen wollte, so wäre ich freilich geborgen. Da das indessen nicht möglich ist, so muß ich zu meinem Fortkommen andere Anstalten treffen. Auch habe ich selbst in Berlin durch Iffland's Vermittlung einige Aussichten, aber schwankende und weitaussehende, Schatten von Schatten, wie Hamlet es nennt. Eben jetzt bewerbe ich mich um einen hier vacanten Stadtrathsposten, aber höchst wahrscheinlich auch ohne Erfolg.

Wir sind hier in Warschau bekanntlich in Betreff des literarischen Verkehrs äußerst dürftig situirt. Um so mehr ergötzen wir uns über das wenige Schöne, was wir bekommen. So hat mich Tieck's „Kaiser Octavianus" unendlich erfreut; es ist eine Kühnheit der Phantasie und eine Masse echtpoetischer Ideen darin, daß ich es in der Hinsicht, wenngleich nicht als Ganzes, der „Genoveva" noch vorziehe und nicht begreifen kann, wie sich in diesem großen künstlerischen Kopfe diese Welt bildete. Auch Pellegrin's „Dramatische Spiele" sind schön. Es ist ein Schüler der Schlegel, ein berlinischer Offizier, der unter dem Namen debutirt, und diese Spiele sind, besonders für den ersten Debut, so schön, daß es kaum zu glauben ist, wie Jemand, der nicht homme de lettres von Profession ist, so schön debutiren kann. Ich kann nicht leugnen, daß diese trefflichen Arbeiten mir doch ziemlich den Muth zum Fortschreiten auf der Dichterbahn rauben; aber — wer A sagt, muß B sagen!

Aber genug und mehr als genug! Verzeihen Sie gütigst meiner Rabotage und überzeugen Sie davon durch einige Zeilen Antwort Denjenigen, der mit der innigsten Hochachtung ewig sich nennen wird Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamster Diener

Werner.

2.

Warschau, den 22. Jan. 1805.

Ich kann dem Wunsche, Ihren mir so theuern Brief vom 26. Nov. jetzt schon zu beantworten, nicht widerstehen, wiewol Sie ihn nicht als ein excitatorium ad scribendum angesehen wissen wollten und auch jeden Augenblick besser als zu Lesung meiner Lappalien anwenden könnten. Was Ihr Brief übrigens und die darin enthaltene Aufmunterung meines geringen Strebens für einen Eindruck auf mich gemacht hat, welche Panacee er für mich gewesen ist, will und darf ich hier nicht erwähnen, da Sie selbst die Ausbrüche der reinsten Achtung unter die Rubrik Complimente setzen; aber es wird Ihnen aus eignen Erfahrungen Ihrer jüngern Jahre einleuchten, wie wohl eine so väterliche Theilnahme dem so oft zurückgestoßenen Herzen und der durchdachte Beifall des Lehrers dem Schüler thut!

Ich gehe zur stückweisen Beantwortung a) Ihres Promemoria und b) Ihres Briefes über — Zug um Zug wie im Schach. Im Promemoria verlangen Sie meine Meinung über eine Stelle der Thalshöhne. Sehr gern, wenn Sie mich nur nicht auslachen! Sie kennen gewiß die Legende, daß kurz vor Molay's Hinrichtung der Kasten, welcher die wichtigsten Ordenspapiere enthielt, durch die Königin von Frankreich, welche sich für den Orden interessirte, gerettet und Denen, die ihn fortpflanzten, überliefert ward. Diese Königin persönlich in meinem schon von einer Legion Nebenpersonen überschwemmten zweiten Theile aufzuführen, war mir in mehrer Rücksicht unmöglich. Ob Königin oder Fürstin, war überhaupt einerlei, und ich ließ diese mir selbst dunkle Sache geflissentlich im Dunkel. Ich supponirte aber — was freilich dem Leser zu errathen unmöglich ist —, die königliche Tante Valois (nach deren Begräbniß Molay, was historisch gewiß ist, sogleich verhaftet wurde) habe dieses Kästchen von Molay, der es bei ihr am sichersten aufgehoben wußte, in Verwahrung erhalten und kurz vor ihrem Ende (in der Gewißheit von Molay's Fall) über die Seite geschafft, was dann der Erzbischof, dem als Agent des Thales nichts verborgen war, ausgemittelt und zur treuen Ueberlieferung an die Fortsetzer des Ordens aufbewahrt hatte. Diese Meinung wird um so plausibler, als die Thalbrüderschaft von den ersten Jugendverhältnissen eines für sie so wichtigen Mannes unterrichtet sein mußte und die edle Fürstin Valois, ihr selbst unbewußt, als Mittel gebraucht haben kann, Molay'n für den Orden zuzuziehen. Wenn in einer Stelle gesagt wird, diese Kiste enthalte „den Tod, die Kraft, die Gährung und den Frieden", so heißt das, die ganze Weisheit des Ordens, der aus Ertödtung des Eigenwillens die göttliche Kraft in uns zu erzeugen bestimmt ist, sowie aus Erstarrung des Materiellen (Tod) das Leben wieder neu in der Gährung (Verwesung) und aus ihr die Beschwichtigung der streitenden Kräfte (Friede) entsteht. Die Maurerei hat nur Einen Zweck, Wiedergeburt, und für Die, welche ihn erreicht, einen Trost, Palingenesie, und die Belege dazu sollte jener Kasten enthalten.

Die Legende vom Phosphoros, von der Sie nach Ihrem Briefe eine Erklärung wünschen, ist nur ein Concert über jenes Thema, und wiewol die Einkleidung ganz meine Erfindung ist, so halte ich die Sache selbst doch für durchaus wahr. Diese Legende ist übrigens mit dem innersten Theil von Baffomet in genauer Verbindung und eine Fortsetzung von jenem. Sowie in jener die Beschränkung des irdischen Menschen durch Geiz, Stolz und Eigenwillen und die Unterdrückung des Lebendigen durch den Tod, so wird im Phosphoros die Wiedergeburt und Erlösung des Menschen, sowie die Auflösung der die Materie fesselnden Ketten durch ihr Zerrinnen bezeichnet. Aber Baffomet ist nur das Zerrbild, der zur Caricatur entstellte, den Anfängern zum Zerrbilde aufgestellte frère terrible; der irdische Phosphoros der göttliche innere Mensch, der μικροκοσμος, das höchste aller dem Menschen erkennbaren Mysterien. Da aber hiernach Mensch und Welt, so zu sagen, Synonyma sind (wie etwa das sich in einem Cylinder abspiegelnde Bild einer darunter gelegten verstellten Zeichnung), so hat die Legende vom φωσφορος (Lichtträger) auch einen doppelten Sinn, einen physischen und einen moralischen. Der physische ist etwa folgender: Die Emanation der Gottheit ist das reine Licht; sobald es zur Erde strebt, verliert es seine reine göttliche Eigenschaft, es wird Feuer, und mit den andern Elementen zusammengekettet, lebt es zwar, aber ein isolirtes, eingekerkertes Leben. Demungeachtet strebt's unaufhörlich, sich mit dem Urlichte zu vereinen, und wird zu dieser Vereinigung durch Sonne und Mond, deren Feuer jenem Urlichte schon näher ist, angezogen. Es belebt die Körperwelt, aber eben diese ist auch der Kerker, den es nicht brechen kann; das Salz Mercurius selbst verliert seine einigende

Kraft, durch die Kälte erstarrt. Die gröbere Materie verdunkelt das Licht und drückt es; je schwächer der Druck dieser Materie ist, desto freier kann das Licht wirken; daher Schwächlichkeit der gröbern Materie (Krankheit) das reinste Leben des Lichtes (des feinsten Grundstoffes) ist. Die Vorbotin der Erlösung des Lichtes ist also die Krankheit und die ihr folgende Sehnsucht, ins Unendliche zu zerrinnen. — Das höchste Symbol seiner zu erwartenden Wiedervereinigung mit Gott ist der Regenbogen, in dessen Centro sich die reinsten Strahlen spiegeln. Sowie dieser Regenbogen durch den Widerschein der wasserschwangern Wolken entsteht, so ist auch der eigentliche Erlöser (Heiland) des Lichtes, das reine Wasser, was mit seiner wollüstigen, alles vereinigenden Kraft sich seiner endlich ausschließend bemächtigt, und indem es das Feuer (das gröbere materielle Licht) verlöscht, das reine Phlogiston seinem Urquell zurücksendet.

Wie im Physischen, so auch im Moralischen. Der reinste Ausfluß der Gottheit ist das Denkende und Fühlende (das Phlogiston) im Menschen. Das ist eigentlich der Mensch, daher der Name φωσφορος (den Ausfluß aus dem göttlichen Lichte zu bezeichnen). Die Elementarmasse, welche den Menschen einschließt (Körper) ist nur sein Kerker, die organischen Wirkungen (Handlungen), die wir Leben nennen, sind eigentlich ebenso viel Hemmungen des wahren Lebens (der Reagitation des Lichtes zu seinem Urquell). So lange der Mensch, wie wir es nennen, lebt, ist das Licht in ihm durch den Druck der Elemente an der Wiedervereinigung mit der Gottheit verhindert. Der Mensch ist nur in und durch Gott; der Wahn, außer Gott selbständig, „ein und etwas" zu sein, ist die Geißel, die ihn so lange züchtigt, bis daß er jenen Hochmuth aufgibt und dadurch, daß er sein Nichts (als isolirtes Ding für sich) einsieht, seine einzige Realität durch Verschmelzung mit der Gottheit wiederfindet. Um ihn, den Phosphoros, hierzu zurückzuführen, sind ihm (wie dem Baffomet zwei Tode, der Tod des Lebens im gemeinen Sinne und der Tod der Hoffnung) zwei Heilande zugeordnet, der λογος (das Wort, der Mittler), der ihm das göttliche Licht symbolisirt vermenschlicht im Moralischen, und der Heiland aus den Wässern (der Tod mit der Verwesung), die auch sein Materielles der Erde und in demselben Augenblicke sein Phlogiston dem Urquell wiedergibt, im Physischen. Bis zum Momente dieser glücklichen Katastrophe, daß dem Menschen einer der beiden Heilande, die rastlos am Durchbruche des Lichts in ihm, im doppelten Sinne (moralisch und physisch) arbeiten, erscheint, trösten ihn seine ältern lichterzeugten Geschwister: Sonne und Mond, aber sie können nicht seinen Elementarkörper sprengen, ihm auch nicht den Kelch des Feuers (die Leidenschaften, die ihn zur Erde herunterziehen) rauben. Ebenso wenig kann das Salz (im moralischen Sinne die Vernunft) ihn heilen; es hilft wol das Feuer (der Leidenschaften) verdünsten, aber es wird durch das Element (der Erde, die sich unserer bemeistert) bald zu Eis verstarrt. Hierauf sendet Gott dem Menschen, als Boten des Heilands aus den Wassern (des Todes) und des λογος (des Worts)

den Kelch der Flüssigkeit und in dem Kelche
den Tropfen Wehmuth und den Tropfen Sehnsucht.

Sie werden nämlich bemerken, daß der Mensch in den höhern Stunden der Weihe, wo er z. B. ein Kunstwerk schafft, Alles, möchte ich sagen, was sich sonst dämmernd in seiner Seele darstellte, verklärt erblickt; in diesen Momenten hat das reine Feuer (das Licht) bei ihm die Oberhand. Es ist die höhere Wehmuth. Dagegen gibt es andere, wo er nicht denkt, nicht schafft, nicht einmal Bilder in seinem Innern entstehen sieht, und doch von einem unnennbaren Gefühle, was sich ins Weite, Unermeßliche ausdehnen möchte, ergriffen fühlt. So z. B. wenn Sie halbträumend im Grase liegen und den Untergang der Sonne betrachten, so denken Sie nichts, dichten auch nichts, empfinden aber bald eine unnennbare Sehnsucht. Das ist der Hang zum Zerfließen, der jedem Menschen beiwohnt, das Wasser in uns strebt sich (wie bei dem Kunstproduciren das Licht mit dem Lichte) mit dem unendlichen Fluido zu vereinen. — Doch ich fahre fort. Auf Bitte der Mutter Isis (der Natur) schickt das Wort (der göttliche Mittler) als zweite Botin die Krankheit ab. Diese, indem sie (wie schon bemerkt) die Kraft der gröbern Stoffe (der Materie) hemmt, gibt dem feinsten (dem Lichte und der Seele) freiern Spielraum, was schon dadurch ersichtlich ist, daß die feinorganisirtesten, am wenigsten mit einer Fleischmasse bedeckten Körper den geistigsten Naturen gehören. Die Krankheit hemmt das organische, befördert das göttliche Wirken.

Dieses System mag schwärmerisch sein; ich habe es mindestens nicht gestohlen und als teres totum et rotundum in mein Inneres verwebt. Die Maurerei kann keinen andern Zweck haben; ist er in ihr verdunkelt, so muß er in ihr aufgehellt, oder mit Wegschneidung vieler dummen Symbole und schalen sentimentalen Gewäsches (wovon das Logenwesen voll ist) das Urchristenthum in seiner Glorie wiederaufgestellt werden, und das ist der Hauptzweck meines Lebens. Die Kunst ist mir nur Vehikel zu diesem Behuf, um indirecte Wahrheiten zu predigen; es soll in meinen künftigen Werken nicht wieder so plan didaktisch, aber doch durch hingeworfene Fingerzeige geschehen, für den Sachkundigen und Den, dem Gott die Gabe zu sehen gegeben hat. Ich will nicht faulenzen; meine wahre Bestimmung ist eine ernste priesterliche Wirksamkeit; Gott wird sie mir schenken, wenn es mir und seiner Kirche heilsam sein sollte. O daß Friedrich Wilhelm II. noch lebte! Er wäre als Mittel herrlich; vielleicht führt mir Gott einen andern Aehnlichen zu, denn ohne Unterstützung eines Fürsten geht es mit einer Reformation für einen Privatmann nicht, und ein Bruder Redner ist noch jämmerlicher als ein Bruder Kammersecretair. Verzeihen Sie mir gütigst diese tragikomische Tirade, Sie haben es selbst befohlen!

An den Kaiser von Rußland habe ich im August v. J. ein Exemplar meines Buchs, aber leider (auf Kotzebue's Rath) unmittelbar und nicht (wie Sie mir ebenso vernünftig als gütigst riethen) durch Klinger geschickt. Ich habe also auch weiter nichts als eine vom 1. Dec. v. J. aus Petersburg datirten und mit Engel (weiß Gott, wer das ist) unterzeichnete Antwort erhalten, worin dieser Engel (der übrigens, nach seinem Siegel zu urtheilen, mit zwei Orden decorirt ist) wörtlich folgendergestalt schreibt: „Endesunterschriebener hat das Glück gehabt, das durch den Herrn Werner eingesandte dramatische Werk Sr. Russisch Kaiserl. Majestät zu unterlegen und Allerhöchsten Befehl erhalten, dem Verfasser Allerhöchstdero Zufriedenheit zu erkennen zu geben. F. Engel."

Quantum in rebus inane! — Wie leid thut es mir, Ihren gütigen Rath wegen Klinger nicht befolgt zu haben. Künftig werde ich klüger sein!

Was dagegen Ihren Rath, in Warschau zu bleiben, betrifft, so kann ich ihn, so dankbar ich ihn erkenne, nicht benutzen, sondern muß Ihnen vielmehr mit der Offenheit, die Sie mir gütigst zur Pflicht gemacht haben, erklären, daß ich alle Segel anspanne, um, coute qui coute, spätestens auf Johannis von hier wegzukommen. Daß ich von hier wegkommen muß, liegt außer meinem erbärmlichen Dienstverhältnisse (zu einem Lotterie- oder andern Posten sind gar keine Aussichten) darin, daß meine Frau, die selbst das edelste, trefflichste Weib ist, eine Familie hat, die unter aller Kritik ist, und Papa, Mama u. s. w. mir immer auf dem Halse liegen. Sie werden fühlen, wie mir, dem entschiedenen Hasser alles Dessen, was Familie heißt, mein Leiden dadurch vermehrt wird. Ich muß also, will ich nicht zu Grunde gehen, von hier fort, ich muß aber auch unausbleiblich schon auf Johanni fort und schon zu Ostern c. darüber Gewißheit haben. — —

Ich verbleibe mit tiefster und wahrster Hochachtung Ihr ꝛc.

Werner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordlichter. Eine Sammlung polnischer Dichtungen, ins Deutsche übertragen von L. Mabielak und J. B. Werner. Mit Bildern von F. Fellner. Erstes Bändchen. Farys. Konrad Wallenrod. Grażyna. Stuttgart, Brodhag. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Sammlung, die uns mit dem Motto von Jean Paul: „Ist das vaterländische Feuer verloschen, und haben die Vestalen nicht genug gewacht, so holet es, wie der Römer seines von der Sonne wieder, vom himmlischen Musengott", dargeboten wird, enthält eine Uebersetzung dreier Gedichte von Mickiewicz (spr. Mizkiewitsch). Das vorzüglichste und bedeutendste derselben: „Konrad Wallenrod", ist den Deutschen bereits in einer guten Uebertragung von Kannegießer bekannt und auch schon früher in d. Bl. besprochen worden.*) Die vorliegende Uebersetzung gibt zwar zuweilen das Original wörtlicher wieder, leidet aber auch gar häufig an Härten und selbst Undeutlichkeiten. Schon die ersten Zeilen können einen Begriff davon geben, welche der Uebersetzungen poetischer sei. Während Kannegießer beginnt:

Schon hundert Jahre taucht' ins Blut der Heiden
Der deutsche Ordensritter seine Hand;
Sklav ward der Preuße, oder mußte meiden,
Die Seele rettend, seiner Väter Land,
Der Deutsche folgt', in Ketten ihn zu schlagen
Und bis Lithauens Grenzen Mord zu tragen.

lautet der Anfang hier also:

Im nord'schen Heidenblute schwammen schon
Die deutschen Ritter ein Jahrhundert fast,
Der Preuße trug des Joches schwere Last,
Wo nicht, so war er aus dem Land geflohn,
Und bis an Litthau'ns Grenz', mit Fang und Morden,
Verfolgt den Flüchtigen der deutsche Orden.

Im Originale ist das Bild der ersten beiden Zeilen beiweitem gemilderter; wie nachschleppend ist das fast, das nicht im Originale steht; der vierte Vers ist nun gar prosaisch. Verse, wie folgende (S. 25):

der Mond
In Silberwolken schlummernd oder dunkeln (nämlich: Wolken)

oder:

Und lang und träg belagert Wilna er.

sind nicht selten.

Ungleich gelungener ist die Uebertragung eines andern Gedichts von unendlicher Tiefe und Schönheit, betitelt „Farys". Dies ist ein Ehrenname der Beduinen, etwa Ritter, Chevalier. Unter dem Bilde eines durch die Wüste reitenden Beduinen stellt der Dichter seinen Flug durch das Leben dar. Nicht reizt ihn das Gemächliche und Sorgenlose,

Umsonst der grüne Palmenbaum
Lockt mich mit Frucht und Schattendaus,

nicht schrecken ihn Drohungen und furchtbare Weissagungen,

Sucht hier Weg' im Sand der Reiter?
Nimmer geht, wer kam hieher!
Nicht für Pferd' sind diese Fluren,
Schlangen nur ernähren sie.
Einzig hier in diesen Reichen
Kreisen Geier, schlummern Leichen.

Vergebens erfaßt ihn zuletzt auch Huragon, der Sturm der Wüste, er besiegt auch den, und nun hat er errungen, wonach er gestrebt, und schwelgt in seliger Lust.

Ich erhebe mich und blicke zu den Sternen stolz empor,
Und mit goldnen Augen blicken alle Sterne, —
Alle blicken auch auf mich:
Außer mir war Niemand — Niemand auf der Erde, nah' und ferne.
Ha! mit offner Brust hier athmen — auszuathmen, welche Lust!
— Wonnig, selig zu der Welt aus streck' ich die entzückten Arme,
Und es scheint, daß ich von Osten bis nach Westen sie umarme:
In das endlos Blaue fliegt mein Gedanke, gleich dem Blitze,
Höher, höher, und noch höher, bis zur höchsten Himmelsspitze.
Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben sich entreißt,
So verliest mit den Gedanken in den Himmel sich mein Geist!

Das dritte Gedicht, gleichfalls ein episches, „Grażyna", feiert eine lithauische Fürstin dieses Namens, welche, als ihr Gemahl Litawor mit den Kreuzrittern sich zu vereinigen beschließt, das lithauische Heer in die Schlacht führt, zwar fällt, aber einen Sieg der Ihrigen veranlaßt. Einzelne Partien des Gedichtes sind überaus reizend, das Ganze erscheint bei aller Kraft etwas gedehnt.

Der Sammlung sind als Zierde drei sehr saubere Lithographien beigegeben, von denen nur die zum „Wallenrod" gelungen zu nennen ist, die andern beiden leiden an Unklarheit. 26.

*) Vgl. Nr. 326 und 327 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Notizen.

Gleiches mit Gleichem.

Im J. 1830 erschien in Mainz eine „Briefsammlung von Kaisern, Königen, Fürsten, Bischöfen, Gelehrten u. s. w., herausgegeben von Freyberg". Das erste Heft enthält Briefe von einem Jesuiten Kögler an seinen General aus China. Die Macht der Jesuiten war damals im Abnehmen; sie sollten nach Macao aus Peking transportirt werden, brachten es aber durch viele Bitten als „humiles ex remoto Occidente subditi" des chinesischen Kaisers dahin, daß er ihnen eine halbstündige Audienz gewährte, und nach Kögler's Berichte wies er ihre Bitte, Proselyten ferner machen zu dürfen, mit der vernünftigen Antwort ab: „Wenn ich nun einen Haufen Lamas und Bonzen in euer Europa schickte, um ihre Gesetze zu lehren, was würdet ihr da wol sprechen? Wie würde man sie wol empfangen? Und doch wollt ihr, daß alle Sinesen Christen werden" u. s. w. Daran denken die Herren in Basel freilich nicht, daß der Sultan mit ebenso viel Rechte seine Imans zu uns senden kann, wie sie ihr Heil an der Wolga u. s. w. versuchen. Uebrigens hätte sich die heilige Jungfrau der Jesuiten besser annehmen sollen. Sie erschien einer bekehrten Wöchnerin, die gefährlich krank lag, und sagte ihr, welche Arznei sie zu nehmen habe (S. 82). Mit ebenso gutem Grunde hätte sie auch dem Kaiser selbst einen Besuch abstatten und ihn auf günstigere Gesinnungen bringen können, was sie aber nicht that.

Der kleine Prophet Jeremias.

Das räthselhafte Schicksal des unglücklichen Kaspar Hauser hätte vor einigen Jahren ein Seitenstück finden können. Bekanntlich gibt es nirgend so viel Sektirer und Schwärmer, Pietisten und Mystiker als in Stuttgart, und so hatte sich denn auch in dieser Stadt unter mehren Familien, die ihre frommen Zusammenkünfte hielten, der Wahn eingeschlichen, daß der Prophet Jeremias seine Seele wiederum in die eines neugeborenen Kindes übergehen lassen wolle, um sich noch einmal in Klagliedern ergießen zu können. Eine der zu diesen Familien gehörenden Frauen war der guten Hoffnung, daß sie den kleinen Jeremias unterm Herzen trage. Aber die Stelle in der Bibel, aus welcher die ganze Sache abstrahirt und deducirt wurde, enthielt auch die Weisung: „den kleinen Jeremias bis zum zwölften Jahre nicht das Licht erblicken zu lassen". Die Mutter gebar demnach im Keller; jedes Luftloch, durch welches der dünnste Lichtstrahl eindringen konnte, ward verstopft; Mutter und Kind sollten zwölf Jahre in der finstern, schwarzen Höhle zubringen, und es verging geraume Zeit, ehe die Behörde Verdacht schöpfte, Untersuchung anstellte, die Sache ermittelte und den kleinen Propheten befreite, die wahnwitzigen Aeltern in Verwahrung brachte. Aber sollte man denken, daß in unsern Tagen solcher tolle Wahn möglich sei? *) 86.

*) Zoller, „Bilder aus Schwaben" (1834), S. 200 fg. Es finden sich hier treffliche Belege zur Charakteristik des südlichen Deutschlands.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag. — Nr. 283. — 10. October 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 282.)

3.

Warſchau, den 11. April 1805.

Wiewol ich nicht weiß, ob meine Schreibſeligkeit Ihnen angenehm ſein wird, ſo kann ich dennoch in mehrer Hinſicht nicht umhin, Ihr gütiges Schreiben vom 17. v. M. recht bald zu beantworten.

Ich fange nur gleich damit an, daß ich ebenſo wie Sie als Menſch den jetzigen Katholicismus aufs Aeußerſte perhorreſcire und verabſcheue. Er iſt ſo tief geſunken, daß kein redlicher Menſch mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen kann. Alles will ich werden, nur nicht katholiſch unter Leitung der jetzigen Schurken und Dummköpfe, die ſich für Hüter des Heiligthums ausgeben. Ich mußte Ihnen dieſe, bei Gott und Ehren aufrichtige und wahrhafte Erklärung im Voraus thun, und könnte ich anderer Meinung ſein, ſo wäre ich entweder als Dummkopf Ihrer Theilnahme oder als Schurke Ihres Wohlwollens unwerth. Der Katholicismus iſt jetzt faſt noch tiefer geſunken als das erbärmliche Cerulſche Quodlibet, was man Maurerei nennt. Beide, wiewol in ihrem Quell groß, heilig und göttlich, ſind jetzt von der Art, daß jeder Mann, dem es ums Gute zu thun iſt, erſtern als ſündlich, letztere als dumm perhorreſciren muß. Beide bedürfen einer Reform und einer baldigen. Der Maurerei kann ich ſie nicht geben, da ich theils weder Geld noch Umgebung dazu habe, theils auch mir Muth und Luſt fehlt, mich durch die über Gottes Erdboden zerſtreute Legion maureriſcher Klötze durchzurennen und mein Leben daranzuſetzen, um ſelbigen zu beweiſen, daß Klötze keine behauenen Steine ſind, oder gar all den Wuſt maureriſchen Unſinns (bekanntlich hat die Schalheit ihre Hauptreſidenz in den maureriſchen Schriften) durchzuleſen und ihn zu widerlegen. Es geht mir dabei, aufrichtig zu ſagen, wie dem Weinſtocke, welcher im Buche der Richter ſagt: warum ſoll ich meinen Moſt laſſen und über den Bäumen ſchweben? Es kommt in der ſchönen Parabel vor, welche Gideon's Sohn den Iſraeliten erzählt, als ſie Abimelech zum Könige wählten, und wiewol ich ſehr gut weiß, daß ich kein Weinſtock bin, ſo muß ich es doch wenigſtens ſein wollen. Ebenſo wenig kann ich an Reform des Katholicismus denken. Luther ward von Fürſten unterſtützt; darauf kann ich nicht rechnen, auch iſt das Zeitalter überhaupt zu jämmerlich, um in ſelbigem etwas der Art en gros zu beginnen. Das Erſte nämlich, was ein honetter Mann in dieſem Fache beginnen müßte, wäre Zerſtörung Deſſen, woran der Hauſe hängt — Bilderſtürmerei. Stellen Sie ſich vor! Es gibt hier einen Orden: die Benenen, faſt lauter Deutſche, die, ſo groß auch die Abneigung der Polen gegen die Deutſchen iſt, es doch durch jeſuitiſche Kniffe dahin gebracht haben, daß der polniſche Pöbel ſich für dieſe deutſchen Pfaffen todtſchlagen läßt. Das haben ſie durch folgende ſimple Mittel erreicht: a) ſie ſind ſehr arbeitſam — die polniſchen Pfaffen dagegen in der Regel die faulſten Schlingel; b) ſie haben was gelernt; c) ſie ſaufen nicht, wogegen die polniſchen Pfaffen die unwiſſendſten Lümmel auf Gottes Erdboden und immer beſoffen ſind; d) ſie wiſſen das Volk zu kirren, denn theils iſt ihre Kirche von Morgens um 7 bis des Abends um 9 Uhr täglich offen, und es wird immer geſungen, gepredigt, geräuchert (mitunter — denn dieſe Kirche iſt grade der Ort der Rendezvous — geliebelt); theils haben ſie eine Menge Brüder- und Schweſterſchaften aus den gemeinſten Volksclaſſen und benutzen die Beichte als Mittel zum allgemeinſten Einfluſſe; theils endlich haben ſie ihre ganz kleine Kirche mit zum Theil ſcheußlichen, aber auf den Pöbel mächtig wirkenden Bildern behängt. Ich ſah dort kürzlich ein Crucifix in Lebensgröße von Holz und, Gott Lob, dieſer Heiland hat mich nicht katholiſch, aber ein bischen vernünftiger gemacht. Denken Sie ſich eine lebensgroße, ausgemergelte Figur am Kreuz, ausgereckt, verzerrt, über und über mit den ſcheußlichſten, ekelhafteſten Wunden bedeckt, eine wahre ſchändliche Fratze! Herr Kriegsrath! ich hätte in dem Augenblicke hundert Dukaten darum gegeben und wohl angewandt, wenn ich dieſes Crucifix auf dem Buckel der Pfaffen hätte entzweiſchlagen können! Dieſe Figur wird von Groß und Klein beleckt und geküßt! Gott verhüte nur, daß ſie mir nicht am Charfreitage einfällt, wenn ich mich an den Leiden des Heiligſten erwärme!

Dieſe lange Erzählung habe ich nur deshalb angeführt, um wenigſtens Sie, verehrungswürdiger Mann, über meine wahren Geſinnungen au fait zu ſetzen und wenigſtens von Ihnen nicht miſverſtanden zu werden, wie ich es von ſo Manchem werde. Ich will weder hier noch irgendwo reformiren, weil es nichts hilft, und ich es für vergeblich und albern halte, auf einen zerlumpten Rock Sammetſticken zu ſetzen; aber was ich thun will und (wenn ich leben bleibe, und Gott mich deſſen würdigt) auch gewiß thun werde, das iſt: eine Pepiniére gründen von kräftigen, möglichſt unſchuldigen und unverdorbenen Menſchen, eine Pepiniére des Heiligen, frei von allen Formen und Formeln — denn wozu immer die ewigen ſtarren Falten, wenn wir lebendiges Fleiſch haben! — Nicht Kinder der Magd müſſen wir ſein, wie der Apoſtel Paulus ſagt (in der Epiſtel am Sonntage Lätare an die Galater, Cap. 4, die mir aus der Seele genommen iſt), ſondern Kinder der Freien. Eine jede Form iſt nur pour le coup; ſie ſanctioniren, verewigen wollen, heißt dem neugeborenen Kinde das Gift inoculiren, woran es über lang oder kurz ſtirbt. Dieſe Pepiniére des Heiligen ſoll ſich möglichſt der Urform des Chriſtenthums (d. h. cum grano salis, ſowie es für unſer Zeitalter möglich und zweckdienlich iſt) nähern; ſie ſoll bei allem Guten des Katholicismus (bei ſeinem Urſprunge war vielleicht Alles in ihm gut) nichts von ſeinen Fehlern haben; ſie ſoll die Anſchauung des Mittleramts Jeſu Chriſti (die Annäherung der Menſchheit zur Gottheit durch den Mittler) zu Grunde legen und keinen in ſich aufnehmen, für den dieſe Anſchauung nicht der Mittelpunkt ſei-

nes religiösen Gefühls ist, da man, auch ohne daß Letzteres der Fall ist, zwar sehr sittlich und sehr religiös, aber kein Christ sein kann. Strenge Moral, Ehrung der Unschuld in sich und Andern, Wahrhaftigkeit hauptsächlich (bei deren Mangel alles Große und Gute unmöglich ist) sollen conditio sine qua non jedes Mitgliedes sein. Priesterliche Kasten sollen nicht existiren; Jeder kann Rath, Secretair, Offizier, Schuster einerseits, Priester andererseits sein, und wird Letzteres um so besser sein können, wenn er Ersteres tüchtig ist; denn was hauptsächlich irreligiös ist, das ist die Halbheit. Diese Pepinière soll sich keinen geschorenen Glatzköpfen, keinen Schürzenmännern anschließen; jene sind zu schändlich, diese zu dumm. Aus sich selbst soll sie hervorgehen, wenn auch nur kleinen Beginns, und in ihr sollen sich die Männer vorbereiten und ausbilden, welche vielleicht lange nach meinem Tode, aber auf keinen Fall eher als bis sie selbst was sind, es auch Andern vormachen sollen, was man sein soll. Dieser Pepinière Stifter und Meister will ich, sobald sich die Gelegenheit darbietet — und die wird sich wol — werden, letzteres aber nur so lange bleiben, bis sich kein Besserer trifft, dem ich alsdann recht gern als Lehrling dienen will.

Aus diesem Gesichtspunkte haben Sie die Güte alle meine Schritte zu beurtheilen. Ich will junge Leute nicht verführen, sondern wenn ich merke, daß sie überkippen wollen, sie anfassen und zum Bessern führen! — Sapienti sat! Wenigstens so viel versichere ich Ihnen auf Ehre und Gewissen, daß ich stets als ehrlicher Mann handeln werde, und gebe Ihnen gern die Erlaubniß, mich für einen Schurken zu erklären, wenn Sie erfahren, daß ich von obigen Grundsätzen abweiche. Nur bitte ich es gütigst, nicht zu vergessen, daß in der Türkei auch die Christen einen Turban tragen müssen, und daß, so sehr ich den Katholicismus, wie er jetzt ist, verabscheue, ich doch den alten Katholicismus über Alles schätze und ihn für unsere Zeiten blos deshalb für in seinem vollen Sinn unausführbar halte, nicht weil wir für ihn zu gut sind, sondern weil er für uns zu herrlich ist.

Meine Poesie ist übrigens nur der schwache Nachhall Dessen, was ich in Prosa denke und in praxi schaffen will. In den Thals-Söhnen habe ich die Maurerei in ihren Bestandtheilen chemisch zerlegen wollen. Sollte ich das funfzigste Jahr und mit ihm Reife erlangen, so würde ich vielleicht versuchen, zu zeigen, nicht, was der Maurer anschauen, sondern wie er in den Umgebungen des Profanen in der wirklichen Welt bauen soll; aber es erfodert Reife, für jetzt gebe ich's auf. — In meinem jetzigen Stücke ist der Kampf des Heiligen mit dem Dämonischen der Grundton, die durch Heiligkeit erklärte Liebe die Hauptgruppe. Man schreibt mir aus Königsberg: Kotzebue, gegen den ich wirklich schon bei seiner letzten Anwesenheit in Königsberg mich über den Stoff meines jetzigen Schauspiels und über diese Idee äußerte, habe letztere in einem seiner neuesten Stücke ausgeführt. Ich habe das Stück nicht gelesen und kann also um so mehr auf Ehre und Gewissen versichern, daß ich diese, in mein Inneres längst verwebte Idee weder von Kotzebue noch irgend einem Andern gestohlen habe, und wiewol ich von ihm bei seinem Ideenreichthum keineswegs einen solchen Diebstahl vermuthen kann, so bin ich doch durch mehrmalige Erfahrungen belehrt worden, daß man, ehe ein Buch vom Stapel gelaufen ist, die darin enthaltenen Ideen nicht sorgfältig genug unter Schloß und Riegel halten kann; ja, ich habe es nur kürzlich noch zu meiner Kränkung erleben müssen, daß ein Freund, dem ich einige Scenen aus meinem neuen Trauerspiele vorgelesen, mir ein paar meiner Lieblingsphrasen raptive daraus entwandt und sie in einem seiner eignen Producte aufgestellt hat. Das hat mich denn auch mit zum Theil bewogen, Ihren gütigen weisen Rath zu befolgen und mit den Dingen möglichst zu eilen. Da indessen mein Stoff oder vielmehr Das, was ich daraus zu machen beabsichtige, viel zu viel umfaßte, um in den einmal vorgeschriebenen Zeitraum, den die Darstellung auf der Bühne erfodert, gezwängt werden zu können, andererseits aber es mein fester Vorsatz war und ist, mein Stück wirklich auf der Bühne darstellen zu lassen, da dieses Spiel, will's Gott, Vorläufer des Ernstes sein soll *), so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als es ad modum des „Wallenstein", in zwei Theile zu zerschneiden, wovon der erste die Exposition und einen Theil der Handlung (wie die „Piccolomini", aber ungleich mehr Handlung als diese), der zweite, wie „Wallenstein's Tod", die Auflösung der Katastrophe enthält. Der erste Theil nun ist seit ein paar Wochen fertig, und da er selbst ein abgerundetes Ganze bildet, so steht von dieser Seite seiner Aufführung ebenso wenig als von Seiten seiner Länge oder sonstigen Erfodernisse wegen etwas entgegen. Ich habe daher an Iffland darüber geschrieben und ihm vorläufig den ersten Theil zur Aufführung auf dem berliner Theater angeboten, was füglich geschehen kann, da auch die „Piccolomini" dort ein Jahr früher als „Wallenstein's Tod" gespielt wurden, und ich mit Fleiß beabsichtige, daß der erste Theil vom folgenden durch einen bedeutenden Zwischenraum getrennt sein soll. Ich habe Grund, von Iffland keinen refus zu erwarten, da er mich schon vor Ablauf des verwichenen Jahres dringendst um ein Stück zum Geburtstage der Königin unaufgefodert ersucht hat, und vermuthe daher, daß er mein jetziges Schauspiel zum Geburtstage des Königs, wozu es auch seinem Stoffe nach nicht unpassend ist, benutzen wird. Es enthält Chöre (NB. keinen Chor), welche einer meiner hiesigen sehr talentvollen Kunstfreunde componirt, und sobald die fertig sind, d. h. spätestens Anfangs Mai, werde ich meinen ersten Theil nach Berlin senden, um ihn dort erst aufführen, dann drucken zu lassen.

Dieses neue Schauspiel — nehmen Sie mir nur mein vieles Geplapper nicht übel — ist übrigens keineswegs im Tone der Thals-Söhne; das Didaktische ist darin nur sehr leise angedeutet. Demungeachtet wird der Kenner den Zusammenhang leicht errathen. Es soll wie jenes zur Maurerei, mit dem Urchristenthum in einigen Rapports stehen, und da es romantisch gedacht, nicht blos geschrieben ist, so ist es nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß es das zum Theil unverdiente Glück der Thals-Söhne nicht macht. Ja, es kann vielleicht sogar, wenn es in Berlin gegeben wird, gepfiffen werden. Das soll mich aber nicht irre machen; die Kunst ist Spiel mit dem Ernste; wie lange ich spielen soll, wird vom geneigten Leser, wie lange und was ich handeln soll, von Gott und von mir abhangen.

Viele Zeit raubt mir nächst meiner Correspondenz, die nicht immer so erfreulich als die mit Ihnen ist, und meiner Dienstarbeit, Nebenstudien u. s. w., auch hauptsächlich die Recensirerei; ich habe von beiden Literaturzeitungen noch Stöße Recensenda liegen und kann mich von ihnen doch noch nicht füglich losmachen, wie ich überhaupt die Arbeit selbst zur Berichtigung meines eignen Urtheils und auf alle unvorauszusehende Fälle für jetzt noch nicht aufgeben will. Eine Recension von mir ist schon gedruckt, nämlich über Veit Weber's Schauspiel: „Wilhelm Tell", in einem der letzten Decemberstücke der hallischen „Allgem. Literat.-Zeitung" für 1804.

Schließlich melde ich Ihnen noch, daß ich mit dem regierenden Landgrafen von Hessen-Darmstadt auf eine sonderbare Art wegen meiner Thals-Söhne in Rapports gekommen bin und von ihm ein äußerst verbindliches Schreiben erhalten habe. Aber nur Complimente, keine Hülfe! Was mich aber mehr als Alles erfreut, ist das äußerst gütige Antwortschreiben des Herrn

*) Ich habe nämlich zwar in meinem jetzigen Schauspiele katholische Mythen, als die unserer Poesie angemessensten, gebraucht, sie aber nur in dem Sinne brauchen wollen, wie Sokrates im Plato die hellenischen, als Propädeutik höherer Anschauungen, und glaube also, daß kein vernünftiger Mensch deshalb — so wenig er jenen für einen Heidenpfaffen halten kann — bei mir die Tonsur wittern wird. Nur freilich ist Alles Allen zu erklären unmöglich, auch überflüssig, denn die Meisten könnten doch nicht klarer sehen und wer selbst mit dem Ideenspiele, wie Sie, vertraut ist, nimmt ohnehin nur den Kern au pied de lettre.

Ministers von Schrötter, was ich vor einigen Tagen durch meinen Verleger, den Buchhändler Sander, zugeschickt erhalten habe. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, es Ihnen, so lang auch dieser Brief schon ist, wörtlich abzuschreiben. Hier ist es:

„Ew. u. s. w. sind mir von Seiten Ihrer Talente und Kenntnisse auf eine so vortheilhafte Weise empfohlen worden, daß es mir zum Vergnügen gereichen würde, zur Verbesserung Ihrer jetzigen Dienstlage wirken zu können. Es ist mir daher lieb, aus Dero Schreiben vom 24. v. M. mit Ihren eignen Wünschen näher bekannt geworden zu sein, und ich bezeuge Ihnen sehr gern meine Geneigtheit, mich der Erfüllung derselben anzunehmen. Da es indessen hierbei ganz auf das Eintreten günstiger Umstände ankommt, so kann ich Denenselben für jetzt weiter nichts versprechen, als daß ich dergleichen zu Ihrem Besten zu benutzen bereitwillig bin, und sowie ich diesen Gegenstand nicht aus den Augen verlieren werde, so überlasse ich auch Ew. — selbst auf Mittel zur Erreichung Ihres Zwecks zu denken und werde Ihre etwanigen Vorschläge dazu recht gern annehmen und, wenn es thunlich ist, unterstützen. Uebrigens bin ich mit vieler Achtung Ew. — ganz ergebener Diener

Berlin den 14. März 1805. Schrötter."

Ich schrieb Ihnen diesen Brief wörtlich darum ab, um Sie über das Sachverhältniß vollkommen au fait zu setzen. Gott Lob, daß mein Brief an den Minister nicht zu meinem Nachtheil gewirkt hat, wie ich es nach Ihrer vorläufigen Nachricht schon sehr befürchtete. Ich will auch künftig immer solide, vorsichtig sein und nie wieder mit den Mähnen des Löwen spielen, wenn er es mir nicht, wie Sie, Verehrungswürdigster, ausdrücklich erlaubt. Der Brief des Ministers enthält übrigens, ins Deutsche übersetzt, folgendes Resultat: „Ich will dir helfen, aber du mußt auch nicht die Hände in den Schoos legen, sondern hübsch aufpassen und dich bei entstehender, dir convenabler Vacanz gleich selbst melden!" Da liegt aber eben, wie der selige Pisanski sagen würde, der Hund begraben! Ich in Warschau erfahre nämlich eine in Berlin vorgefallene Vacanz immer nicht eher, als bis schon tausend Krüppel dem Teiche zu Bethesda zugehinkt sind und, einer von ihnen, nämlich ein berlinischer, hereingesprungen ist. Habe ich also nicht Einen, der mich kräftiglich mit mächtigen Seufzern vertritt, so ist alle mein Melden von hier aus, selbst wenn ich eine solche Vacanz, was selten der Fall ist, erfahre, zu spät. Meine Haupthoffnung ist also nächst Gott auf Sie gerichtet, auf Sie, den väterlichen Freund, den Freund meiner Aeltern, der Sie, wie Sie meine Jugend kannten, mein Herz, mein Schicksal, meine Bedürfnisse kennen. Haben Sie, ich beschwöre Sie, die Güte, für mich zu wirken, nicht nur dadurch, daß Sie den Minister an mich erinnern und mein Gedächtniß bei ihm anfrischen, sondern auch dadurch, daß, sobald ein convenabler Posten für mich in Berlin vacant wird, Sie, ohne erst an mich zu schreiben und durch Zwischencorrespondenz Zeit zu verlieren, dem Minister schreiben: der Posten wäre für Werner. Ich weiß, wie stark diese Bitte ist, aber nie wird auch mein Dank für deren Erfüllung erlöschen. Zudem steht mir das Messer im eigentlichsten Verstande an der Kehle, denn ich wiederhole es nochmals, komme ich nicht bis spätestens Johanni von hier weg, so verwickele ich mich in die fatalsten Labyrinthe. Berlin ist übrigens aus zahllosen Gründen der sehnlichste Gegenstand meines Wunsches, und selbst meine Frau wünscht herzlich nach Berlin und von hier wegzukommen, jenes wegen meiner Gründe, dieses wegen ihrer eignen allerfatalsten Familienverhältnisse, die nun einmal uns Beide beständig zu Boden zu drücken bestimmt sind!!! Alles, wie Gott will, nur kein Hungerbrot und kein Kummerbrot und vor oder doch bis zu Johanni Entscheidung, und wo möglich mehr als 600 Thaler und in Berlin, weil ein Deutscher blos von diesem Punkte aus wirken kann! Vor diesem Grunde verstummt Alles. Ich will wirken!

Genug, und mehr als genug! — Ueberzeugen Sie sich von der unbegrenzten Ehrfurcht und Liebe Ihres ganz gehorsamsten Dieners Werner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kunde fremder Welttheile.

J. E. Alexander, britischer Capitain, bekannt durch eine Reise nach Persien und über die Ostsee, berichtet im zweiten Bande des „Journal of the Royal geographical society of London" (1832) über eine Entdeckungsreise in Südamerika, den Essequibo und Mazaruny hinauf, die sein Freund Hillhouse unternommen. Man fand daselbst ein Volk, die Aronaks, das bisher noch nie mit der civilisirten Welt in Berührung gekommen. Merkwürdig ist bei diesem Volke ihre Tradition von der Weltschöpfung. Der höchste Schöpfer und Regent aller Dinge, an den sie glauben (daneben auch an ein böses Wesen, das ihre Zauberer entweder zu versöhnen oder durch eine Klapper zu vertreiben sich bemühen) saß an einem Baum und schnitt Stückchen von der Rinde desselben ab, die er in einen vorbeiströmenden Fluß warf, wo sie dann die Gestalten der verschiedenen, lebenden Wesen annahmen. Der Mensch aber wurde zu allerletzt geschaffen, fiel dann in einen tiefen Schlaf und sah, als er, von der Gottheit berührt, wieder erwachte, das Weib an seiner Seite. Die Menschen verschlechterten sich aber in der Folge dermaßen, daß der große Geist sie mittels einer Flut ersäufte, und nur ein einziger Mann in einem Kahne sich rettete, von welchem er eine Ratte aussandte, um zu erfahren, ob das Wasser wieder gefallen sei, wovon er sich denn überzeugte, als die Ratte mit einer Kolbe Mais im Maule zurückkam. Weiter den Essequibo hinauf fand Hillhouse Menschenfresser. Ein unglückliches Volk, die Makuschis, war von ihnen besiegt. Die Mannspersonen mußten als Sklaven dienen, die Weiber aber (weil nach der Versicherung eines Häuptlings das Frauenfleisch köstlich schmecke) waren in eine umzäunte Bucht eingesperrt, wo man sie Eine nach der Andern vor den Augen der Väter, Gatten und Brüder hervorholte, mit der Keule erschlug und dann verzehrte.

Sehr angenehm dagegen lauten die neuesten Nachrichten aus Neuseeland, von R. W. Hay. Der Boden erweist sich als sehr ergiebig, besonders an gutem Bauholz, Flachs und Hanf. Das Land hat große Seen, schiffbare Flüsse, schöne Häfen. Das Klima ist beiweitem gesünder als das von Neusüdwales. Die Eingeborenen sind nachdenkend, lernbegierig, unkriegerisch, leben in kleinern Abtheilungen oder Familien beisammen, wo nur die Familienhäupter etwas gelten. Jegliches Eigenthum ist genau bestimmt, und das Ansehen der Gesetze wird geehrt. Es sind bereits vier evangelische Missionen angelegt, wo 326 Eingeborene, im Durchschnitt 16jährige, Erziehung und Unterricht erhalten. Nach den Lehrstunden (Lesen, Schreiben, Rechnen) werden sie zu allerlei nützlichen Arbeiten angeleitet. Drei Kirchen, jede für 500 Zuhörer, sind bereits erbaut und werden fleißig besucht. Der Handel ist im fröhlichen Wachsthum und die Schiffahrt, besonders zwischen Neuseeland und Neusüdwales, sehr lebhaft.

Weniger besuchte und bekannte Gegenden des nordamerikanischen Freistaats durchreiste S. A. Ferrall („A ramble of 6000 miles through the United states of America"). Als er von Albany aus dem Kanal, der zum Eriesee führt, folgte, schiffte er neben Utica, Rom und Syrakus hin, Namen, die im seltsamsten Contraste mit dem Sumpfwalde umher, der den abscheulichsten Gestank verbreitete und vom Gebrüll der Ochsenfrösche und Geschwirr und Geschrei zahlloser Sumpfthiere erfüllt war, standen. Unter den im Entstehen begriffenen Städten zeichnet F. die Stadt Buffalo am Eriesee aus, die in Zukunft die bedeutenste Handelsniederlage für die Waaren aus Osten und Westen werden wird. Hier und dann weiter südlich im Ohiostaat fand er nur noch wenige umherstreifende Indianer, die eben im Begriff standen, den Nordamerikanern die Ueberbleibsel ihres einst so großen Reiches zu verkaufen. Neue Städte, Marion und Columbus, waren im raschen Erblühen. 1770 zählte der Staat Ohio etwa 3000 Bewohner; jetzt eine Million! Im benachbarten Staate Illinois findet man unter Grabhügeln die Ueberbleibsel eines ausgestorbenen Volkes. Es hat

Gefäße von zusammengesetztem Metall gekannt. Auch Festungswerke, Erdwälle mit Brustwehren und Gräben, Alles aber von einer Bauart, die weder der europäischen, noch den Bauwerken der jetzigen amerikanischen Volksstämme gleicht, werden gefunden. Weiterhin westlich am Missuri hat man Spuren alter Bergwerke entdeckt. Auf der Fahrt von Neuorleans nach Louisville sprang der Dampfkessel, und 50 Reisende lagen im Augenblick gräßlich verwundet, zerrissen, vom Kopf bis zur Zeh abgebrüht, die meisten todt, auf dem Verdeck, ohne daß sich eben weiter Jemand um die Verunglückten bekümmerte. Im volkreichen Neuyork gab es zwei bedenkliche Erscheinungen: 1) den Verein der Agrarier, der darauf dringt, daß zu gewissen Zeiten eine gleiche Theilung des Eigenthums durch das ganze Land müsse bewerkstelligt werden, und daß Niemand über ein gewisses Maß hinaus Grund und Boden besitzen dürfe. 2) Eine Rednerin, Miß Fanny Wright. Der Inhalt ihrer feurigen Reden, wozu Tausende, besonders Frauenzimmer, sich drängen, ist: eine radicale Umänderung aller, auch der liebsten und heiligsten Lebensverhältnisse. Die Verhältnisse von Gatten, Aeltern, Kindern, sammt allen Geistlichen, Kirchen, wohlthätigen Vereinen, Banken u. s. w. sollen abgethan, völlige Gleichheit soll sein und — keine Religion. Die Zeitblätter schweigen dazu, und wagt es etwa noch einmal eins, ein Wort für Religion, Moral, gutes Recht und öffentliche Ordnung zu sprechen, so wird es von jener rasenden Partei als übelgesinnt verschrien und aufs Aeußerste verfolgt. „Vor zwei Jahren", so jubeln die Anhänger jener Rednerin, „konnte man in Neuyork kaum 20 Personen finden, welche es gewagt hätten, sich öffentlich zum Unglauben zu bekennen; jetzt haben wir deren — 20,000! Ist das nicht etwas?" „Ja wohl", fügte F. hinzu „etwas! Etwas, daran die ganze Stadt denken wird." Diese und mehre andere unholde Erscheinungen können uns eben nicht geneigt machen, Nordamerika für einen Normalstaat gelten zu lassen, obgleich hiermit vieles Gute und Nachahmungswerthe nicht verkannt werden soll. 82.

Aus Italien.

Wem Duchesne's verdienstliches Buch über die Riellen bekannt ist, der wird sich eines Portraits daraus entsinnen, das einen der eifrigsten Sammler, einen schlichten, unbedeutend aussehenden Mann im Augenblicke einer ihm wichtigen Entdeckung darstellt. Der Mann war der Abate Pietro Zani, dessen Fleiße man die „Enciclopedia metodica delle belle arti" verdankt, eine Fundgrube der vielfältigsten Kunstnachrichten, die indessen noch nützlicher sein würden, gebräche es dem Buche nicht eben an der Methodik, die der Titel anpreist. Wie bei so vielen Sammlern bemerkt man die Folgen der Autodidaxie in der Anlage eines Werkes, das zu den unerlaßlichen für alle Kunstsammler gerechnet werden würde, wäre es in richtiger Weise angelegt. Aber der Gang seines Lebens wies den Verf. nach andern Kreisen. Zani war im Sept. 1748 zu Borgo San-Donnino geboren und schon im siebenten Jahre eine vaterlose Waise. Arm, wie er war, mußte er es als eine Begünstigung ansehen, in seinem zwölften Jahre eine Stelle unter den Schauspielern zu erhalten, die am kleinen Hofe Henriette's von Este gehalten wurden. Außer den Schauspieltagen trug er Livree. Doch unter seinen Kameraden war ein gewisser Girolamo Bertani, ein sehr mittelmäßiger Maler, aber nicht schlechter Zeichner und Besitzer mehrer Werke über Kunst. Von ihm unterstützt, gab sich Zani, der schon als Kind keine andere Leidenschaft gekannt hatte, als Kupferstiche und Holzschnitte zu sammeln, ganz dieser Neigung hin und betrieb nun methodisch, was er bisher blos empirisch gethan hatte. Bald machte er aus der Kunst ein förmliches Studium, ging, etwas älter, nach Parma, wo zwei Künstler, Antonio Bresciani und Benigno Bossi, ihm Zutritt zu ihren Sammlungen gestatteten, und begab sich 1775 nach Rom, wo die reiche Sammlung des Grafen Scutellari ihm sich aufthat. Von nun ab war Zani entschlossen Schriftsteller zu werden, und zwar Schriftsteller über Kunst. Die Möglichkeit dazu mußte der geistliche Stand geben. Er ließ daher 1776 sich weihen, und erhielt dafür durch Paciaudi's Vermittelung eine kleine Unterstützung. Den bekannten Abate Carlo Bianconi führte eine Reise durch San-Donnino, wo Zani damals bei sehr beschränkten Mitteln seinen Studien unausgesetzt lebte. Bald ihm befreundet, wurde diese Verbindung für Zani besonders folgenreich, da seiner Mittheilung er die wichtigsten Werke und die Aufforderung verdankte, sich dem gewählten Fache entschiedener hinzugeben. Vasari's bekanntes Buch gab ihm den Plan zu seiner „Enciclopedia" her, von der er schon bei seinem ersten Entwurfe voraussagte, sie solle ein alles Bisherige überbietendes Werk werden. Seine Forschungen weiter zu treiben, ging Zani nach Parma, 1787 nach Mailand, wo Bianconi ihn mit Freuden empfing, dann nach Bologna, Cremona, Mantua, Ferrara, Modena, überall die Kupferstichsammlungen prüfend. Der Prodromus seines Werkes, den er 1789 herausgab, verschaffte ihm in dem größern Kunstpublicum die Beachtung, die er im Kreise seiner Bekannten sich längst erworben hatte, und unterstützt vom Herzoge Ferdinand, fand er die Mittel zu einer Reise nach Wien, wo Bartsch mit bekannter Bereitwilligkeit ihm die kaiserliche Sammlung öffnete. Ueber Prag, Dresden, Leipzig kehrte er nach Parma zurück, und die zweite Ankündigung seiner „Enciclopedia", die er nun erscheinen ließ, bewies, wie erfolgreich für ihn die Reise gewesen war. Nach der Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse Italiens ließ er sich durch Bianconi dem Oberfeldherrn der Franzosen vorstellen, und erhielt von ihm die Mittel zu einer Reise nach Paris. Dort war es, wo er 1797, täglich im Kupferstichcabinet forschend, den bisher verkannten Abdruck von Maso Finiguerra's Pace entdeckte, und dieser Moment des ihn begeisternden Fundes ist es, der von Denon gezeichnet und auf so interessante Weise von Duchesne beschrieben ist. Durch unübersehbaren Stoff bereichert und mit begründetem Namen kehrte Zani nach Italien zurück und erhielt 1804 endlich auch den Platz, der seinem Eifer gebührte, den Platz eines Aufsehers der Kupferstiche bei der Bibliothek zu Parma. Stets noch sammelnd und zusammentragend, hatte er an die Herausgabe seiner Encyklopädie noch nicht denken können, aber leider war er, damit das Buch allen Ansprüchen genüge, in Jahren jetzt allzu sehr vorgeschritten. Ohne die Unterstützung der Erzherzogin Maria Luise, welche die letzten Jahre des Greises mit Wohlthaten überhäufte, wäre indessen das Werk schwerlich zum Drucke gekommen. Sie ließ ihn auf Kosten der Regierung beginnen, und zwar mit dem ersten Bande der zweite Abtheilung, von der 9 Bände gedruckt sind. Die erste Abtheilung ist in der Handschrift in 19 Octavbänden vollendet. Herr Pezzana, dem die Einsicht in den vorhandenen schriftlichen Nachlaß zugestanden ward, berechnete das Ganze auf sechs Abtheilungen, die zusammen leicht hundert Bände ausfüllen könnten. Selbst die zweite Abtheilung konnte indessen nach dem Tode des Verf., der am 12. August 1821 zu San-Donnino erfolgte, nicht fortgesetzt werden, da der überschwengliche Stoff leider weder geordnet noch bis zum wirklichen Abschluß zusammengelegt ist. — Diese Angaben verdanken wir einem auch durch andere Notizen empfehlenswerthen Werke, dem siebenten und letzten Bande der „Memorie degli scrittori e letterati Parmigiani raccolte dal padre *Ireneo Affò* e continuate da *Angelo Pezzana*" (Parma 1833, 4.), der über Adrobato Turchi, Giuf. Pezzana, Angelo Mazza in gleicher Weise sorgfältige Zusammenstellungen bietet. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 284. —— 11. October 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

4.

Warschau, den 29. April 1805.

Ich habe Ihren letzten gütigen Brief erhalten und küsse Ihnen dafür in Gedanken die Hand, die ihn schrieb, als meinem väterlichen Freunde, und wenn Sie das für Schmeichelei halten, so kränken Sie mich. Herr Kriegsrath! ich lese, was Sie schreiben, und lese Ihre Seele in Dem, was Sie schreiben. Warum habe ich Sie nicht früher aufgesucht, warum habe ich Sie — erlauben Sie mir den fatalen Ausdruck — nicht früher benutzt?! Sie waren mir in meiner Kindheit ein Ideal, als Sie noch meine Aeltern besuchten, auf die Gräfin Keyserling, deren Carmen auf den Großfürsten (wo statt einer Muse eine Viehmagd brodirt war — ich erinnere mich Alles!) lächelnd mit Ihrem unerschöpflichen Frohsinn schalten, niemals saßen, so viel trockenes Brot aßen u. s. w., Sie mit Ihrer Cäsarsphysiognomie waren mir immer ein Ideal! Nachher verlor ich Sie, wie alles Gute, aus den Augen, und in Königsberg blieb ich — woran auch die sancta simplicitas meiner guten Sarmatin viel Schuld war — furchtsam und trotzig — das Menschenherz ist so ein Ding, lange von Ihnen entfernt; als ich mich Ihnen näherte, war es zu spät! Ich mache mir viele Vorwürfe darüber, aber Alles, was ist, muß sein! Sie sind der Versöhner zwischen mir und meiner Vaterstadt, wiewol letztere immer — eine Zeit lang wenigstens, eine lange Zeit sehr schlecht an mir gehandelt hat! Wüßte ich, daß Sie noch zehn Jahre nur — das wahrscheinlich allerlängste Ziel meines eignen Lebens — lebten, hätte ich statt zehntausend Thaler zwanzig wenigstens, so zöge ich zu Ihnen, wenn Sie es erlaubten, tröstete mich an der Wärme Ihres Alters ob dem eisernen Klima, sähe nichts als Sie, Ihre göttliche Aussicht, die Menschen, die Sie lieben, arbeitete, schwärmte mit Ihnen und begrübe Sie, oder Sie mich, was am Ende indifferent ist. Jetzt hat das Schicksal einen Riegel vorgeschoben und auch das ist wahrscheinlich recht gut; aber Träume wenigstens kann einem auch dieser Riegel nicht verriegeln.

Die Sache mit dem Landgrafen von Darmstadt hängt so zusammen. Ein Jugendfreund, dem ich meinen Wunsch, irgendwo versorgt zu sein, geäußert, und der mit Stark von Kindheit auf in der genauesten Verbindung steht, schrieb mir: jener und der Prinz Christian wären auf meine Thalssöhne aufmerksam geworden, hätten sich nach dem Verfasser erkundigt u. s. w., und rieth mir dabei, an Stark zu schreiben, dem Landgrafen aber mein Buch zu übersenden und ihm meine Dienste anzutragen. Hierauf erhielt ich zuerst von Stark, dann vom regierenden Landgrafen Antwort. Jener schrieb mir weitläufig und freundschaftlich über einige ihm von mir mitgetheilte Ansichten der Maurerei. Er schlug wie Sie meine hohen maurerischen Wellen wohlmeinend darnieder, und, was mein Project einer Verpflanzung nach Darmstadt betrifft, so warnte er mich herzlich dafür, sagte, sie wären täglich in Besorgniß vor der Nachbarschaft der Franzosen, die Zeiten wären da sehr schlecht, er könne keinem Menschen rathen, seinen Wohnsitz bei so bewandten Umständen in den Rheingegenden zu fixiren u. s. w. Der Landgraf aber schrieb mir wörtlich Folgendes:

„Sonders geehrter Herr Kammersecretair!"

„Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie mich mit Ihren „Söhnen des Thals" selbst haben bekannt machen wollen. Ich werde diese interessante Schrift mit Vergnügen lesen, und ich bedauere zugleich, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen und Sie in meine Dienste aufnehmen kann. Da aber alle für Sie schicklichen Stellen zu meiner Zufriedenheit besetzt sind, so sehe ich keine Aussicht zu einer künftigen Anstellung in meinen Landen. Es wird mir außerdem angenehm sein, wenn ich Gelegenheit finden sollte, etwas zu Vermehrung Ihres Glücks beitragen und die Werthschätzung bethätigen zu können, womit ich stets verharre des Herrn Kammersecretairs wohlaffectionirter Freund und Diener

Darmstadt, 25. Febr. 1805. Ludwig, Landgraf."

Dieser freilich ausgezeichnet höfliche Brief, den ich Ihnen als Probe des sehr verbindlichen darmstädtischen Cabinetsstyls in extenso mittheile, ist indessen doch eine bloße Artigkeit.

Mein neues Schauspiel führt seines Hauptgegenstandes oder, besser gesagt, Grundstoffes (die Einführung des Christenthums, den Sieg der christlichen Gottheit über die Heidengötter) wegen den Titel: „Das Kreuz an der Ostsee". Der erste Theil heißt: „Die Brautnacht", weil sich darin der Knoten um die in der Brautnacht des preußischen Königssohnes Warmio mit des masauschen Herzogs Tochter Malgona bewirkte Entführung Beider durch die heidnischen Preußen schürzt. Der zweite Theil soll die „Weihnacht" (Opfernacht) heißen, weil er, wie das Ganze überhaupt mit dem Opfer beider Liebenden und der heidnischen Götter schließt, an deren Stelle das geweihte Kreuz siegreich errichtet wird. — Und jetzt genug auch davon bis zur gewiß baldigen Erscheinung des ersten Theils im Drucke. Was ich am meisten fürchte, ist, daß Viele, und was mich am meisten schmerzen würde, daß auch vielleicht selbst Sie sich in Ihren gespannten Erwartungen getäuscht, das Ganze schlechter als mein erstes Stück finden werden. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn Sie sich ganz in meinen Gesichtspunkt (warum ich inständigst bitten muß) versetzen, von mancher Ihrer Maximen in Betracht der Metrik u. dgl. (die öfters unter uns res litigiosa waren, und die, so sehr ich mein Urtheil darüber suspendire, ich doch meiner Individualität nach nicht befolgen kann) abstrahiren, kurz, wenn Sie mir meine Eigenthümlichkeit lassen, so bin ich überzeugt, daß Sie in meinem neuen Schauspiel ungleich mehr Consequenz, Gediegenheit und eigentliche Poesie als in den Thalssöhnen finden und mir wenigstens es einräumen werden, daß ich meinen Zweck — der deutschen Bühne ein echtkatholisch gedachtes Stück (die „Jungfrau von Orleans" ist

blos in katholische Form gegossen) zu schenken, erreicht habe. Doch laus propria sordet! Ich bin aber einmal gewohnt, Ihnen mein ganzes Herz aufzuschließen. Freilich wenn Sie meine literarischen Arbeiten von deren Entstehung an Schritt vor Schritt begleiten könnten, wäre unendlich viel für mich gewonnen. Aber das geht nur mittels der viva vox von statten! Sie besorgen, ich werde Ihre offenen Aeußerungen misdeuten. Mein lieber theuerster Herr Kriegsrath, jedes Ihrer herzlichen Worte ist mir so unendlich werth, so aus der Tiefe geschöpft wie Ihr in der Literaturzeitung als ein goldenes Wort mit Recht aufbewahrter Ausspruch: Kant war ein kindlicher Mann! O wie bezeichnet das so Alles! O Kindlichkeit, Gottes höchste Gabe!

Ehe ich diesen Brief schließe, noch eine, wahrscheinlich auch Ihnen bei Ihrer Güte für mich interessante Nachricht. Gestern läßt mich der Kammerpräsident rufen. Er sagt: „Ich gratulire, lieber Werner! Hier habe ich vom auswärtigen Departement ein Schreiben und Präsent des Kurfürsten Erzkanzlers von Dalberg (ich hatte ihm vor einem halben Jahre meine Thalssöhne geschickt) zur Bestellung an Sie!" Das Schreiben lautet so:

„Hochgeehrter Herr! Im Drange der Geschäfte, in denen ich lebe, konnte ich sehr spät Ihr treffliches Werk lesen. Wenn auch der Kunstkenner in Ihrem Erzbischof übermenschliche, in Rogaret und Philipp unmenschliche Züge wegwünscht, so liegt doch im Ganzen tiefe Menschenkenntniß, und ein hoher und schöner Geist wohnt darin. Meine Hoffnung und Wünsche sind: daß dieser Geist in erhabenen Trauerspielen auf Leser und Zuschauer wirke, Tugenden in ihrer hohen Würde darstelle, Herzen rühre, Gemüther veredle! schöne Verwendung Ihrer Geistesgaben in Stunden, die Ihnen Berufsgeschäfte übrig lassen! Ich bin mit vollkommener Hochschäzung Dero wohlaffectionirter

Regensburg, d. 19. März 1805. Karl."

Dieses Schreiben war mit einem äußerst saubern, goldenen Crayon (mit Feder und Bleistift) begleitet, dessen eine Spitze mit einem schönen Solitair, die andere mit den Zahlen der Monats- und Wochentage (einem Kalender) und meinem Anfangsbuchstaben W versehen war. Sie werden ohne meine Erläuterung die feine Artigkeit des Fürsten bewundern. Fast ebenso sehr freute mich der diplomatische Weg, durch den die Sächelchen officiell an mich gelangten. Ich bin nicht stolz, aber wenn man als ein Pudel (wie ich im Dienste) behandelt wird, so freut es Einen doch, die Leute mit der Nase auf die Entdeckung zu stoßen, daß Bessere Einen für einen Menschen halten.

Ewig hochachtungsvoll Ihr ganz gehorsamster, Sie ehrender Diener Werner.

Nachschrift. Noch eine Neuigkeit, ehe ich diesen Brief schließe. Vorgestern habe ich vom Kur-Erzkanzler ein äußerst verbindliches Schreiben über meine „Söhne des Thals" nebst einem feinerdachten Andenkensstück erhalten, ja, ich glaube, daß er mich unter seinen Krummstab nehmen würde, wenn ich ihn darum ersuchte, welches mir aber meine Anhänglichkeit an die angeborene Landesherrschaft nie erlauben wird. Indessen hat der Dalberg'sche Brief doch den Gedanken an eine Anstellung in das von ihm einst bewohnte Erfurt rege gemacht. Der Ort selbst und seine Nachbarschaft hat etwas, das mich dort vielleicht glücklicher machen würde, als ich es bei meiner Art und Weise im hochcultivirten, freudigen Berlin je zu werden hoffen darf. Ob ich nun gleich dadurch, daß das kurfürstliche Schreiben mir durch das auswärtige Departement zu Händen gekommen, dem Herrn Minister von Hardenberg vielleicht näher bekannt geworden, so möchte ich doch lieber dem Herrn Minister von Schrötter, weil er Ihr Freund ist und, nach Ihrer Versicherung, den wahren Sinn für meine Denkungsart hat, meine bürgerliche Glückseligkeit als irgend einem andern Großen verdanken. Was rathen Sie mir?

5.

Warschau, den 12. Mai 1805.

Ich muß ehrlich sagen, daß, wenn ich heute die entscheidende Wahl zwischen Berlin und Erfurt hätte, ich nicht zu wählen wüßte. Erfurt hat herrliche Umgebungen, die Vorzüge des Landes und der Stadt vereint, die Nähe der interessantesten deutschen Stätte, und ist — was bei mir und meinen Zwecken sehr viel sagen will — ein durch Dalberg gebildeter katholischer Ort. Berlin hat eine treffliche Bühne, ein mannichfaltiges Ideenverkehr, das seltene Talent, Alles mit sich machen zu lassen; es ist der Centralpunkt für die preußischen, der Berührungspunkt für alle fremde Staaten, der Ort, wo man in höchstmöglichster Kürze sein zeitliches Glück machen kann; es hat viel Leben und Freude, was der Künstler, wenn er nicht zum einseitigen verdorbenen Mystiker herabsinken will, nothwendig braucht (der wahre Mystiker ist gewiß schon deshalb einer der vielseitigsten Menschen, weil er auf einem Besuv steht, von dem er Alles im Umkreise übersehen kann. Nur Besonnenheit thut ihm Noth, um nicht in den Krater zu stürzen, und die gibt uns die Kunst, welche ich etwa die zur Besinnung gekommene Religion definiren möchte); aber es ist so flach und löchericht, daß Alles wie durch ein Sieb fällt, und bedeutende Wirkung nicht möglich ist, es ist von der Kunst und Natur zum Erbarmen stiefmütterlich dotirt, es wimmelt von Virtuosen der Flachheit und hat auch keinen Schatten religiösen Sinnes.

Aber ich leugne nicht, daß mich, so interessant mir Erfurt ist, doch auch die dramatische Kunst in Berlin sehr anzieht. Ihre Bemerkung, ich würde mich nie entschließen können, für die gewöhnliche Bühne, die durch Kozebue (so sehr ich ihn in vielem Betracht schäze) doch in eigentlicher Kunstrücksicht fast so ausgeartet ist als die Abendmahlsfeier durch Calvin, zu schreiben, ist sehr richtig. Aber Sie werden mir Recht geben, daß man seit zehn Jahren Vieles mit der Bühne zu machen angefangen hat, was man in hundert Jahren nicht träumte, und daß, da wir einmal im protestantischen Deutschlande keine Tempel haben — unsere müssigen maurerischen Tempel sind schon in der Hinsicht nicht zu rechnen, weil die Priester theils widerlich nüchtern, theils ekelhaft besessen sind —, die Bühne noch der einzige Ort ist, von welchem herab der Priester der Gottheit zum Volke sprechen kann; viva vox, Anschauung! Sie wissen als Maurer, wie viel das sagen will. Auch bitte ich, den Ausdruck: „zum Volke", nicht zu übersehen. Den Gelehrten ist zwar gut predigen, es ist aber auch unnüz. Bei der incorrigibeln Flachheit unserer halbgebildeten Stände muß Jeder, der was Rechtes wirken will, ans Volk appelliren, was zehnmal kräftiger, poetischer und vernünftiger ist als seine durch Aufklärung gebildeten Leithämmel. War die Bühne ehemals ein Münchhausen'sches Lügenbuch, so ist doch die Möglichkeit unbestreitbar, daß sie cum grano salis zu einer Offenbarung Johannis veredelt werden könne, in der wol auch sehr viel gelogen ist, aber im höhern Sinne. Unser Zeitalter hat, eben weil es gar nichts ist, das Talent, Alles zu werden, und der Hauptfehler der Autoren, der ihre Wirkung gehemmt hat, scheint mir darin gelegen zu haben, daß sie mit dem Unding Publicum 1) nicht ehrlich, 2) zu höflich umgegangen sind. Wegen der erstern Eigenschaft hat man sie mit gleicher Münze bezahlt, wegen der leztern als demüthige Clienten betrachtet. Das sind sie aber nicht, sondern Boten der Gottheit. Ich will den entgegengesezten Weg einschlagen. Ich will mich aber von der neuen Kunstschule, der es an Grobheit nicht fehlt, dadurch unterscheiden, daß ich ehre, was zu ehren ist, von Menschen und Dingen, und daß ich ehrlich genug sein will, mich selbst preiszugeben, wo es den Zweck des Ganzen gilt, nicht aber wie jene mich als den Centralpunkt des Universums betrachten will. Mein neues Schauspiel soll ein Versuch sein, aufs Volk zu wirken. Gelingt er, so gehe ich fort, mislingt er (z. B. mein Stück wird entweder nicht gegeben oder gepfiffen), so pausire ich — denn abtreten kann ich auch deshalb noch nicht.

Iffland's auffallende Sehnsucht nach meinem neuen Trauerspiel scheint mir ein günstiges Auspiz. Er schreibt mir unterm 28. April: „Herr Sander meldet mir, daß Sie, mein verehrter Freund, meine Antwort (ich hatte ihn, wiewol er mich schon früher und vor einem Jahre aufgefodert, dennoch, als mein Stück fertig war, der Sicherheit wegen noch einmal gefragt, ob er es haben wolle) erwarten, während ich, erfreut, daß Sie meinen ersten, Ihnen mit dem Stücke gegebenen Gedanken, der den nicht vergessenen, überall betriebenen Plan, Sie hierher zu bringen (ich hatte ihn um seine Mitwirkung dazu schon voriges Jahr ersucht), zur Erfüllung bringen soll, das Stück jeden Tag mit Gewißheit und Ungeduld erwarte. Ich bitte Sie, Alles, was Sie mir davon senden können, sogleich auf der reitenden Post unfrankirt an mich gradezu zu senden, damit die Voranstalten zur würdigen Darstellung mit Sicherheit und Kunstgefühl getroffen werden können, und alle literarische Vorbeplapperung vermieden wird." Diese bestimmte Aufforderung vermochte mich daher dahin, daß ich am verwichenen Donnerstag mein völlig fertiges Manuscript vom ersten Theil meines Trauerspiels an Iffland mit der Reitpost schickte. An meinen Verleger Sander hat Iffland in einem mir von Lezterm extractweise mitgetheilten Briefe Folgendes ipissimis verbis geschrieben.

„Als der verehrte Werner voriges Jahr mir von dem Stücke schrieb, gab ich ihm den Gedanken, auf den 3. August es zu geben, womit ich den still, aber kräftig betriebenen Plan, ihn hierher zu fixiren, zu reifen denke. Nun meldet er dies Jahr die Möglichkeit, es den 3. August zu geben, und erwartet meine Antwort, während ich in der Gewißheit meines frühern Anerbietens das Schauspiel erwarte, um daran mit Sinn und Leben zu thun, was mir die Verehrung für das Genie einflößt. Bitten Sie um Eile!" Sie sehen also daraus, daß ihm sehr viel daran gelegen ist. Sein Plan gründet sich auf den Cabinetsrath Beyme, mit dem er sehr intim ist, meinetwegen gesprochen hat, und der Iffländen selbst theils seinen Wunsch, mich nach Berlin zu ziehen, theils die Idee geäußert hat, die Sache könne dadurch sehr befördert und ihm (Beyme) Gelegenheit, meinetwegen mit dem Könige zu sprechen, gegeben werden, wenn mein Stück zu Königs Geburtstag gespielt würde. Iffland's Idee scheint nun wol dahin zu gehen, mich in Betreff des berliner Theaters dem doch immer älter werdenden Schiller zu substituiren, und wiewol ich mich bescheide, daß zwischen mir und Schiller eine große Kluft ist, so kann ich doch nicht leugnen, daß, da Iffland das Factotum der gesammten deutschen Bühne ist, mir als deutschem dramatischen Dichter, wenn ich in Berlin wohnhaft wäre und Iffland zum Proselyten meiner Kunstgrundsäze machen könnte, das bei seinem sehr bedeutenden Einflusse auf das berlinische und deutsche Publicum überhaupt einen Wirkungskreis von sehr ausgebreitetem Umfange geben und mir es vielleicht, was ich so sehnlichst wünschte, möglich machen könnte, die Bühne zu Dem zu erheben, was sie bei den Griechen wirklich war, ein Propyläum der Religion. Die Jünger der neuern Kunst wollen das eigentlich; es fehlt ihnen aber bei aller Ahnung des Heiligen an heiligem Sinne, und wiewol auch ich mich dessen nicht rühmen kann noch will und in Kunsttiefe allen neuen Kunstkoryphäen bedeutend nachstehe, so besize ich doch zwei Eigenschaften, die sie Alle nicht haben, Schmiegsamkeit und Mäßigung, und könnte also, auch ohne selbst was Sonderliches zu sein, doch zum Mittler zwischen der ätherischen Kunst und der hölzernen Bühne (ein Band, was sie bei ihrer Hartnäckigkeit ewig nicht knüpfen) dienen, zu Beförderung welches großen Zweckes ich meine beschränkte Individualität mit Freuden aufopfern will.

Sie sehen, daß ich auch diese Angelegenheit mit Ernst und aus meinem Gesichtspunkt, der immer darauf ausgeht, das Ernstlichste spielend zu ergreifen, betrachte, und werden es mir, hoffe ich, nicht verdenken, daß ich bei so bewandten Umständen Berlin etwas mehr beachte, als ich es sonst berücksichtigen würde. Sie werden es mir sogar vielleicht verzeihen, wenn ich Ihnen mit meiner gewohnten Offenheit versichere, daß, insofern ich die Ausführung jener großen Idee: durch die dramatische Kunst dem religiösen Sinne (nicht der Religion) vorzuarbeiten, mir als möglich und nur durch Berlin erreichbar denke, mir Erfurt in einem schwachen Lichte erscheint. Kurz, es ist ein Probeschuß, und es muß sich in sehr kurzer Zeit ausweisen, ob er getroffen hat oder nicht. Ewig Ihr Sie ehrender, liebender Diener

Werner.

(Der Beschluß folgt.)

Neues hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Vom Freiherrn L. von Zedlitz. Mit einer Flußkarte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Setzen wir das vorliegende Werk unsern Lesern, wie sie es nicht ungern zu sehen pflegen, in die Vogelperspective und unter eine etwas romantische Beleuchtung, so erblicken sie unter sich das weite deutsche Land farblos und menschenleer, einzig belebt von mehr als anderthalbtausend Flußgöttern und Quellennymphen, die brausend oder murmelnd durchs Land ziehen, lauter oder leiser verkündend die Geschichte ihres Lebens, so weit das Gedächtniß in ihre Jugend hinaufreicht bis herab zur jezigen Zeit. Der alte Danubius erhebt das bärtige Haupt und erzählt, wie schon Herodot ihn verherrlicht, wie Ovid ihn mit dem Nil verglichen und die Römer seine Quelle verkannt haben, erklärt aber von Neuem das ummauerte Bassin in dem Schloßhofe des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen für seine rechtmäßige Wiege, von welcher aus er als Danubius, Donau, Danube, il Danubio, Dunay, Tuna (türkisch) durch Europa zieht, das weiteste Stromgebiet dieses Welttheils beherrschend. Er erzählt von allen Gegenden, die er durchreist, von den Städten, die er bespült, von den Schlachten, die er hat schlagen sehen, von der Kraft, mit welcher er Schiffe trägt, von allen Brücken, die ihn bezwingen, von den Wohlthaten, die er spendet; und wie ein Professor auf der Universität sezt er noch sorgsam die Literatur hinzu, die über ihn seit Urban Bacherer 1720 erschienen ist. Dem Danubius gleich erheben alle andern Flußgötter ihre Stimme, alle Nymphen stimmen ihr Geschichtchen an und tauchen auf und zeigen ihre ganze Gestalt, mit allen Windungen, in denen sie einem mächtigern Flußgott sich nahen, um in dessen Umarmung zu verschwinden.

Ernster genommen, ist das vorliegende Buch als ein wichtiges geographisches Werk zu betrachten, nämlich als „die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse, sowie der größern Bäche (in Deutschland), mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerei, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihrer Wichtigkeit als militairische Punkte, ihrer Länge, Breite und ihrer Uebergänge auf Brücken und Fähren". Der Verf. erklärt es für ein Flußwörterbuch, das zwar ein selbständiges Werk, gewissermaßen aber auch den ersten Theil einer Hydrographie Deutschlands bilde. Die Fortsezung oder gewissermaßen der zweite Theil werde „die Hydrographie in der Ordnung nach Flußgebieten, die künstlichen Wasserstraßen oder Kanäle, mit Angabe ihrer Entstehung, ihres Zweckes und ihrer Bedeutung, und die stehenden Gewässer oder Landseen und großen Teiche enthalten". Zu einer vollständigen Hydrographie würde dann freilich auch noch die Beschreibung der Mineralquellen Deutschlands gehören. Daß ein solches hydrographisches Werk ein sehr wichtiger Beitrag zur Landesbeschreibung Deutschlands ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Es gibt nicht nur dem Geographen von Fach die nothwendigsten Bausteine, um sein Werk nach der jezt allgemein als trefflich anerkannten Constructionsmethode von Grund auf zu bauen, und ist gewissermaßen ein Neß, in dem sich die ganze Geographie fangen läßt, sondern es gibt auch für Handel- und Gewerbtreibende, für Militairs und Reisende eine Menge wichtiger Notizen, die von keinem andern allgemeinen

geographischen Werke in dieser Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit zu erwarten sind.

Leicht läßt es sich dabei ermessen, wie unendlich mühselig ein Werk sei, welches zum Zweck hat, die Geschichte von mehr als anderthalbtausend Strömen, Flüssen und Bächen zu geben und ebensowol alle Mühlen aufzuzählen, welche z. B. von der kleinen Haase im Hannöverschen getrieben werden, als die 59 Brücken, welche die Donau bis Wien, und die 39, welche die Elbe bis Hamburg hat (darunter die bei Dresden, 710 Ellen lang, 18 Ellen breit, die schönste Brücke Deutschlands). Wir bewundern den ungemeinen Fleiß und die grenzenlose Geduld, die zur Zusammenstellung eines solchen Werks gehörten, wie wir dem Verf. auch die Ansprüche zugestehen, die er auf die Nachsicht der Leser macht, wenn unter den vielen tausend gegebenen Notizen auch hin und wieder halbwahre Nachrichten oder auch Irrthümer sich eingeschlichen haben sollten. Wir wollten uns begnügen, nur beispielweise die Irrthümer bei Beschreibung eines ¼ □Meilen großen Terrains anzuführen. Die Rodach entspringt nicht auf dem Langenberg bei Hildburghausen (wie es S. 424 heißt), sondern jenseit auf einer durch die Rodach selbst von dem erstern getrennten Bergreihe; ferner nicht im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen, denn seit 1826 existirt kein Herzogthum Hildburghausen mehr, sondern nur ein meiningischer Landestheil Hildburghausen; das Schloß Sophienthal liegt auf dem Plateau des Langenbergs und keineswegs unterhalb Hildburghausen an der Werra; bei der Rodach war überdies zu bemerken, daß ihre Quelle ziemlich stark eisenhaltig ist, daß sie alle Gegenstände in ihrem Bereiche mit Ocker färbt und daß das Flüßchen von dieser rothen Färbung des Bodens ohne Zweifel den Namen entlehnt hat. Das Gold scheint der Verf. so wenig zu beachten, wie der omnia secum portans philosophus, er erwähnt weder die Goldwäsche im Rhein (in Baden), noch die in der Mosel, noch jene im Gasteinfluß; ebenso schließt er nur aus Winkelmann's Hessischer Chronik, daß die Eder Goldkörner führe, da doch neuerdings ziemlich glücklich ausgefallene Versuche einer Goldwäsche in der Eder angestellt worden sind und namentlich an der waldeckischen Grenze, so viel wir wissen, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt werden. S. 152 wird das oldenburgische Fürstenthum Birkenfeld koburgisch gemacht; unter A fehlt die Ard, während doch der weit kleinere Seitenbach derselben, die Münzbach, aufgeführt wird. Ein Anhang des Buches gibt eine Uebersicht des Verhältnisses von 66 Flußgebieten und der Länge von 100 Strömen Europas. Beim Verhältniß der Flußgebiete steht die Donau mit einem Flußgebiet von 14,423 □M. und der mittlern Flußbreite von 1000 Schritt oben an, dann folgt Dnieper (Flußgeb. 8538 □M., Flußbr. 700 Schr.), großer Don, Rhein, Weichsel, Düna, Pezora, Elbe, Loire u. s. w. Hinsichtlich der Länge nimmt die Wolga mit einer Länge von 460 Meilen den ersten Platz ein, dann folgt die Donau mit 408 Meilen Länge, hierauf Dnieper, Don, Dwina, Rhein, Dniester, Elbe, Düna u. s. w. bis zur Katzbach und Ribda mit 12 Meilen Länge. Das Stromgebiet der Wolga, das nach Berghaus um mehr als das Doppelte so groß als das der Donau ist, nämlich 30,100 □M., ist nicht angegeben; überhaupt aber weicht Berghaus in seinen Zahlenbestimmungen nur unbedeutend von den vorliegenden ab.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß ähnliche Uebersichten, wie hier für die Ströme Europas, auch speciell und mit einigen Erweiterungen für die Flüsse Deutschlands gegeben worden wären, sowie auch andere tabellarische Uebersichten, z. B. der schiffbaren Ströme, der wichtigsten Brücken, der Wasserfälle u. s. w., nicht ohne Nutzen sein würden. Doch wir sind keineswegs gesonnen, den Werth des Buches zu schmälern, das bei allen, sehr verzeihlichen Irrthümern doch von dem sorgsamsten Fleiße und großer Sachkenntniß zeugt. 20.

Aphorismen.

Fouché.

Es ist bekannt, daß Fouché kurz vor den hundert Tagen arretirt werden sollte, weil er vielleicht nicht unverdiente, sonderbare Aeußerungen über die Bourbons sich hatte zu Schulden kommen lassen. Mehre Personen meldeten sich bei ihm, um ihm den Verhaftsbefehl zu insinuiren. Er empfing sie ruhig, erwiderte ihnen, daß ein solcher Befehl doch wol vorher eingesehen werden müsse, und trat damit in ein Seitencabinet. Als ihm jene Personen einige Minuten nachher folgten, war Fouché verschwunden, und alle weitern Bemühungen, seiner habhaft zu werden, blieben fruchtlos. Bonaparte, der diesen Streich bald darauf erfuhr, begnügte sich lächelnd zu bemerken: „Ils auraient été bien malins, s'ils avaient attrapé Fouché."

Lady Russel.

Lady Russel, die Gattin des Lord Russel, welcher unter Karl II. das Blutgerüst besteigen mußte, weil er sich den Gewaltmaßregeln der königlichen Willkür widersetzt hatte, scheint das Muster einer englischen Dame in der Individualität des Nationalcharakters gewesen zu sein. Als der Gerichtshof, vor welchen Lord Russel gewiesen war, ihn fragte, wessen er sich als Secretair bei den Verhandlungen bedienen wollte, so bezeichnete er seine Gattin; „denn", sagte er, „sie vereinigt die Einsichten eines Mannes mit der zärtlichen Anhänglichkeit eines Weibes". Auch fiel ihm der Tod selbst weniger schwer als die Trennung von ihr, und als er Abschied von ihr genommen hatte, so versicherte er: „daß jetzt der eigentliche Kampf überstanden sei". Lady Russel hatte den Muth, einen angebeteten Gatten zu überleben, um ihre Kinder zu erziehen; sie büßte aber durch beständiges Weinen das Gesicht ein. Indeß ward ihr noch vor ihrem Tode die Genugthuung, unter der folgenden Regierung die gegen Lord Russel gefällte Sentenz widerrufen zu sehen, und mit diesem Troste starb die edle Frau.

Wink für Verleger.

Bei einer zwischen pariser Buchhändlern ausgebrochenen Rivalität handelte es sich darum, die Uebersetzung eines gewissen Werkes schlechterdings zu einem gewissen Tage zu liefern. Die Partei, welche sich dazu anheischig gemacht hatte, wandte sich also an der Abbé Prevost, der als geschickter und flinker Arbeiter, aber auch als liederlich und immer geldbedürftig bekannt war. Er foderte einen Louisdor für den Bogen. Die Buchhändler meinten, das sei viel; allein sie konnten keinen bessern Uebersetzer auftreiben. Man ging also einen Contract mit ihm ein, daß er täglich einen Bogen Manuscript abliefern und seinen Louisdor dagegen sogleich pünktlich erhalten solle. Jetzt machte der Abbé folgende Einrichtung. Morgens 4 Uhr mußte ihn sein Bedienter, was er auch einwenden möchte, aus dem Bette treiben. Er hing den Schlafrock um, und das Uebersetzen ging los. Gegen 8 Uhr war der Bogen fertig. Der Bediente trug das Manuscript zum Buchhändler und empfing den Louisdor. Davon bezahlte der Abbé seine festen Bedürfnisse, steckte den Rest in die Tasche und ging in liederliche Häuser, aus denen er nicht eher heimkehrte, bis der letzte Sous verthan war. So ging's Tag für Tag; das Buch wurde aber zum bestimmten Tage fertig. 87.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Belagerung Maastrichts.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von

J. C. Hauch.

8. Auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im October 1834. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 285. — 12. October 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 284.)

6.

Warschau, den 27. Mai 1805.

Nach Ihrem letzten gütigen Schreiben vom 17. d. M. zu urtheilen, sind Sie doch innerlich böse auf mich; so liebevoll Sie Ihren Unmuth auch verdecken, so merke ich es doch. Aber ebenso merke ich auch meinerseits, daß ich es gar zu bunt mache und vielleicht die gütige Erlaubniß, mich ganz ungenirt gegen Sie zu erklären, die Sie mir gegeben haben, misbrauche. Verzeihen Sie mir es doch; ich fühle, daß ich zu keck bin, aber ich thue Alles aus ehrlichem Herzen. Auch habe ich mir einmal in den Kopf gesetzt, so lange wir noch hier auf Erden zusammen wallen, mit Ihnen wie mit meinem geliebten Vater zu sprechen, und werde nicht aufhören, an Sie zu schreiben, und was mit letzterm beinahe synonym ist, zu rabotiren, als bis Sie mir ausdrücklich und nudis verbis das Maul verbieten.

Alles, was Sie von mir sagen, erkenne ich mit dem aufrichtigsten und innigsten Danke und werde es zu Herzen nehmen, auch (insofern es Dem, zu welchem ich mich berufen glaube, nicht widerstreitet) unbedingt befolgen, da Sie fast immer Recht haben. Aber worin Sie Unrecht haben, das ist, daß Sie immer vom Verfasser der „Söhne des Thales" reden. Damit kränken Sie mich! Bin ich Ihnen denn nicht mehr als ein Verfasser? Und ist Das, was wir mündlich und schriftlich gewortet haben, nicht mehr als alle Söhne und Väter des Thals, die am Ende doch nur, wie Hamlet sagt, Schatten von Schatten sind?! Meine de- und wehmüthigste Bitte geht also dahin, daß Sie mich vom Autor, als dem zweiten Grade, in den dritten, d. h. zu Ihrem geistlichen Sohn avanciren. Jenes bin ich für den Plebs und für Fremde, dieses will ich für Ihr Herz sein!

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, ich habe Einwendungen gegen Erfurt, weil ich noch nicht so recht fest wäre. Allerdings fehlt mir noch Festigkeit sehr; aber das ist der Grund meiner Bedenklichkeit bei Erfurt; der Hauptgrund aber ist der, daß mir Berlin für meinen Plan mehr Spielraum darbietet, und daß ich lieber Leben und irdische Glückseligkeit aufopfere als den mir von Gott ins Herz geschriebenen Beruf. Als ich noch ein ganz wilder Mensch war, wäre mir ein stilles Hüttchen bei Erfurt lieber gewesen als alle Erbärmlichkeiten (die mir wohlbekannten) des flachen Berlins; denn ich war Egeist und sorgte nur für mein Wohl. Jetzt, da ich über mich klarer bin, strebe ich nach dem mir nicht zusagenden Berlin deshalb, weil ich auf Andere wirken muß und es hauptsächlich nur in Berlin kann. Es wird für mich ein Pathmos sein, aber — Gott weist mich hin. Zu tief werde ich mich mit ihm nicht einlassen, das hoffe ich Ihnen, so sehr ich den edeln Bewegungsgrund Ihrer diesfälligen Besorgniß ehre, mit Gott schwören zu können. Schwärmer im gemeinen Wortsinne werde ich auch nie werden, da es mir ein Greuel ist, den Tod in das Leben zu pflanzen, und da ich sinnige Fröhlichkeit in Gott für das Wesen aller Religion halte, weshalb mir auch die Eichtelianer wo möglich noch mehr zuwider sind als die Pseudokatholiken. Daß meine Pläne übrigens excentrisch sind, und daß Ihr Urtheil darüber richtig ist, fühle ich bei kalter Ueberlegung recht wohl. Aber, Herr Kriegsrath, durften Sie im 86. Jahre sagen, was Sie jetzt sagen können, und was ist besser, dem Dinge unbekümmert zusehen, oder seine Individualität mit dem Risico, Schande und Spott (die ärger sind als Hunger und Tod) zu ernten, einer göttlichen Idee aufopfern?

Was sagen Sie zu Schiller's Tode? Er hat mich wie Blei befallen. Wie kurz ist das Leben! Welcher Posten ist jetzt vacant! Das waren die ersten Eindrücke, deren ich mir bewußt bin. Wie viel hat Jeder, der nur eine Ahnung von deutscher Literatur hat, dem Koloß zu verdanken! Ich bemitleide die Narren, die auf ihn hohnlächelnd herauf-, nicht herabsehen; zum Letztern stehen sie zu tief. Was habe ich ihm nicht Alles zu verdanken! Wie weit bin ich hinter ihm! Der Mensch ist 47 Jahre alt geworden und hat acht Meisterstücke hinterlassen. Ich zähle 36½ Jahr und habe 1½ confuse Trauerspiele gemacht! — O Gott! Gott! Unser Wissen und unser Streben ist Stückwerk!!!

Doch habe ich den zweiten Theil meines neuen Trauerspiels frisch und fröhlich angefangen und bin mit diesem Anfange ungleich mehr als mit Allem, was ich seither geliefert habe, zufrieden, ja ich hoffe, Sie werden es auch sein.

Jean Paul's „Vorschule" habe ich mir als ein nothwendiges Utensil vorgestern gekauft und bin mit den wenigen Bogen, die ich gelesen, sehr zufrieden. Ueber das Ganze reservire ich mein Urtheil. Mir hat er zu viel und zu wenig Ehre angethan; zu viel, da er mich mit dem himmelhoch über mich erhabenen Novalis, zu wenig, da er mich mit einigen, wie ich glaube, unter mir stehenden Neophyten in eine Classe setzt. Doch kann ich mich auch darin irren.

Sie scheinen die Absendung meines Schauspiels an Iffland für prämaturirt zu halten. Es ist möglich, daß es unpolitisch war; aber da Kotzebue, wie es am Tage liegt, doch wirklich meine Idee benutzt hat, so saß mir das Messer an der Kehle, und ich habe auch nicht umhin gekonnt, mich bei Iffland durch überzeugende Beweise zu rechtfertigen, daß er mich wenigstens nicht für einen Plagiarius halten soll. Am Ende — was kommt auch aus dem hinter dem Berge halten heraus! Es ist, glaube ich, für mich besser, wenn die berlinischen Leute, insofern sie mich für mehr halten, als ich bin, über dies günstige Vorurtheil vorher desabusirt werden, als nachher, und es mir dann — eintränken. Die Rolle meines Landsmannes Herklots (der in ästhetischer wie in juristischer Hinsicht Null ist, aber frappant ähnliche Büsten aus Brotkrumen schneidet) kann und will ich einmal nicht spielen. Ich bin auf zwei Extreme resolvirt: entweder man pfeift mich aus, und dann falle ich für meinen gu-

ten Zweck, oder man gesellt sich zu mir, und dann baue ich weiter. Alles wie Gott will!

Entziehen Sie, mein zweiter Vater, mir nur Ihren Rath im Geistlichen und Leiblichen wie Ihre Güte unter keinen Umständen, und verzeihen Sie die Fehler des Kopfes dem Herzen Ihres Sie tief verehrenden und liebenden Freundes und Dieners

Werner.

7.

Warschau, den 30. Juni 1805.

Ihr sehr gütiger Brief vom 9. d. M. hat mir unendliche Freude gemacht, da er mich nicht nur über die Fortdauer Ihrer Gewogenheit, sondern auch darüber vergewissert, daß der höchstwürdige und vortreffliche Minister von S. meine Zudringlichkeit verziehen hat. Sie können nicht glauben, wie mich die Theilnahme rührt, die dieser in jedem Betracht hochachtungswerthe Mann nicht blos meiner Person, die blos Vehikel eines höhern Zweckes ist, sondern meinen Ideen schenkt! Gott, Gott! Ich für meine Person bin nichts und will nichts sein; ich bin sehr zufrieden, daß man sagt, der Werner ist ein armer Sünder, der die große Idee, welche ihm bei Anfertigung seines Werkes nur dunkel vorschwebte, nicht einmal aufzufassen, geschweige denn zu handhaben verstand. Aber wenn man sagt: Werner hat mit Aufwand von einigem Geist eine absurde Idee nicht übel vertheidigt, das vernichtet mich ganz und könnte mich desperat machen. Die Grundidee meiner Thalssöhne ist göttlich, das weiß ich, wenn es mir auch die ganze Welt abstritte. Diese Idee aber liegt, wenngleich dunkel, im Gemüthe jedes bessern Menschen, sie gehört nicht mir; was ich dazugethan habe, ist — gutgemeintes Stückwerk und viel Tand! Gesündigt habe ich noch überdem vielleicht, daß ich das Heilige zu sehr profanirte; aber Gott kennt meine Absicht und wird es mir verzeihen, wenn ich zu deren Erreichung vielleicht unrechte Mittel wählte.

Ich hätte Ihren liebevollen Brief früher beantwortet, hätte mich nicht die von mir sehr benutzte Gegenwart zweier äußerst merkwürdiger Reisenden in Dienstreste verwickelt, die ich zuvörderst abtragen mußte. Diese Reisenden sind der vormalige Resident in Rom, Geheimerath Uhden, und ein junger Jude, Bartholdi, der in Griechenland, der Türkei, Italien, Frankreich u. s. w. gewesen ist. Er ist kein uninteressanter junger Mensch; wer mich aber über Alles gefesselt hat, ist — Uhden! Denken Sie sich einen Mann von 50 Jahren, in der Größe meines seligen Vaters, mit dessen ganzer Sanftmuth, Bescheidenheit, Seelengüte und auch etwas von seiner Kränklichkeit. Uebrigens ein ebenso feiner Gesellschafter als tiefer Menschenkenner. In der Maurerei ist er alle Grade durchgegangen; mit dem Katholicismus, dessen Gutes und Böses er sehr richtig würdigt, ist er vertraut, ein intimer Bekannter des jetzigen Papstes, den er sehr lobt, und unter den jetzt lebenden Alterthumskennern dem allgemeinen Urtheile nach einer der ersten in Europa. In allen Branchen der Kunst ist sein Urtheil ebenso wahr als competent; ganz unbefangen gibt er sich hin, und doch umschwebt ihn eine gewisse Superiorität, der man sich bei der herzlichsten Liebe nur mit Ehrfurcht nähern kann. Sie können denken, wie sehr dieser, Ihnen in so vieler Rücksicht ähnliche Mann mein Herz gewonnen. Er war neun Tage hier und so gütig, mir mehre Stunden seiner Unterhaltung zu schenken. Sie können sich denken, wie ich nach ihr geizte, wie viel mir seine Versicherung werth war, daß er auch mich meines Buches wegen liebgewonnen, daß ich ihm nicht gleichgültig sei u. s. w. O Gott! wie wird doch ein armer Schlucker von Autor für Ideen, von denen er selbst nicht weiß, wie er zu ihnen gekommen ist, durch die Theilnahme so vieler Guten mehr als überschwenglich belohnt, er, der höchstens nur der Münzwardein ist, der das Gold in dünne Stückchen ausprägt, welches die Gottheit auf der Goldküste der Natur Jedem, der nur die Hand zum Schöpfen ausstrecken will, zuspült!

Die Ursache, daß und warum mein neues Schauspiel nicht in Berlin gespielt wird, wird Ihnen Höpfner gesagt haben, dem ich darüber ein Extensum mit dem ausdrücklichen Auftrag übersandt, Sie von Allem au fait zu setzen. Iffland's Brief an mich dieses Gegenstandes wegen ist voll von Beweisen der ausgezeichnetsten Achtung und Liebe gegen mich und hat mich um so mehr gerührt, als er nach Uhden's Versicherung, der Iffland's specieller Bekannter ist, dessen wahrhafte Gedanken enthalten soll. Dieser Brief ist von der Art, daß, eine so glückliche Routine ich auch bereits im Excerpiren von Briefen erlangt habe, es mir doch beinahe schwer fällt, den mir darin en gros gestreuten Weihrauch noch einmal en detail zu debitiren. Doch Sie, mein väterlicher Freund, sind einmal Derjenige, dem ich meine Freuden und Leiden zutrauungsvoll beichte, und so kann ich's nicht übers Herz bringen, davon weiter zu schweigen, versichere aber auch, daß ich Ihnen in Zukunft, wenn ein Stück von mir — wie der sehr mögliche Fall ist — ausgepfiffen werden sollte, diese Hiobspost ebenso schleunig als meine jetzigen Belobigungsdecrete mittheilen werde. Im Ganzen ist jenes wie diese doch nur temporell und kann über Werth und Unwerth nichts entscheiden. — Iffland's Brief v. 29. Mai fängt folgendergestalt an:

„Ich habe mit Innigkeit das herrliche Werk empfunden, was Ihres Geistes so würdig ist und von Neuem mir darthut, daß wir in Ihnen Ersatz für den schmerzlichen Verlust (Schiller's) finden, der eben alle Welt beugt. Welche Fülle der Empfindung, welcher Reichthum der Phantasie und welche Tiefe der Menschenkunde bei der sichern Hand der Charakterzeichnung! Möchten Sie in diesen Worten die Wahrheit lesen können, wovon ich durchdrungen bin und es in solchem Grade bin, daß es mir unrecht scheint, wenn ich in mehr Wortmasse, Ihnen sie besser zu Tage legen zu wollen, den Versuch machte."

Nach dieser captatio benevolentiae bittet Iffland um Erlaubniß, mir seine Ansicht meines Werks mit Rücksicht der Darstellung auf der Bühne, und mit besonderer auf die ihm als Verwalter der Direction des Theaters in der preußischen Residenz obliegende Pflicht mittheilen zu dürfen. Er leitet hieraus folgende Einwürfe gegen die Aufführung meines Stücks:

„1. Der ganze (mystische) Stoff habe für die Volksmasse etwas Fremdartiges. 2. Sind (so lauten seine eignen Worte) die Erregungen und oft unmerklichen Hebel, welche, überall vertheilt, den großen Schwung hervorbringen, worin das Ganze gehalten ist, von solcher bestimmter Bedeutung, daß fast jede der Rollen für die Darstellung einen Meister erfodert. 3. (noch immer ipissima verba) Das wechselnde Metrum (ich habe nach inniger Ueberzeugung von der Nothwendigkeit im hohen Tragischen nächst dem den Grundton ausmachenden Jamben wechselnde Versarten gebraucht) spricht den Humor aus, deutet die hohe Leidenschaft, zeichnet die Charaktere scharf und deutlich ab. Man kann fleißigen Schauspielern Begriffe und Regeln für Effecte der Eloquenz geben, aber das Genialische ist nicht eine Zeichnung in Umrissen, es ist ein durch Schmelz und Sinn der Farben wiedergegebenes, lebendiges Gemälde. Wo diese Genialität nicht vorhanden ist, kann sie weder gegeben noch nachgebildet werden. Wenn nun, wie hier auf meisterhafte Weise geschehen, die Leidenschaften eines rohen Volkes (der Altpreußen) mit Kräftigkeit und im Aeußern entfernt von aller Sinnesart unserer Zeit gegeben werden sollen — was wird herauskommen, da schon der erste Act gegen zehn Menschen fodert, die, wenn sie nicht die Eigenthümlichkeit mit Kraft und Schimmer geben, auf eine unleidliche Weise platt, lästig, widerwärtig werden."

Hierauf verbreitet sich Iffland über die Details der Scenen und Rollen, die ich übergehe, da mein Brief ein zweites Manuscript werden müßte, wenn ich Sie darüber au fait setzen sollte. Wiewol er die Hauptrollen (es sind deren im ersten Theile circa sechs, aber mehre, doch auch nicht viele bedeutende Nebenrollen) lebende, nachwirkende, unvergeßliche Meisterbilder zu nennen so gütig ist, so hält er doch die meisten dieser Rollen und Scenen für undarstellbar auf der Bühne. Ich hebe nur Einiges davon aus. Der Hauptcharakter meines ersten Theils ist der heilige Adalbert, welcher in der Gestalt eines

Zitherspielers die deutschen Ritter von der Küste der Ostsee, sobald sie gelandet, durch das heidnische Preußen nach Plock, dem Sitze des Herzogs Konrad von der Masau, geleitet. Hierüber drückt sich Iffland (ihm hatte ich diese Hauptrolle zugetheilt) folgendergestalt aus: „Der Zitherspieler!! Ich kann mir ihn denken, ich kann ihn lieben, davon hingerissen werden — ich wüßte ihn nicht darzustellen! Das Abenteuerliche, das Hochheilige muß in der Darstellung nur an uns hinstreifen, es muß uns — daß ich so sage — kurz und allmälig galvanisiren. Diese Rolle erscheint oft, redet viel und lange, wiederholt oft die nämlichen Gefühle. Mag der Darsteller das Unmögliche thun, sein äußerer Mensch ist zu lange ausgestellt, er sinkt im Fluge, das hohe Gebilde aufzufassen, wiederzugeben. Für das Darstellen — hat der Dichter selbst die Spitze abgebrochen, die erreicht werden soll — es ist nicht möglich! u. s. w."

Das Resultat aller dieser Iffland'schen Bemerkungen ist: mein Schauspiel könne nicht gegeben werden, theils weil es der Aermlichkeit der Bretterbühne nicht zusage, theils weil es in diplomatischer Hinsicht durch wenngleich sehr sanfte Seitenhiebe auf monarchische Verfassung überhaupt und durch eine sehr treue (mithin häßliche) Darstellung der Polen Anstoß geben könnte.

„So sehe ich mich denn leider", fährt Iffland fort, „genöthigt, der schönen, langgenährten Hoffnung, Ihr Werk auf der Bühne dargestellt zu sehen, zu entsagen. Soll ich das Misgefühl darüber auf einige Weise gemindert sehen, so nehmen Sie beiliegende 25 Dukaten als einen Beweis der reinen Verehrung der Direction für Ihr Genie mit Wohlwollen auf und verstatten Sie, daß ich eigennützig — und noch mehr Ihr Genie als äußern Eigennutz im Blick — einige Worte über die Werke sage, welche ich zu Gott und Ihrem Geiste künftig und — möchte es bald sein, hoffe!"

Hierauf verbreitet er sich darüber, daß ein religiöser Stoff kein glücklicher für die dramatische Bearbeitung sei, daß aber am wenigsten ein Staatsdiener unserer Monarchie einen katholischen wählen könne. „Möchte die deutsche Geschichte", schreibt er, „in Gustav Adolf, in Johann Friedrich von Sachsen u. s. w. Ihr Talent zum Besten der Bühne begeistern! Was hätten wir nicht von Ihnen zu erwarten!"

Allenfalls wünscht er auch, daß ich den zweiten Theil meines jetzigen Werkes so bearbeiten möchte, daß er, unabhängig vom ersten, für die Darstellung qualificirt würde. Er bittet mich nochmals, ihn nicht zu verkennen, von seiner Werthschätzung für mich überzeugt zu sein, und schließt sein Schreiben mit der Versicherung, daß er über meinen auch ihm sehnlichst geäußerten Wunsch meiner Verpflanzung nach Berlin den Herrn Geh. Cabinetsrath Beyme au fait gesetzt, und dieser die nöthigen Schritte dazu theils bereits gemacht habe, theils, sobald er von seiner Reise zurückkäme, machen würde. — Genug von dieser relatio ex actis, die mir blos um deswillen minder sauer gewesen ist, um Ihnen einen Beweis meines unbegrenzten Zutrauens zu geben.

Ihnen die Details mitzutheilen, war meine Pflicht, 1) gegen Sie, weil Sie es befohlen hatten; 2) gegen mich, um Sie zu überzeugen, daß ich aus der schon in Gedanken occupirten Festung der Bretterunsterblichkeit wenigstens mit klingendem Spiele gezogen bin; 3) und hauptsächlich weil ich nach diesem gründlichen Detail Ihren väterlichen Rath erbitten wollte: was bei so bewandtem Barometerstande in physischer und moralischer Rücksicht von mir zu thun sei. Ich denke wieder — Geduld!

Ifflanden habe ich übrigens weitläufig geschrieben, ihm für seinen mir so ehrenvollen Beifall gebühr- und innigst- und herzlich ebenso wie für seine größtentheils richtigen und in der Natur, wo nicht der Sache, so doch des jetzigen status quo begründeten Belehrungen gedankt. Nebenbei habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß es mir wol höchst schmeichelhaft sei, Fortsetzer Schiller's werden zu sollen, daß ich aber theils die rationelle Größe dieses Kunstheros schwerlich je erreichen würde, theils auch, so sehr tief meine Natur auch unter der seinigen stände, meine mit seiner verwechseln weder könne noch wolle. Ferner daß, da wir keine Mythologie mehr hätten, und das Fatum für uns, trotz Schiller's angestrengter und herrlicher Versuche, nicht ansprechend wäre, in unserm romantischen Zeitalter für die tragische Bühne (die der Mythen schlechterdings nicht entbehren könne) nulla salus außer dem Katholicismus zu finden sei. Item daß meiner, auch Ihrer mehrmals geäußerten Ueberzeugung nach der Dichter das Publicum zu sich herauf-, nicht sich zu jenem hinunterschrauben müsse, und daß, wenn er (Iffland) wirklich mit mir was Bedeutendes im Schilde führe, er als erster Bühnenkünstler Deutschlands und als der Einzige, der es könne, zu einer glücklichen Reform unsers wirklich erbärmlichen Schauspielerwesens die Hand bieten müsse, da wir bei allem Großen, was wir Schillern verdanken, doch nicht stehen bleiben können, sondern weiter müssen!

Würdigen Sie mich einiger Zeilen baldiger Antwort und überzeugen Sie sich der tiefsten Verehrung und Liebe Ihres ganz gehorsamsten Dieners Werner.

N. S. Bei Sr. Excellenz von Stein bin ich gewesen; er war sehr gütig, ja herablassend, unterhielt sich lange mit mir, sagte, daß er mich gern nach Berlin hinziehen möchte, da er einen Stylisten brauche, um seine Memoires zu extendiren, daß er aber Niemanden todtschlagen könnte, schon viel zu viele Officianten hätte u. s. w. Aus alle Diesem folgerte ich das Resultat, daß nicht viel für mich da zu hoffen sei. Einen sehr interessanten, trefflichen Mann habe ich kennen gelernt, den im Gefolge des Herrn von Stein reisenden Geheimenkriegsrath Kunth. Er interessirte sich sehr herzlich und lebhaft für mich, und ich war mehre mal mit ihm zusammen. Er hat mir viele Versprechungen gethan, die ich bei dem entschiedenen Werthe des Mannes (er war lange Zeit Lehrer der beiden hochberühmten Humboldts) wol für baare Münze aufnehmen kann. *)

Talleyrand-Perigord's politisches Leben. Von Alexander Salle. Aus dem Französischen von A. Neurohr. Erster Band. (Erste bis vierte Lieferung.) Stuttgart, Brodhag. 1834. 8. 1 Thlr.

Eine der erbärmlichsten Compilationen unter allen, die ich je gesehen habe. Talleyrand ist ein berühmter Mann und namentlich in den letzten Jahren viel von ihm gesprochen worden. Daher läßt sich annehmen, daß ein Buch, welches verspricht, Aufschluß über ihn zu geben, selbst dann Käufer findet, wenn es durchaus keinen Werth hat. Das ist Grund genug für den nächsten besten unwissenden Menschen, welcher eben Geld braucht, aus einigen Zeitungsblättern und Geschichtsbüchern ein Buch zusammenzuschreiben, und natürlich fehlt es dann in Deutschland nicht an einem hungrigen Uebersetzer.

Das Buch ist ganz für die Menge berechnet. Aber das wollte ich demselben noch gar nicht als Fehler anrechnen, wenn der Verf. nur nicht in jeder Zeile zeigte, daß er selbst zu der gedankenlosen Menge im entschiedensten Sinne des Wortes gehört. Das Motto, welches er dem Buche vorgesetzt hat, ist so bezeichnend für die Manier, deren er sich bedient, und das Maß der Einsicht, das ihm zugemessen ist, daß es hier einen Platz verdient. Es lautet also:

Der eingefleischte Trug, der nur den Eidbruch kennt,
Talleyrand-Perigord, der Fürst von Benevent;
Ein Judas ohne Reu', die Salbung schmückt sein Haupt,
Verrath sein erster Schritt, der Gott die Ehre raubt,
Am Hof und am Altar, zweifacher Apostat,
Was an der Kirch' er that, das that er auch am Staat!

Diese plumpe, heuchlerische Moral, welche grade von Menschen, denen nichts heilig ist (an ihrer Spitze unsere Deutsch-Franzosen), gegen den allerdings mehr klugen als gewissenhaften Staatsmann angewendet wird, ist das Höchste, wozu unser Verf. in seinem Urtheile sich erhebt. In dem ganzen Buche

*) Weitere Briefe theilen wir in den nächsten Monaten mit.
D. Red.

findet man fast bei jeder wichtigern Begebenheit eine einfältige Bemerkung, in welcher der Verf. eine affectirte Entrüstung über die Inconsequenz in des klugen Mannes Betragen äußert. Und doch sind diese tadelnden Reflexionen fast noch sinnreicher als einige lobende, welche hin und wieder ebenfalls eingestreut werden.

Schon hieraus geht hervor, daß von einem Eindringen in den Sinn der Ereignisse oder von einem vernünftigen Combiniren der Thatsachen hier gar nicht die Rede ist. Man lernt aus dem Buche nichts, als was auch der gedankenloseste Zeitungsleser schon weiß. Und doch könnte selbst eine dürre Zusammenstellung von Zeitungsberichten ihren Werth haben, wenn sie nur vollständig wäre. Dem Verf. ist es aber gar nicht darum zu thun gewesen, seinen Gegenstand zu erschöpfen, sondern nur einen mäßigen Band zu liefern, ohne Zweifel, weil das dafür erhaltene Honorar für seine nächsten Bedürfnisse hinreichte, und weil es ihm unbequem war, sich länger als einige Wochen mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Daher hat er unter den vorhandenen Materialien mit unglaublicher Nachlässigkeit gewählt; er hält sich bei den albernsten Journalklatschereien auf und läßt ganz unbedeutende amtliche Umlaufschreiben drucken, während er fast Alles, was über die Ereignisse wirkliches Licht hätte verbreiten können, unberücksichtigt läßt.

Man kann daher diese Arbeit weder belehrend noch unterhaltend nennen. Weder war der Verf. im Stande, den Gedanken, welcher durch das politische Leben Talleyrand's sich hindurchzieht, nur entfernt zu ahnen, noch auch ist es ihm gelungen, einen Reichthum kleiner Details zu entfalten, welcher vielen französischen Lebensbeschreibungen einigen Werth verleiht. Selbst die Witzworte, auf welche der Verf. doch einigen Werth legt und welche allerdings in einer Lebensbeschreibung Talleyrand's nicht fehlen dürfen, weil sie in seinem Leben Epoche machen, sind nur in geringer Anzahl vorhanden und zum Theil sehr schlecht. Wenn Talleyrand wirklich so wenige und so schlechte Witze machte, so könnte er nicht ein berühmter Witzling sein. Und sollten die hier mitgetheilten Stachelreden nur eine Auswahl sein, so mußten bessere, an denen es nicht fehlt, in dieselbe aufgenommen werden. Aber der Verf. hat auch hier nur Das aufgenommen, was ihm eben bequem zur Hand war.

Um jedoch Niemand in Zweifel über den Geist dieses Buches zu lassen, will ich den Schluß desselben, in welchem der Verf. die Ergebnisse seiner Untersuchungen zusammenfaßt, mittheilen. Er lautet so: „Man wird mit uns darüber einstimmen, Talleyrand's politisches Leben bietet das Schauspiel eines Mannes von Genie dar, welcher mit den größten Epochen unserer Geschichte ringt. So verschieden diese Epochen auch waren, Talleyrand bewies sich der Reihe nach als ihr Führer oder Feind, ihr Verbündeter oder Gegner; beständig meisterte er sie im Augenblicke des höchsten Kampfes, und während die ausgezeichnetsten Männer, während Regierungen und Napoleon selber gefallen sind, sieht man die unsterbliche Stirn des prophetischen Diplomaten stets mit dem Siege sich emporheben. Der Typus bleibt, ein Muster einer wunderbaren, stets wachen Weltanschauung."

So neu und so tief eindringend wie diese Bemerkungen ist das ganze Buch. 6.

Lives of the most eminent british painters, sculptors and architects, by *Allan Cunningham*. Sechs Bände. London 1830—33.

Dieses anziehende biographische Werk, welches einen Theil der bei Murray erschienenen „Family library" ausmacht, ist nun vollendet. Durch lebendige Darstellung, reichlich mit Anekdoten gewürzt, und das Geltendmachen der literarischen und geselligen Eigenschaften der Künstler, wo es ihr Charakter erlaubte, hat der gewandte Verf. dem meist ereignißarmen Stillleben der friedlichen Kunstjünger ungewöhnliches Interesse zu geben gewußt. Etwas Parteilichkeit und Vorurtheil läuft freilich dann und wann mit unter, auch hätten wir ihm manche Anekdote gern erlassen; allein die Vorzüge des Ganzen gewähren hinreichende Entschädigung. Die Geschichte der Künste und namentlich der Malerei in England bietet übrigens keine ausnehmend glänzenden Perioden dar. Wer zu Georg I. Zeiten England für unfähig erklärt hätte, gute Maler hervorzubringen, wäre zu entschuldigen gewesen. Unter den 255, welche H. Walpole in seinen „Anecdotes of painting" bis dahin aufzählt, bringt er mit Mühe und Noth 103 Engländer zusammen, hat aber Dilettanten und so unbedeutende Leute mitgerechnet, daß er von Manchen nicht einmal das Genre angeben kann. Wirklich nennenswerth sind kaum sieben. Unter Georg I. Regierung that sich nur der als Schriftsteller besser bekannte Richardson und James Thornhill hervor, der mehr als Hogarth's Schwiegervater erwähnt wird denn als Maler einiger schlechten Frescobilder in St.-Paul, für die er nach dem Quadratyard bezahlt wurde. An Aufmunterung hatte es der Kunst nicht gefehlt, so wenig wie an Beispiel und Mustern. Ausgezeichnete fremde Meister verweilten in England, und schon Heinrich VIII. legte den Grund zu der von seinen Nachfolgern vermehrten königlichen Gemäldesammlung. Er brachte 150 Bilder zusammen. Noch eifriger war Karl I., welcher u. a. die Rafael'schen Cartons und die Galerie des Herzogs von Mantua erwarb. Dennoch waren wieder zwei Ausländer, Peter Lely und Gottfr. Kneller, unter dem Protector und Karl II. die einzigen Maler von einigem Verdienst. Hogarth verdient als erstes einheimisches Talent bezeichnet zu werden, freilich als ein Talent besonderer Art, das einen großen Zeichner, allein keinen großen Maler hergab. Das letztere war in England zuerst Sir Josua Reynolds, der zugleich auf die allgemeine Ausbildung der englischen Kunst den umfassendsten Einfluß ausübte. Keine Branche der Malerkunst hat seitdem wesentliche Fortschritte gemacht, die Malerei mit Wasserfarben ausgenommen, welche zu Reynolds' Lebzeiten kaum bekannt war. Leider hat man noch keine Erfahrungen darüber, wie lange die lebendige, naturtreue Farbengebung und Beleuchtung solcher Bilder dauert.

Das Vorurtheil zählt die Malerei in England zu den mechanischen Fertigkeiten, und der jüngste Sohn des letzten Barons würde die Kunst nicht als Erwerbszweig benutzen dürfen, ohne sich dem Unwillen seiner Verwandten auszusetzen. Es ist ihm nur gestattet, zu seinem Vergnügen zu malen, während der erste Pair des Reichs ohne Bedenken ein Werk aus seiner Feder verkaufen kann. Dessenungeachtet feiert die höchste Gesellschaft den ausgezeichneten Künstler, und West, Cosway, Thomas Lawrence u. A. waren selbst den königlichen Cirkeln nicht fremd. 30.

Literarische Notizen.

Ludwig Lavater, bereits als Schriftsteller in andern Zweigen der Literatur bekannt, hat im Juli zu Paris herausgegeben: „Henri Farel, roman alsacien" (2 Bde.). Großes dramatisches Interesse, glänzendes Colorit, trefflicher Styl zeichnen das Werk aus.

Bouilly gab in zwei Bänden „Contes à mes petites amies ou Trois mois en Touraine" heraus.

Ein „Musée de la caricature en France, ou histoire pittoresque de la satire, de la malice et de la gaieté françaises, pour servir de complément à toutes les collections de mémoires" hat mit dem 20. August d. J. begonnen. Es erscheint in 40—50 Lieferungen, deren jede drei Stahlstiche enthält; der Text zu den ersten sechs Lieferungen wird die Herren Paulin, Léon Gozlan, M. Masson, Brucker, Chasles und Ch. Nodier zu Verfassern haben. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 286. — 13. October 1834.

Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elberfeld, Büschler. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Daß die Philosophie, oberflächlich gekostet, von Gott ab, vollständig erschöpft, zu Gott zurückführt, ist zwar eine schon von Baco von Verulam gemachte Bemerkung; nichtsdestoweniger scheint es, als ob erst in unserer Zeit die ganze Bedeutung dieses inhaltschweren Spruches zu Tage kommen wolle. Durch einen doppelten Entwickelungsproceß hat die Philosophie der neuern Zeit den Beweis von seiner Wahrheit theils schon geführt, theils ist sie eben jetzt darin begriffen, ihn noch weiter zu führen, sodaß, wenn auch dieser zweite Hauptact des großen Processes gelingen sollte, dann durch ihn die Philosophie auch über jene Gestalt — die schon jetzt diesen Spruch und gar nicht mit Unrecht als geltend von dem durch sie selbst erfochtenen Siege über den philosophischen Atheismus einer frühern Periode im Munde führt — zu einer noch wahrhaftern und eigentlichern Gotteserkenntniß erhoben würde. Der philosophische Pantheismus der ältern Schelling'schen und der Hegel'schen Schule steht in dieser denkwürdigen Mitte, wo er einerseits in dem Falle ist, der Halbphilosophie des 18. Jahrhunderts jene Worte Baco's zuzurufen, andererseits von einer noch weiter aufwärtsstrebenden Philosophie sie sich zurufen zu lassen. Daß, was dieser Pantheismus Gott nennt, in Wahrheit ein Göttliches ist, daß diese philosophische Weltansicht vollkommen berechtigt ist, Allen, die Gott suchen, mit den Worten entgegenzukommen: „Introite, nam et hic dii sunt!" das können in unserer Zeit nur Solche leugnen, die von Gott nicht das lebendige Zeugniß des Geistes, sondern nur das todte Schemen der Ueberlieferung besitzen. Dennoch hat die Philosophie von diesem Pantheismus aus noch einen weitern Schritt zu thun, um nicht nur das Göttliche als Neutrum, als Substanz, sondern um Gott als ewiglebendige Person, als freithätigen Schöpfer, und in dem Geschöpfe sein zur Gleichheit mit dem Schöpfer und damit zur persönlichen Unsterblichkeit emporsteigendes Ebenbild zu erkennen. Erst wann ihr dieses vollständig gelungen sein wird, erst dann wird man in jenen Baco'schen Worten nur den Ausdruck triumphirender Siegesfreude und nicht zugleich, wie jetzt noch immer mehr oder weniger der Fall ist, eine ernste Mahnung an das Wichtige und Schwere, was noch zu thun übrig ist, gewahren können.

Die großen Fragen nach der Persönlichkeit Gottes und nach der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums, die wir soeben als die Grenzscheide gleichsam zwischen der philosophischen Vergangenheit und der philosophischen Zukunft zu bezeichnen wagten, werden in der Philosophie der Gegenwart auf eine ganz eigenthümliche, noch zu keiner frühern Zeit so dagewesene Weise verhandelt. Stillschweigend haben sich fast alle Parteien (und gewiß mehr noch aus innern als aus äußern Gründen, wenn auch das Mitwirken der letztern nicht in Abrede gestellt werden soll) darüber vereinigt, daß eine auf einem gewissen Punkte der Vollendung ihres Werkes angelangte Philosophie mit den ewigen Grundwahrheiten der Religion nicht mehr im Widerspruch stehen darf, vielmehr dieselben aus sich selbst erzeugen muß. So ist es gekommen, daß selbst solche Lehren, deren Inhalt man bei näherer Bekanntschaft nicht umhin kann pantheistisch zu finden, mit einer Wendung, die man nicht gradezu der Unredlichkeit bezüchtigen darf — schon darum nicht, weil, wie gesagt, auch in diesem Pantheismus echte Religion allerdings enthalten ist —, sich den Ausdrücken der Religion zu accommodiren und sich derselben, wenn nicht als eigentlicher, so gewissermaßen als symbolischer Bezeichnung für die höchste Wahrheit zu bedienen pflegen. Wir unsererseits können nicht umhin, in diesem Verfahren, welches den Gegnern jener Philosophie so höchst anstößig ist und in Manchen ihrer Anhänger auch in wirkliche Unredlichkeit übergehen mag, eine Anticipation der philosophischen Zukunft, ein unbewußtes und unfreiwilliges Zugeständniß zu erblicken, daß es „noch andere Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als die in jener Philosophie erkannt und erwiesen sind". Wie wir es in natürlichen und in geistigen Entwickelungsprocessen auf die mannichfaltigste Weise geschehen sehen, daß in dem Vorangehenden bereits sich das Nachfolgende ankündigt, das Erzeugniß der höhern Stufe auf der zunächst vorangehenden niedern wie im Keime oder im ahnungsvollen Bilde vorausgenommen ist, so scheint uns, die wir den Entwickelungsproceß der neuern Philosophie noch keineswegs zurückgelegt oder vollbracht, sondern eben jetzt im vollen Gange begriffen glauben, ein Gleiches von derjenigen Gestalt der Philosophie, die sich selbst schon mehr

als einmal die gegenwärtige genannt hat, in ihrem Verhältnisse zu der nächstzukünftigen zu gelten. Wir halten die scheinbare und zum Theil erkünstelte Uebereinstimmung, in welche sich diese „gegenwärtige Philosophie" mit den Lehren des Christenthums zu setzen gewußt hat, für eine Vorandeutung der aufrichtigen und vollen, welche, eine wahrhafte Wiedergeburt der alten Kirche und ihres Dogmas in dem Geiste der neuern Wissenschaft, erst von einer weitern und höhern Durchbildung des Princips dieser Wissenschaft zu erwarten steht.

Bei diesem Stand der Dinge liegt es in der Natur der Sache, daß sich eben jetzt auf dem Gebiete der philosophischen Speculation mit erneuter Energie das Princip des religiösen Glaubens geltend macht und zwar in doppeltem Sinne. Von einer Seite her meint die gläubige Zuversicht, unmittelbar in die Mitte der bisherigen Philosophie eintredend, die Lücken derselben ergänzen, ihre todten Formeln durch die Fülle des lebendigen Inhalts, die sie zu ihr hinzubringt, beseelen zu können. Es treten Anhänger der bestehenden Systeme auf, in deren Seele und Gemüth jene Scheinharmonie dieser Systeme mit dem Dogma des Christenthums zu einer wirklichen, doch freilich gewaltsamen und erzwungenen wird, welche den Begriffsformalismus derselben, der in der eben angegebenen Weise schon zuvor sich dazu geschickt erwiesen hat, benutzen, um durch ihn den Inhalt ihres Glaubens auszudrücken und wissenschaftlich zu erweisen. Von der andern Seite tritt der Glaube ausdrücklich als das Princip der Opposition gegen eben jene Gestaltungen der Philosophie, als das treibende Motiv des Fortschritts von ihnen zu einer höhern Gestaltung auf. Die Anhänger der neuern Philosophie dürfen es sich nicht verhehlen, daß, je mehr sie bisher Boden gewonnen haben und noch täglich gewinnen, je siegreicher sich ihre Sache erwiesen hat gegen Die, welche sich gegen sie blos verneinend verhalten, gegen die Zweifler, die unphilosophischen Empiriker und die auf niedern Standpunkten der philosophischen Forschung Zurückgebliebenen: desto mächtiger und stärker von Tage zu Tage theils von Außen, theils selbst aus ihrer eignen Mitte hervor diejenige Opposition ihr Haupt gegen sie erhebt, welche mit positiven Waffen, mit den Waffen des auf innerer und äußerer Offenbarung beruhenden und sich zur speculativen Einsicht zu befestigen und zu verklären strebenden Glaubens sie bekämpft. Die Stärke sowol, als auch, wenn man will, die Schwäche dieses Gegners liegt eben darin, daß es nicht eine Gestaltung der Vergangenheit ist, welche, ihr Dasein durch die träge Gewohnheit fristend, durch Verknöcherung und Erstarrung sich den auflösenden Potenzen zu entziehen oder ihr Eindringen von sich abzuhalten trachtet, sondern ein von den Göttern zu ewiger Jugend bestimmter Geist, der indeß, eben jetzt scheinbar gealtert, um die Gestalt seiner Jugend wiederzuerlangen, wie die Juno durch das Bad in der Quelle Kanathos, so an der Quelle des philosophischen Gedankens sich erneuen und erfrischen muß.

Ein interessantes Schauspiel gibt es, wenn die beiden hier erwähnten Richtungen des religiös-philosophischen Glaubensdranges, diejenige, welche zu ihrem Organe unmittelbar ein vorhandenes System der Philosophie macht, und die, welche dieses System bekämpft, in ausdrücklichen Conflict miteinander kommen. Dieses sehen wir zunächst in Bezug auf einen der wichtigsten Gegenstände alles Glaubens und Forschens, auf die persönliche Unsterblichkeit, in der hier uns vorliegenden Schrift geschehen. Die Veranlassung zu derselben gab nämlich der Aufsatz C. F. Göschel's in dem Januarhefte der diesjährigen „Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik", welcher den Versuch enthält, von dem Standpunkte des Hegel'schen Systems aus den Beweis für die Nothwendigkeit, also die Wahrheit jener Unsterblichkeit zu führen. Der Zweck der Schrift ist, einerseits zu erweisen, wie die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit jenem philosophischen Standpunkte, den Göschel vertritt, nicht angehört, sondern ihm nur gewaltsam aufgedrungen wird, andererseits anzudeuten, wie der Glaube an diese Unsterblichkeit allerdings sowol die Fähigkeit, als auch den Beruf hat, sich zur wissenschaftlichen philosophischen Einsicht hindurchzubilden, und wie der Gewinn dieser Einsicht unmittelbar an die Durchbrechung jenes Standpunkts und die Erhebung von ihm zu der nächsthöhern Stufe der philosophischen Speculation geknüpft ist. Diese letztere Absicht sucht der Verf. auf doppeltem Wege zu erreichen, indem er erstens eine Skizze seines eignen Systems gibt und dabei bemerklich macht, wie in demselben der Begriff der Persönlichkeit eine Rolle spielt, welche nothwendigerweise auf die Annahme einer Bestimmung auch der natürlichen Persönlichkeit zur unvergänglichen Dauer hinführt; zweitens, indem er durch eine Hypothese über das Wie der Fortdauer nach dem Tode eine Hauptschwierigkeit, welche bei dem gegenwärtigen Stande der philosophischen Einsicht der Antwort auf die Frage nach dem Ob derselben entgegenstand, aus dem Wege zu räumen unternimmt. Ref. hat bei gegenwärtigem Aufsatze die Absicht, vorzüglich diesen letzten Punkt etwas näher zu besprechen, nachdem er zuvor über die vorangehenden Haupttheile der Schrift, deren ausführlichere Würdigung ihm nicht dieses Orts zu sein scheint, nur kurz sein Urtheil abgegeben haben wird.

Daß in dem Streite zwischen unserm Verf. und den Anhängern der Hegel'schen Schule Ref. auf der Seite des Erstern steht, ist schon in Obigem ausgesprochen. Die Art und Weise, wie der Verf. in den Eingangsworten jenes Zwangsbündniß charakterisirt, welches Göschel zwischen dem Glauben und dem absoluten Wissen, zwischen Hegel und der Bibel schließen will, erkennt er für treffend, ja, für schlagend, und hofft, daß sich der Verf. jedem unbefangenen Leser durch die Klarheit und Aufrichtigkeit empfehlen wird, mit der er, über Dinge sprechend, die man jetzt nur allzu oft mit schlauer Zurückhaltung und übel versteckter Unredlichkeit behandelt sieht, sogleich von vorn herein seinem Gegner entgegenkommt. Nicht ganz so einverstanden kann sich Ref. mit der darauf folgenden nähern Analyse und Widerlegung des von Göschel Gesagten erklären; hier scheint ihm der Verf. vielmehr den eigentlichen Cardinalpunkt des Göschel'schen Rai-

sonnements verfehlt zu haben. Ref. hat sich anderwärts über letzteres ausgesprochen und will das dort Gesagte nicht wiederholen. Was endlich den Theil der Schrift angeht, den wir sowol seinem äußern Umfange als auch seinem Gedankengehalte nach eigentlich für den wesentlichsten und wichtigsten anzusprechen haben, so ist die Darstellung desselben eine solche, die dem verständigen und einsichtsvollen Leser keinen Zweifel übriglassen kann, daß in des Verf. Geiste nicht — durch Absicht und künstliche Berechnung, sondern mit innerer Nothwendigkeit und aus angeborener Naturanlage heraus, also auf eine durch und durch redliche und aufrichtige Weise — sich ein philosophischer Gedankenzusammenhang gestaltet hat, in welchen der Begriff der göttlichen sowol als auch der unsterblichen creatürlichen Persönlichkeit wirklich als unentbehrliches Moment eintritt. Ob aber und inwieweit dieser Zusammenhang oder das Gedankensystem unsers Verf. in der That der in unsern Tagen so vielfach ersehnte Fortschritt der Philosophie über den Standpunkt Hegel's hinaus ist; ob durch ihn die Persönlichkeit Gottes und die individuelle Unsterblichkeit für alle auf der Höhe der Philosophie unserer Zeit Stehenden streng wissenschaftlich und objectiv erwiesen sei, oder, wenn er einst vollständig ausgeführt und nicht, wie in gegenwärtiger Schrift, blos skizzirt hervorträte, erwiesen sein werde: darüber glaubt Ref. aus triftigen Gründen sich wenigstens hier alles Urtheils enthalten zu müssen.

Anders verhält es sich mit dem Versuche, den der Verf. macht, durch eine Erklärung über die Art und Weise unserer Fortdauer die Thatsache dieser Fortdauer selbst dem Philosophen annehmlicher zu machen. Hier hält Ref. das Beispiel von offener und umsichtiger Behandlung dieser wichtigen und schwierigen Frage, welches unser Verf. gegeben hat, nicht unbefolgt zu lassen, um so mehr für seine Pflicht, als die Art und Weise, wie er selbst sich anderwärts über die große Frage nach der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums hat vernehmen lassen, grade einer solchen Ergänzung noch wesentlich zu bedürfen scheinen kann. Zuvörderst sei also hier in Uebereinstimmung mit dem Verf. der unumwundene Ausspruch gewagt, daß eine Unsterblichkeit der Seele in dem Sinne, wie der Rationalismus unserer Zeit die begriffslose Vorstellung einer solchen an die Stelle des alten Christenglaubens, an die Auferstehung der Todten und an das ewige Leben hat setzen wollen, ein Unding und mit den speculativen Einsichten in das Wesen der Natur und des Geistes, welche die neuere Philosophie uns eröffnet hat, schlechterdings unvereinbar ist. In jener rationalistischen Vorstellung ist nämlich wesentlich dies enthalten: entweder daß die Seele körperlos, als reiner Geist forteristire, oder — wenn man, mehr durch eine oberflächliche Analogie des empirisch Gegebenen als durch eine tiefere Einsicht dazu veranlaßt, die Nothwendigkeit eines körperlichen Organs für jede individuelle geistige Existenz zugegeben habe — daß sie, mit einem solchen Organe irgendwie äußerlich ausgerüstet, in irgend einem andern Weltkörper eine der diesseitigen entsprechende Existenz fortführe. Insbesondere an diese letztere Hypothese haben sich in vielen unserer Zeitgenossen die unhaltbarsten, von allem religiösen wie philosophischen Gehalte entblößten Träumereien geknüpft. Man hat es als einen Triumph der Aufklärung betrachtet, an die Stelle des christlichen Himmels und der christlichen Hölle eine in alle Ewigkeit hin, gleich dieser irdischen Gegenwart aus Körper und Seele, aus Freude und Leid zusammengesetzte Existenz einführen zu können; man hat uns für die entzogene Paradieseshoffnung und Himmelsherrlichkeit durch die Aussicht, im zukünftigen Leben von Stern zu Stern zu wandern und alle Wunder der Schöpfung der Reihe nach anzustaunen, zu entschädigen gemeint. Die Lehre aber von einer reingeistigen Fortdauer, obgleich sie sich von dergleichen positiven Erfindungen und Entstellungen fernhält, widerspricht dagegen vielleicht noch auffallender Dem, was die Philosophie unserer Tage, wie theilweise schon die Philosophie des fernen Alterthums, über die Bedeutung der Natur und des körperlichen Daseins an das Licht gebracht hat. Und doch ist es sonderbarerweise eben diese Philosophie, welche man von gewisser Seite her zum Vorwande nimmt, um den Begriff des ewigen Lebens auf eine Weise zu vergeistigen und zu sublimiren, wodurch freilich nur allzu sehr die Besorgniß geweckt wird, als beabsichtige man unter dem Namen solcher Vergeistigung vielmehr eine Vernichtung der Persönlichkeit einzuschwärzen. Auch kann bei unbefangenen Lesern der Hegel'schen Schriften kein Zweifel darüber sein, daß unter der Ewigkeit des Geistes, welche dieser Denker lehrt, nur die zeitlose Ewigkeit des reingeistigen Begriffs, nicht die unvergängliche Zeitdauer geschaffener Persönlichkeiten zu verstehen ist. Wenn aber Schüler Hegel's, auf jenen Ausspruch ihres Meisters pochend, demselben eine solche Stellung und Wendung ankünsteln, daß es wenigstens für Unkundige den Schein gewinnt, als werde damit eine reingeistige Fortdauer im Sinne der modern-rationalistischen Aufklärung gelehrt; wenn sie dabei uns Andere, die eine so ätherische Kost unschmackhaft zu finden allerdings bekennen müssen, mit der Weisung abfertigen, daß wir aufhören müssen, „auch dem Seraph noch die irdischen Bündel aufbürden zu wollen", so ist es an ihnen, uns zu belehren, wie denn ein wirkliches Leben und Bestehen in so reiner Geistigkeit irgend denkbar, wie es mit den Lehren ihres Meisters, der, was der Geist, was Leben und Thätigkeit des Geistes sei, allenthalben uns mit ausdrücklicher Voraussetzung des körperlichen Daseins und Rückbeziehung auf dasselbe klar zu machen weiß, vereinbar ist. Insbesondere wird diese Foderung, nicht etwa das Wie des künftigen Lebens wirklich aufzuzeigen — was wir ihm gern erlassen wollen —, sondern nur irgend eine, wenn auch noch so entfernte Andeutung von der Möglichkeit eines solchen Wie und von seiner Verträglichkeit mit den sonst der Betrachtung allenthalben zum Grunde gelegten wissenschaftlichen (d. h. Hegel'schen) Voraussetzungen an Göschel zu stellen sein. Die Beweisführung, welche Göschel von der Unsterblichkeit des individuellen Geistes gibt — so scharfsinnig und auch (anders als die Aussprüche mancher unter seinen Glaubensgenos-

sen es wol sein möchten) so aufrichtig und ehrlich gemeint sie ist — schwebt völlig in der Luft, nicht weil sie keinen wirklichen Aufschluß über den Zustand des Geistes nach dem Tode gibt, sondern weil sie sich auf Voraussetzungen gründet, welche alle und jede Vorstellung über jene Zustände zur widersinnigen und undenkbaren machen, welche den Zugang zu dem Jenseits von allen Seiten völlig abschneiden und versperren. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Einer ähnlichen, in jeder Hinsicht analogen Widersinnigkeit machen sich die Anhänger Hegel's schuldig, wenn sie noch immer von einer zukünftigen Fortentwickelung der Philosophie, der Kunst, der Religion, kurz, von einer welthistorischen Zukunft sprechen und die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit einer solchen anerkennen, nachdem sie zuvor Sorge getragen haben, in ihrer Theorie der weltgeschichtlichen Entwickelung alle und jede in dem Begriffe enthaltenen Momente dieser Entwickelung als bereits erschöpft in der Vergangenheit und der Gegenwart der Weltgeschichte aufzuzeigen, gleichsam den Weltgeist in den Käfig dieser Vergangenheit und Gegenwart einzusperren und alle Oeffnungen, durch die er etwa entschlüpfen könnte, zu verrammeln und zu verkleben.

Correspondenznachrichten.

Avignon, Ende Aug. 1854.

Die Natur hat Alles gethan, um Avignon zu einer der reinlichsten Städte zu machen; ein reiner, heiterer Himmel, eine feurige Sonne, eine Atmosphäre, die niemals mit Feuchtigkeit beladen ist, sparsamer Regen, ein regelmäßig wiederkehrender Nord, das Wasser der Rhone, Sorgue und unzählige Quellen, die von allen Seiten in einem Rayon von einigen hundert Toisen hervorspringen, — es gibt einen Ueberfluß an Mitteln und Hülfsquellen, um aus der ganzen Stadt einen wahren Salon zu machen. Aber unglücklicherweise gefällt sich der Mensch, das Werk der Natur zu vernichten oder mindestens zu neutralisiren; denn in dem Maße, daß die Holländer ihre Kräfte anstrengen, um zu dem wunderbaren Grade von Reinlichkeit zu gelangen, welchen ihnen ein feindseliges Klima versagt, in dem Maße haben die Avignoneser zu thun, um zu dem gegentheiligen Resultate zu gelangen. Alle Straßen sind mit Sand, Steinen, Unreinigkeiten überschüttet, das Pflaster mit Glasscherben bedeckt, ein stinkendes und schwarzes Wasser steht in den Gossen; hier liegen Katzen, Hunde, die seit einigen Tagen crepirt sind und deren Reste in Fäulniß übergehen; in einer dunkeln Nacht, besonders in den Monaten, in welchen die Reverberen nicht leuchten, läuft man Gefahr, in einem Haufen von Unrath unterzugehen, der sich nicht beschreiben läßt. Warum nicht die Straßenreinigung in Pacht geben? Man wendet ein das Interesse der zahlreichen Landbauer, die in verschiedenen Quartieren der Stadt sich niedergelassen haben und den größten Theil des Bodens von Avignon bebauen. Man sagt, daß diese Landbauer die regnigen oder kalten Tage anwenden, um den Verlust an ihrer Feldarbeit durch die Düngmittel zu ersetzen, welche sie in der Stadt einsammeln. Aber sie sollten zugleich die Stadt reinigen, was sie nicht thun. So entsagt dieselbe ihretwegen auf eine jährliche Einnahme von 20,000 Francs, welche ein Pachter der Straßenreinigung geben würde. Alle Fremde, welche hierher kommen, sind über diesen Zustand erstaunt, der ohnedies der Gesundheit einer Einwohnerzahl von 30,000 Seelen sehr nachtheilig sein muß. Es ist nicht zuviel gesagt, die Administration sollte die herculische Arbeit übernehmen und diesen Augiasstall reinigen.

Aber alle diese Prosa ist vergessen, wenn man von der Höhe des Domfelsen das köstliche Panorama überschaut, welches ein berühmter englischer Schriftsteller mit dem Panorama von Konstantinopel verglichen hat, oder an den schmeichelnden Silberwellen der Rhone dahinstreift. Das Bestreben der größern Städte des südlichen Frankreichs, sich von dem tonangebenden Geschmack der Hauptstadt zu emancipiren, rückt nun auch hier vorwärts. Man hat auch hier eingesehen, daß die kleinern Städte Deutschlands und Italiens hierin weit vorgeschritten sind. So hat sich hier vor Kurzem eine philharmonische Gesellschaft gebildet, deren Abonnementsconcerte auch aus nahe liegenden Städten und selbst im Sommer sehr besucht sind, und wo man auch Ouverturen von Weber („Oberon"), Rossini („Othello") und Gesangsstücke von Mozart und Rossini zum Theil sehr präcis vortragen hört. In mehren Städten des Departements Vaucluse bilden sich jetzt musikalische Vereine, von welchen man die Hoffnung hegt, daß sie sich bald zu größern Aufführungen vereinigen werden. Im September wird auch wieder das Theater unter der Direction eines Hrn. Frédéric eröffnet werden, das freilich, wie überall, durch die politischen Interessen sehr an Interesse verloren hat. Gegenwärtig zieht die Kühnheit, womit Hr. Martin (der seit einigen Wochen mit Hrn. Franconi sich hier befindet) seine Tiger und Löwen behandelt, zahlreicher die Menge herbei. Auch die Malerei und Zeichnenkunst wird nicht vergessen. Es gibt hier eine unentgeltliche Schule für Zeichnenkunst, Malerei und Architektur, welche für Kunst und Gewerbe sehr vortheilhaft wirkt und an ihre Zöglinge jährliche Preise vertheilt. Neulich war hier auch in dem Museum ein treffliches Bild des Hrn. Bigan, Faust und Mephistopheles darstellend, was auch auf der pariser Ausstellung sich Beifall erworben hat, ausgestellt. Faust, der Zauberer, wird hier schon als im höhern Alter (nicht als der Geliebte Gretchen's) mit seinem satanischen Begleiter geschildert, dessen Miene von der bittern Ironie des „Candide" überströmt. Das Bild zeichnet sich besonders durch treffliche, charaktervolle Zeichnung aus.

Die gewaltigen Orkane, welche in dem Departement der Rhone und der Loire so große Zerstörungen anrichteten, haben auch das Departement von Vaucluse nicht verschont und dem Landbau vielen Schaden zugefügt. 8.

Literarische Notizen.

Der berühmte Arnault, beständiger Secretair der französischen Akademie, Verf. des „Marius" und „Germanicus", ist vor kurzem zu Paris gestorben.

„La fille du porteur d'eau" von Alfred Grué ist in vier Bänden erschienen.

Von der „Histoire naturelle des mollusques etc.", vom Baron von Féruſſac, A. d'Orbigny u. s. w. herausgegeben, liegen bereits drei Lieferungen vor, deren jede 10 Kupfer enthält.

Von Mad. Eugenie Foa erschien: „La femme à la mode".

J. A. Chaho, der Verf. der „Paroles d'un voyant", hat eine Broschüre drucken lassen: „Paroles d'un Biskaïen, aux libéraux de la reine Christine".

Der vor kurzem herausgekommene erste Theil von F. Alliot's „Philosophie des sciences" enthält den ersten Band von „Evidenticisme, nouvelle doctrine philosophique".

Sagoskin's „Rosslawlew" ist von J. Cohen ins Französische übersetzt.

Von T. L. Guérin erschien in zwei Bänden: „La fleuriste".

Sophie Gay hat „Souvenirs d'une vielle femme" herausgegeben. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 287. — 14. October 1834.

Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Es ist ein dankbar anzuerkennendes Verdienst des Verf. der vorliegenden Schrift, zuerst in ausdrücklicher Entgegnung gegen diese Verirrungen der modernen Speculation (in anderm Zusammenhange, insbesondere in weitergreifendem Zusammenhange psychologischer Untersuchungen haben es vor ihm schon mehre ausgezeichnete Denker der naturphilosophischen Schule gethan) den Satz aufgestellt und mit überzeugender Klarheit hervorgehoben zu haben, daß, wenn eine Fortdauer unsers Geistes gedacht werden soll, diese nicht nur überhaupt zugleich als körperlich, sondern *nothwendig auch in ununterbrochener Continuität mit unserm gegenwärtigen körperlichen Dasein* zu denken ist. Der Grund für diesen Satz hätte in der Schrift vielleicht noch mit etwas mehr Klarheit und Energie, wenigstens nach seinen historischen Bezügen ausgesprochen werden können. Es ist kürzlich dieser, daß die neuere Philosophie überhaupt jenen alten Vorstellungen von dem Verhältnisse zwischen Geist und Körper oder zwischen Seele und Leib ein für allemal ein Ende gemacht hat, nach welchen beide zwei unterschiedene Substanzen und durch die Willkür des Schöpfers nur äußerlich zusammengebracht und verbunden sind. Die Philosophie ist nach einer langen Wanderung durch fremdartige Gebiete, in denen sie sich nur zu oft durch trügerische Scheinbegriffe verlocken ließ, zu der Lehre des alten Aristoteles zurückgekehrt, daß die Seele die Entelechie des lebendigen organischen Körpers ist. Eine Lehre, aus der man wol berechtigt sein möchte unmittelbar den Schluß zu ziehen, erstens daß der Geist überhaupt nicht ist, nicht Substanz noch Dasein hat ohne Körper überhaupt, und zweitens daß jeder bestimmte persönliche Geist Das, was er ist, nicht ist ohne *diesen bestimmten* Körper, welchen wir hier in diesem Leben zugleich für die Bedingung und die Offenbarung seines Daseins ansprechen. Wer uns beschuldigen wollte, mit diesem freimüthigen Bekenntnisse, der einfachen Grundlage aller speculativen Weisheit der alten wie der neuen Zeit, dem Principe oder dem Geiste des Christenthums entgegenzutreten, der würde hiermit nur eine grobe Unkunde Dessen verrathen, was in allen christlichen Jahrhunderten für dieses Princip und für diesen Geist gegolten hat. *Nicht die Unsterblichkeit der von ihrem Leibe getrennten Seele, sondern die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben des Geistes in seinem durch diese Auferstehung wiedergeborenen Leibe* ist die reine und klare Lehre des Evangeliums, wie sie bereits der Apostel Paulus den Heiden verkündigt hat, und wie sie seitdem von allen christlichen Confessionen ohne Unterschied durch alle Jahrhunderte des Christenthums hindurch bekannt worden ist. Wenn diese Lehre unsern modernen Rationalisten und Denkgläubigen seltsam und verwunderlich hat bedünken wollen, so liegt der Grund solcher Verwunderung in dem verjährten Irrthume, den eine gründliche Philosophie mit der Wurzel auszureißen hat, als könne der Geist entweder ganz ohne Körper bestehen oder wenigstens seinen Körper beliebig wie die Kleider wechseln. Ist dieser Irrthum für Das, was er ist, erkannt, dann freilich bleibt nur die schwere Wahl zwischen einer vollkommenen Verzichtleistung auf alle und jede persönliche Fortdauer, oder aber dem gewaltigen Entschlusse zum Glauben an eine Auferstehung des Fleisches. Die Philosophie vermag nicht, wie die leidige Aufklärung es thut, ihren Jüngern die Qual dieser Alternative zu ersparen; aber auch das Christenthum hat es nie ein Hehl gehabt, daß es ein schweres und ernstes Ding ist um den wahren Glauben, und daß dieser nur mit Darangabe unsers ganzen Daseins sammt Allem, was daran hängt (wozu unter Anderm auch der Plunder unserer modernen Abstractionsbegriffe und sonstigen Lieblingsvorstellungen gehört), erkauft werden kann.

Wenn man in dem Ebengesagten zugleich eine Andeutung über die tieferliegenden Gründe des in unserer Zeit so weit verbreiteten philosophischen Unglaubens an Unsterblichkeit finden mag — ein Unglaube, der, als schlechthin nothwendiger, unvermeidlicher Durchgangspunkt zur philosophischen Wiedergeburt des Glaubens wahrlich geehrt zu werden verdient, ja in welchem ungleich mehr wahre Religion ist als in dem rationalistischen Glauben an Unsterblichkeit —, so wird man darin nicht weniger auch eine Rechtfertigung von dem Unternehmen unsers Verf., zunächst auf physiologischem und psychologischem Gebiete nach den Spuren einer Fortdauer und Fortentwickelung unsers leiblich-seelischen Daseins über den Tod hinaus zu

forſchen, enthalten finden. Allerdings liegt es der Philoſophie ob — auch dann ſelbſt, wenn ſie in Bezug auf die Wirklichkeit einer Auferſtehung des Leibes, als der einzigen Art und Weiſe unſers geiſtigen Fortbeſtehens, deren Möglichkeit ſie anerkennt, auf den religiöſen Glauben zu verweiſen ſich genöthigt ſehen ſollte —, den Gegenſtand dieſes Glaubens nicht außer Continuität zu laſſen mit ihren Einſichten über die Gegenwart des irdiſchen Daſeins und Lebens. Der Uebergang vom Wiſſen zum Glauben, geſetzt daß er überhaupt gemacht werden muß, darf kein gewaltſamer, kein Sprung ſein; der Philoſophie kommt es zu, den Weg, der von dem einen zum andern führt, zu ebnen und den Wiſſenden ſelbſt, ſo viel an ihr iſt, in das Heiligthum des Glaubens einzuführen. Dies nun ſucht der Verf. zu thun zunächſt durch die Erinnerung an die ſogenannte Nachtſeite der Natur, an die Welt der Träume, Ahnungen, des Somnambulismus, insbeſondere aber an die Unendlichkeit der unbewußt im Innern der Menſchenſeele ſchlummernden Kräfte, die, nur in einzelnen Momenten des gegenwärtigen Lebens wie aus der Tiefe aufblitzend, dennoch ſämmtlich ihrer Entwickelung entgegenharren und zu einer vollſtändigen Manifeſtation und Bethätigung nach Außen und im Bewußtſein nicht minder wie die in unſerm wachen irdiſchen Leben zur Entfaltung kommende geiſtige Subſtanz berechtigt ſind. Er macht bemerklich — und hierin ruht eigentlich der Kern ſeines Raiſonnements — wie der wahrhafte, der eigentliche Körper des Individuums nicht jene Maſſe äußerer Stoffe iſt, welche, ſchon im Leben unabläſſig wechſelnd und von der innern organiſchen Kraft ebenſo ſehr abgeſtoßen als angezogen, im Tode völlig abgeworfen wird, ſondern die lebendige Form oder Idea, welche dieſe Stoffe zuſammenzuhalten und organiſch auszuprägen vermag. Von dieſem Körper, für den, ſagt er, der Tod zunächſt nur eine organiſche Kriſis, nicht nothwendig wirkliche Auflöſung oder Untergang iſt, geben eben jene vorhin genannten Erſcheinungen ein Zeugniß, wie er, auch über jene ſtoffliche Aeußerlichkeit hinaus, auf welche die Sinne unſers wachen körperlichen Daſeins zunächſt und einzig angewieſen ſind, noch ein anderes, ganz der wirklichen Natur und der räumlichen Gegenwart angehörendes, und dennoch nicht in unſere ſinnliche Wahrnehmung fallendes Daſein hat. Dieſes Daſein bleibt ihm, auch wenn er aufgehört hat, in gleicher Sphäre ſinnlicher Wahrnehmung mit den Lebenden zu hauſen; es beginnen dann eben jene Kräfte und Lebenskeime ſich zu entfalten, die in Dem, was wir Leben nennen, wegen der einſeitigen Richtung auf die Sphäre der ſinnlichen Aeußerlichkeit nicht zur Entfaltung kommen konnten; und dieſes Leben nach dem Tode, das Leben im Lande der Seelen, wie es der alte Völkerglaube genannt hat, iſt ebenſo ſehr ein körperliches, dieſem Weltkörper, welchen wir unſere Erde nennen, angehörendes, ja uns allenthalben unſichtbar umgebendes, wie unſer gegenwärtiges Leben. Nur daß unſere Sinne nicht, oder höchſtens nur in extatiſchen krankhaften Zuſtänden (in welcher Beziehung Geiſtererſcheinungen nicht für abſolut unmöglich erklärt werden dürfen, ſo wenig man auch geneigt ſein mag, in gewiſſe übertriebene und misverſtandene Vorſtellungen von dem Verkehr der Menſchen mit einer Geiſterwelt einzuſtimmen) in dieſes Leben hinüberreichen; nur daß Das, was wir hier unſern Körper nennen, obgleich es mit nichten unſer eigentlicher Körper iſt, eine unüberſteigliche Mauer bildet zwiſchen unſerm gegenwärtigen, wachen Daſein und jenem Lande der Seelen. Dennoch iſt das Leben im Lande der Seelen nur die unmittelbare Fortſetzung dieſes gegenwärtigen Lebens; Alles, was wir hier, ſei es im Guten oder im Böſen, unſerm Ich, unſerm innern Selbſt wirklich angeeignet haben, begleitet uns dorthin, und Lohn und Strafe in jenem Leben ſind nur die ganz natürliche Entfaltung der in dem gegenwärtigen für jenes gebildeten Keime.

Dies in kurzen Worten die Hauptzüge der Theorie unſers Verf., deren weitere Ausführung in der Schrift ſelbſt nachgeſehen werden muß. Ref. glaubt bereits im Vorhergehenden ſeine Stellung zu derſelben hinreichend angedeutet zu haben. Daß die Ideen des Verf. in der Entwickelung der Anſichten über das Schickſal der Seele nach dem Tode, wie ſolche Entwickelung einerſeits in dem Geiſte und dem Principe der neuern Philoſophie begründet, andererſeits von dem Glauben des Chriſtenthums gefodert iſt, eine weſentliche und nothwendige Stelle einnehmen, kann gewiß von Keinem verkannt werden, welcher ſich der Aufgabe jener Entwickelung vollſtändig bewußt worden iſt. Auch von andern Seiten her iſt in unſerer Zeit die alte Lehre von einem Hades, von einem Zwiſchenzuſtande der Seelen zwiſchen dieſem Leben und einer dereinſt zu erwartenden leiblichen Auferſtehung wieder in Anregung gebracht worden; und ohne Zweifel bildet dieſer Begriff ein völlig unentbehrliches Mittelglied für jede ſolche Theorie, welche die Idee der Unſterblichkeit auf ihre philoſophiſch einzig zuläſſige Baſis, die Auferſtehung des Leibes, begründen will. Daß aber der Verf. in jener geſammten Ausführung in der That von einem ſolchen Zwiſchenzuſtande und nur von einem ſolchen ſpricht, erhellt daraus, daß er am Schluſſe noch auf die chriſtliche Lehre von der Auferſtehung verweiſt und dieſe und das mit ihr eigentlich erſt beginnende „ewige Leben" ausdrücklich von jener Fortdauer im Lande der Seelen unterſchieden wiſſen will. Eben hier nun aber finden wir einen Grund zur Abweichung von ihm und ſcheint ſich uns ein in Wahrheit unabſehbares Feld der weitern Discuſſion über jene großen Gegenſtände zu eröffnen. Der Verf. nämlich ſtellt nicht blos für ſeine ſubjective Betrachtung, ſondern auch objectiv für die geſammten philoſophiſchen und religiöſen Einſichten und Intereſſen der Menſchen die Lehre von dem Zwiſchenreiche, von dem Lande der Seelen in den Vorgrund, die Lehre von der Auferſtehung und dem ewigen Leben aber in den Hintergrund. Er hat es kein Hehl, daß er die Vergewiſſerung über die nächſten Zuſtände der Seele nach dem Tode auch als das nächſte und vornehmlichſte Intereſſe des Menſchen betrachtet; ſein Streben iſt dahin gerichtet, über dieſe Zuſtände, wo möglich, zu einer von allem Religions-

glauben völlig unabhängigen, reinwissenschaftlichen und auf keinen andern als physiologischen und psychologischen Basen beruhenden Gewißheit zu gelangen. Dieses Streben nun, so will es dem Ref. bedünken, führt ihn hin und wieder auf Abwege und unhaltbare Behauptungen, ja sogar nachweislich auf Widersprüche mit sich selbst. Ref. hält es der Mühe werth, sich über diese Punkte noch kürzlich mit dem Verf. und mit seinen Lesern zu verständigen; denn wenn irgendwo, so möchte es bei der Sache, von der es sich hier handelt, wünschenswerth sein, das Wahre und Neue, was hier zu Tage gefördert wird, von Irrthümern völlig gereinigt zu sehen.

Zuvörderst also muß Ref. aufrichtig bekennen, durch des Verf. Darstellung nicht davon überzeugt worden zu sein, daß die Lehre von dem Lande der Seelen für sich allein und unabhängig von der allerdings, wie auch der Verf. sagt, wesentlich der Religion und der speculativen Theologie angehörenden Lehre von den letzten Dingen zu einer selbständigen wissenschaftlichen Wahrheit und Geltung erhoben werden könne. Der Schluß der Analogie von den im gegenwärtigen Leben zu vollständiger Entfaltung gelangenden Keimen unsers Innern auf die nicht zu solcher Entfaltung kommenden, und von den Spuren einer unsinnlichen und doch körperlichen und räumlichen Existenz unsers Seelenwesens auf eine weitere Erstreckung dieser Existenz ist und bleibt ein unvollkommener, ein Schluß, der von der Wirklichkeit einer Fortdauer nach dem Tode schwerlich Jemand überzeugen wird, der nicht anderswoher schon diese Ueberzeugung gefaßt hat. Mit ungleich größerm Rechte könnte man den weit näher liegenden Inductionsschluß von der unzähligen Menge der lebendigen Geschöpfe — bei denen, gleichviel ob sie, wie der Verf. sich ausdrückt, sich *ausgelebt* haben oder nicht, der Tod, der von Außen an sie kommende sowol wie der innerlich durch Erschöpfung der Lebensfähigkeit erzeugte, zugestandenerweise wirkliche Vernichtung ihrer individuellen Existenz ist — auf das Indegriffensein *aller* solchen Geschöpfe unter diesem terminus major geltend machen wollen. Höchstens eine sehr unbestimmte und schwankende Ahnung von der *Möglichkeit* einer Fortdauer wird durch jene Betrachtungen erweckt; und wenn man denn diese Ahnung, wie wir uns gern gefallen lassen, durch die Verweisung auf die unter allen Völkern und zu allen Zeiten vorhandene Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, die freilich nicht auf bloßer Täuschung beruhen kann, unterstützen will, so erhalten wir als Resultat ein gespenstisches, grauenhaftes Traum- und Schattenleben, einen hebräischen Scheol oder einen Homerischen Hades, aber nimmermehr die freudige Aussicht auf eine unbegrenzte, immer hellere und selbstbewußtere Fortentwickelung der in uns gelegten geistigen Keime. Die eigentliche, die lebendige und freudige *Ueberzeugung* von unserer Unsterblichkeit kann ein- für allemal nur auf sittlichem, auf religiösem Boden Wurzel fassen, und dann erst, wenn man sich dieser Wurzel unsers Glaubens bewußt worden ist, treten auch jene Andeutungen, die sich schon auf physiologischem und psychologischem Gebiete in Bezug auf die Art und Weise einer möglichen Fortdauer finden lassen, in ein helleres Licht und gewinnen ihre wahre Bedeutung. Das Scheinbedürfniß verschwindet, welches unsern Verf. zu der auffallenden, mit den Ergebnissen einer unbefangenen philosophischen Naturwissenschaft kaum vereinbaren Behauptung veranlaßt hat, als sei jene Nachtseite der Natur, in welche wir einstweilen das körperliche Fortbestehen der Abgeschiedenen setzen müssen, in Wahrheit eine ebenso helle und lichte, den Zweck, den Genuß, das Bewußtsein ihrer selbst in sich tragende, wie Das, was wir gemeinhin die Tagesseite nennen, und der Unterschied zwischen beiden ein blos relativer. Dies nämlich ist das Ergebniß, welches, obgleich es der Verf. nirgend ausdrücklich mit diesen Worten ausspricht, wir doch nicht umhin können aus seinen Andeutungen über die Beschaffenheit unserer nächsten Zukunft (insbesondere S. 157 fg., S. 173) zu ziehen. Um es kurz zu sagen: das Leben im Lande der Seelen, die Zwischenzustände bis zur Auferstehung werden, sobald einmal der richtige Standpunkt der Betrachtung gewonnen ist, von ihrer vermeintlichen *Actualität* zur *Potentialität* herabgesetzt und hierdurch die Schwierigkeiten, welche auf jedem andern Wege dem Glauben an persönliche Fortdauer so bedrohlich entgegentreten, mit Einem Male gelöst.

Von den ältesten Zeiten der christlichen Kirche an hat sich die Vorstellung geltend gemacht und ist von verschiedenen Kirchenlehrern aufgenommen worden, daß das Leben zwischen dem Tode und der Auferstehung einem Schlafe vergleichbar sei, wenn nicht einem völlig bewußtlosen, so doch einem solchen, den man, da er die Seele in einen Zustand der Einsamkeit mit sich selbst und mit ihrem Gott zurückversetzt und von dem thätigen, selbstbewußten Wechselverkehr mit der Außenwelt abschließt, wol eine Traumexistenz nennen kann. Zwar ist diese Lehre von dem Seelenschlafe (Psychopannychia) nie eigentlich in das Dogma der Kirche übergegangen, auch haben sich mehre angesehene Kirchenlehrer ausdrücklich dagegen erklärt (die katholischen wol hauptsächlich wegen ihrer scheinbaren Unvereinbarkeit mit der Lehre von dem Fegefeuer; die protestantischen, unter diesen namentlich Calvin, wegen verschiedener Bibelstellen, deren buchstäblicher Verstand allerdings ihr entgegenzulaufen scheint; beide wegen vieler und schwerer, sich daran nur allzu leicht knüpfender Misverständnisse); nichtsdestoweniger ließen sich aus dem allgemeinen Volksglauben die so natürlichen Vorstellungen von ungestörter Grabesruhe der Seligen, von einem gespenstischen, gleichsam wild träumerischen Umgehen der Missethäter nicht verdrängen, und in den Gebräuchen und den symbolischen Reden der Kirche haben Andeutungen auf den Inhalt dieses Glaubens Platz gefunden; ja, der allgemein hergebrachte, von der Kirche selbst gebrauchte und ausdrücklich gutgeheißene Ausdruck, daß die Abgeschiedenen in Gott ruhen, kommt offenbar eben darauf zurück. Die Philosophie muß dabei beharren, daß die Natur, welche wir durch Vermittelung der Sinne erkennen, die wahre und wirkliche, daß sie die *vollständige*, in Zeit und Raum gegenwärtige Offenbarung der im Innern und in

der Tiefe waltenden Kräfte ist. Jene ihre sogenannte Nachtseite ist eben die geheimnißvolle Tiefe selbst, deren Begriff es mit sich bringt, nicht zur selbständigen Actualität zu gelangen, sondern der unerschöpfte Born zu sein, aus welchem das lichte Tagesleben der Sinnenwelt immer von Neuem emporquillt. Wir würden die wichtigsten und umfassendsten Resultate der Philosophie und der empirischen Naturwissenschaften mit einem Federstrich zu vernichten glauben, wenn wir uns zuzugeben verleiten lassen könnten, daß jene Tiefe, deren Vorhandensein freilich auch wir nicht verkennen, eine Unendlichkeit wirklicher, thätiger Gestalten, an Realität und Lebendigkeit uns selbst gleich oder noch übertreffend, in unmittelbarster, räumlicher Nähe verberge; daß es, mit andern Worten, in den sinnlich-wahrnehmbaren Körpern und um sie andere, gleich reelle und geistbeseelte, aber uns nicht wahrnehmbare Körper gebe, daß eine ganze Hauptseite der Natur uns völlig verschlossen sei. Darum scheint uns die Annahme eines körperlosen, aber eben deshalb auch blos potentialen, d. h. eben ruhenden oder schlafenden Zwischenzustandes der Seelen eine allerdings unvermeidliche Consequenz der Prämissen, auf welche wir diese gesammte Betrachtung gebaut haben. Der Verf. bekämpft diese Annahme nicht mit ausdrücklicher Anführung von Gegengründen, sondern durch die Totalgestalt, die er seiner Theorie gegeben hat. Mit Unrecht würde er durch sie die sittlichen oder die natürlichen Fundamente des Unsterblichkeitsglaubens gefährdet meinen; vielmehr empfiehlt sich nichts so sehr dem unbefangenen natürlichen Gefühle, enthält nichts eine so vollständige und befriedigende Erklärung des sonst so bedenklichen Umstandes, daß der Tod auch den auf das allervollständigste von ihrer Unsterblichkeit Ueberzeugten nicht aufhört als ein Uebel zu erscheinen. Nur in diesem so naheliegenden und jedem gesunden Menschengefühle so freundlichen, auch mit dem alten vorchristlichen Völkerglauben so übereinstimmenden Vorstellung finden wir die Besänftigung und Versöhnung aller der gewaltsamen und unter sich streitenden Empfindungen, mit denen die Erscheinung des Todes unsern Seelenfrieden zu zerstören droht.

(Der Beschluß folgt.)

Der große preußisch-deutsche Zollverein in besonderer Beziehung auf den thüringischen Zollverband, oder auszügliche Mittheilung der wichtigsten darauf Bezug habenden Tractate, Verhandlungen, der einschlagenden Gesetze, beschlossenen Ausgleichungen, Entschädigungen und festgestellten Tarife. Nach seinen heilsamen Folgen für Stadträthe, Kaufleute, Bierbrauer und Branntweinbrenner bearbeitet von G. F. Krause. Ilmenau, Voigt. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

Die Nachwelt wird den Zollverein zu den Meisterstücken der preußischen Diplomatie zählen und den geheimen Legationsrath Eichhorn preisen, von welchem die Anregung ausging. Sie wird aufzählen, was Preußen in seiner äußern Stellung und an mercantilem Umfange, das verbundene Deutschland an politischer Einheit und an mercantiler Freiheit gewonnen habe. Herr Staatsrath Krause beschränkt sich aber darauf, ein Loblied auf den freien Handel anzustimmen und nach den diplomatischen Noten der deutschen Regierungen abzusingen. Wir haben daher über seine Schrift nicht mehr zu sagen als — dieses. 79.

Anekdoten.

Pferdegesinnung.

Als Hr. von Malesherbes sich in der Proceßangelegenheit des unglücklichen Ludwig XVI. nach dem Tempel begab, hatte er sich eines Miethkutschers bedienen müssen, der, da ein heftiger, kalter Regen eintrat, ganz durchnäßt wurde. Der mitleidige Malesherbes bezeigte ihm beim Aussteigen seine Theilnahme, worauf der wackere Kutscher erwiderte, daß er in dieser Angelegenheit bis an das Ende der Welt fahren würde, ohne sich zu beklagen. „Aber Eure Pferde!" wendete Hr. v. Malesherbes ein. „Monsieur, mes chevaux pensent comme moi." Hätten die Revolutionsmänner Frankreichs die Gesinnung dieser Pferde gehabt, so wären Ströme des edelsten Blutes gespart worden.

Geist der Opposition.

Als Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, einst durch die Straßen von Berlin ritt, trat ihn ein Buchbinder, mit Namen Reichardt, an und klagte, daß er seit mehren Jahren einen Proceß beim Magistrat habe, den er durchaus nicht zu Ende bringen könne, wobei er mehre Details über angebliche schlechte Wirthschaft bei jener Behörde mit anbrachte. Der König, der eben auch nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, erwiderte dem Buchbinder: „Dir soll geholfen werden, ich werde Ordre ergehen lassen. Da du aber auch so gute Kenntniß von der Wirthschaft beim Magistrat besitzest, so werde ich dich zum Rathsherrn machen, daß du die Kerle observiren und mir Nachricht geben kannst. Dann wollen wir sie schon kriegen." Auf königlichen Befehl ward der Buchbinder auch wirklich als Rathsherr eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, empfing seinen Gehalt und änderte darnach seinen Sinn, indem er nunmehr keine weitern Unregelmäßigkeiten wahrnahm. Bald nachher begegnete ihm der König wieder und machte ihm sogleich Vorwürfe, daß er ihm keine Rapports von der schlechten Wirthschaft des Magistrats erstatte, worauf sich Reichardt entschuldigte, daß er, seitdem er dazu gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sei. Hiernach sagte ihm der Monarch ganz ärgerlich: „Ihr seid alle Schelme. Wenn ihr nicht mitregiert, so raisonnirt ihr; und wenn ihr dann endlich mitregiert, so macht ihr's wie die Andern."

Schreckliches Wort.

Man wandte sich im Processe Ludwig XVI. an den grässlichen Fabre d'Eglantine mit der Bitte, für den unglücklichen Prinzen thätig zu sein. „Vous goûterez", sagte man ihm, „le plaisir de faire une bonne action." „Je connais une jouissance bien supérieure à celle-là", erwiderte dieser Unmensch, „c'est celle d'un rôturier qui condamne un roi à mort."

Sheridan.

Sheridan, der nachher so berühmte und so gediegene Staatsmann, war in seiner Jugend ein lockerer Vogel und hatte Schulden über Schulden, wurde auch oft sehr grob gemahnt. Eines Mittags, spazieren gehend im St.-James Park, sah er einen seiner Gläubiger auf sehr schönem Rosse auf sich zugesprengt kommen. Sheridan, der die Absicht des bösen Mahners merkt, ruft ihm schon von fern zu: „Welch ein prächtiges Thier reiten Sie da? Ist es Ihnen feil?" — „Nun, wenn es gut bezahlt wird." „Prächtiger Gang! Wie trabt es? Bitte, bitte, lassen Sie es einmal recht austraben." Der Reiter, entzückt über das seinem Pferde zu Theil werdende Lob, gibt ihm die Sporen, und während er den großen Weg hinabtrabt, macht sich Sheridan schnell aus dem Staube. 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 288. — 15. October 1834.

Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Das eigentliche, durch den Religionsglauben und das Christenthum uns gesetzte Ziel unsers Sehnens und Hoffens soll und wird daher stets das Leben sein, welches auch der Verf. allein das ewige nennt; welches, obgleich in dem geistig Wiedergeborenen schon diesseit des Grabes beginnend und durch den Todesschlaf so wenig wie das animalische Leben durch den irdischen Schlaf unterbrochen, doch zur vollen, ausschließlichen Actualität und Wirklichkeit erst mit der Auferstehung der Todten gelangt. Den Begriff dieser Auferstehung, der freilich seiner Natur nach, ungeachtet seiner religiösen Bedeutung, nicht wohl Gegenstand eines unmittelbaren Wissens sein kann, in einem rationalen Zusammenhang mit dem von uns wirklich unmittelbar Gewußten zu erheben, sodaß die gläubige Zuversicht, welche, den Verheißungen des Erlösers trauend, solcher Auferstehung hoffend entgegensieht, auch wissenschaftlich gerechtfertigt werde und als etwas mehr als bloßer Autoritätsglaube erscheine: darin möchte unsers Erachtens jetzt die nächste, die eigentliche Aufgabe der eschatologischen Forschung bestehen. Hier nun hat Ref. bereits anderwärts die, wie ihm noch jetzt bedünkt, wohlbegründete Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein solcher Zusammenhang einzig durch eine speculativ-ästhetische Betrachtung aufgefunden werden kann und durch diese auch wirklich aufgefunden wird. Sollen wir uns berechtigt halten, an eine Wiedergeburt unsers Leibes in verklärter Gestalt, in Gestalt der Ewigkeit zu glauben, so müssen wir zuvörderst die allgemeine Anschauung einer verklärten, einer durch das Inwohnen des absoluten Geistes zur Unsterblichkeit ausgeprägten Leiblichkeit besitzen. Es muß uns ferner in dieser Anschauung selbst zugleich dies gegeben sein, daß diese höhere Leiblichkeit nicht außer aller Beziehung steht zu dieser gegenwärtigen, sterblichen und vergänglichen; daß sie nicht eine äußerlich oder räumlich andere ist, sondern daß sie, in Mitten dieser irdischen Leiblichkeit erstehend, ihrem Begriffe nach mit dieser eine und dieselbe oder nur eine höhere Potenz derselben ist. Beides leistet die Aesthetik; sie lehrt uns, in der Erscheinung der Schönheit erstens eine verklärte, mit ihrem Geiste unmittelbar identische Leiblichkeit überhaupt, und dann zweitens diese Leiblichkeit nicht als eine fremde, sondern als die Verklärung unserer eignen, irdischen Leiblichkeit erkennen. Aber die Aesthetik, in tieferm Sinne aufgefaßt und in umfassenderm Geiste durchgeführt, leistet mehr noch: sie zeigt, daß die geistige Substanz, welche allein die Macht hat, den Leib in diesem Sinne wiederzugebären, ja in deren Begriffe es liegt, sich durch einen unsterblichen Leib zu offenbaren, eine andere als die im höhern, in dem absoluten Geiste der Schönheit und der Gottheit wiedergeborene und zum Gemüthe, zum Genius verklärte menschliche Individualität und Persönlichkeit ist. Wie Platon sagt, daß der wahre Philosoph, zuerst durch das Gewahrwerden einer einzelnen schönen Gestalt mächtig angeregt und ergriffen, von dieser zu der Betrachtung anderer Gestalten, von der Betrachtung der sinnlichen zur Betrachtung geistiger Schönheit, und endlich des an sich und durch sich Schönen, der Schönheit als solcher, oder der Idee und Substanz der Schönheit, übergehe, so lehrt die wahrhafte Wissenschaft der Aesthetik diese Substanz und Idee der Schönheit, das Endziel aller philosophischen Betrachtung des Schönen, in dem Begriffe eben jener Individualität und Persönlichkeit erkennen, welche sich dort zunächst als die schöpferische Macht sowol wie auch als die lebendig aufnehmende und genießende Substanz der schönen Gegenständlichkeit erweist, deren Bedeutung aber keineswegs auf ein äußerliches Verhältniß zu dieser Gegenständlichkeit beschränkt bleiben kann. Vielmehr wie für den Standpunkt der Naturbetrachtung die Seele, der Geist überhaupt und noch in ihrer endlichen Gestalt als das Endziel und die Wahrheit des Naturlebens auftreten und alle Substanz und Wirklichkeit der äußerlich gegenständlichen Natur sich in ihnen concentrirt und zusammennimmt: so die ästhetische Gegenständlichkeit in der Substanz des Gemüths und des Genius, welche wir demnach für den Inbegriff der Kraft und Wesenheit, aus welcher die unsterbliche Leiblichkeit hervorgeht, anzusprechen in jeder Beziehung berechtigt sind.

Ref. würde Bedenken tragen, diese seine schon wiederholt vorgetragene Ansicht von der Nothwendigkeit einer ästhetischen Begründung des Unsterblichkeitsglaubens, von der er weiß, wie paradox sie Vielen erscheinen muß, hier nochmals mit solcher Zuversicht auszusprechen, wenn sie in ihm nur eine theoretische, methodologische Ansicht wäre, und er nicht die Erfahrung von ihrer wirklichen, leben-

digen Ueberzeugungskraft an sich selbst gemacht hätte. Er bekennt unverhohlen, selbst lange Zeit hindurch in jenem Pantheismus, durch welchen die philosophische Speculation alle ihre Jünger, die es nämlich nicht blos in Worten und Formeln, sondern im Geist und in der Wahrheit sind, unvermeidlich hindurchführt, befangen gewesen zu sein und darin, vollständig resignirend auf sein persönliches Ich, nicht einmal das Bedürfniß einer Versicherung über dessen Fortdauer empfunden zu haben. Er ist sich auf das Deutlichste bewußt, wie das Moment, welches ihn sowol in anderer Beziehung, als insbesondere auch in dieser, von welcher hier die Rede ist, über jenen Standpunkt hinausführte, kein anderes war als das nicht von Außen her oder durch irgend eine Theorie an ihn gekommene, sondern von selbst bei anhaltender und aufmerksamer Beschäftigung mit der objectiven Erscheinungswelt und Offenbarung des Geistes in allen Sphären seiner Thätigkeit in ihm entstandene Aperçu von der absolut individualisirenden Kraft desjenigen Geistes, den er, schon in Folge des Inhalts jener pantheistischen Weltansicht selbst, als den schlechthin ewigen und unsterblichen anzusehen gewohnt war. Die endliche Ichheit, das gemeinmenschliche Selbstbewußtsein als eine gegen ihren jedesmaligen Inhalt sich gleichgültig verhaltende Form, entsprechend den Gattungsformen der Naturgeschöpfe vorzustellen, sodaß, wie in diesen letztern, das wahrhaft Seiende auch in ihr, nicht das in dieser bestimmten Zeit und in diesem bestimmten Raume unter dieser Form vorhandene Individuum, sondern eben die Form als solche oder die Gattung ist, hindert nichts, oder vielmehr solche Vorstellung ist durch die Religion, welche solche Ichheit und Selbstheit für das schlechthin Endliche und Nichtige, für das von dem wahrhaft Gläubigen ohne Vorbehalt Aufzugebende erklärt, ebenso sehr wie durch die philosophische Speculation gefodert. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit, d. h. eben der Sterblichkeit dieses endlichen Ich wird in jedem Einzelnen um so klarer und fester sein, je lebendiger und inniger in ihm, sei es auf ästhetischem oder auf religiösem, oder auch auf philosophischem Wege die Anschauung des höhern, des absoluten und göttlichen Geistes, dem allein wahrhafterweise Unsterblichkeit zugeschrieben werden kann, begründet ist. Unsere Zeit ist gewohnt, und die philosophischen Systeme der Gegenwart haben sie noch nicht über diese Gewohnheit hinausgeführt, diesen Geist als einen unpersönlichen zu denken, seine Verkörperung oder Verleiblichung in dem ästhetischen Gebiete, in der schönen Erscheinungswelt als seine blos äußere, objective und symbolische Manifestation, seine ethische Verschmelzung mit der endlichen Persönlichkeit als eine gleichfalls nur vorübergehende zeitliche Menschwerdung, d. h. als eine nur äußerliche Ueberkleidung dieser Persönlichkeit mit dem Höhern, welches als solches ein Unpersönliches bleibt. Hier nun ist es eben das tiefer eingehende und gründlichere Studium der Art und Weise, wie der höhere Geist in jenen Persönlichkeiten, die er sich zu seinen Trägern ersehen hat, waltet und wirkt, zunächst noch nicht im ethischen, sondern nur im ästhetischen Sinne, als Talent und Genius, die sich in äußern Schöpfungen bethätigen, als Styl und Manier, d. h. eben als das diesen Schöpfungen jederzeit aufgedrückte, durchaus individuelle Gepräge der schöpferischen Persönlichkeit überhaupt, als physiognomischer Ausdruck oder unwillkürliche Erscheinung und Manifestation des Charakters, wovon Ref., wie bemerkt, die Erfahrung gemacht hat, daß es auf die Ueberzeugung hinführt, daß der absolute, der unsterbliche Geist sich der endlichen Individuen nicht als äußerer Werkzeuge bedient, sondern selbst seiner Wahrheit und Substanz nach zur Person, zum Individuum wird. Weit entfernt, daß, wie in unserer Zeit eine auf halbem Wege stehen gebliebene Theorie diesen Wahn verbreitet hat, das jedem von uns als Individuum Eigenthümliche nur Einmal so Daseiende oder Dagewesene der schlechten Endlichkeit angehöre, das Ewige und Göttliche aber ein gestaltloses Allgemeine, in Jedem Eines und Dasselbe sei, so ist das wahre Verhältniß vielmehr das grade umgekehrte. Auch im gemeinen Leben, in den Urtheilen über Personen wie über Bücher und Kunstwerke schreiben wir nur Demjenigen Gehalt und Charakter zu, was zugleich eine absolute Eigenthümlichkeit hat, was seine geistige Absolutheit eben dadurch bewährt, daß, was es ist, durchaus sein eigen ist, und nicht noch ein ihm vollkommen oder im Wesentlichen gleiches Exemplar außer ihm existirt. Leibniz's Ausdruck, daß es nicht zwei sich vollkommen gleiche und ununterscheidbare Dinge geben kann, gilt auch von dem wahrhaft Seienden, d. h. dem Ewigen und Absoluten, ja er gilt, in seiner Wahrheit gefaßt, nur von diesem. Innerhalb der schlechten Endlichkeit kann es ebensowol zwei und mehr sich vollkommen gleichende Menschengesichter oder Menschenseelen geben, wie es unendliche und unter sich vollkommen ununterscheidbare Sandkörper und Wassertropfen gibt Wie man denn auch in der That dieses Factum an verschiedenen wilden Völkern beobachtet hat, deren Individuen vielmehr Exemplare als Personen sind, und die allgemeine Erfahrung dafür spricht, daß die individuelle Eigenthümlichkeit in grademe Verhältnisse mit dem sittlichen Gehalte und mit der intellectuellen Anlage und Eigenthümlichkeit sowol steigt als auch fällt. Eben jene individualisirende Kraft des höhern Geistes im Gegensatze des gemeinen ist aber wesentlich zugleich, wie ebenfalls im Widerspruch mit jenem Irrwahn von der reinen Geistigkeit des Unsterblichen, die in Wahrheit eben nur jene leere, unpersönliche Allgemeinheit ist, zunächst die ästhetische Betrachtung darauf hinführt, eine corporisirende. Nur ein tieferer, durch und durch individueller und persönlicher Gehalt — denn dieser eben ist es, welchen wir Talent und Genius nennen — verleiht dem Individuum die Kraft, seine Wesenheit auch außer ihm in der sinnlichen Objectivität schöpferisch auszudrücken, sich in seinen Werken seinen geistig verklärten Körper zu bereiten. Nur ein solcher Gehalt prägt sich, und zwar, je gebildeter und vollendeter er ist, um so reiner und umfassender in den Gesichtszügen und Geberden, in der Bewegung, der Stimme und der Sprache des Individuums, kurz, in seiner gesammten räumlichen und zeitlichen Erscheinung auf eine

andern Geistern vernehmliche Weise aus; auf eine Weise, in der allein wir den Körper und den Geist als vollkommen Eins, oder genauer, den Körper als vollkommen aufgenommen in den Geist und aus ihm erzeugt und geboren (wie zuvor sich vielmehr umgekehrt der Geist aus dem Körper erzeugte und gebar) gewahren können. In dieser ihrer selbst unbewußten, mit der Macht der bildenden Naturkräfte wirkenden Schöpferthätigkeit der höhern Intelligenz und Sittlichkeit erblicken wir ein Vorbild jener Thätigkeit, durch welche sich dieser Geist im Todesschlafe seinen unsterblichen Körper bauen und damit bekleidet am Tage der Auferstehung in das Reich der himmlischen Herrlichkeit eingehen wird.

In diesem Sinne nun wagt Ref. die Hoffnung auszusprechen, daß dieselbe Beschäftigung mit dem Aesthetischen, mit der Erscheinungswelt des absoluten Geistes, welche sich in unserer Zeit dem Glauben an persönliche Unsterblichkeit gefährlich erwiesen hat, weil sie nämlich daran gewöhnt, das Höchste, den absoluten Geist in flüchtig vorübergehender Erscheinung zu erblicken, tiefer, gründlicher fortgesetzt und bis zu ihrem Endziele verfolgt, zu diesem Glauben zurückführen wird. Daß diese Beschäftigung in unserer Zeit auch für die höchsten, ethischen, religiösen und speculativen Interessen eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat, als sie in irgend einer frühern Zeit hatte, wird nicht leicht Jemand zu leugnen wagen; über die Beschaffenheit und den Inhalt dieser Bedeutung aber dürfte eben aus dem hier Gesagten ein neues Licht aufgehen. Was übrigens die eigentlich wissenschaftliche, philosophische Begründung der Lehre von dem Schicksale der Seele nach dem Tode betrifft, so ist unsere Behauptung durchaus nur diese, daß die ästhetische Betrachtung bis zu der Schwelle einer solchen führt, keineswegs daß sie, in das Heiligthum selbst eintretend, für sich allein hinreicht, die Aufgaben, die hier dem wissenschaftlichen Denker gestellt sind, zu lösen. Nur, so zu sagen, das Materiale, die allgemeinen, aber unentbehrlichen Elemente und Hülfsbegriffe gibt sie zu einer ausgeführtern Theorie über jenen großen Gegenstand. Sie vermag daher allerdings durch ihre eigne Kraft, den Glauben an persönliche Fortdauer in Solchen, welche in sich selbst den sittlich-religiösen Grund dieses Glaubens besitzen, aber durch die noch weiter zurückliegenden Vorstufen des philosophischen Denkens in demselben irre geworden sind, wiederherzustellen; nicht aber vermag sie, diesen Glauben, so sehr auch sie selbst zunächst sich im Wissen und nicht im Glauben bewegt, unmittelbar zum Wissen zu erheben. Grade hier, wo die Foderung einer persönlichen Unsterblichkeit, der Allgemeinbegriff eines durchaus Individuellen und doch geistig Absoluten allerdings und in Wahrheit neu begründet ist, drängen sich die Probleme, und es entsteht die Frage, wie dieser Begriff eines zeitlich Entstandenen, aber nicht in der Zeit Vergehenden in die Totalität des von der philosophischen Speculation erkannten Welt- und Begriffszusammenhanges einzureihen sein wird. Diese Frage nun kann nur in einer solchen Wissenschaft beantwortet werden, welche, die volle, concrete Totalität des Weltinhaltes in eine allumfassende, unmittelbar auf die höchste Idee hingehende Betrachtung zusammennehmend, zu ihrem Princip den aus eben dieser Betrachtung streng-philosophisch abgeleiteten Zweckbegriff hat. Diese Wissenschaft ist die Wissenschaft der speculativen Theologie und Ethik. Nur in ihr vermag der teleologische Zusammenhang dargelegt zu werden, in welchem es zuvörderst im Allgemeinen klar wird, daß das Bestehen unsterblicher, selbstbewußter Geschöpfe in einer dem Geiste durchaus adäquaten, also gleichfalls unsterblichen Leiblichkeit, durch die sie zugleich zu einer höchsten, durchaus mit sich selbst zusammenstimmenden, organischen Einheit untereinander, zu einem ewigen Reiche der Himmel vereinigt werden, der einzig denkbare Endzweck der Schöpfung ist. Aber dieses Allgemeine tritt auch für diese höchste Stufe der Betrachtung alsbald wieder in einen Widerspruch mit der besondern Beschaffenheit der gegenwärtigen irdischen Schöpfung, welche doch nicht zu jenem höchsten Endzwecke aller Schöpfung in einem Verhältnisse bloßer Aeußerlichkeit, als äußerliches Mittel zu einem Fernen und Zukünftigen, stehen kann. Dies nämlich anzunehmen verbietet nicht nur der Allgemeinbegriff der Schöpfung überhaupt, welcher von jedem Geschöpfe lehrt, daß es Zweck seiner selbst und nur insofern Mittel für einen fremden Zweck ist, als dieses Fremde sich mit ihm zu Einer organischen Sphäre des Daseins zusammenschließt oder es in die seinige hereinzieht, sondern es wird auch durch den in dieser Welt selbst allenthalben sich offenbarenden Geist der Schönheit und der Güte widerlegt, welcher, obgleich nicht mit Unrecht als ein Fremdling in dieser irdischen Umgebung begrüßt, dennoch dem Irdischen eingeboren und keineswegs nur ihm von Außen angehaucht ist. Wenn daher nichtsdestoweniger das gegenwärtige Menschengeschlecht und der Schauplatz seines diesseitigen Lebens der Idee nicht entspricht, welche die theologische Betrachtung uns von einer dem göttlichen Endzwecke durchaus gemäßen Schöpfung zu bilden nöthigt; wenn sie allerwärts Böses mit Gutem vermischt und auch das Höchste als verfallend dem Tod und der Vergänglichkeit zeigen, so darf man nicht anstehen, hierin einen Mangel, eine wirkliche Unvollkommenheit dieses Theils der Schöpfung zu erkennen. Es ist derselbe Mangel, den, da er nirgend anderwärts als in der Freiheit, also in der Schuld der Geschöpfe seinen Grund haben kann, die Schrift mit dem Namen der Erbsünde bezeichnet. Der gewaltige, inhaltschwere Ausspruch, daß die Sünde es ist, durch welche der Tod auf die Welt gekommen, erhält hier sein Verständniß und seine Deutung. Es wird damit eben dies gesagt, daß in dem ursprünglichen Plane, in der göttlichen Idee der Schöpfung die Existenz unsterblicher Persönlichkeiten enthalten war, aber daß die unmittelbare Verwirklichung dieser Idee durch Schuld der Geschöpfe verscherzt worden ist. Es bedurfte nichts Geringern als der Menschwerdung des göttlichen Sohnes, um diese ursprüngliche, unablässig neu sich erzeugende Schuld des Geschlechtes zu tilgen und Denen, die in seinem Geiste wiedergeboren werden, den Zugang zu dem Reiche Gottes zu eröffnen

Aber auch diese vermögen nicht, sich dem zur allgemeinen Idee Menschheitsverbindlich gewordenen Gesetze zu entziehen, welches die Auflösung und den Tod alles Irdischen verlangt. Unser Weltkörper selbst geht einer solchen Auflösung entgegen, und daß in dieser Auflösung, in der endlichen Sichtung, der Samen von dem Bösen, das Schönere von dem Häßlichen, welches hier einerlaufen und oft faul untereinander zu gemischt ist, die Sichtung des Ersteren sich zu einer verwerflichen Welt, zu einer wahrhaften Paradieseschöpfung zusammenziehen wird: das eben ist die Summe unserer Glaubenshoffnung, wie solche durch die Verheißungen der Auferstehung gewährt, auch eine gründliche philosophische Forderung derselben und be-kräftigt wird.

C. H. Weiße.

Die Erlösung. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von Karl Beckerstein. Berlin, bei Reimer. 1833. 16. 16 Gr.

Bei einem Dichter religiösen Gedicht zieht der Kritiker sich sehr unwillkürlich Parallelen. Meinen Lesern sagt wohl schon Klopstock, Dessen Name dem Süd des Gedichtes hinreichend auf. Zweifler und Zustimmer stehen sich nur verständnißinnig einander nothwendig und nah; in einigen Gedichten dem Umgang den ein solcher Gegenstand zu gestatten scheint, den Er, der ein Gedicht nicht machen wollte, mußte sich in den ernst hohen Tonfall der Erhabenheit, in Größe Zeit erwarten. Wenn Klopstock in die christliche Epistel der Welt sich gleichsam hineinverwandelte in die christlichen Ansichten der Welt, wie sie sie theils in verschiedenen Zeitaltern hatte, oder wie Klopstock sie selbst hatte, Dessen Andenken noch jungen Seelen sanfter und geweihter, als noch gar mancher Name, vorschwebt, wenn ein neuer Dichter mit einem Kranze, wenn auch der schönsten Blumen, um das Denkmal Jenen Dichters kommt, so kann man, wo das Gedicht sein Aufgedrucktsein noch zeigen, ihn der Leichtigkeit halber sich mit der Ansicht des Dichters selbst hinein in der Leipziger Literatur gar vertraut gemacht, so ist es doch immer ein bedeutendes Unglück, das Gedicht gleichsam auf den Standpunkt des Lesers anheben zu wollen: ein Standpunkt, der selten unternommen als begeisterndes Dichter von seiner Begeisterung, und wenn in sich plötzlich in lyrischen Klängen über dichterischen Aphorismen verschwebt haben. Leichter ist sich jener Kunst, die Sache freilich bedeutend gemacht, daß er Will und Ueber von den dichterischen Poesen des Lebens und der Wirklichkeit, die Er selbst sich hinzu dichtet, wenig anwendet, sondern (Absolutionen möchten wir sie nennen) sich deutlich aussprichet, und so auf den Lesern Einen nur die Gunst des Dichters, auf denen die Englische ein poetisches Gebäude aufführen läßt. Dieser Gedichte nun sind zwölf, geschrieben in gedankenvollen reimenden, vier- und fünffüßigen Jamben, die hier und da bei empfindlichen Stellen sich in Anapästen verwandeln. Ein Gesang ist meistens abgeschlossen, Inhalten trägt den Charakter der Kürze, wie das auch der Darstellung der Reihen Jahr an Jahr Vertragen und noch mehr und den aufgerufenden Naturgestalten und den Personen des heiligen Buches verborgen. 1. (Gesicht.) „Der Morgenstern" geht Johannes. 2. „Die heilige Familie" Personen aus Mosis mittertlichen Mienen. 3. „Das Evangelium." Jesus, gestiegt Jahr alt, lehrt im Tempel. 4. „Das Gewächse" Jesus redet Wunder und heilt her, wie die Weise der Gottesweisheit Jesu bei der Taufe im Jordan durch der Menschheit Hülle heilig. 5. „Das Wirken" gibt Proben der Lehre Jesu und beschreibt seine Wunderwerke. Schade, daß der Raum nicht gestattet, hier die höhere Stelle mitzutheilen, wo Jesus den Jünger erklärt (S. 70), was Gnade sei. 6. „Nicht nach der Zeichen." Lucia 12. Ergänze über Wunder, Naturgesetz, Abendmahl und Sakrament des Herrn. 7. „Die Verklärung" Matth. 17. Johannes Offenbarung des Herrn. 8. „Das Leben und Sterben." Lucia 23. „Es ist vollendet, wo der Vater Gewalt hat, der Sünde, bei den Todten auf Gottesmacht Macht." So der Engel der Auferstehung. 9. „Das Leben und Sterben." Die Auferstehung. Ein ernster Ton, mit seinen Dichterworten, das Gedicht schließt: „Denn die Thoren und die Weisen sind nun Gottes Kinder geworden; nichts ist, was Gott nicht kann gegeben, der Allmacht nennen sie Gnade." 10. „Die Himmelfahrt." Der Herr sprach: „Ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem und zu eurem Gott." 11. „Die Ausgießung des heiligen Geistes." Johannes 14. „Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich." 12. „Beschlossen." Der Herr kommt schnell in seine andere Welt, weil in seinen Augen und seid die vorangegangenen Gedanken weiter, einen die Zeiten übrig bleiben. Er schließt: und sieht ein Gras und Bäumchen sehr wag, ist die Erlösung der Menschheit bei der Auferstehung und die Wiederkunft des Herrn. Ernste Freude, die unter den Gefügen weiten, ebenso anfassend ist, als sie, daß Jesaias, Daniel, Hesekiel und Sacharja (?) in Lehrsprüchen gemacht werden und daß dies der Christen für die Einzelne entstehen. Gedanken von Mutter der Sünde und Tod, die Lehre bedeuten Prophetie, Abendsprüche und Gebet, wenn in diesem Gedichte sich das zeigen kann, eine Erinnerung zum Abendgebet. Ausgenommen, daß Gott der Herr, der Herr Jesus Christ unter den gleichsamen Hebeln auf der Bühnenmaschine zu erblicken ist. Poesie von Gesängen, Verbindung durch Lyrik, Poesie in ihrer Epopöe von poetischer Bedeutsamkeit, in ein bedeutsames Ganzes, wie es dem Gedichte, so dem Leben gehört, ist Beckersteins Gedicht. Die Grundlage ist das überall Schöne, und wenn der Dichter, in der apologetischen Absicht lag, es sei Gott, der Herr, sei Jesus selbst, der Erlöser, der Sohn, so gar eine Stelle von der Wahrheit seines Wortes bezweifelt, nämlich S. 89 der Dichtung: Jesus redet zu seinen Jüngern:

Liebe einander wie schwere was ist.
Den Gedanken sich Jüngern an.

So kommt der Sinn des Werkes, so ist das Zeitgedanken in dem Gedichte sich findet, so geschehen es von einer Leistungen heißt, so gestellt wir sagen, daß sich Dichter seiner Seele Bildung hat finden werden, denn der schönere Sternenzelt wird Wirklichkeit, wenn sie sich auch bei der wirklichen Wirklichkeit und Wirklichkeit gern Schwingende rede bei ihm sich geworfenen, eigentümlichen Ansichten und der einzigen Ausgeschlossen. Wir empfehlen, der feinen Sinne Gottes in Gedicht und dem allein zu finden Wirklichen aus bei kommen Wunden eigentlich. Viele Bücher Wirklichen aus dem Dichter hat in unserer Zeit ewiglich Gedichte gefunden Publikum. 106.

Literarische Anzeige.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wachsmann (E. von), Erzählungen und Novellen. Fünftes und sechstes Bändchen. (Der Zöglinge. Die Verbannten. Das Nest auf Rügen. Die Pflanzung am Fuße der Anden. Die Reise nach Rügen. Der Morgenstern von Roncesval.) 8. 50 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Früher sind bereits Bändchen erschienen 1830—32 und 33. fünf 7 Thlr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 289. — 16. October 1834.

Taschenbuch der vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1834. München, Franz. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Man kann den Freiherrn von Hormayr zwingen, nicht mehr dem Archiv vorzustehen, oder in diesem oder jenem Ministerium in München zu arbeiten; man kann ihn aber nicht zwingen, kein Historiker mehr zu sein. Selbst von Hanover aus redigirt er sein „Taschenbuch", auf dessen Titelseite uns das von Fleischmann sehr schön in Stahl gearbeitete Portrait des Königs Otto I. von Griechenland entgegenlacht. Die beiden andern Bilder betreffen das in Nürnberg von 1349—1539 beliebte Schönbartlaufen, eine Volksbelustigung mit Masken (Schönbärten), die über der Verspottung Osiander's dabei aufhören mußte. Künstlerischen Werth haben die beiden Bilder nicht, aber wer die größern Werke und Beschreibungen dieses merkwürdigen Volksfestes nicht kennt, findet hier wenigstens einige Auskunft. Die poetischen Gaben wollen wir nicht würdigen, weil de gustibus non disputandum est. Die ältern historischen Originalien entbehren leider einer Einleitung und einer Nachweisung, woher sie entlehnt sind. So „Die Lieder von des bösen Fritze (des pfälzischen Kurfürsten Friedrich Victoriosus um 1450) Kriegen und Siegen". Ein interessantes Actenstück ist die mislungene „Ehestiftung zwischen dem Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Baireuth und der Zarewna Elisabeth", Tochter Zar Peter's des Großen (1729). Hätte es sich nicht an einige 100,000 Thlr. Mitgift mehr gestoßen, Preußen hätte vielleicht keine so erbitterte Feindin auf dem russischen Thron gesehen als jene schlimmste der drei Weiber, mit denen Friedrich der Große zu gleicher Zeit streiten mußte. Für die mittelalterliche Germania sacra ist „Leopold von Egloffstein, Bambergs Fürstbischof", 1335—43, ein schöner, nur vielleicht etwas zu weitläufiger Beitrag. Unter den Burgen ist Korlathko in Ungarn, und der Bürgstein in Böhmen besprochen. Noch interessanter ist die Schilderung des berühmten Karlstein in Böhmen, besonders seiner Gemälde, mit Excursen über die deutsch-mittelalterliche Malerkunst; ein Schloß, dessen Burghut, dem Grafen Thurn nicht abgeschlagen, vielleicht den ganzen dreißigjährigen Krieg hätte vermeiden oder eine andere Wendung nehmen lassen können. Der Karlstein war durch seine Kunst- und Kronschätze wie durch seine Unzahl von Reliquien (fast von jedem dort gemalten Heiligen auch eine Reliquie im oder hinter dem Rahmen) eine wahre heilige Burg, sodaß es keinem Mädchen und keiner Frau verstattet war im Schlosse zu übernachten. Bei Gelegenheit der drei dort beschäftigt gewesenen Künstler: Dietrich von Prag, Wurmser von Strasburg und Thomas von Modena, wird auch das Dasein der Oelmalerei in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Böhmen erwiesen.

Die wichtige Rubrik: „Die deutschen Städte im Mittelalter", enthält den Anfang eines Originalaufsatzes aus dem 16. oder 17. Jahrhundert: „Wie sie es in Augsburg gethan und getrieben" (von 1290—1518). Da die Fortsetzung versprochen wird, so werden wir denn wol erfahren, von wo dieses historische Stück entlehnt ist. Eine andere Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste der Vorzeit", enthält das Schönbartlaufen, etwas über Hexenprocesse, dann einige Scenen aus dem Fürstenleben Ferdinand's Maria von Baiern und der schönen Adelheid von Savoyen, die am Neujahrstage unter drei Wünschen auch den gethan haben soll: „daß die Deutschen ganz vom Hofe möchten abgeschafft werden". Sehr interessant ist für Jeden, der Westenrieder's „Beiträge" nicht gelesen hat, S. 214 die Erzählung über die Behandlung, welche der Kurfürst dem treuen, aber bei ihm verhetzten Kammerpräsidenten von Maudl angedeihen ließ, auch die Notiz über den bekannten knabenschänderischen Pater Marell. S. 219, über Berthold Tucher 1364, von dessen Leosen mit dem Händleins Pfennig sich die Fortdauer des noch heute blühenden Geschlechts Tucher herschreibt. Unter dieser Rubrik sind überhaupt eine Menge kleiner oder größerer historischer Anekdoten zusammengetragen, die sich mitunter gar anmuthig lesen lassen, wie der fluchende Zimmermann in Nürnberg, der an den Pranger gestellt wurde, und wie ihm, als er da noch immer sacramentirt, „ein wenig die Zunge ausgeschnitten wird"; wie Kaiser Friedrich IV. in der glänzenden Reichsversammlung zu Regensburg die Schlafhaube herauszieht und gemächlich auf dem Throne einschläft; wie die tanzlustigen Frauen in Nürnberg dem Kaiser Maximilian die Stiefeln und Sporen wegprakticiren, damit er nicht fortreiten könne, sondern wieder mit ihnen tanzen müsse; wie die Deutschordensherrschaft Absberg zwischen Spalt und Eßin-

gen ein merkwürdiges Asylrecht übt (daß aber von 1591—1792 blos sieben Bankrottirer und dreizehn Duellanten ihre Zuflucht gefunden, ist doch gewiß ein sehr mäßiger Gebrauch jenes juris asyli!); dann von den böhmischen Beutelschneidern oder leichten Kaufleuten, die gegen eine Gebühr an die Obrigkeit bis in Joseph II. Zeiten auf Jahrmärkten die Geldbeutel abschneiden, aber sich durchaus nicht ertappen lassen durften, S. 262. Nr. XX, „Die Abwendung des Umsturzes der ungarischen Verfassung durch zwei edle Frauen" (die Herzogin von Pignatelli-Belriguardo und Eleonore Batthyani-Strattmann); XXIV, Sagen und Legenden, wieder eine Decade von Nr. 156—165; XXVI, Actenstücke zur Geschichte der ungarischen Unruhen; XXVIII, Baiern und Griechenland mit theilweisen Reminiscenzen aus des Herrn Herausgebers Abhandlung: „Die Baiern im Morgenlande", deren wir früher in d. Bl. gedacht haben.

Ref. hat absichtlich mehr angezeigt als ausführlich besprochen. Jeder Kenner von des Freiherrn von Hormayr unermeßlicher Belesenheit weiß, welche reiche Schätze aus den Tiefen der Archive der kühne Taucher von jeher zu Tage zu fördern wußte; weiß, mit welcher Geläufigkeit der Feder, mit welchem Riesengedächtnisse, mit welcher politischen Gewandtheit der Verf. arbeitet, und wie er auch fern von Archiven manches reichhaltige Faß anzubohren und manchem Felsen ein historisches Quellchen zu entlocken weiß. Aber für eine wahre Calamität halten wir seine Entfernung von süddeutschen Archiven und Bibliotheken — da möchte selbst die göttinger nicht ausreichen — wegen der einst in bessern Tagen und jugendlichern Muthe versprochenen Biographie Kaiser Maximilian I. Kein Mann über 50 Jahre kann diesen Kaiser schildern. Vielleicht könnte es Hormayr allein noch. Allein auch noch eine andere Aufgabe ist H. uns schuldig geblieben: die Geschichte der Babenberger, der erlauchten großen Markgrafen und Herzoge Oestreichs; aber diese können kaum anderswo als in Wien selbst geschrieben werden. Dagegen gähnt noch immer der alte Löwe auf dem Burgplatz zu Braunschweig. Damals, 1169, sollte er den Feinden seines Meisters, des Herzogs Heinrich, sein Quos ego zurufen; jetzt fragt er nach einem Geschichtschreiber der Welfen. Sollen die Hohenstaufen und Franken allein ihre Geschichtschreiber gefunden haben? Noch haben Leibnitz, Eccardt, Jung, Scheidt, Eichhorn u. A. lange nicht Alles benutzt, was zu benutzen wäre. Da möchten wir, nicht um des Löwenordens willen, sondern weil es eine der großartigsten Aufgaben wäre, Hand anzulegen, Zeit und Ort haben. Aber das hic Rhodus, hic salta! ist nicht Jedem zuzurufen. 41.

Reise von Paris nach Lyon.

III. *)

Ich habe diesen Morgen die Schlachtfelder der Apriltage und die Eisenbahn von St.-Etienne besehen. Nur eines Anblicks dieser Hügel, Berge, Brücken, Flüsse und Gebäude bedarf es, um einzusehen, daß keine Stadt in der Welt einen bessern Tummelplatz der Insurrection abgibt als Lyon, das zum Ueberfluß von einer dürftigen Menschenclasse bis zu den Dächern wimmelt und als zweite Hauptstadt des Landes den politischen Samen aller Factionen aufnahm. Die Legitimisten, die im ganzen Süden mit der Geistlichkeit eine Hauptrolle spielen und viel stärker und einflußreicher als die Republikaner sind, die jetzt ihre rothe Standarte feierlich zu den Füßen Berryer's und Chateaubriand's legen, scheinen mir die Urquelle des ganzen Vorfalls zu sein, so sehr sie auch sich zu reinigen streben. Die armen blinden Demokraten sind das Instrument, womit die Partei ihre royalistischen Kastanien aus dem Feuer langen will. An der Brücke Lafayette, welche über die Rhone in die Vorstadt les Brotteaux führt, muß der Kampf am heftigsten gewesen sein; die Häuser ringsum sind demolirt oder zerschossen und die beiden massiven Zollhäuser zertrümmert und niedergebrannt. Die sogenannte Croix rousse, wohin sich die Insurgenten nach Aufgeben der ebenen oder Thalstadt, wie nach der jenseits der Saone gelegenen hohen Vorstadt St.-Irenée und der alten Stadt Fourvière zurückzogen, liegt nur wenige Minuten davon und beherrscht die ganze Niederung. Die Regierung, die die Höhe jetzt befestigt, kann froh sein, daß dort weiter keine Geschütze standen, über welche das Volk verfügen konnte, und daß es sie nicht zu benutzen wußte, denn sonst wäre noch mehr Blut geflossen und der Sieg noch lange zweifelhaft geblieben. Man zeigte mir ein paar hoch und frei gelegene Häuser, in denen sich Handwerker und Fabrikanten wie in Festungen vertheidigten. Die Kirchen und Klöster dienten bekanntlich zu gleichem Zweck und mußten mit Sturm genommen werden. Inzwischen ist keins dieser Monumente zerstört, und die schöne gothische Kathedrale St.-Jean in der Bergstadt Fourvière ungeachtet des sie heimsuchenden Kugelregens ganz unverletzt geblieben. Der eisenfeste Stein, woraus sie besteht, war ihr Küraß, die Saone ihr Schild.

Indem ich von diesem Monument so vieler Meister und so vieler Jahrhunderte spreche, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß sein Chor dem Styl nach bis zu Karl's des Großen Zeit hinaufzureichen scheint; die Chronisten von Lyon, die sich auf die Architektur nicht eben verstanden, begnügen sich mit ganz unbestimmten Angaben; noch mehr, sie übergingen ein neben der Kirche gelegenes und noch ganz unversehrt erhaltenes ur-uraltes fränkisches oder vielmehr longobardisches Gebäude, worin jetzt das Seminar ist, ganz mit Stillschweigen, um der Welt desto länger und breiter sagen zu können, welche Devisen die Cardinäle und Marquis geführt haben, die da und dort in den Domkapellen begraben wurden. Da es mir, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht gelang, über dieses uralte Monument etwas Näheres zu erfahren, ließ ich mich zur Paralleliſirung des Baustyls von Cella und Fiscushaus in die Gehöfte führen, die das Chor einschließen. Dort kam ich in Berücksichtigung der Fensterconstruction, Galerien und Simse zu der Meinung, daß die Fronte des Hauses älter sei als der älteste Theil der Kirche. Ich kenne nur ein ähnliches, aber jüngeres Privatgebäude dieser Art, nämlich in Zürich, gegenüber dem sogenannten Münster, der auch sehr alte Beine hat, und von diesem sagt man, es habe zur Zeit Karl den Großen beherbergt. Das züricher Gebäude ist aber öfter renovirt und durch An- und Aufbaue bis auf zwei Fenster verändert worden, während das lyoner in zwei Etagen ganz vollständig erhalten ist. Die Façade der Johanniskirche ist von sehr zierlich geschnitzter neugothischer Art und wurde erst unter Ludwig XI. vollendet, nachdem früher zweimal der Bau stellenweise renovirt worden.

Die Vorstadt St.-Irenée ist schon öfter ein Marterplatz geworden. Sowie dort jetzt die Republikaner niedergeschossen wurden, befahl einst der römische Kaiser Severus, 19,000 Christen umzubringen. Ich las auf dem Boden der Kirche, als ich ihre Aprilgräber suchte, acht versteinerte Verse auf diese Märtyrer und bewunderte das Geschick, das die christ-

*) Vgl. Nr. 271 und 275 d. Bl. D. Red.

liche Religion so oft entweder zum Henker oder zum Opfer machte. Man zeigt in St.-Irenée einen unterirdischen Brunnen, der einst mit Blut gefüllt gewesen sein soll und zu dem das gläubige Volk am Charfreitage wallfahrtet. Der Hügelrücken der Vorstadt St.-Irenée ist der Mons Palatinus von Lyon, wo sich die Ruinen der ältesten Stadt und seine Cäsarenpaläste befinden. Man sieht auf ihm einige kolossale Mauern und Gewölbe des Hauses, das Augustus und Severus bewohnten *), die Arcaden der Aqua Claudia, die Staffeln und den Halbzirkel des Theaters, darin im zweiten Jahrhundert Christen sich als Schauspieler zerfleischten **), mehre unterirdische Gewölbe, Kryptoportici, die entfernte Stadttheile miteinander verbanden oder (wahrscheinlicher) ihnen als Schmuz und Wasser ableitende Cloaken dienten, und verschiedene Gefängnisse, in welche die Römer ihre Sklaven des Nachts einsperrten. Ich habe bereits bemerkt, daß die Regierung die meisten dieser Ruinen zur Anlage eines Forts benuzt, um sowol auf dieser als auf jener Seite der Stadt (Croix rousse) sich die Höhen und den Rücken freizuhalten.

Auf der Rückkehr von St.-Irenée bestieg ich auf dem Berge von Fourvières das Belvedere, welches dort ein Speculant in Gestalt eines hohen Thurmes mit einem Kaffehause erbaute, und ließ mir vom Garçon das Panorama erklären; dann eilte ich, da es bereits gegen Mittag ging und man in Lyon nicht mehr wie in Paris zu essen pflegt, wieder der Rhone zu, um ihren Strand entlang mit einem Fiacre schnell in das Dorf la Mulatière zu fahren und daselbst Brücke, Eisenbahn, unterirdische Galerie, Kohlentransport und — die Vermählung der Rhone mit der Saone zu sehen.

Die Eisenbahn, welche Lyon seit einem Jahre mit der zwölf Stunden weit entfernten Fabrikstadt und den Kohlenbergwerken der Goldküste verbindet und ferner noch mit denen der Loire verbinden soll, beginnt vor der Stadt, unweit des Pont de jonction, woselbst auch die Kohlenmagazine sind. Sie läuft über die Saonebrücke und verschwindet jenseit derselben sogleich in der Nachbarschaft eines an den Berg gebauten Hauses in der Erde, indem sie in einer dunkeln und schmalen Felsengalerie den Berg durchschneidet und an der Kehrseite des Dorfes Mulatière wieder zum Vorschein kommt. Gern wäre ich durch die Grotte gegangen, die ein paar tausend Fuß lang ist; es schien mir aber zu unheimlich, und ich befürchtete die Ankunft eines Transportes, dem nicht schnell genug ausgewichen werden kann. Der Anfang der Höhle ist sehr geräumig, weil er zugleich als Schober für die Ladungen dient und immer eine Reihe von Wagen bereit hält. Sobald ein Convoi, d. i. ein ganzer Transport von vielen Wagen, sich von hier aus durch die Galerie in Bewegung sezt, wird ein Zeichen gegeben, damit jenseit keine Wagen hineinfahren; denn es ist nur Ein Fahrgeleis im Felsen. Auf der lyoner Brückenseite ist ein mehre Hundert Fuß langer, hausähnlicher Schober erbaut, worin sich die Personenfuhrwerke, Dampfwagen und Kutschen zum Anhängen befinden. Sie stehen mit der Bahn in directer Verbindung und verzweigen sich an der Brücke nur mit den Transport- und Kohlenwagen, die auf einem Nebengeleis und Walle, der oft an die hundert Räder zählt, bis in die Magazine laufen. Alle diese Wagen sind von Gußeisen gefertigt, die Räder aus Einer Masse gegossen und nicht über zwei Fuß hoch.

Bis jezt hat man sich der Dampfwagen nur wenig bedient, weil die gewöhnliche Schnelligkeit für den Handel ausreicht. Dagegen fuhr täglich eine Maschine mit ihren Beiwagen Personen fort, welche mit Bequemlichkeit des Vormittags nach St.-Etienne und des Nachmittags zurückkehren können. So ein Convoi von 8—10 buntgemischten Wagen, deren Preise nach der Einrichtung und Bequemlichkeit verschieden sind, nimmt sich imposant aus; desgleichen wenn ein Convoi von Steinkohlen ankommt, der gegen funfzig gleiche, schwarze Massen bewegt und auf der langen horizontalen Bahn wie ein Regiment Soldaten aussieht, das in Sectionen aufmarschirt.

Ich war auch jenseit der unterirdischen Galerie von Mulatière, habe aber dort nichts Neues bemerkt. Die Wagen fuhren zu einer Art Thorweg heraus, wie sie an der Saonebrücke hineinfuhren. Die Reisenden, die von St.-Etienne kamen, verspürten wenig Lust, durch den Berg zu fahren und stiegen ab, um zu Fuß zu gehen. „Das Gewölbe", sagten sie, „ist nicht überall felsenhart und auch nicht gewölbt wie das der Bahn von Liverpool, sondern blos mit Bohlen bergmannsmäßig gestakt, die zuweilen das Wasser durchdringen lassen." Auf der Rückkehr begegnete ich dem Dampfschiff von Avignon, das täglich in 12 Stunden zu dieser alten Gegenpapstburg rudert, und ich ward in Gedanken froh, indem ich meiner Rhonefahrt nun auch entgegensah. Avignon, Arles, Versailles, das ist jezt eine zweitägige Spazierfahrt, die man sich nicht wohl versagen kann, wenn man in Lyon ist und die wohlfeilen Dampfbootpreise angeschlagen sieht. Ich bin vorgestern für dasselbe Geld, nämlich 4 Francs, von Chalons bis Lyon gefahren, welches ich soeben meinem Fiacre bezahlte, um mich vors Thor zu bringen. Derselbe zeigte einen obrigkeitlichen Tarif vor, der außerhalb der Stadt das Fahren per Stunde abschafft, sodaß der Fremde nun gezwungen wird, in Folge hoher Policeiweisheit dreimal so viel in der guten Stadt Lyon als in Paris zu bezahlen.

Nach all diesen Berg- und Thalvisiten habe ich nicht unterlassen wollen, auch noch einige hiesige Kaffehäuser, das Museum und das Theater zu besuchen. Der Sänger Nourrit von der pariser Akademie war auf dem Zettel angemeldet, und ich sah, daß die Kaufleute und Faulenzer de bonne société in Scharen der Place de la Ville zuströmten, wo das sogenannte Grand théâtre erbaut wurde. Das Grand théâtre von Lyon unterscheidet sich von seinen petits théâtres, deren zwei sind: Théâtre des Célestins und Gymnase, die den pariser Boulevardbühnen gleichen, wie sich das pariser Théâtre français von den übrigen unterscheidet. Es ist zugleich Opern- und Schauspielhaus und gibt nur große Stücke. Das Merkwürdigste war mir darin der neue Saal, da er auf ein Haar dem der jezigen pariser Naumachie gleicht und einer der größten des Landes ist. Es folgt hieraus, daß der Architekt des Platzes Bentadour, den ich gelegentlich einmal wegen der neuen Anlage bedeutend lobte, nur den lyoner Baumeister copirte, wenn es nicht ein und derselbe ist, was ich jezt nicht wissen kann. Uebrigens ging Meyer Beer's „Robert der Teufel" bis aufs Ballet ganz leidlich. Die Nonnen im Brigittenkloster hatten den guten Einfall, Mangels reizender Pas desto mehr körperliche Reize zu entwickeln, um den Sohn des Teufels zu verführen, und das gefiel mir schon. Nicht so der Sänger des Raimbeau, der die Provinzialmanie hat, pariser Modelle aufzusuchen. Hier standen sich Original und Conterfei gegenüber wie Wahrheit und Caricatur.

Das Museum von Lyon hätte für den Reisenden, der die großen Nationalgalerien Europas sah, kein Interesse, wenn es nicht speciell ein lyoner Museum wäre und in dieser Eigenschaft mancherlei Alterthümer enthielt, die man in Paris seit der Auflösung des Musée des antiquités françaises vergeblich sucht. Der Magistrat hat sich hier die Sache auch etwas angelegen sein lassen und ein — Palais des arts erfunden; in diesem befindet sich echt kaufmännisch zugleich die Börse und echt römisch-katholisch die Reliquien einiger allerhöchster Aebtissinnen der Häuser Lothringen und Savoyen; denn zwei dieser gottseligen Prinzessinnen nahmen den Schleier und legten das palais des arts oder ursprünglicher eine Abtei der Benedictinerinnen an. Wenn ich nicht irre, war das Kloster ein aristokratisches, und die Novizen mußten eine gewisse Anzahl Ahnen vor ihrer Admission nachweisen. Die Vorsteherin nannte sich abbesse

*) Severus war Statthalter von Gallien. Man fand in dessen angeblicher Wohnung eine Tafel mit seinem Namen und seinem Titel.

**) In den Ruinen dieses Theaters wurden viele Lanzen, Metalle, Steine und geschmolzenes Blei gefunden, woraus man schließt, daß dasselbe in dem Brande des zweiten Jahrhunderts auch ein Raub der Flammen wurde.

par la grace de Dieu. Was mir in diesem Museum besonders bemerkenswerth schien, beschränkt sich auf einige Votivtafeln, einen alten christlichen Altar, einige römische Inschriften, einen serviſchen Kalender, einen alten römischen Dolch und eine große bronzene Tafel, welche zum Theil die Rede enthält, die Kaiser Claudius im Senat zu Rom hielt, um seiner Vaterstadt Lyon den Titel: „Colonie Roms", zu erwirken. Sie wurde 1529 auf dem Hügel von St.-Sebastian ausgegraben. Die Gemälde sind von meist guten Meistern Italiens, Flanderns und Spaniens; allein es wäre überflüssig, sie nach so vielen Meisterwerken ersten Ranges noch zu berühren. Man mag sie sehen und wenigstens die Gemälde des lyoner Malers Richard, die man anderswo nicht findet, einer besondern Aufmerksamkeit würdigen. Richard ist nächst einigen andern hiesigen Künstlern ein Genie, wie es deren wenige in Paris gibt. Endlich dient das Palais des arts oder ci-devant St.-Pierre und Nonnenkloster auch noch mehren gelehrten Gesellschaften, dem Cercle littéraire und der lyoner Akademie, von der ich nichts weiter erfuhr, als daß sie Unterricht in der Physik, Chemie, Medicin, Pharmacie und im Zeichnen ertheile. Ich will nicht hoffen, daß man dieseAnstalt nach dem Beispiel anderer auch Université de province nennt. Eine der preußischen ähnliche Kunst- und Gewerbschule würde in Lyon sehr an ihrer Stelle sein.

Vom öffentlichen Leben habe ich nicht viel in Erfahrung gebracht. In den höhern Ständen bewegt man sich wie in Paris; die gebildete Welt und die Jugend wollen großstädtisch sein und sans gêne, und der Pöbel — nun, der Pöbel ist eben der lyoner Pöbel, ausgelassen lustig, leidenschaftlich politisch, fürchterlich liberal und arm, arm wie kein Pöbel auf Erden. Mir graute des Abends in den alten schwarzen Straßen voll schmaler hoher Häuser, in denen kein Fensterlein unilluminirt und die Laternen des Gaslichts noch gewärtig waren. Es begegneten mir alle Augenblicke schmächtige, seufzervolle Callot'sche Figuren, die Geld in der Gosse suchten und auf zehn Schritte weit nach ihrem Abendessen rochen. Und doch sind diese Leute ehrlich, brav, gutmüthig, und doch hat man mir gesagt, daß eben ein Arbeiter eine Belohnung für eine Lebensrettung ausgeschlagen und ein armes Mädchen eine gute Stelle verlassen habe, um ihre Tugend zu bewahren. Man findet überall Adel im französischen Volke, wenn es weniger als Bürger ist. Die Classe, die etwas hat und etwas ist, das ist die miserabelste.

Von den Apriltagen hört man nicht mehr sprechen, nicht einmal in den Kaffeehäusern. Das tempi passati gilt, und Keiner will vernarbte Wunden wiederaufreißen. Ueberall sieht man auch Soldaten, die eine ungewöhnliche Besatzung verrathen. Die abgerissenen und niedergeschossenen Häuser haben eben angefangen, sich wieder aufzurichten, aber freilich ohne Staatszuschuß. Das Justemilieu assecurirt seinen Unterthanen weder Gut noch Leben; wenn seine Policei zu Felde zieht, so kennt sie keine Friedlichen. Das Uebel hat wie gewöhnlich wieder die Unschuldigen getroffen. 29.

Gedichte von Karl Wilhelm Juſti. Mit einem Titelkupfer und drei musikalischen Compositionen. Neue Sammlung; die spätern Gedichte des Verfassers. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Der Sänger erscheint hier wie ein wohlhabender Landmann, der im Herbste einen Lustwandel durch seine Felder, Wiesen und Gärten macht. Den größten Theil vom Segen des Jahres hat er längst in dem sichern Vorrathshause aufgespeichert; indessen fällt der forschende Blick hier und da auf einen Acker, in dessen Schooße noch eine kräftige Nahrung sich findet, auf eine Wiese, die noch Blumen hat, auf einen Garten, der noch Früchte beut, die des Pflückens und Aufbewahrens werth sind. So hält er eine herbstliche Nachlese und bringt uns den Ertrag. Seine Frühlingsblüten und Sommerfrüchte haben wir freudig aufgenommen, und so kann er auch unsers Danks für diese Herbstgabe gewiß sein. Aus den „Nationalgesängen der Hebräer" finden sich hier als Nachklang und Nachlese ein „Siegesgesang Mosis am rothen Meer" S. 21, „Wehmüthiger Rückblick eines morgenländischen Stammfürsten (Hiob's) auf die Vergangenheit" S. 39, „David's Klage über Saul und Jonathan" S. 60, „Die Eroberung Babylons" S. 71, „Todtengesang auf Babylons König" S. 73, „Jehovah im Gewitter" und „Hinfälligkeit des Menschen und ewige Beständtheit (?) Gottes". Daneben klingen die Accorde der deutschen Harfe, der nordischen Telyn, der griechischen Lyra, und zwar nicht in Nachahmungen, sondern in metrischen Nachbildungen der Urschrift; eingehaucht wurden ihm die Lieder von regem Naturgefühl, Freude, Schmerz, merkwürdigen Zeitereignissen und wehmüthigen Erinnerungen an entschwundene Tage; hier und da ein Seherblick in die Zukunft. Manche Ueberschriften sind glanzlose Rahmen für schätzenswerthe Gemälde; rühmenswerth dagegen ist die Gewandtheit im Ausdruck, die Reinheit des Reimes und die Aneignung der verschiedenartigsten Formen vom hebräischen Parallelismus an bis zum provenzalischen Sonett, Eigenschaften, denen auch der Splitterrichter nichts anhaben kann. Der Wunsch des würdigen Sängers: ein Alter nicht ohne Saitenspiel, ist ihm nicht unerfüllt geblieben; wenn er aber seine dichterische Laufbahn mit dem S. 112 befindlichen „Scheidelied beim Hinhängen meiner Harfe" enden will, so wird es ihm doch vielleicht schwer werden, der süßen Gewohnheit des Harfenspiels zu entsagen; und ist ihm die Entsagung zu schwer, ei, so nehme er in Apollo's Namen das bestäubte Instrument wieder von der Wand; weder die Stimme der Freundschaft noch die der Kritik werden dagegen protestiren. 108.

Literarische Notizen.

R. A. Henrion's „Annuaire biographique", ein zweckmäßiger Nachtrag zu den neuern, namentlich französischen biographischen und historischen Wörterbüchern, umfaßt in zwei mäßigen Bänden die Jahre 1830—34.

Unter Arthaud's Redaction erscheint: „L'Argus français. Biographie pittoresque, morale et générale des fonctionnaires civils, militaires et de l'ordre judiciaire, employés sous le gouvernement actuel". Die erste Lieferung dieses auf vier Bände berechneten Werks ist bereits ausgegeben.

Xavier Quiris hat unter dem Titel: „Philosophie de la tradition", eine Uebersetzung von Moliter's „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition" geliefert.

Von V. P. de la Madeleine erschien in zwei Bänden „Le justicier du roi. An 1589."

Charles Dupin gab heraus: „Essai sur l'organisation progressive de la marine et des colonies".

Angekündigt wird: „Cours complet d'études géologiques, par des leçons et par des voyages", von Renée Boutée (acht Bände).

Von dem Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont erschien in drei Bänden: „Economie politique chrétienne ou Recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir".

Das erste und zweite Heft eines „Mémoire sur la jeune Italie et sur les derniers événemens de Savoie" von einem Augenzeugen ist erschienen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 290. — 17. October 1834.

Pariser Theatergeschichte.

Erster Artikel.

Die Geschichte der pariser Bühnen ist die neuere Geschichte Frankreichs, wie die neueste Geschichte Frankreichs die Weltgeschichte ist. Auf Frankreichs Boden werden die Stücke probirt, hinter seinen Coulissen wird diplomatisch machinirt und vor denselben das irdische Publicum entweder amusirt, ennuyirt oder zum Besten gehalten und betrogen.

Sowie innerhalb 50 Jahren der Staat sich neu und abermals neu bildete, so regenerirte, vermehrte, verschönte oder verhäßlichte sich auch die dramatische Kunst. Eine scenische Republik folgte auf das Königthum Corneille's und Molière's, nach ihr kam das Kaiserthum Talma's, das wie das römische große Acteurs und kleine Poeten hatte, die Restauration mit Rossini's Opern und Scribe's Komödien, und endlich die Julirevolution mit der Romantik Hugo's und Dumas', mit der vulkanischen Musik Auber's, des diabolischen Meyer-Beer's und der demagogisch-militairischen Tanzwuth des Ballets, nicht zu vergessen der Schlachtkomödien und patriotischen Gesänge des Cirque olympique, der sich den Titel eines Nationaltheaters wegen seiner kaiserlichen Apotheosen erwarb und innerhalb weniger Jahre acht Napoleon Bonaparte's scenisch bildete und consumirte.

An ein Stehenbleiben ist an der Seine nicht zu denken, die Industrie, das Talent, der Hunger treibt die Menschen zu Erfindungen. Sie malen, schreiben, bauen und politisiren. Erwarten wir jetzt in der einen Beziehung einen neuen Nationalbankrott, so sind wir in der andern eines neuen Theaterwesens sicher — der Naumachie. Der Menschen Sünden ertranken im Wasser, die der Poeten werden auf diesem Wege vielleicht auch vom Leben zum Tode kommen.

Es ist ein kolossaler Gedanke an die Sündflut des 19. Jahrhunderts, an die Sündflut der Civilisation, auch wenn wir sie uns blos zum Vergnügen in Scene setzen und nach dem alten Dichter Moses vorstellen. Es wird nicht lange dauern, so kommt ein neuer Wasser-, Licht- oder Feuergeist und erfindet der Welt ein Wolken- oder Feuertheater, um die Hölle und den Himmel zu vernatürlichen. Ein Reisender, der jetzt nach Paris kommt, findet in seinem pariser „Guide", der noch vor der Julirevolution gedruckt wurde, außer vielen andern Dingen auch mehre Theater, die nicht mehr existiren, und er sucht vergeblich andere, die er Tags zuvor kennen lernte. Dies kommt von der erwähnten Dampfindustrie, von der Speculation, reich oder bankrott zu werden. Ihr verdankt die Hauptstadt ihre glänzende Schlangenhaut mit der Eigenschaft, sie alljährlich abzulegen und zu erneuern.

Die Theater sind wie die Regierungsformen. Man kann ohne ihre Reform nicht leben, und wenn das eine oder die andere lange Zeit ruhig und unverändert fortvegetirte, so sterben sie zuletzt wie ein monotones Journal, z. B. der „Constitutionnel", an ihrer fetten Magerkeit, an Indigestion, an legislativem Champagner und Austern oder Pellkartoffeln. Variatio delectat. Und wenn es nichts wäre als eine neue Gardine, neue Polster, neue Dichter und Actricen, das Publicum will sie haben, weil es sich im Neuen allemal zu verbessern glaubt. Ein Acteur ist in dieser Hinsicht wie ein Minister, eine Decoration der Oper wie ein System von Sièyes, Villèle, Périer, Carrel oder Marrast, sobald sie Thiers, Philastre und Gambon componirt hat, und die Scene entweder ein römisches Forum, ein Vorzimmer in Versailles, eine Polargegend oder einen Carbonarielub vorstellt.

Wenn der müßige Wanderer vom Théâtre français aus die rue Richelieu hinauf zum Boulevard der Italiener geht, so hat er, ohne es zu wissen, die Grabhügel zweier ersten Theater von Paris betreten. Er erblickt gegenüber der Nationalbibliothek (Bibliothèque du roi) auf einem freien Platz ein neues unvollendetes Säulengebäude, das eine römische Kapelle zu werden scheint und unter der vorigen Dynastie zum Andenken des Herzogs von Berri angelegt wurde, der daselbst am 13. Febr. 1820 unter dem Portieus der Opera von dem Dolche eines Mörders fiel.

Louvois hieß damals das dort stehende Theater der Demoiselle Montansier *); denn ihr überließ die Republik 1794 das Gebäude, als sie das Palais royal aufgab und anfing, große Tonwerke und Ballete aufzuführen. Das Local wurde nach dem tragischen Abende geschlossen und der Erde gleich gemacht.

*) Auch Théâtre des arts genannt.

Weiterhin, da wo jetzt eine breite Straße in grader Richtung zur Börse führt, lag die alte Opéra comique oder Salle Feydeau inmitten mehrer kleiner Straßen und Galerien, die alle in den zwei letzten Jahren verschwanden und großen stattlichen Gebäuden Platz machten. Es war auf dieser Stelle, wo Grétry und Méhul und Dalayrac und Boyeldieu debutirten, wo zuerst der „Wasserträger", „Joseph", „Der Khalif" und noch „Der Schnee" Auber's aufgeführt wurde. Es ist recht eigentlich, als seien die Musen der komischen Oper entflohen, seit sie ihren alten Tempel verließen und ein großes stattliches Gebäude in der rue des petits champs, Salle Ventadour genannt, und, dies wieder verlassend, das Vaudevilletheater der nahen Börse, sonst Nouveautés heißend, aufsuchten.

Die Theater, die an die Stelle der verschwundenen ältern traten, haben von Jahr zu Jahr zugenommen. Schon unter Napoleon, wo Paris bevölkerter war als jetzt, mußte ein Gesetz gegeben werden, das ihre Zahl beschränkte und auf acht festsetzte. *) Es wurde jedoch unter der Restauration stillschweigend aufgehoben und Jedermann erlaubt so viel Komödie auf eignes Risico zu spielen als er für gut fand. Der Staat sicherte die Existenz der ältern fünf großen Bühnen durch eine außerordentliche Unterstützung von 1,400,000 Francs, welche er ins Budget aufnahm und dem Ministerium des Cultus und der Künste überwies. Hiervon bekommt die Académie de musique, jetzt die große Oper genannt, allein 600,000, und die Opéra comique, das Théâtre français, dem auch das Odéon seit Kurzem überlassen worden, den größten Theil des Ueberrestes. Es ist mir unbekannt, ob das Gymnase als ehemaliges Théâtre de Madame (Herzogin von Berri) noch zu dem Quintett der Favoriten gehört; sein Repertoire hat bedeutend abgenommen.

Das pariser oder eigentlicher das französische Theaterwesen begann im Mittelalter, als sich in der Hauptstadt eine besondere Gesellschaft für religiöse Komödie bildete, die, wie auch in Deutschland geschah, sich in der heiligen Woche und zu andern festlichen Zeiten versammelte, verkleidete und Bibelepisoden dramatisch darstellte. **) Vermuthlich waren die solchergestalt zu Komödianten gestempelten frommen Personen Laien und Priester, bis diese Herren des Spielens satt wurden und sich's bequemer machten. Sie verschrieben sich schon im Jahr 1450 besonders einstudirte Italiener und Gascogner, die, da sie ihre Rechnung dabei fanden, vom Heiligen zum Profanen schritten und sich zuletzt als sogenannte enfans sans souci, Kinder ohne Sorgen, zur completen Possenreißerei hergaben. Sie nannten ihre Stücke, zum Unterschiede von den Mysterien der ältern Gesellschaft, die im jetzigen Justizpalast spielte, Moralitäten und wählten später einen Advocaten, Meister Patelin, zu ihrem Director, um, vollständig organisirt, sogenannte Dummbartspiele aufzuführen, in denen der Hanswurst, sot oder prince des sots, wie sie den Director auch selbst nannten, die Hauptrolle hatte und die satirische Tendenz vorwaltete. Es half den Passionsbrüdern frommer biblischer Gattung nichts, daß sie bei der Obrigkeit ihre poetischen Collegen anklagten; das Parlament nahm die Verfolgten mit ihrer Garderobe in Schutz, und ertheilte ihnen ein Privilegium, worob alsbald unter einer festern Regie des Dichters Jodolle und des sogenannten poetischen Siebengestirns ordentliche Stücke nach dem Italienischen aufgeführt und endlich mit „Sophonisbe", einem Trauerspiel von Mairet, der Grundstein zum Théâtre français gelegt wurde. Dies war unter Heinrich IV. *)

Als der Cardinal Richelieu ans Ruder kam, unterschied man schon dreierlei Arten von dramatischen Stücken. Man nannte sie Tragödien, Tragikomödien und heroische Komödien. Ihr Großvater war Alexander Hardy, ihr Vater der Minister Cardinal selbst und ihr Sohn Corneille, der für die Folge Dynast der classischen Schule wurde. Lange vorher hatte Shakspeare in England die erst spät so wunderbar emporgeblühte tausendjährige Eiche der Kunst gepflanzt, ohne daß ein Franke oder Deutscher davon Nachricht bekam.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es sollen damals 40 Bühnen existirt haben.

**) Paris hatte auch seinen Calvariberg, gegenüber dem Schloß Neuilly. Es liegt jetzt eine Abtei darauf.

Universitäten und Hochschulen im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Eine wissenschaftliche Abhandlung von Gotthard Oswald Marbach. Leipzig, Hinrichs. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

So zahlreich auch die Schriften sind, die in unsern Tagen über die Universitäten erschienen sind, sodaß das Interesse an ihnen fast zu ermüden anfängt, so darf doch vorliegende nicht unbeachtet übersehen werden, da sie eine, so viel Ref. weiß, ganz neue und interessante Ansicht über diesen Gegenstand aufstellt. Der Hauptgedanke, den der Verf. entwickelt, ist der, daß der doppelte Zweck, den die jetzt bestehenden Universitäten in sich enthalten: die Erziehung tauglicher Staatsbeamten und die Bildung zur Wissenschaft um ihrer selbst willen, nicht in Einer Anstalt vereinigt werden könne, daß also für jeden dieser Zwecke besondere Anstalten errichtet werden müssen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Ansicht Vieles für sich hat, was sie der genauen Beachtung würdig macht, und daß die Geschicklichkeit, womit der Verf. sie ausführt, wol geeignet ist, dafür einzunehmen. Dessenungeachtet glaubt Ref., daß sie in der Ausführung so bedeutende Nachtheile für beide zu erreichende Zwecke unvermeidlich mit sich bringen würde, daß man sich doch für Beibehaltung der bisherigen Vereinigung beider in Einer Anstalt zu erklären genöthigt sehen wird. Zur Begründung seiner Ansicht holt der Verf. etwas gar zu weit aus, und man muß ziemlich lange lesen, ehe man von den Universitäten nur ein Wort vernimmt. Er stellt seiner Abhandlung eine in schwerfälligen Hegel'schen Formeln sich bewegende Entwickelung der Idee des Staats und dann der Idee der Wissenschaft voran, philosophirt dann weiter über die (subjective) Meinung im Ge-

*) Ich habe eine Moralität aus Heinrich II. Zeit gelesen, welche fast ganz politisch ist und die Märtyrerkrone einem demagogischen Priester zuerkennt. Der Dichter hat den Stoff aus der alten Geschichte Frankreichs entlehnt, die Moral und die Satire auf die Gegenwart angewandt.

gensatze gegen die (absolute) Wissenschaft, erörtert dann aus seinem Standpunkte der absoluten Wissenschaft die Frage, ob es möglich sei, daß in unserer Zeit ein europäischer Staat eine Republik werde, und stellt als Resultat dieser ermüdenden Speculationen auf, daß nach Durchlaufung der Stufen der Despotie, Republik und christlichen (mittelalterlichen) Monarchie das Bedürfniß unserer Zeit der auf Intelligenz sich gründende Staat sei, der am meisten unter den jetzigen Staaten in Preußen realisirt sei. Wozu alles dieses hier? Blos um das so nahe liegende Resultat zu gewinnen, daß der Staat berechtigt sei, die Universitätsverfassung, wenn sie den Zweck nicht mehr entspricht, umzuändern. Nun erst kommt er zur Sache selbst. Hier zeigt er in einer den Grundzügen nach, wenn auch zu schwarz gezeichneten, treffenden Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Universitäten, daß sie weder dem Zwecke der Wissenschaft noch dem der Vorbereitung auf Staatsämter entsprechen. Nicht dem der Wissenschaft, weil diese, die schlechterdings um ihrer selbst willen gelehrt werden müsse, hier immer nur um ihres Gebrauchs für das Staatsamt willen vorgetragen werde, der echte Geist der Wissenschaft also durch den sogenannten praktischen oder Brotgeist unterdrückt werde, und weil die Wissenschaft die positiven Kenntnisse schon voraussetze, die von den studirenden Jünglingen erst eingesammelt werden müssen; aber auch nicht dem der Vorbereitung zu einem Staatsamte, weil dieses vor allen Dingen gründliche positive Kenntnisse erfodere, die aber durch ein oberflächliches Verstandesraisonnement oder subjectives Meinen (worunter die Hegelianer bekanntlich alles freie Denken und Prüfen des Bestehenden, das nicht im Sinne der Hegel'schen Schule geschieht, verstehen) hinweggeschwemmt werden, und weil die Studirenden dadurch gewöhnt werden, sich mit den positiven Einrichtungen des Staats (und der Kirche), dessen Diener sie werden wollen, in Widerspruch zu stellen. Wie für jeden dieser beiden Zwecke die Lehrmethode eine ganz andere sein müßte, so würden auch für jeden andere äußere Einrichtungen erfoderlich sein. Für die Wissenschaft würde schlechthin Lehr- und Lernfreiheit nöthig sein, die für die Vorbereitung zum Staatsamte schädlich wären, weil sie dem subjectiven Raisonnement über das Positive den Eingang öffnen würden ꝛc. Die sogenannten demagogischen Verbindungen seien eine Frucht dieser Vereinigung heterogener Elemente, ihr Grund sei allein (?) die Beförderung des Raisonnirens über Gegenstände, von denen man keine Kenntnisse hat. Daraus zieht er das Resultat, „daß 1) sowol Unterrichtsanstalten für künftige Staatsbeamte nöthig sind, als auch 2) wahre Universitäten, auf denen die Wissenschaft um ihrer selbst willen gelehrt werde; die jetzigen Universitäten aber, weil sie zugleich Unterrichtsanstalten für künftige Staatsbeamte sein sollen, nicht die der Wissenschaft gemäße Einrichtung haben, 3) endlich also beide erwähnte Aufgaben nicht von einer und derselben Anstalt gelöst werden können, weil, was zu Lösung der einen förderlich, zu Lösung der andern nachtheilig wirkt" (S. 80). Die Anstalten zur Erziehung der Staatsbeamten nennt er Hochschulen und will ihnen auch eine mehr schulmäßige Einrichtung geben, die der Wissenschaft Universitäten, und nur für sie will er die Freiheit der jetzigen Universitäten beibehalten. In den Hochschulen sollen nur die für den Staatsdienst erfoderlichen positiven Kenntnisse als solche vorgetragen und so dargestellt werden, daß sie zugleich als vernünftig erkannt werden (wenn sie es aber nun nicht wirklich sind?). Hier soll also alles subjective Raisonnement, d. h. alle freie Beurtheilung derselben nach allgemeinen Grundsätzen der Vernunft, entfernt bleiben. „Auf diese Art werden die Hochschulen dem Staate Beamte erziehen, deren eignes Interesse, welches sie als Vernünftige (?) haben, mit dem des Staates zusammenfällt." Die Behandlung der Studirenden soll hier noch mehr den Charakter der Erziehung haben; daher zur Bildung des Charakters eine mäßige studentische Freiheit, mit einer eignen disciplinarischen Gerichtsbarkeit, halbjährigen Examinibus, Eintheilung der Facultäten ꝛc., doch ohne Lehr- und Lernfreiheit. Von diesen Anstalten sollen die Jünglinge ohne Weiteres in das Geschäftsleben überzugehen fähig sein, und es soll nur den freien Trieb der Einzelnen überlassen bleiben, ob sie nachher noch eine Universität besuchen wollen, auch sollen keine Ansprüche auf Staatsämter daraus hervorgehen. Hier soll die Wissenschaft rein um ihrer selbst gelehrt werden. Da die positiven und empirischen Kenntnisse schon vorausgesetzt werden dürfen, so würde sich die Wissenschaft wol vorzugsweise auf die Philosophie oder doch die philosophische Behandlung der positiven und empirischen Wissenschaften beschränken. Sie müssen Lehr- und Lernfreiheit unbeschnitten haben. Keine Testate, keine Vorschriften, was, bei wem und in welcher Reihenfolge gelernt werden soll, keine besondere Gerichtsbarkeit, weil die hier Studirenden keine Unmündigen, zu Erziehende sind. Keine Eintheilung in Facultäten, weil diese für die Wissenschaft, die nur Ein Ganzes ist, keine Bedeutung haben. Auf diesen wahren Universitäten der Wissenschaft würde, meint der Verf., die Wissenschaft wieder zu Ehren kommen; denn das subjective Raisonnement würde, weil es nur vom endlichen subjectiven Vortheil aufgeregt wird, zu Schanden werden, der Brotgeist würde gar keinen Boden finden, weil der innere Trieb zur Wissenschaft selbst auf die Universität führen würde, die Wissenschaft brauchte sich nicht den Unfähigen anzubequemen, denn Jeder käme schon von der Hochschule mit positiven Kenntnissen ausgerüstet dahin.

Es ist nicht zu leugnen, daß die große Verschiedenartigkeit der Zwecke der Vorbereitung auf ein Staatsamt und der Bildung zur Wissenschaft selbst sehr für die Trennung der Anstalten für dieselben zu sprechen scheint, und namentlich hat die zuletzt entwickelte Idee einer Universität rein für die Wissenschaft an sich für einen Jeden, der von ihrer erhabenen Würde durchdrungen ist und mit Schmerz die tiefe Erniedrigung fühlt, welche sie auf unsern Universitäten durch den herrschend gewordenen gemeinen praktischen oder Brotgeist erfährt, etwas sehr Anziehendes. Aber wird denn auch wirklich das Studium der Wissenschaft gewinnen durch diese völlige Trennung von dem praktischen Leben? Zuerst erhebt sich die Bedenklichkeit, ob denn auch diese neuen Universitäten der Wissenschaft zahlreich besucht sein werden, wenn gar keine praktischen Zwecke, keine Vortheile im bürgerlichen Leben damit verbunden sein sollen. Ist denn der Eifer für die Wissenschaft bei unsern studirenden Jünglingen so groß, daß sie ihm so große Opfer an Zeit, Geld und Arbeit zu bringen bereit wären? Klagt man doch jetzt schon, daß auf unsern Universitäten die eigentlich wissenschaftlichen Vorlesungen, namentlich die philosophischen, die der Verf. vorzugsweise bei der Wissenschaft im Sinne hat, fast leer stehen, da sie doch hier ohne viel Mühe und Aufwand beiläufig neben den Brotcollegien gehört werden könnten, und nun sollte auf einmal der Eifer so groß sein, daß sie blos um der Wissenschaft willen die sonst so ersehnte Anstellung hinausschieben und auf der Universität noch einige Jahre zubringen sollten? Schwerlich. Woher sollte denn dieser hohe Eifer jetzt kommen? Auf den Hochschulen in dem Sinne des Verf. wird er wol schwerlich erweckt werden, wenigstens noch viel weniger als auf unsern jetzigen Universitäten; denn dort sollen ja nur die positiven Kenntnisse mitgetheilt werden, ohne wissenschaftliche Kritik. Ref. glaubt grade, daß der Grund der Gleichgültigkeit gegen die rein wissenschaftlichen Collegien zum großen Theil daran liegt, daß die positiven und praktischen Wissenschaften zu wenig im wissenschaftlichen Geiste und anregend vorgetragen werden, und dies würde durch die Hochschulen des Verf. planmäßig noch vermehrt werden. Außer von den Wenigen, die sich als künftige Universitätslehrer ganz den Wissenschaften widmen wollen, werden daher die Universitäten des Verf. nur ausnahmsweise besucht werden, beweitem die Meisten werden gleich von den Hochschulen in die Staatsämter, an die große Staatskrippe eilen. Ferner auch die Wissenschaft selbst wird nicht gewinnen durch ihre zu schroffe Isolirtheit vom praktischen Leben. Allerdings kann nichts heilsamer für wahre Wissenschaftlichkeit sein, als wenn sie von der gemeinen Praxis des Geschäftslebens und dem niedrigen

Brotgeist ganz frei gehalten wird; aber es gibt auch eine edle, wahre Praxis, von der die Wissenschaft sich nie lossagen sollte, nämlich jene Beziehung auf die höchsten Zwecke des Lebens, auf Religion, Sittlichkeit und Recht. Diese edlere praktische Richtung der Wissenschaft wird aber auf unsern Universitäten immer rege gehalten durch den lebendigen Wechselverkehr der Theorie mit der Praxis, durch die Beziehung der Wissenschaft auf die Anwendung in Kirche und Staat; die Wissenschaft wird sich hingegen leicht von dem Leben absondern und in leere Speculationen verlieren auf den Universitäten im Sinne des Verf. Noch viel weniger aber als der Wissenschaft wird diese vorgeschlagene Trennung der zweckmäßigen Vorbereitung auf den Staatsdienst dienlich sein. Wir müssen hier auf das Nachdrücklichste gegen die Ansicht des Verf. protestiren, als ob die Staatsdiener als solche der wissenschaftlichen Bildung nicht bedürften. Die Hochschulen des Verf., in denen nur die positiven Kenntnisse ohne wissenschaftliche Einsicht mitgetheilt werden sollen, werden nur mechanische Abrichtungsanstalten zum Staatsdienst sein, sie werden nicht wahre, d. i. freie Staatsdiener, sondern sklavische Staatsknechte erziehen, sie werden todte Werkzeuge zur Staatsmaschine, aber nicht selbständige, lebendige Glieder in dem Staatsorganismus bilden. Die Staatsdiener sollen die Lenker des öffentlichen Lebens im Staate (und der Kirche) sein, sie vor Allen sind berufen dasselbe fortzubilden nach ihren wahren Zwecken, sie müssen also mit ihrer Einsicht über dem bestehenden Staat und der bestehenden Kirche stehen, sie müssen die Idee des Staats und der Kirche verstanden haben, und dazu ist durchaus eine freie wissenschaftliche Bildung nöthig, die sie zu freier wissenschaftlicher Prüfung des Positiven fähig macht. Der Verf. will jene auch für seine Hochschulen, eine Art von wissenschaftlicher Verständigung über das Positive; allein wenn er für diese gleich von vorn herein die Grenze festsetzt, daß das Selbstbewußtsein nicht über die Stufe desselben erhoben werde, welche die Regierung in dem Gesetze ausgesprochen hat, wenn er es als Aufgabe feststellt, das Positive als das Vernünftige darzustellen, alle darüber hinausgehende freie wissenschaftliche Prüfung und alle Aufstellung selbständiger Ideale als subjectives Meinen und leeres Verstandesraisonnement verwirft, so ist dies noch schlimmer als der bloße Mangel an wissenschaftlicher Verständigung, es ist ein künstlicher Schein davon, der die Studirenden einlullt in den Wahn, als ob alles Bestehende vernünftig und vortrefflich sei, und der so den freien wissenschaftlichen Geist wie das freie Weiterstreben im Leben ertödtet. Wenn dies die Intelligenz sein soll, worauf der Staat des Verf. zu gründen ist, so können wir darin nur ein feines Spiel eines politischen Jesuitismus erblicken, der unter dem Schein einer vernünftigen Einsicht einer despotischen Regierung nur ein Heer blind gehorchender Werkzeuge erzieht, während die wahre Intelligenz in freier wissenschaftlicher Bildung besteht, die sich nicht durch das Positive binden läßt, eine auf wahrer Intelligenz beruhende freisinnige Regierung solche blinde Knechte verschmäht und ein freies Weiterstreben ihrer Diener achtet. So glauben wir also doch bei der bisherigen Vereinigung des rein wissenschaftlichen und praktischen Zweckes der Universitäten, zum Heile beider, stehen bleiben zu müssen. Wie die Wissenschaft aus ihrer Gemeinschaft mit dem praktischen Leben Nahrung, Kraft und Leben an sich ziehen wird, so wird die Praxis durch die Wissenschaft gehoben und veredelt werden. Die Gesunkenheit des wissenschaftlichen Geistes an unsern Universitäten schreiben wir nicht dieser Vereinigung mit den praktischen Zwecken zu, sondern der Grund derselben liegt wol außerhalb den Universitäten in der Richtung des Geistes unserer Zeit, in dem Geiste der Industrie und der egoistischen Politik, der unsere Zeit beherrscht, und in den gewaltigen politischen Bewegungen, die die menschlichen Kräfte von der stillen wissenschaftlichen Betrachtung mächtig auf die Interessen des Tages hinlenken. 104.

Anekdoten.

Bruix.

Man freut sich in der Geschichte Napoleon's einmal auf einen Mann zu stoßen, der den Muth besaß, dem despotischen Herrscher mit Entschiedenheit entgegenzutreten, indeß ihn die Speichelleckerei seiner übrigen Umgebungen täglich mehr verdarb. Ein solcher Mann war Admiral Bruix. Er befehligte die Flotte zur Zeit des bekannten Lagers von Boulogne, als ihm der Kaiser eines Tages ein Manoeuvre anbefehlen ließ. Der Admiral, einen Sturm vorhersehend, gehorchte nicht. Man sagte dies dem Kaiser, der sich mit seinem Generalstabe sogleich nach dem Strande begab, um den Admiral wegen dieses Ungehorsams zur Rede zu setzen. Schon von weitem rief er ihn zornig an: „Monsieur l'amiral, pourquoi n'avez-vous point fait exécuter mes ordres?" „Sire", antwortete der Admiral mit respectvoller Festigkeit, „une horrible tempête se prépare. Votre Majesté peut le voir comme moi; veut-elle donc exposer inutilement la vie de tant de braves gens?" Gleichwol bestand der Despot auf augenblicklicher Vollziehung seiner Befehle und ging, als sich Bruix jetzt mit bestimmten Worten weigerte, so weit, ihn mit der Reitgerte, die er noch in der Hand hielt, zu bedrohen. Der Admiral trat einen Schritt zurück und, die Hand an den Degen legend, rief er dem Kaiser entgegen: „Sire, prenez garde". Diese Festigkeit imponirte Napoleon, und er warf die Reitgerte zur Erde. Der Admiral ward aber sogleich nach Holland verwiesen, und der Contreadmiral Macon mußte an seiner Stelle das Commando übernehmen und das befohlene Manoeuvre ausführen. Indeß brach aber der vorhergesagte Sturm wirklich aus und kostete mehren Hundert Menschen das Leben. Ich erzähle diese Anekdote nach Constant, welcher aber nicht angibt, was ferner aus dem braven Bruix geworden sei.

Jagdanekdote.

Bei einem Besuche, welchen August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, im Juni 1728, bei dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., abstattete, und wo die Jagd die Hauptunterhaltung ausmachte, rühmte sich August einen Leibschützen zu haben, dem es Niemand gleich thue. Nun kannte Friedrich Wilhelm einen Lieutenant, Namens Brink, als einen unübertrefflichen Schützen. Diesen stellte er dem sächsischen Leibjäger entgegen, dessen Meisterschaft darin bestand, daß er mit der Büchse auf 400 Schritt in einen aufgesteckten Pfahl drei Kugeln so aufeinander schoß, daß keine auch nur ein Haar breit seitwärts streifte. Brink that ihm dies augenblicklich nach; dann stellte er in derselben Entfernung seinen Degen auf und schoß drei Kugeln so gegen dessen Schneide, daß sie sich genau in zwei gleiche Theile spalteten. Diesen Schuß versuchte der Sachse umsonst nachzuthun.

Förster, in seiner eben erschienenen „Geschichte Friedrich Wilhelm I.", welche überhaupt reich an den interessantesten Particularitäten, dagegen aber auch nicht frei von manchen andern Gebrechen ist, erzählt diesen Beweis von fast unglaublicher Fertigkeit.

Die Seiltänzer.

Der Herzog von Lauzun und der Graf von Artois hatten sich kurz vor der Revolution in den Kopf gesetzt, das Seiltanzen zu erlernen. Als sie zu einer gewissen Fertigkeit gelangt waren, meldeten sie sich, aus Tollheit, verkleidet bei einem Seiltänzer mit Namen Cäsar und verlangten Anstellung. Dieser wollte erst eine Probe ihrer Kunst sehen. Sie mußten also das Seil besteigen, und nachdem sie Cäsar genau geprüft hatte, erklärte er sich folgendermaßen gegen Lauzun: „Mon camarade, je vous engagerai pour la foire prochaine, à raison de quarante sous par jour; quant à ce cadet", auf den Grafen von Artois zeigend, „je lui conseille de choisir une autre profession, de se faire abbé, par exemple." Wenn man an die Julirevolution denkt, so möchte man fast meinen, Cäsar habe Recht gehabt, wenn auch nicht ganz in seinem Sinne. 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 291. — 18. October 1834.

Pariſer Theatergeſchichte.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 290.)

Molière erſchien im Jahr 1650 mit einer reiſenden Schauſpielerbande und erbaute eine Bühne, die er Le théâtre illustre nannte, weil ſich darauf viele Talente ausbildeten, die kurze Zeit nachher das königliche Theater Ludwig XIV. zierten, eigentlich aber — weil die Charlatanerie zum Handwerk der Epoche gehörte. Der große Dichter des „Tartuffe" ſpielte acht Jahre in einer Bude, zwei im Hôtel du palais Bourbon, und den Reſt ſeines Lebens im Richelieu'ſchen Théâtre français; 1660 erhielt dort (im Palais royal) ſeine Geſellſchaft die Erlaubniß, ſich troupe royale zu nennen.

Molière veränderte den bisherigen Gang der Theaterangelegenheiten und führte die Charakterkomödien ein. „Der Geizige", „Der Menſchenfeind", „Der Heuchler", „Die gelehrten Frauen" erſchienen und riſſen zur Bewunderung hin. Gleichwol verloren die Vorſtellungen ein Weſentliches durch den Mangel der Schauſpielerinnen. Es waren noch keine Weiber in den Couliſſen erſchienen, und diejenigen, die das Stück erfoderte, mußten von Männern und Jünglingen im Frauencoſtum wie bei den Alten vorgeſtellt werden. Man braucht ſich nur den Tartuffe, anſtatt bei einer ſchönen Frau, bei einer männlichen Figur zu denken, um die Nachtheile für den Dichter zu berechnen, der vor allen Dingen Illuſion braucht. Voltaire war ſo glücklich, ein ganz freies Feld zu finden. Die Schwierigkeiten hatten ſeine Vorgänger überwunden; er brauchte blos in die lockere, weiche Erde zu ſäen, um zu ernten. Und das that er. Seine Marmorgeſtalt ſteht wie Pompejus im Senat der Römer, von Houdon gemeißelt, für ewige Zeit im Veſtibul des erneuerten ſtattlichen Hauſes der rue Richelieu. Lekain, Dlle. Clairon, Talma und Dlle. Ducheſnois haben ihn zwei Generationen hindurch bekränzt, und neue Künſtler werden ihn wieder und immer wieder bekränzen.

Corneille, Molière, Racine und Voltaire ſind ein für allemal die Evangeliſten des Théâtre français, aus denen die ſpätern Dichter den Grundtext entlehnen.

Die franzöſiſche Oper und Opernmuſik hat einerlei Urſprung mit dem Schauſpiel, da ſie mit demſelben in älteſter Zeit verwandt und Eins war. Es wurden lange Zeit im Théâtre français und noch unter Molière, der deshalb Streit mit der Geſellſchaft Lulli's bekam, Stücke mit Geſang und Muſik aufgeführt, die unſern heutigen Melodramen ähnlich waren, ohne daß man ihre Namen verwechſelte. In ihnen war die Muſik eine Nebenſache, wie ſie es auch von rechtswegen ſein ſollte, um die Poeſie zu unterſtützen, die an ſich nicht wie die Töne und Geſänge, vor denſelben Ohren oftmals wiederholt, neu bleibt.

Wahrſcheinlich begann die Opermuſik unter Karl IX., deſſen Geſandter, Anton Baif, oder ſein Sohn, in Venedig muſikaliſch geworden und ein Gedicht in Muſik geſetzt hatte. Ich leſe, daß derſelbe in Gemeinſchaft mit Thibaut von Courville in Paris eine muſikaliſche Akademie unter dem beſondern Schutz des Königs begründete, und daß ſpäter der Abbé Périn 1659 *) eine Art Operettchen, wahrſcheinlich blos als Oratorium, unter dem Titel: „Der Schäfer von Pomona", von einem Organiſten der Kirche St.-Honoré aufführen ließ. Ob dieſes in der Kirche oder in einem Theater, oder bei Hofe geſchah, iſt nicht geſagt, wol aber bemerkt, daß der König den Marquis von Sourdane beauftragt habe, eine Art dramatiſchen Singſpiels regelmäßig zu organiſiren. **)

Wir finden dies Singſpiel unter Ludwig XIV., unter der Direction Lalande's, der des Königs Kapelle und der aus Welſchen und Deutſchen beſtehenden Bande der petits violons du roi vorſtand, und endlich unter der Intendanz des Marquis von Sully, der ſich damit beſonders beſchäftigte, der Geſellſchaft ein Local in der rue Mazarine einzurichten. Quinault ſchreibt ihm lyriſche Gedichte und der Italiener Vigarini ſetzt dieſelben in Muſik.

Am 15. Nov. 1672 ward in Paris die erſte alſo genannte Oper aufgeführt und damit der Grund gelegt zu der heutigen Académie de musique. Dichter und Componiſt hatten ſich dergeſtalt in die Aufgabe getheilt, daß das Stück einem ältern deutſchen Singſpiel mochte vergleichbar geweſen ſein. Es war noch kaum die Rede von Ballet und noch weit weniger von dem hohen italieni-

*) Die Oper datirt alſo ungefähr zehn Jahre nach dem erbeutlichen Schauſpiel und Molière's Auftritt.

**) Nach andern Nachrichten verſammelte ſich der Hof damals oft im Dorfe Iſſy zu ländlichen Feſten, und es wurde „Der Schäfer von Pomona" bei Gelegenheit eines ſolchen aufgeführt.

ſchen Styl unſerer Zeit, der mit Recitativen und Bravourpartien zur Unnatur verkünſtelt wurde.

Als Molière ſtarb, übergab der König beide Inſtitute, Oper und Schauſpiel, dem Marquis, und dieſer vereinigte ſie im Palais royal, bis die Renovation des großen Saales die Trennung nöthig machte und die Oper in die Tuilerien zog. Seit dieſer Zeit wechſelte ſie ihr Local noch viermal und ging abwechſelnd ins Palais, an die Porte St.-Martin, welches Theater ihretwegen in 75 Tagen fertig gebaut wurde, ins Théâtre Louvois, ins Théâtre Favart — zuerſt die italieniſche Oper — und die neue Akademie der rue Lepelletier, die nach der Ermordung des Herzogs von Berri im italieniſchen Styl, mit einer Palladio's an der vicentiner Kathedrale ähnlichen Façade, erbaut ward.

Das Ballet, ein Schooskind der großen Oper, kam unter den Händen der Maitreſſen Ludwig XV. zur Welt und iſt ſeit dieſer Zeit, ſeit der Zeit der berüchtigten Camargo ſo groß und ſtark, ich muß auch ſagen, ſo liebenswürdig geworden, daß es Dichter und Componiſten beherrſcht und gebieteriſch ihre Unterwerfung fodert.

Sowie das Odéon ein Filialinſtitut des Théâtre français, ſo iſt die Opéra comique, obgleich die eigentliche Nationaloper, ein Filialinſtitut der Académie. Jenes, das größte und ſchönſte Theater von Paris, nächſt der jetzigen zur Raumachie gewordenen modernen Opéra comique der rue des petits champs, ſollte die jenſeitige Stadtgegend St.-Germain, dieſe die bürgerliche Welt mit bürgerlicher munterer Geſangsmuſik, mit ſchönen Liedern erfreuen. Beide wurden faſt zu gleicher Zeit unter der Regierung Ludwig XVI. erbaut *), aber öfter ſchon geſchloſſen. Dieſes Schickſal widerfuhr der Opéra comique, welche ein ganzes Jahrhundert früher in andern Localen die Eiferſucht des Théatre français erregt, ſich aus kleinen Sängergeſellſchaften emporgebildet und alſo nationaliſirt hatte, zum erſten Mal auf Befehl der Regierung, und endlich in neueſter Zeit in ihrem ſtattlichen Local ohne allen Befehl, Mangels guter Stücke und guter Sänger. Nach ihrer Auferſtehung im Saale Ventadour hat ſie nur eine Zeit lang von Herold's Opern an der Börſe gelebt. Sie hat ſich dann zum vierten Mal todtkrank niedergelegt, um mit Auber wiederaufzuſtehen und ſich nach dem Beiſpiel des Odéon, das ſich ans français anſchloß, mit der rue Lepelletier zu vereinigen.

Die Opéra comique der frühern Epochen war eine beſſere muſikaliſche Schule als die Académie, welche durch Decorationen und Ballete ihre Ideenarmuth demäntelt. Sie hat dieſelbe erſt ſeit der Julirevolution ſo weit voranſchreiten und ſich die beſſern Meiſter, woran eben kein Ueberfluß iſt, entwenden laſſen. Ihr größter Fehler beſteht in dem pariſer Generaltheaterfehler, welcher da heißt: Alle Tage Vorſtellung, bis das Publicum ſich dabei erbricht und wieder etwas Neues da iſt. Suchte man immer ein gutes Repertoire, Vielerlei, um das Neue nicht gleich alt und abgenutzt zu machen, wäre man nicht thöricht auf Vaterländiſches allein verſeſſen und ſuchte in allen Ländern nach Muſik und Poeſie, wie es der Deutſche thut, ſo wäre die Monotonie, dieſe gefährliche pariſer Krankheit, nicht zu fürchten, und die Fremden vor Allem blieben der Kaſſe nicht aus, wie jetzt nothwendig geſchieht, da ſie immer daſſelbe ſehen und hören. *) 29.

*) Die Häuſer Odéon und Feydeau.

Die Volksſouverainetät in ihrer wahren Geſtalt, von Ludewig Thilo. Nebſt einem Anhange: Iſt Friedrich Murhard ein Compilator? Breslau, Hentze. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat ſich bereits 1827 durch ein Werkchen: „Der Staat in Hinſicht auf Weſen, Wirklichkeit und Urſprung philoſophiſch entwickelt", auf dem Felde der Staatswiſſenſchaften verſucht. Er hält ſich für einen Freund conſtitutioneller Garantien, was ihm nur mit großen Einſchränkungen zuzugeſtehen iſt, und ſagt: „Die Bürgſchaften ihrer Rechte ſind es, die Verfaſſungen und die innerhalb ihrer Grenzen gehaltene, alſo geſetzmäßige Wirkſamkeit des eignen Willens, dieſe edelſten aller Erbengüter ſind es, wonach die Völker jetzt mehr als jemals ringen. Und da ſie ihnen gebühren, werden ſie ſie auch ſicherlich erringen." Doch der Verf. deutet uns auch die Wege an, auf welchen wir das vorgeſteckte Ziel erreichen können. Der eine, ſagt er, iſt der der Gewalt, der andere iſt die freie Willensvereinigung im Volke. Wir halten letztern mit dem Vf. auch für den allein richtigen, und werden nie für die Betretung des andern ſtimmen, ſo lange dieſer nicht verſchloſſen iſt. Die geachteten Koryphäen des deutſchen Liberalismus, ein Rotteck, Welcker, Jordan, ja ſelbſt die verſchrienen Ultras, ein Wirth und Siebenpfeiffer, ſind hier mit dem Verf. derſelben Meinung. Namentlich haben Letztere, wie die landauer Aſſiſenverhandlungen in größter Ausführlichkeit zeigen, nur die Abſicht gehabt, auf dem Wege der intellectuellen Ausbildung des Volks eine Umgeſtaltung des jetzigen mangelhaften Zuſtandes herbeizuführen. In den bereits verfaſſungsmäßig gebildeten Staaten, behauptet der Verf. weiter, ſtehe jener friedliche Weg, als der grundgeſetzliche, Jedermann offen. Es gebe Kammern, es gebe eine geſetzlich freie Preſſe. Geſetzlich frei iſt die Preſſe allerdings in den meiſten deutſchen conſtitutionnellen Staaten, aber factiſch frei gegenwärtig nur für die Feinde des conſtitutionnellen Princips. Doch der Verf. ſagt uns ſogar, was wir zu thun haben, wenn wir durch die Stände und die Preſſe unſer Ziel nicht erlangen können: dann, meint er, zieme es ſich zu glauben, daß es noch nicht an der Zeit ſei zur Realiſirung unſerer Anſprüche; man müſſe ſich in Geduld faſſen, bis der rechte Augenblick erſcheine, es aber nicht machen wie die deutſchen Staaten, welche die Julierreigniſſe in Frankreich zur Erlangung liberaler Inſtitutionen benutzt hätten. Wer wüßte aber jetzt etwas von mehren deutſchen Verfaſſungen, wenn das Volk die Hände in den Schoos gelegt und gewartet hätte, bis man geruhen würde, ihm eine ſolche zu geben. In abſoluten Staaten, wo es keine Kammern und keine geſetzlich freie Preſſe gibt, macht es uns der Verf. noch leichter eine Conſtitution zu erlangen. Hier, ſagt er, darf das Volk eine Verfaſſung nur wollen, um ſie in der That zu beſitzen (ſehr wahr, doch nicht auf die Weiſe, wie der Verf. meint). „Wenn nämlich das Volk ſie will, wollen ſie auch die Regierungsbeamten (!), die ja fortwährend aus dem Volk hervorgehen. So lange aber dieſe, zumal die höhern und höchſten (alſo grade die, welche ſich durch die Conſtitution eine ſchwere Verantwortlichkeit aufladen) ohne Mitwirkung die Regierung möglich finden (eine Regierung ſoll nicht blos möglich, ſie ſoll gut und gerecht ſein), alſo auch dem Fürſten gar nicht, viel weniger dringend die Nothwendigkeit erklären, eine Verfaſſung zu gründen; ſo lange kann auch dieſer nicht ſeine Bekräftigung

*) Einen zweiten Artikel theilen wir nächſtens mit. D. Red.

zu Beschlüssen ertheilen, die noch gar nicht gefaßt sind, und die, dem Geist der Verfassung gemäß, von dem Volk ausgehen müßten." (!) Zur Unterstützung seiner Ansicht führt der Verf. fort: „Sobald es nämlich durch die vereinte geistige und sittliche Cultur der Menschen dahinkäme, daß durch ihre wachsende Verbreitung in einem Volke das Bedürfniß selbständiger Mitwirkung zur Gesetzgebung und Regierung bis zu dem Grade fühlbar würde, daß dieses allgemein-menschliche Bedürfniß in allen Ständen, in den geringsten wie in den vornehmsten, offen zur Sprache käme (wie aber, wenn die Censur den Mund verschließt?) und von allen Seiten, den niedrigsten wie den höchsten, fortwährend dringende, aber bescheidene Gesuche um Gewährung des billigen Verlangens (man findet dies Verlangen nicht überall billig) sich an die Person des Fürsten richteten (man hat Beispiele, daß dergleichen Petitionen höchst mißfällig aufgenommen, ja ein für allemal verboten werden): wie möchte er, der nur wollen kann, was Alle vernünftigerweise wollen sollten, dieser laut gewordenen Volksstimme sein Ohr verschließen, wie ihrem allgemein gehegten und darum gerechten Wunsche die Befriedigung versagen? Im Gegentheil möchten Viele an seiner Stelle sich glücklich preisen, endlich den langersehnten Tag erlebt zu haben, an welchem sie sich der nur ungern geführten Vormundschaft entledigen (?) und von nun an das losgesprochene Volk in seiner freiern und freudigern Entwickelung erblicken und doch leiten und lenken können. Denn nicht über Knechte, über freie Menschen wollen die bessern Fürsten herrschen; und frei wird der Mensch durch sein Recht. Aber die schlimmen, hören wir fragen, die auf ihre Machtvollkommenheit stolzen und eifersüchtigen Fürsten, glaubt ihr, daß sie jemals Hand an das verlangte Verfassungswerk zu legen geneigt sein werden? Denken wir, ein solcher versage den allgemeinen Bitten beharrlich seine Zustimmung, so tritt er durch diesen eigenwilligen Widerstand in ein feindliches Verhältniß mit seinem Volke. Indem er diesem fortwährend die in Anspruch genommene Selbständigkeit versagt, hemmt er die allgemeine Entwickelung des eignen freien Willens und erfüllt Alle mit einem Gefühl des Unmuths, das um so größer ist, als ihm das volle Bewußtsein der Nichtgebühr zum Grunde liegt. Eine Zeit lang mag er die allgemeine Unzufriedenheit nicht wahrnehmen, eine andere die wahrgenommene nicht achten, endlich, wenn sie ihn in allen Mienen und Blicken immer düsterer entgegenkommt, erträgt er sie nicht länger und zuletzt *gewährt* er oder *verzichtet*." Das ist Alles recht schön und gut gesagt, wir wünschen ihm von mancher Seite volle Beherzigung; wenn nur nicht die alte Lehrmeisterin Geschichte uns ganz andere Dinge erzählte. Hier lesen wir wol von blutigen Kriegen um die geringsten Prärogativen der Krone, von Bayonnetten und Kanonen, um die finstern Gesichter in freundliche zu verwandeln; nicht aber von schlimmen Regenten, welche, wenn ihnen ihre Unterthanen schiefe Gesichter geschnitten, die Krone niedergelegt oder sich eines Theils ihrer Gewalt von freien Stücken begeben hätten.

Nach diesen Herzensergießungen kommt Hr. Th. auf sein eigentliches Thema, auf die Frage: ob nicht das Volk selbst der Fürst und daher eine Zustimmung des Regenten zur Sanctionirung seines Willens gar nicht erfoderlich sei? Um diese Frage verneinen zu können, differirt der Verf. zuerst sehr gelehrt über den Begriff des Staats. Er handelt hier von dem Rechte, als dem Wesen des Staats, von der Gewähr des wirklichen Rechtes oder der Staatsverfassung, von den Staatsgewalten, insbesondere von der gesetzgebenden Gewalt, von der Regierungsgewalt und von der richterlichen Gewalt. Sodann geht er auf die Staatsmächte und auf die Souverainetät über, welche er für das höchste Recht im Staate erklärt, „für dasjenige, welches in allen gemeinsamen Angelegenheiten zwar nicht die alleinige, aber wol die zuletzt, also eigentlich entscheidende Stimme verleiht", und deren Alles leitende und bekräftigende Stimme er sich nicht bewogen finden kann dem Volke zuzutheilen, das, nach Aller Eingeständniß, fremder Leitung und Entscheidung am meisten bedürfe. Ferner handelt der Verf. von der Sanction und dem Veto, als den wesentlichen Attributen der Souverainetät, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß, weil ein beschränktes Veto keins, und ohne eins die Sanction unmöglich wäre, das unbedingte nothwendig sei, und daß, weil dem Volke und für dasselbe seinen Vertretern wol das Recht der freien Einwilligung, nicht aber in dieser Einwilligung das Recht der letzten Entscheidung gebühre, weder das Volk noch seine Vertreter auf die souverainen Attribute, auf die Sanction und das Veto und folglich auch nicht auf die Souverainetät selbst Anspruch machen können. Dann wird die Frage beantwortet: Ist der Souverain über dem Gesetz? von der Nichtverantwortlichkeit des Souverains gesprochen und endlich auf den ursprünglichen Sitz der Souverainetät übergegangen, welchen der Verf. in der eignen Kraft und Vorzüglichkeit des Fürsten findet, welcher sich mit Zustimmung des Volks zuerst die Krone aufgesetzt. Seine Beweisführung ist indeß fast nur negativer Art. Er bringt zwar Vieles bei, weshalb die Souverainetät nicht im Volke ruhen könne, muß aber, um das Gegentheil darzuthun, zu einer Hyacinthe seine Zuflucht nehmen, welche, wie er schreibt, am 31. Decbr. 1832 neben ihm auf dem Tische gestanden habe.

Ein Anhang der Schrift, welche zunächst durch das Murhard'sche Werk: „Die Volkssouverainetät im Gegensatz der sogenannten Legitimität" (Kassel 1832), hervorgerufen zu sein scheint, beantwortet die Frage: Ist Friedrich Murhard ein Compilator? mit Ja. Wir wollen dem um so weniger widersprechen, da wir selbst bei einer andern Gelegenheit dasselbe Urtheil über die Arbeiten Murhard's gefällt, auch dieser selbst ausdrücklich erklärt hat, daß er nicht die Absicht gehabt, ein neues System zu erbauen, sondern nur in größerer Ausführlichkeit, als solches bereits früher durch Friedrich von Raumer*) geschehen, die verschiedenen Ansichten und Lehren der Denker aller Zeiten über die wichtigsten Fragen des Staatslebens zusammenzustellen und dadurch das in vielen größern Werken, deren Anschaffung und Studium nur Wenigen möglich, zerstreute Material für das praktische Leben fruchtbarer zu machen. Jedenfalls ein Unternehmen, das weit mehr reellen Nutzen schafft, als wenn er die bereits vorhandenen zahllosen Hypothesen, gelehrten Untersuchungen und Systeme noch mit einem neuen vermehrt hätte, und welches um so mehr Dank verdient, da es allerdings nicht geeignet ist, den darauf verwandten Fleiß durch Gelehrtenruhm zu versüßen. 27.

Romanenliteratur.

1. Kaspar Hauser, oder der Findling. Romantisch dargestellt von ***. Stuttgart, Balz. 1834. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Unglückliche — mit diesem Namen dürfen ja doch Wohl- und Uebelwollende Hausern bezeichnen — selbst erscheint nicht, aber eine der Hypothesen über seine Geburt wird durch einen wollüstigen Fürsten, Kammerjunker und Kammerdiener, so nichtswürdig, wie sie nur in einem Drama des vorigen Jahrhunderts vorkommen, wo deutsche Biedermänner ihnen Grobheiten sagen, abgespielt, wobei verführte Mädchen, Kupplerinnen, schwache, dumme, pedantisch rechtliche Väter, leichtsinnige Dämchen auch ihre Part hersagen, eine unglückselige fürstliche Mutter monologisirt, geheimnißvolle Unbekannte ein bischen den Armenier tragiren, gräßliche Schandthaten enthüllen, aus welchem Allen kein Verständniß, aber ein Buch von 345 Seiten sich ergibt, das dem Verf. und auch den Habitués der Leihbibliotheken die Langweile vertreibt, also nicht ohne Nutzen ist.

2. Godolphin, oder der Schwur. Nach der zweiten Auflage des englischen Orginals übersetzt von Louis Lax. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein gewandter Kopf, von seiner eignen vornehmen Kaste ausgedrückt, und weggeworfen wie er saftlos geworden, läßt seine Tochter schwören, den bevorrechteten Ständen in England

*) „Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik." Zweite Aufl. Leipzig 1832.

jedes Herzeleid anzuthun und das Zusammenstürzen des unterwühlten Zustands dieser beeilen zu helfen. Constanze schwört, entsagt dem Geliebten, um einen ihr gleichgültigen Mann zu heirathen, in der geheimen Absicht, dadurch eine Stellung zu gewinnen, günstig ihrem Racheplan; sie glaubt ehrlich, Schritte zu ihrem Zwecke zu thun, handelt aber eigentlich nur für sich, deren stolzem Gemüthe das Herrschen Bedürfniß, das Politisiren angenehme Gewohnheit ist. Die Liebe zu Godolphin, den sie als Witwe heirathet, macht sie hingebend, aufopfernd; aber das weiblich Schwankende in Gesinnung und Handlungsweise bei ihm läßt sie, die Hochfliegende, Mangel an Kraft und Großheit der Idee in ihm spüren; sie werden sich entfremdet und lieben sich erst recht herzlich, ohne Hinterhalt, als der Tod den Gatten ihr raubt. Ebenso vorzüglich wie dieser Charakter ist der des Helden ausgeführt, den ein hochmüthiger Vater sich selbst überläßt, dessen Jünglingserziehung ein Egoist, in der großen Welt geehrt, und eine leichtfertige, aber nicht unsittliche Schauspielerin übernimmt, der über den Verlust Constanzens sich in der Liebe zu einem seltsamen Mädchen tröstet, das er in Rom kennen lernt. Ihr Vater, astrologischen Träumen hingegeben, macht den schwärmerischen Engländer zu seinem Jünger; die Tochter Lucilla, ganz Leidenschaft, folgt dem Geliebten, der nach einigen Jahren sie verläßt, nach England und stirbt da, wahnsinnig und hellsehend, in seinen Armen. Das Begegnen Lucillens und Constanzens ist von der erschütterndsten Wirkung und zwanglos herbeigeführt. Eine Stelle des Buchs gibt Aufschluß über Godolphin's Wesen; auf Manchen anwendbar, ist sie des Auszugs nicht unwerth: „Die Natur hatte Godolphin vielleicht zum Dichter geschaffen, denn, mit Ausnahme der Ruhmsucht, waren alle Eigenschaften eines Dichters in ihm zur Ausbildung gekommen, und sein ganzes Dasein war in den Schatten einer nicht ausgesprochenen poetischen Stimmung gehüllt. Dies hatte ihn gegen die Geschäftswelt abgestumpft und ihn in das Land der Träume eingeschlossen; dies hatte ihm jene rastlose, unbestimmte Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, den Durst nach dem Idealen eingeflößt; dies hatte ihn schwierig in der Liebe, verdrießlich bei Vergnügungen gemacht; dies war Schuld, daß er in einem Athem nach Allem verlangte und Alles verachtete. Es gibt vielleicht viele solcher Menschen, die mit dem Wesen eines Poeten nicht das poetische Vermögen haben, ihre Gefühle auszuströmen, welche die Welt der Phantasie durchstreifen, ohne den Zauberstab in dem Dunkel ihres Geistes zu finden, der der Phantasie Form und Leben gegeben haben würde. Welche Existenz kann mangelhafter sein als die eines Menschen, der die Seele, aber nicht die Geschicklichkeit eines Dichters hat, der das Sehnen und Leiden kennt, aber nicht den Trost und Lohn?“

3. Prinz Rosa-Stramin von Eduard Helmer. Erster Band. Kassel, Luckhardt. 1834. 8. 20 Gr.

Um die Bezüglichkeiten des mehr witzigen und sentimentalhumoristischen als lustig-ausgelassenen Romans zu verstehen, der ziemlich lose zusammenhängt, muß man in Kassel, überhaupt in Hessen, und Göttingen heimisch sein; die dort Fremden stehen vor einer verschlossenen Pforte, durch deren Spalte sie erlauschen, daß da drin ziegenfüßige Waldgötter kecke Sprünge, freie, aber nicht ungraziöse Bewegungen wagen. Daß der Eine eine besonders gut gerathene Studentenmaske trägt, vielleicht mit Portraitähnlichkeit, läßt sich merken, wie denn hier und da individuelle Züge zu erkennen wären. Allgemein gültig sind die zarten rührenden Bilderchen aus den Kinderjahren, auch die frischen Naturanschauungen, sanften Mollaccorden vergleichbar. Streng genommen ist die ganze Erzählung nur Vorbereitung, Note, oder wie man es sonst nennen will, zu einer beabsichtigten Novelle, die vielleicht nie erscheint, was jedoch durch Das, was und wie der Autor von sich selbst erzählt, Niemand vermissen wird.

4. Novellen, Märchen und Skizzen. Blätter für müßige Stunden, gesammelt von Georg Nicolaus Bärmann. Zwei Bändchen. Merseburg, Weidemann. 1833. 8. 2 Thlr.

Keine von der verwerflichen, d. i. langweiligen Gattung. Einige hätten weißeres Papier verdient als das, worauf sie gedruckt wurden, wie die längste Novelle: „Der Lebenstag“, Geschichte eines redlichen Blutes, das als Lehrer ungezogener, jeder Disciplin spottender Buben sich's mußte sauer werden lassen, Straßenräubern, einer Bande herumziehender Komödianten, ja der Justiz in die Hände fiel, bis denn seine bescheidenen Wünsche erfüllt werden und er als Pfarrherr und Familienvater glücklichen Tagen entgegensieht. Die morgenländischen Parabeln dürften phantasiereicher sein für die feurige orientalische Sagenwelt; als Lehrgedichte gibt ihnen die moralische, einfach sich entwickelnde Nutzanwendung Werth. „Der Bauer von Portugal“, der aus Rachsucht ein ganzes Regiment französischer Soldaten zu morden strebt, weil Einzelne abscheulich gegen ihn und seine Landsleute frevelten, ist in den Hauptumständen sicherlich wahr, was, innere Wahrheit und Harmonie betreffend, mehr oder minder an den übrigen Erzählungen zu rühmen ist.

5. Die Windsbraut. Letzte Novelle von Alexander Bronikowski. Auch unter dem Titel: Sammlung neuer Schriften. Achtundzwanzigster Band. Leipzig, Wigand. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Windsbraut, eine verwünschte Prinzessin oder verkappte Teufelin, geht aus ihrem Incognito nicht heraus, führt den letzten Abkömmling der Karolinger durch die Lüfte davon, nachdem dieser, den der dreifache Bastardnamen wurmt, den eine Großmutter, die auch die des Teufels sein könnte, aufhetzt, seinem Vetter König Ludwig das Kind vergiftet, als es ihm nicht gelungen war, ihn zu erschlagen. Sein Bundesgenosse, Adelhard von Babenberg, wendete sich von ihm, denn Ludwig's Güte sühnte die Blutschuld, in die der König, ein willenloser Unmündiger, durch die Hinrichtung von Adelhard's Vater gefallen; auch wollte sich dieser nicht mit Hunnen, Aufrührern und Hexen verbinden. Vielleicht hätte der Verf., wenn er länger gelebt, dem Knalleffecte des Schlusses noch einiges Mildernde beigefügt, auch wol die Feile geraucht, die hier und da nöthig wäre. 53.

Literarische Anzeige.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1835.

Mit Tegnér's Bildniß und fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt. Geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein. Eine Märchen-Novelle von Ludwig Tieck. II. Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Verfasser des Scipio Cicala. III. Die Alchymisten. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg.

Tegnér's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831—34 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 292. — 19. October 1834.

Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn es sich darum handelte, das vorliegende Buch kurz und bündig mit einem Epitheton abzufertigen, so könnte man es am besten ein geistreiches nennen, insofern man nämlich diesen Ausdruck in der Bedeutung nähme, worin er seit den letzten zwei Decennien Mode geworden. Der moderne Deutsche thut sich etwas darauf zu Gute, alles Schwerfällige, Philiströse, Perückenthümliche aus seinem Gesichtskreise verwiesen zu haben, und deshalb ist ihm der Geist selbst etwas Leichtes und Luftiges, eine Art von kurzer Waare geworden, welche man bequem in der Tasche fortbringen kann und nicht erst, gleich schwerem Geschütz, mühsam nachzuschleppen braucht. In diesem Sinne ist nun ein geistreiches Buch ein geborenes Taschenbuch, dessen Verfasser es verstanden hat, den gewichtigen Stoff zu verflüchtigen, dessen Phlegma über den Helm niederzuschlagen, gleich der Biene nur das Mark, den Honigseim, das Frappante und Piquante hervorzusaugen, und in diesem Hochgefühl einer schmetterlingsartigen Metamorphose als ein echter, kleiner, liberaler Revolutionsmann sich über alles Stabile, was noch nach der schweren Erde schmeckt, lustig zu machen.

Ein geistreiches Buch im modernen Sinne ist mithin ein negatives, polemisches, witziges, spitziges, hier und da aufbrausendes, enthusiastisches, abwehrendes und verneinendes Wesen, ein Wesen, vor welchem die Vergangenheit bis auf das Gestern herab nicht sicher ist, ein Destillateur von „scharfsatirischem Essig", ein Individuum, welches die beste Meinung hat, aber dabei sehr arrogant ist, ein Baumeister mit spitziger Dialektik, welchem das Niederreißen Spaß macht. Ein solches Buch ist das vorliegende von L. Wienbarg. Der Verf. widmet es consequent dem jungen Deutschland, d. h. derjenigen deutschen Jugend, welche es gewohnt ist, die Wissenschaft cavalièrement und revolutionnair zu behandeln.

Das Buch führt den Titel: „Aesthetische Feldzüge"; es trägt mithin seine polemische Absicht an der Stirn geschrieben, und dies ist wenigstens aufrichtig. Minder aufrichtig aber ist es, daß der Verf. in demselben viele gute Gedanken unter dem Anschein vorbringt, als seien sie die seinigen und eigensten und wirklich ganz neue Gedanken, von denen vordem Niemand eine Sylbe gewußt, als würden sie soeben, gleich der Anadyomene, jung und rosig aus dem Meerschaum der eignen Ichheit geboren. Der Verf. sucht nach einem Princip der Aesthetik. Er findet die philosophischen Systeme, wie sie vorliegen, unzulänglich, nur ein solches aufzustellen, geschweige ein System der Aesthetik. Dies gibt ihm Jedermann zu, wenn nämlich diese philosophischen Systeme wirklich nur trockene Schulweisheit sind. Sind sie das nicht, so kann es ihm Niemand zugeben, der das Philosophiren ehrt und liebt. Mit dieser Einschränkung ist aber seine Behauptung eine alte, schon oft wiederholte.

„Es fehlt uns nicht an Philosophie", sagt der Verf., „wenigstens nicht an Philosophen; es fehlt uns aber an einer wirklichen Bildung." „Was ist Leben?" fragt er. „Leben ist Totalität. Das Leben beschämt unsere Bildung, denn diese ist nichts Ganzes, nichts Unendliches." Allerdings wol, wenn man die Fluctuationen deutsch-moderner Zerrissenheit für die allgemeine Bildung der Gegenwart nimmt. Aus diesen freilich kann kein bedeutendes Resultat, keine Tiefe des Wissens, kein Princip und System der Aesthetik gezogen werden.

„Der Geist", fährt er fort, „ist kein Magazin, keine kalte steinerne Cisterne, die den Regen des Wissens auffängt, um sich damit bis an den Rand zu füllen." Ganz recht! Allein hätte der Verf. die Resultate des neuesten philosophischen Denkens studirt, so würde er bescheiden eingestehen, daß er hierin eben diesen nur nachspricht.

Er will der Aesthetik einen weitern Umfang, eine tiefere Bedeutung sichern, als die ihr bisher zugemessen wären. Bisher! Was heißt dies Wort? Der Verf. scheint mit Bouterwek's Aesthetik die Geschichte einer Philosophie der Kunst abzuschließen. Dann freilich läßt sich ihm nichts entgegnen. Allein es gibt wenigstens Vorlesungen über Aesthetik, die dieser Wissenschaft eine weit tiefere Bedeutung, einen weit größern Umfang beilegen, als selbst in den „Aesthetischen Feldzügen" dies stattfindet.

Man müsse, behauptet er, die Geschichte der Völker studiren, um den wahren Umfang einer Aesthetik zu finden. In den Weltanschauungen der Indier und Griechen, wie sie uns deren Poesie aufbewahrt, liege eine Fülle der ästhetischen Gedanken, die für alle Zeiten gäl-

ten, unaufgeſchloſſen. Sehr wahr und richtig! Aber iſt denn dieſe Bemerkung etwas Neues? Es ſcheint, der Verf. kennt die neuern Beſtrebungen und Reſultate der Philoſophie der Geſchichte nicht, denn das hat ja ſchon Friedrich Schlegel — der neueſten Zeit nicht zu gedenken — faſt wörtlich behauptet. Um aber die Leſer einzuführen in das Heiligthum der äſthetiſchen Weltanſchauung der Indier, citirt der Verf. die bekannte Epiſode von Wiswamitra und Waſiſchta's Kuh aus dem „Ramayana". Warum grade dieſe Stelle vorzugsweiſe äſthetiſch ſein ſoll, kann nur Der einſehen, der auch hierin von einem Revolutionsprincip aller Wiſſenſchaft ausgeht. Denn freilich ſind die ungeheuerlichen Anſtrengungen, die Wiswamitra übernimmt, um für einen oberſten Weiſen zu gelten, ſelbſt für den ausgelaſſenſten Demagogen ſtupend und bewundernswerth. Wenn es aber gilt, die Wahrheit auch hier zu erforſchen, d. h. mit andern Worten, wenn es das Höchſte gilt, ſo muß die Behauptung: in dieſer Epiſode ruhe die ganze Weltanſchauung der Indier, ebenſo thöricht erſcheinen, als wenn einer in dem Mythus vom Kampfe der Titanen den Kern der griechiſchen Weltanſchauung finden wollte. Auch hätte ein wirkliches Studium der neueſten Forſchungen in Betreff der indiſchen Vorwelt dem Verf. lehren ſollen, daß der ganze „Ramayana" nur die eine Seite des indiſchen Nationalepos, und zwar die der Entäußerung vorſtellt, wogegen ſich erſt im „Mahabharata" der indiſche Geiſt wahrhaft in ſein Inneres vertieft. Dieſe Einſicht ſtand von dem Verf. um ſo mehr zu erwarten, da er eine Stelle der „Bagavadgita", worin es ſich eben von dieſer Vertiefung handelt, ſelbſt anführt.

Was der Verf. als das äſthetiſche Princip der griechiſchen Welt angibt, iſt nur das alte, wohlbekannte Gerede von der Plaſtik. Wenn er aber vermeint, jener Grundgedanke der griechiſchen Philoſophie: die göttliche Idee der Einheit im Mannichfaltigen und Wirklichen, welche zur Erſcheinung kommt, ſei jetzt aus dem wiſſenſchaftlichen Denken gewichen, ſo läßt ſich einer ſolchen leichtſinnigen Anſicht abermals nur dies entgegnen, daß ihr der wahre Fortſchritt des Gedankens in der Gegenwart unbekannt geblieben. Was man übrigens Lobendes von einer Auffaſſung ſagen ſoll, die, nachdem ſie das Weſen des Aeſthetiſchen als eine Offenbarung der Geſchichte kaum ausgeſprochen hat, die chriſtliche Romantik auf drei Seiten abfertigt, iſt nicht abzuſehen, um ſo weniger, wenn auch dieſer geringe Raum noch von Gemeinplätzen in Anſpruch genommen wird.

Wie ſich nun unter den Einflüſſen dieſer geſchichtlichen Offenbarung der Verf. den Aeſthetiker denkt, iſt komiſch. Derſelbe ſoll zunächſt „aus dem tauſendfältig Gegebenen vermöge eines Acts poetiſch divinirender Abſtraction die einfache Formel des äſthetiſchen Bewußtſeins oder, was daſſelbe, der zeitig lebendigen Weltanſchauung aufſuchen". (Von der nähern Beſchaffenheit dieſes Actes der Aufſuchung ſich eine Vorſtellung zu machen, hält aber ſehr ſchwer.) Hierauf wird dieſem Aeſthetiker zugemuthet, daß er den Begriff der Kunſt im weiteſten Umfange entwickele, wozu nun nicht blos Poeſie und die andern Künſte, ſondern auch „die größte und erhabenſte Kunſt gehören ſoll, ſein inneres und äußeres Leben als Einzelner, als Glied der Familie, des Staats, der Menſchheit zu geſtalten u. ſ. w." Dann ſei es ihm vergönnt, ſich auf die einzelnen Kunſtlehren einzulaſſen und ſchließlich ſeinem etwanigen Werk eine „kritiſche Betrachtung vorhandener Kunſtwerke des Lebens, der Sitten, der Zeitdichtungen und überhaupt der Producte des Genies" hinzuzufügen.

Wenn dieſe ganze hochtönende Tirade ſo viel heißen ſoll, daß man die Aeſthetik nicht als einen dürren, welken, jämmerlich abgeriſſenen Zweig dem grünen Baume des Lebens entheben ſolle, daß, wie die Kunſt ſelbſt, ſo auch ihre Philoſophie im innigſten Verhältniß zur Allgemeinheit der Natur und Welt ſtehe und der unendlichen Einheit des lebendigen Geiſtes entſtamme; dann enthält ſie allerdings eine tiefe Wahrheit, die uns aber nicht, gleichſam zum Hohn und Spott, 1834 von Hamburg aus geſchrieben zu werden braucht. Sollen aber jene ſeltſamen Reden noch etwas Anderes, Höheres, Ueberſchwengliches ausdrücken, dann iſt ihr Sinn, eben weil er das Vernünftige noch überfliegen will, ein — Unſinn. Einen Aeſthetiker aber im Sinne des Verf. hervorzubringen, dazu iſt die gegenwärtige Zeit noch zu arm und dürftig.

Die Stagnation des Lebens — ſagt er — iſt noch zu allgemein und vorherrſchend, und das grüne, trübſchmuzige Waſſer iſt kaum trinkbar für einen Müllereſel, geſchweige für das geflügelte Roß, das ſeinen Durſt in der klaren Flut Hippokrene's ſtillen will. Alſo gibt es keine Aeſthetik im angegebenen Sinne; es kann keine echte Aeſthetik geben; wer ſie ſchriebe, müßte vorher eine neue Religion, eine neue Moral, eine neue Kunſt, ein neues Leben herbeiſchaffen.

Sollte man nicht glauben, wenn man dergleichen lieſt, wir lebten in einer Zeit ſcythiſcher Barbarei, in der Aera eines wiſſenſchaftlichen Fauſtrechts, wo es mit allem Heiligen zu Grunde geht, als bedürfe es einer Armee von Apoſteln, um uns aus unſerer beiſpielloſen Dumpfheit und Dummheit zu erlöſen? Und wer ſind dieſe Apoſtel? Sollen es Diejenigen ſein, deren Inneres ſo ausgeſtorben iſt, daß ſie in der ganzen modernen Bildung nur einen ſtagnirenden und putreſcirenden Krötenpfuhl erkennen?

Was der Verf. über das Schöne als den Gegenſtand der Aeſthetik ſagt, iſt eben auch nichts Neues. Ueber die Unterſchiede des Angenehmen, Intereſſanten u. ſ. w., und wie ſie von dem Schönen ſelbſt differiren, iſt das Vorliegende faſt nur eine Wiederholung ſchon antiquirter Aeſthetiker. Welche Begriffe muß aber der Verf. von der Tragödie, die doch auch in das Bereich des Schönen gehört, haben, wenn er glaubt und ſagt, daß eine ſolche aus 24 Acten beſtehen und dabei ſehr ſchön, wenngleich nicht intereſſant ſein könne. Der Verf. muß von der innern Conſtruction eines Kunſtwerkes, von der einem ſolchen immanenten Grenze, die doch mindeſtens Raum und Zeit beherrſchen muß, gar keine Vorſtellung haben; er muß es ganzes Ernſtes nicht begreifen, daß eine Tragödie von 24 Acten ein wahrhafter Unſinn iſt.

In dem Abſchnitte, wo von Natur und Kunſt und ihrem gegenſeitigen Verhältniß die Rede iſt, zeigen ſich

wahre und tiefe Gedanken; allein diese verdankt der Verf. nicht sich selbst, sondern einzig der philosophischen Bildung seiner Zeit, gegen welche er so heftig eifert. Wie er die Natur betrachtet als ein Lebendiges, in welchem der Begriff wohnt, der seine Momente auseinanderlegt, urtheilt und schließt, besser und freier als ein göttinger Professor — diesen Aufschluß verdankt der Verf. nicht jener revolutionnairen Partei, welche sich für wissenschaftlich und für die Repräsentanten des Zeitgeistes hält, sondern einem weit tiefern, durch Vergangenheit und Gegenwart gleich gebildeten Denken, welches auf jenem Wege wandelt, wo man nicht im Schlafrock und in der schmuzigen Jakobinermütze, sondern im hohenpriesterlichen Gewande der Wissenschaft einhergeht; eben jenem Denken, von welchem das sogenannte junge Deutschland ebenso gedankenlos abstrahirt als das alte, welke, abgelebte, das in seiner Studirstube zwischen Kant'schen Kategorien und Newton'schen Experimenten versauert. Wohl dem Verf., wenn er es dem Rationalismus und matten Idealismus zum Trotz so weit gebracht hat, daß er das Schöne nicht über den Wolken, nicht in den wechselnden Einbildungen und Träumen des Subjects sucht, welche dieses hochmüthig Ideen nennt; wohl ihm, wenn er die Wirklichkeit schön und das Schöne wirklich findet; allein nur nicht geglaubt, daß Er es sei, der diese Wahrheit dem Menschengeschlecht verkündet; diese Wahrheit ist das Resultat einer Philosophie, von welcher der Verf., wie sein Buch bezeugt, sich mit verblendetem Dünkel gänzlich lossagt.

Und eben dieses freudige Lossagen von der Wissenschaft, d. h., um dem Verf. und Denen, die seine Grundsätze theilen, verständlich zu werden, von dem vernünftigen, philosophischen Denken, eben dieser halsstarrige Wahn, als sei der zügellose, raisonnirende Verstand, weil er im Losen umherflattert, darum etwas Freieres und Höheres als jene ruhige tiefe Weltbetrachtung; eben jene Frivolität einer unbeständigen Jugend, welche darum, weil ihr der wahre Grund der Bildung fehlt, jeden Gedanken, den ihr die Zeit aufdringt, für ihr eignes Machwerk hält: eben das ist es, was uns gegen Schriften wie die vorliegende unbedingt aufbringen muß. Allerdings gibt es eine Freiheit, nach der wir uns Alle sehnen; allein wer diese dadurch vorzubereiten wähnt, daß er die Säulen der Erkenntniß, die stille Ruhe der Vernunft umstürzt und untergräbt, der ist nur ein Sansculotte im Reiche der Wissenschaft, für welchen es in der Deputirtenkammer des ewigen Geistes weder Sitz noch Stimme gibt. Was uns eine solche Denkungsart im Bereich der Kunst und Wissenschaft, der Poesie und Prosa auftischt, sind nur zerfleischte Gedanken, welche wie Atome herumstäuben in einem öden und trostlosen Raume. Solche Gedanken sind es, womit unser Verf. sein Werk schließt. Was er über Göthe sagt, streift nur matt an der Wahrheit herum. Byron, der große Dichter und Denker, ist so seicht aufgefaßt, als es nur geschehen konnte. Freilich ist er durch und durch revolutionnair; aber dazu machten ihn weder seine politische Gesinnung noch seine Griechenlieder, dazu macht ihn allein der furchtbare Kampf zwischen Philosophie und Poesie, zwischen der höhnischen Kälte des skeptischen Denkens und dem siedenden Feuer eines unterirdischen Gefühls, welcher in seinem Innern vorgeht. Alles ist in dieser Natur geistig, Haß und Liebe, Verzweiflung und hervorquellende Wehmuth, stoische Erbitterung und die verbissene Thräne des Schmerzes über diese einsame Qual. Wer wird diesen Kampf des Innersten und Geistigsten auf äußerliche Verhältnisse anwenden wollen und gar annehmen, als ob er ohne diese nicht vorhanden wäre!

Jeder große Dichter — sagt der Verf. —, der in unserer Zeit auftritt, wird und muß den Kampf und die Zerrüttung aussprechen, worin die Zeit, worin seine eigne Brust sich findet. Der Dichter müßte blind sein, oder kalt, oder gefühllos, oder heuchlerisch, oder kein großer Dichter, der mit seiner Leier über den ungeheuern Riß hinweghüpft, welcher die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, er müßte nicht der Dolmetscher der Natur und Menschheit sein, wenn er nicht das Ringen und den Schmerz dieser Menschheit verstände, fühlte und in den Wogen der Poesie dahinbrausen ließe.

Das ist ein schönes und kräftiges Wort; Heine spricht es zuerst aus in den „Reisebildern"; aber unter der Schönheit dieser Worte lauscht auch eine versteckte Schlange. Denn den Riß, der durch die Welt geht — wie H. sagt —, reißen Diejenigen noch größer, welche ihn für so unendlich ausgeben; Diejenigen, welche so felsenstarr an ihn glauben oder den Glauben daran erheucheln; Diejenigen, welche wähnen, die Welt sei aus den Fugen, weil ihr Inneres mittenentzwei geborsten; Diejenigen, welche zu Resignation und Verzweiflung Andere verführen, weil sie selbst sich in diesen kalten Zuständen wohl befinden. Und wohl ihnen, wenn wenigstens ihre Verzweiflung Wahrheit ist!

Aber der Mensch soll nicht an der Gegenwart verzweifeln; wer der Welt weismachen will, sie sei entzweigebrochen, weil sein Gemüth zerfallen ist, der ist ein Lügner. Der Deutsche soll sich nicht durch das lose, oberflächliche Spiel des raisonnirenden Verstandes täuschen lassen. Er soll ruhig hinabsteigen in seine und jede Tiefe, dann wird sich ihm, wie der Dichter sagt, das Wesen zeigen, und wenigstens soll er so lange glauben, daß es noch ein Ganzes, Volles und Schönes gibt, bis er sich zur Einsicht dessen hindurchgekämpft. Und darum soll er auch nicht mit unserm Verf. den trostlosen Glauben theilen, als ob es nun, da Schiller, Göthe und Byron todt, mit aller Poesie aus sei, und als ob das Summum, wozu es deutscher Geist jetzt bringen könne, eben nur jene leichte, geistreiche, witzige und schneidende Prosa sei, die ihr ironisch-zweideutiges Wesen, ihre verdächtige Verzweiflung am Bestehenden auf den Thron setzt; vielmehr soll er bedenken, daß diesem einseitigen Zustande der modernen Schriftstellerwelt schon durch den ruhigen Fortschritt des philosophischen Gedankens gewehrt wird, und daß früher oder später ein neues, innigeres, poetisches Leben im deutschen Lande erwachen wird. 32.

Taschenbuch der neuesten Geschichte von W. Menzel. Vierter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1832. Erster Theil. Mit Bildnissen. Stuttgart, Cotta. 1833. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Jedermann weiß, daß der Vers. ein verständiger Liberaler in seiner politischen Ansicht ist, wenn schon Manche von seinen literarischen Ansichten und Kritiken dies nicht immer einräumen möchten; obgleich er nun namentlich den Ref. durch sein mannhaftes Wort gegen den Nachdruck in der Ständekammer und auch sonst noch wiederausgesöhnt hat, so kann dies doch schon darum das Urtheil über diesen Jahrgang nicht verändern, weil es im Ganzen nicht anders als günstig lautet. Denn es versteht sich, daß über eine kaum verflossene Zeit und über die Jahresportion Geschichte, welche auf einen oder den andern europäischen Staat kommt, wo also Causalität, Pragmatismus an den gegebenen Grenzen nur zu oft scheitern müssen, noch kein historisches Kunstwerk gegeben werden kann, zumal bei der Eile, das Buch erscheinen zu lassen, die einer ehemaligen venetianischen Wettfahrt gleicht. Der Verf. faßt indeß die Ereignisse verständig auf — denn politisch verständig und vernünftig liberal sind uns Dasselbe —, stellt sie einfach und überzeugend hin und läßt gewöhnlich die Haupturkunden und die wichtigsten Zeitungsartikel der seiner eignen Ansicht entsprechenden Farbe reden. Dadurch geschieht es nun wol, daß man manchen längst gelesenen Artikel hier noch einmal lesen muß; geschieht es auch, daß man die Autormühe des Verf. nur auf die Hälfte — denn so viel dürften die abgedruckten Seiten gegen die selbstcomponirten austragen — veranschlagen muß, wenngleich das Zusammentragen dieser Artikel auch seine Zeit fodert; geschieht es endlich, daß die Gegner der Zeitungen auch die Gegner des Verf. werden dürften. Uns irrt dies Alles aber nicht, weil wir es auch ungefähr so gehalten haben würden. Dabei enthält sich Hr. M. der wohlfeilen Prophezeiungen für das folgende Jahr, die von Einigen leicht gemacht werden können, weil sie dieses folgende Jahr schon durchgelebt hatten, als sie über das vorige schrieben. Zwei Duodezseiten Einleitung sind genug für ein verhältnißmäßig geringes Jahr, um uns nach Art der Landleute auszudrücken. Ein hundert Seiten langes Aufzählen Dessen, was man zu genießen bekommen wird, ist wie ein ewiglanger Speisezettel bei einem hungerigen Magen. Von Deutschland ist hier gesagt: „daß die gesetzliche Opposition nur darum zu journalistischem und tumultuarischem Schwindelgeiste ausarten zu müssen schien, um die Beschlüsse des 28. Juni zu motiviren, durch welche die bereits in einigen Staaten beschlossene Preßfreiheit wieder vernichtet und die gehofften Entwickelungen des constitutionnellen Lebens wieder in Frage gestellt wurden". Genau analysirt, steckt zu wenig hinter dieser Ironie für den großen Ernst und Jammer der Sache, deren Folgen wahrscheinlich noch im Wachsen sind. Manche Fürsten mögen freilich der Dame Constitution, die mit ihnen auf dem Throne sitzt, herzlich müde sein.

In dem ersten Bande wird S. 1—114 Frankreich, 115—160 Belgien und Holland, 161—229 England, 229—247 Spanien, 247—272 Portugal, 272—316 Italien abgehandelt. Die 12 beigegebenen Bilder stellen Durham, Karoline v. Berri, Dupin, den Herzog v. Reichstadt (als Leiche), Ferdinand von Orleans, Luise von Belgien seine Schwester, die Generale Gérard und Chassé, Lord Holland, Ferdinand von Spanien, Chateaubriand und Cuvier vor. Ob diese Bilder ähnlich sind, weiß Ref. nicht, denn er hat von allen Dargestellten blos den Herzog von Reichstadt, aber als Kind gesehen. Daß dieser (nach S. 96) plötzlich in eine Krankheit gefallen sei, die er, wie es hieß, aus Scham verhehlte und welche eben dadurch tödtlich wurde, finden wir wenigstens durch Montbel nicht bestätigt. Ebenso wenig ist wol verbürgt, daß der Jude Etienne Gonzaga Deutz der Liebhaber der Herzogin von Berri gewesen sei und sie aus Eifersucht verrathen habe, weil er die Herzogin im vertrauten Verhältnisse mit einem jüngern Nebenbuhler angetroffen. In einem größern Werke über neuere Geschichte würden wir solche unerwiesene Behauptungen ungern sehen; in diesem Taschenbuche mögen sie allenfalls die aufgeregte Meinung der Parteien bezeichnen helfen. Leser, die etwas lebhaftere Scenen als bloße Hofcouren und Cabalen, Parlamentsverhandlungen, Ministerintriguen und Wechsel für ihren geistigen Magen brauchen, empfehlen wir die Auftritte in Paris beim Ausbruche der Cholera (wo die berühmten Pariser sich auf gleicher Stufe mit den Moskowitern zeigen) oder die Schilderung von Lamarque's Leichenbegängniß und der dabei gelieferten Schlacht. Ueber den Schuß auf den König (auf dem Pont royal) heißt es S. 102: „Nach Allem, was über diesen Schuß bekannt geworden ist, könnte nur ein politisches Kind noch länger zweifeln, daß er von der Policei selbst geführt wurde und ein plumpes Spiel war, um den König als „erhaben in der Gefahr" darzustellen. Und selbst wenn dieser Schuß gegen alle Wahrscheinlichkeit wirklich von einem Feinde Ludwig Philipp's und ohne dessen Wissen abgefeuert worden wäre, so bleibt immerhin die Thatsache gewiß, daß ganz Frankreich ihn für ein bloßes Impromptu der Policei hielt." Die Unruhe in der englischen Staatsuhr war 1832 die Parlamentsreform, in der belgischen die Citadelle von Antwerpen, in Italien die Franzosen in Ancona; die Greuel der päpstlichen Truppen sind lebhaft genug geschildert. Der zweite Band wird die übrigen Staaten Europas und hoffentlich auch Amerikas enthalten, und darum sich wahrscheinlich noch kürzer fassen müssen. Möge er nur bald erscheinen, ehe es vielleicht — zu spät ist. 41.

*) Vgl. Nr. 262 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Notiz.

Exemplarische Bestrafung eines Preßvergehens. **)

Am 27. Mai 1780 wurde der Expfarrer J. H. Waser hingerichtet. Er hatte 1) einer Privatgesellschaft einige Kupferstiche und Instrumente entwendet, 2) einige ihm zum Copiren anvertraute, aber bei ihm dann noch vergefundene Documente zu behalten gesucht, und endlich 3) an Schlözer in Göttingen für dessen „Briefwechsel" einen Aufsatz „Ueber den Ursprung des Kriegsfonds und die Beschaffenheit desselben in Zürich" eingeschickt. Letzteres kostete ihm den Kopf; denn weil er einige in der Verwaltung des Kriegsfonds stattfindende Mängel stark gerügt hatte, bezeichnete man ihn als Staatsverräther, er sollte den Staat Zürich in Gefahr gebracht haben. Von einer Defension scheint gar nicht die Rede gewesen zu sein**), und von 20 Stimmen waren 12 für, 8 gegen seinen Tod. Unter den erstern scheint selbst die des sanften Idyllendichters Geßner gewesen zu sein, zum mindesten behauptete es Schlözer, und die actenkundige Darstellung des schrecklichen Processes, die wir erst 1828 im zweiten Bande der „Helvetia" von S. 288—414 erhielten***), widerlegt es nicht. Waser ward ein Opfer des republikanischen Aristokratismus, welcher oft ärger ist als morgenländischer Despotismus. Die Züricher waren 1780 nicht weiter als die Zittauer 1495, denn da wurde von diesen der Bürgermeister hingerichtet wegen etlicher Praktiken mit „Briefen und andern Verdachte". 86.

*) Zugleich als Nachtrag des Artikels: Johann Heinrich Waser, im „Conversations-Lexikon".

**) Das Criminalproceßwesen war früher in der Schweiz in der traurigsten Verfassung. Der Verhörrichter konnte territiones verbales et reales, d. h. Schläge und glühenden Schwamm anwenden. Der mit der Vertheidigung beauftragte Anwalt bekam nur einige Tage dazu. Noch richtete man die Kindermörderinen hin und ließ Kirchenbuße thun, selbst wenn die Ehe ein kleines Versehen wiederausgeglichen hatte. Daß unter solchen Umständen Waser mindestens der Sache nach keinen Vertheidiger hatte, ist fast sicher anzunehmen.

***) Nur ein züricher Geschichtschreiber erwähnt bis dahin der Hinrichtung: Vögelin („Helvetia" a. a. O. S. 413).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 293. — 20. October 1834.

Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersetzt von Louis Lax. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Aachen, Mayer. 1834. 8. 2 Thlr.

„Hätte ich", sagt Lady Morgan in der Vorrede, „etwas Geringfügigeres, Unbedeutenderes als Das, was ich die Ehre habe, dem Publicum zu Füßen zu legen, so würde ich es vorzugsweise ausgewählt haben, nicht aus Anmaßung, sondern aus Rücksicht für die großen Fragen, welche jetzt die Welt beschäftigen." Diese Worte sind zur Einsicht in den geselligen Conversationston der vornehmen Welt in London, für die Lady Morgan wesentlich schreibt, von Bedeutung; sie zeigen, wie schüchtern Bücher in England oft auftreten müssen, und wie ihre Verfasser erst nöthig haben durch ein Geständniß der bescheidenen Anerkennung größerer Interessen sich mit ihren Lesern zu befreunden. In Deutschland thun die Autoren allezeit, als seien ihre Werke die wichtigsten in der Welt der Wirklichkeit, und in der That sind Bücher die Hauptgegenstände unserer geselligen Conversation. Alle Conflicte unsers Lebens schlichten wir schriftlich.

Bei alledem liefert die Verf. nichts Unbedeutendes; aus den Stoffen, die sie hier zu drei dramatischen Bildern aus dem wirklichen Leben zusammenstellt, würden deutsche Autoren eine beträchtliche Anzahl Novellen liefern. Die edle Dame, deren Bildung und Geistesrichtung wir immerfort hochschätzen mußten, legt hier ihre Lebensanschauungen, die sie in höhern und den Cirkeln der bonne bourgeoisie zu sammeln Gelegenheit gehabt hat, vor uns nieder; sie betreffen England und Irland und sind um so wichtiger, als sie vom ethischen und socialen Zustande des letztern Landes, das gegenwärtig die Staatsmänner in London beschäftigt, ein getreues Gemälde liefern, dem Licht- und Schattenseiten nicht fehlen. Das erste dramatische Bild, das aus neun Scenen besteht, ist besonders in dieser Beziehung interessant. Ein Mitglied des Unterhauses von der vornehmsten Classe, Henry Lumley Sackville Esq., ein liberaler, aufgeklärter Menschenfreund, hat kürzlich zu seinem großen Erbeigenthum eine inländische Besitzung von 10,000 Pfd. jährlicher Einkünfte von seiner Tante und Mutter bekommen, die beide Repräsentantinnen und Erbinnen der alten Familie Sackville waren. Um das Besitzthum kennen zu lernen, verläßt er London und schlägt in Schloß Sackville seine Wohnung auf, mit dem Vorsatze, seine Ländereien nicht eher zu verlassen, als bis ein neuer, liberaler Geist der Ordnung und Gesittung unter seinen Unterthanen seine wohlthätigen Einflüsse zeigt. In den Vertretern des Altirischen findet er jedoch die größten Widersacher, und über seine Grundsätze im Sinne des Whig-Ministeriums und seine Neuerungen empört, wirkt besonders eine Pietistenclique ihm entgegen. An der Spitze dieser Sekte steht die junge verwittwete Baronin Roßtrevor, eine Heilige der ersten Qualität, die, eine zweite Krüdener, zur Stiftung einer neuen Religion eine starke Neigung hat, nebst ihrem religiösen Agenten, dem ehrenwerthen Enoch Grimshaw, der ein Heiliger von Profession genannt wird. Einige Scenen schildern uns in abschreckenden Zügen den Zustand des niedern Volkes in den Wildnissen und den Gasthäusern, wo es sich versammelt. „Es ist ein gewaltiger Sprung", sagt Sackville, „von dem Mittelpunkte der gesellschaftlichen Bildung und Feinheit, den Künsten, Wissenschaften und europäischen Interessen zu diesen wilden, düstern Regionen, zu einem Leben unter einem rohen, ungezügelten Volke." Lady Sackville, die ihren Mann begleitet hat, ist besonders bemüht, dem Elende der niedern Classen unter ihren Untergebenen mit wohlthätiger Hand abzuhelfen. Sie erschrickt über die Wahrnehmung, auf einer Strecke von 20 englischen Meilen nur drei Kirchen und nicht einen gutgekleideten Bauer gefunden zu haben. „O Lady Emilie!" erwidert die frömmelnde Betschwester Lady Roßtrevor, „wenn Sie von Dem, was Sie in den finstern Dörfern von Schloß Sackville und Mogherow gesehen haben, auf die ärmern Classen des ganzen Landes schließen wollen, so werden Sie sich sehr täuschen. Sie sprechen von ihrem äußern Elend; aber was ist das gegen ihre innere Nacht! Was ist der Körper, der vergeht, gegen die Seele, die ewig lebt?" Lady Emilie kann sich aber nicht überzeugen lassen, daß der Körper dem Schmuze und Elend preisgegeben werden müsse, um die Seele zu retten; sie begreift nicht, daß man Kasteiungen und Beten sein Leben widmen kann, während es so viel zu handeln gibt. Jene Sekte aber weiß alle Bestrebungen und Absichten der Familie Sackville beim Volke zu verdächtigen; auch die Beamten behindern Manches, was zum Heil der ärmern Classen in den Ländereien der Besitzung in Gang

geſetzt werden ſoll, und ſo ſieht ſich Sackville mit dem beſten Willen für das Volkswohl der verblendeten Leidenſchaft der Weißfüßler bloßgeſtellt, einer conföderirten Pöbelgeſellſchaft, die ihr Fauſtrecht ſich erſchafft, und vor der erſt neulich O'Connell ſelbſt, wie engliſche Blätter verlauten, die Patrioten Irlands zu warnen ſich gedrungen fühlte. In einer einſam wilden Gebirgsgegend fällt Sackville in die Hände dieſer Horden, die unter der Anführung eines gewiſſen Brian ſtanden, der aus Armuth Verbrecher wurde und für den ſich Sackville ſelbſt bei dem Obergericht zu Dublin verwandt hatte. Der locale Richter auf ſeinen Gütern hatte auch die Begnadigungsſchrift erhalten, den Gefangenen aber mit Zurückhaltung des Pardons heimlich entwiſchen laſſen, um dem Gutsbeſitzer die Gelegenheit zu entziehen, ſich populair zu machen. Erſt ſpäter überreichte er demſelben die Schrift mit dem Bedauern, daß ſie zu ſpät eingetroffen ſei, der Culpat ſei in die Wälder entflohen. Zum Glück trägt Sackville die auf ſeine Verwendung eingegangene Begnadigungsſchrift bei ſich, als er in Brian's Hände geräth, und ſtellt dieſen zufrieden. Ein Gefecht zwiſchen den Soldaten und den Weißfüßlern ſchließt das Bild. So wenig es der Darſtellung des iriändiſchen Pöbels an ſchwarzen Farben fehlt, ſo ſieht man deutlich, daß es der Schriftſtellerin darum zu thun iſt, durch die Rohheit und Verwilderung des Volkes ein kräftiges Naturgefühl hindurchleuchten zu laſſen.

Auch in den beiden andern kleinern dramatiſchen Bildern ſind Figuren hingeſtellt, die uns mit dem irländiſchen Volkscharakter verſöhnen ſollen. „Die Oſterferien, oder die Tapiſſerieарbeiterinnen" geben Scenen aus der hohen Ariſtokratenwelt in London. Unter den redend eingeführten Nationalcharakteren, deren Schilderung ebenſo fein als ſcharf iſt, treten folgende beſonders hervor. Die Gemahlin des Lord Damer, der in ſeinem Hauſe die Soiréen in den Feſttagen gibt, eine Frau vom Stande im ſtrengſten altengliſchen Sinne des Wortes, die nichts von der ganzen Welt weiß, außer was in das Bereich der vornehmen und des Modetons ſchlägt. Sie ſchläft gern nach und ſchwatzt viel vor Tiſch, d'ailleurs bonne pâte de femme. In den guten Cirkeln iſt ſie unter dem Namen der Tante dreier Herzöge bekannt, und obgleich berüchtigt wegen ihrer ſchläfrigen feiſten Langweiligkeit, intriguirt ſie doch ſehr eifrig für das Intereſſe ihrer Familie. Ihre Nichte, Lady Alice, iſt ein echt faſhionables Geſchöpf, mit einem mürriſchen, hochmüthigen, geringſchätzenden Weſen, das für Vornehmheit gilt, aber nur die Folge übler Laune iſt; Einfalt, Unwiſſenheit und Egoismus ſind die drei Cardinaltugenden der Dame. Höchſt ergötzlich iſt Lord Mount-Twaddledum, ein bejahrter Edelmann aus der ſtockalten Schule Englands, der als der genaueſte Kenner der altariſtokratiſchen Etikette mit Hülfe ſeiner heraldiſchen Kenntniſſe ſelbſt Herzögen beweiſt, daß ſie keine Edelleute ſind. Von echtem, eigentlichem Adel hält er nur diejenige Familie, die nachzeigen kann, daß ſie ſeit 400 Jahren ſich nicht mit Handel oder irgend einem Gewerbe zur Erhaltung des Lebens eingelaſſen hat. Auch Herr Sullivan iſt eine intereſſante Figur. Dieſer politiſch-literariſch begabte Irländer liefert faſhionable Artikel und politiſche Witze für die Journale; die erſten ſchmiedet er aus den Gerüchten, die in den Salons ſeines ariſtokratiſchen Gönners circuliren, die letzten ſtehen in grabem Widerſpruche mit deſſen Intereſſen und Grundſätzen. Ein pariſer Modeherr, Graf Amadeus de Vaublanc, gehört auch zu dem buntgemiſchten Cirkel des Lords Damer. Durch den Einfluß diplomatiſcher Damen hilft dieſer Stichtling den Ton angeben. Er iſt das Modell der Dandies von der Chauſſée d'Antin, die ſeine Toilette für „étourdissante" erklären. Er hat zuerſt in Frankreich den „tigre anglais" eingeführt und den alten Jokei außer Mode gebracht. Das „agencement" ſeiner Cravatte ſetzt die Elegants in Verzweiflung. In der Miſtreß O'Neal, einer geiſtvollen Irländerin, die gegen die engliſchen Erziehungsprincipien und namentlich gegen die Sucht, Stickereien zu arbeiten, ſtatt ſich dem geſelligen Umgangstone anzuſchließen, polemiſirt, ſcheint ſich die Verfaſſerin ſelbſt gezeichnet zu haben. Die Anſtandsregeln in den Erziehungsanſtalten für Töchter der höhern Nobleſſe verrathen den geiſtloſen prüden und verdumpften Charakter der Geſellſchaftsmanieren des vorigen Jahrhunderts, und Miſtreß O'Neal läßt ſich ſtark über dieſe Verkrüppelung des innern Menſchen aus. „Wo kein Gefühl iſt, iſt auch kein Anſtand", ſagt ſie. „Frauen ohne Gefühl ſind nur durch Zufall tugendhaft; die Verworfenen ſind immer leidenſchaftslos, Moralität und Unempfindlichkeit können nicht miteinander beſtehen."

Das dritte dramatiſche Bild: „Das Temperament", liefert uns einen gutherzigen, aber wegen falſcher Verdauung hypochondriſchen, launenhaften Mann aus der Claſſe der bonne bourgeoisie in London. In ſeiner Melancholie verkennt er ſich und Alle, die ihn lieben und ehren, und ſeine Selbſtqual gibt uns den Anblick einer herrſchenden Gemüthskrankheit im engliſchen Nationalcharakter. Ein komiſcher Tölpel von Irländer, ſein Diener, iſt mit vieler Sorgfalt gezeichnet und gewinnt uns für dieſen eigentlichen Volkstypus, den Lady Morgan mit Vorliebe ſchildert. 11.

Britiſches Oſtindien.

Je weniger man in England ſich dieſes ungeheuern Reiches, das bereits an 80 Millionen Unterthanen umfaßt, für die Folge hinlänglich ſicher weiß, um deſto öfter wird die Frage verhandelt, wie dieſe Sicherheit aufs Beſte verſtärkt werden möchte, worüber man ſich denn aber noch nicht einigen kann. Es ſind über dieſen Gegenſtand neuerdings unter andern zwei bemerkenswerthe Werke erſchienen: „Observations on our Indian administration, civil and military. By Lieut. Colon. *James Coulfield*, of the Bengal army" (London 1832), und „The political, commercial and financial condition of the Anglo-Eastern Empire" (London 1832). Der Oberſtlieutenant Coulfield iſt der Meinung, daß der Landbeſitz der oſtindiſchen Compagnie, wenn auch der jetzige Hof der Directoren dieſer Geſellſchaft vom beſten Willen beſeelt ſei, jetzt unendlich weit über eine Maſchinerie, welche urſprünglich für eine bloße Handelsgeſellſchaft eingerichtet ward, hinausgewachſen ſei. Wie ſollen jene 24 Directoren, die von den Mitgliedern der Geſellſchaft zur Führung aller Angelegenheiten des Vereins erwählt werden, 70—80 Mill.

Menſchen, zum Heil derſelben, regieren können? Ehedem, wo es nur galt, eine Factorei einzurichten und zu vertheidigen, reichten hierzu die Kräfte aus; jetzt aber ſind die Völker Hindoſtans, womit man ehemals nur Handel trieb, Unterthanen geworden, die nach England um Schutz und Verbeſſerung ihrer Lage ausſchauen; nicht eine Factorei iſt es mehr, welche die Handelsgeſellſchaft regieren und vertheidigen ſoll, ſondern ein Reich, groß, wie der größere Theil Europas zuſammengenommen. Und die Angelegenheiten dieſes ungeheuern Reiches ſollen durch jene Directoren, welche der Mehrzahl nach dazu gar nicht fähig und überdem nicht einmal an Ort und Stelle ſind, wo ſie ſich mit den Bedürfniſſen und Wünſchen der Eingebornen bekannt machen könnten, ſondern entfernt von dieſem Reiche um die Hälfte des Umfangs der Erdkugel zu London ihren Sitz haben, beſorgt werden? Zwar iſt, was die ausübende Gewalt anbelangt, Vieles dem königl. Board of commissioners for India affairs übertragen; aber dieſe Staatsbehörde muß einen großen Theil ihrer Autorität wieder durch jenen Hof der Directoren in Ausübung bringen. Wie gewöhnlich, ſind beide Collegia aufeinander eiferſüchtig, und da widerſetzt ſich dann das eine Dem, was das andere vorſchlägt, indem der Directorenhof allein mit den praktiſchen Intereſſen Indiens bekannt zu ſein behauptet, während die Staatsbehörde der Commiſſionarien ſich des ausſchließlichen Beſitzes der theoretiſchen Kenntniſſe einer wirkſamen Regierung rühmt. Kaufmannsgilde und Staatsbehörde hadern miteinander, gute Maßregeln kommen nicht zur Ausführung, dahingegen alle Uebel, worüber ſich die Millionen der Hindus beklagen, unabgeändert, ja, ohne daß öfters nur Notiz davon genommen wird, fortdauern. So wünſchte z. B. die obengenannte Staatsbehörde für Indien, daß auch Eingeborene zu Friedensrichtern erwählt werden möchten, um den Hindus ein Intereſſe für ordnungsmäßige Rechtsverwaltung zu erwecken, die überdem für Ausländer mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden wäre, hingegen durch indiſche Richter nicht nur leichter, ſondern auch für die Gemeinden vortheilhafter würde beſchafft werden können. Aber der Hof der Directoren widerſprach, weil, wenn den Eingeborenen irgend eine Macht eingeräumt würde, welche ſie gelegentlich auch gegen dortige Engländer geltend machen könnten, es mit der Oberherrſchaft der Compagnie zu Ende gehen, deren Anſehen niedergeſchlagen und deren Zepter zerbrochen werden würde. Coulfield ſtellt zwei Hauptſätze auf: Um dem entfernten Reiche eine billige und wirkſame Regierung zu ſichern, muß man ſich hüten, den natürlichen Geiſt der Eingeborenen nicht durch kleinliche Einmiſchungen zu beunruhigen, muß ihnen Leben und Eigenthum ſicherſtellen und ihnen einen gerechten und angemeſſenen Antheil an der ausübenden Regierung des Landes geſtatten, kurz, das Beſte des Volks mit dem der britiſchen Herrſchaft verſchmelzen. Dann zweitens: Man muß durch eine ordnungsmäßige Mitbewerbung eine ehrliche und thätige Betriebſamkeit befördern (durch Zulaſſung engliſcher Anſiedler, wie aus dem Folgenden erhellt). Das Höchſte würde freilich erreicht werden, wenn man, um Gemeingeiſt und Gemeingefühl für alle wichtigſten Gegenſtände zu ſchaffen, auch Gleichheit der Religion, der Sprache, der Erziehung, der Sitten erwirken könnte. Aber hierzu möchten noch Jahrhunderte gehören, da man hier nicht mit Zwangsmaßregeln einſchreiten darf, ſondern auf verbeſſerte Erziehung, namentlich in Schulen, und vorleuchtendes Beiſpiel ſich wird beſchränken müſſen. Was nun die obenerwähnte Coloniſation, die, unter gewiſſen Beſchränkungen, Coulfield dringend empfiehlt, anlangt, ſo hält er dieſe Maßregel beſonders auch für künftige Sicherſtellung der britiſchen Oberherrſchaft in jenem großen Reiche für unumgänglich nothwendig. „Die Hindus", ſchreibt er, „fühlen weder Achtung noch Liebe für die engliſche Regierung; es findet kein echtes, haltbares Geſellſchaftsband unter den einander immerdar fremd bleibenden ſtatt. In der Stunde der Gefahr würde kein Hindu ſich willig zeigen, zum Schutz der Fremdherrſchaft ſich zu erheben. Die britiſche Regierung ſteht iſolirt da unter jenen zahlloſen, ihr fremden, gegen ſie verſchloſſenen und übelgeſinnten Völkern. Iſt das auch eine auf die Dauer ſichere Stellung? Wenn wir aber Wurzel faßten in dieſem Boden und uns ſelbſt mit dem Volke verkörperten, ſo würde es uns gelingen, nun ſelbſt ein Theil der Bevölkerung zu ſein, und würden in dieſem, uns durch Gemeinſamkeit der Religion, der Sprache, der Sitten, der Gefühle, der Vortheile innigſt verbundenen Theile der Bevölkerung eine wahre und dauernde Sicherheit finden. Wie die Sachen aber jetzt ſtehen, iſt irgend ein religiöſer Schwärmer oder Betrüger im Stande, Indien von einem Ende bis zum andern in Flammen zu ſetzen. Man denke ſich nur einmal recht deutlich ein Land, wo außer der geheimen Feindſeligkeit gegen unſere Intereſſen nun auch noch der finſterſte Aberglaube und ein blinder, willenloſer Gehorſam gegen die geiſtlichen Führer über eine Bevölkerung von Millionen herrſcht; eine Bevölkerung, aus der wir dennoch die Stützen und Diener unſerer Herrſchaft entnehmen. Ein Funke in dieſes auf allen Seiten entzündbare Gebäude geworfen, würde daſſelbe plötzlich in die Luft ſprengen können, und von unſerm Namen würde auch nicht die Spur übrig bleiben. Man verbeſſere alſo in Zeiten das gegenwärtige, fehlerhafte Syſtem, und es werden dann mit der Zeit unſer Heer und unſere vornehmſten Staatsdiener aus einer Bevölkerung hervorgehen, welche durch Bande des Bluts, der Religion der Sitten und des Gefühls gegenſeitiger Sicherheit mit uns innigſt verbunden iſt. Geſchieht dieſes aber nicht, ſo ſind wir, wie geſagt, der täglichen Gefahr gänzlicher Vernichtung ausgeſetzt, die entweder durch Empörung von Innen, oder auch durch einen Einfall von Außen her leicht hervorgebracht werden kann; denn das eine Ereigniß kann das andere hervorbringen. Wohin ſollen wir dann uns retten, und wo einen Stützpunkt und Sammelplatz finden?.. Nun iſt, betreffend Coloniſation, unſere Meinung aber nicht die, daß man die gegenwärtigen Grundbeſitzer etwa ungerechterweiſe und durch Zwang verdrängen ſolle, um für das Heer unſerer britiſchen Coloniſten Raum zu gewinnen, ſo etwa wie die Spanier und Portugieſen durch Mord, Raub und Unterdrückung ſich ehedem in Amerika Platz geſchaffen haben. Nein! unter einer gerechten, gemäßigten, wachſamen, wohlgeführten Regierung ſoll die Wohlfahrt Aller mit ſtrengſter Unparteilichkeit gefördert werden. Die europäiſchen Anſiedler oder deren Abkömmlinge ſollen wie jeder andere Käufer von Grundſtücken nun auch auf den Markt kommen dürfen. Und dieſe Einſiedelung wird für das ganze Volk insgemein von den größten Wohlthaten begleitet werden; denn wir werden unſere Kenntniſſe, Geſchicklichkeit, Kraft und Geldmittel zu Belebung jedes Zweiges der Betriebſamkeit mitbringen. Und da hier nur von Ankauf die Rede iſt, ſo werden auch nur Leute aus den höhern und gebildetern Volksclaſſen einwandern können. Dann wird der Ackerbau künftig Schritt halten mit dem Handel; die mechaniſchen Künſte werden erblühen; heilſamer Wetteifer, moraliſche Verbeſſerung und — Sicherheit werden die glücklichen Erfolge unſerer allmäligen Verſchmelzung mit dem Volke von Hindoſtan ſein, das ſodann die Ankunft der Fremden ſegnen wird, wenn es durch ſie zu allen Vortheilen der Civiliſation ſich hingeleitet ſieht. Man ſagt zwar, Indien ſei bereits übervölkert; aber dem iſt nicht ſo. Grade die ſchönſten, die fruchtbarſten und dem europäiſchen Klima ähnlichſten Landſchaften ſind nur dünn bevölkert. Künſtler und Handwerker ſind, die wenigen in Kalkutta ausgenommen, faſt nirgend zu finden."

Anderer Meinung iſt nun aber der Verfaſſer der zweiten, obengenannten Schrift: „The political etc. condition of the Anglo-Eastern Empire". Nachdem er der oſtindiſchen Compagnie eine glänzende Lobrede gehalten hat, daß ſie Indien endlich in einen glücklichen Friedenszuſtand zurückverſetzt, den ſchrecklichſten Verwüſtungen der Kriege und Räubereien ein Ziel geſteckt, ihren Einfluß nur zum Wohl der Eingeborenen bethätigt, ihre Schätze nur zur Sicherung der Herrſchaft Britanniens in Indien und ſeines Handels verwandt, auch ihre Waffen nur zum Schutz der Schwächern gegen die Stärkern geſchwungen habe, widerſetzt er ſich der Coloniſationsmaßregel aufs Aeußerſte. Die Hindus, ſagt er, verabſcheuen ein

solches Verfahren. Um nicht die Gefühle und selbst die Vorurtheile der Hindus zu beleidigen, mit deren Religion, Gewohnheiten, Einrichtungen man überall schonend verfahren müsse, habe die Compagnie sehr mit Recht es für nothwendig gehalten, den Europäern jeden Landankauf in Indien zu verbieten. Auch alle übrigen Verwaltungszweige (wovon er ausführlich handelt) nimmt er in Schutz und behauptet, daß, wenn man die gegenwärtige Regierungsweise des anglo-östlichen Reichs zerrütten werde, dieses zugleich eine Zerstörung des wohlgeordneten Gleichgewichts zwischen der britischen Krone und ihren Unterthanen nach sich ziehen müsse.

Zu näherer Kenntniß des religiös-sittlichen Zustandes Indiens dient ganz besonders des leider jüngst verstorbenen, hochgesinnten und hochgebildeten Braminen Rammohun Roy zu London (1832) erschienene, ungemein lehrreiche Schrift: „Translation of several principal books, passages and texts of the Veds and some controversial works on Brahmanical theology", worin er aus den heiligen Schriften (den Vedas und deren Auszuge, dem Vedant) darthut, daß die echte Hindureligion das Dasein eines Einigen, allweisen und unerschaffenen Schöpfers, Erhalters und Regierers des Weltalls lehre, und allen unter den Hindus durch Religionsverderber nachmals gangbar gewordenen Götzendienst und den Unfug sittenverderblicher und greulicher Gebräuche (wohin auch die Verbrennung der Witwen gehört) nicht nur nicht lehre, sondern vielmehr ganz bestimmt ausschließe. Er schildert die sowol schauderhaften als schamlosen und das ganze Volk entwürdigenden, aller Verbesserung unfähig machenden Misbräuche (wohin auch der leicht zu gewinnende Sündenablaß und manches andere stark Romanisirende, wovon uns der bekannte Jesuit Dubois eben nichts erzählt hat, gehört), und weist die unlautern Quellen, falsche Religionsbücher, nach. Man darf hoffen, daß seine Schriften, seine Aufmunterungen und sein Beispiel mit der Zeit segenreich wirken werden.

Eine anziehende Schilderung der nördlichen Landschaften des britischen Indiens, besonders des Himalayagebirgs, liefern Capitain Skinner's „Excursions in India, including a walk over the Himalaya mountains to the sources of the Jumna and Ganges" (London 1832). 82.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. Von Alfred Reumont. Stuttgart, Cotta. 1834. 8.

Dieser für den Kunstfreund lesenswerthe Aufsatz ist aus dem stuttgarter „Kunstblatt" besonders abgedruckt und der kais. königl. Akademie der schönen Künste zu Florenz gewidmet, deren Ehrenmitglied der Verf. ist. Der eigentliche Gegenstand der Untersuchung ist die Geschichte des Grabmals des Papstes Julius II., welches Michel Angelo errichtet hat, und auf welchem man noch jetzt seinen Moses, das großartigste Bildwerk aus jener Kunstperiode, bewundert. Dieses Monument wurde lange verzögert und mehrfach verändert in seinem Plane, und es waren allerlei Beschuldigungen auf den Künstler selbst deswegen gefallen. Indessen liegt seine Rechtfertigung in einem Briefe, welchen Michel Angelo selbst geschrieben hat und der von dem rühmlichst bekannten Bibliothekar der Magliabechiana zu Florenz, Professor Ciampi, daselbst wiederaufgefunden worden ist. Vorliegendes Schriftchen ist eigentlich eine Uebertragung des von Ciampi herausgegebenen und erläuterten Briefes mit einer zweckmäßigen historischen Einleitung. Abgesehen von dem Interesse, welches diesem Schreiben in Beziehung auf das besprochene Kunstwerk und den sittlichen Charakter seines Verfertigers zukommt, wird man durch eine Stelle des Briefes auch auf das Verhältniß zwischen Michel Angelo und Rafael hingewiesen, worin sich aber auch ganz der übermüthige Geist des Florentiners zu erkennen gibt. Es heißt nämlich am Schlusse (S. 25): „An allen Mißhelligkeiten zwischen Papst Julius und mir war Schuld der Neid Bramante's und Rafael's von Urbino, und dies war der Grund, weshalb er zu meinem Schaden mit der Arbeit an dem Grabmale bei seinen Lebzeiten nicht fortfahren ließ. Daran that Rafael wohl: denn was Der von der Kunst wußte, das wußte er durch mich." 62.

Notiz.

Wie ausnahmsweise vor Kurzem auch in d. Bl. eines bloßen Schulprogramms, das jedoch allgemeine Beachtung verdiente, mit Recht gedacht wurde, so mag auch das, in diesem Jahre in Aschaffenburg erschienene Programm des am dortigen königl. Gymnasium angestellten Professors Joh. Mich. Heilmaier, unter dem Titel: „Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen", hier nicht unerwähnt bleiben und sogar, bei dem sich gegenwärtig immer mehr verbreitenden Studium der neugriechischen Sprache, allen Denen empfohlen werden, die sich mit derselben befreunden wollen. Indeß können wir selbst die darin aufgestellte Meinung nicht für begründet halten, insofern nämlich der Verf. zu zeigen sucht, daß die neugriechische Sprache (er nennt sie jedoch — wie man auch die romanischen Sprachen nicht neulateinische nenne — romaisch) kein Dialekt der altgriechischen, sondern eine eigne und neue sei, welcher zwar die im Lande gesprochenen Volksidieme und das byzantinische Griechisch zur Grundlage gedient, die sich aber im Verlaufe der Zeit durch die Sprachen der in Griechenland angesiedelten Völkerstämme zu einem eigenthümlichen Typus herausgebildet habe (S. 42). Denn es will uns scheinen, als betrachte er den an und für sich gar nicht abzuleugnenden Einfluß der slawischen, romanischen und albanesischen Sprachen auf die neugriechische, den er sowol in materieller Hinsicht als in Betreff der Grammatik und Syntax S. 16 fg. nachweisen will, für viel zu wesentlich, wie schon daraus klar wird, daß Vieles von Demjenigen, was nach ihm selbst (S. 10 fg.) die heutige neugriechische Volkssprache im Gegensatze zum Altgriechischen hat, schon im zweiten und den folgenden Jahrhunderten sich findet, und daß er Manches in der neugriechischen Sprache aus dem Romanischen, Slawischen, Albanesischen ableitet, was nur aus dem Altgriechischen und ohne allen Zwang zu erklären ist, sodaß vielmehr angenommen werden muß, es haben jene Sprachen aus dem altgriechischen Sprachschatze geschöpft, als daß die neugriechische durch romanische u. a. Elemente zerfetzt sei. Daß sie dies in Worten und in der Grammatik allerdings sei, kann nur Derjenige leugnen wollen, der das Neugriechische nicht kennt; aber das beweist noch nicht, daß sich dadurch das Neugriechische so sehr und wesentlich von dem Altgriechischen entfernt und getrennt habe, daß es als eine eigne und neue Sprache betrachtet werden könne. Geht man im Gegentheile nur davon aus, daß das jetzige Neugriechisch im Munde des Volks der Hauptsache nach weiter nichts sei als die Volkssprache, wie sie die alten Griechen zu den schönsten Zeiten der Bildung ebenfalls geredet haben, so ist durch die nachfolgenden Zeiten bis jetzt — und freilich mit Berücksichtigung des äußern Einflusses der römischen, fränkischen, türkischen Herrschaft und der vielfachen Einwanderungen fremder Völker in Griechenland — doch nur Ein Schritt bis zum heutigen neugriechischen Idiome. Nur die Ausartung der Sprache ebenso wie des Volkes selbst im Verhältnisse zu den alten Griechen müssen wir zugeben; aber die Grundelemente der Sprache sind griechisch, und weit mehr griechisch, als, trotz Salmasius (S. 10), die italienische Sprache lateinische Elemente hat. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 294. —— 21. October 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Erster Artikel.

Noch ehe der Winter vor der Thür ist, melden sich auch schon die kleinen bunten Tröster für Frost und Unwetter, sie machen dem Alten-Weibersommer sogar den Rang streitig und klopfen schon keck und dreist bei gutem warmen Wetter, bei hellem lichten Sonnenschein des Sommers überall an, um Einlaß zu begehren. Es wird bald so weit kommen, daß die Taschenbücher in den Hundstagen schon mit uns kokettiren, und die Sucht, sie zu zeitigen, wird fast zur Hundswuth werden. Inzwischen freuen sich doch viele Menschen, wenn die bunten Dingerchen ankommen, ehe die langen Abende um sich greifen. Der Strickstrumpf, das Nähzeug ist schon für größere Arbeiten in Thätigkeit gesetzt, vom Wetter und vom Theater, den beiden stereotypen Conversationsobjecten in Theecirkeln und Damengesellschaften, kann man doch nicht ewig salbadern; da läuft so ein niedliches Büchlein mit Goldschnitt lustig sich präsentirend in die Hand der Schönen, es gibt eine anmuthige Unterbrechung für Auge und Ohr, wenn nicht gar für Herz und Seele, man sucht, wählt unter den bekannten Verfassern die Lieblinge, wagt sich wol gar an einen Neuling, den der Redacteur auf den Literaturjahrmarkt sogleich mit Glanz einschmuggeln will, man urtheilt, schwatzt, lästert, moquirt sich, mäkelt, spricht vom Altern der größern, anerkannt classischen Dichter, will den neuern auch das Wasser nicht gönnen, und bei all dem Hantiren und Plaudern wird doch die Stickerei fertig, oder der lange Abend verfliegt; was will man mehr! Wohl Dem, der nach Belieben auswählen kann, und der sich kein Gewissen daraus zu machen braucht, ob er seine Urtheilskraft wie ein Weberschiffchen hin- und herschleudert und ein Gewebe der Willkür zusammenstichelt. Ein Kritiker ist der Einzige unter Gottes Himmel, der in der Taschenbüchersaison zu bedauern ist! Sein Urtheil kann nicht in den Strickstrumpf mit eingemeschelt werden, der irgendwem eine wohlthätige Wärme um die Wade verschafft; seine Ansichten werden nicht unsichtbar mit dem Zuckerzwieback von schönen Zähnchen hinuntergekaut, oder mit einem Schlückchen aus der goldenen Theetasse von rosigen Lippen beiläufig mit hineingeschlürft; seine Meinungen lassen sich nicht unsichtbar in das Leib- oder das Serviettenband, das für den heiligen Christ gearbeitet wird, einweben, sein Gutachten über die Büchlein wird Schwarz auf Weiß den Leuten aufgetischt; seine Kritik wird wieder ein Gegenstand der Kritik in den Cirkeln der Städte; wenn er tadelt, wird er ein grober, böswilliger Mensch gescholten, der den Leuten den Spaß verderben wolle, und ein Glück ist nur, daß ihn Niemand kennt und er unter der Decke des geheimsten Incognito seine Artikel, seinen kritischen Beruf, seinen Geschmack, ja seinen moralischen Charakter brandmarken hört. Alles verlästert ihn, Jung und Alt, es ist fast nur Eine Stimme über ihn in der ganzen Runde um den Theetisch, an dem er selber wie auf Nadeln sitzt; er muß miteinstimmen in den Tadel, denn loben kann er doch am wenigsten, und schweigen hieße nichts von den Tagesinteressen wissen. So ist's dem beklagenswerthen Schreiber dieses schon etliche Male ergangen, weil er die zerbrechliche Waare der eiteln Almanachsliteratur sub specie aeterni kritisirte, d. h. das Glühwürmchen, das sich ein ephemeres Vergnügungsstündchen im stillen Abend macht, secirte und unter Sonnenglas und Teleskop stellte. Es ist ein verzweifeltes Handwerk, eine Reihe Taschenbücher zu kritisiren; es läßt sich kein rechter Maßstab ausfindig machen, um über Fleck und Clauren in einem und demselben Artikel mit gleicher Stimmung zu sprechen; es ist ein widersinniges Gemengsel von Inhaltsvollem und Seichtem, es ist ein zu enger Raum, auf dem sich die Extreme zu nahe berühren, man kann dabei nicht ernst sein und nicht lustig; die Taschenbüchererfindung ist ein verrückter Fastnachtsschwank, wo sich Alles kunterbunt durcheinanderwälzt. Die Taschenbücherliteratur ist so widersinnig für einen denkenden Menschen wie — das Leben selbst: heute schwer und tief, eine Offenbarung des Heiligsten, das aus der Tiefe der verhüllten Nacht sich in das Licht des Tages stellt; morgen so seicht und albern wie der nüchterne Morgen nach einem Rausche, so nichtsnutzig und abgeschmackt leer, als gäbe es keinen Gott und keinen Teufel.

Dieser letzte Zug wird sich in der Physiognomie der Almanachsliteratur für 1835 abermals als der hauptsächlichste ergeben; die Dichter können keinen Himmel und keine Hölle mehr malen, sie wissen nichts mehr von Göttern und von Teufeln, und darauf reimt sich des Kritikers Verzweifeln. Nicht Schwarz auf Weiß, nein Grau auf Grau möchte er seine Kritik schreiben, um nur der

Zeit Homogenes zu liefern. Die Veteranen holen noch alte zurückgelegte Resterchen aus dem Schreibkasten, die Jungen sind von vorn herein oft altbacken, und was das Leiden vollständig macht, Clauren hat nichts geliefert! Wehe der Zeit, die ihn von sich stieß! Wehe dem Jahrhundert, das ihn verkannte! Es war eine moralische Wollust, einen großen, consequenten Seichtling in den letzten Zügen zu beobachten. Ich zähle die Häupter meiner Lieben: — und sieh! mir fehlt sein theures Haupt. Ja, wir haben — einen großen Schwätzer begraben, — und mir war er mehr! — mehr als die halbklugen, halb dummen, nur halb unausstehlichen, halb cultivirten, halb rohen Gesellen von Erzählungsfabrikanten, die eine richtig abgemessene (keine richtige) Mitte zwischen Gut und Schlecht behaupten. Sei Einer, was er wolle, nur sei er's ganz, wie Clauren. Das seine Grabschrift! Nach seiner „Mimili" wird noch manches Herz schmachten, nach seinen vergnüglichen Unterrocksgeschichtchen noch manches Ohr hinhorchen, die drallen Füßchen und listigen Grübchen seiner Schönen wird noch manches lüsterne Auge sehnsüchtig herbeiwünschen. Es war doch Leben in den Gliedern seiner Modepüppchen, es war doch Beweglichkeit im Faltenwurf ihrer Kleider, er beschrieb nicht peinlich die Anzüge von Kopf zu Füßen, er ließ die Figuren sich an- und auskleiden, man sah Alles im Steigen und Fallen, es war doch Lebendigkeit in den Leibchen und Unterröckchen, es sprang und hüpfte doch, und Alles war beseelt, wie im Wassertropfen sich auch eine Welt von Thierchen dem tiefer schauenden Blicke kundgibt. Spaß bei Seite! aber wir hoffen unsern Lesern Producte vorführen zu können, wo wir Clauren's genievollen, lebendigen, saftigen Pinsel zum nachahmungswerthen Muster aufstellen müssen. Saftig war sein Pinsel, das muß der Neid ihm lassen!

Wir haben in diesem ersten Artikel außer zwei andern Erscheinungen eine Novelle von Tieck zum Gegenstande unserer Betrachtung zu machen, und die schmerzlichen Seitenhiebe des alten Phantasus-Satiricus auf den Zustand unserer ephemeren Literatur haben uns zu dieser Quasieinleitung zu unsern Berichten über die Leistungen der heranrückenden Taschenbücherfaison geführt. Möchte man die Sprache unsers Herzens nicht misverstehen, unsern moralischen Charakter nicht verdächtigen: ich bin ein ehrlich harmloser Mensch, der das Beste will und mit Allem vorlieb nimmt, selbst mit dem Langweiligen, denn bei solcher Lecture schläft es sich fast so anmuthig ein wie im frischen Waldesgrün, wenn von fern geschwätzige Mühlenräder ihre eintönigen Lieder beim Drehen der Walzen abklappern. Gelehrte Männer lesen diese Artikel nicht; ich hab' es mit Damen zu thun, die die Taschenbücher wie ihre lieben Schäfchen hüten. Blamire dich nicht, süßes Kind, wenn du meinen guten Willen im Loben und Tadeln in Zweifel ziehst. Ob sich der Strickstrumpf bei der Lecture fördere oder nicht, ist freilich auch ein Maßstab für die Kritik, nur im umgekehrten Sinne, wie du es verstehst, holde Anmuth! Ich werde die gleich eine Märchen-Novelle von Tieck vorführen, bei der du die Lecture oder den Strickstrumpf fahren lassen mußt, denn Beides will sich nicht gut vereinigen. Wenn du dich stark stellen und jene diesem vorziehen willst, so wirst du einschlafen; aber schlummere lieber, als daß du mit den Nadeln stacheist und knatterst; wenn der Traumgott die Netze seiner Wunderwelt voller Schrecken und und voller Lieblichkeiten über deine träumende Seele webt, wirst du den Dichter und mich, seinen Kritiker, besser verstehen, als wenn du unsere Phantastik in deine Nath einflechten willst.

1. Urania.

Die erste der drei Productionen, welche „Urania" den Sterblichen spendet, ist die Märchen-Novelle von Ludwig Tieck: „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein". Der alte Phantasus greift wieder zur Geißel. Seine letzten Lieder scheinen wieder in die frühern hineintönen zu sollen; er gibt Polemik gegen die Richtungen der Zeit und satirische Kritiken der literarischen Erscheinungen unter seinen Zeitgenossen. Ob er die Tendenzen der heutigen Zeit und die Verkümmernisse der Jetztwelt ebenso sicher und scharf übersieht als weiland Peter Lebrecht, steht zu bezweifeln; nur hat Jeder von seinem Standpunkt, wenn er nur einen Standpunkt hat, immer Recht; Wunden müssen sich ausbluten, Stacheln so lange verwunden, so lange sie nicht abgestumpft sind. Die wunderbar dunkle, süß berauschende Märchenwelt, die uns Tieck eröffnete, ist eine Liebes- und Schmerzenswunde der deutschen Brust und der deutschen Literatur. Aus dieser Sphäre, dem eigentlichen Schooße der Tieck'schen Productivität, stieg die Muse dieses Dichters empor; nicht von der Oberfläche der heitern, offenen Tageswelt, von der Nachtseite des Seelenlebens — denn was anders schuf er im „Abdallah", im „William Lovell"! —, von der traumversunkenen, räthselvollen, mit allen Schauern der Dunkelheit erfüllten Sphäre der bewußtlos umhertappenden Kinderseele sprachen seine ersten Werke, aus ihnen zauberte er sich das Verständniß der lichten Welt des Bewußtseins hervor, die er im „Dichterleben", im „Aufruhr in den Cevennen" vor unsern Augen als ewige Denkmäler seiner tiefen Begeisterung entfaltete. In diesen Werken feierte er den Triumph seiner durch Nacht zum Licht emporgestiegenen Muse; in ihnen ist der Traum des Lebens zur historischen Wirklichkeit verwebt, der Geist dem Fleische incarnirt, die Welt der Erscheinungen als der Träger der räthselvollen, aber enträthselten Geheimnisse in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit hingestellt. Jetzt sieht er zum Erstaunen, wie Hoffmann, der die Tieck'sche frühere Richtung auffaßte, festhielt und carikirte, in Frankreich Wurzel faßt und der Hebel geworden ist, um eine ungeheuerliche Phantastik, eine Welt voller Greuel und Gespensterschrecken, die für Romantik gilt, zu gebären, und über die Verwüstung eines Grund und Bodens, den er zuerst bepflügte, erschreckend, geißelt Tieck diese Ausgeburten der Phantastik, die die Schale statt des süßen Kernes nahm und einen für ihn widerwärtigen Lärm in einem Gebiete anhebt, worin er Meister war und die Geister aufrief, aber auch zu beschwören und zu bannen im Stande war. So sieht er sich genöthigt, den Farbenton seiner alten Gemälde

noch einmal wieder den Zeitgenossen zu veranschaulichen; die Geißel zur Hand greift er wieder in die Märchenwelt und hantirt abwechselnd mit den Ruthen seines satirischen Humors und mit dem Zauberpinsel seiner Traummuse.

Aus dieser Stimmung ist die obgedachte Novelle hervorgegangen, ein für die Literatur insofern merkwürdiges Product, als es die beiden Elemente zusammengedrängt hinstellt, das freilich in dieser Mischung getrübter Doppelstimmung nicht den Eindruck eines reinen Kunstwerks machen kann. Es sind die trivialen Ephemeren der Gegenwart — als solche nämlich werden die Erscheinungen in der neuesten französischen Literatur aufgefaßt — und die phantastischen Gebilde der Märchenwelt, die uns hier zugleich beschäftigen; ein freier Standpunkt zum Genuß beider Elemente wird dadurch unmöglich; wir fühlen uns durch Prosa und Poesie, Kritik und Mystik doppelt und widerstrebend afficirt. Es ist ein wichtiges, aber kein glückliches, harmonisches Gedicht, das uns vorliegt. Neue Hefen und alter Sauerteig lassen sich nicht gut zusammen vermengen. Wir sind aus der Märchenwelt durch Tieck selbst herausgestiegen, Traum und Wunder erfüllen uns nicht mehr völlig, wir wollen, wie Meister Ludwig selbst schon diese Richtung eingeschlagen, die historische Wirklichkeit durch die Macht der Poesie verklärt sehen und die Wunder des geheimsten Seelenlebens nicht als der Wirklichkeit abstract und entlegen, sondern in ihr selbst zur Offenbarung gebracht erblicken. Nicht hinter den Erscheinungen des historisch positiven Lebens, sondern in ihnen liegt für den Denker wie für den Dichter die Wahrheit und das Wesen. Den „Tod des Dichters" ausgenommen, in welchem sich die süßesten Geheimnisse der Feenwelt in wirklichen, praktisch lebenden Gestalten zu Tage legen und das Räthsel des Daseins sich nicht im Verborgenen unter absonderlich abenteuerlichen Geistern, Elfen und Kobolden, sondern vor der Sonne des klarsten Lichtes löst, können wir, seitdem die Fortsetzung des Cevennenaufruhrs nur immer wiederholt angekündigt wird, die spätern Productionen Tieck's, in denen sich retrograde Richtungen des großen Dichters zu seinen frühern Themen zeigen, nicht mit derselben Freude aufnehmen. Wir können und mögen uns nicht mehr in dies bürgerlich-penible Gesellschaftsleben von der Poesie einpferchen lassen, noch, uns abwendend von der historischen Entfaltung der tiefsten Wahrheiten des Daseins, uns in die allegorisch-symbolische Nebelwelt der Traumdichtungen zurückstürzen. Soll aber doch ein Märchen uns vorgeführt werden, so mag es sich aller Stoffe der Gegenwart, aller Polemik gegen die neuesten Zustände in Kunst und Welt entschlagen, um rein im reinen Elemente Das ganz zu sein, was es sein will. Die Intention des Dichters dabei ist allerdings, was sein kritisches Bewußtsein anbetrifft, nicht zu verkennen; es wird immer zu Tieck's merkwürdigen Eigenthümlichkeiten gehören, die zauberhafte Märchenwelt, wie es in vorliegender Novelle geschieht, heraufzubeschwören, um nicht blos die großen literarischen Erscheinungen aller Völker, sondern auch Phänomene wie Börne, Heine, V. Hugo und die ganze romantische Schule Frankreichs zu beleuchten, zu deuten und sie mit dem Weltlauf, den die Geister der Unterwelt regieren, in Verbindung zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistics of France. By *Lewis Goldsmith*. London 1832.

Ein mit großem Fleiß und möglichster Genauigkeit gearbeitetes Gemälde des politischen, bürgerlichen und commerciellen, gegenwärtigen Zustandes des französischen Reiches, das uns dessen Kräfte und Hülfsmittel vor Augen bringt. Wir übergehen die bekannte Eintheilung des Reiches in Militairdivisionen (21), Departements, Arrondissements, Cantons und deren Behörden, auch das Steuerwesen; bleiben aber bei dem Ackerbau, den Manufacturen und dem Handel einen Augenblick stehen.

Der Boden Frankreichs wird von G. zu 27,000 Quadratlieues berechnet. Der Werth der erzeugten Naturproducte beläuft sich auf 4,853,623,873 Fr., worunter der Wein mit 718,941,675 Francs begriffen ist.

Das in den Manufacturen steckende Capital wird, betreffend das inländische Material, auf 416 Mill., anlangend das eingeführte auf 186 Mill., für Handwerkslohn auf 844 Mill. und für sonstige Unkosten (Maschinerien u. dgl.) auf 192 Mill. Francs geschätzt.

Die Erzeugnisse der Manufacturen werden zu dem Werthe von 1,820 000,000 Fr. berechnet. Darunter kommen auf Seidenwaaren 160 Mill., auf Wolle 250 Mill., auf Leinen 210 Mill., auf Baumwolle 200 Mill., auf Leder 160 Mill., auf Bücher 30 Mill. Fr.

1812 gebrauchte Frankreich für seine Manufacturen 70 Mill. Pfd. inländische Wolle; 1816 aber, incl. feine, ausländische Wolle, 80 Mill. Pfd., in den folgenden Jahren noch mehr, sodaß man annehmen kann, es sei binnen 14 Jahren der Wollverbrauch um 26 Mill. (franz.) Pfunde gestiegen. Der Baumwollenverbrauch hat sich binnen demselben Zeitraume verdreifacht. Verhältnißmäßig gilt dieses auch von Seide, Eisen und Kohlen.

Die Zahl gedruckter Bogen in den verschiedenen Fächern der Literatur belief sich 1812 auf 72,080,642 und 1826 auf 144,560,094.

Der Werth eingeführter Waaren belief sich

1821	auf	394,442,856 Fr.
1830	auf	489,242,685 Fr.

Die Marine bestand 1814 nur aus wenigen, halbverfaulten und unbeschäftigten Handelsschiffen. Aber 1830 zählte die Kriegsflotte 284 Schiffe und 90 waren im Bau begriffen.

Die Seeleute sind in vier Classen getheilt: 1. Unverheirathete. 2. Witwer, ohne Kinder. 3. Verheirathete, ohne Kinder. 4. Verheirathete, mit Kindern. Die zweite Classe wird nicht eher aufgerufen, bevor die erste nicht mehr ausreicht, und ebenso verhält es sich mit der dritten und vierten.

Dann handelt G. von der Justizverfassung in aufsteigender Linie: 1) den tribunaux de première instance (für geringere correctionelle und Civilsachen, ohne Jury); 2) cour royale (es gibt deren 27, wovon jede drei bis vier Departements umfaßt, und wohin appellirt wird); 3) Cassationshof zu Paris. Außerdem gibt es 213 Handelstribunäle, deren Präsidenten und Richter aus den Kaufleuten gewählt werden und ihr Amt unentgeltlich verwalten.

Bei jeder cour royale und dem Cassationshofe führt ein procureur général die Aufsicht über die Instructionsrichter und Advokaten. Bei den Tribunälen erster Instanz ist ein procureur du roi angestellt. Hier ist das Verfahren bei criminellen und correctionellen Fällen folgendes. Der Verhaftete wird zuerst vor den procureur du Roi geführt, der ihn verhört und darüber dann, ohne jedoch seine eigne Meinung auszusprechen, an den Instructionsrichter berichtet. Dieser untersucht die Zeugnisse und berichtet darüber an den Procureur, der nun seine Meinung niederschreibt und dem Richter zusendet. Der Richter legt hier-

auf den Fall der chambre du conseil (drei Richtern des Tribunals) vor, welche die Sache genau untersuchen und entscheiden, ob Grund zu fernerm Verfahren vorhanden, oder ob der Verhaftete in Freiheit zu setzen sei. Im letztern Falle kann aber der procureur du roi widersprechen und Bericht an die chambre d'accusation (fünf Richter der cour royale) abstatten. Stimmt hingegen die chambre du conseil für ferneres Verfahren gegen den Verhafteten, so wird der Bericht an die chambre d'accusation gesandt, die dann entscheidet, ob das Verfahren fortgesetzt oder der Verklagte entlassen werden soll. 1827 entließen die chambres d'accusation 1582 Angeklagte wegen nicht genugsamer Beweise, und die chambres du conseil entließen 16,888 Verhaftete. 1830 war das Verhältniß criminell angeklagter weiblicher Personen zu den männlichen 19 zu 100. Von der ganzen Zahl 6962 konnten 4319 weder lesen noch schreiben. Die gröbsten Verbrecher wurden ohne Ausnahme unter den gänzlich Ununterrichteten gefunden. Im Durchschnitt war die Zahl Derer, welche weder lesen noch schreiben konnten, 58 Procent. 8K.

Aus Italien.

Das auch in Deutschland seltener werdende Talent, gewandt und leicht lateinisch richtig zu sprechen, besaß der im Februar d. J. zu Novi im Genuesischen verstorbene Professor Faustino Gagliuffi in einem Grade, der in Italien, wo man an Erscheinungen des improvisirenden Sprechens in der heimischen und manchmal selbst in fremden Sprachen gewöhnt ist, lange Zeit Aufsehen erregte. Gagliuffi war in Ragusi geboren und früh nach Rom gekommen, wo er im Collegium de' padri Scolopj seine Bildung erhielt und schon damals durch die Anlage sich bemerklich machte, die später seinen Ruhm begründet hat. In der Anstalt war ein Pater Solari, der zufrühest die entschiedene Auffassungsgabe des jungen Mannes für Sprachen bemerkte und ihn eifrigst zum Studium der Griechen und Römer anregte. Die Neigung Gagliuffi's traf mit dieser Aufforderung zusammen, und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit eignete er sich besonders die lateinische Sprache in einem solchen Grade an, daß er oftmals in Paris, wohin ihn die politischen Stürme nachmals verschlugen, in zahlreichen Gesellschaften die, eben vom bekannten Improvisator Gianni ausgesprochenen Ottaven in schönen lateinischen Versen wieder vortrug. Die Franzosen, damals mit ganz andern Dingen beschäftigt und nicht im Stande lateinische Verse sehr zu würdigen, machten aus G.'s Talente wenig, und so kam es, daß sein Name von dort aus wenig Verbreitung erhielt. Mehr Beachtung fand G. in Genua, wohin er später sich begab und einen großen Theil seines Lebens verbrachte, da man ihm dort sogar das Bürgerrecht zugestanden. Dort erinnert man sich in ihm befreundeten Kreisen noch mit Erstaunen eines Wettkampfes von Talenten, die selten sich wieder so vereinigen werden. Ein Improvisator nämlich dichtete dort über eine vorgeschriebene Aufgabe; mit bewundernswürdiger Genauigkeit wiederholte sie Wort für Wort der Meister eines staunenerregenden Gedächtnisses, Professor und Advocat Niccolò Ardizzoni, und unverzüglich erhob sich Gagliuffi, um das eben Gesprochene in lateinischen Versen wiederzugeben. Von Spricci wird erzählt, daß er im Hause des spanischen Consuls zu Genua, Beramendi, den eben so beredten Mund staunend geschlossen, als er Gagliuffi in einer langen lateinischen Elegie den Epilog zu einem Trauerspiele: Crispo, sprechen hörte, das wenige Augenblicke vorher in Folge einer Aufgabe in ihm entstanden war. Man würde versucht sein, bei seinen Zuhörern eine allzu bereitwillige Anerkennung für eine kaum glaubhafte Leistung vorauszusetzen, wenn nicht ein im vorigen Jahre unter dem Titel: „*Faustini Gagliuffi* Specimen de fortuna latinitatis. Accedunt poemata varia, meditata et extemporalia" (Turin 1833), erschienenes Buch der ruhigen Prüfung die Mittel gäbe, sich von dem Werthe dieser lateinischen Improvisationen zu überzeugen. Das Maiheft der „Biblioteca italiana" d. J. gibt S. 247 den Brief eines Marchese Scaramucci, der eine fast allen Glauben übersteigende Probe der Beherrschung der lateinischen Sprache erzählt. Da es das kürzeste der dort angeführten Beispiele ist, so sei nur folgende Anekdote hier wiederholt. Scaramucci's Vater gab Gagliuffi als Frage auf, ob man wol Boileau's Epigramm:

Ci-gît ma femme: cela est bien
Pour son repos et pour le mien,

in zwei lateinischen Versen übersetzen könne. G. dachte einen Augenblick nach und antwortete lachend: „In zweien nicht, aber in Einem; so etwa:

Heic mea stat conjux: benefactum! sic bene utrique est."

„Nun dann auch in zweien!" foderte der Graf. Und ohne sich lange zu besinnen, sagte G.:

Hoc jacet in tumulo mea conjux: o benefactum!
Olli sic requies, sic mihi parta quies.

Silvio Pellico ist durch seine Leiden und die Art, sie zu dulden, zu sehr ein europäischer Name geworden, als daß eines seiner Werke der Aufmerksamkeit der Leser in Deutschland lange entgehen könnte. Seine Tragödie: „Tommaso Moro", von dem eine turiner Ausgabe von 1833 vor uns liegt, ist wahrscheinlich sogar in einer der deutschen Ausgaben wiederabgedruckt, die, wie wir hören, an mehren Orten erschienen sind. Nur das Eine sei in Bezug darauf erwähnt, daß der bekannte Aesthetiker der „Biblioteca italiana" im Aprilhefte d. J. von ihr eine Beurtheilung gibt, die der Gesinnung des Stücks alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber meint, sie werde seinen poetischen Lorber nicht schattiger machen. Die Härte des Ausdrucks und das Gefallen an so häufig abgebrochenen, umgewendeten und der römischen Sprachweise nachgebildeten Formen trage nicht dazu bei, Pellico's letzte Verse dem Ohre gefälliger zu machen, und selbst einzelne Stellen im gleichnamigen Romane der Prinzessin von Craon werden dem Stücke vorgezogen. Bemerkt muß werden, daß von Pellico's „Prigioni" in der „Biblioteca italiana" uns keine Anzeige vorgekommen ist.

Unter jedem Hefte der „Biblioteca italiana" nennen sich R. Gironi, F. Carlini, J. Fumagalli und G. Brugnatelli als Directoren und Herausgeber, und was auf Naturwissenschaften Bezug hat, ist daher gewöhnlich mit Genauigkeit und Sorgfalt behandelt. Doch findet man im Märzheft derselben für 1834, S. 346 eine Note, zu der sich die Herausgeber bekennen, die wol in einem Pfennigmagazin, doch hier kaum zu entschuldigen ist. Es ist die Rede von Nebel's Entdeckungen im Innern von Mexico, von denen in mehren deutschen Tageblättern die Rede war. Ganz getrost wird nun dem sehr wenig unterrichteten Nebel von den gelehrten Herausgebern der „Bibl. ital." nacherzählt, man habe dort Statuen mit Menschenhaut überzogen angetroffen, und in der Note gesagt, die Bibliotheken zu Dresden und Wien besäßen Manuscripte auf Menschenhaut geschrieben, die Humboldt in seinem Atlas sogar habe abbilden lassen. Das Letztere ist insofern das Stärkste, als grade durch Hrn. v. Humboldt's Untersuchungen in dem „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne", S. 417—423, erwiesen ist, daß hier nicht an Menschenhaut zu denken sei. Es war eine Art von Pflanzenpapier, eine Art Carton, Metl genannt, aus der Agave americana bereitet, die man dort als Schreibmaterial, wie am angeführten Orte zu lesen, zu den Kalendern u. s. w. verwandte, und die gelehrten Herausgeber der „Bibl. ital." sollten doch in einer gelegentlichen Note Hrn. Nebel und ihre Leser beruhigen, daß die Eselshaut noch nicht um das Vorrecht beeinträchtigt ist, selbst bei den Azteken es nicht war, solche gründliche Notizen weiter zu verbreiten. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 295. — 22. October 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

Wir vermissen an Tieck's letzterschienenen Novellen die drastische Entwickelung des Stoffes, die dramatische Gestaltung und charakteristische Individualisirung, die seine obgedachten Glanzwerke so über alle Erscheinungen im Gebiete der Novellendichtung hervorhebt; er gibt jetzt mehr seine Tagebücher, seine Glaubensbekenntnisse, letzte Willensmeinungen und Gutachten als fertige Kunstgestaltungen. Wir hören den reflectirenden Greis, der seine alte Wunderwelt zu Hülfe ruft, um sich in ihr und durch sie den Zeitgenossen zu verständlichen. Er erzählt uns in vorliegender Novelle von einem verstorbenen Freunde Beeskow, einem großen „Philister" von Gesinnung — eine Charakterbeschaffenheit, die Manches im Verlaufe der Geschichte, was an Trivialität grenzen möchte, motiviren soll. Dieser findet am entlegenen Orte in einem Gebirge eine alte Handschrift, das alte Buch, das aus den Zeiten Gottfried's von Strasburg herrührt und dessen Schicksale durch Wurmfraß, Wasserstock und Misbeachtung von Ignoranten oder Böswilligen manchen hübschen humoristischen Zug bieten. Der Inhalt des alten Buches besteht eben aus Dem, was der zweite Titel besagt, aus der Reise ins Blaue hinein. Zwei Jünglinge sind aus der Burg, wo sie erzogen werden, entflohen; den einen, Athelstan, treibt es mit urmächtigem Behagen phantastisch in die Weite, ohne Ziel, ohne Zweck muß er, so gebietet's die innere wundersame Stimme, in die Welt wandern. Der alte Kaplan, ihr Erzieher, holt die Flüchtlinge jedoch ein, und nur dem Athelstan ist es möglich, der Haft zu entwischen. Er wandelt von Berg zu Berg, sucht die Waldeinsamkeiten und schwelgt am Busen der Mutter Natur. Hier haben wir nun das alte Thema, wo Meister Ludwig zu Hause ist; der süße, dunkle Waldhornklang seiner Naturbegeisterung im „Sternbald" tönt uns wieder entgegen. Es ist das Oberonshorn seiner Jugendmuse. Athelstan kehrt bald in eine Köhlerhütte ein, bald beherbergt ihn der stille Wald, alle Schauer und alle Süßigkeiten, die der Verkehr mit wunderbaren Naturgeistern hervorruft, füllen seine Seele. Sein Leben, das bisher in der Nähe der Aeltern, unter der pedantischen Zuchtruthe des Abtes, etwas Beklemmendes für ihn hatte, löst sich in die Romantik regelloser Willkür. Zweck, Ziel, Absicht, Richtung, alles verfliegt und verdunstet, die Seele schwimmt ungebunden im Gefühle des Daseins, das beseligende Gelüst eines harmlosen Vegetirens beschleicht den Leser mit dem Zauber, der Tieck's Worten inwohnt. Wir entheben unter Anderm die Schilderung von Athelstan's Herberge in der Köhlerhütte:

Man legte sich zur Ruhe. Dem Fremden war eine Abtheilung angewiesen, wo man das Heu für die einzige Kuh aufbewahrte, die den kleinen Hausstand mit Milch versorgte. Beglückt wühlte sich Athelstan in den Duft seines Lagers. Er hörte noch die Stimmen von unten aus der Wohnstube, draußen sausen die Waldesbäume, ein munterer Bach rauschte melodisch dazwischen, und viele Nachtigallen wetteiferten fern und nah in wechselnden Liebesgesängen. Von Zeit zu Zeit ließ sich der wachsame Haushund mit Bellen vernehmen, ein vorüberflatternder Vogel schrie in wilden Tönen, und im Wehen des Waldes, im Plaudern des Baches, dem schläfrigen Rauschen der Lüfte, in den gurgelnden Tönen der befiederten Waldesorgeln glaubte Athelstan noch Geisterstimmen und prophetische Töne zu vernehmen, die in magischer Sprache aus der innersten Natur unmittelbar mit der Seele sprächen. Gefühl und Gedanke. Musik und Seligkeit, die sich in die gewöhnliche Sprache der Menschen nicht übersetzen lassen. So taumelnd, schwärmend und träumend dämmerte er schlummernd ein und erweckte sich wieder, um durch die Spalten des Daches über sich den blauen Himmel und einige Sterne zu sehen; wieder schlief er ein, und seitwärts durch eine kleine Wandspalte kroch ein schmaler scharfer Streif des Mondlichts zu ihm und spielte und spiegelte mit den grünen Gräsern, auf welchen er gebettet lag. Jauchzend stand er am Morgen auf und schüttelte die Halme aus den Haaren und von den Kleidern. So glücklich, sagte er zu sich selbst, war ich noch niemals in meinem Leben.

Seine Naturentzückung wird aber nach und nach immer intensiver, und die Taumelei seiner Exaltation macht einer sich immer mehr aufklärenden Ueberzeugung Platz, daß uns aus der Natur die Offenbarung eines Ewigen symbolisch entgegentöne, das nicht sowie sie selber vergänglich ist.

Wie ruhig, friedlich und süß schlummernd — sagt er zu einem Köhlerbuben, der auf eine andere Weise seine Naturanschauung ihm andeutet — umgibt uns hier die Natur mit ihren Träumen der Einsamkeit! Was verlangt der unruhige Mensch, wenn ihm solche Minuten zu Theil werden, wie ich heut schon so viele erlebt habe? Ich weiß, diese Strömungen des Entzückens gehen vorüber, nur im Vorbeifliegen rühren die seligen Geister meinen Sinn an; aber weil ich es fühlte, weil es meine ganze Seele durchdrungen hat, ist es mir dadurch ewig und mein. So finden wir schon als irdische, vergängliche Wesen die

Seligkeit, und mein Schmerz, meine Wehmuth über dieſes Verſchwinden erhöht die Luſt des Entzückens. Was in dieſen Anſchauungen mein geworden iſt, wird ein Unſterbliches.

Ja, ja, ſagte Gottfried (der Köhlerbube), könnte man nur eben Alles verſtehen, was uns einfällt, ſo würde man bald klüger werden. Aber das Beſte rennt nur durch unſern Kopf wie ein Blitz oder Sternſchnuppe, oder flimmert nur ſo webend und ſtill lichtend kurze Zeit, wie die kleinen Funken in der Sommernacht durch das feuchte Gebüſch, die ſie die Johanniswürmchen nennen.

Das ſind die ſüßen, heilgen Geheimniſſe unſers Gemüthes, ſagte Athelſtan, die wir nicht zu fürwitzig aufſtören und durchforſchen ſollen. Das iſt der Traum der Wolluſt, das himmliſche Räthſel, die ewige Täuſchung, die ſich immer in neue Geſtaltung wirft, und in welche die Sonne, die wir Sterblichen die Wahrheit nennen, nie hineinleuchten darf, wenn nicht die Blüte unſers Glücks und die Wurzel unſers Lebens ganz zerſtört werden ſoll.

Trotz dieſem freiwilligen Verzichten auf näheres Verſtändniß der Erſcheinungen des Lebens, ſoll es dem Athelſtan doch ſpäter beſchieden ſein, ſich der Löſung der Räthſel zu nähern. Der Köhlerburſche verläßt den Wanderluſtigen und kehrt, von ihm reich beſchenkt und mit dem Vorſatze, ſich der Gelehrſamkeit zu widmen, zu ſeinen Weilern zurück. Später ſieht Athelſtan ihn als Mann wieder, und aus dem Knaben, der ein ſo drängendes Begehren ſchon früh geäußert, den Gefühlen ſeines verſchloſſenen, unorganiſch durcheinanderwebenden Gemüthes Sprache zu leihen, iſt der Sänger des „Triſtan", Gottfried von Strasburg, geworden. Unſern Athelſtan treibt ein ebenſo dunkles, unſagbares Gefühl nicht in ſich ſelbſt, wie den Köhlerbuben, der in der eignen Bruſt für die Räthſel des Lebens Sprache gewinnt, ſondern ihn zieht das Gelüſt immerfort der Natur in die Arme, als ſollte ſie ſelbſt für ihn ſich enthüllen, als könne es nicht der Geiſt des Menſchen ſelber ſein, der ſie erklärt und deutet, als müſſe ſie ihr Verſtändniß in ſich ſelber bergen. Er läuft wieder halbtoll über Berg und Thal, kämpft ſich durch alle Schrecken der Gewitternächte hindurch, verkehrt mit Einſiedlern, die er im geheimern Einverſtändniß mit den Geheimniſſen der Naturkräfte wähnt, und ſucht den räthſelhaften Greis auf, der, wie die Sage geht, in den Glanz der Ewigkeit einen Blick gethan, und dem ſeit jenem Momente das Erdenleben ſich verfinſtert hat. In eine einſame Bergſchenke führt der Dichter ſeltſame Geſtalten ſeiner Wunderlaune zuſammen, einen langen Schulmeiſter, der im nahen Schloſſe den Teufel aus einem Beſeſſenen austreibt, und ein halb kinderartiges, halb koboldhaftes Weſen, den Zwerg Hannes, der allerhand ſataniſche Neckereien mit Jenem und Allen treibt. Auch das Schloß beſucht Athelſtan, wo der Beſeſſene über ſeine dämoniſchen Zuſtände myſtiſche Reden hält und der junge Reiſende in die Teufelsbannerei mit hineinverwickelt wird. Kaum gelingt es ihm, dem abergläubiſchen Abte, der ihn als Hexenmeiſter verketzern will, zu entfliehen und ſeiner Beſtimmung, d. h. ſeinem Lebenswege ins Blaue hinein, weiter nachzugehen. In der Dämmerung des Abends ſchwirren ſeltſame Töne um ſein Ohr, und bald erſcheint ein Zug von Elfen und Feen, an deren Spitze die Königin der Geiſter, Gloriana, ſich befindet. Nun weiß er, was er will, er will ſich die Pforten der Geiſterwelt erſchließen laſſen, nicht einen Blick nur, wie jener innerlich erblindete Greis, nein, ſeine ganze Sehkraft, ſeine ganze Seele will er in die Geheimniſſe des Feenreichs tauchen. Die Welt iſt ihm kahl und nüchtern; das Abſolute, das Ewige, die ſtillen Mächte der Geiſter, die hinter der Oberwelt hauſen, will er ſchauen. Er küßt die Fee Gloriana und verlobt ſich ſo für ewig mit ihr. Die Berge thun ſich auf, und er wandert, wie der Tannenhäuſer in den Venusberg, in das Reich der geiſtigen Wahrheit, die ſich ſcheu in die Tiefe vergräbt. Dennoch wird hier Alles vorherbeſtimmt, was ſich auf der Oberfläche der Erſcheinungswelt ereignet. Es ſind hier die geiſtigen Urpotenzen der Welt verſammelt; als lichte Geiſter und Elfen, oder als böſe Kobolde und ſcheußliche Zwergdämonen tummeln ſich die Mächte, die das Leben der Sterblichen insgeheim regieren, im Reiche der Titania-Gloriana, deren Oberon Athelſtan geworden iſt, wunderſeltſam umher. Alles, was ihm oben in der Welt unklar, ſchief, verkehrt und nichtig erſchien, tritt ihm hier in geiſtigem Conner entgegen; auch das Böſe, das das Leben der Sterblichen verkümmert, lernt er hier in ſeiner Nothwendigkeit begreifen, die doch die freie Wahl der Individuen nicht ausſchließt. Gloriana führt ihn durch die wunderſamen Räume umher und deutet ihm das Räthſel, daß der Böſe aus freier Wahl, aus tiefſtem eignen Behagen böſe ſei.

Seit ewigen Zeiten geſchieht es — ſagt ſie —, daß in den höchſten und zarteſten Geſchöpfen ſich oft ein Keim entwickelt, der uns Allen zu unſerm Daſein nothwendig iſt, der Keim eines Gelüſtes, ſich ſelbſt zu zerſtören, aus den heiligen, ſüßwollüſtigen, beſeligenden Schranken zu treten, in denen nur unſere Freiheit möglich iſt, und dieſe echt beglückende Freiheit, in welcher alle unſere Kräfte ihre Flügel entfalten, mit einer unſinnigen Willkür, mit nichtiger Unbedingtheit, mit ſklaviſcher Schrankenloſigkeit zu vertauſchen. Selbſt im Glück des Erkennens blitzt auch in den Seligen ein Taumel des Entzückens auf; wie es geſchieht, daß ſo oft die Seele dann aus der Begeiſterung freiwillig in die Leidenſchaft ſtürzt, iſt das ewige Räthſel und Geheimniß. Nun rennt der Geiſt wie ſich ſelber zum Trotz auf der Bahn des Feuers fort, verſchmäht das Licht als ohnmächtig und verſenkt und vertieft ſich in Das, was ſeinem Weſen das Widerwärtigſte iſt, indem er jetzt erſt glaubt, im Wilden, Schroffen, Unverſtändigen ſeine Eigenthümlichkeit angetroffen zu haben. Nun wohnt er in der Lüge und Unwahrheit und läſtert auf Schönheit und Heiligkeit, als wenn dieſe die Lüge wären. Aus übermäßigem Freiheitstaumel muß der Geiſt nun ein Sklave der Häßlichkeit werden, und je enger ihn die Ketten ſchnüren, je mehr pocht er hohnlachend auf ſeine Ungebundenheit. Solche aus ihrer erſten Beſtimmung tief geſunkenen Geiſter ſind dieſe Zwerge und Misgeburten, dieſe widerwärtigen Gnomen und Kobolde. Manche ſind erſt nach vielen Verwandlungen ihres Irrthums in dieſe Unformen gerathen, die heftigſten ſind mit Blitzesſchnelle aus der ſchönen Form hineingeſtürzt. Finden ſie in entzündeter Sehnſucht die Wahrheit wieder, ſo ſteigen ſie ſchneller oder langſamer zur Schönheit wieder empor; doch iſt es unendlich ſchwer, daß dieſer Eigenſinn wieder gebrochen werde, der jetzt die Wurzel ihres Weſens iſt.

Titania zeigt ihm die Vergangenheit der Weltgeſchichte, und vor ſeinen Augen verſchwindet der Nebel; auch die Zukunft deutet ſie ihm prophetiſch, und wir können uns nicht enthalten, auch dieſe ſchöngefügte Rede der Fee unſern Leſern mitzutheilen:

Wie viele Gewächse in den Thälern, wie viele Bäume in schönen und sonderbaren Wäldern, die Wundergegend an den Wasserfällen, die Zauberwände, an denen immerdar die Regenbogen spielen, der lichtgrüne Hain voll seltsamer fremder Vögel, jene Tiefe, die ernst wie Verzweiflung von oben anzusehen, und in welcher die weinenden Bächlein fließen, die wolkenhohen Paläste mit den blanken Zinnen, alle diese und viele andere Zauberorte stehen noch unbewohnt; alle diese Poesie muß sich noch in menschlicher Dichtung entwickeln und die erstaunte und trunkene Welt durchdringen. Sind auch nur wenige dieser Geister zur höchsten Vollendung berufen, so schlummern doch noch tausend und tausend entzückende Melodien in jener großen Naturharfe, deren klingende Saiten die Welt durchtönen sollen. Eine neue Zeit wird durch dich erwachen, die der Wunder und der Liebe; Gesänge werden die Welt durchströmen, wie sie noch niemals gehört waren, und ein Kampf der Poesie wird mit jenen alten ewigen Heroen entbrennen, daß der forschende Sinn zweifeln wird, welcher Schönheit er den Kranz reichen soll. Meine Geister haben mir schon Manches von diesen Wundereignissen zugeflüstert, und mein scharfes Auge dringt in die Fernen der Zukunft. Der Kaiserstamm der Hohenstaufen, welcher jetzt auf Erden herrscht, wird diese Kraft entbinden und den Sinn begeistern; Religion, Andacht, Liebe, Alles wird unter dem Schutze großer Kirchenfürsten die geistigen Flügel weit ausbreiten, und dann — dann — wie alles Sterbliche, wie alles Schöne, erblüht auch diese Herrlichkeit, und Italien wird, Spanien nachher, später ein nordisch Volk die Harfe schlagen und dein geliebtes Deutschland fast vergessen sein, bis dann freundlich der Jüngling dir im einsamen Walde begegnen wird, dem du die Weihe ertheilst, dem jugendfrischen Helden, dem sich die Geister der Vorzeit und der Nachwelt neigen werden. — O mein Oberon, o mein schöner Athelstan, welche Freuden werden wir noch miteinander genießen! Alle diese Unsterblichen und er, der deutsches Wort am höchsten adelt, sind dann glückselig hier bei uns, und wir sind in ihrem Glück beglückt und lernen von Denen, die unsere Schüler waren. Geschichte, Natur, Andacht, Liebe, Thorheit, Weisheit und Scherz, Alles spricht uns verständlich und wir fühlen in jedem das Ganze und sind die Fürsten und geliebten Freunde dieser seligen Geister.

So findet sich denn auch hier, wie fast in allen Werken Tieck's aus der letzten Periode, eine Feier Göthe's, und es ist grade bei Tieck merkwürdig, wie er jetzt jede Gelegenheit ergreift, sich an Den zu lehnen, in dessen Wesen der lichte Sieg über alle dunkle Gewalt der Gemüths- und Wunderwelt von Anfang an schon gesetzt und gegeben war. Die Fee erlaubt nun ihrem Athelstan, von Zeit zu Zeit auf die Erde zu steigen. Jung wie er kam, tritt er wieder in die Nähe seiner gealterten Lebensgefährten, der Köhlerknabe ist zum Mann und zum Sänger des Tristan gereift. So wandelt der Elfenfürst immer wieder alle Jahrhunderte auf Erden umher, seine Umarmung gilt den hochbegabten Dichtern aller Völker, auch den Autor der „Genoveva" und des „Octavian" drückt er an sein Herz. Kobolde und Gespensterzwerge steigen aber ebenso gut nach der Oberwelt, und was ist, heißt es, Börne anderes als der teufelsüchtige Hannes, der in den Bergen nur der Arsenikprinz genannt wurde? Andere wollen freilich den Hannes in Heine erblicken, „in den sich sogar alte abgelebte Diplomaten noch auf ihrem Sterbebette vergaffen! Junge Mädchen entzücken, Jünglinge hinreißen, poetisch Gesinnte entflammen, die Andächtigen zum Beten bringen — welcher Pinsel vermag dergleichen nicht? Aber die legitime, officielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasirte Blasirtheit noch erwärmen und aufreizen, das, so glauben wir, kann kein Peter Aretin, kein — kein — u. s. w."

So zergeht in Ach! und O! der Schaum der Märchenwelt! Das Romantische der Franzosen wird noch schließlich etymologisch von mantschen oder mantschen und roh abgeleitet, sodaß das Romantische bei ihnen in das rohe Mantschen verkehrt worden sei. Hier müssen wir jedoch bemerklich machen, daß nur bei den Franzosen ein Witz schon für Kritik gilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cölestin. Drei geistliche Gespräche für forschende Christen. Leipzig, Vogel. 1834. Gr. 12. 10 Gr.

Vorliegendes Büchlein hat auf den Ref. einen recht wohlthätigen Eindruck hervorgebracht. Aber nicht die Masse des Inhaltes der Schrift ist es, welcher er diesen Eindruck zuschreiben möchte, wiewol manches Neue und eigenthümlich Gedachte dem sinnenden Verf. nicht abzusprechen ist; sondern vornehmlich die Darstellungsweise und der Ton des Ganzen, am meisten die reine, tiefchristliche Gesinnung, die aus allen Blättern weht. Der Herausgeber selbst, wenn er anders nicht mit dem Verf. zusammenfällt, macht im Vorworte (S. VI) auf die innere Form der Gedankenerzeugung, die sich in diesen kleinen Productionen kundgebe, aufmerksam. Der Verf. scheint die Objecte, mit denen er sich beschäftigt, erst in Liebe sich völlig angeeignet, zu eignem Fleisch und Blut, zu Theilen und Gliedmaßen seines Selbst, seines Subjects gemacht, dann aber dieses Subject sich wieder ganz entfremdet und objectivirt zu haben, um das Product dieser Thätigkeit als eine geistige Substanz in diesen Erzeugnissen uns zu Tage zu legen; das Interesse, welches hier zunächst und vorzüglich in Anspruch genommen werde, sei daher „ein phänomenologisches, sofern hier einige Wesenheiten, welche die Gegenwart bisher unerkannt in ihrem dunkeln Schoose trug, in einer geistigen Individualität unbefangen an das Licht treten".

Dem zuletzt Angeführten möchte Ref. nicht eben beipflichten. Denn das Wichtigste, was hier gesagt ist, ist entweder den bekannten Grundansichten der mystischen Theologie sehr nahe und, wie ungern es auch der Verf. und seine Freunde zugeben mögen, der neuesten theologischen Speculation von ferne verwandt; oder vielmehr nur eine neue Auffassung, eine eigenthümliche Aneignung des höhern Lebens in der von der Mystik und Speculation eingeschlagenen Richtung; oder es ruht, in diesem Büchlein wenigstens nicht genug hervorgezogen und beleuchtet, im dunkeln Schoose einer ahnenden Meditation und Sehnsucht. Dagegen ist die Form des Dialogs, die Art der Entwickelung und Begegnung, Aufnahme und Ablehnung, Modification und Fixirung der Gedanken über einen Gegenstand, wie wenig auch erschöpfend, doch so ansprechend und die eigne intellectuelle Kraft und Liebe des denkenden Lesers anregend, daß er sich nicht enthalten kann, diese Gespräche bei sich selbst fortzusetzen und, wie der Verf. gethan hat, seine verschiedenen Gedanken darüber zu hypostasiren und in liebevollem Dialoge mit den Personen auch die Meinungen auszugleichen. Wir geben nur einige Mittheilungen, das Gesagte zu belegen.

Das erste Gespräch: „Ueber die Personen der Gottheit oder die Antlitze Gottes", lehnt die gewöhnlichen philosophischen Ausdeutungen der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, wie solche schon von alten Kirchenlehrern versucht worden sind, daß z. B., wie Augustinus meinte, die göttliche Trinität der Dreiheit der menschlichen Gemüthskräfte entspreche, der Vater sei Können, der Sohn Wissen, der heilige Geist Wollen, mit Entschiedenheit ab. Dagegen finde man im Menschen eine andere Hinweisung auf eine vielfache Persönlichkeit Gottes, nämlich in dem Bedürfniß und Vermögen, das Jeder habe, sich selbst durch Selbstbetrachtung und im Selbstgespräch ins Unendliche zu personifi-

ciren (S. 5 fg.), und darauf gründet sich nun folgende Entwickelung: „Gott ist ein Geist, immer lebendig, immer wach; er schläft und schlummert nicht. Darum ist in ihm ein beständiges Sprechen, und der Sprecher ist allzeit und überall derselbe, er ist Gott. Aber er personificirt sich selbst auf die vielfältigste Weise, und jede Personification der Gottheit schließt wieder Alles, was Göttliches außer ihr personificirt ist, in sich, indem jenes sich in ihr spiegelt und in ihr wirkt; sie aber spiegelt sich wiederum in allen andern Personificationen und versetzt sich wirkend in sie. Die sinnliche und zwar menschliche Darstellung der Persönlichkeit ist das Antlitz, das, mit Augen und Ohren und andern Sinnen versehen, das Aeußere aufnimmt und in das Innere versetzt, das wiederum durch den Blick des Auges und das Wort des Mundes des Menschen Inneres ausschüttet. Sehr tief gegriffen ist es daher, wenn die Heilige Schrift uns von Gottes Angesichtern oder Antlitzen spricht, immer in der Mehrheit, wie denn auch schon, wenn vom Menschen die Rede ist, dessen Ich auch im Aeußern sich so stets wechselnd mittels der Augen und Gesichtszüge darstellt, die Mehrheit passend und tiefbedeutend ist (im Hebr. panjm, im Lat. ora)." Das Verhältniß dieser geistreichen Entwickelung zu der Feststellung einer göttlichen Dreiheit im kirchlichen Glaubensbekenntnisse wird freilich nicht erörtert, sondern nur darauf sich berufen, daß man sich Dem, was und wie es die Schrift von der Offenbarung göttlicher Personen an den Menschen sagt, gläubig anschließen müsse. Sehr schön ist indessen die Nachweisung, wie sich das Göttliche Christi in seiner unendlichen geistigen Bewegung und Personificirung bewähre: „Vermöge seiner überschwenglichen Geistesfreiheit und Thätigkeit versetzt er sich, sein ganzes Ich, vollständig in jede Gegenwart, ohne doch die Besonnenheit und Unabhängigkeit des Geistes in dieser beschränkten Gegenwart zu verlieren. Darum ist er so mächtig und herrschend in jedem Verhältniß, in das er versetzt wird, und wird nie dem Ganzen seines heiligen Berufs ungetreu, obgleich all sein Wesen in die Wirkung des Augenblicks versenkt ist. Jetzt zürnt er und treibt mit einer Geißel aus Stricken die Wechsler aus dem Tempel! jetzt weint er über Jerusalem! jetzt preist er seinen Vater im Himmel, daß er den Unmündigen offenbart hat, was er den Klugen verborgen! Der gemeine Sittenlehrer, der von der Bewunderung der künstlichen Tugenden eines ungöttlichen Sinnes irregeführt ist, versteht dieses wahre freie Thun des reinen Geistes, das wir in Jesu sehen, nicht, und preist Die als die Seinen, die nicht fühlen, die nicht weinen. Menschlich ist es, sein Ich mannichfaltig zu vervielfältigen, in Fremdes zu versetzen und zum Theil davon beherrscht zu werden; göttlich ist es, sein Ich unendlich zu vervielfältigen, in Alles zu versetzen, auch in das Feindliche, und eben dadurch Alles liebend zu beherrschen. Wer starr in sich bleibt, ist weder menschlich, noch göttlich, sondern götzenartig (S. 25 fg.)."

In dem zweiten, noch ansprechendern Dialog: „Ueber heilige Kunst", treten die drei Ansichten einander gegenüber: daß alle Kunst etwas Göttliches und insofern heilig, daß nur jetzt keine heilige Kunst mehr vorhanden, daß überhaupt keine Kunst der Menschen des Namens: heilig, werth sei. In einer ungezwungenen Reihe werden die hierher gehörigen Vorstellungen entwickelt und zuletzt auf das kirchliche Gebiet hinübergeleitet, um die zeitgemäße Frage über den liturgischen Dienst und Gesang der protestantischen Gemeinden zu erörtern. Die schöne Kunst soll den Zwecken des Heiligen dienen, aber soll grade in ihrem kirchlichen Dienste sich frei aus dem Gemeingeiste des Frommen hervorbilden. Es ist die ernste und doch milde Gesinnung Spener's, welche sich in diesen Urtheilen über die darstellende Kunst, namentlich das Schauspiel, äußert. Für unwürdig wird es ausgegeben, daß Jemand die eigne Persönlichkeit verleugne und sich ganz in eine andere hingebe: „Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß es mit der einfachen Lauterkeit eines christlichen Sinnes verträglich wäre, die von Gott aufgeprägte Persönlichkeit zu gebrauchen, um im leichten Wechsel den Schein fremder Persönlichkeit darzustellen. Das Unwürdige liegt aber wol hier vorzüglich in dem Schein des Ernstes ohne Ernst, und darin, daß man spielt, was man nicht werden will. Denn es liegt in der menschlichen Natur, zu spielen, was man liebt, um zu werden, was man erst spielte. Man verliert den keuschen Sinn für das einfach ernste Schauspiel der Liturgie und des Cultus, wenn man jenen Schauspielen beizuwohnen pflegt, bei denen man das Meiste vorübergehen läßt, ohne es sich in der Tiefe der Seele anzueignen." Diese scheinbar zelotischen Aussprüche werden jedoch nach des Ref. aufrichtigem Dafürhalten durch die weitere Stelle gründlich motivirt: „Doch man muß wohl unterscheiden das Theater, wie es ist, und wie es sein könnte: es könnte, wenn es besser wäre, sich als Erziehungsmittel des Volkes dem Cultus anschließen, wie etwa die Schule sich der theologischen Wissenschaft anschließen kann und soll." Ja, wie bei den Griechen es auf ihrem weit untergeordneten Standpunkte religiöser und moralischer Weltansicht stattfand, soll die Kunst, und namentlich die dramatische, die christliche Weltansicht und Gesinnung tragen und durch den Reichthum ihrer Anschauungen bilden lehren, während sie jetzt, namentlich auf den Bretern, dem Sittlichguten durch Inhalt oder Form der Darstellung entgegenwirkt.

Das dritte Gespräch: „Ueber die Zukunft des Reiches Gottes", gibt schöne, aber weniger deutliche und entwickelte Gedanken über die Ahnungen der zu erwartenden Schicksale, namentlich in Beziehung auf die chiliastische Hoffnung des Anbruchs großer Entscheidungen mit dem Jahre 1836. Ueber den bekannten Apokalyptiker Bengel wird in einem sehr bescheidenen Tone sehr richtig geurtheilt: „Seine kunstreichen Berechnungen haben an sich keine überzeugende Kraft, wenn der Geist nicht schon anderweitig für die Ergebnisse derselben eingenommen ist. Sie können ebenso gut für einen meisterhaft durchgeführten Irrthum als für einen Schlüssel der Wahrheit gehalten werden. Ob sie das Letztere wirklich sind, davon liegt die Probe nicht in ihnen selbst, sondern in der Uebereinstimmung der geschichtlichen Ereignisse des Reiches Gottes mit den apokalyptischen Gesichten, welche der Berechnung nach in den bezeichneten Jahren ihre Erfüllung finden sollen." Ein vergeistigtes tausendjähriges Reich leuchtet durch die Darstellung, welche absichtlich als eine lückenhafte, abgerissene gegeben ist und so den fragenden Leser seinen eignen Sorgen, Wünschen und Träumen überläßt. Gern würde Ref. einer in gleichem Geiste geschriebenen Fortsetzung dieser anziehenden Blätter begegnen. 77.

Literarische Notizen.

P. L. Jacob der Bibliophile veranstaltet eine Sammlung, die den Titel führt: „Chroniques, mémoires et documens de l'histoire de France, la plupart inédits, et publiés d'après les manuscrits originaux etc.", und die Sammlungen von Guizot, Buchon, Petitot und Monmerqué ergänzen soll. Den Beginn macht der erste Band der „Chronique de Jean d'Auton", die hier zum ersten Mal vollständig, nach Handschriften der königlichen Bibliothek abgedruckt ist, mit Anmerkungen des Herausgebers.

Tharin, vormaliger Bischof von Strasburg, hat „Lettres à M. le comte de S***" über Lamennais' „Paroles" herausgegeben.

Die vor Kurzem erschienene siebente Auflage seiner „Paroles" hat Lamennais mit „De l'absolutisme et de la liberté" vermehrt.

Des ehemaligen Conventmitglieds Barrère „Conduite des princes de la maison de Bourbon durant la révolution, l'émigration et le consulat (1790 à 1805)" ist, mit Noten vom Grafen Réal versehen, erschienen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 296. — 23. October 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Vom Verf. des „Scipio Cicala" erhalten wir als zweite Gabe der „Urania" ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Romane, dessen Titel uns nicht angegeben wird. Das Fragment besteht, seinem Titel und seinem Inhalte nach, aus mehren „Abenteuern auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im 16. Jahrhundert". Wir sehen eine aus Männern und Frauen gemischte Karavane, die ihren Weg durch die Schluchten und Wiesengründe der Abruzzen nimmt; Zweck und Ziel der Reise bleibt uns unbekannt. Auch können wir in den Verhältnissen der Personen den nähern Zusammenhang nicht mit Genauigkeit ersehen; die Damen Zoë, Laura u. s. w. können uns nicht genug interessiren, weil der Conner mit sonstigen Situationen des Romans vorenthalten bleibt; auch Jaffiro, ihr Begleiter, wird als bekannt zu sehr vorausgesetzt. Somit haben wir die Localität des Landes, die Sitten der Bewohner und die historischen Verhältnisse der Zeit, die uns beschäftigen, und diese Romantik äußerlicher Zustände ist allerdings mit dem bereits bewährten Walterscottismus, dem der Verf. huldigt, interessant genug geschildert, um den Namen einer geschmackvoll erzählten Reisebeschreibung zu verdienen. Klarheit, Sicherheit, Deutlichkeit im Einzelnen sind die Haupttugenden des Pinsels, der uns diese Gemälde entwirft, nur entfliegt ihm nicht selten der Duft der Landschaft bei der Treue, mit der er über Kleinheiten verweilt. Es ist eine falsche Ansicht, daß zur Deutlichkeit immer Breite der Darstellung gehöre. Wenn Tieck mit seinem Zauberpinsel eine Landschaft hinwirft, so brennt und leuchtet sie in glühendem Farbenschmelz vor unsern Augen; er beschreibt nicht in detaillirender Aengstlichkeit, er wirft es wie einen Hauch hin und der Aether berauscht uns. Das erste Capitel ist das spannendste; wir bestehen mit unserer Reisegesellschaft die Gefahren einer Schreckensnacht in den Ruinen, die einer Räuberbande zum Aufenthaltsorte dienen. Ein gutes Bild gewährt die Gruppe der in der Halle schmausenden Räuber, die eben einen Bischof nebst geistlichem Gefolge niedergemacht haben und im Costum der Ermordeten beim Glanz der Kirchenkerzen, die ebenfalls ihre Beute wurden, bei Tisch sitzen und sich gegenseitig kraft des Ornats, den sie tragen, ihre Sündthaten absolviren, während einer der Reisenden die schreckensvolle Scene belauscht. Ein altes Weib, das zur Bande gehört, schleicht aber wie die Nemesis der Freveltat umher, die an dem Gesalbten des Herrn verübt wurde. Sie mischt Gift in die Weinkannen, und als dies nun bei dem einen der rohen Gesellen anschlägt, wirft sie, während das Gesindel schläft, eine Fackel in den Heuschober. Unsere Reisenden sind den Schreckensscenen entflohen und sehen hinter sich die Feuersäule aufsteigen. Außerdem möchte die Schilderung der Waldenser, die ihre Andacht in der Stille des Waldes verrichten, als besonders anziehend hervorgehoben werden; nur kennen wir Das, was uns hier in behaglicher Ruhe erzählt wird, schon aus einer andern dichterischen Darstellungsweise, wo der Drang der ringsumher drohenden Gefahren in den Gemüthern eine Begeisterung für ihre Sache einflößt, die das ziemlich gleichgültige Glaubensbekenntniß der in vorliegender Schilderung zusammentretenden Menschengruppe nicht zu kennen scheint. Wir meinen nichts Anderes als die Zusammenkünfte der Albigenser in Tieck's immerfort zu citirendem „Aufruhr in den Cevennen". Hier wird die Sache des Glaubens Enthusiasmus, und in diesem Brennpunkte zeigt uns der Dichter die Sekte. Der Dichter soll und muß überhaupt concentriren, nicht auseinanderziehen; er muß dichten, nicht dehnen. Dazu möchten wir den Anhängern des Walterscottismus anrathen, den Lesern nicht gar zu wenig zuzutrauen und sie für unmündige Kinder zu halten, die der Repetirung, des allzu deutlich machenden Experimentirens und bequemen Erklärens bedürfen. Aus W. Scott's Manier, zu der diese Unsitte gehörte, weshalb er freilich beim großen Haufen viel Anhänger finden konnte, muß und wird eine Kunstform hervorgehen; allein vor Allem darf nicht verkannt werden, daß sie selbst mit allen Schlacken des materiellen Detaillirens und sonstigen Untugenden der Langweiligkeit noch keine Kunstnorm zu nennen ist. W. Scott hatte ein ganz gewöhnliches Publicum vor Augen, den englischen Bürgersmann im Kreise seiner ruheliebenden und deshalb royalistischen Genossen, die den Hammer aus der Hand legen und zum Bierkruge und Buche greifen. Seine Reflexionen über Situationen, Herzensverhältnisse und Gemüthsstimmungen, die er hier und da kurz fallen läßt, um zur

Deutlichkeit des einzelnen Falles noch eine unnöthige allgemeine Phrase zu machen, setzen stets ein völlig ungebildetes Publicum voraus, das auch bei der kleinsten Abweichung von gewöhnlicher, hausbackener Gefühlsstimmung einer Romanperson sofort einen Anstoß nehmen könnte. Man muß es den Leuten nicht gar zu bequem machen, der Dichter muß nicht zu ihnen hinabsteigen, sondern sie zu sich erheben, um sich mit ihnen gemeinsam über den Gehalt des Lebens zu verständigen. W. Scott kann nie begeistern; dies ist aber das Kennzeichen des echten Dichters. Wann werden die deutschen Romanschreiber anfangen, die Elemente des Walterscottismus, wie es uns noth thut, zu germanisiren, d. h. zu vergeistigen? Die derbe, kraftvoll biedere, gesunde Erzählungsweise des Briten, die Wegräumung bürgerlich-gemüthlicher Familienbeschränkung, das Hinausschauen in die Geschichte des Volkes, des Staats und des öffentlichen Lebens ist unserer Poesie längst Bedürfniß geworden, da so viele Töne der deutschen Harfe ausgeklungen sind; allein deutsch wird unsere Romanmuse immer bleiben, wir können in den Materialismus der Waverley-Novellen nicht aufgehen, das neue Element, das unserer Dichtweise noth thut, das Fleisch der Natürlichkeit jenes in seiner Weise großen englischen Autors kann uns nicht phlegmatisch vindicirt, es muß uns nach unserer Weise assimilirt werden, wenn wir nicht uns selbst verlieren wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gletscherburgen.

Erster Artikel.

Vom Hospiz der Grimsel, 25. Aug. 1841.

Außer den Gebirgsgegenden des Montblanc und Monte Rosa gibt es in der Schweiz kein bedeutenderes Eismeer oder zusammenhängenderes Gefilde von Eis als die Region des Finsteraarhorns. Dieselbe umfaßt das hohe berner Land, das hohe Wallis, das hohe Uri und das hohe Tessin, in Allem eine horizontale Fläche von etwa 20 □M., die über 70 □M. Oberfläche und von diesen mehr denn 10 □M. Gletscher enthält. Hier entspringen um den Kulm des St.-Gotthards auf einem Bezirke von wenigen Stunden der Rhein, der gegen Osten und dann gegen Norden, der Ticino, der gegen Süden, die Rhone, die gegen Westen und Süden, die Reuß, die gegen Norden in den Vierwaldstädtersee, und die Aar, welche ebenfalls gegen Norden in den Thunersee fließt; keine ihrer Quellen springt höher als 6500 Fuß über der Meeresfläche, aber alle entstanden aus dem die Berggipfel hinanstarrenden Eise, entweder direct aus dem Gletscher hervorquellend, wie die Rhone, die Aar, die Reuß, oder aus kleinen Bergseen, die das Eis- und Schneewasser sammeln, wie der Rhein und Ticino. Mit den drei Quellen des Rheins verhält es sich wie mit den drei Quellen der Aar, Reuß und Rhone, oder auch wie mit der Donau im Schwarzwalde, wo man des Hauptflusses nicht achtet und einem Brunnen im Garten der Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen die Ehre der Mutterschaft zuerkennt.

Doch ich anticipire meine Reise und vergesse, daß ich für jetzt nur erst die Quelle der Aar erstiegen habe und in einer bretternen Stube des Grimselspitals schreibe, wo ich mit einer ganzen Karavane Travellers eingeschneit bin. Ein großes Feuer brennt im Kamin, vor dem ich sitze, und dazu mußte der Wirth das Holz aus dem Thal der Handeck drei Stunden weit heraufholen. Die Vegetation hat aufgehört, die Natur zeigt sich kahl und nackt, ein Skelet von Granit, dessen hohle Theile mit Schnee und Eis gefüllt sind. Nur hier und da sehe ich noch ein Rasenplätzchen, worauf der industriöse Mensch seine Schafe und Ziegen treibt, oder einen mit Moos bedeckten Felsen, darauf ein Alpenblümchen blüht. Ich trage Saxifraga, Alpenrosen und blaue Campanula im Knopfloch und bin, da ich sie selber am Fuße des Oberaargletschers pflückte, darauf so stolz wie auf ein Ordenskreuz.

Wenn ein berliner Gardeoffizier, der zeitlebens auf der Hasenhaide exercirte, plötzlich hierher käme, um unser Lager zu inspiciren, ich glaube, er würde ausrufen: „Das ist Sibirien". Dort am kleinen Fenster sitzt eine polnische Gräfin neben ihrem geflüchteten Sohne und liest Zschokke's „Geschichte des Schweizerlandes". Ein schottischer Baronet von sehr hagerm Aussehen steht neben der Gruppe in echt hochländischem Costume, den langen gewürfelten Plaid um beide Schultern geschlungen, frostig und nichtssagend wie der Pachter in Boyeldieu's „Dame blanche". Wenigstens sechs Schuh groß ist der Mann. Zwei englische Ladies bewachen das Kamin und lesen und zeichnen und sprechen zuweilen mit einem jungen Franzosen, der als Dandy geputzt ist und sich für einen Geographen ausgibt. Sein Führer ist mit einem Compaß, einem Barometer und Thermometer und mehren mathematischen Büchern und Karten bepackt. Im Bettwinkel des Zimmers hat sich eine alte Dame, die die Duenna der Briten zu sein scheint und mit aus Italien und Spanien kam, mit einem jungen Lord niedergelassen und Keller's pittoreske Schweiz in vielen colorirten Blättern vor sich ausgebreitet. Sie trägt eine schwarze Hornbrille, ein schwarzseidenes Kleid mit Armmanschetten und ein großes goldenes Kreuz auf dem Herzen. Endlich befinden sich noch ein preußischer Arzt und ein londoner Publicist unter uns, zwei komische Leute, die den ganzen Tag über die Dielen laufen und alle Augenblicke vor die Thüre gehen, um zu sehen, ob es noch schneie, was man doch ganz gut im Zimmer sehen kann. Wir führen ein lustiges langweiliges, elendes vornehmes Leben, das heißt: wir schlafen in numerirten Kammern von Fichtenholz, auf Matratzen von Heu und auf Flaumenkissen von Schafswolle; wir trinken Cichorienkaffee mit Honig und Ziegenmilch, essen Beefsteak von Ziegenfleisch, Coteletts von Ziegenfleisch, Bouillon von Ziegenfleisch, Würste von Ziegenfleisch, Ziegenkäse und Ziegenbraten, kurz wir haben eine Table d'hôte von Ziegenspeisen und ein Souper von ebenso viel Schafsgerichten, Alles zubereitet mit Hammelfett, und dazu trinken wir in erster Linie Kirschwasser und walliser Wein und in zweiter detto Valtelliner, Bordeaux und Champagner.

Champagner auf der Grimsel? fragen Sie — Champagner inmitten der Gletscher, auf unwirthbaren Felsen, im ewigen Winter, 6700 Fuß über dem Meere? Indeß es ist einmal so. Der Franzwein schmeckt an den Quellen der Aar und Rhone ganz vorzüglich und entschädigt für das Ziegenfleisch. Gestern Abend wurde um 10 Uhr, als alle Berge schliefen und nur der Steinadler noch seine Beute zu den Höhen des Gallenstocks schleppte, Mozart's unsterbliche Arie gesungen: „Finch'è del vino calda la testa", und ein dumpfer Donner rollte dazu accompagnirend aus den Thälern herauf. Der arme Vulkan reicht mit seinem Blitze nicht viel höher als über das Dach seiner Schmiede — den Vesuv.

Gestern Morgen verließ ich das freundliche, wasserfallreiche Meiringen ganz allein mit einem Führer, der ein dickes Buch voll guter Zeugnisse in allen Sprachen hatte. „Ihr geht mit mir", sagte ich zu ihm, „über die Aarfälle zur Handeck, durch's Oberhaslithal, dann über die Höllenplatte an die Aargletscher, auf den Zinkenstock und über das Hospiz der Grimsel aufs Seidelhorn, von dort hinab zum Rhonegletscher und Gallenstock, auf die Furka und auf den Gotthard, hernach kann ich den Weg allein finden." Mit großen Stöcken und einem Strick bewaffnet, traten wir die Reise an und verließen den Weg an der ersten Aarbrücke jenseit des Dorfes. Hier schließt sich das Unterhaslithal plötzlich und man sieht den Fluß durch eine tiefe Bergschlucht brechen. Dieselbe endigt bei dem Dorfe Hof, das die

drei Hauptquellen oder Arme der Reuß vereinigt und nach der Meinung der Geologen im Bette eines abgelaufenen Sees liegt. Der Pfad von hier aus wird immer steiler und felsiger, man klettert gleichfalls am Abgrunde der rauschenden und von Klippe zu Klippe fallenden Aar bis ins Dorf von Guttannen, das die letzte Gemeinde des berner Oberlandes bildet. Auf meiner Specialkarte ist die absolute Höhe dieses Ortes 3290 Fuß angegeben, und ich überzeugte mich, daß daselbst die Obstbäume schon nicht fortkommen, nur Birken und Fichten und Gemüse wachsen. Die sogenannte Handeck, welche sich auf allen Karten findet und wegen des imposanten Aarfalls berühmt wurde, ist nur eine zwei Stunden von Guttannen gelegene Sennhütte, in der die Reisenden auszuruhen und sich zu erfrischen pflegen. Die letzten Bäume grünen an ihrem 4400 Fuß erhabenen Abhang; was hier und da in den Schluchten darüber von Gestauden wächst, ist eine Art Zwergfichte oder Weißtanne, deren Aeste krüppelhaft über den Boden kriechen und immer kleiner, immer dürrer werden. Das Rhododendron und die blaue und rothe Heidelbeerstaude sind zuletzt die einzigen Gesträuche, die man antrifft; ich fand sie unten abgefruchtet, bei der Handeck mit Beeren gefüllt und eine Stunde weiter noch blühend. So wechseln hier die Jahreszeiten und das Klima.

Der erste Gegenstand, welcher mir, das Thal heraufkommend, am Aarfall in die Augen fiel, war der obenerwähnte schottische Plaidmann, welcher wie eine aufgerichtete Gemse auf der Höhe des Felsens stand, von dem die Wasser herabstürzen, und sich mit beiden Händen auf seinen Springsteck stützte. Unter seinen Füßen wölbte sich aus Sonnenschein und Wolkenduft gewoben ein Regenbogen, der Fichtenwald und Felsenwand umschlang. Der Fluß brüllte und schäumte und stürzte 200 Fuß tief in den Schacht von Jahrtausenden. So schön, so groß, so effectvoll ist nicht der Rheinfall, er ist nur pittoresker durch die Umgebung, nur wasserreicher und zugänglicher.

Wer die wilde groteske Natur, oder Urgebirgfelsen, Gletscher, schwarze Fichtenwälder und klares Schneewasser liebt, der bekommt an der Handeck Alles auf einmal, wenn er von Guttannen aus den Pfad zum Fuß der Katarakte einschlägt. Nachdem er eine Weile bergan in der Nacht der Bäume gewandelt und nur das Tosen und Donnern des Flusses gehört hat, führt ihn ein schmaler Steg zur Linken an den umzäunten Abgrund, und er erblickt mit einem Male die hohle Granitgasse mit dem Sturze, worüber eine Brücke geht, und die tiefe höllenähnliche Kluft, aus der die Wolke aufsteigt und in welcher der Fluß weiter fließt. Die Felsen decken Birken und Fichtenwipfel, und im Hintergrunde sieht man die kahlen und blendendweißen Gebirgriesen des Walliserlandes.

Der englische Maler Wolf, um diesen Wasserfall ganz en face zu sehen und von der malerischen Seite aufzufassen, ließ sich an ausgestreckten Stangen mit einem Seile in die Tiefe des Schachtes hinab und entwarf dort ein jetzt sehr geschätztes und in Kupfer gestochenes Gemälde der Handeck.

Das Merkwürdige an diesem Aarfalle ist, daß sich unmittelbar vor dem Sturze zwei Flußquellen, bedeutende Bäche, vereinigen, so zwar, daß der eine von der linken, der andere von der rechten Seite in den Abgrund stürzt. Wenn die Sonne scheint und man auf der Höhe des Felsens zwischen den Katarakten steht, erblickt man zwei sich kreuzende Irisbogen und einen dritten farblosern in der Tiefe.

In der Sennhütte war große Theegesellschaft, als ich ankam. Die Pferde bekamen hinter uns ihren Hafer, vor uns die Kühe ihren Klee. Ein kleines rundliches feueräugiges Mädchen aus Interlaken servirte und sprach französisch, und zwei Männer in grauen kurzen Beinkleidern und Jacken, welche auch zur Wirthschaft zu gehören schienen und die Plastik wie die Viehzucht trieben, präsentirten uns zierlich geschnitzte Ahornlöffel, Becher und Körbchen, darauf das Wort Handeck eingegraben war.

Der Wirth dieser seltsamen Auberge übt eine originelle Gastfreundschaft. Wenn man ihn fragt, was man schuldig sei, antwortet er allemal: „Was Ihnen beliebt, ich fodere nichts“, und da hilft alles Reden nicht, man muß selber die Taxe machen, um zu bezahlen. Glauben Sie nicht, daß die Sache keinen Grund hat. Der Mann ist von Rechtswegen blos Pachter der Senne und das Wirthen ihm bei 40 Francs Strafe verboten. Es gibt aber in jedem Lande einen Pfiff, die Gesetze zu umgehen, warum nicht in Bern? Unser Handecker sagt: „Ich schenke nicht, ich bin gastfreundlich, und das kann mir doch Niemand wehren.“ Man hat mir erzählt, daß auf diese Weise sogar das Nonnenkloster von Aargau-Baden einen Schnaps im Refectorium verzapft und die geistlichen Herren in Wallis ihre Einkünfte dadurch vermehren.

Der Sennhirt schmeichelt sich mit der Hoffnung, in kurzer Zeit ein Wirthspatent zu erhalten, und will dann zur Bequemlichkeit der Reisenden ein stattliches Gebäude anlegen.

Von der Handeck auf die Grimsel, oder eigentlicher bis zum Hospiz der Grimsel und dem ersten Höhensee rechnet man drei Stunden. Ein schauerlich einsamer und oft gefährlicher Weg; denn auf ihm sieht man nichts als kahle Granitblöcke, colossale Bergpyramiden, die mit Schnee und Eis bedeckt sind, scharfe, gezackte Felsennadeln und Hörner, krystallähnliche Gletscherzinken, Firnen genannt, und rasende schäumende Bergströme, die von Terrasse zu Terrasse fallen und ungeheure Steinblöcke in die Thäler werfen. Eine Zeit lang begleitet Einen noch der blumige Rasen, das Farrnkraut, die Alpendistel und die Heidelbeerstaude, dann nehmen sie mit fast allen Pflanzen für immer Abschied und überlassen das Regiment einzig und allein dem Gesteine und dem Eise, dem Wolf, der Gemse, dem Adler und der Eidechse. Ich begreife nicht, wovon dieses Thier, das sich in so seltenen Arten zeigt, hier noch leben kann.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir die Höllenplatte, also genannt wegen der Gefahr, der sie den Reisenden aussetzt, wenn sie im Herbst und Frühjahr mit leichtem Eise überzogen oder blos beschneit ist. Eigentlich ist sie nichts mehr und weniger als ein ungeheurer Granithügel, der an der Oberfläche wunderbarlich abgerundet und so glatt und ungangbar ist, daß man schon vor langen Jahren Fußtritte hineinhieb. Wer auf dieser Platte ausgleitet, der ist unrettbar verloren und kugelt bergab in die reißende Aar, welche Sturz auf Sturz bildet. Die berner Regierung hat mit vieler Mühe den Pfad verbessert und um die Felsen gemauert, auch mehre Brücken geschlagen, allein vor der Hand vergeblich, da jegliches Unwetter Alles wieder verwüstet, niederreißt und fortflutet.

Und doch wagen sich die Haslithalführer mit Pferden über diese Klippen und tragen die ermüdeten oder furchtsamen Frauen in Lehnstühlen hinüber. Es ist im letzten Winter ein Schweizer von der Platte in den Fluß gefallen, ohne sich ein großes Leid zuzufügen. Der Fluß war gefroren, der Schnee sehr hoch und weich und der Fall einer Lawine vergleichbar, die ein Bett vor sich fortwälzt.

Das Hospiz der Grimsel ist der seltsamste Wohnsitz, den man haben kann. Es liegt ganz in der Schneeregion, in einem Thal von Granitfelsen, an einem See, darin die Fische crepiren, der ganz schwarz und nur drei Monat ungefroren ist. Das Thermometer steigt im Juli nur auf 15 Grad und fällt oft plötzlich auf fünf. Zuweilen schneit es mitten im Sommer nach einem heißen Gewitter, und oft ist des Mittags die Sonne so brennend, daß die Bewohner in den Schatten flüchten müssen. Im Frühjahr und im Herbste umhüllen undurchdringliche Nebel das Thal, und dann ist es so kalt, daß die Fenster frieren. Das ganze Jahr hindurch wird Feuer in den Kamin gemacht. Was die Wirthschaft des Spittlers belangt, so beschränkt sie sich auf die Weide, welche die Ziegen und Schafe, denen noch einige Schweine von halb roth und halb weißer Farbe beigesellt werden, auf dem Felsen des Thales und hinter dem Hause finden, das durch eine Anhöhe von Granit geschützt wird. Alle Lebensmittel müssen auf den Schultern aus dem Haslithal heraufgeholt werden. Das Gebäude ist in der Gegend das einzige

von Stein erbaute — die Beschaffung des Holzes wäre zu kostspielig gewesen — und vermag wol den Stürmen zu trotzen. Es ist in den letzten Jahren durch einen Anbau für die Reisenden vergrößert worden und gehört der Landschaft Meiringen. Der Pachter ist gehalten, arme Leute unentgeltlich zu beherbergen und zu bewirthen und Lustreisende und Reiche desto besser bezahlen zu lassen. Die Ziegenfleisch-Table d'Hôte kostet ebenso viel wie ein Mittagsessen bei Vefour und zweimal so viel als in Baden und Wiesbaden. Dafür spricht aber die Kellnerin wieder französisch und trägt ein schlankes berner Mieder und einen Pfeil im Haar. Der Wirth trägt die Farbe seiner Unterthanen, ein weißes Hemde und einen fuchsrothen Anzug, er ist besser gemästet als dieselben, wie ihm das gebührt, da er Souverain der Grimsel- und Aargletscher, des Gallenstocks und Wetterhorns ist. Im Knopfloch trägt er eine Pfeife, die einen gellenden Ton anschlägt. So oft er diese hören läßt, wissen alle Hammel und Ziegen, was die Glocke ist, und sie kommen gesprungen über Stock und Stein und blöken und möckern, daß es eine Lust ist. So weit hat es doch noch kein Souverain in den Ländern gebracht, wo, wie Schiller sagt, die Flüsse breit und gemächlich ziehen und das Land wie ein Garten zu schauen ist. Ein Hammel geht dem andern nach, nicht ein Mensch dem andern.

Gegen drei Uhr angelangt, war ich Willens, noch gestern Abend den Aargletscher, d. h. den nächsten, zu besteigen, und suchte Gesellschaft. Es fand sich Niemand als der französische Geograph, von dem ich anfangs sprach, er war mir nicht der angenehmste. Durch das ganze Thal sprach er von Paris und von seinen Instrumenten. Er hatte einen neuen Höhenmesser, den er nicht anwenden konnte, und einen Compaß, den man nicht brauchte, um sich zu orientiren.

Wir kamen nach drei Stunden zurück, ohne das Mindeste außer der Aar und dem Eise, daraus sie hervorkommt, gesehen zu haben. Das Finsteraarhorn, auf dessen Dom ich mich gefreut hatte, hatte eine kolossale Wolke angezogen und damit noch vor unserer Ankunft die ganze Gegend erfüllt. Im Thale des Hospiz fing die Wolke an zu regnen, und wir schwammen ans Land wie die getauften Mäuse und ließen uns von der übrigen sehr angewachsenen Gesellschaft auslachen. Der Wirth hatte uns gesagt, daß es regnen werde, allein wir hatten es ihm nicht geglaubt. *) 114.

Kaspar Hauser's Leichenbefund.

Die im Gräfe Walther'schen „Journal für Chirurgie", XXI. Bd., 2. Heft, S. 91—125, erschienene Geschichte der Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung Kaspar Hauser's von dem literarisch schon vortheilhaft bekannten Arzte Dr. Heidenreich in Anspach bestätigt ganz Das, was nach tiefern Gefühlen und Aussprüchen der Allermeisten, welche den vom Schicksal so hart Verfolgten früher und näher kannten, sowie auch aus den uns überlieferten physio-psychologischen Schilderungen über denselben klar geworden ist, nämlich: daß mit Hauser's Charakter ein Selbstmord völlig unverträglich sei. Wie überhaupt Einer, der durch Betrug oder Täuschung sich Theilnahme irgend einer Art verschaffen will, nicht eine tiefe, wie die ärztliche Untersuchung zeigte, vierfache Tödtlichkeit zu Grunde habende Wunde sich beibringt, und auch Hauser weder in Anspach noch in Nürnberg sich dem Kaufe eines Mordwerkzeuges habe überlassen können, ohne daß dieses bis jetzt schon ermittelt worden wäre, sei hier nur als factisches Ergebniß aus dem mitgetheilten Sectionsbefunde hingestellt, daß die auffallenden Erscheinungen an der großen hypertrophischen Leber und an der (nach richtiger physiologischer Bedingniß) verhältnißmäßig kleinen Lunge vor den bei der Section zugegen gewesenen Aerzten, aus den im Original angeführten Erfahrungsgründen, ebenso bestimmt für Hauser's frühere Einkerkerung in einem dumpfen Loche und Ernährung durch Pflanzenkost zeugte, als die bei der Untersuchung des Gehirns gefundenen Momente: ein vom Scheitel gegen die Stirne zu etwas niedergedrückter Schädel, die ziemliche Dicke der Knochen, der weit hereinragende Sichelfortsatz der harten Hirnhaut, die Kleinheit des Gehirns im Allgemeinen, die relativ geringe Masse des großen und bedeutende Größe des kleinen Gehirns, die der Zahl nach wenigen, aber dem Ansehen nach größern und gröbern Windungen an der Oberfläche, das besondere Hervortreten einzelner Massen im Innern (namentlich am großen Gehirn) und endlich einige Eigenthümlichkeiten der Schädelbasis auf solchen unentwickelten Zustand seiner physischen Hirnbildung, aus Mangel an früherer intellectueller Thätigkeit und geistigem Lebensreize ꝛc. hinweisen; daß Dr. Heidenreich aus ganz richtigem Gefühle sowol während der Untersuchung des Gehirns, als während er seinen Bericht niederschrieb, das Wort „thierähnliche Bildung" nicht zu unterdrücken vermochte. 73.

Notiz.

Ein Herr John Bellenden Ker hat in London herausgegeben: „An essay on the archaiology of popular english phrases and nursery rhymes". Er geht davon aus, daß die angelsächsische und die in Holland erhaltene niedersächsische Sprache eine und dieselbe waren, und sucht die ursprüngliche Form der sprüchwörtlichen Redensarten in der Zeit, wo diese Sprache in England herrschte. Dabei schließt er vorzüglich nach dem Gehör, weil die Aussprache die eigentliche Wortform viel getreuer bewahre als die später eingeführte Schrift. Der Matrosenausdruck, „he is gone to Davy's locker", d. h. er hat gehimmelt, ist heimgegangen, erklärt er z. B. durch „hij is gaen tot eowighs! luck er!" er ist in die Ewigkeit gegangen; mag's ihm dort wohlergehen. Mitunter war auch gesagt, „he is gone to Davy Irne's locker" und es hieß dann ursprünglich „hij is gaen tot eewig! l'hone sij' es luck er", er ist in die Ewigkeit gegangen; mag ihm ewige Seligkeit zu Theil werden! Von englischen „nursery rhymes" hat der Verfasser 54 der gewöhnlichsten auf ihren Ursprung zurückgeführt. Nach seiner Theorie sind es Pasquinaden, zu denen die Angelsachsen durch Einführung einer neuen und Opfer verlangenden kirchlichen Verfassung gereizt wurden, und die nach und nach mit und ohne Absicht die jetzige Gestalt erhielten. So wird in der ursprünglichen Form des folgenden Ammenliedchens ein auf den Zehnten erpichter, habsüchtiger Geistlicher verspottet:

There was a man in Thessaly,
And he was wondrous wise;
He jumpt into a quickset hedge,
And scratch'd out both his eyes;
And when he saw his eyes were out
And he was in great pain,
He jumpt into a holly-bush,
And scratch'd them in again.

Nach Ker liegt dem zum Grunde:

T'heer was er man in tessch'al hij,
End hij was w'hun droes wo eys.
Hij j'hummt hiu t'u; er quick! set hegghe!
End schreyt: houd bod' es eys!
End wen hij saegh 'es eys weer houd,
Aen hij wasse in greyt-pene,
Hij j'hummt hiu t'u; er olie! boos!
End schreyt om in erg; inn! 80.

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 297. — 24. October 1834

Taſchenbücherſchau für 1835.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 296.)

Was wir an den Darſtellungen des Verf. des „Scipio Cicala" vermiſſen, finden wir mit Freude in den Productionen des Freiherrn von Sternberg. Auf noch nicht 80 Seiten haben wir eine Novelle: „Die Alchymiſten", vor uns, deren Stoff nach der Manier des kurzgedachten anonymen Autors mindeſtens einen Umfang von zwei Bänden gewonnen hätte, ein Gewinn, der in der That nur ein Verluſt zu nennen ſein dürfte. Die Strömungen des Lebens gehen nicht wie der alterſchwache Rhein in Holland in vielfache Abzweigungen aus, deren etliche ſich im Sande verlieren; wir haben hier Quellwaſſer, wo ſich die Felſentiefe der menſchlichen Bruſt aus ihrem Innerſten heraus plötzlich und ungeahnt erſchließt, Sturzbäche der Leidenſchaft, ſchäumende Wogen der Freude und Luſt in männlich-kräftiger Entäußerung, und auch an Seen fehlt es nicht, über deren ruhige Stille die Trauer mit dem Antlitze des Todes hängt und brütet. Das Thema der Goldmacherei iſt nicht ganz neu, und wenn wir in Betreff des Ausgangs der in Rede ſtehenden Erzählung Manches auszuſetzen haben, was nach unſerer Meinnng den vollendeten Abſchluß des Gemäldes ſtört, ſo können wir doch im Allgemeinen nicht umhin, dem ganzen Tone der Darſtellungsweiſe, der friſchen, gedrungenen, raſchen und üppigen Manier dieſes Autors unſern vollen Beifall zu zollen. Es iſt keine abbleichende Reflexion, die ihm die Geſtalten abdämpft, und doch ſchwillt Alles aus dem Bewußtſein heroor, die Erſcheinungswelt und den bunten Reichthum des äußern Lebens nicht anders als aus der denkenden Betrachtung entſteigen zu laſſen. Der Dichter gibt hier weder Märchen und Wunder, die hinter aller Erſcheinung ſcheu verborgen liegen, noch die bloße Oberfläche des eiteln Außendaſeins; er zeigt inmitten des Weltlaufs die geheimen Mächte der Geiſterwelt, die der menſchlichen Seele, nicht der Natur angehören, in vollſter Wirkſamkeit. Die Menſchenbruſt wird immer für echte Poeſie der größte und der lohnendſte Schauplatz ſein, denn in ihr vollziehen ſich alle Thaten der Weltgeſchichte; der Pſychologie liegt die Poeſie immer zunächſt, und wenn es wahr iſt, daß unſer Zeitalter ein überwiegendes Hinneigen zum Reflectiren zeigt, ſo ſoll deshalb der Dichter nicht in den purſten Materialismus verfallen, um dieſes Element zu verdrängen; er ſoll aus dieſem Elemente heraus der Welt zeigen, wie alle Reflexion doch immer von der Production zu lernen habe.

Das Thema der Alchymiſterei iſt vortrefflich nach allen Seiten hin aufgefaßt, klar und vollſtändig durchgeführt und mit jener heitern Beruhigung, die dem Bewußtſein geziemt, auch in der finſtern Seite als Sache der dämoniſchen Begier des Menſchen beleuchtet. Alle Situationen drehen ſich um das Thema und in ihm, alle Geſtalten repräſentiren die Tendenzen deſſelben, wie damals die Zeit, in welcher der Stoff verläuft, der Anfang des 17. Jahrhunderts, ganz von dieſer Richtung erfüllt ſchien. Es war in geſelliger Beziehung das Thema jener Zeit, und was ſich ſonſt in ihr zu Tage förderte, läßt der Dichter, als nicht in den Kreis ſeiner Intentionen gehörig, füglich bei Seite. Der Romandichter kann und ſoll nicht Hiſtoriograph ſein.

Ein junger Goldſchmiedemeiſter, der zur Zeit des Kurfürſten Chriſtian II. in Dresden lebt, zieht das Hauptintereſſe auf ſich. Tobias Roſen leidet am Wurm der Schwermuth;

> Denn jeder Menſch hat ſeinen Wurm,
> Kopernikus den ſeinen.

Aus dieſem Punkte entwickelt der Dichter die ganze Figur des Mannes heraus; an äußern Motiven, Nahrungsſorgen, Unglück fehlt es nicht, um das Bild deſſelben von allen Seiten zu ergänzen. Er iſt aus einer Familie voller Melancholiſten, ſeine drückende Lage verfinſtert ganz ſein Auge, da er beim Goldſchmiedehandwerk kaum Brei gewinnt. Um das Maß ſeines Elends voll zu machen, ſieht er ein junges, liebliches Eheweib, das Kind reicher Anverwandten, gegen deren Willen er ſie gefreit, an die Scholle ſeines Wehegeſchicks gefeſſelt. Die Gewiſſensbiſſe nagen an ihm, das Unheil über ein ſchuldloſes Weſen heraufbeſchworen zu haben; der Dämon der Hypochondrie zehrt an ſeiner Seele; endlich faßt er den Entſchluß, ſich von ſeinem Weibe zu trennen. Er theilt ihr ſelbſt den Plan mit, ſie ihren Verwandten wiederzugeben und allein ſein Loos zu tragen. Das treue Weib kennt aber keine Freude ohne ihn; ſie drängt ſich an ihn, umſtrickt mit ihrer Liebe ſeine blutende Seele, ohne ihm freilich die

ſchmerzliche Wunde ganz zu heilen. Gleich darauf ſehen wir beide Gatten, ſcheinbar heiter im Cirkel fröhlicher Menſchen, die zu einer Feſtivität ſich verſammelten. Man erzählt von den Neuigkeiten des Tages, und Meiſter Leonhard, eine humoriſtiſch-bewegliche Figur, die jedoch reicher ausgeſtattet werden konnte, bringt das Geſpräch auf die Bemühungen der Goldmacher. Am Rheine treibt eine Geſellſchaft von Alchymiſten ihr Weſen, jedoch keineswegs verſteckt, ſondern offen und frei; ſie ſcheinen mehr die Kunſt, Gold durchzubringen, als Gold zu ſchaffen, zu kennen. Unter ſeltſamen Ceremonien werden Jünger aufgenommen und müſſen als Symbol eine chemiſche Heirath eingehen; Heiterkeit und Frohſinn herrſcht in ihren Mummereien; ſie ſcheinen den ernſten Drang, der die Welt damals insgeheim durchſchlich, um dem Erdengott der Tiefe das Geheimniß abzugewinnen, mit Leichtſinn zu ironiſiren, und das iſt, nach Meiſter Leonhard's Aeußerung, eben das Köſtliche in der Menſchennatur, daß ſie im Stande iſt, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln, tiefſinnigen Beſchauung, die den Menſchen, der ſich ihr überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzuſetzen. Tauſende würden ſich, meint er, in dem der menſchlichen Natur inwohnenden Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grauſam zerſtören, alle finſtern Kammern des Elends, des Selbſtbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun aber treten heilend und beſänftigend der Scherz und der Muthwille auf, ſie ſtellen die Thorheit ans Licht, ſodaß man über ſie lacht, und die Menge ſucht und liebt dies Mittel, jene gehäſſigen Leidenſchaften mit Leichtigkeit zu befriedigen und durch dieſe leichte Befriedigung zu ertödten, ſodaß ihre Dämonen nicht weiter mächtig werden und die ganze Seele beſtricken. Ganz im Gegentheil mit dieſen heitern Rheinländern wird jedoch in Dresden am Hofe des Kurfürſten ſelbſt das Geſchäft der Goldmacherei betrieben. Der Fürſt ſelbſt iſt der Kunſt eifrigſt ergeben; er verwendete jahrelang Schätze darauf, jenes Geheimniß zu entdecken; er erpreßte Summen von ſeinem Lande und zerfiel durch ſeine tyranniſche Leidenſchaft mit Allen, die ihn umgeben oder ihm unterthan ſind; in den verborgenen Gemächern ſeines Schloſſes, heißt es, ſchmiede und ſchmelze er mit einem Alchymiſten ſchon zehn Jahre Metalle um, ohne jedoch aus den ewig dunkeln Schlacken das rothe Auge des reinen Goldes hervorleuchten zu ſehen.

Dieſer Alchymiſt, ſagte Leonhard, iſt nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher ſagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche, ſchwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefeſſelt ſind ſeine Glieder Tag und Nacht an den unglückſeligen Höllenherd, an dem er blaſend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde ſteht und doch nicht die goldene Blüte aus dem ſtaubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublaſen vermag. Muthwillig ſchadenfroh verwandelt ſich der Erdgeiſt immer neu vor ihm, ſtreift immer glänzendere Kleider ab, ſchlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldene Kleidchen anlegen wird. So ſteht und bläſt er jahrelang; das ekelhafte Gequik der ſchmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten-und Keſſel tönt in ſeine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erſcheint ihm das Geſpräch mit Menſchen, das Lächeln eines ſchönen Weibes oder der Geſang des Prieſters am Altar. Verwandelt iſt er durch und durch und gleichſam metallen geworden, eine grauſige Bildſäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden ſich zieht, der ſich krampfhaft zuckt und regt. Selbſt ſein Schlaf iſt fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln ſpielen, ſo hat der Arme ſchwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von ſeiner unſterblichen Seele reden; kann ſie wol jemals fromme und gottſelige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr ſeht ſelbſt, wie ſich jedes Geheimniß der forſchenden Kraft im Menſchengeiſte entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet.

In der Seele des ſchwermüthigen Goldſchmiedemeiſters ſteigen ſeltſame Gedanken auf und ab. Sinnend verläßt er unter dem Vorwande eines nothwendigen Geſchäftsganges die heitere Geſellſchaft und wandelt zu einem ſeiner Kunden hinaus, der auf einem Landſitze wohnt und ihn zu ſich beſtellte. Er findet ihn nicht zu Hauſe, und beim Rückkehren nach der Stadt überfällt ihn ein toſendes Ungewitter. Aber er iſt es nicht allein, der ſich in die Sturmesnacht hinauswagt; ein Knabe zügelt nur mit Mühe unter den tobenden Regengüſſen ein Pferdegeſpann und ruft den Tobias weinend herbei, um den todtkranken Vater, der ohnmächtig auf dem Wagen liegt, in das Gebüſch zu tragen. Halb noch zögernd, läßt ſich der Goldſchmiedemeiſter aus Mitleid bewegen; er nimmt den Kranken auf die Schulter und glaubt einen dem Rade entſprungenen Verbrecher gerettet zu haben, als er dem halbzerſchlagenen Manne, der unter der Folter gelegen zu haben ſcheint, in ſeinem Hauſe ein Nachtlager bereitet. Am andern Tage läßt ſich eine bleiche ſchöne Frauengeſtalt bei ihm ſehen, die ſich für die Gattin des Unglücklichen ausgibt; der kleine Bertram wacht mit Tobias, der ärztliche Hülfe herbeiholt, am Bette des Sterbenden. Unterdeſſen verbreitet ſich in der Stadt das Gerücht von dem Entweichen des geheimnißvollen Alchymiſten, dem der Kurfürſt nach langem Harren und Hoffen endlich mit Gewalt ſeine Kunſt entreißen wollte und ihn der Folterqual preisgab, um die Entdeckung des Geheimniſſes von ihm zu erpreſſen. Der Fremde iſt der Alchymiſt, und in der Todesſtunde enthüllt ſich unſerm Tobias der ſeltſame Mann, der ſeine ganze Seele voll Menſchenhaß und Greuel noch ausſchüttet in die Bruſt ſeines Erretters, zum Danke aber ihm den Beſitz der geheim gehaltenen und dem Fürſten entzogenen Eſſenz verheißt, mit welcher ſich der Kern des Goldes aus den unedeln Metallen herausſchmelzen läßt. Er erzählt ihm ſein ganzes furchtbares Leben, ſtellt ihm aber zur Bedingung ſeiner Erbſchaft, daß er ſein Weib, die eine Neigung zu Tobias faßte, heirathet und ſich des Bertram annimmt. Seton, der ſchottiſche Schwarzkünſtler, ſtirbt, nachdem er eine Hölle in Tobias' Innerm entzündet hat. Ohne Arabellen, das verführeriſche italieniſche Weib, kann er das Geheimniß nicht beſitzen; lange ſchwankt er, bis er endlich ſeine Frau und ſeine Vaterſtadt am Arme der Buhlerin verläßt.

Die Scene verändert und verlegt ſich nach dem Rhein hin. Wir wohnen einem Feſte jener heitern, lebensluſtigen Goldmacher bei, das mit den bunteſten Farben und auf die ſinnreichſte Weiſe ausgemalt iſt. Nicht in ſin-

ſtern Gewölben, am dunkeln Herde bei Rauch und Qualm, nein, unter heitern Geſellen, bei Geſang und Wein und kräftiger, liebevoller Freundſchaftsrede wird nach ihrem Glaubensbekenntniſſe das echte Gold gewonnen; da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher; gierig ſaugt die begehrliche Lippe den flüſſigen Goldſchaum, und aufſteigend erblühen ihnen im Gehirn die goldnen Träume, die trunkenen Bilder. Ein allegoriſches Feſtſpiel und Turnier verſinnlicht den Gedanken, wie die vier Metalle ſich mit dem Ritter Blinding aufmachen, um das liebſte Schooskind des alten trauernden Erdenkönigs, das finſtere, neidiſche Mächte ihm entzogen, wiederaufzufinden. Um das Gold zu finden, denn dies iſt das Schooskindchen des Alten, verbindet ſich der fahrende Ritter mit den Brüdern der geraubten Schönen, den Metallen, welche wiederum die vier Elemente zu helfenden Genoſſinnen haben, nämlich das Kupfer hat das Feuer, das Eiſen die Erde, das Silber das Waſſer und das Blei die Luft zur Geliebten. Mit dieſen vier metallenen Brüdern zieht der Ritter aus und erkämpft ſich das Fräulein Gold, das dem Sieger im Turnier, dem König des Feſtes, dem Ritter Blinding, zuerkannt wird. Nach dem Kampfſpiel ſitzen die luſtigen Alchymiſten fröhlich beim Tiſche, Meiſter Leonhard iſt unter ihnen und gedenkt mit Wehmuth eines fernen Freundes, den vor vielen Jahren in Dresden die Sucht nach der Goldmacherkunſt dem Böſen in die Hände geliefert hat. Ein fremder bleicher Mann ſitzt auch unter den Fröhlichen; er wendet ſich ſeitwärts und verläßt die Geſellſchaft. Es iſt der arme Tobias, das ſchneeweiße Haar auf ſeinem Scheitel ſpricht von den Leiden der hinter ihm liegenden Jahre. Er war mit der Buhlerin nach Italien entflohen und hatte hier ein ſchwelgeriſches Leben geführt, bis die Treuloſigkeit des Weibes ihn wieder in der Welt unruhig umhertrieb; den Schatz, die Eſſenz, hat er mit ſich genommen, aber die Luſt des Daſeins iſt ihm unter der Ausübung ſeiner Kunſt entflohen, Haß und Groll ſitzen ihm im tiefſten Herzen, er verwünſcht ſein Geſchick, denn an ſeinem Golde hängt der Fluch des Dämons, der ihn martert. Er kommt mit Leonhard zuſammen, entdeckt ihm ſein Schickſal und den Entſchluß, ſeine Hände rein zu waſchen von der Sünde und reuig zu ſeiner Marie nach Dresden zurückzukehren, um als armer Goldſchmiedemeiſter den alten Frieden in Arbeitsluſt und Armuth wiederzugewinnen. Leonhard iſt der Verlobte des jungen Mädchens, das in der Maskerade das Fräulein Gold, die Tochter des Erdenkönigs, vorſtellte; in die reinen Hände dieſer frohen Menſchen will Tobias die für ihn unſelige Eſſenz, womit ſich das Gold aus den rohen Metallen ſchmelzen läßt, niederlegen, auf die ſchuldloſen, reinen, heitern Menſchen wird der Fluch nicht übergehen, der an ſeinen Händen, ſo lange er Gold ſchuf, klebte. Leonhard nimmt aber das Geſchenk nicht an, ſei's aus Furcht vor dem Dämon, der ihn beſchleichen könnte, wenn er Schätze um ſich häuft, ſei's weil ſein leichter Frohſinn meint, der Freund könne ſelbſt an Mariens ſchuldloſer Hand die Güter des Lebens gebrauchen. Tobias kehrt in ſeine Vaterſtadt heim. Vor dem Thore begegnet ihm ein Leichenzug, und auf ſeine Frage, wer es ſei, den man hinaustrage, erhält er die Antwort: „Die Witwe eines Goldſchmiedmeiſters, Marie Roſen". Der Gram um ihn, der ſie wiederzufinden hoffte, hatte ſie hingerafft. Am Abend deſſelben Tages ſchwankt ein einſamer Waller durch die Gräber des Kirchhofs; es iſt Tobias, ſein Antlitz bis zum Tode entſtellt. In den Buſen greifend ruft er mit hohler Stimme: „Nimm dein Geſchenk zurück, Seton! Fluch über deine Aſche!" Und in demſelben Momente zerbricht er die Kryſtallphiole mit der Wundereſſenz am nächſten Grabſtein; gleich dunkelm Herzblut floß dieſelbe über den Marmor. — Am andern Morgen findet man Tobias todt auf dem Grabe ſeines Weibes.

Abgeſehen davon, daß wir ein heiteres, verſöhnendes Ende herbeigewünſcht hätten zum befriedigendern Abſchluß des auf heitere Ueberwindung der dunkeln Mächte des Gemüths baſirten Themas, ſcheint uns die Darſtellung in der zweiten Hälfte weniger abgerundet und gediegen als im erſten Theile, der die Anlage zum Ganzen anders erwarten ließ, und deſſen klare, durchſichtige Haltung jedenfalls in dem vielleicht etwas übereilten Schluſſe vermißt werden muß. Bei alledem gehört die Novelle zu den beſten Productionen der neueſten Zeit. Licht und Schatten, Kraft und Milde, feſte Gedrungenheit und heiterer Schaum eines in echter Begeiſterung ſprudelnden Dichtergemüthes ſind die Hebel und die Tonarten des intereſſanten Gemäldes.

Als Titelkupfer zur „Urania" ſehen wir diesmal einen Stahlſtich mit Tegnér's Portrait. Die fünf andern Stiche bieten ein mannichfaltiges Intereſſe. Der erſte und dritte geben Scenen aus dem italieniſchen Leben voll feiner, heiterer Charakteriſtik. Wir ſehen einen alten, verſchmitzten öffentlichen Schreiber (scrivano pubblico), den ſich zwei jugendliche Schönheiten zum Gewiſſensrath erwählten, um ihm ihre Geheimniſſe in die Feder zu dictiren. Schmunzelnd nimmt ſie der alte Kahlkopf auf; er ſcheint mit den Intriguen des menſchlichen Herzens ſehr vertraut, aber über ihnen weisheitsvoll erhaben. Das dritte Bild gibt eine Familienſcene unter italieniſchem Himmel: der Vater ſpielt die Zither, die Mutter ſchwingt den Tambourin, das kleine Mädchen tanzt anmuthig. Der blinde Greis auf dem zweiten Blatte iſt dem Norden näher gerückt; die Kunſt geht betteln in Lumpen und doch noch mit Harmloſigkeit. Le mauvais sujet auf dem vierten Blatte iſt ein gelungener Stich nach dem bekannten Gemälde von Grenier St.-Martin; das fünfte zeigt uns Tiſchbein's Todtengräber, Shakſpeare's Goodman delver. 59.

Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus intereſſanten Thatſachen der neuern Zeit gezogen, von A. Reed. Nach der ſiebenten Auflage aus dem Engliſchen frei übertragen. In beſonderer Beziehung auf die Bildung des männlichen Geſchlechts. Eſſen, Bädeker. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der ſchön gedruckte methodiſtiſche Roman muß in England Beifall gefunden haben, da er ſeit 1819 bereits ſieben Auflagen erlebt hat. Ob er dem Ueberſetzer, der zwar nicht immer dem Buchſtaben, doch ſtets dem Sinne treu geblieben, außerhalb

des Wupperthals gläubige Leser gewinnen könne, vermögen wir nicht zu entscheiden. Dem Beobachter religiöser Erscheinungen beut er Gelegenheit, die Geistesrichtung der Auserwählten aus ihren freiwilligen Geständnissen kennen zu lernen. Der Verf. bevorwortet, es sei nicht seine Absicht gewesen, lebende Personen zu bezeichnen, sondern eine Reihe von Thatsachen, die tiefen Eindruck auf ihn gemacht, der Jugend zur Belehrung vorzuhalten. Doch habe der Hauptcharakter, als man ihn zu erkennen geglaubt, selbst erklärt, er finde sich nicht dadurch beleidigt, es gereiche ihm vielmehr zum Trost, daß er sich denken dürfe, einen Theil seiner Uebelthaten damit ausgelöscht zu haben, weil er das Mittel geworden sei, durch Erscheinung dieses Buches kommenden Geschlechtern nützlich zu werden. Der Erzähler setzt hinzu, er habe sich nie Vergrößerungen erlaubt, sondern, immer hinter der Wahrheit zurückbleibend, sogar zwei merkwürdige Vorfälle übergangen, weil man sie für unwahrscheinlich halten können. Die Geschichte beginnt mit dem 19. Jahre Lefevre's und läuft durch die folgenden zwölf. Wir begnügen uns, die Hauptzüge auszuheben. Lefevre, von Kindheit an im methodistischen Kreise gebildet und befreundet, ward Schullehrer in London, wohnte bei einer methodistischen Familie, lernte nach und nach Leute seines Alters kennen, die mehr nach der Welt, aber unbescholten waren, fing an unterhaltende Bücher zu lesen, Concerten beizuwohnen, Tanzgesellschaften und von Zeit zu Zeit sogar das Schauspiel zu besuchen. Unmittelbar darauf fühlte er sich nicht besonders andächtig. Er spielte nicht, er betrat kein verdächtiges Haus, aber seine methodistischen Freunde bewiesen ihm schriftlich und mündlich, wie in großer Breite nachgelesen werden kann, er verliere sich von dem Wege des Heils. Nach ihren Grundsätzen gehen mehr Menschen durch Vergnügungen verloren, die unschuldig heißen, als durch solche, die es offenbar nicht sind. Swift, Smollet, Sterne, Fielding (der Uebersetzer, Hr. Dr. B—n, fügt hinzu: Göthe, Tieck u. s. w.) bleiben verführerische Schriftsteller. Die heiligen Sittenrichter warnen ihren Zögling freilich bei jeder Gelegenheit vor Verzweiflung; aber so viel einem Laien zu ermessen vergönnt ist, müßte jeder nicht vorbestimmte Methodist, bei den Geistesbeängstigungen, die sie unablässig in ihm aufregten und die so viel Anklang in seiner Naturanlage und Gewöhnung fanden, entweder vor Langweile verschmachten oder in Verzweiflung gerathen. (S. 167) „Das Schauspiel ist nichts als eine Marionettenbude, eine Schule des Lasters, der Thron des Gottes dieser Welt, der Vorhof des Verderbens. Fallstricke legt es den Augen, den Ohren, der Einbildungskraft, dem Herzen. Gesellschaft, Decorationen, Musik, das Stück selbst, Alles sucht die Wälle der Tugend niederzureißen und das Treffliche im menschlichen Charakter zu zerstören.“ Was über Shakspeare gesagt wird, erdreisten wir uns nicht abzuschreiben, um den Bannstrahl zu vermeiden, den der tugendhafteste Beurtheiler des tugendhaftesten Dichters dagegen schleudern wird. (S. 187) „Wer mit Engeln an der Tafel gesessen, darf sich nicht zu Schweinen gesellen.“ Unglücklicherweise gerieth Lefevre in Schulden, weil er einige Hundert Pfund für seinen verstorbenen Bruder zu bezahlen übernommen hatte und mehr auf seinen Anzug verwendete, als sich von seinem Gehalt ersparen ließ. Man beredete ihn, einer Jagdlustbarkeit beizuwohnen, aber die Zerstreuungen der Welt entschädigten ihn nicht. Er verließ sein methodistisches Quartier und ergriff das gefährliche Mittel, durch berauschende Getränke die Grillen zu verscheuchen. Indessen hatte sich durch Anstellung bei Fabrikgeschäften sein Einkommen vermehrt und seine äußere Lebensweise gebessert. Etwa gegen sein 30. Jahr verliebte er sich, wie es scheint zum ersten Mal in seinem Leben, in ein schönes, gebildetes, verständiges, sittenreines, wohlhabendes Mädchen seines Standes, von strengem Pflichtgefühl gegen Gott und Menschen, dem aber doch nach den Begriffen seiner methodistischen Freunde ungeachtet ihres gottgefälligen Wandels das Eine abging, was Noth ist, das eigentliche göttliche Lebensprincip. Er bewarb sich um ihre Hand, sie zog ihn reichern Bewerbern vor, nahm aber, wiewol ungern, ihre Einwilligung zurück, als sie erfuhr, er habe nicht immer tadelfrei gelebt. Bald darauf verlor er durch Vernachlässigung der Dienstgeschäfte seine einträgliche Stelle, gerieth in Seelenstörung und sah sogar eine nächtliche Erscheinung, die sehr fürchterlich gewesen sein muß, weil der Uebersetzer sich nicht getraut hat, ihre Schilderung aufzunehmen. Er ward gefährlich krank, und seiner Mutter Bruder, ein höchst rechtschaffener und theilnehmender Mann, dem aber keine methodistische Ader beiwohnte, übergab ihn der Pflege eines Arztes und nahm ihn in sein eignes Haus. Auch seine Mutter eilte zu ihm und tröstete, so viel sie vermochte; aber nach wenigen Tagen entfloh er dem Arzt und seinen Verwandten, gelangte nach Chatham, ward dort von seinem Oheime freundlich und ohne den leisesten Vorwurf eingeholt und in dessen Wohnung zurückgebracht. Von dort entlief er seinen gütigen Verwandten und selbst dem innigsten seiner methodistischen Freunde zum zweiten Mal, und diesmal gelang es ihm nach Guilford zu kommen, wo er sich unter ein Regiment anwerben ließ, das nach Canada eingeschifft ward, und in See ging, ohne seinen Freunden und Verwandten Nachricht von sich zu geben, die ihn für todt halten mußten. In seiner Tasche fand er ein Neues Testament und an Bord eine Bibel, worin er fleißig las und wodurch er bekehrt ward. In Montreal angekommen, benahm er sich so gut und geschickt, daß er die Liebe seiner Kameraden und Vorgesetzten gewann, und schloß sich an eine Methodistengemeinde, unter der er sich überaus behaglich fühlte. Als endlich die Nachricht, welche er seinen Freunden in England von seinem Leben gegeben, London erreicht hatte, kaufte ihn sein unermüdet gütiger Oheim vom Soldatenstande los und übersandte ihm 30 Pf., um nach London zurückkehren zu können. Er befolgte diesen Wink, traf in London ein, ward von Verwandten und Freunden mit Entzücken aufgenommen, erhielt Anstellung nach seinen Wünschen, hat mehr Einnahme als er bedarf, und lebte 1819 seit zwei Jahren wieder bei seinen methodistischen Wirthsleuten, wohin auch seine Mutter zu ihm ziehen wird. Sein Biograph hegt jetzt die beste Hoffnung von ihm; „aber“, fügt er hinzu, „nur Der wird selig, der bis ans Ende ausharrt“. Wir erlauben uns nicht, an Lefevre's Beharrlichkeit zu zweifeln, da er ein ehrlicher und besonnener Mann ist, den sein ganzes Leben überzeugen müssen, daß ihm unmöglich sei, auf irgend einem Wege Gewissensruhe zu finden, der von dem Pfade der Methodisten abweicht. Jedem Topf seinen Deckel! 57.

Literarische Notizen.

Auf der Insel Korfu hat in diesem Jahre eine Zeitschrift: „The ionian anthology“, begonnen, welche in griechischer, englischer und italienischer Sprache wissenschaftliche Abhandlungen, Gedichte und unterhaltende Aufsätze bringt; bis jetzt sind drei Hefte erschienen.

Ritchie's englische Romanbibliothek gibt eine Uebersetzung der „Belagerung von Wien“ von Karoline Pichler, in einem Bande.

Der Buchhändler Abel Ledoux in Paris kündigt an, daß er eine Reihe guter neuer Romane, den Band zu 3 Francs 75 C., die Hälfte des bisherigen Preises, herausgeben will, und hofft, daß den belgischen Nachdruckern durch billige Preise das Handwerk am besten zu legen sei. Die für September und October angekündigten Werke sind: „Souvenirs d'une vieille femme“, von Mad. Sophie Gay; „Manoël“, von Alphons Royer, 2 Bände; „Lucien Spalma“, von J. X. David, 2 Bände. 30.

Druckfehler.

In Nr. 288, S. 1195, Sp. 2, Z. 8, lies: keine andere, statt eine andere.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 298. —— 25. October 1834.

Reiſe um die Erde, durch Nordaſien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830, ausgeführt von Adolf Erman. In einer hiſtoriſchen und einer phyſikaliſchen Abtheilung dargeſtellt und mit einem Atlas begleitet. Erſte Abtheilung: Hiſtoriſcher Bericht Erſter Band: Reiſe von Berlin bis zum Eismeere im Jahre 1828. Berlin, Reimer. 1833. Gr. 4. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Zeiten ſind vorüber, wo die nürnberger Rathsherren in ehrfurchtsvoller Verwunderung vor dem Erdglobus ihres großen Martin Behaim (ſtarb 1506) ſtanden und laſen, wie bei der Insula Java minor geſchrieben ſtand: „In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Frawen hinden ſchwenz gleich die Hunde"; oder bei einer andern Inſel: „Doſelbſt mag kein Schiff faren das eiſen an hat, vmb des Magnet Stains willen der doſelbſt wechſt". Unſere jetzigen Erdkugeln ſind hübſch häuslich arrangirt, die Wege ſind licht, vom dichten Wunderunkraut geſäubert, die Menſchen haben die Schwänze und die Meere ihre Sirenen verloren, und ſelbſt der Appetit nach Menſchenfleiſch iſt durch unſere ſublime europäiſche Arzenei den Cannibalen faſt ausgetrieben worden. Man kann die ganze Erde umreiſen, ohne ein einziges tüchtiges Wunder mit heimzubringen, und die Magelhaens- und Cooks-Lorbern kann man höchſtens noch auf einer Reiſe nach dem Monde acquiriren. Wie Jean Paul in der „Lewana" ſagt, das Kind gewinne auf ſeinem erſten Ausgange mit der Amme mehr neue Begriffe als ſpäter der Mann auf einer Reiſe um die Welt, ſo kann man auch ſagen: wenn unſer Kind bei ſeinem Schulmeiſter den erſten Curſus in der Geographie vollendet hat, ſo hat es mehr Geographie gelernt, als einſt Magelhaen bei ſeinem leider nicht vollendeten Curſus um die Welt. Ueberhaupt pflegt man jetzt ſo beſcheiden zu ſein, daß man nicht mehr um die Welt reiſt, ſondern nur um die Erde; wir müßten denn des preußiſchen Seefahrers „Reiſe um die Welt" ausnehmen, die in letzter Oſtermeſſe erſchienen iſt. Die Weltreiſen ſind ſchon ſo alltäglich geworden, daß die Reiſe nicht mehr ſchlechthin den Mann zum Wundermann ſtempelt, ſondern daß nur der Mann die Reiſe ſtempelt.

Der Stempel, welcher der vorliegenden Reiſe aufgedrückt iſt, muß in jeder Hinſicht als ein trefflicher gelten. Hr. A. Erman war zwar faſt noch Jüngling (22 Jahr alt), als er die Reiſe antrat, aber er war, wie ſich wohl erkennen läßt, ſchon ein durch und durch phyſikaliſcher Mann. Wenn er über die Erde geht, ſo müſſen alle Elemente für ihre Geheimniſſe zittern, und Flora und Fauna müſſen dem Meiſter Rede ſtehen. Die Ausbeute, die ein ſolcher Reiſender heimbringt, kann nicht anders als ſehr reich ausfallen; die Reiſe ſelbſt, noch dazu eine Reiſe um die Erde, muß großes Intereſſe gewähren. Doch können wir über den phyſikaliſchen Gewinn der vorliegenden Reiſe hier faſt nur a priori ſprechen, da bis jetzt nur der rein geſchichtliche Theil der Reiſe und auch dieſer nur zur Hälfte uns offen ſteht. Erſt die ſpäter folgende wiſſenſchaftliche Abtheilung ſoll Ortsbeſtimmungen, magnetiſche, meteorologiſche, geognoſtiſche Beobachtungen und die Beſchreibung zoologiſcher und botaniſcher Gegenſtände enthalten. Aber Hr. E. verſteht die Natur nicht nur mit ſtrengwiſſenſchaftlichem, ſondern auch mit rein menſchlichem Auge zu betrachten; er weiß nicht nur den Boden, ſondern auch die Menſchen darauf zu beobachten; deswegen muß auch der hiſtoriſche Theil ſeiner Reiſe anziehend genug werden. Er wird es um ſo mehr, als Hr. E. nicht den alltäglichen Weg um die Erde gen Weſten hin nimmt, ſondern einen neuen nach Oſten zu. Wir ſehen den Reiſenden den langen, langen Landweg von Berlin über Petersburg durch Rußland und ganz Sibirien bis nach Kamtſchatka machen, in Peterpaulshafen ſich einſchiffen und nach Californien, von da nach Otaheiti ſegeln und endlich um Cap Horn, über Rio Janeiro, durch den atlantiſchen Ocean in die Heimat zurückkehren. Ein Weg von 8100 Meilen iſt in einer Zeit von 916 Tagen zurückgelegt, alle Meridiane ſind durchſchnitten, der nördliche Polarkreis überſchritten, der ſüdliche faſt berührt, der Aequator zweimal durchſchnitten.

Die nächſte Veranlaſſung zur Reiſe gab die große Aufgabe der Erforſchung des Erdmagnetismus. Der um die Theorie deſſelben vielfach verdiente norwegiſche Profeſſor Hanſteen unternahm, von ſeiner Regierung freigebig unterſtützt, eine Reiſe in das Innere von Sibirien zur Anſtellung magnetiſcher Beobachtungen, und unſer Verf. erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß zur Mitwirkung, ohne, ſo viel wir wiſſen, irgend eine Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen oder zu erhalten. Hr. E. hatte ſich mit magnetiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten ſo

vollſtändig verſehen, daß er auch abgeſondert von der Haupterpedition genügende Beobachtungen anſtellen konnte, und hegte ſchon damals die Hoffnung, nach der Umkehr Hanſteen's allein noch weiter vordringen zu können, bis nach Kamtſchatka, und von dort aus auf Seewegen heimzukehren. Das ruſſiſche Gouvernement hatte auf Antrag der ſchwediſch-norwegiſchen Geſandtſchaft in Petersburg die Erlaubniß zur Reiſe bewilligt und A. v. Humboldt ſich noch beſonders bei den ruſſiſchen Behörden verwendet.

Die Natur der Reiſe, „die langſam und gleichſam ſchrittweiſe von Berlin bis zur Oſtküſte Kamtſchatkas ſich fortbewegte", und die Gründlichkeit und Unbefangenheit des Reiſenden brachten es mit ſich, daß in der Beſchreibung nicht dreiſte, auf den Effect berechnete Umriſſe der grell contraſtirenden Extreme gegeben wurden, ſondern daß es dem Reiſenden wünſchenswerther ſchien, „für die Art der Darſtellung eine Muſivarbeit zum Vorbilde zu nehmen, bei welcher das Ganze entſteht aus der treuen Wahrheit der Färbung jedes einzelnen Steinſtiftes an der Stelle, die er einzunehmen beſtimmt iſt". Wir wollen es verſuchen, den Leſer auf den Standpunkt zu ſtellen, von wo aus er die Muſivarbeit als ein zuſammenhängendes Bild mit wenigen Blicken überſehen kann

In einer leichten Britſchka *), die ſich zufällig vorfand, verläßt der Reiſende am 25. April 1828 Berlin, und man merkt es ihm bei den erſten Stunden an, er kann das Auge nicht aufthun, ohne Alles, was er erblickt, durch und durch zu ſehen; in den nächſten, allbekannten Gegenden findet er Veranlaſſungen zu neuen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen. Beim Anblick der weithin überſchwemmten Wieſen wirft er die Frage auf: „ob nicht große und ſtagnirende Waſſerflächen wie dieſe bei ſchnell eintretender Frühlingswärme der Atmoſphäre einen anomalen Zuwachs von Feuchtigkeit geben und dadurch Frühlingsgewitter bedingen ſollten, wie die, welche in den letztvergangenen Tagen in der Umgegend von Berlin ſo häufig geweſen waren?" Er findet die Sitten der alten Pommern vor 700 Jahren in ihrer Biederkeit und Unſchuld ganz entſprechend denen der jetzigen Nordaſiaten; er ſpricht über den Urſprung der merkwürdigen Hügelreihen zwiſchen Köslin und Danzig, die man gewöhnlich für Meeresdünen hält, obſchon das Meer jetzt meilenweit davon entfernt iſt, beobachtet Frühlingspflanzen und berechnet, daß der Einzug der Schwalben im Durchſchnitt bei 6—7° Wärme erfolge. So gelangt der Reiſende nach Königsberg, wo Verſuche über die magnetiſche Abweichung gemacht werden, und durch das preußiſche Grenzdorf Nimmerſatt unter den Lanzen der auf der ruſſiſchen Grenze poſtirten Koſacken hindurch nach Polangen. Mitau wird paſſirt, und über die majeſtätiſche, von Schiffen wimmelnde Düna **) fahren die Reiſenden am 7. Mai mit der Morgendämmerung in Riga ein. Schon Frau von Staël bemerkte das auffallende Beſtreben der Rigaer, einen künſtlichen Süden in ihre Gärten und Speiſekammern zu verpflanzen, und ſchrieb deshalb den Bewohnern ſelbſt ohne Weiteres einen ſüdlichen Urſprung zu. Riga trägt in allen Straßen den Charakter der lebendigen Handelsſtadt zur Schau, ſowie Dorpat den der Wiſſenſchaftlichkeit; unſer Reiſende redet mit der höchſten Achtung von der Wiſſenſchaft, vorzüglich der phyſikaliſchen und ihren Lehrern, die er in dieſer Stadt fand. Ueberraſcht wird er durch die Einrichtung der Säle des Kreisgerichts.

Während bei uns die Finſterniß und die dumpfe Luft der Gerichtsſtuben vor nicht gar langer Zeit faſt ſprüchwörtlich geweſen, iſt man hier in Rußland bei der äußern Anordnung derſelben gefälliger Formen ſehr angelegentlich befliſſen. Die großen Räume ſind hell und äußerſt reinlich gehalten, theilweiſe mit Luxus verziert; die Arbeitstiſche der Beamten geſchmackvoll angeordnet. Die Gerichtsperſonen ſelbſt aber ſcheinen der äußern Eleganz ihrer Amtskleidung nicht minder befliſſen, wie man es bei uns vom Militair gewohnt iſt. — In der Mitte der Tiſche, an denen die höhern Beamten ihren Sitz haben, ſtehen gewiſſe dreiſeitige, etwa fußhohe und fünf Zoll breite Prismen, die um eine ſenkrechte Axe drehbar, auf ihren längern und aufrechtſtehenden Seitenflächen mit juridiſchen Inſchriften verſehen ſind, ganz ähnlich den drehbaren Tafeln, auf denen (vor zwei Jahrtauſenden) im Areopage zu Athen die Soloniſchen Geſetze verzeichnet waren.

Wer übrigens in Rußland gereiſt iſt, weiß, daß es auch hier an finſtern Gerichtsſtuben nicht fehlt, ſo prachtvoll auch die neuerbauten, namentlich die Departementsſäle in Petersburg ſind. Charakteriſtiſch iſt es übrigens auch, daß man in jedem Gerichtszimmer über dem Hauptſitz das Bild des Kaiſers aufgehängt findet.

Die Zeit vom 11. Mai bis zum 11. Juli brachte Hr. E. in Petersburg zu, theils um Prof. Hanſteen mit ſeiner Reiſegeſellſchaft von Norwegen zu erwarten, theils um mit dieſer vereint verſchiedene Zurüſtungen für den Aufenthalt in Sibirien zu treffen.

Nie hat man bisher eine Stadt geſehen, die ſo vollkommen wie Petersburg das Gepräge einer gleichzeitigen, man möchte ſagen augenblicklichen Entſtehung an ſich trägt; als ſei das Ideal des geſchmackvollſten und prächtigſten Wohnortes vermöge der Mittel einer unerhörten Macht urplötzlich verwirklicht worden. Wenn auf dem bisherigen Wege durch Rußland man das völlig einförmige Land nur arbeitenden, jedes ruhigen Genuſſes beraubten Bewohnern gehörig glaubte, ſo denkt man beim Anblick von Petersburg den Sitz eines nur dem Genuſſe lebenden Volkes erreicht zu haben; denn ſo großartig ſind die Leiſtungen, die man hier ſieht, daß ſie für ungetheilte Kraftäußerungen eines ganzen Volkes leichtlich gehalten werden.

Als einen der erheblichſten Genüſſe des Aufenthalts in Petersburg bezeichnet der Verf. eine ſtromabwärts gerichtete Fahrt auf der Newa.

Immer koloſſaler werden die Gebäude, welche zu beiden Seiten die Ausſicht begrenzen. Die goldenen Kuppeln der Thürme, die ſchimmernden Fenſter der Paläſte tragen noch wirkſamer zum hellen Colorit des Bildes bei, wenn ſie in dem ſehr klaren Waſſer der Newa ſich ſpiegeln. — Hier ſieht man keine

*) Ein im europäiſchen Rußland gebräuchliches Fuhrwerk.

**) Der Verf. ſchreibt Dwina, aber mit Unrecht; denn obſchon wir auf der von der ruſſiſchen Regierung approbirten großen Poſtkarte vom europäiſchen Rußland den bei Riga fließenden Strom mit denſelben ruſſiſchen Lettern geſchrieben finden wie den Strom bei Archangel, ſo haben wir doch von den in Riga wohnenden Deutſchen den bei der Stadt fließenden Strom nie anders als Düna nennen hören; ebenſo wie es unter allen deutſchen und franzöſiſchen Geographen ausgemacht iſt, daß die Düna bei Riga, die Dwina aber bei Archangel mündet.

Spur von Handel oder Gewerbe, jede Arbeit scheint ausgeschlossen, und nur dem ruhigen Genusse ihres reichen Besitzthums leben die Bewohner. Auf der Straße sieht man nur vierspännige Kutschen, oder leichte offene Fuhrwerke mit schnellstem Fluge der feurigen Pferde sich bewegen.

Lebendiger und geräuschvoller ist das Treiben in einem andern Theile der Stadt, wo lange Reihen von Handelsgewölben in der glänzendsten Anordnung und der ausgesuchtesten Vollkommenheit ihre Waaren ausstellen. Zwischen Deutschen, Engländern und Franzosen haben Perser, Armenier, Bucharen und Chinesen die ihren Wohnsitzen eigenthümlichen, natürlichen und künstlichen Erzeugnisse ausgestellt. Weithin von diesen Gewölben duftet es von Rosenöl, und selbst dem an den Anblick modernen Glanzes gewöhnten Berliner erschienen die Farbenpracht orientalischer Gewebe und der Glanz der zum Verkauf ausgestellten Stahlwaffen ebenso neu als anziehend. Auch hier gibt es mehr Fuhrwerke als Fußgänger. Die mit Holz ausgelegten Geleise machen, daß das Rollen der Räder nur ein dumpfes Geräusch erregt und der Hufschlag der Pferde vorherrschend hörbar ist; dazwischen hört man fortwährend die gellenden Zurufungen der zum Ausweichen auffodernden Lenker und der bei vierspännigen Wagen immer vorhandenen Vorreiter. Ein Theil der Stadt führt den besondern Namen: Viertel der Wagenbauer; hier sind 200 Wagnerwerkstätten, und in mehren derselben werden jährlich 60 Wagen verfertigt.

Als empirisch sich bestätigende und wesentliche Hauptgruppen erkennt man (nach des Verf. Ansicht) in Bezug auf die Bewohner der Hauptstadt: 1) die zahlreiche Classe der im Staatsdienste befindlichen und durch ihn höher bevorrechtigten Individuen, welche sämmtlich und ausschließlich eine vom Staate vorgeschriebene Kleidung (Mundir) zu tragen berechtigt und verpflichtet sind. 2) Individuen, welche eine höhere Bevorrechtigung nicht dem eignen Staatsdienste, sondern nur einem Zusammenhange durch Verwandtschaft mit der ersten Classe verdanken. 3) Ausländer (vorzüglich Kaufleute), welche in Folge einer zum besondern Staatsprincip gewordenen Gastfreundschaft mehr bevorrechtigt sind, als sie es nach ihren Beschäftigungen sein würden. 4) Russische Kaufleute und Krämer, theils Freie, theils Leibrigne (die sich durch ein starres Festhalten an den ältesten religiösen und bürgerlichen Gebräuchen in Sitte und Kleidung auszeichnen). 5) Russen, die, mit Handarbeiten beschäftigt, der geringsten Bevorrechtigung genießen. Sie sind bald Freie, bald Leibeigne.

Die Frauen des Kaufmannsstandes sind es, die sich durch Schönheit und eine reiner erhaltene Nationalphysiognomie vor den Frauen der höhern Stände sehr bestimmt auszeichnen. Bei den Reichern unter ihnen äußert sich eine große Vorliebe zu gediegener Pracht; dies bemerkte der Verf. besonders bei einer, einen echt slawischen Charakter tragenden Feierlichkeit. Obgleich nämlich die Ehen gewöhnlich durch sogenannte Swachi oder Freiwerberinnen geschlossen werden, so sieht man doch noch außerdem zu diesem Zwecke unter dem Kaufmannsstande in Petersburg eine öffentliche Feierlichkeit als ein bestimmtes Institut bestehen.

Alljährlich am 26. Mai (14. Mai a. St.) versammeln sich die Mädchen dieser Volksclasse an einem dazu öffentlich bestimmten Platze des Sommergartens zu einer förmlichen und sogenannten Brautschau (Newésdin Smótr). Mit orientalischem Luxus sehr reich geschmückt, stehen die Heirathsfähigen unter ihnen längs der Baumgänge des Gartens zu langen Reihen geordnet, und hinter einer jeden der zukünftigen Bräute die übrigen Mitglieder ihrer Familie und die vermittelnden Freiwerberinnen. Den vorübergehenden Männern aber steht es frei, mit einem jeden der Mädchen in Gespräch sich einzulassen, und nach Erkundigung der gegenseitigen Lebensverhältnisse werden oft Eheversprechungen sogleich abgelegt.

Wir überlassen unsern deutschen Leserinnen Betrachtung und Nutzanwendung und begleiten unsere Reisegesellschaft, die nunmehr nach Anschließung Hansteen's, seines Begleiters, des Lieutenant Due, und zweier Diener aus fünf Personen bestand, zu den Thoren von Petersburg hinaus auf den Weg nach Jekatarinburg. In einer Zeit von acht Tagen ward die Reise nach Moskau vollendet.

Ebenso kolossal wie Petersburg, ist Moskau in jeder Beziehung ein weit mannichfaltigeres Ganze. — Eine aus dem väterlichen Haupte vollendet entsprungene Minerva könnte für Petersburg als sinnbildliches Wappen gewählt werden, für Moskau aber noch wahrhafter ein aus der Asche stets neu, aber unverändert entstehender Phönix. — Die meisten der steinernen Kirchen haben unversehrt dem letzten Brande widerstanden, und auf ihren Thürmen sieht man als bedeutungsvolles Denkmal früherer Katastrophen das Kreuz über dem mohammedanischen Halbmond sich erheben — Feuersbrünste waren in der Geschichte der Stadt durchaus gewöhnliche Begebenheiten, und es lassen sich von dem 15. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sieben gänzliche Einäscherungen nachweisen und zwar meist als das Werk siegreicher Angreifer. So versteht man denn leichter, warum den nationellen Geschichtschreibern der letzte Brand der Hauptstadt nicht als Wendepunkt der Kriegsgeschichte, sondern nur als begleitendes Ereigniß von untergeordneter Bedeutung erschien. Jetzt war keine Spur der Zerstörung vorhanden, sondern ringsum das Ansehen behaglichsten Wohlstandes. — Die aus Eisenblech gefügten Dächer sind dunkelgrün angestrichen, und aus größerer Entfernung gesehen verschwinden sie völlig unter den hohen Baumgruppen, welche überall aus den Gärten emporragen. Die vergoldeten Kuppeln zahlloser Thürme sieht man meist auf grünem Hintergrunde glänzen. — Unter den besondern Zügen des Bildes von Moskau ist die Ansicht des Kreml noch jetzt das auffallendste. — Im Innern des von den Ringmauern begrenzten weitläufigen Raumes liegen im sonderbaren Gemische Kirchen und Klostergebäude zwischen kriegerischen Befestigungswerken und den Palästen des weltlichen Herrschers.

Das Gewicht der berühmten, jetzt zum Theil in der Erde liegenden sogenannten ewigen Glocke wird auf 300,000—400,000 Pfund geschätzt. Herodot (460 v. Chr.) hat bei den südlichen Skythen zwischen dem Dnjepr und Kuban ein damals kaum minder wunderbares Kunstwerk gesehen, nämlich ein erzenes Gefäß, das nach der Beschreibung an 41,000 Pfd. Gewicht gehabt haben muß. Eine besondere Geschicklichkeit in der Kunst des Metallgusses muß in dieser Gegend der Erde von den frühesten Zeiten her durch ununterbrochene Ueberlieferung sich erhalten haben; davon zeugen auch die in dem jetzt noch bestehenden Theile des Iwanthurmes aufgehängten Glocken, von denen die größte 4000 Pud, d. h. 133,684 franz. Pfund, oder reichlich das fünffache der berühmten erfurter Glocke hat. Ergreifend mag die Feier des Osterfestes in Moskau sein.

In der Nacht des ersten Ostersonntags soll in den Straßen der Stadt eine durch nichts unterbrochene Stille herrschen, bis urplötzlich in dem Augenblick der Mitternacht sämmtliche Glocken

auf den erleuchteten Thürmen von 250 Kirchen und der Donner der ungeheuern Geschütze vom Kreml erschallen. Nun erst werden alle Straßen erleuchtet; eine Bevölkerung von 400,000 Menschen, welche nun mitten in der Nacht plötzlich sich zu regen beginnt, wird nur von einem Gedanken belebt. Bald darauf erscheinen die Häuser wie ausgestorben, weil Alles zu den Hauptkirchen strömt, in deren Mitte ein Katafalk errichtet ist.

Unter allseitigen Umarmungen und mit den Worten: „Christus ist erstanden, in Wahrheit er ist erstanden", verkündet man einander die Freudenbotschaft.

Vom zartesten Alter an nehmen auch die Kinder Theil an dem erschütternden nächtlichen Feste, und natürlich ist es, daß die Macht des ersten Eindrucks bei ihnen bis zum spätesten Alter nachwirkt.

Auf dem Wege nach Nijnei-Nowgorod fanden die Reisenden nur ein Wirthshaus, in welchem eine bestimmte Foderung an sie gemacht wurde, während ihre frühern Wirthe die Fragen nach der Vergütigung der Bewirthung nur mit dem üblichen: „Wie viel euch beliebt", beantwortet hatten. Hartnäckig aber weigerte man sich, die wilden Tauben zu braten, welche von den Fremden geschossen worden waren, weil ein religiöses Vorurtheil die Tödtung des Thieres verbietet, welches zum Sinnbilde des heiligen Geistes geworden ist. Sehr interessant ist die Beschreibung des großen Völkermarkts in dem reichen und schönen Nijnei-Nowgorod. Russen, Franzosen, Armenier, Tataren, Bucharen und andere Asiaten und Europäer drängen sich hier und haben, meist nach den Nationen geordnet, ihre besondern Viertel auf dem großen Markte. Man zählt in dem großen Kaufhofe 2522 Gewölbe, und außerdem gegen 1500 hölzerne Buden. An Käufern und Verkäufern, Karawanenführern und Arbeitern zählt man bis auf 600,000 Menschen, welche während der zweimonatlichen Dauer der Messe sich in der Stadt einfinden, die selbst nur etwa 20,000 ansässige Einwohner hat. Die Anstalten zur Reinlichkeit und Ordnung sind vortrefflich.

(Der Beschluß folgt.)

Schnepfenthals funfzigjähriges Stiftungsjubiläum, zur treuern Erhaltung seines Andenkens beschrieben und allen Gönnern, Freunden und Mitgliedern der Anstalt hochachtungsvoll gewidmet von Wilhelm Gotthilf Salzmann. Mit drei lithographirten Beilagen. Schnepfenthal, Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1834. Gr. 4. 12 Gr.

Für alle Zöglinge der schnepfenthaler Anstalt sowie für alle Freunde und Gönner derselben wird die Beschreibung des am 7. März 1834 gefeierten funfzigjährigen Stiftungsjubiläums eine angenehme Erinnerung sein. Die Feier hatte in mehr als einer Beziehung den Charakter eines Volksfestes und erfreute sich dabei der besondern Theilnahme des regierenden Herzogs von Koburg-Gotha sowie der umliegenden Ortschaften in einem hohen Grade, wie es eine Anstalt, die seit 50 Jahren auch in ökonomischer Beziehung für das gothaische Land so wichtig geworden war, allerdings wohl verdient hatte. Eine patriarchalische Verfassung und Lebensart zeichnete das schnepfenthaler Institut von jeher vor ähnlichen Erziehungsanstalten aus, und so waren von 11 noch lebenden Kindern, 58 Enkeln und 9 Urenkeln des Stifters Salzmann bei dem Feste 10 Kinder, 50 Enkel und 2 Urenkel zugegen.

Eine wohlgelungene Abbildung von Schnepfenthal und eine Ansicht der für den Abend des Jubiläums in einen Tanz- und Vergnügungssaal umgewandelten Reitbahn sind angenehme Zugaben dieser Erinnerungsschrift. 14.

Notizen aus Frankreich.

Die zur Aufsicht über die historischen Arbeiten ernannte Commission hat sich zum ersten Mal am 12. September im Ministerium versammelt. Man hat es fest zum Princip gemacht, nur einer kleinen Anzahl von Candidaten, die schon durch ihren Beruf und bisherige Studien eine hinreichende Gewähr für ihre Fähigkeit und Kenntnisse gegeben haben, die specielle Verrichtung dieser Arbeiten zu übertragen. Ein Theil der 150,000 Francs, welche die Kammern bewilligt haben, wird zur Aufmunterung an die bei den Bibliotheken Frankreichs Angestellten und an die gelehrten und literarischen Gesellschaften vertheilt werden, welche irgend ein unbekanntes Denkmal der französischen Geschichte entdecken werden. Man wird auch den Druck werthvoller Handschriften dieser Art unterstützen.

Auch in Frankreich vermehren sich die wissenschaftlichen Vereine. Im vorigen Jahre wurde ein solcher zu Caen gehalten; im Mai ein solcher in Toulouse; ein dritter wurde am 7. September dieses Jahres in Poitiers eröffnet. Hier versammelten sich wenigstens 150 Gelehrte aus allen benachbarten Departements sowie aus Paris in einem Saale der Stadtbibliothek und wählten sich den Hrn. v. Gaument zum Präsidenten, Hrn. Boncenne und Hrn. Jullien (Begründer der „Revue encyclopédique") zu Vicepräsidenten. Philosophische und politische Vorträge wurden gehalten, welche, ohne radical zu sein, mit den Fortschritten der Zeit übereinstimmten.

Der Bildhauer David hat nun die Statue Cuvier's, welche in dessen Vaterstadt Montbeliard (Mömpelgard) errichtet werden soll, modellirt. Sie stellt diesen Naturforscher in tiefes Nachdenken versunken dar. In der einen Hand hält er einen Stift, in der andern ein Papier, auf welchem der ganze Mastodon und sein Skelet gezeichnet ist. Neben der Statue steht ein cippus, auf welchem die Unterkiefer des Mastodon, aus welchem Cuvier den ganzen Bau dieses bis dahin unbekannten Thiers errieth. Der Künstler hat damit den Ausgangspunkt der ruhmvollen Laufbahn des großen Naturforschers bezeichnen wollen. Der Kopf besitzt vollkommene Aehnlichkeit, und das Denkmal wird des gefeierten Mannes sowie des Künstlers würdig sein.

Der als poetischer Schriftsteller berühmte Mérimée bereist jetzt als maître des requêtes und Generalinspector der historischen Denkmäler in Frankreich den Süden. Sein Weg über Nevers, Autun, Lyon, Vienne, Avignon u. s. w. hat ihn zu mehren interessanten Forschungen über die Kunst des Mittelalters Veranlassung gegeben.

Die Eisenbahn, welche von Paris nach Lyon geführt werden soll, wird Chalons durchschneiden.

Die Frage über die Anwendung der Truppen zu großen öffentlichen Arbeiten ist entschieden. Die Präfecte der westlichen Departements haben von dem Generaldirecteur der Brücken und Chausséen die Anordnung erhalten, welche der Minister des Innern in Uebereinstimmung mit dem Präsidenten Kriegsminister in dieser Hinsicht hat ergehen lassen. Zufolge dieser Anordnungen werden die Truppen bataillonweise oder wenigstens nach Compagnien mit ihrem sämmtlichen Officierpersonal angewendet. Sie werden nicht bei den Einwohnern einquartirt, sondern halten sich in Zelten auf und empfangen auf Kosten und unter Vorsorge der Verwaltung die Lagereffecten und Utensilien, welche ihnen durch das Reglement eingeräumt werden. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 299. — 26. October 1834.

Reise um die Erde u. s. w. von Adolf Erman. Erste Abtheilung. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 298.)

Auf dem fernern Wege sahen die Reisenden nun wiederholt wandernde Züge von „Verschickten", d. h. von Gefangenen, die nach Sibirien geführt wurden; bei einem jeden Transport derselben befinden sich mehre Wagen, auf denen die Weiber (die den Reisenden mitunter in sehr lustiger Stimmung erschienen) und die durch Alter schwächern Männer gefahren werden. Jenseit des Sura-flusses findet man plötzlich den Charakter des Landes und des Volkes verändert. Der Boden, bedeutend höher als diesseit der Sura, ist von Eichwäldern bedeckt und von Tscheremissen und weiter gegen Osten von Tschuwassen, als überwiegender Bevölkerung, bewohnt. Die Tscheremissen, erfuhren die Reisenden, bringen den bösen Göttern blutige Opfer, vorzüglich Pferde, Rindvieh und Schafe dar, und zwar stets in den Wäldern, den guten Göttern aber vegetabilische Opfer auf freiem Felde. Bei den Tschuwassen zeigte sich eine ganze Schar von Mädchen zu Pferde, die aber, ebenso schüchtern wie das ganze Völkchen, schnell vor den Fremden entfloh. In dem durch Fischfang, Handel und eine Universität belebten Kasan besuchten die Reisenden ebensowol die berühmte kasansche Mutter Gottes als auch einen mohammedanischen Gottesdienst, bei welchem sie sich durch die hohe Andacht der tatarischen Bevölkerung tief ergriffen fühlten. Ueberall findet man noch Erinnerungen an die blutige Eroberung dieser alten Tatarenhauptstadt durch die Russen 1552.

Hinter Perm, zwischen dem 14. und 15. Werstpfahle von der Station Kirgischansk bezeichnet eine von den Russen mit großer Willkürlichkeit gewählte unbedeutende Hügelreihe die Grenze von Asien. Von Jekatarinburg aus machten die Reisenden einen Ausflug nach dem Ural. Die magnetischen Beobachtungen, die bisher in fortwährender Regelmäßigkeit der Erscheinungen auf das wirkliche Vorhandensein zweier magnetischen Hauptregionen in der Nord-Halbkugel, und namentlich eines asiatischen Magnetpoles hingedeutet hatten, wurden jetzt einigemal gestört durch große Massen des Serpentins. Die Besichtigung der höchst interessanten Kupfer-, Gold- und Platingruben, und wie sie im Allgemeinen genannt werden, der uralischen Werke, beschäftigte die Reisenden längere Zeit. Dieser Reichthum des herrlichen Gebirges, das jährlich für 15 Mill. Rubel Eisen, für 5½ Mill. Kupfer, für 15 Mill. Gold und Platin und daneben noch Edelsteine und Kochsalz gibt, verleiht der ganzen Gegend ein höchst reizendes Bild. Ueberall lodernde Hochöfen, finstere Bergleute, emsige Goldwäschen, förderndes Fuhrwerk, und mitten unter den langbärtigen altgläubigen Eingebornen die modernen feinern Russen. Allenthalben fanden die Reisenden echt patriarchalische Gastfreundschaft, und überraschend gegen die altasiatische Sitte und die Abgelegenheit der Gegend contrastirend, waren zwei glänzende Bälle in Jekatarinburg und Bogoslowsk, bei denen Tänze, Musik und Kleidung allen Anfoderungen europäischer Mode entsprachen. Jekatarinburg selbst ist eine schöne Stadt mit vielen herrlichen steinernen Gebäuden und voll reicher Kaufleute. Züge von Deportirten sind hier eine sehr gewöhnliche Erscheinung; man rechnet, daß im Durchschnitt jährlich 5000 durch die Stadt geführt werden.

Auffallend äußert sich bei den Russen ein sehr reger Wunderglaube durch die erfolgreiche Ehrfurcht, deren sogenannte Blajénnie oder Gesegnete (von blago, der Segen) auch jetzt noch gewiß sind. Es sind völlig blödsinnige Individuen, welche man mit diesem Namen bezeichnet, und deren geistige Verfassung man stets gleich einer besondern Begabtheit und als ein gleichsam ungestörteres Vorwalten des Göttlichen verehrt. Wie der Kretinismus von dem Schweizervolke als segenbringend betrachtet wird, so und ungleich mehr noch freut sich hier eine jede Gemeinde über den Besitz eines Blajénnie, denn jede seiner zufälligen Reden wird von Rathlosen als Ausspruch eines Inspirirten geehrt. Durch reichere Nachbarn wurden diese sonderbaren Propheten oft zu weiten Reisen veranlaßt und für ihre harmlosen Aussagen aufs reichlichste belohnt. Vor Allem aber ist man in den Klöstern bemüht, dergleichen Blajénnien eine bleibende Zuflucht zu gewähren und somit auch den Lohn ihrer Verdienste dem Orden zuzuwenden.

Durch tatarische Dörfer hindurch gelangten die Reisenden zu den Ufern des Irtüisch, und unter einem reichlichen Gestöber von „weißen Fliegen", wie die fröhlichen Fuhrleute die schönen Schneeflocken mit üblichem Scherze nannten, fuhren die Reisenden (am 7. Oct.) in Tobolsk ein. Eben diese Erstlinge der weißen Fliegen hinderten vorerst das weitere Vordringen der Reisenden; denn wie der wirkliche Winter für sibirische Reisen unbestritten die günstigste Jahreszeit ist, so ist der Streit zwischen Sommer und Winter dem Fuhrwesen am hinderlichsten. Die Bevölkerung von Tobolsk ist wundersam gemischt:

ruſſiſche Beamte, die wie der liebenswürdige Generalgouverneur, General Weſſjaminow, erſt kürzlich von dem fruchtreichen Südabhange des Kaukaſus, von den feurigen gruſiſchen Weinen an die kalten Ufer des Irtüſch verſetzt worden waren und, ſich hartnäckig ſträubend gegen die rohe Einfalt diätetiſcher Sitte, den Aufenthalt in Sibirien nur als ein kurzes, zur ſchnellern Beförderung im Staatsdienſt nothwendiges Winterlager betrachteten; zahlreiche Familien von deutſcher Abkunft, die, ganz unähnlich den Ruſſen, in den ſibiriſchen Verhältniſſen ſich ſchnell behaglich fühlen, einen echt ſibiriſchen Haushalt führen und ihre neue Heimat nur ungern gegen das europäiſche Rußland vertauſchen; ruſſiſche Bauern und mitunter Tataren, welche die Erzeugniſſe des Bodens nach Tobolsk zu Markt bringen; Koſacken und alte Soldaten, handelnd mit Pelzwerk, beſonders dem beliebten ſchneeweißen von Winterhaſen und Steinfüchſen, und andern Waaren.

Die tobolsker Männer ſind namentlich auch mit der Jagd des Feldgeflügels ſehr eifrig beſchäftigt, und rings um die Stadt iſt dieſe ſo ergiebig, daß jetzt Rebhühner und Haſelhühner für alle Bewohner eine unabläſſig ſich wiederholende Nahrung ausmachen. Schwanenfleiſch ißt man in Tobolsk meiſt nur geſalzen und achtet es deswegen wenig. In dieſem Zuſtande erhält man es vorzüglich von den ruſſiſchen Anwohnern des Irtüſch und Obi, welche im Herbſte ſenkrechte Wandnetze parallel mit dem Strome zwiſchen geſicherten Querſchlägen des bewaldeten Ufers ausſpannen und dann, bei neblichem Wetter ſchiffend, die Schwäne und Heere von andern Schwimmvögeln von dem Strome in dieſe Fallen hineinjagen. In nachläſſig gegrabenen Höhlungen längs des Ufers häufen ſie die ungeheuern Fleiſchvorräthe, welche dieſes Mittel ihnen verleiht, und einigen Grad von Verderbniß gering achtend, zehren ſie davon in Zeiten des Mangels.

Obgleich in dem gaſtfreundlichen Tobolsk den Reiſenden die Verſuchung zu einem längern friedlichen Bleiben kam, ſo machte doch Hr. Erman am 22. Nov. ſich auf, um bei der nun völlig eingetretenen Schneebahn, getrennt von der Hauptexpedition, eine Fahrt nach der Mündung des Obi zu unternehmen. Zu Schlitten, an den beiden Ufern des Irtüſch und auf dem Eiſe des Fluſſes ſelbſt ging die Fahrt gen Norden zu durch ärmliche Dörfer voll rüſtiger und immer fröhlicher Bewohner. Bald begann das Gebiet der Oſtjaken, die in elenden durchräucherten Hütten hinter Fenſtern von Fiſchhäuten hauſen und dem Reiſenden ſtatt des bisherigen Geſpanns ein ſogenanntes Gänſegeſpann, d. h. drei Pferde an einem langen Seil vor einander geſpannt, gaben, die, von einem Reiter auf dem vordern Pferde und von einem Fuhrmann auf dem Schlitten geleitet, in ſtetem Galopp dahinjagten. Bei Samárowo, jenſeit der Mündung des Irtüſch in den Obi, wurden dann Hunde zur Fahrt gebraucht. Rauh und ungeſtüm von ihren Herren behandelt, und faſt nie zugelaſſen in die warme Wohnung, dienen dieſe Hunde den Oſtjaken ebenſowol zum Zug wie zur Jagd, und geſchlachtet zur zierlichen Pelzkleidung. Die Nahrung der Oſtjaken beſteht faſt ausſchließlich aus den verſchiedenen und reichen Fiſcharten des Fluſſes; ihre Wohnungen ſind niedrige, durchräucherte Jurten; das gemeinſchaftliche Lager der Familie und der Fremden iſt ein enger Platz des Fußbodens, mit Thierhäuten bedeckt. Die Kleidung beſteht bei Einigen aus ſtark mit Fiſchfett getränkter Quappenhaut, bei Andern aus Rennthierfellen; die meiſten Männer trugen ihr langes und pechſchwarzes Haar in einen Zopf geſammelt, mit breiten Bändern durchflochten und an den Enden mit Glasperlen geſchmückt. Die Weiber waren faſt durchgehends verſchleiert (nur in einer Schenke, wo ſie der Reiſende mit Branntwein tractirte, waren ſie entblößt), und ſo fand man z. B. ein ältliches Weib, welches mit ganz verhülltem Kopf in dem Winkel ihrer Schlafſtätte ſaß und dabei ſehr emſig mit Fäden aus trockenen und geſpaltenen Rennthierſehnen an einem Pelzkleide nähte. Sie verſicherte, Nacht und Tag ſei ihr gleich, denn ſie leite die Nadel nur durch Gefühl, zum Einfädeln aber helfe ihr die Zunge. Faſt allgemein verbreitet war Augenentzündung, bei einzelnen Stämmen auch Kopfausſchlag; nur die nördlicher wohnenden, von allem Verkehr mit verfeinerten Europäern abgeſchnittenen Eingeborenen waren gänzlich frei von dieſem Uebel und zeigten die blühendſte Geſundheit.

In Bereſow, der erſten Stadt, welche nach Tobolsk erreicht wurde (30. Nov.), herrſchte ſchon die Beleuchtung jenes halbdunkeln Tages,

welchem ein ruſſiſcher Dichter mit Recht wahrhaft magiſchen Reiz für das Herz jedes Nordländers zuſchreibt, und von dem er behauptet, auch in Neapel werde ihn der Samojede als ein verlorenes Gut vermiſſen. — Mit Unrecht würde man aber, durch dieſes nächtlich öde Anſehen der bereſower Straße verleitet, auch von dem Innern der verſchneiten Häuſer Aehnliches erwarten; denn ſtatt des vermeinten Winterſchlafs entdeckt man dort bald eine regſame Gewandtheit und wahre Freude am Leben. Nach alter ruſſiſcher Sitte fiel hier die Sorge für die Fremden nicht auf eine einzelne Familie, ſondern unabläſſig während fünftägigen Aufenthalts führte man uns nach der Reihe in verſchiedene Häuſer zu Gaſte. — Man hätte Jahre lang ohne Sehnſucht nach Beſſerm bei dieſem geſelligen Leben verbleiben mögen.

In Bereſow war es, wo die Günſtlinge Peter I., Oſtermann, Dolgorükow und Menſchtſchikow ihr denkwürdiges Leben in noch ſeltſamerer Verbannung beſchloſſen.

Bei Gelegenheit eines lebhaften Polarlichts verſicherten die Bereſower einſtimmig,

daß man hier Polarlichter von zweierlei Art unterſcheide. Die einen, welche (wie das eben geſehene) an der weſtlichen Hälfte des Himmels ſich zeigen, ſeien ſtets ungleich lichtſchwächer und mit niedrigerem Scheitel als die zweiten, öſtlich vom Meridian geſehenen. Letztere habe man oft Monate lang allnächtlich beobachtet; ſtets aber beginnen ſie erſt um die Zeit der größten Kälte und werden dann oft ſo glänzend und hoch, daß das Zugvieh vor dem Schlitten ſich davor ſcheut.

Dieſe wichtige Erfahrung zeugt offenbar von einem Zuſammenhange des Nordlichts mit den zwei (dem mehr weſtlich und dem mehr öſtlich vom Meridian liegenden) magnetiſchen Polen, von deren Einwirkung auch Ideler in der neueſten Erklärung des Nordlichts den Urſprung dieſes Phänomens herleitet. Hiermit übereinſtimmend iſt die Erfahrung, welche Hr E. machte, daß bei dem nordweſtlich erſcheinenden Nordlichtproceſſe in Bereſow das Nordende der Magnetnadeln ſtets weſtlich (namentlich um 15°) von dem gewöhnlichen magnetiſchen Meridian des Ortes zur Ruhe kam, dahingegen ein früher in Tobolsk beobachtetes, öſtlich vom magnetiſchen Meridian gelegenes Po-

tarlicht die Nadeln nach Osten hin abgelenkt hatte. Der Verf. stellt daher auch die (gewiß begründete) Vermuthung hin,

daß von jenen zwiefachen Lichterscheinungen die einen den nordwestlich gelegenen Magnetpol, die andern aber einen nordöstlich (von Beresow) und näher befindlichen zum Mittelpunkt haben.

Sehr günstig lautet das Urtheil über den Charakter der Ostjaken.

Die Ehrlichkeit der Ostjaken wird von den Russen ebenso sehr gelobt als bewundert. Diebstahl sei unerhört. Ein gegebenes Versprechen werde von den hiesigen Urbewohnern niemals verletzt, doch seien dabei gewisse denkwürdige Bekräftigungsmittel üblich. Der Landrath des Kreises erzählte, daß bei gerichtlichen Streitfragen zwischen Russen und Ostjaken auch jetzt noch stets der Kopf eines Bären in die Gerichtsstube gebracht werde, und daß dann dieses für allwissend gehaltene Thier von den Ostjaken zum Zeugen aufgerufen werde.

Nördlich von Beresow in den teginsker Winterjurten erhielten die Reisenden die ersten Rennthiere, die unter lautem Hetzgeschrei aus dem Walde herbeigetrieben wurden und sich geduldig einfangen ließen. Je weiter die Fahrt den Obi hinabführte, um so öder wurde die Gegend; bald fand man statt der Balkenhäuser nur noch eine Art tragbarer Nomadenwohnungen, d. h. kegelförmige Zelte, unter denen die herumziehenden Ostjaken wohnen. Auf 20 Meilen vom Polarkreise entfernt, fand man noch dichte und hochstämmige Waldungen, dahingegen jenseit des Polarkreises sogar die weiße Birke verschwand. In Muschi währte am 6. Dec. der Tag nur drei Stunden. Am 8. Dec. erreichten die Reisenden endlich Obdorsk, diesen nördlichsten Wohnsitz. Russen, Ostjaken und Samojeden fanden sich in der Stadt. Drei Hauptzwecke waren für den Reisenden hier zu erreichen, die geographische und magnetische Bestimmung des Ortes, ein Bohrversuch zur Ermittelung der Bodentemperatur und die Ausrüstung zu einer Fahrt nach dem nahen, nordwestlich sich hinziehenden Gebirge, von welchem zu untersuchen war, ob es wirklich einen Theil des Ural ausmache. Diese Fahrt trat trotz dem Abreden der ängstlichen Asiaten der muthige Europäer wirklich an, und sie gehört zu den interessantesten Partien der ganzen Reise. Von einer Samojedenfamilie begleitet, die, um ihren Rennthierheerden immer wieder frisches Moos zu schaffen, mit ihrem beweglichen Zelt umherzog, näherte sich die Reisegesellschaft allmälig den Bergen. Während einer Reise von zwei Tagen ward kein lebendes Wesen erblickt, außer zwei Schneehühnern und einer Elster. Zur Mahlzeit kochten die Samojeden mit aufgethautem Schneewasser einen Brei, dem zuweilen Blut beigemischt wird; das Fleisch wurde immer roh gegessen, und vor den mit Blut beschmierten Gesichtern entsetzte sich selbst der esthnische Fuhrmann, der die Reisenden begleitete. Auch ein kaum zweijähriger Knabe erhielt von dem rohen Fleische, schlug aber dann noch auf seine Mutter ein, bis sie ihn säugte. Zur Schlafstätte dienten wie gewöhnlich die auf dem bloßen Schnee ausgebreiteten Rennthierfelle; dennoch versichert Hr. E., daß man hier, wie auch während der Fahrt in dem Schlitten, vortrefflich und vollkommen warm liege. Am 14. Dec., als die Reisenden die Höhe des erreichten Gebirgstheils zu 4530 par. Fuß bestimmt hatten, waren plötzlich die Samojeden spurlos verschwunden und die Reisegesellschaft mußte sich zum Rückweg nach Obdorsk entschließen. Am 15. Dec. erreichten sie die Stadt und gelangten von da nach einer Fahrt von 12 Tagen am 27. Dec. wieder in Tobolsk an.

Unerwähnt dürfen wir nicht lassen die interessanten Nachrichten, welche der Reisende über die Religionsgebräuche der Ostjaken und Samojeden sammelte, und die noch merkwürdiger dadurch werden, daß der Verf. „ein bis in alle Einzelnheiten identisches System von Religionsübungen" auf der Nordküste Amerikas wiedergefunden zu haben versichert.

Die Schamanen (Priester) der Ostjaken ebenso wie die Tadibui oder samojedischen Priester behängen ihre Pelzkleider mit metallenen Abbildungen von Vögeln, Fischen und Raubthieren, mit Zähnen und Knochen von Seethieren und ähnlichen, fürchterlich anzusehenden Verzierungen. Ihre Wahrsagungsceremonien üben sie vor einem Feuer, vor welchem sie zuerst unter ungeheuerm Geschrei sich bewegen und wie Besessene krümmen; sie schlagen dabei auf eine Art von Trommel und schütteln die metallenen Verzierungen ihrer Kleider, und auch die Umstehenden schreien dazu und klirren mit ihren Waffen, oder schlagen auf Kessel und ähnliche Geräthe. Nach einiger Zeit fällt der Schaman zu Boden, und die Umstehenden werfen ihm dann eine Schlinge um den Hals und bedecken ihn mit einer Thierhaut, zum Zeichen, daß er sich dann mit den Geistern in Gemeinschaft befindet. Darauf ziehen zwei Männer aus Leibeskräften an den Enden der Schlinge, während der Schaman unter dem Felle die Hände geschickt an den Hals legt, um sich vor Erwürgung zu schützen. Wenn er aber endlich nicht länger zu widerstehen vermag, gibt er ein Zeichen, daß die Geister ihn verlassen haben, und ertheilt dann den Umstehenden die gesuchten Weissagungen. (Die Schamanen bekräftigen übrigens ihren Beruf durch täuschende Beweise körperlicher Unverletzbarkeit, und unter andern durch Messerstiche, welche sie sich in verschiedene Theile des Körpers, ja sogar in den Unterleib versetzen. Russen und Ostjaken glauben fest an die Wunderkraft jener Priester.)

Bei einem Feste zur Ehre ihres Gottes Jelán (am 27. Dec) sah man die Ostjaken unter Anleitung des Schaman lange fort unter dem lauten Geschrei: Hai, Hai! die Waffen (die sie oft allein zu gottesdienstlichem Gebrauche kaufen) vor dem Götzenbilde schwenken. Hierauf begannen Männer und Weiber einen Tanz, der abwechselnd wild und komisch, oft auch sehr unanständig war. Dann erschienen Lustigmacher oder Schauspieler, die ähnliche Possen producirten; zum Schlusse stießen die Männer unter dem abermaligen Geschrei: Hai, Hai! dreimal mit den Spitzen der Schwerter und Lanzen auf den Boden, und hiermit war die Ceremonie, die von Abends 8 Uhr bis 2 Uhr nach Mitternacht gedauert hatte, zu Ende. Bei alledem besitzen die Ostjaken sehr reine Begriffe von einem höchsten Wesen, das sie unter dem Namen Toruim verehren, und von dem sie ausdrücklich behaupten, es niemals abgebildet, noch ihm Opfer gebracht zu haben. Dieselbe Benennung der Gottheit findet man auch bei den Wogulen, und man erkennt sie in dem Tor der alten Isländer und Skandinavier.

Bei dem Tode eines jeden Mannes veranlassen die Schamanen dessen Hinterbliebene, nachdem die Leiche begraben worden und ihr zum Gebrauch in jenem Leben eine Narte mit Rennthieren, ein Feuerzeug und, bei den Nisow'schen Ostjaken,

auch eine Pfeife und Taback gegeben worden sind, auch noch ein grobes hölzernes Abbild zu Ehren und als Repräsentanten des Verstorbenen anzufertigen, es in ihrer Jurte aufzustellen und ihm, je nach dem jedesmaligen priesterlichen Ausspruch während längerer oder kürzerer Zeit göttliche Ehre zu erweisen. Die Weiber sind vorzugsweise mit dem Dienste des so entstandenen Familienheiligen beauftragt; bei jeder Mahlzeit bringen sie seinem Bilde ein Speiseopfer, und war der Verstorbene ihr Ehemann, so müssen sie es, sowie früher den Lebenden, häufig umarmen und ihm auch noch vollständigere Beweise ehelicher Liebe ertheilen.

Als vergötterte Wesen werden Oertik, Jelan, Long, Meik u. v. a. genannt und eigenthümlich verehrt. An ihren geheiligten Oertern (z. B. zwischen der Höhlung von zwei Baumstämmen) legen die Ostjaken reiche und auffallende Opfer nieder; außer Silbermünzen soll man daselbst auch getriebene Arbeiten aus Gold und Silber, mitunter bis zum Werth von 1000 Rubeln gefunden haben. Die Plünderung dieser Niederlagen ist von der russischen Regierung aufs strengste verboten.

Außer diesen Gaben werden von den Ostjaken auch noch eine große Menge von Rennthieren geopfert, und zwar diese wol nach Art einer blutigen Sühne, denn mit absichtlicher Grausamkeit tödten sie dieselben allmälig durch Stichwunden in verschiedene Gegenden des Leibes, oder ersticken sie auch im Wasser durch wiederholtes Untertauchen und Wiederaufziehen.

Wir müssen uns mit diesem Auszuge aus dem fast achthalbhundert Seiten starken Werke, d. h. mit der Mittheilung weniger Steinchen aus der großen Mosaikarbeit des Verf. begnügen. Absichtlich haben wir wissenschaftliche Notizen, namentlich die magnetischen Experimente, welche den eigentlichen Zweck der Reise ausmachten, wenig berührt, weil zu einer vollständigen und zusammenhängenden Mittheilung derselben die Verheißung des wissenschaftlichen Theils dieses Werks uns die gewünschte Aussicht gibt. 20.

Fr. Aug. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen Schriften; und literarischen Zugaben zu dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von S. F. W. Hoffmann. Mit Wolf's Bildniß. Leipzig, Lehnhold. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Engländer begrüßen gute Bücher in neuen Ausgaben mit dem Worte: „Old friends with new faces". Die Abhandlung Wolf's, die Hr. H. hier den Verehrern des großen Mannes aufs Neue zuführt, gehörte längst schon zu den Schriften, mit denen sich innigst zu befreunden, allen Alterthumsforschern Gewissenssache war, und wie ein werther Gast tritt daher Der selbst in den Sprechsaal der europäischen Studien ein, der diesen allmälig dem Dunkeln zugewandten Wortführer wieder in sein volles Licht hervorzutreten veranlaßt. Das ungefähr ist das Verdienst, das sich Hr. H. um Wolf's Abhandlung erworben hat, da die wenigen dem Texte von ihm selbst zugefügten Noten nur wie der Dienst erscheinen, den in Rom die Nomenclatoren ihren vornehmen Gebietern erzeugten, wenn sie im Gedränge des Marktes ihnen den Namen eines Entgegenkommenden ins Ohr flüsterten. Mehr zu thun, wäre leicht vom Uebel gewesen. Denn die geistreiche, jetzt laut oder stillschweigend als Grundlage für das Studium der Alterthumswissenschaft von allen Völkern anerkannte Darstellung hat der Herausgeber dadurch weder weiter gebracht, noch auch weiterzubringen beabsichtigen können, weil er in einem eignen, nach Wolf's Plane durchzuführenden Werke manches schärfer zu bestimmen und zu trennen von selbst schon Anlaß finden wird. Diese „Alterthumswissenschaft, ein Lehr- und Handbuch für Schüler höherer Gymnasialclassen und für Studirende" (Leipzig 1834) kann nach dem ersten Hefte, das uns vorliegt, als höchst zweckmäßig und reichhaltig empfohlen werden.

Die Verehrung des Herausgebers vor allen Ueberresten, die Wolf's Stempel tragen, hat ihm den glücklichen Gedanken eingegeben, mit der „Darstellung der Alterthumswissenschaft" alle ihm erreichbare kleine akademische Schriften zu verbinden. Sein mühsamer Fleiß ist nicht ohne Ausbeute gewesen; aber die Ausbeute war nicht so reich, als man bei einem akademischen Lehrer erwarten sollte, der eine so lange Reihe von Jahren hindurch im Namen seiner Universität zu sprechen hatte. Bekanntlich gab Wolf 1802 selbst eine Sammlung: „Vermischte Schriften und Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache" heraus, und den Worten der Vorrede zufolge fand der Herausgeber keine andern auf, als dort schon bekannt gemacht sind.

Der stärkere Theil des Buches ist ein überflüssiger, der aber Manchen als nützlich erscheinen wird. Freunde der classischen Studien wissen, daß einer von Wolf's Schülern, der schwerlich von ihm dazu wäre erwählt worden, aus zwar fleißig, aber ohne Urtheil nachgeschriebenen Heften Wolf's Vorträge über Alterthumswissenschaft herausgab, die jedenfalls sich in der Literatur und in den Beigaben nur bis auf die Zeit erstrecken konnten, wo W. diese Vorträge hielt. Jetzt meint nun der Herausgeber den Verehrern des großen Mannes einen Dienst zu erzeigen, wenn er alle Büchertitel, die er sich, mit etwas Aehnlichem literarisch beschäftigt, aufzeichnete, gleichsam als Nachträge zu jenen Vorlesungen bekannt macht. Zu jenen Vorlesungen, die F. A. Wolf schwerlich selbst anerkannt hätte, mögen sie nun Zusätze und Nachträge sein; nicht für Wolf selbst, der nach den neuen Erörterungen seinen Vorträgen eine ganz andere Gestalt gegeben haben würde und bekanntlich grade in der Auswahl der Literatur eine Kritik zeigt, die man hier nur allzusehr vermißt. Denn was können Angaben von Schriften helfen, die dem Hrn. H. wol nur aus Anzeigen bekannt waren und so sich seine Auszeichnung erschlichen. Indessen prunken selbst namhafte Gelehrte gar zu gern mit Citaten und am liebsten mit solchen, die schwer zu erörtern sind. Vielleicht schaffte dieser Umstand manchem Buchtitel die Ehre. Am meisten scheint dieses Bestreben, recht viele Notizen zu häufen, S. 207 fg. auffallend, wo er Schriften über Mythologie hergezählt hat, deren Mehrzahl er hoffentlich nicht kannte, weil im entgegengesetzten Falle sein Urtheil allzu verdächtig werden würde.

Das vorgesetzte Bildniß des geistreichen Kritikers nach einem Gemälde von J. Wolff wird dem gut gedruckten Buche bei Vielen als fernere Empfehlung dienen. 110.

Literarische Notizen.

Eine Uebersetzung Garcin de Tassy's aus dem Indischen des Tahein-Uddin führt den Titel: „Les aventures de Kamrup".

Von Alex. Sallé wird angekündigt: „Histoire politique du maréchal Soult".

Erschienen sind: „Caractères poétiques", von Eduard Alletz.

Von Antony Thouret erschien in zwei Bänden „Toussaint le mulatre".

Von den „Mémoires" der Herzogin von Abrantes ist neulich der 15. und 16. Band herausgekommen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 300. — 27. October 1834.

Preußen und Frankreich. Staatswirthschaftlich und politisch unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz. Von einem Rheinpreußen. Leipzig, Brüggemann. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Preußen und Frankreich haben seit der Zertrümmerung der französischen Herrschaft in Deutschland, wozu Preußen verhältnißmäßig durch physische wie moralische Kräfte das Meiste beitrug, in einer Wechselwirkung zueinander gestanden, welche den denkenden Weltbeobachter zu Parallelen, zur Abwägung ihrer verschiedenen Kräfte und Mittel gegeneinander dringend auffodern mußte. Dies Verhältniß wurde durch die Julirevolution, welche die Sympathie der Völker für Frankreich gewann und dadurch dessen Macht und Einfluß um Vieles erweiterte, noch gespannter. Preußen, ward gesagt, versäumte den Moment; statt sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sich dadurch zum Meister derselben und zum Herrn von ganz Deutschland zu machen, ignorirte es sie oder suchte ihr zuerst leise und heimlich, dann laut und offen entgegenzuwirken. So wandte die öffentliche Meinung sich von ihm ab, der Glanz des Liberalismus erloschen, und der Ruhm, an der Spitze der fortschreitenden Civilisation zu stehen, ging verloren. Daß unter solchen Umständen in einer Zeit, in welcher die Presse als Hauptmacht mitzählt, von Berufenen und Unberufenen viel über das Verhältniß zweier so mächtiger und in so eigenthümlicher und bedeutender Beziehung zueinander stehender Staaten geschrieben wurde, versteht sich von selbst. Die Parteimänner der Bewegung wußten einen Preußenhaß zu entflammen, der um so glühender war, je größer die Hoffnungen und Erwartungen, welche man sich von einem Staate gemacht hatte, der noch vor wenigen Jahren die liberalen Ideen officiell proclamiren ließ und fortwährend sich auf der Bahn eines zeitgemäßen Fortschreitens in seinen innern Einrichtungen gehalten hatte. In stetem Streite der Parteien, in welchem die der Bewegung zugleich der natürliche Vertreter und Verbündete Frankreichs war, wurde nur selten eine Stimme laut, welche ruhig und leidenschaftlos die Sachverhältnisse gegeneinanderhielt, um dadurch zu sichern Resultaten zu gelangen. Eine solche Stimme hat sich erst im vorliegenden Werke erhoben, es ist die eines Rheinpreußen, welcher um so mehr zu einem Vergleiche beider Länder berufen sein kann, da er gleichsam zwischen ihnen mittenimme steht und auch die französischen Institutionen durch die frühere Vereinigung mit Frankreich sowol als durch deren theilweises Fortbestehen unter der preußischen Herrschaft aus eigner Anschauung kennt. Dabei hat sich derselbe von allen Parteiinteressen freizuhalten gesucht, ist ein ebenso kühler Beobachter als ruhiger und vorsichtiger Darsteller. Er spricht fast nur durch Thatsachen und erlaubt sich kaum die unzweifelhaftesten Folgerungen aus denselben zu ziehen. Gegen seinen König und den Staat, welchem er als Unterthan angehört, ist er mit Ehrfurcht und Achtung erfüllt, die Maßregeln der Regierung sucht er, wo er sich ein Raisonnement erlaubt, zu vertheidigen und zu entschuldigen. Nichtsdestoweniger ist die Schrift, vielleicht ohne seinen Willen, gegen Preußen gerichtet. Die Thatsachen, welche uns ungeschminkt und treu vor Augen geführt werden, reden lauter als die entschuldigende Stimme des Verf. Oft klingt diese selbst als eine leise Ironie des scharfsinnigen Mannes, dem der Contrast seiner Worte mit den vorgetragenen factischen Umständen unmöglich entgehen konnte. Oft scheint es uns, als habe er, ohne viele Worte und ohne offen auf die Seite der Unzufriedenen zu treten, seinem Vaterlande einen Spiegel vorhalten wollen. Doch überall leuchtet seine redliche Gesinnung, sein Streben nach größtmöglicher Wahrheit und seine gründliche Sachkenntniß durch. Wir schätzen ihn darum und halten sein Werk für eine sehr wohlthuende Erscheinung in einer Zeit bodenloser Raisonnements, für eine lautere Quelle der Belehrung und für eine Bereicherung der neuesten Literatur, die näher ins Auge zu fassen sich wol der Mühe verlohnt.

Schon längst ist das Geld als der nervus rerum gerendarum anerkannt, und der Finanzzustand der Staaten hat eine immer größere Bedeutsamkeit erlangt. Mit Recht wendet deshalb der Verf. seine Aufmerksamkeit vorzüglich dieser letzten Quelle, diesem mächtigen Hebel, zu, welcher Alles in Bewegung setzt, und welcher am Ende den sicher-

*) Wir kommen in Kurzem, bei Anzeige der zweiten, mit dem Namen des Verfassers, David Hansemann, versehenen Auflage (Leipzig, Rein, 1834. 1 Thlr. 18 Gr.) auf das interessante Werk zurück, bei welcher Gelegenheit auch die darüber laut gewordenen Stimmen berücksichtigt werden sollen. D. Red.

sten Maßstab der Macht eines Staats darbietet. Außer der Darstellung der Finanzverhältnisse Preußens und Frankreichs, mit besonderer Beziehung auf die Rheinprovinz, und die verschieden beantwortete, auch von den rheinischen und westfälischen Provinzialständen erörterte Frage: ob Preußens westliche oder östliche Provinzen höher besteuert seien? soll die vorliegende Schrift auch damit verknüpfte allgemeinere staatswirthschaftliche und politische Fragen erörtern, in deren Lösung indeß der Verf. uns weniger glücklich gewesen zu sein scheint als in seiner Darstellung factischer Verhältnisse. Die ganze Schrift zerfällt in sechs Abtheilungen und enthält außerdem noch zehn höchst instructive und die Uebersicht erleichternde Tabellen. Die erste Abtheilung (S. 5—52) handelt von der Abfassung der Gesetze, dem Besteuerungsrechte und dem Vergleichungsmaßstabe der Steuern und andern staatswirthschaftlichen Verhältnisse. Daß der Verf. selbst die äußere Abfassung der Gesetze nicht übergangen hat, zeigt, wie gründlich und umsichtig er zu Werke gegangen ist. Denn so unwesentlich Manchem die Form, in welcher der Staats- oder Herrscherwille verkündet wird, erscheinen mag, von so hoher Wichtigkeit ist sie für Denjenigen, welcher daraus auf den Geist zu schließen versteht. Aus der Abfassung der Gesetze ist für den einigermaßen Kundigen sehr bald zu erkennen, auf welchem Standpunkte der legislativen Bildung die gesetzgebenden Behörden eines Staats stehen, ob sie mit sich selbst gehörig im Klaren sind, in den obersten Grundsätzen in allen verschiedenen Zweigen der legislativen Gewalt übereinstimmen, einig und consequent aus denselben abzuleiten und geschickt dieselben ins Leben einzuführen verstehen, und endlich ob sie den redlichen Willen haben, ohne Hinterthür, Rückhalt und Zweideutigkeit die Staatsbürger in den Stand zu setzen, über ihre Rechte und Pflichten klar zu sehen. Das Resultat der vom Verf. in dieser Beziehung angestellten und überall mit Beispielen belegten Untersuchung fällt nichts weniger als günstig aus. Ueber die Abfassung der französischen Gesetze schweigt der Verf.; gleichwol wäre es nicht blos interessant, sondern auch zur Vervollständigung seiner Parallele nöthig und nützlich gewesen, sich auch darüber hierneben auszusprechen. Die Untersuchung über das Besteuerungsrecht, bei welcher Frankreich ebenfalls nur obenhin berührt wird, ist in ihrem allgemeinen Theile dürftig; in besonderer Beziehung auf Preußen scheinen uns aber aus den angeführten Thatsachen nicht so ganz unzweifelhaft die Folgerungen des Verf., sondern weit eher das Gegentheil hervorzugehen. Die frühern Rechte der Rheinprovinz vernichtet der Verf. dadurch, daß er diese Provinz für erobertes Land erklärt, in welchem nur der Sieger Rechte hat. Aus den spätern Versprechungen glaubt aber der Verf. ein Recht der Unterthanen oder ihrer Vertreter, Steuern zu bewilligen, nicht herleiten zu dürfen. Wir wollen diese Zusagen dem Leser hier hersetzen und ihm überlassen, was für Verpflichtungen er daraus für das Staatsoberhaupt herleiten will.

1) Am wiener Congreß stimmte Preußen (September 1814) dahin, daß die Landstände das Recht der Verwilligung der Landesabgaben haben sollten, oder doch (Febr., April und Mai 1815), daß den Landständen das Recht der Bewilligung bei neuen Steuern oder bei Erhöhung der schon vorhandenen einzuräumen sei.

2) Die Bestimmung der deutschen Bundesacte, daß in allen deutschen Staaten ständische Verfassungen bestehen werden, würden wir hier gar nicht einmal angezogen haben, denn da hier über die Rechte der Stände gar nicht disponirt wird, möchte es allerdings schwer halten, in Bezug auf dieselben daraus etwas herzuleiten.

3) Der Aufruf des Königs vom 5. April 1815 bei Besitznahme der Rheinprovinz, worin es heißt: „Ich werde Euch nicht durch öffentliche Abgaben bedrücken. Die Steuern sollen mit Eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden nach einem allgemeinen, auch für meine übrigen Staaten zu entwerfenden Plane.“

4) Die Verordnung vom 22. Mai 1815, in welcher folgende Stellen enthalten: „§. 1. Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden. §. 2. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen.“

5) Die allerhöchste Cabinetsordre vom 17. Jan. 1820 über die Regulirung des Staatsschuldenwesens, in welcher festgesetzt wird, daß kein neues Anleihen des Staats ohne Zuziehung und Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung gemacht werden soll.

Die Art und Weise, wie der Verf. die Wirksamkeit dieses Gesetzes zu entkräften sucht, ist in der That merkwürdig. Seine Worte sind:

Abgesehen davon, daß dies (die Cabinetsordre) nur eine vorzüglich den Staatscredit bezweckende gesetzliche Vorschrift ist, aus welcher kein Recht für die Unterthanen erwächst, und die in dieser Beziehung aufgehoben und abgeändert werden könnte, ist auch die Vorschrift ohne wesentliche Wirkung, weil die Seehandlung statutgemäß unter Garantie des Staats die Geldgeschäfte desselben betreiben, folglich Staatsanleihen unter ihrem Namen machen kann. Dies ist 1822 und noch ganz kürzlich geschehen.

Also aus Gesetzen erwachsen für die Unterthanen keine Rechte, und Gesetze, die umgangen werden können, sind nicht verbindlich? Ob das Gesetz den Staatscredit oder einen andern Gegenstand betrifft, und ob die Regierung oder die Staatsangehörigen dasselbe umgehen können und schon umgangen haben, kann doch wol keinen Unterschied machen! Wol in allen civilisirten Staaten besteht die gesetzliche Vorschrift, daß, wenn die Regierung das Eigenthum der Unterthanen zu Staatszwecken in Anspruch nimmt, sie zur Entschädigung verbunden ist. Was würde nun der Verf. sagen, wenn ihm die Regierung zum Behuf einer anzulegenden Chaussee seinen Garten nähme, sein Antrag auf Entschädigung aber mit seinen eignen Worten, daß aus einer gesetzlichen Vorschrift für den Unterthan kein Recht erwachse, zurückgewiesen würde. Wol keine Gesetze werden so häufig umgangen als die Steuergesetze; was würde aber die Regierung sagen, wenn man sie deshalb für unverbindlich erklären wollte?

(Der Beschluß folgt.)

Korallen von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau, Flemming. 1834. 8. 1 Thlr.

Schon früher haben wir die Bekanntschaft des talentvollen Verf. gemacht und zwar in guter Gesellschaft. Es erschienen

nämlich gar liebliche Gedichte von ihm in dem „Musenalmanach" von Chamisso und Schwab für 1833, die so sehr in Heine'scher Weise erklangen, daß ein Kritiker ihn einen Doppelgänger Heine's nannte und ihm den Rath gab, seine Lieder nun auch einmal in eigner Melodie ertönen lassen, wozu es ihm an geistigen Mitteln keineswegs fehle. Das Letztere hat Hr. v. G. in den vorliegenden Korallenschnüren durch die That erwiesen, zugleich aber auch den Wunsch jenes Recensenten, sei es nun aus eigner Ueberzeugung oder in Befolgung des gegebenen Raths, erfüllt. Sehen wir nun, in welcher Weise der Dichter seine reichen poetischen Mittel bei der Wahl und Behandlung der gewählten Gegenstände angewandt hat. Die erste Schnur besteht aus einer Reihe von Gedichten, in welchen ein novellenartiger Stoff sich in lebhaften Scenen und Bildern vor uns entfaltet. Aniela, die schöne verwaiste Jungfrau, verspätet sich am einjährigen Todestage ihrer Mutter Abends am Altare betend in der Kirche, die sie, als ihr Gebet beendet ist, schon geschlossen und die Dunkelheit hereingebrochen findet. Gezwungen, in der Kirche zu bleiben, wird sie, an den Wänden und Leichensteinen herumtappend, von Schreckbildern ihrer Phantasie erschreckt, bis sie in Ohnmacht sinkt, aus der sie am andern Tage als Wahnsinnige erwacht. Diese liebenswürdige, schöne, blühende Gemüthskranke findet ein fremder Jüngling, Emil, den sie in der Verwirrung ihrer Phantasie als ihren frühern, verlorenen Geliebten begrüßt und behandelt. Will er der Kranken nicht unsanglich wehe thun, so muß er in ihre Träume eingehen. Sie aber umspinnt den Jüngling mit ihren blühenden lebendigen Phantasiespielen, in denen sich das schönste, reinste, leidenschaftlich liebende Gemüth entfaltete, nach und nach mit einem Netz von Liebe, aus dem er nicht mehr entfliehen kann. Nach langem Zögern und schwerem Kampf erst vermag es die Sehnsucht nach einer geliebten Mutter, den jungen Mann auf kurze Zeit Aniela's Zauberkreisen zu entziehen; nachdem er aber die Mutter begraben hat, zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Geliebten zurück. Als er sich dieser nun mit gewohnter Liebesbezeigung nahen will, findet er sie — geheilt, aber auch ihm gänzlich entfremdet. Ihre Träume sind gewichen, und Emil, der sie erfüllte, ist ihr ein unbekannter Jüngling geworden, dessen dreiste Vertraulichkeit sie hoch entrüstet. Die Gesundete kann ihn niemals lieben, sein Lebensglück ist auf immer zerstört, und die Bilder seiner Leiden erfüllen den Rest der Dichtung. Eine so leidenschaftliche, tief wurzelnde Liebe zu einer Gemüthskranken gibt, wenn man ihre Möglichkeit auch zugesteht, doch eine so krankhafte, an das Unsittliche grenzende Gemüthsschwäche zu erkennen, daß dem gesunden Sinn kein lebhaftes Interesse für den Liebenden abzugewinnen sein möchte. Die Wahl des Stoffes können wir daher, da er aus einem entweder erkünstelten oder doch ethisch kränkelnden Verhältniß abgeleitet ist, nicht billigen. Hat man dem Dichter aber seinen poetischen Grundriß einmal zugegeben, so muß man gestehen, daß er denselben, das vorhandene Material mit dem feinsten Sinn behandelnd, mit trefflichen, tief ergreifenden Scenen und Bildern ausgefüllt hat, die, wohl verbunden unter sich und frei von sentimentaler Ueberspannung des Ausdrucks, einen harmonischen Eindruck machen. Aniela's phantastische Traumwelt hat mitten in ihrer Täuschung und Willkür so viel Wahres und Folgerichtiges, ist so reich und belebt, so wehmüthig und liebenswürdig, daß Mitleid und Zuneigung für sie auch bei dem Leser Eingang finden müssen; wenn sie aber in Emil ein tieferes Gefühl erzeugen, so erscheint dies naturwidrig. Ebenso ist der Schmerz des Letztern mit vieler Wahrheit und Kunst geschildert, nur müssen wir von seiner Ursach absehen, um ihn in seiner ganzen Tiefe mitzufühlen, wodurch dann dem Leser ein Zwang angethan wird, unter welchem der Eindruck leidet.

Die zweite Schnur, „Paulina" bezeichnet, enthält in durchgehender metrischer Erzählung eine Novelle aus der ersten polnischen Revolution. Der Inhalt ist tragisch, bedeutend, die Charaktere sind eigenthümlich, voll subjectiver, nationaler Wahrheit, die Scenerie richtig und glänzend ausgemalt, die Darstellung klar, wohlgeordnet, lebendig und fließend. Zum Lobe einer Novelle läßt sich wenig mehr hinzufügen. Warum ist sie aber versificirt und gereimt? In ihr selbst scheint die Nothwendigkeit dieser Form nicht zu liegen und wir vermögen keine andere dafür sprechende Gründe zu entdecken als solche, die in der Subjectivität des Dichters liegen. Ein epischer Stoff muß entweder an sich auf einer gewissen idealen Höhe stehen, oder von dem Dichter zu dieser hinaufgehoben werden, wenn die metrische Form zu seiner Darstellung als nothwendig erscheinen soll. In der Poesie aber gibt es nur Nothwendigkeit, keine Willkür. Für diejenigen Dichtungsarten, die nicht ideales, sondern rein wirkliches oder im Sinne der Wirklichkeit erfundenes Leben darstellen, sei dieses noch so ungewöhnlich und außerordentlich, bleibt die prosaische Rede die angemessenste Darstellungsform, in welcher dem Dichter ein ebenso großer, ja ein größerer Kunstaufwand nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist als in der metrischen. Von dem Inhalt der vorliegenden Novelle liegt der größere Theil im Gebiet des realen Lebens, indessen enthält derselbe allerdings auch Elemente, die dem Idealen angehören, und diese mögen Herrn von G. bewogen haben, das Ganze lieber in Versen als in Prosa vorzutragen. In dieser von ihm gewählten Form aber bewegt er sich mit einer seltenen Sicherheit und Leichtigkeit, sie hindert ihn an keiner Wendung und Abschattung des Ausdrucks, und selbst gewöhnliche Lebens- und Reiseereignisse, wie z. B. die einem seiner Reisenden in Polen von Wölfen drohende Gefahr, weiß er in seinen Versen so ungezwungen und lebendig an uns vorüberzuführen, als geschähe es in der leichtesten Prosa, ohne daß doch diese Verse jemals trivial würden. Die selbst angelegte Fessel scheint vielmehr der Gewandtheit seiner Darstellung einen stärkern Impuls zu geben, ihr Feuer und ihre Farbe zu erhöhen, ohne daß darum der einfachere Gegenstand in ungehöriger poetischer Pracht aufträte. So erscheint seine Darstellungsweise gewissermaßen als ein dem Verf. zum natürlichen Ausdruck gewordener metrischer Styl, der auch für den Leser einen eignen Reiz hat. Diese Virtuosität im poetischen Ausdruck mag nun ein zweiter Grund sein, der ihn, unbewußt vielleicht, zur Wahl dieser Form bewogen hat, und wir werden in dieser Vermuthung durch die vor kurzem von ihm herausgegebene in Prosa geschriebene Novelle: „Desengaño", bestätigt, in welcher sein Darstellungstalent in ungebundener Rede verhältnißmäßig auf einer weniger hohen Stufe der Ausbildung zu stehen scheint. Von dieser „Paulina" müssen wir jedenfalls sagen, was auch von „Aniela" gilt, daß darin mehr eine tüchtige, sehr ausgebildete und noch höhere Ausbildung verheißende poetische Virtuosität, als eigentliche Poesie zu erkennen ist. Die künstlerische Kraft ist groß in der Behandlung des Einzelnen, unsicher in der Wahl und Bewältigung des Stoffs als eines Ganzen.

Die dritte Korallenschnur endlich, die aus einer Sammlung vermischter Gedichte besteht, ist den ersten beiden Schnüren bei weitem vorzuziehen. Hier ist der Dichter auf einem Felde, das er sich ganz zum Eigenthum gewonnen hat. Eine gewisse sorglose, humoristisch naive Lyrik, die eine große Fülle und Verschiedenheit wenn auch nicht immer tief ins Herz dringender, doch überall wahrer und natürlicher Gefühlstöne mit vollkommener Freiheit so leicht als sicher beherrscht, gibt ihm einen reichen Ertrag von zarten und muthwilligen kleinen Dichtungen, deren keine ohne eigenthümlichen Reiz, viele von ausgezeichneter Anmuth sind. Wir rechnen zu den letztern die Reihe von 12 Gedichten, die „Vorher, während, nachher" überschrieben ist, „Reue", „Niederländische Bilder", „Der Morgenstern", und mehre andere, von welchen folgendes, weil es so kurz als charakteristisch ist, als Probe hier stehen möge:

Entsagen.

Durch Ungarwein den Genius zu erkräft'gen,
Gedacht' ich jüngst. Mir wässerte der Mund.
Apage Wein! und nehmt das braune Sältchen —
So sprach der Arzt — denn Wein ist ungesund.

Ich folgte still. Mir wohnet gegenüber
Ein holdes Kind. Mein Herz vibrirte laut.

Da lächelte Mephisto sanft: Mein Lieber,
Erhitzt euch nicht; die ist schon lange Braut.
Die Feder taucht' ich nun in Gift und Galle,
Des schalen ird'schen Puppenspieles satt,
Und schrieb Satiren. Mir gefielen alle —
Dem Censor nicht! er strich sie Blatt für Blatt.
Jetzt bin ich auf dem Punkte, klug zu werden:
Ich trinke, liebe, dichte selbst nicht mehr.
Nichts Schön'res wüßt' ich als Vernunft auf Erden —
Wenn Thorheit nicht um Vieles schöner wär.

Mit den Recensenten findet sich Herr v. G. gar leicht im Voraus ab, indem er erklärt, sich wenig um sie zu kümmern und ihnen zum Beweise, noch ehe sie einen Tadel aussprechen können, eine Ladung seiner humoristischen Schrote gar launig entgegenbläst. Er hat Recht; wir aber auch, indem wir uns darum ebenso wenig kümmern und an seinen Gedichten dessenungeachtet loben, was zu loben ist.

Wilhelm Neumann.

Der Martiniabend und der Martinsmann.

Am 10. Nov. ward Luther geboren und weil auf den 11. Nov., seinen Tauftag, grade das Fest des heiligen Martinus fiel, bekam er den Vornamen von ihm: Martin, der sonst überhaupt viel gewöhnlicher war als jetzt. Vor alter Zeit aber war der Martiniabend ein lustiges Fest voll Fröhlichkeit und Freuden. Martinsschmäuse haben stattgefunden, seitdem Martinus ein Heiliger geworden ist, und dies ist nun schon ein dreizehnhundert Jahre her. Martin lebte nämlich Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts nach Christi Geburt und war anfangs ein Heide, ward aber nachher ein Christ und stieg als solcher gar bis zum Bischof (im J. 473) zu Tours in Frankreich, worauf er endlich hundert Jahre nachher gar zum Heiligen erhoben wurde, dem in Frankreich und Deutschland eine Menge Altäre, Kirchen und Klöster gewidmet sind. Als es dahin gediehen war, blieb ein Fest nicht lange außen. Schon 650 nach Christi Geburt führte der von ihm genannte Papst Martin das Martinsfest ein, und da ein hohes Fest den Abend zuvor den Anfang nahm, so konnte es auch nicht fehlen, daß schon am Abend vor dem Feste des heiligen Martin Alles rege ward. Eine gute Mahlzeit ist dabei doch immer die Hauptsache, und so war die Folge, daß die Gänse, welche in dieser Zeit am wohlschmeckendsten sind, besonders mit ihren Hälsen das Andenken des Heiligen feiern helfen mußten. Der Martinsabend erinnert an die Martinsgans, und der Begriff von einer Gans an den heiligen Martin, zumal da der Heilige mit den Gänsen noch ein besonderes Abenteuer zu bestehen hatte. Er wollte nämlich aus Bescheidenheit, sagt man, nicht Bischof werden und versteckte sich. Aber da waren Gänse in der Nähe, die schnatterten und verriethen ihn. Und so verfolgt sie sein Schatten unwillig bis auf diesen Tag, wie er sie noch in der Stunde, als er starb, verfolgte, wo er alle, die man greifen konnte, zu schlachten befohlen haben soll. In alten Kalendern steht der Heilige allemal mit einer Gans neben sich. Wenn das Fest desselben eingeläutet wurde, nannte man dies nur das Gänseläuten. Man konnte dann zu den Gänsen sagen, wie jener Ritter zur Agnes Bernauerin: „Diese Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen!" Ohne einen guten Trunk schmeckte natürlich kein guter Gänsebraten, und so wurde denn auch der Gans wie dem Heiligen zu Ehren tüchtig getrunken, was in alter Zeit theils aus wirklichen Hörnern, theils aus in Form von Hörnern gebildeten Bechern geschah, und so hatte man natürlich außer den Martinsgänsen nun auch Martinshörner bekommen. Der heilige Martin hatte es selbst so verlangt. Er erschien nämlich dem schwedischen König Olof, welcher zum Christenthume übergetreten war, in der Nacht und sprach zu ihm: „Es ist Sitte in diesen Landen, daß zu Thor's, Odin's und anderer Götzen Ehre Becher oder Hörner ausgeleert werden. Da aber du nun ein Christ bist, so verändere diese Sitte und schaffe, daß hinführo zu meiner Ehre getrunken werde." Und sicher ist der Heilige auch an andern Orten erschienen, so freundlich zuzureden. Am Ende machten die Trinkhörner andern Gefäßen Platz; aber ganz sollten sie doch nicht schwinden. Die Bäcker konnten ja ihren Wecken und Kuchen leicht eine hornähnliche Form geben und bieten daher große und kleine Martinshörner aus. Schon früher kamen auch Martinsgeschenke auf. Der heilige Martin bescherte, wenn auch nicht so reichlich wie der heilige Christ. Er war im Leben nie karg gewesen. Einem Bettler theilte er, als Kriegsmann, den halben Mantel mit, den er am Leibe hatte, und Kindern gab er, so oft sie ihm nahten, Aepfel und Kuchen. In der erstern Art findet man ihn auf manchem schönen Altarbilde abgebildet, wo die Stadt Amiens meist den Hintergrund macht. Den Geistlichen schenkte man wol gar silberne Martinsgänse, den Kindern Aepfel, Nüsse und Spielereien. Die Abtei Corvei bekam eine silberne Gans von Ulrich von Schwalenberg, und das Kloster Eilenrostorf alle Jahre von 1353 an eine Menge Wein, halb zur Messe, halb zum Genusse des Convents, der ihn in vigilia Sancti Martini ausleeren sollte. Sowie zu Weihnachten der Knecht Ruprecht die Kinder züchtigt und belohnt, so spricht der Martinsmann ein und bringt ihnen, oder droht mit der Ruthe. In Hanover zogen sonst die jungen Leute am Martinivorabende vor die Thüren und foderten kleine Geschenke, indem sie sangen: „Marten-Hering, Marten-Hering, Marten is een gut Mann!" Hering ist so viel wie Ehrenmann; vom alten Hehr, gerühmt, Hehre d. h. Ehre, wie z. B. groß und hehr ist der Herr. Einem Heiligen zu Ehren bildeten sich sonst überall gern Gesellschaften, Brüderschaften aus, und so entstanden die Martinsmänner, die Martinsknechte, die Martinsbrüder, d. h. Leute, welche sich mit Leib und Gut mehr oder weniger dem Heiligen zum Dienst verpflichteten. Und wir hätten Keinem rathen wollen, etwa das Gelübde zu vergessen. So weihte der König Chlodwig in der Schlacht, als die Gefahr am größten war, sein Reitpferd, doch mit dem Beding, es mit 100 Gülden lösen zu können. Die Schlacht wurde gewonnen, und — das Gelübde vom Könige, wie es mit königlichen Versprechungen oft gegangen ist, vergessen. Aber — das Pferd wich nicht von der Stelle, bis die hundert Gülden gezahlt waren. Die Lübecker mußten, sonst wenigstens und noch im J. 1770, einen Martinsmann nach Schwerin schicken. *) Ein Rathsdiener überbrachte eine Quantität Wein „aus nachbarlicher Freundschaft". Der herzogliche Hausvoigt aber replicirte: „nicht aus nachbarlicher Freundschaft, sondern aus Pflicht und Schuldigkeit". Da er indessen für den Wein ein Geldgeschenk und ein Stück Wild bekam und trefflich bewirthet wurde, so mag das Ganze in alter Zeit mehr Scherz, nicht aber das Zeichen gewesen sein, als ob Lübeck das Schirmrecht von Schwerins Herzogen anerkenne. 86.

Notiz.

Der Vorsteher der israelitischen Schule in Paris, S. Cohen, setzt mit vielem Eifer die Herausgabe des hebräischen Textes der Bibel mit einer französischen Übersetzung und mit Anmerkungen, Erläuterungen und Abhandlungen fort. Der Text ist mit den Vocalpunkten und mit den Tonaccenten versehen; auch werden die Hauptvarianten angegeben. Die bisher erschienenen fünf Bände enthalten den ganzen Pentateuch; überhaupt enthält jeder dieser fünf Bände einen besondern Theil der alten Schrift. Der Herausgeber beschäftigt sich nun mit der Besorgung des sechsten Theils. 65.

*) Mark's „Geschichte vom Martiniabend und Martinsmann" (Hamburg 1772) S. 33 fg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 301. — 28. October 1834.

Preußen und Frankreich u. s. w. Von einem Rheinpreußen.

(Beschluß aus Nr. 300.)

6) Das Gesetz vom 5. Juni 1823 über die Errichtung von Provinzialständen, in welchem es heißt:

Wir werden ihnen, so lange keine allgemeinen ständischen Versammlungen stattfinden, die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Steuern zum Gegenstande haben, soweit sie die Provinz betreffen, zur Berathung vorlegen lassen, — die Communalangelegenheiten der Provinz ihren Beschlüssen unter Vorbehalt unserer Genehmigung und Aufsicht überlassen.

Ohne aus diesen Worten grade große Beschränkungen der Regierung hinsichtlich des Besteuerungsrechts herleiten zu wollen, müssen wir uns doch auch hier gegen die Art der Beweisführung des Verf. erklären, wenn er daraus, daß die Regierung dieselbe bisher nicht beobachtet, auf das Nichtvorhandensein einer gesetzlichen Vorschrift oder eines Rechts schließen will. Das Besteuerungsrecht (d. h. das Recht der Regierung, ohne Bewilligung der Stände Steuern zu erheben) spricht der Verf. zwar unbedingt der Regierung zu. Dagegen scheint ihm doch so viel unzweifelhaft, daß „wenn nicht königliche Worte auf eine die landeshoheitliche Würde beleidigende Weise gedreht und gezwungen ausgelegt werden sollen", den sämmtlichen Provinzialständen, und insbesondere den Rheinländern eine Zusage des Rechts der Berathung sowol bei allgemeinen Landes- als bei Provinzialsteuern gemacht, daß aber bis jetzt diese Zusage in den meisten Fällen nicht zur That geworden ist. Daß es sich aber mit dem Rechte, die Unterthanen zum Militairdienste heranzuziehen, ebenso verhalten soll wie mit dem Besteuerungsrechte, können wir dem Verf. im Interesse der Regierung schon deshalb nicht zugestehen, weil in dieser Beziehung Zusagen der erwähnten Art nicht vorliegen. Eine andere Frage ist es, ob nicht rationell hier die Unterthanen mit demselben Rechte zuvor ihre Zustimmung geben sollten? Wir würden sie, so gestellt, ebenfalls mit Ja beantworten, wie sie auch von dem positiven Staatsrechte vieler constitutionnellen Staaten beantwortet ist.

Doch der Raum d. Bl. verstattet uns nicht, den übrigen Inhalt der ersten Abtheilung mit gleicher Ausführlichkeit zu betrachten. Die zweite Abtheilung (S. 53—110) handelt von dem Steuerwesen der Rheinprovinz unter französischer Herrschaft; die dritte (S. 111—198) von den Staatsrevenuen und Gemeindesteuern der preußischen Monarchie; die vierte (S. 199—211) von denen Frankreichs. Die fünfte Abtheilung (S. 212—249) unterwirft die beträchtlichsten Staatslasten in Preußen und Frankreich einer besondern Betrachtung, und die sechste (S. 250 bis zu Ende) endlich gibt uns Bemerkungen und Erläuterungen zu den in den vorhergehenden Abtheilungen dargestellten Verhältnissen und stellt verschiedene staatswirthschaftliche und politische Betrachtungen an. Recht durchdachte, gesunde und wahre Ansichten legt der Verf. im 65. Cap. dieses Abschnitts zu Tage, welches von den Elementen zur Beurtheilung politischer Verhältnisse, der Staatsmacht und den Staatskräften, sowie der Schwerkraft des Staats handelt. Er macht darauf aufmerksam, daß das Hauptnationalvermögen Frankreichs fünfmal so groß ist als das Preußens, während das Bevölkerungsverhältniß wie 2½ : 1 steht, daß nichtsdestoweniger Frankreichs Kostenaufwand für Armee und Marine nur 24,[13] der sämmtlichen Staatsrevenuen oder 14,[08] Proc. von dem Reinertrag der Grundgüter beträgt, während Preußens Armeeverwaltung (ohne Marine) 27,[17] der sämmtlichen Staatsrevenuen oder 26,[13] Proc. von dem Reinertrage der Grundgüter kostet. Aus diesen und andern Gründen, sowie aus der gewiß von Niemanden geleugneten Thatsache, daß die geographische Lage und Gestalt Frankreichs demselben großes Uebergewicht im Verhältniß zu dem schlecht arrondirten, aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Preußen verleiht, folgert der Verf. mit Recht, daß die Inferiorität der materiellen Kräfte durch moralische ausgeglichen werden müsse, daß daher vor Allem Preußen auf der Bahn des Fortschreitens nicht zurückbleiben dürfe. Ebenso stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, wenn er bezweifelt, ob überhaupt Preußen als fünfte europäische Großmacht eine angemessene und ersprießliche Stellung einnimmt, und ob es nicht als Schutzmacht der kleinern mitteleuropäischen Staaten eine die Staatskräfte weniger verzehrende und bedeutendere Stellung in Europa behaupten würde. Die Idee einer preußischen Hegemonie, welche man in der Hoffnung, daß Preußen auf die Foderungen der Zeit und der öffentlichen Meinung eingehen würde, gleich nach den Julitagen ebenso begeistert auffaßte, als man sie später erbittert zurück-

wies, könnte die heilsamsten Folgen nicht blos für Preußen, sondern auch für ganz Deutschland herbeiführen. Ein Theil derselben scheint jetzt durch den allgemeinen Zollverband erstrebt zu werden, wodurch wenigstens in Bezug auf Handel und Verkehr mehr Annäherung herbeigeführt wird. Vielleicht daß dies die Brücke ist, über welche wir zu einer gewissen politischen Einheit gelangen.

Könnte oder möchte Preußen — so schließt der Verf. den §. 270 — sich auf diesen politischen Standpunkt (nämlich auf den „einer Schutzmacht der kleinern mittel-europäischen Staaten") stellen, und wäre überhaupt diese — Idee ausführbar, so hätte der preußische Patriot keine Veranlassung, die im Vergleiche gegen Oestreich, Rußland, Frankreich und Großbritannien untergeordnete Staatsmacht Preußens zu bedauern, und es würden die großen und erheblichen Bedenklichkeiten wegfallen, welche der denkende Staatsmann über die jetzige, offenbar für die Staatskräfte unverhältnißmäßige und wirklich künstliche politische Stellung Preußens schwerlich unterdrücken kann.

So groß die Versuchung auch ist, so müssen wir uns doch versagen, näher auf Das einzugehen, was der Verf. in den folgenden Capiteln über die Constitutionssucht und die antipreußische Gesinnung der Liberalen in den kleinern deutschen Staaten, die französische Oppositionspartei, das Königthum, die Aristokratie, die Demokratie, das System und Wesen der preußischen Staatsregierung, die Liebe zum König u. s. w. sagt. Wir verkennen das viele Verständige nicht, was er unter diesen Rubriken vorbringt, müssen indeß bemerken, daß derselbe eines Theils zu oft einen einseitigen Standpunkt wählt, und daß andern Theils nicht selten seine Vertheidigung zum Vorwurfe wird, sodaß wir oft in Zweifel gewesen sind, ob er es damit denn wirklich ernstlich gemeint habe. Einen wesentlichern Dienst glauben wir dem Leser zu leisten, wenn wir, statt ihn auf das Feld der Tagespolemik streitender Parteien zu führen, ihn mit §. 330 bekannt machen, welcher gleichsam die Summa des ganzen Werkes, die Anwendung enthält, welche der Verf. von seinen Erörterungen auf Preußen macht. Er schlägt nämlich folgende Maßregeln vor und scheint dieselben nicht nur zum bessern Gedeihen, sondern schon zum bloßen Fortbestehen der preußischen Monarchie für nothwendig zu halten:

1. Beschränkung der Ausgaben um 16½ Mill. Thaler, welche unproductiv und ohne Nothwendigkeit verwendet werden.

2. Verminderung der Steuern um ungefähr 11 Mill. Thaler oder um ungefähr 26 Sgr. auf den Kopf der Bevölkerung, und zwar durch Abschaffung und Verminderung der Steuern, welche vorzugsweise die untern Volksclassen drücken und der Production am nachtheiligsten sind.

3. Verminderung des Druckes der Steuern mittels der Ausgleichung derselben.

4. Vermehrung des Nationalvermögens, und zwar a) indem wenigstens 60,000 arbeitsfähige Soldaten, Beamte und Angestellte, statt einer unproductiven und einer zugleich die productive Arbeit der andern Unterthanen erschwerenden Beschäftigung gewidmet zu sein, zu productiven Beschäftigungen übergehen; b) indem die Production erleichtert wird theils durch die Abschaffung und Verminderung der dieselbe besonders erschwerenden Steuern, theils durch eine Mehrverwendung von 5½ Mill. Thaler zu den productivsten Staatsausgaben; c) durch Abschaffung der Feudallasten und des Gewerbezwangs; d) durch Beförderung des freien Verkehrs.

Die wichtigste Frage ist bei diesen Vorschlägen nun freilich die: sind sie ausführbar? Der Verf. beantwortet diese Frage in abstracto mit ja, in concreto aber mit nein. Er sagt nämlich, diese Maßregeln sind „nicht ausführbar oder nur zum kleinern Theile ausführbar, weil zur Durchsetzung so durchgreifender Maßregeln eine hohe Kraft der Regierung erfodert wird; weil das Beamtenelement hindernd entgegenwirkt; weil die wohlhabendern Volksclassen zu wenig politische Bildung und keine die Staatsregierung unterstützende politische Kraft besitzen". 27.

Politische Gedichte.

1. Des Kriegers Harfenklänge. Ein Liederkranz von Ludwig Marchand. Haag, Hartmann. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Daß die indignatio wol versus, nicht aber nothwendig gute mache, zeigen diese sogenannten „Harfenklänge", deren Verf. wir einen batavischen Ortlepp nennen möchten, da er ganz dessen Requisiten gebraucht, als: Hyänen, Natterbrut, Affen, Esel, Wuthorkane (Donner und Blitz verstehen sich von selbst) u. s. w. Die deutsche Sprache wird in diesen Wuthgedichten auf das Unverantwortlichste mishandelt und ihr, die kein Anlehen bedarf, eine Unzahl Worte aus der holländischen aufgedrängt, welche letztere der Verf. von „Welt und Zeit" (V, 316) „blos ein in den Sümpfen verschlammtes, vermodertes und verfaultes Deutsch" nennt. Wie schlecht unser Harfenist mit dem ersten Elemente der Sprache vertraut ist, davon geben alle Seiten höchst unerquickliche Belege; wir erwähnen hier nur wunderlicher Wortbildungen, wie das oft vorkommende „Sangen" in der Mehrzahl für Gesänge, und der unzähligen falschen Biegungen und Umlaute. Die unrichtigen und widerlichen Elisionen, die falschen Reime und Cäsuren zeigen, daß er in der Verskunst ein vollkommener Ignorantinos ist, der von Takt und Rhythmus keine Ahnung und überhaupt kein Gehör hat. Patriotismus und — gleichviel ob gerechte oder ungerechte — Entrüstung vertreten hier nichts, am wenigsten Alles: blos die wahre Dichtung erreicht ihr Ziel, unsern Geist und unser Herz, ohne unser Ohr durch solch Gegell und Lärm zu zerreißen. Oft fehlt aller gesunde Sinn, und die schlechtgewählten Bilder und hinkenden Gleichnisse verrathen, daß Hrn. M. Bildung und Geschmack gänzlich abgehen.

Die Zueignung: „Dem Krieger und Sänger van dam van Isselt" in 11 Distichen geht gleich mit „Gedonner" los und hat unter andern den schönen Hexameter:

Schreitest du männlichen Trittes durch Sonnenschein und durch Orkane.

„Das Festmahl" ist uns durchaus unverständlich, S. 3 heißt es:

Ha! wie der Saal von Saphir glänzt!
Der Tisch, welch schönes Kränzchen!
Der Weinpokal wird jetzt kredenzt,
Fortuna macht ein Tänzchen;
Ist hier noch ein ehrlicher guter Mann,
Streich' er sein Schwänzchen (!),
Und lauf' er nur weg, so schnelle er kann.

Weiter heißt es:

Noch mehr Gesindel, mehr Gequark (!),
Die Reimler mitgezählet,
Hat mit Gedudel und Geschnark (!)
Sich herzlich schon verfehlet u. s. w.

Endlich à la Ortlepp:

Drum Natterbrut und Zwergennest,
Stolz, Dummheit, Eigenliebe,

Hängt euch an Glück und Wahn nur fest,
Ihr Höll' und Himmelsdiebe! (?!)
Kein freier Mann lüftet nach niederm Joch —
Wißt es, die Liebe
Verdienter Verachtung treffen euch doch!

Wer hat je in der gemeinsten Prosa Unsinnigeres vernommen?

Das Gedicht: „Der alte Friese", besteht aus Floskeln, die schon seit Jahrzehenden an allen kritischen und poetischen Börsen keinen Curs mehr haben. Der Friese gibt seinem Herrn Sohn, den er zum holländischen Heere schickt, sein altes Schwert und dazu (S. 12) den wunderlichen Rath:

Sollten selbst die Fahnen rückwärts wehen,
Dann noch drehe deinen Rücken nicht;
Wie ein Felsen fest im Kampf zu stehen,
Ist des wahren Kriegers erste Pflicht.

Im siebenten Harfenklang: „So und nicht anders! An A. Gouverneur, genannt Jan de Rijmer", heißt es S. 29:

Unter Blasen, Gansgeschnatter,
Eulensang und Entgeklatter,
Krähgelach und Kindbettschmerz;
Wässerigen Episoden,
Windesseufzern auf die Todten,
Brach vor Bauchweh dir das Herz; —

. . . .

Jan de Reimer, ich bin korrig,
Wär' auf's Dinglein wirklich knorrig,
Wär' es nicht ein Kind von dir u. s. w.

Wir verschonen die Leser gern mit Auszügen aus den Gedichten, die die holländischen Waffenthaten feiern, die Belgier und König Leopold lächerlich machen. Hier versteigt sich der Patriot selbst bis zur Ode und Dithyrambe, wenigstens nimmt er einen Anlauf, daß es so aussieht. Daß er als guter Holländer die Conferenz auf dem Zuge hat, ist leichter zu denken als ihm zu verdenken. Man höre den Anfang von „Holland und die Conferentie" (S. 43).

Conferentie!.... Wort von Schmach,
Das mir längst das Herz zerbrach,
Wort, das nie des Braven Lippen
Ohne Stimlach kann entglitzen, (?)
Wort, das ganz Europa dohnt, (?)
Das auf einem Aetna thront u. s. w.

In einem Fragment: „Der Gott des Biers zu Dieft" (S. 87 fg.) spricht der Verf. in mehren — ungefähr sechs — Zungen. Die „Zwei Stammblätter an van dem Eynde" von Bilderdijk (S. 116 u. 117), das zweite des bedeutenden Dichters letztes Gedicht, sind ein paar recht artige Impromptus, um deren 14 Zeilen wir die übrigen 117 Seiten Pfundworttiraden unsers Verf. allemal hingeben.

2. Politische Gedichte von Karl Buchner. Offenbach, Brede. 1834. 8. 4 Gr.

Das an die Spitze dieser elf Gedichte gestellte Sonett „An Dr. Wilhelm Schulz" schließt mit den Worten:

Und wenn dies Blatt dir naht, in wenig Wochen,
Dann bist du, hoff' ich, Freier, freigesprochen.

Der Erfolg hat leider, wie bekannt, diese Prophezeiung grob gehöhnt. Ihr Nichteintreffen könnte schon den Verf. um den Namen eines vates im ursprünglichen Sinne des Worts bringen. Aber auch das sonst hier Geleistete berechtigt keineswegs, ihm denselben beizulegen. Eine trockene, kalte, glatte Reflexion soll den Schwung der Phantasie, Rhetorik die Glut der Empfindung ersetzen. Alles in diesen Gedichten ist resultatlos, und kein neuer Gedanke, keine neue Idee wird beim Lesen derselben in uns erregt. Das zweite Gedicht: „Die Laube", ist seinem Inhalte nach so halt- und richtungslos wie das Metrum, das eigentlich gar keins ist, sondern, wie mehre Göthe'sche der Art, in Prosa gleich gedruckt sein sollte. Wir heben unter Anderm daraus als mislungen den Ausdruck:

— aufgefüttert von der Uebercultur
Häßlichem Bleizucker

hervor; wie uns im ersten Gedichte auch völlig dunkel ist, was:

Die Opfrungsfülle, drin du vorwärts dringest,

heißen soll.

Was der Verf. mit der „Epistel an einen Professor der Geschichte" (S. 22 fg.), der zornig ist,

— — — — daß auch Frauenhand
Bescheiden langt nach unserer Tage Fragen

eigentlich sagen will, können wir durchaus nicht einsehen, da sein Resultat

— — Die Sitte und das Maas
In Allem, so auch hier, steht wohl den Frauen.

das aller Vernünftigen ist, und die Sache auf drei Seiten nicht um ein Haar weiter gebracht wird, auch wol nicht weiter zu bringen ist. Die in dem Gedichte: „An die Geistlichen" (S. 17) ertheilten Lehren und Vermahnungen sagen nichts Neues und sind daher ganz unnöthig. 48.

Die pariser Spielbanken.

Die Geschichte der pariser Spielhäuser ist die scandalenfeste chronique scandaleuse. Es gibt kein Verbrechen, das darin nicht seine Quelle hätte, keine Art Immoralität, die darin nicht in die Schule ging. Als die Maitressen die Höfe der letzten Ludwige beherrschten und die müßige schwelgerische Noblesse die letzten Ueberbleibsel von Ehre und Schamgefühl in Ballet und Opern, in Liebelei und Champagner ertränkten, da kannte man zuletzt kein anderes Mittel mehr, schnell reich und arm zu werden, als die Gunst der Würfel und der Dirnen. Der Minister Law kam und warf seine Bankbillets unter die Gierigen, und damit war die höllische Panacee der Glücksritter fertig. Man speculirte, man bouillotirte und man prostituirte. Dies Wort hat von den Franzosen eine Bedeutung erhalten, die ihm nicht eigen ist, aber Alles ausdrückt, was man von einem Weibe Böses sagen will — une femme prostituée!

Es waren die femmes prostituées, die in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts vom Hof das erste Privilegium erhielten, die Menschen auf eine polirte Weise zu plündern. Gab es irgendwo eine zurückgekommene Herzogin, Marquise, Baronin, oder eine abgedankte Maitresse, die ein Haus gewohnt war, so reclamirte sie das alte Wohlleben, und man wußte sie nicht besser loszuwerden, als daß man ihr sagte: „Jouez madame, mais avec prudence — nous allons vous protéger". Klugheit ist in der höhern Welt Betrug, wie Diplomatie Regierungskunst ist.

Die Spiele, welche am alten Hofe Curs hatten, waren Vingt-un, la Bouillotte oder Brelan, le Cavagnole und das noch bekannte Biribi. Das Hotel des Gesandten von Venedig war das Sanctissimum des Cultus und das Haus einer gewissen Destival auf der Place des victoires sein Filialinstitut. Wer dort nicht zugelassen wurde oder nicht reich und noble genug war, hatte die Erlaubniß, mit allerhöchstem Privilegium hier sein Geld zu lassen; denn dies war damals das Facit wie jetzt.

Wenn man mich fragte: Wie ist es möglich, daß, da so viele Leute verlieren und nur hier und da Einer gewinnt, doch immerdar das Publicum sich verführen läßt, so würde ich antworten: Warum stürzen die Fliegen in den Milchtopf, der von Leichnamen ihrer Schwestern voll ist? Es ist das ewige Calculiren und Hoffen, das die Spieler ins Verderben zieht. Sie fühlen nicht, daß, wenn auch alle Vortheile auf ihrer Seite wären, zuletzt doch der Bankier den größten hat, weil er die Maschine und ohne Leidenschaft ist.

Eine unglückselige fixe Idee ist die Erfindung der sogenannten Martingale, vermöge welcher man stets seinen Satz verdoppelt oder verdreifacht oder so vermehrt, daß der allenfalsige Gewinn den ganzen vorhergehenden Verlust deckt; denn wenn

man auch alle Fonds beſäße, ſo nimmt die Bank doch nur bis zu einer Summe an und hat ihre Taillen und andere kleine großen Vortheile. Ich habe als oftmaliger ruhiger Beobachter der Spieler die belehrende Erfahrung gemacht, daß von 50 Progreſſioniſten 49 ſprangen, daß alle Berechnung, alle ihre Geldmittel nichts halfen. Diejenigen, die nicht viel hatten, waren natürlich am ſchnellſten fertig, da ſie dem Gotte Plutus nicht einmal Schach bieten konnten.

Die Spielentrepreneurs leben von der Thorheit der Armuth, von den Thalern des Volks und von dem Unverſtande der Reichen.

Unter Ludwig XVI. gab es in Paris großentheils nur Spielhäuſer von vornehmer Art und blos einige öffentliche. Er, der König, ſetzte nie mehr als einen Thaler auf eine Karte. Als nach ſeinem Tode die Aſſignaten aufkamen, ergriff die Spielwuth alle Welt und das Palais royal insbeſondere glich einem wahrhaften Hauptquartier der Sünden, worin die Menſchen augenſcheinlich und ohne alle Beſorgniß in den Tag hineinlebten, ſchwelgten und von Verbrechen zu Verbrechen gingen, ohne Gewiſſensbiſſe zu empfinden.

Dieſe Zeit war die Zeit der politiſchen Anarchie und der Anarchie des Spiels. Sobald die Regierung feſt ſtand, dachte ſie natürlich auf die Milderung des Uebels und verpachtete die Banken an einen Einzigen, ſpäter an eine Geſellſchaft, und ſtellte ſie unter Policeicontrole.

Es blieb bei der Einrichtung bis zu dieſer Stunde. Wir zählen im Palais royal ein großes anſehnliches Local für Fremde, salle des étrangers genannt, und drei andere gewöhnliche Volkstripots, wo Jedermann hingeht, vom Bettler bis zum Fashionable, vom ſchmuzigen Handwerksgeſellen in der Blouſe bis zum Lord und Marquis, die ſich verſtohlen durch alle Mörbergruben des Glücks wagen, um eine Stunde zu tödten; ferner eine Bank der hohen Welt, wozu man eingeführt wird und nur en escarpin erſcheint, und das bekannte Haus Frascati am Boulevard des Italiens und der rue Richelieu.

Frascati's Säle ſind von Fremden häufiger beſucht als andere, weil daſelbſt auch Damen zugelaſſen und berufen werden, und weil dieſe Damen ſehr geſellig und ſehr theilnehmend ſind. Wenn ich ſage theilnehmend, ſo iſt das nicht blos in Betracht der zarten Gefühle, ſondern hauptſächlich des Geldbeutels zu verſtehen. Sie ſpielen alle ſehr gern, und wenn ihre Lärvchen ſo glücklich waren, einem galanten Mann einen Louis abzunehmen, ſo erhebt er gewöhnlich dies den Durchgangszoll und wandert auf dem grünen Tiſche in des Bankiers feindliches Gebiet. Man begegnet täglich unberathenen Fremden, die ſich von dieſen ſchlauen Harpyen die beſten Biſſen wegkapern laſſen, und ſie meinen in ihrer Unbefangenheit und Landjunkerei, es ſchicke ſich nicht, ſo hübſch geputzten Damen auf die Finger zu ſehen.

Es wird in Paris am meiſten Roulette geſpielt. Das einfachere Trente un oder Rouge et noire, obgleich von Vorſichtigern und Männern von Kaſſe ſtets gewählt, verdoppelt den Thoren nicht genug, die auf des Glücks Waſſerbrücke bauen. Mit wahrem Mitleide ſieht man die Louis auf Nummern und Couleuren fliegen und durch den Verluſt den Spieler nur noch toller, noch wahnſinniger, noch wagluſtiger werden. Ein ganzes Vermögen verſpielt er und wird ſeines Elends nicht inne, bis ihm der Portier, ſeine Geſtalt unter Hunderten ſtets kennend, ſeinen Hut und ſeinen Stock reicht, und er kein Zehnſousſtück mehr hat, ihn abzulohnen.

Es gibt viel Perſonen von Rang in Paris, es gab deren zu jeder Zeit, die ihre hagern abgedarbten Figuren in einem einzigen alten Rock durch die Galerien des Palais royal zur Schau tragen und des Abends Bier und Wein im Spielhauſe trinken*) und des Mittags eine Semmel eſſen, die ſie in einer Winkelſtraße kauften. Sie haben ihre Wäſche ſchon verpfändet, alle Bekannten ausgeborgt, ihren Credit erſchöpft und die Luſt zu arbeiten und die Luſt zu leben verloren — das ſind Spieler. So oft ihnen das Glück wieder einen Freund, oder eine väterlich-brüderliche Seele zuführt, eilen ſie den unſeligen Karten und Kugeln zu, um abermal und abermal ihr Heil zu verſuchen und abermal zu verlieren. Wer abſolut gewinnen muß, verliert am zuverläſſigſten. Gewöhnlich bleibt es dabei nicht, und das erkaufte Elend treibt die Sünder zum Verbrechen, zur Schande. Das Leben iſt ſüß. Ehe man ſich's verſieht, iſt aus dem leichtſinnigen und ſonſt vielleicht guten und beſten Menſchen ein Galerenſklave geworden.

Wer könnte den Spielbanken das Wort reden, der ein Menſch iſt und die Folgen derſelben erlebte? Das kann nur eine Regierung, die, um ſechs Millionen dem Volke zu erſparen, ſechs Millionen von ſeinen privilegirten Dieben leiht. Jedes Verbrechen, das in Folge des Spiels verübt wird, iſt ein Verbrechen der Geſetzgeber und der Policei; ſie, die die politiſchen Gedanken der Bürger bewacht und auskundſchaftet, wird es ja wol auch verhüten können, daß da nicht geſpielt wird, wo nicht discutirt darf werden. 29.

*) Was gratis iſt.

Notiz.

In der „Cabinet cyclopaedja" werden die altſächſiſchen Namen der Monate in folgender Art aufgeführt. Januar, wolfmonat, weil um dieſe Zeit die Wölfe am meiſten zu fürchten waren; Februar, sprout-kele, Kohlſproſſer, vom Wachſen des Kohls, des gewöhnlichen Gemüſes; März, lenct-monat, weil die Tage in demſelben länger werden; April, oster-monat, ob wegen des herrſchenden Oſtwindes oder einer Gottheit zu Ehren, iſt zweifelhaft; Mai, trimilki, weil die Kühe nun täglich dreimal gemolken wurden; Juni, weyd-monat, weil die Heerden während deſſelben im Marſchlande wadeten und weideten; Juli, hey-monat, Heumond; Auguſt, barn-monat, Scheuermond, weil die Ernte in die Scheuern geborgen wurde; September, berst-monat, Bier- oder Gerſtenmond; October, winmonat, Weinmonat; November, wint oder winden-monat, Windmonat; December, winter-monat. 30.

Literariſche Anzeige.

In meinem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Darſtellungen
aus der Geſchichte des
Reformations-Zeitalters,
mit Zugaben aus der Quellenforſchung.
Von
W. Wachsmuth.
Erſten Theils erſte Lieferung.

Auch unter dem Titel:

Der deutſche Bauernkrieg
zur Zeit der Reformation.
Mit dem Bildniß Thomas Münzer's.
Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Bildet eine Fortſetzung der im fünften Jahrgange des „Hiſtoriſchen Taſchenbuchs", herausgegeben von Fr. von Raumer, mitgetheilten Abhandlung: „Aufſtände und Kriege der Bauern im Mittelalter" von demſelben Verfaſſer.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 302. — 29. October 1834.

Pariser Theatergeschichte.

Zweiter Artikel.*)

Es gibt nur eine Bühne in Paris, die Das hat, was wir in Deutschland ein Repertoire nennen. Diese Bühne ist die der italienischen Sänger auf dem Boulevard des Italiens. Ihre Oper ist das Bedürfniß der vornehmen Welt geworden, und es gibt fast keine reiche oder vornehme Familie, die darin nicht ihre Loge, entweder ganz oder theilweise aufs Jahr gemiethet hat. In diesem Umstande liegt das Bedürfniß einer größern Variation und einer besondern Auswahl von Virtuosen. Für ungeheure Summen werden dieselben aus allen Ländern und Städten Europas, gewöhnlich aus Italien, dem Vaterlande des Gesanges, verschrieben und immer wieder ausgewechselt und neu angeworben, wenn der letzte Versuch mit dieser oder jener Donna, diesem oder jenem Tenore und Basso verunglückte.

Mit allem Rechte darf sich die pariser Opéra italien die erste Sängerakademie der Welt nennen, sie schont, um diesen Zweck zu erreichen und das Resultat festzuhalten, kein Opfer, und hat es auch nicht nöthig zu schonen, da der Staat ihre Ausfälle deckt und ihre Preise die höchsten sind. Die Solopartien sind schon seit vielen Jahren von den ersten Künstlern besetzt, dagegen die Chöre stets ungenügend gewesen. Man legt wie in Italien auf diesen Fehler keinen Werth, weil man sich an der großen Oper stets schadlos halten kann. Ebenso wenig sucht man scenischen Glanz oder Ballets. Der öffentliche Wille hat das Institut den Solostimmen und den einfachen Ensembles gewidmet, er zeigt sich offenbar gleichgültig bei andern musikalischen Erscheinungen und trübt dem aufmerksamen Zuhörer oder Fremden in solchen Momenten jeden Genuß durch ein unausstehliches Logengeplauder.

Die italienische Oper ist noch nicht lange ein französisches Institut geworden. Als sie vor der Revolution sich zeigte, war sie eine dürftige Tochter der Industrie armer transalpinischer Sänger, die an der Seine Gönner, Freunde, Liebhaber suchten. Manche Virtuosin zog auf ihren Lorbern ein in die Paläste und vergaß alldort bis zur Zeit ihrer Entblätterung, daß sie daher kam, um zu singen. Der Hof erbarmte sich der schwarzen Augen und schürte ihr Feuer, und erhob sie zur Ehre seiner Tänzerinnen, die Carossen hielten und Maitressen waren.

Ludwig XVI. hatte das Project gefaßt, ein besonderes italienisches Opertheater zu bauen, und wies dazu dem Architekten Heurtier den Platz an, der auch selber die Construction begann und das Gebäude vollendete. Wäre bald darauf die Revolution nicht ausgebrochen, so würde schon damals die italienische Musik ihr Forum behauptet und die heutige Glanzstufe erreicht haben. Die Republikaner dachten aber an ganz andere Dinge als die römisch-venetianische Musik, und wenn sie die Lust ankam zu singen, so zogen sie zuverlässig die Marseillaise und Carmagnole und einen ordentlichen Marsch der schmelzendsten Arie und Cavatine vor. Der wilde Kriegsgott hatte seine Standarte aufgepflanzt, und die politische Roheit war auf dem Punkte, die geistige Bildung eines Jahrhunderts unter die Füße zu treten.

Napoleon, der sich in Italien überall nach Kunstschätzen wie nach Lorbern umsah, um seine Hauptstadt zum Bazar des Schönen und Großen zu machen, war der erste französische Herrscher, der der italienischen Melpomene einen Altar baute. Als er im J. 1802 den Siegerkranz sich in Mailand aufsetzte und bei dieser Gelegenheit auch etwas Liebeslust nach den Sängerinnen der Oper der Scala verspürte — Las Cases erzählt einen ganzen Roman von der Sängerin Grassini, und Andere sprechen obendrein von einer Genueserin und der schönen Ricardi, die in Venedig am Theater la Fenice war —, verschrieb er eine vollständige italienische Oper und unterstützte sie reichlich, jedoch, wie es scheint, nur eine Zeit lang, da er nicht einmal gern Geld an seine Liebhaberei verschwendete.

Zur Zeit der Befreiungskriege muß das Theater ganz zu Grunde gegangen sein. Ludwig XVIII. ertheilte der Sängerin Catalani eine neue Concession, ohne daß daraus für sie ein Gewinn erwuchs. Später suchte man die Gesellschaft mit der Akademie zu verbinden und spielte abwechselnd französische und italienische Oper, ebenfalls ohne Erfolg und mit Aufopferungen. Die Directionen taugten nichts, man hatte keine Tonwerke und verstand nichts von den deutschen, die hätten aushelfen können.

Endlich wurde im J. 1825 nach der Erneuerung des Saals die jetzige italienische Oper begründet und durch einen immerwährenden Zufluß ausgezeichneter Talente bei

*) Vgl. Nr. 290 u. 291 d. Bl. D. Red.

Gesundheit erhalten. Die Aristokratie trat ins Mittel und nahm ihr Schooskind in Schutz, die Direction variirte mit Briten und Deutschen und nährte somit die Liebe und den Enthusiasmus der fashionabeln Welt, die jetzt darin ihre Roben zur Schau trägt und eine große Kennerschaft mit vielleicht nicht seltenem Unverstande affectirt.

Eins der wichtigsten Theater von Paris ist jetzt das der Porte St.-Martin, von welchem ich früher schon bemerkte, daß es zur Zeit seiner Entstehung der Oper als Zufluchtsort gedient habe. Wahrscheinlich hat es lange Zeit hindurch blos von Stücken secundairer Dichter gelebt; denn erst unter der Restauration fing es an der Schauplatz einer besondern Art von Schauerdramen und nächst dem Théâtre de la gaité das Feld der eigentlichen Dramen und Melodramen zu werden, die in Deutschland so viele und oft so unglückliche und unkluge Nachbeter fanden.

Die Porte St.-Martin ist das Vehikel des Schismas der französisch-dramatischen Schule geworden, sie nahm die im Théâtre français verunglimpften Romantiker, die Shakspearisten und Antiaristotelianer auf, die nichts von classischen Binden und Stricken, von dramatischen Einheiten wissen und blos die Natur und die Freiheit und das Schicksal in der Kunst handhaben wollten, und machte auf diese Weise Victor Hugo und Alexander Dumas, so sehr dieselben auch als Dichter verschieden sind, gemeinschaftlich zu Koryphäen einer neuen Schule, wie sich selber zum modernen Théâtre français und der Antipodin des alten der rue Richelieu, das nach wie vor festhält an dem Glauben und an den Göttern seiner Väter.

Jünger als dies Theater ist das Théâtre de la gaité auf dem Boulevard du Temple, welches ebenfalls Melodramen aufführt, aber fern bleibt vom eigentlichen Terrain der ernsten hohen Tragödie, und noch jünger das Ambigu comique, ein schönes ganz neues Haus im italienischen Villenstyl auf dem Boulevard de Bondy, worin Dramen, Lustspiele, Singspiele, Vaudevilles und kleine Ballete gegeben werden. Jenes wurde im J. 1803, dieses 1828 auf Actien erbaut. Sie schließen die Reihe für die ernstere Muse. In allen übrigen Häusern kehrt nur die Komik oder das feinere Lustspiel ein, welches sich im Théâtre français nicht mit Gesang darf blicken lassen.

Vaudeville nennen die Franzosen alle Stücke, deren Dialog durch gewisse Lieblingsmelodien, Chansons genannt, gewürzt wird. Es gilt ihnen dabei ziemlich gleich, ob die Musik zur Handlung paßt oder nicht, ob diese Handlung tragisch, tragikomisch oder burlesk ist; die jedesmalige Universalbedingung ist: eine Liebschaft, eine Heirath, eine Onkelei, eine Mündelei, eine Ehemannsprellerei und ein hanswürstiger Charakter für einen Komiker, farceur im ausdrucksvollen Sinne genannt.*) Ein solcher farceur ist das nothwendigste Möbel eines Vaudevilletheaters; hat es deren zwei, desto besser. Das Publicum will am liebsten lachen und hat diese seine Neigung noch von Jahr zu Jahr ausgebildet. Es ist nicht anders möglich in einer Zeit, die alle Tage schlechter und tragischer wird. Nach dem Zwergfellerschütterer kommt die Soubrette, welche vor allen Dingen eine Strophe, Couplet genannt, gut singen können und hübsch und verschmitzt sein muß. Das Kokettiren mit den Logen steht ihr wohl an, sie ist Jedermanns Engel, wenn sie will, kann aber auch das Feld der ersten Liebhaberin überlassen, die die Scribe'schen Männer berückt, ihre Anbeter an der Nase herumführt und zur Noth eine ganze Arie schulgerecht nach einer Oper singt. Ich habe berechnet, daß Paris in jedem Jahr ein hundert solcher Talente consumirt, und daß nichtsdestoweniger immer ein Dutzend stereotype dableiben als Grundsäule des Narrenthums. Zu diesen gehören männlicherseits vor Allen: Arnal und Lepeintre im Vaudeville, Vernet und Odry im Théâtre des variétés, Perlet im Gymnase, Lepeintre im Palaisroyaltheater, und weiblicherseits: Dlle. Leontine Volnys und Jenny Vertpré im Gymnase, Dlle. Jenny Colon in Variétés, Dlle. Dejazet im Palais royal, und Dlle. Albert und Dlle. Thenard im Vaudeville.

Den Namen Vaudevilletheater hat von allen diesen Bühnen allein das Theater in der rue de Chartres, weil es das älteste des Genres, die Großmutter der Vaudevilles ist. Es wurde im J. 1791 eröffnet und muß als ein Appendix der Opera comique betrachtet werden, die um diese Zeit, höher strebend, die kleinen einfachen Liederspiele und Melodramen von ihrem Repertoire strich und nur vollständigere Opern aufführte. Es ist bekannt, daß das Wort eine Art Rundgesang bedeutet, dessen Ursprung im 15. Jahrhundert in der Normandie aufgesucht wird. Man sagte anfänglich: vaux-de-vire, und verstand darunter das Finale eines Stücks, worin die handelnden Personen nacheinander ein auf das Sujet bezügliches Couplet singen, darin ein Refrain oder Hauptgedanke allemal wiederkehrt.*)

Es gibt jetzt in Paris drei größere Vaudevillebühnen, die sich wesentlich der Tendenz nach unterscheiden. Diese sind: das Gymnase, die Variétés und das Vaudeville der Chartresstraße. Jenes erlangte durch die Scribe'schen Stücke und sein von der Herzogin von Berri angeführtes Hofpublicum eine Art von Adelsbrief für gewisse Conversationsstücke unter der Restauration, fiel aber seit der Julirevolution von Stufe zu Stufe wieder herab und wurde zuletzt mit allen seinen breitgetretenen Komödien langweilig, wenigstens monoton, während letzteres unverändert in seinem alten Hause das alte lustige Vaudeville blieb und immer ein zahlreiches Publicum versammelte.**)

Das Théâtre des variétés ging im Komischen weiter herab wie das Gymnase höher hinauf ging. Es ist im Besitze der größten Possenreißer von Frankreich und nahm deshalb ihnen zu Liebe schon seine Zuflucht zu den allerlustigsten Lustigkeiten, zur Parodie, zur Satire, zum

*) Farceur so viel als Possenreißer, aber nicht so verächtlich.

*) Noch jetzt enthalten alle Vaudevilles diesen Refrain mit einer Epilogstrophe des Dichters ans Publicum.

**) Das Théâtre des variétés datirt von 1807, das du Gymnase von 1820. Der Saal des letztern ist ähnlich dem des königl. Schauspielhauses zu Berlin.

Werkeltagsleben. „Wenn ihr im Vaudeville lacht", sagt die Direction, „und im Gymnase vornehm greint vor Komik, bei uns sollt ihr niesen, schreien, platzen vor Jubel."

An die Stelle des untergegangenen Vaudevilletheaters Nouveautés, in dessen renovirtem gothischen Locale jetzt die komische Oper ist, trat ein viertes bemerkenswerthes Theater dieser Gattung, das des Palais royal. Nachdem der dort am Ende der Galerie Montansier befindliche Saal viel Jahre hindurch abwechselnd von den Bajaderen und Mimen benutzt oder ganz und gar geschlossen war, ließ der jetzige König, Besitzer des Palais, das Gebäude erneuern und eine neue Gesellschaft Vaudevillisten darin einquartieren. Der Raum ist der kleinste von allen seinesgleichen, doch ist dies kein Hinderniß für die Thätigkeit der Musen, die, von der summenden Woge der Menschen umflutet, selten ihre Halle ungefüllt sehen. Das Theater hat gute Acteurs und einige junge Dichter von Talent, die unermüdlich sind im Possenschreiben.

Dies Theater ist historisch merkwürdig wegen seines Ursprungs unter Richelieu und der in seinen Salons gehaltenen Zusammenkünfte der Revolutionshäupter zur Zeit der Republik. Es war in diesen Gängen, auf diesen Brettern, wo Molière wandelte, Voltaire haranguirte, Talma und die Mars zuerst declamirten.

Die kleinern Theater, welche sich jetzt in Paris befinden und bald erscheinen und verschwinden, sind an und für sich bemerkenswerth, weil sie das Volksleben charakterisiren, in sich enthalten. Es gibt ihrer ebenso viel als vielerlei, und wenn man vor die Thore geht, so verdoppelt sich ihre Zahl. *) Die meisten führen kleine Vaudevilles, einige Pantomimen, andere akrobatische, mechanische oder blos scenische Kunstwerke, und viele, die sich als Pflanzschulen extra muros betrachten, alle Arten von Dramen und Lustspielen bis zum Trauerspiel des Théâtre français auf. Sehenswerth ist Comte mit seinen jungen Schauspielern und Joly in der Passage der Oper. Besondere Dichter schreiben für ihre der Bühne herangebildete Jugend Komödien, und ein besonderes Publicum von Kindern mit ihren Aeltern, Mägden, Ammen und Hofmeistern findet sich ein, ihnen Beifall zu klatschen, auch wenn der Director-Physiker keine Taschenspieler- und Bauchrednerkünste producirt. Das Théâtre des ombres chinoises im Palais royal ist für Fremde interessant, die noch kein mechanisches Ballet gesehen haben.

Die Vaudevilletheater im Faubourg St.-Germain gehören zu denjenigen, wohin die Studenten ihre Liebchen und die feiernden Commis des Sonntags ihre Grisetten hinführen. Die Preise der Plätze sind außerordentlich gering, und es ist gar nicht unanständig, in einer Loge, gegenüber der Königin Maria, ein kleines Abendbrot zu verzehren, eine Flasche Wein, Bier oder Limonade zu trinken, Nüsse zu knacken und Orangeschalen ins Orchester zu werfen. Wer eine kleine Skizze zu einem Tableau, wer eine Caricatur, wer eine Stunde Unterhaltung sucht und sie in der schönen Welt nicht finden kann, der mag dahin gehen und an der Seite einer sonntäglich geputzten Wäscherin oder Näherin lernen, daß die Menschen nicht unglücklich sind, die von dem geringen Ertrag ihrer Arbeit leben und nur einen Ruhe- und einen Freudentag in der Woche haben. Die Policei ist aufmerksam in derlei Localen; wenn keine staatsgefährlichen Emeuten ausbrechen, so sucht doch hier und da ein Cotillon Händel und ein rothgehoster Chasseur oder Grenadier nach seinem Säbel, um die Treppengeländer zu besäbeln. Es herrscht überall eine göttliche Ungenirtheit, ein brüderlich-schwesterliches Gemeinwesen, man spricht herüber und hinüber aus den Galerien und richtet während des Dialogs auch mitunter ein Wort an eine Schauspielerin, z. B. „Votre robe est toute neuve, ma belle", oder: „Foi de garçon, vous n'êtes pas laide!"

*) Das Verzeichniß der sämmtlichen Theater, welches hier folgt, beweist, daß sich im J. 1834 in Paris und in den Vorstädten nicht weniger als 38 öffentliche Schauspielgebäude befinden, und daß deren in den letzten Jahren mehr denn sechs zu Grunde gingen, die der Wiedereröffnung oder Demolirung entgegensehen.

I. Operntheater: a) Académie de musique, rue Lepelletier, Boulevard; b) Opéra comique, place de la Bourse; c) Opéra italien, Boulevard des Italiens.

II. Schauspieltheater: a) Théâtre français, rue Richelieu; b) Théâtre de l'Odéon, place de l'Odéon, St.-Germain; c) Théâtre de la porte St.-Martin, Boulevard St.-Martin; d) Théâtre de la gaîté, Boulevard du Temple; e) Théâtre de l'ambigu comique, Boulevard de Bondy.

III. Vaudevilletheater: a) Gymnase dramatique, ehemals Théâtre Madame, Boulevard Bonne-Nouvelle; b) Théâtre du vaudeville, rue de Chartres, Palais royal; c) Théâtre des variétés, Boulevard Montmartre; d) Théâtre du Palais royal.

IV. Theater besonderer Gattung: a) Cirque olympique, Franconi, Boulevard du Temple; b) Théâtre nautique, salle Ventadour, rue des petits champs; c) Théâtre Comte, Physik und Eleven der Bühne, Passage du théâtre nautique; d) Théâtre de Mad. Sacqui, akrobatische Vorstellungen, Vaudeville, mimische Vorstellungen, Boulevard du Temple; e) Folies dramatiques, Parodien, Boulevard du Temple; f) Théâtre Lazari, mechanisches Figurentheater, Boulevard du Temple; g) Théâtre enfantin, Kindertheater, Passage de l'Opéra; h) Théâtre des funambules, Boulevard du Temple; i) Théâtre Chantereine, englisch-italienisches Theater, rue Chantereine; k) Théâtre Seraphin, Schattenspiel, Mechanik, Ballet, Palaisroyal; l) Théâtre de Luxembourg, Stücke und Vaudeville, Garten des Luxemburg; m) Théâtre de Tivoli, im Garten von Tivoli, rue Glichi.

V. Theater der Vorstädte: a) Montmartre, barrière des Martyrs; b) Belleville, Vorstadt Belleville; c) Mont Parnasse, barrière Mont Parnasse; d) Grenelle, jenseit der école militaire; e) des Thermes, barrière du roule; f) Ranelagh, barrière Passy; g) Stiergefechte, barrière du combat.

VI. Geschlossene Theater, demolirte: a) Louvois, Théâtre des arts, rue Richelieu; b) Nouveautés, Börsenplatz; c) Feydeau, rue Dalayrac; d) Ventadour, wieder eröffnet; e) Théâtre Molière, rue St.-Martin; f) Théâtre du Panthéon, rue St.-Jacques, etc. etc.

Außer den angeführten Theatern gibt es in Paris noch etwa 20 Liebhabertheater, die ein Publicum zulassen.

Im Théâtre de Luxembourg wird Sonn- und Festtags zweimal des Tags gespielt, und dann beginnt die erste Vorstellung schon um drei Uhr. Dasselbe geschieht in einigen Vorstädten, wo sich, wenn es möglich, ein noch trivialeres Publicum versammelt und noch viel toller getollt und noch viel freisinniger gefreit wird.

In dem Augenblicke, wo ich diesen Artikel schreibe, haben die Actionnaires den Bau des nautischen Theaters beendigt und die erste Vorstellung gegeben, ohne besonderes Glück damit zu machen. Die Pariser hatten große Seeschlachten und mythologische Scenen erwartet und sahen sich mit einem stillen Theaterbassin abgefertigt, darin höchstens die Tänzerinnen, die in den Ballets tanzen, sich mit Bequemlichkeit baden können. Es ist mir unbekannt, wer zuerst die Idee zu diesem Theater bekam; ich weiß nur, daß im vorigen Jahr gleich bei deren Kundwerdung sich eine Actiengesellschaft bildete, die das Gebäude von der Regierung pachtete und augenblicklich die Kosten zur scenischen Metamorphose und den nöthigen Engagements und Decorationen herschoß.

Die Naumachie beabsichtigt zweierlei Stücke aufzuführen: mythologische mit Ballet und kriegerische Pantomimen, dergestalt daß, wenn Franconi bisher seinen Napoleon in wasserfarbener Leinwand landen ließ, er nunmehr auf reellem Wasser daherseglen kann. Das Bassin des künstlichen Meers ist 6 Fuß tief und hat 1600 Quadratfuß Oberfläche zwischen den Coulissen.

Die Journale waren vielfältig der Meinung, eine Naumachie sei bei unserer scenischen Einrichtung eine unglückliche Idee, weil es ihr an Raum fehle. Man hat aber das auch von Franconi's Schlachtstücken gesagt, ohne daß sie ihre Bewunderer verloren. Der Cirque ist ein- für allemal das Theater der Reitkünstler, er wird sich halten, so lange es ihm an gutem Material zu kriegerischen Schauspielen nicht gebricht. Von ihm sind in neuester Zeit alle Equilibristen ausgegangen, die Europas Hauptstädte durchstreifen, und von ihm auch werden sie in Zukunft ausgehen, wenn die Direction in guten Händen bleibt und ihre Schlachtpoeten nur noch einen oder andern Napoleon scenisch verhimmeln können.

Die Naumachie hat ihren Geburtstag am 10. Juni gefeiert und seither stets bei vollem Hause gespielt. Der Circus ist, wie gewöhnlich, im Sommer geschlossen. 29.

Miscellen.

Goldene Körner in Göthe's „Tag- und Jahresheften".

Dergleichen sind dem Referenten nicht blos Urtheile über Welt, Menschen und Bücher, sondern flüchtige Gedanken, Ansichten, Lehren, Wahrheiten, die durch Neuheit oder Universalität uns ergreifen, beschäftigen, zum Nachdenken anreizen. Neu und etwas unerklärlich scheint mir S. 8*), was Göthe sagt: „Wilhelm Meister's Anfänge waren aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit entsprungen, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warne ihn abzustehen, er könne aber mit sich nicht ins Klare kommen und werde auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er wisse, wie es zugehe u. s. w." Der Geschmack am Theater, die Sucht nachzuahmen, was Andere darstellen, zu beleben, was geschehen und vorgefallen, schien dem Referenten früher die Quelle des W. Meister. Nun quilibet est optimus verborum (et idearum) interpres! — Bemerkenswerth und verehrungerweckend ist die Notiz S. 22: „Voß, der die Sache (Uebung in deutschen Hexametern) verstand, wollte, so lange Klopstock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht ins Gesicht sagen, daß seine Hexameter schlecht seien; das mußten wir Jüngern aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleiert hatten." Die Zweifler an des braven Voß redlich guten Herzen mögen hier lernen, was sie von ihm zu denken haben. Wie kurz und belehrend ist Göthe's Urtheil und Rath in folgenden Worten (Bd. 32, S. 72): „Jacobi Ben göttlichen Dingen machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verleugne Gott u. s. w." Und wieder: „Ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehre Wochen meine tägliche Unterhaltung". Interessant ist es, wie Göthe sein Urtheil über Müllner's „Schuld" zu verschleiern sucht; er sagt (S. 88): „Ein solches Stück, man denke übrigens davon, wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammennehmen, sein Möglichstes thun muß, um seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen." Referent zweifelt, daß dem Dichter desselben gefallen haben wird, was hier über die Dichtung gesagt und — nicht gesagt ist. S. 185: „Welche große Vortheile durch ihn (Generalsuperint. Röhr) für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt (in Weimar) zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen." Fast möcht' es scheinen, als sei diese Ansicht nicht gleich damals, sondern erst später niedergeschrieben worden, weil sie nur Worte enthält, die jeder Deutung fähig sind. Ferner S. 207: „Bald darauf brachte uns Zelter einen, höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelsohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne solche vermittelnde Mechanik (es ist von einem Schreiber'schen Flügel die Rede) niemals hätten gewahr werden können."

*) Ref. citirt frei nach der Ausgabe letzter Hand, 1830, Bd. 31 u. 32.

Wallenstein.

Von Arctin in s. „Beiträgen zur Geschichte u. Literatur", Bd. I, Heft 1, S. 103 fg. führt aus Harte's „History of the life of Gustavus Adolphus" ein Urtheil über Wallenstein eines in die Augen springenden historischen Parallelismus wegen an: „Da er sehr wenig sprach, auf die Aeußerungen Anderer hingegen sehr aufmerksam war, so nannte ihn Sarrasin durchdringend und undurchdringlich. So gut diese Antithese klingen mag, so beweist sie doch nicht, daß Wallenstein ein großer Mann war. Wer durchdringend und undurchdringlich ist, muß nicht blos zuhören, er muß auch sprechen können, wenn er gut unterrichtet sein will. Er muß nicht nur Das haben, was die Italiener sciotto viso und pensieri stretti nennen, sondern muß auch das Seinige zur Unterhaltung durch ungezwungene und unverhaltene Aeußerungen beitragen, denn sonst wird er nie Geheimnisse von Wichtigkeit von Andern herauslocken. So war Gustav's immer gleiches Betragen, und jede entgegengesetzte Verfahrungsart verräth einen dürftigen und furchtsamen Geist, der bange ist, übersehen zu werden und seine Schwäche bloszugeben. Der verschlossene Politiker trägt Kain's Zeichen auf seiner Stirne; sein Angesicht ist gegen Jedermann und Jedermanns Angesicht ist gegen ihn. Gustav, Oxenstierna und Richelieu waren offen und zuverlässig; Wallenstein, Sondomar und Mazarin waren zurückhaltend und falsch, denn es fehlte ihnen an wahrer Größe, und wo diese fehlt, müssen List und Verschlagenheit die Karten mischen, so lange es gehen will." 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 303. —— 30. October 1834.

Laienbrevier von Leopold Schefer. Erſtes Halbjahr. Berlin, Veit und Comp. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es gibt Menſchen, deren geiſtiges Sein und Weſen nur ein feines, durchſichtiges, geiſterhaft klares Fühlen iſt, ein Fühlen im eigentlichern Sinne, nicht das, was der dumpfhinlebende unausgebildete Menſch in ſeiner Trägheit Gefühl nennt; wir fühlen noch mit der ſinnlichen Bedeutung behaftet, ein Nervendaſein und über Alles übergreifende Senſibilität. Solchen Geiſtern iſt alles Geiſtige auch eine unmittelbare Offenbarung, aber nicht im Sinne jenes faulen Glaubens, welcher wie die Schnecke in ihrem Hauſe die Fühlhörner einzieht und darauf wartet, daß Gott komme und der heilige Geiſt ihn befruchten ſoll, ſondern dieſe feingebildeten Weſen hangen liebevoll an dem großen Buſen der Mutter Erde, ſaugen ſich feſt an das Köſtliche des irdiſchen Daſeins, und in dieſer heiligen Luſt am Sinnlichen, Irdiſchen, im vergänglichen Ewigen, dringt und ſpricht der Geiſt Gottes zu ihnen aus allen Geſtaltungen der Natur, aus der lichten Sonne, aus dämmerndem Mondesſtrahl, aus dem ſtillen Gewäſſer, aus den herabblinkenden Geſtirnen, aus dem goldenen Morgenſchimmer, aus Blumen und Blumenkeimen und vom grünenden Kirchhofe her, wo der geiſtig-fühlende Menſch an den Gräbern lauſcht und die Stimmen vernimmt, die durch die Mutter Erde zu ihm heraufſtönen, Stimmen der Kinder und Greiſe. Solche Geiſter empfinden hinabwärts in die dunkelſte Tiefe wie hinaufwärts zur lichteſten Höhe. Das Grab iſt ihnen nicht finſterer als der Stern, der über ihrem Haupte glänzt; aber auch der Stern iſt ihnen oft nicht leuchtender als die Todtengruft. Die Welt iſt ihnen Alles, die große erſcheinende Gotteswelt mit ihren Nähen und Fernen, dieſe Welt iſt ihnen ſo lieb im Kleinſten wie im Größten, wie die Muttermilch dem Säuglinge. Dieſes innige, empfindende, gläubige Lieben iſt aber in ihnen ſchon wirklicher Gedanke, es iſt die Art und Weiſe, wie er ſich äußert, es iſt die eigenthümliche Metamorphoſe, die er in dieſen Geiſtern durchlebt. Um dieſer innigſten Vermählung des Geiſtigen mit dem natürlichen, erſcheinenden Daſein, um dieſer jugendlichen Leidenſchaft willen grade da am treuſten auf den Ruf der Natur zu horchen, wo ſie am heimlichſten, am verborgenſten redet, um dieſer ſeltenen Gabe willen, welche das Ohr zum Auge, den leiſeſten Nervenſchauer zum hellen Blicke macht, ſind die ſo Begabten im Grunde ihres Weſens poetiſch. In dieſem Selbſtbewußtſein erfaſſen ſie ſich dann, ſtellen ihr trautes Verhältniß zur Natur und dem in ihr ſchlummernden Geiſte wunderbar-lieblich, aber nicht ohne Wehmuth ans Tageslicht, und ſo im liebevollen Dichten erſchöpfen ſie in Wahrheit alle Quellen ihrer geiſtigen Exiſtenz.

Es geſchieht, daß ſie dieſes ihr innerſtes Streben und Dichten als eine unheilbare tödtliche Krankheit, als ein inneres Sichverzehren ausſprechen, als einen Schmerz und Krampf, der aber doch mit der Schönheit des Gedichts, welches aus dieſem Leid hervorgeht, eins iſt:

Des Dichters Buſen gleicht der kranken Muſchel:
So ſchön ſie auch von Außen dir erſcheine,
Mit Gold und Purpur wunderſam geſtreift,
In ihrem Innern fühlt ſie immerdar
Ein drückend Brennen, das ſie endlos ängſtet.
Und von der Knospen Wachsthum überwältigt,
Die jahrelang ſie ſchmerzhaft in ſich nährte,
Verſchmachtet ſie, verzehrt zuletzt und ſtirbt.
Und löſt die Sonne ihres Hauſes Schalen
Mit ihrem warmen Strahl, und liegen frei
Am Meeresſtrand, vollendet ausgeboren,
Nun hell die Knospen, die den Tod ihr brachten —
Dann kommen Fiſcher, die es Perlen nennen.

Aber dieſe innerſte Enthüllung ſeines Weſens, die uns der Dichter nicht birgt, muß ihm nicht ſo gedeutet werden, als ob ſein Schaffen und geiſtiges Fühlen wirklich nichts als eine einſame Qual ſei, ſondern grade dieſe Wehmuth iſt ſeine Freude; denn

Heil'ge Wehmuth iſt das höchſte Leben,
Denn in ihr glüht, was jemals ſelig war.

Dieſer Schmerz und die Seligkeit des Schaffens und Bildens ſind eben wieder ſo völlig eins, wie in ihm Gedanke und Empfindung von Anfang Eins ſind.

Was aber der wahrhaftige Kern der Geſundheit in einem ſolchen Dichter iſt, das iſt der unerſchütterliche ſelige Glaube, den er aus den Tiefen und Höhen der Welt geſchöpft hat, daß der Menſch in ſeiner bedeutungsvollen geiſtigen und ſinnlichen Geſtalt doch das Schönſte ſei auf der Erde; daß ſeine Natur die wahrhaft herrliche ſei, und darum in dieſem Bewußtſein der rechte Hoffnungs- und Liebesanker für Jeden beruhe. Denn feſt im Glauben und Wiſſen an der innerlichen Herrlichkeit und Hoheit

des Menschengemüths halten, dies ist der wahre Reichthum des Menschengeistes, sowie dessen trübseligste Verarmung die Verzweiflung an der eignen Tiefe und Unendlichkeit ist. Darum ist es wirklich ein göttliches Bewußtsein und die Geistesstimme eines wahrhaftigen Orakels, wenn der Dichter singt:

— Ohne Menschenantlitz wär' die Erde
Ganz einsam tödtlich finster. Heil'ges Antlitz
Des Menschen! schöner Lotus auf der Tiefe
Des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend,
Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß!
Du, du erleuchtest Tag und Firmament
So still, so klar . . . .
Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne dich, du Schlüssel
Zur Welt . . . . . .

Und in diesen großen Liebesworten, welche der ganzen Menschheit gelten, führt uns der Dichter, dessen Wesen wir vorhin nur im Allgemeinen angedeutet, und von dem in diesem „Laienbrevier" ein neues Geistesproduct vor uns liegt, selbst zu sich ein und stellt uns gleich anfangs auf einen Standpunkt, von dem aus wir erkennen, daß in ihm die Poesie sich so ganz und kräftig als unendlich spiegelt. Daß Leopold Schefer im wahrsten und tiefsten Sinne ein Dichter sei, mögen aus diesem einen neuen Werke Diejenigen erkennen, die an seinen Novellen das und jenes auszusetzen hatten.

Es ist aber auf die Poesie unsers Dichters noch tiefer einzugehen — und besonders ist hierzu Der verpflichtet, der ein solches Product wie das vorliegende dem Publicum im rechten Lichte vorführen soll —; denn diese Poesie ist nicht so leicht zu fassen. Nur einzelne Stimmen der Ausleger sind bisher erschollen, welche sie recht gewürdigt haben, und es bedarf selbst einer großen Liebe und Treue, um auch ihre leisesten Nebenklänge nicht unwesentlich zu finden. Auch haben Viele sich von der Art und Weise seiner Darstellung darum hinweggewendet, weil ihnen Das, was wirklich tiefe Originalität ist, nur als ein matter Nachklang einer schon längst ausgetönten Stimme vorkam, oder weil sie die gleich Fühlfäden bis ins Mark eindringende Empfindung für Empfindlichkeit und Empfindsamkeit und diese selbst für ein kränkliches Verschmachten nahmen. Die Poesie Leopold Schefer's stammt allerdings aus der Jean Paul'schen her, allein keineswegs auf die äußerliche Weise etwa einer „wohlgetroffenen Nachahmung seiner Manier", sondern darum, weil beide Dichter ein und dasselbe Wesen haben — den Humor. Es ist lächerlich und fade, hier bei einem einzigen, Alles überstrahlenden Meister stehen zu bleiben, so als hätte dieser allein das Wesen in seiner tiefsten Tiefe ergriffen und den Spätern nur den matten Vorzug gelassen, ihn selbst und in ihm erst die Sache zu treffen und wiederzugeben. Nein, von Seiten der Tiefe des Ergreifens ist die Poesie Schefer's grade so bedeutend wie die von Jean Paul, darum, weil Beide einen und denselben geistigen Inhalt besitzen und formiren. Was aber in Jean Paul vielseitiger ausstrahlt, der Masse nach großartiger sich ankündigt und auch wirklich unendlicher in allen seinen Theilen zersetzt ist, das erscheint dafür in Schefer klarer und bei derselben Zartheit doch weniger empfindsam. Der Humor ist weniger gewaltig, dafür aber innerlich in sein eignes Bewußtsein sich vertiefender geworden. Diese Thatsache erklärt sich einfach aus dem Entwickelungsgange der modernen Poesie überhaupt. Der Humor hat sich andere Gestaltungen und Formen des Poetischen näher gebracht. Sein Abnormes, sein Fremdartiges ist mit sich selbst und mit der Poesie überhaupt versöhnter geworden.

Der Humor — sagt einer der tiefsten neuern Schriftsteller über Aesthetik — wurzelt in der Unendlichkeit der Idee (nicht im Gefühl, wie es in den Aesthetiken einer verschollenen Bildung lautet). Die Erfassung dieser ist sein Hauptsächliches, dagegen der üppige Reichthum der Form, die witzige, bilderströmende Außenseite nur das Nebenwerk. Wie es das Wesen der Idee selbst ist, so treibt er alle Gegensätze des Lebens und Denkens feindlich sich gegenüber auf die höchste Spitze, um sie dann durch sich selbst vernichten zu lassen. Es ist deshalb sein Eigenthümliches, das Menschliche, selbst das Unbedeutende hinauf zum Göttlichen zu erheben, und das Göttliche ebenso dem Menschlichen zu nähern, gleichsam dessen Nimbus zu bezwingen, um es in unsere gebrechlichen Wohnungen einzuhausen und es uns zu einer allseitigen Gegenwart zu machen.

Wem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie sehr *diese*, wahrhaft geistige Deutung des Humoristischen auf die Dichtweise L. Schefer's paßt, der lese mit Sorgfalt dessen Novellen, besonders die „Osternacht". Er überwinde das innere Unbehagen, wenn er auf unvermittelte Uebergänge, auf das ganz Unverbundene der Darstellung stößt, das grade hier besonders herrschend ist. Er halte sich an den Inhalt, an die Sache selbst und sehe zu, wie hier Hohes und Tiefes, Nähe und Ferne, Staub und Himmel, Grab und Auferstehung sich berühren, und wie doch der Hauch der Milde, der ewige Frühling der Poesie, wie der Himmelsduft selbst, das Ganze umgibt.

Das Eigenthümliche des Schefer'schen Humors besteht darin, daß er den Schein der Selbständigkeit gern aufopfert, wie er denn überhaupt im höchsten Sinne *bescheiden* ist. Er schmiegt sich an die Substanz der Welt, an die Erscheinung, an Das, was sinnlich Allen und Jedem vor Augen liegt und entgegenlächelt. Man könnte ihn einen obligaten Humor nennen, weil er der Sprödigkeit des subjectiven Stolzes entbehrt. Schefer hat zwei künstlerische Seiten: eine lyrische, eine epische, hier die eine, dort die andere vorwaltend; da, wo er sein Höchstes in der Novelle erreicht, durchdringen sich beide so ahnungsreich als kunstvoll. Wo er lyrisch ist, da geht er meistens von der Natur aus; wie ein sinnliches, genießendes, beschauendes Kind hebt er an von der reichen Gestalt des irdischen Schönen, und spinnt die Empfindung immer weiter und höher, immer eindringlicher und tiefer fort, gleich Sommerfäden, durch welche die Sonne blitzt. Wo er episch ist, da bildet zumeist die Geschichte des erscheinenden Menschen, wie er am Busen der Natur haftet und sich in ihr spiegelt, den Anknüpfungspunkt. Der innere Mensch, der durchsichtige Mikrokosmus, sein Reflex in dem unendlichen All, dies ist der esoterische Lichtpunkt aller Schefer'schen Dichtungen. Ein bunter Schleier webt sich dichter und heller über dieses Innere hin. Wer an

den Enden und Fetzen dieses Schleiers hangen bleibt, der gelangt nicht bis zu dem Innern. Mancher erbost sich über das Unangemessene solcher Kunst; wer aber dies thut, verkennt den Humor; denn der Humor erlaubt sich Alles, jede Form, weil er sich eben in allen der Unendlichkeit der Idee bewußt ist.

Weil man in der neuern Zeit an den Außenseiten des Humors kleben geblieben und oft die eine Formausstrahlung für das ganze Wesen genommen hat, so haben Viele eben dies Wesen dahin verdreht, daß sie jene düstere poetische Skepsis, welche menschenfeindlich und gottfeindlich den ganzen Inhalt der Welt niederwürgt, ihn einem Glase gleich zertrümmert und über diesem gemordeten Inhalt, über diesem leichenvollen Schlachtfeld hohnlachend ihr Triumphlied anstimmt, weil nun Alles aus und das kalte Herz einsam ist — daß sie diese Anschauungsweise Humor genannt haben. Aber die Skepsis in ihrer kalten, einsamen Blöße ist kein Humor; der Humor ist innig und warm, liebend und nicht lassend von der reichen frühlingshaften Welt; was er zertrümmert, ist nur die Schale, die irdische Form. Der Himmel aber bleibt, d. i. das Unendliche, der weltdurchdringende Gedanke behält den Sieg. Wenn sich in neuester Zeit in vielen Köpfen, welche unter Anderm auch die Kunst zu vertreten vorgeben, ein so zu nennendes System der Ironie gebildet hat, eine Weltanschauung, die eben an der Welt nichts übrig läßt, und diese Systematisch-Ironischen — zum Theil aus Misverständniß eines großen deutschen Novellisten, der in einer Reihe tiefer Gemälde freilich die Nichtigkeit des Weltlaufs dargestellt hat — auch in das Poetische praktisch hineinpfuschen und uns mit Novellen und Romanen abspeisen, welche wir doch für voll annehmen sollen, dann ist von diesem Treiben, von dem Standpunkt einer wahrhaft poetischen Auffassung aus so viel zu sagen, daß eben es die wahre moderne Zerrissenheit in der Poesie ausmacht, wogegen der Humor in seinem reinen, edeln und warmen Wesen, obwol oft wunderlich angethan und unplastisch in der Form, grade das Ganze und Schöne bildet.

Vergleicht man L. Schefer mit andern Humoristen unter den Neuesten, z. B. mit Achim von Arnim, so beruht eben die hauptsächliche Differenz des Erstern vom Letztern auf der tiefen innigen und seligen Ruhe, welche als die Basis und Seele der Schefer'schen Dichtungen anzusehen ist. In dem letztern Dichter ist der Humor subjectiv aufgeregter, darum leidenschaftlicher und schreiender. Schwer und tief versenkt wie in ein Grab liegt oft der Gedanke eingesargt in seinen Dichtungen, und rings umher droht und ängstet wol anstatt jenes bunten Nebelschleiers ein flackernder Feuerschein, vor dessen Flammenspiel manche feigere Natur zurückweicht. Wenn darum Arnim durch den subjectiven Uebermuth des Phantastischen mitten in Nacht und Nebel hin seine Scenen und Gestalten zeichnet und, sie zu erleuchten, ein künstlich-prasselndes, wundersam strahlendes Feuerwerk anrichtet, dessen Leuchtkugeln wol sanft und mild auf dem grauen Grunde emporsteigen, aber dessen Feuerräder und wilde Schwärmer auch ängstigen, so schwebt über den Gemälden Schefer's ewig der milde Vollmond und übergießt alles Kleinste und Größte mit seinem sanften Lichte; ja, er leuchtet den Gestalten, Männern, Greisen, Frauen und Kindern, kühlend und wärmend bis ins Herz hinein, und zwischen ihnen, unter demselben Lichte wandelt auch der Dichter, lauschend, voll, in Schwermuth selig, den Blick himmelwärts gewandt und selbst, wo eine nächtige Tiefe sich aufthut, in diesem Abgrund den Himmel suchend und findend. So mild, rein und versöhnend sind nun die Liedesklänge, welche der Dichter in diesem „Laienbrevier", dessen erste Hälfte nur vorliegt, ertönen läßt. Daß hier ein Ungewöhnliches im Gedicht sich verkündet, muß Jeder einsehen, dem es mit deutscher Poesie ein Ernst ist. Das „Laienbrevier" soll ein Buch sein, welches von der Fülle, Tiefe, herzlichen Innigkeit, aber auch von dem Ernst und von der Wehmuth des Lebens Zeugniß gibt. Es soll den Blick öffnen und richten in Nahes und Fernes, die Aussicht lichten, Umsicht und Einsicht bewirken. Wer Ohren hat zu hören, der höre! „Sprüche der Weisheit" soll es enthalten, dem Laien, d. i. dem unbefangenen, rein empfindenden und gern bedenkenden Menschen verständlich. So kündigt es der Dichter an, und das sagt das Motto:

> Ein wahrer Spruch ist mehr als Goldes werth,
> Denn von der Weisheit hängt das Leben ab —
> Und eine Wahrheit früh gekannt zu haben,
> Gäb' manch Verlorner gern sein Blut darum,
> Der jetzt, wie Irrthum ihn bethörte, büßt.

Allein was hier verheißen wird, und was der Dichter gibt, ist nicht die trockene Lebensweisheit, wie es die Menge gedankenlos nennt, keine dürre, lästige Spruchsprecherei an der vollen Tafel menschlichen Daseins, die dem froh genießenden Menschen die Bissen in den Mund zählt und den edeln Trunk vergällt; es ist nichts Abstractes und Fremdes, kein erbauliches Ermahnen. Es ist vielmehr der Geistes- und Liebesklang, welchen die Welt, die Natur warm zum Herzen und zu der tiefen, sinnenden Vernunft reden. Es ist das Leben selbst und Hauch des Lebens, wie es zieht, wogt und sich an die Menschenbrust drängt, die lebendige Stimme, welche überall in Feld und Wald, in Höhen und Tiefen, vom Gestirn herab wie aus der dunkeln Schlucht durch das ganze unermeßliche All wiedertönt. Darum ist es auch kräftige, gesunde Poesie, kein verständiges Hin- und Wiedergerede, geschraubt in Jamben und Trochäen. Die Lieder des „Laienbrevier" sollen den Menschen, dem es am rechten Menschsein gelegen, durchs Jahr geleiten, darum behauptet jeder Monat sein Recht, und so erhalten wir für diesmal das erste Halbjahr. Die gemessene Reihe kann nicht ermüden, weil jeder Tag des Monden wirklich eine neue Empfindung bringt, eine neue Lebensgestaltung dem Gemüthe offenbart.

Der Quell aber aller Offenbarung ist ja dem Dichter die große, heilige, lichte Natur; nicht die Natur als solche, sondern die Natur, wie sie im Geiste ist. Denn wer den Geist im Irdischen, Gottes Geist in dem Spiele der Erscheinung nicht versteht, für den ist und bleibt die

Natur ein Räthsel. Darum faßt der Dichter gleich, indem er uns einführt in die Reihe seiner Lebensbilder, die Natur voll und ganz und preist Den, der im äußern Wechsel der Erscheinung nicht den Kern, nicht das geistige durch Alles dringende Auge verliert:

Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah zu meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blütenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine luft'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh', und durch den Spal
Zwei kleine blühnde Kinder still sich wundern,
Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das Unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen Alls ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Vereine, Bibliotheken und andere Förderungsmittel des vaterländischen Gewerbfleißes und der Volksbildung im Allgemeinen. Den hohen Landesbehörden, den Vaterlandsvertretern und Freunden und den gewerbtreibenden Classen gewidmet von Karl Benjamin Preusker. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 15 Gr.

Es ist in der That sehr erfreulich, wahrzunehmen, wie in den verschiedensten Gegenden von Deutschland tüchtige Geschäftsmänner auftreten und im richtigen Gefühl von der Wichtigkeit der Handwerke und Gewerbe mit Rath und That das Emporblühen derselben unterstützen. Zu diesen wackern Männern gehört auch der Verf. vorliegender Schrift, der in den Mußestunden eines ihn vielfach in Anspruch nehmenden Amtes die Ausbildung der Gewerbe und die richtige Stellung derselben zu den übrigen Beschäftigungen der Gesellschaft zu seinem besondern Studium gemacht hat. Die Resultate derselben und fromme Wünsche legt er jetzt dem theilnehmenden Publicum vor, das eine solche Schrift nicht ungelesen lassen darf, indem sie bei ihrem reichen Inhalte zu sehr vielen Betrachtungen und Aenderungen des Bestehenden Veranlassung geben wird. Nach kräftigen und wahren Bemerkungen über die Wichtigkeit der Gewerbe und einer warmen Erläuterung des Satzes, daß Handwerk einen güldenen Boden habe, zeigt Hr. Preusker die Nothwendigkeit der jetzt erfoderlichen höhern Ausbildung des Gewerbstandes und handelt davon unter vier Gesichtspunkten: 1) Ausbildung junger Gewerbetreibender, der Lehrlinge, Eleven, Gehülfen, Gesellen und zukünftiger Kameralisten mittels allgemeiner und besonderer Unterrichtsanstalten (S. 5—58); 2) Fortbildung der Gewerbetreibenden, als der technischen Künstler, Fabrikanten, Handwerksmeister, Kaufleute, Land- und Forstwirthe durch städtische und allgemeine Gewerbvereine, Bibliotheken, Vorlesungen und Herausgabe zweckmäßiger Schriften und Journale für Gewerbetreibende (S. 58—130); 3) Mitwirkung durch den Schul- und akademischen Unterricht, besonders durch Einrichtung eines zweckmäßigen Schulunterrichts und durch Bildung einer besondern kameralistischen Facultät (S. 130—176); 4) Aus- und Fortbildungsanstalten auf dem Lande und Beförderung der allgemeinen Volkscultur, z. B. Bildung der Landleute und der niedern Classen in den Städten, Landesvereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Cultur-Gesellschaften u. a. m. (S. 176—205).

In allen diesen Abschnitten läßt sich die lebhafte Begeisterung für die Bildung der Gewerbetreibenden, die Umsicht des praktischen Mannes und die vollkommene Kenntniß der zu diesem Fache gehörigen Literatur nicht verkennen. Um so mehr wünscht Ref., daß es in recht viele Hände kommen und nicht blos innerhalb der Grenzen des Königreichs Sachsen, für das Hr. Preusker allerdings zunächst geschrieben hat, seine Verbreitung finden möge, sondern auch in andern Städten und Ländern ein Beweis von dem regen Eifer des Verf. sei und bleibe. Es liegt uns hier nur ob im Allgemeinen unsere Leser mit diesem Buche bekannt zu machen, sonst könnten wir noch manche gelungene Stelle herausheben, wie auf S. 109 fg. die zweckmäßigen Bemerkungen über die Lectüre der Gewerbetreibenden, wo ganz besonders Biographien Gewerbetreibender, eines Franklin, Ackermann, Wedgwood empfohlen werden, bei welcher Gelegenheit auch der sehr belehrenden Biographie unsers Landsmanns Rathusius in den „Zeitgenossen" (neue Reihe, Nr. 17) gedacht werden konnte. Hier und da hat es uns indeß scheinen wollen, als ob die Foderungen des Verf. etwas zu sehr ins Specielle gingen, auch wol zu hoch gestellt wären. So verlangt er S. 103 in der Bibliothek eines Gewerbevereins sogar die literarhistorischen Werke von Eichhorn und Wachler, dringt S. 108 auf die Anfertigung eines systematischen Katalogs (der doch nur bei einer sehr großen Bibliothek nöthig ist) und hält es S. 111 für etwas sehr Wünschenswerthes und Nützliches, daß sich jeder Familienvater Haus- und Notizenbücher anlege. Hier finden wir Hrn. Preusker ganz im Sinne Göthe's, der bekanntlich selbst genaue Tagebücher hielt und seinen Untergebenen solche dringend empfahl. Aber unsere Handwerker und Gewerbetreibenden schreiben nicht gern viel, und also würden auch Tagebücher nur mangelhaft werden oder wenigstens nicht immer das Ergebniß des freien Entschlusses sein. 14.

Literarische Notizen.

In London ist im August die erste Nummer einer neuen deutschen Zeitschrift: „Deutsches Leben, Kunst und Poesie", herausgegeben von J. H. Garnier, ans Licht getreten. Der Titel verräth keine Sprachgewandtheit, auch bemerkt die „Literary gazette" hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks, warum derselbe nicht reiner gehalten und z. B. anstatt: „der Casus hätte arriviren können", nicht „der Fall hätte geschehen können", gesagt worden sei. Die „Lit. gaz." hat mit der Rüge Recht; wenn sie aber verbessern wollte, hätte sie sagen müssen: der Fall hätte eintreten, sich ereignen — oder — es hätte der Fall sein können.

Die „Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und neue Belgien u. s. w.", von August Trarel, sind ins Holländische übersetzt worden.

Holländische Uebersetzungen sind neuerdings erschienen von Pfeiffer's „Reisen und fünfjährige Gefangenschaft in Algier", H. Fuhrmann's „Kaspar Hauser in der letzten Zeit seines Lebens", „Der Jude" von Wilhelmine Gottmann, F. W. Lips' „Die Eroberung von Bacherach" und „Alexius und Irene". Uebersetzungen deutscher Gedichte enthalten die „Dichtstuckjes" von J. Penon.

In Amsterdam erschien: „Lodewijk de Geer, eene bijdrage tot de handelgeschiedenis van Amsterdam in de zeventiende eeuw". 50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 304. — 31. October 1834.

Laienbrevier von Leopold Schefer. Erstes Halbjahr.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Wenn dann der Dichter mit seinem sinnenden Geiste, mit seinem offenen Auge in den Frühling und Mai hineintritt, dann wird ihm die große weite Welt ein „Wundersaal", den Gott für die Menschen aufgethan, damit sie staunen, genießen und sich freuen sollen:

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet,
Der Frühlingssaal! So groß, daß See und Inseln,
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinous', das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Trojas und dein Vaterland
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen.
So alt, daß Abel ihn erkennen würde,
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt,
Der achtzigmal durch seine Pracht gewandelt.
So warm, daß Bathseba noch einmal gern
Umweht von seinen Düften badete.
So reich, daß Salomo nur schauen möchte
Der Weinstöck' Augen und die Feigenblätter
Gewinnen . . . . .
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde, und so lieb!
Die Todten, Priamus und Helena,
Und Karl der Große und Napoleon . . .
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinauszuthun zum Himmel . . . .
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienensurren
Und das Geruf der Vögel all zu hören ꝛc.

So schön, reich und allgenügend ist dem Dichter die Frühlingswelt, daß seine Freude zur Todtenklage wird um Die, welche vor Jahrtausenden diese Freude auch empfanden und nun fühllos Staub bei Staube liegen. Und so entspringt dem Dichter erst aus dieser Rückkehr vom Reich der Todten, die nicht mehr Augen haben, zu sehen, und Nerven, zu empfinden — das wahre Bewußtsein seines eignen vollkräftigen Lebens. Er sagt sich mit Jauchzen:

. . Du, du lebst
Das süße Leben der Lebendigen
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke.

Aber dieser Name: „Wunderwerk", ist dem Dichter kein matter tropischer Ausdruck, nur etwa die äußerliche Schönheit und Anmuth der Welt zu bezeichnen, sowie der gedankenlose Alltagsmensch bei dem dürftigsten Dinge, das ihm behagt, sein Wundervoll! ausruft. Nein, dem Dichter ist ganz eigentlich die Welt ein großes leibhaftiges Wunder! Und seine Freude ist, sich in dies große Liebeswunder tief hineinzufühlen, zu denken, ganz hineinzuleben, sich hineinzuspinnen gleich der Puppe in eine lichte, tausendfarbig mit Sternen und Blumen besäete „Wunderhöhle", und so im unermeßlichen freien Weltgrabe, über sich den Himmel, unter sich die Erde mit unverwelklichen Blumen, den Gedanken der prächtigen Weltschöpfung so lange still zu denken, bis er und Alles, was da ist, zum leibhaftigen Märchen wird:

Wie ist des Lebens Grund so zauberisch!
Artherischer weit als das Malertuch,
Der Farbenschmelz zu Rafael's Verklärung.
Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne
Als dieses Tags helleuchtendes Gespinnst.
Gespinnst der Mutter Sonne für die Wesen,
Leicht hingehangen, leicht bewandelt, leicht
Hinweggenommen wie ein Schleier! Wie
Der Frühling seinen grünen Blumenteppich
Aus für die Kinder breitet! Wie der Winter
Die weiße Decke für die Spiele breitet.
Und in dem zauberhaften Element,
In solcher Wunderhöhle dieses Tags
Nun sitzen wir, sowie in einem Märchen
Hervorgegangen, Niemand weiß, woher.
Vor tausend Sommern waren wir nicht hier!
Nach tausend Herbsten sind wir lange fort!
Und jetzt, heut sind wir so unleugbar da,
Unleugbar Märchenwesen; Märchenkinder
Die Kinder, Märchenhäuschen unsre Wohnung,
Die Königsschlösser und die Götterkirchen.
Ja, Märchenbäume unsre frischen Bäume,
Die laut im Winde säuseln, deren Frucht
Jetzt laut wie Tritte zu mir niederrollt.
Und Märchenlieder sind die Lerchenlieder,
Und Märchenlied des Hirten Herbstgesang,
Selbst jene Sonne, die da sinkt, ist — Märchen.

Einem kränklichen Sinne könnte dieser Gedanke, daß Alles nur ein blendend-schönes Märchen sei, grausam erscheinen; es könnte sich verlieren in dieser spiegelnden, strahlenden Buntheit, fangen in diesem Frühlingsschleier aus Düften und Bildern gewoben, und wirklich gab es schon Dichterseelen, welche an dem einzigen Gedanken, die Welt sei nur ein Märchen, zu Grunde gingen, die an dem eignen lichten Traume starben, den sie, zu unschuldig, von dem Leben träumten. Aber das waren wunde kranke Menschen. Der, dessen Geist gesund und durch

Lieben und Denken frei iſt, träumt den ſchönſten, verführeriſchſten Traum und vermag ihn zu ertragen. Er vermag es, das Wunder der Welt wieder in ſeine Wurzel zurückzutreiben, und was ihm bleibt und nicht aus dem Auge geht, iſt das Eine, Heilige, das als Lichtgedanke, als der Schöpfer und νοῦς der Welt drinnen im Wunder als ſein Inneres hauſet:

Das Wunderbare ſchadet nicht dem Leben,
Es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch;
Es läßt die Menſchen feierlich erſcheinen.
Die kleinen Kinder in der Wiege himmliſch,
Die Tage einzig und die Nächte ſelig;
Die ſchöne Jungfrau iſt nun erſt ſo ſchön!
Ihr Aug' berauſchend, ihre Liebe Segen!
Sogar der Böſe, ſelbſt der Häßliche,
Der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid
Sind lieblich für die ſtille Götterſeele,
Die, wie auf goldner Flut emporgetragen,
Als Göttermond am Götterhimmel ſteht.

Doch nicht blos empfinden, auch vergeſſen muß der Menſch können, wie ſchön die Welt ſei. Denn auf das Herausträumen aus dem bunten Traume, auf das Freiwerden, daß der Geiſt gleich dem Schmetterlinge dem bunten Hauſe entfliege, darauf kommt es an. Gleich dem goldenen Käfer

Auf ſeinem Lilienthurm mit weißer Kuppel

muß er es verſtehen, der Welt nicht zu achten. Denn in dieſer Entſagung beruht die Rückkehr in ſich ſelbſt, und über Allem, was Natur und Frühling bieten, hoch erhaben ſtellt ſich in ſolcher Verrachtung der Menſch dar, und von Allem das erſte und letzte bleibt

Das Menſchenherz, das ſolche Augenwonne,
So ſchönes Regen rein vergeſſen kann,
Als lebte rings in allen Weiten nichts,
Als würde nichts in dieſen Weiten leben,
Als Er mit ſeinem Herzen, ſeiner Liebe.

Und hier iſt denn dem Dichter die erſte Offenbarung aus der Natur geſchehen, wo die Natur mehr als ſich ſelbſt offenbart, wo ſie mit ihrer natürlichen Stimme vom Geiſte zum Geiſte redet. Darum beginnt hier ſchon die Naturerkenntniß, und mit ihr jene Sprache der Erkenntniß, welche es laut verkündet, daß Menſchengeiſt und Gottesgeiſt Eins ſind, und daß es eben die Natur iſt, welche den Gedanken von dem Einen zum Andern überleitet. Dieſe Sprache iſt aber nun eben jenes innere Zeugniß von dem Einen und Ewigen, welches der abſtracte Philiſtergedanke Pantheismus nennt. Die Philoſophie, wenn ſie dies Zeugniß verkündet, verklagt er und ſchimpft er; allein der Poeſie muß er es verzeihen und darf nicht murren, wenn ſie ſich jene Natur- und Gotteserkenntniß erſtritten hat und um dieſes errungenen Wiſſens willen nun mit ihm ſelbſt, dem Herrn Philiſter, ſtreitet:

Naturerkenntniß ſchafft dem großen Meiſter
Ein zweites Mal die heilige Natur nach ....
Du ſchaffe dir getroſt die große nach,
Ein lieblich Bild in deiner Seele Spiegel,
Und lieben wirſt du ſie mit Menſchenliebe;
Denn Das, was du begreifſt, das hätteſt du
Auch ſelbſt wol ſo gemacht, und ach, du ahneſt:
Du ſelbſt biſt auch ſein Werk, die hohe Kraft,
So ganz, ſo viel du biſt! und ach, du ahneſt:
Auch du haſt einſt an dieſem Werk geſchaffen,
So wahr du Geiſt biſt, alt, uralt und ewig.
Wie faßteſt du ſonſt ein Geſetz des Werks,
Als ſchriebſt du Sternen ihre Bahnen vor?

Nach dieſem errungenen Wiſſen ſteigert und mehrt ſich die Erkenntniß, und es geht, wie von Himmel zu Himmel, ſo von Offenbarung zu Offenbarung. Denn

Nun ſteigt die Liebesſehnſucht ſchon zu Herzen,
Denn Liebe ſtrömet aus Naturerkenntniß.

Fragſt du aber, „was Liebe ſelbſt, die heil'ge ſei?" ſo lautet die Antwort:

Des Meiſters Sein und Leben, und auch deines.

Für den wahrhaftigen Dichter gibt es keine Offenbarung, die ihm nicht aus der Natur käme. Will man, weil die Religion mit ihrem unendlichen, göttlichen Inhalt ſich ihm auf dieſem Wege auch verkündet, und durch Nacht und Nachtgewölk, Morgen- und Abendhimmel, Sternbilder und Elemente leiſe und einig herniederſteigt und ihn erfüllt, will man ſeinen Glauben darum eine Naturreligion nennen, ſo thut man der Sache kein Unrecht. Aber nur nicht, wie die krittelnde Verſtändigkeit thut, die nichts iſt als verſtändig; nur nicht Das getrennt, was eng und unauflöslich verbunden, was von Anbeginn tiefeinig iſt. Nicht darum weniger, weil die Offenbarung durch das Mark des Irdiſchen, durch die Feierſtille und Pracht der Natur quillt, ſondern darum erſt weit mehr iſt dieſe Religion der Natur auch eine Religion des Geiſtes. Denn der Dichter hat ja in ſeinem innerſten Gemüth die große Scheidung des Geiſtigen vom Natürlichen vollbracht, er hat ſich ſelbſt auf ſich, den Geiſt, aus aller Erſcheinung und reizendem Märchendaſein zurückgelenkt, und weil er ſich, und was in ihm göttlich iſt, wirklich von der Welt geſchieden hat, ſo iſt er fähig auch nun die Einheit für Das zu nehmen, was ſie iſt, für eine Einheit im Geiſte. So haftet ſein Gottesglaube warm und liebend an der poetiſchen Erſcheinung des göttlichen Kindes in der Welt, an der natürlichen Geſchichte ſeines Kommens in die Welt, an dem hellen Stern, der, ihn verkündend, voraufging, an den Königen, welche wunderlich und wunderſam kamen, das Kind anzubeten. So faßt er das Göttliche in ſeinem Werden, in ſeiner irdiſchen, menſchlichen Jugend, in ſeiner Einheit mit allem Menſchlichen, mit jedem Kinde, wie es die Welt begrüßt. Dieſe irdiſche Wurzel des Göttlichen iſt der Anfang und Aufgang ſeines Glaubens, und darum wäre das ein kalt verketzernder Dogmenglaube, der dem Dichter darum vorwerfen wollte, er hätte nicht das Heiligthum des Glaubens und der Kirche, weil er nicht vom lehrenden Wunderthäter, weil er nicht vom jammervoll Leidenden durch Kaiphas und Pilatus, weil er nicht vom grauſam aus fünf Wunden blutenden, ſondern von der allgemein-menſchlichen Geneſis des Heilandes als eines Kindes anhebt. Vielmehr iſt grade die Form ſeines Glaubens darum ein Höheres, Geiſtigeres, weil ſie Den, der die Welt erlöſte, für ſie litt und ſtarb, nicht von der Welt abſondert, nicht als blutig, einzigen Euci-

fixus, als staunenswerthes Wunder- und Graunbild einsam hinstellt. Oder wäre es deshalb etwa, weil der Dichter vom Kinde, das wie jedes Kind lächelt und weint, anfängt, weil er von der Weihnacht anhebt und nicht vom Charfreitag, wäre ihm darum etwa die heilig-große Liebe und Erkenntniß verschlossen, die aus Abendmahl, Kreuzestod und Auferstehung quillt? Und ist dies nicht ein schönes, herrliches Glaubensbekenntniß, das also lautet:

Dort steht der Stern der heiligen drei König',
Die längst schon heimgeritten sind und Staub,
Indeß er fortglänzt ewig schön geweiht.
Doch sie auch glänzen fort und schön geweiht,
Die einst das Kind gesucht, nichts als das Kind!
Denn von den Elementen, von den Geistern
Als von den höchsten Pathen reich beschenkt,
Von allen Wundergaben fast erdrückt,
In seiner Wiege liegt das Neugeborne,
Das Menschenkind, das nichts als weinen kann.
Und dennoch ist es Geist, es ist die Liebe!
Still bringt es, wie in zugemachtes Buch,
Des Himmels Schätze, der Natur Gesetz,
Verständniß und Erkenntniß aller Welt
Und jegliches Geheimniß mit im Herzen.
Und nach und nach entfaltet es das Buch
Und liest der Erde draus, der Sonne vor;
Auf Erden wird kein Wort gehört, bewahrt,
Auf Erden wird kein Werk geschaut, nicht Tempel,
Gebilde, Städte, Thürme, Schiff und Mast,
Ja nicht der Ring an eines Mädchens Ohr,
Das Alles nicht aus einem Kinde kommt.
Denn auch die Andern, die die Sternenschrift,
Die Blumenschrift und die Papyrusrolle
Der heiligen Natur ihm aufzuwickeln,
Die Werke zu bereiten, darzustellen
Wohl halfen — Jeder war nur auch ein Kind.
So kommt nun Alles her aus einem Kinde,
Dem goldnen Mund' am unerschöpften Brunnen,
Und fast anbetungswürdig scheint das Kind.

Ist nun dem Dichter die Offenbarung von dem Heiligthume der Kindschaft einmal als die ewige Geschichte der Menschheit und Gottes selbst aufgegangen, so ist ihm nun darum zu thun, daß die Welt sich, gleich ihm, tief einweihe in all' den Lebensverhältnissen und Ereignissen, die den Adel des Kindes ausdrücken und darstellen. Darum singt er von den Empfindungen der Jungfrau, welche von der Kindheit Abschied nimmt, des Greises, wenn er sterbend die Seinen zurückläßt und „als Kinder" segnet. Ja, er spricht es aus, wie die Metamorphose, die geistige Veredlung des Weibes selbst nur in dem Kinde geschieht und durch dasselbe bedingt ist:

Auf höret die Geliebte mit der Brautnacht,
Das Weib hört mit dem Kinde auf, und Mutter
Nennt sie das Kind, nennt sie der Vater selbst.

So geheimnißvoll waltet die Liebe fort, daß die Kinder uns erst den wahren Sinn des Ewigen eröffnen, uns vergessen machen, daß wir „in einem Todtenhause wohnen". Das Vergängliche wird zur Lüge, durch die Kinder, welche bleiben und immer bleiben, wenn die Alten zu Grabe gehen. Und so selig, so eins mit dem All ist das Kind, daß Jüngling und Jungfrau, wenn sie im Drange des Lebens die eigne Kindheit vergessen, in Schuld und Pein gerathen, daß sie sich ermannen, heilig werden würden, könnten sie

. . . Nur Eines ihrer künft'gen Kinder
Erblicken. Könnt' es zu dem Leichtgesinnten
Gelaufen kommen, könnt' es leis ihn zupfen:
„Hier bin ich!" — . . . . könnt' er sehen,
Welch Glück ihm in des Lebens Ferne wohnt.

So, wenngleich die Menschheit sich in Schuld und Sünde vertiefen muß, und es ihr Schicksal ist, vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen, bleibt doch das Kind als die ewig vorausgesetzte Unschuld eines Jeden heilig und selig. Und nun der Kinderlose, er ist

Der wahre Arme in der reichen Welt,
Er ist die Göttersorge . . . ist sein Leben,
Die Welt selbst los, und träumt sich nur zu Ende,
Und kehrt geplagt und Andre wieder plagend,
Ein einsam Kind, zurück zu seinem Vater —
Wenn Andre froh ihm tausend Enkel bringen.

Und so kommt es denn zum Entschluß für das Leben selbst, wenn der Mensch im Kinde seinen Anfang und Ziel und den Geist Gottes selbst im Kinde wohnend angeschaut hat. Es heißt nun: „Werdet wie die Kinder!" Und eben in diesem „Werdet" liegt das unerschöpflich Süße und Selige dieses offenbaren Geheimnisses. Denn der, der selbst ein Kind war, sagte nicht: Seid wie die Kinder, sondern: Werdet! In diesem Werdet ist ja der Abfall vom Göttlichen, vom Gerechten und Guten gesetzt, und die Unmöglichkeit, ein Kind zu bleiben an Unschuld. In diesem Werdet ist aber auch der Friede und die Erlösung gesetzt, die Rückkehr zur Kindschaft aus der Trübsal und Angst der Verschuldung. Darum wird nun vom Dichter auf das Leben selbst, auf die innern und einzelnen Zustände des Menschseins eingegangen und in lebendigem poetischen Wort ausgedrückt, wie sich, immer das Himmelreich der Kindschaft vor Augen, der Mensch in seiner Schuld, im Unglück, Glück, Hoffen, Sehnen, unter dem Andrang des bethörenden Scheins, sowie bei den Klängen der Wahrheit, welche oft unvermuthet und wie Stimmen der Götter selbst ihn berühren — wie er sich in diesem All der Zustände des Lebens stellen, richten, kräftigen und durchbringen soll bis ans Ende.

Aber den Dichter bis ins Mark jedes Einzelnen, bis in jede Seite des Weltlebens hin zu verfolgen, dies muß der mit Liebe und Ernst zur Sache schreitende Leser selbst übernehmen, und kein Anderer kann es für ihn. Genug, daß die Kritik, erfreut, einmal wieder den vollen, kräftigen, innigen Lebenston der Poesie, das klangreiche Rauschen ihres Gefieders vernommen zu haben, das vorliegende Werk als Ganzes ausgebrütet und der Welt, für die es mit warmliebendem Gemüth gedichtet ist, zu Herzen geführt hat, und — so hoffen wir — nicht blos zum Herzen, sondern auch zum Geiste; denn in diesen einfachen Gesängen vernehmen wir seine Stimme gar laut und voll. Genug, daß die Kritik hier mit einer Versicherung zu schließen berechtigt ist, welche ihr selten so wohl wird zu äußern, der Versicherung, daß dies poetische Buch vollkommen Das leisten wird, wozu es gedichtet ist, für Diejenigen nämlich, welche dem Würdigen und Gehaltvollen

in allen Gestaltungen zu begegnen wissen, und die über dem bunten Markt des Lebens und dem lustigen oft verkehrten und thörichten Treiben der Oster- und Michaelismessen nicht den stillen Ernst fortschreitender Bildung versäumen. 32.

Georg und Luther. Eine Ehrenrettung des Herzogs Georg von Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von Adolf Moritz Schulze. Leipzig, Leich. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Zeit und Wasser haben beide eine reinigende Kraft; das Wasser für das Körperliche, die Zeit für das Geistige. Wie der fallende Tropfen oder die bewegliche Welle auch die eckigsten Steine abschleift, so mildert die Zeit allmälig die herbsten und schroffsten Urtheile und Ansichten. Solche Ermäßigungen machen sich eigentlich von selbst, aber es ist gut, sie auch in wissenschaftlicher Form darzustellen. Ein solcher Act ist hier mit dem Herzog Georg von Sachsen, der zu Luther's heftigsten Feinden gerechnet wird, vorgenommen, und in einer wohlgeschriebenen und historisch gedachten kleinen Schrift erst Georg's Lebensgang mit besonderer Rücksicht auf seine gelehrte und religiöse Bildung, dann sein Verhalten gegen Luther und dessen Reformation und sein eignes Bemühen um eine Reformation der katholischen Kirche auseinandergesetzt, und der Beschluß mit einem wohlmotivirten Endurtheil über Herzog Georg gemacht worden.

Wir sind wol Alle in der Ansicht über Luther einig, daß er bei seinen großen Eigenschaften und unsterblichen Verdiensten doch Schwächen und Mängel und besonders eine schonungslose Härte des Urtheils und eine Hartnäckigkeit in seinen einmal gefaßten Meinungen über Personen und Sachen hatte, die von Einigen früher vertheidigt, gelobt, selbst der guten Sache der Reformation nützlich erachtet, von Andern aber als störend, Feindschaft erweckend und Spaltungen erregend bezeichnet worden sind. Wenn Luther den Herzog Georg „den dümmsten, rohesten und unchristlichsten Mann von der Welt, einen wahren Teufelsapostel" nannte, so kommt allerdings ein guter Theil auf die in der Höflichkeit nicht eben sich überbietende Zeit, aber auch nicht weniger auf Luther's Leidenschaftlichkeit, die in so Vielem, wie besonders in dem Streite mit den Zwinglianern, nie zu entschuldigen ist. Dennoch erforderte es die historiographische Pflicht des Verf., daß er wie über Georg, so auch über Luther sein Endurtheil abgegeben hätte; daß indeß der Verf. keineswegs, wie es wol zu gehen pflegt, über der Vertheidigung Georg's ein Ankläger oder Verurtheiler Luther's geworden ist, möge aus folgender, auch seine kirchlichen Ansichten bezeichnenden Stelle S. 56 zu entnehmen sein: „Zu bedauern ist nur, daß er (Georg) bei seiner Gelehrsamkeit und bei seinem Streben nach Wahrheit sich von mehren bei ihm tief eingewurzelten Vorstellungen und Irrthümern nicht losreißen konnte; denn eben dadurch wurde er, trotz seines Strebens nach Wahrheit, zurückgehalten oder dahin gebracht, daß seine Ueberzeugungen gleichsam erstarrten, während die Geisteswelt um ihn fortschritt. So hielt er also für himmlische Wahrheit, was Luthern als Irrthum und Aberglaube erschien; so hielt er für Glaubenspflicht, was Luther als ein Werk des Teufels schilderte; während es ihm genug war, die äußere Form der Kirche zu verbessern, arbeitete Luther für eine Totalreform des Aeußern und Innern der Kirche; während er die Dogmen der Kirche den Aussprüchen der heiligen Schrift gleich achtete und darum für unantastbar hielt, schrieb Luther jenen nur insofern Gültigkeit zu, als sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten. Georg blieb demnach weit hinter Luther zurück, und es war den damaligen Evangelischen ebenso anstößig und räthselhaft, daß Georg der ihm vorgelegten Wahrheit widerstrebte, als es jetzt uns Wunder nimmt, daß die heutigen sogenannten Evangelischen, trotz alles Lichtes unserer Zeiten, bei gewissen vorgefaßten Meinungen fest beharren, ja daß selbst freidenkende Gelehrte doch noch von gewissen Meinungen und Vorurtheilen (gleichsam fixen Ideen) sich nicht losreißen können. Ist's aber erwiesen, daß bei Georg der Widerstand gegen die Wahrheit nicht böswillig war, sondern hervorging aus beschränkten Ansichten und Meinungen, so darf man ihn nicht tadeln, wenn er die Wahrheit, die er nicht als solche erkannte, von sich wies. Wollte man ihn deshalb tadeln, so müßte man auch Luthern tadeln, der durch die Hartnäckigkeit, mit der er seine Deutung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls festhielt, den unseligen Zwiespalt in der evangelischen Kirche herbeiführte."

Wir wünschen, daß der Verf. auf der betretenen Bahn in seinen Ansichten über Religion und Kirche und in der geschichtlichen Forschung und Darstellung fortgehen und nie gewissen religiösen wie historischen Verirrungen huldigen möge, die jetzt beliebt sind, Ehren und Namen geben und doch früher oder später als Extreme sich vernichten müssen. 41.

Aphorismen.

Lalande.

Es ist wenig bekannt, daß der vortreffliche, in leichtfaßlicher Darstellung der schwierigsten Gegenstände seiner Wissenschaft vielleicht unübertroffene französische Astronom Lalande nebenher der unerträglichste Sonderling war. Außer seinem Atheismus, den er in jeder Gesellschaft debitirte, und wodurch er ebenso viel Grausen als Unwillen erregte, hatte er die unmittelbar vielleicht noch ekelhaftere Gewohnheit, Spinnen zu essen. Er trug dergleichen immer in einer Bonbonniere bei sich, sog daran und behauptete steif und fest, daß sie einen erfrischenden, erdbeerartigen Saft enthielten. Die „Mémoires d'un Pair de France" erzählen dies im Detail.

Kleinheit eines großen Mannes.

Napoleon der Große war klein, wenn es sich um Gegenstände der Etikette handelte. Der Graf von Narbonne, Höfling aus der alten Zeit, bog einst das Knie, als er dem Kaiser Depeschen überreichte, und präsentirte dieselben auf seinem Hute. „Qu'est-ce que cela signifie?" fragte der Kaiser gütig. „Sire, c'est ainsi qu'on présentait les dépêches à Louis XVI." „Ah! c'est bien... très-bien." Narbonne stieg seitdem außerordentlich in Napoleon's Gunst.

Vive la liberté.

Der General St.-Hilaire war als sklavischer Bewunderer des Consuls Bonaparte bekannt, wobei er sich gleichwol das Ansehen zu geben versuchte, als schätze er die revolutionnaire Freiheit höher als seinen neuen Herrn und Meister. Als dieser sich das Consulat auf Lebenslang zusprechen lassen wollte, redete der freidenkende General seine Truppen folgendermaßen an: „Camarades, il est question de nommer le général Bonaparte consul à vie. Les opinions sont libres, je ne veux influencer personne. Je vous préviens seulement que le premier de vous qui ne votera pas en sa faveur, je le fais fusiller comme un Jean f.... à la tête du régiment. Vive la liberté!"

Geistesgegenwart.

Bei einer Revue verlor Napoleon den Hut. Ein Unterlieutenant bemächtigte sich desselben und überreichte ihn dem Kaiser, welcher, mit andern Gegenständen beschäftigt, zum Lieutenant sagte: „Merci, Capitaine!" Dieser erwiderte voll Geistesgegenwart: „Dans quel régiment, Sire?" Jetzt erst sah ihn Napoleon an, begnügte sich aber zu antworten: „Ah! c'est juste, Monsieur; dans la garde". Und am andern Tage erhielt der Unterlieutenant das Brevet als Capitain, welches er seiner Geistesgegenwart zu verdanken hatte. 37.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

AUFFODERUNG.

Schiller's Denkmal.

Der unterzeichnete Ausschuss des hier bestehenden Schiller-Vereins, dessen Zweck die Errichtung eines Denkmals für unsern grossen Dichter SCHILLER ist, erlaubt sich folgende Erklärung an das deutsche Publicum zu richten.

Eine kolossale sitzende Statue des Dichters, der Kopf nach der herrlichen Büste von unserm hochberühmten, jetzt auf seinen Lorbern ruhenden Veteranen *Dannecker*, scheint uns dem Zwecke am Angemessensten, und wir haben die Freude, verkündigen zu können, dass der Koriphäus der gegenwärtigen noch thätigen plastischen Künstler, *Thorwaldsen in Rom, es mit der ehrenwerthesten Bereitwilligkeit übernommen hat, die Skizze dazu zu fertigen und die Ausführung des Modells zu beaufsichtigen*, als einen Tribut, den er dem grossen germanischen, ja europäischen Dichter zu zollen sich gedrungen fühlt. — Ob nun diese, unter solchen Auspicien sich bereitende Ausführung in Erz oder Stein, oder auch nur überhaupt in dieser grossartigen, Deutschland ehrenden Weise wird stattfinden können, das hängt gänzlich von der weitern Theilnahme ab, die sich thätig für den grossen Zweck des gemeinsamen deutschen Vaterlandes beurkunden wird, und wozu wir achtungsvoll alle Deutsche, wo sie auch und wess Standes sie sein mögen, besonders aber auch die Bühnen Deutschlands, aufs Dringendste auffodern, wobei wir zugleich die treueste Verwendung der eingehenden Gelder und die genaueste öffentliche Nachweisung dieser Verwendung wiederholt feierlichst zusichern. Der so erfreuliche Beweis der hohen Achtung, welche ein den Deutschen und der Dichtkunst nur verwandter Künstler dem Andenken des deutschen Dichters so öffentlich darlegt, erweckte in uns den Gedanken, dass eine solche grossartige Huldigung dem Unsterblichen wol vor Allem von Deutschlands lebenden Schriftstellern und Künstlern, und dann insbesondere von den Frauen, deren Sänger SCHILLER war, gebühre, und dass es diesen allen gewiss höchst erwünscht sein würde, dazu eine einfache Veranlassung zu finden, und daher wagen wir voll Vertrauen folgende

I. Auffoderung
an Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Um den pecuniairen Zweck auf eine für die Theilnehmer wie für den grossen Dichter selbst, dem das Denkmal gewidmet werden soll, möglichst ehrenvolle und zugleich der Mit- und Nachwelt interessante Weise zu erreichen, beabsichtigen wir, ein

SCHILLER'S-ALBUM

zu eröffnen, und bitten alle Schriftsteller und Künstler, die den unsterblichen Todten ehren, sich in dasselbe einzuschreiben als ob dieses Zeichen der Freundschaft noch dem Lebenden gälte.

Jeder der Herren Einsender wird ersucht, in Form eines Stammbuchblattes einen kurzen, wo möglich im Druck eine halbe Octavseite nicht überschreitenden eignen Spruch oder Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede, mit Beifügung seines vollständigen Namens, seines Geburtsjahrs und Tages, seines Geburts- und dermaligen Wohnorts und seines Standes, deutlich geschrieben „an die J. G. COTTA'sche oder J. B. METZLER'sche Buchhandlung in Stuttgart, zu Handen des Comité für das Schiller-Denkmal" mit Buchhändlergelegenheit portofrei einzuschicken, und zwar bis zum 1sten Januar 1835 als letzten Termin. Durch jede solide Buchhandlung können die Zusendungen und Bestellungen stattfinden.

Die Originale dieser Handschriften werden wohl verwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt.

Jeder der HH. Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blattes, später ein gedrucktes Exemplar des Albums gegen drei Gulden Rheinisch an sich zu nehmen

Das Album wird in gross Octav schön gedruckt und mit vierundzwanzig Bogen geschlossen. Sollten Supplemente erfodert werden, so wird darüber erst später eine Entscheidung zu treffen sein.

II. Auffoderung
an die deutschen Frauen.

Mit ehrerbietigem Vertrauen wagen wir es, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen bei Ausführung des Denkmals deutscher Verehrung und Liebe für den Dichter besonders in Anspruch zu nehmen, der von ihnen sang:

In der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —

und von dem wol mit vollem Rechte sich behaupten lässt, dass er vor allen deutschen Dichtern auf die Bildung der deutschen Frauen den vorzüglichsten Einfluss gehabt und unter ihnen die wärmsten Verehrer zählt. — Was in dem Kreise männlicher Wirksamkeit gethan werden konnte, ist gethan; wir würden uns aber eines Vergehens schuldig zu machen glauben, wenn wir nicht den edlen deutschen Frauen einen Weg eröffneten, ihre Theilnahme an einem in sich so bedeutungsvollen Nationalunternehmen öffentlich und thätig zu beurkunden. — Aus diesem Grunde erlauben wir uns, ihnen einen Plan ans Herz zu legen, dessen Ausführung ganz in ihren Händen liegt.

Wir wünschen, dass in den Städten Deutschlands edle, gebildete Frauen von allen Ständen es übernehmen möchten, im Kreise ihrer Bekannten die Einsammlung von Beiträgen für das bei Stuttgart dem unsterblichen SCHILLER zu errichtende Denkmal zu veranstalten. — Damit aber die Mitwirkung dazu sich so weit als immer möglich verbreite, sodass recht viele Deutsche daran Theil nehmen können, so wünschen wir, dass der Beitrag des Einzelnen nicht höher bestimmt werde bei diesen Einsammlungen, und auch nicht höher angenommen werde, als zu 24 Kreuzern Rheinisch oder 6 Groschen preussisch Courant. — So kann zugleich der Beweis geführt werden, was ohne Beschwerde des Einzelnen durch ein allgemeines Zusammenwirken geleistet werden kann.

Die Art der Einsammlung überlassen wir gänzlich dem Ermessen der edlen Frauen, und bitten, die etwa durch die Aussendung von Namensverzeichnissen und Aehnliches verursachten Kosten von dem Betrage abzuziehen. — Einer besondern vorläufigen Anzeige ihrer Bereitwilligkeit bedarf es nicht von ihrer Seite, um jede Mühewaltung und auch das Porto zu ersparen.

Wir wünschen aber, dass diese Einsammlungen mit dem 1sten Januar 1835 geschlossen und uns dann gütigst die kurze Anzeige gemacht werde, was eingegangen ist, da wir dann anzuweisen die Ehre haben werden, wie ohne weitere Beschwerde der edlen Frauen die Gelder uns zukommen können. — Wir werden den Empfang bescheinigen und in öffentlichen Blättern den Betrag mit Nennung des geehrten Namens der Theilnehmenden bekannt machen, damit eine Jede sich von dem richtigen Eingange ihrer Sammlung überzeugen kann.

Die Anzeigen der Sammlungen werden gleichfalls wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt und von der zweckmässigen Verwendung der Gelder wird seiner Zeit öffentlich Rechnung gestellt werden.

Der Ausschuss des Schiller-Vereins:

HEINRICH ERHARD, Inhaber der Metzler'schen Buchhandlung.
GRÜNEISEN, Hofcaplan.
Dr. H. HAUFF.
Dr. WOLFGANG MENZEL.
Dr. REINBECK, Hofrath und Professor.
Dr. SCHOTT.
GUSTAV SCHWAB, Professor.

Freunde der Literatur, insbesondere Besitzer von Bibliotheken

werden nochmals aufmerksam gemacht auf das Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. ($2\frac{1}{4}$ Bogen stark.)

da die darin gebotenen ungewöhnlichen Vortheile nur bis Ende December d. J. gelten. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist dieses Verzeichniß gratis zu haben.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Die Neue allgemeine Schulzeitung,

redig. von Dr. H. Gräfe, Leipzig bei A. Wienbrack. wird auch für das Jahr 1835 fortgesetzt. Diese schon früher als „Deutsche Schule" sehr beliebte Zeitschrift fand unter dem veränderten Titel, bei erweitertem Plane, einen erhöheten Beifall, und geht das Streben der Redaction auch ferner dahin, durch gediegene Aufsätze und interessante Mittheilungen aus dem Gebiete der Pädagogik und des gesammten Schulwesens dem Blatte nicht nur das bisherige günstige Urtheil des Publicums zu sichern, sondern die frühern Leistungen wo möglich noch zu übertreffen. Da diese Schulzeitung nicht ausschließlich den Schulmännern, sondern überhaupt allen Gebildeten, namentlich Aeltern gewidmet ist, die am öffentlichen Unterrichtswesen Antheil nehmen, so findet sie in jedem allgemeinen Journalcirkel eine passende Stelle.

Der Preis für den Jahrgang, der nicht getrennt wird, bleibt 4 Thlr., wovon halbjährlich 2 Thlr. vorauszuzahlen sind. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an und stehen durch deren Vermittlung Probenummern zu Dienste.

Herabgesetzte Preise der Allgemeinen Kirchenzeitung und Allgemeinen Schulzeitung.

Um sowol manchen Privaten, als namentlich auch öffentlichen Bibliotheken den Ankauf der frühern Jahrgänge dieser Zeitschriften zu erleichtern hat sich der Verleger derselben entschlossen, dafür folgende bedeutend herabgesetzte Preise bis Ende des Jahres 1835 festzusetzen, für welche jede Buchhandlung dieselben liefern wird.

Die Jahrgänge 1827, 1828, 1829 und 1830 der Allgemeinen Kirchenzeitung ꝛc. herausgegeben von dem verstorbenen Hofprediger Dr. Ernst Zimmermann, sammt dem theologischen Literaturblatt, jeder Jahrgang zu 3 Thlr, oder 5 Fl. Ohne das theologische Literaturblatt zu 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Die Jahrgänge 1831 und 1832 mit dem Literaturblatt jeder zu 4 Thlr., oder 7 Fl. Ohne das Literaturblatt zu 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 20 Kr.

(Für die Jahrgänge 1833 und 1834 findet kein herab-

gesetzter Preis statt. Die ersten fünf Jahrgänge von 1822 bis 1826 sind nicht mehr vollständig zu haben.)

Die Jahrgänge 1824 bis 1832 der Allgemeinen Schulzeitung herausgegeben (1824 bis 1827) von Dr. E. Zimmermann und Dr. K. Dilthei. (1828 bis 1832) von Dr. E. Zimmermann und Dr. L. Chr. Zimmermann, jeder Jahrgang zu 3 Thlr., oder 5 Fl.

Die Abtheilung für das Allgemeine und Volksschulwesen besonders, nämlich von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 1 Thlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Die Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

(Der Jahrgang 1833 ist nur zum Ladenpreis zu haben. Vom Jahr 1834 an erscheint nur die erste Abtheilung, dem Volksschulwesen gewidmet, indem die 2te Abtheilung mit Ende 1833 aufgehört hat.)

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat September, oder Nr. 244—273, mit 1 Beilage: Nr. 11, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXIII—XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. B. Rousseau's
Dramaturgische Parallelen.

1ster Bd. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Die dramatische Literatur der Deutschen wird in diesem, von großem kritischen Fleiß und Gelehrsamkeit zeugenden Werke sowol in ihrem ältesten als neuesten Erscheinungen gründlich dargestellt. Da wir noch keine umfassende deutsche Dramaturgie besitzen, so glauben wir auf dieses Werk die besondere Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur, und der dramatischen insbesondere, richten zu müssen.

Frankfurt a. M. bei Siegmund Schmerber und in allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Archiv
für
Geschichte und Literatur.
Herausgegeben
von
Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht.

I.—III. Band, gr. 8.

Auf unbestimmte Zeit **herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.**

Diese drei Bände des Archivs, über 70 Bogen stark, enthalten eine Reihe höchst interessanter Abhandlungen, deren Ueberschriften nur anzuführen, deren Verfasser zu nennen sind, um sowol Gelehrte, als solche, die nur belehrende Unterhaltung wünschen, auf dieselben aufmerksam zu machen. Herr Hofr. Schlosser, führt als ein Kundiger uns durch das Paradies von Dante, nachdem Hr. Kortüm uns die merkwürdige Geschichte Ezzelino's da Romano aus dem 12. Jahrh. gegeben. Dann macht Herr Dr. Bercht uns mit dem Oberintendanten Fouquet und seinem Processe unter Ludwig XIV. Regierung bekannt und beleuchtet die dunkle Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske. Mit anerkannter Meisterhaftigkeit verbreitet sich Herr Hofr. Schlosser über die Entstehung der den Franzosen des 18. Jahrh. vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze, — schildert Frau von Staël und die Frau des Ministers Roland, und würdigt das Benehmen Napoleon's von Anfang der Revolution bis zum Jahr 1800 gegen dessen „neueste Tadler und Lobredner". Außer diesen größern Abhandlungen enthalten die 3 Bde. noch mehre kleine von Hrn. Dr. Bercht, Hrn. Prof. Aschbach und den Hrn. Rommel und Gervinus, denen ebensowol ein bleibender Werth nicht abgesprochen werden kann.

Für Badereisende und Aerzte.

Die dritte verbesserte und vermehrte Auflage von

Fenner von Fenneberg (herzogl. nass. Geheimrath und Brunnenarzt), **Schwalbach und seine Heilquellen.** Mit zwei Kupfertafeln. 12. Geh. Preis 14 Gr., oder 1 Fl.

von der Hand des verdienstvollen, an diesem Badeorte so lange Jahre segensreich wirkenden Arztes, wird für Alle, welche sich über diese berühmten Heilquellen belehren wollen eine willkommene Gabe sein. Der Verleger benutzt diese Gelegenheit um auch die übrigen Monographien des verehrten Verfassers in das Andenken zurückzurufen.

Schlangenbad und seine Heiltugenden. 8. Geh. 10 Gr., oder 40 Kr.

Selters und seine Heilkräfte. 8. Geh. 14 Gr., oder 1 Fl.

Diese Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. B. Rousseau's
Kunststudien.

8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr.

Eine Reihe von ästhetischen und kritischen Abhandlungen und Vorlesungen, die sich zum Theil schon vereinzelt des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Sie sind überschrieben: 1) Ueber Wesen und Form der didaktischen Poesie, mit Beziehung auf Schiller's Glocke. 2) Paganini zu Frankfurt a. M. 3) Ueber die Gedichte Königs Ludwig von Baiern. 4) Schiller's Mädchen aus der Fremde. Eine Deutung. 5) Ueber den Begriff einer dramatischen Nationalpoesie. 6) Das neue Schauspielhaus zu Aachen. 7) Welches ist das älteste deutsche Nationaldrama? 8) Ueber satirische Poesie. 9) Zur Würdigung H. Heine's. 10) Andeutungen zur Beurtheilung einiger der bekanntesten Opern, Operetten, Singspiele und Oratorien (im Ganzen 70), vorzüglich in literarischer Hinsicht.

Anzeige für Schulmänner.

Bei Friedr. Aschenfeldt in Lübeck erschien soeben:

Kunhardt, Dr. u. Prof. H., Praktische Anleitung zum lateinischen Styl. Erster Cursus für die Schüler der 3ten Classe. 4te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 14 Gr.

Obgleich diese 4te, mit seltenem Fleiße umgearbeitete und mit neuen Beiträgen bereicherte Auflage den längst anerkannten Werth des trefflichen Schulbuchs noch erhöht, so hat doch der Verleger den Preis derselben um 2 Gr. niedriger gestellt

wie die frühern, damit die Einführung in Schulen immer mehr erleichtert werde. Nichtsdestoweniger zeichnen sich aber doch Druck und Papier vor ähnlichen Werken vortheilhaft aus.

Soeben ist in der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden erschienen:

Cheoremont, le Baron, Choix d'articles, tirés d'un dictionnaire de la vie sociale. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Thomas Moore,

Die Liebe der Engel.

Aus dem Englischen übersetzt von J. B. Rousseau.

12. In Umschlag 9 Gr., oder 36 Kr.

Die schönste Dichtung Moore's ist hier in einer so melodiösen, edeln und wahrhaft dichterischen Sprache wiedergegeben, daß sich dieses Büchelchen, auch wegen seines sittlich erhebenden Inhalts, namentlich zu einem Geschenk für Frauenzimmer eignen möchte.

Bei Unterzeichnetem erscheinen demnächst an Fortsetzungen:

1. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. 3me livr.
2. Grammaire nationale. 2e livr.
3. Thesaurus graecae linguae, ed. Hase et Dindorf. No. 7.
4. Wash. Irving's complete Works in One volume. Part. 2.
5. Shakspeare by Singer. Vol. 9, 10. Hiermit ist diese Ausgabe beendigt.
6. Poetische Erinnerungen an Italien. Zweite Lfg. mit 10 Stahlstichen kl. 4.
7. Glökler, C., Die Evangelien d. Marcus, Mathäus u. Lucas in Uebereinstimmung gebracht. Zweite und letzte Abthlg.
8. Univers pittoresque. } Zweite Serie.
9. Gemälde der Länder und Völker. }

☞ Für die erste Serie dieses Werkes tritt dann ein erhöhter Ladenpreis ein.

Frankfurt a. M.

S. Schmerber.

Für Architekten und Alterthumsforscher.

An alle Buch- und Kunsthandlungen wurde versandt:

J. H. Wolff (Professor zu Kassel). Beiträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architektur. Mit 28 Kupfertafeln. Royal 8. Cartonnirt. 5 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl.

Da der Verleger in dem Cyklus der Denkmäler der Baukunst fast Alles in bildlichen Darstellungen geliefert hat, was bis jetzt von Resten der ächt griechischen Architektur aufgefunden ward, — so glaubte er den Besitzern dieser Werke einen Dienst zu erweisen, indem er sich zu dem Verlag und der Bekanntmachung dieser Nutzanwendung jener Denkmäler in ästhetischer Hinsicht entschloß. Er hofft, daß sein Bestreben immer noch mehr durch Verbreitung gediegener Werke für die Jünger und Verehrer der Baukunst zu thun, die zur fernern Ermunterung unumgänglich nothwendige Anerkennung finden werde.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Bei Wilh. Schüppel in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jüngken, J. C., Dr. und Prof., Ueber die Augenkrankheit, welche in der belgischen Armee herrscht. Nebst einigen Bemerkungen über die Augenkrankheiten am Rhein und über Augenblennorrhoeen im Allgemeinen. Gr. 4. Geheftet. 14 Gr.

Heinemann, M., Der vorsichtige Geldverleiher, oder gemeinnütziger Rathgeber für Jeden, der sein Vermögen oder seine Ersparnisse vortheilhaft anzulegen und sich dabei gegen Verluste jeder Art sicher zu stellen wünscht. Nebst Zinsenberechnungs- und Münzvergleichungs-Tabellen. Gr. 8. Geheftet. 12 Gr.

Derselbe, Der wohlunterrichtete Contorist und Kaufmann, oder theoretisch-praktische Anleitung zu regelrechter Anfertigung der höhern Contorarbeiten, Abschließung von Handelsverträgen aller Art, Societätscontracten, Regulirung von Fallimenten ꝛc. Nebst einer vollständigen Gewichts- und Maßkunde aller europäischen und außereuropäischen Handelsplätze. Ein nützliches Handbuch für Kaufleute, Banquiers und jeden gebildeten Geschäftsmann. Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen herausgegeben. Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Rockstroh, Dr. Heinr., Anweisung zu einem leicht ausführbaren Zeichnen der Landkarten und zwar einem solchen, welches keine oder doch nur ganz geringe mathematische Kenntnisse bedingt, auch keine kostspielige Werkzeuge und andere nicht leicht anzuschaffende Hülfsmittel erfodert. Nebst einer kurzen Anweisung zum planimetrischen Vermessen und Aufnehmen verschiedener Grundstücke und einzelner Terrainabschnitte in der freien Natur, sowie zum geometrischen Zeichnen solcher Gegenstände, demnach auch zum vornehmlichen Erforderniß topographischer Karten; Alles mittels ganz einfacher, überall zu findender Werkzeuge. Mit 16, zum Theil illuminirten Kupfern. 4. Geheftet. 1 Thlr. 6 Gr.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. Fünftes und sechstes Bändchen. (Der Assassine. Die Verbannten. Das Gewissen. Die Pflanzung am Fuße der Anden. Die Reise nach Algier. Der Marquis von Ronceval.) 8. 50 Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Erstes bis viertes Bändchen erschienen 1830—32 und kosten 7 Thlr.

Hauch (J. C.), Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Rellstab (Ludwig),

1812.

Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. Geh. Auf feinem Druckvelinpapier. 8 Thlr.

Wiese (Sigismund),

Herrmann. Ein Roman. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Regnum animale

iconibus exquisitissimis in tabulas chalybaeas incisis illustratum cum commentario succincto editum auctore H. Th. Ludovico Reichenbach (reg. saxon. consil. aulico, philos. et medicinae doct., in academia med. chir. Dresdensi historiae naturalis professore, musei regii zoologici praefecto, academiarum et societatum historiam naturalem promoventium complurium socio vel ordinario vel honorario). In monatlichen Lieferungen mit 10 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte im größten Lexikonformate. Subscriptionspreis à Liefer. schwarz 16 Gr., colorirt 1 Thr. 8 Gr. Lieferung I. Abbild. 1—47.

Der Naturfreund,

oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes durch eine möglichst vollständige Sammlung mit größter Sorgfalt ausgeführter, von vorzüglichen Künstlern gezeichneter und in Kupfer und Stahl gestochener treuer Naturgemälde erläutert, für gebildete Leser aller Stände, sowie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von Hofrath Dr. Ludwig Reichenbach (Vorsteher des königl. Naturaliencabinets, Professor der Naturgeschichte und Director des akadem. botan. Gartens in Dresden). In monatlichen Lieferungen mit 4 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte im größten Lexikonformate. Subscriptionspreis à Liefer. schwarz 8 Gr., colorirt 16 Gr. Lieferung I. II. Abbild. 1—31.

Das Universum der Natur

zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt von Hofrath Dr. Ludw. Reichenbach (Vorsteher des königl. Naturaliencabinets ꝛc. ꝛc.). Erste Lieferung: Das Pflanzenreich. Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 Gr.

Desselben Werkes zweite Lieferung: Das Meer, eine öffentliche Vorlesung. Subscriptionspreis 8 Gr.

Aurelie,

oder die natürliche Tochter. Romantische Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Ernesto. 8. Eleg. brosch. Preis 12 Gr.

Das Haus im Walde,

geschichtliche Anekdote als Schauspiel in einem Act, von Ernesto. 8. Eleg. brosch. Preis 6 Gr.

Leipzig, im Monat September 1834.

Expedition d. Naturfreundes.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. 2ter Theil mit dem Plane von Jerusalem und der Karte von Syrien. 8. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Derselben 3ter und letzter Band. 8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Der früher erschienene erste Band dieser interessanten Reisebeschreibung ist mit vielem Beifall aufgenommen worden. — Der dritte Band enthält die Reise durch Aegypten und die Heimreise und beschließt das Werk, — welches der Verleger hiermit den Freunden der Länder- und Völkerkunde bestens empfiehlt.

Für die Käufer der drei Bände findet der herabgesetzte Preis von 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. statt.

Der Plan von Jerusalem ist auch besonders à 6 Gr., oder 27 Kr.,

Die Karte von Syrien, entworfen und berichtigt nach der Angabe von Volney, Burckhardt, Irby u. Mangles von C. P. Hällström à 8 Gr., oder 36 Kr., zu haben.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Neujahrsgabe.

Kynalopekomachia,

das heißt:

der Hunde Fuchsenstreit.

Episch Gedicht in 6 Gesängen

von

C. Fr. von Rumohr.

Mit 6 Bildern von Otto Speckter.

Gr. 8. 10 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr.

Jene Sympathie, welche besonders im Kinde so lebhaft ist, doch selbst in reiferm Alter oftmals sich frisch erhält; jenes so poetische als wesentliche Mitfühlen des allgemeinen Naturlebens bei Menschen jeden Alters und jeder Bildungsstufe, also in einfacher, allgemein verständlicher Sprache anzuregen, scheint des Verfassers vornehmste Absicht zu sein.

Wenn hierdurch sein Werk als Neujahrsgabe besonders sich empfiehlt, fehlt es andererseits darin nicht an denjenigen Beziehungen, welche das reifere Alter und die höhere Bildungsstufe in Hervorbringungen dieser Art zu finden liebt.

Die gelungenen Bilder des talentvollen Otto Speckter vor jedem Gesange sind eine Zierde des Buches.

Lübeck, im October 1834.

v. Rohden'sche Buchhandlung.

In der Kayser'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Hochlands-Schmuggler

Von dem Verf. der „Abenteuer eines Kuzzilbasch" des „Persischen Abenteuers ꝛc."

Aus dem Engl. von L. von Alvensleben.

Gr. 8. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Auf vorstehenden Roman, der außerordentliches Interesse erregen wird, machen wir ganz besonders aufmerksam.

Subscriptionsanzeige eines interessanten Werkes.

NEUES ALLGEMEINES

KÜNSTLER-LEXIKON

oder

Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen u. s. w.

Unter

Mitwirkung von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden

bearbeitet

von

Dr. G. K. NAGLER.

Sechs Bände,

nebst den Monogrammen.

Lexikonformat.

In monatlichen Lieferungen zu 9 Gr., oder 36 Kr.

Wie sehr ein neues vollständiges, systematisches, sowol die ältern als neuern Künstler bis auf die gegenwärtige Zeit umfassendes, kurz, ein unserm, an herrlichen Kunstwerken so reichen Zeitalter würdiges *Künstler-Lexikon* als längst gefühltes Bedürfniss erscheint, darüber hat sich die allgemeine Meinung bereits ausgesprochen.

Zu diesem neuen Künstler-Lexikon, das alle namhaften Künstler älterer und neuerer Zeit umfasst, mit den Griechen und Römern beginnt und mit dem Jahre 1833 endet, habe ich seit einer Reihe von Jahren, mit Beihülfe von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden, unter strenger Auswahl und sorgfältiger Benutzung der Quellen, die Materialien gesammelt, und es ist bereits so weit vorgerückt, dass es der Presse übergeben werden kann.

Man findet demnach darin die Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen, Edelsteinschneider, Elfenbeinarbeiter und kunstreiche Silberarbeiter in alphabetischer Ordnung vereinigt, und bei jedem dieser Künstler die Lebensskizze und die vorzüglichsten Werke angegeben, nebst dem Orte, wo sich dieselben befinden. Dabei fehlt auch die kritische Würdigung des Künstlers nicht, und die Bezeichnung des jedesmaligen Standpunktes der Kunst in den verschiedenen Epochen derselben. Auch findet man die Quellen bezeichnet, aus welcher die Materialien geschöpft wurden.

Der Unterzeichnete und seine Mitarbeiter sind deswegen überzeugt, dass man ihre rastlosen Bemühungen, ein vollständiges, dem jetzigen Zeitgeiste würdiges Werk zu liefern, durch zahlreiche Theilnahme unterstützen werde, und rechnen hierbei um so mehr auf die Mitwirkung der gefeierten Künstler des In- und Auslandes, als sie bereits von Vielen gediegene Beiträge erhalten haben. Diejenigen, welche solche noch nicht mittheilten, werden so gefällig sein, ihre Biographien nebst Bemerkung ihrer vorzüglichsten Werke unter der Adresse der *Fleischmann'schen Buchhandlung in München* portofrei einzusenden, um sie in dieses Werk aufzunehmen. Damit solches die möglichste Vollkommenheit erhalte, sollen in einem besondern Bande auch die Monogrammen gegeben werden.

Dr. G. K. Nagler.

Unterzeichneter hat, überzeugt von dem Werthe und dem Nutzen dieses Unternehmens, und aufgemuntert von vielen Kunstfreunden Münchens, die das Manuscript einsahen, den Verlag des allgemeinen Künstler-Lexikons übernommen, und wird durch gutes, weisses Papier, durch scharfe und deutliche Lettern, sowie durch genaueste typographische Correctheit seinerseits beitragen, dass dieses Werk auch von Aussen eine würdige Ausstattung erhält. Um den Ankauf desselben auch dem weniger Bemittelten möglichst zu erleichtern, wird es auf dem Wege der *Subscription* in *monatlichen Lieferungen* von sechs Bogen erscheinen. Jede Lieferung kostet im *Subscriptionspreise* 9 Gr. oder 36 Kr., die nicht voraus, sondern jedesmal erst bei Empfang einer Lieferung bezahlt werden. Nach Vollendung des ganzen Werkes tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Die *erste* Lieferung erscheint zu Michaelis, und jeder Band dürfte deren ungefähr sechs enthalten, sodass das Ganze in nicht vollen drei Jahren in den Händen der Subscribenten sein wird. Alle soliden Buchhandlungen nehmen Subscription auf dieses Werk an, das bereits im Manuscript völlig ausgearbeitet vorliegt und daher keine Unterbrechung erleidet.

München, am 6ten September 1834.

E. A. Fleischmann.

Für Forstbeamte.

Bei K. W. Leske in Leipzig und Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bedeutend herabgesetztem Preise zu haben:

Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe von G. W. Freiherrn von Wedekind, groß. hess. Oberforstrath und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Mit 116 Mustern. 1831. Gr. 8. 507 Seiten Text, außer den Beilagen.

Dieses Werk, aus dem Geschäftsleben hervorgegangen und für dasselbe vorzugsweise bestimmt, gründet seine Lehren ebenso sehr auf den neuesten Stand der Wissenschaft, als auf die Erfahrungen der praktischen Anwendung in den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes und gibt eine anschauliche pragmatische Darstellung der Wirksamkeit aller Stufen des Forstdienstes und der Beziehungen in welchen andere Behörden zur Forstverwaltung stehen. Es enthält zugleich den Stoff für die Verordnungen, Regulative und Instructionen über Gegenstände der Dienstordnung, der Verwaltung der Forstdomainen, des Rechnungswesens und des Communalforsthaushaltes.

Da hiernach diese Anleitung jedem Forstbeamten, wie jedem mit der Forstverwaltung in Beziehung stehenden Geschäftsmanne als ein sehr nützliches Handbuch dient, woraus er sich in allen Zweifelsfällen Raths erholen kann und wodurch eine gründliche Belehrung über die Verrichtungen und Pflichten aller Dienstgrade, sowol im Einzelnen als in ihrem Zusammenwirken, verbreitet wird, so hat der Verleger es für Pflicht gehalten, den Ankauf des Werkes möglichst zu erleichtern.

Es soll demnach dieses Werk, welches im Ladenpreis bisher 4 Thlr., oder 7 Fl., kostete, bis Ende des Jahres 1835 für

den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 20 Kr., zu beziehen sein. Nach Ablauf dieses Termins tritt der frühere Ladenpreis wieder ein und es wird nur wenn wenigstens 10 Exempl. zugleich genommen werden, der frühere Partiepreis gestattet.

Osnabrück bei Fr. Rackhorst ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe
über die westlichen Theile der Vereinigten Staaten
von
Nordamerika.
Von
Heinrich v. Martels,
Premierlieutenant im 8ten königl. hanov. Linienbataillon.
Mit einer Karte vom Missouristaate. 8. Geh. Preis 21 Gr.

Bei Chr. Garthe in Marburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlung über Eisenbahnen und deren Anlegung. Gr. 8. Geh. 6 Gr., oder 27 Kr.

Adelmann, Dr. G., De dignitate Lithontriliae. Gr. 8. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Büchel, Dr. K., Civilist. Erörterungen. 1ster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr.

Daraus sind einzeln zu haben:

Büchel, Dr. K., Ueber die Wirkung der Klagenverjährung. Gr. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

— —, Ueber die Natur des Pfandrechts. Gr. 8. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

— —, Ueber jura in re und deren Verpfändung. Gr. 8. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Bund der Völker für Handel und Gewerbe. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 45 Kr.

Jordan, Dr. S. (Professor und Landtagsdeputirter in Marburg), und der Geh. Justizrath Mackeldey in Bonn über den § 71 der kurhess. Verfassungsurkunde. Aktenstücke und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 12 Gr., oder 48 Kr.

Marburg und seine Umgegend in Grundriß und Ansichten. 10 Blatt in Umschlag. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Müller, Dr. K. R., Anleitung zum Generalbaß und Anwendung desselben auf das Choralspielen. Nebst einem Notenheft in Steindruck. Gr. 8. Geh. 9 Gr., oder 40 Kr.

Murhard, Fr., Was gebieten in einem constitutionellen Staate Recht und Politik hinsichtlich der Behandlung der Fremden. Gr. 8. Geh. 6 Gr., oder 27 Kr.

Scheffer, Dr. W., Zwei Predigten in der Universitätskirche zu Marburg nach Eröffnung der akadem. Semester gehalten. Gr. 8. Geh. 6 Gr., oder 27 Kr.

Eine Stimme aus dem Jahre 1830 über das kurhess. Verfassungswerk. Gr. 8. Geh. 6 Gr., oder 27 Kr.

Volksaufstand, Der, in Braunschweig; dramatisch von W. Berg. Gr. 8. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Weber, H. K. F., Neues Schulrechenbuch nach einem einfachen Plane. 1ste, 2te und 3te Abtheil. Gr. 8. Geh. circa 9 Gr., oder 40 Kr.

Weitershausen, C., Der Sänger deutscher Volkslieder. 12. Geh. 12 Gr., oder 48 Kr.

Für Landwirthe und Solche, die es werden wollen.

Pabst, H. W. (großh. hess. Oekonomierath und beständ. Secret. der landwirthsch. Vereine ꝛc.), **Lehrbuch der Landwirthschaft. 1ster Band. Pflanzenproductionslehre.**
Auch unter dem Titel:
Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. Gr. 8.
Preis 1 Thlr, oder 1 Fl. 45 Kr.

Der durch seine frühern Schriften vortheilhaft bekannte verdienstvolle Verfasser hat dieses Lehrbuch hauptsächlich zur Grundlage des Unterrichts und Studiums angehender Landwirthe bestimmt, indem er es zum Behuf seiner öffentlichen Vorlesungen an dem Institute zu Hohenheim und jetzt zu Darmstadt ausarbeitete und denselben zum Grunde legt. So willkommen dessen Erscheinung besonders seinen zahlreichen Schülern sein wird, so wird nicht minder der praktische Landwirth manche ihm früher nicht bekannt gewordene Erfahrung darin finden.

Dieser erste Band bildet auch unter dem oben angeführten Titel ein für sich bestehendes Ganze.

Die gegen sein Erwarten vermehrten Berufsgeschäfte des Hrn. Verfassers erlauben ihm nicht die Ausarbeitung seiner gesammelten Materialien so anhaltend zu betreiben, als der Verleger dies in seiner ersten Ankündigung versprach.

Um indessen den Erwartungen der Besitzer des ersten Theils möglichst zu entsprechen, erschien nun des zweiten Bandes zweite Abtheilung auch unter dem Titel:

Landwirthschaftliche Betriebslehre ꝛc. Gr. 8.
Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Beide Bände sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

Darmstadt, im August 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Einladung zur Subscription
auf
Gottfried August Bürger's sämmtliche Werke
herausgegeben von
August Wilhelm Bohtz.
Gesammtausgabe in einem Bande.

Subscriptions-Preis bis Ende December 1834 2 Thlr. 8 Gr.
späterer Ladenpreis 3 Thlr.
(Ein ausführlicher Prospect ist in allen Buchhandlungen einzusehen.)

Vor Anbeginn der nächsten Winterschulen werden folgende gute Schulbücher, die sich durch Correctheit, guten Druck und Papier, sowie durch innern Werth und ihrer ungemein billigen Ladenpreise auszeichnen, als besonders empfehlenswerth angezeigt:

Deutsche Sprachlehre für Schulen. Von M. W. Göttinger. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Gr. 12. à 1 Fl. — 15 Gr.

Praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Von C. Hirzel. Neunte von Herr Prof. G. von Orell viel verbesserte Auflage Gr. 12. à 1 Fl. — 15 Gr.

Neues französisches Lesebuch. Von C. Hirzel. Vervollständigt von G. von Orell. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12 à 45 Kr. — 12 Gr.

Dictionnaire français-allemand, und deutsch-französisch, zum Schulgebrauch. Dritte vermehrte Auflage in einem Band. Gr. 12. à 1 Fl. 30 Kr. — 20 Gr.

Kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Von G. von Orell. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. à 28 Kr. — 7 Gr.

Vollständige Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache. — Instruction pour faciliter la conversation dans les deux langues. Von Professor Fries in Paris. Gr. 8. à 1 Fl. 20 Kr. — 20 Gr.

Es ist dieses gute Schulbuch hauptsächlich geeignet, mit Fertigkeit die französische Conversationssprache zu erlernen; auch ist dessen Werth in den Instituten der französischen Schweiz anerkannt, und bereits dort eingeführt worden.

Exercices du génie de la langue francaise. Ein Uebungsbuch für Diejenigen, welche sich mit dem Geiste der französischen Sprache vertraut machen wollen; in Bezug auf die

Hirzel'sche Grammatik. Von F. C. Feller. Gr. 8. à 1 Fl. — 16 Gr.

Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. Von H. Zschokke. Fünfte verbesserte und mit Fortsetzung der neuesten Geschichte vermehrte Auflage. Wohlfeilste Schulausgabe auf ord. Papier. Gr. 12. à 56 Kr. — 9 Gr.

Histoire de la nation suisse par Mr. H. Zschokke, traduite de l'allemand par Ch. Monnard. Nouvelle édition. Gr. 12. à 1 Fl. — 16 Gr.

Das Goldmacherdorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute. Von H. Zschokke. — Fünfte wohlfeilste Auflage. Gr. 12. à 24 Kr. — 6 Gr.

Ausführliches Rechenbuch, sowol die Grundlehren mit ihren Beweisen, als deren mannichfache Anwendung in den Geschäften des Lebens umfassend, mit vielen ganz neu bearbeiteten Beispielen und mit vergleichenden Tafeln einheimischer und fremder Maße, Gewichte und Münzen. Von Fr. X. Bronner. Gr. 8. Auf ordin. Papier à 1 Fl. 45 Kr. — 1 Thlr. 4 Gr. Auf weiß Papier à 2 Fl. 15 Kr. — 1 Thlr. 12 Gr.

Diese sämmtlichen Schulbücher sind um die beigesetzten Preise in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz, und bei dem endesunterzeichneten Verleger zu haben.

Auch wird hiermit die Versicherung ertheilt, daß von obigen Schulbüchern keine neue Auflagen während dem Wintercurs vom October bis künftigen April 1835 erscheinen werden.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Im Verlage von J. Ph. Diehl in Darmstadt ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verzeichniss der Gypsabgüsse von den ausgezeichnetsten urweltlichen Thierresten des grossh. Museum zu Darmstadt, von Dr. J. J. Kauz.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe mit Abbildungen in elegant. Umsch. brosch. 7 Gr., oder 30 Kr. Rh.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt
des
königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Jahrgang 1834. 1ster Bd. 3tes Heft.

Preis des Jahrgangs in 2 Bänden oder 6 Heften brosch. 3 Fl.

Inhalt: I. Aufsätze und Abhandlungen. Ueber den sogenannten Wurm an den Weinblüten, von Professor Plieninger. — Ueber den Wiesenbau auf der Alp, von Oberhofgärtner Bosch zu Stuttgart. — Ueber die Entbehrlichkeit des Baumwachses, Harzes ꝛc. beim Veredeln überhaupt, nebst der Verfahrungsart, um ein sicheres und kräftiges Wachsthum frisch versetzter Bäume durch verstärkte Bewurzelung zu bewirken. Von Demselben. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle: Patentgesuch und Ertheilung eines Patentes auf eine verbesserte Art von Getreidemühlen. — Stand der Zöglinge an dem land- und forstwissenschaftlichen Institut im Sommerhalbjahr 1834 in Hohenheim. — Der Musterweinberg zu Mühlhausen. — Beiträge zu den Sammlungen. — Beiträge zur Bibliothek. — Die neuentdeckte Höhle zu Erpfingen. — Schlechte Vorsorge für Blitzableitung auf dem Lande. Wohlfeile Verrichtung dazu. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Verzeichniß in Würtemberg vorkommender zweifüßiger Insekten, vom Geh. Legationsrath v. Roser. — Verzeichniß der am Schlusse des Jahres 1833 in Würtemberg neu aufgefundenen Conchylien, mitgetheilt von Hrn. Graf von Seckendorf. — Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse des Jahres 1833; nach den Beobachtungen des Beobachtervereins in Würtemberg, von Prof. Plieninger. — IV. Auszüge und Notizen. Torf als Düngungsmittel. — Ueber die Wirkung des gebrannten Thons als Düngungsmittel. — Gewicht der Früchte zu Giengen an der Brenz vom Jahr 1833. — Sonderbare Erscheinung der Saftvertrocknung in den Bäumen in der Nähe von Schafen. — Verbreitung der Raupen durch die Luft. — V. Literatur. — VI. Meteorologische Chronik von Prof. Plieninger.

Stuttgart und Tübingen, im August 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Hanover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des königl. Archivs zu Hanover; von Friedr. Graf von der Decken, königl. hanov. General-Feldzeugmeister u. s. w. Vierter und letzter Theil. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr. (Preis für alle 4 Theile 6 Thlr. 12 Gr.)

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Dr. J. H. Wolf,
Deutschlands Geschichte
für
alle Stände deutscher Zunge, von den frühesten bis auf unsere Zeiten.
4 Bände.

Mit der versandten 16ten Lieferung ist nun dieses, mit seltenem Beifall aufgenommene treffliche vaterländische Werk vollendet. Es enthält 96 Bogen in Groſsoctav-Format, und kostet dennoch im Subscriptionspreise nicht mehr als 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. Nur die unerwartet große Anzahl der Subscribenten in allen Gegenden Deutschlands machte es möglich, diesen wohlfeilen Preis festsetzen und noch längere Zeit beibehalten zu können. Es ist das würdigste Geschenk für deutsche Söhne, und wir empfehlen es Vätern, Erziehern und Lehrern aus voller Ueberzeugung.

Collisionsanzeige.

Von den in London soeben herausgekommenen Werken:

Jacob faithful by Capt. Marryat. 3 vols.

France social, political etc. etc. by H. L. Bulwer. 3 vols.

The last days of Pompei by E. L. Bulwer. 3 vols.

sind bei mir deutsche Uebersetzungen unter der Presse und werden unverzüglich in den Buchhandel versandt.

Aachen, den 27sten September 1834.

J. A. Mayer.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann (Karl Dietrich),
Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen

bearbeitet von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Erster Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bothe, A.,

Grabdenkmäler im deutschen (gothischen) Styl,

für

Architekten, Bildhauer, Ornamentisten, Modelleure, Steinmetzen, Eisengießereien u. s. w. Mit Steinzeichnungen und einer Abhandlung über den deutschen Baustyl.

Folio. 12 Gr., oder 48 Kr.

Wer je in den traurigen Fall kommt, einem geliebten Hingeschiedenen ein Trauerdenkmal widmen zu müssen, der wird dazu in diesem Werke herrlich ausgeführte Ideen finden.

Frankfurt a. M. bei Siegmund Schmerber und in allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Archiv

für

Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

von

Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht.

I. — III. Band, gr. 8.

Auf unbestimmte Zeit **herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.**

Diese drei Bände des Archivs, über 70 Bogen stark, enthalten eine Reihe höchst interessanter Abhandlungen, deren Ueberschriften nur anzuführen, deren Verfasser zu nennen sind, um sowol Gelehrte als Solche, die nur belehrende Unterhaltung wünschen, auf dieselben aufmerksam zu machen. Herr Hofr. Schlosser führt als ein Kundiger uns durch das Paradies von Dante, nachdem Hr. Kortüm uns die merkwürdige Geschichte Ezzelino's da Romano aus dem 12. Jahrh. gegeben. Dann macht Herr Dr. Bercht uns mit dem Oberintendanten Fouquet und seinem Processe unter Ludwig XIV. Regierung bekannt und beleuchtet die dunkle Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske. Mit anerkannter Meisterhaftigkeit verbreitet sich Herr Hofr. Schlosser über die Entstehung der den Franzosen des 18. Jahrh. vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze, — schildert Frau von Staël und die Frau des Ministers Roland, und würdigt das Benehmen Napoleon's von Anfang der Revolution bis zum Jahr 1800 gegen dessen „neueste Tadler und Lobredner". Außer diesen größern Abhandlungen enthalten die 3 Bde. noch mehre kleine von Hrn. Dr. Bercht, Hrn. Prof. Aschbach und den Hrn. Rommel und Gervinus, denen ebensowol ein bleibender Werth nicht abgesprochen werden kann.

Bei M. DuMont-Schauberg in Köln ist in Commission erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Des jungen

Schweizers Seereisen,

in humoristisch-pittoresken Schilderungen wahrer Begebenheiten, nebst Skizzen über Corsica, Charakter, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, von O. von Bawier. 224 Seiten. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr. Rhein.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und zu haben:

Acht Tage in München.

Eine kurzgefaßte Beschreibung der in dieser Haupt- und Residenzstadt befindlichen Sehenswürdigkeiten,

als

unentbehrliches Handbuch für jeden Fremden.

Mit Holzschnitten à la Pfennig-Magazin.

8. Cartonnirt. 16 Gr.

Zur nähern Bezeichnung der Tendenz dieser Schrift sei es erlaubt, hier aus dem kurzen Vorwort auszuheben:

Unser Bestreben bei der Abfassung dieses neuesten Tableaus war darauf gerichtet:

1) alle Sehenswürdigkeiten in 8 Rahmen dergestalt zu fassen, daß der Reisende, selbst wenn er nur 8 Tage darauf verwenden könnte, doch Alles zweckmäßig in Augenschein zu nehmen im Stande wäre;

2) die größte Gedrängtheit vorwalten zu lassen, um nicht durch überflüssiges Beiwerk in der Beschreibung den Beschauer zu verwirren;

3) niemals durch einseitiges Raisonnement dem Urtheile des Beschauers von vorn herein eine Richtung geben zu wollen;

4) nur Das in den Kreis der Sehenswürdigkeiten zu ziehen, was historisches oder künstlerisches Interesse zu gewähren vermag; endlich

5) als Anhang, einige, dem Fremden nützliche Notizen beizufügen.

Alles Uebrige ist mit Absicht vermieden, weil wir es für den Zweck dieses neuesten Werkchens in dieser Art als untauglich erachteten. Wer Umfassenderes und Ausführlicheres wünscht, für den ist durch frühere Bestrebungen reichlich gesorgt, und haben wir, solchen Wünschen entgegenzukommen, wo es nöthig schien, treffende Citaten anderer Schriften beigefügt.

Demnach glauben wir die Literatur nicht mit einem überflüssigen Werkchen vermehrt zu haben und empfehlen es zu gefälliger Abnahme.

Zugleich erschien:

Munich et ses environs parcourus en huit jours.

Orné de vignettes, d'un plan de la ville etc.

8. Brosch. 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Für Lateinschreibende und Lateinlernende.

Unter allen bis jetzt vollendeten Wörterbüchern hat noch keines bei so billigem Preis die Vollständigkeit zugleich in Bogenzahl und innerer Güte erreicht als folgendes:

Deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach dem grössern für Gymnasien bearbeitet von

F. K. Kraft* und *M. A. Forbiger.

90 Bogen gr. Lexikonf. 2 Thlr. 18 Gr. Schreibp. 3 Thlr. 16 Gr.

Unbestritten und ohne Nebenbuhler ist der Werth des grössern Werks, dessen jetzige 3te wieder um 12 Bogen vermehrte Aufl. sich vorzüglich durch grössere Rücksicht auf Synonymik und grammatische Regeln auszeichnet:

Deutsch-lateinisches Lexikon.

Aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von

Dr. *F. K. Kraft.*

2 Bde. 171 Bogen gr. Lexikonf. 6 Thlr. Schreibp. 8 Thlr.

Schon durch die 4te Aufl. bewährte sich der Werth der

Geschichte von Altgriechenland.

Als Anleitung zum Uebersetzen bearbeitet von

Dr. *F. A. Kraft.*

23 Bogen gr. 8. 18 Gr. Schreibp. 1 Thlr.

Ernst Klein's literarisches Comptoir in Leipzig.

Menzel's Geschichte der Deutschen.

Dritte Lieferung.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Dritte Lieferung, 14 Bogen, bis zum Jahre 1240.

Gr. 8. Schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, brosch. Subscriptionspreis 1 Fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824—27) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 Fl., oder 15 Gr., somit für das ganze Werk auf 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr., festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Die 4te Lieferung wird eben verschickt; die 5te und 6te werden rasch aufeinander folgen, und mit Jahresschluß das Ganze vollendet sein.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 Fl. 36 Kr. (Verlag von Hallberger.)

— —, Rübezahl. Ein Märchen. 1829. 8. 1 Fl. 36 Kr.

— —, Narcissus. Ein Märchen. 1830. 8. 2 Fl.

— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Fünf Jahrgänge. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 Fl.

— —, Reise nach Oestreich. 1833. 8. 2 Fl. 45 Kr.

— —, Literaturblatt. 4. 1829—34. Jeder Jahrgang 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Oct. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Reich der Geister,

der

Wunder,

des

Priestertrugs und der Zauberei

von *r.

2 Bände, elegant broschirt, 2 Thlr. 6 Gr.

Es glaubt der Mensch in thörigter Verblendung
Er habe seinen Gott ein Haus gebaut
Doch nur das Reich der Priester wohnt darin.

Neue Auflage eines sehr geschätzten Werkes.

Soeben ist bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bildergalerie

der

Heimwehkranken.

Ein Lesebuch für Leidende

von

U. von Salis dem Aeltern.

3 Bde. 3te Auflage. 8. 3 Thlr., oder 4 Fl. 30 Kr.

In meinem Verlage ist vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott),

Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. Vier Bände. Gr. 8. 215 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist von diesem Werke erschienen:

Des fünften Bandes zweite Abtheilung,

enthaltend die Verbesserungen und Zusätze zur zweiten Auflage. Gr. 8. 13 Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei C. F. Post in Kolberg ist soeben erschienen und durch L. Hold in Berlin zu beziehen, auch an alle Buchhandlungen versandt:

Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1835 von Wilhelm Müller (aus St.-Petersburg). Inhalt: Des Blickes Mord. Schattenbilder. Der Hoffnungslose. 8. 272 S. Geb. 1 Thlr.

— — Dem Verrathenen; dem Laster und Verbrechen die heiligsten Gefühle entweihten, den der Freund hinterging, dem das Eheweib treulos ward, dessen Todesröcheln kein liebendes Herz vernimmt, und dessen gebrochenes Auge nur fremde Miethlinge auf dem einsamen Sterbebette anstarrt, sind diese Blätter geweiht. — —

Höchst interessante deutsche Literatur aus Nordamerika.

Vom Verfasser des „Legitimen", der „Transatlantischen Reiseskizzen", ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Virey
und
die Aristokraten,
oder
Mexico im Jahr 1812.

3 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr. — 7 Fl. 30 Kr.

Anzeige für Juristen.

In meinem Verlage erschien soeben als gehaltvolle Fortsetzung:

Zeitschrift für Civilrecht und Proceß.

Herausgegeben von Lindo, Marezoll, von Schröter. VIIten Bandes 3tes Heft. Gr. 8. Broschirt. Preis des Bandes von 3 Heften 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt dieses Heftes:

X. Ueber das Verfahren in geringfügigen Civilrechtssachen. Von Dr. W. H. Puchta, Landrichter in Erlangen. — XI. Ueber das jus rurandum in litem. Von von Schröter. — XII. Beiträge zu der Lehre vom juristischen Besitz überhaupt, und dem Pfandbesitz im Besondern. (Beschluß.) Von Dr. Sintenis, Advocat in Zerbst. — XIII. Ueber die exceptiones litis finitae und deren Verhältniß zu den proceßhindernden Einreden. Von Dr. A. Guyet, Privatdocent in Heidelberg.

Es ist gewiß hinreichend, nur auf den reichhaltigen Inhalt eines so allgemein als vorzüglich anerkannten Werks aufmerksam zu machen (um zum Ankauf des Ganzen einzuladen), daher ich bemerke, daß fortwährend vollständige Exemplare der ersten 6 Bände durch alle Buchhandlungen zum Ladenpreis von 12 Thlr., oder 21 Fl. 36 Kr., zu erhalten sind.

Gießen, August 1834.

B. C. Ferber.

Bei Unterzeichnetem erscheinen demnächst an Fortsetzungen:

1. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. 3me livr.
2. Grammaire nationale. 2e livr.
3. Thesaurus graecae linguae, ed. Hase et Dindorf. No. 7.
4. Wash. Irving's complete Works in One volume. Part. 2.
5. Shakspeare by Singer. Vol. 9, 10. Hiermit ist diese Ausgabe beendigt.
6. Poetische Erinnerungen an Italien. Zweite Lfg. mit 10 Stahlstichen kl. 4.
7. Glökler, C., Die Evangelien d. Marcus, Mathäus u. Lucas in Uebereinstimmung gebracht. Zweite und letzte Abthlg.
8. Univers pittoresque. } Zweite Serie.
9. Gemälde der Länder und Völker. }

☞ Für die erste Serie dieses Werkes tritt dann ein erhöhter Ladenpreis ein.

Frankfurt a. M.

S. Schmerber.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Frescobilder
aus dem Leben
des
genialen Gabriel Hippeltanz,
Directors einer herumstreichenden Komödiantenbande,
von
dem reisenden Kosmopoliten Anselmus Rabiosus.
Mit einem Kupfer.

8. Geheftet. 6 Gr., oder 24 Kr.

Dieses Büchelchen wird Freunden des Scherzes und der Satire viel Stoff zur Unterhaltung geben, da der durch mehre satirische Schriften bekannte Verfasser darin seiner scherzhaften Laune freien Lauf gelassen hat.

Unter der Presse ist und wird in einigen Tagen bei mir erscheinen:

Die letzten Tage von Pompeji. Von E. L. Bulwer, Verfasser von „Pelham", „Pilgrimme am Rhein u. s. w." Aus dem Englischen von O. von Czarnowski. Auch unter dem Titel: E. L. Bulwer's sämmtliche Werke. 9ter, 10ter und 11ter Band. 8. 3 Bände. Geh. 3 Thlr.

Zu gleicher Zeit erscheint von diesem Werke eine Taschenausgabe auf Velinpapier 4 Bändchen, elegant geheftet 1 Thlr.

Durch eine Uebereinkunft mit Herrn Bulwer bin ich im Stande, sowol dieses Werk als alle in Zukunft von ihm herauskommende Schriften gleichzeitig mit dem Original erscheinen zu lassen. Die Freunde des berühmten Schriftstellers erhalten demnach nicht nur eine schöne Octavausgabe, sondern auch eine sehr

wohlfeile und elegante Taschenausgabe weit früher als sie bisher Jemand zu liefern im Stande war.

☞ Alle Buchhandlungen nehmen einstweilen auf beide Ausgaben Bestellungen an.

Aachen.

J. A. Mayer.

Bei M. DuMont-Schauberg in Köln ist neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

A. CORN. CELSI MEDICINA.

Ediderunt, brevi annotatione indicibusque locupletissimis instruxerunt F. Ritter et H. Albers. XXXVI u. 402 S. 12. Geh. 1 Thlr.

Diese neue, von einem Prof. der Philologie und einem Prof. der Medicin veranstaltete, höchst correcte Ausgabe der acht Bücher des Celsus über die Medicin, dieses einzigen wahrhaft classischen Werkes der lateinischen Literatur in dieser Wissenschaft, wird gewiss jedem Mediciner und jedem praktischen Arzte eine willkommene Erscheinung sein.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hydraulisches Automat,

oder

ärostatische Wasserschleuße,

welche das Ablaufen eines durch sparsamen Zufluß auf jedes beliebige Maß gesammelten Wasserbetrages mit bedeutender Bewegungsgröße automatisch und periodisch bewirkt,

erfunden und beschrieben

von

Franz Xaver von Haeberl,

Med. Dr., k. bair. geheimen Rathe, Director und ordinirenden Arzte des allg. Krankenhauses, Ritter des Civilverdienstordens der bair. Krone und Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Mit einer Abbildung.

Gr. 8. Brosch. Preis 20 Gr.

Der längst rühmlich bekannte Hr. Verfasser macht hier eine Erfindung bekannt, welche ungemein günstigen Erfolg bereits in einem geringern Wirkungskreis lieferte, zu größern unzähligen andern Verrichtungen angewendet werden kann, und so ein wahres Perpetuum mobile genannt werden darf.

Für Elementar- und Volksschullehrer.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. C. Th. Pistor, Kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. Dritte Auflage. 8.

Auf mehrfache Anfederungen nach dem Plane seines Lehrbuchs der Geographie für Gymnasien und höhere Bürgerschulen ein Elementarbuch auszuarbeiten, welches durch Kürze und Wohlfeilheit vorzüglich für das Bedürfniß der Volksschulen und der untersten Classen in Gelehrtenschulen geeignet wäre, hat sich der geachtete Herr Verfasser zur Herausgabe dieses kurzen Lehrbuchs entschlossen. Die Anerkennung seiner Brauchbarkeit ist ihm auch nicht entgangen, indem schon nach zwei Jahren eine dritte Auflage nöthig wurde. Der Verleger hat seinerseits dies Büchlein möglichst gemeinnützlich zu machen gesucht, indem er den Preis nur zu 4 Gr., oder 18 Kr., gesetzt hat und bei Einführung in Schulen auf 25 Exemplare 3, auf 50 Exempl. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Exemplare 25 Freiexemplare gibt, welchen Vortheil auch jede andere Buchhandlung gewähren wird. — Für die Schulen des Großherzogthums Hessen und Herzogthums Nassau wird die ausführlichere Beschreibung dieser Länder hinzugegeben. Als Anhang findet man die Beschreibung von Palästina ausführlicher behandelt, abgedruckt.

Sackreuter, L. (evangel. Pfarrer zu Raunheim). Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen und andern Lehranstalten. 4te verbesserte Auflage. 8. 4 Gr., oder 18 Kr.

Bei Partien von 25 Exemplaren werden 3, bei 50 8, bei 75 10, und bei 100 Ex. 20 Freier. gegeben.

Die öftern nothwendig gewordenen neuen Auflagen sind der sicherste Beweis für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieses Schulbuchs.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berzelius, J., Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften. Eingereicht an die schwedische Akademie der Wissenschaften den 31sten März 1833. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Wöhler. 13ter Jahrgang. 398 Seiten. Gr. 8. 3 Fl.

Anzeige.

Die schönste Ausgabe auf weißem feinem Schweizer-Druckpapier ist nun auch vollständig in acht Bänden und in grobem Druck von den Stunden der Andacht, 17te Auflage erschienen, und in allen Buchhandlungen à 9 Fl., oder 6 Thlr., vorräthig zu haben; dieselbe 17te Auflage auf holdweißem Papier kostet 7 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr., jedoch ist davon der Vorrath nicht mehr beträchtlich. Seit mehren Jahren war dieses treffliche Werk nicht mehr gleich vollständig zu haben, und wir machen daher die Freunde desselben auf diese Ausgabe besonders aufmerksam, die vorzugsweise empfehlen zu werden verdient.

Die sechszehnte und wohlfeilste Auflage in Bibeldruckformat und in einem Band ist ebenfalls vollständig zu dem äußerst billigen Preis à 3 Fl. 45 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr., in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben, und findet besonders bei den unbemittelten Ständen einen sehr bedeutenden Absatz, da sie nun erst allgemeiner bekannt wird; aber auch von dieser Ausgabe ist der Vorrath nicht mehr beträchtlich.

Aarau, im October 1834.

H. R. Sauerländer.

Neuester Roman von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo,

oder der letzte Assassine.

Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Der im Jahre 1832 erschienene Roman „Scipio Cicala" (vier Bände, 6 Thlr.) erfreuete sich der ausgezeichnetesten Aufnahme von Seiten der Kritik wie der Lesewelt; in einem noch höhern Grade dürfte diese der „Belagerung von Gozzo" zu Theil werden, in welcher die Resultate großer Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Repertorium
der
gesammten deutschen Literatur,
herausgegeben
von
Ernst Gotthelf Gersdorf,
Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Diese Zeitschrift hat die schwierige Aufgabe, über alle in den Ländern deutscher Zunge erschienenen und in den allgemeinen Buchhandel gekommenen Druckschriften vom J. 1831, so weit diese bis jetzt erlangt werden konnten, möglichst schnell zu berichten, nach dem Urtheile sachverständiger Männer bisher genügend gelöst und bei Allen, die regen Interesse an den neuesten Erzeugnissen der deutschen Literatur nehmen, günstige Aufnahme gefunden. Unterstützt durch eine grössere Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt der Schriften in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, dass der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nützlich sein werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der grossen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstützung auch Seiten der Herren Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns versichert halten. Ueber 2000 Schriften sind bereits in den ersten Bänden angezeigt, und das Auffinden derselben durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse jedes Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literarhistorische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleisse aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt. Die ersten Bände enthalten Uebersichten der neuesten dänischen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, russischen, schwedischen und spanischen Literatur, die durch ausgedehntere Correspondenz künftig noch bedeutend erweitert werden sollen.

Das Repertorium erscheint regelmässig am 15ten und 30sten jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein bibliographischer Anzeiger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

„An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur“

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15ten Oct. 1834. ***F. A. Brockhaus.***

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Darstellungen aus der Gewerbskunde.

Ein Lehrbuch für Volksschulen und die Jugend; von Karl Friedrich Muhlert. Mit 100 Abbildungen verschiedener Künstler und Gewerbtreibenden bei ihren Arbeiten. 220 Seiten in gr. 8. Preis 16 Gr.

Wir bieten hier Schulen und als Bilder- und Lesebuch überhaupt der Jugend ein Buch, das einen leichten und ziemlich vollständigen Ueberblick über die Gewerbsthätigkeit bietet. Hauptsächlich dürfte dasselbe der Jugend zur Wahl einer Lebensbestimmung mit Vortheil in die Hände gegeben werden. Jeder der 100 großen Holzschnitte stellt die Beschäftigung eines Gewerbes dar und die Durchsicht derselben ist ebenso unterhaltend als belehrend.

Katechismus der Seifenbereitung,

oder Anweisung zur Anfertigung der gemeinen Wasch-, Soda-, venetianischen, marseiller, weichen oder grünen, der Fisch-, Woll-, Knochen-, Ammoniak-, wohlriechenden oder Toiletten- und anderer Seifen, der Seifenkugeln, des Seifenpulvers, des Seifenspiritus, der Sparseifen und Seifensurrogate für Seifensiedereien und Haushaltungen. Herausgegeben von Dr. Netto. 100 Seiten in 12. Preis 9 Gr.

Dieses Lehrbuch ist aus dem neuesten Standpunkte des Gewerbes bearbeitet und deshalb nicht allein für jede Hauswirthschaft, sondern auch Seifensiedern vom Metier zu empfehlen.

Der Tischler,

oder theoretisch-praktische Anleitung zum Erfinden, Zeichnen und Anfertigen aller Arten Meubles. Ein Handbuch sowol für Lehrer an Gewerbsschulen, als auch für Meister, Gesellen und Lehrlinge zur Unterweisung in den wenig bekannten praktischen Vortheilen, den festen Maßen des Ganzen und der einzelnen Theile, der Anordnung und Construction der Simse, Glieder und Verzierungen, den nöthigen Elementen der Mathematik, Architektur, sowie zur Anleitung in allem dem Tischler Wissenswerthen, namentlich zur Leitung der Anfertigung der Meisterstücke, erläutert durch deutliche Zeichnungen, welche zugleich als Vorlegeblätter in Gewerbs- und andern Schulen dienen können. Von Mercker, Architekt, Lehrer an der Sonntags- und polytechnischen Schule zu Leipzig. Erste Abtheilung, 6 Bogen in 8. 12 Kupfer in 4. Preis 16 Gr.

Dieses für jeden Tischler höchst wichtige Buch erscheint in

3 Abtheilungen,

welche spätestens bis Ende dieses Jahres in den Händen der verehrten Abnehmer sein werden.

Der Hauptzweck desselben ist Vollständigkeit, größte Faßlichkeit und leichte Anwendbarkeit.

Beschreibung einer zweckmäßig gebauten, neuen, zugleich zum Schnelldruck eingerichteten Steindruckpresse,

erfunden von T. Appel, Zeichnenlehrer in Elberfeld. Mit einer Kupfertafel in Querfolio. Preis 9 Gr.

Diese Presse ist in jeder Rücksicht vollkommen, weder schwer noch kostspielig zu bauen, nimmt wenig Raum ein und ist daher sehr empfehlungswerth.

Beschreibung und Abbildung einer neuen Maschine zum Reinigen aller Getreide-, Oel- und Kleesämereien. Erfunden von Th. Stein, Landwirthschaftsbeamten in Schlesien. In kl. 8. nebst Kupfer. Preis 6 Gr.

Diese vortreffliche neuerfundene Maschine empfehlen wir jedem Landwirthe zur schnellen Beachtung und Benutzung; sie bietet große Vortheile.

In meinem Verlage ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Atlantische Erinnerungen, Reisebilder aus Canada und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Th. Pavie. Aus dem Französischen. 2 Thle. 8. Brosch. 2 Thlr.

Der Verfasser entwirft in einem reichen blühenden Styl ein getreues Bild der Vereinigten Staaten in allen ihren Beziehungen. Scharfsinnige Reflexionen und eine immerfort geistreiche und interessante Darstellung machen dieses Werk zur angenehmsten Lecture. Vorzüglich können wir es aber Jedem anempfehlen, der nicht blos trockene statistische Notizen und dürre Reiseskizzen verlangt, sondern ein lebendiges Bild jenes wunderbaren Continents, der die Aufmerksamkeit und das Staunen Europas in immer erhöhterm Grade erregt, zu erhalten wünscht.

J. Janin, Der Glücksjäger. Novelle. Aus dem Franz. von Dr. B. 8. Brosch. 1 Thlr.

Vielleicht die geistreichste Erscheinung unserer Zeit. Von dem Herrn Uebersetzer sorgfältig bearbeitet, bietet dieses Büchlein ein würdiges Seitenstück zu den besten Dichtungen der neuern Zeit, und muß für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein

Braunschweig, 1834.

Ch. Horneyer

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Encyklopädisches Handbuch
für
angehende Wundärzte
verfaßt
von
Burkard Eble,

Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Augenheilkunde und der Geburtshülfe, ehemaligem akademischen Professor, jetzigem k. k. Regimentsfeldarzte, Bibliothekar und Oberaufseher der Zöglinge an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie und Lehrer der feldärztlichen Praktikanten im Hauptgarnisons-Spitale zu Wien.

Zwei Bände.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. Sächs.

Der Hauptzweck des vorliegenden Werkes besteht darin, der niedersten Classe von Wundärzten, den sogenannten Lehrlingen bei den bürgerlichen Wundärzten, ein Buch in die Hände zu geben, welches sie mit den wichtigsten und wesentlichsten Grundsätzen der Heilkunde, und namentlich der Wundarzneikunst, auf eine, ihrer individuellen Ausbildung angemessene und faßliche Art, gleichsam übersichtsweise vertraut macht, und so zur fernern bessern Ausbildung an der Schule im eigentlichen Sinne vorbereitet. In dieser Beziehung soll es für unsere Zeit ungefähr Das leisten, was Plenk's Anfangsgründe der chirurgischen Vorbereitungswissenschaften für angehende Wundärzte mit allgemeiner Anerkennung vor etwa 20 bis 30 Jahren geleistet haben. Der Verfasser war dabei vorzüglich bemüht, die vorgetragenen Lehren so viel thunlich in dem Geiste echter Wissenschaft und mit beständigem Hinblick auf den vorgeschriebenen neuen Plan des chirurgischen Studiums überhaupt, und so vorzutragen, daß die Schüler hier durchaus nichts finden, was mit den Hauptgrundsätzen ihrer spätern Lehrer im Widerspruch stehen könnte.

Das ganze Werk umfaßt folgende einzelne Doctrinen: 1. Anatomie. Diese ist am ausführlichsten unter allen abgehandelt. 2. Physiologie, ziemlich ausführlich. 3. Allgemeine Pathologie und Therapie blos im gedrängten Auszuge. 4. Pharmakologie. In dem speciellen Theil werden nur die unentbehrlichen Arzneimittel, und zwar tabellarisch, dagegen in einer eignen Rubrik alle von jedem einzelnen Arzneikörper, sowol in der Civil- als Militairpharmakopöe officinellen Präparate aufgeführt. 5. Receptirkunst. Enthält in Kürze alles Nothwendige; überdies als Zugabe eine Vergleichung der Thermometer von Réaumur, Celsius und Fahrenheit. 6. Das Rettungsverfahren bei Scheintodten, in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen, und bei Vergifteten. 7. Die Wundarzneikunst. Hier sind die einzelnen Abschnitte zwar nur im Allgemeinen, aber durchaus so bearbeitet, daß sich daraus die Erkenntniß und Behandlung jedes einzelnen Falles so ziemlich ableiten läßt; bei den Verrenkungen, Brüchen, sowie bei der Entzündung selbst, sind auch die hauptsächlichsten Arten ausführlich beschrieben. Die wundärztlichen Handleistungen zerfallen in allgemeine Hilfeleistungen, in die sogenannten blutigen Operationen, und in den Verband. In Bezug auf die erstern werden die Bähungen, Breiumschläge, trockenen Reibungen und Einreibungen, dann die Bäder und Einspritzungen vollständiger als in irgend einem chirurgischen Hand- und Vorlesebuche abgehandelt. Die Operationslehre beginnt mit den einfachsten Operationen, und führt von den zusammengesetzten blos die neun gebräuchlichsten auf. Als Anhang hierzu erscheint noch eine kleine Abhandlung über die hautröthenden und blasenziehenden Mittel. Das Ganze schließt mit der Verbandlehre, welche in der ersten Abtheilung Alles ausführlich enthält was zum Verband im Allgemeinen gehört; in der zweiten Abtheilung werden nur jene besondern Verbände genau beschrieben, welche am häufigsten nöthig sind. Dann folgt noch etwas Weniges über orthopädische Maschinen. Auf jeden Fall wird sich also dieses Werk durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes und dadurch empfehlen, daß die Literatur unserer Tage kein anderes, ähnliches besitzt.

Die
Krämpfe
in allen ihren Formen.
Naturgemäße und leichtfaßliche Anleitung
zur
Gründung und Bewahrung geistiger und körperlicher Gesundheit
beider Geschlechter.
Von
Leopold Fleckles,

Doctor der Heilkunde, Mitgliede der medicinischen Facultät in Wien, und praktischem Arzte in Karlsbad.

Gr. 8 Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 9 Gr. Sächs.

Diese neue, zeitgemäße medicinisch-populaire Schrift behandelt eine Gattung von Krankheiten, die in unsern Tagen an Zahl und Bedeutenheit zugenommen haben, und kein Geschlecht,

kein Alter und keinen Stand mit ihren qualvollen Erscheinungen verschonen. Vorzugsweise unterliegt das schöne Geschlecht diesen Leiden, und vielleicht aus keiner Ursache so häufig, als aus den vernachlässigten Störungen der Periode, auf die man bis jetzt in den meisten Schriften über Krämpfe, sowie im Leben selbst zu wenig Aufmerksamkeit verwendete. Diese Hauptquelle der oft lebensgefährlichen und langwierigen Nervenleiden des schönen Geschlechtes ist in dieser neuen Abhandlung ihrem ganzen Werthe nach gewürdigt, worin sich zugleich höchst beachtungswerthe Mittheilungen über das Wesen der Krämpfe und die sichere und naturgemäße Weise, ihnen zu begegnen, für das männliche Geschlecht reichlich vorfinden. Der verdienstvolle und durch seine medicinisch-populairen Schriften rühmlich bekannt gewordene Herr Verfasser hat hier eigne Erfahrungen mit bewährten frühern vereinigt, und eine nähere Ansicht des Inhalts wird Jedermann am besten von der Nützlichkeit und Vielseitigkeit dieses Werkes überzeugen.

Wohlfeilste Prachtausgabe.

Allen Buchhandlungen ist soeben der Prospectus nebst Probebestahlstich der:

PRACHTBIBEL,

oder die ganze

heilige Schrift

des Alten und Neuen Testaments

nach der

deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's.

Mit einer Vorrede vom Prälat. Dr. Hüffell.

In monatlichen Lieferungen auf schönstem Velinpapier in Imperial 8. gedruckt und 2 Stahlstichen.

Subscriptionspreis à Lieferung 8 Gr. (10 Sgr., oder 36 Kr. Rhein.)

Mit Verbindlichkeit auf das ganze Werk.

Vollständig in 12 monatlichen Lieferungen mit 24 Stahlstichen, die man zu den ausgezeichnetsten Leistungen in dieser Kunst rechnen wird.

Bei zwölf bezahlten Exemplaren eins frei.

zugesendet worden, und liegt zu Jedermanns Ansicht, sowie Subscriptionslisten zur Unterzeichnung auf dieses billige Unternehmen daselbst bereit.

Die erste Lieferung mit 2 höchst vollendeten Stahlstichen erscheint in Kurzem, und sofort jeden Monat eine neue Lieferung.

Leipzig und Karlsruhe, im September 1834.

Expedition der karlsruher Bibel.
W. Creuzbauer.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. Karl Richard Hoffmann, königlich baierischem Kreismedicinalrathe. Gr. 8. Velindruckpapier. 3 Thlr. 8 Gr. Sächs., oder 6 Fl. Rhein.

Das ärztliche Publicum erhält hier ein Werk, welches geeignet sein möchte,

einen eignen Wendepunkt in der Entwicklung der Arzneiwissenschaft

zu bezeichnen, indem es den ersten Versuch einer vergleichenden und Idealpathologie enthält.

Die vorliegende Krankheitslehre ist eine vergleichende, insofern die vorzüglichsten Krankheiten des Menschen mit gewissen Lebenszuständen und Lebensvorgängen niederer organischer Wesen verglichen werden.

Es ist zwar schon von Andern die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Krankheiten des Menschen Wiederholungen von Lebensprocessen niederer Organismen seien; allein es ist noch nicht der Versuch gemacht worden, dies für einzelne Krankheiten speciell und ausführlich nachzuweisen.

Hier werden die Skrofeln, Rhachitis, Bleichsucht, die Katamenien, die Lungenschwindsucht, Gicht, Hämorrhoiden und Steinbildung, die Wassersucht, der Krebs, Skorbut, die Entzündung, das Fieber, der Katarrh, Rheumatismus, das Rothlauf u. s. w., und selbst die Cholera als Wiederholungen bestimmter thierischer und pflanzlicher Lebensprocesse dargestellt. Es wird gezeigt, wie diese Krankheiten der periodischen Schalenbildung, Häutung, Geweihbildung, dem Larven- und Puppenzustande, der Gliedansetzung der Myriapoden, der Bildung von Keimkörnern und innern Sprossen, von Zwiebeln, Bulbillen und Knollen, der Knospung, dem Winter- und Sommerschlafe, dem Lebenszustande der Stammpolypen, den Bewegungen der Oscillatorien u. s. w. entsprechen.

Die letztgenannten Vorgänge bezeichnen tiefere Entwickelungsstufen des Lebens, die in ihrer Sphäre normal sind, die aber als Krankheiten erscheinen, wenn das höher entwickelte menschliche Leben, das sie längst überwunden hat, auf dieselben wieder zurückfällt.

Diese Krankheitslehre ist aber zugleich auch Idealpathologie, denn nach ihr sind die Krankheiten nicht bloße Affectionen des Organismus, bloße Abweichungen nach Quantität und Qualität, sie sind nicht blos in Fehlern der Säfte begründet, oder in Fehlern des thierischen Mechanismus, oder in abnormer Erregung, oder in Abweichungen der organischen Grundkräfte, der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität; sondern sie gründen in der Idee des Lebens selbst, indem diese in den Krankheiten auf bestimmte tiefere Stufen ihrer Entwickelung zurücksinkt, wie sie in pflanzlichen und thierischen Lebenszuständen und Vorgängen gegeben sind.

Die Idealpathologie ist die höchste Entwickelungsstufe der Krankheitslehre, welche alle übrigen, die Humoral- und Solidarpathologie, die Erregungstheorie, die chemische und mechanische, sowie die auf die organischen Grundkräfte gebauete Krankheitslehre, ebenso in sich aufnimmt, wie die Idee des Lebens das Höchste im Organismus ist, und alles Uebrige, was bei diesem noch in Betracht kommt, Form und Mischung, Festes und Flüssiges, organische Kräfte und Funktionen, blos die Offenbarung dieser Idee nach verschiedenen Seiten hin darstellt.

Die Erscheinung dieses Werkes ist nicht als ein zufälliges Ereigniß zu betrachten; vielmehr wird die Idealpathologie von dem Gange der Wissenschaft grade jetzt unabweislich gefodert, wo die Pathologie bereits alle niedern Sphären durchlaufen ist, und in der Verzweiflung, den wahren Standpunkt gewinnen zu können, theils in der Homöopathie sich selbst gänzlich aufgegeben hat, theils wieder zu ihrem Ausgangspunkte, der Humoralpathologie zurückgekehrt ist und so den alten Kreislauf zu wiederholen droht.

Stuttgart, September 1834.

P. Balz'sche Buchhandlung.

In der Büschler'schen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hippocratis Coi, de aëre, aquis et locis liber. Versio Foësii.

Preis 6 Gr., oder 7½ Sgr.

Diese lateinische Ausgabe eines der vorzüglichsten Bücher des Hippokrates wird bei der Wichtigkeit des Gegenstandes gewiß allen Aerzten und Studirenden willkommen sein, und durch allgemeinere Verbreitung dieser Lehre gewiß Nutzen stiften, da es bisher nirgend besonders gedruckt war.

Deutsche Sprachlehre
für Schulen.

Von

Max. Wilh. Götzinger.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Ladenpreis 15 Groschen oder 1 Gulden.

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

Der wissenschaftliche und pädagogische Werth dieser Sprachlehre für höhere Schulen ist schon beim Erscheinen der ersten Auflage anerkannt worden. Bei dieser neuen Bearbeitung hat der Verfasser Alles noch einfacher, deutlicher, dem Zwecke des Unterrichts angemessener darzustellen gesucht. Ueber den Werth des Buchs und den Gang, den der Verfasser nimmt, läßt sich die bekannte Zeitschrift: „Der Schullehrer des neunzehnten Jahrhunderts", in einer ausführlichen Beurtheilung (Heft XI) folgendermaßen vernehmen:

„Die Theorie des Verfassers ruht auf dem Satz: „„die Sprache als eine Schöpfung anzusehen, in der alle Theile in inniger Beziehung zu einander stehen"", und insofern er diese von andern Sprachforschern in einzelnen Theilen gefühlte, angeregte und behandelte Idee im Ganzen durchzuführen strebte, ist seine Arbeit ein Meisterstück zu nennen. Man suche also hier nicht, wie sonst, „„eine Zusammenreihung von zufälligen Regeln und Vorschriften"", sondern einen nothwendigen Zusammenhang derselben; nicht Bruchstücke von wenigern oder mehren übereinstimmenden Erfahrungen, sondern ein aus dem obersten Grundsatz „„des Zwecks der Mittheilung"" fließendes Lehrgebäude."

„Alles greift in diesem Gefüge des Systems wunderbar ineinander, und der Kenner braucht Monate, um das Ganze zu übersehen, das aber, wie mir jetzt schon vorkommt, in nothwendigem Zusammenhange steht. Ich verdanke dem zweimaligen Durchlesen schon sehr Vieles; ich hoffe durch weiteres Forschen, wie im ergiebigen Schacht, noch mehr zu gewinnen."

„Zu III. Satzlehre enthalte ich mich des Rühmens; in dieser Vollkommenheit und Gründlichkeit ist sie nirgend abgehandelt — ich verdanke ihr gar viel Belehrung in Beziehung auf die Wissenschaft der Sprachkunde, und wünsche auch Andern Geduld genug, sich bis zu diesem Haupttheil durchzuarbeiten; sie werden ihren Fleiß herrlich belohnt finden."

„Im Uebrigen: Periodenbau- und Versiehre übertrifft Hr. G. Alles, was ich bisher darüber gelesen habe."

„Ich glaube, zur Lesung, Erforschung und Benutzung dieser Ursprachlehre hinlänglich eingeladen zu haben. Die Bemerkung aber kann ich dem Leser nicht vorenthalten, daß von nun an der Unterricht in einer fremden und gar todten Sprache zur vorgeblichen formellen Geistesbildung nicht mehr vermißt werden kann. Hier ist mehr als irgend eine lateinische Sprachlehre geben kann; hier kann jeder Lateiner Denkübungen anstellen, die ihn hinlänglich und nützlich beschäftigen. Doch wie lang wird es noch anstehen, bis die Vorurtheile der überall beschützten philologischen Elementarbildung ausgerottet sind! Merkwürdig ist der schöne, correcte, sparsame Druck bei einem Preis von 1 Fl. Rhein. für 33 Bogen."

Diesen Bemerkungen, welche nur den Gang der Sprachlehre betreffen, fügen wir noch Folgendes bei: Götzinger's Grammatik unterscheidet sich von allen für höhere Anstalten bestimmten Sprachlehren durch mehre sehr wesentliche Vorzüge. Sie umfaßt zuerst das ganze Gebiet der Sprachlehre, nicht blos Laut-, Wort-, und Satzlehre, sondern auch Periodenbaulehre und Verslehre. Sie entwickelt zweitens nicht blos die einzelnen Erscheinungen der Sprache, sondern belegt und erläutert jede aufgestellte Erklärung durch ausgesuchte Beispiele aus den besten deutschen Schriftstellern; Beispiele, die auch dem Inhalte nach mit größter Sorgfalt ausgewählt sind. Sie liefert drittens zugleich eine Menge Stoff zu eignen Ausarbeitungen für den Schüler, wodurch diesem das Verständniß über die aufgestellte Erklärung am besten gelöst und seine Geistesthätigkeit vielfach geübt wird. Durch diese Aufgaben, welche mehr als ein Drittheil des Buches ausmachen, wird diese Sprachlehre eine wahrhaft praktische.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind vollständig erschienen, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

SHAKSPEARES
Dramatische Werke,

übersetzt und erläutert

von

Johann Wilhelm Otto Benda.

19 Bände, auf Druckpapier in Taschenformat 151½ Bogen groß Median, 5 Thlr. 12 Gr.;

— — auf Schreibpapier in 8. 372 Bog., 11 Thlr. 18 Gr.

Die vorliegende, vollständige Uebersetzung ist außerordentlich treu, zugleich fließend und ohne Zwang. Treu gibt sie die Bilder des Originals, den Ausdruck des Gedankens und der Empfindungen, selbst die Worte Shakspeare's wieder, wenn die deutsche Sprache es erlaubt. Sie ist allgemein verständlich, ebenso verständlich als das Original, obgleich sie nur wenige Verse mehr als das Original hat, fast immer mit einer langen Spitze den fünffüßigen Jamben schließt, und reimt, wo Shakspeare gereimt hat.

Hausbuch des geographischen Wissens.

Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für das Bedürfniß der Gebildeten jedes Standes.

Frei bearbeitet nach dem „Abrégé de géographie" des

A. Baldi

von

Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune.

2 Bände. Gr. 8. Broch. Preis 5 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen 8ten Hefte ist dies treffliche Werk vollendet, und somit der geographischen Wissenschaft ein neuer Reichthum zugeführt, der an Genialität und passender Form ohne Ruhmredigkeit den ersten Zierden unserer Literatur angereiht werden kann. Die Namen der 5 Geographen, die an der Spitze unserer deutschen Bearbeitung stehen, sind Bürge für die Leistungen, und wie die seitherige, so wird auch ferner die Theilnahme des gebildeten Publicums unserm Werke nicht fehlen.

Günz, im September 1834.

Karl Reichard.

In Commission bei Fr. Volckmar in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henke (Adolf),

Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin.

Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin.

Fünfter Band.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Die ersten vier Bände dieses ausgezeichneten Werkes, erschienen in zweiter Auflage 1822—30, kosten 6 Thlr. 12 Gr.; sämmtliche fünf Bände nun 8 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei dem Unterzeichneten sind jetzt wieder vollständig zu erhalten:

Erfahrungen aus dem Gebiete
der Landwirthschaft
gesammelt von
Friedrich Schmalz.
Sechs Bände. Gr. 8. 6 Thlr. 14 Gr.

Leipzig, im October 1833.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart sind soeben folgende Fortsetzungen erschienen:

Der Himmel,
seine Welten und seine Wunder,
oder
gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems.
Von
J. J. Littrow,
Director der k. k. Sternwarte in Wien.
Mit Sternkarten, gestochen von Pobuda und Rees.
Drei Bände in Lieferungen zu 54 Kr. — 12 Gr.
Zweite Lieferung (Schluß des ersten Bandes).
Mit Figur 1—26 der astronomischen Zeichnungen.

Deutschland und seine Bewohner,
ein
Handbuch der Vaterlandskunde
für alle Stände.
Bearbeitet von
K. Fr. Vollrath Hoffmann.
Fünfte (zweiten Bandes erste) Lieferung.
Preis 54 Kr. — 12 Gr.

Allgemeine
Naturgeschichte
für alle Stände,
von
Professor Oken.
Zwölfte, dreizehnte Lieferung. Preis 18 Kr. — 5 Gr. für die Lieferung.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, deren sich obige drei Werke erfreuen, macht es den Herren Verfassern sowie dem Verleger zur angenehmen Pflicht, wie bisher die Fortsetzungen gediegen, in würdiger Ausstattung und regelmäßiger Folge zu liefern.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Des Herrn Geheimenkirchenraths und Professors,
Dr. C. Daub
Darstellung und Beurtheilung
der
Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.
Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben, und mit einigen Zusätzen über
die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe ꝛc.
begleitet von
Dr. J. C. Kröger,
Katecheten im Waisenhause zu Hamburg.
(Altona, bei J. F. Hammerich. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.)

Diese wichtige Schrift ist aus den Vorlesungen, welche der Herr Verfasser 1832 und 1833 über die Lehre von der Willensfreiheit gehalten, hervorgegangen. Wir dürfen nur auf den Inhalt hinweisen, um alle Freunde eines ernsten Studiums, alle Schüler und Verehrer des Verfassers auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches den Theologen und Juristen, den Philosophen und Pädagogen gleich stark interessirt, und bei des Verfassers anerkannten Schärfe des Geistes und Gründlichkeit des Forschens mannichfaltige Belehrungen und neue Ansichten darbietet. Der praktische Indifferentismus ist hier in der Theorie und Praxis dargestellt, beurtheilt, und sein Unterschied vom dogmatischen nachgewiesen; der praktische Fatalismus in seinem Unterschiede vom ästhetischen und von sich selbst als der empirische und intelligible, als Prädestinations- und Verhängnißlehre ꝛc. behandelt, und von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Herausgeber, einem frühern Schüler und Freunde des Verfassers, mit Liebe und Eifer zum Druck befördert. Die Zusätze desselben, aus frühern Vorträgen des Herrn Verfassers: über die christliche Lehre von der Willensfreiheit, den Begriff von Persönlichkeit nnd Willensfreiheit, die Lehre vom Gewissen und von der Todesstrafe, sind mit Umsicht gewählt, berühren so allgemein interessante Gegenstände, und verbinden die Lehre von der Freiheit mit der Lehre vom Gewissen auf eine so zweckmäßige Weise, daß das Werk als eine der wichtigsten ethischen Monographien erscheint.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
(**BIBLIOTHEK UNTERHALTENDER WISSENSCHAFTEN.**)

VI. Neueste Reise in Palästina.
Aus dem Englischen. Mit Ergänzungen und Zusätzen aus den besten Werken über Palästina und 22 Abbildungen. In 8. Preis 16 Gr.

Dieses Werk, das Resultat der Forschungen und Beobachtungen eines englischen Touristen, enthält außer manchem anziehenden Reiseabenteuer und beiläufigen Notizen über Scenerei

u. dgl., schätzbare Bemerkungen über die heiligen Alterthümer Palästinas. Vorzüglich haben Jerusalem, Bethlehem und andere durch das Leben und Wirken des Erlösers berühmte Orte dem Verfasser vielfältige Gelegenheit zu interessanten Schilderungen gegeben, die zugleich manche geschichtliche Dunkelheit aufhellen.

Früher erschienen von dieser Bibliothek:

I. Alexander von Humboldt's Reisen und Forschungen. 1 Thlr. 8 Gr. II. Die Baukunst der Vögel. 1 Thlr. 16 Gr. III. Pompeji. 1ster Band. 1ste und 2te Abtheilung. 2 Thlr. IV. Die Neuseeländer. 1 Thlr. 16 Gr. V. Entdeckungen und Abenteuer in den Polarseen. 1 Thlr. 12 Gr.

Zur Geschichte, Cultur und Classification der Georginen oder Dahlien.

Von W. Gerhard. Mit 5 col. Kupfertafeln. In gr. 8. Preis 1 Thlr.

Jedem Blumenfreunde und Gartenbesitzer muß dieses Büchlein eine willkommene Gabe sein. Er findet in demselben das Geschichtliche einer der schönsten Schmuckpflanzen unserer Gärten, ihre Systematik, die Beschreibung aller ihrer Theile und Belehrung über ihre Cultur, Vermehrung und Ueberwinterung.

Erläuterungen der Staatswirthschaftslehre

durch allgemein verständliche Erzählungen. Aus dem Englischen der Henriette Martineau. Nr. II. Der Hügel und das Thal. Eine Erzählung. 158 Seiten in 12. Preis 9 Gr.

Reiterkatechismus,

oder

theoretischer Reitunterricht

für alle Stände. Nach den reinen und wahren Regeln der Kunst bearbeitet von Klatte, königl. preuß. Rittmeister außer Dienst, akademischen Stallmeister der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Inhaber der großen goldenen Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft. Zweite, sehr verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. In 8. Preis 12 Gr.

Dieses beifällig aufgenommene Werk, welches so einfach und verständlich als möglich geschrieben ist, soll dem Naturreiter einen Anhaltspunkt und dem Schüler einen Leitfaden beim praktischen Unterricht bieten. Wenn auch das Reiten nur durch Uebung erlernt werden kann, so ist es doch auch gewiß, daß ein vorhergegangener theoretischer Unterricht gleichsam der Wegweiser zur Ausführung ist, weshalb wir auch jedem Lehrer der Reitkunst diesen Katechismus für seine Schüler empfehlen.

Schaffer's
neues französisches Handwörterbuch.

Alle Lehrer und Lernende der französischen Sprache sowie Geschäftsmänner werden hiermit auf das höchst zweckmäßige neue französisch-deutsche und deutsch-französische

Wörterbuch von J. J. Schaffer

aufmerksam gemacht, wovon der erste Theil (französisch-deutsch) soeben bei Hahn in Hanover vollständig erschienen und 91 Lexikon-Bogen stark, nicht mehr als 3 Thlr. kostet. Der zweite Theil wird im künftigen Jahre zu gleichem Preise nachgeliefert. Ausführlichere Ankündigungen und Proben sind durch alle Buchhandlungen gratis zu haben.

Es bedarf diese neue verdienstliche vieljährige Arbeit des Herrn Schaffer keiner weitern Empfehlung, nachdem von dessen allgemein verbreiteter franz. Grammatik kürzlich schon eine neunte Auflage (21 Gr.) erfoderlich ward!

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich der Große,

zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeußerungen von ihm, aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von Karl Müchler. Gr. 8. 43½ Bogen, geh. Druckpap. 2 Thlr. 8 Gr.; Schreibpap. 2 Thlr. 16 Gr.; Velinpap. 3 Thlr.

Folgende Bücher sind von uns im Preise herabgesetzt und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten des Geschlechts von Alvensleben und dessen Gütern, mit Vignetten. 3 Bände. Gr. 8. 96 Bogen. Sonst 8 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Wohlbrück, Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. 3 Bände. Gr. 8. 114 Bogen. Sonst 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Wohlbrück, Versuch einer Geschichte des Ordens de la générosité und des daraus entstandenen Ordens pour le mérite. Gr. 4. 2 Bogen. Sonst 8 Gr., jetzt 2 Gr.

Soeben ist im Verlage bei F. Rubach in Magdeburg erschienen:

Amts- und Terminkalender

für

Kreis- und Ortsbehörden, Prediger, Lehrer und sonstige Beamte im Königreiche Preußen.

Auf das Jahr 1835.

Von dem königlichen Regierungssecretair Seeger.

Preis 20 Sgr.

Inhalt:

I. Uebersicht der feststehenden oder bestimmten Amtsverrichtungen der Kreis- und Ortsbehörden. II. Desgleichen der Amtsverrichtungen der Diöcesenbehörden und Prediger. III. Schreib- und Terminkalender. IV. Das königliche Haus nebst specieller Uebersicht der obersten Staatsbehörden, der Ministerien, Regierungen, sowie sämmtlicher Kreis- und Diöcesenbehörden des Königreichs. V. Die Titulaturen dieser Behörden und der höchsten Staatsbeamten. VI. Uebersicht von dem Zustande und den Fortschritten der Lehrer-Bildungsanstalten und dem Bürger- und Landschulwesen in der Provinz Sachsen in dem Zeitraume von 1816—33.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

C. Valerii Catulli *Veronensis*

Carmina

annotatione perpetua illustravit

Frid. Guil. Doering.

(Altonæ, J. F. Hammerichii. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.)

In dieser neuen Ausgabe eines der originellsten und lieblichsten Dichter der Römer erhält das philologische Publicum nicht etwa nur eine verbesserte Auflage der vor fast 50 Jahren von dem Herrn Ober-Conf.-Rath Döring veranstalteten Edition, sondern eine völlig neue Bearbeitung des Dichters. Der Commentar in der bekannten mustergültigen Latinität des Herausgebers verfaßt, gibt eine bündige und geschmackvolle, die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten lösende, sowie die neuesten kritischen Forschungen berücksichtigende Erklärung, und

ist — was zu nicht geringer Empfehlung gereichen wird — vor dem Abdruck dem geistreichen Freunde des Herausgebers, dem Herrn G. H. R. Friedrich Jacobs, dessen Erinnerungen benutzt sind, zur Durchsicht mitgetheilt. Eine wohlgeordnete Uebersicht der metra des Catull, nach Robbe, und zwei vollständige, mit musterhafter Genauigkeit gearbeitete Indices erhöhen den Werth dieser Ausgabe, durch welche sich der berühmte Herausgeber im hohen, aber noch frischen Alter ein neues Verdienst um den Liebling seiner Jugend erworben hat. Diese Andeutungen werden hinreichen alle Philologen auf diese vortreffliche Ausgabe des Catull aufmerksam zu machen.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher
des kaiserl. königl.
polytechnischen Institutes in Wien.
In Verbindung mit den Professoren des Institutes
herausgegeben von dem Director
J. J. Prechtl,
k. k. wirkl. Regierungsrathe und Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Achtzehnter Band.

Gr. 8. Wien, 1834. Mit fünf Kupfertafeln. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 3 Thlr. Sächs.

Der vorliegende Band dieses, bekanntermaßen an Originalarbeiten ausgezeichneten, periodischen Werkes enthält mehre wichtige und interessante Abhandlungen aus dem Gebiete der Technik (darunter die Beschreibung einer neuen vortheilhaften Construction eines Ziegelofens von B. von Dalwig); außerdem eine vollständige Uebersicht aller in dem Zeitraume von 1850—32 bekannt gewordenen chemischen Entdeckungen; dann das Verzeichniß der in der östreichischen Monarchie im Jahre 1832 auf Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen ertheilten Privilegien.

Die bisher erschienenen achtzehn Bände dieses Werkes (der erste in einer neuen Auflage) kosten zusammen 60 Thlr. Sächs.; einzeln aber kostet der erste bis sechste Band jeder 4 Thlr. Sächs., die übrigen 3 Thlr. Sächs.

Ueber
Zölle, Handelsfreiheit
und
Handelsvereine
mit Berücksichtigung
von
Mac Culloch's Abhandlung über Handel und Handelsfreiheit,
von
Moritz Jul. Fraenzl,
Doctor der Rechte, Supplenten der politischen Wissenschaften an der Universität, und supplirendem Professor der Staatenkunde am Theresiano.

Gr. 8. Wien, 1834.
In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Die Erscheinung einer Schrift, wie diese, muß grade im jetzigen Zeitpunkte allen an der Sache Theilnehmenden sehr erwünscht sein. Der darin behandelte Gegenstand ist im höchsten Grade zeitgemäß, und hat noch überdies ein allgemeines und bleibendes Interesse, insofern mit demselben eine sehr wichtige Principienfrage zur Sprache gebracht und in Erörterung genommen wird. Inzwischen hat sich der Herr Verfasser nicht damit begnügt, dieselbe blos theoretisch durchzuführen, sondern er behält die vorhandenen materiellen Interessen der besprochenen Staaten stets im Auge, obschon ihm, wie billig, das vaterländische zunächst und vorzugsweise am Herzen liegen mußte. Außerdem verdient auch der Umstand daß man hier die staatsökonomischen Systeme aus dem Gesichtspunkte der höhern Politik gewürdigt findet, um so mehr Beachtung, je seltener einzelne Abhandlungen politischen Inhalts die Presse verlassen. Daß zugleich auch eine Widerlegung des jetzt so gefeierten Mac Culloch von unserm Herrn Verfasser versucht worden ist, wird das Interesse an seiner gehaltvollen Schrift nur erhöhen, die sonach dem sachverständigen Publicum in aller Hinsicht empfohlen zu werden verdient.

Bei C. F. Steinacker in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amerika und die Auswanderung dahin.
Zum Bedenken des Bedenklichen für Amerikaner und Deutsche. Gr. 8. Brosch. à 10 Gr.

Die Aufhebung der Todesstrafe,
die Abschaffung des Lotteriespiels als Volksspiels und die Herstellung der christlichen Einheit in der christlichen Kirche.
Gr. 8. Brosch. à 12 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Letzte Novellen
von
L. F. Freiherrn von Hilderbeck.
1 Band. 8. Elegant geheftet. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Der Verfasser hat seit einer langen Reihe von Jahren durch seine beliebten Romane, von der Urne im einsamen Thale an bis zum Specialgericht, sich einen großen Kreis freundlicher Leser erworben. Mit Vergnügen werden sie obige Erzählungen empfangen, in denen der wackere Verfasser Abschied von seinem Publicum nimmt.

Menzel's Geschichte der Deutschen.
Dritte Lieferung.
In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen
von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten
von
Wolfgang Menzel.
Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in
EINEM BANDE,
in sechs Lieferungen.
Dritte Lieferung, 14 Bogen, bis zum Jahre 1240.
Gr. 8. Schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, brosch.
Subscriptionspreis 1 Fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824 — 27) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, das derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie

geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 Fl., oder 15 Gr., somit für das ganze Werk auf 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr., festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Die 4te Lieferung wird eben verschickt; die 5te und 6te werden rasch aufeinander folgen, und mit Jahresschluß das Ganze vollendet sein.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 Fl. 36 Kr. (Verlag von Hallberger.)
— —, Rübezahl. Ein Märchen. 1829. 8. 1 Fl. 36 Kr.
— —, Narcissus. Ein Märchen. 1830. 8. 2 Fl.
— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Fünf Jahrgänge. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 Fl.
— —, Reise nach Oestreich. 1833. 8. 2 Fl. 45 Kr.
— —, Literaturblatt. 4. 1829—34. Jeder Jahrgang 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Oct. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Herabgesetzter Preis.

Hahnzog's Lehrbuch der Militairgeographie,

2 Bände 71 Bogen,

nebst Liechtenstern's Atlas in 4 Blatt

des größten Landkarten-Formats.

Magdeburg bei Rubach.

Ladenpreis 6 Thlr. 21 Gr., für 2 Thlr. 21 Gr.

Durch alle Buchhandlungen bis Ende 1834 zu beziehen.

Anzeige

das

Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker

betreffend.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Staats-Lexikon, oder Encyklopädie der Staatswissenschaften,

in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von

Karl von Rotteck und Karl Welcker.

Ersten Bandes erste Lieferung.

Nachricht für das respective Publicum.

Dieses Werk wird, wie schon der Titel besagt, sämmtliche politische Wissenschaften, also das Staats- und Völkerrecht, die Constitutionslehre, die Nationalökonomie, die Policei- und Finanzwissenschaft und das Wichtigste aus der Statistik, überhaupt Alles, was dem Staatsbeamten und Rechtsgelehrten, dem Ständemitglied, dem Gutsbesitzer, dem Kaufmann und Fabrikanten u. s. w. in politischer Hinsicht zu wissen nöthig und interessant sein mag, umfassen. Zugleich wird es den deutschen ständischen Verfassungen und Verhandlungen vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, und auch über die bedeutendern politischen Persönlichkeiten, Minister und Ständemitglieder, Nachrichten und Beurtheilungen enthalten.

Die Namen der berühmten Herren Herausgeber machen jede Anpreisung überflüssig, und werden die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums auf ein Werk lenken, das zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit gerechnet werden muß.

Der Subscr.-Preis ist für jede Lieferung 12 Gr. (15 Sgr.), wird aber beim Erscheinen der fünften Lieferung aufhören und sodann ein bedeutend erhöhter Ladenpreis eintreten.

Altona, im October 1834.

Johann Friedrich Hammerich.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Dänemarks u. s. w. ist dieses Werk zum Subscriptions-Preis zu haben.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. Schäffer,

Der Neujahrsgratulant, oder Sammlung von 51 Neujahrwünschen für Kinder an ihre Aeltern; mit besonderm Bezug auf Bildung und Alter der Kinder. 1832. (8 Gr.) 10 Sgr.

Der gesammten Geschäfts- und Lesewelt kann

Heinsius, Wörterbuch der deutschen Sprache

mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung. 4 Bände. Gr. 8. Hanover, bei Hahn.

als ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Studium der deutschen Sprache, bei der Lecture belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bei allen schriftlichen Arbeiten und zugleich als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch um so mehr empfohlen werden, da dieses geschätzte Werk nicht nur ganz vollständig, sondern auch verhältnißmäßig so höchst billig ist, daß der Bogen in groß Lexikonoctav nur circa 7 Pf. — also das Ganze, 353 Bogen stark, 10 Thlr. auf Druckpapier (und 13 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpapier) kostet.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes fünftes Heft.

(XXXVII.)

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff, königl. sächs. Generallieutenant der Cavalerie. Von Karl Falkenstein.

Rasmus Christian Rask.

Miscellen.

Vincenzo Monti.

Henry Raeburn.

James Hogg.

Barnave.

Mirabeau der Aeltere.

Das sechste Heft des fünften Bandes erscheint im December 1834.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thaddäus Kosciuszko,
nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben
geschildert von
Karl Falkenstein.
Zweite, umgearbeitete, mit dem (schön lithographirten) Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß. Lithogr. von C. Zoellner. Abdrücke auf chines. Papier in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Im Verlag der Fr. BRODHAG'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheint in 6 Lieferungen, und ist die erste Lieferung in allen Buchhandlungen zu haben:

CORPORIS PHILOSOPHORUM
OPTIMAE NOTAE
CONTINUATIO.

JORDANI BRUNI
NOLANI
SCRIPTA,
QUAE LATINE CONFECIT, OMNIA
IN UNUM REDEGIT CORPUS,
PRAEFATIONE INSTRUXIT, MENDISQUE EXPURGAVIT
INNUMERIS
A. Fr. GFRÖRER,
BIBLIOTHECAE STUTTGARDIANAE PRAEFECTUS, ACADEMIAE ANTIQUITATIS BOREALIS STUDIOSORUM, QUAE HAVNIAE DANORUM FLORET, SOCIUS.

Preis der Lieferung 15 Gr., oder 1 Fl.

Unter allen Philosophen des XVI. Jahrhunderts kommt keiner an Schwung, Tiefe und Erhabenheit dem berühmten Italiener Giordano Bruno gleich, dessen lateinische Werke hier in einer neuen schönen Ausgabe dem Publicum dargeboten werden. Bruno, schon bei Lebzeiten in hohem Ansehen, zog sich durch die Originalität seiner Ansichten in einem solchen Grade den Hass der Mönche zu, dass er auf eine tragische Weise endete. Er wurde im Jahr 1600 zu Rom auf Befehl des Inquisitionstribunals verbrannt, nachdem er sich beharrlich geweigert, Widerruf zu thun. Seit seinem Tode ist sein Ansehen fortwährend gestiegen; und unter den Deutschen hat ihn in unserer Zeit Schelling in einer eignen Schrift hoch gefeiert.

Dass aber der hohe Genuss, den seine Schriften jedem Kenner der Philosophie gewähren, nicht allgemeiner werden konnte, hinderte bis jetzt die unglaubliche Seltenheit und der hohe Preis derselben. Diese Seltenheit war hauptsächlich in Folge des mönchischen Hasses, der Bruno auch nach seinem Tode, durch die Vernichtung seiner Geistesproducte, verfolgte, so gross geworden, dass man letztere mit Gold aufwog, und z. B. einen einzigen kleinen Tractat Bruno's in einer Auction zu London vor etwa 60 Jahren mit 300 Gulden bezahlte.

Um so mehr ist zu erwarten, dass diese neue Edition, zu welcher die dresdner Bibliothek, die einzige Besitzerin der sämmtlichen Werke Bruno's, dem Herausgeber die Originalien lieferte, dem philosophischen Publicum eine angenehme Gabe sein werde.

Goethe's und Uhland's Portraits.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind erschienen und können durch alle solide Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Bildniss,
in Stahl gestochen auf chinesisch Papier in Quart.
Preis 1 Fl.

Ludwig Uhland's Bildniss,
in Stahl gestochen auf chinesisch Papier in Quart.
Preis 1 Fl.

Diese wohlgetroffenen Portraits werden den vielen Freunden und Verehrern beider Dichter, sowie den Besitzern der frühern Auflagen von Uhland's Gedichten gewiß eine sehr willkommene Gabe sein.

Stuttgart und Tübingen, im Octbr. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichten Besessener neuerer Zeit.
Beobachtungen aus dem Gebiete
kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen
von **Justinus Kerner,**
nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer
über Besessensein und Zauber.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. Sächs., oder 1 Fl. 48 Kr. Rheinisch.

Diese für Theologen, Psychologen und Aerzte sehr merkwürdige Schrift enthält: 1) Bemerkungen über Besessensein besonders in geschichtlicher Hinsicht. 2) Die Geschichte des Mädchens von Orlach in ihrer ganzen Vollständigkeit. 3) Geschichte der Besessenen u. 4) Die Geschichten Besessener vom Jahre 1829, 1714, 1766, 1559.

All die in dieser Schrift erörterten Fälle mahnen uns lebendig an die im Neuen Testamente erzählten Thatsachen von Besitzungen und lernen uns einen neuen Pol magnetischer Erscheinungen, nämlich den kakodämonisch-magnetischen, kennen.

Diesen rein beobachteten Phänomenen von Justinus Kerner, sind Reflexionen über Besitzung und Zauber von Eschenmayer angehängt, durch die die christliche Philosophie eine interessante Bereicherung erhält.

Karlsruhe, im October 1834.

G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen, welche die Fortsetzung verlangt haben, gesandt:

Die 3te Lieferung der

PFENNIG-AUSGABE

der

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum ersten Mal aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt

von

Max Habicht, F. H. von der Hagen u. Karl Schall.

15 Bändchen, mit Titelvignetten.
Auf feines Velindruckpapier.

Bedingungen der Anschaffung.

Um die Anschaffung zu erleichtern und Jedem möglich zu machen, erscheint diese Ausgabe:

1) in 5 Lieferungen, jede von 3 Bändchen, auf feinem Velindruckpapier und sauber geheftet:

2) zu folgenden ungemein wohlfeilen Preisen, als

für die 1ste Lieferung in 3 Bändchen von 52¼ Bogen: 21 Gr.
" " 2te Lieferung in 3 Bändchen von 46 Bogen: 21 Gr.
" " 3te Lieferung in 3 Bändchen von 47 Bogen: 21 Gr.
" " 4te Lieferung in 3 Bändchen von 48¼ Bogen: 21 Gr.
" " 5te Lieferung in 3 Bändchen von 60½ Bogen: 1 Thlr.

Zusammen 254 Bogen zu 4 Thlr. 12 Gr.; wofür selbst keine der durch Druckfehler und Auslassungen verunstalteten Nachdruckerausgaben zu haben ist.

3) Die Zahlung geschieht für jede Lieferung einzeln, bei deren Ablieferung.

4) Jeder Subscribent wird aber zur Abnahme aller 5 Lieferungen verpflichtet.

5) Einzelne Lieferungen können nicht abgelassen werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Buchhandlung Joseph Max und Comp.
in Breslau.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die wahre und die scheinbare Bahn des

Halley'schen Kometen

bei seiner Wiederkunft im Jahre 1835 anschaulich dargestellt und allgemein faßlich erklärt

von

Aug. Ferd Möbius, Prof. der Astronomie zu Leipzig.

Gr. 8. Mit einer gestochenen Kupfertafel in gr. Folio.

Velinp. Brosch. 12 Gr., oder 45 Kr. C.-M., oder 54 Kr. Rhein.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Halley'sche Komet erregt, wird das vorliegende Werkchen eine willkommene Erscheinung sein. Mit großer Gründlichkeit gibt der Herr Verfasser umständlichere Nachrichten von dessen Lauf und stellt durch die beigefügte Kupfertafel ein klares Bild davon dar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge,

gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein, für Deutschland bearbeitet von Dr. Emil Bech und Dr. Rudolf Leonhardi. 2ter Band, 1ste Abtheil. In gr. 8. Preis 1 Thlr.

Es erfolgt als Schluß des Ganzen noch eine Abtheilung dieses herrlichen Werkes, welches kein mit der Zeit fortschreitender wissenschaftlich gebildeter Chirurg entbehren kann. Der erste Band kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Pfennig-Encyklopädie

DER ANATOMIE,

oder

bildliche Darstellung der gesammten menschlichen Anatomie

von Dr. Th. Richter. 5te Lieferung. In 4. Mit 4 Kupfern. Preis 7 Gr.

Dieses schöne Werk findet den allgemeinsten und ungetheiltesten Beifall; wir empfehlen es der Aufmerksamkeit aller Chirurgen und Aerzte.

IDEEN-MAGAZIN

für Architekten, Künstler und Handwerker, die mit der Baukunst und ihren Einzelheiten zu thun haben, als Maurer, Zimmerleute etc, wie auch für Bauherrn und Gartenbesitzer, eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen zu Gebäuden aller Art und Bestimmung, mit ihren Theilen und Grundrissen, als: zu Stadt-, Land-, Gewächs- und Badehäusern, Tempeln, Kapellen, Cabineten, Balcons, Ballustraden etc. Herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann. Neue vermehrte Auflage. 1ster Band. 11tes Heft, zu 6 Blättern in gr. 8. Preis 8 Gr.

Dieses herrliche so zweckdienliche Werk erfreut sich des ungetheiltesten Beifalls, und wir bitten alle Die, denen es trotz seiner grossen Verbreitung noch unbekannt geblieben sein sollte, sich dasselbe in der nächsten Buchhandlung zur Ansicht vorlegen zu lassen, indem man nur durch die Ansicht die Ueberzeugung von dessen grosser Nützlichkeit und fast unglaublicher Wohlfeilheit, da es die schönsten Kupferstiche enthält, erhalten kann.

DER TAPEZIRER,

oder Drappirungen von ganzen Zimmern, Plafonds, einzelnen Wänden, Fenstern, Betten etc. Von F. W. Merker. 4tes Heft. 6 Blätter in gr. 4. Brosch. Preis 8 Gr.

Dieses Werkchen wird sowol Tapezirern von Metier als auch Hausfrauen, welche ihre Gardinen selbst stecken, sehr willkommen sein, indem es die geschmackvollsten Muster in deutlichen Zeichnungen darbietet.

Bei uns hat soeben die Presse verlassen:

Wiebeking, Ritter von (königlich bair. wirkl. Geheimerath), Von der Natur oder den Eigenschaften der Flüsse. Gr. 4. 1 Fl. 12 Kr., oder 15 Gr.

Michelet, Einleitung in die allgemeine Geschichte. A. d. Franz. mit Anmerkungen von J. Gehring. 8. Brosch. 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

Stuttgart, im Herbst 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Viertes und fünftes Heft. Mit 8 Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von F. C. Löflund und Sohn (J. H. Köhler) in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Universal-Lexikon der Tonkunst,

oder

Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften

herausgegeben von

M. Fink, Dr. Großheim, Dr. Heinroth, Professor Dr. Marx, Director Naue, G. Nauenburg, L. Rellstab, Ritter J. v. Seyfried, Professor Weber u. v. A.

Redigirt von

Dr. G. Schilling.

Groß Lexikon-Format. Ister Band 1ste Lief. Bogen 1—8. A—Albonesio.

Ister Subscriptionspreis à 10 Gr. Sächs., oder 45 Kr. Rhein., oder 40 Kr. Conv.-M., für jede Lieferung.

2ter Subs.-Pr. à 12 Gr. Sächs., oder 54 Kr. Rhein., oder 48 Kr. C.-M.

Letzterer tritt mit Erscheinen der 2ten Lieferung bestimmt ein.

Statt aller Empfehlung verweise ich auf die Artikel, z. B. Akustik, der fertigen 1sten Lieferung, und füge nur die Versicherung bei, daß das Werk fortschreitend an Interesse und Gediegenheit gewinnen wird.

Stuttgart, 12ten October 1834.

F. H. Köhler.

Neue, zu Weihnachtsgeschenken empfehlungswerthe und wohlfeile Jugend- und Erbauungsschriften, welche im Verlage von K. W. Leske in Darmstadt erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Bouilly, Geschichtchen für meine Tochter, übersetzt von A. v. Kotzebue. 2 Bändchen. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Neue Kinderbibliothek. 1ster bis 12ter Thl. Mit color. Kupfern. In 6 Bänden. à 2 Thlr. 8 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Neue Jugendbibliothek. 1ster bis 12ter Thl. Mit schwarzen Kpfrn. In 6 Bdn. à 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Schlez, Oswald unter seinen Kindern. 8. Geb. Mit 10 illum. Bildern. à 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Conseils aux jeunes filles par Madame Campan. Geb. à 14 Gr., oder 1 Fl.

Stammbuch, als Denkmal der Freundschaft, Nr. 1, 20 Galeriestücke und 12 Landschaften enthaltend. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Stammbuch Nr. 2, mit 48 Kupferstichen. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Guter Rath für das kindliche Alter. 2 Bändchen. Mit illum. Kupfern. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Erzählungen für gute Kinder. 2 Theile. Mit illum. Kupfern. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Blumenlese für das kindliche Alter. 2 Thle. Mit illum. Kpfrn. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Der französische Robinson. 2 Thle. Mit illum. Kupfern. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Vater Heldmann unter seinen Kindern. 2 Thle. Mit illum. Kupfern. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Frühröschen. Mit illum. Kupfern. Geb. à 7 Gr., oder 28 Kr.

Harnisch, Sonntagserzählungen. Schreibpapier. Mit illum. Kupfern. Geb. à 10 Gr., oder 45 Kr.

Dieselben, broschirt. Druckpapier à 6 Gr., oder 24 Kr.

Kleine Olla-Potrida für die Jugend. 3 Thle. Geb. à 14 Gr., oder 1 Fl.

Franklin's Reisen nach dem Polarmeere. 2 Thle. Schreibpap. Geb. à 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Dieselben. Druckpapier. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Burkhard's Reisen in Nubien. 2 Thle. Schreibpapier. Geb. à 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Dieselben. Druckpapier. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Blumenlese aus Klopstock. Geb. à 6 Gr., oder 24 Kr.

Konstantinopel nach Hammer ꝛc. 2 Thle. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Persische Skizzen, bearbeitet von Heldmann. 2 Thle. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Sell, Religionslehren in Liederversen. 1ste Abthl. Geb. Gr. 12. 10 Gr., oder 45 Kr.

Desselben Buchs 2te Abthl. Gr. 12. Geb. 14 Gr., oder 1 Fl. 3 Kr.

Wagner, Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geb. à 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 12 Kr.

Graff, Georg, Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geschichte. 1stes u. 2tes Bandchen. 8. Carton. 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 50 Kr.

Sackreuter, Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 8. In Pappe gebunden à 6 Gr., oder 27 Kr.

Zweihundert und Sechzig frohe Gesänge für Bürger und Landleute zur Aufheiterung ꝛc., von Dr. K. Weitershausen. 8. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr. Mit den zweistimmig gesetzten Melodien à 20 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Hundeiker, Dr. J. P., Biblische Feierstunden. Neue wohlfeilere Ausgabe. 2 Bände. (Der Stunden der Andacht 9ter u. 10ter Band.) Gr. 8. Broch. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

In Einband in Sarsinet mit Titel 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr.

In Einband in 2 Bänden, Pappband mit Titel 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Dieselben, fl. 8., broch. à 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

In Einband in 1 Band in Sarsinet mit Titel à 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

In Einband in 2 Bdn. in Pppbd. mit Titel à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Pfennig-Taschenausgaben.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind erschienen, und zu unerhört billigen Preisen,

das Bändchen nur drei Groschen,

zu erhalten:

Lord Byron's sämmtl. Werke; 31 Thle. 3 Thlr. 21 Gr.

Alfieri's Trauerspiele; 8 Thle. 1 Thlr.

Calderon's Schauspiele; 12 Thle. 1 Thlr. 12 Gr.

Cervantes sämmtl. Werke; 16 Thle. 2 Thlr.

W. Scott's sämmtl. Romane; 112 Thle. 14 Thlr.

" " sämmtl. poetische Werke; 20 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

" " Leben Napoleon's; 21 Thle. 2 Thlr. 15 Gr.

" " Geschichte von Schottland; 7 Thle. 21 Gr.

" " Biographien d. Romanendichter; 3 Thle. 9 Gr.

Thomson's Jahreszeiten; 2 Thle. 6 Gr.
Virgil's Aeneide; 4 Thle. 12 Gr.
Voltaire's ausgewählte Werke; 7 Thle. 21 Gr.
und noch andere mehr.

Diese Ausgaben sind ganz gleichförmig auf das schönste Velinpapier sauber und correct gedruckt, und die Bändchen im Durchschnitt über 200 Seiten stark.

Sie werden zu den dabei bemerkten Preisen roh und ohne Kupfer ausgegeben; man kann solche aber auch geheftet mit Kupfern zu vier Groschen per Bändchen erhalten.

Vermöge ihrer schönen Ausstattung eignen sie sich vorzüglich zu Geschenken.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Monarchie nehmen Bestellungen darauf an, und haben vollständige Verzeichnisse davon vorräthig.

Neue empfehlungswerthe Jugendschrift als Weihnachtsgeschenk.

Die interessantesten und wichtigsten

Kämpfe, Schlachten und Belagerungen

in der alten Geschichte,

vorzüglich der Griechen und Römer.

Ein Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung zunächst für die reifere Jugend der Gymnasien, der Militair- und anderer Bildungsanstalten,

aus den Quellen dargestellt

von

Georg Graff,

Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar.

1stes Bändchen. 8. Cartonnirt. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.
2tes Bändchen. 8. Cartonnirt. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.
Beide Bändchen 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 50 Kr.

Darmstadt, bei K. W. Leske.

Der bereits rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat sich gewiß ein bleibendes Verdienst erworben, indem er die für Erzählung von Heldenthaten so empfänglichen Gemüther der Jugend die thatenreiche Kriegsgeschichte des Alterthums geöffnet hat. — Die Lehrer an Gymnasien und Militairschulen werden gewiß ein Buch der Art, wodurch der Geist der Jugend zum Edeln angefeuert wird, bei Preisvertheilungen und dergleichen vorzugsweise berücksichtigen. Der Herr Verfasser hat geglaubt, besondere Rücksicht auf den Styl nehmen zu müssen, und es besitzt demnach dieses Werkchen die Haupterfordernisse eines guten Lesebuchs, Reinheit des Ausdrucks und Klarheit des Periodenbaues.

Nachstehendes Inhaltsverzeichniß wird am Besten bezeugen, was der Herr Verfasser gegeben hat:

Erstes Bändchen:

1) Kampf der Israeliten am Berge Tabor gegen Sisera.
2) Des Kyros Kampf gegen die Massageten.
3) Des Dareios Belagerung und Eroberung Babylons.
4) Kampf der sieben Helden gegen Theben.
5) Trojanischer Krieg.
6) Belagerung von Ithome durch die Spartaner.
7) Belagerung von Cirra mit den sich daran schließenden Kämpfen und Schlachten.
8) Schlacht bei Marathon.
9) Kämpfe bei Thermopylä und Artemisien.
10) Schlacht bei Salamis und Einnahme Athens durch Xerxes.
11) Schlacht bei Platäa.
12) Schlacht bei Mykale.
13) Schlacht bei Himera.
14) Kämpfe am Eurymedon und bei Kypros.
15) Belagerung von Platäa.

Zweites Bändchen:

16) Kämpfe und Schlachten der Athenäer in Sicilien während des peloponnesischen Krieges.
17) Schlacht bei Ephesos oder Notion.
18) Schlacht bei den Arginusen.
19) Schlacht beim Aegos Potamos.
20) Schlacht bei Kunaxa.
21) Schlacht bei Koroneia.
22) Schlacht bei Leuktra.
23) Schlacht bei Mantineia.
24) Schlacht bei Chäroneia.
25) Eroberung und Zerstörung Thebens durch Alexander.
26) Schlacht am Granikus.
27) Schlacht bei Issos.
28) Belagerung und Eroberung von Tyros durch Alexander.
29) Schlacht bei Arbela unweit Gaugamela.
30) Eroberung der Bergfeste (Petra) in Sogdiana durch Alexander.
31) Schlacht am Hidaspes gegen den indischen König Poros.
32) Belagerung von Salamis und Seeschlacht bei der Insel Kypros zwischen Demetrios, Poliorketes und Ptolemäos Soter.

Beide Bändchen sind durch alle gute Buchhandlungen um den beigesetzten Preis zu haben.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

LUSTSPIELE,

oder

dramatischer Almanach für das Jahr 1835.

Von

F. A. von Kurländer.

25ster Jahrgang.

Mit 6 colorirten Kupfern. Elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Hans als Schildwache, Lustspiel in 1 Act. — Die Altistin, Lustsp. in 2 Acten. — Zufall und List, Lustsp. in 2 Acten. — Haushaltung einer Dichterin, Lustsp. in 1 Act.

Diese freundliche dramatische Gabe, welche diesmal ihr fünfundzwanzigjähriges Jubelfest hält, und die so viele Freunde zählt, empfiehlt sich von Neuem durch ihren erheiternden Inhalt, welcher sich besonders zur Darstellung auf Privatbühnen, auf die besondere Rücksicht genommen ist, eignet.

C. Spindler's

Vergissmeinnicht,

Taschenbuch

für

das Jahr 1835.

In gepreßtem Einbande, Goldschnitt und Futteral. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Spindler's Vergißmeinnicht, bekannt als eine der schönsten Spenden zu den Festtagen eines neuen Jahres, hat nichts vom Auslande geborgt. Nach Zeichnungen der genialen Künstler Folz und Fellner haben es deutsche Meister mit 7 Stahlstichen geziert, die bei jedem Vergleich gewinnen werden. In den Erzählungen wird das Publicum seinen Liebling, dem es schon so manchen Kranz gereicht hat, wieder erkennen.

Die 4 ersten Jahrgänge dieses Almanachs werden zusammen zu dem herabgesetzten Preise von 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr., abgegeben.

Stuttgart, 1sten October 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Lebensversicherungsbank f. D.

in Gotha.

Auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet.

Zahl der Versicherten	5,159.
Versicherte Summe	9,144,500 Thlr.
Reservefonds	418,219 "
Sicherheitsfonds . .	197,406 "
Gesammtfonds . . .	942,054 "
Bezahlte Sterbefälle seit 1829.	298,500 Thlr.

Dividende im Jahr 1834: 24 Proz.
Zurückgezahlte Antrittsgelder 47,961 Thlr.

Die Lebensversicherungsbank ist in so fern einer Sparkasse ähnlich, als sie denjenigen, welche den Ihrigen ein Kapital zu hinterlassen wünschen, Gelegenheit gibt, dasselbe durch Entrichtung jährlicher Beiträge allmählig zu erwerben.

Zugleich gewährt sie aber den bei einer Sparkasse nicht zu erreichenden Vortheil, daß das von dem Versicherten bestimmte Kapital bei seinem Tode auch dann, wenn er etwa nur erst einen oder einige Beiträge bezahlt hat, ausgezahlt wird, so daß die Erbschaft, die er den Seinen zu hinterlassen wünscht, auch für den Fall seines frühzeitigen Todes zum vollen Betrage gesichert ist.

Mannichfaltiger Anwendung sind außerdem die Lebensversicherungen fähig. Sie dienen zur Deckung und Sicherung von Forderungen, deren Verlust bei dem Tode des Schuldners zu befürchten ist, gewähren Beruhigung bei Uebernahme von Bürgschaften, und können die Stelle von Kautionsleistungen vertreten, so wie auch zur Verwandelung von Renten in Kapitale benutzt werden.

Die eigenthümliche Einrichtung der Lebensversicherungsbank gewährt für Erreichung dieser Zwecke besondere Vortheile und Erleichterungen. Wer eine Summe von mindestens 300 Thlr., höchstens 8000 Thlr. auf sein eignes Leben oder das eines Andern bei ihr versichern läßt, wird Theilhaber der Bank und erhält, so lange er Mitglied bleibt, Antheil an den sich ergebenden Ueberschüssen derselben. Die erste Vertheilung fand 1834 statt, und betrug 24 Proz. oder fast ein Viertel eines Jahresbeitrags. Aehnliche Dividenden sind von jetzt an jährlich mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Für 1835 wird die Dividende 22 Prozent betragen.

Die jährlichen Beiträge (Prämien) richten sich nach dem Alter des zu Versichernden bei seiner Meldung, und nach der Dauer der Versicherung, indem nicht allein auf Lebenszeit, sondern auch, nach der Wahl des sich Meldenden, auf 1, 2 bis 10 Jahre versichert werden kann. Die anderseitige Tabelle zeigt den jährlichen Beitrag für jeden einzelnen Fall.

Der Besitz einer guten Gesundheit und eines unbescholtenen Rufs ist die Hauptbedingung, welche bei Aufnahme neuer Mitglieder gemacht wird. Beim Empfang des Versicherungsscheins (Police) ist der erste Beitrag zu entrichten, und diese Zahlung muß dann jährlich zu derselben Zeit wiederholt werden; geschieht dieß nicht, so erlischt die Versicherung.

Zweierlei ist allen denen, welche geneigt sind, den Ihrigen ein Kapital durch Versicherung ihres Lebens zu erwerben, anzurathen: nemlich

1) den Beitritt zur Bank nicht etwa darum, weil sie sich jetzt vollkommen gesund fühlen, zu verschieben, und
2) wohl zu überlegen, ob sie für die Summe, welche sie versichern lassen wollen, die Beiträge in Zukunft werden immer aufbringen können.

Es geschieht häufig, daß sich Personen erst dann bei der Bank melden, wenn sie kurz zuvor durch eine Krankheit an ihre Sterblichkeit erinnert worden sind. Vorher hielten sie sich für „zu gesund" und fürchteten, zu lange beitragen zu müssen. Aber das Uebel, das sie plötzlich befiel, hat vielleicht eine schwache Seite des Körpers enthüllt oder eine nicht zu bessernde Lücke hinterlassen, und die Bank wird dadurch genöthigt, denen, die sie früher mit Freuden aufgenommen haben würde, nun die Aufnahme zu versagen. So kann also leicht durch übergroßes Ver-

trauen auf die Fortdauer der Gesundheit die zur Vorsorge für die Zukunft der Angehörigen passende Zeit versäumt werden.

Der frühzeitige Beitritt zur Bank ist aber auch rathsam, weil, je jünger der Versicherte ist, desto niedriger sein jährlicher Beitrag gestellt wird, so daß z. B. ein 30jähriger nur halb so viel als ein 53jähriger jährlich zu bezahlen hat. Die Aufbringung der Prämien wird also dem jünger Beigetretenen viel leichter werden, als dem, der seinen Beitritt bis zu einem vorgerückten Alter verschoben hat.

Die Bank gestattet den Versicherten jederzeit, ganz oder mit einem Theil der Versicherungssumme abzugehen, und sie vergütet auch auf Policen, welche auf Lebenszeit geschlossen sind, wenn sie vier Wochen vor Verfall zurückgegeben werden, einen Theil der eingezahlten Beiträge zurück. Es muß ihr indeß weit mehr daran liegen, die einmal gewonnenen Mitglieder lange zu erhalten, und darum wünscht sie, daß Jeder, der ihr beitritt, sich nicht etwa durch einen eben vorhandenen Geldüberfluß dazu bestimmen lasse, sondern wohl überlege, ob er auch im Stande sein werde, die Beiträge jährlich mit Bequemlichkeit oder wenigstens ohne drückende Opfer fortzuentrichten.

Die Anmeldungen zur Versicherung geschehen bei den Agenten der Bank, deren sich fast in jeder bedeutenden Stadt Deutschlands befinden, und von denen die Formulare zu der erforderlichen Deklarazion und dem einzureichenden ärztlichen Zeugniß zu erhalten sind. Auch vertheilen sie unentgeltlich die Statuten der Bank und eine Zusammenstellung aus dem Leben genommener Beispiele der Anwendbarkeit der Versicherungen in verschiedenen Lebensverhältnissen, welche zur Belehrung derer veranstaltet worden ist, welche die Sache von allen ihren Seiten kennen lernen wollen.

Das Porto der Anmeldungspapiere und Versicherungsscheine zwischen den Agentschaften und der Bank trägt die letztere, so daß der Aufgenommene seine Police ohne Nebenkosten empfängt. Eine Vorausbezahlung bei der Anmeldung oder ein Antrittsgeld ist nicht zu erlegen.

Gotha im September 1834.

Das Büreau der Lebensversicherungsbank.

Jährliche Prämien
für 100 Thaler Versicherungssumme geltend.

Nach Preussischem Courant (den Thaler zu 30 Silbergroschen, den Groschen zu 12 Pfennigen gerechnet).

Alter	Auf Lebenszeit.			Auf 1 Jahr.			Auf 2, 3, 4 oder 5 Jahre.			Auf 6, 7, 8, 9 oder 10 Jahre.		
Jahre.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.
15	1	25	6	—	24	3	—	25	11	—	28	2
16	1	26	11	—	25	2	—	26	9	—	29	2
17	1	28	6	—	26	—	—	27	7	1	—	4
18	2	—	—	—	26	10	—	28	6	1	1	7
19	2	1	4	—	27	7	—	29	7	1	2	10
20	2	2	11	—	28	5	1	—	10	1	4	1
21	2	4	5	—	29	2	1	2	2	1	5	4
22	2	6	—	1	—	9	1	3	9	1	6	8
23	2	7	6	1	2	3	1	5	3	1	7	11
24	2	9	—	1	3	9	1	6	8	1	9	2
25	2	10	8	1	5	4	1	8	—	1	10	4
26	2	12	3	1	6	11	1	9	2	1	11	7
27	2	13	10	1	8	6	1	10	2	1	12	9
28	2	15	6	1	9	4	1	11	1	1	13	10
29	2	17	2	1	10	3	1	12	2	1	14	11
30	2	19	—	1	11	1	1	13	5	1	15	11
31	2	20	11	1	12	1	1	14	8	1	16	11
32	2	22	11	1	13	—	1	16	—	1	17	10
33	2	24	11	1	14	9	1	17	4	1	18	9
34	2	26	11	1	16	5	1	18	4	1	19	5
35	2	29	1	1	17	6	1	19	2	1	20	2
36	3	1	4	1	18	7	1	19	10	1	20	10
37	3	3	8	1	19	7	1	20	4	1	21	8

Alter	Auf Lebenszeit.			Auf 1 Jahr.			Auf 2, 3, 4 oder 5 Jahre.			Auf 6, 7, 8, 9 oder 10 Jahre.		
Jahre.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.
38	3	6	2	1	20	—	1	20	8	1	22	7
39	3	8	9	1	20	4	1	21	—	1	23	11
40	3	11	7	1	20	8	1	21	6	1	25	7
41	3	14	7	1	21	—	1	22	3	1	27	6
42	3	17	10	1	21	5	1	23	6	1	29	8
43	3	21	3	1	21	9	1	25	3	2	2	3
44	3	24	10	1	23	—	1	27	8	2	5	3
45	3	28	10	1	24	4	2	—	8	2	8	6
46	4	3	—	1	27	5	2	4	2	2	12	1
47	4	7	5	2	—	6	2	7	7	2	15	10
48	4	12	—	2	3	10	2	11	3	2	19	9
49	4	16	11	2	8	2	2	15	—	2	23	9
50	4	22	—	2	11	9	2	18	8	2	28	—
51	4	27	2	2	14	8	2	22	6	3	2	2
52	5	2	11	2	18	8	2	26	9	3	6	9
53	5	9	—	2	22	10	3	1	1	3	11	8
54	5	15	5	2	26	4	3	5	8	3	16	10
55	5	22	3	3	1	—	3	10	7	3	22	6
56	5	29	6	3	6	—	3	15	5	3	28	8
57	6	7	4	3	10	4	3	20	6	4	5	5
58	6	15	9	3	15	10	3	26	4	4	12	6
59	6	24	11	3	21	—	4	2	7	4	20	4
60	7	4	10	3	25	4	4	9	6	4	29	3

☞ 1 Preuß. Thlr. beträgt ungefähr fl. 1¾ rhein. oder 40 β Hamb. Cour.

Nr. 296. Taschenbücherschau für 1835. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Die Gutschschauen. Erster Artikel. — Kaspar Hauser's Erscheinung. — Notiz.

297. Taschenbuchschau für 1835. Erster Artikel. (Beschluß.) — Neue Erklärung, eine Erzählung und interessantes Thatsächen der neuern Zeit gezogen, von A. Reed. Nach der siebenten Auflage aus dem Englischen des Übersetzen. Zu besonderer Beachtung auf die Bildung des männlichen Geschlechts. — Literarische Notizen. — Druckfehler.

298. Reise um die Erde, durch Nordasien und die beiden Oceane in den Jahren 1826, 1829 und 1830, ausgeführt auf dem Ahalf Reinan. In einer physischen und ethnographischen Abtheilung dargestellt. Erste Abtheilung. Polarländer. Bericht. Erster Band. Reise von Archangel an der Nordküste Europa's und Asiens bis zum Eismeere im Jahre 1828. — Schneesturmfahrt, sonstige Begebenheiten, zur teuren Erhaltung seines Andenken und Nachahmung, allen Seefahrern und Reisenden der Arktik dargebracht von Wilhelm Gerhard Saltmann. — Notizen aus Frankreich.

299. Reise um die Erde u. s. w. von Adolf Erman. Erste Abtheilung. Erster Band. (Beschluß.) — Fr. Aug. Wolf's Vorlesung der Arnethmenschaft, nebst einer Anzahl seiner kleinen Schriften, und vertrauten Briefen an dessen Anmerkungen über die Arnethmenschaft.

Herausgegeben von C. F. W. Hoffmann. — Literarische Notizen.

Nr. 300. Preußen und Frankreich. Staatsrechtlich, thatsächlich und politisch unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz. Von einem Rheinländer. — Novellen von Franz von Gaudy. Von Wilhelm Neumann. — Der Mentschenhaß und der Mentschenreue. — Notiz.

301. Preußen und Frankreich u. s. w. Von einem Rheinprovinzialen. (Beschluß.) — Politische Gedichte. (1. Des Kriegers Hartenklänge. Ein Liederkranz von Ludwig Eberhard. 2. Politische Gedichte von Karl Beckerath.) — Die pariser Opernbanden. — Notiz. — Literarischer Anzeiger.

302. Pariser Theatergeschichte. Zweiter Artikel. — Miscellen.

303. Künstlerinnen aus Berlin. Sophie Schröder. — Mittheilungen über Sonntags- und Gewerbsschulen, Vereine, Bibliotheken und andere Förderungsmittel des materiellen Wohlstandes der niedern Klassen, und Belehrung im Allgemeinen. Den neuen Bundesbrüdern, den Vaterlandsvertretern und Freunden und den gewerbtreibenden Klassen gewidmet von Karl Benjamin Preusker. — Literarische Notizen.

304. Kunstnovelle von Leopold Schefer. Erstes Hundert. (Beschluß.) — Georg und Luther. Eine Ehrenrettung des Herzogs Georg von Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von Dr. Moritz Enslin. — Epigramme.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),

Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis vierter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 24 Thlr.

Kritisch-geschichtliche Uebersicht der

Ereignisse in Europa

seit dem

Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß zu Verona.

Von

Herrmann von Keyserlingk.

Gr. 8. Auf gutem weißen Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen

bearbeitet von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Erster Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1835.

Mit Tegnér's Bildniß und fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt. Geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Eine Märchen-Novelle von Ludwig Tieck. II. Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechszehnten Jahrhundert. III. Mitgetheilt von dem Verfasser des Scipio Cicala. III. Die Alchymisten. Novelle von Friedrich Freiherrn von Sternberg.

Tegnér's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831—34 jeder 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Jürgen Wullenwever von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen durch F. W. Barthold. II. Fürstenleben und Fürstensitte im sechszehnten Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Halbdunkels. Von Dr. Heinr. Leo.

Die fünf ersten Jahrgänge kosten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die zweite und dritte Lieferung der

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe im Taschenformat.

24 Bände. Geh. Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede kostet auf Druckpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. — Die letzte Lieferung wird noch im Laufe ausgegeben.

Frankfurt a. M., im August 1834.

J. D. Sauerländer.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

P30.6
B
1834
Nov.

1834.

Monat November.

enthaltend
30 Blätter: Nr. 305—334. und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXIII—XXXVIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 505. Zur Nachricht. — Die Metaphysik der Liebe und der Freundschaft. — Die Reform der Schweiz. — Notiz.

506. Die Mittelstadt, der Kern und die Freundschaft. (Beschluß.) — Drei Anwendungen auf den preußischen Elementargesetzentwurf, gestellt in Dortmund am 23. November 1835. — Notiz.

507. Zur Geschichte der Landstraßen. — Ansicht der verschiedenen für einige Provinzen entworfenen Landstraßen-Projekte, sowie der bereits ausgeführten. Nachweisung, wie viel Meilen Chausseen. — Romanenliteratur. 11. Neue Erzählungen von Th. von Kobzue. Aus dem Tagebuche eines Verstorbenen. Erster Band. 2. Novellen-Erzählungen. Neue Folge der Erzählungen Dunin's des Geistlichen. Von Michael Masius. Aus dem Tagebuche eines Verstorbenen. 2. Fluß. Zweiter Theil. 3. Lucifer. Nach Dramaturgen von Hanns Jansen. Zwei Theile. 4. Peter Jeanemeth, Pfarrherr zu Mariathal. Erzählung von Johann Nepomuk Vogl, vor der russischen Knechtschaft, von Ih. Baltasar Unterbergen von F. Xaver Dunin Bändchen. — Literarische Notizen.

508. Der reisefuchtsüchtige Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

509. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

510. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

511. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

512. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

513. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

Bibliothek

514. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

515. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

516. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

517. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

518. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

519. Das neugegründete Congreß zu Pyrmont. — Das wachsende Interesse an dem wasserheilkundigen Kurgebäude. — Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Badegäste. — Die Badegäste. — Gesellschaftliche Zusammenkünfte der Badegäste. — Verzeichniß der Badegäste. — Literarische Notizen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 305. — 1. November 1834.

KRANJSKI DEŽELNI RUDOLFINU

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Metaphysik der Liebe und der Freundschaft.

Schon zu wiederholten Malen haben d. Bl. Rückblicke auf vergangene Zustände der deutschen Gelehrtenrepublik in längst und zunächst verflossenen Zeiten gegeben, um das Verständniß des Jetzt dadurch zu erleichtern, und auch der nachstehende Aufsatz mag als ein Beitrag dieser Art aufgenommen werden. Geschrieben von dem 1818 zu Wolfenbüttel verstorbenen E. Ch. Trapp, der, ein treuer Anhänger des Philanthropismus, bei seinen Landsleuten als ein Förderer der guten Sache der Menschheit angesehen wurde, war er für eine edle, nun auch verstorbene Frau bestimmt, die als Freundin von Bürger und Göckingk auf die hier gegebene Metaphysik zwar vorbereitet, aber doch bis zu dieser Klarheit über die vielbesprochene Frage nicht gediehen war, praktisch niemals auch bis zu ihrer Folgerechtigkeit sich hat erheben können. Treulich wurde das Blatt von der Verstorbenen als ein charakteristischer Beitrag zur Beurtheilung einer Zeit und eines Mannes aufgehoben, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als eine der Stützen der Jugenderziehung galt, und dessen Name in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit durch seine Angriffe auf die Philologie („Ueber den Unterricht in Sprachen", Braunschweig 1788, und in Campe's „Revisionswerk", Th. VII) noch seine unbeneidete Stelle behauptet. Es war ihr Wunsch, daß er das Licht der Oeffentlichkeit erlange, um zur richtigern Würdigung einer Zeitgenossenschaft beizutragen, die wir jetzt schon als ein Ahnherrengeschlecht ansehen dürfen, und die eben darum als eine besonders ehrenwerthe von Vielen gepriesen wird. Mögen die Leser selbst sich ihr Urtheil bilden, die über die vielbesprochene und damals wie jetzt anregende Frage aus dem Munde eines Pädagogen so unumwundene Aussprüche vernehmen. 110.

Wie, Elise, es könnte Liebe ohne Eifersucht geben? Das wäre nicht Liebe, sondern Freundschaft. Und Freundschaft ist nichts als verstärkte Menschenliebe, nichts als das uneigennützigste auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Wohlwollen.

Nichts als? Ist das etwa wenig? Nein, bei Gott, es ist unaussprechlich viel, es ist Alles, was der Mensch dem Menschen geben und sein kann. Es ist weit mehr, als die Liebe vermag. Die Liebe vermag es nur, wann sie in Freundschaft übergegangen ist.

Die Liebe ist eigennützig. Das bringt ihre Natur nothwendig mit sich. Sie geht zunächst auf den Körper. Ihr Ursprung liegt in einem Naturbedürfnisse, in dem Verhältnisse beider Geschlechter zueinander. Und noch so veredelt und verfeinert, behält sie ihre ursprüngliche Natur. Wer im engsten Sinne des Worts liebt, der sucht Befriedigung eines Naturbedürfnisses, er sei an Geist und Herz so vollkommen, wie er will. Grandison fragte am Abend seines Hochzeittages seine Schwester Charlotte mit sichtbarer Ungeduld, als seine Braut weggegangen war: „Meine Henriette kommt doch nicht wieder?"

Die Liebe will besitzen, ausschließend besitzen. Und besitzt sie einmal, so übt sie ihr Eigenthumsrecht ohne Nachsicht aus. Ja, schon der Wunsch, zu besitzen, wann die Geliebte noch nicht eingewilligt hat, wann sie oft noch nicht einmal weiß, daß sie geliebt wird, erzeugt schon Eifersucht. Und was ist Eifersucht anders als Furcht, Das zu verlieren oder mit einem Andern theilen zu müssen, was wir besitzen wollen oder wirklich schon besitzen.

Schreckliche Worte: „Du bist mein, ich bin dein!" so süß sie im Rausche der Liebe klingen. Doppelt schrecklich, wenn der eine Theil mehr Bedürfnisse des Herzens und Kopfs hat, als der andere zu befriedigen vermag. Der Bedürftige darf von Niemand nehmen als von Dem, der nicht zu geben vermag. Ein schrecklicher Alleinhandel!

O Freundschaft, wie unendlich weit gehst du der Liebe vor, du hast ihre Freuden ohne ihre Leiden.

„Kalter Mann von 44 Jahren, der du dies sagst, kennst du den Taumel der Sinne, wann der liebetrunkene Bräutigam die holde und schmachtende Braut an sein Herz drückt! — — — — — — — — — — — — — — — — — Kann die Freundschaft solche namenlose Wonne gewähren?"

Nein. Aber, warmer Jüngling, kennst du die ebenso namenlose Wonne, jener Wonne aus Wohlwollen zu entsagen? Sie ist ohne Taumel der Sinne diese Wonne des Wohlwollens,

aber darum nicht minder unaussprechlich groß. Sie kennt nicht den Vollgenuß, der aus der Zusammenschmelzung des animalischen mit dem sittlichen Menschen entsteht — ich rede von einem tugendhaften Paare, von einem andern und von strafbaren Umarmungen kann hier nicht einmal die Rede sein, hier, wo Liebe und Freundschaft gegeneinander abgewogen werden sollen —, aber dafür kennt sie auch nicht die Sättigung, die jenen Genuß begleitet.

Liebe, wenn sie dauern soll, kann nicht ohne Freundschaft sein, wird, wenn sie nicht blos thierisch war, am Ende zu Freundschaft, und glaubt nicht, daß sie dabei verliert.

Liebe findet nur zwischen Personen von zweierlei Geschlecht statt, Freundschaft zwischen diesen und auch zwischen denen von einerlei Geschlecht.

Freundschaft zwischen Personen von zweierlei Geschlecht ist oft gefährlich, aber sie kann auch selbst bei großer Wärme schuldlos sein und bleiben.

Warme, schuldlose Freundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, ist das größte Gut des Lebens.

Das gegenseitige Wohlwollen des Freundes und der Freundin wird durch die Verschiedenheit des Geschlechts verstärkt. Das, was Gefahr droht, erhöht also zugleich den Reiz der Freundschaft.

Das Weib ist dem Freunde nicht Nichts, aber es ist ihm nicht Alles, nicht wie bei der Liebe, das Erste und Meiste. Ich glaube, daß es umgekehrt ebenso ist.

Der Freund kann die Reize der Freundin, wenn sie deren hat, unmöglich übersehen, es müßte denn sein, daß er für weibliche Reize überall kein Auge hätte — vielleicht ein unmöglicher Fall —; aber sie wärmen ihn, ohne ihn zu entzünden; er sieht sie mit Wohlgefallen, ohne sie zu begehren. Er küßt die Freundin mit innigem Gefühl, ohne in sie zu entbrennen.

Hier lacht der Lüstling überlaut, der Kaltherzige versteht mich nicht, und der Gewissenhafte sieht Gefahr.

Der Letzte hat Recht. Es ist allerdings Gefahr da, besonders unter gewissen Umständen, z. B. wenn Freund und Freundin nicht Beide die Möglichkeit der Gefahr kennen, oder nicht strenge genug in ihren Grundsätzen sind, oder sich nicht scharf genug selbst bewachen, oder wenn Beide oder Eins von Beiden unglücklich verheirathet sind — welches neunundneunzig mal unter hundert der Fall ist — und sich dann ihre Noth klagen und so vom Mitleid zur Liebe fortgezogen werden, oder wenn Beide unverheirathet und zugleich sehr jung sind u. s. w.

Bist du von der Tugend deiner Freundin fest überzeugt, so hast du dadurch die sicherste Stütze deiner eignen, so ist dein noch so warmer Kuß nicht Liebe, und deine noch so herzliche Umarmung ist schuldlos. Ich wüßte es durchaus nicht zu verbergen, wenn in meinem Kusse mehr als Freundschaft wäre. Und eben das getraue ich mir in den Augen des Weibes zu lesen und in ihrem Kusse zu fühlen.

Aber warum so viel vom Kusse? Er ist der Freundschaft wesentlich eigen wie der Liebe. Zwar sagt der Freund nicht wie der Liebhaber: „Um einen Kuß von ihr gäb' ich die ganze Heerde". Er verlangt von der Freundin nichts, als was sie freiwillig gibt, was aus einem gewissen Grade der Vertraulichkeit in der Freundschaft nothwendig von selbst entsteht. Das Verlangen nach einem Kusse müßte ihm sein Herz schon verdächtig machen, müßte ihn schon Liebe argwöhnen lassen, besonders bei einem holden, mit Liebreiz geschmückten Weibe. Die Freundschaft verlangt durchaus nichts, nicht einmal Gegenfreundschaft, so höchst angenehm ihr Alles ist, was der Freund oder die Freundin freiwillig gibt. Jedes Verlangen ist eigennützig und setzt ein sinnliches Bedürfniß voraus. Das moralische Bedürfniß, welches das der Freundschaft ist, sucht schlechterdings nichts, als wo und wie es Hochachtung und Wohlwollen nähren und äußern könne; dadurch ist es befriedigt. Dies muß ein ehrlicher Mann gestehen, und sollte er darüber nie einen Kuß von seiner reizvollen Freundin bekommen. Aber eben die Aeußerung des Wohlwollens geschieht in manchen Fällen so natürlich durch einen Kuß. Es gibt in den vertraulichen Stunden der Freundschaft Herzensergießungen, wo man sich zu einem Händedruck, zu einem Kusse, zu einer Umarmung unwiderstehlich hingezogen fühlt, und wo bei dem heißesten Enthusiasmus so wenig an Liebe gedacht, so wenig von der Glut der Liebe gefühlt wird, als wären beide Theile derselben gar nicht, wenigstens gegeneinander nicht fähig.

Dieser Punkt ist unerschöpflich, sowie die ganze Materie von der Freundschaft zwischen Männern und Frauen. Man kann hundertmal darauf zurückkommen, ohne nur den hundertsten Theil der möglichen Fälle und der darauf sich beziehenden Bestimmungen anzugeben. Ich liefere hier nur lauter Bruchstücke. Eigentlich müßte alles Dies in Handlung gesetzt werden. Es würde reichen Stoff zu mehren Romanen, jeden von mehren Bänden geben. Hier will ich die Gedanken nicht weiter ordnen, sondern sie niederschreiben, sowie sie angeflogen kommen. Wer mit Freundschaft und Liebe bekannt ist, der versteht auch so Alles.

Es ist bitterfüß, auf der Grenze zwischen Liebe und Freundschaft zu stehen. Sobald man aber weiß, daß man da steht, ist man geborgen. Man weiß es aber an einer gewissen Unruhe und Unbehaglichkeit, an einer gewissen Geschäftigkeit der Phantasie, sich die Reize der Freundin, das Weib, zu vergegenwärtigen. Dies Alles ist aber noch ohne Eifersucht, ist also auch noch nicht Liebe. Sobald die Eifersucht erwacht, sobald man daran denkt, mit wem sie nun wol spricht, wem sie nun wol die Hand drückt, wen sie nun wol freundlich ansieht, so ist die Liebe da.

Sieh die Begehrlichkeit der Liebe und die Uneigennützigkeit der Freundschaft! Jene sagt immer: „Mein! mein! für mich! für mich!" und haßt jeden Theilnehmer, jeden Mitbewerber. Diese begehrt keinen Antheil an irgend etwas, das die Liebe Gunst nennt. Sie gibt Alles hin, ohne etwas dagegen zu verlangen. „Sie eifert nicht, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles", 1. Kor. 13. Der Apostel Paulus beschreibt hier die Freundschaft, nicht die Liebe, obgleich er die Freundschaft, das uneigennützigste Wohlwollen, nach einem sehr gewöhnlichen Sprachgebrauche Liebe nennt.

Der Freund sieht seine Freundin in alle Welt reisen, ohne Herzensstiche zu empfinden. Er sieht sie dem Liebling ihres Herzens und ihrer Augen die Hand geben zum ehelichen Bunde, ohne dabei die mindeste Unruhe in seiner Seele zu spüren. Ja, er sucht ihr, wenn er kann, den Mann der Liebe auf und führt ihn ihr zu. O unaussprechlich seliges Gefühl der Freundschaft! Und doppelt und dreifach so, wenn die Sinnlichkeit des Freundes gegen die Reize der Freundin nicht ganz fühllos blieb; wenn einige Begehrlichkeit zu bekämpfen war und besiegt wurde; wenn einige Ansprüche des Mannes auf das Weib niederzuschlagen waren und getilgt wurden. Feuriger Jüngling, der du vorhin die ersten Nächte der Liebe den Seligkeiten der Freundschaft entgegensetztest, ich frage dich abermals: Kennst du diesen Sieg und seine Wonne? Nein, du kannst ihn nicht kennen, kannst dich seiner nicht erfreuen, so lange du ledig bist. Die Natur hat ihre Rechte. Der Jüngling und das Mädchen müssen der Liebe pflegen, bis diese von selbst in Freundschaft übergeht; früher können sie der Freundschaft nicht genießen.

„Jede Begierde schweigt in ihrer Gegenwart", sagte Werther von Lotte. Ich glaube, daß er aufrichtig war, aber er täuschte sich. Die Begierde brachte ihn ums Leben. Er wollte Genuß, sinnlichen Genuß.

Ich ehre die Natur in allen ihren Foderungen, aber ich freue mich, daß sie an mich keine mehr mit Ungestüm macht. Ich kann mich nicht enthalten, auszurufen: arme, bedürftige Liebe mit all deiner Seligkeit, du bist Schwäche und machst schwach! Die Freundschaft nur ist Stärke und macht stark, veredelt den Menschen und erhebt ihn über sich selbst und hält ihn durch diese Erhebung für alle Freuden der Liebe schadlos.

Freilich nicht, wenn er die letztere gar nicht gekostet hätte, denn die Natur will durchaus ihr Recht haben. Darum darf das Mädchen und das Weib nie einen unbeweibten, ich meine einen nie verheirathet gewesenen Mann zum Vertrauten ihres Herzens machen, wäre er auch kein Jüngling mehr. Und ist er vollends das noch — Mädchen, Weib, dann liebe ihn, heirathe ihn, zögere nicht, denn einen Freund, einen sichern Freund kannst du an ihm nicht haben; es wäre denn, daß du mit einem hölzernen Freunde zufrieden sein könntest, du selbst ein Holz.

„Holdes Weib, sei meine Freundin, wenn du kannst! Ich ehre deine Reize, aber unendlich mehr deinen Geist und dein Herz. Jene sind für mich keineswegs verloren, warum sollte ich heucheln? Ich glaube sogar, daß sie meiner Freundschaft gegen dich Kraft und Leben geben. Ich weiß nicht gewiß, ob eine mit weniger Larve — so kann nur der Freund, nicht der Liebhaber von der Schönheit sprechen und ohne um Verzeihung zu bitten — mich ebenso stark anziehen würde als du, wenn sie ganz deinen Geist und dein Herz hätte. Aber bei dem Allen will ich nichts von dir, dem Weibe. Und wenn ich das auch manchmal wollte, so würde ich mich schämen, es dich im Mindesten merken zu lassen. Ich würde mich selbst verachten dieser Schwäche wegen. Sei unbesorgt, ich liebe dich ewig mit der Liebe, die Paulus beschreibt.“ So darf der Mann, nicht der Jüngling sprechen, Beide gleich edel gesinnt angenommen. Dieser muß die Reize fliehen, denen sich jener freilich auch nie ohne alle Vorsicht, ohne Wachsamkeit über sich selbst anvertrauen darf.

O es ist ein gefährliches Ding um des Menschen Herz, um ein weiches, für alles Gute, Wahre und Schöne empfängliches Herz! Und doch, wer wollte dies Herz missen? Was ist alles Andere ohne dieses Herz?

(Der Beschluß folgt.)

Die Reform der Schweiz.

Es ist in den 22 Republiken der Eidgenossenschaft die Reform der Bundesverfassung so vielfach und vielseitig besprochen, vertheidigt und angefeindet worden, daß jetzt vielleicht Reformer und Antireformer den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen. Politische Factionen gibt es nicht, die sich widersetzen, aber es gibt subjective Ansichten, Krähwinkelthum, Monachismus und Amtssubtilitäten, die insgesammt darauf hinwirken, die einzelnen Cantone in dem Verhältniß zur Schweiz zu erhalten, worin sich bis dahin die deutschen Bundesstaaten zu Deutschland befanden. Der Schwyzer ist ein Schwyzer, wie der Frankfurter ein Frankfurter, und der Berner ein Berner, wie materiell der Preuße ein Preuße ist; und wenn Bern als bestverwalteter und bestunterrichteter Staat eine allumfassende, gemeinschweizerische Verbesserung vorschlägt, so geht's ihm ungefähr so, wie es Preußen mit seinen Vorschlägen bezüglich des einheitlichen Zoll-, Maß-, Münz- und Gewichtsystems *) erging; die kleinern Staaten oder die kleinern Geister darin sehen sich beeinträchtigt und von dem größern Nachbar verschlungen.

Ich will hier nicht dem schweizerischen Radicalismus von Bern und noch weniger dem heterogenen Kosmopolitismus und Burraukratismus in Berlin das Wort reden; sie sind entgegengesetzte Pole der politischen Axe, um die sich das Wohl der Völker dreht; aber ich will in besonderm Betracht der Schweiz und als neutraler Fremder, der mit Napoleon nur diesem Lande die republikanische Regierungsform in Europa zuerkennt und zu erhalten wünscht, die Maximen des größten Cantons den kleinern gegenüber rechtfertigen, weil es hier wie gewöhnlich dieser größte Stand ist, der die meisten materiellen Interessen des Landes vertritt, die größte Intelligenz entwickelt und die besten Garantien für ein zeitgemäßes Bürgerthum auf dem Repräsentativwege darbietet. Zwillinge und Drillinge sind schwächer wie die allein Geborenen, die Schweiz als Mutter von 22 Kindern der Freiheit wird sich an die römische Anekdote von den Fasces erinnern.

Es ist die Frage und das allgemeine Bedürfniß, die vorgeschrittene Zeit hat sie gestellt: Ist die Schweiz in ihrer jetzigen Verfassung eine Föderativrepublik, und kann sie als solche durch wahrhafte auf die Nation und die Vernunftgesetze beschränkte Organe reden und handeln? Alle Umstände antworten: Nein! denn um dies zu können, müßte nicht nur jeder Canton durch einen volksthümlich geschaffenen legislativen und regierenden Ausschuß — großen und kleinen Rath —, sondern auch alle Cantone müßten zusammen durch einen auf dieselbe Weise, entweder direct vom Volke oder indirect von seinen Deputirten und Räthen zusammengesetzten Körper repräsentirt und demselben die eidgenössische Legislatur, Justiz-, Militair- und Civilverwaltung sowie die Diplomatie in betreffender Stellung zum Auslande überantwortet werden.

Es bedarf keines Scharfblickes, um einzusehen, daß die bisherige aus 44 Gesandten und 22 Ständen bestehende Tagsatzung nichts weniger als eine gemeinschweizerische Behörde ist. Sie ist nicht nur wegen Mangel an naturrechtlichem Verhältniß — denn 400,000 Berner haben nicht mehr Stimme als 12,000 Zuger — kein Centralkörper, sondern als solcher ohne alle Gewalt, indem sie auch in den wichtigsten und allen Aufschub verbietenden Fällen nichts ohne Specialinstruction des Cantonraths unternehmen darf. Schweizerische Einrichtungen, schweizerische Gesetze sind eine positive Unmöglichkeit; die Verbesserungsprojecte der ausgezeichnetsten Köpfe, und würden sie gleich von zwei Dritttheilen der Nation unterstützt, scheitern an dem Dünkel, an dem Eigensinn, an der fanatischen Dummheit eines sogenannten souverainen Haufens, der von Mönchen, von Krämern, von Beamten und von einzelnen Familien geleitet wird.

Ich habe einen Pfarrer in Unterwalden gehört, der offen das Regiment Leo X. predigte, einen Mönch des Klosters Muri im Aargau, der Säcke voll der miserabelsten Schriften gegen die Regierung und über die Nothwendigkeit der Wiedereinführung des jesuitischen Unterrichtswesens ausstreute; und in Schwyz, Bern, Basel, ja sogar in Zürich fand ich Zeitungsschreiber, die aus Ignoranz oder aus Eigennutz und Furcht mit allem Feuereifer das Bestehende, die alte selige Schweiz vertheidigten und zum Theil so weit gingen, jegliche Reform als das satanische Werk des Auslandes und jeden Ausländer als einen Feind der Schweiz darzustellen. Dies geht natürlich über alle Begriffe für einen unparteilichen Reisenden, der sich vielleicht blos zufällig, weil er das Land und seine Berge liebt, auch einmal um die schweizer Angelegenheiten kümmert. Er sieht und hört und liest, und er bewundert den inhumanen und grotesken Styl der periodischen Literatur und die linkischen Debatten und die oft grobe Unwissenheit der Behörden und Machthaber, die mehr ihre Persönlichkeit als ihr Amt und mehr ihr Privatinteresse als das des Volks aufs Forum bringen. Sind doch sogar viele Gesandten der Tagsatzung einander nicht deliberirende sondern blos individuelle Größen, die ihrem Steckenpferd, ihrer Eitelkeit oder ihrem Egoismus folgen.

Der Canton Wallis hat durch zwei Deputationen nebst Tessin und ein paar andern Ständen erklären lassen, er wolle gar kein Ohr haben fürs Besserwerden, der alte Zustand der Dinge sei vollkommen gut genug; und gleichwol ist es dasselbe Wallis, worin kraft jesuitischer Dogmen und faulenzerischem Pietismus das ärmste, das elendeste, schmutzigste und dümmste Volk der Conföderation wohnt; gleichwol ist es dieses Land, worin jeder Priester ein Winzer und Schenkwirth, der Bauer ein blindes, unwissendes Werkzeug und der Bürger ohne alle Industrie ist; gleichwol ist es dieses Land, das außer der Simplonstraße, die Napoleon schuf, keine Wege, keine Schulen, keine Nationalinstitute und in dem schönsten Thal der Rhone ein Heer pontinischer Sümpfe hat, darin Frösche statt der Nachtigallen singen, und davon zweifelsohne die Einwohner Mangels gesunden Wassers ihre Kröpfe bekommen; gleichwol

*) Wie gern möchte ich hier noch die weit wichtigern Worte: Gerichts- und Verwaltungswesen hinzufügen.

ist es dieses Land, das uns, obgleich unter gleichem pittoreskem Himmelsstriche, eine Wüste scheint gegen das benachbarte Bern und Waadt, sobald man plötzlich über die Gemmi ins Oberland oder von St.-Moritzen nach Visis kommt; denn hier bietet sich dem Reisenden derselbe Contrast dar, den er auf der Grenze des Kirchenstaats und des blühenden Toscanas wahrnimmt.

Woher kommt aber die dem Gebildeten unbegreifliche Verstocktheit und entschiedene Abneigung jener Stände, sich das Gute der Glücklichern und Höherstrebenden anzueignen, sich ihnen vermöge festerer Bande anzuschließen? Wahrlich nicht vom Volke, denn die Masse ist zu unwissend und zu gewaltlos, sondern von den Jesuiten, von den Mönchen, Priestern, Laien, von den noch aristokratisch constituirten oder also genannten großen und kleinen Räthen und endlich von der Incapacität und der Unbekanntschaft all dieser Herren mit dem Auslande, ja vielleicht mit den Mitständen. Sie sollten anstatt Walliser, Tessiner, Urner, Freiburger ꝛc. Schweizer, Europäer, Weltbürger sein und das Treiben und Streben der Völker im Ganzen kennen, sie würden dann, abgesehen von ihren Privatinteressen, die sich immer widersetzen, fühlen, was ihnen Noth thut, und wie unendlich nützlich ihnen die innigere Verschmelzung mit den größern und reichern Cantonen wäre.

Eine solche Verschmelzung bedingt nichts weniger als den Verlust der Cantonalselbständigkeit, im Gegentheil, diese erhält durch einen Vertrag der 22 Lande, wie in Nordamerika und Mexico, eine Garantie und eine pyramidale Basis, weil nothwendigerweise der geringste Eingriff eines an sich mächtigen Standes alsogleich vom ganzen Bunde zurückgewiesen werden würde. Die Föderativrepubliken Amerikas sind so weit entfernt von der Gefahr, vom Centrum oder von einem größern Mitstaat verschlungen zu werden, daß man jetzt sogar fürchtet, die Einheit werde nicht auf die Dauer und bei fortwährender Bevölkerungszunahme erhalten werden können. Und dies ist auch ganz natürlich, da jeder Canton der Vereinigten Staaten ein größeres Land ist als die ganze Schweiz, und alle insgesammt mit der Zeit einen Staat bilden werden, der unter seiner Schwere und Größe erliegt. Nordamerika ist von der Natur bestimmt in Theile zu zerfallen, wie die Schweiz bestimmt ist sich zusammenzufügen, um nicht von den Außengewalten ganz zerrissen zu werden.

Allgemein glauben die Clairvoyants der opponirenden Cantone, Bern müsse ein egoistisches Interesse bei der naturrechtlichen Constituirung der Schweiz haben; sie können, weil ihre Logik und ihre Philosophie und ihre Weltkunde nicht über das Jahrhundert und nicht weiter als die Alpen gehen, gar nicht einsehen, daß die Regierung eines Landes und mit ihr die Capacitäten desselben aus reinphilanthropischen Gründen ein so wichtiges Unternehmen betrieben, oder daß der Stand nur die Gemeinverbesserungen im Auge habe, die die Vernunft und die Civilisation in jedem Canton erwünscht machen? Sie klagen Bern der politischen Ketzerei, des diplomatischen Lutherismus an und fühlen dabei nicht, daß sie die pietistischen, pfäffischen und unnationalen Theren sind, die dem politischen Aberglauben das Wort reden.

Die constitutionnelle Reform der Schweiz ist durch die Zeit, die Civilisation und das Uebel des alten religiös ausgearteten Republikanismus so nothwendig geworden, als es die kirchliche Europas im 16. Jahrhunderte war. Es können sich nur Fanatiker ihr widersetzen.

Einstweilen ist die Majorität der Quasirepräsentation der Schweiz zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Reform des Föderalwesens, daß eine Constitution nöthig geworden, und sie hat mancherlei Halbwege eingeschlagen, um zu einem Project zu kommen, ausgenommen den einzig wahren und natürlichen, auf welchem sie rechtlich möglich ist. Warum denn auf allerlei Weise versuchen, wo man von Grund aus bauen kann? warum sich vorerst zehn Verfassungen vom Volke verwerfen lassen, ehe man das Volk selbst sich eine in letzter Instanz machen läßt, welches auf dem Wege der Urversammlungen durch Ernennung von Wählern und Deputirten so leicht geschehen kann? Die Sachen stehen nach meiner Meinung so, daß in diesem Falle das Recht sogar der Unvernunft ein Opfer bringen und die bei der Tagsatzung geltende gleiche Repräsentation erlauben könnte, ohne besondere Gefahr zu laufen, denn in der competenten Constituante oder dem Verfassungsrathe, welchem das Volk durch sein Votum sein Recht überträgt, kann kein einzelner Stand ein Veto haben, muß die absolute Stimmenmehrheit entscheiden. Was aber diese Mehrheit entschieden, ist für alle Cantone in föderativer Hinsicht Gesetz, oder es gibt keine Föderation. Es ist an sich klar, daß der wichtigste Artikel der solchergestalt hervorgerufenen Bundesacte allemal der ist, welcher die Selbständigkeit der einzelnen Cantone gewährleistet und das genaue Verhältniß der Einzelstaaten zum Ganzen feststellt. Nordamerikas Constitution wird in dieser Beziehung, als auf naturrechtliche Grundsätze gestützt, ewig die beste, obgleich nicht ganz nachzuahmende Vorschrift sein.

Ich schließe diesen Artikel mit einer Bemerkung über die öffentliche Besprechung dieser Angelegenheit in der Schweiz; denn nur mit Bedauern habe ich gesehen, wie sich die Journalisten und unter ihnen die Regierungsräthe, Tagsatzungsgesandten und Professoren einander mit Leidenschaft und Haß entgegentreten und eine ihrer selbst und des Volkes unwürdige Sprache führen. Die sogenannten Parteien der Radicalen und Aristokraten bestreben sich, anstatt einander durch Ueberzeugung zu nähern, nur einander zu beschimpfen und herabzuwürdigen. Was kann bei solchem Unwesen Gutes bewirkt, wie kann das Volk von der Nothwendigkeit des Anempfohlenen überzeugt werden? Unsere Zeit, der Beruf fühlende Bürger will keine Reformen auf revolutionnairem Wege, sondern durch gegenseitiges Verständniß, durch Discussion, durch gesetzliche Mittel. Will der Aristokrat, daß man ihn achte und höre, so trete er aus seinem antiken Nimbus und rede, und fahre nicht mehr fort zu lästern und zu verdummen; will der Radicale, daß man ihn nicht verachte, so mäßige er Wort und Ton, versteige sich nicht über das Mögliche und verbanne jeden Gedanken an Rache und Strafe. Der Mensch, der unedle Gefühle nährt, kann nie ein Verbesserer, nie ein Idealist, nicht einmal eine Capacität sein; um ein Volk zu leiten und zu erheben, muß man tugendhaft und gut, mild und freundlich und ohne alle Leidenschaft sein. 114.

Notiz.

Die Uebervölkerung Europas.

Wie wenig von einer Uebervölkerung Europas die Rede sein kann, obschon vor einem Jahrzehend so tragi-komische Mittel von Weinhold u. A. dagegen vorgeschlagen wurden, geht daraus hervor, daß die mit Sumpf bedeckte Fläche dieses Welttheils viele Hunderttausend Morgen beträgt, welche von fleißigen Händen in die fruchtbarsten Aecker verwandelt werden könnten, wie das Beispiel der Oderbrüche allein beweisen würde. Nach J. B. Montfalcon*) gibt es allein 180,000 Morgen solcher Sümpfe in Frankreich, welche pestartige Dünste ausathmen und eine stete Quelle von Krankheiten sind. Jetzt berechne man die Sümpfe in Italien, Ungarn, Polen, Rußland, Ostpreußen, Deutschland. Ueberließe man fleißigen Leuten den Boden urbar zu machen, gäbe ihnen dazu Werkzeuge und Nahrung, sicherte ihnen dann einige Zeit Saat und Viehstand und Ackergeräth, so müßten mindestens 5 Millionen Menschen bequem untergebracht werden können, und diese Ansicht kann um so weniger als Chimäre erscheinen, da die jetzt blühenden Staaten Nordamerikas vor 100—150 Jahren fast alle nichts als unermeßliche Moräste und Sümpfe waren und es nach Westen zu noch heute sind. 86.

*) „Ueber die Sümpfe u. s. w.", übers. von Hopfelder (Lpz. 1825).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 306. — 2. November 1834.

Die Metaphysik der Liebe und der Freundschaft.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Der Stolz ist eine starke Stütze wie der Rechtschaffenheit überhaupt, von der er wol selbst ein wesentlicher Theil ist, so auch in der Freundschaft des gefühlvollen Mannes mit dem ebenso gefühlvollen und reizenden Weibe. Der Stolz kann es durchaus nicht ertragen, sich selbst oder Andern, auch nicht der Freundin seines Herzens im mindesten schwach und dadurch verächtlich zu erscheinen. Eine Zurückweisung auch mit dem sanftesten und verzeihendsten Auge — Gott, laß mich nie diese Demüthigung erfahren! Ich werde sie nicht erfahren, mein Stolz wird mich davor schützen! Was mich darüber trösten könnte, wäre, daß meine Freundin so edel, so groß dabei erschiene. Was gönnt man der Freundin nicht! Aber es wäre doch immer Trost; und Trost setzt bei Dem, der seiner bedarf, Kleinheit, Schwäche voraus. Nein, auch die edelste Freundin, die angebetete Freundin meines Herzens muß diesen Vorzug vor mir nicht haben, grade sie muß ihn am wenigsten haben. Ich wäre ja ihrer Achtung unwürdig, wenn sie ihn hätte. Wo bliebe das Gefühl meiner Würde, meiner Kraft, dieses so beseligende Gefühl! O du stolze Seele in mir, woher habe ich dich? Dank, feurigen Dank Dem, der dich mir einhauchte! Du bewahrtest mich in meiner mit Dürftigkeit ringenden Jugend vor Niederträchtigkeit! du gabst mir zwar oft das Ansehen des Störrigen, des Verstockten, du scheuchtest und scheuchst mich noch von den Menschen weg in die Einsamkeit. Aber liebe ich sie darum weniger? Und pflanztest und pflegtest du nicht Standhaftigkeit, Selbstüberwindung, kurz Alles, was Stärke des Geistes heißt, in mir, und erhobst mich dadurch immer weit über mein äußeres Schicksal? führtest du mich nicht zur Tugend zurück, wann ich gestrauchelt hatte oder gefallen war? O Grandison, o Clementina, ihr edelsten und stolzesten aller Seelen! wie viel verdanke ich euch!

Sprich, Elise, du Tugendhafte! kann es Tugend ohne Stolz geben? Du mußt es wissen, oder Niemand weiß es.

Die Freundin, die einen stolzen Freund hat, kann sicher sein, daß er ihr nie beschwerlich wird, auch, daß er sie nie compromittirt. Das thut nur die Eitelkeit, und diese wohnt nicht mit dem Stolze in einer Seele beisammen. Freilich thut's auch der Unverstand. Aber wir reden ja von einem Freunde, der den Kopf so gut wie das Herz auf der rechten Stelle habe.

Mit der Freundschaft einer Freundin oder eines Freundes glänzen, großthun wollen! O der Armseligkeit!

Die Freundschaft zu eigennützigen Zwecken, heißen sie Liebe, oder Ehrgeiz, oder Habsucht, benutzen wollen! Elende! dürft ihr Das Freundschaft nennen, was ihr dazu, was ihr überall irgendwozu brauchen wollt?

Kaum verlangt der Freund von dem Freunde etwas für Andere, viel weniger für sich. Aber Hochmuth wäre es, unverständiger, nicht edler Stolz, von Freundes Hand nichts annehmen zu wollen, jeden Freundschaftsdienst auszuschlagen. Nur verlangen muß der Freund vom Freunde nichts.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß Weiber selten wahre Freundschaft gegeneinander hegen. Ob das nicht auch bei den Männern der Fall ist? Wenigstens ist die Freundschaft wol nie so innig als zwischen Personen von zweierlei Geschlecht. Wie gesagt, eben die Verschiedenheit des Geschlechts bewirkt diese größere Innigkeit. Die beiden Geschlechter sind füreinander geschaffen zur Freundschaft wie zur Liebe.

Und doch sieht es der Mann so selten gern, daß die Frau außer ihm Freunde, und die Frau, daß der Mann außer ihr Freundinnen hat, auch wo sie wissen, daß Liebe nicht im Spiel ist. Aber sie befürchten, daß aus der Freundschaft Liebe werden könne, und nicht immer ohne Grund. Auch liegt ein Vorwurf in der außerehelichen Freundschaft der Verheiratheten; der, daß der eine Theil des Paars dem andern nicht genug sei, nicht ganz die Bedürfnisse seines Geistes und Herzens befriedige. Und dann die Engherzigkeit und ihr Bruder, der Neid, diese so gewöhnlichen Plagegeister der Menschen, o sie ersticken so manche Freundschaft in der Geburt, rauben so mancher blühenden das Leben!

Der Gatte muß die Gattin, die Gattin den Gatten nicht durch Freundschaft mit Andern kränken. Das ist unedelmüthig und unverständig zugleich. Es ist ein hoher Triumph der Selbstüberwindung, sich hier der kleinlichen Gesinnung seines Gespans zu fügen und es seine Schwäche durch nichts, auch nicht durch ein einziges unwilliges Wort entgelten zu lassen. Der edelsten, schuldlosesten Seelenfreude aus Pflichtgefühl oder aus Großmuth zu entsagen, was kann ehrenvoller sein!

Aber Mann, Weib, die ihr von den Fesseln der Ehe frei geworden seid, wollt ihr sie wieder tragen? Ich rede mit euch, die ihr viele und große Bedürfnisse des Geistes und Herzens habt, solche, die Ein Mann, Eine Frau, tausend gegen Eins zu wetten, nicht alle befriedigen kann. Könnt ihr euch wieder entschließen, zu sagen und euch sagen zu lassen die schrecklichen Worte: Du bist mein! Ich bin dein! Hat die Natur noch mächtige Ansprüche an euch, so habe ich nichts zu sagen. Die Natur ist Königin, ihre Foderungen gehen allen andern vor. Die Natur macht die Liebe und die Liebe die Ehe nothwendig. Unbefriedigte Natur rächt sich auch wol an dem festesten Geiste und dem edelsten Herzen. Unser doppeltes Wesen, das sinnliche und das sittliche, ist so ineinander verschlungen oder vielmehr verschmolzen, daß das eine mit dem andern leidet und gedeiht. So wenig man die Sinnlichkeit auf Kosten der Sittlichkeit befriedigen darf, ebenso wenig darf man in gewissen Jahren und bei gewissen Temperamenten den sittlichen Trieben allein mit Zurücksetzung der sinnlichen huldigen wollen. Also folgt in Gottes Namen dem Triebe der Natur. Niemand hat sich seiner zu schämen, auch der edelste und beste Mensch nicht. Das sind Narren, die ihren Spott damit treiben und über Die lachen, die aus Naturbedürfniß heirathen. Und das sind verächtliche Menschen, die den unsittlichen Rath geben und annehmen können, jenes Bedürfniß außer der Ehe zu befriedigen.

Aber selten ist dieses Bedürfniß in spätern Jahren drin-

gend, am seltensten da, wo Kopf und Herz stark und vielfach beschäftigt sind. Wenigstens stelle ich's mir so vor. Ausnahmen wird es immer geben, aber weniger vielleicht bei dem weiblichen Geschlechte als bei dem männlichen. Ueberredung, glaube ich, veranlaßt die meisten zweiten Ehen. Darum mögen auch die zweiten Ehen gemeiniglich noch schlechter gerathen als die ersten.

Schreckliche Worte: Du bist mein! Ich bin dein! wenn der eine Theil ein Hausdrache ist, wenn er dem andern Theile das Leben verkümmert durch Unzufriedenheit, Brummen, Engherzigkeit, Eitelkeit, Buhlerei; ja, wenn er selbst durch seine guten Eigenschaften, durch Ordnungsliebe z. B., unaufhörlich lästig ist. Dann sich immer gleich bleiben, der Pflicht, die das „Ich bin dein!" auflegt, strenge nachleben, willig nachleben, o das ist schwer! „Aber das Bewußtsein, es thun zu wollen, es nach Vermögen gethan zu haben, ist süß." Freilich, es erhebt den Menschen über sich selbst und hält ihn schadlos für die Opfer, die er bringt; welche edle Seele fühlt das nicht! Doch würde man sich nie einer so schweren Bürde unterziehen, wenn man sie voraus kennte. Und daran thäte man auch nicht unrecht. Wir sollen standhaft ertragen, aber nicht vorsätzlich Leiden suchen.

Nichts ist unausstehlicher als Eitelkeit und Buhlerei. Ein edler Mann kann es seiner Frau verzeihen, wenn sie einen Andern im Ernste liebt, besonders wann seine Liebe zu ihr schon bis zur Freundschaft gemildert ist, besonders wann der andere Gegenstand der Liebe nicht unwürdig ist. Es wird ihm immer wehe thun, vielleicht wird und muß er sich auch der äußern Ehre wegen von ihr trennen. Aber er kann ihr von Herzen verzeihen, er kann fortfahren, sie freundschaftlich zu lieben. Warum? weil sie es ernstlich meint, weil ihr Herz wirklich beschäftigt ist. Damit kann noch Achtung bestehen. Aber Eitelkeit und Buhlerei sind mir so äußerst verächtlich und verhaßt. Widriges Geschöpf du, daß du immer nur fangen, nie dich fangen lassen, immer zum Besten haben, immer Gunst versprechen und nie Wort halten, immer nur andern Weibern zum Possen und um deinen Triumphwagen zu schmücken, die Männer an dich ziehen willst! Wärst du mein, ich verziehe dir eher, wenn du mit andern Männern aus wirklicher Neigung der Liebe pflegtest, ja selbst Wollust ohne Liebe verziehe ich dir eher als Eitelkeit und Buhlerei. Lais, Ninon, Warens sind mir ehrwürdig gegen dich. Ich denke immer, wenn ich an der Betrogenen Stelle wäre! — Und nun mit einem solchen Geschöpfe ehelich verbunden zu sein! Ach! — Die Männer dieser Art, wenn es deren gibt, müssen dem andern Geschlechte ebenso unausstehlich und verhaßt sein als dem meinigen, dem bessern Theile des meinigen, die Koketten. Auch verziehen Fielding's Sophie und Amalie jene ihrem Tom Jones, diese ihrem Booth, ausschweifenden Herren, die es aber ehrlich meinten. Die menschliche Natur ist darin, meines Bedünkens, sehr treu gezeichnet. Ehrlichkeit, ernstlich meinen geht über Alles und bewirkt Verzeihung für Alles.

Man muß Wollust, Liebe und Freundschaft unterscheiden. Die erste ist blos sinnlich, die zweite entspringt zunächst aus Sinnlichkeit und hat zunächst sinnliche Zwecke, doch ohne das Sittliche auszuschließen. Man verliebt sich im eigentlichen Sinne des Worts nie in eine schöne Seele, sondern in einen schönen Körper, und nicht durch die Seele und um der Seele willen in den Körper, sondern umgekehrt, durch den Körper und um des Körpers willen in die Seele. Bei der Freundschaft findet grade das Gegentheil statt. Darum ist auch die Freundschaft edlerer und höherer Natur als die Liebe.

Die Freundschaft edler Seelen von verschiedenem Geschlechte gleicht oft der Liebe an Innigkeit, an Wärme, an Dienstfeifer. Die Welt sagt oft und läßt es sich nicht ausreden: „Die lieben sich", wenn doch nichts weiter als Freundschaft zwischen ihnen ist. Gewisse Eigenthümlichkeiten des Geistes und Herzens auf einer oder auf beiden Seiten, ein hoher moralischer Werth, gegenseitig stark und innig empfunden, geben der Freundschaft dieses Ansehen der Liebe; man sieht, hört, schreibt sich gern und viel, man befindet sich nie besser als in Gesellschaft des Freundes und der Freundin, grade wie bei der Liebe.

Aber doch ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Liebende suchen die Einsamkeit, Freunde meiden sie nur nicht. Der Freund küßt die Freundin allein nicht herzlicher, als wann es die Leute sehen, aber gewiß thut dies der Liebende bei der Geliebten. Die Liebe schämt sich vor den Leuten und wagt in der Einsamkeit. Der Freund — von dem tugendhaften rede ich; von einem andern kann überall nicht die Rede sein, denn es gibt keine andere wahre Freundschaft, als die sich auf Tugend gründet — der Freund ist, allein, ehrerbietiger gegen die Freundin als in Gesellschaft. Manchen Scherz, den er sich hier erlaubt, wird er sich dort verbieten. Vor den Leuten sieht und ehrt er auch das Weib und ihre Reize; allein mit ihr, ist ihm Kopf und Herz der Freundin Alles. Die einsame Unterhaltung des Freundes mit der Freundin ist immer ernsthafter Natur. Beide versehen sich der vollkommensten Sicherheit zueinander, ohne daß auch nur ein Gedanke von gegenseitiger Gefahr in ihre Seele käme. Das macht ihre Unterredungen so traulich, so unbefangen. Sie sprechen über Alles, selbst über Liebe, ohne Arg aus etwas zu haben. Liebende hingegen sind sich, dunkel oder deutlich, der Unsicherheit bewußt, die aus der Einsamkeit von Beiden für Beide entspringt. Dieser Zustand hat seinen Reiz, und dieser Reiz ist mit eine Ursache, warum Liebende so gern allein sind.

Die vor den Leuten spröde gegeneinander thun, sind der Liebe verdächtig. Reine Freundschaft kennt keine Sprödigkeit. Wer sich darauf und auf der Eifersucht ertappt, der wisse, daß er liebt.

Es gibt eine Zärtlichkeit der Freundschaft, der sich reine Seelen auch in der Einsamkeit überlassen dürfen. Sie hat Liebkosungen wie die Zärtlichkeit der Liebe, die sich aber im Gefühl von denen der Liebe deutlich unterscheiden lassen. Man fühlt die sittliche Natur weit mehr dabei als die animalische. Das Blut kommt nicht in Feuer, die Wangen glühen nicht, die Augen funkeln nicht. Man ist sich gar keiner Begehrlichkeit — das Unterscheidende der Liebe — bewußt; es liegt auch keine bei diesen freundschaftlichen Liebkosungen zum Grunde, so wenig als wenn man eine Schwester, eine Tochter, eine Mutter herzt, obgleich die geliebkoste Freundin uns etwas Anderes, etwas mehr als diese ist; sie steht zwischen diesen und der Geliebten in der Mitte. Dankbarkeit, Mitleid, Wettstreit der Großmuth, Wiedersehen, besonders unvermuthetes Wiedersehen nach langer Trennung, bevorstehende lange Trennung, nahe Gefahr, Bemühung, zu trösten, führen diese Liebkosungen und den Zustand der Seele herbei, der die Quelle und die Folge davon ist, den seligsten aller Zustände. Dies ist der Triumph der Freundschaft sowie der Reinheit des Herzens. Nichts scheint der Liebe ähnlicher zu sein, und nichts ist weiter von ihr entfernt. Die Seele ist in diesen wonnevollen Augenblicken über die Begierden des Körpers viel zu weit erhaben, viel zu stark mit edlern Empfindungen beschäftigt, als daß jene erwachen könnten, obgleich sie jetzt mehr als bei gewöhnlichen Aeußerungen der Freundschaft des Körpers bedarf, sich mitzutheilen. Alltägliche, wären es auch gute Menschen, verstehen hiervon nichts. Sie sind der feinern und höhern Gefühle und der Begeisterung der Freundschaft unfähig. Männer werden dies durchgehends vielleicht weniger als Weiber fassen. Der männliche Körper scheint aus gröberm sinnlichen Stoffe gebaut als der weibliche, und daher das Männerherz jener feinern, sinnlichen Empfindungen weniger und seltener fähig zu sein als das weibliche. Auch schämen sich manche Männer dieser Empfindungen als zu weibisch und unterdrücken sie, wollen sie nicht sehen lassen. Die Gleichgültigkeit und der Spott, womit Männerkeuschheit angesehen und verlacht wird, und die rohen Reden, die wir unter uns führen und hören, tragen auch nicht wenig bei, die edlere Sinnlichkeit zu ersticken und am Aufkeimen und Wurzelschlagen zu verhindern. Indeß konnte selbst Lovelace, dieser Feind aller Weibertugend, sein Rosenknöspchen, ein unschuldiges Mädchen,

selbst freundschaftlich lieben und auch andere Wüstlinge hindern, sie zu verderben.

Wollust regt sich in den bessern Männern — denn auch diese sind nicht immer davon frei — nur bei Erblickung weiblicher Reize von gewisser Art. Nicht alle hübsche oder schöne Weiber haben diese Reize; die sie haben, sind selten der Wollust abgeneigt, oder doch leicht zu verführen. Es scheint, als wenn die Natur für die reinern und bessern Seelen einen zu ihnen stimmenden Körper formte, oder vielmehr, die reinere Seele drückt sich in dem Körper und durch denselben aus, so daß, wer Sinn für Tugend hat, sie gleich erkennen kann. Ich getraue mir, auf den ersten Blick die wollüstigen oder doch leicht verführbaren Weiber von denen aus besserm Stoff zu unterscheiden, und werde mich unter zwanzigmal vielleicht nur einmal irren.

Wer es auch abscheulich findet, eine Unschuldige zu verführen, der kann es doch manchmal übers Herz bringen, eine Verführte noch tiefer fallen zu lassen. Wer der Keuschen mit dem ganzen Beifall seines Herzens huldigt, der kann oft der Wollüstigen und Verführbaren, auch ungereizt von ihnen, nicht widerstehen. O die Gewalt der Wollust ist groß, und die Grundsätze der Männer sind ihr so günstig! die Erziehung baut ihr so wenig vor! Philosophen reden ihr so oft das Wort, Dichter fachen sie so oft durch ihre Schilderungen an! — Bürgern bin ich, ohne ihn zu kennen, für sein Gedicht „Männerkeuschheit" sehr gut geworden.

Das Wohlwollen zwischen Freund und Freundin ist inniger, herzlicher, stärker als das zwischen Freunden und Freundinnen. Davon, glaube ich, ist außer dem dunkeln Gefühl, daß sie sich wegen des Geschlechtsunterschiedes mehr sein könnten, auch dies eine Ursache, daß sie nicht fürchten dürfen, sich je bei Bewerbungen um Aemter u. s. w. oder sonst im Wege zu sein. Jeder Mann hat in dem andern einen Nebenbuhler, jedes Weib in der andern eine Nebenbuhlerin, der Zweck sei, welcher er wolle: Liebe, Ehre, Vermögen. Sie stoßen auf ihren Laufbahnen oft zusammen, kämpfen oft um denselben Preis. Wenigstens liegt die Furcht, daß dies über kurz oder lang der Fall sein könne, dunkel in der Seele. Aber zwischen Freund und Freundin findet diese Furcht nicht statt, so wenig als die gefürchtete Sache. Die Eigenliebe untergräbt hier nicht das Wohlwollen. Er beneidet nicht ihre, sie nicht seine Vorzüge; er gönnt ihr, sie gönnt ihm, was durch diese Vorzüge zu erreichen steht, denn es ist nie Das, was er oder sie auch für sich haben möchten oder könnten; oder wenn es auch dasselbe ist, so hindert doch, ich weiß nicht was, den Neid. In den Augenblicken, wo auch den guten Mann die Ruhmsucht anwandelt, kann er z. B. einen Schriftsteller um seinen Ruhm beneiden, aber nicht eine Schriftstellerin.

Das Erinnerungsfest der westfälischen Freiwilligen, gefeiert in Dortmund am 23. November 1833. Dortmund, Krüger. 1834.

Die schöne Begeisterung, welche nach den Kämpfen zur Wiedergeburt unsers Vaterlandes alle Herzen durchglühte, man war berechtigt, sie für mehr zu halten als einen vorübergehenden Taumel; denn sie hatte schwere Opfer gebracht, Kämpfe, blutige Kämpfe, und also die Probe bestanden. Man mußte es sich gestehen mit inniger Freude, der Deutsche habe es erkannt und fühle es, daß er mehr erkämpft und errungen als Vortheile für dieses oder jenes deutsche Land oder Ländchen, daß er die Selbständigkeit seines Volkes, die unter den Gewaltstreichen des großen Eroberers zu erliegen drohte, gerettet habe und sich dessen bewußt sei. Wer hätte es sich denken sollen, wenn die Octoberfeuer von den Bergen flammten, daß jene Begeisterung so schnell erlöschen würde? Wer hätte es damals denken sollen, daß wenige Lustra später eben der Deutsche, der Frankreichs Joch mit der ganzen Kraft erwachten Nationalgefühls von sich geschleudert und an den Mauern von Paris zertrümmert hatte, eben daher sein Heil erwarten, dorthin als auf das Paradies der Freiheit blicken würde? daß eben diese Deutschen sich grade die echten Deutschen, die echten Freunde des Vaterlandes nannten? Es ist eine traurige Erscheinung, und fast möchte man jene Begeisterung für einen Taumel, einen Rausch erklären. Doch sie war mehr. Aber warum erlosch sie so schnell? Warum blieb kaum ein schwacher Nachklang und der nicht einmal? Warum suchte man sie nicht zu erhalten und ließ auch die Gelegenheit untergehen, sie in den Herzen des jüngern Geschlechts zu wecken — die Octoberfeuer nämlich?

Es ist wahr, daß man das Feuer mit eiskaltem Wasser löschte, daß die Regierungen die Versprechungen großentheils vergaßen oder vergessen wollten, welche sie dem sich opfernden Volke gemacht, daß die Kämpfe eine blutgedüngte Blüte waren, die, ohne Frucht anzusetzen, zur Erde fiel. Doch seien wir wahr! Blieb uns nicht genug, wenn auch alle die materiellen Vortheile ausblieben, blieb uns nicht Ursache genug, uns in der Erinnerung zu freuen? Hatten wir nicht die Selbständigkeit des Volkes gerettet? Warum hielten wir das nicht im Andenken? Warum frischten wir nicht jährlich dies Bewußtsein auf? Warum senkten wir nicht seine Keime in die Seelen der Jugend, daß sie ihr Volk und ihr Vaterland, wo allein die Wurzeln ihrer Kraft sind, hochgeschätzt hätten und nicht im altherkömmlichen Particularismus untergegangen wären? Das Kind wurde mit dem Bade ausgeschüttet. Klage man nicht die Regierungen an, im Volke selbst liegt der Grund, daß man von den Befreiungskämpfen, wenn man noch davon spricht, etwa wie von einem Kriege spricht, der in frühern Jahren von Preußen, Oestreichern, Baiern, Würtembergern, Sachsen, Hessen u. s. w. gegen die Franzosen, allermeist aber gegen ihren großen Heerführer geführt wurde, mit der Nutzanwendung: zu viel Hunde sind des Hasen Tod, oder, der Krug geht so lange zum Brunnen u. s. w. O der spießbürgerlichen Zeit! Es ist ein trauriges Bild, das sich dem Herzen aufdrängt! Aber um so erfreulicher ist es auch, wieder einmal deutsche Männer zu finden, welche jener großen Zeit und ihrer wahren Bedeutung eingedenk sind, in denen die Begeisterung jener Zeit voll herrlicher Thaten noch nicht erloschen ist, obgleich das Leben sie unter mancherlei Formen und Gestalten mitunter gewiß auch unfreundlich berührt. In Westfalen, wo sich viel echter deutscher Sinn findet und ein schöner Gemeingeist, der sonst so häufig fehlt, wo man freudig unter die Fahnen der Befreier geeilt war, hatte sich längst unter Denen, die gekämpft und geblutet für die große Sache des deutschen Volkes, der Wunsch geregt, zu einem Erinnerungsfeste zusammenzutreten. Mitunter weit auseinander wohnend, wurde es nicht so leicht, dies zu bewirken. Da kam der Kronprinz, dieser wahrhaft deutsche Fürst, in des Volkes Mitte, und in der allgemeinen Freude, die des Prinzen Anwesenheit, mehr aber noch seine herzgewinnende, offene Liebe und Zutrauen erweckende Weise, sein echt deutsches Wesen in allen Herzen belebte, tauchte der Gedanke wieder frisch und kräftig auf. Er wurde festgehalten und am 23. November 1833 ausgeführt. 146 Männer aus allen Ständen, hoch und niedrig, arm und reich, die gekämpft hatten für ihres Volkes Wiedergeburt, sahen sich vereint in Dortmund zur Erinnerungsfeier der großen Zeit, deren handelnde Zeugen sie gewesen, und zur Erhaltung jener Begeisterung, die einst so frisch und kräftig in ihren Herzen geglüht, die aber auch die Kühle des reifern Alters noch nicht getilgt hatte. Es war ein schönes Fest. Die allgemeine Theilnahme, besonders die der Einwohner Dortmunds, und die zuvorkommende Unterstützung der Provinzial- und Localbehörden legte ein ehrenvolles Zeugniß für ihre Gesinnung ab.

Auf eine würdige Weise und noch so recht im Nachglanze jener schönen Zeit, der es galt, wurde das Fest mit einem Gottesdienste eröffnet, innige, freie Mittheilung setzte es fort, und geselliger Frohsinn schloß es. Ungetrübt ging es vorüber, und wir sind überzeugt, daß Das, was in den Herzen zurückblieb,

köstlicher war denn Silber und Gold! Ehe man schieb, kam man überein, es 1838 zu erneuern. Warum so spät erst, wo so viele von Denen, die es miterlebten, hinübergegangen sein werden? Wir hätten gewünscht, daß an einem der Tage des Jahres 1835, an die sich große Erinnerungen aus jener Zeit anknüpfen, die Männer sich wiedergesehen hätten. Man kann des Großen und Schönen ja nicht zu oft genug werden.

Von dem Feste und seiner Feier gibt das anzuzeigende Schriftchen Kunde. Ob es in den Buchhandel gekommen, wissen wir nicht genau, halten uns aber doch verbunden, es dem geehrten Publicum, das so manchen Streiter aus jener Zeit unschlüssig, zur Kenntniß zu bringen. Die ganzgeringe Beschreibung des Festes macht die Einleitung; dann folgt die Predigt, der wir mehr Salbung und Feuer gewünscht hätten und wenigere Stilverdrehungen, was durch manche, auf die Kanzel nicht passende, an den Curialstyl erinnernde Ausdrücke und Anreden verursacht wird; alsdann folgen Lieder, welche bei dem Feste gesungen wurden. In dem reichen Vorrathe herrlicher Lieder, die wir jene Zeit gebar, hätte man, wie es uns vorkommt, eine bessere Auswahl treffen können, und am wenigsten möchten wir es billigen, daß man grade ein Lied wählte, in dem sich der protestantische Particularpatriotismus etwas zu sehr breit macht; doch das sind Kleinigkeiten, welche im schönen Ganzen verschwinden. Daß der Verein drei Schriftchen herausgab, ist im höchsten Grade zu billigen. Es hat den Nachklang des schönen Festes in den Herzen noch und regt in Andern die innige Theilnahme an, die einem solchen Feste, dem wir recht viele nachfolgende und recht viele nachahmende den lieben unsere Vaterlandes wünschen, zukommt. Wie der Geist war, der die höchst achtbaren Theilnehmer beseelte, das drücken die Worte des Vorsitzenden von Badenschwing aus, welchen seitdem des Königs Huld zu der Rheinlands Freude zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz erhob, welche wir und nicht entbrechen können hier mitzutheilen. „Aber", so redet der Ehrenmeister das Wort, „sollten die Grenzen unsers theuren Vaterlandes dadurch werden, sollte der Ruf zu den Waffen durch unsere friedlichen Gaue tönen, dann kommen wir, unsere Söhne an der Hand, fester zusammen und scharen uns um die österländischen Banner; denn leichter ist's, der Erde Decke tragen als fremden Uebermuth!" Möge das Wort jedem deutschen Herzen widerklingen! Ehre dem Manne, der es aus einem echtdeutschen Herzen sprach!

Ein namentliches Verzeichniß der Festgenossen beschließt das freundliche, sinnige Büchlein, dem wir recht weite Verbreitung wünschen. 74.

Notiz.

Zu dem literargeschichtlichen Artikel: Floia *), die Maccaronische Poesie betreffend.

Als einen kleinen Beitrag zu diesem in jetziger Zeit mehrfach zur Sprache gebrachten Artikel glauben wir die antijesuitische Satire aus dem 17. Jahrhundert hier ermähnen zu müssen, welche in Kretin's „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" der Burgfreiheit entrissen worden ist.

Der Titel dieses Werkchens ist: „Ein Dozent artlicher Gleichnis mit dem Jesuiter und Floh, wie sie nämlich zu Herkommen, Geschwinde und listigkeit, Waschen und Zunehmen u. s. w. miteinander übereinkommen. Durch M. Ambrosium B., der hierin Jesuitenorden zugethan, anitzo *) aber Kaufmannsdiener an einem fürnehmen Ort in Franken. Gedruckt anno 1620." Die Abtheilungsstriche stellt den unsinnigen Ursprung der Silbe vor. Reden an steht ein Jesuit mit der Inschrift: „Pfui leu" (Aspeitung auf pulex).

Wir wollen zu Nutz und Frommen unserer Leser hier einige der kräftigsten Stellen aufheben und bekannter machen.

Das zweite Gleichnis.
Von der Hard und Härte eines Jesuiten und Flohs.
Ein Floh ist härter denn ein harter Kisen.
Dem Bett und Pelz eine schlechte Zier.
Schwarz, schwarz, das ist verhaßt so sehr
Dank, wenn ein Floh nicht schwarz ist noch mehr;
Schwarz ist der Floh, schwarz meint man
Den bösen Geist, so viel man kann.
Ist ihr der Jesuiterin Mann
Nicht scheußlich ganz schwarz angethan,
Schwarz ist der Bart, schwarz ist der Kopf,
Schwarz überall ist der rote Zopf.
Denn so die Sonne die Kreatur sind dicht,
Als wenn der Teufel gefärbet hätt'.
Also ist hochannut, ist scheußlich Freud,
Wen Unlust gebet einst Leid.

Das dritte Gleichnis.
Von Geschwindigkeit eines Jesuiten und Flohs.
Ein Floh ist fertigst und ziemlich fer
Wo hupft er hin, daß hupft er der
Bald macht er sich unsichtbarlich
Als wenn er wohl verthanz sich.
Auf Schwarzkunst, daß erscheint er wieder,
Bald springt er auf, daß springt er nieder;
Er macht so trummen Sprung, daß man
Ihn weder fangen, noch fangen kann.

Der Jesuit ist ebenso,
Bald ist er hie, bald ist er do,
Bald macht er sich unsichtbarlich,
Man kommt ihm nicht auf seine Stückl.
Der Jesuit durchstreicht die Welt,
Dazu er sich an Orten hält,
Wo man die Kunst, da wer er schon.

Aber des Jesuiten Person
Mit seiner Aequivocation
Das ist mit seiner Tugendkunst
Ist gleich dem Floh, glaub mir umsunst.
Er verbeißt ein Ding mit Mund und Hand
Hilft aber gar für seine Schand',
Wenn er anderst im Herzen denkt,
Und also — für Wahrheit schmückt u. s. w. 90.

*) Deutzutage hat man Gelegenheit, den Gegensatz auf Titeln oder in Vorbericht zu bemerken: ob mit Freudigkeit, lassen wir jedem Leser dahingestellt sein.

*) Bekannt ist das „Encomium pulicis" des Caelius Calcagnini, das zweite Stück in den „Dissertat. iudicr. et amoenit." (Lyon den 1600). Ueber das Gedicht „Floskia carmum vernicula" (mal in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. enthalten) s. Lessing's „Gollectaneen" u. d. „Maccaron. Poesie", Bd. 15 d. Werke; Pilgard „Geschichte des Vorlebens". S. 229. Zusätze dazu geben die „Litt. Blätter" Bd. 2. S. 201. Bd. 3. S. 176. Neuerdings ist hierüber das Gedicht 1827 und 1830 herausgegeben und übersetzt erschienen. Man sehe: „Allg. Lit.-Zeit.": 1828. Ergänzungsbl. XV. 81.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 307. — 3. November 1834.

Zur Geschichte der Constitutionen.

„Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit" legt der Geheimrath Pölitz, der die Regungen des constitutionnellen Lebens seit Jahren mit seinem Ohre behorcht hat, in drei Bänden von mehr als 2000 Seiten noch einmal in das große deutsche Literaturarchiv. *) Da werden die Leute, die nur vor vergilbten Pergamenten und zerbröckelten Siegelkapseln, zumal wenn sie nutzbare Rechte verbriefen, einigen Respect haben, das alte verbrauchte Stichwort von papierenen Constitutionen wieder ausrufen. Sind doch in der That so viele todtgeborene Früchte, so viele schnell verwelkte Sterblinge unter diesen Staatsgrundgesetzen, deren manche schlechten Grund hatten! Für den denkenden Forscher der Geschichte aber liegt in dieser reichen Sammlung erloschener, entworfener und bestehender Verfassungsformen das Geheimniß der Entwickelung des neuen europäischen Staatslebens, und steigen wir noch 13 Jahre aufwärts über den Zeitpunkt, mit welchem sie beginnt, so stehen wir in Philadelphia an der Wiege, wo ein Riesenkind lag, das die alten Formen erschüttern sollte. Der 4. Juli des Jahres 1776, wo jenseit des Meeres der große Ruf: Unabhängigkeit, erscholl, war für die Geschichte der Völker so folgenreich als jener 31. October, wo der kühne Mönch seine Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg heftete, und wie die Schreibfeder in dem bekannten Traumbilde an die Tiara stieß, so könnte von jener Feder, mit welcher die ruhmvollen 13 Männer die Unabhängigkeitserklärung am Delaware unterschrieben, gesagt werden, sie habe dem Diadem der Eigengewalt einen unheilbaren Stoß gegeben. Der erste Widerhall jenes transatlantischen Rufes war das große Werk der Nacht des 4. Augusts 1789 im Ballhause zu Versailles, das eine Kluft zwischen dem alten und neuen Europa aufriß.

Das vorliegende Werk gibt das staatsrechtliche Urkundenbuch des hier beginnenden Zeitraumes. Ohne des Herausgebers Namen erschien zu Leipzig von 1817—24 in vier Bänden die Sammlung: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren", bei weitem die vollständigste in Deutschland; nur die „Collection des constitutions, chartes et lois fondamentales des peuples de l'Europe et des deux Amériques" von Dufau, Duvergier und Guadet (6 Bände und ein Supplementband, Paris 1821—30) umfaßte ein weiteres Feld. Bei der Entwerfung des Plans eines solchen Werkes konnte ein zwiefacher Zweck vorschweben: eine Sammlung der gültigen Staatsgrundgesetze für den praktischen Gebrauch, eine Urkundensammlung des öffentlichen Rechts der europäischen Staaten, oder eine Zusammenstellung nicht blos der bestehenden Staatsverfassungen, sondern auch der erloschenen und nur als Entwürfe bekannt gewordenen Grundgesetze, als Quelle für die Geschichte des neuen positiven Staatsrechts. Diese letzte Rücksicht ließ der Herausgeber schon bei der ersten Ausgabe vorwalten und begnügte sich nicht mit dem bloßen Abdrucke der Gesetzurkunden, sondern ließ denselben geschichtlich staatsrechtliche Erörterungen über Veranlassung, Entstehungszeit und Eigenheiten der Verfassungen vorangehen. Auch in der neuen Ausgabe ist der Herausgeber seinem ursprünglichen Zwecke treu geblieben und hat vollständiger als früher den umfassenden Plan ausgeführt, durch Mittheilung aller Urkunden zur Verfassungsgeschichte der europäischen Staaten seinem Werke einen Werth zu geben, wie ihn keine ähnliche Sammlung hat. Eine reiche Fundgrube, ebenso belehrend für den Geschichtsforscher, als sie dem praktischen Staatsmann Stoff zu den interessantesten Vergleichungen darbietet. Wir sehen hier in einem Zeitraume von mehr als 40 Jahren die Theorie der Verfassungsformen sich ausbilden, scharfsinnige gelungene oder verunglückte Versuche, das monarchische Princip mit dem demokratischen Elemente, das immer entschiedener auf Anerkennung dringt, zu vereinigen, oder republikanische Verfassungen auf den Trümmern monarchischer zu gründen. Wer den leitenden Faden festzuhalten weiß, wird aus dem Studium dieses Werkes einen geschärften politischen Blick mitbringen.

Der Herausgeber hat seinem Werke eine ganz andere Anordnung gegeben. In der ersten Ausgabe waren die neuen Verfassungen der europäischen Staaten, in chronologischer Folge zusammengestellt, in den einzelnen Bänden zerstreut, in der neuen sind sie zweckmäßiger nach den

*) Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1832—33. Gr. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Staaten zusammengeordnet. Der erste Band enthält sämmtliche Verfassungsurkunden der deutschen Staaten von der Conföderationsacte des Rheinbundes bis herab auf die neuesten, seit 1830 gegebenen Grundgesetze, sowol die erloschenen und die Verfassungsentwürfe als die bestehenden Constitutionen. Eine ungemein lehrreiche Zusammenstellung, die sich nirgend in solcher Vollständigkeit findet. Wie dürftig ist dagegen eine später (1833) in Rinteln erschienene Sammlung! Pölitz hat sich nicht darauf beschränkt, eigentliche Staatsgrundgesetze mitzutheilen, sondern auch viele organische Gesetze aufgenommen, besonders in den Abschnitten: Baiern (wozu ein Anhang die Gesetze über den Landrath liefert), Würtemberg, Kurhessen und Großherzogthum Hessen, wiewol die bei dem letzten Staate mitgetheilten Verordnungen über das Schulwesen von 1832 nicht eigentlich in einen Codex der Verfassungen gehören. Bei den meisten Staaten sind die Wahlgesetze als wesentliche Theile der Verfassungsformen gegeben. Mehre dieser Abschnitte sind bald durch die eigenthümlichen Schicksale der Verfassungsbildung, die der Herausgeber in seinen Erörterungen scharf bezeichnend und bündig hervorhebt, bald durch die Reichhaltigkeit der Urkunden und den darin sichtbaren Wechsel der Ansichten ungemein lehrreich. Wir verweisen auf Würtemberg, Hanover, Königreich Sachsen, Kurhessen, Braunschweig. Der letztgenannte Abschnitt hebt mit den Privilegien der Landschaft von 1770 an, als der geschichtlichen Grundlage der neuesten Verfassungsarbeiten seit 1815 und endigt (im Anhange) mit der uneigentlich sogenannten Landschaftsordnung vom 12. Oct. 1832; das definitive Wahlgesetz vom 12. Oct. 1832 ist hier aber nicht mitgetheilt, doch stimmt es mit dem abgedruckten Entwurfe vom 27. Aug. 1832 fast ganz überein. *) In andern Beziehungen merkwürdig ist der Abschnitt Liechtenstein mit einer einzigen Urkunde, der Verfassung von 1818, die unter allen ähnlichen das dürftigste Minimum landständischer Rechte gewährt. Auch Oestreich und Preußen haben kleine Beiträge geliefert, jenes mit der tirolischen Ständeverfassung oder Landtagsordnung von 1816 (3 Seiten), dieses mit der Zusage im königlichen Decrete vom 22. Mai 1815 und den Gesetzen über die verschiedenen Provinzialstände seit 1823. Den zweiten Band eröffnet Frankreich mit 21 Urkunden von der ersten Constitution von 1791 bis zu dem Gesetze über die Pairie vom 29. Dec. 1831. Möchte doch der Herausgeber auch hier den vollständigen Abdruck der Wahlgesetze gegeben haben. Darauf die Niederlande von der ersten Verfassung von 1798 bis zum Grundgesetze von 1815; Belgien von den Beschlüssen der provisorischen Regierung vom 4. Oct. 1830 bis zur neuen Constitution vom 23. Febr. 1831; Spanien von der Verfassung von 1808 bis zum Decret über die Erhaltung der unumschränkten königlichen Gewalt von 1823; Portugal mit den Verfassungen von 1822 und 1826; Italien, ein reicher Abschnitt, von der Verfassung der cisalpinischen Republik (1797), allen Wechseln der Herrschaft und der politischen Grundsätze auf der Halbinsel folgend, bis zu dem Decret über die Verwaltungsorganisation in Neapel nach dem Siege der Oestreicher 1821; die ionischen Inseln mit der Verfassung von 1818. Der dritte Band beginnt mit Polen. Welche furchtbare Kluft vom Freiheitsbriefe der königlichen Städte vom 14. April 1791 bis zum sogenannten organischen Statute vom 26. Febr. und der Verordnung über die Verwaltungsorganisation vom 24. Dec. 1832! Krakau mit der Verfassung von 1815 und den modificirenden Actenstücken vom März 1833, die nicht viel freie Bewegung übrigließen. Galizien und Lodomirien — eine Landtagsordnung unter dem Namen Organisation der ständischen Verfassung! Schweden mit dem Fundamentalgesetze von 1772, der Vereinigungs- und Sicherheitsacte von 1789 zur Erweiterung der königlichen Gewalt und der Verfassung von 1809. Norwegen mit der erloschenen Verfassung von Eidswolds (Mai 1814) und der gegen alle Beschränkungsversuche unversehrt gebliebenen vom 4. Nov. 1814. Die Schweiz bietet einen höchst interessanten Abschnitt dar, welcher mit dem zu Basel bekannt gemachten Verfassungsentwurfe der helvetischen Republik vom 15. März 1798 anhebt, alle Cantonsverfassungen von 1814—20 mittheilt und mit den neuen Verfassungen der Cantone von 1830—32 schließt. Dem Herausgeber gebührt großer Dank für diese sorgfältige Zusammenstellung von Urkunden, die man wol nirgend in dieser Vollständigkeit vereinigt findet. Der Abschnitt Griechenland geht von der Verfassung des westlichen Festlandes vom Nov. 1821 bis auf die Constitution von 1827. Der Anhang des dritten Bandes liefert einige nach der Erscheinung der beiden ersten Bände bekannt gemachte Urkunden. Seitdem hat der Fortschritt des constitutionnellen Lebens schon neue Zusätze geliefert, z. B. zu Spanien, zu Holstein-Schleswig und den dänischen Inseln. Hr. Geheimrath Pölitz verspricht einen Ergänzungsband erscheinen zu lassen, sobald sich Stoff gesammelt haben wird, entweder durch neue Verfassungen, oder durch Ausmittelung einiger frühern, wieder erloschenen, die in der Sammlung noch fehlen. Auch nehmen wir dankbar die Zusage des Herausgebers an, künftig eine Sammlung der Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der aus den Trümmern der spanischen Colonien gebildeten Republiken zu geben. Das oben angeführte Werk von Dufau, Duvergier und Guadet ist in dieser Beziehung höchst mangelhaft. Es liefert nicht die Verfassungen aller 24 nordamerikanischen Staaten, was wir für unerläßlich achten. Ueberdies hat nicht nur die Verfassung der Union, z. B. durch das Repräsentantengesetz von 1832, sondern auch die Constitution einiger alten Einzelstaaten, z. B. Virginiens, wesentliche Veränderungen erhalten. Für das geschichtlich staatsrechtliche Element sind Rawle's „View of the constitution of the United States" (zweite Ausgabe, Philadelphia 1829) und vorzüglich Joseph Story's „Commentaries on the constitution of the United States" (3 Bände, Boston 1832) ergiebige Quellen. Möge der Herausge-

*) Vgl. „Neue Landschaftsordnung nebst dem Wahlgesetze" (Braunschweig 1832).

der bald jenen Wunsch erfüllen, um so den Codex der neuen politischen Weltgestaltung zu schließen. 7.

Choix de morceaux fac simile d'écrivains contemporains et de personnages célèbres. Recueillis et publiés par M. *Eug. Cassin.* Paris 1834.

Ein von Anfang bis zu Ende lithographirtes Buch, welches dazu bestimmt ist, Kinder in den Schulen mit Handschriften vertraut zu machen. In manchen Bürger- und Dorfschulen Frankreichs nimmt man, wie es scheint, alte gerichtliche Acten, um den Kindern das Lesen der Handschrift zu erleichtern. Da nun diese Acten eine furchtbare Langweile bei den Kindern erwecken, so hat Herr Cassin, welcher sich agent général de plusieurs sociétés savantes et d'éducation nennt, mit Recht gedacht, es sei zweckmäßiger und angenehmer für die Jugend, wenn er die besten Schriftsteller oder doch manche bekannte unter den pariser Schriftstellern um Beiträge zu einer eigens fürs Lesen bestimmten Sammlung bäte und auch die Handschrift berühmter verstorbener Männer beifügte. Die Beiträge sind ihm auch nicht ausgeblieben, und er ist dadurch in Stand gesetzt worden, ein sehr vorzügliches Werk herauszugeben. Alle die Handschriften sind sorgfältig lithographirt, einige auch mit Vignetten versehen; ein Register gibt in alphabetischer Ordnung die Namen der Schriftsteller und die Titel der von ihnen gelieferten oder nachgelassenen Stücke. Manche dieser Stücke sind natürlich nur Fragmente, da der Raum nicht erlaubt hat, ausführlichere mitzutheilen. Die meisten sind daher nur kurz; einige nehmen jedoch 6—10 Seiten ein. Die Sammlung beginnt mit einer Anrede Cassin's, des Herausgebers, an die Jugend über den Zweck dieses Werkes, und den Beschluß macht ein kleines Bruchstück aus den von Napoleon auf der Insel St.-Helena geschriebenen Memoiren. Dieses abscheulich geschriebene Stück steht mit Recht am Ende; wenn die Kinder solch eine Schrift lesen können, so mögen sie das Buch nur zuschlagen und bedürfen keine weitere Unterweisung im Schriftlesen. Ein Brief von Joachim Murat ist eben auch kein kalligraphisches Muster; im Vergleich mit der Napoleon'schen Handschrift ist er aber beinahe schön zu nennen.

In historischer Hinsicht ist folgender Brief Eugen Beauharnois', Vicekönigs von Italien, an die Königin von Holland, Hortense, merkwürdig: „Verona am 29. Sept. Gute Schwester! Seit acht Tagen nehme ich mir vor, dir zu schreiben, und jeden Tag kommt eine neue Beschäftigung und hält mich auf. Dennoch fühlte ich das Bedürfniß, dir zu melden, was mir die vorige Woche begegnet ist. Ein östreichischer Parlementair verlangte dringend bei unsern Vorposten, mir eigenhändig sehr wichtige Papiere übergeben zu können. Ich saß grade zu Pferde. Ich begebe mich dorthin und treffe einen Adjutanten des Königs von Baiern an, der schon im letzten Feldzuge unter meinen Befehlen gestanden hatte. Er war von Seiten des Königs beauftragt, mir die schönsten Vorschläge für mich und meine Familie zu thun, und er versicherte mich im Voraus, die verbündeten Souveraine billigten es, daß ich mich mit dem Könige vereinbarte, um mir die Krone Italiens zuzusichern. Auch war ein großes Zubehör von Hochachtungsversicherungen u. s. w. dabei. Für jeden Andern als für mich war so etwas allerdings sehr reizend. Auf alle diese Vorschläge habe ich geantwortet, wie es meine Pflicht erfoderte, und der junge Abgeordnete, als er fortritt, war, wie er mich versicherte, voll von Bewunderung wegen meines Charakters, meiner beständigen Festigkeit und meiner Uneigennützigkeit. Ich habe geglaubt, über Alles dem Kaiser Bericht abstatten zu müssen, indem ich nur die an mich persönlich gerichteten Complimente ausgelassen habe. Ich bin überzeugt, gute Schwester, daß du meine ganze Unterredung würdest gebilligt haben, wenn du sie hättest hören können. Meine beste Belohnung ist, zu sehen, daß, sowie Die, welchen ich diene, mir ihr Zutrauen und ihre Hochachtung nicht versagen können, mein Betragen mir diejenige meiner Feinde erworben hat. Lebe wohl, gute Schwester, dein Bruder wird immer deiner und seiner Familie würdig sein. Nicht genug kann ich dir sagen, wie vortrefflich die Gesinnungen meiner Frau bei diesen Umständen sind. Seit der Erklärung Baierns wider Frankreich hat sie ihre directen Verbindungen mit ihrer Familie aufgehoben; sie hat sich wahrlich göttlich gegen den Kaiser benommen. Lebe wohl! Ich umarme dich sowie auch deine Kinder, und bin wie immer dein guter Bruder und bester Freund Eugen B. — Zeige diesen Brief Niemanden als Lavalette, denn ich wünsche zu vermeiden, daß meinethalben Geschwätze entstehen."

Bekanntlich machte Napoleon es immer den Leuten zum Verdienst, wenn sie auf alle Familienbande Verzicht leisteten, um nur ihm anzuhangen; dies scheint sich auch der Vicekönig von Italien zur Lehre genommen zu haben.

Von Lafayette stehen hier einige gewichtige Zeilen, die er einen Monat vor seinem Tode geschrieben haben soll, man kann sie als den Inbegriff alles seines Strebens und Handelns betrachten. Sie lauten folgendermaßen: „Jeder Mensch kommt mit unveräußerlichen und unzerstörlichen Rechten zur Welt. Diese sind die Freiheit aller seiner Meinungen, die Sorgfalt für seine Ehre und sein Leben, das Eigenthumsrecht, die gänzliche Verfügung über seine Person, über seinen Gewerbfleiß, über alle seine Fähigkeiten, die Mittheilung aller seiner Gedanken durch alle möglichen Mittel, das Streben nach seinem Wohlsein und der Widerstand gegen Unterdrückung."

Von Chateaubriand findet man ein Handbillet mit großen grade stehenden Buchstaben, fast ohne Verbindung. Auch findet man Briefe von Rousseau, Voltaire, Buffon, Mirabeau. Ein Bericht an die Gesellschaft der christlichen Moral, in einer feinen, nicht sehr leserlichen Hand, rührt vom Herzoge von Broglie her. Degérando hat mit großen Buchstaben ein deutsches Schulfest beschrieben. Der berühmte Sänger Béranger hat nicht ein Lied, sondern Bruchstücke aus dem letzten Vermächtnisse Franklin's mitgetheilt. Ob dieses Vermächtniß ungedruckt ist, wissen wir nicht. Las Cases beschreibt einen Sturm, den er während der Rückkehr von St.-Helena erlitten hat. Auch zwei unserer Landsleute, Depping und Klaproth, haben Beiträge geliefert, Ersterer eine Naturscene nach dem Prinzen Max von Wied, Letzterer einen Auszug aus seiner nun erschienenen Abhandlung über die Erfindung des Compasses. Ziemlich zahlreich sind Uebersetzungen aus orientalischen Sprachen. So hat Pautier aus dem Sanskrit übersetzt: „Die Maus und der Eremit", Caussin de Perceval aus dem Arabischen „Ein Abenteuer Ebn el Mogazi's", Brosset einen Auszug aus dem grusischen oder georgischen Gedichte: „Der Mann mit der Tigerhaut", Garcin de Tassy aus dem Hindostanischen die Beschreibung Kalkuttas. Von Cuvier hat sich der Herausgeber einen Bericht über die Tapire verschafft. Gedichte werden gegeben von Carnot, Duval, Lemercier, Raynouard u. s. w. Silvestre de Sacy hat ein Stück über die Früchte Indiens geliefert. Dupin, Benjamin Constant und viele Andere kommen ebenfalls vor; man sieht schon aus dieser kurzen Anzeige, daß die Sammlung nicht allein wegen der Handschriften, sondern auch wegen des Inhalts beachtet zu werden verdient.

Der Herausgeber hat den Vorsatz, wie er auf dem Umschlage meldet, für Mädchenschulen eine ähnliche Sammlung von Handschriften berühmter Frauen zu liefern. Aehnliches könnte auch in andern Ländern geschehen. Man bekäme dadurch die Facsimiles der Handschriften der Hauptgelehrten, Literatoren, Staatsmänner u. s. w. 65.

Romanenliteratur.

1. Neue Erzählungen von M. von Balzac. Aus dem Französischen von O. L. B. Wolff. Zweiter Band. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Die längste Erzählung dieses Bandes: „Geschichte der Dreizehn", ist laut der Vorrede nicht blos Erfindung. Eine Ver-

bindung von 18 Männern, unzufrieden mit dem Bestehenden, der Gesellschaft, den Gesetzen, den Namen nach sich unbekannt, „die im Angesicht der Menschen ein Hassesgeheimniß haben", die den Begriff des Rechts nicht mehr ahnen, erlauben sich jede Schandthat, sobald sie den Zweck fördert oder auch nur ein Gelüste befriedigt. Ein junger Mann, angespornt von Liebe und Eifersucht, ist so unglücklich, halbe Entdeckungen zu machen, indem er dem Oberhaupt des Bundes nachspürt, das er für den Geliebten der von ihm verehrten Dame hält, da es doch ihr Vater ist. Dies bringt ihm den Untergang; der Letzte eines edeln Geschlechts, persönlich ausgezeichnet, bringt ihm ein höllisches Mittel Blödsinn und schmerzhaften Tod. Die zweite Erzählung ist, kurz, indirecter Tadel des Festhaltens am Buchstaben des Gesetzes.

2. Werkstatt-Erzählungen. Neue Folge der Erzählungen Daniel's des Steinschneiders. Von Michel Masson (Michel Raymond). Aus dem Französischen übertragen von L. Kruse. Zweiter Theil. Das Unvermeidliche. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der etwas lockere Neffe eines kieselherzigen Oheims, der ihn betrogen und verstoßen, weil er nicht nach seinem Willen that, versucht es bittend und drohend, ihn zu erweichen, wobei ein unglücklicher Zufall Ursache an des Oheims Tode ist. Der Neffe meint, einen Zeugen bei dem Sturz des Alten ins Wasser gehabt zu haben, worin er irrt, indem der Zeuge glaubt, er habe den jungen Mann am Selbstmord verhindert. Künstlich, aber doch überspitzfindig ist es eingerichtet, daß die Beiden sich nie erklären; daß der Zeuge, ein Auvergnat, auf sein Wissen pocht, Geldsummen von dem unschuldigen Mörder zieht, der glücklicher Gatte und Hausvater geworden und sich endlich tödtet, als auch der Sohn des Auvergnaten fortfährt ihn zu plagen.

3. Celeste. Nach Drouineau von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Abweichend von den vorhergehenden Uebersetzungen ist diese, theils weil die Bearbeitung sich merklicher macht als bei jenen, theils, und mehr noch, dem Stoffe, der Richtung nach. Religiöses Gefühl ist bei jenen ausgeschlossen, und nur ein emsiges Forschen, der Wille, diese Idee darin zu finden, kann herausklauben, daß, eben weil jenes Gefühl fehlt, die Menschen verzweifeln und sündigen. Hier ist dagegen sichtlich dargelegt, wie wahre Frömmigkeit gegen Sünde, Verderben, Verzweifelung schützt, wie sie Muth, Gesinnung und Thatkraft erhebt, Unglauben dagegen Gemeinheit, Leerheit, Beschönigen des Schlechten, feige Verzagtheit gebiert. Celeste erhält sich rein mitten unter Verführungen, unter den Einflüsterungen des Geliebten, der Freundinnen, die den eiteln Formendienst wegwarfen, der Das ausmachte, was sie Religion nannten, und nun ohne Halt Thörichtes und Unrechtes wechselsweis vornehmen, die innere Langweile zu vertreiben. Celeste, das echte kindliche Gemüth, hält fest am Glauben; streng gegen sich, liebevoll, gütig gegen Andere, denkt und handelt sie recht, wahrhaft christlich, ja selbst klug, aus Naturtrieb, unbewußt. Die Männer sind Bekehrte, Bekehrer, unverbesserlich fade oder berechnende Lebemänner; ein natürlicher sich Entwickelnder, höher Begabter, dem zum Gegensatze ein überspannter Weltverbesserer dient, voll Groll und Neid gegen alles Bevorzugte, ist mit diesem unter den episodischen Figuren die geistvollste. Lord Donald, der durch Celeste und einen Freund Bekehrte, sollte zu einem außergewöhnlichen Menschen gesteigert werden, und weil das nicht durch ihn selbst sich thun ließ, erhielt er als Nimbus Lord Byron's Freundschaft, der bald redend eingeführt ist, oder über den bald gesprochen wird, Beides auf befriedigende Weise; ohne Haß und blinde Parteilichkeit ist das Urtheil, seine Bizarrerien, seine Zerrissenheit und ganze Eigenthümlichkeit sind aus seinen Schicksalen, aus angeborenen und anerzogenen Charakterzügen erklärt mit Einsicht und wohlwollender Milde. Alles über ihn Beigebrachte unterschreiben wir unbedingt, nur nicht den ihm beigelegten Kunstsinn, mit dessen Mangel er sich gewissermaßen brüstete.

4. Peter Iwanowitsch. Russisches Charaktergemälde als Fortsetzung des „Iwan Wyschigin, oder der russische Gilblas", von Th. Bulgarin. Uebertragen von F. Rork. Drei Bände. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 3 Thlr.

Hier wimmelt's von Fehlern jeglicher Art, deren viele den Sinn entstellen, Eigennamen verstümmeln und ändern, wie z. B. Duina als das Diminutiv von Dorothea angegeben ist, da es doch von Eudoxia abzuleiten, der Fürst bald Erlaucht, bald Excellenz titulirt wird ꝛc., was weit mehr dem Uebersetzer als dem Setzer zuzurechnen. Die Schreibart ist überaus ungelenk. Dem Ganzen merkt man zu deutlich Nachahmerei englischer und deutscher Muster an, ohne ihre Wesenheit begriffen zu haben. Man muß die Ereignisse nicht blos vom Hörensagen kennen; ihre Nachbildung erfodert durchaus lebendige Anschauung. Das Innere verschließt sich in diesem sogenannten Charaktergemälde völlig, und selbst die Oberfläche, der gehuldigt ist, die Göttin der Salons, besonders der russischen, zeigt nur ein trübes, unsicheres Abbild der in ihr sich spiegelnden Erscheinungen. Wir nehmen aus dieser Liebesgeschichte weiter keinen Gedanken als Ausbeute mit, als daß der Verf. seine (wol nur angeblichen) Landsleute von ihrer Gallomanie bekehren wolle durch Beispiel und Ermahnung. Um dem Roman, der die herkömmlichen Hindernisse, Ver- und Entwickelungen der Dutzendarbeiten seines Schlags hat, höhere Bedeutsamkeit zu geben, ist der Brand von Moskau, ein Stück des russischen Feldzugs, zur historischen Unterlage genommen, ja selbst Napoleon zum gemeinen Hampelmann erniedrigt, denn als solcher zeigt er sich hier. Trauriges Geschick des Großen, Spielzeug in ungeübter, ungeschickter Hand zu sein! 53.

Literarische Notizen.

Von Jules Sandeau erschien: „Madame de Sommerville".

Sadi's „Gulistan" ist unter dem Titel: „Gulistan, ou le parterre de fleurs", nach der großen Ausgabe von 1828 von N. Semelet übersetzt worden.

Der unermüdliche Capefigue wird in sechs bis acht Bänden herausgeben: „Richelieu, Mazarin, la fronde et le règne de Louis XIV". Die beiden ersten Bände dieses Werks sollten am 1. Nov. erscheinen.

Den in Nr. 182 und 196 d. Bl. angezeigten, von Havard und Hrn. von Barante veranstalteten französischen Uebersetzungen von Schiller's dramatischen Werken ist noch die eines Hrn. H. Meyer beizufügen. Dieser, unstreitig ein Deutscher, setzt seiner Uebertragung Havard's „Notice" über das Leben und die Werke seines berühmten Landsmannes vor.

Touchard-Lafosse läßt seiner Geschichte von Paris nun eine „Histoire des environs de Paris dans un rayon de 30 à 40 lieues" folgen. Das Ganze soll vier Bände stark werden, zu acht bis neun Lieferungen, von denen wöchentlich eine, vier Bogen Text und zwei Kupfer, ausgegeben wird.

Adrien Pichard hat in zwei Bänden „Ebauche d'un essai sur les notions radicales" herausgegeben.

Von Felix Davin erschien: „Moeurs du nord de la France", in zwei Bänden.

Martine (aus Genf) hat herausgegeben: „Examen des tragiques anciens et modernes, dans lequel le système classique et le système romantique sont jugés et comparés".

Von Azaïs erschien: „Idée précise de la vérité première et de ses conséquences générales". 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 308. —— 4. November 1834.

Der wiſſenſchaftliche Congreß zu Poitiers.

Der große Gedanke wiſſenſchaftlicher Zuſammenkünfte, welcher in Deuſchland nun ſchon ſeit mehren Jahren die Prieſter der Natur zu perſönlichem Austauſch Deſſen zuſammengeführt hat, was ihnen die Göttin in geweihter Stunde offenbarte, oder was das geheiligte Orakel nur zu befragen ihnen eben an der Zeit dünkt — derſelbe Gedanke fängt nun auch an in Frankreich Wurzel zu ſchlagen, wo, wie wir in d. Bl. ſchon berichtet haben, Herr de Caumont ihn eingeführt hat.

Der wiſſenſchaftliche Congreß, wie er vor kurzem in Poitiers gehalten wurde, hat aber einen weiten, ja für das Intereſſe und die Thätigkeit der auf demſelben zuſammenkommenden Gelehrten verſchiedener Fächer einen zu weit ausgedehnten Wirkungskreis. Wir theilen über ihn aus einem Briefe des Hrn. Chatelain aus Paris, welcher zu Poitiers Secretair der Section der Literatur und der ſchönen Künſte war, Folgendes mit, was dieſe Bemerkung zu beſtätigen geeignet ſein wird.

„Der Congreß theilte ſich in ſechs Sectionen: 1) Phyſik, Mathematik und Naturwiſſenſchaften; 2) Landbau, Handel und Induſtrie; 3) mediciniſche Wiſſenſchaften; 4) Archäologie und Geſchichte; 5) Literatur, ſchöne Künſte, Philologie; 6) moraliſche und Geſetzgebungswiſſenſchaften."

„Ich gehe in die Gegenſtände der erſten Section ein, welche, wiewol ſie nicht ſo viel hervorgebracht hat, als man ſich in der allgemeinen Verſammlung vorgenommen hatte, ſich doch durch bedeutende Arbeiten auszeichnete."

„Hr. N. Boubée von Paris hat über die Aushöhlung der Thäler in mehre Abſätze einen ſehr intereſſanten Bericht vorgeleſen und beſprochen. Er theilt die Thäler in vallées d'érosion und vallées de dislocation; die Aushöhlung der Thäler gehört nach ihm einer diluvianiſchen Epoche an, welche der Moſaiſchen Sündflut vorhergegangen iſt, weil ſie vor der Schöpfung des Menſchen zu Stande gekommen iſt. Die Beweiſe dieſer Erdüberſchwemmung ſtützen ſich auf die ungeheuern Lagen von Kieſelgeröll, auf die enormen Steinblöcke, welche, in großen Abſtänden von ihrem Lager, auf erhabenes Terrain in der Richtung von N. N. O. und S. S. W. fortgetragen worden ſind. Der Fall der Aërolithen, die Gegenwart foſſiler Thiere, welche nur in einer hohen Temperatur leben konnten, ſind neue Belege für dieſe diluvianiſche Ueberſchwemmung. Der Stoß eines Kometen gegen unſern Erdball iſt die einzige Macht, welche Hr. Boubée zur Hervorbringung dieſer verſchiedenen Wirkungen poſtulirt. Sonach wäre ein Komet in Stücken gegangen, die ſich in den Raum zerſtreut und verſchiedenen Meteoren den Urſprung gegeben hätten."

„Hr. Desvaux, Director des botaniſchen Gartens zu Angers, legte darauf ein dem Boubée'ſchen ganz entgegengeſetztes Syſtem vor, nach welchem eine ſolche Flut geleugnet wird. Er ſtützte daſſelbe auf kosmogoniſche und geologiſche Induction, welche die Zuhörer wegen ihrer Neuheit nicht ſogleich faſſen konnten. Hr. Desvaux ſetzt voraus, daß die Geſtirne von einer mehr oder weniger ſtarken Verdichtung einer imponderabeln Materie herrühren, welche den Weltraum erfüllt. Die Wärme, das Licht, die Elektricität und der Magnetismus repräſentiren dieſe Materie, das einzige Element aller Körper. Weit beſſer fand ich die Statiſtik des Departements der Maine und Loire, deren erſten Theil Hr. Desvaux dem Congreß mittheilte."

„Hr. Rivière, ein junger Profeſſor zu Bourbon-Vendée, theilte eine Arbeit von großer Bedeutung unter dem Titel mit: „Atomochemiſche Nomenclatur". Die elektriſche Kraft iſt die vornehmſte Grundlage ſeiner Claſſification der Körper. Der Name, den er einem zuſammengeſetzten Körper gibt (er theilt ſie in acides, oxydes, astodides, astatures, alliages und sels), iſt hinreichend, das ihn conſtituirende Princip ſowie ſein Verhältniß zu erkennen. Hr. Rivière theilte auch eine maleriſche und wiſſenſchaftliche Wanderung in die Vendée mit, begleitet von mehren Anſichten, Karten und geologiſchen Blicken, die er ſelbſt gezeichnet. Seine Bemerkungen über Zoologie, Botanik, Geologie ſind intereſſant, ſtreifen aber aus dem tiefen wiſſenſchaftlichen Gebiete zu ſehr in die unterhaltende Gattung."

„Hr. d'Orbigny, reiſender Naturforſcher, las einen intereſſanten Abriß ſeiner Reiſe nach Amerika. Er reiſte im J. 1826 von Breſt in der Abſicht aus, die Staaten von Buenos Ayres, Chile und Peru zu durchwandern, kam zu Rio Janeiro an und ging nach Montevideo am Plata, wo ſeine Unterſuchungen anfangen. Im J. 1827 durchforſchte er die Länder des öſtlichen Ufers dieſes Fluſſes, um ſich nach Buenos Ayres zurückzubegeben. Bald gelangt er an die Ufer des Parana und ſchifft ſich da-

ſelbſt nach der Grenze von Paraguay ein. Er beſucht die Provinzen Corrientes, Santa-Fé ꝛc., indem er unterwegs die Menſchen, Fiſche, die Mollusken des Fluſſes und die geologiſche Structur des Baſſins der Pampas, vielleicht des größten, welches exiſtirt, ſtudirt. Später in die Unmöglichkeit verſetzt, zu Lande nach Chile und Peru zu gehen, weil der Bürgerkrieg unmittelbar nach dem Friedensſchluß mit den Braſiliern ausgebrochen war, entſchließt ſich Hr. d'Orbigny Patagonien zu bereiſen. Er nimmt nach dieſen Gegenden, die den Naturforſchern noch ſo wenig bekannt ſind, ſeine Richtung; da aber die Eingeborenen aufgeſtanden ſind und ſich gegen die Coloniſten verbunden haben, ſo ſieht er ſich genöthigt, mit ſeiner Perſon zu bezahlen und zur Vertheidigung der Colonie am ſchwarzen Fluſſe die Waffen zu ergreifen."

„Auf dieſer langen Reiſe ſtudirt Hr. d'Orbigny nicht blos die Naturgeſchichte, ſondern auch die Sitten, die Religionen und verſchiedenen Idiome der Völker. Er umſegelt ſodann das Cap Horn, um in das Südmeer zu gelangen, und kommt im Jahr 1830 nach Chile. Unglücklicherweiſe dauert dort der Bürgerkrieg mit mehr Wuth als jemals fort. Unſer Reiſender kann ſich nicht in das Innere des Landes wagen; von der Küſte zurückgetrieben, benutzt er eine Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, den Staat Bolivia zu durchforſchen, und zu dieſem Ende ſchifft er ſich wieder nach Peru ein. Cobija, Areia und die Anden werden der Gegenſtand ſeiner Forſchung. Dort findet er Ueberbleibſel von Denkmalen von gigantiſcher Größe und koloſſalen Statuen, welche Tempeln angehören, die noch älter als die Inkas ſind. Er durchwandert die Provinzen der Chiquitos und Major, kommt nach Santa-Cruz und reiſt endlich am 25. Juli 1833 nach Europa, wo er ſeit dem 4. März angelangt iſt."

„Während der ſieben Jahre, welche dieſe Reiſe dauerte, hat Hr. d'Orbigny zweimal die Anden durchſchnitten, den Continent des ſüdlichen Amerikas vom 11. bis zum 43. Grad ſüdl. Breite durchlaufen, und ſo rechnet er 14,780 Lieues zu Land und Waſſer gemacht zu haben. Er hat eine außerordentliche Menge intereſſanter Gegenſtände aus der Naturgeſchichte geſammelt und viele pſychologiſche Beobachtungen und geographiſche Unterſuchungen vom höchſten Intereſſe gemacht."

„Mit lebhafter Befriedigung ſah die erſte Section eine hübſche Sammlung von Hepatica, welche ihr Hr. de Brébiſſon von Falaiſe vorzeigte; da aber dieſe Pflanzengattung ſehr zarte Organe hat, welche beim Trocknen leicht entſtellt werden, einige Species übrigens meiſt der Befruchtungswerkzeuge beraubt ſind, ſo hatte Hr. de Brébiſſon den getrockneten Exemplaren coloritte Zeichnungen, welche die charakteriſtiſchen Theile dieſer Pflanzen darſtellen, beigegeben. Hr. de Brébiſſon ging bei dieſem Gegenſtande in ſehr tiefe Betrachtungen ein."

„Noch mehre Memoiren wurden mitgetheilt, namentlich eins von Hr. Delatre, Unterpräfect von Loudon, über die Flora des Departements von Vienne, von Madame Cauvin über die Flora von Mans, von Hrn. Fleuriau über die Verminderung der Quellen u. ſ. w."

„Die erſte Section beſchränkte aber ihre Arbeiten nicht auf Vorleſungen, Berichte und Discuſſionen, ſondern ſie ſetzte ihren wiſſenſchaftlichen Eifer auch in den Schluchten und Gebirgen fort. Steine zerſchlagend, Pflanzen ſammelnd, und die Reptilien, Inſekten und Mollusken claſſificirend, durchwanderte die gelehrte Geſellſchaft die Umgebungen von Poitiers. Unter ihr zeichnete ſich durch einen alle Gefahren überwindenden Muth aus die Botaniſtin Mad. Cauvin und mehre Abbés, Männer von Wiſſenſchaft, welche den Hammer in der Hand und eine Taſche auf dem Rücken mit getroffenen Herzen mitwanderten. Der Abbé Auber hat über dieſe Wanderung in artigen Verſen Rechenſchaft gegeben, welche eine gute Aufnahme fanden."

„Ich füge am Schluſſe dieſes Briefes noch hinzu, daß der Doctor Guepin von Nantes, und die Herren Mauduit und Gaillard ſich in Betreff der verſchiedenen Fragen, welche in der Section der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften erhoben worden ſind, ſehr auszeichneten."

Der Brief, welchen wir hier mitgetheilt haben, ſetzt uns nicht in den Stand, zu erkennen, was die Gegenſtände der allgemeinen Verhandlungen dieſes Congreſſes geweſen ſind, und es leuchtet ein, daß, wenn dieſelben außer der Eröffnung der Arbeiten nicht blos die Eintheilung in Sectionen und das Aeußere des Vereins betroffen haben, ſie, um die Gelehrten ſo verſchiedener Fächer zu intereſſiren, höchſt allgemein und für das große Publicum berechnet geweſen ſein müſſen. Wenn aber die allgemeinen Verſammlungen nur den angegebenen Zweck gehabt haben, dann wird der wiſſenſchaftliche Congreß, die geſelligen und außerwiſſenſchaftlichen Beziehungen abgerechnet, faſt nur in mehre gleichzeitige Zuſammenkünfte für verſchiedene wiſſenſchaftliche Fächer zerfallen ſein, wobei es ſich fragt, ob für jedes Fach immer ſo viele tüchtige Gelehrte an dem Orte der Verſammlung eintreffen werden, um dieſelben nach ihrem Wunſche zu beſchäftigen und einzelne Sectionen möglich zu machen. Wahrſcheinlich werden wir darüber noch nähere Auskunft erhalten. 115.

Das wachſende Intereſſe an dem wiederauflebenden Griechenland.

Das Intereſſe an Griechenland, dem ſich die Preſſe als Organ darbietet, hat mit der feſten politiſchen Conſtituirung des Staats eine feſte Grundlage und einen ſicherern Zielpunkt gewonnen und ſich in dieſer Beziehung ſeit 1833 auch nach außenhin lebendiger entwickelt. Wir wollen hier nur in der Kürze auf einige daraus hervorgegangene literariſche Erzeugniſſe hinweiſen, ohne uns dabei auf Deutſchland zu beſchränken.

Was zuerſt das Geographiſche des Landes und die Schilderung der Einwohner unter Beziehung auf Vorhandenes an Kunſt- und andern Gegenſtänden *) anlangt, ſo war die „Correspondance d'Orient" von Michaud (1833), wenigſtens in dem erſten Bande, der die Reiſe über den Peloponnes, in den Küſtenpunkten Navarin, Modon, Koron, Maina, Nauplion, ſodann über die Inſel Hydra und Athen umfaßt, ein um ſo in-

*) Die „Expédition scientifique de Morée etc." (Paris 1831 fg.) und das im erſten Bande zu London erſchienene Werk: „The Elgin and Phigaleian marbles" (1833) erwähnen wir nur im Vorbeigehen.

teressanterer Beitrag zur Kenntniß des jetzigen Griechenlands, als der gelehrte Verf. der „Geschichte der Kreuzzüge" bei Darstellung der Gegenwart die Vergangenheit nicht unberücksichtigt läßt, aus welcher allein sich auch für Griechenland, grade was die Schattenseiten betrifft, die man nicht immer nach Wahrheit und Recht zu erklären sich die Mühe nimmt, mehr als für manches andere Land die vorhandene Gegenwart richtig deuten läßt. Michaud's „Correspondance" verdiente daher auch in dieser Hinsicht durch Auszüge in mehren deutschen Journalen, wie in den „Literarischen Blättern der Börsenhalle", im „Ausland" u. s. w., weiter verbreitet zu werden, und die Reisebeschreibung durch Griechenland selbst ist in Bran's „Minerva" (1833, Sept., Oct. und Dec.) ganz mitgetheilt worden. Wichtiger, schon als ein für sich bestehendes Ganze, ist die „historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Königreichs Griechenland" von dem bekannten Geographen A. A. Cammerer (Kempten 1834), die im Allgemeinen und nach den einzelnen Richtungen hin, welche sie für sich aufstellt, zur genauern Kenntniß Griechenlands empfohlen werden kann. Spätere Arbeiten dieser Art werden natürlich, zumal auf den Grund so mancher, im Lande selbst nothwendiger Vorarbeiten, extensiv und intensiv vollständiger sein können. Als eine interessante Monographie in geographisch-historischer Beziehung erwähnen wir nur mit einem Worte die in neugriechischer Sprache geschriebene Abhandlung des Griechen Anton Miaulis, Sohnes des bekannten Admirals, über die Insel Hydra (München 1834), die unter Andern auch von Fr. Thiersch in seinem für Griechenlands jüngste Vergangenheit, für dessen Gegenwart und Zukunft in historisch-statistisch-politischer Hinsicht höchst wichtigen Werke: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" (2 Thle., Leipzig 1833), gelegentlich benutzt worden ist. Daß dieses Werk von Thiersch selbst, ohne welches Niemand über Griechenland ein Urtheil sich anmaßen sollte, in seinen Rathschlägen für Griechenlands Zukunft, in Griechenland selbst nicht unbeachtet bleiben könne und dürfe, ist für Den klar, der das Buch kennt und es mit dem Lande, von welchem es handelt, gut meint. In geschichtlicher Hinsicht, freilich mehr um Dessen willen, was sie in den kommenden Bänden verspricht, gedenken wir hier Zinkeisen's „Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage" (1. Thl., Leipzig 1832), indem wir für die geschichtliche Kunde von Griechenlands jüngster Gegenwart uns diesfalls nur auf die reichhaltigen geschichtlichen Artikel in dem „Conversations-Lexiken der neuesten Zeit und Literatur" beziehen. Hoffentlich läßt der Verf. jener Geschichte auf die fernere zusammenhängende Darstellung der historischen Kunde von Griechenland bis auf unsere Tage nicht gar zu lange warten. Inzwischen, und was eine kurze pragmatische Darstellung der griechischen Revolution von 1821—33 anlangt, mag man sich mit der „Geschichte der griechischen Revolution", von Th. Kind (2 Bdchen., Leipzig 1833) begnügen. Ein besonderes Interesse hat sich für das neue Griechenland in Ansehung seiner Sprache und Literatur zu erkennen gegeben, sodaß wir danach wol auch die Hoffnung fassen können, man werde der neugriechischen Sprache und Literatur künftig die gebührende Beachtung, auch von Seite der Hellenisten, nicht wie bisher entziehen, da sie nicht blos ein untergeordneteres Interesse für die Gegenwart in Betreff der materiellen Verbindung Deutschlands mit Griechenland darbietet, sondern auch an und für sich Beachtung verdient, wenngleich dieses Interesse, inwiefern die Kenntniß des neugriechischen Idioms für die tiefere Ergründung des Altgriechischen und für das bessere Verständniß der alten Schriftsteller unentbehrlich ist, in dieser Beziehung allerdings als ein viel höheres erscheinen muß. Was der deutsche Hellenist Hase in Paris in seiner bereits vor 18 Jahren zuerst erschienenen Rede: „Sur l'origine de la langue grecque vulgaire et sur les avantages que l'on peut retirer de son étude" (in Millin's „Magazin encyclopédique", 1816, Th. I, S. 81 fg.; deutsch von Friedemann, in Iken's „Eunomia", 1827, Th. II, S. 211 fg.) und Bopp in Berlin in seiner „Vergleichenden Grammatik" über die Verwandtschaft des Griechischen mit andern neuern und ältern Sprachen sagt, enthält auch zur Beachtung des Neugriechischen bei dessen innigster Verwandtschaft mit dem Altgriechischen Fingerzeige, die nicht unberücksichtigt bleiben können. Was nun das obenangedeutete Interesse, vornehmlich Deutschlands, an der neugriechischen Sprache und Literatur anlangt, so erwähnen wir in dieser Beziehung hier nur das „Neugriechisch-deutsche und deutsch-neugriechische Taschenwörterbuch", von A. M. Anselm (2 Thle., München 1834) *), die „Praktische Grammatik der neuhellenischen Sprache", von (dem Griechen) G. Russiadis (2 Thle., Wien 1834), die „Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuche", von F. Passart (Leipzig 1834), und ebendesselben „Praktischen Nothhelfer auf Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland" (München und Nauplia 1834), und können endlich auch die „Neugriechischen Poesien, ungedruckte und gedruckte, mit Einleitung, und sowol Sach- als Worterklärungen", von Th. Kind (Leipzig 1833), sowie die Selbstbiographie des Griechen A. Koraïs': „Βίος Α. Κοραῆ κ. τ. λ." (Paris 1833) nicht übergehen. Ist nun nach dem Vorstehenden das wachsende Interesse an der weitern politischen Entwickelung des neuen Griechenlands und für sein Leben in eigenthümlicher Sprache und Literatur nicht zu verkennen, so können und müssen auch jene angeführten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Buchhandels nicht nur günstig auf das politische und geistige Leben in Griechenland zurückwirken, sondern auch dem Interesse des Auslandes in dieser Hinsicht neue Nahrung geben. Daß dies nicht blos von Baiern gelten darf, obgleich dasselbe bei der weitern Entwickelung der griechischen Zustände zunächst betheiligt sein mag, sieht der wahre Freund Griechenlands, der zugleich Kosmopolit ist, ohne Weiteres ein; denn Griechenland ist nicht für Baiern, es ist nur für sich selbst und für die Welt frei und wiedergeboren worden. 17.

Oestreichisches Wunderhorn. Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen, herausgegeben von Johann N. Vogel. Wien, Verlag der Edlen von Ghelen'schen Erben. 1834. 16. 1 Thlr.

„Wunderhorn" wird diese Sammlung genannt, weil sie nach des Herausgebers Intention durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit wie ein Zauberhorn in den verschiedenartigsten Tönen und Klängen auf das Gemüth des Lesers oder Hörers einwirken soll; bald wehmüthig und lieblich, wie das Alphorn, das in abendliche Thäler niederhallt, bald kampflustig schmetternd wie die Schlachttrompete, bald elegisch wie das Waldhorn des einsamen Waidmanns, bald dumpf und schaurig wie die Grabesposaune, und wieder fröhlich und leicht wie das Posthorn. Oestreichisch nannte der Herausgeber das Wunderhorn, weil die Verfasser sämmtlicher hier aufgenommenen Dichtungen größtentheils östreichische oder in Oestreich lebende oder daselbst gelebt habende Schriftsteller sind. Wir können unter den vielen Mitarbeitern, deren Zahl sich leicht auf 40 und darüber belaufen wird, nur die bekanntern herausheben. Vom Verf. der „Todtenkränze" lesen wir eine Ballade: „Der erste Schafgotsch", welcher Kaiser Friedrich den Rothbart in dem Morgenlande aus dem feindlichen Getümmel, das ihn umzingelt, errettete. Von Jos. v. Hammer ist ein persisches Sprüchwort: „Gott im Gürtel macht

*) Der Verf. dieses „Taschenwörterbuches" beabsichtigt nach der Vorrede ein den wissenschaftlicheru Anfoderungen entsprechendes Wörterbuch der neugriechischen Sprache zu bearbeiten; wir wünschen, daß er dabei die Grundsätze befolge, deren Beobachtung er selbst dafür als unerläßlich erkennt. Auch von Wien aus wird, freilich nach einem weit großartigern Gesichtspunkte, ein Wörterbuch der griechischen Sprache, nach Schneider und hoffentlich auch nach Passow, vorbereitet.

leicht springen", in Form einer romanzenartigen Erzählung erklärt. Unter Gabr. Seidl's Gedichten zeichnet sich besonders die Ballade: „Das Glöcklein des Glücks", aus. In jugendlichem Uebermuth läßt ein Fürst sich über seinem Bette einen Strang befestigen, der eine Glocke in Bewegung setzt, die er so oft, damit es die Welt erfahre, ziehen will, wenn er sich glücklich fühlt. Sorgen und Arbeiten ziehen aber in unaufhörlicher Kette durch sein Leben, und er kommt nicht dazu, einen Augenblick einen reinen, beglückten zu nennen und die Glocke zu läuten, bis er im Sterben liegt und sein Leben voller Mühen überdenkt. Ein Chor weinender Stimmen läßt sich an den Fenstern seines Palastes vernehmen: es sind seine Unterthanen, die über den drohenden Verlust ihres Vaters weinen. Da ergreift der sterbende Greis den Strang und läutet mit der letzten Kraft der matten Hand; es ist sein letzter, sein einzig glücklicher Augenblick gewesen. Dies ist der Stoff, der mit der trefflichen Gewandtheit Gabr. Seidl's erzählten Ballade. Deinhardstein's Gedichte, die hier aufgenommen sind, schillern gar zu sehr; nicht blos Schiller's Rhythmen, sondern auch seine Phrasen hört man zu getreu, z. B. in folgender Strophe, womit die Ballade „Bastian Ribisch" schließt:

Und weinend der Kurfürst zum Jüngling tritt
Und küßt die verblichenen Wangen.
„Wohl dir", ruft er, „der sich die Palm' erstritt,
Wohl Allen, die so sie errangen!
Du gingst in den herrlichen Tod der Pflicht,
Dein Leben für sie zu verbluten;
Wer so sich geopfert, stirbt ewig nicht,
Er lebt in den Herzen der Guten!

Von E. Duller liest man drei Gedichte, die im Ton der alten naiven Volkssagen gehalten sind; allein bei dem dürftigen Gehalt, den sie bieten, ist auf nichts als die Diction Obacht genommen, und solche Absichtlichkeit führt immer zur Affectation. Zu den interessantesten Gaben gehört die Ballade „Sängerlohn" von G. v. Gaal, der die Sagen und Novellen aus dem Magyarischen so trefflich übersetzt hat. Diction wie Inhalt sind gleich trefflich, wie das Eine immer das Andere bedingen muß. Der Sänger steht vor König Etzel und wird aufgefodert, einen Helden zu besingen. Er greift hastig in die Saiten und feiert Attila's Größe in schmeichelhaften Weisen. Der König läßt zum Lohn für die gleisnerische Erhebung seiner Person einen Scheiterhaufen errichten. Der bestürzte Barde zittert, er hoffte Dank, nicht Strafe zu verdienen für seine Schmeicheleien. Die Angst sollte jedoch schon Strafe genug sein, und Etzel läßt blos die Leier verbrennen. Literarisch wichtig sind: „Die drei Reiter", ein Ehestandslied in drei Balladen, aus dem Nachlasse Zacharias Werner's. Das noch ungedruckte Gedicht las der Verf. in anderer Gestalt früher einmal Göthe vor und arbeitete es nach dessen Angabe später zu der Gestalt um, in welcher es gegenwärtig vorliegt. 11.

Miscellen.

Friedrich II. Strenge gegen hohe Offiziere.

1784 hatte der König Friedrich II. die schlesischen Regimenter, als er die Revue über sie hielt, nicht nach seinem Wunsche gefunden. Dies und vielleicht auch Kränklichkeit und Verstimmung (da die Armee nach dem Berichte von Augenzeugen nicht so auffallend vernachlässigt war) veranlaßte ein Rescript des Königs an den Generalinspecteur der schlesischen Infanterie, den General von Tauenzien, welches Preuß in seiner „Geschichte Friedrich's", IV, 239, mitgetheilt hat. Der Anfang ist folgender: „Mein lieber General von Tauenzien. Schon bei Meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch, und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt; wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thadden'sche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee; Rotdkirch und Schwarz taugen nicht viel; Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß Ich einen Offizier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanoeuvre werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen; Hager hat einen elenden Commandeur, und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Werdessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail."

In diesem Tone fuhr der König weiter fort. Die unmittelbare Folge war, daß Tauenzien um die Entlassung von seiner Inspection anhielt und dieselbe auch bekam.

Aehnlichen Inhalts ist das Schreiben an den Generalmajor von Löthöffel in Belgard vom 31. Oct. 1776 in Preuß' Urkundenbuche zum vierten Bande, S. 274.

„Mein lieber Generalmajor von Löthöffel. Ihr seid wol der erste Mann in der Welt, der mediocre Offiziers zu excusiren sucht; dabei leidet aber die Armée und der Dienst sehr und gehet es nicht gut, wenn das Regiment vorm Feind kommt: der einzige gute Offizier, den Ihr habt, ist der Obrist-Lieut. von Knobelsdorff, das ist gewiß ein tüchtiger und braver Mann, vor die andern alle gebe ich nicht viel. Trifft den nun das Unglück, daß er bleibt, so wird Euer Regiment das lotderichste in der Armée werden: denn blöde Officiers taugen nicht, die gehen nicht gut an den Feind heran, sondern dazu werden determinirte und hardie Leute ganz nothwendig erfordert: Und was Euren Obrist von Mahlen betrifft, so ist der wie ein Cammerjunker vom Fürsten zu Strelitz. Dieses ist also was Euch auf Euren Bericht vom 26. d. zu erkennen geben wollen, ob Ich wol sonsten bin Euer wohlaff. König."

Officielle Bitte und officieller Bescheid in Versen.

Nicht Béranger und andere Franzosen nach ihm haben zuerst in Versen plaidirt oder sonstige öffentliche Angelegenheiten metrisch vorgetragen. Auch in einer Zeit, die für nichts weniger als für poetisch gilt, unter einem Könige, dem alle Poesie fremd war, findet sich ein solches poetisches Gesuch. Als nämlich 1713 nach Antritt der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen der Communität der kölnischen Schule in Berlin auf dem neuen Etat ihr Deputat an Brot, Bier und Wein gestrichen war, reichte der Subconrector Butte (nach dem Urkundenbuche zu Förster's Biographie des genannten Königs, Th. 1, S. 49) folgende Bittschrift ein:

Allerdurchlauchtigster u. s. w.
Dein Bier und Brot
Helff uns aus Noth,
Soll Mangel seyn,
So sei's an Wein.
36 Quart Bier } wöchentlich,
36 Kulen Brot }
36 Quart Wein per annum

haben wir bis Trinitatis 1713 von undenklichen Zeiten aus dem königlichen Keller genossen. Den 5. April 1714."

Darauf erwiderte der König:

Weil ihr euch selbst begebt dem mit vermachten Wein,
Und nur demüthigst sucht das Bier und Brot allein,
So bleib' euch auch der Wein zur Labsal und zur Noth.
(Seyd ferner fromm und treu)
(Dem König seyd getreu)
Zuvörderst lobet Gott. F. W.

14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 309. — 5. November 1834.

Das junge Europa. Novelle von Heinrich Laube. Zwei Bände. Leipzig, Wigand. 1832. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Seit vier Jahren hat sich der gesellschaftliche Zustand Europas so wesentlich verändert, die Gesinnung in ihren drei Hauptbezügen auf Religion, auf Kunst und auf Politik hin hat selbst für den blödern Beobachter eine so grundsätzlich verschiedene Form angenommen, die Gegensätze der Denkart und der Begehrungen sind so plötzlich zum Bewußtsein gelangt und scheuen es so wenig, sich eben als Gegensätze auszusprechen, daß es in der That wichtig und ein würdiges Bestreben ist, in einem großen und belebten Gemälde den Moment der Krisis, den Uebergang des einen Zustandes in den andern zu fixiren. Die fach- und lehrreichen Artikel des „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" reichen nicht hin, diese Aufgabe zu erfüllen, wie besonnen und wie umsichtig sie auch gefaßt scheinen. Es bedarf dazu eines lebendigen, farbenreichen, auf die Sinne wirkenden Gemäldes, eines festen, aber auch gewandten, vielgeübten und versuchten Pinsels und einer mannichfachen, zum ästhetischen Sinne sprechenden, gefälligen Darstellung, die das Gebiet der Historie wie der Doctrin verläßt und in das der Kunst überschweift. Der Roman allein ist daher zur Lösung dieser Aufgabe berufen, und ihm allein fällt die Ausführung dieses wünschenswerthen, ja beinah nothwendigen Gemäldes anheim.

Ein solches Gemälde scheint der Verf. der genannten Schrift zum Ziel seiner Bestrebungen genommen zu haben, und in der That müssen wir die Idee wie ihre Ausführung loben und anerkennen. Wie Wenige neben ihm, scheint er zur Lösung dieser nicht leichten Aufgabe ermächtigt und berufen, und wie Wenige dünkt er uns nach den Proben, welche die vorliegenden zwei Bände davon ablegen, nicht blos zur Auffassung, sondern auch zur Darstellung, zur ästhetischen Wiedergeburt dieser Verhältnisse mit Kraft und Mitteln ausgestattet. Die Kritik hat es hier mit einem gedankenreichen, kühn und großartig entworfenen, leicht, gewandt und kunstvoll ausgeführten Bilde zu thun, das, wiewol erst von einer Seite her vollendet, doch eine tiefe Anlage, tüchtige Wissenschaft, geistvolle Durchführung und einen Schatz von Lehre, ja von Weisheit ahnen läßt.

Der Roman hat bei der Fülle wechselnder Gestalten und entgegenstrebender Charaktere fast natürlich die Briefform annehmen müssen; es würde in der That unmöglich gewesen sein, die ganze Masse der Charaktere wie der Ereignisse in erzählender Form ohne Verwirrung und Störung zusammenzufassen. Die Briefform war daher eine Nothwendigkeit; allein dies hindert uns nicht, diese Nothwendigkeit zu beklagen. Die Sphäre, die eigenthümliche Luft des Romans verschwindet allzu sehr in ihr, und der Gegensatz verliert sich, den der Verf. dieses Werks doch gegen „Die Briefe zweier Deutschen" sowol wie gegen Börne's „Briefe aus Paris" formell gewiß darzustellen trachtet. Indeß ist diese Form andererseits der lebendigen Entwickelung und der Gestaltung des Gedankens günstig, und auf diese kam es ihm vorzugsweise an.

Jeder der Briefschreiber, Konstantin, Leopold, Valer, William, Hyppolit, den der Verf. besser Hippolyt geschrieben hätte, u. s. w., nicht minder die Frauen, welche diese lieben, ist nun ein Repräsentant einer der herrschenden Weltansichten des Jahres 1830, in welchem der Roman beginnt. Doch eben dies wiederum nur von einer Seite her; denn Alle sind Poeten, wiewol in der Poesie von den verschiedensten Ueberzeugungen. Deshalb führen die vorliegenden Bände den besondern Titel: „Die Poeten", und geben sich als eine erste Abtheilung des beabsichtigten Gemäldes, und zwar so, daß sie uns eine andere Abtheilung: die Gelehrten oder die Staatsmänner, die Praktiker oder dergleichen etwas, im Hintergrunde durchschauen lassen. Doch dies ist eine Frage der Zukunft, und wir haben es hier mit den „Poeten" ausschließlich zu thun.

Die Gesinnung der Zeit, welche der Verf. schildern will, reflectirt, wie gesagt, in den drei Hauptbrechungen: Politik, Religion und Kunst oder Poesie, da die übrige Kunst unter uns ohne selbständiges Leben ist. In dieser dreifachen Richtung faßt er seine Charaktere daher auf, indem er die verschiedenen Gradationen des Enthusiasmus, der Sensualität, der Tiefe, der Kraft, der phantastischen und der praktischen Seelenstimmung kunstreich unter sie vertheilt und den Zusammenhang zwischen Gesinnung und äußerer That sichtbar macht. So ist unter seinen Hauptcharakteren Konstantin ein leidenschaftlicher, rücksichtsloser, durch Unbesonnenheit sich selbst zerstörender Enthusiast. In der Politik gehört er zu Denen, die das Kind mit dem Bade verschütten, aber bei dem geringsten Wider-

ſpruch, in den ſie ſich verwickelt ſehen, ſofort in die entgegengeſetzte Ueberzeugung überſpringen; glühend, aber ſchwach, wenn es gilt, der glühenden Empfindung eine dauernde That anzupaſſen. In der Liebe iſt er niedrig, ohne Wahl, blos ſinnlich; in der Religion ſtürmiſch, aber ohne Bewußtſein; in der Poeſie verachtet er Alles außer Shakſpeare und hält es für keinen Gewinn, wenn unſere Zeit einen Taſſo erzeugte. In dieſer Seelenſtimmung iſt ſein Leben eine fortlaufende Unbeſonnenheit. Er flieht, in Verhältniſſe verſtrickt, die er nicht zu löſen weiß, nach Paris, um gegen Polignac zu ſchreiben, kommt zu den Julitagen zurecht, kämpft mit dem Volke, ſchreit ſich heiſer nach der Republik und verzweifelt acht Tage ſpäter an Frankreich, an ſich, an der Welt, indem er ruft: „Ordnung — Ordnung iſt das erſte Geſetz der Welt!“ Er meldet zuletzt, daß er zurückkehren werde, um in Berlin eine Anſtellung zu ſuchen. So vortrefflich wie dieſer Charakter ſind auch die meiſten der neben ihm Handelnden durchgeführt. William iſt ein entſchiedener Egoiſt; das wahre Gegentheil des zerfahrenden Konſtantin. Er lehrt beſtändig Weisheit, iſt in der Religion ein Bibelgläubiger, in der Poeſie ein wahrer Presbyterianer, in der Politik natürlich Legitimiſt, Altgläubiger und Ariſtokrat, und dieſer beſtändige, hartnäckige Moraliſt endet in einem Anfall von Leidenſchaft mit einem — Morde. Sein Leben iſt zerriſſen und fertig. Leopold iſt ein Süßling, Bewunderer der provenzalen Poeſie, ſo unwahr in ſeinem Empfinden, ſo übermäßig Poet, daß er nicht zu erkennen weiß, was an ihm ſelbſt wahr und was falſch iſt, und ob er ein verkleideter Prinz ſei oder nicht; in der Religion Supernaturaliſt, Schwärmer ohne Gefühl, in der Liebe gemein, ohne Seele; er endet in einem jämmerlichen Brautſtand mit der Nebelprinzeſſin Amalie. Schwieriger als alle dieſe Charaktere, ſind die beiden großartig erfundenen Geſtalten Hyppolit's und Valer's zu ſkizziren. Hyppolit iſt ein Heros, in der Liebe Glut, ein Tyrann der Frauen, ihr beſtändiger Sieger, außer bei Julien, einem ganz kindlichen, einfachen Gemüth; ein glühender Reformator in der Politik, aber ſtark und beſonnen hier wie überall; ein gewaltiger Menſch, aber ohne Treue gegen ſich und Andere; in der Religion ein entſchiedener Rationaliſt und Feind der Kirche; ein Menſch, zur Hälfte Halbgott, zur Hälfte Tiger, aus Kraft der Reue ſelbſt unzugänglich, Beherrſcher ſeiner Umgebungen; in der Poeſie ein Feind der Romantik, ein tugendhafter Sünder und ein edler Egoiſt. Den vollendetern Menſchen ſtellt Valer dar. Sein Leben iſt reich und geheimnißvoll; in der Liebe iſt er ein Spanier, in der Poeſie ausſchließlicher Bewunderer Göthe's, in der Politik der feſte, ſich ſelbſt getreue Freiheitsfreund, der ſeine Göttin mehr zuverläſſig erwartet als beſchwört, der da weiß, daß die Weltgeſchichte nicht durch Tage und Wochen, ſondern durch Jahrzehnde und Jahrhunderte vorſchreitet, und der Konſtantin einen Tageshiſtoriker ſchilt; in der Religion wiſſend mehr als glaubend und in ſeinem aus den Trümmern des Supernaturalismus und des Rationalismus ſelbſterbauten Tempel ausruhend. Allen dieſen Charakteren, zu denen wir noch den feinen Weltmann und Encyklopädiſten, Graf Topf, und den albernen, gänzlich leeren Grafen Fips rechnen müſſen, ſind entſprechende Aeußerlichkeiten (auf welche der Verf. jedoch zu viel Gewicht legt) mitgegeben und weibliche Charaktere in den mannichfaltigſten Schattirungen, von der heroiſchen Sünderin Conſtantie bis zur ſüßen Camilla herab, zur Seite geſtellt. Das Ideal der Weiblichkeit repräſentirt Julia, wie Valer das der Männlichkeit. Die Ausartungen liegen zwiſchen ihnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Gletſcherburgen.

Zweiter Artikel.*)

Airolo, den 29. Auguſt 1834.

Meine Reiſe von der Grimſel bis hierher war keine Reiſe zum Vergnügen, ſondern vielmehr eine Reiſe voll Schrecken und Gefahren. Der Zufall wollte es, daß ich Zeuge eines der ſeltenen und verheerenden Naturſchauſpiele wurde, die für mehre Jahre die harmloſen Alpenbewohner ins Elend verweiſen, ihre Hütten zerſtören, ihre Felder und Matten verwüſten. Vielleicht haben Sie bereits in den Zeitungen davon geleſen oder von italieniſchen Reiſenden gehört, die die Simplon-, Bernhardin- und Gotthardſtraße in Kähnen paſſirten; denn die Bergſtröme riſſen die Brücken und Dämme nieder, und der Rhein, der Ticino, die Aar und die Reuß haben tagelang Seen gebildet, aus denen die Dörfer, welche Widerſtand leiſteten, wie Inſeln traurig hervorragten.

Wir ſaßen am 26. Abends ganz fröhlich beiſammen auf der Grimſel und theilten einander, was wir von der Gegend Seltenheiten wußten, in Geſprächen mit, unterdeß die Bowle kreiſte und die Flamme freundlich im Kamin kniſterte. Meine Abendſtrapaze am Aargletſcher war vergeſſen, mein Begleiter, der harmloſe franzöſiſche Geograph, jodelte ſpazierengehend die Lala-Arie der „Dame blanches“, und der lange hagere ſchottiſche Gentleman ſaß maleriſch gruppirt im Großvaterſtuhl des Spittlers und — ſchlief. „The play was over.“

Da gegen zehn Uhr erhob ſich ein gewaltiger Wirbel und warf die Fenſterläden und Thüren und heulte gräßlich miauend durch Küche und Schornſtein. Ein Platzregen folgte und das Kaminfeuer erloſch, die Lichter im Zimmer flackerten. Wir ſahen einander an wie große Fragezeichen, und ganz ohne Erfolg quälte ſich unſer junger Arzt, eine lächerliche Phyſiognomie und einen Witz zu machen, indem er ausrief: „Das iſt eine Walpurgisnacht!“ Die ſchlanke Bernerin, die als ſervirende Nymphe kurz zuvor mit Jedem ſchäkerte, kam bleich und angſterfüllt herein und verkündete ein unheilbringendes Gewitter, ein Gewitter, das uns zu Gefangenen der Grimſel mache; „denn“, ſagte ſie, „hier wohnen wir hoch, und die kahlen Berggipfel fließen ſchnell ab, während da unten in den Thälern alles Waſſer zuſammenkommt und Blitz und Donner fürchterlich grollen.“

Sie hatte kaum ausgeſprochen, ſo erleuchtete ein Wetterſtrahl wie Mondſcheinlicht das Zimmer, und ein erſchütternder Knall erfolgte, von Regen und Hagel begleitet.

Die Damen fuhren auf, die Bernerin kreuzigte ſich, und der lange hagere Schotte, aus ſeinem Schlummer geweckt, fuhr mit der Hand vor die Augen, um die blaue Flamme, die er im Traume geſehen hatte, wegzuwiſchen. „The house is on fire“, rief er, „fill the buckets with water.“ Ein neuer Blitz und ein neuer Donner riſſen ihn aus ſeinem Irrthum, er hörte Wind und Regen und ſtarrte die verlegene Geſellſchaft mit offenen Augen und Lippen an, als wolle er fragen, ob er wache oder träume.

Der Geograph und ſein Compaß waren die Einzigen, die

*) Vgl. Nr. 295 d. Bl. D. Red.

ihren Humor nicht verloren. Er unterbrach nicht einmal ſeine Promenade, ſondern marſchirte nach wie vor im Marſeillaiſeſchritt, vor ſich hin die Worte murmelnd: „Cette tempête m'empechera de graver le Seidelhorn.“ Als es zum dritten Mal fulminirte, rannte er zu ſeinem Reiſeſack und riß den Thermometer hervor, um zu ſehen, wie viel Hitze ein Donnerwetter auf der Grimſel habe. „Messieurs“, rief er, „soyez tranquilles, nous avons encore dix degrés Réaumur.“ Er öffnete ein Fenſter, der Blitz ſchlug ihm ins Antlitz; doch er ward nicht verblüfft und demonſtrirte mit Phlegma, daß der Wind aus Nordweſt bläſe und viel Regen verſpreche.

Leider hatte er Recht. Es regnete und wetterte die ganze Nacht, es regnete den folgenden Tag bis nach Sonnenuntergang. Dann trat der Wind ganz gen Norden und blies in großen Flocken den erſten Schnee daher. Das Thermometer fiel auf Null, es fror.

Wie uns dabei zu Muthe war? Ich weiß es jetzt nicht mehr. Der todte ſchwarze See am Hospiz, obgleich bald auf dem Berge gelegen, war von den Berggewäſſern ſchon ſo angeſchwollen, daß er die Brücke drei Fuß hoch bedeckte; wie mochte es 4—5000 Fuß tief unter uns ausſehen, zu Guttannen, zu Meiringen und jenſeit im Oberwallis, im Livinenthal und im Canton Uri und Graubündten? Nie habe ich einen ſo traurigen Tag verlebt als den 27. Auguſt; es ſchien, als ob der Welt Untergang kommen müſſe, als ob es regne vierzig Tage und Nächte wie zur Zeit der Sündflut, von der uns Moſes erzählt. Ich wollte ſchreiben und die Schrecken des Himmels aufs Papier tragen; ich konnte nicht. Ich dachte nur: wie wirſt du wieder hinabkommen in die Ebene, wo die Hütten ſicher ſind vor den Wolken und die Blitze nur von oben kommen? Der muntere Franke beſtrebte ſich vergeblich, mir zu beweiſen, daß dieſes Naturtrauerſpiel viel ſchöner ſei als eine gewöhnliche Alpenſommer-Komödie, in der man Blumen pflückt und blaue Hügel ſieht; ich erwiderte ihm, daß die Aufführung des Stücks tauſend Menſchen obdachlos und elend mache. Dies war nur allzu wahr.

Als es vorgeſtern Abend zu ſchneien begann, wurde Rath gepflogen und zuvörderſt die Frage aufgeworfen: ob es nicht gerathener ſei, zurückzukehren, als weiter und höher zu ſteigen. Die Stimmen waren getheilt. Ich hatte den Wirth auf meiner Seite, als ich behauptete, die Gefahr ſei am größten, ins berner Oberland wieder hinabzugehen, da der Weg gen Norden gehe und die Nordſeite der Gebirge allemal die kahlſte, felſigſte und leicht verwüſtbarſte ſei. „Ueberdies“, bemerkte ich, auf die Karte zeigend, „gibt es im Aarthale mehr Waldſtröme zu paſſiren als gen Uri und Teſſin, wo, wenn wir nur die Rhonequelle hinter uns haben, die neue Gotthardſtraße uns erwartet.“

Die britiſche Lady ſtimmte mir als die Muthigſte bei: „Ged away; make haste!“ ſagte ſie und faßte ſeine zögernde Herrlichkeit bei der Hand: „Ged away, ich gehe lieber in die Hölle als zurück wie ein feiger Soldat.“

Der Schnee dauerte faſt ebenſo lange als der Regen, bis geſtern Morgen. Da die Atmoſphäre ſich um dieſe Zeit verdünnte und die Flocken immer dünner, nebeliger wurden, ſo ließen wir für Diejenigen, die mit dem weiblichen Marſchall Vorwärts geſtimmt hatten, Reveille blaſen. Vier Bauern mit einer Tragbahre für die Lady wurden vorausgeſchickt, um die Bäche zu durchwaten; ſie beharrte darauf, mit der Colonne zu Fuß zu gehen, und zog Beinkleider und Kamaſchen an. Es iſt etwas Himmliſches um ſo eine Amazone.

Die Compagnie beſtand aus zwei Damen, einem Lord mit zwei Bedienten, einem Irländer, einem Schottländer, zwei britiſchen Gentlemen, dem oftерwähnten Franzmann, einem berliner Arzte und mir, Führer und Packträger einbegriffen aus etwa 26 Perſonen. Der Ueberreſt, ein paar Weiber mit ihren Begleitern, war zurückgeblieben, um beſſeres Wetter und Nachrichten abzuwarten. Der Barometer unſers Geographen war geſtiegen.

Als wir ausrückten, ſchneite es nicht mehr, aber der gefallene Schnee lag durchgehends einen Fuß hoch, ſodaß ſelbſt die Führer mit ihren langen Stöcken nach dem Wege herum tappten, um nicht über Stock und Stein zu wandeln. Der See des Hospizes gleicht einem ausgefüllten Krater, den noch höhere Felſen als Rand umgeben. Wir erſtiegen dieſen Rand auf der niedrigſten Seite, Maienwand genannt, und ſchlüpften darauf an zwei kleinen Seen vorbei dem Rhonegletſcher zu. Ueberall war das ſtehengebliebene Waſſer gefroren.

Noch ehe wir auf den Col der Grimſel kamen, verſchwand das Gebäude, das unſere Herberge war, in Wolkenduft; mit ihm das ganze Thal der Aar, die in der Tiefe verderbenfroh jauchzte. Dagegen tauchten nah und fern in unbeſchreiblicher Pracht die hohen Kuppeln und Thürme der Gebirgsſtadt auf, als da ſind: die Wetterhörner, das Vieſcherhorn, die Jungfrau, der Eiger, der Mönch, das Schreckhorn und das Finſteraarhorn. Dieſer pyramidale dritthöchſte Berg Europas gleicht einem gothiſchen Monumente, das aus weißem Marmor gearbeitet und in den Winkeln und Fugen felſenſchwarz beſchattet iſt. Ein Meer von Eis umgibt es, und dies Meer von Eis war jetzt friſch beſchneit, wie die Dome der Alpen es waren. Man konnte ſagen: die Granitgiganten hätten friſche Wäſche angezogen und ſeien nun ausgerückt den Donnerer zu bekriegen.

Dicht vor uns lag das Seidelhorn, von dem man eine ſchöne Ausſicht ins Rhonethal hat. Aber meine Luſt, es zu beſteigen, war mir vergangen und ich tappte recht demüthig in die großen Fußſtapfen der Männer, die der Furca zuſchritten. Viermal fragte ich: wie weit es noch dahin ſei, und allemal war die Antwort: „Ja, wenn wir nur erſt über die Rhone wären.“ Es war mir unbegreiflich, daß die Rhone an der Quelle zu ſtark ſei, um ſie paſſiren zu können.

Unterdeß gelangten wir auf die Höhe der berüchtigten Maienwand, und die Führer riefen: „Garde à vous!“ und warnten ſich untereinander, vorſichtig zu gehen. Der Nebel hatte das Thal von Süden noch nicht verlaſſen, und ich hörte, daß ein reißendes großes Waſſer dicht unter unſern Füßen vorbeiwogte.

Es war die Rhone, die höher oben den Gletſcher verlaſſen hatte, der Schnee hatte ſich über dieſem Abgrunde angehäuft und war weich und nachgiebig, und die Pferde, die von Leuten gleichfalls fortgezogen wurden, ſträubten ſich furchtſam und ſahen vor ſich hin in die nebelige Tiefe und wieherten und ſchnaubten, als ob ſie Geiſter ſähen. Wäre Einer von uns ausgeglitten, nur in dem reißenden Strome da unten hätten wir ihn wiedergefunden.

Der Gallier, als er das merkte, hielt den Odem ſeines Humors an und ging ſachte und ſtumm; ebenſo der ſchottiſche Gentleman, welcher dermaßen in ſeinen Plaid gewickelt war, daß ihn, wäre er verſteinert geweſen, der ſelige Winckelmann gewiß für eine griechiſche Polyhymnia angeſehen haben würde. Man ſah nur Kopf und Fuß und den Arm mit dem Stock, eine Hieroglyphenfigur, wie man ſie auf ägyptiſchen Monumenten ſieht. Sobald wir in Sicherheit waren, ſtieß er einen hohlen Seufzer aus, machte Halt und ſprach, den Mantel ausbreitend: „No, thank, God!“ worauf auch der Geograph als Koryphäe der Kette wiederanhob und lachend rief: „Ma foi, messieurs, ceci n'est pas un chemin pour les aveugles!“ Es war die ausgeſtandene Angſt, die ſich Luft machte.

Mylady hatte ſich über die gefährlichſten Stellen von den eiſenbeſchuhten Männern tragen laſſen, und bildete auf dieſe Weiſe am ſicherſten den Nachtrab, da wir den Weg gebahnt hatten. Wer jemals die Abbildungen der Montblancreiſe des Naturforſchers Sauſſure ſah, welche in Genf im vorigen Jahrhundert erſchien, der kann ſich unſere Karavane deutlich vorſtellen. Voran drei Führer mit Stöcken, darauf zwei Packträger und zwei Treiber mit Pferden (ſolche hatte aber Sauſſure nicht), dann der Geograph mit ſeinem Führer, der ein Fernrohr und einen großen Barometer trug, die Britin im Kleeblatt, der Hofmedicus, meine Wenigkeit, bemüht, der Zofe von Mylady fortzuhelfen, und endlich Mylord mit dem Generalſtab. Es war

eine ordentliche Procession und ihre Herrlichkeit auf dem Tragsessel das heilige Bild, das wir forttrugen.

Am Ende der Maienwand bemerkten wir plötzlich den kolossalen Rhonegletscher mit den dahinterliegenden Bergen Furca, Gallenstock und Matterhorn, ein imposantes Eisgefild. Wir hätten sie schon eher gesehn, aber wir dachten nicht daran und hatten die Augen bei den gefährdeten Füßen. Jählings führte der Weg ins Rhonethal. Die Brücke war verschwunden.

Als die Führer dieses gewahrten, wurden sie trostlos, denn mit Pferden durch den Strom zu reiten, schien mehr denn gefährlich. Ein neues Unglück von Belang kam dazu: es fiel ein Pferd und brach das Bein. Da merkte seine Lordschaft, daß vierbeinige Wesen in diesen Felsen und Steinbergen nicht brauchbar seien, und schoß das arme Thier mit seiner Büchse todt. Es fortzuschleppen war unmöglich; die Träger beluden sich mit den Effecten.

So erreichten wir das Rhonewirthshaus, ein kleines dürftiges Gebäude im Canton Wallis, das ein industrieuser Brieger dort erbaute. Ich hatte beide Hände voll Blumen, die ich im Schnee gepflückt hatte, rothe, blaue, weiße, buntfarbige, sogar rothe Heidelbeeren und purpurene wilde Nelken. Nichts war anmuthiger als diese Kinder Florens, wie sie am Abhange des Gebirgs die schönen Kronen aus der weißen Erde emporhoben; sie glichen blauen Augen und Blutstropfen, und sie waren so frühlingsfrisch, als ob der Mai sie mit seinem Thau befeuchtet habe. Ueberall blühte noch der Rhododendronstrauch und die Campanula.

Sollte man wol glauben, daß sich auf diesen Höhen, in diesen Thälern die Russen und Oestreicher mit den Franzosen schlugen. Auf der Grimsel, am Rhonegletscher, in den urner Schluchten und glarner Pässen — überall waren Suwarow und die Republik. Da färbte Blut den Alpenschnee. Der Spittler auf dem Hospiz und die Hirten in Uri wissen viel davon zu sagen; denn sie selber haben ja den aberwitzigen Kampf mit Frankreich gewagt im blinden Vertrauen auf das alte Glück der Schweiz und den alten Gott der Freiheit.

Im Rhonewirthshaus erhielten wir die erste Kunde von den Thalerheerungen, aber freilich nur unzuverlässige aus der nächsten Umgegend. Die Dörfer bis Brieg, hieß es, seien, was nicht solide gebaut, im Strome fortgetrieben, viele Menschen und dreimal so viel Vieh ertrunken. Auf der Simplonstraße stehe das Wasser mannhoch oder habe Tags vorher so hoch gestanden. Die Brücke zur Furca sei prasselnd gebrochen und in Stücken dem Genfersee zugetrieben, nachdem es kaum 12 Stunden gewettert, und ein kolossaler Theil des oberen Gletschers sei geborsten, gestürzt und seine Lawine geschmolzen auf die Rhonegrotte losgebrochen, sodaß man im Thal sich aus Furcht vor einem Gletschergang schreiend auf die Höhe geflüchtet habe.

Ein kleines rundes walliser Mädchen, das sich in ihrer schwarzen, zu zwei Hörnern geformten Haube recht kohlenbrennerisch eulenhaft ausnahm, erzählte all diese Vorfälle in einem Odemzuge und sah uns dabei mit ihren großen schwarzen Augen recht dreist an. Als sie Punctum machte, das heißt, nachdem sie bemerkt, daß ihr Haus das einzige Haus im obersten Rhonethal und sie die einzige Wirthin sei, fragte sie schnell, ob wir Ziegenbraten zu Mittag essen wollten.

„Ziegenbraten, schon wieder Ziegenbraten?" seufzte ich; „wir haben ja schon drei Tage von Ziegen gelebt."

„Aber die Ziegen hier sind italienische Ziegen, schwarz und weiß mit langem seidenen Haar; ihr Fleisch ist sehr zart und ihre Milch so süß wie Mandelmilch."

Das kleine Ding war allerliebst drollig, ich glaube, sie hätte mir weis gemacht, das Schneewasser des Rhonegletschers sei Johannisberger. Die Sonne stand im Mittag, keine Brücke war da und guter Rath zum Herüberkommen nicht gleich zu beschaffen. „Allons donc à la table d'hôte du Rhone et buvons de muscat de Sion."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Rettungsmittel eines gutdenkenden Katholiken, den Protestanten aus der Hölle in den Himmel zu helfen.

Bekanntlich haben wohlgesinnte Katholiken es immer nicht recht übers Herz bringen können, es mit dem Lehrsatz ihrer Kirche, außer ihr sei kein Heil, so streng zu nehmen. Die gesunde Vernunft, menschliche Empfindung und die Wahrnehmung, daß wir Protestanten doch auch nicht wilde Bären und Löwen sind, und mit uns wol auch ein Wort zu reden und auszukommen sei, erregte Zweifel, weckte das Mitleid und Billigkeitsgefühl, und so suchten sie durch mancherlei Auskunftsmittel uns von der ewigen Verdammniß zu befreien und in den Himmel einzuschmuggeln. In des würdigen Dr. Salat's „Aufschluß über den Ultrakatholicismus" (1833) wird (S. 85) in der Beilage eines katholischen Geistlichen gedacht, der jenen Lehrsatz und die Behauptung: auch fromme, redliche Protestanten u. A. werden selig, auf eine merkwürdige Weise vereinigt, d. h. durch das — Fegfeuer. „Dahin kommen alle jene Redlichen; da empfangen sie von einem guten Engel oder Geiste die Taufe, nämlich die Juden u. dgl. Völker; die Protestanten aber den Unterricht in der katholischen Religion und die heiligen Sacramente nach dem Lehrbegriff dieser Kirche; und dann, nachdem sie dergestalt katholisch geworden, kommen sie in den Himmel." *) Ist wenigstens gut gemeint; so wohlfeilen Kaufs kommt ein redlicher Rationalist bei unsern Frömmlern nicht davon. Es fragt sich, ob sie es nur für möglich halten, daß ein Rationalist fromm sein könne. 44.

Wirkungen einer Ohrfeige.

Wie sich aus Anführungen in Hitzig's „Archiv für Criminalrechtspflege", 1833, 1, nach ärztlichen Zeugnissen ergibt, kann eine Ohrfeige den Tod eines Menschen herbeiführen. Daß sie auch in weitern Kreisen tödtlich werden und in ihren Folgen selbst das Leben eines Staates vernichten kann, hat an dem Raubstaate Algier die Geschichte von 1830 gelehrt. Aber es gibt auch ein Beispiel in der Geschichte, daß auf dem Gebiete der Wissenschaften eine Ohrfeige die gegentheilige Wirkung gehabt und das bestehende geistige Leben vervielfältigt und erhöht hat. Denn, wenn man auch nicht sagen kann, daß ohne eine Ohrfeige die Entstehung der Universitäten Leipzig, Ingolstadt und Krakau gar nicht stattgefunden haben würde, so ist doch eine Ohrfeige die Veranlassung dazu geworden, daß grade damals, wo sich Tausende von Studirenden von der Universität Prag trennten und theils nach Leipzig, theils nach Ingolstadt und Krakau zogen (1409), auf diese Weise der Strom des wissenschaftlichen Lebens von Prag nach drei Seiten sich theilte und so das Gebiet desselben, gewiß zum Heile der Wissenschaften und des geistigen Lebens der Menschheit, vermehrte und erweiterte. Wie nämlich eine, von einem aus Prag mit nach Leipzig ausgezogenen Lehrer in lateinischer Sprache abgefaßte, zur Kenntniß der Geschichte dieser Universität bis in 1460 lehrreiche, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindliche Schrift besagt, hat eine von einem böhmischen Lehrer einem deutschen Studenten gegebene Ohrfeige, bei den überhaupt schon damals in Prag bestandenen Reibungen zwischen der deutschen, bairischen und polnischen Nation einerseits und der böhmischen andererseits, den Auszug der Studirenden jener drei Nationen aus Prag gegen Ende des J. 1409 wenn nicht veranlaßt, doch wenigstens beschleunigt und damals, wo er stattfand, herbeigeführt. Das Ganze ist ein neuer Beleg zu der bekannten Wahrheit, daß aus Kleinigkeiten oft Großes hervorgeht. 17.

*) Woher kam die Philosophie? Nach der „Eos" (S. 87) daher: Luzifer hielt mit dem Lutheranismus einen Beischlaf, schwängerte ihn, und so entstand die Philosophie.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 310. — 6. November 1834.

Das junge Europa. Novelle von Heinrich Laube. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Der Leser sieht leicht ein, daß hier ein ungewöhnlicher, kaum zu bewältigender Reichthum von Bausteinen zusammengetragen ist, und in der That ist die Masse zu groß, um nicht Verwirrung zu erzeugen. Selbst ein vollendeter Künstler wie Tieck würde hier kaum Ordnung erhalten und einen in jedem Augenblick übersichtlichen Bau ausgeführt haben. Bei dem Verf. zeigt sich die fast unvermeidliche Verwirrung besonders bei den zarter gehaltenen weiblichen Gestalten, die wir in Wahrheit nicht immer zu verstehen und zu sondern vermögen. Neben diesem Fehler hat er den, der äußern Erscheinung zu viel Worte zu widmen. So kostbar seine Personenbeschreibungen theilweise auch sein mögen, die beständige Wiederholung solcher Schilderungen, selbst wenn sie, wie hier, hoch-physiognomisch sind, ermüdet und wird unmännlich. Diese beiden Fehler ersetzen jedoch Schönheiten des ersten Ranges. Die Ereignisse sind anziehend und ausreichend, wiewol sie sich unter fünf bis sechs Paare vertheilen. Die Personen, anfangs zerstreut, vereinigen sich natürlich genug in Schloß Grünschloß, und von hier eine nach der andern werden sie nach Paris entführt, der wahrscheinlichen Scene für die Fortsetzung des Romans. Der Stürmer Konstantin (beiläufig die plastischste aller dieser Gestalten) kommt dort zuerst an, mit falschem Winde läuft er — dies ist die Idee des Verf. — zuerst in den Hafen der Freiheit ein. Hyppolit folgte ihm mit besserm und auf sicher geleitetem Kiele; Valer fällt wahrscheinlich vor Warschau. William's und Leopold's Ende haben wir angedeutet.

So viel über die Ereignisse, in denen jedoch die Künstlerhand vermißt wird. Dem Verf. lag offenbar mehr an den Gedanken und den Gesinnungen als an den Begebenheiten, die bei der Anlage des Romans in den Hintergrund treten und fast nothwendig skizzenhaft bleiben mußten. Seine starke Seite sind die Gedanken, die Seelenzustände, die Gemüthsschilderungen. Dies ist das Gold, an dem dieser Schacht reich ist. Im Anfange glaubten wir in dem Verf. einen gewöhnlichen Republikaner, einen Schüler Börne's zu erkennen, und mit Abgunst lasen wir Konstantin's erste Briefe. Weiterhin erst zeigte sich der Verf. frei, hoch, fest über aller Parteimeinung stehend, an sichern Fäden seine Gestalten lenkend, erleuchteten Blicks in die Geschichte schauend, durch die Zeichnung des Uebermaßes in jeder Richtung hin Maß und Besonnenheit lehrend. Von da ab haben wir keinen Irrthum mehr an ihm entdeckt. Ueber Kunst, über Kirche, über Staatsform, über Adel, historische Herausbildung, feine Sitte, über Gesinnung und über Moral endlich trafen wir fort und fort auf die freisten, erleuchtetsten Gedanken, unterbrochen durch glänzende Proben echter Poesie. Der Verf. erschien uns als ein poetischer, aber zugleich als ein philosophisch durchgebildeter Geist, dem Alles offen steht, dem nichts verschlossen ist. Und dieser Meinung sind wir treu geblieben; ein wissender und ein dichterischer Geist gibt sich in diesem Buche kund, das, wenn seine Fortsetzung dem Anfange entspricht, eine nicht geringe Theilnahme in Anspruch nimmt.

Bei solchem Verdienst müssen wir unserer Gewohnheit zuwider für einige Proben den nöthigen Raum fodern. Ueber die neue poetische Schule, an deren Spitze sich Heine gestellt hat, schreibt William S. 33:

> Es ist die unchristlichste Subjectivität. Eure Poeten packen die Situation, schleudern sie durch einige Verse, und das Gedicht ist fertig. Der wahre Poet läutert sie bis in die geheimsten Motive, und nur das Geistige daraus gibt er in Tönen wieder. Das Gedicht muß aus der Knospe des innersten Menschen brechen. Ihr pflückt es von den blinzenden Augenwimpern, dem zuckenden Munde. Was soll man zu diesen kleinen Darstellungen Heine's sagen, wo nichts beschrieben wird als ein Knabe, der im Kahn angelt und dazu pfeift, und ein Mädchen, das im Lehnstuhl sitzt und schläft. Das ist ein Buhlen mit fremden Künsten — das gehört der Malerei an und ins Gebiet der Fläche; die Poesie hat mehr Dimension, und die Höhe und Tiefe ist ihr Wesentliches.

Hierauf gibt Valer die Beschuldigung des Egoismus zurück.

> Das Zurückdrängen des Individuums — sagt er — ist der Endpunkt; mir ist es Weg zum Ziele der Menschheit. Darum tadle ich auch Konstantin nicht, der jetzt, wo die große Epoche des Demokratismus erst beginnt, ihre Vollendung für sich anticipirt und, sein persönliches Wohlsein im Auge, Unheil anstiftet... Mir ist der Staat des Einzelnen wegen, dir der Einzelne des Staats wegen. Das ist der große Unterschied. Ich opfere den Einzelnen für den künftigen allgemeinen Gewinn; du opferst Alle für eine regelmäßige Maschine. Das Ergebniß der Bildung ist es, daß das Individuum zurücktrete, ein Act der Freiheit, durch welchen der Einzelne freier und größer wird. Bei mir wird die Allgemeinheit frei, bei dir bleibt der Einzelne Sklav.

S. 96 charakterisirt Hyppolit seine Gefährten in Bezug auf die Liebe folgendermaßen:

Konstantin liebt den Genuß der Liebe, Leopold liebt die Weiber; Valer, der immer etwas Besonderes haben muß, liebt die Liebe; William der Narr, liebt die Gottheit in ihr und schwört zum Monotheismus — ich liebe das Leben, und was für mich nicht mehr am Leben ist, werfe ich weg.

Unter den schönen Bildern, an denen dieser Roman so reich ist, gedenken wir des folgenden:

Desdemona legte sich mir wie ein süß-schmerzlicher Traum in die Arme, der flehend bat, ihn nicht zu verscheuchen.

Konstantin, der in der großen Woche seine Specialrevolution vollendet hat, schreibt S. 72:

Als ich wiedererwachte, fand ich in Paris die Ordnung. Ich dachte viel über die Ordnung nach und bin lange Zeit sehr kleinlaut gewesen. Es ist wirklich ein großes Ding um die Ordnung. Als kleiner Bube hatte ich einen Holzkasten, wo kleine Quadrate und Dreiecke geschickt ineinandergepaßt waren; mein älterer Bruder verstand das Zusammensetzen, aber er ging immer sehr vorsichtig zu Werke — ich wollte ihm nachahmen und stürzte den Kasten um... Mit dem Umstürzen des Holzkastens ist man sehr eilig. . . . . So bin ich auch mit meinen religiösen Ansichten sehr unzufrieden. Man sieht es solchem Byron'schen Rationalismus auf hundert Meilen an, in welcher Unbehaglichkeit er empfangen ist. Ich habe mich nun lange genug mit solchem Zeug gequält. Was ist das Ende vom Liede? Man kann nun einmal alles Religiöse und dahin Gehörige nicht ins Reine bringen, und was hätte man auch davon, wenn man es könnte? Eine Wissenschaft mehr und eine Welt von Gefühlen weniger. Und wir müssen in dieser blütenzerstörenden Giftzeit mit den Gefühlen wahrlich sparsam umgehen. Ich habe den festen Entschluß gefaßt, das Negiren zu unterlassen und alles Positive hervorzusuchen, was sich irgend in honeter Gesellschaft präsentiren läßt. Schon finde ich schöne Stunden u. s. w. Was verstehst du unter zeitgemäßer Religion? Die Religion jeder Zeit ist die zeitgemäße! Sowie man über Religion spricht und schreibt, kommt gewiß etwas Verkehrtes zum Vorschein; es ergeht Einem wie der Kassandra, die Worte werden im Munde gedreht.

Hierauf antwortet Valer S. 95:

All solche Reactionen kommen von einer mangelhaften Geschichtsauffassung, von der Minuten- und Tagesgeschichte her... Der Haufen Todter, die der Kampf um Euch häuft, verengt Euch die Aussicht. Ihr vergeßt aber, daß wir in einer kritischen Zeit leben. Die Jugend, die keiner Ruhe bedarf, weil sie Leben genug besitzt, ist für Revolution, für Lebensentwickelung. Wenn uns die Jugend verläßt, so meinen wir, die Zeit müsse ebenfalls vollendet sein; wir verlangen, sie solle in ebenso kurzen Schritten gehen als ein Mensch, ebenso schnell am Ende sein. Der ist der große Historiker, der nicht nach dem Schlage des eignen Herzens urtheilt, denn wie zeitig schlägt das menschliche Herz matt, sondern nach dem Herzschlage der Epoche. Das Jahrhundert kommt wie ein Wandersmann, mit zerrissenen, abgetragenen, schmuzigen Kleidern an dem Ort an, wo es sich neu kleiden, reinigen, umgestalten will — ein Kleidungsstück nach dem andern wird abgeworfen; der Mensch geht vorüber, er hat es lebhaft gewünscht, daß der Wanderer sich anders gestalte; aber er sieht die halbentkleidete, schmuzige Figur, entsetzt sich davor, nennt seinen Wunsch — Frevel, verhüllt sein Gesicht und läuft von dannen. Indeß vollendet sich die Metamorphose, die neuen Gedanken flattern als neue Kleider umher; aber der Furchtsame erkennt die Gestalt nicht mehr — das ist der Reactionnair aus gutem Willen. . . . . Die positive Religion muß perfectibel sein — kann man denn etwa leugnen, daß ein Drittheil unserer jetzigen Welt ein anderes Christenthum als das der Pfaffen verbraucht? Wie kommt der Mann zu Ansichten? Etwa dadurch, daß er die Schlafmütze auf die Erde wirft? Nein — durch den Gebrauch der Vernunft! Nenne ihn aber einen Rationalisten, und er wirft dir die Schlafmütze ins Gesicht. Vernünftig wollen die Leute durchaus nicht heißen. Die Treue ist das große Gängelband der menschlichen Faulheit, sie ist die Poesie der Kraftlosigkeit, und ein „getreuer Eckard" unserer Tage ist eine Sünde wider den Geist der Zeit, und der Geist der Zeit ist der Zeit heiliger Geist. So ist auch die Ehe nur ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; wißt ihr den Strom auf freiere Weise zu leiten, so braucht ihr keinen Damm.

In solchen Ausartungen zeigt sich auch Valer's Gesinnung in ihrer Verkehrung, und diese büßt er mit dem Tode vor Warschau. Gelungen nennen wir ferner am Schluß des zweiten Bandes die Charakteristiken Lafayette's, „dieses alten Studenten der Revolution" (dessen Parallelisirung mit Göthe jedoch unglücklich erscheint), des feinen Laffitte, in Manieren eine Ruine des Zeitalters Ludwig XIV., des körnigen Périer u. s. w. Doch wir müssen hier abbrechen.

Ein einziger Punkt in diesem starken, ideenreichen, kräftigen Gemälde, dessen zarte Partien wir ganz unerwähnt lassen mußten, wie schön sie auch seien, ist uns dunkel. Wir wissen nämlich nicht mit Bestimmtheit anzugeben und wagen darüber keine Entscheidung, ob die letzten Briefe Valer's — offenbar der Träger der Subjectivität des Verf. — seine wirkliche Ueberzeugung, oder nur eine mögliche Ausartung seiner eignen Ansichten auf dem Punkte des Ueberganges in den benachbarten Irrthum darstellen sollen. Wäre das Erste der Fall, so würden wir unsere Analyse seines Buchs mit einem Tadel schließen müssen; ist das letztere seine Meinung, so gibt der Verf. in diesen letzten Briefen einen neuen Beweis einer seltenen Freiheit des Urtheils und einer Unabhängigkeit der Ideen. Z.

Die Gletscherburgen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Männiglich folgte meinem Beispiele. Die kleine Stube füllte sich und die Küche mit; denn Mylady's Lakaien geriethen an ein paar Töpfe, die wie Casseroten aussahen und bereiteten eine Weinsuppe. Es wurde Englisch, Französisch, Welsch und Deutsch gesprochen, dazwischen raisonnirte der Strudel des vorbeibrandenden Flusses. Man verstand sich selbst nicht. Als endlich die große Frage des Transits an die Reihe kam, da war kein Diplomat, der einen Ausweg wußte. „Es muß ein Versuch zu Pferde gemacht werden", hieß es, „wer will ihn machen?"

Ein junger Führer erbot sich dazu und verlangte nur vorher noch gut Essen und Trinken. Mit Ungeduld sahen wir denselben am Ufer sich eine seichtere Stelle auswählen und mit dem Rosse in den Strom setzen. „Schwimm zu, braver Schwimmer!" O weh, der Gaul ward von der Wassersgewalt umgerissen und über ihn und den Reiter strömte der Strudel. Laut schrie die Lady: „The horse have fallen!" Siehe, da kam der Bursche, den Zaum des Thiers in der Hand, wieder hervor und zog dasselbe ans jenseitige Ufer, unwillig die Glieder wie ein junger Bär schüttelnd. „Es ist zu tief und zu reißend!" rief er; „Sie müssen versuchen über den Gletscher zu gehen."

„Ueber den Gletscher, und nach so fürchterlichem Regenwetter, das alles Eis mürbe machte?" Der Klageton war allgemein, er drang bis zu den Ohren des alten Wallisers, der sich rühmte, Vater der kleinen runden Wirthin zu sein. „Der Füh-

rer hat Recht", sagte er, „wenn die Herren und Damen auf die Furca und den Gotthard wollen, müssen Sie schon ein paar Stunden zu Eis gehen. Nehmen Sie Leute mit Aexten mit, um Kerben in den Gletscher zu hauen, und eine Leiter und ein paar Stricke für den Fall, daß Einer ausglitscht. Es wird schon gehen mit Gottes Hülfe und unserer lieben Frau von Einsiedeln."

Amen! Ich bewunderte die ruhige Sprache des alten Mannes und dachte dabei an den alten Herrn von Attinghausen, den ich in Schiller's „Tell" so oft schon im Lehnsessel sterben sah, nachdem er seinen Neffen berathen hatte. Nur mit den Stricken und der Leiter wollte es mir nicht zu Sinn; es erinnerte mich an die blauen Abgründe im Eismeer des Montblanc, welche mir schon bei ganz gutem Wetter Grausen einflößten. Wie, dachte ich, wenn noch eine Pyramide von Eis sich auf dem obern Gletschergebirg losrisse, während ihr da pilgert zu ihren Füßen! Gewiß, ihr Herren, es ist kein Spaß von einer Lawine erschlagen, zerdrückt, zerquetscht zu werden.

Mylady unterbrach meine schwarzen Gedanken mit ihrer erheiternden Flötenstimme. „Führ' uns, alter Mann", sagte sie auf Deutsch, „du bist wol schon oft auf dem Eise gewandelt und kennst die Wege, die man einschlagen, und die Tiefen, denen man ausweichen muß. Nimm mit dir, so viel Leute du hast, und lasse sie Staffeln graben in die glatte Rinde des Wasserberges."

Diese Sprache erheiterte den Mann, er verließ seinen Stuhl und griff zur Hacke, sprechend: „Daß ich kein Mann wäre und kein Schweizer, wenn ich holden Frauen zu Liebe nicht einen Gang thäte. Ehe zwei Stunden um sind, sollt Ihr am Fuß der Furca sein."

Sprach's und schnallte sich Eispantoffeln an und griff zum Springstock. Mit ihm die Knechte und Söhne und Führer. Wir ließen uns unterdeß von dem Köhlermädchen bewirthen und erheitern von meiner geistreichen Britin. Dem durch die Rhone geschwommenen Führer folgten nothgedrungen zwei andere mit dem übrigen dritten Pferde, das Mantelsäcke und Kisten trug und durch ein über den Fluß geworfenes Seil geleitet wurde.

Um 1 Uhr langten wir an der Grotte des Rhonegletschers an, welche vor andern dieser Art das Eigenthümliche hat, daß das Wasser daraus in Stromesfülle hervorquillt, ohne gefahrbringende Eisblöcke und Steine zu durchwühlen. Seit einem Jahrhundert hatte sich die Eismasse, die das Vorgebirg der Grotte bildet, nicht verändert, nur die Grotte hier und da ein Stück von ihrem Gewölbe abgelöst. Dies Gewölbe ist über 80 Fuß breit und mehr denn 45 Fuß hoch. Es speit eine Wassermasse von mehren Hundert Cubikfußen im Anschwellungszustande.

Wir gingen längs dem Vordergletscher, der einer umgekehrten Seemuschel gleicht, den Berg hinan und dann an einem Eisabhang auf demselben. Die Landleute hatten breite Tritte in die Oberfläche gehauen; wer nicht Muthwillen trieb, lief keine Gefahr. Der Muthwille aber blieb nicht aus, sobald wir die Höhe des Gletscherwasserfalls erreicht hatten, von dem ich bis dahin weder gehört noch gelesen hatte.

Ein Rhonefall im Gletscher! Das lohnte ja allein schon der Mühe, auf denselben sich zu wagen, selbst wenn man nichts von seiner Schönheit wüßte. Ich empfehle der ganzen reisenden Welt diese kolossale Cascade, ich empfehle sie vor dem Rheinfall, vor dem Aarfall, vor dem Staubbach, vor dem Reichenbach vor, jedem Wasserfall. Das Warum liegt in dem einzigen Umstand, daß die Rhone hier 200 Fuß tief zwischen Eisfelsen und Granitfelsen jählings hinabstürzt und dann unter mäandrischen Regenbogen in das Eisgewölbe läuft, das wir überkletterten. Vielleicht gibt es eine ähnliche Naturerscheinung nicht auf dem Erdkreis; sie ist zu originell, zu heterogen. Ein Strom von Wasser, links von Felsen und rechts von Eispyramiden eingeschlossen, die nicht schmelzen von der Flut, nicht weichen unter dem Sturz, und wenn sie schmelzen und weichen, sich in jedem Winter wieder ergänzen. Schon aus der Ferne sahen wir eine Wolke aus dem Gletscher aufsteigen, ohne zu wissen, was sie bedeute. Der Wasserfall hatte sie erzeugt.

Aus Furcht, das nasse mürbe Eis möchte bersten und einstürzen, wagten wir uns nicht an den Rand des Abgrunds. Wer ihn näher kennen lernen will, kann den Versuch von der Felsenseite machen, wo, seltsamer als seltsam, in diesem Augenblicke blaue Veilchen und wilde Jelängerjelieber blühen. Ein Adler wiegte sich majestätisch auf einem Weidenzweige, der den schwarzen Granit beschattete, und hoch über ihm, auf Klippen thurmhoch, da flog der Lämmergeier, die Beute in den Krallen, dem Horn des Gallenstockes zu. Keine Gemse auf der ganzen Reise. Sie sind so selten geworden, daß die berner Regierung sie zu schießen verbot und die Jäger lebendige Exemplare für Geld sehen lassen.

Wir kamen nicht ohne große Gefahr ans jenseitige Ufer des Gletschers. Ueberall fanden wir mürbes Eis, oft 500 Fuß tiefe Spalten, die ihre blauen Rachen gähnend gegen uns aufrissen, und noch öfter schmale Pässe, auf denen die Aexte große Kerben hauen und Leiter und Stricke zur Hand genommen werden mußten. Um sicher über eine solche Brücke zu gehen, bildeten wir eine Colonne und hielten allesammt das Seil Desjenigen, der übersetzte. Wäre er gefallen, so hätte ihn unsere vereinte Kraft alsbald heraufgezogen und gerettet. Auf dieselbe Weise gelangten wir, Einer nach dem Andern, sogar die Damen, in den sogenannten Riesengrund, indem der Vorderste den Strick wie ein Kapuziner um die Hüften schlang. Der Strick wurde, wie ich naseweis bemerkte, durch diese Umarmung ein Nebenbuhler Seiner Herrlichkeit, dessen Loos wir beneideten.

Am Fuß der Furca angelangt — nota bene hier ist der Fuß der Furca 6000 Fuß hoch —, trafen wir die durchgeschwommenen Pferde eben früh genug, um einen kleinen Bach des Berges zu durchreiten, der verhältnißmäßig nicht minder stark war als die Rhone. Wir zogen fürbaß. Ich ließ meinen Geographen, der mir bis dahin Gesellschaft geleistet hatte und nun plötzlich den Einfall bekam, querfeldein auf einen Berggipfel zu steigen, und gesellte mich zu dem Irländer, der, wie ich glaube schon bemerkt zu haben, gutes Deutsch sprach und in Göttingen studirte. Was wir die Furca hinauf redeten, das geht in zweimal sieben Ohren nicht. Indeß, ich profitirte etwas davon und lernte wieder einen Fremden liebgewinnen. Warum sind nicht alle Briten so gesellig? Der Mann bewies mir, daß jetzt durchschnittlich 300,000 Briten im Auslande theils reisten, theils wohnten und daß dieselben jährlich allerwenigstens 300 Millionen Pfund Sterling außer Landes ließen. „Glauben Sie mir", sagte er, „daß diese rein aufgegebene Summe allmälig das Land verderben, das Vermögen verwandeln und den Staatsbankrott befördern wird. Wir reisen, um einzeln zu sparen, aber wir vergeuden und verschwenden, was der Nation gehört, wir reisen und belohnen die industrieusen Fremdlinge, und daheim bereichern sich unterdeß Fremdlinge an unserm guten Willen und Weltbürgersinn; denn Weltbürgersinn ist alles Egoismus ungeachtet nirgends mehr als eben bei uns." Er meinte, wenn es zum Kriege auf dem Continent käme, würde sich urplötzlich alle Reiselust der Engländer verlieren und die ganze Schar Travellers wie Bienen zum Korbe zusammenströmen.

Die Furca ist beiweitem nicht so beschwerlich zu ersteigen als die Grimsel, obgleich sie über 2000 und der Rücken oder Paß über 1000 Fuß höher ist. Wir trafen Rasen bis auf den Wendepunkt und nur selten Felsenwände, die auf der Grimsel fortdauern. Der Grund davon liegt im Gebirg; denn die Furca und alle jenseitigen Berge Uris sammt dem Gotthard sind kein Urgestein. Die höchsten Gipfel bröckeln ab und bestehen aus Conglomerat oder Kalkschiefer, aus Mergel, Quarz und Sandstein. Inzwischen fand ich den Granit 1000 Fuß tiefer im Urserenthal, hier und da, meist isolirt, angeschwellt, und den reinen Kalkstein noch 1000 Fuß tiefer an den entblößten Ufern der

Reuß diesseit und jenseit dem Dorf Hospenthal, wo die Quellen zusammenfließen. Das sogenannte urner Loch und die Felsenschlacht der Teufelsbrücke bilden die einzige Partie der Gegend, die ganz das Urgebirg verkündet, und darum wol brauchte auch die Natur Stromesgewalt, um das Thal von Andermatt dem Fluß zu öffnen. Abwärts gibt es nichts als Kalkstein bis in den Vierwaldstädtersee.

Ganz das Gegentheil sieht man im berner Oberlande, wo die höchsten Alpen kolossale Granitmassen und das Conglomerat, der Kies, Schiefer, Sand ꝛc. blos in den Niederungen und selten vorkommen. Es fragt sich, wie das zusammenhängt? Doch wer will es beantworten.

Auf der Höhe der Furca holte uns der Geograph mit seinen Instrumenten wieder ein und überzeugte uns, daß das Thermometer in der Sonne nur 9 Grad stieg, und daß wir uns accurat 7805 Fuß über dem Meere befänden. Wir betrachteten mit Wohlgefallen und zum letzten Male die berner Alpen, die Pyramiden des Monte Rosa, der aus blauer Ferne hinter ihnen aufstieg, und den Rücken des Gallenstocks oder Rhonegletschers, der ganz mit Eis und Schnee bedeckt war und in freier Höhe, was ich bisher noch nicht sah, vier oder fünf kolossale Eisfelsen präsentirte, die im Sonnenschein die schönsten dunkelblauen Schatten warfen und insgesammt eine Art gothischer Burgruine bildeten. Gewöhnlich hängen die Gletscher als Eisperücken an den Scheitein der Berge, oder sie baumeln als Zöpfe und Haarbeutel über ihre Rücken.

Wir waren nicht so bald die Furca hinab ins urner Land gerathen, so erblickten wir zu unserm Leidwesen das ganze Urserenthal im Zustande der Ueberschwemmung. Die Ebene vor Andermatt schien ein See, dessen Mündung durch einen Bergfall verschüttet worden. Je tiefer wir kamen, desto schlimmer. Die Reuß war an ihrer Quelle fast so reißend als die Rhone, und nur mit Lebensgefahr ritten wir hindurch. Mylady wurde von vier beherzten Hirten mittels ihres Tragsessels auf den Schultern getragen und dann auch ihr Mädchen darauf gesetzt. Im Dorfe Realp waren fünf Häuser mit der Brücke fortgetrieben und das ganze Thal und die schönsten Wiesen mit unbarmherzigen Steinen übergossen. Zuweilen fanden wir kleine Bäche, die schon wieder trocken waren, welche einen ungeheuern Wall von Sand und Steinen vor sich hergewälzt hatten. Die Bäume waren mit den Wurzeln ausgerissen, quer vor die Häuser geworfen, das Vieh sammt den Ställen entführt worden.

Der einzige Ort im Reußthal, der verschont blieb, war Hospenthal. Es liegt am Hügelabhang, geschützt von einem Felsen mit einer Burgruine. Von dort führt die Gotthardstraße im Zickzack noch etwa drei Stunden bergan an die Höhenseen der Reuß und des Ticino, welche dem Todtensee der Grimsel gleichen und, ebenso schwarz, nur Filtrirkessel des Eises und Schnees sind, das in sie hinabschmilzt. Das sogenannte Hospitium, jetzt nur ein Wirthshaus, ist eine Stunde unterhalb des Culms der Straße und noch im Canton Uri. Sobald man es verläßt, tritt man ins tessiner Gebiet und ins Val Tremolo. Hier fand ich, bereits getrennt von dem größten Theil meiner Reisegesellschaft, bis nach Airolo schon so viele Schwierigkeiten und Straßenzerstörung, daß ich auf der Stelle mein Project, bis nach Bellinzona und Lugano zu reisen, aufgab. Das ganze livinner Thal ist wie ein See zu schauen. Die Briefpost ist ausgeblieben, die Reisenden kamen zu Fuß herauf und waren im Wasser gewatet. Giornico, Faido und Osogna sollen halb zerstört, alle Fluren, Gärten und Anger, die ganze Frucht des Jahres vernichtet worden sein. Das ist zu schrecklich. Die alten Leute sagen, sie hätten solch Unglück nicht erlebt, und es könne nicht schlimmer gewesen sein zur Zeit, da das Städtchen Plurs versank und ein Erdbeben 3000 Menschen verschlang.

Morgen steuere ich dem lieben Altorf, Tell's Vaterlande, wieder zu. Es ist aus mit der Freude in den Alpen. 114.

Des Kronprinzen von Preußen Jubelfahrt auf dem Rheine am 30. October 1833. Romantisches Gedicht in drei Gesängen von Wilhelm Smets. Köln, Renard und Dubyen. 1833. 16. 16 Gr.

Es bleibt immer ein mißliches Unternehmen, wenn die Poesie das Medium einer Darstellung wird, die den Ton der Diplomatie oder wenigstens den der körnigen Prosa liebt. Hr. W. Smets, bekannt bereits durch seine poetisch-ascetischen Producte, hat es indessen im vorliegenden Bändchen versucht, die Poesie zum Organ seiner patriotischen Gefühle zu machen. Die Poesie thut in diesen Alltagsoctaven gar nichts; romantisch kann sie nicht genannt werden, denn sie idealisirt und fingirt nichts. Wir täuschen uns selbst in der Hoffnung, wenigstens reizende Naturschilderungen, die doch so nahe lagen, als einen zierlichen Rahmen für das poetische Gemälde zu finden; der stolze vaterländische Strom, der durch seine Burg- und Klosterruinen uns augenblicklich ins Mittelalter zurückzaubert, hat Hr. S. keine Veranlassung geboten, das Gemüth anzusprechen. Wir lesen dagegen, wie der Prinz gespeist und geruht hat, von Illuminationen, von einer plötzlich entstandenen Feuersbrunst, ferner, wie der Prinz eine Polonaise vortanzt, oder wie der Consul Kölns den Toast rhythmisch sündigend bringt:

∪ — ∪ —

Es lebe hoch Friedrich Wilhelm der Dritte!

und was der Königssohn darauf erwidert. Auch von Dampfschifffahrt, Eisenbahnen und Chausseen ist die Rede. Sind das Objecte poetischer Darstellung? Zudem tragen solche Zeitgedichte den Stempel einer Schmeichelei, deren submisse Honigworte mit der wahren poetischen Einfalt und Würde im grellen Mißklange stehen. Rühmen wollen wir, um nicht ungerecht zu scheinen, die kleine Episode über das Stift Nonnen- oder Rolandswerth S. 43, das Schiller's „Ritter Toggenburg" veranlaßt haben soll, wo der Gedanke allerliebst ist, Roland's Geist erscheinen und den hohen Gast versichern zu lassen, er habe ihn erlöst vom nächtlichen Umherwallen, indem er durch Liebe und Treue, durch edlern Sinn, dem Herzen eingeflößt, den über ihn ergangenen Zauberfluch gelöst habe. 108.

Gedanken von Retif de la Bretonne.

Eines der größten Vergnügen des Autors besteht darin, sein eignes Werk wiederzulesen, nachdem es von Jemand gelesen ward, für den er sich interessirt, und die Stellen aufzusuchen, von denen er weiß, daß sie jenem aufgefallen sein müssen.

Wir sind allesammt elende Sterbliche! Das Alter macht uns nicht besser. Die Zeit der Körperkraft ist auch die der Tugend. Es ist eine Täuschung, wenn der Greis geordneter zu leben scheint, er ist nur schwächer, hinfälliger.

Eine Tugend, welche unglücklich macht, ist keine wahre Tugend, sondern nur deren häßliches Trugbild.

Nicht das Laster ist es, was ich ehre, sondern die Tugend in dem Laster.

Ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß man, um zu schreiben, keiner gänzlichen Einsamkeit, sondern blos einer individuellen, mit der Aussicht auf eine große Menschenmenge bedarf, die man sehen, erreichen und mit der man umgehen kann, sobald man will. Deswegen gehen so viele Leute, um zu arbeiten, auf das Land und kehren, ohne eine Seite geschrieben zu haben, zurück. 51.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 311. — 7. November 1834.

Bemerkungen eines Reisenden über die Versammlung der Naturforscher in Stuttgart.

Die wachsende Ausdehnung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte gibt ihr mit jedem Jahr eine größere Bedeutung. Welch ein Unterschied zwischen dem ersten schüchternen Verein weniger Theilnehmer und den glänzenden von Kaiser und Königen geehrten Versammlungen von mehr als fünfhundert wissenschaftlichen Männern aus allen civilisirten Ländern!

Bei der diesjährigen Versammlung in Stuttgart hatte die altschwäbische Gastfreundschaft Gelegenheit, sich in ihrem Glanze wie in ihrer heitern Treuherzigkeit zu zeigen. Erfreuliche Erscheinungen des fortan zur Oeffentlichkeit hinneigenden geistigen Lebens der Deutschen machten sich auch hier wie früher in Berlin, München und Wien auf eine preiswürdige Weise bemerklich. Fürst und Volk wetteiferten in Achtung und Ehrung der friedlichen Wissenschaften, und diese großmüthige Einigkeit erschien abermals den Gästen als ein herrliches Schauspiel, um so wohlthätigere Eindrücke zurücklassend, weil es die Erfahrung bestätigte, daß hochsinnige Begünstigung des geistigen Lebens von Seiten der Fürsten das sicherste Mittel sei, die Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung gebildeter Völker zu erwerben und zu verbürgen. So erhalten die Feste, die seit einigen Jahren von Fürsten und Bürgern den Naturforschern gegeben werden, eine höhere Bedeutung und erscheinen als Friedensfeste der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Zahl der Theilnehmer an dem diesjährigen Verein war größer als in irgend einem der frühern Jahre; denn man zählte nicht weniger als 543 in die Listen eingeschriebene Anwesende. Unter diesen befanden sich 83 aus fremden Staaten, die nicht zum deutschen Bunde gehören, nämlich: aus Belgien 2, aus Dänemark 2, aus England 10, aus Frankreich 28, aus Italien 3, aus Mexico 1, aus den Vereinigten Staaten 1, aus Rußland 9, aus der Schweiz 25 und aus Ungarn 2. Aus den deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Würtemberg, 191, nämlich aus Baden 47, aus Baiern 39, aus Braunschweig 1, aus den freien Städten 14, aus Hanover 3, Hessen-Darmstadt 16, aus Hessen-Kassel 4, Hohenzollern-Hechingen 3, Hohenzollern-Sigmaringen 2, Mecklenburg 2, Nassau 4, aus den östreichischen deutschen Staaten 14, Preußen 29, Sachsen 12 und Waldeck 1. Endlich schlossen sich 269 Würtemberger an die Gesellschaft; Stuttgart allein prangte mit 84 Naturforschern und Aerzten.

Eine so ansehnliche Gesellschaft würdig zu empfangen, waren zweckmäßige Anstalten getroffen. Viele Einwohner der Stadt hatten sich erboten, Wohnungen für die Gäste unentgeltlich bereit zu halten; andere räumten sie gegen eine mäßige Entschädigung. Auf Befehl des Königs waren mehre königliche Gebäude, der herrliche Ständesaal, das neuerbaute Kanzleigebäude, der Redoutensaal und die Gewerbschule zu den Versammlungen in den Stand gesetzt worden. Die Gesellschaft des Museums überließ ihre geräumigen Säle und ihre Lesezimmer zum Gebrauch für gesellige Unterhaltungen. Für den letzten Zweck boten bei einer außerordentlich schönen Witterung einige öffentliche Gärten, besonders die Silberburg, freundliche Gelegenheit. So geschah es, daß in Absicht auf angenehme und anständige Localitäten die Wünsche der Fremden übertroffen wurden. Damit den Gästen die Kunde der Stadt und der Umgebungen erleichtert würde, hatte der Magistrat eine eigne, mit Kupfer und Karten gezierte Schrift drucken lassen unter dem Titel: „Beschreibung von Stuttgart, hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadtgemeinde Stuttgart zur Begrüßung der deutschen Naturforscher und Aerzte bei ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfaßt vom Professor Dr. Plieninger.“ Diese Schrift wurde an alle Mitglieder vertheilt. Ebenso beschenkten die Vorsteher des benachbarten Kanstatt die Naturforscher mit einer Beschreibung ihrer Mineralquellen und Bäder. Alle wissenschaftlichen und Kunstanstalten, die öffentliche Bibliothek, die Privatbibliothek und die Kartensammlung des Königs, das Naturaliencabinet, der botanische Garten, die Gewerbschule, die Kupferstichsammlung und der Kunstverein waren dem freien Zutritt geöffnet. Auch eine mit seltener Vollständigkeit prangende, reich ausgestattete, instructive Sammlung von Arzeneien aller Art hatte ein Privatmann, Herr Commerzienrath Fr. Jobst, aufgestellt.

Die beiden Vorsteher der diesjährigen Versammlung, Herr Staatsrath von Kielmeyer und Herr Professor Dr. Jäger, waren bereits in Breslau von dem Verein

erwählt worden. Der ehrwürdige Greis Kielmeyer, ausgezeichnet durch den philosophischen Geist, womit er in die Tiefen der Naturwissenschaft gedrungen, wie durch patriarchalische Einfachheit und liebenswürdige Sanftmuth des Charakters, gab den öffentlichen Sitzungen ein ernstes, feierliches, man möchte sagen freundlich-rührendes Ansehen. Die Verdienste des gelehrten zweiten Geschäftsführers, Dr. Jäger, um die Gesellschaft, wurden vom Hrn. Professor Otto aus Breslau beim Abschiede mit allgemeiner Zustimmung anerkannt. Als Mann von Geist und Gemüth hat Hr. Dr. Jäger in einer schönen Rede die Gesinnungen der Einheimischen bei der Trennung von ihren verehrten Gästen würdig ausgesprochen. Auch die den Geschäftsführern beigesellten Gehülfen, der talentvolle Dr. Riecke d. J. und Professor Plieninger, Beide aus Stuttgart, erwarben sich durch ihren edeln, gehaltenen Eifer den innigen Dank der Gesellschaft.

Die Verhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände fanden entweder in den einzelnen Sectionen statt, oder in den allgemeinen Versammlungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die wichtigsten und tiefgreifendsten Erörterungen vorzüglich in den Sectionen vorkommen, weil hier Jeder von seinem speciellen Fache zu Männern seines Faches spricht, während in den Generalversammlungen das Publicum gemischt ist, nur allgemein interessante Vorträge erwartet, also schwerer verständlich befriedigt werden kann. Wieviel die Sectionen in diesem Jahre geleistet, wird sich ermessen lassen, wenn die Protokolle gedruckt sind. In den drei allgemeinen Versammlungen wurden 15 Vorträge gehalten, unter denen am meisten die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselten: des Hrn. von Kielmeyer Eröffnungsrede, worin er über die, der Pflanzennatur inwohnende, nicht durch äußere Ursachen bedingte Kraft, die Wurzeln senkrecht gegen die Erde und den Stengel aufwärts gegen den Himmel zu treiben, sprach und dabei auf die Einwirkung elektro-magnetischer Kräfte hindeutete; sodann des russischen Obersten von Sobolewski aus Petersburg Vortrag über den Reichthum des Uralgebirges an Platinerz und über die in Rußland ausgeübte Methode, dies Metall zu gewinnen und auszuscheiden; ferner des Professor Gemellaro aus Sicilien lateinische Rede über die geognostischen Verhältnisse des Aetna; des Professor Hochstedter aus Eßlingen Nachrichten von dem würtembergischen Verein zur Unterstützung reisender Naturforscher; endlich des Professor Marx aus Braunschweig Vortrag über den Erdmagnetismus.

Ein schönes ländliches Fest wurde den Naturforschern von einer zu diesem Zweck gebildeten Privatgesellschaft auf der, ihrer schönen Aussicht wegen beliebten Silberburg gegeben und damit eine schwäbische Weinlese verbunden, was für die Gäste aus nordischen Gegenden besonders anziehend sein mußte.

Der König hatte der Gesellschaft zwei nicht blos glänzende, sondern zugleich sinn- und würdevolle Feste bereiten lassen, das eine auf dem drei Stunden von Stuttgart entfernten Schlosse Hohenheim, das andere auf dem zwischen Kanstatt und Stuttgart liegenden, von dem genialen Hofbaumeister Ritter Salucci im edelsten Styl erbauten Lustschlosse Rosenstein.

Die Fahrt nach Hohenheim führt durch die reizendste Gegend in der Umgebung von Stuttgart, „durch einen meilenlangen Zaubergarten", wie ein Mitglied der Versammlung es treffend bezeichnete. In 80 Wagen fuhren die gelehrten Herren über Weil, wo der schöne, ebenfalls vom Ritter Salucci erbaute reizende königl. Pavillon, die arabischen Pferde, ausgezeichnete Rinder und Schafe der feinsten, merkwürdigsten Rassen mit lebhaftem Interesse von den Fremden in Augenschein genommen wurden. Von hier ging die Fahrt über Scharnhausen, wo wieder Pferde von der seltensten Schönheit, zum Theil am Wege weidend, die Aufmerksamkeit fesselten. In Hohenheim wurden die Vormittagsstunden zur Besichtigung der preiswürdigen, großartigen landwirthschaftlichen Institute benutzt; endlich an prachtvoll besetzten Tafeln ein déjeûner dinatoire verzehrt und in den köstlichsten Weinen die Gesundheit des Königs mit aufrichtiger Freude, Dankbarkeit und Verehrung getrunken.

(Der Beschluß folgt.)

Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Nicht leicht kann sich irgend eine Literatur so bedeutender Erscheinungen rühmen als die deutsche in den grammatischen Untersuchungen Jak. Grimm's und in seinem Aufbau einer deutschen Grammatik. Neben dem allgemein linguistischen Interesse hat Grimm's riesenmäßige Arbeit für Deutschland noch ein besonderes vaterländisches, das Niemand leugnen darf, dem die Pracht und Hoheit seiner Muttersprache am Herzen liegt. Um so mehr ist es zu beklagen, daß jene Untersuchungen noch nicht die gehörige Verbreitung gefunden und daß noch Keiner von Grimm's Schülern und Zuhörern es unternommen hat, die Resultate der grammatischen Forschungen in einer Schulgrammatik populair darzustellen und so auch für Den zugänglich zu machen, dem die Zeit zu einem selbständigen, ausschließlichen Studium der Grimm'schen Grammatik nicht vergönnt ist. Erst ganz kürzlich hat Ad. Ziemann in seinem „Altdeutschen Elementarbuche" einen, wie uns dünkt, sehr verdienstlichen Versuch gemacht, unsere Sprache nach Grimm in ihrer Entwickelung und Fortbildung darzustellen. In einer andern Beziehung hat sich zu derselben Zeit der Verf. des vorliegenden Buches bemüht, die Ergebnisse deutscher Wortforscher, an deren Spitze Jak. Grimm steht, in der Kürze und so allgemeinfaßlich, als der Gegenstand es zuläßt, anzugeben. Auf diese Art ist der Grund zu einem deutschen Wörterbuche gelegt, welches sich von den frühern wesentlich unterscheidet und sich zum brauchbaren Schul- und Handgebrauch dadurch vorzüglich eignet, daß auch die gangbaren Fremdwörter mitaufgenommen und zur Erleichterung ungelehrter Leser die etwa vorkommenden griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben neben der griechischen Schrift gedruckt sind.

Hr. Schwenck hat sich in mehren Schriften als einen thätigen und kenntnißreichen Arbeiter auf dem Felde griechischer und lateinischer Etymologie gezeigt und dadurch seine Befähigung, in solchen Angelegenheiten seine Stimme mitabzugeben, hinlänglich dargethan. Um so mehr loben wir es, daß er nicht mit allzu großer Kühnheit und Zuversicht wie so manche Etymologen auftritt, daß er nicht überall die verschiedenen Sprachen auf einen Grundtypus zurückführen will, sondern sich nicht

ſcheut, das Geſtändniß abzulegen, es ſei hier und da unmöglich, eine recht ſichere Norm der Ableitung und Entſtehung gewiſſer Wörter abzugeben. „Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia" hat Gottfried Hermann mit Recht geſagt. Trotz dieſes Geſtändniſſes hat der Verf. eine ſehr große Anzahl von Wörtern auf ihre Wurzeln zurückgeführt und aus der Vergleichung des Althochdeutſchen, Gothiſchen, Angelſächſiſchen mit der ſchwediſchen, niederländiſchen ꝛc., franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache Reſultate gewonnen, die viele Leſer in Erſtaunen ſetzen werden. Sie werden unter Anderm hier erfahren, daß „Amt" aus dem holländiſchen „Ambacht" entſtanden iſt, woher ſich die frühere Schreibart „Ambt" erklärt; daß „Bagage" zwar aus dem mittelalterlich lateiniſchen Worte baggium herzuleiten, daß aber baga, der Kaſten, ein Wort germaniſchen Urſprungs iſt, welches im Schwediſchen bagg, im Altfranzöſiſchen bague und im Engliſchen bagg lautet; daß „Panier" und „Banner" auf das longobardiſche band zurückzuführen iſt, welches im Griechiſchen der ſpätern Zeit bandon, bei den Gothen bando geſprochen wurde und das Zeichen oder Kriegszeichen bedeutete. Ferner werden Viele aus dieſem Buche lernen, daß „bauen" urſprünglich bedeutet hat: wohnen, ſich wo aufhalten; daß „Bordell" eigentlich ein Häuschen heißt, deutſchen Urſprungs (en bord) iſt und nur eine latiniſirte Endung hat; daß „Lindwurm" von linde, d. h. wickeln, abzuleiten ſei, daß „Friedhof" nicht ein Hof des Friedens und der Betrachtung über Leben und Tod ſei, ſondern eigentlich eine „Freiſtätte" und mit „Befriedigung, Einfriedigung" zuſammenhänge; daß „Schulze" aus „Schuldheiß" entſtanden ſei, womit Derjenige bezeichnet werde, der „das Recht heiſcht"; und daß „Zofe" eigentlich die Magd ſei, welche ihrer Herrin die Schleppe des Kleides trägt. Nicht minder intereſſant ſind die Erläuterungen über ſolche Wörter, die man unbewußt der deutſchen Sprache als deutſch lautende Wörter angeeignet hat, wie z. B. Armbruſt, vom lat. arcubalista, welches in arbelest (engliſch arbalist), franz. arbalète zuſammengezogen und verderbt ward; dann ſagte man auch arbrest, althochd. armbrust, und daraus bildete man im Deutſchen ein Wort, welches eigentlich keinen Sinn gibt. Ebenſo verhält es ſich mit „Kappzaum" und mit „Felleiſen". Das letztere iſt nicht aus Fell und Eiſen zuſammengeſetzt, ſondern ſtimmt mit dem mittellateiniſchen valegia, franzöſiſch valise, italieniſch valigia, altfranzöſiſch fouillouse, überein, in ältern Formen kommt „Falis" und „Valeis" vor. Eine andere Ableitung iſt von „Wad", d. i. Kleidung, Zeuch, und „leiſen, liſen", d. h. ſchließen. Daß man aus valigia, valise „Felleiſen" machte, lag wahrſcheinlich darin, daß man ſich durch den deutſch klingenden Laut verführen ließ, es der deutſchen Sprache anzueignen.

Außer dieſen Beiſpielen hat Hr. Schwenck nun eine große Menge der gewöhnlichſten Wörter nach ihrer wahren Abſtammung aufgeführt, als: barmherzig, bauen, behagen, Bein, beten, Charfreitag, Ehre, Demuth, Friede, Garten, Graf, meinen, Sache, Saal, Schelm, Werden. Zum Beweis, wie er ſolche behandelt, führen wir ohne lange Wahl einige ſolcher Artikel hier an.

Abtrünnig. Ehemals hieß „Truune" der Trupp, die Schar, die Heerde, und „trünnig" ſich von einer Schar entfernend, überlaufend, wofür wir jetzt „abtrünnig" gebrauchen. Daß dieſe Worte gleichen Stamm mit „trennen" haben, iſt gewiß, aber nicht ſo gewiß, ob der Grundbegriff „verſammeln" oder „trennen" war. Es ſcheint jedoch, daß „abſondern" der erſte Begriff war, davon „Truune" der abgeſonderte Theil, die „Schar".

Albern. Der Grundbegriff dieſes Wortes, welches wir nur im übeln Sinn gebrauchen, iſt „mild", dann ſanft, einfach, einfältig und inſoweit Güte und Einfalt der Schlauheit und Gewandtheit gegenüber als Geiſtesſchwäche erſcheinen, dumm, blödſinnig. Der Stamm iſt althochdeutſch wäre, mild, ſanft; mittelhochdeutſch ale-waere, einfältig, zuſammengezogen alwaere und hieraus bildete man „alber" „albern". Der Anfang „al" iſt alſo hier nur das verſtärkende „all". Woher wäre ſtamme, iſt nicht mit Gewißheit anzugeben.

Anger, eine graſige Fläche, eine Wieſe; ſchwediſch aeng eine Fläche am Geſtade, die Wieſe, isländiſch angur, daſſelbe mittellateiniſch angra, anchra, ancra, Thal. Es ſcheint dies Wort zuerſt eine Biegung zu bedeuten, von der Wurzel ankul, angul, mittelhochdeutſch angel, dann eine Landkrümme, ein Wieſenthal, eine Strecke Grasland. So heißt im Griechiſchen ankos (ἄγκος) von gleicher Abſtammung das Thal und hat öfters das Beiwort graſig.

Der Böhnhaſe, Bönhaſe, ſ. v. a. der Pfuſcher; zuerſt Der, welcher feig wie ein Haſe auf der Bühne, dem oberſten Raum im Hauſe, ſich verſteckt und arbeitet, weil er das Meiſterrecht zum Arbeiten nicht hat, dann überhaupt ein Pfuſcher. So wird dieſer Name mit großer Wahrſcheinlichkeit erklärt; ſchwediſch bönhäs, isländiſch baunhoser, däniſch bonhase, oberdeutſch Bühnhaſe.

Der Schelm, der ſpitzbübiſche Menſch; ſchwediſch und isländiſch skelm, engliſch skellum. In Niederſachſen bedeutet Schelm ein Aas, von ſchelen, abziehen, und im gemeinen Leben heißt in manchen Gegenden Schelm, althochd. scelmo, mittelhochdeutſch schelme (männlichen Geſchlechts), eine Seuche, eine Peſt. Wahrſcheinlich iſt Schelm in der Bedeutung: Spitzbube, ein Wort, welches zuerſt eine gleichgültige Bedeutung hatte und erſt durch Misbrauch der bezeichneten Eigenſchaft die üble Bedeutung bekam: es ſcheint nämlich auf ſchilen zurückgeführt werden zu müſſen, welches „trennen, unterſcheiden", dann „Einſicht haben, verſtehen" bedeutete; ſchwediſch skilja, einſehen, verſtehen, engliſch skill, Kenntniß, Geſchicklichkeit; es kann alſo Schelm Derjenige ſein, welcher Geſchicklichkeit, Fertigkeit beſitzt, und inſofern er dieſelbe misbraucht, ein im Schlimmen fertiger, gewandter Menſch, ein Schlauer. Doch könnte auch Peſt, Seuche der erſte Begriff, und Spitzbube der abgeleitete ſein.

Weib, eine Perſon weiblichen Geſchlechts, angelſächſiſch wif und wif-man (Mann in der Bedeutung Menſch), engliſch wife und wo-man, althochdeutſch wip, wib, mittelhochdeutſch weib, ſchwediſch wif, holländiſch wyf. Wahrſcheinlich heißt die Frau Weib von einer Art ſich zu kleiden, entweder von der Haube, dem Schleier, dem Gürtel, ſodaß Weib zu dem gothiſchen vaibjan, gürten, umgeben, gehört; dem ähnlich ſagt man franzöſiſch chapeau, Hut, für Mann und benannte ehemals männliche Verwandte nach dem Schwert (Schwertmagen), weibliche nach der Spindel (Spillmagen) und ſo bedeutet angelſächſiſch vaepned, bewaffnet, auch männlich, und vaepned-man, vaep-man den Mann, als Gegenſatz zu wif-man, welches alſo in Beziehung auf die Frauen etwas Aehnliches bedeuten muß. Da nun der Gürtel oder die Kopfbedeckung ſich ganz gut zu einer ſolchen Bezeichnung eignet, ſo ſteht zu vermuthen, daß die Benennung von einem Stamm vieban komme, woher das gothiſche vaibjan, angelſächſiſch vaefan, ſtammt.

Es würde gegen den Zweck dieſer Blätter ſein, die vorſtehenden Beiſpiele noch zu vermehren oder ſie mit kritiſchen Bemerkungen begleiten zu wollen. Hier und da ſind wir auf Ausdrücke geſtoßen, über die wir anderer Anſicht als Hr. Schwenck ſind. Bei „Acciſe" konnte zu der Angabe, daß cisa, ciza im mittelalterlichen Latein eine Abgabe bedeutet, zum Beweiſe auch hinzugeſetzt werden, daß der Ausdruck „Acciſe" von dem Tribute hergenommen ſei, der im 10. Jahrhundert den Calabreſen von den Saracenen auferlegt ward, worüber Leo's „Geſchichte von Italien", I, 373, Anmerkung 3, zu vergleichen iſt. Unter dem Namen „Ziese" kommt die Acciſe in preußiſchen Ländern nach Stenzel („Preußiſche Geſchichte", I, 233) im J. 1467 unter Kurfürſt Friedrich II. zuerſt vor. Unter „Aeſthetik" iſt Alexander Baumgarten, nicht Siegmund Baumgarten als Der zu nennen, von dem dieſe Wiſſenſchaft ihren Namen erhielt. Bei „Cabale" war auch die Ableitung des Worts von den Anfangsbuchſtaben der fünf engliſchen Miniſter unter Karl II., Clifford, Arlington, Buckingham, Aſhley, Lauderdale (Cabal) zu erwähnen. Unter „Cartouche" fehlt die militairiſche Bedeutung

des Worts, in welcher es bei der Artillerie, den Jägern und andern leichten Truppen für die Patrontasche der Infanteristen gebraucht wird. Die „Morgengabe" erklärt Hr. Schwenck richtig nach Grimm's „Rechtsalterthümern", S. 441 (vgl. die Urkunde in Kindlinger's „Münsterschen Beiträgen", III, S. 54), als das Geschenk, welches der Mann der Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeit, also nicht bei Eingehung der Ehe, zu überreichen pflegte. Ebenso ist der Ausdruck „morganatische Ehe" richtig erklärt; doch verdiente das für Viele undeutliche Wort eine Erklärung, die entweder durch die Ableitung vom gothischen maurgjan, morgjan. d. h. verkürzen, oder durch Grimm's Bemerkung a. a. O. S. 441 gegeben wäre, daß die Benennung daher rühre, daß den Concubinen eine Morgengabe pflegte bewilligt zu werden. Aus Morgengabe machten die Lombarden im Mittelalter morganatica, wie auch Hr. Schwenck angeführt hat. Nach unserm Verf. ist „Weichbild" eine Stadt mit ihrem Gebiete, zusammengesetzt aus dem althochdeutschen wihs, wih, was in verschiedenen Formen in den verwandten Dialekten wiederkehrt und auch im Lateinischen vicus wiederklingt, und aus „Bild", d. h. die Nachahmung und Vorstellung der Gestalt eines Körpers, was mit dieser Aehnlichkeit hat. Die angegebene Bedeutung des Worts ist allerdings die richtige, aber hinsichtlich der Ableitung ziehen wir vor, es von dem althochdeutschen wih (mittelhochdeutsch wih, wi), heilig, abzuleiten und mit Eichhorn („Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", I, 2, S. 224) anzunehmen, daß die Grenze des Bezirks, welcher Weichbild heißt, durch Bilder des Stiftstheiligen bezeichnet und also für ein geistliches, der Grafengewalt nicht unterworfenes Land galt, denn weich oder „geweiht" wird im frühern deutschen Civilstyl wie unser „geistlich" gebraucht. Auch hat Leo in der „Geschichte von Italien", I, 213, nachgewiesen, daß die Gesammtheit der Besitzungen und Rechte eines Heiligen das corpus sanctum (so in Mailand die corpi santi) genannt, im Deutschen des spätern Mittelalters durch „Weichbild" übersetzt worden ist. In der „Geschichte des Mittelalters" aber scheint derselbe Gelehrte (S. 289) seine Meinung geändert und der Ableitung von vicus den Vorzug gegeben zu haben. Nach Neumann im „Hermes", XXX, S. 39, 43, hat Weichbild die Bedeutung von Stadtrecht und Gericht überhaupt. Vgl. noch Hüllmann's „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland", S. 576—580.

Indem Ref. hiermit seinen Bericht über dies nützliche, äußerlich schön ausgestattete Buch schließt, wünscht er, daß dasselbe in recht viele Hände kommen möge, damit eine gründliche Kenntniß der Muttersprache durch dasselbe bestmöglichst befördert werde. 14.

Gedichte von Rudolf Glaser. Prag, Enders. 1834. 8.

Der Blumenbusch.

Welch zartes, deutungsvolles Bild,
Das mich mit sanfter Lust erfüllt!
Aus einem Felsen, kahl und grau,
Von grünem Moose unbedeckt,
Ein Busch von blauen Glocken streckt
Sich sehnend in des Himmels Blau,
Will auch an Sommers schönen Gaben,
An Wärme, Licht und Thau sich laben.
Wie streust, Natur, du deinen Segen
Geschäftig aus auf allen Wegen!
Es trug der Wind auf seinem Flügel
Die Körnchen über Feld und Hügel
Und warf sie spielend in die Spalten.
Natur sorgt doch mit Mutterſinn,
Bracht' ihnen Thau des Himmels hin
Und wußt' auch aus dem Stein, dem kalten,
Ein blühndes Leben zu entfalten.
Wie sieht's mit Lust der graue Stein,
Wenn seine lieben Kindelein
So recht mit innigem Vergnügen
Sich in dem linden Lufthauch wiegen! u. s. w.

Es finden sich in der Sammlung noch einige Dichtungen, welche der voranstehenden an zarter Innigkeit und technischer Vollendung gleichkommen, mehre andere stehen aber nicht auf derselben Stufe, und der Dichter wird gewiß Martial's bescheidenes:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura,
Quae legis hic, aliter non sit, Avite, liber!

auch von seiner Leistung gelten lassen wollen. 87.

Notizen.

Die große Bartnoth.

Wegen einer Narbe, die Franz I. von Frankreich am Kinne hatte und nicht gern sehen lassen wollte, ließ er sich den bis dahin kurz getragenen Bart lang wachsen. Ein Narr macht viele Narren, zumal wenn der Narr ein Herr ist, und so trugen bald die Hofleute, dann die Bischöfe, hierauf fast alle Männer lange Bärte. Aber der lange Bart fand auch so heftige Widersacher wie nachher die Perücken, besonders unter den Geistlichen und Rechtsgelehrten. Die Domcapitel wollten keinen Bischof mit langem Barte anerkennen, und es gelang oft nur durch unmittelbares Einschreiten der königlichen Gewalt, wenn sie nachgaben. Die Sorbonne erließ ein förmliches Verdammungsurtheil der langen Bärte und verbot sie allen Geistlichen; non deferant barbas et veniant tonsi, schloß sie ihr Decret. Das Parlament billigte die pariser Bluthochzeit, aber verdammte den langen Bart. Kein Advocat, kein Mitglied dieses Gerichtshofes durfte unbarbirt kommen. Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts und darüber dauerte der Streit über den langen Bart, bis Ludwig XIII. den Thron bestieg und ihn endigte, indem er, ein halber Knabe, noch keinen Bart hatte. Eine Menge Schriften erschienen pro et contra, de vel radenda vel alenda barba; die wichtigsten, schrecklichsten Ereignisse, wie die pariser Bluthochzeit z. B., waren nicht im Stande, die große Frage zu verdrängen, ob ihn Rechtsgelehrter und Geistlicher tragen dürfe oder nicht.

Parallele.

In Shakspeare's „Heinrich IV." ruft Prinz Heinrich, bei Percy's Leichnam stehend, aus:

Als dieser Körper einen Geist enthielt,
War ihm ein Königreich zu enge Schranke.
Nun sind zwei Schritte der gemeinsten Erde
Ihm Raum genug!

Ovid hat die Parallelstelle

— — — jacet ecce Tibulus
Vix manet e toto parva quod urna capit!

Und noch mehr Seitenstücke dazu geben die Zeilen auf dem Grabmale des Scipio Africanus, wenn ihre Echtheit nachzuweisen wäre:

Cui non Europa, non obstitit Africa unquam:
Respiceres hominem quem brevis urna premit!

Es sollte doch schwer halten, zu zeigen, in welcher dieser Parallelstellen die meiste Kraft, das tiefste Gefühl, die ergreifendste Kürze zu finden sei. Die von Shakspeare würde ich vorziehen, weil uns die Idee des Grabes näher ist als die der Urne. Einen Beitrag dazu haben wir in der Wirklichkeit. „Michael Ney und ein wenig Staub!" rief der unerschrockene Ney, als man beim Verlesen des Todesurtheils seine Titel aufführen wollte.

Es erinnnert dies an Schiller's

Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibet nichts
Als eine Hand voll leichten Staubs.

Auch Ossian hat eine schöne Parallelstelle:

Mit drei Schritten mess' ich dein Grab,
O du, vor diesem so groß! 86.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 312. — 8. November 1834.

Bemerkungen eines Reisenden über die Versammlung der Naturforscher in Stuttgart.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Zu dem zweiten Feste wurde die Gesellschaft in königlichen Equipagen nach dem Rosenstein geführt. Sie versammelte sich in den geschmackvollen Sälen dieses schönen Lustschlosses, an welchem die Fremden nicht weniger den classischen Styl der Bauart, als die verständige Vertheilung der Zimmer und deren so einfache als geschmackvolle Ausschmückung bewunderten; sie sahen hier die Wohnung eines großen Besitzers, den die Italiener in ihrer Sprache un principe uomo nennen würden. Der Ausdruck bietet sich um so natürlicher dar, als dieses einfache edle Gebäude von einem Italiener, der den Sinn seines Gebieters gekannt zu haben scheint, erbaut wurde. *) Und als der König erschienen war und sich über zwei Stunden mit seinen gelehrten Gästen unterhalten hatte, da hörte man von ihnen nicht die banalen Lobeserhebungen von königlicher Huld und Gnade, von Herablassung und etikettenmäßiger Weisheit, sondern Jeder, der Gelegenheit gehabt, die Reden des Königs zu vernehmen, sprach aufrichtig und im Vertrauen zu Freunden von den mannichfaltigen Kenntnissen, dem hochgebildeten Geiste und der das Gemüth ansprechenden Humanität dieses Fürsten, auf welchen, besonders in unsern Tagen, jedes Volk, das ihn den seinigen nennen könnte, stolz zu sein um so vollgültiger Ursache haben würde, als das monarchische Princip, wenn es überall in solcher Gestalt erschiene, unfehlbar die Versöhnung feindlicher Parteien bewirken, den Frieden der Gesellschaft befestigen würde. Gewiß, edle, menschenfreundliche, von der Civilisation des Jahrhunderts durchdrungene Könige — dies ist, was der Gesellschaft in unserm Zeitalter Noth thut. Nachdem der König sich entfernt hatte, wurden die Gäste in den großen majestätischen Saal an einer wahrhaft königlichen Tafel unter dem Vorsitz des Oberstthofmeisters Freiherrn von Seckendorf und in Gegenwart sämmtlicher Minister auf das Prachtvollste bewirthet.

Es ist erfreulich und in einer vielbewegten Epoche zwiefach bemerkenswerth, wenn eine große gelehrte Gesellschaft wohlwollend und geehrt von Kaisern und Königen aufgenommen wird, und wenn, bei ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, sie Achtung und Auszeichnung von Seiten der allerhöchsten Personen erhält. Die deutschen Naturforscher und Aerzte erfreuen sich dieser Auszeichnung, zu einer Zeit, wo in die obern Regionen nur zu leicht und zu oft Mistrauen gegen die Gelehrten sich einschleicht, und wo das Licht, das die Wissenschaften verbreiten, wenn nicht als schädlich und gefährlich, doch als unbequem und als ein überflüssiger Luxusartikel geltend zu machen versucht wird. Die Unentbehrlichkeit der Aerzte, die anspruchslose Harmlosigkeit der Naturforscher ist es wol nicht allein, was dieser Gesellschaft das höchste Wohlwollen erwarb. Die allgemein verbreitete Civilisation hat selbst die Schranken der Höfe übersprungen; und wenngleich die Gelehrten noch nicht hoffähig sind, so kann doch selbst der stolzeste Höfling einer gewissen achtenden Scheu vor der Gelehrsamkeit sich nicht erwehren; er sieht sich genöthigt, dieser mit Anstand und Delicatesse zu begegnen, nachdem wissenschaftliche Liebhabereien wol gar als ein schöner, glänzender Schmuck der Throne sich erwiesen und die vornehme Unwissenheit als eine außer Mode gekommene Barbarei verdächtig gemacht haben. Zur Verbreitung und Erstarkung dieser dem gelehrten Wesen milde und freundlich sich hinneigenden Gesinnung in den Palästen der Fürsten gibt die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte erfreulichen Anlaß, sowie von der andern Seite die Gelehrten Gelegenheit finden, mit den feinen Formen der höhern Gesellschaft bekannt, von der Unschädlichkeit dieser Formen bei wissenschaftlicher Beschäftigung, ja von dem Werthe geselliger Bildung zur Erhöhung gesammelter gelehrter Schätze überzeugt zu werden. Solche anregende Erfahrungen müssen den deutschen Gelehrten ein wünschenswerther Gewinn sein, da sie nur zu oft in kleinen Städten sich irrige Begriffe von der Welt ma-

*) Es verdient als ehrenvoll für die Würtemberger bemerkt zu werden, daß sie selbst mit Vergnügen auf die Verdienste fremder Künstler aufmerksam machen. Nichts ist ihnen, besonders den Stuttgartern, mehr zuwider, als die jederzeit von Beschränktheit zeugende Nichtachtung und Anfeindung des Ausländischen. Sie fühlen, daß sie selbst sich als gebildete Bürger im Reiche des Schönen, Guten und Großen verkünden, wenn sie das Treffliche, wo es sich findet, mit ehrender Anerkennung aufnehmen. Der Fremde, den irgend ein Vorzug auszeichnet, wird daher bald als Landsmann von ihnen angesehen. Gewiß, ein schöner Zug der edeln Schwaben!

chen. Sonach wäre schon ein Nutzen der jährlichen Zusammenkunft angegeben, nämlich die Berührung mit der hohen und feinen Gesellschaft. Dies aber wird vielleicht als Verirrung vom rechten Wege angesehen? Wurde doch in der zweiten diesjährigen öffentlichen Versammlung mit einem eigenthümlichen Takte unmittelbar nach einem königlichen Feste laut verkündet, „daß solche Feste die Gesellschaft von ihrem Zwecke ableiteten und die an einfaches Leben gewöhnten Gelehrten durch Kopfschmerzen unfähig machten, ihrer Gedanken am andern Tage Meister zu sein". Allein die Aufstellung dieser Behauptung könnte selbst die Ansicht Derjenigen rechtfertigen, welche von dem Verein eine Veredlung der geselligen Formen erwarten. Der in dem ersten §. der Statuten ausgesprochene Zweck der Gesellschaft ist: „den Naturforschern und Aerzten Gelegenheit zu verschaffen, sich kennen zu lernen". Von diesem Zwecke leiten die reizenden Feste nicht ab; im Gegentheil, sie können Anlaß geben, sich selbst und Andere besser kennen zu lernen, als solches in der einsamen Studirstube oder in kleinen Kreisen, wo keine Anreizung zu überwinden, der Fall sein möchte. Indessen ist allerdings vor Allem ein wissenschaftlicher Nutzen zu erwarten, und seine Nachweisung wünschenswerth. Nur würde es Unbekanntschaft mit der Natur wissenschaftlicher Fortschritte wie mit der Natur dieser Gesellschaft verrathen, wollte man von einem achttägigen Beisammensein von fast zufällig vereinten Gelehrten sogleich augenscheinliche, berechenbare Resultate verlangen. Was die Wissenschaften förderte, war immer anfangs nur ein Keim, dem man Zeit lassen mußte, zu wurzeln und zu treiben. Ein unter den Gelehrten erregter, ausgetauschter Gedanke, der in der Stille aufgefaßt und später gepflegt wird, kann am Ende eine Revolution in der Wissenschaft bewirken, ohne daß in den Protokollen Kunde von ihm zu finden wäre.

Auch ist zu bedenken, daß diese Gesellschaft keine Akademie sein soll, welche in vorbereiteten Sitzungen irgend einen vollendeten Fortschritt der Wissenschaft zur öffentlichen Kunde bringt. Bei ihren fast formlosen Versammlungen vertraute sie dem eignen Takte der Mitglieder, Vorträge über Gegenstände zu halten, von denen sie glaubten, daß sie allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Solche Formlosigkeit konnte allerdings bei einzelnen Anlässen den Nutzen der Gesellschaft problematisch machen; gleichwol zeigt es vielleicht am deutlichsten von der Vorsicht und Weisheit der Stifter, daß sie die Entwickelung der Gesellschaft sich selbst und ihrem guten Geiste überließen und sich hüteten sie durch Gesetze zu binden, welche den Gang ihres innern Lebens im Voraus hätten bestimmen wollen. Auch konnten die Stifter kaum erwarten, daß in wenig Jahren die Zahl der Theilnehmer bis auf ein halbes Tausend steigen würde; an Organisation einer so großen Gesellschaft also dachten sie nicht. Von der fortschreitenden Erfahrung mußten sie erwarten, diejenigen Einrichtungen auszuweisen, welche dem Gedeihen und der Wirksamkeit der Institution entsprechen dürften. Bei einer Gesellschaft aber, die sich nach jeder Zusammenkunft wiederauflöst, um ein ander Mal ebenso zufällig sich wieder zu vereinen, kann die Erfahrung nur langsam reifen, ja die Natur der Gesellschaft selbst sowie ihre Wirksamkeit kann nur allmälig offenbar werden. Sind doch in jedem Leben die ersten Strebungen des Organismus in Dunkel gehüllt und die Zwecke räthselhaft! Daraus erklärt sich denn auch die eigenthümliche Lage, in welcher sich die Geschäftsführer befinden. Jedes Jahr treten andere auf, denen die Erfahrung ihrer Vorgänger unbekannt ist. Der schnelle, flüchtige Erwerb eigner Erfahrung wird erst möglich, wenn sie von derselben keine Anwendung mehr machen können. So sind einige Unbehülflichkeiten unvermeidlich. Doch bleibt der Gesellschaft immer der Vortheil, daß ihre fernere Ausbildung ihrer eignen guten Natur überlassen ist, ohne daß anmaßende Gesetzgeber ihr eine künstliche Richtung geben. Ueberdem hat vielleicht die Formlosigkeit der Gesellschaft ihr am meisten Schutz und Theilnahme gesichert. Eine vorher bestimmte Ordnung der Unterhaltungen hätte ihr die wissenschaftliche Freiheit rauben und sie der Gefahr aussetzen können, in eine Aristokratie einiger berühmten Namen zu gerathen.

117.

Handbuch der Geschichte von Ungarn und seiner Verfassung. Pragmatisch bearbeitet von Samuel Klein. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Ist es unbezweifelt, daß die Censur, wie sie gegenwärtig in mehren Staaten gehandhabt wird, höchst nachtheilig auf die Wissenschaften wirkt und ihrem kräftigen Aufschwunge hemmend entgegentritt, so gibt sich dieses vor Allem im Fach der Geschichte kund. Schlagende Beweise davon bieten die Leistungen der Historiker des östreichischen Kaiserreichs dar. Es fehlt darin wahrlich nicht an Männern, die mit einer gründlichen Gelehrsamkeit einen schönen Eifer und einen unermüdlichen, oft bewundernswürdigen Fleiß für ihr Fach verbinden, ja selbst unter den größten Aufopferungen thätig sind; und doch ist bei all ihrer Regsamkeit und bei oft unermeßlich reichhaltigen, ihrer Benutzung offen stehenden Quellen beinahe kein einziges Geschichtswerk zu nennen, welches den Anfoderungen, die nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft billigerweise gemacht werden können, auch nur einigermaßen entspräche. Wie bereitwillig man auch die Verdienste anerkennen mag, die sich die östreichischen Historiker um die Auffindung neuer Quellen, um die Aufstellung mancher Dunkelheiten und die Constatirung wichtiger Thatsachen erworben haben, so sind ihre Geschichtsbücher doch wenig mehr als fleißige und gründliche Sammlungen, deren kunstgerechte Verarbeitung der Zukunft vorbehalten bleibt; von sinnreicher Combination, von klarer, freimüthiger Pragmatik, umsichtiger Gruppirung der Begebenheiten, geschmackvoller Darstellung, Correctheit des Styls, von dem Allen ist beinahe die Rede nicht. Selbst Joseph von Hammer's vielgepriesene „Geschichte der Osmanen" macht davon keine Ausnahme; denn bei aller dabei angewandten Gelehrsamkeit was ist sie mehr als eine mit ungemeinem Fleiße zusammengetragene Chronik, in welcher mit gleich ängstlicher Genauigkeit die Stickerei an dem Kaftan des Sultans wie die Eroberung einer Hauptstadt beschrieben und nicht selten eine welthistorische Begebenheit mitten in ihrem Laufe abgebrochen wird, um mystische Zahlen oder Nummern, glückliche oder unglückliche Omina in der ermüdendsten Breite zu deuten. Daß die Strenge der Censur diese Mängel verschuldet, liegt am Tage; denn nicht nur verhindert oder erschwert sie durch Bücherverbote den Gebrauch der besten

Vorbilder, sondern sie raubt auch den Geschichtschreibern die nöthige Freimüthigkeit und macht sie ängstlich und kleinherzig, und ganz natürlich verzichten unter diesen Umständen die Schriftsteller auf alles Streben nach einer vollendeten Form ihrer Darstellungen, die sie jedoch nach Lage der Dinge nie erreichen würden, und beschränken sich auf trockene Lieferung von Thatsachen, kleinliche Zusammenhäufung unbedeutender Nebenumstände und allenfalls auf eine unerquickliche Polemik gegen freisinnige Schriftsteller des Auslandes, durch deren Darstellungen ihre Arbeiten freilich gar sehr in Schatten gestellt werden.

Diesen durch häufige Erfahrungen begründeten Betrachtungen gemäß nahm Ref. das vorliegende Buch mit geringen Erwartungen zur Hand; seine Furcht, eine trockene Compilation durchblättern zu müssen, wurde aber schon bei Lesung der Vorrede beseitigt, in welcher der Verf. den Plan, nach welchem er sein Handbuch bearbeitet hat, umständlich darlegt, und dieser Plan ist so verständig und zweckmäßig entworfen, entspricht den Anfoderungen, die an Werke der Art gemacht werden können, so vollkommen, daß dadurch eine günstige Meinung von dem Beruf des Verf. für seine Arbeit erweckt wird, die sich bei genauerer Durchsicht derselben auch rechtfertigt. Ueber seine Ansicht von dem Werth und dem Zweck der Geschichte äußert er sich in der Einleitung S. 1 fg.:

„Die Geschichte könnte in gewissem Sinne die Wissenschaft aller Wissenschaften genannt werden. Denn sie stellt ja die Menschheit in ihrer allmäligen und fortschreitenden Entwickelung dar; sie umfaßt all ihr Wirken und Thun, sie schildert erhabene Muster gemeinnütziger Weisheit und Thätigkeit und hebt drohend ihren Finger auf, wenn Menschen auf die Abwege schreiten, auf welchen Tausende und ganze Völkerschaften schon Glück, Ehre, Ruhe, Ruhm und Wohlstand verscherzt haben. Sie spricht Muth ein im unverschuldeten Unglück; sie deckt die weisen Wege der göttlichen Vorsehung auf; sie flößt Hoffnung ein dem Bedrängten; denn tausendmal haben sich noch in ihrem Bericht ähnliche Leiden schon in der Welt wiederholt, und tausendmal hat die über dem Weltall und über der Menschheit waltende Hand des Allvaters wieder Alles zum Besten geleitet und auch aus Mord und Brand, aus Zerstörung und Jammer Segen für die Mit- oder Nachwelt emporkeimen lassen."

„Allein soll die Geschichte so heilige Endzwecke fördern und so zum Großen und Edeln begeistern und vom Schlechten und Niedrigen abhalten, so muß sie Geist und Leben sein; keine trockene Chronik, kein dürres Namenregister, keine magere Anno-Domini-Mähre; aber auch kein bloßer Bericht von Kriegen und Verheerungen u. s. w. Alles dieses hängt wol mit der Geschichte zusammen, macht Bestandtheile derselben aus, liefert Materialien dazu, ist aber noch keine Geschichte. Geschichte muß, wie gesagt, Geist und Leben sein, um Geist und Leben zu wecken."

„Aber sie darf sich, um ihren Charakter treu zu halten, auch nicht auf das Feld der Hypothesen und kühnen ungegründeten Vermuthungen verirren, Lücken nicht durch selbsterfundene oder geahnte Thatsachen ausfüllen wollen, sondern da, wo wir keine bestimmte und gewisse Nachrichten haben, ihre Unwissenheit freimüthig gestehen."

Obgleich Herr Klein mit den größern ältern und neuern Geschichtswerken von Bel und Bonfini ab bis auf Engel, Feßler und Mailáth, wie sich bei unserer Prüfung seiner Arbeit ergibt, genau bekannt ist, so hat er doch keines davon ausschließlich oder auch nur vorzugsweise zu seinem Führer gewählt und blindlings nachgeschrieben, sondern überall sorgfältig geprüft und in Hinsicht der Gegenstände eine verständige Auswahl getroffen. Neue Thatsachen als Ergebnisse langer Forschungen wird kein Billigdenkender in einem Handbuche suchen; von den Erfodernissen aber, die dessen Brauchbarkeit zur Selbstbelehrung und zum Unterricht in Schulen bedingt, fehlt diesem Werkchen keine, und daher wird der Leser gern kleine Nachlässigkeiten im Styl übersehen, die unverhältnißmäßige Kürze der neuern Geschichte aber — von 511 Seiten sind nur 30 auf den Zeitraum von 1711 bis gegenwärtig verwandt — mit dem Standpunkte des Verf. entschuldigen. 112.

Novellen und Erzählungen von Franz Stromeyer. Erste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger. 1834. 16. 18 Gr.

Nach der Vorrede hat der in der Verbannung lebende Verf. dies Büchlein nur für seine Freunde geschrieben; er schließt mit dem Wunsche, daß dasselbe dem Kritiker fremd bleiben möge. Betrachtet er die Erfüllung dieses Wunsches als ein Glück, so hat sein Verleger Maculatur drucken lassen, denn jeder Leser ohne Ausnahme ist Kritiker, und es muß ihm frei stehen, seine Ansicht, sein Urtheil mündlich oder schriftlich auszusprechen. Doch zur Sache!

Das vorliegende Bändchen enthält eine Erzählung: „Der Pole", und ein Tagebuch: „Der Wanderer". Wer in der Erzählung Ereignisse aus Polens jüngster Vergangenheit, oder sonst Dinge zu finden hofft, die von einer polnischen Individualität unzertrennlich sind, wird sich getäuscht finden, da dieselbe nur solche Begebenheiten mittheilt, welche zu erleben nicht unumgänglich einen Polen erheischen, und insofern ist der Titel verfehlt.

Einen Begriff von dieser Erzählung in der Kürze zu geben, ist kaum möglich; sie umfaßt einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren, und nirgend wird man festgehalten — unaufhaltsam geht es weiter und an der großartigen Zeit des Jahrhunderts vorüber, als wäre nichts geschehen. Der reiche, junge, einseitig, aber edel gebildete Pole Heinrich Mala geht nach Heidelberg, lernt hier einen alten Maler und dessen Nichte kennen, und ohne diese zu lieben, steigt ihr gegenseitiges Verhältniß doch zu einer Vertraulichkeit, die dem Ehrliebenden eine gesetzliche Verbindung als strenge Pflicht erscheinen läßt. Allein schon am nächsten Morgen muß er in einem Pistolenduelle den Gegner anscheinend tödtlich verwunden und mit seinem Secundanten Krausdorf die Flucht ergreifen. In Paris machen sie Bekanntschaft mit einem Unteroffizier der vormaligen Kaisergarde, Namens Clopin, welcher täglich die Rückkehr seines Kriegs- und Siegesgottes von Elba mit steigender Sehnsucht erwartet, und als dieser wirklich erscheint, treten alle Drei in die Linie, um bei Waterloo, während sie eine Redoute vertheidigen, verwundet und gefangen zu werden. Mala und Clopin finden sich in Brüssel bei einem Gärtner wieder, dessen Tochter Clopin heirathet. Dann geht der Pole nach Italien, um sich ferner auszubilden, nebenher nach dem aus Heidelberg mit seiner Nichte spurlos verschwundenen Maler zu forschen und einen Lebensplan zu entwerfen. In Rom trifft ihn ein Brief des Oheims in Polen, und er kehrt ins Vaterland zurück. Hier macht er mit Ausführung seiner erworbenen edeln Grundsätze zum Wohl der Menschheit den Anfang, indem er seinen untergebenen Bauern ein besseres Loos bereitet, auch andere Gutsbesitzer zu gleichen Schritten veranlaßt. Er wird deshalb heimlich angeklagt, muß sich in Warschau vertheidigen und erhält die Weisung, für einige Jahre außer Landes zu gehen. Wir finden ihn in Brüssel wieder, wo er in einer erkauften Fabrikanstalt wiederum humane Reformen vornimmt, sodann ein Kind aus den Flammen rettet und dadurch mit dem Vater desselben und dessen liebenswürdiger Schwester Eugenia bekannt wird. An Liebe darf er nicht denken und benutzt daher eine ökonomische Angelegenheit zu einer Reise nach London. Hier findet er seinen Freund Krausdorf wieder, nimmt ihn mit nach Brüssel, empfängt die Nachricht vom Tode seines Oheims in Polen, bestellt Krausdorf zum Güterpfleger, und beim Abschiede von Eugenien findet sich, daß Beide sich lieben. Im April 1830 kommt er ins Vaterland zurück, schließt sich einer geheimen Verbindung an und muß in Folge der niedergeschmetterten Re-

volution Polen heimlich verlassen. Auf seiner Flucht gelangt er in die Gegend von Düsseldorf und findet hier endlich den alten Maler sowie die Frucht seiner Verirrung in Heidelberg, eine blühende Tochter. Die Mutter ist todt, und das Ende ergibt sich nun von selbst: Mala heirathet Eugenien.

Die ganze Geschichte sieht fast aus, wie eine Confession des Verf.; doch liegt dies lediglich in der zu Tage gelegten süddeutschen Sprechlust. Die Sprache ist eben nicht schlecht; das ist aber auch Alles, was sich Gutes sagen läßt von dieser höchst oberflächlichen Erzählung, worin gleichwol von Kunst, Poesie u. dgl. Einiges geredet wird.

„Der Wanderer", aus Krausdorf's Tagebuche, ist besser, als „Der Pole". Man sieht wenigstens hier und da einen Menschen ziemlich deutlich, z. B. den alten Vetter, und der ganze Aufsatz erinnert lebhaft an die Erzählungen der Eingewanderten auf der Insel Felsenburg.

Da der Verf. nicht ohne Talent zu sein scheint, so wird er wohl thun, beim folgenden Bändchen seine Redseligkeit zu beschränken, dagegen sich mit der Kunst der Darstellung und des Dialogs vertrauter zu machen. 101.

Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Von A. Hirt. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo man anfing, nach Winckelmann's Beispiel aus dem Studium der alten Kunstdenkmäler und ihrer Geschichte auch in Deutschland einen eignen Beruf zu machen, zu dem indessen nur wenige von den Musen besonders Erregte sich hergaben, hat Hr. Hirt lehrend und schreibend den Werken der Alten richtigere Anerkennung zu verschaffen gesucht und ihnen theilnehmende Forscher zugeführt. Seine archäologische Thätigkeit begann in Rom, und unter seiner Anleitung gewannen viele Künstler und einige der Kunstfreunde, die später zu den Wortführenden gehörten, die Vertrautheit mit Roms Denkmälern, die man als erste Bedingniß der Sicherheit eines Urtheils voraussetzt. Was seine Schüler durch ihn erlangten und ein jüngeres Geschlecht so keck geltend zu machen beflissen ist, die Zuversicht auf die eignen Aussprüche, schien dem Lehrer noch unbedingter zuzustehen, und man darf sich daher nicht wundern, den unterdessen zum Greise gewordenen Archäologen hier bei strittigen Punkten unbedenklich und ohne ängstliches Beachten und Erwägen fremder Einfälle in derselben Weise entscheiden zu hören, wie man es schon als jungem Manne von ihm gewohnt war.

Dieser Stätigkeit der Ansicht entsprechend ist „Die Geschichte der bildenden Künste" abgefaßt, die Hr. H. hier den Kunstfreunden vorlegt; ein Werk, das nicht seit gestern gereift ist und neben den neuerlich erschienenen Darstellungen gleiches Inhalts von H. Meyer, F. Thiersch, Otfr. Müller sich dadurch hervorhebt, daß es bis zu einem Zeitabschnitte, dem Verfalle der alten Kunst, fortgeführt ist, den die andern, mit Ausnahme von Müller's „Archäologischem Handbuche" nicht erreichen. Die über einzelne Denkmäler des Alterthums bekannt gewordenen Urtheile Hirt's findet man hier in geschichtlichem Zusammenhange aufgeführt und so unbefangen und fern von aller Polemik wiederholt, als ob sie der allgemeinsten Zustimmung sich erfreut hätten. Wir rechnen dahin die S. 79 ausgesprochene Ansicht von Aegyptens Einfluß auf Griechenland um die 30. Olymp., ebenso die Kleinigkeiten, daß Rhoekus' Vater auch hier, trotz der von Thiersch mit so lebhafter Eiferung vorgetragenen Gründe (S. 180 der „Kunstepochen", neue Ausg., München 1829) noch Philäus, nicht Phileas heißt; daß Theodorus, der Erbauer der Skias zu Sparta, wie hier S. 85 entschieden ausgesprochen wird, ihm einer und derselbe mit dem Meister von Polykrates' Siegelringe ist. Behauptungen dieser Art, die Manche als abgethan ansehen, werden nach dem schon Angedeuteten nicht befremden. Aber als neu und diesem Werke eigenthümlich verdient für Kunstforscher ausgehoben zu werden, daß Medon und Dontus S. 79 für einen und denselben Künstler, und ebenso daß S. 266 auch Aetion und Echion für identisch erklärt werden, was wahrscheinlich lebhaftern Einspruch erfahren wird, da Hofr. Hirt diesen Künstler auch zugleich in die Zeit der Antonine herabdrückt.

Aehnlicher Bemerkungen finden sich mehre in dem elegant gedruckten Buche, das so ohne allen Anspruch auf in die Augen fallende Erudition entgegentritt, daß nicht eine einzige Note unter dem Texte zu sehen ist. Und doch hat der Verf. Berücksichtigungen von Lesarten (z. B. S. 80) eingeschaltet, die selbst dem gelehrten Verf. des neuesten „Catalogus artificum" entgangen sind. Ueberall finden sich Winke, die auf das Technische Bezug haben, und grade sie werden besonders dankbar von den Lesern hingenommen werden. Daß der Verf. indessen dem neuerdings so viel besprochenen Farbenanstriche der Statuen nicht die Ausdehnung zutraue, die man jetzt dafür in Anspruch nimmt, scheint aus S. 133 hervorzugehen, die diese Frage, freilich nur sehr gelegentlich, berührt. Ebenso wird man vermissen, daß bei der Geschichte der Kunst in Rom der Ikonographie des Varro nirgend gedacht ist, über die einen Mann wie Hirt zu hören jedem Kunstfreund erwünscht sein müßte, da noch Münter in den christlichen Bildern wegen Varro's Verfahren Zweifel hatte. Diese Bemerkungen mögen hinreichen, die Wenigen, denen eine Schrift nicht schon durch des Verfs. Namen hinreichend empfohlen ist, auf diese Kunstgeschichte aufmerksam zu machen. 110.

Literarische Notizen.

Dubois-Maisonneuve in Paris hat kürzlich sein bereits 1817 begonnenes, aber seitdem langsam fortgeführtes Prachtwerk: „Introduction à l'étude des vases antiques", vollendet, welches eine Uebersicht der vorzüglichsten Sammlungen antiker Vasen enthält und in 101 Kupfertafeln die vorzüglichsten sogenannten etruskischen Gefäße darstellt. Dubois-M. hat bekanntlich selbst schon früher eine Sammlung von Vasen, mit einem ausführlichen Texte von Millin, in zwei Foliobänden herausgegeben. Zu diesem Werke wie auch zu jedem andern ähnlichen Inhalts soll nun der jüngst vollendete Folioband als Einleitung wie auch als Ergänzung dienen. Der von P. Didot schön gedruckte Text gibt eine kurze Beschreibung der auf den Vasen gemalten Gegenstände, und zeigt die Sammlung an, wo sich jede Vase befindet, wie auch die Werke, worin sie bereits beschrieben worden sind. Die ehemals Durand'sche, jetzt königl. Vasensammlung im pariser Louvre hat dem Verfasser manches schöne Stück zur Darstellung geliefert.

In Rouen ist kürzlich eine zweite Auflage von Pluquet's „Contes populaires, préjugés patois, proverbes de l'arrondissement de Bayeux" erschienen. Auf dem Titelkupfer wird die Sage vom Kanonikus von Cambremer bildlich dargestellt, den Belzebub durch die Luft nach Rom zur Frühmette und von da zurück wieder nach Bayeux tragen mußte. Außer den Sagen hat der Verfasser die Volksmeinungen und Irrthümer, wie auch die sprichwörtlichen Redensarten und die in der Umgegend von Bayeux üblichen Provinzialismen gesammelt. Pluquet ist kurz nach der Erscheinung dieses Bandes gestorben. Er hatte sich durch die Herausgabe des „Roman de Rou", von Robert Wace, einem normännischen Dichter des 12. Jahrhunderts, ein Verdienst um die Literatur des Mittelalters erworben. Außerdem hatte er auch „Historische Versuche über die Stadt Bayeux" herausgegeben. 65.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 313. — 9. November 1834.

Streifzüge durch das kirchliche und theologische Gebiet im letzten Viertel des Jahres 1834.

Wir haben dergleichen Wanderungen schon mehrmals angestellt, da unsere Leser, obgleich politische Interessen sie vollauf beschäftigen, doch auch noch Augenblicke und Gedanken für die Fragen haben: Wie steht es jetzt in kirchlichen Angelegenheiten und mit der religiösen Freiheit und Entwickelung? Sind wir bald dahin, daß wir als Christen eine Heerde unter einem Hirten werden? Darauf arbeiten allerdings die Parteien hin, nur will und bemüht sich jede, daß es in ihrem Sinne geschehe, wobei aber leider Erscheinungen vorkommen, um welcher willen man sich beinahe schämen möchte, ein Theolog zu sein, erblickte man nicht unter ihnen so viele ehrwürdige Männer, die im christlichen Geiste Wahrheit suchen und fördern; Erscheinungen, bei welchen man um Glaubens- und Gewissensfreiheit besorgt sein müßte, hätte man nicht das Vertrauen zu der gesunden Vernunft und zu der Kraft der Wahrheit, daß sie, des göttlichen sowie des Beistandes so vieler erleuchteten Freunde sich erfreuend, die aus Kurzsichtigkeit und Unwissenheit oder aus pfäffischer Herrschsucht und Eigennutz entsprungene, immer weiterstrebende Versinsterungssucht und Verketzerung glücklich besiegen werde.

Der römische Katholicismus ist dem Anschein nach allerdings sowol innerlich durch seine Jesuiten, die sich auch wol an katholicisirende Protestanten anschließen, deren Schriften jene loben, und denen sie nachrühmen können, daß sie ihnen nahe stehen, als auch äußerlich fortwährend thätig, kein Steinchen aus dem großen hierarchischen Gebäude herausreißen zu lassen. Gregor XVI. hat dies nicht nur in seinem Rundschreiben erklärt und dem Säulenwerk seines Vorfahren, Gregor VII. neuen Kitt zu geben versucht, sondern er hat auch durch einen reichen Index mit verbotenen deutschen, französischen, englischen, spanischen und italienischen Schriften, durch ganz neuerliche Kanonisationen vermeinter Heiligen, die wie die alten Himmelslichter Wunder über Wunder sollen verrichtet haben, und wobei das Kinderspiel mit dem Advocatus diaboli noch immer wiederholt wurde, welches ganze Schauspiel freilich nur die Bagatelle von 100,000 Scudi gekostet hat, durch finstere Gesichter und drohende Winke, selbst nöthigenfalls mit dem Bannstrahl vom Vatican die Unfolgsamen zur Raison zu bringen gesucht und bewiesen, er sei ein Papst, wie sich's gebühre. Allein schon die Jesuiten gaben nicht immer das beste Beispiel des Gehorsams, und so gehorchen denn auch jetzt so viele Söhne und Töchter nur, wenn der heilige Vater thut, was die Kinder wollen, und verstehen oft wol gar seine Erklärungen anders, als er es wünscht. Gregor sagt z. B. in einem Consistorium am 30. Sept. 1830: die Religion sei in Portugal höchlich gefährdet; Don Pedro und die wunderlichen Portugiesen, die ohnehin schon am ersten so verwegen waren, die Leibwache Roms, die Jesuiten, aus dem Lande zu jagen, meinen, nur die Reichthümer der Klerisei und die Abflüsse des Geldes nach Rom kämen etwas ins Gedränge, und das sei ein großer Unterschied, übrigens wären und blieben sie als Portugiesen auch gute Katholiken. Die Spanier scheinen auch Lust zu haben, eine gleiche Sprache zu führen, und es wäre wol möglich, daß nun ein anderes Extrem dem Romanismus noch tiefere Wunden schlüge, als freiwillig gestattete Operationen ihm würden versetzt haben. Curärzte wie Lamennais, der in den „Worten eines Gläubigen" gar mit der Amputation anfangen und dem Körper hölzerne Glieder dafür ansetzen will, der, einst ein so treuer Knappe, jetzt ein Revolutionnair, das Christenthum selbst misbraucht und durch seine gewaltige Sprache und die feine Vermischung des Wahren und Falschen den Unkundigen, der nicht zu prüfen weiß, hinzureißen vermag, können dem heiligen Vater nur die Sorge und den Schmerz verdoppeln. In großer Bedrängniß sind dabei die Bischöfe, und man muß sie wirklich in einiger Hinsicht bedauern. Sie wissen es wohl, daß ihnen Rom viele Vorrechte und Einkünfte entzogen hat; aber wenn sie nun auf der einen Seite von Regierungen und Landständen in die Presse genommen werden, daß sie sich nicht mehr in allen bedenklichen Fällen wie ehemals nach Rom wenden, nicht mehr Alles gradezu von daher annehmen und befolgen, keinen Staat im Staate bilden, sondern sich an Verfassungs- und Unterthaneneid binden sollen; von der andern Seite aber von untergeordneten Geistlichen, die, von dem Strome der Aufklärung mitfortgezogen, nicht Alles mehr glauben, verkündigen und verrichten wollen, was die Kirche vorschreibt, hier und da auch wol im Stillen reformiren, den Druck des Cölibats etwas mehr fühlen als ihre alten Bischöfe und Aebte und dagegen protestiren, um Abänderungen bestürmt werden: — wo sollen sie Hülfe suchen? Wo anders als in Rom, das, so ohnmächtig es auch selbst ist, so wenig es auch die ungebetenen Gäste, Franzosen und Oestreicher, loswerden, die sich jährlich mehrende Schuldenlast tilgen, die Umtriebe und Zuckungen stillen kann, doch mindestens durch ein Trostschreiben an die Leidenden und eine warnende Strafepistel an die sie Kränkenden guten Willen an den Tag legt, sich der geängstigten Söhne anzunehmen. Indeß gestützt auf jenen Rückhalt, kehren doch, wie man zu sagen pflegt, manche Bischöfe zuweilen das Rauche gegen die Reutlingt heraus. So hätte freilich der schweizer Priester und Professor Fuchs in Rapperswyl, ein gar hellsehender Mann, nicht predigen sollen: „Die katholische Kirche bedarf von Zeit zu Zeit eine wesentliche Verbesserung, und jetzt besonders in dem Volksunterrichte, in dem Cult, in der Liturgie, Disciplin und Hierarchie. Ach, man hält so Vieles für katholisch, was unkatholisch ist, und Vieles für neu und unkatholisch, was echt und uralt katholisch ist." Dafür wurde er von der bischöflichen Curie von St.-Gallen seiner geistlichen Functionen entsetzt, setzt aber seine Professorpflichten fort. Nun klingt es von dem Herrn Bischof in einem „Gespräch zwischen Gallus und Othmar über die Suspensionsgeschichte des geistlichen Herrn Fuchs ꝛc." (St.-Gallen 1833) nicht eben (S. 37) rühmlich: „Wir haben lange das heilige Sacrament der Firmelung entbehren müssen, und es ist Mancher ohne dasselbe gestorben. Endlich ist der Bischof doch einmal ge-

kommen und hat gefirmelt; aber mir hat es nicht gefallen, daß er so kein Wort zu den Kindern geredet, sondern nur mit dem heiligen Oel das Zeichen des heiligen Kreuzes auf ihre Stirn gemacht hat und so fort, bis er fertig war." „Predigen hat man unsern Bischof in unserm Bisthum noch nie gehört, und die Kirchenvisitationen hat er letzten Herbst durch seinen Vicar halten lassen." Freilich wer auf die Ketzerjagd geht, hat dazu nicht wohl Zeit. Zu solchen faulen Hierarchen gesellen sich auch die stumpfen Scharfschützen in römisch-katholischen Zeitschriften. Wer kennt und liebt nicht den Verf. der vielen Kinderschriften, Christoph Schmid, Domcapitular in Augsburg, wenn man auch nur seine „Ostereier", „Das Blumenkörbchen", „Rosa von Tannenburg" u. a. gelesen hat. Tausende haben ihm dafür gedankt. Aber wie sind die Romanisten über ihn hergefallen. Benkert in Würzburg in seinem sogenannten „Religionsfreund" tadelte diese Schriften, „daß sie die Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten meistens nicht berühren und dadurch zum Indifferentismus uns führen" (freilich nicht zum Fanatismus). Dabei werden nun ebenso wie in der neuevangelischen Schule die Kniffe und Malicen hinzugefügt: „anstatt daß sie das Volk durch Gottesfurcht zum Gehorsam, zur Treue und zur Liebe gegen den Regenten führen sollten, geben sie dem Volke Aufklärung über die Regierungskunst, machen es mit der innern Politik bekannt und suchen es so zur Herrschsucht, zu Revolutionnairs u. s. w. zu erziehen" (Nr. 26, 1833). Gegen solche unverschämte Lügen, die nun leider der niedere und vornehme Troß gern glaubt, ist freilich nichts zu sagen. Wesnarz's „Katholische Literatur-Zeitung" (3. Heft, März 1832) ermahnt den Verfasser, er solle mehr Anhänglichkeit an seine ihn ernährende Kirche beweisen. Allerdings sagt das Sprüchwort: Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Der speierische „Katholik" von Räß und Weiß, die aschaffenburger „Kirchenzeitung" blieben nicht zurück. Der große Haufe redet das nach und hält solche Urtheile für ein Evangelium. Doch auch nicht allenthalben; denn wenngleich in manchen katholischen Ländern Deutschlands noch dichte Finsterniß herrscht, sodaß Badereisende in Böhmen Leute antrafen, die erstaunten, daß sie in den Erbauungsbüchern der Protestanten den Namen Jesus fanden, sich darüber freuten, uns nun erst für Christen hielten und unsere Gebetbücher mit Vergnügen lasen: so sind doch in dem südlichen Deutschland und in den preußischen Ländern so viele Lichtstrahlen vorhanden, daß wir schwerlich von den Dunkelmännern dieser Kirche, die längst vergessen sein werden, wenn ihre Gegner noch immer in dankbarem Andenken sind, etwas zu fürchten haben.

Könnten wir nur wenigstens, wenn zwischen der katholischen und protestantischen Kirche unter dem Papst mit seinen jetzigen Attributen keine Union zu erwarten ist, sagen, daß Die, welche sich Protestanten nennen, sich der geistigen Einheit durch das Band des Friedens näherten; aber dieses Ziel wird leider immer weiter hinausgerückt. Wir haben auch in d. Bl. der Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche.

Neustadt, Wagner.

von Hrn. Dr. Röhr gedacht. Er hat als ein hochgeachteter Theolog, begabt mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Treue gegen unsere Kirche das Locale und Temporelle des Neuen Testaments nach seinem besten Wissen und Gewissen von Dem, was als christliche Lehre ewig feststehen muß, geschieden, die constitutiven Grundsätze, worauf die christliche und besonders die evangelisch-protestantische Kirche ruhen muß, angegeben; dieses Glaubensbekenntniß hatte vielen Anklang gefunden, und 1834 ist bereits die zweite Auflage erschienen, die nun den wichtigen Gegenstand der weitern Berathung unterwirft, um vielleicht auf diesem Wege wenigstens durch das Bekenntniß der allgemein als christlich anerkannten Grundlehren ein Band zu knüpfen, das die zerrissene Kirche noch zusammenhält, und er hat eine zusammenhängende Summe der wesentlichen Glaubenslehren aufgestellt, deren Annahme und Befolgung zur Beseligung hinreicht, durch deren Verwerfung man aber aufhört ein Christ zu heißen, ohne daß dadurch der Privatüberzeugung und der Gewissensfreiheit einiger Zwang zugefügt, oder bürgerliche Nachtheile und verdammende Urtheile zu fürchten wären. Wir empfehlen allen Lesern, welche über den christlichen Rationalismus noch nicht so recht im Reinen sind, ihn vielleicht als ein schädliches Ungethüm, das man mit Feuer und Schwert vernichten müsse, haben schildern hören, diese Glaubenssätze zu prüfen, und sie werden mit uns einverstanden sein, daß sie die Grundwahrheiten des Christenthums sind, wenn man nur nicht spitzfindige Menschensatzungen dazu rechnet; daß sie für die religiösen Bedürfnisse des Christen hinreichen, wenn man nur nicht erkünstelte und erdichtete hinzuthut; daß man damit, wenn man sie von Herzen glaubt und befolgt, ganz gewiß nicht an der Himmelspforte abgewiesen wird, und daß die ganze Christenheit sich würde sehr wohl dabei befunden haben und noch befinden, wenn mindestens diese Grundsätze von den allerchristlichsten Regenten und von allen Theologen und Nichttheologen zur Richtschnur des Glaubens und Lebens wären angenommen werden. Was will man mehr? Man vernehme nun die antirationale Partei. Der Verf. hatte die Schrift an 14 theologische Facultäten geschickt, als „einen unmaßgeblichen Versuch zu einer sichern Grundlage und festen Vereinigung der evangelisch-protestantischen Kirche", und dabei „um gefällige Prüfung und Begutachtung" gebeten. In der berliner „Kirchenzeitung" sagt nun ein Hr. * sogleich, es sei dies „ein, die theologischen Facultäten zur öffentlichen Verleugnung des Kirchenglaubens durch officielles Bekenntniß zum Rationalismus auffoderndes Schreiben"; „der Verf. wünsche das Bekenntniß zu einer Concordienformel der rationalistisch-protestantischen Kirche erhoben". Hr. Dr. Röhr sagt blos: „vielleicht wäre es möglich, mittels einer gewissen Einstimmigkeit dieses Ergebnisses von Seiten aller theologischen Facultäten des protestantischen Deutschlands und späterhin der obersten kirchlichen Behörden seiner einzelnen Länder, unter der anzuhoffenden Mitwirkung ihrer verschiedenen Regierungen, der gegenwärtigen innern Zerrissenheit unserer Kirche ein Ende zu machen, und die bis jetzt fast nur ideale Einheit derselben in eine reale zu verwandeln". Die berliner „Kirchenzeitung" muß gar nicht wissen, wie die Concordienformel entstanden ist, wie wenig man nach einer solchen „Prüfung, Begutachtung und freiwilligen Zustimmung" gefragt, was man für curiose Dinge darin aufgenommen hat, z. B. des sonst so großen Luther's Träume von den bösen Geistern, „daß sie wie die Hummeln allenthalben um uns her mit großen, unzüchtigen Haufen flattern und fliegen, sich auch oft sehen lassen mit leiblicher Gestalt, wie Flammen daher ziehen, in Drachengestalt oder andern Figuren, den Leuten das Genick brechen, das Vieh tödten, die Luft vergiften ꝛc." Wie kann man den Röhr'schen „Versuch" nach Inhalt und Art der Einführung damit vergleichen? Der Verf. hatte allerdings gesagt, „wer den angegebenen Grundsätzen zuwider ist, scheidet sich von der Gemeinschaft der evangelisch-protestantischen Kirche ebenso gewiß von selbst aus wie die papistischen Reichsstände 1529 in Speier". Deswegen macht nun aber die berliner „Kirchenzeitung" Hrn. Dr. Röhr zu einem intoleranten Papste, der keine Lehrfreiheit für die Rechtgläubigen gestatte und sie aus der rationalistischen Gemeinde ausschließe, da Hr. Dr. Hahn und jene „Kirchenzeitung" von ihm so verunglimpft worden seien, weil sie wünschten, die Leugner der allein rechtmäßigen Confession möchten so ehrlich sein und von dem Lehramte scheiden. Man wird nun wol in ganz Deutschland begierig sein, zu wissen, welches denn die Sätze sind, um welcher willen der angeblich weimarische Papst einen Menschen nicht ausgestoßen wissen will, sondern ihn als ein Mitglied betrachtet, „das sich nothwendig selbst ausscheidet". Sie heißen: „Wer das Evangelium Jesu für die einzig sichere und ausreichende Richtschnur des christlichen Glaubens nicht hält", z. B. „die päpstliche mündliche Erblehre oder eine schriftliche Kirchenlehre als eine willkürlich-menschliche Autorität nicht zurückweist"; „eine vollkommene christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht zuläßt, eine verständige und richtige Auslegungsweise (die grammatisch-historische) durch

eine dogmatisch-statutarische verdrängen will", die „Lehrfreiheit der protestantischen Geistlichen aufzuheben sucht", „wer die innere geistige Gottesverehrung unserer Kirche in eine blos äußerliche verwandeln, die Theilnahme daran zur Sache eines directen oder indirecten Zwanges machen und eine rituale Einförmigkeit für alle evangelische Particularkirchen herstellen möchte; wer Jesum Christum selbst für das alleinige unsichtbare Oberhaupt seiner Kirche nicht anerkennt, allen Gliedern derselben völlig gleiche Rechte und Befugnisse nicht zugesteht und der christlichen Kirche in ihrer Gesammtheit die ihr ursprünglich zustehende Kirchengewalt abspricht." Wir fragen jeden Unbefangenen, ob nicht Derjenige, der so dächte, ebenso wenig ein Christ sein und bleiben, als derjenige ein Preuße sein könnte, der den König und seine Gesetze und Einrichtungen verwerfen wollte? Etwas ganz Anderes war es, daß Hr. Dr. Hahn die Theologen aus der evangelisch-protestantischen Kirche scheiden hieß, welche nur „die orthodox-heterodoxen Glaubenssätze", wie er und seine Partei sie aufstellen, und deren Gemisch, wollte man Harms und Rudelbach, Tholuck und besonders die Krummacher in Westfalen, Brand's und Hengstenberg's Deutungen und Grundsätze vergleichen, bunt und inconsequent genug erscheinen möchte, nicht annehmen, auch sich nicht einmal blenden lassen, wenn Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie ein neues Gewand, hinter welchem freilich ein anderer Körper als der symbolische steckt, darüber zusammenflickt, was indeß nicht Jedermann durchschaut. *)

Eine andere betrübende Erscheinung, welche wirklich die erhabensten Wissenschaften mit Verfinsterung und die Theologie mit Schmach bedrohen könnte, ist eine durch den Hrn. Dr. Tholuck in Halle ausgesprochene Behauptung, der, wenn auch seine Gelehrsamkeit auf eine nur zu unfreundliche Art etwas zweifelhaft gemacht worden ist, doch noch immer für einen Führer der strengen Supernaturalisten gehalten wird. Die geläuterte Theologie hat längst die Theorie der Inspiration aufgegeben, nach welcher der heilige Geist der eigentliche Schreiber der Bibel, die Verfasser aber nur die Maschine gewesen seien, in deren Federn die Worte dictirt geworden wären, daher auch kein philologischer, geographischer, astronomischer, geologischer, chronologischer, physikalischer, kurz kein Irrthum in ihr vorkommen könne; eine Theorie, welche nicht unsere Kirche, sondern einige Theologen annahmen, die zu ihrer Zeit für ihre Stützen galten und ziemlich päpstelten; aber auch eine Theorie, welche sich selbst vor dem Richterstuhl der Wissenschaften lächerlich machte und viel zur Verachtung und Verspottung der Bibel beigetragen hat, da die augenscheinlichen Erfahrungen und Berechnungen über die Naturerscheinungen ganz andere Resultate geben, und die Frage: wer hat nun recht? kann nur zum Nachtheil der heiligen Schrift ausfallen. Darum haben schon längst Theologen wie Knapp, Rösselt, Rosenmüller, Reinhard, Döderlein u. A. die Bibel als das geschichtliche Vehikel betrachtet, wodurch die göttliche Vorsehung die ernsten religiösen Wahrheiten dem menschlichen Geiste allmälig mitgetheilt und fortgebildet hat; durch Christum ist diese göttliche Offenbarung vollendet. Das ist die wahre Würde der Bibel; aber in Dem, was nicht zur Religion gehört, erheben sich ihre Bücher und Verfasser nicht über ihr Zeitalter; und man darf sie also nicht zu einem Lehrbuche anderer Wissenschaften machen wollen. Jetzt will uns aber Hr. Dr. Tholuck („Allgem. Kirchenzeitung", Nr. 93, 1834) dahin zurückführen, „daß, wenn auch die neuen Entdeckungen und Theorien auf dem Gebiete der Naturwissenschaften auf die Auffassung und Erklärung der Mosaischen Schöpfungsurkunden Einfluß haben mögen, doch jede fernere Entwickelung der Wissenschaft nur dazu dienen werde, diese Urkunde als die tiefste und wahrste aller alten Urkunden zu rechtfertigen und darzuthun, daß in diesen Kindergeschichten die Räthsel aller Zeiten auf die befriedigendste Art gelöst sind." Muß nicht die gebildete Welt denken, wenn sie dieses liest, unsere Theologen wissen gar nicht, daß es einen Kopernikus und Herschel, Humboldt und Piazzi, Lalande, Cuvier, Blumenbach, Bode, Gaus, Schröter, Halley u. s. w. gegeben, und was diese am Himmel, auf der Erde und in ihrer Tiefe erforscht und entdeckt haben? Weiter sollen sie es nicht gebracht haben als zu Dem, was Hr. Tholuck selbst „Kindergeschichten" nennt? Hört auf zu beobachten und zu untersuchen, wenn ihr nicht im Stande seid, eure Vernunft unter den Gehorsam eines solchen Bibelglaubens gefangen zu nehmen; denkt an Galilei, und haltet diese Warnung nicht für übertrieben; denn wenn ihr rationalistisch, d. h. vernunftgemäß, Moses Kosmogonie nicht als buchstäblich wahr, sondern als ein Philophem oder als eine Mythe der Vorzeit ansieht und die neuern Ansichten von der Ausbildung der Erde über sie stellt, so werdet ihr nicht allein aus der protestantischen Kirche verwiesen, sondern ihr seid auch in Gefahr, daß, wenn ihr dem Volke verdächtig seid und es, nach Harms' Prophezeiung, endlich selbst drein schlägt, weil die Fürsten nicht eingreifen und die heillosen Rationalisten zerschmettern, oder wenn die glücklichen Zeiten kommen, wo der Krummacher'sche Elias der Thisbite die neuen Baalspfaffen abschlachtet, ihr mit euerm so erbärmlichen Forschungen, Experimenten und Entdeckungen gewidmeten Leben, mit allen euern Instrumenten, Sternwarten, Sammlungen u. s. w. ein Autodafé werdet. Studirt unsern Moses, lest die „Evangelische Kirchenzeitung", Brand's „Homiletische Blätter", Tholuck's „Anzeiger"; paßt es ab, wenn einer dieser Polyhistoren die Mosaische Genesis erklärt, und längstens in einem halben Semester wißt ihr Alles, was die Naturforscher und ihre Gesellschaften in Jahrzehnden nicht finden, weit besser aus den Mosaischen „Kindergeschichten!"

(Der Beschluß folgt.)

*) Herr Dr. Nödr fragt freilich in der „Pr.-Bibl.", XIV, 3, S. 561, wie solche Ausfälle gegen ihn mit dem „Preuß. Landrecht", Thl. II, Tit. XI, §. 4, 37, 38, 13, 14 zu vereinigen sein möchten? Man hat aber bei den Schmähungen gegen Dinter ebenso — und vergeblich gefragt.

Die närrische Weisheit und die weise Narrheit.

Es gibt Männer, die zu ihrer Zeit weltberühmt sind, den allgemeinen Neid oder die allgemeine Bewunderung rege machen, um die Menschheit sich große Verdienste erwerben, aber im Laufe der Zeit endlich so unbekannt werden, daß kaum der Literator ihren Namen weiß. So ist es dem berühmten Arzte, Chemiker, Technologen, Oekonomen, Fabrikendirector Johann Joachim Becher (starb 1682) gegangen. Man sieht schon aus den angeführten Bezeichnungen, in wie vielerlei Fächern er sich versucht hat, und dennoch ist er fast keinem Menschen mehr bekannt. Wir haben eine Pillenart: die Becher'schen Polychrestpillen, welche noch von vielen, vielen Leuten mit vielem Nutzen gebraucht werden, aber sie alle denken nicht an den Mann, von welchem sie herstammen. Es gibt Leute, welche die Bildnisse berühmter Männer zu Hunderten und Tausenden sammeln, und wenn wir es ihnen nicht gesagt hätten, an Becher hätten sie nicht gedacht. Die Dankbarkeit und die Wissenschaft erfodert es aber gleich sehr, daß man auch auf solche ganz vergessene, doch zu ihrer Zeit so berühmte Leute Rücksicht nimmt, und wir glauben dies, in Bezug auf ihn, obenein auf eine zur Unterhaltung dienende Weise thun zu können, indem wir im Besitz einer Schrift von ihm sind, welche über sein Leben und Treiben vielen Aufschluß gibt. Wir meinen seine „Närrische Weisheit und weise Narrheit", 208 S. 12., die er auf einer Seereise im ärgsten Sturme geschrieben haben soll. Er spricht darin über „einhundert so politische als physikalische, mechanische und mercantilische Concepten und Propositionen, deren etliche gut gethan, und etliche zu nichts worden", und der Ausgabe, welche wir davon besitzen (aus dem Jahre 1706) ist eine Lebensbeschreibung vorausgeschickt, welche ihn, „nach seinen Tugenden und Lastern, und dem daraus entstehenden Glück und Unglück" schildert. Von Lastern, die der berühmte Mann gehabt hätte, haben wir

daraus keine Notiz schöpfen können; was man ihm auch bei seinem Leben Böses nachsagen mochte, war wol blos auf mancherlei Fehler zu beschränken. Er hatte namentlich den der Ruhmredigkeit, der Charlatanerie, der Großsprecherei in hohem Grade, wozu das große Glück, die Ehre, welche eine Zeit lang seine kurze Laufbahn bezeichnete, die meiste Veranlassung gegeben haben dürfte. So prahlt er nicht wenig damit, in Stockholm den Cartesius, Salmasius, Bochart, Meibom und so viele Andere gekannt zu haben. In Deutschland, in Holland kannte er alle berühmte Männer. Der Kaiser Ferdinand, der Kurfürst von Mainz, der Kurfürst von Baiern, der Cardinal von Strasburg waren alle „curieus" und verschafften die nöthigen Mittel zu seinen Experimenten. Er rühmte sich weiter als Salomo gekommen zu sein, da dieser „nur in regno animali et vegetabili stehen geblieben, er aber in seiner Curiosität auch das regnum minerale durchforscht". Wenn man seinen Versicherungen glauben wollte, hätte er in seiner Wissenschaft einen einzigen Bogen aufgesetzt, „über welchen in der Welt nichts werde gefunden werden". In einer andern wollte er „ein Licht angezündet haben, wie in hundert Jahren Keiner gethan". Bald war er Leibarzt beim Kurfürsten in Mainz und dann Commerzien- und Kammerrath des Kaisers, was damals keine leeren Titel waren, denn er dirigirte das ganze Manufacturwesen in den kaiserlichen Erblanden und errichtete eine Menge Fabriken. Eben diese Ruhmredigkeit und Großsprecherei mag aber auch, vereint mit dem Neide, den seine Ehren und Glücksgüter zu Wege brachten, endlich dazu beigetragen haben, ihn von einem Lande und Hofe zum andern zu vertreiben und in die äußerste Armuth zu stürzen. Zum Theile bediente sich der Haß hierbei sonderbarer Mittel. So mußte er aus Würzburg fort, weil er „ein justificirtes Weib permissu superiorum anatomirt". Genug, der Mann war zu seiner Zeit berühmt und hatte viel Verdienste. Vieles, was in neuerer Zeit als neue Erfindung ausgegeben und versucht worden ist, beschäftigte ihn schon auf eine seine hellen Einsichten unwidersprechlich bezeugende Weise. So erfand er eine Seidenhaspel für die Stadt Harlem; so empfahl er zuerst den Deutschen in Amerika Colonien anzulegen, „um dort Wein, Seide, Wolle, Baumöl und solche Früchte zu bauen und dafür dann in Deutschland fabricirte Manufacturen hinzuschicken. Aus der Ost- und Westsee sei von Stettin, Stralsund, Rostock, Lübeck und Hamburg Gelegenheit genug dahin zu führen". Er dachte wol zuerst an eine Holzsparkunst und an holzsparende Oefen. Was sagt man dazu, wenn er uns erzählt, daß er die „amerikanischen Putates (sic) oder Erdäpfel mit sehr gutem Erfolg in Oestreich gepflanzt, welche gutes Brot, Wein und Branntwein geben"? Man denke, daß die Kunst, diese drei Producte aus den Kartoffeln zu gewinnen, noch 100 Jahre nach seinem Tode so gut wie eine ganz neue Erfindung war. Der Gedanke schon: Wein, Brot und Branntwein aus Kartoffeln zu ziehen, erfüllt uns mit Bewunderung für den Mann, denn in den meisten Ländern kannte man damals die Frucht nicht dem Namen nach. Es dauerte noch mehr als 30 Jahre, ehe sie in Sachsen z. B. bekannt wurde. Nicht minder beachtungswerth erscheint er im Folgenden. Vor einigen Jahren wollte man in England die Kunst entdeckt haben, das Fleisch und die Fische durch Zucker so gut und besser conserviren zu können als durchs Pökeln. Unser Becher hat es schon ebenso gut gewußt, daß „der Zucker das Fleisch trefflich präservirt, viel besser als das Salz, dann er frißt, noch verändert die Substanz des Fleisches nicht, wie das Salz thut, sondern läßt, wann er von dem Fleisch ausgelaugt wird, dasselbige wohlgeschmackt, in seiner ganzen Kraft". Er führt nun mehre Experimente zum Beweise dieser Entdeckung an, und unter Anderm empfiehlt er, „ein eingemachtes Spanferkel in eine Zuckerpfanne zu tunken, worin der geschmolzene Zucker ist, so wird es durch und durch candirt, und hält sich sehr lange". In Betreff Dessen, was er von holzsparenden Oefen sagt, ist seine Theorie so treffend, daß sie jeden Augenblick noch vom Ofensetzer benutzt werden kann. „Wann's derohalben mein Werk wäre" (einen Ofen zu setzen), sagt er, „so wollte ich gar eine Spirallinie machen, so hoch der Ofen wäre, dann das Feuer von seiner Natur wollte gern aufwärts, aber nicht gern niederwärts gehen". Die Idee einer allgemeinen Sprache und Schrift, mit welcher sich späterhin Leibniz viel abgab, beschäftigte auch unsern Becher sehr lebhaft *), und der Gedanke, Deutschlands Ströme durch Kanäle zu verbinden, ging bei ihm so weit, daß Jöcher in seinem „Gelehrten-Lexikon" von ihm sagt: „Er war ein unruhiger Mann, hatte den Kopf voll Projecte von einer Universalsprache, Vereinigung des Rheins und der Donau". Man sieht, wie weit der Mann, ob er schon sehr jung starb, seiner Zeit voraus war. Daß er aber zugleich auch als der ärgste, unverschämteste Charlatan dasteht und ein Windbeutel ohne gleichen war, wollen wir nur durch einen Zug beweisen. Ohne Weiteres sagt er z. B. S. 47 in der genannten Schrift: „Wann ich erzählen sollte, was ich für wunderliche Arten von Erden und Steinen in Schottland und England gesehen und selbst mit Händen betastet habe, die theils unsichtbar, unhörend und unempfindlich machen, und wie zu Path auf des Herzogs von Kanderdale Felsen die Gänse ihre Eier mit einem Fuße ausbrüten, und wie andere Gänse auf den Bäumen und Hölzern wachsen, würde man mich für Münsterum, Wolfium, Ortelium **) und dergleichen Narren halten, wiewol es doch wahr ist." Hat er auf solche Art gewindbeutelt, wie mag er es in anderer Art gethan haben! 86.

*) „In einer Stunde Zeit Information sollten alle Nationes einander und doch jede die andere in ihrer eignen Sprache schriftlich verstehen", versichert er, und bemerkt, daß ihm die Erfindung ein bitziges Fieber zugezogen, woran er in Frankfurt beinahe gestorben sei.

**) Da diese Männer nicht mit Vornamen bezeichnet sind, so läßt sich über sie nicht wohl etwas Näheres ermitteln. Ortelius (Abr.) war ein berühmter Geograph und Reisender des 16. Jahrhunderts und mag also wol auch viel Abenteuerliches erzählt haben.

Notiz.

Neue Zeitschrift.

Eine solche ist in ihrem ersten Hefte bereits erschienen. Sie führt den Titel: „Deutsche Jahrbücher zur Aufnahme und Beförderung eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Wissenschaft, Kunst und Leben", herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten (Leipzig, Engelmann). Daß und inwiefern es den Herausgebern dieser Zeitschrift heiliger Ernst ist um die deutsche Wissenschaft und um deren weise Verbindung mit dem Leben und der Gegenwart, das wird, als Zweck der „Jahrbücher", in der voranstehenden, inhaltschweren und in der That ebenso für die Würde der Wissenschaft als für die Interessen des Lebens besondere Beachtung verdienenden Einleitung weiter auseinandergesetzt. Wir können daher jenen Zweck und als Mittel zu demselben diese Zeitschrift allen Denen nicht nachdrücklich genug empfehlen, die es eingesehen haben, in welchem Zustande der Oberflächlichkeit, Frivolität und Zersplitterung sich die deutsche Wissenschaft im Verhältnisse zum Leben befindet, und was also Noth thut, um diesen Zustand zu verbessern. Man kann den Herausgebern der „Jahrbücher" hierin nur unbedingt Recht geben, und dies besonders auch in Dem, was im ersten Hefte selbst und in Gemäßheit des Zweckes jener Zeitschrift über die moralisch schlechte und politisch gefährliche Tendenz eines Theils unserer Jugend mit allem Ernste und mit gerechtem Unwillen bei Gelegenheit der Besprechung über Börne's „Briefe" gesagt wird.***) 17.

***) Wir kommen nächstens in einem ausführlichen Artikel auf die „Deutschen Jahrbücher" zurück. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 314. — 10. November 1834.

Streifzüge durch das kirchliche und theologische Gebiet im letzten Viertel des Jahres 1834.

(Beschluß aus Nr. 313.)

Noch eine unerfreuliche Erscheinung begegnet uns auf unserm Streifzuge: es ist der neuerliche Lärm der lutherischen starren Orthodoxie gegen die von dem frommen, hochverehrten Friedrich Wilhelm III. 1817 in Preußen angeregte, gewünschte und durch sein Beispiel empfohlene Union der Lutheraner und Reformirten. Der König wollte dabei weder Indifferentismus noch Gewissenszwang begünstigen, sondern nur einem der protestantischen Kirche unrühmlichen und nachtheiligen Uebelstande damit abhelfen, daß man sich bei dem Mahle brüderlicher Liebe der Worte bedienen möchte: „Christus spricht: Nehmet hin ꝛc." und dem Empfänger volle Freiheit in seiner Erklärung derselben lassen sollte. Jahrhunderte hindurch hat noch keine Partei die andere zu ihrer Ansicht gebracht, und was Stephani in Gunzenhausen und Prof. Lindner in Leipzig in einem sehr weitläufigen Werke, womit er sich aber selbst bei seinen Freunden großes Mißfallen zuzog, auf vermeinten neuen Wegen zur richtigen Deutung der Einsetzungsworte erreicht zu haben hofften, ist ziemlich vergessen. Das treffliche Werk von Schulze in Breslau:

Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtext des Neuen Testaments. Mit einem Abriß der Geschichte dieser Lehre. Ein Versuch von Dav. Schulz. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

wurde verketzert. Kurz, aber bündig hat 1834 Prof. Fritzsche in dem Schriftchen:

Ueber das Abendmahl, das echte Lutherthum und die Union. Eine Vorlesung von Christ. Fr. Fritzsche. Halle, Gebauer. 1834. Gr. 8. 4 Gr.

aufs Neue erwiesen, daß „völlig entscheidende Gründe für Zwingli's tropische Erklärung entscheiden", daß aber die katholische und lutherische Lehre ganz unhaltbar sei, und daß bei der Union, wie man ihr vorwirft, die Reformirten durchaus nicht begünstigt werden, indem man ja dogmatisch nichts bestimmt habe. Wären auch die damaligen Anklagen nicht ganz ungegründet, daß einige Geistliche das Werk nicht in dem Sinne des religiösen Königs betrieben, daß eitle Rücksichten bei manchem Eiferer bemerklich gewesen; die Sache und Absicht waren ehrenwerth, und es wäre noch viel mehr gewirkt worden, wenn nicht, wie die Kirchengeschichte so oft lehrt, grade einzelne Theologen, welche Lehrmeinungen und wesentliche Grundsätze unterscheiden und das Volk darüber aufklären sollten, es oft verwirrt und in Unruhe versetzt hätten, wiewol man in jener Zeit wenig davon vernahm. Aber seit etwa zehn Jahren waren namentlich in Schlesien einige Bewegungen zu bemerken, die in Berührung mit der Einführung der Agende standen, bis sich im Juni 1830 die meisten lutherischen Prediger in Breslau mit den Behörden für Agende und Union erklärten, wo aber die Spaltung anging. Der Prediger Thiel, der Prof. und Diak. J. G. Scheibel, die Professoren Huschke und Steffens erklärten, daß sie weder die Agende annehmen, noch der Union beitreten könnten, und Scheibel gab nun eine

Geschichte der lutherischen Gemeine in Breslau vom November 1830 bis zum Februar 1832. Fortsetzung früherer Nachrichten in der Allgemeinen Kirchenzeitung, nach Acten erzählt. Nürnberg, Raw. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

heraus. Es hatten sich, wie er erzählt, 300 Familien oder gegen 2300 Menschen vereinigt, welche streng lutherisch bleiben und das Abendmahl nach ihrer Weise und nur von solchen Geistlichen empfangen wollten. Hr. S. hat nun ein weit größeres Werk über diesen Gegenstand herausgegeben, und sucht nicht allein den lutherischen Lehrtropus als den einzig richtigen zu retten, was man ihm als Gelehrten nicht verwehren kann, sondern er hat auch, wie er darin und in der „Geschichte ꝛc." behauptet, actenmäßig das Verfahren in der Sache als ungerecht darzustellen sich bemüht. Verhielt sich denn freilich Alles so wie er angibt, so ersähe der parteilose Beurtheiler abermals, welche zarte Blumen die Glaubens- und Gewissensfreiheit sind, und wie sehr man sich vor unsanfter Berührung zu hüten habe; er sähe, wie bedenklich es auch für den besten Fürsten sei, wenn er als summus episcopus nicht allein das jus circa sacra, sondern auch in sacra üben will; er sähe, wie mißlich es sei, auch in der löblichsten Absicht sogar wohlthätige Verbesserungen vorzunehmen, wenn sie nicht aus der Kirche und aus langer Vorbereitung selbst hervorgehen, und wie leicht aus religiösen, kirchlichen Abänderungen theologische Händel entspringen, die so vielen trefflichen Fürsten nur Unruhe und Verdruß, Verkennung und Undank zugezogen haben und häufig den Schein der einseitigen Vorliebe für eine Idee und den Vorwurf der Intoleranz zurücklassen. Die Ausführung kirchlicher Anordnungen fodert überdies helle Einsicht, feinen Takt, tiefe Menschenkenntniß und schonende Milde. Fehlgriffe der Beauftragten haben oft schon in weltlichen Beziehungen, weit mehr jedoch dann, wenn man das eigenste Eigenthum, das Gebiet des Glaubens antastete, die Gemüther erbittert. Die herrlichen Erlasse des Königs 1817 und 1830 sind bekannt; aber ist es wirklich andem, daß (S. 1) „die Bitte jener Familien wenigstens um Privatcommunion, welche der Magistrat sehr billig fand, von dem Consistorium als Separatismus abgeschlagen und das Fortbestehen der lutherischen Kirche als rebellionsähnlicher Separatismus" angesehen, ja dem Diak. Scheibel, der schon suspendirt war, mit Absetzung gedroht wurde, wenn er ferner widerstrebe, die sacra unionsmäßig zu verrichten? untersagte man ihm die bisher erlaubten Krankencommunionen und Haustaufen kranker Kinder? erhielt er so oft auf seine Fragen keinen Bescheid? behandelte ihn der weltliche Sprecher des Consistoriums ganz so schnöde, wie es S. 2 vorgestellt wird, während die geistlichen Räthe schwiegen? (warum??) setzte man ihn zur Rede, daß er an dem Grabe einer Professorin eine Rede gehalten hatte, was er ja wol als Freund und theologischer Professor thun konnte? Sind diese und so viele Dinge, die bis zu seiner Absetzung vorkommen, voll-

kommen richtig, so gewinnt es freilich den Anschein, als ob man die christliche Duldung dem Unionsversuche aufgeopfert habe. Dr. Scheibel wurde abgesetzt und ging nach Dresden, wo er für sein Lutherthum Anklang zu finden hoffte.

Doch höre man auch den andern Theil. Es gibt ein Eifern mit Unverstand, und schon zu Luther's Zeit schimpften die Reformirten die Lutheraner Fleischfresser und Blutschlucker; die erstern hießen dagegen Seelfresser und Seelmörder; ja, man prügelte einander aus der Kirche. Dahin ist's jetzt noch nicht; die Zeloten sind zunächst schon unter sich selbst uneins geworden. Dr. Guerike und Scheibel haben eine heilige Allianz in einem theologischen Bedenken betreffend den reformirten und lutherischen Lehrbegriff, Kirchenverfassung und Union, in Bezug auf Aufsätze in der Evangelischen Kirchenzeitung. Frankfurt a. M., Schmerber. 1834. Gr. 8. 9 Gr.

geschlossen und darin wirklich ihr sonstiges Orakel, die „Evangelische Kirchenzeitung", nunmehr nur eine „sogenannte" titulirt und Hr. Sch. stellt seinen „Freund Hengstenberg" wirklich S. V ein bischen an den Pranger, indem er ausruft: „Was würden die Leser sagen, wenn sie die Aeußerungen und das Verhalten voll Liebe und Freundschaft wüßten, welches noch im Sommer 1831 Hr. Dr. H. und der Verf. des Aufsatzes über die lutherische Kirchenverfassung gegen mich zeigten. Zwar habe ich den Aufsatz ꝛc. mit freundlichem Schreiben im October zurückerhalten; aber ein paar Wochen darauf, wie hat der Herausgeber der Kirchenzeitung seine nicht blos liebloſe, sondern so ganz ungerechte Anmerkung vertheidigt." Allerdings ist das einem Judaskuß nicht so ganz unähnlich. Doch lassen wir diese und viele andere freundschaftliche Ergießungen gegeneinander, wie wir sie aus dem „Theologischen Bedenken" entnehmen, bei Seite; man sieht, der Sektengeist kennt kein Ende, und so sind auch hier schon feindselige Spaltungen genug. Der Stephan'schen Partei in Dresden ist selbst die Brüdergemeinde nicht christlich genug, weil sie den Hammer Moses' zur Herzenszerknirschung nicht genugsam braucht, sondern den Stab sanfter Versöhnungslehre hervorhebt; den starren Lutheranern auch nicht, weil sie nicht genug für dessen Abendmahlslehre eifert; die berliner Neuevangelischen sprechen von einem „Gespenste", das statt des wahren Bildes unter den breslauer Lutheranern vor der reformirten Kirche herumgehen soll. Armselige Leute! Während die übrigen gebildeten Menschen sich mit den großartigsten Erscheinungen, Unternehmungen und Verbesserungen der Zeit auf allen Gebieten menschlicher Wissenschaft, Forschung und Betriebsamkeit beschäftigen, nagen solche Theologen an alten Mythen und Dogmen; während die erleuchteten Männer in Staat und Kirche die Menschen über ihre wichtigsten und heiligsten Interessen aufzuklären und zufrieden zu machen streben, verwirren solche Diener der Religion des Friedens die Köpfe und trennen die Gemüther, machen ihnen bange, daß man dem Volke seinen Glauben raube, und bringen es in Harnisch, daß die Obrigkeiten und Regenten nicht mit dem Schwerte darein schlagen; während man durch Volksschriften, Pfennig- und andere Magazine allgemeine Bekanntschaft mit der Welt, mit den Merkwürdigkeiten der Natur und des Kunstfleißes zu verbreiten, um dadurch auf Höheres und Göttliches hinzuführen, Achtung, Duldung und Liebe zu fördern bemüht ist, suchen diese kläglichen Ritter die alten Streitfragen mit den verrosteten Waffen der ehemaligen Polemik hervor, spalten die Sekten in neue Sektlein, wähnen in ihrer Einfalt, das bringe die Welt in Ordnung, wenn „das ist" buchstäblich gerettet wird; und als ob sie und ihr Glaube an unfruchtbare Dogmen die Einlaßbillets in das Paradies auszutheilen hätten! Behielten doch nur diese Schreier ihre Misgeburten, die sie in ihren finstern Kammern mit essigsaurem Gesicht ausbrüten, für sich; aber sie bieten sie allenthalben aus, und leider nehmen sie auch manche hoch- und hochwohl- und wohlgeborene Kirchen- und Schulpatrone als die legitimsten Erzeugnisse der echten Christlichkeit auf Treu und Glauben an. Sie meinen für das Seelenheil der armen Schafe ganz gewiß recht gut zu sorgen, wenn sie den jungen Theologen verbieten bei Gesenius und Wegscheider Collegia zu hören, berufen lieber Ignoranten zu Kirchen- und Schulämtern aus fernen Landen, wenn diese Candidaten nur in dem Geruch der Rechtgläubigkeit stehen, aus einem Schullehrer- oder theologischen Seminar dieses Geruchs Empfehlungen mitbringen, und setzen ihre tüchtigen Landeskinder hintan, wenn etwa ein solcher Consistorialis ein Brandfleckchen an ihnen verspürt zu haben glaubt. Die Früchte dieser Pietisterei fangen auch schon an zu reifen. Wir wollen nicht etwa ins Graue und Blaue hinein diese Partei verdammen, wie sie Rationalisten, Naturalisten und Atheisten, sei es aus grober Unwissenheit oder Böswilligkeit, was Beides verunehrt, für gleichbedeutend ausgeben; aber psychologisch läßt sich doch schon a priori nichts Anderes erwarten, als daß solches unaufhörliche Predigen von der gänzlichen Vergiftung der menschlichen Natur, das beständige Drohen mit der Hölle, die Einschärfung des: „Glaube nur, glaube nur, daß dein Heiland für dich gestorben und sein Blut dich rein gewaschen habe, und du bist frei, bist erlöst, bist selig, die Sünde sei auch noch so groß", wie der Prof. Stern die Schullehrerseminaristen in Karlsruhe („Allgem. Kirchenztg.", Nr. 125 f. 1834) und Schmieder in Pforta lehren, und von der Besserung ganz schweigen, die Einen, die sich einbilden, ihrer Seligkeit nicht gewiß werden zu können, verdüstern, ängstlich bis zur Verzweiflung machen; die Andern zum Leichtsinn verleiten, da der Himmelsweg so leicht vorgestellt wird; die Einen zur Bigotterie und Intoleranz gegen Alle führen, die das Leben in unschuldiger Heiterkeit genießen, die Andern zum Stolz erheben, als wären sie die allein Auserwählten Gottes. Und das bestätigt die Erfahrung. Wie die Rohr'sche „Kritische Bibliothek" schon vor einigen Jahren eines ansehnlichen Diebstahls an einer Heilandskasse von einem renommirten Gläubigen gedachte, was aber die Gönner bemänteltem, zum Aerger der Wohlgesinnten, so erzählt sie neuerlich (XIV, 5, S. 936) von Auftritten im Muldenthale, die denn doch endlich die Patrone von ihrer Verblendung heilen sollten. Ganz neuevangelisch, denn das Urevangelium lehrt Joh. 9, 5 das Gegentheil, sagte ein solcher Zelot einem armen blinden Greise gradezu: er müsse sein Unglück verschuldet haben; verbot einem hochgeachteten Schullehrer, der ihm verdächtig war, die Nothtaufe, ließ sie aber einen mystischen Schneider verrichten, wodurch der Name „Schneidertaufen" in Umlauf kam. Man quälte die Menschen durch das Verbot unschuldiger Freuden, verlangte bei Krankencommunionen eine gänzliche Zerknirschung und Ohrenbeichte oder verweigerte den Patienten das Abendmahl und peinigte sie, statt sie durch die Religion in der ernsten Stunde zu erquicken. Das Consistorium in Dresden sah sich endlich genöthigt einzuschreiten, und und ein milder, jedoch nachdrücklicher, sehr lesenswerther Vorhalt wies den wunderlichen Heiligen in seine Grenzen, untersagte die nächtlichen Betstunden, zeigte dem Eiferer sein Unrecht, und daß er selbst ein Ketzer, ein Donatist und Schwenkfeldianer wäre. Auch andere Regierungen haben dem Unfug, Tractätchen auf die Straße zu werfen, oder sonst dieselben an den Mann zu bringen, Conventikel zu halten, steuern müssen, und der edle König von Preußen sah sich neuerlich genöthigt, den sich immer weiter verbreitenden sektirerischen Particularismus zu zügeln, und zwar Privatandachten in einer Familie, aber eine Vereinigung mehrer für diesen Zweck nur nach Genehmigung der Behörden gutzuheißen. Der ehrwürdige Bischof Dräseke, der auf seinen Visitationsreisen auch die Gegner der Union eines Andern zu belehren strebt, suchte ebenfalls in Halle für des Königs Wunsch zu wirken. Prof. Guerike, der schon einmal angeklagt wurde, durch vieles Beten, statt auch durch den Arzt die Natur zu befragen, einer Wöchnerin geschadet zu haben, hat dort ein Kirchlein, und zwar von der so strengen Observanz, daß er, ohne alle Rücksprache, unter den Hallensern keinen lutherischen Geistlichen und selbst nicht seinen Vater würdig fand, der Täufer seines Kindes zu sein, sondern, um den Täufling recht sicher aus Satans Reich ins Gnadenreich zu bringen, einen Geistlichen aus dem Altenburgischen von vermeintem echten Schrot und Korn berief, was aber die Regie

rungen in Merseburg und Altenburg sehr missbilligten. Dr. Dräseke versuchte vergeblich durch seine so hinreißende Beredtsamkeit, die er besonders am fünften Sonntage nach Trinitatis durch die nun auch gedruckte Predigt „über den Beruf Menschen zu fahen", vor einer sehr großen Versammlung an den Tag legte, diese Partei zu gewinnen. Das Haupt schien nicht abgeneigt, aber die gewaltige Stentorstimme eines Handwerkers rief: „Mit nichten; wir bleiben Lutheraner; was Luther gesagt hat, ist, als hätte es Christus gesagt." Wie ganz anders sprach Luther von sich! Und wenn nun gar die „Evangelische Kirchenzeitung" diese Sekte beschuldigt, sie habe doch nicht das rechte Lutherthum, wer kann daraus klug werden? Warum hat Christus nicht eine genaue Bestimmung gegeben, wenn sie zur Seligkeit nothwendig ist? Welche Verwirrungen und Trennungen! Man wird diesen Lutheranern das Recht, als solche zu bestehen, nicht verweigern, aber die Regierung und die Unirten werden freilich auch nichts für die Constituirung neuer Kirchen und Schulen thun. Man schreit über Unrecht; aber soll der König von Preußen Leuten eine Unterstützung gewähren, die („Allg. Kirchenzeitung", 1834, Nr. 61) unverschämt genug ihm sagen: „Man hat mit menschlichem Kunstwust unersreulicherweise parteiisch gegen die Wahrheit unirt, und endlich Wahrheit und Lüge, Reich Gottes und Welt vereinigt, zu Luther's Schmach eine modern indifferentistische zusammengeschmelzene Kirche gebildet"? Und liest man das „Theologische Bedenken", worin Scheibel und Guerike rumoren, so sollte man sich wirklich 300 Jahr zurückversetzt glauben, so erbärmlich raboliren sie gegen die reformirte Kirche und ahmen Luther in seiner schwächsten Seite nach. Zu welchen Zerwürfnissen soll das noch führen? Haben die Regierungen Noth genug, die politischen Gährungen zu beschwichtigen: sollen sie auch theologische Händel schlichten und mit dem Fanatismus kämpfen? Schon könnten wir mehr als einen Ort nennen, wo die Menschen entweder gar nicht in ihre Kirche gehen, weil sie das Poltern, das ewige Einerlei vom Sündenfalle und der blutigen Versöhnung und der mystischen Deutung nicht hören mögen und dafür in einen andern Tempel der Andacht eilen, wo sie bessere Nahrung erhalten, oder ganz unkirchlich werden; ja in K. in S. ist es durch den geschickten Schulsubstituten bei dem Kirchenpatron als einen Irrgläubigen anschwärzte und eine Uebereilung desselben dazu benutzte, ihn von der ganzen Stelle zu verdrängen, und einen Rechtgläubigen in seinem Sinne dafür anbrachte, obgleich der entsetzte Lehrer den Proceß in der Hauptsache gegen den Patron gewann, dieser neue Lehrer durch Gnad'armen eingeführt wurde, der Pastor alles Zutrauen vollends verlor und nun im Streit mit der Gemeinde ist, die seine Kirche nicht besucht, sogar katholisch werden wollte, unverständig genug die Schulkinder aufwiegelte, daß diese gar nicht mehr antworten und dergleichen Unfug mehr. Solche Ehre und Freude erleben freilich die Kirchen- und Schulpatrone nicht, welche nicht fragen: bist du ein Rationalist oder Supernaturalist? sondern: Bist du ein geschickter, durch Kenntnisse und Lehrgaben tüchtiger Lehrer und ein ehrlicher, unbescholtener Mann? Will man jene Gemeinden unvernünftig nennen: nun, was hören sie denn bei den Vernunftfeinden? wie sollen sie denken lernen, wenn es verpönt ist? Was soll man sagen, wenn Männer wie der so wackere Prof. Schubert in München Bücher wie des verstorbenen Prälaten Roos in Würtemberg „Hausbuch mit Morgen- und Abendandachten" (1834) bevorwortend mit folgenden Versen wiederabdrucken lassen:

Weiser Gott, auch für die Ehe
Danken Christen Paar und Paar;
O wie thut's dem Bastard wehe,
Daß die Mutter Hure war.

Oder:

Das ist Gnade für mich Made,
Daß ich singen kann und darf.

Oder:

Spötter stürben gern wie Vieh,
Und ein Weltherz blieb gern hie.

Oder wenn in den „Reden an die Glaubensgenossen" aus der Geschichte von dem verlorenen Sohne die Nutzanwendung hervorgeht:

Verlaß auch du die Hungerhaide,
Wo du mit Säu'n am Troge lagst ꝛc.

so muß man im Namen des Herrn rufen: Mich jammert des Volks, dem solche Trädern als Brot des Lebens dargereicht werden. Daß Männer wie Tholuck etwas Besseres geben, wo ihr System sie nicht befangen macht, sieht man aus

Eine Sammlung Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der St.-Ulrichskirche gehalten. Hamburg, Perthes. 1834. 8. 18 Gr.

die zwar die Kritik noch nicht als Muster für Akademiker anerkennen kann, und wo besonders die alten Verse, S. 156, die Dicta classica sein sollen, sehr stören, aber sich doch vor vielen Reden seiner Partei auszeichnen. Die Predigt bei einem Selbstmorde, am 10. Juni 1833 von ihm gehalten, hat schöne Stellen und athmet besonders einen milden Geist in dem Nachwort. Hingegen haben wir sechs Schriften aus dieser Schule („Theologische Bibliothek", 1834, Nr. 50) vor uns. Was gibt's da für Sachen! Vier sind von der Familie Krummacher in Langenberg, Elberfeld, Gemarke. Anstatt daß jetzt jeder christliche Prediger der höhern Bildung und der Zeit angemessen das wahrhaft Praktische des Christenthums ans Herz legt, faselt der elberfelder Krummacher langweilig über die 21 Lagerstätten der Israeliten in der arabischen Wüste, schwatzt z. B. über Nr. 16 also: „Libna, Weißenberg würde es auf Deutsch heißen, vom weiß sein oder machen. Der Mond hat auch seinen Namen davon, so wie Weihrauch, Ziegelsteine und Pappelbäume. Diese Bedeutung liefert uns den Stoff zu unserer weitern Betrachtung, vornehmlich von der weißen Farbe." Damit bewirthet nun der Mann seine Gemeinde in seinen Frühpredigten. Vorzüglich beschäftigen sich diese Herren sehr gern mit den Gergesenern und ihren Säuen. So Geßner in Berlin, dem selbst Dräseke nicht ein aufrichtiger Gläubiger ist und der durch sein Geschwätz manche Hochgestellte bethört. Die neue Weisheit von Kr. lehrt, „daß die Verheißungen des ewigen Lebens ohne Ausnahme an allen Kindern Gottes in Erfüllung gehen, sie mögen glauben können oder nicht", was wahrhaft fatalistisch und unchristlich klingt, und betet: „Gott, deine Eingeweide brausen vor Erbarmen"!

So steht es also auf dem Gebiet der Theologie, und man müßte verzweifeln, wenn nicht auch Heroen der theologischen Literatur, ein Ammon, dessen Fortsetzung der „Fortbildung des Christenthums ꝛc." sehnlich erwartet wird, ein Bretschneider, Schott, Baumgarten-Crusius und namentlich die Theologen in Halle und andere Lichtfreunde vorhanden wären. Ein muthiger Kämpfer findet sich in der anzuzeigenden Schrift:

Der Teufel ein Bibelerklärer?! oder Beitrag zur Entscheidung über das Zwingende einer vernunftgemäßen Christenthums- und Bibelansicht, sowie das Staats- und Sittengefährliche des Gegentheils, von Erich Haurenski zu Gard'Ebré. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., den man schon aus seinem „Alethophilus" und „Obscurus" kennt, wo er mehr als Satiriker auftrat, erscheint hier mit der vielleicht zu heftigen Entrüstung eines Johannes des Täufers, da er freilich Leute vor sich hat, „welche mit grausenhaften Donnerwettern über die vernünftigen Bibelerklärer herfallen", und ihnen „Schuld geben", daß die Resultate ihrer gelehrten Forschungen nur Eingebungen des Teufels wären, der so viele Glossen und Marginalien in ihre Bibeln geschrieben, daß sie nun etwas ganz Anderes herauslösen, als darin stehe. Das Buch enthält merkwürdige Behauptungen, Aeußerungen und Erscheinungen dieser ziemlich papistischen Partei, die Jeden, den dergleichen unchristliches Wesen nicht schon von vorn herein anekelt, interessiren werden, und schließt mit der Kritik der Predigt, die Scheibel am Reformationsfest in Dresden hielt, wo er auf die Nichtlutheraner, besonders auf die Rationalisten losdonnert, aber hoffentlich nicht wiederauftreten, sondern viel-

leicht zu Valenti und Consorten in das Nest solcher Geister nach Basel wandern wird.

Der Geistesrichtung nach gehört hierher:

Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1834. Herausgegeben von Karl Aug. Döring. Mülheim, Schmachtenberg und Comp. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Es herrscht aber darin ein mildes, sanftes Wesen und Wehen. Sehr wohl kennt und ehrt Ref. die verschiedenen Bedürfnisse der Christen und freut sich, wenn dafür auf eine Art gesorgt wird, die nicht einschläfert, wol aber zur Wachsamkeit ermuntert; von den Vernunftchriften wünscht (S. IV), daß sie das hier Mitgetheilte doch nicht als zu mystisch, die Offenbarungsgläubigen es aber nicht als zu unentschieden verwerfen möchten. Der Aufsatz Nr. 9 zum Todtenfeste: „Die seligen Todten", Offenbarung 14, 13, von Nonne in Schweim, sagte dem Ref. ungemein zu; Richter über einige der ältesten Weissagungen vom Messias, S. 139—146, und die erkünstelte Parallele: „Die drei ersten Capitel der Bibel in den drei letzten", von Stier, S. 147—152, würde er ganz weglassen; er gönnt sie aber Denen, welche sich daran erbauen. Aber er verlangt auch, daß Andere nicht die „Stunden der Andacht", Witschel's Andachtsbücher u. dergl. für unchristlich erklären. Darum hätte vorzüglich S. 307 der „Brief einer christlich-erleuchteten Frau" an einen „bedaurungswürdigen Professor" wegfallen sollen. Er riecht gar zu sehr nach der hallischen und berliner Denunciations- und Klatschküche. Die Sache beschäftigt tiefgelehrte Männer hinreichend. Die Verf. meint es gut, aber sie lese S. 272, 273 oder mulier taceat in ecclesia. Die Schrift:

Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs, von G. de Felice. Aus dem Französischen übers. von H. Hilliger. Mit einem Vorworte und einigen Anmerkungen von C. Gr. v. B. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

erwarten auch das Heil der Völker, namentlich Frankreichs, vom Christenthum, aber nicht von einem pietistisch-mystischen, sondern ihr Motto ist: „Die Furcht des Herrn das ist Weisheit, und meiden das Böse das ist Verstand". Der Verf. hat Recht, nur muß dies nicht blos von den Unterthanen, sondern auch von ihren Beherrschern beherziget werden. Das Büchlein ist lesenswerth, die zum Theil berichtigenden Anmerkungen, die besonders auch die Lobpreisungen von Nordamerika ermäßigen, haben unsern Beifall; die Arznei des Verf. würde den fiebernden Franzosen heilsam sein, sie ist homöopathisch einfach; aber die Cur wird den Patienten nicht anstehen. 44.

Notizen aus dem südlichen Frankreich.

Von allen Seiten werden jetzt von den Franzosen Forschungen über ihr mittelalterliches Leben angestellt; ein deutlicher Beweis, daß man nicht immer blos vorwärtsläuft. Ein Werk, welches der Neigung, das Mittelalter zu betrachten, entgegenkommt, ist das zu Moulin bei Desrosiers in Folio herausgegebene „L'ancien Bourbonnais", welches in 25 Lieferungen erscheinen soll, wovon kürzlich die siebente ausgegeben worden ist. Die Grundlage dieses Werkes bilden Kupferblätter und Lithographien, welche unter der Leitung des Hrn. Aimé Chenavard von mehren Künstlern nach Zeichnungen und Urkunden des Hrn. Dufour gearbeitet werden und französische Denkmäler des Mittelalters (z. B. im siebenten Hefte das Grabmal des guten Herzogs von Bourbon, Louis II. und von Jacques de Chabannes) abbilden. Der beredte Text des Hrn. Achille Allier erläutert die Geschichte und Sitten jener Zeit.

Die akademische Societät zu Macon hat in ihrer Sitzung am 24. August unter dem Vorsitze des Dichters Lamartine folgende Aufgabe für 1835 gestellt: im Interesse der öffentlichen Moral, der Humanität und des Staats die Ursachen der Vermehrung der Findlinge und die Aussetzung der Kinder zu untersuchen, und die Grundlage einer bessern Gesetzgebung darzustellen, durch welche deren zukünftiges Schicksal in der Gesellschaft gesichert werden möge. Der Preis ist eine goldene Medaille im Werth von 300 Francs. In der That eine Aufgabe, welche für Frankreich von dem höchsten Interesse ist. Die Budgets der Departements sind durch die immer wachsende Zahl der Findlinge mit enormen Aufgaben belastet, deren Summe jede Voraussehung übersteigt, und es ist nicht abzusehen, wohin dies führen kann. In Spanien gibt ein altes ritterliches Verurtheil den illegitimen Kindern Adelstitel; Napoleon öffnete den natürlichen Söhnen die Reihen seiner Garden. Nach Aufhebung des Militairsystems ist es nothwendig, auf eine andere Versorgung jener Unglücklichen bedacht zu sein.

In der Nacht vom 29. auf den 30. September, kurz vor Mitternacht, stürzte ein bedeutender Theil des Thurmes der Vicegerenz, eines der ältesten Gebäude in Avignon, ein. Derselbe soll noch älter sein als der päpstliche Palast. Aber wegen der Nähe des letztern und weil die Mauern der Vicegerenz auf dem Felsen gegründet sind, hielt man diese für unvergänglich. Sie hatten indessen an mehren Stellen Risse bekommen, und im Innern befand sich das Holzwerk, Boden und Decken in einem jämmerlichen Zustande. Hier hatte sich eine Colonie von Handwerkern niedergelassen; man könnte eine ganze Dorfschaft sagen, wenn man auf die Zahl von Menschen Rücksicht nimmt, welche in diesem alten Mauerwerk oder in den neuen Constructionen, welche sich daran anschließen, zusammengedrängt waren. Man denke sich nun den Schrecken der zahlreichen Bewohner der Vicegerenz, als sie um Mitternacht durch ein anhaltendes Krachen, verbunden mit einer Wolke von Staub und einem Regen von Schutt, der von allen Seiten niederfällt, aufgeweckt werden. Zum Glück kam Niemand dabei um; denn dieser Theil des Gebäudes stand seit einigen Monaten verlassen, weil Jedermann sich in die benachbarten Gemächer, welche etwas fester waren, geflüchtet. Aber der plötzliche Einsturz des südlichen Theils des Thurmes hatte einige Augenblicke alle Mittel zur Communication und zur Flucht aufgehoben. Männer, Weiber und Kinder hatten eine schreckliche Angst auszustehen, besonders da die finstere Nacht ihnen den Anblick der Gefahr entzog und sie dadurch nur noch schrecklicher machte, indem sie der Phantasie ein weites Feld von Möglichkeiten eröffnete. Die Einen retteten sich auf die Dächer, um von dem herabstürzenden Schutte frei zu bleiben; Andere stiegen aus den Fenstern und fanden in den Windungen des Felsens, in welchen die Straße gehauen ist, die längs der südlichen Façade des Palastes hinläuft, eine Zuflucht, von wo aus es ihnen leicht wurde mit Hülfe der Leitern, die man ihnen brachte, herabzusteigen; noch Andere waren genöthigt durch die Fensteröffnungen zu steigen, welche auf den Hof gehen, wo der Sturz geschehen war, und der von Baumaterialien in einer bedeutenden Höhe überschüttet war. Der Einsturz war nicht augenblicklich, sondern zu drei verschiedenen Absätzen geschehen. Ein Lastträger rettete die Kinder, welche auf den Trümmern eines Balkens hingen, und von denen das älteste noch nicht fünf Jahr alt war. Fünfundzwanzig Familien, meist Seidenarbeiter, haben durch dieses unglückliche Ereigniß ihre Wohnung verloren. Funfzehn davon wurden fürs erste in einer Caserne untergebracht. Ein trauriger Anblick, als der ihnen von der Verwaltung zugesandte Wagen am folgenden Tage die noch geretteten Mobilien und andere Effecten abholte, und die Armen neben den Resten ihrer dürftigen Habe einhergingen und ihre bisherigen Wohnungen in Trümmern ließen. Die öffentliche Mildthätigkeit ist sehr thätig, ihr Elend zu mindern. Wahrscheinlich wird man nun aber auch den Zustand der noch übrigen alten Gebäude genauer untersuchen, in denen sich noch gegen 74 Menschen befinden. 115.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 315. — 11. November 1834.

Études de l'antiquité von Lerminier.

Erster Artikel.

Unter dem obigen Titel theilt der genannte pariser Gelehrte, dessen noch junger Name schon in allgemeinem Rufe steht, der „Revue des deux mondes" etwa seit Jahresfrist eine Reihe von Aufsätzen mit, welche sich dem größern Theile nach auf die berühmtesten Geschichtschreiber der Alten beziehen. Die populaire Behandlung des Stoffes macht diese Abhandlungen auch dem großen Publicum zugänglich, und die Neuheit der darin ausgesprochenen Ansichten, in welchen Wahres und Irriges, Evidentes und Gewagtes in sonderbarer Mischung durcheinander gestellt ist, erlaubt den Männern vom Fache nicht, sie zu übersehen. Das genannte Journal, an welchem die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Verhältnisse, thätigen Antheil nehmen, ist in Deutschland noch nicht so verbreitet, wie es verdiente, und es geschieht daher Laien und Philologen vielleicht ein Gefallen, wenn wir ihnen etwas von den Studien des Hrn. Lerminier mittheilen. Wir wählen zuvörderst, als die interessantesten und reichhaltigsten, die Aufsätze über Sallust und Tacitus, von welchen der erstere in dem Juniheste dieses Jahres erschienen ist.

Die Verfahrungsweise des Verf. ist französisch und sehr leicht. Er entledigt sich alles gelehrten Ballastes, nimmt seinen Schriftsteller und zu ihm die neueste französische Uebersetzung, unbekümmert um Kritik und Hülfsmittel der Auslegung, höchstens für die Biographie seines literarischen Helden etwas genauer nach den Quellen sich umsehend. Dann aber erklärt er, unterstützt von allgemeiner Geschichtskenntniß, von genauer Kenntniß der Periode, in welcher der Geschichtschreiber gewirkt und geschrieben hat, und von den großen politischen Erfahrungen seines Vaterlandes und seiner eignen Zeit, welche als stillschweigende Parallele neben seinen lebendigen Schilderungen herzulaufen scheinen, den Schriftsteller von Innen heraus mit seltenem Scharfsinn, mit starker, fast greller Hervorhebung von Licht und Schatten; aus kleinen Andeutungen seines Textes Großes, oft überraschend Wahres, zuweilen nur Keckes und nicht selten Falsches folgernd. Jedes Senfkorn der alten Schrift wächst vor unsern Augen schnell zu einem Baume empor, und leicht vergessen wir über dem Wunder, ob die Früchte, die uns dieser Baum bietet, auch alle reif sind, ja wir müssen uns Gewalt anthun zu untersuchen, ob nicht manche taube darunter ist. Mit diesen Bemerkungen verwahren wir uns vorläufig, da wir zuerst ohne viel Unterbrechung eine Analyse Desjenigen geben wollen, was Hr. Lerminier über Sallust und dessen Verhältniß zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen behauptet, als ob wir seinen geistreichen Worten sofort auch immer beipflichteten. Vielmehr behalten wir uns Zweifel, Ausstellungen und theilweise Widerlegung für den Schluß dieser Auseinandersetzung vor.

Lerminier's Aufsatz über den Geschichtschreiber Sallust hebt mit einer Darstellung der Conjuncturen der damaligen Republik Rom an. Sylla, sagt er, war der Letzte, welcher der römischen Aristokratie noch Kraft und Geist zu leihen verstand. Alles in seinem Leben deutet auf ein inniges Verständniß der Sachen hin, das ihm möglich machte, seine persönliche Größe so glücklich zu vollenden, wie er sie begonnen hatte, und seine Abdankung ist keins der geringsten Zeichen seines Glücks und seines Geistes. Es liegt darin nicht blos eine stolze Laune, die die oberste Gewalt wegwirft und an Rom ihre Verachtung verschwendet, indem sie ihm die Freiheit zurückgibt. Wenn Sylla den Purpur und die Dictatur niederlegt, so verurtheilt er damit selbst jene Aristokratie, die er gerächt hat; denn wenn er die Gewalt aus den Händen läßt, so erklärt er eben damit seine Partei für unfähig, sich derselben zu bedienen. Ihm blieben die lebendigen Kräfte nicht verborgen, die sich in der demokratischen Sache regten und das Werk der Gracchen und eines Marius wiederaufzunehmen sich anschickten. Und wirklich, als Sylla sein Glück und sein Leben geendet, auf welcher andern Seite zeigte sich der Ueberschwang des Talents und der Geschicklichkeit, als auf der Volkspartei?

Was läßt sich von Pompejus sagen, der übermüthigsten und aufgeblasensten Mediocrität, die je am Staatsruder erschienen ist? Dem Crassus fehlt es gänzlich an Ehrgeiz, er hat nichts als Geiz und Eitelkeit; Cato, ohne Genie, stützt sich auf seine Tugend, die keiner Seele hilft; und Cicero, der Emporkömmling, der sich zur Freundschaft eines Pompejus verirrte, war er nicht zeitlebens die Bewunderung — und der Spielball aller Welt?

Dagegen glänzten auf der Volksseite zwei Männer, deren lebenskräftiger Ruf, von Tag zu Tag im Wachsen

begriffen, die aristokratischen Reputationen zu Boden drückte: dies ist Cäsar und Sallust. Der Geschichtschreiber Jugurtha's, Afrikas Marius, und des 7. Jahrhunderts von Rom darf, wenn man das Verständniß seines Geistes und seiner Zeit nicht trüben will, von Cäsar nicht getrennt werden. Beide dienen derselben Sache, derselben Bewegung der Welt. Die Feder des Zweiten ist so brennend, so scharf, wie das Schwert des Erstern, und Beide haben der Aristokratie nicht nur die Herrschaft, sondern auch den Vorrang des politischen Genies entrissen.

Nach dieser allgemeinen Einleitung geht Hr. Lerminier an das Leben des Schriftstellers, modelt jedoch auch dieses auf seine Weise. Er zeigt uns den Sallust, wie er seine erste Jugend zu Rom verlebt, und erkennt an ihm, als ersten Stempel seiner Natur, die Doppelgier nach Wollust und nach Ruhm: Sallust war geldgierig, um das Geld auszustreuen, um es in Wollüste zu verwandeln; er stürzte sich in Genüsse aller Art mit einem Wahnsinn, der sich doch nicht ganz darin erschöpfte, denn mit demselben Uebermuth umfaßte er die Wissenschaft und alle Disciplinen: unbändiger Geist, zügellose Einbildungskraft, klarer Verstand, glückliche Anlage, hohe Seele, weitaussehende Gedanken, unersättliche Begierden, Liebe zum Schönen, Erkenntniß des Wahren, Durst nach großen Thaten und einem Namen, Verachtung der kleinen Pflichten und gewöhnlichen Regelmäßigkeiten — so war Sallust mit 20 Jahren.

Catilina verschwört sich. Wir Modernen haben nie recht erfahren können, warum? Offenbar lag dieser Verschwörung etwas Demokratisches, von Marianischen Erinnerungen Ausgehendes zu Grunde. Was aber war das Ziel des energischen und verdorbenen Führers, der die Unternehmung leitete? Nichts als Rom zu verbrennen, den Senat zu erwürgen, alle Die zu morden, die sich der Verschwörung nicht anschlössen? Die Sieger haben dies behauptet, die Besiegten haben nicht geschrieben. Und doch hält es schwer, einer Partei, der ein Cäsar und Crassus nicht ganz abhold waren, so tolle Raserei zuzuschreiben, die zu gar nichts führt. Inzwischen scheint Catilina und seine Fähigkeit dadurch gerichtet, daß die ehrgeizigsten Intelligenzen der demokratischen Partei, Cäsar und Sallust, ihn sich selbst überließen. Beide jungen Männer kannten Catilina und alle seine Freunde: sie hatten gleiches Alter, gleiches Temperament, gleiche Genüsse. Aber der künftige Dictator und der künftige Geschichtschreiber wollten sich nur in ein fruchtbares, beharrlich unternommenes, umfassendes Abenteuer einlassen, dessen Zweck gewesen wäre, sich des Staats zu bemächtigen und nicht ihn über den Haufen zu werfen.

Hr. Lerminier nimmt also an, Sallust habe den tollen Catilina seinem Schicksal überlassen und sich schon damals im Geiste der Geschichtschreibung zugewandt. Dann erzählt er, geistreich zusammengefaßt, die Hauptepochen seines politischen Lebens bis zu seiner Ausstoßung aus dem Senate, zu welcher die galanten Abenteuer des jungen Staatsmannes nach seiner Ansicht nur der Vorwand waren.

Sallust, spricht er, empfing die Kränkung, die ihm die Censoren anthaten, mit kalter Verachtung und ohne sich länger darüber zu quälen, kehrte er sich der Geschichte zu. Er war gerüstet: ihm stand die griechische Literatur, das tiefe Verständniß des Thucydides, das Geheimniß der lateinischen Sprache, in ihren ältesten Eigenthümlichkeiten, die Bekanntschaft mit der Republik, ihren Wechselgeschicken, ihrer Verfassung zu Gebote. Sein Volkstribunat hatte ihn mitten in die Geschäfte und unter seine Zeitgenossen geworfen; er kannte das Leben. Worauf wird seine Wahl fallen? Nichts Frühes, nichts Altes behagt ihm, er hat nur Geschmack für sein Jahrhundert, darin gefällt er sich, sein Streitlärm, seine Größen, seine Laster gefallen ihm. Mit 20 Jahren hatte er Catilina gesehen, mit 30 Jahren wird er seine Geschichte schreiben. Dieser Gegenstand öffnet ihm die ganze Republik; er ist einfach, kurz und doch unermeßlich. Wie auf einer schmalen, vorspringenden Schaubühne vereinigen sich hier alle ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts: Cäsar, Cato, Crassus, Catilina, Cicero. Hier kann er seine Freunde und seine Feinde zeichnen: auch er macht sich zum Censor; aber in der Geschichte.

Im Uebrigen ist der neue Geschichtschreiber gerecht, zuverlässig, billig, wie kein anderer in der alten oder neuen Zeit. Wenn Sallust die Feder in die Hand nimmt, hat er sich aller Erinnerungen entäußert, die seine Gerechtigkeit bestechen könnten. Nicht erwarte man mehr in ihm den wollüstigen Jüngling, den unruhigen Freund des Clodius; wenn er schreibt, ist Sallust der reinste, der erhabenste Mensch. Und doch behält er die großen Leidenschaften, die der Seele nie untreu werden dürfen; er ist Demokrat, er liebt Cäsar, wie Thucydides seinen Perikles; er verfolgt gewisse Patricier mit dem wohlverdientesten Hasse; aber diese Neigungen beseelen nur sein Billigkeitsgefühl, sie verfälschen es nicht; er ist unparteiisch, wie man es sein soll, d. h., er ist gerecht, nachdem er sich für die gute Sache entschieden hat.

Nach dieser allgemeinen Schilderung geht Lerminier an Sallust's Portrait von Catilina flüchtig vorüber; er schließt aus drei Worten, daß die Masse des Volkes dem Unternehmen sehnlich einen glücklichen Erfolg gewünscht habe; er behauptet, dieser Chef erscheine in Sallust's Erzählung groß. Aber bewundernd steht er vor den Schilderungen Cato's, Cäsar's und Cicero's still.

Cato's Streben — sagt Sallust — ging nach Selbstbeherrschung, Anstand, doch meist nach Strenge. Nicht im Reichthum mit dem Reichen wetteiferte er, noch in Parteisucht mit dem Parteimanne, sondern mit dem Thatkräftigen um Tugend, mit dem Anspruchlosen um Ehrbarkeit, mit dem Unbestechlichen um Uneigennützigkeit. Redlich wollte er lieber sein als scheinen. Darum je weniger er dessen begehrte, desto mehr folgte ihm der Ruhm. *)

Man weiß nicht, sagt Lerminier zu dieser Stelle, soll man Sallust oder Cato mehr bewundern? mehr die Jugend, die dem politischen Gegner ein solches Lob abzwingt, oder den Genius, der sich dieses Lobes nicht weigert und es für die Ewigkeit zuerkennt.

*) Uebersetzung, wie auch unten, von Görig, in den „Römischen Prosaikern".

Mit welcher Wonne, fährt er fort, mußte Salluſt von Cäſar ſprechen, ſeinem Freunde, dem Stolz und der Hoffnung der demokratiſchen Partei, dieſer wunderbaren Miſchung von Heldenmuth und Leichtſinn, Begeiſterung und Unglauben — weichlicher, verzärtelter Leib, unermeßlicher, inſpirirter Geiſt, der liebenswürdigſte Römer, um dereinſt der größte zu werden! Noch war er in Gallien, als Salluſt über ihn die Worte ſchrieb:

Cäſar hatte ſich zur Regel gemacht, arbeitſam, wach zu ſein; den Angelegenheiten ſeiner Freunde ſich hingebend, die ſeinigen hintanzuſetzen; nichts abzuſchlagen, was des Schenkens werth wäre. Sich wünſchte er große Gewalt, ein Heer, einen neuen Krieg allwo ſeine hohen Eigenſchaften hervorleuchten könnten.

Oberbefehl, Heer, Krieg — er hatte das Alles, als Salluſtius ſchrieb. Bald wird er kommen und ſeinen Geſchichtſchreiber rächen und belohnen.

Nun zeigt uns Lerminier Cicero und Salluſt einander gegenüber. Cato ward uns als das heilige Bild der Tugend vorgeſtellt: Cäſar als das ſchimmerndſte Muſterbild des Genies; die Plätze ſind beſetzt, wo wird er dem Cicero den ſeinigen anweiſen? In gewiſſer Mitte zwiſchen der großen Tugend und dem großen Genie. Cicero erſcheint gar regſam: er übt in Rom die wachſamſte Policei, er hält im Senat eine treffliche, dem Staate nützliche Rede, „die er nachher öffentlich herausgegeben hat". Er iſt kein großer Mann, nein! er iſt — was iſt er denn? Ein excellenter Conſul! optimo Consuli....

Salluſt's Rache iſt hier um ſo grauſamer, da er ſie nicht auf Koſten der Gerechtigkeit übt, die Ironie um ſo ſtechender, je kürzer und ruhiger ſie erſcheint. „Der beſte Conſul!" das mußte die Eitelkeit Cicero's furchtbar niederſchlagen; das heißt ſo viel, als hätte Salluſt geſagt: Cicero, der beredteſte und eitelſte Römer, ein Neuling, aber ohne Neigung und Geſchmack für die Sache der Demokratie, er, der an die Sache des Pompejus glaubte, der die Verehrung für die neuen Ideen Griechenlands und die alten Formen der Republik verband, der auf Pharſalus wartete, um Cäſar anzuerkennen, der allerunpolitiſcheſte Menſch, der keine andere Thätigkeit aufzuweiſen hatte als ſein Conſulat, und in allen ſeinen Reden ſich verwunderte, einmal gehandelt zu haben — optimo Consuli!

Nach dieſem Ausfall auf Cicero verfolgt Lerminier weiter das Leben Salluſt's, und gibt eine Ueberſicht der beiden „Briefe an Julius Cäſar", welche die alten Handſchriften unſerm Geſchichtſchreiber zuerkennen und welche er, alle Widerſprüche neuerer Zeit ignorirend, mit de Broſſes unbedenklich für echt hält, welche er aber auch ſo geſchickt auszieht, daß ſeine gedrängte Darſtellung vollkommen den Eindruck macht, daß dieſe Briefe (ſelbſt nicht der von den Kritikern angefochtenere) kein Werk eines ſpätern Grammatikers ſein können, ſondern von einem Augenzeugen jener Zeit und gleichſam von einem Mitkämpfer herrühren müſſen. Namentlich hebt er die Worte aus, die mit köſtlicher Wahrheit den Charakter des Pompejus bezeichnen ſollen: „Ein Mann, berühmt, reich und einflußvoll, machtſüchtig, von mehr Glück als Weisheit". Nicht geringe Luſt gewährt es ihm, der als lebhafter Franzoſe die Vergangenheit mit dem Gefühl der Gegenwart durchlebt, daß Salluſt die abgeſchiedene Frau Cicero's, die herrſchſüchtige, leidenſchaftliche Terentia ehlichte, welche ohne Zweifel der politiſchen Fehler ihres Gemahls müde geweſen und zur Partei des Siegers übergegangen ſei. Salluſt und Terentia vereinigten, meinte er, ihren Ehrgeiz und ihren Haß in einer Heirath, die „den beſten Conſul" nicht wenig ärgern mußte.

Der Biograph führt uns nun mit dem Geſchichtſchreiber hinüber nach Afrika, wo dieſer unter Cäſar einen glücklichen Feldzug macht, und zum Lohne von ihm als Proprätor in Numidien zurückgelaſſen wird. Man weiß, welch einen übeln Ruf ſich Salluſtius dort erwarb. Der Franzoſe aber, der ſo viel Aehnliches in ſeiner Zeit geſehen hat, und dem vielleicht die Civilverwaltung von Algier vor Augen ſchwebt, geht hierüber mit ziemlicher Leichtigkeit hinweg. Der neue Proconſul, ſagt er (es ſollte Proprätor heißen), hatte kaum die Augen um ſich kreiſen laſſen und ſeine Provinz ſich betrachtet, die in der ganzen Küſte Afrikas beſtand, von Karthago bis zum Ocean, als er ſich entſchloß, zugleich die Documente zur Geſchichte Jugurtha's und Afrikas — und unermeßliche Reichthümer zu ſammeln, um zu Rom eine glänzende Exiſtenz führen zu können. Dieſe beiden Plane führt er nebeneinander aus; er will der größte Geſchichtſchreiber und der reichſte Mann Roms werden; Afrika muß für Beides ſorgen, er durchſucht es, durchforſcht es, er — plündert es. Das Land Hannibal's wird in jedem Sinne durchwühlt, um dem Stellvertreter Cäſar's die Mittel an die Hand zu geben, herrlich zu ſchreiben und herrlich zu leben. Im J. 710 kommt Salluſt nach Rom zurück, und von numidiſchen Deputirten mit einer Anklage bedroht, wird er von Cäſar's Freundſchaft geſchirmt. Er kauft nun auf dem Quirinal einen mächtigen Bauplatz, auf der hohen Straße (alta semita). Dort baut er ſich einen prächtigen Palaſt mit weitläufigen Seitengebäuden; vor dem Hauſe dehnte ſich ein öffentlicher Platz aus, der zum Markte diente; und dann legt er jene unermeßlichen Gärten an, die ſo lange der Lieblingsſpazierplatz der Römer blieben. Sie waren mit den ſchönſten Statuen, den entzückendſten Meiſterwerken durchſäet. Hier ſah man den Hermaphrodit, den Faun mit dem Knaben im Arm, den jungen Papirius, der ſeine Mutter betrügt, den ſterbenden Gladiator, die ganze Familie der Niobe, Niobe ſelbſt, die Gruppe von Mars und Venus — lauter Kunſtwerke, die allmälig in dieſen Gärten ihre Stelle fanden. Es war eine Folgereihe von Schönheiten, welche die Kunſt mit Stolz der Natur gegenüberſtellte, oder vielmehr eine Vereinigung von Kunſt und Natur, die mit ihren verbundenen Wundern das Schooskind des Glücks und der Luſt berauſchten. Salluſt bedurfte dieſe Reizmittel, dieſen Luxus; ſeine Einbildungskraft und ſein Styl entlehnten ihre brennende Farbe von ihnen; der Reichthum erſchien ihm als ein billiges Anhängſel ſeines Genies, und dieſer Demokrat hatte von Natur den Geſchmack eines Königs.

In dieſem Aſyl, zu dem ſich noch ein von Cäſar erbautes Landhaus bei Tibur geſellte, ſchrieb Salluſt die Geſchichte Jugurtha's. Es galt hier einen neuen Schau-

platz zu schildern: ein bedeutender Krieg, von seltsamen Abenteuern durchschlungen, afrikanische Barbarei und Feinheit im Kampf mit dem römischen Charakter — das versprach dem Geschichtschreiber frischen Genuß und große Schönheiten. Aber Sallust war noch von einem andern Beweggrunde geleitet. Er schrieb, wie er selbst sagt, den Krieg mit Jugurtha nicht blos, weil derselbe groß und blutig war, sondern auch, weil mit ihm der Kampf begann, der die Gewalt der Aristokratie stürzte: „weil", sagt er, „damals zuerst dem Uebermuthe des Adels begegnet ward". In der That wird er seiner Erzählung die Riesengestalt eines Marius einzurahmen haben; aus Afrika wird er hinübergehen aufs römische Forum, und aus Rom nach Zama. Immer ist Sallust von denselben politischen Ideen beseelt; aber die zehn Jahre, die zwischen seinem Catilina und seinem Jugurtha liegen, haben ihn noch ruhiger und ernster gemacht. Der Sache des Volks ergeben, verheimlicht er ihre Schwächen nicht; er behandelt den Adel streng; aber er wirft auch den Gracchen vor, daß es ihnen aus Siegesbegierde manchmal an Mäßigung gebrach. Er schilt das Volk, daß es selbst, wie sonst der Adel, sich durch das Glück übermüthig machen ließ. Er benimmt der Größe Sylla's nichts, er zeigt uns ihn von hohem Geiste; der Cornelier war beredt, verschmitzt, zugänglich der Freundschaft, wundertief in der Verstellung, großmüthig; er ließ die Welt rathen, ob er mehr Muth oder mehr Glück besitze. Aber doch erscheint Marius noch größer; dieser Mann hatte Alles für sich, außer der Geburt: Talent, Redlichkeit, Kriegskunde, Mäßigung, Verachtung der Wollüste und Reichthümer, Ruhmgierde; er war der literarischen Bildung durch die Griechen und den eleganten Sitten der patricischen Gesellschaft fremd geblieben; er hatte dem römischen Volk eine fanatische Lust eingeflößt, sich unter seine Fahnen zu stellen. Einmal zum Consul erwählt, zum großen Aerger des Adels, donnerte er gegen diesen, warf ihm von der Tribune herab vor, die Lüste des Müßiggangs und die Belohnungen des Muthes miteinander genießen zu wollen; ermuthigte das Volk zur Tapferkeit, zur Verachtung der Mühseligkeiten und des Todes; „zudem", sprach er zu ihnen, „hat die Feigheit noch Keinen unsterblich gemacht!" Niemand hat Sallust mehr Beredtsamkeit in den Mund gelegt als dem Plebejer Marius; es war ihm nicht anders möglich, als den Mann mit Vorliebe zu behandeln, dessen Statuen und dessen Partei Sallust's Freund, Julius Cäsar, wiederaufgerichtet; und er schließt seine Erzählung, indem er den Triumph des Kriegers von Arpinum über die Gallier (die Celten sollte Hr. Lerminier den Sallust auslegend sagen) aus der Ferne zeigt. Damals, spricht er, ruhte Roms Hoffnung und Stärke auf Marius.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Von dem seit längerer Zeit angekündigten „Staats-Lexikon, oder Encyklopädie der Staatswissenschaften", herausgegeben von K. v. Rotteck und C. Welcker, ist nun die erste Lieferung des ersten Bandes (Altona und Leipzig) erschienen. Ohne, zumal hier und schon jetzt, näher in das Einzelne eingehen zu wollen und zu können, will es uns doch bedünken, als sei die Bearbeitung im Einzelnen (das Heft umfaßt auf zehn Bogen, ohne die einleitende Uebersicht der Staatswissenschaft und ihrer Theile, die Buchstaben A bis Acht) zu ungleichartig und unverhältnißmäßig, indem namentlich Manches eine Berücksichtigung gefunden hat, was man, besonders nach dem Vorworte, zu erwarten keineswegs berechtigt war. Indeß, abgesehen hiervon, empfehlen wir vorzüglich eben dieses von v. Rotteck verfaßte Vorwort zur Lecture, da es mit Meisterhand die Spaltungen angibt, die unsere Zeit in politischen Dingen, sowol theoretisch als praktisch, in zwei Hälften voneinander trennen und nicht nur die Ursachen auseinandersetzt, wie unsere Zeit zu diesen Spaltungen zwischen dem historischen und dem vernünftigen Rechte gekommen ist, sondern auch die Mittel nachweist, den drohenden Kampf zu versöhnen. Was den Zweck anlangt, den darnach das „Staats-Lexikon" sich vorsetzt, so heißt es S. xxiv: „es solle die Grundsätze, die Richtungen, die Interessen der constitutionnellen Monarchie, als der nach unsern Verhältnissen vollkommensten Form des Staatslebens, oder die billigen Friedensbedingungen zwischen dem vernünftigen und dem historischen Rechte aufstellen und ohne Rückhalt oder geheimen Vorbehalt aussprechen, was die mit dem Namen der Liberalen oder Constitutionnellen bezeichnete Partei eigentlich will, wünscht, anspricht und fodert." Aber nicht minder bezweckt das „Staats-Lexikon" (nach S. xxiv) die möglichste Verbreitung gesunder politischer Ansichten und Richtungen unter allen Classen der Gesellschaft. Es will übrigens die richtige Mitte, aber nicht nach Art des Justemilieu (worüber man S. xxx fg. die kräftige Erklärung lesen muß), halten, mit dem Motto: „Gerechtigkeit, Wahrheit, Gemeinwohl!"*) 17.

*) Wir werden auf das hier erwähnte Werk zurückkommen wenn mehr davon vorliegt. D. Red.

Literarische Anzeige.

Freunde der Literatur, insbesondere Besitzer von Bibliotheken

werden nochmals aufmerksam gemacht auf das Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. ($2\frac{1}{4}$ Bogen stark.)

da die darin gebotenen ungewöhnlichen Vortheile nur bis Ende December d. J. gelten. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist dieses Verzeichniß gratis zu haben.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 316. — 12. November 1834.

Études de l'antiquité von Lerminier.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 315.)

Jenes Fragment voll Rundung, in welchem Beſchreibungen, Begebenheiten, Schilderungen und Charakterbilder ſich mit ſo reizender Mannichfaltigkeit aneinanderreihen, war eben unter der Hand Salluſt's vollendet, als Cäſar in der Curie von Brutus und Caſſius ermordet ward. Der Schmerz des Geſchichtſchreibers war bitter, und unwiderruflich ſein Entſchluß, ſich nicht mehr in die Angelegenheiten einer Republik zu miſchen, der das Haupt abgeſchlagen und ihre Glorie genommen war. Wie hätte er auch von der Freundſchaft Cäſar's zur Gunſt eines Antonius, zu Schmeichelbemühungen um den jungen Octavius herabſteigen können. Alles um ihn her erſchien ihm erbärmlich; die unnützen Phraſen Cicero's, die Verſtandloſigkeit der alten republikaniſchen Partei, der perſönliche Ehrgeiz des Stellvertreters und des Neffen Cäſar's; er war ſeine Zeit ſatt; er warf ſich in die Erinnerung, in die Verehrung Cäſar's; er beſchloß den Zwiſchenraum zwiſchen Jugurtha und Catilina zu beſchreiben. Auf dieſe Weiſe wurde er der Geſchichtſchreiber des ganzen 7. Jahrhunderts der Republik. Er nahm den Faden auf mit dem Beginne der Feindſeligkeiten zwiſchen Marius und Sylla bei ihrer Rückkehr aus Afrika; er hatte den furchtbaren Kampf dieſer beiden Männer zu erzählen, die galliſchen Geſchichten, Mithridates, Aſien, das Wechſelgeſchick der beiden politiſchen Parteien, den Tod des Marius, Sylla's Abdankung, die Jugend des Pompejus, die Epoche ſeines Glückes, bis er wieder bei Catilina ankam, deſſen Geſchichte er ſchon geſchrieben hatte. Dies große Meiſterwerk beſitzen wir nicht mehr; kleine Bruchſtücke davon ſind bei andern Schriftſtellern und bei Grammatikern zerſtreut. Vier Reden und zwei Briefe, die zu dem Werke gehörten, fand endlich Pomponius Lätus in den Excerpten, die ein vaticaniſches Manuſcript enthielt. Am vollſtändigſten hat de Broſſes in ſeinem bekannten Werke die ganze Geſchichte, die Salluſt wahrſcheinlich in fünf Büchern abgefaßt hatte, ergänzt. Die bedeutendſten Reſte des Werks enthalten eine conciſe Schilderung des Kampfs der Plebejer und Patricier und der begonnenen Fäulniß des Staats, eine Rede des Aemilius Lepidus gegen Sylla, eine Rede des Lucius Philippus gegen Lepidus, einen Brief des Pompejus an den Senat, eine Anrede des Tribuns Marius Lepidus an das Volk, einen Brief des Königs Mithridates an den Arſaces, eine Volksrede des Conſuls Cotta.

Außerdem hat Salluſt noch eine im Alterthum hochgeſchätzte Beſchreibung des Pontus Euxinus verfaßt.

Er ſtarb im 51. Lebensjahre, unter dem Conſulate des Cornificius und des Sextus Pompejus im J. 718 der Republik. Nichts hatte ſeit Cäſar's Tod ſeine Ruhe und ſeinen Genius geſtört. Rom hätte nicht erlaubt, daß der große Schriftſteller, von dem es Luſt und Ruhm einer neuen Geſchichte erwartete, in ſeiner Muße beeinträchtigt würde.

Und wirklich war er der erſte Geſchichtſchreiber in der römiſchen Literatur. Vor ihm war die Geſchichte, nach Cicero's Zeugniß, nur eine Zuſammenſtoppelung von Annalen. Nacheinander waren Cato, Fabius Pictor, Piſo aufgeſtanden, dann Antipater, der ſich ein wenig über die Andern erhob, bis endlich Salluſt mit unvergleichlichem Glanze die wahre politiſche Geſchichte erneute und zur Vollendung brachte. Bei den Griechen ging die Pracht der erzählenden Chronik in Herodot dem Ernſte des Thucydides voran; Rom dagegen verdankt ſeinen politiſchen Parteiungen ſofort einen politiſchen Hiſtoriker, und an ihn wird der geſchickteſte Chronikenſchreiber, den es je gegeben hat, Titus Livius, ſich anreihen. Von den drei großen römiſchen Geſchichtſchreibern entrollt Livius unter Auguſt's Regierung die Faſten der Republik; er iſt ein unerſchöpflicher Erzähler, ohne andere politiſche Meinung, als eine übermäßige Ehrfurcht vor Pompejus. Der geiſtreiche Großneffe Cäſar's duldete lächelnd dieſen Pompejanismus, einen Götzendienſt, der mit ohnmächtigen Erinnerungen getrieben ward. Tacitus iſt nicht ſowol der Geſchichtſchreiber Roms, als der des ganzen Menſchengeſchlechts, und ſteht als ſolcher mitteninne zwiſchen der alten und neuen Welt. Salluſt alſo iſt vorzugsweiſe der politiſche Schriftſteller; er gehört der demokratiſchen Partei an, er iſt unzertrennlich von ſeinem Jahrhundert, er entwickelt ſich in ihm, er verwickelt ſich in daſſelbe; er handelt, um ſpäter deſto beſſer zu ſchreiben; er iſt der Freund Cäſar's, der Gegner von Cato und Pompejus, leidenſchaftlicher Tribun, thätiger und geſchickter Prätor, er geht vom Staatsleben zur Geſchichte, von der Geſchichte zum Handeln über; er kehrt zur Schriftſtellerei zurück, um mit Cäſar, deſſen Freundſchaft er genoſſen hatte, auch die Unſterblich-

keit zu theilen. Den historischen Styl hatte er erst zu schaffen. Was thut er? Er bemächtigt sich rasch der lateinischen Originalsprache, um sie sich anzueignen, er bewaffnet sich mit dem alten Idiom, um so römisch als möglich zu sein; er schmiedet daraus ein schimmerndes unbesiegbares Werkzeug, wozu das Nationalalterthum ihm den Stoff lieferte, dessen Form aber ihm angehörte. Der Grieche Thucydides ist dabei sein natürlicher Verbündeter, er hatte bei den Römern dieselbe Bestimmung wie der Freund des Perikles bei den Griechen; er war sein Vertrauter, sein Freund, aber auch sein Nebenbuhler, über den er sich vielleicht den Sieg versprach.

So weit Herr Lerminier. Wir wollten den glänzenden Strom seiner Rede, obgleich derselbe in bedeutender Verkürzung von uns dargestellt worden ist, doch nicht durch eigne Bemerkungen unterbrechen, und fügen nun diese lieber am Schlusse unsers ersten Artikels bei, wie wir es auch bei dem folgenden halten wollen. Was an seiner originellen Auffassungs- und Behandlungsweise des Stoffes Echtes ist, springt von selbst in die Augen und bedarf keines Commentares. Einiges aber, was grade mit gleicher Zuversichtlichkeit hingestellt ist, wie das keinem Zweifel Unterworfene, darf wol etwas näher beleuchtet werden. Vor Allem nämlich sind wir wol berechtigt zu fragen, wie Hr. Lerminier dazu kommt, so ohne Weiteres eine Art von Duumvirat in der Person Cäsar's und Sallust's zu errichten und Beide für die größten Männer ihrer Partei, ja ihres Jahrhunderts in unzertrennlicher Verbindung zu erklären. Ueber Julius Cäsar herrscht freilich kein Zweifel; aber Crispus Sallustius ist noch nie in diesem Lichte erblickt worden. Daß er einer der ersten Geister seiner Zeit gewesen, wer wollte es jetzt leugnen, wiewol wir bezweifeln, daß selbst dies schon seine Mitwelt gewußt und anerkannt habe; aber zu dem Begriffe eines großen Mannes gehört doch wol noch etwas Anderes, wie man diesen Ausdruck bisher verstanden hat; etwas Drastischeres, was in den Beruf des Schriftstellers, wir mögen uns für die Würde der Literatur wehren, wie wir wollen, nicht hineingelegt werden kann, und was aus dem politischen Leben Sallust's nicht zu seinem sonst so wohl begründeten Rufe hinzukommt. Vergebens legt Hr. Lerminier ihn als Tribun, Prätor, Divisionsgeneral, als Staats- und Kriegsmann in das Prokrustesbett des Ruhmes, das er einmal für ihn zubereitet hat; er ist und bleibt in politischer Beziehung überall zu kurz; die Notizen über ihn in dieser Hinsicht, die sein Enkomiast aus den spärlichen biographischen Nachrichten, die sich bei andern Schriftstellern finden, zusammengestellt hat, sind wahrhaftig, wenn man seine kühnen Folgerungen abzieht, so lakonisch und nichtssagend als die Aufzählung der Aemter und Würden eines vielleicht hochgestellten, aber namenlosen Staatsdieners in irgend einem unserer Staatshandbücher. Wäre es anders gewesen, so müßte doch Sallust's Name viel öfter und viel lauter aus den Schriften der Zeitgenossen und der spätern Schriftsteller widerhallen; selbst die Briefe seines Feindes Cicero müßten so voll von ihm sein, wie sie von Cäsar's Namen sind. Uns däucht, der französische Bewunderer Sallust's hat sich hier von jener Parallele irre führen lassen, die er im Geiste beständig mit den jetzigen Verhältnissen zog, und vergessen, daß die große Aehnlichkeit beider Perioden doch ihrer Natur nach nur eine sehr einseitige sein kann. Dies gilt hauptsächlich in Beziehung auf die ganz verschiedene Stellung, welche ein großer Schriftsteller in diesen zwei Perioden im öffentlichen Leben einnehmen könnte. In unserer Zeit ist ein Autor mit Hülfe der Presse, wenn er es verdient, auf der Stelle anerkannt, berühmt; er kann, wenn er überdies Talente fürs praktische Leben hat, seinen literarischen Ruhm zu Hülfe rufen, um auch diese geltend zu machen, und so ist es freilich heutzutage möglich, daß die Wogen der allgemeinen Zeitbewegung, besonders wenn sie in augenblicklicher Flut irgendwo anschwellen, einen schlichten Geschichtschreiber plötzlich zum vertrauten Rathgeber eines Königs und theilweise zum Herrn über die Geschicke einer Nation emporheben, wie wir dies Wunder jetzt in Frankreich erlebt haben; im 8. Jahrhundert der römischen Republik, einer in jeder Rücksicht nicht weniger revolutionnairen Zeit vermochten die Musen kein solches Zeichen zu thun. Als Staatsmann war Sallust eine Creatur Cäsar's, wie es ihrer vielleicht funfzig gab, nichts weiter; als Geschichtschreiber mußte er der Natur der Sache nach viel zu langsam berühmt werden, als daß dies auf seine politische Laufbahn einen Einfluß hätte haben können. Ueber ein Jahrhundert mußte verfließen, ehe Quintilian von Sallust's Kürze und unsterblicher Schnelligkeit, als anerkannten Vorzügen sprechen, ehe Tacitus von ihm sagen konnte: Crispus Sallustius, der römische Geschichtschreiber von blühendem Rufe (rerum Romanarum florentissimus auctor). Immerhin war Sallust ein Licht der demokratischen Partei, aber ein Licht, das noch nicht, oder wenigstens noch lange nicht in dem Glanze, wie Lerminier es voraussetzt, seinen Zeitgenossen leuchtete. Die Schärfe seiner Feder konnte nicht, wie sie es jetzt könnte, in der Gegenwart wirken; im Finstern schleichende, auf Localwirkung berechnete Pasquille waren freilich auch in jener Zeit möglich und mochten sich schnell genug verbreiten; Sueton gibt uns hinreichendes Zeugniß dafür. Aber das ernste Geschichtswerk eines Forschers bahnte sich damals nur langsam einen Weg, es konnte nicht, wie heutzutage, als Pamphlet in die Welt hinausfliegen.

Diese Verwechslung der modernen Verhältnisse mit denen des Alterthums und der alten Zeit führt Hrn. Lerminier noch zu weitern gewagten Annahmen. Gar zu gern möchte er den jetzt herrschenden Geist der Coterie auch auf jene Periode übertragen, und wo zwei ausgezeichnete Männer verwandter Gesinnung historisch nebeneinander stehen, möchte er sie gern bei jeder Gelegenheit unter der Decke miteinander spielen lassen. Man sieht aus Sallust's Erzählung der Catilinarischen Verschwörung, daß Julius Cäsar in ziemlich allgemeinem Verdachte stand, er habe die Plane jenes Bösewichts begünstigt. Sofort soll nun auch Sallust — während es doch sehr ungewiß ist,

ob er nur damals schon mit Cäsar in irgend einer Verbindung stand — blos weil er demokratischer Gesinnung wie Cäsar war, versucht gewesen sein, an jener Verschwörung Theil zu nehmen und, wie Cäsar, nur durch die Unsinnigkeit dieses Unternehmens davon abgehalten worden sein! „Crispus laissa dont Lucius (hätte er doch wenigstens Sergius gesagt!) conspirer seul". Nicht genug; weil Cäsar und Sallust leichtsinnige, junge Leute und Demokraten waren, so soll auch an der Verschwörung Catilina's etwas Demokratisches gewesen sein! Dies widerspricht so sehr aller bekannten Geschichte, daß es in der That unbegreiflich erscheinen muß, wie Hr. Lerminier, der unterrichtete Historiker, in dem Satelliten Sulla's etwas Marianisches sehen konnte! Diese Verblendung wird kaum von derjenigen übertroffen, mit welcher er den alten Erzplebejer Cato, diesen Todfeind des Adels, der viel demokratischer war als Cäsar und Sallust, zu einem Grundaristokraten zu machen wagt, dessen Sprache Sallust zwar entlehnt, aber dessen Erbschaft er zerstört habe: „il prenait la langue du vieux Caton, en démolissant son héritage" (S. 599).

Während Hr. Lerminier auf diese Weise seinen Sallust zum entschiedensten Parteimann seiner Wahl zu stempeln sucht, wobei er so viele parteilose, hoch über den Factionen schwebende Stellen seiner Werke ganz übersieht, geht er mit der entgegengesetzten Partei so heftig um, daß es uns manchmal vorkommen muß, als schlüge er sich mit diesem oder jenem, dem jungen Republikaner besonders verhaßten Hochtory oder Legitimisten, und vergäße dabei alle Schranken der Billigkeit und der Mäßigung. Wer wird auch in der That in den Worten: „la médiocrité la plus fastueuse et la plus enflée qui ait jamais paru dans les affaires" — den Ueberwinder des Sertorius, den Seeräuber des Mithridates erkennen? Wenn ein Franzose so von Wellington spräche, so wäre es ungerecht, aber erklärlich. Wie aber ein Historiker so voll von ira et studio nach tausend Jahren über Pompejus urtheilen kann, will uns nicht zu Sinne. Dem edeln Cato, dessen hohe, wiewol hülflose Tugend er doch anerkennt, wirft Lerminier aus einer verdorbenen Stelle der Episteln an Cajus Cäsar gar vor, als oligarchischer Aristokrat 40 Senatoren umgebracht zu haben (S. 590). So rächt es sich, wenn man die Kritik bei seinen Studien ganz ignoriren zu dürfen glaubt!

Eine andere Entdeckung, die in der That ganz neu ist, verdanken wir Hrn. Lerminier in Beziehung auf die Rolle, welche in Sallust's Erzählung von der Catilinarischen Verschwörung der gute Cicero spielt. Dieser soll durch die zwei Worte optimo consuli mit der bittersten Ironie ebenfalls als eine gänzliche Mittelmäßigkeit bezeichnet werden. Und doch wird der unbefangene Leser, den nicht etwa gelüstet, auch hier durch eine stillschweigende Vergleichung irgend einer Notabilität des französischen Juste milieu, vielleicht dem optimus consul, Hrn. Thiers, im Geist einen Schlag zu versetzen, weder in dieser Stelle noch in der ganzen Darstellung von der Wirksamkeit Cicero's in jenem entscheidenden Zeitpunkt eine Spur von Ironie finden. Cicero war freilich kein Genie wie Julius Cäsar, kein Vorbild erhabener Tugend wie Cato, und Sallust konnte ihn auch nicht in der Art portraitiren. Aber er war mindestens ein ebenso ausgezeichneter Mann wie Sallust, und kein Wort in dieses Geschichtschreibers Schilderung verräth, daß derselbe, obgleich er sein politischer Gegner war, nicht würdig und selbst groß von ihm dachte. Der Consul in Rom war der temporaire Chef eines Weltreiches: „bester Consul" will also wol etwas mehr heißen als trefflicher Bürgermeister oder Maire von Rom, und eines guten Consuls Pflicht thun, mit der höchsten Aufopferung, unter beständiger Lebensgefahr, in dem Augenblicke, wo eine halbgeglückte Verschwörung mit dem Weltbrande droht, ist etwas Großes. Aber auch außer dieser Stelle spricht Sallust mit der höchsten Achtung von Cicero; er bezeichnet ihn als einen herrlichen Mann, vor dem Neid und Stolz schweigen mußten (Cap. 23); er erzählt, daß Cäsar's adelige Gegner mit keinem Preise Cicero bewegen konnten, jenen durch falsche Angaben der Mitverschwörung bezüchtigen zu lassen (Cap. 49); nirgend ist eine Spur von Ironie gegen Cicero zu finden. Hr. Lerminier ist hier ebenso sehr vom Aristokratenhasse verblendet, wie kurz vorher, wo er von Catilina behauptet, derselbe erscheine in Sallust's Erzählung groß, und sein Charakter werde vielleicht absichtlich von dem Geschichtschreiber nicht erschöpft (S. 587). Lerminier hätte nur zu Cäsar's und Cato's Charakterbild auch das genaue Portrait, das Sallust von Catilina entwirft, beifügen, oder, was er sonst so gern thut, nur zwei Wörtchen citiren dürfen: „Catilinae furor", so hätte er sich ein so schiefes Urtheil unmöglich gemacht. Catilina war ein Mann von großen Anlagen; dies sagt, dies schildert Sallust, er war ein kühner Verbrecher, er endete verzweifelt wie ein muthiger Räuberhauptmann. Dies nennt man vielleicht in Romanen, in Melodramen groß; aber die Geschichte hat nicht diesen Namen dafür.

So viel von einzelnen Zweifeln und Ausstellungen über Sallust's Charakteristik durch Hrn. Lerminier; denn eine Untersuchung über die Kunstwerke in Sallust's Gärten, die, nach der Darstellung in diesem Aufsatze, alle zu des Geschichtschreibers Lebzeiten dort geprangt haben sollen, überlassen wir den Archäologen.

Nur eine allgemeine Bemerkung drängt sich uns noch auf beim wiederholten Blick über die sprudelnden Cascaden von Lob, mit welchen die französische Beredtsamkeit den römischen Historiker überschüttet: es ist die ungeheure Ueberschätzung des Genies gegenüber der sittlichen Größe, welche sich durch Lerminier's ganze Beurtheilung Sallust's und seiner Zeit hinzieht. Daß die demokratische Partei durch Geist und Talent der alten Aristokratie überlegen war, darüber jubelt er; daß sie an Tugend vielleicht hinter dieser stand, daß sie keinen Cato hatte, ist ihm einerlei; daß dieser Mangel an Tugend sie zugleich unfähig machte, ihre Bestimmung zu erfüllen, ihren Grundsätzen in der Ausführung getreu zu sein; daß Julius Cäsar am Ende doch nur ein Despot wurde; daß die Demokraten die Senatsherrschaft stürzten, um eine viel schlimmere

eine anarchische Militairtyrannei für Jahrhunderte und bis zur Auflösung des Reichs an deren Stelle zu setzen; er ignorirt es. An Sallust selbst befremden ihn nicht nur die Thorheiten und Ausschweifungen seiner Jugend nicht, auch nicht die Laster seines reifen Alters, nicht die schändliche Mishandlung einer Provinz, nicht die beschimpfende Anklage der Numidier, die nicht mehr, wie seine Verstoßung aus dem Senate, mit politischer Rache in Verbindung gesetzt werden kann; ja, er findet es ganz wahrscheinlich, daß Sallust sich bei Cäsar seine Straflosigkeit durch Bestechung gesichert habe: „César ne pouvait trouver Sallaste coupable; probablement son lieutenant lui fit hommage d'objets précieux ou de quelque sommes considérables." Und natürlich! das Genie braucht zu seiner Nahrung, ja zu seiner Geistesnahrung, Reichthümer, Wollüste, Zerstreuung, folglich müssen sie ihm werden; gleichgültig auf welchem Wege. Und daß derselbe Mann, der eine Provinz geplündert und sein Leben mit manchem andern Schandfleck besudelt hat, sobald er die Feder in die Hand nimmt, den gerechtesten, billigsten, zuverlässigsten, ernstesten Richter seiner Zeit, den Tugendprediger macht, erregt nicht etwa den Unwillen, sondern vielmehr die Bewunderung seines Lobredners. So weit haben wir es in Deutschland noch nicht gebracht. Wir vermögen es nicht über uns, denjenigen Schriftstellern die Palme zu reichen, die ihre Schriften durch ihr Leben, oder, wenn das gelinder lautet, ihr Leben durch ihre Schriften Lügen strafen. *)

S.

Freimüthige Bemerkungen über einige der wichtigsten Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens. Leipzig, Fest. 1834. 8. 9 Gr.

Ref. findet die Betrachtungen, welche diese kleine Schrift enthält, mehr wohlgemeint und herzlich als freimüthig. Der Verf. scheint uns ein Mann zu sein, der für Menschenwohl, Ruhe im bürgerlichen Leben, Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit sehr warm fühlt und dies Büchlein gewiß in der besten Absicht geschrieben hat. Sollte es recht freimüthig sein, so müßte es nach unserm Dafürhalten auch wirkliche Mängel und Gebrechen hervorheben, es müßten überhaupt die behandelten Gegenstände nicht blos von der objectiven Seite behandelt, sondern auch subjectiv aufgefaßt sein. Man verstehe uns jedoch nicht falsch. Wir wollen keineswegs ein leeres Gerede und Hin- und Herfahren über alle Gegenstände des bürgerlichen, kirchlichen und geselligen Lebens, oder gar ein seichtes Raisonnement über politische Verhältnisse; aber es ist ermüdend und schadet dem Interesse eines Buches, wenn man 100 Seiten lesen soll, ohne ein einziges historisches Factum hervorgehoben und mit den allgemeinen Betrachtungen in Verbindung gebracht zu sehen. Diese allgemeinen Betrachtungen verbreiten sich nun über die verschiedenen Erscheinungen des Zeitgeistes in Beziehung auf Kirche und Staat. Es wird vor allen Dingen empfohlen der Natur in gesetzlichen, geselligen und kirchlichen Angelegenheiten treu zu folgen, und wird gezeigt, daß alle Religionen und vorzüglich die christliche auf die Natur basirt sind, und daß jede Verfassung eines Staats gleichfalls auf die Natur begründet sein muß. Von diesem Standpunkte des Natürlichen aus werden die Verfassungen, die constitutionnelle Monarchie, die Ideen von Freiheit und Gleichheit betrachtet, und als die beste Garantie für die Dauer der Verfassungen und ihren beglückenden Einfluß eine vernünftige Kinderzucht, die Billigkeit der Staatsbürger gegen einander, ein verständliches, unpartheiisches deutsches Gemeinrecht und ein hinreichender Schutz der Kirchen und Schulen vom Verf. genannt. Weiter wird über Preßfreiheit und Preßfrechheit gesprochen, der gleichen Verpflichtung zur Tragung der Staatslasten, zur Abhaltung des Militairdienstes von allen Staatsbürgern und der Nothwendigkeit in Erleichterung des Grundbesitzes das Wort geredet. Bemerkungen über die natürlichen Anfoderungen an die Gesetzgebung, ihre Grundlage und ihren Umfang machen den Schluß des Ganzen.

14.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Notizen.

Der Oberst Baszucki hat eine historische und statistische Beschreibung von Petersburg unter dem Titel „Panorama" herausgegeben, und theilt in derselben folgende interessante Notizen über die Einwohnerzahl von Petersburg mit. Diese betrug:

Im Jahre	1725	unter Peter dem Großen	75,000
„	1735	„ Anna . . .	105,000
„	1750	„ Elisabeth . .	188,000
„	1765		162,000
„	1775	„ Katharina II.	185,000
„	1785		196,000
„	1795		295,000
„	1805		295,000
„	1820	„ Alexander I.	422,000
„	1825		453,000
„	1832	„ Nikolaus I. . .	449,368

Unter der Zahl des letzten Jahres befinden sich 294,468 männlichen und 154,900 weiblichen Geschlechts, 39,457 Militairs, 2188 Geistliche, 34,709 Edelleute und 13,085 Ausländer. Die angegebenen Steigerungen erfolgten nicht sowol dadurch, daß die Anzahl der Geborenen die der Gestorbenen übertroffen hätte, als vielmehr durch Einwanderung. Vom Jahre 1770—90 wurden im Ganzen 143,270 Personen geboren, dagegen starben 139,640, so kommen auf 40,000 Personen, um die sich die Hauptstadt in diesen Jahren vermehrte, nur 3630 Mehrgeborene.

Der gelehrte Professor Ciampi, der früher durch Rußland und Polen Reisen gemacht hat, gibt zu Florenz heraus: „La bibliografia critica delle antiche reciproche etc." (Kritische Bibliothek über die ehemaligen wissenschaftlichen Verhältnisse Italiens mit Rußland und Polen). Der wissenschaftliche Verkehr zwischen Italien und Polen war früher sehr bedeutend. Die berühmten Akademien zu Padua und Bologna zählten Tausende von Polen unter ihren Studirenden; es gab fast keinen polnischen Herren, der sich nicht in Padua um den Doctorhut beworben hätte, auch waren nicht wenige Polen Rectoren und Lehrer dieser Akademien. Die Bibliotheken und Archive enthalten noch zahlreiche Schriftdenkmäler berühmter Polen. Das genannte Werk berichtet nun über alte Drucke und Manuscripte Italiens, die von Polen und Rußland handeln, über alle slawischen Manuscripte und seltenen Bücher, die in den Hauptbibliotheken Italiens zerstreut sind, über die polnischen Bücher, die in Italien und die italienischen, die in Polen erschienen sind, über russische und polnische Uebersetzungen italienischer Werke, russische und polnische Künstler in Italien und italienische in Polen und Rußland u. s. w.

26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 317. — 13. November 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Zweiter Artikel. *)

Wir hatten den Lesern in unserm ersten Artikel eine Novelle Tieck's vorgeführt, in welcher der Dichter auf wundersame Weise die Märchenwelt zu Hülfe ruft, um sich über die neuesten Erscheinungen seiner Zeit in Kunst und Literatur zu verständigen. Diese barocke Vermischung des Phantastischen und ganz unmittelbar Realen herrschte in seinen frühern Aristophanischen Komödien vor, und auch das uns im nächstjährigen „Novellenkranz" vorliegende Werk gehört, obwol es im Novellenstyl verfaßt ist, der satirisch-komischen Gattung an, welcher Tieck seinen ersten Ruhm verdankte. Daß wir in dieser Periode seiner Productivität nicht die Sonnenhöhe seines Dichtergestirns suchen und finden können, haben wir bereits als unser Glaubensbekenntniß ausgesprochen. Ref. kann nicht umhin zu wiederholen, daß Tieck's höchste Bedeutsamkeit in seiner Märchendichtung besteht, und zwar nicht wie diese sich zur Polemik verkehrt, sondern wie sich ihre Elemente in die lichte Welt der historischen Wirklichkeit hineinbilden. Am wenigsten kann es für glücklich angesehen werden, wenn alte Töne seiner Musenharfe wieder angeschlagen werden, deren Tonleiter und Accorde wir schon für abgelaufen und in sich fertig geschlossen annehmen. Gleichwol muß man auch in vorliegendem Werke des „Novellenkranzes", das wir den Lesern hier produciren, und in welchem besonders eine märchenhaft durchwirkte Polemik gegen den Gesellschaftston und den bürgerlich-sociellen Verkehr der Jetztwelt als bedeutsam hervortritt, die reiche Fülle von Beziehungen auf uns nahe angehende Lebensverhältnisse und eine bunte Mannichfaltigkeit in der erfinderischen Phantasie des Dichters bewundern.

2. Novellenkranz. Von Ludwig Tieck.

Dies seltsamste aller Producte der Tieck'schen Laune, das uns hier in ansehnlichem Umfang geboten wird, betitelt sich: „Die Vogelscheuche, Märchen-Novelle in fünf Aufzügen". Die Abtheilung in Aufzüge und Scenen ist nichts als eine Variation der Capiteleintheilung einer erzählenden Dichtung, denn eine solche ist das Werk durchaus seiner sonstigen Form und Darstellung nach; oder man müßte wegen der Wunderlichkeit der Interessen, die hier verhandelt werden, die Abtheilung in fünf Aufzüge so verstehen wollen, daß der Leser durch die Laune des Poeten fünfmal aufgezogen, d. h. bei der Nase im Reiche der Seltsamkeiten herumgeführt wird. Von Dramatischem ist nichts zu sehen, vielmehr der Erzählungston mit einer epischen Breite behaftet, die an vielen Stellen unleugbar schläfrig wirkt und somit uns in der That in das Wunderreich der Töne einwebt. Der Dichter hat es sich in einigen Partien des Werkes zur Aufgabe gemacht, die Feenwelt als eine gleichtönende Parodie der Menschenwelt mit aller Ausführlichkeit in der Darstellung kleiner Intriguen und Miseren hinzustellen, die in beiden Revieren für gleich wichtige Bedeutsamkeiten gelten. In Eisheim, einem deutschen Krähwinkelstädtchen, herrscht grade so viel Pruderie und tugendhafte Langweiligkeit als im Reiche der Elfen, Rohrdommel und Kuckuck, zwei Feengeister, erzählen wie alte Kaffeeschwestern ihre Lebensgeschichte, und ein einziges barsches Schimpfwort, noch nicht so deutsch wie die drei Worte, die Friedrich der Große für das deutscheste Deutsch hielt, erregt unter den Feen ebenso große Sensation als unter den seicht und bleich gehärmten, um den Eß- und Theetisch ästhetisirenden Krähwinklern, bei denen es eine förmliche moralische Revolution und die Verbannung des jungen derben Offiziers, der das famose Wort ausstieß, zu Wege bringt. Mit dem unschuldigen Gegenstande, den dies famose Wort nennt, beschäftigt sich auch die schüchternste Jungfrau alltäglich und wehe ihr! wenn es nicht der Fall sein sollte. Diesem einsylbigen Wörtchen setzten unsere gemüthlich-biederben Voraltern noch einen Taufnamen vor, und sanctionirten es als Hans — gewissermaßen durch das christliche Sacrament der Taufe. Ein kleiner muthwilliger Elfengeist hat sich wie Shakspeare's Puck häufig in Bürgertabagien unter dem lieben Menschenvolk umhergetrieben, und unter andern Kernwörtern der deutschen Zunge auch diesen Hans — aufgeschnappt. In einem Wortgefecht läßt der kecke Geist vor dem Könige der Elfen dieses Schimpfwort fallen, wird deshalb aus dem Feenreiche verbannt und geräth so zur Strafe in die Hände der Menschen, deren Langweiligkeit er nur nicht hätte annehmen sollen. Grobheit ist immer noch ein weit geistvollerer Zug an ihnen.

In der ersten Scene führt uns der Dichter die Personen vor, welche uns am meisten im weitern Verlaufe

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 294 — 297 d. Bl. D. Red.

interessiren. Der Bürgermeister Heinzemann hat die Astronomie zu seiner Privatleidenschaft, und gelegentlich auch die Astrologie zu seinem Steckenpferde gemacht; somit sitzt dieser Mann schon auf einem mystischen Rosse, das mit seinem Verstande durchzugehen geneigt ist. Auch der Rath Ambrosius hat viel Hinneigung zum Wahnsinn, indem er, als Verehrer der antiken Schönheit, seine Kleinstädter so weit zu bringen bemüht ist, die Utensilien des gewöhnlichen Lebens auf griechischen Fuß einzurichten. Sein Enthusiasmus für classische Schönheitsformen geht so weit, daß er die Vogelscheuchen auf seinen Aeckern griechischen Idealen anzunähern sucht, und so hat er denn vor Allem eine antike Figur aus gebranntem Leder selbst gebildet, die in seinem Garten steht und in der Gestalt eines modernen Adonis als Vogelscheuche dient. Bei starkem Winde dreht sich der Kopf des Adonis und seine Augen funkeln und blitzen, daß die räuberischen Sperlinge erschreckt davonfliegen. Ob dieser Gartenschütz von Leder mehr dem englischen Robin Hood oder dem bairischen Hiesel gleiche, gilt dem Verblendeten gleichviel, für ihn ist er eine classische Figur, weil er darauf versessen ist, Alles in griechischer Form zu denken und einen Amor oder Cupido in seinem Ledernen sehen will. Den beiden Phantasten steht noch ein Herr Peterling, der den ungläubigen Thomas spielt, zur Seite, um das seltsame Kleeblatt dreifaltig zu machen. Diese drei Männer sehen wir denn zunächst im Pavillon des Bürgermeisters, der dort sein Observatorium aufgestellt hat und die Sterne beäugelt. Jener vertritt seine Kunst- und Lebensansichten mit vielem humoristischen Gallimathias, der mehr in seinen Pointen zusammengedrängt, allerdings ergötzlich sein würde. Eine Sternschnuppe, die am Firmamente niederbrennt und über den Gärten des Rathes Ambrosius verschwindet, zieht besonders die Aufmerksamkeit der Freunde auf sich und der astrologische Heinzemann ist vielfach bemüht, dies Phänomen als zukunftverkündend und im Zusammenhange mit dem Geisterreiche zu erklären. Eine widerwärtige Figur ist aber die Ophelia, des Kunstenthusiasten Ambrosius Tochter, zu nennen, in der sich der Phantasmus des Vaters ebenfalls regt und die zu dem ledernen Adonis eine wahrhaft verrückte Neigung gefaßt hat. Gewisse Symptome des Wahnsinns, besonders wenn es die weibliche Natur betrifft, sind mit einem Schleier zu verhüllen und gar keine Gegenstände der Poesie, noch irgend einer Kunst. Auch möchte es schwer sein, zu sagen, was Tieck bei dieser Ophelia, die den schönen Namen so herabwürdigt, für eine ethische oder polemische Absicht gehabt haben kann. Eine verzehrende Wehmuth befällt sie, als ihr Adonis, die lederne Vogelscheuche, plötzlich verschwunden ist. Auch Ambrosius zerrauft sich das Haar. Man weiß nicht, hat ein nach Seltenheiten jagender Engländer die Figur entwandt, oder ein Gott ihn geraubt.

Während dessen hat sich in Esisheim, dem benachbarten freien Städtchen, in dessen Freiheit alle Philisterhaftigkeit deutscher Zustände versteckt liegt, ein Wunder ergeben, das ein Meerwunder heißen müßte, wenn es nicht ein bloßes Landwunder wäre. Ein fremder Mann, der freilich über die weite See gekommen zu sein scheint, von unbezweifelt altem Adelgeschlechte, gleichwol von dunkler Mythenabkunft, hat sich im Städtchen niedergelassen und beglückt die Einwohnerschaft mit dem unerschöpflichen, oder vielmehr unzerreißbaren Schatze seines Geistes, denn dieser sein Geist scheint nicht wie eine Quelle zu sprudeln, sondern seine Kraft besteht in einer ledercartigen Zähigkeit, die bewundernswürdig zu nennen ist. Ganz Esisheim ist in Aufruhr, so weit dies die Policei, die tugendhafte Pruderie und der noble Anstand erlaubt. Ledebrinna, so nennt sich der Fremde, ist ein Factotum der Honoratioren, er verschafft dem Gesellschaftstone einen neuen Schwung, wird die Seele einer gelehrten Gesellschaft und ist der Gegenstand der Bewunderung aller Welt. Alles dies behindert jedoch den Umstand nicht, daß der Herr von Ledebrinna ein geistig lederner Mensch ist. Auch versteckt er nicht etwa, wie viele unserer Zeitgenossen, diese innere Wahlverwandtschaft zum Leder; vielmehr trägt er es unverhohlen zur Schau und schlägt der gelehrten Societät für lederne Kritik vor, sich reinweg die „Lederne" zu nennen: ein Vorschlag, der allgemeinen wissenschaftlichen Beifall erhält. Jedes der Mitglieder gibt sich nun einen der allgemeinen Bezeichnung entsprechenden Namen; der Eine nennt sich den Gedehnten, der Andere den Harten, den Geschmeidigen, den Undurchdringlichen, und der geheimnißvolle Ledebrinna behält sich das letzte Epitheton vor. Gottsched, der große Lederne der Deutschen, wird der Patron der Societät. Die Tendenz der Gesellschaft soll sich denn auch in einem Tagesblatte genügend zum Ausspruch bringen; sie besteht darin, alles Geistige, Poetische zu vernichten und ein ledernes Zeitalter über Deutschland heraufzuführen. Die großen Geister deutscher Literatur und Kunst haben immer dahin gestrebt, den Leuten die Zeit und das Leben zu stehlen, es ihnen zu verkürzen, Minuten und Stunden in langen Winterabenden so völlig vergessen zu machen, als seien sie nicht da im Reiche des Daseins. Dies geschah besonders durch die Poesie, und deshalb will die lederne Gesellschaft auf diese ihr vorzügliches Augenmerk richten und in den Schauspielen, Romanen und Uebersetzungen, die man zu fabriciren gedenkt, werden die Mitglieder ganz besonders dahin trachten, daß den Lesern nicht durch geniale Ueberraschung, hinreißende Darstellung, Redekunst und erhabene Rührung die kostbare Zeit und das Leben unter den Händen weggestohlen, sondern eine rechtschaffene Langeweile erregt werde. Zu solcher kecken Opposition entschließt sich die gelehrte Societät. Gegen Göthe ist Hr. von Ledebrinna ganz ausnehmend aufwieglerisch gesinnt. In seiner ersten Zeit, sagt er, schrieb dieses verderblichste aller Genies kaum ein Stück oder eine Broschüre, worin er nicht Unmoralität predigte und sich zugleich solcher Ausdrücke bediente, die man nicht einmal dem Pöbel verzeiht. Im „Werther" hat dieser abscheuliche Bonvivant den Selbstmord, in der verruchten „Stella" die Polygamie vertheidigt, an die lüsternen Scenen im „Meister" und den „Wahlverwandtschaften" kann der Lederne gar nicht denken, ohne sich roth zu färben, obwol er von Hause aus zur gelblich-grauen

Aschfarbe verdammt ist. Ob Luther in Deutschland fortwirkt, stellt der Mann sehr in Frage; aber daß Gottsched in Sachsen, in Leipzig und Dresden immer noch dichtet, denkt und kritisirt, davon, sagt er, haben wir die unwiderleglichsten Beweise. Mögen in Berlin Fichte, Hegel und Schleiermacher noch immer geistig lehren, den alten Nicolai werden sie doch, weil er der echte Unsterbliche ist, niemals tödten. Deshalb werden die Bemühungen der Gesellschaft, wie Lebebrinna, ihr lederner Präsident hofft, unter den Zeitgenossen immer Anklang finden, um das Mittelmäßige, wofern es des ganz Seichten nicht genug geben sollte, zu vertheidigen und im Justemilieu Fuß zu fassen. Es kann ihnen nicht fehlen, meint er, in ihrer „Abendzeitung", faselnde Gedichte, hin und her spukende, nickende und tickende Kritisirungen zu liefern, aus dem sieben- oder dreißigjährigen Kriege, je länger je besser Erzählungen herbeizutrommeln, und vom Felde her Geschichtsklitterungen und morsche Begebenheiten auszuhecken, und wie die Wiedertäufer alte vergessene Waare mit neuem Namen, neuem Hut und Stiefeln wieder herbeizuschleppen.

(Die Fortsezung folgt.)

Französische Journalistik.

Revue britannique. Septembre 1834. Die Journale schwellen zu Büchern, zu dicken Büchern an, und die Bücher sind gewissermaßen Journale, alle britischen und literarhistorischen wenigstens, und selbst Romanensammlungen bestehen aus Aufsäzen, die bereits in Zeitschriften erschienen sind. Um das Neueste schnell kennen zu lernen, sind Journale das einzige Mittel, daher wir mit unsern Uebersichten der französischen Journalistik fortfahren werden. Die „Revue britannique" gehört zu den reichhaltigsten periodischen Publicationen: sie gibt eine Blumenlese des Besten, was die englischen Zeitschriften zu Tage fördern. Die vor uns liegende ist so reichhaltig, daß wir etwas länger dabei verweilen zu müssen glauben, als bei einer Uebersicht sonst wol üblich ist, und unsere Leser werden es uns Dank wissen.

Wir finden zuerst einen Aufsatz, überschrieben: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika". Der Verf. geht bis zu Joh. Cabot hinauf, welcher mit seinem Sohne kurz nach der Entdeckung der neuen Welt durch Colombo daselbst unter 56° N. B. landete. Spätere Reisen unternahm der Sohn Sebastian Cabot, welcher im Jahre 1498 von Labrador bis Maryland segelte. Wie willkürlich spendet der Ruhm seine Kränze! Amerigo Vespucci brachte Colombo um die Ehre, der Welt, die er gefunden, seinen Namen zu geben, und Sebastian Cabot durchschiffte 60 Jahre lang einen unbekannten Ocean, drang zuerst in die Hudsonsbai, und Niemand weiß zu sagen, wo er begraben liegt. Sieben Jahre waren noch nicht seit der Entdeckung des Colombo verflossen, als die Bretagner und Normannen bereits Fischereien auf Terre-neuve gegründet hatten. Die älteste Beschreibung von Nordamerika ist die von dem Florentiner Verrazani, welcher auf Kosten Franz I., Königs von Frankreich, Neuengland und Neuschottland besuchte. Jacques Cartier fuhr den St.-Lorenzstrom hinauf und sah zuerst Canada. Von seiner lezten Reise dahin kehrte er 1543 zurück; was später aus ihm geworden, weiß man nicht. Im Jahre 1578 beschäftigten die Fischereien von Terre-neuve bereits 150 französische Schiffe. Samuel Champlain ist der erste Gründer der französischen Niederlassungen in Canada. Der Spanier Ponce de Leon, welcher zuerst Florida entdeckte, wo er das Eldorado zu finden glaubte, fand den Tod; von einem vergifteten Pfeile der Wilden getroffen, starb er zu Portorico. Auf die unglückliche Expedition des Pamphilo de Narvaez nach Südcarolina folgte der noch unglücklichere, höchst merkwürdige Zug des Fernando de Soto. Man dachte sich diesen Theil des Festlands als mit prächtigen Tempeln, mit silbernen und goldenen Städten bedeckt; man hoffte dort Fürsten zu finden, reich wie die Kaziken in Peru und Mexico. Soto hatte eine der reichsten Erbinnen von Spanien geheirathet und von Karl V. das Gouvernement von Cuba nebst dem Vicekönigthum jenes damals noch unbestimmten Gebietes erlangt, welches man Florida nannte. Junge Adelige, reiche Kaufleute, Abenteurer strömten seiner Fahne zu. Manche verkauften Hab' und Gut. Sechshundert Männer, mitunter die Blüte der spanischen Jugend bestiegen Soto's Schiffe, welche mit Blumen bekränzt, mit bunten Wimpeln an den Masten, mit festlichem Gepränge freudig den Ocean durchschnitten. In der Bai von Spirito santo verbrannte Soto seine Fahrzeuge, und nun begann der wunderliche Zug dieser Abenteurer, zu Fuß, zu Pferd, gut bewaffnet und equipirt, in Begleitung von 12 Priestern. Sie führten Ketten für die Gefangenen mit sich, eine vollständige Schmiede und Kirchenschmuck, um mitten in der Wüste Messe zu lesen. An jedem Festtage wurden die vorgeschriebenen Ceremonien pünktlich gefeiert. Ihnen folgte eine Heerde Schweine und eine Heerde Streithunde. Die Einwohner leiteten den Zug irre: statt sich um die Freundschaft der Indianer zu bewerben, ließ man sie durch Hunde erwürgen, oder ihnen eiserne Halsbänder anlegen, und zwang sie, Lasten zu tragen. Einem derselben, der den Spaniern entdeckte, daß man sie irre führe, ließ Soto den Kopf abhauen. Von dem indischen Dorfe Cutifachani wandten sie sich nördlich und durchzogen das Land der Cherokees; das Gold, nach dem sie so eifrig suchten, lag in dem Boden versteckt, über den sie wegschritten und wo es später entdeckt wurde! Eine indianische Stadt, Mavilla oder Mobile, wurde von den Eingeborenen in Brand gesteckt, als sich Spanier näherten: diese verloren 18 Mann im Gefechte, die Indianer 2500. Zu Chicata wurde überwintert. Auch hier zündeten die Eingeborenen ihre Wohnungen an: Waffen und Kleider gingen dabei zu Grunde, und die Europäer fanden sich, mitten in der Wüste, nackt wie die Wilden, und dennoch drangen sie weiter, und gelangten nach unbeschreiblichen Leiden endlich an den Washitefluß. Pferde und Menschen starben um den unerschrockenen Führer hin: die indianischen Stämme foderten ihn zur Schlacht heraus. Nur von Gespenstern umgeben, selbst entkräftet, konnte er die Herausfoderung nicht annehmen. Er starb vor Gram am Ufer des von ihm entdeckten Flusses den 21. Mai 1542. Nach seinem Tode bauten die Uebriggebliebenen fünf Fahrzeuge, und gelangten nach Mexico; der Missisippi war entdeckt. Eine Niederlassung der französischen Protestanten am St.-Johannsfluß wurde durch den Fanatiker Melendez verwüstet, welcher St.-Augustin, die erste europäische Stadt in Nordamerika, gründete. Die verstümmelten Leichen der französischen Colonisten ließ er an Bäume hängen, mit der Aufschrift: „Nicht als Franzosen, sondern als Protestanten". Der französische Hof, der damals von der Katharina von Medici beherrscht wurde, nahm die Nachricht dieser Greuelthaten mit Gleichgültigkeit auf. Dominique de Gourgues aber, ein Gascogner, veräußerte sein ganzes Vermögen, um drei Schiffe auszurüsten, segelte mit 150 Mann nach Amerika, erstürmte die spanischen Niederlassungen, und ließ seine Gefangenen an die nämlichen Bäume aufknüpfen, an welche die Leichen seiner Landsleute waren aufgehängt worden, mit der Aufschrift: „Nicht als Spanier, sondern als Meuchelmörder und Diebe". Walter Raleigh war der Erste, welcher in England auf die Wichtigkeit Amerikas aufmerksam machte. Auf seine Veranlassung wurde eine Expedition von sieben Schiffen nach Carolina gesendet. Der Oberst Ralph sollte Gouverneur der Colonie sein, R. Grenville befehligte die Flotte; unter den Abenteurern bemerkte man den Maler With, Harioth, einen berühmten Algebristen, und Cavendish den Weltumsegler. Nachdem man eine unbedeutende Landesstrecke entdeckt hatte, erschien Drake zur rechten Zeit, um die muthlos gewordene Mannschaft auf seine

Schiffe zu nehmen und nach England zurückzuführen. Während eines Aufenthaltes von einem Jahre hatten sich die Engländer an das Tabackrauchen gewöhnt; nach ihrer Rückkehr in England wurde es allgemein gebräuchlich. Ich kann hier nicht Alles aufzeichnen, was ich Interessantes in diesem Aufsatze finde, der mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit geschrieben ist. Vielleicht habe ich schon zu Vieles angeführt, aber ich muß doch, ehe ich schließe, Einiges über Pocahontas, die Tochter des Königs Powhattan, erzählen. Den 19. December 1606 waren drei Schiffe mit 500 Mann nach Virginien abgesegelt, wurden aber in die Chesapeake-Bai verschlagen; im Mai 1607 gelangte man nach Jamestown, die Colonie zerfiel bald, die Meisten starben. Ein gewandter, thätiger Mann, Namens Smith, verließ den Ort, wurde gefangen genommen, und sollte hingerichtet werden, als Pocahontas die Rathsversammlung bat, dem Gefangenen das Leben zu schenken, der so geschickt sei und Beile für den Krieg machen könne. Smith wurde begnadigt. Die geistige Ueberlegenheit der Weißen hatte die junge Wilde mit Ehrfurcht für sie erfüllt; sie hörte nicht auf, sie bei jeder Gelegenheit zu beschützen. Als sie Smith vom Tode errettete, war sie äußerst jung; mit den Jahren entwickelte sich ihre Schönheit. Ein Engländer, Namens Argale, entführte sie, und nahm sie mit sich nach Jamestown, von wo aus er sie gegen Lösegeld dem Vater anbot. Ein 22jähriger Jüngling, John Rolfo, drang zu ihr; gewann ihre Liebe und erhielt sie vom Vater zur Gattin. Sie begab sich mit Rolfo nach London und ward dem Hofe vorgestellt. Durch angeborene Eleganz, durch die naive Anmuth ihres Geistes und die überraschend schönen Züge machte sie lange die Bewunderung der Hauptstadt aus; bis zu ihrem Tode blieb ihr Betragen musterhaft. — „Ueber die Malerei in Spanien." Ein um so dankenswertherer Aufsatz, da bis jetzt die Malerkunst in Spanien noch keinen genügenden Geschichtschreiber gefunden. Es sind große Kunstschätze auf der Halbinsel vorhanden. Wenn ein geschickter Maler, ein geschickter Kupferstecher oder Lithograph das Land durchzögen und in den Klöstern, Palästen und Kirchen die Gemälde der großen Meister copirten, so würden sie eine der schönsten Museen liefern. Auch hier ist des Neuen und Anziehenden so viel, daß wir nicht wissen, was wir ausheben sollen. Bis zum 16. Jahrhundert läßt sich nichts Bestimmtes über die Malerkunst in Spanien nachweisen; doch wird von 1521 an ein Maler Rodrigo Esterano erwähnt, von dem aber nichts Näheres bekannt ist. Gegen Anfang des 15. Jahrhunderts entwickeln sich die Künste rasch; Dello, ein Italiener von Geburt, wurde von Johann II zum Ritter erhoben; er war ein berühmter Verzierer und decorirte die meisten Paläste zu Madrid. Alonzo Berruguette, ein Schüler M. Angelo's, führte den grandiosen Styl und die gewaltigen architektonischen Massen seines Meisters in Spanien ein. Peter von Campana war ein Niederländer. Vor einer Kreuzesabnahme von diesem Meister in der Kathedrale zu Sevilla pflegte der berühmte Murillo niederzuknieen. Eines Tages, als er zu lange verweilte, schlug ihn der Küster mit der Hand auf die Schulter. „Ich warte", sagte Murillo, „bis diese frommen Männer ihr Gebet verrichtet haben." Abraham, die Engel bewirthend, von Navarette, befindet sich heutzutage in der Galerie des Herzogs von Dalmatien (Soult). Die Mönche des Escurial hatten einen Vertrag mit Navarette geschlossen, dem zufolge er sich anheischig machte, 82 Gemälde zu liefern, die aber nichts als Heilige vorstellen durften; keine komische Nebenperson, am allerwenigsten Thiere, durfte er dabei anbringen. Er hatte nämlich einmal in einem Gemälde, welches eine heilige Familie vorstellte, eine Hundebalgerei angebracht, welche durch die Wahrheit und kräftige Keckheit des Pinsels die Aufmerksamkeit der Novizen abzog und großes Scandal erregte. Sein Riesenunternehmen konnte er nicht ausführen. Es lohnte sich der Mühe, eine Reise nach dem Escurial zu machen, nur um die Gemälde des Navarette zu sehen. Wer Valencia nicht besucht hat, kann sich von dem hohen Talente des Ribaltas keinen Begriff machen. Die Liebe trug viel zur Entwickelung desselben bei. Er verliebte sich in die Tochter seines Herrn und bat um ihre Hand, die ihm aber versagt wurde, weil er für einen schlechten Maler gehalten wurde. Ribaltas ging nach Italien, studirte lange unter den dortigen Meistern, und kehrte dann nach Spanien zurück, wo er seinen Lehrer und dessen Tochter besuchte. Der Meister, welcher abwesend war, hatte ein angefangenes Gemälde zurückgelassen, das Ribaltas vollendete. Man denke sich das Staunen des Vaters, als er nach Hause kam. „Da ist Genie", rief er aus; „einem solchen Künstler gäbe ich dich gerne, aber keinem Schmierer wie Ribaltas." Velasquez und Murillo sind hinlänglich bekannt. Nach Letzterm verfällt die Kunst in Spanien mit dessen politischer Größe.

Revue de Paris, 5 octobre. Les trois camps 1698 — 1759 — 1834 von Nestor Roqueplan. Eine anziehende Beschreibung der Lustlager, welche in den drei bezeichneten Epochen errichtet wurden. Aus Dem, was über das letzte, nämlich 1834, gesagt ist, theilen wir Einiges mit. Napoleon lebt noch immer unter den Soldaten fort. Man findet an allen Ecken kleine gypserne Abbildungen der Vendomesäule. In einem Gärtchen, welches St.-Helena vorstellen soll, ist ein Grab, so groß wie eine Hand, mit einem Hütchen, das nicht höher ist als ein Fingerhut, die Aufschrift tragend: „Gloire immortelle à son petit chapeau." Als der König ins Lager kam, las er irgendwo die pathetische Inschrift: „Français, respecte les femmes, n'abuse jamais de leur faiblesse, et meurs plutôt que de les déshonorer." Er ließ sich den Grenadier, von dem diese galante Ermahnung herrührte, vorstellen. Die Straßen des Lagers heißen: Rue Amélie, Rue Orléans, oder auch Belida, Sidi Kalef, Sidi Ferruch, Modon. Im Lager haben die Truppen acht Centimes Zulage. Bei der anhaltenden Hitze konnten die Soldaten es unter den Zelten nicht aushalten, die sie Cloches à melon nannten. Als der Kronprinz, vor einigen Infanteristen vorbeireitend, sie fragte, wie sie es bei dem heißen Wetter anfingen, sagte der Keckste: „Monseigneur, nous mettons notre nez à l'ombre de nos épaules." Nach der Retraite und der extinction des feux wird erzählt: jede Compagnie hat ihren Loustic, ein Wort, das vollkommen französisches Bürgerrecht erlangt hat; die beliebten Geschichten sind die Abenteuer des Cri-Cri oder des berühmten La Ramée, der schon im Paradiese Schildwache gestanden, als der Engel Adam und Eva vertrieben. Sämmtliche Offiziere werden nach und nach bei Hofe (zu Compiegne) zu Tische gebeten. Der Kronprinz bezeichnet die Personen, die er während der Mahlzeit neben sich zu haben wünscht, sonst nimmt Jeder Platz, wo er kann. Beim Kaffee werden Cigarren geraucht. Einmal die Woche ist Soirée im Schlosse, zuweilen Theater. „Lestocq" ist neulich gegeben worden, auch die Déjazet hat zu Compiegne in „Le commis et la grisette" gespielt. Ich muß hier eine Geschichte erzählen, welche die Pariser einige Tage amusirt hat. Der Herzog von Orleans hat einer seiner Stuten den Namen „Déjazet" gegeben; so heißt auch eine englische Stute „Miß Taglioni". Der „Charivari" gab nun neulich einen witzigen Brief der Déjazet, worin sie dem Prinzen dankte für die Ehre, die er ihrem Namen erzeigt, und für das schöne Collier von Chrysopras, das er ihr geschenkt, und worin sonst noch allerlei Witze und Schnurren waren, die die Künstlerin veranlaßten, öffentlich zu erklären, der Brief sei eine abscheuliche Verleumdung, und sie werde die Falsarien gerichtlich belangen. Zugleich wurde das „Charivari" confiscirt, worauf die Déjazet ihre Klage zurücknahm. Nichtsdestoweniger erschien neulich im „Charivari" eine Caricatur: „La jument du prince et le chien de la comédienne." Die Déjazet schlägt mit zwei Pferdefüßen aus, und der Kronprinz ist als Windhund abgebildet, mit einem langen mächtigen Säbel und einem Tschako auf dem Kopfe. Auch treibt das „Charivari" mit den gelben und weißen Rüben seinen Spaß, welche der Prince Rosolin jeden Tag besinge: Compiegne ist, nämlich wegen seiner trefflichen Rüben bekannt. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 318. — 14. November 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Bei der Durchreise eines fremden blödsinnigen Prinzen ist man in Esisheim auf eine höchst erfinderische Weise bemüht, den Ruf der Bildung sich von andern Städten nicht streitig machen zu lassen. Die junge Durchlaucht spielt nicht, tanzt, schießt, jagt nicht und hat ebenso wenig Geschmack für Kunst und Wissenschaft. Trotzdem wird ein Vogelschießen veranstaltet, der Prinz muß blind in die Luft feuern, der Vogel fällt, von der Leine herabgeschnellt, und der Fürst ist Schützenkönig. Die Gesellschaft der Ledernen kann nicht umhin, sich mit ihren Kunstbestrebungen auf das Beste zu produciren. Ledebrinna borgt sich alle Aushängeschilder der Handwerksleute im Städtchen zusammen und arrangirt aus denselben eine Gemäldegalerie. Der Magister Ubique ist der gelehrte Cicerone, der den Prinzen durch den Glanz seiner beredtsamen mystisch-allegorischen Auslegung so betäubt, daß dieser bewundernd diese Schätze des Alterthums, an denen der Wurm der Zeit nagt, anstaunt. Ein Bäckerschild, auf welchem zwei Löwen eine Bretzel halten, wird mit den eleusinischen Geheimnissen in tiefe Beziehung gebracht; Bretzel auch Prätzel ist eigentlich mit Weglassung des Vorschlagsbuchstabens Räthsel, mithin Geheimniß, welches in diesem vielverschlungenen Backwerk sein Symbolum wählte. Zeiten und Völker haben stets verschiedene Zeichen für etwas unsagbar Geheimnißvolles gehabt, und das Mittelalter erdachte sich seinen Graal und seine Wächter dazu; hier hat der Künstler nun sich die Könige der Thiere als Stellvertreter der Kraft und Stärke, als Wächter des verschlungenen Räthsels der Welt gedacht. Auf ähnliche Weise wird dem Prinzen auf einem Schilde, das Schinken und Wurst darstellt, die Bedeutung des Stilllebens erklärt; auf einem Fleischerschilde, auf welchem der Metzger den Ochsen erschlägt, muß derselbe den Kampf des Theseus mit dem Minotaur bewundern, und es ist nicht zu leugnen, daß hier eine sehr ergötzliche Ader des Humors fließt, der Dichter zeigt uns die Möglichkeit, wie mit Symbolik aus Nichts Etwas oder Alles zu machen sei und wie die Kritik unterlegt, was sie nicht auslegt. Ledebrinna erhält den Titel eines Legationsrathes und sieht weitern Beförderungen entgegen.

Zum Unglücke dieses durch die Gunst des Fürsten Beglückten, kommt jedoch der Rath Ambrosius aus der Nachbarschaft nach Esisheim. Man führt ihn in einen Abendcirkel, man stellt ihm den berühmten Ledebrinna vor; aber beim Anblick dieses Mannes fällt der Kunstenthusiast plötzlich ohnmächtig zu Boden. Er hat seinen Adonis, seine lederne Vogelscheuche in dem fremden Legationsrath erkannt; sein Ideal ist vor ihm erschienen in leibhaftiger, lebendig sich bewegender Gestalt. Er eilt ihn unter vier Augen zu sprechen, er beschwört ihn, wieder sein Kunstwerk zu sein, seine Gärten wieder mit seiner werthen Persönlichkeit zu zieren und der Gegenstand der Anbetung seiner Tochter zu sein. Der Fremde fürchtet einen dem Tollhause Entlaufenen vor sich zu sehen. Der Schwärmer, der dies Lebendigwerden der Galathee Pygmalion's an seiner Gartenfigur wiederholt glaubt, wird immer drängender, klagt den ungetreuen Flüchtling, dem er das Leben gegeben, der Undankbarkeit an, und sucht endlich gerichtlich seine Ansprüche auf die lebendig gewordene Vogelscheuche durchzusetzen. Ganz Krähwinkel ist in Aufruhr, einen Fall dieser Art hat sich Niemand auch der Möglichkeit nach träumen können, man staunt, stutzt, geht in sich und fängt an zu zweifeln. Der Fremdling ist allerdings gewissermassen mit dem Winde ihnen zugeweht, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Etwas Räthselhaftes liegt in dem Manne, eine geistige Verwandtschaft zum Leder fällt den Leuten, indem sie des Fremden Ansichten und Handlungen erwägen, erst jetzt auf; auch seine gelblich-graue Gesichtsfarbe macht ihn jetzt verdächtig. Ledebrinna selbst scheint seit Ambrosius' Ankunft wie verändert, tief in sich gekehrt und verschüchtert, läßt er Alles mit sich geschehen und es kommt zum völligen Processe. Die Märchenwelt thut sich uns mitten im deutschen Krähwinkel auf; es handelt sich darum, ob der Mann ein wirklicher Mensch oder eine mechanisch belebte Puppe ist. Die Schranken sind eröffnet, die Jury ist versammelt, auf die Tribunen drängt sich eine zahlreiche Menschenmenge. Ein junger Referendar, der sich von der Gesellschaft, deren Präsident der Legationsrath war, beleidigt fühlte, tritt als Ankläger auf und faßt alle scheinbaren und klar daliegenden Thatsachen auf, um den Beweis zu führen, daß der Fremde und die entlaufene Vogelscheuche identisch seien.

Der Böswillige beruft sich auf seines Freundes Tieck „Sommerreise", wo Wachtel, ein tiefer, aber fortwährend betrunkener Denker, gradezu beweist, daß sich unendlich viele Menschen in die Welt einschmuggeln, die gar keine Seele haben. Nur so werde es erklärlich, daß es so vielen unserer Journalisten, Klätscher, Verleumder, Demagogen, Ultraliberalen, Absolutisten, Pfaffen und Mitarbeitern an der „Kirchenzeitung", Tragödien- und Lustspieldichtern, Uebersetzern und Dramaturgen so unendlich leicht sei, zu leben. Alle Aufmerksamkeit der Regierungen, alle Inquisitionen, alle Visirung der Pässe, Chikanirung honetter Menschen und Daumschrauberei der Universitäten helfe nichts, da hinterrücks dennoch tausend und aber tausend Menschen geboren werden, sich einregistriren, wirken, handeln und Gedanken und Gesinnungen verbreiten, die völlig geist- und seelenlos sind.

Gegen diese Argumentation erhebt sich nun der Vertheidiger, Magister Ubique, der tiefgelehrte, mystisch-allegorisirende Kunstkritiker, der eine gemalte Wurst als ein Stillleben feierte und die Bäckerwaare durch die eleusinischen Geheimnisse und die Sage vom Graal zu einem Symbol des Tiefsten umdeutete. Seine kunstgewandte Parlamentsrede läuft auf nichts Anderes hinaus als auf den Beweis, daß, selbst wenn Lebebrinna die durch ein magisches Wunder der Geisterwelt beseelte Vogelscheuche wäre, die Gesetze des Freistaats Esisheim dennoch den Ansiedler beschützen und vor der Sklaverei bewahren müßten, in die der ehemalige Besitzer des leblosen Kunstwerks das jetzt lebendige Wesen einzwängen wolle. Die Vogelscheuche sei kraft der in ihm moralisch laut gewordenen Macht des Selbstbewußtseins, wie es im Drange der Verhältnisse läge, emancipirt, die Colonie, die sich selbständig fühle, der Sklave, der die Fessel abwirft, ist in Folge der in ihnen erwachten Vernunft frei und selbständig.

Wo steht es denn — sagt der Pfiffige — in unsern Gesetzen und Stadtverordnungen, im Herkommen, im magdeburger oder lübecker Recht, oder im alten Sachsenspiegel geschrieben, daß ein Fremder, welcher sich in Esisheim niederläßt, um hier sein Geld zu verzehren, nicht von Leder sein dürfe? So lange er das Bürgerrecht nicht nachsucht, so lange er nur den allgemeinen Schutz genießen will, wird nichts von ihm gefodert, als daß er sich ruhig verhalte. Er darf bestehen, woraus er will, aus Leder, Elfenbein, Cederholz oder Papiermaché. Wer hat etwas drein zu reden? Das ist eine Gewissenssache, die der individuelle Mensch mit sich selber auszumachen hat. Und wahrlich, es wäre doch ein großer Fortschritt der Bildung in Esisheim, daß zu derselben Zeit, in welcher man in ganz Europa die Juden in die Rechte der Staatsbürger will treten lassen, zu einer Zeit, in welcher man den Sklavenhandel abgeschafft und die Colonien frei gemacht hat, daß man in demselben Jahrzehend einen nicht nur unschädlichen, sondern selbst nützlichen Mann einem wahnwitzigen Feinde überliefert, weil er etwa die Grille hat, von Leder zu sein. Der Neger, der leibeigne Sklave, sowie er den Boden Englands oder eines freien Staats betritt, genießt die Gesetze dieses Staats und ist ein freier Mensch. Und ein Wesen, welches durch selbsteigne Kraft sich erhoben, oder durch ein unerklärliches Wunder, aus einer Kunstfigur sich zum wahren Menschen gesteigert hat, sollte nicht auf dasselbe Recht Anspruch machen können? Lebebrinna ist also frei, selbständig, persönlich und ungehemmt, man mag die thörichte Sache auch drehen und wenden, wie man will. Ich habe in letzter Instanz jene aberwitzige Voraussetzung nur als eine Möglichkeit zugegeben, um zu zeigen, daß auch die Raserei, als Wahrheit genommen, zu keinem Ergebniß führen könne.

Die Geschworenen sprechen den Angeklagten für nicht schuldig, und der Rath Ambrosius muß mit seinen Anfoderungen an sein wider seinen Willen selbständig gewordenes Eigenthum zurückstehen, obschon er selbst ebenso sehr wie seine Tochter Ophelia davon überzeugt ist, der Legationsrath sei der abhanden gekommene Adonis. Selbst die lederne Kleidung, nebst Köcher und Bogen, welche der Flurschütz trug, findet sich bei dem Verdächtigen, der diese Gegenstände aus Amerika mitgebracht zu haben vorgibt. Schließlich bleibt wirklich kein anderes Auskunftsmittel, um aus den Wirrsalen des Zweifels und Glaubens herauszukommen, übrig, als die Identität Lebebrinna's und der Vogelscheuche anzuerkennen, und seine Ueberzeugung an ein unbegreifliches Wunder, das sich ereignet haben muß, gefangen zu geben.

Die Lösung des Räthsels wird jedoch von einer andern Seite aus möglich. Der fabelhafte Bürgermeister Heinzemann, der seine astrologischen Deutungen überall anzubringen versucht, ist jetzt in einem Verkehr mit der Geisterwelt, von dessen Vertraulichkeit man vor ihm kaum eine Ahnung hatte. Das Auge genügt ihm nicht mehr, um mit Hülfe der Fernröhre den Lauf der Sterne zu betrachten und die Gesetze der planetarischen Bewegungen zu erspähen. Mit dem Ohre will er die Geheimnisse der Weltordnung erlauschen. Ist alles im All belebt, so ist auch alles voll tönender Rede und der große Conner unter allen Wesen wird gefühlt, aber auch ausgesprochen, nur daß wir die flüsternden Stimmen der Geister im Kelche der Blumen, im Wehen des Windes nicht wahrnehmen noch deuten können. Heinzemann macht sich Gehörmaschinen; wie er für das Auge Fernröhre hat, so will er fürs Ohr Weitröhre haben, die ihm die Naturlaute näher bringen. Allnächtlich sitzt er in seinem Pavillon und streckt seine Gehörwerkzeuge und seine Ohren in die stillbewegte Luft hinaus und lernt allmälig aus dem Summen und Seufzen, Ziehen und Rauschen, Wehen und Tönen im All der Welt die Sprache der Naturgeister verstehen. So lebt der Mann mit Elfen und Feen im engsten Verkehr, im Schein des Mondlichts tanzen seine Freunde auf und ab, im Flüstern der Lüfte vernimmt er das Rendezvous der Geister, die durch die Weite irren, sich suchen und fliehen und eine ganze Welt für sich bilden, deren Parodie die Menschenwelt ist. Der Mann leidet offenbar an Wahnsinn, sein Eifer zum Naturstudium sieht wie ein Wahnwitz aus, allein es ist, um mit Polonius zu reden, doch Methode darin. Endlich ist der Zauberkünstler des Wahns denn auch so glücklich, sich einen Elfengeist einzufangen, den er in der Stille der Nacht belauschte und ertappte. Er hat Sprenkel ausgestellt und fängt sich ein Bübchen aus der Geisterwelt, das ihm dienstbar wird und menschliche Gestalt annimmt. Er nennt den Kleinen Alfieri, da das seltsame Wesen die Laune hat, mit einem Namen belegt zu werden, der etwas recht Langweiliges bedeutet. Heinzemann kennt boshafterweise nichts Langweiligeres im Reiche der Schöpfung

als Alfieri's Trauerspiele, und so gibt er ihm dieses Dichters Namen. Der kleine Elfengeist offenbart seinem Herrn und Meister nun viele Geheimnisse der Feen an, die uns schon theilweis in Gesprächen zwischen den beiden Elfen, Rohrdommel und Kuckuck mitgetheilt wurden. Die Sucht des kleinen Alfieri, mit einem langweiligen Namen sich benannt zu sehen, ist offenbar eine Mystification des Lesers, denn in den Conversationen der Geister herrscht eine Langweile, die ihres Gleichen sucht. Wir müssen diese Mystification theuer genug bezahlen; kaum daß Ledebrinna und seine ledernen Gesellen das Leder ihrer zähen, gedehnten Unterhaltung so weit ausweiten können, als es den Elfengeistern möglich ist. Das Gedicht, das so reich an tiefsinnigen Intentionen ist, verliert durch diese Weitschweifigkeit außerordentlich; an gedrungene Charaktergestaltung, die sonst ein Glanzpunkt in Tieck's Novellen war, ist gar nicht mehr zu denken, Alles zerfließt in ruhiger Betrachtung, die selbstgefällig sich in tausend Wendungen bespiegelt, wiederholt und erschöpft. Bei alledem darf der tiefere Grundzug, der dieser ganzen Composition dem Gedanken nach inwohnt, nicht übersehen werden, und wir theilen unsern Lesern folgende Stelle aus der Parallele mit, welche Alfieri zwischen seinen Geistern, den Blumen und den Menschenkindern anstellt.

Es ist ein Naturgesetz, daß die Liebe, weil sie ewig sein kann und soll, sich lösche, sänftige und scheinbar in dem seligen Rausch ersterbe, aus Lust in augenblicklichen Tod übergehe, um ihr Jugendleben neu und gestärkt weiter führen zu können. Ihr armen Sterblichen sprecht von diesem seligen Vernichten oft roh und gemein. Weil euch, was den unschuldigen Thieren entzogen wurde, von der Natur die holdselige Scham mitgetheilt wurde, so ist es euch möglich, auch schamlos zu sein und die holden Mysterien zu entweihen. Wir Geister sind euch Menschen darin etwas ähnlich, und doch auch wieder unähnlich; wir tragen Gewande, Putz, aber mehr wie aus Scherz und phantastischem Gelüsten. Der Schmuck ist in unserm Reiche etwas Heiliges, und da wir keine Mode haben, so sehen wir bei uns das Reizende, Schöne und Prächtige, und ebenso häufig das Barocke, Alberne und Tolle; denn solche Geister, wie unser Puck und alle ihm ähnliche, haben eine Lust daran, sich oft ganz verrückt auszustaffiren. Sie plündern alle Naturreiche, um von Fischen, Vögeln, Pflanzen, Muscheln und Moosen zusammenzusuchen, was irgend komisch aussieht und Lachen erregt. So ist Kleidung bei uns Sitte und Poesie, aber kein Gesetz; denn auch im Nackten sind wir unter uns ohne Angst und Scham. Aber nur selten tanzen und schmausen wir so. Wie ihr Menschen nur immer verschweigt und in Geheimniß deckt, was sich nur der glücklichen Liebe enthüllt, so denkt in den Pflanzen, wie sie unbewußt sind, die Natur ganz im entgegengesetzten Sinn. Die magischen Theile, durch welche sie sich erzeugen und fortpflanzen, sind bei ihnen die Blüte. In den Blumen vor Allem prangt und glänzt unverhüllt als Schmuck und eitler Rausch dies Geheimniß. So heilig und fromm die Lilie aussieht, breitet sie doch ebenso wie die lachende Rose nur in scheinbarer Keuschheit den weißen Kelch, der ihr Schoos ist, dem entzückten Menschen hin. Unerschöpflich phantasirt in den Blumen dies zeugende öffentliche Geheimniß der süßen Begattung: in Formen, Farben, Mischungen, Allegorien und Symbolen. Und je unschuldiger die Jungfrau ist, je reiner der Sinn des entzückten Liebenden, um so schöner und edler erscheinen ihrer Phantasie und ihren Sinnen diese ihnen so klar entgegenblühenden Geheimnisse, die sie nur ahnen, sich nicht deutlich erklären. So ist dem Menschen Unschuld und Blume, Kindheit und Blüte Ein Wort, und doch geht bei ihm die Kindesunschuld verloren, sowie er sich des Triebes und Geschlechts bewußt wird.

Er könnte ein Buch über die Liebe schreiben, sagte Heinzemann.

Was bei den Menschen Scham ist, fuhr Alfieri fort, ist bei den Pflanzen Nahrung und Essen. Der Mensch zählt Mund und Lippen zu seinen edelsten Theilen, er schämt sich des Essens und Trinkens nicht: wie wir Geister, sieht er oft Grazie und Anmuth in diesem Thun, die Blume und Pflanze denkt anders. Sie versteckt die häßlichen Wurzeln, mit welchen sie ißt, in die Erde. Sie sind ohne Farbe und Licht. Oft werden sie durch das genährt, was der Mensch verabscheut.

Der kleine Alfieri verräth denn auch seinem Herrn und Meister, daß bei dem Phänomen jener Sternschnuppe, die derselbe mit seinen Freunden vor Kurzem zu beobachten Gelegenheit hatte und die über den Gärten des Ambrosius niederfiel, ein aus dem Reiche der Lüfte verbannter Elfengeist durch einen irrthümlichen Zufall in die lederne Vogelscheuche gefahren sei und dieser ein Seelenleben eingeflößt habe. Somit ist Ledebrinna wirklich aus der Metamorphose des ledernen Adonis zum Menschen geworden; die siderisch-kosmischen Einflüsse der Sternschnuppe haben dies Wunder einer seltsamen Menschenwerdung der Kunstfigur hervorgebracht. Die halb tolle Ophelia wendet dem Ledebrinna ihre Neigung zu und der alte Ambrosius ist zufrieden, in demselben einen Schwiegersohn zu finden, da er doch keine eigentlichen Eigenthumsrechte auf ihn durchzusetzen vermag. Der Elfengeist wird aber dem Legationsrath erst noch durch Magnetismus ausgetrieben und sobald der Geist Rohrdommel, der zur Strafe in in den Leib desselben fahren mußte, ihm wieder entfliegt, fühlt der Mann sich mehr als Automat, als beseelte Maschine; er tritt in die Reihe der vernünftigen Menschen und die Ehe, wenn sie auch ledern genug sein mag, liegt doch jetzt zwischen ihm und der phantastischen Ophelia im Reiche der Möglichkeit. Dies ganze Verhältniß sitzt uns wie ein lachendes, neckendes Traumbild auf der Stirn; wenn wir aber erwägen, daß es Träume gibt, die aus einer Säure im Magen bei schlechter Verdauung entstehen, so möchten wir diese traumartige Situation zu dieser Gattung rechnen. Die Phantasie des Dichters ist hier nicht als die leichtbeschwingte, aber harmonisch im Wellenschlag der Lüfte wogende Grazie erschienen, sondern als der alte koboldartige Phantasus, der wunderliche, launenhafte Greis, wie ihn Tieck selbst in einem seiner lyrischen Gedichte schildert, wie er gefesselt und zurückgescheucht dasitzt, so lange der Verstand vor ihm steht und Wache hält, plötzlich dann aber, sobald jener sein Auge von ihm wendet und ihm den Rücken kehrt, wie ein wildbewegter Dämon seine Ketten abschüttelt und tobend umherspringt mit dem seltsamen Geberdenspiel seiner tollen Laune.

Sehr bezeichnend für Tieck's Laune ist das Titelkupfer des Almanachs, das nebst den andern sechs Stahlstichen von dem talentvollen Jos. Führich in Prag gezeichnet ist. Es ist die Thalia, die im Walde sitzt und auf die Gruppe der ernsten Dichter des Südens und Nordens, die sich im duftigen Schatten der Waldpartie im Hintergrunde versammelt haben, aufmerksam lauscht. Auf

der rechten Seite des Hintergrundes spielt ein Satyr die Pansflöte, während Polykomikus aus seiner Höhle hervorschaut. Dem Polykomikus begegnen wir auf dem nächstfolgenden Stahlstiche wieder, wie er in Tieck's „Prinz Zerbino" sein großes Ausfegergeschäft mit dem Besen beginnt. Unter den übrigen, die ebenfalls Scenen aus dem „Zerbino" darstellen, zeichnet sich besonders der letzte Stich aus, auf welchem der Stallmeister den Prinzen im Kerker examinirt. Auch der kostbare Deckel des Almanachs gibt allegorische Compositionen, die an die frühern Richtungen der Tieck'schen Muse erinnern, und die, wie wir vermuthen, von Friedrich Tieck entworfen sind. Jedenfalls verdient die Verlagshandlung für solche sinnreiche Ausstattung des Almanachs die gebührende Anerkenntniß ihres Eifers, womit sie die Verehrung, die sie dem Dichter zollt, so reich an den Tag legt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Ende August 1834.

Der „Dziennik" bringt in einer seiner letzten Nummern die Notiz, daß vom Anfange des Jahres 1833 bis zum 1. April 1834 in Warschau 87 neue Werke gedruckt worden sind, darunter 22 poetische, 2 geschichtliche, 8 ärztliche, 5 über Landwirthschaft und Technologie, 14 in fremden Sprachen, unter andern eine neue Ausgabe von „Matthiae Casimiri Sarbievii Carmina", und seitdem ist wieder manches Beachtungswerthe herausgekommen. So ist zwar die Anzahl der hier erschienenen Schriften ziemlich bedeutend, doch ist, wie man unter den jetzigen Verhältnissen in Voraus erwarten kann, eine lebendige freie Förderung unserer Literatur nicht erreicht worden. Selbständig zu schaffen versuchen die hiesigen Literatoren fast gar nicht mehr, ihr vorzügliches Bestreben ist jetzt, die Erzeugnisse anderer Länder bei uns einheimisch zu machen, und so sind Uebersetzungen bei Weitem die Mehrzahl der neuen polnischen Werke. Der fruchtbarste dieser Uebersetzer ist im belletristischen Fache — mit diesem unsern Bericht zu beginnen — F. A. Dmochowski. Er hat eine ganze Reihe von Uebersetzungen französischer und deutscher Romane von geringerm Umfange unter dem Titel: „Rozrywki niedzielne" (Sonntagsunterhaltungen) herausgegeben, von der an jedem Sonntag ein Heft für einen Gulden polnisch (4 Gr.) erschien, bis jetzt 24 Hefte, und kündigt noch eine zweite Sammlung größerer Werke an. Außerdem aber hat er noch mehre französische und deutsche Romane in Uebersetzungen einzeln herausgegeben, u. a. „Cyrulik Paryzki" (Der pariser Barbier), vier Theile, und einige nach Bojart und Paul de Kock. Eine sehr gute Uebersetzung von dem Gedichte Millevoye's „Die mütterliche Liebe" erschien von dem leider unlängst zu Leipzig verstorbenen Advocaten des hiesigen Appellationsgerichts Zawadzki, der sich schon früher durch eine Uebersetzung von Kleist's „Frühling" und andere Poesien bekannt gemacht hat. Das Gedicht Campenon's „Die ländliche Wohnung" („Mieszkanie wiejskie") ward in diesen Tagen in einer freien Uebersetzung vom Grafen Bruno Kicinski ausgegeben. Originalgedichte erschienen von F. Zaterski: „Pienia liryczne i religiyne" (Lyrische und religiöse Gedichte), sie bestehen in Hymnen, Sonetten u. s. w., Zeichen von poetischem Geiste fehlen nicht, doch ringt der Dichter noch sehr mit der Sprache. Zu erwähnen ist noch eine neue sehr vollständige und elegante Ausgabe von Mickiewicz's Werken (3 Theile), in der auch die berühmte Vorrede der ersten Ausgabe wiederabgedruckt ist. Auch ist nun die neue Ausgabe von Krasicki's Werken mit dem 18. Theile beendet.

Der Buchhändler Merzbach gibt eine Sammlung von Theaterstücken heraus, die jetzt hier fast ausschließlich gegeben werden. Außer zwei Originaldramen vom Grafen Friedrich Skarbek, der noch in unserer Zeit einen moralischen Zweck, welchen er besonders durch Rührungen zu erreichen strebt, mit dem Drama verbindet, sind es Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen, z. B. Töpfer's „Bester Ton", Blum's „Mirandolina", wie denn unsere Bühne von dem Auslande fast ganz abhängig ist und die echtnationalen dramatischen Arbeiten eines Fredro, auf die man selbst in Deutschland anfängt aufmerksam zu werden, bisher gar nicht berücksichtigt hat.

Unter den wissenschaftlichen Werken dürfte das wichtigste sein: „O sądownictwie w królestwie polskiem" (Ueber die Gerichtsbarkeit im Königreiche Polen), von dem Unterprocurator am Appellationsgerichte Aug. Heilmann. Diese Schrift umfaßt die Geschichte der Gerichtsbarkeit während der Zeit des Herzogthums Warschau, nach der Wiedereinsetzung des Königreichs Polen und gemäß den Modificationen des jetzt ertheilten organischen Statuts. Da das Werk zugleich eine Darstellung unserer ganzen jetzigen Gerichtsbarkeit ist, so ist es auch für den Beamten sehr nützlich. Gleichfalls einen praktischen Zweck hat „Przewodnik giełdy" (Der Börsenführer) vom Prof. Zubelewicz.

Medicinische Werke erschienen von Nowicki: „Ueber Beinbruch", Stabsarzt Orkisz, Malcz u. A.; eine „Botanik für das schöne Geschlecht" von dem verstorbenen Potymowicz. In kurzem wird das erste polnische Werk über das Schachspiel: „Strategika szachowa" (Schach-Strategik), herauskommen. Ein lange ersehntes Werk ist die erste polnische Gesangschule vom Prof. Elsner.

J. B. Rakowiecki, der sich durch Herausgabe der „Prawda ruska" bedeutende Verdienste erworben, hat eine Sammlung seiner vermischten Schriften („Pisma rozmaite", Th. I. Hft. 1) begonnen. Der erste Theil enthält Aufsätze über slawische Sprache, Literatur und Geschichte. Im ersten Hefte trifft man einen Aufsatz über Ekonomides an, einem Mitgliede der kaiserl. russ. Akademie, der zu Petersburg 1828 Untersuchungen über die nahe Verwandtschaft der slawisch-russischen und griechischen Sprache herausgegeben hat. Rakowiecki hat diese Untersuchungen theils erklärt und bestätigt, theils berichtigt. Unter den erschienenen Grammatiken befindet sich eine Sanskrit-Grammatik nach Bopp von Valentin Majewski; die russischen Grammatiken für Polen genügen dem jetzt so nahe liegenden Bedürfnisse nicht.

Die politischen Blätter, welche im vergangenen Jahre hier erschienen, haben sich auch in diesem zu erhalten gewußt; unter ihnen besteht die „Gazeta Warszawska" nun seit 40 Jahren. Täglich erscheinen fünf polnische, zweimal wöchentlich der deutsche „Warschauer Correspondent". Ihnen haben sich mehre nichtpolitische Zeitschriften beigesellt, namentlich haben die englischen und deutschen Pfennig-Magazine mehre Nachahmungen veranlaßt. So gibt Glücksberg ein „Magazyn powszechny" (Allgemeines Magazin) heraus mit denselben Holzschnitten, die sich im leipziger „Pfennig-Magazine" befinden. Vielleicht stiftet das Blatt hier mehr Nutzen als in Deutschland, da hier dem Volke viel weniger Hülfsquellen zur Erweiterung seiner Kenntnisse geboten werden. Außerdem erscheint von dem genannten Dmochowski eine malerische Reise um die Welt („Podróż malownicza około świata"), nach dem gleichnamigen französischen Journale (36 Hefte) und eine Uebersetzung von Meyer's „Universum" mit Kupfern (6 Hefte). Ein wissenschaftlich-literarisches Wochenblatt: „Tygodnik polski", hat nach kurzer Existenz mit dem 12. Hefte wegen Mangel an Unterstützung eingehen müssen, dagegen hat sich der seit 1832 erscheinende, der Landwirthschaft gewidmete „Pamiętnik rólniczo-technologiczny" (Denkschrift des Landbaus und der Technologie) neben einer andern gleichen Inhalts „Sylwan" erhalten.

26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 319. — 15. November 1834.

Taschenbücherschau für 1835.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 318.)

3. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze.

Anmuthiger als die allegorischen Titelkupfer, die Liebe und Freundschaft bieten, pflegen die kleinen Lebensgruppen zu sein, welche der Herausgeber auch diesmal mit niedlichen Versen erklärend begleitet. Die acht Bildchen des vorliegenden Jahrgangs geben Genreseenen, welche unter dem Titel: „Bedenklichkeiten", von der Zeit des ersten Umgangs beider Geschlechter durch die Stadien des Lebens hindurch bis auf den Friedhof lauter in der That kritische Momente und Wendepunkte in der Geschichte des Menschen vor Augen führen. Der literarische Gehalt des Büchleins ist selten sehr auserlesen, nur Kruse haben wir gern als Stammgast in der Gesellschaft, die St. Schütze zusammenbringt. Auch von A. v. Chamisso pflegt eine Romanze (diesmal „Liebesprobe", nach einem Volksliede) beigesteuert zu werden; die übrigen Lyrica von L. Bechstein und dem Herausgeber sind unbedeutend, und es ist zu beklagen, daß ein Taschenbuch, welches sich an Liebe und Freundschaft wendet und ihnen Gaben bringen sollte, so dürftige Gefühlstöne herlallt und den Leuten die Lyrik immer mehr noch verleidet. Es läßt sich auch kaum Langweiligeres unter dem Monde erdenken als ein aus dem Monde gegriffenes lyrisches Gedicht, das sich so ohne allen Anklang von Liebe und Freundschaft hinsummt. Von Blumenhagen lesen wir eine Erzählung: „Der Mutter Grab". Ein wirklicher Blumenhag auf einem wirklichen Grabe ist uns lieber als dieses Muttergrab von Blumenhagen. An Blumen fehlt es dem Verf. nicht, er streut sie oft faustdick hin, aber sie riechen übel, es sind Butterblumen für Kühe. Man muß ein ganz ordinaires Gemüth haben, wenn man die Schreibart Blumenhagen's genießlich findet. Seine pockennarbige Diction, seine überschwänglich gemeine Sprache ist ihm so zur Manier geworden, daß künftige Zeiten nach einem Bruchstück von seinen Werken begierig sein werden, wenn man man dereinst in unsern kritischen Berichten, die der Nachwelt verbleiben müssen, folgende Stelle liest, in welcher der Dichter Blumenhagen einen Jüngling, der in seine Heimat zurückkehrt, charakterisirt:

Fast noch Knabe war er fortgezogen; scheu bei aller jugendlichen Wildheit, schmiegsam fremdem Gebote bei allem angeborenen Ungestüm, furchtsam in die Welt schauend war er gegangen. Durch das Leben in der Fremde, durch seine Beschränktheit auf sich selbst, hatte er Selbständigkeit und Selbstvertrauen gewonnen; über den Jüngling wegschöpfend war er Mann geworden u. s. w.

Welch' ein Haufe von Unnatürlichkeiten in so wenigen Zeilen. Wie kann es einen Jüngling geben, der aus Wildheit scheu, aus Ungestüm schmiegsam, aus Bornirtheit klug ist!! Hunde schildert ein Dichter mit mehr Zartheit als Blumenhagen seine Menschenkinder, z. B. den bösen Factor in dem trostlos schlechten Muttergrab:

Nichts von des Hrn. Wulf's Ungestalt; Ihr wißt, die Fischerkinder flüchten in die Fischkästen, läßt er sich am Kanal blicken, und der Rath unserer Stadt sollte ihn mit Strafe an Leib und Säckel bedräuen, sobald er versäumte, jeder Bürgerin, die Gottes Segen an sich verspürt, auf zehn Schritte aus dem Wege zu beugen. Wäre es möglich, daß ein Mensch zu leben vermöchte ohne Herz und Lunge, so möchte ich wetten, aller Raum zwischen seinem Brustkasten und zwischen seinen Bauchwänden sei von einer kolossalen Leber ausgefüllt, und ein Dutzend Gallenblasen hingen daran, jede Minute bereit, ihr ätzend Gift über jeden Nächsten hinzuspritzen u. s. w.

Mißgestalten kann nur der Humor schildern, oder sie werden erhaben und gigantisch wie in Dante's „Hölle" hingestellt. Es gibt aber eine Gemeinheit, die im eignen Schmutze sich am liebsten wälzt; Clauren war genial gegen Blumenhagen; Clauren war lüstern und suchte durch Ueppigkeiten zu reizen, Blumenhagen will tugendhaft sein. — Von L. Kruse lesen wir zwei Novellen, „Der magische Schlüssel", ein dänisches Märchen, das uns weniger zusagt als die Erzählung: „Das gesetzwidrige Geheimniß", ein hübsches Lebensbild mit criminalistischen Interessen, durch die unser Gemüth gespannt wird. Die Charakterisirung eines weiblichen Gemüthes, welches die zufällige Mitwissenschaft um eine blutige That verheimlicht und doch den unschuldig Angeklagten zu retten sucht, ist echt und gelungen zu nennen. In dem dänischen Märchen liegen die Situationen etwas verworren durcheinander.

4. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Adrian.

Ehe wir vom gedruckten Inhalte sprechen, lassen wir

uns vom geſtochenen Inhalte des ſchön ausgeſtatteten Büchleins beſtechen. Die engliſchen Stahlſtiche ſind diesmal wieder vorzüglich zu nennen. Waſhington Irving's Bildniß zum Titelblatt zieht uns mit ſeiner kaufmänniſch-unpoetiſchen Phyſiognomie nicht eben an; um ſo mehr erfreut die Galerie von ebenſo trefflich gewählten als ausgeführten Scenen aus Byron's Werken. Wir ſehen bei der Wahl der Situationen die Hand eines Kritikers, der den Dichter in ſeinem ganzen Weſen belauſcht hat und alle Momente ſeines vielzerriſſenen, tiefdurchfurchten Lebens voller Schmerz und Jubelrauſch genau kennt. Wir meinen den Herausgeber, den geiſtreichen Ueberſetzer Byron's; er begleitet die Stiche auch diesmal mit ſeinen paraphraſirenden Erklärungen und Stellen ſeiner Ueberſetzung des Briten. Aus Byron's „Beppo" entlehnt, ſehen wir eine venetianiſche Dame in der Gondel an uns vorüberfliegen; ihr Blick haſcht ebenſo flüchtig wie der wehende Schleier nach den Reizen des Augenblicks, ſie lockt und winkt und fliegt vorüber. Das zweite Bild zeigt die Gerichtsſcene aus der „Pariſina". Azzo von Eſte ſitzt auf dem Throne, ſein ſchuldiges Weib und ſein natürlicher Sohn ſtehen vor ihm, ſein rollendes Auge ſpricht beide ſchuldig. Das dritte zeigt die „Maid von Athen", eine Geſtalt, auf die des Dichters Worte paſſen:

Maid Athens, eh' wir im Schmerz
Scheiden, gib zurück mein Herz.

Denn ſo ſitzt ſie im Gefühl ſicherer Herrſchaft auf dem Divan. In ihrem ganzen Weſen liegt die üppige Ruhe des Orients, das große Auge läßt ſein Feuer in ſich ſchlummern, die reichen faltigen Gewänder liegen bauſchig um ihren Schoos, ihre Hände ruhen nachläſſig ineinander, von einem Fuße löſt ſich der Pantoffel und vollendet das Bild nachläſſig ruhender Schönheit, wie ſie Byron ſchildert. „Junker Harold" auf dem nächſten Blatte liegt kalt und erſtorben mitten unter den Freuden des Lebens. Drei Huldinnen buhlen vergeblich um ſeine Gunſt; die eine bietet ihm Früchte — er kennt keine Frucht der Liebe; die andere kredenzt ihm den ſchäumenden Pokal — er mag ſich nicht mehr berauſchen; die dritte ſingt und ſpielt die Zither, ihr ſchmachtendes Auge ſucht das ſeinige und findet es kalt und liebeleer. Hinten im Kerzenſaale rauſchen hundert frohe Tänzer auf und nieder. Das Bild iſt vortrefflich. Ihm folgen zwei Liebesgruppen, wie ſie Byron geſchildert und erlebt; die eine aus ſeinem kleinern Gedichte: „Die Inſel", die andere aus ſeiner Jugend, das Bild ſeiner Kinderliebe, das Eden ſeiner erſten Neigung zu Mary Duff, das er als Knabe kennen lernte, um es als Mann, dem das leidenſchaftlich bewegte Herz allen Nektar in Wermuth verwandelt, als unwiderbringlich zu beweinen. Das Portrait der Lady Jerſey ſchließt die Galerie, in der mehr Poeſie, mehr lebendige Schönheit zu finden iſt als in den literariſchen Beiträgen. Eine Novelle von Ludwig Storch: „Die Roſe von Salerno", leidet an derſelben ſchwülſtigen Schreibart, an der geſuchten Rumford'ſchen Suppenkräftigkeit, die wir fortwährend an Blumenhagen tadelnswerth nennen müſſen. Mit Walter Scott wollte man zur natürlichen Derbheit zurückkehren, und Spindlern gelang es, ſeinen mittelalterigen Gemälden jene groben aber wirkſamen Pinſelſtriche des franzöſiſchen Landſchaftsmalers Watelet aufzudrücken, die in der Nähe wie Kleckſe ausſehen und nur in der Ferne den gewünſchten Eindruck machen. Storch iſt auch ſchon in Manier verfallen, er hatte ſeine Muſe auch ſchon zu Tode gehetzt und greift nach Blumenhagen's geſpreizter, ſich überſchlagender Diction. An der Schilderung von Liebesſcenen erkennt man gleich den Nerv des Dichters, hier kann man ſeine Art und Weiſe am beſten kennen lernen. Man leſe folgende Darſtellung der Begegnung zweier Menſchen:

Der Jüngling bringt ſeiner Braut am Morgen der Hochzeit die purpurglühende Wange, den jugendlich feurigen Liebesblick, die hüpfende Welle des Bluts im zärtlichen Druck der Hand, das ſtürmiſche Schlagen des Herzens in der brünſtigen Umarmung, er bringt ihr ſeine blühende Jugend, ſeine markige Kraft, ſeinen verlangenden Seufzer, ſeine girrenden Lieder, und — ſelig hängt das Mädchen ſeiner Wahl an ſeinem Nacken, ihr Blick taucht wonnetrunken in ſeinem Auge unter und gewährt liebend, was der ſeinige liebend fodert. Das ſind Geſchenke des Bräutigams, die die Braut beglücken und ihr den Hochzeitstag mit unausſprechlicher Freude füllen. Der Mann, der bejahrte Mann bringt ſeiner jungen Braut reiche Stoffe, Goldgeſchmeide, edles Geſtein und koſtbare Perlen, Ringe und Spangen, theuere Tücher und Bänder. Das ſind Geſchenke, die die Braut auch erfreuen, aber es iſt eine kalte Freude, mit der das Herz nichts zu ſchaffen hat; ſie ſind ſchwer und hängen laſtend an den Flügeln der Tagesſtunden, welche jene mit begeiſternder Kraft beſchwingen; kalt bleibt das Herz der Braut, der Strahl ihres Auges entzündet ſich nicht, und die Edelſteine ſind's allein, die da glänzen, aber es iſt ein todter Glanz.

Lieber Himmel! iſt das Leben denn wirklich ſo arm an Situationen, um, wenn die Poeſie auch nur Copie ſein ſollte, nicht Beſſeres zu copiren aus der Fülle des menſchlichen Daſeins? Sind die Menſchen denn wirklich ſolche hohle, jämmerliche Puppen, als dieſe Novellenſchreiber ſie hinſtellen? Liegt in der Begegnung zweier Menſchen, ſelbſt wenn, wie hier, ein gealterter Ariſtokrat ſich mit einer jungen Schönheit vermählt, um in ſeine Schatzkammern voll hohlem Glanz Lebenswärme und Herzensblut zu leiten, wirklich gar keine Poeſie? Iſt das Leben, ſage ich, wirklich ſo kalt und nüchtern, wie Ludwig Storch es ſchildert? Dieſer Storch iſt ein Klapperſtorch, er klappert, aber bringt kein Kindlein, keine friſche Lebensfreuden ins Haus der Literatur. Recht anmuthig lieſt ſich das ſtofflich bekannte alte Märchen: „Tanhäuſer", von Eduard Duller neu erzählt. Man kann einen dramatiſchen Stoff als Oper behandeln, und ſo läßt ſich auch ein Märchen nicht als Novelle, ſondern in einer ganz eignen Weiſe wie eine epiſche Oper voll lyriſcher Intermezzi darſtellen. Der Sagenton iſt dann zum muſikaliſchen Rhythmus geworden, auch die Proſa reimt ſich, wie der Zufall ſpielt, und die Diction tändelt in ſcherzender Sangesweiſe halb wie Vers, halb ungebundener und loſer, aber doch in rhythmiſchen Cadenzen hin und her. Dieſer Verſuch iſt von E. Duller hier gemacht; ſein Märchen iſt eine epiſch-lyriſche Oper voll friſch ſprudelnder Munterkeit im Fluſſe der gemiſchten Rede. Namentlich fallen die Redenden immer in einen ſich unwillkürlich rei-

menden Sagenton, der recht anmuthig das alte Märlein vom Tanhäuser besingt, ohne an den Helden gleiches Namens und den Venusberg in Tieck's Darstellung zu erinnern. Die eingelegten lyrischen Strophen sind auch als Lieder schön und innig. Schon der Prolog, der bei dem Leser und Kritiker um Gunst nachsucht für die neue Darstellungsart des Märchens, die der Verf. versuchte, nimmt uns sehr für ihn und seine Muse ein.

O faltet nicht die Stirn zur Strenge,
Beim ersten Blick verurtheilt nicht,
Wenn, unverhofft aus bunter Menge
Ein Kind, das Märchen, zu euch spricht.
Gewiß, ich bin's. Nicht gern verscherzen
Möcht' ich mein Theil am Erdenreich,
Drum flog ich von der Mutter Herzen,
Der Phantasie, herab zu euch. —
Ich wage viel; denn immer dichter
Umschanzet euch der Ueberdruß,
Auch seh ich manche finstre Richter
Hohnlächelnd über meinen Gruß;
Sie möchten mich so gern verbannen,
Mich, wenn sie könnten, tödten gar;
Doch saget selbst, ihr Schrifttyrannen,
Ist denn das Wirkliche nur wahr? u. s. w.

Das geistig Wirkliche, das Schöne ist allerdings nur wahr; die nackte, kahle, fade Wirklichkeit haben wir eben an Blumenhagen und Storch als trivial anerkannt, es ist die wahre Unwahrheit im Reiche der Poesie. Von „Uebersättigung" sind wir Kritiker heuer auch nicht eben „umschanzt", wir hungern und dürsten vielmehr nach leidlicher Speise, nach einem Tranke guten poetischen Weines. Die poetischen Weinjahre werden immer schlechter. Deshalb thut der Herausgeber des Taschenbuches wohl, uns Scenen aus der Wirklichkeit vorzuführen, die seine geübte Feder gut zu schildern weiß. Er gibt uns diesmal sechs Skizzen aus England unter dem Gesammttitel: „Eine Nacht unter Schleichhändlern". Auch seine sechs „Briefe aus Wallis", welche einen kurzen Reisebericht enthalten, lesen sich recht gut. 59.

Gymnastik für die weibliche Jugend, oder weibliche Körperbildung für Gesundheit, Kraft und Anmuth von J. A. L. Werner. Mit 70 lithographirten Figuren. Meißen, Gödsche. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieser Gegenstand, für den Unterricht bearbeitet und als ein Theil des öffentlichen Unterrichts empfohlen, ist allerdings bei uns etwas Neues; allein in der Anwendung von Einzelnem ist er auch bei uns schon lange vorhanden und aus dem griechischen Alterthume genugsam bekannt, was auch der Verf. in der Vorrede und Einleitung mit der Bemerkung äußert, daß man in England und Frankreich nach den Ansichten des Prof. Elias weibliche Körperbildung unter dem Namen Kallisthenie seit mehren Jahren lehrt. 1827 schrieb Miß Mason „A few observations on calisthenic exercices", worauf in Paris 1828 eine französische Uebertragung von Elias' Knabengymnastik für weibliche Körperbildung erschien, deren Unzweckmäßigkeit denselben veranlaßte, eine bessere Anweisung zu schreiben und sie u. d. T.: „Kallisthenie, oder Uebung zur Kraft und Schönheit für Mädchen, mit Vorwort von Merkel", mit 28 Umrißfiguren, 1829 herauszugeben. Da nun Hr. W. glaubte, diesem neuen Unterrichte noch manche Verbesserung und Ergänzung geben zu können, so arbeitete er, zum Theil nach seinem größern Werke, vorliegende Schrift aus. Nachdem er in der Einleitung über die Nothwendigkeit und den Werth der weiblichen Körperbildung, über die Eigenschaften des Lehrers nebst einigen Winken für denselben und über die Kleidung der Schülerinnen gesprochen hat, lehrt er in 14 Abtheilungen folgende Gegenstände: 1) Die erste Ausbildung des Körpers durch verschiedene Stellungen und Bewegungen des Körpers und seiner Glieder; 2) die Balancirübungen des eignen Körpers; 3) die Wendungen und Drehungen des Körpers auf der Stelle; 4) die Fortbewegung des Körpers von der Stelle, Gehen, Marschiren, Laufen; 5) das Springen in der Schnure und im Seile; 6) die Uebungen auf dem Schwebebaume mit Balanciren und Kämpfen; 7) verschiedene Uebungen, welche die Biegsamkeit des Körpers befördern und denselben geschmeidig machen, mit einigen Bemerkungen über das Baden und Schwimmen; 8) den die Kraft und Gelenkigkeit der Schultern, Arme und Hände befördernden Gebrauch der stummen Glocke (eines Handgewichts); 9) die Uebungen mit dem Stecke; 10) die Uebungen am schwebenden Stabe; 11) die Uebungen an der Zapfensäule; 12) das Klettern am Knotenseile mit Beschreibung einer Rettungsmaschine bei Feuersgefahr; 13) das Zielwerfen, das Ziel-, Bogen- und Stechvogelschießen (!); 14) einige körperliche Unterhaltungsspiele zur Beförderung der Kraft und Gelenkigkeit, als Ballspiel, Doppelballspiel, Federballspiel, Ringe- und Reifchenspiel. In einem Anhange über das Tanzen, Reiten und den weiblichen Anstand theilt Hr. W. noch eigne und fremde Ansichten mit. Das Reiten, für welches weder eine Schrift nöthig noch vorhanden ist, da es zu wenig und dann nach den gewöhnlichen Regeln erlernt wird, scheint ihm weder als Leibesübung noch als Vergnügen für die Frauen passend. Nach einigen historischen Notizen über das Reiten der Frauen im Alterthume und Mittelalter beweist er aus der weiblichen Natur und Bestimmung, sowie aus dem griechischen Kunstsinn und dem Beispiele der griechischen Göttinnen, von denen keine reitend dargestellt wird, daß das Reiten der weiblichen Zartheit ebenso sehr entgegen ist als die Gelehrsamkeit ihrer Bestimmung. Die weibliche Anstandslehre, wie das Tanzen und Reiten ist ein Auszug aus der trefflichen, aber nicht genug bekannten Schrift: „Anstandslehre für das weibliche Geschlecht", von der Gräfin Amalie von Wallenburg (Leipzig 1824).

Hr. W. hat nicht den Begriff der weiblichen Körperbildung nach der weiblichen Natur und Bestimmung aufgestellt, um darnach die Gegenstände derselben und ihre Anordnung zu bestimmen, und daher ist es auch gekommen, daß sie weder genau zusammenhängen, noch alle zur weiblichen Körperbildung gehören, wie das Marschiren, Klettern, Balanciren u. s. w. Indessen läßt sich dies damit entschuldigen, daß der Verf. seine Schrift dadurch desto umfassender und gemeinnütziger und die Auswahl der Uebungen desto größer und angenehmer machen wollte, sodaß sie nicht blos für weibliche Körperbildung an sich, sondern auch als orthopädische Hülfe bei Leibesschaden und als eine Vorschule der Mimik dienen könnte. Zu diesem Zwecke hat er noch überall den Nutzen der regelmäßigen Uebungen, sowie den Schaden des Uebermaßes mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln angegeben. Vielleicht könnte es auffallen, daß die Uebungen mit Mädchen nach militairischen Commandoworten vorgenommen werden; allein dies ist bei mehren Schülerinnen zur Erhaltung der Ordnung und Pünktlichkeit in der Ausführung durchaus nothwendig und geschieht auch in den Tanzstunden. Was aber die Anordnung der Gegenstände betrifft, so hätte die siebente und achte Abtheilung mit den Anstandsregeln über Bewegung und Haltung des Körpers wol in die erste Abtheilung aufgenommen und mit diesen Anstandsübungen der Anfang gemacht werden sollen. Dagegen mußte Hr. W. die angehängten Bemerkungen über das Baden und Schwimmen zu einer besondern Abtheilung ausarbeiten, da beide Uebungen zur

Abstract. Bei einer Reihe von Arbeiten über Fragen der Kinematik und Dynamik starrer Körper hat sich mir die Notwendigkeit ergeben, die Lösungen gewisser Differentialgleichungen zu kennen, die ich in der Form

$$\frac{dx}{dt} = \frac{\partial H}{\partial y}, \quad \frac{dy}{dt} = -\frac{\partial H}{\partial x}$$

schreiben kann, wo H eine Funktion von x und y ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist.

Figure 1. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist.

Figure 2. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist.

Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist. Ich habe mich damit begnügt, diese Lösungen für den Fall zu kennen, daß H eine ganze Funktion ist.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 320. — 16. November 1834.

Fragmente über Romanſchriftſtellerei und Romanenliteratur.

Sendſchreiben an eine Dame.

„Das große Bücherpacket aus der Bibliothek des gefälligen Herrn Hofrath H.", ſo ſchrieben Sie, theuerſte Freundin, mir in Ihrem letzten Briefe vom vorigen Monate, „hat mir im Ganzen für meine Abendlecture ſo wenig intereſſante Ausbeute gewährt und enthielt ſo viele, für Frauen wenig verſtändliche Sachen, daß ich nun par dépit ſogleich dem Buchhändler meines Onkels Auftrag gegeben, er ſolle mir die neueſten Erzeugniſſe der Romanenliteratur, von Frauen für Frauen geſchrieben, zur beliebigen Auswahl zukommen laſſen. Nun werde ich ja wol erhalten, was mir wahrhaft zuſagt." Der gute Mann war wirklich bereit, Ihren Befehl zu vollziehen; allein ich vermuthe faſt, Sie haben ihm etwas davon merken laſſen, daß Sie jenen Entſchluß eben par dépit gefaßt. Er kam zu mir mit der Bitte, ich ſolle den Vermittler machen und aus den neueſten Neuigkeiten dieſer Art für Sie auswählen, was mir etwa den Vorrang zu verdienen ſcheine; zugleich aber äußerte er den Wunſch, ich möchte Ihnen eins oder das andere literariſche Product dieſer Gattung, was nicht aus weiblicher Feder gefloſſen, gelegentlich empfehlen, weil er ſehr fürchte, daß Ihr vorerwähnter Entſchluß Sie bald gereuen werde.

Lag nun auch in dieſer Befürchtung eben keine Galanterie gegen die vielen liebenswürdigen Schriftſtellerinnen unſerer Zeit und deren Unterhaltungstalent, ich fühlte doch mich leicht verſucht, ihm beizuſtimmen, wenn auch nur zunächſt auf den Grund des Erfahrungsſatzes, daß man Frauen keineswegs für gelinde Beurtheilerinnen der Leiſtungen ihres eignen Geſchlechtes halten dürfe. Sie ſehen, ich fiel in denſelben Fehler, den er begangen, nur auf eine andere Manier.

Eine ziemliche Anzahl der vielfältigen äſthetiſchen Erzeugniſſe des letzten Jahres hat mir der gute Mann in das Haus geſendet; ich werde mich aber wol hüten, gleich für den erſten Transport meine Auswahl für Sie ſo reichlich zu treffen. Sie ſollen dieſe Gaben im Geiſte der Homöopathie erhalten, möglichſt klein und einzeln, damit an jeder für ſich Ihr ungetheiltes Intereſſe zu haften vermöge.

Doch fürchten Sie nicht, daß ich etwa den unglücklichen Einfall haben werde, ein paar Dutzend der ſchönſten Frauenromane, vom kritiſchen Meſſer ganz unbarmherzig zergliedert, vor Ihre Augen zu führen; ich mag mich nicht durch Nachahmung dieſer barbariſchen Thorheit einiger giftigen Recenſentenſeelen um Ihre freundliche Theilnahme an meinem Denken und Empfinden bringen. Hier und da etwa ein Blümchen an dem Wege zu pflücken, den die Helden und Heldinnen des fraglichen Phantaſiegemäldes durcheilen, oder auch einen Stein bemerkbar zu machen, der unnöthigerweiſe ihre Schritte hindert, darauf ſoll mein friedliches Amt ſich beſchränken; denn auf dieſe Weiſe nur darf ich hoffen, Sie zur eignen baldigen Anſchauung dieſer Gemälde zu veranlaſſen.

Aber ich dächte wol, ehe ich noch das Amt des Cicerone übernehme, wäre es gut, wenn ich mich mit Ihnen über Das in wenig Worten verſtändigte, was man vom Roman als Kunſtproduct zu verlangen berechtigt iſt.

Laſſen Sie mich gleich mit einer Bemerkung beginnen, die ein offenes Zugeſtändniß zum Beſten aller guten Romanſchriftſteller enthält. Der Roman umfaßt eine Art von Dichtungen, die am meiſten verachtet und am meiſten geleſen werden. Bei einigem Nachdenken müſſen wir wol zugeſtehen, daß dieſe Dichtungsweiſe einen Schatz von Kenntniſſen, lange Arbeit und das ſorgfältigſte, ſtrengſte Feſthalten der Ueberſicht über ein weitläufiges Ganze vorausſetzt, während die Beſchäftigung damit ſich doch ſelbſt von vielen, außerdem ganz verſtändigen Leuten als das Thun und Treiben eines Menſchen verſchreien laſſen muß, der etwas Beſſeres hervorzubringen nicht im Stande ſei. In mancher Rückſicht ſtützt ſich dieſe unbillige Schätzung wol noch immer auf das Vorurtheil, daß Werke, wovon das claſſiſche Alterthum uns keine Muſter hinterlaſſen hat, unmöglich unter die edlern Gattungen der Dichtkunſt gehören könnten; zum Theil iſt ſie aber gewiß auch durch die häufigen Misgeburten veranlaßt worden, die in dieſer Gattung immer wieder aufs Neue erſchienen und wol gar vorzugsweiſe den Ton für deren Beurtheilung angaben, ſobald es nur den Verfaſſern gelungen war, die Augen der nach wundervollen Dingen umhergaffenden Menge mit dem Vexirſpiegel einer reichbegabten Phantaſie zu verblenden. Freilich, unnatürliche Situationen

aller Art aneinander zu reihen, übertriebene Charaktere ohne Sitten und Leben, die nirgend je als in Romanen exiſtirten und exiſtiren konnten, Meerwunder von Tugend und moraliſche Ungeheuer im bunteſten Gewirre auftreten zu laſſen, dazu gehört eben kein großer Aufwand von Dichtergenie. Allein, darf man wol von einem Producte dieſer Art behaupten, es ſei darin das Problem des wahren Romans gelöſt? Auf keinen Fall.

Worin beſteht denn wol die künſtleriſche Aufgabe für den Romanſchriftſteller? Meines Bedünkens in nichts Anderm als darin, daß er eine wohlausgeführte, bürgerliche Epopöe zu liefern ſich beſtrebe. Ich charakteriſire die Dichtungsart, auf deren Verwirklichung im Romane er hinarbeiten muß, durch die ſpecielle Bezeichnung: bürgerliche Epopöe, weil hier nicht von den Eigenthümlichkeiten eines wirklichen Heldengedichts die Rede ſein darf, ſondern von einem künſtleriſchen Ganzen im höhern Schwunge, in welchem gleichwol Alles das Gepräge des wirklichen Lebens anſichtragen muß. Dieſe bürgerliche Epopöe nimmt in ihrem erzählenden Theile durchaus die Miene der Geſchichte an, beginnt im beſcheidenen Tone derſelben und erhebt und ſenkt ſich mit ihrem Gegenſtande. Ihr Wunderbares beſteht allein in der eigenthümlichen Verkettung der Begebenheiten, Bewegungsgründe und Handlungen. Die einzelnen Ereigniſſe, an ſich betrachtet, müſſen ſo erſcheinen, wie ſie im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen; denn außerdem würden ſie unwahrſcheinlich ſein und alſo nicht Züge des wirklichen Thuns liefern, was doch der Fall ſein muß, wenn ſie allgemeines Intereſſe finden und praktiſch-philoſophiſchen Werth haben ſollen. Allein die Verbindung dieſer Begebenheiten zu einem Zwecke darf durchaus nicht alltäglich ſein, und der Grad der Thätigkeit, durch welche ſie zur Ausführung kommen, muß zu einer beſondern Höhe ſteigen.

Das Poetiſchwahrſcheinliche des Romans beſteht eben darin, daß die Leidenſchaften durch hinlänglich ſtarke Urſachen zu einem ſolchen Grade angeſpannt werden, als der dargeſtellte wirklich iſt, die vorhergehende Begebenheit muß hinlänglich motivirt ſein zur Hervorbringung der folgenden, und die Summe aller dieſer Begebenheiten zuſammengenommen, muß Kraft genug in ſich tragen, den Zweck zu verwirklichen, dem ſie ſich unterordnen. Dies iſt der einzige feine Punkt, wo das Wunderbare des Romans ſich von dem Abenteuerlichen der Fabel ſcheidet; aber auch eben hier liegt die Klippe, an welcher das Talent ſchon ſo manches Schriftſtellers Schiffbruch gelitten, der ſich vom Feuer ſeiner Phantaſie über die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit hinaus zu Productionen fortreißen ließ, die zwar das Auge des Beſchauers durch ihr buntes Farbenſpiel zu gewinnen, niemals aber ſeine ruhige Ueberlegung zu nachhaltigem Beifall zu veranlaſſen vermögen. Denn was für Kraft hätte wol das feenhafte Gewirre eines Feuerwerks gegen den aufſtrebenden Lichtſtrahl der erwachenden Morgenröthe?

Doch erlauben Sie mir, noch einen andern Umſtand hier zu berühren, der für den Roman als Kunſtproduct höchſt wichtig iſt. Jedes poetiſche Ganze hat zwei Theile: die Anſpinnung, Verwickelung und Durchführung der Fabel, und die Expoſition und ſtufenweiſe Entwickelung des Hauptcharakters. Auf dieſe beiden Punkte muß der Blick des Dichters bei der Anordnung und Bearbeitung des Ganzen unabläſſig gerichtet ſein, denn hierdurch allein wird er in den Stand geſetzt, richtig zu beurtheilen, was er an den Charakteren ſowol als an den Begebenheiten hervorzuheben und in das helliſte Licht zu ſetzen, und was er dagegen nur flüchtig zu berühren und halb und halb in den Schatten zu ſtellen habe, um allzu ſcharfe Contraſte nicht weniger als ermüdende Einförmigkeit und unnatürliche Künſteleien mit gleicher Gewandtheit zu vermeiden. Je feiner der Takt war, mit welchem der Dichter zur Erreichung dieſes Zweckes die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel der Darſtellungskunſt auswählte und anwandte, deſto mehr wird es ihm gelingen, den Ehrennamen eines treffenden Seelenmalers mit gutem Rechte zu erwerben.

Ich will mich jetzt nicht dabei aufhalten, Sie auf die mancherlei Verſtöße gegen die eben mitgetheilten Regeln aufmerkſam zu machen, die ſelbſt ausgezeichnete Romanſchriftſteller häufig begangen haben und noch begehen; allein die Frage wenigſtens muß ich berühren: ob etwa grade die weiblichen Romantiker ſich in ihren Geiſteserzeugniſſen von jenen Verſtößen beſonders frei erhalten und die oben bezeichneten Aufgaben vorzugsweiſe glücklich gelöſt haben?

Wir beſitzen in der That, ungeachtet des jugendlichen Alters der Romanſchriftſtellerei der Damen, deren Anfangspunkte nicht weit über den Schluß des 18. Jahrhunderts zurückgehen, eine gar nicht unbedeutende Zahl von ſolchen Romanen aus weiblicher Feder, die nach dem gewöhnlichen Welturtheil auf das Prädicat der Kunſtproducte Anſpruch machen, und Sie ſelbſt werden kaum eines Blickes in das bekannte „Lexikon der deutſchen Schriftſtellerinnen" bedürfen, um dieſe Angabe als richtig zu erkennen.

Gleichwol wenn Sie ſich fragen wollten, wie viele von alle den ſchreibluſtigen Damen länger als zehn oder zwanzig Jahre hindurch die denkende Leſewelt zu feſſeln und ihren Erzeugniſſen ernſthafte Anerkennung auch für die Zukunft zu ſichern im Stande waren, ſo fürchte ich faſt, die wenigen Namen, die dann einen Platz verdienten, dürften kaum ein Kartenblatt füllen.

Wenn mich nicht Alles trügt, ſo findet ſich der Grund davon darin, daß es der Eigenthümlichkeit der Frauen weit näher lag, ihre literariſchen Producte mit dem blendenden Schimmer von Sentenzen auszuſtatten oder einzelne Situationen darin bis ins kleinſte Detail auszumalen, als bei der Bearbeitung jenen wohlüberlegten Gang feſtzuhalten, der oben als Grundbedingniß für die glückliche Erreichung eines wahrhaft preiswürdigen Zieles bezeichnet wurde.

Wir dürfen auch den ſchriftſtellernden Frauen deshalb keineswegs einen Vorwurf machen, ſie bezahlen damit blos die Schuld ihres Geſchlechtes, und vielleicht grade deshalb um ſo mehr, da ſie eben durch das Hingeben ihrer ſelbſt an die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich der Er-

füllung ihrer eigentlichen Bestimmung stets mehr oder weniger entäußern.

Vielleicht dürfte es der geistigen Eigenthümlichkeit der Frauen überhaupt und ihrem außerordentlichen Beobachtungstalente insbesondere noch am meisten entsprechen, wenn sie sich als Erzählerinnen an die gemüthlichen Ereignisse des Familienlebens im engern Sinne hielten, die nur der schützende Genius der Häuslichkeit mit seiner stillen Fackel beleuchtet. Auch sind grade die ausgezeichnetsten von Frauen geschriebenen Romane, die wir jetzt besitzen, aus dieser Sphäre entlehnt. Warum sollte denn auch die feine Beobachtungsgabe der Frauen nicht eben da den ergiebigsten Stoff zu einem entsprechenden, naturgemäßen Lebensgemälde auffinden, wo der wahre Thron ihrer auf Sanftmuth und Liebe sich stützenden Herrschaft seit Jahrtausenden unangetastet seinen Platz behauptet?

Weit weniger möchte die Tendenz der sogenannten Novellen, deren Zahl sich in neuester Zeit auch durch die Beiträge der Frauen gar sehr vermehrt hat, dem besondern productiven Talente der letztern zusagen. Man versteht in der Regel unter einer Novelle eine kleine, in sich selbst abgerundete Erzählung, welche in der besondern Absicht geschrieben worden, irgend einen praktisch-philosophischen oder ästhetischen Hauptsatz als bedeutungsvoll im ganzen Umfange des Wortes erscheinen zu lassen und dem Gemüthe des Lesers einzuprägen. Hier kommt es, meines Bedünkens, auf durchdachte, künstlerische Anordnung des Ganzen vorzugsweise an. Zu dieser genauen Berechnung des Ineinandergreifens aller Begebenheiten und Charaktere zum Besten der vorwaltenden Haupttendenz ist nun aber ein weibliches Gemüth wol selten geneigt, selbst wenn es von einer mehr als gewöhnlichen Geistesfestigkeit sich unterstützt sehen sollte. Ueberhaupt muß ich auch offen gestehen, daß ich die ganze soeben bezeichnete Eigenthümlichkeit der Novellen nur als eine den freien Geist des Romans unnatürlich behindernde und einschränkende betrachten kann. Besitzt der Urheber einer solchen Novelle nicht gradezu ein meisterhaftes Talent, die kunstvolle Anordnung zu verbergen und den beabsichtigten Effect zum Besten der Grundtendenz ganz natürlich aus einfachen Begebenheiten herbeizuführen, so behält diese Dichtungsart immer etwas Kaltes, Erzwungenes, Verkünsteltes, was Leser von unverdorbenem Geschmacke bald von ihr zurückscheucht.

Vielleicht könnte Jemand auf den Gedanken kommen, das Interesse der Romanschriftsteller für diese Dichtungsart durch die Berufung auf Lichtenberg zu vertheidigen, welcher im ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" (Göttingen 1800, VIII, S. 289) die Bemerkung macht, einen Roman zu schreiben sei deshalb vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern in die Welt laufen lassen wolle, immer alsdann einen Mann finden könne, der sie als die seinigen vortrage; allein es würde sich dagegen sogleich mit gutem Grunde einwenden lassen, daß Lichtenberg hier ausdrücklich nicht von der Novelle als solcher, sondern vom Romane überhaupt geredet und auch dabei gewiß nicht an die Auseinandersetzung eigenthümlicher Ansichten als Hauptzweck, sondern nur an ihre Einverleibung als Nebensache gedacht habe.

Noch weit weniger indessen als die Novellen, scheinen die jetzt so häufig der Lesewelt gebotenen Romane auf historischem Grunde sich zum Erstrebungsziel der schriftstellerischen Productivität der Frauen zu eignen.

Die Ursache davon ist ganz einfach: diese Romane setzen, wenn sie sich vor der gewöhnlichen Masse würdig auszeichnen sollen, umfassende gelehrte Studien voraus, zu deren Aneignung der Frauen Geist und Talent sich niemals wesentlich berufen fühlen kann. Was über die vorausgegangenen, langjährigen, streng wissenschaftlichen Beschäftigungen ausgezeichneter Romanschreiber in diesem Fache, wie z. B. eines Meißner in älterer, und eines van der Velde in neuerer Zeit bekannt geworden ist, das dürfte wol zur Bestätigung der Unentbehrlichkeit jener Studien für den erwähnten Zweck vollkommen genügen; die Behauptung aber, daß die ernste Beschäftigung mit solchen Dingen der Weiblichkeit durchaus widerstrebe, bedarf wenigstens für Sie, meine theuerste Freundin, gewiß keines weitern Beweises.

Wenn uns dies Alles auf die vorhin schon ausgesprochene Ansicht zurückführt, daß die Art von Romanen, deren Stoff aus den gemüthlichen Kreisen des Familienlebens entlehnt ist, dem productiven Talente geistvoller, schriftstellernder Frauen vorzugsweise und fast ausschließlich zusagen müsse, so wird es auch zweckmäßig sein, über die besondere Art und Weise der glücklichen Lösung dieser Aufgabe grade durch Frauentalente noch einige Bemerkungen beizufügen.

Es gibt namentlich zwei Gattungen von Familienromanen.

Bei der einen concentrirt sich das Talent der Verfasser vorzugsweise in der wohl motivirten Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen und hält in diesen Cabinetstücken jedem Leser einen bedeutsamen Lebensspiegel vor, woraus ihm die Wahrheit des Terenzischen Ausspruchs, daß ein ernster Blick auf fremdes Thun und Handeln über unser eignes Wollen und Bestreben uns die beste Lehre gebe, mit Feuerschrift entgegenstrahlt. Ich meine hiermit die Classe von Familienromanen, durch welche ehedem besonders Gottwerth Müller und Lafontaine sich die Anerkennung der gebildeten Lesewelt erwarben, und für welche nach meinem Gefühle vorzugsweise Engel's „Lorenz Stark" als ein noch immer unübertroffenes Musterbild gelten kann.

Bei der zweiten Gattung von Familienromanen hingegen kommt es mehr auf die Situationszeichnung an; die Charaktere werden da nicht völlig ausgemalt, sondern ihre Nuancen nur mit einzelnen, kräftigen Pinselstrichen angedeutet: diese Producte sind nicht wohlgrundirte Oelgemälde, sondern nur markig ausgeführte Pastellarbeiten. Es bedarf dazu keines tief angelegten, und bei allen Verwickelungen unter kluger Vertheilung des Stoffes gleichmäßig festgehaltenen Planes, sondern nur einer glücklich erfaßten und in einem Gusse zur Anwendung gebrachten

Idee, an welche der Schmuck der Phantaſie gleich Blumengewinden ſich anſchließt.

Grade dieſe letztere Gattung von Familienromanen möchte dem literariſch thätigen Theile unſerer geiſtvollen Frauenwelt die erfreulichſte Ausbeute für ihr Beobachtungstalent und phantaſiereiches Gefühl eröffnen; grade hier dürften ſie wol die ſchönſten Lorberzweige ſich brechen, grade hier die beſte Gelegenheit haben, ſich um die moraliſche Verfeinerung ihrer Leſer und Leſerinnen mehr als ein Verdienſt zu erwerben!

Nur erſt dann, wenn eine talentvolle Schriftſtellerin durch ihre Leiſtungen ſich als recht einheimiſch in dieſem ſchönen Gebiete erwieſen, dürfte man ihr anrathen, auch dem Kreiſe der erſtern Gattung der Familienromane ſich ſchaffend und bildend zuzuwenden, und ſelbſt dann möchte ſie immer noch dieſen Rath als für die Ausnahme von der entgegenſtehenden Regel gegeben, zu betrachten haben.

Es gibt noch einen beſondern Grund dafür, die Eigenthümlichkeit der Frauen als im Ganzen wenig geeignet für die glückliche Bearbeitung größerer, der eigentlichen Perſonalcharakteriſtik gewidmeter Familienromane zu bezeichnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterrichtsweſen, Preisaufgaben und Literatur in Frankreich.

Von der Verordnung des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, daß alle drei Monate ein vollſtändiger Auszug der von den Aufſehern der königlichen Collegien mitgetheilten Bemerkungen über Charakter, Aufführung und Fleiß ihrer Schüler in ſeinen Bureaux niedergelegt werden ſoll, verſpricht man ſich manches Gute. Die Behörde wünſcht aus den beſtimmten Angaben, welche ſie verlangt, die moraliſche Beſchaffenheit jedes Collegiums, den Zuſtand der Erziehung und die Fortſchritte der Schüler zu erkennen. Sollten die Stipendiaten Gegenſtand bedeutender Beſchwerden ſein, ſo ſchreibt die Behörde an die Aeltern, daß man ſich genöthigt ſehen werde, ihre Kinder, wenn ſie ſich in Zukunft nicht der Gunſt würdig bezeigen, auszuſchließen. Auf dieſe Weiſe fodert man die väterliche Gewalt auf, die Autorität der Lehrer zu unterſtützen, um ihre Zöglinge auf einen beſſern Weg zu leiten. Die nämliche Anzeige wird durch Vermittlung der Aufſeher an die Aeltern der Communalſtipendiaten und der freien Penſionnaire gerichtet, welche Verweiſe verdient haben. Hierdurch gibt Herr Guizot zugleich den Familien einen Beweis der väterlichen Sorgfalt, mit welcher er die Fortſchritte nicht blos des allgemeinen Unterrichts, ſondern auch der beſondern Erziehung in den großen öffentlichen Anſtalten beobachtet und leitet. Möchte nur auch die Ausführung der Abſicht dieſer Maßregel entſprechen und bei dem leichten Wechſel der Miniſterien von Dauer ſein.

Gegenwärtig beſchäftigt ſich Hr. Guizot mit Ernennung der Vorſteher des Primairunterrichts. Erſt wollte man wegen dieſer Stellen einen Concurs eröffnen, aber dadurch hätte man die bei der Univerſität Angeſtellten entfernt, welche ſchon lange Jahre unterrichtet haben. Jene Vorſteher werden am erſten Januar 1835 in ihre Functionen treten. Jedes Departement wird einen ſolchen haben. Derſelbe wird alle Primairſchulen ſeines Departements wenigſtens einmal im Jahre beſuchen und einen ausführlichen Bericht über ſie abſtatten. Das Ganze dieſer Berichte wird eine vollſtändige Statiſtik des Primairunterrichts in Frankreich bilden. Die Reſultate ſollen öffentlich bekannt gemacht werden.

Hr. von Genoude hat nun die Bibel überſetzt, welche in einzelnen Lieferungen bei den Gebr. Pourrat erſcheint und unter Aufſicht des von dem Erzbiſchofe von Paris beſtellten Abbé Juſte herauskommt. Dieſe franzöſiſche Ueberſetzung wird namentlich in den ſüdlichen Provinzen ſtark gekauft.

Die königliche Akademie zu Gard wird im Auguſt des J. 1835 der beſten Abhandlung, welche folgende Preisfrage löſt, den Preis einer goldenen Medaille von 300 Francs ertheilen: Die Sitten und Gewohnheiten derjenigen Inſekten, welche dem Landbaue, beſonders im ſüdlichen Frankreich, ſchädlich ſind, zu beſchreiben und die zweckmäßigſten Mittel anzugeben, welche geeignet ſind, den Verheerungen derſelben Einhalt zu thun. Die zweite Frage, durch die gegenwärtigen Zeitverhältniſſe von noch größerer Bedeutung, geht dahin: Ein Syſtem zur Verbeſſerung der Lage der Arbeiter aufzuſtellen, die Vortheile und Inconvenienzen davon zu unterſuchen und die leichte Ausführung deſſelben vorzubereiten. Die arbeitende Claſſe iſt oft in den Manufacturſtädtchen dem Elende ausgeſetzt; ſelbſt eine augenblickliche Unterbrechung der Arbeit, die Erniedrigung des Tagelohns, Krankheiten, die Nothwendigkeit, die Bedürfniſſe einer Familie herbeizuſchaffen, und ſehr viele andere Urſachen legen ihr oft harte Entbehrungen auf. Hieraus gehen die Schwierigkeiten hervor, dieſe über ihre Exiſtenz ſo ungewiſſen Maſſen zu regieren. Vielleicht wäre es möglich, die verſchiedenen Mittel, welche man gegen dieſes Uebel hier und da verſucht hat, Sparkaſſen, Leihhäuſer, Vereinigungen zu gegenſeitigen Unterſtützungen in ein Syſtem zu bringen, und darauf deutet die Preisaufgabe jener Akademie hin, deren Löſungen von dem 1. Juli 1835 an den Secretair der königl. Akademie zu Gard, Hrn. Nicot, zu adreſſiren ſind.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu Rouen ſetzt den Preis einer goldenen Medaille, 600 Fr. an Werth, für das beſte Memoire über die phyſiſchen, chemiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften für das Jahr 1835 aus; die Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte aber für 1836 den Preis einer goldenen Medaille von 300 Fr. für einen ausführlichen hiſtoriſchen und kritiſchen Bericht über Jean Jouvenet und ſeine Werke. Man wünſcht beſonders zu wiſſen, in welchem Hauſe dieſer berühmte Maler geboren iſt: eine Aufgabe, die in dem Maße beſchränkt als jene unmäßig weit iſt.

Von den „Antiquités monumentales“ des Hrn. de Caumont aus Caen, über welche wir neulich ſprachen, ſind drei Bände Text und mehre Hefte Kupferblätter erſchienen. Es enthält dieſes Werk die beſten Forſchungen über die Kunſtgeſchichte Frankreichs in der celtiſchen und mittelalterlichen Epoche und deckt veraltete Irrthümer über dieſen Gegenſtand auf. Der Verfaſſer deſſelben iſt gegenwärtig auf ſeiner Reiſe in Frankreich damit beſchäftigt, auf allen Punkten eine Geſellſchaft zu organiſiren, welche ſich, geſtützt auf den Schutz der Regierung, der Erhaltung der Denkmäler annehmen, dieſelben gegen Vandalismus und Unwiſſenheit aller Art ſchützen und das Volk über ſeine oft unbekannten oder unbeachteten Reichthümer belehren ſoll. Gewiß wird durch dieſes edle Unternehmen des Hrn. de C. die dem franzöſiſchen Volke lange Zeit fremde Pietät gegen ſeine Erinnerungen geweckt und manches Räthſel von Granit oder Bronze, welches die Vorzeit der Nachwelt überliefert, gelöſt werden. Alles wirkt zu einem glücklichen Erfolge mit: die Reiſen eines Generalinſpectors der hiſtoriſchen Monumente (Mérimée) und die Entſtehung einer Geſellſchaft zur Veröffentlichung aller unedirten Documente, welche ſich auf die Geſchichte von Frankreich beziehen. 115.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 321. — 17. November 1834.

Fragmente über Romanschriftstellerei und Romanenliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

Der Natur der Sache nach spielt eben in solchen Romanen das große Triebrad der menschlichen Bestrebungen in der Blütenzeit des Lebens, die Liebe, eine sehr wichtige Rolle. Wenn mich nun aber nicht Alles täuscht, so besitzen grade die Frauen als solche höchst selten Festigkeit genug, um über diese wunderbarste aller menschlichen Leidenschaften ein Urtheil fällen zu können, was sich eine allgemeine Anerkennung beim weiblichen sowol als männlichen Geschlechte versprechen dürfte.

Besonders gilt dies in Bezug auf die Art und Weise, wie Frauen das Interesse ihres eignen Geschlechts bei der Liebe zu beurtheilen pflegen: weil sich hier so oft die alte Erfahrung bestätigt, daß in der Regel Niemand weniger zum Richter der weiblichen Vollkommenheit passe als das Weib selbst. In der That, wenn ich diese meine Ansicht über die geringe Urtheilsfähigkeit Ihres Geschlechts rücksichtlich eines so wichtigen Punktes Ihnen, meine verehrte Freundin, ganz unverhohlen mitzutheilen wage, so rechne ich dabei gar sehr darauf, daß Ihr Entferntsein von so vielen Charakterschwächen Ihres Geschlechts auch die Abwesenheit des Fehlers umfassen werde, dem eignen Geschlechte gewisse Fähigkeiten nicht absprechen hören zu können; indessen darf ich dies wirklich mit gutem Muthe auf den Grund unserer bisherigen Bekanntschaft, unsers gegenseitigen freundschaftlichen Vertrauens und meiner Kenntniß von Ihrem innern, geistigen Wesen.

Man darf übrigens dem weiblichen Geschlechte aus dem erwähnten Fehler schon deshalb keinen so großen Vorwurf machen, weil es ja auf der andern Seite selbst Männer, und außerdem recht verständige Männer genug gibt, die über das Capitel der Liebe, und zwar namentlich über das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zu diesem Hauptstützpunkte alles menschlichen Empfindens, auf eine höchst bedauerliche Weise radotiren. In der That werden auch jetzt noch grade in dieser Beziehung im Umgangsleben der höhern Stände die meisten thörichten Ansichten zur Sprache gebracht und als baare Münze in Curs gesetzt; und mich dünkt, es möchte hier der Hauptsache nach noch heute gelten, was unser Lafontaine vor 36 Jahren als die Meinung vieler seiner Zeitgenossen über diesen Punkt bezeichnete (im ersten Bande seines auch Ihnen wohlbekannten, geistreichen Romans: „Der Sonderling", Halle 1798, S. 159 fg.):

Es gibt Leute, die dem Glauben an die Liebe noch eine große Ehre zu erzeigen vermeinen, wenn sie ihm so viel Wirklichkeit als dem Glauben an Gespenster zuschreiben; und bei diesen Leuten dauert der Glaube an die Liebe so lange wie bei andern der Glaube an die Religion: man hält sich für einen starken Geist, wenn man an Beides nicht glaubt. Diese Leute sind aber übel daran; denn sowie der Ungläubige in der Religion auf Geistercitiren verfällt, bei Nacht zittert und bei Tage spottet, so verfällt auch der Ungläubige in der Liebe leicht in das Extrem, auf die Wollust, und jagt derselben bei Nacht nach, während er ihre reine Schwester bei Tage verspottet. Andere glauben, die Liebe lasse sich gebrauchen wie ein Handschuh, den man ablegen könne, sobald man wolle, und die schließen von den meisten Ehen so, als müsse man Gott danken, wenn Liebe und Treue bis an die erste große Wäsche nach der Hochzeit hielten.

Auf der andern Seite darf man sich auch schon insofern nicht zu sehr über die verkehrte Art wundern, in welcher das Wesen der Liebe nach seinem Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht eben von diesem sehr oft beurtheilt wird, inwiefern leider grade das weibliche Geschlecht in den sogenannten gebildeten Ständen eine Erziehung zu genießen pflegt, die noch schlechter ist als gar keine und auf die künftige Bestimmung desselben höchst selten einige Rücksicht nimmt.

Denn sagen Sie selbst, verehrteste Freundin, ob nicht die Schilderung davon, die bei Lafontaine im dritten Bande seines „Reinhold" (Halle 1822) sich findet, ganz aus dem Leben gegriffen erscheint?

Wir Männer — so heißt es dort S. 89 — wissen zur Noth, wozu wir bestimmt sind. Wir werden zu Amt und Brot erzogen; oft verkehrt genug, aber doch zu einem bestimmten Zwecke. Aber die armen Mädchen? Uns sagt man: „Du sollst einmal Präsident, oder Das oder Jenes werden; dazu, Bursche, mußt du Dieses oder Jenes lernen und wissen!" — obwol man nur zu oft über dem Präsidenten den Bürger und den Menschen versäumt. Wer aber sagt zu dem Mädchen: „Du sollst einmal Hausfrau oder Mutter werden?" Man geht darüber hin, als wäre Frau und Mutter sein ein Verbrechen und ein Liebeshandel, Putz und Anbeter ihre Bestimmung. Singen lernen sie, tanzen, als müßte jedes Mädchen, wie wir drei Jahre auf die Universität, so drei Jahre aufs Theater; und Alles machen sie zu einem Netze, Liebhaber zu fangen. Von der Kunst, die Liebe des Mannes zu erhalten, nicht ein Wort; von dem Nonnenschleier des ehelichen Lebens, von der Clausur des

Hauses, das sie verhüllen soll gegen den Blick jedes fremden Mannes, nicht ein Wort! Sie müssen lernen, von Allem reden: der Mann will das nicht; aber der Liebhaber soll erstaunen! Es ist, als wäre der Liebhaber das Ziel, das sie ersingen, ertanzen, erplaudern sollen!

Zwar gibt es Ausnahmen von diesem gewöhnlichen Erziehungsverfahren; aber doch bleiben das immer nur Ausnahmen!

Insbesondere wird wol grade die so wichtige moralische Unterlage der Erziehung im engern Sinne des Worts bei dem weiblichen Geschlecht oft noch weit mehr vernachlässigt als beim männlichen. Verstehen Sie mich aber nicht unrecht; ich bin weit davon entfernt, dem sogenannten Moralpredigen, was namentlich Großmütter von ehrenfester Strenge sich gegen ihre Enkelinnen zur Pflicht zu machen pflegen, hier das Wort zu reden; denn diese Art von täglichem Brote bewirkt in der Regel nur Ueberdruß an der moralischen Hausmannskost des gewöhnlichen Lebens. Ich habe vielmehr bei jener moralischen Unterlage der Erziehung für das weibliche Geschlecht die Eröffnung der Gelegenheit im Sinne, durch Moral in Beispielen, aus früherer Zeit entlehnt, sich zweckmäßig selbst fortzubilden; denn was bisher dafür geschah, will eben nicht viel bedeuten. Auch hier wieder erlaube ich mir die Berufung auf den ehrwürdigen Lafontaine; ich darf das um so mehr, da ich wohl weiß, daß auch Sie, verehrteste Freundin, gleich mir, diesen tiefblickenden Geschichtschreiber des menschlichen Lebens und Herzens hier als einen sehr competenten Richter anerkennen werden.

Welche moralische Vortheile — so äußert er sich hierüber in seinem trefflichen Roman: „Bertha von Waldeck“ (Halle 1810), S. 120 — haben wir Männer im Vergleich mit den Mädchen vermöge unsers bessern Unterrichts! Als Kinder schon lernen wir die erhabenen Grundsätze der alten philosophischen Schulen, auf dem erhabensten Schauplatz der Welt, auf dem Boden, wo Timoleon, wo Harmodius, wo Aristides, Solon, Lykurg, die Brutus, die Catonen, Epaminondas, mit unsterblichem Nachruhm gekrönt, in den Tempeln der Götter selbst Götter stehen. Was von dem Allen wird den Mädchen zu Theil? Hören sie ja von den Grundsätzen der Stoa, so ist es in einem Schauspiele, wo Spott und Lachen den ehrwürdigen Namen und die erhabenen Lehren begleitet. Ist's denn nicht so? Ach, wie schwer mag es da sein, nur einen Grundsatz festzufassen! Wie viele Fehlgriffe gehen voraus, ehe man das Edelste ergreift, um welches noch das spottende Gelächter eines muthwilligen Hausens ertönt!

Unter den eben erwähnten Verhältnissen muß es doppelt wünschenswerth erscheinen, daß geistreiche Frauen, die zu schriftstellerischer Thätigkeit sich berufen fühlen, vorzugsweise ihr Bestreben darauf richten möchten, durch kleine Erzählungen moralischen Inhalts in der Art, wie wir sie z. B. von Lafontaine und von Fr. Rochlitz sowie von Starke in dessen „Gemälden aus dem häuslichen Leben“ erhalten haben, um die Erziehung des aufwachsenden weiblichen Geschlechts zu einer stillwirkenden Thätigkeit im Leben, die gleichwol der höhern, geistigen Gesichtspunkte nicht entbehrt, sich ein bleibendes Verdienst zu erwerben.

Nur dann, wenn hierbei immer der Gesichtspunkt festgehalten würde, daß der Roman ein Spiegel des wirklichen Lebens sein soll; eine Fabel, wo Menschen reden und handeln, mit einer still und geräuschlos eingewebten Moral; ein lebendiger Unterricht über das menschliche Leben, über die Leidenschaften, die es treiben; über die Schwierigkeiten, die jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand in den tausendfachen Verwickelungen des Schicksals vorfindet; eine Schule der Selbstkenntniß, eine Moral in Beispielen — nur dann könnte man ziemlich ruhig darüber sein, daß, wie die Verhältnisse jetzt sind, Romanenlecture für einen großen Theil des weiblichen Geschlechts fast die einzige Unterrichtsquelle ausmacht, die ihm über die ersten funfzehn Lebensjahre hinaus noch zufließt!

Freilich aber gibt es der Schwierigkeiten hierbei sehr viele zu überwinden; freilich sind alle die schreiblustigen Frauen sehr im Irrthume, die, sobald es ihnen nur nicht ganz mislungen, mit Hülfe einer lebhaften Phantasie irgend ein alltägliches Geschichtchen mit einem täuschenden Helldunkel von halbverstandenen Sentenzen zu umhüllen, augenblicklich auch die Ehrenkränze der Romanschriftstellerei als ihr unbestrittenes Theil zu betrachten beginnen, oder die schon deshalb den devoten Kniebeugungen der jetzt mehrentheils blutjungen Journalisten mit aufmunterndem Lächeln entgegensehen, weil ein paar allzu gefällige Freunde darunter sich von der holden Schöpferinnen Witz und Laune für unendlich bezaubert erklärten.

Denen namentlich, die sich in letzterer Täuschung befinden, möchte wol vor Allem die große inhaltschwere Wahrheit an das Herz zu legen sein, daß ein weibliches Wesen durch nichts so sehr der Gefahr sich aussetze, unzarter moralischer Antastung anheimzufallen, als durch das Bestreben, ihren literarischen Gebilden ein hervortretendes Gepräge von Witz und Laune zu geben, von welchem dann auch die Satire nicht entfernt zu bleiben pflegt. Des Weibes Witz und Laune, insofern sie bei ihm überhaupt als natürliches Talent sich zeigt, paßt höchstens in den engern Kreis des geselligen Umgangslebens, erscheint aber außerhalb desselben stets als unstatthafte Prätention, die dem sanftern Geschlechte nicht zukommt. In der Regel haben wenigstens die deutschen schriftstellernden Frauen dies selbst gefühlt und sich wol gehütet, die Gattungen von witzigen Erzählungen nachzuahmen, in welchen uns z. B. Kotzebue, Langbein, Zschokke u. A. so viel Vortreffliches geliefert haben; wo aber gar einige von ihnen auf dieses fremde Gebiet sich wagten, da gab ihr eignes Bewegen darin den besten Beweis darüber, daß sie hier nicht einheimisch zu werden vermöchten.

Doch ich breche lieber hiervon ab und freue mich von Herzen, daß es in der That einige schriftstellernde Frauen gibt, die nicht nur die eben erwähnte Klippe wohl zu vermeiden wissen, sondern auch durch ihr längeres freies Bewegen in dem eigenthümlichen Gebiet der moralischen Erzählungen sich ein wohlbegründetes Recht dazu erworben haben, über diesen engern Kreis der ästhetischen Darstellung hinaus in dem Gebiete des eigentlichen Romans unter allgemeiner Zustimmung sich Lorbern zu brechen.

Unter diesen verdient aber meines Bedünkens die liebenswürdige Henriette Hanke, geb. Arndt, einen der ersten Plätze.

Es ist, wie Sie mir selbst gesagt haben, blos Zufall, daß Sie von dieser Erzählerin bisher noch nichts Anderes als ihre beiden kleinen Erzählungen unter dem Titel: „Das Jagdschloß Diana" und „Welly's Garten" (Liegnitz 1822) gelesen haben; aber selbst durch diese Kleinigkeiten würde bei Ihnen die Lust, grade von dieser Verfasserin noch mehr und etwas Bedeutenderes zu lesen, gewiß sehr lebhaft angeregt worden sein, wenn Sie nur die Bekanntschaft damit eben in der rechten Stimmung gemacht hätten. Um so angenehmer muß mir die Gelegenheit sein, Sie jetzt auf ein größeres Werk dieser Verfasserin aufmerksam machen zu dürfen, wodurch sie vorzugsweise bewiesen hat, wie sehr sie geistig befähigt sei, nicht blos kleinere, moralische Erzählungen zu schreiben — unter denen sich ihre „Zwölf Monate des Jahres" (2 Bde. Liegnitz 1821) so vortheilhaft auszeichnen —, sondern auch durch umfangsreichere Charaktergemälde alle Freunde des Schönen für sich zu gewinnen.

Die zweite Auflage des unter dem Titel: „Die Schwiegermutter", erschienenen Romans dieser geistreichen Frau (zwei Bände, Hanover, Hahn, 1833, gr. 12., 2 Thlr. 12 Gr.), befindet sich in dem, für Sie, verehrteste Freundin, bestimmten vorerwähnten Bücherpacket und diesem trefflichen Buche gerade gilt Das, was ich eben aussprach; darum erlaube ich mir, Sie auf die Lecture desselben durch ein paar einleitende Bemerkungen so vorzubereiten, wie dies der behandelte Gegenstand rathsam macht.

Die Verf. hat sich hier die Aufgabe gestellt, eine edle Frau von mittlerm Lebensalter in ihrer kräftigen, aber wohlthuenden mütterlichen Einwirkung auf das Thun und Treiben zwei ganz verschiedener Schwiegertöchter und zwei ebenso verschiedener eigner Kinder als ein wahres Musterbild mit sicherer Hand zu zeichnen. Diese Schwiegermutter — als solche nämlich tritt sie besonders thatkräftig hervor und gewinnt namentlich alle Herzen durch ihr freies Bewegen in einem oft so dornenvollen Wirkungskreise, weshalb denn auch das ganze Buch die Bezeichnung darnach nicht mit Unrecht erhalten hat — ist gleichwol durchaus kein sogenannter Tugendspiegel, sie hat auch ihre menschlichen Fehler und Schwächen, und eben dadurch, daß die Verf. sie so zeichnete, hat diese den Beweis dafür geliefert, wie gut sie es verstehe, die Klippen zu vermeiden, an denen weibliche Schilderungen von weiblichen edeln Charakteren fast immer Schiffbruch leiden. Die Verhältnisse nun, in welchen diese Oberlandforstmeisterin von Haag theils zu einer ernstgestimmten, frühzeitig verwitweten und ihrer Trauer um den im Freiheitskriege gefallenen Gemahl mit Vorliebe sich hingebenden Schwiegertochter Adele, theils zu ihrem zweiten, mit der andern Schwiegertochter, Hulda, unglücklich verheiratheten, rasch und heftig urtheilenden Sohne Rudolf und zu dieser zweiten Schwiegertochter selbst erscheint, bilden die Hauptgrundlage dieses Gemäldes. Allein die Art und Weise, wie die Frau von Haag zugleich als Gemahlin eines höchst einfachen, in sich selbst abgeschlossenen Mannes auftritt, dessen eigne kräftige Haltung durch das freie Anerkenntniß der geistigen Selbständigkeit seiner Frau für den Leser nur noch interessanter wird, und der Contrast zwischen den ruhig-besonnenen, wohldurchdachten Lebensansichten dieser beiden Aeltern und der jugendlichen, leichtbeweglichen Herzensfreudigkeit der jüngsten Tochter Aline, geben dem schon bezeichneten Wirken der Hauptperson eine so eigne Complication, daß daraus nicht allein höchst interessante Situationen hervorgehen, sondern auch reichlicher Stoff für die tiefere Charakterzeichnung der handelnden Personen sich entwickelt. Die wahre romantische Verklärung indessen erhalten diese Lebensbilder erst dadurch, daß Frau von Haag in ihrer, von ihr selbst der trauernden Schwiegertochter erzählten frühern Lebensgeschichte als eine zwar viel geprüfte, aber von Anfang an sich selbst gleichbleibende Dulderin erscheint, welche schon als Mädchen ihrem Pflichtgefühl auf Kosten der innersten Herzenswünsche sehr schwere Opfer zu bringen gewohnt ward und daher jetzt als Mutter mit sieggewohnter Geisteskraft auch die ernstesten Pflichten erfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Literatur.

Gedichte eines Coiffeurs. Hr. Jasmin, Friseur zu Agen, macht Verse und zwar vortreffliche, wie es heißt; ich kann nicht darüber urtheilen, seine Gedichte sind in gar komischem Patois geschrieben, den ich nicht verstehe; nur den Titel habe ich verstanden: „Las Papillotos de Jasmin". Sein Vers sei leicht und fließend, sagt man, seine verve brillant und warm; auch wird die Poesie des Maître Jasmin als naiv und originell gepriesen. In einem französischen Gedichte des provenzalischen Figaro an Béranger finde ich jedoch mehr Kunst, mehr angelerntes als natürliches und unabhängiges Talent. Hierbei ein Stück von dieser französischen Papillote:

A Béranger.

Oh, dis-moi quelle est donc cette muse qui t'aime?
Qui t'inspire ces nobles sons?
Je crois voir une ode, un poëme,
Dans chacune de tes chansons.
Sur un roc, étalant de simples funérailles,
Peins tu le géant des batailles,
L'homme étendu dans son tombeau;
Ou le vieux soldat du hameau,
Qui de la terre en deuil sillonne les entrailles
Et le soir vient pleurer près de son vieux drapeau.
— — — Chantes-tu l'amour, la victoire,
Le vin, les yeux, les rois, la gloire,
Tout nous enchante, tout est beau,
Et chaque trait de ton pinceau
Est un monument pour l'histoire.

Histoire du seizième siècle en France par le bibliophile *Jacob*. Der erste Band ist erschienen. Der Bibliophile Jacob ist bekanntlich ein junger fleißiger Schriftsteller, der sich durch mehre Romane, als „Le roi des ribauds", „Les soirées de W. Scott" bekannt gemacht. Diese Romane empfehlen sich mehr durch historische Genauigkeit als durch ihren ästhetischen Werth; sie setzen bedeutende Geschichtsforschungen voraus, die Hr. Lacroix, so heißt der Bibliophile mit seinem wahren Namen, in dem angezeigten Werke systematisch zusammengestellt. Es ist beschreibende Geschichte, gestützt auf Kritik und Chronologie.

Französische Verse eines Engländers. Man hat mehrmals versucht, die französische Sprache rhythmisch zu scandiren, aber vergeblich; sie hat keinen Rhythmus. Die Sylben sind meist schwebend; die Accentuation gleitet so rasch über die meisten Sylben weg, daß das Versmaß blos durch die Zahl derselben und den

Ausgabe für Gemeinschaftsaufgaben und Finanzhilfen 1
Ausgabe für Zinsen 2
Ausgabe für Sachinvestitionen 3
Ausgabe für Baumaßnahmen 4
Ausgabe für Grunderwerb 5
Ausgabe für Investitionsförderungsmaßnahmen 6
Ausgabe für Darlehen 7
Ausgabe für Beteiligungserwerb 8
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen 9
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Verwaltungen 10
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Unternehmen 11
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an private Haushalte 12
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an übrige Bereiche 13
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an das Ausland 14
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Sozialversicherungen 15
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Zweckverbände 16
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 17
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 18
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 19
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 20
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 21
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 22
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 23
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 24
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 25
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 26
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 27
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 28
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 29
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 30
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 31
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 32
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 33
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 34
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 35
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 36
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 37
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 38
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 39
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 40
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 41
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 42
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 43
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 44
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 45
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 46
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 47
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 48
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 49
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 50
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 51
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 52
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 53
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 54
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 55
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 56
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 57
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 58
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 59
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 60
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 61
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 62
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 63
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 64
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 65
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 66
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 67
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 68
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 69
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 70
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 71
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 72
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 73
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 74
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 75
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 76
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 77
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 78
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 79
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 80
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 81
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 82
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 83
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 84
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 85
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 86
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 87
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 88
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 89
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 90
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 91
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 92
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 93
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 94
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 95
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 96
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 97
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 98
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 99
Ausgabe für Zuweisungen und Zuschüsse für Investitionen an Gemeinden (GV) 100

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 322. — 18. November 1834.

Fragmente über Romanschriftstellerei und Romanenliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Die ernst-moralische Tendenz des Ganzen bekommt besonders dadurch eine für feinfühlende Leser sehr interessante Wendung, daß in dem frühern Leben der Frau von Haag ihre freiwillige Verzichtleistung auf die Hand eines edeln, jugendlichen, still von ihr geliebten und sie auf gleiche Weise liebenden Wohlthäters, Rose vom Löwen, eine bedeutende Rolle spielt. Sehr wohlberechnet treten diese frühern Ereignisse mit den Begebenheiten der Kinder und Schwiegerkinder der Frau von Haag in eine lebendige Wechselwirkung. Frau von Haag sieht nämlich ihren sehnlichen, kaum halbverborgenen Wunsch, den Sohn jenes Hrn. von Rose mit ihrer jüngsten Tochter Aline zu vermählen, durch das offene Geständniß der letztern, sie habe einem Capitain Tomby ihr Herz geschenkt, auf eine Art und Weise vereitelt, gegen welche sich Vernunftgründe nicht geltend machen lassen. Grade was diesen so zarten Punkt anlangt, ist der Verf. die Charakterzeichnung der Hauptperson vorzüglich gut gelungen. Tausend andere Erzählerinnen würden es nicht verstanden haben, auf eine so einfache Weise den Charakter der Frau von Haag den Empfindungen, Wünschen und Schwächen des wirklichen Lebens wieder nahe zu bringen, und hätten entweder verletzende Widersprüche in die Zeichnung desselben hineingebracht, oder es bei einem blos erträumten Phantasiegebilde bewenden lassen, das keinen Anklang im Herzen unverbildeter Leser und Leserinnen gefunden.

Hiermit haben Sie, verehrteste Freundin, die Umrisse der ganzen Fabel; die Entwickelung selbst aber verschweige ich, um diesem schönen Werke nicht den Reiz der Neuheit für Sie zu rauben. Eben deshalb habe ich auch die einzelnen darin auftretenden Personen nicht näher bezeichnet, obwol die Charakterzeichnung der meisten sehr treffend erscheint, auch wenn sie nur kurze Zeit sich handelnd offenbaren. Dies gilt z. B. von den Schilderungen des Capitain Tomby und des Fräuleins von Ossien. Am wenigsten natürlich möchten vielleicht die allerdings sehr anziehend geschilderten Charaktere der beiden Hrn. von Rose gehalten sein, obwol auf der andern Seite hier das Wohlthuende der geistigen Familienähnlichkeit zwischen Vater und Sohn den Leser mit manchem allzu idealen Zuge freundlich aussöhnt.

Wenn Sie mich nach den Mängeln und Fehlern dieses ausgezeichneten Buches fragen, so kann ich freilich nicht in Abrede stellen, daß deren einige vorhanden sind; indessen darf ich wol hinzufügen, daß sie nur wie kleine Roststecke auf einer glänzenden Metallplatte erscheinen; es wird also der Verf. sehr leicht fallen, sie bei einer nochmaligen neuen Ausgabe, deren Bedürfniß gewiß zeitig eintreten wird, mit geschickter Hand zu vertilgen. Ich erwähne ganz kurz, was mir in dieser Art aufgefallen ist, um nachher noch zur Anführung einiger besondern Schönheiten Zeit und Platz übrig zu behalten.

Als nicht beifallswürdig erscheint zuerst (I, 37 fg.) die Spielerei mit dem biblischen Taufnamen der Frau von Haag, Naëmi, und dessen Bedeutung. Sie, liebe Freudin, urtheilen vielleicht grade darüber ganz anders als ich und nehmen die Verf. in Schutz; ich will Ihnen auch einräumen, daß man etwas dergleichen einer Frau eher verzeihen dürfe als einem Manne; indessen werden Sie mir Ihrerseits wol zugestehen, daß dergleichen eine, wenn auch liebenswürdige Mièserie sei. Die Verf. scheint wirklich Gefallen daran gefunden zu haben, da das Spiel mit dem Namen der biblischen Königin Saba (I, 48) ganz von derselben Gattung ist, und später (II, 101) bei dem Namen Matthias wieder etwas Aehnliches vorkommt. Solche Auswüchse kann jedoch eine so geistreiche Frau wie Henriette Hanke sehr gut vermeiden, ohne deshalb ihren Phantasiegemälden die Reize der Romantik zu entziehen. Aus diesem Grunde sollte sie es billig auch verschmäht haben, ihre einfache Geschichte mit dem so verbrauchten Flitterstaate der neuern Romanschriftsteller, mit einem ahnungsvollen Traume über die nächste Zukunft der Hauptpersonen, wie er (II, 209 fg.) vorkommt, unnatürlich auszuschmücken.

Die Schreibart selbst ist im Ganzen ausgezeichnet zu nennen, und zwar um so mehr, da die Verf. das allzu Blumenreiche in ihrer Diction, was man früher von mehren Seiten her nicht mit Unrecht tadelte, jetzt zweckmäßig zu beschränken weiß. Auch ist das ebenso schön als einladend für das Auge gedruckte Werk keineswegs durch Druckfehler verunstaltet, wie leider so viele andere Romane.

Nun noch zum Beschluß einige Proben von der Darstellungsweise.

Ich wähle gleich zuerst eine Stelle, für welche die Verf. wahrhaften Dank verdient, und wodurch sie ihr schönes Talent, dem weiblichen Geschlecht wichtige Wahrheiten an das Herz zu legen, recht augenscheinlich beurkundet. Diese Stelle (I, 16 fg.) betrifft die ernste Verpflichtung des weiblichen Geschlechts zur würdigen Krankenpflege.

Wie Wenigen — so heißt es hier — unsers Geschlechts ist die himmlische Gabe eigen, Kranke mit tröstender Sanftmuth zu pflegen! Und doch thut grade sie am meisten Noth! Die Töchter dieser Zeit werden für die Freude, für den Glanz des Lebens gebildet, und man sollte sie, dem Bedürfniß der Menschheit angemessener, zu hülfreichen Genien erziehen. Dann würden sie den klugen Jungfrauen gleichen, deren Licht dunkle Stunden erleuchtet, und auch der irdische Bräutigam würde sie wach für sein Glück und geschickt für sein Haus finden. So aber erfüllen sie diesen wesentlichen Theil ihres Berufs nur nebenher, mit widerstrebendem Geiste, und wie der Drang natürlicher Nothwendigkeit es sie eben lehrt. Die Hülfsleistungen thätiger Frauen werden oftmals durch den Ungestüm ihres Naturells so gewaltsam, daß der arme Kranke, an dem ihre Kraft sich äußert, unter doppelter Angst erseufzt; denn er muß in seiner Ohnmächtigkeit Alles dulden, womit sie ihn quälen. Dem Stumpfsinne träger Seelen bleibt es verschlossen, wie man segnend empfangen, opfernd genießen könne, wie man sich aufgeben müsse, um sich schöner wiederzufinden; sie sind beschränkt auf den eignen, armen Genuß, ihr selbstsüchtiges Herz ist keine Gnadenpforte, die Seufzer der Klage verhallen ungehört vor den leisen Gängen des Ohres, die sie hinableiten sollen zum Sitz des Erbarmens! Solche endlich, die mit entartetem Gemüth nur wilder Lust zugewendet sind, werden die Obhut ihrer Kranken, ihrer Kinder für einen Raub ihrer Freuden halten, und sich dafür mit verbitterter Härte grausam an den Unglücklichen rächen. Manchen von diesen ist es wol, als wären sie eher unter die Hände der Mörder als der Helferinnen gefallen.

Daß der Verfasserin, um die Uebelstände beim weiblichen Thun und Treiben des gewöhnlichen Lebens ihren Leserinnen nachdrucksvoll zu zeichnen, ebenso ernste Satire wie satirische Laune zu Gebote stehen, bezeugen unter andern die, dem Regierungsrath von Haag in den Mund gelegten Aeußerungen über die Fähigkeit der Weiber, krankhafte Anfälle beliebig zu affectiren (I, 68 fg.), im Vergleich zu der ergötzlichen Schilderung einer alten geizigen Dame (I, 134 fg.). So gewendet, läßt auch aus weiblichem Munde die Satire sich ohne Misbehagen anhören, zumal da die Gelegenheit zu diesen Schilderungen ganz ungesucht sich darbietet.

Einzelne sehr treffende Bemerkungen gibt es in Menge. Dahin gehört z. B., was (I, 122) steht:

Jedes Glück ist doch wirklich ein tiefes Geheimniß; so lange wir es gleichsam unbewußt genießen und ihm den Schleier lassen, unter dem es uns segnet, so lange bleibt es uns treu; der erste Lichtstrahl der Erkenntniß aber macht es entfliehen. — Ebenso (II, 37): Eine Frau, die sich über ihren Mann gegen einen andern Mann beklagt, hat die Achtung verwirkt, wodurch sie in weiblicher Würde Schweigen gebietet, wenn eine fremde Liebe sich ihr laut zu nahen wagt. — Ferner (II, 94): Der frivolste Mann, wenn er nach Gunstbezeugungen von der Frau eines Andern strebt, wenn er die heiligen Bande der Ehe mit entweihender Hand anrührt und sie locker zu machen sucht, verlangt doch die Tugend der fleckenlosesten Treue von seiner eignen Gattin, und der Vergeltung Geist will, daß der Same des Leichtsinns, womit er Unkraut unter fremden Weizen säte ihm, ihm selbst die Früchte der Schande und des Kummers trage.

Nicht weniger beherzigenswerth, namentlich für die nur zu oft im vornehmen Nichtsthun befangenen Frauen der höhern Stände ist Das, was (II, 214 fg.) die Frau von Haag ihrer Schwiegertochter Hulda zu bedenken gibt:

Das leichtbewegliche Spiel der Nerven darf nicht zu einer überspannten Reizbarkeit ausarten, die nur elend macht, in einer Welt, wo der Schmerz viel öfter rauh in die Saiten des Gefühls greift, als die Freude sie berührt. Da thut die Stärke noth, und der Schwäche muß nachgeholfen werden. Das beste Mittel dazu, das unfehlbarste, ist nützliche Beschäftigung und ein häusliches Wirken und Walten. Arbeit ist des Blutes Balsam! Arbeit ist der Tugend Quell! sagt sogar der berühmte Dichter Spaniens, welcher unter den Strahlen einer heißern Sonne, hingegeben seinem dolce far niente, dennoch diese Wahrheit in seinem schönsten Gedichte anerkannte. O! es ist sinnvoll, daß die kleine emsige Biene, das Bild der Arbeitsamkeit, Honig sammelt, den Inbegriff aller Süßigkeit, und auf leichten Schwingen von Blume zu Blume eilt! So beflügelt der Fleiß die Stunden, und verwandelt das Feld unserer Mühen, wo der Trägheit nur Distein und Dornen wuchern, in einen blühenden Fruchtgarten. Der Unglückliche, welchem von Allem, was er verlor oder entbehrt, noch die Wohlthat der Arbeit oder einer liebgewordenen Beschäftigung geblieben wäre, hätte noch eine Trösterin, die ihn nicht versinken ließe in die finstern Abgründe der Verzweiflung, und mitten in der Oede des Grams würde sie ihn sanft auf den Weg der Ruhe leiten und an dem Quell der Zufriedenheit erquicken.

Zum Beschluß erlauben Sie mir wol, Ihnen wenigstens noch zwei ganz vortreffliche Stellen hier auszuheben. Die erste davon steht II, 115 fg.

O! wie untröstbar wäre doch der Kummer, den die Natur nicht beruhigen könnte, den der Frühling insbesondere in heiligen Bildern nicht anspräche! Der Hoffnung unsterblicher Keim, diese Blüte der Ewigkeit, grünt dann in verjüngten Trieben auch in Herzen, welche jeder Freude abgestorben schienen; kein Fels ist so starr, daß er nicht weiches Moos zu einem Sitz der Ruhe trüge, oder daß ihm nicht ein labender Quell entfließe, oder daß die dunkle Tanne mit ausgestreckten Armen, von denen gesunder Duft herniederträuft, nicht zu einsamer Betrachtung einladete. Und hat denn nicht auch das härteste Schicksal die Wohlthat lindernder Thränen? nicht einen höhern Standpunkt für den beschaulichen Sinn und eine reinere Luft, den Athem eines stärkenden Geistes für unsere schwache Brust, welche die Last der Leiden oft kaum zu ertragen vermag? — Unsere Todten schlafen unter Blumen — unter Blumen der Erinnerung, und der Frühling, ein Herold der Auferstehung, in leuchtende Farben gekleidet, tritt an die Gräber und verkündet den großen Tag, wo die Rosen des Himmels sich aus dem Staube der Erde entfalten werden!

Die andere Stelle finden Sie II, 59:

Das Glück stimmt weich, besonders das Glück der Liebe. Der Verkürzte, Entsagende erscheint dem Begünstigten stets in einer Glorie; die stille Ruhe eines Trauernden kann Dem, den die Wege der Freude stürmisch bewegt, sogar ein besserer Zustand dünken, und das lebhafteste Gefühl seiner Vorgezogenheit läßt ihn dennoch mit leisen Wünschen in das düstere Gebiet des Kummers hinüberschauen, das die Geduld unfriedigt! Ein Wehen der Ahnung, von Amor's raschen Schwingen erregt, sagt ihm, daß der Gott des Augenblicks keine bleibende Stätte habe, und daß, wer im Glücke sei, den Schmerz lernen müsse.

Gewiß, meine theure Freundin, sind Sie darüber mit mir ganz einig, daß die Verfasserin dieses Buches ganz

dazu geschaffen sei, namentlich die aufwachsende Generation ihres Geschlechts wirkungsvoll zu unterrichten und für eine edlere Bestimmung, als worauf die Irrwege des gemeinen Lebens hinführen, allmälig vorzubereiten, und zwar um so mehr, da sie durch ihre phantasiereiche Darstellung für den ersten Augenblick nur zu ergötzen scheint. Aber eben um dieses so schön benutzten Talentes willen werden Sie ihr, wie ich, die innigste Verehrung zollen und ihr den ungetrübtesten Genuß dieses frohen Bewußtseins, die freieste Geistesheiterkeit für fernere Schritte auf dieser Ehrenbahn aus vollem Herzen zuwünschen.

Soll ich wol jetzt noch den übrigen Inhalt des Bücherpakets hier besprechen? Was mich zunächst dazu reizen könnte, wäre ein anderes hier beiliegendes Werk von derselben Verfasserin, dessen ich schon oben gedachte: die zweite (verbesserte) Auflage ihrer „Zwölf Monate des Jahres". (Zwei Bände. Liegnitz, Kuhlmey. 1832. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Gr.) Da ich jedoch schon oben bemerkte, daß die in diesen zwei Bändchen enthaltenen Dichtungen in dem Gebiete der moralischen Erzählungen eine höchst ehrenwerthe Stelle behaupteten, so sind Sie Ihnen damit jetzt gewiß schon hinlänglich bezeichnet und empfohlen; und ich darf hoffen, es werde die Lecture derselben mein obiges Urtheil Ihnen bestätigen, daß die Verfasserin auf diesem Gebiete ebenso einheimisch sei, als in den freiern Räumen des eigentlichen Familienromans; obwol sie die eigenthümliche, früher angedeutete Natur von beiden wohl zu unterscheiden verstehe.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 321.)

Souvenirs d'Espagne de 1823 et 1833 par *Alexandre Bourgoing*. Keine Geschichte, kein Roman, keine Statistik, kein Reisebericht, und von alledem ein wenig: ein belehrendes, unterhaltendes und oft tief erschütterndes Buch. Kriegs- und Mordscenen, Sittenskizzen, Liebesgeschichten, schöne Landschaften, bald auf einen Punkt beschränkt, bald Fernsichten in eine ganze Provinz eröffnend, gehen nach und nach an uns vorüber und gewähren stets eine fesselnde Lecture. Hier wird der Uebergang über die Bidassoa geschildert: die französischen Divisionen, funkelnd im rothen Widerscheine des frühen Morgens, ziehen an den Generalen vorüber, die in dem Dunstschleier, der über dem Wasser schwebt, wie Helden Ossian's erscheinen; dort Madrid, das sich inmitten einer nackten, dürren Ebene wie ein Zelt in der Wüste erhebt; der Prado mit seinen dunkeln frischen Alleen und seinen schönen blassen Frauen, die so ernst und strenge und stolz einhergehen, und so glühend lieben und sich der Liebe so heldenmüthig aufopfern; dann wieder die Guerillas, welche singen: „Mit dem Schnauzbarte Riego's, mit dem Schädel Quiroga's wollen wir eine Bürste machen für Merino's Pferd", und eine Fiesta, wo 80 Stiere geschlachtet werden, und der Bolero und der Fandango, und die Hinrichtung eines französischen Tambours, des berühmtesten Tambours der Armee (1823), der, ärgerlich über das Gestümper der spanischen Trommler, die er auf den Wällen von Barcelona hört, zum Feinde übergeht, um ihn zu lehren, wie man trommeln soll! In allen diesen so verschiedenen Tableaux zeigt Hr. A. de Bourgoing ein nicht gewöhnliches Talent; er hat gesehen, was er geschildert, und mitunter meisterhaft geschildert; zu Zeiten verräth indessen die Darstellung ein zu mühseliges Ringen nach Effect. Was sich auf den Feldzug von 1823 bezieht, übergehen wir, heben aber Einiges aus dem einen Reiseberichte von 1833 aus. Der Verf. besuchte in den ersten Tagen dieses Jahres Spanien zum zweiten Male. In Irun zeigen sich schon die spanischen Sitten: hier sieht man braune Mäntel und Cigarren und bei den Frauen lange Haarflechten und die Mantilla; die Sprache hat aber noch nicht die feierliche harmonische Grandezza des castilischen Dialekts: es ist noch das schnarrende Schreien von Guipuzcoa. Männer zu Pferde mit langen Carabinern auf den Schultern, Maulthierzüge beleben die Straßen, welche sich zwischen hohen Berggipfeln und brausenden Waldbächen durch das Land ziehen. Die königlichen Straßen sind meistens gut unterhalten und auf beiden Seiten mit Granitplatten für die Fußgänger belegt. Biscaya ist gut angebaut und gewerbsam, die Einwohner thätig, flink, gewandt und meist wohlhabend. Ein herrlicher Pflanzenwuchs belebt die Thäler; auf den Bergen rauschen dichte Kastanienwälder. Der zehnjährige Friede hatte die günstigsten Resultate in ganz Spanien herbeigeführt. Die Industrie wurde von der Regierung aufgemuntert. Die Kupferbergwerke in Navarra, die Eisenminen in Alava waren in den Händen reicher Capitalisten ergiebig geworden. Der Handelsverkehr mit Frankreich war sehr lebhaft: auf allen Hauptstraßen sah man Postwagen mit der Schnelle der besten französischen Diligencen dahinfliegen. Jeder Postwagen ist von Escopeteros escortirt: das sind Räuberanführer, welche, ihres gefährlichen Gewerbes müde, mit den Postverwaltungen einen Vertrag eingehen, durch den die Postwagen gegen die Angriffe der ehemaligen Gefährten der Escopeteros gesichert sind. In jedem Gasthofe ist der Preis der Mahlzeiten angeschlagen; der Tarif bestimmt genau, woraus sie bestehen müssen. Das Heer war nicht sehr zahlreich, aber sehr schön; die es im Jahre 1823 gesehen, konnten sich nicht genug wundern über die schöne Haltung und die Uniform und die ganze Equipirung der jetzigen Truppen, deren Anzahl sich auf 42,000 Mann belief. Auch in Madrid hatte sich Alles zum Bessern gestaltet. Besonders bestrebte sich die Regierung, den Kunstfleiß zu wecken. Dem elsasser Fabrikanten, Hrn. Dolfus, war ein großes weitschichtiges Kloster unweit Madrid eingeräumt worden, wo er eine Fabrik von gedruckter Leinwand (tolles peintes) angelegt; spanische Handwerker arbeiten mit den Elsassern und erlernen eine bis dahin den Spaniern unbekannt gebliebene Kunst, um sie sodann im Lande zu verbreiten. Maria Christina wurde im Jahre 1829 mit begeisterter Liebe zu Madrid empfangen: das Volk gewann sie durch öfteres Besuchen der öffentlichen Feierlichkeiten, und besonders durch ihre muthige Haltung, als sie dem ersten Stiergefechte beiwohnte; als Blut zu fließen anfing, waren alle Blicke auf sie geheftet: sie zeigte nicht die mindeste Bewegung und wehte dem Matador mit ihrem Schnupftuche Beifall zu. Maria Christina sowol, als ihre Schwester die Infantin Luise Charlotte werden als zwei schöne Frauen geschildert, die Schlauheit mit Geist und Seelenstärke verbinden. Der Verfasser, der übrigens zu den Legitimisten gehört, meint, diese zwei Frauen besäßen mehr Energie, mehr Festigkeit und Talent als alle Monarchen Europas. Don Carlos ist ein ernster, stiller Mann, dessen Tugenden der Verf. nicht genug zu rühmen weiß. Schließlich bemerken wir, daß Hr. Bourgoing nicht mit dem gewesenen und bereits verstorbenen französischen Minister zu Madrid zu verwechseln ist.

Mon ami Norbert, par *Mortonval*. Hr. Mortonval liefert Waare, welche Absatz findet: er steht in großem Ansehen bei den Buchhändlern; er hat auch Talent, ein ganz gewöhnliches, das mit den Händen zu greifen ist und sowol die Antichambre als den Salon anspricht. Hr. Alfred de Musset hat auch Talent, und zwar ein originelles, tief poetisches, wie wenige unter den besten lebenden Schriftstellern; aber er gilt nichts im Laden, seine Sachen gehen nicht ab, also taugen sie nicht; ohne die „Revue des deux mondes" wäre Hr. A. de Musset vielleicht nie bekannt geworden. Friedrich Soulié sagt in seinem gestern erschienenen „Magnétiseur" seinem Publicum, er biete ihm ein schlechtes Buch zur Unterhaltung, weil es kein gutes verdiene. Hr.

Mortonval hat grade so viel Geist, als dazu gehört, das Publicum nicht abzuschrecken, und dabei findet es in seinen Romanen, was man hier ein intérêt de cuisinière heißt, einen eignen Zauber, freilich sehr niederer Art, eine Art ästhetischen Magnetismus, der den Leser schon beim ersten Blatte faßt und wie in einen Strudel hineinzieht und unaufhaltsam fortreißt. Alle Superfötation des Gedankens, aller Luxus im Style ist sorgfältig vermieden. Der Leser kann sich ungestört dem intérêt de cuisinière hingeben, und das ist nach Tisch ein recht behagliches Studium.

„Mein Freund Norbert" ist anfangs ein Bettler, und dann wird er Bankier; das geht so zu. Unter den Armen, welche an einer Kutsche, worin sich zwei Damen befinden, betteln, ist einer, der, verschämter als die übrigen, die Augen niederschlägt und ein gefälliges Aeußere hat. Die Damen interessiren sich für ihn, sie lassen ihn kleiden und geben ihm Rendezvous zu Nantes. Diese beiden Damen sind Mademoiselle Lucy und ihre Clavierlehrerin Demoiselle Louise; sie steigen bei dem Vormunde der erstern, Hrn. Tersaint zu Nantes, ab. Hr. Tersaint ist der reichste Fabrikant zu Nantes. Louise leiht dem armen Norbert 20 Frs., womit er einen Branntweinhandel anfängt; dann wird er Buchhalter bei Hrn. Tersaint. Später finden wir unsern Freund Norbert als Corsaren, zur Zeit, wo der Friede von Amiens gebrochen wird. Freund Norbert kapert sich zum reichen Manne, heirathet Mamsell Louisen und lebt jetzt zu Nantes. Auf diese Art wurde mon ami Norbert Bankier und die Clavierspielerin Louise eine Bankiersfrau.

Madame de Sommerville, par *Jules Sandeau*. Als „Indiana" und dann „Valentine" von Georg Sand erschienen, da kam die ganze pariser Literaturwelt in Bewegung. Wer ist Herr Sand, wer ist dieser Mann mit dem deutschen Namen, der sich durch seine ersten Versuche gleich in die erste Linie der Dichter stellt, neben V. Hugo und Al. de Vigny und Ste.-Beuve? Allmälig wurde der Schleier, unter welchem sich der bewunderte Schriftsteller verborgen, durchsichtiger: es schimmerte eine Frauengestalt durch, Mad. Dudevant. Wer sie eigentlich ist, weiß man noch nicht. Auf dem Titel ihrer Schriften fährt sie fort, sich G. Sand zu nennen. Nun soll aber wirklich ein Sand existiren, oder doch ein junger Mann, mit dem sie lebte, der ihre Schriften durchsah und den sie gegen einen berühmten Kritiker vertauschte, der jetzt ihren Ruhm über alle Dächer trompetet. Jul. Sandeau ist dieser ehemalige Geliebte der Mad. Dudevant; er tritt nun auf, gleichsam zum Wettkampf sie herausfodernd, und in der That, er ist nicht unwürdig, sich mit dem genialen Weibe zu messen. Hier ist der Roman skelettirt. Albert, ein siebzehnjähriger Jüngling, wird in einer kleinen Stadt im Departement de la Creuse von einem alten Doctor auferzogen. Sein Vormund stirbt und hinterläßt ihm eine Hütte, zwei Jagdhunde, eine Doppelflinte und 1200 Frs. Renten; das ist Alles, was er besitzt: er hat weder Namen noch Familie. Seiner Hütte gegenüber ist eine andere, wo eine hübsche Mamsell wohnt, in die er sich verliebt; aber er hat keinen Stand, kein Vermögen, die Heirath mit Nancy wird demnach verschoben. Albert geht nach Paris, um die Rechte zu studiren; nach einem Jahre kommt er wieder, höchst entmuthigt. Die gewaltige Bewegung der politischen, literarischen und philosophischen Ideen, welche in Paris durcheinanderwirbeln und stürmen, hat ihn über so Vieles enttäuscht; es sind in seinem Inneren Bedürfnisse aufgegangen, für die seine Liebe zu Nancy nicht mehr hinreicht. Frau von Sommerville ist eine schöne Frau von 35 Jahren; während der Abwesenheit des jungen Mannes hat sie ein Schloß in der Nähe von St.-Leonard bezogen, um die Verirrungen eines von heftigen Leidenschaften vielfach durchwühlten Lebens zu beweinen. Frau von Sommerville und Albert verstehen und lieben sich. Nancy hat diese entstehende Neigung bald durchschaut; sie wird krank und zehrt sich ab. Frau von Sommerville opfert sich der Ruhe des jungen Mädchens; sie erstickt Albert's Liebe zu ihr, indem sie ihm bekennt, daß sie seine Mutter ist, und führt ihn in Nancy's Arme zurück. Indeß war das Opfer zu groß; sie stirbt, und als nach ihrem Tode sich ausweist, daß Albert nicht der Sohn ihrer Nebenbuhlerin ist, sondern daß blos aufopfernde Großmuth ihr diese Aussage eingegeben, so stirbt auch Nancy. Die Intrigue ist nicht sehr verwickelt, wie man sieht; aber einige Scenen sind von großer Wirkung. Die Darstellung wäre der Verf. von „Indiana" nicht unwürdig.

Von Georg Sand ist „Jacques" erschienen, von dem wir aber im Augenblicke nichts zu sagen wissen, als daß es ein Roman in Briefen ist und ungefähr sich in demselben Ideenkreise herumdreht wie die frühern. Der Styl der Verfasserin ist reich, blühend, er entfaltet sich in so blendende Farbenmassen, in so elegante, anmuthige Verhältnisse, und schillert von einer solchen Menge neuer Metaphern, daß sie in dieser Hinsicht vielleicht selbst V. Hugo übertrifft; wenigstens ist in der ganzen Diction eine Frische, eine naive Selbständigkeit, die man in Hugo's schweren, hart und fest geschmiedeten Perioden oft vermißt.

Bei Levrault kommt heraus: „Histoire de la poésie chez tous les peuples, par *J. Janin.*" Drei Bände sind ausgegeben. Die zwei Bände der Uebersetzung des „Titan" von Chasles haben das Lesepublicum etwas befremdet. Hr. Al. Lebour hat die Lesecabinets nur durch die Versicherung beruhigt, daß die folgenden beiden Bände nicht so philosophisch und dramatischer ausfallen würden. Hr. Chasles hat seinen Autor sehr beschnitten, theils weil ihn zu Zeiten seine Sprache verließ, theils weil er den Text nicht ganz verstanden. Vorzüglich scheint ihm Schoppe zu schaffen gemacht zu haben. Um eine vollständige Vergleichung anzustellen, fehlt mir hier das Original. 19.

Notiz.

Neugriechische Literatur.

Von dem aus der Zeit der Kapodistrias'schen Herrschaft in Griechenland bekannten politischen Dichter Alexander Sutsos ist eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „*Παράρραμα τῆς Ἑλλάδος*" (2 Bändchen, Nauplia 1835) herausgegeben worden. Sie beziehen sich, bald mehr bald weniger, auf die politischen Verhältnisse Griechenlands in den Jahren 1831—33, und namentlich enthält das erste Bändchen nur solche Gedichte, in denen der Dichter die Kapodistrias'sche Tyrannei auf verschiedene Art, theils mit den Waffen des Scherzes und Witzes, theils mit denen eines beißenden Spottes bekämpft und, indem er die Großthaten der Griechen preist und die Interessen des wiedergeborenen Griechenlands geltend macht, nur das Wohl seines Vaterlands selbst vor Augen hat. Im zweiten Bändchen werden gleichsam Bilder aus dem griechischen Staatsleben dargestellt, die von diesem selbst ein Bild im Großen entwerfen lassen. Auf diese Weise wird in beiden Bändchen die Geschichte Griechenlands in den drei letzten Jahren geschildert, indem die Leiden der Gegenwart wie die Hoffnungen und Besorgnisse des Volks auseinandergesetzt und ausgesprochen werden. Die Sprache, in welcher diese Gedichte eines populairen Dichters geschrieben sind, ist natürlich die verderbte Sprache des Volkes; aber auch in diesem Zustande der Verderbtheit trägt die leichte, gefällige Behandlung derselben, bei der übrigens sehr lebendigen Darstellung, nur zur Erhöhung des Genusses bei, den die Gedichte gewähren.

Ein ebenfalls in Nauplia (1834) erschienenes Gedicht bei Gelegenheit des Jahrestages der Ankunft des Königs Otto, unter der Aufschrift: „*Ὀθωνιάς*", und von dem auch sonst schon (s. Iken's „Leukothea") bekannten neugriechischen Arzte Anastas. Georgiadis, ist in altgriechischen Hexametern mit einer prosaischen deutschen Uebersetzung abgefaßt. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 323. — 19. November 1834.

Fragmente über Romanschriftstellerei und Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Das nächste Product, was aus dem Packete mir zur Hand kommt, führt den Titel: „Meister Jakob's Söhne. Frei nach dem Französischen des Victor Ducange von Fanny Tarnow." (Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 2 Thlr. 3 Gr.) Die Bearbeiterin hat, wie Sie wissen, manches Angenehme geschrieben; hier aber muß man bedauern, daß sie sich die undankbare Mühe gegeben hat, eine durch und durch französische, blos für Franzosen interessante, dem Stoffe nach auf den französischen Waffenruhm unter Napoleon gestützte Familiengeschichte für deutsche Leser genießbar zu machen. Dieses Unternehmen mußte um so mehr mislingen, da die literarischen Producte des Victor Ducange sogleich ihren Hauptreiz verlieren, sobald man ihnen die Eigenthümlichkeit der Originalsprache entzieht. Ueberdies ist auch die Verflechtung der Begebenheiten in diesem Roman höchst langweilig. Er bleibt daher von der Zusendung an Sie billig ausgeschlossen.

Ein Gleiches geschieht mit der danebenliegenden Erzählung unter dem Titel: „Adelaide oder der Gegenzauber. Frei nach dem Englischen von Luise Marezoll." (Drei Theile. Braunschweig, Verlags-Comtoir. 1833. 8. 4 Thlr.) Auch diese ist höchst langweilig. Ueberhaupt dürfte wol grade vielen aus dem Englischen übersetzten Romanen der Vorwurf der Langweiligkeit mehr als andern zu machen sein, wovon der Grund in manchen Eigenheiten des englischen Gesellschaftslebens liegen mag, deren Schilderung uns durchaus nicht zusagt. Selbst vielen Romanen von Walter Scott läßt sich dieser Vorwurf machen; um wie viel bestimmter muß er also die Producte treffen, deren Verfasser an Geist und romantischer Phantasie dem „großen Unbekannten" jedenfalls nachstehen.

Auch das hierauf folgende Werk dürfte ich Ihnen wol kaum zum Lesen empfehlen, das den Titel führt: „Der polnische Jude. Historischer Roman von Wilhelmine Sostmann." (Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 3 Thlr.) Es gehört zu der Gattung der Romane auf historischem Grunde und Sie werden sich erinnern, daß ich schon oben dieses Terrain als ein für die Entwickelung der Talente unserer schriftstellernden Frauen nicht geeignetes bezeichnete. Die Lecture des eben angeführten Romans ist auch in der That nicht im Stande gewesen, mich über die Haltbarkeit dieser Ansicht im Geringsten zweifelhaft zu machen. Ich gestehe unverhohlen, daß die Verfasserin, die übrigens hier wahrscheinlich ihr erstes historisches Gemälde lieferte, obwol sie auf dem Titel als Verfasserin mehrer andern, mir freilich unbekannten Romane bezeichnet wird, in einzelnen Theilen der Ausführung viel Geschicklichkeit beurkundet hat. Aber die Wahl des Stoffes ist durchaus eine unglückliche zu nennen. Ein Jude, der, im Oriente wie im Occidente einheimisch, für Napoleon während des Feldzugs in Aegypten als Hierophant auftritt und später sowol im französisch-russischen Feldzuge von 1812 als auch bei der neuesten polnischen Revolution als Kundschafter verschiedener Parteien sich geltend macht, kann unmöglich als ein würdiger Held für einen historischen Roman in der höhern Bedeutung erscheinen. Der Abscheu vor dem niederträchtigen Gewerbe der Spionerie vernichtet bei jedem unverbildeten Leser das moralische Interesse für die Person, die sich damit abgibt, und die Prahlerei mit den Geheimnissen der ägyptischen Pyramiden ist nur Flitterstaat, der kein Gegengewicht in die Wagschale zu werfen vermag. Hierzu kommt noch die Anhäufung der widersinnigsten Unwahrscheinlichkeiten: ein Fehler, dem die historischen Romane der Frauen gewöhnlich unterliegen, weil es diesen an gelehrter Vorbildung und an kritischem Takte zur genauen Prüfung des historischen Stoffes mangelt.

Jedoch sind die Unwahrscheinlichkeiten in diesem historischen Romane noch gering im Vergleich mit den chronologischen Absurditäten eines andern, auch in dem für Sie bestimmten Packete befindlichen, unter dem Titel: „Der Fürst und die Bäuerin. Von Franziska von Stengel." (Karlsruhe, Marx. 1833. 8. 1 Thlr.) Die Zeit der Geschichte ist das Jahr 1525 fg., und der mit seinem eignen Lande in Fehde gerathene Herzog Ulrich von Würtemberg erscheint als der Fürst, der sich in eine sehr romantisch geschilderte Bäuerin, Namens Johanna, verliebt. Eben in der Charakteristrung dieser angeblichen Bäuerin und ihres Vaters, des mit revolutionairen Umtrieben aller Art beschäftigten, gegen Pfaffen und Mönche mit ganz moderner Philosophie ankämpfen-

den Bauers Martin, ſind ſo viele Anachronismen widerſinnig ineinander verwebt, daß man bald alle Luſt verliert, den Verwickelungen dieſer unnatürlichen Romantik bis zum Schluſſe nachzugehen; es iſt dies aber auch ſchon deshalb unthunlich, weil ſich in dem ganzen Buche eine Auflöſung der vielerlei ſonderbaren Diſſonanzen gar nicht vorfindet. Die übrige Scenerie dabei iſt höchſt unintereſſant und verſtärkt alſo nur das Misfallen an dieſem verunglückten Producte.

So wäre ich denn am Schluſſe meiner Relation. Das Reſultat, was Sie, verehrteſte Freundin, ſich aus derſelben leicht ſelbſt abſtrahiren werden, iſt nicht eben erfreulich: nur von zwei der hier beſprochenen literariſchen Producte, noch dazu von einer und derſelben Verfaſſerin, dürfen Sie ſich geiſtigen Genuß verſprechen; die übrigen müſſen leider als unnützer Ballaſt auf die Seite geworfen werden. Und doch ſind alle von Frauen geſchrieben! Sie fühlen alſo wol ſelbſt, daß Ihr Entſchluß, nur aus den ſchriftſtelleriſchen Producten der Frauen von nun an ſich geiſtige Erholung zu ſchöpfen, nicht ſo leicht ausführbar ſein dürfte.

Vielleicht bewegt Sie dies, verbunden mit der angenehmen Rückerinnerung an die genußreichen Stunden, die Ihnen gewiß ſchon ſo mancher von Männern geſchriebene Roman gewährte, auch von jetzt an noch Das, was lebenserfahrene Männer in dieſer Art aus ihrem Innern zu Tage fördern, wohlwollend in Obacht zu nehmen.

Wie ich ſchon oben erwähnte, hat Ihr Buchhändler dieſe leutſelige Modification Ihres anfänglichen Entſchluſſes im Voraus erwartet und deshalb noch ein paar Romane aus männlicher Feder den vorerwähnten weiblichen Producten dieſer Art recht gutmüthig beigelegt.

Es liegt darin eine Auffoderung an mich, ſeine ſchon früher berührte Bitte ſo ſpeciell wie möglich zu erfüllen und Ihnen den offenbaren Vortheil der Veränderung Ihres ihm äußerſt verdrießlichen Entſchluſſes an einigen ſpeciellen Beiſpielen augenſcheinlich nachzuweiſen.

Unglücklicherweiſe hat ihm freilich der Zufall nicht eben paſſende Romane in die Hand geſpielt! Ich ſage ausdrücklich: der Zufall; denn gewiß werden Sie ſo unbillig nicht ſein, von Ihrem Buchhändler zu verlangen, daß er die Artikel, welche er ſeinen Kunden als neuangekommene Speiſe für den Geiſt überſchickt, vorher ſelbſt leſen ſolle. Dazu ſind die literariſchen Hebammen unſerer Tage in der That viel zu ſchwer und allſeitig beſchäftigt.

Wie dem aber auch ſei, ein paar Worte wenigſtens muß ich über die drei Romane, die jene Beſtimmung haben, hier doch noch ſagen.

Der erſte führt den Titel: „Der Sängerkrieg auf Wartburg. Romantiſche Erzählung von Auguſt Bürck.“ Auch unter dem Titel: „Heinrich von Ofterdingen. Ein Cyclus von drei romantiſchen Erzählungen.“ Erſte Abtheilung. (Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 1 Thr. 3 Gr.) Wahrſcheinlich erinnerte ſich der gute Buchhändler bei dem Worte „Sängerkrieg“ unwillkürlich an den berühmten, ſeit alten Zeiten bei allen deutſchen Frauen in gutem Andenken ſtehenden Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, und glaubte deshalb, dieſer Roman werde nur Angenehmes für die Frauen enthalten, alſo auch zur Lecture für Sie ſich wol eignen. Von „ſüßer Minne“ und von „der ſchönen Frauen Huld und Anmuth“ wird nun freilich viel darin erzählt und geſungen; aber verzweifelt langweilig iſt die Geſchichte dennoch. Schon der Gedanke, die noch vorhandenen Bruchſtücke altdeutſcher Meiſtergeſänge als Einſchlagfäden für das Gewebe eines altdeutſchen Romans zu benutzen, iſt höchſt ſonderbar. Mußte ſich denn der Verfaſſer nicht daran erinnern, daß bei unſerer geringfügigen Kenntniß der Sitten jener Zeit, bei der gänzlichen Abweichung des damaligen geſellſchaftlichen Lebens von dem gegenwärtigen das Intereſſe für dieſe Vergangenheit bei der Mehrzahl ſelbſt der gebildeten Leſer niemals lebhaft genug werde angeregt werden können? Aber freilich daran denken dieſe, in das deutſche Alterthum ſterblich verliebten Herren faſt niemals. Vielmehr, da es ihnen nach großer Anſtrengung und Ueberwindung gelungen iſt, ſich mit dem Geiſte jener Zeit ſo vertraut zu machen, daß ſie in dieſelbe ſich faſt ſelbſt zurückleben und tagtäglich unter den „ſchönen Frauenbildern“ und „kühnen Sängern“ zu wandeln vermeinen, ſo halten ſie es auch für möglich, das Publicum zu gleichem Geſchmack zu überreden, und ſuchen in dem Streben nach dieſem Triumphe verzeihlicherweiſe Erſatz für die vorhergegangene Selbſtüberwindung.

Wahrlich, ein eitler Wahn! Die Verfeinerung unſerer Zeiten und Empfindungen, ſo wenig ſie auch blos Lobenswerthes in ſich ſchließt, wird ſich doch niemals mit dem Thun und Treiben jener längſt verklungenen Vergangenheit innig befreunden können, die bei aller naiven Einfachheit des rohen Weſens und harten Tagewerks nur allzu viel umfaßte.

Man kann daher die ernſthafte Mühe, die der Verfaſſer ſich mit ſeinem, grade für dieſen Zweck ganz undankbaren Stoffe gegeben, nur aufrichtig bedauern.

Der zweite beiliegende Roman iſt ein hiſtoriſcher; mit der Aufſchrift: „Nalencz. Ein Roman aus der polniſchen Geſchichte in zwei Theilen. Nach dem Polniſchen des F. Bernatowicz von P. H. W. Schnaaſe.“ (Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 2 Thlr.) Die Zeit der Begebenheiten umfaßt die Jahre von 1340—70, als die Regierungsperiode König Kaſimir's III. von Polen, eines Regenten, der, ausgezeichnet im Staatshaushalte wie im Kriege, den Beinamen des Großen erhielt, zugleich aber wegen ſeines launiſchen Charakters in der Liebe den Beinamen des Unbeſtändigen verdient hätte. Er iſt der eigentliche Held dieſes Romans; denn der Jüngling, nach dem letzterer benannt iſt, ſpielt nur eine untergeordnete Rolle. Daß die hier gegebenen Schilderungen des polniſchen Nationallebens treu ſind, kann man nicht in Abrede ſtellen; aber ein erfreuliches Bild laſſen ſie nicht in der Seele des Leſers zurück, wie dies überhaupt ſelten mit irgend etwas in der polniſchen Geſchichte der Fall iſt. Auch die weiblichen Charaktere darin trifft dieſer Tadel. Der Styl iſt leider etwas ſchleppend;

gleichwol scheint der Uebersetzer sich ziemlich genau an sein Original gehalten zu haben. Wünschen Sie vielleicht, von den frühern Nationalsitten der Polen sich ein charakteristisches Bild zu verschaffen, so wird Ihnen allerdings dieser Roman manchen guten Pinselstrich dazu überliefern. Freilich aber wird Ihr letztes Urtheil immer bleiben, daß die Situationsmalerei darin etwas sehr Ermüdendes habe und daß von wahrem ästhetischen Genusse dabei nicht die Rede sein könne.

Ich komme nun zu dem „tiefunterſten" Grunde der belletristischen Sendung. Heitern Sie nur immer Ihre Mienen auf: was da zuletzt vor Ihre Augen tritt, trägt das Gepräge des Scherzes und der Laune und wird anziehend durch die erfreuliche Scenerie der Umgebung. Es sind dies „Novellen" von Alexander Bronikowski, dem Ihnen gewiß schon vortheilhaft bekannten, nun auch dahingeschiedenen Erzähler. Erster Band enthält: „Der Schreibfehler, eine märchenhafte Historie", „Monsieur le Marquis", zweiter Band enthält: „Der Kynast". (Leipzig, Wigand. 1834. 8. 3 Thlr.) Gleich zuerst muß ich bemerken, daß der Verfasser hier den Ausdruck „Novellen" durchaus nicht streng in dem eigentlichen bedeutungsvollen Sinne genommen hat, den ich oben als den zunächst richtigen bezeichnete. Er brauchte denselben vielmehr, wie besonders in der neuesten Zeit gar viele andere Erzähler ihn auch gebraucht haben, blos um Rundgemälde mit einer bekannten Staffage zu bezeichnen, die durch einen eigenthümlichen innern Geist von der Natur gewöhnlicher Erzählungen abweichen. Sobald wie hier Producte von heiterer, lebensfroher Temperatur gemeint sind, läßt sich dawider wol nichts einwenden.

Der Verfasser selbst hat sich über die beiden ersten Novellen und ihr gegenseitiges Verhältniß in dem kurzen Vorworte zu der zweiten auf eine Art erklärt, die es mir zweckmäßig erscheinen läßt, seine eignen Worte hier mitzutheilen:

Gegenwärtiges Bändlein Novellen — heißt es dort S. 175 — bildet sich gleichsam zu einem Cabinet der Genremalerei, in welchem Gemälde aufgestellt sind, die recht eigentlich nebeneinander gehören; zwei nur an der Zahl, darum ist es auch keine Galerie zu nennen. Und in der That gehören sie zusammen, sowol wegen ihrer Aehnlichkeit als auch wegen ihrer Verschiedenheit. Aehnlich sind sie sich durch ihre beiderseitige geschichtliche Wahrheit, bei der letzten sogar durch das diplomatische Tagebuch eines längst abgeschiedenen Staatsmannes (des Reichshofraths Freiherrn von Seckendorf) verbürgt, durch das gänzliche Vergessen, in das sie gerathen, durch die Gattung der handelnden Personen und der Schauplätze, auf welchen diese sich bewegen. Verschieden zeigen sie sich aber in der Wichtigkeit des Vorganges, den sie darstellen, und wenn das Schicksal in beiden hinter dem gemalten Vorhange ganz deutlich zu erkennen ist, so hat es unter dem Tausend verschiedener Gestalten, in welchen es in das Treiben der Welt tritt, hier zwei gewaltig voneinander abweichende gewählt, wie sie ihm grade nothwendig und der zu entscheidenden Sache angemessen däuchten. In beiden Gemälden sieht man einen deus ex machina lauschen und dann hervortreten: dort war es ein Geist, zwar nicht grade ein Seliger oder Engel, aber doch einer, der sich bestrebte, sich zum ersten zu qualificiren; hier ist es etwas ganz Anderes, es ist nur ein — — Monsieur le Marquis in Dresden.

Gewiß werden diese Andeutungen des Verfassers Ihre ganze Aufmerksamkeit für diese beiden Novellen im Voraus anregen, und es freut mich, Ihnen zusichern zu können, daß Sie Ihre Erwartungen wol noch übertroffen sehen werden. Die Benutzung historischer Nachklänge für die Sujets selbst ist wohlgelungen; die individuelle Schilderung von Ort, Zeit und Personen treu, gemüthlich und gut gehalten; Darstellungsweise und Styl sind ebenso witzig als lebhaft; beide Skizzen aber lassen zuletzt sehr wohlthuende Empfindungen in dem Leser zurück: die erste ein ernsthaftes Lächeln, das uns so leicht zu Gute kommt, sobald wir eine treue Schilderung des naiven Bürgerlebens unserer Urgroßväter mit unverbildetem Herzen entgegennehmen; die zweite ein behagliches Lachen, womit wir ganz offen die feierlich-altmodischen Thorheiten der Vergangenheit zu begrüßen pflegen. Damit ist denn nun von dem Verfasser gewiß alles Das geleistet, was von einem guten Erzähler gewünscht werden kann. Eine besondere literarische Tugend des Verfassers muß ich jedoch hier noch rühmend erwähnen: seine Kunst, zu rechter Zeit abzubrechen und niemals zu weitschweifig zu werden. Wollte Gott, er fände darin viele Nachahmer auch im Fache der Romantik!

Die dritte Novelle: „Der Kynast", führt uns in eine ganz andere Zeit als die beiden ersten. Während nämlich in Nr. 1 uns die Zeit König Friedrich I. von Preußen mit all dem neuen Glanze entgegentritt, den die nur erworbene Königswürde ihr im Abstich zu dem einfachen Bürgerleben in den Provinzen verlieh, in Nr. 2 aber das intriguenvolle Hofleben in der Residenz König August des Starken sich uns entfaltet, dem die possenhafte Mystification mit der angeblichen Hauptperson der Erzählung zur höchst ergötzlichen Folie dient, so werden wir dagegen durch Nr. 3 auf ein hiervon wesentlich verschiedenes Terrain versetzt, da hier das Thun und Treiben des in die Wallensteinische Geschichte verwickelten bekannten Grafen Schafgotsch als Grundstoff für eine sehr interessante Erzählung vom Verfasser benutzt worden ist. Doch liegt darin wieder Uebereinstimmung, daß auch Nr. 3 sich der oben gerühmten Vorzüge von Nr. 1 u. 2 vollkommen erfreut.

Ihre eigne Lecture wird hoffentlich auch hierüber die beste Entscheidung Ihnen an die Hand geben. 111.

Statistique de l'Espagne avec une carte. Par *Alex. Moreau de Jonnès*. Paris 1834.

Dieses Werk ist noch vor der Wiedereinsetzung der Cortes erschienen, also zu einer Zeit, wo die spanische Regierung sich nicht für verbunden hielt, der Nation Rechenschaft von den Hülfsmitteln und den Ausgaben des Reichs abzulegen; damals brachte sie wenige Documente über die Statistik Spaniens zur öffentlichen Kenntniß. Moreau de Jonnès hat also hauptsächlich aus den wenigen Quellen schöpfen müssen, die den Gelehrten zugänglich waren, dazu gehört wol Miñano's geographisches Lexikon über Spanien, eins der wenigen Werke, worin ziemlich neue Angaben über dieses Land vorkommen. Zur Vergleichung haben dem Verfasser auch manche ältere Werke gedient. Die von ihm gesammelten Angaben werden unter folgende Rubriken zusammenge-

stellt: Erdboden, Bevölkerung (eines der besten Capitel), Ackerbau, Bergwerke, Gewerbfleiß, Handel (auch ziemlich ausführlich und gut zusammengestellt), Schiffahrt, Colonien (in Amerika nichts mehr als Cuba und Portorico), Finanzen (der krankhafteste Theil im spanischen Staate), Kriegswesen, Justiz, Unterrichtswesen, wornach dann ein allgemeiner Ueberblick das Werk beschließt. Moreau de Jonnès vergleicht die spanische Staatsschuld mit derjenigen anderer Länder und gelangt zu dem Schlusse, daß nach England und den Niederlanden Spanien das am meisten mit Schulden belastete Land Europas ist, setzt jedoch zum Trotze der Staatsgläubiger hinzu, daß in England, den Niederlanden, Rußland und Deutschland die durch den Klerus seit 14 Jahrhunderten aufgehäuften Reichthümer längst verschwendet und verschleudert sind, wogegen sie in Spanien noch wie eine uneröffnete, unberührte Goldmine dalägen. Heil dem Lande und den Couponsinhabern, wenn diese Goldader einmal wird geöffnet werden! Zum Beweis der Verbesserung des Ackerbaues in Spanien führt der Verfasser an, daß noch 1803 ein Fünftel des Kornbedarfs aus dem Auslande herbeigeschafft werden mußte, wogegen jetzt die Landesproducte hinreichen, um die 15 Millionen Menschen (soll wol heißen 12 Mill.) zu nähren, die jetzt in Spanien wohnen. Denn auch die Bevölkerung nimmt bedeutend zu. Den Werth des jährlich in Spanien erzeugten Korns schlägt der Verf. zu 700 Millionen Francs an. Fleisch ißt der Spanier nicht viel. Man rechnet nur 22 Pfund per Kopf (ob jährlich oder monatlich, wird nicht gesagt, wahrscheinlich das erstere). In Frankreich kommen 56 Pfund auf jeden Bewohner und in England 92, in London verzehrt jedes Individuum sogar 143 Pfund. Dies rührt doch wol daher, weil mehr Wohlhabenheit in diesen Ländern herrscht als in Spanien. Dafür treibt jedes spanische Individuum auch nur für 20 Francs Handel; in England ist es das Vierfache, und in Frankreich das Doppelte. Natürlich kommt der Schleichhandel hier nicht in Betracht; vielleicht wenn man ihn mitrechnete, würde man finden, daß auch ein Spanier für 40 Francs Handel treibt. Alles wohl bedacht, meint Moreau de Jonnès, daß der Verlust der unermeßlichen amerikanischen Colonien, der innere Bürgerkrieg und das Einrücken der fremden Heere den Spaniern nicht allein nicht geschadet haben, sondern ihnen sogar nützlich gewesen seien, indem sie das Volk aus seinem langen Schlaf geweckt und es gezwungen haben, in seinem eignen Boden Das zu suchen, was ihm seine Colonien nicht mehr lieferten; besonders aber hat jenes dreifache Unglück dazu gedient, es zum Muthe, zur Selbstvertheidigung, zur Selbständigkeit anzufachen und die dadurch entstandene Thätigkeit und Betriebsamkeit hernach zu seiner innern Wohlfahrt anzuwenden. Uebrigens gesteht der Verf., daß die Spanier noch viel zu thun haben, um es andern europäischen Nationen gleich zu thun. Ihre Justiz trägt noch allzu sehr das Gepräge der Barbarei vormaliger Zeit, mit dem Volksunterricht sieht es nicht zum Besten aus, und es fehlt noch sehr viel daran, daß die spanische Nation aus einem so reichen Boden allen Nutzen zöge, den die Natur hineingelegt hat. Die Cortes haben eine schöne Aufgabe zu lösen und können sich einen unsterblichen Ruhm erwerben, wenn sie Alles nachholen, was unter der uneingeschränkten Regierung leider mit Absicht versäumt worden ist. 65.

Miscellen.

Was will Müllner damit sagen?

Woher mag es wol kommen, daß recht gescheite Leute bisweilen recht Widersinniges niederschreiben? So sagt Müllner, dem man als Dichter oft vorwarf, daß er zu viel Verstand und zu wenig Phantasie besitze, in einer Dedication seines „Almanachs für Privatbühnen“:

Das Leben ist so eng und doch so leer!

Ist denn aber Beides etwa ein Gegensatz — was doch hier gesagt sein soll —, oder nicht vielmehr ziemlich Dasselbe? und kann man behaupten, daß Das, was enge sei, nicht leer sei? Der Dichter wollte wol sagen:

Das Leben ist so lang und doch so leer!

um dadurch anzudeuten, daß wir etwas thun müssen, um wenigstens dem langen Leben eine Bedeutsamkeit zu geben. Denn eben wenn es eng, kurz durch Zeit begrenzt ist, kann nur leer das Leben sein, weil nur im engen, kurzdauernden Leben wenig Bedeutungsvolles sich ereignen kann. Ebenso dunkel scheinen die Worte zu sein:

Und was sich in der Unterwelt begibt,
Es muß sich, weil es uns gefällt, begeben,
Gefällt uns, weil wir's schaffen, nicht erleben;

denn was wir schaffen, müssen wir erleben, weil wir es nicht schaffen könnten, wenn wir nicht lebten, und darum erleben wir es auch.

In Betreff der — Juden.

Es wird jetzt so viel für und wider die Juden, ihre Emancipation und bürgerliche Stellung gesprochen, daß es wol verzeihlich ist, wenn wir unsern Göthe über diesen prosaischen Gegenstand hören. Wir wollen nur einige seiner Ansichten über die Juden unsern Volksvertretern und Tagesschriftstellern hier mittheilen, vielleicht tragen sie dazu bei, daß die lange Nacht der Kinder Israel's etwas gelichtet wird. In den echt komischen, dem ungezogenen Liebling der Grazien nachgebildeten „Vögeln“ läßt der Dichter den muthigen und glorreichen Treufreund sagen, daß sie in dem neu zu gründenden Reiche die Thiere als kaiserliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im römischen Reiche, tractiren werden; dagegen sagt Haman im „Jahrmarkt zu Plundersweilern“:

Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh, und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen.

und weiter:

Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt; —
Sie wissen Jedermann durch Borg und Tausch zu fassen.

Wir überlassen es unsern Lesern, aus diesen Extremen die richtige Mitte herauszufinden.

Königliche Definitionen.

Der Leser, namentlich der juristisch Befähigte wird ob der Ueberschrift lächeln, wenn er an das bekannte „omnis definitio periculosa est“ und an des römischen Rechtslehrers Worte: „nihil in perpetuum, neque generaliter definire possumus“ (l. 14. Dig. de divers. tempor.) sich erinnert. Aber die Könige, Fürsten und Prinzen sind es nur, die wir, wenn auch nicht definiren, doch in etwas schildern wollen, der Worte für sie und uns eingedenke: „inspicere tanquam in speculum jubeo“. Wir erinnern hier zuerst an Das, was Tacitus („De moribus Germ.“, Cap. 7) von den Fürsten der alten Deutschen erzählt: „reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt“, um auf den Abstand beider aufmerksam zu machen. Die Lehre, welche daraus sich ergibt, kann durch Anwendung nur Vortheil bringen. Betrübend wär' es, wenn Sallust Recht hätte: „impune quae libet facere, id est, regem esse“, und die definitio in ihren Folgen mehr als periculosa. Man würde dann dem Fürsten eine Iphigenie wünschen müssen, damit sie wie die des Dichters

Was ihm (dem Mächtigen) gefällt, mit Wahrheit sagen möge.

Bleiben wir noch in der Vergangenheit, so möchten wir an Das erinnern, was von einzelnen Fürsten, über ihre Gesinnungen und Urtheile v. Moser in dem Aufsatze: „Ich fühle meine Geburt“ (s. dessen „Politische Wahrheiten“, 1796, 1. Bdchn., S. 129—165) zusammengestellt hat. Hier ist viel zu lernen, viel zu befolgen, viel zu unterlassen! 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 324. — 20. November 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Zweiter Artikel.*)

Warschau, den 8. Sept. 1805.

Thränen der Freude und Wehmuth kamen mir in die Augen, als ich von der Feier Ihres 70. Geburtstages las! Mein armer Vater hat es nicht so weit gebracht. Erheben Sie freudig Ihr seelenvolles, glutvolles Auge gen Himmel! Danken Sie Gott, der Sie 70 schöne, glückliche Jahre durchleben ließ und es Ihnen möglich machte, durch den edelsten Eifer so Viele um sich herum und in der Ferne zu beglücken. Sie schreiben: „Ich möchte jetzt am liebsten in einem Stübchen sitzen, vergessen und vergessen werden!" Diese Stelle macht mir eine herzzernagende Empfindung, deren Bitterkeit ich nicht beschreiben kann! Nein, Sie trefflicher Mensch, Sie sollen nicht vergessen und nicht vergessen werden! Sie brauchen den Lethe nicht! Sie sollen nicht im Stübchen sitzen, sondern mit Freudigkeit Ihrem Ziele entgegenschreiten. Ich will Sie durch die abgenutzte Vergleichung mit dem Anakreon nicht entehren. Anakreon war mit allen seinen Trauben und Mädchen doch immer nur ein alter Egeist, vor dem ich wenigstens keinen Respect habe. Aber Sie, der Sie die Freuden der Religion kennen, Sie haben die herrliche Aufgabe, ein christlicher Anakreon zu werden. Ich weiß, daß Sie meinen gutgemeinten Eifer weder misdeuten noch belachen, darum spreche ich, wie mir Gewissen und Dankgefühl gegen Sie, meinen zweiten Vater, gebieten. Sie schreiben: „Sie wickeln sich durchs Leben, ohne es recht mehr umfassen zu können". Sie würden diese Klage, die mich mit dem herbsten Schmerze Ihrentwegen erfüllt, nicht führen können, wenn Sie das Gewühl dieser Welt aus dem göttlichen Standpunkte der Religion erblickten. O die Grazien der Vorwelt sind wahrhaftig nichts gegen die Engel des Christenthums! Der elende Kotzebue würde letzteres nicht verlästert haben, könnte er auch nur das Mindeste von diesem Heiligthum ahnen! Sie schreiben: „Man soll die Religion in die Moral mischen wie das Kupfer ins Gold, um den Münzen bessere Prägbarkeit zu verschaffen". Ich unterschreibe diesen Satz keineswegs. Die Moral bedarf der Religion nicht, und diese, die selbst der letzte und höchste Zweck der Menschheit ist, kann selbst zum bessern Endzweck nie als Mittel gebraucht werden: Religion ist der Mond, der aus der Silberflut einer reinen Seele (aus der Sittlichkeit) emporsteigt, er kann die Flut (das Gebiet der Moral) beleuchten; aber er hat mit ihm nichts gemein, sein Glanz erhellt ebenso den Aether der Kunst und die Flur des wirklichen Lebens, er bringt Licht in das chaotische Dunkel um und in uns. O lieber, theuerster Herr Kriegsrath, Sie sind 70 Jahre, ich 36; ich kann Ihnen ja nichts sagen, was Sie nicht besser wissen; aber beschwören kann und muß ich Sie, Ihr Leben, Ihr schönes Leben mit einem noch viel schönern Abende zu beschließen! Ob ich ein Buch geschrieben habe, ob Journale und Zeitungen dummes, albernes Zeug über mich raboliren, das ist ja gar nichts. Dieselben löschpapierenen Zeitungen werden mich vielleicht sehr bald, wenn ich auf der Stufe bin, zu der ich heranklimme, ebenso tief verlästern, und werde ich darum schlechter sein? — Nein, besser! denn diese Sünder wissen (videatur die mich betreffenden passus der hamburger und berliner Zeitungen, die mich mit dem gramlosesten Unwillen erfüllt haben) im Lobe und Tadel nicht, was sie thun. — Das ist Alles nichts! Aber wenn ich bestimmt sein sollte, auch nur wenigen, auch nur einem so trefflichen Menschen, als Sie sind, den Abend seines Lebens zu verklären, das wäre göttlich! — Auch ich möchte es mit bittern Thränen beweinen, daß ich Ihren lehrreichen Umgang nicht mehr genossen, Ihnen nicht mein volles Herz ausgeschüttet habe. Aber mein liebender Geist ist bei Ihnen und, ich hoffe es zu Gott, der in den Schwachen mächtig ist, Sie werden seinen Einfluß spüren. — Was ist denn Mysticismus? (Ein elendes, von unwissenden Menschen erfundenes, von albernen gebrandmarktes Wort!) Das Ding, was als Mysticismus verachtet wird, ist der Abglanz der Gottheit im Menschen. Kann dieses Ding, dieser göttliche Abglanz wol gebraucht werden, um einem so jämmerlichen Wesen als eine Komödie so etwa ein bischen Anstrich, Haltung u. s. w. zu geben? Nein, umgekehrt; alle Gedichte und Kunstwerke in der Welt sind nur dazu da, einen schwachen Schimmer jenes Glanzes wiederzugeben, der zu blendend ist, um vom unbewaffneten Auge ertragen werden zu können. Ihm müssen wir nachringen, und der Zeitpunkt ist accurat jetzo gekommen, jetzt, wo die Welt, in allen Meinungen verwirrt, von aller Tugend und Rechtlichkeit entblößt, keinen Götzen kennt als das Geld, der, sobald ihm die Würde der Menschheit (gewiß das blutigste Opfer!) gebracht worden ist, ebenso schleunig seinen Anbetern entflieht. Jetzt ist der Zeitpunkt, wo die Welt sich nach Rettung sehnt und sie erhalten muß! Dahin muß Alles wirken, Predigt, Schauspiel, Gedicht, Bild und — That! Könnte ich thun, ich schriebe nicht. Vor der Hand muß ich leider noch schreiben. Was die miserable Bretterbühne vermag, kenne ich sehr genau, da ich mich von Kindheit unter Schauspielern herumgetrieben, mit Bühnenmechanismus beschäftigt habe. Aber die Bühne muß heraufgeschroben werden und kann es auch. Auch sie ist Mittel zum Zweck, und die Zeit ist so jämmerlich, daß auch das schlechteste Mittel benutzt werden muß. Geht's mit der Bühne nicht, so muß es auf andere Art gehen. Kurz, gewirkt muß werden und auch von mir; ob ich geheimer Secretair oder Kriegsrath werde, oder, was ebenso möglich ist, zu Grunde gehe, das ist, wenn von höhern Dingen die Rede ist, nullius momenti!

Sie aber, edler, trefflicher Mann, müssen nicht von Mysticismus sprechen; für so reine Seelen als die Ihrige gibt es keinen Mysticismus! Die Gottheit ist so klar als Ihre Seele! Der Christenhimmel ist mit so freudigen Gestalten bevölkert, daß man die filles de joie (Nymphen oder Grazien genannt) zur Freude nicht braucht. Es gibt nur eine Muse, die Religion! O, ich beschwöre Sie, ergreifen Sie sie mit Inbrunst!

*) Vgl. Nr. 282—285 d. Bl. D. Red.

Der Herr Kanzler von S. aus M. ist heute hier angekommen. Ich werde, sobald er sich erst etwas von Geschäften verpustet hat, so frei sein, ihm ganz prosaisch aufzuwarten, und habe mir zu dem Ende meinen Backenbart abrasiren lassen, mit dem ich es, wie mit Allem, was blos eine feine äußerliche Zucht ist, halte, d. h. ihn ebenso willig als meinen Autordeifall, zeitliches Glück et Consorten höhern Zwecken aufopfere. Ich bin mit innigster Verehrung und Liebe Ihr ganz gehorsamster Diener

Werner.

Berlin, den 29. November 1805.

Nach so langem Stillschweigen ergreife ich die Feder wieder, nicht um es zu entschuldigen, denn die Darstellung des Gewirres, in dem ich mich bis jetzt befand, und was die Ursache meines Schweigens war, würde Ihnen nur Ennui erregen, sondern um Sie recht herzlich und kindlich, wie das Kind seinen lieben Vater, um Verzeihung zu bitten. Sind Sie nicht mein zweiter Vater, mein Wohlthäter, dem ich Alles schuldig bin? Dies Gefühl wird nie, nie, nie in meinem Busen erlöschen!

Aber doch muß ich, ich mag wohl oder übel, die Sache ab ovo anfangen! Meine Herreise war mit der ordinairen Post abscheulich. Meine Frau hat dadurch viel gelitten. Kurz, sie ist wieder nicht in den Umständen, um mich zum Vater zu machen. Was ich dabei empfinde, beschreibt kein Gefühl! Lesen Sie, was im ersten Theile der „Thalssöhne" Molay bei seinem Abschiede von Robert zu diesem wegen der Vaterschaft spricht; es ist aus dem Tiefsten meiner Seele genommen, das Klagen des Menschen,

Der nie an Fleisch von seinem Fleische
Das matte Haupt, die wunde Brust gedrückt.

Alles wie Gott will! Wir sind die Maschinen seiner im Verborgenen lenkenden Hand! Sie wird nicht immer strafen, also will ich glaubend und hoffend mich unter sie beugen!! Meine ökonomischen Details, erste Einrichtung u. s. w. hat Herr Geheimerrath Kunth ausschließlich und ganz allein besorgt. Der Mann handelt unendlich freundschaftlich gegen mich, ich bin ihm sehr viel schuldig! Mein Logis kostet für dies Jahr nur 90 Thaler, was wenig ist. Kunth hat mir's besorgt, aber auch voraus erklärt, daß übers Jahr ich würde zulegen müssen. Essen lasse ich vom Koch holen; Abends behelfe ich mich so gut ich kann. Es ist knapp, aber die Theuerung ist denn doch gewaltig, und ich habe, da mein ganzes jährliches Einkommen, Interessen, Gehalt, Alles mit eingerechnet, höchstens 1000 Thaler jährlich ist, alle Ursache mich einzuschränken, daher ich denn nicht nur niemals Wein trinke, sondern sogar den Kaffee Nachmittags abgeschafft habe. Sollte ich mit meiner Phantasie so tief sinken, mir, da ich bis jetzt noch Alles nüchtern schrieb, die poetische Begeisterung antrinken zu müssen, so Gnade mir Gott! Doch auch das wird er machen nach seinem heiligen Willen!

Mein Dienstverhältniß anbelangend, so scheint es, als wenn man mich der Arbeiten zwar nicht ganz überheben, aber doch damit möglichst verschonen wolle. Meine Haupterholung ist das Schauspiel, was ich öfters besuche, da Iffland mir und sogar meiner Frau freie Entree im Schauspiele zugestanden hat. Letztere besucht es jedoch sehr selten, da sie seit dem 23. October, wo ich in Berlin angekommen, fast immer gekränkelt hat. Das hiesige Theater hat in Betreff der weiblichen Subjecte meine Erwartung übertroffen, in Betreff der männlichen aber (Iffland, besonders in komischen Rollen, in denen er ein großer Künstler ist, ausgenommen) sie beiweitem nicht erreicht. Auf jeden Fall sehe ich, daß es mehr sein könnte, wenn man wollte, hoffe jedoch, daß sich piano manches Gute bewirken lassen wird.

Jetzt zum Hauptpunkte, dem Herrn Minister von Schrötter und seinen Umgebungen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mit ganzer Seele an dem wackern, trefflichen Manne hange! Hätte ich ihn gekannt, ehe ich die „Thalssöhne" schrieb, mein Großkomthur wäre mir besser noch gelungen. Der Minister und sein Bruder machen, so verschieden sie auch sein mögen, eine für den Freund der Kraft und Rechtlichkeit so erfreuliche Erscheinung aus, daß sie zusammengenommen ein von meinem Komthur lange nicht erreichtes Ideal bilden. Ich glaube, Sie halten mich nicht für so verächtlich, die Rolle des Schmeichlers zu spielen, Sie werden also meiner Versicherung Glauben beimessen, wenn ich es Ihnen betheuere, daß ich mich oft gewaltsam zurückhalten muß, dem wackern Minister nicht die Hand zu küssen. Ich habe, ganz abgesehen von dem Gefühl, was mir in ihm den Schöpfer meines Glückes zeigt, eine ganz eigne Empfindung von Achtung und Liebe, wenn ich diesen Mann betrachte, der mit so unbefangenem kindlichem Sinn dennoch so tiefergreifend und kräftig, der so viel und Alles durch sich selbst ganz allein ist. Der Herr Minister ist so gnädig, mich häufig in seine kleinen gewählten Cirkel zu ziehen, die, wie Sie wissen, aus den besten Köpfen Berlins bestehen und durch Geister wie Fichte, Uhden, der große Johannes von Müller u. A. verschönert werden. In diesen Cirkeln läßt er jeder Individualität ihren ungehinderten Lauf, er hört mehr, als er spricht, aber was er sagt, ist in der Regel — die Gesellschaft mag mirs nicht übel nehmen — das Gescheiteste; er greift Alles am rechten Ende und mit einer Kraft an, die in unserer Pygmäenwelt eine der erfreulichsten Erscheinungen ist. Die Theegesellschaft bei Sr. Excellenz wird häufig durch Vorlesungen von Fichte und Andern verschönert. So hörte ich dort neulich Bruchstücke von Schlegel's „Rom". Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so eilen Sie und melden mir gütigst Ihr Urtheil! Ich halte es für unmöglich, schönere Distichen der Form nach zu machen, und selbst die Materie, so ich davon gehört, entzückt mich in der Bearbeitung!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein schweizerisches Budget.

Wir sind genau mit den Gletschern, Wasserfällen, Seen und Trachten der Schweiz, aber nicht mit den Einrichtungen und Staatsverhältnissen dieses Landes bekannt, die an vielen Orten durch Jahrhunderte hindurch dieselben blieben und anderwärts nur durch eine Reihe von kleinen Kämpfen oder das europäische Verhängniß auf eine Weise verändert wurden, daß ihnen noch zur Genüge Antiquität übrigblieb. Jeder Canton ist ein anderer Staat und hat andre Gesetze und verwaltet sich anders, es gibt deren sogar noch, die gar keine Gesetze, gar keine Verwaltung, sondern nur alte traditionelle Gebräuche und eine patriarchalisch-aristokratische Regierung haben.

Je größer der Canton, desto geregeltere Verwaltung, desto mehr geschriebene Gesetze, desto bessere Staatsinstitutionen; je mehr Protestantismus, desto mehr echte Freiheit und Gleichheit, und je mehr Katholicismus, desto mehr Elend, Ignoranz und Prärogativen. So habe ich durchgehends die Conföderation kennen gelernt und darnach ihre Republiken classificirt. Man muß aber den Canton Genf, der nur eine Stadt und zwar die größte industrieuseste und am meisten von Fremden bewohnte ist, als eine Ausnahme betrachten. Sie ist das Paris der Schweiz, das seit undenklichen Jahren der Alpenwelt voranschritt.

In Bern hat der Demokratismus den heftigsten Kampf mit der Aristokratie gefochten und ging siegreich daraus hervor, darum ist jetzt der Volksausschuß am Ruder und spricht sich am unverhohlensten, wenngleich mit der noch nationalen schweizerischen Derbheit aus. Nicht ganz so in Luzern, wo die Reform zwar ähnliche Männer ans Ruder stellte, aber die katholische und klösterliche Partei viel Anhänger hat, und noch weniger in Zürich, weil diese Stadt sehr reich und der Reiche bei allem Radicalismus der Verlierende ist. Stadt und Land haben in der ganzen Schweiz verschiedene Interessen, und das letztere däucht mich vor der Hand sehr beglückt schon, weil es seine Selbständigkeit und Bürgerrechte endlich erhielt.

Ich spreche gar nicht von den kleinern Cantonen, denn nur St.-Gallen, Thurgau und Aarau haben darunter Erhebliches

zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes gethan. Schwyz ist im vorigen Jahre dazu gezwungen worden und erfreut sich einer bessern Grundverfassung als alle seine kleinern Mitstände.

Um dem deutschen Publicum von dem Hauptgegenstande eines historisch politischen Berichts über diese Republiken in etwas Nachricht zu geben, versah ich mich vor einigen Tagen mit dem Budget von Zürich, woraus mir in der That auf einmal Vieles klar wurde in der Verfassung, das mir bisher ein Sphinxräthsel war. Wie konnte ich es begreifen, daß ein Ländchen von 180,000 Einwohnern, nicht größer als ein kleines französisches Departement oder preußischer und bairischer Regierungsbezirk, mangels jeglicher bedeutender Ausgaben dieser Staaten, über eine Million schweizer Francs alljährlich nöthig habe? Ich bemerkte nicht, daß das Übel in der Organisation der Verwaltungskörper liege, daß zu viel Personal angestellt und der Geschäftsgang zu bureaukratisch sei.

Abgesehen hiervon, dürfte dies Budget, wie jegliches der Schweiz, für die Politiker monarchischer Staaten eine belehrende und interessante Seite haben. Es ist etwas Anderes, etwas Neues, etwas Originelles, und man muß, wenn man auch partiell die schädliche Knauserei der Republikaner und ihr Dicasterialwesen als schleppend misbilligt und für sie besonders zu kostspielig findet, jedenfalls ihr Steuersystem und die Art und Weise, Staatsausgaben zu decken, für unendlich weiser und gemeinnütziger erkennen als die allgemein in Europa adoptirten.

Die Republik Zürich hat, wie alle Cantone, keine Schulden, im Gegentheil, sie besitzt ein baares Vermögen an Capitalien, verkauften Domainen, verkauften Zehnten und Bodenzinsen von beiläufig sechs Millionen schweizer Francs. Hiervon kommen die Zinsen sowol als die sämmtlichen Gefälle von noch unveräußerten Domainen, Forsten ꝛc. dem Einnahmebudget zu gute und decken die Hälfte der sämmtlichen Staatserfoderniſſe, nämlich . . . . . 474,720.

Rechnet man hierzu die Einnahme der Republik an Regalien, als da sind: Holzmonopol, Münzwesen, Pulvermonopol und Postwesen, wozu noch mehre hinzutreten könnten, ohne Jemanden zu drücken, mit 201,000;

So ergeben sich 675,720,

welche, abgezogen von dem Ausgabebudget . . . 1,281,433,

nur 605,713

Francs zur wirklichen Besteuerung übrig lassen.

Es fragt sich nun, wie und von wem erhebt die Regierung diese Summe? denn es läßt sich denken, daß jeder Bürger des Landes sich nach Kräften sträubt, Abgaben von seinem Grund und Boden, von seinem Hause oder seinem Gewerbe zu bezahlen. Die Repräsentanten stimmten für indirecte Steuern, so weit es möglich, damit auszulangen, und siehe da, sie langten wirklich damit aus, ohne mehr als eine Ungerechtigkeit zu begehen — die Besteuerung der Reisenden. Ja, die Reisenden müssen der Republik Zürich den zwölften Theil ihrer Staatsausgaben und den fünften Theil der eigentlichen Steuern durch eine den Gastwirthen besonders auferlegte Abgabe entrichten.

Indirecte Abgaben sind ferner: alle Wegzölle, Brücken- und Viehzölle, die Hundesteuer, das Stempelwesen, die Hausirpatente, die Jagdpatente, der Militairpflichtersatz und die Abgabe von fremden Weinen und Mineralwassern.

Im Fall alle diese Objecte nicht zur Deckung der Budgetausgabe hinreichen, oder diese letztere durch ein besonderes Ereigniß, Krieg und Unglücksfälle, vergrößert wird, schreitet ausnahmsweise der große Rath zu dem letzten Mittel und decretirt eine Vermögenssteuer, aber beileibe keine Grund-, Classen-, Kopf-, Wein-, Mahl-, Schlacht-, Gewerb-, Mauth-, Mobiliar- oder Fenster- und Feuersteuer. Diese gelten für anerkannt parteiische und der Freiheit und Gleichheit widersprechende Tribute.

Mit der Vermögenssteuer wird es aber gehalten wie folgt: Männiglich erhält einen gedruckten Zettel, worauf die Worte stehen: „Ich unterzeichneter Bürger bekenne bei Ehre und Gewissen, daß sich mein diesjähriges Einkommen nicht höher beläuft als x y z Gulden und darnach versteuern will nach Verhältniß". Da die Quoten gewöhnlich äußerst gering fallen, so hält es selten Jemand der Mühe werth, sich ärmer zu machen als er ist, im Gegentheil, Mancher will gern für reicher gelten und thut etwas pro patria aus Eitelkeit, um sich nicht von Experten werthen zu lassen, wie es bei Widerspenstigen geschieht.

Und das ist das ganze Geheimniß des zürichischen Finanzwesens bezüglich der Einnahme. Die Titel der Ausgaben erscheinen dagegen im gewöhnlichen krähwinkler Maßstabe.

Ich finde ein Regierungspersonal, groß und lang und hungerig wie eine Heuschreckenwolke, um so hungeriger, weil es, um anständig zu leben, viel zu schlecht bezahlt ist. Da sind zwei Bürgermeister als oberste Chefs der Republik, 17 ordentliche Regierungsräthe, eine besondere Domainenverwaltung, ein besonderer Kriegsrath, besonderer Gesundheitsrath, besonderer Kirchenrath, besonderer Erziehungsrath, besonderer Rath des Innern, besonderer Policeirath, besonderer Finanzrath und noch einige Räthe, sämmtlich mit den zugegebenen Directoren, Inspectoren, Kanzleien und Kanzleibedienten, in Allem ein mehr als doppelt so großes Personal, als es eine dreimal so große königliche bureaukratische Regierung zu haben pflegt, die ihr Regiment auf mehr denn 200,000 Einwohner ausdehnt.

Rechnet man hierzu noch 11 Bezirks- oder Kreisverwaltungen, 26 Bezirksräthe und 119 Policeibediente unter dem Namen: Landjäger, welche in Stadt und Dorf durch Communalbeamte genügend ersetzt werden können, so wird man sich nicht wundern, wenn ich sage, daß dies Verwaltungspersonal über 200,000 Fr. oder beiläufig 80,000 Thlr. kostet, und daß gleichwol kein einziger Beamter den vierten Theil des Gehalts bezieht, welcher in Deutschland und besonders in Preußen ihren Collegen zugewendet wird. Ein Regierungsrath hat nur 1400, ein Staatssecretair nur 1000, selbst 800 und ein Unterbeamter nur 400 — 500 schw. Francs Besoldung.

Aehnliche und weit unausstehlichere Oekonomie finde ich in den Abschnitten vom Gerichts- und Unterrichtswesen, wo doch offenbar nicht auf Privatgeschäfte und besondere Einkünfte der Angestellten Bedacht genommen werden kann. Die Appellationsrichter sind mit 1400, die Criminalrichter mit 800, und die Bezirksrichter mit 5—700 Francs, das übrige Personal noch geringer angesetzt. Für die Universität ist in Bausch und Bogen, also für sämmtliche Professoren und Angestellte, 23,000, sage dreiundzwanzig tausend Francs, ein Franc zu 30 Sous, und extra für die akademischen Kunstsammlungen und Cabinete 1600 Francs ausgeworfen worden! Es sind Professoren mit 1000 Francs an der Hochschule und — am Gymnasium eingeschrieben und noch bis dahin weder an Klinikum noch sonstige akademische Unentbehrlichkeiten gedacht worden. Hingegen finde ich für 10,000 Francs vertheilte Bücher in Elementarschulen, welches ein unnützer und überflüssiger Luxus ist.

Die Dorfschullehrer bekommen nur hundert Francs jährlich, ja sogar weniger, und können sich dafür wahrscheinlich zur Genüge Kartoffeln kaufen.

Ich finde auch eine Turnschule, eine Thierarzneischule, ein Hebammeninstitut und ein Hospital. Dieses hat aber so viel Capitalien, daß es kein Geld vom Staate braucht. Ebenso das Waisenhaus, welches eines der größten und reichsten im Lande ist.

Das Militairwesen der Republik Zürich möchte ich allen Ländern des Continents wünschen, es ist sehr unansehnlich, sehr wohlfeil und genügt vollkommen, um innerhalb 8 Tagen eine wohlorganisirte, der Bevölkerung entsprechende Macht aufzustellen. Die gesetzlichen Besoldungen für Officiere und Feldwebel, mit einem Worte für den Stab, belaufen sich auf 9260 Francs; hierzu kommt Rekrutenunterricht 7640, Militairschule 17,200, Vor- und Hauptübungen 47,000, Beitrag zur eidgenossischen

Militairkriegsschule in Thun 1500, zusammen nur 88,880 schweizer Francs, wozu inzwischen für diesmal noch Zeughaus- und Montirungsanschaffungen für 51,000 Francs kommen.

Das schweizerische Militairwesen ist dem preußischen Landwehrthum analog. Die Cadres bestehen blos im Stab, und alljährlich übt ein Theil der Mannschaft. Stehende Truppen werden für ganz überflüssig gehalten.

Die Geistlichkeit des Cantons ist ohne allen Einfluß und durchgehends der reformirten Kirche angehörend. Sie wird sehr mäßig besoldet, von 700—1500 Francs, und bekommt eine Zulage nach den Dienstjahren und ihren besonderen Titeln, so die Mitglieder des ehemaligen Stiftes und die Diakonen. Ihr Gesammtbedarf ist 185,151 Francs und beweist eben nicht, daß die Zahl der Prediger durch die Reformation bedeutend abnahm.

Die Straßen waren bis auf unsere Zeit in den meisten Schweizercantonen in dem dürftigsten Zustande und mangelten oft ganz zwischen sehr bedeutenden Orten; ebenso gebrach es an nützlichen Communalbauten, an Brücken, Kanälen und Dämmen, die den Verkehr und den Handel förderten. Dieser Umstand ist daher Schuld, daß sich seit einiger Zeit in den Ausgaben der Republiken, und also auch in Zürich, bedeutende Summen für Rechnung des Bau- und Straßenwesens finden. Sieben Chausseen sind im Canton angefangen worden und kosten dem Budget ein Mehr von beiläufig 200,000 Francs, eine Ausgabe, die aber nur temporair ist.

Für die Schifffahrt hat der Staat nur indirect etwas gewirkt, und die ewige Klage über regelmäßige Seeposten für Reisende und Landeinwohner wird vor der Hand, selbst nach Einführung eines Dampfschiffes zwischen Zürich und Wallenstädt, noch fortdauern. Die Regierung findet es ganz in der Ordnung, daß sich, wer nur immer kann, an den Fremden erholt, und hält es für ungerecht, die Wirthe, Kutscher, Schiffer und Führer einer zweckmäßigen Policeiordnung zu unterwerfen oder durch Staatsunternehmen auf mäßige und fixe Preise zurückzuführen. Was diesen Punkt betrifft, so hat bis jetzt einzig und allein der Canton Bern den Muth gehabt, sich für die Ausländer zu verwenden, und man ist wenigstens dadurch in den Stand gesetzt worden, die Größe seiner Ausgaben selbst zu bestimmen und die Rechnung ohne den Wirth zu machen.

Was das Steuerwesen der übrigen Schweizerrepubliken belangt, so sieht es, mit Ausnahme der Hochlande, dem zürichischen sehr ähnlich. Bern verwendet viel Geld auf Schulen, Straßen und gemeinnützige Anstalten; Freiburg, Wallis, Chur und Tessin verhältnißmäßig ebenso viel auf Jesuiten, Klöster und Weihrauchdüfte, ja es sind die Kirchenbeiträge oft die einzige Ausgabe, da die Beamten nur Gratificationen beziehen und honoris causa regieren. Sie halten sich schadlos an den Domainen, die sie selber pachten, und an den Zöllen, die sie von Pächtern erheben lassen. Nichts leichter als die Rechnungsablage in den katholischen und Urcantonen, wo das Volk zugleich Käse und Politik macht und einer willfährigen Hammelheerde gleicht. Man hat mir erzählt, daß seit undenklichen Zeiten Schwyzer, Urner und Unterwaldner den lieben Gott und die Patricier walten ließen, und daß gewisse Staatsgüter jetzt nicht mehr einbrächten als zu Tell's Zeiten. Die Landleute sind zufrieden mit einer Viehweide, einer Fichtenhütte und einem Gemüsegärtchen; sie waren ihre Wünsche tausend Jahre lang. Sie sind frei und bezahlen dem Staate nichts, also denken sie, er gehe sie auch nichts an, und er könne zusehen, wie er Straßen und Schöppenstühle bestreite. Die reichsten Fundgruben liegen unbenutzt und der Transithandel gehört den Nachbarländern.

Es ist aber die rauhe und zerstörungssüchtige Natur, welche ein Wesentliches zu der Gleichgültigkeit und Versunkenheit der Hochlandsbewohner beiträgt. Ganze Ortschaften führen ein Nomadenleben und ziehen mit ihrem Vieh von Alp zu Alp, dahin, wo der liebe Gott neues Gras läßt wachsen. In den Thälern und Städtchen ernährt sich der besser und oft reichlich eingerichtete Bürger entweder von einem Gewerbe oder der Fremdenwirthschaft; daher man an allen Landstraßen und Seen eine ganz andere Generation und ein ganz anderes Leben als in den Gebirgsthälern findet. Der Verkehr ist frei, und der Mensch erkennt nur Gott, sein Gewissen und — sein Interesse, die heilige Dreifaltigkeit der Schweizer.

Je kleiner der Canton, desto naiver wird regiert und gerichtet, und desto weniger wird dafür bezahlt. So bekommt ein zuger Regierungsrath nur 60 Francs jährlich, und ein Richter in Uri höchstens zwei Batzen für ein Urtheil; dafür braucht er aber auch weder Jura noch Kameralwissenschaft studirt zu haben. Die Mitglieder aller Großräthe, d. i. die Gesetzgeber und Deputirten, müssen sogar noch ihre Reise- und Aufenthaltskosten bestreiten.

Die Republik Zug hat ein Budget von 8000 Francs, und davon bekommt der Scharfrichter den größten Personalantheil und noch Extrasporteln, so oft er einen Kopf abschlägt. In Zürich erhält der Henker monatlich 140 Francs, also just so viel als ein Appellationsrichter und der Rector der Universität. Beweis, daß das Köpfen ebenso schwer als das Richten und Ausbilden ist.

So viel geht aus diesen Reflexionen hervor: für das Materielle haben die Schweizer gesorgt, für alles Uebrige nicht. Es bleibt der einstigen Centralverwaltung des Landes vorbehalten. 114.

Literarische Notizen.

„Histoire critique de la littérature anglaise, depuis Bacon jusqu'au commencement du 19ième siècle. Histoire, roman, genre épistolaire" von Hr. Mézières ist in drei Bänden erschienen.

„La riote du monde. Le roi d'Angleterre et le jongleur d'Ely", aus dem 13. Jahrhundert, sind nach Manuscripten der königl. Bibliothek und des britischen Museums abgedruckt worden. Desgleichen veranstaltete Francisque Michel einen Abdruck des „Roman d'Eustache Lemoine, pirate fameux du 13ième siècle", nach einer Handschrift der königl. Bibliothek, mit Kupfern und Facsimiles, und gab zum ersten Mal nach zwei Handschriften der königlichen Bibliothek heraus: „Roman de la violette, ou de Gérard de Nevers, en vers du 13ième siècle. Par *Gibert de Montreuil*", mit Lithographien und Facsimiles. Von allen diesen Schriften sind nur 100—110 Exemplare aufgelegt worden.

Von X. Lorieux erschien: „Histoire du règne et de la chute de Charles X" mit vorausgesandter Vergleichung der englischen Revolution von 1688 mit der französischen von 1830.

Der Oberst Saint-Yvon hat nach Urkunden herausgegeben: „Fragmens de l'histoire militaire de la France", die Religionskriege von 1585—90 umfassend.

Von dem interessanten, beim Beginn desselben in diesen Bl. besprochenen Werke: „Les historiettes de Tallemant des Réaux", ist kürzlich der vorletzte (fünfte) Band erschienen.

Von Fr. Soulié erschien in zwei Bänden: „Le magnetiseur".

„Nipon o Dai itsi Ran, ou Annales des empereurs du Japon, trad. par Is. Titsingh etc.", durchgesehen, nach dem japanisch-chinesischen Original berichtigt und ergänzt, mit Noten und einer Uebersicht der japanischen Mythologie, von J. Klaproth, ist vor Kurzem aus der königl. Druckerei in Paris hervorgegangen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 325. — 21. November 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Den 27. December 1805.

So weit war ich mit meinem Briefe gekommen, als eine der schrecklichsten Katastrophen meines Lebens eintrat! Sie hat mich in den letzten vier Wochen in einen Zustand dumpfer Betäubung versetzt, der mir selbst die Fortsetzung dieses Briefes unmöglich machte. Hören Sie und bedauern Sie mich!

Meine Frau trennt sich von mir; der Ehescheidungs-Receß ist schon coram notario aufgenommen, und wenn Sie diesen Brief erhalten, hat meine Frau mit Ende dieses Jahres schon eine aparte Wohnung bezogen!

Wenn Sie sich vom Erstaunen über diese Nachricht erholt haben, so werfen Sie diesen Brief nicht unwillig weg, verdammen, verachten Sie mich nicht ungehört, sondern lesen Sie kaltblütig weiter, lesen Sie aufmerksam, und urtheilen Sie, ob ich ein Schurke oder ein Opfer bin! Ausgestoßen möge ich werden aus dem Bunde der Redlichen, von Gott verworfen möge ich werden auf ewig, wenn nicht Alles, was ich Ihnen schreibe, buchstäbliche Wahrheit ist, dann will ich selbst von Ihnen verachtet werden wie ein Schurke!

Hören Sie die treue species facti! Leider Gottes muß ich auch diesen, mir sehr schwer werdenden Bericht ganz von vorn anfangen. Sie wissen, daß ich meine Frau als ein blutarmes Mädchen aus grenzenloser Liebe heirathete. Damals, ich wage es zu behaupten, liebte auch sie mich grenzenlos. Wir nahmen die unselige Reise nach Königsberg vor, wo meine arme Frau, von meiner Mutter, dem S. und allen meinen Umgebungen bis aufs Blut gemartert, in einer mehr als anachoretischen Einsamkeit fünf Vierteljahre wie in der Hölle verlebte. Sie ist, ich gebe ihr noch das Zeugniß aus voller Seele, das wahrhafteste, redlichste, kräftigste, gefühlvollste Weib, das ich kenne, aber neben diesen trefflichen Eigenschaften hat sie zwei Fehler, Jähzorn und Argwohn in einem seltenen Grade. Diese beiden letzten Eigenschaften stiegen durch ihre gespannte Lage in Königsberg zu einer Höhe, die meinen Zustand (er war das Einzige, was ich Ihnen verbarg) gräßlich machte. Ihre Eifersucht war die Ursache, daß ich Ihr Haus, mein väterlicher Freund, ein Jahr lang fast mied. Ihr Jähzorn brachte Scenen hervor, die mir noch Grausen erregen. Meine Mutter starb, und ich leugne es nicht, daß der viele Kummer, den ich dieser Märtyrin durch eigne und fremde Schuld gemacht und freilich auch entsetzlich abgebüßt habe, in meinem Innern eine Regung erzeugte, die der Liebe nicht vortheilhaft war. Wenigstens will meine Frau das bemerkt haben, es war als ob der unversöhnte Schatten meiner Mutter zwischen mich und meinen Seelenfrieden, mein Glück trat; meine Frau ward kälter, ihre Eifersucht ließ nach, aber nicht ihre Heftigkeit. Ich liebte sie, und liebe sie noch, und werde sie ewig lieben. In Warschau war ich bis zu meiner Abreise nach Berlin zwischen infamen Dienstverhältnissen, Kunstarbeiten, Versetzungsplänen u. s. w. so getheilt, daß ich zum liebevollen Umgange mit meiner Frau nur äußerst wenig Zeit übrig behielt. Meine Frau ward kälter, aber sie blieb treu und rechtschaffen. Kurz vor meiner Abreise nach Berlin lernte ich, wie Sie wissen, den Geheimenrath Kunth vom Fabrikendepartement kennen. Er war gegen meine Frau ausgezeichnet artig. Mir entging es selbst nicht, daß sie ihn interessire, aber ich hielt das für berlinische Galanterie, und scherzte noch mit dem damals in Warschau anwesenden Höpfner, daß diese Artigkeit Kunth's gegen meine Frau meinen Versetzungsplänen vortheilhaft sein könne. Mein Zutrauen zu meiner Frau — was sie auch nie, selbst jetzt nicht getäuscht hat — war zu grenzenlos, um dem leisesten Verdachte Raum zu geben, wozu Kunth's bekannter rechtlicher Charakter und Alter (er hat 47 Jahre) mir auch nicht die mindeste Veranlassung gaben. Wir kamen nach einer Reise, bei der meine Frau unendlich viel ausstand, nach Berlin. Kunth hatte uns außer einem guten Quartier ein vollständiges und im Verhältnisse seiner Reichlichkeit nicht zu theueres Ameublement besorgt. Er besuchte uns täglich, was mir, von allem Argwohn entfernt, um so lieber war, als meine Frau immer kränkelte, die Komödie fast gar nicht besuchte, und ich es nicht über mich gewinnen konnte, täglich nicht entweder ins Schauspiel oder in Theegesellschaften, wozu ich nach hiesiger Manier größtentheils allein invitirt wurde, zu gehen. Mittlerweile trat bei meiner Frau die im Anfange meines Briefes erwähnte Krankheit ein; der Arzt selbst ließ sie unentschieden; kurz, mir war, als sollte mir das Herz brechen, ich sah das Fenster an mit einer fast unüberwindlichen Lust, hinunterzuspringen und mein trauriges Leben zu enden. Alle meine seligsten Hoffnungen auf Vaterschaft und Frieden waren vernichtet! O Gott, ich büße schwer! Nach mehr als achttägigem Krankenlager, während dessen Kunth uns täglich besucht und viele Gefälligkeiten erzeugt hatte, erholte sich meine Frau, und wenige Tage nach ihrer Genesung sprach sie ungefähr Folgendes zu mir:

„Werner, du hast mir bei Eingehung unserer Ehe und fast immer gesagt: Liebe lasse sich nicht beschwören, wol aber Treue! (Das ist wahr!) Treue habe ich dir gehalten (Ich ihr auch, so wahr Gott lebt!), aber lieben kann ich dich nicht! Du weißt, daß fast kein Tag vergangen ist, wo wir uns nicht gezankt hätten (das ist wahr; die Schuld lag an meiner düstern Laune und ihrer Heftigkeit, an beiden Theilen); wir leben Beide zusammen sehr unglücklich (das ist im Grunde wahr, aber ich hätte es als Märtyrer ertragen bis ans Ende, das war mein fester Entschluß); wir wollen uns auf eine gute Art trennen und Freunde bleiben, ohne uns zu lieben. Ich habe an dem Geheimenrath Kunth einen Mann gefunden, der mich redlich liebt, ihm habe ich mich vertraut, denn ich liebe ihn auch. Er will mich heirathen sogleich, wenn du darein einwilligst. Verhindere mein Glück nicht und laß uns in Güte scheiden!"

Das traf mich wie ein Donnerschlag, ich war wie betäubt. Es war gegen meine Grundsätze, so bildete ich mir sonst ein, ein Weib zu lieben, was mich nicht wieder liebt. Ach, wie betrog ich mich auch darin! Ich küßte ihre Füße, ich beschwor sie mit Thränen, sich anders zu entschließen, mich zu lieben, sich wenigstens einige Tage zu bedenken. Diese Tage verflossen, ich wiederholte weinend meine Bitten. Sie war selbst gerührt und sagte mir mit der ihr so natürlichen ruhigen Kraft: „Es ist zu weit mit uns gekommen, ich kann und werde dich nie wieder lieben; aber macht dich die Scheidung von mir unglücklich, und kannst du mit einem Weibe leben, das dich nicht liebt, so will ich mich opfern und deine Frau bleiben. Aber bedenke, daß du uns Beide unwiederbringlich unglücklich machst!"

Das fiel mir centnerschwer auf die Seele und, ich kann es nicht leugnen, bestimmte auch meinen Entschluß. Herr Kriegsrath! Ich schwöre es Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, von dessen Angesicht ich auf ewig scheiden will, wenn ich in dieser feierlichen Stunde, wo ich Ihnen meine ganze Seele aufschließe, lüge! Hätte meine Frau sich in einen Menschen von schlechtem oder auch nur zweideutigem Charakter verliebt, ich hätte die Trennung der Ehe nicht verstattet; ich hätte mich lieber von ihr ermorden lassen, ehe ich in eine für sie unglückliche Verbindung eingewilliget; ich hätte — das war mein fester Entschluß — die vielen Leiden, die mir, ungeachtet ihres herrlichen Charakters, die Heftigkeit meiner redlichen Frau bereitete, bis ans Ende meines kummervollen Lebens standhaft ertragen! Aber jetzt war es ein anderer Fall. Der Geheimerath Kunth ist ein in Berlin allgemein wegen seiner Rechtlichkeit, Kenntnisse und Charakters geschätzter Mann; er ist, wie ich selbst mich überzeugt, ein sehr edler Mann. Er ist der Günstling des Ministers von Stein, hat eignes nicht unbeträchtliches Vermögen und jährlich circa 10 000 Gulden preuß. Revenue, die sich, da er vielleicht nächstens Geheimer Finanzrath werden wird, noch vermehren wird. Er hat meiner Frau *schon* (auf den Fall, daß er vor Eingehung der Ehe mit ihr stürbe) sein ganzes Vermögen testamentarisch verschrieben und ihr sein Testament eingehändigt. Er gewährt ihr tausend Bequemlichkeiten, die ich ihr bei aller Liebe meines Charakters und beschränkten Etats wegen nicht gewähren konnte. Wenn sie ihn liebt und er sie, was Beide heilig versichern, kann ich nicht völlig vor Gott und meinem Gewissen überzeugt sein, sie — *was mein sehnlichster Wunsch ist* — glücklich zu wissen? Und — setzen Sie sich in meine Lage! — war es unter diesen Umständen mir möglich, die Scheidung, was ich allerdings hätte thun können, zu verhindern und mich nach einem traurigen Leben, auf meinem oder ihrem Sterbebette dem Vorwurfe von ihrer Seite auszusetzen: „Du hast mich unglücklich gemacht, hast mir die Gelegenheit geraubt, glücklich zu werden. Ich bin das Opfer!"

Ich denke, Herr Kriegsrath, in einem solchen Verhältnisse wird, welche Centnerlast auch das Herz zu Boden drückt, dem Pflichtgefühl und der Vernunft die Wahl leicht. Sie selbst hätten nichts Anderes wählen können als Scheidung. Doch traute ich mir noch nicht. Ich ging zum großen Johannes von Müller, der mich nach seinem eignen Ausdrucke als Bruder liebt und mein einziger Freund in Berlin ist, dem ich jede Falte meines Herzens entdecke. Ich erzählte diesem trefflichen großen Religiosen Alles wie Ihnen, und er küßte mich weinend und sagte: „Gott hat dich, scheint es, zu hohen Zwecken bestimmt, widerstrebe seinem Wink nicht, trenne dich edel von deinem Weibe und erfülle *sein* Werk!" Auch Kunth schrieb mir und sprach mit mir, nicht wie ein beau parleur, sondern wie nur ein edler Mensch sprechen kann. Er sagte mir, daß er seine Leidenschaft nur darum genährt, weil er mich und meine Frau nicht für glücklich gehalten; daß er meiner Frau entsagen wolle, wenn sie je hoffen könne, mit mir glücklich zu sein; daß ich auf jeden Fall sein und ihr Freund und Bruder bleiben und als rechtlicher Mensch nebst seinem Eleven, dem Alexander von Humboldt (der auch sehr freundschaftlich gegen mich ist), selbst Schiedsrichter in diesem delicaten Verhältnisse sein solle. Ich konnte dem Kunth nichts Anderes antworten, als was ich Ihnen geschrieben, wir endeten Beide weinend unser Gespräch, und Kunth sagte noch: „Ihre Frau kann nicht unglücklich sein, zwei gute Menschen interessiren sich für ihr Glück."

Ich und meine Frau erklärten darauf mittels protokollarischen Recesses vor einem Justizcommissarius, daß wir (um der Sache doch ein anständiges Gewand umzuhängen) unsere Ehe ob neutrum dissensum trennen wollen, und es ward, da meine Frau erst 22 Jahre alt, mithin noch nicht mündig ist, an ihren Vater nach Warschau um seinen Consens zur Trennung der Ehe geschrieben, den er nicht verweigern *kann*. Sobald er eingeht, wird die Ehe, da sie kinderlos ist, vom Kammergerichte sofort geschieden, und den 31. December — das wird noch ein schrecklicher Tag sein! — zieht meine Frau von mir weg!

Das ist die species facti! Bedauern Sie mich, aber versuchen Sie nicht, meinen Entschluß zu ändern; er ist auf Pflicht und Vernunft gebaut *unwiderruflich*! Auch ist die Sache zu weit gekommen, wiewol *noch* in Berlin außer den nächsten dabei interessirten Personen Niemand etwas davon weiß. Ob ich zu Grunde gehe, *gleichviel*; ich muß *büßen* und will mir nur Gewissensruhe erkaufen. Verdammen Sie mein armes junges Weib nicht, entziehen Sie ihr nicht Ihre Liebe und Achtung, deren sie bei Gott werth ist. Ihrer Heftigkeit ungeachtet ist sie treu wie Gold und redlich, ihr Gemüth ist ein reiner Diamant; ich werde mich von ihr trennen, werde sie nicht besuchen und ihr Glück, ihren Frieden nicht stören, aber im Innersten meiner Seele ganz still werde ich sie lieben bis an meine Gruft. Ach, wer sie einmal gekannt und, was ebenso viel ist, geliebt hat, für den sind alle andern Weiber elender Tand, der liebt sie, wie ich, ewig! Verdammen Sie sie nicht. Ich bin kein böser Mensch, ich habe ihr, das ist, so wahr Gott lebt wahr, Treue redlich gehalten und an ein anderes Weib nicht gedacht, geschweige denn ein anderes berührt, so wahr mir Gott in meiner letzten Noth helfen wolle! Ich habe sie redlich geliebt, aber das ist's auch Alles! Ich bin in mehrer Rücksicht (außer worin Gott mich stärkt) ein Schwächling; Leiden und Kummer haben mich früh alt gemacht, ich bin unreinlich, mürrisch, launenhaft, sparsam (was ich sein muß), lebe immer in meinen oft albernen Phantasien; wie konnte das junge Weib, die Arme, mit *mir* glücklich sein; ich hätte klüger sein, der Sucht, geliebt zu werden, früher entsagen, kein weibliches Geschöpf aufs Neue in die unerbittlich gräßliche Nemesis, die mich verfolgt, verflechten sollen. Mein Weib ist schuldlos, entziehen Sie ihr Ihre Liebe nicht!

Was mich betrifft, freilich ist der Glanz meines Lebens und der letzte Rest der Hoffnung weggewischt. Der Gedanke, *ewig allein zu sein* und *allein zu sterben*, ergreift mich, besonders in der Stille der Nacht, mit fürchterlicher Wuth und noch ist mein ganzer Kopf dumpf und leer! Aber Gott, dem es gefällt, mich, wie die Märtyrin, meine Mutter, durch dunkle Wege sich zuzuführen, wird mich stärken, wenn es sein Wille ist. Seinem heiligen Werke will ich mich, von allen andern Banden der Natur losgerissen, unausgesetzt und ausschließlich widmen, seinem Winke will ich folgen und seinem Rufe, der jetzt laut zu mir spricht. Seelen will ich ihm gewinnen, sie sollen mein Vater, Mutter und Frau sein! Ich habe jetzt *keinen* als Gott!

Was Das betrifft, was der Pöbel Glück nennt, so gewinne ich durch die Trennung mehr als ich verliere. Kunth will von mir, das Wenige an Sachen ausgenommen, was ich meiner Frau zum Andenken schenke, keinen Groschen Abtrag annehmen; ich verliere also durch die Ehescheidung nichts von meinem Capitale. Freilich hat mir das Ameublement, was ich in der Idee besorgen ließ, daß ich verheirathet bleiben würde, 600 Thaler circa gekostet ohne die Reisekosten; aber die Meubles habe ich auch dafür, und wenn ich nicht, was mich freilich total ruiniren und unglücklich machen würde, von Berlin versetzt werde, so brauche ich auch als Garçon anständige Meubles. Außer diesem

Mobiliar habe ich doch noch, wenn Alles in Königsberg eingeht, 10,000 Thaler Capital, bin also Gott Lob kein Bettler und kann in ökonomischer Hinsicht, wenn ich, was ich gewiß werde, das Meinige zu Rathe halte, besser auskommen als lediger wie als verheiratheter Mann.

Retten Sie die Ehre und das Glück Ihres Freundes vor dem Urtheile meiner königsbergischen Landsleute, was jetzt wieder wie eine ausgebrannte Thranlampe durch diese anecdote scandaleuse neuen Nahrungsstoff erhalten wird. Daß in Berlin mein Ruf und Glück darunter nicht leiden sollen, hat mir Kunth als ehrlicher Mann verbürgt. Er ist Hausfreund des Geheimen Cabinetsraths von Beyme, dem ich persönlich aufgewartet und der Iffland versichert hat, für mich bald und thätigst zu sorgen. Kunth hat mir zugeschworen, meinen Ruf in dieser dem Anscheine nach mir nachtheiligen Geschichte zu retten und allen seinen Einfluß, besonders bei Stein und Beyme, für mich zu verwenden. Was Se. Excell. von Schrötter darüber denken wird, das ist eine große Angst meiner Seele. Ich liebe und achte den Mann innigst, aber ich wage es nicht, was eigentlich meine Schuldigkeit wäre, ihm von der Sache zu sagen, und bin in um so tödtlicherer Verlegenheit, da er es doch erfahren muß und ich oft in seinen Cirkel gebeten werde. Wollten Sie die Güte haben, ihm an meiner Statt die Bewandniß meiner Scheidung zu erörtern und mir in dieser Krisis die Fortdauer seiner unschätzbaren Güte zu retten, so würde ich Ihnen ewig, ewig auch dafür dankbar sein. Es selbst zu thun, dazu habe ich das Herz nicht.

Haben Sie die Güte, Alles, was ich Ihnen geschrieben habe, so lange gegen Niemanden (ausgenommen Se. Excell. von Schrötter) zu entdecken, als bis man in Königsberg davon spricht. Dann aber sagen Sie die Wahrheit und retten Sie meine aufs Neue verwundete Ehre!

Was ich jetzt machen werde? Von Neujahr ab mit blutendem Herzen ein Schauspiel citissime fürs berliner Theater schreiben; muß ja doch auch mancher Hanswurst mit weinenden Augen den Leuten Spaß machen! Außerdem expediren, an Sie schreiben und mit dem Honorar, was ich mir verdiene, und was also Extraeinnahme ist, kleine Reisen machen, wenn der Herr Minister Urlaub gibt. Mein armer Kopf bedarf so sehr, sehr Ruhe!

Sie fühlen wol, was mich in meiner Lage zumal dieser Brief gekostet hat, welch ein reiner Beweis er ist meiner tiefen Achtung und Verehrung für Sie, mein zweiter Vater! Schreiben Sie mir gütigst bald, aber freundlich; Vorwürfe könnten mich, wie ich jetzt bin, verzweifeln machen; das verhüte Gott! Das schwöre ich Ihnen zu Gott, rechtschaffen will ich leben, und nie, nie wieder heirathen, Keine in mein Unglück ziehen! Sie müssen mich nicht verachten, Ihren armen

Werner.

Berlin, den 23. Mai 1806.

Wiewol ich Sie schon tausendmal um Verzeihung gebeten und immer gleich darauf wieder gesündigt habe, so muß ich diese Bitte wegen meiner langen Schreibfaumseligkeit doch noch wiederholen. Daß ich Ihren mir so theuern Brief so lange nicht beantwortet, liegt theils darin, weil mich mein neues, Martin Luther zum Gegenstand habendes Schauspiel: „Die Weihe der Kraft", welches in drei Wochen spätstens hier gespielt wird, so mannichfaltig beschäftigte, daß ich im eigentlichen Sinn des Worts nicht wußte, wo mir der Kopf stand, theils darin, daß ich immer wartete auf den Abdruck des „Kreuzes an der Ostsee", nämlich des ersten Theiles. Dieser ist fertig, und ich eile, Ihnen selbigen als ein geringes Opfer des tiefsten Dankes und der echtesten Verehrung darzubringen mit dem bekannten Kirchenverse:

Hier bring' ich meine Gaben,
Ich möcht' was Beß'res haben,
Mein Weihrauch und mein Widder
Sind mein Gebet und Lieder (nicht Lidder, wie es der Verscorrectheit wegen eigentlich heißen müßte.)

Ueber die Tendenz des Buchs wird Ihnen die Titelvignette und das Motto die klarsten Aufschlüsse geben, und Sie werden es mir verzeihen, wenn ich durch eine Erklärung darüber mir nicht die Freude verderben will, es von Ihnen unendlich geistreicher erklären zu lassen, als ich es Ihnen zu thun vermag. Sie wissen übrigens meine Hypothese, daß ein Künstler (Dichter, Musiker, Bildner) nur ein göttliches Thema (zwei sind für einen Menschen zu viel, sie würden ihn zerreißen) variiren und schlecht variiren (singen, dudeln, abconterfeien) kann, daß in acht Alphabeten schöner poetischer Kunstwerke eine Octavseite eigentliche Poesie höchstens zu finden ist u. dgl. Das mir von Gott zu seiner Verkündigung ins Gemüth gelegte Thema ist: Vergöttlichung der Menschheit durch die Liebe, welche (nämlich die Liebe) das gläubig-glühende Versinken in die (die Gottheit darstellende) Schönheit ist. Um dieses göttliche Thema bearbeiten zu können, habe ich den Kelch aller Schmerzen und Wonnen der irdischen Liebe bis auf die Hefen leeren müssen, habe in den Armen meiner mir noch immer heiligen und seelenverbundenen Malgona (die übrigens binnen Monatsfrist den Kunth heirathen wird) die Verschmelzung mit dem Unendlichen unter Freudenthränen nicht ahnen, sondern fühlen müssen, habe in den Armen der niedrigsten Bordellhuren die tiefste Entartung des, dessenungeachtet immer noch nicht erloschenen Grundkeims der (immer göttlichen) Liebe (der glühenden Sehnsucht nach dem Schönen, oder nach der fleischgewordenen Gottheit) studiren müssen. Kurz, diese Studien habe ich absolvirt, ich habe fortan in diesem großen Fache hienieden nichts weiter zu lernen, ich kann überall darüber Collegia lesen.

So viel für jetzt genug! Ich mache nur noch zwei Bemerkungen:

1) Daß ich der Warmio bin und meine gewesene Frau die Malgona. Beides sind Portraits; meines ist etwas idealisirt, das meiner Frau ist es gar nicht, sondern vielmehr der Natur Zug für Zug nachcopirt, aber zum Sprechen getroffen, was ich freilich allein beurtheilen kann, weil ich der einzige Mensch auf dieser Welt bin, der sie kennt und kennen kann.

2) Daß dieses „Kreuz an der Ostsee" mein bestes Buch ist, (was wenig sagen will), daß aber der zweite Theil bis zur Hälfte so gearbeitet ist, daß, wenn es mir (was ich mit Zittern bezweifle) gelingt, ihn durch Gottes Beistand (den ich anflehe) so zu Ende zu führen, ich mit der tröstenden Ueberzeugung werde sterben können, ein religiöses Kunstwerk (die „Idolssöhne" waren Farbenversuche auf der Palette; mein „Luther" ist wie sein Original ein einer Silhouette ähnlicher Tintenklecks) der Welt hinterlassen zu haben.

Genug! De Martino Luthero weiter zu schwatzen erlassen Sie mir gütigst! Ich erliege schon fast unter diesem wohlmeinenden reformatorischen Plumpsacke! Da Se. Excellenz von Schrötter, dem ich den „Luther" vorgelesen, in wenig Tagen nach Preußen abgehen, so wird er Sie über das Nöthige au fait setzen können. Nur so viel! Da ich einmal im Geruche des Katholicismus bin, so dachte ich den berlinischen Jesuitenriechern den „Luther" wie einem groben Aste einen groben Keil entgegensetzen zu können. Für diese Niederträchtigkeit, so was auch nur zu wollen, bin ich quantum satis und über die Gebühr bestraft. Die lutherischen Gänse, welche das Capitol des Protestantismus durch Luther's Schaustellung gefährdet glauben, rechne ich gar nicht einmal, weil ihr Geschrei, statt mir nachtheilig zu sein, im Gegentheil die entschiedene Pluralität des Publicums schon deshalb auf meine Seite gebracht hat, um dem Ennui überhoben zu sein, außer meinem recht in der Sommerhitze erscheinenden historischen Schauspiele (worin E. Publicum ohnehin schon halb gebraten werden wird) noch mehre Wochen vorher langweilige Epigramme und kritische Noten über Luther's Würde und deutschen Protestantico-Patriotismus in dem durch vaterländischen Patriotismus schon bis zum Sterben ermüdenden, matten „Preußischen Hausfreunde" zu lesen. Aber was mich oft trostlos macht, sind die hunderttausend Rücksichten, die bei der berliner Bühne zwar nicht genommen werden dürften, aber doch

genommen werden, um gegen keine einzige Narrheit, Vorurtheil, Menſchenkaſte u. ſ. w. anzuſtoßen, vor Allem aber die Hetze, die man auf jede etwa hervorduckende poetiſche Idee, nicht von Seiten des überall poetiſchen Publicums, ſondern der Geſchmacksleiter (nämlich der äſthetiſchen Blitzableiter) anſtellt, um jeder ſolchen Idee, ſobald man ſie nur wittert, den Fang zu geben, ſie mit bewundernswerther Künſtlichkeit unter Waſſer zu ſetzen, kurz Alles anzuwenden, um hauptſächlich bei Gelegenheit dieſes „Luthers", noch gründlicher als er den Bilderdienſt, den heidniſch-katholiſchen ſo gefahrvollen Aberglauben zu vernichten: daß die Tragödie eine poetiſche Gattung ſei! In ſolche angustias treibt mich armen Schelm der undankbare Proteſtantismus, deſſen trockenes Brot ich zwar nicht eſſe, deſſen Lied ich aber doch mit dem aufrichtigſten Herzen geſungen habe! Könnte ich noch einmal das vielleicht mir auf immer verlorene Glück haben, bei Ihnen, väterlicher Freund, auf Ihrem Sofa zu ſitzen und mit Ihnen über die Leiden zu ſprechen, die mir nicht etwa meine Feinde (denn ich habe Gott Lob keinen), ſondern meine hieſigen gelehrten Kunſtfreunde aus der beſten Abſicht zufügen, Sie würden Thränen — lachen müſſen. Nun, Gott wird helfen. Er erhalte auch Sie Ihrem Sie ewig liebenden und tief verehrenden Freund und Diener Werner.

(Der Beſchluß folgt.)

Der polniſche Phocion. Hiſtoriſcher Roman von Julius Krebs. Breslau, Verlagscomtoir. 1834. 8. 1 Thlr.

Der polniſche Freiheitskampf unter Kosciuszko iſt immerhin ein ergiebiger Stoff zu einem hiſtoriſchen Romane, von dem zu wünſchen bleibt, daß er einmal in eine Hand fiele, die ihn auszubrauchen verſtände. Unter einer Behandlung, wie die Salvandy's in „Alonſo", könnte er ein ebenſo lehrreiches als unterhaltendes Werk geben. In dem vorliegenden Verſuche fehlt es nun weder an Spuren von Verſtand noch von Begeiſterung, weder an guten Reflexionen noch an einem geſchmackvollen Entwurf, noch auch an einzelnen gelungenen Skizzen; allein das Ganze iſt zu rhapſodiſch; der Plan, die Elemente der Erzählung ſind allzu einfach, zu naheliegend; die Scenerie iſt zu haſtig, zu wohlfeil, zu gewöhnlich; zu der Sittengeſchichte aber, den Volkszuſtänden und zu Dem, was des hiſtoriſchen Romans eigentliches Leben darſtellt, dem Charakter des Volksindividuums, zu gelangen, ſind kaum einige ſchwache Verſuche gemacht. Die Gegenüberſtellung von Pflichtgefühl und Enthuſiasmus in dem Ruſſen Iwan und dem Polen Eduard (einem Namen, den wir mit einem ? bezeichnen möchten) iſt faſt trivial zu nennen, und Thekla's Liebe zu jenem Iwan iſt auf die allergewöhnlichſte Art behandelt. Es fehlt an Charakteren, die ein eigenthümliches Leben in Anſpruch nehmen. Der Ruſſe Igielſtröm iſt ein gewöhnlicher Tyrann, König Stanislaus erſcheint blos als ein Schatten, und Kosciuszko ſelbſt, der Phocion Polens, gibt das Bild eines allzu weichmüthigen, thränen- und ſchmerzenreichen Helden, von dem man nicht ohne Mühe glauben kann, daß er die Ruſſen geſchlagen habe. Beſſer als die Charaktere ſind die einzelnen Scenen des Aufſtandes, des Kampfes und der Niederlage. Hier malt der Verf. mit begeiſterten Farben, und das Gemälde der Oſterwoche 1793 in Warſchau, des greuelvollen 9. Mai und des „Finis Poloniae" ſind wohlgelungene Bilder, denen man nur mehr Ausführung wünſchen möchte. Ebenſo iſt unter den wenigen Verſuchen, Volkszuſtände zu ſchildern, das Gemälde des polniſchen Dictators in der Judenſchenke bei Igolamia ein ſo gelungenes, daß wir ihm hier ein paar Züge entlehnen wollen, um von der Zeichnergabe des Verf. eine Probe gegeben zu haben. „Das Innere des Hauſes, in welchem der außerordentliche Mann ſich befand, trug allen ſeinen Theilen nach das treue Gepräge der Volksthümlichkeit in Polen an ſich. Es beſtand aus einem einzigen, großen, dumpfen Gemach, welches den ganzen untern Hausraum in ſich faßte und als Gaſt- und Wohnzimmer, Schlafſtube, Küche und Stall zugleich diente. In der einen Ecke dieſer unheimlichen Wohnung ſtand hinter einem leichten Verſchlage die Kuh, von Zeit zu Zeit durch ein kurzes Gebrüll ihre Anweſenheit verkündend. Mit ſinnreicher Lebenspraxis hatte man an ihren Schweif das lange Band einer Wiege geknüpft, welche an dem Balken der niedern Stubendecke befeſtigt war und nun durch die kleinſte Bewegung der Kuh ſich ſchaukelte. Durch dieſen einfachen Mechanismus ward das Kind beruhigt und aufgezogen, ohne daß man ſich um mehr als ſeine nothdürftige Nahrung kümmerte. Rüſſel- und Federvieh theilten mit den Menſchen in gemüthlicher Eintracht den Reſt dieſes elenden Aufenthalts u. ſ. w., in dem der ſchwarze, glänzende Talar des ſtoiſchen Schenkwirths hinreichend war, der ganzen ekeln Wirthſchaft den Stempel der Vollendung aufzudrücken."

Hier an Kosciuszko's Seite treffen wir auf das anziehende Bild ſeines treuen und ruhmwürdigen Freundes, Julian Niemcewitz, des Sängers der Schlacht von Nowemiaſto, des Tyrtäus dieſes Kampfes, deſſen ſilbergraues Haupt noch andere Tage ſehen ſollte. Niemcewicz iſt uns die liebſte Erſcheinung in dieſem Romane, und mit glücklicher Vorliebe behandelt, feſſelt er, auch ohne bis zur Individualität durchzudringen, doch den Leſer. Eduard erliegt mit ſeinem Kosciuszko; Iwan, für Thekla verwundet, gefangen, wird durch ſeines Feindes Edelmuth gerettet und flieht mit der Geliebten nach Kurland, als Warſchau unter Suworow's Streichen fällt, der das grauſe Blutbad durch Züge der ſeltenſten Humanität bei uns verſöhnt. Eduard folgt dem gefallenen Helden nach London, nach Amerika, geht nach Aegypten, wo ein zartgehaltenes Liebesbündniß die Schmerzen ſeiner Seele mildert, und fällt endlich bei dem Aufſtande der Mamluken in Kahiro. In dieſem Ausgange ſeines edeln Lebens ſcheint die individuelle Wahrheit des Verfs. Feder geleitet zu haben, während er in dem Ruſſen Iwan ein ideales Bild der Pflichttreue in ſchwierigen Lagen verfolgt hat.

Der Styl des Verfs. gefällt durch Natur und Einfachheit. Einen großen Plan zu entwerfen und im Wellenſpiel der Gedanken feſt zu einem Ziele hinzuführen — wie dies im „Cabanis" und im „1812" von Rellſtab wohl gelungen iſt — ſcheint ihm nicht gegeben zu ſein; aber in der zweiten Rangclaſſe der hiſtoriſchen Romantiker wird ihm immerhin eine ehrenvolle Stelle einzuräumen ſein. Nur muß er ſich mehr bemühen, als hier geſchehen iſt, das Neue, noch nicht Dageweſene und zwar dies in ſchönen Verhältniſſen darzuſtellen, um ſo der großen Aufgabe des Romandichters nur überhaupt erſt näher zu treten.

Z.

Literariſche Notizen.

Mit dem, Anfangs des Jahrs in Kopenhagen herausgekommenen erſten Heft von „Danmark i Middelalderen, en geographiſk-ſtatiſtiſk Underſögelſe af H. Knudſen" hat ein höchſt wichtiges Werk über ältere Geographie und Statiſtik Dänemarks begonnen. Der Verf. hebt mit dem 11. Jahrhundert an, berichtigt ſeine Vorgänger an vielen Stellen, gibt manchen neuen Aufſchluß und läßt überall bemerken, daß ſeine Angaben die Reſultate höchſt gründlicher und umfaſſender Studien ſind.

Vom Vicomte de Villeneuve, ehemaligem Staatsrathe, Deputirten und Präfecten des Departements du Nord, iſt in Paris erſchienen: „Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir" (3 Bände). Das Werk iſt mit den umfaſſendſten ſtatiſtiſchen Tabellen über die arme Bevölkerung ausgeſtattet. Der Verf. iſt Gegner der Anſichten Adam Smith's und ſeiner Anhänger. SO.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 326. — 22. November 1834.

Briefe von Zacharias Werner an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 325.)

München, den 9. October 1807.

Ob Sie noch leben, ob Sie meiner noch gedenken, ich weiß es nicht! Ich habe Ihrer immer mit innigſter Wehmuth und Dankbarkeit gedacht, wiewol ich mein langes Stillſchweigen nicht einmal mit den Unruhen befriedigend entſchuldigen kann. Jetzt ſitzt mir das Meſſer an der Kehle, und an wen kann ich mich wenden, als an Sie, meinen hülfreichen Vater?! Vergeben, vergeſſen, helfen Sie!

Sie werden aus meinem vom Prinzen Radziwill gütigſt beſorgten Briefe an Se. Excell. von Schrötter wiſſen, daß und warum ich nach Wien Ende Aprils gegangen bin. Ich brauche Ihnen die ecclesia pressa, worin ich ſeit October v. J. in Berlin war, wol nicht zu ſchildern. Mus miser est antro qui claudituv uno, dachte ich mit Recht. Ich ging nach Wien, um zu recognoſciren. Die Cenſur, ſo wohl ſie mir wollte, konnte den dortigen engbrüſtigen Principien gemäß mein neues Trauerſpiel „Attila“, ſo unſchuldig, unpolitiſch und unmyſtiſch es auch iſt, nicht paſſiren laſſen. Ich ging alſo nach viermonatlichem Aufenthalte (fruchtloſem Aufenthalte) den 27. September, von der Liebe der guten Wiener begleitet, von Wien ab, in der Idee, über München, Darmſtadt, Gotha u. ſ. w. nach Berlin zu retourniren. Quelle idée! werden Sie ſagen, für einen Menſchen, der kein Geld hat; aber große Krankheiten bedürfen großer Curen, und es iſt ſchuldige Selbſtpflicht, ſich auf den ſchlimmſten Fall ein Aſyl zu bereiten! Ob möglich, ob nicht, kurz, ich muß recognoſciren; aber auch nichts mehr, denn es iſt mein feſter Vorſatz, keine directe Schritte zu meiner Verſorgung außerhalb Landes eher zu thun, als bis mein Vaterland mir dadurch, daß es mich gänzlich verläßt, unmöglich macht, ihm treu zu bleiben.

Der erſte Schritt von Seiten des Staats dazu iſt leider bereits officiell geſchehen. Beiliegende unverſiegelte Briefe an Se. Excell. von Schrötter und den Herrn Geheimen Cabinets-Rath Beyme, die ich Sie dringendſt und gehorſamſt durchzuleſen und an die Behörden nach geſchehener Verſiegelung zu befördern bitte, werden Sie von der Hiobspoſt unterrichten, die ich jetzt eben erhielt! Bin ich nicht recht unglücklich?! Ohne Brot, ohne Nachricht, ob ich noch einen Groſchen Capital habe oder ein Bettler bin, ohne Nachricht, ob meine Lieben noch leben, ohne Erlaubniß, mich frei in meinem Elemente, der Kunſt, bewegen zu dürfen, ohne eine von mir noch immer und ewig geliebte Gattin (wiewol ich jetzt Gott danke, unverheirathet zu ſein), muß ich mein letztes Honorar, das für die „Weihe der Kraft“, verwendend, unſtät und flüchtig wie Kain, ohne doch Kain zu ſein, in der Welt umherirren, um ein Obdach auszuſpüren! Haben Sie Mitleiden, mein väterlicher Freund, und ſprechen Sie zu dem edeln Miniſter von Schrötter, was Ihr Herz Ihnen dictirt. Erinnern Sie ihn auch an meinen im Briefe an Beyme erwähnten Gehaltsrückſtand, und, wenn die Legion Bitten Sie nicht ermüdet, ſprechen Sie für mich mit dem Herrn Miniſter von Stein; ich kann ſelbſt nicht an ihn ſchreiben, aber ich weiß, daß er gerecht und auch mir nicht ganz abhold iſt, da er mich perſönlich kennt, und man ihn für mich zu intereſſiren geſucht hat. Auf jeden Fall gehen Sie von dem Grundſatz aus, daß ich lieber betteln gehe, als mich, mit alberner Entſagung meines göttlichen, durch kein Schickſal zu zerſtörenden Lebenszwecks, aufs Neue ins Dienſtjoch ſpannen laſſe. In Neapel lebt, wie ich von Augenzeugen weiß, eine Familie von zwölf Perſonen Mittags von 12 Kreuzern Maccaronis und der feuerſpeiende Veſuv iſt beſſer als ein waſſerſpeiendes Dienſtbureau! Sterben will ich ſehr, ſehr gern, aber nicht lebend todt ſein! O Gott, Königsberg hat mir Manches gethan, und doch muß ich über das entſetzliche Unglück weinen, womit Gott es heimſucht; aber — was Gott thut, das iſt wohlgethan! Sind die Gebeine meiner Mutter unbeſchädigt? O Gott, ich möchte doch nicht gern landesflüchtig werden; am liebſten möcht' ich in Berlin bleiben und dort recht bald in der Nähe meiner geweſenen, nein! meiner ewig vor Gott es bleibenden Frau ſterben!!! Alles iſt eitel, nur der Tod, die Liebe und die Verſöhnung nicht!!! Mein väterlicher Freund, ich bin ewig Ihr armer Jünger und Diener

Werner.

Weimar, den 10. Januar 1809.

Nach einem langen Stillſchweigen ergreife ich wieder die Feder, um auch an Sie zu ſchreiben, aus keiner andern Urſache, als um meinem väterlichen Freunde wieder einmal Gruß und Handſchlag zu reichen und ihm zu ſagen, daß ich noch lebe und zwar in der ſchönen Erinnerung an ſeine Güte und Trefflichkeit. Nach dieſer Erklärung eines von meiner Seite unwandelbaren Gefühls gehe ich, da ich weiß, daß Sie kein Freund von Einleitungen ſind, zur Sache, nämlich zur Beichte Deſſen über, was ich im verwichenen Jahre getrieben habe.

Ich ging im März vorigen Jahres von Weimar nach Berlin, begleitet von der Liebe der Weimaraner und für mein hier aufgeführtes Schauſpiel ſattſam von Seiten der hieſigen mir ſehr gnädigen Herrſchaft remunerirt. Meine Abweſenheit von Berlin hatte ein Jahr gedauert, ich hatte während dieſes Jahres nicht nur umſonſt Miethe bezahlen, ſondern auch, wiewol ich abweſend, unangeſeſſen, unbeſoldet war, die Einquartirungslaſten tragen müſſen. Das Ding war mir zu toll, und da ich in Berlin nichts als Kreuz, Jammer und Elend fand und ſchon den neuen Reiſeplan im Kopfe hatte, ſo gab ich mein Logis auf, verkaufte (das Nothwendigſte und meine Bücher, die ich bei einem Freunde unterbrachte, ausgenommen) mein Mobiliar, und trat im Mai v. J. meine Reiſe an, wozu mir außer dem Baaren, was ich vom weimariſchen Hofe zum Geſchenk, und dem Gelde, was ich aus dem Verkauf meiner berliniſchen Meubles gelöſt hatte, ein nicht unbeträchtlicher Sander'ſcher Honorarreſt

und das anständige Honorar, das mir mein neuer Verleger für den „Attila" zahlte, hinlängliches Reisegeld fournirte.

Jetzt zu meiner Reiserelation, die, durch den engen Raum dieses Briefs beschränkt, nur höchst rhapsodisch sein kann. Von Berlin ging ich über Dessau, ein Ländchen, das sich in der allgemeinen Sündflut wie eine Arche Noah erhalten hat, nach Leipzig, wo ich mich auf der Messe umhertrieb. Von da durch einen Theil des Harzes oder vielmehr nur dem Harzgebirge vorbei, nach dem jetzt sehr heruntergekommenen Göttingen, wo ich Blumenbach's und Heyne's Bekanntschaft machte. Von da nach Kassel, wo ich die Wasser auf Napoleons-, sonst Wilhelmshöhe springen und um den dortigen Teich zu Bethesda viele Krüppel aus den ehemaligen preußischen Provinzen versammelt sah. Von Kassel über Frankfurt nach Aschaffenburg, wo ich den Fürsten Primas mehrmal und lange sprach über höchst interessante, durch die Feder aber nicht mittheilbare Gegenstände. Dann wieder von Frankfurt aus eine, obwol bei ziemlich ungünstigem Wetter vorgenommene Rheinfahrt nach Köln; diese Fahrt ist, selbst für Den, der wie ich alle Schweizerseen befahren hat, einzig und herrlich; Köln ist der Hauptsitz der prachtvollsten Ueberreste altgothisch-deutscher Architektur, und was Sie vielleicht am meisten interessiren wird, beide Rheinufer sind noch deutsch! Von Frankfurt ging ich über Darmstadt, wo Stark, den sein Ingrimm gesund erhält, mir was vorprophezeite, über Manheim und Heidelberg, wo der alte Voß, ein Isegrimm anderer Sorte, die Einfuhr aller Sonette, einem poetischen Douanier gleich, verbietet, über Karlsruhe, wo Jung (der ein Engel wäre, wenn er nicht schwarze Unterkleider, aus denen er nicht herauskann, trüge) mir sein neues Buch über Geistererscheinungen!!! zum Geschenk machte; über Tübingen, wo Cotta mir den neuen Faust des deutschen Shakspeare-Sophokles schenkte, nach Schafhausen. Vorläufig über die Schweiz nur so viel: der Eintritt ist wie in das selige Land der abgeschiedenen Seelen, eine Freistatt des Friedens; die Gewässer entschleiern alle Geheimnisse der ewigen Liebe, von der im Rheinfall zu Schafhausen ausgesprochenen höchsten todendsten Wollust an bis zu der im diamantenen Staubbach zu Lauterbrunn symbolisirten Verfließung zweier liebenden Seelen in Gott; die Ufer der Seen, namentlich des züricher, die Thäler, namentlich das Haßlithal, sind Kränze des ewigen Friedens, die Seen, die Berge mehr oder minder Erhebungen des sich in der Erde abbildenden Naturgeistes zur ewigen Liebe zu Gott. Das ist der Avers, aber nun die Kehrseite. Die Natur ist in der Schweiz mir zu jung, die Menschen zu alt; fast ewige Nebel bedecken die Berge, die jeden Fleck der Schweiz fast wie einen Kessel umziehen, und zumal bei einer größtentheils ungünstigen Witterung, wie ich sie dies Jahr häufig gehabt habe, den freien Umblick gen Himmel unmöglich machen. Das Volk ist ehrlich (insofern es nämlich Keinen beraubt und bestiehlt), aber bis zu einem fürchterlichen Grade interessirt, und, was Sie am meisten verwundern wird, die sogenannte Unschuld und Einfalt der Sitten ist, zumal auf dem platten Lande in der Gegend von Bern u. s. w., so verschwunden, daß man, wie mir von einem dortigen glaubwürdigen Arzte versichert worden, Alles riskirt, wenn man den bei diesen, freilich sehr schönen Töchtern der Natur Jedem offen stehenden Ingreß benutzt. Da, wie ich eben bemerke, der Raum dieses Briefes nur noch äußerst gering ist, so kann ich mich nicht weiter als auf eine Reisekarte ausdehnen. Von Schafhausen reiste ich in der Mitte des Julius nach Zürich und trat von da in Begleitung eines Führers eine Fußreise an. Alles, bis auf das Stück in Italien, zu Fuß, binnen acht Wochen. In Coppet verweilte ich drei Wochen bei der mir sehr gewogenen Frau von Stael; von da über Genf mit Diligence über Dijon nach Paris, wo ich vier Wochen war; von Paris über Metz und Mainz hierher nach Weimar, wo ich seit 14 Tagen bin. Hochachtungsvoll Ihr ganz gehorsamer Diener

Werner.

Weimar, den 24. April 1809.

Ich kann die Gelegenheit nicht vorbeilassen, ohne Ihnen zu sagen, nicht wie ich Sie liebe, denn das wissen Sie schon und wollen es nicht gesagt haben, sondern eine Neuigkeit, die Ihnen meinetwegen Freude machen wird, sowie sie mich entzückt hat.

Es hat nämlich vor circa acht Tagen, ohne specielle Veranlassung von meiner Seite, der Fürst Primas an mich geschrieben und mich benachrichtigt, daß er zu Frankfurt eine sich zweimal des Monats versammelnde Gesellschaft gebildeter Musenfreunde unter dem Titel Museum organisirt habe, welche Darstellung von Werken der Ton- und bildenden Kunst und geistvolle Vorlesungen zur Beförderung des Sittlich-Schönen zum Zwecke hat. Nach dieser Benachrichtigung schließt der Fürst Primas sein Handschreiben folgendergestalt, das sind seine ipsissima verba:

„Schreiben Sie mir, ob Sie von Zeit zu Zeit kleine Vorlesungen einsenden wollen (etwa von der Größe eines Bogens) und erlauben Sie, würdiger Mann, daß Ihr deutscher Landsmann Ihnen ein Honorar von jährlichen 1000 Gulden anbietet, die Sie quartalweise bei dem Handelshaus Bethmann in Frankfurt erheben lassen. Ich bin mit vieler Hochachtung Ihr ergebener Carl Fürst Primas."

Sie müssen, verehrter Herr Kriegsrath, selbst eingestehen, daß es auf Gottes Welt keine delicatere Art gibt, Einem eine Pension anzubieten, denn das von Zeit zu Zeit Einsenden kleiner Vorlesungen an eine Gesellschaft, die sich zweimal des Monats versammelt, ist doch wol kein Amt, welches Gehalt oder Honorar verdiente, zu nennen, und selbst der Ausdruck: „einsenden", und die mir ertheilte Berechtigung: „das Honorar erheben zu lassen", beweisen, daß der großmüthige Fürst mich nicht einmal wegen des Wohnorts vinculirt, sondern es mir überläßt, zu wohnen wo ich will. Da ich nun ein Esel wäre, wenn ich bei so bewandten Umständen und in meiner Lage diese Pension von 1000 Gulden Reichsgeld (thut 666 Thaler preuß. Courant) nicht annähme, so habe ich nach freudenthränenreichem Dankgebet gegen Gott, der mich aus so viel Nöthen und auch jetzt wieder errettet hat und mich auch nicht stecken lassen wird, weil ich, obwol ein schwerer Schuldner, Ihm liebend vertraue, ich habe, sage ich, unverzüglich an meinen erhabenen Wohlthäter geschrieben, mit allen Ausdrücken, welche der innigste Dank mir eingab, daß ich die Gnade Sr. Hoheit annähme und den nächst bevorstehenden Mai-Monat ihm zu Aschaffenburg persönlich aufwarten würde. Demzufolge denke ich zu Anfange Mai von hier abzugehen und nach kurzem Aufenthalte in Rudolstadt und Gotha, wohin die mir sehr wohlwollenden resp. fürstlich schwarzburgischen und herzoglich gothaischen Familien mich dringend eingeladen haben, gehe ich dann zum Fürsten Primas. Ob und wie lange ich nun in Aschaffenburg oder Frankfurt bleiben, ob ich an einem von beiden Orten oder in dem wohlfeilern, dicht bei Frankfurt belegenen Offenbach eine Art Domicilium aufschlagen, ob ich die im vorigen Jahre nur im Fluge bei schlechtem Wetter gemachte und doch herrliche Rheinreise nach Köln, wonach meine ganze Seele brennt, werde wiederholen, oder zur Frau von Stael, die mir innigst gut ist, und mich wiederholentlich nicht nur einladet, den Sommer bei ihr in Coppet zuzubringen, sondern mir auch auf die edelmüthigste Art die Kosten der Hin- und Rückreise erstatten will, reisen und bei ihr den Sommer auf die angenehmste und kostenloseste Art am Genfersee verleben, und wo ich auf den Herbst hingehen werde, ob nach Rom, wohin meine ganze Seele lechzt, oder nach Deutschland zurück, oder ob ich gar in Deutschland bleiben werde, wird von Umständen abhängen.

Uebrigens habe ich an den Staatsrath Kunth geschrieben und ihn um Rath gefragt, ob und wie ich von dieser Pensionsgeschichte dem preußischen Gouvernement Anzeige machen solle, wobei ich nur noch bemerke, daß dies Verhältniß mich keineswegs expatriirt, im Gegentheil, daß ich noch immer Lust habe, für die berliner Bühne zu wirken und des Behufs, insofern man mir es remunerirt — denn Geld bleibt doch im Irdischen immer eine Hauptsache! — einige Zeit jährlich in Berlin zuzu-

bringen. Da indessen meine sonst so gütige Landesmutter, die ich so innigst verehre und anbete, mir auf mein von diesen Gefühlen dictirtes Schreiben, womit ich Ihr mein neuestes Ihnen bekanntes dramatisches Product übersandt habe, auch nicht eine Sylbe geantwortet hat; Sie, die doch Herrn Cramer, Verfasser des „Lahmen Wachtelpeter's", einer durch dieses beliebte Buch veranlaßten lange fortgesetzten Correspondenz gewürdigt hat: so muß ich schließen, daß man mich die Hoffnung, meinem vaterländischen Staate mich zu widmen, aufgeben lassen will!

Bis zum 1. Mai bleibe ich hier, und habe das Glück, wenigstens wöchentlich viermal mit dem mir sehr gnädigen Herzoge von Weimar allein bei seiner auch innigst mit Frau von Knobloch befreundeten Freundin, der Sängerin Jagemann, in deren Hause ich auf Sr. Durchlaucht Veranlassung seit vier Wochen logire, zu soupiren. So hübsch Alles das klingt, so kenne ich doch das mich unablässig verfolgende böse Schicksal aus zu langer Erfahrung und bin z. B. gewiß überzeugt, daß der alte würdige Fürst Primas, wenn ich nur kurze Zeit die Pension genossen habe, sterben oder an deren Fortsetzung auf irgend eine Art verhindert werden wird. Aber man muß Alles annehmen, was Gott schickt und ihm danken, wenn man nur heute noch lebt!

Ich komme auf Beantwortung Ihres gütigen Schreibens. Man thut in Deutschland dem erhabenen Primas ebenso Unrecht als dem großen Johannes von Müller. Ich kenne Beide genau und weiß, daß die Nachwelt auf jeden Fall ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, und wie schwer, aber wie ruhmvoll zugleich es für die edeln Herzen dieser auf so klippenvollen Standpunkten stehenden Männer ist, daß sie sich, um Wohlthäter ihrer Mitwelt werden zu können, von ihr detestiren lassen müssen! Sapienti sat! Jung habe ich kennen gelernt und ihn unendlich lieb, sowie er auch mir sehr gut ist. Dieser Mensch wäre ein Engel, wenn er keine schwarzen Unterkleider trüge und sich und Andere überreden wollte, das sei der Engel Nationaluniform! „Als ob", sagt Herr von G—. „Ja wol", erwidert der Pastor in den unvergleichlichen „Lebensläufen nach aufsteigender Linie". Seine ganze Lebenszeit ist jetzt zwischen dem Großherzog von Baden und der Beantwortung von Briefen getheilt, die täglich in Menge bei ihm einlaufen, denn man kann wol sagen, daß ihn ein großer Theil der protestantischen Christenheit als Papst anbetet. Frau von Stael ist eine geborene Meisterin, und alle geistreichen Menschen, die in ihrem Umkreise leben und aus demselben nicht fortkönnen, weil die Seelengröße dieser einzigen Frau sie in ihren Zauberkreis bannt, alle diese, weit entfernt, wie man närrischerweise in Deutschland glaubt, diese ihre Meisterin zu bilden, erhalten vielmehr durch sie, die die Kunst, die heterogensten Elemente zu vereinigen in einem wundervollen Grade besitzt, wenigstens ihre sociale Bildung, und wiewol Alle untereinander mehr oder weniger uneins sind, so vereinigen sie sich doch in der Anbetung dieses ihres gemeinschaftlichen Idols. Frau von Stael ist von mittlerer Statur und ihr Körper, ohne nymphenhaft schlank zu sein, wollüstig schön, zumal Brust und Nacken. Sie ist stark brunet, und ihr Gesicht ist grade nicht schön. Aber man vergißt Alles zu Rügende über ihren herrlichen Augen, in denen eine große göttliche Seele nicht strahlt nur, sondern feuerflammt. Und wenn sie nun vollends ihr Herz, wie so oft der Fall ist, sprechen läßt, und man sieht, wie die Größe dieses erhabenen Herzens selbst ihren weitumfassenden Geist überflügelt: man muß sie anbeten, wie meine Freunde A. W. Schlegel und B. Constant, von denen der Letzte eigentlich der Liebling ihres Herzens ist.

Ich benutze diesen Fleck noch, um Sie zu benachrichtigen, daß ich meine neuesten kleinen Gedichte mit Noten, die manches Interesse haben dürften, noch dies Jahr in Almanachsform herauszugeben denke, und bin hochachtungsvoll Ihr treuer Diener

Werner.

Statistische Verhältnisse zwischen Verbrechen, männlichen und weiblichen Gefangenen.

In unsern deutschen Verhandlungen über Strafgesetzbücher ist es nun klar geworden, daß alle die große Mühe vergeblich gewesen, die Strafen sammt und sonders untereinander über die ungleichartigsten Vergehen in ein richtiges gleichmäßiges Verhältniß zu bringen, weil sich nur Gleichartiges und nicht Ungleichartiges auf gleiche Weise bemerken läßt. Der neueste französische Schriftsteller für die Todesstrafe erklärt sich dabei zugleich für die größte Milde; er meint es gut, seine Milde würde aber praktisch Verschärfung werden oder den Stockmeister zum Richter machen. Der Richter soll bei eintretenden Milderungsgründen die höchste Strafe nicht ermäßigen, sondern sie erkennen, die Strafzeit aber in eine unwandelbare und wandelbare theilen, und die wandelbare durch ein Zuchtgericht nach Befinden verkürzt werden können. *) Auf welche Beweise? Gibt es ihrer mehr als die Aussage des Stockmeisters? In England waren die Geschworenen zu milde, weil viele Gesetze zu hart waren, nun sind diese Gesetze milder gemacht und die Geschworenen sind strenger geworden. Da übrigens das Gerichtsverfahren sich gleich blieb, die Hauptverbrechen sich aber vermehrten, so war die natürliche Folge, daß die gemilderten Strafen weniger als die nicht gemilderten zur Anwendung kamen. So beklagenswerth diese Folge ist, so darf man sie doch nicht entstellen und nicht den Schluß erkünsteln, daß die Milderung der Strafen eine Verminderung der Verbrechen bewirkt habe, wenn auch nach dieser Art zu schließen, die schärfere Strafe nicht der Anreiz zu vermehrten Verbrechen gewesen wäre. Man erkünstelt jenen Schluß dadurch, daß man aus der Parlamentsacte Nr. 141 über die Straferkenntnisse von drei Jahren vor und nach 1830 oder nach beschränkter Todesstrafe nicht die sämmtlichen Verhaftungen, welche wegen solcher Verbrechen früher 6596 und später 7526, also fast 1000 mehr betrugen, zusammenstellt, sondern sie theilweis vergleicht, um rühmen zu können, daß die Verbrechen, wofür die Todesstrafe abgeschafft ist, sich im Vergleich zu denen, wofür sie beibehalten ist, nicht vermehrt, sondern vermindert haben, denn wegen dieser ist die Zahl der Verhafteten von 1861 auf 2594 gestiegen, und wegen jener sind im ersten Zeitraume 4735 und im zweiten 4852 eingezogen. Ob ohne ein Wunder die ärgsten Verbrechen auf Gefahr der Todesstrafe sich verdoppeln, und die leichtern, wobei das liebe Leben in Sicherheit ist, weit hinter ihnen zurückbleiben können; ob die großen Verbrechen die kleinen wie das Ende den Anfang voraussetzen; ob durch Bürgschaft keine Verhaftung wegen Todverbrechen, jede aber wegen anderer abgewandt wird; ob daher die Verhafteten nicht, sondern die Angeklagten das Verhältniß zwischen den begangenen Verbrechen ergeben; ob dieses schon daraus angedeutet wird, daß von den 2694 Verhafteten wegen Todverbrechen 1279 verurtheilt sind, von den 4852 Verhafteten wegen Verbrechen, worauf der Tod nicht mehr steht, aber verhältnißmäßig ebenso viele, 3529, bestraft als von den 53,022 Verhafteten wegen leichterer Vergehen, nämlich ihrer 38,415, schuldig erkannt sind; durch das Alles läßt man sich von dem Freudenrufe nicht abhalten: die mildern Strafgesetze haben die Verbrechen vermindert. Die Wahrheit ist, daß in England einige unvernünftige Gesetze abgeschafft, aber noch viele abzuschaffen sind, und daß weit mehr als die Strafgesetzgebung verbessert werden muß, wenn der ungeheure Zuwachs der Verbrechen mit der Wurzel ausgerottet werden soll. Eine genaue Vergleichung zwischen England und Frankreich läßt sich über den Stand der Verbrechen nicht aufstellen, indeß scheint Frankreich daran weniger zu leiden. In fünf Jahren 1826—30 sind in Frankreich **)

*) „Du maintien de la peine de mort par *Silvela*", S. 387. „Nous voudrions voir un premier chef-vivant au pénitencier, s'occupant exclusivement d'étudier les condamnés pour les juger ensuite; assisté d'un conseil etc." Könnte daraus mehr als eine gute Pension werden?

**) „Tableau de la justice criminelle en France 1826—30." Das Verzeichniß wird jährlich im „Moniteur" amtlich bekannt gemacht.

22,304 Verbrecher verurtheilt, also in drei Jahren 18,428; und außerdem zu Gefängnißstrafe von ein und mehren Jahren 18,991, also im Ganzen 32,421. Rechnen wir die obigen Verurtheilungen in England zusammen, so finden wir dort in einem dreijährigen Zeitraume 43,228 Verurtheilungen wegen Verbrechen und mit Ausschluß der Policeivergehen. Wie verschieden nun auch die Gesetzgebung und Gerichtsverwaltung in beiden Ländern ist, und welche innere Abweichungen daraus in den beiderseitigen Berechnungen von den Verurtheilungen sein mögen, so kann das doch offenbar nicht bewirken, daß die Verurtheilungen in England größer als in Frankreich erscheinen, welches fast zwei Drittel mehr Einwohner als England hat, und daß sie in Verhältniß zu der Bevölkerung keineswegs den französischen gleich werden, wenn man zu diesen die 62,828 Strafen unter einjährigem Gefängnisse hinzurechnet und den 43,228 verurtheilten englischen Verbrechern 95,244 bestrafte Franzosen entgegenstellt. Von 100 Verbrechen der Letztern rechnet man 12,2 wider die Personen, 87,98 wider das Eigenthum 1,94 wider den Treuglauben und 2,7 wider die Sitten, und man bemerkt ein leises Abnehmen der Vergehen an den Personen etwa um $5\frac{0}{0}$ binnen vier Jahren. Die meisten Verbrechen geschehen in dem Alter unter 30 Jahren, in Frankreich stellt sich das Verhältniß so:

Verbrecher noch nicht 21 Jahr alt sind 1 unter	5.						
" "	21—30	Jahr	alt	sind	1	unter	3.
" "	30—40	"	"	"	1	"	4.
" "	40—50	"	"	"	1	"	8.
" "	50—60	"	"	"	1	"	18.
" "	60—70	"	"	"	1	"	46.

Das weibliche Geschlecht gibt dazu nur geringen Beitrag, welches sich aus seiner natürlichen Furchtsamkeit und seiner eingezogenen und nüchternen Lebensweise leicht erklärt, aber schwerer möchte zu erklären sein, daß die Frauensleute zwar selten schwere Verbrechen, aber verhältnißmäßig mehr grobe als leichte Vergehen verüben. *) Unter 100 Verbrechern sind nur 17,58 weiblichen Geschlechts, unter 100 Gefangenen auf ein oder mehre Jahre dagegen 25,55, und wiederum unter Denen, die weniger als ein Jahr sitzen, nur 19,72 Frauensleute. Wenn man von den Französinnen oder überhaupt von den Europäerinnen auf ihre Verwandtinnen in der neuen Welt schließen wollte, so würde man sehr irren und alle Nordamerikanerinnen gegen sich haben. In Neuyork, wo man hübschen Beklagtinnen europäischer Abstammung wol nicht mehr als in Europa durch die Finger sieht, hat man doch nur eine Gefangene unter 33 unsers Geschlechts und Stammes gezählt und ist eine Negerin höchstens unter zehn gefangenen Negern, in Connecticut ist es etwa ebenso, aber in Pennsylvanien und Maryland sitzt ein schwarzes Weib gewiß unter vier, wenn nicht schon unter drei Negern. Gegen die Schwarzen dort, aber nicht in ganz Nordamerika, haben die Französinnen einen kleinen Vortheil, denn eine Französin befindet sich wenigstens unter fünf Gefangenen in ihrem Vaterlande **), und eine Schwarze nur unter sieben Negern in den nordamerikanischen Gefängnissen. Diese Vergleichung machen die Herren de Beaumont und de Jacqueville zwar nicht selbst in ihrer Schrift: „Du système pénitentiaire aux Etats unis", aber sie liefern die Angaben dazu; sie sagen nur, auf eine gefangene Nordamerikanerin kommen mehr als zwei gefangene Französinnen und noch weit mehr, wenn man die Negerinnen nicht mitrechnet, denn alsdann hat man nur 3,81 Nordamerikanerinnen unter 100 Gefangenen. Etwas, aber nicht viel zählt dabei zu ihren Gunsten, daß noch in Nordamerika nirgend eine solche Menschenmasse wie in Paris beisammen ist, daß dort nicht wie hier aus Noth und Verführung die Verbrechen aufwachern. Die reichen Handelsstädte mit dem Gesindel, das Europa dahin ablagert, verderben auch dort die Rechnung, und namentlich liefert die Stadt Neuyork aus ihren weit mehr als 200,000 Einwohnern fast ebenso viele Verbrecher als der ganze Staat dieses Namens. Aber die Vorschule des weiblichen Geschlechts zu Verbrechen ist in Nordamerika noch verschlossen. Das männliche Geschlecht hat der Geschäfte, die ihm Freude machen, zu viele, um aus der Wollust ein Geschäft zu machen, und das weibliche Geschlecht hat zum Heirathen zu viel gute Gelegenheit und zu starken gesetzlichen Schutz, um eine Menge der Unglücklichen unter sich zu haben, die durch Verführung und Schande auf den Weg und Sinn zu Verbrechen gebracht werden. 38.

*) Nach dem „Tableau de la justice criminelle" von 1832 waren unter 1329 weiblichen Angeklagten 294 Concubinen oder Mütter unehelicher Kinder.

**) 1831 waren unter 100 Angeklagten wegen Verbrechen 16, aber 1832 wieder 18 Frauensleute.

Notizen.

Am 15. Juli d. J. wurde die neu errichtete St.-Wladimir-Universität zu Kijow feierlich eröffnet. Dieselbe ist zunächst für die Gouvernements Kijow, Volhynien und Podolien bestimmt. Sie besteht für jetzt aus zwei Facultäten, aus einer philosophischen und einer juristischen. Die philosophische hat zwei Abtheilungen, zur ersten gehören: Philosophie, griechische und römische Literatur, russische und allgemeine Geschichte; zur zweiten: Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und die Naturwissenschaften. Zu beiden Facultäten sind 15 ordentliche, 4 außerordentliche Professoren und 6 Adjuncte bestimmt. Ueberdies sind für die Dogmatik und Moral, Kirchengeschichte und Kirchenrecht zwei, nicht zu den Facultäten gehörende Lehrstühle errichtet, der eine für die russisch-griechischen Schüler, der andere für die römisch-katholischen. Auch befinden sich bei der Universität Lectoren der französischen, deutschen, italienischen und polnischen Sprache. Zu den Pflichten der Professoren gehört auch, daß sie alljährlich über die Erfahrungen, Entdeckungen, Vervollkommnungen und Fortschritte, die in ihren Lehrfächern geschehen sind, schriftlich Rechenschaft ablegen, zugleich die während des Jahres in ihren Fächern erschienenen neuen Werke angeben. Dadurch soll das Verhältniß, in dem die Universität zu dem Zustande jeder Wissenschaft überhaupt steht, bestimmt werden. Ein ordentlicher Professor erhält 4000 Rubel Gehalt, zur Erhaltung der Universität sind jährlich 248,350 Rubel ausgesetzt.

Der Buchhändler Smirdin gibt eine Sammlung der russischen Classiker heraus: den Batuszkow in zwei Theilen, Karamsin in 18 Theilen, Zukowski in sechs Theilen, Dziarzawin in fünf Theilen, Baratynski in drei Theilen, Kozlow in zwei Theilen, Bestuszew (Pseudonymus: Martinski) in fünf Theilen. Sowol Puszkin als Bulgarin sind auffallenderweise ausgeschlossen. Grecz hat einen neuen Roman in vier Theilen „Die schwarze Dame", herausgegeben, und Koneczyn eine historische Erzählung: „Der Graf Oboganski, oder Smolensk im Jahre 1812", angekündigt. Von Krylow's Fabeln ist eine neue Ausgabe mit schönen Kupfern erschienen. Interessant sind die soeben erschienenen „Briefe der Päpste an die Zaren Rußlands im 10. Jahrhunderte".

Die Sammlungen der in Warschau aufgehobenen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften sind nach Petersburg gebracht worden. Insbesondere wurde dadurch das numismatische Cabinet der Akademie in der Eremitage bei Petersburg ansehnlich vermehrt. Die warschauer Gesellschaft besaß eine Sammlung von 249 goldenen, 12,729 silbernen, 4175 brenzenen und 222 andern Münzen. Die Akademie hat sich hieraus besonders polnische Münzen erwählt, die jetzt großentheils wegen ihrer Schönheit und Seltenheit eine wahre Zierde des Cabinets bilden. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 327. — 23. November 1834.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Friedrich Förster. Erster Band. Potsdam, Riegel. 1834. Gr. 8. Preis des ersten und zweiten Bandes 3 Thlr. 20 Gr. *)

Der Verf. sagt im Vorworte:

Dem großen Kurfürsten und dem ersten Könige hat die historische Muse durch Fr. Horn den Kranz der Unsterblichkeit flechten lassen; den würdigen Ahnherren wurde durch Preuß Friedrich der Große zugesellt; auch Friedrich Wilhelm I. darf gerechten Anspruch darauf machen, in das Pantheon der vaterländischen Geschichte aufgenommen zu werden.

Die Frage liegt nahe: war dem großen Kurfürsten und dem ersten Könige der Kranz der Unsterblichkeit noch nicht geflochten, ehe Hr. Franz Horn in den Dienst der historischen Muse trat? und verschwistert sich mit einer zweiten und dritten: ist Friedrich Wilhelm I. gerechter Anspruch, in das Pantheon der vaterländischen Geschichte aufgenommen zu werden, bisher unerfüllt geblieben? und wie wird diesem genügt durch Hrn. Dr. Förster?

Er legitimirt sich als Biograph des denkwürdigen Königs, indem er auf eine frühere Schrift: „Geschichte der Jugendjahre Friedrich's des Großen" (1823), und auf die dort gegebene Schilderung des Lebens und der Regierung Friedrich Wilhelm I. verweist. Der Aufforderung, jene frühere Skizze in einer möglichst vollständigen Biographie weiter auszuführen, unterzog sich der Verf. um so lieber, als er bei dem Unternehmen auf entgegenkommende Weise unterstützt wurde, indem ihm die Genehmigung der vorgesetzten Ministerien die Benutzung des geheimen Staats- und Cabinetsarchivs verstattete. Auch der Zutritt zu den Archiven des ehemaligen Generaldirectoriums und des Magistrats der Residenz Berlin ward ihm erlaubt. Mehre Behörden erklärten sich seinem Unternehmen geneigt, und viele Privatsammlungen und Familienarchive lieferten, nach seiner Versicherung, schätzbare Beiträge.

Hinsichtlich des Planes, wonach die Biographie bearbeitet ist, sagt ferner das Vorwort:

Wie in dem wirklichen Leben die Persönlichkeit und der Charakter dieses absoluten Monarchen sich auf eine eigenthümliche, von allen Einflüssen, Rücksichten, Vorurtheilen und Gesetzen unabhängige Weise geltend machte, so hat auch in der Biographie diese Persönlichkeit ihre Stelle zu behaupten gewußt und nimmt in ihren besondern Beziehungen, Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften den ersten Band des Werkes ein. Die allgemeinern Beziehungen als Landesherr, die Wirksamkeit und Thätigkeit, welche auf den Staat gerichtet waren, sollen in einem zweiten Bande dargestellt und damit das Werk beendigt werden.

Das Unbequeme dieser Art der Anordnung springt in die Augen; die Persönlichkeit in ihren besondern Beziehungen, Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften identificirt sich mit der Wirksamkeit und Thätigkeit als Landesherr. Ob bei diesem Plane Trennung des Zusammengehörigen, Wiederholungen und Lücken vermieden werden können, ob solche Anordnung ein klares, bestimmtes Hervortreten des bezweckten Bildnisses verstattet, darüber ist erst nach dem Erscheinen des zweiten Bandes zu reden. Schon der erste Band dürfte bemerklich machen, daß der Jahresfolge zur Erreichung des biographischen Zweckes zu wenig Einfluß verstattet ist, und die Inhaltsangabe der acht Capitel dieses Bandes dem Ebengesagten zum Beweise dienen: 1) Einleitung. Hof und Regierung Friedrich I. 2) Friedrich Wilhelm I., als Kronprinz. 3) Seine Persönlichkeit und Charakter. Erste Einrichtung des Hofstaats. 4) Tagesordnung, Beschäftigungen. Tafel. Promenaden. Feste. Fremde Gäste. Tabackscollegium. 5) Hofnarren und lustige Räthe. 6) Schauspiele. Theater. Opern. 7) Lebensweise des Königs nach der Jahreszeit. Musterungen. Reisen. Jagden. 8) Friedrich Wilhelm I. als Hausvater. Sollte hier nicht Manches geschieden sein, was nur in der Zusammenstellung das wahre Lebensbild gibt? Manches zusammengestellt, was in weiter Jahrestrennung und daraus erwachsener großer Verschiedenheit der Verhältnisse zu würdigen ist?

Dennoch fehlt es nicht an Veranlassung, des Verf. Sammlerfleiß und seine Bemühungen nach bisher unbenutzten Geschichtsquellen zu erkennen. Er selbst gibt als Quellen seiner Arbeit nur Archive und Handschriften an und verweist die schon bekannten hierher gehörigen Darbietungen der Literatur in die Kategorie der Hülfsmittel, indem er S. XV und XVI gegen 30 Büchertitel namhaft macht. Auch hier nicht genannte Schriften von Wichtigkeit scheint der Verf. gekannt zu haben, wie z. B. von Loen's Schriften, welche er im Werke namentlich anführt. Die biographische Monographie würde bedeutend gewin-

*) Angebunden ist ein „Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm I. von Dr. Förster". Erster Band. Ebendaselbst. 92 Seiten.

nen, wenn Hr. Förſter eine kritiſche Würdigung dieſer Hülfsmittel geliefert und bei wichtigen Punkten, wo ſie voneinander abweichen, ihre Angaben näher geprüft hätte, wozu die „Denkwürdigkeiten der Markgräfin Friederika Sophia Wilhelmine“ und die unzuverläſſigen Pöllnitz'ſchen Schriften viele Veranlaſſung darboten. Noch mehr vermißt man nähere Auskunft über den ganzen Erwerb, welchen ihm die handſchriftlichen Schätze darboten. Mehre aus denſelben gemachte Mittheilungen gehen nutzlos ins Breite; man wäre mit einer kurzen Angabe der Hauptmomente unter Hinweiſung des Woher vollkommen zufriedengeſtellt. Wurde aber der vollſtändige Abdruck für unerlaßlich gehalten, ſo war das Urkundenbuch zur Aufnahme ſolcher Beilagen der ſchicklichere Platz. Auf Anderes, das in leicht zu habenden Schriften ſchon mehrmals abgedruckt iſt, konnte, um nicht unnütz dieſes Werk zu vertheuern, nur verwieſen werden; beſonders gehören dahin ausführliche Anordnungen und Beſchreibungen von Staatsactionen, Gelegenheitsmünzen u. ſ. w., welche im Zeitgeſchmacke ſich ſo ähnlich ſind wie die damaligen Perrücken, in welchen Hr. Förſter, gar witzig, das Geſchmackſymbol der damaligen Kunſt- und Literaturgeſchichte findet (S. 119). Gegenwärtig enthält dieſes Urkundenbuch: 1) Einige den Proceß des Oberpräſidenten Freiherrn von Dankelmann betreffende Actenſtücke, welche nicht der Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelm I., ſondern der ſeines Vaters und Vorgängers zugehören. 2) Eigenhändige Marginalreſolutionen Friedrich Wilhelm I. auf Berichte ſeiner Cabinetsminiſter, Geheimräthe u. ſ. w., vielleicht das Wichtigſte der hier zum erſten Mal durch den Druck bekannt gemachten Mittheilungen, welche vom Jahre 1724 bis zum 18. Mai 1740, alſo bis wenige Tage vor ſeinem Tode gehen und die Charakteriſtik des Königs beſſer geben als weitſchichtige Darſtellungen, denen mühſames Streben nach Lobpreiſung leicht abzumerken iſt.

Man muß ſich wohl hüten, nach einzelnen Zügen abzuſprechen über einen Fürſten, der mit ſchroff despotiſcher Härte Edelmuth, königliche Großherzigkeit, Mitleid, ja ſelbſt menſchliches Gefühl verhöhnte, um einem ziemlich armſeligen Herrſcherphantome nachzuſtreben. Dieſes war die vielgeprieſene Wirthlichkeit, deren Ertrag zu nutzen er ſich um ſo unfähiger bezeigte, je älter er wurde. Dazu kam noch der hohe Begriff von ſeinem Königsberufe, welcher ſich dem Weſen nach in Eigenwillen auflöſte, um über Recht, Geſetz und Eigenthum willkürlich ſchalten zu können. Seinem Nachfolger war es vorbehalten, von der Wirthlichkeit, welche bis dahin nur eine Geißel des Volkes war, Nutzen zu ziehen und die Menſchheit mit dem eigenwilligen Despotismus zu verſöhnen. Hier einige Proben jener königlichen Marginalreſolutionen. Als das Miniſterium auf Erweiterung des Regierungshauſes zu Küſtrin behufs des Locals für die Behörden anträgt, verfügt der König: „Ich gehbe nit ein Pfennig iſt Platz genug auf den ſchlohs da kan das gantze Berlinſche Pariſſche und Londonſche Archiff gelaſſen werden“ (unterm 19. Febr. 1724). Daſſelbe bittet um Auszahlung von 100 Thlrn., welche Warnungstafeln und Wächter zur Abwehr der Peſt gekoſtet haben; der König: „Nichs als Poſſen was helfen taffelln und Wechter muß das Landt halten“ (den 8. April 1739). Daſſelbe bittet um 497 Thaler 8 Gr. zur Anlegung eines Dammes im Amte Stegenitz, deſſen Nothwendigkeit und Nutzen dargethan wird; der König: „Narren Poſſen, Narren Poſſen, Narren Poſſen, Narren Poſſen“ (den 6. Auguſt 1739). Das Generaldirectorium fragt 1723 beim Könige an, wie der Sohn des verſtorbenen kleviſchen Kanzlers von Hymnen, der um Verſorgung gebeten, zu beſcheiden ſei. Der König: „Sollen examiniren ob er Verſtandt und guten Kop, hat er das ſoll er in Kur Marck Kris Dom. Kammer zu führen ſind und ſoll da vleiſich habilitiren, iſt er ein dummer deuffel ſollen ihm zum Kiev. Regi (rungs) Rath machen dazu iſt er gut genuch“. Die Univerſität zu Halle berichtet, daß ein Student von Soldaten auf der Straße angefallen und aus dem Stadtthore geführt worden. Der König: „Soll nicht reſonniren iſt mein Unterthan“. Das Miniſterium trägt die Bitte der neumärkiſchen Kammer vor, dem an Händen und Füßen gelähmten Thorſchreiber Münſter für lange treue Dienſte das monatliche Gnadengehalt von einem Thaler zu bewilligen. Der König verweigert es. Alle dieſe Reſolutionen ſind zur Charakteriſtik von höchſter Bedeutung: ſie ſind unmittelbare Regentenhandlungen, welche im Ganzen ergeben, daß es für jeden Staat vortheilhaft iſt, wenn die Behörden das Selbſtſehen und Selbſturtheilen des Regenten beſtändig zu fürchten haben; daß aber dieſer Vortheil verloren geht, wenn der Regent ſich zu ſehr in Einzelnheiten verwickelt, Alles am beſten zu beurtheilen vermeint, Neigungen und Leidenſchaften freien Lauf läßt und, durch böſe Erfahrungen verhärtet, den edeln Gefühlen hochherziger Menſchenfreundlichkeit abſtirbt. 3) Ueber den Verſuch, Friedrich den Großen als Kronprinzen katholiſch zu machen. Dieſe Angelegenheit, welche Zimmermann wiederholt zur Sprache brachte und Nicolai beſtritt, erhält durch den hier beigebrachten Brief an Seckendorf inſoweit Beſtätigung, als daraus erſichtlich wird, daß ſich um das Jahr 1731 wirklich Projectenmacher mit derſelben beſchäftigten; wie ſchlecht aber der Briefſchreiber unterrichtet war, ergeben die Worte: „Es iſt mir nämlich von Wien aus zu Ohren gekommen, als wenn J. K. Majeſtät von Preußen dero Kronprinzen in gewiſſer wichtiger Abſicht gern zur Annehmung der römiſch-katholiſchen Religion bewegen wollten, dabei aber faſt unüberwindliche Schwierigkeiten fänden“. Gewiß war Friedrich Wilhelm I. ein fahnentreuer Proteſtant, der die ihm hier angeſchuldigte Abſicht niemals hatte.

Erſt nach der Erſcheinung des zweiten Bandes dieſes Werkes läßt ſich Rechenſchaft geben, was daſſelbe in literariſcher und geſchichtlicher Beziehung leiſtete. Vielleicht kann es dann ſchon verglichen werden mit der Bearbeitung deſſelben Themas, zu welcher ein bekannter Geſchichtsforſcher Berlins Hoffnung macht. 116.

Culturzustand, Verfassung und Rechtsinstitute der freien Gemeinden von Montenegrien.

Der trefflichen Schilderung Montenegriens (Zernagoras) von A. von Reutz, welche sich in den „Dorpater Jahrbüchern" Bd. I, Heft 2 und 4, 1833, befindet, entlehnen wir den nachfolgenden Auszug über Verfassung und Rechtsinstitute dieses merkwürdigen kleinen Freistaats, besonders deshalb, weil in beiden die ursprünglichen Staats- und Rechtseinrichtungen des großen slawischen Volksstammes, wo sie sich frei von dem Gewicht der fürstlichen Gewalt entwickeln konnten, zur Ansicht kommen und nun eine auffallende Aehnlichkeit mit altgermanischen Rechtsinstituten darlegen, in ihren Analogien wie in ihren Abweichungen gleich merkwürdig.

Die richterliche Gewalt besteht in Montenegrien nicht als Staatsgewalt; statt ihrer unterwerfen sich die Parteien dem Ausspruch selbstgewählter Schiedsrichter, Eideshelfer, Blutrichter. Der Versuch mit besoldeten Richtern, der unter russ. Einfluß einmal gemacht wurde, scheiterte gänzlich, und das Volk fährt fort, seine Richter zu wählen und abzulohnen, und nur die größere Wohlfeilheit des Senats (Serdari) kann Einzelne bewegen, ihre Sache bei ihm vorzubringen. Der Montenegrier ist so frei, daß ihm die sogenannten Zwangsrechte der Staatsgewalt unverständlich sind, und selbst über Mord und Raub räumt er dem Staat kein Cognitionsrecht ein.

Bei Mord und Tödtung gilt in Montenegrien die Blutrache als unbezweifeltes Recht und religiöse Pflicht des Einzelnen und der Geschlechter. Sie kann aber durch den Mir (Frieden) vermittelt werden, welcher nach langem Bitten und vielen Förmlichkeiten von dem beleidigten Stamm bewilligt wird. Wer entflieht, bleibt davon ewig ausgeschlossen; sein Haus oder der Theil desselben, den er bewohnte, wird niedergerissen und seine Habe dem verletzten Geschlecht übergeben. Hält der Thäter sich blos verborgen, so sucht die Verwandtschaft indeß den Frieden nach, indem sie unter demüthigen Förmlichkeiten um den Geleitseid (Vjera) bittet. Ist dieser bewilligt, so wird der Rächer bestimmt, und dieser wählt 24 Schiedsrichter, die das Urtheil sprechen sollen. Vor diesen erscheint der Thäter auf den Knien, die Mordwaffe um den Hals, bittet um Frieden und bietet 12 Kinder seines Geschlechts zur Sühne dar. Der Rächer hebt ihn auf, nimmt die Kinder in seinen Arm und nun erfolgt das Urtheil. Das Blutgeld ist gewöhnlich 120 Zechinen, wovon die Richter 30—40, die beleidigte Familie den Rest erhält. Alle Anwesende werden auf Kosten des Beleidigers bewirthet, dessen ganzer Stamm das Lösegeld zahlen muß.

Diese Demüthigungen sind dem stolzen Bergbewohner sehr drückend; er würde der Feindschaft Trotz bieten, wenn nicht sein ganzes Geschlecht dadurch bedroht würde. Im District von Cattaro sind diese Erniedrigungen künstlich gehäuft. Zwölf Weiber mit Säuglingen in den Armen müssen in Gottes und St.-Johannis Namen um den Geleitseid bitten. In den Blutkreis angekommen, kriecht der Thäter auf dem Leibe von der Thür bis in die Mitte, legt hier die Blutwaffe nieder, die Eigenthum des Beleidigten wird, und fleht um Frieden. Nun wird das Blutgeld erlegt und der Thäter verpflichtet, 6—12 Kinder des gegnerischen Geschlechts zur Taufe zu halten. An andern Orten müssen 100 Personen neun Sonntage hintereinander um Frieden bitten, der stets abgelehnt wird, und erst die neunte Bitte (Mola) wird bewilligt. Eine Tödtung wird für 12 Blutwunden berechnet, jede Blutwunde gilt 10 Zechinen. Hiernach werden die geringern Verletzungen berechnet. Verlust der Hände, des Fußes, des Auges gilt für sechs Blutwunden, Polglava, halber Mord, der nur den halben Blutkreis zu Richtern hat. Dies Alles stimmt mit dem ältesten russischen Recht, wie es die Prawda Russkaja festsetzt, die 48, 24, und 12 Geschworne verordnet, überein.

Eine einzelne Wunde können vier Richter beurtheilen. Das Weib gilt dem Mann gleich; den Dieb zu erschlagen, ist erlaubt. In bürgerlichen Streitigkeiten gilt dasselbe Verfahren, jede Partei wählt einen oder zwei Richter, welche zusammen ihr Urtheil mündlich oder schriftlich geben und dafür einen Lohn (einen Thaler) erhalten. Weigert sich der Verurtheilte zu erfüllen, so tritt Krieg ein, bis beide Theile der Beschädigungen müde sind. Diebstahl und Raub wird mit dem siebenfachen Ersatz gebüßt. Wird die That geleugnet, so stellt der Beschuldigte 24 Eideshelfer (Sakunj), jede Wunde fodert deren 12. War der Eid falsch, so löst nur das doppelte Blutgeld. Der Zweikampf kommt als Beweismittel nicht mehr vor. Leugnet der Thäter, ohne Eideshelfer stellen zu können, so führt man gegen ihn erst einen Zeugen vor, der dafür 1 Zechine erhält. Fährt er fort zu leugnen, so kommt ein zweiter Zeuge und so fort, bis er sich überführt bekennt. In Schuldsachen ist Haft gebräuchlich, aber der Gläubiger muß den Schuldner ernähren oder ihm Arbeit geben. Ueberall ist das öffentliche Recht noch so wenig aus dem Bereich des Privatrechts herausgetreten, daß selbst in neuer Zeit noch Fälle der Tödtung auf Beschluß eines Familienraths vorgekommen sind. Im Erbrecht ist nur das eigenthümlich, daß der jüngste Sohn vom Vater das Haus erbt; die Mutter bleibt im Hause; wird das Vermögen getheilt, so erhält sie ein Kindestheil und die Brautkranzgabe.

Im Familienverhältniß gilt das Aeltestenrecht, die Hausregierung des Aeltesten, die eine sehr strenge und umfassende ist. Der sterbende Vater ernennt den Hausältesten, dem Alle Gehorsam und Dienste schuldig sind. Der eheliche Gehorsam ist nicht weniger streng, wiewol beiden Theilen die Trennung zusteht. Eine unfruchtbare Frau muß sich, wie im alten russischen Recht, eine Nebengattin gefallen lassen.

Was die öffentliche Verfassung Montenegriens betrifft, so mischen sich in ihr Formen der Republik mit denen einer geistlichen Oberherrschaft, die fester geworden ist, seitdem der geistliche Regent, Bischof von Zetinja, die Bischofsweihe in Petersburg (August 1833) nachgesucht und erhalten hat. Nach dem Verfall des bosnisch-serbischen Reichs scheint Montenegrien (damas Zenta genannt) eine Zeit lang von verschiedenen Familien beherrscht worden zu sein, bis es zuletzt an die Fürsten Tschernojewitschj kam, von deren letztem Sproß es sich selbst und der Obergewalt des Bischofs (Archimandriten) von Zernagora und Berda überlassen wurde. Von der ältern Verfassung ist nichts bekannt; die gegenwärtige ist eine reindemokratische unter kirchlicher Obergewalt, wie sich unter dem verstorbenen Metropoliten Peter Petrowitsch festgestellt hat. Sie ist die der menschlichen Gesellschaft durch die Natur offenbarte Urform. Das ganze Volk zerfällt in Pleme, Stämme, welche wie die schottischen Clane einen Namen führen, wie die Petrovitschj, die Radonitschj, Bogdanovitschj, die Negush u. s. w. An der Spitze jedes Stammes steht der Starjeschina, Stammälteste, der Knes od plemeni heißt, wenn der Stamm mehre Dörfer bewohnt, und dann in jedem Dorfe einen Glavarj, Häuptling, unter sich hat. Mit Hülfe des Sbor, Stammversammlung, leitet dieser alle innern Angelegenheiten des Stammes, und hat im Kriege den Barjaktar, Fahnenträger, und den Woiwoda, Kriegshauptmann, zur Seite. Alle diese Würden sind aus der serbischen Zeit her erblich. Zwar gibt es noch Dworjanin, Adelige, die sich jedoch durch nichts vor den Andern auszeichnen. Mehre Stämme zusammen bilden eine Naja, Völkerschaft, District, an deren Spitze der Serdar steht. Fünf solche Naije bilden den Freistaat Zernagora, nämlich: die Naja Kattunska, Rjetschka, Rjeschanska, Aschernitschka und Berda. Die Versammlung der fünf Naije (Wetsche oder Sbor) bildet die höchste Staatsautorität, die Gesetze gibt und über Krieg und Frieden entscheidet. Die Ebene von Zetinja, der gewöhnlichen Residenz des Metropoliten, ist ihr Versammlungsort. Ein erhöhter Sitz auf einem Felsenvorsprung wird von dem Wladyka eingenommen; dieser trägt die Propositionen vor und fragt nach einiger Zeit: „Wollt ihr also!" Lautet die Antwort: „Otschemo" (wir wollen), so ist die Proposition Gesetz.

Trotz des Einflusses der Knesi, Woiwodj und Barjaktarj verschwindet das aristokratische Element doch in der allgemeinen

Stimmenberechtigung, von der nur Kinder und ganz junge Leute ausgeschlossen sind. Dessenungeachtet war die Regierung des letzten Metropoliten P. Petrovitsch-Negusch fast eine monarchische zu nennen, aber freilich gegründet auf allgemeine Liebe und Vertrauen und mit Beibehaltung der demokratischen Formen. Das Volk nannte ihn einen Heiligen. Der Metropolit ist Regent des Staats insofern, als er Vorstand der ausübenden Macht ist. Ursprünglich war auch er wählbar; nach und nach ist der Stamm der Petrovitschj-Negusch in den erblichen Besitz dieser Würde gelangt, sodaß jetzt der sterbende Archimandrit seinen Nachfolger ernennt, der von der Volksversammlung anerkannt wird. Sein Titel ist: „Von Gottes Gnaden Archimandrit, Bischof und Metropolit von Zernagora", seine Residenz das Kloster Zetinja, in der Anrede heißt er: „Swetj Wladyko" (heiliger Herr). Er ist reich. Seine Wachen bilden die Momki, Jünglinge. Unter ihm stehen, als Regierungsbeamte: der Governatore, und die Serdarj, welche zusammen den Senat mit einem Präsidenten bilden. Auch diese, ursprünglich wählbar, sind jetzt zu Erbwürden geworden. Das Amt des Governatore schließt den Kriegsbefehl in sich, und darin besteht eigentlich seine ganze Macht. Die Serdarj werden grundsätzlich noch jetzt von jeder Naja gewählt, und jeder freie Zernagoraz kann zu dieser Würde gelangen. Das Cabinet besteht aus einem Secretair des Metropoliten für die auswärtigen Verhältnisse. Die Volksbeschlüsse werden blos dem Gedächtniß anvertraut. Für den Fall des Krieges ist jeder Zernagoraz waffenpflichtig; die genaueste Zählung ergibt in 116 Dörfern 9563 Bewaffnete und 38,500 Bewohner. Im Felde halten die Familien, die Männer, die Naiji unter besondern Fahnenträgern zusammen, oft sind Mönche die Anführer, wie im Kriege gegen Kara-Machmud von Skutari. Mit der Pforte herrscht ein beständiger Kriegszustand; im Gebirge sind die Montenegriner unbesieglich; ihre Kriegführung, ihre Waffen sind die griechischen. Die Kirche von Zernagora ist selbständig, doch verlangt Rußland aus dem letzten Vertrage, daß der Metropolit seine Weihen in Petersburg empfange. Der jetzige geistliche Regent, Brudersohn des heiligen Petrovitsch, der seinen Namen angenommen, hat sich dieser Foderung unterworfen, sonst hatte der ungarische Patriarch von Pech das Recht der Weihe. Der Zernagoraz ist in Sitte, Sprache und Lebensweise dem Berg-Dalmaten ähnlich. Heiter, fröhlich, meist singend, doch in jener trüben schwermüthigen Weise feiert er die Thaten seines Marko Kraljevitsch, seines alten Helden. Seine Gesichtsbildung ist die südlich-slawische; er ist verwegen, räuberisch, stolz auf seine Kraft, verschmitzt, zärtlich gegen seine Familie, rachsüchtig gegen den Feind, leicht beleidigt und wild aufbrausend. Er ist ein Naturssohn. Seine Verfassung ist ganz, was sie sein kann, und darum anziehend, weil sie ein Bild der gesellschaftlichen Urform im Staate darstellt. Sie paßt vor allen Dingen — und dies ist eine Hauptsache — zu der Gestalt und der Lage seines Landes, das sich um den krummen Meerbusen von Cattaro, als ein steiles, rauhes Kalkgebirge hinzieht, von dem er nur ungern herabsteigt. An der Küste ist ewiger Frühling, hier blühen Orangen, Agaven, Feigen, Trauben; auf der Höhe dehnen sich Buchen- und Eichenwälder; hier, auf fast unzugänglichen Pfaden, gelangt er zu seinen freien Gemeinden, zu Klöstern, Meierhöfen, ohne Straßenverbindung, ohne einen Anfang von städtischem Leben. Die Höchsten wohnen auf unzugänglichen Felsenwänden, sie sind um so stolzer und freier, je höher sie wohnen. Von Cattaro aus zeigt sich zunächst die reizende Ebene von Scaliarj, einige Stunden breit, dann folgt das erste Wallgebirge, rauh, nackt, kahl. Von hier erhebt sich ein rothbrauner Bergwall über den andern, und Fußstege führen durch waldige Thalebenen stets zu höhern Bergwällen; dies ist der Weg zu den freien Gemeinden. Ein solches Land wäre ohne die Freiheit eine Wüste, mit ihr ist es für der Zernagoraz ein Paradies. Er würde sein Vaterland um nichts vertauschen. Er besingt es, er lebt für dasselbe, er stirbt dafür gern, wenn nur sein Kopf nicht in die Hand des Ungläubigen fällt. 46.

Notiz.

In Sachen der Judenemancipation.

Im ersten Hefte des sechsten Bandes vom „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" (Frankf. a. M., Osterrieth) befindet sich der Schluß der höchst interessanten Betrachtung: ob eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämmtlichen Juden schon jetzt bewilligt werden könne. Mit prüfender Umsicht und schlagenden Argumenten, belegt durch Thatsachen und Zeugnisse aus der ältern, neuern und neuesten Zeit wird diese Frage verneint. Diese Erörterung, reich an neuen Wahrnehmungen, bietet fruchtbaren Stoff von höherm, allgemeinerm Interesse dar. Sie kann daher der Aufmerksamkeit unserer deutschen Gesetzgeber und aller Derer, die sich für diesen Gegenstand nur sonst interessiren, nicht genug empfohlen werden. Freimüthiger, gründlicher und überzeugender ist über jüdische Angelegenheiten noch nie gesprochen worden, und das hier mit Meisterhand entworfene Bild der religiösen und politischen Denkart der Juden ist ganz dazu geeignet, die verworrene Sache ihrer Emancipation in ihr wahres und volles Licht zu setzen. Durch die aus allen Jahrhunderten beigebrachten Beweise ist nun klar, daß der Mosaismus und Talmudismus Heuchelei und Betrug gegen Nichtisraeliten, vornehmlich gegen Christen, sowol im geselligen Leben überhaupt als in kaufmännischen Verhältnissen im Besondern nicht nur rechtfertigen, sondern sogar empfehlen, und zwar aus dem Grunde einer streng gebotenen Volksabsonderung. 17.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin
für die

Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes fünftes Heft.
(XXXVII.)

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff, königl. sächs. Generallieutenant der Cavalerie. Von Karl Falkenstein.

Rasmus Christian Rask.

Miscellen.

Vincenzo Monti.
Henry Raeburn.
James Hogg.
Barnave.
Mirabeau der Aeltere.

Das sechste Heft des fünften Bandes erscheint im December 1834.

Leipzig, im October 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 328. —— 24. November 1834.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erſter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn eine Gattung von Poeſie in der Literatur eines Volkes oder in der Völkerliteratur auszuarten droht, ſo gibt es zwei Mittel, ſie auf den rechten Weg zurückzuführen: die Schöpfung neuer Muſterbilder und die Wiederaufſtellung alter. Da nicht jedem Zeitalter die hinreichende Anzahl von Genien verliehen iſt, die durch einen Reichthum von neuen Schöpfungen (weil einzelne Meiſterwerke für den Zweck nicht genügen dürften) ein neues Licht auf die verdunkelte Erkenntniß dieſer oder jener Dichtart zu werfen vermöchten, ſo muß man in ſolchem Falle einem Auswähler und Bearbeiter des Alten, der, wie Hr. von Bülow in dieſer Novellenſammlung, ſeiner ſchwierigen Aufgabe mit ſo viel Einſicht, Geiſt und Geſchmack ſich unterzieht, doppelten Dank wiſſen. Ja, er darf auf jene angenehme Ueberraſchung rechnen, die er empfinden möchte, wenn dieſes ſein Buch dazu beitrüge, über das eigentliche Weſen und den Begriff der Novelle klarere und feſtere Anſichten zu verbreiten, als die ſeither anſcheinend allgemein beſtehenden, und unter den beliebten Novelliſten unſerer Tage die falſchgültige Meinung zu beſeitigen, als dürfe man ſich für berechtigt halten, jedwede breit vorgetragene Erzählung eine Novelle zu benennen (S. xxv).

Von den Urhebern unſerer neuen ungleich vollendeter als jene alten Novellen ſich erweiſenden, wenn auch urſprünglich an ihnen erwachſenen Kunſtſchöpfung dieſes Namens abgeſehen — ſo heißt es weiter in der eben angezogenen Vorrede des Verf. — erinnere ich mich keines einzigen Dichters untergeordneter Größe, außer Heinrich's von Kleiſt, der Novellen im Geiſte der alten mit klarem Bewußtſein geſchrieben hätte. Einzelne Producte, die dieſen Namen verdienen, finden ſich wol bei Einigen, wie bei Wilhelm Müller, Immermann u. A. vor; geplündert hingegen wurden die alten Novelliſten in neueſter Zeit mannichfalt und zwar auf eine ſehr grobe Art.

Man ſieht wohl, Hr. v. B. theilt mit Tieck die von dieſem, bei Gelegenheit ſeiner „Wilden Engländerin" ausgeſprochene Ueberzeugung, daß man ſich unter dem Titel Novelle etwas Beſtimmtes, Eigenthümliches zu denken habe, welches dieſe Dichtungen charakteriſiren und von allen andern erzählenden ſcharf abſondern ſoll. So ſehr der Leſer nun einen Fingerzeig über jenes Charakteriſtiſche der Novelle wünſchen mochte, ſo war es doch weder Sache jener Tieck'ſchen Erzählung, noch dieſer Bülow'ſchen Vorrede, ſich auf eine äſthetiſche Vorleſung darüber einzulaſſen, und man wird auch an eine Anzeige des vorliegenden Buches, die über deſſen ſo reichen Inhalt zu berichten hat, kein Anſinnen der Art ſtellen dürfen. So viel indeſſen wagen wir auszuſprechen, daß dem Leſer dieſer Sammlung über den weſentlichen Sinn des Wortes Novelle bald verſchiedene Gedanken kommen müſſen. Novelle heißt Neuigkeit. Eine Neuigkeit, der wir das Ohr leihen ſollen, muß auch wirklich eine ſolche ſein, friſch erlebt oder friſch erfunden, dazu friſch dargeſtellt. Wir werden ihr Unwahrſcheinlichkeiten weit eher vergeben als Alltäglichkeiten, wir werden den Ereigniſſen, die wir das Recht haben zu erwarten, raſch zugeführt werden wollen; die Perſonen, welche auftreten, werden uns mehr durch Das, was ſie äußerlich thun und erleben, als durch Das, was ſie innerlich ſind und wie ſie es geworden ſind, intereſſiren; wir wollen nicht, daß der Erzähler von ihrem Charakter ausgehe und ſich in deſſen Entfaltung, wie der Roman thut, gefalle; es genügt, wenn ihre Handlungsweiſe auf den Charakter zurückſchließen läßt, wenn ihre Geſchichte ein plötzliches Licht auf denſelben wirft. Vor Allen wollen wir in der Novelle Situationen ſich bilden und wechſeln ſehen; das Schickſal oder der Zufall — je nachdem die Neuigkeit tragiſcher oder komiſcher Natur iſt — ſoll unſere Neugierde ſchnell befriedigen; Kataſtrophe und Schluß müſſen etwas Epigrammatiſches haben, das Ganze muß einen leichten Ueberblick gewähren. Das Alles zuſammen mag noch lange nicht den Kunſtbegriff der Novelle erſchöpfen; es iſt aber Dasjenige, was dem Leſer beim Genuſſe der ihm hier vorgelegten Novellen zuerſt klar wird. Weiteres und Anderes deutet das Vorwort Tieck's an, eine köſtliche Zugabe zu dem Buche, aus dem wir zunächſt Dasjenige entlehnen wollen, was ſich an unſere eben gemachten Bemerkungen am unmittelbarſten anreiht.

Die natürlichſte Unterhaltung — ſagt Tieck S. vii —, der nächſte Zeitvertreib und die wohlfeilſte Ergötzung in den älteſten wie neueſten Zeiten, bei rohen wie cultivirten Völkern, iſt die

Erzählung. Derjenige, der ohne Vorbereitung in der Gesellschaft eine Begebenheit und Geschichte gut und interessant vortragen kann, ist beliebt, jedes Auge hängt an seinem Munde und ein langweiliger betäubter Cirkel lebt auf und erheitert sich, wenn der Begabte in den Kreis tritt. Nicht einem Jeden hat die Natur dies Talent verliehen: und sowie sich im Leben Dieser und Jener als begabt auszeichnet, so scheint es mit Gesellschaften, Zeiten und Völkern zu sein. Jedes Kind wird durch den Zauber der beiden großen Homer'schen Gedichterzählungen ergriffen; warum aber weder früher noch später etwas dem Aehnliches auftrat, warum diese Werke nur jener Zeit angehören konnten, ist selbst der gründlichsten Kritik nicht so gar leicht bestimmt darzuthun. Weshalb kein Buch in unsern heiligen Schriften, nichts im Hesiodus oder den spätern Dichtern sich mit jenen Liedern nur fern vergleichen darf. Und doch erkannten Jahrhunderte und Philosophen und echte Dichter bis vor nicht langer Zeit dem Virgil, ja selbst dem Lucan den Preis und stellten den Homer tiefer als diese. So früh war der ionisch-griechischen Zunge diese Magie, das Ohr zu fesseln, verliehen, und große staunenswürdige Sachen vorzutragen, oder selbst kleinen geringfügigen Gegenständen durch den Vortrag ein Interesse zu verleihen.

Nachdem sodann Tieck auf die untergegangenen milesischen Märchen, die leichten Geburten einer nur spielenden Phantasie, auf Lucian's durch Apulejus neu ausgestattete und von einem Italiener mit Glück bearbeitete Fabel (drei ans Kunstwerk grenzende Werke), endlich auf die affectirten griechischen Romane hingedeutet, wendet er sich zu den Italienern, und erkennt in Boccaccio den Vater und Erfinder der kleinern prosaischen Erzählung, an dessen hohe Vollendung keiner der vielen italienischen Novellisten reicht, während doch fast jeder seine Vorzüge hat. Unter denen zweiten Ranges stellt Tieck um seiner Schärfe, Präcision und Lebendigkeit willen den Bandello obenan, und erwähnt sodann von den neuesten Erzählern mit großem Ruhm Manzoni's „Promessi sposi". Bei den Spaniern findet er die meisten Novellen des Lope, des Montalban und vieler Andern, wenn auch Manches vortrefflich zu nennen ist, durch Convenienz und falsche Poesie hinkend und nur Cervantes macht eine leuchtende Ausnahme. Wie hier so drückte in England das Theater die Novelle zurück. In dem letztern Lande meldete sich zuerst mit Richardson das erzählende Talent, oder etwas früher mit Defoe's „Robinson". Die Pruderie der englischen Erzählungen verdrängte die launigen und gemüthlichen Romane und endlich erschlug, wie Tieck sagt, Walter Scott eine Zeit lang jeden andern Namen (S. VIII—XII).

Große Gerechtigkeit läßt Tieck den Franzosen widerfahren, deren beweglicher Geist sich auf die schönste und edelste Weise früh in poetischen Schöpfungen aller Art erwiesen, die schon vor Boccaccio und Dante jene großen epischen Romane schufen, deren ewiger Glanz noch in Ariost und Tasso zurückleuchtet; die jene muthwilligen Märchen und Neuigkeiten sangen, von denen Boccaccio begeistert ward, die früh ein reifes und wunderbares Theater besaßen. Ein wunderliches, noch nicht hinlänglich erklärtes Verhängniß lähmte diese poetische Kraft. Convenienz, Rhetorik, Galanterie und Unnatur bemächtigten sich des Theaters; schon unter Ludwig XIII. entstand der allegorische Hofroman; nur in der Erzählung blieben die Franzosen immer reich und vielseitig. Tieck nennt außer Marivaux, Hamilton, Prevost, die nichts weniger als verächtlichen Novellen des jetzt vergessenen Scarron, greift aber die neuesten Romanciers Frankreichs unerbittlich an, deren großes Talent sich recht eigentlich das Unschöne, Häßliche, Greuelvolle zur Aufgabe der Dichtung gemacht hat. Er nimmt von diesem gewaltsamen Galvanismus für völlig erstorbene Gemüther nur das „Theater der Clara Gazul" und die „Etats de Blois", die er ein Meisterwerk nennt, aus, und setzt unter den von ihm Verworfenen selbst das Talent eines Balzac und Charles Nodier als gediegener und humaner weit über den Höllenbreughel Victor Hugo (S. XII—XVI).

Nach einer Mahnung an das Nationalepos der Deutschen und die Reihe von Drangsalen, die allein dasselbe vergessen machen konnten, schildert Tieck die Trostlosigkeit unserer Literatur seit Rudolf dem Habsburger, und das Dunkel, das, aufrichtig gesprochen, erst mit Göthe sich als vorübergegangen ankündigt. Auch in der erzählenden Poesie findet er von 1300—80 auf H. Sachs nichts Bedeutendes (rechnet er die Schwänke des 14. Jahrhunderts, die freilich zum Theil ausländischen Ursprungs doch durch die Deutschen eine eigenthümliche Gestaltung erhalten haben, und von welchen der „Liedersaal" des Hrn. v. Laßberg einen großen Reichthum aufgespeichert hat, für gar nichts?); den „Simplicissimus" des 17. Jahrhunderts, der die Greuel des dreißigjährigen Krieges und die Sitten jener Zeit mit so kecken Farben malt, scheint Tieck auch nicht hoch anzuschlagen; an der Unzahl von Erzählungen seit 1700 geht er mit gerechter Verachtung vorüber; die glänzende Periode unserer Roman- und Novellenliteratur beginnt ihm erst mit Göthe's „Meister" (denn den „Werther" verweist er in eine andere Region). Von Schiller hebt er den „Verbrecher aus Infamie" (aus „verlorener Ehre") hervor, in welcher Erzählung sich dieser Dichter groß gezeigt habe, und bedauert, daß er das merkwürdige, in seiner Sprache musterhafte Buch, den „Geisterseher", das er seiner Zweckmäßigkeit, Kraft und Innigkeit nach den historischen Darstellungen Schiller's weit vorzieht, nicht fortgesetzt. Zahllose Erzähler haben sich seitdem des Publicums bemächtigt, und noch immer, während kein Gedicht mehr angesehen, kein Theaterstück gelesen wird, greift man mit erneuter Begier nach Romanen und den sogenannten Novellen. Dadurch rechtfertigt es sich denn auch, wenn ein Kenner und Freund dieser Gattung von Poesie den gebildeten Freunden der Novellenliteratur das Charakteristische und Merkwürdige der Italiener, Spanier und Franzosen und hier und da der Engländer und unbeachteter Deutschen aufführt, mit Hervorsuchung des Seltenern und Ausschließung des Weltkundigen, also z. B. des Boccaccio (und Cervantes). Tieck meldet uns, und billigt damit, daß der Bearbeiter selten oder fast nie seinem Original ganz treu geblieben sei, abgekürzt, unnütze Zier, Zufälligkeit und Alles, was Mode und Manier eingeführt haben, unterdrückt und sich bestrebt habe, den Gebildeten unserer Tage diese ältern und neuern Erzählungen verschiedener Nationen annehmlich zu machen. Die

Sammlung wird aus 100 Erzählungen in vier Theilen bestehen; ohne Zweifel eine interessante Galerie, schließt Tieck, in welcher mancher Beschauer eine selbsterlebte Begebenheit, oder ein Portrait aus seinem Familienkreise zu erblicken wähnen möchte; denn trotz aller Veränderungen bleibt der Mensch sich gleich zu allen Zeiten (S. XVI—XX).

An dieses Vorwort des großen Meisters schließt sich die Vorrede des Verf., der sich laut seiner Erklärung seit der Herausgabe von Fr. L. Schröder's dramatischen Werken ausschließlich mit dieser Arbeit beschäftigt hat. Er erklärt sich noch bestimmter als Tieck über die Art und Weise seiner Bearbeitung, welche die Volksthümlichkeit und Eigenthümlichkeit der Verf. schonen und beibehalten soll, zugleich aber eine annehmliche Unterhaltung gewähren möchte, indem sie von diesen alten Novellen alles Unschickliche oder Ungeschickte, Breite, Störende, Unwesentliche im Styl und Stoff abtrennt. Er hebt sodann das Kritische seiner Aufgabe hervor: die Schwierigkeit, das Beste aus einem ungeheuern Wuste von Schlechtem und Mittelmäßigem hervorzusuchen und zu erwägen, und den schmalen Weg des edeln Geschmacks nicht zu verfehlen, weder dem Kenner noch dem Laien ausschließlich zu huldigen, sondern beide zu befriedigen. Die Vorrede ist mit Ruhe und bescheidener Sicherheit geschrieben, und erweckt ein sehr günstiges Vorurtheil für den Bearbeiter, das durch das Studium der Sammlung selbst zum beifälligen Urtheile wird. Die Literatur des Verf. möchte wol nicht leicht einem Recensenten zu Gebote stehen, und wir sprechen daher über das Buch, ohne eine Vergleichung mit den Originalen angestellt zu haben; der Eindruck aber, den das Ganze wie jede einzelne Novelle hervorbringt, ist, so weit derselbe die deutsche Darstellung betrifft, äußerst günstig. Die Sprache ist einfach, ernst und keusch, gewiß gebührt dem Verf. das ehrende Zeugniß, daß er bei einem meist schlüpfrigen Stoffe das Zartgefühl nirgend beleidigt hat, was schwerlich in den Urbildern allenthalben der Fall war. Die meisten dieser Novellen sind stark mit Geschlechtsliebe gewürzt, und zwar mit den sinnlichsten Aeußerungen derselben, und da sie insgesammt aus Zeiten oder von Nationen herrühren, zu denen die Kirchen- und mit ihr die Sittenverbesserung noch nicht gedrungen sind, so ist schändliche Buhlschaft, Ehebruch, ja selbst Incest von ihnen nicht ausgeschlossen. Dennoch hat nicht nur (und dies verdanken wir ohne Zweifel der sittlichen Wahl des Verf.) keine derselben eine unedle Tendenz, sondern selbst die Lüsternheit im Einzelnen ist von dem Bearbeiter möglichst ausgeschlossen worden, und Scenen, auf welche eine unsaubere Phantasie gespannt sein mochte, sind mit unerbittlicher Trockenheit behandelt, oder brechen plötzlich und ohne schlimme Andeutungen ab. Nur die Frivolität der modernen französischen Novellen hat der deutschen Zucht Widerstand geleistet, und die beiden in diesem Bande aufgenommenen sind nach Stoff und Darstellung die anstößigsten, und dürften nebst einigen andern, an welchen wenigstens die Nacktheit des Dargestellten auffällt, nicht blos „für weibliche Pensionsanstalten" keine Lecture abgeben.

Mustern wir nun die einzelnen Novellen, soweit der Raum dieser Blätter es gestattet, indem wir über die Heimat und den Ursprung derselben die reichhaltige literarische Notiz der Vorrede, durch welche die allgemeinhistorischen Umrisse des Tieck'schen Vorworts ergänzt werden, benutzen.

Die erste der 25 in diesem ersten Theile enthaltenen Novellen: „Der dicke Bildschnitzer" („Il grasso legnajuolo"), die der Verf. „in ihrer ganzen Vortrefflichkeit" wiederzugeben versuchte, hat einen unbekannten Verf., gehört aber ins 15. Jahrhundert, und Hr. v. Rumohr, der in seinen „italienischen Novellen von historischem Interesse ꝛc." eine freiere Bearbeitung derselben geliefert hat, glaubt den Brunellesco als Verf. zu erkennen. Diese köstliche Novelle dient zum lebendigen Beweise, wie wenig die gemeine Wahrscheinlichkeit zu einem echtpoetischen Producte dieser Art erfoderlich ist, und wie der größte Unsinn dem poetischen Sinne genießbar wird und fast natürlich erscheint, sobald Erfindungsgabe, Witz und eine farbige Phantasie ihr gehöriges Spiel mit ihm zu treiben versteht, denn es muß doch dem prosaischen Verstande die größte Thorheit sein, wenn ihm ein Mensch vorgeführt wird, wie dieser dicke Bildschnitzer, dem von lustigen Vögeln weisgemacht wird, Er sei nicht Er, sondern ein Anderer. Und doch bringt dieses Minimum von Verstand, um mit Jean Paul zu reden, nicht nur die herrlichste Wirkung des Lächerlichen hervor, sondern die Natürlichkeit der Situationen, verbunden mit der redlich einfältigen Miene des schalkhaften Erzählers, dem selbst kein leises Lächeln um den Mund spielt, verführt den poetischen Verstand ohne Mühe, jenem Unsinn selbst allmälig seinen Glauben nicht zu versagen. Man höre folgende Stelle, wo das Complott der Freunde den Dicken so weit gebracht hat, daß er als ein gewisser Matteo Schulden halber verhaftet wird.

Der Dicke ward ins Gefängniß gebracht, und wie er hineintrat, drängten sich die andern Gefangenen, die den Lärm bei seiner Ankunft erfahren hatten und ihn öfter Matteo nennen hörten, ohne ihn zu kennen, um ihn herum, und riefen ihm zu: Guten Abend, Matteo, was gibt's denn mit dir? Der von dem Einen wie von dem Andern Matteo genannte Dicke meinte also ziemlich gewiß Matteo zu sein und erwiderte die Begrüßungen ganz verwirrt. Ich bin da Einem, der mich hat setzen lassen, eine Summe Geld schuldig; aber morgen bei guter Zeit komme ich los..... Der Dicke legte sich nieder, um zu schlafen, während in seinem Kopfe folgende Gedanken aufstiegen: Was will ich machen, wenn ich einmal aus dem Dicken der Matteo geworden bin? Und das kommt mir jetzt ziemlich gewiß vor, nach allen Beweisen, die ich jetzt habe. Schicke ich nach Hause zu meiner Mutter, und der Dicke ist da, so machen sie sich lustig über mich, und werden sagen, daß ich verrückt geworden sei, und auf der andern Seite dünkt es mich doch immer noch, daß ich der Dicke bin.

Kein Liebesverhältniß ist in diese Novelle verflochten: die Einheit des Interesses sollte in der lustigen Erfindung auf keine Weise gespalten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Gebiete der bildenden Künste, insbesondere der Malerei. Angehenden Freunden derselben, vorzüglich den Sammlern von Gemälden und Kupferstichen gewidmet von einem Dilettanten. Trier, Troschel. 1834. 8. 8 Gr.

Rathschläge, Warnungen, Andeutungen für Sammler von Kupferstichen und Gemälden, welchen die nöthige Vorbildung abgehen mag, von einem denkenden Kunstfreunde, an dem nur das zu bedauern ist, daß er selbst ein geringes Maß von Anschauungen mit ans Werk bringt. In der That muß es in unsern Tagen für eine Kühnheit gelten, wenn Jemand, der weder Paris noch Rom, weder Florenz noch Venedig, noch selbst Wien gesehen hat, über die bildende Kunst zu schreiben unternimmt, und dies ist des Verf. Fall. Dennoch hat er sein Publicum, und dennoch bringt er Nützliches und Belehrendes für alle Die dar, welche mit ihm in gleichem Falle sind. Von Sammlerlust selbst ergriffen, kennt er um so genauer die Gefahren eines Sammlers, dem es an Anschauungen fehlt, und gibt lehrreiche Winke, wie dieser eigentlich nie zu ersetzende Mangel wenigstens einigermaßen zu übertragen ist. Mit vollem Fuge weist er dabei mehr auf das ernste Studium des guten Kupferstichs als dürftiger Schülercopien hin, und hält überhaupt dafür, daß der Kunstsinn durch den Kupferstich mehr als durch den Besuch mittelmäßiger Galerien gebildet werde. Dies ist vollkommen richtig, und unsere eigne Erfahrung hat uns stets gezeigt, daß das rechte Verständniß eines guten Kupferstichs schon einen nicht verächtlichen Fortschritt in der wahren Kunstbildung bekundet, während der bloße Liebhaberbesuch in Galerien den Kopf wol mit Farben und Gruppen, aber selten mit Ideen und Urtheilen erfüllt. Auch wir wissen daher dem Sammler, dem die eigentlichen Quellen der Kunstbildung unzugänglich blieben, nichts Besseres zu empfehlen als das Studium des Kupferstichs auf seinem eignen Gebiet.

Von dieser Kunst selbst und dem Ziele ihres Strebens hat der Verf. eine richtige Vorstellung; aber an der Magerkeit seiner Lehrsätze nimmt man leicht wahr, daß ihm auch hier die eigentliche hohe Schule der alten Meister unzugänglich war. Er scheint selbst Quandt's vortreffliche Andeutungen nicht zu kennen. So unbelehrt, sollte man glauben, daß es unmöglich sei, etwas Lehrreiches zu sagen, und doch gelingt dies dem Verf., indem er mit ungemein glücklichem Takt ahnet, was er durchaus nicht wissen kann. Eine unverkennbare Naturanlage läßt uns aufrichtig bedauern, daß ihr der tiefere Eintritt in das Heiligthum der Kunst versagt blieb. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem Abschnitt „Architektur". Was der Verf. in Trier und Düsseldorf gesehen, erfüllt hier den gesammten Kreis seiner Anschauungen, und läßt es natürlich nicht weiter als zu einigen ziemlich trivialen Bemerkungen kommen. Viel besser ist, was der Abschnitt „Malerei" darbietet, welcher durchweg von einem durchgebildeten Geschmack, von vielem Nachdenken über Gegenstände der Kunst und von richtigem Einblick in ihre Geschichte Zeugniß gibt. So sagt er, um nur einige Beispiele anzuführen, von Michel Angelo, dem malenden Dante, daß er so lange unnachahmlich sei, bis die Natur selbst seines Gleichen hervorbringe; von L. da Vinci, daß er der arbeitenden Phantasie den Zügel nachdenkender Vernunft anlege; von Rubens, dem Farbenzauberer, daß nur ein verwandter Genius ihn lieben und copiren dürfe; von Rembrandt, daß er zwischen Ideal und gemeiner Naturwahrheit schwanke; von Teniers, daß er fröhlich die Welt liebe und zur Fröhlichkeit stimme, und tadelt an Dow ein zu treues Haften an der Natur. Die Deutschen mit Rafael, Giulio Romano, Fra Bartolomeo u. s. w. zusammenzustellen, hält er für ungerecht, weil zu viel für die letztern spräche; doch ist Albrecht Dürer ihm Denker, Maler und Dichter. Ueber David urtheilt er streng, der Bellsar ist ihm ein gemeiner Bettler, und die neuern Franzosen sind ihm gut dressirte Akademisten. Wir möchten doch einige, wie Guérin, anders bezeichnen, wenn ihnen auch die Idee nicht die Allesgeltende ist. Die „Stillleben" findet er ängstlich; auch an uns haben sie eben keine Verehrer. Ueber die Bildhauerkunst, das Haut- und Basrelief sind die Ansichten des Verf. nicht unrichtig, aber unbedeutend, wie über die verwandten Künste: Steinschneide-, Bossir- und Gravirkunst. Hiermit entlassen wir diesen wohldenkenden und gebildeten Rathgeber für Dilettanten und Sammler mit unserm Dank in ihren Namen. Er hat ein Recht, ihnen willkommen zu sein, und er hat uns bewiesen, was bei einer glücklichen Naturanlage ein ernstes Studium selbst über eine entschiedene Ungunst der Umstände zu erlangen vermag. 2.

Anekdoten.

Freimüthigkeit.

Ludwig XIV. hatte einst das Todesurtheil eines des Mordes angeklagten Verbrechers sehr rasch unterschrieben und äußerte entschuldigend zum Herzoge von Monlosier, dem Erzieher des Dauphins, seines Sohnes, er habe dem Menschen schon einen Mord vergeben, und dieser seitdem zehn andere begangen. „Vous vous trompez, Sire!" erwiderte ihm Monlosier mit edler Freimüthigkeit, „il n'a tué que le premier; c'est votre Majesté qui a tué les dix autres." Monlosier hatte gewiß Recht; aber er verlor durch diese einzige Aeußerung darum nicht weniger allen Credit bei Ludwig XIV.

Beredtsamkeit.

In einem Streite, welchen Frau von Staël mit einer berühmten und hartnäckigen Modehändlerin, wegen einer, einem Turban zu gebenden Form hatte, wurde sie so unendlich beredt, daß die Modehändlerin endlich nachgab. „Ah, madame", rief sie gerührt aus, „votre éloquence m'entraîne; mais il n'est pas moins vrai que je sacrifie le bon goût." Das war vor der Revolution; nach derselben hatte Frau von Staël ihre Beredtsamkeit auf andere Gegenstände zu wenden.

Schöne Maxime.

Beaumarchais, dem man sonst und nicht ganz mit Unrecht viel Böses nachsagt, hatte doch das Verdienst, ein aufrichtiger und thätiger Freund zu sein. Er pflegte in letzterm Bezuge zu sagen: „L'amitié n'est pas une sinécure; on ne peut pas rester les bras croisés en face de ses amis!" Das ist eine ebenso wahre als schöne Maxime, selbst aus dem Munde eines Beaumarchais.

Ehre und Mehl.

Der Herzog von Aiguillon hatte auf den Procureur général La Chalotais einen unversöhnlichen Haß geworfen. Damit hing es so zusammen. Bei einer Landung der Engländer an den Küsten der Bretagne, wo Aiguillon die zur Vertheidigung zusammengerafften Truppen commandiren sollte, verkroch er sich aus Poltronerie in einer Mühle. Gleichwol sagte ein Schmeichler „qu'il s'était couvert de gloire"; worauf La Chalotais erwiderte: „Dites mieux de farine". Dieser kleine Handel hatte übrigens auf den Verlauf der bald nachher eintretenden Revolution keinen unbedeutenden Einfluß. Man sieht, wohin vorwitzige Bemerkungen führen können.

Ludwig XVI.

Als Ludwig XVI. das Concept seiner Anrede an die assemblée constituante entworfen hatte, verlangte es sein Bruder, der Graf von Provence, nachheriger Ludwig XVIII. zu sehen, um Aenderungen, in seinem Sinne, darin anzubringen. Hierauf erwiderte ihm der König die schönen Worte: „Vous voudriez y mettre des fleurs de rhétorique; cela rendrait mon discours plus académique, mais ne remplirait pas mon but. Je veux que ce soit moi qui parle à la nation, et qu'elle sache ma vraie façon de penser et de sentir pour elle." Redlicher, unglücklicher Monarch! 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 329. — 25. November 1834.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erſter Theil.

(Fortſetzung aus Nr. [illegible].)

Die zweite Erzählung: „Die Gräfin von Toulouſe", rührt laut der Vorrede, von dem 1495 zu Florenz geborenen Dichter Luigi Alamanni her, und iſt wahrſcheinlich die einzige, welche er geſchrieben hat. Der Herausgeber, der ſie mit Recht als „tief gedacht" bezeichnet, erklärt, ſie etwas freier bearbeitet zu haben. Die Geſchichte hat einige Aehnlichkeit mit der Volksſage von der Griſeldis. Dort wird ein frommes Weib, von einem Herzoge aus niedrigem Stande zur Gemahlin erwählt, auf Befehl des Himmels auf alle Weiſe erniedrigt und geprüft, um zuletzt im vollen Glanze ihrer ſittlichen Herrlichkeit zu erſcheinen. Hier iſt einem weiblichen Weſen eine ähnliche Prüfung zugedacht, aber dieſe Prüfung iſt urſprünglich Strafe für eine tiefe Verirrung. Dem Vater der Gräfin von Toulouſe hat ſeine ſterbende Gemahlin das Verſprechen abgenommen, ihre Tochter Blanka keinem Manne zu vermählen, den ſie nicht als den allein durch Tod oder Schande von ihr zu trennenden Gefährten ihres Lebens anzuerkennen zufrieden ſei. Später verlobte der Graf die ſchöne Tochter, als Unterpfand geendigter Fehde, dem einzigen Sohne des Grafen von Barcelona. Die junge Gräfin aber glaubt während eines Feſtmahls einen Zug filzigen Geizes an dem Bräutigam zu entdecken und ſtößt ihn von ſich. Der Verſchmähte ſinnt auf ausgeſuchte Rache. Nach Catalonien zurückgekehret, gibt er eine Wallfahrt vor, und erſcheint mit abgeſchnittenem Barte, als Juwelenhändler verkleidet, mit den ſeiner Braut beſtimmt geweſenen Koſtbarkeiten unter dem Arme, zu Toulouſe. Ein köſtliches Kleinod erregt bei dem jungen Fräulein ein übermäßiges Verlangen, das, von einer kupplériſchen Kammerfrau genährt, ſie zu Falle bringt; der Juwelenhändler erringt den Minneſold, der dem Grafen ſchnöde verweigert worden war. Die Folgen dieſes Fehltritts will die Kammerfrau ihrer Gebieterin verheimlichen helfen, in dieſer aber rafft ſich die Hoheit ihrer adeligen Geſinnung wieder auf. „Mich behüte Gott dafür", ſpricht ſie, „daß ich meinen erſten Fehltritt durch einen zweiten verheimliche." Sie will keinen andern Mann hintergehen, läßt den Krämer heimlich rufen, bekennt ihm ihren Zuſtand und beſchwört ihn, ſie nicht zu verwerfen und als ſein Eigenthum, ſein Weib anzuerkennen. Im Gemüthe des Grafen entſteht ein Streit zwiſchen dem Groll und der Liebe. Endlich findet er ein Mittel, beide zu befriedigen. Er willigt in ihren Wunſch, aber ſie muß, geheim entflohen, unter Entbehrungen und Erniedrigungen aller Art, von der Bürde ihres Leibes gedrückt, in Pilgerkleidern, mit ihm von Land zu Land allein und zu Fuße wandern. In Barcelona angekommen, bezieht er mit ihr eines der ärmlichſten Gaſthäuſer der Stadt; er ſelbſt geht ſcheinbar dem Handel nach, indeß ſie mit ihrer Hände Arbeit der Wirthin beiſtehen muß. Heitern Angeſichts gehorcht die Dulderin dem Gatten. Dieſer geht im Pilgergewande zu den freudig überraſchten Aeltern und Freunden, Nachts kehrt er verſtohlen zu der Gräfin zurück, legt ihr neue Laſten auf, ſinnt auf neue Demüthigungen, nöthigt ſie unter dem Vorwande drückenden Mangels zum Diebſtahl, der entdeckt, jedoch nur mit Beſchämung beſtraft wird. Endlich zwingt er ſie in dem Schloſſe ſelbſt, in der Wohnung ihres verſchmähten Bräutigams, wo ſie als Perlenſtickerin arbeiten muß, Perlen unter der Zunge zu verbergen. Auch dieſer Diebſtahl wird auf Veranſtaltung des Grafen entdeckt; mit dieſer letzten Qual iſt ſein Rachedurſt geſtillt. Er entdeckt den Aeltern alles Vorgefallene, ſeiner Gemahlin aber ſagt er in der Nacht, der junge Graf im Schloſſe, der Gott nicht genug danken könne, daß die Gräfin ihn ausgeſchlagen, begehe morgen ſein Hochzeitfeſt mit der Tochter des Königs von Aragonien, der reizendſten Jungfrau Spaniens. Er treibt ſie durch Drohungen in das Schloß, wo ſie abermals ſtehlen ſoll. Wie wird aber der Gepeinigten, als der feſtlich gekleidete Graf auf dem Schloſſe heitern Angeſichts auf ſie zutritt, und mit lauter, vernehmlicher Stimme ſpricht: Willkommen ſei mir die edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es iſt endlich an der Zeit, daß aus dem navarreſer Juweliere der Graf von Barcelona, aus der armen Pilgerin die Grafentochter und Gemahlin wird. So löſt ſich Alles aufs Glücklichſte, und der Leſer nimmt eine ganz andere Befriedigung mit, als ihm der höhnende Ausgang der Novelle aufdringt, der ihm überläßt, ob er

mehr toulouſiſche Keuſchheit oder cataloniſche Höflichkeit bewundern will.

Vielleicht iſt dieſer kurze Auszug der 25 Seiten umfaſſenden Erzählung einladender für die Leſer dieſer Blätter, als eine ausführlich würdigende Kritik es hätte ſein können.

Die dritte Novelle: „Der graue Zelter", iſt eine nur ſkizzirte Bearbeitung eines hübſchen Abenteuers nach dem „Lai du Palefroi vair" von Hugues-le-Roi.

„Ippolito und Gangenova", die vierte Erzählung, „zart hingehaucht", Lüſternes erwarten laſſend und durch Keuſchheit und rührende Kataſtrophe überraſchend, rührt von Scipio Bargagli aus Siena her und gehört dem 16. Jahrhundert an. Die unnachahmliche Lieblichkeit der Sprache, die Hr. v. B. am Originale rühmt, iſt in der Uebertragung, die ſich, wie er erklärt, nicht ſtreng an das Vorbild hält, doch keineswegs verwiſcht.

Den „Kaufmann aus Genua", die fünfte Erzählung, hat Hr. v. B. „etwas gewendet" dem Sebaſtiano Erizzo (geb. zu Venedig 1525, geſt. 1585) nacherzählt, eine angenehme Wiederfindungsgeſchichte zweier durch Schiffbruch auseinander geriſſener liebender Eheleute, die der Bearbeiter ſelbſt eine poetiſche Kleinigkeit nennt.

Die ſechste Novelle: „Die allergrößte Verwirrung", verbirgt unter dieſem Titel gräßliche Blutſchande. Die Vorrede verbreitet ſich ausführlich über den Stoff dieſer Erzählung. In der vorliegenden Geſtalt gehört ſie dem fruchtbaren dramatiſchen Dichter, Lope de Vega's eifrigſtem Schüler, Don Juan Perez de Montalban aus Madrid (ſtarb 1639), und führt auch bei ihm den Titel: „La major confusion". Offenbar hat der Verf. oder ſein Vorbild mit der blutſchänderiſchen Liebe Caſandra's zu ihrem Sohne Don Felix die „Metamorphoſen" des Ovid im Auge gehabt, wo die unnatürliche Liebe der Byblis zu ihrem Bruder Caunus (IX, 452 fg.) mit ganz ähnlichen Farben geſchildert iſt. Der Ausgang iſt in unſerer Novelle ſehr mild. Man erwartet, was der Bearbeiter ſelbſt zuzugeſtehen ſcheint, von der Nemeſis einen ſtrengern.

„Verſtändig geträumt!" überſchreibt unſer Sammler ſeine ſiebente Mittheilung, eine der poeſiereichſten Novellen dieſer Sammlung, die wir dem dramatiſchen Dichter Antonio Francesco Grazzini verdanken (geb. zu Florenz 1503). Sie gehört zu der Gattung, welcher unſer Tieck jetzt eben eine Perle beigefügt und die er mit dem Namen Märchen-Novelle charakteriſtiſch bezeichnet hat. Die Neuigkeit beſteht in dieſer Novelle nicht in der umkleidenden Geſchichte, ſondern in dem Schwärmerkaſten voll phantaſtiſcher Bilder, der, in dieſer Einkleidung verborgen gehalten, plötzlich losbricht.

Liſabetta, ein Witwenkind zu Florenz, nicht gradezu tugendſam, aber wunderſchön, und von einer ſtrengen Mutter bewacht, verliebt ſich in den jungen Aleſſandro, der arm und nicht vom älteſten Adel iſt. Sie verſchmäht die Hand eines vornehmen Bürgerſohns, wird deswegen in ein Kloſter geſteckt, und ihre Liebe gibt ihr die Liſt ein, durch welche ſie ſich zu retten hofft. Sie ſagt ihrer ſie beſuchenden Mutter von einem böſen Traume, den ſie gehabt und über den ſie noch wie ein Espenlaub vor Furcht zittere. Der Traum, mit Hülfe eines ehrlichen, Gewinn nicht verſchmähenden Geiſtlichen zu Gunſten Aleſſandro's ausgelegt, rettet ſie, und führt ſie dem Geliebten in die Arme. Dieſer Traum aber iſt zugleich lauter Poeſie und der Kern der Novelle. Die Grundzüge dieſes Traumes ſind dieſe: das Mädchen ſitzt vergnügt am grünenden, blühenden Ufer des Arno. Plötzlich ſteht vor ihr ein großer Wagen, halb weiß wie Elfenbein, halb ſchwarz wie Ebenholz, vor dem rechts eine ſchneeweiße Taube, links ein ungeheurer kohlſchwarzer Rabe angeſpannt ſind; in des Wagens Mitte iſt ein halb weiß, halb ſchwarzer Stuhl, in den Liſabetta gehoben wird. Taube und Rabe breiten ihre Flügel aus und brauſen mit ihr himmelan, bis ſie in einem runden Saale neben einer großen Kugel ſteht, um welche auf drei Stufen grün-, weiß-, rothgekleidete Jünglinge aufgeſtellt ſind. Mit einem Knalle ſpringt die Kugel und läßt einen brennenden Lehnſtuhl ſehen, auf dem ein in Feuer gekleideter, mit leuchtenden Flammen gekrönter Jüngling ſitzt, von deſſen überirdiſchem Glanze die Jungfrau erblindet, ſodaß ſie nur noch ſeine Donnerſtimme hört, ein noch nie vernommenes Wort, das ihr erſt durch ein neues Geſicht verdolmetſcht wird. Denn blind und ſtumm, wird ſie an der Stirn von dem Finger eines Unſichtbaren mit dem friſchen Waſſerſtrahl eines neben ihr ſprudelnden Quelles berührt. Dadurch wieder zum Sehen gebracht, ſieht ſie einen Einſiedler vor ſich ſtehen, ſchön, blaß, hager, mit ſanften nachdenklichen Augen, den Bart dicht und lang auf die Bruſt herabhangend, das Haupthaar wie gelockte Silberfäden über beide Schultern herabwallend, im Wollengewand, mit zwei Binſenſeilen gegürtet, mit Oelzweigen das Haupt bekränzt. Sie ſelbſt ſitzt auf einer dunkelgrünen Wieſe voll Blumen, und über der reizenden Ebene leuchtet ein klarer Himmel ohne Sterne, Mond und Sonne, an einem Epheufelſen, an einem zweiten, natürlichen Springquell nieder. So iſt ſie von zwei Quellen umgeben; das Becken des einen umkränzen friſche, thauige Lilien, das des andern bleiche, blutgefärbte Violen; das Waſſer des erſtern ſchien weich und milde wie Milch, das des andern ſcharf und ſchwarz wie Dinte zu ſein. Nun nimmt der Einſiedler mit der Rechten einen kleinen Stein und wirft ihn, zwiſchen beiden Quellen ſitzend, in die gen Morgen liegende, der ſofort ein weißes lockiges Kind entſteigt, mit Sternen und himmliſchem Glanze umſtrahlt, ſingend und lachend, und wie auf Flügeln in die Lüfte verſchwindend. Darauf wirft der Alte mit der Linken einen Stein in den andern Quell, aus deſſen trübem Waſſer ein ſchwarzgelbes über und über geſchwollenes, unter ſengenden Flammen ſich krümmendes Kind auftaucht und bald von der Erde verſchlungen wird. Der Mann Gottes deutet nun der träumenden Jungfrau die Erſcheinung nach Wunſche: wenn ſie ſeinen Willen thut, ſo wird ihre Seele gleich dem weißen Kinde dereinſt gen Himmel ſchweben; wo nicht, ſo wird ſie wie jener gelbe Bengel zur Hölle fahren. Des Himmels Wille aber iſt, daß ſie Aleſſandro heirathe. (S. 115—119.)

Wir führen den Leser nach dieſem poetiſchen Feuerwerke nicht durch die feuchten Lüſternheiten der achten Novelle: „Das Fräulein als Lakai", ſondern begnügen uns über den Verfaſſer dieſer und der 15. Erzählung: „Die Amazone" (bezeichnender: „La fille qui veut faire un enfant"), aus der intereſſanten Notiz der Vorrede das Wichtigſte mitzutheilen. Nicolas Anne Edme Retif de la Bretonne, der Sohn eines Landmanns aus Sacy bei Auxerre, geb. 1734, war ein erſt jetzt in ſeinem Vaterlande wieder mehr geſchätzter Schnell- und Vielſchreiber. Er brachte die längſte Zeit ſeines Lebens als Buchdrucker in Paris zu, wo ihn ſeine grenzenloſe Leidenſchaft für das weibliche Geſchlecht, bei ſeinem gänzlichen Mangel an Erziehung, in eine faſt unglaubliche Tiefe der Sittenloſigkeit und Erniedrigung ſtürzte, wie aus ſeiner ſechzehnbändigen Autobiographie erſichtlich iſt. In ſeinem Charakter finden ſich die edelſten und größten Eigenſchaften, in ſeinen Schriften unzählige Züge wahren Genies neben einer Maſſe von Geſchmackloſigkeit und Rohheit vor. Sein Leben floß in Armuth und Verachtung hin, die mehr als 200 Bände, welche er ſchrieb und mitunter gleich ohne Manuſcript ſetzte, enthalten zumeiſt eigne Erlebniſſe. Der ſeltene Mann ſtarb, wie ſeine Schriften vergeſſen, zu Paris im J. 1806. Was wir hier aus Hrn. von Bülow's Munde mittheilen, und wozu wir nur noch Tieck's Urtheil fügen, daß Retif, wo er gut iſt, vortrefflich, und wo er ſchlecht wird, vielleicht ſchlechter iſt als irgend ein Schriftſteller, wird hinreichen, die Aufmerkſamkeit der Leſer in dieſer Sammlung auf ihn zu lenken. Auch dieſe Novelle iſt ein Beleg für Tieck's Ausſpruch: daß er die ſogenannte Wirklichkeit, das Leben der kleinen Geſellſchaft, ihre Tugenden und Gebrechen ſehr gut aufgefaßt und dargeſtellt hat.

„Die erfüllte Weiſſagung" (Nr. 9) iſt ein Werk des berühmten Lope de Vega, der neben ſeinen berühmten Schauſpielen verſuchsweiſe auch Novellen geſchrieben hat, deren man acht beſitzt, von denen vier erwieſen echt ſind, und gegen die vier andern (worunter die vorliegende) kein hinreichender Grund vorliegt, ſie für unecht zu halten. Die beſte und entſchieden echte, die „Diana", ſoll in einem der nächſten Theile folgen. Die gegenwärtige erſcheint uns als eine der minder bedeutenden dieſer Sammlung und mit vielem proſaiſchen Ballaſte beſchwert.

Die zehnte Erzählung: „Der Gaſtwirth von Maderno", hat der Herausgeber dem Vincenzo Rota aus Padua nacherzählt, und ſie iſt dadurch merkwürdig, daß wol mittel- oder unmittelbarerweiſe Zacharias Werner den Gegenſtand zu ſeinem „Vierundzwanzigſten Februar" daraus entlehnt hat, „deſſen Rohheit durch dieſe Novelle vielleicht in noch helleres Licht geſtellt wird" (S. xxxv). Allerdings iſt das Gräßliche hier viel menſchlicher motivirt, und die Verbrecher ſind, pſychologiſch richtiger, als urſprünglich liebloſ gegen den nachher in Unwiſſenheit von ihnen gemordeten Sohn und überhaupt als ſchlecht und gemein von Natur aus dargeſtellt.

„Der Alchemiſt", die elfte Novelle, gehört dem Verf. der ſiebenten, Grazzini. Sie iſt nicht ſo ätheriſch wie jene, zeigt jedoch auch von reicher Erfindung, endigt aber freilich ins Materiellgräßliche.

(Der Beſchluß folgt.)

Naturwiſſenſchaftliche Abhandlung; der zehnten hochanſehnlichen Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte im September 1832 zu Wien als Ergebniß eigner Forſchung gewidmet und im Manuſcript vorgelegt; nun noch im Druck herausgegeben von Heinrich Meſſerſchmidt. Leipzig, Reclam. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Da dieſe Abhandlung von der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Wien weder öffentlich vorgetragen, noch viel weniger, ihres mannichfaltigen Inhalts wegen, ſorgfältig geprüft werden konnte, ſo war es natürlich, daß der Hr. Verf. ſie durch den Druck zur Kenntniß des Publicums zu bringen ſuchte. Allein ähnliche Gründe müſſen auch uns von einer ins Detail gehenden Prüfung abhalten, weil wir dadurch den Zweck dieſer Blätter aus den Augen verlieren würden; alſo nur Einiges, was Denkungsart und Manier des Hrn. Verf. charakteriſirt.

Er hatte ſchon frühzeitig unabhängig von den Lehren Anderer in der Natur zu forſchen angefangen, um auch ſeinerſeits den Trieb des Menſchengeiſtes, der auf Herausbildung der Idee zu größerer Aehnlichkeit mit dem göttlichen Ideale gerichtet iſt, möglichſt zu befriedigen. Er ſteckte ſich dabei ein hohes Ziel; er wollte nicht allein die Natur, das Erſchaffene von ſeiner ſinnlich wahrnehmbaren Seite, ſondern auch in ſeiner einfachen, überſinnlichen Beſchaffenheit zu erkennen, und zu dem Erſchaffenen den Schöpfer, den wahren Gott zu finden, ſowie das wahre religiöſe Verhältniß zwiſchen ihm und den Menſchengeiſtern, das moraliſche Verhältniß dieſer ſelbſt untereinander und endlich die wahren phyſiſchen Verhältniſſe der Geiſter- und Körperwelt zu ergründen ſuchen. Mit Recht bemerkt er, daß die Ergebniſſe der wahren Naturforſchung über Gott mit dem Chriſtenthume übereinſtimmen, und daß erſt hierdurch das rechte Licht über die Natur verbreitet werde. Zwar flüchtig, aber in der Hauptſache nicht unrichtig ſchildert er das Entſtehen der Vorſtellungen im Menſchen, und unterſcheidet unſern Geiſt als einfaches, unſterbliches Weſen von dem Leibe. Zweideutig aber iſt die Anſicht (S. 42), „als ob die Vorſtellungen, nach welchen unſer Geiſt zu denken genöthigt iſt, die ihm daher als Denkgeſetze gelten, nicht urſprünglich oder von Natur in uns liegen, ſondern uns erſt mit den Vorſtellungen von der Natur zur Annahme und Eintragung ins Gedächtniß gegeben werden". Die Denkgeſetze ſind Formen, nach denen unſer Geiſt einen gegebenen Gegenſtand auffaßt, um ihn in ſein Eigenthum zu verwandeln; ſie können mithin nicht erſt mit dem Gegenſtande gegeben werden. Auch liegt in dem unmittelbar Folgenden ein Widerſpruch, daß die Dinge, als das an ſich wirklich Wahre, durch die Vorſtellungen in ihrer lebendigen Weſenheit in den Geiſt übergehen, und ſo der Stoff der Dinge durch Einwirkungen auf die Nerven erkannt werden, gleichwol aber nur die Eigenſchaften der Dinge und nicht ihr Stoff erkannt werden ſoll (S. 42, 43). Ueber die Mathematik wird zwar mit Grund bemerkt, daß ſie ihrem Weſen nach nicht ſo a priori in dem Geiſte begründet iſt, daß ſie nicht der Erfahrung bedürfte, aber die Einwürfe, welche der Verf. gegen die unendliche Theilbarkeit des Raums und den mathematiſchen Punkt macht, beruhen auf Mißverſtändniſſen. Denn wenn ich eine Linie A — B theile, und ich nehme von ihr das Stück weg, welches unmittelbar an der Grenze liegt, ſo kann ich freilich nach dieſer Seite hin nichts weiter theilen, aber das weggenommene Stück ſelbſt iſt weiter theilbar. Hypothetiſch ſind ferner die Finſterſtoffe und Kälteſtoffe, welche er annimmt, ſowie der Satz, daß der Lichtſtoff und Wärmeſtoff wägbar ſind, weil alle Körper es

sind, denn eben der letzte Satz ist erst zu erweisen. Ebenso unsicher ist der Schluß (S. 59), daß die ersten kleinsten Körperchen, die Urkörper, eine Kugelform haben müssen, weil geometrisch erwiesen sei, daß unter allen sichtbar großen Körpern die kugelförmigen die kleinsten sind, zumal da er doch selbst als Homöopath behauptet, ein einziger Tropfen von Belladonnasaft gebe in der dreißigsten Verdünnung eine zweidecillionfache Verkleinerung desselben. Der Urstoff ist ferner elastisch; daher sind die Urkörper für einander undurchdringlich, und verdichtet treiben sie einander zurück, bis das natürliche Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Aber er ist immer im Zusammenhange, weshalb die Weltkörper in ungeheuerer Entfernung aufeinander anziehend einwirken. Das Streben der Urindividuen nach gegenseitiger inniger Verbindung ist bei den Körpern auf der niedrigsten Stufe chemische Verwandtschaft, zwischen menschlichen Geistern Liebe, Geselligkeitstrieb und zwischen Geist und Leib Erhaltungstrieb. Der Verf. leugnet aus diesem Grunde das von den Physikern aufgestellte Naturgesetz, daß nur die gleichnamigen Elektricitäten und die gleichnamigen Pole des Magneten sich gegenseitig abstoßen, und beruft sich dabei auf gewisse Experimente, deren Richtigkeit wir freilich bei Seite setzen müssen, da wir nicht zu den experimentirenden Naturforschern gehören. Die gegenseitige, fest verbindende Ziehkraft der Ur- und Nachindividuen wird aber geschwächt durch die Licht- und Wärmeindividuen. Die Urkörper behalten ihr Vermögen zu leben für immer. Sie sind alle unsterblich, folglich auch die geistigen Urindividuen. Aber für sich allein können sie nicht leben, sie bedürfen einander und suchen daher einander auf. Das erste Product ihrer gegenseitigen Anziehung ist die Krystallgestalt. Die Lebensprincipe sind die Licht- und Wärmeindividuen, welche allein sich weniger anziehen und sich nicht zu starren Massen vereinigen. Sie wurden beim ersten Schöpfungsacte zweckmäßig zwischen die übrigen vertheilt, dadurch hinderten sie die festen Verbindungen zwischen ihnen, und bewirkten so, daß die noch flüssigen Massen die Kugelform annahmen. Hierauf kamen chemische Processe zu Stande. Die Lichtkörper in ihrer Freiheit folgen dem stärkern Zuge der solaren Weltkörper, werden aber, hier angelangt, wiederabgestoßen, gehen auf ihrer Bahn zur Erde zurück, um auch hier wiederabgestoßen und von der Sonne angezogen zu werden ꝛc. Die Wärmekörper hingegen werden von der Erde stärker angezogen und ziehen sich, wenn die Lichtkörper nicht in gehöriger Anzahl ankommen, ins Innere der Erde zurück. Die Licht- und Wärmeindividuen sind auch die belebenden Principien für die organischen Körper. Der unermeßliche Weltorganismus ist der Leib Gottes, der als Schöpfer desselben überall in und mit ihm lebt. Die Sonnensysteme stellen einzelne Organe desselben dar, naturgesetzlich bestimmt zu besondern Verrichtungen für den allgemeinen Weltzweck. Die Sonnen sind bestimmt zu Trägern des Lichts, die Planeten zu Trägern der Wärme. Das Weltall ist demnach eine von Gott selbst gestiftete Monarchie. Als Nachbild ist der gottähnliche Geist des Menschen zum Monarchen seines Organismus eingesetzt. Dieser erkrankt, theils wenn er von seinem Monarchen nicht zweckmäßig regiert wird, theils durch nachtheilige Einflüsse von außen. In diesem Falle braucht Gott Gewalt gegen Gewalt, indem die mächtige Heilkraft der Natur gegen die kranken Organe in Wirksamkeit tritt. Deshalb müssen auch alle Regierungen in der Welt monarchisch sein. Das von der Sonne durch elastische Rückwirkung zurückstrahlende Licht ist von weißer Farbe, aber die Weißlichtindividuen bestehen aus chemischen Verbindungen von Blaulicht-, Gelblicht- und Rothlichtindividuen. Die übrigen gehen erst aus der Verbindung dieser hervor. Durch chemische Verbindungen eines gewissen Maßes Sauerstoff, Weißlicht und Wärmestoff bilden sich Sauerstoffgasindividuen; durch Gelblichrothlicht und Rothlicht in größerm Maße mit einer Menge Wärmestoffindividuen, aber viel weniger Wasserstoffindividuen dagegen bilden sich die beiden ungleichartigen Elektricitäten. Aus diesen Verbindungen leitet der Verf. weiter ab die gemeine positive Elektricität als erstes Lichtorgan, die galvanische als das zweite und die positiv-magnetische Flüssigkeit als das dritte.

Die organischlebenden Körper, und also auch der menschliche, sind von Licht- und Wärmestoffkörpern bis zu einem gewissen Maße durchaus erfüllt; aber nur das galvanisch-elektrisch gewordene Licht hat unter naturgesetzlich bestimmten Orts- und Mengenverhältnissen die Verrichtungen des eigentlichen Lebensprincips im thierischen Leibe abzumachen. Gehirn und Nervenmark sind durch das Ueberwiegen des Sauerstoffs zu Trägern der positiven, die Blutmasse und Muskelsubstanz dagegen wegen des Uebergewichts des Kohlenstoffs, Stickstoffs und Wasserstoffs zu Leitern der negativen galvanischen Elektricität bestimmt. Das Nervenlebensprincip hat seinen Häufungspunkt in der Gangliennervensphäre und im Gehirn- und Rückenmarke, das Blutlebensprincip dagegen im Herzen. Da nun das Nervenlebensprincip zugleich zur Erhaltung des organischen Individuums bestimmt ist, und dafür thätig ist im Aufsuchen der Lebensbedürfnisse, im Bewachen und Vertheidigen des Individuums, und hierzu befähigt worden durch Fühlvermögen, Wißvermögen, Kennvermögen und Wirkungsvermögen, sowol für Gedächtnißthätigkeit als auch für Muskelthätigkeit, obwol ohne freie Wahl, und zugleich in nächster Wechselwirkung mit dem geistigen höhern Wesen steht, so ergibt sich hieraus, daß die positiv-galvanische Elektricität für höhere Geschäfte bestimmt ist als die negative, für die Geschäfte, welche man bisher einem unbekannten Wesen, der Seele, übertragen hat. Seele ist also eigentlich Blaulicht mit Röthlichblaulicht verbunden. Diese Lichtseele ist mit dem geistigen Individuum im Gehirne in die nächste und stärkste Wechselwirkung gesetzt, und beide verschmelzen vom Gehirn aus durch das ganze Nervensystem zu Einer Wesenheit, in welcher sie als menschlicher Geist leben. Den Beschluß machen physikalische Untersuchungen der Wurfbewegung und der mathematischen Lehre vom Parallelogramm der Kräfte. Die letzten Sätze, wodurch das Blaulicht zur Seele erhoben werden und überhaupt die positiv-galvanische Elektricität das Lebensprincip unsers Leibes sein soll, ermangeln der Begründung, der Hr. Verf. schiebt die Seelenthätigkeiten unbemerkt unter, da von der Elektricität bis zur Empfindung, Wahrnehmung u. s. w. immer noch ein großer Sprung bleibt. Der Styl ist nachlässig, unbeholfen und gesucht; der Verf. scheint hierin noch wenig Uebung zu besitzen. 60.

Literarische Notizen.

V. Lagracterie gab heraus: „Paroles d'un conciliateur, ou de l'esprit religieux du 19ième siècle".

Von Michaud's und Poujoulat's „Correspondance d'Orient" ist der fünfte Band erschienen; der sechste wird das Werk schließen.

Unter dem Titel: „Le perroquet de Walter Scott", hat Amédée Pichot zwei Bände Reiseskizzen, Erzählungen u. s. w. herausgegeben.

Vom 10. November an sollen in einigen 40 wöchentlichen Lieferungen zu einem Bogen herauskommen: „Fastes de la révolution française", eine chronologische Uebersicht der französischen Geschichte von 1787—1835, von Armand Marrast und J. F. Dupont.

Von Roland Bauchery erschien: „La Napolitaine, ou la couronne de la vierge, précédée de deux histoires à propos d'un livre, par *Michel Masson*" (M. Raymond).

Ausgegeben wurde der erste Band von L. B. Saintine's „Une maîtresse de Louis XIII". 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 330. —— 26. November 1834.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 82).

Höchst abenteuerlich bewegt sich, übrigens ganz im wirklichen Leben, die sinnreiche Erfindung: „Der grüne Graf" (Nr. 12), ein Werk des um 1642 in Spanien lebenden Don Alonso de Castillo Solorzano, das Hr. von Bülow in Ermangelung des Originals einer sehr getreuen französischen Uebersetzung nachbildete. Es verdient in seiner Gattung ein echtes Intriguenstück, wenn der Ausdruck von einer dramatisch-lebendigen Novelle gebraucht werden darf, genannt zu werden. Don Pedro, der jüngere Sohn eines vornehmen Hauses zu Villafranca de Vierco, verliebt sich in eine wunderschöne Dame, deren Sänfte an ihm vorübergeht. Er erfährt, daß sie Margarethe heißt, ihr Vater Marquis und Gesandter ist, und daß sie einen in Valladolid zurückgebliebenen Bräutigam hat. Mit Hülfe eines treuen Dieners, Felician, verfolgt er Vater und Tochter auf ihrer Reise, erkünstelt, ganz in Grün narrenhaft gekleidet, eine Geisteszerrüttung, verschafft sich dadurch Eingang bei dem Marquis, den er ergötzt, und dem er sich in einer allerliebsten Mähre als den Sohn eines Flußgottes von einer Nymphe darstellt. Seine vermeinte Narrheit verschafft ihm auch leichten Zugang bei der Geliebten, die ihn zum Vertrauten ihres Kummers macht, denn sie ist einem Vetter, einem verworfenen Wollüstlinge, verlobt. So kommen sie in Valladolid an, wo der Narr scherzhafterweise auch dem Eidam vorgestellt wird. Dieser wohnt dort im Hause des Marquis, und da seine Kuppler erkranken, so erbittet er sich von dem Narren dessen Diener Felician zu diesem saubern Gebrauche aus. Dieser erfährt bald ohne Mühe, daß des Bräutigams dermalige Nebengeliebte Don Pedro's unbefangen und zurückgezogen zu Valladolid lebende Schwester ist, die vor einiger Zeit dorthin mit einer Tante, welche die Waise an Kindesstatt angenommen hatte, verreist war. Ihr hatte der Wollüstling die Ehe versprochen und sie verführt. Don Pedro voll Unwillens, läßt, ohne ihr von seiner Ankunft etwas zu melden, vor allen Dingen die Schwester, Donna Blanca, von des Verführers bevorstehender Vermählung unterrichten, die nun bei dem Marquis, den sie in ihrer Eifersucht aufsucht, mit ihrem treulosen Geliebten und dann ihrem zürnenden Bruder Don Pedro zusammentrifft. Die schöne Margarethe hört die ganze Unterredung im Nebenzimmer an, und erfährt zu gleicher Zeit die Untreue ihres Bräutigams und die hohe Geburt und Vernunft Don Pedro's. Auch hat sie von nun an eine leise Ahnung, daß Pedro aus Liebe zu ihr die Narrenkappe übergezogen habe. Sie öffnet also plötzlich die Thür, nimmt Donna Blanca in ihren Verwahrsam, und empfängt aus Pedro's Munde das Geständniß seiner Liebe. Sie entdeckt sich ihrem Vater, der, über den Bräutigam und Don Pedro aufgeklärt, dem Letztern seine Tochter gibt und, nachdem ein Zweikampf vermittelt worden ist, gibt auch der Verführer Don Pedro's Schwester die Hand am Altare (S. 191—219). Dies ist das Gerippe der Novelle, deren Ausführung voll Fleisch und Saft ist.

„Daphne und Delio" (Nr. 13) hat einen der besten Novellisten Italiens, den Ferraresen Giovanni Battista Giraldi (schrieb um 1565) zum Verfasser, von dem in den folgenden Theilen noch Mehres mitgetheilt werden soll. Die vorliegende Novelle ist die rührende Entsagungsgeschichte eines liebenden Paares, vom Athem der Unschuld durchweht.

„Fürst Kantakuzeno", die 14. Mittheilung des Buches, ist eine der längsten, sie umfaßt 30 Seiten und ist dadurch merkwürdig, daß sie durchaus das Gepräge einer auf historische Grundlagen gestützten Erzählung hat, obgleich der Aufbau märchenhaft ist, und daß von diesem geschichtlichen Grunde doch nirgend eine Spur anzutreffen ist. Die von dem Herrn Sammler frei bearbeitete Novelle rührt von einem sonst, wie es scheint, wenig bekannten Tomaso Placido Tomasi her, und fand sich in einem sonst mit viel mittelmäßigen Novellen ausgestatteten Buche, das im Jahr 1642 zum ersten und 1651 zum zweiten Mal (diesmal zu Venedig) gedruckt worden, und „Cento novelle amorose ec." heißt. Der Bearbeiter nennt diese Novelle eine Perle; jedoch scheint sie uns dem Schlusse zu immer mehr von ihrem poetischen Glanze zu verlieren und zuletzt das Gedicht ganz der (gleichviel ob wahren oder erfundenen) Geschichte zu weichen. Der poetische Kern dieser Sage ist, daß der junge Sohn des Fürsten von Morea, Theodor Kantakuzeno, sich in eine fast

siebzigjährige Frauensperson voll Runzeln, eine Komödiantin, verliebt, die sich ihm durch Teufelskünste als die üppigste jugendliche Schönheit darstellt, und ihn, während sein Scheinleichnam zurückbleibt, mit Hülfe des bösen Geistes in die weite Welt hinaus einem höllischen Wonneleben zuführt, zu dessen Darstellung wir die Phantasie eines Grazzini vermissen und das für den Fürsten mit dem Tod am Galgen in seiner Heimat endet.

„Die Amazone" (Nr. 15) gehört dem Retif de la Bretonne, und ist eine geistvolle aber unreine Ausgeburt der Sittenverkehrtheit des 18. Jahrhunderts. In sentimentalerer Gestalt haben wir sie vor etwa 14 Jahren in der „Urania" angetroffen, und das psychologisch Wahre und allein Sittliche davon scheint uns Tieck in seine „Wilde Engländerin" aufgenommen und dort ins Edlere umgestaltet zu haben.

Die 16. Erzählung: „Das Luftschloß", ist einer späten und trockenen Novellensammlung des Francesco Argelati aus Bologna vom J. 1751 entnommen, eine Kleinigkeit, deren ironische Haltung immerhin anzuerkennen ist, deren Anfang aber mehr verspricht als der Schluß hält. Diese Neuigkeit überrascht nicht genug.

„Der Mönch von Maronia", die 17., ist von Giovanni Bottari, aus welcher Zeit, vergißt der sonst genaue Herausgeber uns zu sagen. Die Prosa ist Boccazisch, aber Geist und Tendenz der Novelle ganz fromm und dem Bestreben des Sammlers sehr entsprechend, „in diesem Novellenbuch alle Töne, vom Höchsten bis zum Tiefsten herab, anzuschlagen, das Leichtsinnigste so wenig wie das Frömmste davon auszuschließen, sobald es sich durch poetischen Werth rechtfertige."

Ein syrischer Mönch verläßt sein Kloster, um die verlassene, ferne Mutter in ihrer Witwenschaft zu trösten, wird mit einer Karawane von Ismaeliten überfallen, und mit einem jungen Weibe in Sklaverei geschleppt, die sein wohlmeinender aber barbarischer Herr ihm zur ehelichen Genossin gibt. Beide führen als Hirten in einer Höhle eine Engelsehe, entfliehen endlich miteinander unter dem offenbaren Schutze des Himmels, denn der die Flüchtigen bis in eine Grotte, wohin sie sich gerettet, verfolgende Herr wird dort von einer Löwin zerrissen. Das Paar aber kommt glücklich nach Maronia, wo Beide unter stetem Kirchenbesuche, alle Eitelkeit der Welt verschmähend, in geschwisterlicher Eintracht und gegenseitiger Liebe bis in ihr hinfälligstes Alter mitsammen ein heiliges und geruhiges Leben führen. (S. 297—310.) Hätte der Verf. das Feuer irdischer Leidenschaft zu Hülfe genommen und erst dieses durch die Frömmigkeit löschen lassen, so hätte etwas ganz Anderes und Lebendigeres aus dieser Erzählung werden können.

Ins weltlichste und sündlichste Leben führt uns die 18., obgleich von einem nachmaligen Papste (Aeneas Sylvius Piccolomini oder Pius II.) im J. 1444 lateinisch erzählte Novelle: „Lucretia und Euryalus" (Historia de duobus amantibus) ein, eine wahre Geschichte, die sich zwischen dem Kanzler Kaspar Schlick und einer edeln sienesischen Bürgerin, mit welcher dieser ehebrecherische Buhlschaft getrieben, zur Zeit der baseler Kirchenversammlung im J. 1432 begeben hat. Der als erster deutscher Bibelübersetzer berühmte Stadtschreiber von Eßlingen und Freund des Aeneas Sylvius, Nikolaus von Wyle, übersetzte diese Geschichte ins Deutsche, und Hr. von Bülow hofft mit Recht, daß man die schöne, innige Alterthümlichkeit der Sprache auch noch aus seiner Bearbeitung heraushören werde. Die Erzählung ist eine echte Novelle und fesselt unser Interesse bis ans Ende. Sie ist die längste des Buches (46 Seiten) und langweilt doch nirgend. Aber mit der Unschuld der Sprache steht die Leichtfertigkeit und tiefe Sittenlosigkeit des Inhalts in schneidendem Contraste. Wir enthalten uns eines Auszuges.

„Die Gesandten aus der Easentinerlandschaft" (Nr. 19), von Boccaccio's unmittelbarstem Nachahmer Franco Sacchetti, einem florentinischen Edelmann (geb. 1335, gest. um 1400), ist ein harmloser Schwank.

Die 20. Erzählung: „Nach tausend Jahren", rührt von dem Spanier Montalvan her, dem wir auch die Dedipiade der sechsten Novelle verdanken. Der Titel ist so zufällig als der mancher Plautinischen Komödien, und einem spanischen Sprüchwort entlehnt. Die Geschichte selbst ist voll Abwechslung durch Zufälle und Misverständnisse, und scheinbare Schuld löst sich in ihr aufs Anmuthigste in gänzliche Unschuld auf. Sie kann für ein Muster lebendig erzählter echter Neuigkeit gelten. Einen kurzen Auszug leidet ihre Reichhaltigkeit nicht.

„Der Selbstbetrüger" (Nr. 21), die erste englische Novelle, die uns Hr. von Bülow aus einem 1686 zu London erschienen Büchelchen: „Nugae venales", von Richard Head mittheilt, enthält eine ganz artige, lebhaft erzählte Anekdote, in welcher ein wachsamer Vater den verliebten Briefwechsel zwischen seiner Tochter und einem fremden Ladendiener, ohne es zu wissen, selbst bestellt, indem das getrennte verliebte Paar in seiner Erfindsamkeit Mittel und Wege findet, die brieflichen Fragen und Antworten in den Mantelkragen des Alten einzunähen.

„Die unterbrochene Hochzeit" (Nr. 22) ist eine ehrbare, altfränkische Geschichte, deren Längen der Bearbeiter zusammengezogen hat. Ihre Verfasserin ist die Französin Madeleine Angelique Poisson (geb. zu Paris 1684, gest. zu St.-Germain en Laye 1770). „In ihren Novellen", sagt der Herausgeber, „deren Schauplatz Frankreich ist, kann sie oft geistreich sein, sowie sie sich aber damit zu den Tataren, Indiern, Türken und Spaniern versteigt, wird sie flach und unausstehlich."

Die 23. Erzählung, die kleine Novelle von Ascanio de' Mori aus dem Mantuanischen (um 1585): „Ercole Torelli", die am passendsten die Ueberschrift führen würde: „Der Ehebruch wider Willen", halten wir mit dem Uebersetzer in ihrer Herbheit für eine der besten.

Ercole Torelli, ein junger mantuanischer Edelmann, voll Sitte und Tapferkeit, aus seiner Vaterstadt wegen eines unwillkürlichen Mordes flüchtig, und in Diensten des tapfern Ritters Malatesta, wird während des Letztern Sommeraufenthalts zu Lugo, im Ferraresischen, von einem

dortigen Edelmanne, Poro genannt, der mit einem Edelmanne, Namens Renato in Fehde lebt, um seines starken Armes willen zum Umgange gesucht, bald aber bei dem eifersüchtigen Manne von einem eifersüchtigen Diener böser Absichten auf die schöne, junge, keusche Gattin Poro's fälschlich bezüchtigt. Poro fängt Feuer, und ohne zu prüfen, heuchelt er einen gefürchteten Angriff Renato's, entlehnt den Ercole von seinem Herrn Malatesta zum angeblichen Schutze, füllt sein Haus mit Bewaffneten, zecht mit dem jungen Edelmann bis in die Nacht, und da der Feind, wie natürlich ausbleibt, läßt er ihn, wie um ihn zu ehren, an seiner Statt in sein eigen Schlafgemach betten, wo er heimlich überfallen und ermordet werden soll. Poro ist jedoch so tief in der Sehnsucht nach Rache befangen, daß er seiner Gemahlin zu sagen vergißt, er werde diese Nacht in einem andern Zimmer ruhen, und das schöne Weib, unbekannt mit Allem, was geschieht, nachdem sie im Frauenzimmer lange vergeblich auf die Botschaft des Gemahls geharrt, der ihr sein Schlafengehen sonst regelmäßig meldete, geht endlich zu Bette, legt sich an die Seite des vermeintlichen Gatten und überhäuft den aus Treue und Keuschheit Regungslosen mit liebreichen Vorwürfen. Dieser, entschlossen sie zu verlassen, erhebt sich, um fortzugehen. Da umfaßt sie ihn mit beiden Armen, hält ihn fest an sich gedrückt und spricht: „Du hast gewiß wieder einmal einer Andern dein Verlangen zugewendet, weil du mich verschmähst und nicht bleiben willst. Ich weiß nicht, woher dir wieder die Grillen kommen!" Ercole ist nicht leblos geschaffen, auch nicht aus Gyps oder Marmor zusammengefügt. Er schickt sich sprachlos in das Unabweisbare; indem kommen die Mörder, die ihn schlafend glauben. Er springt aus dem Bett und wehrt sich wie ein Löwe. Poro's Feind Renato, in der Nachbarschaft durch den Lärm aufmerksam gemacht und das Haus des Feindes unbewacht antreffend, fällt diesem in den Rücken, erschlägt ihn, wird aber dafür von dem ehrlichen Ercole, der einen Freund zu rächen glaubt, darniedergestreckt. Aber Ercole ist gerettet, und die schöne Ersilie, statt eine Lucretia zu werden, reicht dem schuldlosen Ehebrecher nach einigem Besinnen ihre Hand.

„Die vier Ketzermönche in Bern", die einzige in diesen Band aufgenommene deutsche Novelle (Nr. 24), sind einem Schwänkebuch dem „Wendunmuth" (1580 und 1589) entnommen, und zwar keineswegs lüstern, aber so plump und derb, daß sie nicht im Stande sind, einen poetischen Eindruck hervorzubringen, sich vielmehr ganz als gemeine Wirklichkeit geltend machen könnten. Viel eher dürfte einer der deutschen poetischen Schwänke des 14. Jahrhunderts, in Prosa aufgelöst und von geschickter Feder bearbeitet, als eine Novelle gelten.

Das Ende krönt das Werk. Die 25. Novelle: „Des Adels Stolz", ist eine mit vieler Lust und Liebe von dem Verf. verfertigte getreue Uebersetzung von Bandello's schöner 49. Novelle von dem Montanino und dem Salimbene. Wenn der Uebersetzer sich nicht entschließen konnte, eine Zeile von dieser durch höchsten Adel der Gesinnung, Reinheit des Stoffes wie der Darstellung ausgezeichneten Erzählung zu ändern oder auszulassen, so wagen wir uns auch nicht an einen Auszug. Auch ohne diesen wird der Leser nach dem Bisherigen glauben, daß wir diese Novelle nicht preisen, ohne sie durchgekostet zu haben. Der Verfasser dieses Meisterstücks, Matteo Bandello, ward zu Castelnuovo di Scrivia an den Apenninen geboren, trat in Mailand in den Predigerorden, wurde aber im J. 1520 wegen Staatshändel flüchtig, ging nach Frankreich, wo ihn König Heinrich II. 1550 zum Bischofe von Agen machte, und starb dort im J. 1562. Er ahmte in seinen 214 Novellen den Boccaccio mit seltenem Glück und Geiste nach, und ihm gebührt nächst diesem der erste Platz unter den italienischen Novellisten. Er wurde zugleich der Schöpfer der spanischen Novellistik, denn er war es, dessen übersetzte Novellen sich Eingang in dem strengkatholischen Lande zu verschaffen wußten, und der so dem Cervantes die Veranlassung zu den seinigen gab. (S. XLVII.) Würdiger konnte der erste Theil dieses verdienstvollen, allen Freunden der Poesie und Literatur gewiß höchst willkommenen Werkes nicht beschlossen werden. 3.

Galerie ausgezeichneter Männer und Frauen, welche sich um die Menschheit verdient gemacht haben. Zürich, Schultheß. 1834.

In Paris gibt es eine Gesellschaft von wissenschaftlich gebildeten Männern und Frauen, die den Namen Societé Monthyon et Franklin führt und ein periodisches Werk besonderer Art unter obigem Titel herausgibt. Wer irgend ein Verdienst, sei es in bürgerlicher oder moralischer Hinsicht, sich um die Menschheit erwarb, wer, und sei er auch nur ein Sklave, wie der Neger Eustache, ein seltenes Beispiel von Tugend und Seelengröße aufstellte, oder in anderer Beziehung das Gute in einem hohen Grade beförderte, der hat Anspruch auf ein biographisches Denkmal der Mitglieder, deren einziges Bestreben dahin geht, dem rein menschlichen Verdienste, der Humanität, Anerkennung zu verschaffen.

Ich weiß nicht mehr, wann die ersten Hefte der seltsamen und originellen Biographie Monthyon erschienen, man achtete zu Anfang nicht darauf. Das aber weiß ich, daß das Werk den besten Erfolg hatte und bis dahin viele interessante Züge von Menschenliebe und mehre zum Theil ganz ignorirte Lebensbeschreibungen von Personen bekannt machte, die ihr Dasein dem Gemeinwohl widmeten und still und unbelohnt, ja unbekannt, von dem Schauplatz ihres Wirkens abtraten. Die Verfasser suchten ihre Helden nicht blos in Frankreich, sondern auch im Auslande; sie erkannten die Bürgerkrone dem Amerikaner Franklin, der weltberühmt ward, wie der zeitlebens kaum von ihren Freunden erwähnten Witwe Vignon, die das seltenste Beispiel moderner Freundschaft und Selbstaufopferung gab und am 9. August von der französischen Akademie den Preis der Tugend erhielt, worüber sie sehr erstaunte.

Die Uebersetzer haben ihre Arbeit in derselben Weise begonnen wie die Verfasser der Biographie selbst; nur befolgten sie nicht dieselbe Ordnung, und trafen eine ihrem Publicum angemessene Auswahl. Ich habe die ersten Hefte vor mir, und finde darin unter Anderm die Artikel: Abbé de l'Epée, Oberkampf, Eustache, Franklin, Olivier de Serres ꝛc. sehr umfassend. Die Verlagshandlung war so glücklich, sich mit den pariser Herausgebern wegen der Portraits zu einigen, und verlieh durch deren Beifügung dem Werke einen um so größern Reiz, als dieselben wirklich sehr getreu und von bester Hand in Stahl gravirt wurden. Jedes Heft enthält zwei Biographien und zwei Stahlstiche.

Ohne mich hier näher auf den Inhalt einzulassen, welches der Raum eines Journals kritischen Anzeigen verbietet, die kein großes Ganze besprechen, will ich der Sache wegen insbesondere auf den Artikel „Olivier von Serres" aufmerksam machen. Der Mann kommt in der industrieusen Welt wie ein vergrabener Diamant zum Vorschein. Wer ist aber dieser Olivier? Niemand anders als der älteste und in unsern Tagen noch der beste Schriftsteller über die Landwirthschaft und den Weinbau, der merkwürdige Edelmann von Villeneuve, der zuerst in Frankreich den Seidenbau einführte und bei diesem Vorhaben von Heinrich IV. unterstützt wurde.

Olivier von Serres wurde im Jahre 1539 geboren, und gab unter dem Namen Pradel seine Werke heraus, worunter das sogenannte „Théâtre de l'agriculture" über 20 Auflagen schon vor der Revolution erlebte und jetzt abermals neu aufgelegt wurde. Die Akademie von Montpellier setzte 1790 einen Preis auf die beste Lobrede für Olivier, und das Ardèche-Departement errichtete ihm im Jahre 1804 auf dem Markte von Villeneuve ein Denkmal, als grade auch die Ackerbaugesellschaft ihm zu Ehren eine Denkmünze schlagen ließ. 150 Jahre hatte Frankreich den Mann vergessen, der die Ursache des Wohlstands der meisten mittäglichen Departements wurde, da erweckte ihn plötzlich Dupetit-Thouars in der „Biographie universelle" von den Todten.

Zu den Schriftstellern, die Olivier von Serres durch drei Jahrhunderte hindurch empfahlen, gehören zunächst der Schotte Patullo, ein Oekonom, welcher behauptet, daß Frankreichs Ackerbau unter Heinrich IV. besser bestellt gewesen als unter Ludwig XIV. und daß Pradel hiervon die Schuld trage; ferner der berühmte Haller, welcher in seiner „Botanischen Bibliothek" Pradel's „Theater" das ausgezeichnete Werk eines erfahrenen Mannes nennt, und Rozier, Patissy, Montesquieu und Parmentier, dem als Kartoffelbringer in der Galerie ausgezeichneter Männer und Frauen ohne Zweifel auch noch ein Blatt zu Theil wird. Der Letztere sagt, die meisten neuern Schriftsteller über Agricultur hätten Pradel benutzt, ohne seinen Namen zu nennen, und dadurch sei er in Vergessenheit gekommen.

Von der Uebersetzung der Galerie Montyon und Franklin erscheint allmonatlich ein Heft seit dem Monate März. Der Preis für 12 derselben, welche einen Band ausmachen, beträgt 6 Gulden oder 3 Thaler 18 Groschen. 29.

Stechpalmen. Satirisches und Lyrisches aus Süddeutschland, von Heinrich Wagner. Mit Liedercompositionen von Lindpaintner, Müller, Kocher, Silcher, Forch und Zeichnungen von Pflug. Erstes bis drittes Bändchen. Stuttgart, Neff. 1833. 12. Preis für sechs Bändchen 3 Thlr. 6 Gr.

Zueignung und Vorrede.
An mein Buch.

Hinaus denn in die weite Welt,
Mit Fackel und Posaune.
Hinaus, denn nun ist's hohe Zeit,
„Ergüsse meiner Laune!"
Sonst läßt ein Herr Pränumerant
Um seine Gulden rings im Land
Durch Steckbrief euch verfolgen.

Doch, weil er eu'r Signalement
Nicht gründlich konnte schildern,
Sagt, wer ihr seid, und stellt euch dar
In allen Wechselbildern.
Bald mit, und dann bald ohne Form
Nach eigner Melodie und Norm,
Doch stets als „Laun'ergüsse."

Und fragt ein Afterkritikus
Vom Reiche der Poeten:
„Ist das ein Schwärmer, Feuerrad,
Sind's Frösche, sind's Raketen?"
Sprich Buch, — statt daß du zürnend schwillst:
„Du kannst sie taufen, wie du willst,
Wenn du nur Laune findest" u. s. w.

Recensent kann gar Nichts dawider haben, daß „Stechpalmen", welche sich mit dieser „Laune" bei ihren Lesern einführen, von denselben auch grade die Aufnahme finden, die sie verdienen. 87.

Reise Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen durch Rheinland-Westfalen im Herbst 1833. Aus öffentlichen und Privatmittheilungen redigirt von C. Simons. Iserlohe, Langewische. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist aus öffentlichen Blättern erinnerlich, mit welchem Jubel der Kronprinz von Preußen, als er im Herbste 1833 die Rheinlande und Westfalen besuchte, dort aufgenommen ward. Wir glauben aus mehrjähriger Bekanntschaft mit einem großen Theile jener Provinzen versichern zu können, daß der Jubel kein erkünstelter und die Freude, die sich in Liedern, Inschriften und Erleuchtungen aussprach, keine erheuchelte gewesen sei. In den westfälischen Provinzen vorzüglich lebt die alte Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und wenn neuerdings von Münster her einige Aeußerungen kamen, die eine andere Gesinnung zu verrathen schienen, so hatte dies in sehr localen Verhältnissen seinen Grund, durch welche die Treue der Westfälinger nicht erschüttert worden ist. Hier namentlich dürfte die katholische und evangelische Bevölkerung zu unterscheiden sein. In den meisten Städten und Dörfern der preußischen Rheinlande aber ist der Bürger und Landmann dem preußischen Regentenhause mit Liebe zugethan und erkennt die großen bedeutenden Segnungen, welche die preußische Regierung über diese so lange zerrissenen und ihrem provinziellen Interesse entfremdeten Landschaften gebracht hat. Daher werden sich besonders alle Die, welche an einer oder der andern jener Feierlichkeiten Antheil nahmen, der hier gegebenen Beschreibung erfreuen und auch für Auswärtige wird die Schilderung einzelner Feste und großartiger Bewillkommnungsfeierlichkeiten, sowie der Abdruck mancher gelungenen Gedichte und geistreicher Trinksprüche nicht ohne Interesse sein. Bei den Inschriften könnten hier und da wol einige Ausstellungen gemacht werden, wie an der „Aquilae incremento", am Hause des Antiquitäten-Conservators Geerling in Köln, aber man darf die Erzeugnisse des Augenblicks nicht einer spätern Kritik unterwerfen. 14.

Literarische Notizen.

Von J. Brisset sind in zwei Bänden herausgekommen: „Les Concini 1616 — 17".

Unter dem Titel: „Le Corps de l'homme etc.", gibt Gallet eine populaire Anatomie und Physiologie heraus. Dieses auf vier Bände berechnete Werk wird in vier Jahren vollendet sein. Die erste Lieferung ward am 15. November ausgegeben; den 1. und 15. jedes Monats soll eine solche, ein Bogen Text mit zwei Lithographien, erscheinen.

Ein neuer historischer Roman von Am. de Bast in zwei Bänden heißt „Malfilatre".

„Zénobie, ou le siége de Palmyre", Gedicht in 20 Gesängen von Sabatier d'Alais, wird in 20 Lieferungen, wovon die erste bereits ausgegeben, erscheinen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 331. — 27. November 1834.

Ueber Conſtitutionen und Garantien mit beſonderer Beziehung auf einen großen norddeutſchen Staat. Von W. A. S. Berlin, Mittler. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

Der große norddeutſche Staat, den der Verf. im Auge hat, iſt der preußiſche, das politiſche Princip, dem er huldigt, weder das ſtationnaire, das keine Zukunft, noch das revolutionnaire, das keine Vergangenheit kennt, ſondern das evolutionnaire, welches die Gegenwart aus der Vergangenheit für die Zukunft zu entwickeln ſucht, oder wie Andere dieſe Richtung bezeichnen, das Princip der Reform. Er findet dieſes Princip in dem Walten der preußiſchen Regierung, die den Staat ſeit den organiſchen Geſetzen von 1807 nicht umgewälzt, ſondern entwickelt und dadurch den Grund zu ſeinem gegenwärtigen Gedeihen gelegt habe. Wer wird dies nicht willig anerkennen? Hat doch ſelbſt ein britiſcher Schriftſteller in der Torypzeitſchrift „Blackwood's Edinburgh magazine" dieſen Gegenſtand in einer, auch in deutſche Blätter übergangenen Darſtellung intereſſant entwickelt. Der Verf. tritt Denjenigen entgegen, die Conſtitutionen und Volksrepräſentationen als nothwendige Garantie und Bedingung des Heils der Staaten fodern, und ſucht zu zeigen, daß der preußiſche Staat die Garantien, welche darin geſucht werden, theils nicht bedürfe, theils in ſeinen Einrichtungen wirklich beſitze. Er leugnet nicht, daß ein Staat eine Verfaſſung, eine Sammlung von Grundgeſetzen haben müſſe, nach welchen die Regierung verwaltet werde, nur komme es gar nicht darauf an, daß ſie ein in ſich abgeſchloſſenes Geſetz ſei, d. h. eine Urkunde, wie deren die neueſte Zeit viele hervorgebracht habe, eine Conſtitution im modernen Sinne. Habe doch ſelbſt England nicht eine Zuſammenſtellung ſeiner Grundgeſetze zu einem organiſchen Ganzen. Allerdings keine Conſtitution in der äußern Form, wie ſie ſeit den nordamerikaniſchen und franzöſiſchen Vorbildern in mehren europäiſchen Staaten eingeführt worden; aber freilich Grundgeſetze von der Magna charta bis auf die Reformbill, die andere poſitive Garantien der Volksrechte darbieten als diejenigen, die der Verf. in jenem norddeutſchen Staate aufzuzeigen bemüht iſt. Den „nach außen abgeſchloſſenen und fertigen" Conſtitutionen ſagt er viel Böſes nach. Bekannte Anklagen! Die Geſchichte ſeit 1789 zeige, wie ſie wechſeln. Vergeblicher Ausweg, neue Conſtitutionen nur auf eine gewiſſe Reihe von Jahren für unabänderlich zu erklären! Die Volksrepräſentanten, im Beſitz der geſetzgebenden Gewalt, ſchaffen und zerſtören das Geſchaffene, wann und wie ſie wollen. Schon der Umſtand, daß ſie ein organiſches Ganzes, ein politiſches Gebäude ſind, ſei ſchlimm. Man fürchte mit Recht, daß eine darin vorgenommene Veränderung mehre nach ſich ziehe, Blößen und Lücken bei der Unterſuchung ſich zu Tage legen. Conſtitutionnelle Einrichtungen, auf dem Wege zeitgemäßer Entwickelung entſtanden, ſeien beſſer. Auch die Volksvertretung keine nothwendige Garantie. Wie ſoll man die Würdigſten finden? Wie viel wird von Volksrepräſentanten gefodert, wenn man nur die geiſtige Bildung berückſichtigt, ohne von der moraliſchen Würdigkeit zu reden? Conſtitutionen und Volksvertretung allein ſichern nicht vor despotiſcher Willkür. Sind die Repräſentativſtaaten mit dem ſo hoch angeſchlagenen Rechte freier Steuerbewilligung glücklicher geweſen und weiſer bewirthſchaftet als andere? Hat doch England ſeit der Gründung der Volksfreiheit nach der Revolution Schulden gehäuft! Eine autokratiſche Volksrepräſentation wie die franzöſiſche in der Revolution denkt nicht an die Zukunft. Die nicht autokratiſche feilſcht mit der Regierung um das Budget. Kurz, wozu Volksrepräſentanten? Auch der ganz despotiſche Regent kann nicht ſo autokratiſch regieren, daß er gar keine Beamten brauche. Sind ſie der Geſammtheit nach, wie das Volk, rechtliche Männer, ſo wird der Regent eine despotiſche Regierung nicht ausüben können, er wird keine Hände finden. Conſtitutionen und Repräſentanten trennen das Volk von dem Fürſten, halten alles im Zuſtande ſteter Schwankung, erzeugen gefahrvolle Parteiungen. Große Regenerationen ſind in beſchränkten Monarchien nicht leicht möglich.

So lautet das Plaidoyer des Teufelsadvocaten. Man ſieht, es läßt ſich mit ihm fertig werden und er iſt nicht allzu ſcharfſinnig, aber er meint es aufrichtig, und will den gefeierten Candidaten des Heiligenkalenders in allem Ernſte um die Strahlenkrone bringen. Daß auch ohne Conſtitutionen im modernen Sinne conſtitutionnelles Leben in einem Staate herrſchen könne, zeige Preußen. Der Feudalismus des Mittelalters und alles ihm Verwandte beſtehe nicht mehr, die Monopole und Zünfte

haben aufgehört, die Gewerbe seien freigegeben, gleiche Rechtspflege, Unabhängigkeit der Richter Staatsgrundsätze geworden. Die Garantien in Preußen sollen keineswegs allein in der Persönlichkeit des Königs beruhen. Die liberalen Institutionen aufzuheben, sei „eine baare Unmöglichkeit", die Dynastie ebenso wol mit der Zeit vorgeschritten als das Volk, und eine „ungebührliche Vermuthung", daß nur sie zurückschreiten könne. Was aus der Zeit sich herausgebildet habe, lasse sich nicht wieder vernichten, ohne den Umsturz des Ganzen. Habe doch die preußische Regierung, ganz gegen das Verfahren despotischer Fürsten, das geistige Leben der Nation durch musterhafte Sorge für die Volksbildung gefördert. Aber gesetzt, die Regierung wolle eigengewaltig alle liberalen Einrichtungen aufheben, so könne sie nicht auf die bewaffnete Macht sich stützen, dazu sei diese nirgend weniger geeignet als in Preußen, wo das stehende Heer um ein Drittheil schwächer als die waffengeübte Landwehr sei und ganz aus Eingeborenen bestehe. Dies sei eine Garantie, die andere die durch die Städteordnung geweckte und gepflegte Freiheit des Bürgerlebens. Darin hat der Verf. vollkommen recht, und auch wir sehen in dieser Institution — weit liberaler als das französische Gemeindegesetz von 1831 — einen Keim reicher Entwickelungen. Nicht so in den Provinzialständen, deren „liberale Organisation" der Verf. rühmt und deren Petitionsrecht wol nicht schwer in die Wage fällt; wenigstens wie sie jetzt eingerichtet sind, bei gänzlichem Mangel an Oeffentlichkeit der Verhandlungen, können sie kein lebenvolles Glied des Staatsorganismus sein. Aus Allem, was wir gesagt haben, geht hervor, daß der Verf. eigentlich nur einen neuen Commentar zu Pope's bekanntem Sprüchlein gibt, aber wenn er uns auch einen Thoren schilt, wir können nicht bergen, daß wir die forms of government nicht so wohlfeilen Kaufes aufgeben. Johannes von Müller hat gesagt, „mit den Formen fallen die Rechte", was wir, in Anwendung auf die vorliegende Frage, mit den Worten ausdrücken: Gewähr für Rechte durch schützende Formen! 7.

Die Engelsburg. Roman aus dem 15. Jahrhunderte von J. P. G. Viennet. Aus dem Französischen. Drei Bände. Braunschweig, Verlagscomtoir. 1834. 8. 2 Thlr.

Der Verf. dieses Romans ist Mitglied der französischen Akademie, und schon daraus kann man von vorn herein schließen, daß sein Buch nicht zu den Erzeugnissen der neuen Schule gezählt werden könne. Noch weniger aber, was von einem Akademiker freilich auch nicht zu erwarten ist, findet sich hier eine eigenthümliche Manier, sondern nur die breite Heerstraße einer charakterlosen Walterscottisirenden Erzählungsweise. Die Hauptpersonen sind ein Sultan, welcher von seinem Throne vertrieben ist und sich nun halb als Gefangener, halb als Schützling der Christenheit in Rom aufhält, und eine Prinzessin von Neapel, welche politische Verhältnisse ebenfalls nach Rom führen. Diese Beiden lieben sich nun ganz wie alle Helden schlechter Romane, nämlich nicht etwa gesund und kräftig, wie es dem Orte und der Zeit angemessen gewesen wäre, oder phantastisch-schwärmerisch, oder ausschweifend-frevelhaft, sondern höchst edel und uneigennützig. Der Sultan hat zwar neben der Prinzessin noch eine Geliebte, welche ihm aus seinem Harem nachgelaufen ist, indessen das thut dem steifen Edelmuthe seiner Liebe zu jener keinen Eintrag. Da diese erste Geliebte des Sultans ungefähr in der Mitte des Romans erstochen wird und mithin der Prinzessin den Kampfplatz allein überläßt, so ist jenes erste Liebesverhältniß nur als eine Art von Vorspiel zur zweiten, wie, um das Gute mit dem Schlechten zu vergleichen, Romeo's Liebe zu Rosalinde, es ist daher eine unter unsern Romanschreibern freilich sehr gewöhnliche Ungeschicklichkeit des Verf., daß er diesem Verhältnisse fast mehr Raum widmet als dem mit der Prinzessin, welche doch in jeder andern Beziehung als die Hauptfigur hingestellt wird. Der Verf. hat sich aber schon dadurch in ein Feld von Widersprüchen und Schwierigkeiten verwickelt, daß er überhaupt einen Sultan zum Helden einer empfindsamen Liebesgeschichte macht. Hätte er diesem liebenden Jünglinge ganz naiv die Empfindungen eines modernen romantisch-civilisirten Liebhabers geliehen, so möchte das noch hingehen. Denn man könnte statt Sultan Zizim in Gedanken Graf Adalbert oder Legationsrath Z lesen. Statt dessen aber bemüht der Verf. sich, wie das in diesen Scottisirenden Romanen üblich ist, Zeit- und Ortsverhältnisse und denselben entsprechende Gesinnungen zu schildern, und daher „mantscht" er auf eine höchst ungeschickte Weise den Türken und den modernen Liebhaber zusammen, und rechtfertigt dadurch nur allzu entschieden jene scherzhafte Definition der „roh-mantschen" Poesie, welche wir in einer der neuesten Arbeiten Tieck's lesen. Unter Andern nämlich erhält der empfindsame Sultan einigen, aber nur sehr schwachen Anlaß zur Eifersucht; hier wird natürlich zunächst der Türke vorgeschoben, damit der Verf. Gelegenheit erhält, eine recht heftige Scene unverständiger Eifersucht zu malen. Nichtsdestoweniger ist diese Eifersucht ganz untürkisch gehalten, denn der Türke rächt zwar die Untreue eines Weibes mit Grausamkeit, aber die empfindsame Verzweiflung, welche unser Verf. uns hier beschreibt, ist ihm durchaus fremd. Es ergeht mithin diesem Sultan wie der Fledermaus in der Fabel; er ist ein erbärmlicher Türke, weil er zugleich empfindsamer Liebhaber sein will, und ein noch schlechterer Romanheld, weil der rohe Türke ihm unaufhörlich, wie man im gemeinen Leben sehr bezeichnend zu sagen pflegt, in den Nacken schlägt.

Die Heftigkeit, mit welcher dieser Halbtürke sich in dieser und einigen andern Scenen benimmt, ist um so lächerlicher, da er, wie gesagt, bereits eine andere Geliebte in petto hat, und jene erste hauptsächlich nur aus Dankbarkeit liebt. Der Verf theilt aber den Irrthum unserer meisten Schauspieler, welche meinen, sie schilderten die Leidenschaften lebendig und kräftig, wenn sie sich möglichst heftig und unsinnig geberden. Daher ist ungeschickte Uebertreibung der Empfindungen eine der hervorstechendsten Eigenschaften dieses Romans. Derselbe hat diesen Fehler mit den Producten der neuesten französischen Romantik gemein, aber es fehlen ihm die Vorzüge, welche denselben dort erträglich machen.

Außerdem aber leidet das Buch entschiedenen Mangel an Handlung. Jenes Liebesverständniß zwischen dem Sultan und der Prinzessin ist durchaus ereignißlos. Die Liebenden wünschen und hoffen und verzagen, und zuletzt wird der Sultan ganz zufällig vergiftet, und die Prinzessin betrübt sich darüber sehr. Und doch ist dieses Verhältniß noch das einzige in dem Buche, welches auf den Namen einer Handlung Anspruch machen kann, denn alle übrigen Ereignisse, welche hier erzählt werden, stehen weder untereinander noch mit der Hauptbegebenheit im Zusammenhange und sind theils erdichtete Zufälligkeiten, theils ungeschickt zusammengewürfelte historische Facta. Unter Anderm ersticht der liebende Sultan gelegentlich einen wüthenden Stier, welcher die Prinzessin auf die Hörner zu nehmen drohte. Dieses Ereigniß wird sehr weitläufig erzählt, hat aber nicht die geringste Folge und ist auch an sich nicht so anmuthig oder herzerhebend, daß man dadurch seine Erscheinung entschuldigt

finden könnte. Der Verf. hatte sich aber nun einmal vorgesetzt drei Bände zu füllen. Er hat daher die Geschichtsbücher jener Zeit aufgeschlagen und aus denselben, wie es jetzt modisch ist, einige Niederträchtigkeiten abgeschrieben. Der Roman unterhält uns nämlich von einer Familie, welche die Franzosen in den neuesten Zeiten sehr lieb gewonnen haben, nämlich von den Borgias. Papst Alexander VI. und seine Kinder, besonders Cäsar und Lucrezia nehmen fast die Hälfte des Raumes in dem Buche ein, und verüben allerlei Schurkereien und Niederträchtigkeiten, kommen auch in manche Verlegenheit durch den Eroberungszug Karl VIII. von Frankreich und durch die Unzufriedenheit der römischen Großen, aber alle diese Verhältnisse und Begebenheiten stehen nur als Decorationen da und sind sehr locker untereinander und mit der Haupthandlung verbunden. Der Verf. hätte auf diese Weise noch sechs Bände hinzuschreiben können; er hätte aber auch ebenso leicht alle diese Allotria weglassen können, und dann freilich nur eine schale Liebesgeschichte übrig behalten. Eine solche wäre aber wenigstens anspruchsloser als ein schlechter historischer Roman. Aber alle diese Fehler finden sich auch in andern Romanen, welche dennoch recht anziehend sind. Jene Episoden nämlich können, wenn sie auch in ihrem Verhältnisse zum Ganzen als Auswüchse zu betrachten sind, doch an sich ergötzlich sein, wenn die Zustände, über welche sie berichten, mit Gewandtheit veranschaulicht sind. Das ist nun aber hier ganz und gar nicht der Fall. Es fehlt dem Verf. so entschieden an Phantasie, wie nur irgend einem deutschen Vielschreiber. Die historischen Notizen verarbeitet er so dürr und so mechanisch, als wäre er ordentlicher Professor der Geschichte auf einer deutschen Universität. Unter Anderm lehrt die Geschichte, Cäsar Borgia sei der niederträchtigste unter seinen Verwandten gewesen. Das wiederholt uns nun Hr. Viennet oft genug, aber das ist auch das Einzige, was wir von seinem Cäsar Borgia erfahren. Durchaus kein bestimmterer Zug findet sich in dieser wie in andern Figuren des Romans, woraus sich ergäbe, daß der Verf. im Stande wäre, eine ihm überlieferte Notiz durch seine Einbildungskraft zu beleben und inhaltreich zu machen.

Neben dieser Dürre ist das Buch besonders deshalb widerwärtig für den gesunden Sinn, weil es fast nichts als Abscheulichkeiten enthält, welche überdies auf eine Weise geschildert werden, deren nähere Bezeichnung ich mir erlaube, durch Vergleichung mit einer Schilderung derselben historischen Personen leichter zu machen. Bekanntlich zeichnet Victor Hugo die Schandthaten der Familie Borgia in seiner „Lucrezia Borgia" mit grellen Farben. Der Effect dieses Dramas beruht hauptsächlich darauf, daß der Heldin neben ihrer Verworfenheit eine sehr heftige empfindsame Mutterliebe angedichtet wird. Da diese Vereinigung ganz unmöglich ist, so fällt das ganze Stück schon dadurch in Nichts zusammen. Gelingt es aber dem Zuschauer oder Leser jenes Stückes, von dieser Unmöglichkeit mit oder ohne Bewußtsein zu abstrahiren, so kann er sich der Energie, mit welcher hier die Leidenschaft geschildert wird, erfreuen, und wenn er grelle Farben liebt, das Stück sogar schön finden. Unser Verf. dagegen kommt nicht dazu, eine handgreifliche Unmöglichkeit in seine Schilderung zu bringen, weil er hier überhaupt keine Leidenschaft und keine Triebfeder schildert. Die ganze Erzählung dreht sich um Aeußerlichkeiten. Es wird uns berichtet, wie Cäsar Borgia seinen Helfershelfern aufträgt, Diesen oder Jenen zu ermorden, wie er wüthend wird, wenn seinen Anschlägen sich irgend ein Hinderniß entgegenstellt, wie Lucrezia, umgeben von allerlei Geräthen, Gifte bereitet u. s. w. Aber von der innern, geheimen Ursache der Handlungen erfahren wir nur das Gröbste, Oberflächlichste. Noch viel weniger ist hier irgend etwas von dem Reize zu finden, welchen ein kühner Verbrecher im Leben stets hat und welcher jenen Borgias besonders nicht fehlte. Die Geschichte erzählt, daß namentlich Cäsar Geschmack und Liebe zur Kunst besaß, und Lucrezia muß doch manches Anziehende gehabt haben, da es ihr nie an Anbetern fehlte, obgleich es gefährlich war, mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Nach dem Berichte unsers Verf. sollte man meinen, dieser Cäsar sei einer der strohköpfigsten Raufbolde gewesen, die jemals gelebt haben; und Lucrezia eine ganz gewöhnliche Giftmischerin.

Etwas ergötzlicher als diese historischen Personen sind einige untergeordnete Figuren, Räuber und Schurken zwar, aber doch mit einiger gesunden Derbheit ausgestattet. Freilich sind dies nur die stehenden Figuren, welche man in diesen historischen Romanen in tausendfacher Wiederholung findet, bald als Seeräuber und Schmuggler, bald als Stallmeister oder Stallknechte, bald als Gastwirthe, doch meist wie hier als gewöhnliche Räuber und Abenteurer. Einer dieser Schurken interessirt den Leser einigermaßen durch die Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, mit welcher er alle drei Bände des Romans hindurch seinen bestimmten Zweck verfolgt.

Außerdem finden sich aber hier eine Menge von Verstößen, welche man von einem Akademiker und Romanschreiber à la Walter Scott noch weniger zu erwarten berechtigt ist, nämlich grobe Verletzungen der äußern Wahrscheinlichkeit und des Costums, auf dessen Treue diese Herren doch sonst einigermaßen zu halten pflegen. Unter Andern ist die Schlußscene im höchsten Grade unwahrscheinlich. Während nämlich der Held stirbt und der König von Frankreich nebst einem zahlreichen Gefolge dabeisteht, ermordet Cäsar Borgia einen andern Bösewicht mit so vieler Ruhe, als wären sie beide in der tiefsten Einsamkeit oder als schlachtete er ein Huhn ab. Dieser Vorfall ist um so unmöglicher, da der Mörder überdies manche Ursache hat, sich der Aufmerksamkeit des Königs zu entziehen. Er ist nämlich als Geisel entflohen, und es ist daher schon ganz unbegreiflich und wird auch nicht erklärt, warum er sich überhaupt in die Nähe des Königs begibt und noch weniger, warum er jenen Abenteurer ermordet. Aber die Schlußscene erschien dem Verf. wahrscheinlich nicht pikant genug — und freilich ist sie so langweilig wie der ganze Roman — und darum extemporirt er geschwind noch einen Meuchelmord.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die vorliegende „classische" Arbeit an praktischem Werthe tief unter den bessern Erzeugnissen aus der romantischen Schule steht. Denn wenn auch in diesen sich fast immer ein Vorrath von Geschmacklosigkeiten und von fratzenhaften Verdrehungen menschlicher Zustände findet, so fehlt es ihnen doch meist nicht an Kühnheit des Gedankens und an Gewandtheit der Ausführung. Hier dagegen mangelt es an Fratzen auch nicht, aber sie sind schwächlich und langweilig. Wenn manche Werke der Romantiker uns in die Hölle zu versetzen scheinen, so fühlen wir uns durch diesen Roman fast so weichlich unbehaglich angeregt wie in einem Hospitale. 6.

Joachim vom Berge und seine Stiftungen. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Schlesiens von K. Benj. Gottlob Keller. Mit einer Steintafel. Glogau, Heymann. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Particulairgeschichte Schlesiens hat seit geraumer Zeit nicht einen so wesentlichen und dankenswerthen Beitrag empfangen als durch vorliegende Schrift, welche von Neuem beweist, wie viel in diesem Gebiete dem Geiste redlicher Forschung noch entweder zu entdecken oder doch zu beleuchten übrig bleibt, und wie heilsam das seit einer Reihe von Jahren in Preußen gegründete Institut von Provinzialarchiven zu wirken vermöchte, wenn die Vorstandschaft dieser Archive überall in recht rüstige und thatkräftige Hände gegeben wäre. Diese Schrift, welche einen für die Provinz Schlesien so bedeutenden Gegenstand behandelt, läßt uns gleichzeitig mit ihm höchst belehrende Einblicke in die Culturgeschichte dieses Landes thun, und zeigt uns überdies, indem sie uns mit Verehrung für den Geist der Gerechtigkeit erfüllt, welchen der „große König" seiner Regierung einzuprägen wußte, was man vor ihm und was

unter seinen Augen „Justiz" zu nennen beliebte. Sie durchdringt uns mit Bewunderung und Dank für ihn, mit der ersten für seinen Scharfblick, mit dem andern für seine starke, unwandelbare, nicht zu täuschende, oder nur einmal im Lauf einer 46jährigen Regierung getäuschten Gerechtigkeitsliebe, die allen Machtsprüchen der Kaiserzeit in Schlesien auf einmal ein Ende machte. Die Stiftungen des ehrwürdigen Joachim vom Berge, bekannt unter dem Namen des herrndorfer Seniorats und der Stipendienfundation, hat unberechnenbaren Segen verbreitet. Sie waren kräftige Stützen der Wissenschaft, des geläuterten Religionsbekenntnisses zu einer Zeit, wo selbst der muthigste und entschlossenste Kampf für beide kaum ihre Trümmer aufrechtzuhalten vermochte. Als solche wurden sie unterdrückt, als man sich in Wien zur gänzlichen Vertilgung dieses freiern Religionsbekenntnisses anschickte, und Das, was man damals „die Justiz" nannte, gab sich willig und bereit dazu her, diese Unterdrückung durch Machtsprüche mit ihren Rechtssprüchen zu sanctioniren. Als späterhin die Gewalt der Waffen Karl XII. und der altranstädter Friede die Fesseln der schlesischen Protestanten erleichterte und ihnen wenigstens ein Analogen von Recht zurückgab, mußte man zur List seine Zuflucht nehmen, da die Gewalt nicht mehr ausreichte. Auch hier fügte sich die Justiz, und sanctionirte, sowie früher die Aussprüche der Gewalt, so nun die der List. Da endlich erschien Friedrich II., und seinem Blick erlagen bald beide Hydern; die Gewalt floh für immer, die List verbarg sich. Sofort sprach auch die Justiz wahres Recht. Das Seniorat, die Stiftungen wurden hergestellt und den Händen, denen sie gebührten, zurückgegeben; die Jesuiten von Glogau aber, die Hehler ungerechten Gutes, traf ein Strafgericht. Sie wurden aufgelöst.

Dies ist die kurze Geschichte dieser wichtigen Stiftungen, welchen Schlesien so viele Männer verdankt, die ihm zur Ehre erwuchsen oder für seine Rechte kämpfend erlagen. Und bis heute wirkt ihr Segen fort; noch heute eröffnen sie dem Geiste, welchen Armuth niederbeugt, die Bahn der Wissenschaft, und rufen in vielen jungen Herzen zum Danke gegen den edeln Stifter auf, dessen Asche sich seit länger als zwei Jahrhunderten mit der mütterlichen Erde mischte, indem sein Name unter denen ihrer Wohlthäter fortlebt. Dem Verf. dieser durchaus actenmäßigen Darstellung der Geschichte des Stifters und seiner Stiftungen kommt das Verdienst zu, in dieser Arbeit, die zugleich für ein Muster monographischer Schriften dieser Gattung gelten kann, nicht nur alle Diejenigen, welche die Wohlthaten derselben genossen haben, zum erleuchteten Dank gegen den Urheber derselben angeleitet, sondern zugleich für die Geschichte der Religion und der Wissenschaft in Schlesien, überhaupt für die Geschichte des Kaiserhauses von Ferdinand II. bis Karl IV. einen überaus wichtigen Beitrag geliefert, der Vaterlandsliebe der Schlesier aber und ihrer Liebe für ein Regentenhaus, das einen alten Druck schnell und kräftig zu vergüten wußte, neuen Stoff dargeboten zu haben.

Mit den Beilagen zu dieser Schrift, welche die Privatverträge, die Erkenntnisse des Reichshofraths, die Verfügungen Friedrich's des Großen und die Urtheile seiner Justizstellen enthalten, könnten wir einige Spalten d. Bl. auf anziehende Art ausfüllen, Ref. begnügt sich indeß auf das merkwürdige Schreiben König Friedrich's an den Cardinal von Sinzendorf vom 11. Juni 1743 zu verweisen, durch welches den bergischen Fideicommißerben endlich der Weg Rechtens, von dessen Schwelle sie so lange zurückgewiesen worden waren, eröffnet wurde. Nach Auseinandersetzung seiner Gründe, warum es sich hier nicht von einem durch den Friedensschluß gesicherten Rechtsverhältniß (res religiosa) katholischer Confessionsverwandten, sondern von einer reinen privatrechtlichen Beziehung handle, schließt der König: „Gleichwie es hierbei nicht auf die Frage ankommt, quo jure die gloganischen Jesuiten das questionirte, von einem Protestanten zum Vortheil evangelischer Studenten gestiftete Stipendium besitzen, sondern ob dieselben darauf ein NB wohlerworbenes Recht haben, so werden Ew. Liebden sonder Zweifel selbst finden, daß solches nicht anders, als auf dem ordentlichen Wege Rechtens, wobei dann gewiß den Beklagten ganz unparteiische Justiz administriret werden wird, ausgemacht werden könne. Wornach denn Ew. Liebden dieselben zu bescheiden haben, und wir verbleiben ꝛc. Friedrich." Hierauf folgen die weitern Erkenntnisse gegen die Jesuiten zu Glogau und deren Vertreter, die Städte Sprottau und Grünberg, kurz, die Wiederherstellung der Stiftung nach dem klaren Willen des Stifters, d. h. für die studirenden Bürger- und Bauersöhne des Fürstenthums Glogau, 18 an der Zahl. Die Lebensgeschichte des Stifters selbst, dessen Stammtafel beiliegt, wie sie das höchste Gericht der Provinz beweiskräftig fand, ist reich an sittengeschichtlichem Interesse und musterhaft durch Darstellung und Schreibart. Joachim vom Berge, 1526 geboren, starb den 5. März 1602. Sein Geschlecht war schon seit dem 15. Jahrhundert, wo der Stammvater Hans vom Berge aus Tirol (oder Steiermark) einwanderte, in Schlesien (zu Herrndorf bei Glogau) seßhaft und blüht noch jetzt in denselben Stammsitzen. Wenige adelige Geschlechter können mit Sicherheit ein gleiches Alter nachweisen. Joachim war Rath und Gesandter Ferdinand I. und Maximilian II. bei Herzog Johann Friedrich zu Pommern, in Kopenhagen, in der Schweiz, ein Freund Fugger's, Camerarius', Zanchio's und vieler anderer berühmter Männer, und fast immer auf Reisen, die sich bis in Italien hinausdehnten; ein Mann von großer Charakterstärke, glühendem Eifer für Wahrheit und für Wissenschaft, eine kräftige Stütze der Reformation in seinem Vaterlande, unermüdlich thätig in gemeinnützigen Dingen. Sein Andenken wurde und wird hochgeehrt.

Was den rein literarischen Charakter dieser Schrift anlangt, so haben wir sie schon als ein Muster für Monographien, klar, wohlgeordnet, blühend und mit lebhafter Färbung des Styls geschrieben, wie sie ist, anerkannt. Sie ist reich an Belehrung und durch den mit großem historischen Interesse ausgestatteten Gegenstand zugleich von vielen Seiten her anziehend. Möchte der Verf. in dieser unserer Anerkennung doch einen Anlaß finden, an ein größeres historisches Gemälde die Hand zu legen, an eine Geschichte der protestantischen Kirche in Schlesien, meinen wir, wie sie der verstorbene Wordsworth beabsichtigte und leider nicht ausführte. Es scheint, als wäre in ihm der Mann für ein solches Unternehmen gefunden. W. v. Lüdemann.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ersten Bandes dritte Lieferung. Bogen 16—22. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

Armenien bis Bambus.

Mit 23 Holzschnitten und den in Kupfer gestochenen Karten von Asien, Australien, Baden und Baiern.

Leipzig, im November 1824.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 332. — 28. November 1834.

Historisches Taschenbuch; mit Beiträgen von Barthold, Leo, Voigt, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1835. 12. 2 Thlr.

Wir wollen nicht untersuchen, ob wir nicht eben, den Titel des Taschenbuches abschreibend, eine Unwahrheit geschrieben haben, indem wir noch Hrn. von Raumer als Herausgeber bezeichneten; ob es nicht damit wie mit alten soliden Buchhändlerfirmen, deren Namensträger längst begraben und vermodert sind, oder wie mit berühmten Hotels und Palästen, die oft aus Fürstenhänden in allerunterthänigste und treugehorsamste Bürgerhände übergegangen, aber noch unter dem alten Namen im Munde des Publicums sind, gegangen ist. So viel ist gewiß, Hr. von Raumer hat leider abermals keinen andern Beitrag als den seines Namens dazu geliefert. So viel ist aber auch gewiß, daß das Buch darum im Ganzen nicht schlechter geworden ist, und in äußerer Form wie in der Ausstattung durch tüchtige Aufsätze nichts verloren hat. Nur das Bild vor dem Titel ist weggeblieben, und dies vermissen wir ungern. Hätte nicht wenigstens der Herausgeber das Seinige dazu spendiren können, welches allen Lesern und Freunden gewiß erwünscht gewesen wäre. So kommt es uns aber vor, als wenn ein uns alle Jahr einmal besuchender Freund diesmal mit einem Pflaster über Einem Auge oder gar einäugig erschiene. Wir legen dies der berühmten Verlagshandlung hiermit ans Herz, da wir ja wissen, daß das Herz dieser Handlung nicht, wie anderswo manchmal, die bekannte eiserne, nur knarrend und zögernd sich öffnende eiserne Truhe ist.

Wir wissen es wohl, welche Calamitäten dem armen Paris daraus erwachsen sind, daß er den Apfel nur einer der drei Göttinnen gab und sich nicht auf eine viel feinere Weise aus der Sache zog. Ein geschickter Escamoteur hätte jede Preisconcurrentin mit einem Apfel bedient und die spretaeque injuria formae weislich umgangen. Wir haben es nämlich hier mit drei in ihrer Art sehr verschiedenen und doch alle drei von sehr achtbaren Historikern herrührenden Aufsätzen zu thun, welche den Inhalt dieses Jahrgangs bilden. Ginge es, wie bei jener Bürgermeisterwahl, nach dem größten Umfang des zu bevorzugenden Candidaten, so wäre der Streit bald entschieden; denn der erste Aufsatz hat 200, der andere 160, der dritte 173 Seiten, die Titelblätter abgerechnet. Wir müssen also unserer Sache auf andere Weise beikommen.

Der erste Aufsatz von F. W. Barthold ist überschrieben: „Jürgen Wullenweber von Lübeck, oder die Bürgermeisterfehde", aus handschriftlichen und gedruckten Quellen; der zweite von Johannes Voigt in Königsberg heißt: „Fürstenleben und Fürstensitte im 16. Jahrhundert"; der dritte von Dr. Heinrich Leo gibt: „Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthumes". Wenn nun Ref. sein Urtheil einmal abgeben soll und muß, so würde er dem ersten als historischem Kunstwerke, dem zweiten wegen seines allgemeinern Interesse (nicht ohne Dankbarkeit für manches aus dieser Mosaik nach Hause getragene Steinchen), und dem dritten wegen seiner Gelehrsamkeit den Preis zuerkennen, welches letztere schon darum unzweifelhaft ist, weil das gelehrte D. hier allein voransteht.

Wir wollen nun unsern Lesern zur Motivirung unsers Urtheils etwas Näheres über die drei Aufsätze mittheilen, mehr in der Hoffnung, daß sie sich selbst an das Lesen wagen werden, als in dem genäschigen Vorsatz, das Fett oben abzuschöpfen. Hr. Barthold führt uns in die letzten kräftigen Zeiten der Hanse und in die dortige merkwürdige Verschlingung politischer, religiöser und mercantiler Interessen ein. Die Kirchenverbesserung brachte in das ohnehin rege Leben der deutschen Städterepubliken, eben in der Zeit, wo das aristokratische Princip, an die starren Kirchensatzungen angelehnt, fast überall den Sieg zu gewinnen anfing, einen neuen demokratischen Hebel. Ein Kampf gegen die Hierarchie mußte schon des innigen Zusammenhanges wegen, in welchem der hohe Adel durch seinen ausschließenden Besitz gewisser geistlicher Sinecuren mit der alten Kirchenform stand, auch ein Kampf gegen den hohen Adel im Lande, in den Städten gegen die Geschlechter werden. Allein es war doch dafür gesorgt, daß der Freiheitseifer sich nicht zu weit wage, ja, die Reformation brachte den Hemmschuh gleich selbst für den raschen rollenden Wagen mit; es war die protestantische Geistlichkeit mit ihren theologischen Bedenken, welche gern die Obrigkeit als von Gott eingesetzt unantastbar hinstellen mochte, vielleicht wähnend, daß die festgestellte Autorität der weltlichen Obrigkeit auch die geistliche stützen und

befestigen werde. In diesem Kampfe des Bewegten und Stabilen, des Demokratischen und Aristokratischen, des Alt- und Neukirchlichen traten nun noch in Lübeck zwei Männer (der Verf. nennt sie zwei tüchtige deutsche Männer) auf, welche mit entschiedener Willenskraft ihrer Zeit und Landsleute sich bemächtigten und sich und ihre Stadt auf den höchsten Gipfel der Macht zu treiben suchten. Diese waren der obengenannte Jürgen Wullenweber und, wenn er hier Dictator der Hansen genannt wird, natürlich der zweite, Marcus Meier, sein Magister equitum. Diese beiden Männer trieben es unter kluger Benutzung der Umstände so weit, daß Lübeck mit Dänemark und Schweden Krieg führte, und mit Heinrich VIII. von England negocirten sie über die Erwerbung des dänischen Königreichs zu seiner britischen Krone, bis der hohle Boden der Volksgunst, die beim Glücke allerdings, selten aber beim Unglück sich gleich bleibt, unter ihnen zusammenbrach und sie mit ihrem schwindelnden Planen begrub. Wie mögen es gern glauben, daß eine solche Kraftnatur wie die Wullenweber's unsern Verf. bezaubern konnte.

Sollen wir Eins — sagt er S. 14 — zu seiner Individualisirung hinzusetzen, so ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie sie das freie Athen, als zu jeder Aeußerung des politischen Seins begabt, hervorrief. In den freien deutschen Städten war noch die Zeit jener Vollwüchsigkeit des Individuums, jene Unvermitteltheit und Einfachheit der Verhältnisse, in denen das Leben alle Tüchtigen, ohne Hochschulen, Regierungscollegien und Militairakademien, zu Richtern, regierenden Bürgermeistern und Feldherren erzog.

Die nicht geringe historische Kunst des Verf. erkennen wir in der glücklichen Weise, wie er, seines verwickelten Stoffes mächtig, denselben in einzelne Partien oder Gruppen zerlegt; wie er die besondern Verhältnisse der beiden nordischen Kronen zu dem entthronten Christiern II. schildert (die Auflösung der kalmarischen Union mußte natürlich höchst vortheilhaft für die Hanseaten sein, die einer so großen Gesammtmacht, als Schweden, Norwegen und Dänemark gegenüber, kaum länger würden ihre Seeherrschaft haben behaupten können), und die innere Wahlparteiung in Dänemark vor der Wahl Christian III., sowie die Thätigkeit des Grafen Christoph von Oldenburg, der für Christiern auftrat. Auch die persönlichen Schilderungen gelingen dem Verf. vortrefflich. Wir theilen nur die des genannten Grafen (S. 70) mit:

Ein solcher Mann, jung und blühend, als Krieger in Ruf, leicht erwärmt für jeden Antrag, der ihm außer Ehre und Macht noch sittliche Befriedigung versprach, eine unerläßliche Bedingung für dergleichen feinere Naturen, die dann gleichwol den moralischen Vorbehalt nicht zu scrupulös zu untersuchen pflegen; eifriger Protestant, gemüthvoll und Seelenruhe in bedrängter Zeit aus den Classikern schöpfend; den Freuden des Lebens nicht abhold und ein Freund der Frauen und des Weins, mehr als seinem Rufe gut war; ein Alcibiades, dem ihn schon Melanchthon verglich, für jede Lage des Lebens befähigt — war ganz der Mann, sich mit Wullenweber zu verstehen u. s. w.

Für den Freund der sächsischen Geschichte wird es auch von Interesse sein, die letzten Schicksale des Fritz von Jessen, des einen natürlichen Sohns von Kurfürst Friedrich dem Weisen, kennen zu lernen (S. 136). Daß es an ergreifenden Scenen, wie die Schilderung von Christiern's Kerker zu Sonderburg (S. 30 u. 175) und dem gräßlichen Ausgang Wullenweber's zu Steinbrück bei Wolfenbüttel, der in die Hände des wüthenden Reformationsfeindes, Heinrich von Braunschweig gegeben, gefoltert und 1536 hingerichtet wurde, sowie Meier's, der ein gleiches Schicksal durch die Dänen erfuhr, nicht fehlen konnte, bedarf keiner Versicherung. Eine kurze Nachweisung der benutzten Quellen, unter denen zwei handschriftliche, macht den Beschluß dieses interessanten Aufsatzes.

Viel gemüthlicher und ohne so große Anstrengung als dort das Festhalten so verwickelter Verhältnisse verlangt, liest sich Voigt's Aufsatz. Hier sieht man deutsches Fürstenleben und deutsche Fürstensitte aus den ersten Zeiten des 16. Jahrhunderts in den verschiedensten Verhältnissen, in Kindtaufen und Gevatterschaften, Prinzenerziehung und Reisen, Beilager und Hochzeiten, Tanzen, Turnieren und andern kriegerischen Spielen, in fürstlichen Liebhabereien, als Jagd, Sammlungen von wilden Thieren in Thiergärten, von Geweihen, Gemälden; dann in Alchemie, Astrologie, mit Hofnarren und Hofnärrinnen, in Briefen, wechselseitigen Geschenken, Musik, Drechseln, Medicamentenbereitung u. s. w. Alles ist aus der Geschichte und besonders aus Urkunden entlehnt, häufig in der eignen Sprache der Fürsten, weil die Sprache einer Zeit über ihre Sitten und Moden selbst wieder der Mode angehört. Natürlich soll dieser Abriß noch kein vollendetes und in sich abgeschlossenes Sittengemälde jener Zeit sein, sondern nur als eine Reihe von Vorstudien zu einem einstigen vollständigern Bilde betrachtet werden, oder als Skizzen, einzelne Zeichnungen und Schattirungen zu einem einstigen Gesammtgemälde. Von dem mit unsern Zeiten Abstechendsten wollen wir hier nur Einiges ausheben. S. 236: deutsche Fürsten senden sich neue Kleider und Haubenmodelle zu; S. 266 erscheint eine fürstliche Mäßigkeitsgesellschaft, gestiftet 1524 von bairischen, hessischen, brandenburgischen Fürsten und einigen Bischöfen. Sie vereinigten sich bei einem Armbrustgesellenschießen zur Besserung der Sitten an den fürstlichen Höfen, zur Enthaltung vom Gotteslästern und Zutrinken für ihre eignen Personen und ihre Diener und Unterthanen bei Dienstentlassung; „wenn aber einer der Fürsten in die Niederlande, nach Sachsen, in die Mark, nach Mecklenburg, Pommern oder andere Lande käme, wo zu trinken Gewohnheit ist und sich dort bei aller Weigerung des Trinkens nicht erwehren möchte, so solle er dann mit seinem Hofgesinde und seinen Dienern an diese Ordnung nicht gebunden sein." Die Sitte, sich in Briefen gegenseitig ein Prosit oder guten Trunk zu entbieten, s. S. 316. Unser gewöhnliches Gesellschaftsspiel: Namen und Unterschrift, kommt schon unter Karl V. zu Linz vor, wo der Kaiser zur Unterhaltung seiner Gesellschaft aus zwei Gefäßen zu gleicher Zeit von einem Hofnarren einen Namen und eine Devise ziehen ließ, wobei z. B. zum Cardinal von Trident als Portrait die Unterschrift kam: „Judas, du hast des Menschen Sohn mit einem Kusse verrathen". (Ref. wünschte wol die Quelle genannt, aus welcher dies entlehnt ist.) Die Jagd war

bekanntlich eine hochwichtige Angelegenheit. Wie sehr besonders Herzog Albrecht von Preußen in dieser Beziehung um Jagdklepper, Falken, und als die Thiergärten Mode wurden, um Auerochsen, Elendthiere, wilde Pferde u. s. w. geplagt wurde, endlich, als das Medicamentenmachen anfing, auch um Bernstein und Elendsklauen, und wie (recht altdeutsch) das Fodern von Geschenken ganz gebräuchlich war, wird man hier nicht ohne großes Interesse lesen; so auch, daß Fürstinnen fremden Fürsten ein Hemde zum Geschenke machten (S. 325). Es waren die letzten Ueberreste fürstlich-patriarchalischen Wesens in Deutschland; der dreißigjährige Krieg hat auch diese vernichtet und wenig Erbauliches an deren Stelle gesetzt.

Was die nordamerikanischen Freistaaten für unsere deutsche Auswanderungslust sind, dafür galt eine Zeit lang im Mittelalter für den skandinavischen Norden die Insel Island; wie dort der Hauptstock der Bevölkerung von England ausging, so geschah dies für Island von Norwegen aus. Hätte es damals Buchdruckereien und Buchhändlermessen in Deutschland gegeben, sicher würden auch Deutsche neben den Normannen, Dänen, Schweden, Irländern dort zu finden gewesen sein. Mit dieser, nur weiter ausgeführten Parallele eröffnet Hr. Leo seinen gelehrten Aufsatz. Wie nun aber viele Deutsche auch ohne Auswanderungslust sich für die neuen Ansiedelungen interessiren, so will der Hr. Verf. eine Darstellung von der Colonisation Islands geben, die, wenn sie eben noch im Gange wäre, die Schriften von Sidons, Duden u. A. über Nordamerika in Beziehung auf Island vertreten könnte, und verspricht vielleicht einige Unterhaltung in der unwillkürlichen Ironie, die aus einer Vergleichung jenes so einfachen Lebens mit unserm künstlich verzerrten hervorgeht. Diese Darstellung ist nun aus Familiengeschichten, wie die Gunnlaugasaga, aus umfassendern Geschichten, wie die Laxdála- und Eyrbyggiasaga, das Landnamabok, das Rechtsbuch der Grágás so erleichtert, daß die deutschen Romanenschreiberinnen sich längst darauf geworfen haben würden, wenn sie Latein, Dänisch und Isländisch verständen. Der Verf. vertheilt nun, nicht ohne gelehrte Rückblicke auf unsere deutschen Ursitten, seinen Stoff unter die Rubriken: Wandergründe, Gesinnung, Ueberfahrt, Direction, Landnahme, Landgabe, Hofbau, Hausbau, Hausgenossen (wobei Familie, Ehe, Parentel, Dienerverhältniß), Haushaltung und Lebensarten, Feste, Spiele, Zusammenkünfte. Da aber der Verf. S. 379 es den „bitter- und sauergründlichen Leuten selbst überläßt, sich die Grundsätze, nach denen er verfahren, herauszufinden und es ihm zu langweilig ist, zu einer Arbeit auch noch den langweiligen Leuten zu berichten, wie er gearbeitet habe, und warum grade so und nicht wie Hinz und Kunz meinen, daß es besser gewesen wäre", da er also, um mit ihm burschikos zu reden, jede gelehrte Parade globig durchhaut, so bemerken wir nur, daß der Leser sich mit einer guten Karte Islands zu versehen hat, indem auf topographische Schilderung nicht Rücksicht genommen ist. 41.

Das Pomeranzenbäumchen. Der goldene Knopf. Das wilde Schwein. Drei historische Erzählungen von Gustav Nieritz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1834. Gr. 12. 18 Gr.

Wir entschließen uns selten, zur Einschläferungslecture des Abends aufs Gerathewohl ein Buch aus der Leihbibliothek kommen zu lassen, denn die meisten neuen Romane, Novellen und Erzählungen, die diesen Anstalten ihr Bestehen sichern, sind so unnütz und verächtlich, daß ein Leser, der nur irgend etwas Achtung für sich selbst hat, ihnen unmöglich eine Viertelstunde seiner Zeit gönnen kann. Gewöhnlich widmen wir unsere Erholungsstunden den hier und da erscheinenden Unterhaltungen oder poetischen Schriften geistreicher Männer, die nicht eigentlich Romanciers von Profession sind, oder den menschlichern der modernen Franzosen, oder es verführt uns wol auch der Name eines ehrenwerthen Verlegers ein Buch zu lesen, dem wir sonst an und für sich keine Aufmerksamkeit geschenkt haben würden. Kurz, wir bedürfen immer einer Veranlassung, um aus dem Glückstopfe einer Leihbibliothek ein Loos zu ziehen, und so fanden wir uns durch das entschiedene Lob des obengenannten Büchelchens von Seiten eines Mannes, der eine gelehrte Bildung, wenn auch kein literarisches Urtheil haben mag, bewogen, es näher anzusehen. Um es bei einer doch immer möglichen gänzlichen Nichtigkeit schnell wieder aus der Hand legen zu können, lasen wir die letzte und kürzeste der drei Erzählungen: „Das wilde Schwein", zuerst. Der lobenswerthe angemessene Vortrag der Kleinigkeit, einer wahren Begebenheit aus dem Leben und der Umgebung des Königs Friedrich II. August von Sachsen, vermochte uns weiter zu lesen, und die Reihe traf die zweite Erzählung: „Der goldene Knopf", die uns eine wahrhafte Achtung abnöthigte. Der Held derselben ist der allerdings unhistorisch und besser, als er war, geschilderte Goldmacher und Erfinder des meißner Porzellans Böttger (nicht Böttcher), der sich in dieser Novelle in Berlin, wo er gegen das Ende des 17. Jahrhunderts als Apotheker conditionirte, in den Verdacht der Goldmacherei bringt, weil er mit einem zufällig auf der Straße gefundenen goldenen Knopfe einen damals sehr gewagten Scherz gegen einige Freunde treibt, sich dadurch Verfolgungen zuzieht, nach Sachsen flüchtet, vom Kurfürsten August auf den Königstein festgesetzt wird, wo er, alles Betheuerns seiner Unfähigkeit nicht geachtet, Gold machen soll, und endlich, als er nahe daran ist in Verzweiflung unterzugehen, sich durch die zufällige Erfindung der Porzellanmasse zu Glück und Ehren bringt. Die Erfindung und Idee dieser Novelle macht dem Verf. alle Ehre. Die Ausführung ist auch in den Nebenpartien recht verständig und in dem Geiste der Zeit gehalten, nur gegen die Sprache wäre manches einzuwenden. Sie sollte ein wenig edler gehalten sein, denn Gemeinheiten des Ausdrucks, wie: „Soll ich etwa die Medicin zu Steuerraths hinübertragen?" „Auch Obersteuerraths wollten heute dahin fahren" ꝛc., verdienen Tadel. Ungeschicklichkeiten eines Anfängers sind es zu nennen, wenn der Verf. seines Helden Geliebte nicht blos epileptisch nennt, sondern sie sogar höchst unnöthigerweise in ihrem krankhaften Zustande dem Leser vorführt, oder späterhin die Gräfin Aurora von Königsmark mit dem Kurfürsten französisch Sylben stechen läßt, die in gar keiner Verbindung mit der Sache stehen.

Hatten wir nun aber abgesehen von diesen kleinen Verstößen, ein sehr günstiges Vorurtheil für den Verf. nach dieser Erzählung gefaßt und gingen wir mit reger Spannung zu der ersten: „Das Pomeranzenbäumchen", wie wurden wir getäuscht! Wahrscheinlicherweise ist sie des jungen Autors erster Versuch, eine Spinderiade in der allerbesten Form. Der Verf. hätte das Unsichere, Unfertige dieses schwachen Erzeugnisses selbst fühlen und wofern er, wie es doch den Anschein hat, etwas Besseres schreiben kann, sich aus Achtung für sich und sein Publicum hüten sollen, es drucken zu lassen. Die Erfindung ist durchaus nichts Besonderes, und einen Plan wie der, daß zu den Zeiten

der Reformation ein junger Augsburger von seinem strengalt-gläubigen Vater verflucht und verstoßen wird, weil er sich zu der neuen Lehre bekennt, darauf nach Sachsen auswandert, daselbst an einer Reihe von romanhaften Begebenheiten emporkommt und am Ende der Geschichte die Genugthuung hat, die Vergebung und den Segen seines Vaters zu erlangen, kann allenfalls die alltäglichste Phantasie ausbüden. Es kann sich indessen eine Erzählung, worin sie sich eben hauptsächlich von der Novelle unterscheidet, trotz der geringfügigsten Erfindung, doch durch eine tüchtige Ausführung rechtfertigen. Aber auch das ist der Fall bei der vorliegenden nicht. Die auftretenden Menschen haben all das Widerwärtige der mit der Holzart zugehauenen Spindler'schen, die wir hier vorzugsweise tadelnd nennen, weil die norddeutschen Vielschreiber doch nur ohnmächtige Creaturen des süddeutschen berühmten Mannes und des Norddeutschen van der Velde sind.

Die Charakteristik ist also äußerst schwach und unbedeutend. Es lag so nahe, die Niederträchtigkeit einer Schwester, die den Helden aus Eigennutz in der Meinung ihres gemeinschaftlichen Vaters verdirbt, durch ein wenig Fanatismus zu mildern und diese Figur dadurch zu einer poetisch möglichen und zulässigen zu machen; aber dazu konnte sich der einseitige Protestantismus des Verf. nicht entschließen, und er zog es vor ein alltägliches Romanenzerrbild aus ihr zu machen. Eine elende Erscheinung ist desgleichen die des katholischen Priesters in Augsburg, weder kalt noch warm. Die Buchhändlersfrau findet man zwar in mehr als einem Romane vor, aber wir zählen sie doch zu den bessern Schilderungen dieser Erzählung. Ueberhaupt hat der Verf. eine gewisse Rührung allerdings in seiner Gewalt, sie ist zwar ziemlich ordinair und leicht hervorzubringen, aber sie wirkt doch immerhin. Nur nicht auf zarte und feine Empfindungen und Charaktere versteht er sich, besonders ist die Geliebte des Helden ein farbloses Schattenbild, das durch das jähe Auffahren beim Tode ihres Kindes sogar häßlich wird. Der junge Augsburger selbst ist nichts weiter als das perpetuum mobile der Geschichte, der Faden, der die Begebenheiten zusammenhalten muß. Manchmal, z. B. wo er in der Kirche neben seiner Geliebten ohne Beinkleider erscheint, oder wo er gegen das Ende hin den Topf des Pomeranzenbäumchens zerwirft, springt der Verf. sehr seltsam mit ihm um. Ueberhaupt ist es auffallend, daß derselbe gar keine Ahnung von Ironie zu haben scheint. Est ist ihm mit Allem in dieser Erzählung der trockenste, bitterste Ernst, trotzdem, daß es oft kaum zu übersehen war, Hülfe und Ausflucht in der Ironie zu suchen. Die Tollköpfigkeit des hirnkranken Vaters ist ohne Ironie ein Unding, seine endliche Besserung kurz vor seinem Tode ebenfalls. Daß die Mutter mit der offenbaren Billigung des Verfassers ihrer Ehe uneingedenk ihren Gatten verläßt, ist fast sogar als protestantisch zu stark. Luther hätte entweder bedeutend oder gar nicht eingeführt werden sollen. Es ist dies eine sehr oft gegenwärtig vorkommende Dichterunart, große Schatten aus der Vergangenheit in sogenannten historischen Erzählungen und Romanen ohne Noth und Beruf heraufzubeschwören. Man soll auch die Namen und das Angedenken großer Männer nicht misbrauchen. Zu den mannichfachen Vorwürfen, die wir dieser Erzählung zu machen hatten, kommt auch noch der der Albernheit und Ziererei, immer die Diminutive der Hauptwörter zu gebrauchen. Ausdrücke wie Gnadenkettlein, Mönchlein, Knöchlein, Bäumlein, Kräutlein, Gerstenkörnlein, Zweiglein, Bächlein, Glöcklein, Töchterlein, Gebetbüchlein, Wasserkrüglein u. a. wiederholen sich zur Ungebühr. Wer das Alterthümliche darin sucht, der faßt es nicht grade tief auf. Etwas ganz Anderes hätte aus der Erzählung werden können, wenn Hr. Nieritz den Umstand, daß der Vater seines Helden, indem er den Sohn verflucht, um diesen Fluch symbolisch anzudeuten, von einem Pomeranzenbäumchen den kräftigsten Zweig abreißt und dem jungen Menschen als sein einziges Erbtheil hinwirft, so bewegt hätte, daß dieser Absenker wirklich der Grund zu seinem Glücke geworden wäre. Es hat dem Verf. dieser Gedanke sicherlich vorgeschwebt, aber er tritt nicht bestimmt genug hervor. Es wäre ein schöner Novellengedanke gewesen, nur hätte er freilich auch keine so breite und verwickelte Ausführung vertragen, und der Verf. die schwere Dichterpflicht der Aufopferung des Einzelnen um des Ganzen willen erfüllen müssen. Hoffentlich überzeugt uns derselbe in dem zweiten Bändchen Erzählungen, das er herauszugeben gedenkt, daß das Gelingen seiner zweiten Erzählung kein Zufall war. Wir ließen ihm so gern alle Gerechtigkeit angedeihen, und haben wenigstens durch diese ausführlichere Besprechung seiner Arbeiten gezeigt, daß wir sie für beachtenswerth halten. 51.

Notizen.

Ein seltenes Kartenkunststück und doch sehr alt.

Kartenkunststücke scheinen ziemlich so alt zu sein wie die Karten selbst. Cardanus *) erwähnt mehre derselben, welche auch noch jetzt jeder Taschenspieler macht. Eines der seltensten sah man vom französischen Taschenspieler Comus. Er sagte eine Karte, welche sich ein Anderer dachte, irgend einem Zuschauer ins Ohr, ohne daß zwischen ihm und Dem, welcher die Wahl hatte, eine Verabredung denkbar schien. Allein auch dies Kunststück wurde schon zu einer Zeit geübt, wo es noch unter der Kategorie der Zauberei mit Feuer und Schwert bestraft werden konnte. Baco erzählt bereits in seiner „Sylva Sylvarum", Cent. X, 946, von einem solchen Tausendkünstler: „Er flüsterte einem Mann ins Ohr, daß der oder jener Mann die und die Karte denken solle". („He did whisper the man in the ear, that such a man should think such a card.)

Der steiermärker Tanz.

„Ich habe Volkstänze gesehen und beobachtet von den Karpathen bis an die Pyrenäen", sagt Wiedemann **); „ich habe die Masurka und den Fandango ***) und was zwischen ihnen liegt, auf nationaler Erde tanzen sehen, doch bei keinem jener Tänze den eigenthümlichen Eindruck empfunden als bei dem steiermärkischen. Die süßen Tändeleien der Liebe mit der ansprechendsten Simplicität und dem Ausdrucke einer unaussprechlichen Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit bilden seinen Charakter." Ob und in welchem Grade dies wol wahr sein mag? Die Melodie dieses Tanzes, behauptet er noch, ist so originell wie der Tanz selbst und hat ihre eignen Componisten, die man in allen Thälern meistens sehr wohlhabend findet, da die ganze Bevölkerung leidenschaftlich diesem Vergnügen nachhängt, selbst das Spielen zum Tanze setzt eigne Kunst voraus und so gibt es auch in dem Betrachte eigne Virtuosen dort. Zum Tanze improvisirt man häufig kleine Lieder, Wassele genannt, die aber meist treffend und oft genial sind. Genug, der steiermärker Tanz ist etwas Ausgezeichnetes in seiner Art, worauf bis jetzt, wie es scheint, viel weniger geachtet worden ist als auf andere Nationaltänze. 86.

---

*) „De subtilitate." Buch und Seite können wir aber nicht angeben, wir citiren aus dem Gedächtnisse.

**) Darstellung der steiermärkischen Oberlande. Wien 1834. S. 113.

***) F. C. Wiedemann ist ein vielgereister Mann. Nicht allein Oesterreich durchwanderte er in allen Richtungen zu Fuß, sondern auch Frankreich, Spanien u. a. Länder.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 333. —— 29. November 1834.

Die sieben Todsünden von Michel Raymond. Uebersetzt von D. L. B. Wolff. Zwei Theile. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1834. Gr. 12. 4 Thlr.

Michel Raymond ist einer der bedeutendern unter den Novellisten der neuesten französischen Schule. Seine Erfindungen sind kräftig und reich, seine Darstellungsweise ist sehr gewandt; er zeigt aber auch die Fehler der genannten Schule vollständig und bis zu einem ungewöhnlichen Grade gesteigert. Den Sinn dieser Behauptung wird die Betrachtung der sieben Novellen, welche uns hier geboten werden, näher veranschaulichen.

Die erste Novelle, überschrieben: „Der Finger Gottes", führt uns in die Zeit und an den Hof des Regenten Herzogs von Orleans und seines Günstlings Dubois. Zwei Parteien werden uns im Conflicte miteinander dargestellt. An der Spitze der einen steht ein leichtfertiges Mädchen, welches dem Vormunde entflohen ist und nun mit einigen Verehrern, dem Policeilieutenant von Paris und einem Abbé über die Mittel berath, der gerichtlichen Klage des Vormundes zu entgehen. Die andere Partei bildet der Parlamentsrath, in dessen Händen die Entscheidung jenes Processes liegt, und seine Frau. Beide werden als Leute von großer Sittenstrenge und von tiefem Gefühle für die Reize einer häuslich eingezogenen Lebensweise geschildert. Dieser Gegensatz ist nun ein wahrhaft poetischer, und mithin ist der Verf. wegen der Wahl dieses Themas zu loben. Die Art der Durchführung ist dagegen desto dürftiger ausgefallen und namentlich die Schilderung der Sittenlosigkeit sehr matt. Der Verf. beschäftigt sich hier fast mehr damit, die Möbeln in den Zimmern, in welche er uns führt, als die Sitten der Bewohner zu schildern. Außerdem wird hier fast nur Das, was in dieser Lasterhaftigkeit Unästhetisches ist, dargestellt, nämlich die Fadheit, der Mangel an Zartgefühl und Gewissenhaftigkeit u. dgl. m.; dagegen Das, was diese Sitten der Schilderung werth machen würde: die Keckheit, die Schärfe des sophistisch-einseitigen Bewußtseins, welche ihnen zum Grunde liegt, wird entweder ganz übersehen oder nur matt angedeutet. Die entgegengesetzte Partei erfreut sich einer kräftigern Schilderung, namentlich kann der Parlamentsrath mit seiner übertriebenen Strenge als eine kräftig gezeichnete Figur gelten. Unter Anderm ist eine Rede, in welcher er seine Gattin mit der Lasterhaftigkeit der pariser Welt bekannt macht, sehr gelungen; es spricht sich in ihr eine Art von Begeisterung des Hasses, der Erbitterung aus, welche sehr scharf und wahr gezeichnet ist. Die Frau erscheint zunächst ziemlich schwach, als eine jener unbestimmten idealischen Figuren, welche eben darum keine Gestalt haben, weil der Dichter sie hat aus lauterem Lichte zusammensetzen wollen. Doch findet sich auch in dieser Figur hin und wieder ein eigenthümlicher, großartiger Zug.

Ungefähr in der Mitte dieser Erzählung wendet nun aber der Verf. plötzlich um in das Gebiet der gewöhnlichen Romantik, welche durch überraschende Zufälligkeiten ihre Leser zu locken sucht. Es findet sich nämlich, daß jener Parlamentsrath, jener großmüthige Vertheidiger der Unterdrückten und der erbitterte Feind aller Lasterhaften, ein Räuber ist, welcher die Todesstrafe mehr als einmal verdient hat. Diese Entdeckung gibt übrigens dem Verf. noch einmal Gelegenheit, sich zu einer wahrhaft poetischen Scene zu erheben. Die Gattin des Parlamentsraths nämlich erfährt das Geheimniß ihres Gemahls; sie weiß sich der Handschrift, welche dasselbe enthält, zu bemächtigen und verbrennt sie. Als sie das letzte Blatt den Flammen überliefern will, überrascht der Gemahl sie und zwingt sie, ihm jenes Blatt zu zeigen, in welchem er einen Zeugen ihrer Untreue argwöhnt. Auf diese Weise erfährt er, daß seine frühere Lebensweise kein Geheimniß mehr ist. Die Rede, in welcher nun die Frau ihre Gesinnungen in diesem Falle äußert, ist vielleicht das Erhabenste in diesem Buche, und mag daher als Probe der Auffassungsweise des Verf. und zugleich der höchst gedankenlosen Uebersetzung theilweise hier Platz finden (S. 200).

Jetzt begreifen Sie, mein Herr, warum ich Ihnen Widerstand leistete; ich mußte. Es war nothwendig, nicht um meiner Ruhe willen (meine Ruhe ist dahin), aber um der Ruhe willen, die Sie noch an meiner Seite genießen sollten, damit zwischen uns Beiden über dieses traurige Geheimniß ein Schweigen herrschen konnte, das Ihnen bis zu meinem letzten Augenblicke den Glauben ließ, ich habe nichts erfahren; ein Schweigen, das es meinem Blicke möglich machte, dem Ihrigen zu begegnen, ohne Sie erbleichen zu sehen. Ihre Heftigkeit hat diese letzte Hoffnung zerstört. Von diesem Augenblicke täuschen Sie mich nicht mehr; unsere Herzen liegen offen vor uns; von nun an können Sie nicht mehr mit mir reden, ohne daß ich in Thränen

erſticke; ich werde kein Wort mehr an Sie richten können, das Ihnen nicht wie ein Vorwurf klingt. Das iſt eine langſame Strafe, mein Herr! denn wenn dieſes doppelte Geheimniß bewahrt geblieben wäre, würde ich immer gefürchtet haben, Sie die geringſte Abnahme meiner Freundſchaft bemerken zu laſſen; traurig wie die Verdammniß, wie ein Zeuge, wie ein Gewiſſensbiß vor Sie zu treten. Ja, ich hatte Muth genug gehabt, häufiger zu Ihnen zu kommen, die langen Nächte, in denen Sie nicht ſchlafen, zu unterbrechen, meine beiden Kinder auf Ihre Knie zu ſetzen, um Ihnen den glühenden Haß zu nehmen, der Sie aufzehrt und deſſen Urſprung ich nun kenne. O, wenn es auf Erden, wie Sie häufig, aber mehr bitter als gerecht geſagt haben, keine Ergebenheit mehr gibt, ſo würden Sie dennoch der meinigen Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen müſſen, wenn Sie auch nicht den Grund derſelben erkannt und ihre Tiefe beurtheilt haben würden: denn eine große und fromme Pflicht, die gewaltiger und reiner als alle andere Pflichten des Mädchens, der Gattin, der Mutter war, hatte da für mich angefangen, die ich nicht erwartete; ich mußte Sie von tauſend nachtheiligen Beſchäftigungen entfernen; ich mußte Sie vielleicht durch kindliche Liebkoſungen, durch meine glühendere und ungeſtümere Freundſchaft, ſelbſt dadurch, daß ich Sie gezwungen hätte, Wohlthaten auszutheilen, an die geheime Reue gewöhnen, auf die man in der Einſamkeit hört, eine Reue, die vom Verbrechen erhebt und die Gott dem unterſten Menſchen gewährt. Da Sie aber alle dieſe Pläne meines Herzens zerſtört haben, da ich Ihnen Alles habe ſagen müſſen, wird die Wahrheit, die an den Tag gekommen iſt und die wir nicht mehr zurücknehmen können, mich aufreiben u. ſ. w.

Dergleichen aufblitzende Gedankenreihen ſind nicht ſelten in den Schriften der neuen pariſer Schule und auch in denen unſers Verf. Aber betrachtet man ſie genauer, ſo haben ſie doch etwas Krampfhaftes, etwas Ungeſundes in ihrer Natur. Die Begeiſterung, welche ſie hervorgebracht hat, gleicht mehr einer durch ein berauſchendes Getränk erzeugten, als einer durch die geſunde Wärme einer tiefen Anſchauungsweiſe hervorgebrachten. Daher machen auch die Figuren, ſelbſt wenn ſie mit großer Schärfe und Gewandtheit gezeichnet ſind, oftmals einen faſt geſpenſtiſchen Eindruck. Man kommt leicht in den Fall, ſich darüber zu verwundern, daß dieſe künſtlichen Automaten ſich beinahe ſo natürlich bewegen wie gewöhnliche Menſchen. Obgleich daher dieſe Schriftſteller zuweilen dem Alltäglichſten einen gewiſſen Reiz zu geben wiſſen, ſo hat doch dieſer Reiz keinen tiefern Grund, als etwa die Verwunderung iſt, welche wir empfinden, indem wir Vaucanſon's Ente gewiſſe natürliche Verrichtungen wirklicher Enten nachmachen ſehen. Hierbei iſt nun beſonders noch die ungeheure Weitſchweifigkeit zu rügen, mit welcher dieſe Herren den Leſer erdrücken und von welcher auch die eben mitgetheilte Rede nicht ganz frei iſt. Dieſe Weitſchweifigkeit iſt eine ganz andere als die ältere der Walterſcottianer. Bei dieſen iſt ſie Folge einer gewiſſen Behaglichkeit, der Liebe zur Bequemlichkeit, welche es zweckmäßig findet, in ihre Worte ſo wenige Gedanken als möglich zu hüllen. Bei dieſen Franzoſen dagegen iſt jene Redensartenfülle Folge der Eitelkeit; ſie hören ſich ſelbſt gern reden, und daher glauben ſie, ihren Leſern keinen auch noch ſo unbedeutenden Einfall vorenthalten zu dürfen. Damit nun aber dieſer gedankenarme Wortſtrom nicht ſo ganz offen ſeine Blöße zeige, befleißigte ſich dieſer Schriftſteller zugleich einer affectirten Dunkelheit, welche zuweilen ſogar die Maske der Kürze, der Gedrungenheit vorſteckt. Dieſer aphoriſtiſchen Ausdrucksweiſe, welche der Weitſchweifigkeit ſelbſt den Schein der Kürze verleiht, verdanken die franzöſiſchen Dichter der neuen Schule ohne Zweifel einen großen Theil ihres Erfolges. Denn der flüchtige Leſer will beſchäftigt ſein, und doch nicht mit wirklichem, inhaltvollem Denken beläſtigt werden. Daher iſt es ein recht wirkſamer Kunſtgriff, ihm bei jedem Schritte eine kleine Schwierigkeit, ein Räthſel, einen unbeſtimmten Ausdruck als Atalantenapfel entgegenzuwerfen. Dieſe Nüſſe ſind zwar taub, aber leicht aufzuknacken und daher für „Den, der müßig am Wege ſteht", ſehr geeignet.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Theater Chinas.*)

Zur Begründung eines Inſtituts, wie es die Bühne iſt, bedarf es nicht blos der Dichter und Schauſpieler, ſondern eines Volkes mit demokratiſchen Sitten, eines öffentlichen Lebens mit Luxus, Moden und Politik, Nationaltugenden und Nationalſchwäche; es bedarf einer Geſchichte, einer gewiſſen allgemeinen Civiliſation und einer das Leben umfaſſenden Religion, wie in Griechenland, wo Athen bereits ein vollſtändiges Bühnenweſen beſaß, als noch das ganze übrige Europa, die ganze damalige Welt davon keine Ahnung hatte. Englands Bühne entſtand unter Eliſabeth, Frankreichs unter Ludwig XIII. und XIV., die deutſche noch ſpäter, alle nach Maßgabe der fortgeſchrittenen Intelligenz und des erweiterten öffentlichen Weſens; wer weiß, wie lange es noch dauern wird, ehe ſich in Rußland ein Nationaltheater bildet, ehe ſich ſein Shakſpeare, ſein Corneille oder Leſſing findet.

Das chineſiſche Volk, obgleich ein civiliſirtes und literariſch-artiſtiſch-gebildetes, konnte bisher nicht wohl eine Nationalbühne haben. Es iſt von Autokraten beherrſcht, gehört ſich nicht an, iſt nur der Sklave ſeiner Obern und Prieſter, die ohne Zweifel, ſo lange ſie es vermögen, der Anſtalt als einer politiſch und religiös gefährlichen entgegen ſind, wie es die despotiſchen Machthaber und römiſch-katholiſchen Fanatiker in Europa waren. Vergebens bemühten ſich in Peking und andern Städten die Dichter, Dramen zu ſchreiben, Dramen eigner Art, und ohne jegliches Vorbild, der Staat, die Regierung vernachläſſigten und unterdrückten ſie als Aufreizer, männiglich mit dem Stabe der kaiſerlichen Policei das Thor weiſend.

Alſo geſchah es, daß ſich die dramatiſche Muſe von Fokien, Patcheli und Schiangnan in die Gebirge und Thäler flüchtete, dort zu dem Landvolk redete und ſich Hütten baute, und alſo geſchah es, daß ſie nach Jahrhunderten groß und größer ward, und nach Verbreitung ihres Rufs als Verbannte in die Stadt zurückgerufen wurde. Es iſt wahrſcheinlich, daß einmal eine chineſiſche Majeſtät zufällig über einen Hanswurſt lacht, und wie Heinrich II. in Frankreich demſelben ein Privilegium ſchenkt; wahrſcheinlich, daß dereinſt ein noch gnädigerer Herrſcher kommt, der in einem andern Hanswurſt einen Molière achtet und ſeiner Truppe den Titel einer kaiſerlichen beilegt. Aber es geht Alles ſehr bedächtig und langſam in China, wie ſeine Geſchichte und ſein ruhig und abgeſondert fließender Strom uns beweiſen.

Vielleicht hat das chineſiſche Theater in dieſer Epoche viel Aehnlichkeit mit dem engliſchen zu Shakſpeare's Zeit, von welchem bekannt iſt, daß ein Mann mit einer Laterne den Mond, und ein Anderer, der mit Gyps beſtrichen war, die Mauer vorſtellte, durch welche der verliebte Pyramus mit Thisbe koſte.

*) Nach Notizen aus dem Engliſchen des Davis und dem Franzöſiſchen des Akademikers Stanislas Julien, welche, der Erſte 1832, der Letzte 1834 Ueberſetzungen chineſiſcher Dramen herausgaben.

Dasselbe ist wo möglich noch viel bescheidener, noch viel einfacher, ein bloßes Nomaden- oder Zigeunertheater. Davis sagt, die Bühne der chinesischen Schauspieler gleiche einem Paradezelt, das man auf Kameelen mit allem theatralischen Hausrath herumführe, und das Publicum gruppire sich vor demselben im Freien, auf einer Wiese oder auf einem öffentlichen Platze, ungefähr wie bei uns, wenn irgendwo Jahrmarkt ist und ein Charlatan auftritt, oder ein industrieuser Mensch einen Zwerg oder Riesen sehen läßt. Es wurden von der Gesellschaft vier Bambusstöcke in die Erde gesteckt, ein buntgestreiftes Tuch darüber geworfen und von drei Seiten herabgelassen.

Daß in einem solchen Theater weder Maschinerie noch Decorationen sind, bedarf kaum der Erwähnung. Der Schauspieler, welcher sich zuletzt in der Scene befindet, ersetzt Alles durch die einfache Erklärung: „Unsere Geschichte begibt sich von hier nach dort, von Peking nach Nanking", oder: „Die Scene wechselt und wir spielen, was folgt, in einem Walde." Zuweilen hält der ihm folgende Acteur einen Monolog, worin er die Gründe auseinandersetzt, die den Dichter bewogen, ein halbes Schock Jahre zu überspringen, und daß er keine Mittel habe, sich um so viel älter zu machen.

In einem Stücke, worin eine Festung gestürmt wird, stellen vier liegende Soldaten den Wall vor, und in einem andern, worin ein General Auftrag erhält, nach einem entfernten Orte aufzubrechen, setzt sich derselbe auf einen Stock, woran ein Strick als Zaum befestigt ist, und knallt mit der Peitsche, indem er ein paar Mal um die Bühne läuft. Hierauf macht er in Mitte der Scene mit großem Lärmen Halt, und zeigt dem Publicum an, daß er an dem Orte seiner Bestimmung angekommen sei.

Ein stehendes oder fortdauerndes Theater gibt es in ganz China nicht. Es gibt nicht einmal ein privilegirtes oder gesetzlich geduldetes. Die Komödianten versammeln sich in größern oder kleinern Horden und ziehen wie Zigeunervolk im Lande umher, von den Almosen der neugierigen Menge lebend. Nie weilt ein Bonze oder Mandarin, ein Quang-fu oder Calao, wie man die hohen Staatsbeamten, Statthalter und Gouverneurs nennt, vor ihren plebejischen Belustigungsbaracken; sie würden sich zu entwürdigen glauben.

Wenn man daher von Schauspielerbanden am Hofe von Peking liest, so ist darunter wol zuvörderst nur eine Art Ballet zu verstehen, das zum Vergnügen der Kaiserin angeordnet worden, oder von einer Gesellschaft Acteurs, die nicht publice, sondern auf Verlangen in den Palästen der hohen Familien spielt, in welchem Falle der Director oder Vorsteher dem Mandarin eine Liste der aufzuführenden Stücke und die Namen der Acteurs einhändigt.

Der Director einer Truppe ist ihr Herr und Gebieter, und darf jedes Mitglied nach Belieben mishandeln. Sie sind seine Knechte und Mägde, seine Sklaven; auch hat er sie in der Regel von einem Collegen gekauft oder herangebildet und einstudirt, welche Mühe ihm dieselben Rechte gibt. Es folgt hieraus, daß der Schauspielerstand im Lande für verächtlich gilt und daß die meisten Banden aus dem heillosesten Gesindel zusammengesetzt sind. Die Peitsche ist ihr Corrector, wenn sie nachlässig werden.

Daß der Dichter mehr Achtung genieße als seine Handlanger, ist wahrscheinlich, allein man irrt, wenn man ihn nur einigermaßen geschätzt glaubt. Die dramatische Poesie gilt für die gewöhnlichste, und der dramatische Dichter also auch für einen ganz gewöhnlichen Schriftsteller, keinen Künstler. An diesem Umstande ist die Religion schuld, die ihre Theologen und Philosophen und Rechtsgelehrten vor Allen in Schutz nimmt.

Die dramatische Poesie von China ist die älteste aller lebenden Völker, denn sie hat Stücke, die 800 Jahre alt sind, und ganze Sammlungen aus dem 13. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung, die noch immerfort benutzt und in ihrer ursprünglichen Form aufgeführt werden. „Die kleine Waise", „Der Erbe des Greises" und die „Waise von China", welche Davis und Julien ins Englische und Französische übersetzten, befinden sich in einem gedruckten Repertorium von beiläufig 100 Dramen einerlei Charakters und Form, sodaß man erstaunen muß ob des unbegreiflichen Stillstandes der Nation, ihrer Intelligenz und Literatur. Das China von jetzt ist noch das China vor 1000 Jahren.

Für die Franzosen dürfte es merkwürdig sein zu hören, daß ihr Vaudeville eigentlich chinesischen Ursprungs sei; denn die dortigen Poeten dichten in Prosa und Versen, und die Verse werden als Arien und Duette nach bekannten Melodien gesungen, Alles wie im Théâtre du Gymnase, nur ein wenig bizarrer und lamentabler, da die Völker des Fo sich stets in den schreiendsten Tönen vernehmen und bei dieser Arbeit voll Anstrengung mit ebenso gellender quikender Musik begleiten lassen. Es scheint indeß nicht, als ob alle chinesischen Dramen dieser Gattung angehörten, da der am Hofe von Peking verweilende Lord Macartney ausdrücklich sagt: „Die Personen declamirten, sangen und sprachen ohne Musikbegleitung".

Herr Julien bemerkt, es sei überaus schwer, die chinesischen Verse oder Liedlein in ihren Dramen zu verstehen, und er habe sich hiervon am besten durch vier in Paris 1829 anwesende Chinesen überzeugt, da er von keinem derselben über eine solche Passage habe Aufschluß erhalten können. Der Akademiker war damals mit seinem jetzt erschienenen „Orphelin de la Chine", von Tschao-Chi-Keú-Eul, beschäftigt, welches Stück vorgeblich aus chinesischen Annalen des 7. Jahrhunderts vor Chr. Geb. gezogen wurde.

Das Urtheil unserer Orientalisten über die Bühnenstücke Chinas läuft im Allgemeinen darauf hinaus: es fehle den Stücken nur die Form und eine größere dramatische Einheit, um sie den unsrigen an die Seite zu stellen. Die Poesie sei meistens reich und duftig und das Sujet dem Lande und den Bewohnern angemessen, nicht ohne Moral. Charakterzeichnung fehlt, und was geschieht, geschieht zu langsam und zu umständlich, da sogar jegliche Person und so oft sie in der Scene erscheint, sich anmeldet und ein Résumé der vorhergehenden Acte gibt, z. B. im „Orphelin", den ich vor mir habe: „Ich heiße Tou-An-Kou, bin der Sohn Koug-Soun und komme von Tsching-ing". Wenn man die überflüssigen Reden wegstriche, würde das Stück um die Hälfte kürzer.

Doch alle diese Uebel werden nicht verschwinden, wenn das Bühnenwesen in China nicht reformirt, verbessert, erweitert, befördert wird. Die Regierung geht nicht mit der Zeit, das Volk geht mit der Regierung. Die Kunst ist in einem solchen Lande ein abgestandener Sumpf, der weder Zufluß noch Abfluß hat. 29.

Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands herausgegeben von Blum ꝛc. Ersten Bandes fünftes, sechstes und (Jahrgang 1834) zweiten Bandes erstes bis viertes Heft. Riga, Frantzen. Gr. 8. Preis des Bandes von sechs Heften 3 Thlr.*)

Die Theilnahme, mit der wir selbst dieser neuen literarischen Erscheinung folgten, und die Aufmerksamkeit darauf, zu der wir in d. Bl. aufriefen, hat sich vollkommen bewährt und in einer Reihe bedeutender wissenschaftlicher Aufsätze, welche die neuen Hefte dieser Jahrbücher darbringen, Grund und Bestätigung gefunden. Das Unternehmen, für den geistigen Verkehr Rußlands und Deutschlands von so großem Gewicht, hat an Ausdehnung, an Bedeutenheit mit jedem neuen Hefte gewonnen, und scheint nunmehr im Credit der wissenschaftlichen Welt gesichert und festgestellt zu sein. Wir nehmen daher noch ein-

*) Vgl. Nr. 231 d. Bl. D. Red.

mal Anlaß, den Inhalt der vorliegenden sechs Hefte kurz zu überblicken

Das fünfte Heft von 1833 gibt zunächst einen dritten und Schlußartikel über die freien Landgemeinden von Zernagora (Montenegrien) und Dalmatien, für Geschichte und bürgerliche Verfassung dieser so wenig bekannten Landstriche von großer Wichtigkeit. Auch in Zernagora sehen wir die feudale Erblichkeit der Volksämter nicht anders entstehen, fest werden und gelten, wie dies im Westen Europas, in Frankreich z. B., der Fall war. Erblich nach dem Aeltestenrecht gehen die Würden der Capitani, Glavarj (Dorfvorsteher) und Serdarj (Fahnenträger, Heerführer) vom Vater auf den Sohn über. Ebenso entsteht und vererbt sich die Knes- (Conti, Grafen-) würde, deren im District Shupa allein vier herrschend waren. Hiernach ist die innere Verfassung der Gemeinden in sich dargestellt, und der geistreiche Verf. (Reutz) findet als Resultat des Ganzen, daß eine weitere Ausbildung dieser historischen Verfassungsanfänge allein zum Heil dieser Länder gereichen kann. Ueber die Rechtsinstitute Montenegriens haben d. Bl. eine Mittheilung bereits gemacht.*) Ein anderer wichtiger Aufsatz in diesem Heft handelt von den Rechtsquellen für Lief-, Esth- und Kurland in einem zweiten Artikel. Die einzelnen Ritter- und Landrechte sind meistens noch ungedruckt. Der folgende Aufsatz über die Cholera-Literatur in Rußland ist lehrreich und wichtig; er ist von Lichtenstädt. Ueber den Handel Rußlands gibt Richter in einer umfassenden Arbeit Bericht. Den Rest des Heftes füllen topographische und Literaturnachrichten, aus deren einer wir den zu Reval am 30. September erfolgten Tod der Schwester L. Tieck's, Sophie v. Knorring, die als Dichterin in Ansehen stand, entnehmen. Im sechsten Heft ist ein Aufsatz Dorn's über die Verwandtschaft des Slawischen mit dem Sanskrit von Bedeutung. „Eine deutsch-lateinisch-esthnisch-lettische augsburger Confession" ist anziehend. Die schöne Literatur bringt Jasykow's Gedichte dar, der sich als elegischer und Balladendichter auszeichnet, ohne jedoch Puschkin's und Mickiewicz's Größe zu erreichen. Reisenotizen von Irkutzk nach Wiluisk 1832, von Ledebour mitgetheilt, machen sich geltend, sowie der umfassende Aufsatz über Odessa. Die Zahl der Lehranstalten in Rußland zeigen mehre Tabellen. Der Lehrbezirk von Moskau z. B. zählt eine Universität, 12 Gymnasien, ein Lyceum, 91 Kreisschulen, 179 Dorfschulen, 40 Privatpensionen; der von Sibirien: zwei Gymnasien, 20 Kreisschulen, 13 Dorfschulen, zwei Privatconvicte. (Wir vermissen hierbei die Klosterschulen.) Im ersten Heft des zweiten Bandes gibt Reutz in der Abhandlung über die „Eymundar-Saga" einen bedeutenden Beitrag zur russischen Urgeschichte; desgleichen Kruse durch die Beleuchtung des Verhältnisses der Russen zum byzantinischen Reiche, nach Wilken. Im J. 863 ward der Name der Russen (τῶν Ῥώς indecl.) zuerst in Byzanz bekannt. Weiter sind unter den Originalaufsätzen, denn nur solcher gedenken wir, die Briefe von Pachtussow aus Nowaja Semlja zu beachten. Der Schreiber fand das Meer vom 7. Juli an eisfrei und schiffbar, und gelangte den 17. September nach Pustoserek. Nachrichten über die Kirchenbilder von Timofey Neff, die Sitzungen der Akademie von Petersburg, die Bibliotheken zu Kasan, dem Leipzig des innern Rußlands, u. s. w. Im zweiten Heft: Fortsetzung der Abhandlung über die „Eymundar-Saga" (sehr lehrreich); Beschreibung der Länder der Kirgis-Kaisacken von Alexei Lawschin, von Meier mitgetheilt; Chemie von Heß, Physik von Pawlow, Beide der atomistischen Theorie ergeben; Gedichte von Schley, Nachahmer Platen's; Abhandlung über die Kubaschaner, einen kaukasischen Volksstamm, wahrscheinlich germanischen Ursprungs. Die Kubaschaner nennen sich selbst Franken, und behaupten aus Frankistan zu stammen (Reste der Kreuzfahrer vielleicht?). Im dritten Hefte wird die Beschreibung der Kirgis-Kaisacken fortgesetzt, unter trefflichen Einblicken in die nordasiatische Völkergeschichte. Jäsche's „Pantheismus" gibt zu einem beachtenswerthen Aufsatz von Erdmann Stoff und Anlaß. Die russische medicinische Literatur überblickt Jahmen, die schöne Literatur (Marlinsky, Kulmann, Jasykow, Brambeus [anonym]) erwähnt der vorzüglichsten neuen Erscheinungen ihres Gebiets, und gibt uns die Vorstellung eines regen schöngeistigen Strebens in diesem Lande. Im vierten Hefte endlich wird die litthauische Gesetzgebung von Danilowicz überblickt; dann über den falschen Demetrius das Zeugniß Margeret's, eines Franzosen, der mit Walter v. Rosen den Sieg von Dobryn entschied, abgehört, und hiernach entschieden, daß Demetrius wirklich Iwan Wasiljewitsch' Sohn gewesen sei. Hierauf folgt Erman's Reisebericht um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane von 1828—30, von Bunge beleuchtet; Bieliawsky's Fahrt nach dem Eismeere 1830 und die anziehenden Briefe aus Sibirien von Wrangell. Kritik und literargeschichtliche Notizen (Kruse's, Sand's, Kleinert's Nekrologe) machen den Beschluß.

Nach dieser Uebersicht sind wir noch immer der Meinung, daß wenige deutsche Zeitschriften an bedeutenden Originalaufsätzen reicher sind als die „Dorpater Jahrbücher", wenige umfassendere, gründlichere, wissenschaftlichere Kritiken darbringen, als Bunge, Blum, Struve, Reutz, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter, Göbel, Neue und andere Mitarbeiter hier niedergelegt haben, und wenige daher die Theilnahme verdienen, die dieser für den wissenschaftlichen Ideenaustausch zwischen Deutschland und Rußland so förderlichen Unternehmung zukommt und die sie finden muß. 100.

*) Vgl. Nr. 307 d. Bl. D. Red.

Dichtungen von Ernst Georg von Brunnow. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr.

Der verhältnißmäßig zahlreichste Theil dieser Gedichte besteht in Romanzen, eine Gattung, bei welcher Stoff und technische Vollendung das vorherrschende Verdienst ausmachen, und wo die Wirkung auf das Gemüth weniger durch die Empfindung als durch die Handlung bedingt ist. Den Referenten zieht inniger das Lyrische an, und er zeichnet in dieser Beziehung die zarte Dichtung „Wehmuth" (S. 81) aus, in welcher folgende liebliche Stelle vorkommt:

Wenn des Erdenmittags Wüste
Sengend vor dem Pilger liegt,
Trag' ihn an die Blumenküste,
Wo die Kindheit ihn gewiegt.
Zeig' ihm seine Morgenträume,
Seiner Spiele grüne Räume,
Seine Pfeile, seinen Schild,
Seines ersten Mädchens Bild.

Man sollte den Dichter auffodern, dieser Richtung seines Genius öfter zu vertrauen. 87.

Literarische Notizen.

Der Generallieutenant, Graf Loverdo, der bei dem algierischen Expeditionsheere unter Bourmont eine Division befehligte, hat zwei „Lettres" an den Baron Berthezène in Bezug auf des Letztern Werk: „Dix-huit mois à Alger", drucken lassen.

„Souvenirs de F. Blangini (1797—1834) etc. dédiés à ses éléves et publiés par son ami Max. de Villemarest" sind vor Kurzem erschienen.

Dem zu Ende vorigen Jahres erschienenen ersten Bande von F. O. Rennucci's „Storia di Corsica" ist jetzt der zweite gefolgt. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 334. —— 30. November 1834.

Die ſieben Todſünden von Michel Raymond. Ueberſetzt von D. L. B. Wolff. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 333.)

Doch ich kehre zu den einzelnen Novellen zurück. Die zweite derſelben führt die Aufſchrift: „Achtundvierzig Stunden aus dem Leben meiner Mutter. Aus dem Tagebuche eines Mädchens von 16 Jahren.“ Sie iſt ganz anderer Art als die vorige, ein Genrebild, ein Stillleben. Die Begebenheit iſt unbedeutend, aber die Einzelnheiten derſelben ſind mit Wahrheit und Genauigkeit gezeichnet. Der Verf. hat ſich bemüht, den Ton eines 16jährigen Mädchens nachzuahmen. In der Einleitung iſt ihm das wirklich gelungen. Eine gewiſſe anmuthige Koketterie, welche ſich hinter angeblicher Beſcheidenheit verbirgt, iſt hier recht artig veranſchaulicht. In der Geſchichte ſelbſt nimmt nun freilich der Verf. ſelbſt das Wort, und wir finden daher hier wieder zuweilen jenes krankhafte Auflodern, welches die moderne Romantik charakteriſirt. Doch erſcheint es hier durch den idyllenartigen Ton des Ganzen einigermaßen gemildert. Daher macht die Erzählung im Allgemeinen einen angenehmen Eindruck, der jedoch freilich dadurch einigermaßen geſtört wird, daß die hier handelnden Perſonen ſehr untergeordneter Art ſind. Die Hauptperſon namentlich iſt ein ganz gewöhnliches, charakterloſes Gänschen, welches ſich, ohne es eigentlich zu wollen, mit einem Menſchen, der ſpäter ſeine Frau prügelt, verloben läßt, und dann wieder ebenſo, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſich ſo beträgt, daß der Bräutigam ſieht, ſie ziehe einen Andern vor, und ſeine Verbindung mit ihr deshalb auflöſt. Die Nebenperſonen ſind von ähnlicher Art, gute Leute, aber ſehr alltäglich. Jener Bräutigam iſt noch die am beſtimmteſten und kräftigſten hervortretende Figur; von ihm werden einige recht wahre Züge berichtet. Er iſt nämlich ein Repräſentant der Napoleon'ſchen Armee, kräftig und bieder, aber roh und jähzornig.

„Das Unſterblichkeits-Elixir“ iſt wieder deſto verworrener. Ein berühmter Arzt aus dem 14. Jahrhundert wird wegen ſeiner Lehren von der Geiſtlichkeit angefeindet. Dieſe benutzt die Erbitterung einiger Landleute gegen die Studenten, um jene zu einem aufrühreriſchen Anfalle gegen dieſe und ihren Meiſter aufzureizen. Mit Mühe wird der Lehrer gerettet und muß fliehen. Hier iſt wieder viel zu viel Raum und Mühe auf die Beſchreibung des Kampfes zwiſchen den Studenten und den Winzern und den Vorbereitungen dazu verwendet. Der alte Arzt iſt eine recht ergötzliche Figur, tritt aber viel weniger auf, als wünſchenswerth wäre; er wird durch die Ereigniſſe gleichſam erdrückt, in den Hintergrund geſchoben.

Die erſte Erzählung des zweiten Theils: „Die Sarabeiten von Pedralba“, handelt eines der Lieblingsthemata der neuen Romantiker ab, die Thorheiten und Verbrechen der Geiſtlichkeit. Jener antifanatiſche Fanatismus — ſo könnte man dieſen Haß gegen die Geiſtlichkeit wol nennen —, welcher in Deutſchland zur Zeit eines Cramer und Spieß vorzugsweiſe graſſirte, hat ſich jetzt der franzöſiſchen Literatur bemächtigt und treibt ſein Weſen mit einer Erbitterung, welche komiſch erſcheint, wenn man bedenkt, daß beinahe kein Feind mehr da iſt, und daß die Erbitterten nur auf einige Staubwolken losſchlagen, welche, durch die ſtürmiſche Flucht jenes Feindes aufgeregt, noch an unſerm Horizonte verweilen. In der vorliegenden Erzählung wird dem Leſer ein Arzt vorgeſtellt, welcher ein Strafgericht über zwei Einſiedler ergehen läßt. Er erwürgt einen derſelben und überredet den andern, jenen, von welchem er vorgibt, er ſchlafe, zu erſtechen, Nachdem dies geſchehen iſt, läßt er den vermeintlichen Mörder auf einer Stute fliehen, bindet dann den Ermordeten auf einen Hengſt und läßt dieſen der Stute folgen, wodurch denn der Mörder durch alle Stufen des Entſetzens hindurchgejagt wird. Dieſe Situation iſt nun wieder mit vieler Energie und Gewandtheit gezeichnet; aber es fehlt der Erzählung durchaus an poetiſchem Inhalte. Denn außer dem erwähnten Streiche enthält ſie nur noch eine Menge von Anekdoten, in welchen einzelne Schandthaten von Geiſtlichen erzählt werden. Die Erzählung iſt daher mehr ein Arſenal von beißenden Bemerkungen und ſkandalöſen Geſchichtchen als eine Novelle. Es findet ſich aber auch in dem Witze, mit welchem die Geiſtlichkeit hier verfolgt wird, nicht jener großartige Blick, welcher einen Gegenſtand in ſeiner Geſammtheit auffaßt und nun die Unvollkommenheiten in der Erſcheinung deſſelben mit der in demſelben lebenden Idee zuſammenſtellt. Die Kunſt, dieſen Contraſt aufzufinden und anſchaulich zu machen, oder der Humor im engern Sinne des Wor-

tes, ist freilich von jeher den Franzosen fremd gewesen, und daher finden wir auch hier statt jener gewaltigen Kluft, welche der Humor zwischen Idee und Erscheinung nachzuweisen weiß, nur einzelne kleine Löcher, welche der Verf. mit seiner spitzen Zunge in die mürben Stellen seines Gegenstandes hineinpickt wie ein Braunspecht in eine alte halbvermoderte Eiche. Daher sind die Witze des Verf. meist treffend und wahr und dennoch seicht und oft fade. Als Probe dieser Art von Witz mag der Schluß dieser Erzählung hier stehen. Doch um denselben verständlich zu machen, muß ich bemerken, daß jener Arzt Bonifaz Perez heißt, daß Marie, seine Schwester, im Begriffe war, mit dem jüngern Eremiten ein Verständniß anzuknüpfen, welches durch die erzählte Katastrophe im Entstehen vernichtet wird, daß Don Francesco Alvar ihr Gemahl ist, und Manuel und Jose die Namen der beiden Eremiten sind. Jene Schlußzeilen lauten nun so (S. 121):

X.

Marie starb nach Verlauf von sechs Monaten an der Lungensucht.

Die Bäuerinnen von Petralba legten weiße Rosen auf ihr Grab.

Den Francesco Alvar empfand eine tödtliche Betrübniß darüber.

An diesem Abend spielte er nicht Schach.

Vier Jahre später wurde Bonifaz Perez lebendig in Salamanca verbrannt.

Er hatte seine gefährlichen Lehren, daß der Mondwechsel keinen Einfluß auf die Witterung habe, verbreitet.

Er erregte den Zweifel der Naturforscher; der Großinquisitor widerlegte ihn.

Seine Asche wurde in den Wind gestreut.

Zu Valencia sammelte man sorgfältig die Gebeine Manuel's und Jose's

Diese heiligen Reliquien thun Wunder.

Sie sind in einem rothen Kästchen.

Die folgende Erzählung ist betitelt: „Ein Scherz", und möchte wol die inhaltreichste in dieser Sammlung sein; sie ist eine gute Schilderung pariser Zustände. Ein junger Mann, nicht ohne Talent und auch nicht ohne einige Tiefe des Gemüthes, aber hochmüthig im höchsten Grade, verkehrt und ungestüm, beleidigt seine Freunde, verstößt mit Härte eine Geliebte, weil die Verbindung mit ihr seiner Eitelkeit nicht zusagt, und wird dafür durch eine Mummerei bestraft, durch ein Duell mit blindgeladenen Pistolen, in welchem er anscheinend seinen Freund erlegt. Jetzt bestürmen ihn Gewissensbisse, natürlich auch mit echtfranzösischer Heftigkeit; er will sich tödten, wird aber durch das unvermuthete Erscheinen des Todtgeglaubten Anfangs dem Wahnsinn nahe, zuletzt jedoch zur Vernunft und zur Besserung gebracht. Nun sind hier nicht nur diese von Eitelkeit strotzenden, nicht talentlosen, aber unwissenden und ungebildeten Bursche, von denen Paris wimmelt, recht gut geschildert, sondern auch ihr Gegentheil, die gutmüthige Beschränktheit des tiers-état, namentlich in der Person eines Hutmachers, eines Stiefvaters des Helden. Dieser ist eine sehr ergötzliche Figur, ein Mann von unverwüstlich guter Laune; er wird von dem Stiefsohn mit empörender Geringschätzung behandelt, merkt aber davon nichts, sondern freut sich vielmehr nur über den Witz und die Genialität des jungen Menschen, welcher trotz aller Mühe sich jenem nicht unleidlich machen kann.

Die folgende Erzählung: „Die Waise", ist toll genug. Ein Mann, welcher als ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter geschildert wird, schändet die Geliebte seines Sohnes, läßt sie lebendig begraben, und überläßt es dann seinem Sohne, den er in das Grabgewölbe einschließt, sie mit den Händen herauszuscharren, und dies Alles, weil er glaubt, daß sein Weib ihn betrogen habe und jener Sohn ein Bastard sei. Dieser kratzt die Geliebte wirklich aus dem Grabe; sie stirbt aber bald darauf in seinen Armen, von Hunger und Kälte überwältigt. Der Sohn ersticht den Vater im Duell und fällt dann im griechischen Freiheitskampfe. Die Erzählung weist einige überraschende Momente und tiefe Schilderungen auf, die Krankhaftigkeit der Phantasie des Verf. erreicht aber hier ihren Gipfel.

Die letzte Erzählung: „Eine Stunde in der Conciergerie", ist sehr unbedeutend. Ein junger Mann wird in Folge eines Misverständnisses in die Conciergerie gesetzt und trifft daselbst mit Vergniaud zusammen, welcher ihm einige unbedeutende Ereignisse aus seinem Leben und einige Betrachtungen über das Verhältniß des Berges zu den Girondisten mittheilt.

Es erhellt aus dem Gesagten, daß die vorliegenden Erzählungen mehr als tausend andere verdienten, übersetzt zu werden. 6.

Chronik des Landes Dithmarschen von J. Hanssen und H. Wolf. Heide, Pauly. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der an den äußersten Grenzen des nordwestlichen Deutschlands angesessene sassisch-friesische Volksstamm, welcher auf einem Bezirk von 24 Quadratmeilen, etwa aus einer Bevölkerung von 60,000 Menschen, 2500 auf die Meile besteht, hat durch Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Tapferkeit, Thätigkeit, beharrliche Ausdauer im Unglück, Uebermuth im Glück und Eigenthümlichkeiten guter und schlechter Art von jeher die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde erregt und mehr Schriftsteller beschäftigt, als manches Land ungleich bedeutendern Umfanges und Bestandes. Die Verf. des vorliegenden Werks haben sich das Verdienst erworben, einen sehr zuverlässigen, bündigen und hinreichend vollständigen Abriß der örtlichen, geschichtlichen, politischen und ökonomischen Verhältnisse ihrer Heimat aufzustellen, welcher nicht nur dem Zweck eines allgemein gelesenen und verständlichen Volksbuches, für ihre Mitbürger jedes Standes, in musterhaftem Grade entspricht, sondern auch in der Ferne nicht ohne Theilnahme gelesen werden kann und eine unbefangene Kritik zu keinem billigen Tadel berechtigt. Daß die treuen, gewissenhaften und nichts entstellenden Berichterstatter hier und da ihre Vorfahren und Zeitverwandten mit günstigen Augen betrachten und ein milderes Urtheil über sie fällen als strengere Beobachter sich erlauben dürften, kann den protestantischen Geistlichen so wenig zum Vorwurf gereichen, daß es vielmehr den wohlthätigen Eindruck ihres Buchs auf ihre nächste Umgebung und den Eingang ihrer heilsamen Belehrung zu befördern nicht verfehlen kann. Begründeter wäre allerdings die Bemerkung, daß sie den herkömmlichen grammatischen Wortsinn verließen, indem sie ihr Buch eine Chronik nennen, worunter man eine

zusammenhängende ununterbrochene Geschichtserzählung versteht, die alle Ereignisse und Einrichtungen, wie sie allgemach stattfanden, aufeinander folgen läßt, sondern gerathen hielten, verschiedenartigen Stoff zu sondern und für sich zu behandeln; aber die Verständlichkeit des Buchs, das gelehrte Nachweisungen und Citate vermeiden sollte, hat unstreitig dadurch gewonnen, der Leser nichts eingebüßt und der schnelle Gebrauch in vorkommenden Fällen, welcher nur über einen bestimmten Gegenstand augenblickliche Belehrung fodert, wird unverkennbar erleichtert. Der Vortrag ist überall ebenso faßlich als anständig und artet nirgends in Weitschweifigkeit aus. Raum und Zweck d. Bl. beschränken uns auf eine kurze Angabe des Inhalts. Die Einleitung nennt und würdigt die Schriftsteller über Dithmarschen. Der erste Abschnitt gibt eine ausführliche, fleißige und genaue Topographie. Der zweite die Religionsgeschichte. Von der heidnischen Zeit, die sich bis gegen Ende des 8. christlichen Jahrhunderts erstreckte, ist mit Gewißheit nichts zu sagen. Wahrscheinlich unterschieden sich die Dithmarscher nicht von ihren sassischen und friesischen Brüdern. Keine Sage aus jenen Tagen hat sich erhalten, nur Spuren von Opferstätten und Grabhügeln finden sich hier und da. Als Karl der Große den unterjochten Sassen das Christenthum aufdrang, ward ein Engländer, Willehad, Bischof von Bremen, und stiftete die erste und lange Zeit einzige Taufkirche in Dithmarschen zu Meldorf. Ihm folgte Ebbo, Erzbischof in Rheims, der sich aber im Lande nicht halten konnte und nach Rheims zurückkehren mußte. Glücklicher in seinen Bemühungen, doch vielfältig angefochten, war der ausgezeichnetste Apostel des Nordens, Anschar. Die Kirche in Dithmarschen stand unter dem Bischof von Bremen und unmittelbarer Aufsicht des Dompropsts zu Hamburg. Anlage zu religiöser Schwärmerei und Mystik war dem Volkscharakter fremd. Die Laien hielten auf strenge Zucht und Ehrbarkeit in ihren Familien, verstanden die zehn Gebote, befolgten sie mit Fallen und Aufstehen, verstanden Dogmen nicht, die niemals ein Gegenstand ihres Nachdenkens wurden, ließen unangefochten, was die Priester als Wahrheit verkündigten, fanden Behagen an kirchlichen Gebräuchen und Festen, die Lustbarkeiten herbeiführten, an denen sie Theil nehmen konnten, und hatten wenig dawider, daß die Geistlichen gegen Ketzer aus ihrer eignen Mitte mit Strenge verfuhren, wie an zwei Brüdern in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschah, welche verbrannt wurden, weil sie in Prag die Lehre Hussens angenommen und auf die Kanzel gebracht hatten. Gelübde, in schwerer Kriegsbedrängniß ausgesprochen, wurden freilich seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts die Veranlassung zur Stiftung dreier Klöster, deren eines ein Nonnenkloster war, das aber nur wenige Jahre bestand, weil die dithmarsischen Jungfrauen sich in den düstern Zellen und öden Klostermauern sehr unheimisch fühlten, und in ein Mannskloster umgewandelt werden mußte. Sobald jedoch die Gefahr vorüber war, erlosch die Erkenntlichkeit gegen die Heiligen, das Volk blickte mit Neid und Groll auf Leute, die ihnen Müßiggänger schienen, weil sie nicht im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten, und der 1516 betriebene Ablaßkram eines päpstlichen Nuntius empörte alle Gemüther. So vorbereitet machte die Reformation seit 1524 rasche Fortschritte, und wenngleich Heinrich Möller von Zütphen am 11. December für sie den Märtyrertod starb, so war dennoch dieser das allgemein gemißbilligte Verbrechen einer fanatischen Partei, die vielleicht schonender mit ihm verfahren sein würde, wenn er kein Ausländer gewesen wäre. Für einen solchen war dieser Gau nie ein Paradies, und ist wenig geeignet, es jemals zu werden. Denn Nikolaus Boje, Möller's Vorgänger und Zeitgenosse, aber ein geborener Dithmarscher und aus einem der angesehensten Geschlechter des Landes, ließ sich an der Predigt des Lutherthums nicht irre machen, und schon 1532 war dessen Sieg so entschieden, daß der katholische Gottesdienst im ganzen Lande abgeschafft und verboten wurde, die Prediger sich verehelichten und die Klöster verschwanden. Indessen verhehlen die Verf. nicht, daß diese Umwandlung auf die Volkssittlichkeit wenig Einfluß geäußert und in politischer Rücksicht sogar nachtheilig gewirkt habe, weil sie, begreiflicherweise, die ohnehin leicht gefährdete Eintracht des kleinen Ganzen wenigstens eine Zeit lang untergraben mußte. Es schmeichelte der Menge, Geistliche, bis dahin ihrem Bereich unzugänglich, hinfort von ihrer Willkür abhängig zu sehen, sie annehmen und abdanken zu dürfen, und der häufige Wechsel der Prediger läßt vermuthen, daß nicht jedes Kirchspiel diese Freiheit ausgeübt habe, ohne ihrer zu misbrauchen. Die jetzige kirchliche Einrichtung wird in gedrängter aber hinlänglicher Uebersicht dargelegt. Der dritte Abschnitt, Charakter, Sitten und Gebräuche der Dithmarscher, ist höchst belehrend, unterhaltend und eine willkommene Zierde des rühmlichen Volks. Einige hier und in der Folge mitgetheilte Lieder in sassischer Volkssprache haben kein dichterisches Verdienst, aber sind Spiegelbilder ihrer Zeit.

Der vierte Abschnitt, die eigentliche Landesgeschichte, füllt mit Recht fast die Hälfte des Werks. Wie die des ganzen Nordalbingiens beginnt ihre Kunde erst mit der Eroberung Karls des Großen, dem auch die Dithmarscher schon 775 den Huldigungseid leisteten. Von dort aber ist sie, wie alle Nachrichten des vorliegenden Buchs, mit Fleiß und Umsicht bis auf unsere Tage fortgeführt. Die Unabhängigkeit, deren die Dithmarscher sich anmaßten, ist ihnen von Denen, welche gesetzliche Ansprüche auf ihre Untergebung hatten, niemals zugestanden; und wenn es jenen gelang, dieselbe einige Jahrhunderte hindurch wenigstens thätlich zu behaupten, so ist doch solches nicht ausschließlich ihrer bewundernswürdigen Tapferkeit und Beharrlichkeit, sondern großentheils den Umständen und den wiederholten Misgriffen ihrer Gegner beizumessen, die zur Unzeit muthig oder abgeschreckt ihres Zweckes verfehlen mußten. Als 1559 ein erfahrener Feldherr den Angriff gegen sie zur rechten Zeit und Stunde unternahm und in der wohlberechneten Leitung desselben sich nicht irre machen ließ, erlagen sie, glorreich zwar und als starke Söhne sieggekrönter Väter, aber unvermeidlich, und der unbefangene und menschenliebende Beobachter ist wol entschuldigt, einem Verhängnisse nicht zu zürnen, das bei der Versöhnlichkeit der Sieger und bei der oft schonenden, immer nachsichtigen Verwaltung einer väterlichen Regierung für die innere bürgerliche Volksfreiheit mehr gethan hat und zu thun fortfährt, als die tiefeingewurzelten Vorurtheile der Eingeborenen bei dem Bestande politischer Freiheit zu thun gewollt hätten. Stolz und Egoismus, schamlos zur Schau getragen, Reizbarkeit, unversöhnliche Rachsucht, treulose Freundschaft, grausame Feindschaft, hatten ihnen die Gemüther ihrer Nachbarn entfremdet, und Lübeck allein, das die Erbsünde mit ihnen theilte, sich unhaltbaren Entwürfen der Größe zu überlassen und gegen übermächtige Staaten, die einem freundlichen Verkehr willig die Hand geboten hätten, feindselige Fehden zu eröffnen, beklagte ihren Fall, aber that nichts, um ihn aufzuhalten. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit Naturereignissen, mehrentheils trauriger und fürchterlicher Art, unter denen die Sturmfluten, wodurch Elbe und Westmeer das Land seit Jahrtausenden heimsuchen, und ihnen nicht selten in wenig Stunden entrissen, was eine Anstrengung von Jahren erwerben, den ersten und vorzüglichsten Platz einnehmen. Dergleichen muß man gesehen haben, um in seinem ganzen Umfange daran zu glauben, und selbst dann noch ein Eingeborener des Landes sein, um zu begreifen, wie Menschen sich entschließen können, im offenbaren Kampfe gegen die Elemente zu treten und einen so gefährdeten Boden nicht zu verlassen. Glebae sacra farus! Auch Pest und Epidemien, Viehseuchen, Misjahre und ihre verderblichen Folgen haben das Land nicht verschont. Der sechste und letzte, mit vorzüglicher Liebe, Einsicht und Sorgfalt ausgearbeitete Abschnitt gereicht den Verf. zu ausgezeichneter Ehre, und kann nicht verfehlen, die Erkenntlichkeit hoher und niederer Landesberather zu erwerben. Er enthält eine Darstellung der dithmarsischen Verfassung, und Alles berechtigt zu glauben, daß die uns persönlich unbekannten Verf. keine Zeile niedergeschrieben, kein Wort der Billigung oder des Tadels, keinen Wunsch der Umänderung oder Verbesserung aufgenommen haben, worüber sie

des Einverständnisses kundiger und wohlgesinnter Männer nicht gewiß waren. Wir können uns keinen verständigen Leser denken, wie fremd und fern ihm Dithmarschen auch sei, zu welcher politischen Ansicht er sich auch bekennen mag, den diese Auskunft nicht ansprechen, dem nicht Einiges daraus zu eigner Belehrung und Warnung dienen dürfte. Das Buch sollte ein Volksbuch sein und ist es geworden, aber eins im edelsten Sinne des Worts, das nichts enthält, von dem der Höchstgebildete sich abwenden müßte. Sein bleibender Werth verbürgt uns, daß es ungeachtet der vorgedruckten zahlreichen Subscribenten aller Stände, unter denen sich viele unstudirte Landleute und Handwerker befinden, sehr bald eine neue Auflage nothwendig machen wird, und der Fleiß der Verf. sowol, als der allgemein vorherrschende rege Sinn für Geschichtsforschung, daß es dieser nicht an Nachträgen, Ergänzungen, Bestätigungen und Berichtigungen fehlen kann. Dann gefällt es den Verf. vielleicht, die einzige Lücke auszufüllen, von der uns fast befremdet, sie zu bemerken. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Dithmarschen nicht viel ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller aufstellen kann; aber sicherlich hat es nie ganz daran gefehlt, und die verdienen wol, dem dankbaren Andenken ihrer Landsleute und Nachbarn aufbewahrt zu werden. Unter unsern Zeitgenossen erhielten Niebuhr, Vater und Sohn, europäische, von Eggers und Pastor Harms deutsche Berühmtheit. Von Denen, welche vor dem 18. Jahrhundert lebten, gibt Moller's „Cimbria literata" zuverlässige Nachweisung und für spätere Zeiten Kordes' „Schleswig-holsteinsches Schriftsteller-Lexikon". Der willkommene Zusatz würde keinen großen Raum wegnehmen und den Preis des Werks nicht vertheuern. 57.

Die Arithmetik der Sprache, oder: Der Redner durch sich selbst. Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude von M. Langenschwarz. Leipzig, Göschen. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name dieser Schrift ist neu und verkündigt laut der Vorrede ein neu aufgestelltes System einer alten Wissenschaft, einer Redelehre für Stegreifredner, Improvisatoren, einer extemporanen Redekunst, „eines Werkes, dessen ins tiefste geistige Leben eingreifender Inhalt gewiß noch nicht erschöpfend genug für den Zweck desselben sich darstellt, das die Bahn zu einem ganz neuen Gebiete der rhetorischen Philosophie im Interesse der Zeit und Menschheit wenigstens eröffnet, und dadurch einem allgemeinen schon sehr alten Wunsche nach Kraft und Möglichkeit nachzukommen strebt; eines Werkes, welches das Bedürfniß guter Redner für das überhaupt in jeder Beziehung vorausgeschrittene gesellschaftliche und öffentliche Leben befriedigen und den allzu fühlbaren Mangel einer geistigen Redelehre, die im Stande sei, den Redner aus seinem innersten Selbst hervorzubilden, ohne ihn durch ein langes und am Ende doch ganz zweckloses Studium bloßer Wortphrasen hinzuhalten und erfolglos zu befriedigen, abhelfen soll." Neu ist nicht die Tendenz dieser Schrift, aber wol der Weg, auf welchem es diese zu erreichen strebt. „Denn die trefflichsten über Rhetorik erschienenen Werke erreichten den beabsichtigten Erfolg deshalb nur zum Theil oder gar nicht, weil sie die Vervollkommnung der allgemeinsten menschlichen Fähigkeit auf dem Wege der Induction zu bewerkstelligen meinten, während doch diese Vervollkommnung einzig und allein die Erkenntniß der Ideenverbindung zur Grundlage haben, also nur auf dem Wege der Eduction bewirkt werden kann." Warum aber der fremde Name: Arithmetik der Sprache? Vergessen wir die weite und weitschichtige Definition der Redekunst (S. 18), welche nichts Neues vorträgt, so meint der Verf. seine ganze Redelehre am deutlichsten vorzutragen, wenn er dem durch die Sprache sich verlautbarenden Denkvermögen eine Reihung (Addition), Trennung (Subtraction), Mehrung (Multiplication), und Fügung (Division) der Gedanken zum Grunde legt. Darum heißt sie „geistige Arithmetik". Nun, wir rechten nicht mit dem Verf. ob der Begriffe, die er den Bezeichnungen der verschiedenen Grundrechnungsweisen unterlegt, wenn er dadurch das vorgesteckte Ziel erreicht. „Durch das Studium dieser geistigen Arithmetik schmeichelt er sich es auch dem ungeübtesten Redner nach und nach möglich zu machen, seiner Ideen und Empfindungen vollkommen und zwar in einem solchen Grade Herr zu werden, daß er ungehindert durch alles um ihn her Vorgehende und zu jeder beliebigen Stunde fähig sei, das in seinem Innern Erwachte klar, geordnet und zusammenhängend auszusprechen." Ref. wurde unwillkürlich an die vor mehren Jahren erschienenen Schriften über die Kunst, in wenig Stunden fremde Sprachen zu lernen, erinnert. Ob diese Kunstbücher Leser gefunden und Sprachmeister gebildet haben, hat er nicht in Erfahrung gebracht. Daß diese Schrift ihren Freunden gedeihlicher werde und ihr Werth vorzüglich Denen einleuchte, welche die schönsten Ideen in ihrem Innern tragen, dennoch nicht im Stande sind, unvorbereitet und zu jeder Zeit so klar und zusammenhängend sich auszusprechen, als wenn sie dieselben vorher dem Papiere anvertrauet, sowie Denen, welche sich der öffentlichen Rednerbühne und der Kanzel zu widmen gedenken, allen Denen soll es ein unentbehrliches Handbuch (Vorr. S. IX) sein, durch dessen Studium sie die einzig wahre Grundlage zur beabsichtigten Laufbahn zu erlangen vermögen. Sie bedürfen zu diesem Studium weiter keiner Mitgabe als die feste unerschütterliche Willenskraft. So werden nun wol die Geistlichen der englischen Episkopalkirche, wenn sie anders Lust haben, sich mit dem Studium dieser Schrift zu befassen, ihre öffentlichen Vorträge nicht mehr ablesen, und es ist zu wünschen, daß zur Erreichung dieses Zweckes der Verf. eine Uebersetzung in das Englische veranstalte. Sie wird gewiß auch auf die Parlamentsberedtsamkeit einen wohlthätigen Einfluß äußern.

Denen, welche unter uns sich zu geistlichen und weltlichen (gerichtlichen) Rednern auf Universitäten bilden, darf Ref. die Schrift nicht erst empfehlen. Der 271 Octavseiten lange Weg zu ihrem Ziele ist beiweitem kürzer als der bisher betretene durch die Hörsäle der Rhetorik und Homiletik, und der Erfolg, zu jeder beliebigen Stunde das in ihrem Innern Erwachte klar, bündig vortragen zu können, der erwünschteste. Von Seiten des Verlegers ist Nichts gespart, was zum Studium dieser vielverheißenden Schrift einladet. 118.

Notiz.

Humanität des Mittelalters gegen Betrunkene.

Das Stadtrecht von Bergen in Norwegen, welches am Tage des heil. Vincentius im J. 1276 publicirt werden ist, hat folgenden Artikel über die Berauschten: „Gehen aber trunkene Leute in der Stadt herum, es mögen Männer oder Weiber sein, und die Wachehabenden stoßen auf sie, dann sollen sie dieselben auf den rechten Weg leiten und nicht irreführen. Sie sollen fragen, wo ihre Wohnung sei, und weiß der Trunkene dies, so führe man ihn nach Haus; weiß er es dagegen nicht, so führe man ihn zu dem nächsten Hauswirth und lasse ihn da so lange liegen, bis er weiß, wohin er geht, es wäre denn, daß der Hauswirth ihn schon früher in sein Haus geleiten wolle. Jeder, der einen solchen irreführt, hat verbrochen eine Mark Silber." Nun sage man noch, daß in den Gesetzen des Mittelalters keine Humanität gewesen sei. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1835.

Mit Tegnér's Bildniß und fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler. 16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt. Geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Eine Märchen-Novelle von Ludwig Tieck. II. Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Verfasser des Scipio Cicala. III. Die Alchymisten. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg.

Tegnér's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831—34 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpapier. Broschirt. 3 Fl.

Kerner's Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerner's abgedruckt, von deren einer, den Reiseschatten, schon bei ihrem ersten Erscheinen einer unserer ausgezeichnetsten vaterländischen Dichter sagte:

„Sowie im Traum eine Person Gestalt, Stimme und Namen oft wechselt, und über die ganze Traumwelt ein wunderbarer Schleier geworfen ist, der uns Alles glaublich macht, so gestalten sich auch die Wesen in dieser Dichtung jeden Augenblick anders, und doch vergessen wir, wie im Traum, alle Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche. Aus der Phantasie ging diese Dichtung hervor, und als ein bunter Traum derselben will sie betrachtet werden. Grade das Phantastische ist ihr Eigenthum. Das reiche Gemüth des Verfassers könnte an Tieck, die poetische Tiefe des Einzelnen, besonders der weiblichen Gestalten, an Novalis, der Witz an Jean Paul mahnen; der Geist der Phantasie aber verwandelt Alles dies wieder, und wirft einen wunderbaren eigenthümlichen Schein auf das Ganze dieser Dichtung, welche man am ehesten mit Wunderträumen spanischer Poesie vergleichen möchte." Auch Jean Paul rühmt in seiner Vorschule der Aesthetik „den trefflichen Witz, Komus und Darstellungsvermögen" dieser Dichtungen.

Stuttgart und Tübingen, im Oct. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Anzeige für Architekten.

An alle Unterzeichner ist soeben versendet worden:

Rondelet, J., Theoretisch-praktische Anleitung zur Kunst zu bauen. 3ter Band. 1ste Abtheilung. Mit 60 Kupfertafeln. Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen übersetzt von J. Heß, großh. hess. Oberbaurath. Royal-Octav, die Kupfer in Folio.

Der Druck der 2ten Abtheilung des 3ten Bandes wird unausgesetzt fortgehen und in 2 Monaten auch diese Abtheilung, sammt den dazu gehörigen 35 Kupfertafeln, in die Hände der zahlreichen Subscribenten gelangen. Der Subscriptionspreis soll für die Unterzeichner auf das ganze Werk noch fortbestehen; derselbe ist gegen Vorausbezahlung für jeden Band 6 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr., sodaß alle fünf Bände mit den 207 Kupfertafeln der pariser Originalausgabe im Supscript.-Preis 25 Thlr., oder 43 Fl. 45 Kr., zu stehen kommen. Einzeln kostet der erste Band, von Hrn. Architekt Distelbarth in Stuttgart übersetzt, mit 8 Kupfertafeln 4 Thlr., oder 7 Fl., der zweite Band mit 62 Kupfertafeln 8 Thlr. 12 Gr., oder 14 Fl. 48 Kr., des dritten Bandes erste Abtheilung (die Zimmerwerkskunst enthaltend) mit 50 Kupfertafeln 7 Thlr., oder 12 Fl. 15 Kr.

Durch Uebertragung dieses classischen Werkes auf deutschen Boden glaubt der Verleger sich ein bleibendes Verdienst erworben zu haben und hofft, daß er dabei fortwährend die Unterstützung und Anerkennung finden werde, deren ein so kostspieliges Unternehmen nöthig bedarf. Die typographische Ausführung ist eines solchen Werkes würdig, und über die Treue und Correctheit der Uebersetzung haben sich competente Richter bereits auf das Günstigste ausgesprochen. Der vierte Band wird zur bevorstehenden Ostermesse 1835 und der fünfte Band bald nachher erscheinen, sodaß das ganze Werk jedenfalls binnen Jahresfrist beendet sein wird.

Leipzig und Darmstadt, den 12ten October 1834.

Karl Wilhelm Leske.

In der Schultheß'schen Buchhandlung in Zürich ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen der Schweiz und Deutschlands versandt:

Schultheß, Dr. A., Ueber Elektromagnetismus, nebst Angabe einer neuen durch elektromagnetische Kräfte bewegten Maschine. Mit einer Steindrucktafel. 8. Brosch. 15 Gr., oder 1 Fl.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die

letzten Tage von Pompeii

von

E. L. Bulwer,

Verfasser von „Pelham", „Pilgrime am Rhein" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

9ter, 10ter und 11ter Band.

8. Drei Bände. Geheftet. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.
Dasselbe Werk in Taschenformat: 4 Bändchen. Geheftet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Wie der Genius Bulwer's sich in jedem seiner Werke in einer neuen Gestalt offenbart, so erscheint er auch hier origineller und glänzender als in einem der frühern. Reichthum der Gedanken, Poesie der Auffassung, das höchste Interesse in der Handlung, werden diesen letzten Roman zu einer der schönsten literarischen Erscheinungen dieses Jahres machen, und dem Dichter überall neue Bewunderer verschaffen.

Gesammelte Werke des Verfassers der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Die wohlfeile Ausgabe der

Werke

von

Karl Julius Weber

in

Lieferungen von 6 Bogen à 6 Gr.

schreitet rasch voran. In den bis jetzt erschienenen 12 Lieferungen ist der erste Band des höchst interessanten, zum ersten Male erscheinenden Werkes: „Das Papstthum und die Päpste" und ein Theil der zweiten sehr vermehrten Auflage der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" vollendet. Die 12te Lieferung enthält die Geschichte des merkwürdigen Lebens- und Bildungsganges des Verfassers. Das „Papstthum und die Päpste" und die „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" werden zu einem etwas erhöhten Preise auch einzeln abgegeben. Man kann in allen Buchhandlungen subscribiren oder, nach Belieben, pränumeriren.

Stuttgart, 1sten October 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In der Enslin'schen Buchhandlung (F. Müller) in Berlin ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ehrenberg, Dr. Friedr. (Oberconsistorialrath und Hof- und Domprediger), Beiträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens, 22 Predigten. 30 Bog. 1 Thlr. 12 Gr.

Gruson, Dr. J. P., Auflösungen der in M. Hirsch's Sammlung von Beispielen ꝛc. (vierte Ausgabe) enthaltenen Gleichungen und Aufgaben. Zum Selbstunterricht bestimmt. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Name des Herrn Verfassers bürgt wol schon hinlänglich für Zweckmäßigkeit und Gediegenheit des Werkes. Es wird in diesem Werke für denselben Preis und auf demselben Raume noch einmal so viel gegeben, als in dem ähnlichen vom Bauinspector Sachs. Auch sind in demselben die schwierigsten Aufgaben alle aufgelöst worden. Siehe Vorrede und Inhalt.

Schubart, Fr., Vorschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichts in höhern weiblichen Lehranstalten und zu allgemeinerm Unterrichtsgebrauch. Kl. 8. 30 Bog. Preis 21 Gr.

Dieses Buch ist nur für den Anfang des geschichtlichen Unterrichts geschrieben, wird jedoch, da es einen klaren und lebendigen Blick auf den größesten Theil der geschichtlichen Lebensbühne erwecken soll, auch demjenigen Freunde der Geschichte von Nutzen sein, der repetitionsweise noch einmal das ganze Feld der Geschichte durchlaufen will. In mehren Zeitschriften wurde dieses Buches schon rühmlich Erwähnung gethan, auch ist es bereits in mehren Lehranstalten eingeführt worden.

Köhler, Dr. Friedr., Die Chemie in technischer Beziehung. Leitfaden für Vorträge in Gewerbschulen Gr. 8. Preis 21 Gr.

Es ist in diesem Leitfaden alles Unwesentliche weggelassen und nur die Hauptsachen sind erörtert worden. Außer den Schülern ist dies Werkchen jedem Fabrikanten und Professionisten fast unentbehrlich, da kein anderes Werk vorhanden ist, was auf wenigen Seiten das ganze Gebiet der technischen Chemie, mit Hinweglassung alles gelehrten Wesens, so populair abhandelt. Auch wurde es bereits in mehren Lehranstalten eingeführt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat October, oder Nr. 274—304, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXVII—XXXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

Katholische Kirchen-Zeitung.

Dieses Zeitblatt, welches seit vier Jahren in meinem Verlage erscheint, und sich in dieser Frist einen bedeutenden Ruf und einen ausgedehnten Kreis von Lesern erworben hat, wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt, es enthält seinem Plane gemäß: 1) Nachrichten aus allen Ländern der kath. Christenheit über Religion und Kirche Betreffendes, und bildet in dieser Beziehung unstreitig das reichhaltigste und vollständigste Repertorium der religiösen Zeitgeschichte, das für Laien und Politiker ebenso lehrreich und anziehend ist als für Geistliche; 2) kurze Abhandlungen über zeitgemäße Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens, mit steter Rücksicht auf das größere Publicum; 3) Recensionen neuer Schriften, deren Charakter jedoch mehr angedeutet, als kritisch erörtert wird; 4) Blicke in das Leben und die Doctrinen der akatholischen Confessionen; 5) Miscellen mannichfaltigen Inhalts. Was den Charakter der K. K.-Z. betrifft, so dürfte es genügen, hier anzuführen, was einer der ausgezeichnetsten Bischöfe Deutschlands unlängst an einen der Redacteure geschrieben hat. „Unter allen Zeitblättern, die mir vorgelegt werden, greife ich", sagt der berühmte Prälat, „am liebsten nach dem Ihrigen; es erhebt mein Gemüth oft bis zur Begeisterung und gibt mir Muth zu berufsmäßiger Thätigkeit. Das Interesse, welches die mannichfaltigen Nachrichten gewähren, die tiefe Einsicht, welche in den Recensionen sich beurkundet, die ebenso gründliche und lichtvolle als muthige Vertheidigung unsers Glaubens und unserer Kirchenfreiheit, und der fromme, heilige Geist, der das Ganze durchweht, und auf

Befestigung des noch bestehenden Guten, auf Stärkung des Schwachen und Wiederbelebung des Erstorbenen gerichtet ist, erfreuen und erheben mich und viele andere um mich her." Wer aus Beruf oder Neigung das Leben, wie es heute in der kath. Kirche sich regt und darstellt, kennen lernen muß oder will (und wer dürfte solches übersehen, wenn er anders in der Zeit und ihren Richtungen sich orientiren will?), der wird in der K. K.-Z. den treuesten und vollständigsten Ausdruck desselben finden, weswegen sie für Lesecirkel jeder Art als unentbehrlich zu betrachten sein dürfte. — Die K. K.-Z. erscheint jede Woche 3 Mal, sie kann durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden und kostet halbjährig nur 2 Thlr., oder (im südlichen Deutschland) 3 Fl. 20 Kr.

Aschaffenburg, im October 1834.

Theodor Pergay, Buchhändler.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

THE WIFE.

A PLAY IN FIVE ACTS.

By *James Sheridan Knowles*, author of „Virginius", „The Hunchback" etc. In kl. 8. Brosch. 9 Gr.

Früher erschien Shr. Knowles' „Hunchback" ebenfalls à 9 Gr. Wir empfehlen der allgemeinen Aufmerksamkeit hierdurch die Werke eines Mannes, welchem England den ungetheiltesten Beifall schenkt und der durch die englische Kritik als der erste jetzt lebende dramatische Schriftsteller anerkannt wird.

DEI DOVERI DEGLI UOMINI,

discorso ad un giovane di *Silvio Pellico* da Saluzzo. In 8. Brosch. 9 Gr.

Früher erschien von demselben Autor: „Le mie prigioni" à 18 Gr.

Dieses vom geistreichen Autor der Jugend zugeeignete Buch stellt die Pflichten der Menschen auf eine einfache, aber so anziehende Weise dar, daß wir glauben, es dürfe kaum eine Schrift geben, welche mit größerm Nutzen beim Unterricht gelesen werden könne als diese.

Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, herausgegeben von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath und Professor, Director der königl. preuß. höhern Forstlehranstalt, Ritter des kaiserl. russ. St.-Annenordens 2ter Classe ꝛc. Achter Band. Erstes Heft. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt. I. 6 Recensionen. II. Ueber das Feststampfen des Bodens. — Insektensachen. — Von den idealen, normalen und realen Forsterträgen.

Repertorium der königlich preußischen Landesgesetze. Ein neues Hülfsbuch für sämmtliche königliche Beamte, den Bürger und Landmann, enthaltend eine alphabetische Zusammenstellung aller Gegenstände der Gesetzgebung mit den darauf bezüglichen noch gültigen Verordnungen und Erläuterungen. Von Optatus Wilhelm Leopold Richter, königl. preußischem Criminalrichter. 5ter Band. Lexikon-8. Feines Velinp. Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes herrlich ausgestattete Werk, die Frucht vieljähriger Arbeit, füllt eine von dem Beamten und prakt. Juristen oft empfindlich gefühlte Lücke, und indem es denselben eine ganze Bibliothek von Gesetzbüchern, Verordnungen, Amtsblättern ꝛc. entbehrlich macht, spart es ihnen Mühe und ein wahres Capital an Zeit. Dasselbe, alle Gegenstände der Gesetzgebung, Justiz und Administration umfassend, ist ebenso vollständig als durch seine alphabetische Anordnung und besonders sehr ausführliche Sachregister zum Gebrauch bequem. Wenn dieses 20 Bände starke Repertorium beendigt ist, dürfte es den meisten königl. Beamten und den Praktikern zur höchsten Nothdurft werden, wir erlauben uns deshalb darauf aufmerksam zu machen, daß der Ankauf in Bänden die Anschaffung sehr erleichtert und die Ausgabe dafür nicht fühlbar ist, und machen zugleich bekannt, daß wir den so äußerst wohlfeilen Preis für das herrlich ausgestattete Werk nur noch einige Zeit bestehen zu lassen entschlossen sind, da die für die Subscription bestimmte Anzahl von Exemplaren bald vergriffen ist. Der 6te Band ist unter der Presse.

Bei Aug. Mylius in Berlin sind erschienen:

Das Leben im Leichentuch. Enthüllung eines argen Geheimnisses. In Briefen. 8. Geh. 18 Gr.

Klenze, C. A. C., Kritische Phantasien eines praktischen Staatsmannes. Ein Bericht über Ch. L. F. Schulz Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Friedrich von Matthisson's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bände. Gr. 12. Druckp. 2 Thlr. 16 Gr. Postp. 3 Thlr. 8 Gr. Velinp. 4 Thlr.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, die 2te Auflage von:

Rückblick auf Luther's, im Jahre 1534 vollendete Bibelübersetzung. Eine Denkschrift zur dritten Säcularfeier dieses erfolgreichen Werkes von Karl Fuchs, der Theologie Dr., k. Consistorialrath und Hauptprediger in Ansbach.

Ansbach, den 10ten October 1834.

Karl Brügel.

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Herausgegeben von den

würtembergischen Vereinen für Landwirthschaft, für Pomologie, für Weinbau und Weinverbesserung, für Gewerbe und Handel.

Auf dieses durch seine Wohlfeilheit und Gemeinnützigkeit des Inhalts gleich ausgezeichnete und darum einer immer steigenden Theilnahme sich erfreuende Blatt, das recht eigentlich ein Pfennig-Magazin genannt werden könnte, wenn es auf den Namen, und nicht viel mehr auf die Sache dabei ankäme, werden auch für das 4te Quartal (October—December) Bestellungen angenommen. Der Preis des Jahrgangs 1834, vom April, wo es begann, bis Ende December, ist 1 Fl. 8 Kr. Rhein, oder 16 Gr. Sächs.; das 4te Quartal einzeln kostet 24 Kr, oder 6 Gr. Sächs.

Die bis jetzt erschienenen 33 Nummern enthalten neben andern weniger interessanten Artikeln folgende sehr lesenswerthe Abhandlungen: Ueber Verbesserung schlechter Waldungen. — Gebläse mit heißer Luft. — Ueber die Maul- und Klauenseuche beim Hornvieh. — Empfehlung von Gemeindebacköfen. — Obstdörröfen. — Einige Notizen über neue Wiesenanlagen. — Ueber die Anwendung erwärmter Luft bei Gebläsen. Mit einer Lithographie. — Der russische Sägebock. Mit einer Lithographie. — Ueber die Anlegung von Hopfengärten. — Ueber den frühern und gegenwärtigen Zustand der Branntweinbrennerei in Würtemberg. — Frostableiter. — Ueber die Vergiftungen durch verdorbene Würste. — Tuchfabrikation. — Runkelzucker in Hohenheim. — Behandlung und Heilung der unter einer Schaf-

heerde im November 1832 ausgebrochenen Milzbrande. — Fabrikation seidener und baumwollener Stoffe. — Pferdezucht. — Ueber Ersparung von Brennmaterialien. — Obstbaumzucht. — Capitalisten und Gewerbsleute. — Moosschichte für Weber. — Ueber die Ausmittelung des Fleischergewichts beim Hornvieh. — Ankauf von Seidencocons. — Die amerikanische Axt. — Ueber den sogenannten Flug, eine Rindviehkrankheit. — Brot aus Kunstmehl. — Die Gartenkresse. — Der friesische Baumkohl. — Ueber enge und weite Schornsteine. — Ueber die Vertilgung der Quecke. — Maikäfer. — Ueber eine einfache Vorrichtung, um auf eine Destillation Branntwein zu gewinnen. — Ueber das Aufblähen des Rindviehs. Mit einer Lithographie. — Die Nützlichkeit der Weberei durch Frauen und Mädchen. — Weberei, Bleiche und Appretur weißer baumwollener Stoffe. — Wagenmann's Kühlapparat. — Die Milchwirthschaftsvereine in der Schweiz. — Wichtigkeit der Walken beim Bleichen der Leinwand. — Ueber die Ablösung der Grundlasten, namentlich des Schäfereiübertriebsrechts. — Verhütung des Wassersteins in Dampfkesseln. — Vorläufiger Bericht über die diesjährige Versammlung der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg. — Ueber den Wurm an den Weinblättern. — Ueber die Behandlung der Seidencocons. — Der kleine Rießling. — Erdflöhe. — Englische Merinos. — Ueber die Nothwendigkeit, die Gebäude auf dem Lande gegen den Blitz zu sichern. — Färberei. — Verfahren, das Papier von Chlor zu befreien. — Ueber die Berechnung von runden, unbeschlagenen Stämmen. — Ueber Aufzucht der Kälber mittels Tränkens. — Die fünfte Generalversammlung des würtembergischen Weinbauvereins vom 29sten Juni 1834. — Ueber Weinbereitung. — Runkelzuckerfabrikation. — Stoppelroggen und Stoppelgerste. — Handel nach Italien. — Obsthandel nach Baiern. — Ueber die Wahl und Zusammensetzung des Spannviehstandes. — Ueber das Pfropfen der Reben. — Der Unterricht im Zeichnen in Gewerbsschulen. — Weinbau. — Der Durchfall, oder die Diarrhoe der Kälber. — Die Bereitung des Strohweins. — Ueber die Bereitung des Oels aus Traubenkerner. — Güllenpumpen. Mit einer Lithographie.

Stuttgart und Tübingen, im Oct. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß

sämmtlicher

Taschenausgaben,

welche im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau erschienen, und in einer Auswahl von 560 Bändchen zu unerhört billigen Preisen durch jede Buchhandlung Deutschlands und Oestreichs zu beziehen sind.

Bei K. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle guten Buchhandlungen versendet worden:

Bilder aus dem christlichen Familienleben.

Acht Predigten

im Jahre 1833 in der großh. hess. Hofkirche in Darmstadt gehalten von

Karl Zimmermann,

großherzoglich hessischem Hofdiakonus.

Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 45 Kr.

Der Verfasser, Nachfolger seines leider! zu früh verewigten Bruders, des großh. Hofpredigers Z., sowol im Amte als in der Zuneigung seiner Zuhörer, welche dessen Kanzelvorträge ebenso zahlreich besuchen, übergibt zum ersten Mal dem Publicum eine Reihe von Predigten, welche einen höchst interessanten Stoff behandeln. Der Verleger hofft, daß dieselben ebenso gerne gelesen werden, als sie von seinen Zuhörern besucht wurden.

Im Industrie-Comptoir (Baumgärtner) zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

VIELLIEBCHEN.

Historisch-romantisches Taschenbuch

für

1835.

Von

A. von Tromlitz.

Achter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

435 Seiten in 12. Elegant gebunden. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Morisken. — Maria Offida. — Der Rebell von Hogstraaden.

Sehr empfehlungswerthe Schrift, besonders für die reifere weibliche Jugend.

In der Schultheß'schen Buchhandlung in Zürich ist soeben erschienen und an alle solide Handlungen versandt:

Natalie

von

Selma.

8. Eleg. brosch. 2 Fl. 24 Kr.

Herr Pfarrer Appenzeller in Biel äußert sich in seiner Vorrede zu dieser ausgezeichneten Schrift über den Werth derselben mit folgenden Worten: „Der Herausgeber legt hier für seine Person das Bekenntniß ab: daß ihm wenige Darstellungen vorgekommen sind, die, wie diese, den Silberbach der innern bessern Welt, wenn auch zuweilen getrübt, von seiner Quelle an — bis zum stillen, ruhigen Meere — immer sanft leuchtend durchschimmern läßt. Die Verfasserin hat die schöne aber schwierige Aufgabe, die sie sich selbst gegeben, würdig gelöst. Mit Rührung und tief ergriffen, legt' ich Natalien, als ich ihre Geschichte mit Aufmerksamkeit durchlesen hatte, nieder. Wer könnte ihr — der aus solchen Stürmen endlich Geretteten — seine Hochachtung, seine Theilnahme und Liebe versagen! Wol lernen wir die erhabene Wahrheit: „daß so lange der heilige Engel der Unschuld und ein reines, frommes Gefühl für das Göttliche in uns seine Kraft erhält, wir nie ins Gemeine herabsinken, oder an unserer Hoffnung: für die Tugend wieder gewonnen zu werden, verzweifeln dürfen."

J. Fr. Fries,

sehr ähnlich lithographirt, ist zu dem Preise von 4 Gr. in der lithographischen Anstalt von A. Wehrt in Braunschweig zu haben, und von da durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben ist versandt:

das dritte Heft des dritten Bandes (Nr. XX)

von dem

Repertorium

der gesammten deutschen Literatur,

herausgegeben von

E. G. Gersdorf.

Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, 30sten October 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Darstellungen
aus der Geschichte des
Reformations-Zeitalters,
mit Zugaben aus der Quellenforschung.
Von
W. Wachsmuth.
Ersten Theils erste Lieferung.
Auch unter dem Titel:
Der deutsche Bauernkrieg
zur Zeit der Reformation.
Mit dem Bildniß Thomas Münzer's.
Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Bildet eine Fortsetzung der im fünften Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs", herausgegeben von Fr. von Raumer, mitgetheilten Abhandlung: „Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter", von demselben Verfasser.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Minerva, Taschenbuch, 23 Jahrgänge vollständig,
bestehend aus 712 Bogen Text und 209 Kupfertafeln, vollständige
Galerien zu Schiller's und Göthe's Werken
enthaltend,
ist von heute an auf 10 Thlr. für das Ganze (sonst 46 Thlr.) und 12 Gr. für einzeln genommene Jahrgänge herabgesetzt. Eine Sammlung, in der die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands gearbeitet haben, die sich durch eine durchaus sittliche Tendenz, sehr schöne Kupfer und so ungemeine Wohlfeilheit auszeichnet, darf wol mit Vertrauen empfohlen werden. Ausführliche Anzeigen über den Inhalt sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, den 1sten October 1834.

Friedrich Fleischer.

Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Physiker.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Licht,
vorzugsweise
über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben.
Von
Dr. *G. Landgrebe.*
Gr. 8. 38¼ Bogen. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werkes handelt von allen bekannt gewordenen anorganischen Stoffen, die durch das Licht verändert werden. Der zweite Abschnitt gibt die erschöpfende Darstellung des Photomagnetismus. Die beiden Abschnitte der zweiten Abtheilung, an Umfang die bedeutendsten, behandeln die Einwirkung des Lichts auf Pflanzen und Thiere in ihren verschiedenartigsten Verhältnissen. Es ist dieses Werk eine Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen und Meinungen über diesen Gegenstand, ein wahres Repertorium für diesen Zweck. Statt eigner Empfehlung geben wir hier eine öffentliche Beurtheilung dieses Werkes im Auszug. „Aeusserste Vollständigkeit, historische Anwendung der einzelnen Artikel, lebendige und unverfälschte Darstellungen der Meinungen Anderer, wohlüberdachte Beifügung des Eignen und bei diesem allen eine so angenehme und ansprechende Form, zeichnen diese Schrift sehr vortheilhaft aus. Die gewandte Behandlung des Gegenstandes macht das an interessanten Beobachtungen und Zusammenstellungen überaus reiche Werk so angenehm, und unterhaltend, dass Niemand das Buch ohne wahres Vergnügen lesen wird."

N. G. Elbert in Marburg.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationismus in ihrer Beziehung zur neuern Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Spengel. Zugleich die letzten Gründe für Gott, Vernunft, Gesetz, Freiheit und Unsterblichkeit. Von Dr. J. F. J. Tafel, Universitäts-Bibliothekar zu Tübingen. Gr. 8. XVI und 463 Seiten. Preis 3 Fl. 36 Kr.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen:

Die Lebensgeschichte
des großen
Königs Friedrich von Preußen.
Ein Buch für Jedermann,
von
Professor Dr. J. D. E. Preuß,
dem bekannten Verfasser des größern Werkes über denselben Gegenstand.
Erster Band. Gr. 8. 26 Bogen. Geheftet.

Der Subscriptionspreis für diesen Band ist 1 Thlr. 10 Sgr.; der zweite Band, welcher den Schluß des Ganzen enthält und in einigen Wochen folgt, wird etwa ebenso viel kosten.

Wir machen das Publicum auf dieses Volksbuch ganz besonders aufmerksam, indem der Inhalt desselben wiederum Zeugniß gibt, wie sehr es dem würdigen Streben des berühmten Verfassers, gestützt auf seltene Hülfsquellen, gelungen ist, das thaten- und folgenreiche Leben des großen Königs so darzustellen, daß es Jedermann verständlich und nützlich ist, und ihn auf eine angenehme Weise mit einer der denkwürdigsten Zeit unserer vaterländischen Geschichte bekannt macht.

Uebrigens hat der Herr Verfasser alle die Verbesserungen,

Berichtigungen und Bereicherungen in sein neues Werk aufgenommen, welche derselbe noch nachträglich aus den ihm später überwiesenen Materialien gesammelt und die von großer Bedeutung sind. Es ist hiernach sein Werk nicht allein als eine gedrängte ergänzende Ausgabe des größern anzusehen, sondern wird auch jeden, der noch nicht in dem Besitz dieses letztern ist, vollständig befriedigen.

Berlin, im October 1834.

Bei K. W. Leske in Leipzig und Darmstadt wird zu Anfang des nächsten Jahres erscheinen:

Briefe an J. H. Merk

von

Göthe, Herder, Wieland, der Herzogin Amalia und dem Herzog Karl August von Weimar, von S. de la Roche, G. Forster, Wille, K. Heß, W. Tischbein, J. v. Berolding en u. A., nebst Merk's literarischer Charakteristik,

ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Kunstgeschichte der Jahre 1770 bis 1790,

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Ludwig Wagner.

8. Geheftet.

Da Merk der Jugendfreund Göthe's war und auf dessen geistige und literarische Bildung bedeutenden Einfluß gehabt hat, so dürfte diese Briefsammlung der zwischen Göthe und Schiller nicht nachstehen.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Siebenundsechzigster Band, oder 1834. Juli. August. September.

Inhalt des siebenundsechzigsten Bandes.

Art. I. 1) ОБЪ ОТНОШЕНІЯХЪ РОССІЙСКИХЪ КНЯЗЕЙ КЪ МОНГОЛЬСКИМЪ И ТАТАРСКИМЪ ХАНАМЪ ОТЪ 1224. ПО 1480. ГОДЪ САНКТПЕТРБУРГЪ. 1823.

2) Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lane. Tome 1. Paris 1824.

3) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt von J. J. Schmidt. Petersburg 1829.

4) Geschichte des östlichen Asiens, von Dr. J. H. Plath. Ister Band, Göttingen 1830, IIter Band 1831.

5) Denkwürdigkeiten über die Mongolei von dem Mönch Hyakinth, aus dem Russischen übersetzt von K. F. von der Berg. Berlin 1832.

II. *Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine*, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*. Première partie. Cycle héroïque. 1833.

III. Geschichte der Regierung Ferdinand I. Von F. B. v. Bucholtz. Dritter Band. Wien 1832.

IV. Psałterz Królowéj Małgorzaty, pierwszej małżonki Ludwika I, Króla Polskiego i Węgierskiego, córki Króla Czeskiego i Cesarza Karola IV. Najstarszy dotąd znany pomnik piśmiennictwa Polskiego. Wydany staraniem Stanisława Hr. na Skrzynnie Dunina-Borkowskiego. Wiedeń 1834.
(Psalter der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig I., Königs von Polen und Ungarn, Tochter des Königs von Böhmen und Kaisers Karl IV. Das älteste bisher bekannte Denkmal der polnischen Literatur. Herausgegeben durch die Bemühung Stanislaw's Gr. auf Strzynna Dunin-Borkowski. Wien 1834.)

Art. V. Gesammelte Werke des armenischen Katholikus, Nerses des Clajensers.

1) Sancti Nersetis Clajensis Armeniorum Catholici Opera; nunc primum ex Armenio in Latinum conversa studio et labore D. Josephi Capelletti. Vol. I. Venetiis.

2) Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, encyklisches Schreiben an die ganze armenische Nation. Venedig, im Jahre 1830, in armenischer Sprache.

3) Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, poetische Werke. Venedig 1830, in armenischer Sprache.

VI. Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis monseensibus bibliothecae palatinae vindobonensis ediderunt *Stephanus Endlicher* et *Hoffmann Fallerslebensis*. Vindobonae 1834.

VII. 1) *C. Cornelii Taciti Annales*. Recognovit Theophilus *Kiesslingius*. Lipsiae 1829.

2) *Cornelius Tacitus* ab J. Lipsio, J. F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero*. 2 tomi. Lipsiæ a. 1831.

3) *C. Cornelii Taciti* Opera. Recensuit et commentarios suos adjecit *Georg. Henricus Walther*. Tomi I—IV. Halis Saxonum 1831—33.

VIII. Bilancia politica del globo, ossia quadro geografico-statistico della terra. Di Adriano *Balbi*. Padova 1833.

IX. Nachtrag (zu S. 178 der Fragmenta theotisca).

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXVII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830. Von W. Freiherrn von Pflügl.

Schreiben des armenischen Katholikus Nerses des Clajensers über die Sonnensöhne oder Paulicianer in Samosata im 12. Jahrhundert unserer Zeit.

Hammer's morgenländische Handschriften (Fortsetzung).

Diplom des Ordens des Löwen und der Sonne.

Smyrna. Von Prokesch Ritter von Osten.

Soeben verließ die Presse und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die fünfte Auflage von Dr. Caspari's homöopathischem Haus- und Reisearzt.

Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann, insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hülfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in schnellen Krankheitsfällen selbst helfen zu können. Herausgegeben von Dr. Hartmann.

Gr. 8. 16 Gr.

Das schnelle Aufeinanderfolgen starker Auflagen spricht am besten für ein Werk, welches bereits so vielen Leidenden Hülfe gebracht hat und das sich selbst bei den eingewurzeltsten seit langer Zeit unnütz behandelten Krankheiten durch seine Vorschriften als wohlthätig bewies.

Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig.

Für Leihbibliotheken ist ein

Verzeichniß von 162 Romanen und Unterhaltungsschriften (265 Bände), welche von dem Ladenpreise von 283 Thlr. — auf 60 Thlr. herabgesetzt, und auch einzeln und in kleinen Partien zu sehr billigen Bedingungen zu haben sind, durch mich und jede Buchhandlung zu erhalten.

Leipzig, den 1sten October 1834.

Friedrich Fleischer.

:heſte Taſchenausgabe von Bulwer's Werken.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſoeben erſchienen und allen Buchhandlungen zu haben:

E. L. Bulwer's ſämmtliche Werke,

1—4tes Bändchen Taſchenformat,

enthaltend:

Die letzten Tage von Pompeji.

Aus dem Engliſchen

von

Otto von Czarnowski.

Vier Bändchen. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Einem mit dem Verfaſſer, Herrn E. L. Bulwer in London, abgeſchloſſenen Vertrage zufolge, werde ich von den Werken, welche derſelbe in Zukunft herausgibt, die Aushängebogen in der Art erhalten, daß ich dadurch in Stand geſetzt werde, die von mir verlegte Ueberſetzung zu gleicher Zeit mit dem engliſchen Original erſcheinen zu laſſen, und empfehle ich dieſelbe dem Publicum zur freundlichen Beachtung.

Soeben iſt erſchienen und verſendet worden:

Die echten Chinarinden,

ein Beitrag zur genauern Kenntniß dieſer wichtigen Arzneimittel,

von Dr. F. L. Winkler.

Gr. 8. Geheftet. 12 Gr., oder 54 Kr.

Den Beſitzern des Lehrbuchs der pharmaceutiſchen Chemie und Pharmakognoſie des Verfaſſers dient zur Nachricht, daß die 2te Abtheilung des 2ten Bandes, welcher obige Abhandlung und die Abhandlung über die Chinapräparate umfaßt, längſtens in einigen Monaten ebenfalls ausgegeben wird.

Darmſtadt, den 12ten October 1834.

Karl Wilhelm Leske.

In der Buchhandlung von K. Fr. Amelang in Berlin (Brüderſtraße Nr. 11) erſchienen ſoeben und ſind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Iſé, A. (Maître des langues française et italienne), Le secrétaire français, ou l'art de la correspondance française, renfermant des modèles de lettres sur toutes sortes de sujets, avec leurs réponses; suivis de modèles de pétitions, de lettres de change, de billets à ordre, de quittances, de mémoires, d'engagemens, de baux, d'actes d'échange, de vente, etc. etc., et précédés d'une instruction sur le cérémonial à observer dans les lettres. 8. Broché. 1 Thlr.

Schoppe (Amalie, geb. Weiſe), Briefſteller für Damen, oder faßliche Anweiſung, alle Arten von Briefen zu ſchreiben; nebſt einer kurzen deutſchen Sprach- und Schreiblehre. Mit 320 Muſterbriefen, über alle Verhältniſſe des Lebens, Denkſprüchen zu Stammbüchern, der Blumenſprache u. ſ. w. Ein Feſt- und Toilettengeſchenk für deutſche Frauen. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet. 1 Thlr.

Im nämlichen Verlage erſchienen früher:

Solger, Dr. S. E., Praktiſcher Rathgeber für das Geſchäftsleben in Privat- und öffentlichen Verhältniſſen. Ein vollſtändiges Handbuch für den Bürger, Kaufmann und Beamten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 1 Thlr. 10 Sgr.

Vollbeding, Joh. Chr., Neuer gemeinnütziger Briefſteller für das bürgerliche Geſchäftsleben, enthaltend eine ausführliche und durch auserleſene Beiſpiele erläuterte Anleitung zum Briefſchreiben, alphabetiſch geordnete Erklärungen zahlreicher kaufmänniſcher, gerichtlicher und fremdartiger Ausdrücke, Anweiſungen in Teſtaments-, Erbſchafts- und Stempelangelegenheiten, Vorſchriften zu Wechſeln, Obligationen, Contracten, Nachrichten vom Poſtweſen, Münzen, Maß- und Gewichtsvergleichungen, Meilenanzeiger, Zeitrechnungen ꝛc. Nebſt einem Anhange, die neueſte Titulaturart der Behörden ꝛc. in den königlich preußiſchen Staaten enthaltend. 8. 7te verb. Aufl. Mit Titelkupfer. (36 compr. Bog.) 20 Gr., oder 25 Sgr.

Erniedrigter Preis

von

Goethe's ſämmtlichen Werken

in 55 Bänden.

Ausgabe in groß Octav.

Um dem frech eindringenden Nachdruck von Goethe's ſämmtlichen Werken entgegenzuwirken, zeigen wir hiermit an: daß wir uns entſchloſſen haben, die Octavausgabe für einige Zeit zu einem bedeutend erniedrigten Preiſe gegen baare Zahlung abzulaſſen, und zwar:

die Ausgabe auf Velinpapier für 90 Fl. — anſtatt früher 125 Fl. 24 Kr.

oder 50 Thlr. — anſtatt früher 69 Thlr. 16 Gr. Sächſ.

die Ausgabe auf Druckpapier für 60 Fl. — anſtatt früher 79 Fl. 12 Kr.

oder 33 Thlr. 8 Gr. — anſtatt früher 44 Thlr. Sächſ.

Hiernach würde der Band dieſer vollſtändigen Ausgabe, welche auch den Nachlaß in 15 Bänden in ſich ſchließt, auf Velinpapier nur ganz wenig über 1 Fl. 30 Kr., und auf Druckpapier 1 Fl. 5 Kr., zu ſtehen kommen.

Von der wohlfeilen

Taſchenausgabe in 55 Bänden

werden noch Exemplare zum Subſcriptionspreiſe

auf Velinpapier für 44 Fl. 36 Kr., oder 24 Thlr. 18 Gr. Sächſ.

auf Druckpapier für 29 Fl. 42 Kr., oder 16 Thlr. 12 Gr. Sächſ.

gegen baare Zahlung abgegeben.

Der durch die Herabſetzung obiger Ausgaben bezweckte größere Abſatz wird der Vertragsbeſtimmung gemäß, weniger uns, als den von Goethe'ſchen Erben Nutzen bringen und man darf daher wol um ſo mehr auf theilnehmende Förderung deſſelben hoffen.

Alle ſolide Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf obige Werke an, und werden von uns in den Stand geſetzt, ſie zu den angezeigten Preiſen zu liefern, bis durch eine ſpätere Bekanntmachung wieder ein erhöhter Preis eintreten wird.

Stuttgart und Tübingen, im October 1834.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Bei Breitkopf und Härtel iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Hauslexikon.

Vollſtändiges Handbuch praktiſcher Lebenskenntniſſe

für alle Stände.

Erſter Band.

Erſtes bis ſechstes Heft.

Indem wir hierdurch die Vollendung des erſten Bandes unſers Hauslexikons zur Kenntniß bringen, ſehen wir uns veranlaßt uns nochmals über ſeinen Zweck und ſeinen Inhalt auszuſprechen.

Das Hauslexikon iſt durchaus kein Converſations-Lexikon. Es iſt ein von dieſem gänzlich verſchiede-

nes, ihm grabezu entgegengesetztes Werk, in seiner Idee vollkommen neu und einzig in seiner Art. Es berührt nur die praktische Seite des Lebens; es ist ein Erfahrungslexikon, bestimmt, dem Bedürfniß und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu geben, welche in häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen vorkommen. Es soll als erfahrener Arzt, als kundiger Sachwalter, als praktischer Geschäftsmann, Oekonom, als tüchtige Hausfrau, Mutter u. s. w. dem hülfesuchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann.

Unser Hauslexikon ist ein Werk, was in keiner Haushaltung fehlen sollte, und der wider Erwarten schnelle Absatz einer großen Auflage spricht wol am besten für seine Brauchbarkeit.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, den 1sten November 1834.

Breitkopf und Härtel.

Preiswürdiges Weihnachtsgeschenk.

Dr. Christian Gottfried Daniel Stein's,
ehemal. Professors am berl. Gymnas., Ritters d. rothen Adlerordens 3ter Classe rc.,

Handbuch
der
Geographie und Statistik
für
die gebildeten Stände.
Nach den neuern Ansichten bearbeitet
von
Dr. Ferdinand Hörschelmann,
Professor am berl. Gymnasium, Mitgliede der berl. Gesellschaft für Erdkunde.

Dritter Band.

Griechenland, Türkei, Asien, Afrika, Amerika, Australien.
Sechste vermehrte und verbess. Aufl. 61 Bog. Gr. 8. 1834.
2 Thlr. 16 Gr.
(Alle 3 Bde., 163 Bog., auf starkes weißes Druckp. 6 Thlr. Auf Schreibp. 8 Thlr.)

Den zahlreichen Interessenten dieses trefflichen und in seiner Art einzigen Werkes die Kunde, daß der Schlußband eben die Presse verlassen hat. — Die fast gänzliche Umgestaltung der außereuropäischen Geographie und die große Bogenstärke verzögerten die Erscheinung sehr; das Werk hat aber in dieser Bearbeitung ungemein an Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit gewonnen und wird jedem Gelehrten und Geschäftsmanne ein sicherer Führer sein. Mathematische, physische und polit. Geographie, Statistik und Topographie, Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten sind in gleicher Vollständigkeit bearbeitet und ein umfassendes Register macht es auch als Lexikon ganz brauchbar. Alle zwei Jahre, bis zum Erscheinen einer neuen Auflage, werden die nöthigen Verbesserungen und Nachträge den Besitzern billigst nachgeliefert werden, daher wir bitten uns dergleichen gefälligst zukommen zu lassen.

Der dazu gehörige Atlas in 24 Bl. und 7 Tab. gr. Fol. ist in der 15ten Aufl., 1834, zu 4 Thlr. 8 Gr. erschienen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Der Feldzug 1794 in den Alpen. Nach östreichischen Originalquellen. (Schluß.) — II. Fragmente über die Waffengattungen im Kriege. Mit 2 Kupfertafeln. — III. Geschichte des k. k. östreichischen neunten Husarenregiments Nicolaus I. Kaiser von Rußland. (Schluß.) — IV. Literatur: 1) Ternay's Taktik. 2) Der Soldatenfreund. Eine preußische Zeitschrift. 3) Schießler's Handbuch der N V. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichische VI. Neueste Militairveränderungen. Zweite Beilag aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Wien, den 25sten October 1834.

J. G. Heub.
Buchhändl

In der Buchhandlung von K. Fr. Amelang in B (Brüderstraße Nr. 11) erschien soeben und ist in allen handlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die Hauptbegebenheiten der Vorzeit und Mitw

Dargestellt in ihrer Folge und Beziehung aufeinander, z Unterhaltung und Belehrung, von

A. H. Petiscus, Professor.

39 Bogen. Gr. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 8 Gr., oder 10 Sgr.

Es dürfte ein glücklicher Gedanke sein, die unendlich mannichfaltigen Begebenheiten der Weltgeschichte nach dem Grade ihrer auf innerer Bedeutung und äußern Folgen beruhenden Wichtigkeit zu classificiren, um sie demnächst klar, bündig, und so darzustellen, daß durch ein sie begleitendes treffendes und kräftiges Urtheil das Interesse, welches sie erregen, in immer steigendem Grade unterhalten wird.

Mit den Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte hat in vorstehender Schrift der Herr Verfasser den Anfang gemacht, und selten ist wol in einem Werke für Freunde geschichtlicher Lecture, innerhalb der mäßigen Grenzen desselben, eine solche Masse der wichtigsten Welterereignisse zur Förderung der Erkenntniß unumstößlicher Wahrheiten, sowie hier vorgetragen und behandelt worden. Es ist eine Galerie großer lebensvoller historischer Bilder, von geübter Hand entworfen, die dem Beschauer reichen Stoff zur Erinnerung, Belehrung und Unterhaltung darbieten wird. Dr. B—n.

Im nämlichen Verlage erschienen gleichzeitig:

Schilling, Dr., Historische Anthologie für Deutschlands Söhne und Töchter. Eine Sammlung von Biographien der merkwürdigsten Männer, Kriegsscenen, Schlachten und anderer geschichtlicher Begebenheiten auf alle Tage des Jahres. 2 Theile in gr. 8. Zusammen 58 Bog., compr. aber deutlicher Druck auf schönem Papier. Mit einem histor. Titelkupfer und zwei Vignetten. Geheftet. Compl. 2 Thlr. 20 Gr., oder 25 Sgr.

Bock, J. H. D. (Lehrer der kaufmännischen Rechenkunst und des Buchhaltens), Der wohlerfahrene Buchhalter, oder leichtfaßliche Anleitung in der Kunst des Buchhaltens für angehende Kaufleute, besonders auch zum Gebrauch beim Selbstunterricht. Gr. 8. Geheftet. 14 Gr., oder 17½ Sgr.

Soeben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Lelia.

Nach dem Französischen des Georg Sand. Von Adolf Braun. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Zur Empfehlung dieses Romans bemerken wir nur, daß das Original in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Homöopathie und Herr Kopp.

Eine Kritik der Schrift des Letztern über erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinalrath, Ritter Dr. Clarus

von

Dr. *L. W. Sachs,*
ord. Prof. der Medicin zu Königsberg.

Gr. 8. 18 Bogen. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im November 1834. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versendet:

Bilder-Conversations-Lexikon
für
das deutsche Volk.

Ein Handbuch
zur Verbreitung
gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.
In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

In vier Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen Druckpapier mit grober Schrift.
Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von 7—8 Bogen, deren jede im Subscriptionspreise 6 Gr. kostet.

Ersten Bandes dritte Lieferung. Bogen 16—22.

Armenien bis Bambus,
mit den Holzschnitten:
ein Armenier; Joh. Arndt; Blätter, Blüte und Wurzel der Aronswurzel, sowie der Arrakatscha; die Artischocke; Aeskulap; Ansicht der Akropolis von Athen; der Aetna; der Auerhahn; der Auerochse; Durchschnitt des Auges; das Rathhaus zu Augsburg; August, Kurfürst von Sachsen; Monument August des Starken in Dresden; August, Großherzog von Oldenburg; Ansicht des Schlosses von Avignon; Bacchus; Joh. Sebastian Bach; der Badeschwamm; Ruinen von Balbeck; Denkmal der im J. 1814 Gefallenen in Baltimore; der grüne Markt nebst Umgebungen in Bamberg; der Bambus
und den
in Kupfer gestochenen Karten von Asien, Australien, Baden und Baiern.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Wetter und Rostosky in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus den Papieren eines Hingerichteten.
Herausgegeben von
Adolf Glassbrenner.

Gr. 8. Elegant broschirt. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Das reiche Gemüth und der glänzende Witz des beliebten Verfassers sind zu sehr bekannt, um sein oben genanntes neuestes Werk empfehlen zu müssen; nichtsdestoweniger wollen wir das deutsche Publicum besonders darauf aufmerksam machen, da, was humoristische Literatur betrifft, jetzt so selten etwas Gutes erscheint.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien und ist versandt:

PENELOPE.

Taschenbuch für d. J. 1835. Herausgeg. von Th. Hell. 24ster Jahrg. Mit 8 Stahl- und Kupferstichen nach Ender, Lindau, Törmer, von Fz. Stöber, Höfel, Fleischmann, Wagner, Dav. Weiß. In gepreßten Decken mit Goldschn. 2 Thlr. Beste Ausgabe in Seide 3 Thlr.

Inhalt: Scenen aus dem ital. Volksleben. — Aureliens Held von W. v. Lüdemann. — Die Geschiedene, vorletzte Novelle von Leop. Schefer. — Der Virtuose aus Genua, Nov. von Arnold. — Die Kirche zum Glas Wasser von Castelli. — Sommernachtsphantasie von A. Krafft. — Elisa von der Recke von H. Hase. — Gedichte von Treumund, Schlingloff, Theodora v. Wellnau, Rogge.

Namen- und Sachregister der Göthe'schen Werke.

Wir benachrichtigen hiermit Göthe's Verehrer und Freunde, daß das in der Allgem. Zeitung vom 31sten August d. J. vorläufig angezeigte:

Vollständige Namen- und Sachregister
zu
Göthe's sämmtlichen Werken

demnächst erscheinen werde.

Der Preis dieses in Octez und Octav erscheinenden Registers wird ungefähr dem frühern Preis eines Bandes der Taschen- und Octavausgabe der Göthe'schen Werke gleichkommen.

Stuttgart, im October 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Bücher,
welche im Verlage von
Duncker und Humblot in Berlin
erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Felice, G. de, Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs. Aus dem Französischen übersetzt von H. Hilliger. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen und herausgegeben von C. Gr. v. B. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Marheineke, Ph., Geschichte der deutschen Reformation. Vierter Theil. 8. 2 Thlr.

Mit diesem Theile ist dieses classische Werk vollendet (Th. 1—4. 6 Thlr. 12 Gr.). Es ist bekannt, daß kein

anderes Buch jene wichtige Begebenheit so in dem ursprünglichen Lichte darstellt, und daraus der Beifall erklärlich, welchen es bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden.

Ranke, Leopold, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erster Band. (Auch unter dem Titel: Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Zweiter Band.) Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Der berühmte Verfasser stellt zunächst in diesem ersten Bande, nach bisher meist unbenutzten Quellen, die Entwickelung des Kirchenstaats, der Curie, des Papstthums, dann aber des Katholicismus überhaupt gegenüber dem Protestantismus im 16. Jahrhundert, dar. Auf jeder Seite wird man das bekannte große kritische Talent des Verfassers wieder erkennen.

Soeben wurden fertig und versandt:

C. G. Lichtenberg's
Ideen, Einfälle und Maximen.

Nebst dessen Charakteristik. Ausgewählt und herausgeg. von G. Jördens. 2 Bde. 3te und wohlf. Ausg. in Taschenformat. Brosch. 21 Gr.

Der Kreuzzug nach Griechenland.

Von K. Reinhardt. 1ster Band: Die Elfen. 2ter Band: Die Tempelritter. Neue wohlf. Ausg. in 12. Brosch. 1 Thlr.

Die heldenmüthige Tochter.

Aus dem Franz. von Halem. Neue wohlf. Ausg. in 12. Brosch. 10 Gr.

Schreckenstage
der Elmira Hetikar,

einer jungen Griechin aus Jassy. Schaudergeschichte aus den griech. Freiheitskriegen. Aus dem Engl. von C. M. Rittler. Neue wohlf. Ausg. 12. Brosch. 12 Gr.

Letztere drei Schriften bilden den 13ten — 16ten Band der Wohlfeilen Bibliothek von Unterhaltungsschriften

Prän.-Preis für allemal 4 folgende Bändchen 1 Thlr. 12 Gr.

Ernst Klein's literarisches Comptoir in Leipzig.

Neue Verlagswerke
von
J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main,

welche um beigesetzte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind:

Adrian, Dr. und Prof., Reisescenen aus Amerika. Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr.

Apollonius von Perga, Die Bücher des, De sectione spatii, analytisch bearbeitet und mit einem Anhange von mehrern Aufgaben ähnlicher Art versehen von Prof. M. G. Grabow. Mit 3 Steintafeln. Gr. 8. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Bechstein, Ludwig, Der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bände. 8. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

— —, Luther. Ein Gedicht 8. Geh. 21 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Behlen, St., Forstmeister, Lehrbuch der Jagdwissenschaft in ihrem ganzen Umfange, zum Gebrauche bei öffentlichen Vorlesungen und beim Selbststudium. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. — 3 Fl. 12 Kr.

Becker, Dr. und Pfarrer, Wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit 2 Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr. — 2 Fl.

Belani, H. C. R., Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

— —, Der Heimatlose. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. 4 Thlr. — 7 Fl.

Beurmann, Dr., Almanach der deutschen Bühne für 1835. Mit 5 Portraits. 12. Geb. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Cooper's sämmtliche Werke. 1stes — 6stes Bändchen. Der Spion. 6 Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr. Druckpap. 1 Thlr. — 1 Fl. 36 Kr.

— —, 7tes — 12tes Bändchen. Der Letzte der Mohikaner. 6 Bändchen. Dritte verb. Aufl. 12. Geh. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr. Auf Druckpap. 1 Thlr. — 1 Fl. 36 Kr.

Creizenach, Dr., Theoretisches Lehrbuch der Stereometrie, für Gymnasien und Bürgerschulen. Mit 4 lithographirten Steintafeln. 12. 12 Gr. — 54 Kr.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bände. 8. 3 Thlr. — 5 Fl.

— —, Die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Bände. 8. 3 Thlr. — 5 Fl.

— —, Phantasiegemälde für 1835. Mit 1 Kupfer von F. Fleischmann. 8. Elegant gebunden. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Eduard Duller. In monatlichen Heften. 5 Thlr. — 8 Fl.

Forst- und Jagdzeitung, Allgemeine. Herausgegeben vom Forstmeister St. Behlen. Jahrgang 1834. 12 Hefte, mit lithogr. Zeichnungen. Gr. 4. 4 Thlr. 16 Gr. — 8 Fl. 24 Kr.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geschichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben. Mit 10 Tabellen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugnisse aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für denkende Christen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 20 Kr.

Galerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern Gr. 8. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

Günther, Medicinalrath und Dr. J. J., Natur und Kunst in Heilung der Krankheiten. Ein Leitfaden für angehende Aerzte. 8. Geh. 21 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Lendroy, J., Professor, Neues deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterbuch. Zum Gebrauch aller Stände. 2 Theile. Beiläufig 100 Bogen stark im größten Lexikonformat. 3 Thlr. 20 Gr. — 6 Fl. 30 Kr.

* Eine ausführliche Anzeige von diesem empfehlungswerthen Wörterbuch ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Meyer, H. von, Die fossilen Zähne und Knochen und ihre Ablagerung in der Gegend von Georgensmünd in Baiern. Mit 14 Tafeln Abbildungen. Geh. 4. 3 Thlr. — 5 Fl.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. 1ster Band. 2tes Heft. Mit Tafel VI — IX. und XI. Gr. 4. Geheftet. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 20 Kr.

Ortlepp, Ernst, Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größern politischen Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Pierre, H., Professor, Der englische Selbstlehrer. Ein Lehr- und Uebungsbuch für Schul-, Privat- und Selbstunterricht in der englischen Sprache. 12. Geh. 21 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Rau, W., Professor und Dr., Lehrbuch der Pathogenie. Gr. 8. 20 Gr. — 1 Fl. 21 Kr.

Rudolphi, J. J., Märchenkranz für Kinder. Zweite, mit 4 color. Kupfern verm. Aufl. 8. Geb. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

Schwenck, Konrad, Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. — 4 Fl. 30 Kr.

* Ueber dieses Nationalwerk findet man in allen Buchhandlungen eine ausführliche Anzeige.

Shakspeare's Plays, accurately printed from the text of Mr. Steeven's last edition, with historical and gramatical explanatory notes in german by J. M. *Pierre*. Vol. IV. Containing: King Henry IV. Part. 1. 12. Geh. 8 Gr. — 36 Kr.

Storch, Ludw., Der Diplomat. Novelle. 8. 1 Thlr. 18 Gr. — 2 Fl. 48 Kr.

— —, Der Caricaturist. Novelle. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 8 Gr. — 5 Fl. 48 Kr.

— —, Novellen. 4 Bände. 8. 5 Thlr. 8 Gr. — 9 Fl.

Spiers, Prof. A., Englische Sprachübungen nach rationneller Methode. Nach der zweiten Ausgabe für Deutschlands Schulen bearbeitet von Professor H. Bacharach. 12. Geh. 14 Gr. — 1 Fl.

Taschenbuch, Rheinisches, auf das Jahr 1835. Mit 8 Kupfern. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Verfassungen, Die, der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Aus dem Englischen übersetzt von G. H. Engelhard. 2 Theile. 8. Geheftet. 2 Thlr. — 3 Fl.

Zimmer, J. G., Consistorialrath, Das Gebet des Herrn. Predigten. 8. Geh. 12 Gr. — 48 Kr.

Herabgesetzter Preis:

Döring, G., Phantasiegemälde. 1829—33. 5 Jahrgänge mit 5 Kupfern von Fleischmann, zusammengenommen 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr. Einzelne Jahrg. 12 Gr. — 54 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. Dritten Bandes viertes Heft. (Nr. XXI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, 15ten November 1834.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist zu haben und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Monographiae generis Polygoni prodromus auctore C. F. Meisner. Genev. 1826. 117 Seiten in 4. mit 7 Kupfertafeln. Preis 2 Fl. 45 Kr.

Diese Schrift, welche zur Zeit ihres Erscheinens vollständig zu nennen war, und über deren wissenschaftlichen Werth die günstigsten Urtheile ausgesprochen wurden (z. B. in v. Schlechtendal's „Linnaea", Jahrg. 1827), enthält weit mehr als ihr bescheidener Titel erwarten läßt, indem sie nicht blos, nach Art der meisten unter ähnlicher Bezeichnung erschienenen Schriften, eine nackte, dürre Aufzählung und Diagnostik der Arten, sondern namentlich auch eine fleißige, umständliche, für allgemeine Botanik nicht unwichtige, organographische Darstellung der Gattung Polygonum, mit vielfältiger, vergleichender Berücksichtigung des Baues der übrigen Polygoneen-Gattungen, sowie auch schätzbare Untersuchungen und Angaben über die geographische Verbreitung, über den medicinischen und technischen Nutzen der Polygona u. s. w. darbietet. In Beziehung auf die systematische Bearbeitung der Arten gebührt dem Verf. insbesondere das Lob, den eigentlichen Werth der diagnostischen Merkmale zuerst richtig gewürdigt, festgestellt und mit einer strengen, musterhaften Consequenz angewandt zu haben, indem er, was die einzige sichere, obgleich von den meisten Autoren vernachlässigte, Methode ist — bei jeder Art die nämlichen Theile angibt, und nicht bei der einen die Blüten, bei der andern die Blätter u. s. w. beschreibt. Sowol hierdurch einerseits, als auch andererseits durch die Trennung der ziemlich artenreichen und schwierigen Gattung in eine Reihe von ebenso natürlichen als scharf charakterisirten Gruppen (Sectionen), hat der Verf. einen hohen Grad von Klarheit und Ordnung über dieselbe verbreitet. Was endlich die vorliegende Schrift dem Botaniker unentbehrlich macht, ist der Umstand, daß sie von den vorzüglichsten Schriftstellern, welche seither irgend etwas über Polygona oder Polygoneen in Floren oder andern Schriften bekannt gemacht haben, benutzt oder selbst ihren Arbeiten zum Grunde gelegt worden (vgl. v. Schlechtendal in der Linnaea von 1828 und folg. Jahrg., — Duby bot. Gall. — Gaudin flor. Helv. etc.) und daß der Verf., von De Candolle dazu aufgefodert, die ganze Familie der Polygoneen für dessen Prodromus syst. nat. regni veget. zu bearbeiten unternommen hat, wobei er sich stets auf seine frühere Arbeit berufen wird, wie er dies auch bereits in seiner, im IIIten Bande der Plantae Asiat. rar. von Wallich 1832 erschienenen Synopsis Polygonearum Indiae orientalis gethan hat.

Stuttgart und Tübingen, im Oct. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hausbuch

des

geographischen Wissens.

Eine systematische

Encyklopädie der Erdkunde

für die

Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes.

Frei bearbeitet

nach dem „Abrégé de géographie" des A. Balbi

von

Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune.

Zwei Bände (96 Bogen gr. 8.) mit 4 Karten; einem gedrängten Abriss der Münz-, Mass- und Gewichtskunde der neuern Zeiten und des Alterthums etc. und einem vollständigen topograph. Register. Güns, Reichard's Verlag. Leipzig in Comm. bei Volckmar. 1834. Steif geb. 5 Thlr.

Dieses neue geographische Handbuch, dessen Werth ohnehin Balbi's und der deutschen Bearbeiter Namen hinlänglich verbürgen — unterscheidet sich seinem Plane und dessen Ausführung nach von allen bis jetzt vorhandenen, welche die Statistik der übrigen Gegenstände voran oder wenigstens ängstlich zur Seite stellen, weil sie brauchbare Lehrbücher abgeben sollen. Hier aber haben wir ein interessantes Lesebuch, das sich nur nebenbei um statistische Zahlen bekümmert, dafür aber aus den Berichten der neuesten Reisenden und überhaupt durch eine über die ganze gebildete Welt verbreitete Correspondenz des Verfassers Alles gesammelt hat, was die Geschichte, Ethnographie, den religiösen und den industriellen Culturstand u. s. w. der nahen oder entfernten Länder aufklärt. Doch würden auch diese an und für sich anziehende Notizen, über ein und dasselbe Land auf eine Stelle zusammengehäuft, Gefahr laufen, langweilig zu werden, wenn nicht der Hr. Verfasser sie mit einer bewunderungswürdigen Umsicht so vertheilt hätte, daß selbst die trockenern Partien der Topographie Glanzpunkte erhalten, die er durch seine lebhafte malerische Darstellungsgabe ganz besonders herauszuheben weiß. Kurz dies Werk wird jeden Leser durch die Reichhaltigkeit an Combinationen, die Fülle der Thatsachen und Untersuchungen, die Mannichfaltigkeit der Ideen und zerstreuten Bemerkungen vom ersten bis zum letzten Blatte fes-

seln; wozu auch noch die äußere Ausstattung, welche der Eleganz des pariser Originals in keinem Stücke nachsteht und der Strauß'schen Officin in Wien zur Ehre gereicht, das Ihrige beitragen mag.

Ferner ist ganz neu:

Blumenbach, W. E. W., Neueste Landeskunde des Erzhgth. Oestreich unter d. Ens. Zweite ganz umgearbeitete Auflage in 2 Bänden. Erster Band. Gr. 8. Güns, Reichard's Verlag. Leipzig, in Comm. bei Volckmar. 2 Thlr. (Der zweite Band erscheint im Januar 1835.)

Im Industrie-Comptoir zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Malerische

Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten aus den frühern Entdeckungsreisen nach Dumont d'Urville von Dr. A. Diezmann. In Quarto. Mit 500 Abbildungen. 6te und 7te Lieferung, mit 16 Abbildungen. Preis à 6 Gr.

Neue Bücher,

welche im Verlage von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Boyen, H. v. (Kriegsminister a. D.), Erinnerungen aus dem Leben des königl. preuß. Generallieutenants Freiherrn von Günther. 8. Geh. 12 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Generals von Seydlitz. Mit Seydlitz's Bildniß. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Gans, Ed., Vermischte Schriften, juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bände. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Nachrichten, Biographische und literarische, von den in Berlin lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Herausgegeben von Karl Büchner. Erstes Heft. Gr. 8. 12 Gr.

In unserm Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. XIVter Jahrgang, für 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Des Adlers Horst, von K. v. Holtei. — Hermann und Dorothea, von K. Töpfer. — Künstlerrache, von Fr. v. Elsholtz. — Das crimen plagii, oder: Die Gleichen haben sich gefunden, von Albini. — Der Waldfrevel, von Ludw. Robert. — Des Goldschmieds Töchterlein, von K. Blum. — Die Schwägerin, von Aug. Kahlert.

Gundlingen. — Johann Faust in Paris. — Alban und Alba. — Der Krystall. — Zwei Fliegen mit einer Klappe. Novellen und Nicht-Novellen, von Dr. Schiff. 16 Gr.

Erzählungen, Märchen und Schwänke. Von F. W. Gubitz. 18 Gr.

Die drei Freundinen. — Die Freiheitsjünger. — Joseph der Pompier. Drei Erzählungen für Familienkreise und zu nützlicher Unterhaltung der Jugend, von Wilhelmine v. Sydow (Isidore Grünau). 12 Gr.

Betty und Tom's, oder: Doctor Jenner und seine Entdeckung. Lehrreiche Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Von Gustav Nieritz. 8 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen für die Jugend:

Alexander Menzikoff. 8 Gr. Die Schwanenjungfrau. 6 Gr. Der kleine Bergmann. 6 Gr.

Allgemeine Gesundheitslehre für alle Stände und alle Classen der Gesellschaft. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft bearbeitet und dem Herrn Staatsrath ꝛc. Dr. C. W. Hufeland zugeeignet, von Dr. J. F. Sobernheim. 12 Gr.

Das Geld. Ansichten in Bezug auf die Krisis der spanischen Papiere, von C. P. Pons. 4 Gr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Bei Mazzucchi in Magdeburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Palästina.

Eine Karte sowol zum Schul- als Handgebrauch. Nach Grimm's Karte von Palästina bearbeitet und herausgegeben von Th. Krause, erstem Lehrer des königl. Schullehrer-Seminars zu Magdeburg. In 4 Sect. Gr. Imp.-Follo. Preis 2 Thlr.

Bei K. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten über die Bedürfnisse des Volksschulwesens, wenn es seine Stelle im öffentlichen Leben ausfüllen soll. 8. Geheftet. 6 Gr., oder 27 Kr.

Der Verleger, mehrfach zum besondern Abdruck dieser zuerst in der Allgem. Schulzeitung erschienenen Schrift aufgefodert, hat diesem Wunsche entsprochen, und zeigt die Schrift hierdurch mit der Bemerkung öffentlich an, daß dieselbe sich der besondern Aufmerksamkeit der hohen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen zu erfreuen hatte.

Soeben erschien bei Wilh. Engelmann in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Kriegk, Dr. G. L., Beiträge zur Geographie von Hellas mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse. Erstes Heft. Das thessalische Tempe in geographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt. Mit 1 lithograph. Karte. Gr. 8. Brosch. 12 Gr.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die neunte Lieferung dieses Werks, welche 24 Bogen enthält, ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15ten November 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird von der F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Zeitg. sowie der Allgemeinen musikalischen Zeitung, beigelegt und beigeheftet, und kann von den Zeitungsexpeditionen für die Zeile 2 Ngr.

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

Jährlich 52 Lieferungen.

Mit 300 in London, Paris, Wien und Berlin gefertigten Abbildungen.

Der Uebergang des Pfennig-Magazins an eine andere Verlagshandlung hat der Redaction eine Veranlassung dar, über ihr Ver und die Bestimmung dieser Zeitschrift einige Worte zu sagen und anzudeuten, was künftig zur Aufklärung des aufgeschlagenen Zwecks der Unternehmung erforderlich werden soll. Das Verlangt gab bekanntlich der verbreitetsten deutschen Werein zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, welcher bald nach seiner Gründung (1826) für den Zweck, unter der mittlern Volksclasse in England wichtigen Kenntnisse zu verbreiten, die in ihrer Zusammenlage auf das praktische Leben wichtig sind, nicht nur durch Vorlesungen, Anlegung von Bibliotheken, Stiftung von Lesegesellschaften, sondern auch durch Elementarbücher wirken, wovon es in England mehr als in Deutschland bedarf. In den meisten Ländern dieser Wirksamkeit, die den Zweck verfolgte, Personen eines gesellschaftlichen Vorkommens sachlich zu belehren, war etwas mehr auch das Pfennig-Magazin, das so viele mehr oder minder gelichte Nachahmungen fand, und die ausgezeichnetste Verbreitung, durch Unternehmungen damit gemeinsam, gefunden erhalten, unter den Zeitgenossen erwachten Verbreitung. Wenn auch dieses Bedürfniß in seinen Grenzen überall dasselbe sein mag, so werden doch solche Zeitschriften ihren Zweck nur dann vollkommen erreichen und eine wohlthätige Wirksamkeit entwickeln, wenn sie sorgfältig die Bildungsstufe, die Gesinnungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder und der Nationen, für welche sie bestimmt sind, berücksichtigen. Die Redaction des Pfennig-Magazins wird ihr vielseitiges Bestreben dahin richten, diese Zeitschrift immer mehr einen nationalen Charakter in seinem Sinne zu geben und sie für alle Stände deutscher Zunge zu einem vielseitigen Mittel sachlicher Belehrung und entsprechender Unterhaltung zu machen. Es dient sich dabei eine solche Handlung, daß sie einem so erfahrenden Stoff verlangt, und man künftig, sie früher gelehrten Z. Bewegung der Kenntnisse sich bedienen wird, das Gebiet der Wissenschaften und der nützlichen Künsten durch eine immer vollkommener ausgeführten, worten wir uns um so mehr angelegen sein lassen, je weniger wol sich auch die Lehre auch in England ausgebreiteten Meinungen Raum finden, daß durch solche Zeitschriften dem Interesse der Wissenschaft und der Literatur geschadet werde, da vielmehr jene dadurch, daß die Gegenstände der Forschung, zuletzten in allgemeinfaßlich sind, die nützliche Verbreitung finden. Wie, welchen sie sind fremd gebliehen sein würden, für die höhere Verbreitung befördert und für höhere Wissenschaftung gewonnen werden.

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird, soweit mit der Redaction, deren Ihrem Pfennig-Magazin die Uebrigen zu erhalten, welche bewilligen hat jetzt allgemein gewordenen ist, und ihre bisherigen, besonders auf Verbreitung allgemeiner Bildung in den größern Kreisen berechneten Unternehmungen dadurch für die Erhaltung ihrer Verbreitungen Gewähr leisten. Auf die weitere Ausführung durch bildliche Darstellungen, Druck und Papier wird, wie bisher, große Sorgfalt, in einem höhern Grade als früher dabei aber auch auf den Preis verwendet werden, und so dürfte das Pfennig-Magazin, wie es der Zeit seiner Ausführung nach als erste unter den ähnlichen Unternehmungen Deutschlands war, der innern und äußern Ausstattung nach als die ausgezeichnetste Zeitschrift dieser Zeitung sich behaupten.

Das Graviermagazin, welches seit Beginn des zweiten Jahrgangs eine Beilage des Pfennig-Magazins bildet, hat in der gewählten Form nicht den erwarteten Beifall gefunden, indem die Verlagshandlung darüber und durch andere Rücksichten sich veranlaßt findet, dasselbe nicht weiter fortsetzen zu lassen, den wesentlichen Inhalt desselben

den aber in das Pfennig-Magazin aufzunehmen und die dadurch herbeigeführte Erweiterung durch einzelne Beilagen, Extrablätter u. s. w. möglich zu machen.

Da die bisherigen Abonnementstermine vielen Käufern sehr unbequem waren und die Beziehung des Pfennig-Magazins durch die Postanstalten erschwerten, so sieht sich die Verlagshandlung veranlaßt, in den nächsten Monaten November und December 13 Nummern, welche ein Quartal bilden, erscheinen zu lassen und so den zweiten Jahrgang schon mit Nr. 91 zu schließen. Das nächste Quartal, Nr. 79—91, kann durch alle Buchhandlungen und Postämter zu dem Preise von 12 Gr. oder 15 Sgr. bezogen werden. Die Buchhandlungen wenden sich mit ihren Bestellungen an die unterzeichnete Verlagshandlung, die Postämter an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.

Schließlich sei es erlaubt auf das Intelligenzblatt zum Pfennig-Magazin aufmerksam zu machen, welches sich, da diese Zeitschrift in den verschiedensten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft gelesen wird, für Ankündigungen aller Art, nicht blos literarischen Inhalts, vorzüglich eignet. Die Insertionsgebühren betragen 12 Gr. für die Zeile oder deren Raum.

Leipzig, den 1sten November 1834.

F. A. Brockhaus.

Vom 1sten Januar 1835 an wird regelmäßig an jedem ersten Monatstage bei uns erscheinen:

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften.

In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben vom Geh. Rathe und Prof., Ritter, K. H. L. Pölitz. Der Jahrg. in 12 Heften 5 Thlr.

Bei der großen Anzahl kritischer Zeitschriften mangelt doch noch eine besondere für die Staats- und Kameral-, sowie deren Hülfswissenschaften. Hochgeachtete Mitarbeiter, deren schriftstellerische Namen Deutschland kennt, unterstützen das Unternehmen und wir dürfen in den immer größer werdenden Kreisen der Beamten, Volksvertreter und aller gebildeten Staatsbürger beifällige Aufnahme hoffen. Die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst beginnen mit 1835 ihren 8ten Jahrgang.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Anzeige
an
Gelehrte und Literaturfreunde.

Die
LITERARISCHE ZEITUNG,
herausgegeben von Karl Büchner,

(eine möglichst vollständige, wissenschaftlich geordnete Uebersicht der in- und ausländischen literarischen Neuigkeiten: Bücher, Journale, Dissertationen, Programme etc., der Todesfälle, Beförderungen und Ehrenbezeugungen der Schriftsteller, der Bücherauctionen etc.)

welche seit Anfang 1834 in unserm Verlage erscheint, wird auch für 1835 ganz in der bisherigen Art fortgesetzt werden (an jedem Mittwoch eine Nummer von 1—1½ Bogen; Preis des Jahrgangs 2 Thlr.). Die Nützlichkeit dieses Blattes für jeden Gelehrten, Militair, Techniker etc, namentlich auch durch die Angabe des Inhalts der Journale, welche sich so vollständig in keiner andern Zeitschrift findet, ist allgemein anerkannt, und nur die Theilnahme, welche dasselbe beim Publicum gefunden, erlaubt seine Fortsetzung zu so höchst wohlfeilem Preise. — Bestellungen auf die Literarische Zeitung nehmen alle Buchhandlungen und die königl. Postämter an, durch welche auch noch der Jahrgang 1834 (Nr. 1—46 sind erschienen) bezogen werden kann.

Duncker und Humblot in Berlin.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

BEITRAG
zu einer
MONOGRAPHIE
des bunten
Sandsteins, Muschelkalks und Keupers,
und
die Verbindung dieser Gebilde
zu
EINER FORMATION.
Von
Friedrich von Alberti.

Mit 2 Steintafeln.
Preis 3 Fl.

Diese Schrift zerfällt in drei Abschnitte. Der erste gibt eine Schilderung des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers im südwestlichen Deutschlande, der zweite reiht die hier gemachten Beobachtungen an die anderer Naturforscher an, und stellt einen Ueberblick über diese Gebilde ausser dem südwestlichen Deutschland auf, der dritte endlich fasst alle die gemachten Beobachtungen zusammen, und sucht vorzugsweise darzuthun, dass die drei bis jetzt getrennten Formationen das Resultat einer geologischen Epoche seien.

Die Einleitung beginnt mit einer Anwendung der 12 Erhebungssysteme Elie de Beaumont's auf die erwähnten Gebilde, sie versucht Nachweisungen über die Lagerung der letztern in grossen Mulden, ihre Vertreibung im Allgemeinen, ihre Oberflächengestalt, Bergformen, Thalbildung, über die Höhen, bis zu welchen sie sich erheben.

Beachtenswerthe Anzeige.

Die Kunsthandlung von Mazzucchi in Magdeburg kann den Freunden und Herren Lehrern der Zeichnenkunst die soeben fertig gewordenen

56 Original-Vorlegeblätter über Landschafts-, Blumen- und Thierstudien, ganz besonders aber über alle Theile des menschlichen Körpers, gezeichnet von Werner. In quer Quart und sauberm Umschlag. Preis 1 Thlr.

mit Recht empfehlen, indem sich diese durch Reichhaltigkeit an Gegenständen in allen Theilen der Zeichnenkunst, sowie durch gute Ausführung und Wohlfeilheit vor allen andern bis jetzt vorhandenen Zeichenvorlagen rühmlichst auszeichnen.

Aeltern und Erzieher können es als passende und nützliche Weihnachtsgabe benutzen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Pariser Nächte.

Eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der pariser Großen. 6 Bände. 6 Thlr.

Des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe. 1 Thlr. 12 Gr.

Chronique scandaleuse des pariser Hofes

seit den Zeiten Louis XIV. Geheime Memoiren zur politischen- und Regentengeschichte des französischen Reiches von 1638 bis auf Louis Philipp I. 8 Bände. 8 Thlr.

Galanterien,

Abenteuer und Liebschaften einer jungen Dame von Stande. 4 Bände. 4 Thlr.

Seufzer aus Oestreich und seinen Provinzen. 1 Thlr.

Geschichte

des Betrugs der Greulthaten und der Heuchelei von Priestern und Pfaffen aller Völker und Zeiten.
Ein Ueberblick des von den frühesten Perioden der Geschichte bis zur Gegenwart von der Geistlichkeit getriebenen Misbrauch des Heiligsten. 1 Thlr.

Geschichte der französischen Revolution von 1789—1815,

von
Dr. Ed. Burckhardt.
3 Bände. 1 Thlr.

Louis XVII. lebt!!

Memoiren *Carl Louis*

Herzogs der Normandie, legitimen Königs von Frankreich. Von seinem Eintritt in den Tempel 1792, bis auf die neueste Zeit.

Mit einer Vorrede, des Prinzen authentischen Briefen und historischen Erläuterungen.

Nach dem in London als Manuscript gedruckten Original. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Augen von ganz Frankreich sind gegenwärtig auf den pariser Assisenhof gerichtet vor welchem der Proceß gegen einen gewissen Baron Richemont, einen Betrüger, der sich schon vor längerer Zeit für den Sohn Ludwig XVI. ausgegeben hat und deshalb eingezogen worden ist, verhandelt wird. In demselben Augenblicke aber tritt ein Herr Marennes de Saint Didier auf, und bringt die Protestation des echten Dauphins, der noch lebt, und seine Memoiren dem Publicum vorgelegt hat, vor, indem er behauptet, sein Vollmachtgeber sei nach seiner innigsten Ueberzeugung, und nach allen abgelegten Proben, der wahrhafte Sohn Ludwig XVI., der rechtmäßige Thronerbe Frankreichs: Louis Charles Herzog der Normandie. Binnen Kurzen, sagt er, wird er aus seinem Dunkel hervortreten, und im Angesichte der französischen Nation seine natürlichen Rechte reclamiren.

Die Memoiren dieses Herzogs der Normandie, dieses neuesten und glaubwürdigsten Prätendenten, der eine lange Reihe von Jahren unter andern Namen verborgen in Deutschland lebte, übergeben wir hier in einer deutschen Uebersetzung der Lesewelt.

Das franz. Original ist nicht in den Buchhandel gekommen; es wurde von den Anhängern des Prinzen heimlich unter seine Freunde vertheilt.

Lit. Museum in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Embryologie und Ovologie des Menschen,

oder beschreibende und ikonographische Geschichte der Anatomie und Physiologie des menschlichen Eies. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. C. Schwabe. Mit 15 lithograph. Taf. Folio. 2 Thlr.

Die ausgezeichnete Aufnahme, die Velpeau's Schriften, namentlich seine chirurgische Anatomie nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland fanden, führten zuerst zu gegenwärtiger meisterhaften Uebersetzung, die nicht allein wegen ihrer vielen werthvollen innern Verbesserungen und Modificationen, sondern selbst bei ihrer splendiden äußern Ausstattung und nach erhöhter Trefflichkeit der Abbildungen Vorzüge vor dem Original zugestanden werden dürften, während doch letzteres in Deutschland unter 9—10 Thlr. nicht geliefert werden kann. Jeder, der sich selbst mit diesem wahrhaften Prachtwerke bekannt macht, wird sich überzeugen, wie sehr weit es sich über Alles, was man bisher über seinen Gegenstand kannte, erhebt und wie sehr wichtig es für die fortschreitende Wissenschaft sein wird.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Roloff's, Dr. *J. C. H.*, Anleitung zur Prüfung der Arzneikörper bei Apothekenvisitationen, für Physiker, Aerzte und Apotheker. Vierte vom Prof. *Lindes* umgearbeitete Auflage. 4. 18 Gr.

Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Physiker.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Licht,

vorzugsweise
über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben.
Von
Dr. *G. Landgrebe.*
Gr. 8. 38¼ Bogen. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werkes handelt von allen bekannt gewordenen anorganischen Stoffen, die durch das Licht verändert werden. Der zweite Abschnitt gibt die erschöpfende Darstellung des Photomagnetismus. Die beiden Abschnitte der zweiten Abtheilung, an Umfang die bedeutendsten, behandeln die Einwirkung des Lichts auf Pflanzen und Thiere in ihren verschiedenartigsten Verhältnissen. Es ist dieses Werk eine Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen und Meinungen über

diesen Gegenstand, ein wahres Repertorium für diesen Zweck. — Statt eigner Empfehlung geben wir hier eine öffentliche Beurtheilung dieses Werkes im Auszug. „Aeusserste Vollständigkeit, historische Anwendung der einzelnen Artikel, lebendige und unverfälschte Darstellungen der Meinungen Anderer, wohlüberdachte Beifügung des Eignen und bei diesem allen eine so angenehme und ansprechende Form, zeichnen diese Schrift sehr vortheilhaft aus. Die gewandte Behandlung des Gegenstandes macht das an interessanten Beobachtungen und Zusammenstellungen überaus reiche Werk so angenehm und unterhaltend, dass Niemand das Buch ohne wahres Vergnügen lesen wird."

N. G. Elwert in Marburg.

Bei Vetter und Rostosky in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berlin wie es ist — und trinkt.

Von

A. Grenzglas.

Sechstes Heft. Mit einer colorirten Abbildung. 8. Geh. 6 Gr., oder 27 Kr.

Der ungemeine Beifall, mit dem alle frühern Hefte aufgenommen wurden, überhebt uns jeder Empfehlung dieses neuesten. Dasselbe enthält: „Zirngiebler" und „Guckkästner."

Bei mir ist erschienen:

Buck, Fr., Predigt über 15, 14 des ersten Briefs an die Korinther, gehalten am Ostertage 1834. Gr. 8. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Breda, Inspector, Tabellarische Berechnung der amsterdamer, bremer, frankfurter, augsburger, wiener, hamburger, londoner und pariser Course. In Vergleich mit dem preuß. Courant. 8. Subscriptionspreis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

— —, Tabellarische Berechnung der leipziger und petersburger Course. In Vergleich mit dem preuß. Courant. 8. Subscriptionspr. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Meßbüchlein, Katholisches, oder geistreiche Erklärung und Auslegung der heiligen Messe nach allen ihren Theilen, sowie auch Verdeutschung des lateinischen Textes. 16. Geh. 10 Gr., oder 42 Kr.

Siegl, J., Herr führe uns nicht in Versuchung. Ein Gebet- und Andachtsbuch für die gebildete katholische Jugend. Gr. 12. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Gymnastische Uebungen und Spiele, geordnet für höhere Schulen. 4 Gr., oder 18 Kr.

Müller, Dr. J., Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. 1sten Bandes 2te Abtheilung.

Koblenz, Mich.-Messe 1834.

J. Hölscher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Struensee, oder die Königin und der Günstling.

Nach dem Französischen der Herren Fournier und Arnould. 2 Thle., mit Titelkupfer. 8. 2 Thlr.

Diese ganz vorzügliche Unterhaltungsschrift, die nicht nur als solche, sondern auch als höchst anziehende historische Lectüre das größte Interesse gewährt, hat in Frankreich in wenigen Monaten vier neue Auflagen erlebt, ein Beifall, der ihr auch in Deutschland, sobald sie nur erst ihrem ganzen Werthe nach bekannter sein wird, ebenfalls nicht entgehen kann.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Geographisch-statistisch-comparatives

Originaltableau

der

gesammten europäischen Staaten

nach einem eigenthümlichen Plane, den neuesten Veränderungen und besten Quellen, insbesondere für Lehrer, Studirende und Reisende ꝛc. ꝛc.,

entworfen

durch

Adolf von Schaden,

nebst einer besondern kurzgefaßten Beschreibung Europas und Erläuterung des Verhältnisses des deutschen Bundes.

Quer 12. in Etui. 12 Gr., oder 54 Kr.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Taschenbuch der Geographie, mit 21 dem Texte angefügten fein gestochenen und colorirten Landkärtchen. 1 Thlr. 12 Gr.

☞ Nicht nur wegen seiner gedrängten Uebersichtlichkeit der ganzen neuern Erdbeschreibung, sondern auch wegen der eleganten äußern Ausstattung eignet sich dies Büchlein ganz besonders zu Geschenken an junge Leute.

Bücherauction zu Marburg.

Die von Herrn Dr. Zimmermann, Professor der Theologie zu Marburg, hinterlassene Büchersammlung, aus den Fächern: Theologie, classische Philologie, Geschichte, Philosophie und Pädagogik u. s. w. bestehend, nebst Zeitschriften, Dissertationen, Programmen u. s. w., wird im Monat Januar 1835 hier öffentlich versteigert werden. Kataloge sind in allen Buchhandlungen und bei jedem Antiquar zu bekommen.

Marburg, 1sten November 1834.

Im Auftrag

N. G. Elwert.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis zwölftes Heft. Tafel I—CXLII. Text Bogen 1—22. Folio. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort; früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die letzten beiden Hefte werden binnen Kurzem erscheinen.

Thiele (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. Zwei Theile. Mit 160 Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 60 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. In vier Bänden sauber cartonnirt. 40 Thlr.

Die Kupfer sind von ausgezeichneten Künstlern gearbeitet und auf die typographische Ausführung ist die grösste Sorgfalt verwendet worden.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Als Weihnachtsgeschenk, besonders für Damen sind zu empfehlen die

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe.

24 Bände in Taschenformat, mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt und geheftet, kostet 8 Thlr., auf Velinpap. 12 Thlr.

Um dem Publicum eine Uebersicht der Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der schriftstellerischen Leistungen der berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der einzelnen Bände mit:

I. II. K. E. Fernow's Leben. III. Ausflucht an den Rhein. IV. V. Johann van Eyck und seine Nachfolger. VI. Die vier Jahreszeiten. VII—IX. Gabriele. Ein Roman. X—XII. Sidonia. Ein Roman. XIII. XIV. Die Tante. Ein Roman. XV. XVI. Reise durch England und Schottland. XVII. XVIII. Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouni. XIX—XXIV. Erzählungen.

Frankfurt a. M., im November 1834.

J. D. Sauerländer

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. A. Fr. Schmidt, Der angehende Botaniker, oder kurze leichtfaßliche Anleitung, die Pflanzen ohne Beihülfe eines Lehrers kennen und bestimmen zu lernen. Eine gedrängte Uebersicht der botanischen Grundsätze und Terminologie, der Pflanzenanatomie und -Physiologie und der künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme von Linné, Jussieu und Reichenbach, nebst einer analytischen Methode, die in Deutschland und den angrenzenden Ländern vorkommenden Pflanzengattungen auf eine leichte Weise zu bestimmen und einer kurzen Anweisung zum Anlegen eines Herbariums. Für die reifere Jugend überhaupt und für angehende Mediciner, Pharmaceuten, Forstmänner, Oekonomen, Gärtner und Techniker insbesondere. Zweite verb. und verm. Ausgabe. Mit 36 lithograph. Tafeln. Gr. 8. Schön geheftet. 1 Thlr. 8 Gr.

Nachdem die erste Auflage sowol durch schnellen Verkauf, als auch durch viele sehr lobende Recensionen einen seltenen Beifall gefunden hatte, fand sich der Hr. Verf. aufgemuntert, Alles aufzubieten, um der gegenwärtigen zweiten eine noch größere Brauchbarkeit zu verschaffen. Um sich von dieser eine richtige Vorstellung zu machen, mögen einige Urtheile über die noch weniger vollkommene erste Aufl. folgen: die Hallische Lit.-Zeit., 1833, z. B. sagt: „Dieses schöne Buch entspricht seinem Titel vollkommen, gehört unter die besten populairen Schriften dieser Gattung und ist sehr empfehlenswerth. Dem Verfasser gebührt das Lob, daß er die analytische Methode vervollkommnet, erweitert und auch auf Garten- und Zierpflanzen übertragen hat. Lobend ist zu erwähnen, daß auch die Kryptogamen bedacht wurden. Die Vorschläge zur Anlegung eines Herbariums sind besonders zweckmäßig, sowie überhaupt der klare, verständliche Styl diesem nützlichen Buche zur großen Empfehlung gereicht. Die vielen Abbildungen werden ihren Zweck vollkommen erreichen, und Linné's Portrait wird Vielen eine interessante Zugabe sein." — Die Botanische Zeitung, 1832, sagt: „Die Art, womit der Verf. seinen Gegenstand behandelt, ist ganz geeignet, Liebe für denselben zu erwecken und die Wißbegierde zu befriedigen. Ein ungezwungener leichtfaßlicher Styl, eine glückliche Darstellungsgabe und manche andere schöne Schriftstellergaben scheinen dem Verf. eigen zu sein. Die sehr vollständigen lithogr. Abbildungen werden Anfängern zum größten Nutzen gereichen. Wir müssen diesem gemeinnützlichen Büchlein um so mehr eine recht freundliche Aufnahme wünschen, als der höchst niedrig gestellte Preis solche sehr begünstigt (24 engedruckte Bogen, nebst 24 lithogr. Abbildungen nur 1 Thlr. 8 Gr.)." — Schlechtendal's Journal für Botanik, 1832, sagt: „Ein Buch, welches sich gewiß allen Denen, welche es benutzen werden, als ein nützliches und zweckmäßiges bewähren wird, da Alles in einem einfachen, deutlichen Vortrage mitgetheilt ist."

Bei C. W. Löflund in Stuttgart sind in diesem Jahre erschienen:

Abbildungen der Rindvieh- und anderer Hausthierrassen, auf den Privatgütern Sr. Maj. des Königs von Würtemberg. 6te Lieferung. Schafe enthaltend. Royal-Folio. 3 Thlr. 8 Gr.

Daniel, W. F., Erstes lateinisches Lesebuch in sprachlicher Stufenfolge. Zur Einübung der lateinischen Wörter, Formen und Fügungen vor dem Gebrauch einer Grammatik. Gr. 8. 10 Gr.

Dietzsch, C. F., Andeutungen zu Vorträgen über die in Würtemberg neu eingeführten Evangelien an Sonn-, Fest- und Feiertagen. Ister Band 2tes und 3tes, und IIter Band 1stes Heft. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Granville, A. B., Gesundheitskatechismus, oder einfache Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und Erreichung eines hohen Alters für Personen jeden Standes. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übersetzt. 8. Brosch. 16 Gr.

Hauptgrundverträge, Die beiden, des deutschen Bundes: die deutsche Bundesacte v. 8ten Juni 1815, und die wiener Schlußacte v. 15ten Mai 1820. Nebst einigen der wichtigsten, denselben beizuzählenden und sie ergänzenden Bestimmungen, über bundesverfassungsmäßige Erledigung von Streitigkeiten unter Bundesgliedern, über Abzug und Nachsteuerfreiheit, über die Presse und den Nachdruck, über die Freiheit der Flußschiffahrt, über die Militairverfassung des Bundes und über die Verhältnisse der Bundesfestungen, zum Handgebrauche zusammengestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Heyd, C. F., Die Schlacht bei Laufen den 12ten und 13ten Mai 1534. Mit 10 Beilagen. 8. Brosch. 12 Gr.

Heyfelder, Dr., Ueber Bäder und Brunnencuren, be-

sondern an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich Ems, Schlangenbad, Wiesbaden und Schwalbach. 8. Brosch. 20 Gr.

Hölder, C. G., Größere praktische französische Sprachlehre für den Unterricht und das Privatstudium. 2te verb. Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Hölder, C. G., Französisches Lesebuch für das Alter von 12—15 Jahren, mit einem vollständigen Wörterverzeichnisse. 2te verb. Aufl. 8. 16 Gr.

Holzer, G. L., Grammatisch-lexikalischer Commentar zu der in den Schulen des Königreichs Würtemberg eingeführten Classikern, zum Gebrauch der Schüler. 1ste Hälfte. Gr. 8. 12 Gr.

Ideologie, Positive. Ein Beitrag zur neuesten Physiologie. Aus dem Französischen. Den im September dieses Jahres sich in Stuttgart versammelnden Naturforschern gewidmet. Gr. 8. Brosch. 6 Gr.

Jäger, B. A. und G. A. Riecke, Anleitung zum Unterricht taubstummer Kinder in der Sprache und andern Schullehrgegenständen, nebst Vorlegeblättern einer Bildersammlung und einem Lese- und Wörterbuch. IIIte Lieferung. Gr. 8. Brosch. Mit schwarzen Abbildungen. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Mit illuminirten Abbildungen. Brosch. 2 Thlr.

Jäger, B. A., Die biblische Geschichte für taubstumme Kinder, welche einen drei- bis vierjährigen Unterricht genossen haben. 8. 8 Gr.

Kärcher, K., Kleine Naturgeschichte zum Gebrauche für Schulanstalten und Privatinstitute elementarisch bearbeitet. 8. 12 Gr.

Klaiber, C. B., Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs. VIter Band. 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. Brosch. Jedes Heft 20 Gr.

Militair-Kirchenordnung, Die königl. preußische vom 12ten Febr. 1832. Vertheidigt gegen die Angriffe des katholischen Religions- und Kirchenfreunds. 1832. Nr. 89, 90. Gr. 8. Brosch. 6 Gr.

Pellico, Silvio, von Saluzzo. Poetische Werke. Im Versmass der Urschrift aus dem Französischen übersetzt von F. M. Duttenhofer. Ister Band. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Raspail, F. V., Neues System der Chemie organischer Körper auf neue Methoden der Beobachtung gegründet. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Fr. Wolff. Mit 12 Kupfertafeln, von denen 6 colorirt. Gr. 8. 7 Thlr.

v. Reichlin-Meldegg, Ueber Quartirstellungen und einige sich hierauf bezügliche Bewegungen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Salat, J., Die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie als Wissenschaft, und wie dieser Zustand dem neuaufstrebenden Geiste der Versinsterung zu statten gekommen. Jedem wahren und selbstdenkenden Freunde des Bessern in Deutschland. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Schilling, G., Briefe über die Kanzelberedtsamkeit, oder die kirchliche Declamation und Action. 6te—9te Lieferung. Gr. 8. Brosch. Jede Lieferung 8 Gr.

Schloßmann, K. J., ehemals römisch-katholischer Geistlicher, Leben und Schicksale. Aus seinen Tagebüchern. Mit Beilagen und Anmerkungen. 3 Theile. 8. 1 Thlr.

Schneckenburger, M., Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. Gr. 8. 18 Gr.

Seubert, G. C., Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. IIter Jahrgang. 2ter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Seyerlen, J., Lehr- und Uebungsbuch für den ersten Unterricht in der französischen Sprache, als Einleitung in die Grammatik, methodisch bearbeitet und zunächst für Realschulen bestimmt. Gr. 8. 14 Gr.

Synesii Cyrenaei Calvitii Encomium. Ad fidem complurium codicum mss. recensuit, interpretatione Germanica instruxit, et Dionys. Petavii suasque annotationes ad iecit J. G. Krabingerus. Gr. 8. 2 Thlr.

Theonis Sophistae progymnasmata. Typis repetenda curavit, annotationes selectas J. Camerarii, J. Schefferi, C. Walzii editas, J. H. Lederlini ineditas, scholia Graeca et indices necessarios addidit C. E. Finckh. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wörle, J. G. L., Die Versinnlichung der vier Rechnungsarten, ganzer und gebrochener Zahlen, nebst vielen andern durch die Bruchform und andern Auflösungsarten aufgelösten Regel de tri Aufgaben. 8. 12 Gr.

Wörle, J. G. L., Sechs arithmetische Wandtafeln mit 2 Zoll hohen Ziffern. Enthaltend: 2500 Aufgaben und deren Auflösungen über die vier Rechnungsarten ganzer und gebrochener Zahlen. Ein nöthiges Hülfsmittel für Deutschlands Stadt- und Volksschulen. Gr. 8. 12 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen gesandt:

Jakob Ehrlich,

dem

Captain Marryat.

Ein Seitenstück zu Peter Simpel

vom nämlichen Verfasser.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Geheftet. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Der geistreich-unterhaltende Verfasser des Peter Simpel, eines Buches, welches in London während ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig machte und das auch in Deutschland allgemeine und sehr lobende Anerkennung findet, hat die Leserwelt soeben mit dem vorliegenden Romane erfreuet. — Ueberzeugt, daß jeder der den Peter gelesen hat, auch den Jakob lesen will, begnügen wir uns mit der Versicherung, daß Jakob Ehrlich die Erwartungen seiner Leser nicht täuschen wird.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Grammatisches Wörterbuch

der

deutschen Sprache,

wobei

zugleich Abstammung, Laut- und Sinnverwandtschaft, Sprachreinigung und Wortneuerung beachtet wird.

Für

Kanzleiherrn, Beamte, Schullehrer, Kauf- und andere Geschäftsleute.

Von

Professor Oertel in Ansbach.

In zwei Bänden.

Zweite, verbesserte Auflage in Lexikonformat.

In 16 Lieferungen, jede um den äußerst billigen Subscriptionspreis von 5 Gr., oder 18 Kr.

Diesem mit Liebe und großer Sorgfalt bearbeiteten Wörterbuch unserer Muttersprache wurde ein solcher Beifall zu Theil, daß die erste sehr große Auflage zu Ende ging und eine zweite verbesserte veranstaltet werden mußte, deren erste Lieferung nunmehr wieder in allen Buchhandlungen zu haben ist. Es bildet ein schätzbares Seitenstück zu allen Fremdwörterbüchern und ist ebenso nothwendig für den Beamten, Kaufmann, Schullehrer, Studirenden, wie für den Bürger und jeden Geschäftsmann und für den Gebildeten überhaupt, da

der Unterrichtetste in den Fall kommen kann, sich seiner bedienen zu müssen. Es ist in dieser neuen Auflage sehr berichtigt und verbessert, und wird in jeder Bibliothek einen ehrenvollen Platz einnehmen. Der außerordentlich wohlfeile Subscriptionspreis von 3 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., für 84 Bogen in großem Format wird auch dieser neuen Auflage den bereits so allgemein errungenen Beifall sichern.

Man subscribirt fortwährend in der Fleischmann'schen Buchhandlung in München, sowie in allen guten Buchhandlungen.

Marburg.

Die Portraits der hiesigen Professoren

Dr. Arnoldi, Dr. Beckhaus, Dr. Endemann, Dr. Hermann, Dr. Jordan, Dr. Justi, Dr. Rehm, Dr. Sengler, Dr. Wagner, Dr. Zimmermann. à 8 Gr. — 36 Kr. Dr. Robert, Vicekanzler, Dr. Suabedissen, Dr. Wurzer. à 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

sowie auch:

Ansicht der Universitätsstadt Marburg von der Südostseite, 10 Zoll hoch, 14 Zoll breit, fein Zeichenvelin — 8 Gr. — 36 Kr.

sind nun wieder durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

N. G. Elwert in Marburg.

An das ärztliche Publicum.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist ein Verzeichniß

französischer medicinischer Schriften

einzusehen, deren Debit ich für Deutschland übernommen habe, und die zu sehr billigen Preisen (der Hälfte des pariser Ladenpreises) durch alle Buchhandlungen bezogen werden können. Es finden sich unter dieser Sammlung die Werke von Alibert, Andral, Boyer, Cazenave, Cloquet, Dupuitren, Laenec, Magendie, Orfila, Richerand, Thénard, Velpeau u. A. m.

Ludwig Kohnen in Köln und Aachen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lattier de Laroche Beobachtungen und Erfahrungen über die

Heilung des grauen Staars

ohne chirurgische Operation. Ein Beitrag zur Begründung des rein medicinischen Heilverfahrens, durch dessen alleinige Anwendung die glücklichsten und unglücklichsten Resultate während einer vieljährigen Praxis erlangt wurden. Nebst einer Beschreibung aller Theile des menschlichen Auges und der mit ihm in Berührung stehenden Theile des Kopfes. 8. 16 Gr.

Von allen gefürchteten Operationen ist bekanntlich die des grauen Staars die gefahrvollste. Der Verfasser dieser Schrift curirt dieses Uebel ohne eine solche durch rein medicinische Behandlung schnell und sicher, wobei er zugleich gegen alle Wiederkehr schützt.

Soeben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

K. J. Hoffmann, Grammatikalisches lateinisches Lesebuch für Gymnasien, Selbststudium und Privatunterricht mit fortlauf. Beziehung auf die lat. Schulgramm. von Otto Schulz. 1ster Curs. Mit Wörterbuch. Gr. 8. (10 B.) 1835. 8 Gr.

Das Bedürfniß einer besondern Beispielsammlung für die so sehr verbreitete Schulz'sche Grammatik ist äußerst fühlbar geworden. Der Verf. wurde durch Hr. Prof. Schulrath Schulz selbst zur Ausarbeitung aufgemuntert, welcher den Plan kannte und billigte. Doch ist das Buch auch neben jeder andern Grammatik zu gebrauchen und enthält außer einer doppelten leichtern und schwerern Beispielsamml. für alle Paragraphen nach ihrer Reihenfolge, Fabeln, Erzählungen, Ausz. aus Eutrop.

Interessante Schrift für Auswanderer.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Briefe eines deutschen Ausgewanderten aus

Nordamerika,

besonders

eine Ansiedelung in Alabama betreffend.

Herausgegeben

von Professor Dr. Hupfeld zu Marburg.

Brosch. Preis 8 Gr. — 36 Kr.

N. G. Elwert.

Im Verlage von L. Fort in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Leichtfaßliche Anleitung zur Kryptographie, oder den verschiedenen Arten der geheimen Schreibkunst, in Verbindung mit der Stenographie und Tachygraphie, oder der Geschwindschreibekunst und ihre Anwendung für die mannichfaltigen Verhältnisse und Angelegenheiten des Staatslebens neuerer Zeit. Von Dr. H. A. Kerndörffer. Mit 1 Tabelle und 1 Steindruck. 8. 18 Gr.

Polykrates, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von W. Schnitter. 8. 18 Gr.

Goldene Regeln über den Umgang mit Menschen. Ein Wegweiser für Jedermann. Nach dem Werke des Freih. v. Knigge bearbeitet von A. F. Philander. 8. 8 Gr.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Andreä, Reg.-R., Dr. *A.*, Grundriss der allgemeinen Augenheilkunde, mit 3 Abbild. Bl. 18 Gr.

Bei Breitkopf und Härtel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Erster Band.

Erstes bis sechstes Heft.

Subscriptionspreis eines Heftes sechs Groschen.

Indem wir hierdurch die Vollendung des ersten Bandes unsers Hauslexikons zur Kenntniß bringen, sehen wir uns veranlaßt uns nochmals über seinen Zweck und seinen Inhalt auszusprechen.

Das Hauslexikon ist durchaus kein Conversations-Lexikon. Es ist ein von diesem gänzlich verschiedenes, ihm grabezu entgegengesetztes Werk, in seiner Idee vollkommen neu und einzig in seiner Art. Es berührt nur die praktische Seite des Lebens; es ist ein Erfahrungslexikon, bestimmt, dem Bedürfniß und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu geben, welche in

häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen vorkommen. Es soll als erfahrener Arzt, als kundiger Sachwalter, als praktischer Geschäftsmann, Oekonom, als tüchtige Hausfrau, Mutter u. s. w. dem hülfesuchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann.

Unser Hauslexikon ist ein Werk, was in keiner Haushaltung fehlen sollte, und der wider Erwarten schnelle Absatz einer großen Auflage spricht wol am besten für seine Brauchbarkeit.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, den 1sten November 1834.

Breitkopf und Härtel.

Bei mir ist erschienen:

Müller, Dr. J., Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. 1sten Bandes 2te Abtheilung. Koblenz, den 24sten October 1834.

J. Hölscher.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen gesandt:

Frankreich,

in

socialer, politischer und literarischer Beziehung.

Von

H. L. Bulwer,

Parlamentsmitglied.

Aus dem Englischen

von

Louis Lax.

8. Vier Bändchen. Geheftet. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Während seiner langen Anwesenheit in Frankreich hatte Herr Bulwer die beste Gelegenheit, den Stand der Gesellschaft daselbst in allen ihren Verhältnissen gründlich zu studiren. Das obige Werk ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben, ebenso belehrend als unterhaltend, und wie die englischen Literaturzeitungen sich bereits darüber geäußert haben, mehr werth, als Alles zusammengenommen, was in den letzten 12 Jahren über diesen Gegenstand in Frankreich selbst erschienen ist.

Empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk.

In unserm Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Th. Körner's sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters

herausgegeben

und mit einem Vorworte begleitet von

Karl Streckfuss.

Zweite vollständige Gesammtausgabe in Einem Bande.

Auf Maschinen-Velinpapier, mit dem sauber in Stahl gestochenen sehr ähnlichen Bildnisse des Dichters.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 16 Gr.

Der anerkannte Werth der Körner'schen Schriften überhebt uns jeder weitern Empfehlung derselben; wir begnügen uns daher bei Gelegenheit des herannahenden Weihnachtsfestes nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß sich die vorstehend angekündigte neue Ausgabe durch ihre höchst elegante äußere Ausstattung ganz vorzüglich zu einem angenehmen Festgeschenke eignet. Um die Benutzung zu diesem Zweck noch mehr zu erleichtern, haben wir die Veranstaltung getroffen, daß das Werk noch bis zum Schlusse d. J. für den wohlfeilen Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. Mit dem 1sten Januar 1835 tritt jedoch der erhöhte Ladenpreis von 3 Thlr. 12 Gr. ein.

Berlin, im November 1834.

Nicolai'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neues allgemeines Künstler-Lexikon,

oder

Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen u. s. w.

bearbeitet

von

Dr. G. K. Nagler.

In sechs Bänden, nebst den Monogrammen (jeder Band sechs Lieferungen enthaltend).

Erste Lieferung, Subscriptionspreis 9 Gr., oder 36 Kr.

Diese erste Lieferung eines Werkes, das zum Theil wahres Bedürfniß war und das an Vollständigkeit und Richtigkeit Alles übertrifft, was bisher in dieser Art nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Italien erschienen, ist nun in jeder soliden Buchhandlung zu haben. Mit welch ausdauerndem, mit welch deutschem Fleiße der Herr Verfasser gearbeitet hat, davon kann sich Jedermann schon bei Einsicht dieser ersten Lieferung überzeugen. Die zweite erscheint in vier Wochen, und so regelmäßig in jedem Monat eine Lieferung.

Alle Buchhandlungen nehmen fortwährend Subscription an, die nach Erscheinen des letzten Bandes erlischt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chroniken aus den Schreckensarchiven

der Tyrannei, des Fanatismus, der Inquisition, Tortur, der Kriege und der Empörungen. Versuche in aufregender, lebendig spannender Unterhaltung geschichtl. Kenntnisse zu verbreiten und in historisch-romantischen Darstellungen Bildungsmittel zu gewähren. Von Fr. v. Gleichen. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch in der kleinsten Leihbibliothek darf ein Werk nicht fehlen, das wie dieses in einem so hohen Grade Belehrung mit Unterhaltung verbindet und was sehr passend das Motto trägt: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn."

Für jüdische Glaubensgenossen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Jude.

Gezeichnet und gestochen

von

einem Juden.

12. Brosch. 6 Gr. — 24 Kr.

Festpredigten nebst archäologischen Bemerkungen, von B. H. Auerbach, Rabbinatscandidat. Gr. 8. 20 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

N. G. Elwert.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neuester Roman von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine.

Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Der im Jahre 1832 erschienene Roman „Scipio Cicala" (vier Bände, 6 Thlr.) erfreuete sich der ausgezeichnetesten Aufnahme von Seiten der Kritik wie der Leserwelt; in einem noch höhern Grade dürfte diese der „Belagerung von Gozzo" zu Theil werden, in welcher die Resultate großer Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Neuestes Werk des Herrn Professor Nösselt.

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht besonders für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt.

4 Bände. Gr. 8. 1833. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. Preis 4 Thlr. 10 Gr.

Der 1ste Band unter dem besondern Titel:

Lehrbuch zur Kenntniß der verschiedenen Gattungen der Poesie und Prosa

für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen.

Preis 22 Gr.

Der 2te, 3te und 4te Band unter dem besondern Titel:

Geschichte der deutschen Literatur

für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen.

1ster Theil: von der frühesten Zeit bis auf Göthe.

2ter Theil: von Göthe bis auf die neueste Zeit.

3ter Theil: die umständlichere Geschichte der Literatur und die Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaisten enthaltend.

Preis eines jeden Theiles: 1 Thlr. 4 Gr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Ausdrucks auseinanderzusetzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern, deren Kenntniß ihnen nöthig ist, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die 20jährige Erfahrung desselben, sowol bei der Leitung einer höhern Töchterschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Es wird daher genanntes Werk nicht nur allen Töchterschulen zu empfehlen sein, sondern auch allen gebildeten Mädchen und Frauen überhaupt, weil es ganz dazu geeignet ist, die Kenntniß unserer Nationalliteratur und somit die Bildung des Geistes und Herzens zu fördern. Aus diesem Grunde wird sich dasselbe auch zu einem ebenso nützlichen als angenehmen Weihnachtsgeschenke vorzüglich eignen.

Stuttgart. Bei C. W. Löflund sind erschienen:

Abbildungen und Beschreibung der Rindvieh- und andern Hausthierrassen auf den Privatgütern Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, nach dem Leben gezeichnet und lithographirt von Lor. Ekemann Alleson, Fr. Wagner und G. Küstner, herausgegeben von August Weckherlin. 6 Lieferungen (darunter die letzte vom Jahr 1834, womit das Werk geschlossen ist). Royal-Follo. Preis 20 Thlr.

Die ersten fünf Lieferungen dieses Werks enthalten Abbildungen der Rindviehrassen von dem englischen Stamm, von dem schweizer Stamm, von dem Stamm aus der Gegend von Schwäbisch-Hall und dem Limpurgischen, von dem allgäuer Stamm in Oberschwaben, von dem märzthaler Stamm aus Steiermark, von dem ungarischen oder podolischen Stamm, von dem Stamme der kleinen Buckelochsen oder Zebu aus Indien, von einem Rindviehstamm aus Aegypten. Die sechste Lieferung enthält Abbildungen des deutschen und niederländer Schafs, langwolliger und kurzwolliger englischer Schafe, der Bergamasken Schafe aus Oberitalien, der zakel Schafe aus Ungarn und der Walachei, der sächsischen Merinos, sowie der Thibet- oder Kachemirziegen und der Angoraziegen. Eine ausführliche sehr günstige Beurtheilung des Werkes enthalten unter andern Blättern auch die Oekonomischen Neuigkeiten, 1832, Nr. 65, und 1834, Nr. 38.

In der Wienbrack'schen Buchhandlung zu Leipzig und Torgau ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΑΠΟΜΝΗ ΜΟΝΕΥΜΑΤΑ. XENOPHONTIS COMMENTARII. CUM ANNOTATIONIBUS EDIDIT Dr. G. A. SAUPPE. Gr. 8. Preis 1 Thlr., für Gymnasien in Partien 20 Gr.

Diese Ausgabe hat zum Zweck, den wahren Bedürfnissen der Schüler in den obern Classen der Gymnasien so zu genügen, dass dieselben mit deren Benutzung auf die öffentliche Lection sich hinlänglich vorbereiten können, und so

dem Lehrer, der gewiss selbst viele dankenswerthe sprachliche Erörterungen darin findet, das Interpretationsgeschäft erleichtert und abgekürzt werde. „Ein correcter Text, — die zur richtigen Beurtheilung des Inhalts, besonders des philosophischen, dienende Einleitung, — die in den Anmerkungen enthaltenen Spracherläuterungen, — ein vollständiger Index über den Inhalt des Commentars, ein Index scriptorum und ein Appendix critica. — Dies und der billige Preis machen die Ausgabe zur Einführung in Gymnasien besonders geeignet.

Eben ist erschienen:

Die Wissenschaft der Metrik,

für Gymnasien, Studirende und zum Gebrauche für Vorlesungen von

Karl Johann Hoffmann.

Anhang I. Die antike Rhythmik und Musik in ihrem Verhältnisse zur Metrik.

Anhang II. Regeln zum deutschen Versbau.

Gr. 8. 12 Bogen. 18 Gr.

Leipzig, Hinrichs. 1835.

Das vorliegende System eröffnet einen neuen und eigenthümlichen Standpunkt für die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst überhaupt und insbesondere der Metrik, deren Formen hier theilweise zum ersten Male ganz anders erscheinen. Dafür bürgt das Urtheil des grössten Philologen unserer Zeit, des Herrn Professors G. Hermann in Leipzig an die Verlagshandlung: „Ew. habe ich die Ehre, auf Ihre geneigte Anfrage zu erwidern, dass Hr. Hoffmann mit vielem Scharfsinn einen neuen Weg in der Erklärung der Principien der Metrik betreten hat, und seine Schrift aller Aufmerksamkeit werth ist u. s. w."

Auf das speculative Talent des Hrn. Verf. hat schon Fichte in der Leipz. Lit.-Zeit. aufmerksam gemacht. — Den Anhang über die Rhythmik, welche in diesem Werke zum ersten Male mit kritischer Genauigkeit und als besonderer Theil der antiken Metrik behandelt ist, wünschte Herr Prof. Hermann hinzugefügt zu sehen, und auch hier lässt sich Gründliches erwarten, da der Hr. Verf. für dahin einschlagende Arbeiten schon zweimal den Preis von der berliner Facultät erworben hat.

Bei Karl Berger in Leipzig ist eben erschienen:

Buch der Küsse von Ernst Willkomm.

Preis in feinem Taschenband Einband 15 Gr.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und von allen soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland

von

Friedrich Hoffmann.

In 5 grossen Kupferplatten, mit gestochenem Titel und 4 Bogen Text, gross Folio. Preis 18 Fl., oder 10 Thlr.

Dedicirt:

Alexander von Humboldt,

dem Meister und Vorbilde vaterländischer Naturforscher.

Dieser Atlas ist bestimmt, eine möglichst vollständige Uebersicht aller bemerkenswerthen Erscheinungen, sowol von der Verbreitung als auch von den Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten in dem untersuchten Landstriche zu gewähren, soweit diese durch den Versuch einer graphischen Darstellung erreicht werden kann. Er besteht deshalb aus einer Karte und mehren Durchschnitten, welche in den der Beobachtung und dem Aufschliessen möglichst mannichfacher Verhältnisse am meisten günstigen Richtungen gelegt worden sind.

Inhalt:

Tafel I, geognostische Karte vom nordwestlichen Deutschland.

Tafel II und III, geognostische Durchschnitte.

1) Profil durch den thüringer Wald und den Harz, bis in die magdeburgsche Ebene.
2) Profil durch den Petersberg über Rammberg und den Brocken, bis ins Leinethal bei Ahlefeld.
3) Profil durch die nordwestliche Spitze des niederrheinischen Schiefergebirges, über den Solling, bis in die Ebene zwischen Braunschweig und Hildesheim.
4) Profil durch das südliche Ende des teutoburger Waldes über den Reinhardtswald und das göttinger Thal bis ins Eichsfeld.
5) Profil durch den nördlichen Abfall des niederrheinischen Schiefergebirges und die Ebene von Münster, bis ins Hügelland nordwestlich von Osnabrück.
6) Profil durch die Grafschaft Ravensberg und die Porta Westphalica, bis zum steinhuder Meer.
7) Profil des Landes zwischen Iburg, Osnabrück und Bramsche.
8) Profil durch den teutoburger Wald, durch das pyrmonter Thal und die Weserkette bis in die Ebene bei Hameln.
9) Profil durch das driburger Thal und die Hochebene von Paderborn bis zum Solling.
10) Allgemeiner Durchschnitt aller Schichten des norddeutschen Flötzgebirges nach ihrer mittlern Mächtigkeit.

Stuttgart und Tübingen, im November 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen sind vollständig, noch zu dem wohlfeilen Subscriptionspreise zu erhalten:

Adam Oehlenschläger's Schriften,

zum erstenmal gesammelt

als Ausgabe letzter Hand.

Voran

des Verfassers Selbstbiographie.

In elegantem Taschenformat.

241 Druckbogen zu 16 Seiten, auf Velinschreibpapier.

Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp.

Pränumerationspreis 9 Thlr. 8 Gr.

Nächst Schiller nimmt Oehlenschläger unstreitig den ersten Platz unter den dramatischen Dichtern Deutschlands ein, und seine dramatischen Werke reihen sich auf eine glänzende Weise denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin ist ein vollendetes Meisterwerk, begabt mit allem Zauber romantischer Poesie, und wir wußten ihm nichts in der deutschen Literatur gleich zu stellen. Ebenso gehören seine Prosaschriften unter die besten Erzeugnisse deutscher Romanenliteratur, und seine lyrischen Gedichte sind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit und Vollendung. Die vorangehende Selbstbiographie wird das alle

gemeinste Interesse erregen, indem des Autors Jugend in die schöne Blüten- und Früchtezeit deutscher Poesie fällt, in welcher er, von Göthe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, seine Dichterlaufbahn begonnen hat.

Inhalt der 18 Bändchen.

1stes u. 2tes Bändchen: Die Selbstbiographie.
3tes u. 4tes Bändchen: Aladdin.
5tes Bändchen: Ludlam's Höhle.
6tes Bändchen: Hakon Jarl. Palnatoke.
7tes Bändchen: Axel und Walburg. Correggio.
8tes Bändchen: Stärkodder. Hugo von Rheinberg.
9tes Bändchen: Hogbarth und Signe. Erich und Axel.
10tes Bändchen: Die Wäringer.
11tes Bändchen: Freia's Altar. Die Räuberburg.
12tes Bändchen: Robinson in England. Der Hirtenknabe.
13tes Bändchen: Die Flucht aus dem Kloster. Das Bild und die Büste
14tes Bändchen: Die Uebereilung. Der blaue Cherub.
15tes Bändchen: König Hroar in Leire.
16tes Bändchen: Novellen.
17tes Bändchen: Märchen.
18tes Bändchen: Gedichte.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. K. A. F. Otto, Der medicinische Blutegel.

Mit 7 lithographirten Tafeln. 8. 20 Gr.

Der Herr Verfasser, der dem Studium der Naturwissenschaften mit seltenem Eifer ergeben ist, wozu ihm die thätige Aufsicht des durch ihn neu organisirten fürstl. Naturaliencabinets zu Rudolstadt die beste Gelegenheit bietet, behandelt in vorstehender Monographie seinen Gegenstand mit seltener Klarheit, Gründlichkeit und Ausführlichkeit. Alles, was Literatur, Beobachtungen und Erfahrungen darüber in zerstreuten Fragmenten gefördert haben, ist hier in systematischer Ordnung fleißig zusammengestellt. Eine vollständige Literatur geht voraus, der die Lebensweise des Egels und dessen beste Aufbewahrungsmethode sowie eine Parallele zwischen dem medicinischen Blutegel und dem Annaliden im Allgemeinen, und dem Pferdegel (Hirudo sanguisuga) insbesondere folgen. Einige nach der Natur von dem Verfasser selbst gezeichnete Abbildungen befördern die Anschaulichkeit.

Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Lehre von den Schenkungen
nach
römischem Recht.
Von
Dr. Fr. von Meyerfeld zu Marburg.

2 Bände. Gr. 8. 50 Bogen. 3 Thlr. 8 Gr. — 6 Fl.

In diesem Werke, der Frucht eines langjährigen Quellenstudiums, findet man eine neue, durch Einfachheit und Schärfe sofort ansprechende, Begriffsbestimmung, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit sich durch consequente Durchführung bis in das feinste Detail bewährt; man erhält hier die Grundlage zu einem aus echtrömischen Ansichten mit überraschender Klarheit und Natürlichkeit entwickelten Systeme des Privatrechts nach Maßgabe von zwei wesentlich verschiedenen Eintheilungsgründen. In bündigen, kräftigen Sätzen sind schwierige, für Wissenschaft und Anwendung gleich bedeutsame, Rechtsfragen erörtert, und oft ist das Resultat mühsamer Forschungen in wenigen Zeilen deutlich und überzeugend hingestellt. Zweckloses Prunken mit bloßer Gelehrsamkeit ist streng vermieden, und die citirte Literatur sorgsam gewählt. Daß man hier nirgend mit leerem Wortschwalle hingehalten wird, dafür bürgt wol schon die Vertrautheit des Herrn Verfassers mit dem Geiste und der Methode der, als Muster praktischen Taktes und Scharfblickes anerkannten, classischen römischen Juristen. In der vorstehenden Schrift sind selbst für manche nur gelegentlich, der Vergleichung oder Erläuterung wegen, dargestellte Lehren, neue, die Einsicht in deren Wesen fördernde Gesichtspunkte angegeben, namentlich für die Lehren vom Precarium, als lucrativem Erwerbsgrunde, vom altrömischen Literalcontract, von den Arten der Delegation und Intercession, von den Fällen der Naturalschuld u. s. w.

Ueber die Latini Juniani.

Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung.
Von
Dr. C. A. von Vangerow, Professor zu Marburg.
14 Bogen. Gr. 8. 1833. 18 Gr. — 1 Fl. 20 Kr.

N. G. Elwert.

In der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte.
Herausgegeben von
Dr. Wolfgang Menzel.
Fünfter Jahrgang.
Geschichte des Jahres 1833.
Erster Theil.
Mit 12 Portraits.

Darstellend: 1) Maria Christine, Königin von Spanien. 2) Marschall Soult 3) Salvette. 4) Garnier Pagés. 5) Francis Burdett. 6) Lord Russel. 7) Aberdeen. 8) Hume. 9) Ernst August, Herzog von Cumberland. 10) Stanley. 11) Bulwer. 12) Papst Gregorius XVI.

Preis 3 Fl.

Inhalt: Einleitung. — Frankreich. Der König und die auswärtigen Angelegenheiten. — Die Minister und die Kammer. — Schwangerschaft der Herzogin von Berri. — Die Karlisten. — Algier. — Spanien. Das Ende Ferdinand VII. — Die Königin Regentin Christine. — Niederlage der Karlisten. — Langsamer Gang der Reformen. — Portugal. Don Pedro in Oporto. — Don Pedro in Lissabon. — Erste Regierungsmaßregeln Don Pedro's und fortgesetzter Kampf. — England. Das reformirte Parlament. — Irische Zwangs- und Kirchenreformbill. — Holland und Belgien. — Italien. Sardinien. — Toscana. — Modena. — Lucca. — Der Kirchenstaat. — Neapel.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bücherauctions-Katalog.

In der Hofbuchhandlung von L. Pabst in Darmstadt ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu beziehen:

Verzeichniß einer vorzüglichen Sammlung von 3809 gebundenen oder broschirten, größtentheils noch nicht gebrauchten, werthvollen Werken aus allen Fächern, welche vom 1sten Februar 1835 an durch die Hofbuchhandlung von L. Pabst in Darmstadt öffentlich versteigert werden sollen.

Diese Bücherversammlung enthält meist gute und beliebte, namentlich auch viele vorzügliche französische und englische Werke. Zum Belege seien nur einige daraus hier namhaft gemacht: The british essayist, 45 vol., 8 — Hume, The history of England, 12 vol., 8. — Elmes, A general diction. of the fine arts etc. 8. — Keppel, Personal narrative of a journey from India to England etc., 2 vol., 8. — Scott, The life of Napoleon, 9 vol., 8. — Nicholson, The operative Mechanic etc., 8. — The last man by the author of Frankenstein, 3 vol., 8. — Bayle, Dict. histor. et critiq., vol. I—XVI, 8. —

Bartsch, Le peintre graveur, vol. I—XXI, 8. — Scott, Vie de Napoleon, 9 vol., 8. — Dictionnaire des sciences naturelles, vol. I—XIX, planches cah. I—XVI, 8. — Lacépède, Histoire générale de l'Europe, 18 vol., 8. — Mémoires et correspondance de Duplessis-Mornay, 12 vol., 8. — Encyclopédie portative etc., par Bailly, 29 vol., 8. — Voyage du jeune Ancharsis, 9 vol., 8. — Mad. de Genlis, Alphonsine, 3 vol., 8. — Mémoires du vic. de Casanova de Seingalt, 6 vol., 8. — Répertoire du théâtre français, 43 vol., 12. — Théâtre français publié par Louis, I—XII, 12. — Schmidt, Neuere Geschichte von Deutschland, 32 Bde., 8. — Mitford, Geschichte Griechenlands, 6 Bde., 8. — Tiedge's Werke, 7 Bde., 12. — Tausend und Ein Tag, 10 Bde., 12. — Minerva, Taschenbuch, 1809—16. — Klinger's sämmtliche Werke, 10 Bde., 8. — F. Tarnow's Schriften, 12 Bde., 8. — Contessa's Schriften, 9 Bde. 8. — J. G. Jacobi's sämmtliche Werke, 8 Bde., 8. — Hume, Geschichte von England, 20 Bde., 8. — Handbuch der Erdbeschreibung, von Gaspari ꝛc., 11 Bde., 8. — Mendelssohn's sämmtliche Werke, 10 Bde., 8. — Gleim's Werke, 7 Bde., 8. — Collin's sämmtliche Werke, 6 Bde., 8. — Kalchberg's Werke, 9 Thle., 8. — Chateaubriand's sämmtliche Werke, 52 Bde., 12. — Sprengel, Künste und Handwerke, 17 Bde., 8. — Dieterich, Lexikon der Gärtnerei, 10 Bde., nebst Nachträgen, 9 Bde., 8. — Krünitz, Encyklopädie, 1—90. Bd. — Conversations-Lexikon, dritte Aufl. mit Suppl., zusammen 14 Bde. ꝛc.

Alle solide Buchhandlungen übernehmen Aufträge für die Versteigerung; nur bittet man, Sorge zu tragen, daß dieselben 8 Tage vor Beginn der Auction in Darmstadt eingehen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Clarion, Pathologisch-therapeutisches Manual,

oder vollständiger Inbegriff der praktischen Medicin nach physiologischen Grundsätzen und nach den Lehren und Ansichten der berühmtesten neuern Aerzte Frankreichs, als Hand- oder Hülfsbuch für stete praktische Benutzung und augenblickliche Belehrung. Nach dem Französischen bearbeitet und mit den nöthigen Abänderungen und Zusätzen versehen von Dr. C. J. A. Venus. Gr. 8. 2 Thlr.

Dem ärztlichen Publicum wird hiermit eine Schrift, welche die Erfahrungen und Beobachtungen der berühmtesten jetzt lebenden Aerzte Frankreichs zusammenfaßt, mit um so größerer Zuversicht übergeben, als der Verf. sich darin mit ausgezeichnetem Erfolg bemüht hat, den reichhaltigen Complex der Lehren eines Broussais, Pinel, Corvisart, Sanson, Magendie, Lennec und der übrigen berühmtesten Aerzte seines Vaterlandes zwar in gedrängtester Kürze, aber doch in lichtvoller Klarheit und großer Planmäßigkeit in Form eines die schnellste Auskunft gebenden Hand- oder Nachschlagebuches zu übersichtlichster Vergegenwärtigung der in so vielen Schriften zerstreut umherstehenden Beobachtungen vorzulegen, indem er bei ausgezeichneter Vollständigkeit zugleich mit unnachahmlicher Gewandtheit die allgemein bekannten, wie auch die seltensten und dunkelsten Krankheitsformen und die Heilmarimen der scharfsinnigsten Praktiker dem ausübenden Arzte zur Benutzung darbietet. Außer diesem wirklichen Vorzuge seines Handbuches erscheint darin als neu und eigenthümlich die Anordnung der Gegenstände selbst, insofern der Verf. auf den Grund der allgemeinsten Verbreitung der Schleimhäute des menschlichen Körpers auch sofort mit der ausführlichsten Abhandlung der speciellen Entzündungskrankheiten dieser Organe sein Werk beginnt, der Lehre von der Entzündung ferner eine große Anzahl von Krankheiten unterordnet, z. B. die Cholera asiatica, die Neuralgien (Annahme des inflammatorischen Zustandes in der Nervosität) ꝛc. Abgesehen von der Habilität und Richtigkeit, womit der Arzt dies gut geordnete Werk benutzen kann, wird derselbe dabei zugleich fast unmerklich mit den Lehren der französischen Heroen der Medicin vertraut.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Aufsätze
aus den
Papieren eines Verstorbenen.
Herausgegeben
von Karl Freiherrn von Hacke,
großherz. badischem Staatsminister.

8. Broschirt. Velinpapier. Preis 2 Fl.

Inhalt: Der Mensch. — Der Mensch im Naturzustande. — Der Mensch im civilisirten Zustande. — Unterschied zwischen dem civilisirten Menschen und dem Wilden. — Der Mensch verglichen mit dem Thiere. — Freiheit des Menschen. — Natur des Menschen. Unkörperlichkeit der Seele. — Vernunft. — Menschliches Wissen. — Menschliche Größe. — Menschliche Schwäche. — Menschliche Weisheit. — Studium des Menschen. — Das Weib. — Das Mädchen. — Eheliche Verbindung. — Pflichten der Mütter. — Pflichten der Väter. — Erziehung. — Kinder. — Das Jünglingsalter. — Liebe. — Eifersucht. — Liebhaber. — Freund, Freundschaft. — Gefühl. — Gott. — Atheismus. — Fanatismus — Religion. — Evangelium. — Gebet, Frömmigkeit, Frömmelei. — Aberglaube. — Gewissen. — Moralität unserer Handlungen. — Moralisches Uebel, physisches Uebel. — Leidenschaften. — Glück. — Tugend. — Laster. — Heuchelei. — Bosheit, Bosheite. — Ehre. — Charakter. — Keuschheit, Sittenreinheit, Schamhaftigkeit. — Koketterie. — Eitelkeit. — Eigenliebe, Selbstliebe. — Vaterlandsliebe. — Willkürliche Gewalt. — Freiheit. — Abhängigkeit. — Humanität, Wohlthätigkeit. — Mitleid, Mitgefühl. — Bettler. — Reiche, Reichthum. — Widerwärtigkeiten, Schläge des Schicksals. — Vergnügen, Unterhaltung. — Gespräch, Höflichkeit. — Undankbarkeit. — Natur, Gewohnheit. — Arzneikunde, Aerzte. — Ueber das Leben. — Ueber den Tod. — Ueber den Selbstmord.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Neueste Karte von Deutschland.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart ist soeben erschienen:

Reise-, Post- und Zollkarte
von
Deutschland,
mit
Angabe der Eilwagencurse, und besonderer Rücksicht auf die, in dem großen deutschen Zollverbande vereinigten Staaten; im Maßstabe von 2,220,000 der natürlichen Länge;
bearbeitet von
K. Fr. Vollrath Hoffmann.
Größtes Landkartenformat.

Preis, schön illuminirt, 1 Thlr. 8 Gr.; auf Leinwand gezogen 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Karte ist eine durchaus neu und mit größter Pünktlichkeit gezeichnete; der Stich, sowie überhaupt die äußere Eleganz, entspricht der strengsten Anforderung, indem auch in Bezug auf Papier und Illumination etwas Vollkommenes geleistet wurde.

Für Geschäftsleute jeder Art, für Reisende sowie für Studirende, als Postkarte oder Zollkarte gleich ausgezeichnet und brauchbar — bedarf dieses schöne Blatt nur einer flüchtigen Betrachtung, um das ihm von tüchtigen Kennern in so reichem Maße gespendete Lob zu rechtfertigen.

Der Preis ist für ein so großes und so elegantes Blatt gewiß äußerst billig!

Sehr vortheilhaftes Anerbieten
für
Leih-Bibliotheken.

263 Bände im Ladenpreise 283 Thaler nur für 60 Thaler.

Nachstehend verzeichnete Romane und Unterhaltungsschriften sind von heute an bis zu Ende des Jahres 1835 auf die beigesetzten Preise ermäßigt worden. Das Verzeichniß bietet zur Begründung und Vervollständigung von Lesebibliotheken einen reichhaltigen Stoff dar.

Um nun den Herren Leihbibliothekaren und sonstigen Liebhabern dieser Lectüre, die möglichste Erleichterung zu gewähren, habe ich für Abnahme von Parthien noch folgendes festgesetzt:

a) 1) Die ganze Parthie vollständig und auf einmal genommen, soll anstatt 138 Thaler, als wieviel der bereits herabgesetzte Preis für alles austrägt, nur zu Sechszig Thaler in Preuß. Cour. berechnet werden.
2) Bei einer Abnahme im Betrag von 50 Thalern und darüber soll von den herabgesetzten Preisen 50 Procent Rabatt,
3) bei einer dergleichen im Betrag von 40 bis 49 Thalern . . . . . 40 — —
4) bei einer dergleichen im Betrag von 30 bis 39 Thalern . . . . . 30 — —
5) bei einer dergleichen im Betrag von 20 bis 29 Thalern . . . . . 20 — —
6) bei einer dergleichen im Betrag von 10 bis 19 Thalern . . . . . 10 — —
abgezogen werden.

b) Bei jeder geringern Abnahme hat es sein Verbleiben bei den Preisen zufolge des Verzeichnisses.

c) Daß eine solche Parthie, bei welcher man einen der eben angegebenen bedeutenden Vortheile genießen will, auf einmal bestellt werden muß, und niemals eine Zurechnung für früher empfangene Sachen statt finden kann, wird hierdurch ausdrücklich bemerkt, eben so wenig kann der herabgesetzte Preis auf einzelne Theile der Werke in Anwendung gebracht werden.

d) Auch kann von diesen Büchern nichts ohne vorherige feste Bestellung versandt, daher aber auch später durchaus etwas nicht zurückgenommen werden.

e) Von vielen Büchern ist nur noch eine kleine Anzahl vorhanden. Sollte diese vergriffen sein, so wird bei Effectuirung einer Parthie — Bestellung auf das Ganze, für jeden fehlenden Thaler der herabgesetzten Preise Zehn Groschen in Abzug gebracht. Groschen bis zu 12 Groschen inclus. werden für nichts, von 13 bis 24 Groschen aber für einen vollen Thaler gerechnet.

f) Zur Ersparung des beschwerlichen Abschreibens der Titel, ist die bloße Angabe der Nummer bei der Bestellung völlig hinreichend.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands sind im Stande diese Bücher, sowohl einzeln, als auch nach den oben unter a) 1 bis 6 angegebenen Maßstäben zu liefern. Wer sich an mich selbst wenden will, hat die prompteste Ausführung des Auftrags zu erwarten, wenn er den Betrag der Bestellung baar oder in guten Anweisungen beifügt. Mit dem 1sten Januar 1836 hören diese herabgesetzten Preise völlig auf und die ursprünglichen Ladenpreise treten wieder in Kraft.

Leipzig, den 1. October 1834.

Friedrich Fleischer.

No.		Laden-Preis.	Herabgesetzter Preis.
1.	Adelheit von Messina. Vom Verfasser der Szenen aus Faust's Leben. 8.	— 16	— 8
2.	Adolph der Schöne, oder die geheime Geschichte des Prinzen von *****. 8.	— 14	— 6
3.	Anton Rindenschwender. Das Buch v. d. Leben, den Schicksalen u. Thaten des armen aber glücklich gewordenen Sohnes, Hans Rindenschwenders, eines auswanderten Tyroler Holzhauers. 8.	— 12	— 6
4.	Aphorismen über den Kuss; ein Weihnachtsgeschenk für die küsslustige und kussgerechte Welt, von einem Spiritus Asper. Mit 10 herzlichen Kpfrn.	1 12	— 16
5.	Ariel, oder der unsichtbare Erinnerer. Nach dem Englischen frei bearbeitet von Friedrich v. Oertel. 4 Thle. 8.	3 8	1 16
6.	Armiboro, ein Roman vom Verf. des Rinaldo. 2 Bde. 8.	1 12	— 16
7.	Arnold, der graue Engel, eine oriental. Geschichte mit 1 Kpfr. 8.	— 16	— 6
8.	Aurelia, ein Roman vom Verf. d. Rinaldo. 8.	— 12	— 6
9.	Auguste eine Roman aus der wirkl. Welt, 3 Bde mit 4 Kupf. 8.	3 4	1 12
10.	Bagatellen romantischen Inhalts. 8.	1 4	— 12
11.	Bancour von Clairval; ein Roman. 2 Theile, mit 1 Kupfer. 8.	1 22	— 20
12.	Benno, J. E., die stille Abtei. Histor. Roman. 8.	1 12	— 16
13.	— — Bogislaus der Zehente, Herzog von Pommern. Ein hist. Gemälde. 2te Aufl. 8.	— 18	— 12
14.	— — König Burisleif und seine drei Töchter. Hist. Roman. 8.	1 8	— 16
15.	— — Erzählungen, Balladen und Lieder. 2 Bände. 8.	3 —	1 12
16.	— — Novellen, 2 Bände. 8.	2 —	1 —

No.		Laden-Preis.		Herabgesetzter Preis.	
17.	Bilderbeck, L. F. v., Die Brüder. Ein Familiengemälde. 4 Bände. Mit Kupfern. 8.	6	12	4	—
18.	— — Die Liebe in Spanien. Ein Lustspiel in drei Aufzügen. 8.	—	16	—	8
19.	— — Ludolphs Lehrjahre. 3 Theile. Mit Kupfern. 8.	4	16	2	8
20.	— — Schauspiele. 2 Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8.	3	8	1	16
21.	— — Das Vaterherz. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 8.	—	18	—	8
22.	Bonapartiana, oder Sammlung von Bonapartes sinnreichen und erhabenen Antworten ꝛc. Von Cousin von Avallon. Aus dem Französischen. 8.	—	18	—	8
23.	Bouilly, J. N., Geschichten für junge Frauen. Aus dem Französischen übersetzt von Karol. v. Woltmann. 2 Theile mit 2 Kupfern. 8.	2	16	1	8
24.	Brachmann, Louise, Gedichte. 8.	1	4	—	12
25.	— — Schilderungen aus der Wirklichkeit. 8.	1	8	—	16
26.	Brautkuß, der, auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht. 8.	1	—	—	12
27.	Bredow, G. G., Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel von 1796—1810. gr. 8.	1	16	—	20
28.	Byron, Lord, der Vampyr. Eine Erzählung aus dem Englischen. Nebst einer Schilderung seines Aufenthalts auf der Insel Mitylene. 8.	—	10	—	6
29.	Calderon de la Barca, Das Leben ein Traum, Schauspiel in 5 Aufzügen. Bearbeitet, von J. D. v. Zahlhas. 8.	1	—	—	12
30.	Chateaubriand, F. A., Atala oder die Liebe zweier Wilden in der Wüste, übersetzt von C. F. Cramer. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8.	—	22	—	12
31.	— — René, oder die Wirkungen der Leidenschaft. Aus dem Französischen. 8.	—	8	—	4
32.	Contessa, C. J. S. d. ält., drei Erzählungen: der Lustgarten im Riesengebirge, Jugendliebe und Andronicus Comnenus. 8.	1	6	—	16
33.	Cramer, C. G., Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasm. Schleichers, eines reisenden Mechanicus. 4te durchgängig verbesserte und vermehrte Aufl. 2 Bde. mit 8 Kupfern und dem Portrait des Verf. 8.	4	12	2	—
34.	— — Hans Stürzebecher und sein Sohn; ein Beitrag zur Geschichte meiner Zeit. 2 Thle. mit Kpfrn. 8.	1	16	—	20
35.	— — Leben, Meinungen und Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren. 2 Theile. 2te verbesserte Auflage mit Kupfern. 8.	2	8	1	4
36.	— — Ysopiana: als Anhang und Nachtrag zu dem vorigen. Mit 1 Kupfer. 8.	—	18	—	10
37.	— — Der arme Görge. Mit 1 Kupfer. 8.	1	—	—	12
38.	— — Die Reise zur Hochzeit; ein Schnack. 2 Thle. mit Kupfern. 8.	2	12	1	4
39.	— — Fräulein Runkunkel und Baron Sturmdrang; eine possirliche Geschichte unserer Zeit. Mit 1 Kupfr. 8.	—	22	—	10
40.	— — Leben und Thaten des edeln Herrn Kir von Karburg. 2 Theile mit Kupfern. 8.	2	20	1	8
41.	— — Leben u. Schicksale d. ehrlichen Septimus Storax, eines Kreuzbruders des Erasmus Schleichers. Mit 1 Kupfer. 8.	1	12	—	16
42.	— — der kluge Mann. Mit Kupfern. 3 Theile. 8.	4	—	2	—
43.	— — Peter Schmoll u. seine Nachbarn. 2 Bände, mit 2 Kupf. 8.	2	—	1	—
44.	— — der schöne Flüchtling, ein Pararismus der Liebe. 8.	1	—	—	12
45.	— — das Harfenmädchen mit 1 Kupf. 2te Aufl. 8.	1	8	—	16
46.	— — das Jägermädchen. 2 Bde. 2te Aufl. 8.	2	8	1	4
47.	— — Julius der Verworfene. 2 Bde. mit 2 Kupf. 8.	1	12	—	16
48.	— — Nettchens Hochzeit. 8.	1	—	—	12
49.	— — Pararismen der Liebe. 2 Bde. m. 2 Kpf. 2te Aufl. 8. Auch unter d. Titel: Rasereien der Liebe.	2	—	1	—
50.	— — der Polterabend, ein Schnack in 2 Bänden, mit 2 Kupf. 8.	2	—	1	—
51.	Diether von Isenburg, Erzbischof und Churfürst von Mainz; eine Geschichte aus dem 15. Jahrh. 2 Thle. mit den Bildnissen der Churf. Diether und Adolph. gr. 8.	1	12	—	16
52.	Dornenlese aus der geheimen Geschichte der Menschheit. 2 Theile. 8.	—	16	—	8
53.	Einsamen, die, eine piemontes. Novelle, 2 Bände mit 1 Kupf. 8.	2	—	1	—
54.	Eleonora Tellez, Königin von Portugall. Eine wahre Geschichte aus dem 14ten Jahrhunderte. 2 Theile. 8.	1	12	—	16
55.	Feldjäger, des jungen, Kriegskamerad, gefangen und strafend, immer getrost und thätig. Eingeführt durch J. W. von Göthe. 12.	1	—	—	12
56.	— des jungen, Landsmann, unter ähnlichen Schicksalen. Eingeführt durch J. W. von Göthe. 12.	1	—	—	12
57.	— des jungen Zeitgenosse in preuß., franz., engl. u. sardinischen Diensten. Eingeführt durch Göthe. 1r, 2r Bd. 12.	1	16	—	20
58.	Don Fernando von Toledo. Doppel-Novelle. 2 Thle.	1	12	—	16
59.	Fragmente aus der Chronique Scandaleuse von Paris, vor u. während der Revolution. 8.	1	—	—	12
60.	Franzischino der Eingeweihete. 2 Theile. 8.	1	8	—	16
61.	Frau Holda Waldina, die wilde Jägerin, ein Roman vom Verf. des Rinaldo. 8.	1	—	—	12
62.	Freund, der falsche, ein Roman der Miß Robinson. Aus dem Engl. von Schenk, mit 1 Kupf. 3 Bde.	3	4	1	12
63.	Fürstinnen, unglücklich durch Liebe. Mit 1 Kupf. 8.	—	16	—	8
64.	Gallerie von Kabinetsstücken der Familie Kutzwackel zu Krähwinkel und Tauche. Bestehend in einer auserlesenen Sammlung von Gemälden moralischer und unmoralischer Figuren, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen sind. Bearbeitet nach Aug. v. Kotzebue. 8.	1	—	—	12
65.	Geschichte der Inquisition in Spanien, aus Aktenstücken. 3 Theile. 8.	2	12	1	8
66.	Geschichten, vier kleine. Roman. 8.	1	—	—	12
67.	Glatz, J., der zufriedene Jacob und sein Sohn. Mit 1 Kupfr. 8.	—	20	—	10
68.	Glorioso der große Teufel, ein Roman in 3 Bänden, vom Verf. des Rinaldo. 8.	2	4	1	—
69.	Grafen, die, von Moor, ein Familiengemälde in 2 Bänden. 8.	2	—	1	—
70.	Grimm, der Brüder, Irische Elfenmährchen. Aus dem Englischen mit vielen Anmerkungen übersetzt. 8.	1	16	—	20
71.	Handwerker, der gelehrte; eine komische Erzähl. 8.	—	12	—	6
72.	Heidelmeier, der blinde, oder seltsame Geschichte eines Einäugigen. Von Christian Frank. 2 Thle. 8.	1	18	—	20
73.	Heidemann, Th., sanfte Naturschwärmereien für den höhern Lebensgenuß. 2 Bdchen. 8.	—	20	—	12
74.	Heinrich, IV., König von Frankreich und Navarra; Ein Trauersp. in 5 Aufz. mit 1 Kupfer. gr. 8.	—	16	—	8
75.	Hellfried und Hulda; ein Mährchen aus den gräuelvollen Tagen der Vorzeit. 8.	—	16	—	8
76.	Hogg, J., die Wanderer im Hochlande. Winterabend-Erzählungen nach dem Engl. von Sophie May. 2 Thle. 8.	2	8	1	4
77.	Idonie, oder das Kästchen mit der Chiffre. Eine Geschichte aus den Papieren eines Freimaurers. 2 Bde. 8.	1	12	—	16
78.	Jördens, Gustav, Morgana. Erzählungen u. Mährchen. 2 Bände. 8.	1	16	—	20
79.	Kalchberg, J. v., historische Skizzen. 2 Thle. 8.	2	16	1	8
80.	Kanne, A., Gianetta oder das Wundermädchen Roms. 8.	—	22	—	12
81.	Karl der Zwölfte bey Bender. Ein Schauspiel in 5 Acten vom Verf. des Rinaldo. 8.	—	12	—	6
82.	Keller, K., die Glogauischen Rathsherrn; eine Erzählung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. 8.	1	4	—	12
83.	Kind, Friedr., Liebchen von Waldkron. Mit 1 Kpfr. 12.	—	20	—	8
84.	— — Malven. 2 Theile. 8.	1	18	—	20
85.	— — Natalie. 3 Theile. Mit Kupfern. 8.	5	4	2	12
86.	— — Leben und Liebe Nyno's und seiner Schwester Minona. 2 Theile. 8.	1	16	—	20
87.	Kloster Sinai, das, vom Verfasser der Grafen Moor. 8.	1	—	—	12
88.	Kobbe, Dr. P. v., Handbuch der deutschen Geschichte. gr. 8.	3	—	1	12
89.	Lancellot, William, Korsar von England, eine historisch romant. Skizze. 2 Bände. 8.	2	—	1	—
90.	Lauretta, ein Roman von Romano. 8.	—	16	—	8
91.	Lembert, Arete oder Kindestreue. Schauspiel in 5 Aufzügen nach dem Französischen. 8.	—	16	—	8
92.	— Der Dichter und der Schauspieler, oder das Lustspiel im Lustspiel. Lustspiel in 3 Aufzügen. Frei nach Dupaty. 8.	—	14	—	6
93.	— Der Papa und sein Söhnchen. Lustspiel in 3 Aufzügen. 8.	—	16	—	8

No.		Laden-Preis.		Herabgesetzter Preis.	
94.	Lembert, Ränke u. Schwänke. Lustsp. in 3 Aufz. 8.	—	16	—	8
95.	— Der Trauring. Schauspiel in 3 Aufz. 8.	—	12	—	6
96.	Leo Fernandez und Orlaska, oder das unterbrochene Autodafée. Eine Geschichte aus Aktenstücken der heil. Inquisition zu Madrid. Von Fr. Moll. 3 Thle. Mit 1 Titelkupfer. 8.	2	12	1	8
97.	Machiavelli, Nicolo, Geschichte des Castruccio Castracani von Lucca, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Alex. v. Rennenkampf. 8.	—	16	—	8
98.	Magentropfen, stärkende, für Hypochondristen. 8.	—	12	—	6
99.	Mahlmann, August, Marionetten-Theater, oder Sammlung lustiger und kurzweiliger Actionen für große und kleine Puppen. 8.	1	8	—	16
100.	— — Narrheit und Vernunft. Jedem das Seine. Ein moralisches Bilderbuch für alte Kinder. Aus dem Franz. übersetzt und hin und hin und wieder auf deutschen Meridian gerichtet. 8.	1	—	—	12
101.	Majolino, ein Roman a. d. 16. Jahrh. 2 Thle. 8.	1	8	—	20
102.	Manuel, Don, eine spanische Geschichte aus dem jetzigen Jahrhundert. Nach dem Franz. von C. v. S. 2 Thle. 8.	1	12	—	16
103.	Marionettenspieler, der, eine Geschichte nebst mehreren kleinen Geschichten. Mit 1 Kupfer. 8.	1	8	—	16
104.	Meister's, Wilhelm, Tagebuch 2 Bde. 2te vermehrte Auflage. gr. 12.	2	8	1	4
105.	Melmoth, der Wanderer. Nach dem Engl. der Hrn. Maturin von C. v. S. 3 Thle. 8.	3	—	1	12
106.	Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816.	1	12	—	20
107.	Mischrumi, das räthselhafte Mädchen aus Medina, eine abentheuerliche Geschichte mit 1 Kpf. in 2 Bänden. 8.	1	4	—	16
108.	Monika, Schwester, oder der Fürst, als Jagdjunker vom Verf. der Ursulinernonne, mit 1 Kupf. 8.	—	12	—	6
109.	Montenglaut, Henriette von, Novellen, Erzählungen u. Reiseskizzen, 2 Bände. 8.	2	6	1	—
110.	Müller, G., Leben, Liebschaften, Abentheuer und Schwänke des edlen Junkers Samuel v. Hütenburg. Ein komischer Roman. 2 Theile. 8.	2	8	1	—
111.	— — Emilie von Alten oder Liebe u. Treue. 2 Thle. 8.	2	—	1	—
112.	Müller, Wilh., Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. 8.	1	12	—	16
113.	Niedmann, C., Dimitrj. Historische Novelle. 2 Bände. 8.	2	4	1	—
114.	Niedmann, C., Napoleon's Novellen, Dessen Erzählgen in d. Abendzirkeln zu Malmaison aus dem Stegreif gegeben. Nach dem Franzöf. der Mad. C....n bearbeitet. 2 Thle. 8. broch.	2	12	1	4
115.	Niedmann, C., Novellenkranz deutscher Dichterinnen. Erster Kranz aus Beiträgen von Helmine von Chezy, Elise von Hohenhausen, Sophie May u. Henriette v. Montenglaut gewunden. 8.	1	12	—	16
116.	Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer, ein Roman vom Verf. des Rinaldo. 2 Bände. 8.	2	—	1	—
117.	Ortlepp, Ernst, Gedichte. 8.	1	8	—	16
118.	Perin, J. von geb. von Vogelsang, Erzählungen. Mit 1 Kupfer. 8.	1	8	—	16
119.	Rächenden, die, oder das Vehmgericht des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. 8.	2	—	1	—
120.	Raynal, G. T., Geschichte der Niederlassungen u. des Handels der Europäer in Nord-Afrika. 2 Theile mit Charte. gr. 8.	3	12	1	8
121.	Reichstern, Pauline von, die Camisarden. Histor. Novelle aus dem Cevennenkriege, 2 Bändchen. 8.	1	18	—	20
122.	Reichstern, Pauline von, der letzte Bischof von Lausanne. Histor. Novelle. 8. broch.	1	—	—	12
123.	Reinhold, die Postkutsche zu Bocksdorf; Lustsp. in 5 Aufz. gr. 8.	—	16	—	8
124.	Richter, E., die Namensschwestern. Nach dem ital. 2 Thle. 8.	1	12	—	16
125.	Robinson, der steyersche, oder Reisen und besondere merkwürdige Begebenheiten Joseph Müllers an den brasilianischen Küsten von Amerika. 8.	—	16	—	12
126.	Rochlitz, Fr., Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen. Dargestellt zur Unterhaltung in einsamen, ruhigen Stunden. 4 Theile. 8.	6	—	3	12
127.	Rochlitz, Fr., Victors Reise um Menschen kennen zu lernen. 8.	1	12	—	16
128.	— — die Verwandten. Biographie. 2 Theile. 8.	3	—	1	8
129.	— — Glycone. 2 Theile. Mit Kupfern. 8.	3	8	1	16
130.	— — kleine Romane und Erzählungen. 3 Theile. 8.	4	12	2	—
131.	— — neue Erzählungen. 2 Theile. 8.	3	12	1	16
132.	— — Denkmale glücklicher Stunden. 2 Theile. Mit Kupfern. 8.	2	8	1	4
133.	Ross, Capitain John, Entdeckungsreise unter den Befehlen der Brittischen Admiralität mit dem Königl. Schiffen Isabella und Alexander, um Baffins-Bay auszuforschen und die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zu untersuchen. Uebersetzt und herausgegeben von P. A. Nemnich. Mit der Entdeckungscharte. gr. 4.	2	12	1	—
134.	Ruprecht und Rudolph, die edlen Räuber. Mehr Wahrheit als Roman. Mit 1 Kupfer. 2 Theile. 8.	3	—	1	12
135.	Russen, die, und Engländer in Neapel; nebst einigen Nachrichten, Anekdoten und Charakterzügen von Nelson. Mit Kupfern. 8.	—	18	—	8
136.	Schauspiele, vom Verfasser der Amerikanerin. 8.	1	12	—	16
137.	Schefer, Leop., Novellen. 5 Bde. 8.	8	6	4	—
138.	Scholz, J. M. A., Reise in die lybische Wüste, Siwa, Egypten und Syrien. gr. 8.	2	—	1	—
139.	Schumacher, A., Bilder aus den Alpen von Steiermark. 8.	—	16	—	8
140.	— — Herz, Schmerz, und Scherz in Liedern. 8.	1	8	—	16
141.	Scott, W., Allan Mac-Aulay, die Seher des Hochlandes. Aus dem Engl. überf. von Soph. May. 2 Thle.	2	12	1	4
142.	— — Lebensbeschreibungen berühmter britischer Dichter und Prosaisten. Uebersf. von H. Döring. 8.	1	—	—	12
143.	Sebald, Karl, Erzählungen. 8.	—	20	—	8
144.	Seckendorf, G. von, Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen. Eine Romanze. 8.	1	—	—	12
145.	Seidel, H., Gedichte. gr. 8.	—	18	—	8
146.	Seidel, C. A., Theaterstücke. 2 Thle. 8.	1	18	—	20
147.	Sieber, F. W., Reise nach der Insel Kreta im griechischen Archipelagus im Jahre 1817. 2 Thle. Mit 14 Kupfern und Charten. gr. 8.	5	12	2	12
148.	Smith, Ch. Emmeline, oder die Wayse des Schlosses. 4 Theile. 8.	2	20	1	8
149.	Smith, J. E., Reise durch Holland, Frankreich und Italien. A. d. Engl. von G. C. Reich. 2 Theile. 8.	2	12	1	—
150.	Sicilianer, die, ein Roman vom Verf. des Rinaldo. 2 Bände. 8.	1	12	—	16
151.	Spiegel menschlicher Handlungen und Schicksale, in kleinen und angenehmen Erzählungen. 8.	—	12	—	6
152.	Spieß, K. H. Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erd-, Luft-, Feuer- und Wassergeister. Ein Volksmährchen des zehnten Jahrhunderts. 4 Theile. 8.	4	—	2	—
153.	Steinbeck, Dr. C. G., Henkersgeschichten, zur Belehrung und Warnung für Alt und Jung im Volke. 8.	—	12	—	6
154.	Strela, J., August von Haidenthal, Roman. Mit Kupfern. 8.	—	18	—	8
155.	Stürme, die großen, und Ueberschwemmungen in Deutschland, Frankreich, England und Rußland im Jahre 1824 ꝛc. 8.	—	16	—	4
156.	Theodor, König der Korsen, ein Roman vom Verf. des Rinaldo, 3 Bde. mit 3 Kupf. 8.	2	12	1	4
157.	Urach der Wilde; Roman aus den Ritterzeiten. 2 Theile mit illuminirten Kupfern. 3te Auflage. 8.	2	16	1	12
158.	Urmutter Agathe, die, eine Legende aus den Geister- und Ritterzeiten. Von F. W. v. F. 2 Theile mit 1 Holzschnitte. 8.	1	16	—	20
159.	Werther, Herr, auf Freiersfüßen. Siebenmal Bräutigam und doch keine Frau. Vom Verfasser Lenchens und der Geschichte eines Strumpfbandes. 2 Theile mit 1 Kupfer. 8.	2	8	1	4
160.	Zahlhas, J. B. von, Heinrich von Anjou. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8.	1	8	—	16
161.	Zigeuner, die, ein Roman nach dem Spanischen vom Verf. des Rinaldo. 8.	1	—	—	12
162.	Zwerg, der, ein Roman vom Verf. des Rinaldo, mit 1 Kupf.	—	18	—	8

Ferner ist bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen und im herabgesetzten Preise zu haben:

Minerva

Taschenbuch in 23 Jahrgängen, vollständig bestehend in 712 Bogen Text und 200 Kupfertafeln, gezeichnet von Ramberg und Geißler und gestochen von vorzüglichen Meistern. Zusammengenommen zehn Thaler; jeder einzelne Jahrgang zwölf Groschen (1⅛ Sgr. oder 54 Kr.).

Einem häufig geäußerten Wunsche entsprechend, hat der Verleger sich entschlossen, von jetzt an, den Preis der Minerva (ursprünglich 46 Thaler) auf nur gedachte Sätze zu ermäßigen.

Der Inhalt, zu dem die besten Schriftsteller unseres Vaterlandes beigetragen haben, der sich vor allem durch eine rein sittliche Tendenz auszeichnet, und daher für Jedermann zugänglich ist, die Schönheit und Bedeutung der Kupfer lassen wohl erwarten, daß diese Anzeige eine freundliche Aufnahme im Publico haben werde. Zu bemerken ist noch, daß der 1ste bis 9te Jahrgang ungebunden, die übrigen Jahrgänge aber, so weit der Vorrath reicht, in Goldschnitt sauber gebunden ausgegeben werden. Eine weitere Verminderung des so sehr billigen Preises bei Abnahme mehrerer Jahrgänge kann (mit einziger Ausnahme der Abnahme eines vollständigen Exemplars) nicht gewährt werden. Dagegen erhalten Sammler, die 10 vollständige Exemplare bestellen, ein Frei-Exemplar.

Alle Buchhandlungen in und außerhalb Deutschland sind im Stande, die Minerva zu den festgesetzten Preisen auf Bestellung zu liefern.

Inhalt der verschiedenen Jahrgänge:

Erster Jahrgang mit 8 Kupfern zu Schillers Gedichten.

Stille Liebe v. Caroline Pichler. — Vergangenheit u. Gegenwart v. C. Streckfuß. — Die glückliche Insel v. E. A. W. v. Zimmermann. — Die Isis-Verehrer v. C. A. Böttiger. — Blumenlese aus dem Stammbuche v. Dorchen Weise. — Die Römerin Octavia v. S***. — Bemerkungen über das männliche und weibliche Geschlecht v. Kant. — Gedichte.

Zweiter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Don Carlos.

Moden und Klima v. E. A. W. v. Zimmermann. — Die Freunde v. Louise Brachmann. — Der Heirathsvertrag v. Langbein. — Cremsmünster v. Caroline Pichler. — Historischer Frauenspiegel v. G. G. Bredow. — Das Geburtstagsgedicht, Lustspiel v. Ed. Platner. — Aus Theresens Tagebuche v. G. W. C. Starke. — Gedichte von Langbein, Starke, Seidel u. A. m.

Dritter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Schillers Wallenstein.

Zulema v. Caroline Pichler. — Ausflucht nach Weimar v. Seume. — Die 3 Schwestern vom Verf. v. Herrmann v. Löbeneck. — Liebesprobe v. C. Streckfuß. — Hassan v. K. Stille. — Der süße Brei von Langbein. — Sinnbilder v. Schollmeyer. — Moden u. Klima, Fortsetz. v. E. W. A. v. Zimmermann. — Margarethe von Anjou v. G. G. Bredow. — Gedichte v. Tiedge, Streckfuß, Buri.

Vierter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Schillers Jungfrau v. Orleans.

Argalia v. Caroline Pichler. — Acis v. W. v. Montbarry. — Domingo v. Rauwirk. — Erzählungen v. A. F. C. Langbein. — Worte über Seume v. Clodius. — Des Mädchens Morgengespräch v. Streckfuß. — Ueber die schrecklichen Wirkungen des Zusammensetzens des Erdballs mit einem Kometen v. H. C. Gelpke. — Gedichte von Kind, Buri, Langbein. — Agrionien.

Fünfter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Maria Stuart.

Das Schmetterlings-Cabinet v. F. Kind. — Der Einsiedler v. Zipf. — Der Badeaufenthalt v. Caroline Pichler. — Das Geheimniß v. Langbein. — Jungfer Pathe v. Filibert. — Der schwatzhafte Kuß v. Laun. — Katharine v. Bora v. G. G. Bredow. — Palmenblätter v. K. Stille. — Der Pfeil v. Langbein. — Ueber den Ursprung der griechischen Mythen v. Clodius. — Jeger Horra, rabbinische Legende, v. A. Apel. — Gedichte v. Buri u. Haug. — Agrionien.

Sechster Jahrgang mit 9 Kupfern zu Schillers Braut v. Messina.

Die Verwünschung v. Caroline Fouqué. — Mathilde v. Carol. Pichler. — Das Räthsel v. Laun. — Der Mündel v. A. Lafontaine. — Franciska v. Aubigné v. G. G. Bredow. — Klopstock im Sommer 1795. — Die Zahngeschichte, ein türkisches Mährchen, v. J. v. Hammer. — Der grüne Benedikt v. Prätzel. — Gedichte v. Fr. v. Fouqué, Zipf u. Buri.

Siebenter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Wilhelm Tell.

Die Hochzeitfeier v. Kind. — Belagerung von Ancona v. Fr. v. Fouqué. — Franciska v. Aubigné v. G. G. Bredow. Schluß. — Urreligion u. Heidenthum v. Clodius. — Die Erbschleicher v. Kähler. — Das befreite Deutschland v. C. v. Pichler. — Blätter aus Agathens Papieren v. Fr. Ehrenberg. — Der Landsturm in Traubenfeld v. Langbein. — Gedichte v. Haug. — Agrionien.

Achter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Räubern.

So war es nicht gemeint v. C. v. Pichler. — Der heil. Athanasius v. Carol. Fouqué. — Die neue Lenore v. Kind. — Gustav Wasa v. Kähler. — Skizzen zu Klopstocks Portrait v. Böttiger. — Epigramme v. Klopstock. — Der Rheinfall v. A. Lafontaine. — Lucas Cranach v. F. Cramer. — Gedichte von Germar, Langbein, Buri, Haug. — Agrionien.

Neunter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Fiesko.

Rosaura v. Fr. v. Fouqué. — Ueber die Größe des Schöpfungsgebietes v. Gelpke. — Rovilla v. Prätzel. — Der Husarenoffizier v. C. v. Pichler. — Fliegende Blätter v. E. H. Jacobi. — Das Teufelsweib v. Langbein. — Die Ueberraschungen v. A. Lafontaine. — Gedichte u. Aufsätze v. Buri, Rese, Böttiger, Haug. — Agrionien.

Zehnter Jahrgang mit 8 Kupfern zu Schillers Demetrius.

Die Richter v. Caroline Fouqué. — Der Kriegsgefangene v. Ther. Huber. — Traum u. Erwachen v. Blumenhagen. — Die Berggeister v. Carol. Pichler. — F. L. Schröder in Hamburg v. Böttiger. — Kloster Mariafrede v. Fr. v. Fouqué. — Bruchstücke aus Shakespeare v. J. H. Voß. — Der entscheidende Tag von Langbein. — Der Bergmensch v. Fernando. — Gedichte v. Krug, Buri. — Agrionien.

Eilfter Jahrgang mit 10 Kupfern zu Schillers Kabale und Liebe.

Der graue Bund v. Lafontaine. — Fiechen u. Flörchen v. Prätzel. — Traum und Wahrheit v. Krug v. Nidda. — Frauentreue v. Herrmann. — Rüdiger, der Normann, v. Carol. Pichler. — Maria Eleonore v. Brandenburg v. Fr. Rühs. — Der Titanensturm v. Clodius. — Die schwarze Spinne v. Langbein. — Der Roßtrapp v. Blumenhagen. — Gedichte v. Haug, Sermage ꝛc. — Agrionien.

Zwölfter Jahrg. mit 8 Kupf. zu Schillers Macbeth, Phädra u. Turandot.

Der Gasthof v. Carol. v. Fouqué. — Die Frühverlobten v. C. Pichler. — Sängerprüfung v. Fr. v. Fouqué. — In welchem Alter steht die Menschheit v. Kähler. — Die Schlacht bei Grensport v. Ferd. Haas. — Blätter aus F. H. Jacobi's Nachlaß. — Der finstere Retter v. Blumenhagen. — Das Bogenschießen 1566 v. Graf Sermage. — Gedichte v. Th. v. Artner, Langbein. — Agrionien.

Dreizehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Gedichten.

Letzte Blätter aus Jacobi's Nachlaß. — Hugo von Zu v. Neuffer. — Die dankbare Zwergin v. Langbein. — Der ältere Fridolin v. Krug. — Der Oheim in der Schlacht v. G. Schilling. — Das Wahrzeichen v. Caroline Fouqué. — Der Zitherbach v. Prätzel. — Das Kloster auf Capri v. C. v. Pichler. — Uebermuth und Menschlichkeit v. Blumenhagen. — Minerva v. Fr. Fouqué. — Gedichte v. Haug. — Agrionien.

Vierzehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Gedichten.

Schuld getilgt Schuld v. Blumenhagen. — Die Spinnerin v. Graf Sermage. — Der höchste Wurf v. Prätzel. — Freundschaftliche Briefe v. C. v. Pichler. — Gedanken über Natur und Kunst v. Krug. — Die Magie des Shawls v. Th. v. Artner. — Die Untersuchungs-Commission v. Langbein. — Gefunden! v. Fr. v. Fouqué. — Gemälde v. Böhmen v. W. v. Schütz. — Gedichte v. Haug, Tiedge, Haugwitz. — Agrionien.

Funfzehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Gedichten.

Briefe v. F. H. Jacobi. — Laßt die Todten ruhen v. E. Raupach. — Briefe v. C. v. Pichler. — Mensch, Schicksal und Glaube v. Blumenhagen. — Liebesposse v. van der Velde. — Der Mensch denkt, Gott lenkt v. Fr. v. Fouqué. — Die Ausgewanderten v. Fr. Jacobs. — Rosenkranz v. Fr. Jacobs. — Gedichte v. Krug, Sermage. — Agrionien.

Sechszehnter Jahrg. mit 9 Kupf. zu Göthe's Götz v. Berlichingen.

Serina v. Prätzel. — Quintin Messis v. C. v. Pichler. — Die Kammerjoten in Schwaben v. G. Schwab. — Briefe griechischer Frauen v. Kähler. — Dorothula v. van der Velde. — Das Mädchen im Walde v. Maria. — Ueber Wahrheit im Erkennen ꝛc. v. C. v. Pichler. — Gedichte von Neuffer, Graf Haugwitz. — Agrionien.

Siebzehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Egmont.

Liota v. Blumenhagen. — Donnerstag und Freitag v. Fr. v. Fouqué. — Der Findling v. Fr. Jacobs. — Ueber Jungwerden u. Altwerden v. Köppen. — Der Rachespruch v. Prätzel. — Briefe v. C. v. Pichler. — Gegenwart u. Vergangenheit v. Matthisson. — Gedichte v. Haug, Schwab, Haugwitz. — Agrionien.

Achtzehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Geschwister.

Jery und Bätely. — Die Vögel. — Künstlers Erdenwallen. — Künstlers Apotheose. — Das Jahrmarktfest in Plundersweiler. — Fastnachtsspiel. — Die Einquartierung v. Fr. Rochlitz. — Erinnerungen v. Bonstetten. — Die Proselitin v. Fr. Jacobs. — Der Schnee v. J. Schopenhauer. — Gedichte v. Haugwitz. — Agrionien.

Neunzehnter Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Iphigenia.

Johannes Schorcel v. C. v. Pichler. — Der Hexenteich v. Blumenhagen. — Ueber das Häufigste und Seltenste unter den Menschen v. Köppen. — Erinnerungen v. Fr. Rochlitz. — Küstenreise am Tyrrhener Meer v. Bonstetten. — Besuch bei Gallis v. Matthisson. — Agrionien.

Zwanzigster Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Faust.

Die Genialen v. J. Schopenhauer. — Der Pilger v. F. Lohmann. — Ausflug nach Nattuno v. Bonstetten. — Soldatenglück v. Blumenhagen. — Rigikulm v. Matthisson. — Weibliche Charakterschilderungen v. E. Münch. — Königin Elisabeth v. Fr. Haug. — Briefe v. Schubart. — Agrionien.

Ein und zwanzigster Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Faust.

Die Freunde v. C. v. Pichler. — Tafeln am Wege v. Matthisson. — Prinz und Kramer als Nebenbuhler v. Blumenhagen. — Trommelfritz u. Klimmgut v. Fr. v. Fouqué. — Wanderungen durch den Markt des Lebens v. Tiedge. — Aus Reiseblättern v. Hirzel. — Gedichte v. Matthisson, Fouqué, Maltiz. — Agrionien.

Zwei und zwanzigster Jahrgang mit 9 Kupfern zu Göthe's Werthers Leiden.

Das Turnier zu Worms v. C. v. Pichler. — Karl der Große, Tragödie v. Oehlenschläger. — Reise-Erinnerungen v. J. Schopenhauer. — Mirtas Untergang v. L. Storch. — Gedichte v. Neuffer, Oehlenschläger.

Drei u. zwanzigster Jahrg. mit 8 Kupf. zu Göthe's Torquato Tasso.

Der Wunderarzt v. A. v. Sartorius. — Aucassin u. Nicolette, altfranzösisches Fabliau. — Isabelle San Felice v. Demuth. — Reise-Erinnerungen v. J. Schopenhauer. — Theodor u. Adelheit v. E. Ortlepp. — Schuld u. Buße v. Novis. — Gedichte v. Ortlepp, Neuffer.

Jedem dieser Jahrgänge ist eine ausführliche Erklärung der Kupfer beigefügt, deren Verfasser Böttiger, Blumenhagen und Adolph Wagner sind.

☞ Zur Vermeidung von etwaigen Mißverständnissen wird bemerkt, daß Bestellungen auf das Taschenbuch Minerva nicht in die umstehend erwähnten Partie-Bestellungen eingerechnet werden können. Die Verhältnisse gestatten hier durchaus keine weitern Vergünstigungen, als die dargebotenen.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle
sind zur Oster- und Michaelis-Messe **1834** neu erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bogatzky, C. H. von, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist, bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, nach der Ordnung der heiligen Bücher; samt beygefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen. 1r Theil. 41ste Auflage. 2r Theil. 35ste Auflage. 12mo. 8 Sgr. = 10 Sgr.

Dähne, A. F., Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. In 2 Abtheilungen. 1ste Abthlg. gr. 8vo. 2 Thlr. 12 Sgr. = 2 Thlr. 15 Sgr.
(Die 2te Abtheilung ist unter der Presse.)

Förstemann, Dr. K. E., Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Nach den Originalen und nach gleichzeitigen Handschriften herausgegeben. 1r Band. (Von dem Ausgange des kaiserlichen Ausschreibens bis zu der Uebergabe der Augsburgischen Confession). gr. 8vo. 2 Thlr. 12 Sgr. = 2 Thlr. 15 Sgr.

Gesangbuch, Evangel.-Lutherisches, zum Gebrauch der Stadt Halle und der umliegenden Gegend. Nebst einem Anhange von Gebeten für die öffentliche und häusliche Andacht. Herausgegeben von dem Lutherischen Stadtministerio in Halle. Zehnte Ausgabe. 8vo.

Ord. Druckpapier netto	14 Sgr. = 17½ Sgr.
Velindruckpapier —	1 Thlr.
Schreibpapier —	1 Thlr. 8 Sgr. = 1 Thlr. 10 Sgr.

Geschichte, neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 80s Stück oder 7ten Bandes 8s Stück. 4to. 10 Sgr. = 12½ Sgr.

Hohl, Dr. A. F., Die geburtshülfliche Exploration. 2r Theil. (Das explorative Sehen und Fühlen). gr. 8vo. 2 Thlr.
(Der 1ste Theil, das Hören enthaltend, mit 1 Kupfertafel, erschien 1833 und kostet 1 Thlr. 12 Ggr. = 1 Thlr. 15 Sgr.)

Niemeyer, A. H., Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Neunte Ausgabe. 3 Bände. 1r. Band. gr. 8vo. Preis für alle 3 Bände

Velin-Druckpapier	6 Thlr.
Schreibpapier	8 —
Velin-Schreibpapier	9 —

Die neunte Auflage von Niemeyer's Grundsätzen bedarf keiner Empfehlung, denn seit mehr denn dreißig Jahren ist dieses Buch in allen Gegenden Deutschlands nicht blos unter den Schulmännern verbreitet, Uebersetzungen haben es dem Auslande zugänglicher, Nachdrücke, Auszüge und anderweitige Bearbeitungen verschiedener Verfasser haben dies Werk allgemeiner gemacht, in welchem der hochgefeierte Verfasser das, was sich aus langer eigener Erfahrung und aus fleißigem Studium aller Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik als das Beste bewährt hatte, gesammelt hat. Längst sind diese Grundsätze ins Leben getreten, nicht blos in den großartigen Stiftungen Francke's, denen der Verewigte vorstand, sondern vor allem durch die Tausende von Schülern, die zu den Füßen des Mannes gesessen haben, den man, wohl nicht mit Unrecht, als den andern Lehrer Deutschlands bezeichnet hat, durch die Menge von Familienvätern, denen dieses Buch die trefflichste Anleitung zur Erziehung ihrer Kinder und zur Aufklärung über viele pädagog. Streitfragen der Zeit gewährt hat. Mit dem Tode des Verfassers war das Werk nicht verwaist; ein rüstiger Sohn, der Pfleger des väterlichen Ruhms und hinlänglich bewährt als Vorsteher so bedeutender Anstalten, als Lehrer der Pädagogik an einer der berühmtesten Hochschulen unseres Vaterlandes, hat die Fortführung desselben übernommen und diese neue Ausgabe in dem Geiste seines verewigten Vaters auf den Standpunkt geführt, auf welchen sie dieser geführt haben würde. Zahlreiche Bereicherungen hat besonders die Litteratur, immer ein besonders gerühmter Vorzug des Werks, erfahren; noch mehrere werden in der mit hoher Begeisterung für das Werk der Erziehung niedergeschriebenen Vorrede für den zweiten didactischen Theil und vornehmlich für die Geschichte der Pädagogik versprochen, die in neuer und weit umfassenderer Form den dritten Theil beschließen soll.

Oudendorpii, Franc., Dictatorum in selectas M. Tullii Ciceronis epistolas particula edita ab J. A. Liebmanno. Accedunt annales Gymnasii Halensis inde ab a. MDCCCXXXIII. usque ad a. MDCCCXXXIV. 4to. geh. 8 Ggr. = 10 Sgr.

Palaestra musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer, von Dr. Th. Echtermeyer und Dr. M. Seyffert. 1r Theil. Für untere Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. M. Seyffert. 8vo. 12 Ggr. = 15 Sgr.

Text zu den Materialien der Palaestra musarum für untere Gymnasialclassen, herausgegeben von Dr. M. Seyffert. Auch u. d. Titel: Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern. 1r Theil. 8vo. 16 Ggr. = 20 Sgr.

Bei der immer mehr anerkannten Zweckmäßigkeit des Anfertigens lateinischer Verse in den Gymnasien können wir diese Anleitung allen Lehrern empfehlen, da sich dieselbe durch eine neue zweckmäßige Methode in der Anordnung des mit unermüdlichem Fleiße aus den besten neuern lat. Dichtern aller Nationen ausgewählten Materials und durch Reichhaltigkeit der über alle Theile der dichterischen Grammatik und Phraseologie sich erstreckenden Bemerkungen und Hinweisungen auf die jetzt am weitesten verbreiteten Grammatiken von D. Schulz und Zumpt vor ähnlichen Büchern dieser Art auszeichnet. Jemehr gerade in dem Schulunterrichte ein zu langes Beharren bei einem Lehrbuche Lehrenden und Lernenden unangenehm und selbst nachtheilig ist, um so bereitwilliger, so hoffen wir, werden die Lehrer der Gymnasien dieses Hülfsbuch ihrem Unterrichte zu Grunde legen. Für diejenigen, denen Mangel an Muße oder eigener Fertigkeit die Lösung der Aufgaben beschwerlich machen könnte, ist dieselbe besonders abgedruckt; zugleich aber dürfte dieser Text der Materialien allen Freunden neu-lateinischer Poesie eine willkommene Erscheinung sein, da sie darin die schönsten Erzeugnisse derselben vereinigt finden werden. Noch mehr wird dies bei dem bald erscheinenden 2ten Cursus, der längere Stücke enthält, der Fall sein.

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch. 2r Cursus. Zur öffentlichen und Privatlectüre für mittlere und obere Classen in Gelehrtenschulen. 8vo. 1 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Schirlitz, Dr. C. A., Historia Romana ad pugnam usque Actiacam praemissa Italiae antiquae descriptione. Ex scriptoribus veteribus contexta et in usum scholarum adornata.

Vielfältigen Aufforderungen genügend, hat sich der verehrte Verf. dieses Lesebuchs entschlossen, in einem 2ten Cursus eine Uebersicht der Geographie Italiens und der Geschichte Roms bis zur Schlacht von Actium zu geben, um so den Bedürfnissen der etwas weiter vorgeschrittenen Schüler abzuhelfen. Aber nicht nur zum Schulgebrauche, sondern auch ganz besonders der Privatlectüre dürfte dies Buch am besten bestimmt sein. Jeder weitern Empfehlung glauben wir uns um so eher enthalten zu können, als der Name des Herausg. hinlänglich bekannt und seine Methode von den erfahrensten Schulmännern als höchst zweckmäßig erkannt ist.

Schulz, Dr. Otto, Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 8te verb. Auflage. gr. 8vo. 10 Sgr. = 12½ Sgr.

Auch die achte Auflage dieses weit verbreiteten Schulbuchs hat zahlreiche Verbesserungen durch den Herrn Verf. erhalten; und wir hoffen für dasselbe jetzt eine um so weitere Verbreitung, als in des Verfassers ausführlicher Grammatik (2te verbesserte Auflage, gr. 8vo., 1834, 47 Bogen, 1⅔ Thaler) auch den obern Gymnasialklassen ein Lehrbuch geboten ist, welches, nach gleichen Grundsätzen bearbeitet, diese Schulgrammatik erweitert und vervollständigt. Wohlfeilheit des Preises dürfte keine geringe Empfehlung für die Einführung desselben sein.

Splittegarb, C. F., Deutsche Sprachlehre für Anfänger, mit Aufgaben. 11te verb. Aufl. 8vo. 6 Sgr. = 7½ Sgr.

— — Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 11te verb. Aufl. 8vo. 10 Sgr. = 12½ Sgr.

Beide Bücher sind längst allgemein bekannt; ihre Brauchbarkeit für den Unterricht bezeugen am besten die vielen Auflagen, denn schon die eilfte legen wir jetzt allen Schulmännern vor. Daß dieselben nicht ohne Verbesserungen abgedruckt sind, versteht sich wohl von selbst, da wir immer bei neuen Auflagen der zahlreichen in unserm Verlage erschienenen Schulbücher sachverständige Männer mit der Durchsicht und Berichtigung derselben zu beauftragen pflegen.

Vossii, G. J., Aristarchus sive de arte grammatica libri septem. Edid. C. Foertsch. Pars II. contin. de art. grammat. lib. IV. et V. edid. Fr. Aug. Eckstein. 4 maj. 2 Thlr. 20 Sgr. = 2 Thlr. 25 Sgr.

(Pars I. erschien 1833 und kostet 3 Thlr. 12 Sgr. = 3 Thlr. 15 Sgr.)

Der zweite Theil dieses großartigen grammatischen Werkes des grundgelehrten Vossius bedarf für Kenner und Freunde der latein. Sprache wohl kaum einer Empfehlung; wir dürfen nur wünschen, daß derselbe mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werde, als dem ersten Theile, selbst im Auslande, im reichen Maaße zu Theil geworden ist. Der Herausgeber hat, wie sein gelehrter Vorgänger, Rektor Dr. Förtsch, keine Mühe gespart, diese Ausgabe dem vorgesteckten Ziele, in den Anmerkungen ein Repertorium für die lateinische Sprachwissenschaft zu geben, näher zu bringen, und er hofft den Dank aller Gelehrten um so zuversichtlicher, als eine solche Sammlung der in unzähligen Commentaren und Monographien niedergelegten Observationen über Lat. Grammatik einem jeden, dem diese Studien am Herzen liegen, erwünscht sein muß. Die Vollendung des Ganzen und die reichhaltigen Register glauben wir mit Bestimmtheit zur Ostermesse des kommenden Jahres versprechen zu können.

Xenophontis Anabasis, s. Expeditio Cyri. Editio 4ta emendatior. Accedunt Indices et Tabula geographica. 8vo. 1 Thlr.

Diese vierte Ausgabe unterscheidet sich von den frühern wesentlich. Der Text, hauptsächlich zwar an Dindorf's Recensionen sich anschließend, ist durch einen ausgezeichneten akademischen Lehrer revidirt, neue Summarien sind hinzugefügt, und aus der Menge der Lesarten eine Auswahl derer gegeben, die dem Lehrer zur Erörterung der wichtigsten Punkte aus der griechischen Grammatik Gelegenheit darbieten können. Das Wortregister, von einem tüchtigen Schulmann neu angefertigt, wird sich als brauchbar und allen Bedürfnissen entsprechend gewiß bewähren. So glauben wir, durch Weglassung der unzweckmäßigen Bemerkungen und des schlechten Wortregisters der frühern Ausgaben, diesem schon viel verbreiteten Buche einen höhern Werth gegeben zu haben, ohne daß wir bei dem schönen Aeußern des Buches den Preis desselben erhöhten, und so vielleicht die Verbreitung desselben in den Schulen erschwerten.

Zedlitz, L. v., Neues hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Enthaltend die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse so wie der größern Bäche, mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerey, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihrer Wichtigkeit als militärische Punkte, ihrer Länge, Breite, und ihrer Uebergänge auf Brücken und Fähren. Mit 1 hydro-orographischen Charte von Deutschland, den Königl. Prov. Ost- und West-Preußen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königl. Preuß. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin. gr. 8vo. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 8 Sgr. = 2 Thlr. 10 Sgr.

Mit Umsicht, Sorgfalt und Mühe hat der durch seine geographischen und statistischen Schriften der gelehrten Welt wohlbekannte Herr Verf. dieses Werks von jedem nur irgend der Anführung werthen Flusse oder Bache der Deutschen Staaten eine genügende und seiner Wichtigkeit angemessene Beschreibung gegeben. Es sind in derselben die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen größern und kleinern Rinnsale von ihren Quellen bis zu ihren Mündungen, die Beschaffenheit ihrer Ufer, besonders auch in Hinsicht für militärische Operationen, der Anfang ihrer Schiffbarkeit und ihr anderweitiger Nutzen für den Handel und den Verkehr, ihre Verstärkung durch die verschiedenen namhaft gemachten Zuflüsse u. s. w. u. s. w., nach den besten, durch örtliche Bekanntschaft, Aufnahmen, geodätische Berechnungen, Correspondenz und gedruckten Beschreibungen gesammelten Quellen, mit genauer Berücksichtigung der die neueste Landeskunde betreffenden Schriften, so wie der besten Specialkarten dargestellt. Allen Freunden der Lehre der Staatenkunde, den Militär's, den Geschäftsmännern und Zeitungslesern, wird dieses Werk also um so mehr willkommen sein, da ein solches bisher gänzlich der neuen deutschen Litteratur fehlte und eine längst gefühlte Lücke dadurch ausgefüllt ist. Die dem Werke beigegebene hydro-orographische Charte von Deutschland, den Preuß. Prov. Ost- und West-Preußen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königl. Preuß. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin, wird gewiß ebenfalls alle billigen Anforderungen vollkommen befriedigen, und vereint mit dem Buche sich als ein neuer zuverlässiger Führer auf den Gewässern Deutschlands bewähren.

In Sachen der Juden.

In dem in Frankfurt a. M. erschienenen ersten Hefte des 6ten Bandes vom

Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten,

befindet sich der Schluß der höchst interessanten Betrachtung: Ob eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämmtlichen Juden schon jetzt bewilliget werden könne?

Mit prüfender Umsicht und schlagenden Argumenten, belegt durch Thatsachen und Zeugnisse aus der älteren, neueren und neuesten Zeit, wird diese Frage verneint. Diese Erörterung, reich an neuen Wahrnehmungen, bietet fruchtbaren Stoff von höherem, selbst von allgemeinem Interesse. Sie kann der Aufmerksamkeit unserer deutschen Gesetzgeber nicht genug empfohlen werden. Freimüthiger, gründlicher und überzeugender ist über jüdische Angelegenheiten noch nie gesprochen worden. Das hier mit Meisterhand entworfene Bild von der religiösen und politischen Denkart der Juden ist ganz dazu geeignet, die verworrene Sache ihrer Emancipation in ihr wahres und volles Licht zu setzen.

Nicht hoch genug zu würdigen, nicht dankbar genug anzuerkennen ist diese kritisch-literarische Leistung. Durch die aus allen Jahrhunderten beigebrachten Beweise ist jetzt ganz klar geworden, daß der Mosaismus und Talmudismus Heuchelei und Betrug gegen Nicht-Israeliten, besonders gegen Christen, sowohl im geselligen Leben überhaupt, als in kaufmännischen Verhältnissen im besonderen nicht nur rechtfertigen, sondern sogar empfehlen, und zwar aus dem Grunde einer streng gebotenen Volks-Absonderung.

„Aus diesem Spiegel strahlt der Wahrheit Licht!“

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In vollständiger Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

Erste bis dritte Lieferung. Aachen bis Bambus.

Gr. 4. Geh. Preis der Lieferung 5 Gr.

In allen guten Buchhandlungen ist dieses Werk, welches für die allgemeinen Bedürfnisse schnell, vollständig und dabei äußerst billig Belehrung und Unterhaltung gewährt, durch eine Ansicht zu haben. Auf die Empfehlung und Anpreisung des Werkes selbst überhoben, so wird eine Empfehlung von Seiten der Verlagshandlung überflüssig machen. Auf die Empfehlung und Ankündig

P33.6
B
1834
Dec

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1834.

Monat December;

enthaltend

31 Blätter: Nr. 335—365, 1 Beilage: Nr. 17, und 4 literarische Anzeige: Nr. XXXIX—XXXXII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Zeitungspostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Ankündigen ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Zeile beigelegt oder beigedruckt, sodaß dann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehme.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Kgl. Leihbibliothek Berlin

Nr. 835. Zur Nachricht. — Unter Verantwortung des Unterzeichneten. (1. Juli.) — Die Verlagshandlung. (Berlin, 1. Juli.) — Die Buchhandlung des Waisenhauses, zeigt an, daß sie nunmehr mit einem vollständigen Lager von Schreibmaterialien versehen sey, und empfiehlt solches zu gefälliger Abnahme. (1. Juli.) — Die Buchhandlung der Vereinigten Freunde hierselbst, zeigt das Englische Journal, das Neueste Gemälde, Jahrgang 1801, Heft 1, Quartalweise der Buchhandlung des Waisenhauses, als solches in Commission versendet worden, an. (1. Juli.) — Die Buchhandlung der Vereinigten Freunde hierselbst, zeigt an, daß das Neueste Gemälde von Deutschland, von dem Jahrgange 1801, Quartalweise der Buchhandlung des Waisenhauses, in Commission versendet worden. (1. Juli.) — Die Buchhandlung der Vereinigten Freunde hierselbst, zeigt an, daß das Englische Journal, Jahrgang 1801, Heft 1, Quartalweise der Buchhandlung des Waisenhauses, in Commission versendet worden. (1. Juli.) — Die Buchhandlung der Vereinigten Freunde hierselbst, zeigt an, daß Hindenburg eine Schauerballade. Von L. Reinhard. Marquis.

Nr. 836. Unter Verantwortung und Verlagsnotiz. (Fortsetzung.) Buchhandlungsanzeigen. — Die Buchhandlung des Waisenhauses bei Dalzow in Cleve, zeigt hiemit an, daß sie die Fortsetzung von Hoffmanns Reisen durch Deutschland, Jahrgang von 3ten Bd. Würzburg, 8. Der Satz und die Auflage, sind wie bisher. — Die Buchhandlung des Waisenhauses zeigt hiemit an, daß sie Hoffmanns Reisen durch Deutschland, 3ten Band,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 335. — 1. December 1834.

KRANJSKI DEŽE... RUDOLF...

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

1. The history and topography of the United states edited by *John Howard Hinton*, assisted by several literary gentlemen in America and England. Illustrated with a series of views, drawn on the spot, and engraved on steel, expressly for this work. Zwei Bände. 4.
2. Die Verfassungen der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Heinrich Engelhard. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 8. 2 Thlr.
3. Darstellung der Grundsätze der republikanischen Regierung, wie dieselbe in Amerika vervollkommnet worden ist. Von Achilles Murat. Aus dem Französischen. Braunschweig, Verlags-Comtoir. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
4. Die Menschen und die Sitten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von dem Obersten Hamilton. Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von L. Hout. Zwei Bände. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
5. Briefe über die westlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Heinrich von Martels. Mit einer Karte vom Missouristaate. Osnabrück, Rackhorst. 1834. 8. 21 Gr.
6. Michigan. Eine geographisch-statistisch-topographische Skizze für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde von Tr. Bromme. Nebst einer Karte. Dresden, Walther. 1834. 8.

Ref. hat in einem frühern Artikel über Werke, die das nördliche Amerika betrafen, diese und ihren Gegenstand, besonders unter dem Gesichtspunkt der Auswanderung und der Vergleichung der freien Staaten mit dem britischen Amerika, besprochen. *) Die Rücksicht auf Auswanderung wird sich auch diesmal nicht ganz ablehnen, aber doch einigermaßen zurückstellen, die Vergleichung mit den Zuständen des britischen Amerikas ganz bei Seite legen lassen, und Ref. ist in der That erfreut, einmal eine Gelegenheit zu finden, nachdem er oft genug auf die Kehrseiten des Lebens in den nordamerikanischen Freistaaten aufmerksam gemacht hat, jetzt auch einmal Das hervorheben zu können, was seiner Ansicht nach schön und vortrefflich sich in denselben findet. Dieser Gesichtspunkt ist es, unter welchem er diesmal einige, und zwar durchgehends in ihrer Art tüchtige Werke, deren Titel oben verzeichnet sind, besprechen und vor allen Dingen einzeln etwas näher charakterisiren wird.

Nr. 1 ist ein sehr brauchbares, äußerlich überaus glänzend ausgestattetes, dabei doch nach europäischen Anfoderungen einigermaßen lückenhaftes Werk. Es gibt in dem ersten Bande eine recht gute Darstellung der Entdeckung, Bevölkerung und weitern Entwickelung der nordamerikanischen Freistaaten; doch, wie dies bei allen Werken dieser Art der Fall ist, mit zu wenig Rücksicht auf die in Kurzem höchst bedeutend werdenden westlichern Gegenden, mit zu einseitiger Verfolgung gewisser politischer Augenmerke, mit zu wenig Talent für das Auffassen der individualisirenden Momente in Terrain und Geschichte, sodaß auch diese Historie Nordamerikas sehr an jener Monotonie leidet, welche alle frühern Bearbeitungen auszeichnet und sich bei entschiedenerm Talente der Geschichtschreiber sicher vermeiden läßt, da Southey in seiner „Geschichte Brasiliens" ein verhältnißmäßig weit widerstrebenderes Thema, ohne ungeschichtlich zu werden, in einer Art sich von jener Monotonie, die über der Geschichtschreibung Amerikas zu thronen scheint, befreit hat, daß sich wenig Historienbücher überhaupt damit werden messen können.

An derselben Monotonie wie der erste historische

*) Vgl. Nr. 101—103 d. Bl. D. Red.

Theil leidet auch der zweite geographisch-statistische, der zwar eine Reihe vortrefflicher Zusammenstellungen in einer Ruhe und Ordnung enthält, wie man sie bei europäischen Reisebeschreibern, die Nordamerika besucht haben und uns darüber referiren, nicht leicht finden wird; aber alle Anschaulichkeit geht am Ende der Darstellung doch ab und mit ihr alle wahre Wirkung. Wer von uns Allen würde auch nur entfernt eine Vorstellung von der sogenannten sächsischen Schweiz gewinnen, wenn er sie in einem geographischen Werke etwa folgendergestalt geschildert fände: „Da, wo die Elbe Böhmen verläßt und in das Königreich Sachsen eintritt, durchbricht sie ein ausgedehntes Sandsteinlager, dessen Schichtung horizontal ist und welches sich besonders auf dem rechten Ufer mächtig ausdehnt. Der Niederschlag der Gewässer hat in dies Sandsteinlager, wo es die Verwitterung des Gesteines zuließ, bald breitere, bald weniger breite Furchen gewaschen, welche man in der Gegend „Gründe" nennt. Die Vegetation ist, wie sie da, wo Sandstein von dünnen Schichten fruchtbarer Erde bedeckt wird, zu sein pflegt. Die Kiefer herrscht unter den Waldbäumen vor, und nur wo die Verwitterung stärkere Fortschritte gemacht hat oder die Tiefe der Einschnitte dem Boden eine reichlichere Feuchtigkeit gewährt, treten Bestände von Tannen und Fichten mit eingestreuten Buchen und Eichen in ziemlich kärglichem Wuchse hervor, und die Hasel und Bromberre siegen über den Ginster und das Haidekraut."

Wer, fragen wir, würde hinter einer solchen Beschreibung die eigenthümliche Poesie der Waldlandschaften in der sächsischen Schweiz auch nur ahnen? Wer daraus eine Vorstellung gewinnen von der Großartigkeit der Aussicht von der heitern Höhe der Bastei, von der schaurigen Innigkeit des ottowalder und Tschirnitzgrundes?

So aber ist diese Topographie von Nordamerika, so ist diese Statistik gearbeitet, daß gewisse allgemeine ökonomische, meteorologische, staatswirthschaftliche, oder medicinisch-policeiliche Apperceptionen, gewisse specielle, für Anschauung und Auffassung höchst unfruchtbare Angaben, z. B. von der Anzahl der methodistischen, katholischen, presbyterianischen u. s. w. Kirchen in einer Gegend, eigentlich die ganze Darstellung bilden, von dem lebendigen oder unlebendigen Sinn der Einwohner, von der Nuancirung derselben in den verschiedenen Landschaften ebenso viel nur vorkommt wie von dem Eindruck der Naturanschauungen, d. h. das Abgedroschene. Hergebrachterweise staunt der Verf. die Pracht der Prairieblumen, die Macht der Baumstämme in den Niederungen, die Vortrefflichkeit der allgemeinen Institutionen u. dgl. an — damit Punctum!

Selbst die beigegebenen Kupfer, kann man sagen, leiden an der allgemeinen Monotonie, denn es sind größtentheils Ansichten aus dem Innern von Städten, durch die man sich überzeugt, daß die Hauptstädte Nordamerikas leidlich ebenso gebaut sind wie die Hauptstädte Europas von modernem Charakter der Bauart, oder es sind Ansichten ziemlich nichtssagender Städtegegenden. Eine Partie freilich von Ansichten macht uns mit den malerischen Ufern des Hudson, mit den stillen, feierlichen Gewässern des Champlain u. dgl. bekannt, aber auch hier vermissen wir eine Auswahl in der Art, daß wir die Verschiedenheit der holländischen Dörfer und des holländischen Lebens am Hudson, der ältern deutschen Ansiedelungen im obern Pennsylvanien, des reichen Pflanzers von Pennsylvanien und des wildern Anbauers von Kentucky zu unterscheiden vermöchten, von den Dörfern der Franzosen am Missouri und Mississippi gar nicht zu reden. Nur einige wenige Ansichten, die von den gangbarsten Straßen abführen in das Innere der Alleghanyketten oder doch von bewohntern Gegenden, zeigen theils, daß doch auch in Amerika hinter der Monotonie der Beschreibungen herrliche Punkte für Den, der gern mit einer markirteren Natur zusammenlebt, zu finden sind; theils liefern sie Anschauungen von dem Stillleben des vereinzelten Pflanzers in den Wäldern. Wir können uns nicht enthalten, drei von diesen Ansichten noch näher zu besprechen: die eine gibt ein Bild aus jenem nördlichen Theile der Alleghanies, der durch New-Hampshire zieht und die weißen Berge genannt wird, es ist eine Ansicht des Washingtonberges. Der Vordergrund stellt eine öde, mit großen Felsblöcken bestreute Bergfläche mit schroffem Rande dar; jenseit einer Schlucht, aus welcher ein paar Adler aufsteigen, sieht man zur linken Hand einem Theil eines näher gelegenen Felsberges von rundlichen Formen, gerade vor erhebt sich mit scharfen Wänden der Washington aus der Tiefe zu ansehnlicher Höhe. Zwischen beiden hindurch und zum Theil über sie hinweg erblickt man ein Stück von einem Flusse und jenseit desselben vier parallel laufende, zwar in ihren Formen nicht grade ausgezeichnete Bergreihen, an deren immer entferntern Contouren und Abhängen aber doch Beleuchtungen und Luftperspective die schönsten Effecte hervorbringen können. Die ganze Ansicht macht einen sehr schönen Eindruck einsamer, wilder Bergnatur, und gewiß ließen sich tausend und weit schönere Punkte in den Alleghanies trotz ihrer Walzenkettenformation und ihrer parallelen Züge finden, wenn der Ansiedelungseifer und Gelderwerbungstrieb die Einen dazu kommen ließe, sie zu suchen oder zu bemerken, und die Unfähigkeit des Zeichnens die Andern, die als Jäger oder Verirrte dahin kommen, ihnen erlaubte, Andern eine Nachricht davon zu geben. Eine allgemeinere Ansicht der weißen Berge mit der Spitze des Washingtons, wie es scheint, mitten im Hintergrunde, und einem wilden Wald und ein paar Jägern im Vordergrunde ist das zweite Blatt, was wir auszeichnen, aber erst nach jenem nennen, ungeachtet es seiner Nummer (30) nach weit vor dem andern (68) steht. Die dritte Ansicht (Nummer 28) ist ebenfalls aus New-Hampshire: eine Straße führt längs eines Baches durch ein wildes, obwol nicht zu enges Waldthal, im Hintergrunde wieder der Washington. Der Vordergrund ist freier und an den Saum des Waldes lehnt sich links ein Blockhaus mit rauchendem Kamin in rohen Formen, durch dessen offne Fensterluke man das brennende Kochfeuer sieht. Ein offener Schuppen reiht sich an, unter welchem ein Pferdchen, an einen kleinen Wagen gespannt, frißt; ein Mann

spielt mit einem kleinen Kinde vor dem Hause, ein anderer schreitet, mit der Axt auf der Schulter, zu Walde; ein paar Schafe lagern am Schuppen; eine reiche Heerde von Federvieh sammelt sich vor dem Kinde, was, wie es scheint, ihnen Krumen streut. Eine Holzfigur (ein etwas roher Beweis der künstlerischen Beschäftigungen des Ansiedlers in seinen winterlichen Mußestunden) paradirt auf dem First des Hauses, welches von hohen Bäumen überragt wird. Eine gewisse feierliche Stille, ein einsiedlerisches Wohlbehagen, eine sabbathliche Befriedigung ruht auf dem Blatte trotz des die Straße entlang ziehenden Frachtwagens, der wie ein Gespenst aus dem öden Treiben bewohnterer Gegenden herüberdroht. Unbedenklich würden wir diesen drei Ansichten noch zwei, nämlich das Titelbild des zweiten Theiles, den Niagarawasserfall darstellend, und Nr. 52: die natürliche Brücke in Virginien, beigesellen, wären sie nicht schon zu oft dargestellt, als daß wir nicht fürchten müßten, die Geduld unserer Leser zu misbrauchen. Beide Blätter sind in Auffassung und Ausführung sehr schön. Dagegen ist der größte Theil der übrigen Zeichnungen, wenn auch hübsch ausgeführt, doch im höchsten Grade nichtssagend.

Eine schöne und in Europa besonders dankenswerthe Zugabe sind die Karten der einzelnen Provinzen, welche den ersten Band begleiten. Leider sind sie in zu kleinem Maßstabe, als daß sie Dem, der Angehörige in Amerika in ihren Wegen und Schicksalen verfolgen, oder Dem, der sich zu einer Uebersiedelung vorbereiten will, viel helfen könnten. Die Einzeichnung der Terrainformen ist wie bei den meisten nordamerikanischen Karten zu sparsam und schlecht, um einer Erwähnung zu verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von L. Rosen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Geschichte eines Bekannten gab dem Verf. Anlaß, die Schwermuth, wie sie ihm in dem deutschen Charakter begründet scheint, zu schildern. Er hat zugleich für sein Buch einen schon von D. Leßmann gebrauchten Titel erwählt, indem er meint, L.'s Schwermüthiger reise doch eigentlich als Humorist und von der Schwermuth, namentlich der deutschen, finde sich fast nichts. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, sondern nur gleich gestehen, daß uns sein Buch außerordentlich erschreckt hat. Wir sind nämlich seit einer Reihe von Jahren an einen ziemlichen, oft sogar höchst unziemlichen Grad von Lebendigkeit in den Erzählungen und Romanen deutscher Schriftsteller gewöhnt und finden uns plötzlich durch vorliegendes Buch in eine Ruhe, Weichheit und Stille, die selbst der erste Pistolenschuß kaum zu unterbrechen vermochte, herübergezaubert, die uns in dem Hasten und Haschen, in dem turbulenten Strudel der Gegenwart ordentlich in ein süßes Behagen einwiegte und jene frühere Zeit einmal wieder wie ein halb vergessenes Märchen in der Erinnerung auftauchen ließ, wo selbst der Freisinnigste seine Ungenügsamkeit oder Unzufriedenheit, gleichviel ob sie nach innen oder außen gerichtet war, mit einer gewissen Scheu und ruhigen Bedachtsamkeit aussprach. Aus diesem träumerischen Zustande hat uns aber der zweite Pistolenschuß auf eine so erschütternde Weise emporgeschreckt, daß wir das Buch noch einmal durchlesen mußten, um die evidente Ueberzeugung zu gewinnen, Alles stehe da wirklich gedruckt, was wir soeben erlebt haben. Dies zweite Lesen hat uns denn auch die zerstörte Ruhe so weit wiedergegeben, daß wir im Stande sind, einige zerstreute Betrachtungen zusammenzufassen.

Sehen wir uns zunächst nach dem Schwermüthigen um, so müssen wir bald gewahr werden, daß die Hauptperson, der Assessor Ewald, auf dieses Prädicat keinen Anspruch machen könne. Freilich verliert er seine Geliebte, Sophie, eben da wo er Leben und Gesundheit nach langem Krankenlager wiedergewonnen hat, und ein Grund zur Schwermuth wäre daher wol vorhanden; allein schon während der Krankheit muß ihm sein Verlust ziemlich gewiß geworden sein, denn die Nachricht desselben stört die Genesung nicht, und ein Commissorium entzieht ihn überdem gleich darauf der gewohnten Umgebung. Er tritt die Wanderung nach seinem Bestimmungsorte Waldau zu Fuß an, und die Reiseabenteuer sind recht einfach und natürlich dargestellt, nur hat uns die Dummheit des Räubers und Ewald's Unvorsichtigkeit (S. 79 fg.) nicht gefallen; auch ist die ganze Scene überflüssig. Alles aber, was dem Wandernden begegnet, ruft in ihm durchaus keine Schwermuth hervor, sondern regt nur mancherlei Betrachtungen an, deren Kern wir sehr bald in dem Gespräche mit einer neuen Bekanntschaft, dem jungen Magister Bonstedt, kennen lernen. S. 66 sagt er nämlich zu diesem: „Und über alle diese Welten, deren Zahl uns undenkbar ist, und über alle ihre Bewohner, deren Zahl uns noch viel undenkbarer sein muß, breitet sich Eins aus — Gott! Ihn nicht glauben wollen, wäre Blindheit, ihn glaubend fassen wollen, Unverstand. Aber dieser Gott in seiner ruhigen Größe — in seinem All, könnte man sagen — soll nach der Meinung der Menschen ihr kleines Dasein lenken und führen? Es ist eine Vermessenheit, es ist ein Dünkel, zu wähnen, daß jenes alle Welten und alle ihre Bewohner mit gleicher Liebe umfassende Wesen sich kümmern sollte um die Ameise, die in ihrem unscheinbaren Geschick geschäftig Vorrath zusammenträgt und meistens stirbt, ohne ihn verzehrt zu haben." Es ist hier nicht der Ort, noch weniger unsere Absicht, mit dem Verf. wegen einer solchen, übrigens nicht neuen Philosophie zu rechten, sie mag bestehen und — fallen, wie andere; nur andeuten wollten wir, daß eben mit dieser Ansicht die Tendenz wie die Form des ganzen Buches ausgesprochen ist. Wir bedürfen nämlich nur weniger Schlüsse, um von dieser Ansicht aus im günstigsten Falle zur Gleichgültigkeit an allen Erscheinungen zu gelangen, und stecken, ehe wir's uns versehen, mitten im Reiche des Zufalls. Wir lassen kommen, was kommen mag; interessiren uns dafür nur, sofern man doch einmal auf dieser Welt das Denken, Reden und Handeln nicht lassen kann, und befinden uns dann freilich in einem Zustande, der nicht schwermüthiger sich denken läßt. Jene Gleichgültigkeit haben wir denn auch in Ewald nur finden können. Er läßt, weil's eben nicht anders ist, die Erde unter seinen Füßen hinrollen; vielleicht glaubt er nicht einmal recht an die Bewegung der Weltkörper, aber das Alles betrübt ihn nicht sonderlich, es beunruhigt ihn kaum einmal, und wir gerathen fast in Versuchung, zu glauben, daß es ihm mit Allem, was er thut und sagt, was er z. B. über Poesie und deutsche Dichter recht schön vorbringt, kein rechter Ernst war, daß er ebenso gut das Gegentheil hätte sagen können. Wäre der Mensch zur Erkenntniß seiner schlaffen Passivität gekommen, er hätte erschrecken müssen und wäre dann vielleicht erst schwermüthig *geworden*; vielleicht aber nicht so liebenswürdig dabei als sein früh dahin geschiedener Freund, der schon genannte Magister Bonstedt. Das Leben dieses Freundes bildet eine wahrhaft schöne Episode. Die heiterste Genügsamkeit in engster Beschränkung; seine stillen Freuden; seine noch stillere Liebe; seine ruhigen Ansichten, mit denen uns insbesondere das Tagebuch S. 171 fg. bekannt macht; sein Tod und sein Grab — Alles ist so unendlich rührend, daß wir nur bedauern müssen, keinen innigern Zusammenhang dieser Episode mit dem Ganzen gefunden zu haben.

Das bedeutendste, oder eigentlich das einzige Verhältniß, in

welchem wir Ewald in Waldau erblicken, ist das zu dem reichen Fabrikherrn von der Werff. Man findet ihn, wie sich das oft ereignet, anfangs linkisch, dann angenehm, später interessant und zuletzt liebenswürdig, und durch alle diese Stufen wandelt insbesondere die Tochter des Fabrikherrn, Auguste. Ewald hat seiner ersten Liebe schon lange nicht sonderlich mehr gedacht, und in Augustens Nähe tritt sie ganz in den Hintergrund; gleichwol kommen die guten Menschen sich so wenig näher, daß ihre Unterhaltung, ihr ganzes gegenseitiges Verhältniß ein höchst fremdes, fast pretiöses Ansehen gewinnt; daß man kaum begreift, wie Augustens Aeltern dies Verhältniß als eine ihre Grundsätze bedrohende Störung gewahren können. Dennoch finden sie es räthlich, durch Vermittelung des ältern Freundes Alberti dem Assessor einen kühlern, freundschaftlichen Standpunkt anzuweisen, und dieser scheidet nun auf einem Balle von Augusten mit kaum unterdrückter Empfindlichkeit, aber doch sehr weich und sanft. Augustens Geburtstag treibt ihn aus der Stadt; er irrt planlos umher, bis er endlich Abends im Park der Fabrik Ruhe zu finden hofft. Er hört Fußtritte, Stimmen; die letztern verrathen einen räuberischen Anschlag, und er eilt, die Gefahr abzuwenden. Kaum hat er die Treppe zum Hauptgebäude erstiegen, als der Anführer der Bande ihn erreicht, den Mantel fallen läßt und ein Pistol auf ihn richtet. Ewald erkennt nun in ihm denselben Major, dessen raufboldiges Wesen früher einmal (S. 32 fg.) Sophiens jungen Ehemann in die Enge trieb, und nur Ewald's kräftiges Dazwischentreten unterdrückte Händel kurz und schnell. Es war nur ein höchst flüchtig vorüberstreifendes, ganz isolirt dastehendes Ereigniß. Auch der Major erkennt den Störer seines, damals nur auf ein paar Thaler gerichteten Plans, und mit dem Ausrufe: „Trittst du mir auch hier entgegen, Verfluchter, so fahre zur Hölle!" streckt sein Pistolenschuß den Assessor zu Boden. „Ach, ich habe ihn ja so innig geliebt!" ruft Auguste an seinem Lager; er drückt ihr leise die Hand und stirbt.

Es wird Niemanden einfallen, von allen Begebenheiten, die der Verf. uns vorführt, auch nur ein Komma wegleugnen zu wollen; vielmehr muß eingeräumt werden, daß dergleichen sogar täglich sich ereignet. Wenn aber ein Dichter die Zustände des Lebens zusammenfaßt, so erwarten wir ein Bild, dessen künstlerischer Organismus selbst in seinen erschütterndsten Momenten uns nicht zerreißt, vernichtet, sondern beruhigt, erhebt und kräftigt. In diesem Tode aber liegt eine bittere, durchaus trostlose, verhöhnende Ironie, und Augustens letztes Geständniß ist kein Balsam der Versöhnung. Wir überhören es, denn sie ist nicht viel mehr als ein reiches gebildetes Mädchen; sie hat dem zufällig Gemordeten zu fern gestanden, als daß sie ein Recht auf unsere Theilnahme fodern könnte; wir starren immer nur diesen blinden Mord an und verlassen endlich voll des tiefsten Unwillens den Schauplatz des Jammers. Also einen solchen Mord zu motiviren, ward uns jenes Grundprincip von einem theilnahmlosen Gott vorgeführt? Bedürfen wir dazu überall eines Gottes? Aber es ist dem Verf. auch nicht einmal gelungen, dieses Grundprincip streng durchzuführen, denn sein Gott ist keineswegs unthätig für das Einzelwesen, nur ist er's, wie der zornig finstere Volksgott des alten Testaments: er übt Rache wie ein menschlicher Tyrann. Daß Ewald aus seiner passiven Beschaulichkeit ein einziges Mal in seinem Leben kräftig handelnd hervortritt, indem er dem Zerstörer seiner ersten Liebe ein paar Thaler rettet, das reicht schon hin, sein irdisches Dasein zu vernichten!

Doch genug. Wir schließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß dieses Buch weniger die Schwermuth darstellt, als in dem Leser hervorruft, und daß uns nicht recht deutlich geworden ist, inwiefern diese Schwermuth eben eine nationale, eine deutsche, sein soll. Daß die Schwermuth sich in den höchsten Fragen des Menschen verliert, finden wir oft und überall; ebenso, daß dieselbe sich leidend, contemplativ, äußert, und von einem allgemeinen deutschen Schwermuthstypus kann wol um so weniger die Rede sein, als dieser Zustand im nördlichen Theile unsers Vaterlandes sich in ganz andern Formen herausstellt als im Süden, mithin auch eine durchaus andere Grundlage haben muß. 101.

Notizen.

Die Zigeunerkomödie in Schwaben.

In einem großen Theile Schwabens haben noch viele Zigeuner ihren Aufenthalt. Theils wird er durch die geheime Furcht des Volkes überhaupt gestattet, theils hat er eine Art gesetzlichen Stempel, weil einmal die Zigeuner vor vielen Jahren zur Gefangennehmung einer Räuberbande behülflich und thätig waren. Wie überall, so sind auch hier diese Zigeuner Vagabunden, Vaganten, die früh nicht wissen, wo sie auf den Abend ihr Haupt hinlegen sollen, aber ohne Sorge und Kummer während des Tages mit einem Pferdchen, einigen Hunden, Violinen und einer Baßgeige fortziehen, bis sie, wo möglich, Abends vor einem Dorfe ihr Lager aufschlagen. Das Pferdchen zieht ein Wägelchen, auf welchem ein Paar Coulissen und andere Theaterrequisiten sind, denn in dem Dorfe, wo Abends gehalten wird, soll Komödie gespielt und so die Zehrung verdient werden. Während die Zigeunermutter dem strengen Vorsteher der Gemeine die Erlaubniß dazu abschwatzt, prophezeien einige seiner Tochter und ihren Freundinnen, was diese am eifrigsten wünschen, einen Mann, und nehmen mit Käsen und Eiern vorlieb; Andere errichten schon in der Schenke ihre Bühne, auf welcher Dr. Faustus gegeben werden soll. Die Geigen und der Baß bilden das Orchester. Der Eintrittspreis ist hoch. Zwei Kreuzerle soll es kosten, und die Bauernbursche stehen mit ihren Dirnen lange vor der Thüre und sinnen, ob es besser sei, zwei Kreuzer hinzugeben und den Faust vom Teufel holen zu sehen, oder sie zu behalten. Endlich kommen ein paar beurlaubte Soldaten, die das Geld für nichts achten und übermüthig die Kreuzer hinwerfen. Der Neid und der Ehrgeiz regen sich in Aller Herzen. Der Zigeunerhauptmann bringt der Kunst ein Opfer. Er läßt das murrende Volk für anderthalb Kreuzer ein, und wer an der Thür stehen will, zahlt endlich gar nur einen. Die Trompete schmettert; ein Zigeuner ahmt ihre Töne mit dem Munde nach. Der Vorhang geht auf, Faustus erscheint, citirt den Teufel, verschreibt sich ihm, daß er „die schöne geliebte Prinzeß in Mantova" erhalten kann, und auf einer „Furio, die so geschwind, als die Gedanken des Menschen", reitet er dahin, wo er sie glücklich erwirbt. Doch endlich ist das Maß von Faustus voll; er hat selbst seinen Vater erschlagen, denn dieser hatte „einen zähen Leben", und er wollte doch sein Geld haben. Der Teufel holt ihn, und die Komödie ist aus. Die Zigeuner trinken, bis von allen Kreuzern keiner mehr übrig ist, wo sie dann ihr Feldlager vor dem Dorfe aufsuchen, ausruhen und am Morgen einem andern Dorfe zuwandern, dasselbe Spiel zu treiben.

Wie sich doch derselbe Gedanke öfters in denselben Worten in den größten Entfernungen vorfindet. Ueber dem Eingange des Kirchhofes einer kleinen Stadt (Eilenburg) steht die ebenso wahre als schön ausgedrückte Inschrift:

Was ihr seid, das waren wir;
Was wir sind, das werdet ihr.

So rufen die Todten gleichsam dem Wanderer zu, der ihr stilles Ruheplätzchen betreten will. Und, sonderbar, über der Kirchhofsthüre zu Avignon steht dasselbe Sta viator:

Nous étions ce que vous êtes,
Et vous serez ce que nous sommes.

Der Gedanke liegt sehr nahe, aber daß er in derselben Form, mit denselben Worten ausgedrückt ist, gehört zu den kleinen Curiositäten, die als Spiele des Zufalls angesehen werden müssen. 86.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 336. — 2. December 1834.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Fortſetzung aus Nr. 335.)

Nr. 2 iſt eine zweckmäßige Zuſammenſtellung und Ueberſetzung der Verfaſſungsurkunden ſowol der Union als der einzelnen Staaten. Die Grundſätze, nach denen dieſe Urkunden im Ganzen ziemlich gleichmäßig, ja vielfach gleichlautend ausgearbeitet ſind, ſind bekannt, und eine Charakteriſirung dieſer allgemeinen Grundſätze liegt diesmal nicht in unſerm Plane; vielmehr wollen wir nur hervorheben, daß ſich hinter dieſen langweiligen, mechaniſchen Verfaſſungsformen vielfach das reichſte, freieſte Leben birgt — doch mehr im Weſten als im Oſten; leider ſcheint ſogar die öde Monotonie, die in dem politiſchen Leben der Neuenglandsſtaaten herrſcht und die vorzüglich dieſe mechaniſchen, auf einer gewiſſen Atomiſtik der menſchlichen Geſellſchaft baſirten, Verfaſſungen erzeugt hat, ſich neuerdings mehr und mehr auch weſtlich auszudehnen, obwol hier ſchon die buntere Miſchung der Einwohner aus Deutſchen, Schweizern, Franzoſen und Angloamerikanern einen lebendigern Odem in die todten Formen blaſen muß und Urſache iſt, daß dieſe fürs erſte zum Theil umgangen, ſpäter gewiß auch nach localen und nationalen Bedürfniſſen geändert werden. Schon die Erſcheinung, daß trotz der Einförmigkeit der politiſchen und Rechtsverfaſſung in faſt allen Staaten der Union doch in den einzelnen Landestheilen ein ganz verſchiedenes Leben ſich in der Wirklichkeit geſtaltet, in Florida anders als in Louiſiana, hier anders als in Kentucki, hier wieder ganz anders als in Ohio und auch da anders als in Michigan — in allen dieſen neuern Landſchaften aber anders als in den öſtlichen Staaten —: ſchon dieſe Erſcheinung iſt Bürge, daß dem Leben, der Natur und Vernunft ihr Recht werden, daß jene ärmlichen Formen und mechaniſchen Nothbehelfe der jetzigen Verfaſſung werden geſprengt und verändert werden. Beſonders dankenswerth ſind bei vorliegender Sammlung der Verfaſſungen der einzelnen Staaten auch noch die Bemerkungen, die den einzelnen Verfaſſungsurkunden an die Seite geſtellt ſind: über die erſte Bevölkerung, Entſtehung und den Zutritt der einzelnen Staaten zur Union.

Nr. 3 iſt eine den theoretiſchen Grundlagen nach ſehr ſeichte Darſtellung, in der ſich aber der friſche, natürlichgeſunde Sinn, den der Verf. ſchon in ſeinen „Briefen über Nordamerika" ausgeſprochen hat, vielfach wieder beurkundet. Die Richtung, auf welcher Murat die Vereinigten Staaten weiter führen möchte, iſt eine heilloſe, atomiſtiſche, verderbliche, und würde gewiß ihn bald ſelbſt zum Feinde gewinnen, wenn ſie recht raſch und conſequent ihre Wirkungen entwickelte; allein aus der ganzen Darſtellung reſultirt wieder die Ueberzeugung von der Fülle materieller Freiheit, deren die Bewohner Nordamerikas genießen, von der Fülle einer Freiheit, die mit dem formellen Poſſenſpiel und den daſſelbe begleitenden Aufregungen recht wohl wieder auszuſöhnen vermag. Man leſe nur den Abſchnitt, wo der ehemalige Kronprinz beider Sicilien das Corporationsweſen abhandelt, um ſich zu überzeugen, daß die Vereinigten Staaten den Raum für eine Mannichfaltigkeit und Bequemlichkeit politiſcher Geſtaltung innerhalb ihrer ärmlichen und mechaniſchen allgemeinen Formen enthalten, von der wir in Europa nirgend mehr eine Vorſtellung haben. Alles keimt bei uns getrocknet auf; ehe es noch geboren wird, muß es Hinz und Kunz gemeldet ſein, und großwachſen in Unbemerktheit und Naturüberlaſſenheit kann es faſt gar nicht, weil die Betten, in denen jedes Ding liegen ſoll, dafür im Voraus zu kurz geſchreinert ſind: davon ſieht man die erfreuliche Kehrſeite in Amerika, und nirgend hat Ref. noch dieſe erfreuliche Kehrſeite markirter hervorgehoben gefunden als in dem Werke, welches wir eben beſprechen, in dem man aber auch ein gutes Theil vollkommnen antichriſtlichen und antiſittlichen Geſchwätzes hinnehmen muß.

Nr. 4 wird in Deutſchland verhältnißmäßig weniger Anklang finden. Es iſt eine Darſtellung des Lebens, der geſellſchaftlichen Formen und Einrichtungen in Nordamerika, die in der Form ſucceſſiver Reiſebemerkungen gegeben wird. Der Verf. hat einen Standpunkt gewählt, der im Ganzen nicht günſtig für Nordamerika ſein kann, denn der Menſch, der theils noch mit der Natur kämpft, theils in ihrem rohen Ueberfluß ſchwelgt, theils endlich einer noch ſehr unverarbeiteten perſönlichen Freiheit genießt, wird, wenn auch hier und da einzeln und perſönlich, doch ſelten in größern Geſellſchaften und hier gewiſſermaßen nur zufällig feinere Umgangsformen ausbilden. Ein Europäer, namentlich ein Engländer, wird in dieſer Beziehung immer einen Pflock in Amerika zurückſtecken müſſen. Der Weſten iſt, wie der Verf. ſelbſt zugibt, weni-

ger dessen Augenmerk gewesen und theils flüchtiger bereist, theils nicht mit Liebe beschaut. Leute, die sich zur Uebersiedelung fertig machen, werden aus diesem Buche wenig lernen, was sie nicht anderwärts ausführlicher und besser finden könnten; dagegen dürfte die im Vaterland bleibende, gebildetere Leserclasse grade hierbei ihre Rechnung finden.

Nr. 5 ist ein zwar hier und da mit jugendlichen Auswüchsen versehener und im Ganzen etwas leicht gehaltener Reisebericht, der aber für seine Mängel mit den entschiedensten Vorzügen der lebendigsten Anschaulichkeit und der heitersten Lebenslust entschädigt. Der Verf. handelt wenig allgemeine Themata ab und berührt diese gewissermaßen nur vorübergehend, dagegen wird er Denen, die im Missouristaate Angehörige auf ihren Lebenswegen zu verfolgen haben, oder die selbst sich dahin sehnen, die interessanteste Lecture bieten. Auch die Reisebeschreibung dahin und zurück ist sehr anziehend, und einen besonders rührenden Eindruck machen bei aller Flegelei, die sie hier und da entwickeln, die nach Nordamerika geflüchteten jungen deutschen Demagogen, die im Vaterlande sich mit der Sehnsucht nach allgemeinen, abstracten Staatsschematen bis an die Grenze des Wahnsinns enthusiasmirten und dabei ganz vergessen hatten, daß diese allgemeinen Schemate überall und in aller Menschenwelt, sobald sie zu wirklichen Formen des Lebens werden, sich mit persönlichen Interessen, mit Eigennutz und Betriebsamkeit, mit energischen, persönlichen Bestrebungen jedweder Art erfüllen, und daß, wer nichts besitzt als Enthusiasmus und namentlich keinen Lebensverstand, ein armer Teufel ist in Amerika so gut wie in Deutschland. Im Schlafe wird's Armin's Söhnen so wenig jenseit des atlantischen Meeres gegeben wie diesseit. Die Betrachtung des Entsetzens, welches sich beim Gewahrwerden ihres Irrthumes dieser Jünger bemächtigen mußte, stimmt dann sogar hinsichtlich ihrer Ungezogenheiten zur Nachsicht und zum Mitleid, von welchen Ungezogenheiten wir doch ein Pröbchen mit des Verf. eignen Worten mittheilen wollen, weniger um diese geflüchteten Demagogen als die aus wahrer Bildung hervorgehende Artigkeit eines andern Landsmannes, auf den stolz zu sein wir alle Ursache haben, noch besonders hervorzuheben:

Hier (in Pittsburg) lernte ich den durch seine Reisen nach Brasilien berühmten Prinzen Maximilian von Neuwied kennen, der jetzt auf einer Reise nach den westlichen Staaten Amerikas begriffen war. Dieser liebenswürdige Prinz, der große Gelehrsamkeit mit echter Humanität auf eine so glänzende Weise verbindet und der eine Zierde Deutschlands ist, wird längere Zeit in Amerika zubringen, und wir dürfen von seiner Feder ein Werk erwarten, welches das Dunkel, das noch über dem Westen Amerikas schwebt, erhellen und diese für den auswandernden Europäer so wichtige Gegend in jeder Hinsicht unparteiisch darstellen wird. Die große Menschenkenntniß des Prinzen zeigte sein Benehmen bei einer Gesellschaft, die ihm zu Ehren ein Herr von Golz in Pittsburg gab. Die Gesellschaft bestand vorzüglich aus Deutschen, unter ihnen mehre Rheinbaiern, die an dem hambacher und an andern Festen Theil genommen und wegen demagogischer Umtriebe Deutschland hatten verlassen müssen. Sie trugen auch bei dieser Gelegenheit die Lieder vor, die damals gesungen waren und die eben nicht erbaulich für die Ohren eines Prinzen klingen mußten. Nachdem sie lange sich damit beschäftigt hatten, bat der Prinz sich die Erlaubniß aus, ein Lied singen zu dürfen, und sang mit einer so schönen und kraftvollen Stimme das: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", daß wir Alle im Chor einstimmten und die allgemeine Fröhlichkeit, die durch das arrogante Benehmen der jungen Herren sich vermindert hatte, in verdoppeltem Maße zurückkehrte.

Die zu diesem Schriftchen gegebene Karte ist besonders durch das beigefügte Bruchstück in größerm Maßstabe, auf welchem man eine Reihe der bedeutendsten deutschen Ansiedelungen in Missouri angegeben findet, dankenswerth.

Nr. 6 endlich ist eine Monographie, wie wir deren für jeden der Unionsstaaten, besonders aber für die westlichen wünschen müssen. Möchte ja der Verf. sein Versprechen erfüllen und uns bald ähnliche Beschreibungen von Missouri, Illinois, Indiana und Ohio liefern. Die beigegebene Karte, ungeachtet sie nicht das ganze Michigangebiet, sondern nur die vermessenen Theile desselben enthält, ist höchst dankenswerth, und völlig unbegreiflich ist es, daß nicht längst schon eine deutsche Kartenhandlung sich die auf Landvermessungen basirten Specialkarten der einzelnen nordamerikanischen Provinzen (die dort so leicht und schön zu haben sind) verschafft und einen Nachstich davon besorgt hat. Daß die Specialkarten nordamerikanischer Staaten, welche das Geographische Institut zu Weimar besorgt hat, kein Glück gemacht haben, sollte Niemanden abschrecken, denn diese sind wahrer Landkartenplunder, und ein Auswanderer oder an Auswandernden Theilnehmender, der hofft, auf ihnen sich Rath oder Nachweisung holen zu können, wird sich ganz getäuscht sehen. Dazu hingegen sind solche Karten, wie der vorliegenden Monographie eine beigegeben ist, durchaus geschickt, und auch die Monographie selbst, der eine in Nordamerika erschienene Schrift zu Grunde liegt, ist durch Genauigkeit, Nüchternheit und Treue sehr empfehlenswerth. So wenig wir uns geneigt finden konnten, die von demselben Verf. herrührende, in einem frühern Artikel besprochene Reisebeschreibung hochzustellen, so sehr beeilen wir uns, das Verdienstliche dieser neuern Arbeit anzuerkennen.

Auch können wir nicht umhin, nach Allem, was wir über das freie Nordamerika und über Obercanada (mit welchem Michigan ganz gleiches Klima und auch ungefähr gleiche Terrainbeschaffenheit hat) gelesen haben, darin dem Verf. beizustimmen, daß das Michigangebiet eine für deutsche Ansiedler sehr geeignete Lage, zwar viel Wald, aber auch ein fast durchgehends gesundes Klima hat. Für den Augenblick möchten zwar die Ufer des Missouri noch den Vorzug bieten, daß man dort eine bedeutende Anzahl Landsleute, und zwar (wozu besonders Herrn Duden's Reisebericht gewirkt hat) Landsleute aus den gebildetern Classen vorfindet und mit den Vortheilen des nordamerikanischen Lebens gar manche Annehmlichkeit eines Lebens mitten in Deutschland verbinden kann. Allein wenn sich größere Anzahlen von Ansiedlern nach Michigan wenden wollten, wozu vielleicht glücklicherweise die Darstellung des

Herrn Bromme beitragen kann, würde diesem Mangel bald abgeholfen, und wer die Ungesundheit der ausgedehntern Prairiegegenden, wie sie sich in Illinois finden, taxiren lernen will, braucht nur das unter Nr. 1 angeführte, in Nordamerika selbst verfaßte Werk (Th. II, S. 38, 39) zu consultiren. Die Bluffs und Bottoms in der Nähe der Flüsse sind gesünder, sobald sie schon von großentheils geräumtem Boden umgeben sind, oder so lange sie noch ihre Walddecke tragen. In den Uebergangszeiten aber, wo (weil man bei nordamerikanischer Art das Land zu räumen die Stämme blos durch entrinden und ringelhauen tödtet, nicht umschlägt) Tausende und Abertausende vermodernder Stämme um die Ansiedlerwohnung eine faule Ausdünstung verbreiten, die noch unendlich vergrößert und verdichtet wird durch die der Sonne blosgelegten tiefen, fruchtbaren Humuslager, die nun einen großen Theil dem Menschen schädlicher Dünste entwickeln, muß ein im Sommer so heißes Klima wie das von Missouri, was nur einen kurzen und dabei in vielen Jahrgängen mehr feuchten als kalten Winter hat, einen nicht eben sehr gesunden Aufenthalt bieten, wenn man nicht wie Herr Martels die Mittel besitzt, sich ein zum großen Theil schon längere Zeit aufgeräumtes Gut zu kaufen, und glücklich genug ist, ein solches, mit gutem Quellwasser versehen, käuflich aufzufinden.

Diesen Bemerkungen über die einzelnen obengenannten Schriften wollen wir nun eine Anzahl allgemeiner Bemerkungen, besonders über den Westen der Union, anreihen und dazu gelegentlich bald die eine, bald die andere dieser Schriften als Veranlassung und Quelle anführen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Großinquisitor von Portugal, oder das Erdbeben in Oporto. Letzter Roman von Julius von Voß. Berlin, Curths. 1838. 8. 1 Thlr.

Läßt nicht sehr das „Letzte" bedauern. Matter an Wortwitz, derber Sinnlichkeit und schlagenden Einfällen, wie die frühern Producte des abgeschiedenen Vielschreibers, scheint dieses Verlassen des Frechen, Anstößigen nur Mangel an Kraft, nicht Ergebniß des geläuterten Geschmacks, der Achtung fürs Schickliche zu sein. Wie verträge sich dies damit, daß der Großinquisitor ein heimlicher Jude ist, der den Angeklagten, einem entsprungenen Mönch und einer entführten Nonne, durchhilft, sie Folter, ja den Flammentod scheinbar erleiden läßt, ohne daß ihnen dabei ein Härchen gekrümmt wird? Der Alltäglichkeit ist nicht erlaubt, sich des Vorrechts der Einbildungskraft zu bedienen, das Wunderbare zum Möglichen zu machen; was hier, durch Poesie verklärt, begreiflich wird, prägt dort dem Unglaublichen den Stempel des kindisch Albernen, des Fratzenhaften auf, was ein künftiger Julius von Voß bedenken mag.

2. Der Hochmuthsteufel. Eine komische Erzählung von Jos. Vin. Massaloup. Magdeburg, Bühler. 1834. Gr. 12. 21 Gr.

Gedrängter, und vor Allem reichlicher mit Lachstoff versehen, wären die Fata der drei Handwerksburschen, unter denen der Weber vom Hochmuthsteufel geplagt wird, ein ergötzliches Büchlein, das auch so eine müßige Stunde recht leidlich wegtändelt.

3. Die Liebe nach der Hochzeit, oder Edmund und Bertha. Eine Erzählung nach zwölf aufgegebenen Worten von Arminio. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr.

Seltsame Verknüpfung von Umständen, die jedoch nicht pure Spitzfindigkeit ist, führt ein Paar zusammen, mit der Absicht, nach zwei Jahren sich zu trennen, nach welchem Zeitraum jedes entdeckt, daß es das andere liebt, und endlich auch glaubt wiedergeliebt zu sein, welche Entdeckung eine Vereinigung für immer zur Folge hat, womit die artige Geschichte schließt, in die einige Episoden, die Hauptcompesition erklärend, verbindend, eingewoben sind.

4. Sensitiven, oder kleine Romane und Novellen von Wilhelmine von Gersdorf. Merseburg, Weidemann. 1833. 8. 18 Gr.

Meist dem Ausländischen nachgebildet, auch Einiges in Versen, Tagesblätterliteratur, nicht schwer ins Gewicht fallend. Nicht schwer, aber hart, zu hart, in Verbindung mit einer Sensitive gedacht, ist „Das beseelte Instrument", in welchem buchstäblich die Seele einer Sterbenden von ihrem Sohne eingesperrt wird, um seiner Geige den unerreichbaren Ton berühmter Geigenbauer zu geben. Mit solchen Excentricitäten sollte am wenigsten eine Dame sich befassen.

5. Erik, König von Schweden. Ein historisches Gemälde von J. Satori. Zwei Bände. Danzig, Gerhard. 1833. 8. 3 Thlr.

6. Die Fürstin Wowotschin und ihre Söhne, oder die Verbannten nach Sibirien. Dichtung und Wahrheit. Von J. Satori. Drei Bände. Ebend., 1833. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ein gewisses nicht unbehagliches, redseliges Sichgehenlassen gibt zu erkennen, daß beide Erzählungen von demselben Verf. sind. Daß es ein weiblicher sei, bezeugen die schwankenden Umrisse der männlichen Gestalten. In der ersten Geschichte sind die Gemahlinnen der Könige Erik und Johann Muster der Hingebung, liebevollster Aufopferung, großmüthigster Denkart, wie alle Musterbilder ein wenig kalt; Erik zeigt sich im Glück übermüthig und hart, im Unglück ergeben und edel; bei seinem Bruder ist es fast ebenso, mit dem Unterschied, daß bei diesem das Unglück vorausgeht und also die Erwartung eines trefflichen Menschen und Regenten, die man von ihm zu hegen berechtigt ward, empfindlich getäuscht wird, nachdem das Rad sich gedreht, das Glück bei ihm einkehrte. Die Charaktere mögen der geschichtlichen Wahrheit nahe sein und entbehren auch nicht individueller Züge, die bei aller geschwisterlichen Aehnlichkeit jedem wieder etwas Besonderes geben. Die Dichtung in „Die Fürstin Wowotschin" besteht keineswegs in poetischer Auffassung des Stoffs, sondern in manchem Abweichenden von der Wirklichkeit, namentlich in den Zuständen in Rußland, die anders schattiren, wenn auch die hier gebrauchte Grundfarbe die richtige ist. So hat die träge Kaiserin Elisabeth, welche oft Tage lang zögerte, ehe sie dem Dringen ihrer Minister nachgab, etwas zu unterschreiben, gewiß nicht sich herabgelassen, ihre Verfahrungsweise in zierlichen Wendungen zu entschuldigen und die Unschuld der Angeklagten zu rechtfertigen. Diese Bedrängte ist eine Deutsche, welche die Fürstin Wowotschin mit sich nach Paris zur Pflegerin ihrer Tochter, dann nach Rußland nimmt und nach der Prinzessin Tode bei sich behält, wo sie von den Brüdern dieser geliebt wird, die Neigung des jüngern erwidert, was der stolzen Mutter misbehagt, die sie nun verfolgt und nach Sibirien bringt. Dort heirathet sie, wird reich, Witwe, eine Wohlthäterin ihrer Verfolger, allgemein geehrt, bescheiden auch in günstigster Lage. Diese Bescheidenheit veranlaßte sie früher, die Benennung Fräulein abzulehnen, was für die sie Anredenden schwierig gewesen sein mag, denn die Unterredung war nämlich stets in französischer Sprache; welchen andern Titel sollten sie ihr für Mademoiselle wol geben?

7. Der Despot, oder Heinrich VIII. und Thomas Morus. Roman aus der englischen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Frei aus dem Französischen übersetzt von L. von Alvensleben. Zwei Bändchen. Leipzig, Kayser. 1833. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Bekannte Geschichte bekannter Personen. Wolsey, der eine Zeit lang allmächtige Minister des wollüstigen, tyrannischen, launischen Heinrich VIII., ränkevoll, ehrgeizig während seiner Gunst, groß-

artig in seiner Erniedrigung, ist der Wahrheit gemäß dargestellt, auch der edle, milde, heitere Thomas Morus, sowie seine älteste Tochter Margarethe, das Ideal treuester Kindesliebe, hier noch Braut Roper's, in der Wirklichkeit bei des Vaters Hinrichtung schon seine Gattin. Gegen die reizende Anna Boleyn ist der Verf. ungalant verfahren, nach ihm ist sie eine gedankenlose Kokette. Heinrich's größtes Unrecht ist, den Ansichten des Verfassers nach, sein Auflehnen gegen den Papst und das römische Priesterthum. Dem gemäß kommen alle Die übel weg, die sich dem Protestantismus zuneigen: Cranmer ist ein Nichtswürdiger; von der Königin Elisabeth wird, der Geschichte vorgreifend, gesagt, sie sei grausam gewesen, dagegen die katholische Maria in der lieblichen Gestalt, wie sie hier auftritt, auf ein gelindes Regiment schließen läßt. Eine sehr gelungene Figur ist Cromwell, Heinrich's Speichellecker und Einbläser. Aus der Hefe des Volks, haßt und verfolgt er die Großen; sie zu demüthigen, macht ihn nicht minderes Vergnügen, als sich mit dem ihnen Geraubten zu bereichern. Der Roman endigt mit des Königs Vermählung mit Anna von Boleyn; eine Seherin prophezeit das fernere Geschick der schönen Frau. Der Verf. hilft nach, und so braucht auch ein der Geschichte Unkundiger nicht in Zweifel über den Ausgang zu sein. 55.

Johann Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner. In geschichtlich-literarischen Erörterungen kritisch beleuchtet von Anton Theodor Hartmann. (Besonders abgedruckt aus dem Kirchen- und Schulblatte für Mecklenburg von Karsten und Schmidt.) Parchim, Hinstorff. 1834. Gr. 8. 4 Gr.

In unsern Tagen, wo Emancipation der Israeliten zu einem Lieblingsthema und zwar zu einem ehrenwerthen gehört, als gutes Zeichen der Zeit, und wo selbiges in Schriften und auf politischen Rednerbühnen vielfach verhandelt wird, muß uns, um den wichtigen Gegenstand von allen Seiten gründlich zu betrachten und zu erwägen, jeder in die Sache tiefer eingehende Beitrag sehr willkommen sein, somit auch der oben angezeigte des so gelehrten wie helldenkenden Verfs. Hr. H. erinnert uns an einen Mann, dessen Name zwar, sowie der Titel seiner Schrift („Eisenmenger's entdecktes Judenthum", Königsberg 1711) nicht vergessen sind, wol aber der Inhalt, der Geist und die Schicksale seines merkwürdigen und einflußreichen Buches unsern Zeitgenossen nicht mehr so gegenwärtig sein möchten, wie doch unter den jetzigen Umständen es wol zu wünschen wäre.

Zuerst wird uns Eisenmenger selbst (geb. 1654 zu Manheim und daselbst als Professor der orientalischen Sprachen gestorben den 20. December 1704) in einer biographischen Skizze vorgeführt und sowol das Rühmliche seines umfassenden, gründlichen und beharrlichen Studiums anerkannt, als auch eine hervorstechende, tadelnswerthe Einseitigkeit, die nur an der Schattenseite des Gegenstandes haftet, nicht verhehlt, doch aber entschuldigend aus dem Stande des damaligen Kirchenglaubens und mancher gangbaren Vorurtheile genügend erklärt. Hiermit ist eine interessante Geschichtserzählung verbunden, wie durch List der damaligen Israeliten ein Bündniß derselben mit den Jesuiten und mit dem deutschen Kaiser zu Stande gebracht worden, um Eisenmenger's nur zu Gunsten des Christenthums verfaßte Schrift dennoch zu Frankfurt a. M. unter Schloß und Riegel zu legen, sodaß die erste Ausgabe von 3000 Exemplaren nicht in das Publicum hervergehen konnte; wie aber dann durch den frommen und unermüdlichen Eifer König Friedrich I. von Preußen, nachdem alle anfangs gütlichen, nachmals aber dringenden Vorstellungen am kaiserlichen Hofe, deren wesentlichen Inhalt Hr. H. mittheilt, die Freilassung der verhafteten Exemplare nicht hatten bewirken können, eine neue Ausgabe des Werkes zu Königsberg 1711 veranstaltet worden.

Zuletzt werden die günstigen, sowie die ungünstigen Kritiken des fraglichen Werkes aus älterer und neuerer Zeit abgehört und beurtheilt, und die Abhandlung mit folgender Bemerkung geschlossen, daß „alle die Ausbrüche der Wuth und alle die Lästerungen, welche Eisenmenger aus den tiefsten Schachten der jüdischen Literatur hervorgezogen hat, aus dem glühenden Haß der Mosaiten gegen Götzendienst und Götzen, unter welcher doppelten Bezeichnung die Juden in den frühern Jahrhunderten das Christenthum und die Christen zu betrachten gewohnt (und wol auch veranlaßt) waren, und aus einem unauslöschlichen Groll gegen die christlichen (unchristlichen) Verfolger, Peiniger und Würger geflossen sind."

Der Schluß der Vorrede enthält eine angenehme Nachricht: „Um jedoch die durch die vorliegenden Untersuchungen ausgemittelten Ergebnisse stärker zu begründen und das orthodoxe Judenthum in seinen tiefsten Gründen mit stetem Hinblick auf die durch die Gegenwart gebotenen Zwecke zu erforschen und an das Licht zu ziehen, habe ich eine umfassendere Arbeit unternommen, deren erste Abtheilung unter dem Titel: „Darf eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämmtlichen Juden schen jetzt bewilligt werden? Beantwortet durch einleitende Erörterungen über Mosaismus und Talmudismus", in diesen Tagen erschienen ist, die Fortsetzung und der Schluß aber ungesäumt nachfolgen werden. Andere Aufsätze, die das Judenthum in seinen lehrreichsten und anziehendsten Beziehungen aufzufassen und aufzuklären bestimmt sind, sollen im Laufe dieses Jahres in einer planmäßigen Verbindung sich anschließen und den Boden ebenen, auf welchem besondere Werke, die die Religionsgeschichte und die Aufklärung des Neuen Testaments zu ihrem Hauptgegenstande haben, sicher aufgeführt werden können." 82.

Notiz.

Das neue Griechenland, geographisch-statistisch.

Es war wol mit Recht zu erwarten, daß, nach Vollendung der griechischen Revolution durch die Erhebung des Königs Otto auf den neugeschaffenen Thron von Griechenland, nicht nur versucht werden würde, die Revolution selbst geschichtlich zu schildern, sondern auch das neue Königreich selbst geographisch-statistisch darzustellen. Freilich kann auch hier eine vollkommene Darstellung erst von der Zukunft, in Folge vorzunehmender Messungen, Zählungen u. s. w. erwartet werden. Gleichwol haben wir, außer der „historisch-statistisch-topographischen Beschreibung des Königreichs Griechenland", von A. A. Cammerer (Kempten 1834), bereits manche recht dankenswerthe Vorarbeiten und, für die gegenwärtigen Quellen, zweckgemäße Darstellungen der angegebenen Art erhalten, sodaß man sich daraus über das neue Griechenland in der bemerkten Beziehung zur Zeit gnügend unterrichten kann. Hierher rechnen wir unter andern auch die, in der sechsten Auflage von Stein's „Handbuch der Geographie und Statistik" (bearbeitet von Ferd. Hörschelmann, Leipzig 1834) enthaltene Darstellung des neuen Griechenlands. Manches muß freilich künftig noch mehr berücksichtigt werden, als hier geschehen ist, und auch einzelne Irrthümer und mangelhafte Angaben, im Allgemeinen und Einzelnen, werden sich dann um so leichter verbessern lassen, je reiner nach und nach die Quellen auch für solche Darstellungen fließen werden, und je mehr die Bearbeitung an die vorhandenen Quellen selbst sich hält. Aber auch hier schon mußte, wie gleichwol auch geschehen, das bekannte Werk von Thiersch über Griechenland benutzt werden. Ohne dasselbe darf in der That Niemand über das neue Griechenland in irgend einer Hinsicht urtheilen und schreiben wollen. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 337. — 3. December 1834.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Beſchluß aus Nr. 336.)

Eine der am vielfachſten gerühmten Seiten des nordamerikaniſchen Staatsweſens iſt die religiöſe Toleranz, welche in demſelben Grundgeſetz iſt. Niemand ſoll ſeiner perſönlichen religiöſen Ueberzeugung wegen irgend eine Beſchränkung oder gar Verfolgung erfahren. Dieſe Toleranz darf man aber keineswegs überall mit Indifferentismus gleichſetzen, denn ein großer Theil der Nordamerikaner, ja, der größte iſt der einen oder andern chriſtlichen Confeſſion mit dem größten Ernſt zugethan, und die unitariſche oder rationaliſtiſche Richtung, welche an die Stelle des geoffenbarten Chriſtenthums eine Art allgemeiner Verſtandesreligion ſetzt, iſt im Allgemeinen bei dem Volke nicht eben empfohlen, ſo große Fortſchritte ſie auch im Nordoſten der Union macht. Nach andern Seiten hin iſt auch die Wirkung der religiöſen Ungebundenheit durch die Staatseinrichtungen beſchränkt, und Niemand darf es wagen, eine vor dem Friedensrichter geſchloſſene Ehe aus religiöſen Gründen zu misachten. Ein Mohammedaner würde alſo auf die Vielweiberei verzichten oder alle ſeine Weiber nur als Concubinen zu halten haben, wovon dann die weitere Folge wäre, daß ſie ſowol als ihre Kinder auch bei Erbſchaftstheilungen und dergleichen Verhältniſſen nur als Concubinen und Concubinenkinder in Betracht kämen. Ebenſo erfodert der in den Gerichten und der von Staatswegen von den Beamten verlangte Eid die allgemeinſten chriſtlichen Ueberzeugungen, wenn er vollſtändig geleiſtet werden ſoll. Freilich wird über das Vorhandenſein dieſer Ueberzeugungen in vielen Gegenden vor der Eidesleiſtung keine Nachfrage gehalten, und der Eid kann blos formell abgeleiſtet werden; allein auf der andern Seite iſt der ſtrengſittliche Ernſt, der im Allgemeinen die Nordamerikaner auszeichnet, mit Ausnahme der großen Handelsplätze im Oſten, ein ſicherer Strafrichter für leichtſinnige Eidesleiſtung und ſchlechte Eheführung in der öffentlichen Achtung, von der doch Jeder mehr oder weniger abhängt. Damit ſoll nun keineswegs geleugnet werden, daß in Amerika eine verhältnißmäßig große Anzahl Eide leichtſinnig und falſch geleiſtet, daß viele Ehen durch die Nichtswürdigkeit des einen oder andern Theils geſchloſſen werden, denn die Leichtigkeit des Namenwechſels, des Verſteckens und Verſchwindens, wo ein ſolches nöthig wird, fodert zu ſehr heraus; die Mittel, den Folgen öffentlicher Verachtung zu entgehen, ſind für unwichtigere Perſonen zu häufig. Dabei kann aber doch eine ſehr achtbare Geſinnung bei der Mehrzahl der feſtangeſiedelten Einwohner beſtehen, und wirklich beſteht ſie. Man vergleiche nur, was Murat ſelbſt in dieſer Hinſicht ſagt (S. 321):

Die Oeffentlichkeit, dieſe treue Hüterin, hält den Bürger ab, keine jener Handlungen zu begehen, die vom Geſetze freilich nicht geſtraft werden, wohl aber von der öffentlichen Meinung. Er würde derlei Vergehen bei der nächſten Wahl zu bereuen haben. Eine Cenſur entſteht von ſelbſt, nicht durch einen ad hoc beſtimmten willkürlich handelnden Beamten, ſondern durch die öffentliche Stimme u. ſ. w.

Am meiſten zu befürchten wäre ein kirchliches Auseinanderfallen und eine Auflöſung in religiöſe Indifferenz in den weſtlichen Staaten am Miſſouri, Miſſiſippi und in Michigan. Wirklich erhält man auch am Miſſouri nicht ſelten auf die Frage, welcher Religion Jemand zugethan ſei, zur Antwort: I do not know! allein dieſe Einzelheiten verſchwinden ganz, wenn man die Fürſorge damit vergleicht und den herrlichen Pflichteifer, welchen grade in dieſen Gegenden die Geiſtlichkeit der katholiſchen Kirche entwickelt. Dieſe Kirche, wie ſie einſt die wilden Stämme der Germanen geſittigt hat, ſcheint ſie am St.-Joſeph und Miſſiſippi auch vor Verwilderung ſchützen zu wollen. Wir führen zum Beleg unſerer Anſicht einige Stellen an; zuerſt von Hamilton, der, obgleich ſelbſt nicht Katholik, mit dem größten Enthuſiasmus von der katholiſchen Kirche in den amerikaniſchen Weſtſtaaten ſpricht und im zweiten Bande (S. 129 u. 130) unter Anderm Folgendes ſagt:

Was ich nur irgend über den Eifer der katholiſchen Geiſtlichen erfahren habe, iſt lobenswerth und erbaulich. Sie vergeſſen niemals, daß auch in der gröbſten und gemeinſten Hülle eine Seele wohnt, die in den Augen der Gottheit gleichen Werth mit jener des Papſtes hat. Ihre Arme ſind für jeden Sünder geöffnet; auf jeden Fall kennen und befolgen ſie ihre Pflichten viel beſſer als die Geiſtlichen der andern Sekten. Ich bin kein Katholik, aber nichts wird mich hindern, dem Betragen von Männern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, deren Eifer durch keine Hoffnung einer Belohnung in dieſer Welt angefeuert wird, und deren beſcheidenes Leben ganz damit angefüllt iſt, Unwiſſende zu unterrichten und jener Menſchenclaſſe, die ſich grade von der Welt am meiſten vernachläſſigt ſieht, die Wohlthaten der Religion zukommen zu laſſen. Dieſe Männer machen die Zahl Derjenigen, die ſie bekehren, nie bekannt. Die

Erfolge ihrer mühsamen, im Verborgenen wirkenden Bemühungen werden nicht in den Verhandlungen der Missionsgesellschaften verzeichnet; sie liefern keinen Stoff für die glänzenden Vorträge des Lords Roden und des Lords Berley. Wir können aber überzeugt sein, daß auch die geringsten ihrer verdienstlichen Handlungen Früchte tragen werden, und daß man gewiß nicht vergessen wird, sie an jenem Orte aufzuzeichnen, wo sie endlich ihre Belohnung erwarten dürfen.

Was Hamilton mit diesen Worten von den Missisippilandschaften sagt, bestätigt in jeder Hinsicht Bromme in Beziehung auf Michigan S. 26 seiner kleinen Schrift:

— Ueberhaupt wird die katholische Religion vielleicht in wenigen Jahren die meisten Mitglieder zählen, denn keine Priester anderer Kirchen sind so thätig in Ausübung ihrer Berufspflichten als die katholischen, welche alle Wildnisse durchwandern und alle Beschwerden erdulden, um den einsam lebenden Ansiedlern den Trost des Evangeliums zu bringen.

Wenn in Europa von der Freiheit und Unbezüglichkeit des Staats zur Religion die Rede ist, so versteht man in der Regel darunter nur jene Gleichgültigkeit gegen das religiöse Verhalten der Einzelnen, nicht aber die wahre Freiheit aller kirchlichen Beziehungen vom Staate, welche ein goldener Zustand und in Amerika bei dem größten religiösen Eifer des Volkes vorhanden ist. In Europa benutzt man Indifferentismus und Toleranz, um die Kirchen sammt und sonders bureaukratisch einzuknechten, den weltlichen Machthabern zu unterwerfen, diesen die Anordnung der äußern Kirchenübung, am Ende (weil es untrennbar damit zusammenhängt) auch das Dogma rückhaltlos hinzugeben; von dieser in die innersten Winkel der Seele eindringenden Bedientenhaftigkeit weiß man in Nordamerika nichts, und wenn dort Vieles nicht so gut ist als in Europa: diese Hauptsache des christlichen gesellschaftlichen Lebens, die Stellung der Kirche, ist dort unvergleichlich besser, politisch zweckmäßiger, menschlich würdiger, tröstlicher als bei uns.

Ein zweiter Vorzug des nordamerikanischen Lebens vor dem in den meisten europäischen Ländern ist, daß nicht nur das Privatleben vor den widerwärtigen Einmischungen öffentlicher Behörden gesichert, sondern überhaupt etwas wie policeiliche Hudelei nicht vorhanden ist. Keinem Menschen fällt es in Amerika ein, die gewöhnlichsten Ereignisse des Lebens, wie Heirathen, Sterben, Begraben, Taufen, Schwangerwerden, Reisen u. s. w. mit policeilichen Hudeleien zu umgeben; und von jener lächerlich-vorsorglichen Beschränkung, bis zu welcher unsere theoretischen Staatspfleglen fortgehen, hat man gewiß dort keine Ahnung. Dies würde inzwischen nur den Reiz der Bequemlichkeit haben; allein die vorhandene materielle Freiheit der Individuen gewährt mehr, sie gewährt die Möglichkeit, sich auf allen Punkten des Landes in eigenthümlich verschiedener Weise einzurichten, die Bedingungen des Locals für das Leben, wie sie in der Weltstellung für den Handel und das Gewerbe, wie sie in Klima und Landesoberfläche, wie sie in den Bestandtheilen der Bewohnerschaft gegeben sind, wahrzunehmen und wirken zu lassen. Ehe hundert Jahre vergehen, werden bei der Freiheit, die gewährt ist, alle besonderlichen Interessen in corporativer Weise zu schützen, die mannichfaltigsten gesellschaftlichen Gestaltungen auf dem Boden von Nordamerika erwachsen sein, selbst wenn die Union Bestand hat, und ungleich rascher wird diese ganze Entwickelung sein, wenn die Union keinen Bestand hat. Nichts ist Nordamerika fremdartiger als gesellschaftliche Zustände, die an mittelalterliche Dynastenherrschaften u. dgl. erinnern, und doch würde, sobald irgend ein Interesse nach dieser Seite hintriebe, auch dergleichen sich leicht mitten unter den Formen der jetzigen Unionsstaaten entwickeln lassen, wie von Martels deutlich zeigt (S. 102):

Obgleich hier Jeder gleiche Rechte hat, so lassen sich dennoch, wenn Jemand die gehörigen Mittel hat, ungeheuere Vorrechte erwerben. Der Constitution gemäß wählen alle Bürger einer Grafschaft die Beamten, Deputirten und Senatoren; Jeder ist auf seinem Grund und Boden, sobald er ihn umzäunt hat, unumschränkter Gebieter, hat die privative Jagd, und darf denselben Niemand wider seinen Willen betreten; über seine Sklaven hat er mehr Gewalt als in der alten Zeit der Feudalherr über seine Leibeignen. Verbinden sich nun mehre reiche Familien und kaufen in einer Grafschaft allen cultivirten und culturfähigen Boden an, vermiethen diesen an Europäer unter der Bedingung, daß sie nicht Bürger werden, kaufen sich eine Anzahl Sklaven, bezeichnen die Grenzen ihrer Besitzung durch eine leichte Umzäunung, so genießen sie mehr Rechte als deutsche Standesherren und haben den angenehmsten und umfassendsten Wirkungskreis.

In Obercanada sind von englischen Capitalisten ganz ähnliche Herrschaftsgrundlagen in einigen Punkten des Landes gelegt worden, wie sie hier als auch in den freien Staaten möglich angegeben werden. Nach einer andern Seite hin zeigt Murat, wie leicht bei der Freiheit corporativer Einigungen in Nordamerika Klöster sich fest fundiren können (S. 87):

Ich sehe nicht ein, was einem Kloster hinderlich sein könnte, durchaus als Club zu bestehen. Man kann ein solches betrachten als eine incorporirte Gesellschaft, deren Zweck ist, mehren Personen die Gelegenheit zu verschaffen, nach einer besondern Regel und einem festgesetzten Plane beisammen zu leben und ihre gemeinschaftlichen Güter unter Verantwortlichkeit und bestimmten Beschränkungen zu verwalten. Das Zulassen und die Ausschließung von Mitgliedern muß durch die Incorporationsacte bestimmt werden, und die höchste Strafe, welche einem Theilnehmer dieser Corporation, welcher die Regel hintansetzt oder übertritt, betreffen kann, muß darin bestehen, daß er mit Verlust seines Antheils an den Gütern ausgeschlossen wird u. s. w.

In der That sind auch in dem Westen der nordamerikanischen Freistaaten eine ganze Anzahl Männer- und Frauenklöster bereits gegründet worden. Wenn nun die nordamerikanischen Zustände so freien Lebensraum gewähren, daß selbst das ihnen im Uebrigen Fremdeste sich ungehemmt entwickeln kann, sobald die Leute, die es vertreten, nur einigermaßen den Verstand haben, gewisse einzelne, äußerliche Rücksichten zu beobachten, um wie viel freudiger muß nicht Alles gedeihen und aufwachsen können, was dem Lebenszustand in den nordamerikanischen Freistaaten im Ganzen analoger ist?

Die Unbeengtheit der politischen Atmosphäre in kirchlicher, corporativer und persönlicher Hinsicht ist allerdings ein Segen, der mannichfache Aufopferungen aufzuwiegen im Stande ist. Die Leichtigkeit des Fortkommens für

den nicht ganz unbemittelten, rührigen Lebensverständigen ist unbezweifelt, und sie bildet einen ebenso hochzustellenden Pendant zu der eben erwähnten politischen Geräumigkeit. Hören wir hier noch, was Martels einer gewissen Classe in Deutschland ans Herz legt (S. 178, 179):

Am meisten möchte ich die Auswanderung solchen Familien anrathen, die den sogenannten gebildeten Ständen angehören und nur ein Vermögen von 6—10,000 Thlr. besitzen u. s. w. Welche traurige Aussichten hat eine Familie mit dem oben erwähnten Vermögen für sich und ihre Nachkommen; alle Fächer sind überfüllt; die Söhne müssen die Blütejahre des Lebens hinter dem Schreibtische verseufzen, oder verzehren auf Schulen und Universitäten oft zwecklos ihr künftiges Erbtheil. Und um wie viel trauriger ist nicht das Geschick der armen Töchter! u. s. w. Welch glückliches Leben eine Familie mit 5—10,000 Thlr. in den westlichen Staaten Amerikas führen, und wie leicht diese eine glückliche Zukunft für alle ihre Nachkommen begründen kann, geht aus meinen frühern Schilderungen hervor. Wäre ich Vater mehrer Söhne, und hätte ich die nöthigen Mittel, sie auf Universitäten zu schicken, auch nicht einer von ihnen sollte diese Sitze der Gelehrsamkeit, aber auch oft einer großen moralischen Verwilderung betreten; ich ließe sie in praktischen Kenntnissen tüchtig unterrichten und schickte sie mit dem Gelde, was das Studiren gekostet haben würde, nach Missouri, und ich bin überzeugt, sie würden mir danken. Herr Rasmus, ein höchst wackerer und braver junger Mann aus dem Oldenburgischen, hatte Jura studirt, zog es aber vor, da er Bräutigam einer sehr liebenswürdigen jungen Dame geworden, nach Amerika als Landwirth zu gehen. Er machte die Reise mit uns zusammen, kaufte dort eine kleine, aber recht hübsche Besitzung, verschaffte sich in kurzer Zeit die nöthigen landwirthschaftlichen Kenntnisse, arbeitete selbst tüchtig mit; seine Braut ist ihm jetzt, wie er mir vor Kurzem geschrieben hat, gefolgt, und er fühlt sich so glücklich, wie es nur ein Sterblicher vermag.

Der Vater und die Brüder des Herrn von Martels sind ebenfalls am Missouri angesiedelt; er hatte sie dahin begleitet; Dienstverhältnisse riefen ihn wieder nach Deutschland zurück.

Indem wir hier unsere Bemerkungen über Nordamerika für diesmal schließen, erinnern wir unsere Leser nur noch daran, daß Alles, was hier von der politischen und ökonomischen Geräumigkeit des Lebens in Nordamerika gesagt worden ist, ziemlich in demselben Maße wie von den Vereinigten Staaten auch von den britischen Territorien gilt.

Um aber den Contrast dieser in Nordamerika auffindbaren materiellen Freiheit mit unsern Zuständen recht grell hervorzuheben, sei es uns erlaubt, noch diesen Satz hinzuzufügen, daß, wie vornehm die Leute auch jetzt in Europa auf mittelalterliche Zustände herabzusehen pflegen, doch im Mittelalter neben der Unterthänigkeit und Hörigkeit auch noch materielle Freiheit zu finden war, während wir jetzt ziemlich Alle in der That schlimmer gestellt sind als Hörige und uns nur formell ein wenig mit Phrasen trösten. Die allgemeinen und in der Regel einzigen Zeichen der Hörigkeit (leibeigne Verhältnisse in einzelnen harteroberten Gegenden, oder wo sie hier und da durch Bedrückung eingeführt waren, abgerechnet) waren: 1) das Besthaupt oder Todfallsrecht; 2) die Beschränkung bei Verkauf höriger Grundstücke, daß Mithörige desselben Herrn den Vorkauf hatten, und der auswärtige Käufer auf jeden Fall in dasselbe Verhältniß treten mußte; 3) gewisse Abzugsgebühren vom Vermögen, wenn Jemand aus der Hörigkeit zu einem Herrn austreten wollte, und deshalb 4), damit der Herr nicht darum betrogen würde, die Nothwendigkeit einer herrschaftlichen Erlaubniß zu jeder länger dauernden Wohnungsveränderung oder Reise; 5) gewisse hergebrachte Zinsen und Abgaben von dem der Hörigkeit unterworfenen Grundstücke; 6) gewisse Kriegs- und Botenfrohnen; 7) die Last, daß der Herr des Hörigen Obervormund der hinterbleibenden unmündigen oder weiblichen Verwandten des Hörigen wurde; 8) die Last, einen Heirathsconsens zu suchen.

Jetzt haben wir Alle ziemlich 1) Erbschaftsstempelgelder zu zahlen, die zehnmal den Betrag des Besthauptes übersteigen; 2) bei Grundstücksverkäufen weitläufigere Formen und größere Abgaben zu Berichtigung der Besitztitel und Eintragung in das Hypothekenbuch zu bestreiten, als je ein Höriger ertragen hätte; 3) ebenfalls in vielen Fällen bei einer Auswanderung aus einem Territorium Abzüge am Vermögen oder andere Abgaben für die Entlassung aus dem Unterthanenverbande; 4) Paßscherereien aller Art; 5) hundertfach so starke Abgaben als ein Höriger zahlte, um Beamte zu besolden und Bedürfnisse zu bestreiten, an die man früher nicht dachte, und deren Vorhandensein mit dem Leben der Mehrzahl der Menschen so wenig Zusammenhang hat als das Feuer mit dem Wasser; 6) eine Militairpflichtigkeit in einem Umfange, daß kein Mensch, selbst in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges noch nicht, eine Ahnung hatte, daß sie ein Volk ertragen könne; 7) obervormundschaftliche Hudeleien und Einmischungen in fast alle Winkel des Familienlebens, und endlich 8) selbst wenn man nicht Beamter ist, wegen der Militairpflichtigkeit und aus hundert andern Gründen so viel Umstände und Formalien, bis Einer ins Ehebett kömmt, daß das Heirathsconsenssuchen des Hörigen dagegen eine goldene Freiheit war.

Also — ihr vornehmen Freiheitshelden, die ihr immer so mitleidig auf die bedrückten Zustände des Mittelalters herabseht, ihr und wir Alle sind in unserm lieben Vaterlande jetzt höriger, als im Mittelalter ein Mensch hörig zu sein pflegte, und ein Standesherr von Obrigkeitswegen jetzt mehr in Anspruch genommen als ein Zinsbauer im Mittelalter; wollt ihr aber die materielle Freiheit, die sonst der schlechtfreie und der adelige Mann auch bei uns hatte, suchen, so sucht sie in Amerika! 10.

Theologische Streitschriften von Karl Hase, als Beilage zu dessen Hutterus redivivus und Leben Jesu. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1834. 8. 12 Gr.

Ref., der des Vfs. „Leben Jesu" 1829 in d. Bl. angezeigt hat, beeilt sich, auch dieses polemische Werkchen, das sich auf eine sehr ernstliche Defensive beschränkt, jedoch zuweilen auch einen kräftigen Ausfall auf die Gegner macht, kurz zu erwähnen. Es enthält einen reichen Stoff zu Erwiderungen, die auch nicht ausbleiben werden, und denen wir nur wünschen, daß sie in dem Bereich der Sache und der Mäßigung bleiben mögen. Wir wollen über die Streitpunkte berichten und unsere Ansicht nur andeuten; die Gegner werden sich wol bald vernehmen lassen. Der geniale, geistreiche und gelehrte Hr. Dr. H. gab vor acht Jah-

ren sein „Lehrbuch der evangelischen Dogmatik" heraus, das vielen Beifall fand, doch auch den Vf. bei manchen Lesern in den Ruf eines Anhängers Schleiermacher's oder Schelling's brachte, mit welchen pantheistischen Deutungen ja auch der Apostel Paulus nicht verschont worden ist. Darauf erschien „Hutterus redivivus". Der ursprüngliche Hutter, ein eifriger lutherischer Theolog in Wittenberg, der den rechten sächsischen Glauben besonders auf den gelehrten Schulen zu erhalten suchte, schrieb auf kurfürstlichen Befehl um das Jahr 1610 ein theologisches lateinisches Compendium, das, aus der h. Schrift und der Concordienformel zusammengesetzt, vor dem calvinistischen Gift, das man selbst in dem allgemein beliebten Melanchthon'schen Lehrbuche witterte, bewahren sollte. Es wurde von den theologischen Facultäten in Wittenberg und Leipzig gebilligt, in den drei Fürstenschulen und andern Schulen als Lehrbuch nach Luther's Katechismus eingeführt und galt hier und da bis auf die neuere Zeit; daher sich denn vielleicht noch mancher Leser mit Schrecken und mit Bedauern der armen Jugend erinnert, welche darnach unterrichtet wurde, ja aus dem fast 400 Seiten starken Werke das Meiste möglichst auswendig lernen mußte. Es war so überladen, daß die dunkle Lehre von der göttlichen und menschlichen Natur und ihrer Vereinigung 20 Seiten enthielt. Uebrigens war es doch noch nicht so voluminös und spitzfindig, wie die alten Hollaz, Baier u. A., aber immer noch wegen seiner geschmacklosen und speculativen Behandlung ungeschickt genug für den Jugendunterricht. Reichardt in Grimma durch ein lateinisches Buch, mehr aber noch die deutschen Lehrbücher von Niemeyer und Bretschneider verdrängten es und brachten es ziemlich in Vergessenheit. Siehe, da weckte den fast erstorbenen Hutterus ein junger, hoffnungsvoller Theolog auf und stattete ihn so modern und doch auch alterthümlich aus, daß selbst des Todtenerweckers Freunde, die „seinen geistigen Bund mit dem Rationalismus, insofern es gilt für die Freiheit des Geistes und einer neuen Barbarei der Verketzerung und des Glaubenszwanges entgegenzutreten" (S. 43), freudig anerkannten, stutzig wurden, wie sie damit die Herausgabe des alten Hutter, der in einem Zeitalter der ärgsten Verketzerung lebte, selbst ein bischen mit Lehr- und Glaubenszwang beförderte, vereinigen sollten. So gewiß nun in des Vfs. „Lehrbuch" Beweise vorhanden sind, die ihn von dem pantheistischen Systeme freisprechen, und die er selbst S. 23 zum Theil anführt, so will doch Ref. gar nicht verhehlen, daß ihm wieder andere Stellen vorgekommen sind, die er nicht recht damit zu vereinigen wußte. Wenn denn nun der würdige Vf. sehr wohl weiß, was in Lehrbüchern und selbst in Predigten für eine heillose Anwendung der altdogmatischen Formeln und Ausdrücke gemacht wird, so sollte es ihn doch nicht so befremden, wenn so viele würdige Männer, überrascht von dem „Hutterus redivivus", sich nur an die S. 21 oben angeführte und andere Aeußerungen erinnerten, hier ebenfalls eine solche Accommodation zu finden meinten, und nun den so muthvollen, gründlich gelehrten und consequenten Vertheidiger der Glaubens- und Gewissenfreiheit allerdings in Unwillen (*καὶ αὐ τέκνον*) versetzten und veranlaßten, eine strenge Kritik ergehen zu lassen, die wir nicht in allen Ausdrücken billigen wollen, die sich aber zum Theil durch die Erklärungen des Verfs. hier erledigt, der freilich hart vergilt, schon S. 3; auch den Ref. hat allerdings die Berufung auf Heine in der „Prediger Bibliothek" verletzt. Des Vf. Absicht war, bei seinem „Hutterus" unter dem Namen dieses Repräsentanten die alte kirchliche Dogmatik zur Kenntniß zu bringen; das Haltbare in ihr, oder doch, was einem Dogma Haltbares zum Grunde gelegen, möglichst zu vertheidigen, ohne darum das System zu dem seinigen zu machen. Er nennt den Versuch freilich selbst „ein Spiel des Geistes, aber auch ein Opfer der Ehrfurcht an dem Grabe einer großen Vergangenheit". S. 57 ist er bei der Lehre von dem Teufel selbst (S. 58) humoristisch, und gesteht, daß eine Apologie gegen neuere Gegensätze „nicht ohne mancherlei Sophismen möglich sei", wiewol er eingesehen habe, „dieses System sei großartiger und folgerechter gewesen als manche neuere". Solche Geständnisse werden wol die Gegner zu benutzen verstehen. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit den Kritiken über des Vfs. „Leben Jesu", wo ihm freundlich, aber auch bitter erwidert wurde, über seine Annahme, daß Jesus anfangs wol im Stillen die Idee einer Theokratie gehegt, die zuerst den Juden und dadurch andern Völkern irdische und geistige Wohlfahrt durch ein Oberhaupt unter göttlicher Autorität zugedacht, wobei aber der geistig-sittliche Punkt stets vorgeherrscht habe; daß er jedoch diese Idee bei der nähern Kenntniß seiner Zeitgenossen aufgegeben und seine ganze Thätigkeit auf das höhere Reich Gottes gerichtet habe. Es kann uns nur freuen, daß der Vf. die Gegengründe, wenn auch nicht alle befriedigend gefunden, doch so beachtet hat, daß er seine Vermuthung selbst mehr zweifelhaft findet. „Es versteht sich von selbst", sagt endlich der Vf. S. 115, „daß das Leben Jesu der Evangelischen Kirchenzeitung höchst mißfällt; hoffe auch nie etwas zu schreiben, das ihr gefallen könne." Sie hat auch hier nach Belieben ausgelassen, wie es Ref. ebenfalls erfahren hat, und wie es freilich der Teufel (Matth. 4) auch machte. 44.

Blumenknospen. Sammlung neuer Gedichte, von Hermann Klencke. Hanover, Helwing. 1834. Gr. 12. 22 Gr.

Boileau in seiner „L'art poétique" warnt:

O vous donc qui, brûlant d'une ardeur périlleuse,
Courez du bel esprit la carrière épineuse,
N'allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,
Ni prendre pour génie un amour de rimer:
Craignez d'un vain plaisir les trompeuses amorces,
Et consultez long tems votre esprit et vos forces!

und wir wollten diese Warnung eben auch unserm Dichter in das Gedächtniß zurückrufen, als wir bei nochmaliger Durchsicht seiner Sammlung länger bei der Dichtung: „Der Sterbende" (S. 58), verweilen, und darin die erhabensten Gedanken antreffen, deren Ausdrücken nur die technische Vollendung fehlt, um eine vortreffliche Arbeit daraus zu machen. Warum nun, statt so vieler Hundert Reime nicht dieses Gedicht und vielleicht noch einige andere in der ausgebildetsten Gestalt? Warum nicht pauca sed matura? O ihr deutschen Dichter zweiter Classe, ihr dii minorum gentium, wie manches Herrliche könnte von euch geleistet werden

— — — — si non offenderet unum
Quemque poetarum limae labor et mora! 87.

Musikalische Notiz.

Von den, meist deutschen Volksliedern, welche der Musikdirector der tübinger Hochschule, Friedrich Silcher, für vier Männerstimmen herausgibt, ist nicht blos das erste Heft in einer zweiten Auflage, sondern auch bereits ein neues viertes Heft erschienen, in welchem schwäbische, tirolische und andere Volksweisen miteinander abwechseln, vor allen aber ein altdeutsches Minnelied, bisher noch unbekannt, durch seinen tief elegischen Charakter anspricht. Es steht zu hoffen, daß der fleißige Bearbeiter dieser vierstimmigen Lieder dieselben auch einstimmig mit Begleitung des Claviers und der Guitarre herausgebe, wozu nicht leicht Jemand geeigneter sein dürfte als er selbst, welcher schon durch die Einfalt und wir möchten sagen Keuschheit seines vierstimmigen Satzes bewiesen hat, daß er zu solchen Liedern, die aus dem Herzen des Volkes kommen oder ganz im Geist und Sinn des Volkes erfunden sind, nichts hinzuzusetzen pflege, was den reinen Ausdruck verkümmern möchte, sondern daß er ihnen nur diejenige Form der Begleitung gebe, welche nothwendig ist, d. h. so schlicht, klar und leicht, wie sie das Volkslied fodert und wodurch dasselbe auch am sichersten in die Herzen und Häuser Eingang findet. 62.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 338. — 4. December 1834.

Die öſtreichiſche Regierung in Italien.

Der Graf Ferdinand del Pozzo, einer der vorzüglichſten Rechtsgelehrten Italiens, zur Zeit der Revolution 1821 Miniſter des Innern des Königs von Sardinien, gab 1833 zu Paris, wo er als Verbannter lebt, die merkwürdige Schrift heraus: „Della felicità che gli Italiani possono e debbono procacciarsi dal governo Austriaco". Geiſtreich und originell, wiewol in ſchneidendem Widerſpruche gegen ſeine ehemaligen Parteigenoſſen in Italien und ſeine Schickſalsgefährten in Frankreich und England, vertheidigte er ſeine Anſicht, nach welcher er die Oeſtreich unterworfenen Völker Italiens mit der Fremdherrſchaft zu verſöhnen ſucht. Er kämpft zuvörderſt gegen die Idee der Einheit Italiens, die ſeit der Auflöſung des römiſchen Reichs nie vorhanden geweſen ſei. Gab es nicht noch in der jüngſten Zeit, fragt er, eine heftige Abneigung zwiſchen den Genueſern und Piemonteſern? Sie ſchlummerte zwar während der Herrſchaft der Franzoſen, erwachte aber lebhaft bei zwei Gelegenheiten, 1814 nach dem Sturze Napoleon's und 1821 während der Revolution. Gleiche Abneigung herrſche, ſagt er, zwiſchen den Neapolitanern und Römern, Neapolitanern und Sicilienern. Schien unter Napoleon's Dynaſtie ein Königreich Italien zu gedeihen, das die verſchiedenen Völker des Landes, Mailänder, Venetianer, Modeneſer, Bologneſer, vereinigte, ſo wurde die Eintracht nur durch den ſtarken Druck einer mächtigen Hand hervorgebracht. Er macht die günſtigſte Schilderung von dem Geiſte der öſtreichiſchen Regierung. Die Rechte des Privateigenthums ſind geſichert; es ſteht unter dem Schutze der Gerichte, in deren Entſcheidungen ſich der Fürſt nicht einmiſcht. Der Kaiſer gibt allgemeine Geſetze für alle Staatsangehörigen, nie beſondere für einzelne Individuen und Gegenſtände. Es gibt vollkommene Gleichheit vor dem Geſetze. Gehäſſige Bevorrechtungen gibt es nicht. Die Gewaltmisbräuche von Seiten der Geiſtlichkeit oder des Adels ſind gänzlich unterdrückt. Nie wird beſondern Beamten eine Ermächtigung ertheilt, in die Wirkſamkeit der gewöhnlichen Gerichtshöfe einzugreifen. Nirgend willkürliche oder geſetzwidrige Beſtrafungen. Von Allen, die wegen der 1820 und 1821 begangenen politiſchen Vergehen verfolgt wurden, iſt Keiner ohne vorgängige richterliche Verurtheilung verhaftet oder verbannt worden. Sie wurden verurtheilt oder losgeſprochen. (Allerdings die Form wurde beobachtet. Aber — Pellico!) Die Verwaltung der bürgerlichen Rechtspflege iſt ſchnell und nicht koſtbar. Die bürgerlichen Geſetze haben zwar in Frankreich eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, doch iſt die franzöſiſche Geſetzgebung in mehren Punkten von der öſtreichiſchen übertroffen worden. Mit Ausnahme der politiſchen Vergehen ſind die Strafgeſetze äußerſt milde. Nur in ſehr ſeltenen Fällen wird die Todesſtrafe verhängt, und es iſt merkwürdig, daß keine der wegen politiſcher Sünden verurtheilten Perſonen hingerichtet ward. Der Kaiſer milderte die Strafe aller 1820 und 1821 angeklagten Individuen, deren Zweck doch die Vertreibung der fremden Herrſchaft geweſen war. Die Einrichtungen des Volksſchulweſens, die Anordnungen für den Handel und die Provinzialverwaltung ſind muſterhaft. Es gibt wenige Länder in Europa, ja keins vielleicht, wo mehr materieller Wohlſtand herrſcht als in der öſtreichiſchen Monarchie. Die Abneigung, die der Kaiſer zu haben ſcheint, die politiſche Form der Regierung zu ändern, darf ſelbſt den Liberalſten nicht befremden. Was iſt denn, fragt der Graf, der wirkliche Zweck, den die Verfechter einer conſtitutionnellen Regierung im Auge haben? das Glück und die Wohlfahrt des Volks. Der Kaiſer, der während ſeiner Lebzeit die wichtigſten und nützlichſten Veränderungen geſehen hat, führte in ſeinen Staaten ſie ein, ohne eine neue Conſtitution zu gründen, welche die höchſte Gewalt getheilt und den Staat in Verwirrung gebracht haben würde. Auf der andern Seite aber kann man von ihm, der den Zuſtand Frankreichs und den ſteten Wechſel der Conſtitutionen dieſes Landes geſehen hat, nicht erwarten, daß er ſich zu den conſtitutionnellen Verfaſſungen von der neuen Erfindung hinneigen werde. Man kann ſich über ſein Syſtem nicht wundern. Da aber die öſtreichiſche Regierung ſich werkthätig in einem conſtitutionnellen und nicht despotiſchen Geleiſe bewegt und ſolchen politiſchen Einrichtungen, welche die Monarchie auf dem Wege des Rechts kräftigen, eher geneigt als abgeneigt zu ſein ſcheint, ſo ſollten die liberalen Nationen mit dieſem Zuſtande der Dinge zufrieden ſein und glauben, daß ſie in ruhigern Zeiten und bei ſteigender Geiſtesbildung eine höhere Stufe erreichen werden.

So ſieht das Bild aus, das der Verbannte aufſtellt.

Die policeilichen Beschränkungen, über welche man klagt, seien nur die Früchte der revolutionnairen Bewegungen von 1820, setzt er hinzu. Vor jener Zeit habe er oft Mailand besucht und sich überzeugt, daß das Volk in dem Genusse großer Freiheit gewesen und die Wirksamkeit der Policei kaum bemerkt worden sei. „Kam ich in mein trauriges und steifes Turin zurück, so seufzte ich tief und sehnte mich wieder nach dem fröhlichen Mailand." Ebenso wurde nach seiner Versicherung die Censur vor 1820 sehr milde gehandhabt. Er führt als Beispiel an, daß seine „Opuscoli politico-legali", worin eine entschieden liberale Richtung hervortritt und der Wunsch nach einer constitutionnellen Regierungsform deutlich ausgesprochen wird, von Seiten der östreichischen Regierung nie die mindeste Hemmung erfahren haben. Unter die Wünsche, die er ausspricht, gehört indessen, daß man die Verwaltung der italienischen Länder in Hinsicht auf Einzelheiten so unabhängig als möglich von Wien machen und so viel Italiener als möglich in die Verwaltungsstellen bringen möge.

Gegen diese Lobrede, in welcher man die Worte eines Renegaten fand, erhoben sich laute Stimmen, unter welchen besonders die politische Wochenschrift: „The examiner", sich auszeichnete, welche das Buch des Grafen ein „elendes, niederträchtiges Pamphlet" nannte. Der Graf war nicht gleichgültig bei der Auslegung, welche seine ehemaligen politischen Freunde seinen Ansichten gaben. Er ließ seine Schrift vor Kurzem in das Französische übersetzen und im October 1834 eine merkwürdige Aufsoderung drucken, in welcher er 1000 Francs als Preis für die beste Widerlegung seiner Schrift aussetzte. Die Preisschriften müssen vor dem Ende des März 1835 an ihn eingesendet werden. Ehe dies geschehen war, hatte er indeß einen warmen Vertheidiger und Mitkämpfer in Nr. 227 der Tory-Zeitschrift: „Blackwood's Edinburgh magazine" (October 1834), gefunden. Der Verf., vermuthlich derselbe, der in Nr. 220 ein glänzendes Bild der preußischen Staatsverwaltung aufstellte, benutzte mit Beredtsamkeit und Sachwaltergewandtheit die Angaben des Grafen als eines nach seiner Meinung unverwerflichen Zeugen, und die Bemerkungen Anderer, z. B. W. Menzel's, eines entschiedenen Liberalen, „a very hebrew of the hebrews", in seiner „Reise nach Oestreich", die östreichische Regierung in den italienischen Ländern gegen „die liberale Presse" zu vertheidigen. Die Lichtseiten der Verwaltung, besonders die Sorgfalt für die Verbesserung des Schulwesens, werden geschickt hervorgehoben, und was dem Verf. nicht ganz gefällt, mit milder Hand berührt. So hält er die Beschränkungen der Preßfreiheit und die policeiliche Aufsicht für unnöthig strenge. Freilich hätten die Aufstände in Modena und in den Legationen nach der Julirevolution bewiesen, daß wenigstens Neigung zum Aufruhr vorhanden sei, aber auch gezeigt, daß die Zahl der Uebelwollenden nur gering sei, ihre Mittel, ihr Einfluß nicht in Anschlag kommen können, und keine Hoffnung auf fremden Beistand ihnen zur Seite stehe. Bei dem Bewußtsein, die Wohldenkenden und Gemäßigten für sich zu haben, könne daher die östreichische Regierung ihre scharfen Policeimaßregeln mildern. Auch die Strafen für politische Vergehen wünscht der Brite, einstimmig mit dem Grafen del Pozzo, gemildert zu sehen. Er erinnert dabei an Pellico, dessen bekanntes Buch er „a work of art in every sense of the word" nennt. Endlich sei es Zeit, sagt er, daß allen für die Sünden von 1820 und 1821 Verfolgten Amnestie gewährt werde, damit die Verbannten zurückkehren könnten, deren Manche, wie der Graf del Pozzo, vielleicht durch Verbreitung ihrer veränderten Ansichten beitragen würden, die Vorurtheile auszurotten, die noch in den Gemüthern vieler ihrer Landsleute herrschen. Durch solche Beweise von Milde und Großmuth werde Oestreich das Geschrei seiner Feinde niederschlagen, die Bewunderung und endlich die Zuneigung seiner italienischen Unterhanen erzwingen.

Der Erfolg der Preisbewerbung, worüber wir zu seiner Zeit Bericht erstatten, wird auf jeden Fall dem Grafen Veranlassung zu Erklärungen geben, die uns zeigen werden, inwiefern er mit den Ansichten seines britischen Mitkämpfers übereinstimme, auf dessen Bemerkungen sein allgemeines politisches Glaubensbekenntniß merklichen Einfluß gehabt hat. 7.

Handbuch der Geschichte der abendländischen Literaturen und Sprachen, insbesondere der italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen, holländischen, dänischen und schwedischen. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Im Vereine mit literarischen Freunden bearbeitet. Herausgegeben von F. W. Genthe. Vierten Bandes erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geschichte der französischen Literatur. Erste Abtheilung. Prosa. Magdeburg, Rubach. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. *)

Die Sammlung und die Reihe von partiellen Literarhistorien, in welcher der vorliegende Band die vierte Abtheilung bildet, wurde von uns bei ihrem ersten Erscheinen als ein beachtenswerthes Unternehmen bezeichnet und hat seitdem ihren verdienstlichen Charakter behauptet. Wir können die Geschichte der provenzalischen und französischen Literatur und Sprache, welche der Verf. hier auf 150 Seiten gibt, nicht anders als tüchtig, übersichtlich und für jeden gewöhnlichen Gebrauch ausreichend halten, wenngleich unser eignes Nachdenken über die Entwickelung der beiden Sprachreiche in der alten Gallia und längere Studien an Ort und Stelle darüber uns häufig zu andern Resultaten geführt haben, als die sind, auf welche der Verf. ein vorzügliches Gewicht legt. So möchten wir das politisch-wichtige Ereigniß der Trennung Nord- und Südfrankreichs unter dem Enkel Karl's des Großen (855) für die Sprachentwickelung für nicht so wichtig halten als der Verf. meint, und überhaupt die Ausbildung des südlichen Romanzo hier und der Sprache Nordfrankreichs dort weniger durch politische Grenzen als durch Mischungsverhältnisse der Stämme erklärt sehen, da der unmittelbare Einfluß der Normannen und Deutschlands sich in Südfrankreich gewiß nur auf einzelne Worte wie aigler (segeln), esturman (Steuermann), flotte, mast ꝛc. beschränkte, auf die Bildung der Grammatik, der Verbalformen, Endungen u. s. w. gewiß aber ohne Bedeutung war, wogegen die ursprüngliche in Nordfrankreich vorherrschende deutsche Stammesmischung hier-

*) Vgl. Nr. 232 d. Bl. f. 1832. D. Red.

auf den entschiedensten Einfluß ausübte, während des Nordfranzosen rauhere Lebensweise, seine kriegerische Beschäftigung, im Gegensatz zu den weichern Provenzalen und dessen industrieller Thätigkeit in den Charakter der Sprachformen mit überfloß. Genug, solcher Verschiedenheit in den Ansichten zum Trotz, erscheint uns die Arbeit des Verf. würdig und verdienstlich. Mit gewissenhafter Sorgfalt und Schritt für Schritt verfolgt er sodann den Entwickelungsgang beider Idiome, indem er jede Bewegung derselben zu einem reichern Gebrauch hin mit entsprechenden Beispielen belegt. Als die ältesten, erweislichen Urkunden der romanischen Sprache bezeichnet auch der Verf. die bekannten Eidesformeln Ludwig's und des französischen Volks von 842; allein Ratbert's Elegie läßt uns schließen, daß der heilige Adalard bereits um 750 die romanische Volkssprache nicht blos sprach, sondern auch in ihr sang und schrieb. Erst seit 960 jedoch tritt sie in Urkunden als Gebrauchs- und Geschäftssprache neben der lateinischen auf. Das fragmentarische Gedicht über Boethius hält der Verf. mit Recht für sehr alt — aus dem 10. Jahrhunderte — und also um hundert Jahre älter als der früheste Troubadour. Für den Abschnitt: „Ueber die provenzale Literatur", hat Diez viel Material geliefert und, indem er Ginguéné's lückenhafte Arbeit ergänzte, diese fast entbehrlich gemacht. Der Verf. führt 360 Troubadours zwischen dem schwarzen Ademar und Wilhelm IX. von Poitiers in alphabetischer Ordnung auf und theilt von den ausgezeichnetsten darunter, Bernard v. Ventadour, Paire Rogier, Arnault v. Mareuil, Borneil, Vidal, Bertram v. Born, Folquet, Gauceim Faidit, Arn. Daniel u. s. w., kleine Proben mit; doch dies nur vorübergehend, da sein eigentliches Thema die nationale französische Literatur ist. Hier gab der „Roman der Rose", von Jehan de Meung, den ersten Anstoß nicht blos, sondern er blieb auch lange Zeit hindurch gleichsam die Angel, um welche alle literarische Bestrebungen sich drehten, indem man ihn angriff (da er das Mißfallen der Damen erregt hatte) oder vertheidigte. Gewissermaßen blieb er der Prototyp aller spätern und selbst der Amadisromane, die aus Spanien und Portugal nach Frankreich zurückkamen. Sein nächster Nachfolger war der „Nouveau renard" von Jacquemant Grélée oder Gelée aus Lille. Guillaume de Guilleville, Pierre Tentien aus Paris, der Mönch Jean du Pin mit seinem „Camp vertueux de bonne vie", Jean le Febvre, Gace de la Vigne und einige Andere füllen den Raum bis auf Jean Froissart (1400?) aus, der zuerst eine Schmelzung beider Idiome versuchte und der Erfinder der Pastourelles (Schäferromane) war. Von ihm ab erweitert sich das Feld; die Sprache trennt sich in poetische (die der fabliaux) und prosaische; die Traumpoesie geht in die schildernde, die Allegorie in die Erzählung geschehener oder als geschehen gedachter Dinge über. Jean de Venette, Alain Chartier, Pierre Nesson, Martin Franc bezeichnen diese Periode neben den Geschichtschreibern Ph. de Comines, Enguerand de Monstrelet, Jean de Troyes, des Ursins. Hier kommen nun auch die Anfänge der Schauspielkunst, bis auf Maître Pathelin, die zu der neuen Epoche unter Franz I. hinüberführen.

Hier müssen wir den Verf. als auf bekanntem Terrain verlassen, mit dem Anerkenntniß jedoch, daß er uns geschickt und ohne Verirrung durch die dunkeln Jahrhunderte geleitet und die Peripetie, welche die Sprache unter Jodelle und Ronsard erlitt, gut bezeichnet hat, und späterhin in den Charakteristiken von Molière und Voltaire ein nicht gewöhnliches Eindringen in den Geist der französischen Sprache bekundet. Seine Uebersicht endet mit Cousin, Hugo, Scribe, Ste.-Beuve, die er kurz würdigt, indem er zugleich zeigt, daß der alte Satz: was nicht klar ist, ist nicht französisch, für die Sprache selbst nicht mehr gilt.

Unter den mitgetheilten Bruchstücken, welche die übrigen drei Viertel des Buches einnehmen, sind uns die Proben aus Ville-Hardouin, aus Joinville, dem Ritter Paris, Comines, d'Urfé, Scarron, Marot und Montaigne besonders wohl gewählt und willkommen erschienen. Für die neue Zeit hätten weniger ausführliche Proben als die aus Fénélon, Laharpe und Chenie genügt. In den Uebersetzungen zeigt sich ein Aufwand von Mühe und Sorgfalt, der zur Anerkennung berechtigt, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß diese Bemühung für die Sonderung des sprachlichen Charakters zuweilen an Caricatur streift und, wie weit sie auch getrieben werde, doch stets ungenügend bleibt. Für den Sprachkundigen sagt eine einzige Periode des Originals doch mehr als zehn Seiten der besten Uebersetzung, und den Unkundigen lassen die sorgsamen Andeutungen in der Uebersetzung doch unberührt; denn das Aeußerste, was man von ihm verlangen kann, ist, daß er den Geist auffasse. Wir sagen dies in der Absicht, damit sich der Verf. für seine folgenden Arbeiten eine vergebliche Mühe erspare, lieber einige kurze Perioden des Originals gut übersetzt mittheile und das ganze ihm vorliegende Werk auf diese Art in die Kürze ziehe.

Im Ganzen sind von 55 bedeutenden Prosaikern Proben mitgetheilt, unter denen viele ein eigenthümliches Interesse geltend machen, und denen gute biographische Notizen vorangeschickt sind. Wir haben wenig Autoren von Bedeutung darunter vermißt (z. B. Prevost). Die Briefe Ludwig XVI. an Malesherbes, an Papst Pius VI. und das letzte Dankschreiben an seinen Vertheidiger werden jedem Leser willkommen sein. Wen ergriffe eine heilige Rührung nicht, wenn der edle König schließt: „Sichern Sie dies Leben, so werde ich leben, um Ihrer Wohlthat mich zu erinnern (nicht: um Sie Ihrer Wohlthat zu erinnern, wie geschrieben steht); nimmt man es uns, so werden wir uns und mit größerer Wonne in den Wohnungen der Unsterblichkeit wiedersehen." Hiermit entlassen wir den Verf. und seine verdienstliche Arbeit, für die Fortsetzung derselben ihm einige Verkürzung allzureichlicher Probestücke anempfehlend. 46.

Die schöne Dalkulla.

So heißt ein Mädchen aus der schwedischen Provinz Dalarne, oder, wie die Deutschen sie nennen, Thalland. Man weiß, daß diese Provinz sehr arm und sehr übervölkert ist, und daher wandern, besonders aus deren obern, unfruchtbarern Kirchspielen in der Nähe des Fjällryggens (des Scheidegebirges zwischen Schweden und Norwegen), viele Männer und Weiber alljährlich im Herbste, um Arbeit zu suchen, nach den mittlern Theilen des Reichs. Weil es ein sehr abgehärteter, fleißiger und ehrlicher Menschenschlag ist und man in Schweden von alten Zeiten eine gewisse geschichtliche Vorliebe für die Thalländer hegt, so sind sie fast überall willkommen, und gewöhnlich trägt man ihnen die schwersten Arbeiten auf; die Weiber sind den Männern dabei behülflich oder dreschen auch. In Stockholm ist die Hälfte der Mädchen und Frauen, welche die zum Uebersetzen der Personen bestimmten Böte rudern, aus Thalland. Am Ende des nächsten Sommers kehren diese Leute gewöhnlich nach ihrem Vaterlande mit den Ersparnissen des Arbeitslohns zurück, Andere bleiben wol ein paar Jahre weg, um ihr Capitälchen zu vermehren.

Dies zur Einleitung. Im vorigen Sommer erscholl plötzlich das Gerücht, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit erscheine täglich am Stortorg (Großmarkte) in Stockholm, um Milch zu verkaufen. Nun wollte alle Welt das Wunder sehen, und weil der Großmarkt grade der kleinste aller Märkte der Hauptstadt ist, so entstand ein solches Gedränge, daß es selbst die Besorgniß der Policei erregte. Freilich that das Mädchen sein Bestes, um die Leute zu entfernen, indem es die Zudringlichen mit einer Ruthe tapfer abwehrte. Noch ärger aber wurde die Sache, als der Kronprinz selbst herankam und sich ein Gläschen Milch von der schönen Dalkulla reichen ließ. Jetzt ward es völlig Mode, sie zu sehen. Nach einiger Zeit jedoch verschwand sie ganz von dem Markt, erschien aber dafür, begleitet von einer Base, Abends in den Salons der vornehmen Welt, um Thee zu trinken, sich anstaunen und beschenken zu lassen. Im ganzen Winter konnte Niemand in Stockholm ein rechtes

Gastmahl geben, ohne Karin Ersdotter (Kätchen Erichstochter) dazu einzuladen. Ganz unbefangen, wenigstens ohne sichtbare Verlegenheit, saß sie auf dem Sofa zwischen Gräfinnen oder spielte Cambio mit alten und jungen Herren. Ihr Anzug verfeinerte sich zwar, doch behielt sie immer die eigenthümliche Nationaltracht. Ihre Sitteneinfachheit und natürliche Unbefangenheit, die weder Hoffahrt noch Kriecherei kennt und jeden Mann, auch den König selbst mit „Du" anredet, verlor sie nicht.

Ihre Schönheit anlangend, stimmen Alle darin überein, daß diese von seltener Art sei; besonders wenn das Mädchen mit ihren herrlichen blauen Augen aufblickte, that sich ein ganzer Himmel auf. Niemand konnte sich indessen mehr über den Eindruck, welchen ihre Schönheit so plötzlich erregt hatte, als Karin selbst verwundern. Sie bemerkte, daß sie schon ein paar Jahre in der Hauptstadt gelebt und Mörtel geschlagen, ohne daß bisher Jemand sie bemerkt habe; auch versicherte sie, daß sie zwei Schwestern hätte, welche beide viel schöner als sie wären.

So verstrich der Winter, während dessen unsere Dalkulla eine hübsche Summe baaren Geldes, Schmuck und Souvenirs erntete. Ihr Berühmtsein minderte sich wenig; ein Buchhändler, der ihr Bildniß stechen ließ, machte ein sehr gutes Geschäft. Ueber die Reinheit ihrer Sitten erhob sich auch nicht der leiseste Zweifel. Man sah diese Naturtochter bisweilen an ihr Mörtelgeschäft zurückkehren, wir wissen nicht, ob aus Liebhaberei, oder aus Langweile oder aus Oekonomie. So viel ist gewiß, daß ihre Landsleute sehr ökonomisch sind; vielleicht bedachte sie, daß, obwol sie für einen Abend im Salon 20, 30 ja 50 Thaler bekam, und die Mörtelschlagerei eines ganzen Tags höchstens 8 bis 12 Groschen einbrachte, doch aus einer Menge Groschen am Ende immer einige nicht zu verachtende Thaler entstehen.

Endlich erscholl in den Zeitungen die Nachricht, daß am 2. Mai Karin Ersdotter mit einem Dampfschiffe nach Westerås abgehen werde, um von da nach ihrer Heimat zu wandern, wo sie bald nachher ihrem vorausgeeilten, vielbeneideten Bräutigam die Hand reichen werde. Vorher aber ließ der König das Mädchen rufen und beschenkte dasselbe. Als der merkwürdige Tag erschien, strömte eine Menge Menschen, besonders Reichstagsmänner aus den Provinzen zusammen und bildeten auf der Straße, durch welche Karin ihren Weg nahm, eine lange Reihe bis zum Fahrzeuge. Sie bestieg das Schiff und winkte, so lange es noch sichtbar war, ihr dankbares Lebewohl vom Verdeck zurück. Der Ruf war ihr vorausgeeilt; als sie in Westerås ans Land stieg, hatte sich eine unübersehbare Menschenmenge am Ufer versammelt und versperrte gänzlich den Weg; nur mit größter Mühe und mit Hülfe der fünf oder sechs handfesten Landsleute, die sie begleiteten, vermochte sie durch die Neugierigen sich Bahn zu machen. Eine große Menschenmasse umlagerte den ganzen Abend und die halbe Nacht ihre Wohnung und folgte ihr am Morgen, als sie ihre Fußreise antrat, meilenweit auf den Weg.

Karin Ersdotter ist in diesem Augenblick eine für ihre Lage reiche und, wie wir hoffen, glückliche Hausmutter geworden und wird wol bald von der Welt vergessen. Vielleicht kann aber Das, was wir mit den schlichten und nackten Worten der Wahrheit berichtet haben, in Deutschland einen Novellen- oder Taschenbuchsdichter dazu begeistern, ihr eine neue Berühmtheit zu verschaffen. Nur möchten wir nicht rathen aus ihr ein weiches, schmachtendes, sentimentales Weibchen zu machen; das ist diese Tochter des Nordens ganz und gar nicht; ob sie auch einen romantischen Dichter in ihrer Umarmung leicht erdrücken könnte, so paßt sie gewiß völlig für ihren derben und tüchtigen Hans, der sich gewiß nicht über das Amazonenwesen seiner Braut beklagen wird. Sollte übrigens ein Leser d. Bl. je nach diesem einsamen Winkel der Erde hinkommen, so wird er gewiß bei dem Bauer Hans im Kirchsprengel Leksand ein gastfrei-freundliches Obdach finden und kann sich dann überzeugen, ob die Schönheit Karin Ersdotter's wirklich werth war, die Aufmerksamkeit einer ganzen Hauptstadt fast ein Jahr lang zu beschäftigen. 113.

Slawische Sprache.

Dobrowsky's Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slawischen Sprachen. Zweite Ausgabe von Wenceslaw Hanka. Prag 1833.

Lange Zeit hindurch haben die slawischen Sprachforscher ihre Untersuchungen vereinzelt nur über diejenigen slawischen Dialekte geführt, welche ihnen als ihre Muttersprachen am nächsten lagen. Unverkennbar ist dagegen jetzt das Bestreben derselben, endlich die Scheidung aufzuheben und den Blick über alle slawischen Mundarten auszudehnen. Gewiß ist so auch der einzig richtige Weg zur Ergründung jedes einzelnen Dialekts eingeschlagen; denn nur, nachdem die einfachsten Elemente der slawischen Sprache, die eigenthümliche Sprachbildung aus der Gesammtheit der Dialekte bestimmt ist, kann man daran denken, die Modificationen und Entwickelungen in den einzelnen Dialekten und deren gegenseitiges Verhältniß zu erforschen. Zu dieser Vereinigung des Studiums hat der „Altmeister" der slawischen Literateren, Joseph Dobrowsky, kräftig mitgewirkt, und insbesondere auch durch die angegebene Schrift, von der uns der Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums zu Prag, Herr Hanka, ein würdiger Nachfolger des Meisters, eine vermehrte und verbesserte Ausgabe darbietet. Die Schrift ist nicht nur für die slawischen Literatoren, sondern für alle Sprachforscher von der größten Wichtigkeit. Es wird manchen unserer Philologen noch jetzt befremden, zwischen der slawischen und lateinischen Sprachbildung eine große Aehnlichkeit zu entdecken und so viele lateinische Wurzelsylben im Slawischen wiederzufinden. „Das Slawische hat in seinem ganzen Baue und in seinen Bildungen die größte Aehnlichkeit mit dem Lithauischen und dieses mit dem Lateinischen. Viele dieser Wurzelsylben sind auch im Deutschen vorhanden, wenn sie gleich eine andere Gestalt haben, z. B. Brust pers, Berg breg (Ufer), Milch mlek u. s. f. Nicht wenige finden sich auch im Griechischen, Armenischen, Indischen."

Soeben ist auch von Hanka eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe von Dobrowsky's „Slawin" (Prag 1834), erschienen. Den frühern, aus den verschiedensten Historikern entnommenen Mittheilungen über slawische Geschichte und Literatur sind die Ergebnisse neuer Forschungen, z. B. aus Maciejowski's „Slawischer Gesetzgebung", aus Schaffarik's „Geschichte der slawischen Literatur" u. s. w. hinzugethan, auch die Sprachproben aus alten slawischen Dialekten bereichert, sodaß das Werk als eine fast vollständige Sammlung der über slawische Mythologie, Geschichte, Alterthümer, Literatur und Sprache bis jetzt geführten Untersuchungen anzusehen ist.

W. G. Dunder in Wien (Buchhandlung: Benedikt), der sich bereits durch Anlegung einer besondern slawischen Buchhandlung große Verdienste um die slawische Literatur erworben hat, will jetzt von dem wichtigen classischen Werke: „Andrie Kačicha Razgovor ugodni naroda slowinskoga", das während dreiviertel Jahrhundert unter dem slawischen Volke und selbst im Auslande die ausgebreitetste Publicität erhalten hat, bis jetzt aber nur in sehr incorrecten und unansehnlichen Ausgaben vorhanden war, eine neue elegante, correcte und wohlfeile Ausgabe in Octav veranstalten. Um die durch Consonantenhäufung sehr schwerfällige Orthographie zu vermeiden, ist die von L. von Gay in Vorschlag gebrachte böhmische Orthographie, jedoch modificirt, benutzt worden. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 339. — 5. December 1834.

Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter. Von dem Verfasser des Legitimen und der Republikaner. Zwei Bändchen. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1834. 8. 2 Thlr.

Ich kenne weder den frühern Roman, der diesem neuen Unbekannten einen Namen gemacht hat, noch seinen neuesten: „Der Vicey und die Aristokraten", aber die „Reiseskizzen" geben mir volle Gewähr für das hohe Lob, das seiner ersten Leistung gezollt worden ist.*) Wer er sei, ist noch immer unentschleiert, und die Verleger sagen in einem Nachwort, sie könnten keine Auskunft über die, von einem Beurtheiler jenes Romans geäußerte Vermuthung geben; er scheine ein ausgezeichneter amerikanischer Staatsmann zu sein, und wir erfahren blos, daß sie die Handschrift von achtbarer Hand aus Baltimore erhalten haben, und daß einige der hier gegebenen Skizzen bereits in amerikanischen Zeitschriften abgedruckt gewesen. Daraus geht hervor, daß wir hier eine Uebersetzung vor uns haben, was überdies Haltung und Farbe des Styls wohl verrathen möchten. Doch sei der Verfasser wer er wolle, daß er in Amerika durchaus heimisch ist, verräth jede Zeile, und daß er, was er treu und wahr aufgefaßt hat, geistreich darzustellen versteht, will ich den Lesern in einer längern Unterhaltung zu zeigen suchen, die das treffliche Buch verdient. Ich möchte auf diese Schrift anwenden, was der Verf. von Flint's geographischem Werke über die westlichen Staaten sagt, daß sie mehr Belehrung über Amerika gebe als sämmtliche Reisebeschreibungen der Europäer, die seinem Lande und dessen Bewohnern die Ehre erwiesen, „dieselben zu schildern, nicht wie sie sind, sondern wie sie beide gern haben möchten, um ihren respectiven allerhöchsten Patronen und deren loyalen Unterthanen weniger Herzklopfen zu verursachen".

Die acht „Transatlantischen Reiseskizzen", die uns ein so treues Bild des Lebens und der Sitte in Amerika geben, werden durch einen einfachen Roman, der sich hindurchzieht, zur Einheit verbunden. Ein junger Hagestolz (erst 28 Jahre alt, in Amerika heirathet man früh) hat seinen sechsten Ausflug aus Louisiana, wo er eine Pflanzung am Red-River hat, nach dem Norden gemacht, auf die Mädchenschau zu gehen. Diese Bewerbung erzählt die erste Skizze: „17, 28 und 50, oder Scenen in Neuyork". Ein köstliches Miniaturbild aus „dem lebensfrohen amerikanischen Paris, wo es für das Volk zwar nicht wie in dem transatlantischen heute Wein aus Springbrunnen und Würste von den Bäumen, und den nächsten Tag Kartätschen aus Feuerschlünden regnet, wo es sich aber ebenso froh und heiter lebt, nur mit dem Unterschiede, daß man hier ein bischen mehr auf seinen Beutel hält". Hier ist er 11 Monate und wirft sein Netz nach der eleganten Tochter eines Bürgers aus, der vor 25 Jahren noch das Maß nahm, und nun Wortführer auf der Börse und Mitglied von 20 Comités ist. Die Geldsucht, die Selbstsucht dieser Menschen vom haut ton, welchen selbst „ihre Kinder blos Sachen sind", ist mit wenigen lebendigen Strichen gezeichnet. Das 17jährige Mädchen muß einem 50jährigen Seecapitain, 500,000 Dollars schwer, ihre Hand, dem 28jährigen Freier einen — Korb geben. Neben diesen heitern Scenen Züge aus dem Volksleben, die auch zu ernsten Betrachtungen Stoff liefern. Matrosen kehren vom Schiffe ans Land zurück.

Wer so das lustige Völkchen hinziehen sieht in Jubel, Saus und Braus, mit vollen Flaschen, jeder eine Schöne neben sich, und brüllend, daß Einem die Ohren gellen, der muß sich von unserer policeilichen Ordnung einen saubern Begriff machen. Thut jedoch nichts. Das sind Männer, die zwar nicht den Julius Cäsar und Cornelius Nepos gelesen, die aber für ihr Vaterland so heiß glühen als die Helden Plutarch's. Zeigt ihnen eine Fregatte Britanniens, und sie werden darauf losstürzen und sie brechen, wie der feste freie Mann den Uebermuth des stumpfen Herrendieners bricht. Solche Männer verdienen, daß man ihnen ihre Lust nach ihrer eignen Weise gönne. Sie werden schon wieder nüchtern werden ohne Policei, Gendarm und Wachhaus. Ihr rohes Treiben ist nicht halb so verderblich für des Volkes Sitte als euer raffinirter bon ton. Es ist in diesen Männern ein fröhlich freier, selbständiger Sinn, ein tüchtiger und trotziger Muth, der, über die Nation zerstreut, herrlichen Samen getragen, der im letzten Kriege unser Vertrauen in uns selbst erkräftigt und so unsern Feind bezwungen hat. Der britische Matrose kehrt immer dümmer unter seine Zuchtruthe zurück als er ausgezogen, der amerikanische immer aufgeklärter, weil Knechtschaft immer zurück, Freiheit immer vorwärts schreitet. Der eine weiß, daß Lebensweisheit für das Ziel seiner Laufbahn — das Greenwich-Hospital — überflüssig oder gefährlich ist, der andere muß sie sammeln für das thätige Bürgerleben, in das er ehrenvoll eintritt.

Als der Hagestolz seines Korbes sicher ist, reist er mit seinem Jugendfreunde Richards, der ihn aufgesucht,

*) Vgl. Nr. 66 d. Bl. f. 1834. D. Red.

zurück nach dem Mississippi. Eine Scene auf dieser Fahrt erzählt die zweite Skizze: „Eine Nacht am Ufer des Tennessee". Da wird ein steifer förmlicher Yankee nach dem Leben gezeichnet. Stürmische Wahlvorbereitung (canvass) in Alabama, ein charakteristisches Genrebild. Wilder Kampf im Wirthshause, bis der Constable mit seinem Amtsstabe unter die Streitenden tritt und, im Namen des Gesetzes Ruhe gebietend, allein bewirkt, „was hundert Leibgardisten eines Despoten nicht hätten zuwege bringen können". Die dritte Skizze: „Der Kindesräuber", auf eine wahre Begebenheit im Jahre 1825 gegründet, gibt eine meisterhafte Schilderung des Schmerzes eines einsamen Hinterwäldlers (backwoodsman) am Mississippi, dem ein Bösewicht sein einziges Kind geraubt hatte. Die Scene im Hause des unglücklichen Mannes, seine und seines Weibes wildbewegte Erzählung des Ereignisses gehören zu den schönsten Stellen des Buches. Als man nun bald nachher einen, des Raubes verdächtigen Irländer in Natchez verhaftet hatte, gibt uns der Verf. in seiner Schilderung von der unruhigen Bewegung unter den Bewohnern des Ortes einen der Natur abgelauschten Zug, wenn er uns sehen läßt, wie Mütter unter dem Volkshaufen vor des Friedensrichters Hause mit instinktartiger Heftigkeit ihre Kinder in die Arme pressen und krampfhaft ihre Hälse umfangen, gleichsam von der Furcht ergriffen, sie würden ihnen entrissen. Auch sein Talent, die leblose Natur mit ergreifender Wahrheit zu schildern, bewährt er hier. So die Urwälder am Mississippi.

War es der tiefe, ergreifende Ernst, der sich über das Helldunkel dieser üppigen Wildniß hingelagert hatte, die feierliche Ruhe, die blos durch unsere Fußtritte oder durch fallende Blätter unterbrochen wurde; oder hatte die ungeheure Wucht der Bäume, die mit ihren Riesenstämmen himmelwärts anstrebten, auf die Phantasie meiner Gesellschafter gewirkt, die meisten derselben — Nordländer, die nie über Albany oder die Saratogaquellen hinausgekommen — waren auf einmal ernst und beinahe düster geworden. Das Laub der Cottonbäume, dieses Riesen der südwestlichen Waldungen, hatte bereits die fahle Spätherbsttinte angenommen; nur einzelne Sonnenstrahlen hellten den gelblich-grünen Farbenschmelz zuweilen auf, und wo dies der Fall war, gaben die Lichtung und der Farben Strahlen dem Dunkel eine sonderbar magische Helle, die unsere Gefährten in schweigendes Hinstarren versetzte.

Einen neuen Korb beschreibt die vierte Skizze: „Zu spät gekommen, oder Scenen am Mississippi". Er kommt mit seinem glücklich verheiratheten Freunde auf der Pflanzung desselben an. Freudiger Empfang von Gattin und Hausgenossen. Auch die Neger freuen sich des heimkehrenden Gebieters.

Ja, glücklich ihr, die ihr das Herbe eurer Lage noch nicht fühlt, die ihr das Schreckliche des Fluches ewiger Sklaverei noch nicht empfunden habt! Und zweimal glücklich, wenn das Schicksal euch erlaubt, in harmloser Unwissenheit dem Tage entgegenzuharren, der auch euch in die Zahl freier Wesen versetzen wird. Ja, er wird kommen, dieser Tag, der uns gestatten wird, Das zu versöhnen, was unserer Väter Machthaber an euch verbrochen haben.

Der Anblick des häuslichen Glückes seines Freundes läßt ihn allmälig sein Hagestolzthum bedauern. Er sieht eine Jugendgespielin der Gattin seines Freundes auf der Pflanzung einer gefallsüchtigen und lästersüchtigen Tante. Er ist Feuer und Flamme. Aber zu spät! Die reiche Tante hatte die Heirath gestiftet. Die reizende Bostonerin soll ihre Hand einem wohlhabenden Pflanzer geben. Ihr Vater war es zufrieden. Er konnte ja seine Geschäfte fortsetzen, ein respectables Haus machen, und so ließ er das Uebrige seinen Gang gehen. Einen achtbaren Mann wünschte er für seine Tochter zu erhalten, ohne sich genöthigt zu sehen, einen Theil seines noch übrigen Vermögens zu ihrer Ausstattung aufzuwenden. „Ja, so sind sie alle, diese Yankees", brummte darauf der Getäuschte; „wahrhaft doppelt destillirte Juden, die ihre Töchter ebenso wie ihre Zwiebel-, Mehl- und Whiskyfässer den Meistbietenden überlassen." Der Mann war der consequenteste Feind alles Ausländischen, besonders alles Englischen, ein unerschütterlicher Tarifmann. Weder Spott noch Hohn konnte seinen Sinn ändern. Er war seit 15 Jahren immer dieselbe steife, starre, stattliche Person, kerzengrade umherwandelnd wie ein Indianer, ein Schritt gleich dem andern, einen Tag wie den andern. Seinem Haar und Haarzopfe widmete er die pünktlichste Sorgfalt und versäumte oft lieber sein Mittagsessen, ehe er ohne diese Zierde bei Tische erschienen wäre. Ein großer Theil seines Misgeschicks entsprang eben aus seinem Widerwillen gegen alles Ausländische. Seit der Revolution hatte er, wie er sich rühmte, nie das mindeste Erzeugniß des Auslandes auf seinem Leibe getragen. Von Kopf bis zu Fuß in amerikanische Fabrikate gekleidet, bezahlte er lieber den fünffachen Preis, als daß er englische Stoffe wählte, und verbrannte einst einen vollständigen englischen Anzug, den man ihm als amerikanisch untergeschoben hatte. Die völlige Enttäuschung naht. Der unglückliche Liebeswerber sieht, daß selbst sein Freund, der ein Capital von ihm in Händen hat, dessen Kündigung er fürchten mußte, die Verheirathung des Hagestolzen nicht aufrichtig wünscht, und ebenso wenig des Freundes schlau berechnendes Weibchen. Fließt doch Yankeeblut in ihren Adern! So entschließt er sich denn rasch zur Rückkehr auf seine Pflanzung am Red-River.

Er hatte sie neun Jahre früher gekauft, als das gelbe Fieber in Neuorleans wüthete. Er erzählt in einem Rückblick die Geschichte seiner ersten Ansiedelung in der wüsten Besitzung. Das Wohnhaus eine Art von Schweinstall, nicht einmal von Balken, sondern von Baumstämmen zusammengeflickt, ohne Thüren, Fenster und Dach. Noth kennt kein Gebot. Er machte sich mit seinen Leuten an die Arbeit, und in zwei Tagen standen zwei so leidliche Hütten da, als je einen Hinterwäldler aufnahmen, nur mit der Unbequemlichkeit, daß man bei starkem Regen unter einem Cottonbaume Zuflucht suchen mußte. Bei Tage säte und pflanzte der neue Ansiedler, und bei Nacht mußte er sein Riemzeug ausbessern, auch wol seine Inexpressibles (Beinkleider) flicken. Im zweiten und dritten Sommer ging es besser und so fort, bis es endlich leidlich wurde. Jagden in den Savannen von Louisiana und Arkansas unterbrachen die einförmige Lebensweise. Da lernte der Ansiedler die Trappers (Schlingensteller) kennen. Es ist etwas Eignes, sagt er, in diesen endlosen Wiesen-

wüsten, das den Geist erhebt und ihn nervig und stark macht wie den Körper. Da herrscht das wilde Roß und der Bison, der Wolf und der Bär und zahllose Schlangen, und der Trapper, alle an Wildheit übertreffend, nicht der alte Trapper Cooper's, „der in seinem Leben keinen gesehen hat". Nach einem neuern Gesetze des Congresses ist es blos geborenen Amerikanern gestattet, zwischen dem Mississippi und dem stillen Meere als Trappers herumzuziehen. Man will dadurch den Briten jede Gelegenheit zum Verkehr mit den wilden, auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten herumschweifenden Indianern und zur Aufwiegelung derselben abschneiden.

Unsere Civilisation — sagt der Verf. —, die edelste, die sich je gebildet und selbstthümlich entwickelt, hat wieder eigne Misgeburten erzeugt, von denen die Civilisation anderer Länder nichts weiß, und die nur in einem Lande entsprießen können, wo die Freiheit unbeschränkt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Specchio geografico e statistico dell' impero di Marocco, del cav. conte *J. Gråberg di Hemsö*. Genua. 1834. Gr. 8.

Es ist bereits in d. Bl. von der nach der Handschrift bearbeiteten deutschen Uebersetzung dieses Werkes die Rede gewesen *), sodaß es hier nicht weiter nöthig ist, auf die Verdienste sowie auf den Inhalt einer Schrift aufmerksam zu machen, durch welche wir, so viel auch schon über Marokko geschrieben worden ist, zum ersten Mal eine zuverlässige, genaue und systematisch geordnete Schilderung dieses Landes und seiner Bewohner erhalten. Ueber die militairischen Verhältnisse des Kaiserreichs, welche namentlich wegen der drohenden Stellung, die dasselbe in neuester Zeit gegen mehr als eine europäische Macht angenommen hat, besonderer Beachtung würdig sind, hat unterdessen der k. k. Hofrath v. Pflügl („Jahrbücher der Literatur", 66. Bd., Anz.-Bl.) genügende und authentische Mittheilungen geliefert; ausführlichere Notizen über einen großen Theil des Küstenlandes sowie über die Hauptstadt Marokko selbst und einen Abschnitt des Atlasgebirges (wo er u. A. eine Vermessung des Berges Miltsin vornahm) enthält ein Bericht des Capitain Washington („Journal of the R. geograph. society of London", Thl. 1, S. 123—155), welcher mit dem jetzigen englischen Generalconsul zu Tanger, Hrn. Drummond Hay, das Mogh'rib besuchte. Die italienische Ausgabe, welche dem Großherzoge von Toscana gewidmet ist, enthält neben Manchem, was der Uebersetzer abgekürzt hat, viele Zusätze, die zum Theil von allgemeinem Interesse sind und besondere Erwähnung verdienen.

Dazu müssen vorerst die Bemerkungen über die alte Geographie des Landes gerechnet werden. Die Mauritania tingitana, bei den Griechen auch Maurusia, bei den spätern Byzantinern Hispania transfretana, umfaßte eigentlich nur das Königreich Fez mit einem Theil von Marokko, während der Rest zu Getulien gehörte. Am Fretum Gaditanum lag das Vorgebirge Abyla mons, jetzt Dschebbel tsa'tut oder Affenberg, gegenüber Kalpe auf der spanischen Seite; dann Ampelusium (Tarf-es schaccar oder Cap Spartel), dessen punischer Name: Cottes, und amazirghischer: Tiginent (wovon, wie schon Pomponius Mela bemerkt, das alte Tingis, jetzt Tanger, seinen Namen erhielt), ebenso wie der römische auf die vielen Weinberge deuten, die noch jetzt nicht verschwunden sind. Nach Westen und Norden wurde und wird dieser Theil Mauritaniens durch das atlantische und das mittelländische Meer (jenes bei den Mauren Bahhr-el-kbir, das große, dieses Bahhr-el-saphir, das kleine Meer genannt) begrenzt; nach Süden von Getulien und der Wüste Libyens, nach Osten von der Mauritania caesariensis, welche der Araber Mogh'rib-ub-ausath, d. i. der Centralwesten, nennt, und wo der Mulvia fluß die natürliche Scheidelinie bildet. Folgen wir der Küste von hier aus nach Westen, so finden wir nachstehende Namen als die bemerkenswerthesten: Ryssadium, Melilja; Tocnilonga, Alcubia; Parietina, Velez de la Gomera; Aquila major, Cap Tetuan; Exylissa oder Septa, Ceuta; Constantia Zilis, Azila; Fluß Lixus, El Coß oder Luccos; Lixa, El Araisch; Fluß Subur, Sebu; Sala und Oppidum novum, Salé und Rabatt; Thyaterium, Azamor; Fluß Cusa, Umm' er-r'bie'h; Mysocoras, Mogodor; Usadium, Cap Gher; Surige, Agadir oder Santa-Cruz. Im Innern finden wir nun die Ketten des Atlas major und minor, von denen jener wahrscheinlich bis zum Cap Gher diesen Namen führte, der andre beim Cap Cantin endigte, und als bedeutendste Städte: Silda oder Gilda, Meknás; Gontiana, Dschamah; Volubilis, nach Vielen Fez, vielleicht aber das Gualili des Mittelalters und Zouniat-Mula-driß unserer Tage; Cillaba, Gher; Bocanum Hemerum, Marokko. Es würde uns zu weit führen, die Völkerschaften namhaft zu machen, welche die Alten als im tingitanischen Mauritanien ansässig aufführen, und welche der Verf. mit den jetzigen Amazirghenstämmen als identisch darstellt. Nur in der Kürze führen wir die Metagoniti in der Nachbarschaft von Tanger an, die Succosii oder Cossii in den Bergen von Riff und der Gegend von Tetuan, die Verves mehr östlich in den Gebirgen von Gomera u. s. w.

Lesenswerth sind auch die Erläuterungen über die arabischen Namen, Vornamen, Familien- und Stammnamen u. s. w.; die Bemerkungen über die Verhältnisse der christlichen Agenten in dem Lande sowie über die des Kaiserreichs Oestreich zum Sultan; über die Expedition der toscanischen Fregatte Etruria gegen Tanger unter dem Commando des Baronets Acton im J. 1782, über die vorgebliche Abstammung der Beni-el-Merinischen Könige von der genuesischen Familie de' Marini; sowie endlich ein chronologisches Verzeichniß der 74 Beherrscher Marokkos aus den neun Dynastien, welche über dieses Land seit dem J. 789 unsrer Aera regierten, und von denen die jetzt bestehende, welcher der Sultan Abuzeid Mulai Abderrahhman angehört, die der filetischen Scheriffe ist. Noch dürfte hier ein Wort über den innern Gebrauch des Olivenöls bei der Beulenpest, welcher den Gegenstand einer der Anmerkungen bildet, nicht ohne Interesse sein. Es liegt vor uns eine Schrift von demselben Verf.: „Sur la peste de Tanger en 1818—19" (Genua 1820, 4.), welche diesen wichtigen Gegenstand ausführlich behandelt und als Resultat der genauen und zahlreichen Beobachtungen des Autors selbst, sowie des spanischen Arztes Sola gemeinnützige und wichtige Bemerkungen über diese schreckliche Krankheit nosologisch und therapeutisch liefert. Die Verheerungen, welche die Pest vom 25. Mai 1818 bis zum 11. August 1819 in Tanger anrichtete, waren sehr bedeutend: die Zahl der an diesem Uebel gestorbenen Mauren (die Gesammtzahl der maurischen Todesfälle war 2234; die Stadt zählte zu Anfang der Epidemie 9000 maurische Einwohner, 1525 jüdische und 115 christliche) ist unbekannt; von der jüdischen Bevölkerung erkrankten 813, von welchen 213 starben. Von den Christen starben nur drei. Das Olivenöl, zu dessen innerer und äußerer Anwendung die christlichen Consuln riethen und für die Verbreitung Sorge trugen, erwies sich, zur gehörigen Zeit und in hinreichender Menge angewendet, fast durchgehends als ein Specificum.

Dem Buche ist außer einigen Ansichten eine vortreffliche Karte des Kaiserreichs Marokko beigegeben, welche von dem Verf. selbst nach den besten Hülfsmitteln und eignen Beobachtungen und Vergleichungen entworfen und von G. Segato in Florenz, dem man bereits die schönen Karten von Afrika und dem Großherzogthum Toscana verdankt, musterhaft in Kupfer gestochen wurde. Für die Geographie ist diese neue, mühsame Arbeit des um diese Wissenschaft so vielfach verdienten Verf.

*) Vgl. Nr. 834 d. Bl. f. 1833. D. Red.

ein wahrer Gewinn; denn so unvollständig und ungenau die bisherigen Karten waren, so sehr genügt die gegenwärtige allen Anfoderungen. Capitain Washington's Reisereute nach der sorgfältigen Specialkarte, welche er seinem obenerwähnten Artikel beifügt) sowie die des bekannten Franzosen Caillié sind darauf angemerkt. 85.

Historische Novellen von Karoline Lessing. 1. Das trauernde Königspaar. 2. Bergmannsglück. Liegnitz, Kronecker. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit manchen Erscheinungen geht es uns eigen: wir können sie nicht wegleugnen und wollen das auch nicht; gleichwol vernehmen wir deutlich den Ruf in uns: es ist nicht wahr! Ein solcher Ruf begleitete fortwährend das Lesen der ersten dieser historischen Novellen: „Das trauernde Königspaar, nach dem Spanischen des Mariana und Felibien". Die Begebenheit an sich, daß nämlich sieben Brüder aus dem Hause Lara der verschmähten Liebe eines rachsüchtigen Weibes als Opfer fallen müssen, läßt keinen Zweifel aufkommen; wir glauben sogar noch viel mehr, wir wollen alle übrigen Facta und Fata — und es gibt deren eine große Zahl in dieser kleinen Novelle — zugeben, dennoch ist es der Bearbeiterin damit noch nicht gelungen, den Glauben an die poetische, höhere Wahrheit zu erwecken. Die spanischen Originale sind uns nicht bekannt, wir glauben aber mit einiger Gewißheit annehmen zu dürfen, daß die Verfasser ihren Gegenstand in den bekannten einfachen Romanzen- und Chronikenstyl gekleidet haben. Die Bearbeiterin hat uns dagegen eine historische Novelle schenken wollen, und wie sie daher ihre Aufgabe höher stellt, so müssen sich auch unsere Ansprüche steigern. Wir wollen bestimmtes, scharfes Hervortreten der Persönlichkeit, sichere Begründung, freie Entwickelung der Motive, in die Augen springende Darstellung der Begebenheiten, harmonisches Fortbilden der ganzen Handlung, klare Ausbildung der Grundidee, und von dem Allen finden wir nichts als das abgenutzte Steckenpferd, das Schicksal, welches Holzpuppen mechanisch regiert. Daneben ist uns in neuerer Zeit eine gespreiztere, schwülstigere Sprache nicht vorgekommen. Ein Beispiel für viele. S. 14 fg.: „Ein heftiges Unwetter, das den Dom (Don) wenige Stunden nur noch fern von dem Ziel seiner Reise auf freiem Felde traf, und dessen stärkster Blitz, von fast noch nie so stark gehörtem Donner begleitet, so dicht neben ihm in die Erde fuhr, daß er fast den Griff seines Schwertes hätte schmelzen können, würde ihn ohne die Größe seiner Leidenschaft für Lambra vielleicht doch in diesem Augenblick noch zur Umkehr bewogen haben, besonders da auch sein Schildknappe Josefo verbleichend sich bekreuzte und stöhnend ausrief: „Herr, gebt Eure Reise auf, sie bringt Euch kein Gutes!" Aber in dieser gedachte er des süßen Lohns, der ihm aus den freudeflammenden Blicken der holdseligen Frau entgegenleuchten werde, und beeilte sich um desto mehr bei seinem Schwäher einzusprechen."

Wie die Prosa sind denn auch, wie billig, die häufig vorkommenden Verse. Z. B. das Motto S. 35:

Was ihn bezeugt, den wahren Glauben? — Kraft,
Die blinde Streiter für die falsche Lehre
Mit Sanftmuth und Geduld zu Gottes Ehre
Um zu Bekennern dieses Glaubens schafft.

Diese Strophe ist übrigens noch eine der bessern.

Die zweite Novelle: „Bergmannsglück", leidet an Verschrobenheit der Sprache nicht wie die vorige, vielmehr wird ein Bestreben nach Einfachheit sichtbar; gleichwol müssen wir sie durchaus verfehlt nennen und können ihr ebenso wenig Glauben schenken als der erstern. Der Bergmann Weitmoser lebt mit seiner Frau, dreien Söhnen, von denen zwei sammt ihren Bräuten überflüssig sind, ferner einer Tochter und einem Mädchen von räthselhaftem Herkommen in einer Armuth, welche nirgend sichtbar wird. Bischof Leonhard in Salzburg borgt ihm hundert Thaler auf den Brautschleier seiner Frau; er kann nun mit Hülfe besserer Werkzeuge, tüchtiger Arbeiter eine goldhaltige Grube, die nachher vom Kaiser Maximilian „die Krone" genannt wird, gehörig bearbeiten und wird ein reicher Mann. Das ist im Grunde die ganze Geschichte und nach dem Titel darf man nicht eben mehr erwarten. Allein jenes räthselhafte Mädchen, Thekla, schiebt in diese Geschichte noch eine ganz andere hinein; auch lernen wir einen jungen unbändigen Menschen, Teut, kennen und hören von seinem Pflegevater Ruppert Kippheiser als einem wahren Abgrund von Schlechtigkeit erzählen. Daß sein Körper ebenfalls grundhäßlich ist, versteht sich von selbst. Weshalb aber das Geschick ein solches Ungethüm hat werden und leben lassen bis gegen das Ende der Novelle, ist durchaus unerklärlich: er thut in der ganzen Zeit nichts Böses, ist sogar fast beständig abwesend, und man scheint nur deshalb von ihm zu reden, damit der Leser sich auch eines Gegensatzes zu allen den tugendhaften Menschen erfreuen möge. Teut und Thekla, noch Kinder von fünf und drei Jahren, wurden ihm von einer Unbekannten übergeben, und er weiß es einzurichten, daß die kleine Thekla von Weitmoser's Frau im Walde gefunden wird — weshalb, muß man errathen. Jetzt sind die Kinder herangewachsen, da erscheint ein junger, schöner italienischer Ritter, verliebt sich in Thekla, und es findet sich, daß sie und Teut seine Stiefgeschwister sind. Seine Mutter gesteht in ihrer letzten Stunde, sie habe dem eignen Sohne die reichen Besitzungen der Stiefkinder zuwenden wollen und diese daher während ihres Aufenthaltes im Wildbade Gastein dem Ruppert gegen eine gute Belohnung übergeben lassen, zu Hause aber gesagt, die Kinder seien an den Blattern gestorben. Nun wird Thekla vom Ritter heimgeführt; der unbändige Teut hat sich längst gebessert, schenkt der Schwester seinen Güterantheil, bleibt Bergmann, heirathet Weitmoser's Tochter Gisela, und Allen ist geholfen, selbst einem Sohne Weitmoser's, Johannes, der Thekla still und zärtlich geliebt hat, denn er verpfändet sein Leben dem Himmel.

Es ist augenfällig, daß man über den italienischen Edelleuten das Bergmannsglück vergißt. Wäre es der Verf. gefällig gewesen, beide Geschichten besser zu verknüpfen und gleichzeitig zu lösen, so hätten wir nur Dank zu sagen für eine anmuthige und lehrreiche Unterhaltung, statt daß wir jetzt beklagen müssen, uns nicht höflicher gegen eine Dame bezeigt zu haben. 101.

Aphorismen.

Linguet.

Der berüchtigte Linguet, bekannt durch seine Flucht aus der Bastille, war immerdar in schlimme Händel verwickelt. Einer seiner Bekannten sagte von ihm: „Linguet ne mourra jamais horizantalement". Indeß starb Linguet unter der Guillotine, und also doch „horizantal".

Bemerkung.

Man hat der Assemblée constituante die Zertheilung Frankreichs in Departements, statt der alten Provinzen, als ein großes Verdienst angerechnet. In administrativer Hinsicht, bemerkt ein neueres Werk, mag dabei gewonnen worden sein, in moralischer gewiß nicht. Die Einwohner von Nantes und Rennes war Bretagner, von Montpellier und Toulouse Languedocker u. s. w.; sie hatten ein Vaterland im Vaterlande, statt daß sich dies Alles jetzt in dem unermeßlichen allgemeinen Begriff: Frankreich, verliert. So viel Rücksichten hat man zu nehmen, ehe man an die Stelle des wohlhergebrachten Alten das scheinbar bessere Neue setzt.

Anekdote.

Nach der Schlacht bei Leipzig fand man der Napoleonsstatue auf dem Platze Vendôme zu Paris einen Zettel mit der Warnung angeheftet: „Passez vite, il va tomber". 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 340. — 6. December 1834.

Transatlantiſche Reiſeſkizzen und Chriſtophorus Bärenhäuter. Von dem Verfaſſer des Legitimen und der Republikaner. Zwei Bändchen.

(Beſchluß aus Nr. 339.)

Die Trappers ſind meiſt Auswürflinge oder Geächtete, oder auch unbändige Menſchen, welchen ſelbſt die Freiheit in Amerika noch als Zwang erſcheint. Man findet ſie von den Quellen des Columbiaſluſſes und des Miſſouri herab bis zu den Quellen des Arkanſas und Red-River, an allen in den Miſſiſippi ſich ergießenden Strömen. Ihr ganzes Leben dreht ſich um die Vertilgung der Thiere, die ſich ſeit Jahrhunderten in jenen Steppen geſammelt haben. Sie tödten den wilden Büffel, um Felle für ihre Kleidung und ſeinen leckern Buckel (haunch) für ihre Mahlzeit zu erhalten; den Bären, um auf ſeiner Haut zu ſchlafen; den Wolf, weil es ihnen Vergnügen macht; ſie fangen den Biber ſeines Felles und auch wol ſeines Schwanzes wegen. Dafür tauſchen ſie Pulver, Blei, Flanelljacken, Hemden, Netzgarn und Whisky ein. Oft ziehen ſie in Haufen von Hunderten durch die Wüſten, wo ſie nicht ſelten mit den Indianern blutige Fehden haben; gewöhnlich aber vereinigen ſie ſich in Geſellſchaften von 8 — 10 zu Trutz und Schutz. Doch ſind dies nur die Jäger (hunters); der eigentliche Trapper zieht nur in der Geſellſchaft eines erprobten Freundes, mit welchem er oft Jahre verbunden bleibt. Es dauert oft ſehr lange, ehe ſie mit den Verſtecken der Biber bekannt werden. Stirbt der Gefährte, ſo bleibt der Ueberlebende im Beſitze der Felle und des Geheimniſſes des Aufenthalts der Thiere. Was bei vielen Trappers anfänglich die Furcht vor dem Geſetze bewirkte, wird bald zum Bedürfniſſe, und nur wenige würden die wilde Freiheit gegen das glänzendſte Loos in der bürgerlichen Geſellſchaft vertauſchen. Dieſe Menſchen leben das ganze Jahr hindurch in den Steppen, Wieſenwüſten und Wäldern der Arkanſas-, Miſſouri- und Oregongebiete, wo es neben ungeheuern Steppen die herrlichſten Gefilde gibt. Sie ſind durch Hitze und Kälte, Regen und Sturm abgehärtet, und ihre Haut iſt ſo dicht geworden wie eine Büffelhaut; die Nothwendigkeit, ſich ganz auf ihre Körperkraft zu verlaſſen, gibt ihnen ein Selbſtvertrauen, das vor keiner Gefahr zurückbebt, eine Schärfe des Blicks, eine Richtigkeit des Urtheils, wovon der civiliſirte Menſch ſich kaum einen Begriff machen kann. Es gibt Trappers, deren Haut ſo verdichtet iſt, daß nur Stahl und Blei durchzudringen vermögen. Die ſteten Gefahren, mit welchen ſie zu kämpfen haben, ſollte man glauben, müßten die Blicke dieſer Menſchen zu dem höchſten Weſen erheben; aber nein, ihr Gott iſt ihr Waidmeſſer, ihr Schutzheiliger ihr Gewehr, ihre feſte Hand ihr Hort. Den Menſchen ſcheut der Trapper, und gewöhnlich mißt er Denjenigen, der ihm in der Wüſte begegnet, mit einem mordgierigen Blicke. Gewöhnlich büßt von zwei ſich begegnenden Trappers einer mit dem Leben. Der Trapper haßt ſeinen weißen Nebenbuhler, der wie er den koſtbaren Biberfellen nachgeht, noch weit mehr als den Indianer; dieſen ſchießt er ſo ruhig nieder als den Wolf oder Büffel; jenem ſtößt er das Waidmeſſer mit teufliſcher Freude in die Bruſt. Der Verf. jagte einſt zwei Tage mit einem wetterverbrannten Trapper, ohne daß ihm etwas an dem Manne aufgefallen wäre, bis er am dritten Tage Manches bemerkte, das ihn minder zutraulich gegen den Jagdgefährten machte. Er ſah mehre Kreuze und Striche am Schafte des Gewehrs. Da las man: Büffel, ohne Zahlangabe; Bären 19, mit einfachen Strichen angegeben; Wölfe 13; rothe Zwiſchenläufer 4, mit Querſtrichen; weiße Zwiſchenläufer 2, mit Kreuzchen bezeichnet. „Seht, das iſt mein Taſchenbuch", ſagte der Trapper mit tückiſchem Lächeln. „Meint Ihr, es wäre eine Sünde, einen von dieſen zweibeinigen rothen oder weißen Zwiſchenläufern zu tödten?" Die Trapper kehren jedoch nach einem Jahre oder ſpäter auf einige Wochen in die civiliſirte Geſellſchaft zurück, wenn ſie eine hinlängliche Zahl von Biberfellen geſammelt haben. Gewöhnlich fällen ſie dann einen hohlen Baum in der Nähe eines ſchiffbaren Fluſſes, machen ihn waſſerdicht, ziehen ihn in den Strom, laden ihre Felle und ihre Habe hinein und rudern dann mehre tauſend Meilen den Miſſouri, Arkanſas oder Red-River hinab nach St.-Louis, Natchitoches oder Alexandria, wo ſie, in Thierhäute gehüllt, auf den Straßen ſich zeigen und den Fremden oft in die Urwelt zurückverſetzen.

Die ſechste Skizze: „Die Fahrt am Red-River", erzählt die Reiſe auf dem Dampfſchiffe. Der Nachbar ſeiner Pflanzung, ein Creole, ſchließt ſich mit wohlwollend freundlicher Zudringlichkeit dem verſtimmten Hageſtolz an. Er hatte zwei hübſche Töchter bei ſich, die aus der Er-

ziehungsanstalt der Ursulinerinnen zu Neuorleans zurückkehrten. Aber hatten sie dort den musternden Feldherrnblick gelernt? Der junge Mann findet auf seiner Pflanzung, wo das Dampfschiff anlegt, Alles wüst und öde. Der Creole, der ihm gefolgt ist, weiß, wie die Sachen da stehen, und öffnet ihm die Augen. Der treulose Verwalter wird entlassen, und der Hagestolz muß, freundlich gezwungen, dem Nachbar auf die Pflanzung folgen, nachdem er die Verwaltung seiner Besitzung dem wackern Sohne des Creolen übergeben hat.

Die nächste Skizze: „Nicht sehr interessant, aber recht natürlich", schildert das Leben auf der Pflanzung des Creolen. Altfranzösische Einrichtung, Belgeschmack von dem verlorenen und verdorbenen altroyalistischen Franzosenthum.

Ja, die wahre comfortable Art zu leben und zu sein — sagt der Verf. — findet man nur bei dem echten Amerikaner oder Engländer, vorausgesetzt er habe Batzen; der Ueberrest ist noch in Barbarenthum versunken; Prunk und Flitter im Schauzimmer, und Schmuz und Fäulniß im Schlafgemach und auf dem Leibe. Es ist eine arge Sache um unsern Stolz und Uebermuth und unser ewiges Kritisiren; aber wir können es nun einmal nicht lassen. Wir schauen so gradezu und tief; der gute Papst ist uns blos ein alter Mann, und ein König ein anderer, wenn er nicht jung ist, und Menschen und Bücher sind vor uns aufgeschlagen, wie unser offenes Land, und wenn wir ja ein bischen spöttisch unsere armen transatlantischen Brüder in Adam durchhecheln, so wissen wir wohl, daß uns von ihnen auch nichts geschenkt wird. Wenn wir so einander in die Haare geriethen, wie würden sich die alten schleimig schwammigen Legitimaten und ihre Lakaien freuen!

Ein recht patriarchalisches Leben auf der Pflanzung des guten Creolen. Die Bauwerke aus verschiedenen Zeiten, von Großvater, Vater und Sohn gebaut. Seine Kinder sollen sich stets erinnern, wie schwer es ihren Großältern geworden, welche Mühseligkeiten sie zu erdulden hatten, um ihren Nachkommen bequemere Tage zu verschaffen. Es wohnen Mexicaner bei dem Creolen, zwei Männer und eine schöne Frau, unglückliche Freiheitsopfer. Beiläufig ein Wort über Mexico, das der Verf. in seinem neuesten Roman*) umständlich geschildert hat.

Da sieht es noch wüst aus. Ei die Freiheit! Ja, sie ist ein göttlicher Funke, der leicht sprüht, aber nur dann Feuer fängt, wenn das erkannte Menschenrecht und der feste Wille, es aufrechtzuhalten, in Millionen wie Stahl und Stein zusammenschlägt. Wo der Funke einzeln aufsprüht, da fängt er nicht im morschen Zunder des Despotismus; es müssen Millionen Funken sein, und dann brennen die morschen Trümmer lustig weg, und auf ihnen läßt sich allenfalls der Altar der Göttin bauen. Es wird lange dauern, bis dieser miserable Sklavenhaufe sich aus dem Schlamm ganz erhebt; aber zum Theil hat er es schon gethan, und aus dem Chaos bildet ja der göttliche Funke seine Wunder.

Während des achtwöchentlichen Aufenthaltes auf der Pflanzung hat sich ein stilles Verständniß zwischen der jüngsten Tochter des Creolen und dem Hagestolz gebildet. Er ist ganz häuslich und heimisch geworden in dem innig verbundenen Haushalt von 70—80 Menschen, die freundlich behandelten Neger eingeschlossen. Ein zufälliges Ereigniß verräth ihm die Neigung des Mädchens und die Gefühle seines Herzens. Der Creole gibt gern seine Einwilligung. Das Hagestolzthum ist zu Ende. Der Glückliche besucht seine Pflanzung. Sie ist herrlich emporgebracht, Alles trefflich eingerichtet, wie zum Empfange des Herrn und — der Herrin bereit. Rasch in seinem Entschlusse, besteigt er wieder das Dampfschiff, zu dem Creolen zurückzukehren. Der Capitain lobt des jungen Mannes schnell umgewandelte Pflanzung.

Es liegt in unserer Natur — sagt hier der Verf. — etwas rein Praktisches, das uns vor allen Nationen der Welt auszeichnet, ein gewisser grader gesunder Menschenverstand, der durch alle Flitter hin nur auf das Reelle sieht; ein ehrenvoller unabhängiger Geist, der nur Dem Achtung zollt, der sie verdient. Der reichste Müßiggänger, der Hunderttausende in seinem Portefeuille mit sich führt, wird hier vergebens den Tribut erwarten, den ihm die Hälfte seines Reichthums in andern Ländern zuwege bringt. Kalt und stolz geht die Mehrzahl an ihm vorüber, um dem Minderbemittelten, der seinem Kopfe und seinen Händen sein Emporkommen verdankt, achtungsvoll ihre echt republikanische Huldigung zu zollen. Es ist dieser freie männliche Sinn, der in den letzten zehn Jahren die so gewaltige Staatsumwälzung zu Stande gebracht, das Joch unserer erbärmlichen Aristokratie abgeschüttelt und unserer Freiheit eine gründliche Existenz gesichert hat.

Auf der Pflanzung des guten Creolen angekommen, will der Bräutigam sogleich Anstalt zur Trauung gemacht wissen, was auch Vater und Mutter einwenden mögen, daß noch nichts zu Ausrüstung eingerichtet sei.

Unsere Yankeeinnen — sagt er —, wenn sie sechs Hemden und ein halbes Kleid haben, hüpfen in das Brautbett, ohne sich zu bedenken.

Die Bilderreihe, die in diesen „Reiseskizzen" vor uns vorübergeht, strahlt in so hellem und heiterm Farbenglanze und ist so reich an Geistesblitzen, daß mich die einfachere Erzählung: „Christophorus Bärenhäuter", weniger anziehen konnte, so munter der Humor ist, der darin weht. Der Mann ist ein Landwirth von deutscher Abkunft, ein wenig carikirt, däucht mich, wie denn überhaupt der Verf. den Deutschen nicht hold ist, ja unartig genug, ihnen nachzusagen, sie seien bekanntermaßen nie glücklicher als wenn sie wie die Schafe geschoren und wie die Hunde getreten werden. Der gute Christophorus heirathet eine hübsche Irländerin. Die herrische Frau wird auf dem Ritte zur Taufe ihres ersten Kindes von Indianern geraubt, unter welchen sie fünf Jahre zubringt. Sie entflieht. In ihre Heimat zurückkehrend, findet sie ihren Toffel in neuer fruchtbarer Ehe — eine glücklich gezeichnete Scene —, kehrt alsbald zu den Indianern zurück und heirathet einen Häuptling des Stammes, welchen sie mit manchen Künsten und Bedürfnissen eines gesittetern Zustandes bekannt macht.

Die mitgetheilten Stellen mögen es schon zeigen, daß das Buch gut geschrieben ist; aber ich kann nicht verschweigen, daß mich in den glücklichsten Stellen manche Unebenheiten und Rauheiten der Form abgestoßen haben. Und dieser Schwall von Fremdwörtern, mitunter von der verwegensten Bildung, z. B. multifariösen (multivarious) Ursprungs. Man läßt es sich gefallen, charakteristische Amerikanismen in der ursprünglichen Form zu sehen, wenn eine Note die Deutung gibt; nur nicht Englisch zur Ungebühr in den Text, z. B.

*) Wir berichten nächstens darüber. Die Red.

„Doch softly, lieber Howard". Und wer in aller Welt versteht die Worte: „die Verhältnisse ihrer schwarzen Liege-Subjecte" (II, S. 38), wenn er nicht an das englische liege subjects denkt! 7.

Cäsar's Vergleichung mit Napoleon von Herrn von Strombeck.

Daß wir durch den Hrn. v. Strombeck erhalten, was wir bis jetzt nicht hatten, eine gelungene Uebersetzung von Sueton's Geschichtswerken *), überlassen wir andern Blättern zu würdigen und erwähnen hier nur der außerordentlichen Geistesthätigkeit des Verf., der sich von seinen schweren Berufsarbeiten des Verwaltens und Richtens nur zu erholen scheint, wenn er dazwischen nach Lust und Umständen bald das Grimmigste und Lieblichste, die Gedanken von Tacitus und Sallust, und die Gefühle von Ovid und Catull in schönem Deutsch verträgt, bald die urweltliche Bildung, die waltenden und gestaltenden Naturkräfte, und die Scheidung der rohen Gewalt und des Rechts, oder des Uebergangs der Gehorsamspflicht in das Widerstandsrecht, welchen die Franzosen mit einem neuen Worte droit-devoir **) schwerlich befestigen, in Untersuchung nimmt. Unsern Lesern wird es nun angenehm sein, zu hören, wie Hr. v. Strombeck, nachdem er Cäsar's Bild eben vollendet, über ihn und über Napoleon urtheilt. Er sagt: „Nichts belehrt uns mehr, durch welche Künste von glücklichen Usurpatoren — wenn man von Usurpation reden darf, wo das verderbte Zeitalter despotische Alleingewalt fodert — die Herrschaft errungen werde als die Schilderung der Machinationen Cäsar's: wie dem Volke zu schmeicheln, den Optimaten entgegenzutreten, der Ruf eines großen Patrioten zu erwerben, ein Amt — und müsse es auch ganz eigen für den nach Einfluß Dürstenden geschaffen werden — nach dem andern zu erschleichen, um endlich zu dem Ziele zu gelangen, das Ganze nur als Werkzeug eigner Herrschermacht handhaben zu können. So verschieden im Ganzen ihre Charaktere auch sein mögen, so erkennt man hier sofort in der Handlungsweise Beider zwischen Cäsar und Napoleon die größte Aehnlichkeit. Beide haben das Volk getäuscht, indem sie es als Mittel gebrauchten; Beide erreichten so eine Höhe, von welcher aus sie in götterartiger Sicherheit außerordentliche Dinge zu wirken vermochten. Cäsar jedoch war mäßiger als Napoleon und insofern klüger, als er vorsichtiger war. Er würde nicht, um die Parther gänzlich zu vernichten, welches dem Römerreiche hätte nützlich sein können, bis nach Indien vorgedrungen sein; nicht einmal in das Herz von Deutschland sandte er seine siegenden Legionen. Cäsar war unstreitig ein großer Mann, wenn man überhaupt Denjenigen groß nennen darf, der seine Talente dazu anwendet, das Vaterland, statt ihm aufzuhelfen, zu unterdrücken; doch darin unterschied er sich nicht von den gemeinsten Tyrannen, daß er die Vornehmsten des Staates hinunterwürdigte. Nicht so Napoleon; nie würde er geduldet haben, daß ein Senator (möge er aus einer alten oder neuen Familie gewesen sein) sich öffentlich erniedrigt hätte. Er wollte herrschen, aber Frankreich sollte auch in seinen Großen glänzen; die Großen der unterworfenen Völker wurden hinuntergewürdigt, wenn es darauf ankam, den eignen Glanz zu erhöhen. Cäsar wollte Rom, Napoleon durch Frankreich Europa unterjochen".

Wollen unsere Leser noch selbst eine Vergleichung machen, so bietet dazu vielleicht die Schilderung des Senats von Tacitus, einem Senator, Gelegenheit an. Zuerst erscheint der Senat nach August's Tode vor dem neuen Herrn, Tiber; er ist verlegen, zwischen Beileid und Glückwunsch die rechte Mitte zu treffen, und läßt es an Schmeicheleien nicht fehlen. Dann war er so demüthig und kriechend, daß Tiber bei aufgehobener Sitzung griechisch zu murmeln pflegte: „O Menschen, wie knechtisch seid ihr!" Der Senat ließ sich zu Tendenzprocessen gegen Schriftsteller brauchen, und erkannte auf das Verbrennen eines Buches, weil darin Brutus und Cassius die letzten Römer genannt waren. Aber wie von geheimem Feuer verzehrt, erlosch eine Senatorenfamilie nach der andern, von den alten waren wenige übrig, auch die von Cäsar und August erhobenen schnell wieder gesunken, und unter Claudius ward der Senat wieder aus einer Masse Gallier ergänzt. Er verändert das Eherecht zu Gunsten einer zweiten Vermählung des Kaisers, um die er ihn der Reichswohlfahrt wegen bittet, er erklärt sich für die Thronfolge von Nero auf Kosten des rechten Erben und ordnet Dankopfer für dessen Muttermord an. Er ist in seinem Staate das Gespötte der Soldaten, wenn er zum Handkusse des Kaisers eilt, den sie für Geld und gute Worte ausgerufen haben; und es bleibt nicht bei dem bloßen Spott, Otho rettet selbst den Wortführer des Senats, den Consul, aus ihren Fäusten und von dem Zerreißen nur dadurch, daß er ihn von seiner Leibwache fesseln und fortführen läßt. Es kommt in Rom zu Barrikaden, zur Schlacht, zum Niederbrennen des Capitols, und der Senat geht über Leichen zu den Sitzungen, deckt die Kosten des Thronwechsels durch Staatsanleihen, gebraucht den Eid als Reinigungsmittel von widerwärtigen Mitgliedern, straft als Hochverrath den Abfall von dem anwesenden Machthaber, vermeidet aber zugleich Den, welcher wie z. B. Vespasian bevorzustehen scheint, zu beleidigen, und er verbringt die meiste Zeit mit Zänkereien über Nebensachen und deren Erledigung mit oder ohne Verweisung an Ausschüsse. Das Sonderbarste ist, daß grade Nero so zu sagen die constitutionnellen Formen herstellte, und nicht blos den Beirath vom Senat erfoderte, sondern ihm, mit Ausnahme des Kriegswesens, in der That die Verwaltung überließ; Tacitus' „Annalen", XIII, 4: — „teneret antiqua munia senatus — se mandatis exercitibus consulturum. Nec defuit fides. Multa arbitrio senatus constituta sunt." Aber daraus entstand eben das Unglück, daß die Soldaten wußten, daß sie einen Herrn hatten, der sie schützen und belohnen konnte und mußte; daß alle Uebrigen fühlten, daß sie der Herren nur zu viele hatten, die ihnen schaden, aber nicht helfen konnten, und die so gut wie sie gehorchen mußten, sobald ein Militairbefehl erging. Das Militaircabinet des Kaisers war das Geheimniß in der Verwaltung, aber in der Verwaltung kein Geheimniß für dasselbe, und wie es in dieser Stellung die mächtigste Behörde ward, so ward es jeder Militairchef dort, wo er war, und der Soldatenstand der gebietende Stand. Dieser Stand konnte des Herrn nicht entbehren, aber den schwachen und ungeschickten desto weniger ertragen, je lüsterner er nach Beute und Beförderung war. Von dem Throne bis zur Hütte gab es keine Sicherheit mehr. Eine militairisch-geordnete Gemeindeverwaltung und Gemeindebewaffnung hätte sie geben können; aber einen solchen offenen und stärkern Gegner ertrug der Soldatenstand nicht, dagegen duldete er die Verfassungsklügeleien und Künsteleien, die umgekehrten Wahlreformen und übertragenen Stimmrechte von den Bürgern an die Senatoren, oder begünstigte sie wie Spielwerke und Ergötzlichkeiten. Indeß widerstrebte der Zustand dem menschlichen Gefühle und Verstande zu sehr, um nicht einen Widerstand zu finden, durch den er überwältigt ward. Es geschah leise und langsam durch eine Association für Menschenliebe und Menschenwürde, die sich nicht unterdrücken ließ, weil sie formlos war und höchstens als Wohlthätigkeitsverein hervortrat, bis sie durchgedrungen und die Reichsverfassung durch das christliche Gemeinwesen umgestaltet war. Tacitus kennt diesen Associationsgeist, ahnt aber seine Folgen nicht. Er verkennt die Tendenz der Ideen unter den marseiller Gelehrten nicht, legt aber darauf wenig Gewicht und sagt nur, sein Schwiegervater sei als Jüngling zu Marseille philosophischer gewesen, als es von einem Römer und Senator ohne Bedenken und Besorgniß habe geschehen können. Tacitus weiß, daß Griechen einen Haupttheil der Bevölkerung von Je-

*) Des C. Suetonius Tranquillus Werke, übersetzt von Friedrich Karl von Strombeck. Das Leben des C. Julius Cäsar. Braunschweig 1834.

**) Du maintien de la peine de mort par *Silvela*, S. 70.

rusalem ausmachen, und daß dort eine große Aufregung war; aber statt diese aus dem Zusammenwirken griechischer und jüdischer Ideen, griechischer Kunst und arabischer Naturkraft, der Sicherheit und Muße in der festen und reichen Handelsstadt an der Grenze der Wüste mit der nahen leichten Hülfe der Beduinen zu erklären, statt dieser Geschichte schreibt er Märchen. Die Berichte, wonach er schreibt, scheinen hierin mangelhafter gewesen zu sein, als man vermuthen sollte, weil die Römer doch den Punkt trafen, wo der Associationsgeist seine stärkste Wurzel haben konnte, weil ihr dort am schwersten beizukommen war; und wenn die Römer aber auch wirklich in Jerusalem nicht blos eine abgefallene Stadt, sondern diese Wurzel zerstören wollten, so gelang es ihnen nur mit der Stadt, aber nicht mit der Wurzel. 38.

Wiens Merkwürdigkeiten mit ihren geschichtlichen Erinnerungen. Ein Wegweiser für Fremde und Einheimische. Von J. B. Weis. Mit einem lithographirten neuen Plan der Stadt und der Vorstädte. Neue verbesserte, mit vier Stahlstichen und einem humoristischen Spaziergange über die Bastei vermehrte Auflage von Heinrich Walden. Wien, Wimmer. 1834. 16. 1 Thlr. 4 Gr. *)

Das sonst so gering geachtete und wenig beschriebene Wien ist seit einem Decennium plötzlich zum Zielpunkt vieler literarischen Bestrebungen geworden. Fremde, wie Menzel und W. Alexis, Einheimische, wie Schmidt, Tschischka, Normann und der Verf., haben uns Local und Sitten, Merkwürdigkeiten und Nichtmerkwürdigkeiten von Wien in zehn, zwölf bald malerischen, bald statistischen, bald wahren, bald unwahren, verdienstlichen und unbedeutenden Beschreibungen zum Besten gegeben. Bei alledem ist Wien noch heute eine Art von Fabelland, bei dessen Schilderung Alles auf die Subjectivität des Schildernden ankommt, das den verschiedensten Urtheilen Raum gibt — viel mehr als Paris, London oder Berlin — und das eben durch die Verschiedenheit der Localfarben und ihrer Lebendigkeit immer wieder zu einem neuen Gemälde herausfodert.

Die vorliegende Schrift ist reinbeschreibenden Inhalts und für den „inquisitive traveller", nicht für seinen sentimentalen Bruder geschrieben. Ausführlich und getreulich gibt sie uns Antwort auf die Frage nach dem Ursprung, dem Begründer dieser oder jener Anstalt, dem Erbauer dieses Gebäudes, der Geschichte oder der Sage, welche an dieser Stelle haftet. Dies geschieht auf anspruchslose und gefällige Art, in der Weise eines gut unterrichteten Cicerone und in der Zusammenstellung, wie die verschiedenen Spaziergänge Anlaß und Stoff dazu darbieten. Die Eintheilung in Tage (Wanderungen) ist italienischen Wegweisern nachgebildet und in Verbindung mit einem guten Register wie hier unstreitig sehr bequem. Die historische Einleitung ist kurz, aber für einen flüchtigen Ueberblick ausreichend, und der „humoristische Spaziergang" umfaßt als Vorwort Alles, was in die materiellen Abtheilungen nicht hineinpassen und doch als bemerkenswerth erscheinen wollte. Die Zählung von 1830—31 ergab für Wien 335,000 Bewohner mit 15,000 Mann Garnison und 90,000 Fremden in 73,000 Wohnungen. Die Hauptstädte Europas unterscheiden sich mehr und mehr nur noch durch den typischen Charakter der Bewohner, und wer weiß es nicht auch ohne den Verf., daß der Wiener höchst gutmüthig, ohne Falsch und ohne Bosheit ist wie kein anderes Volk auf Erden, daß er das Vergnügen über Alles liebt und harmlos zwischen Fleiß und Genuß glücklichere Tage lebt als — im Allgemeinen genommen — irgend ein anderer Hauptstädter. Der Anblick des londner Elends, des krampfhaften Ringens nach Erwerb, wie es uns in Paris begegnet, der römischen Faulheit, der neapolitanischen Lust am Betruge, des berliner Uebermuths und des lissaboner Schmuzes ist dem Fremden auf gleiche Weise in Wien erspart. Hier hält Alles ein begnügtes Maß, und kein Ort in Europa zeigt uns weniger als Wien Armuth, Entbehrung, Leiden; mehr als Wien Genuß, Frohsinn und eine Heiterkeit. Die niedrigsten Stände in London, Paris, Neapel und Berlin sind unzuverlässig und witzig; in Wien sind sie treuherzig und zuverlässig; keine Stadt hat weniger Taschendiebe, Gauner, Glücksritter, keine mehr Vergnügungsorte für das Volk als Wien. Wir könnten diese Parallele mit dem „Fiat discrimen" noch lange fortsetzen; doch W. Alexis' treffliche „Wiener Bilder" überheben uns dieser Mühe.

Die Beschreibung des Verf. wird von vier Ansichten Wiens, in Stahl (oder Holz!) geschnitten, begleitet; sie sind unbedeutend, aber das Buch erfüllt seinen Zweck. 46.

*) Hieraus ist besonders abgedruckt: Wien und seine Bewohner. Humoristisch geschildert auf einem Spaziergange über die ganze Bastei; nebst einer Skizze der merkwürdigsten Gegenstände, deren malerisch-schöner Anblick sich hier darbietet. Mit vier Stahlstichen. Ebend., 1834. 12. 12 Gr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Sechzehnter Jahrgang. Erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Neunzehnter Band. Begebenheiten des Jahres 1830. Berlin, Enslin. 1834. 16. 2 Thlr.

Dieses schon oft in unsern Blättern erwähnte Taschenbuch ist seinem Plane und Tone nach bekannt. Daß es hinsichtlich der Bogenzahl bedeutend anschwillt, darf nicht allein auf die Reichhaltigkeit des vom Jahre 1830 dargebotenen Stoffes geschoben werden: der Verf. gefällt sich in der Mittheilung von Briefen, Bekanntmachungen, Versammlungsverhandlungen u. s. f. wol mehr, als es Noth thut, und rückt oft breite Auszüge ein, wo man mit kurzer Andeutung des Inhaltes zufriedengestellt wäre. Die dazwischengeworfenen Einleitungen, Bemerkungen und Nachreden des Verf. sollen darüber Rechtfertigungen geben, erinnern aber an eine Manier, deren schulmeisterliche Schwerfälligkeit dem Vortrage nicht vortheilhaft ist. „Wir haben uns begnügen müssen, dieses große Gemälde in seinen Umrissen zu geben." „Wir haben geglaubt, dies umständlich anführen zu müssen." „Ehe wir in dieser Erzählung fortfahren, scheint es uns nöthig, einige Aufschlüsse über den Prinzen Ludwig Philipp von Orleans zu geben, die, wenn wir nicht sehr irren, dazu dienen können, sowol die bisherigen als auch die nachfolgenden Begebenheiten in ein helleres Licht zu stellen; zum wenigsten werden sie erklären, wie eine Versammlung von Gesetzgebern in ihrer Verkennung des Wesens der Gesellschaft sich so weit verirren konnte, daß sie Demjenigen, in welchen sie das größte Vertrauen zu setzen vorgab, als ihrem Könige und Oberhaupte alle Freiheit raubte, um ein folgsames Werkzeug in ihm zu haben." Und worin bestehen diese mehre Blätter füllenden Aufschlüsse? In der Erzählung der bekannten und überall zu findenden Notizen der frühern Lebensgeschichte des zum Throne berufenen Herzogs von Orleans. Seite 1 — 122 ist der Jahresgeschichte der pyrenäischen Halbinsel und Großbritanniens gewidmet; die noch übrigen fast 300 Seiten Frankreich, mit der Verheißung der Schlußworte: „Doch es ist Zeit, daß wir Frankreich verlassen, um die Wirkungen zu beobachten, welche die Juliusrevolution in den übrigen Staaten Europas hervorbrachte." 25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 341. — 7. December 1834.

System der Phrenologie von George Combe. Aus dem Engliſchen überſetzt von S. Ed. Hirſchfeld. Mit neun lithographirten Tafeln. Braunſchweig, Vieweg. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Als ein aus dem Vaterhauſe verſtoßenes Kind ſehen wir jetzt die Gall'ſche Schädel- und Organenlehre unter dem vornehmern Namen der Phrenologie (Geiſteslehre, Wiſſenſchaft des Geiſtes), von den Fremden großgezogen und ſtattlich herausgebildet, zurückkehren und ſeine Anſprüche auf eine Stelle im väterlichen Hauſe erneuern. Denn in Deutſchland, ihrem Vaterlande, war dieſe Gall'ſche Lehre längſt von der ganzen öffentlichen Meinung verurtheilt. Sie flüchtete zu den Nachbarländern und fand dort, vorzüglich in England, wo man ſich von der Kunſt, die geiſtigen Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten der Menſchen an der Form des Schädels mit Händen zu greifen, großen Nutzen verſprechen mochte, eine ſehr freudige Aufnahme. Nachdem Gall's erſter Schüler, Dr. Spurzheim, ſie dort bekannt gemacht hatte, wandte man die größte Mühe darauf, ſie zu ſichern und zu vervollkommnen; es bildeten ſich eigne phrenologiſche Geſellſchaften, man legte phrenologiſche Sammlungen an, verglich, beobachtete, ſchrieb mit Eifer über ſie und gab ihr ſo allerdings eine vollkommnere Geſtalt, als ſie urſprünglich hatte. In dieſer vollkommenern Geſtalt nun wird ſie uns jetzt von England aus in Deutſchland von Neuem vorgeſtellt, und ſie hat auch wirklich, beſonders unter Aerzten und Phyſiologen einige Aufmerkſamkeit zu erregen angefangen. Sie nur auf den Grund der früher unter uns über ſie angeſtellten Prüfungen ſchlechthin zu verwerfen oder unbeachtet zu laſſen, würde ohne Zweifel ſehr einſeitig ſein, da ſowol die Lehre ſelbſt als auch der Stand der Wiſſenſchaft ſeitdem bedeutende Veränderungen erfahren haben, alſo das Reſultat der Prüfung jetzt ein ganz anderes ſein könnte als ehemals. Dennoch aber glaubt Ref., daß dieſes Reſultat im Ganzen nicht günſtiger ausfallen würde.

Eine überſichtliche Anſicht von dem gegenwärtigen Stande der Ausbildung der Phrenologie in England gibt uns das oben angeführte Werk von G. Combe, über deſſen Inhalt wir hier einige Bemerkungen mittheilen wollen. Wäre das ganze Syſtem der Phrenologie ſo ſicher begründet, als es der oberſte Grundſatz iſt, von dem ſie ausgeht, daß nämlich geiſtige Thätigkeiten im Allgemeinen durch körperliche Organe bedingt ſind, ſo dürfte kein Widerſpruch mehr dagegen erhoben werden. Denn die Beſorgniß, als ob durch eine ſolche Abhängigkeit des Geiſtes von dem Körper die Selbſtändigkeit des Geiſtes vernichtet, die Freiheit und Unſterblichkeit der Seele aufgehoben und ſo die Sittlichkeit und Religion und überhaupt die höhere Bedeutung des geiſtigen Menſchenlebens gefährdet würde, beruht nur auf Vorurtheilen und unrichtigen Beurtheilungen des Verhältniſſes zwiſchen Körper und Geiſt. Die Abhängigkeit des Geiſtes von dem Körper trifft nur die Aeußerungen oder die Erſcheinungsweiſe des Geiſtes, und ſie mag alſo noch ſo weit ausgedehnt, ſie mag ſelbſt von den höchſten und innerſten geiſtigen Thätigkeiten nachgewieſen werden, das Weſen des Geiſtes ſelbſt bleibt darum doch völlig unberührt. Ueberhaupt läßt ſich das Wie einer Einwirkung des Körpers auf den Geiſt ſchlechterdings nicht begreifen, ſo wenig als eine Einwirkung des Geiſtes auf den Körper, da beide urſprünglich verſchiedene Qualitäten ſind, die in gar keinem Cauſalverhältniß zueinander gedacht werden können. Alle theils materialiſtiſchen, theils ſpiritualiſtiſchen Erklärungsverſuche des Verhältniſſes zwiſchen Leib und Seele haben doch nicht weiter geführt als zu der Anerkennung der unleugbaren Thatſache eines unerklärlichen Parallelismus zwiſchen körperlichen und geiſtigen Lebensthätigkeiten. Daraus ergibt ſich aber auch, daß die Phrenologie nicht zu dem Anſpruch berechtigt ſei, den ſie nach Combe's Darſtellung macht, eine Philoſophie des Geiſtes zu ſein, alſo durch die Nachweiſung der körperlichen Organe der Geiſtesthätigkeiten die Natur und das Weſen des Geiſtes ſelbſt zu erklären. Geiſtiges kann nur aus Geiſtigem erklärt werden, und die körperlichen Organe des Geiſtes können nur als Erkenntnißgründe, nicht als Daſeinsgründe der Geiſtesthätigkeiten gelten. So wie Combe das Verhältniß faßt, würden die Geiſtesvermögen aus den Organen im Gehirn ſelbſt im materialiſtiſchen Sinne hervorgehen, wogegen der Spiritualismus mit Recht die Selbſtändigkeit des Geiſtes behaupten muß. Doch dieſe materialiſtiſche Deutung iſt nicht weſentlich mit der Organenlehre verbunden, ſondern beruht nur auf einer unrichtigen Auffaſſung Combe's und der meiſten engliſchen Phrenologen. An ſich ſteht nichts der Möglichkeit ent-

gegen, die Parallele zwischen Körper und Geist bis in die tiefsten und feinsten Geistesthätigkeiten zu verfolgen und auch für die höchsten Gedanken und die freiesten Willensäußerungen die entsprechenden körperlichen Zustände aufzufinden. In dieser Hinsicht verdient auch die Phrenologie als ein wesentlicher Bestandtheil der vergleichenden Anthropologie große Beachtung. Nur ist sie auch insofern in ihrer Grundlage schon einseitig, als sie in dem Gehirn ausschließlich die Organe des Geistes sucht und das Wechselverhältniß des Geistes mit dem ganzen Körper außer Acht läßt. Unleugbar ist das Gehirn der Hauptvermittelungspunkt des Geistes mit dem Körper, daß aber außer ihm gar keine unmittelbare Vermittelung stattfinde, ist offenbar unrichtig. Im Allgemeinen muß behauptet werden, daß der ganze Körper das Organ des ganzen Geistes ist, oder daß zwischen Körper und Geist eine durchgängige Wechselwirkung stattfindet, und die Phrenologie ist immer nur ein Theil dieser vergleichenden Anthropologie, wenn auch der wichtigste. Allein auch davon abgesehen, liegt eine andere Einseitigkeit der Phrenologie darin, daß sie bei der Untersuchung der Organe im Gehirn lediglich die Größe oder Ausdehnung derselben in Rücksicht zieht und auf die innere Qualität und intensive Kraft derselben gar keine Rücksicht nimmt. Je größer ein Organ ist, desto stärker soll nach ihr das ihm entsprechende Geistesvermögen sein: darauf beruht ihre ganze Methode der Beobachtung der Organe nach der Schädelform. Aber wie unsicher diese Beobachtung sei, leuchtet vollkommen ein, wenn man bedenkt, daß die Qualität der Organe wenigstens ebenso viel zur Vollkommenheit derselben beitragen muß als die Größe, sodaß also kleines Gehirn oder Kleinheit gewisser Theile des Gehirns ebenso gut mit großer Geisteskraft verbunden sein können als großes. Endlich aber, wollte man auch diese gewiß unrichtige Voraussetzung der Phrenologie zugeben, so stehen doch der Möglichkeit der Beobachtung der einzelnen Organe so viele Schwierigkeiten entgegen, daß ihr fast gar keine Sicherheit mehr übrigbleibt. Denn erstlich läße sich schon darüber streiten, ob die einzelnen Organe sich im Gehirn in einer solchen localen Trennung befinden, daß sie als solche wahrgenommen werden können, oder ob sie nicht vielmehr in inniger Verschlungenheit durch das ganze Gehirn zerstreut liegen. Zweitens noch weniger läßt sich darthun, daß alle Organe an der gegen den Schädel zugewendeten Oberfläche des Gehirns liegen, sodaß also ein großer Theil der Organe, welche nach den innern Theilen des Gehirns gekehrt sind, an der Form des Schädels gar nicht wahrgenommen werden könnte, mithin ein vollständiges System der Organe für die Phrenologie gar nicht möglich wäre. Endlich drittens ist bekannt, daß die Form des Schädels keineswegs durchgängig der Form der Oberfläche des Gehirns so genau entspricht, daß sich von der erstern mit Sicherheit auf die letztere schließen ließe. Die Näthe des Schädels bilden Erhöhungen, krankhafte Zustände des Gehirns erzeugen Zusammenschrumpfungen desselben u. dgl., ohne daß die Form des Schädels gleichmäßig mit verändert wird, und auch im gesunden Zustand bildet der Schädel, z. B. an der Stirn, Höhlungen, die die darunter befindlichen Organe der Beobachtung an lebenden Menschen völlig unzugänglich machen und dadurch in dem Organensystem der Phrenologie eine unausfüllbare Lücke lassen. Es bleibt uns also als Resultat dieser Bemerkungen stehen, daß die Phrenologie zwar im Allgemeinen von dem ganz richtigen Grundsatz ausgeht, daß sich eine Parallele zwischen dem Körper und Geiste vorzüglich an der Beschaffenheit des Gehirns zeigen muß; daß dagegen die phrenologische Beobachtung der einzelnen Organe äußerst unsicher ist und nur mit großen Beschränkungen angewendet werden kann, sodaß ihr Gewinn für das praktische Leben beiweitem geringer sein muß, als ihn ihre Vertheidiger versprechen. Unleugbar ist z. B., daß die Beobachtung der Schädelformen im Ganzen bei ganzen Völkerstämmen oder Menschenrassen mit ziemlicher Sicherheit auf gewisse geistige Eigenthümlichkeiten derselben hindeutet; sobald man hingegen diese allgemeinen Beobachtungen auf einzelne Individuen oder einzelne Organe anwenden will, so treten so viele Schwierigkeiten und Beschränkungen ein, daß alle Sicherheit völlig schwindet.

(Der Beschluß folgt.)

Der slowenische ABC-Krieg.

Unter diesem Titel wurde in den vorjährigen illyrischen Blättern ein literarischer Streit zwischen dem Hrn. Zhöp, Bibliothekar, und dem Professor der slowenischen Philologie am Lyceum zu Laibach, Hrn. Metelko, geführt, der, für den Slawisten von hohem Interesse, auch im Allgemeinen Beachtung verdient, wenn man auf die veranlassenden Ursachen zurückgeht. Es ist bekannt, daß diejenigen Slawenstämme, die zur abendländischen Kirche übertraten, mit dem römischen Ritus zugleich die römischen Schriftzeichen bei ihrer Bekehrung überkamen. Da das lateinische Alphabet ihnen für die eigenthümlichen slawischen Laute keine Zeichen bot, so waren sie, als sie in ihrer Muttersprache zu schreiben begannen, genöthigt, den Buchstaben entweder eine willkürliche Bedeutung zu geben oder sich durch Combinationen und Zeichen, die sie über die Buchstaben setzten, zu helfen. So bezeichnen z. B. den Sibilanten j (französisch) die Polen mit ź, die Cechen mit ž, die karantaner Slawen mit sh, die Kroaten mit s, die Dalmatiner mit x.*) Auf ebenso verschiedene Art werden die übrigen Sibilanten und Zischlaute bezeichnet. Diese Verschiedenheit der Schreibweisen, die sich bei den einzelnen Stämmen zum Theil früh ausbildeten und im Verlaufe der Zeit durch die Macht des Hergebrachten und die Bereicherung der Literatur immer fester begründeten, waren für die volksthümliche Ausbildung der Slawen vielleicht von ebenso traurigen Folgen als das fortgesetzte Unglück, das sie im Leben betraf. Wie anders hätte sich ihr Schicksal gestalten müssen, wenn ihnen ein slawisches Alphabet bei ihrer Bekehrung beschieden worden wäre. Kyrill erfand eines, leider aber befinden sich nur die Slawen der morgenländischen Kirche**) im Besitze desselben, und dieses unschätzbare Geschenk hat vielleicht auch nur dazu beigetragen, sich die beiden großen Völkerzweige zu entfremden, eine Scheidewand zwischen ihnen aufzuthürmen und Diejenigen, die Brüder sein sollten, in unversöhnliche Feinde zu

*) Die Slowenen und Cechen bedienten sich anfangs, nach dem Beispiele ihrer Nachbarn, der gothischen Schrift. Die Cechen haben sie erst in der neuesten Zeit mit der lateinischen vertauscht, die Sorben bedienen sich ihrer noch.

**) Das glagolitische Alphabet ist nur eine Bearbeitung des Kyrillischen.

verwandeln. Die Slawen, welche sich bei einer gleichen Schreibweise in dem Besitze einer reichen, nationalen, Allen zugänglichen, zu ihrer Bildung vollkommen ausreichenden Literatur sehen könnten, haben gegenwärtig fast ebenso viel Literaturen als Stämme, in die sie sich theilen, wovon mit Ausnahme der polnischen, russischen und cechischen die meisten arm und fast nur auf die Bedürfnisse des Cultus gerichtet sind. Jene Literatur, die der große Tempel der Nationalität, die Bürgschaft gegenseitiger Achtung und Annäherung, die charta magna der Selbständigkeit, das Band der Bruderliebe hätte sein können, welches die einzelnen Völker vom Ural bis zum Riesengebirge, vom weißen bis zum adriatischen Meere durchschlungen hätte, existirt nicht und wird auch nicht mehr existiren, aus Gründen, die leicht abzusehen sind. Erklärlich ist es aber, daß die Idee einer solchen Literatur den Slawisten vielfach beschäftigte und ihn aufforderte, auf Mittel zur Realisirung derselben zu denken. Man trug sich mit einer panslawischen Schriftsprache, einer unfruchtbaren Idee, die, wenn sie sich realisiren ließe, blos ein Verständigungsmittel für den Gelehrten, jedoch ohne praktischen Nutzen für die Gesammtheit, ohne Einfluß auf das Volk wäre, welches eine solche Sprache, und nicht mit Unrecht, auf dieselbe Stufe mit Latein und Griechisch setzen könnte. Vielfacher und bemerkenswerther sind die Ideen der Assimilirung, welche von den besten slawischen Philologen ausgingen, mancherlei Versuchen ihr Entstehen gaben, und der Lieblingsgedanke der besten Köpfe und wärmsten Patrioten geworden sind. Schlözer befreundete sich mit dem Gedanken der Annahme des lateinischen Alphabets von Seite der Russen. Allerdings würde dadurch die russische Literatur den übrigen Slawen zugänglicher gemacht und die Russen den europäischen Völkern näher gerückt werden. Hrn. Hanka's Herausgabe des Igor Swiatoslawicz hat übrigens gezeigt, daß sich das Russische, wenn auch nicht nach dem Schlözer'schen Vorschlage, doch mit lateinischer Schrift recht gut ausdrücken ließe. Allein es liegt außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, daß sich die Slawen der griechischen Kirche jemals zur Annahme des lateinischen Alphabets verstehen werden. Dobrowski machte den Vorschlag zur Einführung eines allgemein slawischen Alphabets, welches aus dem lateinischen mit Hinzufügung neuer Schriftzeichen für die den Slawen eigenthümlichen Laute gebildet werden sollte. Hr. Hanka machte desfalls einige Versuche, die aber bis jetzt keinen Eingang fanden. Ein neuerer Versuch ist von Hrn. Metelko ausgegangen durch die Herausgabe seines Werkes: „Lehrgebäude der slowenischen Grammatik" (Laibach 1825). Es scheint, daß vorzüglich Hr. Kopitar hierauf eingewirkt habe, der schon 1808 den Wunsch aussprach: „Wenn uns der Himmel einen zweiten römischen Kyrill sendete, der, jenen ersten griechischen als denkender Römer nachahmend, zu den untadelhaften 20 römischen Buchstaben (welche die Slowenen gebrauchen) noch neun neue den römischen der Figur nach analoge Buchstaben hinzu erfände, so wären die Slawen die einzigen Glücklichen in Europa, die dann ein vollständiges und vernünftiges Alphabet hätten! Und es wäre in diesem Falle ein Glück für die slawische Literatur, sich so lange verspätet zu haben." Unsers Bedünkens dürfte ein solches Geschenk gegenwärtig zu spät kommen, und so wünschenswerth es wegen seiner unberechenbar großen Folgen erscheint, daß die Slawen zur Zeit ihrer Bekehrung einen solchen römischen Kyrill gefunden hätten, so erfolglos und eben deshalb unwichtig dürfte heutzutage ein jeder Versuch von Letternerfindung bleiben. Der Hoffnung des Hrn. Kopitar können wir uns nicht hingeben, wenn er ausruft: „Wahrlich! stellt einem Dobrowsky eine solide Schriftgießerei zu Gebote, deren geschickte Künstler seine Angaben gehörig ausführen, und deren Verlagskräfte die halbe Slawenwelt mit diesem neuen Alphabete versehen, ja überschwemmen können, und das große Werk ist gethan!" So lange man den Polen, Cechen, Illyrier nicht bestimmt, sich des neuen Alphabets zu bedienen, den Gebrauch desselben seinen Kindern zu lehren, dürfte auch der größte Vorrath an mechanischen Mitteln nichts zum Werke thun. Hierzu ist aber, mindestens bei den erstern Völkern, die schon eine bedeutende Literatur besitzen, keine Wahrscheinlichkeit vorhanden; denn sollen sie sich des Genusses ihrer Literatur begeben? oder sollen die sie bildenden Werke umgedruckt werden? Um so etwas zu bewerkstelligen, müßte die Sache der Gesammtheit mindestens ebenso wichtig erscheinen als den Gelehrten; diese läßt sich aber bis jetzt nicht träumen, daß das lateinische Alphabet für ihre Sprache nicht ausreiche. Zudem liegt die Schwierigkeit schon darin, den römischen analoge Schriftzeichen zu erfinden. Bis jetzt ist es nicht gelungen, und wir behaupten mindestens nichts Neues, wenn wir sagen, daß es nie gelingen wird. Die bisher erfundenen Zeichen sehen so ungefällig, buckelig und verschroben aus, stehen so fremdartig in den reinen schönen Figuren des römischen Alphabets, daß dies allein schon hinreicht, den Gebrauch zu verleiden. Es ist, als ob Pantalon und Brighella zwischen schlanke Gardisten eingereiht worden wären. Auch haben diese Neuerungen in der That kein anderes Schicksal gehabt, als daß man entweder gar keine Notiz davon nahm, oder daß sie dort, wo sie entstanden, Widersacher fanden. Namentlich hat Hr. Zhóp den Versuch des Hrn. Metelko mit ebenso viel Gründlichkeit als Gelehrsamkeit bekämpft und zur Evidenz bewiesen, daß die neuen Zeichen weder nothwendig noch zweckmäßig sind.

Es kann nach der Bestimmung d. Bl. nicht der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes sein, die Gründe, welche in jenem literarischen Streite geltend gemacht wurden, näher zu beleuchten. Man wollte überhaupt nur auf eine Bestrebung aufmerksam machen, die ihrer Tendenz nach schon von dem allgemeinsten Interesse ist, sowie auf die Hindernisse, die der nationalen Bildung der mehrsten Slawenstämme entgegenstehen. Zu beklagen ist es, daß man sich an die Idee einer Radicalcur festgeklammert hat, die sich nicht ausführen läßt und zu nichts weiter führt, als die Spaltungen zu vervielfachen und die Stämme noch mehr zu vereinzeln. Wer sollte es glauben, daß die illyrischen Slawen, ohne die kleinern Varietäten zu rechnen, sechs Schreibweisen haben. Der Dalmatiner, der Glagolit, der Kroat bedienen sich jeder einer andern, und der Slowene hat deren allein drei! Sprachen, die einander so nahe sind, die so manches Schöne aufzuweisen haben, namentlich das liederreiche Ragusa, welches bei einerlei Orthographie einem Jeden zugänglich wäre, umschließen sich mit chinesischen Mauern, und das Buch, das der Eine schreibt, sieht den Andern beinahe so fremdartig an, als ob es spanisch wäre. Unselige Vereinzelung, die von Alters her die Ilias malorum der Slawen ist, und noch unseligere Slawenthümelei, die aus misverstandenem Patriotismus das Uebel immer nur noch größer macht! Wäre es nicht ungleich besser, statt sich mit der Zusammenstellung eines neuen slawischen Alphabets zu befassen, sich mit dem lateinischen gleich andern Völkern, für die es auch nicht ganz paßt, zu begnügen, und nur zu trachten, daß ein gleicher Gebrauch davon gemacht, ein geistiger Austausch möglich werde? Glaubt der Slowene einer bessern Schreibweise zu bedürfen, so schließe er sich den Cechen oder den Polen an; er wähle die Orthographie der Erstern, die unstreitig die einfachste und consequenteste ist, oder die der Letztern, die, wenngleich in ihren Combinationen complicirter, ihm doch ein abgeschlossenes System für sein schwankendes darbietet. In einem und dem andern Falle wird er sich einem verwandten zahlreichen Volksstämme anreihen und der Geistesproducte desselben theilhaftig werden. Oder wähnt er, daß dies nicht angehe, weil er einer andern Sprachordnung angehört, so schließe er sich dem Dalmatiner an; oder glaubt er auch dadurch sich etwas zu vergeben, nun wohl, so bleibe er bei Dem, was ihm Trüber, Dalmatin und Bohorizh gelehrt, und suche die andern Illyrier zu sich hinüberzuziehen. Aber nur das ohnehin schon zu Vereinzelte nicht noch mehr zersplittern! Möchte doch der Slawe beherzigen, wie sehr es Noth thut, sich in Allem, was seine Sprache betrifft, zu vereinigen, und es ganz fühlen, daß sie es allein ist, von der er Heil erwarten könne! 75.

Freund Hein. Grotesken und Phantasmagorien von Eduard Duller. Mit Holzschnitten von Moritz v. Schwind. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir fühlen uns gedrungen, bei der Anzeige dieses Buchs in das allgemeine Lob mehr als in den allgemeinen Tadel einzustimmen, der durch unsern Mitarbeiter in Nr. 312 d. Bll. f. 1833 bei Gelegenheit der Beurtheilung einer Novelle des nämlichen Verf.: „Der Antichrist", über denselben ausgesprochen worden ist; denn wir sind der Meinung, daß der Dichter wol besser hier mit Versen als dort mit Prosa umzugehen verstand, und daß er in dem Gegenstande des vorliegenden Gedichts eine seinem Talente angemessene Wahl getroffen hat.

Der Tod ist, wie der Titel besagt, der eigentliche Held und Gegenstand, und wird in einer mannichfaltigen Reihe von Bildern besungen, die uns in der ersten Abtheilung auf dem Mummenschanze zu Köln der Traum verkündigend sehen läßt. Als die gelungenern dieser Bilder erweisen sich: „Die Wehfrau", „Der Freier", „Der Pförtner" und „Der Schuldner". Die andern scheinen uns dagegen zum Theil nicht gedichtet, sondern gemacht worden zu sein und stellen sich als gar zu unbedeutende und werthlose dar. Den ersten Band beschließt ein sinnreiches, in Prosa abgefaßtes Märchen: „Das Kräutchen wider den Tod", das sich noch besser lesen lassen würde, wenn es nicht in einem Hoffmann'schen krampfhaft scherzenden Tone, sondern in einem ernsten, innigen geschrieben wäre. Die vier genannten Gedichte geben aber eine ungemeine poetische Wärme kund, und wir finden, daß der Dichter die Versart und den Ton des alten, treuherzigen Hans Sachs mit besonderm Glücke gebraucht.

Wir gestehen, daß uns zum Verständnisse der zweiten, „Des Todes Fastnacht" überschriebenen Abtheilung der Schlüssel einer innern Nothwendigkeit und Zweckgemäßheit abgeht. Unser Autor verliert sich darin in das unfruchtbare Gebiet der Politik, welches dem deutschen Dichter zum guten Glück seither ein ebenso entlegenes wie dem französischen ein nahes zu nennen war, und wir halten also die fünf ersten Capitel dieser zweiten Abtheilung mit ihren Seitenblicken auf Cholera, Spanien, England und Polen für poetisch verlorene. Desto trefflicher ist hinwiederum der darauf folgende Fastnachtsschwank: „Des Seilers Tochter", in ungebundener Rede gehalten, indem er dem Verf. Gelegenheit bietet, sein erfreuliches Talent zum witzigen Spiel mit Worten und den bunten Reichthum seiner Phantasie zu entfalten. Eine derb treffende Geißel ist die Satyre: „Des Schachs Fastnacht", nach unserm Dafürhalten das gelungenste Bruch- oder Phantasiestück des ganzen Werkchens, welches viel zu denken geben sollte. Die vier Schlußcapitel sind eben auch wieder sinnbildlich-mystisch aufgenommen, stehen aber in ihrer Vereinzelung sehr am unrechten Orte. Nachdem nämlich der König Tod die ganze Menschheit durch den Blödsinn umgebracht hat, befindet er sich mit seiner Braut, der Seuche, und ihrem Hofpoeten, der Verzweiflung, am Nordpol, zankt sich mit seiner Braut, läßt die Verzweiflung ein sehr albernes Gedicht über den lieben Gott vortragen und sich selbst erwürgen, läßt die Seuche todt und unterhält sich mit dem sehr schwatzhaften Herrn, der ihn zuguterletzt vernichtet. Nachher kommt Eulenspiegel auf einer Eule mit einer Posaune in der Hand am Aschermittwoch geflogen und ruft vor Gericht. Schließlich schwingt sich aber der neuverjüngte Phönix-Lenz als Knabe am Ostermorgen aus seinem brennenden Asbestneste empor, indem er verkündigt:

Wach auf, o Mensch, gelöst ist das Verbot;
Im Paradiese pflücktest du den Tod;
Des Lebens Frucht winkt dir am Ostermorgen!

Eine künstlerische Einheit hat also das Werkchen ganz gewißlich nicht; der Dichter hingegen ist mit einem frischen Talent begabt und verdient Aufmerksamkeit. Das Wichtigste, was ihm fehlt, ist Klarheit und Stoff zum Dichten. Wir rathen ihm deshalb wohlmeinentlich, nicht eher wieder zu dichten, bis er bestimmte wesenhafte Gegenstände dazu vor sich hat. Die Welt hat an Einem Byron schon zur Genüge, und dieser eine ist ebenso wenig erreichbar als nachahmlich. Das Mißvergnügen mit der Welt steht einem jungen Dichter übel an. Es kann daraus ebenso wenig Gutes hervorgehen, als aus dem Mangel an Demuth, die wir in dem „Nachklange" des Gedichts leider nicht antreffen. Heiterkeit des Gemüths, Uebereinstimmung mit sich und Welt und Menschen ist das Lebenselement der Poesie. Die glänzendsten poetischen Eigenschaften des Gemüths, Wohllaut der Sprache, Fülle der Phantasie, Geschmack, Reichthum an Bildern und Wissen sind an sich nichts, gehen spurlos unter und verschwenden sich, sobald sie auf diese Weise angewendet werden und sich nicht an die eigentliche Hauptsache, an den Gegenstand, den darzustellenden Stoff als Zierden reihen, der ihnen erst ihre wahre Bedeutung verleiht. Einige der Holzschnitte sind vortrefflich gedacht und ausgeführt, und die übrige Ausstattung des Buchs ist sehr anständig, wenn auch der Druckfehler weniger sein könnten. 51.

Literarische Notizen.

Achille du Clesieux gab unter dem Titel: „Exil et patrie", Poesien heraus.

L. Barbier, Unterbibliothekar am Louvre, Sohn des Verfassers des „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" hat sich seit mehren Jahren mit Bearbeitung eines Supplementbandes zu diesem Werke beschäftigt, den er nächstens drucken lassen wird. Außer neuen Artikeln soll dieses Supplement Berichtigungen und Zusätze zur zweiten Auflage des Hauptwerkes enthalten, bei welcher der Verf. schon mit thätig war und den letzten Band allein, nach seines Vaters, Antoine Alexander Barbier's, Tode besorgte, auch Notizen über dessen Leben und literarisches Wirken darin niederlegte.

Von Alph. Royer erschien: „Un divan".

Angekündigt werden die „Oeuvres posthumes de A. Corais", in sechs Bänden.

Mad. B. Monbrune gab heraus: „Deux originaux".

Cottu, ehemaliger Rath am königl. Gerichtshofe, hat einen „Appel à la France en faveur des prisonniers de Ham" erlassen. 48.

Literarische Anzeige.

Das Pfennig-Magazin

ist seit Kurzem in den Verlag der unterzeichneten Buchhandlung übergegangen, welche hiermit zur Pränumeration auf das neue, im November begonnene Quartal (Preis 12 Gr.) einladet. Bestellungen auf dasselbe, sowie die frühern Nrn., welche fortwährend in guten Abdrücken zu erhalten sind, werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Das eifrige Bestreben der Verlagshandlung wird dahin gerichtet sein, dem Pfennig-Magazin den bisherigen Beifall zu sichern; über den zu befolgenden Plan hat sich die Redaction im Vorwort zu Nr. 79 ausgesprochen. Durch das dem Pfennig-Magazin beigefügte Intelligenzblatt werden Ankündigungen aller Art zur Kenntniß des gesammten deutschen Publicums gebracht.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 342. — 8. December 1834.

Syſtem der Phrenologie von George Combe. Aus dem Engliſchen überſetzt von S. Ed. Hirſchfeld.

(Beſchluß aus Nr. 341.)

Die ſchwächſte Seite der Phrenologie, wie ſie von Combe dargeſtellt wird, iſt jedoch die pſychologiſche. Dieſe Schwäche wurde ſchon an Gall früher bemerklich gemacht, und die Lehre hat in dieſer Beziehung in England ſo gut wie gar nichts gewonnen, außer daß einige zu auffallende Härten in den Beſtimmungen der Seelenvermögen gemildert und hier und da Einiges beſſer angeordnet und ergänzt worden iſt. So hat man den zu anſtößigen Mordſinn oder Würgſinn Gall's in Zerſtörungstrieb, den Diebſinn in Verheimlichungstrieb verwandelt, wodurch in der Sache eigentlich wenig geändert iſt. Sonſt iſt die phrenologiſche Pſychologie noch immer das lockere Aggregat und das verworrene Chaos unzuſammenhängender Vermögen geblieben, das es ſchon bei Gall war. Die einzelnen Seelenvermögen ſind mit einer grenzenloſen Willkür und Oberflächlichkeit beſtimmt. Es fehlt gänzlich an einer ſcharfen pſychologiſchen Zergliederung, die über das Aeußere, Zufällige und Wechſelnde in den Geiſtesthätigkeiten hinaus zu dem Innern und Weſentlichen fortſchreiten ſollte. Die Phrenologie ſcheint darüber gar nicht zum klaren Bewußtſein gekommen zu ſein, für welche Geiſtesthätigkeiten es eigentlich beſondere Organe geben könne; denn ſie vermag gar nicht zu unterſcheiden, was in ihnen mittelbar oder unmittelbar, was einfach oder zuſammengeſetzt, was urſprünglich oder abgeleitet ſei, was der Anlage und was der Ausbildung angehöre. Daher werden z. B. die Vernunft, der Wille, die Einbildungskraft, das Gedächtniß gar nicht als beſondere Vermögen anerkannt, während nur zuſammengeſetzte und vermittelte Thätigkeiten dieſer, wie Kunſtſinn, Farbenſinn, Tonſinn, oder Erwerbtrieb, Verheimlichungstrieb u. a. als beſondere Vermögen aufgeführt werden. Combe verwechſelt mit den urſprünglichen und allgemeinen Vermögen ſehr häufig die beſondern Talente und individuellen Eigenthümlichkeiten, die erſt aus Zuſammenſetzungen und Miſchungen verſchiedener einfacher Vermögen gebildet ſind, und er legt ſo z. B. dem Erwerbtrieb, Zerſtörungstrieb, der Ruhmſucht, der Eitelkeit oder dem Sprachſinn, Bautrieb, Zahlenſinn u. ſ. w. beſondere Organe bei, ohne daß es ihm einfällt, dieſe geiſtigen Beſchaffenheiten in ihre einfachen Elemente aufzulöſen. Ebenſo wenig unterſcheidet Combe genug, was der Natur des Geiſtes und was der Erziehung und andern äußern Verhältniſſen angehört. Wie hätte er ſonſt bei Mördern ſo leichthin einen urſprünglichen Mordſinn oder Zerſtörungstrieb annehmen können, da jede Mordthat aus ganz andern pſychiſchen Antrieben hervorgegangen iſt und durchaus nicht auf eine gemeinſame pſychiſche Anlage zurückgeführt werden kann. Noch viel weniger aber iſt an eine Vereinigung dieſer einzelnen Vermögen zu einem harmoniſchen Seelenleben, an eine in ſich zuſammengreifende Theorie der Seele zu denken. Ihm iſt die Seele nichts als jenes bunte Allerlei verſchiedenartiger und zum Theil widerſprechender Seelenvermögen ohne innere Einheit. Das phrenologiſche Syſtem vereinigt Vermögen in der Seele, deren Vereinigung in Einem Weſen gar nicht möglich iſt und durch deren Zuſammenſein die Seele nothwendig in feindliche Elemente zerriſſen werden müßte. So ſteht z. B. der Anhänglichkeitstrieb, der die Menſchen inſtinktartig zueinander treibt, ganz friedlich neben dem Bekämpfungstrieb oder Gall's Rauffinn und Mordſinn, der ſie wie wilde Thiere gegeneinander hetzen müßte. Die Beſtimmungen der einzelnen Vermögen bieten eine Menge von Sonderbarkeiten dar, unter denen wir nur zur Probe einige wenige anführen. So kommt unter den Gefühlen die Vorſicht vor, und Combe findet dieſes u. a. beſonders groß bei Kindern, weil dieſe bei ihrer Hülfloſigkeit der Vorſicht ſehr bedürfen (!); hiernach müßte auch bei dem Dummen das Organ des Verſtandes am ſtärkſten ſein, weil er deſſelben am meiſten bedarf. Auch findet ſich das Organ der Vorſicht beſonders ſtark bei den Thieren, die nur zur Nachtzeit herauskommen, z. B. Eulen. Das Gefühl der Ehrfurcht, das ein beſonderes Organ hat, iſt vorzüglich das Vermögen der Religion, begreift aber auch die Ehrfurcht gegen vornehme Perſonen, gegen Titel, Rang und Würden, gegen Alterthümer, und die ſervile Unterwürfigkeit unter äußere Autorität und herrſchende Gewalt in ſich, daher das Organ derſelben ſtark gefunden wird bei den Tories, ſchwach bei den Whigs! Auch hatte Konſtantin d. Gr., der fromme Chriſt, dies Organ ſtark, Spinoza, der ungläubige Jude und Atheiſt, ſchwach. Und doch möchte man fragen: welcher von Beiden war wohlfrömmer? Ref. meint, der Jude. Ein beſonderes Vermögen iſt auch der Wunderglaube,

zu dem aber auch die Neigung zur Mode, zu Neuigkeiten u. ſ. w. gehört. Der Witz kommt ebenfalls unter den Gefühlen vor. Sogar die Kunſt der Seiltänzer, das Gleichgewicht des Körpers immer zu erhalten, beruht auf einem beſondern Geiſtesvermögen, dem Gewichtsſinn, und hängt von einem Organ im Gehirn ab. Doch man wird ſchon an dieſen Proben zur Genüge haben, um ſich zu überzeugen, daß die Pſychologie der Phrenologie, wie ſie uns von Combe angeboten wird, unter aller Kritik iſt, und es wird daher das erſte und dringendſte Bedürfniß ſein, um dieſer Lehre von Neuem in Deutſchland Eingang zu verſchaffen und ſie überhaupt mit beſſerm Erfolg fortzubilden, was auf jeden Fall ſehr zu wünſchen iſt, daß ihre Pſychologie von Grund aus gänzlich umgeſtaltet werde. Mit dieſer Umbildung würden freilich faſt alle bis jetzt gewonnene Reſultate der Beobachtung, die durchaus auf jener misgeſtalteten Pſychologie beruhen, ganz unbrauchbar, und es bliebe nichts Anderes übrig, als damit ganz wieder von vorn anzufangen. Vielleicht, daß die nach Deutſchland verpflanzten Darſtellungen der Engländer wenigſtens die Anregung geben, mit deutſcher Wiſſenſchaft jene neue Bearbeitung der Lehre auszuführen. 104.

Corneille's Statue zu Rouen, Alexander Dumas und die Académie française.

Am 19. Oct. wurde zu Rouen auf der Esplanade die Statue des großen Corneille aufgerichtet. Groß nennen wir ihn, was auch Hr. Schlegel gegen ihn einwenden mag; dem Kritiker ſcheint, ſo viel ich mich entſinne, das Qu' il mourût des alten Horaziers eben nichts ſo Außerordentliches; er weiſt überhaupt die Detailſchönheiten der alten franzöſiſchen Tragiker geringſchätzend ab und iſt darin ſehr conſequent, denn ſeine ganze Analyſe des franzöſiſchen Theaters iſt ſchmähend, und nachdem er einmal die einzelnen Stellen, die einzelnen Scenen beſeitigt, ſo bleibt freilich wenig zu thun übrig, um die Schwäche der Compoſition und das Beſchränkte des alten Syſtems darzuthun. Ein Kunſtwerk aber blos nach der Grundidee zu würdigen, iſt eine falſche Anſicht; es kann ein ſehr ſchales Machwerk dem ſublimeſten Grundgedanken entwachſen. Aber das gehört eigentlich nicht hierher und wir kehren nach Rouen zurück. Die Statue, welche dieſe Stadt den raſtloſen, aufopfernden Beſtrebungen des Präſidenten der Société d'émulation, Hrn. Deſtigny, verdankt, iſt beinahe vier Meter hoch und von Bronze; ſie wiegt 4540 Kilogramm. Bei der Einweihung waren, nebſt den höhern Civil- und Militairbeamten, Deputationen der verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften der Stadt zugegen, wie auch der Freimaurerloge, Notariats- und Advocatenkammer, Linientruppen, Nationalgarde, und nebſtdem Abgeordnete der Académie française, der Commission dramatique zu Paris und der Artistes du théâtre français. Auch wohnten die Nachkommen des Dichters dieſer impoſanten Ceremonie bei; man wird ihre Namen nicht ohne Intereſſe hier leſen: es waren: M. Alexis Corneille, Inſpector der Akademie von Rouen; J. Michel Corneille, Steuerbeamte; S. X. Corneille, beim Miniſterium des öffentlichen Unterrichts angeſtellt, und Mademoiſelle Jeanne Marie Corneille. Als der Schleier, der die Statue verhüllte, herabfiel, wurde aux champs getrommelt, die Militairmuſik ſpielte die ſchönſten Stücke von Boieldieu, und die Luft hallte von tauſend Acclamationen wieder. Hierauf hielt Hr. Deſtigny eine Rede, dann nahm Hr. Lebrun, Director der Académie française, das Wort, und ſprach unter Anderm Folgendes: „Es iſt keine geringe Ehre für Ihre Stadt, einen ſolchen Mann erzeugt zu haben, und ſie beweiſt hinlänglich, daß ſie derſelben werth iſt, durch die Huldigungen, womit ſie ſein Andenken umgibt; es iſt ein ſchönes und großes Schauſpiel, welches dieſe zahlreiche Bevölkerung darbietet, die ſich mit andächtiger Bewunderung um dieſe Statue drängt u. ſ. w."

„Corneille bedurfte freilich dieſer Ehrenbezeigungen nicht, er hat ſich ſelbſt unvergängliche Bildſäulen geſetzt, die ſich auf dem Theater gleichwie auf einem Piedeſtal erheben und daſelbſt ſich ewig erhalten werden unter den Namen: „Cid", „Horace", „Cinna" und „Polyeucte". Aber dieſe öffentliche Manifeſtation unſerer Bewunderung, wenngleich ſie nichts zu ſeinem Ruhme fügt, ehrt uns, und beweiſt, daß der Genius an uns keine Undankbaren findet. Sie ſpricht es laut aus, daß, wenn wir in unſern Tempeln fremde Götter aufnehmen, wir mindeſtens vor Allen die Gegenſtände unſers eignen Cultus anbeten. Ja, erſcheinen nicht die Statue Corneille's, die heute zu Rouen aufgerichtet wird, ſowie Racine's Bildſäule, welche neulich zu Laferté Milon aufgeſtellt wurde, als unzweideutige Proteſtationen gegen das Uſurpiren eines verirrten Geſchmacks und die Selbſttäuſchungen einer Bühne, die im Verfallen iſt. In dieſer Epoche der Kriſis, des Zweifels und der literariſchen Ketzereien, wo ſchamloſe Saturnalien von allen Seiten die Bühne beſteigen, iſt ohne Zweifel eine große Lehre in dieſen Huldigungen zu ſuchen, welche dem Dichter erwieſen werden, der die Bühne aus dem Chaos zog. Die Académie française, die erbliche Erhalterin der Sprache und des Geſchmacks, ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, dieſe öffentlichen Proteſtationen durch ihre Gegenwart zu heiligen."

Die Einwohner von Rouen und Le ferté Milon hatten, indem ſie ihren berühmten Dichtern Ehrenſäulen errichteten, rein patriotiſche Abſichten, die wenigſten dachten wol dabei an den literariſchen Streit, den Hr. Lebrun und die Redacteurs des „Constitutionnel" mit der jüngern Generation beſtehen. Merkwürdig iſt es übrigens, daß Lebrun, den ſeine claſſiſchen Tragödien in tiefſter Dunkelheit gelaſſen, der ſeine ganze literariſche Exiſtenz ſeiner Uebertragung der „Maria Stuart" von Schiller verdankt, eine ſolche Sprache führt. Was wäre Hr. Lebrun ohne die auswärtigen Götter! Nach dem Director der Académie française, nämlich nach Hrn. Lebrun, nahm Alexander Dumas das Wort; man erwartete von ihm eine energiſche Antwort auf den kecken Angriff ſeines Gegners, allein leider war ſeine Rede im Voraus gefertigt und, wie es ſcheint, wagte er es nicht ſich der Improviſation zu überlaſſen.

Wir theilen ſeinen Vortrag ganz mit: „Indem die heutigen Schriftſteller auf die Vergangenheit zurückgeblickt und auf die großen Celebritäten, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert Frankreich verherrlicht, haben ſie wahrgenommen, daß, wenn ſich an der Sonne des Genius zuweilen einige Flecken zeigten, ſie dieſe beſonders dem Mangel an Unabhängigkeit verdankte, welche ſie über den Paläſten der Könige feſtgehalten; ſie haben ſich überzeugt, daß das materielle Leben mehr Einfluß auf das geiſtige habe als man gewöhnlich glaubt, und ſie haben zum Künſtler geſprochen: verfolge deine Laufbahn, hebe das Auge gegen den Himmel, da dir Gott ein erhabenes, gegen die Sterne gerichtetes Antlitz gegeben; unterdeſſen wollen wir deine Tritte hienieden leiten, und hinter dir die goldenen Früchte einſammeln, die deine Worte werden erzeugt haben."

„Darauf wurde jene liberale dramatiſche Aſſociation gegründet, die uns die Ehre erwieſen, uns heute zu ihren Wortführern zu erwählen. Die Akademie, eine anticipirte Nachkommenſchaft, verlangte von dem Literator weiter nichts als Ruf. Wir waren der Meinung, es müßte ſich dieſer Ruf im Glanze des Genius ſowol als im Glanze der reinſten Ehre darbieten; unſere Statuten ſichern ihm die Unabhängigkeit zu, ſodaß einer von uns als Wappen ſeine Feder angenommen, mit dieſem Wahlſpruche, welchen die ganze moderne Literatur angenommen: Inde fortuna et libertas."

„Dieſe Worte zu den Füßen der Statue Corneille's ausgeſprochen, erheben und erfüllen mit Wehmuth. Frei durch ſeinen

Genius, abhängig durch sein Vermögen, Adler, der sich stets zum Himmel emporgeschwungen hätte, wenn er nicht zuweilen durch den erbärmlichen Faden einer Vorrede an die Erde wäre gebunden gewesen. Sicher schwebte Corneille hoch genug, um weiter zu blicken als Richelieu und Ludwig XIV.; aber Richelieu war Minister, Ludwig XIV. war König, Corneille war blos Dichter. Sein Genius riß ihn mit sich fort, indem er ihm zurief: „Dichter der kommenden Jahrhunderte". Richelieu und Ludwig XIV. hielten ihn zurück, indem sie riefen: „Mensch, das tägliche Brot!" Der Genius siegte, die Zukunft und die Jahrhunderte gehören Corneille an."

„Heutzutage schläft Richelieu auf seinem rothen Mantel, Ludwig XIV. in seinem Königsgrabe, Corneille erhebt sich auf das Zurufen seiner Vaterstadt, welche ihm sagt: „Stehe auf, Dichter, stehe auf, während die Städte schweigen, wo Ludwig XIV. und Richelieu zur Welt kamen". . .

Ueber diese wunderliche Rede hätten wir gar Vieles zu bemerken, aber wir überlassen das einem Andern, der es besser machen wird, und dieser andere ist Niemand anders als Corneille selbst, wie Sie sogleich sehen werden. Ehe die Versammlung auseinanderging, verkündigte Hr. Lebrun, es sei ihm vom Generalintendanten der Civilliste angezeigt worden, der König habe auf die Empfehlung der Académie française der Familie Corneille eine jährliche Pension von 2000 Francs ausgeworfen, diese Nachricht wurde mit großem und verdientem Beifall und dem Rufe: „Vive le roi!" aufgenommen, Kanonendonner krachte über die Stadt hin, die ganze Nationalgarde defilirte über die Brücke Pont-de-Pierre und zog an der Statue des großen Dichters vorbei, indem sie die Fahnen vor ihm senkten und die Offiziere mit dem Degen salutirten. Unter dem Sockel wurden folgende Werke in einem doppelten Kasten von Kupfer eingelöthet und versiegelt.

1. „Oeuvres complètes" von Corneille; 2. Geschichte seines Lebens und seiner Werke von Taschereau; 3. Bericht über den Tag seiner Geburt und über das Haus, in welchem er geboren, von L. Alexis Corneille; 4. eine Notiz über die Statue, durch Hrn. Deville, nebst der Subscriptionsliste; 5. die Rede in Versen, welche Hr. Casimir Delavigne zur Vorstellung auf dem Theater von Rouen den 19. Sept. 1829 geschrieben; 6. ein Dithyrambe von Wains-Desfontaines zu Ehren P. Corneille's, der im Jahre 1834 von der Société libre d'émulation zu Rouen den Preis erhalten; 7. sieben Stücke Silbergeld, welche in Rouen geprägt werden und 8. eine Münze der Société libre d'émulation de Rouen. Des Abends wurde ein Theil der Brücke Pont-de-Pierre illuminirt; im Theater wurde „Cinna" aufgeführt.

Wir haben bereits bemerkt, wie sehr die Angriffe der Académie française gegen die neue Schule bei dieser Gelegenheit befremden; es war hier um so weniger der Ort, da die heutigen Dichter grade den Verf. des „Cid" zum Vorbilde nehmen; unter seiner Inspiration sind augenscheinlich alle versificirten Dramen V. Hugo's geschrieben. Es ist zu bedauern, daß Hr. Hugo nicht gegenwärtig gewesen. Hr. Dumas hat der Akademie nicht geantwortet, dagegen hat er Corneille's Armuth betrauert, die er mit dem Reichthum des Hrn. Scribe verglichen, das war ebenso unpassend. Ueberhaupt hat unter so vielen Deputationen Niemand gesagt, was er hätte sagen sollen, worüber dann der große Mann sich sehr entrüstet und folgende Antwort aus seinem Riesenmunde fallen lassen:

An den Sprecher der Académie française. „Mein Herr. Ich kann Ihre Ausfälle gegen die neue Schule nicht billigen. Wenn man mich nicht falsch berichtet, so geben allein die jüngern unter den lebenden Dichtern einige Hoffnung. Wenn sich die Académie française etwas weiß mit der Tragödie, die sie seit 20 Jahren fabricirt, so hat sie sehr Unrecht. Mein armer Bruder (Thomas Corneille, Verf. des „Grafen von Essex" und der „Ariane à Naxos") ist ein Adler im Vergleich mit diesen Herren, und mir ist der „Graf Essex" ebenso lieb als alle ihre Griechen und Römer. Ihr habt nie einen Griechen noch Römer gesehen, wie ich sie gesehen, also benutzt dieses Jahrgedächtniß nicht, um den jungen Leuten, die jetzt die Bühne innehaben, den Krieg anzukündigen. Ich weiß Alles, was ihnen fehlt, aber sie haben, was Ihr nicht habt, das Gefühl des Wahren, und das ist sehr viel. Ich glaube auch nicht, daß Ihr berechtigt seid, Euch meine Erben zu nennen; Racine und Voltaire, das sind meine legitimen Nachfolger. Ebenso wenig erkenne ich Euch für meine Collegen; die unter Euch, die allenfalls meine Collegen sind, haben keine Tragödien geschrieben. Sagen Sie dieses gefälligst, mein Herr Redner, den Herren der Académie française."

An den Deputirten der Commission der dramatischen Schriftsteller. „Mein Herr Deputirter. Wie fangen Sie es an, um heutzutage so viele dramatische Autoren zu haben? Zu meiner Zeit gab es nur einen, der nannte sich: Pierre Corneille. Zu Racine's Zeit war auch nur einer da, er hieß Racine. Auch Molière war allein. Wie würde Boileau gelacht haben, wenn er von einer Association dramatischer Dichter hätte reden gehört. Was hätte er zu dem Wappen Ihres Freundes, eine Feder mit zwei Worten schlechten Latein gesagt? Zu meiner Zeit hätte man geschrieben: „Otium cum dignitate". Sie haben sehr gefehlt, so lange von meiner Armuth zu sprechen. Ich habe mein ganzes Leben hindurch so viel gehabt, als ich gebraucht. Kein Dichter des großen Jahrhunderts ist reich, keiner ist aber auch arm gewesen. Wie können Sie sagen, die Armuth habe einige Flecken auf mein Leben geworfen? Ich weiß wohl, daß man mir in Ihren Handbüchern der Rhetorik zur Last legt, daß ich eine meiner Tragödien dem Financier Montoron dedicirt. Dieser Vorwurf scheint mir absurd. Glauben Sie denn, daß der Genius nicht ebenso sehr durch den erbärmlichen Faden eines droit d'auteur als durch den miserabeln Faden einer Vorrede gefesselt werde? Sie haben Unrecht gehabt, so geringschätzig vom Cardinal Richelieu zu sprechen, der mein Wohlthäter gewesen ist, und von Ludwig XIV., den ich nie um etwas angesprochen. Ludwig XIV. verdankt Ihr Molière und Racine; vergesset das nicht. Sie sagen, Richelieu's Name sei todt: Richelieu wird leben so lange wie Corneille und Ludwig XIV." Dies die Antwort des großen Corneille auf die Reden der Akademie und des Hrn. Dumas, sowie sie uns Hr. J. Janin berichtet. Beiläufig bemerken wir, daß Hr. Janin sich auch als dramatischer Dichter versucht hat; er hat nämlich drei Tage lang an der berüchtigten „Tour de Nesles" gearbeitet; das wurde bei der langwierigen Discussion bekannt, die über dieses Drama in den hiesigen Blättern zwischen den Hrn. Gaillardet und Dumas stattfand und die mit einem Duell endete. Beide Dichter sind noch am Leben; aber Niemand weiß, wer der eigentliche Verf. der „Tour de Nesles" ist; einstweilen läßt das Stück Hr. Dumas in seinen „Oeuvres" abdrucken. 19.

Vita nuova. Erotische Eidyllien von S. R. Schneider. Gotha, Hennings und Hopf. 1834. 12. 8 Gr.

Ein junger Anakreon mehr in der Welt, der sich der Wissenschaft und dem Ernste des Lebens abwendet und erotische Studien treibt! Sein leichtgefügter Sinn hat es jedoch in Allem noch nicht weit gebracht, weder in der Weisheit, noch in der Liebe. Anakreon war ein tiefer Lebensphilosoph. Herr Schneider hat noch zu wenig in der Welt des Ernstes sich umgeschaut, um recht fröhlich und lustig zu sein; seine Herzensneigungen sind noch Tändeleien, seine Liebe noch keine Leidenschaft. Der furor amoris macht erst den rechten furor eroticus, Herr Schneider ist zu spatzenhaft und zimperlich. Seine Triebe sind Sperlingstriebe; deshalb schlägt kein Nachtigallenton aus seiner Brust. Er klopft an, statt dreist hineinzutreten, so z. B. im folgenden Liede, das wir gleichwol für das beste halten:

Wie, du meinst? ich hätte dich beleidigt,
Weil die Lippe sprach dem Herzen nach?
Nein, bei deinen Göttern sei's beeidigt,
Daß ich harmlos Tiefgefühltes sprach.

Vor des Thrones Stufen legt der Arme
Hin den Wunsch, und darret mit Geduld,
Ob der Erdengott sich sein erbarme,
Oder ihm verweigre seine Huld.

That ich mehr? ich stellte mein Verlangen
Heim der Schönheit fürstlichem Entscheid,
Um mit gleicher Demuth zu empfangen
Höchste Gunst und allertiefstes Leid.

Trotzdem ist er leichtsinnig genug, die Geliebte zu verlassen, wenn sie schwermüthig ist, wie sich aus dem Liede S. 14 ergibt. Wo keine tiefe Trauer ist, gibt es auch keinen Jubel der Freude! In Extremen sucht der Dichter sein Heil, im Justemilieu kann weder Liebe noch Dichtkunst gedeihen. In unserm Poeten glauben wir einen jungen Studiosus zu sehen, der die Wissenschaft für philiströs hält und nur deshalb sich zum frischen Leben wendet. Er hat wahrscheinlich in Halle und Jena studirt und sucht sein Heil in der Flucht vor allem Wissen. Damit gewinnt er freilich nichts; er muß die Wissenschaft mit seiner Dichtkunst besiegen, wenn er siegt, gibt er sich auf. Ein Apostat des Wissens muß das Wissen bekämpfen, nicht stehen lassen, ein Atheist muß gegen das Dasein Gottes polemisiren, sich nicht blos schläfrig abwenden, sonst ist er Phlegmatikus und nichts weiter. Nur dann und wann thut er einen Fernschuß, wenn auch nicht grade Fehlschuß, so zu Anfang des Gedichts „Welt und Enge":

Wie der Bergmann in die Klüfte
Der geduld'gen Erde fährt,
Fuhr ich in des Wissens Grüfte;
Und gar lächerlich verkehrt
Schleppt' ich mit nichtswürd'gen Schätzen
Mich herum nicht ohne Stolz,
Nagt' an dialekt'schen Netzen,
Wie die Ratt' am faulen Holz.

Nur zu! frisch weiter! Beißen gehört mit zum Handwerk. Nur muß man sich die Zähne an den Gegenständen selbst gewetzt haben, man muß Das, wogegen man polemisirt, in sich durchgelebt haben. Mit der Liebe steht es auch nur so halb bei ihm; es kommt zu nichts als längst bekanntem Geträtsch. Immer Vorklänge und Anstimmungen, warum kein Durchdringen ins Labyrinth und dann ein Lied, aus dem Hölle oder Himmel aufruft und die Tiefe oder die Höhe der Leidenschaft zeigt. Die Muse des Herrn Schneider ist dünnbeinig und ein zerbrechlich Wesen; seine Geliebte hat kein Herz, keine Seele, kein Fleisch und Bein. 11.

Natalie, von Selma. Eine Erzählung für alle Stände, besonders für die reifere weibliche Jugend. Zürich, Schultheß. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name Selma ist wie begreiflich ein angenommener. Wir wissen, daß die Verf. in kurzer Zeit mehre Bücher geschrieben hat, bei denen man nicht weiß, ob man sie zu der Classe der Romane oder der moralischen Jugendschriften zählen soll. Sie haben viel von beiden, und lesen sich im reifern Alter wie in der Zeit der Flegeljahre. Zuerst erschienen in Winterthur bei Steiner von ihr: „Großvaters Erzählungen und Märchen für die Jugendwelt"; dann, ebendaselbst: „Die Waisen, eine Erzählung in Briefen"; „Der Tante Märchenbuch" und zuletzt bei Sauerländer in Aarau: „Erzählungen aus der Romanenwelt des wirklichen Lebens". Man sieht daraus, daß uns die Verf. zum Besten hält, wenn sie sagt, ihre Novellen und Märchen seien alte im Schrank gelegene Manuscripte, und sie sei eine alte Dame, die sich durch ihre Freunde zur Herausgabe habe bereden lassen. Wenn einmal die Frauen oder die schüchternen Herrlein der höhern gesteiften und frisirten Welt ein paar Ideen in den Buchladen wandern lassen, so müssen es gewöhnlich ihre Freunde entgelten.

Fräulein Selma darf aber kecklich die Verantwortlichkeit dieser „Natalie" selbsteigen übernehmen, ohne die Kritik befürchten zu dürfen. Die Novelle ist ein recht interessantes weibliches Sittengemälde, ein Geschichtchen zum Erbauen, hinreichend moralisch, ordentlich mit Onkelei und Großväterlichkeit gewürzt, und — recht artig geschrieben. Für wen es eigentlich geschrieben, das will ich mich nicht unterfangen zu sagen. Es ist nicht für mich, noch überhaupt für die Menschen geschrieben, die keine Zeit haben. Was könnte es mir nützen, wenn ich dazu verurtheilt wäre, Histörchen umzublättern wie eine Kinderwärterin oder Amme? Da lernte ich am Ende seufzen wie eine Druckerpresse, der man jede schriftstellerische Zwiebel, von den Blumenzwiebeln an bis zum Knoblauch, unterschiebt.

Es muß aber Selma'sche Romane geben, da es weibliche Herzen gibt, die einen Spiegel brauchen. Die „Natalie" ist ganz geeignet, einen solchen den holden weiblichen Kobolden vorzuhalten, die immer zanken, immer lästern und sich in ihrem Leben nicht zufrieden geben, bis des Schicksals Ruthe ihre zarten Fingerchen geißelt. Es geht der Heldin oft schlecht, und dann nimmt sie sich vor, sich zu bessern; aber das kommt ihr gar schwer an, so schwer, daß sie sogar ihren besten Wohlthäter mishandelt und ihren eignen Vater flieht. Es läßt sich allerdings zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie den Vater nicht kannte, und daß sie noch jung war, als sie am heftigsten tobte, allein dies genügt vor der Moral nicht; sie verlangt ihr Opfer.

Die Verfasserin scheint stark im Briefschreiben zu sein. Der halbe Roman wird in Correspondenz geführt unter den Hauptpersonen, und dann blos ein Epilog und ein Prolog hinzugefügt — ein Taufschein und ein Leichenstein. Der Letztere ist so höflich, es mit der Heirath und einer Portion häuslicher Glückseligkeit bewenden zu lassen. 29.

Literarische Notizen.

Von Mistreß Gore erschien in London „The romance of real life", drei Bände, welche 14 Erzählungen enthalten, darunter drei, „Ehrenbreitstein", „The abbey of Laach" und „The last day of the year in Vienna", sich auf deutschen Grund und Boden bewegen.

Von C. Clarke, dem Herausgeber der „Tales from Chaucer" in Prosa, wird angekündigt: „The spirit of Chaucer".

Unter der Presse befindet sich „The history of Edward the black prince, by *G. P. R. James*".

Es wird eine neue Ausgabe von Milton's Werken in monatlichen Lieferungen, mit einer Biographie und zahlreichen Erläuterungen von Sir Egerton Brydges und mit „historial and imaginative illustrations" von J. W. Turner in London erscheinen.

D. Inglis, der Verf. von „Spanien 1830", „Tirol und Baiern" u. s. w. hat neuerdings Irland bereist und wird die Ergebnisse seiner Beobachtungen unter dem Titel: „A journey throughout Ireland in the spring, summer and autumn of 1834" herausgeben.

Von Henry Bulwer's „France etc." erscheint die zweite Auflage.

Von C. Nellstab's „1812" sind in Gröningen die ersten zwei Bände einer holländischen Uebersetzung erschienen, denen die übrigen noch in diesem Jahre folgen sollen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 343. —— 9. December 1834.

Ueber die Grundlagen unſerer Verfaſſung. Manuſcript von Werner Freiherrn von Harthauſen. *)

Obgleich nur Manuſcript, iſt das Büchlein, von welchem der Verf. ſelbſt eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren an gleich- und ungleichgeſtimmte Freunde und Gönner geſandt zu haben ſcheint, doch bereits in die Hände vieler Leſer gekommen, unter welchen manche tadelnd, einige lobend ihr Urtheil in Zeitſchriften aller Art geltend zu machen geſucht haben. Dieſe Bl. haben in Nr. 179 und 180 d. J. bereits ihr Scherflein zur Belobung beigetragen. „Man höre auch den andern Part" — ſteht in Münſter im weſtfäliſchen Friedensſaal.

Herr von H. wendet ſich zunächſt an die weſtfäliſchen Provinzialſtände, deren Aufmerkſamkeit er nicht allein für ihre nächſten Intereſſen, wie inſonderheit für das leidige Grundſteuerkataſter, ſondern für die „höhern Probleme und Lebensfragen in Anſpruch nimmt". Sein delphiſches Motto lautet zu Deutſch: „Er ſpricht es nicht aus; er verbirgt es nicht, aber er deutet es an!" Vieles Angedeutete iſt einem klaren Ausſpruche gleich zu achten, Vieles aber bleibt dunkel, mancher Ausſpruch kann nur für eine Andeutung genommen werden. Wir vernehmen, daß Geſchichte und Natur dieſelben Offenbarungen Gottes, daß jedoch rein und ungetrübt nur die unmittelbare Offenbarung Gottes, daß ferner der Staat wie das Recht göttlichen Urſprungs ſei. Allerdings verſteht ſich das am Rande (S. 130 und 131). Wenn wir aber im Text die philoſophiſchen Erläuterungen des Herrn Verf. leſen, ſo erſcheinen uns dieſe nur als ſinnverwirrende Andeutungen; wir vermiſſen die Einheit des Denkens und Seins, welche nachzuweiſen doch dem Philoſophen obliegt.

Was verſteht Herr v. H. unter dem ewigen, unbeweglichen Rechte, welches er göttlich nennt und den Geſetzen der Natur und der Vernunft gleichſtellt? Iſt es das Recht, was heute ſo und morgen anders vom Gericht geſprochen wird, weil der andere Richter eine andere Ueberzeugung über den Sinn des Geſetzes hegt? oder iſt es jenes summum jus, welches wir zugleich summa injuria nennen, oder iſt es das alte Recht der Herren über ihre Sklaven, welches bis auf wenige Spuren dem Chriſtenthume hat weichen müſſen?

Wie löſt er den Widerſpruch, daß bürgerliche Rechte, Staatsverfaſſungen und Einrichtungen ſowol räumlich in den verſchiedenen Ländern der Erde und nach den verſchiedenen Völkern, als auch zeitlich in den einander folgenden Culturperioden eines und deſſelben Volkes die höchſte Mannichfaltigkeit, einen endloſen Wechſel darbieten, während in den Geſetzen der Natur wie in den Geſetzen der Vernunft eine ſolche räumliche und zeitliche Verſchiedenheit ſchlechthin nicht nachzuweiſen, ja auch nicht zu denken iſt.

Außerhalb des Uebels der Eigenſucht und Leidenſchaft unterſcheiden wir einfach Göttliches und Menſchliches. Vernunft und Natur ſind aus und in Gott, demnach wie Gott unendlich und ewig. Geſetze und Verfaſſungen ſind aus dem Menſchen, ſonach gleich dieſem wandelbar und vergänglich. So gewiß nun aber der Menſch ſelbſt Gottes Geſchöpf, ſo gewiß die Geſchichte der Völker Gottes That iſt, ſo unleugbar iſt auch jener Gegenſatz, jener Wechſel in den Zuſtänden, Rechts- und Verfaſſungsbedürfniſſen der Völker, ein Wechſel, welchem ſelbſt im Leben des Einzelnen die ſo verſchiedenen Zuſtände der Kindheit, der Jugend, der Reife und des Alters und der darangeknüpfte Wechſel der äußern Rechte entſpricht.

Wenn ſonach Mancher, welchem im Strome der Zeit allerlei Vergünſtigungen des Schickſals abhanden gekommen ſind, deren ſich ſeine Vorfahren unbeſtritten erfreuten, für die Vindication ſeines vermeintlichen ewigen Rechtes Gott zu Hülfe ruft, ſo läſtert er Gott nur und haut im Angriff auf die angeblichen Räuber leicht nach Geſpenſtern.

Der alte Lehnsadel verlor die geiſtige Stütze, welche ihm die Kirche gewährte, durch die Reformation, ſeine materielle der Burgen und der ausſchließlichen überlegenen Wehrhaftigkeit durch das Feuergewehr und die dadurch herbeigeführte neue Kriegsmanier, die ſtehenden und endlich die Nationalheere; ferner durch die landwirthſchaftliche und gewerbliche Betriebſamkeit. Die Kirche und ihre Diener hielten durch Meſſe und Beichte, der Ritter durch die Gewalt ſeiner Burg, ſeines Roſſes, ſeiner Waffen den

*) In Nr. 179 und 180 d. Bl. theilten wir bereits einen Aufſatz von Heinrich Leo über dieſe Schrift mit, das Intereſſe des darin beſprochenen Gegenſtandes wird indeß die Aufnahme dieſes zweiten, von einem andern Geſichtspunkte ausgehenden Aufſatzes rechtfertigen. D. Red.

Bauer in beschränkter Thätigkeit für ihren Zweck, für die Förderung des Ertrages des in Obereigenthum festgehaltenen Bodens. Nur das Nothdürftigste fiel für den Arbeiter ab, damit er ferner arbeiten, niemals aber erwerben könnte. Nun das Bergschloß in Trümmern liegt, der Herr unten im fruchtbaren Thale im offenen Park, in einem modernen Landhause, wol gar in einer heutigen Festung zur Miethe wohnt, er selbst oder sein Stammerbe nur einer in dem Heere von Hunderttausenden ist, in welchem der Sohn des Handwerkers gleich streitfähig ist mit dem Sohne des Ritters, nun der Reinertrag des Rittergutes einen überaus unbedeutenden, ja, wegen der darauf haftenden Schulden oft völlig nichtigen Theil des Besitzthums, des Verbrauches, Genusses und Wohlstandes der nach allen Richtungen hin thätigen und erwerbenden Gesammtheit ausmacht, fühlt sich der Adel in seiner Kraft, in seinem Wesen gelähmt, seiner wesentlichen Stützen beraubt. Bittere Empfindungen über dieses Ergebniß sind dem Betroffenen nicht zu verdenken. Wenn er aber die Schuld dieses Geschickes den Philosophen, den Journalschreibern, den Staatsbeamten u. a. m. zuschiebt, ja ganz vorzüglich gegen die letztern als die Sündenböcke, als die Chorführer der verhaßten Revolutionnairs eifert, so ist dies eine offenbare Verirrung. Daß der Herr Verf. von einer solchen sich mitfortreißen läßt, erscheint uns um so auffallender, da er früher selbst Regierungsrath war. Bei dem Scharfblick desselben in der Politik, bei dem umfassenden Urtheile über alle Zweige der Gesetzgebung und Verwaltung sollte man glauben, er würde auf der einmal betretenen Bahn sich rasch auf eine Stufe emporgearbeitet haben, von wo aus er werkthätig auf eine gründliche Reform des Regierungswesens hätte hinwirken können. Die ihm Gleichgesinnten wenigstens müssen es bedauern, daß er sich in blühender Kraft mit einer Pension zurückzog und nun damit begnügt, aristokratisch-philosophisch-politisch-conservative oder nach unserm Dafürhalten regressive Manuscripte zu verfassen und mitzutheilen.

Die Könige sind von Gottes Gnaden, aber die Völker auch; und Beide sollen's nicht vergessen, damit ihnen Gottes Gnade nicht verloren gehe und sie sich und Andere ins Verderben stürzen, wie die Geschichte in tausend und abertausend Beispielen lehrt. Setzt der König die Gottesfurcht aus den Augen, ist er seinem Volke ungnädig statt gnädig, stiftet er Verwirrung, statt Ordnung zu halten, schaltet er mit heilloser Willkür, statt das Gesetz zu handhaben, so werden seine Sünden entweder an ihm selbst heimgesucht oder die Strafe trifft die vielleicht schuldlosen Nachkommen, den Worten der heiligen Schrift gemäß noch im dritten und vierten Gliede. Es erfolgt ein Umsturz des Bestandenen, und aus dem Chaos wächst eine neue Ordnung empor, welche unvermerkt durch ihr bloßes Dasein als Rechtszustand Wurzel schlägt und als solcher anerkannt wird. Kein System des Rechts, keine Gesetzgebung kann auskommen ohne Verjährung, welche auf keinem andern Princip ruht als auf der Nothwendigkeit, die That durch Erfolg und Dauer zum Recht werden zu lassen und als solches anzuerkennen. Ohne diese Anerkennung, wie wäre irgend ein Besitz, wie ein Thron gesichert? Eben daraus folgt aber, daß eine fortgehende Bewegung und nicht eine faule Stagnation Gottes Ordnung gemäß sei. Mit diesem Glauben kann man seinem Könige, seinem Vaterlande treu dienen, recht wandeln, in der Entwickelung des Neuen das Alte achten und pflegen, ein guter Bürger und ein guter Christ sein, während die Lehre des Herrn v. Haller und die confusen Nutzanwendungen seiner Jünger durch Rückwärtsschieben zum Umsturz führen und nur deshalb minder gefährlich erscheinen als die der verwegenen Bewegungsmänner, weil die Ausführung ungleich schwieriger ist. Die Bewegungsmänner agiren mit der rohen Masse und der entzündlichen, unbesonnenen Jugend, ihre Gegner nur mit Einzelnen und mit der Schwäche des Alters.

Warum sollte es nicht eine rechte Mitte geben? Die alten Sprüche: Medium tenuere beati u. dgl., tragen mehr Vernunft und Naturnothwendigkeit in sich als etwa die Präbende irgend eines Domherrn, oder die Sinecure eines hohen Titularbeamten. Ist nicht Mäßigkeit das erste Gesetz der Erhaltung, Kräftigung und Verlängerung des Lebens jedes Einzelnen? Die Völker und Staaten aber sind endliche Wesen, sie werden geboren, haben ihre Jugend, ihre Reife, ihr Alter, und finden ihr Grab wie der einzelne Mensch. Mäßigung und weiser Gebrauch der von Gott geschenkten Gaben bringt auf ihren verschiedenen Lebensstufen, in den einander natürlich folgenden Entwickelungsperioden die herrlichsten, ruhmwürdigsten Erscheinungen hervor, während ein thörichtes Uebereilen, ungestümer Eifer selbst für löbliche Zwecke Schwäche und Untergang herbeiführen; das Bestreben, irgend eine Lebensperiode zu fixiren und unbeweglich festzuhalten, lächerlich und als ein Frevel an der Natur und ihrem ewigen Gesetze bald empfindlich gestraft wird. Große Fürsten waren dadurch groß und werden gerühmt von der Nachwelt, daß sie ihre Zeit erkannten, die Bewegung derselben nicht hemmten, sondern sich an die Spitze derselben stellten und sie mit überlegenem Geiste dem innern göttlichen Berufe gemäß beherrschten und leiteten. Karl der Große und Friedrich der Große waren in dieser Art gewaltige Fürsten der Bewegung; aber auch der bei katholischen Stiftsherren freilich nicht legitime Martin Luther kann hier genannt werden, und alte Päpste, wie Gregor VII. und Innocenz III., werden demselben nicht ohne Verdienst beigesellt.

Herr v. H. leitet die mißfällige Gestaltung der neuern Gesellschaft aus den modernen Schulen und Systemen in dem Staats- und Regierungswesen ab und bezeichnet seine vormaligen Genossen, die Beamten, als die Vollstrecker des von ihm so benamten unseligen materialistischen Systems. Obwol angeblich die Gewalt in ihre Hände gelegt ist, blieb ihnen doch das Verständniß der heilbringenden Ideen des Verf. über Gemeindeverfassungen, Herstellung der Innungen, Wiederbelebung der Geistlichkeit, des Adels, des Bürgerstandes, des Bauernstandes u. s. w. verschlossen. Diese Unglücklichen

gehören, nach dem Verf., ohne Ausnahme einer andern Denkweise und anderer Bildung an. Sie müssen den Ansichten einer frühern Epoche wie morsche Nachen dem vorüberrauschenden Strome folgen u. s. w. Unsers Bedünkens halten sich morsche Nachen nicht lange auf dem rauschenden Strome, wogegen feste und tüchtige Gefäße sicher auf demselben dahingleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Journalistik.

Revue des deux mondes, 15 octobre. „Le Prince", von G. Sand. Dieser „Prince" ist Niemand anders als der Prince de Bénévent oder Talleyrand; ein sehr bizarrer, kecker, beleidigender Aufsatz. Hr. Sand sitzt mit einem Freunde auf einer steinernen Bank vor dem Hôtel des Prinzen und entwickelt in einer langen Unterredung seine simonistischen Lehren. Madame Dudevant gehört der Sekte des Père Enfantin an; dies gibt den Schlüssel zu ihren Romanen, die alle den Umsturz der Ehe bezwecken und die Freiheit des Weibes vindiciren. Was hier über Talleyrand gesagt wird, ist mit einer so hinreißenden Beredtsamkeit geschrieben, der Mann, der hier so streng zur Rede gestellt wird, ist so allgemein bekannt, daß wir glauben, Einiges aus dieser eloquenten Diatribe hier mittheilen zu müssen:

„Der Mann, der da wohnt, spielt seit 60 Jahren mit Völkern und Kronen auf dem großen Schachbrete der Welt. Wer weiß, ob nicht, als er sich zum ersten Male an einen Tisch setzte, um zu arbeiten, ein edler Entschluß in seinem Gehirn, ein edles Gefühl in seinem Herzen war! Nie, entheilige die Rechtlichkeit nicht durch einen solchen Gedanken! Diese convexe, dünne Lippe, gleich der einer Katze, mit der breiten, herabhängenden Unterlippe eines Satyrs, diese Mischung von Verstellung und Lascivität, diese weichen, gerundeten Lineamente, Kennzeichen eines schmiegsamen Charakters, diese verachtende Falte auf einer stark vorspringenden Stirn, diese hochmüthige Nase und daneben der Blick eines Reptils, so viele Contraste auf einer Physiognomie, verkünden einen Menschen, der zu großen Lastern und kleinen Handlungen geboren war. Dieser Mensch ist eine Ausnahme in der Natur, eine so seltene Monstrosität, daß das Menschengeschlecht, obgleich es ihn verachtete, mit stupider Bewunderung im Anschauen desselben versunken war. . . Sieh nur, wie bleich und unbeweglich dieser Palast dasteht! Man glaubt in einem Kirchhofe zu sein. Kaum sind einige Fenster beleuchtet. Die Thüren öffnen und schließen sich ohne Geräusch. Sieh diese etwas hellern Fenster, durch welche sich das Gespenst einer weißen Statue abzeichnet? Das ist der Salon. Da ist vielleicht das Eleganteste und Anmuthigste, was Frankreich besitzt, versammelt. Hört man einen Gesang, ein Gelächter, einen Laut nur, der die Gegenwart menschlicher Geschöpfe verkünde? Keiner wagt es den Andern anzublicken, aus Furcht, irgend einen geheimen Gedanken zu verrathen zwischen diesen Mauern, wo Alles Stille, Geheimniß und inneres Grauen ist." Dann kommt die Lebensart des Fürsten: es ist eine vollständige Biographie, mit dem zürnenden Feuer eines Juvenal geschrieben: „Um 8 Uhr fährt der Fürst mit seinem Arzte spazieren; um 5 Uhr wird ihm das köstlichste und kunstreichste Mittagsessen servirt, das in Frankreich zubereitet wird. Sein Koch ist in seiner Sphäre eine ebenso merkwürdige, bewunderte Erscheinung wie er. Jedes Service wird durch die feierlichen Fanfaren seiner Jäger verkündet. Nach dem Gastmahl gibt er seiner Familie Audienz. Bei Anbruch der Nacht macht er seine zweite Spazierfahrt. Jetzt kommt er nach Hause und sein Cabinet wird erleuchtet, und der Fürst arbeitet bis 5 Uhr des Morgens. O Mond! erscheine noch nicht; verbirg dich noch hinter dem schwarzen Horizonte des Waldes! Natur, bleibe stumm und unbeweglich wie der Grabstein! Der Genius des Menschen wacht! Der geschickteste, der wichtigste unter den Fürsten der Erde beugt sich über einen Tisch, beim Scheine einer Lampe; wie Jupiter vom Olympe so erschüttert er aus seinem Cabinet die Welt durch das Drohen seiner Brauen." Die Leser kennen die Herzogin v. D., welche — aber ich will weiter nichts sagen, lesen Sie selbst: „Sie sind zu hübsch, zu reizend, um nicht tugendhaft zu sein, Frau Herzogin. Diesen Morgen sah ich Sie vorüberfahren. Ich lag auf dem Grase im Park, im Schatten der in der Sonne funkelnden Bäume; durch das durchsichtige Laubgewölbe schienen Sie goldene Strahlen in dem warmen Hauche des Mittags auszuströmen. Weiß gekleidet wie ein junges Mädchen, wie eine Nymphe der Diana, flogen sie in einem leichten Tilbury dahin. Ihr Haar flatterte um Ihre unschuldige Stirn, und aus Ihren großen schwarzen Augen, den schönsten in Frankreich, wie es heißt, sprüheten magische Blitze. Ich wußte noch nicht, daß Sie Herzogin seien, ich sah blos in Ihnen ein hinreißend schönes Weib. Aber seitdem bin ich in Ihr Zimmer getreten, und das Portrait in den Vorhängen Ihres Bettes — aber nein, nein, mit einem so sanften, strahlenden Blicke, mit einer so wunderbaren Schönheit, mit einem so stolzen, freimüthigen Gange, einer so harmonischen Stimme, so herablassenden Manieren ist man nicht verdorben u. s. w." Das ist eine malicieuse Persiflage! Uebrigens kenne ich die schöne Herzogin; die Madame Dudevant hat ihr Portrait sehr geschmeichelt. Sie beschäftigt sich viel mit Literatur, und ihr Salon ist in dieser Beziehung einer der besuchtesten der Hauptstadt. Wir könnten noch gar manches Pikante aus diesem Aufsatze anführen, aber es drängt uns weiter; wir haben eine gar lange Laufbahn vor uns. Nach der Frau Sand kommt der Hr. Barrault, der berühmte Prediger der St.-Simonisten. Er sendet von Konstantinopel die Beschreibung einer türkischen Hochzeit. Die „Statistique parlementaire", von einem pair de France, hat ein zeitgemäßeres Interesse. Wir können uns ins Einzelne nicht einlassen, indem der Zweck des Aufsatzes dem Zwecke d. Bl. nicht entspricht.

Revue des deux mondes, 1 novembre 1834. „De la réforme commerciale, par *Stéphane Flachat*." Seit 1829 wird das Gesetz über die Douanen von einer Sitzung der Kammern oder von einer Legislatur zur andern verschoben. Es steht zu erwarten, daß dieses Jahr eine Entscheidung erfolgen wird; es ist ein Deficit in den Finanzen, und das kann nicht ausgefüllt werden, wenn nicht dem Handel und der Industrie neue Quellen geöffnet werden, daher denn auch der gegenwärtige Handelsminister, Hr. Duchâtel, so eifrig seine enquête commerciale betreibt. Das Publicum nimmt den lebhaftesten Antheil an den Verhören der bedeutendsten Fabrikanten und Handelsherren, welche die Tagesblätter bekannt machen. Aber auf welcher Basis soll die Handelsreform beruhen? Wo beginnen und wo enden? Diese Fragen, welche gegenwärtig alle Fabriken beunruhigen, alle Handelsverhältnisse bedrohen, sucht Hr. Flachat in einem mächtigen Artikel zu beantworten. Dieser Artikel ist für sich allein ein Buch mit Ziffern, Citaten, Tabellen und sonstigem gelehrten Apparate. Wir können uns auf eine nähere Analyse nicht einlassen, die vielleicht auch nicht dem Zwecke d. Bl. entsprechen würde. Welcher Geist den Verf. beseelt, von welchen Ansichten er ausgeht, erhellt aus folgenden Bemerkungen über Deutschlands Handelsassociation. „Sie ist", sagt Hr. Flachat, nachdem er diese Verbindung in ihren Hauptmomenten geschildert, „bei uns mit engherziger Leidenschaftlichkeit beurtheilt worden. Was sie augenblicklich Feindliches für Frankreich haben mag, hat viele verständige Männer dergestalt beängstigt, daß sie die Wichtigkeit dieser Combination für die Aufrechthaltung des Friedens in Europa und die Entwickelung der Civilisation übersehen haben. Suchen wir bei Beurtheilung unserer Nachbarn uns über einen kleinlichen und ausschließlichen Nationalitätsgeist zu erheben. Trauen wir dem Schicksale Frankreichs, und befürchten wir nicht, daß eine augenscheinlich progressive und an und für sich liberale Maßregel je unsere Interessen beeinträchtigen könne." Unter mehren inter-

essanten Angaben heben wir folgende aus: Die Bevölkerung der Insel Cuba hat sich seit 1791 verdreifacht; sie zählt heutzutage ungefähr 800,000 Einwohner und macht für 200,000,000 Fr. Handelsgeschäfte jährlich. Im Jahre 1827 betrugen die Einkünfte 44 Millionen; jetzt betragen sie 50 Millionen. Damit unterhält sie nicht allein ihren Militairstand, ihre 14 Schiffe starke Marine mit 280 Kanonen, ihre Straßen u. s. w., sie sendet auch der Metropole jährlich im Durchschnitt 15 Millionen. Seit 1778 hat sie Spanien 22 Fregatten gegeben, 7 Packetboote, 14 Goletten, 9 Brigantinen und 49 kleinere Fahrzeuge. In Cuba herrscht völlige Handelsfreiheit, und diese hat nicht allein die Kaufleute bereichert, sondern auch eine sehr blühende Industrie herbeigeführt. Cuba liefert schönern und wohlfeilern Zucker als irgend eine englische oder französische Colonie. Auch die Insel Sincapore, an der Spitze der Halbinsel Malakka, besitzt völlige Handelsfreiheit. Manufacturen und Fabriken treffen wir da noch nicht, denn diese sind nur das Ergebniß eines längern Culturzustandes, dagegen aber übertrifft ihr Tauschhandel alle Erwartungen. Europäer, Malaien, Chinesen, Japaner ꝛc. strömen diesem Freihafen zu, der eine Art neutrales Terrain für alle Handelsleute und alle Handelszweige bildet. Diese commercielle Bewegung, welche im Anfange kaum bemerkbar war, hat mit einer so wunderbaren Schnelle zugenommen, daß sie heute auf 150 Millionen angeschlagen wird. Die Bevölkerung hat in demselben Verhältnisse zugenommen: im Jahre 1819 waren an der Bai von Sincapore nicht mehr als 150 Fischer ansässig; die Bevölkerung betrug 19,200 im Jahre 1832. Hr. Duchâtel, der jetzige Handelsminister, gehört nicht zu Denen, welche in dem Prohibitivsystem oder in der Einschränkung der auswärtigen Concurrenz das einzige Mittel zur Beförderung der industriellen Erziehung eines Volkes finden. Es handelt sich aber darum, zu wissen, auf welche Art die schnellste, die schonendste und fruchtbarste Handelsreform zu bewerkstelligen ist: die schnellste im Interesse der Consumirenden, die schonendste im Interesse der bestehenden Industrie, die fruchtbarste im Interesse Aller. Die Vorschläge des Hrn. Flachat lassen sich auf folgende zurückführen: Stufenmäßiges Herabsetzen der Eingangszölle und ein système de travaux publics, das dem Geiste der Reform angemessen sei. Dazu rechnet Hr. Flachat die jährliche Annahme von 200 Schülern mehr in die polytechnische Schule, die Gründung von Industrie- und Manufacturschulen in den Hauptfabrikstädten, unter welche diese 200 Zöglinge des polytechnischen Instituts zu vertheilen, Gründung einer neuen Classe des Institut de France, welche die Industrie repräsentire u. s. w.

„Statistique morale. La colonie des Savoyards à Paris". Die Savoyarden bilden zu Paris eine zahlreiche Colonie, deren Treiben und Sitten bis jetzt wenig bekannt geworden. Man stellt sie sich noch immer als Bettler vor, wie zu Molière's und Voltaire's Zeiten. Paris ist heutzutage für sie kein Hospital mehr, sondern eine Werkstätte. Die meisten können, wenn sie ihre Berge verlassen, lesen und schreiben, einige rechnen. Ihr Ehrgeiz ist mit ihren Kenntnissen gestiegen. Sie kommen nicht mehr nach Paris auf ein Jahr; sie bleiben so lange, bis sie genug haben, um für einen des gros du pays zu gelten. Auch nach London, Wien, Turin, Lyon wenden sie sich; indeß kommen von den 5000, die jährlich auswandern, 4500 nach Paris, wo sie das Monopol gewisser Verrichtungen haben, die ebenso viel Discretion als Ehrlichkeit erfodern; sie sind Commissionnairs, Kammerdiener, Commis, Detailhändler, hommes de confiance, garçons de recette; sie füllen die Zugänge zu der Bank, den Posten, den Messagerien und Administrationen an; der ganze Handel von Paris, die Producte der Manufacturen werden durch sie in Umlauf gebracht. Ihre Anzahl beläuft sich gegenwärtig auf 20,000. Es gibt Gemeinden in Savoyen, welche in der pariser Colonie 3 — 400 Individuen zählen. Unermüdlich zu Allem zu gebrauchen, haben sie die Auvergnaten aus allen höhern Stellungen der Domesticität vertrieben. Der Auvergnat ist rauh, wild und schmuzig geblieben; die Savoyards haben sich civilisirt; auch wohnen sie zusammen, in jedem Stadtviertel eine Gemeinde: hier die Leute von Moutiers, dort die von St.-Jean de Maurienne, von Sallanche ꝛc.; keine überschreitet ihre Grenzen. Zwischen den Gemeinden besteht übrigens weiter keine allgemeine Beziehung. Jede ist für sich, dagegen halten die Mitglieder einer Gemeinde sehr zusammen. Vor einiger Zeit war die Rede von einer allgemeinen Association, die aber nicht zu Stande kam.

Die Savoyarden verlassen ihre Heimat gegen das 15. oder 16. Jahr; sie vereinigen sich unter einem Messager, der sie für 50 Fr. zehrfrei nach Paris liefert. Sie bleiben gewöhnlich 10 — 12 Jahre. Das höchste Ziel ihres Ehrgeizes ist, sich als Kaufmann niederlassen zu können; zunächst ist das Geschäft eines Commissionnairs das einträglichste; es kann jährlich 1800 — 2000 Fr. abwerfen. Sie leben mit 600 Fr. Wenn die Zeit kommt, sich häuslich niederzulassen, so gehen einige in ihr Vaterland zurück, wo sie als Pächter leben; andere treiben zu Paris einen kleinen Handel mit grobem Tuche und Sammt. Damit verdienen manche 50 — 60,000 Fr. in zehn Jahren. Ein Savoyard, der weder lesen noch schreiben konnte, hat sich durch einen solchen Handel ein großes Vermögen erworben. Er hatte seine Bücher im Kopfe, und alle seine Rechnungen waren vollkommen richtig. Außer der strengsten Nüchternheit ist die Liebe zum Vaterlande ein Charakterzug, der die Savoyarden ehrt. Ihr Ruhetag ist den Erinnerungen an die Heimat gewidmet; dann schreiben sie an ihre Aeltern. Erfahren sie, daß Zwiespalt im väterlichen Hause ist, so fußen sie auf die Geldunterstützungen, die sie nach Hause schicken, um auf Wiederherstellung des Friedens zu dringen. „J'apprends", schrieb Einer von ihnen seinem Vater, „que ma mère est malheureuse; je vous écris pour vous dire que je ne suis pas content." Um die Energie dieser Worte ganz zu fassen, bemerke man, daß in Savoyen die Kinder bis zu des Vaters Tode als unmündig betrachtet werden. Um die französische Obrigkeit bekümmern sie sich wenig; die Obrigkeit, die sie achten, an deren Beifalle ihnen gelegen ist, deren Tadel sie fürchten, das ist der Magistrat ihres Ortes; bei Allem, was sie beginnen, fragen sie sich, was der Herr Syndicus dazu sagen werde, und wie Viele unter ihnen sehen ihren Herrn Syndicus in ihrem Leben nicht wieder!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Tadeln ist leicht, aber oft ein — Vergehen.

Ein Proteus ambulans in der „Zeitung für die elegante Welt", 1834, Nr. 219, beginnt einen „101 Versehen und Vergehen u. s. w." überschriebenen Aufsatz mit der Rüge zweier merkwürdigen Druckfehler, wobei er, was den uns zu Gesicht gekommenen ersten Tadel anlangt, im gewaltigen Irrthum befangen ist. Er spricht nämlich ziemlich kategorisch bei Erwähnung des bekannten Räthsels von Schiller („Der Blitz"):

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht u. s. w.

das Urtheil aus, daß der Druckfehler nur statt nie von allen Lesern und Exegeten ungerügt oder doch unbemerkt geblieben sei. Der Spaziergang dieses Proteus in den kritischen Wäldern unserer classischen Literatur scheint ein sehr flüchtiger gewesen zu sein; denn der kürzlich in Schulpforte verstorbene Rector Lange hat in seinem (im „Neuen deutschen Mercur", 1809, Nr. 12, zuerst erschienenen) Aufsatze: „Schiller's Parabeln und Räthsel" („Lange's Schriften", herausgeg. von Jacob, 1832, S. 245), ausdrücklich gesagt: „Sehr entstellt ist dieses Räthsel durch einen noch in der neuesten Ausgabe gebliebenen Druckfehler. Und dieses Ungeheuer hat zweimal nur gedroht; nie gedroht muß es heißen." Also nicht alle Exegeten haben ihn ungerügt gelassen. Es wird dem Ref. viel Freude machen, wenn er den proteischen Spaziergänger öfterer von solchen Irrwegen zurückbringen kann. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 344. — 10. December 1834.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn von Harthausen.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Jenem verwünschten materialistischen Systeme, dem Staate, der Gesetzgebung und Herrschaft der Liberalen (alles Synonima) wird die Vernichtung der Stände Schuld gegeben. Die Staatskunst ist es nach Herrn v. H., welche alle Bande zwischen dem Bauer und dem Adel gelöst hat u. s. w., sie ist es, welche die Welt um den innern Frieden gebracht, sie ihrer edelsten Güter beraubt hat. Man lese nur S. 47—49, was unter der Rubrik: „Geistlichkeit", verkündet wird, und wen ergreift nicht Entsetzen über solche Macht des Bösen! Aber wo sitzt denn in Preußen dies materialistische System, diese leidige Staatskunst? Wo anders als in den Gesetzen des Königs, welcher in Europa vor allen seines Gleichen als weiser Gesetzgeber, als liebreicher Vater seines Volkes, als ruhmvoller Erhalter und Mehrer seines Reiches unter den furchtbarsten Stürmen gepriesen und als solcher zu ewigem Gedächtniß in der Geschichte glänzen wird? Hält Herr v. H. seine rührende Schilderung der Klöster und des alten Pfaffen- und Adelthums für wahrer als die Liebe des preußischen Volkes, als die Anhänglichkeit an seinen frommen und gerechten Landesherrn?

Das lebende Geschlecht soll den vernichteten Zustand, das Wesen der alten Stände noch gesehen haben. Allerdings, aber nur nicht so, wie Herrn v. H.'s Phantasie solches schildert. Er wandle nur nach der vormals reichsten und schönsten Abtei in Westfalen nach Kappenberg und betrachte, was der edle Stein (freilich ein arger Theilnehmer und Rädelsführer der verwünschten liberalen Gesetzgebung in Preußen, dennoch zuletzt Landtagsmarschall in Westfalen) am Abend seines thätigen Lebens daselbst geschaffen, dann frage er die Alten in der Nachbarschaft, wie's zuvor die faulen Bäuche getrieben, wie selten sie nüchtern geworden; wie sie die Weinrechnungen mit Eichbäumen bezahlt, welche die Händler erst mit dem Bohrer in der Hand ausgesucht hatten, folglich die Stämme, so ihnen nicht gut genug waren, verderben ließen. In Westfalens Hauptstadt kann Herr v. H. von lebenden Zeugen Proben sammeln über die Sitten seiner Grafen und Freiherren zur Zeit, als die alte Herrlichkeit unterging durch die Vollziehung des Reichsdeputationsschlusses vom Jahre 1803.

Aber wir rechnen uns zu den Gemäßigten. Weg also mit zornmuthigen Erwiderungen auf die stolzen Phrasen des gelehrten Freiherrn; gestehen wir vielmehr, daß der reichen Abtei unrühmlichen Andenkens andere Klöster und Stifter, z. B. Liesborn, noch zur Seite standen, welche aus dem grauesten Alterthume her bis zu ihrem Erlöschen ihren Ruf unbefleckt erhielten, ganz nach dem Worte des Heilandes den Mühseligen und Beladenen, der sich zu ihnen wandte, wahrhaft erquickten. Desgleichen hat es früher so wenig als heute in den höhern westfälischen Familien an Mustern reiner Sitte und ehrwürdiger Einfachheit gefehlt.

Uebrigens sind wir auch nicht der Meinung, daß liberale Ideen, zeitgemäße Gesetzgebungen und Verfassungen sammt allen Heilsanstalten der neuern Staatsweisheit im Ganzen und Großen die irdische Glückseligkeit, geschweige denn den Seelenfrieden der einzelnen Menschen auch nur um ein Körnchen vermehren können. Ja, wir halten dafür — und der uralte Mythus von dem goldenen, silbernen u. s. w. Zeitalter unterstützt unsern Glauben —, daß die anfänglichen rohern Zustände den Völkern so gewiß ein leichteres und heitereres Dasein gewährten, als das Kind in seiner Abhängigkeit und Hülflosigkeit leichter und heiterer dahinlebt als der Vater, welcher im Schweiße seines Angesichts sich abmüht, seinen und der Seinigen Unterhalt zu erwerben. Dennoch strebt der Sohn nach dem Ziele, welches der Vater erreicht hat. Fortschreitende Ausbildung der Völker und Staaten kann Großes und Herrliches zu Tage fördern, wie der einzelne Mensch in Friedens- und Kriegsthaten, in Kunst und Wissenschaft Rühmliches vollbringen mag. Aber Behaglichkeit und Genuß, sinnliches Wohlsein hängt keineswegs mit diesen Erscheinungen unmittelbar zusammen. Ein tieferer Blick in die Geschichte der Menschheit und ihrer allmäligen Entwickelung zeigt, wie an dem gesammten Verbrauche und Genusse des wenig zahlreichen rohern Volkes die unmittelbare Gabe der Natur einen sehr großen, die Arbeit des Menschen aber einen viel geringern Antheil hat. Während nun die Bevölkerung zunimmt und die Civilisation fortschreitet, pflegt die Natur jenem ersten Geschenke nichts zuzulegen, was der Mensch ihr nicht durch Arbeit

und Erfindung entlockt, durch die Früchte seiner Thätigkeit, Kenntniß und Capital ihr gleichsam abnöthigt, künstlich ausbeutet, neu schafft. Hierin liegt die Stufenfolge, welche in der Entwickelung der Völker als Jäger, Hirten, Ackerbauer, städtische Bürger, betriebsame Gewerbs- und Handelsleute allmälig hervortritt. Bis zum Ackerbauer hinan behauptet der Boden und dessen Ertragsfähigkeit eine vorherrschende Wichtigkeit. Die Scheidung des Eigenthums in dominium directum und dominium utile, nebst allen diesen bildsamen Rechtsbegriffen, verwandten dinglichen und selbst persönlichen Rechtsverhältnissen der Vorzeit wurzelt naturgemäß in dem überwiegenden Werthe des Bodens, sofern nämlich dieser mit dem Betrage alles übrigen Nationalvermögens verglichen wird; in der Macht des Bedürfnisses, sich an der Scholle festzuhalten und von ihr zu leben. Ob der Mächtige und Reiche einen Theil seines Besitzthums oder der Nutzungen desselben dem Schwächern überlasse, damit dieser ihm seine Arme leihe, die Früchte des übrigen zu gewinnen, oder ob umgekehrt der Schwächere Eigenthum und Arbeit dem Mächtigen theilweise darbiete, damit dieser ihn schütze gegen fremde Gewalt (feudum datum, feudum oblatum), dies sind am Ende nur formelle Unterschiede, unwesentliche Nuancen eines und desselben zu seiner Zeit natürlichen und nothwendigen Zustandes. Daß dieser Zustand seinen Frieden hatte, daß in demselben Gott dem Gerechten, ja oft selbst dem Ungerechten ein nicht geringeres Maß irdischen Wohlseins vergönnte, als auf irgend einer spätern Stufe höherer Civilisation, wer möchte das leugnen? Gestehen wir selbst, daß die Erinnerung ihrer Art nach, von der Vergangenheit das Gute behaltend, des Bösen aber vergessend, jene Zustände mit Vorliebe ausschmückt und eine Sehnsucht nach dem Verlorenen weckt, welche so leicht in Mißachtung des gegenwärtigen Besitzes übergeht.

Der Trieb, das Bedürfniß des Menschen, die Gabe der Natur durch Arbeit zu vervielfältigen, zu veredeln, zu mannichfaltigern Zwecken zu benutzen, durch Erfindung, durch Entdeckung der Geheimnisse der Natur, durch geistige Thätigkeit seine physischen Kräfte unendlich zu erhöhen, über den ältern beschränkten Kreis seines Lebens in die weiteste Ferne hinzuwirken und aus dieser die Erzeugnisse aller Länder, die Waaren aller Völker sich anzueignen — dieser den Menschen eben zum Menschen erhebende Trieb führt natürlich und nothwendig zur höhern Betriebsamkeit, zur Vermehrung des Volkes, zu Handel und Fabriken, zu Künsten und Wissenschaften, zur größern Bedeutung dieser Potenzen im Volks- und Staatenleben, während der Scholle weder an Flächenausdehnung noch an innerer Ertragsfähigkeit etwas zuwächst. Bringt sie mehr und Neues hervor, so ist's des Menschen Arbeit und Capitalverwendung, welche es beschaffen. Der Grundbesitz, vormals die Hauptquelle der Ernährung, der Macht und des Ansehens, sinkt gleichsam zur Werkstatt herab, welche zwar auch noch erste Bedingung des Betriebes ist, deren Werth, deren quantitative Bedeutung aber fast verschwinden gegen das Gewicht der physischen und geistigen Kräfte, der Werkzeuge und Maschinen, welche in derselben sich bewegen und die rohe Gabe des Bodens auf das Mannichfachste verarbeiten und zu unendlich höherm Werth steigern. Kunst und Wissenschaft sind nur die edelsten Blüten der allseitigen Entwickelung der Völker, daher in ihren Werken die Zuthat der allnährenden Erde zu Dem, was der Geist des Menschen daraus geschaffen, fast gänzlich verschwindet.

Dem Triebe zu solcher Entwickelung ist innig verknüpft das Bedürfniß freier Bewegung, sowol hinsichts aller persönlichen Rechte und Befugnisse, als der Verfügung über die dingliche Habe, namentlich über die Benutzung des Grund und Bodens. Es entspringt ferner aus diesem Triebe das Verlangen nach Anstalten und Einrichtungen, welche Allen gleich zugänglich seien, Allen zu gleichem Schutze, zu gleicher Hülfe, zu gleichem Nutzen gereichen. Dahin gehören 1) Schutz nach Innen und Außen, Waffengewalt und Heeresmacht; 2) Gesetze und Rechtspflege; 3) allgemeine Sorge für die Wohlfahrt der Gesellschaft durch Abwendung von Gefahren und Störungen, welche derselben durch Einflüsse der Natur, oder durch die Willkür und Unfügsamkeit einzelner Menschen drohen; 4) Beförderung der Bewegung und Mittheilung, Ersparung von Zeit und Kraftaufwand durch Straßen, Kanäle, Posten u. s. w.; 5) Anstalten des öffentlichen Unterrichts jeder Art von der Elementarschule des Dorfes aufwärts bis zu Universitäten, Bibliotheken, Museen u. dgl.; 6) Schutz und Pflege derjenigen Einrichtungen, welche dem Menschen Noth thun, um die Seele aus dem irdischen vergänglichen Treiben zu erheben zur Quelle der himmlischen Gnade und des ewigen Trostes.

Seht da den Bureaukraten mit seinen revolutionnair rationalistischen Kategorien! schreien die schwebelnden und nebelnden und frömmelnden Politiker, welche höchstens Provinzialminister statuiren, und das gesammte Staatsleben lediglich nach dem Schema ihres Edel- oder Bauerhofes oder gar ihrer Dachstube modeln wollen. Wir legen aber keinen andern Werth auf jene Kategorien, als daß sie gemeinverständlich sind, und daß Jeder die unzähligen öffentlichen Werke und Anstalten darunter ordnen mag, welche als Fortschritte der Civilisation gepriesen werden, und welche den neuern Staaten nur dadurch gelungen sind, daß der Einzelne einen immer größern Theil seiner Kräfte und seines Erwerbs für das gemeinsame Bedürfniß, für den gemeinsamen Wohlstand beisteuerte. Wenn dadurch der Wohlstand der Gesammtheit gewaltig anwächst, der Einzelne nun aber verblendet und unbillig vergißt, was von den Vortheilen des gegenwärtigen Zustandes ihm entweder wirklich zufließt, oder leicht von ihm geschöpft werden kann, sobald er sich danach anstellt, so kann er freilich nicht umhin, in den allgemeinen Jammer über unerträglichen Druck der öffentlichen Lasten, Verkümmerung alter Vorrechte, und endlich völlige Verarmung miteinzustimmen und sein Thema durch ein Unmaß von Scheingründen zu beweisen. Der Einzelne muß, wenn durch seine eignen Beiträge die Gesammtheit reicher werden soll, im Verhältniß zu dieser ärmer werden.

Eine Partei leitet diese Erscheinungen aus dem revolutionnairen Princip der Gleichmachung, der Vernichtung jedes besondern Rechts zu Gunsten des eingebildeten Gemeinwohls her, bezeichnet Professoren, Schulmeister, Studenten, Zeitungsschreiber, Staatsbeamte als die Empörer gegen die alte heilige Ordnung. Andere schreien über Despotismus der Fürsten und Regierungen, Begünstigung der höhern Stände u. s. w., und finden hierin die Wurzel aller Unbehaglichkeit, aller Ueberbürdung der ärmern Menge. Beide stimmen aber darin überein, daß sie täglich größere Ansprüche an das Gemeinwesen machen. Kirchen, Schulen, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Fräuleinstifte, Armen- und Kranken- auch Narrenhäuser, was ein Jeder bauen oder einrichten will, auch wenn die Herren in Schulden gerathen sind und die verhaßten Capitalisten stockender Zinsen wegen nicht mehr borgen mögen, alsobald handelt es sich um das Wohl des Staats (so sehr man auch sonst das Wort verabscheut*)); der Staat, d. h. zunächst seine Diener sollen Mittel schaffen, die Kassen sollen sich aufthun und reichlich spenden von Dem, was allerdings von der ärmern Menge zum größten Theile eingesammelt worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Revue britannique. Octobre 1834. „Architecture actuelle de l'Allemagne." Die Italiener sind anmuthige und fruchtbare Baukünstler; indeß haben Michel Angelo, Bernini und Palladio den eigenthümlichen Typus des Alterthums nicht wiedergefunden. Sie haben einen eignen Styl geschaffen, der sich ebenso sehr vom hellenischen Geschmack entfernt, als Racine's „Bajazet" vom „Agamemnon" des Aeschylus. Die neueste Entwickelung der bildenden Künste in Deutschland trifft mit der Richtung ihrer schönen Literatur zusammen. Die gegenwärtig in Deutschland herrschende Schule ahmt den echten griechischen Styl nach. Klenze, ihr Oberhaupt, ist übrigens in seiner Art ein Fanatiker; er wird nebst Menzel als Deutschlands erster Architekt genannt, jedoch soll Schinkel origineller sein als Menzel. Das Uebrige übergehen wir. Das Ganze ist blos eine Zusammensetzung des Bekannten ohne selbständige Kritik. In dem folgenden Aufsatze: „De l'exubérance de la population et des capitaux en Angleterre" finden wir dagegen manches Neue und Anziehende. Der Zweck des Verf. ist, die Vortheile eines neuen Colonisationssystems darzuthun, welches seit einigen Jahren von einer Gesellschaft englischer Philanthropen und Oekonomisten ausgedacht worden; sie nennt sich die südaustralische Gesellschaft und hat sich ein doppeltes Ziel gesteckt: den Abfluß der überzähligen Population und das Umschlagen unthätiger Capitalien zu befördern. Alle Nationen Europas stehen mit England in Concurrenz; die Colonien finden hingegen ihre Rechnung im Austausche der Producte. Der Continent von Europa zählt beiläufig 200 Millionen Einwohner, welche von Englands Exportationen im Jahre 1829 nur für 25 Millionen Pfd. Sterl. Werth verbraucht haben, während die englische Ausfuhr in die nordamerikanischen Freistaaten, deren Bevölkerung im Jahre 1830 nur 14½ Millionen Einwohner betrug, sich auf 12,200,000 Pfd. Sterl. belief. Demnach findet England seinen Vortheil darin, das Colonisationssystem mehr und mehr auszudehnen. Die südaustralische Gesellschaft will mit dem Theile Australiens, welcher zwischen dem 132° W. B. und 141° O. L. liegt, einen Versuch machen. Der Hafen von Lincoln bezeichnet so ziemlich den Mittelpunkt dieser Region. Hierauf geht der englische Journalist die verschiedenen Colonisationssysteme durch, welche seit der Königin Elisabeth in Anwendung gebracht worden sind, und preist das System der südaustralischen Gesellschaft so lärmend und trompetend an, daß uns das Ganze etwas verdächtig wird, und wir besorgen, der Verf. sei von der südaustralischen Gesellschaft gedungen. — „Superstitions poétiques de l'Ecosse." Johnson fand in Schottland Niemanden als einen Schulmeister, der die Echtheit der vorgeblichen Uebersetzung der Barden behauptete. Vergeblich wurde Macpherson von seinem Gegner aufgefodert, den Text aufzuweisen. Seitdem erscheint Ossian seinen Landsleuten weit minder poetisch; übrigens hat beim Volke selbst Macpherson's gemachte Mythologie nie Anklang gefunden. Burns und W. Scott haben aus einer ganz andern Quelle geschöpft. Burns' „Hallowen" bezieht sich auf die abergläubischen Gebräuche eines ackerbauenden oder Hirtenvolkes. Hallowen ist die Nacht vor Allerheiligen. In dieser Nacht gehen die jungen Mädchen, je zwei und zwei, mit geschlossenen Augen in den Garten und reißen den ersten Kohlkopf aus der Erde, den sie finden. Wie nun der Kohlkopf beschaffen, krumm, grade, höckerig ꝛc., so der künftige Gatte. Bleibt ein wenig Erde an der Wurzel, so hat er Geld; schmeckt der Stengel bitter, so ist der Mann böse. In der Nacht auf den 1. Mai werden Fladen gebacken. Man versammelt sich um ein Feuer; die Anwesenden zerbrechen die Kuchen, indem sie die unsichtbaren bösen Geister anrufen; sodann kommt die Reihe an die sichtbaren Zerstörer. „Dir schenk' ich dieses, Fuchs, damit du meine jungen Lämmer schonest; und dieses dir, schwarzer Rabe, und dir, Adler des Gebirgs." Das Fest heißt Beltein; ob es von Pales oder von Belus herkommt, können wir hier nicht untersuchen. Der Dämon des Waldes von Glenmore heißt Llamdearg, Rothhand. Er sieht aus wie ein Krieger in voller Rüstung. Rothhand fodert die Vorübergehenden zum Zweikampfe. Wehe Dem, der die Herausfoderung annimmt; Rothhand ficht gegen ihn mit einem in der Hölle geschmiedeten Degen. Der weibliche Dämon von Knoidart heißt Glas-lich, die Nachthexe; eine Riesin, die Jeden mit ihren gewaltigen Armen faßt und erdrosselt, der es wagt, weiter zu gehen, nachdem er sie erblickt. Auch die Seen und Gebirgsbäche Schottlands haben ihre bösen Geister. Die Mer-maid oder Sirene verführt den Gebirgsbewohner durch ihren Gesang, ladet ihn zu sich in ihre krystallene Grotte, und er entschlummert unter ihren Küssen auf ewig im feuchten Grabe. Indeß sind die gefährlichen Geschöpfe vor den Dampfbooten geflohen, welche heutzutage die schottischen Seen nach allen Richtungen durchkreuzen. Die letzten haben sich bis in den Archipel der Hebriden geflüchtet. Mit ihnen ist auch der böse Kelpie gestohen, der, am Ufer der Seen herumtanzend, durch seine zierlichen Sprünge und koketten Sätze die jungen Mädchen einlud seinen Rücken zu besteigen und dann mit ihnen in die Ewigkeit galoppirte. Der Spunkie ist das Irrlicht, Brownie ist der gute Geist, welcher die Hütte oder den Meierhof beschützt. Mitunter erlaubt er sich auch Neckereien, erschreckt die faulen Mägde, die zu lange schlafen, oder kitzelt mit einem Strohhalm die Nase des Knechts, der auf dem Sessel seines Herrn eingeschlafen ist. Brownie gehört zugleich der Familie des Ariel und des Puck an. Es gibt Hausfeen und freilebende Feen. Die erstern, Benthie genannt, sind die Schutzgeister der Clans. Droht ihren Schützlingen ein Unglück, so verkünden sie es durch ihr Angstgeschrei. Zuweilen wird es auch durch den Geist eines ehemaligen Feindes der Familie angezeigt, wie z. B. der Bhode Glas von Mac Iver im „Waverley". Die unabhängigen Feen bilden ein nomadisches Königreich, das seine eignen Sitten, Institute und Hierarchie hat; sie stehlen mitunter die Kinder aus den Wiegen. Bevorzugten Sterblichen gewährt die Königin zuweilen ihre höchsten Gunstbezeigungen. Vor 50 Jahren wurde ein Pfarrer im Gebirge von den Feen

*) Hr. von H. scheint dessen Existenz ganz zu leugnen; er gibt nur einen sogenannten Staat zu.

geholt, weil er ihre Geheimnisse verrathen. Doctor Kirby, so hieß er, erscheint noch zuweilen seinen ehemaligen Pfarrkindern. Obgleich sich in W. Scott's Romanen wenig Gespenster, Hexen und Feen befinden, so unterhielt er sich doch gern davon; des Abends, im vertrauten Kreise, erzählte er Legenden. Wir schließen hiermit unsern Auszug. Schottland wird von einer solchen Menge von Nixen, Dämonen ꝛc. bewohnt, daß wir die populairsten noch bei weitem nicht alle angeführt. — „Dévouement et douleur", eine vorgeblich deutsche Anekdote, die ich Ihnen herzlich gern erzählen würde, wenn ich nicht einige Seiten weiter eine poetische Beschreibung von London durch einen chinesischen Mandarin erblickt hätte, der Sie und mich weit mehr interessirt. Die Chinesen sind leidenschaftliche Poeten oder vielmehr Gedichtemacher; sie machen deren bei jeder Veranlassung. Es existirt in China ein Gedicht über die Art, das Rindfleisch zurechtzumachen. Von dem Mandarin an bis zum Fischer, der seine Netze im blauen Flusse auswirft, leiht Jeder einer durch Rhythmus und Bilder belebten Erzählung ein williges Ohr. Die oben angezeigten Verse über London sind aus einem Versuche der chinesischen Poesie gezogen, welcher kürzlich in den „Transacts" der asiatischen Gesellschaft bekannt gemacht worden ist. Es sind zehn Stanzen. Die Verse haben alle dasselbe Maß. Der Verf. war 1813 nach London gekommen, wohin er einen der Lordcommissaire der ostindischen Compagnie begleitete. Wir theilen hier einige Stanzen mit.

I. „Fernhin, inmitten des Oceans, gegen Nordwesten, erhebt sich eine mächtige Insel, welche von einem zahlreichen Volke bewohnt wird; es ist England. Das Klima des Landes ist äußerst strenge. Die Häuser sind so hoch, daß die Dächer sich in den Wolken verlieren und die Sterne berühren. Die Engländer sind fromm; sie haben die größte Verehrung für Diejenigen, welche die heiligen Bücher lesen. Sie haben alle von Geburt aus einen unversöhnlichen Haß gegen die Franzosen; niemals hat zwischen beiden Völkern Waffenstillstand bestanden."

II. „Die Natur hat den Weibern dieser Nation alle Vollkommenheiten verliehen, auch üben sie auf die Männer einen unbeschränkten Einfluß aus. Die Wangen der jungen Mädchen sind immer frisch wie die neu aufgegangene Blume; ihr Gesicht ist schöner als eine weiße Perle. Die Männer lieben ihre Frauen, die Frauen lieben ihre Männer; sie leben in steter Eintracht bis in das späteste Alter."

Die zehnte Strophe lautet folgendermaßen: „Die Engländer trinken ziemlich guten Thee, und essen dazu Weizenbrot, auf welches sie Stücke Speck legen. Es ist in der That ein curioses Volk. Ihre Speisen sind sehr kostbar; sie tragen sie in silbernen Schüsseln auf und trinken den Wein aus sehr reinen Kristallgläsern. Bei Tische beobachtet man den größten Anstand, und man erscheint nie bei einem Gastmahle ohne die Kleider zu wechseln."

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Parallelen.

Napoleon und Philipp von Macedonien.

„Als Philipp von Macedonien", so erzählt Polybius (B. 5, Cap. 10), „die Athenienser in der Schlacht bei Chäronea besiegt hatte, richtete er nicht so viel durch die Waffen als durch die Milde seiner Gesinnungen aus. Indem er die Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte, die Gebliebenen zur Erde bestattete, auch die Meisten der Zurückkehrenden kleidete, bewirkte er das Größte; denn er besiegte den Stolz der Athenienser durch eignen Hochsinn und machte sie aus Feinden zu Mitstreitern." Nicht minder erfolgreich verfuhr Napoleon Bonaparte im J. 1799 gegen Paul I. von Rußland nach Suwarow's unglücklichem Feldzuge in der Schweiz und in Italien. Auf mancherlei Art wußte er den Launen des russischen Selbstherrschers zu schmeicheln und die vielen russischen Gefangenen, welche schon im Sommer 1800 noch vor dem Abschlusse des Definitivfriedens und zwar neu gekleidet in ihr Vaterland zurückkehrten, trugen nicht wenig dazu bei, dem russischen Kaiser von der Allianz mit England und Oestreich ab- und auf französische Seite hinüberzuziehen.

Julius Cäsar und der russische Commandant zu Koblenz.

Als Julius Cäsar nach der Besiegung des Pompejus den leichten Sieg bei Zela über Pharnaces im J. 47 v. Chr. erfochten hatte, fand er an den Gestaden des Bosporus, da wo Mithridates früher über den römischen Feldherrn Triarius gesiegt hatte, ein von diesem Könige aufgerichtetes Siegesdenkmal. Er hütete sich wohl dasselbe wegzunehmen. Dio Cassius sagt in seiner „Römischen Geschichte" (B. 42, Cap. 48), daß dies entweder aus Achtung gegen das Kriegsglück des Mithridates geschehen sei (Napoleon handelte anders, als er die Säule von Roßbach nach dem Siege bei Jena von dem Schlachtfelde wegnehmen und nach Paris schaffen ließ), oder aus Rücksicht auf das den Göttern des Kriegs geweihte Denkmal.

Im Frühjahr 1814 kamen die russischen Heere auf ihrem Zuge gegen Napoleon auch nach Koblenz. Dort hatte unter der französischen Herrschaft der letzte Präfect unweit der Osterkirche einen neu aufgeführten schönen Brunnen mit einer prahlenden Inschrift zu Ehren Napoleon's und zur Verhöhnung der russischen Truppen im J. 1812 versehen lassen. Der russische Stadtcommandant vergriff sich nicht daran, ließ jedoch zu der französischen Inschrift die Worte: „Vu et approuvé par nous le commandant russe de Coblence" und die Zahl 1814 hinzufügen.

Schiller und Plutarch.

In Schiller's „Braut von Messina" erzählt der zurückkehrende Bote der Fürstin Isabella von dem frommen Klausner auf dem Aetna, wie folgt:

Die Kerze nahm er schweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet er sie flugs
Dort an und schnell in Brand steckt' er das Haus,
Worin er Gott verehrt seit neunzig Jahren.

Ganz Aehnliches berichtet Plutarch im 17. Capitel des Lebens des Alcibiades bei Gelegenheit des unglücklichen Zuges der Athenienser nach Sicilien. „Sokrates der Philosoph", sagt er, „und Meton der Astrolog sollen kein Heil für die Stadt von diesem Zuge gehofft haben. Der eine wol vermöge der gewohnten Eingebungen seines Schutzgeistes, Meton aber, ob aus Ueberlegung die Zukunft fürchtend oder vermöge einer gewissen Gabe der Weissagung, stellte sich rasend, nahm eine brennende Fackel und zündete so sein eignes Haus an."

Ein ähnliches Zusammentreffen Schiller's mit den Worten eines griechischen Schriftstellers, die Schiller vielleicht kaum gekannt hat, ist von A. G. Lange („Vermischte Schriften", S. 287) bemerkt worden. Die Worte, welche der Dichter seiner Jungfrau von Orleans im Prolog (Sc. 3) in den Mund legt:

Mein ist der Helm und mir gehört er zu,

erinnern an eine Stelle des Pausanias (B. 2, Cap. 20), wo die Heldenjungfrau Telesitta auf den Helm hinblickt, ihn mit der Hand berührt und ihn sich auf das Haupt setzen will. Schiller's Worte in derselben Tragödie (Act 5, Sc. 4):

Hätt' er mein Auge oder stand ich oben,
Das Kleinste nicht entginge meinem Blick;
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in der Höh'.

geben den Begriff der „hell und scharfblickenden Minerva" bei demselben Schriftsteller (Cap. 24) vortrefflich wieder. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 345. — 11. December 1834.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn von Harthausen.

(Beschluß aus Nr. 344.)

Während in jeder Familie täglich mehr geschrieben wird, die Töchter zu Briefen und Tagebüchern in einem Monate mehr Papier verbrauchen, als ihre Großmütter ihr Leben lang, während in den Dörfern, in denen sonst der Junker kaum lesen lernte, jetzt alle Bauern schreiben und ein Jeder, wenn ein Stein im Wege liegt, oder der Graben verunreinigt ist, sogleich bei der Behörde Lärm schlägt, wird es dieser dennoch zum Verbrechen gemacht, daß sie mehr Schreiber gebraucht und bezahlt als sonst. Wer das wachsende Drängen und Treiben der in ihren öffentlichen Verhältnissen sich immer künstlicher fügenden Gesellschaft beschwichtigen, gewissenhaft im Gange der Ordnung und der Gesetze halten soll, hat, um uns der Worte des Hrn. von H. zu bedienen, „nicht Langeweile, weil ihm die Geschäfte, die Begriffe, welche er repräsentirt, ausgehen; hat keine Zeit, um neue Räthsel, neue Probleme der Regierungskunst zu ersinnen.“ Es gibt aber anerkanntermaßen in Staaten, wo die Beamten, so lange sie nicht bestimmten Strafgesetzen verfallen, unabsetzbar sind, besonders in collegialen Behörden, manchen, der, was seines Amtes wäre, entweder nicht leisten kann oder nicht leisten will, und deshalb Nichts oder Unnützes und Verwirrendes decretirt und schreibt. Außer daß Andere hierdurch belästigt und gelangweilt werden, haben es die brauchbaren und fleißigen Collegen auch dadurch zu entgelten, daß der Beamtenstand herabgewürdigt und überdies in seinem Lohne, in seinem gerechten Antheile an Dem, was die Gesammtheit für den öffentlichen Dienst aufbringt, verkürzt wird. Denn der Gehalts- oder Pensionsfonds wird jene in Müßiggang und guter Pflege gemeiniglich zu hohen Jahren gelangenden Zehrer vor ihrem seligen Ende nicht los. Wer „das Regieren für die Hälfte in Entreprise nähme“, würde natürlich für müßige Glieder oder Pensionnairs nichts abgeben wollen.

Die bei einer Partei beliebten vornehmen Phrasen und bittern Lästerungen gegen die sogenannten Bureaukratenregierungen sind dem Ursprunge und dem Gehalte nach völlig eins und dasselbe mit dem Geschrei entgegengesetzter Ultras über die Verderblichkeit des Feudalwesens, des Adels, ja aller besondern Rechte und Abstufungen in der Gesellschaft. Beide klagen einzelne Personen, Classen oder Stände wegen Erscheinungen an, welche nicht Ausgeburten menschlicher Willkür, sondern natürliche und nothwendige Ergebnisse in dem Entwickelungsgange der Menschheit sind; welche aufzuhalten Thorheit und Wahnsinn, welche in ihrer Bewegung zu mäßigen und zu regeln, Pflicht und Beruf jedes sittlichen Menschen ist. Das in seinem Fundamente, wie in Wänden und Dach verrottete und morsche Gebäude halten, nicht um- oder neu bauen zu wollen, ist ebenso widersinnig als das noch wohnliche, schützende und bequeme Haus einzureißen.

Kommt es mit dergleichen Parteileuten zum Treffen, sollen sie z. B. in der Deputation einer ständischen Kammer über öffentliche Bedürfnisse und die dazu nöthigen Mittel Untersuchungen anstellen, die Dinge in ihrem innern Zusammenhange betrachten, so finden sie meistentheils, daß die Regierung noch nicht genug thue, daß noch mehr geschrieben und gedruckt, daß noch mehr an Abgaben gezahlt werden müsse. Wenn aber mehr gesteuert werden soll, so muß auch anders gesteuert werden als sonst; und wenn Das, wozu man steuert, Allen zugute kommen soll, so müssen auch Alle zu den Steuern beitragen. Die Bier- und Branntweinsteuer, Classensteuer, Mahl- und Schlachtsteuer in Preußen sind dem armen Heuerling, dem Bauer und dem städtischen Bürger ebenso neu und lästig, als dem größern Gutsbesitzer die Grundsteuer. Und bei neuen Steuern oder Erhöhung älterer Steuern kommt neben der nie völlig lösbaren Frage der Gerechtigkeit, der mathematisch erweislichen Verhältnißmäßigkeit der Steuern immer noch die sehr dringende Frage der pünktlichen Einziehbarkeit und des zureichenden Ertrages in Erwägung.

Wenn nun in einem Aggregat von Landestheilen, wie die, welche die preußischen Rheinlande und Westfalen bilden, und welche in den letzten 40 Jahren zu den verschiedensten Herrschaften oder Staaten gehört, die mannichfaltigsten Veränderungen in ihren Verfassungen, namentlich in ihrem Steuerwesen erlitten haben, die Staatsregierung, d. h. in der preußischen Monarchie Niemand anders als der König selbst, durch gewissenhafte, sachkundige Beamte eine den Grundsätzen allgemeiner Gerechtigkeit möglichst entsprechende Grundsteuerausgleichung allerdings mit großem Zeit- und Kostenaufwand zu bewerkstelligen strebt,

so geht die Phantasie unsers Hrn. Verf. offenbar mit ihm durch, wenn er in der mit diesem Geschäft beauftragten Catastercommission ein Corps von Pontonieren sieht, welche der Revolution Bahn brechen und Brücken schlagen, um von der französischen Grenze allmälig in die östlichen Provinzen der Monarchie vorzudringen und den Frieden derselben zu untergraben. Klüglich nennt jedoch Hr. von H., wenn er über dieses Corps eifert, immer nur den Hauptmann, bezeichnet diesen mit dem gehässigen französischen Titel eines commissaire général, hütet sich aber des höhern Commandirenden namentlich zu gedenken. Gewissermaßen ist dieses Verfahren freilich folgerecht, denn der Hr. Verf. trägt kein Bedenken (nachdem er den Charakter eines Regierungsrathes nur auf dem Pensionsetat beibehalten hat), jede Art von Verdammniß über die Gesetzgebung und Regierung des preußischen Staats auszusprechen, dennoch aber als loyaler Freiherr sich der unbegrenztesten Treue und Unterthänigkeit gegen seinen hohen Herrn zu rühmen, von welchem jene Gesetze gegeben wurden, welcher der Quell und das Haupt jener Regierung ist. Uns erscheint dies fast wie arger Liberalismus, welcher glaubt, das Härteste gegen seine Regierung ausstoßen zu dürfen, wenn er nur die Dehors gegen den Regenten beobachtet. Indeß wird diese Taktik neuerlich immer beliebter. Selbst fungirende höhere Staatsbeamte, welche in einer gewissen Richtung das Glück zu erjagen vermeinen, entblöden sich nicht, ohne tiefere Prüfung der Thatsachen, ohne Scheu vor Verletzung der Wahrheit über Gesetze und Einrichtungen die schiefsten und feindseligsten Urtheile auszusprechen und solche als die verwerflichsten Erfindungen des Liberalismus (oder wie sie das Schreckbild sonst benennen) darzustellen, obgleich nach ihrem Glaubensbekenntnisse jene Gesetze gar nicht anders gedacht werden können denn als eigne freie Handlungen der Landesherren. Durch ihre Inconsequenz werden sie wider Willen Bekenner der verhaßten Theorien von der Unverantwortlichkeit der Fürsten und der Verantwortlichkeit ihrer Minister mit dem ganzen daranhängenden Gefolge der sogenannten liberalen Ideen, welche sie so gründlich zu bekämpfen wähnen.

Was soll dies innere Zerfleischen unser selbst? Während man das Franzosenthum in Worten verabscheut, ahmt man es in der That aufs Getreulichste nach, und strebt die ruhigen bedächtigen deutschen Völkerschaften zu gleichen Leidenschaften und Kämpfen zu erhitzen, wie die, von welchen unsere Nachbarn gequält und zerrissen werden. Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! Der Spruch ist von Einzelnen erfunden und auch nur für den Einzelnen wahr, ebenso wahr, als er fürs Ganze unwahr ist. Sonst wäre die Weltgeschichte ein Werk des Teufels, statt der göttlichen Vorsehung. Wer aber wagt zu zweifeln, daß es das Werk der letztern ist, was wir die Fortschritte der Bildung in einem Volke nennen? Vereinen wir die Massen des in seiner Betriebsamkeit und in seiner Zahl wachsenden Volkes in den Schulen und in dem Kriegsheere, wird jedem Einzelnen durch Unterricht und Gesetze jede Bahn des Lebens je nach den von Gott ihm verliehenen Gaben geöffnet, wogegen von ihm nach Maßgabe seines Vermögens, seines Erwerbes, seiner leiblichen und geistigen Kräfte auch gleiche Beiträge zu den öffentlichen Bedürfnissen und dem Schutz der Gesammtheit in Anspruch genommen werden; lassen wir dies Alles geschehen, so müssen nothwendig die Schranken morsch werden und zerfallen, welche früher die Gesellschaft in viele und vielerlei Corporationen sonderten und allerdings auch in dieser Form des Gemeinwesens erfreuliche Erscheinungen der Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters ans Licht brachten. Diese Erscheinungen haben aber ihren Zeitabschnitt ausgefüllt und weichen neuen Gebilden, welche aus keinem schlechtern Stamm entsprossen sind als die frühern. Wer diesen Gang der Dinge hemmen will, muß die Schulseminarien auflösen, die Lehrer verjagen, Schulhäuser mit ihren Apparaten zerstören, dann die Druckereien stürmen, die Heeresverfassung vernichten, die edeln Junker wieder ein Heer von Landstreichern durch den Stock zusammentreiben lassen, die Thoraccise einführen u. s. w. Wenn er das vollbracht, mag er dreist rückwärts marschiren hinauf bis zu Kaiser Julian und den Versuch erneuern, das Christenthum abzuschaffen, in welchem die Wurzel Dessen liegt, was er Uebel nennt.

Eine solche Lehre frei zu bekennen und zu verbreiten, ist folgerechter und am Ende würdiger als einzelne Classen der Gesellschaft, wie z. B. der Staatsbeamten, zu verunglimpfen und den Haß der unwissenden Menge gegen sie zu erregen. Diese sollen's gemacht haben, was das Werk des innern Entwickelungstriebes der Gesammtheit, des Gesetzes der Natur ist. Erwäge man doch, daß diese Unglücklichen so gut ihre Privilegien verloren haben als Freiherren, Städte, Zünfte u. s. w. Wie bequem war es sonst im guten Münsterlande, seine Steuereinnehmerstelle für den halben Lohn einem Geringern zu übertragen, der mit einem Dritten nochmals theilte, sodaß Dreiviertel des Lohnes als Sinecure verzehrt wurden und nicht blos auf Söhne, sondern auch wol auf Witwen und Jungfrauen übergingen. Was sie in Deutschland erhalten, und weß nicht sie allein, sondern das ganze Volk gegen ihre westlichen Nachbarn sich rühmen, ist ihre Unabsetzbarkeit. Dieses ist aber, wie zuvor erwähnt worden, für die Guten und Thätigen ein beneficium flebile, denn sie müssen Diejenigen, welche die Berufsarbeit scheuen, derselben nicht gewachsen sind, sich lieber der Poesie, Philosophie oder Politik ergeben und Bücher schreiben, durch größere Anstrengungen, nicht selten Aufopferung jedes Lebensgenusses, übertragen. 120.

Literarische Nachrichten aus Polen.

Lemberg.

Der im Jahre 1826 zu Wien verstorbene Graf Joseph Ossolinski vermachte seine mit unermüdlichem Eifer und großen Kosten zusammengebrachte polnische Nationalbibliothek zugleich mit andern Sammlungen den Polen in Galizien. Diese Vermächtnisse wurden sämmtlich in Lemberg aufgestellt und sind in den letzten Jahren durch die Freigebigkeit der östreichischen Regierung, vorzüglich aber durch den Fürsten Heinrich Lubomirski, den Gra-

sen Ignatius Kraſinski und den Rath Stutterheim ansehnlich bereichert worden. In einer unlängst abgehaltenen Sitzung hat der Director Slotwinski den dermaligen Zustand der Sammlungen öffentlich dargelegt. Der Stifter vermachte 20,512 Werke in 31,254 Bänden, jetzt besteht die Sammlung aus 25,389 Werken in 38,090 Bänden; hiermit sind verbunden: eine glänzende Sammlung von 489 goldenen, 9899 silbernen und 2703 kupfernen Münzen, 8400 Gypsabgüssen, eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gemälden, Kupferstichen, Handschriften, Conchilien und Erzen, von denen ein großer Theil gleichfalls vom Stifter herrührt. Jetzt ist auch eine Druckerei, eine Lithographie und eine öffentliche Lesebibliothek in Verbindung gebracht, sodaß das Ganze wahrhaft seinen Namen „Ossolinski'sches Nationalinstitut" verdient. Der Director Slotwinski ist zugleich Herausgeber der Zeitschrift des Instituts: „Czasopismo naukowe", von der im vergangenen Jahre acht Hefte erschienen sind, die interessante historische Aufsätze, Poesien u. s. w. enthalten. Trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen diese allgemeine Unterstützung verdienende Zeitschrift zu kämpfen hat, da sie die 200 Exemplare, welche abgedruckt werden, nicht einmal alle absetzt, fährt sie doch fort zu erscheinen. Die ersten Hefte für 1834 beginnen eine „Geschichte der Jugend Sigismund I., Königs von Polen", von Ossolinski.

Im Ganzen besitzt jetzt Galizien 15 Buchdruckereien: in Lemberg 7, in Przemysl 2, in Sambor, Tarnowo, Bochnia, Wadowice, Cerniewce eine; in Zolkiew besteht eine, in Lemberg zwei jüdische Buchdruckereien. Ferner besitzt Galizien 10 Buchhandlungen, 3 lithographische Anstalten und 346 Kirchen, von denen nur ein sehr geringer Theil unter östreichischer Regierung gegründet worden.

Ein reges literarisches Leben herrscht bei uns fast allein im belletristischen Fache. Graf Alexander Fredro, der Schöpfer des national-polnischen Lustspiels, hat die polnische Literatur auch in diesem Jahre mehrfach bereichert. Im Februar ward auf dem hiesigen Theater eine neue vieractige in Versen geschriebene Komödie von ihm „Zemsta" (Die Rache) gegeben, die auf die Sitten der Polen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts basirt, voll Energie, Witz und Laune sich bewegt; insbesondere ist der vierte Act ausgezeichnet durch die heitersten Situationen. Höchst erfreulich ist der Sinn der Lemberger für diese Stücke, denn nicht nur die genannte Komödie, sondern auch eine im Juli gegebene „Ciotunia" in drei Acten, gleichfalls in Versen geschrieben, fand allgemeinen Beifall. Zugleich hat Fredro den vierten Theil seiner Komödien in der hiesigen Ossolinski'schen Buchdruckerei herausgegeben. Er enthält das vielfach gerühmte Stück „Sluby panieńskie czyli Magnetism serca" (Das jungfräuliche Gelübde, oder der Herzensmagnetismus), eine Komödie in fünf Acten, in Versen geschrieben, und „Pan Jowialski" (Herr Jowialski), eine Komödie in vier Acten.

Die neue Originaltragödie von Korzaniewski „Piękność zgubą" (Schönheit wird Verderben), die unlängst zum ersten Male gegeben worden, wird sehr hoch gestellt. Der Stoff ist aus der englischen Geschichte entlehnt. Vom Grafen Anton Karsnicki ist gleichfalls ein neues Drama „Mega" gegeben worden. Auch ist der dritte Theil der Komödien von Vincent Thulli bei Millikowski erschienen.

Die Geschwister Julius Alexander und Julia Adele Kaminski haben eine Sammlung ihrer Schriften begonnen, die aus sechs Bändchen bestehen wird, enthaltend: eine Originalerzählung „Alfons und Julia" von Alex. Kaminski, übersetzte Erzählungen, Komödien u. s. w. Die Schriften von Golczynski sind in drei Theilen gesammelt erschienen. Außer dem bekannten epischen Gedichte „Das Schloß zu Kaniew" findet man lyrische Poesien, eine Uebersetzung der Gedichte Ossian's in Prosa u. a. Bei Piller erschienen: „Satyry i Bayki Ludwika Zielińskiego" (Satiren und Fabeln von L. Zielinski). Auch ist das Lexikon der gelehrten Polen: „Dykcyonarz uczonych Polaków" von Chodyński nun complet in drei Theilen herausgekommen.

Große Sorgfalt haben unsere Literatoren der Erforschung und Herausgabe alter historisch oder literarisch wichtiger vaterländischer Schriftdenkmale zuzuwenden angefangen. So befand sich der Prof. Maciejowski aus Warschau, Verf. der Geschichte der slawischen Gesetzgebung, mehre Wochen dieses Sommers in Prag bei Hrn. Hanka, um mit demselben die alten Landesgesetze von Böhmen und Mähren zu durchforschen. So ging aus der Ossolinski'schen Buchdruckerei unlängst hervor: „Zbiór Pamiętników historycznych", eine Sammlung historischer Denkmäler über Altpolen in verschiedenen Sprachen, nebst Originalbriefen historisch wichtiger Polen, als sechster Theil der von J. U. Niemcewicz herausgegebenen Denkmäler. Ferner wird eine Geschichte der Stadt Lemberg, welche von dem ehemaligen Bürgermeister derselben Bartholomäus Zimorowicz hinterlassen worden und die von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1572 reicht, vom Prof. Martin Piwocki herausgegeben. Eine Abbildung von Lemberg, wie es im J. 1600 bestand, mit seiner hohen Burg, die bei heiterm Wetter wol zehn Meilen weit gesehen werden konnte, wird dem Werke beigegeben.

Das Unternehmen der schlesischen Gesellschaft in Breslau, mehre Chroniken zur Geschichte Schlesiens wiederabdrucken zu lassen, insbesondere die „Chronica Polonorum", das „Principium Poloniae", die saganer Chronik des Abts Ludolf aus dem 14. Jahrhunderte und des Augustinerabts Jodocus aus dem 15. Jahrhunderte, die Legende der heiligen Hedwig ꝛc. wird auch bei der frühern engen Verbindung Schlesiens mit Polen für die Aufhellung der polnischen Geschichte von nicht geringer Wichtigkeit sein.

In Wien erschien vor Kurzem in der Druckerei von Strauß das älteste Document polnischer Schriftstellerei: „Psalterz królowéj Małgorzaty, pierwszéj małżonki Ludwika I." (Psalterium der Königin Margaretha, ersten Gemahlin Ludwig I., Königs von Polen und Ungarn, einer Tochter des Kaisers Karl IV.). Dieses Psalterium ist für die Geschichte der polnischen Literatur und Sprache gleich wichtig, denn es kann gar wohl zu einem Fundamente bei Erforschung der Nationalität der polnischen Sprache dienen. Das Manuscript desselben befindet sich in dem St.-Floriankloster zu Linz und ist schon früher von dem Bibliothekar zu Krakau, G. S. Bandtkie, in den Jahrbüchern der krakauer Societät der Wissenschaften vom J. 1827 beschrieben worden. Der Herausgeber Graf Dunin-Borkowski hat der Ausgabe eine vollständige Geschichte des Psalteriums, ein Wörterbuch zur Erklärung schwieriger Worte und ein Facsimile des Manuscripts beifügen lassen.

Der Geistliche Kulczycki, welcher sich gegenwärtig im geistlichen Seminar zu Wien zur Erziehung junger Galizier befindet, sammelt dort Nachrichten über die zu Wien befindlichen Bücher und Merkwürdigkeiten, die mit der polnischen Geschichte in Verbindung stehen. Er wird die Ergebnisse seiner Forschungen unter dem Titel: „Bibliotheca polonica Vindobonensis" herausgeben.

Krakau.

Unsere Universität hat in neuester Zeit eine ganz neue Organisation erhalten, zu ihrer Erhaltung und für die übrigen Lehranstalten der Republik sind jährlich 447,715 Guld. (74,618½ Thlr.) festgesetzt. Fast zu allen Lehrstühlen sind Concurse behufs neuer Besetzungen eröffnet worden. Dadurch hat sich unser literarisches Leben in letzter Zeit wieder etwas gehoben. Jetzt sind hier vier Buchdruckereien thätig.

Aufsehen erregte bei uns ein philosophisches Werk des Prof. Wiszniewski: „Metoda tłomaczenia natury" (Methode der Erklärung der Natur), in dem der Verf. sein eignes philosophisches System im Umrisse mittheilt, mit Beifügung einer kurzen Geschichte der Philosophie und Darlegung des innern Werthes eines jeden Philosophems. Am weitläufigsten spricht er von Baco und zeigt, daß Schelling's Naturphilosophie nur eine vollkommenere Methode Baco's sei. Noch hat kein polnischer Schrift-

steller so ausführlich über Philosophie gehandelt. Als Anhang findet man einige interessante Nachrichten über den polnischen Alchymisten Michael Sędziwoj.

Von dem Professor an der Universität zu Krakau Kajetan Trojański, einem der tiefsten Kenner der lateinischen Sprache unter den Polen, der sich auch durch Schrift und Wort schon vielfache Verdienste um dieselbe erworben hat, ist soeben eine lateinische Grammatik in dritter umgearbeiteter Ausgabe erschienen, durch die alle frühern polnischen Sprachlehren der Art übertroffen werden. Der Verf. hat die zahlreichen Forschungen der ausländischen, besonders der deutschen Gelehrten selbständig zu verarbeiten versucht, sein Werk aber auch mit eignen bereichert.

Von historischen Werken wäre etwa zu nennen: ein „Abriß der Geschichte der Juden in Europa", der als Einleitung zu einer Geschichte der Juden in Polen interessante historische Ergebnisse verspricht. Von Grabowski's geschichtlichen Abrisse der Stadt Krakau wird nächstens der dritte Theil erscheinen.

Das beschreibende Gedicht über die schönen Umgebungen Krakaus: „Okolice Krakowa", von Franz von Wężyk, ist hier in dritter Auflage in 12. erschienen. Von Franz Nowowiejski ist „Andrzej z Tęczyna" (Andreas von Tenczyn) herausgekommen. Diese einfache, treuhistorische, lebendige Schilderung des an dem edeln Andreas von Tenczyn im J. 1461 von den Bürgern Krakaus öffentlich begangenen Mordes verdient um so mehr Lob, als sie das erste Werk eines jungen Autors ist. Sonst ist im belletristischen Fache wenig hier erschienen. Auf unserm Theater ist Grillparzer's „Medea und Jason", übersetzt von Ciszewski, unlängst gegeben worden.

Krakau scheint jetzt an die Spitze des polnischen Journalismus treten zu wollen, denn außer der „Gazeta Krakowska", der jetzt noch ein Unterhaltungsblatt „Rozmaitości" (Miscellen) beigegeben wird, erscheinen noch vier Flugblätter, ein „Tygodnik" (Wochenblatt), besonders der Literatur gewidmet, ein „Pamiętnik farmaceutyczny" (Pharmaceutische Denkschrift), eine Monatsschrift vom Prof. Samiczewski und ein „Dziennik dla płci pięknéj" von Wyleżyński, ein Tageblatt, das außer Literarischem, Modeberichten u. s. w. auch Berichte aus der Politik den Damen bietet. Von den Jahrbüchern der hiesigen Akademie der Wissenschaften: „Roczniki naukowego towarzystwa" sind Thl. XIV u. XV erschienen. Sie enthalten mehre literarhistorische, biographische und streng wissenschaftliche Abhandlungen, u. a. einen Nekrolog des Dr. Med. Arnold von Czajkowski, zwei lateinische Abhandlungen über die geographische Länge und Breite der Stadt Krakau von Steczkowski und Weisse, eine altpolnische Uebersetzung des 50. Psalms — muthmaßlich aus den Jahren 1390—1480 — mitgetheilt von Swidzinski, eine geognostische Beschreibung des Schlosses Czorstyn in Galizien und seiner Umgebungen von E. Zeischner.

Wilna.

Der hier erscheinende „Kurier Litewski" (Lithauischer Courier) ist nun zu einer officiellen Zeitung erhoben worden und kommt zugleich in polnischer und russischer Sprache heraus. Nach dem Befehle des Kaisers hat sich ein Comitée von 12 Personen, meist Professoren der Universität, an deren Spitze der Archimandrit von Wilna, Platon, steht, zur Herausgabe dieser Zeitschrift vereinigt. So ist dieselbe nun zugleich politischen und Handelsberichten sowie wissenschaftlichen Erörterungen eröffnet.

Bei Zawadzki ist der erste Theil von „Wizerunki i roztrzęsania naukowe" erschienen. Das Werk soll aus sechs Bänden bestehen und wird literarhistorische und kritische Abhandlungen, die durch Tiefe und Gelehrsamkeit sich auszeichnen, aus ausländischen Blättern übersetzt, auch Biographien wichtiger polnischer und fremder Literatoren enthalten. Der erste Theil umfaßt u. A. eine Abhandlung über die neueste französische Literatur aus dem „Edinburgh review" und eine Abhandlung über Göthe aus den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Die polnischen Sprachforscher haben die Sprache noch immer nicht nach ihrer eigenthümlichen Natur, nach ihrem slawischen Typus zu erforschen gestrebt, vielmehr bisher nur Grammatiken nach dem Muster der lateinischen abgefaßt. Dasselbe gilt auch von der neuesten „Grammatyka języka Polskiego" (2 Thle., Wilna 1834). Dagegen hat schon vor mehren Jahren J. N. Kaminski in der lemberger Zeitschrift „Haliczanin" durch mehre Abhandlungen auf die nothwendige Erforschung der Eigenthümlichkeit der polnischen Sprache hingedeutet. Einen besondern Zweig der Sprachforschung hat ein gewisser Neumann ergriffen, der unter dem Titel: „Skarb języka mądrego" (Schatz der weisen Sprache), ein Lexikon angekündigt, in dem er alle hebräischen, jüdisch-deutschen und polnischen wie talmudischen Wörter und Redensarten der Juden in Polen erklären will.

Kraszewski scheint durch seine „Obrazy historyczne" (Historische Bilder), als: „Św. Michalski kościoł" (Die St.-Michaelskirche) und „Ostatnyrok panowania Zygmunta III." (Das letzte Regierungsjahr Sigismund III.) an die Stelle des Bernatowicz treten zu wollen. Es empfiehlt ihn lebhafte Schilderung und Fluß und Wohllaut der Rede.

Die polnische Literatur fängt an der Newa an sorgsam gepflegt zu werden. Neben dem seit vier Jahren bestehenden officiellen „Tygodnik petersburgski" (Petersburger Wochenblatt), das nicht nur politische Nachrichten enthält, sondern auch mit der Literatur und Wissenschaft sich beschäftigt, erscheint „Bałamut" (Der Plauderer), ein in heiterm Tone geschriebenes Blatt, das besonders interessante Darstellungen aus dem Volksleben enthält. 26.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird: „Histoire de l'administration de la ville de Paris, de ses revenues, de ses dépenses dans les différens tems et aperçu des améliorations qu'on est en droit d'attendre de sa nouvelle organisation" von Alex. Delaborde in zwei Theilen.

„Les ouvriers. Roman de moeurs" von Raban ist in vier Bändchen erschienen.

Von F. Ponchon erschien: „Le croyant et ses paroles".

Theod. Leclercq's „Proverbes dramatiques" werden vom 11. Nov. an, elegant gedruckt und mit Vignetten, in Stahl gestochen, in 70 wöchentlichen Lieferungen zu zwei Bogen ausgegeben. Das Ganze soll sieben Bände bilden, deren sechs erste die neun Bände der letzten Ausgabe umfassen; der siebente enthält neue, ungedruckte „Proverbes".

Von A. Cochut kam heraus: „Parvenir!"

Von Ch. Imbert des Mettelettes erscheint: „Atlas synchronistique, géographique et généalogique pour servir à l'étude de l'histoire moderne de l'Europe, depuis l'avenement de François I jusqu'à la restauration. 1515—1815."

Am 15. December soll die Versteigerung der J. Laffitte'schen Kunstsammlung und am 17. die der Bibliothek dieses in seinen Entwürfen und Hoffnungen so bitter getäuschten Mannes beginnen. Erstere hat außer andern werthvollen Gegenständen auch treffliche Gemälde der italienischen Schulen, der Niederländer und neuern Franzosen.

Die „Histoire nationale de la révolution française, depuis 1789 jusqu'au 18 brumaire an VIII" in zwei Bänden von C. Neilson und A. R. Beuzenet ist zu 100,000 Exemplaren aufgelegt. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 346. — 12. December 1834.

Deutſche Jahrbücher, zur Aufnahme und Förderung eines gemeinnützigen Zuſammenwirkens in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben. Herausgegeben von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten. Erſtes Heft. Leipzig, Engelmann. 1835. Gr. 8. Der Band von drei Heften 1 Thlr. 8 Gr. *)

Nicht leicht hat eine neue Zeitſchrift in Deutſchland ſich auf eine ſo bedeutende Art angekündigt, als dieſe „Jahrbücher" durch die im trefflichſten Geiſt geſchriebene Einleitung eingeführt ſind. Wir ſind an Verheißungen gewöhnt, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten verſchwendet werden; allein bei einigem Einblick in die Sache zeigt ſich gewöhnlich zum Voraus ſchon die Unerfüllbarkeit dieſer Verſprechungen, wenn man ſie an die bekannten Kräfte hält, die jene Löſung vollbringen ſollen. Anders iſt es hier. Zwar ſind uns die Mitarbeiter der „Jahrbücher" noch unbekannt; aber der Standpunkt literariſchen Wirkens, den ſie wählen, zeugt wenigſtens für eine gründliche Einſicht in die Beſtrebungen und die Bedürfniſſe der Zeit und von einem reichen Ueberblick ihrer Leiſtungen. Dieſer Standpunkt iſt der einer Vermittelung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben, Idee und Wirklichkeit, oder, wie die Einleitung andeutet: die Entdeckung „Deſſen, was weſentlich mangelt". Die Charakteriſtik unſerer gegenwärtigen literariſchen Epoche, welche die Vorrede entwirft, ſtellt ein überraſchendes, zum Nachdenken erregendes Bild derſelben auf. Nach einer Periode ungemeiner Productivität am Schluß des Jahrhunderts ſei, meint der Verf., eine Epoche abſoluter Receptivität gefolgt, wie dies in der Kunſt überhaupt immer geſchehe, und eben hierin habe die Unbefriedigtheit unſerer Tage ihren Grund. Wir ſehen Beſtrebungen, aber keine Erfolge. Dies wird an der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft am deutlichſten nachgewieſen. Auf die productive Zeit Schiller's und Spittler's — übermäßig productiv, weil ſie das Material der Wiſſenſchaft faſt gering achtete — iſt nun wieder der Sammlergeiſt der Planck, Manſo, Stenzel u. ſ. w. gefolgt, welcher die Production faſt aus dem Auge verliert u. ſ. w. Von dieſem Standpunkt aus wollen die „Jahrbücher" wieder zur Productivität anregen. Ausſchluß der Pedanterie, welche die Wirklichkeit vergißt, Ausſchluß der ſeichten, liederlichen Genialität unſerer jüngern Panhiſtoren, des literariſchen Jakobinismus, wie der Schuldespotie, iſt ihr Ziel; dieſe beiden Extreme zu meiden, iſt ihr Beſtreben. Hierbei wird die fruchtreiche Andeutung gegeben, daß ja ſelbſt die politiſche Bedeutſamkeit Deutſchlands von ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkte abhängig ſei. „Seit der Reformation erſt iſt Deutſchland ſelbſtthätig geweſen", heißt es S. XIII, „und ſofort gab es den Theilen von Europa, die ihm zu folgen fähig waren, Geſetze im Religiöſen; es gibt ſie jetzt im Literariſchen, und es wird ſie einſt geben im Politiſchen — wenn wir zum Bewußtſein kommen." Ein kühner Traum, und jetzt nur noch ein Traum — aber voll analoger Wahrheit. Denn lag die zuletzt ſtets ſiegreiche Wahrheit nicht immer in der Mitte, und hat Deutſchland nicht ſeit 1830 bewährt, daß es für immer der Repräſentant des Juſtemilieu iſt, mit deſſen Verketzerung einige heiſere Schreier die Welt wahrhaft bei der Naſe herumziehen? Warum ſoll Deutſchlands politiſche Haltung nicht den Verirrten, den Extremjägern ſo gut einſt als Vorbild und Muſter in die Augen fallen als ſeine religiöſe und literariſche? Wir loben es, daß die „Jahrbücher" die eigentlichen Facultätswiſſenſchaften von ihrem Plan ausſchließen und auf Geſchichte, Staatenkunde, moraliſche Wiſſenſchaften, Kunſt und Pädagogik ihr Augenmerk richten, und ebenſo wäre es ſchön, wenn ihr Vorſatz, das Mittelmäßige zu überſehen, ſich durchführen ließe, was wir jedoch bezweifeln. Aber tadeln müſſen wir es, wenn der Vorredner ohne Ausnahme den Stab über die deutſche Journaliſtik bricht. Ohne Anmaßung, wie ohne falſche Sprödigkeit glauben wir dreiſt behaupten zu können, daß unſere Blätter z. B. allen den Foderungen genügen, die an ein Zeitblatt zu ſtellen ſind, daß ſie Das erfüllen, was die „Jahrbücher" als ihr eignes Ziel ſetzen, Vermittelung zwiſchen Leben und Wiſſenſchaft, nur noch in weiterm Umfang, als ſie dies erſtreben. Freilich gibt es der ertragloſen Zeitſchriften in Deutſchland zu viele, und einige ehedem hochgeachtete Blätter ſind um Ehre und Anſehen gekommen, weil ſie ſich jener ſeichten und burſchikoſen Ungebundenheit, die der Jugend gefällt, die im Rath der Männer aber keine Stimme hat, unbedingt, uneingeſchränkt, und mit Ausſchluß alles Ernſtes, aller Mäßigung hingaben; aber iſt darum Alles, was gedruckt wird, verwerfliches Geſchwätz? Und ſoll die geſellige Unterhal-

*) Vgl. eine vorläufige Notiz in Nr. 313 d. Bl. D. Red.

tung, der leichtere Ideentausch nicht auch seine Stimmführer haben?

Dieses verwerfende und verwerfliche Urtheil tadeln wir an dieser Vorrede, in der wir sonst ungescheut eines der trefflichsten Gemälde von dem literarischen Charakter unserer Zeit antreffen, die uns noch geboten sind, wenn es uns gleich schwer wird, den Tod Niebuhr's und Schleiermacher's, die der Vorredner an gebrochenen Herzen über die veränderte Richtung der wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit sterben läßt, damit in Einklang zu bringen, da wir Beide, Niebuhr wie Schleiermacher — abgesehen davon, daß sie in hohen Jahren starben — für zu philosophisch durchgebildete Geister halten, als daß ihnen der nie ruhende, stets wechselnde Wogenschlag der Zeit das Herz gebrochen haben sollte. Wir halten dies für einen Irrthum, wie wir denn auch darin der Ansicht des Verf. nicht beitreten, daß ein zu großes Maß positiven Wissens von unserer Jugend gefodert werde, und zwar einzig aus dem Hinblick auf die Jugend anderer Länder, welche von einer durch Positivität nicht gefesselten Phantasie zu den tollsten Verirrungen hingeleitet wird. Im Uebrigen reden wir der Phantasie so gut das Wort wie der Verf.

Nachdem wir uns nun von dem Geiste unterrichtet haben, der, ihrem Glaubensbekenntniß nach, in den „Jahrbüchern" herrschen soll, und der auch in politischem Betracht der eines Justemilieu sein soll, sehen wir die Arbeiten an, in denen dies Bekenntniß zunächst wirklich wird. Wir bemerken hier leider sogleich, daß von den drei Aufsätzen dieses Heftes zwei wenigstens völlig veraltet sind. Warum greifen die Herausgeber so weit zurück, um zu Schlosser's „Weltgeschichte" und Börne's „Briefen" zu gelangen? Sind die letztern nicht abgeurtheilt? und die erstere durch Schweigen gewürdigt, wie man von einer großen, aber unschönen Erscheinung am liebsten schweigt? Heißt das Leben und Wissenschaft vermitteln? Oder erkennen die Verf., wie leicht es ist, zu verheißen, und welche Schwierigkeiten der Erfüllung von Ideen stets entgegenstreben? Wenn sie dies erkennen, so bitten wir sie, künftig gegen Anderer Bestrebungen etwas billiger, toleranter zu sein, als dies in der Vorrede der Fall ist. Sie werden sich selbst damit nützen. Was jedoch den Geist dieser Aufsätze selbst anlangt, so ist dieser wiederum sehr befriedigend, sehr versprechend. Die Beurtheilung Schlosser's ist gründlich, umfassend und ziemlich selbständig; die Börne's voll gemäßigter Indignation und lehrreich. Der Aufsatz über den preußischen Zollverein ist reich an Theorie und praktischer Wissenschaft und sehr beachtenswerth; kurz, das Ganze läßt eine Reihe tüchtiger und würdiger Aufsätze gewärtigen, wenn der Geist des Probeheftes in die „Jahrbücher" überhaupt überfließt. Wir wünschen ihnen daher Theilnahme, Segen und Gedeihen, sowie Billigkeit gegen Andere, und bemerken nur noch, daß diese von Männern redigirte Zeitschrift in freien Heften zu 4—6 Bogen mit und ohne Namen der Mitarbeiter erscheinen soll. L.

Der Virey und die Aristokraten, oder Mexico im Jahr 1812. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseskizzen ꝛc. Drei Bände. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1834. 8. 5 Thlr.

Die amerikanische Literatur macht reißende Fortschritte. Nach den Schriften jeder Art über die Vereinigten Staaten kommen wir endlich auch an die tropischen der kaum durch Humboldt für die Wissenschaft entdeckten Länder. An dieser wohlthätigen Erscheinung ist die spanisch-mexicanische Revolution schuld, die die Männer am Fuß und in den Schluchten der Cordilleren aus ihrem politisch-literarischen Schlummer weckte und zur Erkennung der Vorzüge und Schönheiten ihres Landes befähigte. Bald werden wir, wenn nicht Ueberfluß, denn doch keinen Mangel mehr an zeitgemäßen Büchern über die Republiken der Anden und die brasilischen und peruanischen Staaten haben; denn sogar deutsche Literaten und Künstler sind bis in das Knie von Kalifornien gedrungen.

Das Buch, dessen ich hier erwähne, gibt sich für etwas, was es wol nicht so ganz eigentlich ist, für ein deutsches Buch, das in einer schweizerischen Officin verlegt und gedruckt worden. Wir wollen vor der Hand darum nicht mit der Conföderation rechten, auch wenn zum öftern dem Verfasser nordamerikanische Redensarten entschlüpfen und englische Ausdrücke den deutschen substituirt werden. Das Gute soll man nehmen, wo und wie es geboten wird. Und „Der Virey und die Aristokraten" ist gut, ist vortrefflich und muß der ganzen europäischen Welt als eine novellistisch gehaltene, historisch-getreue Charakterschilderung der mexicanischen Lande und Bewohner vor und nach der Revolution empfohlen werden. Ich habe die beiden früher erschienenen Werke des westindischen Unbekannten nicht gelesen, vielleicht um auf dem Rückweg meine gute Meinung von dem hier so geistreich als unterrichtet scheinenden Verfasser nicht zu schwächen. Aber dies wird auch eben zu dem vorliegenden kritischen Zweck nicht gefodert, da ein großes und wohlgeordnetes Ganzes, ein neues und originales Werk über einen halben Welttheil vorliegt.

Wer sind der Virey und die Aristokraten, die der Dichter und Historiograph uns als Hauptpersonen seines Walter Scott'schen Dramas vorführt? Es sind der letzte Vicekönig Neuspaniens und der spanische und creolische Adel, die einerseits für das Mutterland und sich, andererseits für sich und Amerika die von Cortez entdeckten Lande erhalten, insgesammt aber der von den nordamerikanischen Yankees herübergekommenen republikanischen Hyder, Vincente Guerreros, die in den Urwäldern wie Schlingkrautblüten emporschießenden Köpfe abschlagen wollen.

Einmal hatte schon die Krone Madrids das Siegerschwert durch ihre Goldgebirge getragen und mit Strömen schwarzen Indianerblutes 13 Cordillerasseen und die Küsten zweier Weltmeere gefärbt, einmal hatte sie ihr Regiment behauptet und durch die spanischen Scherzen der hohen Audienzia und ihrer Kriegsgerichte die Tausende hingewürgt, die es nach 300jähriger entsetzlicher Knechtschaft wagten, das unnatürliche europäische Joch abzuschütteln, einmal — aber der indianische Nationalwurm, der Nopal, anstatt sich zu fügen nach der Niederlage, krümmte sich in Stücken von den Ebenen Tampicos bis nach Kalifornien, und es wuchs aus jedem Stück ein neuer Nopal.

In dem Spanien Europas hatte man für solchen Krieg den Namen guerra de los guerrillas erfunden.

Die Guerrillas und das Volk der untern Classen und Farbigen sind in dem besprochenen Werke für die Lesewelt der beiweitem interessanteste Theil; denn wenn auch der Virey sich noch so königlich vornehm und wohlthätig-despotisch, noch so französisch-höflich und türkisch-grausam geberdet, und wenn sein Adel sich noch so lächerlich-dünkelvoll, spanisch-stolz und katholisch-dumm benimmt, so ist und bleibt uns das doch eine bekannte Eigenschaft, an der wir nichts mehr zu applaudiren noch auszupfeifen wissen, eine Eigenschaft, die der Schriftsteller als eine noth-

wendige nur mit guten Farben zu malen braucht, damit sie nicht gegen das Bild absticht.

Ich habe immer lieber Murillos' Straßenbuben mit ihren Flicken und thönernen Krügen als die castilischen Granden in den Bildern des Escurial, ich habe immer lieber die neapolitanischen Fischer und die campanischen Hirtenmädchen und pittoresken lateinischen Bettlerinnen, ja selbst die Banditen und Lazaroni von Vernet's Pinsel gesehen, als seine Tuillerienkönige mit Lakeienberden und Straußfedern.

Wer diesen „Virey" liest, wird etwas Nothwendiges darin vermissen, und das ist der Faden einer Novelle, der am Ende des Werks geknotet wird. Das Buch ist für diesen Nebenzweck, der ihm aber bei der Masse der Leser von Nutzen wäre, zu skizzirend, zu streng historisch-statistisch-geographisch gehalten.

Aber dieser Tadel ist weit davon entfernt ihm zu schaden. Im Gegentheil, der wissenschaftlich gebildete Leser, der Mann, der sich über fremde Länder, Sitten und Menschen unterrichten will, ist ganz wohl damit zufrieden; denn er hat keinen Roman, hat nur ein Bild, ein Charakterbild von Mexico gesucht, das seine Galerie entbehrte.

Wer den „Virey" liest, der ist in Westindien, in dem Eden des alten Tenochtitlans, an den Seen von Tula, Calco und Texcuco, am Fuße des Vulkans Popocatapetl, er ist in den Urwäldern mit 20 Fuß dicken Cypressen, in den goldenen Klosterpalästen mit lüsternen Mönchen und in den schilfbedeckten Hangars eines Pueblos voll Ungeziefer und unbekleideter Lazaros, die wie Heuschreckenheere die Straßen belagern und wie ostindische Affen die Plantagen ausfressen. Nicht blos den Spanier lernt man wie in seiner Halbinsel Europas, sondern auch alle seine Abkömmlinge in der Vermischung kennen, hier den Creolen, dort den Mestizen und dort den Zambo, durch alle Farbenstufen der Haut und des Charakters hindurch.

Und so verlange ich es von dem reisenden Schriftsteller. Kann er uns, die wir fern von ihm und seinem Lande sind, nicht zu sich heranziehen und uns so in den Kreis der Menschen als ihrer religiösen und politischen Gebräuche führen, so unterlasse er die Arbeit wegen seiner Unfähigkeit dazu und benutze für sich allein, was ihm zu Theil ward. Ein blos auf wissenschaftliche oder philologische Deduction beschränktes Werk ist für Jedermann unbrauchbar und am meisten für Diejenigen, denen es nützen sollte und die nicht durch Reisen, Selbstanschauung und Selbsterfahrung sich von der Welt Dingen unterrichten können.

Es wird eine Zeit kommen, in der die alte classische Literatur vernachlässigt wird über der modernen kosmopolitischen, die sich über beide Hemisphären erstreckt, und dann werden die Gelehrten, die über Worte im Homer stritten und eine Lebensfrage aus einem theologischen Satze machten, mit Schrecken bemerken, daß ihre Zeit vorüber und daß grün des Lebens goldener Baum ist. Die Zeit ist schon gekommen.

Ich würde nicht so viel sprechen von der zweckmäßigen Haltung, Darstellungs- und Schreibart eines wissenschaftlichen Reisebuchs, hätte sich mir dabei nicht abermal der Gedanke beweisend aufgedrängt, daß die Mehrzahl unserer bisherigen Reisenden in fremden Landen, welche von den Regierenden zum Theil aufs Günstigste unterstützt und befördert wurden, meist nicht die Leute waren, die Brauchbares für die Literatur liefern konnten, und daß darum grade bis diesen Augenblick die gebildete Welt der Kenntniß außereuropäischer, ja außerdeutscher Länder ermangelt. Es kann kein von hoher Protection genährtes Dochtlicht den Horizont der Civilisation erleuchten; dazu gehört ein genialer Pharus mit Brennspiegeln, ein Talent, das den im Menschen entzündeten wissenschaftlichen Funken tausendfach zu vergrößern und einem großen Umkreis mitzutheilen vermag.

Schickt nur einen jungen Mann wie den Verfasser dieses „Virey", der in Deutschland wol zwanzig Collegen hat, die mit des Lebens Kehricht schriftstellern müssen, anstatt eurer diplomatischen Agenten und gelehrten akademischen Salbader an den Ganges, ans Nordcap oder an die Ufer des stillen Meeres, und ihr werdet bald das Publicum für die Weltliteratur zu einer Nation anwachsen, ganz Deutschland sich für die Künste von China und Indien, für die Pyramiden und Palastruinen des alten Mexicos und die Negervölker des Niger interessiren sehen.

Der Lehrer ist selber schuld daran, wenn wir diese oder jene Kunst oder Wissenschaft nicht genießbar finden, er gibt sie zu abstract, zu nüchtern, zu anatomisch fleischlos. Wir, das neue, durstige Geschlecht, wollen Poesie in der Mathematik, Roman in der Geschichte und Witz in allen Fällen. Das Wissen ist so allgemein geworden, daß nur Wissen mit Genialität noch etwas werth ist. Ich appellire vor allen Dingen an die Genialität der Reisebeschreiber.

Die Engländer haben das Meiste gethan. Viele ihrer Travellers sind praktische Schriftsteller. Aber sie haben zu viel mit uns ehrlichen Deutschen gemein und bläuen ihren Gegenstand wie einen Soldaten, der Spießruthen läuft, so lange bis er für todt liegen bleibt. Warum sollen wir mit den Lesegerichten wie mit den Speisen auf einer fürstlichen Tafel bewirthet werden, von denen man sich aussucht und den Ueberrest passiren läßt. Ich habe nicht Zeit, Bibliotheken zu durchwandern, bitte mir ein gutes Rostbeef mit Kartoffeln, Braten, Desserts und eine Flasche Rheinwein aus. Man kann ein englisches Diner von jedem englischen Schriftsteller fodern, und man fodert es auch dort. Warum nicht in Deutschland ein deutsches, das dem des Insulaners ähnlich sieht, auch ohne daß der Pudding wegbleibt. Der Pudding ist der Humor, mit Rosinen, Gewürz und flammendem Rum, den wir schon seit langer Zeit nationalisirten und der auch männiglich wohlschmeckt.

Ich habe bereits gesagt, daß mir der „Virey und die Aristokraten" englisirt scheinen, und daraus ist es erklärlich, wenn ich, wie in den meisten Scott'schen und Cooper'schen Novellen, die Exposition zu schleppend und detaillirend, oft Dasselbe in wenig anderer Form wiederholt fand. Es kommen mehr spanische Stellen, als zur Heraushebung des charakteristischen Theils der Capitel nöthig ist, und mehrmals dieselben Ausdrücke kurz nacheinander vor.

Dieser Fehler ist eine Folge des Strebens, Land und Menschen naturgetreu zu malen, und ebenso verzeihlich als hinreichend aufgewogen durch eben dies Gemälde. Die Charaktere einzelner Personen, und namentlich des Virey, des Grafen von San-Jago, der an der Spitze der Aristokraten steht, und des Insurgentengenerals Vincente Guerrero sind mit Cooper's Talent, jeder in seiner Art originell erschaffen und mit aller historisch-tragischen Frivolität, spanischen Grandezza und diplomatischen Feinheit colorirt worden. Als britische Caricatur befindet sich ein allwissendes spionirendes Goldwesen, ein unbeschränkter Dämon im Hause des Vicekönigs, der aber leider nur ein ephemerisches Dasein hat, nur eine Rolle in einer Scene spielt und von nichts spricht als Handelsinteressen und Wucher. Sollte ich den Mann mit Beispielen zeichnen, so würde ich sagen, der Dichter habe aus Talleyrand und Rothschild einen Zwerg gemacht und ihn im Drama als das böse Gewissen des Regenten spuken lassen.

Die Weiber sind nicht so hervorstechend gezeichnet, aber gleichwol in den Personen der jungen Gräfin San-Jago und der glühenden, unternehmenden Schwester des Virey schätzenswerth und gefällig, eine Lilie und eine Tulpe. Man stößt durch alle drei Bände auf minderwichtige aber pittoreskere Volkscharaktere des andern Geschlechts und wird durch die Beschreibung ihres originellen Lebens und Treibens mit Vergnügen bis in ihre Hütten fortgezogen.

Um von der Darstellungsweise des Verf. eine kleine Probe zu geben, möge hier die simple Beschreibung eines Auftritts in der usurpirten Gegend von Mexico, wo eben ein Creolenhäuptling der spanischen Armee als Gefangener ankam und auf Befehl des Generals bestens behandelt wurde, einen Platz finden:

„Mitten unter diesem Drängen und Treiben ließ sich ein

Gewirr von Stimmen von der nördlichen Seite des Thales hören, und die Avantgarde eines zahlreichen Corps Patrioten wurde sichtbar; hinter diesen mehre reich uniformirte und durch Haltung ebensowol als durch Anstand ausgezeichnete Militairs in der Uniform mexicanischer Stabsofficiere, unter ihnen Conde Carlos. Dann folgte die Mannschaft, die durchgängig wohlbewaffnet, beiläufig 500 Köpfe betragen mochte. Es waren meistentheils Indianer, Mestizen und Zambes aus den südlichen Theilen des Reiches, kräftige, wohlgebildete Gestalten, die ungeachtet des harten Marsches tanzend einherschritten, und stolz auf die Gruppe von Officieren hinblickten. Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf: Viva Vincente Guerrero, nuestro Generalese."

„Merkwürdig genug war unser Capitano Jago unter dem Zuge reichgekleideter Stabsofficiere, unter denen einer Brigadegeneralsuniform hatte, noch immer in seiner schmählich mitgenommenen Manga, obwol seine Fußbekleidung renovirt war. Er trat rasch auf den Jüngling zu."

„Ah, Don Manuel, lächelte der Mann etwas boshaft, die zerrissene Manga und die Schuhe des jungen Cavaliers fixirend. Sie werden ohne Zweifel mit Ihren letzten Nachtmärschen nur wenig zufrieden gewesen sein; aber wir konnten nicht anders, und Ihr Freund Conde Carlos dürfte kaum besser gefahren sein. Wir hoffen jedoch, unsere Befehle sind respectirt worden, und Don Galeano habe Sorge getragen?"

„Don Galeano Sorge getragen?" rief der Jüngling, dem die Erinnerung an die letzte Nacht Schamröthe und Wuth auf die Wangen trieb."

„Major Don Galeano, hoffen wir, wird unsere Befehle —"

„Don Galeano deine Befehle, Gojo? fiel der Jüngling erbittert ein, ohne den Mann ausreden zu lassen."

„Mexico nennt mich Vincente Guerrero, sprach der gewesene Arriero trocken aber mit Würde, und künftighin muß ich Euere junge Herrlichkeit bitten, mich bei diesem Namen zu nennen."

„Und mit diesen Worten wandte der vormalige Maulthiertreiber, der nun plötzlich einer der ersten Generale Mexicos geworden war, dem beinahe vernichteten Jünglinge unter dem lautschallenden Gelächter der Umstehenden den Rücken."

Man wird durch derlei Skizzirungen, die stets mit interessanten Details durchwoben sind, in das Atrium des Volkes eingeführt und fühlt sich unmaßgeblich den Menschen, die ihre Sache vertheidigen, gewogen, weß Standes sie auch sein mögen. Es ist so viel Neues in ihnen, daß man nicht aufhört davon zu lernen.

Und darum empfehle ich den „Virey", in der Hoffnung, daß er bis auf unsere Zeit und die Realisirung der westindischen Wünsche fortgesetzt wird. Das Buch geht jetzt nur bis zum Jahre 1812, also nicht bis zur Constituirung der Republik Mexico.

114.

Die Enthüllung des Erdkreises, eine allgemeine Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande für alle Stände. Von Gottlieb August Wimmer. Erster Band. (Erste bis fünfte Lieferung.) Wien, Gerold. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

„Die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande ist ein so interessanter Theil der Geschichte der Menschheit, daß der Verf. dieses Werkes für die Idee desselben keiner Entschuldigung zu bedürfen glaubt. Einmal ist die Entdeckung des über die Seeoberfläche ragenden Landes das Einzige, was dem Menschengeschlechte gelungen ist(?); andererseits hat das allmälige Gelingen eine so große Masse physischer und moralischer Kräfte in Anspruch genommen, daß gewiß jeder wahrhaft gebildete Mensch mit Freuden auf den gemachten Weg zurückblickt." (Vorwort S. III) In der That würde eine kritisch-historische Darstellung der verschiedenen Entdeckungsreisen eine wahre Bereicherung der europäischen Literatur sein. Denn was Sprengel („Geschichte der geographischen Entdeckungen"), Malte-brun („Geschichte der Erdkunde"), Walckenaer („Histoire générale des voyages") und, mit besonderm Bezuge auf Afrika und Asien, besonders Murray („Historical account of the discoveries and travels in Africa and Asia") in diesem Bezuge geleistet haben, ist zwar höchst dankenswerth, erschöpft aber die Foderungen, welche wir an eine Geschichte der Reisen machen, keineswegs. Unser Verf. will nun, wie er sich in seinem Vorworte ferner erklärt, „eine solche noch mangelnde, streng durchgeführte, mit der allgemeinen Geschichte der Menschheit und ihrer Entwickelung in Verbindung stehende Geschichte der geographischen Entdeckungen liefern, die sowol dem Geographen eine nützliche Nachweisung in Bezug auf seine Materialien, als auch, und vornehmlich, jedem Gebildeten eine angenehme und lehrreiche Lecture gewähren soll." Wer die Unermeßlichkeit der Aufgabe, welche sich der Verf. solchergestalt vorsetzt, kennt (und es reicht, um sie kennen zu lernen, hin, z. B. den Artikel „Reisen" in Pierer's „Encyklopädischem Wörterbuche", wo die Legion ausgezeichneter Reisebeschreibungen namentlich aufgeführt ist, nachzusehen), der wird seinen Muth bewundern und wir werden ihm Glück wünschen — wenn sein Werk vollendet ist, welches uns fast über die Kräfte eines einzelnen Mannes zu gehen scheint. Was indeß die vor uns liegenden fünf Hefte betrifft, welche von den Ursagen bis zum Schlusse der europäischen Entdeckungsreisen gehen und außerdem den Anfang der afrikanischen Entdeckungsreisen enthalten, so geben wir ihnen gern das Zeugniß einer „angenehmen" Lecture, als worauf der Verf., wie gesagt, besondern Werth legt. Tiefere Forschungen aber muß man nicht darin suchen; und der wichtige Abschnitt „Deutsche Hansa" z. B. in der vierten Lieferung (S. 332), auf welchen Ref. eben gespannt war, ist nicht reichhaltig, und hätte schon aus dem entsprechenden Artikel in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" vervollständigt werden können. Auch stört der Mangel aller Literarnotizen, obwol der Verf. freilich gleich selbst sagt, daß er „Alles ausschließe, was in eine bloße Reiseliteratur gehöre". Ein ausführlicheres Urtheil endlich aber müssen wir uns bis zum Schlusse des Ganzen, wenn wir ihn erleben, vorbehalten.

87.

Ein recht bibelfester Kanzelredner.

Das ist der Diakonus Mayer in dem Städtchen Meerane im Schönburgischen. In einer in Glaucha 1834 gehaltenen und auf Verlangen gedruckten Predigt werden 230, sage zweihundertunddreißig Bibelstellen angeführt und citirt. Dabei hat der junge Mensch, aus einer bekannten Schule, dem guten Glaucha, einem, so viel wir wissen, freundlichen, gewerbfleißigen Städtchen, dermaßen den Text gelesen, daß man Bedenken tragen sollte, in seine Nähe zu kommen. „Unsere Sünden reichen bis in den Himmel, es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes mehr im Lande", d. h. im Schönburgischen, „sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhand genommen; da nennt man das theure Bibelbuch ein altes Fabelbuch, Gotteslästerung und Frevel Aufklärung, Weltliebe Gemeinsinn, Hochmuth und Selbstsucht Menschenwürde und Menschenadel, Ueppigkeit und Heuchelei feinen Ton und Geselligkeit, Dieberei Klugheit, Habsucht Weisheit, Arglist und Schalkheit Gewandtheit bei Hohen und Niedrigen, bei Reichen und Armen." Man könnte denken, der Schwätzer spräche im Allgemeinen, aber er sagt ausdrücklich: „Ist's bei uns nicht auch so? Gehe nur durch die Gassen!" Ihr Glauchaer und Meeraner! Was habt ihr an Rudelbach und Mayer für Kirchenlichter? Man hat in Dresden die Patrimonialgerichte an den Staat bringen wollen; ebenso, wo nicht nothwendiger wäre es, den Kirchenpatronen, die so wählen, ihr Wahlrecht so lange zu entziehen, bis sie zu wählen verständen. Haben denn die Glauchaer wirklich verlangt, ein solches Conterfei von sich drucken zu lassen?

44.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 347. —— 13. December 1834.

Erinnerungsfeſt der Pförtner,
gefeiert zu Leipzig am 11. November 1834.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo die Jugend oft weniger unterrichtet und gebildet als abgerichtet und überbildet, das reifere Alter mit geiſtiger Nahrung, ſoweit es noch dafür empfänglich iſt, überſchüttet und überſättigt, das Streben in der Literatur — dieſe vom Standpunkte des allgemeinern Intereſſes betrachtet — nicht immer auf tiefe Forſchungen, mehr auf mannichfaltige, leichtanſprechende Unterhaltung gerichtet und im bürgerlichen wie im Staatenleben eine trennende Verſchiedenheit der Anſichten, ein Kampf der Meinungen und eine Regſamkeit des Dichtens und Trachtens hervorgerufen wird, iſt nicht ſelten auch im denkenden und fühlenden Menſchen die Erinnerung an die erſten Anfänge, an die urſprüngliche Grundlage ſeines Wiſſens, Denkens und Empfindens, an den Urquell ſeines geiſtigen Lebens untergegangen. Neigung und Beruf, Studium und Arbeit, Leidenſchaft und Sorge, Beſchäftigung und Vergnügungsſucht wiſſen die Fläche, den Plan des Lebens in mannichfache Pfade zu theilen und zu ſcheiden, und nicht immer verſteht es der Mann, im Verfolgen des einen oder andern Lebensweges, den Ort, die Stelle, den Raum in dankbarer Erinnerung feſtzuhalten oder wiederzufinden, von dem er jugendlichkräftig ausgegangen. Hierdurch ſoll kein neuer Tadel ausgeſprochen werden — er iſt ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt, und wird, ſo lange er Menſchen trifft, wiederkehren —, aber es darf von Leipzig aus und grade in dieſen hier erſcheinenden und literariſcher Beſprechung gewidmeten Blättern nicht unerwähnt bleiben, daß vor Kurzem ein Feſt in unſerer Stadt gefeiert worden, das in dieſer Zeit, die oft dem Alten und Ehrwürdigen Hohn ſpricht, als Beweis dienen mag, wie auch beim Drängen der Gegenwart Männer von ungleichem Alter und verſchiedenem Beruf Eins ſein können in der Liebe zu der Schule, die ſie einſt aufgenommen, und der Lehrer, die ſie unterrichtet, und darum gern das Bild ſegensvoller Vergangenheit ſich aufzufriſchen und die alte treue Dankbarkeit neu zu beleben wiſſen. Und dies gereicht nicht ſowol dieſen zum Lobe, als vielmehr der gemeinſamen Anſtalt, Schule und Bildnerin zur Ehre, die ihren Geiſt genährt, ihr Wiſſen bereichert, ihre Kenntniſſe geläutert und ſo der erſte Leitſtern geworden, bei deſſen Glanze ſie ihren ernſtern Pfad begonnen.

Dankbar feierten am 11. Nov. d. J. im traulichen Vereine fünfundſechzig Männer und Jünglinge, die, wenn auch zu verſchiedenen Zeiten, doch in einer Bildungsanſtalt, in Schulpforte *), die ſchönſten Jahre ihres Lebens zugebracht und hier in der klöſterlichen Stille der Anſtalt und unter ſegensvollem Wirken der dortigen Lehrer die erſte wiſſenſchaftliche Bildung und hiermit die Richtung ihres Geiſtes und Lebens erhalten hatten, das Andenken der treuen Pflegerin ihrer Jugend und das Gedächtniß Aller, mit und unter denen ſie dort gelebt. Es war ebenſo erfreulich als rührend zu ſehen, wie ein Gedanke, ein Gefühl die dankbare Erinnerung an die Bildnerin ihres Geiſtes und Herzens, an ihre geiſtige Mutter — die Schule zu Pforte bei Naumburg — **) die Nahen und Fernen, die Bejahrten und Jüngern zu einem traulichen Sympoſion ſchnell vereinte. Denn ſo verſchieden auch an Jahren, Anſichten, Berufspflichten, Erfahrungen, Kenntniſſen, an Bildung und Empfänglichkeit die Theilnehmenden ſein mochten, ein Zug des Herzens führte ſie zueinander; ein Gefühl der Dankbarkeit hatten Alle, und ebenſo ſchnell, als die Coätanei einander, vielleicht nach langen Jahren, wiedererkannte, knüpfte ſich auch das Band der Geſelligkeit leicht durch die alle be-

*) Wir möchten die von dem leider zu früh dem irdiſchen Wirken entriſſenen Lange (ſ. deſſen „Schriften", von Jacob herausgegeben 1832, S. 303) geäußerte Anſicht, was ein Pförtner heißen müſſe, nicht ſo uneingeſchränkt theilen. Im Allgemeinen gilt, was er dort ausſpricht, von jeder Landesſchule oder jedem ähnlich eingerichteten Gymnaſium; und hat es jener Pforte gegolten, ſo wiſſen wir nicht, ob es noch heutzutage davon behauptet werden kann. Aber auf die Lage Schulpfortes in herrlicher Gegend, fern von ſtädtiſchen Zerſtreuungen, und auf die severitas disciplinae Portensis, worüber Lange's „Oratio" ein ſo richtiges Verſtändniß gibt, möchten wir aufmerkſam machen, die nicht allein die geiſtigen Kräfte nährt und anfeuert, ſondern auch die oft übers Grab hinausdauernde gegenſeitige Liebe der Schüler begründet.

**) Alle Pförtner theilen dieſe Liebe; dies beweiſen ähnliche Erinnerungsfeſte in Dresden, unter andern am 1. Mai 1821 begangen, in Plauen am 1. Mai 1826 und in Pforte ſelbſt am 1. November 1821 von einem Verein Studirender aus Halle, Leipzig und Jena.

seelende dankbare Liebe zur gemeinsamen Schule unter den Anwesenden.

Wem wäre nicht selbst, Theilnehmer des schönen Festes mit ganzer Seele, beim Kommen und sich Sehen, beim Begrüßen und sich Finden, beim Fragen und Erklären, beim Zurückrufen und Vergegenwärtigen der längst entschwundenen, aber doch in Pforte verlebten Jahre unter den einzelnen Gruppen der Eingetretenen, und bald oft beim Gedenken kleiner Umstände und Begebenheiten während der Schulzeit sich wieder Erkennenden eine Thräne freudiger Rührung, dankbaren Andenkens ins Auge getreten! Wer hätte sich beim Anblicke so mancher Freunde, die vielleicht damals Schulnachbarn waren, in einer Classe oder Ordnung, an einem Tische, als Ober-, Mittel- und Untergeselle oder doch in einer Stube zusammensaßen, einen Schlafsaal miteinander bewohnten, gleiche Lehrer gehabt, dieselben Lectionen besucht, gemeinsame Prüfungen bestanden, einen classischen Autor in freien Stunden studirt, Ernstes und Heiteres, Wichtiges und Scherzhaftes in Pforte erlebt und getrieben und jetzt nach der Folgezeit und ihren Ereignissen, nach der Gegenwart und was sie Dem und Jenem gebracht, nach den Wegen, die sie gewandert, den Beruf, den sie erfüllen, und wie Alles so gekommen, sich fragten, bei so manchen Erkennungsscenen durch Wort und Händedruck, durch herzlichen Gruß und freudige Umarmung sich nicht sagen sollen, daß er das herrliche „Colloquium senile" des Erasmus *) selbst mithalte und, ein unfreiwilliger Schauspieler die Scene in Iffland's „Herbsttag" zwischen den Universitätsfreunden Selbert und Wanner spiele. **) Wie hätte es auch zwischen den mancherlei Gaudeamus igitur! das dort der alte Wanner beim Durchblättern seines treubewahrten Stammbuchs mit Selbert ausruft, und auch beim pförtnischen Erinnerungsfeste vielfach gesprochen, gerufen und gesungen wurde, nicht auch trübe, schmerzliche Erinnerungen geben sollen! So mancher Schüler, Freund und Lehrer, der allen Anwesenden oder Einzelnen unter ihnen vorzüglich lieb und theuer und werth gewesen, schläft bei der ewigen Lampe auf dem Friedhofe zu Pforte ***) den ewigen Schlaf; so Mancher von den Anwesenden suchte seinen frühern Mitschüler, der ihm dort schon fürs bürgerliche Leben Freund und Gefährte wurde, vergebens unter den Anwesenden! — Ward doch Aller in Fried' und Freude, in Lieb' und Dankbarkeit gedacht, wurden doch Alle, die in naher oder entfernter Beziehung zur Mutter Pforte gestanden haben und noch stehen, im Geiste begrüßt!

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. „Desiderii Erasmi colloquia" herausgegeben v. Stallbaum (Leipzig 1828, S. 153 fg.) „*Περιπτολογία* sive ὄξυμα" genannt.

**) Aufg. 4, Auftr. 7, Ausg. vom J. 1792, S. 144 fg.

***) Allen Lesern dieses Aufsatzes möchten wir, auch wenn sie nie in Pforte gewesen sind, den herrlichen Aufsatz Lange's in dessen Schriften (S. 191 fg.) über „Die ewige Lampe" empfehlen.

Mémoires de M. *de Châteaubriand.*

Vor einiger Zeit las, wie man weiß, Hr. von Chateaubriand einigen vertrauten Freunden und auserlesenen Bekannten, Bruchstücke aus seinen Memoiren vor. Darüber gerieth natürlicherweise die ganze literarische Welt in Bewegung. Pair von Frankreich, Gesandter, Minister, Dichter, Geschichtschreiber, Gründer einer neuen literarischen Schule, ist Chateaubriand vielleicht die interessanteste, wenn nicht die größte unter den heutigen französischen Notabilitäten. Und wie bewegt war sein Leben! welche Fülle von Erinnerungen leben in dem genialen Kopfe, welchen die Sonne beider Welten beschienen, über den so viele politische Stürme wegbrausten, ohne ihn zu beugen! Welche reiche, erschütternde, reizende Gemälde sind an ihm vorübergegangen! Selbst wenn diese Memoiren nicht aus der Feder des brillantesten Stylkünstlers seiner Zeit herrührten, würden sie dennoch durch den mannichfaltigen Inhalt interessiren.

Die Schriftsteller, welche diesen Vorlesungen beigewohnt, oder sich eine Abschrift der vorgelesenen Fragmente zu verschaffen wußten, beeilten sich, sie in den gelesensten Zeitschriften mitzutheilen. So entstanden die beredten Artikel des Hrn. Ballanche, der Madame Dupin, der Herren Quinet, Lapergne, Ste.-Beuve, und vor Allen der pikante, geistvolle Aufsatz des Hrn. J. Janin; diese verschiedenen Artikel erscheinen gegenwärtig gesammelt unter dem Titel: „Lecture des Mémoires de M. *de Châteaubriand*, ou recueil d'articles publiés sur ses mémoires, avec des fragmens originaux". Auf die Vorrede, worin der Herausgeber ungefähr das oben Gesagte ausspricht, folgt eine Einleitung des Hrn. Nisard, der die Memoiren des Hrn. von Chateaubriand in dessen Cabinet gelesen hat. „Ich wohnte dem großen Lesefeste nicht bei", wir führen hier Hrn. Nisard's Worte an, „kann daher nichts darüber berichten; aber ich habe diese Memoiren in Händen gehabt, ich habe sie aus Hrn. Chateaubriand's Händen empfangen; ich habe sie in seiner Gegenwart gelesen, auf dem Lehnsessel, auf welchem er sich zu setzen pflegt, an dem Tische, auf welchem er sie geschrieben, er zu meiner Rechten, die bereits mundirten Seiten nochmals verbessernd; zu meiner Linken sein Secretair, der die corrigirten Seiten abschrieb. Denn wie Pascal, Bossuet, so schreibt Hr. von Chateaubriand, alle seine Geistesfähigkeiten auf ein und dasselbe Ziel richtend, den guten Geschmack mitinbegriffen, der sich nicht mit der ersten besten, sich darbietenden Form begnügt, sondern jede Form, die nicht die beste und passendste ist, verwirft." Hr. Nisard hat ein Buch geschrieben: „Etudes sur les poètes latins de la décadence", welches eigentlich ein Manifest gegen V. Hugo und seine Schule ist, worüber wir nächstens berichten werden, wenn man uns nicht zuvorkommt. In diesem Buche nun hat Hr. Nisard viel mit der Form zu thun; er rügt es besonders an Hugo, daß er sich mit jeder beliebigen Styiform, wie sie ihm die Phantasie zuführe, begnüge: darauf bezieht sich obige Stelle. Es ist doch ein wunderliches Ding um den Geschmack! Wer vor 20 Jahren den Herren Dussault und Hoffmann, den damaligen Geschmacksrichtern, gesagt, man würde einst Chateaubriand als Muster des bon goût aufstellen, dem hätten sie eine Stelle in Bicetre prophezeit! Uebrigens ist die Ansicht des Hrn. Nisard grundfalsch. Kein neuerer Schriftsteller ist so ängstlich mit der Form beschäftigt als Hugo; er schmiedet und löthet und feilt seine Perioden, daß sie ordentlich schwer und steif und starr davon werden. Doch genug, wir gehen nun zum Inhalte der Memoiren über.

„Wer Chateaubriand auf seiner ruhmvollen Laufbahn beobachtet, der erräth im Voraus den Grundgedanken, die Substanz seiner Denkwürdigkeiten; er findet hier die Wahrheit für Jedermann, tröstend für Die, welche viel gelitten, hart und bitter für die wichtigthuenden Mediocritäten, welche sich die Portefeuilles und die Ambassaden bei einem Könige streitig machen, der nicht einmal mehr ein Ehrenkreuz verleihen kann; erhabene Klagen über unerhörte Unglücksfälle, über die zerfallenden Paläste, welche gestürzte Monarchen bewohnen, über diese Macht-

säle ohne Wachen, diese Vorzimmer ohne Stühle, über diese verarmte, aber immer noch mit Anbetungen umgebene Königsmajestät; Portraits, die mit rüchender Hand gezeichnet sind u. s. w. Und nach der Politik kommt die Poesie: lachende Beschreibungen, feine und pikante Reisebeobachtungen; eine Fahrt zur Nachtzeit bei hellem Mondscheine in einer Kalesche; ein poetisches Liebesabenteuer mit einer Cynthia, das der Verfasser auf den Ruinen der römischen Campagna träumt. Die mannichfaltigsten Eindrücke, Mitleid, Spott, trauerndes Sehnen nach der Legitimität, feuriges Aufwallen republikanischer Ahnungen; und über allen diesen anscheinenden Widersprüchen schwebt herrschend und ausgleichend ein gesunder Sinn, jener feste Verstand aus der Voltaire'schen Schule. Dies ist die Reise nach Prag." Mit Bossuet und Pascal mag sich Chateaubriand gern vergleichen lassen, denn er ist innerlich ein Verehrer des großen Jahrhunderts; in seinem „Génie du christianisme" steht er verwundernd und anbetend vor den literarischen Denkmälern, die er untergräbt, und seine Tragödie „Moïse", die vor einiger Zeit im Odéon gegeben worden, möchte ich eine jüngere Schwester von Racine's „Athalie" nennen; wie ihm aber der Voltaire'sche bon sens behagen mag, das ist eine andere Frage. Es hat nie in der geistigen Welt zwei heterogenere Dinge gegeben als Voltaire'scher Verstand und die excentrische, gemüthliche und echt poetische Stimmung der ganzen innern Persönlichkeit Chateaubriand's.

Der Verf. des „Génie etc." ist als Meister in der Beschreibung bekannt. Diese Literatur gehört ihm an; er hat sie geschaffen und zugleich zur höchsten Vollendung gebracht. Der Leser reist mit ihm, er wird aus seiner prosaischen Wohnstätte mitten unter die erhabensten Schauspiele versetzt. „Ich ging hinter ihm drein, seinen Mantel nachtragend, als er die steile Straße hinaufstieg, die zum prager Schloß führt; ich begleitete ihn nach den Bädern von Karlsbad; ich stand neben ihm zu Venedig, wenn er gegen Abend träumend die Marcuskirche betrachtete, welche die scheidende Sonne vergoldete. Die Reisenden sind entweder sehr genaue Beschreiber ohne Phantasie, oder sie haben Phantasie ohne Genauigkeit. Erstere katastriren die Orte, zeichnen die geometrischen Linien nach, zählen die Meilensteine und die Giebel der Dächer; Ton, Farbe, Harmonie der Erde und des Himmels, dies Alles entgeht ihnen. Die zweite Classe von Reisebeschreibern mengen alle Linien, alle Farben durcheinander, versäumen das Abstufen, setzen Schattenbilder an die Stelle der Gegenstände. Diese Gattung von Reisenden ist äußerst zahlreich; es gibt keine schlechtern Geographen. Chateaubriand sieht erst mit den leiblichen Augen, und sieht scharf, richtig; dann kommt die Phantasie, welche die erste Zeichnung mit ihren Farben belebt, und das Detail mit dem Ganzen in Einklang bringt. Er gibt uns die Ansicht des Ortes und die Eindrücke, die sie hervorruft; man findet bei ihm Itinerarien für den Handlungsreisenden so gut wie für den Dichter." Uebrigens zeichnet diese so seltene Vereinigung der Phantasie mit der strengsten Genauigkeit großentheils seine sämmtlichen Producte, wenigstens die spätern aus. Als Historiker ist er einer der geduldigsten Forscher, und es ist sehr zu bedauern, daß bedrängte Vermögensumstände ihn gezwungen, die „Etudes historiques" zu veräußern, ehe sie zur Reife gediehen. Beiläufig bemerken wir, daß der geniale Greis noch gegenwärtig nicht in den brillantesten Verhältnissen lebt; neulich schrieb Jules Janin, welcher zu Gunsten der durch Ueberschwemmung verunglückten Einwohner von St.-Etienne eine Collecte veranstaltet, an Hrn. Chateaubriand und bat ihn um 5 Francs, wenn er so viel erübrigen könnte. „Es bleibt mir noch ein Fünffrancsstück, und ich habe mir 10 Francs von meinem Portier dazu geliehen und übersende Ihnen hierbei 15 Francs", antwortete der Expair, der einst als Ambassadeur zu London 150,000 Francs Besoldung zog!

Schon im J. 1811 begann Chateaubriand diese Memoiren, es war die Epoche, wo die „Martyrs" und das „Itinéraire" erschienen und das Dictionstalent des berühmten Schriftstellers seine höchste Entwickelung erreicht hatte. Der erste Theil, welcher die Geschichte seiner Kindheit und seine träumerische Jugend, diese so geliebte Sylphide, enthält, ist aus der besten literarischen Epoche des Verfassers. Alles, was nachher kommt, die Familiengemälde u. s. w., von der Abreise nach Amerika bis zu seiner Rückkunft nach Frankreich im J. 1810, wurde von 1815 an bis 1822 theils zu Berlin, zu Paris oder zu London geschrieben; in diesem Zeitraume trat Chateaubriand als politischer Schriftsteller auf und verbreitete das reich ausströmende Licht seiner erhabenen Gedanken über die höchsten Fragen der Regierung und Freiheit. Daß in diesem Theile der Memoiren nur Treffliches zu erwarten stand, begreift sich leicht; aber daß auch die 10 Jahre später verfaßten Abschnitte nicht die mindeste Spur des Alterns zeigen, daß sie selbst mit den erstern wetteifern, das muß mit Staunen erfüllen, wenn wir bedenken, daß seit diesen 10 Jahren Chateaubriand den Greisen zugezählt wird.

„Wäre es mir erlaubt ein Urtheil zu fällen", fährt Hr. Nisard fort, „so würde ich dem letzten Theile dieser Memoiren den Preis zuerkennen; hier scheinen mir die geistigen Kräfte des Dichters sich befestigt zu haben, hier ist seine Phantasie nur noch die Poesie des Verstandes, das Schwanken der ersten Jahre, die zwecklosen Kühnheiten, die übergroßen Bilder, all dieses Unkraut, das auf einem zu fruchtbaren Boden wucherte, ist verschwunden. Dieser Vorzug beträfe übrigens weniger das Ganze, als gewisse Theile. Lesen Sie „Cynthie" nach der „Sylphide", Sie finden dieselbe Jugendfrische, dieselbe Poesie, eine sehr reiche Poesie. Lesen Sie die Beschreibung von Venedig und die Träumereien am Lido; in „Atala" und „René" finden Sie nicht mehr Pracht, mehr tiefe, ergreifende Schwermuth. Es ist immer dieselbe Seele, welche empfindet, immer dieselbe Hand, welche schreibt; nur trifft man im letzten Theile eine bittere Ironie, bittere Frucht der dahinschwindenden Jahre, verhöhnenden Spott, der aus so mannichfaltigen Enttäuschungen hervorgegangen, hier und da den schwermüthigen Grundton mit blitzender Laune aufhellt."

Der Schluß dieser Einleitung verdient hier ganz mitgetheilt zu werden, und ich brauche wol nicht zu sagen, warum. Lesen Sie und urtheilen Sie selbst. „Es ist René, der uns hier entgegentritt, René, den die Jahre gereift, der das Elend der Menschheit betrachtet, derselbe melancholische Schwärmer, aber mit schärferm, reiferm Verstande; es ist René, der die höchsten Staatswürden bekleidet, den der politische Ruhm, der wichtigste von allen, umstrahlt, der vom glänzendsten Reichthum in die Armuth herabgesunken. Sie finden hier nicht mehr blos die Epopöe zweier verwundeten Seelen, es ist die Epopöe eines ganzen Jahrhunderts. In der ersten ragte der Styl über das Sujet; in der zweiten würde das Sujet zu groß für die Diction sein, wenn René nicht eine Sprache mit auf die Welt gebracht, die jedem Gedanken gewachsen ist. In diesem letzten Buche René's strömen Styl und Gedanken majestätisch in einem und demselben Bette neben einander fort.

Wir stimmen Hrn. Nisard in seinem Wunsche bei, Hr. von Chateaubriand möge sich entschließen, seine Memoiren herauszugeben; er hat bekanntlich erklärt, sie sollten erst nach seinem Tode erscheinen. Sechs Bände sind bereits vollendet; von den sechs übrigen könnten drei schon innerhalb drei Monaten unter die Presse gethan werden; mit diesen drei Bänden beginnt die Geschichte des Kaiserreichs und der Restauration, sie enthalten eine Menge unbekannter Anekdoten. Der Aussage des Secretairs des Hrn. von Chateaubriand zufolge, welcher das Manuscript wol hundertmal copirt und wiedercopirt hat, da der Verf. nicht aufhört zu corrigiren und zu streichen, sind diese Memoiren nicht eben Memoiren in der engern Bedeutung des Wortes, sie haben vielmehr einige Analogie mit Montaigne's „Essais", in denen der Schreibende von der Poesie zu familiairen Erzählungen, zu Briefen, Reisen u. s. w. übergeht.

Wir wollten diesen Artikel schließen, aber da fällt uns „Moses" ein, das Trauerspiel Chateaubriand's, welches vor Kurzem zu Versailles aufgeführt worden; späterhin wurde es

im Odéon zu Paris gegeben; jedesmal ist das schöne Kunstwerk mit großem Beifall aufgenommen worden. Wenn große oder liebliche Bilder, eine feierliche Eleganz, die nie sich überkünstelt, ein berauschender Wohllaut der Sprache, ein tiefes Gefühl und gründliches Studium der Bibel hinreichten, um ein treffliches Drama zu schreiben, so würden wir kaum ein Werk der neuern Zeit diesem an die Seite setzen können; allein grade was das herrliche Kunstproduct zum Drama erheben soll, grade das ist verfehlt. Das Sujet ist die erste Abgötterei der Hebräer. Was die biblische Geschichte Menschliches hat, spricht sich im Drama aus; das Göttliche enthüllt sich in den Chören. Von diesen haben wir bereits eine Probe mitgetheilt; hören Sie nun, wie Chateaubriand die Liebe des Orients schildert. Nadab, der Sohn Aaron's, liebt Arzane, eine gefangene abgöttische Königin, die sich im Lager der Israeliten befindet. Zu ihr spricht Nadab:

Ce coeur que vous avez habité la première
Vit l'amour se lever terrible et violent
Comme l'astre de feu dans le désert brûlant;
Le repos pour jamais s'envole de mon âme,
Mon esprit s'égara dans des rêves de flamme,
Dans les champs de l'Arabe et loin des yeux jaloux
Mon bonheur eût été de me perdre avec vous:
De toi seule connue, à toi seule asservie,
L'orient solitaire aurait caché ma vie.
Pour appui du palmier empruntant un rameau
Le jour j'aurais guidé ton paisible chameau:
Le soir au bord riant d'une source ignorée
J'aurais offert la coupe à ta bouche altérée
Et sous la simple tente oubliant Israël
Pressé contre mon coeur la nouvelle Rachel.

19.

Die Mondkarte von Wilh. Beer und J. H. Mädler. Zweite Section. *)

Bessel, einer der berühmtesten Heerführer im Reiche des Himmels, beginnt seine Recension über vorliegende topographische Karte der gesammten sichtbaren Mondoberfläche in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik": daß er seine Anzeige nicht blos für astronomische Leser schreibe, indem er keinen Grund zu glauben habe, daß die Kenntniß der Mondoberfläche die Astronomen allein interessire. Ref. hat in gleichem Sinne in d. Bl. über die erste Section berichtet und thut dies gern auch bei der zweiten Section, die er nicht ohne freudige Ueberraschung vor sich liegen sieht.

Während Lohrmann die zweite Lieferung seiner auf 25 Sectionen berechneten Darstellung des Mondes seit 1824, also zehn Jahre schon, uns vergebens erwarten läßt, haben die genannten beiden Selenographen dem vor Kurzem in diesen Bl. besprochenen ersten Quadranten schon vorliegenden zweiten folgen lassen. War auch die größere Hälfte dieses Quadranten vielleicht schon bei Ankündigung des ersten fertig und dabei seiner Vollendung die schöne Witterung im vorigen Sommer sehr günstig, so bleibt doch der wissenschaftliche Eifer der Herren Herausgeber wahrhaft bewundernswerth, da ihnen bei der Zeichnung und Darstellung dieses Theiles der Karte weit größere Schwierigkeiten als bei der der Mondlandschaften auf dem ersten Quadranten entgegentraten. Welche Umsicht und welchen Zeitaufwand erfordert z. B. nicht schon mitten unter den verwickeltesten Gebirgen noch die eigenthümlichen Lichtstreifen, die besonders vom Tycho aus ziehen, abzuzeichnen und im Stiche darzustellen! Dabei hat bisher noch Niemand an eine Darstellung der Details in dieser Mondgegend gedacht; selbst die allgemeinen Umrisse der bessern Karten waren so unbestimmt, daß sie als völlig unbrauchbar für diese Partie angesehen werden müssen! Insofern nun hier fast Alles neu entdeckt werden mußte, sind auch eine nicht unbedeutende Zahl neuer Benennungen nöthig geworden; jedoch blieb das System der Bezeichnung durch lateinische und griechische Buchstaben dasselbe wie beim ersten Quadranten.

Ref. stimmt mit mehren Sternkundigen, die bis jetzt vorliegendes Blatt der Mondkarte gesehen haben, darin überein, daß es an Feinheit und Schärfe das erste noch übertreffe; auch die Gruppirung der Gegenstände im Naturbilde selbst hier weit gefälliger hervorgehoben erscheine. Besonders zeichnen sich auf diesem Mondviertel die hohen Randgebirge aus, die der Projection zufolge in Profil dargestellt sind und wird nach Struve's u. A. Urtheil die Kenntniß dieser Randberge für die schärfere Berechnung der Sternbedeckungen und folglich auch für Bestimmung der Längen auf der Erde sehr wichtig werden.

Vorzüglich merkwürdig erscheint uns am Südpole das enge Zusammendrängen der größten Höhen und Tiefen. Hier zeigt die Karte Niveau und Unterschiede bis zu einer deutschen Meile, also den höchsten Erdgebirgen gleich. Diese Darstellung, verglichen mit der des Nordpols auf dem ersten Blatte, gewährt interessante Resultate über die Configuration unsers Nebenplaneten.

Wie wir hören, ist das dritte Viertel in der Zeichnung beinahe fertig und am vierten wird ununterbrochen in jeder heitern Mondnacht gearbeitet. Möge die erforderliche Begeisterung für die weitere glänzende Ausführung eines so riesenartigen Unternehmens bei den Herausgebern nicht erkalten; mögen die Versicherungen ihrer competensten Beurtheiler, eines Arago in dem ihnen zu Theil gewordenen öffentlichen Schreiben des Instituts von Frankreich und eines Bessel in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Nr. 80: daß sie sich durch die vorliegenden Früchte ihrer Einsicht und ihres Fleißes bei der Mit- und Nachwelt ein unvergängliches Denkmal setzen, ihnen wohlthun und ihren edeln Eifer anspornen.

73.

*) Vgl. Nr. 182 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Theodor Hell und die politische Poesie.

Bei Gelegenheit einer Anzeige von Ortlepp's „Lyra der Zeit" in dem „Notizenbl. zur Abendzeitung", Nr. 94, 1834, sagt Theodor Hell, mit Bezug auf die Benennung: politisches Gedicht (vor der er, nach seiner Angabe, schaudert): „Wie kann sich die Götterblume, Dichtkunst, mit der chamäleonischen Papierblume: Politik, vertragen? Ein politisches Gedicht scheint uns ein offenbarer Widerspruch, und politische Verse scheinen entweder kein Gedicht, oder Gedichte keine politischen zu sein." Das scheint uns dagegen ein ziemlich unhaltbares Raisonnement, und die Ansicht entweder eine zu gehässige gegen die Politik, oder, gleichsam zur Ehrenrettung der Poesie, nicht frei von Pruderie und Affectation zu sein. Warum soll es nicht politische Gedichte und Lieder geben? Es gibt patriotische, die sich auf das Vaterland beziehen, und sie sind nur eine Untergattung der politischen Gedichte, die es im Allgemeinen mit den öffentlichen Angelegenheiten der Völker zu thun haben, wie dies auch bei der Politik selbst der Fall ist. Und sollte denn etwa, um des „chamäleonischen" Charakters der Politik willen, diese selbst kein Gegenstand der Dichtkunst sein können? Oder wäre sonst das Interesse an dem Gange des Völkerlebens kein solches, dem sich eine poetische Seite abgewinnen ließe? Was sind z. B. die „Perser" des Aeschylos anders als ein politisches Trauerspiel? was die Gesänge des Tyrtäos anders als politische Lieder? Ist nicht unser Uhland, der Einen Richtung nach, ein politischer Dichter? und ebenso P. Pfizer? sowie aus einer frühern Epoche Arndt und Theodor Körner? und die Gedichte dieser Aller — sind sie in jener Hinsicht nicht politische Gedichte? Wir möchten die Aesthetiker wol bitten, obiges Urtheil näher zu prüfen.

17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 348. — 14. December 1834.

Erinnerungsfeſt der Pförtner,
gefeiert zu Leipzig am 11. November 1834.
(Beſchluß aus Nr. 347.)

Iſt hierdurch der Geiſt des Feſtes im Allgemeinen genugſam angedeutet, ſo wird die Schilderung der Feier im Beſondern nur aus kurzen Andeutungen beſtehen können. Als die von den Veranſtaltern derſelben auf eine mehre Wochen vorher erlaſſene Aufforderung in lateiniſcher Sprache Erwarteten verſammelt waren, wurden die „Portenses quondam alumni" durch eine lateiniſche Anrede, die ebenſo vortrefflich ausgearbeitet, als gemüthlich geſprochen ward, begrüßt und mit der Veranlaſſung, wie mit dem Zwecke des Erinnerungsfeſtes bekannt gemacht. Den bewegten Zuhörern war der Ausſpruch des Cicero *): „Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non magistri sui atque doctores, cui non locus ille mutus ipse, ubi alitus aut doctus est, cum grata recordatione in mente versetur", die der Redner klüglich anzuwenden verſtand, ebenſo gewiß aus der Seele geſprochen, als deſſen eignes inniges Gefühl und die Andeutung, daß manche pförtniſche Sitte beim Mahle beobachtet werden ſolle, freudige Rührung in ihnen erweckte. Beim Tönen einer Glocke, die an den Klang erinnerte, wodurch in Pforte die Schüler Mittags und Abends in den Kreuzgang gerufen wurden, um dann paarweiſe, nach den Tiſchen geordnet, vor dem die Woche haltenden Lehrer ins Cönakel einzutreten, zogen die Anweſenden **), von dem älteſten derſelben nach dem im Programme für die Feier aufgenommenen Verzeichniſſe aufgerufen, in den Speiſeſaal, der mit einigen Anſichten von Pforte ***) und, ſo weit die Jahreszeit es geſtattete, mit grünen Laubgewinden geſchmückt war. Die Plätze an der Tafel waren nach den Jahren der Aufnahme in Pforte und ſo geordnet, daß, wenn Conetanei zugegen waren, dieſe beiſammen ſaßen und die nachher Aufgenommenen ihnen folgten. Einer der Anweſenden, der nicht allein Schüler, auch ſpäter ſelbſt Lehrer in Pforte geweſen war, ſprach vom Katheder herab das noch jetzt dort übliche Tiſchgebet, worauf der lateiniſche, ebenfalls noch beim Mittags- und Abendeſſen gebräuchliche Tiſchgeſang: „Gloria tibi trinitas etc.", unter Anleitung von zwei der Anweſenden, welche in Pforte Präcentoren geweſen waren, geſungen wurde. Daß das Mahl nicht ſowol Lucullisch *), vielmehr Sokratiſch war, und durch ernſte und heitere Geſpräche, Trinkſprüche, Reden, Gedichte, launige Einfälle und Scherze, vom pförtner Schulleben entlehnt, gewürzt wurde, braucht wol nicht erſt verſichert zu werden. Aber ſie alle mitzutheilen, würde ebenſo ſchwer, als hier am unrechten Orte ſein; es genüge darum nur Einiges davon zu erwähnen. Das erſte Glas wurde wie billig — ein vollſtändiges Muſikchor fehlte nicht — unter lautem Jubel der Alma mater Porta gebracht, und hierdurch die Reihe der Trinkſprüche eröffnet, die den Commilitonen des Sprechenden, dem jüngern Geſchlechte, den fürſtlichen Gründern, Stiftern und Schirmherren der Anſtalt, den einzelnen Lehrern, manchen der abweſenden Schüler der Pforte, die durch literariſchen Ruf und gewichtige Stellung im Staate ausgezeichnete Namen tragen, dem Inſtitute der Obern gegen die Untern, als Lehrer zu den Lernenden (nach dem noch heute nicht genug zu befolgenden docendo discimus) u. A. m. gewidmet waren. Dazwiſchen ertönte der Geſang eines nach dem Gaudeamus gedichteten Liedes:

Gaudeamus: panditur
Nobis porta coeli!

*) In der Rede pro Plancio, Cap. 33.

**) Ref. hat mit gutem Bedachte die Namen der einzelnen anzuführen unterlaſſen, weil ſie Denen, die anweſend waren, gewiß im Gedächtniſſe geblieben und Andern durch die „Leipziger Zeitung" vom 14. November 1834 bekannt worden ſind. Den Entfernten und allen Freunden dieſes und ähnlicher Feſte wird die kleine Sammlung des an dem hier begangenen Erinnerungsfeſte ehemaliger Portenſer Gedichteten, die unter dem Titel: „Monumenta pietatis ꝛc." in dieſen Tagen bei Reclam hier erſcheint, eine liebe Gabe ſein.

***) Ungern vermißten wir unter dieſen die neue von Oldendorp in Pforte mit Fleiß und Liebe gezeichnete Anſicht des pförtniſchen Kirchhofs, auf deren Vordergrunde die ewige Lampe mit Lange's Grabhügel ſichtbar iſt, dieſer mit den ſelbſt gewählten Worten: Voluit, quievit. „Nicht blos Voluit" ſprach aus der Ueberzeugung Aller ein treuer Schüler des Verewigten.

*) Für die Leſer dieſer Mittheilungen, die ſelbſt ihren erſten Unterricht in Pforte erhielten, bemerken wir, daß heute, als am Tage Martini, der Gänſebraten nicht fehlte, und wollen ihnen auch hierdurch Anlaß geben, alle von dieſem Feſttage in Pforte hergenommenen Erinnerungen in ſich zu erwecken.

worin durch einzelne Worte *) an so manches echt Pförtnisches erinnert wurde, ein in griechischer Sprache nach derselben Melodie verfaßter Gesang, dessen Anfang

Πυλόπαιδες, ἄγετε,
Χαίρομεν τῇ ὥρᾳ!

zu einem vielfach belachten Wortspiele Anlaß gab, und ein zweites, mit wahrer Pietät gedichtetes, die vita umbratica in Pforte feierndes Gaudeamus.

Auch die Todten sollen leben!

begann unter andern einer der folgenden Trinksprüche, und veranlaßte durch folgende mahnende Worte:

Uns auch wird das „Ecce" **) tönen,
— Ernste Stunde sei gegrüßt —
Wenn den erdgebornen Söhnen
Sich die ew'ge Pfort' erschließt.
Schläfer in der Gräber Nacht,
Euch sei dieses Glas gebracht.

eine feierlich ernste lange nachhaltende Stimmung. Die Namen eines Rector Heimbach, weniger durch Schriften berühmt, aber desto mehr von seinen Schülern geliebt; eines Conrector Weiske, dieses lebendigen Beispiels, was Studium und Liebe zum classischen Alterthum vermögen; eines Inspector Schmieder (Vater des jetzigen), durch echt evangelische Religiosität und offenen graden Sinn noch jetzt in dankbarer Erinnerung fortlebend; eines Inspector John, dieses Bildes eines christlichen Priesters und liebevollen Lehrers; eines Mathematikus Schmidt, ebenso durch sein ernstes Studium, wie durch treue gewissenhafte Pflichterfüllung ehrwürdig; eines Diakonus Gernhard, eines ebenso tüchtigen Erklärers von Cicero's Briefen, als freimüthigen Auslegers der heiligen Bücher; eines Tertius und Rector Lange, dessen Leutseligkeit und Humanität, wie dessen Streben, das classische Alterthum mit dem Leben zu verschmelzen, Allen noch in frischem Andenken ist; eines Rector Ilgen, „dieses Mannes von großer Gelehrsamkeit, durchdringendem Scharfsinn, strenger Gerechtigkeit und kräftigem gewaltigem Charakter" ***) wurden unter lautem Gläserklange mit treuer Liebe und dankbarer Rührung genannt. Auch an eingegangenen Gedichten, abwesender und anwesender Pförtner, fehlte es nicht, die theils gedruckt oder geschrieben herumgegeben, theils durch Vorlesen bekannt gemacht wurden, darunter Trauergedichte auf die Lehrer Lange und Ilgen *); eine Schilderung des Schullebens in Pforte in lateinischen Distichen; Begrüßungen von Dresden aus an die heute versammelten Mitschüler u. s. w. Sehr passend ward es gefunden, daß zwei der Anwesenden, der eine das schon oben erwähnte Berglied sprach:

Zu dir der Augen und der Herzen Weide,
Du stolzer Berg in deinem Feierkleide ꝛc.

der andere eine ernstpoetische Betrachtung mittheilte, die im Monat October oder November 1806 der damalige Prof. Lange den zum Abendgebete versammelten Schülern nach diesem gehalten hatte; und herzlich belacht wurde es, als ein dritter aus dem Jahre 1807 oder 1808 einen in Pforte entworfenen Komödienzettel **) vorlas, wo die aufgeführten Personen, damalige Schüler, nach ihren Fehlern, Schwächen oder Auffallenheiten bezeichnet waren. Das gab Veranlassung, noch lebender Pförtner zu gedenken, und so wurde aufs Wohl mancher Anwesenden und Entfernten, die um Wissenschaften und Künste, Staat und Literatur sich verdient gemacht und mit Stolz genannt werden, oft und unter herzlichen Wünschen manch Glas geleert. Doch das letzte galt nach alter Sitte ***) dem guten Geiste, dem Genius des Tages, der die Freunde zusammengeführt, ihr Andenken an die in einer Anstalt zugebrachten Schuljahre neubelebt und alte Lieb' und Freundschaft aufgefrischt und befestigt hatte! Der sinkende Tag, des Mondes helle Scheibe mahnte an die Flüchtigkeit alles Irdischen, an die Trennung der wie durch Zauberruf hier Vereinten. Darum war es ein zwiefach glücklicher Gedanke zu nennen, daß, als ein mit Epheu geschmückter Becher zu kreisen begann, eine Skolie, welche nach der Weise des Claudius'schen Rheinweinliedes †) gedichtet war und gleichsam als ein kleines Gemälde des Festes gelten kann, gesungen und darin am Schlusse die Hoffnung ausgesprochen war:

Drum auf, Genossen frohverlebter Stunden,
Mag auch die Zeit vergehn,
Ruft einmal noch in Freundschaft eng verbunden,
Auf glücklich Wiedersehn!

*) Z. B. fiel bei dem Worte heic dem Ref. sogleich der erste Vers der Aufschrift an der Bibliothek zu Pforte ein:

Heic pia Salaides pandunt sacraria Musae;

das Rursus montem scandimus erinnerte an den sogenannten Knabenberg, den am 1. Mai alljährlich gefeierten Bergtag und das dabei gesungene Berglied, sowie das Adsunt omnia ein Anklang des omnes adsunt, als Antwort der Bankobern auf die Frage des Lehrers, schien.

**) Dies bezieht sich auf die der Landesschule Pforte eigenthümliche Einrichtung, wonach eines jeden verstorbenen Pertensers, dessen Tod in Pforte bekannt wird, im Abendgebete gedacht, und durch dieses γέρας θανόντων die jetzige Generation mit der frühern durch ein geistiges Band verbunden wird. Nach einer kurzen Schilderung der Lebensumstände des Verstorbenen feiert der Wocheninspector das Gedächtniß desselben in einer Rede, worauf der Gesang des lateinischen Psalmes: „Ecce, quomodo moritur justus etc." den Leibnitz (Epp. Thl. I, S. 334) einen einfach-schönen Hymnus nennt, vom Chore vorgetragen wird.

***) Worte Gottfried Hermann's, mit denen er den am 17. Sept. d. J. zu Berlin erfolgten Tod dieses seines Lehrers anzeigte.

*) Das erstere war schon früher bei Lange's Tod erschienen, wurde aber hier nicht unpassend wiederabgedruckt. In beiden wird dem pförtner Leser manche Reminiscenz nicht entgehen, z. B. Ilgen's baculus agrestis, wie die zwei Lehrer Schmidt durch volvitur alter, subit alter unterschieden werden u. s. w.

**) Ref. muß hier und zu Vermeidung falscher Urtheile über das Schulleben in Pforte bemerken, daß am 1. und auch, wenn er nicht irrt, am 11. Nov. jeden Jahres bisweilen von witzigen Köpfen unter den Schülern dergleichen Theaterzettel gemacht und dadurch einzelne Schüler fein bezeichnet und persiflirt wurden, ohne daß etwa Komödie gespielt werden durfte.

***) „In convivüs", sagt Pollux im Onomasticon, VI, 1., „ultimum poculum, quod aqua non temperabatur, Bono Genio offerebatur"

†) „Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher ꝛc."

Die kleine Glocke, die dem älteſten Pförtner während der heutigen Tiſchzeit zu führen geſtattet war, ertönte jetzt und gab hierdurch das Zeichen zum Aufbruch; Alle erhoben ſich von ihren Stühlen und beſchloſſen das Mahl, nachdem ein zweiter der Anweſenden, der ebenfalls Schüler und Lehrer in Pforte geweſen war, das noch heute übliche Tiſchgebet geſprochen hatte, mit dem Geſange des jedem Portenſer bekannten Sonntagsverſes. Hierdurch war zwar das Convivium ſelbſt beendigt, aber nun wo möglich zu noch größerer Geſelligkeit Impuls gegeben. Manche Scene der Vergangenheit wurde erzählt, aufgefriſcht und belacht; Manches, was heute geſprochen und erwähnt worden, erklärt und gedeutet, manche Hoffnung für die Zukunft und die Wiederkehr ähnlicher Feſte ausgeſprochen. Und ſo ſchieden Alle freudiger Erinnerungen voll voneinander, ein frohes Wiederſehen ſich zurufend und allen Mitſchülern, auch den entfernteſten, im Geiſte die Hand drückend. 90.

Wanderjahre von W. A. Heinrich Scheffer. Zwei Bände. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter den zahlreichen Berichten jener mitleidswerthen Philhellenen, denen man zum Lohn für lange Entbehrungen und ſchwere Kämpfe endlich einen Wanderſtab verlieh, an dem ſie mit ihren Enttäuſchungen zu dem ihnen entfremdeten Vaterlande zurückkehren konnten, hat Keiner bei dem Leſer auf mehr Sympathie zu rechnen, als der Verf. der ſich durch dieſen Bericht nicht minder unſerer Achtung als unſerer Theilnahme würdig zeigt; der erſtern durch Beſcheidenheit und Wahrheitsliebe, der zweiten durch die anziehende Erzählung anziehender Geſchicke. Wer der Entwickelung des ſeltſamen Freiheitsdramas in Griechenland mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der wird zwar daran gewöhnt ſein, auf unerklärliche Widerſprüche, Peripetien, die aller Wahrſcheinlichkeit entgegen ſind, und allerhand räthſelhafte Verwickelungen zu treffen; aber das Verlangen nach der Löſung dieſer Räthſel wird nur ſelten Befriedigung finden, wie eifrig er auch die officiellen Berichte ſtudire und vergleiche. Die Berichte parteiloſer Augenzeugen und Das, was wir ihre Privatgeſchichte nennen möchten, führen weit eher zu dieſem Ziele, als hiſtoriſche Relationen, zu denen die Zeit noch nicht reif iſt. In jenen konnte ſelbſt ein Thierſch getäuſcht werden; in dieſen genügt die Wahrheitsliebe, um uns fruchtreiche Winke zu geben.

Der Verf., von Liebe, jedoch nicht vom Schwindel für die Freiheit ergriffen, ſchiffte ſich, wie viele Andere, im J. 1827 in Marſeille zu Cochrane's Expedition nach Griechenland ein. Die Details dieſes wunderlichen Kriegszuges, welche bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben ſind, weil ſeine Reſultate unter aller Erwartung gering blieben, ſind hier auf eine anſchauliche und vor allen Dingen auf eine anziehende Art erzählt. Wir nehmen einen unwillkürlichen Antheil an den getäuſchten Hoffnungen des Berichterſtatters, der, wie ſich deutlich zeigt, voll Muth und Klugheit, doch ohne Großſprecherei, dem Zuge nach Alexandrien folgt, wo die Vernichtung der ganzen ägyptiſchen Flotte in Cochrane's Hand gegeben war, wenn nicht die unglückliche Voreiligkeit Kanaris', oder vielmehr ſeiner Brauderführer, alle Hoffnungen zerſtört hätte. Die Türken kamen mit dem Schrecken davon und die Begebenheit von Navarin wurde nöthig.

Nach dieſem traurigen Ereigniß ſank dem Verf. der Muth; er ließ ſich unter die Landtruppen, die Taktiker u. ſ. w., aufnehmen, ertrug überall Noth, Enttäuſchung, Kämpfe, und ging endlich mit einer halbdiplomatiſchen Sendung nach Smyrna, von dem er ein anziehendes Bild, voll verführeriſchen Reizes entwirft, das uns in ſeinen geſelligen Schilderungen neu erſcheint. Mitten unter den ſchönen Levantinerinnen ergreift ihn der kriegeriſche Geiſt von Neuem, und er faßt den wirklich verwegenen Entſchluß, über Konſtantinopel und quer durch die europäiſche Türkei zu den Feinden der Türken, den an der Donau kämpfenden Ruſſen zu ſtoßen, um hier ſeinem Türkenhaß Befriedigung zu geben, nachdem er ſchon früher von Griechenland aus einen kleinen Abſtecher nach Italien und Deutſchland gemacht hatte, und nachdem ihn die damals herrſchende Triller- und Duettraſucht und eine ihm widerwärtig gewordene Lebensform aus dem lieben Vaterlande verſcheucht hatte.

Mit dieſem Theile des Wanderberichts können wir unſerer Seits eine ungemeine Sympathie gar nicht verleugnen. Dem mit männlichen Entſchlüſſen erfüllten, auf Kampf, Noth und Tod gerichteten Gemüth kann nichts Widerwärtigeres begegnen, als jener entnervte Geiſt der Geſellſchaft, wie er ſich in der Zeit zwiſchen dem Tode Napoleon's und der Julirevolution des deutſchen Lebens bemächtigt hatte; einer Zeit, in der man den heroiſchen Kämpfen fremder Völker, um Glück, Freiheit, Ruhm, nicht blos gleichgültig, nein, altklug und achſelzuckend zuſah. Unter ſolchen Umſtänden kann eine in Pallikarenlagern abgehärtete, in Blut und Noth getaufte Seele wahrhaft von einem moraliſchen Jammer ergriffen werden, und mit Entſetzen aus einem deutſchen Schauſpielſaal, den ein theure rbezahlter Triller in Entzücken verſetzt, fliehen, um ſich von Neuem in die Felsſchluchten Moreas zu ſtürzen und dort die gewürzige Luft eines männlichen und auf die That gerichteten Daſeins zu trinken. Wer freilich niemals im Leben etwas Aehnliches an ſich ſelbſt erfuhr, wer unſere magre Geſellſchaft ſtets für die höchſte aller irdiſchen Lebensformen hielt, der wird den Verf. hier der Schwärmerei beſchuldigen und ihn kurzweg einen „unbrauchbaren Menſchen" nennen; wir halten ihn deshalb für einen um ſo tüchtigern.

Doch zurück zu ſeinem außerordentlichen Unternehmen, das leider, nachdem er Konſtantinopel geſehen und geſchildert, einen hundertmeiligen Courrierritt durch Rumelien, Bulgarien und Servien unter zahlloſen Lebensgefahren beſtanden, an der ruſſiſchen Apathie ſcheitert. Jetzt brach das Feuer in Polen aus; dahin zog es den Wanderer; er kam zu ſpät, Warſchau war gefallen. Voller Glut ging es nun nach dem quaſi-volksſouverainen Frankreich; beſcheiden, enttäuſcht, für immer beruhigt und abgefunden, kehrte der Wanderer zurück, durch ſeine Erfahrungen die große Lehre bewahrheitend, daß der Enthuſiasmus auf Erden nirgend ſeine Wahrheit hat als in der Seele des Jünglings. Ein romanhaftes Intereſſe durchzieht die Schilderung ſeiner Wanderjahre; denn die Lehre eines guten Romans verkörpert ſich an dieſem Jünglingsleben, und wenn der Verf. ſchließt: „Jetzt habe ich Trauer, jetzt laſſe ich die Barthaare wachſen, und wenn die Bilder wilderregter Vergangenheit vor mir aufſteigen und mir den Buſen zu zerſprengen drohen, ſo ruft die zaubernde Phantaſie Geſtalten der Hoffnung auf, und der Glaube kehrt ein: Hoiho, Land! Land! ruft freudig vom Maſte der Knabe" — ſo haben wir den Schluß eines Romans menſchlicher Verirrung.

Zwiſchen dieſen feſſelnden Geſchicken, Länder-, Sitten- und Menſchenſchilderungen folgt der Leſer dem Faden der anziehendſten Unterhaltung. Er überhört den etwas geſchraubten Ausdruck des Verf., um ſich an ſeiner Erzählung zu unterrichten und zu erfreuen; denn das Buch iſt durchaus gut gedacht, wenn auch nicht immer gut geſchrieben. Die Züge und Anekdoten aus den Pallikarenlagern üben auf unſere Phantaſie einen hohen Reiz aus, indem ſie den griechiſchen Charakter in ein helles Licht ſtellen. Wenn Karaiskakis mit ſeinem natürlichen Verſtande den Oberſten Heidegger: „ὁ γενεράλος τοῦ ψωμί" (Brotgeneral) anredet, ſo wiſſen wir ſogleich, wie Beide unter ſich und gegen das Volk hin, deſſen Sache ſie führen, ſtehen, und ſo fort. Koſtbar ſind die Schilderungen von Smyrna, Konſtantinopel und einiger der faſt wüſten Inſeln des Archipels. Die antiquariſchen Notizen, ſowie die reiſehandbuchähnlichen Nachrichten aus Italien und Deutſchland könnten gefehlt haben, ohne das Gefühl eines Mangels zu erregen; dagegen verdient

der Verf. unsern Dank für die Nachrichten aus Rumelien, Servien und den Fürstenthümern, unsern größern jedoch für die lehrreiche Erzählung seiner Geschicke, die vielen Jünglingen ein Spiegel und eine Warnung zugleich sein mögen. 2.

Genealogisches Staatshandbuch. Sechsundsechzigster Jahrgang. Erste Abtheilung. 1834. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1835. Gr. 8.

Die Wiedergeburt des von Geschäftsmännern und Gelehrten schon seit langer Zeit ungern vermißten Varrentrapp'schen „Genealogischen Staatshandbuchs" unter der publicistisch-wichtigen und richtigen Leitung des größten Kenners der frühern und jetzigen Staatenverhältnisse ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Reihe der preiswürdigsten literarischen Unternehmungen in unsern Tagen, für alle gebildete Weltbürger beiderlei Geschlechts eine nicht genug zu schätzende Fundgrube unentbehrlichen Wissens, ein wahres Quellenbuch für die Genealogie der sämmtlichen regierenden Häuser und anderer fürstlichen Familien in Europa. Mit jener geschichtlichen Wahrheit, Genauigkeit, Umsicht und Vollständigkeit, durch die sich alle Schriften unsers Publicisten Johann Ludwig Klüber auszeichnen, übergibt dieser hier den 66. Jahrgang eines Werkes, welches nach so vielen seit seinen letzten Ausgaben von 1805 und 1811 eingetretenen Veränderungen in den Besitzverhältnissen und in dem politischen Zustande von Europa nicht nur bedeutend reicher ausgestattet, sondern in sehr vielen Artikeln, man darf sagen in den allermeisten, auch außer den eigentlich genealogischen Notizen, besonders in den historisch-genealogischen Einleitungen verändert, verbessert, ja oft ganz um- und neuausgearbeitet worden ist.

So gewährt dieser neue Jahrgang bei seinem reichen und mannichfaltigen Inhalt, vorgetragen von einem Manne, der bei einer stets gleichen Vaterlandsliebe und gleicher Achtung für Fürsten, Länder, Gesetze und Menschenbildung die Feder führt, einen für den täglichen Gebrauch höchst probehaltigen gedruckten Handvorrath für alle Gebildete, die sich, ohne zu weitläufigen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen zu müssen, über Gegenstände der Geschlechtskunde und des politischen Zustandes unsers Welttheils orientiren wollen. Bei keinem Werke ist Unparteilichkeit und Sorgfalt nöthiger als bei demjenigen, welches die Geschichte und Bestandtheile, die innere Verfassung der Staaten, besonders die Anwartschaften, Erb- und andere Ansprüche auf Staaten darstellt und also eine ganz genaue Kunde vom alten Herkommen, von den vormaligen kaiserlichen Beleihungen, Haus- und Familienverträgen, Friedensschlüssen und überhaupt von allen den Urkunden voraussetzt, auf welche sich die Besitz- und Anspruchsrechte der regierenden und andern fürstlichen und gräflichen Häuser gründen. Und wer von unsern lebenden Publicisten hätte seit der politischen Umwandlung der deutschen geistlichen Wahlstaaten und der Reichsstädte, seit der Auflösung der deutschen Reichsverbindung, seit dem Falle der allgemeinen Reichsversammlung, der beiden höchsten Reichsgerichte, der Reichsritterschaft und seit der Entwickelung der heutigen öffentlichen Rechtsverhältnisse des deutschen Bundes und der Bundesstaaten Trefflicheres, Gediegeneres und Zuverlässigeres geleistet, als Johann Ludwig Klüber, der in seiner selbstgewählten ganz unabhängigen Lage keiner Versuchung unterliegt, und Niemand an seinen Rechten und Ansprüchen, Ehren und Würden, Hoffnungen und Wünschen nur im mindesten zu nahe treten mag.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste, jetzt vor uns liegende enthält die Regenten souverainer monarchischer Staaten mit ihren Familien. Erster Abschnitt. Regenten souverainer monarchischer Staaten in Europa, S. 1—230. Anhang. Regenten freier, doch auf gewisse Art abhängiger oder sogenannter halbsouverainer Länder in Europa, S. 231—347. Zweiter Abschnitt. Regenten monarchischer Staaten außer Europa, S. 348—376. Das Ganze ist alphabetisch geordnet nach den Staaten. Unsere Aufgabe für d. Bl. ist nur eine Anzeige, keine kritische Beleuchtung und Vergleichung dieses Werkes nach Stoff und Form, welche die Kenner und Liebhaber (ohnehin, was die frühern Jahrgänge betrifft, seit länger als drei Viertheilen eines Jahrhunderts zu seinem Ruhme einstimmig) in andern ganz vorzüglich dazu bestimmten Blättern folgen zu lassen, nicht ermangeln werden.

Einen Hauptvorzug dieses Jahrgangs glauben wir nur hier noch hervorheben zu müssen. Und dieser ist: daß bei jedem deutschen Staate auf die jetzt bestehende Staatsform und die politische Stellung desselben zum deutschen Bunde kurz hingewiesen worden ist. Kein noch bindendes Haus- und Staatsgesetz, keine neue Verfassungsurkunde ist unberührt geblieben; überall ist dem Hausschatz und Staatsschatz, sowie der besondern Verwaltung und Sicherstellung des einen und des andern die gebührende Rücksicht gewidmet. Wo echte Repräsentativverfassung eingeführt ist, sind auch die vorzüglichsten, den Staatsbürgern und Ständen des Landes zugesicherte Rechte angedeutet. Viele schätzbare Einzelnheiten kommen besonders unter Belgien, Griechenland, Rußland und Moldau vor.

Die zweite Abtheilung, bestimmt für standesherrliche Familien im Sinne der deutschen Bundesacte, fürstliche und gräfliche, auch für andere fürstliche Familien in deutschen und andern europäischen Staaten soll bereits unter der Presse sein. Möge sie uns noch in diesem Jahre zu Händen kommen, und die Verlagshandlung durch reichen Absatz zu regelmäßiger Fortsetzung dieses höchst nützlichen und allen Geschäftsmännern, Diplomaten und Landständen unentbehrlichen Werkes sich stets ermuntert fühlen. 119.

Literarische Notizen.

„Noch fünf oder sechs Wörterbücher", meint die „Revue de Paris", „so stark wie das der Akademie, würden sich mit den Worten und Redensarten füllen lassen, welche darin fehlen. Freilich nehmen wir die französische Sprache, wie sie in unserer Geschichte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag zu finden ist, die Akademie schöpfe aber nur aus ihrer Mitte, was eine beiweitem beschränktere Quelle ist. Binnen hier und einem halben Jahre wird sich indessen etwas Wunderliches begeben. Hr. Guizot wird nämlich mit andern geschichtlichen Urkunden zwei Quartbände Briefe von französischen Königen und Königinnen, seit dem Jahre 1000, erscheinen lassen, und die meisten der darin vorkommenden Ausdrücke wird man im Wörterbuche der Akademie vergeblich suchen, woraus zu folgern wäre, daß die französischen Könige und ihre Gemahlinnen kein Französisch verstanden."

In 80 Lieferungen, zu 50 Cent., erscheint in Paris eine dritte Ausgabe von J. A. Dulaure's „Esquisses historiques de la révolution française".

Als höchst anziehend empfehlen französische Blätter „La somnambule, ou souvenirs de Dresde (1815), par M. S....".

Vom Prof. F. Lerminier wird angekündigt „Au-delà du Rhin", zwei Bände, ein Buch über Deutschland, welches sich an das bekannte Werk der Frau v. Staël anschließen soll.

Französische Blätter machen viel Rühmens von X. B. Saintine's neuem Romane: „Une maitresse de Louis XIII".

In Utrecht ist der erste Theil von G. H. Bosch: „Reizen in West-Indië en door een gedeelte van Zuid- en Noord-America" herausgekommen, den holländische Blätter sehr günstig beurtheilen, und der Nachrichten über St.-Eustache, St.-Martin und Curassao enthält. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 349. — 15. December 1834.

Études de l'antiquité von Lerminier.

Zweiter Artikel. *)

In unſerm erſten Artikel haben wir Herrn Lerminier's Anſicht von Salluſt zu analyſiren und zu würdigen geſucht. Diesmal wollen wir denſelben Verſuch mit ſeiner nicht weniger geiſtreichen und originellen Abhandlung über Tacitus anſtellen, welche in der „Revue des deux mondes" ſeiner Biographie und Beurtheilung Salluſt's um ein halbes Jahr vorangegangen iſt. Indeß iſt ſeine Methode ſchon hier dieſelbe. Er nimmt die neueſte, nach ſeiner Verſicherung ſehr verdienſtvolle Ueberſetzung des rühmlichſt bekannten Burnouf und verſenkt ſich in ihrer Begleitung ganz und gar in die Tiefen dieſes großen Geiſtes, der ſich mit wunderbarer Gewalt zwiſchen die alte und neue Geſchichte geſtellt und an beiden Antheil hat.

Tacitus und Plutarch, ſagt er, waren Zeitgenoſſen und vollendeten mit hohem Geiſte das Alterthum. Der Eine bemächtigte ſich der Geſchichte, der Andere der Biographie. Tacitus iſt dem Böotier durch die Gattung und den Styl überlegen, aber Plutarch entſchädigt dafür durch die Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe und ſein Verdienſt um die Geſchichte der Philoſophie und der Religionen, ſowie durch ſeinen unzerſtörlichen, heilſamen Einfluß auf die Menſchheit. Seine Biographien haben in dieſer Hinſicht das größte Verdienſt, ſie ſind das Elementarbuch der Kinder, die dereinſt große Männer werden, ewiger Stachel, Archiv des Ruhmes, ſtets reiner und leuchtender Ehrenſpiegel der großen Bildniſſe, in welchen die Menſchheit ihr Urbild erkennt.

Wenn wir an Tacitus denken, fährt nun Lerminier fort, ſo ſtellt ſich gewöhnlich zwiſchen uns und dem Geſchichtſchreiber ein Vorurtheil, das uns ſein Verſtändniß erſchwert. Wir machen uns von Tacitus, deſſen Leben wenig bekannt iſt, eine dunkle Vorſtellung als von einem düſtern, unglücklichen, erbitterten Menſchen, als von einer Art von rächender Nemeſis, die ſich an die Tritte eines Tiberius und Nero heftet, als einer vom Schickſal aufgeſtellten Macht, welche das Unrecht, das die Tugend leidet, gut zu machen hat, indem ſie für dieſelbe leidet und ſchreibt. Dieſe traditionelle Vorſtellung von Tacitus iſt ganz irrig. Wenn Tacitus eine Gottheit hatte, der er opferte und die ihn beſeelte, ſo war dies nicht die Tugend, ſondern die Kunſt. Tacitus war nicht unglücklich, ſeine Verbannung iſt längſt in die Zahl der geſchichtlichen Lügen verwieſen. Derſelbe ward muthmaßlich von Quintilian unterrichtet, bildete ſich nach den Grundſätzen der ſtoiſchen Philoſophie, that vielleicht ein oder zwei Jahre Kriegsdienſte und wurde einige Zeit vor Plinius dem Jüngern Sachwalter. Das Vigintivirat führte ihn zur Quäſtur; als Quäſtor heirathete er die Tochter des Agricola. Titus beförderte ihn zu weitern Ehrenſtellen; Prätor wurde er unter Domitian; eine ziemlich lange Abweſenheit von Rom trennt dieſe ſeine Amtsführung vom Conſulate; in dieſen Zwiſchenraum mögen ſeine Reiſen nach Britannien und Germanien fallen. Nach ſeiner Bekleidung des Conſulats vertheidigte ſein beredter Mund die Afrikaner gegen einen ihrer Proconſuln. Er überlebte ſeinen Freund Plinius und ſtarb ziemlich ſpät in voller Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes. Sein Leben iſt, wie man ſieht, ohne alle Abenteuer; was für ihn Merkwürdiges geſchah, trug ſich Alles in ſeinem Kopf, in ſeiner Einbildungskraft zu; nie wurde ein Schriftſteller in ruhigen Tagen von größern und heftigern Gedanken bewegt.

Es gibt eine Inſel, welche die Römer wenig kannten und deren blutige und vorübergehende Eroberung ſie doch immer wieder verſuchten. In Britannien hatte der Schwiegervater unſers Geſchichtſchreibers, Agricola, ſeine erſten Kriegsdienſte gethan, und als Conſul hatte er die Verwaltung dieſer Inſel erhalten. Er adminiſtrirte nicht nur ſeine Eroberung gut, ſondern er erweiterte ſie auch. Tacitus — und damit beginnt er ſeine Schriftſtellerlaufbahn — ſah wohl ein, welchen Nutzen er aus dieſer Familiengeſchichte, die mit den Schickſalen eines bisher unbekannten Volkes eng verflochten war, ziehen konnte; er ſchloß eine Geſchichte in den engen Rahmen einer Biographie. Agricola war ein ganz paſſender Held für dieſe neue Gattung, die bis dahin nichts Aehnliches in der alten Literatur hatte; er war leidentlich groß; ſeine Tugend galt für entſchieden; ſein Genie ſchien problematiſch: Bonum virum facile crederes, magnum libenter. Ein vortrefflicher Gegenſtand für eine literariſche Schöpfung, in der ein ganz anderer Held auftreten ſollte: ein Volk, die Britanen. Nie hat die Kunſt eines Schriftſtellers

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 315 und 316 d. Bl. D. Red.

einen höhern Triumph gefeiert. Tacitus beginnt mit schmerzlichen Klagen über die römische Knechtschaft; dann folgt er dem Agricola nach Britannien, erzählt seine ersten Thaten und endlich führt er die Britannier auf die Scene; diese sind die eigentliche Hauptperson. Ihre Sitten, ihr Ursprung, ihr Cult, ihr Klima, die Erzeugnisse ihrer Insel, die ersten Unternehmungen Cäsar's, die verschiedenen Kriegszüge und Schicksale der römischen Feldherren bis zur Ankunft Agricola's, dieses Letztern Unternehmungen, die Geschichte der Verbündung unter den caledonischen Völkerschaften, Calgacus, die Sitten der Barbaren und der Römer, die einander so schroff gegenüberstehen als ihre zusammenstoßenden Heere: das Alles bildet den Mittelpunkt des Stückes. Agricola kommt nach Rom zurück; er erfährt Domitian's empörende Kälte; er stirbt. Ist er vergiftet worden? Tacitus geleitet seinen Schwiegervater mit einer Beredtsamkeit zu Grabe, die bis auf Bossuet nicht ihres Gleichen hat; von ferne zeigt er den Jammer Roms, den Agricola nicht erlebt hat; dann schließt er seinen Bericht mit einer unendlichen Ahnung von der Unsterblichkeit der Seele. Und jetzt fragt die Engländer, was sie vom Leben Agricola's denken. In ihren Augen ist es das erste Blatt ihrer Geschichte; durch diese Biographie sind sie in ihre geschichtliche Bedeutung eingesetzt worden; in den Fasten dieser Insel hat Tacitus seine Feder neben dem Schwerte Cäsar's aufgepflanzt.

Man hat hier und da unserm Tacitus seine Einbildungskraft zum Vorwurfe gemacht, das heißt ihm zum Vorwurfe machen, daß er Tacitus ist. Wo konnte er den Sporn finden zur Darstellung ganz neuer Objecte, als eben in jener von der Vernunft erleuchteten Einbildungskraft, die der Grundcharakter seines Genius ist? Ja, Tacitus hat mit Phantasie geschrieben; ihn frappirte der lebendige Gegensatz zwischen Römern und Germanen, das Verderbniß eines dahinsterbenden Reiches, die frische Jugend einer werdenden Gesellschaft. Dieser Gegensatz war so wahr als schön, er existirte in der Wirklichkeit; er hat ihn nicht geschaffen, er hat ihn gesehen, ist sein tiefer Geschichtschreiber, sein unsterblicher Beobachter. Diesmal gilt es keine Biographie. Die Deutschen werden allein auftreten. Tacitus beginnt in seiner „Germania" ganz einfach, nach Gewohnheit der Alten, die in ihren Eingängen niemals in die Trompete gestoßen haben. Nachdem er sein Vorhaben auseinandergesetzt, drängen sich die allgemeinsten Merkzeichen Germaniens unter seiner Feder; er zeichnet sie mit jener ununterbrochenen Energie, jener raschen Stärke, die ihn nie verläßt. Alles ist ineinander verflochten; Thatsachen, Beobachtungen, Gemälde; und nachdem der Geschichtschreiber einmal die Grundzüge des Volkes entworfen, nimmt er die Bevölkerungen zwischen der Donau und dem Rhein eine nach der andern vor, und findet, nachdem er die Materie erschöpft zu haben scheint, noch immer das Mittel, speciell und neu zu sein. Erst wie er nichts mehr zu sagen hat, schweigt er: Quod ego, ut incompertum, in medio relinquam. Seine Schrift ist keine pedantische Dissertation; er zeichnete seinen Abriß mit der freien, männlichen Kraft, die ihm jenes glückliche Gemisch von Phantasie, Gemüth und Vernunft verlieh; er ist mehr als ein bloßer Schriftsteller, er ist einer der Unsern, er ist Mensch. Ihm darf man trauen; er schreibt zu gut, um nicht die Wahrheit zu sagen; was er sagt, ist zu lebendig, um nicht wesenhaft zu sein. Seine Schilderungen der Germanen sind glänzend wahr; je tiefer man in die innerste Bedeutung des deutschen Lebens eindringt, je mehr muß man der Richtigkeit seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Welches Ahnungsvermögen ist doch diesem Italiener zu Theil geworden, daß er die Geschichte des Vaterlandes der Nibelungen beginnen konnte!

So zeigt sich uns denn Tacitus als der Pförtner vor den Annalen Englands und Deutschlands, er steht, der Letzte der Alten, am Thore der neuen Geschichte.

Nachdem er jene beiden Schriften vollendet, mußte der Geschichtschreiber das volle Gefühl seiner Kräfte haben; jetzt fielen seine Blicke auf Rom, er fühlte sich stark genug, es zu schildern und dieser Stadt ihr eignes Bild entgegenzuhalten. Er hat wie im Durchschnitte die Schriftsteller des Alterthums fast immer über Begebenheiten und Menschen geschrieben, deren Zeitgenosse er war. So schickte sich denn der Schwiegersohn Agricola's an, die römische Geschichte von Nero's Tode bis zum Tode Domitian's zu schildern, einen Zeitraum von 28 Jahren. Der kostbare Rest, den wir von diesem Werke haben, umfaßt nicht viel mehr als ein Jahr und doch vier Bücher und den Anfang des fünften. So ausführlich war sein Bericht. Wir müssen uns mit dem Gemälde der Kämpfe zwischen [Galba] Otho und Vitellius, dem Regierungsantritte Domitian's [Vespasian's will wol Herr Lerminier sagen!!], mit einigen Feldzügen am Rhein und der beinahe Homer'schen Episode der Belagerung von Jerusalem begnügen.

Aber nach seinen „Historien" unternahm Tacitus noch etwas Größeres; er wollte die Angelegenheiten Roms während des 50jährigen Zeitraumes zwischen August's und Nero's Tode schildern. Die sechs ersten Bücher dieser „Annalen" nimmt die Geschichte Tiber's ein. Davon hat uns Sejan's Verschwörung und Tod die Zeit nicht gegönnt. Auch Caligula fehlt uns. Im elften Buche finden wir Claudius und Messalina, und nun geht die Erzählung ununterbrochen fort bis zum Tode Thrasea's, der sich zwei Jahre früher die Adern öffnete, als Nero mit Hülfe seines Freigelassenen, Epaphroditus, sich mühsam den Dolch in die Kehle drückte. So knüpfte Tacitus den Schluß seiner „Annalen" an den Anfang seiner „Historien". Seine „Annalen", urtheilt Lerminier, dünken uns sein Meisterwerk zu sein; und in diesen „Annalen" selbst sind unstreitig die drei ersten Bücher das Vollendetste und Schönste, was der Geschichtschreiber componirt hat. Der Eingang in die Regierung des Tiberius; voran der Tod August's; die ersten Lagerunruhen in Pannonien und am Rhein; die Thronversuchung des Germanicus; Tiber's hartnäckiger Entschluß, Rom nicht zu verlassen; die Kämpfe zwischen Germanicus und Hermann (so nennt Lerminier noch den Arminius); die gewaltsame Losreißung je-

nes Cäsar von seinen Triumphen; der Orient, der nach Tiberius' Ausspruch der Weisheit des Germanicus bedurfte, in die Hände eines jungen Stoikers gelegt; die Fallstricke Piso's, Germanicus' Reise nach Aegypten, sein Tod, die Trauer und Rückkehr Agrippinens, Tiber's Heuchelei, Piso's Proceß, der Skandal der Angebereien, eine bewundernswürdige Episode über die Rechtsalterthümer Roms, die Vermehrung der Majestätsverbrechen; die Tollheit der Schmeicheleien, die selbst Tiber's Ekel erregen; die erste Gunst Sejan's und, um das Gemälde zu beschließen, die Ahnenbilder des Brutus und Cassius nicht vorangetragen und grade darum voranglänzend beim Leichenbegängnisse der Junia, der Gattin des Cassius und Schwester des Brutus und Nichte des Cato: — dies ist die vollständige Tragödie über den ersten Theil der Regierung des Tiberius. Tacitus ist Dramatiker, so weit es der Geschichtschreiber sein muß; ohne die Thatsachen und die Personen zu entstellen, entlockt er ihnen, was von wesentlicher Poesie in ihnen ist; er läßt sie in ihrer Wahrheit, aber er stellt sie in Lastern und Tugenden vergrößert dar. Tacitus hatte überdies etwas Tragisches in der Einbildungskraft und im Herzen. Es finden sich Scenen bei ihm, die an die unbändige Energie Shakspeare's mahnen.

(Der Beschluß folgt.)

Schriften über die Regierung Kaiser Franz I. von Oestreich.

1. Was verdankt Oestreich der beglückenden Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I.? Herausgegeben von Adolf Bäuerle. Mit drei Kupferstichen. Wien, Gerold. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieses Buch nimmt eine sehr patriotische Miene an, wenn man es aber näher betrachtet, so fühlt man sich versucht zu vermuthen, daß der Verf. unter der Maske eines blindergebenen Lobredners vielmehr den spottenden Schalk verberge. Schon der Titel ist so ungeschickt lobrednerisch, daß ein einigermaßen verständiger Mann, dessen Lobeserhebungen ernstlich gemeint wären, ihn schwerlich gewählt haben würde. Vielmehr scheint der Verf. schon hier durch ironische Übertreibung die schalkhafte Natur seines Buches haben andeuten zu wollen. Aber noch mehr spricht der Inhalt desselben für diese Vermuthung. Zuerst nämlich findet sich hier eine Einleitung, welche einige nichtssagende Tiraden über die Vaterlandsliebe enthält. Sodann folgen in einer „Charakterschilderung Franz I." wieder allerlei unbestimmte, leere Redensarten von Vaterhuld und Gerechtigkeitsliebe u. s. w. Hieraus will ich indessen noch nichts gegen den Verf. folgern, denn es ist allerdings verzeihlich, daß er über den Charakter eines lebenden Monarchen, welcher überdies ein guter Mann ist, so leicht als möglich hinwegschlüpft. Nun folgt aber eine Darstellung der „Hauptmomente aus der Geschichte Oestreichs während der Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I." Hier läßt der Schalk sich schon deutlicher blicken. Denn hier wird nicht etwa der merkliche Antheil Oestreichs an der Weltgeschichte während der genannten Zeit in das rechte Licht gestellt, wozu reichlicher Stoff vorhanden gewesen wäre, da Oestreich allerdings eine bedeutende Rolle in der Geschichte der letzten 40 Jahre spielt. Statt dessen werden vielmehr neun Zehntheile des Raumes, welcher diesen „Hauptmomenten" gewidmet ist, mit Berichten über ganz unbedeutende Vorfälle, über die geringfügigsten Förmlichkeiten angefüllt. Nachdem z. B. die ganze inhaltreiche Geschichte der Jahre 1792—97 in zwei Seiten abgefertigt ist, wird ein ganz nichtssagendes Dankschreiben der wiener Bürgerschaft an den Kaiser, wegen Abschließung des nicht einmal glorreichen Friedens zu Campo Formio abgedruckt. Und dieses ganz nichtsnützige Schreiben nimmt grade so viel Raum ein als die Geschichte jener fünf Jahre! Und das soll eine Darstellung der Hauptmomente der östreichischen Geschichte in der neuesten Zeit sein! Und das ist nicht ein einzelnes Versehen; vielmehr geht diese Methode, Geschichte abzuhandeln, durch den ganzen Abschnitt hindurch. Hoffeste, Trauungen von Prinzen und Prinzessinnen, unnütze Maßregeln gegen die Cholera, schlecht erfundene Medaillen, deren Inschriften ausführlich mitgetheilt werden, das ist nach Hrn. Bäuerle der Inhalt der östreichischen Geschichte in den letzten 40 Jahren! Und das soll nicht Satire sein? Doch die folgenden Abschnitte sind noch viel bedenklicher. Zunächst nämlich folgt ein Verzeichniß sämmtlicher Verbesserungen in der östreichischen Monarchie während der Regierung Kaiser Franz I. und zwar zuerst die Verbesserungen im Gebiete der Gerichtsverfassung. Hier wäre nun für einen wohlmeinenden und kundigen Berichterstatter ein weites Feld. Denn so viele Mängel auch die östreichische Gerichtsverfassung noch haben mag, so ist sie doch seit 1792 jedenfalls beträchtlich verbessert worden. Nun wäre es denn ganz verdienstlich gewesen, wenn Hr. Bäuerle eine Uebersicht der damaligen Gerichtsverfassung gegeben, und alsdann die zweckmäßigern Einrichtungen, welche später getroffen wurden, beschrieben hätte. Statt dessen aber gibt er uns weiter nichts als die Titel der seit 1792 errichteten Behörden. Nun beweist die Errichtung einiger Behörden noch ganz und gar nicht, daß die Gerichtsverfassung verbessert worden ist. Mithin hat uns Hr. Bäuerle, sei es nun aus Unwissenheit oder absichtlich, die wahren, wesentlichen Verbesserungen, welche hier anzuführen gewesen wären, verschwiegen. So macht er es nun aber mit allen Zweigen der Staatsverwaltung, sogar mit der Verwaltung der Finanzen und der Policei, welche doch noch wesentlicher als die Gerichtsverfassung verbessert worden sind. Noch lächerlicher und feindseliger erscheint der Bericht des Hrn. B. in Bezug auf das östreichische Militair. Hier wird jedes Regiment genannt, welches seit 40 Jahren einen andern Namen erhalten hat; aber von Verbesserungen ist gar nicht die Rede, und doch war die östreichische Armee im Jahre 1792 erbärmlich und steht vielleicht jetzt den besten Armeen, z. B. der französischen und preußischen, welche selbst in dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht haben, nicht nach. Folglich hat sie wahre Riesenschritte zum Bessern gemacht. Aber davon weiß Hr. B. nicht das Geringste. Was die Unterrichtsanstalten betrifft, so lassen die Verbesserungen, welche hier zu berichten gewesen wären, allerdings gar viel zu wünschen übrig; aber Hr. B. gibt wieder nur die Namen einiger neuerrichteten Lehranstalten. Doch nein, hier gibt er mehr! Vielleicht einen verbesserten Schulplan, oder die Organisation der Schuldbeaufsichtigung? Nein, aber die lateinische Inschrift an dem Eingange eines Erziehungshauses! Ist das nun Albernheit oder Satire? Wenn die Beantwortung dieser Frage bisher noch zweifelhaft bleibt, so befreit uns vielleicht die Betrachtung der folgenden Abschnitte von diesem Zweifel und gibt den Ausschlag für die letztere Annahme. Es folgt nämlich ein Abschnitt, überschrieben: Aufmunterung zur Tugend und Rechtschaffenheit. Unter dieser Rubrik werden zuerst einige unbedeutende Prämienstiftungen, welche noch obendrein meist von Privatpersonen ausgegangen sind, angeführt, und dann die — Zuchthäuser. Dann folgt die Aufschrift: „Anstalten zur Beschützung des Lebens." Und was wird hier angeführt? Acht Schwimmanstalten und eine kaiserliche Verordnung (Verordnungen sind also hier auch Anstalten), welche befiehlt, daß die Kirchthürme mit Blitzableitern versehen werden sollen. Diese Satire ist schon arg genug, aber noch ärger ist es, daß unter der Aufschrift: „Kunstdenkmäler" fast nur ganz unbedeutende Standsäulen zum Andenken irgend einer Schlacht angeführt werden, wodurch denn eine Kunstsammlung zu Stande kommt, ähnlich der in Tieck's „Vogelscheuche", welche aus den sämmtlichen Handwerks- und Wirthshausschildern der Stadt be-

steht. Und doch wird Hr. B. noch bitterer, indem er zuletzt sogar die Liste sämmtlicher Personen, welche in den letzten 40 Jahren in den Adelstand erhoben worden, ebenfalls unter die Verbesserungen einreiht, welche Oestreich dem geliebten Franz verdankt. Uebrigens läßt er hier seiner satirischen Laune offenbar allzu freien Spielraum auf Kosten seiner Leser. Denn es wäre schon beißend genug gewesen, wenn er nur ganz kurz angeführt hätte, daß Se. Majestät seine treuen und vielgeliebten Unterthanen unter Anderm durch einige hundert Adelsdiplome beglückt habe, aber sämmtliche in den Adelstand Erhobene aufzählen und damit 80 Seiten, beinahe den fünften Theil des Buches füllen, das heißt denn doch die Satire oder die Albernheit zu weit treiben. Daß aber Hr. B. in diesem Buche wirklich mit vollem Bewußtsein den Schalk macht, scheint mir besonders aus dem Abschnitte hervorzugehen, welcher die Ueberschrift: „Festungen" führt. Derselbe fängt also an: „Ein altes Stadtthor zu Wien neben dem Kärnthnerthore wurde im Jahre 1802 eröffnet, hergestellt und zum Hereinpassiren in die Stadt benutzt. Dadurch wurde die ehemalige Stockung und Unordnung bei der Durchfahrt durch das Kärnthnerthor beseitigt. Ober dem Thore steht: Franciscus I. MDCCCII." Hierauf werden Festungen erwähnt, welche, wohlgemerkt, gebaut werden sollen, und zuletzt wird von den neuerfundenen Maximilianusthürmen gesprochen. Wenn auch wirklich hier nichts Erhebliches anzuführen war, so ist es doch eine zwar nur allzu treffende, aber nicht eben in ein patriotisches Werk gehörige Satire, durch die Erwähnung der Herstellung eines alten Stadtthores jene Leere recht auffallend zu machen und ins Lächerliche zu ziehen.

Den Beschluß des Werkes macht eine Statistik der östreichischen Staaten, welche in jedem mittelmäßigen Handbuche der Geographie ebenso gut oder besser zu finden ist. Das ganze Werk, mag es nun ernstlich gemeint sein oder nicht, ist ein Denkmal der entschiedensten Unwissenheit, verbunden mit ungeheuerm Dünkel. Denn um die Aufgabe, welche der Verf. sich hier gestellt hat, auch nur einigermaßen zu lösen, bedurfte er mannichfaltiger Kenntnisse, von denen ihm selbst die unerläßlichsten fehlen.

2. Franz I., Kaiser von Oestreich, und sein Zeitalter. Ein Charakterbild aus der Gegenwart von Hermann Meynert. Mit dem Portrait des Kaisers nach P. Krafft, in Stahl gestochen von C. Mayer. Leipzig, Friese. 1834. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Schrift ist zwar sehr verschieden von der vorigen, aber keineswegs besser. Während jene in ihrer Unbeholfenheit doch einige rohe Materialien bietet, erscheint diese als ein matter Auszug und beschäftigt sich überdies großentheils mit Dingen, welche gar nicht hierher gehören. Denn drei Viertheile werden mit einem Berichte über die Feldzüge Napoleon's angefüllt. Der Verf. nennt diesen Bericht eine „übersichtliche Darstellung des Zeitalters Franz I." und verfährt hierbei mit einer ganz unglaublichen Unverschämtheit. Zuerst nämlich stellt er sich an, als wolle er die Geschichte der letzten 40 Jahre geben, und nachdem er nun wirklich eine trockene Aufzählung von Schlachten, Märschen und Friedensschlüssen von 1798 — 1813 gegeben hat, bricht er plötzlich ab, als sei die Regierung Franz I. zu Ende, ohne auch nur ein Wort der Entschuldigung beizufügen oder etwa die Geschichte der folgenden 20 Jahre wenigstens scheinbar in einigen Notizen und Phrasen abzuhandeln. Aber jener Bericht ist auch an sich schlecht genug. Zuerst versteht sich von selbst, daß nur das schon tausendmal Wiederholte hier noch einmal gesagt wird. Aber auch als Relation des Bekannten ist diese Darstellung schlecht, weil sie einerseits gar nicht, wie die Ueberschrift sagt, übersichtlich ist, sondern sich in ein unnützes, kleinliches Detail verliert, und weil sie andererseits keine Spur von der dem Geschichtschreiber unentbehrlichen Unparteilichkeit aufzeigt. Der Verf. ist so entfernt, die Ereignisse unbefangen zu betrachten, daß seine Berichte die Plumpheit der Artikel einer schlecht redigirten officiellen Zeitung haben. Zu bewundern ist hierbei wieder die Offenheit des Verf., denn er verbirgt seine Parteilichkeit für Oestreich nicht im mindesten. Vielmehr thut er seine plump östreichische Gesinnung auf jeder Seite durch unverständiges Schelten auf Napoleon und durch sehr mißlungene Versuche kund, selbst die entschiedensten Fehler der östreichischen Armee, die Capitulation von Ulm etwa ausgenommen, zu bemänteln. Alle Siege Napoleon's werden einer Ironie des Schicksals zugeschrieben, welches sich nun einmal den Spaß machen wollte, den „Geist der Verneinung" eine Zeit lang zu begünstigen. Daß Napoleon, sowie er durch seinen unersättlichen Ehrgeiz seinen Sturz herbeiführte, ebenso auch sein früheres Glück der Energie seines Geistes verdankte, davon weiß Hr. Meynert nichts, obgleich diese Wahrheit nun bereits in jeder Elementarschule gelehrt wird.

Der Theil des Buches, welcher eine Schilderung der Regierung Franz I. genannt werden kann, hat viele Aehnlichkeit mit der vorher beurtheilten Schrift. Er enthält zunächst ebenfalls eine Charakteristik des Kaisers, in welcher, sowie in der des Hrn. Bäuerle, die Gutmüthigkeit des Geschilderten besonders hervorgehoben wird. Dabei werden nun oft die alltäglichsten Dinge als etwas ganz Unerhörtes gepriesen. Unter Anderm wird es in dieser Schrift auch als eine besondere „väterliche Sorgfalt und rettende Güte des Kaisers" ausposaunt, daß den durch die Cholera verarmten Wienern Arbeit zugewiesen wurde. Schließlich wollen wir dem Kaiser Franz von Herzen wünschen, daß er recht bald verständigere Lobredner finden möge, als die Herren Bäuerle und Meynert. 6.

Literarische Notizen.

Eugene Sue gibt heraus: „Histoire de la marine française, depuis le 15ième siècle jusqu'à nos jours, précédée d'un précis historique sur la marine française depuis le 9ième siècle jusqu'au 15ième" Das Werk soll zehn Bände stark werden, die äußere Ausstattung läßt, nach dem Prospect, in typographischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig; außer Plänen und Karten werden dasselbe auch Bildnisse und Vignetten von Tony Johannot schmücken. Es wird vom Ende November an in wöchentlichen Lieferungen zu drei Bogen ausgegeben.

Die Verfasserin der „Mémoires sur Louis XVIII" u. a. m., die Gräfin O. D....., hat in zwei Bänden „L'auditeur au conseil d'état. Histoire de l'empire" geliefert.

Von Alph. Royer erschien: „Manoel", und von P. Em. Delacombe in zwei Bänden „Une apostasie".

Der unglückliche Graf Adam Gurowski hat eine kleine Schrift: „La vérité sur la Russie et sur la révolte des provinces polonaises", herausgegeben.

Eine Broschüre von Parisot de Sainte-Marie führt den Titel: „Moyen infaillible pour assurer à la France son repos et sa prospérité."

Der zweite eben erschienene Band von Léon Gallois' „Histoire de la convention nationale" schließt mit dem 21. Januar 1793.

Hr. Ternaux hat herausgegeben: „Les communeros. Chronique castillane du 16ième siècle, d'après l'histoire inédite de Pedro de Alcocer."

Von Arcelot erschienen: „Emprunts aux salons de Paris."

„Les jolies filles", von E. G. B. de Lamothe-Langon und Touchard Lafosse, sind in zwei Bänden erschienen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 350. — 16. December 1834.

Études de l'antiquité von Lerminier.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 349.)

Wer iſt der Verfaſſer des „Dialogs über die Redner"? fragt Herr Lerminier, iſt es Quintilian, iſt es Tacitus? Die materiellen Beweiſe, antwortet er ſich, erlauben uns nicht, den Dialog unſerm Tacitus abzuſprechen. Und nun fügt er zu den längſt bekannten äußern und innern Gründen noch einen neuen: ihn läßt die umfangreiche Tendenz (la portée infinie) des „Dialogs" nicht zweifeln, daß er ein Eigenthum des Geſchichtſchreibers iſt. Es iſt eine Satire auf die Sitten, den Geſchmack, die Erziehung des Jahrhunderts; es handelt ſich viel weniger um die Einzelheiten des redneriſchen Styls als um den Gehalt der Dinge; unter einem literariſchen Vorwand bildet dieſe Abhandlung ein Gemälde der ganzen Geſellſchaft. Und dann fehlt es nicht an einzelnen Zügen, die den Tacitus verrathen. „Große Beredtſamkeit wird wie die Flamme durch ihren Stoff genährt... Der Vorzüge ſeines Jahrhunderts bediene ſich ein Jeder ohne Beeinträchtigung eines Andern." Das Talent des Tacitus ſchmiegte ſich in Alles; alle Kunſtgriffe literariſcher Compoſition hatte er ſich zu eigen gemacht. So fand er denn auch das Mittel, ſeinen Verdruß über die Unmacht der alten Freiheit, deren trauriger Zeuge er war, auszudrücken, indem er dem Maternus eine bittere Satire über die atheniſche Demokratie in den Mund legt. Eines andern Zwiſchenredners, des Aper, der den Vertheidiger des Jahrhunderts macht, bedient er ſich, um Cicero und ſeinen Styl lebhaft zu kritiſiren; damit antwortete er ſeinen eignen Verkleinerern, die ihm vorwarfen, daß ſeine Phraſen nicht Ciceronianiſch genug ſeien.

Uebrigens beweiſt dieſer „Dialog", wie reich der Freund des jüngern Plinius an redneriſchen Formen und Entwickelungen war, was auch kein Wunder iſt, denn jeder große Geſchichtſchreiber muß etwas vom Redner haben; auch die Notiz des Grammatikers Fulgentius Planciades, daß Tacitus Facetien (Witze) geſchrieben habe, iſt nicht unwahrſcheinlich, denn der große Hiſtoriker iſt nothwendigerweiſe auch mit dem komiſchen Dichter verwandt.

Kein Menſch hat je das Schauſpiel der menſchlichen Dinge mit offenerm Auge betrachtet als Tacitus; er war dazu in die Welt gekommen, ſie zu ſchauen und zu beſchreiben. Nichts verbaute ihm dieſen klaren und weiten Anblick; frei blieb er mitten unter allen Meinungen und Begebenheiten. Er billigte die Grundſätze der Stoiker, aber nie unterwarf er ſich knechtiſch dem abſoluten Rigorismus dieſer Sekte; er glaubte an ein ununterbrochenes Fatum als Weltregenten, aber er geſtand der menſchlichen Freiheit einen hinreichenden Spielraum zu; er gefiel ſich zuweilen darin, über Volksaberglauben zu berichten; er liebte weder die Juden noch Die, „welche die Menge Chriſten nannte", aber er hatte nichts von Fanatismus der heidniſchen Rechtgläubigkeit. Ein geheimer Inſtinkt, der ihn nach Britannien und Germanien hinzog, kündigte ihm den nahen Untergang der Geſellſchaft an, die er ſchilderte; dennoch nahm er ohne Niedergeſchlagenheit das Jahrhundert und ſeinen Platz darin an; er genoß der Freundſchaft des Plinius, der Achtung aller Guten, der allgemeinen Bewunderung, eines langen Lebens und ſeines Schöpfergeiſtes.

Die Kunſt war der Gott des Tacitus. Seine mächtigen Gaben durch deren Anwendung zu befriedigen; Gedanken, Einfälle (saillies) nach jeder Richtung ſeines Geiſtes hin zu finden; Gegenſtände zu entdecken, wo er ſich als Redner, Komiker, Dichter, Weiſer, Tragiker zugleich zeigen konnte; dem römiſchen Styl eine neue Geſtalt zu geben, zu ſchreiben weder wie Cicero noch ſelbſt wie Seneca, den er als Knabe ſterben geſehen; der Geſchichte, wie ſie das Alterthum kannte, eine neue Geſtalt zu geben, zum erſten Mal in die Tiefe des Herzens und des Lebens einzudringen, eine unermeßliche Tiefe mit ebenſo reinen Formen zu bekleiden wie die eines Salluſt und Thucydides ſind: das war ſeine Leidenſchaft, das war ſein Leben. Daß Tacitus Quäſtor, Prätor, Conſul war, iſt nur eine Zufälligkeit; ihm ſelbſt iſt es nur damit Ernſt, ein unſterblicher Schriftſteller zu ſein; ſein Ich ſoll verlöſchen gegenüber dem menſchlichen Geſchlecht. Und mit welchem Geſchmack ſpricht er auch von ſich ſelbſt, wenn er je einmal zufällig darauf geführt wird, von ſich zu ſprechen! Welche bewundernswürdige Mäßigung in Berührung ſeiner Perſönlichkeit! Auf welche würdige Weiſe verliert er ſich unter dieſer Maſſe von Menſchen und Sachen, die er in ſeiner Erzählung zuſammentreibt und aufhäuft! Wahrhaftig, ſeine Anlage fürs Erhabene iſt nicht größer als ſein Gefühl für Das, was ſchicklich iſt.

Unter den Händen eines Tacitus diente die Kunſt der Welt zum Nutzen wie unter denen eines Homer, eines Dante; und doch hatten alle Drei nicht die vorüberlegte Abſicht, dem Menſchengeſchlechte nützlich zu ſein. Aber die Kunſt iſt ein göttliches Geſetz; nicht rechts, nicht links blickend, geht ſie ihre breite Bahn, und von ſelbſt, nach dem Willen des Geſchicks, erhebt ſie ſich zur höchſten Sittlichkeit. In unſerer Zeit mag ſich in die Sittlichkeit des Künſtlers ſchon Wille und Abſicht miſchen; im Mittelalter und im claſſiſchen Alterthum gab es nur Inſtinkt.

Nach dieſer Charakteriſtik des Geſchichtſchreibers verbreitet ſich Lerminier mit vielem Geiſt über die Ueberſetzung Burnouf's, über Ueberſetzungen im Allgemeinen, über die alten Geſchichtſchreiber und über Geſchichte. Wir folgen ihm nicht in dieſes Gebiet. Er flucht bei dieſer Gelegenheit den Ueberſetzern vom Handwerk in Frankreich und in Deutſchland; aber nach den kritiſchen und antiquariſchen Blößen, auf die wir in dieſen geiſtreichen Aufſätzen, ohne lange zu ſuchen, geſtoßen ſind, und nach einigen lateiniſchen Citaten zu urtheilen, dürfte Herr Lerminier, was antiquariſche und grammatiſche Schulkenntniſſe betrifft, leicht auch von dem geringſten der deutſchen Ueberſetzer Einiges lernen können. Wir ſind bereit, Belege hiefür zu geben, aber nicht ſo pedantiſch, über derlei Schwächen den Geiſt des Ganzen zu verkennen. Jedoch über dieſen muß uns vergönnt ſein, noch einige zweifelnde Worte beizufügen, obgleich uns dieſe Abhandlung weit weniger Anlaß zu Ausſtellungen gegeben hat, als die in unſerm erſten Artikel behandelte. Lerminier hat den Geiſt und das Weſen des Tacitus mit großer Tiefe und Wahrheit aufgefaßt, und doch glauben wir, daß er auch hier in ſeiner Bewunderung des Genies zu weit gegangen und dadurch theilweiſe unwahr geworden iſt. Er hätte damit beginnen ſollen, womit er ſeine Charakteriſtik ſchließt. Die heftige Bekämpfung einer angeblich gewöhnlichen Anſicht, daß Tacitus ein gemishandelter Tugendheld ſei, und die gleich vorangeſtellte Behauptung, daß ſeine Gottheit nicht die Tugend, ſondern die Kunſt geweſen ſei, erſcheint bis zu den am Schluſſe von uns ausgezogenen Worten der Abhandlung zweideutig und erinnert wenigſtens entfernt an jene Apologie der ſittlichen Gleichgültigkeit, ja der Sittenloſigkeit, zu welcher den Verfaſſer die Lobrede auf den zügelloſen, aber genialen Salluſt verleitet hat. Gewiß war Tacitus ſo weit echter Künſtler, daß er ſeine Geſchichtserzählung nicht dieſem oder jenem einſeitigen Zwecke, alſo auch nicht dem der moraliſchen Belehrung unterwerfen wollte; damit aber behaupten wollen, daß nur eine kalte Kunſtidee ihn geleitet, daß ſeine Werke nicht weſentlich von einer hohen, ſittlichen Weltanſicht durchdrungen ſeien — eine Anſicht, die nicht dadurch entſteht, daß man der Kunſt zu opfern ſich berufen fühlt, ſondern in der religiöſen Individualität des Schriftſtellers ihren letzten Grund haben muß, die ein gottdurchdrungenes Gemüth noch früher vorausſetzt als ein künſtleriſches — dies behaupten zu wollen, hieße einen Götzendienſt mit der Kunſt treiben, gegen den unſere moraliſche Natur ſich empört, es hieße zugleich die hohe Individualität eines Tacitus gänzlich verkennen. Viele Nationen haben künſtleriſche Genies unter ihren größten Schriftſtellern aufzuweiſen, und dieſe Kunſt reißt uns zur höchſten Anerkennung, zur Bewunderung, zur Liebe hin; wird aber nicht hier und da grade bei dieſen großen Kunſtgenien die höchſte, die ſittliche Weltanſicht, die bei Tacitus vorherrſchend iſt, vermißt, und erregt dies nicht auch bei ihren innigſten Bewunderern ein ſchmerzliches Gefühl und gibt ihren Gegnern Anlaß zum Triumphe? Will aber Herr Lerminier antworten, daß eben diejenige Kunſt nicht die wahre ſei, die nicht zugleich von Sittlichkeit und Religioſität durchdrungen iſt: gut! dann darf er aber ſeiner Charakteriſtik des Tacitus nicht den Satz voranſtellen: „Si Tacite avait une divinité à laquelle il sacrifiait et qui le poussait, cette divinité n'était pas la vertu, mais l'art". Denn die Kunſt eines Schriftſtellers, der bei jeder Gelegenheit ſeiner ſittlichen Indignation den Lauf läßt, iſt eine von Tugend beſeelte Kunſt; die bloße Kunſt, der organiſche Darſtellungstrieb, der allerdings ſeine Geſchichte beherrſcht, hätte ihn an und für ſich noch nicht zu dem düſtern Ausdruck der durch die Zeiten, die er zu beſchreiben hat, im innerſten Weſen verletzten Tugend nöthigen können, wenn dieſer Ausdruck ſeinem Gemüthe nicht Bedürfniß geweſen wäre. Montesquieu und Gibbon ſind auch große Geiſter, ſind auch Kunſthiſtoriker, haben auch verderbte Zeiten geſchildert; aber wodurch ſteht Tacitus ſelbſt über dieſen ſo hoch als durch die Erhabenheit ſeines ſittlichen Charakters?

Vor dieſem Haupteinwurfe verſchwinden die Nebenſachen, über welche wir uns noch mit dem geiſtvollen Verfaſſer dieſer Charakteriſtik zu verſtändigen hätten. In den biographiſchen Notizen werden die Reiſen des Tacitus nach Britannien und Germanien als erwieſen vorausgeſetzt. Bekanntlich zweifeln Viele ſeiner Erklärer noch immer an deren Gewißheit und ſtützen ſich, was Deutſchland betrifft, auf die Form ſeiner Berichte in der „Germania". Zu großes Gewicht ſcheint uns Lerminier auf die Nachricht zu legen, daß Tacitus auch Facetien geſchrieben, wenn er aus dieſen Jugendſpielen, ihre Exiſtenz zugegeben, auf das weſentlich komiſche Element des Hiſtorikers tiefe Schlüſſe macht. Dieſes komiſche Talent iſt in dem Tragiker Tacitus wenigſtens ſo latent wie im Aeſchylus und Sophokles; dagegen wiſſen wir, daß es ſeit langer Zeit in Rom Mode war, Facetien zu ſchreiben, aus einem Briefe des jüngern Plinius, der uns eine Reihe von Staatsmännern nennt, die ſolches gethan, und die gewiß nicht Alle jenes tiefkomiſche Talent beſaßen, das für Tacitus aus jenem zweifelhaften Umſtande gefolgert und recht feſtgehalten wird, wenn er in einer oben von uns ausgezogenen Stelle Komiker und Tragiker zugleich (und noch außerdem Poet) genannt wird.

An Cicero, gegen den der Verf. einen recht gründlichen Widerwillen zu hegen ſcheint, läßt er auch in dieſem Aufſatze ſeinen Aerger heraus, indem er in Dem, was der „Dialog von den Rednern" dem Aper gegen Ci-

cero in den Mund legt, die bitterſte Cenſur ſieht. Aber er verſchweigt wieder ein paar Worte, während er doch ſonſt mit einer halben Linie gehörig Effect zu machen verſteht; er ſagt nichts von Aper's Zuſatz: „invitus retuli" — nur ungern habe ich die Fehler eines Cicero aufgezählt — und ebenſo wird übergangen, was ſpäter Meſſala (Cap. 30) zu Cicero's Verherrlichung ſagt. Das Alles aber hatte bewieſen, daß Tacitus, wenn die Schrift wirklich von ihm iſt, an nichts weniger denkt als an Repreſſalien gegen gewiſſe Ciceronianer, die ihn herabgeſetzt haben ſollen, ihn, der, als er jenen Dialog ſchrieb, höchſtwahrſcheinlich noch nichts Anderes geſchrieben hatte. Auch findet der neueſte Herausgeber jenes „Dialogs", deſſen Autorität Herr Lerminier reſpectiren wird, Joh. Kasp. Orelli, in dieſer Schrift, die auch er dem Tacitus zuſpricht, vielmehr offenbare Nachahmung der rhetoriſchen Schriften des Cicero und den tiefſten Reſpect vor dem vollkommenſten Schriftſteller als Urbild der lateiniſchen Beredtſamkeit.

Sonderbar iſt endlich auch, daß Herr Lerminier ausdrücklich bemerken zu müſſen glaubt, daß Tacitus Quäſtor, Prätor und Conſul geweſen, ſei nur ein Accidens; die Hauptſache ſei, daß er ein großer Geſchichtſchreiber ſein wollte und geworden ſei. Hätte er ſo etwas von Salluſt behauptet, der in einer Zeit lebte, wo die Staatsämter in Rom noch etwas bedeuteten, ſo hätte es einen Sinn gehabt, einen ſehr richtigen; aber zur Zeit des Domitian und ſpäter, was waren jene Staatsämter denn anders als nichtsſagende Titel, von deren Vergleichung mit dem Ruhme des Hiſtorikers nicht die Rede ſein kann. Ebenſo gut könnte man ſagen: daß Schloſſer die Titel eines Hofraths, Geheimenhofraths, Geheimenraths erhalten, iſt etwas rein Accidentielles; ſein Ruhm beſteht darin, daß er ein ausgezeichneter Geſchichtſchreiber iſt.

Doch wir ſchließen mit unſern Ausſtellungen und wiederholen es, daß ſie dem Anerkenntniß des Wahren und Geiſtvollen in jenen Aufſätzen, das zu Tage liegt und das auch wir in dieſen Auszügen mit beſonderer Liebe hervorgezogen haben, keineswegs zu nahe treten ſollen. S.

Lyra und Harfe. Liederproben von Georg Keil. Leipzig, F. Fleiſcher. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Es kann ſeltſam ſcheinen, wie der Menſch vermögend iſt, ein conſequentes Doppelleben zu führen, in welchem er bald proſaiſche, bald poetiſche Perſon iſt; bald mit gemeſſenem Tagwerk den Haushalt führt und die lieben Kinder, wenn ſie zu laut werden, beſchwichtigt, bald in einem verliebten Liedchen ſeine Sehnſucht klagt. Und doch ſehen wir immerdar und faſt bei jedem Menſchen ein wahres und ein Traumleben ſich vereinigen; nur daß das letztere, wenn auch zuweilen angenehmer, doch nicht das höhere genannt werden kann, ſo gewiß der Menſch erſt durch freies Thun und helles Bewußtſein ſeiner Zwecke Menſch iſt und wird. Aber wie im wachen Leben manche Saite des Gemüths berührt wird, die erſt im Traum, wo andere nicht mittönen, ungehindert ausklingt, ſo ſcheidet ſich im wahren Leben manches mit den Muſen Vertrauten von ſeinem geſchäftlichen Thun, bei welchem alle Wirkſamkeit auf einen naheliegenden oder feſtbegrenzten Zweck berechnet iſt und nach ihm hin gleichmäßig geleitet werden muß, der Zuſtand aus, in welchem die Vorſtellungskraft ſich ſpielend ergehen darf. Ja, je feſter Wille oder Gewohnheit die Geiſtesthätigkeit in beſtimmter, auch wol einſeitiger Richtung gebunden hält, deſto reger wird die Luſt, ſich in fremde Lagen und Zuſtände wachend zu träumen und dieſe Träume ſelbſt zu einer ſelbſtändigen, von dem ſonſtigen Leben abgeſonderten Anſchauung in Klang und Wort zu geſtalten. Da macht es nun aber einen großen Unterſchied, ob jene Luſt aus einem urſprünglichen, nur durch das äußere Leben unterdrückten oder zurückgehaltenen Drang, der ungeduldig die gewohnten Schranken durchbricht und ſich der Kraft ſeines Gefieders auf Stunden bewußt wird, oder nur aus dem Vergnügen am bunten Farbenſpiel entſpringt, das, aus der Ferne erblickt, die Kräfte reizt, den Gang der langweiligen Gewohnheit zu unterbrechen. Ein Bruch bleibt in beiden Fällen, er mag ſich als kräftiges gewaltiges Ringen in der Poeſie, oder als ſtille, wandelbare Sehnſucht in dem Leben ausſprechen, und wir werden es den Erzeugniſſen des Geiſtes anſehen, ob ſie in liebender Umarmung von Streben und Gegenſtand empfangen ſind oder nicht. Träume aber bleiben ſie in gewiſſem Sinne immer. Dagegen ſetzt es eine höhere Gottbegünſtigung voraus, wenn die bildende Geiſteskraft ſchon früh ſo mächtig wird, daß ſie das ganze Leben durchdringt, und ſomit das Leben zur Poeſie und zur abgeſchloſſenen ſchönen Geſtaltung wird, die Poeſie das urſprüngliche, nicht fremdartige, wie eine Rolle des Schauſpielers übernommene Leben ausſpricht und klingt. Auf dieſer Stufe ſtanden wol die meiſten großen Dichter der Hellenen und unter den Neuern gewiß Göthe in ſeiner Blütezeit. Daher auch ſeine große Mannichfaltigkeit; denn ſein geſtaltender Trieb erſtreckte ſich nicht über einen geringen Lebenskreis, ſondern umfaßte das Leben nach allen Seiten, und alle Zeiten ſpiegelten ſich in ſeinem Leben und in ſeiner Poeſie.

Wenn nun ein Sänger der erſtgedachten Gattung, der zunächſt von dieſem Meiſter angeregt und von der Milde, Klarheit und Rundung ſeiner Gedankenbildungen ganz durchdrungen iſt, auftritt, ſo wird er dieſe Vorzüge auch zur Freude Derer, welche einer natürlichen oder affectirten Verworrenheit und Zerriſſenheit gern aus dem Wege gehen, auch in ſeinen Klängen reflectiren, und die Mannichfaltigkeit ſeines Vorbildes wird ihm dabei ebenfalls zu Gute kommen. Dies aber iſt ganz mit den vorliegenden Gedichten des Hrn. Keil der Fall, der uns ſonſt als geſchmackvoller Kenner der ſüdlichen Literatur, vornehmlich als Herausgeber des Calderon bekannt iſt. Man glaube nicht, der Ref. wolle hiermit Hrn. K. für einen Nachahmer Göthe's in dem Sinne erklären, in welchem Die, welche den Ruhm unſers großen Dichters mit unpoetiſchen Waffen angefochten haben, ſo gern von Göthe's Nachahmern ſprechen. Nein, wir finden hier einen Sänger, der die Milde und Lieblichkeit vornehmlich der Lieder und Volksweiſen Göthe's, von welcher ſeine Lyra geſtimmt iſt, an mannichfaltigen Erſcheinungen leicht und zwanglos offenbart und in den äußern Formen eine ſolche Gewandtheit und ſolchen Wohlklang beſitzt, daß viele ſeiner Lieder in einem muſikaliſchen Leſer gleichſam von ſelbſt die Melodie hervorrufen werden. Der Verf. gibt in dem heitern poetiſchen Vorworte gewiſſermaßen ſelbſt die treffendſte Kritik, die wir als Probe anführen können:

Dem Kaufmann gleich ſtellt euch der Dichter hier
In einem Rahm von ſeinem Druckpapier
Von ſeinen Waaren bunte Proben aus,
Die er gewählt aus ſeinem Vorrathshaus.
Die Waare iſt nicht von der ſchweren Art,
Das ſie im voraus treulich offenbart;
Nur kleine Lieder ſind's ohn' allen Prunk
Und ohne hohen Dichterphraſenſchwung;
Nur Lieder, wie ſie Mancher wol ſich ſingt,
Wenn ihn ein tan'rer Trieb zu ſingen bringt.
Drum thut es auch das Leſen nicht allein,
Die meiſten wollen auch geſungen ſein.

Dann erst erhalten sie den rechten Klang;
Des Liedes Seele ist ja der Gesang.
Und wenn ihr nach dem Text der Lieder fragt,
So sei im Allgemeinen noch gesagt:
Es sprossen Wiesenblümlein da und dort,
Vielleicht auch eine Ros' am kühlen Ort.
Es wird geliebt, getändelt und gelacht,
Beträchtlich auch geweint in stiller Nacht.
Doch trifft auch hier das alte Sprüchwort ein:
Nach vielem Regen folgt bald Sonnenschein.
Dann wird versucht ein freier munt'rer Scherz,
Auch wol ein ernstes Wort für Geist und Herz.
Ja selbst das Grausige ist nicht verschmäht,
Wer dieß ohne dies jetzt ein Poet?

Wie der Dichter es hier andeutet, so halten wir das Lied für seine eigentliche Sphäre; vorzüglichen Werth aber legen wir den, besondere Lagen und Zustände des Lebens schildernden Liedern bei, vor allen denen, welche überschrieben sind: „Des Jägers Lust und Leid" und „Ländliche Lieder", und den heitern, naiven, tändelnden den Vorzug vor den sentimentalen. Unter den Romanzen und Balladen findet sich vorzüglich das Grausige, wovon der Verf. spricht (z. B. „Der Fluch"); dagegen hat er grade in der komischen Ballade (z. B. „Der geprellte Teufel") viel Ausgezeichnetes geliefert. Es folgen den Romanzen die „Epigramme und Gnomen", von welchen Vieles, theils durch den Geschmack der Fassung, theils durch den heitern Gedanken erfreut. In den „Sprüchen" hat ohne Zweifel der Verf. zu viel gethan, wie ohne Zweifel Göthe auch, der denselben in spätern Jahren einen zu großen Platz in seiner Poesie einräumte. Es kann nicht fehlen, daß gewöhnliche, wenn auch wahre Gedanken, wie z. B.:

Um das Große zu schätzen und zu lieben,
Mußt du dich erst am Kleinen üben.

Zu erlangen des Pöbels Gunst
Ist eine leichte Kunst;
Aber der Bessern Beifall gewinnen,
Bleibt für immer ein schweres Beginnen!

wenn sie in großer Menge aufeinander folgen und so den Leser gleichsam mit Weisheit und Klugheit überschütten, sollten sie auch, was doch nur selten der Fall ist, in der treffendsten Form gefaßt sein, zuletzt lästig werden.

Die „Vermischten Gedichte" enthalten zum Theil Nachträge zu den frühern Gattungen, zum Theil Verschiedenes, wie die nett gearbeiteten Triolette, und einige Gelegenheitsgedichte. Das Aeußere trägt zur Empfehlung dieser Sammlung bei; der Titel erhält durch die sinnreiche Einfassung seine Erklärung, welche durch das Gedicht S. 1 auf poetische Weise ausgesprochen wird, wobei man jedoch wahrscheinlich mehr an Stoff und Klang dieser Gedichte überhaupt als an den Dichter zu denken hat, wozu die von den Balladen abgesonderte Stellung des Gedichts leicht verführen könnte. 115.

Notiz.

Friedrich II. über die Werbungen.

Das Werbe- oder Enrollirungssystem ist allerdings eine Schattenseite in der Geschichte des preußischen Heeres, wenn es gleich auf der andern Seite einen Beweis für Friedrich II. außerordentliches Feldherrntalent ist, daß er mit solchen, aus allen Weltgegenden zusammengeholten Soldaten so große Thaten auszuführen vermocht hat. Wer also das alte Werbesystem etwa empfehlen sollte, der muß auch bedenken, daß nur ein recht ausgezeichneter Feldherr demselben Leben und Seele geben kann, und daß nicht ein Jeder wie Friedrich II. voll freudigen Gefühls sagen konnte: „Le monde ne repose pas plus surement sur les épaules d'Atlas que la Prusse sur une telle armée" („Histoire de mon tems", Cap. 13, oder Th. II, S. 382, der neuen leipziger Ausgabe). Als Kronprinz mußte Friedrich freilich, um dem strengen Vater sich gefällig zu beweisen, auf große und schöne Rekruten ein besonderes Augenmerk richten, wie denn Preuß („Urkundenbuch", Th. II, S. 209), einen Bericht desselben an seinen königlichen Vater mitgetheilt hat, nach welchem er auf alle Weise bemüht ist einen 6 Fuß 4 Zoll hohen Schäferknecht im Mecklenburgischen aufheben zu lassen. Solche Geschenke nahm König Friedrich Wilhelm gern an. Wurde doch in einem Artikel des „Frankfurter Journals" von 1745 ganz offen in die Welt hineingeschrieben, daß „der Herr Administrator von Mecklenburg und die Stände des Landes Sr. Preußischen Majestät sechs schöne Kerls, die viel Geld gekostet, zum Geschenke überschickt hätten". Als König aber befahl Friedrich II. schon im J. 1742 (Preuß, Thl. V, S. 70), daß „kein auf Werbung beorderter Officier sich bei Strafe der unfehlbaren Cassation unterfangen soll, mehr als wie 300 Thlr. vor einen Kerl von 6 Fuß oder dergleichen zu geben, sondern es muß ein solcher Rekrut an Handgeld und Unkosten bis zur Stelle bei dem Regiment nicht mehr wie 300 Thlr. kosten." Das Werbungs- und Aushebungssystem gehörte freilich nothwendig zu Friedrich's Kriegsführung, also konnte er auch dasselbe ebenso wenig als die übrigen Anstalten zu militairischer Tüchtigkeit seiner Truppen einstellen, aber es ist doch wohlthuend auf Aeußerungen des großen Monarchen zu stoßen, durch welche er ein menschlicheres Verfahren bei denselben anordnet. So spricht er sich unter dem 10. März 1748 gegen den Obersten von Schwerin sehr nachdrücklich über das „gottlose und unverantwortliche Verfahren des Lieutenants von W." im Mecklenburgischen aus (Preuß, V, S. 71) und befiehlt, „einen verständigern und bescheidenern Officier, der seine Sache mit Manier machet, dahin zu schicken". Nicht minder verdrießlich waren ihm im J. 1746 die herben Beschwerden der Herzogin von Mecklenburg über Excesse und unverantwortliche Gewaltthätigkeiten bei Wegnehmung eines ihrer Unterthanen und Verwundung der Bauern. „Da nun", schrieb der König an den genannten Oberst von Schwerin, „der Lieutenant und das Commando der deutlichen Anzeige nach vom Bayreuthischen Regiment gewesen und ich daraus erkennen muß, wie wenig Regard man vor Meine ergangene ernstliche Ordres hegen muß, so behalte ich Mir vor, solches gebührend gegen die Schuldigen zu ressentiren, befehle Euch aber nochmals bei Meiner höchsten Ungnade, die Thäter zur Strafe zu ziehen und besagte Herzoginn gehörige Reparation und Ersetzung unverweigerlich zu thun; auch fürs Künftige bei schwerster und unausbleiblicher Strafe denen werbenden Officiers und Gemeinen alle Gewalt, Excesse und Räubereien zu verbieten, auch Mir dafür zu repondiren, daß dergleichen unerhörte und höchst schädliche Freveltaten nicht mehr geschehen." (S. 84.)

Nicht minder streng war der Befehl des Königs im J. 1749 (Preuß, V, S. 9) an den Obersten von Schöning, als ein Ober- und Unteroffizier von dessen Regiment den Sohn eines Bürgers in Prenzlau aus der Schulstunde weggeholt und denselben zum Pfeifer beim Regiment hatten machen wollen. Der Rector der Schule hatte sich darüber bei dem Könige beschwert und die Resolution erfolgte, „nicht allein den jungen Menschen sofort loszugeben, sondern überhaupt die Burliche, welche dasige Schule frequentiren, ganz mit Frieden zu lassen". Man wird sich dabei erinnern, wie sein Vater Friedrich Wilhelm I. im J. 1731 der Universität Halle auf ihre Klagen, daß ein Studiosus Juris auf öffentlicher Straße von einigen Soldaten ergriffen und in einem zugemachten Wagen zum Stadtthore hinausgeführt worden sei, kurz antwortet: „Sie sollen nicht raisonniren, ist mein Unterthan". (Förster's „Jugendjahre Friedrich II.", Thl. I, S. 21.) In gleicher Weise nahm es Friedrich II. in der zweiten Hälfte seiner Regierung sehr übel auf, als im J. 1765 das Braun'sche Regiment in Glogau seine Werbungen zu weit ausgedehnt und angesessene Bürger und Unterthanen zu Soldaten weggenommen hatte. Dem General Tauenzien wird daher aufgegeben, das „Uebertreiben zu redressiren und dergleichen nicht weiter geschehen zu lassen" (Preuß V, S. 146). 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 351. — 17. December 1834.

Ein Band Novellen von C. Fr. von Rumohr. München, Franz. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist über den Verf. der vorliegenden Novellen schon früher bemerkt worden, daß er in der Ausübung der Kunst glücklicher sei als in der Theorie derselben, und diese Bemerkung findet sich hier bestätigt. Die in diesem Bande enthaltenen beiden Novellen sind Producte einer glücklichen Darstellungsgabe; der Stoff ist mit feinem, richtigem Sinn aufgefaßt, mit fertiger, geübter Hand gestaltet, und so machen die beiden Stücke denn, wenngleich sie das Gemüth nicht wie die Werke eines höhern Genius ergreifen, doch einen harmonischen, gefälligen Eindruck. Besonders ist dies bei der ersten Novelle: „Sieg der Gesinnung", der Fall, in welcher ein Stück kleinstädtischen und ländlichen Familien- und Gesellschaftslebens aus einer doch wol schon um mehre Jahrzehnde zurückliegenden Zeit anmuthig und lebendig mit vieler Wahrheit geschildert ist. Eine junge Städterin und ein junger Landmann, die durch einen Zufall miteinander bekannt geworden, fassen eine innige Zuneigung füreinander. Der Vater des Mädchens, ein durch Fleiß und günstige Umstände zu ansehnlichem Vermögen gelangter Uhrmacher, begünstigt aus Vorliebe für das Landleben, von welchem er ursprünglich ausgegangen ist, diese Neigung, und auch die Aeltern des jungen Mannes, die, wenngleich Bauern, doch sehr wohlhabende und zugleich sehr rechtliche und verständige Leute sind, finden eine Verbindung des jungen Paares höchst wünschenswerth. Diesem günstigen Verhältniß steht nun das ganze Vorurtheil vornehmthuender Kleinstädterei gegen den Bauernstand, besonders von Seiten der Mutter des jungen Mädchens und ihrer gleichgesinnten Sippschaft, entgegen und findet thätige Unterstützung bei einem vielvermögenden, zur Verwandtschaft gehörigen Rathsherrn, der auf die reiche Erbin für seinen Neffen speculirt. Während nun eine Geschäftsreise den Uhrmacher auf mehre Monate von seinem Hause entfernt, wissen diese Verwandte durch allerhand Ränke es dahin zu bringen, daß der junge Landmann und sogar als einziger Sohn gegen das bestehende Gesetz als Rekrut eingezogen wird; das junge Mädchen aber nöthigen sie durch Ueberraschung und Betrug, mit einer intriguanten und nicht im besten Rufe stehenden Cousine nach einer 30 Meilen entfernten, im Auslande liegenden Stadt zu reisen, wo sie dasselbe mit dem Neffen des Rathsherrn zusammenbringen und auf diese Weise die Einwilligung des Mädchens zu einer Verbindung mit ihm zu erhalten hoffen. Während die Jungfrau nun, in einem leeren, lästigen und langweiligen Gesellschaftscirkel gleichsam als Gefangene festgehalten, gedrängt von dem anmaßlichen und widrigen Bewerber, in großer Beklommenheit und Verlegenheit lebt und in einem Obersten, der diesen Kreis besucht, den einzigen Menschen findet, der durch edles und offenes Betragen ihr Zutrauen zu verdienen scheint, zugleich aber auch durch ihre natürliche Anmuth zu ihr hingezogen wird, erfährt sie plötzlich das Misgeschick, das ihrem Geliebten betroffen hat, und wird hierdurch um so fester in dem Entschluß bestärkt, dem Obersten ihre ganze Lage zu vertrauen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Als sie aber die Gelegenheit hierzu auf einem Spaziergange, getrennt von der übrigen Gesellschaft, ergreift, wird ihr offenes, zutrauliches Entgegenkommen von dem ihr ohnehin vielleicht schon zu sehr geneigten Manne, noch ehe sie mit ihrem eigentlichen Anliegen hervortreten kann, in solcher Weise misverstanden, daß er sie umarmen will, worüber sie, da nun auch diese letzte Hoffnung auf Unterstützung schwindet, heftig erschrickt und in Ohnmacht fällt. Hier tritt nun plötzlich eine liebenswürdige Fürstin auf, die zufällig unbemerkte Zeugin des ganzen Vorganges war und, obgleich sie, als Gegenstand der eifrigsten Verehrung und Bewerbung des Obersten, ihm heftig zu zürnen große Veranlassung hat, diese seine momentane Schwäche dennoch auf die feinste und großmüthigste Weise übersieht und nicht nur durch ihre von dem Obersten unterstützte Verwendung und Bemühung die Verbindung des jungen Paares sofort herbeiführt, sondern auch selbst dem Obersten ihre Hand reicht, sodaß die Novelle mit der Feier einer Doppelhochzeit auf die glücklichste Weise geschlossen werden kann. Diesem sehr einfachen und in Hinsicht der Erfindung auch eben nicht neuen Stoff hat der Verf. durch seine Behandlung hinreichendes Interesse für den Leser mitzutheilen gewußt, indem er die verschiedenen Charaktere und Gesinnungen der theilnehmenden Personen und mancherlei Scenen aus verschiedenen Lebenssphären in frischen Farben hervortreten läßt, sodaß sich Alles anschaulich entwickelt. Seine eignen verständigen Bemerkungen

und Betrachtungen aber hat der Verf. ohne Anmaßung in schicklicher Weise eingeflochten und somit ein gefälliges Stillleben aufs beste vollendet. Sollten wir etwas tadeln, so wäre es, daß die Entwickelung durch den Obersten und die Fürstin in einer Weise, die einem Theatercoup gleicht, herbeigeführt wird, wodurch einestheils von dem Siege der Gesinnung Einiges auf die Rechnung des Zufalls übergeht, welches aber auch anderntheils nicht einmal als nothwendig erscheint, da die Verhältnisse solcher Art sind, daß die Vereinigung des Vaters mit der Tochter und die weitern Schritte des Erstern zur Befreiung des jungen Landmanns zur Herbeiführung eines glücklichen Ausganges vollkommen hinreichen mußten, weshalb denn der ganze Schluß ohne eigentliche innere Nothwendigkeit nur darauf angelegt scheint, um auch bei den höhern Ständen den Werth einer edeln Gesinnung siegend hervortreten zu lassen.

Die zweite Novelle: „Erfahrungen eines Bedachtlosen", ist in Rücksicht der Anlage und Verkettung der Begebenheiten etwas lockerer gehalten, übertrifft aber dagegen die erstere an Fülle interessanter Schilderungen und Lebensscenen. Ein Engländer, der ursprünglich aus neapolitanischem Blute abstammt, wird durch die Sehnsucht nach Neapel veranlaßt, eine Reise dahin zu machen, trifft aber kurz vor dem Zeitpunkt der französischen Invasion unter Championnet daselbst ein. Indem derselbe nun in einer vertraulichen Stunde am Kamin seinen Freunden die Begebenheiten dieser Reise erzählt, rollt er vor dem Leser ein höchst lebendiges und wohlausgemaltes Bild jenes schönen Landes, der Sitten und des Charakters seiner Bewohner und die äußern Umrisse jener Begebenheiten auf, in welchen alle losgebundenen Leidenschaften und Laster mit und ohne Maske, in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen sich entwickelnd, den schönsten Fleck der Erde geraume Zeit hindurch mit Blut und Greueln bedeckten. Daß er hierbei mit echt künstlerischer Zurückhaltung das allzu Herbe und Greuelhafte schonend vor unsern Augen verbirgt, wollen wir lobend anerkennen. Mit solchen Dingen werden wir durch die große Menge unserer beliebten Tagesschriftsteller schon hinlänglich versorgt, die ihre Novellenspeisen nicht mehr wie früherhin mit, sondern schon ganz und gar aus Pfeffer bereiten. Ungeachtet dieser Zurückhaltung fehlt es der Novelle doch keineswegs an schönen und tiefergreifenden tragischen Effecten, wie z. B. die Scene, wo der Erzähler Nachts in einem scheußlichen Kerker an der Seite eines sechzehnjährigen gefesselten Jünglings, der dem Morgen und mit ihm seiner Hinrichtung in herzzerreißenden Worten entgegenklagt, selbst gefesselt erwacht, ein Meisterstück ruhiger, ungeschmückter und eben deshalb höchst wirksamer Darstellung ist. Bei dieser Gelegenheit sei uns die Bemerkung erlaubt, daß Herr von R. für seine poetische Darstellungskunst ungemein viel aus seiner anhaltenden Beschäftigung mit der bildenden Kunst und seinem steten Nachdenken über dieselbe gewonnen zu haben scheint, welches treffliche Förderungsmittel, zumal da es sich auch bei Göthe so glücklich bewährt hat, jungen Dichtern also ernstlich empfohlen sein möge.

Noch ist zu bemerken, daß der Verf. es auch an hin und wieder eingestreuten tiefen und feinen Bemerkungen über ethische Zustände, gleichsam über die innern Erlebnisse des Menschen, nicht fehlen läßt und auch solche sehr glücklich darstellt. Wenn er dann aber die vertrauliche Stimmung seines Erzählers zugleich benutzt, um ausgedehntere Betrachtungen und weitläufiger entwickelte Ansichten über allgemeine Verhältnisse der Menschheit, als z. B. über die Theilnahme des Volks an der Regierung, über den Adel u. a. m., seiner Darstellung einzureihen so ist dagegen in künstlerischer Beziehung in Betracht der Oekonomie seiner Novellen zwar ebenfalls durchaus nichts einzuwenden; nur finden wir, daß sein speculativer Sinn ihn auch hierin wieder nicht ganz richtig geleitet hat. Eine weitläufige Widerlegung verstattet weder dieser Ort, noch der uns vergönnte Raum. Wir bemerken daher nur kurz, daß der von ihm so mühsam als erfolglos aufgesuchte Grund „jenes unabläßigen Dareinschlagens auf die Auszeichnungen des Adels", welches sich bei edlern Gemüthern doch wol nur als eine reine und ruhige Misbilligung gestalten möchte, in nichts Anderm liegt als eben in der unverkennbaren Absurdität des Princips, worauf der Geburtsadel beruht, da es dem einfachen, richtigen und christlichen Sinne sofort einleuchten muß, daß durch die Geburt ein anderer, in der Vernunft gegründeter Anspruch nicht erlangt werden kann als der der bloßen Existenz als Mensch. Die Antipathie gegen den Adel ist also nur ein Symptom des in der menschlichen Natur liegenden Widerwillens gegen das Unvernünftige.

Was endlich der Verf. über den Antheil, welcher der Menge an der Regierung des Staats eingeräumt werden könne, anführt, ist zwar größtentheils richtig, doch aber keineswegs so neu oder unter einem so neuen Gesichtspunkte zur Anschauung gebracht, um das Interesse an seinem Werke zu erhöhen. Auch handelt es sich jetzt wol kaum noch sehr ernstlich um die politischen Fragen, die der Verf. zur Sprache bringt, sondern vielmehr und hauptsächlich nur um diejenigen socialen Verhältnisse, die derselbe am Schluß seiner Erörterung, wenngleich nur in negativer Form andeutet, indem er sagt: „Gewöhnlicher ist es, die Menge zu bedrücken, ihre geistige Ausbildung zu hemmen, nicht einmal die sittliche und praktische gründlich und thätig zu begünstigen". Dieses ist das Uebel, welchem gesteuert werden muß, und der große Talisman dagegen liegt in dem Einen Wort: Association.

Wilhelm Neumann. *)

Französische Journalistik.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Gazette des tribunaux. Monat October. Die „Gazette des tribunaux" ist ein wahres spectacle dans un fauteuil. Der Schauplatz ist ganz Frankreich, die Schauspieler 32 Millionen Menschen von allen Classen, aus den verschiedenartigsten Regionen, aufgewachsen unter dem Einflusse der verschiedenartigsten

*) Wir gaben in Vorstehendem die letzte Mittheilung Neumann's für unsere Bl. D. Red.

Klimate, Vorurtheile, Meinungen, Interessen: hier der kalte, starre, unbeugsame Nordländer, dort der Bewohner des Südens, dessen Leidenschaften bei Berührung des kleinsten Funkens wie Pulver losgehen; hier der Chouan, dort der Protestant, der Republikaner, der Karlist, der Juste-milieu; hier schmerzliche Erinnerungen, Ränke, Intriguen für oder gegen die Ordnung der Dinge, dort ungeduldige Hoffnungen, und überall Noth, Kampf mit dem Hunger, Rache, unversöhnliche Leidenschaften. Schauspiele sehen Sie hier von allen Sorten, von der Hanswurstiade bis zum entsezendsten Melodram, wie es selbst die Gaîté nicht zuwege bringt. Man kann die „Gazette des tribunaux" die Annalen der moralischen Geschichte der französischen Nation nennen. Für den Fremden ist sie nebstdem unentbehrlich, wegen der Sprache in Allem, was sich auf Geschäftsverbindungen, häusliches Leben, bürgerliche Verhältnisse jeder Art, Sitten und Gebräuche bezieht. Die Sammlung des Monats October liegt vor uns.

Sehen wir uns vorerst nach der farce um. Dieses Capitel ist sehr reichhaltig: hier figuriren meistens Ouvriers, Faubouriens, Grisetten, Portiers, beleidigte Ehegatten, oder Weiber, die von ihren Männern etwas zu derb zurechtgewiesen wurden. Hören wir die Madame Fauvel, die eine ähnliche Klage vor dem Zuchtgerichte vorzubringen hat. „Fauvel, meine Herren, ist der beste Mann von der Welt, so lang er nüchtern ist; aber wann er sich betrunken hat, dann ist nicht mehr mit ihm auszukommen. Und er trinkt fast täglich! und wie trinkt er! Im Glase, das Fauvel an den Mund gesetzt, bleibt nicht so viel übrig, daß eine Mücke sich damit den Mund ausspülen kann." Erscheint ein Zeuge. Frage: „Habt Ihr gesehen, daß Fauvel seine Frau geschlagen?" Zeuge: „Wer? Fauvel seine Frau prügeln? Der ist mir der Rechte; eher umgekehrt. Eines Tages kam er in die Werkstätte und heulte. Ich dachte bei mir: Nun, die hat ihm sein Theil gegeben! Ein ander Mal kriegte sie ihn in der Weinschenke am Kragen." Frage: „Fauvel geht also in die Schenke?" Zeuge: „In unserm Geschäfte, wenn man brav Eisenfeilspäne hintergeschluckt, muß man wol zu Zeiten den Staub wegschwemmen, sonst gäbe das zuletzt eine Kruste, daß kein Mensch mehr würde reden können." Frage: „Und er trinkt wol viel?" Zeuge: „In dem Artikel ist er eben nicht faul. Wenn er einmal den Ellbogen aufgehoben hat, so ists so trocken in seinem Glase, daß sich ein Floh die Füße darin zerbrechen würde." Das muß ein gewaltiger Saufaus sein. Bewundern Sie aber nicht die pittoresken Metaphern der Frau sowol als des Zeugen? Fauvel wird zu sechs Tagen Gefängnißstrafe verurtheilt. — Marc erscheint ebenfalls vor dem Zuchtgerichte. Er ist angeklagt, einen Offizier der Municipalgarde geprügelt zu haben. „Meine Herren", sagt der Spaßvogel, „ich begreife gar nicht, warum ich hierher geführt worden; ich habe mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Es hat mich kein Mensch geprügelt; man hat mir nichts gethan." Präsident: „Ihr seid nicht beschuldigt, geschlagen worden zu sein, sondern geschlagen zu haben." Angeklagter: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß man mich nicht geschlagen hat, und ich mich demnach nicht habe zu wehren brauchen." So pfiffig Monsieur Marc die Sache zu drehen weiß, so wird er doch auf sechs Monate eingesteckt. Wollen Sie jetzt Soldatenfranzösisch hören? Hier ist ein Theil der Aussage eines Corporals: „Mon officier me confie la garde de ce particulier; voilà qu'il ne veut pas m'écouter; mais minute, mon fils, mon homme que je lui dis, t'es sous ma garde, t'es ma propriété, consécutivement faut filer doux, sans quoi, en avant la clarinette*): ah! ben oui, voilà mon gaillard qui m'abomine d'un coup de poing; c'était du soigné, mes juges, quant à la boisson, il n'est pas injuste de dire, qu'il l'avait accaparée soigneusement. Ah! il était bu, bu, que le ferait plaisir tout de même. C'était une belle boisson." — Auf Marc folgt un voleur au bon jour. So nennt man die Diebe, welche des Morgens von einem Hause ins andere ziehen, um Arbeit zu suchen. Sie treten ins erste beste Zimmer; finden sie Niemand, so wird gearbeitet; ist Jemand gegenwärtig, so wünschen sie einen höflichen bon jour und empfehlen sich. Der Delinquent hatte bei einem Portier zwei silberne Taschenuhren gestohlen. Ein ander Mal kommt Mamselle Labreveur vor als Vagabundin. Der Vater will sie nicht reclamiren; sie ist 22 Jahr alt, raucht wie ein Schweizer und ist von Morgen bis Abend betrunken. Da hätten wir bereits drei Fälle, wo stets Trunkenbolde vorkommen; ich habe sie nicht absichtlich zusammengestellt; ich möchte denn doch wol wissen, wie sich das französische Volk des Ausdrucks bedienen mag: „Soûl comme un Allemand."

Ein merkwürdiger Rechtsfall in anderm Betracht ist vor der siebenten Kammer vorgekommen. Die Gebrüder Mouffle zu Vaugerard haben ein Mittel, um die Hundswuth zu heilen. Im vergangenen Sommer wurde eine von einem wüthenden Hunde gebissene Frau durch die benannten Aerzte vollkommen wiederhergestellt, die deshalb zur gerichtlichen Verantwortung gezogen und zu 1 Franc Geldbuße verurtheilt worden sind. Das Merkwürdigste dabei ist, daß dieses Mittel, wie es scheint, untrüglich ist. Die Maires aus der ganzen Gegend schicken die Patienten der Art zu den Herren Mouffle. Zu den interessantesten Processen gehören die des Hrn. v. Richmont, der sich für den Herzog von der Normandie ausgibt, und eine gräßliche Geschichte, welche unter dem Namen „Un duel sans témoins", bekannt ist. Wattebaut und Lethuillier, Ersterer homme de lettres, der Andere Vorsteher einer maison de santé, waren die intimsten Freunde. Die gegründete Eifersucht Lethuillier's führte zwischen Beiden einen Bruch herbei, der mit einem Duell ohne Zeugen endigte. In Folge dieses Duells wurde Wattebaut des Mordes oder vielmehr eines Mordversuchs angeklagt. In der Sitzung vom 25. October begannen die Debatten. Lethuillier, schwarz gekleidet, wird von seiner Schwägerin eingeführt; er ist stockblind. Nachdem der Angeklagte verhört, wird Lethuillier vernommen. Den Verlauf der Geschichte erzählt er ungefähr folgendermaßen:

„Aus einer Unterredung mit Wattebaut ersah ich, daß er mir in meiner Abwesenheit eine solche Beleidigung zugefügt, daß, wenn ich eine Waffe bei mir gehabt, ich ihn niedergestoßen hätte. Ich schickte ihn fort. Er foderte mich heraus. Ich sagte ihm: „Du hättest warten sollen; du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich nicht zurücktrete. In einiger Zeit würde ich Streit mit dir gesucht haben; so wird nun der wahre Grund bekannt." „Nein", sagte er, „ich will mich gleich schießen; schlagen wir uns ohne Zeugen." Nach einigem Wortwechsel setzen die beiden Gegner das Duell auf den andern Tag fest. Um 12 Uhr Mittags entfernt sich Lethuillier aus seiner Wohnung, mit zwei Pistolen versehen. Hören wir Letztern weiter.

„Ich erklärte Wattebaut: Einer von uns müsse auf dem Platze bleiben. „Das wird aber wie ein Mord aussehen." „Desto schlimmer; ein Jeder mag verantworten, was er thut." Wir machten uns auf den Weg, ohne die Art, uns zu duelliren, festgesetzt zu haben; nur waren wir übereingekommen, uns entweder mit einer geladenen Pistole oder über's Schnupftuch zu schießen." Sie gelangen endlich an eine Vertiefung, die rundum mit Bäumen besetzt war. Lethuillier bemerkt nicht ohne Schaudern in der Mitte ein Loch, das einem Grabe ähnlich war. „Wir luden die Pistolen; Wattebaut hatte sie in der Hand. Ich sagte ihm: „Nehmen wir ein Schnupftuch!" Er erwiderte: „Höre mich an; ich bin so unglücklich." „Willst du wieder unterhandeln?" „Höre mich, höre mich!" „Nein, nein; soll ich dir ein paar Ohrfeigen geben, um dich zu zwingen?" Er weigerte sich, sich über's Schnupftuch zu schießen; er schlug mir vor, auf 20 Schritte, dann auf 15; wir losten um das Terrain. Die Sonne schien hinter dem Berge hervor. Wattebaut sagte mir: „Sieh nach der butte Montmartre!" „Ei was", erwiderte ich, „es wird Zeit genug sein, zu sehen, wenn wir fertig sind!" In dem Augenblicke, wo ich zu Wattebaut gesprochen hatte:

*) Clarinette die Flinte; gewöhnlich la clarinette de six pieds.

„Ich will mich dahin stellen", höre ich ein Geräusch; ein Hund kommt zum Vorschein. „Verstecke dich", rief ich zu Wattebaut, „es kommt Jemand." Ich eile einem Baume zu, indem ich mir die Kappe über die Augen drücke. Eine Minute nachher kehrte ich mich gegen Wattebaut, indem ich sagte: „Es ist nichts!" Kaum hatte ich meine Evolution vollendet, so stürze ich von Wattebaut's Schuß getroffen zu Boden." Bei diesen Worten setzt sich Letpuillier, läßt das Haupt in seine Hände sinken und weint bitterlich. Die Sitzung ist unterbrochen. Letpuillier's Schwägerin nähert sich ihm und spricht ihm zu. Wattebaut unterhält sich mit seiner Frau! Ein erschütternderes Gemälde läßt sich nicht denken. Eilen wir, die Leser zu beruhigen: der Mörder ist seiner Strafe nicht entgangen; er ist zu zehnjähriger Einsperrung verurtheilt worden.

Die Selbstmorde nehmen kein Ende; es ist eine Pest. Fast Alle, die sich das Leben nehmen, machen Verse, und diese sind meist schlecht. Da hat sich vor einigen Wochen ein Commis bei einem Kaufmann erstickt; er führte ein regelmäßiges Leben, war fleißig und hat nie Spuren von Geistesschwäche gegeben. Unter seinem schriftlichen Nachlasse befinden sich auch folgende Zeilen:

Je meurs content et nul
Motif grave que mes idées
Me force à exécuter un
Projet que je rêvais depuis
Long - tems.

Dies hielt der arme Tropf für Poesie.

Revue de Paris, 2 novembre. „Souvenirs de la Cour de Lisbonne." Eigentlich eine Reise in der Umgegend von Lissaben. Der Verf. besucht einige Villen, die sich in seiner Beschreibung reizend genug ausnehmen. Es ist eine Reihe der herrlichsten Landschaften; nichts als Lorber- und Citronenbäume, die über kühlen Bächen rauschen; goldene Aepfel und purpurne Pflaumen, die beim leisesten Windstoße auf den Boden rollen. Das Kloster Mafra wird sehr umständlich beschrieben. Die Hauptfaçade ist 800 Fuß lang; der Baustyl der Thürme hat etwas Pagodenartiges. Das Innere der Kirche ist von solcher Pracht, daß uns vom bloßen Lesen die Augen sunkein. Daß der Besuchende vom Abte in der Bibliothek empfangen wurde, machte uns anfangs stutzig; es hatte aber weiter nichts auf sich, es war blos, um ihn auf den folgenden Tag (es war das Fest des h. Augustinus) zum Essen zu bitten. Die Bibliothek enthält 6000 Bände. Darunter befinden sich römische und afrikanische Ausgaben. Beim Gottesdienste wird der Gesang von sechs enormen Orgeln begleitet. Am Tage vor dem Namensfeste des Schutzpatrons wurde gefastet: das Abendessen der Mönche bestand aus einem Teller voll Salat und einem Teller voll Aepfel. Der Großinquisitor und Beichtvater der (vorigen) Königin war ein stattlicher, blühender, lächelnder Mann. Unser Reisende sah einen Hofnarren bei ihm. Der Prälat führte Ersteren in einen Saal, wo fast alle Großwürdenträger von Portugal versammelt waren. Alle beugten die Knie vor dem Erzbischofe, und Mehre überreichten ihm Petitionen. Dieser behandelte sie mit der impudentesten Verachtung. „Mein lieber Engländer", sprach er unter Anderm zu unserm Reisenden, laut genug, um gehört zu werden, „Sie sehen hier nichts als elende Schmeichler; glauben Sie kein Wort von Allem, was sie Ihnen sagen mögen. Hier, der Knopf, der Ihre Hosentasche schließt, ist eine sehr weise Vorsichtsmaßregel, besonders in guter Gesellschaft." Die ehrenwerthe Versammlung winkte dem Erzbischofe Beifall zu. — Ein anderer Aufsatz ist überschrieben: „D'une histoire française, par Eugène Sue"; weiter nichts als ein geistreicher Prospectus von J. Janin, der darin eine besondere Stärke besitzt, sich für Alles, was ihm vorkommt, zu begeistern. Es geht ihm wie Béranger's Paillasse: „Saute, Paillasse, saute pour tout le monde!" Das von Janin empfohlene Werk ist Sue's „Geschichte der französischen Marine", das in wöchentlichen Lieferungen zu drei Bogen Text, mit Portraits und Vignetten, vom 15. oder 20. November an erscheint. — „Lettre adressée aux écrivains français du 19ième siècle" betrifft lediglich die Handelsinteressen der Schriftsteller. Herr Balzac findet, daß sie nicht genug verdienen. Darüber hätte er am wenigsten zu klagen; er ist logirt und meublirt wie ein Financier und ein Erzaristokrat. Die Domestiken müssen ihm die ankommenden Briefe und sonstigen Papiere auf einem silbernen Präsentirteller bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hellenen. Darstellungen für die gebildete Lesewelt. Erste Abtheilung. Ansichten ihrer Schriftsteller über Gott, Vorsehung und Gottesverehrung; über Leben, Tod und Unvergänglichkeit des Menschen; über bürgerliches und häusliches Leben, Liebe, Freundschaft und die Pflichten der Aeltern, Kinder und Ehegatten, über Tugend, Laster und Mittel der Besserung, in sieben Büchern. Quedlinburg, Becker. 1834. 8. 10 Gr.

Wir können diese aus reiner Liebe zum griechischen Alterthume hervorgegangene und mit dem sichtbaren Streben, die Kunde desselben unter den Gebildeten unsers Volks zu verbreiten, verfaßte kleine Schrift nur empfehlen. Die vorgesetzte Stelle aus Herder und das Motto von Raumer zeugen für den guten Geschmack des Verfassers. Den Inhalt des auch äußerlich sehr gut ausgestatteten Büchleins gibt der Titel an. Die Uebersetzungen aus dem Griechischen sind lesbar und richtig; ob sie überall vom Verf. selbst gefertigt wurden, oder ob sie aus Benutzung früherer Uebertragungen entstanden sind, können wir nicht überall bestimmen, da uns nicht alle Uebersetzungen der hier gebrauchten Schriftsteller zur Hand sind. Aber selbst in dem letztern Falle glauben wir den Verf. zur Fortsetzung seiner Schrift ermuntern zu können, in der ja auch wol die Römer späterhin ihren Platz finden werden. 14.

Aphorismen.

Epigramm.

Rivarol, ein wenig bekannter und noch weniger achtenswerther französischer Schriftsteller neuerer Zeit, hatte in Verbindung mit seinem Freunde Champcenetz ein niederträchtiges Buch erscheinen lassen, in welchem viele wackere Männer herabgewürdigt wurden. Bald darauf wurde Beiden folgendes Epigramm zugefertigt:

Au noble hôtel de la vermine
On est servi très-proprement:
Rivarol y tient la cuisine,
Et Champcenetz l'appartement.

Ich kenne auch wol ein verkapptes kritisches Duumvirat, dem man zu Leibe gehen sollte; aber diese Form scheint mir doch zu hart.

Schönes Wort.

Mercier behauptete oft, daß der vollkommene Despotismus mit der Buchdruckerkunst unmöglich sei. „Chaque volume", pflegte er zu sagen, „est un coup de canon pour le despotisme; comment ne succomberait-il pas sous le nombre?" Hätte er nun gar erst die letzten leipziger Meßkataloge gesehen!

Der Maler David.

Man weiß, daß der berühmte französische Maler David als Conventsmitglied für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte. Späterhin that ihm dies sehr leid. „Ce bon roi", sagte er dann oft, „cet excellent prince!" „Et vous l'avez condamné!" erwiderte man ihm. „Je le croyais coupable, mais je suis bien revenu de mon erreur." 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 352. — 18. December 1834.

Briefe von Friedrich Leopold Stolberg an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg. *)

Berlin, den 5. December 1789.

Wie iſt es möglich, daß ich Ihren ſo ſehr lieben herzlichen Brief ſo ſpät erſt beantworte? Ich fand ihn, als ich gegen das Ende des Octobers von einer Reiſe nach Holſtein zurückkam. Er empfing mich freundlich, er war mir von Herzen lieb, und doch konnte ich ihn ſo lange unbeantwortet liegen laſſen! Lieber, theurer Mann, deſſen Erſcheinung hier mich ſo erquickte und ſtärkte, deſſen Andenken mir ſo lebendig und theuer iſt, verzeihen Sie mir, daß ich der Freude, mich ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten, ſo lange entbehrte. Das Herz iſt mir voll, und da ich nun mit der Feder den Damm durchſtochen habe, ſo überſchwemme ich vielleicht einige Bogen mit meinem ſchriftlichen Geſchwätz. Ich könnte ſagen, daß ich Sie auf dieſe Art für mein langes Stillſchweigen grauſam büßen ließe, aber das will ich nicht ſagen. Die Art, wie Sie meine Empfindungen theilten, bürgt mir dafür, daß Sie auch einen Brief des entfernten Freundes gern leſen.

Glücklicher Mann, der in einem Waldwinkel wohnt! Mich ergreift und ſchleudert der Tourbillon einer Sphäre, welche nicht die meinige iſt. Und wenn ich auch ermattet hinſänke, das Mühlenrad der geräuſchvollen großen Welt ginge doch mit mir herum. Hören und Sehen vergeht Einem dabei! Ich habe indeſſen doch nun, im herumgehenden Mühlenrade, mich etablirt. Eine herzlich geliebte Schweſter, meine vier Kinder, welche mir ihrer verklärten Mutter wegen noch lieber ſind, als durch den Gedanken, daß ich ihr Vater bin, und ein 20jähriger Schweſterſohn, den ich von Kindheit an wie einen Sohn liebte, verſüßen mir mein verödetes Leben.

Lieber Freund, welch ein ſonderbares Weſen iſt der Menſch! Als ich in den Armen des beſten und geliebteſten Weibes glücklicher war, als ich je einen Menſchen geſehen habe, da bauete ich mir, da ſpann ich am Wocken der Phantaſie goldene Träume idealiſcher Glückſeligkeit und fand im weiten Meere der poetiſchen Kalmäuſerei mein Inſelchen, auf welchem mir ſo wohl ward. Jetzt würden Sie, lieber Optimiſt, wenigſtens in meiner Seele an Ihrem Syſtem einige Augenblicke irre werden, wenn Sie ſähen, wie Ihr armer Freund im Wirbel einer ſinnloſen Exiſtenz umhergeſtrudelt wird! Sie würden, wo nicht ſeine ehemalige Sehnſucht nach träumeriſchen Inſelfreuden, aber doch ſeine Sehnſucht nach genoſſener großer Glückſeligkeit mehr als verzeihen, billigen.

Und doch mitten in dieſem ſeelenzerrüttenden Taumel habe ich Muth gefaßt, wie ein Schiffbrüchiger, der, nachdem er zur Beſinnung kommt, waghalſig genug iſt, aus den Trümmern ſeines Schiffs, welches weit von der Küſte herumgetrieben wird, Das, was noch nicht verſank, herbeizuholen. Und damit nicht zufrieden, baut er aus den Planken ſich einen neuen Floß, wagt eine neue Fahrt. Ja, liebſter Scheffner, theurer, herzlicher Mann, dem ich in der großen empfindungsloſen Stadt zuerſt und faſt allein meinen Jammer zeigen konnte, Ihr armer Stolberg heirathet wieder. Eine Agnes iſt für mich auf Erden nicht mehr; die, welche ich verlor, harret mein in den himmliſchen Hütten; aber hier, ſtellen Sie ſich vor, hier! fand ich ein geiſt- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Vertrauen auf mich die Pilgerſchaft des Lebens mit mir 39jährigem Manne, Vater von vier Kindern, anzutreten entſchloſſen iſt. Sie war vorigen Herbſt im Begriff, mit ihrer Schweſter, der Gräfin Fontana, nach Spanien zu gehen, als ich ihr meine Hand und alle Empfindungen, deren ich noch fähig ſein kann, anbot.

Ohne ſich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm ſie, mit ſchönen Thränen, zitternd, erröthend und erblaſſend, meinen Antrag an, begleitete ihre Schweſter und Schwager nach Sachſen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, iſt allein dort zurückgeblieben, und im Frühling hole ich ſie heim. Vielleicht haben Sie die Comteſſe Sophie Redern nennen gehört, vermuthlich nicht.

Einige Tage vor ihrer Abreiſe ging ich in eine große Geſellſchaft, wo auch ſie war. Ich ging ohne Abſicht hin. Wie getrieben von einer höhern Macht, oder vielmehr getrieben von einer höhern Macht, ging ich abſichtslos auf ſie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an, und nun iſt ſie meine Braut. Ein Mädchen von ſeltenem Herzen und von vielem Verſtande, vieler ſanfter Weiblichkeit. Ihre Briefe haben mich Seiten an ihr kennen gelehrt, welche ich im Umgange in der großen Welt ſpät, vielleicht nie bemerkt hätte.

Ich konnte nicht Witwer bleiben. Ich geſtehe Ihnen, liebſter Freund, daß ich in der Idee einer lebenswierigen, meine ewig über Alles geliebte Agnes ehrenden Witwerſchaft meinen größten irdiſchen Troſt zu finden hoffte, aber Ihr Freund iſt ein ſchwacher Menſch, und Enthaltſamkeit iſt ihm nicht verliehen.

Ich muß Ihnen doch etwas von meiner Sophie erzählen. Sie ward, wiewol ſie täglich in einer großen Welt, die ihr läſtig war, leben mußte, nicht ſehr bemerkt. Lagrange, der große Mathematiker, dem jede Anwendung ſeiner erhabenen Wiſſenſchaft auf körperliche Gegenſtände, ſelbſt auf Aſtronomie, pueril ſcheint; Lagrange, welcher dabei ſo viel Herz hat, daß er einem meiner Freunde, den auch er liebt, geſagt hat: „Je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celles du coeur," dieſer gewann das unbemerkte Mädchen ſo väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung ſeine Muße und ihrem Andenken ſeine ganze Zärtlichkeit gewidmet hat.

Ich freue mich herzlich, daß der edle Hippel ſich meiner erinnert. Die halbe Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, iſt mir unvergeßlich. Grüßen Sie ihn von mir, erhalten Sie mir ſein ſehr ſchätzbares Andenken.

Liebſter Scheffner, kann nichts Sie bewegen, Ihren Waldwinkel einmal wieder zu verlaſſen? Ich weiß nicht, welche Ur-

*) Vgl. die früher in zwei Artikeln, Nr. 282—285, 324—326, mitgetheilten „Briefe an Scheffner von Zacharias Werner".

D. Red.

sachen Sie herziehen oder dort festhalten können; aber das weiß ich, daß ich Sie mit treuer Zärtlichkeit und großer Freude an mein Herz drücken würde! F. L. Stolberg.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 851.)

Revue du progrès social. Septembre. Ist mehr ein Werk als ein Journal. Das Ganze soll aus 36 Bänden in Großoctav bestehen. Die vor uns liegende Lieferung von 150 enggedruckten Seiten ist die zuletzt erschienene; das October- und Novemberheft sollen im Laufe des Novembers ausgegeben werden. Der Zweck des Unternehmens ist: die Bestrebungen der Männer zu vereinigen, die darauf hinarbeiten, die Lehren und Institutionen zu reconstituiren, jeden Versuch zur Neuerung zu beleuchten, mit Berücksichtigung der Traditionen, der Sitten und der bestehenden Interessen. Das Journal oder das Werk umfaßt die Religion, die Philosophie, Literatur, Dichtkunst, Staatshaushalt, Gesetzgebung, sociale und politische Interessen der Kunst, der Wissenschaft und des Gewerbfleißes, Geschichte und Statistik in ihren Anwendungen auf die verschiedenen Zweige der menschlichen Encyklopädie. Der Director, Hr. J. Lechevalier, verspricht viel, wie man sieht, und er hat bis jetzt nicht wenig gehalten. In den frühern Lieferungen sind folgende Aufsätze die bedeutendern. In dem Septemberhefte verdient der Aufsatz, überschrieben: „Abolition de l'esclavage dans les colonies", unsere ganze Aufmerksamkeit. Im Jahre 1821 hatte die englische Kammer der Gemeinen einstimmig den Beschluß gefaßt, die Sklaverei solle in den britischen Besitzungen abgeschafft werden; indeß wurde eine darauf sich beziehende Bill erst den 15. August 1832 von Hrn. Stanley der Kammer vorgelegt. Es kann hier in Erinnerung gebracht werden, daß die englischen Colonien in zwei Classen zerfallen: die ursprünglichen, von den Engländern selbst gegründeten Niederlassungen und die eroberten oder Krencolonien (Crown colonies). Diese genießen keiner politischen Freiheit; sie haben keine Legislatur und werden blos durch ministerielle Ordonnanzen regiert. Es scheint in der That sehr schwer, das Gute zu thun. Wie hat man nicht gegen den Sklavenhandel geschrien! Welche Phrasen sind nicht über dieses Thema, namentlich von den Franzosen, diesen Phrasendrehern von Haus aus, bei denen man vor lauter Rhetorik oft nicht weiß, ob sie nicht lediglich denken, um den Gedanken zu färben, zu sticken und zu putzen, wie viele Phrasen sind nicht über das Elend der Neger durch die Welt gepaukt worden; nun kommt Hr. Lechevalier und findet ihr bisheriges Loos ganz erträglich; ja, man sollte ordentlich Lust bekommen, ein Neger zu werden, wenn man die Schilderung liest, die er von ihrer Glückseligkeit entwirft. Vermöge der Sklavencte konnte ein Neger seinen Herrn vor den Friedensrichter führen. Und wie schön waren die Werkstätten der englischen Colonien bisher, voll kräftiger, kerngesunder Sklaven, reinlich gekleidet, durch einen breiten Hut gegen die Sonne geschützt, neben sich, auf einem in die Erde gesteckten Pfahle, einen weiten Ueberrock, um sich gegen den feinen kalten Regen der Tropenländer zu schützen, der so gefährlich ist zur Zeit der großen Hitze. Und die schönen Hütten, und die geräumigen Spitäler, und jede Woche reichliche Austheilung von Lebensmitteln, Ochsenfleisch, gesalzenem Schweinfleisch, Mehl ꝛc. „Und wenn man Ihnen in den Städten die leeren Gefängnisse gezeigt, wenn Sie nirgend Gendarmen noch Policeicommissaire gefunden hätten ꝛc., würden Sie sich wundern, zu erfahren, daß die Bill bei den wenigsten Negern diese Ausbrüche des Enthusiasmus herbeiführen wird, die sich bei dem Banket vom 1. August 1834 geäußert?" Indeß schließe man daraus nicht, daß Hr. Lechevalier sich der Emancipation der Neger widersetze; er will sie nur anders als die Bill. Seine Ansichten näher zu entwickeln, gestattet der uns zugemessene Raum nicht. — Den Schluß macht „Bulletin philosophique de l'Allemagne", wo unter Anderm Krug's „Philosophisches Lexikon" beurtheilt wird. Der Recensent, Hr. Amédé Prévost, beschuldigt Hrn. Krug der Intoleranz. Die zahlreichen Bekehrungen zum Katholicismus in Sachsen, die nicht immer durch uneigennützige Absichten herbeigeführt worden, könnten allerdings die heftigen Ausfälle des Hrn. Krug gegen den katholischen Glauben erklären, aber nicht rechtfertigen, meint Hr. Prévost. Dieser Intoleranz schreibt er auch die bittern Artikel gegen Chateaubriand und Ballanche zu. Ferner bemerkt der Recensent, Hr. Thurot, der im philosophischen Wörterbuche als lebend angeführt, sei schon 1832 gestorben; Hr. Droz werde fälschlich unter den Anhängern des Eudämonismus aufgezählt; dessen Werk: „Essai sur l'art d'être heureux", sei allerdings in diesem Sinne abgefaßt, allein später habe Hr. Droz seine Ansichten geändert, und in seinen spätern Schriften herrsche der Eklekticismus in der Physik sowol als in der Moral vor. Gegen Hrn. Ballanche hat sich, wie der Rec. behauptet, Hr. Krug schwer versündigt, indem er ihn einen Revolutionnair genannt. Hr. Ballanche sei es in keinem Sinne dieses Worts; er habe sich allen Versuchen, Gesetze und Constitutionen a priori zu construiren, förmlich widersetzt. — Aus den statistischen Notizen heben wir Folgendes aus: Man nimmt in Frankreich ein bedeutendes Zunehmen ernsterer Werke wahr. Von 1812—26 stieg die Zahl der theologischen Schriften von 586 auf 946, der naturhistorischen von 1971 auf 2564, der historischen von 1189 auf 1299, der juristischen und politischen Schriften von 389 auf 511. In Frankreich zählt ein Journal, einzeln genommen, die meisten Abonnenten; anders aber verhält es sich, wenn man die Abonnenten mit der Bevölkerung des Landes vergleicht. Nach Quetelet zählt man in Frankreich einen Abonnenten auf 457 Einwohner, in England auf 184 und in den Niederlanden auf 100.

Unter verschiedenen Rubriken finden wir Folgendes: Die Bibliothek zu Douai besitzt einen Commentar in englischer Sprache über die Psalmen David's auf Velinpapier. Dieses kostbare Buch gehörte, wie es scheint, dem Kanzler von England, Thomas Morus. Auf der Rückseite eines Blattes liest man lateinische Verse von seiner Hand und von ihm unterschrieben. Wahrscheinlich hatte Th. Morus dieses Buch im Gefängniß und machte es vor seiner Enthauptung dem Geistlichen zum Geschenk, der ihn auf dem Gange zum Blutgerüste begleitete. — Hr. Pallegoix zu Hamm, ein französischer Missionnair, ist mit der Herausgabe von Wörterbüchern (vocabulaires) in siamesischer und Palisprache beschäftigt. Hr. Ahrens, der dieses Jahr zu Paris Vorlesungen über Psychologie gehalten, ist zum Professor an der freien Universität ernannt worden, welche sich in Belgien gebildet hat. — Zu Edinburg haben Kaufleute und Gewerbtreibende im Jahr 1832 einen Verein zur Belehrung der untern Volksclassen dieser Stadt gebildet. Jeden Abend werden im Laufe des Winters Vorlesungen gehalten über Geologie, Chemie und Physik. Gegenwärtig besuchen an 1300 Zuhörer diese Lehrcurse. 19.

Romanenliteratur.

1. Ferdinand Günther, oder: Das suchende Jünglingsherz. Ein Roman in Briefen. Dortmund, Krüger. 1833. 8. 1 Thlr.

Für den heutigen Geschmack, dem das allegro furioso kaum beizend und lärmend genug ist, wird dies Adagio zu matt und klagend sein; wer jedoch noch Sinn für die ruhige ernste Betrachtung, für wahres inniges Gefühl hat, wird an diesen Briefen Wohlgefallen finden, und an ihrem Schreiber, einem unverdorbenen Jüngling, der zum irrdischen Glück zu wenig frohen Jugendmuth hat, herzlichen Antheil nehmen. Das Ergebniß seiner Erfahrungen und Empfindungen ist, daß auf Erden Alles vergänglich, unhaltbar sei, selbst die schönsten Triebe, Freund-

schaft, Liebe, Ruhm; daß nichts dauernd den Menschen gegen Verzweiflung schütze, als frommer Glaube; daß aber auch dieser nicht ohne Kampf in der menschlichen Brust wurzeln könne.

2. Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Nach Chroniken und Traditionen herausgegeben von Alexander Cosmar. Zweites Bändchen. Mit drei Kupfern, gestochen von H. Lamt. Berlin, Cosmar und Krause. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Im Allgemeinen genügender als das erste Bändchen. *) Die erste Sage: „Die drei Blutstropfen", ist ein ergiebiger Stoff für eine Novelle. Die dramatische Skizze: „Katharina Kurfürstin von Brandenburg", ist, als dialogisirte Erzählung betrachtet, recht artig; als Theaterstück fehlt der Zusammenhang, das dramatische Leben, auch ist das Incognito des fürstlichen Bräutigams ein etwas abgenutzter Theatercoup, und hier, wo historische Glaubwürdigkeit bedingt ist, noch weniger als in einer frei erfundenen Geschichte am rechten Platze.

3. Der Schwedenkönig Gustav Adolf. Romantisch-kriegerisches Gemälde von H. F. Mannstein. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1834. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der Titelheld wird nicht liebelnd und bübelnd dargestellt, noch mit Pfundnoten und süßlichen Triolen in seiner Rede kokettirend, die Niemanden überzeugen, es sei ihm mit alle den kostbaren Worten wirklich Ernst, und er trage die Gefühle nicht allein auf der Lippe. Gustav Adolf ist würdig, edel, von feldstischen Trieben frei, wie er wol einem warmen Anhänger erscheinen mochte. Die Erzählung ist mit wenig Einschiebseln der wahren Geschichte treu nachberichtet, auch das Erfundene damit übereinstimmend; nur der Demagoge von Hastendorf riecht allzu sehr nach dem 19. Jahrhunderte; die treuherzigen, altväterischen Reime, in denen er des Königs Tod durch Verrätherhand erzählt, sollten einem Andern als Dem, der so fein über Königthum und Republikanismus spintisirt, in den Mund gelegt sein. Jetzt ist dieser Arnulf halb erdichtete, halb wirkliche Person, warum ihn nicht auch einen neuen Zunamen geben, und den ehrlichen Hans v. Hastendorf mit seinen Reimen unangetastet lassen?

4. Die Briten in der deutschen Hauptstadt. Erzählung von Alexander Bronikowski. Auch unter dem Titel: Sammlung neuer Schriften. Siebenundzwanzigster Band. Leipzig, Wigand. 1834. 8. 20 Gr.

Zwei gleichgültige Touristen, ein alberner, phlegmatischer, langweiliger und langweilender Bursche, von seinem spitzbübischen Vetter um den größern Theil seiner Erbschaft betrogen, nebst einigen Dienern repräsentiren auf eine nicht anziehende Weise die englische Landsmannschaft in der deutschen Hauptstadt, in der gleich ein Jeder Dresden errathen wird. Da die Personen alles Humors, ja aller Komik ermangeln, und das Ganze kein sonderliches Interesse erweckt, so macht das Buch den Eindruck einer trivialen Gesellschaft, mit der nicht wieder zusammenzutreffen, man sich im Stillen gelobt. Druckfehler in Menge entstellen öfters sogar den Sinn.

5. Der Dal-Junker. Ein schwedisches Revolutionsgemälde aus dem 16. Jahrhunderte, von Moritz Reichenbach. Seitenstück zu den „Drei Gräbern auf der Haide". Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 3 Thlr.

Der Aufstand der Dalecarlier gegen den ersten Wasa, der allein durch seinen Herrschergenius, seine große, unbewölkte Gesinnung die Empörer bewältigte, die, von ränkevollen Pfaffen aufgehetzt, sich der Einführung der Lehre Luther's widersetzten, diese Thatsachen füllen den historischen Theil der Erzählung. Der romantische wäre wol gut, wenn nur das Interesse nicht so sehr zersplittert worden; es treten zu viel Personen auf, als daß es möglich wäre, die Theilnahme für den Einen festzuhalten, auch ist es schwer, nicht den Faden zu verlieren und die Begebenheiten des Einen mit denen eines Zweiten zu verwechseln. Ein alter Mann, halb Prophet, halb der Gott in der Maschine, ist eine Hauptfigur. Man braucht für keine der liebenswürdigen und edeln Gestalten, die sich so verschlungen um einander bewegen, zu zittern, wenn ihnen selbst der Wasser- und Feuertod und der von Henkershand ganz nahe ist, der rettende Alte kommt sicherlich. Durch die Pfaffen, die seine Söhne wahnsinnig machten, die Tochter entehrten, vom Christenthume abtrünnig geworden, spricht er von Alvadur und den Walküren so geläufig als die nun fast verschollenen Nordlandsrecken. Zuletzt lernt er begreifen, daß der Misbrauch das Heilige nicht entheiligen könne, er stirbt gläubig und versöhnt, als Christ. Sein Enkel, der als unechter Sture den schwedischen Thron usurpiren will, ist kein gemeiner Betrüger; man beklagt den Misleiteten und billigt die treue Liebe der schönen Frau zu ihrem Gemahl. Der Alte erfährt von der Existenz des Enkels erst nach dessen Tode, sowie einer seiner Schützlinge, der tapfere loyale Tyste, seinen wahren Vater auch erst im Augenblick kennen lernt, wo er sich für das Leben von ihm trennt. Tyste's Frau ist der weise Greis vor Allen ein ehernes Schild, auch der reizenden Sigrid, deren Geliebter bedeutsam auftritt; man meint, aus den Verkannten werde ein recht ritterlicher Kämpe erwachsen; aber stets besorgt, obgleich muthig, hat er recht, das Schwert zur Pflugschar umzuwandeln und als tüchtiger Landwirth fortan zu wirken. Das böse Princip stellen die Pfaffen dar, zu denen sich noch einige boshafte eigensüchtige Laien gesellen. Alle werden aus dem Wege geschafft, oder doch unschädlich gemacht, sodaß der Leser ohne Besorgniß für Die, welche ihm werth wurden, das Buch aus der Hand legen kann.

6. Zweibein's sämmtliche Werke. Dritter und vierter Band. Auch unter dem Titel: Oskar von Lautenwald, oder: Das Portenthal. Ein Roman von Zweibein. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 3 Thlr. *)

Gedichtet wird in diesem Thale zwar viel, aber dem Leser werden nicht viele Verse mitgetheilt, und das ist gut, denn außer einigen gefühlten lyrischen Strophen über den Frühling ist das Uebrige, zumal das Scherzhafte, blos Mittelgut. Ungleich poetischer sind die Reflexionen in Prosa, die vorzugsweise der einschreitende Autor anstellt, recht glücklich Jean Paul nachhumorisirend. Der Held ist ein Virtuos im Verlieben; zweimal geschieht es mit dem Herzen, zweimal mit der Sinnlichkeit, worüber er in Reu und Leid geräth, vermuthlich aber seine naive Gurli heimführt; der Schluß läßt uns hierüber im Dunkeln. Seine Liebschaften verwickeln und verbrüdern ihn mit seinen Freunden, die auch Wunderliches erleben; Kinderraub, und allerlei Abenteuerliches flimmert bunt durcheinander; das Absonderlichste ist aber dennoch der Heirathsantrag, welche die Naive, die als ein jungfräulicher Engel beschrieben wird, an Oskar schriftlich ergehen läßt, dessen Rechtfertigung hinkt und den man gern aus dem Buche weg, sowie Albinens Naturkinderei gemildert wünscht.

7. Werkstatt-Erzählungen. Neue Folge der Erzählungen Daniel's des Steinschneiders. Von Michel Masson (Michel Raymond). Aus dem Französischen übertragen von L. Kruse. Dritter Theil. 1. Alles um einen Namen. 2. Die beiden Könige. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr. **)

Beide Erzählungen sind düster, schrecklich, aber nicht widerlich, nicht das Gefühl, den Geschmack verletzend. Ein Ehrgeiziger wird in ersterer dahin getrieben, einen Brand zu entzünden, nur um sich einen Namen zu machen, da man widerrechtlich ihm den seinigen entzogen und überhaupt arg gegen ihn frevelte. Vielleicht wäre es nicht übel gewesen, den Wahnsinn, in welchen er nach der Feuersbrunst verfällt, schon früher in ihm ahnen zu lassen.

Die beiden Könige sind die von Oviedo, aus alter Zeit, nicht lange nach dem Einfall der Mauren in Spanien. Der eine wirkliche ist ein Tyrann, der andere ein Narr, den das Volk, oder vielmehr ein Häuptling aus dessen Mitte, der den schändlichen

*) Vgl. Nr. 349 d. Bl. f. 1831. D. Red.

*) Vgl. Nr. 116 d. Bl. f. 1833 und Beil. 4 f. 1834. D. Red.

**) Vgl. Nr. 255 und 307 d. Bl. D. Red.

Tribut, den Khalifen schuldig, abschütteln will, jenem gegenüberstellt, zum Hohn, zur Warnung. Beide werden gehenkt, was, wie wir hoffen, den unterdrückten Asturiern zu gutem Nutzen gereicht haben soll.

8. Novellen und Erzählungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit und der Phantasie, von Karl Grumbach. Meißen, Klinkicht und Sohn. 1834. 8. 16 Gr.

In der ersten Erzählung stirbt eine ungeliebte Gattin noch zur rechten Zeit, damit die durch Ränke getrennten Liebesleute Mann und Frau werden können; in der zweiten Geschichte: „Die züricher Mordnacht", scheiden politische Ansichten eng Verbundene, deren Geschick, von dem Strome der Begebenheiten mitfortgerissen wird, sie erst im Tode vereint. Der dritten Novelle Ausgang läßt sich errathen, und man kann ungestörter an der künstlichen Verwickelung und Lösung sich erfreuen. Das Märchen spannt ebenfalls wenig und ist ohne Hülfe der Einbildungskraft mit bezifferten Werkstücken zusammengebaut, für Neulinge recht angenehm und auch Erfahrenen durch seine Kürze lieb. 53.

Blüten neuböhmischer Poesie, übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Kronberger und Weber. 1833. 8. 16 Gr.

In dieser Sammlung dürften die Sonette von Kollar, welche sie auch eröffnen, in aller Rücksicht den ersten Rang verdienen. Johann Kollar gab zuerst im Jahre 1821 zu Prag vermischte Gedichte heraus, unter welchen sich bereits eine große Anzahl von Sonetten befinden. In allen athmet, als gemeinschaftliche Gefühlsrichtung, Liebe und Patriotismus, und der Dichter scheint dadurch auf den Gedanken geleitet worden zu sein, einen Kranz von Sonetten zu flechten, welche jene Gefühle zu einem planmäßigen Ganzen verbänden. So entstand seine „Tochter der Slawa", ein Gedicht in drei Gesängen (Pesth 1824), deren jeder aus 50 Sonetten besteht; der erste dieser Gesänge ist: die Saale, der zweite: die Elbe, der dritte: die Donau überschrieben, und wir müssen ein Wort über den ganz originellen Plan sagen. Slawa (der Ruhm) wird als Göttin und Mutter der slawischen Völker betrachtet. Die Tochter der Slawa ist ein Ideal, in welchem sich nicht nur Alles, was ein Mädchen überhaupt, sondern auch was eine Slawin insbesondere liebens- und verehrenswerth machen kann, vereinigt. Der Dichter sieht sie im Land der Saale, wo er, obwol geborener Böhme, einen Theil seiner Jugend verlebt, und wird von der Schönheit ihres Körpers und ihrer Seele bis zur Schwärmerei begeistert. Nichts gleicht seinem Entzücken, als sie ihm ihre Gegenliebe schenkt; und er malt dieses Entzücken mit den glühendsten Farben. Aber Hindernisse treten zwischen ihre Verbindung, und treiben den Dichter fort zu den Ufern der Elbe, nach Böhmen; den Schwur ewiger Treue von Slawa nimmt er mit. Bei dem Anblick der alten Herrlichkeit des Böhmerlandes erwacht der Patriotismus in seinem Busen, und mischt sich mit dem Gefühle der Liebe. Doch auch aus Böhmen verdrängt ihn sein Geschick hin zur Donau, in Ungarns Gefilde, aus denen er wehmüthig in die Vergangenheit und Zukunft schaut, bis ihm der Schatten seiner unterdeß hingeschiedenen Slawa erscheint und auf ein Jenseit verweist, wo sie glücklich und ungetrennt zusammen leben werden. Der wackere Uebersetzer gibt in den ausgewählten Sonetten freilich nur eine Probe, jedoch in solcher Zusammenstellung und Folge, daß nach Möglichkeit ein neues kleines Ganzes gebildet wird. Referent enthält sich aber einen Auszug des Auszuges zu geben, da nach seinem Urtheil das Ganze gelesen zu werden verdient. 87.

Was ist Recht?

Es ist die Frage noch nicht entschieden, ob der Empfänger eines Briefes oder dessen Erben das Recht haben, nach dem Tode des Schreibers den Brief öffentlich bekannt zu machen; vorausgesetzt, daß dieser nicht schon die Bekanntmachung ausdrücklich verboten hat. Ein ähnlicher Fall ist der, wenn ein berühmter Mann irgend eine Schrift, welche nach einem bestimmten Zeitraume der Geschichte anheimfällt, noch bei Lebzeiten seinen vertrautesten Freunden mit dem ausdrücklichen Verbote der Veröffentlichung handschriftlich mitgetheilt hat und diese Schrift lange nach dem Tode des Verf. durch irgend einen Zufall einem ganz Fremden in die Hände kommt. Hat dieser zweite Besitzer das Recht, die Schrift bekannt zu machen, oder ist er stillschweigend durch dieselbe Verpflichtung gebunden wie der erste und eigentliche Besitzer? Oder hätte vielmehr der erste Besitzer die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Schrift gar nicht in fremde Hände kommen kann? In Archiven werden bekanntlich diejenigen Schriften, deren Inhalt, wie es scheint, auf ewige Zeiten ein Geheimniß bleiben soll, versiegelt; wenn nun z. B. Memoiren, die für eine Familie von gleicher Wichtigkeit und Heiligkeit wären, in den Besitz eines Andern kämen, wie hätte Der sich zu verhalten, wenn die Bekanntmachung derselben von allgemeinem Interesse wäre und irgend einen dunkeln Umstand in der Geschichte aufklären könnte? Der Fall, der mir zur Aufstellung dieser Frage Veranlassung gegeben hat, ist folgender. Lavater hat den Anfang seiner Lebensgeschichte aufgesetzt unter dem Titel: „Johann Caspar Lavater. allein meinen Kindern und den Nächsten meiner Freunde gewidmet. Angefangen im Junius 1779." Von diesen Selbstbekenntnissen, welche die Lebensbeschreiber Lavater's zum Theil benutzt haben, liegt mir das erste Heft vor, welches nur bis 1753, also bis zu seinem 13. Lebensjahre reicht; ob er noch mehre Hefte geschrieben, ist mir nicht bekannt.

Diese Jugendgeschichte kann nun eben keine großen Geheimnisse enthalten, und es ist bekannt, daß Lavater selbst — freilich als Dichtung und Wahrheit — in seinem „Tagebuche eines Beobachters seiner selbst" ganz andere Dinge von sich veröffentlicht hat. Angenommen nun, daß die Bekanntmachung dieser Lebensbeschreibung interessant genug wäre — was sie doch jetzt nicht mehr ist —, würde einem zweiten Besitzer die Bekanntmachung erlaubt sein, trotzdem, daß Lavater es in der Vorrede verbietet? Er sagt nämlich: „Es versteht sich, daß sich nicht schlechterdings Alles schreiben läßt, weder alles Gute, noch alles Böse, was man von sich weiß. So viel aber auch sich immer sagen läßt, werd' ich sagen. Und dann versteht sich's hinwiederum, daß dies Manuscript schlechterdings für Niemand als meine allernächsten, unmittelbarsten Vertrautesten geschrieben ist. Wehe, wehe Dem, der es profanirt und in die schmutzigen Hände des rohen Publicums hinausliefert. Es soll in meiner Familie bleiben. Ein künftiger Lebensbeschreiber, weil doch nun einmal eine Lebensgeschichte von mir wird gemacht werden müssen, ein Freund meines Herzens mag es benutzen, mag die einzig wahre Urkunde meines Lebens ansehen, mag etwa auch ganze Stellen daraus anführen, aber als ein treuer Freund von mir und als ein weiser Mensch und Weltkenner", — und schließlich: „Wer mich nicht kennt, dem sey dies Manuscript so fremde, wie Eins in den Archiven von Abyssinien". Demnach wäre nun nicht blos die Bekanntmachung, sondern sogar die Benutzung jedem Fremden durchaus untersagt, und beides jedem Unbefugten nicht erlaubt, also nicht Recht! Ich bemerke nur noch, daß meine Frage lautet: Was ist Recht? nicht: was ist Rechtens? Denn Rechtens ist, wie es scheint, sogar der Nachdruck in Deutschland noch bis auf diesen Tag, wie der Nachdruck, welcher den unter dem Schutze des durchlauchtigsten deutschen Bundes stehenden Werken Göthe's droht, neulichst glänzend bewiesen hat. 98.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 353. — 19. December 1834.

Briefe von Friedrich Leopold Stolberg an den Kriegs- und Domainenrath Scheffner in Königsberg.

(Beſchluß aus Nr. 352.)

Tremsbüttel, den 27. Juni 1791.
(In Holſtein, dem Wohnſitz meines Bruders.)

Von Woche zu Woche habe ich die Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 29. April aufgeſchoben, aber nicht aus Trägheit, noch weniger aus Vergeſſenheit (deren doch Sie erwähnen, während daß Nicolovius mich an Sie erinnert habe), ſondern blos, um deſto mehr con amore in einer recht guten Stunde an Sie zu ſchreiben. Nun iſt's mir ergangen wie Denen, welche durch die Todeskrankheit an die verzögerte Buße erinnert werden. Der letzte Poſttag vor meiner Abreiſe drängt und ängſtet mich. So mancher nothwendige Brief, den ich durchaus ſchreiben muß, macht es mir unmöglich, mit Ihnen ſo zu ſchwatzen, wie ich wollte. Ach, ich wollte ſo gerne! Wenn der leichtſinnige Bußaufſchieber mit dem Herzen aufſchöbe, mit welchem ich dieſen Brief verzögert habe, mit dem Herzen ſpäte Buße thäte, mit welchem ich heute an Sie ſchreibe; o liebſter Scheffner, ſo bedürfte er der Buße kaum.

Uebermorgen gehe ich von hier. In Hamburg werde ich bis zum 8. Juli bleiben und von dort mit meiner Frau, meinem älteſten Sohne und Nicolovius die Reiſe antreten. Bei Jacobi in Pempelfort nahe bei Düſſeldorf werden wir etwas verweilen, dann längs den Rheinufern hinauf nach der Schweiz reiſen, wo ich noch die Traubencur brauchen werde, ehe wir Hannibal's Fußtapfen betreten werden.

Nicht als däniſcher Geſandter, ſondern als freier Reiſender werde ich die Schweiz, Italien, Sicilien beſuchen. In anderthalb Jahren komme ich wieder und trete die Präſidentenſtelle in Eutin an, welche ich eben erhalten habe. Insanientis dum sapientiae consultus erat, iſt Ihr Freund beſtimmt, Präſident und Domherr zu ſein! Ich werde in Eutin, einem paradieſiſchen Orte, leben. Vorläufig aber, da ich zwar vom Könige von Dänemark meinen Abſchied erbeten habe, aber nicht von der Mutter Natur, bin ich Willens, ihr Creditiv den Alpen, dem Veſuv und dem Aetna zu überreichen. Sua cuique Deus fit dira cupido, könnten Sie lächelnd ſagen und mich für einen envoyé extraordinaire der eitelen Neugierde halten; aber ſo ſtrenge beurtheilen Sie Ihren Freund gewiß nicht.

Sie wollten, daß ich eine Reiſebeſchreibung machen ſoll. Die Vorſtellung der ſchönen und großen Gegenſtände, welche ich aufmerkſam, vielleicht gewiß mit mehr Intereſſe als manche Reiſende, aber doch immer ſehr flüchtig ſehen werde, und die Schwierigkeit, Naturſchönheiten dem Leſer anſchaubar zu machen, ſollten mich abhalten. Das Glück aber, welches der trockene Riedeſel und die von den Muſen verwahrloſten Nachfolger dieſes Reiſenden gemacht haben, gibt mir Muth. Man ſieht es ſelbſt ihren Naturſilhouetten an, daß die Gegenſtände, deren kalten Umriß ſie geben, wenigſtens ausgezeichnet werden könnten, wenn auch gleich kein Pinſel ſie darzuſtellen vermag im Leben der Natur. Ihr Freund wird alſo, ich ſehe es voraus, ſein Täflein und ſeinen Griffel bei ſich führen; ein Geräth, welches ihm deſto nöthiger ſein wird, da die Farben auf ſeiner Palette einzutrocknen und ſeine Pinſel hart zu werden drohen.

Werther als mancher ſchöne Pinſel in Meiſtershand iſt mir der Bleiſtift, mit welchem ein edler Ungenannter die Handzeichnungen nach der Natur flüchtig, aber werth der Unſterblichkeit, hingeworfen hat. Wofern Sie ihn kennen, ſo ſagen Sie ihm, wie ſehr er mein Herz erfreut und gerührt hat. Schreiben Sie mir dann und wann, liebſter Scheffner. Jeder ans däniſche Poſtamt in Hamburg adreſſirte Brief wird mich auf meinen Irren finden. Jeder von Ihnen wird mir eine freundliche Erſcheinung ſein! O wenn ich Sie ſelbſt an den Ufern des mittländiſchen Meeres oder bei den Waſſerfällen in Tirol erſcheinen ſähe! Wie würde Ihnen in die Arme ſtürzen Ihr

F. L. Stolberg.

Aus einem Thal bei Sorrento, den 21. Sept. 1792.

Im alten Tarent erhielt ich Ihren lieben Brief aus Eberswalde vom 2. März. Ich ſollte mich zwar billig vom Datum Ihres Briefes nichts verlauten laſſen, liebſter Scheffner; aber man findet ja im Bekenntniß des Fehlers Beruhigung, und ſo will ich denn auch dieſe nicht durch Beſchönigung verderben, ſondern Alles von Ihrer Verzeihung erwarten und von der Gewißheit, daß Sie meinem Herzen dieſes Stillſchweigen nicht anrechnen werden. Ich habe manchem meiner Freunde darum nicht oder ſpät geſchrieben, weil ich nicht wußte, wie ich's anfangen ſollte, um der Fülle des Inhalts etwas abzuſchöpfen. Wenn man eine volle Flaſche vor ſich hat, ſo freut man ſich, ſie mit einem Freunde leeren zu können, und mit einem Faſſe gewöhnlicher Größe nimmt ein ehrlicher Deutſcher, mit Weile eilend und mit Freunden theilend, es auch wol auf; aber das heidelberger Faß gafft man an und wagt ſich nicht an ſeine altväteriſche Majeſtät und Fülle. Darum wird es auch ſchwer, in einem Briefe von Italien und Sicilien zu erzählen. Beide Länder, von denen ich ſo viel erwartete, haben meine Erwartung noch ſehr übertroffen. Ehe ich Italien ganz verlaſſe, werde ich ein rundes Jahr darin zugebracht haben. Ich habe alſo alle Jahreszeiten in dieſem Lande des ewigen Frühlings und der ſchönſten Natur zugebracht. Alle Provinzen des ſüdlichen Italiens habe ich beſucht und bin zu Pferde um ganz Sicilien gereiſt. Ich war auf dem Veſuv im Augenblick eines Erguſſes; ich vergaß ſeinen Feuerbach, als ich in der Nacht beim Feuerſtrome des Aetna ſtand, welcher ſich aus einem ſeiner Vulkane wie ein Waſſerfall ergießt, dann ſich in Arme theilt, Inſeln bildet und dritthalb deutſche Meilen weit fortſtrömte. Von Otrantos Küſte ſah ich Griechenlands akroceraunſche Gebirge. Die griechiſchen Alterthümer in beiden Königreichen machten mich faſt kalt für das alte Reſt der Wölſin, und umfangen von den ewigjungen Reizen der tarentiniſchen, der ätnaiſchen (denn neben ſeiner Hölle oder vielmehr unter ihr blüht mehr als ein Elyſium), den Reizen des nördlichen Geſtades von Sicilien, der ſorentiniſchen und iſchiaſiſchen Paradieſe vergaß ich gern jede Erinnerung des Alterthums, wiewol ich auch dieſem

minder heilige Stunden widmete. Ueber den Charakter der Italiener und Sicilier hört man bei uns in Deutschland manches Wahre, welches durch Verschweigung manches Andern, das auch gesagt werden sollte, verleumdende Unwahrheit wird. Ich habe in allen Ständen einige edle und liebenswürdige Männer kennen gelernt, und mehr als einige wird schwerlich in irgend einem Lande ein wildfremder Reisender antreffen. In Pugilen, Calabrien und Sicilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche nicht allein der hergebrachten Sitte, sondern den Empfindungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppigwachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Frevel, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten und nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte.

Seit acht Wochen haben wir theils in diesem Felsenthale am Meer, theils in der Insel Ischia zugebracht. In Ischia lebten wir mit Familien froher, freundlicher Winzer. Sie wissen besser, als ich Ihnen sagen kann, liebster Scheffner, daß man den Menschen im Volke suchen muß, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in die Gassen Athens damit hineingetapst wäre.

In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter voll Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten, als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremdlingen zeigen wird. Daß die vornehmen Stände (wiewol nicht ohne Ausnahme) hier weniger taugen mögen als bei uns, das glaube ich gern. Die Entfernung von einer solchen Natur mußte sich selbst desto härter strafen, je mehr sie muthwillig dem Modeton opferte.

In Ischia hatten wir den Schmerz, ein Mädchen von fünf Monaten, welches meine Sophie in Neapel geboren hatte und selber säugte, zu verlieren. Dem Manne, welcher mit der lebendigsten Darstellungskraft und der tiefsten Seelenkunde jenen Grafen schilderte, der Sterbende und Todte beobachtete und malen ließ, entging, wofern mein Gedächtniß mich nicht trügt, eine Bemerkung. Sahen Sie nie todte Kinder? Woher, wenn auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrüttete, woher in der Todesmiene dieses holdselige Lächeln? Dieser mit dem Lächeln verbundene, überkindliche, feierliche Ernst?

Es erschallt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blick des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Scheffner, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling und mit todten Lippen vorlegt!

Jetzt verreisen wir von hier, dann über Rom, Ancona, Venedig, Wien, Dresden. Schreiben Sie mir bald; adressiren Sie den Brief an das dänische Postamt in Hamburg. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. F.-L. Stolberg.

Der wissenschaftliche Congreß zu Poitiers.

Zweiter Artikel. *)

In der Section der Archäologie und Geschichte waren 84 Mitglieder eingeschrieben. Präsident dieser Section war Hr. Auguis, Deputirter von Deux-Sèvres; Vicepräsident Hr. de Givenchy (seitdem zum Generalsecretair des 1835 zu haltenden Congresses ernannt); Secretaire: Hr. de la Saussaye, Bibliothekar von Blois, und Hr. de la Pillaye. Die Sitzung am 8. Sept. gewährte wenig Interesse; in der am 9. untersuchte man die Aufgabe: festzustellen, in welcher Epoche und in welchem Lande der Spitzbogen seinen Ursprung genommen. Mehre Mitglieder, unter ihnen Hrn. de la Pillaye und de Caumont von Caen, sprachen über diesen Gegenstand. Man las über denselben ferner eine Mittheilung des Hrn. Daseval von Amiens und eine andere sehr merkwürdige des Hrn. Schweighäuser in Strasburg vor, welche beide Herren nicht hatten auf den Congreß kommen können. Aus dieser Discussion sprangen zwar einige gehaltvolle Thatsachen örtlicher Beobachtung, aber kein Endresultat hervor. Den folgenden Tag beschäftigte man sich mit derselben Frage, und die Section stellte, nachdem man darüber mehre Herren von Rouen gehört hatte, dem Congresse die von Hrn. de la Fontenelle also gefaßte Aufgabe: In Betracht der Schwierigkeit, welche die Erforschung des Ursprungs des Spitzbogens und des Spitzbogenstyls hat, die Antiquare einzuladen, alle Denkmäler festzustellen, welche zur Lösung dieser Frage dienen können. Die dahingehörigen Documente sollen auf den nächsten Congreß mitgebracht werden, welcher sich dadurch vielleicht in den Stand gesetzt finden dürfte, eine aus vollständiger Sachkenntniß hervorgehende Ansicht von sich ausgehen zu lassen.

In der Sitzung vom 11., 12. und 13. hörte die Section mit einem lebhaften Interesse die physiologischen Bemerkungen des Hrn. Dr. Guépin aus Nantes über die bretagnische Rasse, und eine dem Congreß von Hrn. Romagnesi aus Orleans eingesandte Nachricht über eine sehenswerthe Mosaik, welche neulich in Morbonó nahe bei Chateaudun entdeckt worden ist.

Der Congreß zu Caen hatte auf den Antrag des Hrn. de la Saussaye die gelehrten Gesellschaften und alle Eigenthümer von Münzsammlungen aufgefodert, die gallischen Münzen, sowie die Münzen der Könige, Prälaten und Barone von Frankreich, welche bis zum 18. Jahrhunderte geprägt worden sind, zur Beförderung der Numismatik, der Geschichte des Landes und der speciellen Topographie aufzusuchen und bekanntzumachen. Die Abgeordneten der antiquarischen Gesellschaft von Morinie, die Hrn. de Givenchy und de Godefroy, verlangten, daß der Congreß von Poitiers jenen Wunsch noch vervollständigen und auch auf die Münzen vom 13. Jahrhunderte bis auf die neuern Zeiten mit Einschluß der Schaumünzen und ausgeprägten Stücke aller Art ausdehnen möchte. Außerdem sollten die gelehrten Gesellschaften sich bemühen, eine gute Münzgeschichte von der in ihrem unmittelbaren Bereiche liegenden Provinz zu liefern. Diese Anträge veranlaßten ferner folgende Wünsche: 1) daß alle gelehrte Gesellschaften in Frankreich gebeten würden, die Abfassung einer guten Provinzialgeschichte, welche man den jungen Leuten im letzten Jahre ihrer Humanitätsstudien zweckmäßig in die Hand geben könne, zur Preisaufgabe zu machen; 2) die Aufstellung eines vollständigen Planes zur Anordnung und Aufbewahrung der Urkunden sowie der Karten in den Archiven der Departements und die Veröffentlichung dieser Documente.

Am 14. und 15. hatte man zur Aufgabe gemacht: 1) den Ursprung und Grund des Feenglaubens und seinen Einfluß auf die Literatur des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte zu untersuchen; 2) zu untersuchen, woher es komme, daß man gewissen Familien Zauberei und Weissagungsgabe erblich beilege? Beide Fragen blieben ohne Lösung. Den Ursprung der Zauberei waren einige Herren geneigt magnetischen Einflüssen, andere den Zigeunern, andere den Druiden zuzuschreiben. Den Feenglauben leitete man im Allgemeinen von den mythologischen Ueberlieferungen über die Parcen des Alterthumes, Ueberlieferungen, welche die Druiden umgestaltet hätten, ab.

Auf den Antrag des Hrn. de la Fontenelle beschloß man in dieser Sitzung, in jedem Departemente Commissionen mit Sammlung aller nicht-französischen oder außer Gebrauch gekommenen Wörter zu beauftragen, welche noch unter dem Volke an ver-

*) Vgl. Nr. 508 d. Bl. D. Red.

Mercy, Lord, Mercy, Lord, Mercy, Lord,

Digitized by Google

Improvement in Machines for Making Bricks.

Specification forming part of Letters Patent No. 87,000, dated February 16, 1869.

To all whom it may concern:

Be it known that I, JOHN H. HANSELL, of Cincinnati, in the county of Hamilton and State of Ohio, have invented a new and improved Machine for Making Bricks; and I do hereby declare that the following is a full, clear, and exact description thereof, which will enable others skilled in the art to which it appertains to make and use the same, reference being had to the accompanying drawings, forming part of this specification, in which—

Figure 1 is a perspective view of my machine.

Figure 2 is a vertical longitudinal section of the same.

Figure 3 is a vertical transverse section of the same.

Figure 4 is a detail view of the mold-carrier.

Figure 5 is a detail view of the mold-carrier and the mold-bottom.

Figure 6 is a detail view of the mold-bottom.

Figure 7 is a detail view of the mold-bottom and the mold-carrier.

Figure 8 is a detail view of the mold-carrier.

Figure 9 is a detail view of the mold-carrier.

Figure 10 is a detail view of the mold-carrier.

Figure 11 is a detail view of the mold-carrier.

Figure

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 354. —— 20. December 1834.

Erzählungen und Novellen von C. von Wachsmann. Fünftes und ſechstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Der achtbare Verf. kann es uns unmöglich übel nehmen, wenn wir einzelnen ſeiner Erzählungen unſern Beifall verſagen müſſen, da er ſelbſt naiv genug iſt, zu bekennen, daß noch keine derſelben, wenn ſie fertig war, ihm beſonders gefallen habe. Dies Schickſal wird er vielmehr mit allen beſſern, d. h. ſelbſtbewußten Autoren theilen; wir aber müßten unſere Kritik für geringer erklären als ſeine eigne, wenn wir Das lobten, was er ſelbſt nicht zu loben findet; denn aufrichtig war er bei jenem Bekenntniß gewiß. Dem zum Trotz gehört er gewiß zu den Erzählern, denen wir ſoeben das ehrende Prädicat von ſelbſtbewußten Autoren beilegten; denn eben jenes Misfallen oder unvollkommene Gefallen ſpricht dies Selbſtbewußtſein deutlich aus. Er weiß, was von einer guten Erzählung zu fodern ſei, was ſie leiſten ſoll, und wie ſchwer dies bei dem heutigen Stande der Kritik erlangt werde; ja, er hat dieſe Schwierigkeit in einzelnen Fällen überwunden. Unter ſeinen ältern Erzählungen, in dem erſten bis vierten Bändchen dieſer Sammlung ſind zwei oder drei, welche allen Anſprüchen ausreichend genügen, und die, wenn wir ihnen auch Genialität nicht eben zuerkennen möchten, doch durch Kunſt in der Anlage, Geſchmack in der Ausführung, Takt im Vortrag, Eurhythmie in den Beſtandtheilen, Wiſſenſchaft im Gegenſtande und Schicklichkeit in der Darſtellung unſern Beifall gewinnen. Wir nennen darunter nur „Margarethe Roſen", „Die Geächteten", „Cecil Stuart" und einige andere. In dem hier vorliegenden fünften und ſechsten Bändchen fehlt es gleichfalls nicht an ähnlichen, bevorzugten Erfindungen, ſo wenig wie an ſolchen, die eine reſolute Selbſtkenntniß, beſonders aber das Gefühl, etwas Beſſeres hervorbringen zu können, eigentlich aus der Sammlung hätte verweiſen ſollen. Doch auch für ihre Aufnahme haben wir Entſchuldigung bereit. Nicht leicht entſchließt ſich ein gerngeleſener Autor, umſonſt gearbeitet zu haben, und ſehr leicht wird er vermuthen, Das, was ihm augenblicklich auch nicht gefalle, könne bei minder ſcharfſichtigen Augen wol Gnade, ja ſogar Beifall finden. Hier nun iſt es gut, wenn die Kritik mit dem Ruf der Strenge ſchreckt; denn ſo viel Geſchmackloſes wir auch beſtändig leſen müſſen, wir würden deſſen noch weit mehr zu leſen bekommen, ſtände die Kritik nicht bei uns in dieſem Ruf. Und das iſt ihr Ruhm, ihr Sieg!

Unter den ſechs Novellen dieſer beiden Bändchen finden wir die „Pflanzung am Fuß der Anden" außerordentlich ſchlecht und des Verf., der außer den obengenannten trefflichen Novellen den ſo höchſt geiſtvollen, im köſtlichſten Humor gearbeiteten „Marquis von Ronceval" ſchrieb, gänzlich unwürdig. Es iſt gar nicht zu ſagen, wie matt uns dieſe „Pflanzug", wie vertrocknet und ſaftlos ſie uns erſcheint. Der Verf. will darin Charaktere ſchildern, fremde, wilde, ungewöhnliche, und er macht aus ſeinem Republikaner Arismendi einen deutſchen Corporal, aus Francisca Valverde eine weibliche Ungeſtalt, die nirgend Wahrheit hat, aus dem Kaziken Lantaro bald eine Klapperſchlange, bald eine Taube, und aus Alma Gott weiß was. Der Styl iſt breit und mehr als redſelig, der Humor des Gascogners aber nichts weniger als wohlthuend. Das Schlimmſte aber iſt, daß die Charaktere total unwahr und die Erfindung aufs Aeußerſte trivial iſt, den Wettritt ausgenommen. Vergleichen wir nun mit dieſer mislungenen Arbeit die phantaſievolle, äußerſt geiſtreiche, lebenvolle, mit dem echteſten Humor erfüllte Erzählung: „Der Marquis von Ronceval", ſo überſchauen wir ſo ziemlich den ganzen Kreis, in dem ſich das Talent des Verf. bewegt; denn alle ſeine übrigen Arbeiten fallen in den Zwiſchenraum dieſer beiden Kreislinien. Dieſer „Marquis" aber iſt ein kleines Meiſterſtück, eine Muſternovelle für die phantaſtiſche Gattung, die an die Allegorie des Märchens ſtreift, und in der Hoffmann ausgezeichnet war, nur daß der Verf. die Uebertriebenheiten ſeines Vorbildes glücklich vermeidet. Die Erfindung iſt ſo keck als möglich, es fehlt ihr wenig zu wahrer Genialität; die Verwickelung iſt anziehend, die Charaktere ſind feſt, ſcharf, grell; die Erzählungsart iſt originell, lebhaft, wenn auch ein wenig ausführlich; eine koſtbare Ironie iſt das wahre Element, in der die Geſchichte ſich bewegt, und ihr Reſultat iſt ein höchſt glückliches. Mit einer ſo muthwilligen Laune, wie der Verf. ſie noch nirgend bekundet hat, führt er uns die originellen Geſtalten des Kammergerichtsraths Floh

*) Ueber die frühern Bändchen berichteten wir in Nr. 273 f. 1830 und Nr. 333 f. 1832. D. Red.

Murr oder Kreisler, den Jeder kennt, Contessa's und eines dritten Dichters, über dessen Persönlichkeit wir nicht ganz im Reinen mit uns sind — er nennt ihn Nautilus und meinte wahrscheinlich den seligen Weisflog —, in die Geschichte ein, doch nur als geniale, witzige Zwischenredner; denn sein eigentliches Thema spinnt sich um Rübezahl und seinen Zopf, der nach Schultesius' Chronik eben Niemand Anderes war als ein französischer Marquis von Ronceval (corrumpirt Rübezahl), ab, welcher einen braven Studenten der Mineralogie zu seinem Liebchen verhilft, indem er auf die ergötzlichste Art von der Welt ihre drei Bewerber, einen frommen Rittmeister, einen homöopathischen Doctor und einen desperaten Spieler und Gecken mystificirt und abführt. Talent zeigt sich in jedem Zuge dieser geistvollen Geschichte; in der Charakteristik der drei Zwischenredner, von denen Hoffmann-Floh das tollste Zeug zu Wege bringt; in der Erfindung der drei Bewerber, welche die Cardinal-Narrheiten unserer Zeit repräsentiren; in der Schilderung des Marquis, Helm's, des Autors, der in eine ergötzliche kritische Enge getrieben wird; in der malerischen Sturmscene und in dem Humor, der das Ganze verbindet, belebt, charakterisirt. Die einzelnen satirischen Züge, die Ausfälle gegen die „Knoblauchsliteratur", die sich bildet, weil der Handel mit Hasenfellen nicht mehr florirt; die ergötzliche Aufstellung der Bibliothek des Marquis und die Art, wie Antoniens Bewerber mystificirt werden, nebst dem dichterischen Streit über Rübezahl's Zopf, bei dem dieser spaßhafte Zopf als der „Typus alles Verneinenden, Grimmigen, Tückischen, Rückschreitenden, Hemmenden, das Wahrzeichen der Despotie, der Aristokratie, der Bureaukratie, des Preßzwanges, des Veralteten, Vermoderndern, Faulenden, Vernichtenden, kurz, als das Wappen aller Teufelei, sie möge Namen haben, wie sie wolle", erscheint — welchen verständigen Leser sollten diese Züge nicht unterhalten, ergötzen, erleuchten!

Nachdem wir diese beiden Erzählungen etwas näher betrachtet haben, können wir uns mit den übrigen aus weiterer Ferne abfinden. Jene bilden, wie gesagt, den engsten und den weitesten Kreis, in dem des Dichters Talent sich bewegt, und dessen Culminationspunkt und Perihelium wir in dem Marquis und in seiner Beschwörung des Windes erblicken. Wie sie sich der „Pflanzung" oder dem „Marquis" mehr nähern, machen sie größern Anspruch auf Werth oder Unwerth, auf Beifall oder Tadel. So tritt „Die Reise nach Algier" in Laune und Witz, aber nicht in Humor, dem „Marquis" nahe. Der Verf. sagt viel Ergötzliches, Scharfes und Wahres über die deutsche Kritik und bringt unter andern treffenden Gedanken den dar, daß Alle, die in Deutschland als Kritiker sich furchtbar machten, z. B. Klotz, Kotzebue, Müllner, ein elendes Ende nahmen. Das Gefühl, viel gehaßt werden zu müssen, stumpft den Schönheitssinn ab, und verdirbt auf diesem Wege selbst das kritische Urtheil. Ein solcher Kritiker muß bitter werden, mag er sich auch mit aller Kraft an der fliehenden Humanität festklammern. Der Gedanke ist wahr und schließt eine schreckende Prophezeiung für einen gewissen kritischen Drako ein, für den dieser Pfeil wol zugespitzt zu sein scheint. Wir aber hoffen, bei aller Antipathie des Verf. gegen die maß- und lieblose Kritik, die wir mit ihm theilen, seinen Zorn nicht erregt zu haben. Er ist durchaus verständig, ruheliebend und so besonnen, als man es beim Pulsschlag der poetischen Ader nur immer sein kann.

Von diesem Mitleben der Poesie bei ihm gibt der Verf. auch in der Erzählung: „Der Assassine", Zeugniß. Die Novelle — sie ist dies im engern Wortverstande — hat mit Recht gefallen, wenngleich sie sich unserer Meinung nach um Interessen dreht, an denen wir heute keinen lebhaften Antheil mehr nehmen, und in ihrer Erzählungsweise eher der „Pflanzung" nahe tritt. Der Verf. hat Mühe, ganz fremde, durch Zeit oder Raum ferngerückte Charaktere recht fest ins Auge zu fassen und scharf zu zeichnen. Die naheliegenden, der Jetztwelt angehörigen Erscheinungen sind ihm weit befreundeter und gelingen ihm ohne Vergleich besser. Ueberhaupt aber paßt sein Talent besser für die Erzählung als für die Novelle im engern Sinn. Er sucht das Bedeutende, und sein Humor führt ihn zu satirischer Bezeichnung, zum Lehrreichen, zum Ergötzlichen weit mehr als zum Schildernden, Rührenden und für sich Gefälligen. „Die Verbannten" dienen dies zu beweisen. Die Geschichte spielt in Sibirien und behandelt Interessen, die uns nahe liegen. Der Verf. ist hier mehr auf seinem Gebiet, und wenn auch nicht so einheimisch, wie früher, z. B. in den „Geächteten", die so trefflich eine Krisis in der Geschichte seiner vaterländischen Provinz abspiegeln und charakterisiren, so sehen wir doch Gestalten vor uns, die er genau angeschaut und bestimmt erkannt hatte, in viel höherm Grade, als dies bei dem Grafen von Artois, Ritter Severy und Blanca der Fall war. Die Erzählung: „Das Gewissen", ist noch in frischem Andenken. Das Beste, was von ihr zu sagen bleibt, ist, daß sie eine spannende, gut erzählte Criminalgeschichte darstellt, welche selbst Kruse nicht zur Unehre gereichen würde. Wir nehmen Antheil an dem Geschick Arthur's und Elisabeth's — das ist aber auch Alles. Belehrung nehmen wir daraus nicht mit hinweg, und der kurze Schauer, manchem Leser so unendlich angenehm, weil er sich, wie der Verf. einmal sagt, „fröstelnd so recht warm in seiner eignen Haut fühlt", verläßt uns gar bald und spurlos.

Wir haben in diesen kritischen Pinselstrichen genugsam von unserer Würdigung des ungewöhnlichen Talents des Verf. Zeugniß abgelegt. Er gilt uns für einen der Angenehmsten unter den rüstigen Erzählern unserer Tage; nicht grade für den durchweg Genialen, stets Kunstreichen, immer Geschmackvollen, aber doch für einen von denen, die dem hellen Ziel, das zu Aller Uebung und Ergötzlichkeit aufgesteckt ist, oft recht nahe treffen, die uns stets, oder doch meistens, nach geschlossener Erzählung eine Gedankenausbeute hinterlassen; zu denen, die sich selbst kennen und ihre Kunst, ihre Gefahren, ihren letzten Zweck, ihre Mittel, und die, wenn sie diese auch nicht zu allen Zeiten aufs Beste anwenden, doch ihre Anwendung verstehen und sich darin mit Recht gefallen. Er kennt Natur und Menschen genug, um sich selbst Beruf zuzuschrei-

ben; er besitzt die Gabe des Ausdrucks und weiß vollkommen Bescheid in den Gesetzen der Kunst. Als Stylist ist der Verf. gewöhnlich, da, wo es gewöhnliche Romanempfindungen zu schildern gibt; aber ausgezeichnet ist er als Humorist. Im Ganzen könnte er seine Schreibart verkürzen; er wird leicht zu wortreich. Seine Naturgemälde aber sind wahrhaft, stark, neu und kräftig. Wir wünschen ihm — Muße und Glück! 52.

Meine Reise durch Schlesien, Gallizien, Podolien nach Odessa, der Krim, Konstantinopel und zurück über Moskau, Petersburg, durch Finnland und die Insel Rügen im Sommer 1832 von August von Behr. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

In einem Vor- und Fürwort meldet der Verf. seinen Lesern, daß er 1832 die ihm von seinem „gnädigsten Herrn" (den Herzog v. Anhalt-Köthen) anbefohlene Reise, wie man weiterhin hört, in Gesellschaft seines Sohnes angetreten habe, welche er bereits das Jahr vorher schon habe antreten sollen, wegen Krieg, Cholera, Pest ꝛc. aber nicht habe antreten können. Er meldet ferner, daß seine Freunde von ihm verlangt hätten, ein Tagebuch zu halten, damit er hernach „hübsch und ordentlich erzählen könne", und nachdem er hierüber einige Seiten lang viel Worte losgelassen, erklärt er zuletzt in einer dem zweiten Theile angehängten Nachschrift, daß er, eingedenk des Sprüchleins: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul", sein Opus nur in einer bestimmten Anzahl Exemplare für seine Freunde habe wollen drucken lassen, sein Verleger ihn aber von diesem gewiß sehr löblichen Vorsatz durch das Argument abgebracht habe, „das Buch könne möglicherweise auch wol Andere interessiren," als wodurch es denn nunmehr dem Publicum in die Hände komme, weshalb er sich denn hinsichtlich des Publicums und der Recensenten vor jedem Vorwurf von Autoreneitelkeit ꝛc. verwahre u. dgl. m.

Daß das Buch also da ist und auf dem großen Büchermarkte erscheint, ist somit Schuld des Verlegers und nicht des Autors, und wir können in der That dem Letztern hierzu nur gratuliren, denn zum Schriftsteller hat die Natur Herrn v. B. nicht geschaffen, das ist eine unbestreitbare Wahrheit. Warum übrigens sein „gnädigster Herr" grade ihn zu einer so weiten und nothwendig mit mancherlei Beschwerden verknüpften Reise beorderte, ist aus dem Buche wenigstens nicht abzusehen. Nach eignem Geständniß war der Verf. so zu sagen sehr cabuc und sein Fußgestelle in so schlechtem Zustande, daß er nur mit Mühe in und aus dem Wagen zu bringen war und schon in Treuenbrietzen sich genöthigt sah, ein paar Stunden liegen zu bleiben, um auszuruhen. Die Reise ging indeß weiter, und trotz dem schlechten Befinden behagten dem Verf. unterwegs in den verschiedenen Ländern, die er durchfuhr, doch sowol die guten Weine und Speisen, als die hübschen Mädchen, worüber manches Ausführliche zu lesen ist, sowie desgleichen auch über schlechte Bewirthungen, schlechte Wege und Reise-Calamitäten, Alles in einem Ton und Styl, der an die Redensarten einiger Figuren in den verschollenen Glauren'schen Producten erinnert.

Ueber die weitern Reisewahrnehmungen des Verf. etwas zu sagen, scheint uns nicht nothwendig, denn Neues, Belehrendes, wahrhaft Interessantes findet sich darin nicht, so groß der Bogen auch ist, den Herr v. B. in die Welt hinein machte, und so vielfacher Steff sich auch dem Auge eines scharfsinnigen Beobachters jedenfalls darbot. Als Probe des obenerwähnten Styls und der Anschauungsweise des Reisenden hier schließlich nur ein paar Stellen. Herr v. B. sah in Konstantinopel den Sultan, der ihm als ein Fürst von vorzüglicher Art erschien. Nachdem er mehre Worte deshalb gemacht und dann ein Argument über die Griechen aufgestellt hat, welches, durch die weitern Ereignisse widerlegt, ihn zu einer berichtigenden Note veranlaßt, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Doch um wieder auf den kräftigen, energischen (was ist energisch anders als kräftig?) und schlauen Sultan zurückzukommen (diese ganze Wendung ist gewiß höchst classisch), so hat er, wie alle große Geister, auch seine Schwächen. Dahin gehört u. A. seine unbegrenzte Eitelkeit." Der Verf. erzählt nun in derselben Manier, wie sich Mahmud benimmt, wenn er gemalt wird, und wie er z. B. Gemälde von sich zuweilen zerreiße, falls ihn dieselben nach seiner Ansicht nicht schön und jugendlich genug darstellen. Weiterhin liest man, und dies wird den Leser zugleich die Zierlichkeit der Ausdrucksweise des Reisenden darthun: „Man darf ihnen (den auf den Gassen in Konstantinopel umherirrenden Hunden) nichts thun, denn sie sind den Türken wichtig, da sie ihrer gräßlichen Unordnung und der Sauerei steuern, nach welcher man die Aeser, Dreck, Schmutz, Ueberbleibsel nur auf die Straßen wirft." Thl. 2, Seite 53: „Weit entfernt so eklig fett zu sein wie die Seeschildkröte, gleicht der Geschmack der Landschildkröte durchaus dem Hühnerfleisch ꝛc." Seite 69 ebend.: „Man sollte meinen, daß in Rußland, wo Holz, Leder und Eisen, die Hauptbestandtheile jedes Wagens, zu Hause sind, die Wagen wolfeiler sein müßten als in Deutschland; point du tout; sie sind drei bis viermal theurer."

Der Verf. machte die Rückreise von Petersburg zur See und landete an Rügens Küsten. Bei dieser Gelegenheit besah er Stubbenkammer und den Königstuhl. Da sagt er von Stubbnitz und dem Wirthshause daselbst: „Wir traten ein und fanden große Gesellschaft und unter ihr, wie wir mit Vergnügen bemerkten, ausgezeichnet schöne Frauenzimmer. Sie gehörten wol nicht den höhern Ständen an und schienen uns nicht Fremde, sondern Predigers- und Försterstöchter aus der Umgegend zu sein." Die hübschen und gebildeten Predigertöchter Rügens mögen sich bei dem gnädigen Herrn v. B. für die Classificirung bedanken; wir bemerken schließlich nur noch, daß ein 1¼ Seiten langes enggedrucktes Verzeichniß von Druckfehlern allein im ersten Theile Zeugniß von der Sorgfalt gibt, mit welcher der Verleger dies von ihm in die Welt beschworene Kind ausstattete. 55.

Rede bei der feierlichen Confirmation des Erbgroßherzoges Karl Alexander August Johann von Sachsen-Weimar-Eisenach am 14. November (1834). Gehalten von Joh. Friedrich Röhr. (Zum Besten des vaterländischen Frauenvereins.) Weimar, Hoffmann. 1834. Gr. 8. 3 Gr.

Wenn Ref. sich erlaubt, dieser gewichtvollen Rede eine Anzeige in d. Bl. zu widmen, so meint er keineswegs, ihrem berühmten Verf. überflüssigen Weihrauch streuen zu helfen, sondern er bezweckt lediglich, auf die Art aufmerksam zu machen, wie Hr. Generalsuperintendent R. bei gegenwärtigem Stande der Cultur und bei der jetzigen Stimmung der Menschen überhaupt einen fürstlichen Jüngling von beinahe 17 Jahren, als künftigen Gebieter über das Großherzogthum S.-Weimar, in die Gemeinschaft der evangelisch-protestantischen Kirche einweiht, und wie dieser — laut beigegebenen „selbstverfaßten Glaubensbekenntnisses des fürstlichen Confirmanden" — zu der feierlichen Handlung durch mehrjährigen Religionsunterricht vorbereitet worden ist. Die sächsischen Fürsten, insbesondere die aus dem Ernestinischen Hause, haben bekanntlich in früherer Zeit durch ihre strengorthodoxen Glaubensbekenntnisse großes Aufsehen, ja lärmenden Zwiespalt erregt, wie sie sich durch unbesiegbares Festhalten an der unveränderten augsburgischen Confession mit dargebrachten großen Opfern einen weltgeschichtlichen Namen erwarben. War doch auch eine Herzogin Witwe, Dorothea Susanna, so herzhaft

mit ihrem Glaubensbekenntnisse eine Menge heftiger Anfechtungen vom kursächsischen Hofe und von den ihm ähnlich denkenden Theologen Jahre lang zu ertragen, während sich Andere, selbst noch ein Ernst August, sogar als theologische Schriftsteller gefielen. Vergleicht man aber jene fern gelegenen fürstlichen Glaubensbekenntnisse unduldsamer Zeiten mit dem des jetzigen Erbgroßherzogs v. S.-Weimar, so erstaunt man über die gewaltigen Fortschritte der Aufklärung in religiösen Dingen; und wir können nur mit Freude bemerken, daß die Läuterung religiöser Begriffe, in Verbindung mit dem jedesmaligen Standpunkte der Cultur, bei den sächsischen Fürsten immer erfolgreiche Empfänglichkeit gefunden habe. Einen solchen rühmlichen Beweis liefert auch das vorstehender Rede eingewebte und vor einer zahlreichen glänzenden Versammlung abgelegte Glaubensbekenntniß des einzigen Sohnes des jetzt regierenden Großherzogs von S.-Weimar, welches als Frucht des Unterrichtes, den ihm der würdige Oberconsistorialrath Horn ertheilte, angesehen werden darf. Frei von allen orthodoxen Spitzfindigkeiten legt dasselbe klar und deutlich religiössittliche Grundsätze dar, welche die moralische Natur des Menschen ohne Ausnahme zur steten Vervollkommnung ins Auge zu fassen hat. Und der geistvolle Röhr, nachdem er in salbungsvoller Rede den feierlichen Act der Einsegnung eingeleitet hat, knüpft zweckgemäß und praktisch an des Prinzen Selbstgeständnisse „liebevolle Ermahnungen" über die Nothwendigkeit echtchristlicher Religiosität in des fürstlichen Jünglings gegenwärtiger und künftiger Stellung; denn sie sei ihm 1) wirkliche Wehr und Waffe gegen alle sittliche Anfechtungen, denen er in seinem Fürstenberufe ausgesetzt werden könne; 2) durch sie leuchte er in gebührender Weise Denen, über welche er im Leben erhoben werde, voran, und 3) sichere er sich durch sie das einzige Mittel, bei Allen, die auf ihn blicken, sich die tiefste und bleibendste Ehrfurcht zu erwerben, was heutzutage von den Gewaltigen der Erde durch äußere Stellung persönlicher Majestät nicht sicher erzielt werden könne, indem die Zeit, in welcher wir leben, in dem Bewußtsein der Würde „welche allen Menschen, als vernünftig-sittlichen Wesen, zukommt, zu weit vorgeschritten ist und auch wol in kecker Anmaßlichkeit gegen alles Höherstehende zu viel glückliche Versuche gemacht hat, als daß ihr eine nur von Außen kommende Hoheit die nöthige Ehrerbietung abgewinnen könnte. Zudem hat sich bei aller Verdorbenheit der Sitten im Einzelnen das sittliche Gefühl im Ganzen durch einen geläuterten christlichen Unterricht auf eine Weise verschärft, bei welcher Allen und Jeden, wie auch nur immer ihre Stellung unter den Menschen sein möge, die angesprochene Achtung versagt wird, wenn sie von ihrer Seite nicht durch innere Würdigkeit begründet ist. Selbst Fürsten dürfen jetzt nicht hoffen, durch ihren bloßen gesellschaftlichen Rang das Urtheil über ihren Menschenwerth zum Schweigen zu bringen, und alle sittliche Flecken, welche die Vorzeit geduldig an ihnen trug, richtet die Gegenwart mit rücksichtsloser Schärfe an ihnen. Deshalb müssen auch Sie vor Allem nach innerer Würdigkeit streben und sie als den einzig sichern Stützpunkt der Ehrfurcht betrachten, auf welche Sie durch Ihr Verhältniß zur Gesellschaft der Menschen gegründeten Anspruch haben. Sie aber kann Ihnen nur durch die christliche Religiosität zu Theil werden, welche Sie in sich pflegen und nähren. So lange Sie als der Frömmste und Edelste unter Ihrem Volke dastehen, erscheinen Sie ihm auch als ein Gegenstand seiner Ehrfurcht, an welchen in irdischen Verhältnissen kein anderer reicht, und während sich der äußere Mensch nur vor der Krone beugt, welche einst Ihr Haupt schmücken wird, beugt sich der innere noch weit tiefer, freudiger und achtungsvoller vor dem köstlichen Juwel an derselben, der Frömmigkeit und sittlichen Reinheit, die Sie in sich tragen." Schließlich zeigt der Redner noch, daß ihm, dem Prinzen, die echtchristliche Religiosität als verläßliche Bürgschaft gegen tausenderlei Uebel des Lebens nöthig sei, wogegen auch Purpur und Scepter nicht schützen. 64.

Der heilige Krieg der Phoker. Dargestellt von Kilian Wolf. Fulda, Müller. 1833. 8. 6 Gr.

Der phokische Krieg, der wegen seiner Veranlassung der heilige genannt wird, bildet eine bedeutende Episode in den Kämpfen Philipps von Macedonien mit den griechischen Völkerschaften. Hr. Wolf, ein junger hessischer Gelehrter, hat also nicht mit Unrecht denselben zum Gegenstande seiner Monographie erwählt und zeigt in derselben gutes und fleißiges Quellenstudium (nur die Demosthenischen Reden könnten hier und da noch mehr benutzt sein) sowie einen richtigen Takt bei der Auswahl und ein warmes Gefühl bei der Darstellung der einzelnen Begebenheiten. Wir wünschen, daß diesem Erstlinge seiner historischen Studien, wie er diese Schrift im Vorworte bezeichnet, bald ähnliche Monographien folgen mögen. 14.

Aufforderung.

Die in Nr. 243 d. Bl. enthaltene Anzeige, daß eine vollständige Abschrift eines ersten, aber vollkommen ausgearbeiteten Entwurfes der „Iphigenie" von Göthe sich in den Händen des Urhebers der Anzeige befinde, muß in Jedem, der sich für dichterische Compositionen und besonders für die Werke unsers großen Dichters interessirt, den lebhaften Wunsch erregen, daß es dem Besitzer jener Handschrift gefallen möge, sie bekannt zu machen. Die ersten Versuche einer künstlerischen Behandlung bedeutender Gegenstände sind von dem größten Werthe; nicht blos für Den, welcher Kunstwerke studirt, sondern auch für Alle, die sie nur aufmerksam betrachten. Die ersten Linien eines Entwurfs von der Hand großer Maler werden immer von dem theilnehmenden Beschauer der später ausgeführten Werke beifällig mit diesen verglichen werden. Aus ihnen sieht man, was der Künstler sich gedacht hat, und wie der Gegenstand sich in seinem Kopfe vollkommen ausbildete. Hier ist aber weit mehr als ein erster Entwurf. Das Gedicht ist vollendet. Die deutsche Literatur ist dem Herausgeber von Göthe's nachgelassenen Schriften vielen Dank dafür schuldig, daß die erste Bearbeitung des „Götz von Berlichingen" nicht unterdrückt worden. Eben aus den auffallenden Unvollkommenheiten und Fehlern derselben erhellt die sichere Hand, mit welcher der Verf. durchgestrichen und ersetzt hat, und der 1772 gedruckte „Götz" erscheint um so viel vollkommener, wenn man jetzt im zweiten Bande des Nachlasses liest, was zuerst geschrieben war. Der erste Entwurf der „Iphigenie" ist aber noch von ungleich größerm Werthe. Er ist in Prosa geschrieben, und erst in Italien faßte Göthe den Entschluß, die Mühe zu einer ganz neuen Bearbeitung in gebundener Rede aufzuwenden. Er fühlte, was Jedem auffallen muß, der die Aufgabe erwägt, daß in der Behandlung eines aus der griechischen Mythologie entlehnten Gegenstandes eine so innige Verbindung des Inhalts mit der Form ist, daß man kaum begreift, wie Göthe es zuerst in Prosa hat versuchen können und diese Ausführung sehen möchte. Der Verf. des Werkes hat übrigens diese erste „Iphigenie" einem Freunde und vielen andern Personen (sowie er es oft zu machen pflegte) in sorgfältigen und zierlich geschriebenen Abschriften mitgetheilt, und hierdurch wird auch die Bedenklichkeit gehoben, welche Denjenigen, der zufällig in Besitz eines solchen Exemplars gekommen, vielleicht von der Bekanntmachung abhalten könnte. Diese vermeinte Indiscretion würde die Manen des Dichters nicht beleidigen können. 128.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 355. — 21. December 1834.

Das Prädialprincip; die Grundlage und Rettung der Ruralſtaaten; und insbeſondere des chriſtlich-germaniſchen Staatenſyſtems. Von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld. Auch unter dem Titel: Beiträge zur deutſchen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde. Dritter und letzter Band. München, Jaquet. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieſe Sammlung von ſieben Aufſätzen bewährt den Verf. aufs Neue als einen der gründlichſten und gelehrteſten Genealogen, Topographen und Statiſtiker. Es iſt indeſſen nicht blos die Maſſe des einzelnen hiſtoriſchen Wiſſens, was der Verf. geſammelt hat und was er durch ſeine Schriften jenen Wiſſenſchaften erhält, ſondern es ſind vielmehr die aus demſelben abgezogenen und entwickelten Maximen für die Nationalwirthſchaft und die Politik der innern Staatsverwaltung, worauf er ſelbſt das größere Gewicht legt und ſich am meiſten zugute thut. Und ſo ſoll es ſein. Wie der Weltſchöpfer mancherlei einzelne, den Sinnen kaum bemerkbare Stoffe zuſammenſchießen und daraus die Mannichfaltigkeit der Welt und ihrer augenblicklichen Erneuerung hervorgehen läßt, ſo dient dem Gedankenſchöpfer alles hiſtoriſche Wiſſen nur dazu, um daraus die Elemente für die Erkenntniß der Geſetze des Werdens, Seins und Verwandelns in dem materiellen und geiſtigen Leben zu entnehmen und durch deren eigenthümliche Zuſammenfügung den unermeßlichen Raum der Wiſſenſchaft zu erfüllen. Ein mächtiger Unterſchied aber beſteht unvermeidlich in beiden Schöpfungen: daß der Allweiſe, weil er der Allwiſſende iſt, nie fehlen kann, wogegen die denkende Monade, weil all ihr Wiſſen immer nur Stückwerk und niemals ganz frei iſt von des Herzens irdiſcher Regung, irren muß und nur durch Ablegung des Irrthums zur Wahrheit durchdringen kann. Alle Ausbildung der Wiſſenſchaft und des menſchlichen Geiſtes beſteht nicht ſowol in der Häufung, ſondern in der Richtung und Läuterung der Erkenntniſſe. Möge doch dieſe Erkenntniß ſelbſt zu dem menſchlichen Bewußtſein und Gefühle ſich ausbilden, daß man zwar den Irrthum, aber nicht den Irrenden ſtreng richten dürfe; daß man nirgend lautere Wahrheit ohne Irrthum, aber auch in den Irrthümern ſelbſt und neben ihnen ſtets mannichfache Wahrheiten zu erwarten und zu ſuchen habe, und daß der Weiſere deshalb ſelbſt da oft manche Erbauung findet, wo der Unwiſſendere und Rohere abſprechend nur zum Tadel und zur Verſpottung Veranlaſſung nimmt.

Recenſent war durch die Vorrede — denn derſelbe lieſt die Vorreden mit der Aufmerkſamkeit, mit welcher ein Kunſtrichter den Ouverturen der Opern horcht — in eine eigenthümliche Spannung verſetzt; er empfand den Anklang großartiger Gedanken, beherzigungswerther Erinnerungen und Rathſchläge, der Seufzer und der Klagen über vielerlei Mißgriffe des Regierens in der neueſten Zeit, und wiederum das Mißbehagen, welches das Unvermögen, etwas Geleſenes zu verſtehen, oder das Mißverſtehen des Verfaſſers oder Leſers, endlich häufige Unklarheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks und der Schreibart erzeugt; er ſchwankte zwiſchen dieſen entgegengeſetzten Empfindungen noch hin und her, hatte noch keine klare Vorſtellung von dem Charakter und der Tendenz des dicken Buches, das er durchleſen ſollte und das ſich nicht eben bequem leſen ließ, und getröſtete ſich mit der vorbemerkten Lebensregel, die ganz vorzüglich Diejenigen nicht vergeſſen dürfen, die ſich auf die literariſche Gerichtsbank geſetzt haben, als eine Diſſonanz ertönte, welche weder vorbereitet noch aufgelöſt wurde und plötzlich den ganzen Faden der Geduld und Aufmerkſamkeit zu zerreißen drohte. „Iſt es beklagenswerth, krank zu ſein, ſo iſt es noch viel troſtloſer, durch Surrogate der von der Natur geſchaffenen Heilmittel getäuſcht zu werden. Indem die öſtreichiſche Regierung gradezu das Nachbilden der Mineralwaſſer verbot, hat ſie ſich um die Menſchheit ein großes Verdienſt erworben.“ Nein, das war doch zum Davonlaufen, wenigſtens zum Wegwerfen des Buches! Allein was half's? Es mußte doch wieder zur Hand genommen werden; und trotz der unnöthigen Breite der Ausführungen, der ermüdenden öftern Wiederholungen, der häufigen Verworrenheit des Vortrags und der mehrfachen Begegnung von Sätzen, wie der eben ausgezogene, reut es den Rec. im mindeſten nicht, einige Tage ſeines Lebens an dieſe Lecture geſetzt zu haben. Er möchte ſie dem Commisbrote vergleichen, bei welchem weder die Kleie noch das Kraftmehl ausgezogen worden iſt, das einem ſchwachen Magen unverdaulich und einem verwöhnten Gaumen unſchmackhaft iſt, ſich aber immer friſch erhält, mit dem Gebrauch ſelbſt gut ſchmeckt und dem Geſunden kräftige Nahrung gibt.

Der Verf. hat ſich, ſich ſelbſt treu, in ſeiner Vorrede über ſeine Beſtrebung und über die Art und Weiſe der Ausführung ſo ausgeſprochen, daß wir füglich die Hauptſtellen, welche hiervon handeln, als eine getreue Schilderung und als einen ſummariſchen Auszug des Ganzen unſern Leſern herzuſetzen uns bewogen finden müſſen. Abſtraction einfacher pragmatiſcher Regeln aus gründlichen und bewährten Erfahrungskenntniſſen iſt die Aufgabe dieſer ſchriftſtelleriſchen Bemühungen. Eine treffliche, dankbare Aufgabe! Wohl wahr iſt, daß heutzutage es faſt Mode geworden iſt, mehr oder weniger alle Erfahrungswiſſenſchaften, beſonders aber die Geſchichte und Statiſtik, nach eignem Gelüſte ſich zu machen, daraus nur zu entnehmen, was eben in den Kram paßt, das Uebrige zu ignoriren oder, wenn das nicht geht, es ſo einzukleiden und zu drechſeln, daß daraus die Puppe wird, die man grade zu dem aufzuführenden Schauſtücke braucht. Dreiſtes Behaupten und öfteres Wiederholen hat ſchon ſo mancher hiſtoriſchen Unwahrheit zur Ehre einer angenommenen Wahrheit verholfen. Man denke nur an den deutſchen Urſprung der Jury, an die Legitimität des Fürſtenthumes im germaniſchen Rechte und an den Urſtand des Adels unter den Deutſchen. Will man daher dem hiſtoriſchen Principe huldigen, wie man es vorzüglich in allen politiſchen Wiſſenſchaften ſollte (nicht blos darum, um durch die Erfah-

rung ohne Lehrgeld und meistens gefährliche Versuche zu lernen, was schädlich ist und was nützlich, wie sich die Dinge mit der Zeit unausbleiblich umgestalten, und wie Alles durch die mitwaltenden Umstände bedingt wird — Betrachtungen, die eine umfassende Gelehrsamkeit und eine rege Aufmerksamkeit der Beobachtung erheischen — sondern hauptsächlich darum, weil das politische Leben, wenn es sich fortentwickeln, aus dem Gräschen ein Baum werden, blühen und Früchte bringen soll, nothwendigerweise ein organisches sein und sein selbständiges Leben und seine Thätigkeit bis in die kleinsten Fibern und Kanäle behaupten muß, welches nicht blos mechanisch Hineingezwängtes in sich aufnimmt und leidet, noch das von selbst Absterbende oder Abgestorbene, sondern dieses durch Geschwüre und Fieber aussondert und von sich stößt, welche nicht selten lebensgefährlich werden, jederzeit aber schmerzhaft, entkräftend und lähmend sind, während der gesunde Organismus, zwar unbemerkbar im Schaffen, aber desto sicherer bemerkbar im Geschaffenen, mit dem Gefühle des Wohlbehagens die Thätigkeit der Selbstentwickelung begleitet), so muß vor allen Dingen mit Ernst und unnachsichtiger Kritik das Feld der Geschichte und der sämmtlichen Erfahrungswissenschaften von aller Unlauterkeit und Entstellung gesäubert, und es muß hiermit bis ins Einzelne zurückgegangen werden, weil alles wirklich Lebendige in der erschaffenen Welt ein Individuelles sein muß, und nur erst aus der Verbindung oder dem Gegensatze des Einzelnen das Gemeinschaftliche erwächst. Das Verdienst der Monographen, Topographen, Biographen und Genealogen, welche mühsam aus echten Quellen schöpfen, was an einzelnen Orten, in jeder Gegend, im einzelnen Menschen und in ganzen Geschlechtern als Dasjenige zu bemerken gewesen ist, wodurch sie sich eben von dem Uebrigen unterschieden, wie sie selbst im Raume und in der Zeit darauf gewirkt haben, und wie umgekehrt wieder ihre Individualität durch die Einwirkung ihrer Umgebungen beherrscht, gerichtet oder gebrochen wurde, ist hiernach kein geringes. In jeder Specialgeschichte ahnt und erkennt der ruhige Beobachter, wenn sie unverfälscht ist, alsdann den Mikrokosmus aller Geschichte, welche sich durch die Zusammenstellung der Specialgeschichten herausstellt, abrundet und zusammenfügt und nur in so weit selbst wahr ist, als keine Selbstgestaltungen der Einbildung, keine Phantome der Selbstschöpfung hineingeschwärzt werden. Dazu gehört allerdings eine große Unbefangenheit, eine Lossagung von allen vorgefaßten Meinungen und Wünschen, man möchte sagen eine kindliche Ergebung in das Ergebniß der Thatsachen selbst und deren Reflex in einem durchaus eben geschliffenen Spiegel. Das aber ist grade der böse Umstand, daß sie sich abspiegeln müssen, und daß alle menschliche Vorsicht und Kunstfertigkeit keinen Spiegel mit vollkommener Ebene hervorzubringen vermag! Doch darf man wenigstens nicht aufhören, sorgsam jede irgend bemerkbare Unebenheit auszuschleifen und fortzubringen. Wo sich irgend eine lebendige Vorliebe oder Abneigung für oder gegen eine Vorstellungsweise, eine Ideenverbindung, eine Erscheinung oder einen Erfolg offenbart, da muß unverzüglich der Schleifstein zur Hand genommen und nachgeholfen werden. Diese Nachhülfe ist es, die der Verf. vielseitig bedarf. Aus der Uebereinstimmung der Einrichtungen aller oder auch nur der meisten germanischen Völker folgt noch keineswegs das Urbild eines echten und christlichen Staatsrechts. So sehr viel voraus der germanische Stamm in seiner ungeschmälerten Naturkraft, in seiner kräftigen Vernunft und in seiner vernünftigen Politik vor andern Völkern gehabt hat, und so nahe er dem Himmel verwandt sein mag, doch ist er kein Geschlecht von Göttern gewesen, noch geblieben, sondern ist aus der Erde entsprossen. Und wie die Erde kein Mammuth mehr trägt und der Jüngling des Gängelbandes entübrigt wird, so paßt nicht für das Jünglingsalter der Völker, was ihnen in der Kindheit frommte, noch für das Mannesalter, wodurch der Jüngling sich zum Manne ausbildete. Zurückzugehen in die Geschichte, um Formen wieder ins Leben zu rufen, welche in ihr erstorben sind, ist unbedingt verkehrt. Die Formen sind nur der Ausdruck, die Gestaltung des Lebens; wo Leben ist, schafft es sich die Form und muß sich seine eigne schaffen, und wie die Lebenskraft schwellt oder verkümmert, so müssen die Formen unendlich wechseln. Wol kann daher der Staatskundige aus der Gestaltung der Zeiten die Kraft und die Gesundheit des Lebens bemessen und durch deren Reizung oder Hemmung die letztere fördern oder stören; nie aber kann er von der Einführung oder Herstellung lebloser Formen eine Wendung der Lebensthätigkeit erwarten. Auch die Hinweisung auf das Christenthum in der Staatslehre ist nur insoweit zu rechtfertigen, als diese Religion wirklich besteht und dem höchsten Bedürfnisse der Sehnsucht der Vernunft entspricht. Die Erörterung des Problems, ob das Christenthum, unbeschadet seiner Göttlichkeit, eine Vorschule einer andern Religion sein könne, die den Menschen dogmatisch und moralisch noch inniger mit Gott vereinigt und deshalb noch freier macht, wie es das Judenthum für das Christenthum gewesen ist, gehört nicht hierher. Aber das ist nicht zu übergehen, daß der philosophische Historiker Religion und Kirche genau zu unterscheiden nicht unterlassen darf; daß er es nicht vergessen darf, wie alles Geistige, insoweit es in die Reihe der Erscheinungen eintritt, dies nur durch Annahme einer Form thun kann; daß diese Form nur die irdische Hülle jenes Geistes und daß der Wechsel dieser Form unvermeidlich ist wie bei jeder andern, schon darum, weil der Raum, den sie einnimmt, die Ausdehnung ihrer Nachbarn beschränkt; daß er insonderheit auch für das Leben der Kirche selbst und seiner Einwirkung auf das Staatsleben eingedenk sein muß, wie alles Ding seine Zeit hat und außer dieser Zeit nicht an seinem Orte ist. Das Mönchthum und die Benefícien der Kirche sind von der entschiedensten Wohlthätigkeit für die Ausbildung des intellectuellen und industriellen Lebens der Menschheit gewesen; wer möchte das in Abrede stellen? aber daraus folgt nicht, daß sie sich noch nicht überlebt hätten, daß es noch nicht an der Zeit gewesen wäre, sie mit dem Messer auszuschneiden, damit die Fäulniß, die sich ihrer bemächtigt hatte, nicht den übrigen Körper anstecke. Ueberhaupt kann nichts an sich Vergängliches an sich gut sein, sondern ist immer nur bedingt gut, in Voraussetzung auf etwas Anderes, dessen Wirkung es unterstützt oder hemmt, oder wodurch es selbst bewegt oder gemäßigt wird. Die Umstände verändern hiernach allemal die Sache selbst; ihr Werth oder Unwerth ist abhängig von dem Orte und der Zeit und dem Maße ihrer Wirksamkeit. Vorzüglich dieses Letztere erheischt eine große Aufmerksamkeit. Keine Erscheinung des Lebens ist unermeßlich gut, sondern ihr Werth selbst ist zu jeglicher Zeit abhängig von dem zuträglichen Maße ihrer Wirksamkeit. Was als Gegengift in einer gemessenen Dosis heilsam war, wird in stärkerer Gabe oder ohne die Krankheit, der es entgegenwirken sollte, ein tödtliches Gift. Welche Menge von Blausäure ist im Starrkrampfe, was für Belladonna im Keuchhusten zuträglich! Nicht blos mit der Verschiedenheit des Organismus äußert sich derselbe Stoff verschieden, sondern auch in den verschiedenen Stadien derselben Krankheit; und selbst das Maß der Arzneimittel bringt nicht selten die entgegengesetztesten Wirkungen hervor. Der Fliegenpilz nährt das Schaf, von welchem der Hund berstet; der Sublimat würde das entzündete Auge erblinden, da er später es klärt; der Rhabarber stärkt oder führt ab, jenachdem er genommen wird. So viele Rücksichten der Arzt an jedem Krankenbette zu nehmen hat, ebenso viele und noch mehre der Staatskünstler, weil das politische Leben noch weit weniger vereinzelt verläuft als das physische, weil jenes noch ungleich mehr bedingt ist durch das Mitleben der andern Staatskörper. Schwerlich wird daher ein weiser Staatsmann irgend eine Einrichtung unbedingt lobpreisen oder empfehlen. Hiernach sind denn die Aussprüche des Verf. zu beurtheilen und fast durchgehends zu modificiren, wenn er z. B. sagt: „Eine mildere Regalienverwaltung muß wieder erste Richtschnur werden"; oder: „Jeder wohlabgerundete Bauernhof soll wieder ein Fideicommiß sein". Ganz anders lautet es, wenn er sagt: „Die Regalien sind Vorrechte und Vorpflichten in der Hand des Machthabers, vom Könige an, zur Förderung,

Sicherheit und Wahrung alles wirthschaftlichen Betriebes der Gesellschaft. Nur zum Theil und bedingt nutzbar sollen sie sich in Ertrag und Kosten gegenseitig decken.“ Ob der Vers. hiermit nicht zu weit geht, ob überhaupt alle Regalien aus dem Gebiete der Finanzquellen ganz auszuscheiden sind, mag dahingestellt bleiben; gewiß aber ist es, daß es ein Misbrauch jener ist, sie zuerst als solche zu betrachten, und daß um deswillen ihre Ueberweisung an das Finanzministerium ohne Ausnahme bedenklich und unnatürlich erscheint. Ebenso treffend ist es, wenn der Vers. ausruft: „Sonderbar! Frankreich, das sich aller Dominical- und Feudalherrschaft, der Zehenten, der Frohnen, der Kastengilden, der Mortuarien und Handlöhne ꝛc. längst entledigt, das Kirchen, Geistlichkeit und Stiftungen längst ihres Grundeigenthums entkleidet und sie dafür auf den kargen Pensionsetat des jährlichen Budgets gesetzt hat: dieses emancipirte Frankreich zählt periodisch die anwachsenden Massen seiner Bettler und seines Pöbels, und es scheint damit nimmer ans Ziel zu gelangen.“ Ganz gewiß hat man sich dort und anderwärts von dem Grundsatze der unbegrenzten Landtheilung ganz andere Erfolge versprochen, als die Wirklichkeit darbietet. Eine Freiheit ohne Maß und Ziel ist keine Freiheit, sondern Willkür, was auch ihr Gegenstand sein möge. Die Willkür aber, als ein bloßes Vermögen, ist weder gut noch böse, weder heilsam noch schädlich, sondern sie wird das Eine oder das Andere lediglich durch den Gebrauch, der davon gemacht wird.

Möge der geneigte Leser diese Vorerinnerung des Rec. zu der Vorrede des Vers., welche auszugsweise ausgeschrieben werden sollte, wie sogleich geschehen wird, als dasjenige Loth und Richtscheit ansehen, welches der Erstere an das Werk des Letzteren behufs dessen Beurtheilung gehalten hat, wobei es recht und billig sein wird, seine Kritik mit demselben Maße zu messen, womit er gemessen hat!

„Dieses Leben und Wirken der Geschlechter und Stammhäupter unter den alten germanischen Völkern, überall dieselben, vom Rhein bis zur Raab, vom Harz bis über die Tauern, ohne Kanonen und ohne Zeugbütten, ohne Journale, Briefposten und Buchdruckerpressen, immer dieselben Oberherren, Grund- und Gewerksherren, und Schiedsrichter, Anwälte und Schirmer, gleichzeitig in den voneinander entferntesten Territorien, ohne in sich abgeschlossene Beamten- und Kriegsheere, ohne Standlager von Kanzleien, Gefängnissen und Zuchthäusern, ohne Heimats-, Ansässigmachungs- und Prohibitivgesetze, ohne Zollcordone ꝛc., deutet das Alles nicht auf einen in seiner Wesenheit nimmer entbehrlichen Organismus, auf Stetigkeit und ständige Größen im Grundvermögen, wie auf zweckmäßige Beweglichkeit und Autonomie in den Standschaften, auf einen wohlgeregelten Zustand der großen Masse, der Gewerbe und Künste wie auf einen echtliberalen Verkehr; überhaupt auf einen in Pflichten und Rechten trefflich gegliederten Bestand der Gesellschaft, unter Obhut des christlichen Staats- und Privatrechts hin? — Und wer möchte schwach genug sein, solchen Wahrnehmungen gegenüber sein von mittelalterlichen Reminiscenzen zerrüttetes Gehirn- und Nervensystem geltend machen zu wollen?! Jene wunderbaren Erscheinungen und Thatsachen beruhen indessen auf sehr einfachen Principien; wie eben nur die einfachsten und wohlfeilsten Mittel, an der Hand der Natur, die heilsamsten Erfolge bewirken. Eines dieser Principien stellt den Staat, den monarchischen wie den republikanischen, gleichviel, und nicht den einzelnen Menschen, allein; es stellt ihn, im Gewissen verbunden, obligatorisch, und nicht blos facultativ, in ein religiöses Verhältniß zu Gott, in eine gläubige Beziehung zur waltenden Vorsehung. Ein anderes jener Principien dient diesen Verpflichteten, dieser wahren Intelligenz und Moral zur durchaus nothwendigen materiellen Unterlage, wodurch der Mensch in allen Verhältnissen und Bewegungen der Civilisation Zweck und Mittel zugleich, und sohin das Schema aller Ur- und Verrechte in den Verfassungen, in der Herrschaft und Wirthschaft gegeben ist. In Beziehung auf alle denkbaren Arten von Grundbesitz, auf das materielle Substrat der großen Masse, ist es nun die durch das Christenthum und durch christliche Stiftungen aller Art veredelte Kammer- und Kastenwirthschaft oder das Prädialprincip, welches den Menschen und jegliche Classe der Gesellschaft mittels näherer oder entfernterer Eigenthums- und Nutzrechte am Boden bleibend in Nahrung und Verdienst sichert und so, das Geld nur als verlängerten Hebel benutzend, überall im Menschen Zweck und Mittel einigt und bindet, während die moderne Geldwirthschaft, der Marktpreis, behufs einer imaginairen Staatswohlfahrt das Geld als Zweck und den Menschen überall nur als Mittel behandelt und so, das religiöse Princip, die Kirche, auf die Amortisationskasse verweisend, alle moralischen und materiellen Bande löst. Wie weit hierbei die Pflicht der Menschen- und Nächstenliebe der egoistischen Willkür preisgegeben, die Realität, das angestammte und wohlerworbene Recht, die Wohlfahrt der Familien und Gemeinden ꝛc. hinter die Idee und Chimäre des Calculs, hinter das vermeintliche Nothgesetz und das objective Gemeindeste; wie weit überhaupt die Institutionen hinter die Fictionen gestellt worden, und zwar nicht etwa in den Collegien der Administration allein, sondern nun weit mehr auf den Bänken und Tribunen der Repräsentation: das lehrte die tägliche Erfahrung. Das transitorische Element, sonst nur zeitweise das organische und mechanische vermittelnd, ist dadurch stereotyp geworden. Könnte es für den Staatszweck einen heilloseren Zustand geben?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungen aus der kopenhagener Fliegenden Post. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der rüstige Kruse beschenkt sein deutsches Publicum mit Uebersetzung mehrer Erzählungen, welche früher schon in einer kopenhagener Zeitschrift unter dem Titel: „Fliegende Post“, die Dänen erfreut und nach dem Vorworte den Herausgeber dieser Zeitschrift, den Doctor und Professor J. L. Heiberg, zum Vers. haben. Der erste Theil gibt „Eine Alltagsgeschichte“ und „Clara's Selbstbekenntnisse“, welche beide schon 1832 im „Taschenbuche der Liebe und Freundschaft“ und „Huldigung den Frauen“ mitgetheilt wurden. Die „Alltagsgeschichte“ ist in der That eine Alltagsgeschichte, indem wir ein liebenswürdiges Mädchen eben dem uninteressantesten von drei Freiern in die Arme gelegt sehen. Dieser Uninteressante wird als Referent der ganzen Begebenheit dargestellt, und es soll ihm vielleicht als Bescheidenheit angerechnet werden, daß er sein Ich so viel nur möglich zurückstellt; gleichwol mochte dies nicht hindern, durch einzelne Züge diese und jene Eigenthümlichkeit desselben, die ihn zu einer anschaulichen interessantern Person erhoben hätte, herauszustellen. Wir sind dabei, indem wir zugleich nicht wenige Erzählungen ins Gedächtniß zurückrufen, in denen die Hauptperson als Selbsterzähler auftritt, auf den Gedanken gekommen: ob der Vers. nicht etwa durch diese Form die ihm nothwendige Objectivität beschränkt und, während er beständig „Ich“ schreibt, unwillkürlich sein eignes Ich unterschiebt, wo denn theils die Furcht, sich allzu vortrefflich zu schildern, theils der Umstand, daß eine Selbstdarstellung großen Schwierigkeiten unterliegt, eben nur das Uninteressante zu Tage fördern. In „Clara's Selbstbekenntnissen“ ist das Ich besser gerathen, und das warum? scheint der Verantwortung nicht schwer. Es sind nämlich zwei Fälle möglich. Im ersten sind, wie auch das Vorwort zu diesen in Briefform gegebenen Confessionen versichert, die Briefe wirklich aus der Feder der Hauptperson, Clara, geflossen: sie hat sich also mit Unbefangenheit einer ältern geliebten Verwandten dargestellt; sie hat nur sich und ihre Verhältnisse, nicht aber ein Publicum im Auge gehabt. Im andern Falle, wo diese Confessionen deren Herausgeber auch zum Vers. haben, konnte diesem, dem weiblichen Ich gegenüber, die eigne Persönlichkeit nicht nahe treten. Wir wünschen diese Betrach-

tungen vorzüglich von Novelliſten weiter verfolgt zu ſehen, indem wir glauben, daß dieſelben nicht ohne brauchbare Ausbeute ſein werden. Uebrigens finden wir in den „Selbſtbekenntniſſen“ nichts Neues: eine ziemlich ſentimentale Dame verſchmäht einen jungen, aber leichtſinnigen Bewerber und reicht einem ältern Manne die Hand. Dergleichen fällt allerdings in den Coterien, die nichts zu thun haben, als auf Unterhaltungsſtoff Jagd zu machen, gewaltig auf; allein etwas ſo Auffallendes, wie uns das Vorwort glauben machen will, finden wir in einem ſolchen Schritte nicht, wenn derſelbe nicht durch eigenthümliche Motive herbeigeführt wird, und dergleichen vermiſſen wir durchaus.

Der zweite Theil enthält eine Erzählung: „Die Nattern am Buſen“, und zwei intereſſante Anekdoten: „Käthchen“ und „Das Kaninchen“. Der Erzählung geben wir vor allem Uebrigen den Vorzug. Die Perſonen treten individuell hervor, die Motive ſind eigenthümlich, und eine reiche, lebendige Handlung verbindet das Ganze voll tiefergreifender Momente; nur der Prediger (S. 188 fg.) ſcheint uns eine höchſt überflüſſige Perſon. Eines und Anderes ließe wol noch zu wünſchen, doch wollen wir gern bedenken, daß die Erzählung für eine Zeitſchrift berechnet war, alſo ſehr enge Grenzen haben mußte.

Die Sprache des Ueberſetzers iſt noch die alte. Nur auffallen muß es, daß dieſelbe in den Erzählungen ſelbſt fließender, freier iſt als in den wirklich unbeholfenen Perioden der beiden Vorworte im erſten Theile. 101.

Siona. Taſchenbuch für Gebildete. Vierter Jahrgang. Enthaltend: Religiöſe Gedichte. Mit Originalbeiträgen von F. Fitzinger, J. J. Hannuſch, J. L. Huber, J. Langer, M. Neumeyer, F. Pfeffer, P. Penn, L. Schlecht, J. G. Seidl, Aud. Schumacher, E. Straube, A. v. Tſchabuſchnigg, Joh. N. Vogl, Hermann Waldow, Zeno, u. A., nebſt einer Sammlung religiöſer Geſänge aus den Werken der vorzüglichſten deutſchen Claſſiker. Wien, Pfautſch. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Auch das Vater'ſche „Jahrbuch der häuslichen Andacht“, fortgeſetzt von Eberhard, iſt durch den, aus mancherlei Unfällen entſtandenen Mismuth des letzten verdienſtvollen Herausgebers eingegangen, und es iſt uns nur das vorliegende religiöſe Taſchenbüchlein bis jetzt zur Hand gekommen. Es wird zwar als der vierte Jahrgang angekündigt, doch ohne alle Jahrzahl. Wenn wir unſern Leſern noch Matthiſſon, Th. Hell, Witſchel, Huber, Klopſtock, Koſegarten, Sophie Mereau, Rückert, Münter, Hölty, Tiedge unter den andern Dichtern nennen, von welchen der Herausgeber zuſammengetragen, und hinzufügen, daß er das Geſammelte in einem mit vier ganz hübſchen Kupfern und gutem Druck ausgeſtatteten Büchlein mitgetheilt hat, ſo werden ſie der Verſicherung trauen, daß es des Ankaufs nicht unwerth ſei. Auf die Kritik im Einzelnen können wir uns hier nicht einlaſſen. 44.

Notizen aus Frankreich.

Wie die Franzoſen den frühern Wahn auf den Alleinbeſitz der höhern Cultur aufgegeben haben, bezeugen aufs Deutlichſte die von ſo vielen ausgezeichneten Franzoſen jetzt in das Ausland und namentlich nach Deutſchland, England, Italien und Spanien veranſtalteten literariſchen Reiſen. Hier dürfen wir vor Allem, was Deutſchland anlangt, an die Reiſen des Philoſophen Couſin und des Schriftſtellers Marmier, der zwei Jahre in Deutſchland weilte und eine warme Liebe zu unſern größten Dichtern und Schriftſtellern in ſein Vaterland zurückgebracht hat (er hat Oehlenſchläger's „Correggio“ und Mich. Beer's „Paria“ überſetzt) erinnern; ja, es darf auch angeführt werden, daß ſeit einiger Zeit mehre junge Franzoſen, namentlich aus Paris, auf die Univerſität Göttingen geſandt worden ſind, um ſich mit deutſcher Wiſſenſchaft genauer bekannt zu machen. Für die literariſche Verbindung zwiſchen Frankreich und England können wir Hrn. Amédée Pichot anführen, einen Mann, der vielleicht der gründlichſte Kenner des Königreichs Großbritannien und ſeiner Sitten, Einrichtungen, Denkmäler iſt, welchen Frankreich beſitzt, deſſen „Reiſe in England“ zu dem Beſten gehört, was Franzoſen über England geſchrieben haben. Dieſer Gelehrte, der erſt kürzlich noch Walter Scott nach dem Leben geſchildert hat, übernimmt vom nächſten Jahre an auch die Redaction des mit Beifall aufgenommenen Journals: „Echo britannique“, welches in erweiterter Geſtalt ſeinen zweiten Jahrgang beginnen wird. Sowie dieſes Journal ein erfreuliches Gedeihen hat, ſo verbreitet ſich auch die „Revue germanique“, welche in Straßburg bei Levrault erſcheint, immer mehr.

Ebenſo hat Hr. Charles Didier die Franzoſen genauer mit der italieniſchen Literatur bekannt gemacht. Wir kennen von dieſem Reiſenden nicht blos die „Rome souterraine“, ſondern auch mehre ausführliche und ausgezeichnete Artikel über die italieniſche Literatur in der „Revue des deux mondes“. Gegenwärtig iſt dieſer Gelehrte nach Spanien gereiſt, um ſich dort mehre Jahre aufzuhalten und das Land und ſeine Literatur genauer zu ſtudiren. Italien betreffend iſt eben auch in zwei Bänden erſchienen: „Mes souvenirs d'une année, ou promenades dans Rome chrétienne par Mr. l'Abbé *J. F. André*“.

Auch der wiſſenſchaftliche Congreß des Südens von Frankreich wird im nächſten Jahre ſtatthaben. Derſelbe ſoll am 15. Mai 1835 in Toulouſe eröffnet werden. Die Arbeiten der wiſſenſchaftlichen Section deſſelben theilen ſich in Geologie und Mineralogie, Mathematik, Hydraulik, Phyſik, Aſtronomie, Chemie, Botanik, induſtrielle Mechanik. Gegenwärtig ladet Hr. Tournal, der Sohn, aus Narbonne, die gelehrten Geſellſchaften des Südens ſowie auch Privatgelehrte, welche ſich mit wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen aus den genannten Fächern beſchäftigen, ein, ihm ihre Entdeckungen und Reſultate bis zum erſten Mai bekannt zu machen. Mit dieſem Congreſſe wird ſich daſelbſt eine öffentliche Ausſtellung der Manufactur- und Fabrikproducte verbinden, welche vorzugsweiſe eine induſtrielle Ausſtellung des Südens ſein ſoll. So nimmt man jetzt auf allen Seiten ein eifriges Beſtreben des Südens von Frankreich wahr, der Centraliſation entgegenzuarbeiten. Wie ſich dieſes Beſtreben nach induſtrieller Decentraliſation ausſpricht, kann man aus folgender Stelle des „Echo de Vaucluse“ ſehen: „Der Süden verlaſſe ſich ſelbſt nicht, er ſtelle ſich dem Norden gegenüber, nicht zum Kampfe, ſondern zur Eröffnung eines friedlichen und edeln Wettſtreits. Die Werkzeuge des Landbaues, welche unſern Boden eigenthümlich angehören, müſſen bei dieſer Ausſtellung eine Hauptrolle ſpielen. In der That paßt das ackerbauliche Verfahren der nördlichen Gegenden wenig für unſer Land; wir müſſen daher auf Verbeſſerungen und Fortſchritte bedacht ſein, welche mit unſern Intereſſen und Bedürfniſſen in Beziehung ſtehen. Dieſe Intereſſen und Bedürfniſſe ſind in Paris wenig bekannt, und ſo hat bei Redaction eines landwirthſchaftlichen Geſetzbuches (Code rural), welches ebenſo nützlich als lebhaft zu wünſchen iſt, das Departement von Vaucluſe keinen Repräſentanten, und doch gibt es wenig Departements in Frankreich, welche reicher ſind und eine größere Mannichfaltigkeit von Producten und Culturverfahren darbieten.“ 115.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 356. — 22. December 1834.

Das Prädialprincip; die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten; und insbesondere des christlich-germanischen Staatensystems. Von J. E. v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

Ein Ruralstaat, d. h. ein solcher, in welchem die Landwirthschaft das Hauptgewerbe ist, und das Prädialprincip, d. h. die Begründung des Lebensunterhaltes und der bürgerlichen wie der politischen Einrichtungen und Lebensverhältnisse, vornehmlich durch Theilnahme am Grundbesitzthume des Staats durch alle Abstufungen hindurch, sie sind unserm Verf. das Ideal der Organisation und der Verwaltung des Staats und die Aufgabe, nach deren Lösung möglichst getrachtet werden müsse, um Wohlfahrt, Ruhe und Sicherheit in demselben zu verbreiten und zu erhalten. Der Stein des Anstoßes, an welchem die neuere Staatskunst gescheitert sein und Armuth und Unruhe dadurch herbeigeführt haben soll, vorzüglich in Baiern, besteht nach ihm darin, daß jene Aufgabe hintangesetzt, die Sache vielmehr umgekehrt worden ist, indem dem Gelde der größere Einfluß und die Herrschaft eingeräumt, das Grundvermögen aber selbst mobilisirt, und diejenigen Bande und Verhältnisse gelöst wurden, welche darauf fundirt waren. Dies ist das Thema des vorliegenden Buches, welches durch Thatsachen der Geschichte und Statistik, durch Vergleichungen aus dem Zustande der Vorzeit und der Gegenwart erwiesen werden sollte und zum Theil auch wirklich erwiesen worden ist. Denn so mancherlei unrichtige Folgerungen und Lehrsätze der Verf. auch mitunter aus den von ihm vorgetragenen Thatsachen in seinem Eifer und Unwillen gezogen hat, so überwiegt doch beiweitem das Richtige und Beachtungswerthe in seinen Bemerkungen und Rügen. Immer merkwürdig und belehrend bleiben die angeführten Thatsachen selbst, vornehmlich für Den, der einen Unterschied wahrnimmt, welchen der Verf. zu sehr aus den Augen gesetzt hat, als daß er nicht grade dadurch schon zu Irrthümern hätte verleitet werden sollen. Vieles nämlich, was an sich ersprießlich und heilsam ist, wird nur dadurch verderblich und nachtheilig, weil in der Art der Ausführung gefehlt wurde, sei es, daß diese überhaupt verkehrt und mit der Sache selbst in Widerspruch angefangen wurde, oder daß geboten und erzwungen werden sollte, was sich nur durch Belehrung und Aufmunterung ins Werk setzen läßt, oder daß man Alles über einen Kamm schor und nicht die Verschiedenheiten der Oertlichkeit und der Gesinnung berücksichtigte, oder daß man sich übereilte, wol gar außer Athem lief und darüber vergaß, ob auch schon für die unentbehrlichen Mittel und Vorbereitungen der Ausführung hinlänglich gesorgt sei, oder unberechnet ließ, ob nicht die Unternehmung aus Mangel an Kräften vor ihrer Vollendung erfolglos werde wiederaufgegeben werden müssen. Selbst der Widerstand, welchen Gewohnheit, Vorurtheil und Trägheit in die Wagschale legen, darf bei dieser politischen Berechnung so wenig außer Ansatz gelassen werden, als die Verluste, welche aus der Aufgebung oder Umwandlung einer Menge von Betriebscapitalien und Fertigkeiten erwachsen.

Die einzelnen Abhandlungen betreffen: I. Die Entwickelung des Lebens, der Cultur und Wirthschaft, des Rechts, der Sitte und Herrschaft im Uebergange aus Bojoarien nach Carentanien, zur Geschichte der römisch-germanischen Prädien und Benesicien, mit Urkunden und Regesten. II. Die Grafen von Playn-Mittersill-Hartteck, auch Herren von Sulzau, ihr dazu gehöriges Gebiet, und der Playne und Beilsteine letztes Jahrhundert, mit 12 zum ersten Male gedruckten und insbesondere in Beziehung auf das Territorial- und Privatrecht erläuterten Urkunden. III. Was erhielt Baiern in Baiern vom Erzstifte Salzburg für den Rest der Reichslehen im Pinzgau nach dem dortigen Abgange der Grafen von Playn und in Folge des Vertrages vom Jahre 1228? Auch eine praktische, bisher noch nicht gelöste Frage im Territorial-Staatsrechte und in der Kammerwirthschaft. IV. Beschreibung eines Augenzeugen, was gestalten im Jahre 1504 Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel zu Tirol gebracht worden, zur Geschichte der Alleinherrschaft in Baiern. V. Zur Elementar- und politischen Geschichte der Glaubenstrennungen, der Bauernaufstände, der Adelskämpfe, der Straf- und Friedensgebote, der Soldmilizen, der Bewaffnungs- und Rüstungsarten, der Reichs- und Fürstencontingente und der dadurch gehäuften Steuern und Schulden in Süddeutschland, im Gefolge der vorschreitenden Geld- und der rückschreitenden Kammerwirthschaft in den vier letzten Jahrhunderten. VI. Alt- und Neubaiern, historisch, statistisch und staatswissenschaftlich betrachtet, in Beziehung auf den rechtlichen und wirthschaftlichen Bestand, Betrieb und Bedarf des Grundvermögens, in seinen wesentlichen Theilen und Bedingungen, im Verlaufe der drei letzten Jahrhunderte. VII. Die Stamm- und Hausburg Playn und ihre Gemein, zur beigefügten Ansicht jener (reizenden) Landschaft.

Weder von dem Erzählten, noch von den daraus gezogenen Ergebnissen gestattet der Raum einen vollständigen Auszug zu geben. Wir müssen uns darauf beschränken, die hervorstechendsten Sätze und Nachrichten herauszunehmen, welche unsere Leser in den Stand setzen werden, sattsam zu ersehen, wessen sie sich von dem Verf. in diesem Buche zu versehen haben. Wir werden daher das Hervorstechende, Löbliche und Verwerfliche wiedergeben, um solchergestalt unser gleich anfangs ausgesprochenes Urtheil zu rechtfertigen und es mit unsern Bemerkungen begleiten.

An die Spitze seines Werks hat der Verf. die Frage gestellt: „Wie wird die Volksmasse in Nahrung und Verdienst gesichert?“ Wahrlich, die höchste und schwierigste Frage in der ganzen Staatskunst, an welcher in der Wissenschaft und in der Geschichte schon so viele Staatssysteme gescheitert sind, und über welche der Verf. mit Recht sagt: „sie sei vor allen andern die Frage der Gegenwart und in ihrer richtigen Beantwortung allein die Bürgschaft des Friedens“. Wenn er aber hinzufügt: „daß einzig die Territorial- und Staatengeschichte die Lösung dieser Frage gewähre“, dürfte wol der Zweifel entgegenzusetzen sein, ob überhaupt die Geschichte zur Gesetzgeberin und Lehrmeisterin der Staatsweisheit erwählt werden dürfe? Die Weis-

heit kann von der Erfahrung unendlich viel lernen durch Vergleichung ihrer eignen Einsicht mit Demjenigen, was sich in der Wirklichkeit davon dargethan, bewährt oder getäuscht hat, durch die Erkenntniß der Ursachen und der Wirkungen der Begebenheiten, durch die Vervielfältigung der in Betracht zu nehmenden Rücksichten und durch die daraus abzunehmenden Klugheits- und Vorsichtigkeitsregeln. Beide haben auch ein Ziel, die Berichtigung der Erkenntniß und des Willens, jene auf dem theoretischen Wege der Läuterung der Vernunft selbst, diese auf dem praktischen Wege der Erfahrungen über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Die Richtigkeit und Unumstößlichkeit der aufzustellenden Grundsätze aber, mit Einschluß der Gesetze für deren Beschränkung oder Beiseitsetzung selbst, kann die Weisheit nur allein durch deren Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Denkens selbst, also nur auf dem speculativen Wege, nicht durch die Erfahrungskunde inne werden, da alle Gebilde der vorübergegangenen oder vorübergehenden Wirklichkeit das Gepräge der menschlichen Schwachheiten und Verkehrtheiten mehr oder minder an sich tragen müssen und deshalb niemals ganz nachahmungswürdig sein können, und weil selbst die Unterscheidung des Guten und Schlechten, des Echten und Scheinbaren, des Nothwendigen und Zufälligen in ihnen nur mittels der Anwendung der Vernunftregeln vor sich gehen kann.

Aus eben diesem Grunde möchte Mancherlei wol ganz anders beurtheilt werden müssen, als es der Vers. nach einem ihm wohlgefälligen Scheine beurtheilt. „Nur der naturgemäß und mit vereinten und sich gegenseitig verpflichteten Kräften bewirthschaftete Boden sichert das Leben der Masse; nur er gewährt Stetigkeit und Heimat; nur er begründet die wahre, die legitime Macht (potestas). Alle Mächte der Welt, Monarchien wie Republiken, beruhen daher auf zwei Elementen, auf dem feststehenden Boden und auf dem beweglichen Volke; aber beide müssen, um die Materie mit dem Geiste zu vermitteln, um der Menschheit und der Menschlichkeit zu gewähren, um der Verheißung von jenseit nachzustreben, um hienieden ein Drittes zu schaffen und dieses wieder zu verzehren, einander eigen und im Ebenmaße sein. Der harte Geldmann, der einseitige Finanzier, der hinterlistige Nivelleur, der vage Rationalist, der importune Industrialist, sie Alle bedürfen keine Heimat, kein Vaterland. Alle Ein- und Unterordnung, die im Geisterreiche wie in der sinnlichen Natur waltet, alle Verschiedenheit, die eben das humane Leben und seine tausendfältigen Wechselverhältnisse bedingen und sichern, alle corporative und organische Selbständigkeit (facultas), die im naturgemäßen friedlichen Wirken und Schaffen ipso jure jeder Bevormundung und aller Regierungskünste ledig sein soll, sind diesem usurpativen und intoleranten régime sophistique ein Greuel, das anrüchige Erbtheil aus einer finstern Vorzeit, das mit dem modernen, patentisirten und concessionirten Staatsbürgerthume unverträglich bleibt. Indem der christlich-germanische Staat vor Allem die Berufsthätigkeit aller Stände, Körperschaften und Stiftungen durch Grund und Boden vergalt und sicherte, mußten in ihm von jeher Eigenthum und Lehen, die Grundherrlichkeit, das Ober- und Nutzeigenthum, es mußte der ganze Inbegriff der Landwirthschaft, topographisch durch ständige Massen und organisch durch eine große Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Stände und Classen, zu einheitlichen Zwecken geordnet, es mußten Autonomien mit wohlbemessenen Pflichten und Rechten geschaffen werden. Das geschah nun mittels der Prädien und Beneficien für den Cultus, für den öffentlichen Dienst wie für die Waffenmacht, und erst daraus ging das heutige Kirchengut, das Fürstengut, das Erbe der Stände und Gemeinheiten und Familien, erst daraus ging das Stiftungs- und das Staatsgut, unter sich streng abgeschieden, aber Alles in Allem die Humanität verbürgend, hervor, gedeihend und fruchtbringend so lange, bis der monarchische oder der demokratische Absolutismus alle diese Quellen zuerst centralisirte und dann vergeudete. Die Staatengeschichte besagt das Uebrige." — „Von der Beträchtlichkeit des Ackerbaus im 11. Jahrhunderte im Lungau, dem südlichen Theile von Salzburg, zeugen die weiten Zehentbezirke, zum Theil Neubrüche. Wie die Sachsen im Norden, so hatten sich die Slawen im Südosten der Einführung des Zehentrechts entgegengestemmt. Allein das aus dem Oriente als allgemeine und naturgemäße Grundsteuer zu uns gekommene Institut währte dennoch über tausend Jahre in Kraft übereinstimmender Gesetze, und der Anbau des dazu geeigneten Bodens schritt dennoch überall so mächtig vor, daß sich die dem Institute inwohnenden Bürgschaften einer nach Zeit und Raum sich selbst billig vermittelnden Naturalabgabe zu den ersten Zwecken der Gesellschaft nicht wohl verkennen lassen. Das Geschrei wider das Zehentrecht erhob sich in demselben Maße, als Spaltungen im Glauben und im Wirthschaftsprincipe eintraten, als die Agromanie und das Geldsystem den Charakter des Fundus überwältigten, ohne Frucht und Segen das natürliche Gebiet der Viehzucht und des Waldbestandes usurpirten und dadurch in der materiellen und politischen Richtung der Staaten unsägliche Verwirrung anrichteten. Die Moral des Zehentrechts, und ohne Moral steht kein Gesetz aufrecht, war schon mit dessen Veräußerung aus dem Kirchenvermögen gebrochen." „Ohne Zwingherrschaft im bessern Sinne lassen sich in rauhen Zeiten humane Zwecke nicht sichern. Im Pinzgau kann man sich überzeugen, daß auch der Bauernstand den Zweck des Adels begriff und selbst seinen Adel und seine Majorate zu bewahren strebte. Wo wie im Gebirge und längs bedrohten Küsten für Leben und Haushalt Muth und Kraft ungleich mehr in Anspruch genommen werden, da kann nicht der vereinzelte Mensch, nur der Hörige sein Fortkommen finden, nur eine großartige Wirthschaft da ausdauern. Föderativ ist das Gemeinde-, aristokratisch das Familienleben, welches in den Bergen am besten gedeiht. Die Zwingherrschaft ist gefallen, die Burgen und Vesten liegen im Schutt, die Gewerke sind begraben, verarmt oder ausgemodert, die Stiftungen sind recht- und hülflos geworden. Nur das unstete Geld allein und all die administrativen Formen sollten die Schätze in der Erde und den häuslichen Wohlstand bannen? Das gilt von allen modernen Staaten, wo der Berg von Gesetzen Alles und die anzestammte ehrenhafte Sitte und Herkommen nichts mehr ist. Durch die Vernichtung der Stiftungen und durch das an ihre Stelle getretene Bettlersystem der täglichen Concurrenzen hat sich unser Jahrhundert tiefer verwundet als durch alle Kriege."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aehrenlese auf dem Felde der theologischen Literatur.

Wenn die wenigen größern und ausgezeichnetern theologischen Werke, wie die soeben erschienene zweite Hälfte erste Abtheilung des merkwürdigen Ammon'schen Werkes: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", ausführlichere Anzeigen erhalten werden, so wird es d. Bl. nicht unangemessen sein, wenn wir noch auf einige kleinere Erscheinungen, die uns vorgekommen sind, aufmerksam machen.

1. Gall und Othmar, oder ein Gespräch über die Suspensionsgeschichte des geistlichen Herrn J. Aloys Fuchs, Professors und Pfarrers in Rapperswyl. St.-Gallen, 1833.

Hr. Fuchs hatte über den Papst, über den Bischof von Chur und St.-Gallen so gesprochen, wie es diese nicht gern hörten; denn es sei Vieles in der katholischen Kirche nicht so, wie es sein sollte. Dafür wurde er als Pfarrer abgesetzt, blieb jedoch Professor. Die beiden Sprecher, der eine von seinem Pfarrer belehrt, meinen, der Professor habe gar nicht so unrecht, es sei ihm zu viel geschehen; der Bischof sei ein Faulenzer.

2. Sendschreiben eines bibelgläubigen Geistlichen an Hrn. Dr. und Prof. de Wette. Basel, Schneider 1833. 8. 4 Gr.

Es wird dem Hrn. Prof. der Text gelesen, daß er drei Fünftheile der Bibel verdächtig mache, von Mythen spreche und die Hauptdogmen angreife. Das Stürmchen wird wol ohne Schaden für de Wette's Schifflein vorübergehen.

3. Geschichte des letzten Jahres meiner Amtsführung bis zum Tage meiner Abdankung, den 28. April 1833. Mit den erforderlichen Belegen aus den von mir geführten amtlichen Protokollen und allen Actenstücken, zusammt der letzten Predigt, von Ch. G. Hurter, gewesenem Pfarrer zu Dägerlen, Bezirks Winterthur, Cantons Zürich. Schaffhausen, Hurter. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Die neuen Dorfbeamten, Gerbermeister, Wirthe u. dergl., Früchte der Revolution, regierten nicht nach dem Sinne des Hrn. H., und er predigte nicht nach ihrem Sinne. Er berief sich immer auf sein Amt und wollte wie ein Elias eifern; sie sahen und hörten überall Sticheleien und beleidigende Ausfälle auf ihr Regiment, konnten ihn aber auch nicht fassen, da er bei seinen leidenschaftlichen Strafreden kein Concept hatte. Sie machten einander das Leben schwer, bis H. endlich freiwillig abdankte. Beide Parteien fehlten; die höhern Beamten benahmen sich gut.

4. Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland, in einer Reihe von Briefen an alle verständigen und billigen Engländer von Will. Cobbett. Aus dem Englischen übersetzt. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Aschaffenburg, Pergay. 1833. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Von Cobbett's „Geschichte der protestantischen Reform in England", die wir Nr. 176 d. Bl. f. 1829 anzeigten, ist eine neue vermehrte Ausgabe erschienen. Es war zu erwarten, daß dieses unprotestantischen Protestanten Machwerk Romanisten erwünscht war.

5. Die geistlichen Accidenzen sollten abgeschafft werden! Ein Wunsch, nebst einer Mittheilung, wie in Hameln das Beicht- und Leichengeld in eine feste Einnahme verwandelt ist. Von Fr. G. Ferd. Schläger. Hanover, Helwing. 1834. 8. 8 Gr.

Auf 55 Seiten sehr viel Gutes und Allen zu empfehlen, welchen die christlich-kirchliche Gesellschaft noch lieb und werth ist, und die dabei erkennen, daß sie ohne Diener und Beamte nicht sein könne, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sei, das damit verbundene Accidenzwesen aber mancherlei Uebelstände habe. Wie theuer es zu stehen kommt, ehe man anständig in die Erde gelangt, ist bekannt. In Hameln, wo der ehrwürdige Verf. Senior ist, hat man wenigstens das Beicht- und Leichengeld in eine feste Einnahme verwandelt. Niemanden ist die Entschädigung drückend, und seit 30 Jahren ist man schon damit von allen Seiten zufrieden.

6. Der Mensch als Bürger im Reiche Gottes. Sieben Sendschreiben von Zion, nebst einigen Noten aus einem diplomatischen Actenstück, das Reich Gottes betreffend. Von Siegmund Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Mainz, Kunze. 1833. Gr. 8.

Ein eigner Patron; er betheuert, seinem Moses und der väterlichen Religion treu zu bleiben, dankt aber auch Gott, daß er ihm die Macht gegeben, Jesum, den erstgeborenen Sohn Gottes, öffentlich zu bekennen und zu verherrlichen als Den, der zur Rechten Gottes sitzt. Er glaubt berufen zu sein, von Zion aus die Mächtigen zusammenzurufen durch ihre Botschafter in Konstantinopel und ihnen die Punkte zu einer Constitution für Völkerbeglückung zu geben, wobei er jedoch als König und Hoherpriester das Directorium hat; das Glück soll, wie einst, auch in diesen bedenklichen Zeiten von den Juden auf andere Völker ausgehen. Ist es ihm mit seiner Theokratie ein Ernst, so muß er sich billig zuerst an die Brüder Rothschild wenden und etliche Tonnen Goldes flott machen. Wir halten ihn und seine Brüder nicht im geringsten auf.

7. Der symbolischen Bücher der evangelisch-protestantischen Kirche Bedeutung und Schicksale von Christoph Ulrich Hahn. Stuttgart, Steinkopf. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Wollte man sich nach dem Verf. richten, so hätten wir wieder einen papiernen Papst. Sein ganzer Grund: „Ihr dürft in der Lehre nicht von den Symbolen abweichen; geht lieber euer Amt auf!" stützt sich auf das Gesellschaftsrecht; es verlangt, daß man so lehre. Aber dann hätte Luther auch der Kirchengesellschaft, der er angehörte, treu bleiben sollen, wenn auch der Ablaß etwas Falsches war. Am Ende bilden sich blos gewisse Theologen ein, die protestantische Kirche zu sein; von den Gemeinen haben wir eine solche Foderung noch nicht vernommen, wenn nicht Lärmbläser vorhanden sind.

8. Briefe Guntram Adalbert's an einen Theologen. Von Leopold Schmid. Marburg, Elwert. 1833. Gr. 12. 20 Gr.

Wir haben schon mancherlei Producte von Geßler, Franz Baader und Consorten angezeigt, wo es schwer fällt, gesunden Menschenverstand zu finden. Hier ist es abermals der Fall. Wir wollen blos das Resultat S. 227 „aus der geheimen Kammer des Lebens, zu welcher der Verf. hinangestiegen" mittheilen. „Vita motens semel ipsam ipsa ex ipsa in ipsa", heißt die Formel dazu. „Da in ex ipsa die ipsam und ipsa schon inne sind, so kann man jetzt einfacher (?) sagen: das höchste Sein oder Leben = ex ipsa in ipsa, oder Einheit von Aussichsein und Insichsein, ohne Unterschied des einen oder andern, Einheit vom Sein und seinem Zustande, der nur Sein ist. Oder nach menschlicher Redeweise: Einheit von Wesen und Erscheinung, Inhalt und Form, Sein und Leben, θεός." Wem da kein theologisches Licht aufgeht, der ist verloren.

9. Natur- und Menschenleben im Lichte des Glaubens. Predigten von Joh. Dan. Friedrich Schottin. Leipzig, Cnobloch. 1833. 8. 22 Gr.

empfehlen wir allen Freunden einer gesunden „Nahrung für Geist und Herz", unter welchem Titel sie auch als drittes Bändchen seiner „Beiträge" erschienen sind. Es sind herrliche, mit Klarheit und Wärme in einer schönen, zuweilen an poetische Schilderungen grenzenden Sprache gehaltene Vorträge, an welchen man sich in der stillen Einsamkeit erbauen kann. Trefflich ist die Bibel benutzt.

10. Abendstunden. Herausgegeben von Franz Theremin. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. 8. 1 Thlr.

1) „Der Kirchhof". „Stimmen der Lebenden und Todten". Poetische Ergießungen, welche auf ein gläubiges Herz wohlthätig wirken werden. 2) „Drei Gespräche. Das Erwachen; die geistliche Beredtsamkeit; der Ritter von der traurigen Gestalt." 3) „Von dem Wesen der mystischen Theologie", enthalten bei vielem Wahren und Guten nur auch nicht wenige Spuren der Hengstenberg'schen Richtung.

11. Grundzüge einer Apologie des Sonntags und der öffentlichen Gottesverehrung. Nebst einem Anhange über Leichenpredigten. Von Joh. Ludwig Exter. Marburg, Elwert. 1833. Gr. 8. 6 Gr.

Die Schrift ist den Ständen in Kurhessen gewidmet, zeigt von Einsicht und frommem Sinn; die Vorschläge möchten aber nicht alle jetzt ausführbar sein. Daß man „am Sonntage nicht nähen und stricken soll", ist doch zu arg. Nähmen doch Weiber und Töchter an solchen Tagen nichts Schlimmeres vor.

12. Predigten von Karl Geibel (Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde in Braunschweig). Lübeck, Aschenfeldt. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Mißhelligkeiten des Verf. mit seiner Gemeinde und der ungünstige Ausspruch einer reformirten Synode über ihn im J. 1832 werden auch aus diesen magern Predigten erklärbar.

13. Der Weg durchs Schulamt zum Kirchenamte. Empfohlen Allen, die für Schule und Kirche sorgen und wirken, von Sacharja Philopatris. Leipzig, Barth. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Diese schon alte, im „Vaterlande" als eine „durch die gegenwärtige Dringlichkeit, hohe Nützlichkeit", unter gewissen Voraussetzungen, obschon scheinbar schwierige, doch leicht auszuführende Idee aufs Neue empfohlen, hat zwar Manches für sich, aber wie die Sachen jetzt vorliegen, müßten gar manche andere Verrichtungen getroffen werden. Wir bezweifeln die Realisirung.

14. Rede bei der Einsegnung des Prinzen Friedrich Wilhelm Waldemar von Preußen am 14. März 1834, nebst dem von Sr. königlichen Hoheit abgelegten Glaubensbekenntnisse; und Predigt, gehalten in der Domkirche bei der ersten Abendmahlsfeier des Prinzen am 16. März 1834, auf höchsten Befehl herausgegeben von Franz Theremin, Hof- und Domprediger und wirklichem Oberconsistorialrath. Berlin, Eichler. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Wer ehrt nicht den christlich-frommen Sinn des preußischen Königshauses? Auch dieser Act wird auf das Gemüth des jungen Prinzen den wohlthätigen Eindruck nicht verfehlt haben. Alles ist biblisch, in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre. S. 45 ist lutherisch. Die wahre Salbung einer Rede dieser Art könnte und sollte wol noch etwas anders bereitet sein für einen solchen Prinzen.

15. Ueber die Erweckung und Belebung des Sinnes für Vaterlandsliebe, insbesondere in dem aufwachsenden Geschlechte und mit Hinsicht auf die gegenwärtige Zeit. Ein Wort für Alle, die durch Einsicht und Beruf zur Förderung dieser hochwichtigen Angelegenheit beitragen können und sollen. Von Rebs. Zeitz, Webel. 1834. 8. 5 Gr.

Ein sehr lesenswerthes Büchlein, von einem rühmlich bekannten Verf., der die Schwächen der Zeitgenossen und ihre Folgen sehr gut kennt und aufdeckt, aber auch Mittel angibt, wie man dem Uebel entgegenarbeiten soll. Ein ähnliches Vaterlandsbüchlein lieferte im vorigen Jahre Dr. Schuderoff jun., Pfarrer zu Reichstädt im Altenburgischen. Die Zeit ist allerdings kritisch, doch unsere Vorfahren klagten freilich auch über die verdorbene Welt.

16. Ostergabe, oder Jahrbuch häuslicher Andacht und frommer Betrachtung über Tod, Unsterblichkeit, ewiges Leben und Wiedersehen, in Verbindung mit mehren Gelehrten und Kanzelrednern herausgegeben von J. Chr. Ernst Lösch. Erster Jahrgang. 1834. In vier Abtheilungen. Nürnberg, Haubenstricker. Gr. 12. Subscr.-Preis 1 Thlr.

Die Gegenstände, welche dieses Jahrbuch umfassen soll und woran besonders die Osterzeit erinnert, sind für jeden denkenden und fühlenden Christen, dem im Geräusch des Lebens auch seine Vergänglichkeit vorschwebt, einer vielseitigen Erwägung werth, und die Namen der den Herausgeber mit Beiträgen unterstützenden Männer, eines D'Autel, Dietzsch, Engelhart, Lampert, Seiler, Schottin, Witschel, Götz, Jacobi in Gotha, Seibel, Gampert, de Wette, Heckel, Lehmus, Winkler, Wölfing, Elise von Löffelholz u. A. lassen schon im voraus eine vielseitige Behandlung für die verschiedenen Bedürfnisse erwarten. So viel Ref. bemerkt hat, ist kein Anstrich mystischer Frömmelei und zelotischen Eifers, womit Baiern jetzt sehr bedrohet ist, hier zu finden. Sollen mehre Jahrgänge folgen, so möchte man wol vor Wiederholungen und Eintönigkeit freundlich warnen.

17. Beantwortung der Frage: Welches sind die Veränderungen, die in der gelehrten Darstellung des dogmatischen Lehrbegriffs der Protestanten in Deutschland gemacht worden sind? Wie ist sie durch nähere Bestimmung der Lehrsätze, durch Strenge der Beweise, durch genauere Abmessung der Wichtigkeit einzelner Dogmen verbessert, endlich durch bestimmtere Unterscheidung zwischen Theologie und Religion brauchbarer gemacht worden? Und was haben Philosophie, Sprachkenntnisse und Geschichtskunde jede an ihrem Theil zu diesen Verbesserungen beigetragen? Aus dem Nachlasse eines berühmten Geistlichen. Merseburg, Weidemann. 1833. 8. 6 Gr.

Dem Himmel sei Dank, daß es nicht viel solche unförmliche Titel gibt; was wollten der Weidmann'sche und Hinrichs'sche Katalog anfangen! Das Büchlein selbst ist aber doch gut, und wir möchten es besonders Fürsten, Ministern, Juristen und andern Nichttheologen empfehlen, die über diese Gegenstände nur durch Hörensagen eines altgläubigen Hoftheologen etwas vernahmen und nicht Zeit und Lust haben, tiefer einzugehen, aber a priori schon den Rationalismus als das abscheulichste Ungethüm in die Hölle wünschen. Sie finden hier in der Kürze eine gute Andeutung, worauf in dieser Angelegenheit der Unterschied zwischen Alt und Neu hauptsächlich beruht.

18. Bilder aus dem christlichen Familienleben. Acht Predigten im Jahr 1833 in der Hofkirche zu Darmstadt. Darmstadt, Leske. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

Der Name Zimmermann in Darmstadt hat nicht allein einen guten Klang, sondern die vorliegenden mit löblicher Bescheidenheit herausgegebenen Predigten werden auch in frommen Familien mit Erbauung gelesen werden. Sie sprechen auf eine würdige Weise über Gegenstände, die für das häusliche Leben höchstwichtig sind: über die Frömmigkeit einer wahrhaft christlichen Familie, über ihre Eintracht, ihren theilnehmenden Sinn, ihre Redlichkeit als ihre Haupteigenschaft, über den Segen ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Genügsamkeit, Wohlthätigkeit und Familientreuer.

19. Ansichten über die Bedürfnisse des Volksschulwesens, wenn es seine Stelle im öffentlichen Leben ausfüllen soll. Aus der allgemeinen Schulzeitung besonders abgedruckt. Darmstadt, Leske. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Es sind die gewöhnlichen Wünsche für diesen Stand, für welchen auf den Landtagen oft schön gesprochen, aber nicht immer löblich gehandelt und verwilligt wird. Der Verf. scheint aber auch von dem Lamento, als ob es ein Unglück sei, wenn Geistliche die Schulaufsicht haben, nicht ganz frei zu sein. 44.

Anekdote.

Der Commandant und der Gemeine.

Der Tänzer Pécourt und der Graf von Choiseul hatten beide die berühmte Aspasia Frankreichs, die reizende Nikon de Lenclos. Aber, wie es oft geht, der Tänzer war begünstigt, der Graf nicht, „denn er kann hundertmal leichter eine Armee anführen als ein Herz erobern", sagte sie öfters. Der Graf ärgerte sich nicht wenig über die Zurücksetzung, und als er einst zu seinem großen Verdrusse mit dem Tänzer bei der Angebeteten zusammentraf, suchte er sich an ihm durch beißende Spöttereien zu rächen. Pécourt trug eine Art Uniform, daß er so in entfernter Weise einem Krieger glich. „Sie dienen wol bei der Leibwache?" fragte der Graf in Bezug auf diese Kleidung. Geschwind war Pécourt's Antwort da: „Ich commandire die Leibwache, bei der sie schon lange als Gemeiner Dienste thun!" — Jetzt wußte der Graf vollkommen, woran er war. Ganz treu läßt sich übrigens der Witz im Deutschen nicht wiedergeben. Der Graf fragte: „Au quel corps êtes-vous engagé?" Und Pécourt antwortete: „Je commande un corps, où vous servez depuis long-tems!"*) 86.

*) Pécourt war einer der ausgezeichnetsten Tänzer jener Zeit. Ich besitze eine große Suite „Des opéra, des ballets et des plus belles pièces en musique, qui ont été representés — en devant Sa Majesté très-chrétienne", die fast alle von Lulli componirt sind und die Namen der Sänger und Sängerinnen, der Tänzer und Tänzerinnen sowie oft selbst die Orchestermitglieder angeben. In den meisten derselben ist er als Solotänzer aufgeführt, z. B. in dem „Ballet de jeunesse", das 1686 zum ersten Mal zu Versailles im Jan. gegeben wurde; im „Temple de la paix", gegeben am 18. Oct. 1685 zu Fontainebleau; im „Palais de Flora", aufgeführt zu Trianon im Jan. 1689, und in so manchen andern, die ich nicht erst nachschlagen mag. Die Ninon selbst muß damals, als er sie liebte, mindestens dem sechzigsten Jahre nahe gewesen sein, da sie 1615 geboren war, und dies beweist wieder, wie lange dies außerordentliche Weib ihre Reize geltend zu machen wußte.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 357. — 23. December 1834.

Das Prädialprincip; die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten; und insbesondere des christlich-germanischen Staatensystems. Von J. E. v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

„Die meisten Culturgesetze haben von jeher, um die Eingriffe in das Eigenthum zu rechtfertigen, die Hebung der Industrie als Motiv, als Rechtstitel vorangestellt und so dem Absoluten etwas Hypothetisches gegenübersetzt. Denn in vielen Fällen ist die Industrie von Anfang an nur ein Problem, und man durfte sich glücklich schätzen, wenn sie nach den kostspieligsten Versuchen noch ein Problem geblieben ist. So ist denn auch die einzig wahre Cultur nur ein Rechtsverhältniß. Ein gesundes Staats- und Privatrecht, verständlich, einfach und wohlfeil, sowol in den Principien als in der Gewährung, wird neben dem richtigen Takte der Nation, ihre Standesinteressen zu wahren und somit auch ihren Boden dauernd zu verbessern, alle Theile eines zweckmäßigen Culturgesetzes begreifen und dennoch nicht einseitig wirken. Da aber das sogenannte Culturwesen schon seit mehren Jahrhunderten legislativ und administrativ allzu weit übergegriffen und Zwiespalt aller Art erzeugt hat, so muß dieser freilich gehoben und der Boden gesäubert werden. Bei alledem vergesse man doch nie, daß nicht die geschriebenen Gesetze, auch nicht in der größtmöglichen Anzahl, die Welt regieren, sondern das rechtliche Herkommen, die Sitte. Ueberhaupt, wie und wann hat die Regierung im Grundvermögen einzuschreiten? Da überall so viel von Culturgesetzen und dawider gesprochen wird, so scheint es, daß diese Frage in der Legislatur und Administration noch nicht ganz klar geworden ist. Kann man im Staats- und Privatrechte den Schutz des Eigenthums im Allgemeinen voraussetzen, ist die Amtspflege für die freiwillige, hypothekarische und streitige Gerichtsbarkeit im gehörigen Gange, so wird der Staat nur einschreiten dürfen: 1) richterlich, nur auf Anrufen der Parteien; 2) nationalwirthschaftlich, nur mittels bewahrender, aushelfender und ermunternder Handhabung der Regalien und Precarien, und 3) politisch, durch geeigneten Vorschub des natürlichen Creditsystems und durch beharrliche Unterordnung der Geldwirthschaft unter die moralischen und reellen Bürgschaften der Nation. Alle andern Vorschriften, Privilegien Prämien und Musterwirthschaften sind überflüssig und störend, oder sie gehen, wo sie zweckgemäß sind, von selbst aus der Nation, aus ihren Körperschaften und aus der Trieb- und Spannkraft derselben hervor.“ — „Den allermeisten Entwürfen und Reglements für Creditanstalten gebricht es an den Bürgschaften für den Zweck und für die Mittel zugleich, eben weil jene Bürgschaften bereits gelöst, oder doch in ihren Fundamenten erschüttert sind. Auch scheint das diesen Systemen in der neuern Zeit eingeimpfte timokratische Princip der Annuität, der determinirten Rückzahlung, der unfreiwilligen Tilgung des Credits ein großer Misgriff zu sein. Es erhöht den Zinsfuß und beleidigt den freien Willen, für welchen der edlere, bessere, nach Selbständigkeit ringende Mensch gern Alles hingibt.“

Genug des Stoffes zu wichtigen Betrachtungen! Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist selbst die Schlußbemerkung, obschon sie nur eine einzelne Institution angeht, von großem praktischen Belange und ein Zeugniß durchdringender Sachkenntniß. So beliebt die den Creditanstalten eingewebten Amortisationsplane sind, so wenig taugen sie, und so sehr stehen sie sogar im entschiedensten Widerspruche mit dem Wesen jener. Es geht damit wie mit der sogenannten öffentlichen und mündlichen Rechtspflege. Der große Haufe, er trage die Elle Tuch zu einem Gulden oder zu einem Dukaten, vermag solche Dinge nur nach dem äußern Scheine zu beurtheilen und in den innern Gehalt derselben nicht einzudringen. Er läßt Jesum kreuzigen und gesellt sich dem Barnabas zu. Ueberhaupt aber ist eine Fähigkeit und Geläufigkeit des Verf. unverkennbar, die einzelnen Erscheinungen und Wahrnehmungen unter höhere Begriffe und allgemeine Ansichten zu ordnen, wobei sein religiöser und moralischer Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe und seine Achtung der Humanität in allen Ständen ihn höchst achtungswürdig machen. Nichtsdestoweniger muß man doch bekennen, daß seine Geschichtskenntniß selbst ihn viel zu sehr mit seinem Prädialprincipe befreundet hat, daß er blind und ungerecht gegen das Geld und seinen Einfluß ist, und daß er — ritterlich gegen Windmühlen ficht. Das Geld ist einmal da; es verrichtet sein Geschäft wie alles Vorhandene; es ist uns auch ganz unentbehrlich geworden, und es hat die Größe seiner Macht eben dadurch bewiesen, daß es das so ausgebreitete und mächtige Prädialprincip niedergeworfen und unter die Füße getreten hat. Sollen wir uns betrüben, daß dem so geworden ist, da dies kommen mußte? Sollen wir es darum schmähen, weil es gewirkt hat, was es vermöge seiner Natur wirken mußte? Wollen wir ihm darum abhold sein, weil es unsere Umgebungen anders gestaltet, als wir seit langer Zeit gewohnt sind, und nur Das empfinden, was es uns genommen hat, ohne zu beachten und zu schätzen, was es an dessen Stelle gebracht hat? Alles Ding hat seine Licht- und seine Kehrseite. Auch die Oberherrschaft des beweglichen Vermögens über das unbewegliche hat ihr unverkennbares Gute, sowie umgekehrt sich der Allein- oder Oberherrschaft des unbeweglichen Vermögens wiederum vieles Böse nachreden läßt. Oder ist es nicht das Prädialsystem gewesen, welches die Freiheit von dem freisten Boden und aus dem rüstigsten Volke verscheucht, welches aus den Wehrmännern und Baronen Knechte und Bauern gemacht, die Wehren und Salgüter in Lafthöfe verwandelt und den Stand der Freien in Adelige und Hörige getheilt hat? Hat es nicht die März- und Maifelder verödet und deren Geschäfte und Ansehen den fürstlichen Kanzeleien, dem Reichstage und den Reichsgerichten übertragen? Ist es ihm nicht allein zuzuschreiben, daß aus Volksbeamten Reichsfürsten mit Souverainität geworden sind, und daß das deutsche Volk selbst nach der Verjagung seines letzten Unterdrückers nur so viel Rechte behielt, als seine Fürsten ihm zuzugestehen für gut fanden? Würde das deutsche Reich bis zur Ohnmacht haben herabsinken können und seine Krone nicht einmal mehr der Mühe

des Aufsetzens werth, wenn nicht das Prädialprincip allein fortbestanden hätte? Wodurch ist Frankreich mächtiger, wodurch England freier geworden als dadurch, daß die Macht des beweglichen Gutes dort früher Eingang fand? Die Abstufungen des Grundbesitzes vereinigen nur für den Zeitraum des ersten rohen Bedürfnisses; ist dieses überwunden, so ist das Zerwürfniß der dadurch getrennten Classen um so größer, je ungleicher sie sind und je getrennter ihr Beruf. Kastengeist und innere Anfeindung der Stände eines und desselben Volks, Eigensucht in allen Gestaltungen, Ersterben des Nationalsinnes und Erschlaffung der Gemeinkraft, das sind die Früchte des seine Zeit überlebenden Prädialsystems. Für die Kindheit der Nationen und so lange die Menschen hauptsächlich nur für ihre natürlichen Bedürfnisse zu sorgen sich angelegen sein lassen und solche ohne ihr sonderliches Zuthun erhalten, da ist eben jenes System auch das ganz natürliche; es muß unausbleiblich sogar die Zwingherrschaft hinzukommen, wenn das Klima und der Boden entweder so unfreundlich sind, daß die Bedürfnisse der Gesammtheit nur vermöge erhöhter Kraftanstrengung zu erzielen sind, oder wenn jenes die Menschen selbst zur mittelmäßigen Arbeit zu träge macht und in beiden Fällen das Gemüth so abstumpft, daß es keine Empfänglichkeit für die Vorstellungen von Ehre und Selbstständigkeit behält. Wo der Boden einem Volksstamme fast alle seine Bedürfnisse liefert, besteht natürlich alles Einkommen in der Bodenrente und alles Vermögen im Grundcapitale. Selbst die Arbeit und deren Ertrag verschwindet darin, so weit sie nur dem Boden gewidmet und an denselben gebunden ist. Da ist auch der Zehnte die natürliche Abgabe für die Befriedigung des religiösen, bürgerlichen und Gemeindebedürfnisses, wie alle Steuern natürlicherweise einen verhältnißmäßigen Theil des Nationaleinkommens ausmachen. An eine Unterscheidung des reinen Einkommens und der Werbungskosten ist da noch nicht zu denken, mithin wird auch der Zehnte vom rohen Ertrage abgegeben und genommen. Allein diese Scene ändert sich ganz von selbst, so wie auf der einen Seite die Ertragbarkeit des Bodens durch dessen Benutzung erschöpft wird, und auf der andern Seite der Werth der Arbeit steigt und außer dem unbeweglichen Vermögen die bewegliche Habe zunimmt. In dem Wesen der Sache ändert es nichts, daß man es nicht gewahr wird, wie mit jedem Jahre die natürliche Erzeugungskraft des Bodens durch dessen Benutzung abnimmt, mithin sich die Bodenrente und das Grundcapital vermindert und Arbeits- und Capitalrente dessen Stelle einnehmen, weil die immer steigende Cultur und der immer aufs Neue angelegte Verlag es nur bewerkstelligen, daß der Boden noch bringt, was ihm abgewonnen wird. Dasjenige, um was die Bodenrente durch diese Verwendungen über ihren natürlichen Betrag gesteigert werden kann, den sie vermöge der ununterstützten Kraft des Bodens abwirft, ist nicht unbedeutend, allein es kann doch bald dahin kommen, daß die Bodenrente nur den kleinsten Theil des Bruttoertrags des Grunds und Bodens ausmacht, weil das in ihn verwendete Betriebscapital beiweitem seinen eignen Werth übersteigt. Bei zunehmender Cultur kommt es sogar so weit, daß die Bodenrente sich immer mehr verringert, indem die Productionskraft des Bodens selbst immer mehr ausgesaugt wird, und er nur noch den Werth behält, der ihm als einer Gelegenheit zukommt, Arbeit und Capital noch nützlich zu beschäftigen, die sonst gar nicht würden angelegt werden können. Sobald aber der Brutto- und Nettoertrag des Bodens unterschieden wird, hört der Zehente auf eine gerechte und billige Abgabe zu sein, weil die Bodenrente mit der Arbeits- und Capitalrente, die zusammen im Bruttoertrage stecken, nicht gleichen Schritt halten, vielmehr die Vermehrung jener diesen in der Regel nachsteht, folglich ganz in dem Maße hintertrieben wird, als Arbeit und Capital anderweitig ohne diesen Abzug noch angelegt werden können. Die Ungerechtigkeit wird um so größer, da es nach der Natur des beweglichen Vermögens und der Arbeit nicht möglich ist, sie in allen Arten der Anwendung zu erfassen und der Besteuerung zu unterwerfen, folglich die Grundbesitzer diejenigen Mitbürger mit übertragen müssen, welche nicht heranzuziehen sind. Je mehr mit der Zunahme des Capitalvermögens die Zweige der Industrie sich vervielfältigen, desto größer wird die Unmöglichkeit, jenes auf gleiche Weise wie den Grundbesitz zu besteuern. Wenn sonach der Zehente bei fortschreitender Cultur ungerecht und ein Hinderniß der Verbesserung der Landwirthschaft selbst wird, ist nicht nur der allgemeine Haß der Zehentpflichtigen gegen diese Abgabe gerechtfertigt, sondern auch für die Obrigkeit die Obliegenheit erwachsen, ihn auf seine ursprüngliche Beschaffenheit und Maß zurückzuführen, nämlich auf den Antheil an der natürlichen Bodenrente, auf welchen der Empfänger allein Anspruch hat. Umgekehrt würde es wieder ein Selbstbetrug sein, dem Ertrage des Bodens gutzuschreiben, was den Bodenbesitzern anderweitig zugewendet wird. Vermöge stillschweigender Compensation sind jenen in den meisten Ländern mancherlei Bezüge vom Gemeingute für die unentgeltlichen Dienste oder Frohnen zugestanden worden, die sie dem Staate leisten mußten, z. B. Holz und Weide in den Staatsforsten, wohlfeiles Salz, Unterstützung bei Unglücksfällen. Dergleichen Benesicien zu entziehen, ohne die Gegenleistungen zugleich zu erlassen, selbst ohne Ausgleichung der etwanigen Ungleichheit, würde augenscheinliche Ungerechtigkeit sein. Wird aber diese nicht begangen, kann die Maxime nur Lob verdienen, daß jedes Eigenthum im Staate, es gehöre einem Einzelnen oder einer Körperschaft oder der Gesammtheit, möglichst vortheilhaft müsse benutzt werden können, und daß alle Beschränkungen desselben, welche dies hindern, ablösbar gemacht oder aufgehoben werden müssen, je nachdem der Titel zum Besitze des Rechts darauf zu Recht oder Unrecht besteht. Denn die bloße Zulassung eines Unrechts im Staate darf der Pflicht zu dessen Aufhebung nicht entgegentreten, wie lange es auch bestanden haben möge, außer insofern die Erfoderniße der Verjährung vorhanden sind, welche im positiven Rechte selbst einen Rechtstitel abgeben, worauf aber Diejenigen keinen Anspruch haben, gegen welche den Beeinträchtigten kein Rechtsschutz gewährt wurde. Daß eben dies in Ansehung aller Arten von Hörigkeit der Fall sei, da Menschen nie selbst ein Eigenthumsgegenstand rechtlich werden können, bedarf keiner weitern Ausführung. Aber auch auf den lassitischen Besitz und manche dingliche Leistungen findet dasselbe Anwendung, so weit die Unrechtmäßigkeit ihrer Entstehung historisch erweislich ist und dadurch die für die Rechtmäßigkeit alles Besitzes streitende Vermuthung widerlegt wird. Natürlich können alle dergleichen Dinge nur erst zur Sprache kommen, wenn die betreffenden Gegenstände in den gemeinen Verkehr treten und dadurch einen Marktpreis erhalten, weil nur erst alsdann der Druck fühlbar wird, diesen nicht erlangen zu können, das heißt, wenn das Geld sich dergestalt gemehrt und ausgebreitet hat, daß vermöge dieses allgemeinen Tauschmittels das Land ein allgemeiner Markt des Austausches werden und jede Sache ihren Preis finden kann. Es ist mithin nicht das Geld, das den Besitzstand verändert und stört, sondern es war vielmehr früher der Mangel an jenem, welcher den Austausch der Bedürfnisse unmöglich und es unvermeidlich machte, daß Leistungen ohne, oder für nicht auslängliches Entgeld bezogen wurden. Diese unübersehbare und durchgreifende Veränderung der Dinge mußte sich vorzüglich aller Arten von Arbeiten bemächtigen. So lange die Menschen nur Grundeigenthum besaßen, konnte die auf die Einsammlung des eignen Bedürfnisses mit Einschluß des schuldigen Beitrags zu den Gemeindelasten verwendete Arbeit gar keinen Werth haben. Sklaverei war damals ein unumgängliches Uebel, da der Dienst in und für die Gemeinde allen Bürgern einen Theil ihrer Zeit entzog und außerdem die Behaglichkeit, Andere für sich arbeiten zu lassen, nicht unbekannt bleiben konnte. Als die Geschäfte der Beamten zunahmen, auf der andern Seite aber der Ehrgeiz und die Habsucht Gefolge und Diener erheischte, und damit das Bedürfniß der Schadloshaltung und Belohnung solcher Dienste aufkam, andere Mittel aber dazu noch nicht vorhanden waren als die Früchte des Bodens, mußte den Erstern ein bestimmter Antheil an denselben ausge-

Mr. C. H. Wilson moved, and Mr. Wm. Wilson seconded, that the Report be received and adopted. Carried.

Mr. Wm. Wilson moved, and Mr. C. H. Wilson seconded, that the Treasurer's Report be received and adopted. Carried.

Mr. Wm. Wilson moved, and Mr. C. H. Wilson seconded, that the Auditor

der Stetigkeit und Sicherheit des Grundbesitzes zu erwarten, indem die Uebermacht im Volke durch denselben an die Verfassung des Landes und an die heimatlichen Einrichtungen festgebunden ist. Wer Alles haben will, verliert nur zu leicht Alles. Man muß einige Vortheile in der Nationalwirthschaft und die unsichere Zahl der politischen Sicherheit willig zum Opfer bringen. Die Vertheilung des Grundbesitzes und die Art dieses Besitzthums ist hiernach unbestreitbar ein sehr wichtiges Capitel in der Staatsverfassungslehre, was unsern Verf. vollkommen rechtfertigt, daß er immer wieder darauf zurückkommt und im Gegensatze zu Cato fortgesetzt ausruft: Erhaltet mir den Bauernstand in der örtlich angemessenen Landesbewirthschaftung!! Unterlaßt die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens! Stört nicht diejenigen Einrichtungen, worauf im gebirgigen Theile des Landes die Viehwirthschaft wesentlich beruht, und verdrängt sie nicht durch weniger productiven Ackerbau, wozu das Volk genöthigt wird!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber einen wahrscheinlich germanischen Volksstamm mitten unter den Gebirgsvölkern des Kaukasus.

Die „Dorpater Jahrbücher", deren d. Bl. schon öfters empfehlend gedacht haben, bringen im dritten Heft des zweiten Bandes einen anziehenden Aufsatz über den Volksstamm der Kubaschanen im Kaukasus, aus dem hervorgeht, daß dies kleine Volk wahrscheinlich mit uns von denselben Voreltern stammt und entweder ein bei der Völkerwanderung zurückgebliebener germanischer Volksrest ist, oder doch von westeuropäischen Kreuzfahrern abstammt, die in den Gründen des Kaukasus neue Sitze nahmen. Dieser kleine Stamm, welcher die vier Dörfer Surárkálly, Schirilly, Amisgally und Kubatscha bewohnt und zwischen den Kreisen von Surogi und Kábádárá, die zum Akuschereiche gehören, eine eigne kleine Republik bildet, durch Sprache, Sitte und ehemals auch durch die Religion von allen seinen Nachbarn abgesondert, nennt sich selbst Franki und behauptet, aus Frankistan, d. h. dem westlichen Europa abzustammen. Diese unter den Kubascharen verbreitete Sage wird durch die spätere Erzählung zweier Kubaschanen bestätigt, die auf einer Reise nach Mekka in Jaffa mit zwei Europäern zusammentrafen, die ihre Sprache vollkommen verstanden, und die, nachdem sie von ihren Sitten und Gebräuchen gehört, ihnen erklärten, sie seien eigentlich ihre Landsleute und Wanedik (Venedig?) ihr Vaterland. Die Kubaschanen, da sie hörten, daß ihr Vaterland ein großes Reich und ihr Fürst ein mächtiger Monarch sei, fühlten große Lust, ihre Landsleute nach Wanedik zu begleiten; allein die Pflicht rief sie nach Mekka, und so nahmen beide Theile Abschied voneinander. Seit sechs Jahrhunderten etwa bekennen sich die Kubaschanen zum Islam, dem sie jetzt eifrig anhangen. Ihre Staatsverfassung ist eine streng aristokratisch-republikanische; sie waren bis zum J. 1821 völlig unabhängig und Niemand zinsbar. Ihr geistliches Oberhaupt war der Kadi Machmed zu Akuscha. Seitdem zahlen sie an Rußland einen Tribut von 400 Dukaten jährlich; im Uebrigen sind sie frei geblieben, folgen ihren alten Sitten, Rechtsgewohnheiten und Gebräuchen wie vordem. Das Dorf Kubatscha, von etwa 500 Familien bewohnt, bildet den Hauptort. Zehn Aelteste (Senatoren) mit erblicher Würde bilden die aristokratische Regierung; sie wählen 25 Stämmesrichter, die in allen Streitigkeiten Recht sprechen; in sehr wichtigen Fällen thun dies die Senatoren, deren Urtheile schriftlich niedergelegt werden. Die drei Ortschaften Surarkálly, Schirilly, Amisgally gelten für unterworfene und werden zum Theil von Lesgiern bewohnt; der erste Ort zeichnet sich durch seine Töpfereien, der letzte durch schöne Stahlarbeiten aus, Schirilly treibt Ackerbau. Die Sprache der Kubaschanen endlich ist allen Kaukasiern, selbst den unterworfenen Lesgiern unverständlich, sie ist eine Gurgelsprache (vielleicht Celtisch-Gaelisch?). Die Kubaschanen besitzen in ihr ein eignes Gesetzbuch, jedoch mit tatarischer Schrift, sowie denn auch durch Handelsverkehr eine Menge einzelner tatarischer Worte in ihre Sprache eingedrungen ist. Aus welcher Stammsprache dieselbe besteht, hat der russische Berichterstatter nicht ergründet; indeß geht aus seinen Sprachproben hervor, daß dies weder das Tatarische noch eine semitische Sprache, ebenso wenig aber Slawisch oder Hunnisch ist. Es verlohnte daher wol der Mühe weiterer Untersuchung, ob die Kubaschanen entweder ein zurückgebliebener oder zurückgekehrter gothischer Volksrest, oder aber baskische oder bretagnische Abkömmlinge, oder auch Reste der Kreuzfahrer sein möchten. Die mitgetheilten Zahlworte — sonst gute Wegweiser — geben uns hierüber keine Andeutung; sie heißen: Ssa, qua, au, aug, chu, eck, wa, ka, utschu, wig, witcusa, witcuqua u. s. f., ha (20), awzahl (30), augzahl (40), däsch (100), asü (1000). Der Mann heißt gall — was uns auf Gallier (Kelten) hinweist —, der Mensch aber (semitisch) adamé. In ihren Sitten weichen die Kubaschanen zum Theil von den orientalischen sehr ab; so verwerfen sie die Polygamie und lieben den Branntwein trotz ihres islamitischen Eifers. Sie sind fleißige Handwerker, weben gute Tücher und verfertigen berühmte Klingen, Dolche und Pistolen. Die Frauen gehen unverschleiert und nehmen an allen Lustbarkeiten Theil. Der edle Kubaschane kleidet sich tatarisch, die Frauen tragen lange Kleider mit Gürtein und einem engen Beinkleid. Ihre Rechtsgewohnheiten erinnern gleichfalls an occidentalische Herkunft. Körperstrafen sind unbekannt, eine Geldbuße sühnt jede Schuld. Der Mörder zahlt 400, der Dieb 30 Rubel, der Ehebrecher 60, in Geld oder Stoffen. Die Häuser sind von Stein, zweistöckig, mit europäischen Fenstern; der Haupthandel geht nach Rucha und Dagheſtan, von wo sie Brot, Hirse und Reis empfangen, und Waaren, irdene und eiserne, sowie Tuche ausführen. Eine heitere Gastfreundschaft herrscht in Kubascha, und auch diese ist nicht orientalisch; um so strenger sondern sich die Kasten ab.

Den hier mitgetheilten fragmentarischen Nachrichten, besonders in Bezug auf die Sprache der Kubaschaner, weiter nachzuforschen, scheint uns wol der Mühe werth zu sein. 100.

Literarische Notiz.

In Paris erscheint soeben der dritte Band der „Voyage en Orient" von Hrn. Fontanier. Zwei Bände sind 1829 herausgekommen. Der erste begreift das türkische Asien, der zweite Konstantinopel, Griechenland und die politischen Ereignisse bis 1829. In dem obenangezeigten dritten Bande gibt Hr. Fontanier sehr ausführliche Nachweisungen über die Verfassung des Reiches, über die Organisation der verschiedenen Kirchen der Rajahs; so heißen alle Nichttürken, deren Religion von der Pforte anerkannt wird. Eine interessante Zugabe sind: die Reise nach Lazistan, einem bisher wenig bekannten Landstriche am schwarzen Meere; eine Beschreibung des russischen Feldzugs in Asien unter Paskewitsch und äußerst anziehende Nachrichten über die von den Russen aus den Ländern am Kaukasus vertriebenen Fürsten. Sultan Mahmud wird von seinen Unterthanen gehaßt; die orthodoxen Moslim fliehen die Moschee, wenn er sie besucht; man bezeichnet ihn mit dem Spottnamen: der Russe, oder auch der Corsar. Mahmud scheint ein lockerer Vogel zu sein; er betrinkt sich alle Tage und bringt die Nächte mit den schönsten griechischen Mädchen zu, deren er habhaft werden kann. Wie es mit der christlichen Geistlichkeit beschaffen ist, kann man aus Folgendem abnehmen. Der armenische Erzbischof von Trebisonde (Trapezunt) war Bedienter bei dem Prälaten gewesen, dem er im Amte gefolgt war. Der Bischof war seines Standes ein Goldschmied und machte seinen bischöflichen Ornat selbst. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 358. — 24. December 1834.

Das Prädialprincip; die Grundlage und Rettung der Nuralstaaten; und insbesondere des christlich-germanischen Staatensystems. Von J. E. v. Koch-Sternfeld.

(Beschluß aus Nr. 357.)

„Das Täuschende des jetzt sehr üblichen Gemeinplatzes, daß, je mehr das Grundeigenthum vertheilt werde, desto mehr die Nation wieder an Stabilität gewinne, geht aus der statistischen Vergleichung des Zustandes im Herzogthum Baiern vor 800 Jahren und jetzt unwiderleglich hervor. Als ob die fortschreitende Zersetzung jemals in eine entgegengesetzte Natur und Wirkung übergehen könnte! Daß die 30,000 Bauernhöfe des Herzogthums nach und nach unter 129,000 Familien vertheilt wurden, ist Thatsache; aber was ist dadurch gewonnen worden? Im ehemaligen Rentamte Straubing hatten sich die Vollbauern in der Mehrzahl länger behauptet; man zählte dort auf einem Flächenraume von 103 □Meilen 7216 verschiedene Bauerngüter, mithin auf eine □Meile 70 Höfe. Aber am Schlusse des 18. Jahrhunderts saßen auf diesem Areal auch bereits über 36,000 Familien. Sollten sich in Baiern nach dem Antrage eines modernen Deputirten, dem die dermalige Bevölkerung noch lange nicht genügt, von jedem Hofe 18 Familien nähren, so müßten zwei Drittheile davon vom Betteln und Raube leben, und bald der Staat mit ihnen." — „Das nothwendig breite Fußgestell des ganzen Staatsgebäudes eines landwirthschaftlichen Volkes, der Bauernstand, soll in allen Wechselfällen am wenigsten erschüttert und materiell geschwächt werden. Wird der Bauer wieder aus dem Hypothekenbuche kommen, kommt er auch wieder aus den Händen der Mäkler, Advocaten und Gerichte! Wenn man durch Vergleichung der Thatsachen die Wirkungen politischer Einrichtungen kennen lernen will, darf man nicht kurze Zeiträume in Anschlag bringen, nicht Jahrzehnde, sondern Jahrhunderte. Die Mehrzahl aller Sachkundigen in Baiern ist aber der Ueberzeugung, daß, der bisherigen Versuche, Anregungen und Anstrengungen ungeachtet, der dauernde Wohlstand des Volkes nicht zugenommen, daß vielmehr, und insbesondere seit einem Menschenalter, die Grundkräfte des Staats augenfällig nachgelassen haben. Mit einem Worte, es wird die Wahrheit des freimüthigen Ausspruches anerkannt: daß der Curswerth des Grundeigenthums um nahe 500 Millionen abgeschlagen habe, und daß alle Symptome auf eine progressive Verarmung unsers Vaterlandes deuten." — „Unsere ältern Vorfahren haben weniger Land angebauet und doch mehren Menschen Brot gegeben. Denn die Volksmenge war auch in unserer Gegend einst größer als jetzt. Den Beweis davon geben die vielen Güter, Häuser und Höfe, welche wirklich eingegangen, dann die Zubaugüter, die in vorigen Zeiten mit eignen Maiern besetzt gewesen sind." Zur anschaulichen Vergleichung ist das Herzogthum Baiern, ohne die obere Pfalz und andere Nebenländer, im sicher berechneten Flächenraume zu 514½ □Meilen und im Verlaufe des 16. Jahrhunderts gewählt worden, in der Ueberzeugung, daß die geographische Ausdehnung dieses Kerns der heutigen Monarchie und der pragmatische Stoff der Landesgeschichte jenes Zeitraums zureichende Mittel bieten, um die heutigen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und der Wirthschaft durch die Gegenstellung der damaligen näher würdigen zu können und hieraus, selbst für die nächste Zukunft, einigermaßen verständigt zu werden. Das 16. Jahrhundert ist uns noch nahe genug, um daraus, so verheerende Katastrophen auch inzwischen über Land und Leute hingezogen sind, durch Autopsie allenthalben die wahren Grundzüge des häuslichen und öffentlichen Lebens aller Stände und insbesondere des landwirthschaftlichen Betriebes auffassen zu können." Nach den tabellarisch zusammengestellten Nachrichten sind nun vorhanden gewesen:

	Zu Ende des 16. Jahrhunderts.	1799.
Bauernhöfe	36,000	29,850
Familien	188,600	128,935
Pferde	318,000	182,500
Rinder	972,000	524,400
Schafe	2,136,000	565,600
Schweine	393,000	226,600

Hiernach zeigt sich allerdings überall eine augenfällige Abnahme, „und nur allein, ominös, bei den Ziegen ein Zuwachs von 8250 Stück, indem die Ziege, außer der Alpenwirthschaft, überall die treue Gefährtin der Armuth und des in die kleinsten Bruchtheile aufgelösten Grundeigenthums ist." — „Wenn wir nun gleich Grund haben zu glauben, daß die Zählungen und statistischen Operate von 1799 unvollständiger als jemals gewesen sind, da sowol auf Seiten der Beamten als der Unterthanen der täglichen Anlasse zu Störungen, Verheimlichungen, Befürchtungen und Täuschungen allzu viele vorhanden waren, so ist doch die unerhörte Verminderung der Viehzucht, vornehmlich der Schafzucht, außer allem Zweifel. Rücksichtlich der Bevölkerung sind die damaligen Zählungen zuverlässiger. Abgesehen also von der intensiven Stärke der Familien, über deren fortschreitende Abnahme sich, wenn auch hier und da ihre Anzahl ein Mehr auswiese, Niemand täuschen wird, hat nicht nur die Bevölkerung der Städte und Flecken, sondern noch mehr die des platten Landes abgenommen." — „Das große Misverhältniß zwischen dem Ackerlande und den Wiesen und Weiden fängt jetzt schon an da laut zu werden, wo zur Zeit noch der Rationalismus die Feder zu führen scheint, in einigen Protokollen der Landtagsverhandlungen und der Landräthe in den Kreisen."

In Ansehung der Zahl der Bauernhöfe können in den vorliegenden Tabellen nicht die einzelnen wirklich bestehenden Wirthschaften, sondern nur die Complexe nach dem Kataster gemeint sein. Noch eine andere Vergleichung, welche der Verf. vorgenommen hat, indem er die statistische Tabelle des Jahres 1830 vom ganzen Königreiche Baiern, welches 1382,3 □Meilen enthält in dem Verhältnisse des Flächenraumes, also wie 8 zu 3, reducirt und damit die obigen Nachrichten zusammengestellt hat, ist ganz unrichtig, da die übrigen Landestheile, besonders die beiden Main- und der Rheinkreis, von ganz anderer Landesart sind als Altbaiern. Danach hat Baiern 4,184,877 Einwohner

(also 2992 auf die □ Meile), 360,881 Pferde, 2,304,903 Stück Rindvieh, 1,667,177 Schafe, 75,588 Ziegen und 635,209 Schweine gehabt. Die Abnahme des Viehstandes, vorzüglich der Schafe, ist jedoch auch hieraus ersichtlich, wogegen die Bevölkerung wächst. Wenn das liebe Vieh den Menschen Platz macht, sollte man meinen, daß man unter allen Umständen sich nur darüber zu freuen habe. Indessen thut es auch hier die Zahl nicht, sondern nur der Inbegriff Dessen, was Menschliches in den auf zwei Beinen gehenden ungefiederten und ungerupften Wesen sich regt und waltet. Eine Menge jener Zweifüßler verleben den größten Theil ihres Daseins nur in thierischen Bedürfnissen und Leistungen. Ein wohlhabender und gebildeter Mensch genießt und schafft zehnmal mehr Menschenwürdiges als 20 solcher Geschöpfe, welche das ganze Jahr die Kurbel in einem Bergwerke drehen. Behüte der Himmel vor der Folgerung, daß der Werth der Menschen durch ihr Vermögen bestimmt werde! Aber ein unentbehrliches Mittel zur Ausbildung des Menschlichen im Menschen selbst ist und bleibt Vermögen, sonach auch in jedem Lande die Vermehrung der Menschenmenge nur insoweit zu wünschen und zu befördern, als sie dieses unentbehrlichen Mittels theilhaftig werden kann, wenigstens noch zu dem Antheile, daß nicht der dürftigste Unterhalt die ganze Frucht der täglichen Kraftanstrengung sein darf und ohne deren ununterbrochene Beschäftigung die Versuchung entsteht, mittels derselben auf Kosten der begüterten Mitbürger und der öffentlichen Sicherheit die Bedürfnisse zu stillen. Denn im Gemeinleben der bürgerlichen Gesellschaft kommt es nicht blos darauf an, wieviel jeder Mensch für sich allein gilt, sondern ebenso sehr darauf, was er in seinem Berufe und Verhältnisse zur Gesammtheit gilt, wie er dem Zwecke derselben förderlich oder hinderlich ist. Dafür, daß das Princip der Beweglichkeit sich im Staate geltend mache, braucht nicht gesorgt zu werden; das Elastische dringt von selbst überall ein. Darauf vielmehr ist Bedacht zu nehmen, daß auch das Princip der Stetigkeit und der Erhaltung diejenige Gewährleistung erhalte, welche nicht blos die Sicherheit alles Besitzes erheischt, sondern selbst die Bedingung der ungestörten Ausbildung eines jeden Organismus ist. Eine unerlaßliche Anfoderung an eine tüchtige Staatsverfassung wird also allemal ein zahlreicher, kräftiger und vom Vaterlande unablöslicher Bauernstand sein. Damit unverträglich ist die Maxime der beliebigen Bodenvertheilung. Wer nicht mehr oder noch nicht so viel Boden hat, als daß er bei aller Arbeit davon nur in Mitteljahren seine karge Nothdurft gewinnt, für den ist dieser Grundbesitz nur die Werkstätte seiner Arbeitsverwendung, und er ist in politischem Betrachte nur wenig verschieden von dem Fabrikarbeiter oder Taglöhner. Besser ist es, daß solche Leute als Gesinde oder Arbeitsfamilien mittelbar dem Staatsverbande angehören, indem diese Einreihung in die Familien der Staatsbürger selbst eine mittelbare Bürgschaft gewährt. Ein Stand ohne Selbständigkeit seiner Glieder kann kein Stand sein, weil er in seinen Elementen nicht zu stehen vermag, sondern gehalten, getragen werden müßte. Die Politik gebietet der Nationalwirthschaft, auf den freien Verkehr mit dem Grundeigenthume zu verzichten und durch das ganze Land den größten Theil desselben zu geschlossenen Höfen zu widmen. In welchem Verhältnisse aber, wie groß oder klein, gleich oder ungleich, dafür läßt sich keine allgemeine Regel geben, weil dies von mancherlei Verhältnissen abhängt. Das geringste Maß indessen ist, daß eine Familie mit einfachen Bedürfnissen für Geist und Leib in der Wohlhabenheit auszukommen vermöge, die einen Vorrath für Mißjahre hinter sich hat.

„Der innere Friede, oder, was Dasselbe ist, das ungetrübte Recht, die erste Bedingung der Wohlfahrt einer jeden civilisirten Gesellschaft, welche wir Staat nennen, beruht zunächst auf ihrem organischen Bestande. Dieser Bestand beruht wieder auf den geistigen und materiellen Anlagen der Gesellschaft und auf ihren Bürgschaften, das heißt: auf den stabilen Grundformen des Staatslebens, die bei Entwickelung und Ausbildung der Anlagen durch die Vernunft und die Erfahrung als Bürgschaften und sohin als wahre Autoritäten erkannt worden sind. Alles Organische ist Ausfluß der Allmacht, rein und unabhängig von jeder Zuthat geschaffener Wesen. Aber die organischen Elemente schließen im sittlichen Aufschwunge und Gebrauche der Fähigkeiten, im Verfolge der Civilisation, die mechanischen Mittel, Menschenwerk, nicht aus; vielmehr werden diese Mittel in bemessener untergeordneter Haltung für den Organismus selbst erhaltend und fördernd." — „Eben die heutige Ueberzahl an Literaten und Doctoren, die sich, durch mechanisches Aufgebot herangezogen und so ihren natürlichen Standpunkten entrückt, nun heerdenweis auf den magern Gemeinweiden der Societät herumtreiben, muß wieder zu einer Katastrophe führen, die glücklich abläuft, wenn sie nur doctrinair verpufft, das heißt: wenn nicht auch andere, in ihren Interessen durchaus mehr oder weniger verletzte Stände ins Mitleid gezogen werden. Und von einem Kriege der Stände ist zu einem Kriege der Völker, wobei alle Gewalten sich in zwei Parteien einigen, nur ein Schritt." — „Wäre es auffallend, daß das Jahrhundert der Bauernkriege mit dem Jahrhunderte des kirchlichen Zwiespalts, mit der Reformation, zusammentrifft? Mit nichten! Wo lebt und bewahrt sich das religiöse Princip, der Glaube, inniger und lebendiger als in der Landwirthschaft? Wo schlug das Christenthum tiefere Wurzeln als in der germanischen Scholle? Wo wurden die Pflichten früher gelehrt als die Rechte? Wo zeigt sich noch in unsern Tagen das Bedürfniß nach kirchlicher Einigung, so oft und so brutal von den Neologen gemißhandelt, dringender als dort, wo alles menschliche Calculiren und Regieren gleich Seifenblasen zerstäubt, auf dem Schauplatze der siderischen und tellurischen Kraftäußerungen, zunächst im Schauen von Gottes Gegenwart? Da horchten die wahren Erdensöhne, zum Glück noch immer die zahlreichste Classe in der Gesellschaft, hoch auf ob dem Rufe Luther's von christlicher, von evangelischer Freiheit. Aber dieser Ruf ward ebenso oft mißverstanden als gemißbraucht; und er hat ebenso viel Unheil mit sich gebracht als das heutige Feldgeschrei von volksthümlicher und staatsbürgerlicher Freiheit und Gleichheit; ein Ruf, der blos im Verstande der flachen Geldarithmetik und selbst so von den Staatsbehörden mit Haft ausgelegt, zum Angriffe des Eigenthums führen muß und von jeher dazu geführt hat." — „Dennoch ist Hormayr's Angabe ebenso kurzsichtig als aberwitzig. „Nur der beleidigte Ehrgeiz eines Augustinermönchs, nur der aufgeregte Schwindelgeist von kirchlicher und politischer Freiheit sollte die Bauernaufstände herbeigeführt und den Bauern eine dummdreiste Sprache in den Mund gelegt haben?" — Nimmermehr! Mehr im Instincte als nach klaren Begriffen aufgefaßt sind alle Artikel in der Bauern Bitt' und Begehr, so die Bauern zur Abhülfe ihrer Noth überall vortrugen, und die selbst in ihrer Ueberspannung nur durch vorangegangene Mißbräuche und widerrechtliche Eingriffe von oben veranlaßt worden waren." Vorzüglich interessant ist in dieser fünften Abhandlung der abgedruckte Bericht des steierischen Landeshauptmanns Sigmund von Dietrichstein über seine von den salzburger Bauern erlittene Niederlage. Wenn aber der Verf. die Austreibung der salzburger Protestanten als einen Act richtiger Politik zur nothwendigen Erhaltung der Einheit der Kirche in einem Krummstabsstaate ansieht, möchte man ihn nur daran erinnern, daß in den Ländern, wo diese Auswanderer mit offenen Armen aufgenommen wurden, sie friedlich neben katholischen Mitbürgern wohnen.

„Wie Herzog Albrecht zu dem höchsten Prädicate eines Fürsten, zu dem Beinamen des Weisen gekommen ist, das hat die ernste Geschichte noch erst zu untersuchen." — „Der Weise benutzt die Zeit, ohne ihr vorzugreifen." — „Hätte Albrecht mit Würde und Vertrauen und in erster Person sein Ziel verfolgt, wie viele Greuel und Verluste würden in diesem Erbfolgekriege nicht vermieden worden sein? Das Fürstenthum Landshut wollte Albrecht nicht länger neben sich dulden, und nachdem ganz Baiern in unsäglichen Jammer versenkt, nachdem Herzog Georg's langgehäufter Schatz und schwere Steuern an die raubsüchtigen Krieger vergeudet worden waren, mußte Albrecht für

Georg's Enkel ein neues Fürstenthum, Neuburg, gründen, ein anderes seinen Streitgenossen, ein drittes dem Herzoge Wolfgang abtreten und ein viertes, theils vor den Thoren Münchens, theils rings um Baiern, und damit unschätzbare Hoheitsrechte, den persönlichen Interessen des Kaisers zum Opfer bringen. So ganz anders leitet oft die Vorsehung den Verlauf vermessener Entwürfe der Menschen." — „Was Albrecht nach so ungeheuern Einbußen des Landes erlangt hatte, das war nichts weniger, als jenes hohe, oft misverstandene Ziel der Alleinherrschaft, nach dem er gestrebt hatte." — „Die schönste, die gedeihlichste Alleinherrschaft beruht einzig auf der Wohlfahrt und dem Vertrauen des Volkes. Angelus Rumpler, der Abt von Formbach, der Zeitgenosse Albrecht's, zieht schon aus dessen Leben die Sentenz: „Sowie die Milde gemäßigt werden muß, ebenso die ernste Strenge. In Allem weiß die richtige Würdigung das rechte Maß zu halten. Mehr aber muß ein Fürst danach trachten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden, als sich von ihnen gefürchtet zu wissen." 33.

Aus Italien.

Ein gelehrter Arzt, der einst zu den Zierden der Universität von Genua gehörte und deutschen Kunstfreunden als der Gatte Bianca Milesi's schon näher befreundet ist, Dr. Mojon, gegenwärtig in Paris, hat nicht uninteressante Beobachtungen über den Zusammenhang des Gehörs mit der Bildung der Hirnschädelknochen angestellt, zu denen er durch Beobachtungen bei Leichen veranlaßt ward. Den nächsten Anlaß dazu gab ein schmerzlicher Vorfall. Dr. Bennati, ein enthusiastischer Musikfreund und berühmt durch seine Forschungen über die Bildung der Stimmwerkzeuge und ihre Heilung im krankhaften Zustande, fand in Paris durch das durchgehende Pferd eines Cabriolets bekanntlich seinen Tod. Man öffnete die Leiche und die Auffallenheit seiner Schädelbildung veranlaßte die Aerzte, die dabei zugegen waren, dieses Phänomen mit ähnlichen Vorkommenheiten zu vergleichen. Die Knochen des Schädels fand man nämlich dünner als gewöhnlich, an einzelnen Stellen sogar durchscheinend und beinahe gläsern und die Nähte völlig verwachsen. Aehnliche Auffallenheiten hatte man bei mehren Musikfreunden und Tonkünstlern angetroffen und diese Wahrnehmung hat auf die Vermuthung geführt, daß die größere oder mindere Dichtheit der Schädelknochen wol beitragen könne, um deutlicher oder weniger deutlich die Schwingungen der Töne, ihre Reinheit und Uebereinstimmung zu vernehmen. Seine Meinung zu stützen, erinnert Dr. Mojon an die Erfahrung, daß Taube die Töne einer Orgel oder eines Pianoforte vernehmen, wenn man einen Eisenstab mit dem einen Ende auf ihren Kopf, mit dem andern auf das gespielte Instrument legt; er führt an, daß Taube manchmal gesprochene Worte besser vernehmen, wenn man ein Hörrohr ihnen auf den bloßen Schädel, als wenn man es ihnen ans Ohr hält daß sie die Uhrbewegungen deutlich vernehmen, wenn man die Uhr ihnen auf die Schläfe legt, und führt mehre kahlköpfige und dabei harthörige Personen auf, die ihre Haartouren abnehmen müssen, wenn sie eine Predigt oder eine Vorstellung im Theater verstehen wollen. Auch die Schädelbildung der Singvögel schien seine Vermuthungen zu bestärken, die er aber keineswegs dahin ausdehnen möchte, daß er Dünnheit der Schädelknochen als ausreichend ansehen würde, um das Vorhandensein musikalischer Fähigkeit darauf zu begründen.

Am 29. Dec. 1838 starb zu Venedig ein Mann, der durch ein untergeschobenes Buch in der europäischen Literaturgeschichte seinen Namen sicherer begründet hat als durch die große Menge von Schriften aller Art, die er unter eignen Namen herausgab. Giuseppe Compagnoni ist gemeint, der Verf. der „Veglie di Tasso". Beweglicher noch als die Zeit, die Compagnoni durchlebte, ist kaum ein Zweig des Wissens zu nennen, in welchem er sich nicht versucht, sowie kaum ein Lebensverhältniß zu bezeichnen wäre, das er nicht durchgemacht hätte. Im Kirchenstaate zu Lugo am 5. März 1754 geboren, mußte er gegen seine Neigung Theologie studiren, wurde früh und mit Beifall Zeitungsschreiber in Bologna, dann Regierungssecretair in Ferrara, bald darauf Privatsecretair im Hause Bentivoglio di Aragona. Nicht lange dabei ausdauernd, ging er schon nach einigen Jahren nach Venedig, um als Redacteur der „Notizie del mondo" und als Schriftsteller überhaupt zu leben. Gedichte so gut wie eine gepriesene Uebersetzung von Cato's Schrift „De re rustica", Untersuchungen über Hebräer und Juden wie Neckereien („Lettere piacevoli se piaceranno"), endlich eine beliebt gewordene „Chimica per le donne" gingen damals aus seiner Feder hervor, fristeten aber ihre eigne Existenz sowie die ihres Verf. nur vom Tage zum Tage. Von Venedig aus ging er nach Triest, schrieb 1796 einen „Mercurio d'Italia", kehrte aber immer gern nach Venedig zurück, bis man ihn nach Ferrara als Secretair bei der Centralverwaltung abrief. Dort ward er Professor des cispadanischen Staats- und allgemeinen Rechts und bewies mit seinen „Elementi di diritto ecc. ossia principj di gius pubblico universale", die bei mehren Universitäten als Lehrbuch eingeführt wurden, daß er beabsichtige es zu sein. Damals dauerte nichts eben lange; auch Compagnoni's Katheberühmtheit nicht. Man hatte ihn eben zum Rathe beim Cassationshofe gemacht, weil er für einen ausgezeichneten Juristen galt, als er für besser fand Italien ganz zu verlassen und nach Frankreich sich zu wenden. Vincenzo Dandolo, ein treuer Freund, war in dieser Bedrängniß seine Stütze; noch mehr er seine eigne, denn als eben die Noth groß, und er nur um einen Titel verlegen war, der bei den Franzosen Glück zu machen versprache, fiel er auf Tasso, weil er den Franzosen vorzugsweise bekannt war und so entstanden die „Veglie di Tasso", die durch Uebersetzungen von Mimaut und von Barrere bald ausgezeichnete Verbreitung fanden, vielmals aufgelegt wurden, indem man sie lange für echt gelten ließ, und in alle Sprachen übersetzt sind. Diese Schrift war in aller Hinsicht ein glücklicher Wurf. Nach seiner Rückkehr ward Compagnoni zum Lehramt des Staatshaushalts bei der Universität Pavia berufen, doch da der dortige Aufenthalt ihm nicht zusagte, ging er nach Mailand, wo eine Stelle im Cultusministerium ihm Ersatz gab und bei der Errichtung des Königreichs Italien die Stelle des Generalsecretairs im Staatsrathe sich fand, ihm glänzendere Aussichten zu eröffnen. Denn gleich in den ersten Sitzungen setzten seine Protokolle Napoleon der Art in Erstaunen, daß er eine einflußreichere Zukunft sich versprechen durfte. Der Orden der eisernen Krone, eine Stelle als Auditore im Staatsrathe waren die nächsten Zeichen der königlichen Gunst. Später kam zu diesen Würden eine Stelle im Prisengerichte und die Theilnahme an der Commission für das Kriegsstrafgesetzbuch. Doch die Verwandlung des Königreichs Italien in ein lombardisch-venetianisches machte allen diesen Ehrenämtern ein Ende. Dem Privatstande zurückgegeben, war Compagnoni nun desto fleißiger in literarischen Arbeiten, die ernstern Inhalts sich indessen ebenso wol über die höchsten Aufgaben der Metaphysik (er arbeitete an einer Fortsetzung zu Tracy's „Ideologia") als über die scherzhaftesten Erscheinungen des Tages erstreckten, denn außer der „Storia di Bibl, uomo memorando de' suoi tempi", einer der vielen Schriften, die er bald als Gius Belloni, bald ohne Namen herausgab, arbeitete er auch fortwährend an Zeitschriften und besorgte Almanache. Alles, was er drucken ließ, aufzuzählen, möchte ihm unmöglich gewesen sein, noch weniger Alles zusammenzubringen. Diese gefälligen Talente erhöhte ein liebenswürdiger Sinn, der ihm die Herzen gewann. Er verstand das Glück zu tragen wie das Unglück und bewährte seine gediegene Gesinnung bei einem jahrelangen Leiden, das seinem Tode vorausging.

Wann das heutige Italienisch Schriftsprache geworden, ist eine von den Fragen, die, bei der allgemeinen Theilnahme der Literatoren des Landes an ihren ältesten Sprachwerken, viel-

fältig aufgeworfen wurde. Daß aus den Elementen der lateinischen Volkssprachen, als die reinrömische Schriftsprache nirgend mehr gehört ward, durch Zumischung der fremden barbarischen Mitgiften, der Keim des heutigen Italienisch hervorging, den Dichter und Schriftsteller zu seiner heutigen Trefflichkeit aufzogen, das ist jetzt wol kein Streitpunkt mehr. Angelo Mai hat im fünften Bande der „Classic. autorr. e Vatic. Codd. editor." einen Grammatiker des 6. Jahrhunderts Virgilius Maro aus Toulouse bekannt gemacht, der zu seiner Zeit schon zwölferlei Arten von Latinität kannte. Aber wann diese jetzige italienische Sprache im Munde des Volkes Consistenz gewann, wann sie als Schriftsprache sich nachweisen lasse, das wird noch längere Zeit die Sprachforscher Italiens in Bewegung erhalten, da ein glücklicher Fund gewagten Behauptungen hier Bestätigung schaffen kann. Einen solchen Fund glaubt jetzt der in Florenz und in Warschau gleich heimische Abate Sebastiano Ciampi gethan zu haben, der ihn zu der Behauptung zu berechtigen scheint, daß 1) Jahrhunderte lang vor dem Jahre 1000 sich der Gebrauch einer Sprache im Munde des Volkes nachweisen lasse, die in der Folge, in ihrem Regelbaue und in ihrer Schreibweise wesentlich verbessert, italienische Sprache genannt ward; 2) daß sich sogar durch noch vorhandene Denkmale die Zeit darthun lasse, wo man anfing sie zu schreiben. Die erstere Behauptung gedenkt er durch ein eignes, schon sehr weit vorgerücktes Werk nächstens weiter zu erhärten. In Bezug auf die zweite verweist er auf den Fund, der diese Untersuchung veranlaßt hat. Schon im J. 1807 entdeckte er nämlich im Archiv der Comunità zu Pistoja eine Handschrift, welche ausdrücklich, darthat, daß sie stralactato di latino in volghare per mano di ser Soffredi del Grathia di sancto Aiuolo e scricto per Lanfrancho Serriacopi del bene notajo di Pistoja socto li A. D. MCCLXXVIII del mese d'aprile ne la sexta indictione. Ihr Inhalt sind die von Albertano Giudice aus Brescia in der Mitte des 13. Jahrhunderts lateinisch geschriebenen moralischen Abhandlungen, denen nur persönliche Zuneigung in der Zeit des Thomas von Aquino, des Roger Baco und Albertus des Großen die Ehre der Uebersetzung verschaffen konnte. Leider haben Ser Soffredi und der pistojeser Notar, der die Feder lieh, in ihrer Sprache nicht den Beweis geliefert, daß sie sich durch ihren Grundtext begeistert gefühlt hätten. Sie ist von einer Roheit, daß italienische Gelehrte nur mit Ueberwindung daran gehen, sie für italienisch zu erklären, besonders wenn man sie mit der Sprache Malispini's vom J. 1286 („Storia Fiorentina", zuletzt herausgegeben Florenz 1816) und dem Italienisch des Compagni („Cronaca Fiorentina dall a. 1280 sino al 1312", Florenz 1728) vergleicht, das wenige Jahre später schon so deutliche Spuren von Ausbildung zeigt. Auf jeden Fall ist sonach das von Ciampi bekanntgemachte Manuscript das älteste bis jetzt aufgefundene in italienischer Sprache, aber für sie selbst, bei der Unwissenheit seines Urhebers, so bedeutungslos, daß Compagni und die „Vita nuova" dadurch keineswegs verdrängt werden, sondern immer noch als die frühesten wahren Sprachdenkmäler ihre Stelle behaupten. Ebenso unwichtig für die Sprache ist das Testament, ebenfalls durch einen Notar von Pistoja niedergeschrieben, das Hr. Ciampi in seiner Schrift: „Volgarizzamento dei trattati morali di Albertano Giudice di Brescia da Soffredi del Grazia, notajo pistojese, fatto innanzi al 1278, trovato da Sebast. Ciampi in un codice scritto nell anno predetto ed ora da lui pubblicato la prima volta con illustrazioni e la giunta del testamento in lingua volgare di donna Beatrice contessa di Capraja dell anno 1278" (Florenz 1832), der Uebersetzung des Soffredi del Grazia beigefügt hat. Aber den Rang des Alters kann man ihnen nicht abstreiten.

Wenn die Aesthetik blüht, welkt der Stamm der Kunst in Zweigen und Wurzeln, hat irgend Jemand behauptet. Er mag sein Wort den Italienern gegenüber vertheidigen, die zu den vielen neuerdings erschienenen Schriften über das Geheimniß der Schönheit von Venanzio, Lichtenthal, Mayer, Visconti und zu den Lehrbüchern der Aesthetik von Talia, Pasquali durch einen Professor der Aesthetik zu Pavia: „Principj estetici di *Giov. Zuccala*" (Pavia 1833) erhalten haben.

Einer der eifrigsten Forscher nach fossilen Ueberresten aus einer frühern Periode des Erdkörpers ist der Ritter Giuf. Cortesi, der schon im J. 1808 mit einer Schrift: „Sugli scheletri d'un rinoceronte africano e d'una balena ed altre ossa di quadrupedi e di cetacei dissotterrate ne' colli Piacentini" (Mailand), und 1819 mit „Saggi geologici degli stati di Parma e Piacenza ecc." (Piacenza) hervortrat. Seine unermüdliche Ausdauer ist durch eine neue Entdeckung belohnt worden. Im Herbste 1831 fand er auf dem Gipfel des Montegioco oder Montegiogo, nahe bei Castell Arquato im Gebiete von Velleja, mehr als 1000 Fuß über dem Meeresspiegel, wieder Theile eines kolossalen Skeletts, die den Raum von 18 Fuß nach jeder Richtung in einem dort gewöhnlichen rothen sandigen Boden ausfüllten. Ritter Cortesi, der seinen Fund in einer Schrift: „Sulla scoperta dello scheletro di un quadrupede colossale fra strati marini fatta in un colle del Piacentino" (Piacenza 1834), beschrieben hat, möchte in diesen Fragmenten Theile eines Rhinoceros leptorhinus erkennen, trifft aber bei den italienischen Naturforschern auf Bedenken, die der Abhandlung in den Augen der Leute des Faches vielleicht noch mehr Interesse geben.

In Rom hat man angefangen eines der wichtigsten Werke für katholisches Kirchenrecht fortzusetzen, das „Magnum Bullarium Romanum summorum pontificum", das in der von Laertius Cherubinus besorgten „Editio novissima" (Luxemburg 1747—58) in 11 Folianten (19 Theile) oder in der schönern römischen Ausgabe von 1750 (17 Theile in 28 Folianten) die Staatsschriften von Leo dem Großen ab bis auf Benedikt XIV. (1757) umfaßte. Die jetzt begonnene Fortsetzung, die sich durch den Titel: „Magnum Bullarium Romanum Summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI., Pii VII., Leonis XII. et Pii VIII. — Constitutiones ecc. epistolas ad principes viros et alios, atque allocutiones complectens, habita temporum ratione, cum suis appendicibus et summariis — Accedit cuiusque Pontificis vita et imago. Romae, ex chalcographia C(am.) A(post.), Folio, ganz an das vorhandene Werk anschließt, soll heftweise erscheinen. Mag die europäische Theilnahme der päpstlichen Kammer die Deckung der großen Kosten erleichtern; denn noch ist der bis jetzt vorliegende Anfang von den Zeiten zu weit entfernt, wo auch bloße Geschichtfreunde sich versucht fühlen könnten, das Werk zu unterstützen. 5.

Literarische Notizen.

In Gröningen erschien vom Prof. der niederländischen Sprache und Literatur, W. H. Suloff: „Reis in 1833 van Groningen, door Gelderland, den Rijn op, en voorts over Mannheim en Carlsruhe naar de badplaats en vallei van Baden-Baden".

Murhard's „Theorie und Politik des Handels" ist von dem als Schriftsteller über Dänemarks Handels- und Finanzwesen bekannten Großhändler M. L. Rathsen ins Dänische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet worden.

Alles Ausgezeichnete der deutschen Literatur findet in Dänemark schnelle Berücksichtigung; so erschien bereits Anfangs October in Kopenhagen der erste Band einer dänischen Uebersetzung von: „Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine", des neuesten Werks vom Verf. des „Scipio Cicala". 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 359. — 25. December 1834.

1. Hegel. Sendſchreiben an den Hofrath und Profeſſor der Philoſophie, Herrn Dr. Karl Friedrich Bachmann in Jena, von Karl Roſenkranz. Königsberg, Unzer. 1834. Gr. 8. 16 Gr.
2. Heinrich Heine und ein Blick auf unſere Zeit. Von Maximin. Joſeph Stephani. Halle, Scharre. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Krieg muß ja ſein, damit Friede werde und die urſprüngliche Heitere und Reinheit der Geiſteswelt hergeſtellt werde, wie nach einem Gewitter die Erde erquickt und erfriſcht wiederhervorgeht. Wirft ja doch die den Menſchen angeborene Gebrechlichkeit ihre Schatten über die Idee, und iſt es doch eben Beruf wie Ergebniß der Bildung, dieſe Schatten zu verſcheuchen, von der Gebrechlichkeit zu heilen und den Geiſt durch dieſe Arbeit zu ſeiner Urkraft zurückzuführen, die doch, wenn es nur nicht an Ernſt mangelt, wenn nur ein reiner Wille den Schmerz und die Arbeit nicht ſcheut, unverwüſtlich iſt. Denn est deus in nobis und sanabilibus aegrotamur malis. Gilt es nun vollends Hauptſtrebungen und Grund und Weſen einer weltgeſchichtlichen Bildungsperiode, wie unleugbar die Zeit iſt, in welcher wir ſtehen, ſo iſt das Wachen darüber, das tapfere Streiten dafür um ſo nöthiger, ja es iſt die der Entwickelung und Verdichtung der Idee weſentliche Bewegung und Rückſchlingung in ſich ſelbſt, das göttliche Spiel ihrer Wiedergewinnung und Wiedergeburt, ohne welches der Geiſt ſich ihrer nicht klar bewußt werden würde und ſie ſich nicht als ewiger Machtgrund und Beſeelung auch des Einzelnen, der, als ſolcher, eben nur centrifugal bleiben und zerſtäuben müßte, erweiſen könnte. Wir verbinden daher obgenannte polemiſche Schriften in Einer Anzeige, weil ſie, man möge nun auf das Behandelte oder die Behandlung ſehen, den Zuſtand unſers Schriftenthums in einer Hauptrichtung zeigen. Denn das wird auch ſchon Der, welcher wie die Menge überhaupt und überall nicht die Sache und das Weſen, ſondern nur die Meinungen und Ueberlieferungen von ihr berückſichtigt und kennt, bei den Namen Hegel und Heine geſtehen, daß Jener auf etwas Bleibendes und Beharrliches und auf Vergeiſtigung und Verklärung des Schiedlichen und Beſondern, alſo Wandelbaren dringt, während Dieſer, der ſich an die Spitze der ſo von ihm genannten Männer der Bewegung ſtellen möchte, das Beſtehende umſtürzen und, auch nur gelinde geſprochen, ſtatt des Geiſtes uns Fleiſch und Blut einſchwärzen und empfehlen will. So wird doch im Allgemeinen, wie die Zeit ſtets jeder Idee ihre eigne Färbung gibt, Jener als Ariſtokrat und Stabilitätswächter, Dieſer als Demokrat und Vorfechter der Fortſchreitung bezeichnet; in welche Bezeichnung denn freilich auch all' die Begriffsverworrenheiten und leidenſchaftlichen Ueberſchwenglichkeiten miteingehen, welche einer werdenden und noch gährenden Zeit wie der unſerigen eignen.

Betrachtet man nun die erſten beiden Gegner, ſo iſt allerdings Roſenkranz ſo überlegen, daß man wol wünſchen möchte, er hätte einen würdigern Widerhegeler gewählt, wie er ihn leicht im Süden an Stahl, Sengler, Günther, Staudenmayer u. A. hätte finden können. Denn wol geben Un- und Misverſtändniß, Misfolgerung, wiedergekäuete, längſtbeſeitigte Einwürfe, aufgedrängte, nicht probehaltige Heilmittel und Surrogate, fehlgeborene oder misgeborene Witze, wie ſie aus B.'s bezüglichem Buche: „Ueber Hegel's Syſtem und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgeſtaltung der Philoſophie", hier nachgewieſen und abgeſchlagen ſind, keinen ebenbürtigen Gegner ab. Indeß hielt Roſenkranz grade weil philiſterhafte Lauheit und Mittelmäßigkeit wegen ſcheinbarer Gründlichkeit bei dem Hellhaufen auch unſerer Zeit am zerſtörendſten gegen die Sache wirken, eine Erwiderung jener Schrift für nothwendig, und die behelmten vorgeſetzten Motti Schelling's geben ſogleich den Ton an, aus welchem die Erwiderung geht, welchen der Verf. zwar als Leidenſchaft der Wahrheit, Ueberſprudeln des wiſſenſchaftlichen Pathos bezeichnet, der aber doch nicht ganz dem Vorwurfe eines Mangels an würdiger und großartiger Haltung entgehen möchte. Wenn man ferner auf den erſten Blick wünſchte, daß doch mehr in Maſſe gekämpft und weniger ein kleiner Krieg in Streifzügen und Plänkeleien geführt würde, wie die vier, grade die Hauptpunkte des Kriegs bezeichnenden Capitel (über die Philoſophie im Allgemeinen; von der Methode des Syſtems und der Logik; von der Naturphiloſophie; von der Philoſophie des Geiſtes) erwarten ließen, ſo iſt zwar zu bedenken, aber auch ebenfalls wieder zu bedauern, daß die Unebenbürtigkeit des Gegners dies verhinderte, weil doch dadurch der Sache und der Enttäuſchung der

nur etwa verführten Bessern Eintrag geschieht. Denn eben dadurch, daß R. seine Streitkräfte vereinzelt, daß er den Gegner, wenn auch kräftig und unablässig, Schritt für Schritt mit dem gegengehaltenen Schilde der Hegel'schen urkundlichen Lehren und Ansichten zurückdrängt, die er zum Theil bespricht, auslegt, erörtert, wird die ganze Schutz- und Trutzschrift mehr zu einer Uebermenge von Randglossen als zu einer gediegenen Rechtfertigung und eindringlicher Veranschaulichung, ja Verständigung der Hegel'schen Lehre. Daß es aber eine solche allgemeine Verständigung über Philosophie mit nicht nur unserm landsgenössischen, sondern jedem auch ausländischen Publicum um so mehr gelte, je mehr wir die Tiefe unserer Erkenntniß rühmen und doch seit Kant in eine Art von cant und Coterierothwelsch verfallen zu sein nicht leugnen können, dies dürfte wol nicht in Abrede gestellt werden. Und so galt es denn auch hier weniger, so viel wir erachten, das Hervorheben der völligen Unfähigkeit für Speculation, oder auch der falschen und nichtigen eines Einzelnen, als vielmehr die Kennzeichnung der wahren, vor welcher jene von selbst versunken und zu Grunde gegangen wäre. Dies erachten wir um so nöthiger, weil grade die Gegner die Hegel'sche Philosophie eines leidigen Formalismus zeihen, wo sie sich einer Einheit ihres Inhalts und ihrer Form rühmt. Daher sind Erörterungen, wie die S. 58—71, triftiger und ersprießlicher für Kundige wie für Unkundige; wie denn überhaupt von hier an, ohne den Gegner aus den Augen zu lassen, die Sache und Lehre selbst etwas mehr spricht, und über die Kategorie der Zeit als in der absoluten Einfachheit des Logischen und in dem ewigen, unbedingten Leben unanwendbare, indem der göttliche Geist das Princip der Kategorien des Logischen sei; über das Unendliche als absolut Affirmatives in Doppelthätigkeit des Setzens und Aufhebens des Endlichen, wie die Menschwerdung Gottes, sein Tod, seine Auferstehung zeige; über Monaden, Maß als Einheit des Qualitativen und Quantitativen und somit Ausdruck des unmittelbaren Seins der Dinge auf seiner höchsten Stufe; über den Begriff, als untrennbare Einheit des Einzelnen, Besondern und Allgemeinen; über Dialektik, als absolute Methode der Wissenschaft, worin alle Bestimmungen vor- und rückwärts bezüglich, und so mit einer doppelten Negation, der des positiven Bestimmens oder Grenzesetzens und der diese negirenden behaftet — viel Bündiges und Schätzbares beigebracht wird. Ebenso ist das von Hegel nach Jakob Böhme als Element aller Vermittelung durchgeführte Negative nicht übergangen; von dem Absprung oder Abfall der Natur von Gott, als nöthig, um Gottes Unabhängigkeit von der Natur bestimmt zu bezeichnen, wird gehandelt; der unaufgelöste Widerspruch der Natur, oder der Idee als Natur wegen deren Aeußerlichkeit, wodurch die Persönlichkeit Gottes erhellt, wird erörtert. Doch, hier in alles Einzelne einzugehen, ist der Ort nicht. Wir erwähnen daher nur noch die Abfertigung des aus Mangel an Einsicht in die Einheit des Menschlichen und Göttlichen in ihrem Unterschiede fließenden Vorwurfs, den B. mit manchem ausgezeichneten Geiste theilt, aber nur schärfer ausspricht, daß nämlich Hegel nicht blos Gottes Sohn, sondern auch der heilige Geist sei, ja Gott selbst ohne ihn nicht zum vollen Selbstbewußtsein gekommen wäre. Es wird mit Bezug auf eine Anzeige des Verfs. von Günther's Schriften in den berliner „Jahrbüchern" von 1831 bemerkt, daß das sich als Geist Erfassen nicht von dem ewig klaren Gotte, sondern vom menschlichen Geiste gelte, wie er sich des göttlichen als des seinigen bewußt werde, was ohne Eintritt des göttlichen Geistes nicht möglich sei, wo aber die Sprache unaufhörlich mit der Schwierigkeit zu kämpfen habe, diese doppelte Thätigkeit als Identität darzustellen. Hierauf wird die verdienstliche Sonderung der Momente des subjectiven Geistes durch Hegel geltend gemacht, als welcher Geist sich zuerst durch die Natur bestimmt finde (Anthropologie); ferner sich zwar bestimme, aber auch durch den Gegenstand seines Bewußtseins bestimmt werde (Phänomenologie); endlich sich in sich bestimme, sodaß, wozu er sich bestimme, er selbst sei (Psychologie); die Immaterialität vertreten; die Sprache gegen B. und Weiße von Seiten ihrer innern Nothwendigkeit der Logik, von Seiten ihrer äußern Gestaltung der Physiologie vindicirt, sodaß das Vorstellen die Vermittelung beider Momente zur Erzeugung der Wörter und der Syntax sei, die Mitte zwischen sinnlicher Anschauung und nicht sinnlichem Gedanken. Gegen den Vorwurf, Vertheidiger des Despotismus zu sein, wird Hegel in Schutz genommen und bemerkt, daß er grade die Monarchie als constitutionnelle entwickelt hat, und Souverainetät des Fürsten nicht ohne Vermittelung durch Selbständigkeit nationalen Willens, sowie Volkssouverainetät nicht ohne Zusammenfassung zur Energie des einfachen Willens durch die Persönlichkeit des Fürsten kennt. Nicht minder wird die Schiefheit der Kunst- und Religionsansichten Bachmann's, Hegel gegenüber, ernst gerügt. Bei Gelegenheit der Unsterblichkeit wird gesagt: „Der Mittelpunkt der Welt ist Gott und Gott ist überall; die andere Welt ist schon in der unserigen da", und dabei Göschel's Erweis der persönlichen selbstbewußten Fortdauer der einzelnen Geister aus dem Begriff der geistigen Subjectivität erwähnt, sowie Bekenntnisse über Dr. Fr. Richter gethan werden, der bekanntlich durch seine „Lehre von den letzten Dingen" den Streit über diese Idee angefacht hat, der nun zwischen ihm, der Hengstenberg'schen „Kirchenzeitung" und Weiße, welcher selbst in d. Bl. sich ausgesprochen, noch obschwebt. Richter hat auch dies Bekenntniß seines frühern Freundes Rosenkranz in seiner Zeitschrift: „Der Prophet", nicht unbeantwortet gelassen. Auf jeden Fall wird diese Anregung der Idee nur förderlich sein.

Im Schluß, wo von der Hegel'schen Schule gehandelt wird, werden mehre Anhänger als von Bachmann aufgezählt, und über Weiße und Göschel gesprochen, Ersterm Misverständniß der Logik Schuld gegeben, deren Dialektik er sich doch so wenig als Fichte Sohn entziehen können; Letzterm das Lob eines von allen Parteien wegen seiner seltenen Liebenswürdigkeit verehrten Mannes gespendet.

Non nostrum est, tantas componere lites. So viel

aber ergibt sich aus dieser Anzeige, daß bei weiterer Zurückstellung des Persönlichen unstreitig die Sache gewonnen haben würde. Hiermit soll keineswegs jene Gleichgültigkeit und Untheilnahme, jene Eiskälte empfohlen werden, welche man als angebliche Objectivität dem Geschichtschreiber zur Pflicht machen möchte. Zuvörderst aber ist dabei zu erwägen, daß auch unbewußt und unabsichtlich ein subjectives Element jeder individuellen Anschau der Idee inwohnt, das aber darum noch weitab von dem Persönlichen liegt. Ferner möchte ja wol die Aufgabe weniger die sein, selbst die Schlacken eigner Persönlichkeit über die fremde auszuschütten als durch reine, klare, in der Schiedlichkeit und Besonderung doch wieder durch Anordnung und nähern Anschluß des Bezüglichen das Allgemeine wiedergewinnende Anschau die Sache und Idee hervorzuheben. Wärme und Licht können gar wohl beisammen sein; und sie sollen es zumeist, wo es die Würde und den Adel der wissenschaftlichen Erkenntniß gilt, und wo man „des guten Willens des Gegners gewiß" zu sein vorgibt, wie hier S. 1 geschieht, indem sonst Vieles auf Renommisterei zurückkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Theater zu Paris.*)

Das Palais royal besitzt bekanntlich zwei Theater: das Théâtre français und das Théâtre du palais royal. Ersteres ist ein stattliches Gebäude mit hohen blinkenden Fenstern, einem eleganten Balcon, auf einer Colonnade ruhend; auf dem Dache, welches alle übrigen Theile des Palastes weit überragt, weht eine dreifarbige Fahne. Der Saal ist frisch aufgeputzt und bemalt und vergoldet, daß es eine Pracht ist. Aber Niemand mag die Pracht sehen, Niemand sich auf die weichgepolsterten Bänke mit Lehnen setzen; das Publicum geht an der dreifarbigen Fahne vorüber und am Säulengange und drängt sich an der engen Thüre, auf den schmuzigen Stiegen, in den beschriebenen Logen und im staubigen Parterre des kleinen Théâtre du palais royal. Die Tragödie, welche das Théâtre français mit Gewalt wieder zu Ansehen bringen will, wird dieses zum dritten oder vierten Male wieder zu Grunde richten. Das romantische Drama ist daraus verbannt. Mlle. Mars und ihr ganzes Repertoire weiß man auswendig; auch nähert sie sich den Sechszig! Die Déjazet ist um ein Drittheil jünger, und man kann ihre Equivoken wohlfeil genug genießen. Die Direction hat ihren Plan ziemlich gut berechnet: sie gibt kleine Stücke von ein, zwei Acten; die Contremarken werden an der Thüre verkauft, und so kann sich auch der wenig Bemittelte zu Zeiten erlauben, die ausgestopften Waden und die Witze dieser Königin des Vaudeville zu bewundern. Sie ist unstreitig in ihrem Fache das Ausgezeichnetste, was Paris jetzt besitzt. Wie die Mars so scheint sie auf der Bühne in ihrem Salon zu sein; aber sie *spielt* weit weniger als die Mars; sie überläßt sich ganz den Einflüsterungen ihres kaustischen, muthwilligen Genius; an französische Eleganz, an den bon ton ist gar nicht zu denken. Es ist der berechnetste anmuthigste Cynismus. Alcide Thousez, der die Tröpfe gibt, ist ein guter Komiker. Wir werden ihn gleich in einigen Stücken auftreten sehen und zwar zuerst in „La tempête", einer doppelten Parodie, erstens auf das Ballet, in welchem Fanny Elsler hier unlängst debutirte, sodann auf die Luftschiffahrt des Hrn. Lennox. Man weiß, wie es damit ergangen; wie mehre Monate hindurch das 30 Fußlange Luftschiff für 2 Francs gezeigt wurde, wie endlich, nachdem hinlänglich Geld eingegangen war, um die Kosten zu decken, die Abfahrt der 19 Gelehrten mit Barometer, Thermometer, Chronometer und Hygrometer und einem Reiseplan und Instructionen der Académie des sciences stattfinden sollte, das Schiff im Hafen, das heißt auf dem Lande scheiterte, nämlich vom Publicum zerrissen wurde. In der Parodie ist Ariel ein Apothekergeselle und homme de lettres. Er hat sich an Bord der Fregatte des Hrn. Léquinoxe eingeschifft, der ihn auf Recognoscirung ausschickt. Ein Sturmwind schleudert ihn nach Island. Hier erkundigt sich Ariel nach Han d'Islande, dem bekannten Helden des ersten Romans von V. Hugo; man bewirthet ihn mit Wallfischthran und Bärencotelletten, was ihm weniger behagt als die unschuldigen Liebkosungen der schönen Léa, die sich in ihn verliebt und mit ihm auf dem Luftschiffe davonsegelt. Das Beste im Stücke ist das Pas de deux, das Thousez mit seiner Léa tanzt; die Bouffantes und Pirouetten, das trippelnde Hin- und Herlaufen auf der Bühne, die Pointes der Mamsell Elsler, die so großes Aufsehen erregt, macht Thousez meisterhaft nach. Das Drolligste ist, daß seine Pantomime voll Leben und Energie ist, und daß seine Narrenstreiche sich recht pathetisch ausnehmen. Die übrigen Neuigkeiten dieses Theaters sind unbedeutend. „La filature" scheint ein Versuch zu sein, die Handwerker und dergleichen Leute anzuziehen. Ein junger Fabrikant ruinirt sich durch tolle Wirthschaft, und wird durch den Cassier und den Commis gerettet, die er fortschicken wollte. Ein versoffener Ouvrier, der seine eigne Tochter an den Fabrikherrn verhandelt, und der Aufstand der Arbeiter machen einen widerwärtigen Eindruck. „L'idiote", ein Vaudeville von Théaulon, in welchem die Déjazet eine vorgebliche Närrin spielt, ist das Schlechteste, was ich von diesem geistreichen Dichter kenne. Dagegen sind „La France pittoresque ou la reine des Vendanges" und „Judith et Holoferne" zwei Meisterstücke. Der Holofernes ist ein französischer General, an dem sich mehre spanische Edelleute rächen wollen, weil er ihnen ihre Weiber verführt. Die Judith ist die junge Verlobte eines spanischen Hidalgos, die, statt dem Holofernes den Kopf abzuschneiden, mit ihm nach Paris zieht. Dies tragische biblische Sujet ist mit einer durchaus nicht verletzenden Laune behandelt; jeden Augenblick entsprühen dem Dialog funkelnde Witzworte, und wir würden es für eins der besten Producte Théaulon's erklären, wenn wir nicht die erwähnte „France pittoresque etc." vorzögen; eine Reihe der anmuthigsten Scenen, die aber wahrscheinlich jetzt schon in Deutschland bekannt geworden sind.

Das Neueste, was uns das Théâtre français gegeben, ist „Lord Byron à Venise" und „Charles IX, drame par Mr. *Rosier*". Es scheint dem Verf. von „Charles IX" besonders darum zu thun gewesen zu sein, seine Idee über die Ursachen der Bartholomäusnacht auszusprechen. Bisher hatte man ziemlich allgemein geglaubt, man müsse sie der Katharina von Medici zuschreiben, welche zu ihrem Sohne sprach: „Laissez-moi faire, je les mettrai tous au filet." In den neuern Zeiten will man eine Correspondenz mit dem römischen Hofe gefunden haben, welche dem Papste die Schuld gibt; Andere haben anderswo den Grund zu dieser Schlächterei gesucht, Hr. Rosier findet ihn in der Liebe des Königs zu Mamsell Anna, einem Hoffräulein. Er scheint also ganz eigne historische Studien gemacht zu haben. Auch Hr. Ancelot hat sich wieder auf dem Théâtre français blicken lassen, wo er vor längerer Zeit mit einigen fleißig gearbeiteten Dramen auftrat. Damals war ihm die Kunst noch eine Gewissenssache; er that sein Bestes, um ihren Foderungen zu entsprechen, und machte schlechte Geschäfte. Er machte hierauf schlechte Stücke und verdiente sich vieles Geld damit, und da hatte er Recht, wenn er blos Stücke machte um des lieben Geldes willen. Man muß übrigens keines seiner Produkte ernsthaft nehmen. Es klingt fast unglaublich, aber es ist so. Shakspeare hat beinahe in seinem ganzen Leben nicht so viele dramatische Compositionen hervorgebracht als Ancelot in einem Jahre von sich gibt. „Lord Byron à Venise" heißt

*) Vgl. Nr. 290, 291 und 302 d. Bl. D. Red.

der Zeit, wo sie noch Kinder waren, und sie sich noch nicht
vor einander schämten, und sie sich noch nicht vor einander
schämten, und sie sich noch nicht vor einander schämten,
und sie sich noch nicht vor einander schämten, und sie sich
noch nicht vor einander schämten

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 360. — 26. December 1834.

1. Hegel. Sendſchreiben an den Hofrath und Profeſſor der Philoſophie, Herrn Dr. Karl Friedrich Bachmann in Jena, von Karl Roſenkranz.
2. Heinrich Heine und ein Blick auf unſere Zeit. Von Maximin. Joſeph Stephani.

(Beſchluß aus Nr. 359.)

Dies dürfte nun einige Modification erleiden, wo, wie in dem Gegenſtande von Nr. 2, ein offenbar und abſichtlich verkehrter Wille, ein unreines Streben, durch Zuchtloſigkeit und Frechheit zu verblöden und zu ſchrecken, ſich ausſpricht. Dieſe Rückſicht beſtimmte unſtreitig den Verf. von Nr. 2, die freche Perſönlichkeit als ein Miasma der Zeit überhaupt aufzufaſſen und zu deſſen Beſeitigung die noch eben auch zum Glück in der Zeit liegende Naturheilkraft und Rückwirkungsfähigkeit aufzubieten, ſomit weniger freilich die augenfällig unheilbaren und wegen intenſivern Einfluſſes des Miasma auf dieſe individuelle Bedingtheit des Organismus aufzugebenden Perſonen zu berückſichtigen, als vielmehr dies Weitergreifen der Anſteckung zu verhüten. Dennoch hat der Verf. auch dieſer ſporadiſchen Erſcheinung nicht kalt ſich entzogen, indem er auf die höhere Kraft in Heine's und Wienbarg's Perſönlichkeit hingewieſen, wenn er dagegen Börne und Laube für ganz unheilbar nehmen zu müſſen glaubte.

Ehe nun Ref. näher an die Stephani'ſche Schrift herantritt, möge man ihm vergönnen, eines andern Aufſatzes von Edgar Quinet zu gedenken, der in dieſem Jahre in der „Revue des deux mondes" unter der Aufſchrift: „Les poètes allemands", deren Reigen auch Heine eröffnet, denſelben Gegenſtand behandelte. Der Franzos, der nicht ohne einen Anklang deutſcher, in Deutſchland ſelbſt gewonnener Bildung iſt — er war in Heidelberg, wie es ſcheint, mit Creuzer in näherer Berührung —, haftete ebenſo wenig an Heine's Perſönlichkeit, deſſen Talent und ſeine frühere Richtung er zwar auch mit einem recht jugendlich-ſchönen Schmerz über die ſpätere Misleitung anerkennt, ſondern erwägt das Allgemeine, das dieſer beſondern Richtung zu Grunde liegt, und möchte die letztere aus jenem gleichſam ableiten und erklären, wobei ihm denn eine Zauberpracht der Rede und Darſtellung, jugendliche, geiſtreiche Friſche nicht abzuſprechen iſt. Gleichwol iſt ihm dieſe Ableitung völlig mislungen und umgeſchlagen, was man ſogleich zugeben wird, wenn man hört, daß er Grund und Wurzel des geſammten Unheils, welches er als Zweifel, Unglaube und höhniſche Verzweiflung anſpricht, in Göthe findet, der dem Volke zum klaren Bewußtſein ſeines Skepticismus verholfen, und die er nun durch die nachfolgenden Dichter, namentlich die Schlegel, Tieck und Voß, ſich verzaſern läßt, wie durch Hegel und ſeine Jünger. Wie nun Voß in dieſe Reihe kommt, der hier ſo unſanft angefaßt wird, wie es unter den Deutſchen nur Menzel vermochte, könnte auf den erſten Blick befremden, da er ja auch unter uns als echter Proteſtant und Vertheidiger des Lichts und der Wahrheit, als Vertreter der geſunden Vernunft gegen Pfaffen- und Junkerthum gilt; aber das Befremden löſt ſich dadurch, daß er als plumper Geſell und unklarer, unbewußter, ideenloſer Stürmer, zumal im Gebiete der Mythologie dem der Symbolik huldigenden, ſanften Creuzer gegenüber geſchildert wird. Daß nun dieſe Anſicht ganz verkehrt und ſchief ſei, indem ſie ein noch überdies unbegriffenes oder misbegriffenes Uebergangsmoment für die Wahrheit der Idee ſelbſt nimmt, dies hier zu erörtern dürfte um ſo unnöthiger ſein, da grade unſer Verf., ohne es zu beabſichtigen und jenes Aufſatzes, den er nicht zu kennen ſcheint, zu erwähnen, lediglich aus der Sache ſelbſt ihn widerlegt

Stephani ſpricht ernſt und derb, ſogleich in der geharniſchten Vorrede, im Allgemeinen gegen dieſe neue Schule der ſogenannten Bewegungsmänner, deren Grundlehren er nicht nur für unſittlich und unchriſtlich, ſondern mit Recht für widerſittlich und widerchriſtlich erklärt, als welche „mit ihren unbewieſenen, dictatoriſch gebietenden Lehren und Meinungen auf nichts Anderes ausgehen, als den ganzen Beſtand der Verhältniſſe, den bisherigen Zuſtand der politiſchen, religiöſen und moraliſchen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geſelligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren, alle Ordnung zu zertreten und die Form des gegenwärtigen Daſeins völlig zu vernichten". Er belegt dies mit Anführung der vier Grundſätze von unſinniger Hingebung an die von unwiſſenden Schülern nachgelaſſten traditionellen Schriften des neuen Bundes; von Staat, Recht und Geſetz als einſeitigen Reſultaten der Willkür und Partei, allein vom Wahnwitz des Herkommens geheiligt; von der Ehe, als bei höherer Cultur abzuwerfendem Traditionsgut; vom

Wissen, als dumm und unglücklich Machendem. Diese Lehren findet er natürlich nicht objectiv begründet, wohl aber subjectiv in der Unfähigkeit, das große Ganze des Lebens zu begreifen, und in Zuchtlosigkeit die Sitte und Gewohnheit, diese zwei mächtigen ethischen Momente, verachtet und verspottet.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß diese von dem Deutschen auch nur durch lächerliche lange Nachäffung des Franzenthums gewordene Richtung, wie sie sich auch in der neuesten französischen Literatur der Verzweiflung ausspricht, noch nicht reinhistorisch abgeschlossen ist und, da sie in sich nichtig und wesenlos, im Grunde nur aufgewärmter, liederlicher Eudämonismus und Materialismus ist, dem Himmel sei Dank, sich nicht ausleben, sondern vielmehr bald ihre Endschaft erreichen wird. Darum aber und weil etwa einer oder der andere Repräsentant derselben entweder aus vorübergehender Gewissensangst und Mahnung, oder auch aus der heutzutage mit Frechheit und Frevelmuth verwechselten Ironie — worüber man sich hier von S. 14 an einigermaßen belehren kann — diese Richtung auf Augenblicke zu verhöhnen vorgibt, halte man es ja nicht für großartig und zweckmäßig, sie zu ignoriren. Man wähne doch ja nicht, daß sie nicht beachten auch sie vernichten heiße! Gewiß hat der Verf. Recht, wenn er den Grund auch dieser Verbildung in der Erziehung findet, welche nur zu sehr mit überladendem Unterricht und Abrichtung zum mehr Negativen geselliger Erscheinung verwechselt wird und allerdings wol einer der faulsten Flecke unserer Zeit ist, der kaum zunächst eine andere Heilung fodert als Brenneur. Nicht als wollten wir hiermit ein anderes Schwert predigen als das des Worts (z. B. Verhaftung, Verbannung, Entzug geistiger Nahrung), aber dies auch unweigerlich, wenn es gilt, und mit aller Schärfe. Denn jene brauchen es ja auch und führen es zuweilen nicht ungewandt. Darum können Schriften wie die vorliegende nur willkommen sein. Stephani schildert zuvörderst Heine von seiner Licht- und Schattenseite und beurtheilt ihn nach seinen Producten, diese nach seinem Lebensgange und nach den Foderungen und Strebungen der Kunst und Wissenschaft. Diese sind keineswegs seicht und oberflächlich erwogen; sie ruhen vielmehr auf einer sittlichen und religiösen Weltansicht, auf welche er immer und immer von mehren Seiten her wieder zurückkommt und alles Einzelne bezieht. Aus dieser heraus und für diese spricht er mit Glut und Eifer; aber derselbe Feuereifer flammt auch in ihm auf beim Anblick des Gegentheils und der Verneinung in der Erscheinung. Ueberall zeigt sich eine besonnene Würdigung des Ganzen, wodurch die Theile und das Einzelne ihre Beziehung und Stellung finden. Er erkennt eine ursprüngliche Nothwendigkeit, ein werdendes Sein an, ein Bestehendes in allem Wechsel. Er lehrt freie Unterordnung des Subjectiven unter das Objective, wodurch beide vermittelt, versöhnt und geadelt werden. Er zeigt ernst und spottend, wie fern davon jene frevelichen, übermüthigen Affergenien sind, und läßt sich nicht irren, einen wahren Genius, wie Göthe, zu loben, unbekümmert, daß jene aus Lust des Widerspruchs oder angeblich aus Ueberdruß des unaufhörlichen Lobes, im Grunde aber nur aus Neid, vermummter Eitelkeit und Mangel an Sinn für das Gediegene, Würdige und Schöne, welches sie nicht darzustellen und darzuleben vermögen, ihn verlästern und verhöhnen, in der Absicht, ihr winziges Ich vorzudrängen und zu heben. Diese mögen denn freilich Stellen wie folgende anwidern, die wir mehr als Beleg des Standortes des Verf., Günstigen zu Liebe, als um Jener willen hier anführen.

Wolfgang Göthe war ein Grieche, ein antiker Geist, der nicht mehr übersetzte — d. h. nach dem Verf., freudig und mit Wohlbehagen nachahmte, ohne von der Glut des antiken Triebes, natürlich zu empfinden, wenn wir Modernen nur das Natürliche empfinden, durchflammt schöpferisch aufzutreten —; er schuf im Sinne des Antiken, Antikes. Göthe's Weltanschauung ist eine realistische; darin liegt sein ganzes Wesen; er ist durch und durch realistisch wie die antike Welt mit ihren Religionen, Ehen, Staaten, Künsten, Werken, Weibern, Sklaven und Wissenschaften. Von der Natur mit den vollsten Gaben beschenkt, wurde Göthe durch unablässiges Studium des Antiken in der modernen Welt eine Antike, die mit der Natur Eins ist und eine realistische Einheit bildet. Ein solcher Realismus konnte nicht sein ohne die vielseitigste Kenntniß aller Kräfte, die in der Natur und im Menschenleben wirksam sind. Das Studium der immer vollen und neuerwachsenden Naturthätigkeit, Kenntniß der Ursachen und Wirkungen, der Gründe und Folgen im Lebendigen und Leblosen ist der Boden jenes echten Realismus, dessen Poesie diejenige ist, welche den Menschen zum Vates der Gottheit, zum Magier und Priester der Welt erhebt. Hier trinkt der sterbliche Geist den göttlichen Odem, der in der Finsterniß, der im rosigen Morgenroth, im heißen Mittag, in Donnerwettern und Orkanen durch die Welt rauscht und alle Räumchen des Universums mit seinem schöpferischen Werde anfüllt. Der Dichter, welcher die Saiten seiner Lyra nach der brausenden Harmonie der Weltlyra stimmt, reißt sich von seinen Gefühlen und Meinungen, von seinen Grundsätzen und Ansichten, von seinen Wünschen und Leidenschaften, von seiner ganzen Individualität los, und sein Herz ist das Herz der Welt, und die Welt ist ihm Gott und Gott ist seine Seele, seine Sonne, sein Gedanke, sein Blut, seine Seligkeit. Das ist der Weg zur echten Poesie, die keinen andern Zweck hat als das freie Spiel der schöpferischen Phantasie und des Gemüths, des Verstandes und der Vernunft. Die Mittel, jenen Gipfel der Dichtung zu erreichen, sind dieselben Kräfte des Geistes, productive Kraft des Gemüths und der Phantasie, klarer Verstand und lichte Vernunft; daneben Kenntniß aller Naturkräfte, sodaß die Seele des Dichters gleichsam eine Physik des Erschaffenen, die Schöpfung selbst ist; er entäußert sich seiner beschränkten Individualität und taucht seine Seele in das unabsehbare Meer der Weltkräfte. So durchmusternd und ergründend die Urelemente des realen Daseins aller Dinge, schafft er aus ihnen die Schönheit der Welt noch einmal. Und das ist die Poesie, welche auf dem Boden des Wissens, der Wissenschaft aufwächst. Es ist eine Poesie, die nicht jeder Lump oder Lohndiener haben kann. Göthe ist in der neuern Zeit der einzige große Dichter in dieser modernen realistischen Weltanschauung. Er ist so groß und so classisch wie Homer und Shakspeare, so humanschön wie Sophokles und so plastisch-antik wie der Zeus des Phidias. Form und Ideen durchdringen sich bei ihm wechselseitig; Geist und Körper sind zauberischschön in einander verschlungen; seine Gebilde erheben sich wie die Tempel der Hellenen auf den Säulen der Anmuth und heitern Leichtigkeit, und über und durch sie strömt das Licht einer Weltreligion, einer Gotteslehre, die der grünende Baum, die Wüste, der Frühling, Blitz und Donner verkündet.

Freilich wohl konnte Der nicht anders urtheilen, der S. 38 fg. vortrefflich ausruft:

O du Wurmgeschlecht! Wem Viel gegeben ist, von dem wird man Viel fodern. Was wollt ihr euch über eure Brüder erheben, denen die Musen nicht so freundlich zulächelten wie euch vielleicht! Niemand hat weniger Ursache, stolz zu sein auf seine Leistungen als grade der Dichter; denn er ist weiter nichts als ein Glückskind, ein Schooskind Gottes. Er selber gab sich die Gottesgeschenke nicht. Darum, wenn der Dichter vom Himmel läßt; wenn er aufhört, sich als Glied eines großen Ganzen anzuerkennen; wenn er seine Seele und seinen Gesang nicht mehr als Ausfluß einer ewigen Intelligenz ansieht; wenn von ihm die Gottesfurcht weicht; wenn er anfängt zu glauben, sein kleines Ich sei der große Mann und er könne für sich was vorstellen; wenn er jenen schönen Glauben aufgibt, daß die Muse durch des Dichters Mund singe; wenn er vergißt, daß seine Leier heilig und sein Amt ein geweihtes Priesteramt sei: dann ist es aus mit seiner Herrlichkeit, dann schließt vor ihm die Welt sich zu und der Himmel erkennt ihn nicht mehr an. Sein frommer, schöner Stolz wird zur buhlerischen Eitelkeit, seine Castität zur Schamlosigkeit. Seine Weltanschauung fällt in Stücken und Flicken auseinander, und der sich einen Gott träumte, ist ein trauriger Bänkelsänger.

Nachdem denn Heine's oberflächliche und blos durch die Schule laufende, also einseitige und unvollendete Ausbildung eines wirklichen, nicht alltäglichen Talents dargestellt ist, kommen auch andere minder Begabte, im Grunde gar nur Nachtreter desselben an die Reihe, denen nach Recht und Gebühr, wie die Skizzen ihres Lebens beweisen, die Sucht, Aufsehen zu erregen, und die einseitige Demokratie und Demagogie nachgewiesen wird, wie Maltitz, Börne, Rotteck, Menzel — welcher, S. 54—60 und späterhin, mit Kritik einzelner Behauptungen in seiner „Deutschen Literatur" dargestellt wird — Wienbarg, Laube, dessen verwegenste Selbstsucht und Flachheit aus seinem „Jungen Europa" erwiesen wird, wo er sich selbst in einer der sieben Hauptfiguren, welche Europas — Stephani meint, nur Leipzigs — Hauptrichtungen repräsentiren sollen, im Valerius schildernd bespiegelt und beliebäugelt, welcher hier ein Paidopoet, sowie seine angebliche Poesie Paidopoesie genannt wird. Sämmtlichen Männern der Bewegung aber wird spaßhaft genug nachgewiesen, daß sie ebenso wenig die verheißene neue Aera mit Kunstwerken begründet oder belegt, als in das Staatsleben werkthätig und thatkräftig oder thatfertig eingegriffen. Gelegentliche Bemerkungen über die Versunkenheit der Schriftsteller und Buchhändler verdienen wohl berücksichtigt zu werden; wie wir denn nicht leugnen wollen, daß wir diese Flugschrift allerdings für ein Wort zu seiner Zeit, und zwar für ein nicht unwürdiges, sondern dankenswerthes halten.

96.

Theater zu Paris.

(Beschluß aus Nr. 359.)

Das Théâtre du Gymnase hat nur eine Neuigkeit in diesem Monate, allein sie ist von Scribe und zwar von ihm ganz allein, ohne Mitarbeiter, und solche Stücke von dem fruchtbarsten und geistreichsten der jetzigen französischen Theaterdichter können wir bei einer Uebersicht der pariser Theater nicht wohl übergehen. Es ist eine Comédie mêlée de vaudevilles; sie heißt: „Estelle, ou le père et la fille." Die Tendenz ist, wie bei den „Infortunes d'un amant heureux", gleichfalls von Scribe, sittlich, und das ist sehr zu loben, gewährt auch dem Dichter den Vortheil, daß er dem Publicum Neues, nicht Alltägliches gibt. Hr. Scribe hat nämlich eine der schmerzlichsten Folgen des Ehebruchs schildern wollen, den Zweifel, den das Verbrechen der Gattin dem Gatten über seine Vaterschaft hinterläßt. Ein ehemaliger General aus dem Kaiserreiche, Hr. de Soligny (der natürlich sehr reich ist; der Dichter hat nun einmal darüber seine Ansichten), wohnt auf seinem Landgute in großer Zurückgezogenheit und finsterer Schwermuth. Seine Tochter, die er einst so zärtlich liebte, behandelt er aufs Grausamste, den Grund seines Kummers, wie des Hasses, den er gegen die unglückliche Estella gefaßt, erräth man nach dem Gesagten leicht. Soligny glaubt die Ueberzeugung gewonnen zu haben, einer seiner Freunde habe ihn betrogen und seine Gattin verführt. Dieser Freund, der Oberst Bussières, ist todt, keine Rache ist mehr möglich, als seine Tochter zu enterben. Nun kommt eine erschütternde Scene. Bussières der Sohn liebt die Tochter des alten Generals und hält um ihre Hand an; da bricht der Groll des Greises endlich los und stürzt sich auf den Sohn des Schänders seiner Ehre; der junge Bussières fodert ihn; aber zuletzt findet sich's, daß Estelle dennoch des Generals Tochter ist, und so wird diese Bussières' Frau. Man weiß, wie geschickt Scribe seine Stücke anlegt; das Sujet, wie ich es erzählt, mag Manchem unwahrscheinlich erscheinen, auf der Bühne des Gymnase habe ich Alles ganz natürlich gefunden. „Estelle" erinnert an Kotzebue's beste Stücke, wie Scribe denn überhaupt viel Aehnlichkeit mit dem witzigsten unserer Theaterdichter zu haben scheint.

Wir übergehen zwei Vaudevilles, das eine „Georgette" und das andere „La vieille fille" betitelt, welche das Théâtre du vaudeville kürzlich auf die Bretter gebracht hat und bemerken blos, daß das letztere einer Erzählung von Zschokke nachgebildet ist. Auch „Les deux giroux", im Théâtre des variétés, sind eine ganz gewöhnliche Posse. In der Gaîté finden wir ein Melodram: „Latude". Das ist eine schauderhafte Geschichte, die wol einer oder der andere Leser nicht kennt. Der junge Masers de Latude war Genieoffizier; der Friede von 1748 hatte ihm alle Aussicht auf Beförderung verschlossen. Nachdem er lange hin- und hergesonnen, auf welchem Wege er am schnellsten sein Glück machen könne, blieb er endlich bei einem stehen, welches ihn zu 35jähriger Gefangenschaft führte. Dies Mittel war folgendes. Er legte ein Packet Pulver (aber kein Schießpulver) auf die Post, mit der Aufschrift „An die Frau von Pompadour". Hierauf eilte er nach Versailles, die Favorite zu benachrichtigen, man würde ihr Gift in einem Briefe schicken, sie möge sich in Acht nehmen. Der Brief war angelangt, als Latude vor der Pompadour erschien. Sie hielt ihm ein Blatt Papier hin und bat ihn, seine Adresse darauf zu schreiben; es war dieselbe Handschrift wie im Briefe; die List war am Tage. Latude bat um Gnade; acht Tage später saß der Unglückliche in der Bastille. Dies ging vor im Jahre 1749. Die Pompadour starb erst 1764; während dieser 15 Jahre blieb sie unerbittlich. Das Pulver ließ sie Hunden eingeben, welche frisch und munter blieben; an eine verbrecherische Absicht ist demnach nicht zu denken. Mit dem Tode der Marquise hörten die Leiden des unglücklichen Latude nicht auf. 35 Jahre lang blieb er im Kerker, und ohne die heldenmüthige Aufopferung einer Frau würde ihm wahrscheinlich erst die Revolution von 1789 die Bastille geöffnet haben. Seine Memoiren sind eines der erschütterndsten Bücher, die wir kennen. Zum Zeitvertreibe hatte er die Ratten, die seine Wohnung mit ihm theilten, zahm gemacht; es waren deren 26. Zuweilen versammelte er die ganze Familie um sich her und ließ sie nach seiner Pfeife tanzen. Angenehmere Gesellschafter waren die Tauben, die er sich nach und nach eingefangen hatte. Sein Kerkermeister verbitterte ihm auf alle mögliche Weise die Freude, die er daran hatte; endlich wollte sie der Unmensch ergreifen, um sie mit seinen Schlüsseln todtzuschlagen; da riß sie ihm Latude aus der Hand,

drehte ihnen den Hals um und weinte bitterlich und wälzte sich in Verzweiflung auf seinem faulenden Strohlager. Das Wasser troff von den Wänden des Kerkers, der eisige Wind trieb Schnee und Regen durch das Gitter; er beschloß zu sterben. Nachdem er 36 Stunden lang ohne Nahrung zugebracht hatte, fand er eine Glasscherbe und schnitt sich die Adern an Arm und Bein auf. Man rief Aerzte herbei, welche ihm die Adern unterbanden. Hierauf wurde über den gräßlichen Zustand, in dem sich seine Gesundheit befand, ein Protokoll aufgenommen, welches ans Fabelhafte grenzt. Man gab ihm damals kaum noch einen Monat zu leben, und Latude starb erst 1805. Während seiner Gefangenschaft schrieb er zwei Memoiren: „Ueber die Bewaffnung der Unteroffiziere" und „Ueber die Pensionen der Offizierswitwen"; er schrieb sie auf Tafeln von Brotkrume mit einer Fischgräte, die er statt der Dinte in sein eigenes Blut tauchte. Die Ansichten, die er aufstellte, wurden gebilligt und in Anwendung gebracht, aber kein Mensch dachte an den Gefangenen. Latude entkam aus der Bastille mittels einer Leiter, die er aus dem Holze fertigte, das ihm zur Heizung seines Gefängnisses gereicht wurde. Er arbeitete drei Jahre daran; sie war 180 Fuß lang. Einige Umstände seiner Geschichte werden wir bei Besprechung des Melodrams nachtragen.

Im ersten Acte finden wir Latude am Hofe, in die Pompadour verliebt, die ihm nicht abhold ist. Auf Befehl des Policeipräfects werden ihm die Taschen untersucht; man findet eine Satire auf die Favorite von seinem Freunde Dalègre. Beide treffen sich in der Bastille, Beide entkommen miteinander. Der dritte Act spielt in Holland, wo ihn die französische Policei ausgekundschaftet hat. Dies ist historisch. Er wurde halbnackt und mit Stricken gebunden auf einem Schlitten durch die Straßen von Antwerpen gefahren; dem Volke, das sich um ihn drängte, schrie man zu, er sei ein Mörder. Diese Expedition kostete der französischen Policei über 200,000 Fr. Im letzten Acte ist Latude zu Bicêtre unter Narren und Galeriens; sein Freund Dalègre ist wahnsinnig geworden, Latude hat graue Haare, Runzeln durchfurchen sein gräßlich entstelltes Gesicht. Nach so viel Jammer und Greuelscenen thut es ordentlich wohl, zu erfahren, daß Latude endlich frei wird. Eine tröstende Erscheinung in dieser schreckensvollen Geschichte ist Henriette Legros, eine Mercière, welche zufällig eine Bittschrift gefunden hatte, in der Latude seine langen Leiden schildert. Ohne ihn zu kennen, ohne ihn je gesehen zu haben, faßt sie den Entschluß, seine Befreiung zu bewirken, was ihr denn auch zuletzt gelingt. Sie sah ihn als 70jährigen Greis zum ersten Male und lebte bei ihm bis an sein Ende; im Melodram ist sie in Latude verliebt.

Schließlich bemerken wir, daß dieses Melodram von den Herren Pixérecourt und Anicet verfaßt ist.

Um unsere Uebersicht vollständig zu machen, bleibt nur noch über die verschiedenen Operntheater zu berichten. Die große Oper hat nichts Neues, außer das Ballet „La tempête", und die Demoiselles Elsler, von denen die eine einstweilen ein Monsieur geworden; wir haben sie nur in Manneskleidern tanzen sehen. Aus einem zu großen Frauenzimmer ist nur ein zu kleiner Herr geworden. Daß die Taglioni nach wie vor die Erste bleibt, versteht sich von selbst. Im Théâtre italien sind wol die trefflichsten Sänger ihrer Zeit vereinigt: Rubini, Tamburini und Lablache. Die Grisi hat ihr Gestirn etwas erbleichen sehen. Da dieses Jahr Hr. Lenormand die Feuilletons über das italienische Theater nicht schreibt, so nimmt außer den Dilettanti das Publicum nicht so warmen Antheil daran wie voriges Jahr. Eine neue Oper „Ernani", nach dem bekannten Hugo'schen Drama, hat eine laue Aufnahme gefunden; die französischen Blätter bedauern, daß der Tonsetzer zu sehr der Richtung gefolgt, welche die Kunst in Italien unter dem Einfluß der deutschen Schule nehme. Französische Blätter hätten wir eigentlich nicht sagen sollen; blos in dem Feuilleton des „Journal des débats" haben wir diese Bemerkung gefunden. Derselbe Recensent meint auch, die historischen Romane der Italiener trügen die Spuren der Kant'schen Philosophie. Das Théâtre nautique ist dem Ertrinken nahe; es war eine übelberechnete Unternehmung. Lebendige Papageien und Affen auf papiernen Bäumen, schwarzes, moderiges Wasser zwischen Rosengebüschen von Pappe, chinesische Caricaturen, die allerlei krumme Sprünge machen: all' Das kann wol ein- oder zweimal die Neugierde rege machen, allein auf ein eigentliches Publicum ist dabei nicht zu rechnen. Nun soll die deutsche Oper das scheiternde Theater vom völligen Versinken retten. Mit dem ersten Januar beginnen die Vorstellungen. Haitzinger und die Schröder-Devrient, welche hier so begeisterte Aufnahme gefunden, werden erwartet. Da seit drei Jahren die deutsche Colonie in Paris sehr zugenommen, so werden unsere Virtuosen wol gute Geschäfte machen. 19.

Notizen.

In wenig Kriegen ist so schreckliche Barbarei geübt worden als in dem, welchen Spanien gegen die Niederländer führte. Gegen „Rebellen" hat man immer wenig Schonung bewiesen. Was hätten die Spanier nicht für Recht gehalten, da es Rebellen und Ketzer zugleich galt? Wortbrüchigkeit schien das Erlaubteste nach der schändlichen Lehre: „Haereticis non est servanda fides." 1572 ward Naarden von ihnen eingenommen, nachdem der Oberst Romero Wort und Handschlag gegeben hatte, Leben und Eigenthum zu schonen. Plötzlich wurden die Bürger in die Kirche gerufen, von Neuem dem König Philipp II. Treue zu schwören. Kaum sind sie beisammen, als man ihnen ankündigt, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Und im nämlichen Augenblick stürzen die Spanier wie losgelassene Tiger über sie. Die Kirche füllt sich mit Blut und Leichnamen. Was in den Häusern ist, wird aufgesucht und mit teuflischem Hohngelächter durchbohrt. Den Schwangern schnitt man die Leibesfrucht aus, und verzehrte sie kannibalenmäßig; den Greisen zapfte man das Blut ab und trank es zu solcher Mahlzeit und was etwa noch dem Tode unter dem Schwerte entronnen wäre, kam im Feuer um, denn zuletzt ward die ganze Stadt in Flammen gesteckt(?!).

Das schönste Bild von einem gezähmten Löwen, wie ihn uns Aken's Menagerie so oft vorgeführt hat, findet sich in Voltaire's „Henriade", VIII, V. 429—432. Der Dichter schildert ihn hier als

— Docile à son maître, à tout autre terrible,
À la main, qu'il connaît, soumet sa tête horrible,
Le suit d'un air affreux, le flatte en rugissant,
Et paraît menacer, même en obéissant!

Die Musik in der Todesstunde.

Löse sanft des Lebens Bande,
Mildre Kampf und Agonie,
Und empfang' im Seelenlande
Uns, o Seraph, Harmonie!

wünschte Salis. Aber in der Wirklichkeit kommt kaum ein Beispiel davon vor. Der Sterbende weiß wenig von sich selbst und die Anwesenden sind zu sehr ergriffen, ihm den letzten Weg so zu versüßen. Einen Fall der Art erzählt aber Brantôme*) von einem Mädchen am Hofe, von der Limeuil. Als sie ihre letzte Stunde kommen sah, ließ sie den Diener rufen, der gut Violine spielte. „Höre, Julian", sprach sie, „ich fühle, daß ich sterbe; nimm deine Geige und spiele mir, bis ich todt bin „Die Niederlage der Schweizer" vor; spiele es recht gut, und besonders die Worte: „Tout est perdu!" Er that es gern und zweimal sang sie noch leise mit: „Tout est perdu!" Dann legte sie sich auf die andere Seite und entschlief mit den Worten: „Tout est perdu et a bon escient!" („Alles ist verloren ich weiß es wol!") 86.

*) In seinen „Mémoires", II. S. 341.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 361. — 27. December 1834.

Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Aus den von Daniel Leßmann hinterlassenen Papieren fortgesetzt von August Ellrich. Zweiter Theil. Spanien, England. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich der erste Theil dieses Buches bereits in d. Bl. beurtheilt worden ist *), so scheint es doch nicht überflüssig etwas Allgemeines über dasselbe zu sagen, da die erwähnte Recension des ersten Theils kein Urtheil über das Buch enthält, sondern nur einige Betrachtungen über den Titel desselben und über die möglichen Ursachen des Todes des Verfassers, Betrachtungen, als deren Ergebniß nach vielen Discussionen der Satz aufgestellt wird, man könne so eigentlich nicht wissen, warum Leßmann sich erhängt habe. Nichtsdestoweniger gehe ich ungern an dieses Geschäft. Denn ich weiß, daß L. sein Publicum hat, und die Umstände, daß ein geachteter Mann es der Mühe werth hält, eine lange Abhandlung über den Verf. in ein vielgelesenes Blatt einrücken zu lassen, und sogar mit seinem vollständigen Namen zu unterzeichnen, daß ein Anderer, ebenfalls ein Schriftsteller, es nicht verschmäht, den Nachlaß des Verstorbenen herauszugeben und ihn sogar einen geistreichen Mann nennt, das Alles überzeugt mich, daß Viele mich für einen, ohne Grund um sich herumbeißenden Recensenten halten werden, wenn sie aus der folgenden Abhandlung werden ersehen haben, daß ich Hrn. L. tiefe Verachtung zolle.

Die Schriftsteller, welchen die Menge gegenwärtig am meisten günstig ist, lassen sich in zwei Classen theilen. Die einen könnte man vorzugsweise die Trivialen nennen, sie tischen ihren Lesern mit beschränktem Sinne und vieler Selbstgefälligkeit die erbärmlichsten Particularitäten des Alltagslebens auf, sie sind aufgeklärt, verständig oder wenigstens altklug, zuweilen gelehrt, immer aber langweilig, pedantisch, schwächlich und dürr. Ihnen gegenüber steht die Partei der Weltenstürmer. Dieser fehlt es nicht immer an Talent; sie haben nur gänzlich vernachlässigt, es zu bilden und ihm eine bestimmte vernünftige Richtung zu geben, und sind nun eitel und anmaßend genug, um Alles zu verachten, was nicht ganz so ist wie sie. Ihre Waffen bestehen in einiger Gewandtheit des Ausdrucks, in unendlicher Grobheit und Unverschämtheit, und endlich in einem Witze, welcher sich in den Büchern der Parteiführer trotz seiner Seichtigkeit mitunter ziemlich gut anläßt, bei den Nachtretern aber in eine sehr ekelhafte, nichtssagende Persiflage ausartet. Diese beiden Parteien haben in neuern Zeiten häufige Fehden miteinander geführt und in denselben sich so entschieden in ihrer Blöße gezeigt, daß für jeden Vernünftigen bereits feststeht, eine Partei sei so werthlos wie die andere. Nun gibt es aber Schriftsteller, welche sich bemühen, die Eigenthümlichkeiten beider Parteien vereint aufzuweisen, welche die Trivialität mit Unverschämtheit, die Langweiligkeit mit ohnmächtigem Haschen nach Witz, gelehrte Pedanterie mit der rohen Anmaßung eines der Schule entlaufenen Märtyrers für Völkerglück zu vermählen wissen. Unter diesen Schriftstellern steht Leßmann obenan. Seine sogenannten humoristischen Schriften sind dürre Sandwüsten, welche um so mühseliger zu durchwaten sind, da sie dem Wanderer fortwährend, gleichsam höhnend, den falschen Schein eines labenden Trankes in der Ferne vorspiegeln. Denn unaufhörlich erschöpft der Verf. sich in vergeblichen Versuchen, witzig zu sein, und immer wieder entgleitet der geflügelte Genius seinen plumpen Fäusten, und so hetzt er den Leser durch alle Ecken und Enden der Welt, ohne doch eine andere Beute zu erhaschen, als eine ungeheure Menge von witzelnden Albernheiten, welche höchstens brauchbar sind, um auch in dem Leser einen krampfhaften Durst nach wahrem Witze zu erwecken. Um die Proben, welche ich zu näherer Veranschaulichung dieses Urtheils auszuheben beabsichtige, übersichtlicher zu ordnen, gebe ich zunächst den Inhalt des Buches an. Dem Titel nach ist es eine Reisebeschreibung, und zwar sollen Spanien und England darin beschrieben werden. Das ist aber wahrscheinlich nur ein Scherz des Verfassers. Derselbe ist weder in Spanien noch in England gewesen, hat sich auch nicht die Mühe genommen, aus guten Reisebeschreibungen sich eine Anschauung dieser Länder zu verschaffen, und sagt daher von ihnen weiter nichts, als was Jeder weiß, der ein Dutzend Zeitungsblätter gelesen hat. Außerdem enthält das Buch eine Art romanhafter Geschichte. Einige Personen nämlich, welche in Spanien und England theils reisen, theils wohnen, erleben mancherlei, verlieben sich ineinan-

*) Von Theodor Mundt in Nr. 122 u. 123 d. Bl. f. 1832. D. Red.

der, werden von Räubern ermordet oder entführt und heirathen sich zuletzt. Um nun von der Erzählungsweise des Verf. einen Begriff zu geben, wird folgende Probe genügen. Seite 51 und 52 wird der Eintritt einiger Reisenden in eine spanische Schenke also beschrieben:

„Wir traten in eine oblonge Halle, deren von tausendjährigem Rauche geschwärzte Wände düster auf uns niederblickten; die eine schmale Seite dieser Halle bildete den geräumigen Eingang; längs der andern zog sich ein Kamin oder Feuerherd hin; einige hier und da auf den Tischen vertheilte Lampen verbreiteten grade so viel Licht als ein Jesuiten-Novizenmeister *) ohne Gefahr und ohne seinen schweren Eid zu verletzen, seinen Cleven gestatten konnte; es reichte hin zu sehen, daß wir nichts sahen. Dem Feuer im Kamin war durch eine dicht gedrängte Reihe Menschen, welche selbes umlagerten, Kraft und Wirkung geraubt; das Ganze stellte sich dar wie ein Gemälde von Rembrandt; man konnte Figuren und Gegenstände errathen, nicht erkennen; doch war es den Kunstkennern und Allen, welche gern dafür gelten wollten, in dieser Venta, sowie vor einem Gemälde Rembrandt's erlaubt, über Das, was sie nicht sahen, in höchstes Entzücken zu gerathen.

Selbst ein ganz ruhiger Beobachter würde Mühe gehabt haben, die so mannichfaltigen Gegenstände und Figuren, welche in dieser Halle zusammengedrängt waren, mit einem Blicke aufzufassen; mir, der ich alle meine Aufmerksamkeit meiner Reisegesellschaft zuwenden mußte, und keine dringendere Sorge hatte, als für dieselbe irgend einen sichern Zufluchtsort zu finden, wurde es ganz unmöglich. Erst nachdem ich in einer Ecke der Halle einen unbesetzten Tisch entdeckt, und die mir theuern Personen hinter denselben in Sicherheit gebracht hatte, konnte ich meinen Augen freies Spiel gestatten.

Da wir aber den Tag über so mäßig gelebt hatten wie weiland Ludwig Cornaro und ich mit dem besten Rechte vermuthen konnte, daß ein Abendbrot Allen gleich willkommen sein würde, so schweiften meine Blicke unaufhaltsam nach den Gegenden des Kamins, weil ich da nicht nur die Frau vom Hause, aus deren Händen ein solches hervorgehen sollte, sondern im glücklichen Falle vielleicht das Abendbrot selbst zu entdecken hoffte.

Die Frau vom Hause betreffend, so begünstigte Fortuna meine Wünsche, denn ich erblickte wirklich am Kamine eine weibliche Gestalt, welche ihrem bedeutenden Umfange nach Niemand anders als die Gebieterin des Hauses sein konnte.

Daß mit dem Anblicke der Dame auch das Verlangen, mit ihr zu sprechen, erwachte, ist natürlich und ebenso natürlich, daß ich zu diesem Zwecke in ihre Nähe gelangen mußte, was aber mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, indem der Feuerherd, an welchem die Señora auf einem niedern Schemel saß, mit gleichem Eifer einem großen Tiegel, und dem neben ihr sitzenden seine durch den im Hofe gemachten faux pas ganz desorganisirte Chaussure wieder herstellenden Gallier die erforderlichen Dienste leistete, nicht nur von einer dichtgedrängten Reihe Menschen umgeben war, sondern auch mehre der erwähnten, im Oriente verachteten, in Spanien aber hochgeschätzten Thiere, entweder Unpäßlichkeit halber, oder weil ihnen die herbstliche Abendluft schon zu rauh sein mochte, sich um selben gelagert, und im Vereine mit einigen Hunden und Katzen den Zugang zu der Dame fast gänzlich gesperrt hatten u. s. w.

Klingt das nun nicht ganz so, als wenn ein altes Waschweib und der Bajazzo einer Seiltänzerbande ein Duett rasaunten? Wenn der Leser d. Bl. sich dem behaglichen Gefühle, diese einzige Seite glücklich durchwatet zu haben hingibt, so wird er nebenbei einiges Mitleiden dem Ref. nicht versagen, der das ganze Buch lesen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Was die Welt dem Orden des Don Loyola danken zu müssen glaubt, ist nur allein auf Rechnung der Novizenmeister; denn da diesen würdigen Männern allein (?) die Bildung der künftigen Jesuiten anvertraut war, so konnten jene Grundsätze, welche die Welt beglückten und beglücken, nur durch sie den jungen Herzen eingeflößt werden.

Das neue französische Unterrichtsgesetz, nebst amtlichen Berichten über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in Frankreich. Als Seitenstück zu dem Berichte des Hrn. Staatsraths Cousin über das öffentliche Unterrichtswesen in Deutschland. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, einer Rede über Gewerbeschulen und zwei Tabellen über das Unterrichtswesen in den europäischen Staaten begleitet von J. C. Kröger. Altona, Hammerich. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wenn die neuesten Erscheinungen in der sogenannten schönen Literatur Frankreichs, die Romane und Schauspiele eines Victor Hugo, Balzac, G. Sand, Janin, Eugen Sue und Anderer, ein trauriges Bild von der Zerrissenheit und der unedeln Lebensansicht geben, die sich einer großen Anzahl der besten Köpfe im Lande bemächtigt hat, sowie der Beifall, den solche Productionen haben, von der Willfährigkeit des jetzigen Franzosen, mit einer so lockern Speise zufrieden zu sein, so tritt das große Verdienst eines Guizot, Cousin, Thiers und Anderer in ihren Bestrebungen für eine bessere Volkserziehung um so lebhafter hervor. Die französischen Zeitungen haben bei ihrem Bericht über die Verhandlungen in den Kammern von diesen Anstrengungen, Planen und Vorarbeiten Nachricht gegeben, ohne jedoch die Verdienstlichkeit derselben nach ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Denn auch solche Angelegenheiten werden ja in Frankreich als Parteisache betrachtet. Es war daher ein gutes Unternehmen des durch mehre Schriften über Volkserziehung bekannten Hrn. Kröger diese amtlichen Berichte in einer Schrift zu vereinigen und sie zur Kunde des deutschen Publicums zu bringen, welches bei seinem noch immer warmen Interesse für Frankreich (wie theuer ihm dasselbe immer zu stehen gekommen ist) auch diesen Verhandlungen seine Aufmerksamkeit nicht versagt hat. Die Deutschen haben allerdings hierbei ein besonderes Interesse, weil Hr. Cousin so Vieles aus deutschen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten entlehnt zu haben willig eingesteht.

Die von Hrn. Kröger übersetzten Actenstücke sind folgende: 1) Cousin's Entwickelung der Beweggründe und Entwurf eines Gesetzes über den Anfangsunterricht in der Deputirtenkammer am 2. Januar 1833 (S. 1—22), wo zugleich über die Einrichtung von Schullehrerseminarien gesprochen wird. Recht bezeichnend für Frankreich ist gleich der Anfang: „Der Charakter des Gesetzentwurfes, welchen wir Ihnen, meine Herren, zu überreichen die Ehre haben, ist wesentlich praktisch". 2) Der Bericht der Commission, die mit der Prüfung des Entwurfs beauftragt war, vom 4. März 1833 (S. 23—62), abgefaßt von M. Renouard, nebst dem Gesetzentwurfe der Regierung mit den Zusätzen der Deputirtenkammer (S. 62—92); 3) Cousin's Bericht an die Pairskammer im Auftrage der Commission zur Untersuchung des Gesetzentwurfes für den Anfangsunterricht, vom 21. Mai 1833 (S. 93—158); 4) Bericht an die Pairskammer im Namen einer besondern Commission, die zur Prüfung des von der Deputirtenkammer emendirten Gesetzes über den Anfangsunterricht niedergesetzt war, vom 22. Juni 1833 (S. 159—171); 5) Guizot's Bericht an den König über den Zustand des Anfangsunterrichts in Frankreich und über die Anwendung der für denselben auf das Budget von 1832 bewilligten Fonds (S. 171—189); 6) Beschluß des königlichen Conseils des öffentlichen Unterrichts über die Schullehrerseminarien vom 14. Dec. 1832 (S. 190—200); 7) Guizot's Bericht an den König über die Schullehrerseminarien (S. 200—212).

Der deutsche Bearbeiter hat diese Actenstücke mit lehrreichen Auszügen aus französischen Journalen begleitet. Aus ihnen geht auf das Deutlichste hervor, mit wie vielen Schwierigkeiten das Ministerium zu kämpfen hatte und welch ein bedeutender Grad von Ausdauer und Gewandtheit nöthig war, um die beste Absicht gegen die verschiedenartigsten, oft sehr unsinnigen Einwürfe zu vertheidigen. Namentlich hat die Frage über die Mitwirkung der Geistlichkeit und des Maire bei der Beaufsichtigung von Elementarschulen lebhafte Debatten veranlaßt, wobei denn die in Frankreich und Belgien vielfach besprochene Freiheit des Unterrichts, der Siebenpfeiffer auch in Rheinbaiern das Wort zu reden unternahm, von Neuem erörtert wurde. Der von der Regierung ausgegangene Entwurf hatte diese Freiheit des Unterrichts, welche in der französischen Charte begründet ist, auf eine sehr einsichtsvolle Weise mit der Einwirkung des Staats auf die öffentliche Erziehung zu vereinigen gewußt. Die Berichterstatter hatten denn auch die Freude, diese wie andere Bestimmungen endlich durch die Pairs- und Deputirtenkammer durchzubringen und das Unterrichtsgesetz durch die königliche Ordonnanz vom 28. Juni 1833 zum Staatsgesetz erhoben zu sehen. Wenn nun auch für Frankreich Vieles zu thun übrigbleibt, so ist doch ein höchst wichtiger Schritt gethan und die nachher erfolgten Circulare des Ministers an die Präfecten, Rectoren und Lehrer, die königliche Ordonnanz vom 16. Juli wegen Einrichtung der Schulen, die Instruction an die Präfecten sowie das Reglement über die Fähigkeitszeugnisse und Prüfungscommissionen vom 10. Juli zeigen, daß die oberste Behörde alles Ernstes gesinnt ist, auf dem betretenen Wege zu beharren. Vor allen Dingen muß es aber Sache des Ministers und seiner Räthe sein, dem Schulstande eine recht ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und ein genügendes Auskommen zu verschaffen. Ohne diese Grundbedingungen ist es gradezu unmöglich, gute Schulen zu haben und den Lehrern den Grad von Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten, dessen sie bedürfen, um mit Erfolg wirken zu können. Die neuesten Verhandlungen auf dem sächsischen Landtag in Dresden haben bewiesen, daß dies Bedürfniß höherer und niederer Schulen auch in Sachsen noch nicht überall erfüllt ist. Hierüber hätte man in Dresden zum Beschlusse kommen sollen; dafür hätte man am erstern Orte die Verhandlungen über das Gymnasialgesetz weglassen sollen, da ein solches gar nicht in dem Bereiche der Kammer ist und von wenigen erfahrenen Männern nach Einholung von Gutachten geprüft und berathen sein will. Einen solchen Weg hat z. B. die preußische Regierung bei Entwerfung eines neuen Reglements für die Abiturientenprüfungen eingeschlagen und zwar mit Glück, wie das Reglement vom 25. Juni 1834 beweist.

Außer den bereits angeführten Auszügen enthält die Bearbeitung des Hrn. Kröger noch manche zweckdienliche Erörterung, wie die geschichtliche Darstellung des französischen Unterrichtswesens aus der „Revue encyclopédique" (S. 151—158). Auch manche Curiosa finden sich vor, z. B. in der Anmerkung auf S. 67, wo Hr. Kröger erzählt, daß er auf einer Reise im Jahre 1832 in den badischen Dorfschulen, z. B. bei Manheim, die badische Constitution lithographirt mit dem Facsimile der badischen Deputirten und Hauptstellen aus ihren Aussprüchen über Constitutionen versehen gefunden habe. Die Veranlassung zu dieser Mittheilung gab das Amendement einiger Mitglieder von der Opposition in der Deputirtenkammer, die einen politischen Katechismus (wie etwa unter Napoleon, wo die kleinen Franzosen an den „heiligen Napoleon" glauben mußten) beim Elementarunterrichte haben wollten. Dazu bemerkte das „Journal des débats" sehr richtig, daß die Opposition unsere Dorfschulen in politische Clubs verwandeln wolle und daß der Elementarunterricht unmöglich dabei gewinnen könne, wenn alle unsere Schulmeister zu politischen Berquins gemacht würden, welche die Charte in Fragen und Antworten nach den Begriffen dieser kleinen Meerkatzen von sechs Jahren umsetzen. Es gehört in der That nur eine geringe Schulmannserfahrung dazu, um den pädagogischen Mißgriff zu würdigen, der die Menschenrechte ins ABCbuch hineinflickt und die Dorf- und Stadtschullehrer zu Erklärern politischer Begriffe macht. Die üblen Folgen würden sich vorzugsweise in den Clubs politischer Handwerker zeigen und der guten Sache höchst nachtheilig werden, wie es der Handwerkerclub in Genf und die Schneiderverbrüderungen in Paris und Genf bereits gethan haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die hier abgedruckte Rede des Hrn. Kröger über Gewerbschulen mit besonderer Beziehung auf Hamburg von Kenntniß und Eifer zeigt. Freilich könnte sie ebenso gut eine Abhandlung als eine Rede heißen. Endlich sind Tabellen über die öffentlichen Unterrichtsanstalten in den Staaten Europas und die Schülerzahl dem Werke angehängt. Ref. hat dieselben nicht genau prüfen können, und gesteht auch offen, daß ihm diese statistische Berechnung bei pädagogischen Gegenständen in dieser Allgemeinheit (kleinere Berechnungen bei einzelnen Staaten, wie die Hoffmann'schen in Preußen, können zu nützlichen Resultaten führen) nicht sonderlich gefallen. Es gibt ja noch andere Kriterien, an denen die Vortrefflichkeit des Schulunterrichts in einem Lande richtiger erkannt werden kann als grade an Zahlen, wenngleich Benzenberg meint, daß durch Zahlen Alles bewiesen werden könne. 14.

---

1. Geschichte des sächsischen Volkes, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Nach den besten Quellen und für alle Stände bearbeitet. Erstes bis drittes Heft. Dresden, Expedition des Werkes. 1833. Gr. 8. Jedes Heft 4 Gr.
2. Chronik der Stadt Dresden und ihrer Bürger, von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Gustav Klemm. Mit dem Anhange: Der Sammler für Geschichte und Alterthum, für Kunst und Natur im Elbthale. Unter Mitwirkung mehrer Gelehrten und Geschichtsfreunde herausgegeben von P. G. Hilscher. Erstes bis fünftes Heft. Dresden, Expedition des Werkes. 1833. Gr. 8. Jedes Heft 4 Gr.

Es war zu erwarten, daß die Regeneration des sächsischen Staates auch eine Regeneration der sächsischen Geschichte herbeiführen werde. Den ersten historischen Versuch im Großen, sich gleichmäßiger über Volk und Staat und Regenten zu verbreiten, machte K. W. Böttiger *), zugleich dabei von einem ihm gegebenen Standpunkte der europäischen Stellung Sachsens ausgehend. Von einer Geschichte des sächsischen Volkes erwartet man nun noch viel mehr das Hervorheben des rein Volksthümlichen, aber der ungenannte Verf. hat sich nach früherer Weise wieder mehr an eine Geschichte des Regentenstammes und des Staates gehalten, so weit wir ihn nach diesen drei Heften, welche bis zur Reformation führen, beurtheilen können. Der Gegensatz des wendischen und deutschen Volkslebens an den Elbufern, und der Sprachen, die ersten Elemente des Handels und der Straßenzüge, den Einfluß des Bergbaus und vieles Andere hätten wir weitläufiger hervorgehoben gewünscht, und hätten ihm gern dafür die wieder in den Vordergrund gezogene Geschichte der alten Sachsen und Wittekind's, dessen Bild, nach einem Original in der dresdner Bibliothek beigegeben ist, erlassen, in welcher noch dazu mehre Unrichtigkeiten vorkommen, z. B. daß Wittekind von Bonifaz dem Heidenbekehrer, der doch 755 schon todt war, 786 getauft worden sei, daß die Sachsen Druiden gehabt hätten und Karl der Große Söldner u. s. w. Dem Umstande, daß dies Buch für alle Stände bestimmt ist, wollen wir es zuschreiben, daß der Verf. sich nicht ganz streng an den eigentlichen historischen Styl bindet, den Texel z. B. ein „mauvais sujet", „einen hartgesottenen Sünder" nennt, Heinrich VIII.

*) „Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen" (Hamburg 1830—31), zu Heeren und Ukert's „Europäische Staatengeschichte".

von England sich „candidatenmäßig" um die deutsche Krone bewerben und die katholische Welt immer „toller und kunterbunter" werden läßt. Werden solche Auswüchse künftig beseitigt, wird der Standpunkt einer Volksgeschichte noch mehr berücksichtigt, so zweifeln wir nicht, daß bei des Verf. Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe, bei dem angenehmen Aeußern und dem billigen Preise der Hefte nicht nur das Unternehmen viel Abnehmer finden, sondern auch für die Fortbildung des Volkes sehr nützlich sein werde.

Einen engern Kreis hat sich Hr. Bibliothekar Klemm mit dem Elbthale und der schönen Elbstadt gewählt. „Chronik" und „Sammler" (eigentlich ein Hysteron-proteron!) versprechen, durch recht zweckmäßige Kupfer ausgestattet, ein sehr belehrendes und unterhaltendes, sich wechselsweise ergänzendes Ganze zu bilden. Auch hier ist der Subscriptionsweg für das Heft von zwei Bogen (halb „Chronik" halb „Sammler") mit zwei Kupfern um 4 Gr. eingeschlagen und zum „Sammler" haben auch andere Gelehrte, wie Hofrath Ebert und Engelhardt (dessen treffliche „Vaterlandskunde", sechste Auflage, 1833, ein Musterbuch für alle deutsche Staaten abgeben kann), Falkenstein, Choulant, Hohlfeldt Beiträge geliefert. Die „Chronik" geht mit Benutzung der besten Quellen und der vorzüglichern neuern Schriften in diesen fünf Bogen bis zu dem Ende des 14. Jahrhunderts. Daß für die städtischen und bürgerlichen Einrichtungen besonders Hasche benutzt worden ist, war natürlich; nur wünschten wir, daß, was freilich durch den Titel: „Chronik" gerechtfertigt, wo nicht bedingt zu werden scheint, die Anführung des Urkundeninhalts weniger nach der Zeit, für welche immer gewisse Hauptzeiträume festgehalten werden konnten, als nach gewissen systematischen Rubriken: Allgemeines, Besonderes, Kirchliches, Weltliches, Militairisches, Verfassungs- und Verwaltungsveränderungen u. dgl. geordnet worden wäre. Nicht die Zeit soll des Historikers, sondern dieser der Zeit Meister sein, daß S. 16 von Karl des Großen Söhnen (st. Enkeln) und S. 34 des „Sammler" das Jahr 1737 als das Jahr nach August des Starken Tod († 1733) bezeichnet wird, oder dieser selbst König Friedrich August I. genannt wird, wie er nur als Kurfürst hieß, sind unerhebliche Versehen.

Unter den sehr verschiedenartigen Beiträgen zum „Sammler" heben wir die Erinnerungen an Bruno von Meißen, den von Engelhardt mitgetheilten Fröhlich'schen Marktschreierzettel, das dresdner Carneval von 1728, sowie den Aufsatz von Ebert über die ältesten Straßenzüge am linken Elbufer und die Schilderung der Thierhatz auf dem Altmarkt 1609 hervor. Die Kupfer- oder Steindrücke, die meist im „Sammler" erklärt sind, stellen jene Thierhatz und das Vogelschießen von 1612, mehre ältere Ansichten der Stadt und einzelner Gebäude, sowie einige Bildsäulen des naumburger Doms wegen der Trachten (welche eine fortlaufende Bilderrubrik machen sollen) vor. 41.

Gadsalúnah. Von August Lewald. Drei Theile. München, Jaquet. 1833. Gr. 16. 3 Thlr.

Dutzendwaare! Ein schlechter Roman mehr, nach dem bekannten Recepte verfaßt, das man schreiben kann, ohne daß man nöthig hat, ein Doctor zu sein. Eine abenteuerliche Geschichte eines jungen hamburger Kaufmanns und seiner indianischen Geliebten, die unwahrscheinliche, zuweilen ganz unmögliche Verhältnisse schildert und dabei doch eine in Romanen alltäglich abgenutzte zu nennen ist. An Charakterzeichnung ist nicht zu denken. Es begegnen uns nur alte wohlbekannte Romanengestalten, die der Verf. aus seiner gewiß sehr reichen Lecture zusammengescharrt zu haben scheint. Einen überlegten Plan oder eine Idee hat er mit seiner Arbeit schwerlich verbunden. Er schrieb offenbar auf gut Glück weiter, ohne am Anfange schon das Ende vorauszuwissen. Dies geht namentlich aus der unerhörten Vernachlässigung des dritten Theiles hervor. Der Styl ist geschmacklos, breit und verschroben. Es war Hrn. Lewald um ein recht buntes Gemisch von Begebenheiten zu thun, und er hält sich die ausgemalten Bilderbogen für Kinder, wie die Buchbinder sie zu verkaufen pflegen, als Ideale vor Augen. Seine Manier ist durch die neueste französische Novellistik bekannt und beliebt, und erklärt also hinlänglich die Nachahmung. Wir überzeugten uns aus mancher Einzelheit, daß der Verf. seine Studien an Balzac, Janin, Sue, Hugo und Andern redlich durchgemacht hat. Es ist nur zwischen ihm und den französischen Novellisten der wesentliche Unterschied: daß diese in gewisser Hinsicht eigenthümlich, natürlich und mit einem theilweise bedeutenden Talentaufwande schreiben; aus dem uns vorliegenden Buche dagegen sich weder Eigenthümlichkeit noch Wahrheit und Talent ergibt. Die hamburger Ort- und Lebensverhältnisse mögen nicht unrichtig, dann und wann vielleicht auch nicht ungeschickt und anschaulich ausgelegt worden sein, die Sprache der nicht als Charaktere, sondern als Masken erscheinenden Personen tritt aber deswegen oft in Zwiespalt mit deren Stand und Verhältnissen. Das Buch hat übrigens einen auffallenden wohllautenden Titel, und ist, wie sich die Glaubensgenossen des Verf. nicht verfehlen werden, in gewöhnlichen Blättern auszusprechen, „ein dem vielversprechenden Geiste des fruchtbaren Autors würdiges Product". Wir fügen hinzu: es wird jeder Leihbibliothek willkommen sein und hätte gar nicht so weißen Papieres und so gefälligen Druckes, als die Verlagshandlung daran vergeudet hat, bedurft, um gewisse Leser zu finden. 51.

Literarische Notizen.

In den „Études historiques" des trefflichen, durch seinen Eifer für die Wissenschaft erblindeten Augustin Thierry (nicht mit seinem Bruder Amadeus zu verwechseln) haben wir einen wahren literarischen Schatz erhalten.

St.-Marc Girardin hat „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne" erscheinen lassen, ein höchst interessantes Buch.

Die Revues bekommen durch eine wiederauflebende „Minerva" einen neuen Zuwachs. Ihrem Personale nach, scheint sie ganz ultraliberaler Tendenz werden zu müssen; Lamennais und Garnier Pagès nämlich, heißt es, würden sie herausgeben.

In der „Revue des deux mondes" befindet sich ein lesenswerther Aufsatz über die politischen Ereignisse im Innern Frankreichs während des vorigen Monats. Der als Pair von Frankreich unterzeichnete Verf. soll Niemand anders als Capefigue, der Verf. der „Geschichte Philipp August's" u. s. w. sein. Vorzüglich hat ihn sein etwas gespreizter Styl verrathen. 121.

„Emilio Plater, sa vie et sa mort" von Jos. Straszewicz ist mit einer Vorrede von Ballanche erschienen.

„Adhémar et Théodeberge. Episode des guerres civiles du 15ième siècle" von Pourret de Gauds erschien in zwei Bänden.

J. A. C. Buchon hat die „Correspondance inédite de Mad. Campan avec la reine Hortense", mit einer Einleitung und Anmerkungen in zwei Theilen herausgegeben.

Von dem „Extrait des chartes et autres actes normands ou anglo-normands, qui se trouvent dans les archives du Calvados", geordnet von Léchaudé d'Anisy ist der erste Band herausgekommen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 362. — 28. December 1834.

Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Aus den von Daniel Leßmann hinterlassenen Papieren fortgesetzt von August Ellrich. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Nimmt nun der erwähnte Roman schon einen viel größern Theil des Buches ein, als die das Land beschreibenden Stellen, so sind doch die vielfach eingestreuten satirischen Bemerkungen als der Hauptinhalt des Buches zu betrachten. Roman und Reisebeschreibung sind offenbar nur geschrieben, um diesen Bemerkungen zum Rahmen zu dienen. Wenn der Verf. z. B. erwähnt, daß die Spanier in einem Zustande geringerer Cultur leben als wir, daß sie deshalb aber auch von manchen Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten, welche im Gefolge der Cultur sich einzuschleichen pflegten, frei seien, so nimmt er davon Gelegenheit, in seiner weitschweifig witzelnden Manier einige deutsche Kleinstädtereien zu verspotten. Er thut dies aber mit so großer Ungeschicklichkeit, daß man, wenn man diese Satiren liest, von wahrer Achtung gegen Kotzebue und seines Gleichen erfüllt wird. Denn man muß sich gestehen, daß diese Schriftsteller schon vor mehren Jahrzehnden Alles, worüber Hr. Leßmann sich ereifert und spottet, schon viel witziger und treffender gegeißelt haben. Es findet sich auch hier nicht das Geringste, was nicht schon tausend Lustspiel- und Satirenverfertiger gesehen und besprochen hätten. Daher haben die Satiren des Verf., selbst wenn sie wahre Bemerkungen enthalten, doch etwas so Schiefes, Lahmes, Abgeschmacktes, wie das tausendmal Wiedergekäute immer hat. Eine Probe mag auch hier genügen, obgleich sie keineswegs ein vollständiges Bild der in diesem Buche befindlichen Abhandlungen geben wird. Denn zu den charakteristischen Kennzeichen derselben gehört es, daß sie in diesem faden Tone immer fünf bis sechs Seiten lang ausgesponnen werden, ohne daß ein Gedanke das ewige Einerlei der Worte unterbricht. Davon kann ich nun keine Probe geben, weil d. Bl. ihre Spalten natürlich nicht für bogenlangen Unsinn öffnen. Aber folgende Tirade ist so originell und so charakteristisch für das Buch, daß man sie ebensowol mit Nutzen als mit Vergnügen lesen wird (S. 34);

Ich habe nie die Sonne erscheinen und verschwinden, nie den Mond seine Gestalt wechseln, den Abendstern am blauen Himmelszelte blinken, nie den Baum im October seine Blätter abschütteln und im April mit frischem Grün sich bekleiden, nie aus dem Kern eines Apfels einen Baum emporwachsen, aus einem kalten, todten, von den Ufern des Comersees in eine Entfernung von 100 Meilen gesandten Ei die Seidenraupe sich entwickeln, fünf Verwandlungen durchmachen, die Cocons, aus welchen in der Folge der König seinen Mantel, die abgelebte Schöne ihr Ballkleid weben lassen, diese zu neuen Reizen, jener zu einiger Herrlichkeit gelangt, kunstreich anfertigen gesehen, nie in den Zeitungen gelesen, daß Herr Kriechhammel, der Kammerdiener der Gräfin Fifi, einer Freundin des Ministers, zum geheimen Hofrath ernannt, dem Freiherrn von Strohhaupt der Orden des blauen Hundes ertheilt, zur Beruhigung der Völker und zur Beförderung der Cultur des Menschengeschlechts sechs tapfere Censoren bestellt, dem Sänger Nimmersatt 9000 Thaler jährlicher Gehalt bewilligt, dem Schulmeister Jammermann, welcher mit zehn Kindern dem Hungertode nahe ist, 30 Thaler jährliche Zulage verweigert worden sind, ohne zu der Bemerkung geleitet worden zu sein, daß es mehr Dinge auf Erden — den Himmel nicht in Anschlag zu bringen — gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt, ja die Erscheinung meines Vaters, wenn er auch grabenwegs aus den schwefeligen, qualvollen Flammen käme und eine Kunde anhöbe, von der das kleinste Wort die Seele mir zermalmte, mein junges Blut erstarrte, meine Augen wie Sterne aus ihren Kreisen schießen machte, mir die verworrenen, krausen Locken trennte, und jedes einzelne Haar, empor wie Nadeln an dem zornigen Stachelthier sträubte, würde mich weniger überraschen, weniger erschüttern, weniger in Schreck und Staunen setzen, wie die Bemerkung, daß es mehr Ding' im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt, nicht so schnell abbringen als das Zeitungsblatt, welches die Kunde von dem Sänger Nimmersatt und dem Schulmeister Jammermann, von dem geheimen Hofrath Kriechhammel und dem Freiherrn von Strohhaupt anhebt.

Worte, Worte, nichts als Worte, und zwar höchst ungeschickt zusammengeraffte Worte!

Fast noch widerwärtiger wird aber der Verf., wenn er lobt. Da er nämlich durchaus keinen Sinn für irgend etwas Würdiges, Großes hat, so ergießt er sich, wenn er loben will, in den ungeheuersten Uebertreibungen, in den nichtssagendsten Gemeinplätzen. Unter Anderm zieht er einmal die Gelegenheit bei den Haaren herbei, eine Lobrede auf Howard, den bekannten Krankenpfleger, zu halten. Statt nun die Verdienste dieses allerdings wohlgesinnten und würdigen Mannes mit dem ihrer würdigen Ernste in ihr rechtes Licht zu stellen, häuft er eine Menge enthusiastischer Phrasen auf, und beschließt dieselben also:

Klagt nicht, Menschen, über den Lenker der Dinge, daß er Alexanders, Attilas, Dschingis-Khans, Zwölfte Karls, Vier-

zehnte Ludwigs und Napoleons werden ließ, er gab Euch ja zum Ersatze einen John Howard.

In seiner höchsten Blüte zeigt aber der Verf. sich, wenn er politische Ansichten auskramt. Diese Ansichten selbst sind zwar keineswegs besonders anstößig; vielmehr sucht er etwas darin, sich von den Extremen fern zu halten und statt dessen eine Art doctrinairen, constitutionnellen Mittelwegs einzuschlagen. Die Weise, in welcher er das thut, ist aber so saft- und kraftlos, so plump und so albern, daß mir Börne's blutgierige Tollheiten in der That lieber sind als dieses philisterhaft geistlose juste milieu. In jeder Zeile seiner politischen Erörterungen zeigt es sich, daß er durchaus nicht weiß, was für Staatsformen er eigentlich wünsche, und doch bezeigt er sich so kindisch berauscht durch das Wort Constitution, daß er alle Völker, welche sich dieses höchste Gut von Papier entreißen lassen, deshalb für höchst nichtswürdig und verabscheuungswerth erklärt. Diese seine Herzensergießungen werden dadurch, daß sie zuweilen Wahrheit enthalten oder doch dicht an derselben vorüberstreifen, nur um so widriger. Denn die Wahrheit wird hier gradezu besudelt durch den unreinen Athem Dessen, der sie im Munde führt. Unter Anderm ist Manches, was hier gegen das russische Volk gesagt wird, nur allzu wahr, und doch geberdet der Verf. sich grade hier zugleich höchst lächerlich. Denn er drückt sich nicht selten so aus, als könnte im ganzen russischen Reiche kein einziges Individuum einen Finger regen, ohne durch eine kaiserliche Ukase befehligt und durch die Knute beaufsichtigt zu sein. Dergleichen Uebertreibungen machen selbst die beste Sache lächerlich. Ebenso sind die Spanier ein ganz verächtliches Volk, weil sie die Cortes von 1820 nicht mit mehr Eifer aufrechthielten, und doch spricht er selbst verächtlich von diesen Cortes. Aber das begegnet diesen Leuten, die so ganz und gar nicht wissen, was sie wollen, nicht selten, daß sie ihre eignen Urtheile umstoßen, um nur durch nach allen Seiten hin ausgestreuten Tadel die Ueberlegenheit des eignen Geistes zu zeigen, oder, genauer gesagt, dessen Hohlheit zu verbergen.

Eine andere Unart, welche freilich geringfügiger ist, mag hier noch gerügt werden, nämlich die ungezügelte Sucht, französische, englische und spanische Worte und Redensarten in die deutsche Rede einzuflechten. Ich bin keineswegs so pedantisch, daß ich es für eine unverzeihliche Sünde hielte, hin und wieder, zumal in scherzhafter Darstellung, einen fremden Ausdruck zu gebrauchen, aber der Verf. zeigt auch hier eine seltene Kunst, die ihm zugestandene Freiheit auf die entschiedenste Weise zu misbrauchen. Man lese nur folgenden Satz (S. 48):

Es blieb daher nichts übrig, als bonne mine à mauvais jeu zu machen und den ganzen Vorrato der erwähnten vertu des âmes, welche aber dem bipède, Mensch genannt, ebenso unentbehrlich ist, als dem unter dem Titel âme bekannten quadrupède, hervorzusuchen und in Anwendung zu bringen.

Wie fade, wie geistlos, wie abgeschmackt!

Außerdem findet sich aber auch in dem Buche eine große Menge von Sprachfehlern, welche freilich dem Herausgeber mehr als dem Verfasser anzurechnen sind. Herr Ellrich hat entweder den Nachlaß seines Freundes nur einer sehr flüchtigen Durchsicht gewürdigt, oder er kann selbst nicht Deutsch, oder hat auch vielleicht geglaubt, er dürfe selbst die entschiedensten Sprachfehler nicht verbessern, um dem Publicum die Genialität des Hrn. Leßmann recht unverfälscht zu überliefern. In den von mir bereits gegebenen Proben finden sich mehre Sprachfehler, und das ganze Buch wimmelt von Nachlässigkeiten, von denen viele sehr leicht herauszuschaffen gewesen wären.

Gegen das Ende des Buches tritt die Reisebeschreibung und die Satire in den Hintergrund, und der Roman bleibt allein auf dem Schauplatze. Hier wird der Verf. nun etwas minder widerwärtig, als er in der ersten größern Hälfte des Buches ist. Seine Albernheit wird hier gleichsam harmloser, und ist daher behaglicher anzuschauen. Er läßt hier englische Große so sprechen und handeln, als wären sie deutsche Kanzleiverwandte. Dabei weiß er sich aber dennoch viel damit, daß er das Costum sehr treu nachzeichne. Unter Anderm überschreibt ein junger Mann einen Brief an den Vater seiner Braut: „Mylord", und sogleich berichtet uns eine Anmerkung, das sei so gebräuchlich in England, während eine vertraulichere Anrede, wie wir Deutschen sie in diesem Falle natürlicher finden würden, dort nur nach wirklich vollzogener Vermählung erlaubt sei. Das mag sein; aber leider ist der ganze Brief so geschrieben, wie ein deutscher Tertianer etwa an einen Kameraden schreiben würde. Hier soll also durch ein Wort gutgemacht werden, was im Geiste und in der Wahrheit gesündigt wird; aber das begegnet freilich auch Leuten, die noch viel verständiger sind als Hr. Leßmann war. 6.

Die Aufhebung der Todesstrafe, die Abschaffung des Lotteriespiels als Volksspiels und die Herstellung der christlichen Einheit in der christlichen Kirche. Drei menschenfreundliche Wünsche, den erhabenen Fürsten Deutschlands und ihren weisen Räthen und Ministern, sowie allen edeln Menschen ehrerbietigst zur Prüfung vorgelegt von einem Menschenfreunde. Leipzig, Steinacker. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

So verschiedenartig die Gegenstände der drei Betrachtungen sind, die der Verfasser hier aneinandergereiht hat, so gleichartig ist die Behandlung derselben in ihrer etwas breiten Redseligkeit in ihren vielfältigen Abschweifungen vom Thema der Beweisführung, wodurch die Darstellung an Bündigkeit verliert, in der ziemlich ungelenken Sprache. Eine innere Verbindung tritt nicht hervor, und nur in den ersten beiden Abhandlungen ist die Ansicht vom Staate als einer Bildungs- und Erziehungsanstalt, von welcher der Verf. in seinen Beweisführungen ausgeht, ein vermittelndes Band. Bei der Frage über die Todesstrafe wird der Satz aufgestellt, da der Mensch nicht vom Staate, sondern von Gott sein physisches und geistiges Leben empfange, und er dieses von Gott Empfangene dem Staate in der Absicht und zu dem Zwecke übergebe, damit es durch ihn mittels der in ihm vorhandenen größern physischen und geistigen Gesammtkraft desto schneller und glücklicher zur Vollkommenheit ausgebildet werde, so könne die gesammte Lebensthätigkeit des Staats seinem ursprünglichen und eigenthümlichen Wesen nach in nichts Anderm und Höherm bestehen als in der Erhaltung des Anvertrauten und in der Ausbildung jedes Einzelnen, sei-

nem Wesen nach, nur in seiner Beziehung zum Ganzen. Jede Zerstörung eines Menschenlebens, welche der Staat absichtlich bewirke, oder aus irgend einer unvermeidlichen Ursache geschehen lasse, sei daher im Widerspruche mit seiner ursprünglichen Pflicht und seinem ursprünglichen Rechte; denn so wenig der Einzelne eine Pflicht oder ein Recht habe, sein eignes von Gott erhaltenes Leben zu zerstören, ebenso wenig habe der Staat, der in Beziehung auf den Einzelnen auch nur ein Einzelner sei, das Recht, einen Einzelnen zu tödten, da jedes Einzelnen und jedes Staats Pflicht und Recht nur das Erhalten und das Beleben und Fortbilden des Einzelnen sei. Nachdem der Verf. aus diesem Grunde die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt angefochten hat, sucht er zu zeigen, daß der Tod (nicht das Aufhören des Lebens selbst, sondern das Aufhören eines physischen Lebens in der Form und Weise, wie es seither bestanden) als Strafe gegen Verbrecher nicht gelten könne. Der Staat *kann* ihn nicht als Wohlthat anwenden (er müßte sonst die Natur oder Gott selbst sein), und *darf* ihn nicht als Wohlthat anwenden, weil er sich sonst selbst in seinen Lebenszwecken widersprechen und sich erniedrigen würde. Der Tod kann nicht als *Strafe* in Anwendung kommen, weil ihm das Hauptprincip derselben, Besserung des Sträflings, fehlt. Er wirkt entweder gar nicht, oder als Schädliches. Durch Bemerkungen über die Wirkung der Todesstrafe nach den Ergebnissen der Erfahrung wird diese Ansicht unterstützt. Dabei kommt der Verf. in seiner digressiven Manier auf recht gute Bemerkungen über die psychische Behandlung verurtheilter Verbrecher durch Geistliche und über Dasjenige, was der Staat in dieser Hinsicht zu thun verpflichtet ist, und endlich zu ziemlich langen Abschweifungen über die Quellen der Verbrechen und den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand der Menschen und über die Einrichtung der Besserungshäuser. In dem Hauptsatze mit dem Verf. einverstanden, bekennen auch wir uns zu der Ansicht, daß der Staat durch Tödtung eines Verbrechers aus seiner Rechtssphäre tritt, und daß die Vertheidigung solcher Verurtheilungen bis jetzt nur in sophistischen Deutungen und in einer verkehrten Ansicht des Wesens der Strafe — als auf das Princip der Ausgleichung rechtlich gegründet — sich gezeigt hat; aber der Verf. hat seine gute Sache keineswegs als geschickter Sachwalter geführt, und besonders werden ihm die Juristen, die diesen Gegenstand in dem sogenannten philosophischen (!) Theil ihres Criminalrechts durch sophistische Künste verwirrt haben, manche Blöße abmerken. Er hätte auf seinem Wege ganz anders die Fechterstreiche abwehren müssen, die da gewöhnlich sind. Im Ganzen hat er nicht viel Neues gesagt.

Dieselbe theologisch homiletische Behandlungsweise, die uns in jener Abhandlung den Geistlichen verräth, finden wir in der zweiten: „Für die Abschaffung des Lotteriespiels als Volksspiels". Auch hier ein weiter Anlauf auf der Rennbahn. Von einem so schulgerecht gerüsteten Kämpfer ist das Glücksrad wol noch nicht angegriffen worden. Er geht von dem Satze aus, daß der Staat seiner Natur und Bestimmung nach vollkommen wissen muß, wodurch der einzelne Mensch, wie auch alle Staatsglieder in dieser Eigenschaft zum würdigsten Gebrauche ihrer menschlichen und bürgerlichen Freiheit und Vernunftthätigkeit gelangen können, und daß er unabhängig von Allem sein muß, was die Anwendung jenes Wissens zu den angegebenen Zwecken hindern könnte. Durch eine solche freie Vernunftthätigkeit soll vorzüglich die Aufregung aller im menschlichen und bürgerlichen Leben vorhandenen physischen und moralischen Kräfte und die naturgemäße Bewegung derselben zur Förderung des Wohlseins, Wohlstandes und Wohllebens Aller und jedes Einzelnen bewirkt werden. Ein seines höchsten Lebenszweckes sich bewußter Staat kann einen solchen Gegenstand als die Lotterie weder selbst anordnen, noch länger dulden. Sie paßt als reines Spiel des blinden Zufalls, einer zwecklos waltenden Schicksalsmacht, heidnischen Ursprungs und Charakters, nicht für einen christlichen Staat, in welchem überall wahrgenommen werden soll, daß man im Geiste der höchsten Vernunft handle. Lotterien sind für das Volk wie für die Staatsintelligenz unwürdige Spiele, schon als kindische Zufallsspiele, aber auch weil sie das Fortschreiten des Nationalgeistes und der Nationalkraft hemmen. Diese letzte Rücksicht, die nachtheilige Wirkung eines Spiels, in welchem weder durch Anwendung physischer noch geistiger Kräfte gewonnen werden kann, auf die Entwickelung dieser Kräfte im Einzelnen oder in der Gesammtheit, ist gut herausgehoben. Das Uebrige des Aufsatzes sind homiletische Ausweitungen des Thema's, das statt auf 25 füglich auf 5 Seiten sich fruchtbar hätte behandeln lassen. Ehre der guten Absicht des Verf.; aber die „erhabenen Fürsten und die weisen Minister", an welche er seine Wünsche richtet, werden ihm antworten, so lange er nicht alle deutschen Regierungen für seine Ansicht gewinnen könne, würde es ganz fruchtlos sein, nicht noch länger die getreuen Unterthanen zu einigem Vortheil der Finanzen unter allerhöchster Aufsicht ein Hazardspiel treiben und allenfalls auch sich ruiniren zu lassen.

Die Herstellung der christlichen Einheit in der christlichen Kirche, des Verf. dritter Wunsch, soll erlangt werden durch die Vereinigung über die Ansicht, daß der Glaube, als Sache des Gemüths, und das christliche Leben nur aus dem Glauben und Leben Jesu, wie Beides in seiner ursprünglichen Reinheit nur in der heiligen Schrift vorhanden ist, erkannt werden kann, durch Vereinigung über die im Glauben und Leben Jesu sich offenbarende Persönlichkeit, über die öffentliche und gemeinschaftliche Gottesverehrung und die christlich-kirchliche Gesellschaftsverfassung (mit presbyterianischer Repräsentation), und endlich durch die gemeinsame Ansicht, daß das Evangelium, wie Jesus es verkündigt habe, und nicht nach der Auslegung Anderer, Grundlage und Wesenheit der christlichen Kirche sein müsse. Das haben die Weisesten und Besten ja zu allen Zeiten erkannt und gesagt. Aber wie dazu gelangen? Alle christlichen *Schriftforscher* sollen die sittliche Kraft haben, von ihren individuellen Ansichten einmal ganz abzusehen, und sich als wissenschaftlich gebildete Männer mit Geistesfreiheit nur dem Evangelium zuwenden. Recht gut und wahr, was der Verf. über die Isolirung sagt, wodurch unsere Theologen seit lange sich einseitig und befangen in dem Gebiete ihrer Confession festgebannt und sich gehindert haben, zu jener, im Felde ihrer Wissenschaft vorzüglich unentbehrlich-sittlichen Kraft zu gelangen. Diese Isolirung soll aufgehoben werden. Die angesehensten Theologen aller christlichen Confessionen sollen sich vereinigen und alle fünf Jahre zusammenkommen, um für den angegebenen Zweck Alles, was während dieser Zeit auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft Beachtenswerthes und Wichtiges erschienen ist, einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen und das Beste davon zu behalten. Immerhin auch Schriftforscherversammlungen wie Naturforscherversammlungen und allenfalls auch Bankete dazu, und Luftfahrten in fürstlichen oder eignen Wagen! Ob aber ein solcher „Congreß der vorzüglichsten *Kirchenmeister*" für die christliche Einheit jetzt mehr wirken werde als die Colloquien und Berathungen im 16. und 17. Jahrhundert, möchten wir bezweifeln. Werden dadurch die schroff sich entgegentretenden Ansichten und Denkweisen vereinigt und versöhnt werden, auf welche der wohlmeinende Verf. selber hinweist, indem er an die Aufnahme erinnert, die des wackern Röhr's „Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche" bei Hengstenberg und Genossen gefunden haben? Und wie viele katholische „Kirchenmeister" werden auf seinen Congreß zu kommen wagen, wenn Gregor XVI. das Medusenhaupt seines encyklischen Schreibens vorhält? Nicht die Kirchenmeister, mögen sie im Chorrock und den weißen Kragen, oder im Rothstrumpf und die Stola tragen, werden Friede und Eintracht in der Kirche herbeiführen, wenn sie nicht aus den höher gebildeten Gemeinden selbst hervorgehen. 7.

Liederbuch für deutsche Künstler. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Es wäre ein Unglück, wenn das Motto dieser Liedersammlung für Künstler:

Frod mit Gesellen bei gutem Wein
Mägdlein küssen und singen gut,
Wandern in alle Welt hinein —
Das ist der rechte Künstlermut,

wahr wäre. Mindestens hätten wir dann keine Hoffnung, viele Correggio und Thorwaldsen, viele Palladio und Beethoven aus unsern jungen Kunstpepinieren hervorgehen zu sehen, denn alle Diese waren still, sesshaft und fröhlich-ernst. Doch gönnen wir dem Künstler auch den lauten Frohsinn, den Gesang beim Wein, wiewol der letzte manches gute Talent auf dem Gewissen hat. Für diese Liebhaber des Gesanges beim Wein nun ist dies Buch geschrieben, das, mit neuen geselligen und charaktervollen Liedern anhebend, allmälig zu der alten „Burschenweise" übergeht und damit beweist, daß wir eben keinen Ueberfluß an Künstlerliedern haben, während von den Herausgebern doch ein Liederbuch gesammelt werden sollte. Sie hätten solche dichten sollen. Aber freilich sind die Herren Franz Kugler und R. Reinick nicht eben besondere Poeten, und zwischen den alten guten Liedern von Göthe, Claudius, Schmidt von Lübeck, ja selbst zwischen den neuern und auch guten von Schwab, Schlippenbach und Hoffmann von Fallersleben nehmen sich ihre „Zugaben" ziemlich prosaisch aus; inzwischen nimmt man's beim Weinglase nicht so genau und singt wol selbst Kugler'sche Verse:

Und denket man in künft'ger Zeit
An unsere Vergangenheit,
So wird auch Mancher wol gerühmt,
Der deutzutag' gebauet hat,

einmal, wenn auch ohne besondere Erbauung mit. Reinick's „Maler-ABC" ist schon besser, wenigstens praktischer, z. B.:

Der Dürer hat ein böses Weib,
Dukaten braucht man allezeit.
Die griech'sche Nase ist gerad',
Neptunus einen Dreizack hat.
Profile nimmt man von der Seit',
Paletten platzen mit der Zeit.

Ach, wie manche Palette ist schon zerplatzt und die Farben liefen zu einem tausendfarbigen Brei zusammen! O Loos des Schönen auf der Erde! Ausgezeichnet gute Beiträge hat E. Hecker und Graf Schlippenbach geliefert, und obgleich Herr Reinick singt:

Gar grimmig ist der Recensent,
Nach Ruhm ein jeder Künstler rennt,

und:

Modelle man für nöthig hält,
Ein Meister nicht vom Himmel fällt.

so sind wir gegen ihn doch weder grimmig, noch glauben wir, daß er vom Himmel gefallen sei. Nach und nach gehen die neuen Beiträge aus, und aus den Künstlerliedern werden gewöhnliche Trinklieder, brauchbar für alle Menschenkinder. Unter diesen finden wir selbst den „Vater Noah", den „Papst", „Mein Herr Maler" und „Raritäte sein su sehn!" Alle diese Lieder sind mit Melodien versehen und zum Theil mit geistreichen Gubitz'schen Vignetten geziert, unter denen z. B. der „Abschied von Jungfrau Kanne und Fräulein Flasche" wirklich alles Lob verdient. Eines ist uns in dieser Sammlung aufgefallen. Es sind Lieder für Künstler aller Art und doch ist kein einziges Lied für den Musiker dabei. Woher das? Ist die Musik keine Kunst, oder lieben die Musiker den Wein und den Gesang nicht? Beides steht doch zu bezweifeln, und hier grade wäre ein Lied „auf das Lied", dünkt uns, an seiner rechten Stelle gewesen. 52.

Beiträge zur Geographie von Hellas, mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse, von G. L. Kriegk. Erstes Heft. Das thessalische Tempe in geographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Engelmann. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Der Verf., von welchem bereits 1833 eine geographische Untersuchung: „De Maliensibus" (Frankfurt a. M.) erschien, hat die Absicht, in einer Reihe von Abhandlungen einzelne Theile von Griechenland in antiquarisch-geographischer Hinsicht, möglichst erschöpfend, zu behandeln; und er eröffnet diese Reihe mit dem vorliegenden ersten Hefte. Er vermißt nämlich (wenngleich er die Vortrefflichkeit mancher vorhandenen Forschungen über specielle Gegenstände der Geographie des alten Griechenlands anerkennt) gleichwol die nöthigen kritischen Vorarbeiten zu der nach seiner Ansicht noch immer fehlenden Basis einer solchen Geographie; und er will demnach einer allgemeinen Geographie Griechenlands, zu deren besserer Begründung, durch jene Abhandlungen vorarbeiten. Was nun den Gegenstand des ersten Heftes anlangt, so hat der Verf. denselben nach den Quellen des classischen Alterthums und denen der neuern Zeit (namentlich Reisebeschreibungen durch Griechenland) ebenso gewissenhaft im Allgemeinen, als genau im Einzelnen und von den verschiedenen Seiten, von welchem aus er betrachtet werden kann und muß, untersucht, sodaß die Frage über das thessalische Tempe durch diese Untersuchung in das gehörige Licht gesetzt sein dürfte. Das nächstfolgende Heft (es werden deren vier, von ungleichem Umfange, versprochen) wird sich mit der thessalischen Ebene beschäftigen. Daß die neuern, sich hoffentlich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse Griechenlands (obschon der Gegenstand des vorliegenden und des versprochenen zweiten Heftes weniger auf das Königreich Griechenland sich beziehen) das Interesse an diesen Untersuchungen erhöhen müssen, ist ebenso klar, als daß auch die, durch jene Verhältnisse begünstigten Nachforschungen in dem Lande selbst auf diese Untersuchungen einen günstigen Einfluß zu äußern — wenigstens im Stande sind. 17.

Literarische Notizen.

Das „Journal de l'Institut historique" erregt schon ziemliche Aufmerksamkeit. Ueberhaupt herrscht jetzt eine fruchtbare literarische Thätigkeit in Paris, wogegen die zum Zeitvertreibe, oder vielmehr Zeitverderbe, bestimmte Literatur merklich im Sinken ist.

Mehre karlistische Blätter sind gezwungen gewesen, sich in eins zusammenschmelzen zu lassen, welches den Titel „France" führen soll, jedoch auch auf kein langes Leben rechnen kann.

Außer den schon bestehenden deutschen Buchhandlungen, ist noch eine neue entstanden, die in dem „Dépôt central de la librairie française et étrangère" ihr Lager aufgeschlagen hat.

Menzel's „Reise nach Oestreich" ist ins Französische übersetzt worden.

In der „Revue du progrès social" wird viel über deutsche Philosophie gesprochen, und wie es scheint gründlicher als gewöhnlich; dagegen wird auch entsetzlich viel über deutsches Leben, Kunst und Wissenschaft gesalbadert und mit denselben gepfuscht. Der Mangel an eigenthümlichen Ideen führt einen großen Theil der französischen Literaten dazu, nachdem sie England und Schottland in den oben erwähnten Bezügen bald ausgebeutet haben, sich nun über Deutschland zu machen und seine Literatur, Kunst und Leben als eine den Franzosen unbekannte Fundgrube zu benutzen. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 363. —— 29. December 1834.

Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion im innigen und ewigen Bunde. Ideen, von einem Vater, ſeinem Sohne mitgetheilt und zum Beſten auch anderer ſtudirenden Jünglinge herausgegeben von Wilhelm Schröter. Erſtes Bändchen. Altona, Hammerich. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Ein durchaus wohlgeſinnter, von gründlicher Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft begeiſterter Vater theilt in der vorliegenden Schrift einem geliebten Sohne die Mittel mit, durch welche er eine höhere Anſicht ſeiner Gymnaſialſtudien gewinnen und ſich tüchtig machen kann, in ſeinen künftigen Lebensverhältniſſen ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann zu bleiben. Es gibt allerdings mehr als eine ähnliche Schrift, aber an Innigkeit und Wärme des Tons, an Richtigkeit der Welt- und Lebensanſicht, an Klarheit des Vortrags und Durchdringung der Gegenſtände darf die Schröter'ſche Schrift die Vergleichung mit keiner andern ſcheuen. Ueberdies iſt der Verf. bereits durch mehre Schriften als ein ſehr vorurtheilsfreier Geiſtlicher und kenntnißreicher Mann dem leſenden Publicum hinlänglich bekannt, und kann daher wol Anſpruch auf eine nicht blos oberflächliche Beurtheilung ſeines Buches machen, das übrigens die wichtigſten Intereſſen des Tages und einen in unſerer Zeit vielfach berührten Gegenſtand in einer neuen Einkleidung zur Sprache bringt.

Die Schule hat in ihren Verhältniſſen zum Leben und zu der Ausbildung für daſſelbe ſeit einer Reihe von Jahren die verſchiedenartigſten Beurtheilungen und in einer Zeit, die, wie die unſerige, ſich ſo ſehr in Extremen gefällt, die Gunſt oder Ungunſt derſelben in ſehr auffallender Weiſe zu erfahren gehabt. Die Vertheidiger der alten, auf das Studium der claſſiſchen Literatur vorzugsweiſe begründeten Methode vermögen nicht ohne Anſtrengung ihr Gebäude gegen die Angriffe der Gegner zu ſchützen, die Alles auf einem kürzern Wege zu erreichen meinen, die unſere jungen Leute bald durch das Studium der Naturwiſſenſchaften und Mathematik, bald durch die Philoſophie, bald durch die Mutterſprache und die Kenntniß der neuen Literatur ihrer eigentlichen Beſtimmung ſchneller und beſſer entgegengeführt wiſſen wollen. Die alte Ordnung und ſtrenge Disciplin der Schulen, der Gehorſam gegen Lehrer und Vorgeſetzte erſcheinen ihnen als Ueberreſte einer Zeit, über der die unſerige in jeder Beziehung weit erhaben iſt, ſie dringen darauf, daß der junge Menſch ſelbſt denken, ſelbſt wählen, ſich ſelbſt rathen ſoll, mit einem Worte, er ſoll früher als ſonſt mündig werden, er ſoll ſich aus den Feſſeln einer verroſteten Lehrmethode und aus dem erſtickenden Schulſtaube befreien. Dazu ſei aber vor Allem Abkürzung des Gymnaſialunterrichts, Einführung in das wirkliche Leben, Theilnahme an den Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft, und ſchon auf der Schule eine beſtimmte Richtung auf ein beſtimmtes Fach nöthig, während die frühern Principien eine allgemeine Bildung der Lernenden beabſichtigten und in einer tüchtigen Schulbildung die rechten Elemente zu jeder ſpätern Berufswiſſenſchaft fanden.

Dieſe Anſicht Vieler kennt auch Hr. Schröter; aber er misbilligt ſie, und, wie wir glauben, mit vollem Rechte. Sein Beſtreben geht alſo dahin, die Mittel und Wege nachzuweiſen, auf denen für den ſtudirenden Jüngling und ſeine Studien die Einheit gewonnen werden kann, welche ihn fähig macht, das Mannichfaltige der Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, was die reiche Gegenwart als ein Erzeugniß der nicht minder reichen Vergangenheit ihm darbietet, zunächſt für ſein eignes Leben in Einheit, und dann auch für das Leben Anderer in derſelben Einheit ſich leicht anzueignen. Findet ſich nun eine ſolche Einheit im Lehrplane einer Schule und im einträchtigen Zuſammenwirken aller Lehrer, ſo wird ſie allerdings auf den Schüler ſehr gut und nachhaltig einwirken; aber das häusliche und Privatſtudium muß gleichfalls zu einer ſolchen Einheit gelangen. Der Reiz des Selbſtdenkens und Selbſterfindens, die Liebe zu nützlicher Beſchäftigung, der Geſchmack an wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen macht dieſe Einheit aus, und daher wird diejenige Schule die beſte ſein, welche durch ihren Geſammtgeiſt und ihre Geſammtkraft bei allen ihren Schülern das lebendigſte Intereſſe an allen Gegenſtänden edler Menſchenbildung in einem ſolchen Grade zu erregen weiß, daß dieſelben aus eignem, innerm Bedürfniſſe der Lernenden zu Gegenſtänden gemeinſamer Unterhaltungen werden. Für ſolche Zwecke hat der Verf. ſeine Mittheilungen vorzugsweiſe beſtimmt, und die Entwickelung eines regen, geiſtigen Lebens unter den Jünglingen der höhern Gymnaſialclaſſen durch dieſe Briefe an ſeinen Sohn zu befördern ſich vorgenommen.

Wer es mit unserer studirenden Jugend gut meint, wird den menschenfreundlichen Zweck des Verf. billigen müssen. Nur hat er freilich hier und da ohne gehörige Berücksichtigung der Erfahrung, wie sie wol nur eigentlichen Schulmännern zu Gebote steht, geschrieben und sich gewöhnlich einen gutgearteten, in der Stille des väterlichen Hauses und eines wohlgeordneten Hauswesens aufgewachsenen Jüngling gedacht, nicht aber die vollen, oft überfüllten Classen unserer Gymnasien, wo bedeutende Individualitäten allerdings sehr oft glänzend hervortreten, oft jedoch im Drange der Umstände verkommen und untergehen. Doch davon mehr am Schlusse dieser Anzeige.

Als höchsten Zweck aller wissenschaftlichen Bildung erkennt Hr. Schröter die Bildung des Menschen nach allen seinen eigenthümlichen und unterscheidenden Anlagen zum möglichst vollkommenen Menschen. Dies führt auf die Ansicht des Alterthums von wissenschaftlicher Bildung und auf den Ausdruck humaniora, der vorzugsweise von den philologischen Wissenschaften gebraucht wird, deren Hauptzweck der Verf. (S. 5) ganz richtig in die formale, naturgemäße Herausbildung aller geistigen Vermögen des Menschen setzt, wodurch derselbe nicht nur selbst zu einem tüchtigen menschlichen Charakter gelangt, sondern auch alle andern Wissenschaften, zu welchen er aus Vorneigung sich späterhin besonders wenden könnte, wissenschaftlich, nach ihrem allgemeinen und besondern Zwecke betreibt. Die von Wolf über das Wort humaniora geäußerte Meinung gefällt Hrn. Schröter nicht, wenngleich er in der Hauptsache mit ihm übereinstimmt, und er sucht daher diesen Ausdruck gegen Wolf's Tadel zu rechtfertigen. Aber Wolf hat ganz Recht zu behaupten, daß humaniora studia und humaniores literae sich bei keinem römischen Schriftsteller fänden und auch nicht finden konnten, weil eine solche comparative Bedeutung den Römern fremd sein mußte. Wir bemerken daher für Hrn. Schröter nur, daß dieser Ausdruck seine Entstehung den holländischen Philologen aus einer Zeit verdankt, wo man die lateinische Literatur als das Eigenthum einer eignen Kaste ansah, die im Gefühl ganz besonderer Wichtigkeit auf die übrigen Zweige wissenschaftlicher Thätigkeit, deren freilich damals nur wenige in Holland blühten, nicht ohne Vornehmheit herabsah, als ob die Philologen allein die echte Menschenwürde hätten, sowie im alten Rom die studia humanitatis auch nur das Eigenthum freigeborener Römer waren. Was J. H. Voß zu seiner Zeit mit seinem Lieblingsworte „banausisch" bezeichnete, drückt ziemlich den Charakter aus, den jene Latinisten von der strictesten Observanz den übrigen Zweigen menschlicher Bestrebungen und Thätigkeiten beilegten. Tib. Hemsterhuys hat dies in mehren seiner Reden, wie: „De literarum humaniorum studiis ad mores emendandos virtutisque cultum conferendis", und in einer andern: „De mathematum et philosophiae studio cum literis humanioribus conjungendo" angedeutet.

Die angeführten Stellen Wolf's über Zweck und Absicht der philologischen Studien veranlassen die weitern Erörterungen über die Nothwendigkeit, sich den höchsten Zweck der erwählten Wissenschaft stets zu vergegenwärtigen, wohlgeordnet zu studiren, den natürlichen, nothwendigen Zusammenhang festzuhalten, die Einheit überall zu suchen und dagegen jener selbstsüchtigen Thorheit feind zu sein, welche blos das irdisch Gemeine, nicht das Himmlische will und sich nicht scheut, sogar das Heilige für niedern Sinnendienst zu misbrauchen.

Wüßte ich — sagt Hr. Schröter S. 14 —, deine Seele, mein Sohn, durch ein so niedriges Verlangen vergiftet; ja, dächte ich mir dies Verlangen auch nur als ein zuweiliges, welches dich beschleicht und heimsucht in den Prachtzimmern der Großen, an den Tafeln der Reichen, oder wenn du, von deinen Studien ermüdet, am schwarzen Brote deinen Hunger stillst — mein Herz würde in tiefe schmerzliche Trauer versinken. Die Wissenschaft und das Leben wäre für dich verloren, und du wärest für das Leben und für die Wissenschaft verloren! Auch hier gilt: Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Nur dem reinen Gemüthe thut sich das Göttliche in der Wissenschaft wie im Leben kund und macht es fähig, das Göttliche selbst zu denken, zu wollen und zu thun.

Die folgende dritte Mittheilung belobt die Natur als die erste und beste Lehrerin und tadelt die Ansicht als unnatürlich, daß nur in Büchern die einzige Quelle aller wahren Gelehrsamkeit zu suchen sei. Den Schluß machen einige Bemerkungen über die Alterthumswissenschaft, die nicht ganz richtig sind, und an die sich in der vierten Mittheilung folgendes Paradoxon (S. 26) anschließt: „es ist nichts gewöhnlicher, aber auch gewiß nichts unnatürlicher und nachtheiliger als die Bildung für die Wissenschaft so früh als möglich, mit der Grammatik und zwar mit der alten, namentlich der griechischen und lateinischen Sprache anzufangen." Der Hauptgrund für des Verf. Meinung ist, daß das Sprach- oder grammatische Studium zu hoch stehe, als daß es in einem so zarten Alter nützlich wirken könne, daß es zu etwas Anderm dienen müsse als zur Uebung des Gedächtnisses, des Anschauungs- und Gehörvermögens. Es soll vielmehr erst dann seinen Anfang nehmen, wenn der Geist des Knaben in allen seinen Vermögen die nöthige Vorbildung erhalten hat und alle einzelnen Vermögen zu der Kraft gelangt sind, in welcher sie zusammen ein Ganzes ausmachen und als Ganzes thätig sind. Ref. kann hierin Hrn. Schröter nicht beistimmen, nicht etwa aus besonderer Vorliebe für das Alte, weil es alt ist, sondern weil die Erfahrung seine Sätze umstößt. Es beweist nämlich noch nichts für die Trefflichkeit einer Methode, wenn ein einziger fähiger Knabe durch einen geschickten Lehrer nach derselben gebildet ist, es müßte denn sein, daß derselbe gar nicht dem öffentlichen Unterrichte übergeben werden sollte. Sonst stellen sich gewöhnlich Lücken ein, die im öffentlichen Unterrichte erst mit Mühe ausgefüllt werden und den Knaben, der seine Mitschüler sich vorgeschritten sieht, nur verdrießlich machen werden. Ferner gibt es aber für die Erweckung des Verstandes und der Vernunft, sowie der niedern Seelenkräfte schwerlich eine bessere Schule als die Erlernung der lateinischen und griechischen Grammatik mit Hülfe eines guten Lesebuchs und fähiger Lehrer, an denen doch jetzt kein Mangel ist. Wir wären doch in der That neugierig zu erfahren, welche Unterrichtsgegenstände Hr. Schröter in der öffentlichen Schule an die Stelle der

Grammatik setzen wollte? Etwa Verstandesübungen nach Pestalozzi's Methode? da würden unsere Knaben von 8 — 10 Jahren mit dem Tausche sehr unzufrieden sein. Endlich scheint Hr. Schröter (S. 30) zu meinen, daß Unterrichts- oder Erziehungsgegenstände anderer Art neben dem grammatischen Unterrichte hier und da nicht hinlänglich berücksichtigt würden. Ref. glaubt einige Schulmannserfahrung zu besitzen, und kann daher dem Hrn. Verf. versichern, daß zwar in Quinta, Quarta und Tertia unserer Gymnasien die lateinische Sprache und Grammatik als der vorzüglichste Zweig des Unterrichts betrachtet wird, daß aber auf keinem guten Gymnasium deswegen Rechnen, Mathematik, deutsche Sprache, Geographie oder Geschichte vernachlässigt werden. Wir haben hier gleich einen der Punkte, wo eine mit Glück und Einsicht geleitete häusliche Erziehung den Verf. ungerecht gegen den öffentlichen Unterricht gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Voyages en Orient, entrepris par ordre du gouvernement français de 1830 à 1833, par *V. Fontanier*.

Hr. Fontanier ist bereits durch zwei frühere Reisen nach dem Oriente bekannt, über welche die Leser im „Conversations-Lexikon für die neueste Zeit und Literatur" nähere Auskunft finden. Der vorliegende Theil hat an sich großes Interesse, indem kein früheres Werk so vollständige Auskunft über die jetzige Verfassung des türkischen Reiches gibt; die Zeitumstände verleihen aber nebstdem dieser Erscheinung die höchste Wichtigkeit, indem der Orient gegenwärtig die Diplomaten der europäischen Großmächte beschäftigt und der Gang der Angelegenheiten in Konstantinopel vielleicht in kurzer Zeit bedeutende Ereignisse auf dem Mittelmeere zur Folge haben kann.

Hr. Fontanier wurde 1830 von seiner Regierung nach Trebizonde oder vielmehr Trapezunt geschickt. Die Stadt liegt am Meerbusen gleichen Namens unter 41° 1' 25" N. Br. Bevölkerung 24,000 Seelen, worunter 5000 Griechen, 500 Armenier und 300 Katholiken. Die Beschreibung Xenophon's stimmt nicht mit dem jetzigen Zustande der Stadt überein. Eski-Trapezunt (Alt-Trapezunt) scheint dem Verf. das eigentliche Trapezunt zu sein. Das französische Consulat daselbst wurde von Hrn. Dupré gegründet und zwar mit heroischer Ausdauer und seltenem Muthe. Im Anfange seines Aufenthaltes wurde ihm mehrmal am hellen Tage der Hut mit Flintenkugeln durchschossen; die Türken stürmten sein Haus, mißhandelten seine Bedienten und, was man von Moslims am wenigsten vermuthen sollte, tranken seinen Wein. Hr. Dupré starb nach Verlauf von 18 Jahren, ohne ein einziges Mal sein Vaterland wiedergesehen zu haben, im Jahre 1822.

Hr. Fontanier gibt eine ausführliche Darstellung der Verwaltung des Paschaliks von Trapezunt; da die übrigen Provinzen des Reichs mit wenigen Abweichungen auf dieselbe Art verwaltet werden, so gewährt diese Uebersicht ein genaues Bild des Administrationsverfahrens im türkischen Reiche. Wir theilen daher das Wesentlichste daraus mit. Die Beamten, welche unter dem Pascha stehen, sind erstens: sein Kyaia, sein alter ego; hierauf folgt der Kadi, welcher auf Empfehlung des Paschas ernannt wird; er verwaltet das Amt eines Richters und eines Notars zugleich. Der oberste Mauthbeamte heißt Gumruckchi-Baschi, welcher die Eingangsgebühren der Waaren dem Pascha abliefert. Dieser hat sie von der Pforte in Pacht. Dem Kadi und Gumruckchi-Baschi zur Seite stehen die Kiatibs oder Schreiber, die mit einem Ferman der Pforte versehen sind und den Auftrag haben, ihre Schritte und Verwaltungsacte auszuspähen und darüber zu berichten; so eine Art Mouchards. Eine ganz neue Einrichtung ist die inquisitorische Steuer Itlisab; der Steuerempfänger heißt Itlisab-Agassi. Alle Monate liefert er den Ertrag an die Pforte ab.

Erst nach den Mauthbeamten kommen die Offiziere, der Tuffendji-Baschi, so viel als Policeicommissair der Türken; hierauf der Chef der Artillerie, Topschi-Baschi. Die einträglichste und verachtetste Charge ist die eines Sou-Baschi, mit den Beinamen Eseltreiber, Führer der Trunkenbolde; die Esel und Trunkenbolde sind wir, wir Christen, der Sou-Baschi ist nämlich der Policeicommissair der Christen. Der Bazirien-Baschi ist eine Art Minister des Hauses oder Intendant; er hat die Vorräthe aller Art anzuschaffen. Die Paschas nehmen dazu vertraute bejahrte Leute, weil sie Zutritt in den Harem haben. Mit dem Bazirien-Baschi schließt die Reihe der Beamten, die auch außer des Palastes gebraucht werden.

Unter den eigentlichen Bedienten steht der Divan-Effendi oder Geheimschreiber obenan; er redigirt die Depeschen und Briefe des Pascha. Osman-Pascha, der Gouverneur von Trapezunt, war selbst ein unterrichteter Mann. Die Correspondenz wurde auf folgende Art geführt. Kam ein Tatar von Konstantinopel, so wurde er im Beisein aller Bedienten ausgefragt, gab aber blos allgemeine ausweichende Antworten. Nur wenn man ihn mit dem Pascha allein gelassen, entledigte er sich der mündlichen Aufträge, die ihm die Pforte gegeben; politische Nachrichten von Wichtigkeit werden nicht schriftlich mitgetheilt. Die Pferde und Jagdfalken des Paschas werden von angesehenen Beamten besorgt. Außerdem ist der Pascha von einer Menge junger Leute umgeben, von denen die einen mit ihm verwandt, die andern seine Sklaven sind und die auf eine Anstellung warten. Die Kawas, die der Pascha kaum kennt, sind dennoch bedeutende Personen. Sie vollstrecken seine Befehle und nehmen die Verhaftungen vor. Hält sie ihr Dienst nicht im Palast, so durchstreifen sie die Gassen, mit langen Stäben, die mit einer silbernen Kugel geschmückt sind, bewaffnet, und handhaben der Policei, d. h. sie erpressen Geld von Denjenigen, die sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen.

Unter den obenerwähnten Beamten wählt der Pascha die Chefs der verschiedenen Bezirke seines Paschaliks; sie nehmen in diesem Falle den Titel Mut-Selim an. Die Titel: Bei, Agha, Woiwod, Ayan, werden von der Pforte ertheilt oder sind erblich. Ein Pascha mit drei Roßschweifen verliert seinen Titel nicht, auch wenn ihn die Pforte absetzt; hat er ein Paschalik, so fügt er zu seinem Titel den eines Valy nebst dem Namen des Paschaliks. So heißt der Pascha von Trapezunt Trebizond-Valissi. Seine Söhne haben den Titel Bei. Dem Pascha mit zwei Roßschweifen kommt eigentlich der Titel Pascha nicht zu; man ertheilt ihm denselben nur aus Höflichkeit. Er ist blos Mirimiran; aber seine Söhne sind gleichfalls Beis. Die Söhne der Beis heißen Aghas. Der Pascha hat das Prädicat Excellenz, wie auch die Beis, wenn sie angestellt sind. Agha und Effendi entspricht unserm Herr. Letztere Benennung bezeichnet zunächst einen Rechtsgelehrten. Der Titel Agha kommt eigentlich nur den Söhnen der Aghas, den Beamten der Regierung und Gutsbesitzern zu. Auch gibt es Ehrentitel, welche die Pforte ertheilt, als Kapidgi-Baschi, Kammerherr des Sultans; Emiracor, Stallmeister. Aus dieser Titulatur, die so vollständig ist als die unserige, geht hervor, wie sehr sich die Schriftsteller geirrt, welche behauptet, es gäbe keinen Adel in der Türkei.

Ein interessantes Capitel ist das über die Policei. Ist der Pascha Zeuge irgend eines Vergehens gewesen, so läßt er einen Befehl ergehen, worin er es rügt und aufs Strengste verbietet. Bei uns würde man den Schuldigen greifen und strafen lassen; die Türken haben darüber ihre eignen Ideen. Sobald ein solches Edict des Paschas bekannt geworden, stürzen sich christliche und mohamedanische Policeibeamte, Kawas u. s. w. in die Straßen und halten Jeden fest, der ihnen begegnet; kann er sich loskaufen, so läßt man ihn laufen, die Uebrigen werden eingesteckt.

Von diesen kommen Diejenigen frei, welche einen Gönner haben, der sich ihrer annimmt. Die Andern erhalten die Bastonnade, und damit hat die Expedition ein Ende.

Ossan's Werk über die Türkei erklärt Hr. Fontanier hinsichtlich der Justizpflege für einen Roman. Das bürgerliche und Criminalgesetzbuch ist bekanntlich der Koran, über den viele Commentare vorhanden sind. Die tüchtigsten Richter sind diejenigen, welche die große Anzahl solcher Commentare studirt haben. Dazu ist aber die Kenntniß des Arabischen unerläßlich. In dem kleinsten Dorfe lernen zwar die Kinder Arabisch lesen und schreiben, indeß weiter wird es nicht getrieben. Die Kadis sind eben keine starken Araber; die gelehrtern wohnen zu Konstantinopel; es sind deren höchstens 30 — 40. Demnach können die wenigsten Richter große theoretische Rechtskenntnisse besitzen. Geldinteresse, Furcht und allerlei Nebenrücksichten bestimmen in den meisten Fällen das Urtheil, das sie aussprechen. Man hat großes Unrecht, die richterlichen Entscheidungen der Kadis als Muster von Umsicht und Uneigennützigkeit darzustellen. In Sachen, wo es sich um geringe Summen handelt, mögen sie vielleicht wol diese Tugenden an den Tag legen; allein im Ganzen geht ihr Streben blos darauf hinaus, die Plaidirenden auszusaugen. Ein Grund, der ihre Habgier mächtig anspornt, ist, daß sie nur drei Jahre ihre Stelle bekleiden und sich daher die Gelegenheit, Geld zu verdienen, müssen zu Nutze machen, weil sie nicht wissen, wann sich wieder eine Anstellung darbietet. Wir haben bereits bemerkt, daß die Kadis zugleich als Notare fungiren, nämlich bei Sterbfällen, Ehen und Ehescheidungen.

Unter Rajahs versteht man in der Türkei nur solche Nichtmohammedaner, deren Religion von der Pforte anerkannt worden: die Griechen, Armenier, Katholiken und Juden. Die Patriarchen vertreten bei der Pforte die Nationen, die unter ihrer geistlichen Leitung stehen. So hoch gestellt auch diese Patriarchen sind und obschon sie die Befehle der Pforte unmittelbar erhalten, so sind sie doch nicht gegen Neckereien und Bedrückungen gesichert. Ihre Würden erlangen sie nur durch Geschenke an ihre Gönner und an die Pforte. Da die Gönner oft wechseln, so kommt ihre Gnade theuer zu stehen. Die Patriarchen ernennen die Bischöfe, welche zu den untern geistlichen Würden ernennen. Daß Patriarchen und Bischöfe und ihre Untergeordneten eben keine großen Herrenmeister seien, kann man schon aus der Beschaffenheit des socialen Zustandes des Landes abnehmen.

Zu Trapezunt war ein armenischer Erzbischof, ein Bischof und ein katholischer Pfarrer. Der Erzbischof war Bedienter bei seinem Vorgänger im Amte, und der Bischof war ein Goldschmiedgeselle gewesen. In den freien Stunden, die ihm sein Amt ließ, verfertigte er Geräthschaften, welche er der Kirche verkaufte. Er war übrigens ein schöner Mann und galt dafür, bei den Damen viel Glück zu machen. Mit seiner Gemeinde konnte er sich über das Budget der jährlichen Ausgaben nie verständigen; die Discussionen hatten in seinem Hause statt, welches nicht weit von Hrn. Fontanier's Wohnung lag. Die ganze Zeit über hörte dieser einen betäubenden Tumult, der oft in Wortwechsel nebst Schimpfen und Schelten ausartete.

Wir könnten noch viel Komisches, das übrigens ziemlich traurig ist, über die Geistlichkeit der Rajahs berichten, aber es ist Zeit, daß wir nach Konstantinopel eilen und uns nach dem Sultan umsehen. Sehen Sie, dort reitet Mahmud; er kommt aus der Moschee von Terapia. Statt des langen Kaftans und des breiten, reichen Turbans trägt er einen europäischen apfelgrünen Rock, über und über mit goldenen Borten besetzt. Sein langer schwarzer Bart ist weg, kurze Borsten umstarren ihm das Kinn, eine rothe Mütze sitzt ihm auf dem Kopfe; rechts und links sind Soldaten aufgestellt, welche das Gewehr präsentiren und „Hou! Hou!" schreien. Betrachtet man nun die Gesichter, welche die Einwohner beim Anblicke ihres Herrn machen, so findet man Zorn und Haß darin. Mahmud, der sie gezwungen, ihre gravitätische Kleidung, die der Prophet vorgeschrieben, gegen den Rock der Ungläubigen, der christlichen Hunde zu vertauschen, wird von jedem wahren Moslim verabscheut. Seine Reformen haben das Land aufgebracht und kein Gutes gestiftet. Mahmud ist nebstdem ein ausschweifender Mensch, ein Erzchrist im Weintrinken, der seine Nächte mit griechischen Tänzerinnen und schönen Knaben zubringt. Ohne Rußlands Dazwischenkunft säße Mohammed Pascha bereits im Serail zu Konstantinopel. 19.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Herr Fauriel reist seit einiger Zeit in dem Süden von Frankreich mit Hrn. P. Mérimée, dem Generalinspector der historischen Denkmäler. Sein Zweck geht auf Untersuchungen über die Literatur des französischen Südens im Mittelalter, welche er durch diese Reise vervollständigen will. Seine durch unermüdete Studien der Literaturen des südlichen Europa gewonnene Sprachwissenschaft wird es ihm leicht machen, die Beziehungen zwischen den provenzalischen Romanco und den Sprachen lateinischen Ursprungs zu erkennen. Sein Aufenthalt in Arles, Avignon und vornehmlich dem Küstenlande der Provence, ferner in Carpentras, dessen reichhaltige Bibliothek ihn vorzüglich angezogen, hat ihm reiche Ausbeute gewährt. Journale aus Paris kündigen an, daß während dieses Winters Hr. Ch. Magnin, königl. Bibliothekar, ihn bei der faculté des lettres zu Paris ersetzen wird. Unterdessen untersucht Hr. Mérimée die alten Bauwerke Frankreichs und so schreitet die Forschung über Literatur und Bauwesen des südlichen Frankreichs im Mittelalter gemeinschaftlich vor.

Zu Paris ist das erste Heft einer unter Leitung des Hrn. Arthur Berryer veranstalteten literarischen und artistischen Sammlung erschienen, welche den Titel führt: „La revue des provinces". Der Zweck ist dabei, den Provinzen einen intellectuellen Vereinigungspunkt in Paris zu verschaffen, der ganz ihren eigenthümlichen Interessen gewidmet ist. Ein provinzielles Journal sagt darüber unter Anderm Folgendes: „Eine Hauptschwierigkeit ist hierbei thätige Correspondenzen auf allen Punkten des Landes zu eröffnen. Das Wegfallen aller politischen Verhandlungen scheint uns aber ein ebenso unumgängliches Erforderniß für die Ausbreitung und selbst für die Dauer eines solchen Instituts zu sein. Die Politik verfolgt uns seit einigen Jahren auf eine Weise, daß es sehr erwünscht ist, sich wenigstens ein, zwei oder drei Stunden des Abends, während man im Winter am Kamin, im Sommer unter grünem Laube sitzt, vor ihren Angriffen sicher zu wissen und sich in solchen seltenen Momenten der Ruhe, dem süßen Nichtsthun, den Träumen der Poesie oder geschichtlichen Forschungen hinzugeben, ohne auf jeder Zeile den Ziffern des Budgets zu begegnen oder von der Zusammensetzung des Ministeriums und von den Ereignissen der Börse sprechen zu hören. Welches Glück, sich über diese Realitäten der Erscheinungswelt in ein ideales Gebiet zu flüchten und endlich einmal das Glück eines deutschen Landmanns zu genießen, welcher einem französischen Reisenden, der über die Unbeweglichkeit des Menschen, die doch keine Spur von Langerweile verrieth, erstaunt war, die Antwort gab: ich gebe meinen Gedanken einen Feiertag. Eine Zeitschrift, die uns solche Feiertage verschafft, wird Beifall finden. Aber sie muß endlich Paris nur zum Ausgangspunkte nehmen und ein treuer Spiegel werden, in dem sich die Provinzen Frankreichs, jede in ihrer Localfarbe, ihren eigenthümlichen Schattirungen, ihren unterscheidenden Zügen abzeichnen." 115.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 364. — 30. December 1834.

Wissenschaft, Kunst und Religion im innigen und ewigen Bunde u. s. w. Von Wilhelm Schröter. Erstes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 363.)

Die Grammatik der Griechen und Römer führt Hrn. Schröter auf diese Völker selbst. Er entwickelt zuerst den Unterschied zwischen dem Originellen und Genialen und stellt seine Meinung (S. 46) so: die Griechen waren ein geniales Volk, die Römer hingegen nur ein zum Theil und mehr im Einzelnen originelles. Originalität gilt dem Verf. fast gleich mit Nationalität; eine solche aber, die in festen und bestimmten Formen ausgeprägt ist, vermag man den Römern keineswegs abzusprechen, außer wenn man in einseitiger Griechheit befangen ist. Das läßt sich nun von unserm Verf. nicht sagen, er nimmt vielmehr die Römer in Schuß gegen einen Ausspruch F. A. Wolf's, läßt ihrem Talente zur Originalität Gerechtigkeit widerfahren und zeigt sich als einen Freund der römischen Literatur, wenngleich er ihr die griechische vorzieht. Für den besondern Zweck des Verf., der für Gymnasiasten schrieb, würden wir Manches noch specieller gefaßt und mehr auf einzelne Charakteristiken eingegangen sein, wie wir sie in Joh. Müller's vortrefflichen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" finden. Für fähige junge Gemüther können allgemeine Betrachtungen oder Raisonnements leicht sehr nachtheilig wirken und Dünkel oder Hochmuth in ihnen erregen.

Zum Schluß dieser Mittheilung wird das heutige Italien und Griechenland recht zweckmäßig berücksichtigt.

Was in Griechenland und Italien neuerdings im Aeußern geschehen, ist freilich nicht schon als ein Fortschritt zum wirklich Bessern im Innern zu achten, aber doch als eine Stimme dieses Innern, welche alle äußerlich und innerlich Mächtige aufruft, von der leiblichen und geistigen Knechtschaft die Völker zu befreien und befreien zu helfen, welche durch die ewige Weisheit ihrer großen Geister und durch die Werke ihrer unsterblichen Kunst und Wissenschaft überall, wohin sie gelangten, die Geister geweckt und in allen innern und äußern Verhältnissen des menschlichen Lebens ein freies Leben und Streben angeregt und geschaffen haben.

Von dieser wissenschaftlichen Wichtigkeit nimmt der Verf. alsdann Gelegenheit, seinen Sohn zu einer solchen Einrichtung seiner Studien, durch die der Geist gleichmäßig fortgebildet wird, und dadurch wieder zur sittlichen Kraft, in herzlichen Worten zu ermahnen, und stellt es als höchsten Zweck aller Erziehung und Bildung dar, diese in höchster Vollkommenheit zu gewinnen und gewinnen zu lassen. Unter den mancherlei Bildungsmitteln hierzu, deren der freie Fleiß sich bedienen kann, nennt der Verf. (S. 69) für jetzt nur folgende Vier: die Dichtkunst, die Geschichte, die Mathematik, die Religionsphilosophie. Diesen hat er den übrigen Theil seines Buches gewidmet.

In dem Abschnitt über Religionsphilosophie wird man gern einen edeln Religionslehrer mit Ernst und Wärme sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen aussprechen hören. So muß jungen Leuten die Religion vorgetragen werden, wenn sie ihnen auch Sache des Herzens sein soll, da wird und kann sie ihres Zweckes nicht verfehlen. Weniger einverstanden sind wir — und gewiß Viele mit uns — über das folgende Capitel (S. 86—103), welches die außerordentliche Wichtigkeit der Mathematik für wissenschaftliche Bildung zu zeigen beabsichtigt. Des Verf. Hauptsätze sind folgende. Das Hauptstreben der Mathematik geht dahin, in dem menschlichen Geiste der Gesetze sich bewußt zu werden und dieselben nachzuweisen, nach welchen die Dinge der Natur nach ihrer innern und äußern Größe, sowol getrennt als auch zusammenhängend mit andern, zu einem Ganzen verbunden sind. Daher ist ihr Einfluß auf die naturgemäße, in sich wohlgeordnete und stets folgerichtige Bildung des Geistes außerordentlich, ja auch die Sinnlichkeit, die Phantasie, das Gefühl, das Gedächtniß, die Vernunft sind selbst bei der Analysis des Endlichen und Unendlichen nicht ausgeschlossen, und so wird ein naturgemäßes Denken durch nichts mehr als durch die Mathematik befördert. Wer so durch mathematische Studien gebildet ist, wird als Schriftsteller deutlich und sich seines Zweckes klar bewußt sein, im Leben die Gegenstände, wie z. B. die christliche Lehre, in ihrer Urreinheit erfassen und erkennen, ja in politischen Verhältnissen in neuerungssüchtigen Zeiten, wie die unserigen sind, weder der Phantasie noch der Sinnlichkeit einen zu mächtigen Einfluß gestatten, sondern Alles nach der Wahlordnung seines Verstandes beurtheilen, die ihm die Mathematik gelehrt hat. Zum Beweise, wohin unklare Begriffe und ein nur halb gebildeter Verstand führen, wird (S. 96—98) Lafayette's politisches Treiben angeführt.

Hr. Schröter beurtheilt diesen gepriesenen Freiheitsapostel im Ganzen richtig, doch vielleicht noch zu gut. Weit treffender hat ihn Jarcke in seiner Schrift über die französische Revolution (S. 133 fg.) charakterisirt. Aber ob die Erwähnung Lafayette's hier, wo der Verf. an einen Knaben von 14 oder 15 Jahren schreibt, passend ist? Ref. glaubt wenigstens nicht, daß ein solcher begreifen kann, weshalb Lafayette's Phantasmagorie von amerikanischer Constitution oder seine Interpretation der Menschenrechte vom J. 1789 im J. 1830 ganz unpassend gewesen sind. Sonst ist es ein wahres Wort, was wir S. 99 lesen, daß solche Menschen mit halbem oder verbildetem Verstande überall die gefährlichsten sind, und ungeachtet ihrer natürlichen Gutherzigkeit in der Welt mehr Unheil gestiftet haben als die dummen mit offenbar schlechten Herzen.

Scheue dich daher nicht — ruft der Verf. am Schlusse seinem Sohne zu —, die Mathematik wie die Religion zu einem Gegenstande deiner ganz besondern Studien zu machen. Beide sind auch auf das Innigste miteinander verwandt; denn beide haben es mit den ewigen Gesetzen Gottes zu thun, den Gesetzen der Natur und der Freiheit, und geben in diesen Gesetzen dem Menschen die Regel und die Richtschnur, nach welchen er sein inneres wie sein äußeres Leben einzurichten hat, damit es ein wahres und rechtes, ein gutes und schönes, ein sittliches und heiliges werde.

Seit Plato im vierten Buche seiner „Republik" der Mathematik eine so glänzende Lobrede hielt, ist diese Wissenschaft fast nicht so hoch gestellt worden, als hier durch Hrn. Schröter. Auch Ref. hält die Mathematik für ein treffliches formales Bildungsmittel, aber nur in enger Verbindung mit den alten Sprachen und der Geschichte; nach diesen gebührt der Platz den Naturwissenschaften und der Mathematik. Jene nämlich wollen alle Kräfte des Gemüths entwickeln, während die Mathematik die Herrschaft des Verstandes begründen will, und berichtigen also die einseitige Verstandescultur durch die Ausbildung der andern Geistesvermögen, da z. B. in der Analysis für Phantasie und Gedächtniß nur geringe Ausbeute zu hoffen ist, wenngleich Hr. Schröter auch dies meint. Auf die Schule gehört diese Disciplin überhaupt ebenso wenig als tiefe kritische oder exegetische Untersuchungen über alte Schriftsteller. In dieser Beziehung hat Göthe wahrlich nicht Unrecht, wenn er („Briefwechsel mit Zelter", I, 430) die Cultur, welche die Mathematik allein dem Geiste gibt, für einseitig und beschränkt hält, und dieser Erfahrungssatz ist auch durch vollgültige Richter und nicht einseitige Gelehrte und Schulmänner aus allen deutschen Ländern, durch Thiersch, Loebell, Friedemann, durch Beurtheiler von jeder Farbe (wir erinnern nur an Matthiä's Programm vom J. 1830, S. 11, und an Harnisch's Schrift über die deutsche Bürgerschule, S. 30) festgestellt worden. Oder darf man glauben, daß die 23 preußischen Gymnasialdirectoren, welche im vorigen Jahre zu Halle so einstimmig sich gegen das Zuviel in der Mathematik und die zu hoch gesteigerten Anfoderungen an ihre Schüler aussprachen, sich hierzu durch bloße Leidenschaft hätten bestimmen lassen, da zumal der Vorsitzende jener Conferenz ein geschätzter mathematischer Schriftsteller war? Es würde sehr thöricht sein, hier den oft gehörten Einwurf vieler Aeltern zu berücksichtigen, daß die Mathematik für den künftigen Beruf der Einzelnen ohne Nutzen sei, da man dies ja ebenso gut von der griechischen Sprache sagen könnte, aber das mußten wir hier als Resultat mehrjähriger Erfahrungen gegen Hrn. Schröter erinnern, daß es keineswegs das Trockene des Studiums ist, welches der Mathematik auf Gymnasien so viele Köpfe entfremdet. Es ist vielmehr die zu hoch gesteigerte Anfoderung an den Verstand des jungen Menschen, die in einem zu weiten Umfange gebotene Anstrengung, für die nicht jeder Kopf organisirt ist (wie denn Göthe sogar annimmt, daß es ganz unmathematische Köpfe gäbe), und die Abschließung mancher Lehrer in ihre Cirkel und Geringschätzung anderer Disciplinen. Man kann ein sehr tüchtiger Mathematiker sein und andere Unterrichtsgegenstände doch auch werth halten. Davon sind Männer wie Hindenburg, Klügel, Kries u. A. sehr ruhmwürdige Zeugen.

Mit vieler Befriedigung haben wir die elfte und zwölfte Mittheilung über Geschichte (S. 103 — 128) gelesen. Was hier über die nothwendige Persönlichkeit des Geschichtslehrers, über die Anregung sämmtlicher Geistesvermögen durch den Geschichtsunterricht, über den Ernst dieses Studiums, über das religiöse Gefühl bei diesem Unterrichte, endlich über die Anfoderungen an einen Geschichtschreiber von Hrn. Schröter gesagt ist, verdient überall beherzigt zu werden. Wir möchten gern einzelne Stellen zur Bestätigung unsers Urtheils abschreiben, da die Geschichte solcher Worte wol bedarf. Jetzt nämlich steht sie der Mathematik auf den meisten Gymnasien nach, indem jene vier Stunden (wie z. B. auf den preußischen Gymnasien) für sich in Anspruch nimmt, die Geschichte aber mit zwei Stunden abgefertigt wird und von Glück zu sagen hat, wenn ihr drei Stunden zufallen. Das ist kein richtiges Verhältniß. Und da nun in der Mathematik auch mehr verlangt wird, und namentlich bei Abiturientenprüfungen so viel Gewicht auf sie gelegt wird, so wendet sich der Fleiß, entweder freiwillig oder gezwungen, ihr auch in einem höhern Grade zu, und begnügt sich für die Geschichte mit dem Nothwendigsten. Zur eignen Lecture, zum Studium classischer Werke, zu einiger Kenntniß der historischen Literatur kommt der junge Mensch gar nicht, einige Compendia werden auswendig gelernt, Namen und Jahrzahlen dem Gedächtniß überliefert und zwar so eilfertig und unmethodisch, daß diese, an sich nothwendige und dem Gymnasialunterricht eigentlich angehörende Uebung ohne die rechte Wirkung für die Zukunft bleibt. Und so kommt denn der junge Studirende, ohne ein tüchtiges Fundament seines historischen Wissens gelegt zu haben, ohne (wie das wol geschieht) von der neuern oder vaterländischen Geschichte während seines Gymnasialcursus auch nur das Nothdürftigste gehört zu haben, auf die Universität, staunt bis dahin ungehörte Namen und Sachen an, hört wol ein historisches Collegium, aber betrachtet dies Studium doch als ein den Brotcollegien sehr untergeordnetes. Daher begreifen so Viele, wenn

nicht besondere Verhältnisse eintreten, gar nicht die Wichtigkeit der Geschichte für die Gegenwart und die Nützlichkeit positiver historischer Kenntnisse zum Schutz gegen die falschen und verwirrenden Theorien des Tages. Zum Schluß empfiehlt Hr. Schröter die geschichtlichen Werke von Müller und Rotteck (S. 124 fg.). Alle Ehre dem großen Verdienste Johannes von Müller's! Für Rotteck aber konnte hier ein anderer Geschichtschreiber, ein Heeren, Niebuhr, Raumer oder K. A. Menzel genannt sein.

Nicht minder würdig spricht der Verf. in der dreizehnten Mittheilung über die Poesie, ihren höchsten Zweck, ihre bildende Kraft auf das Gemüth des Jünglings und warnt vor Denen, welche diese heilige Kunst mit ungewaschenen Händen zu berühren wagen.

Hr. Schröter hat so viel Gutes und Zweckmäßiges in diesem Buche vereinigt, daß wir gern hier unsere Anzeige schließen möchten. Aber wir sollen noch ein zweites Bändchen erhalten, und da gestatten wir uns den Wunsch, daß der Verf. auch mehr auf die Verhältnisse der öffentlichen Schule Rücksicht nehmen möge. Unsere Jugend ist nicht so schlecht und verdorben, als man sie heutzutage wol zu verschreien pflegt; aber die Gymnasialerziehung hat mit zu großen Hindernissen zu kämpfen, als daß sie die Jugend aus ihren Sälen so tüchtig und harmonisch gebildet hervorgehen lassen könnte, als die Griechen ihre Jünglinge aus ihren musischen und gymnastischen Uebungsplätzen zu entlassen vermochten. Die große Frequenz unserer Schulen, die Verkehrtheit und Selbstsucht vieler Aeltern, die Verführung in großen Städten, die Gemeinheit in kleinern, die Armuth vieler Schüler sind einige der fast unübersteiglichen Hindernisse, die durch Klugheit und Ausdauer der Lehrer überwunden oder wenigstens beseitigt werden müssen. Dazu kommt nun noch die unglückliche Richtung der Zeit, daß ein Jüngling in Allem gleichmäßig gebildet, daß er vielseitig sein soll, wobei man vergißt, daß der Schule eine edle Einseitigkeit nicht fremd sein darf, daß sie zwar eine vorherrschende Neigung nicht allein oder vorherrschend begünstigen soll, daß sie aber auch diese nicht unterdrücken darf, damit aus derselben einst Großes und Schönes hervorgehe. Die Summe des Zeugnisses stimmt oft mit den spätern Resultaten gar nicht überein, während eine anscheinend schwache, aber gut geleitete und verständig concentrirte Kraft die Mutter großer Dinge geworden ist. Aber um jener leidigen Vielseitigkeit willen wird der Jüngling jetzt mit Unterrichtsstunden aller Art so überhäuft, daß er kaum zu sich kommen kann, dadurch ist der Privatfleiß auf Anstalten, deren Palladium er sonst war, merklich in Abnahme gekommen, und alle wohlmeinenden Verordnungen und Versuche, ihn wiederherzustellen, können nur eine sehr relative Wirkung haben, da ein nothwendiges Substrat zur Verwirklichung desselben, die Zeit, fehlt, und die heitere Stimmung der Jugend durch Ueberreizung und durch Einführung in Verhältnisse, die ihr noch fremd sein müssen, auf eine beklagenswerthe Weise gestört wird. 14.

Pariser Nächte. Eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der pariser Großen. Erster und zweiter Band. Das alte Paris. Leipzig, Sturm. 1834. 8. 2 Thlr. *)

Es ist im Grunde genommen Schade, daß die Kritik sich scheuen muß, dies merkwürdige Buch trotz des seltenen Aufwandes von historischen Studien, von Phantasie und von Darstellungsgabe, die sich darin niedergelegt finden, gutzuheißen oder zu empfehlen. Was diese sonst wohlverdiente Empfehlung hindert, ist der lascive Inhalt desselben, der oft bis zur Obscenität ansteigt, ohne doch eigentlich mit einem verpönten Worte Anstoß zu geben. Auch der Styl ist muthwillig und oft von einer höchst wirksamen Ironie, wie sie die desperatesten Anhänger der ironischen Schule unter uns nicht wirksamer verlangen können. Die Darstellung aber wäre eines Meisters werth, wenn sie einen andern Inhalt angetroffen hätte.

Wir wiederholen, es ist um die tiefeindringenden, bis ins kleinste Detail der Sittengeschichte hinabsteigenden Studien der französischen Vorzeit Schade, daß wir sie hier an dieser Stelle suchen müssen. Wenigstens sind unsere deutschen Romanschreiber noch immer weit entfernt, von so ernster und gewissenhafter Erforschung der Sittenzustände deutscher Vorzeit Proben abzulegen. Freilich dreht sich Alles um eine maßlose Entfesselung der Sinnlichkeit, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich allgemein war, und mit innigem Abscheu sehen wir die wichtigsten Staatsactionen, Völkermorde, Thronerschütterungen, Bürgerkriege, aus einem verfehlten Rendezvous erklärt — aber, da zu jener Zeit die sinnliche Liebe in Frankreich wirklich fast jede andere Empfindung unter ihre Herrschaft gebracht hatte, Zügellosigkeit oder Galanterie aber in Wahrheit die magna moventia, das wahre Triebrad aller politischen oder häuslichen Angelegenheiten der Könige von Frankreich von Ludwig XIII. bis Ludwig XVI. war, so müssen wir diese Erklärungsweise — wenigstens bis zum Gegenbeweis — für natürlich und glaubhaft anerkennen, so unwillig ein besserer Glaube in uns sich auch dagegen sträubt. Die Entartung des französischen Hofes und durch ihn der höhern Stände, war wirklich unbegrenzt, und eben weil der große Haufe im Ganzen genommen besser blieb — und darum stärker, denn nur der Gute hat Kraft —, so besiegte er am Ende den Hof und die höhern Stände. Jener Zwiespalt, den man, weil er politisch zur Erscheinung kam, für einen politischen hielt, war, tief im Grunde betrachtet, eigentlich ein moralischer und ethischen Ursprungs. Der Haß gegen das Königthum wurzelte eigentlich in ethischer Indignation; Unwürdigkeit war mehr als Druck der Grund der Revolution von 1789 wie der von 1830. Es kam 1789 dem Volke mehr darauf an, einer moralisch-unwürdigen Beherrschung durch den Hof und seine Kaste los zu werden, als politische Freiheit zu erstreiten; mehr seinem Unwillen gegen gänzliche Entsittlichung Luft zu machen, als einen Thron zu stürzen, sowie es 1830 ihm mehr darauf ankam, seine Indignation gegen Ungerechtigkeit, heimlichen Treubruch und Heuchelei zu bekunden, als die Charte zu retten. Dies ist die rein-ethische Seite der französischen Revolution, die, welche dem Volke zur Ehre gereicht, in weit höherm Grade als die blos politische. Dies ist zugleich die große Lehre, welche die Weltgeschichte daraus entlehnt, und mit welcher alle Greuel der Revolution sich der erhebenden Ansicht vom Siege des Moralprincips in den Weltereignissen unterordnen; dies endlich ist die Beruhigung des Weisen, der Triumph des an eine göttliche Gerechtigkeit glaubenden Geschichtsfreundes beim Anblick dieser erschütternden Ereignisse! Völker und Fürsten mögen diese Lehre daraus entnehmen: daß unter zwei zum Kampf erwachten Elementen in der Bildungsgeschichte der Welt stets dasjenige siegt, welches, relativ oder absolut, die höhere moralische Würde für sich hat.

*) Bildet zugleich den neunten und zehnten Band der „Chronik des Oeil de Boeuf", über die wir zuletzt in Nr. 328 d. Bl. f. 1832 berichteten. D. Red.

Die Entscheidung hierüber gibt das Gewissen der Völker. Und eben deshalb hat unser Vaterland, was man auch sage, niemals auch nur ein Analogon der Revolution von 1789 zu befahren, so lange seine Fürsten, seine Höfe und seine Völker auf gleicher ethischer Stufe sich behaupten, so lange die Triebräder der zwiefachen Umwälzung in Frankreich — Verworfenheit und Ungerechtigkeit und der Zorn darüber — auf der einen, wie auf der andern Seite fehlen.

Alles dies kann nicht mit Recht für eine Abschweifung von unserm Thema gelten, wenn man den leitenden Gedanken des vorliegenden Buches ins Auge faßt. Dieser ist: dem französischen Volke zu zeigen, daß es nicht Unrecht hatte, seine Verbindung mit einem Fürstenhause zu brechen, das sich vom Urgroßvater zum Urenkel hin aller moralischen Würde entkleidet hatte, einen Thron zu zertrümmern, bei dem die niedrigste sinnliche Begierde beständig die höchsten und feierlichsten Staats- und Volksinteressen erdrückte, und endlich eine Aristokratie zu verjagen oder zu decimiren, welche, im Ganzen genommen, zum Schergen niedrigster Lüste sich herabgewürdigt hatte. Dies ist die Absicht der Verf., und dieser Absicht entspricht ihr Buch vollkommen.

Unsere nächste Pflicht hiernach ist: die Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung zu prüfen. Hier stoßen wir nun auf eine nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeit. Offenbar ist nicht Alles wahr, was die Verf. erzählen; im Ganzen genommen aber werden wir einräumen müssen, daß der Geist der hier geschilderten Zeiten von der Art war, daß ihren Schilderungen eine hypothetische Wahrheit allerdings zukommt. Die Charaktere waren so, daß wir ihnen nicht Unrecht thun, wenn wir das Erzählte für Wahrheit halten. Ist diese Annahme falsch, so ist dies lediglich ihre Schuld. Welches Interesse diese Erzählungen hiernächst einflößen, darüber haben wir unsere Meinung bereits gesagt. Es ist ein ernstes, hohes, historisches, und die Verf. haben es verstanden, es bis zum gespannten zu steigern. Auch die Einkleidung ist geschickt, der Vortrag, mit seiner ironischen Grundfarbe, höchst entsprechend, die Anordnung künstlerisch und die Wirkung treffend. Einige arme Teufel, ein Doctor und ein Baccalaureus, zu Polizeispionen gedungen, sind die Beobachter, die Vermittler und die Erzähler dieser Nachtscenen, schauriger als die Noches lugubres des ehrlichen Cadahalso. Unter den 16 Nächten, die den ersten Band erfüllen und deren Erzählung stets an notorische Localitäten von Paris geknüpft erscheint, ziehen Margarethens Palast, die kleine Residenz Franz I. und der Tod Gabrielens d'Estrées mit verschiedenem Reize an. Die erste zeigt uns Margarethen von Valois, Heinrich IV. spätere Gemahlin, halb in Unschuld schuldig, mit verirrter Bruderliebe eine Laufbahn maßloser Ausschweifungen eröffnen. Sie ist die Tochter Katharinas von Medici, in deren Blut sich allerdings etwas vom Tiger und etwas vom Faun mischte. Die zweite Erzählung bietet uns zunächst eine interessante Localität dar. Es ist der kleine Palast Franz I. in der jetzt so schmuzigen Straße Gilles-Coeur, den wir mit unserer Phantasie herstellen müssen. Dort jener Pferdestall einer Kneipe, wo ein Dutzend Pferde Hafer speist, war das Boudoir der Herzogin von Etampes; und wo nun eines Hutmachers Schild im Winde wackelt, hielt Franz I. seine Levers und jene Kammer dort war das Paradies des ritterlichen Königs. An Localitäten solcher Art knüpfen sich die besten Erzählungen der Verf. und geben ihnen ein unabhängiges geschichtliches Interesse. In der dritten Geschichte vermittelt ein Spuk im Walde von Fontainebleau die Trennung Heinrich's von Gabrielen, welche vergiftet zu Paris, Rue des fossés, im Hause des Koche Zamet stirbt, worauf Heinrich Maria von Medici heirathet. Natürlich sind der spukende Jäger, der Koch und der Heirathsvermittler eine und dieselbe Person. Die 16 Nächte des zweiten Bandes sind nicht minder schlüpfrig, aber auch nicht weniger durch ihre historischen Einblicke in das pariser Hofleben bis 1703 anziehend. „Die Belagerung des Calvarienberges" erzählt mit vieler Laune, wie sich Dominikaner und Capuciner 1676 mit heiligen Knochen beschossen; die zweite: „Johanna d'Arc", zeigt uns die Eitelkeit der Tochter Gaston's von Orleans als Urheberin des Bürgerkrieges von 1630. „Das sympathetische Hemd" stiftet die Ehe Heinrich III. mit der schönen Margarethe von Kleve, die der Papst von ihrem Gemahl, Condé, scheiden muß, wenn Heinrich den Hugenotten nicht freie Hand geben soll; Henriettens von England Geist berichtet eine schaurige Geschichte fürstlichen Elends inmitten des üppigen Paris u. s. w. 46.

Romantische Dichtungen. Von Ludwig Wihl. Heidelberg, Groos. 1833. 8. 16 Gr.

Vielleicht hat die gesammte deutsche Literatur kein Werk aufzuzeigen, welches wie das vorliegende so viele Anstalten zu einem Buche von nur 120 Seiten macht. Wirklich tragi-komisch ist es anzusehen, wie der Verf. durch Dedicationen, Einleitungen, Motti und eingestreuete Reflexionen sich abmüht, zum eigentlichen Text zu gelangen und, nachdem dies endlich geglückt, doch nicht beim Texte auszudauern vermag. Insbesondere gilt dieses von dem ersten Aufsatze: anders wissen wir „Wilibald und Ottilie, oder Feier der Kunst und Natur in Lebensbildern", nicht zu bezeichnen. Viele Leser haben keinen andern Zweck als den der Zerstreuung, und diesen wird in den „Lebensbildern" überreicher Stoff dargeboten. Alle möglichen Sorten von Poesie, classische, romantische, prosaische, moderne, orientalische, philosophische und politische werden hier aufgetischt; daneben kann man sich mit Architektur, Sculptur und Gartenkunst bekannt machen, und ist das Alles glücklich überwunden, so hat man seinen Zweck vollkommen erreicht: man ist zerstreut. „Padschnadatta's Tod", eine Episode aus dem Ramayana, soll von W. Menzel im Gasthofe zum schwarzen Adler gelobt sein. Der Stoff mag ihn angesprochen haben, sicher aber nicht die Behandlung, und die Verse können Keinem gefallen. Das Märchen: „Der herzlose Nobile, oder der Affe, der Löwe und die Schlange", hat der Verf. nach dem Masenius bearbeitet, und es ist nichts Märchenhaftes darin, als Löwen und Affen in der Gegend von Castaletta eingebürgert zu finden. Hätte dem Verf. die Gesta romanorum vorgelegen, die älter ist als der Jesuit Masenius, so würde der schöne Stoff vielleicht auch eine dem Märchen verwandtere Bearbeitung, die hier nur sehr modern gerathen ist, erfahren haben. Demungeachtet ist dieses Märchen das Beste im ganzen Buche, wogegen die folgenden Gedichte höchst unbedeutend erscheinen. 101.

Literarische Notizen.

Von „Hugues de Lincoln. Recueil de ballades anglo-normandes et écossaises, relatives au meurtre de cet enfant, commis par les juifs en 1255", mit Einleitung und Anmerkungen von Francisque Michel, sind nur 200 Exemplare gedruckt worden.

F. G. Eichhoff hat eine „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde" begonnen.

„Les aspirans de marine", von Ed. Corbière, sind in zwei Theilen erschienen. 48.

Hierzu Beilage Nr. 11.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 365. — 31. December 1834.

Die pariser Universität.

Wer nicht in Frankreich war und das dortige moderne Unterrichtswesen in seinem Organismus kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der muß, da die Geschichte aller Hochschulen in Paris anhebt, die pariser Universität nicht nur als eine Mutter aller Wissenschaften, sondern überhaupt als die vollständigste und bestеingerichtete Lehranstalt ansehen; es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß das Institut seit seinem Entstehen und seiner Blüte Tendenz und Charakter änderte und während der Begründung deutscher, britischer und italienischer Schwestern in Reformen unterging. Was die alten Franzosen Philipp August's und wir Deutsche mit andern Völkern nach ihnen universitas literarum nannten und sorgfältig in seiner alten Form und alten Freiheit zu erhalten suchten, das ist der lebenden französischen Generation ganz unbekannt. Kaum der Name: Université de France, hat sich erhalten, und bezeichnet, um die Gesammtheit alles wissenschaftlichen Lebens und Treibens auszudrücken, zugleich die französischen Schulen und die Verwaltungsbehörden derselben. Ein Elementarschullehrer, der die Kinder buchstabiren, und ein Sprachmeister, der privatim haec musa bedeutet lehrt, ist an der Seine wie in den Provinzen Frankreichs wirklicher Professor ordinarius der Hochschule und steht unter der besondern Regie des conseil royal de l'instruction.

Was die Provinzialuniversitäten betrifft, so verschwinden sie wie alles Provinziale vor den Instituten der Hauptstadt und werden in der Regel nur von den Studirenden als Vorbereitungsschulen benutzt. Die meisten haben nur zwei, wenige drei Facultäten, deren Professoren den deutschen Gymnasiallehrern schwerlich an Capacität gleichkommen. Es gebricht fast allen an Museen, Cabineten, Kliniken und botanischen Gärten, ja sogar an den nothwendigsten akademischen Localen. Man ist darauf vorbereitet, seine Studien in Paris zu vollenden, und würde gewiß, wenn die Provinz auch allen Anfoderungen durch ihre Lehrzweige entspräche, doch nicht auf diese Vollendung verzichten, da man einmal gewohnt ist, die Hauptstadt mit allen Fehlern der Mode und des Leichtsinns vorzuziehen.

Die Franzosen haben fünf Facultäten: der Theologie, des Rechts, der Medicin, der Wissenschaften (sciences) und der Literatur (lettres), welche zusammen den ersten Körper der Universität, die Akademie, bilden und ungefähr einer deutschen Universität entsprechen. Die übrigen Körper sind: die königlichen Collegien und die Communalcollegien, vergleichbar unsern Gymnasien; die Institutionen und Pensionen, oder diejenigen höhern und niedern Lehranstalten, die von Privaten begründet wurden, und die Primairschulen, welche den deutschen Elementarschulen gleichkommen, aber beiweitem nicht so wohlorganisirt und mit systematisch gebildeten Lehrern besetzt sind. Das Examinationswesen, welches anderwärts leider schon zum Unwesen ausgeartet ist und das angeborene Talent mit einer noch größern Geißel bedroht, als es die alte Zwanglosigkeit war, ist in Frankreich unbekannt; der Eleve, der Schüler, der Student, der Candidat brauchen nur durch praktische Arbeiten zu beweisen, daß sie, niemals wie sie und von wem sie etwas gelernt haben.

Wenn man von der pariser Universität insbesondere spricht, so versteht man darunter die alte Sorbonne, die Robert Sorbonne im Jahre 1253 begründete und nach und nach, verschiedentlich verändert und ausgedehnt, die moderne Akademie der Facultäten wurde. Sie hat, so weit die Gebäude reichen, ihre alte Residenz beibehalten und steht unter der Leitung eines Rectors, eines Generalinspectors, neun Inspectoren und einem akademischen Rath von 24 Mitgliedern, die aus den Professoren gewählt und vom Minister der Culte ernannt werden. Der Rector ist zugleich Großmeister der ganzen Universität; unter Napoleon führte er den Titel Großrichter. Die Sitzungen dieses Verwaltungskörpers sind öffentlich.

Es dürfte schwer zu ermitteln sein, wann die pariser Universität anfing, ihren Organismus zu modificiren. Zuverlässig geschah es in der Epoche, welche im Auslande und namentlich in Deutschland ähnliche Lehranstalten hervorrief, vor und während der Reformation; denn nun zog die wißbegierige Jugend nicht mehr nach Paris wie vordem, und dasselbe sah sich genöthigt, mangels Besuchs und mangels ausgezeichneter Köpfe seine Hochschule blos dem eignen Lande zu widmen. Die europäische Corporation, welche im 13. Jahrhundert durch Studirende des ganzen Continents darin gestiftet und von den Königen mit Freiheiten und Privilegien, worunter das auf Deutschlands Hochschulen übergegangene besondere Ge-

richtsweſen, verſehen wurden, löſte ſich auf, wie ſie entſtanden war, und ließ allmälig kaum eine Spur zurück. Erſt ſeit Kurzem und ſeit man in Paris anfing, deutſche Sprache, Literatur, Kunſt und Unterrichtsweſen zu beachten und zu ſtudiren, fing man wieder an, die alten akademiſchen Würden hervorzuſuchen und Baccalaurei, Licentiati, Magiſter, ja Doctoren zu creiren. Ein Doctor iſt in Frankreich ein ſo monſtröſer und rieſiger Gelehrter, daß er ſogar von den pariſer Journaliſten mit allem Reſpect ſtets mit ſeinem Titel, ja mit Hinzufügung ſeines Geburtsortes genannt wird. Während des Kaiſerreichs galt eine Patrontaſche mehr als ein Philoſophengehirn, und es iſt ſehr zu bezweifeln, daß die Verfaſſer des „Code Napoléon" den Juſtinian verſtanden.

In der erſten Zeit der pariſer Univerſität gab es nur Lehrſtühle für Theologie, Medicin und mathematiſche Wiſſenſchaften. Die Facultät des Rechts datirt ſich von 1384, in welchem Jahre man ſich Profeſſoren dieſes Lehrfaches von den neuentſtandenen Hochſchulen zu Bologna und Ravenna kommen ließ, und die Facultät der Literatur von Napoleon und Ludwig XVIII., der die akademiſchen Einrichtungen derſelben größtentheils beibehielt und nur das Inſtitut de France veränderte.

Die pariſer Univerſität erwachte zuerſt aus ihrer Lethargie unter Ludwig XIV., als einzelne Gelehrte und Schriftſteller ihre Ehre retteten und Richelieu die Sorbonne erweiterte. Unter ſeinen Nachfolgern wurden neue Verbeſſerungen ſchon durch die vorgeſchrittene Intelligenz und die Zunahme der Schüler Bedürfniß. Man mußte Gebäude und Hörſäle, ein anatomiſches Theater und akademiſche Schulen für die Juriſten und Mediciner anlegen, die den beſondern Namen École du droit und École de médecine erhielten. Die Republik fand nicht für gut, die Reformen weiter auszudehnen, zumal damals die Politik den Wiſſenſchaften großen Abbruch that; was ſie von Inſtituten neu erſchuf, iſolirte ſie, wie es ſpäter auch das Directorium mit ſeiner Frauenſchöngeiſterei eine Zeit lang verſuchte. Die Frau von Stael und Benjamin Conſtant etablirten eine ambulante Akademie in den Cirkeln, die ſie beſuchten, und die theologiſche Facultät war, wie das ſchon aus dem Robespierre'ſchen Deismus hervorgeht, ganz aufgehoben.

Der jetzige akademiſche Organismus iſt Ludwig XVIII. Werk. Wir finden die wieder zu Ehren gebrachte Gottesgelahrtheit wie vor der Revolution in dem alten Gebäude der Sorbonne. Daſelbſt haben auch die Facultäten der Wiſſenſchaften und Literatur ihr Forum, weil ſie die minder zahlreichſten ſind und keine andern Hülfsmittel bedürfen als die Allen gemeinſchaftliche Univerſitätsbibliothek und das phyſikaliſche Cabinet. Die Rechtsfacultät reſidirt in dem dazu erbauten Gebäude des Genovevaplatzes und die mediciniſche in ihrem ſtattlichen Palaſte der rue de l'école de médecine. Dieſes Gebäude mit ſeinen Sammlungen und Hörſälen, insbeſondere des anatomiſchen Theaters und den Wachspräparaten, darf als das vorzüglichſte Europas geprieſen werden. Der vortragende Profeſſor erſcheint darin wie ein Schauſpieler vor einem Publicum, das nicht ſelten 2000 Perſonen ſtark iſt.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Medicin in Frankreich früher als Wiſſenſchaft betrieben wurde denn die Theologie. Als Karl der Große, vorgeblich, die Univerſität in Paris begründete, fand er die Aerzte wiſſenſchaftlich gebildet — eine Zunft. Philipp Auguſt nahm ihre Profeſſoren in die Sorbonne und warf ihnen, gleich den Theologen, Jahrgehalte aus. Seit dieſer Epoche gedieh das Inſtitut ebenſo ſehr, als die Arzneiwiſſenſchaft im Lande ſelbſt abnahm, denn noch bis dieſen Augenblick gibt es nirgend ſchlechtere Aerzte als in Frankreich, ſobald man die pariſer Matadore, die auch nicht ohne Charlatanismus und fixe Ideen ſind, ſubtrahirt. Es iſt Alles auf die Chirurgie, nichts auf die Erkenntniß und die Heilung der unſichtbaren phyſiſchen Uebel berechnet. Vielleicht kann man in Bezug auf dieſe Facultät ſagen: Wenn der Deutſche über der Theorie die Praxis verſäumt, vernachläſſigt der Franzoſe die Theorie oder die Wiſſenſchaft über der Praxis. Er hat nichts gelernt, er hat blos probirt.

Ganz das Gegentheil bemerkt der Fremde bei den franzöſiſchen Juriſten. Dieſe haben die ſchönſten, beſten Theorien, die edelſten, die beſten Anſichten und Begriffe, aber nur eine Zeit lang, ſo lange ſie ſtreben und lehren; kaum ſind ſie ſelbſtändig oder in ein Amt getreten, das ſich nicht mit Naturrecht und Philoſophie verträgt, ſo verlaſſen ſie, ſelbſt auf dem Katheder noch, den betretenen Weg und laviren. Ein deutſcher Juriſt kann die pariſer Docenten der École du droit mit großem Erfolge frequentiren, da alle, trotz den Principien der getadelten Regierung, noch als Abſolutiſten humaner ſind als manche ihrer Collegen in wirklich abſoluten Staaten.

Daß man in Frankreich aus der philoſophiſchen Facultät — denn anders iſt es nichts — zwei beſondere akademiſche Körper machte, will Vielen nicht einleuchten. Die faculté des sciences begreift die Lehrſtühle für die Mathematik, Aſtronomie, Philoſophie, Mechanik, Phyſik und Chemie, und die faculté des lettres die Philologie, Rhetorik, Poeſie, Geſchichte, Geographie und Geologie, oder mit Einem Worte, die Wiſſenſchaften, die wir insgeſammt, weil wir ſie für die gelehrte Welt und füreinander geſchaffen glauben, der philoſophiſchen Facultät aufbürdeten. Die Reformer dachten nicht mit Unrecht, man müſſe die wiſſenſchaftliche Laſt, die nach dieſem Verzeichniß auf der vierten Facultät ruhe, theilen und compenſiren, und ſie reuſſirten inſofern, als ſich jetzt ergibt, daß ein guter Mathematiker nicht zugleich ein guter Dichter und ein guter Dichter nicht zugleich ein guter Redner, Philolog, Phyſiker und Chemiker ſein könne. Der Menſch kann Univerſalbildung und Univerſalkenntniſſe haben, aber man ſoll ſie nicht von allen fodern.

Folgende ſind die Wiſſenſchaften, für welche an der pariſer Akademie beſondere Lehrſtühle *) errichtet wurden:

*) Mehre Profeſſuren ſind doppelt beſetzt und verhältnißmäßig mit Extraordinarien und Lectoren verſehen.

1. In der theologischen Facultät: Christliche Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte und Kirchendisciplin, Hebräisch und Kanzelberedtsamkeit. 2. In der juristischen Facultät: Institutionen, Civilrecht, Pandekten, Handelsrecht, Civilproceß und Administrativrecht. 3. In der medicinischen Facultät *): Anatomie und Physiologie, Chemie, Physik, Naturgeschichte, Pharmakologie, Gesundheitslehre, Pathologie, Wundarzneikunde, Therapeutik und materia medica, gerichtliche Medicin, Entbindungskunde und klinische Praxis. 4. In der Facultät der Wissenschaften: Algebra, Differenzial- und Integralrechnung, Geometrie, Naturphilosophie, Astronomie, Mechanik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie. 5. In der Facultät der Literatur: Griechisch, Lateinisch, französische Poesie und Rhetorik, Philosophie, Geschichte und Geographie.

Die theologische Facultät ist in Frankreich wie allerwärts die selbständigste von allen. Ihre Candidaten verschwinden im Seminar, und dann kommt es mehr auf persönliche Eigenschaften, Lebenswandel und Protection als auf ihr Wissen oder Unwissen an, wenn der Bischof sie bedenken will. Die Regierung bekümmert sich gar nicht um die geistlichen Herren, außer etwa, wenn sie politisiren und karlistische Träume haben. Die akademischen Würden sind in der theologischen Facultät ganz abgekommen.

Die École du droit und École de médecine stehen viel höher als die andern Facultäten. Man wird in keiner von beiden zu den Vorlesungen zugelassen, bevor man das Diplom als Baccalaureus ès lettres **) erlangt hat. Dieses wird nach zweijähriger Frequentirung der Vorlesungen ertheilt und dient eigentlich zur Legitimation des Studenten, etwa wie in Deutschland das Abiturientenzeugniß. Man verlangt nicht, daß der Eleve die philosophischen Wissenschaften und die alten Sprachen kenne, man verlangt blos, daß er dem systematischen Unterrichte beigewohnt habe.

Ein Jurist muß außer seinem Baccalaureatzeugniß bei seiner Einschreibung in die Facultät Geburtsschein und, wenn er minorenn ist, die Einwilligungserklärung seiner Aeltern beibringen. Will er Baccalaureus der Rechte werden, so muß er zwei Jahre, will er Licentiat, drei Jahre, und will er Doctor werden, vier Jahre Collegien hören und den öffentlichen Disputatorien beiwohnen.

Diese Disputatorien sind ungefähr wie in Deutschland, aber meist in französischer Sprache. Der promovirende Licentiat beantwortet die an ihn von drei Professoren und zwei Commilitonen (agrégés) gestellten Fragen und liest eine französische Dissertation über ein selbstgewähltes Thema vor, die er, sofern es ihm beliebt, drucken läßt.

Auf den Besuch der Vorlesungen wird in Paris strenger gesehen als in Deutschland; dagegen nehmen die Professoren keine Collegiengelder, und der Student berichtigt alle seine Lehrunkosten mit vierteljährigen Inscriptionen, die je 50 Francs kosten. Hierunter sind gleichzeitig auch die Examinations- und Promotionsgebühren begriffen, welche die drei akademischen Grade erfodern.

Von den Collegien, Institutionen und Primairschulen der pariser Universität war hier nichts zu bemerken, als was man allgemein weiß. Nur die erstern, worunter das Collège Louis le Grand, St.-Louis, Henri IV, Bourbon und Charles magne, verdienen der Erwähnung wegen ihrer Bedeutenheit, und weil sie außer den alten und neuen Sprachen auch Geschichte, Geographie, Musik, Tanz und Gesang, ja sogar Physik und Philosophie lehren. Die Philosophie ist den Franzosen ein Kinderspiel, sie werden mit Philosophie geboren. Es ist ein Unterschied zwischen königlichen und Communalcollegien, die blos die Gemeinde oder die Stadt angehen, darin sie sich befinden; denn zu den erstern liefert der Staat, zu den letztern der Magistrat die Lehrer. Alle insgesammt stehen unter einem Inspector der Universität.

Was man in Frankreich écoles spéciales nennt, ist grade das Gegentheil von Dem, was wir in Deutschland darunter verstehen. Die Specialschulen sind ansehnliche, selbständige, wissenschaftliche Lehrinstitute, die der Staat creirte und zu seinem besondern Besten unterhält. Hierher gehören das Collège royal de France, worin insbesondere orientalische Sprachen gelehrt werden; die École des beaux arts, ausschließlich für schöne Künste; die École de pharmacie für Pharmaceuten; die École polytechnique, welche unter Napoleon so berühmt wurde und blos Offiziere ausbildet; die École de musique et de déclamation, zur Bildung von Musikern, Sängern und Schauspielern, und die École royale des mines, welche dem Bergbau Eleven zieht u. s. w. Keines dieser Institute hat mit der Universität Gemeinschaft oder Zusammenhang, sie stehen unmittelbar unter dem Ministerium.

Der Minister aber ist nicht befugt, ohne Zuziehung der eingesetzten Directoren und akademischen Räthe irgend eine Veränderung im Unterrichtswesen vorzunehmen, sei es in einer Specialschule oder in der Universität. Es muß ein Gesetz gegeben werden.

29.

*) Die medicinische Facultät wurde 1823 reorganisirt, nachdem der König sie einer Emeute halber aufgehoben hatte.

**) In der medicinischen Facultät wird jetzt dazu noch das Diplom als Baccalaureus ès sciences oder ein vierjähriges akademisches Studium in den beiden niedern Facultäten gefodert.

Der Geisterjäger. Von der O'Hara Familie. Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Bändchen. Leipzig, Kayser. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 18 Gr.

Als die Romane und Erzählungen von Hoffmann u. A. zuerst in den Nachbarländern bekannt wurden, da bekreuzten sich die guten Leute, schlugen auch wol vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammen ob der nächtlich-furchtbaren Phantasie, und wenn heimkehrende Reisende nicht versichert hätten, in Deutschland scheine die Sonne ebenso hell als anderswo, so fehlte nicht viel zu dem Glauben, in diesem wunderlichen Lande sei die Zeit, etwa mit dem 16. Jahrhunderte, zwischen den düstern Wäldern, Felsenschluchten und Gebirgen hängen geblieben, und wir stäken noch mitten in Teufelsbeschwörungen, Geister- und Gespensterunfug, Hexenprocessen und allem Greuel

des Malleï Maleficarum Sprengeri. Indessen verstehen auch die überseeischen Stammverwandten sich ebenso trefflich darauf, Schrecken, Angst und Schauer zu erwecken als die Deutschen, an denen alle Welt mäkelt, indem alle Welt ihnen etwas ablernt. Der Unterschied zwischen den englischen Chagrinerregern und den deutschen besteht nur im Allgemeinen darin, daß jene die Feder mit dem Verstande führen, während sie bei diesen von den Flügeln der Phantasie bewegt wird.

Eine solche verständige Schauergeschichte hat denn auch der Uebersetzer des vorliegenden Büchleins der empfänglichen deutschen Lesewelt darbieten wollen, und es ist an einer großen Zahl Neugieriger nicht zu zweifeln: denn das Geheimnißvolle, das Ahnungsreiche und Schwindelerzeugende mit sparsamen, im Erscheinen schon wieder verschwindenden Lichtpünktchen ist es doch immer, was die Menschen anzieht und selbst im Abstoßen fesselt. Also nur getrost das Büchlein gelesen! Aber, wird man vielleicht hin und wieder fragen, was in aller Welt haben wir denn am Ende von unserm Schrecken? Das ist freilich nicht so ganz leicht zu ermitteln, da der Antworten viele sich geben lassen. Außerdem würde, was insbesondere die vorliegende Geschichte betrifft, der hier verstattete Raum um das Drei- bis Viersache überschritten werden müssen, wenn eine nur einigermaßen verständliche Relation unsern Lesern eine dürftige Vorstellung vom Inhalte der wenigen Bogen erwerben sollte, da man es verstanden hat, die Begebenheiten und gegenseitigen Zustände von praeter propter 15, sage funfzehn Personen bis in die erste Hälfte des zweiten Bändchens hinein so geschickt ineinander zu knäuein, daß der ganze Rest dieses Bändchens zu kaum genügender Entwirrung verwendet werden mußte. Nur in der Kürze wollen wir andeuten, daß Morris, der ältere Sohn des alten würdigen Randal Brady, sich und die ganze Familie für kurze Zeit in schmachvolles Unglück stürzt, weil er, ein angehender Mathematikus, nach der Ueberzeugung strebt, ob es wirklich den Irdischen wahrnehmbare Geister gebe oder nicht. Ein Taugenichts erster Größe, Joseph Wilson, der sich scheinbar hat todtschlagen lassen, und ein Abgrund von Nichtswürdigkeit, die alte Mac Farlane, gewöhnlich Kappenesther genannt, benutzen nämlich den jungen Geisterjäger, theils für verschmähte Liebe Rache zu üben an Randal und den Seinigen, theils Geld durch Beraubung eines alten geizigen Krämers zu gewinnen. Dann tritt Rosa, Randal's älteste Tochter, als Heldin auf den Schauplatz, und wahrlich! sie hat einen schweren Stand Sie muß dem umirrenden Geiste Wilson's auf die Spur kommen, damit der verschwundene Morris seiner Familie wiedergegeben, damit ihr Vater aus dem Gefängniß und von der Schmach befreit werde, Theilnehmer oder Mitwisser des am Krämer begangenen Raubes zu sein; sie muß ferner der Tochter dieses Krämers, von Wilson geschwächt, wieder zur verlorenen Ehre verhelfen; dabei die eigne Ehre, ihren Ruf und ihren Bräutigam aufs Spiel setzen, und daneben noch dem nicht unbedeutenden Haushalte vorstehen. Mehr kann man wirklich von einem einfachen, 24jährigen Mädchen nicht verlangen, und sie vollbringt das Alles glücklich. Nur der Krämerstochter steht auf dieser Welt durchaus nicht zu helfen, denn in dem Augenblicke, wo sie mit Wilson vor den Priester treten soll, entdeckt es sich, daß der Verruchte schon zweien Frauen gesetzlich angehört, und die Unglückliche stirbt daher.

Die Art und Weise nun, wie diese Begebenheit und die mannichfachen, daraus sich entwickelnden Zustände dargestellt werden, ist so englisch-frisch wie möglich. Aengstliches Ausmalen der Beiwerke; weitläufige Schilderung der Personen, unter denen die Familie Brady sogar zweimal, im zweiten und vierten Capitel des ersten Bändchens, die Revue passiren muß; überbedächtliches Auseinanderlegen der Motive, weshalb Dieser oder Jener in einem gegebenen Falle nun grade Nein oder Ja sagt, — durch welche Weitläufigkeiten denn am Ende wol ein zusammengemaltes, aber dennoch kein deutliches, am wenigsten ein echtkünstlerisches, ein poetisches Bild vor uns hingestellt ist. Dann tritt noch der Verf. bei passenden Stellen vorsichtig beschwichtigend, tröstend hervor, wenn er glaubt, den Leser könne Zweifel oder Furcht anwandeln. Kurz, es sind alle jene Verstandesmanoeuvres, welche nur irgend geeignet sind, des Lesers Phantasie scharf auf der Stange zu reiten, geschickt benutzt, damit alle Abscheulichkeiten, von denen wir kaum eine Andeutung geben mochten, mit kältester Nüchternheit genossen werden. Und ist das glücklich zu Stande gebracht, so haben wir nichts weiter gewonnen, als etwa den Gemeinplatz: Es kann mitunter sehr gefährlich werden, Geistererscheinungen aufklären zu wollen! 101.

Notiz.

Woher hatte Shakspeare seinen Falstaff?

Sir John Oldcastle war einer von den weltlichen Herren, welche unter der Regierung Heinrich IV. von England die von Wiclef aufgestellte ketzerische Lehre in Schutz nahmen und ein vorzüglicher Beschützer der sogenannten Lollharden. Für diese suchte er auch den Prinzen von Wales, den nachmaligen Heinrich V. (Heinz bei Shakspeare), zu dessen Umgebung er gehörte, einzunehmen. Indeß bewirkte er durch seine Vorstellungen grade das Gegentheil, und als der Prinz am 21. März 1413 unter dem Namen Heinrich V. den Thron bestieg, hatte er dessen Vertrauen in einem solchen Grade verloren, daß ihm derselbe die Weisung zukommen ließ, sich ganz vom Hofe zu entfernen. Oldcastle, hierüber höchlich erbittert, ging in seiner Rachsucht so weit, daß er dem Könige nach dem Leben trachtete und später die Schotten zu einem Einfalle in England bewog, während Heinrich Krieg in Frankreich führte. Die Schotten kehrten aber unverrichteter Sache zurück, Oldcastle wurde auf der Flucht ergriffen, am 14. December 1414 vor das Haus der Pairs gestellt und ohne lange Untersuchung verurtheilt als Verräther gehängt und als Ketzer verbrannt zu werden. Dies ward auch sofort vollzogen.

Auf dem englischen Theater lebte indessen Oldcastle wieder auf. Er erschien auf der Bühne als der stehende Charakter eines Poltrons und in einer alten dramatischen Darstellung des Lebens und der Thaten Königs Heinrich V. als der Verführer desselben und als der Anstifter jener wilden Streiche, die Shakspeare mit unnachahmlicher Lebendigkeit geschildert hat. So lange England katholisch war, konnte Oldcastle verspottet und lächerlich gemacht werden, allein seit der Einführung der Reformation erschien Oldcastle, der für Wiclef's Lehre gestorben war, als ein heiliger Märtyrer. Mehr als eine Schrift ward zu seinem Lobe gedruckt. Als daher Shakspeare in seinem „Heinrich IV." das ausgelassene Leben des Prinzen von Wales wieder auf die Bühne brachte, sah er sich genöthigt den Namen Oldcastle in Sir John Falstaff zu verwandeln, um der protestantischen Geistlichkeit keinen Anstoß zu geben. Das Publicum erkannte aber in Falstaff seinen Oldcastle wieder, und um es aus seinem Irrthume zu reißen und die Geistlichkeit zu beruhigen, mußte Shakspeare in dem Epiloge zum zweiten Theile „König Heinrich IV." erklären, daß Oldcastle als ein Märtyrer gestorben wäre und daß Falstaff, der in der Fortsetzung noch einmal auftreten sollte, eine von jenem Oldcastle durchaus verschiedene Person sei. 14.

Das Register zum Jahrgang 1834 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 12. 30. December 1834.

Zustand der Literatur und der Wissenschaft in Italien.

Vierter und letzter Artikel. *)

Rom. Neapel.

In unsern vorhergehenden Versuchen haben wir dargethan, daß Turin, Mailand und Florenz eine beträchtliche Anzahl von ausgezeichneten Männern in sich schließen und nicht allein als der Sitz der Centralverwaltung, sondern auch als der Herd der Aufklärung zu betrachten sind. Aber in den Staaten des Papstes verhält es sich anders: Rom, der Sitz der Regierung, ist das Centrum der Finsterniß. Während die Bolognesen und die andern Einwohner der Legationen jederzeit gewetteifert haben, die Thätigkeit der Priesterregierung in Beförderung der Wissenschaften und Künste zu ersetzen, ist Rom aller Art von Fortschritten hindernd entgegengetreten. Man ist erstaunt, die Hauptstadt der christlichen Welt so tief herabgesunken zu sehen, daß sie die Männer, welche ihr Ruhm brachten, aus ihren Provinzen entlehnen mußte. Unter den großen Männern, welche die neuere Geschichte von Italien nennt, findet man kaum einen einzigen Römer aufgezeichnet. In einer Stadt, wo die Dienstbarkeit und die niedrige Kriecherei fast die einzigen Mittel des Emporkommens sind, werden ausgezeichnete Männer ungern gesehen und jeder Art von Verfolgung ausgesetzt. Es ist kaum sechs Jahre her, daß ein Maestro del sacro palazzo (eine Art päpstlicher Censor) bestraft wurde, weil er eine These hatte erscheinen lassen, worin die Bewegung der Erde bewiesen wurde. Man sagt, daß Hr. von Humboldt, als dieser berühmte Reisende den König von Preußen im J. 1828 nach Rom begleitete, Gelegenheit hatte, den Papst Pius VII. (dessen hellen Geist ganz Europa bewunderte) über einen in den pontinischen Sümpfen niedergefallenen Meteorstein zu sprechen, und ihm hierbei die verschiedenen Hypothesen auseinanderzusetzen, welche die Physiker über die Entstehung dieser außerordentlichen Körper aufgestellt haben. Der heilige Vater, welcher ihm mit einer ungläubigen Miene zuhörte, unterbrach ihn endlich und sagte: „Nein, mein Herr, diese Körper können nichts Anderes sein, als Stücke der krystallenen Sphäre, welche auf unsern Erdball herabfallen". Endlich, als in den letzten Jahren die zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung eingesetzte Commission aufgelöst wurde, widersetzten sich die römischen Aerzte vergeblich dieser thörichten Maßregel, indem sie vorstellten, daß sich die Sterblichkeit der Kinder in einem schrecklichen Verhältnisse vermehren würde. Die Antwort, welche sie von der Regierung erhielt, war folgende: „In diesem verderbten Zeitalter kommen so wenig Leute in den Himmel, daß es besser ist, die Kinder sterben zu lassen, denn so werden sie gleichsam die Conscription des Himmels bilden".

Die Stadt Rom ist so reich an alten Denkmälern und großen Erinnerungen, daß die Römer auf sehr natürliche Weise zur Erforschung des Alterthums hingeleitet werden. Die Bibliotheken von Rom enthalten kostbare historische Schätze, aber die Eifersucht der Regierung verhindert das Erscheinen der interessantesten Manuscripte. Mai's philologische Entdeckungen, von denen wir schon gesprochen haben, Lanci's wichtige Forschungen über die semitischen Sprachen und Amati's, dieses großen Kenners der griechischen Sprache, vortreffliche Arbeiten haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Die römische und etrusciſche Alterthumskunde wird vorzüglich in den Provinzen cultivirt: Vermiglioli's antiquarische Forschungen und seine „Memorie di Jac. Antiquarj ec." haben ihm einen hohen Rang unter den Gelehrten angewiesen. Orioli, Professor der Physik in Bologna, hat sich durch seine Arbeiten über die etrusciſche Sprache und die alten Völker Italiens einen großen Ruf gegründet; er hat es sich insbesondere angelegen sein lassen, die Urgeschichte Roms nach den etrusciſchen Traditionen herzustellen und sie von den Fabeln des Fabius Pictor und seiner Nachahmer zu reinigen. Es wäre sehr zu wünschen, daß er die Resultate seiner Untersuchungen, welche eine große Modification in dem Niebuhr'schen Systeme zur Folge haben dürften, bekannt machte.

Manzi hat mehre interessante Manuscripte aus der Barberini'schen Bibliothek der Oeffentlichkeit übergeben; unter ihnen verdient einer auszeichnenden Erwähnung Leonardo da Vinci's Abhandlung über die Malerkunst, wovon die alten Ausgaben nur einen kleinen Theil enthielten. Noch vor kurzer Zeit ist in der großen Sammlung von Autoren, welche über die Bewegung des Wassers geschrieben haben, in Bologna eine bis dahin ungedruckte Abhandlung dieses großen Malers über Hydraulik erschienen, woraus man sieht, bis zu welchem Punkte Leonard eine so schwierige Wissenschaft vervollkommnete.

Venturoli aus Bologna, welcher als Director der Schule für Brücken- und Chausseebau nach Rom berufen worden ist, ist einer der ausgezeichnetersten Geometer Italiens: seine Arbeiten haben die Fortschritte der neuern Hydraulik mächtig gefördert. Marchini ist ebenfalls viel erwähnt worden; er hatte in dem violetten Strahle der Regenbogenfarben magnetische Kraft zu finden gewähnt; aber diese Behauptung, welche zu lebhaften Streitigkeiten unter den Physikern Anlaß gegeben hat, scheint sich nach den neuesten Versuchen nicht zu bestätigen. Die obschon von Fourcroy und Vauquelin bestrittene Beobachtung dieses kenntnißvollen Arztes, daß in animalischen Substanzen Flußsäure enthalten sei, ist durch Berzelius außer Zweifel gesetzt worden. Diese, sowie Barlocci's Untersuchungen über den Elektromagnetismus, Metaxa's Monographie der römischen Schlangen und Mauri's römische Flora sind so ziemlich Alles, was die Hauptstadt der christlichen Welt an Producten in Bezug auf Naturwissenschaften aufzuweisen hat. Aber der wissenschaftliche Mittelpunkt in den päpstlichen Staaten ist bis auf diesen Tag Bologna gewesen, das auch unlängst noch eine große Anzahl berühmter Gelehrten besaß. Nach der Zerstreuung der Akademiker des Cimento hielt die Schule von Bologna 50 Jahre hindurch allein noch den scientifischen Ruhm Italiens aufrecht: Cassini lehrte hier, ehe er sich in Frankreich niederließ; Marsigli fand in der Gründung des Instituts eine edle Genugthuung für die Undankbarkeit des östreichischen Hauses. Manfredi und Zanotti bebauten das Feld der Poesie und der mathematischen Wissenschaften mit gleich gutem Erfolge.

Außer jenem seltenen Sprachkundigen, Mezzofanti, welcher im 29. Jahre 29 Sprachen las und sprach und seitdem deren beinahe eine doppelte Zahl gelernt hat, besaß Bologna vor Kurzem noch Orioli, dessen Arbeiten wir schon erwähnten; Magistrini, einen geschickten Mathematiker; Bertolini, einen der ersten Botaniker Italiens, und andere sehr verdienstvolle Professoren. Uebrigens befanden sich in fast allen Städten der Romagna ausgezeichnete Männer zerstreut. Der Graf Leopardi, ein eleganter Schriftsteller, dessen Gedichte eine tiefe Schwermuth athmen, verdient unter ihnen die erste Stelle einzunehmen. Mit Italiens Unglück ist seine Leier zerbrochen; aber es ist zu hoffen, er werde in bessern Zeiten uns seine männlichen Töne wieder hören lassen. Borghesi's Arbeiten über römische Geschichte haben ihm europäischen Ruf erworben und die Naturwissenschaften verdanken Paoli wichtige Fortschritte. Aber auch in einer andern Beziehung verdienen die Gelehrten der Romagna gerühmt zu werden. In den letztern Erschütterungen Italiens haben alle dem Vaterlande ihre Schuld bezahlt. Die Weige-

*) Vgl. Nr. 250, 321—328 d. Bl. f. 1832 und Nr. 351 und 352 f. 1833. D. Red.

rung Mamiani's, die Capitulation Anconas zu unterzeichnen, gab den Beweis, daß er jene Griechen nachzuahmen wußte, deren Ruhm er so würdig gesungen hatte. Er lebt im Exil, ebenso Petrucci, Pepoli und andere ausgezeichnete Männer der Legationen.

Die Literaturgeschichte Neapels ist weniger bekannt, als sie es theils wegen ihrer Wichtigkeit an sich, theils wegen des Einflusses, den dieses schöne Land auf das übrige Italien ausgeübt hat, zu sein verdient. Die Werke eines Archimedes, Empedokles, Archytas, Dicearch und überhaupt der alten italienisch-griechischen Schule sind hinlänglich studirt worden; aber die wichtigen Dienste, welche das südliche Italien nach dem Falle des römischen Reiches den Künsten und Wissenschaften geleistet hat, sind fast übersehen worden. Das am äußersten Ende Italiens gelegene Königreich Neapel war den verheerenden Streifzügen der Barbaren weniger ausgesetzt als der Norden der Halbinsel. Sicilien ging aus dem Besitze der Griechen in den der Araber über, welche eine neue Civilisation und den Samen zu neuen Wissenschaften einführten. Der Einfluß der Araber war so groß geworden, daß die ersten normannischen Könige sogar gezwungen waren, eine arabische Randschrift auf ihre Münzen prägen zu lassen, um sie gangbar zu machen. Die gegenseitigen Beziehungen der Sicilier mit den afrikanischen Mohammedanern dauerten durch die folgenden Jahrhunderte fort. Der große silberne Globus ist bekannt, den Edrisi im 12. Jahrhunderte für Roger, König von Sicilien, verfertigte. Späterhin ließ Friedrich II. mehre Bücher aus dem Arabischen übersetzen und trug sehr viel zur Erweiterung der italienischen Universität bei. Er beschäftigte sich selbst mit der sicilischen Poesie und hat wol die Entwickelung der neuern Literatur beschleunigt.

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts brachte Maurolicus von Messina durch originelle Forschungen und wichtige Werke ein regeres Leben in die physischen und mathematischen Wissenschaften in Sicilien, während Pontanus und Sanazzaro zu Neapel die classischen Studien auf eine glänzende Stufe erhoben. In demselben Jahrhunderte wurde die cosentinische Akademie durch die Arbeiten von Telesius, Giordano Bruno und Campanella verherrlicht, welche Aristoteles mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Freiheit angriffen und die Reform in der Philosophie vorbereiteten. Zu derselben Zeit gab Porta in seinem 15. Jahre seine natürliche Magie heraus, welche, so voll von gemeinen Irrthümern sie auch war, nichtsdestoweniger wichtige Beobachtungen enthielt. Porta hatte sich fast alle Zweige der Naturwissenschaften zu eigen gemacht, hatte sich zugleich als Schriftsteller im komischen Fache einen Ruf zu verschaffen gewußt, und wurde der Stifter der ersten Akademie der Experimentalphysik, welche je in Europa bestanden hat.

Im 17. Jahrhunderte verdankte die Akademie des Cimento dem Königreiche Neapel zwei ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, Borelli und Oliva. Der Erstere starb zu Rom als Bettler, und der Zweite entzog sich den wiederholten Qualen der Folter, welche er durch die Inquisition erfuhr, durch den Selbstmord. In dem letzten Jahrhunderte bethätigten Giannone, Vico, Filangieri, Pagano durch ihr Beispiel, daß unter dem neapolitanischen Himmel weder Gefangenschaft noch Henker den emporstrebenden Genius zu ersticken vermögen.

Jetzt befindet sich das Königreich Neapel unter allen Provinzen Italiens vielleicht in den Umständen, welche dem Fortschreiten der Bildung am wenigsten günstig sind. Nicht allein, daß die neapolitanische Regierung feindliche Maßregeln gegen die Wissenschaft und das Denken angenommen hat, sondern diese Maßregeln sind auch schwerer zu umgehen als in den andern italienischen Staaten. In Mailand und Turin sind zwar die fremden Bücher und Journale verboten, allein sie werden doch leicht durch die Schweiz dahin eingeführt. Aber in Neapel lastet auf solchen Werken außer der Censur eine enorme Taxe, welche sich weit höher beläuft als der eigentliche Werth derselben; ihr Einbringen ist zwar erlaubt, aber ohne daß man hoffen dürfte, sie heimlich aus den päpstlichen Staaten zu beziehen. Die Neapolitaner sind von ganz Europa isolirt, beinahe von dem ganzen übrigen Italien abgeschnitten, ohne intellectuelle Verbindungen, ohne eine von Seiten der Regierung zu hoffende Ermunterung, sie haben sogar Tausende von Hindernissen, Tausende von Gefahren zu übersteigen, wenn sie sich der Cultur der Künste und Wissenschaften widmen wollen. Noch vor wenigen Jahren wurde in Neapel ein Professor in das Gefängniß geworfen, weil er mittels der Volta'schen Säule galvanische Zuckungen in einem Leichname hervorgebracht hatte. Diese Verfolgungen und diese Abgeschlossenheit sind nicht die einzigen Hindernisse des Emporkommens des menschlichen Wissens in dem Königreiche Neapel, die Regierung macht es sich auch zur Pflicht, einen Schleier über die Arbeiten der gelehrten Neapolitaner zu decken; und so können wir nur einen unvollkommenen Begriff von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in dem südlichen Italien geben.

Die zwischen dem Königreiche Neapel und den andern Theilen Italiens erschwerten Communicationen mußten die Thätigkeit der Neapolitaner besonders auf ihr Vaterland zurückleiten, das so viele Reichthümer in sich schließt. Die Lava des Vesuvs, welche oft die Verwüstung bis in die Gegenden der Hauptstadt schleuderte, welche ganze Städte verschlang und versteinerte, hat uns in ebendenselben Städten eine Menge interessanter Gegenstände aufbewahrt, welche ohne eine augenblickliche Katastrophe niemals bis auf uns gekommen wären. Auf diese Weise ist es möglich geworden, bis in das innere Leben der Römer und bis in ihre Haushaltung einzudringen. Durch die Auffindung von Meisterwerken der Bildhauerkunst in den Landhäusern der einfachsten Privatleute, durch die Betrachtung der kostbaren Mosaikarbeiten, auf denen die Herren der Welt umherschritten, hat man sich von dem grenzenlosen Luxus können einen Begriff machen, welcher den Fall des Reiches vorbereitete. Diese Ueberreste des alten Italiens nehmen das volle Interesse der Gelehrten in Anspruch; die bourbonische Gesellschaft ist von der Regierung beauftragt worden, die Beschreibung des neapolitanischen Museums herauszugeben, und dieses große Werk hat sich von dem Anfange seines Erscheinens an des ungetheilten Beifalls der Künstler und Gelehrten erfreut.

Der Boden in der Umgegend von Neapel hat für die Naturforscher nicht geringeres Interesse als für die Archäologen. Der Geolog findet hier alle Arten von Revolutionen, welche die Erde erschüttert haben, in einen kleinen Raum zusammengedrängt und, was merkwürdig ist, er kann diese Naturerscheinungen in sehr nahe aufeinanderfolgenden Zeiträumen beobachten. Das 16. Jahrhundert sah im südlichen Italien den Monte nuovo sich erheben, und die Arbeiten der Seethiere, die man in den Säulen von Pästum findet, beweisen, daß sich dieses Vorgebirge seit den historischen Zeiten abwechselnd gesenkt und erhoben hat. Das Studium dieses Landstriches ist vorzüglich von Wichtigkeit für die Theorie der Entstehung der Berge, welche jetzt von den berühmtesten Geologen angenommen ist. Uebrigens bringen diese Vulkane in alle Naturwissenschaften einschlagende Erscheinungen hervor; dadurch, daß sie zufällige Feuerherde unterhalten, haben sie die isothermen Linien unserer Erde verlegt, und Tenore, dem die Botanik so schöne Arbeiten verdankt, hat die merkwürdige Thatsache in der Geographie der Pflanzen aufgezeichnet, daß im Königreiche Neapel um diese Wärmeherde einige Pflanzenarten wachsen, die sonst nur unter den Tropen vorkommen.

Die höhere Philosophie ist im Süden von Italien mit Glück gepflegt worden, denn dort hat sich der Geist der cosentinischen Schule stets erhalten. Die „Genealogie des Gedankens" von Borelli und die „Anwendung der Philosophie auf die Moral" von dem Ritter Bozzelli sind zwei wichtige Werke in diesem Fache. Der Sicilier Galuppi hat gelehrte Untersuchungen über die deutsche Philosophie angestellt, und scheint sich an die Spitze der neuen metaphysischen Schule gestellt zu haben. Aber die italienische Jugend ist nicht sehr geneigt sich von der nationalen Philosophie, die der Erfahrung und Beobachtung, zu entfernen, um sich mit einem so im Dunkeln liegenden Studium zu befassen, das bis jetzt wenigstens, selbst bei den

Büchern, die es mit dem meisten Erfolge betrieben haben, nichts als endlose Streitigkeiten und so wenig positive Resultate geliefert hat.

Unter allen italienischen Provinzen zeigt Sicilien am wenigsten Sinn für die Gesammtheit der Nation. Obgleich seine Bewohner seit geraumer Zeit an das Königreich Neapel geknüpft sind, so betrachten sie sich doch gradezu für unabhängig und bedienen sich in der Umgangssprache des Ausdrucks: nach Italien gehen, wie wir etwa sagen würden, nach England oder nach Frankreich gehen. Die Ursache von dieser moralischen Sonderung muß man nicht allein in der geographischen Lage Siciliens suchen, sondern auch in den häufigen Einfällen, denen es von Seiten solcher Völkerschaften ausgesetzt war, die nur einen mittelmäßigen Einfluß auf das eigentlich sogenannte Italien äußerten. Vor den Zeiten der Geschichte scheint diese Insel von den Iberiern eingenommen worden zu sein. Diese wurden durch die Griechen daraus verjagt, welche der Tradition nach nach Italien als in ein noch unbekanntes Land kamen, das sie erst entdeckten, sowie man in neuern Zeiten Amerika entdeckt hat. Sicilien sah, durch die Pythagoräer einer Art Theokratie unterworfen, Künste und Wissenschaften in seinem Schooße erblühen; aber durch die Römer und Karthaginenser, welche es zu einem Schlachtfelde machten, sank es schnell von der Stufe herab, zu der es sich erhoben hatte. Bei dem Verfalle des römischen Reiches durch das Eindringen der Barbaren blieb Sicilien noch immer in der Gewalt der Griechen, welche es später den Arabern abtreten mußten. Hierauf brachten es die Normannen unter das europäische Staatensystem zurück, und es ging abwechselnd von den Deutschen zu den Franzosen, von den Franzosen zu den Spaniern über, und seine Politik war oft von der des Königreichs Neapel unabhängig. Obgleich es jetzt unter das Regiment eines Vicekönigs gestellt ist, obgleich es wie eine eroberte Provinz behandelt wird und aller materiellen Communicationsmittel ermangelt, hat Sicilien dennoch diese Hindernisse zu übersteigen, den Einfluß der Jesuiten, dem es preisgegeben ist, aufzuwägen, und in scientifischer Hinsicht einen ausgezeichneten Rang unter den italienischen Provinzen einzunehmen gewußt. Siciliens Beispiel kann das übrige Italien lehren, daß der Gemeingeist und die Festigkeit des Willens stets die dem Gedanken angelegten Fesseln zu zerbrechen vermag.

Der Professor Scina zu Palermo ist unserer Ansicht nach einer der ausgezeichnetsten Männer Italiens. In dem physikalischen Werke, das er geschrieben hat, glänzt er zugleich als Philosoph und als Physiker. Das Buch ist nach einem durchaus neuen Plane abgefaßt; jede Thatsache ist darin erst so angegeben, wie sie sich den ersten Beobachtern dargestellt hat; dann gibt er Rechenschaft über die Experimente, welche man, um die Natur über diesen Gegenstand zu befragen, angestellt hat, und gruppirt endlich die Resultate und vergleicht sie unter sich, sodaß man durch Induction bis auf die neuesten Theorien herauf geleitet wird. Scina hat sich nicht blos als Physiker, sondern auch als einen übrigens wissenschaftlichen Mann bewährt; den Beweis dazu liefern seine Biographien des Empedokles und Maurolicus und seine Literaturgeschichte Siciliens im 18. Jahrhunderte. Noch verdienen Morso's Forschungen über die Alterthümer Palermos, und die Scrofani's und Gregorio's über die sicilische Geschichte angeführt zu werden, welche sich einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben.

Die Stadt Catania scheint der literarische Mittelpunkt der Insel werden zu sollen. Es glänzen dort mehre Professoren von hohen Verdiensten: San-Martino, Herausgeber vortrefflicher Elemente der Mathematik und wichtiger Memoiren über verschiedene Gegenstände der Analysis; Fodera, ein geschickter Physiolog; Longo, Gemellaro u. s. w. Die Gioenische Gesellschaft hat schon fünf Bände Memoiren bekannt gemacht, welche in Wichtigkeit mit den neuesten akademischen Sammlungen wetteifern. Die Productionen des Aetna sind darin von Gelehrten, die sich der Erforschung ihres Landes gewidmet haben, genau und talentvoll beschrieben. Ehre diesen achtbaren Männern, welche in der Liebe zur Wissenschaft die Kraft schöpfen, die zur Uebersteigung aller Art von Hindernissen, mit denen sie umlagert sind, erforderlich ist.

Die Gelehrten haben in Italien nicht nur keine Unterstützung von Seiten der Regierungen zu gewärtigen, sondern sehr oft sind sie sogar von Mistrauen und Gefahren umgeben. Der Eifer und die Liebe für die Wissenschaft können bisweilen die Thätigkeit der Regierung ersetzen; aber es gibt Forschungen, die kein Privatmann auf seine Kosten zu unternehmen im Stande sein würde, besonders in einem Lande, wo die Arbeiten dieser Art niemals ein Mittel zur Wohlhabenheit sind. Die Chemiker und Physiker Italiens sind fast immer Aerzte oder Apotheker, welche der Ausübung ihrer Kunst einen Theil ihrer Zeit entziehen, um sich wissenschaftlichen Untersuchungen zu widmen. Selbst die Professoren der berühmtesten Universitäten sind so gering besoldet, daß sie sich genöthigt sehen, ihren Schülern Repetitorien zu geben, um ihre Einnahme zu verbessern; und die Knickerei, mit welcher man im Allgemeinen die wissenschaftlichen Anstalten behandelt, ist so groß, daß ihre Vorsteher mehre Jahre bitten müssen, die zur Anschaffung eines Apparats, wozu kaum 30 Thaler nöthig wären, erforderliche Summe zu erhalten. Es wäre übrigens für Italien zu wünschen, daß weniger Geld zur Unterhaltung von unnützen Universitäten in kleinen Städten, wo Schulen ausreichend wären, verschwendet würde. Auch würde es besser sein, anstatt, daß man in jeder kleinen Residenz mehre Bibliotheken unterhält, welche einen bedeutenden Aufwand erfodern und doch immer unvollständig bleiben, man große literarische Sammlungen anzulegen suchte, worin alle die neuern wichtigen Bücher zu finden wären. Allein das ist einmal nicht so; und sonderbar dabei ist es, daß die italienischen Bücher sehr schwer zu bekommen sind. In Italien, wo der Autor fast stets genöthigt ist, sein Werk auf eigne Kosten drucken zu lassen und den größten Theil der Exemplare gratis zu vertheilen, sollte man Gesellschaften bilden, welche den Austausch und die Verbreitung der werthvollen Werke, welche in den verschiedenen Theilen der Halbinsel erscheinen, beförderten. Allein der Gemeinsinn hat sich in diesem Lande noch nicht genug ausgebildet, und fast stets tritt der Municipalgeist der Herbeiführung von allgemein nützlichen Resultaten hindernd entgegen.

Der Mangel eines Mittelpunktes hat einen andern der individuellen Entwickelung der Talente sehr nachtheiligen Einfluß. Es geschieht oft in Italien, daß Personen, die den Künsten oder Wissenschaften obliegen und, wie es nicht anders sein kann, auf ein sehr kleines Theater gewiesen sind, sich einbilden, daß der Beifall einer Provinzialgesellschaft ihnen einen wahrhaften Ruhm verbürge und sie auf der Mitte ihrer Bahn stehen bleiben, indem sie sich in dem Triumphe der Mittelmäßigkeit genügen. In einem Lande ohne Oeffentlichkeit und ohne Tribune wird der Ruhm bisweilen durch den londoner oder berliner Courrier Männern zu Theil, die bisher von Niemand bemerkt worden waren.

Der Zustand Italiens hat sich seit einigen Jahren merklich verschlimmert. Die Regierungen, welche seit der Julirevolution ein wenig von ihrer gewohnten Strenge nachgelassen zu haben schienen, sind völlig wieder in ihr voriges Mistrauen verfallen. In mehren Staaten sind die Schulen geschlossen, überall hat die Strenge der Universitätsverordnungen zugenommen. In Piemont, in Rom und in Neapel wird der Unterricht durch die Jesuiten geleitet. Selbst Oestreich, das in der Lombardei bisher keine Mönche hatte haben wollen, fühlte die Nothwendigkeit, dieselben zuzulassen; es hat kürzlich die Jesuiten in Verona wiederaufgenommen. Es gibt keine Bedrückungen, welche nicht die Studirenden erfahren müßten; sie werden zu Processionen genöthigt, die von Gendarmen begleitet werden; von denen, die sich zum Examen vorstellen, fodert man Beichtzettel. Man führt Krieg gegen Werke, die ein Theil des Nationalruhms sind. In der einen Provinz ereifert sich die Regierung gegen das Andenken Dante's; in einer andern verweigern die öffentlichen Bibliotheken die Lecture Guic-

ciardini's, Macchiavel's, Galilei's. Die Aerzte können sich nur insgeheim mit Physiologie und vergleichender Anatomie beschäftigen, weil man diese Wissenschaften für religionswidrig erklärt. Die Studenten der Rechte sind gehalten, von früh bis Abends das kanonische Recht zu studiren, aber weder Staatsrecht, noch Völkerrecht, noch politische Oekonomie. Uebrigens gibt es zwischen Studirenden und Regierungen keine andere Beziehung, kein anderes Band, als das Häscher und Gendarmen zwischen ihnen knüpfen. Und bei alledem scheinen die Regenten erstaunt darüber, daß die Jugend ihnen feindlich gesinnt sei! Anstatt allmälig Verbesserungen eintreten zu lassen, reizt man die Gemüther, sieht sogar mit geheimem Vergnügen ihre Bewegung, weil man der Macht versichert ist, immer noch ein letztes Argument anzuwenden: die thierische Kraft, die fremden Bayonnette und den Henker!

Aber die Italiener werden sich weder durch Hindernisse noch durch Verfolgungen entmuthigen lassen. Sie werden fühlen, daß sie, wenn ihnen auch die fremde Gewalt den Ruhm, wieder eine große Nation zu werden, streitig macht, dem Vaterlande eine andere Schuld bezahlen können. Mögen sie die Künste und Wissenschaften pflegen; mögen sie das Scepter wiedererringen, das ihren Händen nie hätte verloren gehen sollen. Nur wenn sie sich mit Beharrlichkeit einem ernsten Studium widmen, dürfen sie den Tag der nationalen Wiedergeburt erwarten. 80.

Süddeutsche Originalien, Flattich, Hahn, Hosch. In Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben von C. G. Barth. Drittes Heft. Stuttgart, Löflund und Sohn. 1832. 8. 6 Gr.

Die beiden frühern Hefte hatten vornehmlich von den würtembergischen Prälaten Bengel und Oetinger, den beiden kräftigen und geistreichen Vertretern des Pietismus und der Apokalyptik gehandelt und daneben des im Andenken seines Vaterlandes gleichfalls noch immer angesehenen Pfarrers Flattich zu Münchingen unweit Stuttgart, eines vielseitigen und gewandten Praktikers im Kirchendienst und in der Seelsorge, Erwähnung gethan. Seitdem ist das Leben Bengel's von dessen Urenkel Burk erschienen, und wir haben in diesen Blättern von dem Inhaltreichen dieses monographischen Werkes berichtet.*) Auch beschäftigt sich Hr. Pfarrer Barth in Möttlingen laut der Vorrede dieses letzten Heftes seiner „Süddeutschen Originalien" mit einer Biographie Oetinger's, der wir von Herzen wünschen, daß sie mit derselben anspruchslosen Liebe und gewissenhaften Milde, womit Burk den großen Bengel gezeichnet hat, das Bild Oetinger's zum Frommen der Gemeinde und zur Förderung zugleich des Studiums der Geschichte der Religion und Religiosität entwerfen möge. Es besteht daher die dritte Sammlung, die wir vor uns haben, größtentheils aus Mittheilungen von Flattich, sodann aus ähnlichen des bekannten Mathematikers und Theologen, Pfarrers Hahn in Echterdingen und des Pfarrers M. Ludwig Hosch zu Gechingen auf der schwäbischen Alb und nachher zu Aidlingen, wo er 1811 im 60. Jahre gestorben ist. Von Hahn führt der Herausgeber an, daß er im Leben ein Sonderling gewesen, sodaß man ihn den ganzen Tag über ohne Noth nicht habe stören dürfen, und als ihm einmal zum Fenster herauf sein Nachbar einen guten Morgen wünschte, habe ihm Hahn zugerufen: „Was will ich von Seinem guten Morgen! Jetzt hat Er mich um drei Wochen gebracht. Schon drei Wochen dachte ich über etwas nach, und beinahe hatte ich's, ehe Er mit mir redete; jetzt weiß ich's wieder nimmer."

Flattich hatte eine biblische Erziehungslehre nach und über Stellen der heil. Schrift zu sammeln angefangen, und aus diesem noch ungedruckten Manuscript theilt der Herausgeber zuerst eine bedeutsame Reihe von Reflexionen und Rathschlägen mit. So sagt er bei der Stelle 1 Kor., 13, 11: „Es bringt die Natur in jungen Jahren nicht nur allerlei Kindereien und Bübereien mit sich; sondern es bringt auch die Natur mit sich, daß man solche selbst zu seiner Zeit, nämlich im männlichen Alter ablege; denn: da ich ein Mann ward, so that ich ab, was kindisch war. Wie man auch an den Thieren sieht, daß sie als jung darren, und solches, wenn sie älter werden, von selbst unterlassen. Ich habe schon oft Gott gedankt, daß dieser Spruch in der Bibel steht, indem ich bei der heutigen Art, da man so sehr auf das Schöne und Frühzeitige sieht, mir nicht zu helfen wüßte. Ungeachtet die Kindereien und Bübereien in den männlichen Jahren abgelegt werden; so müssen sie dennoch nützlich sein, weil die Natur nichts umsonst thut. Ja, es wäre eine Frage, ob man ohne Kindereien und Bübereien ein rechter Mann werden könnte." „Man muß", heißt es über 1 Mos., 2, 2, „im Lehren und im Lernen nicht zu hitzig sein; sondern man muß sich nach dem Exempel Gottes Zeit dazu nehmen. Wenn man das Informiren mit großer Hitze angreift, so treibt man es gewiß nicht lange. Denn die Heftigkeit macht Gemeiniglich, daß man im Informiren verliegt, und es gar aufgibt. Denn wie ein Postknecht es selten lange treiben kann; also geht es auch einem Lehrmeister, wenn er auf der Post informirt." Besonders tritt aus diesen Fragmenten die Milde der Gesinnung hervor, welche den Begriff und Brauch der Strafe in christlicher Gemeinde und Auferziehung für unstatthaft erkennt und Alles im Geiste der Liebe und durch die Kraft der Wahrheit gerufen und gewonnen wissen will. Es ist nur zu wünschen, daß die starre Straftheorie aus dem Dogma unserer protestantischen Sekten immer mehr verschwinde, da es nur eine Versündigung an der guten Sache ist, sie mit Zürnen und Züchtigen bei Andern erzwingen zu wollen, sondern auch eine Gotteslästerung, solche Gewohnheit, die wir uns selbst verbieten, bei jedem Vorfall von Misgeschick, Cholera u. dgl. in die göttlichen Eigenschaften hineinzuschieben. Auffallend ist es übrigens für den Ref. gewesen, wie der Herausgeber offenbar einseitige und gefährliche Meinungen durch den Ausspruch eines würdigen und verehrten Mannes für geheiligt gelten kann, wenn er z. B. von Flattich ein Wort bringt, wodurch das Recht des Staats zweifelhaft gemacht wird, von Jedem, der sich seinem Schutze anvertraut, die Sorge für die geistige Bildung und den Unterricht seiner Kinder zu fodern; oder ein Wort von Hahn, wodurch vielleicht das Gebot Josua's an die Sonne auf Kosten des Kopernikanischen Systems vertheidigt werden soll. Von Hosch liest man vortreffliche Aeußerungen über Napoleon und die neue Zeit. 77.

*) Vgl. Nr. 203 u. 204 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Notiz.

Sein oder Nichtsein — Hauser!

Ueber des unglücklichen Findlings Leben und Tod kann kein Zweifel obwalten; desto mehr beschäftigt die Enthüllung seines Charakters Gelehrte und Ungelehrte, und darauf geht die Frage Hamlet's. So schwer sie zu beantworten und zu beweisen ist, ob Hauser ein wahrhaft Unglücklicher oder ein abgefeimter Betrüger gewesen — quilibet praesumitur bonus, nisi *probetur* contrarium —, so hart finden wir die Behauptungen Merker's, von Lang's und in der „Jen. Allg. Literaturzeitung", 1834, Nr. 101—106, wo bei der Anzeige mehrer auf Hauser's Tod und Leben sich beziehenden Schriften immer nur die Vermuthung, daß er ein Bösewicht, ein Undankbarer, ein Selbstmörder gewesen, ausgesprochen oder doch hervorgehoben wird. Von eigentlichen Beweisen ist nicht die Rede, kaum von Belegen, und doch werden auf Präsumtionen Folgerungen gegründet, gegen die der Todte — der Verstorbene heißt nicht, sagen die Griechen — sich nicht vertheidigen kann. Ebenso wenig aber können wir auch „Das Leben im Leichentuche", dessen Verfasser gern errathen und — genannt sein möchte, billigen, da es wie jeder historische Roman als ein Widerspruch in sich selbst die Wahrheit nicht erörtert, sondern nur vermuthen läßt. Sie aber allein ist Object der Geschichte! 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1835.

Mit Tegnér's Bildniß und fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler. 16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt. Geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Eine Märchen-Novelle von Ludwig Tieck. II. Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im 16. Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Verfasser des Scipio Cicala. III. Die Alchymisten. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg.

Tegnér's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831—34 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Von Neujahr 1835 an erscheint bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.:

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutschland,

Centralblatt für Novellistik, Geschichte, Drama, Leben, Sitte, Völkerkunde, Literatur und Kunst, für welche sich die Mehrzahl der ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller vereinigte. Die Redaction desselben leitet Herr Dr. E. Duller, die des Literaturblattes Herr Dr. K. Gutzkow. — Prospectus und Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen und Postämter gratis zu beziehen. Preis für den Jahrgang 10 Thlr. — 16 Fl.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellungen

aus dem

steiermärkischen Oberlande.

Von

F. C. Weidmann.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag cartonnirt. Preis 2 Thlr. Sächs.

Die Verlagshandlung übergibt hier dem Publikum einen Beitrag zur vaterländischen Landeskunde, welcher dessen Theilnahme und Aufmerksamkeit in vielen Beziehungen anzusprechen geeignet erscheinen dürfte. Diese Darstellungen umfassen einen höchst interessanten, zum Theile noch durchaus unbesprochenen Theil des steiermärkischen Alpengebietes, nämlich das obere Ennsthal und das steiermärkische Salzkammergut. Herr Weidmann, durch Autopsie mit den Thälern und Höhen dieses interessanten Landstriches innig vertraut und bekannt, und im Besitze der schätzbarsten, Andern nicht leicht zugänglichen Daten und Materialien über diesen Gegenstand, hat in diesem Werke das Resultat mehrjähriger Beobachtungen und Wanderungen niedergelegt, und der Werth dieser Mittheilungen dürfte dadurch außer Zweifel gesetzt sein, daß Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Johann, der erhabene Freund und Kenner unserer Alpenlande, die Zueignung des Werkes anzunehmen geruht haben. — Mit dem Feuer der Darstellung, der Schärfe der Auffassung, und innigen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wodurch die topographischen Arbeiten des Verfassers sich stets den Antheil der Leser sicherten, führt er hier dieselben auf die Riesengipfel der Granit- und Kalkkette des nordwestlichen Theiles der Steiermark. Der Hochgolling, die Hochwildstelle, der Woising, das Gunkenegg, die Felswüsten des todten Gebirges, die Ufer des Schwarzensees u. s. w. werden hier zum ersten Male in ihrem ganzen Umfange geschildert; die Mittheilungen über Aussee und das Salzkammergut sind nicht minder interessant. Das Titelkupfer, die Ansicht des Hochgollings, nach der Natur gezeichnet von Gauermann, von Arnmann trefflich gestochen, und die ausgezeichnet schöne Karte, das Ennsthal mit den umgrenzenden Hochgebirgen, nach einer Originalaufnahme von Meisterhand, von Huber sehr gelungen im Stiche ausgeführt, dürften dem Werke ebenfalls zur besondern Zierde gereichen, sowie die Verlagshandlung bestrebt war, durch die äußere Ausstattung in typographischer Hinsicht bestens für dasselbe zu sorgen. Somit empfiehlt sie denn dieses Buch, welches in mancher Beziehung dauernden Werth behalten dürfte, dem Antheile und der Würdigung des Publicums.

Erfahrungen und Ideen

aus dem Gebiete des

Wasserbaues und der Mechanik,

von M. P.

Wien, lithographirt bei J. Trentsensky. Querfolio.

Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr. C.-M.

Man findet in diesem Werke mehre neu erfundene, durch den Verfasser bereits erprobte Maschinen und mechanische Vorrichtungen faßlich und genau beschrieben, und durch lithographirte Abbildungen anschaulich gemacht, nämlich eine neue, weniger kostspielige, auch in Flüssen von geringer Wassermasse anwendbare Art Schiffmühle, eine sehr einfache und vortheilhafte Bewässerungsmaschine, eine einfache, mit wenig Kosten herzustellende Maschine, um Pfähle aus dem Wasser herauszuziehen, eine ganz neue Construction einer wohlfeilen und dauerhaften Windmühle; ein neues Verfahren, um Felsenlagen unter dem Wasser auszuräumen und zu sprengen; einen Wagen, der ver-

Mr. Justice Rowlatt.

Mr. Justice Sargant.

Mr. Justice Eve.

Mr. Justice Astbury.

Mr. Justice Peterson.

Mr. Justice Younger.

Mr. Justice Sankey.

Mr. Justice Russell.

Mr. Justice Clauson.

Mr. Justice Lawrence.

Mr. Justice Bailhache.

Mr. Justice Tomlin.

Mr. Justice Hill.

Mr. Justice Shearman.

Mr. Justice Roche.

Mr. Justice Pollock.

Mr. Justice Scrutton.

Mr. Justice Atkin.

Mr. Justice Darling.

Mr. Justice Ridley.

Mr. Justice Salter.

Mr. Justice Greer.

Mr. Justice Lush.

Mr. Justice Bray.

Mr. Justice Coleridge.

Mr. Justice Avory.

Mr. Justice Low.

Mr. Justice Horridge.

Mr. Justice Phillimore

steigen. Alles Technische ist von den besten Sachkundigen revidirt, wol auch selbst geliefert worden; das ins medicinische Fach Einschlagende von den besten Aerzten. Die hierher gehörigen neuesten Entdeckungen und Verbesserungen sind darin aufgenommen. Zum Vortrage wurde eine familiengeschichtliche Einkleidung gewählt, sodaß Geschichte, Gespräche, Zwischenerzählungen miteinander wechseln. Wir verweisen deshalb auf den in jeder Buchhandlung vorräthigen Prospectus oder auf das Buch selbst.

Frauenzimmer sind in jedem Hause, wo nun diese nicht selbst kaufen, wird es der Vater, der Gatte, der Verlobte, der Bruder für sie thun, die Auslage für ein Buch nicht scheuend, daß das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet: eine Erscheinung in unserer Literatur, die unsers Wissens bis jetzt nichts Gleiches aufzuweisen hat.

Die erste Lieferung dieses Werkes ist bereits erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat November, oder Nr. 305—334, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXIII—XXXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. Dritten Bandes fünftes Heft (Nr. XXII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Die Innungen und die Gewerbefreiheit in ihren Beziehungen auf den Handwerksstand und Vorschläge zum Frieden mit Beiden. 8 Gr.

Ein bedeutungsvolles und allgemein beherzigenswerthes Wort!

Corpus juris criminalis, quod per Germaniam valet, communis acad. sec. systema Ans. de Feuerbach dig. — Collectio omnium locorum, qui in A. de Feuerbach. elem. jur. crim. ex fontibus citantur. Compos., recogn., locis omissis suppletis indicibusque additis aliis juris crim. elem. accommod. etc. var. lect. sel. perpetuaque constitut. crim. Carolinae c. Bamberg. ac. Brandenburg. comparat. instructam ed. *Herm. Jul. Kittler*. Lips., Hinrichs. 1834. 8 maj. (XIV et 602 pag.) 2 Thlr. 8 Gr.

Bei dem bisherigen Mangel an einer Sammlung der Quellen des gemeinen deutschen Strafrechts, wird diese Quellensammlung, die für Feuerbach's als Anderer Lehrbücher gleich brauchbar ist, sehr erwünscht sein. Durchgängig legte der Herausgeber die besten Ausgaben zu Grunde, verglich dieselben untereinander und gab einen neuen, kritisch berichtigten Text. Besonders glauben wirauf die hier zum ersten Male gelieferte, fortlaufende und genaue Vergleichung der H. G. O. Karl V. (von welcher der Text genau wiedergegeben ist) mit ihren Quellen, der bamberger und brandenburger H. G. O., aufmerksam machen zu müssen. Die dem Index legum beigefügten Nachweisungen von Schriften, wo einzelne Gesetzstellen erläutert oder sonst besprochen werden, dürften selbst den Gelehrten nicht unerwünscht sein, da vieles Zerstreute sich hier gesammelt findet. Vorzüglich aber ist dieselbe Studirenden, denen die Quellen des Strafrechts so selten bis jetzt zur Hand waren und Praktikern, die des mühsamen Nachschlagens der in so verschiedenen Werken zerstreuten Quellen enthoben werden, zu empfehlen.

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Junker, P. J., Leitfaden bei Vorträgen der Geschichte in den obersten Classen der Gymnasien. 3ter Theil. Geschichte der Neuzeit. Gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 18 Gr.

Es gereicht dem Verleger zum Vergnügen, diesen 3ten Theil, wodurch der Leitfaden nun vollständig wird, endlich ankündigen zu können. Das spätere Erscheinen war allerdings ein misslicher Umstand für Lehranstalten, wo der erste und zweite Theil bereits eingeführt sind; indeß war dem Uebel wegen dringender Berufsarbeiten des Herrn Verfassers nicht früher abzuhelfen. Uebrigens hat das Buch durch diese Verzögerung nur an Reichhaltigkeit gewonnen, da es bis auf die neuesten wichtigen Zeitereignisse fortgeführt ist.

Der 1ste Theil: Geschichte des Alterthums, kostet 12 Gr.

Der 2te Theil: Geschichte des Mittelalters 18 Gr., also alle 3 Theile 2 Thlr.

Noch ist zu empfehlen:

Junker, Hauptbegebenheiten der Geschichte, in 6 Tabellen gr. quer Folio, für mittlere Classen. Preis 8 Gr.

Neue Verlagsbücher
der Buchhandlung
Josef Max und Comp. in Breslau.

Epaminondas und Thebens Kampf
um die
Hegemonie,
von
Ed. Bauch.

Gr. 8. 1834. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Die hier gelieferte Darstellung des Lebens und Charakters des Thebaners Epaminondas und seines Zeitalters ist aus einem gründlichen und gewissenhaften Studium der Quellen hervorgegangen und geschöpft, und beleuchtet einen der interessantesten Abschnitte der griechischen Geschichte, die Zeit der Blüte und der Macht Thebens, auf eine Weise, wie bisher noch von keinem Geschichtsforscher und Darsteller geschehen ist. Philologen, sowie allen Freunden des griechischen Alterthums, wird diese Schrift gewiß eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten,
von
Eduard Müller, Dr. ph.

Erster Band.

Gr. 8. 1834. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die obige Schrift, die nicht blos für den eigentlichen Philologen, sondern überhaupt für jeden Freund der alten Kunst und Philosophie von hohem Interesse sein wird, entwickelt die

Kunsttheorie, d. h. die Ansichten der Alten über Aesthetik, wie sie sich in den Schriften des Alterthums vorfinden. Der Verf. beginnt mit Homer, geht dann zu den folgenden Dichtern über, hierauf zu den Philosophen, besonders zu Plato, dessen Ideen über Schönheit und Kunst hier vollständig dargelegt werden, demnächst zu Aristophanes und dessen Anfoderungen an die Dichtkunst, besonders an die tragische und komische. Den Beschluß machen die Ansichten der attischen Redner Isokrates und Lykurgus. Der zweite, nächstens folgende Band wird die Geschichte der Kunsttheorie der Alten von Aristoteles bis zum Schlusse fortführen.

Im Verlage der Gebrüder Borntträger zu Königsberg ist erschienen:

Handbuch
der
Geographie
für
Töchterschulen
und
die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.
Von
Friedrich Möllelt.

Zweite sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 3 Theile. Preis 4 Thlr. 20 Gr.

Dieses schon in der ersten Ausgabe allgemein sehr günstig aufgenommene Werk ist in dieser neuen, sehr verbesserten und vermehrten Ausgabe nun wieder in allen Buchhandlungen vollständig zu finden.

Die lebendigen Schilderungen der Länder und Völker, ihrer Sitten und Gebräuche, schöner Gegenden, Naturmerkwürdigkeiten, interessante Mittheilungen über Kunst und Gewerbe und örtliche Eigenthümlichkeiten, nebst passenden Erinnerungen aus der Geschichte geben diesem Werke einen eigenthümlichen Reiz, und rechtfertigen dessen Empfehlung als eine ebenso unterhaltende als belehrende Lectüre für gebildete Frauen und Töchter.

Auch Lehrern der Geographie wird dasselbe durch seinen Reichthum an interessanten Materialien, welche sich in keinem andern Werke so zweckmäßig zusammengestellt finden, als Mittel zur Belebung des Unterrichts die wesentlichsten Dienste leisten.

Einladung zur Subscription.

Geschichtliche Entwickelung
der
geistigen Richtungen
in Staat, Kirche und Wissenschaft
seit
der Mitte des vorigen Jahrhunderts.
Oder
der in der gegenwärtigen Zeit fortdauernde Kampf der alten und neuen Welt, der romanischen und germanischen Bildungselemente
und deren Versöhnung durch Kunst und Wissenschaft.
Von
Georg Ludwig Wilhelm Funke.

Circa 24 Bogen in gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 12 Gr.

Ausgehend von dem Grundsatze, daß alle Kämpfe der neuen Zeit nichts Anderes seien, als ein Kampf der alten griechisch-römischen Welt mit der neuen germanischen, welche, weil das Christenthum nicht tief genug eingedrungen ist, bis dahin nicht miteinander ausgesöhnt werden sind, hat der Verfasser gegenwärtiger Schrift darzustellen versucht, wie das germanische Princip der Subjectivität, nachdem es durch die Reformation zu seinem Rechte gelangt war, seit der Zeitperiode der mercantilen Politik seine geistige Grundlage verloren und nunmehr alle Verhältnisse dergestalt ausgehöhlt habe, daß nur eine inhaltslose Leere bleiben konnte. Alles dies ist in Staat, Kirche und Wissenschaft nachgewiesen, und macht dasselbe den Inhalt des ersten Abschnittes aus, wogegen im zweiten Abschnitte gezeigt wird, wie die objectiv sittlichen Mächte wieder sich erheben und in Deutschland von der Subjectivität geistig durchdrungen werden, nämlich in der Kunst durch die vollendete Poesie und in der Wissenschaft durch die vollendete Philosophie, durch welche Durchdringung aller Dualismus zerstört und die antike und moderne Weltanschauung versöhnt erscheint.

In der äußern Ausstattung soll dieses Werk seiner innern nicht nachstehen und auf gutem weißem Druckpapier in gr. 8. Format erscheinen. Der Umfang des Werks wird circa 24 Bogen betragen, die zu einem billigen Subscriptionspreis von 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kreuzer Rhein.) den Unterzeichnern geliefert werden sollen. Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende Januar 1835 offen und wird der später eintretende Ladenpreis um ⅓ erhöht werden, weshalb der Verleger die Unterzeichnung in jeder guten Buchhandlung ungesäumt zu bewirken ersucht.

Osnabrück, im November 1834.

Friedrich Rackhorst.

Anzeige für Naturforscher u. s. w.

Bei mir ist in Commission zu erhalten:

Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde von Wilbrand und Ritgen.

Dieses, die geographische Verbreitung der Pflanzen und der Thiere, nebst 41 der höchsten Punkte der Erde, synoptisch darstellende Naturgemälde ist fortwährend

prächtig illuminirt zu 8 Thlr., oder 14 Fl. 24 Kr., schwarz zu 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr., der Text apart zu 12 Gr., oder 54 Kr.

durch mich wie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Es sollte dieses wahre Prachtgemälde namentlich in keiner öffentlichen Bibliothek vermißt werden, und bildet dasselbe die schönste Zimmerverzierung.

Gießen, im December 1834.

B. C. Ferber.

Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1835. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit Stahlstichen von Fleischmann. In eleg. Einbande. 2 Thlr. 8 Gr. Mit Abdrücken auf chinesisch Papier ꝛc. 3 Thlr. 8 Gr. Die nach den schönsten und werthvollsten ausländischen Originalen von Fleischmann meisterhaft ausgeführten Stahlstiche (welche den englischen nicht nachstehen) werden Kenner und Liebhaber befriedigen, gleich wie der mannichfaltig interessante Inhalt.

Geschichten, Sagen und Naturgemälde des Rheins, aus dem Munde deutscher, besonders rheinischer Dichter. Ein Erinnerungsbuch für Fremde und Einheimische, sowie auch für Gedächtniß- und Vortragsübungen in und außer der Schule. Geordnet und herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Beck. Mit der Ansicht von Rheinstein. 2 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Jürgen Wullenweber von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen durch F. W. Barthold. II. Fürstenleben und Fürstensitte im 16. Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums. Von Heinrich Leo.

Die fünf ersten Jahrgänge kosten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Saphir und die Wiener Theaterzeitung.

(Diese bekannt auch unter dem Titel: „Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben.")

Der geniale Saphir, unstreitig der erste humoristische Schriftsteller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaterzeitung verbunden, und seit seinem erneuerten Aufenthalte in Wien dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das Glänzendste bereichert.*) Indem dieses Blatt

für das Jahr 1835

allen Lecturefreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, dürfte es nicht überflüssig sein zu bemerken, daß gegenwärtig kaum eine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Verbreitung zu erfreuen hätte.

Sie zählte im Jahre 1834 über 4000 Abonnenten und wird den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zufolge wahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesteigert sehen.

Außer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit und ihre Verkehrtheiten satirisch und humoristisch beleuchtenden Beiträgen Saphir's, der der Theaterzeitung seine ganze literarische Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheilungen von den geschätztesten Schriftstellern Deutschlands und bezahlt 6 Dukaten in Gold Honorar für den gedruckten Bogen ihres Formats für Originalbeiträge aus allen Fächern der Literatur wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit Ausnahme lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), namentlich für Novellen, Erzählungen, umfassende Correspondenznachrichten aus bedeutenden Städten (bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagesbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaction geht einzig dahin, den Lesern jeden Standes und Alters eine belehrende und ergötzende Lecture zu bieten, in Deutschland ein Centralblatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit Keiner, in welcher Sphäre er auch für Geist und Gemüth Erholung suche, ohne Befriedigung bleibe.

Die äußere Ausstattung dieses Blattes ist so glänzend wie bei keinem in Deutschland, ja wie vielleicht bei keinem in Europa.

Es erscheint wöchentlich fünfmal auf italienischem Velinpapier im größten Quartformat.

Jede Nummer ist entweder mit einem Holzschnitte, oder mit einem illuminirten Modenbilde, oder mit einem illuminirten Costumbilde, dem Portraite eines berühmten Bühnenkünstlers in seiner eminentesten Leistung geziert.

Die Holzschnitte der Theaterzeitung zeigen etwas Neues in diesem Fache. Hoch stehen sie über den Erscheinungen, welche die Pfennigliteratur bei uns eingeführt hat, denn sie können größtentheils nur mit Stahlstichen verglichen werden. Sie werden nur nach Originalzeichnungen angefertigt und bringen nur solche Gegenstände, welche sich durch Interesse von allem Gewöhnlichen absondern. Wer an dem Fortschreiten deutscher Kunst Antheil nimmt, kann ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und wer zur Ueberzeugung gelangen will, daß deutsche Künstler auch in diesem Fache über jenen des Auslandes stehen können, muß diese Holzschnitte würdigen. Die öffentlichen Kunstrichter haben ihnen bereits das glänzendste Zeugniß gegeschenkt, namentlich hat Hofrath Böttiger in der Abendzeitung sie mehre Male unbedingt ausgezeichnet und sie wiederholt über und neben die meisterlichsten Arbeiten der Engländer gestellt.

Die illuminirten Modenbilder der Theaterzeitung sind bisher von keinem Journal in Deutschland erreicht worden. Nicht nur, daß sie stets nach fünf Tagen das Neueste, Geschmackvollste und Anziehendste der tonangebenden Hauptstädte Europas im bunten Wechsel für Damen und Herren und jede Mode von zwei Seiten zur Anschauung bringen, erscheinen sie in so großer Anzahl und mit einer solchen Farbenpracht und Feinheit im Stiche, dann mit einer solchen Auswahl und Präcision, daß sie alle ähnlichen Erscheinungen überflügeln.

Die illuminirten Costumbilder, die Portraite der berühmtesten Bühnenkünstler in ihren eminentesten Leistungen sind nun durchaus eine Beigabe, welche kein was immer Namen habendes Journal besitzt, und die Schönheit derselben kann nur mit jener verglichen werden, welche ähnliche Bilder unter Iffland in Berlin erschienen. Sie dienen dem Schauspieler zu Studien für Mimik und Ge-

*) Der Antheil, den Saphir's Beiträge für die Wiener Theaterzeitung erweckten, war so groß, daß im zweiten Semester die ganze bedeutende Auflage dieser Zeitschrift noch um 1000 Exemplare erhöht und die Monate August, September und October nachgedruckt werden mußten.

Act, as amended by Statutory Instrument No. 1 of 1973, and the Statutory Instruments Act, 1946, and the Statutory Instruments (Amendment) Act, 1955, I hereby make the following Regulations.

1. These Regulations may be cited as the Fishery Harbour Centres (Dingle) Regulations, 1973.

2. In these Regulations, unless the context otherwise requires—

"the Act" means the Fishery Harbour Centres Act, 1968;

"the Board" means the Sea Fisheries Board;

"the Dingle Centre" means the Fishery Harbour Centre established by the Minister under section 3 of the Act at Dingle, in the County of Kerry;

"the Minister" means the Minister for Lands;

"the Schedule" means the Schedule to these Regulations.

3. The Dingle Centre shall consist of the area described in the Schedule.

4. The Board shall be the authority for the Dingle Centre.

5. The Minister hereby delegates to the Board the power to make bye-laws under section 4 of the Act in relation to the Dingle Centre.

6. The Minister hereby delegates to the Board the power to charge and collect fees under section 5 of the Act in relation to the Dingle Centre.

7. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be harbour masters under section 6 of the Act in relation to the Dingle Centre.

8. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be pier masters under section 7 of the Act in relation to the Dingle Centre.

9. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be constables under section 8 of the Act in relation to the Dingle Centre.

10. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be weighmasters under section 9 of the Act in relation to the Dingle Centre.

11. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be auctioneers under section 10 of the Act in relation to the Dingle Centre.

12. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish inspectors under section 11 of the Act in relation to the Dingle Centre.

13. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish buyers under section 12 of the Act in relation to the Dingle Centre.

14. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish salesmen under section 13 of the Act in relation to the Dingle Centre.

15. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish carriers under section 14 of the Act in relation to the Dingle Centre.

16. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish processors under section 15 of the Act in relation to the Dingle Centre.

17. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish curers under section 16 of the Act in relation to the Dingle Centre.

18. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish exporters under section 17 of the Act in relation to the Dingle Centre.

19. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish importers under section 18 of the Act in relation to the Dingle Centre.

20. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish transporters under section 19 of the Act in relation to the Dingle Centre.

21. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wholesalers under section 20 of the Act in relation to the Dingle Centre.

22. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish retailers under section 21 of the Act in relation to the Dingle Centre.

23. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish hawkers under section 22 of the Act in relation to the Dingle Centre.

24. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish vendors under section 23 of the Act in relation to the Dingle Centre.

25. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 24 of the Act in relation to the Dingle Centre.

26. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 25 of the Act in relation to the Dingle Centre.

27. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 26 of the Act in relation to the Dingle Centre.

28. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 27 of the Act in relation to the Dingle Centre.

29. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 28 of the Act in relation to the Dingle Centre.

30. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 29 of the Act in relation to the Dingle Centre.

31. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 30 of the Act in relation to the Dingle Centre.

32. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 31 of the Act in relation to the Dingle Centre.

33. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 32 of the Act in relation to the Dingle Centre.

34. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 33 of the Act in relation to the Dingle Centre.

35. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 34 of the Act in relation to the Dingle Centre.

36. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 35 of the Act in relation to the Dingle Centre.

37. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 36 of the Act in relation to the Dingle Centre.

38. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 37 of the Act in relation to the Dingle Centre.

39. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 38 of the Act in relation to the Dingle Centre.

40. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 39 of the Act in relation to the Dingle Centre.

41. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 40 of the Act in relation to the Dingle Centre.

42. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 41 of the Act in relation to the Dingle Centre.

43. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 42 of the Act in relation to the Dingle Centre.

44. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 43 of the Act in relation to the Dingle Centre.

45. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 44 of the Act in relation to the Dingle Centre.

46. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 45 of the Act in relation to the Dingle Centre.

47. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 46 of the Act in relation to the Dingle Centre.

48. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 47 of the Act in relation to the Dingle Centre.

49. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 48 of the Act in relation to the Dingle Centre.

50. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 49 of the Act in relation to the Dingle Centre.

51. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 50 of the Act in relation to the Dingle Centre.

52. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 51 of the Act in relation to the Dingle Centre.

53. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 52 of the Act in relation to the Dingle Centre.

54. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 53 of the Act in relation to the Dingle Centre.

55. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 54 of the Act in relation to the Dingle Centre.

56. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 55 of the Act in relation to the Dingle Centre.

57. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 56 of the Act in relation to the Dingle Centre.

58. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 57 of the Act in relation to the Dingle Centre.

59. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 58 of the Act in relation to the Dingle Centre.

60. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 59 of the Act in relation to the Dingle Centre.

61. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 60 of the Act in relation to the Dingle Centre.

62. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 61 of the Act in relation to the Dingle Centre.

63. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 62 of the Act in relation to the Dingle Centre.

64. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 63 of the Act in relation to the Dingle Centre.

65. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 64 of the Act in relation to the Dingle Centre.

66. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 65 of the Act in relation to the Dingle Centre.

67. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 66 of the Act in relation to the Dingle Centre.

68. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 67 of the Act in relation to the Dingle Centre.

69. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 68 of the Act in relation to the Dingle Centre.

70. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 69 of the Act in relation to the Dingle Centre.

71. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 70 of the Act in relation to the Dingle Centre.

72. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 71 of the Act in relation to the Dingle Centre.

73. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 72 of the Act in relation to the Dingle Centre.

74. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 73 of the Act in relation to the Dingle Centre.

75. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 74 of the Act in relation to the Dingle Centre.

76. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 75 of the Act in relation to the Dingle Centre.

77. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 76 of the Act in relation to the Dingle Centre.

78. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 77 of the Act in relation to the Dingle Centre.

79. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 78 of the Act in relation to the Dingle Centre.

80. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 79 of the Act in relation to the Dingle Centre.

81. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 80 of the Act in relation to the Dingle Centre.

82. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 81 of the Act in relation to the Dingle Centre.

83. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 82 of the Act in relation to the Dingle Centre.

84. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 83 of the Act in relation to the Dingle Centre.

85. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 84 of the Act in relation to the Dingle Centre.

86. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 85 of the Act in relation to the Dingle Centre.

87. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 86 of the Act in relation to the Dingle Centre.

88. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 87 of the Act in relation to the Dingle Centre.

89. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 88 of the Act in relation to the Dingle Centre.

90. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 89 of the Act in relation to the Dingle Centre.

91. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 90 of the Act in relation to the Dingle Centre.

92. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 91 of the Act in relation to the Dingle Centre.

93. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 92 of the Act in relation to the Dingle Centre.

94. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 93 of the Act in relation to the Dingle Centre.

95. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 94 of the Act in relation to the Dingle Centre.

96. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 95 of the Act in relation to the Dingle Centre.

97. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 96 of the Act in relation to the Dingle Centre.

98. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 97 of the Act in relation to the Dingle Centre.

99. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 98 of the Act in relation to the Dingle Centre.

100. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 99 of the Act in relation to the Dingle Centre.

101. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 100 of the Act in relation to the Dingle Centre.

102. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 101 of the Act in relation to the Dingle Centre.

103. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 102 of the Act in relation to the Dingle Centre.

104. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 103 of the Act in relation to the Dingle Centre.

105. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 104 of the Act in relation to the Dingle Centre.

106. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 105 of the Act in relation to the Dingle Centre.

107. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 106 of the Act in relation to the Dingle Centre.

108. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 107 of the Act in relation to the Dingle Centre.

109. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 108 of the Act in relation to the Dingle Centre.

110. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 109 of the Act in relation to the Dingle Centre.

111. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 110 of the Act in relation to the Dingle Centre.

112. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 111 of the Act in relation to the Dingle Centre.

113. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 112 of the Act in relation to the Dingle Centre.

114. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 113 of the Act in relation to the Dingle Centre.

115. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 114 of the Act in relation to the Dingle Centre.

116. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 115 of the Act in relation to the Dingle Centre.

117. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 116 of the Act in relation to the Dingle Centre.

118. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 117 of the Act in relation to the Dingle Centre.

119. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 118 of the Act in relation to the Dingle Centre.

120. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 119 of the Act in relation to the Dingle Centre.

121. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 120 of the Act in relation to the Dingle Centre.

122. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 121 of the Act in relation to the Dingle Centre.

123. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 122 of the Act in relation to the Dingle Centre.

124. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 123 of the Act in relation to the Dingle Centre.

125. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 124 of the Act in relation to the Dingle Centre.

126. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 125 of the Act in relation to the Dingle Centre.

127. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 126 of the Act in relation to the Dingle Centre.

128. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 127 of the Act in relation to the Dingle Centre.

129. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 128 of the Act in relation to the Dingle Centre.

130. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 129 of the Act in relation to the Dingle Centre.

131. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 130 of the Act in relation to the Dingle Centre.

132. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 131 of the Act in relation to the Dingle Centre.

133. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 132 of the Act in relation to the Dingle Centre.

134. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 133 of the Act in relation to the Dingle Centre.

135. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 134 of the Act in relation to the Dingle Centre.

136. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 135 of the Act in relation to the Dingle Centre.

137. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 136 of the Act in relation to the Dingle Centre.

138. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 137 of the Act in relation to the Dingle Centre.

139. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 138 of the Act in relation to the Dingle Centre.

140. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 139 of the Act in relation to the Dingle Centre.

141. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 140 of the Act in relation to the Dingle Centre.

142. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 141 of the Act in relation to the Dingle Centre.

143. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 142 of the Act in relation to the Dingle Centre.

144. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 143 of the Act in relation to the Dingle Centre.

145. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 144 of the Act in relation to the Dingle Centre.

146. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 145 of the Act in relation to the Dingle Centre.

147. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 146 of the Act in relation to the Dingle Centre.

148. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 147 of the Act in relation to the Dingle Centre.

149. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 148 of the Act in relation to the Dingle Centre.

150. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 149 of the Act in relation to the Dingle Centre.

151. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 150 of the Act in relation to the Dingle Centre.

152. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 151 of the Act in relation to the Dingle Centre.

153. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 152 of the Act in relation to the Dingle Centre.

154. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 153 of the Act in relation to the Dingle Centre.

155. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 154 of the Act in relation to the Dingle Centre.

156. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 155 of the Act in relation to the Dingle Centre.

157. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 156 of the Act in relation to the Dingle Centre.

158. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 157 of the Act in relation to the Dingle Centre.

159. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 158 of the Act in relation to the Dingle Centre.

160. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 159 of the Act in relation to the Dingle Centre.

161. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 160 of the Act in relation to the Dingle Centre.

162. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 161 of the Act in relation to the Dingle Centre.

163. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 162 of the Act in relation to the Dingle Centre.

164. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 163 of the Act in relation to the Dingle Centre.

165. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 164 of the Act in relation to the Dingle Centre.

166. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 165 of the Act in relation to the Dingle Centre.

167. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 166 of the Act in relation to the Dingle Centre.

168. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 167 of the Act in relation to the Dingle Centre.

169. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 168 of the Act in relation to the Dingle Centre.

170. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 169 of the Act in relation to the Dingle Centre.

171. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 170 of the Act in relation to the Dingle Centre.

172. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 171 of the Act in relation to the Dingle Centre.

173. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 172 of the Act in relation to the Dingle Centre.

174. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 173 of the Act in relation to the Dingle Centre.

175. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 174 of the Act in relation to the Dingle Centre.

176. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 175 of the Act in relation to the Dingle Centre.

177. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 176 of the Act in relation to the Dingle Centre.

178. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 177 of the Act in relation to the Dingle Centre.

179. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 178 of the Act in relation to the Dingle Centre.

180. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 179 of the Act in relation to the Dingle Centre.

181. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 180 of the Act in relation to the Dingle Centre.

182. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 181 of the Act in relation to the Dingle Centre.

183. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 182 of the Act in relation to the Dingle Centre.

184. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 183 of the Act in relation to the Dingle Centre.

185. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 184 of the Act in relation to the Dingle Centre.

186. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 185 of the Act in relation to the Dingle Centre.

187. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 186 of the Act in relation to the Dingle Centre.

188. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 187 of the Act in relation to the Dingle Centre.

189. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 188 of the Act in relation to the Dingle Centre.

190. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 189 of the Act in relation to the Dingle Centre.

191. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 190 of the Act in relation to the Dingle Centre.

192. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 191 of the Act in relation to the Dingle Centre.

193. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 192 of the Act in relation to the Dingle Centre.

194. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 193 of the Act in relation to the Dingle Centre.

195. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 194 of the Act in relation to the Dingle Centre.

196. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 195 of the Act in relation to the Dingle Centre.

197. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 196 of the Act in relation to the Dingle Centre.

198. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 197 of the Act in relation to the Dingle Centre.

199. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 198 of the Act in relation to the Dingle Centre.

200. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 199 of the Act in relation to the Dingle Centre.

201. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 200 of the Act in relation to the Dingle Centre.

202. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 201 of the Act in relation to the Dingle Centre.

203. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 202 of the Act in relation to the Dingle Centre.

204. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 203 of the Act in relation to the Dingle Centre.

205. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 204 of the Act in relation to the Dingle Centre.

206. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 205 of the Act in relation to the Dingle Centre.

207. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 206 of the Act in relation to the Dingle Centre.

208. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 207 of the Act in relation to the Dingle Centre.

209. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 208 of the Act in relation to the Dingle Centre.

210. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 209 of the Act in relation to the Dingle Centre.

211. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 210 of the Act in relation to the Dingle Centre.

212. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 211 of the Act in relation to the Dingle Centre.

213. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 212 of the Act in relation to the Dingle Centre.

214. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 213 of the Act in relation to the Dingle Centre.

215. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 214 of the Act in relation to the Dingle Centre.

216. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 215 of the Act in relation to the Dingle Centre.

217. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 216 of the Act in relation to the Dingle Centre.

218. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 217 of the Act in relation to the Dingle Centre.

219. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 218 of the Act in relation to the Dingle Centre.

220. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 219 of the Act in relation to the Dingle Centre.

221. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 220 of the Act in relation to the Dingle Centre.

222. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 221 of the Act in relation to the Dingle Centre.

223. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 222 of the Act in relation to the Dingle Centre.

224. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 223 of the Act in relation to the Dingle Centre.

225. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 224 of the Act in relation to the Dingle Centre.

226. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 225 of the Act in relation to the Dingle Centre.

227. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 226 of the Act in relation to the Dingle Centre.

228. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 227 of the Act in relation to the Dingle Centre.

229. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 228 of the Act in relation to the Dingle Centre.

230. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 229 of the Act in relation to the Dingle Centre.

231. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 230 of the Act in relation to the Dingle Centre.

232. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 231 of the Act in relation to the Dingle Centre.

233. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 232 of the Act in relation to the Dingle Centre.

234. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 233 of the Act in relation to the Dingle Centre.

235. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 234 of the Act in relation to the Dingle Centre.

236. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 235 of the Act in relation to the Dingle Centre.

237. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 236 of the Act in relation to the Dingle Centre.

238. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 237 of the Act in relation to the Dingle Centre.

239. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 238 of the Act in relation to the Dingle Centre.

240. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 239 of the Act in relation to the Dingle Centre.

241. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 240 of the Act in relation to the Dingle Centre.

242. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 241 of the Act in relation to the Dingle Centre.

243. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 242 of the Act in relation to the Dingle Centre.

244. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 243 of the Act in relation to the Dingle Centre.

245. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 244 of the Act in relation to the Dingle Centre.

246. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 245 of the Act in relation to the Dingle Centre.

247. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 246 of the Act in relation to the Dingle Centre.

248. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 247 of the Act in relation to the Dingle Centre.

249. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 248 of the Act in relation to the Dingle Centre.

250. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 249 of the Act in relation to the Dingle Centre.

251. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 250 of the Act in relation to the Dingle Centre.

252. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 251 of the Act in relation to the Dingle Centre.

253. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 252 of the Act in relation to the Dingle Centre.

254. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 253 of the Act in relation to the Dingle Centre.

255. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 254 of the Act in relation to the Dingle Centre.

256. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 255 of the Act in relation to the Dingle Centre.

257. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 256 of the Act in relation to the Dingle Centre.

258. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 257 of the Act in relation to the Dingle Centre.

259. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 258 of the Act in relation to the Dingle Centre.

260. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 259 of the Act in relation to the Dingle Centre.

261. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 260 of the Act in relation to the Dingle Centre.

262. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 261 of the Act in relation to the Dingle Centre.

263. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 262 of the Act in relation to the Dingle Centre.

264. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 263 of the Act in relation to the Dingle Centre.

265. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish agents under section 264 of the Act in relation to the Dingle Centre.

266. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish brokers under section 265 of the Act in relation to the Dingle Centre.

267. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish commission agents under section 266 of the Act in relation to the Dingle Centre.

268. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish factors under section 267 of the Act in relation to the Dingle Centre.

269. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish merchants under section 268 of the Act in relation to the Dingle Centre.

270. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish dealers under section 269 of the Act in relation to the Dingle Centre.

271. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish traders under section 270 of the Act in relation to the Dingle Centre.

272. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish suppliers under section 271 of the Act in relation to the Dingle Centre.

273. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish providers under section 272 of the Act in relation to the Dingle Centre.

274. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish receivers under section 273 of the Act in relation to the Dingle Centre.

275. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish handlers under section 274 of the Act in relation to the Dingle Centre.

276. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish storers under section 275 of the Act in relation to the Dingle Centre.

277. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish keepers under section 276 of the Act in relation to the Dingle Centre.

278. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish guardians under section 277 of the Act in relation to the Dingle Centre.

279. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish wardens under section 278 of the Act in relation to the Dingle Centre.

280. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish bailiffs under section 279 of the Act in relation to the Dingle Centre.

281. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish rangers under section 280 of the Act in relation to the Dingle Centre.

282. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish overseers under section 281 of the Act in relation to the Dingle Centre.

283. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish supervisors under section 282 of the Act in relation to the Dingle Centre.

284. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish managers under section 283 of the Act in relation to the Dingle Centre.

285. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish directors under section 284 of the Act in relation to the Dingle Centre.

286. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish secretaries under section 285 of the Act in relation to the Dingle Centre.

287. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish treasurers under section 286 of the Act in relation to the Dingle Centre.

288. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish auditors under section 287 of the Act in relation to the Dingle Centre.

289. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish solicitors under section 288 of the Act in relation to the Dingle Centre.

290. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish counsel under section 289 of the Act in relation to the Dingle Centre.

291. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish experts under section 290 of the Act in relation to the Dingle Centre.

292. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish consultants under section 291 of the Act in relation to the Dingle Centre.

293. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish advisers under section 292 of the Act in relation to the Dingle Centre.

294. The Minister hereby delegates to the Board the power to appoint persons to be fish representatives under section 293 of the Act in relation to the Dingle Centre.

295. The Minister hereby delegates to the Board the

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zweiter Band Novellen

von

C. Fr. von Rumohr.

Inhalt: Erster Abend: Beispiel einer echten Novelle. — Echt französische Novelle. Zweiter Abend: Ritterſinn. Dritter Abend: Eine Hand wäscht die andere.

12. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Eine Empfehlung des Verlegers bedarf wol vorstehendes Werk nicht.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Sechstes bis achtes Heft. Mit 1 Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Nicolai, C. A., Deutsche Wandvorschriften für Volksschulen. Dritte verbesserte Auflage. 1 Thlr.

Sickel's, Dr. C. A. F., kleine Schulreden bei verschiedenen Veranlassungen. 9 Gr.

Im Bureau der Theaterzeitung in Wien, Wollzeil Nr. 780, ist erschienen und durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Schaumburg, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dirnböck, Buchhändler in Wien, zu beziehen:

Was verdankt Oestreich der Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I.?

Herausgegeben von Adolf Bäuerle.

Gr. 8. 30 Bogen stark, mit zwei prächtigen Kupferstichen in 4. und 1 trefflichen Portraite des Kaisers.

Wien 1834.

Gewiß ist noch kein vollständigeres Werk über diesen Gegenstand erschienen, deshalb auch der Antheil so groß war, daß binnen vier Wochen über 5000 Exemplare abgesetzt wurden. Dr. Meynert in Dresden erwähnt desselben in seinem Buche „Franz und sein Zeitalter" als eine der besten Quellenschriften mit lauter Anerkennung.

Preis 3 Thaler Sächsisch auf Druckpapier.
4 Thaler auf Schreibpapier.

Eben da ist auch erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

Herr M. G. Saphir, der rühmlich bekannte Humorist und Kritiker, befindet sich wieder in Wien und hat sich dauernd mit der Wiener allgemeinen Theaterzeitung verbunden. Außer sehr werthvollen, höchst witzigen Spenden, mit welchen er diese Zeitschrift bereichert und der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Pieçen für eine, von ihm für die durch den Brand von Wiener-Neustadt verunglückten Bewohner veranstaltete Akademie, welche Pieçen von den ersten Künstlern des wiener Hofburgtheaters, von den Herren Korn, Löwe, Fichtner, Wothe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildbauer vorgetragen und dargestellt wurden, und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung:

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr

verfaßt und in derselben Akademie vorgelesen

von **M. G. Saphir,**

sammt einer Beurtheilung von ihm selbst geschrieben für Diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten und Diejenigen, die ihr nicht beiwohnten.

Preis 12 Groschen Sächsisch.

Endlich ist im Bureau der Theaterzeitung in Wien erschienen und kann durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Mörschner und Jasper u. s. w., Buchhändler in Wien, bezogen werden:

Theatralische Bildergalerie.

Erster Jahrgang. 52 Lieferungen in Querfolio, prächtig illuminirt, mehr als 1000 einzelne Figuren enthaltend.

Davon sind 20 Lieferungen schon ausgegeben, und erfolgt in jeder Woche eine Lieferung, stets die vorzüglichsten Scenen und Tableaux des deutschen Repertoirs enthaltend, ein Unternehmen, das allgemeinen Beifall findet, und allen Kunst- und Theaterfreunden äußerst willkommen ist. Die vorzüglichsten Schauspieler, Sänger, Tänzer und Pantomimisten sind stets mit der größten Portrait-Aehnlichkeit abgebildet. Die Correctheit des Stiches, die Schönheit des Colorits ist überraschend, der Preis höchst gering:

8 Thaler Sächsisch der ganze Jahrgang.

(Buchhändler und Pränumerantensammler erhalten, wenn sie 12 Exemplare von diesen Werken abnehmen, außer der gewöhnlichen Provision, das 13te Exemplar gratis.)

---

* *Die schönste Weihnachtsgabe.* *

CHRISTUS der WELTHEILAND.

Nach Leonardo da Vinci von Enzing-Mueller.

Johannes der Evangelist.

Nach Domenichino von F. Bahmann.

Gross Real-Folio.

Das Paar dieser wunderschönen Stiche

nur 2 Thlr. 16 Gr. Sächs. = 4 Fl. 48 Kr.

Die *Magdalena* des *Correggio*. — Von *C. Rahl*. — 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr.

☞ Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Hildburghausen.

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen:

Taschenbuch der Edelsteinkunde

für

Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber der Edelsteine;

von

Dr. J. Reinhard Blum.

2te Auflage. Mit 6 Kupfern. Geb. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Nach Prof. von Leonhard's Ausspruche (siehe sein Vorwort zum Buche) zeichnet sich obiges Werk durch Klarheit, Bündigkeit und besonders große Vollständigkeit vor je-

dem der früher erschienenen vortheilhaft aus. Dieses günstige Urtheil eines Leonhard dürfte die beste Empfehlung des Buches sein!

Druck und Papier verdienen ausgezeichnet schön genannt zu werden.

Im Verlage der Gebrüder Bornträger zu Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drumann, Dr. W., Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 1ster Band. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Ankündigung.

Das Vaterland,

Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben.

Redigirt von

Prof. Fr. Bülau und Prof. Julius Weiske.

wird auch in seinem fünften Jahrgang für 1835 fortfahren, dem gesammten deutschen Staats- und Volksleben zum freimüthigen und gediegenen Organe zu dienen. Mittheilungen aus allen Theilen Deutschlands werden den Herausgebern auch ferner sehr willkommen sein.

Ankündigungen und Probeblätter sind in allen Buchhandlungen niedergelegt und gratis zu erhalten. Der Preis des Jahrgangs von 104 Bogen ist 4 Thaler. Bestellungen darauf nehmen alle wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen an.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Neueste Romane von Bohemus.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Frauengröße,

oder

der Blödsinnige.

Roman

von

Bohemus.

2 Bände. 8. Velinpapier. Elegant broschirt.
Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der Irrwisch.

Novelle

von

Bohemus.

Ein Band. 8. Velinpapier. Elegant broschirt.
Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift. 1834.

Zehntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Aus dem Feldzuge 1793 in Deutschland. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Fragmente über die Waffengattungen im Kriege. Mit 2 Kupfertafeln. (Schluß.) — III. Ansichten von der Organisation eines Artilleriecorps. — IV. Literatur. Ternay's Taktik. (Fortsetzung.) — V. Neueste Militairveränderungen. Dritte Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Auch im Jahre 1835 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die P. T. Herren Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen wo möglich noch vor Ablauf des Jahres durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 — 33 auf einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 26sten November 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

(BIBLIOTHEK UNTERHALTENDER WISSENSCHAFTEN.)

Entdeckungen und Abenteuer in AFRIKA

von den ältesten Zeiten bis jetzt (mit Einschluß der Lander'schen Reise). Mit einem Abriß der Geologie, Mineralogie und Zoologie dieses Festlandes. Von den Professoren Jameson, James Wilson und Hugh Murray. Aus dem Englischen. Mit 3 Karten und 22 Abbildungen. 2 Abtheilungen. 702 Seiten in 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Vorliegendes Werk enthält sowol ein gedrängtes, jedoch lichtvolles Gemälde der anziehendsten Abenteuer und Beobachtungen sämmtlicher Reisenden, welche seit den frühesten Zeiten und in verschiedenen Richtungen Afrika zu erforschen suchten, als auch einen Ueberblick der physischen und geselligen Verhältnisse dieses unermeßlichen Festlandes in der Gegenwart. Wir dürfen behaupten, daß dieses Buch eines der interessantesten und im Allgemeinen das belehrendste von allen ist, welche jemals über diesen Welttheil erschienen sind.

Olinthus Gregory's,

Professor der Mathematik an der königl. Militairakademie zu Woolwich vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied,

Mathematik für Praktiker,

oder Sammlung von Grund- und Lehrsätzen, Regeln und Tafel aus den verschiedenen Theilen der reinen und angewandten Mathematik, ein Hand- und Lehrbuch für technische Anstalten, für Feldmesser, Architekten, Mechaniker, Techniker u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von M. W. Drobisch, Professor zu Leipzig. Zweite Auflage. Nach der zweiten Originalauflage durchgesehen und verbessert von M. J. A. Hülße. Mit 3 Kupfertafeln in Quart, 240 Holzschnitten und 469 Seiten in gr. 8. Brosch. Pr. 2 Thlr. 18 Gr.

Der berühmte Herausgeber sagt in seiner Vorrede zur 2ten Auflage: „Ich habe die wenigen Fehler verbessert, die meiner Beachtung in der ersten Ausgabe entgangen waren und die Zusätze und Verbesserungen beigefügt, welche der verflossene Zeitraum und die Fortschritte wünschenswerth machten, und deswegen glaube ich, wird das Werk neue Ansprüche auf öffentlichen Beifall machen können.“ Der deutsche Bearbeiter hat die hier und da bemerklichen Uebergehungen der Forschungen des Festlandes ergänzt.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XXXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Erwiderung

an einen ungenannten Recensenten in Nr. 93 des „Literarischen Notizenblattes" zur „Abendzeitung" vom 19ten November 1834.

Der Roman „Helene" gibt Ihnen Veranlassung zu einem Angriffe auf mich, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen will. Sie sagen: „Hr. R. treibt die Verliebe für die englische Sprache so weit, daß er selbst Anglicismen wörtlich übersetzt, wodurch sie im Deutschen allen Sinn verlieren u. s. w." Als Beispiel führen Sie den Ausdruck „weiße Lüge" an.

Esther Clarendon ist den Lesern als eine junge Dame der allerstrengsten Wahrheitsliebe geschildert, der das kleinste Abweichen von gewissenhafter Genauigkeit schon Verbrechen scheint; diese sagt im Gespräche: „Ich wünschte, das Wort fabeln wäre aus unserer Sprache verbannt, und hinterher würden auch die weißen Lügen ausgetrommelt." Sie nennen das eine „knechtische Wiedergebung des Prädicats" und ich erwidere darauf: daß die Weglassung desselben an dieser Stelle eine lächerliche Sinnentstellung gewesen sein würde. Von schwarzen Lügen, d. h. von solchen, denen heimtückische Bosheit zum Grunde liegt, konnte hier nicht die Rede sein, sondern vielmehr von bedeutungslosen Unwahrheiten, die keine persönlichen Nachtheile hervorbringen sollen. Daß der Ausdruck „weiße Lüge" bei uns nicht eingebürgert ist, weiß ich recht wohl; das verhindert mich aber nicht, ihn geeigneter zu halten als den sprachgebräuchlichen: unschuldige Lügen, weil nach meiner Ueberzeugung keine Lüge unschuldig ist. Uebrigens dünkt mich, Herr Recensent, daß nur wenig Sinn dazu gehörte, den moralischen Gegensatz von weiß und schwarz aufzufachen, und daß Ihr „rückwärts construiren" überflüssig war.

Sie führen vier andere Beispiele an, welche ich der Kürze wegen übergehe und nur entgegne, daß dieselben im Zusammenhange ganz anders erklingen, als es Ihnen gefallen hat, sie abgerissen darzustellen.

Sie nennen: „wunderlich sich ausnehmende Verdeutschungen" Wandelgang und Ansprachzimmer. Statt des Ersten wollen Sie Spaziergang; ich wüßte nicht, daß spazieren besseres Deutsch wäre als wandeln; für das Zweite ergänzen Sie: Versammlungszimmer. Parlour kann in England jedes Zimmer sein, in welchem kein Bett steht, weil die Sitte dies verbietet; dergleichen Parlours enthalten aber in vielen kleinen Häusern zu engen Raum, um „Versammlungen" aufnehmen zu können; mithin ist dieser Ausdruck nicht allgemeinpassend.

Sie fragen: „Warum blieb denn der Adjutant ein Aid-de-camp?" Hätten Sie doch lieber vorher Jemanden gefragt, worin der Unterschied zwischen einem Adjutanten und einem Aid-de-camp — namentlich im englischen Heere bestehe? Dergleichen Unkenntniß wäre unter allen andern Umständen zu entschuldigen, nur nicht bei einem Recensenten, der in dünkelhafter Anmaßung ungegründeten, sogar ungereimten Tadel ausspricht und selber die eigne Unwissenheit kundgibt. Ihre Behauptung: Aid-de-camp sei nicht englisch, ist einfältig; daß dieses zusammengesetzte Wort französischen Ursprungs ist, weiß ich so gut wie Andere, aber wie viel Eigenthümliches möchte der englischen Sprache bleiben, falls man ihr alle den Franzosen entlehnte Benennungen entzöge?

Hätten Sie mir einen Vorwurf daraus machen wollen, daß ich statt Mylord „mein Lord" schreibe, so wäre das in der That zu abgeschmackt gewesen.

Zuletzt führen Sie folgende „Nachlässigkeiten und Verstöße" an: ich kaltete, statt ich kühlte mich ab; Selberliebe, statt Selbstliebe; kurzens, statt kürzlich; überall, statt überhaupt! Mir fehlt die Lust, diese gerügten Stellen im Buche aufzusuchen, um nachzusehen, was mich zu deren Wahl bewogen hat; dagegen muß ich Ihnen einige Worte in Betreff Ihrer daraus gezogenen Folgerung entgegnen.

Sie schließen: „Man kann sich nicht wundern, daß das verdienstliche Bestreben, gute Werke des Auslandes den Deutschen zugänglich zu machen, so in Miscredit gekommen ist." Dadurch behaupten Sie „das Ding, was nicht ist". Die guten Werke des Auslandes finden bei uns Anerkennung und Theilnahme, wiewol freilich nur langsam. Vier Jahre waren erforderlich, bis das größere deutsche Publicum den Werth der Romane Bulwer's erkannte; um so mehr gereichte es der wackern Verlagshandlung zur Ehre, daß sie ungeachtet der anfänglichen Lauheit fortfuhr, diese Romane gleich nach ihrer Erscheinung im deutschen Gewande herauszugeben. Pelham wurde im Anfange des Jahres 1829 zuerst bekannt gemacht; diesem folgte gegen das Ende eben des Jahres Der Verstoßene; dann Devereux und Paul Clifford 1830; Falkland 1831 und Eugen Aram 1832. Nach der Erscheinung dieses letzten Romanes war endlich das Eis gebrochen, und mit dem Jahre 1833 tauchte schon eine Anzahl Ankündigungen von Uebersetzungen der Romane Bulwer's auf; trotz des fortgesetzten flutenden Zudranges angepriesener neuer Uebersetzungen ist die zweite Auflage meiner Uebertragung des Pelham heute fast vergriffen.

Dem großen Lesepublicum bleiben die heimlichen Umtriebe in der Bücherwelt unbekannt; die Wahrheit ist, daß der eben erwähnte Verleger, zugleich mit seinem endlich errungenen und gesicherten Erfolge, sich den Neid vieler Anderer zugezogen hat, und daß es in Deutschland Recensenten genug gibt, die sich dazu gebrauchen lassen, unter dem Schutze der Anonymität versteckte Angriffe gegen Personen und Dinge zu richten, denen auf grabem Wege nicht beizukommen ist. — Sollten Sie sich getroffen fühlen, Herr Recensent, so bedenken Sie, daß es nur Ihre eigne Schuld wäre.

Zum Schlusse noch einige mich persönlich betreffende Worte. Niemand kann begründete Kritik dankbarer entgegennehmen als ich, und wohlmeinende Winke, in anständiger Weise ausgedrückt, habe ich gern bei spätern Arbeiten benutzt, weil ich nicht ausschließlich zu meinem Vergnügen schreibe, sondern auch der Leser Vergnügen nach meinen besten Kräften zu befördern wünsche. Ihrem grundlosen Angriffe ertheile ich diese Erwiderung nur, um derselben ein für alle Mal die Erklärung anknüpfen zu können, daß Recensenten Ihrer Art nichts Anderes verdienen als achselzuckendes Lächeln des Mitleids.

Aachen, am 15ten December 1834.

E. Richard.

Freunde einer ausgewählten Unterhaltungslecture werden auf nachstehende neue Werke meines Verlags aufmerksam gemacht:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des Scipio Cicala. Zwei Bände. 8. 4 Thlr.

Bülow, Eduard von, Das Novellenbuch, oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Huber, Therese, Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. Sechs Theile. 8. 13 Thlr. 12 Gr.

Koenig, H., Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Rellstab, Ludwig, 1812. Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Scipio Cicala. (Ein Roman.) Vier Bände. 8. 6 Thlr.

Sue, Eugène, Atar Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Wachsmann, E. von, Erzählungen und Novellen. Sechs Bände. 8. 10 Thlr. 12 Gr.

Wiese, Sigismund, Theodor. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

— —, Hermann. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Düsseldorfer

auf zwanzigjährige Erfahrung gegründetes

Kochbuch,

Oder

Unterricht in der Koch- und Haushaltungskunst,

nebst

Anweisung zur Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käsemachen, Brotbacken, Bierbrauen ꝛc.

Von

Sophie Hölscher.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 216 Seiten in 8. Gebunden. Preis 16 Gr.

Inhalt: 46 Suppen. 12 Kalteschalen. 18 Saucen. 49erlei Gemüse. 21erlei Rindfleisch. 28erlei Kalbfleisch. 15erlei Hammelfleisch. 39erlei Geflügel. 22erlei Wildpret. 33erlei Fische. 37 Zwischenschüsseln. 28 kalte Speisen. 28 Braten. 30 Mehl-, Milch- und Eierspeisen. 31 Compote und Salate. 47 Backereien (Torten, Kuchen ꝛc.). 30 Cremes, Blanc-Mangers, Gelées und Gefrornes. 26 Getränke. 27 Eingemachtes. 19 ökonomische Verrichtungen.

Dieses Kochbuch beruht auf eigne Prüfung und Erfahrung, welche die Verfasserin seit 20 Jahren in angesehenen Häusern zu machen Gelegenheit hatte.

Es enthält viele neue und auf eine neue Art zubereitete Gerichte und empfiehlt sich durch Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit, wodurch Jedem das Erlernen der edeln Kochkunst ungemein erleichtert wird.

Es gibt Anleitung, wie man in einer bürgerlichen Haushaltung, ohne großen Kostenaufwand die täglichen Mahlzeiten schmackhaft einrichten und bei vorkommenden Gelegenheiten die Freuden eines Mahles durch gewähltere Speisen erhöhen kann.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinp. Brosch. Preis 3 Fl.

Vor zwei Jahren erschienen zum ersten Mal die Gedichte des unter dem Namen Nikolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Glut und Glanz der Phantasie und Tiefe, eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthume und dem reinen Streben des edeln Geistes zeugt, welcher — fern von jeder Nachahmung, — in eigner echter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstück, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod unter so vielem gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik

von

Prof. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz,

Geh. Kirchenrath, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Gr. 8. Auf weißem Druckpapier 2 Thlr.

Auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band dieses Werks fand die günstigste Aufnahme und der nun erschienene zweite Band wird durch seinen reichen gediegenen Inhalt nicht minder willkommen sein. Der Name des gefeierten Verf. ist rühmlichst bekannt, und das vorliegende Werk bedarf deshalb keiner weitern Empfehlung.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ladet zur Pränumeration auf die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrgangs derselben ein. Sie war bisher stets so glücklich, sich eines zahlreichen Kreises von Freunden zu erfreuen; und da der Herausgeber bewiesen hat, daß er nie ein Opfer scheute, diese Unternehmung sowol in Hinsicht des literarischen Theils als der Modenabbildungen jener Auszeichnung würdig zu machen, die ihr bisher als reinem Originalwerke und in Beziehung auf äußere Eleganz und innern Werth, selbst vor pariser und londoner Journalen zu

Theil wurde, so schmeichelt er sich sein Wirken, wie dies bisher immer der Fall war, mit gesteigertem Beifalle fortsetzen zu können.

Hinsichtlich der Modenbilder insbesondere dürfte anzuführen sein, daß sie von Künstlern ersten Ranges entworfen und ausgeführt werden. Ihre praktische Anwendbarkeit anlangend können sie allein als Abbildungen wirklich bestehender wiener Moden gelten, und sind für den Ort ihres Erscheinens wie für das In- und Ausland von gleichem Interesse. Die der Zeitschrift neuerdings beigegebenen Equipagen- und Meubleabbildungen, meistens in Stahlstichen nach Originalen von rühmlich anerkannten Gewerbsmännern, bedürfen weder rücksichtlich der Wahl der Gegenstände noch der artistischen Ausführung der Blätter einer weitern Empfehlung; sie werden auch künftig in zweckmäßigen Zwischenräumen, ihrer Bestimmung entsprechend, geliefert werden.

Was die Wiener Zeitschrift an sich betrifft, so wird die Redaction unablässig bemüht sein, im Gebiete der Novelle, Erzählung, Topographie, Naturkunde u. s. w., gleichwie in der Ballade und im lyrischen Gedichte, eine anziehende Abwechslung des Nützlichen mit dem Erheiternden zu erzielen; und da sie durch ein festgesetztes, nach der Aufnahme irgend eines Aufsatzes auch stets sicher zu behebendes, Honorar im Stande ist, Schriftsteller von Ruf und Talent für ihr Unternehmen zu gewinnen, so kann sie die Versicherung hinzufügen, daß wie bisher in den genannten Fächern nur Ausgezeichnetes oder Achtbares mitgetheilt werden wird. Die Beurtheilungen, der in den Theatern Wiens vorkommenden wichtigern Neuigkeiten, der Concerte u. s. w., werden stets in der möglich kürzesten Frist erscheinen, und das, dieser Zeitschrift in der Woche einmal beigefügte Notizenblatt wird auch fernerhin bestehen, und die Redaction Alles aufbieten, ihm fortan das bisherige Interesse zu erhalten.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreimal, nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modenbilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern in Wien (in der Verlagshandlung von Anton Strauß's sel. Witwe, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6 Fl., halbjährig 12 Fl., und jährlich 24 Fl. C.-M.; ohne Modenbilder (doch aber mit den außerordentlichen Kupfer- und Musikbeilagen) vierteljährig 4 Fl., halbjährig 8 Fl., und jährlich 16 Fl. C.-M.

Eine unbefangene, vergleichende Würdigung der gesammten Leistungen dieser Zeitschrift, zumal der mit großen Opfern verbundenen, neuerdings vermehrten Ausstattung derselben im Fache der bildlichen Darstellungen sowie der musikalischen und andern Beilagen, wird den hier angesetzten, bisher und seit der Gründung bestandenen Preis ihrem innern wie ihrem äußern Werthe angemessen finden.

Auswärtige belieben sich an die ihnen zunächst gelegenen löbl. Postämter zu wenden; jene aber, welche sich mit ihren Bestellungen direct an die k. k. Oberhofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien oder an das k. k. Oberpostamt in Prag wenden, zahlen halbjährig 13 Fl. 12 Kr., und jährlich 26 Fl. 24 Kr. C.-M. nebst 12 Kr. halbjähriger und 24 Kr. C.-M. ganzjähriger Expeditionstaxe, wofür sie die Zeitschrift, wöchentlich zweimal, bis an die äußersten Grenzen des österreichischen Kaiserreiches portofrei erhalten.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit den Modenbildern um 16 Thaler und ohne dieselben um 10 Thlr. 16 Gr. sächsisch Courant, netto, von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes, durch die Buchhandlung des Herrn Karl Gerold in Wien zu beziehen, und es ist, um den vielfältig geäußerten Wünschen zu begegnen, eine wöchentliche Auslieferung und Postwagenversendung der Wiener Zeitschrift nach Leipzig eingeleitet worden, wodurch dem artistischen Theile sein in der Zeit bedingter Einfluß auf schnelle praktische Anwendung und das Interesse des wirklich und verläßlich Neuen gesichert wird.

Einsendungen, von denen alle aufgenommenen Originalbeiträge mit funfzehn, alle Uebersetzungen aber und Bearbeitungen aus fremden Sprachen, mit zehn Thalern für unsern Druckbogen honorirt werden, erbittet man unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, im December 1834.

Der Herausgeber.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Poppe, Dr. G. M. J., Die Kunst des Vergoldens, Versilberns, Plattirens, Verplatinens und Broncirens im ganzen Umfange. In Anwendung auf Metalle, Stein, Porzellan, Steingut, Fayence und andere irdene Waare, auf Glas, Holz, Papier, Leder, Zeuche ꝛc. Für Künstler und Liebhaber der Technologie bearbeitet. Mit einer Kupfertafel. 3te sehr vermehrte Auflage. 8. Brosch. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Da bisher in der deutschen technologischen Literatur ein Werk über diesen Gegenstand ganz fehlte, so glaubte der Herr Verfasser durch obiges Werkchen diese Lücke mit Erfolg auszufüllen. Der sehr reichhaltige Inhalt, verbunden mit möglichster Kürze und doch großer Deutlichkeit, wird solches jedem Kunstfreunde und Liebhaber der Technologie äußerst willkommen machen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. Dritten Bandes sechstes Heft. (Nr. XXIII). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Anzeige
für
Freunde der englischen Literatur, Lesecirkel und Bibliotheken.

Von der seit 1sten März d. J. in je 6 Bogen starken Heften (deren sechs einen in sich abgeschlossenen Band im Preise zu 2 Thlr. 16 Gr. Sächs. = 4 Fl. 48 Kr. bilden) ununterbrochen erscheinenden und durch alle solide Buchhandlungen zu erhaltenden Monatsschrift:

Englische Bibliothek,
oder
Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften,
in sorgfältig bearbeiteten Uebertragungen
von
A. v. Kreling.
(Karlsruhe, bei G. Braun.)

sind bis jetzt neun Monatshefte ausgegeben worden, sie enthalten, mit dem zu Ende dieses Monats zur Versendung kommenden 10ten Hefte, in verschiedenen Rubriken folgenden reichen Stoff anziehender Unterhaltung und angenehmer Belehrung. I. Erzählungen: J. D. Baynes, Die unbewohnte Villa. E. L. Bulwer, Arasmanes, der Suchende. H. L. Bulwer, Die Freunde. Mistreß Jameson, Die indianische Mutter; Hallorans der Hausirer. — Die Gauchos (in unverkürzter Uebersetzung!). Das Gewissen. Der Indianerkämpfer. II.

Volks-, Natur- und Reiseschilderungen: J. Carne, Märchenerzähler im Morgenlande. Mistreß Bowdich (Lee), Agay der Salzmann, Zeichnung aus dem wirklichen Leben in Westafrika. J. Hobart Caunter, Reiseerinnerungen aus Ostindien: Die Präsidentschaft Kalkutta. J. B. Fraser, Der Halt der Karawane, persisches Lebensbild. J. Galt, Die ersten Ansiedler am Ohio, amerikanische Skizze. J. G. Macdonald, Bremeda, der Karabschi, Gemälde aus Neusüdwales. Mistreß Norton, Ein Besuch auf der Insel Joanna. Miß Roberts, Eine Scene in der Zenana. R. Walsh, Das Erdbeben auf Zante im J. 1820. — Ein Abenteuer mit den Buschläufern; Van Diemensland i. J. 1803, von einem (australischen) Ansiedler. Bilder und Skizzen aus der Türkei i. J. 1832, von einem Nordamerikaner. III. Seestücke: Mistreß Bowdich (Lee), Schiff und Mannschaft; Die Seereise. — Der Lootse und die Fürstentochter, Scene aus dem Bosporus. Die Meuterei. Seetreiben: Die Beggy; Frau Dunoyer. Der Seelenverkäufer. IV. Denkwürdige und minderbekannte Ereignisse aus der Geschichte und dem Leben einzelner Menschen u. s. w. Capt. J. E. Alexander, Der Einsiedler am Niagara; R. K. Douglas, Der Kesselfall. J. Hogg, Mr. Alexandre in Schottland. L. Ritchie, Dunbarton; Schloß Edinburg. J. M. Wilson, Grizel Cochrane. — Ein Abenteuer auf St.-Helena. — Galerie amerikanischer Dichter: Halleck; Bryant. V. Englische Gerichtsverhandlungen (13 londoner Gerichtsscenen ernster und heiterer Art, unverkürzt aus engl. Zeitungen übers.). VI. Miscellen (41 interessante Notizen über Leben und Treiben in England im J. 1833, aus engl. Zeitungen ausgewählt und übers.).

Zu diesen Aufsätzen, welche das betreffende Original jedesmal durchaus vollständig wiedergeben, sind laut den in den einzelnen Heften d. E. B. gegebenen genauen Nachweisungen, benutzt worden: von Taschenbüchern: Amulet auf 1828, 1829, 1831 und 1834, Forget-me-not auf 1834 und 1835, Friendship's offering auf 1829, 1830, 1831 und 1833, Heath's book of beauty auf 1834, Keepsake auf 1834, Oriental annual auf 1835, Picturesque annual auf 1835; von Zeitschriften: Athenneum, Literary gazette, Metropolitan magazine, Miror, New monthly magazine, United service journal, Monthly review, New England magazine (nordamerikanische Zeitschrift), (das auf Vandiemensland erscheinende) Hobart Town magazine, Bent's Advertiser und Galignani's Messenger v. J. 1833—34. — Zur Benutzung für die fernern Hefte d. E. B. liegen übrigens sämmtliche übrige englische Annuals auf 1835, neben deren ältern Jahrgängen, bereits vor. Ebenso wird mit der Auswahl der für die E. B. angemessenen Artikel aus engl. Zeitschriften von 1834 — 35 fortgefahren werden.

Jeden Aufsatz begleiten, wo es nöthig ist, mehr oder minder ausführliche Anmerkungen oder Erläuterungen des Herausgebers.

Der Plan wie die Ausführung der E. B. haben, so weit letztere bis jetzt in deutschen Blättern beurtheilend angezeigt wurde, die durchgängigste Billigung und unbedingtes Lob erhalten (vergl. u. a. Zeitg. f. d. eleg. Welt vom 29. und 30sten Sept. 1834, Gesellschafter, Lit. Beibl. Nr. 14 und Nr. 22, vom 10ten Sept. und 7ten Nov. 1834, Freimüthige vom 4ten Oct. 1834, Badisches Volksbl. vom 13ten Sept. 1834, Frankfurter Conversationsblatt vom 22sten Aug. und 19ten Sept. 1834, Freiburger Unterhaltungsblatt vom Juni 1834, Berliner literarische Zeitung 1834, Nr. 38. u. s. w.), und die wachsende Theilnahme des Publicums soll und wird den Herausgeber immer mehr in dem Bestreben bestärken und anspornen, mit strenger Richtung nur das bleibend Werthvolle und Ansprechende dieser Gattung der englischen Literatur zur Uebertragung auszuwählen und das Gewählte in der Verdeutschung mit der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu behandeln, wie sie ihm durch seine eifrige Liebe zur Sache und durch den Wunsch, sich die Gunst und Achtung aufmerksamer und prüfender Leser für seine Leistungen zu gewinnen, geboten sind. Für die würdigste Ausstattung in Druck und Papier hat der Verleger gesorgt.

Der Herausgeber, und der Verleger:
G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Karlsruhe, den 1sten December 1834.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes jetzt wieder zu beziehen:

Encyklopädie
der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis
mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde.

Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

In alphabetischer Folge, mit vollständigem Sach- und Namenregister. Zwei Bände (ausgegeben in acht Heften). Gr. 8. 102 Bogen auf gutem weissen Druckpapier.

Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Die Tendenz dieses jetzt vollständig erschienenen Werkes ist vorzugsweise, dem jungen Praktiker ein Handbuch zum Nachschlagen zu liefern, welches in echt praktischem Sinne alles Dasjenige enthält, was dem Arzte am Krankenbette zu wissen Noth thut, und aus welchem er sich bei der grossen Masse des nothwendig Wissenswürdigen in jedem einzelnen Falle Raths erholen kann, ohne die Mühe zu haben, lange umherzusuchen in mehr oder minder vollständigen medicinischen Handbüchern, worin ausserdem nicht selten theils die einzelnen Artikel höchst zerstreut, theils zu weitläufig und mit zu vielem Hypothetischen vermischt, theils ohne gehörige Würdigung der neuesten Entdeckungen abgehandelt sind. Das Werk, worin auch der ältere Praktiker manchen Artikel mit Vergnügen lesen und manche Nachweisungen finden wird ist demnach kein streng wissenschaftliches, und in der Regel Alles vermieden, was von rein historischem oder altliterarischem Interesse ist, sowie alles Hypothetische und Theoretische, insofern es nicht ganz einfach aus Thatsachen gefolgert werden kann, so selten als möglich berührt. Durch Genauigkeit und Vollständigkeit ausgezeichnet umfasst diese Encyklopädie daher folgende Gegenstände der praktischmedicinischen und chirurgischen Doctrinen:

1) eine *ausführliche specielle Pathologie und Therapie aller innern acuten und chronischen Krankheiten*, mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie, Semiotik, Aetiologie, Diagnostik, und der bei der Behandlung bewährtesten Heilmittel und Arzneiformeln; daneben praktische Cautelen, Winke, kurze Mittheilungen aus eigner Erfahrung etc.;
2) eine *ausführliche medicinische Chirurgie*, mit Einschluss aller kleinern Operationen;
3) die *Geburtshülfe*, und
4) die *Ophthalmologie*, beide mit Berücksichtigung der meisten und am häufigsten vorkommenden Operationen;
5) eine *kurze generelle Pathologie und Therapie*;
6) die *allgemeine und ins Specielle gehende Heilmittellehre*;
7) die *allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten*.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Brockhaus.

Litterarischer Anzeiger
für die gesammten Interessen des Buchhandels.
Herausgegeben von Dr. Heinrich Pfeil.
Jahrgang 1880. No. XXXIX.

Inhalt: Neue Bücher. — Bibliographie. — Zeitschriften. — Kunst-Auctionen. — Antiquarische Kataloge. — Bücher-Auctionen. — Vermischte Anzeigen. — Personal-Notizen. — Briefkasten. — Anzeigen.

Neue Bücher.

Bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier der Universität Leipzig sind folgende Schriften erschienen:

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Festgabe der Universität Leipzig zu ihrer fünften Jubelfeier. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 1 Mk.

Inhalt: Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth. — Die Universität Leipzig in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Wilhelm Wachsmuth.

Soeben ist erschienen:

Sämmtliche Dichtungen

des

Freiherrn von Wessenberg.

3ter Band. 16. Geheftet.

1ster und 2ter Band erschienen früher, der 4te Band, den Schluß des Ganzen bildend, wird demnächst versendet.

Subscriptionspreis für sämmtliche 4 Bände 2 Thlr., oder 3 Fl.

Wessenberg's Gedichte sind der Spiegel einer edeln Seele, eines wohlerfahrenen, aber von der Welt nicht getrübten Geistes, eines in jugendlicher Reinheit bewahrten Herzens; von ältern deutschen Dichtern ist J. G. Jacobi vielleicht am meisten sein Geistesverwandter und die elegischen Lieder dieser Sammlung, besonders aber die vortrefflichen geistlichen Gesänge des dritten Bandes, mahnen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, durch die ungeschminkte Frömmigkeit, die Lauterkeit des Gefühls, den sanften Schmelz der in ihnen verbundenen Bilder des Lebens und der Natur, an den hoffentlich unvergessenen Sänger des Aschermittwochliedes. Zwischen so vielen ernsten Gaben einer über das Leid des Diesseit und den Trost des Jenseit sinnenden Muse, überraschen nicht nur viele heitere Naturschilderungen, in den größern Gedichten „Julius" und „Franz und Paul", und in den lieblichen, duftenden „Blüten aus Italien", sondern auch die Lichtblitze echten Scherzes und Witzes, die jenes Helldunkel des Gefühls in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser dichtet, spricht sich der sittliche Adel seiner Gesinnung aus; für irdische und überirdische Wahrheit bringt er eine Fülle von Ueberzeugung mit, für die Geschichte den klaren Blick des Verstandes, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geselligen Verhältnisse und Misverhältnisse den Freimuth der Unbefangenheit. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man zugleich die Bekanntschaft des Menschen macht, und die man darum doppelt werth achtet.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Bureau der Theaterzeitung in Wien, Wollzeil Nr. 780, ist erschienen und durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Schaumburg, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dirnböck, Buchhändler in Wien, zu beziehen:

Was verdankt Oestreich der Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I.?

Herausgegeben von Adolf Bäuerle.

Gr. 8. 30 Bogen stark, mit zwei prächtigen Kupferstichen in 4. und einem trefflichen Portraite des Kaisers.

Wien 1834.

Gewiß ist noch kein vollständigeres Werk über diesen Gegenstand erschienen, deshalb auch der Antheil so groß war, daß binnen vier Wochen über 5000 Exemplare abgesetzt wurden. Dr. Meynert in Dresden erwähnt desselben in seinem Buche „Franz und sein Zeitalter" als eine der besten Quellenschriften mit lauter Anerkennung.

Preis 3 Thaler Sächsisch auf Druckpapier.
4 Thaler auf Schreibpapier.

Eben da ist auch erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

Herr M. G. Saphir, der rühmlich bekannte Humorist und Kritiker, befindet sich wieder in Wien und hat sich dauernd mit der Wiener allgemeinen Theaterzeitung verbunden. Außer sehr werthvollen, höchst witzigen Spenden, mit welchen er diese Zeitschrift bereichert und der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Pieçen für eine, von ihm für die durch den Brand von Wiener-Neustadt verunglückten Bewohner veranstaltete Akademie, welche Pieçen von den ersten Künstlern des wiener Hofburgtheaters, von den Herren Karn, Löwe, Fichtner, Wothe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildauer vorgetragen und dargestellt wurden, und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung:

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr

verfaßt und in derselben Akademie vorgelesen

von M. G. Saphir,

sammt einer Beurtheilung von ihm selbst geschrieben für Diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten und Diejenigen, die ihr nicht beiwohnten.

Preis 12 Groschen Sächsisch.

Endlich ist im Bureau der Theaterzeitung in Wien erschienen und kann durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Mörschner und Jasper u. s. w., Buchhändler in Wien, bezogen werden:

Theatralische Bildergalerie.

Erster Jahrgang. 52 Lieferungen in Quersolio, prächtig illuminirt, mehr als 1000 einzelne Figuren enthaltend.

Davon sind 20 Lieferungen schon ausgegeben, und erfolgt in jeder Woche eine Lieferung, stets die vorzüglichsten Scenen und Tableaux des deutschen Repertoirs enthaltend, ein Unternehmen, das allgemeinen Beifall findet, und allen Kunst- und Theaterfreunden äußerst willkommen ist. Die vorzüglichsten Schauspieler, Sänger, Tänzer und Pantomimisten sind stets mit der größten Portrait-Aehnlichkeit abgebildet. Die Correctheit des Stiches, die Schönheit des Colorits ist überraschend, der Preis höchst gering:

8 Thaler Sächsisch der ganze Jahrgang.

(Buchhändler und Pränumerantensammler erhalten, wenn sie 12 Exemplare von diesen Werken abnehmen, außer der gewöhnlichen Provision, das 13te Exemplar gratis.)

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taubmanniana, oder des launigen wittenberger Professors, Fr. Taubmann, Leben, Einfälle und Schriftproben. Kritisch bearbeitet vom Professor Oertel. Mit Taubmann's Bildniß. Gr. 12. In Umschlag. 12 Gr., oder 45 Kr.

Diesem ungemein interessanten Werkchen, reichlich ausgestattet mit fröhlicher Laune und gutmüthiger Satire, wird der verdiente Beifall gewiß nicht fehlen.

Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Dr. K. Hoffmeister,

Romeo,

oder

Erziehung und Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 3 Bände. Brosch.

Preis 3 Thlr.

Dieses nun vollendete Werk schließt sich an „Woldemar" von Jacobi, an „Theodor, oder des Zweiflers Weihe" von de Wette, und an andere didaktische Romane, und gehört ohne Zweifel zu dem Geistvollsten und Gediegensten, was unsere pädagogische Literatur aufzuweisen hat. Wir empfehlen daher die-

ses Werk angelegentlichst allen Erziehern, Lehrern, Schulfreunden und Allen, welche an der Fortbildung unsers Geschlechts einen thätigen oder betrachtenden Antheil nehmen. Jedem Menschenfreunde, jedem Gebildeten wird das Buch Anregung oder Belehrung, Genuß und Befriedigung bringen.

C. F. Weber und C. L. Hanésse,

Repertorium

der classischen Alterthumswissenschaft.

Dritter Band.

Die Literatur des Jahres 1828 enthaltend. Gr. 8.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Corn. Tacitus,

Geschichtbücher.

Deutsch von J. C. Schlüter, Professor an der Akademie zu Münster.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist dem literarischen Publicum hinreichend bekannt, wie sehr Hr. Prof. Schlüter seit einer Reihe von Jahren den Tacitus zu seinem Lieblingsschriftsteller gemacht hat. Nachdem er zuerst dessen „Germania", dann den „Agricola" und später die „Annalen" desselben in einer geistvollen deutschen Uebersetzung geliefert, giebt er uns jetzt auch nach mehrmaliger Ueberarbeitung eine nach dem Urtheile von Sachkennern meisterhaft gelungene deutsche Uebersetzung der ihres Inhalts wegen schon so sehr interessanten „Geschichtbücher" des Tacitus. Neben möglichster Treue ist doch bei der Uebersetzung die wesentliche Verschiedenheit des Genius und Mechanismus beider Sprachen strenge berücksichtigt worden, um so die feine Linie nicht zu verfehlen, die zwischen der knechtischen Manier, welche nur den Buchstaben, und jener freiern, welche nicht das Wort, sondern nur den Geist und Gedanken achtet, mitten durchzugehen.

Für Staatsmänner, Volksvertreter, Beamtete, Rechtsgelehrte und Lesecirkel.

Soeben ist versandt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften. Im Vereine mit mehren Gelehrten herausgegeben vom Geh.-Rathe v. Pölitz. Gr. 8. 1ster Jgg. 1835. 12 Hefte 5 Thlr.

1stes Heft mit Beurtheilungen von Bülau, Emmermann, Günther, Krug, Log, Pölitz u. A.

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Herausgegeben vom Geh.-Rathe Pölitz. 8ter Jgg. 1835. 12 Hefte 6 Thlr.

1stes Heft mit Beiträgen von Pölitz, v. Weber, Zickler und fünf Recensionen.

Leipzig, den 14ten December 1834.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

J. G. Salzmann, Der Schutzgeist für Kindheit und Jugend, oder väterliche Lehren und Warnungen für Knaben und Mädchen, in anmuthigen, dem Kindesalter angemessenen Erzählungen und Geschichten. Mit Kupfern. 2te Auflage. 8. Geb. Ill. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Schwarz 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Möchte doch dieses ausgezeichnete Weihnachtsgeschenk unter der großen Menge von Jugendschriften nicht übersehen werden.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Poppe, Dr. H. M. J., Die Fuhrwerke,

ihre verschiedenen Arten, ihr Bau nach den besten Grundsätzen und den neuesten Erfindungen; nebst mancherlei Einrichtungen derselben zur Kraftersparniß, Sicherheit und Bequemlichkeit. Für Wagner und Wagenfabrikanten, für Landwirthe, sowie für Besitzer und Liebhaber von Fuhrwerken aller Art überhaupt. Mit 5 Kupfertafeln. Zweite vermehrte Auflage. 8. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Dieses Werkchen des durch seine gründlichen und gediegenen Kenntnisse in allen Fächern der Mechanik und des Geschäftsmechanismus rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, wird allen oben angezeichten Geschäftsleuten, sowie allen Wagenbesitzern und denkenden Landwirthen eine äußerst willkommene Gabe sein. Es wird darin mit möglichster Küze und doch großer Klarheit, alles über das Fuhrwesen Bekannte deutlich auseinandergesetzt, und vieles Neue, in einer Menge der theuersten Werke zerstreute mit großer Umsicht und Sachkenntniß zusammengestellt; durch den äußerst geringen Preis ist es für Jedermann zugänglich.

Saphir und die Wiener Theaterzeitung.

(Diese bekannt auch unter dem Titel: „Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben.")

Der geniale Saphir, unstreitig der erste humoristische Schriftsteller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaterzeitung verbunden, und seit seinem erneuerten Aufenthalte in Wien dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das Glänzendste bereichert.*) Indem dieses Blatt

für das Jahr 1835

allen Lecturefreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, dürfte es nicht überflüssig sein zu bemerken, daß gegenwärtig kaum eine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Verbreitung zu erfreuen hätte.

Sie zählte im Jahre 1834 über 4000 Abonnenten und wird den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zufolge wahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesteigert sehen.

Außer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit und ihre Verkehrtheiten satirisch und humoristisch beleuchtenden Beiträgen Saphir's, der der Theaterzeitung seine ganze literarische Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheilungen von den geschätztesten Schriftstellern Deutschlands und bezahlt 6 Dukaten in Gold Honorar für den gedruckten Bogen ihres Formats für Originalbeiträge aus allen Fächern der Literatur wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit Ausnahme lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), namentlich für Novellen, Erzählungen, umfassende Correspondenznachrichten aus bedeutenden Städten (bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagesbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaction geht einzig dahin, den Lesern jeden Standes und Alters eine belehrende und ergötzende Lecture zu bieten, in Deutschland ein Centralblatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit Keiner, in welcher Sphäre er

*) Der Antheil, den Saphir's Beiträge für die Wiener Theaterzeitung erweckten, war so groß, daß im zweiten Semester die ganze bedeutende Auflage dieser Zeitschrift noch um 1000 Exemplare erhöht und die Monate August, September und October nachgedruckt werden mußten.

Börsen-Blatt
für Handel, Ludwig Hellmer in Frankfurt am Main
Erscheint täglich Abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Preis vierteljährlich 1 fl. 30 kr.

Bekanntmachung.
Die Gemeinde-Vertretung hat in ihrer Sitzung vom 15. Juli d. J. beschlossen, daß die Gemeinde-Steuer für das Jahr 1869 in der Höhe von 150 Prozent der Staatssteuer erhoben werden soll.
Dieses wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht.
Frankfurt, den 16. Juli 1869.
Der Gemeinde-Vorstand.
Ludwig Hellmer.

Dr. G. Lange

Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß

der nordischen und deutschen Heldensage,

aus P. E. Müllers Sagabibliothek, 2r Bd., mit Hinzufügung erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excurse übersetzt und kritisch bearbeitet. 23 Bog. gr. 12. geh. Preis fl. 2. 42 kr. od. Rthl. 1. 12 ggr.

Den Hauptinhalt dieses Werkes bildet die Uebersetzung und kritische Bearbeitung desjenigen Theils der auch in Deutschland so berühmt gewordenen Sagabibliothek P. E. Müllers, welcher seinem Inhalte nach für die umfassendste Bibliothek der nordischen und deutschen Heldensage gelten kann. Denn es findet sich darin: 1) eine gedrängte Darstellung der Volsunga- und Nornagestesaga, mit beständiger Beziehung auf die entsprechenden mythisch-historischen Lieder der Edda Sämundar Th. II. (Kph. 1818); 2) eine ähnliche Uebersicht der s. g. Vilkinasaga (richtiger: Thidreks von Bern Saga) mit beständiger Rücksicht auf die altdeutschen Dichtungen dieses Sagenkreises; 3) hinter jedem einzelnen größeren Abschnitte jener Sagen historische kritische Untersuchungen, hauptsächlich über Wesen und Bedeutung, Alter, Fortbildung und Abfassung derselben; und endlich 4) am Schlusse des Ganzen, zwei größere Abhandlungen, die eine: über den Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen nordisch-deutschen Sagenkreises, die andere: über die Ausbreitung und Fortpflanzung desselben im Norden. Der deutsche Herausgeber dieses in dänischer Sprache geschriebenen Werkes hat nicht nur die Uebersetzung mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, sondern auch zugleich mit beständiger Vergleichung der Edda Sämundar, der Volss. u. Vilk. S., der deutschen Dichtungen des Mittelalters, und der neueren Forschungen darüber, besonders von W. Grimm, einzelne größere Abschnitte umgearbeitet, und außerdem, außer größeren und kleineren Texteinschaltungen, eine Menge erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excurse hinzugefügt. Endlich hat derselbe dem ganzen Werke noch einen Anhang beigegeben, worin er versucht, den characteristischen Unterschied so wie den allmähligen Fortgang von der mythisch-symbolischen zur mythisch-histor. und mystisch-allegorischen Entwickelungsstufe in der sagenthümlichen Culturperiode, hauptsächlich in Beziehung auf Ursprung und Fortbildung der Nationalepopöen verschiedener Völker, näher zu bestimmen.

Kosmorama,

eine Reihe von Studien, zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von Dr. F. W. Carové

24½ Bog. 8. geh. Preis fl. 2. 24 kr. od. Rthl. 1. 9 ggr.

Diese Schrift verbreitet sich über die höchsten und heiligsten Interessen des Menschen auf eben so anziehende, als würdige und belehrende Weise. Sich frei erhaltend von den Formeln der Schule und den Vorurtheilen und Einseitigkeiten der Partheien, dringt der Verfasser überall in die Tiefe, und wird durch erfreuliche Vereinigung von inniger Gemüthlichkeit, gründlicher Gelehrsamkeit und philosophischem Scharfsinn sich von neuem den Beifall des gebildeten Publikums erwerben, wie ihrerseits die Verlagshandlung durch gefälligen Druck und schönes Papier diese gehaltvolle Schrift auch würdig auszustatten für ihre Pflicht gehalten hat.

Moosblüthen;

Zum Christgeschenk. Von Dr. F. W. Carové.

11 Bogen, Taschenformat mit 6 Kupfer. geb. in Futteral. Preis fl. 1. od. 15 ggr. Auf Velinpap. fl. 1. 48 kr. od. Rthl. 1. —

Herr Dr. Carové, welcher dem Publikum bereits durch seine Schriften als theologischer und philosophischer Schriftsteller auf's Rühmlichste bekannt ist, und sich auch durch mehrere belletristische Arbeiten Freunde erworben hat, bietet in vorliegender Sammlung einen Blumenkranz von Erzählungen und Gedichten, welche sich zu einem werthvollen Christgeschenke für Freunde des Schönen und Guten jeden Alters, besonders für die reifere Jugend eignen. In allen Mittheilungen spricht sich ein wahrhaft poetisches, stets auf das Höchste gerichtete Gemüth, ein echt christlicher Sinn, und eine reine und reiche Auffassung der Natur und des Lebens aus. Wir können daher mit Recht erwarten, daß auch diese neue Gabe des verdienten Verfassers sich viele und warme Freunde gewinnen wird, zumal sie auch äußerlich höchst geschmackvoll ausgestattet und ihr sechs sehr liebliche Kupfer beigegeben sind.

Der Christbaum des Lebens.

Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde. von H. König. 17⅓ Bog. 12mo cart.

Preis fl. 2. — od. Rthl. 1. 3 ggr.

In diesem schön gedachten Buche sind drei verschiedne Gegenstände zu einem sinnreichen Ganzen durchflochten: — Die Darstellung der vorchristlichen Religionen bis zum Christenthum, die Entwicklung der Natur bis zum Menschen und die Entfaltung der Liebe als der Vermittlerin zwischen Natur und Geist, die daher auch die Seele des Lebens und Christenthums ausmacht. Indem hierauf der Verfasser das Christenthum als den Christbaum der winterlichen Verwelt entwickelt, sodann die Bescherung und den Verderb der Christgaben nachweis't und zuletzt einen Blick auf die Zukunft des Christenthums wirft, können wir sein Buch selbst als einen, im irrgläubigen und rechtgläubigen Nebel der Gegenwart angezündeten Christbaum betrachten, der reich mit den Früchten mannichfacher Studien, mit eignen trefflichen Gedanken und herrlichen Bildern ausgeschmückt, das menschlich Wichtigste in klarer, anmuthiger und lebendiger Darstellung zur anziehendsten Unterhaltung, besonders auch für gebildete Frauen, darbietet.

Ed. Youngs Nachtgedanken.

Im Versmaas der Urschrift übersetzt von Ch. E. Graf von Benzel-Sternau. 32 Bog. gr. 8. geh.

Preis fl. 2. — od. Rthl. 1. 3 ggr.

Velinpap. „ 3. — „ „ 1. 18 „

Dieses philosophische Epos, das Klopstock ein „Denkmal" nannte, „hoch an die Wolken gebaut," das den Geist zu der ihm vorgezeichneten Sonnenbahn erhebt, indem es sich zugleich tröstend ans Herz legt; dieses wahrhaft christliche Andachtsbuch erscheint hier zum erstenmal in würdiger dichterischer Uebertragung in die kräftige, jeder Ideenschattirung des Originals fähige Sprache der Deutschen. Bald sind es hundert Jahre (die ersten Gesänge der Nachtgedanken sind von 1741) daß dieses großartige Gedicht die „Freigeister" aufschreckte, und noch ist kein Blatt des Palmenzweigs verwelkt, den sich Young damit verdiente. Die Uebersetzung des unsterblichen Werkes ist nach dem Urtheil der Spruchberechtigten ungemein gelungen und darum allen Freunden geistiger Erbauung mit Recht zu empfehlen. Durchgängige Correctheit und würdige Ausstattung werden nicht vermißt werden.

Dr. Luthers Fürstenspiegel,

von Regenten, Räthen und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn und Dank, und von Leiden überhaupt. Aus Luthers Schriften aufgestellt von weil. F. C. Freiherrn von Moser. 2te verb. Aufl., mit einer Vorrede dazu.

18 Bog. 8. geh. Preis fl. 1. od. 14 ggr.

Dieser geschätzte Auszug aus den Schriften des großen Reformators erhält gegenwärtig neue Wichtigkeit durch das rege Interesse, welches die Zeit allerwärts an dem Staatswesen nimmt, und die Bequemlichkeit seines Gebrauchs wird in dieser zweiten Ausgabe durch das hinzugefügte vollständige Inhaltsregister der Capitel, so wie sein Werth durch eine neue Vorrede vermehrt, worin die Politik in religiöser Beziehung betrachtet und verschiedene staatsrechtliche Fragen bündig und klar erörtert werden.

Dr. Fetzer d. Aelt.

Teutschland und Rom

seit der Reformation Dr. Luthers. Eine Denkschrift zur dritten Sekularfeier der Augsburgischen Confession. 2 Thle. 24½ Bog. 8. geh.

Preis fl. 6. — od. Rthl. 3. 9 ggr.

Eine inhaltreiche Denkschrift zur dritten Sekularfeier der Augsburgischen Confession. Zuerst wird die einfach erhabene Lehre des reinen Urchristenthums, wie es der göttliche Stifter der Welt hat verkünden lassen, in kurzen Umrissen geschildert. Dann folgt die ausführlichere Darstellung, wie und von welchen unberathenen Geistern es unter fortwährenden Spaltungen und harter Verfolgung verunstaltet worden, ein ächt evangelischer Sinn sich jedoch in der Stille unvertilgbar erhalten hat. Es schließt sich an die Geschichte der Reformation des 16ten Jahrhunderts und der Ereignisse von 1517 bis 1648. Die Geistesbande werden abgeworfen, ein frischer Lebenshauch durchweht die Menschheit: es wird Licht! — Der Ausge-

burgischen Confession Sinn und Bedeutung, im Gegensatz zu ihr aber die Beschlüsse des Tridenter Concilliums, die neue Scheidewand, die man jenseits aufzuführen sich bemüht hat, werden beleuchtet. Der Raum einer Anzeige erlaubt nicht, das hohe Interesse weiter nachzuweisen, welches der Verfasser mit der größten Offenherzigkeit und ohne Menschenscheu seinem unüberfehlichen Stoffe zu geben verstanden hat. Geschichte und Polemik bieten sich die Hand, die Begriffe aufzuklären, den gereinigten Glauben zu befestigen, der Gegner Trugwerk zu enthüllen, jedem Bedürfniß der Zeit zu genügen.

Dr. F. W. Carové

Ueber das Cölibatgesetz

des römisch-kathol. Klerus. Ite Abtheil.

A. u. d. T.

Unpartheiische Betrachtungen über das Gesetz des geistlichen Cölibats und über das feierliche Keuschheitsgelübde, besonders den Räthen und Gesetzgebern der kathol. Staaten vorgestellt von dem Professor G. A. P. Aus dem Italien. übertragen und mit Einleitung, Anmerkungen, ergänzenden und berichtigenden Zusätzen herausgeg. von Dr. F. W. Carové. 30 Bog. gr. 8. geh.

Preis fl. 3. — od. Rthl. 1. 18 ggr.

Desselben 2te Abth. A. u. d. T.

Vollständige Sammlung der Cölibatgesetze für die kathol. Weltgeistlichen, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Anmerkungen von Dr. F. W. Carové. 49 ½ Bog. gr. 8. geh.

Preis fl. 4. 30 kr. od. Rthl. 2. 15 ggr.

Das kirchliche Gesetz, welches die römisch-kathol. Geistlichen zu lebenslänglicher Ehelosigkeit verpflichtet, ist, wie zur Zeit der Reformation, auch jetzt wieder ein Gegenstand kirchen- und staatsrechtlicher Verhandlung geworden. Es macht den Geistlichen zum Eigenthum der Hierarchie, indem es ihm unwiderruflich das Recht, eine Familie zu gründen, entzieht. So viele Schriften indessen für und gegen dasselbe gewechselt, so ist doch durchgängig von den Einen der lebendige unzertrennbare Zusammenhang dieses Gesetzes mit dem ganzen System des Katholicismus, von den Anderen der durchgreifende Widerspruch verkannt worden, in welchem es mit den unabweislichsten Bedürfnissen und Anforderungen der Gegenwart sich findet.

Dies hat den berühmten Verfasser der Schrift: „Ueber alleinseligmachende Kirche" bestimmt, das fragliche Gesetz von beiden Seiten zu beleuchten; sein Name bürgt zugleich für Gründlichkeit, wie für Unpartheilichkeit der Bearbeitung, und sein Werk entspricht gewiß jetzt einem wesentlichen Bedürfniß für den Rechts- und Volksvertreter, für den Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten, so wie es allen denjenigen, welche Theil nehmen an den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, willkommen seyn wird.

Dr. J. A. von Grolmann

Grundsätze des allgemeinen

katholischen u. protestantischen Kirchenrechts,

mit steter Rücksicht auf die neuesten Verhältnisse in Deutschland. 19 ¾ Bog. gr. 8.

Preis fl. 2. 42 kr. od. Rthl. 1. 15 ggr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich bemüht, die jetzt geltenden Grundsätze des Kirchenrechts in möglichster Kürze und Vollständigkeit darzustellen. Wir können daher dieselbe, da sie sich auch zum Selbststudium eignet, Allen empfehlen, welche sich in die heutigen kirchlichen Verhältnisse Einsicht verschaffen wollen, um so mehr, da überall auch die, der neuesten Zeit angehörigen kirchlichen Bestimmungen in Deutschland ihre Berücksichtigung gefunden haben.

Dr. C. Seebold

Philosophie und religiöse Philosophen.

Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. 24 Bog. 8. geh.

Preis fl. 1. 21 kr. od. 18 ggr.

Diese Schrift wird Denen, die sich für den behandelten Gegenstand interessiren, eine willkommene Lectüre bieten. Sie schließt sich der rationalistischen Ansicht an, wenn dies Wort in seiner neueren Bedeutung in Bezug auf Religion verstanden wird; doch liefert sie, von stichhaltigen philosophischen Ansichten ausgehend, eine unerwartete Entwicklung des Verhältnisses von Religion und Philosophie. Obgleich wir den Verlag dieser Schrift vor dem Erscheinen einiger Werke übernahmen, welche denselben in neuerer Zeit so sehr in Anregung gebrachten Gegenstand behandeln, so scheint sie doch mit denselben ein erfreuliches Ganze zu bilden, und findet besonders, namentlich bei ihrer gedrängten, planmäßig durchgeführten Kürze, in dem, eine Masse von Details enthaltenden Werke von Dr. Feyer: Teutschland und Rom ꝛc., alle ihr gewiß willkommenen Belege.

Ueber die eigentliche Bedeutung der Aufgabe einer Vereinigung von

Rationalismus und Realismus,

als der beiden Hauptrichtungen philos. Ansichten.

2 ½ Bog. 8. geh. Preis 27 kr. od. 6 ggr.

Graf von Segur

Geschichte Ludwigs XI.

Uebersetzt von W. Suckau und J. C. Wagner. 23 ½ Bog. gr. 8. geh. Preis fl. 1. 21 kr. od. 18 ggr.

Dr. J. Aschbach,

Professor in Frankfurt am Main.

Geschichte der Westgothen.

Mit 2 lithographirten Blättern. 24 ½ Bogen, groß 8.

Preis fl. 2. 42 kr. od. Rthl. 1. 12 ggr.

DICTIONARY

OF THE ENGLISH AND GERMAN LANGUAGES

carefully corrected and augmented, the irregular parts of the english verbs inserted in their proper places, together with a concise account of the heathen deities etc. and a supplement, containing the variations of the german irregular verbs, simple and compound.

by C. WILL,

Teacher of the english language at the college of Francfort a. M.

The 2d stereot. edit. 62 Bog. 8. geh.

Preis fl. 3. 36 kr. od. Rthl. 2. —

Jeder Theil einzeln „ 2. 6 „ „ „ 1. 4 ggr.

Die Vorzüge dieses allgemein geschätzten engl. Wörterbuchs sind schon längst auf entschiedene Weise anerkannt worden. Nach einem ausgezeichneten früher in London erschienenen Wörterbuche wurde es von Herrn C. Will, einem verdienstvollen Lehrer der engl. Sprache an hiesigem Gymnasium bearbeitet, mit einer beträchtlichen Anzahl neuer Wörter, Uebersichten der unregelmässigen Zeitwörter und anderen Zugaben vermehrt.

Man hat keine Kosten und Mühe gespart um die höchste Correctheit zu erreichen, welche nun durch den Stereotypendruck gesichert ist. Uebrigens vereinigt es noch alle Vorzüge die bei einem Wörterbuche hauptsächlich in Anschlag kommen. Zweckmässige innere Einrichtung, schöne, dem Auge wohlthuende Schrift, reinen Druck und schönes dauerhaftes Papier. Das Format ist passend und der Preis billig gestellt.

Haas'sche

Militairische Situations-Karte

der Gegenden zwischen dem Rhein, Neckar und Main mit dem ganzen Odenwalde und einem Theil der Gegend zwischen der Lahn und dem Main, im großen Maaßstabe aufgenommen und gezeichnet von Obrist Haas, und gestochen von Felsing in Darmstadt. 25 Blätter im größten Format inclus. des Titelblattes, welches die Uebersichtskarte, die Zeichenerklärung, die Maaßstäbe, die geodätischen Bestimmungen und Barometermessungen enthält.

Die Blätter sind nach folgender Ordnung und Benennung erschienen:

1. Darmstadt. 2. Zwingenberg. 3. Oppenheim. 4. Langen. 5. Guntersblum. 6. Höchst. 7. Hechheim. 8. Mannheim. 9. Frankfurt. 10. Wernsheim. 11. Herrnsheim. 12. Frankenthal. 13. Hanau. 14. Babenhausen. 15. Umstadt. 16. Heidelberg. 17. Aschaffenburg. 18. Wörth. 19. Furth. 20. Waldmichelbach. 21. Seligenstadt. 22. Amerbach. 23. Berrieldten. 24. Eberbach. 25. Titel.

Preis für das Ganze fl. 33. 20 kr. od. Rthl. 18. 18 ggr.

Die Blätter werden auch einzeln abgegeben zu fl. 1. 20 kr. od. 18 ggr.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

neuere schulwissenschaftliche Werke

Herausgegeben von

Dr. Wilhelm Rein,

Professor und Direktor des Seminars.

Mit Beiträgen von Professoren und Lehrern. 1. Jahrgang. Mit 3 Tafeln Abbild.

Inhalt: Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1878. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Philadelphia 1876. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Wien 1873. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in London 1862. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1867. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1855. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in London 1851. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1878. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Philadelphia 1876. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Wien 1873. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in London 1862. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1867. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in Paris 1855. Von Professor Dr. Wilhelm Rein. — Die Schulhygiene auf der Weltausstellung in London 1851. Von Professor Dr. Wilhelm Rein.

Preis: 10 Mark.

Die Zeitschrift erscheint in Heften von 6 Bogen, 4 Hefte bilden einen Band.

Preis des Bandes 40 Mark.

Die Wundersage von Alroy.

Vom Verfasser des Vivian Grey. Jn's Deutsche übersetzt von Thdr. Hell. 2 Bände. 8. 3 Thlr.

„Th. Hell verdient Dank, daß er die Uebersetzung dieses genialen englischen Werkes übernommen hat, in dem wirkliche Poesie, in dem wirklich der Geist des Orients weht. Der Charakter des jüdischen Volkes, welches uns hier in seinem letzten Aufstreben nach Selbstständigkeit, aber immer mit seinen theokratischen Ansichten erscheint, ist in allen seinen Feinheiten erfaßt. — Dieses Werk verdient um so mehr Beachtung, da es nicht zu den Modeproducten der Romane gehört, und der Verfasser wohl noch andere Zwecke hatte, als etwa ein paar müßige Stunden seinen Lesern zu verkürzen." (Allgem. Lit. Zeitg. 1834. Nr. 197.)

Erzählungen, Skizzen und Gedichte

von Ludwig Rellstab. 3 Bände. 8. 4 Thlr.

„Hr. Rellstab, der sich dem Publicum bereits längere Zeit als Kritiker musikalischer Leistungen und der Bühnen-Darstellung und auch als anmuthiger Erzähler bemerkbar gemacht hat, beschenkt uns hier mit drei Bändchen vermischter Gaben, die vielleicht alle ihre Liebhaber finden, unter denen aber auch manche zu höheren Ansprüchen berechtigt scheinen. Bd. 1. enthält: die Gewerke, Erzählung nach einer Sage vom Freiburger Münster, psychologisch interessant, geistreich erzählt und von Wirkung. Die Brüder, Erzählung, welche in den ewig denkwürdigen Tagen des Befreiungskrieges spielt. Die Reise durch's Riesengebirge, humoristische Skizzen. Griechenlands Morgenröthe, Gedichte. — Bd. 2. James Skey, Erzählung, in Erfindung ziemlich leicht, der Unwahrscheinlichkeiten nicht wenige, aber die Charakteristik ist gut und das Ganze nett erzählt. Der Gemsjäger, Erzählung, in Ton und Haltung vorzüglich gelungen. Vermischte Aufsätze: Karl Maria v. Weber, Berichte aus dem Harz. Gedichte. — Bd. 3. Donna Anna. Der Verf. scheint eine besondere Vorliebe für diese Erzählung zu haben, die — wir müssen es gestehen, sie ist geistreich, voll schöner Schilderungen, ergreifender Situationen, führt interessante Charaktere und Erscheinungen auf, enthält einen Reichthum von Kunstkenntniß, — wir dennoch nicht theilen können. Vermischte Aufsätze: drei Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden, Paganiniana, über Glucks Jphigenia, Schillers Jungfrau von Orleans, Spohrs Faust, das Wettrennen bei Berlin am 17. u. 18. Juni 1829. Gedichte." (Allgem. Lit. Ztg. 1831.)

Lustspiele von Karl Töpfer.

2 Bde. gr. 12. 3⅔ Thlr.

Bd. 1. (1⅔ Thlr.) enthält: der beste Ton. — Nehmt ein Exempel d'ran! — Schein und Seyn. — Jn Bd. 2. (2 Thlr.): der so eben erschienen ist, finden sich: Bade und Dame. — Der Krieg mit dem Onkel. — Freien nach Vorschrift.

Briefe eines Lebenden;

herausgegeben von F. F. 2 Bände. 8. 3½ Thlr.

Frohsinn und Humor, überhaupt die Poesie des Lebens, walten in diesen Briefen um so freier vor, als sie nicht aus dem Nebellande des Spleens, sondern aus dem Lande des ewigen Frühlings, der Dichtung und Kunst geschrieben worden sind.

Deutsche Denkwürdigkeiten.

Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. v. Rumohr. 4 Thle. 8. 4½ Thlr.

Die Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1832. Nr. 21. sagen über diese Memoiren eines alten Diplomaten: „Das ganze Buch ist ein Schatz von eigenthümlichen Wahrnehmungen, in welchen bald Zartheit, bald Tiefe vorwaltet, von feinen Bemerkungen, angenehmen und nützlichen Lebensregeln, von gründlicher Einsicht und Erfahrung in den wichtigsten und anziehendsten oder aufdringlichsten Angelegenheiten."

Romane von James Fenimore Cooper,

in deutschen Uebertragungen von Gf. Friedenberg.

Die Prairie. 3 Bde. 3½ Thlr. — Red Rover. 3 Bde. 3½ Thlr. — Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bde. 3½ Thlr. — Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bde. 3½ Thlr. — Der Bravo. 3 Bde. 3½ Thlr.

Schriften von Thomas Colley Grattan,

in deutschen Uebertragungen von Willibald Alexis, Thdr. Hell und K. L. Meth. Müller.

Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bde. 6½ Thlr. — Reisebilder oder Züge von Menschen und Städten. 2 Bde. 3 Thlr. — Die Erbin von Brügge. Erzählung. 4 Bde. 4½ Thlr. — Jacqueline von Holland. Hist. Erzählung. 3 Bde. 4 Thlr.

Schriften von Washington Irving,

in deutschen Uebertragungen von S. H. Spiker und Th. Hell.

Bracebridge-Hall oder die Charaktere. 2 Bde. 2 Thlr. — Jonathan Oldstyle's Briefe. ⅔ Thlr. — Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2 Bde. 3 Thlr. — Erzählungen eines Reisenden. 2 Bde. 3 Thlr. — Das Alhambra. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben.

IMAGINATIVE
A DELIRIO
ESTRENO DE LA GRAN PRODUCCIÓN COLOR DELUXE
TITULADA
EXTASIS
CON
HEDY LAMARR
Y
CHARLES BOYER
GRANDIOSO TRIUNFO DE ESTRENO
EN EL
Gran Teatro Coliseum
DE BARCELONA
Hoy Estreno
ROMEO Y JULIA
Producción Metro Goldwyn Mayer
Interpretada por Norma Shearer y Leslie Howard
Hoy Estreno
Gran Teatro Principal
Producción Paramount
Interpretada por Carole Lombard y Fredric March
EL PADRE DEL NOVIO
Y
EL DIA QUE NACISTE TU
Hoy Estreno
Gran Teatro Tívoli
Producción Paramount
Interpretada por Mary Boland y Charles Ruggles
EL DIA QUE NACISTE TU
Y
EL PADRE DEL NOVIO

Die höchst interessante Gallerie des phantasiereichen Künstlers erhält durch diese dritte Lieferung, welche in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheint, eine sehr werthvolle Ausdehnung, der die gespannten Erwartungen der Kunstliebhaber im deutschen Vaterlande ebenso wie in andern Ländern entgegen kommen. Die Wahl des Drama, das auf der Bühne stets mit der lebhaftesten Theilnahme gesehen wurde, und das der lebenvollsten Scenen, der ergreifendsten Situationen, der erschütterndsten Momente so viele darbietet, das der Hauch wahrer Romantik durchweht und das die unauslöschbare Gluth athmet, die dem südländischen Schauplatze eigenthümlich ist, auf dem es spielt, — diese Wahl, sage ich, wird die allgemeinen Erwartungen befriedigen, und dem neuen bedeutungsvollen Erzeugnisse des vaterländischen Künstlers die bereitwilligste Aufnahme sichern.

Eine hohe Dame, erfüllt von dem regsten Kunstsinne, hat gnädigst gestattet, dass dieses dritte Heft und folgende Lieferungen Ihr als Eigenthum übergeben werden. Durch diese huldvolle Erlaubniss ist dem Kunstwerke der Stempel wahrer Weihe aufgedrückt.

Noch sei mir vergönnt, die Stimmen hier anzuführen, die sich von nah und fern über die zweite Lieferung, Macbeth enthaltend, in den dazu geeigneten Blättern vernehmen liessen, und von denen ich Einzelnheiten — die aus englischen Blättern in der Übersetzung — wiederhole und damit den Beweis führe, dass die Anerkennung der Leistungen unseres Retzsch eine allgemeine ist, die seinen Künstlerruhm auf die spätesten Zeiten bringen wird.

Alle Buchhandlungen des In- und des Auslandes nehmen Subscription auf die neue Lieferung, so wie auf die früher erschienene erste und zweite Lieferung an.

Leipzig, im November 1834.

Ernst Fleischer.

Kunst und Gewerbe. No. 10. 1833. (Beiblatt zum Gesellschafter.)

— — Mit kühner Hand zeichnet er die kühnen und kolossalen Gebilde dem Dichter nach und stellt seine Gemälde in eben so kräftigen Umrissen neben die Gemälde seines Vorbildes. Die Scenen sind ausnehmend gut gewählt, die künstlerische Ausführung ist durchaus voll poetischen Geistes, und besonders da gelungen und schön zu nennen, wo die Geisterwelt ihre Schauer um den Helden wirft: die Hexen-Scenen, die Ermordung des Königs und die Scene vorher, das Gastmahl etc. etc. — — So ist die Aufgabe zu lösen, dem Auslande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und den Ruhm des Vaterlandes durch Meisterwerke zu erhöhen!

Leipziger politische Zeitung. No. 212, vom 4. Septbr. 1833.

— — Unser phantasie- und kunstreicher Retzsch hat seine Aufgabe, Macbeths dämonisches Schicksal, das Seelengemälde einer Heldengestalt, die, von Ehrgeiz beherrscht, einer höllischen Verblendung unterliegt, in seiner tragischen Hoheit und gespenstischen Furchtbarkeit vor unsere

Bundesgesetz über die Gewährung von Familienzulagen an Arbeitnehmer und Selbständigerwerbende (Familienzulagengesetz, FZG) vom 20. Juni 1952 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Familienzulagen in der Landwirtschaft (Familienzulagenverordnung für die Landwirtschaft) vom 31. Oktober 1952 (Stand am 1. Januar 1960)

Bundesgesetz über die Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHVG) vom 20. Dezember 1946 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Invalidenversicherung (IVV) vom 17. Januar 1961 (Stand am 1. Januar 1961)

Verordnung über die Beiträge der Selbständigerwerbenden, Nichterwerbstätigen und Arbeitgeber an die Alters- und Hinterlassenenversicherung (Beitragsverordnung) vom 31. Oktober 1947 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Beiträge der Arbeitnehmer an die Alters- und Hinterlassenenversicherung (Beitragsverordnung) vom 31. Oktober 1947 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Rückvergütung der Beiträge an die Alters- und Hinterlassenenversicherung (Rückvergütungsverordnung) vom 31. Oktober 1947 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Entschädigung der Kantone für ihre Aufwendungen für Hilflosenentschädigungen der Alters- und Hinterlassenenversicherung vom 31. Oktober 1947 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Entschädigung der Kantone für ihre Aufwendungen für Hilflosenentschädigungen der Invalidenversicherung vom 31. Oktober 1947 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Alters- und Hinterlassenenversicherung vom 28. Januar 1960 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Invalidenversicherung vom 28. Januar 1960 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Militärversicherung vom 28. Januar 1960 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Unfallversicherung vom 28. Januar 1960 (Stand am 1. Januar 1960)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Krankenversicherung vom 29. September 1961 (Stand am 1. Januar 1961)

Verordnung über die Abgabe von Hilfsmitteln durch die Kranken- und Unfall

Figure 1-20. Packets may be forwarded via any one of multiple paths. The dashed path is the best one.

Routing algorithms have to make many decisions. In the figure, for example, packets from A to B can follow the ACE path or the BDF path. Sometimes it may be better to choose the BDF path because that network may currently have more capacity available. Which path is best depends on the current topology of the network and may change as lines and routers are added and removed. Routing algorithms range from the simple to the complex, as we will see in Chapter 5.

1.5.2 Congestion Control

When too many packets are present in (a part of) the network, performance degrades. This situation is called **congestion**. Figure 1-21 depicts the symptom. When the number of packets dumped into the network is within its carrying capacity, they are all delivered (except for a few that are afflicted with transmission errors) and the number delivered is proportional to the number sent. However, as traffic increases too far, the routers are no longer able to cope and they begin losing packets. This tends to make matters worse. At very high traffic, performance collapses completely and almost no packets are delivered.

Figure 1-21. When too much traffic is offered, congestion sets in and performance degrades sharply.

Congestion can be caused by many factors. If suddenly streams of packets begin arriving on three or four input lines and all need the same output line, a queue will build up. If there is insufficient memory to hold all of them, packets will be lost. Adding more memory may help up to a point, but Nagle (1987) found that if routers have an infinite amount of memory, congestion gets worse, not better, because by the time packets get to the front of the queue, they have already timed out (repeatedly) and duplicates have been sent. All of these packets will be dutifully forwarded to the next router, increasing the load all the way to the destination.

Slow processors can also cause congestion. If the routers' CPUs are slow at performing the bookkeeping tasks required of them (queuing buffers, updating tables, etc.), queues can build up, even though there is excess line capacity. Similarly, low-bandwidth lines can also cause congestion. Upgrading the lines but not changing the processors, or vice versa, often helps a little, but frequently just shifts the bottleneck. Also, upgrading part of a system, called **balanced system** design, is fine economically but can cause more problems because it makes planning and tuning the future system much harder.

Congestion control and routing are both concerned with getting packets to their destination, but routing is concerned with where to send packets, whereas congestion control is concerned with what to do when there are too many packets. Congestion control and routing are thus two sides of the same coin. Some authors even consider congestion control to be a subset of routing.

1.5.3 Quality of Service

The kinds of solutions we will study in this chapter and later ones have been developed over many years. They are mostly aimed at fixing problems that have already occurred. This is a reactive way to do business. Now we will look at some ways to provide a proactive quality of service, that is, ways to make sure that the network is designed to meet certain predetermined quality-of-service requirements.

Requirements

A stream of packets from a source to a destination is called a **flow**. In a connection-oriented network, all the packets belonging to a connection follow the same route; in a connectionless network, they may follow different routes. The needs of each flow can be characterized by four primary parameters: reliability, delay, jitter, and bandwidth. Together these determine the **quality of service** the flow requires.

Reliability is a problem for some applications. File transfer, e-mail, and remote login all require error-free transmission. Occasional lost packets or bits that are garbled in transit do not cause the network designer much trouble. Real-time applications, such as telephony and video conferencing, have a different attitude toward delivering perfect transmissions than do applications that transfer files. These applications would rather have packets arrive in a timely manner than have them arrive reliably, so they can tolerate some errors.

Delay is a big problem for real-time applications. Such applications, even telephony, must have a short delay for end-to-end packet transmission. Low delay means that delivery is fast enough that there is little perceptible delay to the users. Applications that transfer files, including e-mail, have less stringent requirements for delay.

Jitter is the variation in the packet arrival times. It is roughly the amount of unpredictability in the time it takes a packet to get to the destination. Video and audio applications that play back streaming video or music must have a low jitter. It does not matter much if the packets take 20 or 30 msec to be delivered, as long as the transit time stays the same for each packet. Applications that transfer files can tolerate a high jitter.

Finally, bandwidth is important because real-time applications, such as video conferencing, need a certain minimum bandwidth to function. Applications that transfer files can usually get by with whatever bandwidth is available.

Networks can support quality of service for selected flows. The combination of reliability, delay, jitter, and bandwidth desired by a flow depends on which kind of application is using the flow. Video conferencing has different needs than file transfer because a user transferring a file is not in a hurry. Video conferencing is delay sensitive because it is boring when users have to wait for their pictures. Video conferencing is jitter sensitive because the picture quality is poor if the video is frequently interrupted. However, video conferencing is relatively forgiving of lost packets because it is not noticeable if a few packets are missed. Playing back video or music from a file is not delay sensitive because a few seconds' delay before starting usually is not noticed. However, it is jitter sensitive because if the user has to wait for the video or music frequently, it will be annoying. Finally, playing back video or music from a file is sensitive to packet loss because the user wants to see and hear the video or music that was recorded.

Techniques for Achieving Good Quality of Service

Now that we have looked at the quality-of-service requirements that various applications have, how does a network provide good quality of service? Various techniques have been developed, mostly for use in high-speed networks. We will give a brief introduction to them here. Later, we will return to them in more detail.

The first technique is **overprovisioning**. The easiest way to provide good quality of service is to build a network with enough capacity for whatever traffic will be thrown at it. The name for this solution is overprovisioning. The resulting network will have low packet loss, high bandwidth, and acceptable delay for most of the traffic. Overprovisioning is an expensive solution that depends on accurately predicting the traffic requirements. It also depends on the assumption that the traffic will not exceed the capacity of the lines or routers. Only the most well-funded networks can take this approach.

The second technique is **buffering** flows on the receiving side before they are delivered. Buffering does not affect reliability or bandwidth, and it increases delay, but it smooths out the jitter. For video and audio playback, jitter is the key problem, so this technique often helps.

The third technique is **traffic shaping**. Traffic shaping regulates the rate at which packets are sent. Consider video playback, which will be sent to a human viewer. It is not important if packets arrive at a rate of 1000 packets/sec or 2000 packets/sec because the viewer will not notice. Similarly, it is not important if the packets arrive with a delay of 10 msec or 20 msec. However, if the network is not able to handle a certain number of packets/sec, it will eventually start losing packets. Traffic shaping is a technique for regulating the average rate and burstiness of a flow of data that enters the network. The goal is to allow applications to transmit a wide variety of traffic that suits their needs, including some bursts, yet have a simple way for the network to describe the possible traffic patterns. When a flow is set up, the user and the network (i.e., the customer and the provider) agree on a certain traffic pattern for that flow. Sometimes this is called a **service level agreement**. As long as the customer fulfills her part of the bargain and only sends packets according to the agreed-on contract, the provider promises to deliver them all in a timely fashion.

Traffic shaping can help to smooth out the traffic and reduce congestion, thus helping the network live up to its promises. For a deterministic network, such as a telephone network, packets are guaranteed to be delivered within a fixed interval, even if a router must buffer them briefly. Traffic shaping is also important for guaranteeing delay and jitter bounds. With fewer packets queued up, the time a packet spends waiting in a queue is shorter. Finally, effective use can be made of traffic shaping in a router that is trying to manage the resource allocation among competing flows.

Three different kinds of traffic shaping are described below. The first kind was proposed by Turner (1986) and is called the **leaky bucket** algorithm. Imagine a bucket with a small hole in the bottom, as illustrated in Fig. 1-22(a). No matter the rate at which water enters the bucket, the outflow is at a constant rate, R, when there is any water in the bucket and zero when the bucket is empty. Also, once the bucket is full to capacity B, any additional water entering it spills over the sides and is lost.

Figure 1-22. (a) A leaky bucket with water. (b) A leaky bucket with packets.

The same idea can be applied to packets, as shown in Fig. 1-22(b). Conceptually, each host is connected to the network by an interface containing a leaky bucket. To send a packet into the network, it must be possible to put more water into the bucket. If a packet arrives when the bucket contains more than $B - P$ packets, where P is the packet size, the packet is either queued until enough water leaks out to hold it or it is discarded. The former might happen in a host's network interface that is controlling its own output. The latter might happen in a network interface on a router in the network, if the host has agreed to a service that limits its rate or burstiness.

For example, a host might be permitted to send at a rate of 25 MB/sec with a burst size of 1 MB. This means that the bucket leaks at a rate of 25 MB/sec and has a capacity of 1 MB. It can send 1-MB packets at 25 MB/sec for 1 sec, but then for the next second it has to be quiet while the bucket leaks. Alternatively, it could send 200-KB packets at a rate of 125 packets/sec, with some variation allowed.

The leaky bucket algorithm has been widely used for many years in various forms of systems. Implementation is simple. For each flow, a counter is needed to keep track of the time when the next packet may be sent. When a packet arrives, the counter is examined. If it is time for the packet to be sent, the packet is sent and the counter is updated with the time when the next packet may be sent. Otherwise, the packet is queued until the appropriate time. Alternatively, if the queue is too full, packets that exceed the bucket capacity are discarded.

The second traffic shaping algorithm is a variation on the leaky bucket that gives more flexibility. It is called the **token bucket** algorithm. In this algorithm, the bucket holds tokens, generated at a rate of one token every ΔT sec. To send a packet, a token must be removed from the bucket. If the bucket is empty, the packet must wait until a token is available.

The token bucket algorithm has a different shape than the leaky bucket algorithm because it allows bursts of packets to be sent. Suppose that the bucket can hold a maximum of n tokens. If the bucket has been idle for a sufficiently long time, it will fill with n tokens, and n packets can be sent in a burst. This is more than the leaky bucket algorithm allows. Thus, the token bucket algorithm provides a different kind of traffic shaping. It always discards tokens when the bucket fills up, but never discards packets. However, a packet will only be transmitted if there are enough tokens to cover its length in bytes. Fractional tokens are kept for future use.

The leaky bucket and token bucket algorithms can also be used to smooth traffic between routers, as well as being used for traffic shaping at hosts. However, one difference is that a packet cannot be transmitted at a high speed if there are few tokens in the bucket, even if the packet has been waiting for a long time. This limitation makes it easier to implement a reliable network.

The third traffic shaping algorithm is useful for networks in which packets must be processed sequentially at routers. It regulates the rate at which packets will be processed at each router, making sure that a router is not overwhelmed with packets from many input sources. Processing each packet takes time, even if it is just to look briefly at the header to determine the output line for the packet. This algorithm is known as **fair queuing**.

At first, each incoming packet is stored in a separate queue for the output line it will be transmitted on. After a packet has been fully sent, the router scans the queues, starting with the one after the one it just scanned, and sends the next packet found. In this way, with n hosts competing for a given output line, each host gets to send one out of every n packets. Sending more packets will not improve this fraction.

A refinement to this algorithm is to give short packets a higher priority. In effect, when a packet has k bytes, it is treated as if it were k/n packets. Short packets, such as acknowledgements, usually have a high priority, which is why they are not penalized. Another refinement is to give software a way to assign a priority to its packets. On a video server that streams movies to clients who have paid for the service, packets might be given a higher priority than packets used to download movies that customers can watch for free while they eat popcorn.

Integrated Services

Between 1995 and 1997, the IETF put a lot of effort into devising an architecture for streaming multimedia. This work resulted in over two dozen RFCs, starting with RFCs 2205–2210. The generic name for this work is **integrated services**. It was aimed at both unicast and multicast applications. An example of the former is a single user streaming a video clip from a news site. An example of the latter is a collection of digital television stations broadcasting their programs as streams of packets to many receivers at various locations. We will only describe multicast integrated services since unicast is a subset of multicast.

In many multicast applications, groups can change membership dynamically, for example, as people enter a video conference and then get bored and switch to a soap opera or sumo wrestling. Under these conditions, the approach of having the senders reserve bandwidth in advance does not work well, since it would require each sender to track all entries and exits of its audience. For a system that is designed to transmit television with millions of subscribers, it would not work at all.

RSVP—The Resource reSerVation Protocol

The main part of the integrated services architecture that is visible to the users of the network is RSVP. It is described in RFCs 2205–2210. This protocol is used for making the reservations; other protocols are used for sending the data. RSVP allows multiple senders to transmit to multiple groups of receivers, permits receivers to switch channels dynamically, and optimizes bandwidth use while at the same time eliminating congestion.

In its simplest form, the protocol uses multicast routing using spanning trees, as discussed earlier. Each group is assigned a group address. To send to a group, a sender builds a message containing the group address and puts it in the packets. The routing algorithm then builds a spanning tree covering all group members. The routing algorithm is not part of RSVP. The only difference from normal multicasting is some extra information that is multicast to the group periodically to tell the routers along the tree to maintain certain data structures in their memories.

As an example, consider the network of Fig. 1-23(a). Hosts 1 and 2 are multicast senders, and hosts 3, 4, and 5 are multicast receivers. In this example, the senders and receivers are disjoint, but in general, the two sets may overlap. The multicast trees for hosts 1 and 2 are shown in Fig. 1-23(b) and Fig. 1-23(c), respectively.

Figure 1-23. (a) A network. (b) The multicast spanning tree for host 1. (c) The multicast spanning tree for host 2.

To get more bandwidth for better quality of service, receivers can use RSVP to make reservations. The protocol is complicated and has many options. We will look at the most common ones. To start, senders can send specifications of the traffic they will be generating, including bandwidth requirements. These specifications are passed to the routers along the spanning tree. Each router along the way reserves enough bandwidth to handle the traffic. If it cannot reserve enough bandwidth, it reports back failure. By the time the specifications get back to the source, enough bandwidth has been reserved along the entire path if the source is told that its reservation has been successful.

Reservations are made by receivers. In large groups, receivers rarely know about each other to avoid many complex problems. Instead, after receivers hear about the traffic that senders are willing to send, they can make reservations that specify what they want. These reservations are merged as they are propagated up the spanning tree. For example, if host 3 wants to receive the traffic from host 1 and host 5 wants to receive the traffic from host 1, a reservation for both of them is made. The bandwidth must be sufficient to support both, because there is only one path from host 1 to host 3 and 5. Merging reservations is done to make efficient use of the bandwidth.

Each receiver may specify a preference list of the senders it wants to receive from. It may also specify how much bandwidth is needed for each sender. These preferences and bandwidths are propagated up the tree. Routers along the way may merge receiver requirements in such a way that the bandwidth reserved is the largest bandwidth requested by any receiver that is willing to receive from that sender.

When reservations are propagated up the tree, routers may receive conflicting requests. For example, one receiver may want to receive from host 1 at 2 MB/sec, and another receiver may want to receive from host 2 at 1 MB/sec. If both hosts are on the same branch, the router at the root of the branch must reserve enough bandwidth for at least 2 MB/sec.

Finally, RSVP is designed for networks that may change as they are running, with hosts and routers coming and going frequently. To deal with changing configurations, reservations are soft state, which means that they will time out and be removed if not periodically refreshed. To keep a reservation alive, the receiver must repeat the request periodically. If none arrives after a certain number of minutes, the reservation will be removed.

Differentiated Services

Integrated services could potentially offer good quality of service to many people, but it also requires substantial changes to the routers to handle reservations and real-time processing. These changes are expensive and have not been widely implemented. As a result, the IETF has also devised a simpler approach to quality of service, called **differentiated services**. It can be implemented in many routers without major changes to the software and hardware. It is also supported by a collection of RFCs, in this case RFCs 2474 and 2475, among others.

Differentiated services can be offered by a set of routers forming an administrative domain (e.g., an ISP or a telco). The administration defines a set of service classes with corresponding forwarding rules. If a customer subscribes to differentiated services, customer packets entering the domain may contain a field in them giving the class or priority. Packets are forwarded by the routers in the domain according to the class, possibly with different allocations of bandwidth and buffer space for different classes. The forwarding rules may be set up by negotiation between customer and ISP, much like a traditional service level agreement.

For example, a company might have a policy that its packets are limited to 1 MB/sec, but that packets in the premium class are limited to 500 KB/sec. The ISP might then promise that premium packets will be delivered ahead of nonpremium packets. Often, this kind of service is valuable to companies that want to provide their employees with more bandwidth, but not when they are playing games.

Differentiated services is more flexible than integrated services because it can be used in different ways. It is also easier to implement because routers have to remember only their classes, not flows for many senders. Control is also simpler because only relatively large amounts of data are being reserved, not individual flows. Finally, no advance setup is required, so there is no delay before transmission can start.

1.5.4 Internetworking

Until now, we have implicitly assumed that there is one homogeneous network, with each machine speaking the same protocol in each layer. Unfortunately, this assumption is wildly optimistic. Many different networks exist, including LANs, MANs, and WANs. Many protocols are in widespread use in each layer. In the following sections, we will examine the issues that arise when two or more networks are connected to allow users on any one of them to communicate with users on all the others.

When different networks are connected, they usually differ in some fundamental ways. Addressing, quality of service, packet sizes, and many other aspects may differ. Bridging a gap between networks often requires clever thinking. Multiple networks connected by routers are called an **internetwork** or **internet**.

How Networks Can Be Connected

There are many ways networks can be connected. Different network devices have been named for each of the layers we have discussed so far, including repeaters, hubs, bridges, switches, routers, and gateways. Repeaters and hubs are relatively simple devices that move bits of physical layer signals from one network to another. They are analog devices that understand nothing of digital communication. Bridges and switches operate at the link layer. They can be used to build networks, but only with minor protocol translation between the source and destination networks. Routers operate at the network layer. We will discuss them briefly here.

Gateways operate at higher layers. Application gateways, for example, understand the format and contents of data and can translate between them. For example, the Internet has many e-mail gateways that must translate between the various e-mail formats in use (SMTP e-mail, SMS, proprietary formats, etc.). We will discuss e-mail and other Internet applications in Chapter 7.

Tunneling

Handling the general case of making two different networks interwork is exceedingly difficult. However, there is a common special case that is manageable even by hosts and routers that connect to two physical networks. This case is where the source and destination hosts are on the same type of network, but there is a different network in between. As an example, think of an international bank with a TCP/IP-based Ethernet in Paris, a TCP/IP-based Ethernet in London, and connectivity between the offices via a non-IP WAN (e.g., ATM).

The solution to this problem is a technique called **tunneling**. To send an IP packet to a host in the Paris office, a host in the London office constructs the packet containing the IP address of a host in the Paris office and then sends it to the multiprotocol router connecting the London WAN to the Ethernet. When this router gets the packet, it encapsulates the packet with an extra header containing the IP address of the Paris multiprotocol router. When it arrives, the Paris router removes the IP packet and sends it to the destination host. The path through the WAN can be seen as a big tunnel extending from one multiprotocol router to the other. The IP packet just travels from one host to another, with one of them unaware of the tunnel and the other one aware of it.

Tunneling is widely used to connect isolated hosts and networks using other networks. The network that results is called an **overlay** since it has effectively been overlaid on the base network. Deployment of a network protocol with a new feature is often the reason for tunneling. As we mentioned, many ISPs have deployed networks with IPv6 protocols. These protocols have been tunneled through networks with IPv4 protocols to connect IPv6 hosts and networks that are separated by IPv4 networks.

Internetwork Routing

Routing through an internetwork is similar to routing within a single network, but with some complications. To start, the networks may internally use different routing algorithms. For example, one network may use link state routing and another distance vector routing. Since link state algorithms need to know the topology but distance vector algorithms do not, this difference alone would make it unclear how to find the best routes across the internetwork.

Networks run by different operators often want to control traffic routing across their networks to satisfy policy goals. For example, a company may want its traffic sent through its own network rather than its competitor's network, because it trusts its own network to be secure against eavesdropping as much as possible. Another example is that transit traffic through a country may be preferred to transit traffic through a politically unfriendly country. Usually, networks that are not connected to each other will also not know the full topology for each other because they are competitors.

Finally, the networks may be connected in many places. To avoid sending traffic around the world, we want to route traffic between networks in a way that is close to the destination, if there is a good connection there. This may mean that routers should route traffic to another network that is not the best network in terms of the destination.

In practice, routing across multiple networks can be supported at different levels. As an example, consider the Internet, which is made up of many interconnected ISP networks. Within an ISP, a single routing protocol is usually used to route traffic. We will describe examples of these intradomain routing protocols in Chapter 5. Across the networks that make up the Internet, a routing protocol called BGP is used. It is the main example we will study of a routing protocol that is used to route across multiple networks. We will also return to it in Chapter 5.

Packet Fragmentation

Each network imposes some maximum size on its packets. These limits have various causes, among them

1. hardware (e.g., the size of an Ethernet frame),
2. operating system (e.g., all buffers are 512 bytes),
3. protocols (e.g., the number of bits in the packet length field),
4. compliance with some (emerging) standard,
5. desire to reduce error-induced retransmissions to some level,
6. desire to prevent one packet from occupying the channel too long.

The result of all these factors is that the network designers are not free to choose any old maximum packet size they wish. Maximum payloads for some common technologies are 1500 bytes for Ethernet and 2272 bytes for 802.11. IP is more generous, allowing for packets as big as 65,515 bytes.

Hosts usually prefer to transmit large packets because this reduces packet overheads such as bandwidth wasted on header bytes. A basic problem is that when a packet arrives at a router, it may be too large to be handled. The router may be able to break the packet into pieces and forward them, but this is not a popular option. Packet splitting is tricky, and it also increases packet overheads, which is why hosts prefer to send large packets in the first place.

The solution is that different networks can impose their own maximum packet sizes. As packets are forwarded from one network to another, routers may break packets into **fragments** to send them on the next network. However, for the packets to be reassembled at the destination, the protocol must have a way to delineate the fragments. Many protocols, including IP, delineate fragments by giving each packet a number identifying the packet sent by the host and a fragment number within the packet. The last fragment has a bit set to 0 in the IP header, while the other fragments have this bit set to 1.

Another solution to the problem of heterogeneous packet sizes is to avoid it. The Internet takes this approach. Hosts usually do not know the path that packets will take through the Internet to a destination, and they do not care about the maximum packet size that is supported by networks along the way. Instead, they use a protocol called **path MTU discovery** to find the largest packet that can be sent along the path without fragmentation. It works by setting the IP header bit that tells routers not to fragment packets and then sending packets of progressively larger size. Routers along the path that are unable to forward the packets because they are too large will discard them and send back a message telling the size of packet that they can handle. With this information, the sending host can fragment packets to the appropriate size.

1.5.5 The Network Layer in the Internet

Now it is time to discuss the network layer of the Internet in detail. Before getting into the specifics of how it works, let us look at the principles that guided its design in the past and made it the success that it is today. Even now, these principles often remain valuable for designing other networks. They were first clearly enunciated by Clark (1988), and many of the ideas discussed below are due to him. Another source is Saltzer et al. (1984).

Design Principles

1. Make sure it works.
2. Keep it simple.
3. Make clear choices.
4. Exploit modularity.
5. Expect heterogeneity.
6. Avoid static options and parameters.
7. Look for a good design; it need not be perfect.
8. Be strict when sending and tolerant when receiving.
9. Think about scalability.
10. Consider performance and cost.

Make sure it works. Do not finalize the design or standard until multiple prototypes have successfully communicated with each other. All too often, designers first write a 1000-page standard, then discover it is deeply flawed, and then write version 1.1 of the standard. This is not the way to go.

Keep it simple. When in doubt, use the simplest solution. William of Occam stated this principle (Occam's razor) in the fourteenth century. Modern people paraphrase it by saying that software bloat and complexity should be avoided.

Make clear choices. If there are several ways of doing the same thing, choose one. Having two or more ways to do the same thing is looking for trouble. Standards often have multiple options or modes or parameters because several powerful parties insist that their way is best. Designers should resist this tendency. Just say no.

Exploit modularity. This principle leads directly to the idea of having protocol stacks, each of whose layers is independent of all the other ones. In this way, if circumstances require one module or layer to be changed, the other ones will not be affected.

Expect heterogeneity. Different types of hardware, transmission facilities, and applications will occur on any large network. To handle them, the network design must be simple, general, and flexible.

Avoid static options and parameters. If parameters are unavoidable (e.g., maximum packet size), it is best to have the sender and receiver negotiate the values rather than define fixed choices.

Look for a good design; it need not be perfect. Often, the designers have a good design but it cannot handle some obscure problem. Rather than keeping on working on the good design, the designers often try to patch it to make it perfect. This leads to complex, inelegant designs that people do not understand and that are hard to maintain.

Be strict when sending and tolerant when receiving. In other words, send only packets that rigorously comply with the standards, but expect incoming packets that may not be so perfect, and try to deal with them.

Think about scalability. If the system is to handle millions of hosts and billions of users effectively, no centralized databases of any kind are tolerable and load must be spread as evenly as possible over the available resources.

Consider performance and cost. If a network has poor performance or outrageous costs, nobody will use it.

Connectionless Communication

Our study of the network layer in the Internet will follow its evolution starting with the early days. There is no doubt that even the designers of IP thought that a reliable, connection-oriented network might be the end result because they had experience with one such system. The connectionless design was initially viewed with suspicion. It was regarded as an experiment that might not work. But it has worked very well.

The early experience with packet networks was positive, but there was also experience with one that had failed badly. In the connectionless design, every packet is routed independently of its predecessors. As a consequence, if some routers go down during a session, no harm will be done as long as the network can reconfigure itself for the next packet. The source and destination hosts will not even notice the problem. In contrast, in a connection-oriented network, a session has to be aborted if a router goes down.

Since the Internet offered little more than the ability to transmit packets, the transport protocols using it and the applications had to do almost everything else. The Internet's connectionless design fit the first two applications developed, file transfer and remote login, very well. But it has also been used for many other applications, including many real-time ones, such as telephony and video conferencing.

The IP Protocol

Let us now examine the IP protocol and its packet format. A device that is part of the Internet usually has to run IP. Data link layer switches and bridges do not look at the IP packet and are not aware of it. Routers and hosts always have IP processing.

Two versions of IP are currently in use. We will first describe IPv4 and then IPv6. Also, many other protocols have been developed to help IP operate, such as ICMP, ARP, DHCP, and NAT. We will also look at these.

The IPv4 Protocol

An IPv4 datagram consists of a header part and a body or payload part. The header has a 20-byte fixed part and a variable-length optional part. The header format is shown in Fig. 1-24. The bits are transmitted from left to right and top to bottom, with the high-order bit of the Version field going first. (This is a "big-endian" network byte order. On little-endian machines, such as those using Intel x86 processors, software must take care to reverse the order.) In retrospect, little endian would have been a better choice, but at the time IP was designed, no one knew it would come to dominate computing.

Figure 1-24. The IPv4 (Internet Protocol) header.

The Version field keeps track of which version of the protocol the datagram belongs to. Version 4 dominates the Internet today, and that is where we have started our discussion. By including the version at the start of each datagram, it becomes possible to have a transition between versions over a long period of time. In fact, IPv6, the next version of IP, was defined more than a decade ago, yet its deployment is only just beginning. We will describe how this transition is being managed later. As an aside, IPv5 was an experimental real-time stream protocol that was never widely used.

Since the header length is not constant, a field in the header, IHL, is provided to tell how long the header is, in 32-bit words. The minimum value is 5, which applies when no options are present. The maximum value of this 4-bit field is 15, which limits the header to 60 bytes, and thus the Options field to 40 bytes. For some options, such as one that records the path a packet has taken, 40 bytes is far too small, making that option useless.

The Differentiated services field is one of the few fields that has changed its meaning (slightly) over the years. Originally, it was called the Type of service field. It was and still is intended to distinguish between different classes of service. Various combinations of reliability and speed are possible. For digitized voice, fast delivery beats accurate delivery. For file transfer, error-free transmission is more important than fast transmission. The Type of service field provided 3 bits to signal priority and 3 bits to signal whether a host cared more about delay, throughput, or reliability. However, no one really knew what to do with these bits at routers, so they were left unused for many years. When differentiated services were designed, IETF threw in the towel and reused this field. Now, the 6 high-order bits are used to mark the packet with its service class; we described some of the classes earlier in this section. The 2 low-order bits are used to carry explicit congestion notification information, such as whether the packet has experienced congestion; we described some of the uses of explicit congestion notification earlier in this section.

The Total length includes everything in the datagram—both header and data. The maximum length is 65,535 bytes. At present, this upper limit is tolerable, but with future networks, larger datagrams may be needed.

The Identification field allows the destination host to determine which packet a newly arrived fragment belongs to. All fragments of a packet contain the same Identification value.

Next comes an unused bit and then two 1-bit fields related to fragmentation. DF stands for Don't Fragment. It is an order to the routers not to fragment the packet. Originally, it was intended to support hosts incapable of putting the pieces back together again. Now it is used as part of the process to discover the path MTU, which is the largest packet that can traverse the path without being fragmented. By marking the packet as Don't Fragment, the sender knows that it will arrive in one piece, or an error message will be returned to the sender. MF stands for More Fragments. All fragments except the last one have this bit set. It is needed to know when all fragments of a packet have arrived.

The Fragment offset tells where in the current packet this fragment belongs. All fragments except the last one in a packet must be a multiple of 8 bytes, the elementary fragment unit. Since 13 bits are provided, there is a maximum of 8192 fragments per packet.

The Time to live field is a counter used to limit packet lifetimes. It is supposed to count time in seconds, allowing a maximum lifetime of 255 sec. It must be decremented on each hop and is supposed to be decremented multiple times when a packet is queued for a long time in a router. In practice, it just counts hops. When it hits zero, the packet is discarded and a warning packet is sent back to the source host. This feature prevents datagrams from wandering around forever, something that can happen if the routing algorithm breaks down.

When the network layer has assembled a complete packet, it needs to know what to do with it. The Protocol field tells it which transport process to give the packet to. TCP is one possibility, but so are UDP and some others. The numbering of protocols is global across the entire Internet. Protocols and other assigned numbers were listed in RFC 1700, but nowadays they are contained in an online database located at www.iana.org.

The Header checksum verifies the header only. Such a checksum is useful for detecting errors generated by bad memory words inside a router. The algorithm is to add up all the 16-bit words as they arrive, using one's complement arithmetic, and then take the one's complement of the result. For the purpose of this algorithm, the Header checksum is assumed to be zero upon arrival. Such a checksum may be useful for detecting errors while the packet travels through the network. Note that it must be recomputed at each hop because at least one field always changes (the Time to live field), but tricks can be used to speed up the computation.

The Source address and Destination address indicate the IP address of the source and destination network interfaces.

The Options field was designed to provide an escape to allow subsequent versions of the protocol to include information not present in the original design, to permit experimenters to try out new ideas, and to avoid allocating header bits to information that is rarely needed. The options are of variable length. Each begins with a 1-byte code identifying the option. Some options are followed by a 1-byte option length field, and then one or more data bytes. The Options field is padded out to a multiple of 4 bytes. Originally, five options were defined, as listed in Fig. 1-25. Since then, more options have been added.

Figure 1-25. Some of the IP options.

The Security option tells how secret the information is. In theory, a military router might use this field to specify not to route through countries that the military considers to be bad guys. In practice, all routers ignore it.

The Strict source routing option gives the complete path from source to destination as a sequence of IP addresses. The datagram is supposed to follow that exact route. It is most useful for system managers who need to send emergency packets when the routing tables are corrupted, or for making time measurements.

The Loose source routing option requires that the packet traverse the list of routers specified, in the order specified, but it may pass through other routers as well. Normally, this option will provide only a few routers, to force a particular path. For example, to force a packet from London to Sydney to go west instead of east, this option might specify routers for New York, Los Angeles, and Honolulu. This option is most useful when political considerations dictate passing through or avoiding certain countries.

The Record route option tells each router along the path to append its IP address to the Options field. This allows system managers to track down bugs in routing algorithms ("Why are all packets from Detroit to Dallas visiting Tokyo first?"). When the ARPANET was first set up, every packet had room for this option because no one thought that 40 bytes was not enough. Now it is rarely used because there is not enough room to hold the path.

Finally, the Timestamp option is like the Record route option, except that in addition to recording its 32-bit IP address, each router also records a 32-bit timestamp. This option, too, is mostly used for debugging routing algorithms.

The IPv6 Protocol

IP has been in heavy use for decades. It has worked extremely well, as the exponential growth of the Internet has demonstrated. Unfortunately, IP has simply become a victim of its own success: it is popular because it works well, and people want to use it on networks that they have not even thought of when IP is extended to cover them. It has also been stretched by adding new features on top of the original design that were not well thought out. The result is that in many ways, it is not a terribly good fit to current needs. Nevertheless, its replacement has been slow to get off the ground. It is a fundamental part of many systems that it will be very difficult to change. Perhaps the most optimistic sign is that the telephone system is undergoing a massive upgrade to support digital voice calls, and IP is the chosen protocol.

IETF started working on a new version of IP in the early 1990s. It was initially motivated by the fact that the address space was being depleted at an alarming rate. The solution to the problem of IP addresses being depleted is to move to longer addresses. IPv6 uses 16-byte addresses, which can handle a billion addresses for every person on the planet. The other major problem is that IP has become overloaded with functionality, with poor definition of how it should work. For IPv6, the decision was made to remove the functionality that was not needed, or was not well understood, and leave a streamlined protocol that would be likely to work well and be flexible enough to support future applications.

The main IPv6 header is 40 bytes long and contains 8 fixed fields. It is described in RFC 2460. The header format is shown in Fig. 1-26. The Version field always contains 6 for IPv6. During the transition period from IPv4, which will probably take a decade, routers will be able to examine this field to tell what kind of packet they have.

Figure 1-26. The IPv6 header.

The Differentiated services field (originally called Traffic class) is used to distinguish the class of service for packets with real-time requirements. It is used with the differentiated services architecture for quality of service in much the same way as the field of the same name in IPv4.

The Flow label field provides a way for a source and destination to mark groups of packets that have the same requirements and should be treated in the network in the same way, forming a pseudoconnection. For example, a stream of packets from one process on a certain host to a process on another host might have tight delay requirements and would therefore need to make reservations in advance. The flow can be set up in advance and given an identifier. When a packet with a nonzero Flow label shows up, all the routers can look it up in internal tables to see what kind of special treatment it requires. In effect, flows are an attempt to have the flexibility of a datagram network with some of the guarantees of a virtual-circuit network.

Each flow for quality-of-service purposes is designated by the source address, destination address, and flow number. This design means that up to 2^20 flows may be active at the same time between a given pair of IP addresses. It also means that even if two flows coming from different hosts but with the same flow label pass through the same router, the router will be able to separate them using the source and destination addresses. It is expected that flow labels will be chosen randomly, rather than assigned sequentially starting at 1, so routers are expected to hash them.

The Payload length field tells how many bytes follow the 40-byte header of Fig. 1-26. The name was changed from the IPv4 Total length field because the meaning was changed slightly: the 40 header bytes are no longer counted as part of the length. This change means the payload can now be 65,535 bytes instead of a smaller number.

The Next header field lets the cat out of the bag. The reason the header could be simplified is that there can be additional (optional) extension headers. This field tells which of the (currently) six extension headers follow, if any. If this header is the last IP header, the Next header field tells which transport protocol handler (e.g., TCP, UDP) to pass the packet to.

The Hop limit field is used to keep packets from living forever. It is, in practice, the same as the Time to live field in IPv4, namely, a field that is decremented on each hop.

Next come the Source address and Destination address fields. Deering's original proposal, SIP, used 8-byte addresses, but during the review process many people felt that with 8-byte addresses IPv6 would run out of addresses within a few decades, whereas with 16-byte addresses it would never run out. Other people argued that 16 bytes was overkill, but the only consensus that could be reached was that whatever size addresses were chosen, someone would later wish they had chosen something else. Also, some proposals were made to use variable-sized addresses, but this idea was rejected because the greatest value of flexibility is having any fixed size at all. After all, the header has a fixed size, and the only way to have a variable-sized address is to have a variable-sized header.

Our new notation for writing 16-byte addresses is to write them as eight groups of four hexadecimal digits with colons between the groups, like this:

8000:0000:0000:0000:0123:4567:89AB:CDEF

Since many addresses will probably have many zeros inside them, three optimizations have been authorized. First, leading zeros within a group can be omitted, so 123 can be written as 123. Second, one or more groups of 16 zero bits can be replaced by a pair of colons. Thus, the above address now becomes

8000::123:4567:89AB:CDEF

Finally, IPv4 addresses can be written as a pair of colons and an old dotted decimal number, for example:

::192.31.20.46

Perhaps it is unnecessary to be so explicit about it, but there are many people who would be unhappy if they could not see at least one dotted decimal number in this section.

Now let us look at the optional extension headers. Six are defined at present, but they are not required to be present in any packet. Each one is either a multiple of 8 bytes long, to keep subsequent headers aligned to 64-bit boundaries. They are listed in Fig. 1-27.

Figure 1-27. IPv6 extension headers.

The Hop-by-hop options header is used for information that all routers along the path must examine. So far, one option is defined: support of datagrams exceeding 64 KB. The format of this header is tricky because each option is defined in its own way. The idea is that some options may simply be for the destination, but the router will have to know whether it can safely skip the option. Some options may change en route, and this fact is important for routers as well (for example, for authentication). The payload for this option consists of a series of variable-length records, each one giving a 1-byte option number, a 1-byte option length, and up to 255 bytes of option value.

The Routing header lists one or more routers that must be visited en route to the destination. It is somewhat like IPv4's optional loose source routing in that all addresses listed must be visited in order, but other routers not listed may also be visited between them. The header starts with a 32-bit word containing a 4-byte count, a 4-byte index, and a 1-byte type. The index tells which address is next. It is incremented each time one address is visited. The type field tells which routing header is present, in case some other form of routing is needed in the future.

The Fragment header deals with fragmentation in much the same way as IPv4. The header holds the datagram identifier, fragment number, and a bit telling whether more fragments will follow. In IPv6, unlike in IPv4, only the source host can break up a packet, so that the information can be sent ahead to the destination instead of making each router do it. Although this is a major change from the IPv4 protocol, in practice, it is widely regarded as a good idea because each router along the path should not have to do work to fragment packets. The only problem is that the source does not know the path that packets will take to the destination, so it does not know how big to make the pieces. As we mentioned, this problem is solved with path MTU discovery.

The Authentication header provides a way for the receiver to be sure who sent the packet. The Encrypted security payload header allows the contents of the packet to be encrypted so that only the intended recipient can read it. These headers use cryptographic techniques to accomplish their jobs. We will discuss these techniques in Chapter 8.

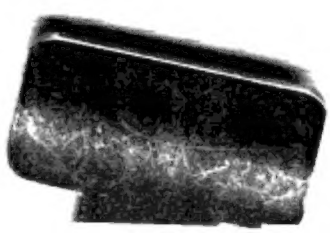
Finally, the Destination options header is intended for fields that only the destination host must look at. In the initial version of IPv6, the only options defined are null options for padding this header out to a multiple of 8 bytes, so initially it will not be used. It was included to make sure that new routing and host software can handle any new options that may be needed.

There is considerable controversy within the Internet community about all aspects of IPv6. For more information, see RFC 2460 and the other RFCs listed on the IETF website, www.ietf.org.

Internet Control Protocols

In addition to IP, which is used for data transfer

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3246



Digitized by Google